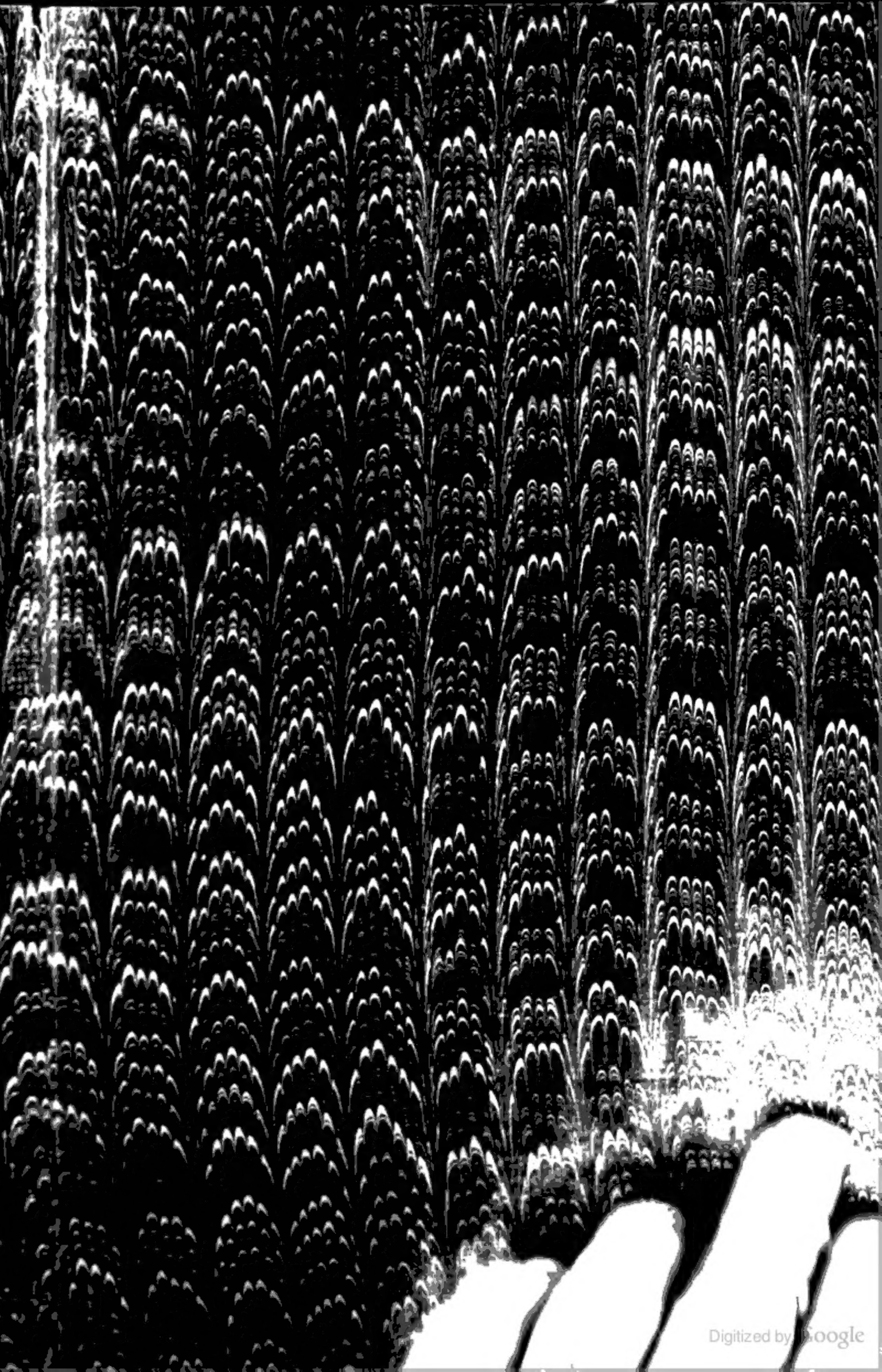
Brockhaus' Conversations = Lexicon

Digitized by Google

Cyc. 184
Bd. Jan. 1885.
KF52

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
4 Aug. - 24 Nov. 1884

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

22-1-
350

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Neunter Band.

Hede — Kades.

Digitized by Google

Holzſchnitte aus der Xylographiſchen Anſtalt,

Karten aus der Geographiſch-artiſtiſchen Anſtalt

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Neunter Band.

Hede — Kades.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1884.

Digitized by Google

Page. 154

Digitized by Google

AUG 4 1884

H.

Hede oder Werg (frz. étoupe, engl. tow), die kurzen und verworrenen Fasern, die sich beim Hecheln des Flachses, Hanfs u. s. w. in den Hechelzähnen ansammeln und teils zu grober Leinwand versponnen, teils zu andern Zwecken, zum Kalfatern der Schiffe, als Verpackungsmittel u. s. w., verwendet werden.

Hedemarken, Amt im südl. Norwegen, grenzt östlich an Schweden, westlich an Christians-Amt, südwestlich an Agershuus-Amt und nördlich an Söndre-Drontheim und zählt auf 26316,3 qkm (1878) 123372 E. Es besteht hauptsächlich aus dem Thale des Glommenflusses und dem offenen Lande östlich vom Mjösensee. Unter den übrigen Seen sind die bedeutendsten der Fämund, Stor und Ofen. Das Land östlich vom Mjösensee, die eigentliche Provinz H., gehört zu den fruchtbarsten Landstrichen Norwegens, während der bei weitem größte Teil des Amtes, dessen mittlere Höhe 495 m beträgt, gebirgig ist. Im N. hat das Svuku-Fjeld 1760 m, das Sölen-Fjeld 1790 m Höhe. Acker und Wiese bedecken nur etwa 4 Proz. des Areals. Mit Ausnahme des eigentlichen H. ist das Amt reich bewaldet und nimmt an der norweg. Holzausfuhr bedeutenden Anteil. In Nordösterdalen werden zwei Kupferminen, Foldal und Kvikne, ausgebeutet, am Mjösen findet sich Kalkstein und in Österdalen Schiefer. Außer von 2263 km Chausseen wird H. durchzogen von den Eisenbahnen: Kristiania-Kongsvinger (mit Fortsetzung nach Schweden) und Hamar-Elverum-Koppang. Das Amt zerfällt in die fünf Vogteien H., Solör, Vinger- und Odalen, Nord- und Söndreösterdalen und hat nur zwei Städte: Hamar und Kongsvinger am Glommen mit 941 E.

Hedemora, uraltes Städtchen im südl. Dalekarlien, im schwed. Län Koppar[illegible]chen den Seen Brunnsjön und Häfran [illegible] der Privatbahn Krylbo-Borlänge, [illegible] 1343 E. und hat große Eisenwerke. [illegible]er Ältere besiegte hier 1470 [illegible] Karlson Wase.

Hedem[illegible] Provinz Hannover [illegible] Göttingen, [illegible] 030 Münd[illegible] [illegible]

wanderten Adelsgeschlechts, der Grafen von Hédervány, die in der männlichen Linie erloschen sind. Den Namen führt der Schwiegersohn des letzten Hédervány als «Khuen-Hédervány (seit Dez. 1883 Banus von Kroatien) fort.

Hedio (Kasp.), Mitbegründer der Reformation in Straßburg, geb. 1494 zu Ettlingen in Baden, studierte zu Freiburg und Basel, wurde in Basel durch Capito für die Reformation gewonnen, folgte letzterm nach Mainz und ging 1523 als Leutpriester am Münster nach Straßburg. Hier hat er im Verein mit Matthias Zell, Capito und Bucer eifrig für die Einführung der Reformation gewirkt. Seine litterarische Thätigkeit war besonders der Übersetzung von Schriften der Kirchenväter (Ambrosius, Augustinus, Chrysostomus) zugewandt. Auch hat er das «Chronicon Uspergense» in verbessertem Text herausgegeben und von 1230 bis 1537 fortgesetzt, und in dem «Chronicon Germanicum» eine Beschreibung aller alten christl. Kirchen bis 1545 gegeben. Mit Capito und Bucer hielt H. Vorlesungen zur Heranbildung evang. Geistlicher, wodurch der Grund zur spätern Universität gelegt ward. H. führte die Reformation im Gebiete des Grafen von Fürstenberg durch, nahm am Marburger Gespräch (1529) teil, sowie 1543 an der Kölner Reformation. Als Straßburg 1548 das Interim annahm, legte H. sein Amt am Münster nieder und wurde Nachmittagsprediger am Dominikanerkloster. Er starb 17. Okt. 1553 an der Pest. Vgl. Spindler, «H., essai biographique» (Straßb. 1864).

Hedionda (La), Schwefelbad bei Casares in der span. Provinz Malaga.

Hedlinger (Joh. Karl), ausgezeichneter Stempelschneider des 18. Jahrh., geb. zu Schwyz 28. März 1691, erlernte die ersten Anfänge der Kunst bei dem Münzmeister Krauer, dem er nach Luzern und nach Pruntrut folgte, wo er sich zuerst in Porträtmedaillen versuchte. Zu seiner weitern Ausbildung ging er hierauf nach Nancy, dann nach Paris, 1718 nach Stockholm, wo er Direktor der königl. Münze wurde. Von 1726 bis 1728 hielt er sich auf Urlaub in Italien, 1735—37 in Petersburg auf. [illegible]n 1741 bis 1744 lebte er in der Schweiz, wohin [illegible]uch 1745, nachdem er in Stockholm seine Ent[illegible]ung genommen, zurückkehrte. Er starb in Schwyz [illegible] März 1771. H. war einer der größten Meister [illegible]es Fachs, in der Technik vielleicht der ausge[illegible]chnetste seit dem Erlöschen der antiken Kunst. [illegible]eine Köpfe sind ohne die Derbheit des Natura[illegible]smus doch von treffender Charakteristik. Das Fleisch, die Gewandung, die Haare sind mit unerreichter Schönheit und Leichtigkeit dargestellt. Die Mängel H.s sind die seiner Zeit, nämlich unschöne Allegorien und Sinnbilder auf den Rückseiten.

Digitized by Google

Aber auch da steht er, abgesehen von der vollkommenen Technik, hoch über den meisten Zeitgenossen. Gute Abbildungen seiner vielen Werke enthalten die «Oeuvres du chevalier H.» (herausg. von Mechel, Bas. 1775). Unter seinen Schülern sind Fehrmann, Nik. Georgi und Dan. Hasling zu erwähnen.

Hedonik nennt man die Lehre von der Lust; dieselbe kann aber, da es keine allgemeingültige Norm für die Lust und ihre Arten gibt, immer nur ein Kapitel aus der empirischen Psychologie, resp. Anthropologie, keine philos. Disciplin sein.

Hedoniker, s. Cyrenaiker.

Hedonismus ist der Name für die im Altertum durch die cyrenaische Schule vertretene Lehre, die das Prinzip der Moral in der Lust sucht und die moralische Wertschätzung von den Merkmalen der Lust, ihrer Intensität, ihrer Dauer, ihrem Mangel an Unlusterzeugung ꝛc. abhängig macht. Daher nennt man die Cyrenaiker auch Hedoniker.

Hédouin (Edmond), franz. Maler und Radierer, geb. 1819 zu Boulogne, war in Paris Schüler von Ranteuil und Delaroche. Er ist hauptsächlich Landschaftsmaler. Zu seinen bekanntesten Gemälden gehören: die Holzhacker in den Pyrenäen, arab. Kaffeehaus, Frauen im Ossauthal, Ährenleserinnen vom Sturm überrascht, der Säemann. Als Radierer lieferte er fünf Blätter nach Bidas Zeichnungen zu den Evangelien, sechs Blätter zu Sternes «Empfindsame Reise» u. s. w.

Hedschas, s. Hidschâz.

Hedschra (eigentlich Hidschra, früher auch Hegira), bedeutet im Arabischen so viel als Flucht und dann vorzugsweise die Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina, welche nach der gewöhnlichen Annahme am 16. Juli (= 1. Muharram), eigentlich aber schon am 18. oder 19. Juni 622 n. Chr. stattfand. Die Mohammedaner beginnen ihre Zeitrechnung mit dem 16. Juli 622 und rechnen nach Jahren der H. (S. Kalender.)

Hedwig, die Heilige, Herzogin von Schlesien, geb. 1174, war die Tochter des Herzogs Berthold IV. von Meran, aus dem Geschlecht der Grafen von Andechs. Erzogen im Kloster Kitzingen, wurde sie im 12. Jahre mit dem Herzog Heinrich I., dem Bärtigen, von Niederschlesien verheiratet. Sie überlebte ihren Gemahl, welcher 18. April 1238 starb, und ihren Sohn Heinrich II., den Frommen, welcher 9. April 1241 gegen die Mongolen fiel, und starb 9. Okt. 1243 als Nonne in dem von ihr gestifteten Kloster Trebnitz bei Breslau, in welches sie sich schon bei Lebzeiten ihres Gatten zurückgezogen hatte. Wegen ihrer Enthaltsamkeit, Mildthätigkeit, Stiftungen und Wunder wurde sie 26. März 1267 kanonisiert. Sie gilt als die Patronin Schlesiens. Der ihrem Andenken bestimmte Tag ist der 15. Okt., der Tag ihres Begräbnisses in Trebnitz. Ihre am Ende des 13. Jahrh. verfaßte Lebensbeschreibung (bei Stenzel, «Scriptores rerum Silesiacarum I») wurde, ins Deutsche übersetzt, 1504 in Breslau gedruckt, das erste dort gedruckte Buch. Vgl. Görlich, «Das Leben der heiligen H.» (2. Aufl., Bresl. 1854); Bach, «Geschichte des Klosterstiftes Cistercienser Ordens in Trebnitz» (Neisse 1859); Oefele, «Geschichte der Grafen von Andechs» (Innsbr. 1877).

Hedwig oder Hadwig, Tochter des Herzogs Heinrich I von Bayern, also Enkelin des Königs Heinrich I., war in ihrer Jugend einem byzant. Kaisersohne bestimmt und wurde später um 955 mit dem Herzog Burkhard II. von Schwaben vermählt. Von ihrem Wirken ist wenig bekannt, außer daß sie, 973 Witwe geworden, meistens auf dem Hohentwiel lebte, wo sie schon früher ein Kloster gestiftet und eine für jene Zeit bedeutende Bildung sich erworben hatte. Nach den Erzählungen Ekkehards IV. von St. Gallen hatte sie sich von dort einen jungen gelehrten Mönch Ekkehard II. zum Lehrer erbeten, dessen Verhältnis zur Herzogin und Erlebnisse auf dem Hohentwiel Scheffel zum Mittelpunkte seines Romans «Ekkehard» machte.

Hedwig oder Jadwiga, Königin von Polen, Tochter des Königs Ludwig d. Gr. von Ungarn und Polen, war eigentlich durch Verfügung des Vaters, welcher 1382 starb, von aller Thronfolge ausgeschlossen, welche ungeteilt auf ihre älteste Schwester Maria, der Verlobten des spätern Kaisers Sigismund, übergehen sollte. Aber die Polen erhoben, um selbständig zu bleiben, H. zu ihrer Königin und vermählten sie 1386 mit dem Großfürsten Jagiel oder Jagello von Litauen, von welchem sie bis dahin arg bedrängt wurde. Jagiel, der bisher Heide gewesen war, aber nun das röm. Christentum und den Namen Wladislaw annahm, und H. (gest. 1399) wurden so die Stammeltern der bis 1572 über Polen regierenden Jagellonischen Dynastie.

Hedwig (Johann), Botaniker, geb. zu Kronstadt in Siebenbürgen 8. Dez. 1730, wurde 1781 Arzt am Stadthospital in Leipzig, 1786 daselbst Professor der Medizin und 1789 Professor der Botanik und Inspektor des botan. Gartens. Er starb in Leipzig 18. Febr. 1799. Er veröffentlichte namentlich «Fundamenta historiae naturalis muscorum frondosorum» (2 Tle., Lpz. 1782—83), «Theoria generationis et fructificationis plantarum cryptogamicarum Linnaei» (preisgekrönt, Petersb. 1784; Lpz. 1798), «Abbildungen kryptogamischer Gewächse» (4 Bde., Lpz. 1787—97), «Filicum genera et species» (Heft 1—4, Lpz. 1799—1803; die beiden letzten Hefte sind von seinem Sohne Roman Adolf H. [geb. 1772, gest. 1. Juli 1806] herausgegeben), «Sammlung meiner zerstreuten Abhandlungen» (2 Bdchn., Lpz. 1793—97).

Hedyphathie (grch.), Zustand des Behagens.

Hedysma (grch.), Versüßungsmittel, Zusatz zu einer Arznei, welcher derselben angenehmen Geschmack gibt.

Heeckeren (Georges Charles d'Anthes, Baron von), franz. Senator, geb. in Colmar 5. Febr. 1812, trat 1830 in russ. Dienste und wurde 1832 Kapitän der kaiserl. Garde zu Pferd. Vom holländ. Geschäftsträger in Petersburg, Herrn van Heeckeren, adoptiert, nahm er dessen Namen an und heiratete die Schwester des russ. Dichters Alexander Puschkin. Letzterer fühlte sich später durch seinen Schwager an seiner Ehre angetastet und sandte ihm eine Herausforderung. Das Duell fand 10. Febr. 1837 statt. Puschkin wurde tödlich verwundet und starb, H. floh eiligst aus Petersburg, um sich vor der Erbitterung des Volks zu retten. Er kehrte nach Frankreich zurück und führte mehrere Jahre ein zurückgezogenes Leben. Im J. 1848 in die konstituierende Versammlung gewählt, nahm er seinen Sitz auf der Rechten und unterstützte die Politik des Prinz-Präsidenten Napoleon. Von diesem wurde er 1852 zum Senator ernannt und mit einer außerordentlichen Mission an den petersburger Hof und später mit andern diplomatischen Aufträgen betraut. Seit 1870 lebt er vom öffentlichen Leben zurückgezogen.

Digitized by Google

Heegermühle, Dorf in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Oberbarnim, am Finowkanal, 5 km westlich von Eberswalde, zählt (1880) 1871 E. und hat ein Messingwerk und bedeutende Ziegelbrennerei.

Heck (Alexander), Humanist, s. Hegius.

Heem (Joh. David de), der größte niederländ. Frucht- und Stilllebenmaler, geb. 1600 zu Utrecht, lernte bei seinem gleichnamigen Vater und gewann bald ungeheure Summen für seine Fruchtstücke. Gegen Ende seines Lebens zog er von Utrecht nach Antwerpen und starb daselbst 1674. Seine Bilder stellen meist prächtige Gefäße mit Früchten, Schmucksachen, Uhren u. dgl. auf Marmortischen vor; den Hintergrund pflegt eine reiche grüne Draperie zu schließen. Auch herrliche Guirlanden von Früchten und Blumen pflegte er darzustellen, besonders gern als Umgebung eines Mittelbildes, z. B. einer Monstranz, einer Madonna u. s. w., nach Art des Dan. Seghers. Kolorit und Helldunkel, besonders die Mischung der Töne, sind bei ihm vollkommen, die Charakteristik jedes einzelnen Gegenstandes in Bezeichnung der rauhen oder glatten Oberfläche, z. B. des feinen Flaums der Früchte, des Stoffs der Draperien u. s. w., unübertrefflich. Trotz der großen Beschränktheit der Aufgaben sind H.s Stillleben interessant und anmutig. — Auch sein Sohn, Cornelis de H. (geb. 1623 zu Utrecht, gest. 1680 zu Antwerpen), lieferte Treffliches in dieser Gattung.

Heemskerk (Jak. van), ausgezeichneter holländ. Seemann, geb. zu Amsterdam 1. März 1567, zeichnete sich früh im Seedienst aus und machte sich 1596 und in den folgenden Jahren besonders durch seinen zweimaligen, doch vergeblichen Versuch berühmt, um den Norden Europas und Asiens herum einen kürzern Weg nach Ostindien aufzufinden, wobei er jedesmal auf Nowaja-Semlja zu überwintern gezwungen war. Im J. 1601 focht er im Indischen Meere ruhmvoll gegen die Portugiesen und wurde dafür zum Admiral ernannt. Als Vizeadmiral 1607 mit einer Flotte gegen die weit stärkere spanische unter Davila gesandt, griff er dieselbe 25. April vor Gibraltar an und besiegte und zerstörte sie gänzlich, fand aber dabei selbst den Tod. Sein prächtiges Grabmal ist in der alten Kirche zu Amsterdam.

Heemskerk (Jan), niederl. Staatsmann, geb. 30. Juli 1818 in Amsterdam, studierte an dem dortigen Athenäum, wo er sich philol. und juriſt. Studien widmete, und bekleidete dann daselbst mit Auszeichnung verschiedene Ämter. Nachdem er von seinen Mitbürgern 1859 zum Mitglied der Zweiten Kammer gewählt war, that er sich als einer der talentvollsten Wortführer der konservativen Partei hervor, sodaß er nach dem Sturz Thorbeckes 1866 zum Chef des neuen, 1. Juli desselben Jahres ans Ruder kommenden Kabinetts ernannt wurde. Doch hatte H. von Anfang an gegen eine heftige Opposition zu kämpfen und mußte im Mai 1868 zurücktreten. Noch im Laufe desselben Jahres wurde er zum Mitglied der Zweiten Kammer gewählt, und 1873 zum Ratsherrn im obern Gerichtshof ernannt. Zum zweiten mal kam er an die Spitze der Verwaltung, Aug. 1874, und es gelang ihm, mehrere wichtige Gesetze, unter andern dasjenige über den höhern Unterricht und ein anderes, die Ausdehnung des Staatsbahnsystems betreffend, durchzusetzen. Nach drei Jahren reichte H. mit seinen Amtsgenossen wegen der feindlichen Haltung der Kammer seine Entlassung ein (Sept. 1877). Im J. 1879 wurde er zum Staatsrat ernannt und erhielt nach dem Sturze des Ministeriums van Lynden-Modderman im Frühjahr 1883 vom König zum dritten mal den Auftrag, ein Ministerium zu bilden, welches April desselben Jahres zusammentrat. Als Schriftsteller hat H. sich bekannt gemacht durch seine «Voordragten over den eigendom van voortbrengselen van den geest» (Harl. 1856; 2. Aufl., Amsterd. 1869); eine Frucht seiner klassischen Studien ist die von ihm im Verein mit Spatler veröffentlichte «Handleiding tot de studie der oudheid» (Amsterd. 1843).

Heemskerk (Martin van), holländ. Maler, geb. 1498 zu Heemskerk bei Harlem, wonach er sich nannte, war der Sohn eines Maurers, Namens van Veen, der ihn bei einem harlemer Maler in die Lehre gegeben hatte, dann aber zu seinem Handwerk nach Hause nahm. Doch ging H. bald nach Delft zu einem Maler, Joh. Lucas, und später zu J. Schoorel. In dieser Zeit malte er den heil. Lukas, wie er die Heilige Jungfrau und das Jesuskind malt, und schenkte das Gemälde, welches großen Beifall fand, der Malerinnung zu Harlem. Hierauf war er drei Jahre in Italien, wo er seinen Geschmack nach der Antike bildete und Michel Angelos Einfluß aufnahm. Nach seiner Rückkehr nach Holland fand er bald sehr zahlreiche Schüler. Er starb 1. Okt. 1574. Einige seiner Werke fanden bei der Eroberung Harlems durch die Spanier ihren Untergang; ein Altarstück von ihm findet sich noch gegenwärtig in Stockholm. H. teilt bei einem bedeutenden Talent doch das Schicksal mehrerer seiner Schulgenossen, welche im Schwanken zwischen dem altüberlieferten niederländ. Kunstgeiste und ihren ital. Studien stehen blieben. Die letztern gaben ihm den Anspruch auf vollere, reichere Entfaltung der Form, des Nackten, während er sich doch von der nordischen Befangenheit in Ausdruck und Gewandung nicht losmachen konnte. Seine ältern Leistungen haben jedenfalls den Vorzug größerer Wahrheit und Innigkeit voraus.

Egbert van H., geb. 1610 zu Harlem, gest. 1680, und dessen gleichnamiger Sohn (geb. 1645, gest. 1704 zu London) waren ebenfalls geschätzte Maler. Der erstere malte besonders Zechgelage und Herbergsscenen; der letztere zeichnete sich ebenfalls im humoristischen Genre (Zecher, Quäkermahlzeiten, Wachtstuben) aus. Mehrere seiner Blätter sind in Kupferstichen verbreitet.

Heer heißt die gesamte Landkriegsmacht eines Staats. Um seinem Zwecke zu entsprechen, muß das H. eine gute Organisation haben, tüchtig in jeder Beziehung und streng diszipliniert sein. In den ältesten Zeiten bestanden die H. aus den waffenfähigen Männern der Volksstämme und nur aus Fußvolk. Bald kamen aber Reiter dazu, Streitwagen wurden erfunden, Kamele und Elefanten im Orient zum Kriegsdienst abgerichtet. Bei den Indern und Ägyptern gab es besondere Kriegerkasten. Das Persische Reich hatte schon stehende Truppen und brachte durch Volksaufgebote ungeheure Streitmassen auf. In den griech. Staaten bestanden die H. aus Bürgern, denen der Kriegsdienst ein Recht war, in Athen nach dem Vermögen geregelt. Doch gab es später auch Söldner, welche durch stete Waffenübung kriegstüchtig und sehr gesucht waren. Philipp und Alexander d. Gr. hatten treffliche H. fast immer unter den Waffen. Im

Digitized by Google

röm. Staate wurden die H. anfangs auch aus Bürgern nach den Vermögensklassen ausgehoben, jährlich zwei konsularische H. zu zwei röm. Legionen mit zwei Legionen Bundesgenossen. Als aber die Besitzlosen (Proletarii) auch zum Kriegsdienste berufen wurden (seit Marius), die röm. Bürger sich demselben immer mehr entzogen und auch die Provinzialen nicht für den Bedarf ausreichten, wurden viele fremde Söldner in das H. aufgenommen, das unter den Kaisern eine stehende Kriegsmacht blieb. Bei den german. Stämmen galt das allgemeine Aufgebot aller wehrhaften Freien, der Heerbann (s. d.). Daneben brachte die Völkerwanderung durch das Lehnwesen (Grundbesitz für Kriegsdienst) eine neue Heeresbildung hervor, die Lehnsheere mit ihren Vasallenscharen. Je mehr das Lehnwesen den freien Grundbesitz verdrängte, desto mehr erlosch der Heerbann. Die Lehnsreiterei bildete den Kern der H., neben ihnen gab es zahlreiche Söldnerscharen. Karl VII. von Frankreich bildete sich 1445 zuerst stehende Truppen in 15 Ordonnanzkompagnien, jede zu 100 Lanzen, welche aus einem schwerbewaffneten Homme d'armes und fünf leichten Reitern bestanden; 1448 kam dazu ein Fußvolk, Franc-archers genannt. Im Orient sind die Janitscharen, in Rußland die Strelitzen die ersten stehenden Truppen gewesen. Die Masse der H. blieb aber geworbenes Volk, das nach dem Kriege entlassen wurde und dem Lande zur Last fiel.

Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege sind die stehenden H. eine bleibende Staatseinrichtung geworden. Sie wurden bis zum Ende des 18. Jahrh. teils durch Aushebung, teils durch Werbung aufgebracht, bis in Frankreich während der Revolution die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst ausgesprochen und 1798 durch das Konskriptionsgesetz geregelt wurde. Diese Einrichtung ging unter verschiedenen Modifikationen bald zu den andern Staaten über, sodaß seitdem die H. durch regelmäßige Aushebung im Lande aufgebracht werden, wovon nur England, das noch geworbene Truppen hat, eine Ausnahme macht. Doch war in den meisten Staaten die Stellvertretung durch Loskauf gestattet, wofür die militärische Behörde gediente Soldaten als Kapitulanten annahm. Seit den Kriegen von 1866 und 1870—71 haben aber die meisten Staaten nach dem Vorgange Preußens die allgemeine und persönliche Dienstpflicht (mit Ausschluß der Stellvertretung) angenommen, namentlich Österreich-Ungarn, Frankreich, Italien, Rußland, während in andern, mit Ausnahme Englands, für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht kräftig agitiert wird (Niederlande, Belgien). Einer Erwähnung verdient noch das nach dem Tilsiter Frieden in Preußen durch Scharnhorst eingeführte System, wonach jährlich ohne Vermehrung der Stärke, welche die eingegangenen Verpflichtungen auf 42000 Mann beschränkt hatten, eine bedeutende Zahl von Rekruten, für die gediente Leute entlassen wurden, auszubilden war. Dadurch gab es im Lande eine Wehrkraft, die beim Ausbruch der Feindseligkeiten 1813 bald ein großes H. aufzustellen erlaubte. (S. Krümper.) Nach dem Pariser Frieden wurde in Preußen das System der Landwehr (s. d.) eingeführt, das bei Annahme der allgemeinen Wehrpflicht auch in den betreffenden Staaten unter verschiedenen Namen (in Frankreich Territorialarmee) und mit einzelnen Modifikationen adoptiert wurde. Milizheere, von denen nur Stämme unter den Waffen bleiben, gibt es in der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Amerika. (Vgl. auch Heerwesen Europas.)

Heer (Joachim), schweiz. Staatsmann, geb. 1825 zu Glarus, studierte an den Universitäten Zürich, Heidelberg, Berlin und Paris die Rechtswissenschaften und wurde, als Doktor beider Rechte in die Heimat zurückgekehrt, 1851 zum Mitgliede der Standeskommission, 1852 zum Landesstatthalter und 1857 zum Landammann des Kantons Glarus gewählt, in welcher Stellung er bis 1875 verblieb. Seit 1857 zugleich Mitglied des Nationalrats, nahm H., der mit einem glänzenden Rednertalente ein vielseitiges und gründliches Wissen, praktischen Blick und einen festen, lautern Charakter verband, bald eine ebenso hervorragende und einflußreiche Stellung in der Bundesversammlung ein, wie als Landammann in seinem Heimatskanton. In den J. 1863 und 1869 wurde er zum Präsidenten des Nationalrats gewählt, 1868 als erster schweiz. Gesandter beim Norddeutschen Bunde nach Berlin abgeordnet und 1875 in den Bundesrat berufen, in welchem er 1876 das Post- und Telegraphenwesen, 1877 als Bundespräsident das polit. Departement und 1878 das Handels- und Eisenbahnwesen leitete und unter anderm an der Rekonstruktion der Gotthardbahn thatkräftigen Anteil nahm. Die Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit veranlaßte ihn jedoch schon im Dez. 1878 von seinem Amte zurückzutreten und nach Glarus heimzukehren, wo 1. März 1879 ein Herzleiden dem Leben des allgemein beliebten und hochgeachteten Mannes ein Ende machte. H. war auch Verfasser mehrerer histor. Schriften, unter andern der Biographie seines Landsmannes, des ehemaligen Bundesgerichtspräsidenten Blumer.

Heer (Oswald), schweiz. Naturforscher, geb. 31. Aug. 1809 zu Nieder-Utzwyl im Kanton St. Gallen, studierte Theologie, daneben aber von Jugend auf Naturgeschichte, wandte sich nach Beendigung seiner Studien 1832 nach Zürich, wo er 1835 die Professur der Botanik und Entomologie an der Hochschule, später auch eine Professur am Eidgenössischen Polytechnikum erhielt. Er war an der Errichtung des botan. Gartens zu Zürich beteiligt und seit 1835 Direktor desselben. Auch war H. 20 Jahre hindurch Mitglied des Großen Rats des Kantons Zürich. Seinen Ruf begründete H. mit mehrern vortrefflichen entomolog. Werken, unter denen «Die Käfer der Schweiz» (2 Bde., Neuenburg 1838—41) und die «Fauna coleopterum helvetica» (3 Tle., Zürich 1839—41) die bedeutendsten sind. Hieran schlossen sich zunächst eine Reihe von Arbeiten über die fossile Fauna und Flora, wie «Die Insektenfauna der Tertiärgebilde von Oningen und von Radoboj in Kroatien» (3 Bde., Lpz. 1847—53) und die «Flora tertiaria Helvetiae» (2 Bde., Winterth. 1854—56), woran sich anreihen die Untersuchungen über «Die Pflanzen der Pfahlbauten» (Zür. 1865), ferner die Monographien: «Über die sächs.-thüring. Braunkohlenflora» (Berl. 1861), «Die Braunkohlenpflanzen von Bornstedt» (Halle 1869), «Die miocene baltische Flora» (Königsb. 1869), «Beiträge zur Kreideflora» (Zür. 1869—72) u. s. w. Hierzu kamen noch die «Untersuchungen über das Klima und die Vegetationsverhältnisse des Tertiärlandes» (Winterth. 1860), «Die fossile Flora der Polarländer» (7 Bde., Zür. 1868—83), «Die Urwelt der Schweiz» (Zür. 1865; 2. Aufl. 1879), die Biographie «Arnold

Digitized by Google

Escher von der Linth» (Zür. 1873), «Flora fossilis helvetica» (Zür. 1877), «Über fossile Pflanzen von Sumatra» (Zür. 1875), «Contributions à la flore fossile du Portugal» (Lissabon 1881), «Die nivale Flora der Schweiz» (Zür. 1883). Er starb in Lausanne 27. Sept. 1883.

Heerbann hieß das Aufgebot aller waffenfähigen Freien zur Heerfahrt, d. h. zu einem Volkskriege. Wer es versäumte, sich mit seinem Gefolge, mit Rüstung und mit Lebensmitteln auf drei Monate zu stellen, zahlte 60 Solidi. Nur den Geistlichen war der persönliche Kriegsdienst erlassen; wenn sie aber größern Grundbesitz hatten, mußten sie ihre Mannschaft stellen und auch persönlich, wenn auch unbewaffnet, sich einfinden. Da die Heerespflicht, in dieser Weise ausgedehnt, bei den vielen Kriegen und den großen Entfernungen im Reiche Karls d. Gr. den Ärmern zu Grunde richten mußte, bestimmte Karl, daß mehrere Ärmere gemeinschaftlich einen ausgerüsteten Krieger stellen sollten. Doch suchten viele ärmere Freie sich dem Dienste zu entziehen, indem sie als abhängige Leute in den Schutz der Kirche oder großer Herren traten. Vom 10. Jahrh. an wird der H. nur noch ausnahmsweise aufgeboten, da man die Kriege lieber mit den besser bewaffneten und geübtern Vasallen führte, welche zum Dienst für ihre Lehn verpflichtet waren. Seit der Ausbildung des Lehnwesens wurde die Rangordnung im Lehnstaate nach einem besondern System bezeichnet, das den Namen Heerschild führt. Den ersten Schild hat der Kaiser, den zweiten die geistlichen, den dritten die weltlichen Fürsten (die Herzöge, Mark-, Land- und Pfalzgrafen), den vierten die Grafen und Dynasten, den fünften die Bannerherren, den sechsten die Ritterschaft und den siebenten alle Freien von nichtritterlicher Geburt.

Heereman-Zuydwyk (Clemens, Freiherr von), Politiker, geb. 26. Aug. 1832 zu Surenburg bei Riesenbeck im Regierungsbezirk Münster, studierte in Bonn, Heidelberg und Berlin die Rechte. Hierauf trat er in den Staatsjustizdienst, wurde Auskultator, später Regierungsassessor in Münster und dann Regierungsrat in Merseburg, nahm aber bei Beginn des Kulturkampfs seine Entlassung aus dem Staatsdienste. H. ist seit 1870 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und seit 1871 des Deutschen Reichstags, wo er der Centrumspartei angehört. Er vertritt in beiden Körperschaften den Wahlkreis Münster-Koesfeld, war 1879—80 zweiter, und ist seit 1881 erster Vicepräsident des Abgeordnetenhauses.

Heeren (Arnold Herm. Ludw.), deutscher Historiker, geb. 25. Okt. 1760 zu Arbergen bei Bremen, erhielt seine gelehrte Bildung auf der bremer Domschule und auf der Universität zu Göttingen. Hier wendete er sich unter Heynes und Spittlers Leitung den philol. und histor. Studien zu. Als Privatdocent machte er sich der litterarischen Welt zuerst durch die Ausgabe der Schrift des Rhetors Menander «De encomiis» (Gött. 1785) bekannt. Zur Vorbereitung seiner Ausgabe der «Eclogae physicae et ethicae» des Stobäus (4 Bde., Gött. 1792—1801) unternahm er eine Reise nach Italien, den Niederlanden und nach Paris. Nach der Rückkehr wurde er 1787 zum außerord., 1794 zum ord. Professor der Philosophie, 1801 zum ord. Professor der Geschichte, später zum Geh. Justizrat ernannt. Er starb zu Göttingen 7. März 1842.

Schon 1784 war er Beisitzer der Königlichen Societät der Wissenschaften und 1789 Mitglied derselben geworden. Auch hatte er gleich nach seiner Anstellung mit Mitscherlich und Tychsen die Herausgabe der «Bibliothek der alten Litteratur und Kunst» übernommen. Nach Eichhorns Tode übernahm er 1827 die Redaction der «Göttinger Gelehrten Anzeigen». Seine Universitätsvorträge bezogen sich vom Anfang an mehr auf die griech. und röm. Altertümer und die Geschichte der Litteratur als auf die eigentliche Sprachphilologie. Vorzüglichen Einfluß hatte auf seine Geistesrichtung das Studium des Polybius, wodurch sich ihm die Alte Welt von einer neuen Seite, von der des Handels und Verkehrs und, was damit in genauer Verbindung steht, des Ursprungs, der Bildung und der Verfassung der alten Staaten zeigte. Auf diese Weise entstanden seine «Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt» (2 Bde., Gött. 1793—96; 4. Aufl., 5 Bde., 1824—26), ein Werk, welches, nach Inhalt und Form klassisch, ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Historikern für alle Zeit sichert. Noch schrieb er «Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften» (2 Bde., Gött. 1797—1802), «Die Geschichte der Staaten des Altertums» (Gött. 1799; 5. Aufl. 1826), «Geschichte des europ. Staatensystems und seiner Kolonien» (Gött. 1809; 4. Aufl. 1822), außerdem «Abhandlungen» über Johs. von Müller (Lpz. 1810), Spittler (Berl. 1812) und Heyne (Gött. 1813). In seinen «Kleinen histor. Schriften» (3 Bde., Gött. 1803—8) sind höchst interessante Abhandlungen enthalten. Seine «Histor. Werke» (15 Bde., Gött. 1821—26) sind zum Teil neue Auflagen der erwähnten Schriften. Mit Ukert begründete er das berühmte, später von Giesebrecht fortgesetzte histor. Sammelwerk «Geschichte der europ. Staaten» (Gotha 1819 fg.).

Heeren (Friedrich), Chemiker, Neffe des vorigen, geb. 11. Aug. 1803 zu Hamburg, besuchte das Johanneum und akademische Gymnasium daselbst, studierte in Göttingen und Paris, legte dann mit seinem Bruder eine Fabrik von Stearinlichten in Hamburg an, mit welcher er später die Fabrikation von Seife und Walratlichten verband; 1831 wurde er Lehrer der Chemie an der höhern Gewerbeschule (jetzt Technische Hochschule) in Hannover. Eine seiner wichtigsten Leistungen auf dem Gebiete der technischen Chemie ist ein ihm patentiertes Instrument «Pioskop» zur Prüfung der Milch auf ihren Fettgehalt. Außer Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften gab er namentlich im Verein mit Karmarsch ein «Technisches Wörterbuch», als freie Bearbeitung von Ures «Dictionary of arts etc.» (Prag 1841—44 u. öfter) heraus.

Heerfahrt, s. unter Heerbann.

Heerführer, s. Feldherr.

Heerführung, s. Strategie.

Heergeräte oder Heergewette bedeutet die nach altdeutschem Recht aus dem Nachlasse eines Verstorbenen ausschließlich dem nächsten Schwertmagen, d. h. dem in männlicher Linie von dem Erblasser abstammenden nächsten waffenfähigen Verwandten, zufallenden Stücke. Diese begriffen ursprünglich vorzugsweise die Waffen und Kriegsrüstung der Verstorbenen; später aber wurde in verschiedenen Ländern noch mehreres andere dazugerechnet, worüber die Landrechte und Statuten die

Digitized by Google

nähern Bestimmungen enthalten. Nach dem «Sachsenspiegel» gehörten zum H. das beste Pferd mit Sattel und Zaum, der Harnisch, das Schwert, die tägliche Kleidung des Verstorbenen, der Heerpfühl mit zwei Betttüchern, ein Tischtuch, zwei Becken, ein Fischkessel, ein Handtuch und ein Schüsselring oder Dreifuß. In Betreff der sog. Gerade (s. d.) fand zu Gunsten der weiblichen oder geistlichen Familienglieder eine ähnliche Abweichung von der gemeinen Erbfolge statt wie hinsichtlich des H. zu Gunsten der wehrhaften männlichen Verwandten. In den meisten neuern Gesetzgebungen ist die Heergeräterbfolge aufgehoben.

Heermann (Johs.), evang. Kirchenliederdichter des 17. Jahrh., geb. 11. Okt. 1585 zu Rauden in Schlesien, wurde 1612 Geistlicher in Köben im Fürstentum Glogau. Fortwährend kränklich, hatte er überdies die Unbilden des Dreißigjährigen Kriegs reichlich zu erdulden. Um so höher zu schätzen ist der frische Glaubensmut, den er, ein Geistesverwandter P. Gerhardts, in allen seinen Kirchenliedern mit gewaltiger Dichterkraft und Tiefe ausspricht. Sie sind, 62 an der Zahl, zusammen gedruckt in seiner «Hauß- und Hertz-Musica» (1630 u. öfter; neu herausg. von Ph. Wackernagel, Stuttg. 1856). Obgleich teilweise sehr verändert, sind von diesen Liedern noch jetzt vorzüglich im kirchlichen Gebrauch: «Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen», «O Gott, du frommer Gott», «Wo soll ich fliehen hin» u. s. w. H. starb, aus seinem Amte 1634 durch die Kriegsunruhen vertrieben, zu Lissa 27. Febr. 1647. Vgl. Ledderhose, «Das Leben Johannes H.s» (2. Aufl., Heidelb. 1876).

Heermeister, ursprünglich soviel als Kriegsheerführer, hieß im Mittelalter überhaupt der Vorgesetzte einer einem Ritterorden gehörigen Provinz, der die Ritter seiner Provinz im Kriege anführte, und war demnach gleichbedeutend mit Landkomtur. Im Johanniterorden führte insbesondere das Haupt der Ballei Brandenburg diesen Titel. Der Landmeister des Deutschen Ordens hatte einen höhern Rang als der H. und die Landkomture. (S. Kommende.) Er war, bevor der Hochmeister in Marienburg seinen Sitz aufschlug, Stellvertreter desselben in dem eroberten Preußen, Oberbefehlshaber und zweiter Würdenträger und entsprach demnach dem Großprior des Johanniterordens oder dem Johannitermeister.

Heerrauch, s. Höhenrauch.

Heerschau, s. Parade und Revue.

Heerschild, s. unter Heerbann.

Heerschnepfe, s. unter Becassinen.

Heerstraße (lat. via militaris, via regia) heißt jede Straße, auf der Truppen marschieren können.

Heerwesen Europas. Während des Mittelalters wurde die Wehrkraft bei den german. Völkern durch den Heerbann aufgebracht, neben welchem, denselben fast verdrängend, in den abendländischen Reichen sodann Lehns- oder Vasallenscharen auftraten. In den Kreuzzügen fand freiwillige Heeresfolge statt, auch treten überall Söldnerscharen auf, welche bald zu einer dem eigenen Kriegsherrn und den Ländern gefährlichen Bedeutung gelangen; doch kommen zeitweilig noch immer Volksaufgebote vor. In Frankreich und England suchen die Könige den alten Heerbann als Gemeindemiliz beziehungsweise durch Aushebung der Freisassen wieder zu beleben; in den lombard., niederländ., namentlich aber in den deutschen Städten bildet die streitbare und gut bewaffnete Bürgerschaft einen wichtigen Teil der Streitmacht des Landes. Unter König Karl VII. beginnt in Frankreich die Errichtung stehender Heere (1445 Ordonnanzkompagnien, 1448 Freischützen), doch werden die Heere vorzugsweise durch Werbung, als Söldnerheere, bis in die neue Zeit hinein aufgebracht. Das byzant. Kaisertum bildete seine Heere fast durchweg aus Fremden. Bei den tatar. Völkern führten die Chane die gesamte kriegstüchtige Mannschaft ins Feld; doch errichteten die Osmanen im 14. Jahrh. zuerst ein stehendes Heer (Janitscharen) und gewannen dadurch eine entschiedene Überlegenheit über die Sold- und Lehnstruppen der christl. Staaten.

Von der Mitte des 14. Jahrh. an gibt es zuverlässige Nachrichten über die Anwendung von Feuerwaffen. Schon 1338 sind in Frankreich Ausgaben für Pulver gebucht worden, 1353 bereitete ein Jude Pulver zu Augsburg und bald darauf findet man in den Rechnungen der Städte Ulm, Nürnberg, Lübeck, Speier, sowie in engl. Kriegsrechnungen Ausgaben verzeichnet für Pulver und Büchsenmeister. Das beste Pulver wurde zu Nürnberg verfertigt, von woher es viele Städte bezogen; in Wien wurde erst 1440 eine eigene Pulverfabrik angelegt. Schon früh wurden in allen Ländern Geschütze gegossen, 1346 zu Tournay in den Niederlanden, 1356 zu Nürnberg, 1378 zu Augsburg, 1444 zu Wien, 1477 zu Dresden, in Frankreich unter König Ludwig XI., anfänglich aus Kupfer, dann aus Eisen, gegen Ende des 14. Jahrh. aus Metall. Diese Geschütze waren zuweilen von übermäßiger Größe (1378 zu Augsburg ein 127-Pfünder, 1381 zu Schweidnitz ein 253-Pfünder, 1478 in Frankreich ein 500-Pfünder, 1452 auf Mohammeds II. Befehl zu Konstantinopel ein 1200-Pfünder) und durchweg sehr schwerfällig; ihre Herstellung und Bedienung fiel einer neuen, zunftmäßig organisierten Waffengattung, der Arcolay oder Artolarey, zu, deren Mitglieder Gezeugmeister oder Büchsenmeister, im 17. Jahrh. auch Konstabler hießen. Anfänglich fertigte man nur Kanonen, im 15. Jahrh. auch Wurfgeschütze (Hauffnitz und Mörser), sowie Terras-(Wall-)Büchsen. Alle schweren Geschütze schossen steinerne, die Wallbüchsen bleierne Kugeln. Erst im 15. Jahrh. werden Geschütze häufiger im Feldkriege angewendet, Handfeuerwaffen dagegen schon früher, nach Chroniken 1311 vor Brescia, und 1334 waren dieselben bereits in der Rüstkammer des Markgrafen Rinaldo von Este in großer Zahl vertreten. Im J. 1364 wurden zu Perugia kleine Faustrohre (Pistolen) verfertigt, dann längere Rohre (Hand- und Hakenbüchsen, Arkabusen, Musketen). Im J. 1381 stellte im Städtekriege Augsburg 30 Büchsenschützen ins Feld, 1428 fand zu Nürnberg das erste Scheibenschießen der Bürger statt. Die Einführung der Feuerwaffen verringerte die Bedeutung des Rittertums und veränderte die Gliederung und Fechtart der Heere. Das deutsche Reichsheer, für welches 1422 die erste Matrikel festgestellt wurde, war zur Zeit der Hussitenkriege bereits sehr reichlich mit Geschütz versehen (1431 gingen 150 Stücke verloren); das Fußvolk bildete «Fahnen» von 100 Mann (Kumpaneien), deren 8 einen «Haufen» ausmachten, die Reiter Rotten zu 32 geharnischten Lanzierern, deren 5 «Reiterfahne» und 4 Fahnen «Geschwader» genannt wurden. Die Aufstellung war noch sehr tief (bis 10 Glieder),

Digitized by Google

doch nahm die Tiefe derselben durch die Wirkung der Feuerwaffen ab. Karl der Kühne von Burgund besaß das trefflichste Heer jener Zeit. Die Reiterei (der Adel nebst Gefolge) bestand aus gegen 1200 Lanzen und 3000 berittenen Schützen, gliederte sich in Kompagnien zu 100 Lanzen, welche sich aus 4 Schwadronen zusammensetzten. Das Fußvolk bestand aus 2000 Spießen und 1000 Schützen, die Artillerie aus 300 Stücken mit 1200 Mann Bedienung, ein Wagenpark von 2000 Fahrzeugen schaffte die Zelte und Munition fort. Diese ständig organisierten Truppen Burgunds wurden in Kriegszeiten durch Aufgebote (1476 nach der Schlacht bei Granson wurde der sechste Mann ausgehoben) und Söldner (Lombarden und Briten) beträchtlich (bis 60000 Mann) verstärkt.

Auch die Schweiz besaß ein geregeltes Heerwesen. Jeder Kanton stellte seine Streiter unter Hauptleuten und Vennern (Bannerträgern), die Rottmeister (Führer von 20—30 Mann) wählte die Mannschaft, welche mit eigenen Waffen (darunter namentlich lange Spieße, Morgensterne, zweihändige Schwerter) kämpfte. Geschütze und Handfeuerwaffen waren vorhanden, doch vertraute man mehr auf die blanken Waffen für die Schlacht (1386 ist Geschütz zur Bezwingung von Burgen angewendet worden). Für besondere Unternehmungen stellte man Freifahnen auf, Freiwillige (verlorene Knechte) dienten als Kundschafter, das Roßbanner war schwach, das Fußvolk stark und waffengeübt. Das stärkste Heer der Eidgenossen (bei Murten, 1476) bestand aus 3000 Hakenschützen, 27000 Spießen, Schlachtschwertern u. s. w., 1600 Reitern und 2400 berittenen Bundesgenossen nebst 10 von den Verbündeten gestellten Geschützen.

In Schweden hatte König Karl VIII. das Heerwesen zeitgemäß geordnet. Der achte Mann wurde ausgehoben, Rüstung und Bewaffnung waren gleichmäßig, Büchsengießer werden schon 1431 erwähnt. Unter Gustav Wasa wurde 1526 das Einkommen als Maßstab für militärische Leistungen eingeführt (von 400 Mark Silber waren 6 Knechte gerüstet zu stellen). In Rußland wurde das Heerwesen erst nach der Befreiung von der Mongolenherrschaft geordnet. Die Hauptmacht bildete die von den Bojaren gestellte Reiterei, Kaufleute und Bürger stellten das mit Spieß und Bogen bewaffnete Fußvolk, das Landvolk wurde niemals zum Kriegsdienst herangezogen; Feuergewehre hatten Deutsche 1389 nach Rußland gebracht, doch waren diese Waffen noch selten. Die Kasaken (s. d.), welche die Ukraine gegen die Tataren unter selbstgewählten Führern verteidigten und der Krone Polen treffliche Dienste leisteten, waren von Kasimir IV. zu Lehnsleuten der Krone erhoben und dem poln. Adel gleichgestellt worden, der das Heer aufzubringen hatte (die Szlachta). Das poln. Heer bestand aus leichter Reiterei, erst nach der Vereinigung mit Litauen (1386) kommt das Fußvolk zu einiger Bedeutung, Geschütze sind schon 1410 im Felde (gegen den Deutschen Orden, bei Tannenberg) verwendet worden.

In Ungarn hatte König Sigismund 1435 jeder Gespanschaft die Stellung einer bestimmten Zahl von Mannschaften, deren Ausrüstung und Verpflegung dem Adel oblag, auferlegt. Im J. 1453 wurde zur Abwehr der Türken eine Portalordnung erlassen, wonach von je 100 Thorwegen 4 Reiter und 2 Fußgänger zum Heere gestellt werden mußten. Matthias Corvinus reorganisierte die Banderialverfassung und ließ den 20. Mann für die Reiterei ausheben (Huszaren), das Fußvolk wurde durch Söldner (die schwarzen Banden, 6000 Mann stehende Truppen) vermehrt und die Artillerie trefflich organisiert. Geldmangel nötigte später zur Entlassung der stehenden Truppen, die Portalmiliz kam nicht recht zu Stande, und 1526 ging das Heer unter (Schlacht bei Mohacs). Das Heer der Osmanen hatte anfänglich nur aus Reiterei bestanden, doch errichtete Sultan Murad I. nach der Einnahme von Adrianopel 1361 aus christl. Gefangenen ein Fußvolk, die Janitscharen (s. d.) als stehende Truppe und 1376 besoldete Reiterei, die Sipahi; daneben bestand die Lehnspflicht der mit Grundbesitz in den eroberten Ländern ausgestatteten türk. Krieger (Timarioten). Alljährlich wurden im ganzen Reiche Christenkinder ausgehoben und im Islam erzogen, um später im Heere oder als Beamte dem Großherrn zu dienen. Die Reiterei (Sipahi, Timarioten und unregelmäßiges Aufgebot) war sehr zahlreich, die Janitscharen das beste Fußvolk der Welt, in Ortas geteilt und schon frühzeitig mit Feuergewehren bewaffnet. Das türk. Heer besaß auch viele Geschütze, die von bestimmten Janitscharenabteilungen bedient wurden. Das Heer wurde systematisch in fünf Teile, die unter bestimmten Befehlshabern standen, für die taktische Verwendung gegliedert: Vorhut, Hauptmacht, rechte Hand, linke Hand und Zurückbringer (Nachhut, auch zum Aufhalten Fliehender bestimmt).

Am Schlusse des Mittelalters gab es in Europa nur noch wenige lehnspflichtige Ritter, da die Verpflichtung zur Heeresfolge fast überall abgelöst worden war; doch diente der Adel um Sold im Heere, und unter den Landsknechten (s. d.) befanden sich Grafen und Herren. Die handwerksmäßigen Söldner hörten auf, die Heere wurden großenteils aus Landeskindern aufgebracht, neben denen geworbene Scharen (Schweizer und deutsche Landsknechte, nach der Niederlage der Schweizer in der Schlacht bei Pavia fast nur noch Deutsche) unter bewährten Feldhauptleuten in allen Staaten verwendet werden. Aber noch immer wurde das Heer bis auf kleine Leibwachen der Fürsten und schwache Besatzungsstämme für die Festungen nach dem Friedensschlusse entlassen; doch finden sich bereits die Anfänge stehender Truppen. Die Einführung der Feuerwaffen hat dem Fußvolk die erste Stelle zurückgewonnen, die leichte Reiterei und die Artillerie haben namhafte Bedeutung erlangt, und die Entscheidung der Schlachten liegt nicht mehr bei der schwergerüsteten Kavallerie. Kriegsverordnungen und Kriegsartikel haben die Organisation der Heere und die Manneszucht der Truppen verbessert. Das mit Spießen bewaffnete Fußvolk kämpfte in tiefen Haufen, in Geviertordnung, alle Fahnen in der Mitte, die Hauptleute im ersten und letzten Gliede, ringsum verteilt die Hakenschützen, von denen ein Teil als verlorener Haufe (Blutfahne) voranzog und den leichten Dienst that. Zuweilen (bei Pavia) entschied das Fußvolk die Schlacht, zuweilen zog es aus verlorener Schlacht ungebrochen ab (Spanier bei Ravenna, Schweizer bei Marignano). Die schwere Reiterei kämpfte in tiefen Geschwadern, nur die französische griff gliederweise mit großen Abständen an. Leichte Reiter bedienten sich im Scharmützel des Faustrohrs; Kaiser Max I. schaffte die Armbrust bei denselben

Digitized by Google

gänzlich ab. Die Artillerie beginnt in der Schlacht beherrschende Stellungen aufzusuchen und wird schon zur Einleitung angriffsweise verwendet; meist sind die Geschütze noch verteilt, doch kommen auch schon Batterien (bei Cerisolles 2 zu je 8 Stücken) vor.

Beim Beginn der neuen Zeit waren Spaniens Heer für den Westen, das osmanische für den Osten Europas das Muster, später, nach der Befreiung der Niederlande, für die nördl. Staaten das niederländische, während Deutschland und das südl. Europa die span. Heereseinrichtungen beibehielten. Erst von 1630 ab wurde das schwed. Kriegswesen, welches König Gustav Adolf auf eine hohe Stufe gebracht hatte, das maßgebende Vorbild für die europ. Heere, doch trat Frankreich, dessen unter König Ludwig XIV. reorganisiertes Heer sich unter ausgezeichneten Führern als die stärkste Kriegsmacht Europas erwiesen hatte, an dessen Stelle, und die Kriegsterminologie bediente sich vorzugsweise franz. Bezeichnungen. Erst zu Anfang des 18. Jahrh. erwies sich, im Spanischen Erbfolgekrieg, das kaiserl. Heer dem französischen ebenbürtig, und von der Mitte des 18. Jahrh. bis zur Französischen Revolution wurde Preußen durch die treffliche Heeresorganisation König Friedrich Wilhelms I. und das Feldherrngenie König Friedrichs d. Gr. Europas erste Militärmacht, deren Einrichtungen in allen Ländern nachgeahmt wurden. Im J. 1789 stand das Heerwesen aller Staaten nahebei auf gleicher Höhe.

In den Niederlanden traten den geworbenen Heeren Spaniens 1572 zuerst Truppen, welche durch das Aufgebot der kriegstüchtigen Mannschaft des Landes aufgebracht waren, entgegen; doch wurden neben diesen auch Söldnerscharen verwendet. Im Dreißigjährigen Kriege bestanden die Heere aus geworbenen Mannschaften aller Länder, neben denen aber schon Nationaltruppen auftraten (schwed. Regimenter, Landesaufgebot in Brandenburg, Defensioner in Sachsen, Husaren und Kroaten im kaiserl. Heere).

In Schweden und einigen deutschen Ländern bestand außerdem eine Miliz für die Landesverteidigung. Nach dem Westfälischen Frieden werden die Heere entlassen, aber bald neue Truppen errichtet. Frankreich beginnt 1665 mit der Aufstellung eines stehenden Heers, dessen Mannschaft teils geworben, teils ausgehoben wird, die übrigen Staaten folgen. Allmählich wird überall die Werbung mehr eingeschränkt und die Aushebung vorzugsweise für die Ergänzung der Truppen verwertet; militärische Landeseinteilung (Kantonreglements) bildet die Grundlage für die Aushebung, von welcher freilich viele Klassen der Bevölkerung befreit sind.

Bis zum Beginn des 18. Jahrh. führte ein großer Teil der Infanterie noch Spieße, deren Abschaffung im kaiserl. Heere im Türkenkriege, im franz. Heere 1703, bald danach in England, bei den nordischen Mächten 1721 erfolgt ist. Die Landsknechte verschwanden um 1600, mit ihnen schied das Pistol aus der Bewaffnung des Fußvolks, und gleichzeitig trat an die Stelle der Arkebuse die schwerere Muskete. Diese wurde von König Gustav Adolf erleichtert und blieb bis um 1700 mit dem Luntenschloß allgemein im Gebrauch, dann wurde das Steinschloßgewehr, die Flinte, eingeführt, seit 1732 mit Bajonett versehen und dadurch auch als Stoßwaffe brauchbar. Die Einführung eiserner Ladestöcke 1730 (zuerst in Preußen auf Anregung des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau), dann cylinderförmiger Ladestöcke (1773) und trichterförmiger Zündlöcher (1781) verbesserte die Waffe; Versager wurden selten, und die preuß. Infanterie erreichte eine Feuergeschwindigkeit von sieben Schuß in der Minute. Um 1700 werden einzelne Schützen, sowie die Jägertruppe mit gezogenen Büchsen bewaffnet. Schwert und Degen des Fußvolks werden verkürzt und erhalten gekrümmte Form, in einigen Heeren werden dieselben abgeschafft, Helm und Rüstung verschwinden im 17. Jahrh. mit den Spießen, dagegen kommen vorübergehend Handgranaten beim Fußvolk zur Verwendung, und nachdem diese im Anfang des 18. Jahrh. aufgegeben wird, bleiben die Grenadiere als Kerntruppe (Kompagnien, welche im Kriege zusammengestellt werden) bestehen. Die Kavallerie hatte zunächst ihre Rüstungen wegen der Schußwaffen verstärkt, legte um 1600 allgemein die Lanze ab und führte dafür Feuerwaffen (neben der Pistole die Arkebuse, den Karabiner, sogar Bajonettflinten) ein. Bis zum Schlusse des 17. Jahrh. trugen die schweren Reiter noch den vollen Harnisch, späterhin den Küraß und Helm. Die Artillerie verbesserte ihre Geschütze und führte um 1600 im Felde Schlangen (Kanonen), Kartaunen und Kammergeschütze, jede dieser Gattungen in verschiedenen Kalibern, daneben zuweilen Orgelgeschütze. In Frankreich wurde die übermäßige Zahl der Kaliber zuerst eingeschränkt, am einfachsten war die österr. Artillerie organisiert. Im 17. Jahrh. gab man die leichten Geschütze der Infanterie bei und stellte die schweren zu Positionsbatterien zusammen, die Feldartillerie bestand aus schweren und leichten Kanonen, sowie Haubitzen. König Friedrich d. Gr. errichtete 1758 zuerst reitende Artillerie, welche nur leichte Kanonen führte.

Im 16. Jahrh. begann die Zusammenstellung des Fußvolks in Regimenter, welche im 17. Jahrh. fast überall die Stärke von 10 Kompagnien erhielten und in 2 Squadronen (im 18. Jahrh. Bataillone genannt) gegliedert wurden. Auch die Kavallerieregimenter wurden in Squadronen und Kompagnien eingeteilt, doch war ihre Stärke und Gliederung in den einzelnen Heeren verschieden. Im Kriege wurden aus je 2 Infanterie- oder Kavallerieregimentern Brigaden zusammengestellt, deren mehrere im 18. Jahrh. unter Zuteilung von Artillerie zu Korps oder Divisionen vereinigt wurden. Aber die Einteilung in Korps war noch keine feste und wurde im Laufe eines Feldzugs häufig verändert. Als die Artillerie militärisch organisiert wurde, bildete dieselbe ebenfalls Regimenter, Bataillone und Kompagnien. Die Offiziere der Kompagnie waren der Hauptmann, Lieutenant (später zwei) und Fähnrich, das Regiment hatte sodann drei Stabsoffiziere (Oberst, Oberstlieutenant und Oberstwachtmeister [später Major genannt]), die Generalität bestand ebenfalls aus drei Rangstufen, dem General, Generallieutenant und Generalwachtmeister (später Generalmajor genannt). In Frankreich gab es außerdem noch andere, für den hohen Adel geschaffene militärische Stellungen, für deren Vorhandensein in der Heeresorganisation kein Bedürfnis vorlag. Marschall hieß anfänglich der Befehlshaber der Reiterei, später der Oberfeldherr eines Heers, Feldzeugmeister der Befehlshaber der Artillerie, in Österreich der General, ebenso in Österreich der Generallieutenant Feldmarschall-

Digitized by Google

Lieutenant. Die Unteroffiziergrade wurden vermehrt (Feldwebel, Wachtmeister, Sergeant, Unteroffizier, Korporal), und im 18. Jahrh. bildete sich an der Hand der schärfer durchgeführten Strafbefugnisse eine strenge Mannszucht heraus. Mit Errichtung der stehenden Heere wurden die Soldverhältnisse allenthalben fest geregelt, bei der Anwerbung wurde ein oft beträchtliches Handgeld gezahlt und die Bekleidung von der Militärverwaltung seit dem 17. Jahrh. übernommen. Es begann der Bau von Kasernen, den Garnisonstädten wurden gewisse Leistungen auferlegt und die Verpflegung in Marschquartieren geregelt. Im 18. Jahrh. wurden die Truppen allgemein, auch im Kriege, aus Staatsmagazinen verpflegt und das Kriegsmaterial möglichst im eigenen Lande beschafft; im Kriegshaushalt greift höchste Sparsamkeit Platz, da die Einkünfte der Staaten sonst nicht die Mittel gewährten, die verhältnismäßig sehr starken stehenden Heere zu unterhalten. Die taktische Gliederung und Ausbildung der Truppen machte außerordentliche Fortschritte. Moritz von Oranien stellte das Fußvolk, welches bisher in tiefen Massen gekämpft hatte, in 10 Glieder, König Gustav Adolf in 6 Glieder, die franz. Infanterie focht seit 1703 in 4 Gliedern, die preußische seit 1730 in 3 Gliedern. Kolonnen wurden nur für den Marsch, nicht in der Schlacht, gebildet, man kämpfte in entwickelter Linie. Jede Kompagnie bestand aus 3 Trupps zu 2 Pelotons. Im 18. Jahrh. werden Reglements für die taktische Ausbildung erlassen, um dieselbe gleichmäßig zu machen, man übt sehr künstliche Bewegungen ein und legt vorzugsweise Wert auf das Feuergefecht der in Linie entwickelten Bataillone; Angriffe mit der blanken Waffe kommen selten vor. Auch die Kavallerie verringert die Tiefe ihrer Aufstellung auf 8—4 Glieder, König Gustav Adolf stellt dieselbe in 3, König Friedrich d. Gr. im Siebenjährigen Kriege auf 2 Glieder. Die Bewegungen waren schwerfällig, das Feuergefecht wurde mit Vorliebe gepflegt; aber König Gustav Adolf und König Friedrich d. Gr. bringen die Waffe zu einer nicht weiter gesteigerten Höhe der Ausbildung, lassen dieselbe den Erfolg im geschlossenen Angriff im vollen Lauf und raschen Bewegungen suchen und entscheiden durch dieselbe wiederholt die Schlacht. Seit der Mitte des 18. Jahrh. kämpfen auch die Dragoner nicht mehr zu Fuß, und die preuß. Husaren sind das Muster einer überaus leistungsfähigen, vielseitig brauchbaren leichten Reiterei geworden. Die Feldartillerie begann erst unter König Gustav Adolf während der Schlacht taktische Bewegungen auszuführen, war indessen noch schwerfällig und konnte deswegen nicht häufig ihre Stellung verändern. Die schweren Batterien wurden wegen ihrer geringen Beweglichkeit und mangelhaften Bespannung in der Regel nach großen Schlachten die Beute des Siegers. Erst die von König Friedrich d. Gr. errichtete reitende Artillerie war manövrierfähig und geeignet zur Verwendung im Verbande mit der Kavallerie. Genietruppen waren nur sehr spärlich vorhanden und wurden, sowie die Ingenieure, fast nur im Festungskriege verwendet; für Stromübergänge war man auf die Benutzung der vorhandenen Brücken und Schiffsgefäße angewiesen, doch war die Kavallerie auch im Durchschwimmen breiter Gewässer geübt und kannte in ihrer Ruhm- und Glanzperiode unter König Friedrich d. Gr. für ihre weitausgreifenden Züge kaum ein Bewegungshindernis.

Das Heerwesen der neuesten Zeit ist aus der Macht der Verhältnisse, nicht aus dem Willen einzelner Fürsten oder Feldherren zu der gegenwärtigen Stufe der Entwickelung gelangt und hat sich zweimal (nach der Beendigung der Napoleonischen Kriege und nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs) in allen größern Heeren nahezu gleichartig gestaltet. Die Anregung zu den tief einschneidenden Veränderungen ist von Frankreich ausgegangen und dort durch die Kriege der ersten Republik, welche das durch die Revolution in seinem innern Halt erschütterte, eines großen Teils seiner Offiziere beraubte franz. Heer nicht zu führen vermochte, aus innerer Notwendigkeit entstanden. Die übrigen Mächte folgten nach und reorganisierten ihre Heere, mit deren Hilfe sie dann das franz. Joch abschüttelten. Nur Preußen betrat hierbei eigentümliche Bahnen durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, brachte während der auf die Napoleonische Kriegszeit folgenden Friedensperiode sein Heer auf eine hohe Stufe der Ausbildung, entwickelte sein Heerwesen alsdann entsprechend dem Geiste der nationalen Wehrverfassung abermals nach dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm und machte nach drei siegreichen Kriegen dieselbe zum Gemeingut des deutschen Volks, sowie zu dem allerwärts von den großen Militärmächten Europas nachgebildeten Vorbilde für die Organisation des Kriegswesens.

Der Italienische Krieg von 1859, namentlich jedoch die Erfolge des aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen preuß. Heeres im J. 1866 veranlaßten große Veränderungen in der Organisation der europ. Heere. Man strebte, wenige Staaten (Großbritannien, Belgien, Niederlande) ausgenommen, die militärische Ausbildung der gesamten kriegsdiensttauglichen männlichen Bevölkerung an; doch konnte dies Ziel erst nach Verlauf einer Reihe von Jahren einigermaßen und vollständig nur in denjenigen Staaten erreicht werden, die auf die gründliche militärische Ausbildung der Mannschaft verzichten und deshalb die gesamte diensttaugliche Ersatzmannschaft unter starker Abkürzung der aktiven Dienstzeit im Frieden an den Waffenübungen teilnehmen lassen. Mit dem längern Bestehen der allgemeinen Wehrpflicht gewannen allmählich auch diejenigen Truppenverbände der Heere, die erst bei der Mobilmachung aufgestellt werden und für welche Friedensstämme nicht vorhanden sind, festern Zusammenhalt und wurden deshalb brauchbar zur Verstärkung der Feldarmee. In Preußen war die Landwehr bereits 1866 und in großem Maßstabe während des Deutsch-Französischen Kriegs in diesem Sinne zur Verwendung gelangt, und in Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien wird in Zukunft ebenfalls ein nicht unbeträchtlicher Teil der Landwehr, resp. Honvéd, Territorialarmee und Mobilgarde, zur Verstärkung der Feldarmee dienen. Griechenland, sowie die nach dem Russisch-Türkischen Krieg selbständig gewordenen oder doch durch Gebietszuwachs verstärkten christl. Staaten des Balkangebiets vergrößerten ihre Heere und verbesserten gleichzeitig deren Organisation durch Erhöhung der Friedensstärke.

Das Nähere über das Heerwesen der einzelnen Staaten findet sich in deren Spezialartikeln, während die beiden folgenden Tabellen eine vergleichende Übersicht über die Kriegsstärke der europ. Heere in den J. 1859 und 1884 gewähren.

Digitized by Google

1. Die Kriegsstärke der europ. Heere zu Beginn des Jahres 1859, nach Waffengattungen.

a) Feld- und Feldreservetruppen. Für angriffsweise Kriegführung auch außerhalb des eigenen Staatsgebietes verfügbar. (Kopfstärke in Hunderten.)

Staat	Stärke der zum Kampfe bestimmten Truppen, ohne Trains						Stäbe, Nichtstreitbare, Verwaltung, Parks und Trains	Gesamte Verpflegungsstärke
	überhaupt		Infanterie und Jäger	Kavallerie	Feld- und Gebirgsartillerie	Pontoniere, Pioniere u. a. Genietruppen		
	Mann	Feld- und Gebirgsgeschütze						
Österreich	4438	1140	3602	524	223	89	630	5068
Preußen	2956	792	2290	432	189	45	431	3387
Deutscher Bund [1]	1887	416	1529	218	116	24	190	2077
Europäisches Rußland [2]	6041	1544	4580	970	366	125	826	6867
Osmanisches Reich [3]	1859	636	1453	268	130	8	137	1996
Moldau und Walachei	77	8	64	11	2	—	3	80
Serbien	26	72	10	2	14	—	5	31
Montenegro	—	—	—	—	—	—	—	—
Griechenland	76	24	67	3	4	2	5	81
Sardinien	785	120	665	57	25	11	69	854
übrige ital. Staaten [4]	780	210	644	75	40	21	77	857
Spanien [5]	961	228	800	100	52	9	94	1055
Portugal [5]	271	64	210	40	16	6	28	299
Frankreich [6]	4380	1098	3644	384	256	96	470	4850
Schweiz	863	200	750	27	68	18	61	924
Belgien	538	150	431	65	32	10	24	562
Niederlande [7]	422	120	356	36	26	4	18	440
Großbritannien [8]	773	240	592	94	75	12	79	852
Dänemark [9]	385	144	285	60	38	2	23	408
Norwegen	138	64	115	10	13	—	10	148
Schweden	325	136	246	52	25	2	39	364

b) Besatzungs- und Ersatztruppen. (Kopfstärke in Hunderten.)

Staat	Stärke der zum Kampfe bestimmten Truppen, ohne Trains						Stäbe, Nichtstreitbare, Verwaltung, Parks und Trains	Gesamte Verpflegungskosten
	überhaupt		Infanterie und Jäger	Kavallerie	Artillerie mit Einschluß der Belagerungsartillerie	Pontoniere, Pioniere u. a. Genietruppen		
	Mann	Feldgeschütze						
Österreich	1906	120	1561	109	171	65	138	2044
Preußen	2206	118	1623	331	213	39	149	2355
Deutscher Bund [1]	1319	16	1148	72	145	17	39	1358
Europäisches Rußland [2]	5301	308	4230	621	314	136	230	5531
Osmanisches Reich [3]	1430	—	1240	140	42	8	50	1480
Moldau und Walachei	251	—	192	54	2	3	12	263
Serbien	551	60	500	30	13	8	130	681
Montenegro	150	—	150	—	—	—	20	170
Griechenland	45	—	40	3	1	1	2	47
Sardinien	553	40	485	30	30	8	20	573
übrige ital. Staaten [4]	1059	—	950	20	75	14	27	1086
Spanien [5]	1011	120	870	33	90	18	68	1079
Portugal [5]	177	32	127	14	33	3	12	189
Frankreich [6]	2025	66	1457	198	291	79	491	2516
Schweiz	450	—	400	12	32	6	15	465
Belgien	264	24	196	21	39	8	15	279
Niederlande [7]	163	8	87	14	57	5	7	170
Großbritannien [8]	1685	—	1350	175	136	24	134	1819
Dänemark [9]	191	—	160	18	5	8	10	201
Norwegen	90	—	90	—	—	—	2	92
Schweden	796	—	749	38	9	—	20	816

Anmerkungen. [1] Ohne Österreich, Preußen, Holstein, Lauenburg, Luxemburg und Limburg. — [2] Mit Kaukasien. — [3] Ohne Ägypten. — [4] Beide Sicilien, Kirchenstaat, Parma, Modena und Toscana. — [5] Ohne Kolonialtruppen. — [6] Nebst Algerien, ohne Kolonialtruppen. — [7] Mit Luxemburg und Limburg, ohne Kolonialtruppen. — [8] Mit den Mittelmeergarnisonen. — [9] Mit Holstein und Lauenburg.

Digitized by Google

2. Die Kriegsstärke der europ. Heere um die Mitte des Jahres 1884.

a) Feld- und Feldreservetruppen. Für angriffsweise Kriegführung u. s. w. (Stärke in Hunderten der Mannschaft und Pferde.)

Staat	Stärke der zum Kampfe bestimmten Truppen, ohne Trains							Stäbe, Nichtstreitbare, Verwaltung, Parks und Trains		Gesamte Verpflegungsstärke	
	Überhaupt			Infanterie u. Jäger	Kavallerie	Feld- und Gebirgsartillerie	Pontoniere, Pioniere u. a. Gemeintrp.				
	Mann	Pferde	Feld- u. Gebirgsgeschütze					Mann	Pferde	Mann	Pferde
Österreich-Ungarn	5166	1192	1660	4188	609	514	155	956	700	6422	1892
Deutsches Reich	6191	1003	2040	5152	558	533	248	1143	1421	7634	2424
Europäisches Rußland [1]	14192	2152	3318	11480	1448	974	290	950	800	15142	2952
Osmanisches Reich [2]	5940	951	1512	4680	648	504	108	110	90	6050	1041
Rumänien	1056	146	288	840	88	96	32	106	70	1162	216
Serbien	2224	143	384	2000	66	96	62	389	150	2613	293
Montenegro	121	10	48	100	1	12	8	10	5	131	15
Bulgarien	282	30	88	240	12	22	8	78	40	360	70
Griechenland	579	53	120	484	25	40	30	70	60	649	113
Italien	4036	490	1524	3348	198	384	106	650	300	4686	790
Spanien [3]	1964	228	460	1680	148	100	36	180	80	2144	308
Portugal [3]	922	91	216	810	48	54	10	70	30	992	121
Frankreich [4]	8996	1097	2838	7510	483	743	260	1300	1027	10296	2124
Schweiz	968	78	262	854	25	71	18	107	60	1075	138
Belgien	591	70	160	480	37	40	14	62	45	653	115
Niederlande [3]	331	48	108	270	26	26	9	41	30	372	78
Großbritannien [5]	894	147	270	700	100	70	24	250	180	1144	327
Dänemark	305	39	96	260	20	15	10	47	35	352	74
Norwegen	188	28	80	158	12	15	3	27	20	215	48
Schweden	361	97	234	246	50	58	7	68	50	429	147

b) Besatzungs- und Ersatztruppen. (Stärke in Hunderten der Mannschaft und Pferde.)

Staat	Stärke der zum Kampfe bestimmten Truppen, ohne Trains							Stäbe, Nichtstreitbare, Verwaltung, Parks und Trains		Gesamte Verpflegungsstärke	
	Überhaupt			Infanterie u. Jäger	Kavallerie	Artillerie m. Einschl. d. Belagerungsartillerie	Pontoniere, Pioniere u. a. Gemeintrp.				
	Mann	Pferde	Feldgeschütze					Mann	Pferde	Mann	Pferde
Österreich-Ungarn	4160	220	184	3630	165	258	107	250	68	4410	288
Deutsches Reich	6994	605	768	5642	451	766	135	292	98	7286	703
Europäisches Rußland [1]	5107	245	504	3890	227	910	80	280	70	5387	315
Osmanisches Reich [2]	2207	301	216	1960	172	72	3	121	20	2328	321
Rumänien	723	32	48	636	67	16	4	40	8	763	40
Serbien	918	—	—	900	—	8	10	20	5	938	5
Montenegro	200	—	—	200	—	—	—	20	5	220	5
Bulgarien	140	13	8	120	12	6	2	20	5	160	18
Griechenland	618	5	12	589	3	15	11	25	5	643	10
Italien	2301	90	266	1874	64	289	74	64	18	2365	108
Spanien [3]	1950	77	42	1688	68	114	60	80	20	2010	97
Portugal [3]	372	17	24	320	12	38	2	20	5	392	22
Frankreich [4]	6866	446	456	5485	355	786	240	480	80	7346	526
Schweiz	982	33	81	863	17	90	12	15	3	997	36
Belgien	345	27	24	212	22	98	13	23	4	368	31
Niederlande [3]	320	20	12	226	17	71	6	25	5	345	25
Großbritannien [5]	4241	205	160	3149	167	788	137	136	25	4377	230
Dänemark	182	—	—	117	—	57	8	8	2	190	2
Norwegen	142	2	8	140	—	2	—	8	1	150	3
Schweden	1354	38	—	1300	38	9	7	86	15	1440	53

Anmerkungen. [1] Mit Kaukasien. — [2] Ohne Ägypten. — [3] Ohne Kolonialtruppen. — [4] Nebst Algerien, ohne Kolonialtruppen. — [5] Mit den Mittelmeergarnisonen.

Die Zahlen beruhen zum Teil auf Schätzung und bieten deshalb nur ein annähernd zutreffendes Bild der wirklichen militärischen Leistungsfähigkeit der Staaten. Die auf Verstärkung der für angriffsweise Kriegführung verfügbaren Streitkräfte bezüglichen Maßnahmen sind in Rußland und Italien noch im Vollzuge begriffen, und erst im J. 1886 dürfte insbesondere die Kavallerie dieser beiden Staaten in der Stärke, welche die Tabelle 2a angibt, im Felde erscheinen können. In Österreich-Ungarn wird die Feldartillerie wahrscheinlich demnächst um 120 Geschütze verstärkt werden. Die im Deutschen Reiche seit 1874 eingetretenen Veränderungen beschränken sich auf eine geringe Vermehrung

Digitized by Google

der Infanterie, Feldartillerie und Pioniere im J. 1881, sowie auf die Bereitstellung einer Anzahl bereits militärisch einigermaßen vorgebildeter Mannschaften für die erst bei der Mobilmachung aufzustellenden Ersatztruppen der Fußtruppen (Ersatzreserve erster Klasse). Das in der Reorganisation begriffene Heer des Osmanischen Reichs würde die oben angegebene etatsmäßige Kriegsstärke in nächster Zeit noch nicht erreichen können. Alle Landsturmformationen sind bei den Armeen der Großmächte außer Ansatz geblieben; in Griechenland, der Schweiz und Serbien bilden dieselben den größten Teil der Besatzungstruppen.

Heerwurm nennt man einen zuweilen vorkommenden merkwürdigen Zug von vielen Tausenden dicht an- und übereinander kriechender, wenig über 1 cm langer Maden, der manchmal 8 m lang, handbreit und daumenhoch ist und in Gebirgswäldern, besonders dem Thüringerwald, bei Oberhof, Eisenach u. s. w. an feuchten Gegenden umherzieht. Nach Berthold sind es die Larven der schwarzen Trauermücke (Sciara Thomae), nach Bechstein die Larven einer verwandten Mückenart. Solche Larven sollten Krieg, Durchmärsche und ähnliches öffentliches Unglück bedeuten. Ähnliche Züge von Fliegenlarven wurden auch in Nordamerika beobachtet.

Hefe (Saccharomyces cerevisiae s. vini *Meyen*, Hormiscium cerevisiae *Bail.*, Torula cerevisiae *Turp.*, Cryptococcus cerevisiae *Ktzg.*), eine zu den Ascomyceten gehörende Pilzart (Hefenpilz), welche in pflanzlichen, zuckerhaltenden Flüssigkeiten vegetiert und die Eigenschaft besitzt, durch Fermentwirkung Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu zerspalten. (S. unter Fermente und Gärung.) Die H. bildet während ihres Wachstums nie ein Mycelium, sondern besteht stets aus einzelnen, rundlichen Zellen, von denen häufig mehrere aneinander haften, ohne aber miteinander verwachsen zu sein. Die Zellen werden von einer Cellulose-Membran umhüllt, ihr Inhalt besteht aus körnigem Protoplasma, in welchem häufig eine oder mehrere mit Zellsaft gefüllte Vacuolen eingebettet sind. In zuckerigen Flüssigkeiten erfolgt rasch Vermehrung der Zellen durch Knospung. Bei diesem Vorgange verdichtet sich ein Teil des Protoplasmas an einer bestimmten Stelle der Zellwand, der Inhalt der Vacuolen verschwindet und es entsteht, da wo das Protoplasma sich angelegt hat, eine zuerst minimale Ausstülpung an der Membran. Die Ausstülpung füllt sich mit Protoplasma, sie vergrößert sich mehr und mehr, bis sie nach kurzer Zeit die gleiche Größe wie die ursprüngliche Zelle erreicht hat, worauf die Verbindungsstelle beider Zellen sich abschnürt und nunmehr zwei Individuen vorhanden sind, eine Mutterzelle und eine Tochterzelle, die sich wieder auf gleiche Weise vermehren. Erfolgt diese Vermehrung verhältnismäßig langsam, in Flüssigkeiten, deren Wärme nicht über höchstens 10° C. steigt, so bleiben die einzelnen Zellindividuen meist isoliert und lagern sich allmählich am Boden der gärenden Flüssigkeit ab. Bei raschem Wachstum haften die einzelnen Zellen, an der Stelle, wo sie durch Knospung entstanden sind, lose zusammen und bilden Sproßverbände von zwei oder mehrern Individuen, die durch ihre vergrößerte Oberfläche den bei der Gärung entstehenden Kohlensäurebläschen reichliche Gelegenheit zum Anhaften geben und dann von diesen Bläschen an die Oberfläche der Flüssigkeit getrieben werden. Nach diesen Erscheinungen hat man früher zwei verschiedene Hefenarten, Unterhefe und Oberhefe, unterschieden. Beide sind aber auf keine Weise voneinander verschieden, Unterhefe verhält sich in wärmern Flüssigkeiten wie Oberhefe und umgekehrt.

Etwas verschieden von der Bier- und Branntweinhefe ist die sich im gärenden Moste findende H.; doch beschränkt sich die Verschiedenheit der Weinhefe auf äußere Eigenschaften, Größen- und Gestaltverhältnisse. Hiernach sind von Rees in der Weinhefe verschiedene Saccharomyces-Arten unterschieden und als Saccharomyces ellipsoideus, S. apiculatus, S. Pastorianus, S. conglomeratus benannt.

Das Wachstum und die Vermehrung aller Hefenarten in Flüssigkeiten wird begünstigt durch die Gegenwart von Sauerstoff, d. i. Luft. Doch ist der Zutritt der Luft nicht unbedingt erforderlich, da eine kräftig ernährte H. die Fähigkeit besitzt, den zu ihrer Atmung erforderlichen Sauerstoff durch Zersetzung Sauerstoff enthaltender chem. Verbindungen sich anzueignen. In Lösungen von chem. reinem Zucker ruft H. Gärung hervor und vermehrt sich eine kurze Zeit lang, stirbt aber bald ab, häufig ohne die Gärung zu Ende geführt zu haben. Die unter diesen Umständen anfänglich zu beobachtende Vermehrung der Zellen erfolgt unter Verwendung des Materials der übrigen; sobald dieses aber verbraucht ist, hört jedes weitere Wachstum auf, die H. verhungert, weil es ihr an Bildungsmaterial fehlt. Zur Ernährung der H. ist außer der Anwesenheit des Zuckers noch die von löslichen und diffusionsfähigen Eiweißkörpern und von mineralischen Salzen, Kaliumphosphat und Magnesiumsulfat erforderlich; die Eiweißkörper können durch Ammoniumsalze ersetzt werden, jedoch assimiliert die H. den nötigen Stickstoff aus letztern Verbindungen nur schwierig. Das Wachstum der H. beginnt bei Temperaturen von 3—4° C. und setzt sich bei höhern Wärmegraden, bis etwa zur Blutwärme, mit zunehmender Energie fort, während eine weitere Steigerung um wenige Grade zuerst Störung der Vegetation und dann sichern Tod der Pflanze verursacht. Bei Temperaturen unter 3° C. geht die H. in Ruhezustand über, d. h. sie hört auf sich zu vermehren und ist nicht mehr fähig, Gärung hervorzurufen, ohne aber abgestorben zu sein. Gegen extrem niedere Temperaturen ist die H. in diesem Ruhezustand höchst widerstandsfähig.

Der Ruhezustand wird außerdem durch vorsichtigen Entzug des Vegetationswassers, durch freiwilliges Austrocknen bei gewöhnlicher Temperatur hervorgerufen. Die H. kann darin längere Zeit verharren, um dann, in normale Bedingungen versetzt, in Zuckersäfte gebracht, zu neuem Wachstum, zu neuer Gärthätigkeit zu erwachen. Wasserfrei gemacht, widersteht sie der Einwirkung sehr hoher Temperaturen, sie verträgt dann eine Wärme von 100° C., ja es werden noch weit höhere Temperaturen angegeben, denen man sie ohne Schädigung aussetzen kann. Die wachsende H. wird durch geringe Mengen von Chlor, Brom, Jod, schwefliger Säure, Phenol, Thymol, Salicylsäure getötet, doch ist sie gegen letzteres Agens, gegen Salicylsäure, widerstandsfähiger als andere niedere Pilze. Man kann daher, durch mäßigen Zusatz von Salicylsäure, in gärenden Flüssigkeiten die Vegetation fremder Pilze unterdrücken, ohne die Thätigkeit der H. zu hemmen, während ein größerer Zusatz dieser Säure auch die H. zum Absterben bringt.

Digitized by Google

Außer der angegebenen Vermehrung durch Knospung hat die H. noch eine andere Art der Fortpflanzung, durch welche ihr der Platz im botan. System bei den Ascomyceten angewiesen ist. Bringt man kräftig vegetierende H. auf ein zu ihrer Ernährung geeignetes Substrat, z. B. auf eine Möhrenscheibe, und setzt sie frei dem Zutritt der Luft aus, so hört nach einiger Zeit die Knospung auf, die einzelnen Zellen vergrößern sich, die im Protoplasma vorhandenen Vacuolen verschwinden, das Protoplasma ballt sich an einzelnen Stellen zusammen und bildet in der Zelle zwei, drei oder vier deutlich voneinander gesonderte Klumpen. Letztere überziehen sich alsbald mit einer Cellulose-Membran und werden damit zu eigenen Zellen, zu Sporen, zu Schlauchsporen oder Ascosporen, welche von der ursprünglichen Zellmembran, die dadurch zum Sporenschlauch geworden ist, umhüllt sind. Kommen diese Sporen mit dem Schlauch in gärungsfähige Flüssigkeiten, so wird die Hülle zersprengt, die Sporen vergrößern sich und beginnen sofort durch Knospung sich zu vermehren.

Hefe, zum Backen, s. Preßhefe.

Hefele (Karl Jos. von), Bischof von Rottenburg und hervorragender kath. Kirchenhistoriker, geb. 15. März 1809 zu Unterkochen im Oberamt Aalen in Württemberg, ward auf den Schulen zu Ellwangen und Ehingen vorgebildet, studierte alsdann zu Tübingen, wurde 1834 Repetent am theol. Konvikt, 1836 Privatdocent, 1840 ord. Professor der Kirchengeschichte und christl. Archäologie an der kath.-theol. Fakultät der Universität Tübingen. Außer einer Ausgabe der Werke der «apostolischen Väter» (4. Aufl., Tüb. 1855) und der «Chrysostomus-Postille» (3. Aufl., Tüb. 1857), einer Auswahl der Homilien des Chrysostomus in deutscher Übersetzung, veröffentlichte er: «Die Einführung des Christentums im südwestl. Deutschland» (Tüb. 1837), «Der Kardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens im 15. Jahrh.» (2. Aufl., Tüb. 1851), «Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik» (2 Bde., Tüb. 1864—65). Das Hauptwerk aber ist die «Konziliengeschichte» (7 Bde., Freiburg 1855—74; 2. Aufl. 1873 fg.), eine Geschichte sämtlicher Synoden bis zu der von Basel (1431). Im J. 1868 wurde H. vom Papst nach Rom berufen, um an der Vorbereitung des Vatikanischen Konzils mitzuarbeiten. Im J. 1869 zum Bischof von Rottenburg ernannt, gehörte H. auf dem Konzil zu den entschiedensten und einflußreichsten Mitgliedern der Opposition. Der Widerspruch gegen die päpstliche Unfehlbarkeit wurde besonders genährt durch seinen Nachweis, daß Papst Honorius I. auf dem sechsten allgemeinen Konzil (681) zu Konstantinopel als Ketzer verurteilt wurde. Vgl. die Schriften: «Honorius und das sechste allgemeine Konzil» (Tüb. 1870), «Die Honorius-Frage» (aus dem Lateinischen von Rump, Münster 1870). Mit der Mehrzahl der oppositionellen Bischöfe verließ auch H. nach Unterzeichnung eines Protestes gegen Proklamierung des neuen Dogmas Rom und kehrte nach Rottenburg zurück. Doch verkündete auch H. in einem Hirtenbriefe (1871) das neue Dogma.

Hefenpilz, s. unter Hefe.

Hefenpulver soviel wie Backpulver (s. d.).

Heffter (Aug. Wilh.), namhafter Rechtslehrer, geb. 30. April 1796 zu Schweinitz im ehemaligen sächs. Kurkreise, studierte in Leipzig und wurde 1820 Assessor bei dem Appellationshofe in Köln. Das Werk «Athenäische Gerichtsverfassung» (Köln 1822) veranlaßte seine Berufung an die Universität Bonn. Seitdem wirkte er als ord. Professor in der jurist. Fakultät über sechs Jahre in Bonn, drei Jahre in Halle und seit 1833 in Berlin. Seine Hauptwerke sind: «Institutionen des röm. und deutschen Civilprozesses» (Bonn 1825), «System des Civilprozeßrechts» (2. Ausg., Bonn 1843), ferner «Das europ. Völkerrecht der Gegenwart» (7. Aufl., bearb. von Geffken, Berl. 1881; in franz. Übersetzung von Bergson, 4. Aufl., Berl. 1883), «Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafrechts» (6. Aufl., Braunschw. 1857), «Die Sonderrechte der souveränen und mediatisierten Häuser Deutschlands» (Berl. 1871). Weiter sind aufzuführen: «Gaii institutionum commentarius IV.» (Berl. 1830), «Die Erbfolgerechte der Mantelkinder, Kinder aus Gewissensehen u. s. w.» (Berl. 1836), «Civilprozeß im Gebiet des Allgemeinen Landrechts für Preußen» (Berl. 1856), desgleichen mehrere, zum Teil anonym erschienene publizistische Schriften, wie «Das Recht Kurhessens auf die Verlassenschaft des Landgrafen zu Hessen-Rotenburg» (Berl. 1835), «Der gegenwärtige Grenzstreit zwischen Staats- und Kirchengewalt» (Halle 1839). In den J. 1849—52 war er Mitglied der Ersten Kammer, seit 1861 Kronsyndikus und damit lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. Im J. 1846 wurde H. Obertribunalsrat, als welcher er 1868 in den Ruhestand trat. Er starb 5. Jan. 1880.

Heffter (Mor. Wilh.), Historiker und Philolog, Bruder des vorigen, geb. 7. Okt. 1792 zu Schweinitz bei Torgau, war Lehrer am Gymnasium zu Torgau und wurde 1831 Prorektor, 1839 Professor am Gymnasium zu Brandenburg. Er starb zu Brandenburg 8. Juli 1873. H. schrieb: «Die Götterdienste auf Rhodos» (3 Hefte, Zerbst 1827—33), «Geschichte der Stadt Brandenburg» (Potsd. 1840), «Der Weltkampf der Slawen und Deutschen» (Hamb. u. Gotha 1847), «Die Mythologie der Griechen und Römer» (2. Aufl., Potsd. 1848), «Geschichte des Klosters Lehnin» (Brandenb. 1851), «Geschichte der lat. Sprache» (Brandenb. 1852; Zusätze 1855).

Hefner-Alteneck (Jak. Heinr. von), ausgezeichneter Kultur- und Kunsthistoriker, geb. 20. Mai 1811 zu Aschaffenburg, erhielt eine wesentlich künstlerische Erziehung und ergab sich dann einem eifrigen Studium der Kunstgeschichte, insbesondere der des Mittelalters. Im J. 1835 erhielt er den Titel als Professor der Zeichnungskunde; 1853 zum Konservator der vereinigten Kunstsammlungen zu München ernannt, erhielt er 1863 die Stellung eines Konservators des königl. Kupferstich- und Zeichnungskabinetts und wurde 1868 Generalkonservator der Kunstdenkmale Bayerns und Direktor des Bayrischen Nationalmuseums. Von seinen kunsthistor. Arbeiten sind zu nennen: «Trachten des christl. Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen» (3 Abteil., Mannh. 1840—54), im Verein mit Becker «Kunstwerke und Gerätschaften des Mittelalters und der Renaissance» (Frankf. a. M. 1848), «Hans Burgkmaiers Turnierbuch nach Maximilians I. Anordnung» (Frankf. a. M. 1853), «Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen» (Frankf. a. M. 1850), «Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance» (14 Lfgn., Frankf. a. M. 1861—71), «Entwürfe deutscher Meister für Prachtrüstungen der Könige von Frankreich» (Münch. 1865), «Die Kunstkammer des

Digitized by Google

Fürsten Karl Anton von Hohenzollern» (Münch. 1866—73 fg.), «Ornamente alter Meister» (Münch. 1871 fg.). Außerdem «Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrh.» (2. Aufl. der beiden zuerst genannten Werke, Frankf. a. M. 1879 fg.), «Ornamente der Holzskulptur von 1450 bis 1820 aus dem bayr. Nationalmuseum» (Frankf. a. M. 1881).

Hefner-Alteneck (Friedrich von), Sohn des vorigen, geb. 27. April 1845 zu Aschaffenburg, arbeitete in Werkstätten und besuchte die Hochschulen in München und Zürich. Seit 1868 bei der Telegraphenbauanstalt von Siemens u. Halske in Berlin als Konstrukteur und Oberingenieur thätig, ist er der Urheber vieler aus dieser Firma hervorgegangenen berühmt gewordenen Erfindungen. Die hervorragendsten derselben sind: der sog. Trommelinduktor für dynamoelektrische Maschinen, welcher viele Nachahmungen (neuerdings auch in der Edison-Maschine) gefunden hat (s. Elektrische Maschinen); die Wechselstrommaschine mit rotierenden Spulen ohne Eisenkerne; mehrere elektrische Lampenkonstruktionen, darunter vornehmlich die sog. Differentiallampe, durch welche die Teilung des elektrischen Lichtes ohne Anwendung der Jablochkoff-Kerze zuerst praktisch ermöglicht wurde (s. Elektrische Lampen).

Hefteisen (frz. pontil, engl. punty-rod), stabförmiges Werkzeug des Glasmachers, mittels dessen das Arbeitsstück in der gewünschten Lage festgehalten wird. (S. unter Glas, Bd. VIII, S. 80*.)

Heftlade (frz. cousoir, engl. sewing-press), ein rahmenartiges Gestell, dessen sich die Buchbinder zum Aufspannen der Schnüre bedienen, mittels welcher die einzelnen Bogen eines Buchs, in der richtigen Reihenfolge übereinander liegend, geheftet werden. (S. unter Buchbinderkunst, Bd. III, S. 651*.)

Heftpflaster, s. unter Bleipflaster.

Hegar (Alfred), namhafter Arzt und Kliniker, geb. 6. Jan. 1830 zu Darmstadt, widmete sich in Heidelberg, Berlin und Gießen dem Studium der Medizin, ließ sich 1852 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder und folgte 1864 einem Ruf als ord. Professor der Gynäkologie und Direktor der gynäkologischen Klinik an die Universität Freiburg i. Br., in welcher Stellung er sich wesentliche Verdienste namentlich um die operative Gynäkologie erwarb. Außer zahlreichen Journalaufsätzen veröffentlichte er im Verein mit Kaltenbach: «Operative Gynäkologie» (2. Aufl., Stuttg. 1881), ferner «Die Castration der Frauen vom physiol. und chirurgischen Standpunkt aus» (Lpz. 1878), «Ignaz Philipp Semmelweiß, sein Leben und seine Lehre» (Freiburg 1882).

Hegau, Landschaft im südl. Schwaben, zwischen dem Bodensee, dem Rhein und der Donau, jetzt größtenteils zu Baden gehörig, mit vielen Burgruinen, wie Hohenlöwen, Hohenstoffeln, Hohenkrähen, Hohentwiel u. s. w.

Hegel (Georg Wilh. Friedr.), einer der einflußreichsten Philosophen der neuern Zeit, geb. 27. Aug. 1770 zu Stuttgart, wurde teils durch Privatlehrer, teils auf dem dortigen Gymnasium für die Universität vorbereitet und widmete sich dann in dem theol. Stift zu Tübingen 1788—93 dem theol. und philos. Studium. In das Studium der Philosophie wurde er teils durch die Alten, teils durch die Kantschen Schriften eingeführt. Nachdem er seine Studien durch das theol. Kandidatenexamen abgeschlossen, lebte er als Hauslehrer in Bern (1793—96), dann in Frankfurt a. M. (1797—1800). Diese Zeit war für seine Entwickelung einflußreich durch histor. und polit. Studien. Allmählich jedoch wurde die Philosophie, die damals nach einer kurzen Alleinherrschaft des Kantschen Kritizismus einen raschen Umschwung durch Fichte und Schelling erfahren hatte, immer entschiedener der Mittelpunkt seiner Arbeiten. Die ersten Entwürfe eines Systems der Philosophie fallen noch in die Zeit seines Aufenthalts in Frankfurt. Anfang 1801 ging H. nach Jena, um sich als Docent der Philosophie zu habilitieren. Er that dies, nachdem er vorher «Über die Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems» (Jena 1801) geschrieben hatte, mit der Abhandlung «De orbitis planetarum» (Jena 1801) und gab bald darauf mit Schelling, mit dem er schon im tübinger Stift eine vertraute Bekanntschaft geschlossen und mit dessen philos. Ansichten er sympathisierte, das «Kritische Journal der Philosophie» (Tüb. 1802) heraus. In jenem Buche sowie in den diesem Journal einverleibten Aufsätzen: «Glauben und Wissen» u. s. w., läßt H. schon eine entschiedene Selbständigkeit gegenüber den nächst vorhergegangenen Systemen erkennen. In den folgenden Jahren arbeitete er die «Phänomenologie des Geistes» aus, welche damals als der erste Teil des «Systems der Wissenschaft» (Bamb. 1807) erschien. In diesem, H.s Eigentümlichkeit am frischesten darstellenden Werke, welches er selbst seine Entdeckungsreisen nannte, suchte er nachzuweisen, wie das Subjekt von der Unmittelbarkeit des gemeinen Bewußtseins allmählich auf den Standpunkt des spekulativen Denkens oder der Philosophie fortgetrieben werde, und entwickelte dabei zum ersten mal die ihm eigentümliche dialektische Methode. Er war 1806 außerord. Professor der Philosophie in Jena geworden, ging aber noch in demselben Jahre, nachdem die Schlacht von Jena alle dortigen Verhältnisse gestört, auf Niethammers Veranlassung nach Bamberg und redigierte daselbst einige Zeit eine polit. Zeitung, bis er im Herbst 1808 zum Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg und zum Professor der philos. Vorbereitungswissenschaften ernannt wurde. Hier arbeitete er seine «Wissenschaft der Logik» (3 Bde., Nürnb. 1812—16) aus. Im Herbst 1816 wurde er durch Daubs Vermittelung als Professor der Philosophie nach Heidelberg berufen, wo er seine «Encyklopädie der philos. Wissenschaften» (Heidelb. 1817; 3. Aufl. 1830) herausgab. Schon 1818 jedoch folgte er dem Rufe nach Berlin als Professor der Philosophie an Fichtes Stelle. Gleich anfangs fand er hier viele Zuhörer, und Männer aus allen Ständen besuchten seine Vorträge. Überhaupt begann erst mit seiner Übersiedelung nach Berlin, wo er auch die «Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft» (Berl. 1821) herausgab, seine Philosophie in Deutschland und namentlich in Preußen Epoche zu machen. Die 1827 in Gemeinschaft mit seinen Anhängern gegründeten «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» wurden ein wirksames Organ für die Verbreitung seiner Lehre, und die Gunst des Ministers von Altenstein sicherte dieser Lehre zugleich eine große Anzahl akademischer Lehrstühle auf den preuß. Universitäten. So stand H. im Mittelpunkte einer zahlreichen Schule und war mit einer neuen Ausgabe

Digitized by Google

seiner «Logik» beschäftigt, als ihn die Cholera 14. Nov. 1831 wegraffte. Vgl. Rosenkranz, «H.s Leben» (Berl. 1844). Kurze Zeit nach seinem Tode vereinigten sich mehrere seiner Schüler zu einer Gesamtausgabe seiner Werke (18 Bde., Berl. 1832—41), unter die auch seine Vorlesungen über die Religionsphilosophie, Ästhetik, Philosophie der Geschichte und Geschichte der Philosophie aufgenommen wurden. In Veranlassung der Jubiläumsfeier wurde ihm 1870 zu Berlin seitens der Universität ein Denkmal (von Bläser) errichtet.

Das Verhältnis der Hegelschen Philosophie zu den unmittelbar vorhergehenden Systemen ist dadurch bezeichnet, daß H. die Voraussetzung einer absoluten Identität zwischen dem Wissen und dem Sein, dem Gedanken und der Wirklichkeit, dem Subjektiven und Objektiven aus der Schellingschen Identitätsphilosophie sich aneignete. Aber er sagte sich frühzeitig von der Art und Weise Schellings los, diese Identität samt ihren innern Gegensätzen durch das Medium einer bloßen intellektuellen Anschauung zu betrachten, ging vielmehr auf die Methode der transscendentalen Logik Kants zurück, und zwar in einer ähnlichen Weise, wie hierzu bereits in der deduktiven Methode der Fichteschen Wissenschaftslehre der Anfang gemacht worden war. Ist nämlich die Ordnung und Verknüpfung unserer Gedanken die Ordnung und Verknüpfung der Dinge selbst untereinander, wie die Kantsche Kritik lehrt, so muß die allgemeine Form im Laufe des objektiven Geschehens mit der Form in der Entwickelung unserer Gedanken a priori genau übereinstimmen und umgekehrt. Die allgemeinste Form dessen, was da erscheint, ist aber das Werden; alles Werdende erscheint als ein solches, welches zugleich ist und nicht ist, was es ist. Indem es ein anderes wird, negiert es sich, und diese immanente Negation, durch welche es sich dauernd erhält und durch immer neue Gestalten sein Dasein bereichert, erscheint als sein Wesen. Auf diese Weise erklärt H. die «immanente Negativität» für die Form und den Ausdruck eines Denkens, dessen Bewegungen, mit dem Prozesse des Werdens identisch, ihm vollkommen korrespondieren. Die dialektische Methode ist daher nach ihm ein mit dem Prozesse der Sache selbst identischer Prozeß des Denkens, welcher durch Auflösung jedes Begriffs in sein eigenes Gegenteil und die dadurch vermittelte Erhebung desselben zu einem reichern Inhalt sich zum absoluten Wissen fortarbeitet. Das System der Philosophie gliedert sich in drei große Gedankenkreise. Der erste Teil ist die Logik, als die Wissenschaft der Idee an sich, die in die Lehre vom Sein, als dem Unmittelbaren und Voraussetzungslosen, vom Wesen, als der Reflexion und der Vermittelung der Idee mit sich, und dem Begriff oder der Idee, als der Rückkehr des Begriffs in sich, zerfällt. Der zu sich selbst gekommene Begriff geht in sein Gegenteil, die Natur, über. Innerhalb der Naturphilosophie, als des zweiten Hauptteils, bezeichnen dann der mechan., der physik. und der organische Prozeß die drei allgemeinsten Stufen oder Momente. Aber die Idee faßt sich endlich aus ihrer Entfremdung in der Natur wieder zusammen, kommt als Geist zu sich, wird «an und für sich», was sie in der Logik «an sich» und in der Natur «außer sich» war, und die Darlegung der Momente, durch welche dies geschieht, ist die Philosophie des Geistes, der sich von den Stufen des subjektiven durch die des objektiven zu denen des absoluten Geistes erhebt. Während hier die anthropol. und psychol. Erscheinungen dem Gebiete des subjektiven, die rechtlichen und sittlichen Begriffe dem des objektiven untergeordnet werden, bezeichnen die Kunst, die Religion und die Philosophie die Momente des absoluten Geistes.

Die H.sche Philosophie charakterisiert sich demnach erstlich durch ihr Prinzip, als den positiven Begriff des Geistes, im Gegensatz zu der vagen Schellingschen Indifferenz des Subjektiven und Objektiven; zweitens durch ihre Methode der Dialektik, welche Kant bereits in den Antinomien seiner Vernunftkritik in negativer Weise handhabte, H. aber in positiver Weise durchführte. H. nimmt hierdurch in der Geschichte der Logik die Stellung ein, das durch Kant eingeleitete Verhältnis eines unzertrennlichen Ineinandergreifens von Logik und Metaphysik zur Ausführung gebracht und dadurch sämtliche Denkgesetze, Kategorien, Begriffsformen und Methoden in ein allgemeines System vereinigt zu haben, in welchem zugleich jeder einzelne Zweig des Wissens aus allen Erfahrungsgebieten seine Stelle findet, sodaß ihm hier sein Umfang, seine Grenze, sein Wert, seine Bedeutung, seine Methode und sein Zusammenhang mit allen übrigen Zweigen des Wissens bestimmt und bewiesen wird. Durch einen so großartig gedachten encyklopäd. Plan war es hauptsächlich, daß die H.sche Philosophie vor allen übrigen mit ihr wetteifernden Schulsystemen ihr Übergewicht gewann. An diesem encyklopäd. Plane hielt daher auch anfangs die Schule streng fest, wobei sie die Anwendung der dialektischen Methode auf die Zweige einzelner Disciplinen mit emsiger Geschäftigkeit fortsetzte. So wurde die Psychologie als die Wissenschaft des subjektiven Geistes zunächst von Rosenkranz, dann von Erdmann und Schaller gefördert. In der Jurisprudenz war es Gans, der das ewige Recht der praktischen Vernunft gegen die histor. Schule vertrat und das Erbrecht in seiner weltgeschichtlichen Ausbildung entwickelte. Die Moral bearbeitete Michelet; die Ästhetik und Kunstgeschichte wurden von Hinrichs, Hotho, Rosenkranz, Vischer, Ruge, Schnaase betrieben. Am lebhaftesten wurde die Bewegung in der Religionsphilosophie durch die Mitleidenschaft, in welche sich die Theologie gezogen sah. Wie Kant, Fichte und Schelling gethan, so suchte auch H., und mit ihm Daub, Marheineke, Rosenkranz, Göschel, Vatke u. a., den ewigen Vernunftgehalt des Christentums in seinen histor. und symbolischen Formen nachzuweisen. Aber mit diesem Streben zerfiel die H.sche Schule durch den Streit über die Christologie, den vorzüglich Strauß durch sein «Leben Jesu» (1835) anregte und durch seine «Christl. Glaubenslehre» (1840) nährte. Es bildete sich eine supranaturalistische, eine rationalistische und eine vermittelnde rationellmystische Fraktion, die man die Rechte, die Linke und das Centrum der H.schen Schule zu nennen pflegte. Für die Geschichte der Philosophie, in der H. selbst als ein wahrhafter Gelehrter viel geleistet, ist seine Schule in Feuerbach, Schwegler, Zeller, Erdmann, Kuno Fischer vorzüglich thätig gewesen. Die «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» (1827—47 durch Henning redigiert) galten gewissermaßen als das Organ der Orthodoxie der H.schen Doktrin bis 1841, wo Schelling nach Berlin kam.

Digitized by Google

Das Bedürfnis, den gleichsam häretischen Ansichten der jüngern Hegelianer einen ungenierten Ausdruck zu ermöglichen, hatte indessen Ruge und Echtermeyer schon 1838 veranlaßt, die «Hallischen Jahrbücher» zu gründen. Infolge der kölner Streitigkeiten gerieten die Junghegelianer mit Leo in Kampf, der sie des Atheismus anklagte. Schubart und andere gesellten zu dieser Anklage die der Revolution. So ward die H.sche Philosophie, die zu Lebzeiten H.s für kirchlich und politisch konservativ gegolten, als destruktiv verurteilt. Ruge verlegte seine Zeitschrift von Halle nach Leipzig und nannte sie «Deutsche Jahrbücher», die aber 1847 ebenfalls dem Verbot erlagen. Seit dieser Zeit hat der H.sche Denkweg sich in einer freiern Weise als früher weiter entwickelt, nämlich in Gestalt einer fortgesetzten Arbeit auf den Grundlagen der Kantschen Kritik und der Fichteschen Wissenschaftslehre, indem einerseits bedeutende Repräsentanten der Schule sich erhebliche Abweichungen im System erlaubten, wie K. Werder in seiner «Logik» (Berl. 1841), Rosenkranz in seiner «Wissenschaft der logischen Idee» (2 Tle., Königsb. 1858—59), Kuno Fischer in seiner «Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre» (Stuttg. 1852; 2. Aufl. 1865); andererseits Männer von entgegengesetzten Weltanschauungen, wie J. H. Fichte, Weiße, K. Ph. Fischer, Chalybäus, Wirth, Ulrici, Carriere, sich der dialektischen Methode bei ihren Arbeiten bedienten und dadurch von seiten der strengen Schulanhänger sich den Namen der Pseudo-Hegelianer zuzogen. Während nun diese nicht unbedeutende Schar von außen her zur Anfrischung und Erneuerung der Schule in dieselbe einrückte und sich gleichsam gewaltsam darin Quartier erbat, reinigte sich die Schule von innen her dadurch, daß ihre in Materialismus auslaufenden Zweige (Feuerbach, Moleschott, Noack) förmlich sich von ihr trennten. Dagegen hat sich die Schule der strengen Observanz seit 1860 in der philos. Zeitschrift «Der Gedanke, Organ der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin» (herausg. von Michelet) ein Werkzeug ihres festen Bestandes und Einverständnisses gegründet.

Im Auslande hat sich das Studium der H.schen Philosophie mehr und mehr verbreitet. In Frankreich hat Cousin so lange für sie gewirkt, bis er nach H.s Tode zu Schelling übertrat und von hier ab dessen Polemik teilte. Diese Polemik blieb in Frankreich vorherrschend, bis man neuerdings (seit Bénard) ein selbständigeres und eindringenderes Studium H.s vornahm, welches sich sowol in Übersetzungen der H.schen Werke als in raisonnierenden Darstellungen ihres Inhalts bekundete. Warme Anhänger fand das H.sche System in Dänemark (Heiberg, Martensen), Schweden und Finland (Snellmann, Tengström, Bring), Norwegen (Monrad). Später drang das Studium H.s nach Italien, wo es durch Desanctis, den Rechtsphilosophen Salvetti, den Ästhetiker Trani und ganz besonders durch Vera vertreten ist, und in neuerer Zeit nach England, wo es, durch Hutchison Stirling («The secret of H.», 2 Bde., Lond. 1865) eingeführt, namentlich auf dem Gebiete der Ethik zahlreiche Anhänger gefunden hat.

Vgl. Haym, «H. und seine Zeit» (Berl. 1857); Köstlin, «H. in philos., polit. und nationaler Beziehung» (Tüb. 1870); Rosenkranz, «H. als deutscher Nationalphilosoph» (Berl. 1870).

Hegel (Karl), namhafter Geschichtsforscher, älterer Sohn des vorigen, geb. 7. Juni 1813 zu Nürnberg, besuchte das Französische Gymnasium zu Berlin, studierte in Berlin und Heidelberg Philosophie, Philologie und Theologie, war dann Hilfslehrer am Köllnischen Gymnasium zu Berlin, erhielt 1841 einen Ruf als außerord. Professor der Geschichte nach Rostock, wurde daselbst 1849 zum ord. Professor ernannt und ging in gleicher Eigenschaft 1856 nach Erlangen. H.s Hauptwerk ist: «Geschichte der Städteverfassung von Italien» (2 Bde., Lpz. 1847). Außerdem leitet er die Herausgabe der «Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrh.» (Bd. 1—18, Lpz. 1862—82). Ferner veröffentlichte er die histor. Monographien: «Geschichte der mecklenb. Landstände bis zum J. 1555» (Rost. 1856), «Die Ordnungen der Gerechtigkeit in der florentin. Republik» (Erlangen 1867) und «Die Chronik des Dino Compagni» (Lpz. 1875).

Hegel (Immanuel), hervorragender Führer der konservativ-kirchlichen Partei in Preußen, jüngerer Sohn des Philosophen H., geb. 24. Sept. 1814 in Nürnberg, besuchte in Berlin das Französische Gymnasium und studierte auf den Universitäten Berlin, München und Heidelberg vier Jahre Philosophie, Jurisprudenz und Staatswissenschaften. Im J. 1836 trat er in den preuß. Staatsdienst, war seit 1842 als Regierungsassessor bei der Regierung in Magdeburg beschäftigt und wurde 1844 in das neuerrichtete Handelsamt in Berlin als Hülfsarbeiter berufen. In dieser Stellung gründete er mit Delbrück das «Handelsarchiv» und besorgte mit ihm die beiden ersten Jahrgänge. Im April 1848 wurde er dem neugebildeten Handelsministerium überwiesen und im Juli 1848 in das Bureau des Staatsministeriums berufen. Hier blieb er bis 1865 und wurde 1849 zum Regierungsrat, 1853 zum Geh. Regierungsrat und vortragenden Rat und 1859 zum Geh. Oberregierungsrat befördert. H. war 1853—58 Kurator des «Preuß. Staatsanzeigers» und des Litterarischen Bureau im Staatsministerium. Im J. 1858 wurde er Kurator des Staatsschatzes und vortragender Rat bei der Verwaltung des Staatsschatzes. 1861 Mitglied der Ober-Examinationskommission für das Fach der Nationalökonomie und des Finanzwesens. Aus allen diesen Stellungen schied er infolge seiner Ernennung zum Präsidenten des Konsistoriums der Provinz Brandenburg, welches Amt er 1. Febr. 1865 antrat.

Hegemeister, früher gebräuchlicher Titel für untere Forstbeamte verschiedenen Wirkungskreises.

Hegemone, eine der beiden in Athen verehrten Chariten, s. unter Grazien.

Hegemonie (grch.), eigentlich Oberbefehl oder Obergewalt, nannte man in Griechenland namentlich die diplomatische und militärische Führung, die einem einzelnen Staate wegen seiner Machtfülle, Tapferkeit und Kriegserfahrung seiner Bürger von einer Anzahl anderer Gemeinden eingeräumt wurde. Zuerst trat Sparta, nachdem es seit der Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. der Vorort der peloponnes. Staaten geworden war, zur Zeit der Perserkriege an die Spitze von Hellas, indem damals die meisten griech. Staaten seiner Führerschaft sich unterordneten. Doch entstanden bald Spaltungen in dieser Verbindung. Sparta geriet seit 461 in Konflikt mit dem seemächtigen Athen, welches selbst seit 476 an der Spitze eines großen Inselbundes stand, und

Digitized by Google

nun den Spartanern überall als ebenbürtige Macht die Spitze bot. Erst als die Macht Athens im Peloponnesischen Kriege gebrochen war (404), konnten die Spartaner ihr früheres Übergewicht wiedererlangen. Unter Epaminondas' Führung machte hernach Theben, welches Sparta in der Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.) demütigte, eine Zeit lang mit Erfolg den Versuch, die H. an sich zu ziehen. Nach Epaminondas' Tode riß dann bei dem unaufhörlichen innern Hader der Griechen König Philipp von Macedonien als Sieger in der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) die H. an sich.

Hegensäure, die Säure der Kussoblumen (s. d.).

Heger (Franz), Architekt, geb. 5. Jan. 1792 zu Worms, bildete sich in Darmstadt und Karlsruhe unter Moller und Weinbrenner und bereiste 1817—21 Italien, Griechenland und Frankreich. Hierauf ließ er sich in Darmstadt nieder, wo er 2. Mai 1836 als hess. Baurat starb. Unter seinen Gebäuden sind die Kasernen in Darmstadt, unter seinen Publikationen die «Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude» (mit Moller, Darmstadt 1825—30) hervorzuheben.

Hegereiter oder Hegereuter, ehemals auch «reitender Förster» genannt, unterer Beamter für Forst- und Jagdschutz, später eine Art Forstaufseher, dem besonders Pflege und Schutz der Jagd obliegt, weniger forstwirtschaftliche Thätigkeit. Dieser Titel verschwindet in neuerer Zeit allmählich.

Hegergut, im Braunschweigischen Bezeichnung gewisser Bauergüter; Hegermänner heißen die Bauern, Hegerherren die Gutsherren. Für ihre Rechtsverhältnisse bestand ein Hegergericht und besondere Weistümer (Hegerrecht).

Hegesias, griech. Philosoph, einer der spätern Cyrenaiker, welcher dadurch bekannt ist, daß er auf Grund der Lusttheorie zu dem Resultat gelangte, das höchste Gut, die vollkommene, dauernde Lust, sei, weil sie nicht vom Menschen allein, sondern von dem unberechenbaren Geschick abhänge, nicht erreichbar, und es sei deshalb besser, aus dem Leben freiwillig zu scheiden. Pessimismus und Empfehlung des Selbstmordes erscheinen so als Konsequenzen des Hedonismus. Da er, besonders in Alexandria, mit dieser Lehre großen, auch praktischen Erfolg hatte, so erhielt er den Beinamen πεισθάνατος, d. h. «der zum Sterben Überredende».

Hegesippus von Sunion, Parteigenosse des Demosthenes, wird zuerst 364 v. Chr. als öffentlicher Redner genannt, und bekämpfte mit Eifer die Politik Philipps und der macedon. Partei in Athen selbst; letztere hing ihm daher den von der Komödie wider ihn aufgebrachten Spitznamen «Krotylos» an (d. h. Haarbusch, wegen seiner wohlgepflegten Haartour). Er überlebte noch das Jahr 325 v. Chr. Eine seiner Reden (die 342 v. Chr. gehaltene Rede «über Helonnesos») ist unter den Werken des Demosthenes erhalten. Vgl. A. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit» (Lpz. 1856).

Hegesippus, Kirchenschriftsteller aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrh., schrieb fünf Bücher unter dem Titel «Aufzeichnungen» (ὑπομνήματα), welche gegen die Gnostiker gerichtet waren und ihnen gegenüber die Einheit und Wahrheit der in den Apostelkirchen erhaltenen und durch die bischöfliche Succession fortgepflanzten Lehrüberlieferung darthun sollten. Von der Schrift sind leider nur Fragmente erhalten, die aber durch die darin mitgeteilten Traditionen für die älteste Kirchengeschichte sehr wichtig sind. H. war vermutlich jüdischer Abkunft, mit Unrecht aber hat man ihn zum Vertreter judaistischer Grundsätze gestempelt. Vgl. Dannreuther, «Du témoignage d'Hégésippe sur l'église chrétienne aux deux premiers siècles» (Nancy 1878).

Hegetsch., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hegetschweiler.

Hegetschweiler (Johs.), schweiz. Botaniker, geb. 14. Dez. 1789 zu Niederswil im Kanton Zürich, ließ sich 1814 zu Stäfa als Arzt nieder und wurde 1831 Mitglied des neuen Regierungsrats des Kantons Zürich. Infolge dessen nach Zürich übergesiedelt, wirkte H. daselbst eifrig bei Gründung der Universität, als Präsident des Sanitätsrats und der Forstkommission und besonders bei der Anlegung des neuen botan. Gartens. Er starb an einer Verwundung, die er in dem Gefecht zu Zürich 6. Sept. 1839 erhielt, an demselben Tage. H. veröffentlichte «Reisen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden» (Zür. 1825), «Beiträge zu einer kritischen Aufzählung der Schweizerpflanzen» (Zür. 1831), «Flora der Schweiz» (4 Lfgn., Zür. 1838—40, fortgesetzt von O. Heer).

Hegewisch (Dietr. Herm.), verdienter deutscher Geschichtsforscher, geb. 15. Dez. 1740 zu Quakenbrück im Osnabrückischen, studierte Theologie in Göttingen, war dann bis 1775 Hofmeister bei dem dän. Konsul Grafen Schimmelmann in Hamburg, wo er hierauf bis 1780 privatisierte und die «Geschichte Karls d. Gr.» (Lpz. 1772) und die «Geschichte der fränk. Monarchie» (Hamb. 1779) schrieb. Im J. 1780 kam er als Professor der Geschichte nach Kiel, wo er 1782 die ord. Professur der Geschichte erhielt, 1805 zum Etatsrat ernannt wurde und 4. April 1812 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften sind noch hervorzuheben: «Geschichte der Deutschen von Konrad I. bis Heinrich II.» (Hamb. 1781), «Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians I.» (2 Bde., Hamb. 1782—83; 2. Aufl. 1818), «Allgemeine Übersicht der deutschen Kulturgeschichte» (Hamb. 1788), die Fortsetzung von Christianis «Geschichte der Herzogtümer Schleswig und Holstein» (Bd. 3 u. 4, Kiel 1801—2), «Geschichte der engl. Parlamentsberedsamkeit» (Altona 1804), «Geogr. und histor. Nachrichten, die Kolonien der Griechen betreffend» (Altona 1808; Nachtrag, 1811). Auch besorgte er selbst eine Sammlung seiner «Histor.-philos. und litterar. Schriften» (2 Bde., Kiel 1793).

Sein Sohn, Franz Hermann H., geb. 13. Nov. 1783 zu Kiel, war seit 1809 Professor der Medizin daselbst und machte sich durch seine rege Teilnahme an den Geschicken seines Vaterlandes bekannt. Seine Ansichten veröffentlichte er in vielfacher Form durch die Tagespresse, meist anonym, bisweilen unter dem Namen Franz Baltisch. Unter letzterm Namen erschienen auch die Schriften: «Polit. Freiheit» (Lpz. 1832) und «Eigentum und Vielkinderei» (Kiel 1846). H. starb 27. Mai 1865.

Hegi (Franz), Zeichner und Kupferstecher, geb. im April 1774 zu Zürich, wurde im dortigen Waisenhause erzogen und war dann Schüler des Kupferstechers Pfenninger. Er ging 1796 nach Basel, kehrte aber 1802 nach Zürich zurück und besuchte 1822 Paris, wo er eine Anzahl von Blättern für die «Voyage pittoresque en Sicile» von Osterwald lieferte. Er starb 14. März 1850 in Zürich. Seine Handzeichnungen und die meisten seiner Radierungen sind im Besitz der Künstlergesellschaft in Zürich.

Digitized by Google

Hegira, s. Hedschra.

Hegius (sein eigentlicher Name ist Alexander Heek), ein um die Wiederbelebung der Wissenschaft im 15. Jahrh. sehr verdienter Mann, wurde wahrscheinlich 1433, nach andern 1420 in dem Flecken Heek bei Ahaus in Westfalen geboren. In dem Fraterhaus in Zwolle unterrichtet, trat er in den geistlichen Stand ein und wurde Magister. Er erwarb sich große Verdienste um die Gelehrsamkeit nicht durch Entdeckung neuer wissenschaftlicher Schätze, wohl aber durch Verbreitung derselben als Lehrer in Deventer, zuerst bei der durch die Brüder des gemeinsamen Lebens errichteten Schule, nachher als Vorsteher entweder eben dieser oder einer neu von ihm eingerichteten Schulanstalt. Vorher hatte er Schulen in Wesel, Emmerich und Deventer geleitet. Er starb 27. Dez. 1498 in Deventer. Aus seiner Schule gingen Männer wie Erasmus, Mutianus, der Führer des erfurter Humanistenkreises, Herm. von dem Busch, Jos. Horlenius (erster Professor der Eloquenz in Wittenberg), Joh. Cäsarius, Joh. Murmellius u. a. hervor. Von seinen Schriften haben sich nur wenige erhalten.

Hegnenberg-Dux (Friedr. Adam Justus, Graf von), bayr. Ministerpräsident, wurde geb. 2. Sept. 1810 auf seinem Stammschlosse Hofhegnenberg im oberbayr. Verwaltungsdistrikt Bruck als zweiter Sohn des königl. bayr. Kämmerers und Obersten Friedrich Georg Maximilian Joseph, Grafen von H. (geb. 1775, gest. 15. Jan. 1835) und gehörte einem vom Herzog Wilhelm IV. von Bayern und der Freiin Margarete von Hausen stammenden, seit 3. Sept. 1790 gräfl. Geschlecht an. H. wandte sich nach dem Tode seines ältern Bruders vom Studium der Medizin der Landwirtschaft zu, übernahm nach dem Tode seines Vaters zu der Herrschaft Sicklasberg noch die Herrschaft Hofhegnenberg und erhielt 1837 die Würde eines königl. bayr. Kämmerers. Im J. 1845 in die Zweite bayr. Kammer gewählt, in welcher er für die liberalen Ideen eintrat, gehörte er derselben bis 1865 an. Er wurde 1847 zum zweiten und von 1848 ununterbrochen bis 1865 zum ersten Präsidenten der Abgeordnetenkammer gewählt. In der Kammer sowie als Mitglied der Konstituierenden Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. gehörte H. zur großdeutschen Partei. Obgleich H. sich mit den Ereignissen von 1866 nicht befreunden konnte, mißbilligte er doch nach 1870 entschieden jeden Gedanken an eine Feindseligkeit gegen das neue Deutsche Reich, suchte aber die innerhalb der Reichsverfassung bestehende Selbständigkeit der bayr. Krone zu wahren. H. übernahm 21. Aug. 1871 das Ministerium des königl. Hauses, das des Aeußern und den Vorsitz im Ministerrate, in der Hoffnung, zwischen den beiden nichtultramontanen Parteien (den Nationalliberalen und den in den innern, namentlich den kirchlichen Fragen liberal gesinnten Partikularisten) eine Versöhnung stiften und dadurch eine Partei zur Stütze des Ministeriums schaffen zu können, was ihm zum Teil gelang. Insbesondere bekämpfte H. mit Erfolg 18. Febr. 1872 in der Abgeordnetenkammer den Schüttingerschen Initiativantrag, wonach die Aufhebung von Reservatrechten durch die Reichsgesetzgebung für Bayern nur nach vorheriger Einholung der Zustimmung des bayr. Landtags Geltung haben sollte. Er starb indes schon 2. Juni 1872. Seine Leiche wurde in der Familiengruft zu Hofhegnenberg beigesetzt. Er hinterließ einen einzigen Sohn, Lothar, geb. 3. Aug. 1847.

Hegner (Ulrich), schweiz. Schriftsteller, geb. 7. Febr. 1759 zu Winterthur, studierte zu Straßburg Medizin, ward nach einer Reise durch Deutschland Landschreiber der Grafschaft Kyburg, 1798 Appellationsrat in Zürich, 1805 Senator zu Winterthur und starb daselbst 3. Jan. 1840. Das Ergebnis einer Reise nach Paris (1801) war: «Auch ich war in Paris» (3 Bde., Winterthur 1803—4); ein trefflicher Sittenroman ist seine «Molkenkur» (3 Bde.; Bd. 2—3 unter dem Titel «Suschens Hochzeit», Zür. 1812; neue Aufl. 1827), in welchem er in anschaulicher Weise den Fremdenverkehr in der Schweiz schildert; bekannt sind auch «Salys Revolutionstage» (Winterthur 1814) und seine «Beiträge zur Kenntnis Lavaters» (Lpz. 1836). Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in 5 Bänden (Berl. 1828—30). Vgl. Schellenberg-Biedermann, «Erinnerungen an H.» (Zür. 1843).

Hegumenos (neugrch. Iguman), Abt, Prior eines (griech.) Klosters.

Hegyallja (spr. Hedjálja) ist der Name der in der Zempliner Gespanschaft in Ungarn gelegenen, 45—55 km breiten und 22—30 km langen Weingebirgskette, welche die Weingebirge der Ortschaften Tokay, Tarczal, Keresztúr, Maád, Tállya u. s. w. umfaßt und den weltberühmten Tokayer Wein und Ausbruch liefert. Der Hügelzug übersteigt selten die Höhe von 490 m. In der nördl. Hälfte heißt er auch Sóvárygebirge, das Salzburger-Gebirge, und dieser Teil ist der höhere (Berg Simonka 1083 m); in den südl. tokayer Bergen ist der am Südende gelegene Berg von Tokay (508 m) der höchste Punkt. Der Boden dieses Gebirges besteht in der obern Schicht größtenteils aus verschieden gestaltetem trachytischen Gestein, hat anmutige Formen und eine üppige Vegetation. Dem vulkanischen Boden sowie der außerordentlichen Sorgfalt und Geschicklichkeit, mit der die Einwohner den Weinbau betreiben, ist wohl hauptsächlich die Güte der Erzeugnisse zuzuschreiben. Die Weinlese beginnt sehr spät (gewöhnlich erst 20. Okt.) und wird unter Festlichkeiten und Belustigungen begangen. Das mittlere Jahreserträgnis beträgt etwa 200000 Eimer, wovon an zwei Drittel ins Ausland geführt werden. Am süßesten ist der Tállyaer und Maáder, am feurigsten der Tokayer Wein, weshalb letzterer im Auslande am meisten gesucht und das gesamte Erzeugniß der H. nach ihm benannt wird. Doch wird er auch vor der Ausfuhr vielfach gefälscht.

Hegyes (spr. Hedjesch), ungar. Lokalname, der häufig vorkommt; er bedeutet «bergig» oder «gebirgig», auch «spitzig» (von hegy = Berg, Spitze). — Hegyes, ungar. Dorf im Komitat Bács-Bodrog, mit 4500 E., in den telecskaer Sandhügeln in sehr fruchtbarem Terrain gelegen. — Kún-Hegyes, Marktflecken im Komitat Jazygien-Kumanien, zählt 7461 magyarische E. — Mezö-Hegyes, Dorf im Komitat Arad, hat 3600 E., Magyaren und Deutsche, und ein berühmtes königl. Pferdegestüt.

Heher (Garrulus) heißt eine Gattung der Rabenvogel, welche im Äußern jedoch mehr den Würgern gleicht und sich durch einen ganz geraden, an der Wurzel mit nach vorn gerichteten Federn umgebenen Schnabel und lockeres, seidenartiges, mehr oder minder buntes, besonders mit Blau gemischtes Gefieder unterscheidet. Hierher gehört der über ganz Mittel- und Nordeuropa verbreitete, die

Digitized by Google

Laubwaldungen bewohnende **Eichelheher** oder **Margolf** (G. glandarius), der wegen seines rastlosen Geschreies auch **Holzschreier** genannt wird und einer der schönsten Vögel Deutschlands ist; er lebt von Eicheln, Buchecken, Haselnüssen und Beeren, raubt aber auch Eier und Nestvögel, welchen letztern er den Schädel spaltet, um das Hirn zu fressen. In listigem und mutwilligem Wesen gleicht er der Elster. Seine Stimme ist rauh; er besitzt aber die Fertigkeit, die verschiedensten Töne hervorzubringen, und lernt in der Gefangenschaft menschliche Worte nachsprechen. Das erwachsene Männchen ist 34 cm lang, hell rötlichgrau, die Flügeldeckfedern sind hellblau mit dunkeln Querbinden und die Hollenfedern weiß und schwarz gefleckt. Noch schöner sind indes die ausländischen H. gefärbt, wie z. B. der **nordamerikanische Blauheher** (Cyanetta cristata), welcher schön blau, an dem Bauche, Hinterleibe und den Schwanzspitzen weiß und an Flügeln und Schwanz ultramarinblau und schwarz gebändert ist, übrigens dem europ. Eichelheher auffallend gleicht. Der **Tannen- oder Nußheher** (Nucitraga caryocatactes), der einen langen, fast spechtartigen Schnabel besitzt, bildet jetzt eine eigene Gattung.

Hehlerei. Das Reichsstrafgesetzbuch §§. 258 fg. scheidet zwei Formen, welche als Personenhehlerei und als Sachenhehlerei (Partiererei) bezeichnet werden können. Es soll als Hehler bestraft werden, wer, seines Vorteils wegen, der Begünstigung von Diebstahl, Unterschlagung, Raub und dem Raube gleicher Mißthaten sich schuldig macht, wobei keine Rücksicht darauf genommen wird, ob der Hehler ein Angehöriger des Begünstigten ist. Sachenhehlerei wird angenommen, wenn jemand seines Vorteils wegen Sachen, von denen er weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß sie mittels einer strafbaren Handlung erlangt sind, in irgendwelcher Form an sich bringt oder aber zu deren Absatz bei andern mitwirkt. Gegenüber der frühern Anschauung, «der Hehler ist so gut als der Stehler», neigt man sich jetzt meist zu einer mildern Ansicht, sofern nicht gewerbs- oder gewohnheitsmäßige H. (§. 260) vorliegt. Den besten Aufschluß über H. in der Praxis gibt Ortloff, «Die strafbaren Handlungen nach Deutschlands Reichsrecht und Praxis» (Münch. u. Lpz. 1883).

Hehn (Victor), Kulturhistoriker, geb. 8. (20.) Okt. 1813 in Dorpat, besuchte das Gymnasium und die Universität daselbst und begab sich zu seiner weitern Ausbildung nach Deutschland und Italien. Im Winter 1840—41 entdeckte er in der Bibliothek des Vatikans in Rom die Handschrift des «Antonius Possevius de Livonia», welche er im Auszuge (Dorpat 1852) veröffentlichte. Zur Heimat zurückgekehrt, erhielt er eine Anstellung an der Kreisschule in Pernau und veröffentlichte hier seine Studie «Über die Physiognomie der ital. Landschaft» (Pernau 1844). H. wurde Lektor der deutschen Sprache an der Universität Dorpat, dann Bibliothekar bei der kaiserl. öffentlichen Bibliothek in Petersburg, wo er sein Werk: «Italien. Ansichten und Streiflichter» (Petersb. 1867; 2. Aufl., Berl. 1879) verfaßte. Er nahm 1873 als Wirkl. Staatsrat seinen Abschied und siedelte nach Berlin über, wo er unter anderm sein Hauptwerk schrieb: «Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa» (3. Aufl., Berl. 1873).

Heiberg (Peter Andr.), ausgezeichneter dän. Dichter, geb. 16. Nov. 1758 zu Vordingborg, lebte nach vollendeten Universitätsstudien drei Jahre zu Bergen und später, von 1788 an, als Translator in Kopenhagen. Als er 1799 wegen seines polit. Liberalismus des Landes verwiesen wurde, ging er 1800 nach Paris, wo er während der Kaiserzeit als Bureauchef im Ministerium des Auswärtigen angestellt war. Auch begleitete er Talleyrand nach Berlin, Warschau, Erfurt und Wien. Unter der Restauration wurde er 1817 pensioniert. Er starb zu Paris 30. April 1841. Als Schauspieldichter hat er nächst Holberg die größte Anzahl originaler dän. Lustspiele geliefert, die auch mit Beifall aufgenommen wurden. Sie zeichnen sich durch Menschenkenntnis, Scharfsinn und Witz aus; allein seine Satire ist oft mehr beißend als komisch. Das Niedrigkomische gelang ihm am besten in den beiden Operetten «Die Chinafahrer» und «Der feierliche Einzug», von denen die erste von Schall, die zweite von Schulz komponiert wurde. Weniger gelungen ist das Lustspiel «Die sieben Muhmen», während seine Parodien von Baggesenschen Opern («Mikkel og Malene», «Holger Tydske», 1787) außerordentlichen Beifall fanden. Übrigens gehören die bedeutendsten Schauspiele H.s zum höhern Lustspiel, und sein «Heckingborn», der ins Deutsche und Englische übersetzt wurde, kann mit dem Besten in dieser Gattung wetteifern. Seine sämtlichen Schauspiele sind von Rahbek (4 Bde., 1806—19) herausgegeben worden. Außerdem beschäftigte sich H. mit populär-philos. und polit. Arbeiten. Zu letztern gehören die dänisch geschriebenen Schriften «Über die Todesstrafe» (Kristiania 1830), «Über die Einführung der Souveränetät in Dänemark» (Drammen 1828), die «Polit. Aphorismen» (Kristiania 1826) und der «Précis historique et critique de la constitution de la monarchie danoise» (Par. 1820). Seine «Lettres d'un Norvégien de la vieille roche» (Par. 1822) waren eine Nachahmung der Briefe des Junius. Beiträge zur Charakteristik H.s enthalten «Drei Jahre in Bergen» (Drammen 1829), «Erinnerungen aus meiner polit., gesellschaftlichen und litterarischen Wirksamkeit in Frankreich» (Kristiania 1830), beide in dän. Sprache, und der (1882) von der Witwe seines Sohnes veröffentlichte Briefwechsel H.s mit seiner, aus Veranlassung der Verweisung von ihm geschiedenen Frau. (S. **Gyllembourg-Ehrensvärd.**)

Heiberg (Joh. Ludw.), dän. Dichter, Sohn des vorigen, geb. zu Kopenhagen 14. Dez. 1791, bezog 1809 die Universität, um Medizin zu studieren, widmete sich aber bald litterarischer Thätigkeit. Schon 1813 trat er als Dichter mit einer Bearbeitung des «Don Juan» und einem romantischen Schauspiele: «Pottemager Walther», auf und wendete von nun an seine Aufmerksamkeit der südl. Romantik zu. Von seiner Bekanntschaft mit Calderon zeugte sowohl das Schauspiel «Tristig vovet halv er vundet» (1817) wie die Abhandlung «De poescos dramaticae genere Hispanico» (1817). In «Psyche's Indvielse», einem mythol. Schauspiel (1817), versuchte er den Mythus von Amor und Psyche poetisch wiederzugeben. Das komische Element seiner Poesie trat hervor in «Julespög og Nytaarslöier» (1816), worin er Schwachen der Litteratur und des Theaters geißelte. Bei einem Aufenthalt in Paris (1819—22) studierte er namentlich das franz. Theater. Nach seiner Rückkehr

Digitized by Google

als Lektor in Kiel angestellt, schrieb er «Die Formenlehre der dän. Sprache» (Altona 1823) und «Nordische Mythologie, aus der Edda und Oehlenschlägers mythischen Dichtungen dargestellt» (Schlesw. 1827). Im J. 1825 trat er mit seinem ersten Vaudeville: «Kong Salomon og Jörgen Hattemager», auf, dem dann «Recensenten og Dyret», «Den otte og tyvende Januar», «Aprilsnarrene», «Et Eventyr i Rosenborg Have», «De Uadstillelige», «Nei», «Emilies Hjertebanken», «De Danske i Paris» u. s. w. folgten, die in der That nationale Lustspiele sind. Mit großem Beifall wurde auch sein Schauspiel «Elverhöi» (1828) aufgenommen. Ferner schrieb er: «Über die menschliche Freiheit» (Kiel 1824) und «Über die Bedeutung der Philosophie für die Gegenwart» (1833). In der letztern Schrift erklärte er sich entschieden für das Hegelsche System. Großen Beifall fanden seine «Nye Digte» (1841). H. wirkte 1849—56 als Direktor des königl. Theaters in Kopenhagen. Seitdem Theatercensor, starb er 25. Aug. 1860 zu Kopenhagen. Er selbst gab Sammlungen seiner poetischen (8 Bde., 1845—47) und seiner prosaischen Schriften (3 Bde., 1841—44) heraus. Eine vollständigere Ausgabe seiner «Samlede Skrifter» (22 Bde., Kopenh. 1861—63) erschien erst nach seinem Tode. H.s «Dramatische Schriften» wurden von Kannegießer (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1844) ins Deutsche übertragen. Vgl. Hansen, «Om Johann Ludvig H. Nogle litteratur-historiske Oplysninger» (Kopenh. 1866).

Seine Gattin, Johanne Luise H., geborene Pätges, geb. 22. Nov. 1812 zu Kopenhagen, 1829—57 und 1859—64 am königl. Theater daselbst angestellt und seit 1831 mit H. vermählt, gehörte zu den vorzüglichsten Schauspielerinnen Dänemarks. Von 1864 bis 1875 wirkte sie als Bühnenlehrerin.

H. E. I. C. (S.), Abkürzung für Honourable East India Company('s Service), d. h. (In der) Ehrenwerte(n) Ostindische(n) Kompagnie (Dienst).

Heide oder Haide nennt man in dem großen nordgerman. Tieflande die sich oft über weite Flächen erstreckenden, im allgemeinen ebenen Landstriche, welche meist sandig, trocken und unfruchtbar, stellenweise wohl auch sumpfig oder moorig sind, nur an einzelnen begünstigten Orten einen spärlichen Anbau gestatten und in der Regel eine sehr gleichmäßige und einförmige Pflanzendecke tragen. Dieselbe besteht meist aus Gräsern und Heidekraut (Calluna vulgaris), in einzelnen Strichen jedoch auch vorherrschend aus Nadelwald. Die H. des nördl. Deutschlands sind stets niedrige, plateauartige Bodenschwellen, die sich selbst bis zu einigen 30 m über die Küstenebenen oder die benachbarten Thalsenkungen der Stromläufe erheben. Ein ganzer, nur wenig unterbrochener Zug von H. erfüllt, bereits im Norden des Liimfjord beginnend, in Form eines breiten Gürtels das Innere von Jütland (Ahlheide) und streicht dann, schmaler geworden, durch Schleswig und Holstein der Elbe zu. Auf dem linken Ufer der Elbe breitet sich die große Lüneburger H. aus, wohl die ausgedehnteste eigentliche Heidestrecke Deutschlands, die sich zwischen dem linken Elbufer, der Aller und der Ilmenau bis zu 110 m erhebt. Andere umfangreichere H. des nordgerman. Tieflandes sind der Huimling östlich der Ems im Meppenschen, die waldreiche Dübener und Torgauer H. in der preuß. Provinz Sachsen, die Koniger oder Tucheler H. mit einem 110 km langen Kiefernwalde im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder. Die Pußten in Ungarn sowie die Steppen (s. d.) des südl. Rußland und des nordwestl. Asien zeigen eine den H. ähnliche Natur.

Heide, Pflanzengattung, s. Calluna und Erica. [Heiden.

Heide, im Gegensatz zu Christ und Jude, s.

Heide, Kreisstadt des Kreises Norderdithmarschen in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Station der Linie Neumünster-Tönning der Westholsteinischen Bahn und Endpunkt der Linie Elmshorn-H. der Holsteinischen Marschbahn, und H.-Büsum, auf einem zwischen der Marsch und der Moorniederung sich hinziehenden Heideplateau, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und eines Steueramts, zählt (1880) 7485 meist evang. E. und hat Cigarren- und Tabakfabrikation, Ölschlägerei, Kornmühlenbetrieb, Gerbereien, Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen. Auch werden hier bedeutende Pferde- und Viehmärkte abgehalten. H. entstand um 1420 und war seit 1447 Hauptort der Bauernrepublik Dithmarschen, bis es 1559 nach dem letzten unglücklichen Kampfe der Dithmarschen für ihre Freiheit (13. Juni bei H.) von den Dänen und den Herzögen von Schleswig-Holstein eingenommen wurde. H. ist Geburtsort des plattdeutschen Dichters Klaus Groth.

Heideck, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Hilpoltstein, an der obern Roth, in 408 m Höhe, 12 km im ONO. von Pleinfeld, am Nordfuße des Schloßbergs, zählt 970 E.

Heideck (Karl Wilh., Freiherr von), genannt Heidegger, bayr. Staatsmann und Landschaftsmaler, geb. 1788 zu Saaralben in Lothringen, besuchte seit 1801 die Militärakademie zu München, wo er sich auch in den zeichnenden Künsten ausbildete. Er wurde 1805 bayr. Artillerielieutenant, wohnte den Feldzügen von 1805, 1806 und 1809 gegen Östreich, Preußen und Tirol bei, ging 1810 als Freiwilliger zum franz. Heere nach Spanien, und kehrte von dort erst 1813 nach Bayern zurück, wo er zum Major befördert wurde. Seit 1816 begann er sich in der Ölmalerei zu versuchen. Als Oberstlieutenant ging er mit Bewilligung des Königs 1826 nach Griechenland, wo er bis zur Ankunft des Präsidenten Kapodistrias an der Spitze der Kommission zu Napoli stand, welche die nach Griechenland gesandten Unterstützungen verwaltete. Außerdem nahm er im Febr. 1827 an der Expedition zum Entsatz der Akropolis von Athen teil, und bald darauf führte er den Oberbefehl über das Geschwader, welches in dem Kanal von Negroponte die Magazine der Türken zerstörte. Kapodistrias übertrug ihm im März 1828 das Kommando von Napoli di Romania, bald darauf auch das Militärgouvernement von Argos. Nach Fabviers Rückkehr nach Frankreich fiel ihm überdies noch die Organisation der Taktiker zu, mit der obersten Leitung der Centralmilitärschule und der Aufsicht über alle Militäranstalten. Seiner Gesundheit wegen verließ er 1828 Griechenland; er wurde 1829 zum Obersten im Generalquartiermeisterstabe der bayr. Armee ernannt, beschäftigte sich aber meist mit der Malerei und lieferte viele Landschaften und Genrebilder. Auch versuchte er sich in der Freskomalerei, indem er in der Glyptothek in München das Viergespann am Wagen des Helios ausführte. Seine Zeichnungen und Skizzen sind vortrefflich, höchst geistreich, treu und charakteristisch. Die Erhebung

Digitized by Google

des Prinzen Otto von Bayern auf den griech. Königsthron brachte ihn abermals nach Griechenland. Schon früher als bayr. Kämmerer angestellt, wurde er zum Generalmajor und Mitglied der Regentschaft des griech. Staats während der Minderjährigkeit des Königs Otto ernannt, in welcher Stellung er sich Verdienste um die Beruhigung des Staats, das Militärwesen und den Verteidigungszustand erwarb. Nach dem Eintritt der Volljährigkeit des Königs Otto begab er sich 1835 nach München zurück, wo er wieder in seine frühere Stellung eintrat und 1844 zum Freiherrn erhoben wurde. Später ward H. zum Generallieutenant befördert und 1850 als Referent im Kriegsministerium angestellt. Er starb 21. Febr. 1861 zu München.

Heideerde, s. unter Erden und Erdarten.

Heidegger (Johann Heinrich), einer der bedeutendsten reform. Theologen des 17. Jahrh., geb. 1. Juli 1633 zu Bärentschweil im Kanton Zürich, studierte in Zürich, Marburg und in Heidelberg, wurde hier Professor der hebr. Sprache, 1659 Professor der Theologie an der Akademie zu Steinfurt. Im J. 1665 kehrte H. nach Zürich zurück, wo er zunächst Professor der Moral wurde und von 1667 bis an seinen Tod, 18. Jan. 1693, als Professor der Theologie wirkte. Er schrieb: «De fide decretorum concilii Tridentini quaestiones» (1664), «Anatome concilii Tridentini» (1672), «Historia patriarcharum» (Tl. 1, Amsterd. 1667; Tl. 2 1671, gegen Baronius gerichtet), «Historia papatus» (Amsterd. 1684, unter dem Namen Nicander von Hohenegg); ferner «Demonstratio de Augustanae confessionis cum fide Reformatorum consensu», «Manuductio in viam concordiae Protestantium ecclesiastica» (1686). Großen Einfluß gewann H. durch seine Lehrschriften, besonders durch das «Corpus theologiae christianae» (herausg. von J. H. Schweizer, 1700) und «Ethicae christianae elementa» (herausg. von J. Luride, Frankf. 1711).

Heidegger (Karl Wilh.), s. Heideck.

Heidekorn, Pflanze, s. Buchweizen.

Heidekraut, s. Calluna und Erica.

Heidel (Herm.), vorzüglicher Bildhauer, geb. 20. Febr. 1810 in Bonn, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte dann auf den Wunsch seiner Mutter Medizin, verließ aber nach deren Tode diese Laufbahn, um sich der Bildhauerkunst zu widmen. Er trat 1835 zu München in die Werkstatt Schwanthalers, in der er die jetzt im Rathaus zu Bonn bewahrte Büste Beethovens entwarf. Im J. 1838 ging H. sodann nach Rom, wo er statt der Romantik der Münchener Schule die Antike mit Hingebung aufnahm. H. kehrte 1842 nach Köln zurück, arbeitete hier eine kleine Statue der Pandora, siedelte aber 1843 nach Berlin über. Hier schuf er, im Verkehr mit Beuth, der den gewerblichen Angelegenheiten vorstand, viele Modelle zu Geschirren, Humpen, Bechern u. s. w., welche in den Manufakturen ausgeführt wurden. Größere dekorative Arbeiten von ihm sind die Karyatiden im Opernhause und zwei der Prophetengestalten für die Schloßkuppel. Das Lutherstift in Erfurt besitzt von ihm ein Hautrelief, das in einer bedeutenden Anzahl fast lebensgroßer Gestalten den Anschlag der Thesen versinnlicht. Seine wichtigsten Rundskulpturen sind: eine Marmorstatue der Iphigenie, am Ufer stehend, voll Sehnsucht nach dem Lande der Griechen (1852), für die Orangerie in Potsdam gefertigt; Ödipus von Antigone geleitet (1854), nicht minder eine vollendete Gruppe, die jedoch nicht zur Ausführung in Marmor kam. Beide Werke sind wenig unter Lebensgröße gehalten. Der Reichtum seiner Ideen legte sich in zahlreichen dekorativen Arbeiten, Grabmälern u. s. w. dar. Indes kehrte er immer wieder zur Antike zurück, wie seine Umrisse zur Iphigenien-Sage (1850 und 1851) und mehrere Blätter aus dem Leben der Penelope, sowie auch die reizvollen Reliefs aus Homer beweisen. Sein bestes Werk ist die Statue Händels für Halle, 1859 gegossen. H. starb auf einer Reise 29. Sept. 1865 zu Stuttgart. In seinem Nachlaß befand sich eine in Schrift und Zeichnung ausgearbeitete Anatomie für Künstler.

Heideland, soviel wie Heide.

Heidelbeeren oder Blaubeeren sind die Früchte von Vaccinium Myrtillus *L.* (S. unter Vaccinium.)

Heidelberg, Universitäts- und Kreishauptstadt im Großherzogtum Baden, in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, am linken Ufer des Neckar, da, wo dieser Fluß aus den Bergen in die Rheinebene tritt, 116 m über dem Meere, ist Station der Linien Mannheim-H., H.-Basel, H.-Würzburg und H.-Speier der Badischen Staatsbahnen und Frankfurt a. M.-H. der Main-Neckarbahn, ferner Sitz eines Kreisamts, eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts und einer Reichsbanknebenstelle und hat eine Handelskammer, eine Gewerbebank, ein Waisenhaus und ein Theater. Die Stadt, zwischen Fluß und Berg eingeengt, hat sich in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich an ihrem westl. Ende, wo die Ebene mehr Raum gewährt, vergrößert und verlängert. Der obere östl. Teil derselben ist mit dem jenseitigen Ufer durch eine 1786—88 vom Kurfürsten Karl Theodor erbaute steinerne, 210 m lange, 9 m breite Brücke (mit den Bildsäulen Karl Theodors und einer Minerva) verbunden, welche ihrer Bauart und Lage wegen von Goethe als eine der schönsten Brücken der Welt bezeichnet wird. Im J. 1877 wurde am westl. Ende der Stadt eine zweite feste Brücke eröffnet, welche die Stadt und insbesondere den Hauptbahnhof mit dem am Fuße des Heiligen Berges gelegenen Dorfe Neuenheim (mit zahlreichen Villen) und der dort beginnenden Bergstraße verbindet.

Auf einem Vorhügel des Königstuhls, dem Jettenbühl, 205 m über dem Meere, 89 m über der Stadt, liegt das weltberühmte Schloß, ein Komplex von Gebäuden und Ruinen, deren älteste nach der gewöhnlichen Annahme aus der Zeit des Pfalzgrafen Rudolf I. (1294—1319) herrührt; die prächtigsten Bauten sind der Otto-Heinrichs-Bau, ein Meisterstück der deutschen Frührenaissance, obwohl erst um 1559 erbaut, und der Friedrichs-Bau, von Kurfürst Friedrich IV. erbaut, ein Prachtstück der Spätrenaissance, aus den J. 1601—7, mit 16 Porträtstatuen. In letzterm befindet sich eine interessante kunsthistorische Sammlung, die frühere Graimbergsche, jetzt städtische Sammlung (Katalog von Albert Mays, 1882). Zu erwähnen sind hauptsächlich noch der dicke Turm und der gesprengte Turm mit 6—7 m dicken Mauern und in einem Keller das große Faß, welches 375 hl (283200 Flaschen) faßt, ursprünglich 1664 unter Kurfürst Karl Ludwig erbaut, in seiner jetzigen Form von Kurfürst Karl Philipp aus dem J. 1751 stammend. Das Schloß wurde 2. März 1689 (durch Mélac) und 22. Mai 1693 von den Franzosen, 24. Juni 1764

Digitized by Google

durch Blitzschlag zerstört. Seit 1883 hat die bad. Regierung die Frage der Restauration einzelner Teile des Schlosses in die Hand genommen und zunächst umfassende Vorarbeiten angeordnet. Die wichtigsten kunsthistor. Arbeiten über das Schloß sind die von Leger, «Führer» (5. Aufl., 1860); Metzger, «Beschreibung» (1828, mit Wiederabdruck des «Hortus Palatinus» von Salomon de Caus von 1619); Starl in Sybels «Histor. Zeitschrift» (1867, der zuerst die 16 symbolischen Statuen am Otto-Heinrichs-Bau richtig deutete); Pfnorr und Ramée, «Monographie du château de Heidelberg» (Par. 1859); Rosenberg, «Quellen zur Geschichte des heidelberger Schlosses» (mit Wiederabdruck von Starls Arbeit, Heidelb. 1882); endlich die Aufsätze von Durm (1884) und Alt in «Lützows Zeitschrift» (1884, Heft 4 u. 5). Oberhalb des Schlosses und doppelt so hoch als dieses über der Stadt (293 m über dem Meere) befindet sich die Anhöhe, auf welcher früher die ältere Burg stand, welche Konrad von Hohenstaufen, Bruder Kaiser Friedrichs I., gegründet haben und wo er 1195 gestorben sein soll. Dieselbe wurde 1537 durch Pulverexplosion zerstört, jetzt befindet sich daselbst eine Wirtschaft, die sog. Molkentur. Hier wie im 1804 geschaffenen Schloßgarten befinden sich die schönsten Aussichtspunkte.

Unter den fünf Kirchen H.s sind zu nennen: die simultane Stifts- oder Heiliggeistkirche auf dem Marktplatze, eine spätgot. Hallenkirche, gegründet von Kaiser Ruprecht um 1400, im Chor mit einem wohlerhaltenen Grabstein, auf welchem der Erbauer und seine Gemahlin Elisabeth von Hohenzollern, Schwester des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, dargestellt ist; die evang. St. Peterskirche aus dem J. 1485, 1867 in reichem got. Stil restauriert, mit schön durchbrochener Turmpyramide; die Jesuitenkirche, kath. Pfarrkirche, aus dem J. 1750, mit reicher polychromer Ausschmückung von Mayerhauser in Karlsruhe und einer Marmorkanzel von Steinhäuser. Das bekannte älteste Gebäude der Stadt ist das Gasthaus Zum Ritter, 1592 in reichem Renaissancestil von dem Hugenotten Charles Belier erbaut, fast das einzige Haus, welches 1693 unversehrt blieb.

An höhern Lehranstalten hat H. ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine Gewerbeschule und eine höhere Töchterschule mit Lehrerinnenseminar, außerdem zahlreiche Erziehungsinstitute. Unter den wissenschaftlichen Vereinen nimmt der Naturhistorisch-Medizinische Verein den ersten Rang ein. Der bedeutendste gesellige Verein ist das Museum mit wohleingerichtetem Gebäude am Ludwigsplatz und sehr reichem Lesezimmer. Hier befindet sich auch eine kleine Bildersammlung des Kunstvereins, in welcher namentlich Rottmann, Feuerbach, Fries und andere heidelberger Maler vertreten sind. Auf dem Gebiete der dortigen Industrie sind zu erwähnen: eine großartige Cementfabrik, eine auf das vollendetste eingerichtete Tabaks- und Cigarrenfabrik, die Fabrik von Feuerlösch- und Rettungsapparaten des Organisators vieler Feuerwehren, Karl Metz (gest. 1877), welchem von jenen in der Nähe des Klingenthors 1880 ein Denkmal (Büste) errichtet ist, eine große Kunstwollfabrik, Fabriken von chirurgischen und mathem. Instrumenten, Leder und Brauereien. Die Einwohnerzahl beträgt (1880) 24417, darunter 14175 Protestanten, 9312 Katholiken, wovon etwa 1400 altkatholisch, und 799 Juden. Die Zahl der ständig hier wohnenden Ausländer, hauptsächlich Engländer und Amerikaner, beträgt gegen 800. Der Nahrungsstand der Einwohner hängt hauptsächlich von der Universität und dem großen Fremdenverkehr ab. Letzterer findet seinen Ausdruck in zahlreichen guten und eleganten Gasthöfen u. s. w. und in der großen Zahl von Verkaufsläden, welche auf einer Länge von 2 km beide Seiten der Hauptstraße fast in ununterbrochener Reihe einnehmen. Auf den Höhen um H. wachsen Reben, Kastanien, Mandeln und Kirschen, mit welchen letztern ein bedeutender Handel nach Holland und England getrieben wird; in der benachbarten Ebene werden hauptsächlich Handelsgewächse, wie Tabak und Hopfen, gebaut. Das Klima des durch Berge gegen den Nordwind geschützten Thals ist eins der mildesten Süddeutschlands (daher Durchschnitt 10,74° C.). Lokale Ostwinde reinigen die Luft, Westwinde bringen aber auch häufige Regen, sodaß die Summe des jährlichen Regenniederschlags allerdings geringer ist als die der meisten bad. Städte, dagegen H. die meisten Regentage (1877—80), nämlich 188 zählte.

Auf dem Boden des jetzigen Bergheimer Stadtviertels bestand bis in das 3. Jahrh. n. Chr. eine Kolonie röm. Bürger, von welcher in neuern Zeiten zahlreiche Überbleibsel gefunden wurden. Die Entstehung der jetzigen Stadt, ursprünglich ein Lehn der Bischöfe von Worms, geht wohl nicht über das 12. Jahrh. zurück. Pfalzgraf Otto der Erlauchte (1228—53), aus dem Hause Wittelsbach, verlegte seine Residenz von Stahleck bei Bacharach hierher. H. blieb nun Hauptstadt der Pfalz bis 1720. Im J. 1556 wurde hier die Reformation eingeführt, 1563 erschien der in fast alle Kultursprachen übersetzte Heidelberger Katechismus, als Ausdruck der Calvinischen Glaubensanschauung; 1622 wurde die Stadt von Tilly erobert und geplündert und von den Franzosen unter Mélac 1689 teilweise und 1693 völlig zerstört und in eine menschenleere Öde verwandelt. Im J. 1718 verlegte der kath. Kurfürst Karl Philipp seine Residenz wieder nach H. und fing an, das Schloß zu restaurieren, geriet aber mit seinen reformierten Unterthanen in Streit, denen er die Heiliggeistkirche wegnehmen wollte, und zog 1720 nach Mannheim. Im J. 1803 kam H. infolge des Reichsdeputations-Hauptschlusses an Baden. Unter den neuern histor.-topogr. Schriften sind zu erwähnen die von Fickler (Lahr 1863), Oncken (2. Aufl., Heidelb. 1874) und Salzer (über die Zerstörungen von 1689 und 1693; 1881 u. 1882).

Die Universität, im Okt. 1386 von Kurfürst Ruprecht I. gegründet, ist die älteste im jetzigen Deutschen Reiche. Ihre erste Glanzperiode fällt in die Regierungszeit Kurfürst Philipps des Aufrichtigen (1476—1508), dessen Kanzler Johann von Dalberg, Bischof von Worms, Männer wie Rud. Agricola, Konrad Celtes, Jak. Wimpfeling, Tritheim, Reuchlin, Wessel, Ökolampadius u. a. teils an den kurfürstl. Hof, teils an die Universität berief und dadurch H. zu einer Stätte des Humanismus machte. In gleichem Geiste wurde die Universität nach Einführung der Reformation unter Kurfürst Otto Heinrich (1556—59) unter Mitwirkung von Melanchthon vollständig reorganisiert und gelangte unter dem nachfolgenden Kurfürsten Friedrich III. dem Frommen zu höchstem Ansehen als Mittelpunkt des Calvinismus. Im Dreißigjährigen Kriege verlor H., nachdem es 1622 durch Tilly erobert

Digitized by Google

worden war, seine Bibliothek, darunter 3527 Handschriften, welche Maximilian I. von Bayern als Kriegsbeute 1623 dem Papste zum Geschenk machte (Bibliotheca Palatina). Nach dem Westfälischen Frieden suchte Kurfürst Karl Ludwig (1648—80) die Universität wieder zu heben, an die er Spanheim, Freinsheim, Pufendorf, Cocceji und Beger berief. Nachdem aber 1685 die kath. Linie Pfalz-Neuburg zur Regierung gekommen und bald darauf H. zerstört worden war, trat eine gänzliche Unterbrechung in der Existenz der Universität ein, welche auch nach ihrer Wiedereröffnung das ganze 18. Jahrh. hindurch infolge des Einflusses der Jesuiten niemals mehr zu einem kräftigen Gedeihen gelangen konnte. Infolge des Friedens von Luneville (1801) verlor sie fast ihre sämtlichen Einkünfte, welche hauptsächlich in Gütern und Gefällen in der linksrhein. Pfalz bestanden, und hätte sich auflösen müssen, wenn ihr nicht der neue Landesherr Kurfürst Karl Friedrich von Baden, welchem die rechtsrhein. Pfalz durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1802 zugefallen war, mit einem für damalige Verhältnisse sehr bedeutenden Aufwand zu Hilfe gekommen wäre, weshalb er durch den Namen Ruperto-Carola mit Recht als deren zweiter Stifter bezeichnet wird. Seit jener Zeit sind eine Menge der berühmtesten Gelehrten als Professoren an der Universität angestellt worden. Die Zahl der Studierenden beträgt gewöhnlich im Winter gegen 700, im Sommer gegen 900 (1882 über 1000), darunter bei weitem der größere Teil Nichtbadener. Von der Bibliotheca Palatina erhielt die Universitätsbibliothek 1816 durch den Pariser Frieden 38 der wertvollsten Handschriften, welche infolge des Friedens von Tolentino (1797) nach Paris gewandert waren, und dann, auf Verwendung von Österreich und Preußen, sämtliche altdeutsche Handschriften, 854 an der Zahl, zurück, und zählt gegenwärtig über 320 000 Bände, 100 000 Dissertationen und Broschüren, gegen 3000 Handschriften und mehrere tausend Urkunden. Vgl. Wilken, «Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelberger Büchersammlungen» (Heidelb. 1817); Bähr, «Entführung der heidelberger Bibliothek» (Lpz. 1845). Die jetzigen Gebäude der Hochschule am Ludwigsplatz stammen aus den J. 1712—15. Von sonstigen Universitätsinstituten sind hauptsächlich die zahlreichen und großartigen Neubauten zu erwähnen, welche in den letzten Jahrzehnten für naturwissenschaftliche und mediz. Zwecke geschaffen worden: 1848 die Anatomie, 1855 das chem. Laboratorium, 1863 das Fridericianum mit dem zoolog. Museum und der bedeutenden Mineraliensammlung, 1875 das physiol. Institut, 1876 das aus 16 getrennten Gebäuden bestehende neue Krankenhaus, 1877 der neue botan. Garten und die Irrenklinik und 1884 die neue Entbindungsanstalt. Das archäol. Institut, nahe der Universität, hat eine Sammlung von Gipsabgüssen und eine Anzahl in der Umgegend gefundener röm. Altertümer. Vgl. Hautz, «Geschichte der Universität H.» (2 Bde., Heidelb. 1863—64). — H. ist Geburtsort des bayr. Feldmarschalls Fürsten Karl von Wrede, dem 1860 auf dem Wrede-Platz ein Bronzestandbild, von Brugger, von König Ludwig I. von Bayern errichtet wurde.

Die schönsten Aussichtspunkte bei H. sind außer der bereits erwähnten Molkenkur die Kanzel, das Rondel, der Geisberg (376 m über dem Meere) mit 1876 erbautem Aussichtsturm, und namentlich der Königstuhl, seit dem Besuch des österr. Kaisers Franz I. (1815) auch Kaiserstuhl genannt (569 m über dem Meere), dessen 1832 erbaute 29 m hohe Warte eine weite Rundschau bietet. Alle diese Orte, sowie der Speierer Hof mit Gasthaus, südlich vom Geisberg, ein beliebtes Ziel der Spaziergänger, liegen links vom Neckar; auf dem rechten Ufer des Flusses, in halber Höhe des Heiligenbergs, führt zwischen Weinbergen der Philosophenweg hin, mit Aussicht auf Stadt, Schloß, Neckarthal und Rheinebene bis zum Hardtgebirge. Nahebei das altbekannte Kommers- und Pauklokal der heidelberger Studenten in der Hirschgasse. — Zur Stadtgemeinde H. gehört auch das Dorf Schlierbach, in schöner Lage links am Neckar, 3 km östlich von H., Station der Linie H.-Würzburg der Badischen Staatsbahnen, mit 905 E. und Weinbau.

Der Kreis Heidelberg zählt auf 968 qkm (1880) 143 386 E., darunter 87 904 Evangelische, 50 471 Katholiken und 4003 Juden.

Heidelberger Katechismus (Catechesis palatina) heißt der noch heute in der reform. Kirche in hohem Ansehen und weitverbreitetem Gebrauche stehende Leitfaden zum religiösen Jugendunterricht, welcher auf Veranlassung Kurfürst Friedrichs III. von der Pfalz durch die heidelberger Theologen Zacharias Ursinus und Kaspar Olevianus verfaßt wurde und zuerst 1563 erschien. Der Katechismus handelt in prägnanter Kürze und Klarheit in drei Hauptstücken, die in 129 Fragen zerfallen, von des Menschen Elend, von der Erlösung und von der rechten Dankbarkeit. Die Prädestinationslehre ist ohne die Calvinische Schärfe, die Abendmahlslehre in dem bei den Reformierten allgemein verbreiteten Sinne, ohne die eigentümlich calvinischen Wendungen dargestellt. Der Katechismus ist nächst der zweiten helvetischen Konfession die verbreitetste Bekenntnisschrift der reform. Kirche und auf der Synode zu Dordrecht ausdrücklich sanktioniert worden. Eine kritische Ausgabe des Heidelberger Katechismus lieferte Wolters (1864). Vgl. die Abhandlungen von Ullmann, Plitt und Wolters in den «Theol. Studien und Kritiken» (1863, 1863, 1867), und Kluckhohn, «Friedrich der Fromme, Kurfürst von der Pfalz» (Nördl. 1879).

Heidelerche, s. unter Lerche.

Heideloff (Victor Peter), Bildhauer, Maler und Architekt, wurde 1757 zu Stuttgart geboren, wo er gleichzeitig mit Schiller, Danneker und Hetsch Zögling der Karlsschule war und unter Guibal die Geschichtsmalerei, unter Scotti die Theatermalerei studierte. Der Herzog Karl von Württemberg schickte ihn nach Italien, wo er 1782—87 blieb, später nach Paris, wo er sich sieben Jahre lang aufhielt. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er als Professor an der Karlsschule und als Hof- und Theatermaler in Stuttgart angestellt. Bei dem Theater suchte er den altfranz. Geschmack zu verbannen. In seinen histor. und allegorischen Malereien, unter welchen die Jagd am Bärensee bei Stuttgart und die Einweihung der dortigen Hochschule, ferner die vier Jahreszeiten im königl. Schlosse zu Stuttgart und ein Altarblatt in der Kirche zu Rottweil, den heil. Valentin vorstellend, besondere Erwähnung verdienen, zeigt er schöpferische Phantasie. Zu erwähnen ist auch das Prachtwerk, das er über den herzogl. württemb. Park in Hohenheim herausgab (50 Blätter in Aquatinta). H. starb 1816.

Digitized by Google

Heideloff (Karl Alexander von), ausgezeichneter Architekt, Sohn des vorigen, geb. 2. Febr. 1788 zu Stuttgart, machte seine Studien auf der dortigen Kunstakademie unter Leitung seines Vaters, Scheffhauers und Danneckers, und wurde 1818 als Lehrer und städtischer Baumeister in Nürnberg angestellt. Hier fand er in der Ausführung eines Grabmals für den letzten Fürst-Bischof von Bamberg zuerst Gelegenheit, seine Studien des mittelalterlichen Baustils in Anwendung zu bringen. Er wurde 1822 Professor an der Polytechnischen Schule zu Nürnberg, in welcher Stellung er bis zu seiner Emeritierung 1854 wirkte. Nach zahlreichen Reisen zu kunsthistor. Zwecken begann H. eine Reihe eigener Schöpfungen, meist in Nürnberg und der Umgegend. Der neue Altaraufsatz zu St. Sebald, der Dürersbrunnen, die Herstellung des Portals der Frauenkirche, der gänzliche Umbau und die neue Dekoration der St. Jakobskirche sind Zeugnisse seines Strebens, den german. Stil mit seiner alten Schönheit wieder ins Leben zu rufen. Auch das schöne Plattnersche Haus in Nürnberg mit Balkon und Säulen von Gußeisen fällt in diese Zeit. Unter den außerhalb Bayerns nach seinen Plänen ausgeführten Bauten zeichnen sich besonders aus: das Lustschloß Reinhardsbrunn, der Rittersaal in der Feste zu Coburg, die Schlösser Landsberg und Altenstein, die Begräbniskapelle in Meiningen, das Schlößchen Rosenburg bei Bonn, die Restauration des durch Hauffs Erzählung berühmten Lichtenstein und die Kapelle des Schlosses Rheinstein bei Bingen. Die Restauration des Doms von Bamberg ist völlig sein Werk. Hieran schließen sich von seinen spätern Arbeiten: die gründliche Restauration von der Sebaldus- und der Lorenzkirche in Nürnberg, das Denkmal des Generals Byström in Kissingen und die kath. Kirche in Leipzig. Sein letztes Werk war die Restauration der Ritterkapelle zu Haßfurt, wo er auch 28. Sept. 1865 starb.

Neben seinen zahlreichen Bauten und Umbauten hat sich H. im Porträt, in der kleinern malerischen Komposition (architektonische Aquarellen) und in der Radierung ausgezeichnet, auch viele geschätzte Schriften, besonders über das Baufach geliefert. So erschienen von ihm: «Die Lehre von den Säulenordnungen» (Nürnb. 1827), «Der kleine Vignola» (Nürnb. 1832; 3. Aufl. 1852), «Die architektonischen Glieder, deren Konstruktion, Zusammenstellung und Verzierung» (2 Hefte, Nürnb. 1831), «Der Bau- und Möbelschreiner» (4 Hefte, Nürnb. 1832—37), «Der Tüncher» (Nürnb. 1835), «Der kleine Grieche» (Nürnb. 1836), «Der kleine Byzantiner» (Nürnb. 1837), «Architektonische Entwürfe» (Heft 1 u. 2, Nürnb. 1850—51), «Der kleine Altdeutsche (Gote)» (1. Kurs, Nürnb. 1849; 2. Kurs, 1850; 3. Kurs, 1851), «Anleitung zur Schattenkonstruktion» (4. Aufl., Nürnb. 1859) u. s. w. Sein berühmtestes Werk ist die «Ornamentik des Mittelalters» (24 Hefte, Nürnb. 1838—52; Supplemente, 1855 fg.). Schätzbare Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Kunst lieferte er z. B. in «Der christl. Altar» (Nürnb. 1838), «Die Bauhütte des Mittelalters» (Nürnb. 1844), sowie in den Kupferwerken: «Nürnbergs Baudenkmale der Vorzeit» (vollständige Ausg., Nürnb. 1854), «Die Kunst des Mittelalters in Schwaben» und «Baudenkmale aus Schwaben» (Heft 1—6, Stuttg. 1854—61). H.s Bedeutung kann nur eine relative genannt werden, indem sein Streben auf noch ungenügenden Vorarbeiten der Wissenschaft ruhte und dadurch insbesondere das wahre Verständnis des konstruktiven Elements in der Gotik seinen Schöpfungen fehlt.

Heidelsheim, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Karlsruhe, Amtsbezirk Bruchsal, an der Saalbach, 6 km im SO. von Bruchsal, Station der Linie Bruchsal-Bretten der Badischen Staatsbahn, zählt (1880) 2271 meist evang. E.

Heiden heißen in der Lutherischen Bibelübersetzung und nach dem Sprachgebrauche der christl. Kirche alle Menschen, die weder Christen noch Juden sind. Die Juden nannten alle Nichtjuden, auch die Christen nicht ausgenommen, mit demselben Worte Gojim, welches Luther durch H. übersetzt hat. Dagegen wurden in der Zeit der ersten Ausbreitung des Christentums alle Bekenner der polytheistischen Volksreligionen, Griechen, Römer und Orientalen, mit demselben Namen Ethnē oder Ethnikoi (d. i. Völker) bezeichnet. Das lat. Wort pagani (eigentlich «Landleute», «Bauern»), wovon H. (ursprünglich ein Adjektiv zu Heide in der Bedeutung Gefilde) die deutsche Übersetzung ist, entstand zu einer Zeit, als die röm. und griech. Volksreligion vor dem immer mächtiger werdenden Christentum aus den Städten auf das flache Land geflüchtet und zur Bauernreligion herabgesunken war. In der Zeit der Kreuzzüge wurden auch die Türken zu den H. gerechnet, neuerdings aber hat man sich gewöhnt, nur die Anhänger polytheistischer Religionen H. zu nennen. Indessen ist diese Bezeichnung jedenfalls mißverständlich, da auch unter den Bekennern der polytheistischen Religionen, z. B. im Brahmanismus, vielfach monotheistische Anschauungen verbreitet sind. Heidenchristen pflegt man mit einem erst neuerdings aufgebrachten Ausdrucke diejenigen Christen zu nennen, welche aus der Zahl der heidnischen Griechen, Römer u. s. w. zum Glauben bekehrt wurden, im Unterschiede von den Judenchristen, d. h. die aus dem jüd. Volke dem Christentum Gewonnenen.

Heiden, Flecken im Bezirke Vorderland des schweiz. Kantons Appenzell-Außerrhoden, liegt 806 m über dem Meere, 5 km südöstlich von Rorschach auf einer sonnigen Bergterrasse in dem nordöstlich gegen den Bodensee und das Rheinthal vorgeschobenen Vorlande der Appenzeller Alpen. Der ansehnliche, wohlhabende Ort, 1838 fast vollständig abgebrannt und seither stadtartig mit breiten, regelmäßigen Straßen wieder aufgebaut, besitzt eine Pfarrkirche, deren Turm eine weite Aussicht auf den obern Bodensee und die denselben umrahmenden Gebirge bietet, eine Kurhalle, mehrere Gasthöfe und Pensionen und einige Fabriken und zählt (1880) 3192 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen neben dem Feldbau und der Alpenwirtschaft die Baumwollindustrie (Weberei, Stickerei u. s. w.) und der sehr lebhafte Touristen- und Kurantenverkehr sind. Schon lange als Molkenkurort bekannt, ist H. in neuester Zeit auch ein sehr beliebter Luft- und Milchkurort und eine vielbesuchte Sommerfrische geworden, wozu es sowohl die schöne aussichtsreiche Lage 408 m über dem Bodensee und die freundliche, wiesen- und waldreiche Umgebung, als auch die reine Bergluft, das gelinde tonisierende Klima und die gut betriebene Milchwirtschaft der umliegenden Alpen geeignet machen. Mit Rorschach ist es durch eine 7 km lange

Digitized by Google

Bergbahn (Zahnstangensystem, Maximalsteigung 9 Proz.), mit St. Gallen, Herisau und dem sanct-gallischen Rheinthale durch Poststraßen verbunden. Vgl. Gsell-Fels, «Die Bäder und klimatischen Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880); Scadrowsky, «H. und die Rorschach-H.-Bahn» (2. Aufl., Zür. 1877).

Heiden (Joachim Christian Eduard), Agrikulturchemiker, geb. 8. Febr. 1835 zu Greifswald, besuchte daselbst das Gymnasium und seit 1854 die Universität, wo er zuerst Staatswissenschaften, später Naturwissenschaften studierte. Er ging 1855 nach der Akademie Eldena, um sich der Agrikulturchemie zu widmen, und wurde 1857 Assistent des dortigen chem. Laboratoriums; Herbst 1862 übernahm er dieselbe Stellung an der Akademie zu Waldau, nach deren Aufhebung 1867 er nach Berlin ging; 1868 wurde er Vorstand der agrikulturchemischen Versuchsstation Pommritz und 1871 zum Professor ernannt. H. schrieb: «Die Phosphorsäure in ihren Beziehungen zur Landwirtschaft» (Berl. 1864), «Lehrbuch der Düngerlehre» (Bd. 1—2, Stuttg. 1867—68; Bd. 3, Hannov. 1871; 2. Aufl., Hannov. 1879—81), «Bericht über die Arbeiten der landwirtschaftlichen Versuchsstation Pommritz in den J. 1868—69» (Stuttg. 1870), «Die landwirtschaftlichen Versuchsstationen» (Lpz. 1873; 2. Aufl. 1874), «Leitfaden der gesamten Düngerlehre und Statik des Landbaues» (Hannov. 1873; 2. Aufl. 1882), «Untersuchungen über die zweckmäßigste Ernährung des Schweins» (Hannov. 1879), «Die menschlichen Exkremente» (Hannov. 1882), «Wie wird roher, schwerer Boden fruchtbar gemacht?» (Hannov. 1883).

Heidenberg, Gelehrter, s. Tritheim.

Heidenchristen, s. unter Heiden.

Heidenen, Heiden und Heider heißen in der Schweiz, den Niederlanden und vielen Gegenden Deutschlands beim Volke die Zigeuner (s. d.).

Heidenheim, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Gunzenhausen, in 534 m Höhe, an der Rohrach und am Hahnenkamme, 12 km südlich von Gunzenhausen, zählt (1880) 1342 E. und ist Sitz eines Amtsgerichts. Eine Mineralquelle befindet sich im Kreuzgange des ehemaligen, 750 vom heil. Wunibald gestifteten Benediktinerklosters.

Heidenheim, Stadt und Oberamtssitz im württemb. Jartkreise, zwischen dem Aalbuch und der Schwäbischen Alb, in 504 m Höhe, an der Einmündung des Stubenthals in das Brenzthal, rechts an der Brenz, Station der Linie Aalen-H.-Ulm (Brenzbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, am Fuße eines grotesken, von dem zum Teil in Ruinen liegenden Schlosse Hellenstein gekrönten Felsen gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts, einer Handels- und Gewerbekammer, hat eine Latein-, eine Real-, eine Fortbildungs-, eine Frauenarbeits- und eine Webschule und zählt (1880) 6229 meist evang. E., die bedeutenden Fabrikbetrieb, namentlich in Baumwolle unterhalten. Außerdem bestehen Fabriken in Cigarren, Tuch, Strickgarn, Maschinen, eine Eisen- und Metallgießerei, eine Messinggießerei, Rot- und Blaufärbereien, chemische und Naturbleichen, sowie Töpfereien, welche nebst andern Ortschaften des Oberamts das vorzügliche heidenheimer Geschirr liefern; die bedeutende württemb. Kattunmanufaktur hat etwa 450 Arbeiter. Auch hat H. große Schafmärkte und namhaften Kornhandel.

H., zum ersten mal 1323 genannt, erhielt 1356 von Kaiser Karl IV. Marktgerechtigkeit. Das Schloß, welches 1519 durch den Schwäbischen Bund viel gelitten, wurde 1537 vom Herzog Ulrich neu aufgebaut. In neuerer Zeit ist H. geschichtlich geworden durch das Gefecht, welches die Österreicher unter dem Erzherzog Karl und General Hotze 11. Aug. 1796 nach der Schlacht bei Neresheim den Franzosen unter Moreau und Debesme lieferten, das die Neutralitätserklärung Bayerns in der Konvention zu Pfaffenhofen 7. Sept. 1796 zur nächsten Folge hatte.

Heidenheim (Wolf), Kenner der hebr. Grammatik und der Masora, hat sich als Herausgeber einer Anzahl hebr. Werke in korrekter und gefälliger Ausstattung Verdienste erworben. Früher in Offenbach thätig, gründete er im Anfang des 19. Jahrh. in Rödelheim (bei Frankfurt a. M.) mit S. Baichwitz eine hebr. Druckerei, aus welcher namentlich mehrere Ausgaben hebr. Ritualien mit deutscher Übersetzung, dann auch verschiedene Ausgaben des Pentateuch, die Naturgeschichte des Gerson ben Salomo, das Kompendium der pentat. Gebete Maamar Haskel (wie H. meinte, von Elieser ben Natan), eine philos. Schrift von Isak Obravanel, Grammatisches ꝛc. hervorgingen. H. starb 1832.

Heidenmauer heißt eine uralte Befestigung auf dem Odilienberg bei Barr (s. d.) im Elsaß, welche mehr als 7 km lang überall noch erkennbar die Ränder des 833 m hohen Bergrückens, dessen Ausläufer der Mennelstein ist, umzieht. Dieselbe, an manchen Stellen noch 2—3 m hoch, ist aus unbehauenen Quadern von Vogesensandstein erbaut, die ohne Mörtel durch Holzklammern zusammengehalten werden, welche von ihrer Gestalt den Namen «Schwalbenschwänze» erhalten haben. Nach dieser bei Vitruvius erwähnten röm. Technik zu schließen, dürfte das Bauwerk zur Zeit der Römerherrschaft als Zufluchtstätte gegen die Einfälle der Alamannen u. s. w. erbaut worden sein.

Heidenmauer heißen auch die Überreste einer röm. Gußmauer am sog. Alten Friedhof in Wiesbaden, die wahrscheinlich eine Verbindung zwischen der Stadt und dem ehemals auf dem sog. Heidenberg belegenen röm. Kastell herstellte.

Die Heidenmauer auf dem Gipfel des Kastanienbergs bei Dürkheim an der Hardt ist ein vorgeschichtlicher Ringwall, der den Stoff zu Coopers Roman «Die Heidenmauer» (1832) geliefert hat.

Heidenschanzen nennt man die vorgeschichtlichen Erd- oder Steinwälle, die entweder selbständige Werke für sich bilden (Burgwälle, Ringwälle, seltener viereckige Schanzen) oder zur Beschützung gewisser Terrainabschnitte, Bergrücken u. s. w. dienen (Langwälle, Landwehren). Die sog. Brand- oder Schlackenwälle (Glasburgen, vitrified forts) sind aus abwechselnden Lagen von Holz, Steinen und Erde erbaut; indem man das Holz anzündete, schmolz das Gestein und verband den Bau zu einer glasigen festen Masse. Solche Urbefestigungen kommen in ganz Europa sowohl in der Ebene wie im Gebirge vor und führen in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen, z. B. Hünenburgen, Bauernburgen, Hussitenschanzen, Schwedenschanzen u. s. w., indem die Sage dieselben vielfach an spätere histor. Ereignisse und Persönlichkeiten anzuknüpfen suchte. Auch wurden solche Wälle allerdings im Mittelalter häufig zur äußern Umwallung hölzerner Burgen verwendet. Ohne

Digitized by Google

Zweifel dienten die H. ursprünglich als Zufluchtsstätten für die benachbarten Dorfschaften, Gaue u. s. w., wo in Kriegszeiten die wehrlosen Familien, das Vieh und die fahrende Habe geborgen wurden; auf manchen Burgwällen entstanden auch bleibende Niederlassungen. Dagegen läßt sich aus den H. keineswegs ein zusammenhängendes, methodisch angelegtes Befestigungssystem rekonstruieren. Im weitern Sinne kann man zu den H. auch die Pfahl- oder Inselfestungen rechnen, welche mitten in Landseen und Mooren durch Pfahlwerk, Steinaufschüttung u. s. w. hergestellt sind, wie solche neuerdings besonders in Pommern entdeckt wurden. In Irland, wo die Burgwälle (duns, dowus) und Pfahlfestungen (crannoges, d. h. Holzinseln) durch das ganze Mittelalter hindurch in fortwährendem Gebrauch blieben, sind dieselben weiter ausgebildet als sonst irgendwo.

Heidentum, s. Heiden.

Heidepflanzen nennt man diejenigen Pflanzen, welche auf den großen Heideflächen, wie sie sich besonders in Nordwestdeutschland finden, wachsen. Die Flora dieser Gegenden ist eine sehr beschränkte, da die eigentliche Heide, Calluna vulgaris, fast alle andern Gewächse unterdrückt. Am häufigsten sind noch die Moose vertreten. Von den höhern Pflanzen finden sich einige Binsenarten, ebenso einige Gramineen, die für die Heideflächen charakteristisch sind. An feuchten moorigen Stellen wachsen ein paar Sumpfpflanzen, wie Drosera, Empetrum u. s. w. An den trockenen sandigen Partien finden sich mehrere Kompositen, ferner einige niedere Sträucher, wie der Besenginster (Sarothamnus scoparius). Im großen und ganzen bietet die Heideflora sehr wenig Abwechselung, und auf dieser Armut an verschiedenen Arten beruht auch der öde Charakter der Heideflächen.

Heider (Gust. Adolf, Freiherr von), verdienter Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunst, geb. 15. Okt. 1819 zu Wien, erhielt nach Beendigung seiner jurist. Studien auf der dortigen Hochschule eine Anstellung als Adjunkt an der Bibliothek der Akademie der bildenden Künste, wurde 1850 Konzipist im Handelsministerium, bald darauf im damaligen Ministerium für Kultus und Unterricht, stieg 1854 zum Ministerialsekretär auf und erhielt 1861 die Leitung des Kunstreferats. Seine Ernennung zum Sektionsrat und Kunstreferenten im Unterrichtsministerium erfolgte 1863, und 1866 wurde er zum Präsidenten der Akademie der Künste gewählt; er bekleidete dieses Ehrenamt bis 1873. In diesem Jahre wurde er zum Sektionschef befördert und mit der Leitung der Abteilung für Universitäten und Mittelschulen betraut. Bei seinem 1880 erfolgten Übertritt in den Ruhestand wurde er in den österr. Freiherrenstand erhoben. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Über Tiersymbolik und das Symbol des Löwen in der christl. Kunst» (Wien 1849), «Physiologus. Nach einer Handschrift des 11. Jahrh.» (Wien 1851), «Die roman. Kirche in Schöngrabern» (Wien 1855), «Der Altaraufsatz im Stifte Klosterneuburg» (Wien 1860), ein schätzbarer Beitrag zur Typologie. In den «Beiträgen zur christl. Typologie aus Bilderhandschriften des Mittelalters», die sich in dem von H. längere Zeit redigierten «Jahrbuch der Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale» (Bd. 5) finden, erfuhr dieser Stoff zum ersten mal eine wissenschaftliche Behandlung. Eine Reihe von Aufsätzen enthalten auch die auf seinen Antrag ins Leben gerufenen «Mitteilungen der k. k. Centralkommission» und die von ihm mit Eitelberger herausgegebenen «Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaats» (Stuttg. 1855 fg.).

Heiderauch, s. Höhenrauch.

Heidingsfeld, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Würzburg, links am Main, 5 km im SSO. von Würzburg, in 184 m Höhe, Station der Linie Heidelberg-Neckargemünd-Eberbach-Würzburg der Badischen und der Linie Treuchtlingen-Ansbach-Würzburg der Bayrischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3746 meist kath. E. und hat Fabrikation von Fässern, Cigarren und Maschinen, Glockengießerei, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei, Weinbau und Weinhandel. Der Ort, 779 zuerst genannt, erhielt 1367 Stadtrechte.

Heidschnucke oder Heideschaf, eine sehr kleine in der Lüneburger Heide heimische Schafrasse. (S. Schaf.)

Heigel (Karl), deutscher Novellist, geb. 25. März 1835 zu München, Sohn des Oberregisseurs am dortigen Hoftheater, studierte zu München Philosophie und wurde dann Bibliothekar des Fürsten Carolath-Beuthen in Niederschlesien, mit dessen Neffen er größere Reisen machte. Im J. 1863 ließ er sich in Berlin nieder. Seit 1875 wohnt er abwechselnd in München, Tirol und Italien. Er schrieb die Dramen «Marfa», «Vor hundert Jahren», «Freunde»; ferner «Novellen» (1866, 1872, 1873, 1878), das Epos «Bar Cochba» (1857), die Erzählungen: «Ohne Gewissen» (Berl. 1871), «Die Dame ohne Herz» (Berl. 1873), «Benedictus» (Berl. 1875), «Das ewige Licht» (Lpz. 1877), «Es regnet» (2. Aufl., Stuttg. 1878), «Der Theaterteufel» (Lpz. 1878), «Die Veranda am Gardasee» (Lpz. 1879). Auch vollendete er Grillparzers «Esther».

Heigel (Karl Theodor), Bruder des vorigen, Historiker, geb. 23. Aug. 1842 zu München, trat nach Beendigung seiner Studien an Gymnasium und Universität seiner Vaterstadt in Praxis am allgemeinen Reichsarchiv, wurde 1872 zum Sekretär daselbst ernannt, habilitierte sich 1873 als Docent der Geschichte, wurde 1876 zum Mitglied der Akademie, 1879 zum außerord. Universitätsprofessor, 1883 zum ord. Professor der Geschichte an der technischen Hochschule zu München ernannt. Von ihm erschienen: «Das Herzogtum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos von Wittelsbach», in Gemeinschaft mit Riegler (Münch. 1867), «Ludwig I., König von Bayern» (Lpz. 1872), «Der österr. Erbfolgestreit» (Nördl. 1877), «Aus drei Jahrhunderten. Vorträge» (Wien 1881), «Münchens Geschichte» (Münch. 1882), «Das Tagebuch Kaiser Karls VII.» (Münch. 1883), «Neue histor. Vorträge und Aufsätze» (1883).

Heije (Jan Pieter), holländ. Dichter, geb. 1. März 1809 in Amsterdam, besuchte daselbst das Gymnasium und darauf das Athenäum und bezog dann 1827 die Universität Leiden, wo er hauptsächlich mediz. Studien oblag. Als Jäger von Leiden nahm er am Kriege gegen Belgien teil und ließ sich dann als praktischer Arzt in Amsterdam nieder. Nachdem er sich früher schon bei verschiedenen Gelegenheiten als Dichter versucht und 1832—34 den «Vriend des vaderlands» herausgegeben hatte, vereinigte er sich mit Potgieter und andern Freunden zur Herausgabe der «Musen». Im J. 1841 wurden seine «Liederen en zangen» von der Hollandsche

Maatschappij bekrönt; dieselbe Auszeichnung wiederfuhr 1847 seitens der Maatschappij tot Nut van 't Algemeen seinen «Kinderliederen». Im J. 1843 wurde er Sekretär der Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst und 1844—60 stand er an der Spitze der Maatschappij tot Nut van 't Algemeen. In letzterer Eigenschaft war er 15 Jahre lang der thätigste Mitarbeiter am «Enkhuizer Volksalmanak». Daneben vernachlässigte er doch seinen Beruf keineswegs; 1838—40 war er Redacteur der (medizinischen) «Wenken en Meeningen», 1840—45 des «Archief voor Geneeskunde», wurde 1847 Mitglied der vom Staate ernannten Kommission für den Entwurf eines Medizinalgesetzes und 1847 Präsident der Gesellschaft zur Beförderung der Heilkunde. Im J. 1853 erschien sein bestes poetisches Werk: «Dichterlijke Kransen», eine Sammlung Kinderlieder von großer Tiefe und Wärme des Gefühls. Nachdem 1861 H. «Al de Kinderliederen» herausgegeben, erschienen 1870 seine «Volksdichten» in einer Gesamtausgabe. H. starb 24. Febr. 1876 zu Amsterdam; seine Leiche wurde auf seinem Landgute Abbenes (Harlemer Meer) beigesetzt und ihm daselbst ein Denkmal errichtet.

Heijn (Pieter Pietersz), berühmter holländ. Seeheld, geb. 1577 zu Delfshaven bei Rotterdam, aus niederm Stande, schwang sich durch seine Tapferkeit und seemännische Tüchtigkeit bis zum Admiral von Holland empor. H. war in seiner Jugend zweimal von den Spaniern zum Gefangenen gemacht, auf die Galeeren geschmiedet und dabei so grausam behandelt, daß fortan sein ganzer Lebenszweck darauf hinausging, sich dafür zu rächen. Er begann seine seemännische Laufbahn auf den Schiffen der Holländischen Westindischen Kompagnie. Schon 1624 fungierte H. als Vizeadmiral in der Flotte des Admirals Willekens, der San-Salvador in Brasilien eroberte, was er hauptsächlich der verwegenen Tapferkeit H.s verdankte. In Anerkennung dieser That gab ihm die Kompagnie 1626 den Oberbefehl über neun Schiffe und fünf Jachten, mit denen er nach der Allerheiligen-Bai segelte, dort die span. Flotte nach einem blutigen Kampfe schlug, in dem er selbst verwundet wurde und 22 feindliche Schiffe nahm. Zwei Jahre später ging er als Befehlshaber einer Flotte von 31 Schiffen nach Westindien, um vor Havana zu kreuzen. Sturm und Strömung trieben ihn in die Bai von Matanzas, und hier überraschte er die span. Silberflotte, welche sich fast widerstandslos ergab und H. eine Beute von 12 Mill. Gulden Wert in die Hände lieferte. Um diese Zeit wurde es für nötig erachtet, die staatliche Kriegsflotte, welche sowohl an Zahl wie Beschaffenheit nicht mehr im Stande war, den niederländ. Seehandel gegen die span. Kaper aus Dünkirchen zu schirmen, zu regenerieren, und der Statthalter Friedrich Heinrich berief H. als die geeignetste Persönlichkeit hierfür an die Spitze der Marine. Während er 1629 Dünkirchen blockierte, suchten drei feindliche Kaper durchzubrechen. Er verfolgte und nahm sie, wurde aber dabei durch eine Flintenkugel tot niedergestreckt. Er wurde in Delft beigesetzt.

Heil, eigentlich alles, was zur Verwirklichung der menschlichen Lebensbestimmung oder zur religiösen und sittlichen Vollkommenheit des Menschen gehört, bezeichnet in der Dogmatik namentlich im Gegensatz zu der Gottesferne des natürlichen und der Gottentfremdung des sündigen Menschen den hergestellten Zustand normaler Gottesgemeinschaft, welcher zugleich die sittliche Lebensvollendung und die ewige Teilnahme am Reiche Gottes verbürgt. Das Wort H. ist eigentlich Übersetzung des neutestamentlichen Ausdrucks σωτηρία, welcher Errettung (nämlich von der Sünde und vom Tode als Strafe der Sünde) bedeutet, lat. salus.

Heiland, Übersetzung des griech. σωτήρ (lat. salvator), d. h. Erretter oder Erlöser, eigentlich der Heilende, ein stehendes Prädikat Christi in der kirchlichen Sprache. Selten findet sich dasselbe im Neuen Testament von Gott selbst gebraucht. In den spätern Zeiten des griech. Heidentums findet sich häufig die Verwendung desselben Namens für den Gott Äskulap (Asklepios). Der altsächs. Name für H. ist Hêliand (s. d.).

Heiland (Karl Gustav), Philolog, geb. 17. Aug. 1817 zu Herzberg in der preuß. Provinz Sachsen, studierte in Leipzig und wurde 1840 Hilfslehrer am Domgymnasium in Halberstadt. Infolge einer Schrift «Zur Frage über die Reform der Gymnasien» (1850) wurde er als Direktor des Gymnasiums nach Öls berufen. Zu Michaelis 1854 übernahm er das Direktorat in Stendal, 1856 das des Gymnasiums zu Weimar und Ostern 1860 trat er in das Provinzialschulkollegium in Magdeburg als Schulrat ein. H. starb 16. Dez. 1868 in Magdeburg. Außer seiner Ausgabe des «Agesilaus» des Xenophon (2. Ausg., Lpz. 1847) sind besonders die von ihm gelieferten Beiträge zu der «Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens» von Schmid zu erwähnen. Vgl. W. Herbst, «Karl Gustav H. Ein Lebensbild» (Halle 1869).

Heiland (Marianne Theodore Charlotte), medic. Schriftstellerin, genannt von Siebold (s. d.).

Heilbronn, Oberamts- und Handelsstadt im württemb. Neckarkreise, in einem milden und fruchtbaren Thale, 155 m über dem Meere, an dem hier für größere Schiffe fahrbar werdenden und von mehrern Brücken überspannten Neckar, Station der Linien Bietigheim-Jagstfeld (Untere Neckarbahn), H.-Hall-Crailsheim (Kocherbahn) und H.-Eppingen (Kraichgaubahn) der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, Oberamts, Hauptzollamts mit Freihafen, einer Reichsbanknebenstelle, der Württemberger Transportversicherungsgesellschaft und einer Handels- und Gewerbekammer, hat große Kanal- (Wilhelmshafen) und Hafenanlagen (Winterhafen, Floßhafen), ein Historisches Museum mit Altertümern, ein Theater, ein Gymnasium, eine Realschule, eine Frauenarbeitsschule, ein Zellengefängnis, ein Hospital und eine treffliche Quellwasserleitung. Sehenswert sind die 1013—1529 gebaute Kilianskirche mit einem Holzschnitzaltar von Tilmann Riemenschneider (1498); das Deutschordenshaus, zuerst kaiserl. Pfalz, wo Oxenstjerna 1633 den Heilbronner Vertrag abschloß, jetzt Landgericht mit der kath. Kirche; das Rathaus von 1535 mit kunstreicher Uhr von Habrecht (1580); der Turm, in welchem Götz von Berlichingen 1519 gefangen saß; die Synagoge und der alte Friedhof. Neben der Kilianskirche befindet sich der Heilbrunnen, dem die Stadt ihren Namen verdankt. Das Haus, in welchem Schiller 1793—94 wohnte, liegt gegenüber der Nikolaikirche, in welcher 1525 in H. der erste evang. Gottesdienst gehalten wurde. Die (1880) 24446 meist evang. Einwohner treiben außer Weinbau bedeutenden Handel mit Kolonialwaren, Landesprodukten, Holz und Kohlen, welcher außer der

Digitized by Google

Eisenbahn auch durch die Kettenschleppschiffahrt (nach Mannheim), durch Woll-, Rinden-, Leder-, Wein- und Viehmärkte gefördert wird. Die Fabriken liefern namentlich Papier, Zucker, Essig, Bleiweiß, Bleizucker, Stearin, Seife, Gipsmehl, Farbestoffe, Messerschmiede-, Stahl-, Gold-, Silber- und Eisengußwaren, Maschinen, Kunstdünger, Tabak, Tapeten, Weinsäure, Schwefelsäure, Soda, Chlorkalk, Salzsäure, Cichorien, Zwirn, Öl, Klaviere, Orgeln, Leim u. s. w. in großer Menge zur Ausfuhr. Ein Salzwerk mit einem Anlagekapital von 10 Mill. Mark ist (1884) im Entstehen begriffen. Von Vergnügungsorten sind der im NO. der Stadt belegene rebenbepflanzte Wartberg (314 m) mit guter Fernsicht von der Zinne des Wartturms, das Jägerhaus in der Nähe eines großen Sandsteinbruchs und der Schweinsberg mit weiter Rundsicht vom 20 m hohen Aussichtsturm zu erwähnen. — Schon 745 schenkte der fränk. Majordomus Karlmann eine Michaeliskirche zu Heiligbronn dem Bistum Würzburg, und 1225 ward H. Reichsstadt. Dieselbe bewies sich durch viele Türme, hohe Mauern und tiefe Wassergräben so fest, daß sie im Mittelalter zwar oft berannt und belagert, nie aber erobert worden ist. Im Bauernkriege 1525, im Schmalkaldischen Kriege, im Dreißigjährigen und in den Kriegen gegen Frankreich erlitt die Stadt große Drangsale. Am 7. Sept. 1802 nahm Württemberg von H. Besitz. Das Schauspiel Kleists: «Das Käthchen von Heilbronn», beruht auf einer unverbürgten Chronikfage. Vgl. Jäger, «Geschichte von H.» (Heilbr. 1828); Kuttler, «H., seine Umgebungen und seine Geschichte» (Heilbr. 1859); die vom Königlich Württembergischen Statistischen Bureau herausgegebene «Beschreibung des Oberamts H.» (Stuttg. 1865).

Heilbrunn, auch Oberheilbrunn, Dorf von 70 E. im Bezirksamt Tölz des bayr. Regierungsbezirks Oberbayern, 5 km nordöstlich von Benediktbeuren und 60 km südlich von München, mit der Adelheidsquelle, einer nach der Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand von Bayern benannten Mineralquelle, deren iod- und bromhaltiges Kochsalzwasser hauptsächlich zum Trinken, weniger zum Baden benutzt und weithin versandt wird. Am wirksamsten zeigt sich die Quelle bei skrofulösen Leiden, Drüsenanschwellungen, Knochenkrankheiten, Kropf und Frauenkrankheiten.

Heilbuth (Ferd.), Genremaler aus Hamburg, eignete sich während eines längern Aufenthalts in Italien große Geschicklichkeit in der Darstellung des vornehmen Genres an, dessen Stoffe er dem ältern wie dem modernen Leben der höhern Stände zu entlehnen versteht. Der Vorzug seiner Arbeiten liegt im lebhaften Kolorit wie in der geistreichen Charakteristik, wozu er bei den alten Venetianern und Niederländern in die Schule ging. Er trat in der Mitte der fünfziger Jahre zuerst hervor und erreichte durch seine ersten Bilder: die Probe Palestrinas (1857) und Tasso (1860) ganz hervorragende Erfolge, wozu seine eminente Fertigkeit in technischen Dingen, besonders in Kostümen, nicht wenig beitrug. Später begab er sich nach Paris, wo er noch thätig ist. Das Museum des Luxembourg enthält sein Bild: das Leihhaus. Sehr schön ist ferner: der Spaziergang am Monte-Pincio, das Geständnis und der Frühling an der Seine. Im J. 1878 malte er als Pendant dazu das Bild: an der Themse. Auch als Porträtist leistete er Rühmenswertes.

Heil dir im Siegerkranz, die preuß. Nationalhymne, als deren eigentlicher Verfasser Heinr. Harries anzusehen ist; derselbe wurde 9. Sept. 1762 in Flensburg geboren; studierte Theologie, redigierte dann bis 1790 das «Flensburger Wochenblatt», ward 1790 Pastor zu Sieverstedt im Amte Flensburg, 1794 zu Brügge, Amt Bordesholm, und starb daselbst 28. Sept. 1802. In seiner ursprünglichen Gestalt erschien das Lied in der Nummer des «Flensburger Wochenblatts» vom 27. Jan. 1790 und trug die Überschrift: «Lied für den dän. Unterthan an seines Königs Geburtstag zu singen in der Melodie des engl. Volksliedes ‚God save great George the king'.» Das Lied wurde von B. G. Schumacher zum «Berliner Volksgesang»: «Heil dir im Siegerkranz» umgearbeitet und in dieser veränderten Gestalt zur preuß. Nationalhymne.

Heildistel, s. Benediktenkraut.

Heilgymnastik (Kinesiatrik, Kinesitherapie), die methodische Anwendung von Körperbewegungen und Leibesübungen behufs eines Heilzwecks. Während das gewöhnliche Turnen (s. d.) die harmonische Ausbildung der Bewegungsapparate in ihrer Gesamtheit zum Ziele hat, ist die H. auf die Kräftigung einzelner Muskelgruppen gerichtet in Fällen, wo man diese zur Beseitigung von Verbildungen und Verkrümmungen des Körpers, z. B. der Wirbelsäule, oder zur Erhöhung der Funktionen gewisser Organe, z. B. des Unterleibes, für nötig erachtet. Systematisch zur Anwendung gebracht wurde die H. zuerst vorzüglich durch den Schweden Pehr Henrik Ling (geb. 15. Nov. 1776, gest. 3. Mai 1839 zu Stockholm).

Diese sog. Schwedische Heilgymnastik unterscheidet drei Arten von Bewegungen: aktive, bei welchen der Kranke, meist in liegender Stellung, allein die Bewegungen ausführt; halb aktive oder duplizierte, bei welchen den Bewegungen des Kranken durch eine zweite Person ein bald stärkerer, bald schwächerer Widerstand entgegengesetzt wird; endlich passive, welche nicht der Kranke, sondern der Heilkünstler am Körper des Kranken vornimmt und welche zumeist mit knetenden, klopfenden oder streichenden Manipulationen (s. Massage) verbunden werden. Dieses künstliche, sich in einer oft barocken Nomenklatur bewegende System leistet indes keineswegs mehr als das deutsche Gerät- und Freiturnen, wie es zu Heilzwecken namentlich von Schreber (geb. 15. Okt. 1808 zu Leipzig, gest. als Direktor der Orthopädischen Heilanstalt daselbst 10. Nov. 1861) angewendet wurde und seitdem als Zimmergymnastik nicht bloß zur Beseitigung krankhafter Zustände, sondern auch als diätetisches Mittel bei mangelnder anderweiter Körperbewegung mehr und mehr in Aufnahme gekommen ist. Freilich muß beim Turnen zu Heilzwecken durchaus von einem sachverständigen Arzt eine passende Auswahl der Bewegungen getroffen werden. Von den krankhaften Zuständen, gegen welche die H. sich besonders wirksam erweist, sind namentlich Muskelschwäche und Lähmungen, alle Verkrümmungen und Verbildungen des Körpers, die durch eine angewöhnte fehlerhafte Körperhaltung zu Stande kommen, ferner die nach Gicht und Rheumatismus zurückbleibende Gelenksteifigkeit, mangelhafte Entwickelung des Brustkastens und dadurch bedingte Neigung zu Lungenaffektionen, übermäßige Fettbildung und Unterleibsbeschwerden, sowie manche Nervenleiden (Hypochondrie,

Digitized by Google

Hysterie, Gemütsverstimmungen) hervorzuheben; auch gegen fehlerhafte Blutmischung und Störungen im Blutlauf der verschiedenen Organe pflegen sich regelmäßige und methodische Bewegungen nützlich zu erweisen. Nur bei solchen Verkrümmungen und Verbildungen des Körpers, bei welchen das Knochengerüst, z. B. die Wirbelsäule, schon wesentlich in Mitleidenschaft gezogen ist, reicht die H. für sich allein gewöhnlich nicht aus; in den meisten Fällen der Art kann die Anwendung zweckmäßiger Apparate und Maschinen oder die Vornahme gewisser chirurgischer Operationen (Durchschneidung von Muskeln, Sehnen u. dgl.) nicht entbehrt werden. (S. Orthopädie.)

Litteratur. Rothstein, «Die Gymnastik nach dem System des schwed. Gymnasiarchen P. H. Ling» (5 Bde., Berl. 1848—59); Schreber, «Kinesiatrik oder die gymnastische Heilmethode» (Lpz. 1852); derselbe, «Ärztliche Zimmergymnastik» (16. Aufl., Lpz. 1879); Eulenburg, «Die schwedische H.» (Berl. 1853); Seeger, «Diätetische und ärztliche Zimmergymnastik» (Wien 1878); Averbeck, «Die mediz. Gymnastik» (Stuttg. 1882).

Heilig (von Heil, s. d.) ist in der biblischen und kirchlichen Sprache Übersetzung des Wortes kadosch, welches das vom gemeinen Gebrauch des Lebens Ausgesonderte und dem Dienste Gottes Geweihte bezeichnet und ebensowohl von Dingen als von Personen gebraucht wird. Das spätere Judentum bezeichnete mit dem Ausdruck Heilige (hagioi) die Propheten und Gerechten des Alten Testaments; dagegen hießen nach neutestamentlichem Sprachgebrauch so die an Jesum Gläubigen, weil sie durch Christus dem Reiche der Welt entnommen und in das Reich Gottes versetzt, Gott zugeeignet und infolge dessen auch vom Heiligen Geiste (s. d.), als dem Prinzip des neuen religiös-sittlichen Lebens, ergriffen worden sind. Die Heiligung nach ihrer subjektiven Seite ist im Neuen Testament zunächst Sündenvergebung (Reinigung von der Schuld) und erst abgeleiteter Weise wirklich sittliche Erneuerung. Allmählich fing man dann auch in der christl. Kirche an, das Prädikat «heilig», welches ursprünglich allen Christen ohne Unterschied zukam, vorzugsweise solchen Männern beizulegen, welche durch besondere Geistesausrüstung und Glaubenskraft vor andern sich auszeichneten.

So begann man von heil. Aposteln und Evangelisten, aber seit Ende des 2. Jahrh. auch schon von heil. Bischöfen zu sprechen, sofern man annahm, daß dieselben den Heiligen Geist in besonders hohem Maße besessen hätten. Besonders aber hießen die Märtyrer, diese Heroen der Christenheit, heilig, und schon um die Mitte des 3. Jahrh. galt der Märtyrertod als das sicherste Mittel, sich von allen Sünden zu reinigen, die Märtyrer selbst aber als mit besondern Vorrechten im Gottesreich ausgerüstet. Zu der alten Idee von der Kraft der Fürbitte der Märtyrer brachte schon Origines die Meinung, daß man ihnen auch seine Wünsche kundgeben könne, daß die Fürbitte der verklärten Heiligen eine große Kraft besitze, andern die Vergebung der Sünden zu verschaffen. So entwickelte sich jetzt schon ein umfassender Heiligendienst oder Kultus der Heiligen (Hagiolatrie), der in der Ansicht wurzelte, daß der Mensch himmlischer Fürsprecher bedürfe. Noch Augustinus hatte darauf hingewiesen, daß die sittliche Nacheiferung der Heiligen als die Hauptsache des Heiligendienstes zu betrachten sei. Aber schon waren die Vorstellungen von der Wirksamkeit der Heiligen und deren Fürsprache dahin gediehen, daß man ihre Verehrung, ja selbst die ihrer Reliquien als ein Mittel zur Sündenvergebung und Tugend betrachtete. Redner und Dichter schilderten die Macht und Herrlichkeit der Heiligen in den stärksten Farben, bezeichneten sie als Diener, Freunde und Vertraute Gottes, als Beschützer des menschlichen Geschlechts, als unsichtbare, überall gegenwärtige Helfer aller geistigen und leiblichen Not. Die Kirchen, unter deren Altären die Leiber oder Reliquien der Heiligen sich befanden, wurden denselben geweiht, und wie man früher Götter und Heroen zu Patronen erwählte, so suchte man jetzt als solche Heilige aus. Bald hatte jedes Land, jede Stadt, jede Gemeinde, ja jeder Stand und Beruf ihren eigenen Schutzheiligen. Die Franzosen riefen den heil. Dionysius von Paris, die Spanier den heil. Jakobus von Compostella, die Ungarn den heil. Stephan, die Engländer den heil. Georg, die Österreicher den heil. Leopold als Schutzheiligen an. Den Juristen galt der heil. Ivo, den Musikern die heil. Cäcilie, den Schuhmachern der heil. Krispin als Schutzpatron. Auch gegen besondere Krankheiten wurden besondere Schutzheilige angerufen, so die Heiligen Rochus und Sebastian gegen die Pest, die heil. Apollonia gegen Zahnschmerzen u. s. w. Als die Königin aller Heiligen wurde die Jungfrau Maria angerufen. Als das Märtyrerzeitalter geschlossen war, wurden auch fromme Asceten, Mönche oder angesehene Kirchenlehrer unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. Von der wunderthätigen Kraft der Gebeine und Reliquien kamen die seltsamsten Sagen in Umlauf. Durch Gregor d. Gr. wurde die Verehrung der Reliquien immer mehr der Hauptteil des Heiligendienstes; die sittliche Seite desselben trat ganz zurück. Die Wundersucht bildete die Heiligensage immer weiter aus, schmückte das Leben der alten Märtyrer, deren Namen man kaum kannte, und der neuen Heiligen reichlich mit Wundererzählungen der unglaublichsten Art.

Seit dem 9. Jahrh. war der Gottesdienst in dem Heiligendienste völlig aufgegangen. Obschon eine Synode zu Frankfurt a. M. (794) die Anrufung neuer Heiligen verboten und Karl d. Gr. dieses Verbot selbst verschärft hatte (805), wurden doch fortwährend alte Heilige entdeckt und neue ernannt. Die Bischöfe, denen noch das Recht zustand, in ihrem Sprengel heilig zu sprechen, machten namentlich Mönche zu Heiligen, eröffneten dadurch besonders den Klöstern eine reiche Quelle von Reichtümern, riefen aber auch zugleich in jenen oft solche Unordnungen hervor, daß sich strenge Äbte alle Wunder der Heiligen verbaten. Das erste Beispiel einer päpstl. Heiligsprechung gab Johann XV. (993). Erst Alexander III. erklärte sie für ein ausschließliches Recht des päpstl. Stuhls (1170) und nannte sie zuerst Kanonisation (s. d.), die aber gewöhnlich erst lange nach der Beatifikation oder Seligsprechung (s. d.) erfolgte. Mancher blieb auch nur selig, ohne heilig gesprochen zu werden. Im 7. Jahrh. kam neben den besondern Heiligenfesten auch ein Fest Allerheiligen (s. d.) auf. Die Form der Heiligenverehrung besteht, abgesehen von der kirchlichen Feier der Heiligentage, in Kniebeugung und Gebet vor den Bildern und Reliquien der Heiligen. Doch unterscheidet die katholische und übereinstimmend mit dieser auch die griech. Kirche zwischen Anbetung

Digitized by Google

(latria), die nur Gott und Christo zukomme, und der Verehrung (dulia), welche den Heiligen in der angegebenen Weise gebühre.

Opposition gegen den Heiligendienst tritt zuerst vereinzelt seit dem 12. und 13. Jahrh. auf. Danach bekämpfte die humanistische Richtung des 14. und 15. Jahrh. die Heiligen und den Dienst derselben mit den Waffen der Wissenschaft und oft beißender Satire. Die Reformation des 16. Jahrh. aber verwarf ihre Anrufung und Verehrung als Schmälerung des Verdienstes Christi, des alleinigen Mittlers, und als pelagianischen, die Möglichkeit sündloser Vollkommenheit für die Menschen voraussetzenden Irrtum. Höchstens zur Stärkung des Glaubens sei es nützlich, das Andenken der Heiligen zu bewahren. Seitdem gerieten in der prot. Kirche die Heiligentage in Vergessenheit, die Heiligenbilder und Reliquien verschwanden aus den Gotteshäusern, auch das Wort «heilig», das im mittelalterlichen Sprachgebrauch längst die Nebenbedeutung vollkommener Tugend erhalten hatte, wurde auf Menschen von den strengern Protestanten nicht mehr angewendet. Während die Katholiken außer der Schar von Heiligen noch eine heil. Jungfrau, einen heil. Vater, eine heil. Kirche, einen allerheiligsten Glauben u. s. w. haben, wußten die Protestanten nur von einer heiligen, d. h. vom Heiligen Geiste eingegebenen Schrift, und bezogen den Ausdruck «heilige allgemeine Kirche» im apostolischen Glaubensbekenntnis auf die unsichtbare Kirche oder die Gemeinschaft der Gläubigen, die sich erst am Jüngsten Tage vollenden werde.

Heiligbutt, Fischart, s. Scholle.

Heilige, s. unter Heilig.

Heilige des Jüngsten Tages, s. Mormonen.

Heiliger Abend heißt in einem großen Teile von Deutschland der Tag vor einem hohen kirchlichen Feste, insbesondere vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, und zwar vorzugsweise der 24. Dez., der Tag vor Weihnachten (Weihnachts-Heiliger-Abend). In England wird der 31. Okt., der Tag vor Allerheiligen, Holy Eve genannt.

Heilige Allianz, Name des internationalen Bündnisses, dessen Grundriß zuerst vom Kaiser Alexander I. von Rußland entworfen, und das dann von diesem, dem Kaiser von Österreich und dem König von Preußen zu Paris durch die Akte vom 26. Sept. 1815 mittels eigenhändiger Unterschrift vollzogen, 1816 vom Kaiser von Rußland öffentlich bekannt gemacht und nach und nach durch den Beitritt aller damals lebenden christl. Monarchen, mit Ausnahme des Papstes und des Prinz-Regenten von England, verstärkt wurde. Auch letzterer versicherte seine persönliche Billigung des Bundes, wurde aber vom Beitritt durch konstitutionelle Bedenken abgehalten. Die Akte trug indessen mehr den Charakter einer Deklaration als eines Staatsvertrags. Auch hat sie durch Nichterneuerung von seiten der Nachfolger die positiv rechtliche Bedeutung verloren, die sie etwa ansprechen mochte. In der Urkunde selbst sicherten die Monarchen sich gegenseitige Bruderliebe, Hilfe und Beistand zu und erklärten, daß sie die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht erhalten wollten. Bei dem Ganzen handelte es sich wesentlich um das öffentliche Anerkennen einer sittlichen Verpflichtung und Gesinnung; es waren die Fürsten persönlich, welche diese Erklärungen erließen und denselben beitraten; auch sollten dieselben nur ihre persönliche Gesinnung ausdrücken.

Heiliges Bataillon (bataillon sacré) nannte man die während des Rückzugs der franz. Armee 1812 in Rußland aus Offizieren, deren Truppenteile sich aufgelöst hatten, zum Schutz des Kaisers Napoleon zusammengestellte berittene Leibwache, welche aufgelöst wurde, nachdem der Kaiser 4. Dez. das Heer verlassen hatte.

Heiliges Bein (Os sacrum), soviel wie Kreuzbein, s. Becken.

Heiliger Bund (Liga santa), s. unter Liga.

Heiliger Christ, s. Weihnachten.

Heilige drei Könige, s. Drei Könige.

Heilige Familie heißt in der Kunstgeschichte die Darstellung des Christuskindes und seiner Angehörigen. Das frühere Mittelalter, dessen erster Kunstzweck die Erweckung der Andacht war, begnügte sich meist mit der Madonna und dem Kinde. Erst als ein episches Interesse in die Kunst eindrang, erweiterte sich der Kreis der Heiligen Familie auch auf Joseph, Elisabeth, die heil. Anna (die Mutter der Maria) und Johannes den Täufer. Am ausgedehntesten haben manche altdeutsche Maler die Heilige Familie aufgefaßt, indem sie auch die zwölf Apostel als Kinder und Jugendgespielen Christi samt den Müttern, welche ihnen die Legende zuteilt, hinzufügten (die sog. Heilige Sippe). Die ital. Schule hat in ihrem großartigen Sinne für Inhalt und Komposition der Gruppe zuerst erkannt, wie viele Figuren dieselbe enthalten kann, wenn das Interesse ein ungeteiltes bleiben und auf einer Figur, sei es die Madonna oder das Kind, sich konzentrieren soll. Zwei Maler beherrschen diesen Kreis von Darstellungen auf das vorzüglichste: Leonardo da Vinci und Rafael. Ersterer hat den Joseph meist weggelassen, aber die heil. Anna und den kleinen Johannes mit seinem Lamm oder auch Engelsfiguren beigegeben und so den Gegensatz zur höchsten Anmut und Lieblichkeit nicht in eine kräftige Mannsgestalt, sondern etwa in den dunkeln landschaftlichen Grund verlegt, wie z. B. in der Vierge aux rochers und in der Vierge aux balances. Völlig weltlich, aber von der größten Lieblichkeit ist seine heil. Anna, auf deren Schos Maria sitzt, das schalkhaft sich umwendende Kind fassend. Solche Darstellungen heißen Metterzià (Selbdritt). Rafael hat vielleicht die reichste Abstufung. An der Grenze des bloßen Madonnabildes stehen seine Belle Jardinière und die Madonna del cardellino, wo außer Maria nur die beiden Kinder Christus und Johannes dargestellt sind. Dann folgt die Heilige Familie in der münchener Pinakothek, die als der Haupttypus der Gattung gelten mag, und in symmetrisch-dreieckiger Gruppe die beiden Kinder, von ihren halb sitzenden, halb knienden Müttern gehalten, und darüber den auf einen Stab gestützten Joseph darstellt. Endlich hat Rafael in der großen Madonna Franz' I. (im Louvre) in völlig freier Auffassung vielleicht das Höchste in diesem Darstellungskreise geleistet. Es ist charakteristisch für die mittelalterliche Auffassung der Maria, daß Joseph immer als betagter Mann neben der jugendlichen Schönheit der Maria auftritt.

Heilige Fem, s. Femgerichte.

Heiliges Feuer. Wie bei andern Völkern, so wurde auch bei den Hebräern das Feuer mit seinem eigentümlichen Glanze, seiner zerstörenden und vernichtenden, aber auch reinigenden und

Digitized by Google

läuternden Macht mit dem religiösen Glauben in Beziehung gesetzt (s. Feuersäule) und insbesondere zur Verbrennung der Opfergaben, als in welchen der Mensch sein Reinstes und Bestes zu Gott aufsteigen lasse, bei den täglichen Brandopfern verwendet. Da alles, was von dem gemeinen Gebrauch abgesondert, zu religiösen, gottesdienstlichen Zwecken diente, als heilig galt, so insbesondere auch das Feueropfer auf dem Brandopferaltar, «die Feuerung für Jahve», die beständig fortbrennen sollte, analog dem ewigen Feuer in den heidnischen Tempeln. (S. Opfer.) Aus der Heiligkeit des Opferfeuers erklärt sich die Nachricht (2 Makk. 10), daß man bei Wiederherstellung des drei Jahre lang unterbrochenen Opferdienstes zu Jerusalem «Steine feurig machte und Feuer von ihnen nahm». Nur ein noch nicht zu profanen Zwecken gebrauchtes neues Feuer, wie man es hier wohl durch Reiben oder Aneinanderschlagen von Steinen gewann, konnte den Wiederanfang des Altarfeuers bilden. Ähnlich mußte bei Griechen und Römern die erloschene Flamme eines Tempels entweder von dem unentweihten Feuer eines andern Nationalheiligtums wiedergewonnen werden, oder durch einen frisch erzeugten Funken, welchen ein Brennspiegel von dem aufgefangenen Strahl des ewig reinen Sonnenfeuers oder das Aneinanderreiben zweier Hölzer gab. Übrigens widerspricht jenem Berichte sowie der ebendaselbst (2 Makk. 1) erzählten Fabel von der Auffindung des heil. Feuers nach der Rückkehr der Juden aus dem babylon. Exil die rabbinische Überlieferung, nach welcher unter andern Heiligtümern auch das heil. Feuer dem zweiten Tempel gefehlt habe.

Heiliger Geist. Das Alte Testament bezeichnet mit dem Ausdruck Geist Gottes oder Geist des Herrn den lebendig machenden Hauch oder Odem Gottes, danach im übertragenen Sinne die aus Gott auf die Menschen übergehende geistige Kraft, welche die Quelle der prophetischen Erkenntnis und alles höhern geistigen und sittlichen Lebens in den Menschen ist. Im spätern Judentum wird der Geist Gottes immer mehr als die Offenbarungsseite des an sich schlechthin überweltlichen göttlichen Wesens gedacht, ja geradezu poetisch personifiziert, ohne daß man jedoch darum an eine wirkliche göttliche Person im dogmatischen Sinne zu denken hätte. Mit der Vorstellung vom göttlichen Geiste wechselt in der nacheriliischen Zeit die von der göttlichen Weisheit, dem Schöpferwort und der Herrlichkeit Gottes, welche sämtlich die Offenbarungsthätigkeit Gottes von verschiedenen Seiten her bezeichnen. Wenn im Alten Testament besonders die prophetische Begeisterung auf den Geist Gottes zurückgeführt wurde, so sah die älteste judenchristl. Anschauung in der Ausrüstung mit dem «Geiste ohne Maß» das spezifische Merkmal des Messias. Sofern der Messias durch diesen Geist zum Dienste Gottes ausgesondert und geweiht war, erhielt der Messiasgeist vorzugsweise das Prädikat «heiliger» Geist (πνεῦμα ἅγιον). Nach der ursprünglichen einfachsten Vorstellung kam der Heilige Geist auf den natürlich erzeugten Menschen Jesus bei der Taufe in Gestalt einer Taube, dem Symbol der Reinheit, herab und machte ihn dadurch tüchtig für seinen messianischen Beruf. Nach Paulus bildet der Heilige Geist oder der Geist Gottes das substantielle Wesen des Sohnes Gottes überhaupt, die irdische Menschheit ist nur seine angenommene Hülle, um die Sünde im Fleische zu ertöten, daher der Gekreuzigte in Kraft dieses Lebensgeistes von neuem erweckt wird und nun auch den Seinen den Heiligen Geist und durch denselben die Auferstehung von den Toten mitzuteilen im Stande ist. Die judenchristl. Vorstellung dagegen läßt den Heiligen Geist in dem Menschen Jesus nur als in seinem Gefäß in unermeßlicher Fülle wohnen. Letztere Ansicht steigerte sich weiter zu der Vorstellung von der übernatürlichen Erzeugung der im übrigen noch immer wesentlich menschlich gedachten Person Jesu durch den Heiligen Geist, wogegen die paulinische Anschauung den Sohn Gottes vorweltlich dachte und als das himmlische Urbild der vollkommenen Menschheit beschrieb. Beide Vorstellungsreihen wurden in der kirchlichen Lehre des 2. Jahrh. ebenso verbunden, wie im Matthäus-Evangelium die Empfängnis vom Heiligen Geiste und die Herabkunft desselben auf Jesus bei der Taufe nebeneinander hergehen. Neben der Lehre vom göttlichen Geiste als dem übermenschlichen Prinzip in Christi Person bildete sich unter alexandrinischem Einflusse die verwandte Vorstellung vom ewigen göttlichen Wort (dem Logos), welches die Welt geschaffen habe und in Jesu Fleisch geworden sei. Da beide Lehrweisen nicht wesentlich unterschieden waren, so konnten viele Kirchenlehrer des 2. Jahrh. Logos und Pneuma als gleichbedeutende Ausdrücke für das Göttliche in Jesu gebrauchen. Ursprünglich waren weder der Logos noch das Pneuma streng persönlich gedacht, aber als ersterer Ausdruck immer allgemeiner zur Bezeichnung der vorweltlichen Persönlichkeit Christi verwendet wurde, begann man den Heiligen Geist vorzugsweise als das übernatürliche Prinzip alles höhern göttlichen Lebens in den Gläubigen zu betrachten. Anlaß hierzu gab vorzugsweise das vierte Evangelium, nach welchem Jesus als der vom Himmel gekommene und wieder zum Vater zurückkehrende göttliche Logos den Seinen nach seinem Scheiden den Heiligen Geist, den Geist der Wahrheit, als den Beistand (Parakleten) verheißt, der sie in alle Welt leiten und ihnen das lehren solle, was sie jetzt noch nicht zu verstehen vermöchten. Aber schon in der Anschauung des Urchristentums ist es der Heilige Geist, welcher den Glauben erweckt, die Gläubigen von der Sünde reinigt, sie als Gereinigte Gott zueignet und mit neuen Kräften des sittlichen Lebens erfüllt. Derselbe wird vorgestellt als eine objektive, über dem Menschen waltende und von oben her über ihn kommende Macht, ohne daß jedoch die gelegentlich vorkommende Personifikation des Heiligen Geistes dogmatisch zu nehmen wäre. Als das die Gläubigen aus der Welt aussondernde und Gott zueignende Prinzip ward der Heilige Geist in der Taufformel Matth. 28, 19 vom Vater und Sohn noch unterschieden. Die Summe des christl. Bewußtseins ist hier in dem Glauben an Gott den Vater, an Jesum Christum, den Sohn Gottes, unsern Erlöser, und an den Heiligen Geist als die in den Gläubigen waltende Gottesmacht zusammengefaßt. Als Person war der Heilige Geist auch in dieser Zusammenstellung noch nicht verstanden.

Erst die Gnostiker des 2. Jahrh. räumten dem Heiligen Geist eine Stelle unter ihren mythol. Gestalten ein, in welche sich für sie die göttliche Wesensfülle auseinanderlegte (Äonen), und in judenchristl. Kreisen fand sich die Auffassung vor, daß der Heilige Geist ein Engelwesen sei, obwohl

Digitized by Google

daneben wieder die Engelwelt nur als die Auseinanderfaltung des im Heiligen Geiste zur Einheit zusammengefaßten göttlichen Wesens erscheint. Die Montanisten endlich bezeichneten den Heiligen Geist oder den Parakleten als den vom göttlichen Logos immer schärfer unterschiedenen Urheber der neuen Prophetie, welche der Montanismus verkündigte, und als das die Kirche über die Gottesoffenbarung in der Apostelzeit noch hinaus zur Periode der männlichen Reife führende Prinzip. So wurde der Heilige Geist seit dem Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrh. auch von rechtgläubigen Kirchenlehrern, wie Irenäus, Tertullian, Origines, immer allgemeiner als ein besonderes, vom Logos unterschiedenes Subjekt gefaßt. Das Verhältnis der drei Personen zueinander aber ward in der Weise strenger Unterordnung gedacht, der Heilige Geist insbesondere als hervorgebracht durch den Sohn und geringer als dieser. Nähere Bestimmungen blieben bis zum Ende des 4. Jahrh. der Freiheit der einzelnen Kirchenlehrer überlassen. Erst als die volle Gottheit des Sohnes und dessen Wesensgleichheit mit dem Vater kirchlich festgestellt worden war, forderte die Konsequenz des kirchlichen Dogmas, Gleiches auch vom Heiligen Geiste auszusagen. Während das Konzil zu Nicäa (325) noch gar nichts Näheres über den Heiligen Geist festgestellt hatte, entspann sich 50 Jahre später ein heftiger Streit über die Ansicht des Patriarchen Macedonius von Konstantinopel, daß der Heilige Geist nicht Gott, wie der Sohn, daher auch nicht «Herr» genannt oder göttlich verehrt werden dürfe, sondern ein Geschöpf und Diener des Vaters sei. Von den angesehensten Kirchenlehrern der Zeit, einem Athanasius, Basilius d. Gr., Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz als «Streiter wider den Heiligen Geist» (Pneumatomachen) bekämpft, wurden die Anhänger des Macedonius auf der Synode zu Konstantinopel (381) auch kirchlich verdammt. Dafür bestimmte die Synode, der Geist sei «Herr», lebendigmachend, vom Vater ausgegangen und ebenso wie der Vater anzubeten und zu verehren. Die Benennung «Gott» und das Prädikat der Wesensgleichheit mit Vater und Sohn wagte selbst diese Synode dem Geiste noch nicht zu geben, doch wurde beides schon damals als rechtgläubige Meinung betrachtet. Ihren letzten Abschluß erhielt die orthodoxe Lehre vom Heiligen Geist im Abendlande durch den zuerst von Augustin ausgesprochenen Satz, daß der Heilige Geist auch vom Sohne ausgehe. Auf der Synode zu Toledo (589) kam jene Annahme zuerst in den lat. Text des konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnisses, in welchem man die Worte «qui ex patre procedit» mit dem Zusatze «filioque» hinter «patre» vermehrte. Dieser Zusatz ging dann auch in das Athanasianische Glaubensbekenntnis über, in welchem es heißt: «Spiritus sanctus a patre et filio procedens». Dieses Ausgehen aber dachte man sich als ein Aushauchen des Vaters und Sohnes (spiratio activa), im Gegensatz zu der Zeugung des Sohnes vom Vater. Noch Papst Leo III. hatte (809) Bedenken getragen, den Zusatz zum Symbol kirchlich anzuerkennen; aber in der Folgezeit ward er einer der Streitpunkte zwischen der röm. und griech. Kirche. Photius, Patriarch von Konstantinopel, erhob zuerst (867) gegen die abendländ. Kirche die Anklage der Verfälschung des Glaubens, die seit der Kirchenspaltung im 11. Jahrh. ein Hauptvorwurf der Orientalen gegen die Abendländer blieb. Dagegen ist die Vorstellung der lat. Kirche auch zu den Protestanten übergegangen. In der kirchlichen Dogmatik ist die Lehre vom Heiligen Geiste ziemlich vernachlässigt. Dieselbe schreibt ihm eine Reihe von Wirkungen (Berufung, Erleuchtung, Heiligung u. s. w.) zu, welche jedoch gewöhnlich in dem Kapitel von den göttlichen Gnadenwirkungen behandelt werden. Speziell des Heiligen Geistes wurde fast nur in den Lehren von der buchstäblichen Eingebung der Heiligen Schrift durch den Heiligen Geist und von dem sog. testimonium Spiritus Sancti internum gedacht, worunter man früher die unmittelbar göttliche Beglaubigung der Wahrheit des Evangeliums im Menschengemüt, später die auf wunderbare Weise vom Heiligen Geiste gewirkte Überzeugung vom göttlichen Ursprung der Bibel verstand.

Von der seit Mitte des 18. Jahrh. erwachten Kritik ward auch die orthodoxe Lehre vom Heiligen Geiste immer entschiedener bestritten. Während der Supranaturalismus zu den unbestimmten Ausdrücken der ältern Väter zurückkehrte, bekämpfte der Rationalismus die Persönlichkeit des Heiligen Geistes überhaupt mit philos. und exegetischen Gründen, und sah in ihm nur die unpersönliche göttliche Kraft, welche uns sittlich erneuert. Diesen religiösen Gehalt in der Lehre vom Heiligen Geist hob zuerst Schleiermacher wieder hervor, welcher denselben als den christl. Gemeingeist oder als die die Gemeinschaft der Gläubigen beseelende und in alle Wahrheit leitende göttliche Lebensmacht beschrieb. Der spekulative Gehalt der Lehre vom Heiligen Geiste wurde durch die Hegelsche Philosophie dahin bestimmt, daß der in der Welt oder dem Sohne, als dem Gebiete des Endlichen, objektivierte Gedanke im endlichen Geiste sich auch für das subjektive Bewußtsein erschlossen und dadurch erst als die absolute Idee vollkommen verwirklicht habe, daher das im Reiche des Vaters nur an sich gesetzte, im Reiche des Sohnes gleichsam seines ewigen Wesens entäußerte Göttliche im Reiche des Geistes oder in dem völlig geistig gewordenen religiösen Bewußtsein der Gemeinde zu seiner vollen konkreten Offenbarung gekommen sei. Gott als absoluter Geist ist hiernach der im Bewußtsein der endlichen Geister gegenwärtige Gott. Neuere spekulative Theologen sind seitdem bemüht gewesen, den Heiligen Geist zwar nicht als eine Person, aber doch als eine besondere Existenzweise des innergöttlichen Lebens selbst zu beschreiben und die Persönlichkeit Gottes erst als im Moment des Geistes wahrhaft vollzogen zu denken. Da jedoch das innergöttliche Leben für die religiöse Betrachtung nur Bedeutung erhält, sofern es sich an und in uns offenbart, so sieht die freie Theologie der Gegenwart, im Anschluß an Schleiermachers und Hegels Ideen, im Heiligen Geiste Gott selbst, sofern er als absoluter Geist im religiös-sittlichen Leben der Gemeinde sich wirksam erweist, oder das über das fromme Selbstbewußtsein übergreifende und dennoch als die Macht der religiösen Idee demselben wahrhaft innewohnende, es erfüllende und bewegende Göttliche selbst. Die restaurierte Orthodoxie der Gegenwart ist jedoch auch hier zu den dogmatischen Bestimmungen der altprot. Kirchenlehre zurückgekehrt.

Heiliges Grab nennt man das in den Evangelien erwähnte Felsengrab des Joseph von Arimathia außerhalb Jerusalem, in welches Jesus

Digitized by Google

Christus nach seiner Kreuzigung gelegt wurde und dessen religiöse Bedeutung auf dem an dasselbe geknüpften christl. Dogma der Auferstehung beruht. Als nach der Zerstörung durch Titus Jerusalem unter dem Namen Ælia Capitolina wieder aufgebaut worden war, zeigte man im Innern der damaligen Stadt einen künstlich aufgetragenen Hügel, der über der Stelle der heiligen Passion errichtet worden sein sollte und wahrscheinlich schon bei den Christen jener Zeit den Namen Monticulus Golgatha führte. Kaiser Konstantin ließ 326 den Hügel wegräumen und über einem unter demselben aufgedeckten Felsengrabe, welches man nicht anstand, für das authentische Grab des Heilands zu halten, eine Grabrotunde mit sich östlich ihr anschließender Basilika aufführen. Das Grab selbst wurde zu einer in der Mitte der Rotunde freistehenden Kapelle ausgearbeitet. Zu der ursprünglichen Bauanlage gehörte auch die Krypte der heil. Helena und die Kreuzauffindungskapelle. Dagegen scheint die Emporkirche des sog. Kalvarienbergs, in welchem die alte Benennung Monticulus Golgatha fortlebt, erst später hinzugefügt worden zu sein. Im J. 614 wurde der Konstantinische Bau von den Persern zerstört, aber noch vor der 22 Jahre später erfolgten mohammed. Eroberung durch einen Mönch Namens Modestus als vier getrennte Kirchen wieder aufgeführt. Eine abermalige teilweise Zerstörung fand 1011 unter dem Kalifen Hakim-biemrillah statt. Die Kreuzfahrer waren besonders bemüht, dem Heiligtum, zu dessen Befreiung sie ausgezogen, eine glänzende Ausstattung zu geben. Die ansehnliche Kirche, welche, die vier Gotteshäuser des Modestus wieder zusammenfassend, sich noch heute über der Stelle erhebt, ein durch das Flickwerk späterer Jahrhunderte vielfach entstellter roman. Kunstbau, wurde von ihnen unter teilweiser Benutzung der Konstantinischen Grundmauern errichtet. Die Grabkapelle selbst zerfällt in zwei hintereinander gelegene Gemächer, deren äußeres, geräumigeres dem Vestibulum, das innere der Totenkammer der jüd. Felsengräber entspricht. Letztere ist 2 m breit und 2,5 m lang. An der nördl. Längsseite befindet sich eine 1 m breite und ebenso hohe Marmorbank, das Leichenbett, über welchem eine Menge silberner Kirchenlampen stets brennend erhalten werden. Nach dem Grabe sind die Kreuzigungsstätte auf dem Kalvarienberge, der Salbungsstein, die Stelle der Kreuzauffindung, das Gefängnis Christi und der in der Chorkapelle der Griechen gezeigte Nabel der Erde besonders wertgehaltene Heiligtümer des Gebäudes. Das Heilige Grab und seine Kirche bilden ein Condominium, an welchem neben drei reichen und mächtigen Konfessionen, nämlich den Lateinern, den Griechen und den Armeniern, drei arme und einflußlose, die Jakobitischen Syrier, die Kopten und die Abessinier, Anteil haben. Die Modalität des Besitzes ist sehr verwickelt und gibt häufig zu Streitigkeiten unter den verschiedenen Mitberechtigten Anlaß. Aus solchen Streitigkeiten entwickelte sich durch die Parteinahme Frankreichs für die Lateiner und Rußlands für die Griechen der folgenschwere Krimkrieg. Die Echtheit der Stätte des Heiligen Grabes ist vielfach bestritten worden; doch ist ihre topogr.-histor. Möglichkeit zuzugeben.

Heiligen Grabe (Orden vom) soll der Sage nach schon in den Kreuzzügen errichtet sein, ist aber nachweislich erst 1496 vom Papst Alexander VI. zur Anregung des Besuchs des Heiligen Grabes gestiftet. Papst Pius IX. teilte ihn 24. Jan. 1868 in drei Klassen: Großkreuze, Komture und Ritter. Das Ordenszeichen ist ein rotes Kreuz mit vier kleinen solchen Kreuzen in den Winkeln und wird am schwarzen Bande, von den Großkreuzen von der rechten Schulter zur linken Hüfte, von den Komturen um den Hals, von den Rittern im Knopfloch getragen, von den Großkreuzen zugleich mit einem silbernen Stern, welcher mit dem Ordenszeichen belegt ist, auf der linken Brust.

Heiliges Herz Jesu bildet in der kath. Kirche den Gegenstand eines besondern Kultus. Maria Alacoque (s. d.) behauptete, Jesus habe ihr sein Herz eingesetzt, und warb seitdem für die von ihr getriebene Anbetung des heil. Herzens Jesu. Nach ihrem Tode suchte der Jesuit La Colombière, sich berufend auf die Offenbarungen einer armen Klosterfrau zu Paray, diesen Kultus allgemein zu verbreiten. Die Jesuiten empfahlen ihn in mehrern Schriften, einzelne jesuitische Bischöfe begünstigten ihn, doch fand er zunächst nur in einigen Nonnenklöstern der Heimsuchung Christi Beifall. Eine Pest war die Veranlassung, daß der Bischof Heinrich Franz de Belsunce diese Andacht 1720 in Marseille einführte und den Freitag nach der Oktave des Fronleichnamsfestes dafür bestimmte. Die Jesuiten gründeten auch besondere Brüderschaften des geheiligten Herzens Jesu. Die Päpste dagegen hatten es mehrmals abgelehnt, dem neuen Kultus ihre Zustimmung zu geben, erst Clemens XIII. bestätigte ihn am 6. Febr. 1765. Nachdem 1773 der Jesuitenorden aufgehoben war, stiftete der Jesuit Tournelly 1794 zu Löwen eine Kongregation der regulierten Kleriker des heil. Herzens Jesu, in welche viele Jesuiten eintraten. Im J. 1796 nach Wien verlegt, ging sie 1799 in dem verwandten Orden der Paccanaristen und bei der Wiederherstellung des Jesuitenordens 1814 in diesem auf. Im J. 1800 entstand zu Paris ein weiblicher Orden der Damen des heil. Herzens Jesu, welcher 1826 von Leo XII. bestätigt wurde und in allen kath. Ländern Verbreitung fand. Die Anbetung des heil. Herzens Jesu wird neuerdings in Frankreich in Verbindung mit polit. Agitation begünstigt. Nachdem Pius IX. 1875 die ganze Welt dem heil. Herzen Jesu geweiht hat, wird dieser Kultus in der ganzen kath. Kirche mit Eifer betrieben. Vgl. Wenzelburger, »Maria Alacoque und das heil. Herz Jesu« (»Unsere Zeit«, 1873, II); Reusch, »Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube« (Bonn 1879).

Heilige Jungfrau, s. Maria, die Mutter Jesu.

Heiligen Kreuzes (Orden der Töchter des), gestiftet 1625 von Frau von Villeneuve und dem Pfarrer Guerin zu Roge in der Picardie, wurde 1640 als Kongregation bestätigt und widmete sich der Erziehung junger Mädchen. Die Tracht besteht aus schwarzem Rock und Schleier und weißem Halstuch, auf der Brust ein silbernes Kreuz. — Derselbe Pfarrer Guerin begründete 1634 zu demselben Zweck einen weltlichen Verein ohne Gelübde. — Im J. 1639 stiftete Marguerite Senaux de Garibal zu Toulouse einen Orden gleichen Namens für beschauliches Leben und gute Werke, besonders zur Verbreitung christl. Sinnes unter dem weiblichen Geschlecht und zur Unterweisung armer Mädchen im Spitaldienst. Der Orden erhielt sich sogar während der Französischen

Digitized by Google

Revolution und wurde 1816 wieder als Kongregation anerkannt.

Heilige Kriege heißen in der altgriech. Geschichte drei unheilvolle Kriege, die von der Mehrheit oder doch einem großen Teile der amphiktyonischen Staaten im Interesse von Delphi gegen solche Staaten geführt wurden, die in irgend einer Weise die Interessen dieser Gemeinde oder ihres Heiligtums verletzt hatten. Der erste dieser Kriege galt der phokischen Stadt Krissa; gegen diese kämpften auf Beschluß der Amphiktyonen die Athener, die thessalische Ritterschaft und der Tyrann Kleisthenes von Sikyon 595—586 v. Chr. Zuerst wurde die Stadt Krissa erobert und zerstört, nach vierjähriger Blockade auch deren Seefestung Kirrha, dann der letzte Widerstand in den Gebirgen überwältigt. — Der alte Stammeshaß der Thessalier und der neu entbrannte der Thebaner gegen das tapfere phokische Bergvolk gab den Anlaß zu dem sog. zweiten Heiligen Kriege, der von seiten der Amphiktyonen mit Dekretierung einer hohen Geldstrafe wegen der angeblich durch die Phoker verschuldeten Besitznahme einiger Teile heiligen Tempellandes eingeleitet und durch militärische Besetzung von Delphi seitens der phokischen Führer im J. 355 unvermeidlich gemacht wurde. Die Phoker hielten sich längere Jahre so glücklich, daß nur die Hilfe des macedon. Königs Philipp im J. 352 die Thessalier rettete. Als nachher auch die Böoter mit dem König Philipp sich verbündeten und der letzte phokische Feldherr Phalâkos sein Volk verriet (im Sommer 346 v. Chr.), mußten die Phoker die Waffen strecken. Sie wurden aus dem Bunde der Amphiktyonen ausgestoßen und verurteilt, so lange eine Steuer nach Delphi zu zahlen, bis die aus dessen Tempel geraubten 10000 Talente (47 Mill. Mark) wieder ersetzt sein würden. — Den dritten der Heiligen Kriege veranlaßte der Athener Äschines, indem er im März 339 v. Chr. im Rate der Amphiktyonen gegen die ozolischen Lokrer von Amphissa den Vorwurf erhob, daß sie widerrechtlich die seit 586 v. Chr. dem Apollo gehörige Ebene von Kirrha zu ihrem Vorteil benutzten. Zum Führer in dem hierüber entbrennenden Kriege wurde im Okt. 339 v. Chr. König Philipp berufen, der auch sofort herbeieilte, die Lokrer niederwarf, dann aber im J. 338 daran die Schritte knüpfte, die endlich zu dem weltgeschichtlichen Kampfe bei Chäronea führten.

Heiliges Land, s. Palästina.

Heiliges Mädchen von Kent, Beiname der religiösen Schwindlerin Elisabeth Barton (s. d.).

Heilige Nacht, s. unter Nacht.

Heiliges Officium, s. Inquisition.

Heiliges Öl, soviel wie Chrisma (s. d.).

Heiliger Orden im Königreich Siam, Nop'aratana-rach'a-warap'aun genannt, 1851 für die Mitglieder der Herrscherfamilie gestiftet; er besteht in einer mit neun Steinen und kleinen Diamanten besetzten achtspitzigen Dekoration, die an einer gelbseidenen, mit grünen Rändern und roten und blauen Linien versehenen Schärpe getragen wird.

Heiliges römisches Reich deutscher Nation, Bezeichnung des frühern Deutschen Reichs (962—1806), welche sich daraus erklärt, daß man dasselbe als eine Fortsetzung der röm. Weltmonarchie auffaßte, während ein christl. Monarch an der Spitze stand und die deutsche Nation die herrschende sein sollte.

Heilige Schar nannten die Thebaner eine Schar von 300 Mann, welche seit der Vertreibung der Spartaner aus ihrer Stadt (zu Ende des J. 379 v. Chr.) systematisch für den Krieg gegen die Spartaner ausgebildet und unter des Gorgidas Führung, zunächst zum Schutze der Kadmeia, dauernd unter den Waffen gehalten wurden. Diese Schar hatte in den seit 378 v. Chr. entbrennenden Kämpfen bereits ihre Tüchtigkeit auf dem Schlachtfelde zu bewähren gehabt, als sie berufen wurde, in der Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.) unter Pelopidas den höchsten Ruhm zu erkämpfen. Bei Chäronea (338 v. Chr.) fand diese Heldenschar ihren Untergang. — Im J. 1821 bildete Alexander Ypsilanti bei seinem Einbruch in die Donaufürstentümer aus 500 jungen griech. Freiwilligen nach dem Vorbild der alten Thebaner ebenfalls eine «heilige Schar» (die Maurophoriten), die dann 19. Juni 1821 in der Schlacht von Dragatschan durch die Türken vernichtet wurde.

Heilige Schrift, s. Bibel.

Heilige Vehm, s. Femgerichte.

Heilige Woche, soviel wie Karwoche.

Heilige-Geist-Inseln, Name von zwei Bahâma-Inseln (s. d.).

Heiligelinde, Dorf und sehr besuchter Wallfahrtsort in der Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Rastenburg, in schöner Waldgegend, an der Grenze des Ermelandes, 11 km im SW. von Rastenburg, zählt 330 kath. E. und hat eine prächtige Kirche, Rest eines alten Klosters, sowie Leinwandmärkte.

Heiligenbeil, Kreisstadt in der Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, rechts an der Jarft, in 24 m Höhe, 2 km vom Frischen Haff, 50 km von Königsberg, Station der Linie Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3430 meist evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine Landwirtschaftsschule, Fabrikation von berühmten Drechslerwaren und Maschinen, sowie lebhaften Getreidehandel.

Der Kreis Heiligenbeil zählt auf 908 qkm (1880) 46479 meist evang. E.

Heiligenberg, Dorf im Großherzogtum Baden, Kreis Konstanz, Amt Pfullendorf, auf den Linzgauer Bergen, zählt 480 kath. E. und hat auf einer nach SW. steil abfallenden Felsterrasse ein großes Schloß des Fürsten von Fürstenberg (728 m über dem Meere) mit schönem Park und einem prächtigen, 35 m langen und 13 m breiten Saale, dessen aus der Mitte des 16. Jahrh. stammende geschnitzte Holzdecke wohl die schönste in ganz Deutschland ist. Die herrliche Aussicht vom Schlosse aus umfaßt den Bodensee, die Vorarlberger und Schweizer Alpen vom Hochvogel bis zur Jungfrau, den Hegau, sowie den obern Schwarzwald mit Feldberg und Belchen.

Heiligenbilder, Abbildungen oder Statuen von Heiligen, s. Heilig und Bilderdienst und Bilderverehrung.

Heiligenblut, das höchste Dorf im österr. Herzogtum Kärnten (Bezirkshauptmannschaft Spittal, Gerichtsbezirk Winklern), liegt 1404 m über dem Meere im obern Möllthale, am südöstl. Fuße des Großglockners (s. Glockner), der von hier aus nicht selten bestiegen wird, zählt (1880) 173, als Gemeinde 1018 E. und hat eine große got. Kirche aus dem 15. Jahrh., welche wegen eines vom heil. Briccius aus Konstantinopel mitgebrachten Fläschchens mit angeblichem Blute Christi das Ziel vieler

Wallfahrer ist. Die bemerkenswertesten Punkte der Umgebung, welcher die Steilheit und Höhe der Bergwände und die das Thal beherrschende scharfe Firnpyramide des Großglockner hochalpinen Charakter verleihen, sind der Kalvarienberg mit der Ruine Kirchheimeck, nach welcher das obere Möllthal auch Kirchheimthal heißt, die Fälle der Möll, des Göhnitz- und des Leiterbachs, die Franz-Josephshöhe (2329 m) und der Pasterzengletscher. Mit dem Unter-Pinzgau ist H. durch die Bergpässe der Pfandelscharte (2668 m) und der H.-Rauriertauern (Hochthor 2572 m) verbunden; thalabwärts führt ein Fahrweg nach dem 22 km südlich von H. gelegenen Gerichtsort Winklern und über den Iselsberg (1204 m) zur Station Dölsach der Linie Franzensfeste-Villach.

Heiligendamm, Ostseebad, s. Doberan.

Heiligendienst, s. unter Heilig.

Heiligengrabe, Fräuleinstift im Kreise Ostprignitz, s. unter Prignitz.

Heiligenhafen, Hafenstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Oldenburg, an der Ostsee, 13 km im NO. von Oldenburg in Holstein, am Ostende der Kieler Bucht, der Insel Fehmern gegenüber, zählt (1880) 2507 fast nur evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Nebenzollamts und hat Eisengießerei, eine Stärkefabrik, Schiffbau, Getreide- und Bauholzhandel, Schiffahrt und Fischerei. Von H. geht wöchentlich zweimal ein Dampfschiff nach Kiel.

Heiligen-Herzens-Orden, s. Heiliges Herz Jesu.

Heilighenkraut oder Gartencypresse, s. unter Cypresse.

Heiligenkreuz, schön gelegenes Dorf mit einer Cistercienserabtei in der Bezirkshauptmannschaft Baden in Niederösterreich, 11,5 km im NW. von Baden, am Sattelbach, einem linken Zuflusse der Schwechat, im Wienerwalde, zählt (1881) 465, als Gemeinde 921 E. Der ursprüngliche Name des Orts war Sattelbach, der jetzige rührt von der geistlichen Stiftung her, die der fromme Babenberger Leopold III. hier 1135 ins Leben rief. Die Kirche des Cistercienserstifts gehört im Lang- und Querschiffe der roman. (1150—87), im Chore der got. Bauperiode an. Die gemalten Glasfenster des Kirchenchors sowie des herrlichen Kreuzgangs mit seiner zierlichen Brunnenhalle stammen größtenteils aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. Das Kapitelhaus enthält die Grabmäler der meisten Babenberger von den Söhnen Leopolds des Frommen bis auf Friedrich II., dessen Gruft noch ein gleichzeitiger, aber verstümmelter Grabstein deckt.

Heiligenlandhubel oder Lueg, Aussichtspunkt bei Burgdorf (s. d.) im Kanton Bern.

Heiligenschein oder Glorie nennt man in der christl. Kunst den Glanzkreis, mit welchem die Maler und Bildhauer entweder den ganzen Körper oder das Haupt göttlicher und heiliger Personen, denen dies zur Charakteristik dient, umgeben. Liegt dieses Attribut nur um den Kopf, so pflegt man es Nimbus, liegt es um den ganzen Körper, Aureole zu nennen. Die ovale (mandelförmige) Einfassung heißt mandorla. Die christl. Ikonographie gibt die Aureole nur den göttlichen Personen der Dreieinigkeit, bisweilen der Madonna, namentlich bei der Himmelfahrt. Der Nimbus hat die verschiedensten Formen: er erscheint zirkelrund, dreieckig, viereckig, mit Flammen und Strahlen. Bisweilen ist er in der Malerei wie im Strahlenschein gegeben, der sich nach außen ohne scharfen Umriß verliert; mitunter streng peripherisiert, bisweilen nur in der Umrißlinie angedeutet, bisweilen in elliptischer Form über dem Haupte schwebend. Charakteristisches Zeichen für die Göttlichkeit ist das Kreuz im Nimbus. Außer der Gottheit kommt er den Engeln, den Propheten, der Jungfrau Maria, den Aposteln und Heiligen zu und hatte sonst nach den verschiedenen Personen verschiedene fest bestimmte Formen.

Heiligenstadt, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, früher die Hauptstadt des kurmainzischen Eichsfeldes, links an der Leine, in 266 m Höhe, Station der Linie Halle-Nordhausen-Münden der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts nebst Strafkammer und eines Landratsamts (beide im ehemaligen Schlosse des kurmainzischen Statthalters), hat zwei kath. Haupt- und drei Nebenkirchen, sowie eine evang. Kirche im got. Stil aus dem 13. und 14. Jahrh., unter denen die Liebfrauenkirche mit der got. Annenkapelle sich auszeichnet, ein kath. Gymnasium, ein kath. Schullehrerseminar mit Präparandenanstalt, ein Kranken- und Waisenhaus, ein Hospital und zählt (1880) 5411 meist kath. E., welche Ackerbau betreiben, mehrere Cigarrenfabriken, eine Dampfpapiermühle, eine Nadelfabrik und eine mechan. Weberei unterhalten. H. bekam 1227 Stadtrechte durch den Erzbischof Siegfried II. von Mainz und wurde 1802 preußisch.

Der Kreis Heiligenstadt zählt auf 433,2 qkm (1880) 38846 überwiegend kath. E.

Heiliger-Geist-Orden (Ritterorden des Heiligen Geistes zum gerechten Verlangen oder des Knotens), wurde von Ludwig von Tarent 1352 zur Erinnerung an seine Krönung zum König von Jerusalem und Sicilien gestiftet, zählte 300 Ritter, erlosch aber mit dem Tode des Stifters.

Ein anderer H. wurde in Frankreich vom König Heinrich III. 30. Dez. 1578 zum Andenken an seine Thronbesteigung in Frankreich und seine Berufung auf den poln. Thron, welche beide am Pfingstfest stattfanden, gestiftet. Derselbe setzte den Besitz des Michaelordens voraus und zählte 100 Ritter, Ausländer ungerechnet. Das Ordenszeichen war ein grünes achtspitziges Kreuz, auf welchem eine abwärts gekehrte silberne Taube ruhte. Das Band war himmelblau und die Ordenskette golden, aus Lilien, Waffentrophäen und gekrönten Heiligen zusammengesetzt. Durch die Revolution 1792 beseitigt, wurde er 1814 durch Ludwig XVIII. erneuert, aber durch Dekret Ludwig Philipps vom 10. Febr. 1831 wieder aufgehoben.

Ein Orden des Heiligen Geistes von Montpellier wurde 1198 von einem Grafen Guy zu Montpellier zur Unterstützung der Kranken und Armen gestiftet und vom Papst Innocenz III. bestätigt. Papst Clemens XIII. vereinigte ihn mit dem Lazarusorden.

Heilige-Stätten-Frage, s. unter Stätten (heilige).

Heiligkeit ist im Alten Testament ursprünglich als Prädikat für Gott eine Bezeichnung seiner Erhabenheit über jede Verunreinigung durch die Kreatur und der Unverletzlichkeit seines Wesens und Willens gegenüber aller Kreatur, danach Bezeichnung von allem, was als Eigentum Gottes ausschließlich seinem Dienst geweiht und von profanem Gebrauch ausgesondert war. (S. Heilig.) In der christl. Dogmatik versteht man unter H. diejenige

Digitized by Google

Eigenschaft Gottes, unter welcher man ihn als Urquell und Urbild sittlicher Vollkommenheit oder als den die Ordnungen der sittlichen Welt unverbrüchlich aufrecht erhaltenden absolut guten Willen betrachtet.

Heiligkeit (Seine, Sanctitas sua) ist das Prädikat des Papstes, welcher als das Oberhaupt der röm.-kath. Kirche Allerheiligster Vater in Christo (Sanctissime Pater in der Anrede, Sanctitas Vestra im Kontext) genannt wird.

Heiligkreuz, Badeort in Tirol, s. unter Hall.

Heiligsprechung, s. Kanonisation; vgl. Heilig.

Heiligtumsfest, s. Heiltumsfest.

Heiligung, s. Heilig und Heilsordnung.

Heiling (Hans), nach böhm. Sage ein Erd- oder Berggeist, der eine Sterbliche liebte, dieselbe heiratete, aber von Eifersucht gequält, sie und ihre Umgebung in Felsen (Hans-Heilingsfelsen, zwischen Karlsbad und Elnbogen) verwandelte. Marschner hat den Stoff zu einer Oper benutzt.

Heilkunde oder Heilkunst, s. Medizin.

Heilmittel, im weitern Sinne alles, was zur Beseitigung und Heilung von Krankheiten und Störungen jedweder Art benutzt wird, im engern Sinne die in den Apotheken bereiteten Arzneimittel oder Medikamente. Man pflegt folgende Klassen von H. zu unterscheiden: 1) die pharmaceutischen Heilmittel oder Arzneimittel (s. d.), chemisch wirkende Stoffe, welche teils dem Tierreich, teils dem Pflanzen- und Mineralreich entnommen werden und hinsichtlich ihrer physik. und chem. Eigenschaften, ihrer Anwendung und Wirkungsweise die größte Verschiedenartigkeit darbieten; 2) die diätetischen Heilmittel, welche teils für sich allein, teils in Verbindung mit andern H. angewendet werden und in vielen Fällen mehr vermögen als alle übrigen H. zusammengenommen; hierher gehören die zweckmäßige Wahl der Nahrungsmittel und Getränke (s. Diät), gehörige Hautpflege durch Bäder, Waschungen und Abreibungen, die Beschaffung einer möglichst reinen sauerstoffreichen Luft (Land- und Waldluft, klimatische Kuren), geregelter Schlaf, sowie gehörige Ruhe und Schonung des kranken Körperteils, ferner zweckmäßige Bewegungen (s. Heilgymnastik) u. dgl. m.; 3) die physikalischen Heilmittel, welche in den erkrankten Organen und Geweben rein physik. Veränderungen hervorrufen und dadurch unter Umständen gewisse pathol. Veränderungen zu beseitigen im Stande sind; hierher zählen die Kälte und die Wärme in ihren verschiedenen Anwendungsweisen, die Elektricität (s. Elektrotherapie), die Einatmung komprimierter Luft (s. d.) u. a.; 4) die chirurgischen oder mechanischen Heilmittel, solche Stoffe und Gerätschaften, welche, mit dem Körper in Berührung gebracht, eine rein mechan. Wirkung auf denselben ausüben, wie die zahlreichen Instrumente, deren sich der Arzt bei der Vornahme chirurgischer Operationen bedient, die verschiedenartigen Verbandstoffe und Bandagen, orthopädischen Apparate u. dgl. Die Lehre von der Anwendung und Wirkungsweise der H. pflegt man als Heilmittellehre oder Pharmakologie zu bezeichnen.

Heilmittellehre, s. Pharmakologie.

Heilmonat, s. Dezember.

Heilquellen, s. unter Mineralwasser.

Heilsarmee (Salvation-army) oder Heer der Seligmacher nennt sich in England eine militärisch organisierte Gemeinschaft von Männern und Frauen, welche beabsichtigt, daß alle Menschen sich dem Willen Gottes unterwerfen, oder wenigstens den Ansprüchen, welche Gott an ihre Liebe und ihren Dienst hat, Gehör geben. Diese neueste und abenteuerlichste Form methodistischer Bekehrungen ist begründet im J. 1865 im östl. Teile Londons, durch William Booth, den jetzigen «General». Booth ward 1829 in Nottingham geboren. Obgleich die Eltern der anglikan. Kirche angehörten, wandte er sich mit 14 Jahren zu den Methodisten, wurde schon 1846 Laienprediger, 1853 Pastor in London. Er fand bedeutenden Beifall und wurde deshalb als Evangelist durch ganz England geschickt. Nachdem Booth sich mit den Methodisten (Wesleyanern) überworfen hatte, trieb er seit 1862 seine Erweckungspredigten auf eigene Hand. Seit 1865 wandte er sich an die sittlich verkommensten Schichten der londoner Bevölkerung und predigte ihnen auf Straßen und Plätzen unter freiem Himmel die Notwendigkeit der Buße. Auch andere große Städte besuchte er und fand überall neben lautem, erbittertem Widerspruch auch vielfach Beifall und Zustimmung. Im J. 1878 gab er seinen bereits zahlreichen Anhängern eine feste Organisation und zwar ahmte er bis ins Einzelne militärische Einrichtungen nach. Er selbst blieb als «General» an der Spitze; sein ältester Sohn Brammwell Booth (geb. 1856), welcher schon mit 15 Jahren zu predigen begann, ward «Chef des Generalstabes». Die Leitung von kleinern Abteilungen liegt in den Händen von «Offizieren» (darunter Frau Booth und zwei jüngere Söhne und Töchter), welche nach bestimmter Rangordnung gegliedert und durch besondere Abzeichen kenntlich gemacht sind. Lärmende Aufzüge durch die besuchtesten Straßen und Plätze, wobei lauter Trommelschlag und das Absingen geistlicher Lieder nicht weniger als auffallende Uniformen und Fahnen die Aufmerksamkeit erregen, leiten die Versammlungen ein oder beschließen sie. In den Ankündigungen der Versammlungen heißt es z. B. Sonntag um 7 Uhr: Kniebeugungen, Verteilung neuer Munition durch den Generalquartiermeister; um 11 Uhr: Herabkommen des heil. Geistes; um 6½ Uhr: Großer Angriff auf den Teufel; um 9 Uhr: Halleluja-Galopp. Oder: der Hauptmann werde 10 Minuten auf dem Kopfe stehen und in dieser Stellung die Bibel erklären u. dgl. m. Bisweilen werden auch «Die-ganze-Nacht-bei-Jesus»-Meetings abgehalten. In England zählt die Armee (1883) 528 Korps mit gegen 2 Mill. Mitgliedern. Die Jahreseinnahmen belaufen sich auf 3—4 Mill. Mark. Ebenso viel beträgt der Wert des Grundeigentums, welches meist aus großen Versammlungshäusern besteht, wozu mit Vorliebe berüchtigte Theater und unsaubere Wirtschaften umgewandelt werden. Die gelesensten Zeitungen: «The war cry», «The little soldier», The auxiliary», werden in vielen Hunderttausend Exemplaren verbreitet.

In England sind zwei Gemeinschaften zur Bekämpfung der H. erstanden. Die Skelettarmee (Skeleton-army) sucht die Aufzüge der H. zu stören. In alten, zerlumpten Uniformen, mit Bannern auf welchen Skelette gemalt sind, ihre Gassenhauer nach der Melodie geistlicher Lieder singend, ziehen ihre Mitglieder durch die Straßen und suchen Zusammenstöße mit der H. Die kirchliche Armee

Digitized by Google

(Church-army) hat die militärische Einrichtung der H. adoptiert und sucht ihr im Geiste der engl. Staatskirche entgegenzuwirken. Auch außerhalb Englands ist die H. bereits thätig. In Amerika zählt sie 42, in Australien 41, in Ostindien 7, in Afrika 4 Korps. Auf dem europ. Kontinent hat sie zuerst (März 1881) in Paris den Kampf gegen den Unglauben aufgenommen und zählte 1883 in Frankreich 4 Korps. Die Invasion in die Schweiz (1883) endete nach starken Pöbelexcessen mit der Ausweisung der «Marschallin» und ihres Begleiters. Neuerdings ist auch Schweden in Angriff genommen, und dort scheint die H. günstige Aufnahme zu finden. Der Angriff auf Deutschland wird durch Einübung eines «Deutschen Armeekorps» energisch vorbereitet.

Vgl. Schramm, «Das Heer der Seligmacher oder die H. in England» (Berl. 1883); «The Salvation war» (Lond. 1883); «Was ist die H.?» (Lond. 1884).

Heilsberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Königsberg in der preuß. Provinz Ostpreußen, 62 km im Süden von Königsberg, am Einfluß der Simser in die Alle, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Warendepots der Reichsbank, hat eine evang. und zwei kath. Kirchen, ein Schloß des Bischofs von Ermeland mit Waisenanstalt und zählt (1880) 5874 meist kath. E., welche Stärkefabrikation, Mühlenbetrieb, Flachs- und Ackerbau, Viehzucht und Getreidehandel treiben. H. ist denkwürdig durch die Schlacht, welche hier 10. Juni 1807 von den Franzosen unter Soult gegen die Russen unter Bennigsen angefangen, aber, da ihr rechter Flügel umgangen war, abgebrochen wurde, jedoch die Räumung des russ. Lagers zur Folge hatte.

Der Kreis Heilsberg zählt auf 1096 qkm (1880) 55707 meist kath. E.; Sitz des Landratsamts ist Gutstadt.

Heilsbronn oder Kloster-Heilsbronn, Marktflecken mit (1880) 1238 E., im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Ansbach, 18 km von Ansbach, an der Schwabach, 412 m über dem Meere, Station der Linie Crailsheim-Ansbach-Nürnberg-Furth der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, verdankt seinen Ursprung dem daselbst 1132 vom Bischof Otto von Bamberg gestifteten Cistercienser-Mönchskloster, welches gleich anfangs die benachbarten Grafen von Abenberg reich dotierten und seit Anfang des 13. Jahrh. deren Erben, die hohenzoll. Burggrafen von Nürnberg, die das Vogteirecht über das Kloster erwarben und daselbst ihr Erbbegräbnis hatten, in ihre besondere Obhut nahmen. Daselbst wurden 1218—1625 zehn Burggrafen von Nürnberg, drei Kurfürsten, fünf Markgrafen von Brandenburg und außerdem viele fränk. Ritter und andere ausgezeichnete Personen beigesetzt. Unter diesen durchgehends historisch interessanten Grabdenkmälern, welche Hocker im «Heilsbronnischen Antiquitätenschatz» (2 Bde., Ansb. 1731—40), später zum Teil der Freiherr von Stillfried herausgegeben und beschrieben hat, befinden sich mehrere von hohem Kunstwert. Das Kloster wurde 1555, endgültig 1640 aufgehoben und in eine Fürstenschule (1581—1736) umgewandelt; 1770 wurden die Klostergebäude mit Ausnahme der 1851—66 restaurierten Kirche abgetragen. Vgl. Stillfried, «Kloster H., ein Beitrag zu den hohenzoll. Forschungen» (Berl. 1877); Muck, «Geschichte von Kloster H. von der Urzeit bis zur Neuzeit» (3 Bde., Nördl. 1879—80).

Heilsmittel, soviel wie Gnadenmittel.

Heilsordnung (ordo salutis) heißt in der christl. Dogmatik die bestimmte Art und Weise, wie die Menschen durch die Gnade Gottes des durch Jesus Christus erworbenen Heils teilhaftig werden sollen. (S. Gnade.) In den Symbolischen Büchern wie in den ersten dogmatischen Lehrbüchern der prot. Kirche ist die Lehre von der H. nicht für sich, sondern in den Abschnitten über die Buße, den Glauben, die guten Werke u. s. w. behandelt worden. Erst spätere Theologen, wie Baumgarten, Michaelis u. a., brauchten den Ausdruck ordo salutis und teilten die H. in gewisse Stufen, welche der Mensch zurücklegen muß, um aus einem Kinde des Zorns ein Kind der Gnade zu werden und im Stande der Gnade zur höchsten Vollendung emporzusteigen. Indessen wenn auch nicht der Ausdruck, so ist doch die Sache selbst weit älter, und schon im luth. Katechismus Art. 3 und in der Konkordienformel im Artikel vom freien Willen werden die Berufung, Erleuchtung, Bekehrung, Heiligung als besondere Stufen in der H. bezeichnet. Im Unterschied von dem religiösen Prozeß, welcher in den beiden Stücken der Buße und des rechtfertigenden Glaubens besteht, bezeichnet man mit den verschiedenen Stufen der H., genau genommen, die verschiedenen Momente im Prozeß der sittlichen Erneuerung des Menschen, obwohl die Dogmatiker, indem sie die religiose und die sittliche Seite der Heilsaneignung nicht immer scharf genug auseinanderhielten, gerade in diesem Lehrstücke vielfach im Unklaren geblieben sind. Die freisinnige Theologie versteht den Begriff der H. von den auf der religiösen Vollendungsstufe, wie dieselbe durch Christus offenbart worden ist, geltenden Gesetzen des religiösen Lebens und beschreibt sie als die ewig von Gott geordnete, aber erst im Christentum geschichtlich verwirklichte Weise, der Versöhnung mit Gott und mittels derselben des ewigen Lebens teilhaftig zu werden, also im scharfen Unterschiede von der Naturordnung und moralischen Weltordnung, als den Vorstufen des religiösen Bewußtseins, die in die Vollendungsstufe übergehen müssen. Der Naturordnung entspricht die Naturreligion, der moralischen Weltordnung die Gesetzesreligion, der H. die Erlösungsreligion.

Heiltumsfest (Heiligtumsfest, Festum armorum Christi), Fest am Freitag nach der Osteroktave, zur Ehre der Marterwerkzeuge Christi.

Heilung (Sanatio), der Übergang der Krankheit zu dem normalen Zustand, zur Gesundheit, erfolgt entweder ohne jedes Zuthun des Arztes durch den sog. Naturheilungsprozeß, d. h. durch die im Körper wirksamen physik. und chem. Prozesse des Stoffwechsels, welche die vorhandenen krankhaften Veränderungen der Gewebe bald schneller, bald langsamer wieder entfernen und so eine mehr oder weniger vollkommene Ausgleichung der betreffenden Störung herbeiführen (sog. Naturheilung oder spontane Heilung), oder durch das Eingreifen des Arztes, indem der letztere unter Benutzung der vorhandenen physiol. Einrichtungen und Kräfte des Körpers häufig auch in solchen Fällen eine befriedigende H. herbeiführt, in denen der Naturheilungsprozeß ohne gehörige Unterstützung seitens der Kunst die krankhafte Störung gar nicht oder nur sehr unvollkommen zu beseitigen vermag (sog. Kunstheilung).

Im Grunde genommen besteht zwischen beiden Formen der H. kein wesentlicher Unterschied; auch

Digitized by Google

die Kunſtheilung erfolgt mit Hilfe derſelben phyſik. und chem. Vorgänge des Organismus wie die Naturheilung, aber indem ſie vielfach die äußern Bedingungen, welche auf das Krankſein wirken, vorteilhaft zu regeln und neue äußere Bedingungen, die ohne Eingreifen der Kunſt ſicher nicht eintreten würden, herbeizuführen verſteht, erreicht die ärztliche Kunſt oft genug unter Anwendung energiſcherer Mittel ungleich ſchneller und ſicherer, was die Natur nur langſam oder nur auf Umwegen zu erreichen vermag. Ein eingeklemmter Darmbruch heilt, ſich ſelbſt überlaſſen, im günſtigſten Falle nur nach längerm und ſchwerem Siechtum und mit Hinterlaſſung eines widernatürlichen Afters, eines ebenſo ekelhaften als läſtigen Übels, oder führt, was noch häufiger, durch allgemeine Bauchfellentzündung zum Tode, wogegen rechtzeitiges ärztliches Eingreifen vermittelſt der Bruchoperation in den allermeiſten Fällen vollkommene Heilung in kürzeſter Friſt und ohne Hinterlaſſung irgend welcher weitern Störung bewirkt. Ähnliches gilt von vielen andern chirurgiſchen Krankheiten (Geſchwülſten, Knochen- und Gelenkleiden, Geſchwüren u. dgl.), von gewiſſen Geburtshinderniſſen und manchen innern Krankheiten, bei denen die ärztliche Kunſt einen günſtigen Ausgang der betreffenden Krankheit zu erreichen verſteht, während die Natur, ſich ſelbſt überlaſſen, nur eine unvollkommene H., mit Hinterlaſſung organiſcher Fehler und Gebrechen, erreicht oder gar die Vernichtung des erkrankten Teils (Brand) oder des ganzen Körpers (Tod) nicht abzuwenden vermag. Vollſtändig oder radikal nennt man die H., wenn die Krankheit gänzlich und dauernd beſeitigt iſt, unvollſtändig oder unvollkommen, wenn die Krankheitsprodukte nicht gänzlich entfernt werden können und dadurch gewiſſe krankhafte Zuſtände zurückbleiben. (S. Geſundheit, Krankheit, Stoffwechſel.)

Hei-lun-tſian, chineſ. Stadt, ſ. Aigun.

Heim (Albert), Geolog, geb. 12. April 1849 in Zürich, ſtudierte in Zürich und Berlin, wurde 1871 Privatdocent der Geologie am Polytechnikum und an der Univerſität zu Zürich, 1873 Profeſſor der Geologie am Polytechnikum, 1875 auch außerord. Profeſſor an der Univerſität. Seit 1881 iſt er Vorſtand der naturwiſſenſchaftlichen Abteilung am Polytechnikum und Direktor der geolog. Sammlungen. Er veröffentlichte namentlich: «Über einen Fund aus der Renntierzeit» (Zür. 1874), «Unterſuchungen über den Mechanismus der Gebirgsbildung» (2 Bde., mit Atlas, Baſ. 1878, ſein Hauptwerk), «Über Bergſtürze» (Zür. 1882), zahlreiche andere Abhandlungen und eine Reihe von ihm ſelbſt gezeichneter Panoramen. Dieſe wie auch ſämtliche Tafeln zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten wurden auch von ihm ſelbſt lithographiert.

Heim (Ernſt Ludw.), berühmter Arzt, geb. 22. Juli 1747 zu Solz im Meiningiſchen, wo ſein Vater Johann Ludwig H., der Herausgeber der «Hennebergiſchen Chronik» (3 Bde., Meining. 1767—77), als Paſtor 1785 ſtarb, kam 1764 auf das Lyceum zu Meiningen und 1766 auf die Univerſität zu Halle, wo er ſich der Heilkunde widmete. Er erhielt 1772 die mediz. Doktorwürde gleichzeitig mit ſeinem Freunde Muzel, mit welchem er dann eine wiſſenſchaftliche Reiſe machte, zu der Muzels Vater, der Leibarzt Friedrichs II., das Geld gab. Sie beſuchten Norddeutſchland, Holland, wo ſie längere Zeit in Leiden ſich aufhielten, England und Frankreich. Nach der Rückkehr 1775 ging H. nach Berlin und von hier 1776 nach Spandau, wo er als Phyſikus und einige Jahre ſpäter als Kreisphyſikus des Havellandes angeſtellt wurde. Im J. 1783 wendete er ſich nach Berlin, wo er 1799 zum Geheimrat, 1810 zum Leibarzt des Prinzen Ferdinand ernannt wurde. Nur kurzer Zeit bedurfte es, um ihm hier unter allen Ständen Anerkennung und eine ſehr große Popularität zu verſchaffen. Seine Krankenliſten, nach denen er jährlich 3—4000 arme Kranke unentgeltlich behandelte, oft noch unterſtützte, bezeugten, daß menſchliche Tugenden und ärztliche Vorzüge ſich bei ihm in ſeltener Vereinigung fanden. H. ſtarb 15. Sept. 1834.

Eine Sammlung «Vermiſchte mediz. Schriften» aus ſeinen Papieren veranſtaltete Paetſch (Lpz. 1836). H. war übrigens der erſte Arzt, der in Berlin die Kuhpocken einimpfte. In der Botanik verwendete er beſondern Fleiß auf die Kenntnis der Mooſe. H.s Biographie («Der alte H.», 2 Bde., Lpz. 1835; 3. Aufl. 1879) wurde von ſeinem Schwiegerſohn Keßler verfaßt.

Heim (François Joſ.), franz. Hiſtorienmaler, geb. 16. Dez. 1787 zu Belfort, trat 1803 zu Paris bei dem Maler Vincent als Lehrling ein und erhielt 1807 mit ſeinem Theſeus den großen Preis, ſodaß er als Staatspenſionär auf fünf Jahre nach Rom gehen konnte. Nach ſeiner Rückkehr verſchaffte ihm auf der Ausſtellung von 1812 ſein Gemälde Jakobs Ankunft in Meſopotamien die goldene Medaille erſter Klaſſe, die ihm auch 1817 für die Bilder Ptolemäus Philopator und Joſephs Rock zuerkannt wurde. Außer verſchiedenen in den nächſten Jahren entſtandenen Märtyrergeſchichten malte er 1824 das Blutbad der Juden im Tempelhofe zu Jeruſalem. Im J. 1827 erſchien das Bild, welches Karl X. darſtellt, wie er am Schluſſe der Ausſtellung von 1824 Belohnungen an die Künſtler austeilt, ein Meiſterſtück feiner und geiſtreicher Darſtellung, mit mehr als 100 Porträts. Der Kupferſtecher Jazet verfertigte nach dieſem Bilde ein großes Blatt in Aquatintamanier. Auch auf der Ausſtellung von 1855 war er durch bedeutende Bilder vertreten. Ungeachtet der nachgedunkelten Töne, welche die Geſamthaltung ſeiner Gemälde teilweiſe entſtellen, bemerkt man an denſelben ein redliches Streben nach Wahrheit und eine gewiſſenhafte Sorgfalt für Kompoſition. Seine Kirchenbilder leiden dagegen an einer gewiſſen Kälte. H. war ſeit 1829 Mitglied des Inſtituts, ſeit 1839 Profeſſor der Akademie. Er ſtarb in Paris 2. Okt. 1865.

Heimann (Waſilij Alexandrowitſch), ruſſ. Generallieutenant, ſtammte von unbemittelten Eltern deutſcher Abkunft und wurde 1823 im Gouvernement Kowno geboren. H. beſuchte das Gymnaſium zu Grodno, trat 1839 als Unteroffizier in das Niſchegorodſche Infanterieregiment, diente dann im 4. kaukaſ. Linienbataillon und wurde 1844 Offizier im Kabardiniſchen Jägerregiment. Er blieb ſtets in der Kaukaſusarmee, deren Feldzüge er faſt ſämtlich mitmachte, wurde 1861 Oberſt und entſchied 1862 und 1863 die Niederwerfung der noch unabhängigen Stämme im weſtl. Kaukaſus. Seit 1872 Generallieutenant und Chef der 20. Infanteriedivision, führte er dieſelbe beim Ausbruch des Türkenkriegs 1877 nach Kars. H. erſtürmte 17. Mai die Feſtung Ardahan, führte dann die

Digitized by Google

nördliche der Kolonnen, die Mukthar Pascha nach Erzerum folgten, wurde aber durch die Schlacht bei Zewin zur Rückkehr nach Kars genötigt und nahm als Führer eines selbständigen Korps an den in der Nähe dieser Festung stattfindenden Kämpfen teil. In der Schlacht bei Awliar 15. Okt. 1877 stürmte H. die Mitte der türk. Stellung und entschied die Niederlage Mukthar Paschas, führte dann eine Kolonne über den Soghanlü Dagh, schlug die Türken am Deweboinpaß und warf dieselben nach Erzerum zurück, welches ihm auf Grund des Vertrags von San-Stefano übergeben wurde. H. kehrte krank nach Kars zurück und starb dort 25. April 1878 am Typhus.

Heimarmene (grch.), Verhängnis, Schicksal.

Heimat bedeutet ursprünglich den Ort, an welchem man sein Haus (Heim) hat, an welchem man wohnt, ist also genau entsprechend dem lat. domicilium. Die H. steht im Gegensatz zum Ort des faktischen Aufenthalts und ist andererseits verschieden von der Staatsangehörigkeit oder dem Indigenat. Die H. ist die rechtlich anerkannte und rechtlich wirksame Zugehörigkeit zu einer Gemeinde, auf welcher die kommunalpolit. Rechte und Pflichten beruhen; daher sind die Voraussetzungen für den Erwerb und Verlust der H. rechtlich geregelt. Hierdurch entstand allmählich ein Unterschied zwischen H. und Domizil; denn das letztere wird durch Niederlassung an einem Orte begründet, auch ohne daß die Bedingungen für den Erwerb des Heimatsrechts an diesem Orte oder für den Verlust desselben an dem frühern Wohnorte gegeben sind. Während für den Gerichtsstand und die privatrechtlichen Beziehungen das Domizil maßgebend wurde, hatte für den Gewerbebetrieb, die Gemeindebürgerrechte und den Anspruch auf Armenunterstützung die H. ihre alte Bedeutung bis in die neueste Zeit beibehalten. Hierdurch entstand ein vom Domizil verschiedener Rechtsbegriff der H. (S. Heimatsrecht.)

Heimatsamt oder genauer: «Bundesamt für das Heimatswesen» ist eine durch das Bundesgesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870 errichtete Behörde, welche ihren Sitz in Berlin hat. Sie besteht aus einem Vorsitzenden und mindestens vier Mitgliedern; der Vorsitzende sowohl als auch mindestens die Hälfte der Mitglieder muß die Qualifikation zum Richteramt besitzen. Der Vorsitzende und die Mitglieder werden auf Vorschlag des Bundesrats vom Kaiser auf Lebenszeit ernannt und sind in Beziehung auf Versetzung in ein anderes Amt, auf einstweilige und zwangsweise Versetzung in den Ruhestand, Disciplinarbestrafung und vorläufige Dienstenthebung den Mitgliedern des Reichsgerichts gleichgestellt. Das Amt kann als Nebenamt übertragen werden. Das H. entscheidet in letzter Instanz in Streitigkeiten zwischen verschiedenen Armenverbänden über die öffentliche Unterstützung Hilfsbedürftiger, sofern die streitenden Armenverbände verschiedenen Bundesstaaten angehören. Überdies ist es den Einzelstaaten überlassen, im Wege der Landesgesetzgebung zu bestimmen, daß die Entscheidung letzter Instanz in Streitigkeiten zwischen Armenverbänden desselben Staats über die Pflicht zur Unterstützung Hilfsbedürftiger dem H. übertragen werde. Von dieser Ermächtigung haben Gebrauch gemacht Preußen, Hessen, die Mehrzahl der thüring. Staaten, Anhalt, Braunschweig, Lippe, Lübeck. In Bayern und Elsaß-Lothringen ist das Gesetz vom 6. Juni 1870 nicht eingeführt. Der Geschäftsgang des H. ist durch ein im «Centralblatt für das Deutsche Reich» 1873 abgedrucktes Regulativ geordnet. Die Entscheidungen des Bundesamts erfolgen gebührenfrei in öffentlicher Sitzung nach erfolgter Ladung und Anhörung der Parteien und werden «Im Namen des Deutschen Reichs» erlassen. Eine Sammlung derselben, herausgegeben von Wohlers, erscheint seit 1873 in Berlin, auch werden die wichtigern in dem citierten «Centralblatt» veröffentlicht.

Heimatshafen oder Registerhafen eines Schiffs heißt derjenige Hafen, von welchem aus mit diesem Schiffe die Seefahrt betrieben wird und in dessen Register dasselbe daher eingetragen wird (Reichsgesetz vom 25. Okt. 1867, §. 5); den Namen seines H. muß jedes Schiff an seinem Heck in gut sichtbaren und fest angebrachten Schriftzeichen führen. Abgesehen von seiner Wichtigkeit für die Kontrolle und wirksame Beaufsichtigung der Seeschiffahrt ist das Institut des H. auch für das Privat- und Prozeßrecht von großer Bedeutung, weil der Reeder in dem H. eines jeden seiner Schiffe ein Quasidomizil hat und gegenüber seinen Reedereigläubigern daselbst Recht zu nehmen verpflichtet ist.

Heimatsrecht ist die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde und daher im allgemeinen gleichbedeutend mit Gemeindebürgerrecht. Bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes war das H. in den meisten deutschen Staaten die Voraussetzung für die Ausübung wichtiger Rechtsbefugnisse, insbesondere der Niederlassung, des Grunderwerbes, des Gewerbebetriebes, der Eheschließung und der Gründung eines eigenen Hausstandes, und namentlich beruhte auf dem H. der Anspruch auf Unterstützung im Falle der Verarmung. Dabei waren die Voraussetzungen für den Erwerb des H. in den Landesgesetzen sehr verschiedenartig bestimmt. Abgesehen von der regelmäßigen Begründung des H. durch Abstammung entstand dasselbe bald durch Aufenthalt von bestimmter Dauer, bald durch Verleihung gegen Entrichtung eines Einzugs- oder Bürgergeldes. Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, beziehentlich des Deutschen Reichs hat zwar das H. an sich nicht unmittelbar geregelt, ihm aber den weitaus größten Teil seiner praktischen Bedeutung entzogen. Die Verfassung hat im Art. 3 zunächst den Grundsatz zur Geltung gebracht, daß der Angehörige eines jeden Bundesstaats in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln sei, zugleich aber ausdrücklich anerkannt, daß diejenigen Bestimmungen, welche die Armenversorgung und die Aufnahme in den lokalen Gemeindeverband betreffen, durch diesen Grundsatz nicht berührt werden. Ebenso hat das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 zwar die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit, nicht aber den Erwerb und Verlust der Gemeindeangehörigkeit geregelt. Dagegen hat bereits der Norddeutsche Bund durch eine Anzahl von speziellen Gesetzesbestimmungen die meisten Vorschriften der Landesgesetze, durch welche Ortsfremde von den mit dem H. verbundenen Befugnissen ausgeschlossen waren, beseitigt. In erster Reihe steht hier das Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867, welches nach der Reichsgründung in den süddeutschen Staaten mit Einschluß von Bayern und Elsaß-Lothringen eingeführt worden ist. Dasselbe bestimmt, daß jeder Reichsangehörige das Recht hat, innerhalb des Bundesgebiets an jedem Orte sich aufzuhalten

Digitized by Google

oder niederzulassen, wo er eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen sich zu verschaffen im Stande ist; ferner an jedem Orte Grundeigentum zu erwerben und unter den für Einheimische geltenden gesetzlichen Bestimmungen Gewerbe aller Art zu betreiben. Das Reichsgesetz hebt dabei ausdrücklich hervor, daß in der Ausübung dieser Befugnisse der Bundesangehörige weder durch die Obrigkeit seiner Heimat noch durch die Obrigkeit des Ortes, in welchem er sich aufhalten oder niederlassen will, gehindert oder durch lästige Bedingungen beschränkt werden darf, und daß ihm insbesondere nicht wegen fehlender Landes- oder Gemeindeangehörigkeit der Aufenthalt, die Niederlassung, der Gewerbebetrieb oder der Erwerb von Grundeigentum verweigert werden darf. Ferner hat das Gesetz vom 4. Mai 1868 den Rechtssatz sanktioniert, daß Bundesangehörige zur Eingehung einer Ehe oder zu der damit verbundenen Gründung eines eigenen Haushalts weder des Besitzes noch des Erwerbes einer Gemeindeangehörigkeit oder des Einwohnerrechts, noch der Genehmigung der Gemeinde (Gutsherrschaft) oder des Armenverbandes, noch einer obrigkeitlichen Erlaubnis bedürfen; auch wurde es untersagt, von der ortsfremden Braut ein Zuzugsgeld oder eine sonstige Abgabe zu erheben. Sodann wurden die Bedingungen für den Gewerbebetrieb durch die Gewerbeordnung und die zu derselben ergangenen Abänderungs- und Ergänzungsgesetze einheitlich geregelt und hierbei der im Freizügigkeitsgesetz bereits ausgesprochene Grundsatz festgehalten und das den Zünften und kaufmännischen Korporationen nach Landesgesetz etwa noch zustehende Recht, andere von dem Betriebe eines Gewerbes auszuschließen, aufgehoben. In Elsaß-Lothringen ist aber die Gewerbeordnung (mit Ausnahme des auf Ärzte sich beziehenden §. 29) nicht eingeführt worden. Endlich hat das Gesetz vom 6. Juni 1870 über den Unterstützungswohnsitz das Recht auf Unterstützung im Falle der Bedürftigkeit in der Art geregelt, daß nicht das Gemeindebürgerrecht oder H. die Grundlage desselben bildet, sondern daß dasselbe durch zweijährigen ununterbrochenen Aufenthalt in dem Bezirk eines Armenpflegeverbandes erworben wird. Freilich besteht noch gegenwärtig eine große Meinungsverschiedenheit darüber, ob es praktischer und zweckmäßiger sei, die Unterstützungspflicht nach der Heimat oder nach dem Aufenthalt des Bedürftigen zu normieren; und man hat auch davon Abstand genommen, das Reichsgesetz vom 6. Juni 1870 in Bayern und in Elsaß-Lothringen einzuführen. Infolge aller dieser Gesetze ist das H., außer in Bayern, nur noch von praktischer Bedeutung geblieben hinsichtlich des Wahlrechts und der Wählbarkeit zu den kommunalen Ehrenämtern und Vertretungskörpern und hinsichtlich des Genusses der für Gemeindebürger bestimmten Güter und Stiftungen. Bemerkenswert ist, daß die durch Art. 4, Ziff. 1 der Reichsverfassung begründete Kompetenz des Reichs zur Gesetzgebung und Beaufsichtigung in Bayern hinsichtlich der Heimats- und Niederlassungsverhältnisse ausgeschlossen ist.

Vgl. Arnoldt, «Freizügigkeit und Unterstützungswohnsitz» (Berl. 1872); Rocholl, «System des deutschen Armenpflegerechts» (Berl. 1873); Eger, «Das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz» (Berl. 1874); G. Meyer, «Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts» (Bd. 1, Lpz. 1883). Über das bayrische H. sind die maßgebenden Bestimmungen enthalten in dem bayr. Gesetz vom 16. April 1868 und dem Abänderungsgesetz vom 23. Febr. 1872. Einen Kommentar hierzu lieferte Riedel (5. Aufl., besorgt von L. A. Müller, Nördl. 1881).

Heimbach (Gust. Ernst), Jurist, geb. 15. Nov. 1810 zu Leipzig, wurde 1840 außerord. Professor der Rechte zu Leipzig und starb daselbst 24. Jan. 1851. Er veröffentlichte: «Die Lehre von der Frucht» (Lpz. 1843), «Die Lehre vom Creditum» (Lpz. 1844), «Ἀνέκδοτα» (3 Bde., Lpz. 1838—43), «Authenticum» (2 Bde., Lpz. 1846—51), «Harmenopuli manuale legum» (Lpz. 1851).

Heimbach (Karl Wilh. Ernst), Jurist, Bruder des vorigen, geb. 29. Nov. 1803 zu Merseburg, wurde 1828 ord. Professor des sächs. Rechts zu Jena, 1832 Oberappellationsgerichtsrat zu Jena, später Vizepräsident des Oberappellationsgerichts daselbst und starb in Jena 4. Juli 1865. Er veröffentlichte: «Lehrbuch des partikulären Privatrechts der zu den Oberappellationsgerichten zu Jena und Zerbst vereinigten Länder» (Jena 1848; Nachtrag 1853), «Lehrbuch des sächs. bürgerlichen Prozesses» (3 Bde., Jena 1852—61), «Jurist. Abhandlungen und Rechtsfälle» (mit Ortloff, Schüler und Guyet, 2 Bde., Jena 1847—57), «Basilicorum libri LX» (6 Bde., Lpz. 1833—70).

Heimburg (Gregor von), einer der tüchtigsten Rechtsgelehrten und edelsten deutschen Männer seiner Zeit, geb. zu Anfang des 15. Jahrh. in Würzburg, trat während des Konzils zu Basel in die Dienste des ihm befreundeten Äneas Sylvius (nachmaligen Papstes Pius II.) und verteidigte, wie damals auch dieser, energisch den Standpunkt des Konzils gegenüber dem des Papstes. Im J. 1433 wurde er in Nürnberg als Syndikus angestellt, doch hinderte ihn dieses Amt nicht, an weitern und engern Händeln seines Vaterlandes teilzunehmen und in den Diensten verschiedener Fürsten zu arbeiten. So hatte er einen bedeutenden Anteil an der Neutralitätserklärung der deutschen Kirche in dem fortdauernden Streite zwischen dem Konzil und Papst Eugen IV. am 17. März 1438; ferner war er ein Mitglied der kurfürstl. Gesandtschaft an Papst Eugen IV. im J. 1446, welche die Wiedereinsetzung der vom Papst wegen ihrer Hinneigung zu dem Gegenpapst Felix V. abgesetzten Kurfürsten von Köln, Mainz und Trier bewirken sollte. Auf dem Tage von Wienerisch-Neustadt 1452 vertrat er die Rechte der Stadt Nürnberg in dem Streite, in den sie mit Markgraf Achilles von Brandenburg geraten war, und bekämpfte namentlich das Gesetz der Goldenen Bulle über die Fürstengerichte. Zu dieser Zeit trat er, nachdem er das nürnberger Syndikat aufgegeben, in die Dienste Erzherzog Albrechts von Österreich. Als dessen Gesandter erschien er auf dem Kongreß zu Mantua 1459, wo er infolge seiner energischen Opposition gegen den von Pius II. geplanten Türkenzug mit dem Papst in Konflikt geriet, der sich durch die Verhandlungen über die Besetzung des brixener Bistums, in welchen H. als Sachwalter Herzog Sigismunds von Tirol auftrat, bis zu dem Grade verschärfte, daß 20. Jan. 1464 der Bann über H. verhängt wurde. Nach der Aussöhnung Herzog Sigismunds mit dem Papst 1464 fand H. Aufnahme bei dem König Georg Podiebrad von Böhmen und nach dessen Tode, 22. März 1470, bei den Herzögen von Sachsen in Dresden. Im J. 1472 erlangte

Digitized by Google

er durch Papst Sixtus IV. Lösung vom Bann und starb im August desselben Jahres. Seine Schriften, wesentlich polemischen Inhalts, wie die Streithändel auf staatlichem und kirchlichem Gebiete, in denen er thätig war, es mit sich brachten, spiegeln sein stürmisches, wahrhaftiges und treues Wesen wieder und zeugen von der ihm nachgerühmten hohen Beredsamkeit. Sie erschienen gesammelt als «Scripta nervosa justitiaeque plena» (Frankf. 1608). Gustav Pfizer hat den Gegensatz des Charakters von H. und Äneas Sylvius in einem poetischen Werke: «Der Deutsche und der Welsche» (1844), schön geschildert. Vgl. Hagen, «Zur polit. Geschichte Deutschlands» (Stuttg. 1842), und Clemens Brockhaus, «Gregor von H.» (Lpz. 1861).

Heimburg (W.), Pseudonym für Bertha Behrens, Schriftstellerin, geb. 7. Sept. 1850 zu Thale am Harz als Tochter eines Arztes, verlebte ihre Jugend in Quedlinburg, Glogau und Salzwedel, wo ihr Vater Oberstabsarzt war. Ihr späterer Wohnort war Frankfurt a. M., dann Arnstadt, seit 1882 Kötzschenbroda. Ihre erste Novelle «Melanie» erschien in der «Illustrierten Modenzeitung», die zweite, «Aus dem Leben meiner alten Freundin» (3. Aufl., Lpz. 1881), zuerst in der «Magdeburgischen Zeitung», andere namentlich in der «Gartenlaube». In Buchform erschienen: «Lumpenmüllers Lieschen» (Lpz. 1879), «Kloster Wendhusen» (Lpz. 1880), «Ihr einziger Bruder» (2. Aufl., Lpz. 1883), «Waldblumen» (2. Aufl., Lpz. 1882), «Ein armes Mädchen» (Lpz. 1884).

Heimbürge, Aufseher, Verwalter einer Gemeinde, Gemeindevorsteher, Dorfrichter; der Ausdruck war namentlich im Elsaß und Hessen gebräuchlich, ist aber jetzt als Amtsbezeichnung ausgestorben. In Dresden heißen Heimbürgen und Heimbürginnen mit der Leichenbesorgung beauftragte Personen.

Heimchen oder Hausgrille (Gryllus domesticus), s. Grillen.

Heimdall, eine Gottheit in der nordgerman. Mythologie, wacht auf dem Himmelsberge an der Brücke Bifröst (s. d.), welche das Reich der Äsen mit dem der Menschen verbindet. Er sieht und hört schärfer als alle andern Geschöpfe, daher kann nichts seiner Wachsamkeit entgehen. Vor dem Weltuntergange wird er in sein Horn, das Gjallarhorn, blasen, um die Götter zum Kampfe gegen die bösen Elemente zu rufen. H. ist der Sohn Odhins und von neun Schwestern; golden sind seine Zähne, Golltopp (Goldmähne) heißt das Roß, auf dem er reitet; hiervon rührt auch sein Name, denn H. heißt «der über die Welt Glänzende». Er ging einst als Rigr zu den Menschen und war hier der Gründer der drei Stände und somit menschlicher Ordnung. Im Mythus vom Halsbande der Freyja erscheint H. als Vertreter des guten Elements im Kampfe mit dem bösen Loke.

Heimfall, bei Lehnen Apertur, heißt das Zurückfallen einer Sache oder eines Guts an denjenigen, von welchem es einem andern mit diesem Vorbehalt verliehen worden ist. So fällt das Lehn dem Lehnsherrn heim, wenn der Stamm des Beliehenen erlischt. Ebenso fällt eine Rente, welche einer Person auf ihr Leben oder einer Familie zu bestimmten Zwecken unter dem Vorbehalt des H. bestellt ist, an den Bestellenden zurück, wenn die Person stirbt, die Familie erlischt oder der Zweck aufhört. Dieses Heimfallsrecht versteht sich in den meisten Fällen von selbst, doch ist es ratsam, sich und den Seinigen solches bei Stiftungen auf längere oder unbestimmte Zeit ausdrücklich vorzubehalten. Von dem Heimfallsrecht ist das Recht auf erblose Güter, droit d'épave, und die Erblosigkeit der Fremden, droit d'aubaine, verschieden. Vgl. Tomaschek, «Das Heimfallsrecht» (Wien 1882).

Heimführung der Braut (Donum deductio), im deutschen Privatfürstenrecht der feierliche Einzug eines neuvermählten fürstl. Paars in ihren künftigen Wohnort.

Heimliches Gericht, s. Femgerichte.

Heimsheim, Stadt im württemb. Neckarkreise, Oberamt Leonberg, am Gotzenbach, zählt (1880) 1294 meist evang. E., welche Landwirtschaft betreiben, und hat eine Realschule. Im Schleglerschloß, einem im spätromanischen Stil des 13. Jahrh. erbauten, mit architektonischen Schönheiten geschmückten Steinhause, nahm Graf Eberhard der Milde 1395 sechs Mitglieder des Schleglerbundes, worunter drei sog. Schleglerkönige, gefangen, nachdem er vorher H. in Brand gesteckt hatte. Das neben dem Schleglerschloß zu Anfang des 18. Jahrh. erbaute neue Schloß ist jetzt Schulhaus und hat im Speisesaal schöne Fresken. Die Kirche enthält interessante Grabdenkmäler. Der 965 als Heimsbodesheim zuerst genannte Ort kam 1465 größtenteils, 1687 vollständig an Württemberg.

Heimskringla, das Hauptwerk des norweg. Dichters Snorri Sturluson (s. d.)

Heimsuchung Mariä, s. unter Maria.

Heimsuchungsorden (Orden der Nonnen von der Heimsuchung unserer Lieben Frauen), gestiftet 1610 zu Annecy durch Franz von Sales (s. d.), in Gemeinschaft mit der Frau Johanna Franziska Fremiot von Chantal. Die Mitglieder des Ordens, auch Salesianerinnen genannt, widmeten sich, ohne in Klausur zu leben, der Armen- und Krankenpflege, dem Gebet und der Ascese. Papst Paul V. gab ihnen die Regel des heil. Augustin, Papst Urban VIII. bestätigte sie (1626). Sie verbreiteten sich rasch über Frankreich, Italien, Deutschland, sind dann aber stark wieder zurückgegangen. Ihnen gehörte auch die heil. Margarete Maria Alacoque (s. d.) an.

Miß Nano Nagle begründete 1758 zu Cork einen Orden der Schwestern der Heimsuchung, welcher sich die Erziehung armer Kinder, die Pflege Kranker und Gebrechlicher zur Aufgabe setzte und besonders in England sich ausbreitete. — Einen Orden gleichen Namens stifteten Maria Rivier und Schwester Chantal 1793 zu Thueys bei Aubenas. Dieser Orden fand in Frankreich Verbreitung und widmet sich der Kranken- und Armenpflege, sowie der Erziehung von Waisen.

Heimweh (nostalgia) ist eine durch unbefriedigte Sehnsucht nach der Heimat oder den heimatlichen Verhältnissen hervorgerufene Melancholie (s. d.), welche zugleich die körperliche Gesundheit angreift und so selbst zum Tode führen kann. In diesen schweren Fällen wird der an H. Leidende erst von tiefer Traurigkeit befallen, worauf sich Verdauungsstörungen einstellen, denen Fieber, Tuberkulose, allgemeine Erschöpfung und, wenn keine passende Hilfe geleistet wird, der Tod folgen. Ein jedes Volk liefert Beispiele von Heimwehkranken. Besonders aber verfallen die Gebirgsbewohner und überhaupt die, welche an ein einfaches Naturleben gewöhnt sind, in diese Krankheit, und dies um so

Digitized by Google

mehr, wenn die neuen Verhältnisse mit den gewohnten in einem auffallenden Kontrast stehen, wenn die Entfernung aus der Heimat eine erzwungene, wenn das neue Verhältnis mit Widerwärtigkeiten verbunden ist, oder wenn durch Krankheit die Entfernung von den Angehörigen besonders fühlbar wird. Als Hauptmittel gegen das H. wird allgemein die Rückkehr in die Heimat und in die gewohnten Verhältnisse anerkannt; ist diese nicht möglich, so muß wenigstens die Hoffnung dazu erweckt und erhalten werden. Außerdem muß man den Gedanken des Kranken eine andere Richtung zu geben versuchen.

Hein (oder Hain), in der Formel «Freund Hein» eine Bezeichnung des Todes, welche Claudius in die Litteratur einführte, indem er den Ausdruck im ersten und zweiten Teil der «Sämtlichen Werke des Wandsbecker Boten» (1775) in der «Erklärung der Kupfer und Zeichen» für den dort dargestellten Tod gebraucht. Es ist nicht anzunehmen, daß Claudius den Ausdruck erfunden hat, vielmehr mag er ihn dem Volksmunde entnommen haben, worauf die bezügliche Stelle in seinen Werken und der Umstand hindeutet, daß H. (nach Grimms «Wörterbuch» Abkürzung von Heine, einer Koseform von Heinrich) bereits im Mittelalter auch zur Bezeichnung des Teufels diente.

Hein (Franz, Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. 28. Juni 1808 in Olmütz, widmete sich jurist. Studien, wurde Advokat zu Johannesberg in Schlesien, dann 1847 in Troppau. Im J. 1848 daselbst in den österr. Reichstag gewählt, nahm er an den Verhandlungen in Kremsier hervorragend Anteil, kehrte 1849 wieder nach Troppau zurück und wurde 1860 in den verstärkten Reichsrat berufen; 1861 (bis 1869) in den schles. Landtag gewählt, ward H. von da indirekt in den Reichsrat entsendet und dort Präsident des Abgeordnetenhauses. Am 18. Dez. 1862 wurde er als Justizminister in das Kabinett Schmerling berufen und blieb in demselben bis 27. Juli 1865. Bald darauf wurde H. Präsident des wiener Oberlandesgerichts, welche Stelle er bis 1881 bekleidete. Seit 20. Jan. 1869 ist H. lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, wo er zu den Anhängern der deutschliberalen Richtung gehört.

Heine (Heinr.), einer der genialsten deutschen Dichter und Schriftsteller der neuern Zeit, geb. 13. Dez. 1797 zu Düsseldorf, von jüd. Abkunft, studierte in Bonn, Berlin und Göttingen die Rechte, promovierte an letzterer Universität und trat 1825 zum Christentum über. Er lebte seitdem in Hamburg, Berlin und München, bis er 1830 Paris zu seinem bleibenden Aufenthalt wählte. H. widmete sich hier ausschließlich litterarischer Beschäftigung und bezog seit 1836 bis zum Sturze des Ministeriums Guizot im Febr. 1848 ein ansehnliches Jahrgeld aus der Kasse des Ministeriums des Auswärtigen. Seinen Aufenthalt in der franz. Hauptstadt unterbrach er nur durch mancherlei Ausflüge, zuletzt 1844 durch eine Reise nach Hamburg. Seit dieser Zeit versetzte ihn ein Rückenmarksleiden in einen traurigen Körperzustand, der indes die Frische und Beweglichkeit seines Geistes wenig beeinträchtigte. Er starb nach langem Leiden zu Paris 17. Febr. 1856.

H. betrat die litterarische Laufbahn zuerst mit «Gedichten» (Berl. 1822) und den im folgenden Jahre erschienenen Tragödien «Almansor» und «Radcliff», in denen er sich zwar noch von den Einflüssen der Romantik abhängig zeigte, aber doch schon eine eigentümliche Begabung verriet. Seinen eigentlichen Ruf begründete er durch die beiden ersten Bände der «Reisebilder» (Hamb. 1826—27), die später noch durch zwei neue Bände vermehrt wurden (Hamb. 1830—31; zusammen 4 Bde., 5. Aufl. 1854). Obgleich nur ein Reisetagebuch voll flüchtiger Einfälle und Erfindungen, erregte dieses Werk, in welchem er die farblose Sentimentalität in der Litteratur, das deutsche Spießbürgertum und andere krankhafte Erscheinungen jener Zeit mit schlagendem Witz geißelte, das ungewöhnlichste Aufsehen und übte namentlich auf die jüngern Gemüter eine enthusiastische Wirkung aus. Vorzugsweise aber gefielen seine zum Teil sehr originellen Lieder, die er in dem «Buch der Lieder» (Hamb. 1827; 29. Aufl. 1869; illustriert von P. Thumann, Lpz. 1883) gesammelt herausgab. Hierauf folgten die Schrift «Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke» (Hamb. 1831; Verfasser der Briefe war R. Wesselhöft), «Zur Geschichte der neuern schönen Litteratur in Deutschland» (2 Bde., Par. 1833; neue Aufl. 1840), «Französische Zustände» (Hamb. 1833), eigentlich nur eine Sammlung seiner aus Paris für die «Allgemeine Zeitung» geschriebenen Aufsätze, «Der Salon» (4 Bde., Hamb. 1835—40; 3. Aufl. 1860—61), «Die romantische Schule» (Hamb. 1836), «Shakspeares Mädchen und Frauen mit Erläuterungen» (Par. u. Lpz. 1839), «Über Börne» (Hamb. 1840), «Neue Gedichte» (Hamb. 1844; 6. Aufl. 1860), nebst dem Anhang «Deutschland. Ein Wintermärchen», welches seine letzte Reise nach Deutschland mit treffendem Witz und scharfer Satire darstellt, endlich der dem letztern verwandte «Atta Troll» (Hamb. 1847). Später erschienen noch der «Romanzero» (Hamb. 1851; 4. Aufl. 1852) mit einem höchst eigentümlichen «Nachwort», in welchem er sein Verhältnis zur positiven Religion besprach, und das fratzenhafte Tanzpoem «Der Doktor Faust» (Hamb. 1851). Seine «Vermischten Schriften» (3 Bde., Hamb. 1854) enthalten die «Geständnisse» und «Lutetia». Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien erst nach seinem Tode (21 Bde., Hamb. 1861—66; neue Ausg., 12 Bde., Hamb. 1876) und im Anschluß daran aus seinem Nachlaß noch «Letzte Gedichte und Gedanken» (3. Aufl., Hamb. 1870). Gegen die Echtheit mehrerer der von Steinmann veröffentlichten «Briefe» (5 Tle., Amsterd. 1861—62) und «Dichtungen» (2 Bde., Amsterd. 1860) sind von Strodtmann Bedenken erhoben worden. H.s Talent ist unzweifelhaft ein sehr bedeutendes. Ein geistvoller Prosaiker erscheint er noch ausgezeichneter als lyrischer Dichter, indem er bald die zartesten Saiten anschlägt, bald wieder die lyrische Harmonie durch ironische grelle Dissonanzen aufhebt, bald durch ein Sprühfeuer des Witzes und der Laune ergötzt. Er kann wie Börne als Vorläufer der Bewegung angesehen werden, welche durch die Julirevolution von 1830 ihre politische Signatur erhielt. Seine Dichtungen, die in dem Jahrzehnt von 1840—50 erschienen, zeigen das Streben, zusammenhängendere satirische Kunstwerke zu schaffen. Der unnachahmliche Reiz seiner Lyrik wie die seltene Schlagfertigkeit seines Witzes sichern ihm für alle Zeiten eine hervorragende Stelle in der deutschen Litteratur.

Vgl. die Biographien und Charakteristiken H.s von Meißner (Hamb. 1856) und Strodtmann (Hamb. 1857; 2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1873—74). Max H., des Dichters Bruder, veröffentlichte «Erinnerungen an Heinrich H. und seine Familie» (Berl. 1868).

Digitized by Google

außerdem erschienen «H.s Briefe an seinen Freund Moses Moser» (Lpz. 1862). Ferner: Stephani, «Heinrich H. und ein Blick auf unsere Zeit» (Halle 1834); Fr. Steinmann, «Heinrich H. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm» (Prag 1867); Karpeles, «Heinrich H. Biographische Skizzen» (Berl. 1869); Gädcke, «Aus H.s Dichterwerkstatt, eine Studie» (Hamb. 1875); Hüffer, «Aus dem Leben H.s» (Berl. 1878); «Erinnerungen an H. Von seiner Nichte Maria Embden. H., Principessa della Rocca» (Hamb. 1881). Von H.s «Memoiren» existierten zwei Manuskripte, von denen das eine, ausführlichere, wahrscheinlich vernichtet worden ist, während das andere, welches nur einen Teil von H.s Jugend behandelt, erhalten blieb und in den Besitz des pariser Rechtsgelehrten Henri Julia gelangte. Das letztere erschien, herausgegeben von Eduard Engel, im Jahrg. 1884 der «Gartenlaube» und dann auch als «Supplementband» (Hamb. 1884) zu den «Sämtlichen Werken».

Heine (Heinr. Eduard), Mathematiker, geb. 15. März 1821 zu Berlin, habilitierte sich 1844 in Bonn und wurde 1856 ord. Professor in Halle. Seine Arbeiten, welche sich meist auf die höhere Analysis erstrecken, sind meist in Crelles «Journal» veröffentlicht. Außerdem schrieb er «Handbuch der Kugelfunktionen» (Berl. 1861). H. starb 24. Okt. 1881 in Halle.

Heine (Karl von), namhafter deutscher Chirurg, geb. 28. April 1838 zu Cannstatt als Sohn des Orthopäden Jakob H., studierte in Tübingen und Würzburg, nahm als Arzt am Schleswig-Holsteinischen Kriege 1864 teil und legte seine hier gewonnenen Erfahrungen in dem Werke «Die Schußverletzungen der untern Extremitäten» (Berl. 1866) nieder. Er wurde dann Assistent der heidelberger chirurg. Klinik und nach dem Tode Webers außerord. Professor der Chirurgie in Heidelberg. Doch schon 1869 folgte er einem Rufe als ord. Professor und Direktor der neubegründeten chirurg. Klinik zu Innsbruck. Während des Feldzugs in Frankreich 1870 war er in den Feldspitälern zu Nancy thätig. Im J. 1873 wurde ihm die Leitung der chirurg. Klinik zu Prag übertragen. Er starb 9. Sept. 1877 bei einem Besuche in seiner Heimat an den Folgen der Diphtherie.

Heine (Wilh.), Maler und Reisender, geb. 30. Jan. 1827 zu Dresden, bildete sich in Dresden und Paris zum Künstler und siedelte 1849 nach Neuyork über. Von hier bereiste er 1851 Centralamerika; 1852 schloß er sich der Expedition unter Perry nach Japan und Ostasien an und 1860 machte er die preuß. Expedition nach Ostasien mit. Im nordamerik. Bürgerkriege war er Ingenieurkapitän der nordstaatlichen Potomac-Armee. Nach dem Kriege war er Konsul zuerst in Paris, dann in Liverpool, und ließ sich später in Dresden nieder. H. schrieb: «Wanderbilder aus Centralamerika» (Lpz. 1858), «Reise um die Erde» (2 Bde., Lpz. 1856), «Die Expedition in den Seen von China, Japan und Ochotsk» (3 Bde., Lpz. 1858—59), «Japan und seine Bewohner» (Lpz. 1860), «Eine Sommerreise nach Tripolis» (Berl. 1860), «Eine Weltreise um die nördl. Hemisphäre» (Lpz. 1864) und das Prachtwerk «Japan» (Dresd. 1873 fg.).

Heinecius (Joh. Gottlieb), Jurist, geb. 11. Sept. 1681 zu Eisenberg, studierte erst zu Leipzig Theologie, dann in Halle die Rechte und wurde daselbst 1713 Professor der Philosophie, 1720 außerord., 1721 ord. Professor der Rechte. In letzterer Eigenschaft ging er 1723 nach Franeker und 1727 nach Frankfurt a. O., und kehrte 1733 nach Halle zurück, wo er 31. Aug. 1741 starb. Seine philos. und jurist. Lehrbücher, wie das «Antiquitatum Romanarum jurisprudentiam illustrantium syntagma» (Halle 1718; von Haubold, Lpz. 1822), die «Elementa juris civilis secundum ordinem institutionum» (Amsterd. 1725; von Biener, Lpz. 1815), «Elementa juris civilis secundum ordinem pandectarum» (Amsterd. 1728; Frankf. 1775), «Historia juris civilis Romani et Germanici» (Halle 1733; von Schilter, Straßb. 1765), «Elementa juris Germanici» (2 Bde., Halle 1746) behaupteten lange klassisches Ansehen.

Johann Christian Gottlieb H., sein Sohn, geb. 1718 zu Halle, der lange Zeit als Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz angestellt war und 1791 zu Sagan starb, hat sich namentlich durch die Herausgabe mehrerer Schriften seines Vaters verdient gemacht, z. B. der «Elementa juris cambialis» (Amsterd. 1743; von Gmelin, Nürnb. 1779), der Brissonschen «Opuscula posthuma» (Halle 1743), der «Opera omnia» (9 Bde., Genf 1744) und der «Antiquitates German. jurispr. patr. illustrantes» (2 Bde., Kopenh. 1772).

Johann Michael H., Bruder des Erstgenannten, geb. zu Eisenberg 12. Dez. 1674, studierte zu Jena und Gießen, ließ sich dann in Helmstedt als Docent nieder und wurde 1699 Diakonus zu Goslar, 1709 Pastor an der Ulrichskirche zu Halle, 1711 Oberpfarrer an der Liebfrauenkirche daselbst und 1720 königl. preuß. Konsistorialrat und Inspektor des Ministeriums im Saalkreise. Er starb 11. Sept. 1722. H. war ein vorzüglicher Kanzelredner und zugleich der erste wissenschaftliche Bearbeiter der Siegelkunde. Sein Werk über die griech. Kirche (Lpz. 1711) hat jetzt noch Wert.

Heinecken (Karl Heinr. von), Kunstkenner, geb. zu Lübeck 1706, wurde Privatsekretär des Grafen Brühl und wegen seiner Verdienste um Sachsen geadelt und zum Geh. Rat ernannt, nach Brühls Tod aber verhaftet, jedoch sehr bald wieder freigelassen. Er starb 23. Jan. 1791 auf seinem Gut Altdöbern in der Niederlausitz. Er ließ auf seine Kosten das Prachtwerk «Recueil d'estampes d'après les plus célèbres tableaux de la galerie royale de Dresde» (2 Bde., Dresd. 1755—57) ausführen. Von seinen Schriften sind anzuführen: «Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen» (2 Bde., Lpz. 1768—71) und «Neue Nachrichten u. s. w.» (Bd. 1, Dresd. u. Lpz. 1786); ferner «Idée générale d'une collection complète d'estampes» (Lpz. u. Wien 1770) und das nur bis zum Buchstaben D reichende «Dictionnaire des artistes» (4 Bde., Lpz. 1778—90). — Sein Bruder Christian Heinrich H., bekannt unter dem Namen der Knabe von Lübeck, geb. 6. Febr. 1721, machte durch außerordentliches Gedächtnis, Lernbegierde und frühzeitige Entwickelung seiner Geistesfähigkeiten großes Aufsehen, starb aber schon 1725. (S. unter Frühreife.)

Heinefetter (Sabine), Sängerin, geb. 19. Aug. 1809, war, ebenso wie ihre Schwester Klara, in ihrer Jugend Harfenistin. Zur Sängerin ausgebildet, betrat sie 1824 in Frankfurt a. M. zuerst die Bühne, kam dann nach Kassel, wo Spohr ihre Ausbildung vervollkommnete, und von da nach Paris. Hier von Tandolini unterrichtet, sang sie neben der Malibran und Sontag an der Italienischen Oper.

Digitized by Google

Im J. 1829 nach Deutschland zurückgekehrt, wurde sie besonders in Wien enthusiastisch aufgenommen, 1832 an der mailänder Scala gefeiert. In den J. 1833—35 Mitglied des Königsstädtischen Theaters in Berlin, ging sie 1835 an das Hoftheater zu Dresden, 1836 wieder nach Mailand und gastierte darauf an verschiedenen Bühnen bis 1843, in welchem Jahre sie sich von der Bühne zurückzog. Im J. 1853 heiratete sie den Kaufmann Marguet in Marseille und starb irrsinnig 18. Nov. 1872 in der Heilanstalt Illenau. Zu ihren besten Rollen zählte Rosine, Romeo, Anna Bolena, Norma u. s. w. Sie war die Lehrerin ihrer Schwester **Klara**, nach ihrer Vermählung **Stöckl-H.** genannt, die ebenfalls eine schöne und trefflich geschulte Stimme besaß. Am 17. Febr. 1816 in Mainz geboren, begleitete sie ihre Schwester nach Paris, genoß dort den Unterricht der Malibran und debütierte 1831 als Dame («Zauberflote») und Neris («Medea») mit großem Erfolg am Kärntnerthortheater zu Wien. Cicimara übernahm ihre weitere Ausbildung. Sie heiratete 1837 den Mimiker Franz Stöckl, ließ sich 1840 in London hören und durchzog dann wieder, wie schon früher, auf Gastreisen Deutschland. Seit 1855 irrsinnig, starb sie 24. Febr. 1857 in einer Irrenanstalt zu Wien. Iphigenie, Gräfin («Figaros Hochzeit»), Leonore («Fidelio»), Norma u. s. w. gehörten zu den besten Leistungen ihres Repertoire. Auch die dritte Schwester, **Kathinka H.**, geb. 1820, gest. 20. Dez. 1858 zu Freiburg i. Br., war eine vortreffliche, in Deutschland und Frankreich geschätzte Sängerin.

Heinicke (Samuel), Begründer des deutschen Taubstummenunterrichts, geb. zu Nautschütz bei Weißenfels 10. April 1727, widmete sich zuerst der Landwirtschaft, entfloh aber im 21. Lebensjahre aus der Heimat und trat in Dresden in die kurfürstl. Leibgarde ein. Später ernährte er sich vom Unterrichtgeben. Im J. 1754 oder 1755 wurde ihm zuerst ein taubstummer Knabe zugeführt. H. erzielte mit demselben Resultate, die alle Erwartungen übertrafen, und um sich nun ganz dem Lehrerberufe widmen zu können, bat er um seinen Abschied. Der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs störte indes seine Pläne. Bei Pirna mit gefangen genommen, wurde er nach Dresden gebracht, floh jedoch bald wieder, zuerst in seine Heimat und von da nach Jena, wo er sich 1757 bei der Universität als Student inskribieren ließ. Von preuß. Werbern verfolgt, ging er im folgenden Jahre nach Hamburg. Insbesondere auf Klopstocks und Cramers Empfehlung kam er 1760 als Hauslehrer und Sekretär zum Grafen Schimmelmann, dessen Haus er erst 1768 verließ, um die Kantorstelle in dem hamburgischen Klosterdorfe Eppendorf zu übernehmen. Hier wurde ihm abermals ein taubstummer Knabe zugeführt, den er zum Staunen aller zum Sprechen brachte. Von allen Seiten brachte man ihm nun Taubstumme, und bald wurde sein Name so bekannt, daß der Kurfürst von Sachsen sich bewogen fand, ihn in sein Vaterland zurückzurufen. Er ging nach Leipzig und eröffnete daselbst 14. April 1778 die erste Taubstummenanstalt in Deutschland, der er bis zu seinem Tode 30. April 1790 als Direktor vorstand. Auch um das Volksschulwesen hat sich H. große Verdienste erworben. Er war einer der ersten, die dem Schulschlendrian des 18. Jahrh. energisch entgegentraten und namentlich die geisttötende Buchstabiermethode bekämpften. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Beobachtungen über Stumme und die menschliche Sprache» (Hamb. 1778), «Über die Denkart der Taubstummen» (Lpz. 1780), «Über alte und neue Lehrarten» (Lpz. 1783), «Wichtige Entdeckungen und Beiträge zur Seelenlehre und zur menschlichen Sprache» (Lpz. 1784), «Metaphysik für Schulmeister und Plusmacher» (Halle 1787). Vgl. Stötzner, «Samuel H. Sein Leben und Wirken» (Lpz. 1870). In Leipzig ist H. von Taubstummenlehrern und dankbaren Taubstummen 1881 ein Denkmal errichtet worden.

Heinlein (Heinr.), ausgezeichneter Landschaftsmaler der Münchener Schule, geb. 3. Dez. 1803 in Nassau-Weilburg, erhielt daselbst seine Schulbildung, wandte sich auf der Akademie in München der Landschaftsmalerei zu, trat schon 1825 mit zwei großen tiroler Ansichten auf, welche sein ungewöhnliches Talent und seine Richtung darlegten. Seit 1846 ist er Ehrenmitglied der Münchener Akademie, seit 1868 auch derjenigen in Wien. H. liebt großartige Massen, düstere Waldschluchten, Gletscher in geisterhaft wirkendem Lichte. Auf der ersten internationalen Ausstellung in Wien brachte er 1882 zwei schöne Motive aus dem obern Lechthal und aus Ampezzo.

Heinrich, deutscher Name, altdeutsch Heimrich, «Fürst des Hauses», lat. Henricus, frz. Henri, engl. Henry oder Harry.

Heinrich I., der erste deutsche König aus dem sächs. Hause, 919—936, geb. 876, war der Sohn Ottos des Erlauchten, Herzogs von Sachsen. Schon bei Lebzeiten seines Vaters hatte H. mit glücklichem Erfolg gegen die angrenzenden slaw. Völkerschaften gestritten. Nach dessen Tode 912 zum Herzog erhoben, mußte er mit König Konrad I., der ihm einen Teil der geerbten Länder, namentlich Thüringen, entziehen wollte, einen harten, wechselvollen Kampf bestehen, der jedoch zuletzt zu seinen Gunsten ausfiel. Auf dem Sterbebette empfahl Konrad seinen bisherigen Gegner H. den deutschen Fürsten als den Würdigsten zur deutschen Krone, und so wurde H. 919, allerdings zunächst nur von den Franken und Sachsen, zu Fritzlar gewählt. Späterer unglaubwürdiger Sage zufolge trafen ihn die Gesandten der Fürsten bei seinem Vogelherde unweit Quedlinburg, weshalb ihm der Beiname des Finklers gegeben worden sein soll. Die Unterwerfung der Schwaben und Bayern gewann er durch kluge Mäßigung, indem er die von ihren Herzögen Burchard und Arnolf gewonnene Machtstellung anerkannte. Lothringen überließ er sogar im Frieden zu Bonn 921 an Frankreich; als aber 923 Karl III. von Frankreich von seinen eigenen Vasallen gefangen genommen worden war, zwang H. 925 den Herzog Giselbert von Lothringen, seine Oberhoheit anzuerkennen. An Eingreifen in die Verhältnisse der einzelnen Herzogtümer und an Beschränkung der Macht der Herzöge konnte H. im übrigen nicht denken; das blieb seinem Sohne Otto I. aufbehalten. Innerer Friede war vor allem notwendig, um sich der Ungarn zu erwehren; 924 verheerten sie Sachsen, nur in fester Burg konnte H. sich bergen, aber ein Anführer der Ungarn wurde gefangen und für dessen Auslieferung ein neunjähriger Friede gegen jährlichen Tribut gewährt. Diese Zeit benutzte H., um die am meisten ausgesetzten Marken vom Harz und der Oker bis zur Elbe durch umwallte Zufluchtsplätze zu schützen, welche die Bevölkerung des Gebiets (Burchward) aufnahmen, in Vorräte aufbewahrt wurden und für regelmäßi

Digitized by Google

wechselnde Burgwächter gesorgt war. Viele von diesen sind später verschwunden, aus andern Städte erwachsen. Auch schon vorhandene Orte wurden befestigt, aber als Städteerbauer, als Begründer bürgerlicher Ordnung ist H. mit Unrecht von spätern Geschichtschreibern gepriesen. Außerdem war er darauf bedacht, den Ungarn gegenüber eine tüchtige Reiterei zu bilden durch Beförderung der Sitte, größere Lehne nur gegen die Verpflichtung des Reiterdienstes zu vergeben. Nach solchen Vorbereitungen fing er den Kampf gegen die Slawen an und bekriegte zunächst die Heveller, deren Hauptort Brennaborch (Brandenburg) er im Winter 927 nahm. Hierauf wendete er sich gegen die Daleminzier, die sich ihm ebenso wie die Milziener unterwerfen mußten. Zuletzt erlagen die Redarier, die 929 in der mörderischen Schlacht bei Lunkini (Lenzen unweit der Elbe) besiegt wurden. Im J. 933 fühlte H. sich stark genug, den Ungarn den Tribut zu verweigern, worauf sie mit einem Heere erschienen, dessen eine Hälfte westlich gewandt in Thüringen einbrach und dort eine Niederlage erlitt; der andern begegnete der König selbst bei Riade (vielleicht Kalbsried) und gewann einen glänzenden Sieg. Nur unglaubwürdige spätere Sage verlegt diesen Sieg nach Keuschberg bei Merseburg. Seinen Ruhm vermehrte ein siegreicher Feldzug gegen die Dänen, und hochverehrt, mit bedeutend gesteigerter königl. Gewalt, starb er 2. Juli 936 in Memleben; begraben wurde er in Quedlinburg. Von seiner Gemahlin Mathilde hatte er drei Söhne, seinen Nachfolger Otto, Heinrich, später Herzog von Bayern, und Bruno, Erzbischof von Köln. Seine Tochter Gerberga war mit Herzog Giselbert von Lothringen, später mit König Ludwig IV. von Frankreich vermählt; Hedwig mit Herzog Hugo von Francien, die Mutter Hugo Capets. Vgl. Waitz, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. I.» (Berl. 1837; 2. Ausg. 1863).

Heinrich II., der Heilige, röm.-deutscher Kaiser, 1002—24, der letzte aus dem sächs. Fürstenhause, geb. in Bayern 6. Mai 973, war ein Sohn Heinrichs II. des Zänkers von Bayern und ein Urenkel König Heinrichs I. Nach seines Vaters Tode, 995, erbte er das Herzogtum Bayern und begleitete 1001 den Kaiser Otto III. nach Rom, wo seine Entschlossenheit den Aufstand der Römer beschwor. Als Otto in Italien starb, bemächtigte sich H. der Reichskleinodien, und nachdem der Markgraf Eckard von Meißen, welcher nach der Krone strebte, erschlagen war, gelang es ihm, gegen Herzog Hermann von Schwaben seinen wohlberechtigten Anspruch durchzusetzen, unterstützt vom Erzbischof Willegis von Mainz, der ihn 7. Juni 1002 zu Mainz krönte. Gleich im Anfang seiner Regierung bestand er einen harten Kampf mit seinem Bruder Bruno und dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurt, die beide mit den Waffen Ansprüche auf das erledigte Herzogtum Bayern erhoben. Er siegte trotz der Hilfe, die ihnen Boleslaw II. Chrobry von Polen gewährte, bei Kreußen im Bayreuthischen in einer Hauptschlacht. Bayern verlieh er nun 1004 dem Bruder seiner Gemahlin, Heinrich von Luxemburg. Unterdes hatten die Italiener nach Ottos kinderlosem Tode den Markgrafen Harduin von Ivrea zu ihrem König erhoben. Von den ital. Bischöfen, welche Harduin feind waren, gerufen, eilte H. nach Italien, siegte und ließ sich zu Pavia die Eiserne Krone aufsetzen. Am Abend des Krönungstags brach ein Aufstand aus, welcher mit großer Anstrengung und Verheerung der Stadt überwältigt wurde; dann kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück, wo Boleslaw von Polen, welcher seine Herrschaft über ganz Böhmen ausgedehnt hatte, in die Lausitz und Meißen eingefallen war. H. unternahm wiederholte Kriegszüge gegen ihn, bei welchen er auch die Hilfe der heidnischen Liutizen nicht verschmähte, entriß ihm Böhmen, gab es dem böhm. Herzogssohne Jaromir zu Lehn und griff hierauf Boleslaw in Polen selbst an. Im Frieden zu Bautzen (30. Jan. 1018) mußte er ihm jedoch die Lausitz lassen.

Diese Händel hatte Harduin in Italien benutzt, um sich weitern Anhang zu verschaffen. Daher zog H. 1013 aufs neue, diesmal von seiner Gemahlin Kunigunde, einer Gräfin von Luxemburg, begleitet, nach Italien und nach Rom, wo Papst Benedikt VIII. ihn mit seiner Gemahlin krönte (14. Febr. 1014). Harduin dankte ab und starb bald. Einen dritten Kriegszug nach Italien unternahm H. 1022, als Papst Benedikt ihn gegen die Griechen in Unteritalien, die fortgesetzt ihre Macht zu erweitern suchten, zu Hilfe rief. Der Kaiser war glücklich gegen die Griechen, vereinigte die Truppen der Normannen mit seinem Heere und sicherte ihnen als Wächter des Reichs gegen die Griechen feste Wohnsitze in Unteritalien. Außerdem hatte H. noch manche Kämpfe meist in Deutschland selbst zu bestehen. Ein Bruder seiner Gemahlin, Adalbero, erhob sich eigenmächtig zum Erzbischof von Trier. H. zog gegen ihn, belagerte ihn vier Monate in Trier und sah sich, als Adalbero bei seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Bayern Schutz fand, auch mit diesem in eine Fehde verwickelt, die mit dessen zeitweiser Absetzung endigte. Ferner empörten sich der Graf von Flandern und der neue Markgraf von Meißen; doch auch sie bezwang H. Wegen Burgund schloß H. mit dem kinderlosen König Rudolf III. 1006 einen Vertrag, demgemäß dieses Land nach Rudolfs Tode an das Deutsche Reich fallen sollte. Den Papst Benedikt VIII., der 1014 vor dem Gegenpapst Gregor nach Deutschland hatte flüchten müssen, setzte der Kaiser wieder in seine Würde ein. Thatkräftig und tapfer, fast unausgesetzt zu Feldzügen genötigt, war H. zugleich der Kirche aufrichtig ergeben und hat sich vorzüglich durch die Stiftung des Bistums Bamberg ein glänzendes Andenken gesichert. Hier ist aber auch sein Name von Fabeln umwuchert und aus dem kriegerischen Fürsten ein mönchischer Frömmler gemacht. H. starb kinderlos 13. Juli 1024 zu Grona bei Göttingen, wurde zu Bamberg begraben und von Papst Eugen III. 1046 unter die Heiligen versetzt. Seine Gemahlin Kunigunde starb 1038 zu Kaufungen im Kloster und wurde später gleichfalls heilig gesprochen. Auf dem Throne folgte ihm Konrad II. Vgl. S. Hirsch, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. II.» (fortgesetzt von Usinger, Pabst und Breßlau; 3 Bde., Berl. 1862—75); Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (4. Aufl., Bd. 2, Braunschw. 1875).

Heinrich III., röm.-deutscher Kaiser, 1039—56, der zweite aus dem Hause der salischen Franken, Kaiser Konrads II. und Giselas Sohn, geb. 28. Okt. 1017, wurde schon 1026 zum deutschen König erwählt, 1027 Herzog von Bayern, 1038 Herzog von Schwaben und König von Burgund und folgte seinem Vater 1039 in der deutschen Königswürde. Durch ausgezeichnete Naturgaben und eine treffliche Erziehung unterstützt, frühzeitig in den Waffen

Digitized by Google

geübt, von strengem, gebieterischem Charakter, hielt er die Zügel des Reichs und der Kirche in starker Hand und war überhaupt einer der gewaltigsten Herrscher Deutschlands. Um die Gefahren, welche seiner Krone seitens der übermächtig gewordenen Herzöge drohten, abzuwenden, behielt er entweder die verfallenen Herzogtümer für sich und seine Familie, oder vergab sie, wie Bayern und Kärnten, an minder mächtige Herren. Nur Bernhard von Sachsen behauptete sein Ansehen; allein auch ihm gab H. in dem Landgrafen Ludwig dem Bärtigen von Thüringen und in dem ehrgeizigen Erzbischof Adalbert von Bremen ein mächtiges Gegengewicht. Um die Ehre des Reichs und seine Macht auch bei fremden Völkern zu sichern, bekriegte er 1039 den Herzog Bretislaw von Böhmen, der einen Beutezug gegen Polen gemacht, Breslau zerstört, Krakau ausgeplündert und die Leiche des heil. Adalbert aus Gnesen nach Prag entführt hatte. Nachdem er Prag 1041 überwältigt, mußte Herzog Bretislaw um Frieden bitten und 1042 zu Regensburg sein Herzogtum Böhmen zu Lehn nehmen. Hierauf begann er die Kriegszüge gegen Ungarn, um den von seinem Oheim Samuel Ovo vertriebenen König Peter, der sich in H.s Arme geworfen hatte, wieder auf den Thron zu setzen. Nach der Eroberung von Heimburg und Preßburg kam er 1042 bis nach Gran. Noch weiter drang er, von einer Flotte unterstützt, 1043 vor. Doch ließ er, da Peter bei den Ungarn zu verhaßt war, Ovo unter der Bedingung, daß er alles Land zwischen dem Kahlenberg bis zur Leitha abtrete, im Besitz des Throns. Als indes auch Ovo durch Tyrannei sich verhaßt zu machen anfing, zog H. 1044 zum dritten mal nach Ungarn, schlug Ovo in einer blutigen Schlacht, eroberte Raab und übergab Peter, unter der Bedingung der Lehnsabhängigkeit, und später, als Peter von den Ungarn verjagt wurde, an Andreas I. 1047 unter gleichem Vorbehalt den ungar. Thron.

Auch in Oberitalien, besonders in Mailand, gelang es ihm, die Zwistigkeiten der Parteien zu beschwichtigen und die Normannen in Apulien und Calabrien durch Anerkennung der von ihnen gemachten Eroberungen zu seinen Vasallen zu machen. Großern Widerstand erfuhr er in Lothringen, wo Herzog Gottfried von Niederlothringen nach seines Vaters Tode auch Oberlothringen unter seiner Herrschaft vereinigen wollte. Zweimal mußte er gegen diesen zu Felde ziehen, ehe er 1049 des Herzogtums sich bemächtigen konnte; auch trat Gottfried später in Italien, wo er nach seiner Flucht Beatrix von Toscana geheiratet, gegen den Kaiser auf. Im J. 1046 zog H. nach Italien und ließ auf einer Versammlung der Bischöfe zu Sutri die drei gleichzeitig regierenden Päpste Benedikt IX., Sylvester III. und Gregor VI. absetzen, worauf er den deutschen Bischof Suitger von Bamberg als Clemens II. zum Papst erhob, der ihn am Weihnachtsfest zum Kaiser krönte. Die Einsetzung der Päpste wurde ihm, um der Unordnung ein Ende zu machen, förmlich übertragen. Jetzt wirkte H. mit den nacheinander von ihm eingesetzten Kirchenhäuptern eifrigst für Ausrottung der vielen Gebrechen der Kirche und Umwandlung der Lebensweise der Geistlichen, ganz im Sinne der vom Kloster Cluny ausgegangenen reformatorischen Richtung und aus dem Bewußtsein seines kaiserl. Aufsichtsrechts. Aber schon unter Leo IX. kam die einheimische Partei, welche volle Selbständigkeit und Herrschaft der Kirche erstrebte, unter Hildebrands Führung zu großem Einfluß, und nach H.s Tod und dem bald darauf folgenden Tode des deutschen Papstes Victor II. gewann sie völlig die Oberhand. H. starb 5. Okt. 1056 zu Bodfeld am Harz; von seiner zweiten Gemahlin Agnes von Poitiers hinterließ er den Knaben Heinrich IV., welcher schon 1054 zum König gewählt war. Seine eigenmächtige Regierung hatte große Unzufriedenheit der Reichsfürsten erregt, welche schon ihn selbst bedrohte und seines Sohnes Stellung untergrub. Die von ihm betriebene Kirchenreform beförderte die Blüte der wissenschaftlichen Studien in den Kirchen und Klöstern, welche damals einen hohen Grad erreichte. Vgl. Steindorff, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. III.» (2 Bde., Lpz. 1874—81); Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (4. Aufl., Bd. 2, Braunschw. 1875).

Heinrich IV., röm.-deutscher Kaiser, 1056—1106, der Sohn des vorigen, geb. 11. Nov. 1050 wahrscheinlich zu Goslar, war beim Ableben seines Vaters ein Kind von fünf Jahren; die Verwaltung des Reichs fiel daher zugleich mit der Erziehung seiner Mutter Agnes zu. Obgleich mit vielen Vorzügen begabt und bei den Regierungsgeschäften zuerst von Papst Victor II., später vom Bischof Heinrich von Augsburg thätig unterstützt, war die Kaiserin doch der schwierigen Stellung, in welcher sie sich den anspruchsvollen Reichsfürsten und der anstrebenden Papstmacht gegenüber befand, keineswegs gewachsen. Um die gereizten Gemüter der von Heinrich III. gedrückten Fürsten in Deutschland zu beruhigen und sie mit dem Königshause zu versöhnen, gab sie dem Herzog Gottfried das ihm von ihrem Gemahl entrissene Lothringen zurück. Der Graf Rudolf von Rheinfelden erhielt mit der Hand ihrer Tochter Mathilde das Herzogtum Schwaben, während sie den Grafen Berthold von Zähringen, der nach ihres Gemahls Zusage gerechte Ansprüche auf dieses Herzogtum hatte, mit Kärnten entschädigte und dem kühnen und mächtigen sächs. Grafen Otto von Nordheim das erledigte Herzogtum Bayern verlieh. Während jedoch die Kaiserin einzelnen Fürsten Zugeständnisse machte oder auf die Regierung ihnen Einfluß verstattete, sahen andere, unter ihnen besonders Erzbischof Anno von Köln, sich dadurch zurückgesetzt und gekränkt und faßten den Entschluß, der Person des jungen Königs und somit der Reichsverwaltung sich zu bemächtigen. Man lockte H. auf ein Rheinschiff und entführte ihn 1062 nach Köln, und Anno nahm nunmehr mit dem Besitz des Königs auch die Zügel des Reichs in seine Hand. Seitdem verbreitete sich Verwirrung und Gewaltthat über Deutschland und alles ging aus den Fugen gesetzlicher Verfassung. Anno erregte bald durch Eigennutz, Herrschsucht und Verschwendung der Reichsgüter sich viele Neider und Widersacher, sodaß er sich genötigt sah, den Erzbischof Adalbert von Bremen an der Regierung und der Erziehung H.s teilnehmen zu lassen. Für H. war dadurch nichts gewonnen. Annos Erziehung hatte durch große Härte und Strenge auf den Charakter des jungen H. nachteilig gewirkt; Adalberts Einfluß ward durch zu große Nachsicht unheilvoll. Bald schloß H. mit voller und alleiniger Zuneigung sich an Adalbert an, der seinerseits diese Anhänglichkeit benutzte, dem jungen König seine Grundsätze über die unumschränkte Gewaltfülle des Throns, seinen Haß gegen die sächs. Fürsten einzupflanzen und sich selbst die oberste Verwaltung des Staats in die Hände zu

Digitized by Google

spielen. Zur Erreichung des letztern Zwecks ließ Adalbert H. nach der Rückkehr von seinem ersten Feldzuge gegen die Ungarn, wohin er ihn selbst begleitet hatte, 1065 in seinem 15. Jahre nach ripuarischem Recht zu Worms in feierlicher Fürstenversammlung für mündig erklären und regierte nun für denselben. Bald aber wurden die übrigen Fürsten der Willkürlichkeiten des Erzbischofs müde, beriefen eine Versammlung eigenmächtig nach Tribur und setzten es durch, daß H. die Reichsverwaltung an einige aus ihrer Mitte und besonders an Anno überlassen mußte.

Auch der Lebenswandel des Königs erfuhr herben Tadel. Anno vermochte ihn deshalb, die längst ihm verlobte Bertha, Tochter des ital. Markgrafen von Susa, zu heiraten. Kaum war diese Vermählung erfolgt, als H. danach trachtete, sich seiner Gemahlin wieder zu entledigen. Aber der Einspruch des Papstes, dem die Fürsten auf dem Reichstage beitraten, hinderte den Plan einer Scheidung, und unter Gefahr und Zwang mußte H. sich fügen. Zwar sah er seitdem lange Zeit die Königin nicht, später aber vereinigte er sich wieder mit ihr und behandelte sie, nachdem sie ihm 1071 einen Sohn geboren, fortan mit Liebe. Unterdes war Herzog Otto von Bayern, eines Mordanschlags gegen H. angeklagt, vor einen Fürstentag nach Mainz vorgeladen und verurteilt worden, seine Unschuld im Zweikampf darzuthun. Da er aber bei dem Gottesgericht nicht erschien, sondern die Waffen ergriff, wurde er seines Herzogtums für verlustig erklärt und dasselbe seinem treulosen und habsüchtigen Schwiegersohne Welf gegeben. Seine Güter und Besitzungen wurden verwüstet, bis er endlich im Juni 1071 sich mit seinem Verbündeten, dem Herzog Magnus von Sachsen, dem König unterwarf. Auch dem Herzog Berthold von Zähringen wurde auf den Verdacht aufrührerischer Gesinnung das Herzogtum Kärnten genommen, und Rudolf von Schwaben, ebenfalls geheimer Umtriebe angeklagt, entging kaum dem gleichen Schicksal. Der festgehaltene Herzog Otto ward nun zwar von H. nach einiger Zeit freigelassen, Magnus aber auf Adalberts Rat, der wieder Einfluß am Hofe gewonnen hatte, auf der Harzburg festgehalten. Zugleich ließ H., um seine Herrschaft in Sachsen zu sichern, durch das ganze Land feste Schlösser mit zahlreichen Besatzungen anlegen. Da H. überdies, unter dem Vorgeben eines Feldzugs nach Polen, ein großes Heer sammelte, so traten die sächs. Großen unter Otto von Nordheim zu einem Bunde zusammen, zogen mit 60 000 Mann gegen Goslar und belagerten H. in der Harzburg. H. rettete sich zwar mit Bertholds von Zähringen Hilfe durch die Flucht, aber auch die oberdeutschen Fürsten ließen sich mit den Sachsen in eine Verschwörung ein, um H. abzusetzen. Dieser Plan wurde durch die mannhafte Erhebung der wormser Bürger für den König vereitelt, und im Gerstunger Frieden 1074 gewährte H. den Sachsen die Zerstörung der Burgen und Otto von Nordheim das Herzogtum Bayern. Bald gab die Verwüstung der in der Harzburg erbauten Kirche mit den Gräbern seines Sohnes und Bruders durch die erbitterten Bauern H. Anlaß, die Sachsen beim Papst zu verklagen und ein Reichsheer gegen sie zusammenzubringen. Er besiegte sie 13. Juni 1075 bei Hohenburg an der Unstrut, und ein zweiter Feldzug im Oktober brachte das Volk zur Unterwerfung und nötigte die Fürsten, sich ihm gefangen zu geben. Die Burgen wurden wieder aufgebaut. Vom Papst forderte H. die Entsetzung der rebellischen Bischöfe. Als dagegen Gregor VII. die Freilassung derselben verlangte und H. selbst vorforderte, um sich wegen des ihm schuld gegebenen Verkaufs von Kirchenämtern (Simonie) und der Investitur zu verantworten, ließ H. zu Worms 24. Juni 1076 durch eine Synode der deutschen Bischöfe die Entsetzung des Papstes aussprechen. Gregor antwortete mit dem Bannfluch, und dieser, damals zuerst gegen einen deutschen König verkündet, wurde von den unzufriedenen Fürsten zum Vorwand einer neuen Auflehnung benutzt, bei welcher Rudolf von Schwaben selbst König zu werden hoffte. Man setzte sich zu H.s förmlicher Absetzung mit dem Papst in Verbindung. Darum eilte H., sich mit dem letztern zu verständigen. Er zog mitten im Winter, nur von seiner treuen Gemahlin und seinem Sohne begleitet, über die Alpen nach Italien und traf den Papst im Schlosse Canossa (s. d.) bei der Markgräfin Mathilde. Drei Tage mußte H. im Schloßhofe (25. bis 28. Jan. 1077) bei großer Kälte barfuß, im härenen Gewande büßend stehen, ehe er vom Bann losgesprochen wurde. Er mußte sich verpflichten, Gregor als Schiedsrichter in seinem Streit mit den Fürsten anzunehmen, während der Papst dazu nach Deutschland zu kommen versprach.

Aber obwohl H. nun äußerlich mit dem Papst versöhnt war, ließen sich die Fürsten dadurch nicht abhalten, den Herzog Rudolf von Schwaben zum König zu wählen. Dem so eröffneten Thronstreit stand Gregor zunächst abwartend gegenüber. Als aber nach längerm Schwanken des Kriegsglücks (Schlacht bei Melrichstadt 1078 und bei Flarchheim 1080) H.s Sieg in Aussicht zu stehen schien, wurde er von Gregor VII. aufs neue mit dem Kirchenbann belegt. H. dagegen brachte zu Brixen eine Versammlung von Bischöfen zusammen, welche Gregor VII. absetzte und an seiner Statt den Erzbischof Guibert von Ravenna als Clemens III. wählte. Zwar verlor H. das Treffen an der Elster unweit Merseburg (15. Okt. 1080), aber der Gegenkönig Rudolf kam dabei um. Hierauf eilte H., die Verwaltung Deutschlands seinem Schwiegersohne, Friedrich von Hohenstaufen, überlassend, 1081 mit einem Heere über die Alpen, durchzog siegreich Oberitalien und stand zu Pfingsten vor Rom. Doch konnte er erst nach drei Jahren, im März 1084, der Stadt sich bemächtigen, worauf er sich und seine Gemahlin von Clemens III. am Osterfest feierlich krönen ließ; Gregor VII. hatte sich in die Engelsburg geflüchtet und folgte später den zu seinem Schutze gekommenen Normannen nach Salerno, wo er als Flüchtling 25. Mai 1085 starb. H. mußte sich jetzt wieder nach Deutschland wenden, wo man 9. Aug. 1081 den Grafen Hermann von Luxemburg zum König erwählt hatte, sodaß ein neuer Bürgerkrieg begann. Hermann, obgleich er bei Würzburg (11. Aug. 1085) über H. siegte, zog sich indessen, der Abhängigkeit von den mit ihm verbündeten Fürsten müde, 1087 zurück und starb bald darauf. Von einem gefährlichern Feinde, dem Markgrafen Ekbert von Meißen, der sich selbst als Gegenkönig aufgestellt und H. bereits in mehrern Gefechten besiegt hatte, befreite ihn 1089 ebenfalls dessen Tod. Inzwischen war Victor III. und nach dessen Tod Urban II. von der gregorianischen Partei als Papst gewählt worden. Um den kaiserl. Papst Clemens III. zu schützen und zugleich sein Übergewicht in Italien aufrecht zu halten, zog H. 1090 zum dritten mal über die Alpen. Schon hatte er Mantua erobert

Digitized by Google

und bekämpfte mit wechselndem Glück die Gräfin Mathilde, als ihn die Kunde traf, daß sein Sohn Konrad zu seinen Feinden übergegangen sei, ferner daß die Lombarden mit Herzog Welf gegen ihn ein Bündnis geschlossen. Da verzweifelte H., und zurückgezogen in eine Burg, lebte er lange unthätig, bis er 1096 wieder nach Deutschland zurückkehrte und durch Zugeständnisse die mächtigsten Fürsten, unter ihnen selbst den Herzog Welf, wieder gewann. Seinem Wunsche gemäß wurde sein ältester Sohn Konrad auf dem Reichstage zu Mainz der Königswürde für verlustig erklärt und dafür sein zweiter Sohn, Heinrich, zu seinem Nachfolger bestimmt. Da um diese Zeit Urban (1099) und Clemens (1100), sowie der abtrünnige Konrad (1101) in Italien starben, so schien Ruhe und Friede in das Reich zurückkehren zu wollen. Aber Paschalis II. sprach bald nach seiner Erhebung auf den päpstl. Stuhl über den Kaiser aufs neue den Bann aus, und zugleich suchten einige Große den König Heinrich anzureizen, dem Vater die Krone zu entreißen. Der Jüngling zog auch gegen den Vater zu Felde, trieb ihn zur Flucht, wußte dann, da doch noch immer eine getreue Schar zum Kaiser hielt, ihn durch friedliche Worte zu überlisten, nahm ihn gefangen und zwang ihn, der Regierung zu entsagen. Zwar entkam der Kaiser aus der Haft, flüchtete nach Lüttich, fand auch jetzt wieder neuen Anhang, starb aber schon 7. Aug. 1106 zu Lüttich. Der dortige Bischof ließ ihn mit kaiserl. Pracht begraben. Doch des Kaisers Feinde setzten es durch, daß die Leiche wieder ausgegraben, nach Speier geschafft und hier in einer nicht geweihten Seitenkapelle in einem steinernen Sarg so lange unbeerdigt blieb, bis die Lösung des Banns erfolgte, was erst nach fünf Jahren geschah. Kein anderer Kaiser hat ein so wechselvolles Leben, eine so stürmische Regierung geführt wie H. Neben den Fehlern, welche die Folge seiner unglücklichen Jugendjahre waren, besaß er zugleich herrliche Gaben des Geistes und Herzens. Er war treu und erkenntlich gegen seine aufrichtigen Anhänger, mitleidig gegen Arme und Kranke, scharfsinnig im Rate, listig in Gefahr, tapfer im Kampfe und ein Freund des damals zuerst aufblühenden Bürgerstandes, welcher dafür treu zu ihm hielt. Unter den schwierigsten Verhältnissen zur Regierung gelangt, hat er Großes erreicht, aber gegenüber dem Bündnis des mächtig aufstrebenden Papsttums mit den ehrgeizigen und gewissenlosen Reichsfürsten unterlag er seiner Aufgabe. Ihm folgte als König sein Sohn, Heinrich V. Vgl. Floto, «H. IV. und sein Zeitalter» (2 Bde., Stuttg. 1855); Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (4. Aufl., Bd. 3, Tl. 1, Braunschw. 1876).

Heinrich V., röm.-deutscher Kaiser, 1106—25, der Sohn des vorigen, geb. 1081, wurde 1098, als sein älterer Bruder Konrad sich gegen den Vater empört hatte, zum deutschen König erwählt und auf des Papstes Paschalis II. Betrieb noch bei Lebzeiten des Vaters 1106 zu Mainz als König anerkannt. Schon im Dez. 1104 hatte er sich empört und durch Unterwerfung unter die Gebote des Papstes die streng kirchlich gesinnte Partei für sich gewonnen. Dadurch gekräftigt, war er im Stande, die gesunkene Königsmacht durch Züchtigung der meuterischen Großen im Innern und durch Bezwingung der Fürsten von Polen und Böhmen nach außen hin wieder zu Ansehen zu bringen. Obgleich Paschalis II. auf der Kirchenversammlung zu Guastalla (1106) das Verbot der Investitur durch Laienhand wiederholte, erteilte doch H. dieselbe wie sein Vater, und erklärte dieses Recht nicht entbehren zu können, weil die Bischöfe die wichtigsten Rechte und Landschaften vom Reich zu Lehn hatten. Nach vergeblichen Verhandlungen zog er 1110 mit 30000 Mann nach Italien. Paschalis schloß nun einen Vertrag mit ihm, nach welchem die Bischöfe alle Regalien und Reichslehne zurückgeben und dagegen die Wahl frei sein, die Investitur fortfallen sollte, sodaß Staat und Kirche vollständig getrennt worden wären. Als aber der Vertrag vor der Krönung in der Peterskirche publiziert wurde, scheiterte er an dem Widerstand der Bischöfe, und da nun der Papst die Krönung verweigerte, nahm H. ihn samt den Kardinälen gefangen und erzwang nach zwei Monaten die Anerkennung des alten Investiturrechts der Krone und das Versprechen, ihn nie zu bannen. Darauf wurde er 9. April 1111 zum Kaiser gekrönt. Kaum aber war H. nach Deutschland zurück, als Paschalis auf einer röm. Synode den Vertrag als erzwungen widerrief und es auch zuließ, daß sein Legat, der Erzbischof Guido von Vienne, auf einer Synode in Burgund über den Kaiser den Bann aussprach, den jedoch dieser jetzt um so weniger achtete, als er gerade mit einem Kriege gegen seine Vasallen in Deutschland beschäftigt war. Denn die sächs. Fürsten hatten wegen der Willkür, mit welcher H. über Güter und Personen schaltete, zunächst wegen Einziehung der orlamünd. Erbschaft, einen Aufstand erregt, der, obwohl durch den Sieg seines Feldherrn, des Grafen Hoyer von Mansfeld, bei Warenstädt scheinbar beruhigt, von den rhein. und westfäl. Fürsten erneuert wurde und in der Schlacht am Welfesholze an der Wipper (1115) einen unglücklichen Ausgang für den Kaiser nahm. Die üble Lage, in welche er hierdurch geriet, benutzten die ihm feindlich gesinnten Erzbischöfe von Köln und Mainz, um den Bann nochmals über ihn auszusprechen. Dies und der 24. Juli 1115 erfolgte Tod der Markgräfin Mathilde, deren hinterlassene Länder und Güter er in Besitz zu nehmen eilte, bewogen ihn, die Verteidigung Deutschlands den treugebliebenen Fürsten Schwabens überlassend, aufs neue 1116 nach Italien zu eilen, wo er, nach Besitzergreifung der Mathildischen Erbschaft, Paschalis II. aus Rom vertrieb und nach dessen Tode Gregor VIII. zum Papst wählen ließ, dem jedoch die Priesterpartei in der Person Gelasius' II. einen Nebenbuhler entgegenstellte. Der letztere sprach aufs neue den Bann über den Kaiser aus und entfloh dann nach Frankreich. Nach Gelasius' Tode (1119) wurde der Erzbischof von Vienne unter dem Namen Calixtus II. zum Papst erwählt.

Unterdes hatte der Bürgerkrieg in Deutschland mit wechselndem Glück fortgedauert und die Fürsten bedrohten den Kaiser mit Absetzung. H. eilte daher nach Deutschland, legte auf dem Reichstage zu Tribur die Zwistigkeiten mit den Fürsten durch Festsetzung eines Landfriedens und das Versprechen, jedem Beraubten sein Eigentum wieder zu erstatten, bei und erneuerte beides nach abermaligem zweijährigen Bürgerkriege auf dem Reichstage zu Würzburg (1121). Hier vereinigten sich die Fürsten mit ihm zur Herstellung des Friedens, und infolge davon mußte auch Calixtus, obgleich er H. auf einer Kirchenversammlung von 427 Geistlichen zu Rheims aufs neue mit dem Bann belegt hatte, doch so weit nachgeben, daß in Deutschland die Wahl der

Digitized by Google

Bischöfe in Gegenwart des Kaisers oder seiner Boten stattfinden, und die Weihe nicht erfolgen sollte, bevor der König die Belehnung mit den Regalien erteilte, für welche die Bischöfe zu leisten hatten, was herkömmlich war. Von der Genehmigung und Verkündigung auf dem Wormser Reichstag heißt dieser Vertrag das Wormser Konkordat (1122). Im allgemeinen waren danach die Rechte von Kirche und Reich richtig abgegrenzt und von Rechts wegen konnte auch seitdem, bis in den Anfang des 13. Jahrh., niemand Bischof werden, den der König nicht wollte. H. mußte noch mehrere Fehden auskämpfen, kämpfte indes mit wenig Glück gegen die unbotmäßigen Fürsten, starb zu Nimwegen 23. Mai 1125 und wurde zu Speier beigesetzt. Mit ihm erlosch das salische oder fränk. Kaisergeschlecht. Sein Nachfolger war Lothar der Sachse.

Vgl. Gervais, «Geschichte Deutschlands unter der Regierung H.s V. und Lothars» (2 Tle., Lpz. 1841—42); W. von Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (4. Aufl., Bd. 3, Tl. 2, Braunschw. 1877); Kolbe, «Erzbischof Adalbert I. von Mainz und H. V.» (Heidelb. 1875); Bernheim, «Zur Geschichte des Wormser Konkordats» (Gött. 1878).

Heinrich VI., röm.-deutscher Kaiser, 1190—97, der Sohn Friedrichs I. (s. d.) und der Beatrix von Burgund, geb. zu Nimwegen im Herbste 1165, wurde schon 15. Aug. 1169 zum deutschen König gekrönt, vertrat seit dem berühmten Pfingstfeste zu Mainz 1184, auf welchem er das Schwert empfangen hatte, seinen Vater erst in Deutschland, dann seit seiner Hochzeit mit Constantia, der Erbin Siciliens, und nach seiner Krönung zum Könige Italiens 1186 auch in diesem Lande und übernahm die Regierung des Kaisers überhaupt, als der Vater im Mai 1189 den Kreuzzug unternahm, auf dem er den Tod fand. Zunächst mußte H. gegen Heinrich den Löwen Krieg führen, weil dieser eigenmächtig aus der Verbannung zurückkam. Indessen sah er sich bald zu friedlicher Ausgleichung mit diesem genötigt, da 1189 durch den Tod König Wilhelms II. die Erledigung des sicil. Königsthrons eintrat, auf welchen ihm durch seine Gemahlin Constantia das Recht der Nachfolge zustand. Auf die Nachricht, daß die sicil. Barone den Grafen Tancred von Lecce, einen unehelichen Sohn von Constantias Bruder, auf den Thron gehoben, eilte H. nach Italien. Er brachte die lombard. Stände auf seine Seite, gewann die Römer durch treulose Auslieferung der ihnen verhaßten Nachbarstadt Tusculum, ließ sich vom Papst Cölestin III. zu Ostern (15. April) 1191 zum Kaiser krönen und drang nun siegreich ins Königreich Sicilien ein. Aber die Stadt Neapel widerstand und eine im Lager ausgebrochene Pest zwang den Kaiser zum Abzuge. Nach Deutschland zurückgekehrt, empfing H. die durch den Tod Herzog Welfs VI. ihm zugefallene reiche Erbschaft, übertrug das durch Herzog Friedrichs Ableben erledigte Schwaben seinem Bruder Konrad, brachte den vom Kreuzzuge heimkehrenden engl. König Richard Löwenherz in seine Gewalt, sprengte ein Bündnis feindlicher Fürsten, versöhnte sich mit Heinrich dem Löwen, dessen Sohn seine Nichte, die Pfalzgräfin Agnes heiratete, und zog jetzt, gefördert durch das Richard abgepreßte Lösegeld, aufs neue nach Italien, um seinen Hauptplan, die feste Vereinigung der sicil. Krone mit der deutschen, zu erreichen. Tancred war 1194 gestorben und sein junger Sohn Wilhelm III. unter Vormundschaft der Königin Sibylle zum König ausgerufen worden. Neapel öffnete diesmal die Thore, Salerno wurde gestürmt, auch Sicilien unterwarf sich, und 20. Nov. 1194 hielt der Kaiser seinen feierlichen Einzug in Palermo, wo er am Weihnachtstage sich zum Könige Siciliens krönen ließ.

Jetzt entsagten Sibylle und Wilhelm gegen das Versprechen, die Grafschaften Lecce und Tarent behalten zu dürfen, der Krone Siciliens. Aber H. ließ unter dem Vorwande einer Verschwörung bald darauf die Königin Sibylle und ihre Tochter verhaften und nach dem Kloster Hohenburg im Elsaß bringen, Wilhelm blenden und entmannen, selbst Tancreds Leichnam mißhandeln und alle Anhänger des normann. Königshauses ergreifen und ohne Untersuchung hinrichten. Zwar schleuderte der Papst seinen Bannfluch gegen den Kaiser; aber die Furcht vor der Grausamkeit H.s sicherten seine Herrschaft so, daß er ohne Besorgnisse nach Deutschland zurückkehren konnte. Hier hatte H. einzelne, in seiner Abwesenheit entstandene Fehden beizulegen. Alsdann trat er auf den Reichstagen zu Würzburg und Mainz 1196 mit dem großen polit. Plane hervor, in seinem Hause die deutsche Königskrone für immer erblich zu machen. Er konnte jedoch bei dem Widerspruche der geistlichen Fürsten und der Gegenwirkung des Papstes für jetzt nur die Wahl seines zweijährigen Sohnes Friedrich zum deutschen Könige erlangen. Dann brach er wieder in den Süden auf und gedachte mit Hilfe eines deutschen Kreuzzugs, zu welchem er viele Fürsten warb, seine Herrschaft auch über den Osten auszudehnen. Schon zahlten die mauriſchen Fürsten Nordafrikas und auch der griech. Kaiser Alexius, der seinen Bruder Isaak vom Throne gestoßen, ihm Tribut. Nachdem ein Aufstand in Sicilien mit blutiger Strenge unterdrückt war, wollte H. dem Kreuzheere nachfolgen. Da starb er 28. Sept. 1197 zu Messina und wurde zu Palermo begraben. Nun entfesselte sein früher Tod alle Feinde des Reichs, und in dem Kampfe seiner Nachfolger, Philipp und Otto IV., ging die Reichsgewalt unrettbar zu Grunde. Vgl. Th. Toeche, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. VI.» (Lpz. 1867).

Heinrich (VII.), röm.-deutscher König 1220—35, war der 1211 in Sicilien geborene Sohn Kaiser Friedrichs II. und seiner Gemahlin Constantia von Aragonien. Friedrich ließ ihn, als er selbst zur Kaiserkrönung 1220 nach Rom zog und längere Zeit in Italien zu bleiben gedachte, zum röm. Könige erwählen und stellte ihn unter die Vormundschaft des Erzbischofs Engelbert I. von Köln und nach dessen Ermordung 1225 unter die des Herzogs Ludwig I. von Bayern. Selbständig begann H. erst zu walten, als letzterer 1229 sich auf die Seite des dem Kaiser feindlichen Papstes Gregor IX. stellte. H. kam jedoch bald in einen Zwiespalt mit seinem Vater, wie es scheint, weil er sich von seiner Gattin Margarete von Österreich trennen wollte, und obwohl 1232 durch Vermittelung der Fürsten eine Aussöhnung zu Stande kam, nahm H. nach kurzer Zeit wieder eine feindliche Haltung an, verbündete sich 1234 mit den Lombarden und wagte 1235, indem er sich besonders auf die Ritter und Dienstmannen stützte, offene Empörung gegen die Fürsten, welche zum Kaiser hielten. Deshalb kam Friedrich selbst nach Deutschland herüber, H. mußte sich unterwerfen und wurde als Gefangener nach Apulien abgeführt. Zu Martirano in Calabrien soll er

Digitized by Google

sich 12. Febr. 1242 selbst den Tod gegeben haben. Die Zeit seines Königtums in Deutschland ist wichtig durch die Blüte des Minnegesangs, in welchem auch H. sich versuchte, und durch die großen Reichsgesetze und Rechtsaufzeichnungen (Sachsenspiegel), welche damals zu Stande kamen. Vgl. Winkelmann, «Geschichte König Friedrichs II.» (Reval 1863); Rohden, «Der Sturz H.s VII.» (in «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 22).

Heinrich VII., röm.-deutscher Kaiser, 1308—13, ein Sohn des Grafen Heinrich II. von Luxemburg, geb. 1262, wurde nach dem Tode Albrechts I. und nach einer Zwischenregierung von sieben Monaten 27. Nov. 1308 zum König erwählt. Seine Wahl hatte er nächst dem Rufe ritterlicher Tugenden der Unbedeutendheit seiner Hausmacht und besonders dem Einflusse seines Bruders Balduin, Erzbischofs von Trier, und des Erzbischofs von Mainz, Peter, zu verdanken. Einen festen Rückhalt im Reiche gewährte ihm erst die Unzufriedenheit der Böhmen mit Heinrich von Kärnten; gleich nach seiner Wahl entsetzte er diesen, welcher keine Belehnung nachsuchte, und übertrug auf den Wunsch der Böhmen die Krone mit der Hand von Wenzels II. Tochter, Elisabeth, auf seinen Sohn Johann. Durch kluge Benutzung der Umstände verschaffte er sich hierzu die Einwilligung der österr. Fürsten, welche gerechte Ansprüche auf dieses Land hatten. Hierauf erklärte er die Mörder des Königs Albrecht I. wie auch den Grafen Eberhard von Württemberg in die Acht, zog alsdann mit Heeresmacht in das durch die Kämpfe der Ghibellinen und Guelfen zerrissene Italien und suchte hier Ruhe und Frieden herzustellen. Da er aber keine Partei auszeichnete und zum Solde seiner Truppen sehr bald Abgaben fordern mußte, wurden die lombard. Städte seiner überdrüssig und vereinigten sich zum Aufruhr, den er nur mit Mühe zu dämpfen vermochte. Während Deutschland durch die wilden Fehden Waldemars von Brandenburg mit Friedrich dem Gebissenen und Eberhards von Württemberg mit den Städten verwüstet wurde, eilte H. nach Rom und ließ, wie das Jahr zuvor zu Mailand die Eiserne, so hier 29. Juni 1312 die Kaiserkrone sich aufs Haupt setzen. Von Rom aber hatte er nur einen Teil erobern können, da König Robert von Neapel, auf die Ausbreitung der Macht H.s in Italien eifersüchtig, den andern Teil mit einem überlegenen Heere besetzt hielt. Zugleich umgaben andere feindliche Heerhaufen von allen Seiten die Stadt. In dieser schwierigen Lage stellte er sich entschieden auf die Seite der Ghibellinen, und da ihm viele mächtige Städte Truppen sandten und der König von Sicilien ein Bündnis mit ihm schloß, erklärte er trotz der Drohungen des Papstes den König Robert in die Acht und schickte sich an, Neapel zu erobern, als ihn zu Buonconvento bei Siena 24. Aug. 1313 ein schneller Tod hinwegraffte. Die Vergiftung durch einen Dominikanermönch beim Abendmahl mittels einer Hostie wird zwar von vielen Chronisten berichtet, scheint aber doch unbegründet zu sein. Außer seinem Sohn Johann hinterließ er zwei Töchter, von denen die eine, Beatrix, an den König Karl Robert von Ungarn, die andere an König Karl IV. von Frankreich vermählt war. Ihm folgte in der Kaiserwürde Ludwig IV. oder der Bayer mit dem Gegenkönig Herzog Friedrich von Österreich. Vgl. Barthold, «Der Römerzug König H.s von Lützelburg» (2 Bde., Königsb. 1830—31); Dönniges, «Acta Henrici VII.» (2 Bde., Berl. 1840—41); derselbe, «Geschichte des deutschen Kaiserreichs im 14. Jahrh.» (Berl. 1841); J. E. Kopp, «Geschichte der eidgenössischen Bünde» (Bd. 4, Abteil. 1: «H. VII. als König und Kaiser und seine Zeit», Luzern 1853—54); Thomas, «Zur Königswahl des Grafen Heinrich von Luxemburg im J. 1308» (Straßb. 1875); Pöhlmann, «Der Römerzug Kaiser H.s VII.» (Nürnb. 1875); «Die Romfahrt Kaiser H.s VII., ein Bildercyklus des Cod. Balduini Trevir. Mit erläuterndem Text von G. Irmer» (Berl. 1881).

Heinrich I., der dritte König von Frankreich aus dem Hause der Capetinger 1031—60, geb. um 1011, wurde von seinem Vater Robert dem Frommen 1015 zum Herzog von Burgund und nach dem Tode eines ältern Bruders 1027 zum Nachfolger ernannt. Burgund trat er, als er selbst König wurde, seinem jüngern Bruder Robert ab, der so Stifter einer besondern herzoglichen Linie ward. Die königliche Gewalt war damals in Frankreich noch sehr schwach und wurde durch die Umtriebe der Mutter H.s, Constantia, noch mehr geschwächt, ebenso wie durch die mächtigen Herzoge der Normandie, denen H. viel nachsehen mußte, um sich nur auf dem Throne zu behaupten. Sein Versuch, nach dem Tode des Herzogs Robert II. aus der Minderjährigkeit Wilhelms (des Eroberers) Vorteil zu ziehen, mißlang vollständig und er mußte im Frieden 1059 letzterm den ganzen frühern Besitz lassen. H. starb 4. Aug. 1060 zu Vitri. Von seinen Söhnen aus der Ehe mit Anna, der Tochter des russ. Großfürsten Jaroslaw I., wurde der ältere Philipp I. noch bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger gesalbt und gekrönt; der zweite, Hugo d. Gr., wurde Graf von Vermandois.

Heinrich II., König von Frankreich, 1547—59, zweiter Sohn Franz' I. aus der Ehe mit Claudia, der Tochter Ludwigs XII., wurde 31. März 1519 geboren, lebte 1526—29 als Geisel für seinen Vater mit seinem ältern Bruder am Hofe Karls V., vermählte sich 1531 mit Katharina von Medici, befehligte, nach dem Tode seines Bruders Dauphin geworden, 1542 die Armee, welche Perpignan belagerte, und bestieg 1547 inmitten der Krisis des von Franz I. im Stich gelassenen deutschen Protestantismus den Thron. Obgleich die Spannung mit Spanien unverändert blieb, hielt sich H. doch, von herrschsüchtigen, geldgierigen Parteihäuptern, wie die Guise, der Connétable Montmorency, der Marschall von St.-André und seine Maitresse Diana von Poitiers, geleitet, auf der kath. Seite und bekämpfte den wachsenden Protestantismus im Staate mit Blut und Feuer. Den von dem Vater ererbten Krieg gegen England beendete er im März 1550 mit der Rückgewinnung von Boulogne. Schon seit 1548 war er wieder mit Karl V. in kaum verhüllter Feindschaft gewesen. Von England unbelästigt, reichte er daher den deutschen Protestanten die Hand zum Angriff auf die kaiserl. Macht. Indem Kurfürst Moritz von Sachsen in Deutschland vordrang, fiel H. mit 35000 Mann im März in Lothringen ein, eroberte Toul und Verdun, besetzte Nancy, während der Connétable 10. April durch Verrat Metz nahm. Von Straßburg, das er vergeblich überfiel, wendete sich der König nach Niederelsaß. Kaiser Karl V., der 27. Mai 1552 den Separatfrieden zu Passau mit den prot. Fürsten schloß, dem H. nicht beizutreten gewillt war, legte im Herbst ein bedeutendes Heer

Digitized by Google

vor Metz, das jedoch Franz von Guise glänzend verteidigte. Im Feldzuge von 1554 stellte H. drei Armeen ins Feld, die Artois, Hennegau und Lüttich verwüsteten und die Kaiserlichen mehrfach schlugen. Auch in Italien hatte H. den Krieg seit 1552 geführt. Der Marschall Brissac kämpfte glücklich in Piemont. Eine franz.-türk. Flotte sollte die Eroberung Neapels unterstützen, die jedoch daran scheiterte, daß sich die franz. Heerführer zu Siena nicht behaupten konnten. Erschöpft schloß H. mit dem Kaiser zu Vaucelles 5. Febr. 1556 einen fünfjährigen Waffenstillstand.

Der Papst Paul IV. bestimmte jedoch den franz. Hof zum Bruche dieses Friedens, und schon im folgenden Jahre mußte der Herzog von Guise mit 18000 Mann nach Italien zur Eroberung Neapels aufbrechen. Das Unternehmen scheiterte jedoch vollständig. Noch unglücklicher führte H. seine Sache an den niederländ. Grenzen. Der Connétable Montmorency, der zum Entsatz des belagerten St.-Quentin herbeieilte, wurde 10. Aug. 1557 gänzlich geschlagen und geriet mit der Blüte des franz. Adels in span. Gefangenschaft. Zwar entriß 1558 Guise den Engländern Calais und eroberte die Festung Thionville, aber die Niederlage von Gravelingen wog solche Erfolge auf. In dem Frieden von Câteau-Cambrésis (3. April 1559) mußte H. Piemont herausgeben, behielt aber Calais. Ein besonderer Artikel verpflichtete H. zur Verfolgung der Evangelischen; zur Befestigung der Freundschaft wurde H.s älteste Tochter an Philipp II. vermählt. H. hatte bei dieser Feier ein dreitägiges Turnier angeordnet, wobei er in Person in den Schranken erschien. Am Abend des zweiten Tags zwang er noch den Grafen Montgomery zu einem Gange. Dabei brach sich die Lanze des Grafen an dem Visier des Königs: ihre Splitter fuhren ihm in die Stirn; nach wenigen Tagen (26. Juli 1559) starb er an dieser Verwundung.

Heinrich III., König von Frankreich, 1574—89, vorher Herzog von Anjou, der dritte Sohn Heinrichs II. und Katharinas von Medici, wurde 19. Sept. 1551 geboren. Nach dem Tode des Connétable Montmorency erhielt er in dem Bürgerkriege den Oberbefehl und siegte 1569 in den Schlachten von Jarnac und Moncontour. Katharina verschaffte ihm 1573 die poln. Krone. Er wurde 15. Febr. 1574 zu Krakau gekrönt, verließ jedoch, mit seiner Lage unzufrieden, 18. Juli heimlich Polen, um als nächster Erbe den durch den Tod seines Bruders Karl IX. erledigten Thron von Frankreich einzunehmen. Anfangs schien es, als könnte H. mit Hilfe einer Mittelpartei, den sog. «Politikern», eine auf Duldung der religiösen Gegensätze gegründete Regierung einrichten, aber die fanatisch-kath. Richtung, von seiner Mutter Katharina von Medici und den Guises vertreten, riß ihn bald wieder in den Kampf gegen die Hugenotten hinein. Der «Friede des Monsieur» (nach dem Herzog von Alençon, dem Bruder H.s, genannt), Mai 1576, gewährte den Reformierten neue Vorteile und brachte den Politikern neuen Einfluß, verschärfte aber die Haltung der schroff kath. Partei, die sich unter den Guises zu einer geheimen Association zusammenschloß. Durch das Edikt von Poitiers oder Bergerac (Sept. 1577) stellte H. auf mehrere Jahre den Frieden zwischen den Faktionen her. Nach dem Tode des Herzogs von Alençon (10. Juni 1584) war bei H.s Kinderlosigkeit der nächste Erbe des Throns König Heinrich von Navarra, das Haupt der Hugenotten. H. sicherte ihm die franz. Thronfolge unter der Bedingung zu, daß er zum Katholizismus zurückkehre.

Da dieser Schritt die Guisen um allen Einfluß zu bringen drohte, traten sie mit Rom und Spanien in Verbindung, stifteten die «Heilige Liga» und erklärten den Kardinal Karl von Bourbon zum Thronerben, während der Papst Heinrich von Navarra als Ketzer in den Bann that. Der König wurde durch die fanatische und tief wühlende Agitation so eingeschüchtert, daß er auf Anraten seiner Mutter 1585 mit der Ligue einen Vergleich schloß, mit dem er in dem Edikt von Nemours über die Protestanten Verlust aller ihrer Rechte und Verbannung aus Frankreich verhing. H. stellte gegen die Hugenotten drei Armeen ins Feld, von denen die eine der Herzog Heinrich von Guise wider die andringenden Deutschen, die andere der Herzog von Joyeuse gegen den König von Navarra, die dritte der König selbst an der Loire befehligte. Der Sieg, den der König von Navarra 20. Okt. 1587 über Joyeuse bei Coutras davontrug, gab diesem sog. Kriege der drei Heinriche für die Liguisten und den Hof eine schlimme Wendung. In dieser Lage beschloß der Herzog von Guise, den König vollends zu verderben. Die Häupter der Ligue, denen sich in Paris ein «Rat der Sechzehner» als Führer der fanatisch kath. Pariser anschloß, legten H. im Jan. 1588 ein Ultimatum vor, in welchem derselbe zum aufrichtigen Anschluß an ihre Sache, Einführung der Inquisition u. s. w. aufgefordert wurde. Der König verwarf die Forderungen und ließ, einen Anschlag fürchtend, 4000 Schweizer in Paris einrücken. Am 12. Mai erregten hierauf die Sechzehner in den Straßen der Stadt einen Aufstand; der König ward durch Barrikaden (la journée des barricades) in seinem Palast, dem Louvre, eingeschlossen und entkam mit Not nach Chartres. Heinrich von Guise triumphierte: die Königin-Mutter sicherte ihm anstatt des Königs die Würde eines Generalstatthalters, dem Kardinal von Bourbon das Recht der Thronfolge und der Ligue das Versprechen der Ketzervertilgung zu. Der König unterschrieb 19. Juli diesen Vergleich und mußte ihn sogar auf der im September nach Blois berufenen Versammlung der Reichsstände auf die Hostie beschwören. Aber ebendort ereilte den Herzog das Verhängnis. Auf Anstiften H.s wurde er 23. Dez. 1588 in dem Vorzimmer des Königs ermordet, und sein Bruder, der Kardinal von Lothringen, erlitt am folgenden Tage im Gefängnis dasselbe Schicksal. Diese Bluttat, weit entfernt, die königl. Macht zu stärken, erregte bei den Liguisten namenlose Wut; in Paris sprach die Sorbonne das Volk der Treue gegen den «neuen Herodes» ledig, blutige Rache traf allerorten die Anhänger des Königs. Durch den Tod seiner Mutter (5. Jan. 1589) völlig ratlos, floh H. nach Tours und warf sich, als er horte, daß der Herzog von Mayenne, der Bruder der Ermordeten, zu Paris zum Generalstatthalter erklärt worden, Heinrich von Navarra in die Arme. Die Vereinigung geschah 3. April 1589 und hatte zur Folge, daß auch über H. vom Papste der Bann verhängt wurde. Beide Könige zogen mit dem bis auf 40000 Mann verstärkten Heere der Hugenotten nach Paris und brachten die von dem Herzog von Mayenne verteidigte Stadt bald der Übergabe nahe. Am 1. Aug.

Digitized by Google

1589 wurde H. jedoch durch den Dominikaner Jacques Clement (s. d.) mit einem vergifteten Messer tödlich verwundet und starb am folgenden Tage (2. Aug.); mit ihm erlosch das Haus der Valois.

Heinrich IV., König von Frankreich, 1589—1610, dritter Sohn Antons von Bourbon und der Johanna d'Albret, Tochter und Erbin Heinrichs, Königs von Navarra und Béarn, wurde 13. Dez. 1553 zu Pau in Béarn geboren. Sein Vater blieb 1562 vor Rouen, die Mutter aber hielt fest zur Sache der Hugenotten. Sie wußte sich und ihren Sohn den Anschlägen Katharinas von Medici zu entziehen und erklärte H. nach der Ermordung Ludwig Condés zum Haupte des prot. Bundes. Nach dem Frieden von St.-Germain-en-Laye schlug der franz. Hof, um die Bundeshäupter herbeizulocken und zu verderben, die Vermählung H.s mit Margareta von Valois, Schwester Karls IX., vor. Johanna wurde das erste Opfer dieser List: sie starb 9. Juni 1572 bei Hofe, wahrscheinlich an Gift. H. nahm nun selbst den Titel eines Königs von Navarra an und vollzog arglos 18. Aug. seine Vermählung. Schon am 24. brach über die Hugenotten die Bartholomäusnacht herein. H. wurde zwar verschont, mußte aber fortan die Messe besuchen und als Gefangener am Hofe bleiben. Endlich im Febr. 1576, nachdem sein Schicksalsgenosse Heinrich Condé längst die Waffen ergriffen, entwich auch H. vom Hofe, trat zum Protestantismus zurück und half mit bewaffneter Hand den vorteilhaften Religionsfrieden vom 6. Mai herbeiführen. Diese Stellung behielt er der Liga und dem Hofe gegenüber, so oft ihn die Königin-Mutter auch durch Unterhandlung, Verführung und Friedensschlüsse zu gewinnen suchte.

Nach dem Tode des Herzogs von Anjou (Alençon) überkam H. als erster Prinz von Geblüt die Anwartschaft auf den franz. Thron, was die ehrgeizigen Pläne der Guisen durchkreuzte. Die Liga erklärte daher auf Anstiften des Herzogs Heinrich von Guise den Kardinal von Bourbon zum rechtmäßigen Thronerben und griff zu den Waffen. Zugleich aber zwang man dem Könige das Edikt von Nemours (7. Juli 1585) ab, welches H. seines Rechts beraubte und die Hugenotten aufs neue mit Vernichtung bedrohte. H., überdies vom Papste Sixtus V. im Sept. 1585 geächtet, stellte sich wieder an die Spitze der Hugenotten und erfocht 20. Okt. 1587 den Sieg bei Coutras. Schon längst hatte Heinrich III., durch den Herzog von Guise bedroht, eine feste Verbindung mit dem Navarrer im Auge gehabt. Die schlimme Lage, in welche Heinrich III. durch die Ermordung der Guisen geriet, brachte endlich die Vereinigung 3. April 1589 zu Tours zu Stande. H. führte nun sein durch den königl. Anhang verstärktes Heer vor Paris, wo ihm plötzlich, inmitten der Belagerung, 2. Aug. 1589, durch den Tod des Königs, kraft des Salischen Gesetzes und der Verordnung des Sterbenden, die franz. Krone zufiel.

Ungeachtet des Treueides fielen bald die kath. Truppen und Anführer von H. ab. Da der Herzog von Mayenne (Guise) mit einem starken Heere anrückte, verschanzte sich H. mit 6000 Mann hinter dem Flusse Béthune bei Dieppe und schlug in dieser Stellung 21. Sept. 1589 das an 30000 Mann starke Heer des Herzogs. Schon 1. Nov. erschien er wieder vor Paris, zog sich aber noch einmal zurück und begann, von England durch Geld und Mannschaft unterstützt, die Eroberung der Provinzen. Die Sache der Ligisten befand sich in großer Verwirrung. Der König von Spanien hatte sich zum Bundeshaupt erklärt und hegte den Plan, seine Tochter Isabella, die Nichte Heinrichs III., durch Umgehung des Salischen Gesetzes auf den franz. Thron zu setzen. Um die span. Ränke zu hindern, ließ der Herzog von Mayenne 21. Nov. den alten Kardinal von Bourbon, trotzdem derselbe Gefangener H.s war, als Karl X. zu Paris zum König ausrufen und erteilte sich selbst die Würde eines Generalstatthalters. So bildeten sich mehrere Faktionen, welche einander lähmten und dem König H. in die Hände arbeiteten. Durch ein span. Hilfskorps unter dem Grafen Egmond verstärkt, griff Mayenne den König 14. März 1590 bei dem Flecken Ivry an der Eure an, verlor aber dabei 10000 Mann und sein Geschütz. H. belagerte nun nochmals Paris, eroberte 27. Juli die Vorstädte und stand schon wegen der Übergabe in Unterhandlung, als er sich vor Alexander von Parma, welcher der Liga 15000 auserlesene Spanier aus den Niederlanden zuführte, zurückziehen mußte. Auch der Papst Gregor XIV. schickte Geld und ein Hilfskorps von 10000 Mann, und der Herzog von Savoyen eröffnete in der Dauphiné und Provence den Krieg. H., obschon durch engl. und deutsche Hilfsvölker allmählich auf 30000 Mann verstärkt, beschränkte sich jetzt auf die Einnahme fester Plätze. Der Umstand, daß auf der am 26. Jan. 1593 zu Paris eröffneten Ständeversammlung die Anträge Spaniens zu Gunsten Isabellas verworfen wurden, stimmte die Gemüter der Katholiken für ihn allmählich milder und trug dazu bei, daß Mayenne endlich in einen Waffenstillstand willigte. Vollends gewann H. die öffentliche Stimmung, als er 25. Juli 1593 in St.-Denis zum Katholizismus übertrat. Nachdem er sich 27. Febr. 1594 zu Chartres hatte krönen lassen, öffnete ihm auch 22. März Paris die Thore.

Trotzdem zog sich der Krieg gegen die von Spanien aufrecht erhaltene Liga noch jahrelang hin; erst der Friede von Vervins (2. Mai 1598) brachte allgemeine Ruhe. Auch den Hugenotten gewährte H. Sicherheit durch das Edikt von Nantes (13. April 1598). Nach der Scheidung von seiner ersten Gemahlin heiratete der König 1600 Maria von Medici, die Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana. Einen kurzen Krieg mit Savoyen um Saluzzo, die Verschwörung Birons (s. d.) und eine Rebellion des Herzogs von Bouillon abgerechnet, hatte H. seit dem Frieden von Vervins Ruhe, um, von Sully (s. d.) unterstützt, an der Hebung seines tiefzerrütteten Reichs zu arbeiten. Zur neuen Begründung des bürgerlichen Wohlstandes reformierte er den Staatshaushalt, Administration und Rechtswesen, ließ Kanäle und Straßen bauen, unterstützte Handel und Gewerbe und veranlaßte sogar die Gründung franz. Kolonien in Amerika. Auch der Ackerbau hob sich aus tiefem Verfall. Nach den der «Geschichte Heinrichs d. Gr.» (1681) von Hardouin de Péréfixe angehängten «Denkwürdigen Worten» sprach H. einst dem Herzog von Savoyen die Hoffnung aus, daß er es so weit bringen werde, daß jeder Bauer in seinem Königreiche im Stande sei, ein Huhn in seinem Topfe zu haben. Dabei ließ er jedoch die allgemeine polit. Lage keinen Augenblick aus dem Auge. Wenn auch der aus Sullys Memoiren bekannte Plan einer

Digitized by Google

«christlichen Republik», d. h. einer europ. Konföderation von 15 teils monarchischen, teils republikanischen Staaten mit gemeinsamem Schiedsgericht, auf dem Grunde religiöser Duldung und zum Zwecke der Eindämmung der habsburgischen Macht und Vertreibung der Türken aus Europa auf Fälschung beruht, so gingen doch in der That H.s Absichten dahin, den Einfluß Habsburgs durch einen Bund aller diesem Hause feindseligen Mächte zu brechen. Er selbst rüstete ein bedeutendes Heer und setzte diese Macht beim Ausbruche des jülichschen Successionsstreits, in welchem er Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg unterstützen wollte, in Bewegung. Die Königin sollte während des Kriegs die Regentschaft führen und verlangte deshalb auf Eingebung ihres Günstlings Concini gekrönt zu werden. Nur ungern willigte H. in die Ceremonie, die 12. Mai 1610 stattfand. Am Tage nach der Krönung fuhr der König, um den kranken Sully zu besuchen, nachmittags gegen 4 Uhr durch die enge Straße la Feronnerie und wurde daselbst im Wagen, umgeben von mehrern Großen, durch einen Messerstoß Ravaillacs (s. d.) ermordet.

Vgl. Poirson, «Histoire du règne de Henri IV» (3 Bde., Par. 1857); Jung, «Henri IV Écrivain» (Par. 1855); Freer, «Henry IV and Marie de Medici» (2 Bde., Lond. 1861); Stähelin, «Der Übertritt König H.s IV. von Frankreich zur röm.-kath. Kirche» (Bas. 1856); Lescure, «Henri IV. 1553—1610» (Par. 1873); Philippson, «H. IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Übergewichts in Europa 1598—1610» (2 Bde., Berl. 1870—73); derselbe, «König H. IV. von Frankreich» (in «Der Neue Plutarch», Bd. 1, Lpz. 1874); Zeller, «Henri IV et Marie de Medici d'après des documents nouveaux» (Par. 1877).

Heinrich V. wurde von den franz. Legitimisten der Graf von Chambord (s. d., Bd. IV, S. 171) genannt und zugleich als «Roy» bezeichnet. Er starb nach längerm schweren Leiden 24. Aug. 1883 zu Frohsdorf. Die Leiche wurde 3. Sept. in dem oberhalb der Stadt Görz gelegenen Franziskanerkloster Castagnavizza beigesetzt.

Heinrich I. mit dem Beinamen Beauclerc, d. i. der Gelehrte, König von England und Herzog der Normandie 1100—35, der dritte Sohn Wilhelms des Eroberers, geb. zu Selby in Yorkshire 1068, bemächtigte sich, gleich nachdem sein Bruder Wilhelm II. auf der Jagd erschossen war, der engl. Krone, zum Nachteile seines ältern Bruders Robert, welcher damals noch nicht vom Kreuzzuge zurückgekehrt war. Letzterer trat später sein Recht um Geld ab und geriet, als er trotzdem zu den Waffen griff, in H.s Gefangenschaft, der ihn bis an seinen Tod festhielt. H. hatte sich in England dadurch Anhang verschafft, daß er in dem ersten großen Freibriefe die Gesetze der angelsächs. Zeit bestätigte. Auch im Kampfe mit dem Erzbischof Anselm von Canterbury um die Investitur der Bischöfe blieb er Sieger, da er zwar die formale Belehnung mit Ring und Stab verlor, aber den Lehnseid der Bischöfe und den Einfluß auf ihre Wahlen behauptete. Da ein Sohn früh starb, bestimmte er die Nachfolge seiner Tochter Mathilde, der Witwe des Kaisers Heinrich V., welche er mit dem viel jüngern Gottfried Plantagenet, dem Sohne Fulcos von Anjou, vermählte. Er begünstigte aber andererseits auch einen Neffen Stephan von Blois, welcher die Hand der reichen Erbtochter des Grafen Eustach von Boulogne gewann und, als H. 1. Dez. 1135 in der Nähe von Rouen starb, die Abwesenheit Mathildens und ihres Gatten benutzte, um sich selbst zum Könige ausrufen zu lassen. Erst 1154 gelangte Gottfrieds Sohn, Heinrich II. Plantagenet, in den unbestrittenen Besitz der Krone.

Heinrich II., König von England, 1154—89, geb. zu Le Mans im März 1133, der erste engl. König aus dem Hause Plantagenet, ein Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet und Mathildes, der Tochter Heinrichs I. von England. Gottfried war 1151 gestorben, ohne seinen Anspruch auf die engl. Krone gegen den König Stephan (von Blois) durchsetzen zu können. H. aber vermählte sich 1152 mit der Erbin von Poitou, Guyenne und Gascogne, Eleonore, welche sich eben von Ludwig VII. von Frankreich hatte scheiden lassen; er ward stark genug, Stephan ernste Verlegenheit zu bereiten, welcher deshalb im Frieden zu Wallingford, um dem Thronstreite ein Ende zu machen, H. zu seinem Erben annahm. Ein Jahr später, im Okt. 1154, wurde H. durch Stephans Tod König und 19. Dez. gekrönt. Unterstützt von dem Erzbischof Theobald von Canterbury suchte er zunächst die arg gestörte Ordnung herzustellen und die königl. Macht zu handhaben. Er geriet aber dadurch mit Theobalds Nachfolger, Thomas Becket (s. d.), in Streit, obwohl dieser früher sein Kanzler gewesen war. Thomas erstrebte im Gegensatze zu den übrigen Bischöfen des Landes, welche mit ihrer hergebrachten Stellung ganz zufrieden waren und diese 1164 durch die Konstitutionen von Clarendon sanktionierten, die völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Könige. Schwer gekränkt, ließ der König sich unbedachtsam den Wunsch entschlüpfen, von dem widerspenstigen Geistlichen befreit zu sein, und gab so die Veranlassung, daß 1170 einige Ritter den Erzbischof am Altar seiner Kirche ermordeten. Die durch die blutige That hervorgerufene Aufregung wurde durch Wunder gesteigert, welche am Grabe des Erschlagenen angeblich geschahen, und durch das den Gottesdienst einstellende Interdikt; Intriguen der Königin Eleonore, welche durch H.s Verkehr mit seiner geliebten Rosamunde Clifford gereizt war, steigerten die Verwirrung. Eleonore wurde zwar 1173 gefangen gesetzt, aber gegenüber der Aufregung des Volks, welches den schon 1172 heilig gesprochenen Thomas verehrte, mußte H. nachgeben: er that Kirchenbuße, ließ die Konstitutionen von Clarendon fallen und gestattete dem Papste, einen ständigen Legaten in England zu halten. Auch nach außen hin war H. keineswegs so erfolgreich, als man bei der großen Menge seiner Besitzungen voraussehen sollte. Zwar setzte er sich seit 1171, auf eine ältere Verleihung der Päpste gestützt, in einem Teile von Irland fest und zwang auch den Schotten durch die Schlacht bei Alnwick 13. Aug. 1174 wieder seine Oberhoheit auf. Aber seine festländischen Besitzungen (Normandie, Maine, Anjou, Bretagne, Poitou, Guyenne, Gascogne), für welche er franz. Vasall war, verwickelten ihn in unaufhörliche Streitigkeiten mit den franz. Königen, welche zeitweise von H.s eigenen Söhnen gegen den Vater unterstützt wurden. Von diesen starb der älteste, Heinrich, welcher 1170 zum Nachfolger gekrönt war, schon 1183; ein zweiter, Gottfried von der Bretagne, 1186, sodaß nur Richard (Löwenherz) und Johann (ohne Land) übrigblieben, von denen besonders jener dem Vater zu schaffen machte, aber

Digitized by Google

auch Johann, sonst H.s Liebling, sich verräterisch erwies. H. selbst, welcher den dritten Kreuzzug mitmachen wollte, starb vor Antritt desselben im Schloß Chinon 6. Juli 1189. Ihm folgte Richard. Vgl. Lappenberg, «Geschichte Englands» (Bd. 2); Stubbs, «Epochs of modern history. The early Plantagenets» (Lond. 1876).

Heinrich III., König von England, 1216—72, geb. 1. Okt. 1207, wurde neunjährig nach dem Tode seines Vaters Johann (ohne Land) zum Könige ausgerufen, während Johanns Gegenkönig, der franz. Erbprinz Ludwig, noch einen Teil des Landes behauptete. Aber H.s Vormund, Graf Wilhelm von Pembroke, wußte seinem Mündel Anhang zu schaffen, sodaß Ludwig schon 11. Sept. 1217 entsagte und die Insel räumte. Nach dem Tode Pembrokes 1219, welcher mit dem Titel eines Protektors für H. regierte, hatte der Justitiar Hubert de Burgh (bis 1233) die erste Stelle. H. zeigte sich gleich seinem Vater im höchsten Grade unzuverlässig und darauf bedacht, die Freiheiten der Magna Charta zu verkümmern. Ein weiterer Grund zur Unzufriedenheit war die Begünstigung der Franzosen, welche seit seiner Heirat mit Eleonore, einer Tochter Raimund Berengers von der Provence (1236) ins Land kamen, und die Dienstbeflissenheit H.s gegen die Päpste, welchen er die Aussaugung des Landes durch Legaten nachsah, um bei der Kirche Schutz gegen die Auflehnung der Barone zu finden. Deren Haupt ward der Graf Simon von Montfort, welcher jung an den engl. Hof gekommen war, die Güter der Grafen von Leicester geerbt hatte und 1238 mit H.s Schwester Eleonore vermählt worden war. Vom Könige, seinem Schwager, 1252 persönlich beleidigt, trat er auf die Seite der Barone, welche H. fast alle Regierungsrechte entzogen und ihn zwangen, die bezüglichen Festsetzungen ebenso wie die Charta neuerdings zu beschwören. Er that dies, ließ sich aber sogleich durch den Papst vom Eide entbinden. So kam es zu neuen Kämpfen, bei welchen auch der Umstand einen Grund zur Beschwerde abgab, daß H.s Bruder Richard von Cornwall sich 1257 in Deutschland zum Könige wählen ließ und viel Geld dorthin ausführte. Simon gewann 14. Mai 1264 einen entscheidenden Sieg bei Lewes, nahm den König und Richard, später auch H.s tapfern Sohn Eduard gefangen, und trat nun förmlich die Regierung an, indem er auf 20. Jan. 1265 nicht bloß die Barone und die hohe Geistlichkeit, sondern auch Abgeordnete der Ritterschaft und Städte zu einem Parlament entbot und auch wirklich versammelte, sodaß das «Haus der Gemeinen» auf ihn zurückgeht. Aber Prinz Eduard entfloh, sammelte seine Freunde und tötete den Protektor 4. Aug. 1265 bei der Abtei Evesham. Die spätern Jahre des Königs verliefen ruhiger, da Eduard sowohl die Gegner des Vaters niederwarf, als auch diesen anhielt, die dem Lande verliehenen Freiheiten anzuerkennen. H. starb 16. Nov. 1272 zu Westminster, während Eduard auf einem Kreuzzuge war. Vgl. die Litteratur bei Heinrich II.; außerdem: Pauli, «Simon von Montfort» (Tüb. 1867).

Heinrich IV., König von England, 1399—1413, geb. 4. April 1367 (nach andern 1366) zu Bolingbroke in Lincolnshire, der Sohn Johanns von Gaunt, Herzogs von Lancaster, und Enkel König Eduards III., führte früher die Titel eines Grafen von Derby und (1397) Herzogs von Hereford. In seiner Jugend beteiligte er sich lebhaft an den innern Unruhen, und 1390 machte er einen Kreuzzug nach Preußen gegen die heidnischen Litauer. Der schwache König Richard II., welcher ihn fürchtete, verbannte ihn, infolge eines Streits mit dem Herzog von Norfolk, 1398 aus England. Die gute Aufnahme, die H. in Frankreich fand, verstärkte den Haß des Königs. Als daher H.s Vater starb, zog Richard willkürlich die Güter des Hauses Lancaster ein. H. erschien darauf 4. Juli 1399 mit andern Unzufriedenen in der Grafschaft York und erhielt außerordentlichen Zuwachs. König Richard schickte ihm den Grafen von Salisbury entgegen, dessen schwaches Truppenkorps jedoch leicht zerstreut wurde. Nicht glücklicher war der König selbst. H. lockte ihn in seine Gewalt, indem er ihm Ergebenheit versicherte, setzte ihn aber dann in den Tower gefangen, zwang ihm 29. Sept. 1399 eine Konzessionsakte ab und klagte ihn vor dem Parlament an. Das Parlament erklärte den schwachen Richard der Krone unwürdig und ließ 30. Sept. H. als König von England ausrufen. Richard starb wenige Wochen darauf eines gewaltsamen Todes. Da der siebenjährige Graf von March, Edmund Mortimer, dem Hause Clarence wenn auch nur von weiblicher Seite entsprossen, ein näheres Anrecht auf den Thron besaß als das Haus Lancaster, so ließ H. den Knaben einsperren. Der Graf von Salisbury, der zu Gunsten Richards eine Verschwörung gestiftet hatte, mußte dafür im Jan. 1400 mit dem Leben büßen. Zugleich fielen die Schotten ins Land, und in Wales erhob Owen Glendower, ein Abkömmling der vormaligen Fürsten, die Fahne des Aufruhrs. Mit letzterm verband sich, zu Gunsten Mortimers, Heinrich Percy, Graf von Northumberland, der zur Thronerhebung H.s wesentlich beigetragen, sich aber jetzt vernachlässigt glaubte. Sein ältester Sohn, Heinrich Percy, seiner Kühnheit wegen Hotspur, d. i. Heißsporn, genannt, stellte sich an die Spitze des Bundesheers, wurde aber vom Könige 21. Juli 1403 in dem Treffen bei Shrewsbury geschlagen und getötet. Der alte Percy vermittelte hierauf zwar den Frieden, verband sich aber 1405 mit dem Erzbischof von York, Richard Scrope, nochmals zu H.s Sturze. Der König ließ die Empörer durch Verrat gefangen nehmen und enthaupten. H. führte nun die Regierung in Ruhe und zeigte viel Klugheit, Wachsamkeit und Mäßigung. Das Parlament, dem er gegen den Adel manche Zugeständnisse machte, trug ihm mehrmals die Einziehung der geistlichen Güter an, was er jedoch ablehnte. Vielmehr suchte er sich bei der Geistlichkeit durch die Verfolgung der Wicliffiten beliebt zu machen. Gegen Schottland kämpfte H. glücklich. Wiewohl er den jungen Sohn König Richards in steter Gefangenschaft hielt, machte er dieses unedle Verhalten doch durch eine treffliche Erziehung des Prinzen gut. Bekümmert über den Lebenswandel seines Sohnes Heinrich und von Gewissensbissen verfolgt, schickte er sich zu einem Zuge nach Palästina an, als er 20. März 1413 in Westminster starb.

Heinrich V., König von England, 1413—22, auch Regent von Frankreich, der Sohn des vorigen, war 9. Aug. 1388 zu Monmouth geboren. Von lebhaftem Naturell und durch seinen argwöhnischen Vater zur Thatenlosigkeit verurteilt, gab er sich, der Sage nach, als Kronprinz der Gesellschaft wüster Gesellen, darunter namentlich Falstaff, hin, sodaß man an seiner Herrscherfähigkeit zweifelte. Mit der Thronbesteigung aber entfernte er die

Digitized by Google

unwürdige Gesellschaft, umgab sich mit den Räten seines Vaters, deren harten Tadel er oft erlitten, und zeigte sich ebenso tüchtig als König wie liebenswürdig als Mensch. Durch eine allgemeine Amnestie suchte H. die Härten seines Vaters, besonders an dem Hause Percy, auszugleichen. Dagegen opferte er die Anhänger Wicliffes, die sog. Lollharden, der fanatischen Geistlichkeit. Um die Thatkraft der Nation nach außen zu leiten und die franz. Landschaften wieder zu gewinnen, beschloß er den Krieg gegen Frankreich, das damals unter dem wahnsinnigen Karl VI. von Parteien zerrüttet wurde. Nachdem er die Verschwörung des Grafen Richard von Cambridge, Stammvaters des Hauses York, unterdrückt, erschien H. im Aug. 1415 mit 30000 Mann in der Normandie und überwältigte Harfleur, geriet aber mit dem Heere durch Mangel und Krankheit in die traurigste Lage. H. bot den Franzosen, die viermal stärker anrückten, den Frieden und die Rückgabe des Platzes für einen freien Abzug nach Calais. Allein diese forderten unbedingte Unterwerfung und griffen sein geschmolzenes Heer 25. Okt. 1415 in der waldreichen Gegend beim Dorfe Azincourt an. Das Feldherrntalent des Königs, die kaltblütige Tapferkeit der Engländer, die Geschicklichkeit ihrer Bolzenschützen und die Beschaffenheit des Terrains, das die Entfaltung der franz. Reiterei nicht gestattete, zog den Franzosen eine vollständige Niederlage zu. H. kehrte nach England zurück und verständigte sich mit dem Herzog Johann von Burgund zur völligen Eroberung Frankreichs. Doch erschien er erst wieder im Aug. 1417 mit 25000 Mann in der Normandie und eroberte in zwei Jahren fast diese ganze Provinz.

Gern hätte sich nun der Herzog von Burgund von den Engländern losgesagt und mit dem Dauphin, nachherigen Karl VII., vereinigt, allein letzterer haßte und fürchtete den Herzog und ließ ihn 10. Sept. 1419 sogar ermorden. Der nunmehrige Herzog Philipp der Gute von Burgund verband sich jetzt, um den Vater zu rächen, um so enger mit dem Könige von England. Dieses Bündnis führte endlich 21. Mai 1420 zwischen H. und der Königin Isabella, welche ihren Sohn, den Dauphin, haßte, den Vertrag von Troyes herbei. Gemäß der Übereinkunft vermählte sich H. mit Katharina, der Tochter Karls VI., und übernahm die Regentschaft von Frankreich unter der Bedingung, daß nach dem Ableben des wahnsinnigen Königs ihm und seinen Nachkommen aus dieser Ehe, mit Ausschluß des Dauphins, die franz. Krone zufallen sollte. Obschon die Rechte und Freiheiten beider Völker dabei verbürgt waren, so erregte die Vereinigung der Kronen auf ein Haupt sogar in England wenig Freude, zumal der durch ein schott. Hilfskorps verstärkte Dauphin den einen Teil von Frankreich behauptete. Auf die Nachricht von der Niederlage des Herzogs von Clarence bei Baugé in Anjou (22. März 1421) eilte H. mit einem Heere von 23000 Mann nochmals nach Frankreich, konnte aber den Dauphin zu keinem entscheidenden Treffen bewegen. Er starb während dieses Feldzugs 31. Aug. 1422 zu Vincennes; einige Monate später (21. Okt. 1422) starb auch Karl VI. H., dessen Charakter die Königsdramen Shakspeares mit Vorliebe schildern, zeichnete sich durch strenge Handhabung des Gesetzes aus, schaffte die Lehnmiliz ab und führte das bewaffnete Bürgertum ein. Ihm folgte sein Sohn, Heinrich VI. Seine Witwe Katharina heiratete den walisischen Edelmann Owen Tudor, dessen Nachkommen später die engl. Krone erwarben. Vgl. Cole, «Memorials of Henry V.» (Lond. 1858).

Heinrich VI., König von England, 1422—61, geb. zu Windsor 6. Dez. 1421, war wenige Monate alt, als der Tod seines Vaters Heinrich V. ihn in England und Frankreich zugleich zum Könige machte. die Brüder des Verstorbenen übernahmen für ihn die Regierung, der Herzog von Bedford in Frankreich und der Herzog von Gloceſter in England. Unter tapfern Führern, wie Salisbury, Talbot u. a., blieben die Engländer auch ferner in Frankreich Sieger, auch dann, als sich die Burgunder von ihnen trennten. Der König Karl VII. oder, wie er noch bis zu seiner Krönung genannt ward, der Dauphin, hatte 1428 nördlich der Loire nur noch Orléans, als das Auftreten der Jeanne d'Arc den Umschwung einleitete. Obwohl H. noch 1430 in Paris zum Könige von Frankreich gekrönt wurde, machte die Sache Karls nun unaufhörliche Fortschritte, namentlich nach dem Kongreß von Arras 1435, als Burgund sich endgültig von den Engländern trennte; 1436 verloren sie auch Paris. Nachdem ein 1414 geschlossener Waffenstillstand 1449 abgelaufen war, entriß der franz. Feldherr Dunois ihnen auch die Normandie und 1450 Guyenne, und die Engländer hatten, als der tapfere Talbot 1453 in der Schlacht bei Châtillon fiel, von allen ihren Eroberungen nur noch Calais, welches sie bis 1556 behaupteten, und die Normannischen Inseln, welche sie noch haben. Der Krieg hörte damit auf, ohne daß Frieden geschlossen worden wäre. H. wurde eigentlich nie selbständig, da er stets fremden Einflüssen gehorcht und sich der Reihe nach von ehrgeizigen Großen oder Verwandten, wie z. B. dem Herzog von Gloceſter und dem Kardinal Heinrich von Beaufort, seit 1445 auch von seiner energischen Gemahlin Margarete von Anjou, beherrschen ließ. Alle aber überragte der gewaltige Richard von York, ein Enkel Eduards III., welcher nach Bedfords Tode Statthalter in Frankreich gewesen war und 1453 es durchsetzte, daß das Parlament ihn zum Protektor ernannte. Die Bemühungen der Königin um Beseitigung dieses Protektorats waren die Ursache, daß die Linie Lancaster des Hauses Plantagenet und die Linie York, nach ihren Abzeichen rote und weiße Rose genannt, sich von nun an in tödlicher Feindschaft gegenüber traten. H. geriet durch die Schlacht bei St.-Albans 1455 in Richards Gewalt, aber Margarete gab den Kampf für ihren Gemahl und ihren Sohn Eduard nicht auf und blieb in der Schlacht bei Wakefield 24. Dez. 1460 Siegerin. Schon damals war die Erbitterung so groß, daß nicht bloß alle vornehmen Gefangenen hingerichtet, sondern auch die Leiche des gefallenen Protektors geköpft ward. H. erlangte seine Freiheit wieder, aber schon 4. März 1461 wurde Richards Sohn Eduard (IV.) in London zum Könige ausgerufen und H. mußte nach der Niederlage seines Heeres bei Towton (29. März) mit Gemahlin und Sohn nach Schottland flüchten. Ein mißglückter Versuch Margaretens, ihm den Thron zurückzuerobern, brachte ihn 1465 von neuem in den Tower. Er hat ihn nur kurze Zeit verlassen und nochmals königl. Ehren genossen, als 1470 Eduard IV. sich mit seinen eigenen Anhängern, namentlich dem mächtigen Grafen Warwick, verfeindete und von diesem verjagt wurde. Die Schlacht bei Barnet, in welcher der im März 1471 zurückkehrende York Warwick erschlug, lieferte

Digitized by Google

auch H. wieder in die Gewalt seines Nebenbuhlers. Dieser schlug dann 4. Mai bei Tewkesbury auch die von Frankreich her mit ihrem Sohne gelandete Margarete und nahm beide gleichfalls gefangen. Der junge Prinz wurde sogleich getötet, H. selbst am 22. Mai 1471, als Eduard IV. in London einzog, während Margarete durch den Friedensvertrag Ludwigs XI. mit Eduard für eine hohe Geldsumme die Freiheit erhielt. Sie starb erst 1482.

Heinrich VII., König von England, 1485—1509, der erste engl. König aus dem Hause Tudor, geb. 26. Juli 1456 auf Schloß Pembroke, war der Sohn Margaretas von Beaufort, Erbtochter des Hauses Lancaster (als Enkelin Johann Somersets, eines Bruders Heinrichs IV.) und Edmund Tudors, Grafen von Richmond, dessen Titel er auch führte. Nach der Vertreibung des Hauses Lancaster vom engl. Throne durch Eduard IV. aus dem Hause York wurde der junge Richmond von seinem Oheim, dem Grafen Pembroke, nach der Bretagne gebracht. Vergeblich forderte hier Eduard von dem Herzog Franz II. Richmonds Auslieferung. Als nachher Richard III. den engl. Thron usurpierte, richteten sich auf Richmond nicht nur die Augen der Lancastrier, sondern aller, welche den Usurpator haßten und fürchteten. Der Herzog von Buckingham, der mit dem Sturze des Tyrannen umging, brachte sogar die Verlobung Richmonds mit Elisabeth, der ältesten Tochter Eduards IV., zu Stande, wodurch gewissermaßen das Interesse der feindlichen Häuser York und Lancaster ausgesöhnt und das mehr als zweifelhafte Thronrecht Richmonds gestärkt wurde. Indessen mußte Buckingham seinen Plan mit dem Kopfe bezahlen, und König Richard bewarb sich selbst um die Hand der Prinzessin. Richmond entschloß sich daher zu einer entscheidenden That. Nachdem er mit Unterstützung des franz. Hofs eine Expedition von 2000 Engländern ausgerüstet, ging er zu Harfleur unter Segel und landete 6. Aug. 1485 zu Milford-Haven in Südwales, wo ihm sogleich beträchtliche Verstärkungen zufielen. Bei Bosworth stieß Richmond 22. Aug. mit Richard zusammen, dessen Heer gegen 12000 Streiter zählte, während er selbst nur 6000 Mann besaß. Im Beginn des Treffens trat jedoch Lord Stanley, der sich bisher für keine Partei entschieden, zu Richmond über, und dies verursachte die völlige Niederlage der Königlichen. Richard selbst wurde getötet. Seine Krone fanden die Sieger auf der Walstatt; sie wurde Richmond aufgesetzt und derselbe sogleich als König H. VII. von England ausgerufen. Auch das Volk und die Großen, der Tyrannei und des Bürgerkriegs müde, empfingen den neuen König mit Jubel. H. begann sogleich eine neue Verfolgung des Hauses York, indem er sich des jungen Grafen Warwick, des einzigen männlichen Sprößlings der Weißen Rose, versicherte. Erst nachdem er 30. Okt. gekrönt und 7. Nov. vom Parlament als König bestätigt worden, entschloß er sich zur Vermählung mit Elisabeth.

Die Nation hatte den alten, unheilvollen Hader gesühnt geglaubt, aber diese Verfolgung rief allenthalben Mißvergnügte hervor. Ein schlauer Priester zu Oxford, Simon, bewog den Sohn eines Bäckers, Lambert Simnel, sich für Richard von York, den Sohn Eduards IV., bald darauf aber für den Grafen Warwick auszugeben. Dieser Betrüger spielte seine Rolle so trefflich, daß ihn die Großen Irlands als Eduard VI. krönten. Gefährlich wurde dieser Aufstand, als die verwitwete Herzogin von Burgund, die Schwester Eduards IV., unter dem Grafen Lincoln ein Hilfskorps nach Irland sandte, das, durch Irländer verstärkt, in England einfiel. H. schlug die Empörer im Juni 1487 bei Stoke in der Grafschaft Nottingham und rächte sich an dem gefangenen Simnel, indem er ihn als Küchenjungen in der Hofküche anstellte, während die Mitschuldigen an Geld gestraft wurden. Obschon die Politik H.s nicht kriegerisch war, wurde er doch in den Streit des Herzogs von Bretagne mit Frankreich verwickelt. Er rüstete ein starkes Heer und erschien mit demselben im Okt. 1492 vor Boulogne, ließ sich aber sogleich den Frieden (30. Nov. zu Etaples) vom König Karl VIII. durch große Summen abkaufen. Unterdessen hatte die Herzogin von Burgund gegen H., den Feind ihres Hauses, einen neuen Prätendenten in der Person eines gewissen Perkin Warbeck aufgestellt. Derselbe war während der Spannung am franz. Hofe mit königl. Ehren empfangen worden und erschien nach dem Frieden in Schottland, wo ihn König Jakob IV. als den Sohn Eduards IV. aufnahm. Zu Perkins Gunsten, der sich Richard IV. nannte, fiel Jakob sogar 1495 mit einem Heer in England ein. Doch machte er 1497 mit H. Frieden und überließ Perkin seinem Schicksal. Perkin floh nach Cornwall und unternahm mit geringem Anhange die Belagerung von Exeter. Hier wurde er ergriffen; H. ließ ihn in den Tower sperren und später wegen wiederholten Fluchtversuchs hängen. Auch Warwick, der letzte Plantagenet, ward 1499 auf Befehl des Königs hingerichtet. Den Frieden benutzte H., um das zerrüttete Reich zu ordnen, seinen Thron zu befestigen und die Grenzen der königl. Gewalt zu erweitern. Er schwächte die Macht des Adels, hob das Bürgertum und richtete namentlich sein Augenmerk auf die Entwickelung des Handels und der Schiffahrt. Sein Tod erfolgte zu Richmond 22. April 1509. Vgl. Bacon von Verulam, «Historia regni Henrici VII» (Frankf. 1665); Campbell, «Materials for a history of the reign of Henry VII» (Bd. 1, Lond. 1873); Schanz, «Engl. Handelspolitik gegen Ende des Mittelalters» (2 Bde., Lpz. 1881).

Heinrich VIII., König von England und Irland, 1509—47, der Sohn des vorigen, geb. zu Greenwich 28. Juni 1491, war mit vorzüglichen geistigen und körperlichen Eigenschaften ausgestattet und erhielt eine gelehrte theol. Erziehung. Das von der Habsucht des Vaters geplagte Volk begrüßte seine Thronbesteigung mit Jubel. Er vermählte sich 7. Juni 1509 mit Katharina von Aragonien, der Witwe seines Bruders Arthur und der Mutterschwester Kaiser Karls V. und verband sich 1512 mit Maximilian I. gegen Ludwig XII. Obschon er 17. Aug. 1513 mit dem Kaiser die sog. Sporenschlacht bei Guinegate gewann, gewährte ihm doch der kostspielige Krieg keinen Vorteil. Überdies von dem Eigennutz des Verbündeten empört, schloß er im Aug. 1514 mit Ludwig XII. nicht nur Frieden und gab ihm seine Schwester Maria zur Gemahlin, sondern mit Franz I. nachher sogar ein Schutzbündnis gegen Karl V. Auch Schottland, das in der Schlacht von Flodden 9. Sept. 1513 König Jakob IV. verloren, erhielt einen billigen Frieden. Nach Franz' I. Thronbesteigung schien das Bündnis H.s mit Frankreich um so fester, als beide Könige bei der Bewerbung um die Kaiserkrone gegen Karl von Spanien durchgefallen waren. Doch H.s Günstling, der Kardinal und Kanzler Wolsey, wurde

Digitized by Google

von Kaiser Karl V. durch Aussichten auf die Papstwürde gewonnen und zog so auch seinen Herrn von Frankreich ab. Im Nov. 1521 kam zwischen dem Kaiser und dem Könige von England ein geheimer Vertrag zu Stande, nach welchem H. im Juni 1522 den Krieg gegen Frankreich eröffnete. Nachdem er den Schatz seines Vaters verschwendet, griff er zu Erpressungen, zwang 1523 dem Parlament unter Androhung von Todesstrafen eine große Summe ab und regierte dann, über den Widerstand ergrimmt, sieben Jahre ohne Parlament. Unterdessen hatte Wolsey in Rücksicht der Papstwahl mehrfache Täuschung erfahren und suchte nun aus Rache den König von der Sache des Kaisers zu trennen. Zwar wurde das engl. Heer aus Frankreich nicht zurückgerufen, als aber Franz I. bei Pavia 1525 in des Kaisers Gefangenschaft geriet, ließ sich H. nicht mehr abhalten, mit dem franz. Hofe ein Freundschaftbündnis zu schließen. Die Feindseligkeiten gegen den Kaiser von engl. Seite begannen erst Anfang 1528 und endeten mit dem Frieden zu Cambray (5. Aug. 1529).

Schon längst ging H. mit einer Scheidung von seiner Gemahlin, der Tante des Kaisers, um, und jetzt begann er die Ausführung dieses Plans. Er äußerte Gewissenszweifel über die unkanonische Verbindung mit der Witwe seines Bruders und erklärte sich mit der Dispensation des Papstes nicht beruhigt, da diese während seiner Minderjährigkeit erteilt worden sei. Der Hauptgrund für die Scheidung war aber wohl, daß der König seine reizlose Gemahlin, von der er nur eine Tochter besaß, nicht liebte und die schöne Anna Boleyn (s. d.) heiraten wollte. Der Papst Clemens VII. suchte dieser Angelegenheit aus Furcht vor dem Kaiser auszuweichen, schickte aber endlich den Kardinal Campeggio nach London, der mit Wolsey den Scheidungsprozeß führen sollte. Ehe jedoch der Spruch geschah, rief Clemens den Legaten 1529 zurück und lud den König vor sein eigenes Tribunal nach Rom. Wolsey erfuhr zuerst den Zorn H.s und wurde abgesetzt. H. hatte bisher als eifriger Katholik gegolten. Mit Feuer und Schwert war er nicht nur den Wicliffiten, sondern auch der Reformation Luthers entgegengetreten; ja seine Schriftstellerei gegen Luther hatte ihm sogar vom Papste Leo X. den Titel Defensor fidei eingetragen. Jetzt aber, als der Papst ihm den Ehedispens verweigerte, beschloß er, sich und sein Reich von dem päpstl. Stuhle, doch nur schrittweise, loszureißen. Die Aussicht auf die geistlichen Güter und die Erweiterung der königl. Gewalt bestimmte hierbei den König ebenso sehr als seine Privatangelegenheiten. Im Jan. 1531 preßte er der Geistlichkeit eine große Geldsumme und das Bekenntnis ab, daß nach einem uralten Statut der König der Protektor und das Haupt der engl. Kirche sei; im nächsten Jahre hob das Parlament die Annaten auf. Nachdem H. das Freundschaftsbündnis mit Franz I. erneuert, vermählte er sich 14. Nov. 1532 mit Anna Boleyn und ließ im Mai 1533 durch ein geistliches Gericht die Scheidung von Katharina aussprechen. Das Parlament faßte zugleich ein Gesetz ab, nach welchem nur die Nachkommen zweiter Ehe successionsfähig waren, und alle Unterthanen mußten unter Androhung von Hochverratsstrafe dieses Erbfolgegesetz beschwören. Nur Thomas Morus und Bischof Fisher von Rochester widersetzten sich und bestiegen dafür 1535 das Schafott. Das Parlament von 1534 schaffte die päpstl. Gewalt völlig ab und übertrug dem Könige die Einkünfte, die Gerichtsbarkeit, das Reformationsrecht, die Ketzerverfolgung u. s. w. Schon 1536 machte H. von dieser neuen Gewalt Gebrauch, indem er die geringern Klöster aufheben und auf Cranmers Rat die Bibel übersetzen ließ. Der Prozeß und die Hinrichtung von Anna Boleyn (19. Mai 1536) und die Vermählung H.s am folgenden Tage mit Johanna Seymour unterbrachen einen Augenblick diese Umwälzungen. Das Parlament mußte eine neue Successionsakte geben, welche die aus zweiter Ehe geborene Prinzessin Elisabeth enterbte und dem Könige in Ermangelung von Nachkommen aus seiner dritten Ehe das Recht erteilte, über die Krone zu verfügen.

Zur Feststellung des kirchlichen Lehrbegriffs versammelte H. im Juni 1536 die Geistlichkeit. Er ließ derselben sein Glaubensbekenntnis, ein Gemisch kath. und prot. Satzungen, vorlegen, das nach langem Streite auch angenommen und nach abermaliger Abänderung von königl. Hand als Glaubensregel anbefohlen wurde. Dieser Despotismus erregte im Okt. 1536 in mehrern Provinzen gefährliche, von Fanatikern geleitete Volksbewegungen, die nur mit Mühe beigelegt werden konnten. Die Bewältigung der Insurrektion, die Geburt des Prinzen Eduard (12. Okt. 1537), die jedoch den Tod der Königin herbeiführte, befestigte das Ansehen H.s so bedeutend, daß er 1538 auch die reichern Klöster und Stiftungen einzog. Dieses Vorgehen gegen die Klöster bewog endlich 1538 den Papst Paul III. zur Publikation der schon vor Jahren gegen H. erlassenen Bannbulle, welche jedoch gänzlich wirkungslos blieb. Um jede Verschiedenheit der Religionsansichten auszurotten, legte der König dem Parlament 1539 sechs Glaubensartikel vor, die ebenfalls angenommen und als Dogmen der engl. Kirche proklamiert und beschworen wurden. Die blutigsten Anfeindungen aller, denen diese Artikel nicht zusagten, waren die nächste Folge. Auch die polit. Freiheit gab das Parlament preis, indem es den Edikten des Königs, die dem Staatsrate vorgelegen, volle Gesetzeskraft erteilte. Nach mancherlei Heiratsplänen vermählte sich H., der gern die deutsch-prot. Fürsten zu Freunden haben wollte, 6. Jan. 1540 mit Anna von Kleve. Da er aber die Prinzessin nicht liebgewann, ließ er sich schon im Juli von ihr scheiden. Er verwickelte zugleich seinen Kanzler, Thomas Cromwell, der ihm zu dieser Verbindung geraten, in einen Hochverratsprozeß und ließ ihn 24. Juli schuldlos enthaupten. Durch den Einfluß der Katharina Howard, mit der sich H. 8. Aug. 1540 vermählte, traten der Herzog von Norfolk und Gardiner an die Spitze der Geschäfte und begannen die eigentlichen Protestanten wütend zu verfolgen. Viele ausgezeichnete Männer, welche die sechs Artikel bezweifelten, wurden verbrannt oder gehenkt. Unterdessen mußte der König zu seinem Schrecken erfahren, daß seine neue Gemahlin unzüchtig gelebt habe und noch lebe. Obwohl ihre eheliche Untreue nicht völlig erwiesen war, ließ er sie 12. Febr. 1542 mit ihren vermeintlichen Helfern und Liebhabern hinrichten.

Vergeblich hatte H. seinen Neffen Jakob V. von Schottland zu einer Kirchenreformation zu bewegen gesucht und darum mit demselben Krieg angefangen. Ein engl. Korps schlug 24. Nov. 1542

Digitized by Google

die uneinigen Schotten am Solway, worauf Jakob aus Gram ſtarb. H. faßte nun den Plan zur Vereinigung der ſchott. und engl. Krone und ſuchte mit Hilfe der Familie Hamilton die Verlobung ſeines Sohnes mit Maria, der Erbtochter Jakobs V., durchzuſetzen, ſah ſich aber durch die kath. Partei Schottlands gehindert. Am 12. Juli 1543 heiratete er die Witwe des Lord Latimer, Katharina Parr, die den Tyrannen geſchickt zu leiten und mit Liſt dem Verdachte der Ketzerei zu entgehen wußte. Noch einmal verband ſich H. im Febr. 1543 mit dem Kaiſer gegen Franz I., der ihn vielfach verſpottet und beſonders in der ſchott. Angelegenheit erzürnt hatte. Nachdem er das Thronrecht ſeinen Töchtern Maria und Eliſabeth wiedergegeben, eröffnete er im Juli 1544 von Calais aus den Krieg gegen Frankreich, während der Kaiſer in der Champagne vordrang. Der Eigenſinn H.s, der jedes gemeinſchaftliche Vordringen verwarf, aber 14. Sept. 1544 für ſich Boulogne eroberte, hatte zur Folge, daß der Kaiſer ſchon 18. Sept. den Frieden zu Crespy ſchloß. Erſt im Juni 1546 willigte der König in die Beilegung eines Kampfes, der England 1300000 Pfd. St. koſtete. Gegen Ende 1546 fiel H. in ein ſchleichendes Fieber, das ihn um ſo mehr beunruhigte, als ſein Sohn erſt 9 J. alt war. Beſonders fürchtete er den mächtigen Herzog von Norfolk und deſſen Sohn, den Grafen von Surrey, der ſich einer aufgedrungenen Vermählung widerſetzt hatte. Der König ließ den Sohn unter leerem Vorwand enthaupten; der Vater entging der Hinrichtung, indem H. 28. Jan. 1547 ſtarb. Mittelbar verdankt England dieſem grauſamen, aber kraftvollen Deſpoten viel. Unter ihm wurde die Macht des Adels vollends gebrochen und die Verwandlung Englands aus einem Feudalſtaat in eine konſtitutionelle Monarchie vorbereitet.

Vgl. Turner, «History of Henry VIII.» (Lond. 1826; 2 Bde., 1828); Thomſon, «Memoirs of the court of Henry VIII.» (2 Bde., Lond. 1826; deutſch von Becker, Lpz. 1827); Tytler, «Life of king Henry VIII.» (Edinb. 1836); Audin, «Histoire de Henri VIII et du schisme d'Angleterre» (2 Bde., Par. 1847); Froude, «History of England from the fall of Wolsey» (Bd. 1—4, Lond. 1856—58); Collette, «Henry VIII., an historical sketch, as affecting the reformation in England» (Lond. 1864); Corrie, «A concise history of the church and state of England in conflict with the papacy during the reign of Henry VIII.» (Lond. 1874); Brewer, «Calendar of letters, foreign and domestic of the reign of Henry VIII.» (Bd. 1—7, Lond. 1862—73).

Heinrich I., König von Caſtilien 1214—17, folgte als zehnjähriger Knabe ſeinem Vater Alfons VIII. Die Vormundſchaft wurde zuerſt von ſeiner Mutter Eleonore, einer Tochter Heinrichs II. von England, und als dieſe ſchon Okt. 1214 ſtarb, von ſeiner ältern Schweſter Berengaria geführt. Letztere wurde nach H.s Tode, 6. Juni 1217, da mit ihm der Mannsſtamm des caſtiliſchen Hauſes zu Ende ging, ſelbſt zur Königin ausgerufen, entſagte aber ſchon im Auguſt zu Gunſten ihres Sohnes Ferdinand III., aus ihrer 1204 geſchiedenen Ehe mit Alfons IX. von Leon, ſodaß Ferdinand nach dem Tode des Vaters (1230) die Kronen von Caſtilien und Leon für immer vereinigte.

Heinrich II., Graf von Traſtamara, König von Caſtilien 1369—79, ein Sohn Alfons' XI. von ſeiner Geliebten Eleonore Guzman, trat ſchon 1356 als Prätendent gegen ſeinen regierenden Bruder Peter den Grauſamen auf. Damals mißlang der Anſchlag und H. mußte nach Aragonien fliehen. Zehn Jahre ſpäter warb er im Bunde mit den Königen von Aragonien und Navarra die damals durch eine Pauſe des engl.-franz. Kriegs verfügbar gewordenen Söldnerſcharen und den berühmten Ritter Bertrand du Guesclin. Bei ſeinem Erſcheinen in Caſtilien 1366 fielen alle von Peter ab, der nach der Gascogne flüchtete zu dem Schwarzen Prinzen, dem Sohne Eduards III. Durch große Verſprechungen wurde dieſer beſtimmt, nun auch ſeinerſeits in Spanien einzugreifen. Er gewann, gleich nachdem er über den Ebro gegangen war, 3. April 1367, die Schlacht bei Navarrete, ſodaß H. wieder flüchten und Caſtilien ſeinem Bruder überlaſſen mußte. Peter aber fand es nun nicht für nötig, das den Engländern gegebene Verſprechen zu erfüllen, weshalb dieſe abzogen, H. aber wieder mit Hilfe Guesclins in Caſtilien Fuß faßte. Die Schlacht bei Montiel (März 1369) entſchied gegen Peter, der dann, als er mit H. Verhandlungen anknüpfte, von dieſem 23. März mit eigener Hand getötet wurde. H. regierte nun milde, weiſe und gerecht, ebenſo wie ſeit 1379 ſein Sohn und Nachfolger Johann I.

Heinrich III., der Kränkliche, König von Caſtilien 1390—1406, Sohn Johanns I. und ein Enkel des vorigen. Gegen die Thronfolge H.s machte der Herzog Johann von Lancaſter, als Gemahl einer Tochter Peters des Grauſamen, Anſprüche geltend. Dieſe wurden dadurch ausgeglichen, daß H. als Kind 1388 ſich mit der Tochter des Herzogs vermählte. Bei dieſer Gelegenheit erhielt er den Titel eines Prinzen von Aſturien, welcher ſeitdem den ſpan. Thronfolgern geblieben iſt.

Heinrich IV., der Ohnmächtige, König von Caſtilien 1454—74, ließ ſich wie ſein Vater Johann II. von Günſtlingen mißbrauchen, ſodaß Unzufriedenheit entſtand und ſchon 1464 ſeine Abſetzung zu Gunſten ſeines jüngern Bruders Alfons erfolgte. Deſſen Tod 1465 führte H. auf den Thron zurück. Neue Unruhen entſtanden, als H., welcher keinen Sohn hatte, mit Übergehung ſeiner Schweſter Iſabella, die ſich gegen ſeinen Willen (1469) mit dem Erben von Aragonien, Ferdinand dem Katholiſchen, vermählte, die Nachfolge ſeiner Tochter Johanna zuzuwenden verſuchte und dieſelbe mit dem Herzog Karl I. von Berri, dem Bruder Ludwigs XI. von Frankreich, verlobte. Dieſe Heirat wurde durch den Anhang Iſabellas verhindert; aber eine Entſcheidung über die Nachfolge war noch nicht getroffen, als H. 12. Dez. 1474 ſtarb. Es bedurfte eines mehrjährigen Bürgerkriegs, ehe das Erbrecht Iſabellas zur Anerkennung gelangte.

Heinrich, König von Jeruſalem, ſ. Heinrich (Graf von Champagne).

Heinrich, König von Sardinien, Sohn Kaiſer Friedrichs II., ſ. Enzio.

Heinrich, lat. Kaiſer von Konſtantinopel, Graf von Flandern und Hennegau, wurde, als ſein Bruder Balduin I., der erſte der lat. Kaiſer, 14. April 1205 in der Schlacht bei Adrianopel von den Bulgaren gefangen und wohl bald hernach getötet wurde, von den Kreuzfahrern zum Kaiſer erwählt und 20. Aug. 1206 gekrönt. Das lat. Kaiſertum aber führte eine klägliche Exiſtenz, da bald Mangel an Kreuzfahrern eintrat und die fränkiſchen Großen

Digitized by Google

unbekümmert um den Kaiser ihrem Vorteile nachgingen. Die auf der kleinasiatischen Küste besetzten Striche gingen schon 1207 verloren. Nicht unwichtig aber war es, daß H. eine Tochter des gefährlichsten Feindes, des Bulgarenkönigs Johann, zur Frau nahm. Er starb 1216 kinderlos und man wählte nun den Gemahl seiner Schwester Jolanthe von Namur, Peter von Courtenai, welcher aber auf dem Wege nach Konstantinopel 1217 in Epirus gefangen wurde und starb.

Heinrich I., Herzog von Bayern, geb. zwischen April 919 und April 922 zu Nordhausen, Sohn des deutschen Königs Heinrich I., ließ sich nach dem Tode desselben wiederholt in gefährliche Verschwörungen gegen das Königtum, ja selbst das Leben seines Bruders, des Königs Otto I., ein. Die Fürbitte der Mutter, der heil. Mathilde, verschaffte ihm Verzeihung und 948 die Belehnung mit dem erledigten Herzogtum Bayern, welches Otto später in Anerkennung der von H. gegen die Ungarn und gegen den König Berengar II. von Italien geleisteten Dienste noch durch das Herzogtum Friaul und Verona vergrößerte. Er stand jetzt so in Gunst, daß seine Bevorzugung mit den Anlaß gab, daß Ottos eigener Sohn und Schwiegersohn sich empörten. Die dadurch hervorgerufenen Kämpfe im Reiche wurden aber auch von den Bayern benutzt, die Herrschaft des Sachsen abzuschütteln: Bischöfe, Große und Volk standen vereinigt gegen den Herzog in Waffen, der erst allmählich, namentlich durch die Einnahme Regensburgs, des Aufstandes Meister wurde. Dort starb er 1. Nov. 955. Ihm folgte in Bayern sein Sohn Heinrich II.

Heinrich II., Herzog von Bayern seit 955, Sohn des vorigen, der Zänker genannt, wegen seiner vielen Aufstände gegen den Kaiser Otto II., seinen Vetter. Sie waren die Ursache, daß nicht bloß Friaul, Verona und Kärnten von Bayern abgetrennt wurden, sondern auch H., der in seinem mit Hilfe der Böhmen unternommenen Kriege unterlag, 978 zur Absetzung und zur Haft verurteilt ward, aus welcher erst des Kaisers Tod 983 ihn befreite. Sogleich nahm er seine ehrgeizigen Pläne wiederum auf. Konnte er auch nicht die Vormundschaft über den jungen Kaiser Otto III. an sich reißen, so wußte er sich doch Bayerns zu bemächtigen, womit Otto II. einen Sprößling des alten liutpoldingischen Herzogsgeschlechts, Heinrich III., belehnt hatte, und letztern 985 dahin zu bringen, daß er Bayern aufgab und sich mit Kärnten begnügte. Die Reichsregierung bestätigte den Vergleich. H.s Sohn aus seiner Ehe mit Gisela, der Tochter des Königs Konrad von Burgund, ist der spätere Kaiser Heinrich II., der zunächst dem Vater (gest. 28. Aug. 995 in Gandersheim) in Bayern nachfolgte.

Heinrich IX., der Schwarze, Herzog von Bayern seit 1120 als Nachfolger seines kinderlosen Bruders Welf II., von welchem er auch die Familiengüter in Schwaben erbte, wie er schon nach dem Tode seines Vaters, Welf I., die in Oberitalien erlangt hatte, war der mächtigste Mann in Deutschland, wo er durch die Heirat mit Wulfhild, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, auch dort ein reiches Erbe gewonnen hatte. Sein Schwiegersohn war der Herzog Friedrich von Schwaben aus staufischem Geschlecht. Aber er ließ ihn bei der Königswahl 1125 im Stich und trat auf die Seite Lothars von Sachsen, als dieser ihm für seinen Sohn Heinrich den Stolzen die Hand seiner Erbtochter Gertrud zusagte. Dem beginnenden Bürgerkriege zwischen Lothar und Friedrich wich er jedoch aus, indem er sich ins Kloster Weingarten zurückzog. Er starb 13. Dez. 1126 in der benachbarten Ravensburg. Von seinen Söhnen trat der älteste, Konrad, in den geistlichen Stand; der zweite, Heinrich, erhielt die bayrischen und sächsischen, der dritte, Welf, die schwäbischen und italischen Güter.

Heinrich X., der Stolze, Herzog von Bayern seit 1126 durch die Abdankung seines Vaters, H. des Schwarzen, vermählte sich zu Pfingsten 1127 auf dem Schlosse Gunzenleh bei Augsburg mit Gertrud, der Tochter des Kaisers Lothar III., welchem er in den Kämpfen mit den Staufern und bei seinen Zügen in Italien den wirksamsten Beistand leistete. Durch Lothar wurden seine Besitzungen in Deutschland und Italien noch vermehrt, und der Tod Lothars 1137 brachte ihm als Erbe seiner Frau zu den Gütern in Sachsen, welche er durch seine Mutter Wulfhild hatte, auch noch die des Schwiegervaters und die Anwartschaft auf das erledigte Herzogtum Sachsen. Er hatte wohl ein Recht sich wegen seiner gewaltigen Macht vorzugsweise auch zur Nachfolge im Königtum berufen zu glauben; aber die Eifersucht der übrigen und besonders der geistlichen Fürsten zog ihm den Staufer Konrad III. vor, der ihm, als er die Auslieferung der Reichsinsignien und die Huldigung verweigerte, im Sommer ächtete und seiner Herzogtümer beraubte. Sachsen wurde Albrecht dem Bären, Bayern dem babenberger Leopold von Österreich verliehen. In dem darüber ausbrechenden Kampfe verlor nun H. zwar das letztere, behauptete indessen Sachsen und starb in Quedlinburg unbesiegt 20. Okt. 1139. Sein Sohn ist Heinrich der Löwe.

Heinrich der Löwe, Herzog in Sachsen, aus dem Hause der Welfen, 1139—81, geb. 1129 wahrscheinlich in Ravensburg, Sohn des vorigen und mütterlicherseits ein Enkel Kaiser Lothars III. Als sein Vater 1139 im Kampfe gegen Konrad III. starb, verwalteten seine Mutter Gertrud und seine Großmutter Richenza für ihn das Herzogtum Sachsen. Nachdem H. 1146 mündig geworden, forderte er 1147 von König Konrad III. vergeblich das Herzogtum Bayern zurück, welches seinem Vater abgesprochen und an Heinrich Jasomirgott von Österreich, den zweiten Gemahl seiner Mutter, verliehen war, und griff mit seinem Oheim Welf VI. gegen Konrad zu den Waffen. Aber erst nach Konrads Tode gab ihm sein Vetter, Kaiser Friedrich I., 1155 Bayern zurück. Seine Besitzungen erstreckten sich nun, allerdings vielfach unterbrochen, von der Nord- und Ostsee bis zum Adriatischen Meere. Für die welfischen Stammgüter in Italien mußten die dortigen Vasallen ihm 1154 den Lehnseid leisten. Vorzüglich wandte H. dem Herzogtum Sachsen seine Sorgfalt zu, das er durch glückliche Kriege jenseit der Elbe und durch die deutsche Kolonisation Mecklenburgs und Holsteins verstärkte. Seine Übergriffe aber gegen die reichsunmittelbaren Edeln und namentlich gegen die Geistlichkeit erregten allmählich eine leidenschaftliche Opposition gegen ihn und 1164 vereinigten sich seine Feinde unter dem Erzbischof Hartwig von Bremen; 1166 traten dem Bunde gegen ihn zu Magdeburg die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim, sowie die Markgrafen von Thüringen und Brandenburg bei.

Digitized by Google

Doch erwehrte sich H. seiner Feinde siegreich. Damals trennte er sich von seiner ersten Gemahlin Clementia von Zähringen und heiratete Mathilde, die Tochter König Heinrichs II. von England. Bald nachher (1171—72) unternahm er eine Wallfahrt nach Palästina. Von einer neuen Erhebung seiner sächs. Feinde bedroht, mit dem Kaiser, dessen Nachfolger er einst zu werden gehofft, über das ihm entgangene Erbe Welfs VI. gespannt und unzufrieden mit der Fortdauer des Kampfes gegen Papst Alexander III., verweigerte H. im Frühjahr 1176 dem Kaiser die geforderte Hilfe gegen die Lombarden und verschuldete somit Friedrichs Niederlage bei Legnano 1176.

Jetzt erhoben sich H.s Feinde von allen Seiten und drängten den zur Versöhnung geneigten Kaiser zu strengstem Vorgehen. H.s Trotz, der keiner Ladung folgte und die Vergleichsvorschläge des Kaisers schroff abwies, arbeitete ihnen noch in die Hände. H. wurde 1180 zu Würzburg geächtet und seiner Lehne verlustig erklärt. Bayern erhielt Otto von Wittelsbach, Bernhard von Askanien Sachsen, der Erzbischof von Köln Engern und Westfalen. H. griff zu den Waffen, schlug bei Hallerfelde die kölnischen Heerhaufen und nahm den halberstädter Bischof Ulrich gefangen. Da rückte der Kaiser mit dem Reichsheere nach Sachsen, und H.s Vasallen fielen fast alle ab. Im Nov. 1181 unterwarf sich H. zu Erfurt dem Kaiser, der ihm zwar nicht die abgesprochenen Fürstentümer und Lehne, aber doch wenigstens die ebenfalls verwirkten Eigengüter Braunschweig und Lüneburg ließ. Doch mußte H. Deutschland verlassen; er ging zu Heinrich II. nach der Normandie und dann nach England, erhielt zwar 1185 die Erlaubnis zur Heimkehr und lebte in Braunschweig, mußte aber, als der Kaiser 1189 den Kreuzzug antrat und er denselben zu begleiten ablehnte, abermals in die Verbannung gehen. Kaum aber war Friedrich I. fortgezogen, so kam H. nach Ostsachsen zurück, wo ihn der Erzbischof von Bremen aufnahm und viele ehemalige Vasallen sich ihm wieder anschlossen. Anfangs glücklich, zerstörte H. Bardowiek bis auf den Dom, an dessen Mauern er die Inschrift «Vestigia Leonis» setzen ließ. Auch Lübeck und Lüneburg fielen; bei Segeberg aber erlitt H. eine Niederlage. König Heinrich VI. gebot H. Einhalt, und derselbe mußte sich 1190 zu einem unbefriedigenden Vergleich bequemen. Auch die Hoffnung, mit Hilfe der großen Fürstenverschwörung, die sich 1192 gegen Heinrich VI. unter Anlehnung an Richard I. von England bildete, seine völlige Herstellung zu erzwingen, sah H. scheitern. Erst als H.s ältester Sohn, Heinrich, sich mit Agnes, der Erbtochter des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, einer Nichte Kaiser Friedrichs, vermählte, machte H. mit den Staufen Frieden und lebte nun still zu Braunschweig, wo er 6. Aug. 1195 starb, im Dom begraben wurde und sein Denkmal noch vorhanden ist. Über sein Zeitalter ragt er besonders dadurch hervor, daß er Handel, Gewerbfleiß, Bürgerglück und Wohlhabenheit in seinen Ländern zu verbreiten, die Künste emporzubringen und Gelehrsamkeit zu fördern bemüht war. Seine Kolossalstatue auf dem Hagenmarktsbrunnen zu Braunschweig wurde 4. Juli 1874 enthüllt. Vgl. Hans Prutz, «H. der Löwe» (Lpz. 1865); Weiland, «Das sächs. Herzogtum unter Lothar und H. dem Löwen» (Greifsw. 1866); Philippson, «Geschichte H.s des Löwen» (2 Bde., Lpz. 1867—68).

Heinrich der Jüngere, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, zweiter Sohn Heinrichs des ältern, geb. 10. Nov. 1489, folgte 1514 seinem Vater in der Regierung. Bald nach seinem Regierungsantritt kam er mit dem Bischof von Hildesheim in Fehde, die für ihn in der Schlacht bei Soltau (29. Juni 1519) unglücklich endigte. Durch die Gunst Kaiser Karls V. wurden jedoch nachmals ihm und seinem Vetter Erich fast sämtliche hildesheimische Stiftslande zugesprochen. Im Bauernkriege (1525) zog er dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Herzog Georg von Sachsen zu Hilfe und 1528 begab er sich auf Veranlassung Karls V. nach Italien mit 1000 wohlgerüsteten Reitern; allein das Heer wurde die Beute ansteckender Seuchen, und er selbst entkam mit genauer Not, als Knecht verkleidet. Inzwischen hatte die Reformation in seinem Erblande schnelle Fortschritte gemacht. H. blieb dagegen der alten Lehre und dem Kaiser ergeben. Am 16. Nov. 1537 gelang es ihm, seinen Bruder Wilhelm, den er durch eine 12jährige Gefangenschaft gebeugt hatte, zu einem Vertrage zu nötigen, wodurch das Recht der Erstgeburt und Alleinregierung im braunschw. Hause gesetzlich eingeführt wurde. Seinen unermüdlichen Bemühungen, die Katholiken gegen den vordringenden Protestantismus zu sammeln, gelang es 1537 die nürnberger kath. Liga zu stiften, deren Hauptmann er neben Ludwig von Bayern-Landshut wurde. Er bedrohte nun die von dem Kammergericht geächteten Städte Goslar und Braunschweig, welche die schmalkaldischen Bundesgenossen zu Hilfe riefen. H. wich vor ihrer Übermacht zurück, und bald hatten sie nicht nur sein Erbland, sondern auch das feste Wolfenbüttel erobert. Nach längern Werbungen glückte es ihm, Sept. 1545 wieder in sein Land einzubrechen, aber in der Schlacht beim Kloster Hödelem umzingelt, mußte er sich mit seinem ältesten Sohne Victor an Philipp von Hessen ergeben. Als er nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) wieder in Freiheit gesetzt wurde, sollte Braunschweig entgelten, was es zur Unterstützung seiner Feinde gethan. Doch während er 1550 die Stadt belagerte, fiel Graf Volrath von Mansfeld in die wolfenbütteler Länder ein, und H. sah sich genötigt, mit Braunschweig einen Vertrag abzuschließen, welcher alles beim alten beließ. Der Einbruch Markgraf Albrechts in Braunschweig 1553 bewog H. zum Bunde mit Kurfürst Moritz. Bei Sievershausen trafen 9. Juli 1553 die Heere aufeinander. H. und Moritz siegten; allein des erstern beide Söhne, Karl Victor und Philipp Magnus, blieben auf dem Platze, und sein Bundesgenosse wurde so verwundet, daß er bald nachher starb. Ein neuer Sieg über Albrecht verschafften H. auch das Übergewicht über die Stadt Braunschweig, die sich nun unterwarf. Noch einmal traf H. den Feind unweit Steterburg und zwang ihn zur Flucht. H. starb 1568. Romanhaft ist H.s Liebe zu Eva von Trott, mit der er auf der Feste Staufenburg lebte und die ihm zehn Kinder gebar.

Heinrich Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, deutscher Dramatiker, geb. 15. Okt. 1564 zu Wolfenbüttel, bestieg 1589 nach dem Tode seines Vaters Julius den Thron, geriet in Mißhelligkeiten mit seiner Hauptstadt, lebte die letzte Zeit meist in Prag und starb daselbst 20. Juli 1613. Seine Werke (vollständig von Holland 1855 in den «Publikationen des Stuttgarter Litterarischen Vereins» herausgegeben) verließen zuerst auf Anregung

Digitized by Google

der von den engl. Komödianten in Umlauf gesetzten dramatischen Stoffe den engen Kreis des meist biblischen Schuldramas, und nur sein erstes, die «Susanna» (1593), ist noch diesem Kreise entlehnt. Seine Stoffe sind aus Novellensammlungen oder Schwankbüchern entlehnt; die stehende komische Figur, ein dreister, gefräßiger Bedienter, heißt bei ihm gewöhnlich Johann Bouset. Zu nennen sind besonders: «Von einem Edelmann, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben» (1594; derselbe Stoff wie Bürgers «Kaiser und Abt») und «Vincentius Ladislaus» (1594), ein Geistesverwandter von A. Gryphius' «Horribilicribrifax» und zum Teil Vorbild des «Münchhausen».

Heinrich I., das Kind, erster Landgraf von Hessen allein, geb. 24. Juni 1244, war ein Sohn Herzog Heinrichs II. des Großmütigen von Brabant und Sophias, einer Tochter des Landgrafen Ludwig des Frommen von Thüringen und der heil. Elisabeth. Seine Mutter betrachtete sich, als 1247 mit Heinrich Raspe der landgräfl. thüring. Mannsstamm ausstarb, als nächste und alleinige Erbin desselben, konnte aber nach langer heldenmütiger Wehr gegen mehrere Prätendenten und namentlich gegen ihren Hauptfeind, den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen, kraft Vertrags von 1263 nur Hessen erlangen, welches sie, als ihr Sohn, bis dahin «Kind von Brabant» genannt, mündig geworden war, demselben nebst dem landgräfl. Titel überließ. H., dessen älterer gleichnamiger Stiefbruder schon 1247 die Regierung von Brabant übernommen hatte, schlug seinen Sitz zu Kassel auf, säuberte das Land von Raubrittern, schützte es gegen die Anmaßungen des Erzbischofs von Mainz und legte den Grund zu der Größe seines Hauses, dessen unmittelbare Besitzungen sich anfangs auf die Grafschaft Gudensberg mit Einschluß der Landschaft an der Werra beschränkten, aber schon unter ihm durch Erwerbung der Herrschaft Gießen, des Schlosses Grabenstein, der Stadt Immenhausen, Schartenberg u. s. w. beträchtlich erweitert wurden. In die zerrütteten Verhältnisse seines väterlichen Erbes Brabant griff er kräftig ein. Außerdem beschäftigten ihn nach außen hin seine Verhältnisse zu König Rudolf I., dem er zu dem Siege über Ottokar von Böhmen behilflich war. Durch seine in zwei Ehen geborenen Söhne wurden Erbstreitigkeiten in seinem Hause veranlaßt, welche bei seinem Tode (21. Dez. 1308) auf eine Landesteilung hinausliefen, die jedoch, da nur einer der Söhne, Otto, den Stamm fortpflanzte, nicht von Dauer war.

Heinrich, Herzog von Kärnten, wurde, als der letzte böhm. König aus dem Hause der Przemysliden, Wenzel III., 1306 ermordet war, von einem Teile der Böhmen, weil er Wenzels Schwester Anna geheiratet hatte, im Aug. 1307 zum König erwählt. Ein anderer Teil freilich erkannte Rudolf, einen Sohn König Albrechts I., an. Die Angriffe der Habsburger schlug H. glücklich ab, dagegen verstand er es nicht, sich einen festen Anhang im Lande zu verschaffen. So kam es, daß, als König Heinrich VII. der Luxemburger Annas Schwester Elisabeth mit seinem Sohne Johann vermählte und diesem 1310 Böhmen zu Lehn gab, H. am Ende des Jahres das Land räumen mußte. Auch seine Regierung in Kärnten und Tirol war keine rühmliche, da er stets in Geldnot war und fortwährend zwischen dem Anschlusse an Habsburger, Luxemburger und Wittelsbacher schwankte, um kleine Vorteile zu erlangen. Von Ludwig dem Bayern verschaffte er sich die Erlaubnis, auch seine Reichslehne auf seine Tochter Margarete zu vererben, welche 1330 mit einem Sohne Johanns von Böhmen vermählt wurde. Er starb 2. April 1335.

Heinrich Jasomirgott (so genannt nach einem von ihm angeblich häufig gebrauchten Ausruf «joch so mir Got»), Markgraf von Österreich seit 1141, aus dem Hause der Babenberger, folgte seinem Bruder Leopold außer in Österreich auch in Bayern, welches dem Welfen Heinrich dem Stolzen von ihrem Halbbruder König Konrad III. abgesprochen und jenem verliehen war. Zur Sicherung dieses Besitzes heiratete H. die Witwe Heinrichs, Gertrud, welche jedoch schon 1143 starb. H. kam dann in üble Lage, da er sich zugleich in Bayern gegen Heinrichs des Stolzen Bruder Welf VI. und in Österreich gegen den König Geisa von Ungarn zu wehren hatte und von letzterm 1146 gründlich geschlagen wurde. Er verschaffte sich Frieden durch die Teilnahme am zweiten Kreuzzuge, aber gleich nach der Rückkehr stand Welf ihm von neuem gegenüber und vor allem begann jetzt auch Heinrichs des Stolzen Sohn, Heinrich der Löwe, Ansprüche auf Bayern zu erheben. Nach mancherlei Kämpfen und Verhandlungen wurde in der That dieses Herzogtum von Kaiser Friedrich I. Heinrich dem Löwen 1154 zuerkannt und 1155 förmlich verliehen, H. aber auf dem Reichstage zu Regensburg (Sept. 1156) dadurch entschädigt, daß die Mark Österreich von dem Lehnsverbande mit Bayern gelöst, zu einem Herzogtum erhoben und mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet ward, welche in dem Privilegium minus enthalten sind. So wird die echte Urkunde Friedrichs I. von Österreich genannt, im Gegensatze zu dem Privilegium majus, welches der Herzog Rudolf IV. im 14. Jahrh. zur Erlangung noch weiterer Vorrechte gefälscht hat. H.s spätere Zeit verlief ebenso stürmisch; doch verdankt Wien erst ihm größere Bedeutung, da er es zur Residenz des neuen Herzogtums machte. Er starb zu Wien 13. Jan. 1177 infolge Sturzes mit dem Pferde.

Heinrich XXII., Fürst von Reuß älterer Linie, geb. 28. März 1846 als Sohn des Fürsten Heinrich XX., dem er 8. Nov. 1859 unter Vormundschaft seiner Mutter, der Fürstin Karoline (gest. 18. Jan. 1872) folgte. Nach erlangter Volljährigkeit übernahm er 28. März 1867 die Regierung selbst. Er ist seit 8. Okt. 1872 vermählt mit Ida, Prinzessin von Schaumburg-Lippe (geb. 28. Juli 1852); aus dieser Ehe entsprossen drei Kinder, darunter der Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878. (S. Reuß.)

Heinrich XIV., Fürst von Reuß jüngerer Linie, geb. 28. Mai 1832 als Sohn des Fürsten Heinrich LXVII., dem er 11. Juli 1867 in der Regierung folgte, vermählte sich 6. Febr. 1858 mit Agnes, Herzogin von Württemberg (geb. 13. Okt. 1835), welche 10. Nov. 1858 den Erbprinzen Heinrich XXVII. gebar. (S. Reuß.)

Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, war bei seines Vaters, Dietrichs des Bedrängten, Tode (1221) erst drei Jahre alt und stand anfangs unter Vormundschaft seines Oheims, des Landgrafen Ludwigs des Frommen von Thüringen, der aber 1227 starb. Hierauf begann die herrschsüchtige Mutter, Jutta, eine Schwester des thüring. Landgrafen und zum zweiten mal mit dem Grafen Poppo von Henneberg vermählt, sich mehr in die

Digitized by Google

Landesangelegenheiten zu mischen. Indes wurde der junge Markgraf frühzeitig mündig erklärt, und schon 1234 heiratete er die Tochter des Herzogs Leopold von Österreich, Constantia. Seine ersten Waffenthaten verrichtete er in dem Kreuzzuge gegen die Preußen. Bald nachher geriet er mit dem Markgrafen Johann von Brandenburg in Fehde; später aber nahmen ihn ausschließlich die thüring. Successionsangelegenheiten in Anspruch. Schon 1242 hatte er vom Kaiser eine Eventualbelehnung mit Thüringen und der Pfalz Sachsen erhalten. Als aber 1247 mit Heinrich Raspe (s. d.) der thüring. Mannsstamm wirklich erlosch, konnte er nur mit dem Schwerte sein Recht gegen die nähere Erbin Sophia, die Gemahlin Heinrichs II. von Brabant, sowie gegen einen andern Prätendenten, den Grafen Siegfried von Anhalt, behaupten. Viele thüring. Stände huldigten ihm 1249, und im folgenden Jahre übernahm er auch, jedoch nur im Namen von Sophias unmündigem Sohne, Heinrich dem Kinde, die Regierung von Hessen. Als indes Sophia in Herzog Albrecht von Braunschweig einen Bundesgenossen erhielt, brach von neuem blutiger Streit aus, welcher nach der Schlacht bei Wettin 1263 damit endigte, daß H. Hessen an Sophias Sohn abtrat und dafür im ungestörten Besitz von Thüringen gelassen wurde. Über diesen Händeln hatte er verabsäumt, nach dem Aussterben des Babenbergischen Hauses (1246) den mit seiner Gemahlin Constantia erworbenen Ansprüchen auf die Erbfolge in Österreich Geltung zu verschaffen, und ließ sich mit einer unbedeutenden Entschädigung abfinden. Eine lange Reihe verderblicher häuslicher Zwistigkeiten trübte seine Regierung. Er hatte seinem ältesten Sohne, Albrecht dem Unartigen, Thüringen, die Pfalz Sachsen und das Pleißnerland, dem jüngern, Dietrich, die Mark Landsberg überlassen und für sich nur Meißen und die Niederlausitz behalten. Als nun Albrecht mit seinen Söhnen, Friedrich dem Gebissenen und Diezmann, in Zwiespalt geriet, wurden auch die übrigen Familienglieder und Landesteile darein verflochten. Noch verwickelter aber gestalteten sich H.s häusliche Verhältnisse, als er sich nach einer zweiten, aber kinderlosen Ehe mit Agnes von Böhmen (gest. 1268) zum dritten mal mit einer Ministerialin, Elisabeth von Maltitz, vermählte und dem mit dieser gezeugten Sohne, Friedrich dem Kleinen, einen Teil seines Erbes zuwendete. Sein Tod erfolgte 15. Febr. 1288. H. besaß große Eigenschaften, die ihn unter seinen Zeitgenossen zu hohem Ansehen erhoben. Er war tapfer, edel, gerecht, kunstsinnig, wie seine Minnegesänge bezeugen. In der Geschichte der deutschen Poesie (als Minnesinger) wird er auch als H. von Meißen erwähnt. Vgl. Tittmann, «Geschichte H.s des Erlauchten» (2 Bde., Dresd. u. Lpz. 1845—46).

Heinrich der Fromme, Herzog zu Sachsen, geb. 17. März 1473 als jüngster Sohn Herzog Albrechts des Beherzten, wurde 1499 Stellvertreter seines Vaters in Friesland, wo er hart bedrängt, aber von seinem Vater befreit wurde. Er erhielt 1500 die Erbstatthalterschaft von Friesland, verzichtete aber 1505 darauf gegen Überlassung der Ämter Freiberg und Wolkenstein, wo er 1536 die Reformation einführte. Nach dem Tode seines Bruders Georg 1539 folgte er diesem als Herzog von Sachsen und begann auch hier die Reformation. Er starb 18. Aug. 1541 und wurde in Freiberg begraben. Ihm folgte sein Sohn Moritz.

Heinrich II. oder **der Fromme**, Herzog von Schlesien und Großfürst von Polen, ein Sohn Herzog Heinrichs I. oder des Bärtigen und der heil. Hedwig, suchte bei seinem Regierungsantritt 1239 zunächst Polen, wo sein Vater 1225 zum Herrscher erwählt worden war, vor den Mongolen zu schützen, und als ihm dies nicht gelang, verteidigte er wenigstens seine schles. Erblande. Er fiel gegen sie 9. April 1241 in der unglücklichen Schlacht bei Wahlstadt oder Liegnitz. Seine Söhne konnten nicht nur nicht Polen behaupten, sondern gerieten auch wegen Schlesien in Streitigkeiten, welche 1248 damit endeten, daß Boleslaw II. 1248 Liegnitz mit Glogau von Heinrich III. gegen Breslau eintauschte, Glogau aber 1251 dem dritten Bruder Konrad überlassen mußte.

Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, der zweite Sohn des Landgrafen Hermann I., verdrängte, trotz aller Vorstellungen des edeln Walther von Vargula, nach dem Tode seines ältern regierenden Bruders, Ludwigs des Frommen, dessen Gemahlin, die heil. Elisabeth (s. d.), samt ihren Kindern und maßte sich die Herrschaft seines Neffen und Mündels, Hermanns II., an. Zwar überließ er diesem, als derselbe 1239 mündig geworden, die Landgrafschaft Thüringen mit Hessen und behielt nur die Pfalzgrafschaft Sachsen; allein der plötzliche Tod Hermanns II. 1241 wurde, vielleicht nicht ohne Grund, dem herrschsüchtigen Oheim, der ihn beerbte, zur Last gelegt. Mehr als nach innen war H. von nun an nach außen hin thätig. Er stand den Böhmen gegen die einbrechenden Mongolen bei; gleichzeitig wurde er 1242 Reichsverweser für den Sohn Kaiser Friedrichs II., den jungen Konrad. Als der Papst den Kaiser 1245 mit dem Bann belegt hatte, wurde H. auf einer größtenteils aus geistlichen Fürsten bestehenden Reichsversammlung zu Würzburg im Mai 1246 zum König ausgerufen, deshalb aber auch spottweise der Pfaffenkönig genannt. Mittels päpstl. Gelder sammelte er ein großes Heer und brachte seinem Gegner, dem König Konrad, im Aug. 1246 eine Niederlage bei, erkrankte aber während der Belagerung von Ulm und starb kinderlos auf der Wartburg 16. Febr. 1247. Mit ihm schloß sich die mit Ludwig dem Bärtigen beginnende Reihe der aus fränk. Königsstamme entsprossenen thüring. Ludovinger, und um sein reiches Erbe erhob sich der thüring. Erbfolgestreit.

Heinrich (Wilh. Friedr.), Prinz der Niederlande, geb. 13. Juni 1820 in Soestdyk, war der zweite Sohn des Königs Wilhelm II. Er trat als Offizier in die Marine ein und wurde 1849, nach seines Vaters Tode, von seinem Bruder, dem König Wilhelm III., zum Statthalter des Großherzogtums Luxemburg und Admirallieutenant der holländ. Flotte ernannt. Als Statthalter führte er eine streng konstitutionelle Regierung. Am 19. Mai 1853 vermählte er sich mit der Prinzessin Amalie (geb. 20. Mai 1830), Tochter des Herzogs Bernhard von Weimar. Die Ehe war kinderlos und die Prinzessin starb 1. Mai 1872. Da die beiden Söhne des Königs unvermählt waren und der ältere wegen seiner Ausschweifungen, der jüngere wegen Mangels an geistigen Fähigkeiten den Thron nicht besteigen zu können schienen, war es angezeigt, daß Prinz H., welcher nach jenen Prinzen der

Digitized by Google

nächste Thronerbe war, eine neue Ehe einging, damit nicht die Krone an die weiblichen Erben käme. Er vermählte sich daher 24. Aug. 1878 mit der Prinzessin Marie von Preußen (geb. 14. Sept. 1855), einer Tochter des Prinzen Friedrich Karl. Aber schon 13. Jan. 1879 starb Prinz H. an einem Schlage. Sein Leichnam wurde in der Kirche von Delft, in der oranischen Familiengruft, beigesetzt.

Heinrich (Friedr. Heinr. Ludw.), Prinz von Preußen, der jüngste Bruder König Friedrichs II., wurde 18. Jan. 1726 zu Berlin geboren und, wie seine Geschwister, streng und einfach erzogen. Friedrich II. ließ dem Prinzen zunächst durch Oberst Stille eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung zuteil werden und nahm denselben als Obersten in seinem Gefolge 1742 zu dem Feldzuge in Mähren mit. Der Prinz wohnte 1742 der Schlacht bei Czaslau bei, verteidigte 1744 mit Erfolg die Stadt Tabor in Böhmen und that sich 1745 in der Schlacht bei Hohenfriedberg hervor. Im J. 1752 heiratete er die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel und erhielt vom König die schöne Domäne Rheinsberg, sowie einen Palast (die heutige Universität) in Berlin. Im Siebenjährigen Kriege bewährte sich Prinz H. als hervorragendster Heerführer neben dem großen König selbst. Nachdem er durch einen erfolgreichen Bajonettangriff an der Spitze des Regiments Itzenplitz viel zur Entscheidung der Schlacht bei Prag beigetragen, führte er bei Roßbach, wo er verwundet wurde, einen Angriff in die Flanke des Feindes und blieb nach dem Abmarsche des Königs mit 18000 Mann an der Saale stehen, um Sachsen während des Winters zu decken. Im J. 1758 wurde er an die Spitze einer Armee von 25000 Mann gestellt, um Sachsen zu decken und den Angriffen der an Zahl mehrfach überlegenen Reichsarmee zu begegnen. Durch kluge Manöver und kleine Gefechte hemmte er die Fortschritte der Gegner und verschaffte dem König die Möglichkeit, sein Heer nach der Niederlage bei Hochkirch wieder zu organisieren. Den glänzenden Feldzug von 1759 eröffnete er angriffsweise, drang in Böhmen ein, zerstörte die Magazine der Österreicher und wendete sich hierauf gegen die Reichsarmee in Franken, der er viele Vorräte und Gefangene abnahm. Sodann übernahm er den Oberbefehl in Schlesien und wußte nach dem Verluste der Schlacht bei Zülichau (23. Juli) und noch mehr nach der Niederlage des Königs bei Kunersdorf (12. Aug.) durch täuschende Bewegungen das österr. und russ. Heer so lange in Unthätigkeit zu erhalten, bis sein Bruder den Verlust ersetzt hatte. Im J. 1760 bot er mit 40000 Mann den Russen die Spitze, entsetzte Breslau und zeigte namentlich darin sein Talent, daß er seine Zwecke ohne Schlacht und die mit einer solchen verbundenen, preußischerseits jedoch nur schwer zu ersetzenden Verluste erreichte. Im Feldzuge von 1761 beschränkte sich Prinz H. der Schwäche seines Heers (30000 Mann) wegen ganz auf die Verteidigung Sachsens und Berlins. Den Feldzug von 1762 eröffnete er angriffsweise und schlug anfangs die Österreicher zurück. Hierauf folgten für ihn mehrere Unfälle, da er zu schwach an Truppen war, um der ihm gestellten Aufgabe genügen zu können.

Dies veranlaßte ernstliche Zerwürfnisse mit dem König, im April 1762 wollte H. sogar den Oberbefehl niederlegen. Durch den Sieg aber, den er in der Schlacht bei Freiberg (29. Okt.) gewann, trug er nicht wenig dazu bei, das Ende des Kriegs herbeizuführen. Nach dem Friedensschlusse ging er wieder nach Rheinsberg und lebte dort seinen Freunden und der Litteratur; doch verursachte sein zu großes Vertrauen auf Personen, die dessen unwürdig waren, häusliche Verwirrungen, die ihn sogar veranlaßten, sich von seiner Gemahlin zu trennen. Der Anteil, welchen er während seines Aufenthalts in Petersburg 1770 an den Verhandlungen über die Teilung Polens nahm, erwarb ihm den Ruf eines geschickten Diplomaten. Im Bayrischen Erbfolgekriege rückte er mit 73000 Mann 1. Juli 1778 in Sachsen und, nachdem sich der Kurfürst mit ihm vereinigt, in Böhmen ein. Der Mangel an Lebensmitteln nötigte ihn jedoch zum Rückzuge. Im J. 1784 war er mit Verhandlungen, deren Spitze sich gegen Österreichs Vergrößerungspläne richtete, in Paris betraut und auch an der Leitung der auswärtigen Politik, unter andern bei Abschluß des Friedens zu Basel 1795, beteiligt. Er starb 3. Aug. 1802 zu Rheinsberg, in dessen Park er eigener Anordnung zufolge unter einer Pyramide bestattet wurde.

Vgl. Bouillé, «Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse» (Par. 1809); Schöning, «Der Siebenjährige Krieg» (3 Bde., Potsd. 1851); Crousaz, «Prinz H., der Bruder Friedrichs d. Gr.» (Berl. 1876); H. von Bülow, «Prinz H. von Preußen, kritische Versuche seiner Feldzüge» (Berl. 1805); G. de Morveau, «Vie privée d'un prince célèbre ou loisirs du prince Henri dans sa retraite de Rheinsberg» (Veropolis 1784).

Heinrich (Albert Wilh.), Prinz von Preußen, geb. zu Potsdam 14. Aug. 1862, zweiter Sohn des Kronprinzen des Deutschen Reichs, Friedrich Wilhelm, machte nebst seinem ältern Bruder, dem Prinzen Wilhelm, seine Gymnasialstudien in Kassel 1875—77 und widmete sich von da an dem Seedienst. Er wurde 21. April 1877 von seinen Eltern auf das Kadettenschiff Niobe geführt und trat 14. Okt. 1878 an Bord der Korvette Prinz Adalbert, unter Leitung des Korvettenkapitäns von Seckendorff, seine erste große Seereise an, die ihn an die Küsten von Amerika, Asien und Afrika brachte. Das Schiff hatte im Indischen Ocean mit den gefährlichsten Stürmen zu kämpfen. Doch kehrte der Prinz nach zweijähriger Abwesenheit 29. Sept. 1880 glücklich wieder in die Heimat zurück. Darauf bestand H. 1. Okt. in der Marineschule zu Kiel die Seeoffiziersprüfung. Nachdem er zu Anfang des J. 1882 aus gesundheitlichen Gründen einige Wochen in Ägypten zugebracht hatte, unternahm er 10. Okt. 1882 auf der Korvette Olga eine Reise nach Westindien und andern Teilen Amerikas und lief 13. März 1884 wieder im Hafen von Kiel ein. Kaiser Wilhelm ernannte ihn 22. März 1884 zum Kapitänlieutenant.

Heinrich der Seefahrer (Dom Henrique el Navegador), Infant von Portugal, der vierte Sohn König Johanns I., geb. 4. März 1394 zu Oporto, zeichnete sich frühzeitig ebenso in ritterlichen Übungen wie durch ernste wissenschaftliche Studien aus. Schon seine ersten Waffenthaten bei der Eroberung von Ceuta 1415 und als Oberbefehlshaber der Flotte bei dem Entsatz dieser wichtigen Festung 1419 machten seinen Namen in ganz Europa bekannt. Seit 1420 mit der Führung der afrik. Angelegenheiten beauftragt, nahm er seinen Wohnsitz zu Sagres in Algarbien, an der äußersten Südwestspitze Portugals. Hier errichtete er außer einem Arsenal auch eine Sternwarte, mit welcher er eine Anstalt in Verbindung setzte, in der junge

Digitized by Google

Edelleute in allen zur Schiffahrtskunde erforderlichen Wissenschaften unterrichtet wurden. Mit seinen reichlichen Mitteln rüstete er alljährlich Schiffe aus, die er auf Entdeckungen aussandte. So fanden 1420 Tristam Vaz und Gonsalves Zargo, durch Sturm verschlagen, die schon früher von Genuesen entdeckten und auf der florentiner Seekarte 1351 verzeichneten Inseln Porto-Santo und Madeira auf. Beide Inseln wurden alsbald kolonisiert, die benachbarten Eilande Desertas, sowie 1422 oder 1423 auch die Gruppe der Salvages besetzt. Gonsalves Velho Cabral fand 1431 die Formigaseilande und 1432 Sta.-Maria auf. An der afrik. Küste waren die vor H. ausgesandten Expeditionen nur bis zum Kap Bojador vorgedrungen, bis es dem kühnen Gil Eannes (Gilianes) 1434 gelang, dieses Vorgebirge zu passieren. Bereits 1435 gelangten Gil Eannes und Baldaya nach Angra dos Ruivos, und 1436 ankerte der letztere am Rio dos Lobos marinhos (Rio do Ouro). Durch Beteiligung an der Ordnung der innern Angelegenheiten Portugals für die nächsten Jahre abgehalten, nahm H. seine Entdeckungspläne erst 1441 wieder auf. In demselben Jahre drang Nuno Tristam bis zum Cabo Blanco vor, und 1443 gelangte dieser bis zur Insel und Bucht Arguin und weiter bis zur Ilha dos Garcos. Im J. 1445 erreichte Dinis Diaz das Grüne Vorgebirge, 1446 nahmen Lancerota, Gomes Pires u. a. die Arguingruppe in Besitz und fanden den Senegal auf, und 1447 drang Alvaro Fernandes bis jenseit Sierra Leona vor. Nachdem H. 1449 auf Arguin eine Festung angelegt, entwickelte sich alsbald ein friedlicher und gewinnreicher Handelsverkehr mit den Bewohnern der afrik. Westküste. Cadamosto befuhr 1455 den Senegal 450 km weit aufwärts und kam zum Gambia. Auf einer zweiten Fahrt entdeckte derselbe die Capverdischen Inseln, die Flüsse Casamansa und Rio Grande sowie die Bissagosinseln. Nachdem H. 1458 nochmals als Feldherr glücklich gegen die Mauren gekämpft, starb er 13. Nov. 1460 zu Sagres. H. hat nicht nur den Grund gelegt zu dem spätern Welthandel, der Kolonialmacht und der welthistor. Bedeutung Portugals, sondern auch durch seine Unternehmungen die Schiffahrt in neue Bahnen gelenkt. Vgl. Azurara, «Cronica de Guiné» (Par. 1841); Wappäus, «Untersuchungen über die geogr. Entdeckungen der Portugiesen unter H.» (Gött. 1842); de Veer, «Prinz H. der Seefahrer und seine Zeit» (Danzig 1864); Major, «Life of prince Henry of Portugal surnamed the Navigator» (Lond. 1868) und «The discoveries of prince Henry the navigator and their results» (Lond. 1877).

Heinrich, Graf von Champagne (seit 1180), König von Jerusalem, zog beim dritten Kreuzzug ins Heilige Land, heiratete im Mai 1192 Isabella, die Witwe des den Monat zuvor ermordeten Königs von Jerusalem, Konrad von Monferrat, und wurde darauf hin selbst zum Könige erwählt. Von dem kleinen noch übrigen Reste des Königreichs, der hauptsächlich aus Tyrus, Akkon und einigen Küstenstädten bestand, verlor er im Aug. 1197 noch Joppe und starb gleich darauf durch Sturz aus dem Fenster. Seine Tochter Alix, 1208 mit Hugo, dem Sohne seines Nachfolgers Amalrich von Cypern, vermählt, wurde die Stammmutter der spätern Könige von Cypern aus dem Hause Lusignan.

Heinrich, Graf von Flandern und Hennegau, s. Heinrich, lat. Kaiser von Konstantinopel.

Heinrich der Balier, deutscher Steinmetz aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., von dem man nur weiß, daß er den Bau des Schönen Brunnens in Nürnberg leitete.

Heinrich von Beaufort, s. unter Beaufort.

Heinrich, Truchseß von Diessenhoven, verfaßte als Domherr zu Konstanz (seit 1341) eine lat. Chronik, welche er an die 24 Bücher der Kirchengeschichte des Ptolemäus von Lucca anknüpfte. Er ergänzte nämlich dieses Werk, fügte ein 25. Buch selbständig hinzu, namentlich zum Ruhme des Papstes Johann XXII., an dessen Hofe in Avignon er früher gelebt hatte, und sammelte zahlreiche weitere Notizen bis 1362, welche er jedoch nicht mehr verarbeitet hat. Er starb 22. Dez. 1376. Sein Werk ist zuletzt herausgegeben in: Böhmer, «Fontes rerum Germanicarum», Bd. 4.

Heinrich von Freiberg, deutscher Dichter aus Freiberg in Meißen; er lebte am Ende des 13. Jahrh. am Hofe König Wenzels II. von Böhmen. Sein bedeutendstes Werk ist die Fortsetzung des unvollendet gebliebenen «Tristan» von Gottfried von Straßburg (herausg. durch von der Hagen in «Gottfrieds Werken», Bresl. 1823, und kritisch durch R. Bechstein in den «Deutschen Dichtungen des Mittelalters», Bd. 5, Lpz. 1877). Wiewohl ein Epigone, hat H. es doch verstanden, den Ton seines Vorbildes glücklich zu treffen und einen des Meisters würdigen Schluß der Dichtung zu schaffen. Sehr stehen gegen den «Tristan» zwei andere Gedichte H.s zurück: «Die Ritterfahrt Johanns von Michelsberg» (in von der Hagens «Germania», Bd. 2, Berl. 1837) und das Gedicht «Vom heiligen Kreuz» (in Pfeiffers «Altdeutschem Übungsbuch», Wien 1865).

Heinrich der Glichesäre (d. h. der Gleisner), deutscher Dichter des 12. Jahrh., wahrscheinlich ein fahrender Spielmann aus dem Elsaß, der um 1170 nach franz. Quelle die älteste noch erhaltene Bearbeitung der Tiersage in deutscher Sprache unter dem Titel «Isengrims Not» verfaßte. Das frisch und lebendig erzählte Gedicht ist in seiner ursprünglichen Gestalt nur in Bruchstücken erhalten (herausg. von J. Grimm, «Sendschreiben an K. Lachmann über Reinhart Fuchs», Lpz. 1840); dagegen hat sich vollständig eine Umarbeitung aus dem 13. Jahrh. erhalten, die den Titel «Reinhart» führt (herausg. in dem «Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte», Pest 1817, und kritisch in J. Grimms «Reinhart Fuchs», Gött. 1834).

Heinrich von Hervord, Dominikanermönch zu Minden, gest. daselbst 9. Okt. 1370, verfaßte außer vielen theolog. und philos. Traktaten, welche ihn so berühmt machten, daß Kaiser Karl IV. ihm eine ehrenvolle Begräbnisstätte auswirkte, eine sehr umfassende Weltchronik: «Liber de rebus memorabilibus», welche für das 13. und besonders das 14. Jahrh. eine Fülle von Nachrichten enthält. Das Werk wurde von A. Potthast (Gött. 1859) herausgegeben.

Heinrich von Laufenberg, deutscher Dichter des 15. Jahrh., lebte in Freiburg im Breisgau und später als Angehöriger des Johanniterordens in Straßburg. Er verfaßte zwischen 1415 und 1458 viele geistliche Lieder, die insbesondere der Verherrlichung der Jungfrau Maria gelten, der zu Ehren auch sein «Buch von den Figuren» (1441) gedichtet ist, das umfangreichste seiner Werke (25 000 Verse), eine Zusammenstellung der für Maria in der christlichen Tradition gebrauchten Bilder. Auf dem lat.

Digitized by Google

«Speculum humanae salvationis» beruht sein 1437 entstandener «Spiegel menschlichen Heils» (15 000 Verse). Mehrfach hat er auch weltliche Volkslieder benutzt und in geistlichem Sinne umgedichtet. Seine Lieder sind in Ph. Wackernagels «Deutschem Kirchenlied» (2 Bde.) herausgegeben.

Heinrich von Lausanne, oder Heinrich von Clugny, heißt der Begründer der ketzerischen Sekte der Heinrizianer, welche in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. in Südfrankreich sich bildete. Aus der Schweiz oder aus Italien stammend, als Kind dem Orden der Cluniacenser übergeben, verließ H., nachdem er zum Diakon geweiht war, das Kloster, zog im Büßergewand von Ort zu Ort und predigte gegen die Verweltlichung der Kirche, gegen die Überschätzung äußerer Ceremonien, gegen die Geldgier und Unsittlichkeit der Geistlichen u. dgl. Er vereinigte sich mit dem geistesverwandten Peter de Bruys, aber dieser ward um 1132 verbrannt, H. bald nachher gefangen genommen und 1135 vor das Konzil von Pisa gestellt. Hier soll H. widerrufen haben. Bald nachher war er in der Gegend von Toulouse thätig. Seine Anhänger nahmen so zu, daß Papst Eugen III. den Kardinalbischof Alberich und den heil. Bernhard von Clairvaux gegen sie aussandte. H. ward gefangen genommen und dem Bischof von Toulouse zur Bestrafung übergeben, starb aber bald nachher ums J. 1148.

Heinrich von Lettland, der Verfasser der «Origines Livoniae sacrae et civiles», geb. in Westfalen um 1187, kam in Begleitung des Bischofs Albert von Riga 1203 nach Livland. Mit Alobrand, dem Lettenapostel, kam H. 1208 in die lett. Provinz Tolowa, wo er an der Ymera (jetzt Sedde) seinen Sitz aufschlug. Seine missionare Wirksamkeit erstreckte sich bis in die Lettenprovinz Autine. Seit dem J. 1212 war H. dem Bischof Philipp von Ratzeburg während seines mehrjährigen Aufenthalts in Livland als Dolmetscher beigegeben, und begleitete ihn auch im Sommer 1215 zum Laterankonzil nach Rom. Nach Riga zurückgekehrt, schloß er sich 1216 als Missionar dem Esten-Bekehrungszuge an. In dem darauf ausbrechenden Streite zwischen den Dänen und den Deutschen um den Besitz von Estland vertrat H. in Reval 1220 gegenüber dem dän. Bischof Wesselin die Ansprüche seines Bischofs Albert von Riga. Bei Erstürmung der estn.-russ. Zinsburg Tarbata (altruss. Jurjeff d. i. Dorpat) 1223 war er zugegen und wurde 1225 dem päpstl. Legaten Wilhelm von Modena auf seiner balt. Rundreise als Dolmetscher mitgegeben. Im Winter 1225—26 schrieb H. seine Chronik nieder, welche vom J. 1184 bis 1227 reicht. Noch 1259 hatte er als Pfarrer in Papendorpe (Papendorf), dann in Ropa (jetzt Roop) seinen Wirkungskreis unter den Letten. Seine Chronik wurde zuerst von J. D. Gruber (Frankf. a. M. u. Lpz. 1740) veröffentlicht. Die beste deutsche Übersetzung stammt von E. Papst (Reval 1867), welche Arbeit Wilh. Arndt in seiner Ausgabe der Chronik für die «Monumenta Germaniae» (Hannov. 1874) benutzte. Vgl. Hildebrand, «Die Chronik H.s» (Berl. 1865); Graf C. G. Sievers, «Die Lettenburg Autine und die Nationalität des Chronisten H.» (Riga 1879).

Heinrich von Meißen, der Meistersänger, s. Frauenlob.

Heinrich von Melk, deutscher Dichter des 12. Jahrh., von ritterlicher Herkunft, der aber aus Überdruß an dem weltlichen Leben Laienbruder in dem Kloster Melk in Österreich wurde und hier zwischen 1152 und 1163 ein Lehrgedicht «Von des Todes Erinnerung» verfaßte (herausg. von Maßmann in «Gedichte des 12. Jahrh.», Quedlinb. 1837, und von Diemer in seinen «Kleinen Beiträgen», Bd. 3, Wien 1856). Wie hier vorzugsweise den Laien, so ist den Geistlichen insbesondere ein Spiegel vorgehalten in dem nur als Bruchstück aufbewahrten «Pfaffenleben» (herausg. von Haupt in den «Altdeutschen Blättern», Bd. 1, Lpz. 1835), das allerdings anonym überliefert ist, aber nach der Ähnlichkeit des Stils und Charakters unzweifelhaft von dem Dichter der «Erinnerung» herrührt. Beide Gedichte (kritisch herausg. von Heinzel, Berl. 1867) sind für die Sittengeschichte der Zeit von großem Interesse und zeigen einen strengen und scharfen Beurteiler der menschlichen Schwächen und der Verkehrtheiten des Zeitalters.

Heinrich von Morungen, Minnesänger des 12. Jahrh., aus einem ritterlichen Geschlecht in Thüringen, in der Nähe von Sangerhausen, lebte später am meißnischen Hofe, wo er um 1213—21 mit der Bezeichnung als «miles emeritus» erscheint, also schon in höherm Lebensalter stand. Er ist unter den ältern Lyrikern durch Innigkeit der Empfindung wie durch Feinheit der Gedanken hervorragend und zeigt eine nicht häufige Bekanntschaft mit dem klassischen Altertum. Von Einfluß auf seine Entwickelung ist die romanische, namentlich provençal. Lyrik gewesen. Seine Lieder sind in «Des Minnesangs Frühling» von Lachmann und Haupt (3. Aufl., Lpz. 1882) herausgegeben; eine Auswahl in «Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh.» von Bartsch (2. Aufl., Stuttg. 1879). Vgl. Ferd. Michel, «H. und die Troubadours» (Straßb. 1880).

Heinrich von Müglin (Mogelin), deutscher Dichter des 14. Jahrh., aus dem Meißnischen, war bei den Meistersängern hochgeehrt und wurde als einer der Begründer des Meistergesangs angesehen. Er lebte zur Zeit Kaiser Karls IV., an dessen Hofe er sich längere Zeit aufhielt, und dem er sein allegorisches Gedicht «Der meide Kranz», einen Wettstreit der freien Künste darstellend, widmete. Später kam er nach Österreich an den Hof des Erzherzogs Rudolf (1358—65). Außer einer beträchtlichen Anzahl von Spruchgedichten, Fabeln und Minneliedern verfaßte er noch eine prosaische Chronik von Ungarn und eine deutsche Übersetzung des Valerius Maximus. Vgl. W. Müller, «H., Fabeln und Minnelieder» (Gött. 1848); Schröer, «Die Dichtungen H.s» (Wien 1867).

Heinrich von Neuenstadt, deutscher Dichter um 1300, aus Wienerisch-Neustadt, wirkte als Arzt in Wien, wo er von 1297 bis 1318 urkundlich nachgewiesen ist. Er verfaßte nach dem «Anticlaudianus» des franz. Dichters Alanus ab Insulis eine geistliche Dichtung «Von Gottes Zukunft», d. h. von Christi Wiederkehr am Jüngsten Tage. Mehr Verbreitung fand seine spätere Bearbeitung der Apolloniussage, ebenfalls nach lateinischen Quellen, durch viele Episoden zu dem beträchtlichen Umfang von 21 000 Versen angeschwellt. Beide Werke sind im Auszug herausgegeben von Strobl, «Heinrich von Neuenstadt» (Wien 1875).

Heinrich von Ofterdingen, sagenhafter Sänger, der in dem Gedicht vom Wartburgkriege (um 1290) eine Rolle spielt, und in dem der Sage nach 1207 veranstalteten Sängerkampfe Wolfram von Eschenbach gegenübertritt als Lobredner des

Digitized by Google

Herzogs Leopold VII. von Österreich. Wenn er auch wohl nicht eine rein erfundene Persönlichkeit ist, so besitzt man doch nichts von ihm; eine jüngere Bearbeitung der tirolischen Zwergdichtung «Laurin» nennt ihn allerdings als Verfasser. Novalis hat H. zum Helden eines Romans gewählt. Richard Wagner identifiziert ihn mit Tanhäuser (s. d.).

Heinrich von Rucke, Minnesänger des 12. Jahrh., aus einem ritterlichen Geschlecht in Schwaben, in der Gegend von Blaubeuern, wo er urkundlich zwischen 1175 und 1178 nachgewiesen ist. In seinem «Leich» beklagt er den Tod Kaiser Friedrichs I. (1190), als die Nachricht davon eben nach Deutschland gekommen war (Herbst 1191). Außerdem gibt es eine Anzahl Liebeslieder von ihm, bei denen jedoch die Autorschaft zum Teil zwischen ihm und Reinmar dem Alten schwankt. Sie sind gedruckt in «Des Minnesangs Frühling» von Lachmann und Haupt (3. Aufl. 1882). Vgl. E. Schmidt, «Reinmar von Hagenau und H.» (Straßb. 1874).

Heinrich der Teichner, deutscher Dichter, der meist in Wien lebte und zwischen 1350 und 1377 zahlreiche (gegen 700) didaktische Gedichte verfaßte, in denen sich ein ebenso kenntnisreicher, wie das Leben ernst und tief auffassender Mann bekundet. Nur sind sie etwas zu breit und haben durch die Gleichmäßigkeit der Einkleidung (gewöhnlich stellt der Dichter im Eingang sich als einen von jemand über irgend einen Punkt Befragten hin) etwas Monotones. Gleichwohl sind sie für die Kenntnis des Kulturlebens der damaligen Zeit, namentlich der Zustände in Österreich, von hohem Interesse. Viele sind gedruckt in Docens «Miscellaneen», in der Brüder Grimm «Altdeutschen Wäldern», in Laßbergs «Liedersaal» u. s. w. Vgl. Karajan, «Über Heinrich den Teichner» (Wien 1855).

Heinrich von dem Türlin, deutscher Dichter des 13. Jahrh., aus Kärnten, verfaßte um 1215 eine poetische Bearbeitung der Sage vom Zaubermantel, der nur einer keuschen Frau paßt (zuletzt herausg. und als H. angehörig erwiesen von Warnatsch, Bresl. 1883), vielleicht ein Stück aus einer Lanzelot-Bearbeitung, nach dem franz. Gedicht «Le mantel mantaillié». Bekannter ist sein Gedicht «Der Aventiure krône» (herausg. von Scholl, Stuttg. 1852), deren eigentlicher Held Gawan, das Ideal höfischen Rittertums ist. Seine angebliche Quelle ist eine Dichtung von Crestien de Troyes, doch ist dies nicht richtig, thatsächlich hat H. verschiedene Quellen benutzt und das Benutzte mit eigener Erfindung vermischt. Seinen Namen nennt er in dem zweiten Gedicht in Form eines Akrostichons. Vgl. Reißenberger, «Zur Krone Heinrichs von dem Türlin» (Graz 1879).

Heinrich von Veldeke (d. i. Feldchen), der Vater der mittelhochdeutschen höfischen Poesie, war am Niederrhein, bei Spalbeke in der Nähe Mastrichts, zu Hause, ritterlichen Standes und vielleicht Dienstmann der Abtei St.-Truyden (St.-Trond). Außer einer Reihe von Minneliedern bearbeitete er auf die Bitte der Gräfin Agnes von Loz (Loen) nach lat. Quelle die Legende vom heil. Servatius, die, lange verloren geglaubt, erst von Bormans aufgefunden und herausgegeben wurde (Mastr. 1858), ein mattes, schwächliches Gedicht, offenbar eine Jugendarbeit und daher in der Sprache noch mehr zum Niederländischen hinneigend. Weit bedeutender und in ihrer Wirkung fruchtbarer ist die epische Dichtung «Eneide» (dreifüßig zu sprechen), die nicht sowohl nach der «Äneis» des Virgil als nach dem franz. Gedicht des Benoît de Sainte-More verfaßt ist. Nachdem der größte Teil derselben schon zu Anfang der achtziger Jahre am Hof zu Kleve niedergeschrieben war, wurde ihm bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen Ludwig von Thüringen mit einer Gräfin von Kleve durch Graf Heinrich von Schwarzburg das Buch entwendet und nach Thüringen gesandt. Erst neun Jahre später kam er wieder in dessen Besitz, und er vollendete es in Thüringen, wohin er der Gräfin, seiner Gönnerin, gefolgt war, um 1190. Durch die allen Ansprüchen genügende Ausgabe von Behaghel (Heilbr. 1882) ist die ältere von Ettmüller (Lpz. 1852) antiquiert. H.s Name bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Poesie. Ohne selbst ein hervorragender schöpferischer Geist zu sein, blieb ihm doch der Ruhm durch Jahrhunderte ungeschmälert, «das erste Reis auf den Baum höfischer deutscher Dichtung geimpft zu haben», wie Gottfried von Straßburg bildlich sich ausdrückt. Diese Bedeutung H.s hat aber ihren wesentlichen Grund darin, daß er der erste ritterliche Dichter war, der, angeregt durch die in der franz. Poesie schon früher eingetretene Formvollendung, den reinen Reim, den geregelten Versbau und überdies das minnigliche Element, als ein Hauptmotiv der ritterlichen Kunstdichtung, in die Ethik einführte. Nicht geringen Anteil an dieser durchgreifenden Wirkung hatte aber gewiß die Entführung seines Hauptwerks nach Thüringen. Indem er der Gräfin von Kleve dahin folgte, verpflanzte er die neue Kunst vom Niederrhein nach Mitteldeutschland.

Heinrich von Zütphen, eigentlich Moller oder Möller, einer der ersten Blutzeugen der Reformation, geb. 1488 in der niederländ. Grafschaft Zütphen, trat 1504 in den Augustinerorden und bezog 1515 die Universität Wittenberg, wo er sich Luther eng anschloß. Im J. 1516 zum Prior des Augustinerklosters in Dordrecht erwählt, wirkte er in Luthers Geiste, mußte aber deshalb sein Vaterland verlassen. Nach kurzem Aufenthalt in Wittenberg (1521) zurückgekehrt, war er in Dordrecht und Antwerpen für Verbreitung der Reformation thätig, wurde aber hart bedrängt. Er floh nach Bremen, wo die Bürgerschaft ihn 1524 zum Priester wählte. Im Nov. 1524 folgte H. der Einladung des Predigers Boje zu Meldorf in Dithmarschen, um hier das Evangelium zu predigen. Die Mönche aber regten die Bauern gegen ihn auf, in der Nacht zum 11. Dez. 1524 wurde H. aus dem Bette geholt, nach Heide geschleppt und dort am andern Morgen verbrannt.

Heinrich (Christian Gottlieb), Geschichtschreiber, geb. 14. Aug. 1748 zu Dahlen, studierte in Leipzig und wurde 1782 ord. Professor der Geschichte in Jena, wo er 24. Mai 1810 starb. Er schrieb: «Deutsche Reichsgeschichte» (9 Bde., Lpz. 1787—1805), «Handbuch der sächs. Geschichte» (fortgesetzt von Pölitz, 2 Bde., Lpz. 1810—12), «Geschichte von Frankreich» (3 Bde., Lpz. 1802—4), «Geschichte von England» (2 Bde., Lpz. 1806—10).

Heinrich (Guillaume Alfred), franz. Gelehrter, geb. 4. Dez. 1829 zu Lyon, Professor der Litteraturgeschichte an der Fakultät zu Lyon, hat folgende Werke herausgegeben: «De origine juris septem principum electorum in imperio germanico» und «Étude sur le Parcival de Wolfram d'Eschenbach

Digitized by Google

et sur la légende du Saint-Graal» (1855), «Les invasions germaniques en France» (1871), «La France, l'étranger et les partis» (1873); ſein Hauptwerk iſt eine dreibändige «Histoire de la littérature allemande» (1870–73).

Heinrich (Guſt.), ungar. Litterarhiſtoriker, geb. 17. März 1845 in Peſt, abſolvierte in Leipzig und Wien hiſtor. und germaniſtiſche Studien und wurde 1867 Profeſſor am evang. Gymnaſium in Budapeſt, 1873 am Profeſſorenſeminar der Univerſität, 1875 Profeſſor der german. Philologie an der Univerſität. H. iſt ſeit 1875 Mitglied des Landesunterrichtsrats, ſeit 1880 der Akademie, ſeit 1882 der Kisfaludy-Geſellſchaft. Seine litterariſchen Arbeiten bewegen ſich auf dem Gebiete der deutſchen und der ungar. Litteraturgeſchichte; beſonders hat er in zahlreichen bahnbrechenden Studien und Forſchungen den Einfluß der deutſchen Litteratur auf die ungariſche und die Quellen ungar. Dichtungen in ausländiſchen Litteraturprodukten nachgewieſen. H.s Hauptwerke ſind die Ausgaben von Goethes und Bürgers Balladen (1878), von Herders Cid-Romanzen (1879), von Hartmanns «Armen Heinrich» (1881), von Schillers «Tell» (1883) mit eingehendem hiſtor.-philol. (ungariſchen) Kommentar, «Vankban in der deutſchen Dichtung» (1879), «Boccaccios Leben und Werke» (1882), «Etzelburg und die ungar. Hunnenſage» (1882), «Deutſche Verslehre» (2. Aufl. 1878) und zahlreiche andere deutſche Lehrbücher für den deutſchen Unterricht. Seit 1877 redigiert er die «Allgemeine philol. Zeitſchrift», ſeit 1880 die «Ungar. Revue».

Heinrichau, Dorf bei Münſterberg (ſ. d.) im preuß. Regierungsbezirk Breslau.

Heinrichs, Marktfleden in der preuß. Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Schleuſingen, in freundlichem Thale an der Haſel, 3 km im SW. von Suhl, zählt (1880) 1360 meiſt evang. E. und hat Baumwollweberei, Bleiweißfabrik, Schuhmacherleiſtenfabrik, Bierbrauerei und zwei Gewehrfabriken.

Heinrichsbad oder Moosbergbad (das), Kurort im Bezirke Hinterland des ſchweiz. Kantons Appenzell-Außerrhoden, liegt 776 m über dem Meere, 1 km nordöſtlich von Herisau, von Wieſen, Waldungen und Parkanlagen umgeben in dem freundlichen Thale zwiſchen dem Roſenberg (874 m) und dem ausſichtsreichen Lutzenland (918 m), beſteht aus einem großen Kurhauſe mit Badehaus, Kapelle und mehrern Nebengebäuden und beſitzt eine erdige Eiſenquelle, die ſich in Verbindung mit der geſunden Luft, dem guten Trinkwaſſer, der Milch- und Molkenkur und der friedlich ſchönen, wieſen- und waldreichen Umgebung beſonders bei chroniſchen Nervenkrankheiten und Schwächezuſtänden heilkräftig erweiſt. Schon ſeit 1666 bekannt, wurde das Moosbergbad 1824 von Heinrich Steiger gekauft, neu eingerichtet und vergrößert und in H. umgetauft. Seit 1873 im Beſitze einer Geſellſchaft «zur Förderung des Reiches Gottes», trägt das übrigens muſterhaft geführte Bad ein ſpezifiſch pietiſtiſches Gepräge. Vgl. Gſell-Fels, «Die Bäder und klimatiſchen Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880).

Heinrichs des Löwen Orden, vom Herzog Wilhelm von Braunſchweig am 25. April 1834 für höhere bürgerliche oder militäriſche Verdienſte geſtiftet, zerfiel zunächſt in Großkreuze, Kommandeure I. und II. Klaſſe und Ritter, welche letztere durch Erweiterungsſtatut vom 8. März 1877 in zwei Klaſſen geteilt ſind. Das Ordenszeichen iſt ein goldenes, für die zweite Ritterklaſſe ſilbernes, achtſpitziges, an den Enden mit Kugeln verſehenes, hellblau emaillirtes Kreuz mit rotem Mittelſchilde. Auf der Vorderſeite ruht auf dem untern Kreuzesflügel der braunſchw. Helm, die darauf ſtehende gekrönte Säule mit dem ſpringenden Pferde und den beiden Sicheln auf dem Mittelſchilde, der aus der Säule hervorgehende Pfauenwedel mit dem Stern auf dem obern Kreuzesflügel, über welchem zwiſchen zwei Lorbeerzweigen ein ſchreitender goldener Löwe erſcheint, während zwiſchen den Kreuzesflügeln der herzogl. Namenszug mit der Krone ſteht. Das Band iſt hochrot mit gelber, ſchmaler Einfaſſung und wird von den Großkreuzen von der linken Schulter zur rechten Hüfte, neben einem achteckigen ſilbernen Stern auf der linken Bruſt, getragen. Durch Verfügung vom 12. Sept. 1870 wird für militäriſches Verdienſt im Felde die Dekoration mit Schwertern verliehen.

Heinrichsgrün, Stadt im Bezirk Graslitz im nördl. Böhmen, 8 km im SO. von Graslitz, auf dem ſüdl. Abhang des Erzgebirges, zählt (1881) 1809 E. deutſcher Zunge, deren Haupterwerb die Spitzenklöppelei iſt, für welche hier eine Schule beſteht. Der Bergbau auf Silber und Blei, dem die Stadt ihre früheſte Entwickelung dankt, hat mit Beginn des 19. Jahrh. aufgehört. Vor der Schlacht am Weißen Berge (1620) war H. im Beſitz der Herren von Schlick; nach der Konfiszierung der Schlickſchen Güter kam es an die Grafen von Noſtitz. Das Schloß, ein maſſiver Bau mit vier Thürmen an den Ecken, wurde 1672 erbaut. Es liegt auf einer Anhöhe und iſt von einem Park umgeben, an den ſich ein großer Tiergarten mit einem Jagdſchloſſe anſchließt.

Heinrichshall, Saline mit chem. Fabrik bei Gera (ſ. d.).

Heinrichs-Orden, königl. ſächſ. Militärorden, 7. Okt. 1736 vom Kurfürſten Friedrich Auguſt II. geſtiftet und 23. Dez. 1829 vom König Anton mit neuen Statuten verſehen, welche 9. Dez. 1870 einen Nachtrag erhielten. Er führt ſeinen Namen nach dem Kaiſer Heinrich II. dem Heiligen und wird zur Belohnung ausgezeichneter, im Felde erworbener Verdienſte verliehen. Die Mitglieder, deren Großmeiſter der König iſt, zerfallen in Großkreuze, Kommandeure I. und II. Klaſſe und Ritter. Das Ordenszeichen iſt ein goldenes achtſpitziges Kreuz mit breiter weißer Einfaſſung. In der Mitte befindet ſich ein gelb emailliertes rundes Schild mit dem Bilde des Kaiſers Heinrich. In der blauen Einfaſſung dieſes Schildes ſteht (ſeit der Erhebung des Kurfürſten von Sachſen zum König) die Inſchrift «Fridericus Augustus D. G. Rex Saxoniae instauravit». Auf der andern Seite des Kreuzes iſt das königl. ſächſ. Wappen und in der blauen Einfaſſung die Inſchrift «Virtuti in Bello». Die vier Kreuzwinkel ſind mit grünen Zweigen des ſächſ. Rautenkranzes ausgefüllt. Das Ordenszeichen wird an einem himmelblauen Bande mit citrongelber Einfaſſung getragen, und zwar von den Großkreuzen von der rechten Schulter zur linken Hüfte und zugleich mit einem goldenen achteckigen Stern auf der linken Bruſt, von den Kommandeuren um den Hals, und zwar von der I. Klaſſe zugleich mit einem Stern und von den Rittern im Knopfloch. Dem Orden ſchließen ſich als V. Klaſſe die Inhaber der am 17. März 1796 für Unteroffiziere

Digitized by Google

und Gemeine gestifteten goldenen und silbernen Militärverdienst-Medaillen an.

Heinrichswalde, Marktflecken in der Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Niederung, unweit des Linkuhner Kanals in der Tilsiter Niederung, 17 km von Tilsit, zählt (1880) 1554 meist evang. E., hat eine schöne, 1869 im got. Stil gebaute Kirche und ist Sitz des Landratsamts für den Kreis Niederung und eines Amtsgerichts; in der Nähe Rittergut Adlig-H. mit 140 E. H. ist neuerdings als klimatischer Kurort in Aufnahme gekommen. — Der Kreis Niederung zählt auf 893 qkm (1880) 55243 E., darunter 341 Katholiken und 339 Juden.

Heinroth (Joh. Christian Friedr. Aug.), psychol. Schriftsteller, geb. zu Leipzig 17. Jan. 1773, studierte von 1791 an Medizin zu Leipzig und Wien und wurde 1803 Arzt in seiner Vaterstadt, 1812 außerord., 1819 ord. Professor der psychischen Therapie daselbst und starb 26. Okt. 1843 zu Leipzig. Er schrieb: «Beiträge zur Krankheitslehre» (Gotha 1810), «Lehrbuch der Seelenstörungen und ihrer Behandlung» (2 Bde., Lpz. 1818), «Lehrbuch der Anthropologie» (Lpz. 1822; 2. Aufl. 1831), «Lehrbuch der Seelengesundheitskunde» (2 Bde., Lpz. 1824—25), «System der psychisch-gerichtlichen Medizin» (Lpz. 1825), «Die Psychologie als Selbsterkenntnislehre» (Lpz. 1827), «Geschichte und Kritik des Mystizismus aller bekannten Völker und Zeiten» (Lpz. 1830), «Grundzüge der Kriminalpsychologie» (Berl. 1833), «Orthobiotik oder die Lehre vom richtigen Leben» (Lpz. 1839). Unter dem Namen Treumund Wellentreter ließ er «Gesammelte Blätter» (4 Bde., Lpz. 1818—26) erscheinen.

Heinsberg, Kreisstadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, links an der Wurm, nahe deren Mündung in die Roer, 12 km im NNW. von Geilenkirchen, zählt (1880) 2142 meist kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine evang. und zwei kath. Kirchen, eine Synagoge, eine höhere Schule, mechanische Weberei, Bleicherei, Korbflechterei und Gerberei. H. war ehemals Hauptort einer Grafschaft, die 1472 durch Heirat an das Herzogtum Jülich kam. Die Ruinen der Grafenburg stehen auf einer Anhöhe bei H.

Der Kreis Heinsberg zählt auf 243,5 qkm (1880) 35693 meist kath. E.

Heinse (Joh. Jak. Wilh.), genialer, aber weder zur sittlichen noch zur künstlerischen Reife gelangter deutscher Schriftsteller, geb. 16. Febr. 1749 zu Langewiesen im Schwarzburg-Sondershausenschen, besuchte das Gymnasium zu Schleusingen und widmete sich in Jena und Erfurt jurist. Studien. Wieland, der H.s poetisches Talent erkannte, empfahl ihn Gleim, der, nachdem H. eine abenteuernde Reise an den Rhein und nach Bayern unternommen, ihm im Herbst 1772 eine Hauslehrerstelle in Halberstadt verschaffte, wo H. unter dem Namen Rost bis zum Frühjahr 1774 lebte. Durch Joh. Georg Jacobi ließ er sich um diese Zeit bestimmen, die Mitredaction der «Iris», einer Zeitschrift, die Friedr. Heinr. Jacobi in Düsseldorf herausgab, zu übernehmen. Seine litterarische Laufbahn hatte er durch Herausgabe der «Sinngedichte» (Halberst. 1771) eröffnet. Diesen folgten die «Begebenheiten des Encolp, aus dem Satiricon des Petron übersetzt» (2 Bde., Rom [Schwabach] 1773), die «Kirschen», ein schlüpfriges Gedicht nach Dorats «Cerises», und «Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse» (Lemgo 1774), welches letztere Werk weniger ein Roman als ein wilder Dithyrambus ist, worin er die Himmelserhöhung der Lais und die Genüsse der griech. Helden im Elysium schildert. Nachdem in Düsseldorf durch das Studium der Gemäldegalerie sein Kunstsinn genährt und verfeinert worden, ging er 1780 in das ersehnte Italien, wo er drei Jahre zubrachte. Er übersetzte hier das «Befreite Jerusalem» (4 Bde., Mannh. 1781) und den «Orlando» (4 Bde., Hannov. 1782—83) in Prosa. Nach seiner Rückkehr 1784 hielt er sich einige Zeit wieder in Düsseldorf auf. Dann wurde er Vorleser des Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl Joseph, später zu Aschaffenburg, 1787 dessen Privatsekretär und, als nach des Kurfürsten Tode dessen Bibliothek durch Schenkung Staatseigenthum geworden, als Bibliothekar mit dem Titel als Hofrat bei derselben angestellt. In dieser Zeit erschienen sein «Ardinghello oder die glückseligen Inseln» (2 Bde., Lemgo 1787; 2. Aufl. 1794; zuletzt 1838) und «Hildegard von Hohenthal» (2 Bde., Berl. 1795—96; neue Aufl., 3 Bde., 1804; zuletzt 1838). In ersterm Werke legte er seine Ansichten über bildende Kunst und Malerei nieder, in letzterm charakterisierte er musikalische Kompositionen. Außerdem erschienen von ihm Briefe aus Italien unter dem Titel «Anastasia und das Schachspiel» (2 Bde., Frankf. 1803). Er starb zu Aschaffenburg 22. Juni 1803.

Seine höchst anziehenden «Briefe zwischen Gleim, H. und Johannes von Müller» gab aus Gleims Nachlaß Körte heraus (2 Bde., Zür. 1806). In Bezug auf poetische Komposition sind seine Romane unbefriedigend; um so mehr zeichnen sie sich durch Kraft und Glut der Darstellung und sinnliches Feuer aus. Durch seine Apotheose des Nackten, die er freilich oft bis zum Äußersten trieb, trug er jedenfalls viel dazu bei, die Ansichten von der Antike zu berichtigen und die damals herrschenden beschränkten Kunstprinzipien zu erweitern. Das Vorzüglichste sind vielleicht seine Charakteristiken der ausgezeichnetern Gemälde der düsseldorfer Galerie (in seinen Briefen an Gleim). Seine «Sämtlichen Schriften» gab H. Laube heraus (10 Bde., Lpz. 1838; wiederholt 1851 fg.). Vgl. Pröhle, «Lessing, Wieland, H.» (Berl. 1877); Schober, Joh. Jak. Wilh. H., sein Leben und seine Werke» (Lpz. 1882).

Heinsius (Anthony), holländ. Staatsmann, geb. 22. Nov. 1641 in Delft, ließ sich, nach Beendigung seiner rechtsgelehrten Studien an der Universität zu Leiden, in seiner Vaterstadt nieder, zu deren Ratspensionär er 1679 ernannt wurde. In demselben Jahre wurde er als außerordentlicher Gesandter nach Versailles geschickt, um Beschwerden zu erheben gegen die widerrechtliche Besitznahme des Fürstentums Orange und die Unterdrückung der dortigen Protestanten seitens des Königs von Frankreich. H. wurde jedoch von Louvois aufs unglimpflichste behandelt und kehrte unverrichteter Sache nach Holland zurück. Als der Statthalter Wilhelm III. 1689 den engl. Thron bestiegen hatte, erhielt H. die wichtige Stelle eines Ratspensionärs der Staaten von Holland, und als solcher besaß er den nötigen Einfluß, um die Angelegenheiten der Republik nach den Ansichten des Statthalters zu leiten und dessen Politik zu unterstützen. Vollkommen vertraut mit den polit. Zielen des Oraniers, trat H. im Spanischen Erbfolgekriege als hartnäckiger Gegner der Herrschsucht Ludwigs XIV. auf. Mit Marlborough und Prinz Eugen bildete

Digitized by Google

er das sog. Triumvirat, dem die Kriegführung der Verbündeten gegen Frankreich anvertraut war. Als Ludwig XIV. 1706 heimlich Friedensanträge an die Staaten von Holland stellen ließ, antwortete H. kurzweg, daß die Republik der Allianz treu bleiben wolle. Spätere Versuche des franz. Monarchen bei den Unterhandlungen im Haag und zu Geertruidenberg scheiterten ebenfalls. Auch später, als Marlborough abberufen war, bot H. alles auf, um die Allianz aufrecht zu halten. Doch nachdem England 19. Aug. 1712 einen Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen hatte, und Portugal 7. Nov. 1712 diesem Beispiel gefolgt war, sah H. sich genötigt nachzugeben und dem Frieden, der 11. April 1713 in Utrecht geschlossen ward, beizutreten. Nach dem Kriege blieb H. noch an der Spitze der Verwaltung der Republik, bis er 3. Aug. 1720 starb.

Heinsius (Dan.), berühmter holländ. Philolog und Kritiker, geb. zu Gent 9. Juni 1580, Lieblingsschüler Jos. Scaligers, in Franeker und Leiden gebildet, wurde in seinem 25. Jahre Professor der Staatskunst und Geschichte in Leiden, dann Custos der Universitätsbibliothek und Sekretär der Universität, königl. Rat und Historiograph des Reichs. Er starb 25. Febr. 1655. Seine griech. und lat. Gedichte, ebenso seine histor. Schriften und Reden zeichnen sich durch eine fließende und kräftige Sprache aus, und unter seinen Ausgaben der alten Klassiker sind die des Hesiod, Horaz, Virgil, Ovid, Terenz, des Tragikers Seneca und des Maximus Tyrius noch jetzt geschätzt. Außerdem schrieb er «Exercitationes sacrae ad N. T. libros» (Leid. 1639; Cambr. 1640).

Sein Sohn, **Nikolaus H.**, geb. zu Leiden 20. Juli 1620, gebildet unter der Aufsicht seines Vaters, unternahm viele wissenschaftliche Reisen nach England, Frankreich und Schweden, besonders aber nach Italien, wohin ihn die Königin Christine von Schweden sandte, bekleidete später die Stelle eines niederländ. Residenten zu Stockholm, brachte aber die letzten 10 Jahre seines Lebens in seinem Vaterlande zu und starb im Haag 7. Okt. 1681. Glücklich war er besonders in der kritischen Behandlung der röm. Dichter, von denen er den Virgil, Ovid, Claudian, Silius Italicus und Valerius Flaccus herausgab. Zerstreute Anmerkungen über mehrere röm. Schriftsteller enthalten seine von P. Burmann dem Jüngern herausgegebenen «Adversariorum libri» (Harling. 1742).

Heinsius (Otto Friedr. Theod.), deutscher Sprachforscher, geb. 6. Sept. 1770 in Berlin, wurde, nachdem er Philologie studiert, 1795 in seiner Vaterstadt am Friedrich-Werderschen Gymnasium angestellt und 1801 Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster, wo er allmählich zum ersten Lehrer und Prorektor emporstieg. Ende 1847 trat er in den Ruhestand und starb 19. Mai 1849. Seine Hauptschriften sind: «Deutsche Sprachlehre» (3 Bde., Berl. 1798; 5. Aufl. unter dem Titel «Teut», 6 Bde., 1835), «Kleine deutsche Sprachlehre» (Berl. 1804; 13. Aufl. 1834), «Der Bardenhain» (4 Bde., Berl. 1808; 3. Aufl. 1820), «Geschichte der deutschen Litteratur» (Berl. 1810; 5. Aufl. 1832), vor allem aber «Volkstümliches Wörterbuch der deutschen Sprache» (4 Bde., Hannov. 1818—20).

Heinze (Franz Friedr. Max), philos. Schriftsteller, geb. 13. Dez. 1835 zu Prießnitz in Sachsen-Meiningen, wo sein Vater Pfarrer war, studierte auf den Universitäten Leipzig, Tübingen, Erlangen, Halle und Berlin Theologie, Philologie und Philosophie. Besonders regte ihn Trendelenburg an, dem er auch seine Doktordissertation «Stoicorum de affectibus doctrina» widmete. Nachdem er drei Jahre lang Lehrer an der Landesschule Pforta und sodann Erzieher der oldenburg. Prinzen gewesen war, habilitierte er sich 1872 in Leipzig, wurde 1874 ord. Professor der Philosophie zu Basel, 1875 zu Königsberg und im Herbst desselben Jahres zu Leipzig. Unter seinen histor. Arbeiten sind neben kleinern Abhandlungen über die Ethik der Stoiker, über Descartes, Spinoza u. a. hauptsächlich «Die Lehre vom Logos in der griech. Philosophie» (Oldenb. 1872) und «Der Eudämonismus in der griech. Philosophie» (Lpz. 1883 fg.) hervorzuheben. Ein besonderes Verdienst erwirbt sich H. durch die seit 1875 von ihm besorgte, schon durch mehrere vielfach umgearbeitete Auflagen hindurch fortgeführte Herausgabe des «Grundriß der Geschichte der Philosophie» von Ueberweg.

Heinze (Karl Friedr. Rud.), Lehrer des Strafrechts, Bruder des vorigen, geb. 10. April 1825 zu Saalfeld, trat 1847 in den meiningischen Justizdienst ein, wurde 1860 Staatsanwalt zu Dresden, 1865 ord. Professor des Strafrechts in Leipzig, 1873 in Heidelberg. Er veröffentlichte: «Ein deutsches Geschworenengericht» (2. Ausg., Lpz. 1865), «Staatsrechtliche und strafrechtliche Erörterungen zum Entwurf eines Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund» (Lpz. 1870), «Verhältnis des Reichsstrafrechts zu dem Landesstrafrecht» (Lpz. 1871). Auch hat er einzelne Teile des von Holtzendorff herausgegebenen «Handbuchs des Strafrechts» (4 Bde., Berl. 1871—77) bearbeitet. Für die siebenbürger Sachsen trat er ein in der Schrift «Hungarica, eine Anklageschrift» (Freiburg i. Br. 1882).

Heinzel (Richard), Germanist, geb. zu Capodistria 3. Nov. 1838, studierte in Wien klassische und deutsche Philologie, war dann Gymnasiallehrer in Triest, Wien und Linz, von 1868 bis 1873 ord. Professor der deutschen Sprache an der Universität Graz und wurde dann in gleicher Eigenschaft an die Universität Wien berufen. Im J. 1874 wurde H. zum correspondierenden, 1879 zum wirklichen Mitglied der wiener Akademie der Wissenschaften ernannt. Er veröffentlichte: «Heinrich von Melk» (Berl. 1867), «Gottfried von Straßburgs Tristan und seine Quelle» (in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum», 1869), «Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache» (Paderb. 1874), «Über den Stil der altgerman. Poesie» (Straßb. 1875, in Heft 18 der «Quellen und Forschungen»), «Notkers Psalmen» (gemeinsam mit Scherer, Straßb. 1876), «Wortschatz und Sprachformen der wiener Notkerhandschrift» (3 Tle., Wien 1875—76), «Über die Endsilben der altnord. Sprache» (Wien 1877), «Beschreibung der isländ. Saga» (Wien 1880).

Heinzelin von Konstanz, deutscher Dichter am Ende des 13. Jahrh.; er lebte am Hofe des auch als Minnesänger bekannten Grafen Albrecht von Hohenburg (gest. 1298), wo er das Amt eines Küchenmeisters innehatte. Man besitzt von ihm eine Liebesallegorie unter dem Titel «Der Minne Lehre», anmutig und frisch erzählt und den Einfluß guter Vorbilder älterer Zeit verratend; außerdem ein Streitgedicht «Ritter und Pfaffe», in welchem die beiden genannten Stände um den Vorrang

Digitized by Google

streiten, und ein ähnliches «Von den beiden Johansen», das in Form einer Vision von dem Rangstreit zwischen Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten handelt. Sämtliche Gedichte sind herausgegeben von Pfeiffer, «Heinzelin von Konstanz» (Lpz. 1852).

Heinzelmännchen (von Heinz, einer Koseform für Heinrich), Name von geschäftigen Hausgeistern, Kobolden, die heimlich Hausarbeiten besorgen.

Heinzen (Peter, genannt Karl), deutsch-amerik. Schriftsteller, geb. 22. Febr. 1809 in Grevenbroich in der preuß. Rheinprovinz, besuchte die Universität Bonn, um Medizin zu studieren, wurde aber wegen einer revolutionären Rede relegiert und ging im Nov. 1829 als holländ. Unteroffizier nach Batavia. Von hier 1831 zurückgekehrt, trat er als Steueraufseher in den preuß. Staatsdienst, nahm aber 1840 seinen Abschied und wurde zuerst Direktionssekretär der Rheinischen Eisenbahn, dann Sekretär der Aachener Feuerversicherungsanstalt. Die letztgenannte Stelle legte H. 1844 nieder, um den Kampf gegen die preuß. Bureaukratie führen zu können, über welche er 1845 seine erste erbitterte Streitschrift veröffentlichte. Seine Verhaftung fürchtend, begab sich H. zuerst nach Belgien, im Frühjahr 1845 nach der Schweiz und im Jan. 1848 nach Amerika, von wo er aber nach Ausbruch der Februarrevolution nach Deutschland zurückkehrte. Hier beteiligte er sich an der Erhebung Heckers, flüchtete nach deren Unterdrückung wieder in die Schweiz, welche ihn im Herbst 1849 auswies, und begab sich zunächst nach London, von wo er 1850 nach Neuyork übersiedelte. Von hier ging er, verschiedene Zeitungen redigierend, zuerst nach Louisville, dann nach Cincinnati und nach einem kurzen zweiten Aufenthalt in Neuyork (1856—59) nach Boston, wo er sein radikales Wochenblatt, den «Pionier» herausgab und 12. Nov. 1880 starb. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in Boston (1864 fg.).

Heinzenberg heißt der nordöstlichste Ausläufer der Adulagruppe im schweiz. Kanton Graubünden. Aus grauem Bündnerschiefer bestehend, bis zum Kamme bewachsen, bildet der Berg einen 12 km langen, durchschnittlich 2000 m hohen, sanft geschwungenen Rücken, der westlich zum Safierthale mit waldigen, von zahlreichen Bachrinnen durchfurchten Halden abfällt, östlich dagegen sich mit breiten Wiesenterrassen zum Domleschg hinabsenkt. Nördlich schiebt sich der H. mit seinen bewaldeten Vorstufen bis zum Vorderrheine vor, südlich wird er vom Piz Beverin (3000 m) durch die Einsattelung des Glaspasses (1846 m) geschieden, über welche der Saumweg von Safienplatz nach Thusis führt. Obwohl die höchsten Punkte des langgestreckten einförmigen Rückens bis zu 2162 und 2168 m über dem Meere ansteigen, trägt doch der H. durchaus den Charakter der Voralpen, und seine Bergweiden gelten für die schönsten und üppigsten Graubündens. — Der Bezirk Heinzenberg, wie der Berg nach der Burg H. benannt, deren Trümmer bei dem Dorfe Präz (1186 m) am Ostabhange des Bergs liegen, umfaßt die Kreise Domleschg, Safien und Thusis und zählt (1880) auf einem Areal von 255 qkm 6956 E., worunter 5077 Protestanten, 1861 Katholiken und 18 Andersgläubige; drei Fünftel der Bevölkerung sprechen deutsch, zwei Fünftel romanisch. Die Haupterwerbsquellen sind der Feldbau und die Alpenwirtschaft, für welche namentlich der eigentliche H. berühmt ist. Der wichtigste Ort des Bezirks ist Thusis (s. d.).

Heinzerling (Joh. Georg Ernst Friedr.), Baumeister und Lehrer der Bauwissenschaften, geb. 15. Dez. 1824 zu Großenbuseck bei Gießen, absolvierte 1842 das Gymnasium, 1845 die höhere Gewerbeschule zu Darmstadt, studierte 1846—48 in Berlin und Gießen Naturwissenschaften, Architektur und Ingenieurwesen. Er war 1848—56 beim Brücken- und Hochbau der Main-Weserbahn und am Gymnasium zu Gießen als Zeichenlehrer thätig, baute 1856—60 die Bahnstrecke Ingelheim-Bingen, wurde 1860 Lehrer des Ingenieurwesens an der höhern Gewerbeschule zu Darmstadt, 1864 außerord., 1868 ord. Professor der Bau- und Ingenieurwissenschaften an der Universität Gießen und ist seit 1870 Professor des Brückenbaues und der höhern Baukonstruktionen an der Technischen Hochschule zu Aachen. Von H.s litterarischen Werken sind zu erwähnen: «Die Brücken in Eisen» (Lpz. 1870), «Ein Beitrag zur Begründung einer allgemeinen Theorie und Systemkunde der Baukonstruktionen» (Lpz. 1870), «Grundzüge der konstruktiven Anordnung und statischen Berechnung der Brücken und Hochbaukonstruktionen» (2 Tle., Lpz. 1870—74), «Die angreifenden und widerstehenden Kräfte der Brücken- und Hochbaukonstruktionen» (2. Aufl., Berl. 1876), «Die Brücken der Gegenwart» (2. Aufl., Lpz. 1884 fg.), «Der Eisenhochbau der Gegenwart» (Lpz. 1878 fg.).

Heirat, die den betreffenden Landesgesetzen entsprechend vollzogene Verbindung zur Ehe (s. d.), vgl. Hochzeit.

Heiratsgut, s. Mitgift.

Heis (Eduard), Astronom, geb. zu Köln 18. Febr. 1806, wurde 1827 daselbst, 1837 in Aachen Gymnasiallehrer und 1852 Professor der Mathematik und Astronomie an der Akademie in Münster. Er widmete sich namentlich der Beobachtung von Sternschnuppen und veränderlichen Sternen. Besonders berühmt ist sein «Atlas Coelestis novus» (Köln 1872), in welchem alle mit bloßem Auge sichtbaren Sterne aufgenommen sind. Auch veröffentlichte er eine «Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der allgemeinen Arithmetik und Algebra» (63. Aufl., Köln 1883), ferner mit Eschweiler ein «Lehrbuch der Geometrie» (1. Tl. «Planimetrie», 7. Aufl., Köln 1881; 2. Tl. «Stereometrie», 4. Aufl., Köln 1881), und gab die Zeitschrift «Wöchentliche Unterhaltungen aus dem Gebiete der Astronomie und Meteorologie» heraus. H. starb 30. Juni 1877 in Münster.

Heischesatz, s. Postulat.

Heise (Georg Arnold), Jurist, geb. 2. Aug. 1778 zu Hamburg, wurde 1804 außerord. Professor der Rechte zu Göttingen, noch in demselben Jahre ord. Professor zu Heidelberg, kehrte 1814 nach Göttingen zurück, wurde 1818 vortragender Rat im Justizdepartement zu Hannover, 1820 Präsident des Lübecker Oberappellationsgerichts. Er starb zu Lübeck 6. Febr. 1851. Von H. erschienen: «Grundriß eines Systems des gemeinen Civilrechts» (2. Aufl., Heidelb. 1830), «Jurist. Abhandlungen mit Entscheidungen des Oberappellationsgerichts zu Lübeck» (in Gemeinschaft mit Cropp, 2 Bde., Hamb. 1827—30), «Handelsrecht» (Frankf. a. M. 1858).

Heise (Peter), dän. Komponist, geb. 11. Febr. 1830 in Kopenhagen und daselbst gest. 12. Sept. 1879, erhielt seine musikalische Bildung auf dem

Digitized by Google

leiniger Konservatorium. Er hat sich besonders durch Lieder, Balladen und die Oper «Die Tochter des Pascha» (1869) bekannt gemacht.

H-Eisen oder besser Doppel-T-Eisen, eine nach ihrer Querschnittform benannte Stabeisengattung. (S. unter Walzeisen.)

Heiserkeit (raucedo) nennt man diejenige krankhafte Beschaffenheit der Stimme, bei welcher sie ihren reinen, vollen metallischen Klang verliert und statt dessen rauhe, schnarrende oder klanglose, auch wohl lispelnde, zischende oder pfeifende Töne hervorbringt. Letzteres deutet auf Verengung des Kehlkopfs. Den höchsten Grad der H., bei welcher die Stimme vollkommen klanglos ist und der Kranke sich nur durch Lispeln verständlich machen kann, nennt man Aphonie. Die nächste Ursache dieser Unregelmäßigkeit liegt in entzündlicher Schwellung, Auflockerung und Schlaffheit der Kehlkopfschleimhaut, namentlich der die Stimmbänder überziehenden, seltener in Erschlaffung, Lähmung, Zerstörung der Stimmbänder selbst. Zumeist ist es ein Katarrh des Kehlkopfs, welcher diese Rauhigkeit der Stimmbänder verursacht, auch dann, wenn typhöse, tuberkulöse oder syphilitische Geschwüre im Kehlkopf bestehen oder Geschwülste im Innern desselben vorhanden sind, und mit der Intensität des Katarrhs nimmt die H. zu und ab. Unter den Gelegenheitsursachen der H. sind namentlich übermäßiges Reden, Singen und Kommandieren, das Einatmen kalter, staubiger oder rauchiger Luft, Erkältungen der äußern Haut, insbesondere des Halses und der Füße, sowie der Mißbrauch alkoholischer Getränke hervorzuheben. Zerstört ein Geschwür die Schleimhaut oder die Stimmbänder, so wird die H. dauernd, wie dies bei Schwindsüchtigen häufig ist, bei denen zu der tuberkulösen Lungenaffektion leicht eine chronische Entzündung und Verschwärung der Kehlkopfschleimhaut hinzutritt. Durch Veränderung der Schleimhaut ist auch die H. bei Krupp und Diphtherie der Luftröhre bedingt. Bei Anwesenheit fremdartiger Gebilde (Polypen und anderer Geschwülste) im Kehlkopf zeigt sich ebenfalls oft hochgradige H. Eine nervöse H., der keine anatom. Veränderung des Stimmorgans zu Grunde liegt und die nur aus krankhaftem Nerveneinfluß entspringt, findet sich bei gewissen Nervenleiden, vorzüglich bei Hysterie. Die Behandlung richtet sich auf die Hebung der Ursache. Bei Katarrh ist dieser durch Schonung und Ruhe des Organs, Enthaltung vom Sprechen und Singen, Priessnitzsche Umschläge und örtliche Anwendung von ätzenden und adstringierenden Mitteln zu heben, während die Geschwüre durch örtliche Behandlung zu heilen, die Polypen wegzuschneiden sind. (S. Kehlkopfkrankheiten.)

Heißen (Hissen) ist der seemännische Ausdruck für etwas in die Höhe ziehen. Man heißt ein Segel, ein Boot, eine Flagge. Das Gegenteil von H. ist Fieren oder Niederholen.

Heißgußporzellan, auch Kryolithglas genannt, ein durch Zusammenschmelzen von Kryolith mit Quarz darstellbares, milchweißes, dem feinsten franz. Porzellan ähnliches Glas, das als Ersatz des eigentlichen Milchglases verwendet wird.

Heißhunger (Ochsenhunger, bulimia) ist der Zustand, in welchem ein Mensch an heftigem Hunger mit schmerzhafter Empfindung im Magen und Ohnmachtsgefühl leidet. Dieser Zustand tritt auf bei chronischem Magen- und Darmkatarrh, bei Magen- und Darmfisteln, sowie bei Reizung des Darms durch Würmer (Bandwürmer), ist aber auch häufig das Zeichen einer Nervenkrankheit und zeigt sich als solches bei Hysterischen, Schwangern und Gemütskranken, insbesondere Blödsinnigen. Der Anfall tritt meist nach längerm Fasten auf und kann durch Genuß von Nahrung oder durch narkotische Mittel beseitigt werden; gänzlich beseitigt wird er nur durch Hebung der Ursache. Vom H. verschieden ist die Art des Hungers, bei welchem die Kranken trotz reichlichster Nahrungszufuhr nicht gesättigt werden, z. B. bei hochgradiger Zuckerharnruhr, nach bedeutenden Blut- und Säfteverlusten, nach sehr erschöpfenden Krankheiten. Ferner unterscheidet sich vom H. der sog. Wolfshunger (fames lupina), bei welchem sich der Appetit auch auf sonst nicht genießbare Dinge erstreckt.

Heißluftmaschinen, soviel wie Calorische Maschinen (s. d.).

Heißschüren, s. u. Glas, Bd. VIII, S. 78a.

Heißwasserheizung, s. unter Heizung.

Heißwasseröfen, s. unter Heizung.

Heist., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Heister (Lorenz).

Heister werden in der Forstwirtschaft ältere, meist 1—2 m hohe Laubholzpflanzen genannt, welche zu Zwecken der Waldkultur in besondern Pflanzgärten erzogen werden.

Heister (Lorenz), einer der ausgezeichnetsten deutschen Wundärzte, geb. zu Frankfurt a. M. 19. Sept. 1683, studierte 1702—8 in Gießen, Amsterdam und Leiden Medizin und übte sich nebenbei in Feldlazaretten in der praktischen Chirurgie. Nachdem er 1708 in Harderwijk die mediz. Doktorwürde erhalten hatte, lehrte er gemeinschaftlich mit Ruysch in Amsterdam Anatomie und wurde 1709 als Oberfeldarzt in der holländ. Armee angestellt. Als solcher wohnte er den Belagerungen von Tournay und Mons und der Schlacht bei Malplaquet bei. Doch schon 1710 verließ er diesen Posten, um eine wissenschaftliche Reise nach England zu machen, worauf er Professor der Anatomie und Chirurgie in Altdorf wurde. Von hier aus folgte er dem Rufe als Professor der Chirurgie nach Helmstedt, wo er 18. April 1758 starb. H. muß als Begründer der neuern deutschen Chirurgie gelten, welche durch ihn einer großen Ausbildung entgegengeführt wurde. Sein Hauptwerk ist die «Chirurgie» (Nürnb. 1719; 6. Aufl. 1779; lat., 2 Bde., Amsterd. 1739; neue Aufl. 1750), seiner Zeit eins der berühmtesten Bücher, das fast in alle europ. Sprachen übersetzt wurde. Nach seinem Tode erschienen noch «Mediz., chem. und chirurg. Observationen» (2 Bde., Rost. 1758—70).

Heister (Sigbert, Graf von), österr. Feldmarschall, geb. 1646, kämpfte bereits 1665 gegen die Türken, dann gegen die Franzosen, und zeichnete sich als General durch Einsicht und ungewöhnliche Tapferkeit in den Feldzügen von 1683 bis zum Schluß des Jahrhunderts aus. H. führte die gesamte Infanterie des Prinzen Ludwig von Baden 1689 in den Schlachten von Batotschina und Nissa, und 1693 in Oberungarn ein selbständiges Korps gegen die Aufständischen, schlug während des Spanischen Erbfolgekriegs 1704 bei Korompa und Gerencsér die Ungarn Rákóczys und war fast immer siegreich. Er verteidigte danach Tirol, kam 1707 zur Reichsarmee und 1708 als Oberbefehlshaber nach Ungarn, wo er die Rebellen bei Trentschin

Digitized by Google

aufs Haupt schlug, mehrere Festungen eroberte und ganz Niederungarn dem Kaiser unterwarf, sowie schließlich in ganz Ungarn die Ruhe herstellte. Auch an dem Feldzuge im J. 1717 nahm H. mit Auszeichnung teil. Er starb 22. Febr. 1718 auf seinem Landgute Kirchberg in Steiermark.

Heisterbach, Cistercienserabtei im Siebengebirge, unweit Königswinter, im Siegkreis des preuß. Regierungsbezirks Köln, 1203—33 gebaut, war ehemals berühmt und reich; jetzt sind nur noch wenige Ruinen davon vorhanden.

Heistulf, soviel wie Aistulf (s. d.).

Heiter (Amalie) und **Serena** (Amalie) sind Pseudonymen der Prinzessin Amalie von Sachsen.

Heitersheim, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Freiburg, Bezirksamt Staufen, am Sulzbach, 20 km im SW. von Freiburg, Station der Linie Mannheim-Konstanz der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1270 meist kath. E. und hat viel Obst- und Weinbau sowie Weinhandel. Das 60 qkm große Fürstentum H., mit 6200 E., hatte von dieser Stadt den Namen. Seit dem 16. Jahrh. bis 1806 war H. Residenz des fürstl. Großpriors des Johanniterordens in Deutschland, welcher das 1524 erbaute, von Gärten mit Orangerie und von Wirtschaftsgebäuden umgebene Schloß bewohnte.

Heizfläche, Teil des Dampfkessels (s. d.).

Heizkraft, s. unter **Brennkraft.**

Heizmaterialien oder **Heizstoffe,** s. **Brennmaterialien.**

Heizung (frz. chauffage, engl. heating) nennt man im allgemeinen jede Einrichtung zur Erwärmung der Luft in Gebäuderäumen. Die zur H. dienende Wärme wird stets auf dem Wege der Verbrennung erzeugt. Als Heizstoffe oder Brennmaterialien (s. d.) verwendet man Holz, Holzkohle, Steinkohle, Braunkohle, Torf, Coks oder Gas. Die zu gewerblichen Zwecken dienenden H. werden speziell als Feuerung (s. **Feuerungsanlagen**) bezeichnet. Man unterscheidet Lokal- und Centralheizungen. Die erstere Heizungsart besteht darin, daß man in jedem zu heizenden Raum einen Ofen (s. d.) oder Kamin (s. d.) aufstellt und in demselben die Heizmaterialien zur Verbrennung bringt, während bei der Centralheizung von einer gemeinschaftlichen Wärmequelle aus mehrere Räume gleichzeitig geheizt werden. Die allgemeinen Vorteile der Centralheizung sind: Ersparung an Arbeitskraft und Vermeidung von Rauch, Ruß und Staub in den zu heizenden Räumen. Centralheizungen werden ausgeführt als Luft-, Wasser-, Dampf- und kombinierte H.

A. Die **Luftheizung** besteht darin, daß man Luft in besondern Heizkammern erwärmt und den zu heizenden Räumen zuführt. Man unterscheidet hier drei Systeme: 1) **Heizung mit Lüftung,** wobei stets frische Luft erwärmt den Zimmern zugeführt, die verbrauchte Luft dagegen ins Freie abgeleitet wird. Dieses System erfordert allerdings den größten Brennstoffverbrauch, ist aber stets mit Vorteil da anzuwenden, wo die Luft leicht verdorben und eine vollständige Erneuerung derselben verlangt wird, also in Wohnungen, Schulen, Theatern, Krankenhäusern und besonders in Trockenräumen aller Art. 2) **Heizung mit Cirkulation,** wobei die gleiche Luft zwischen der Heizkammer und den zu heizenden Räumen cirkuliert; dieselbe erfordert zwar weniger Brennstoffverbrauch, ist aber nur in Räumen anwendbar, in welchen sich im Verhältnis zu ihrer Größe wenige Menschen kurze Zeit aufhalten, wie in Kirchen. In beiden Fällen liegt die Heizkammer im tiefsten Punkte des Gebäudes, damit die erwärmte Luft in alle zu heizenden Räume strömen kann. 3) **Kanalheizung,** wobei die Heizkammer durch lange Kanäle mit in denselben liegenden Heizrohren gebildet ist, welche direkt unter oder über dem Fußboden angelegt sind, um nach Bedarf jedem beliebigen Punkte die warme Luft direkt zuzuführen. Die abgekühlte und infolge ihres größern Gewichts zu Boden sinkende Luft wird durch Öffnungen oder Querkanäle unter die Heizröhren in den Kanälen geleitet, erwärmt sich hier und strömt durch die mit Gitter abgedeckten Kanalöffnungen in den zu heizenden Raum zurück. Die Kanalheizung wird vorzugsweise in Gewächshäusern angewendet.

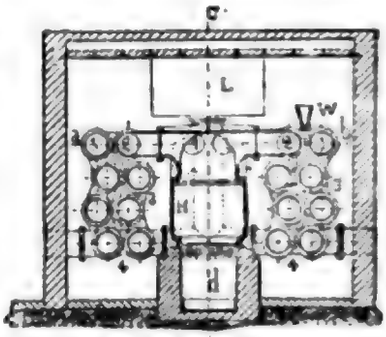


Fig. 1.

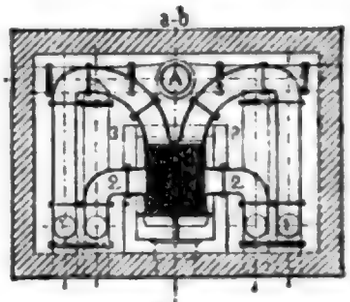


Fig. 2.

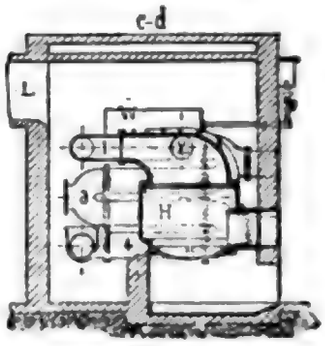
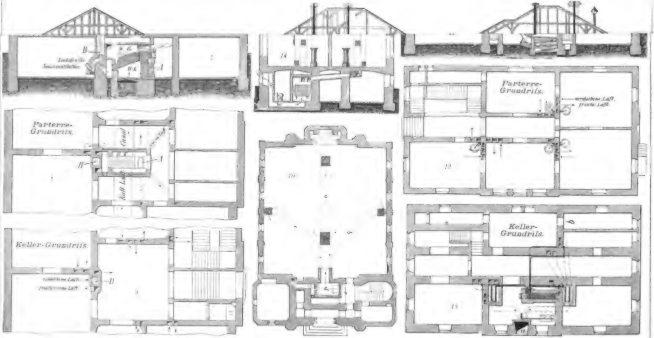


Fig. 3.

Bei der besonders häufig zur Anwendung kommenden Luftheizung mittels **Calorifèren** wird in dem Keller des zu heizenden Gebäudes ein Ofen untergebracht, in welchem die den einzelnen Zimmern zuströmende Luft erwärmt wird. Der Calorifère ist aus dem Ofen und einem über diesem gelegenen Raum, der sog. Verteilungskammer, zusammengesetzt, aus welch letzterer sich die Luftkanäle abzweigen. Als Material für den Bau von Calorifèren wird sowohl Gußeisen als gebrannter Thon verwendet. Der aus Fig. 7 u. 8 der Tafel: **Heizung** ersichtliche, von dem Ingenieur **Käuffer** konstruierte **Calorifère** wird von dem Eisenwerk Kaiserslautern gebaut. Besonders zweckmäßig ist an diesem Centralschachtofen einmal die kontinuierliche Feuerung, dann auch die Konstruktion des Calorifère an und für sich, dessen Reinigung von Ruß in kurzer Zeit und auf bequeme Weise erfolgen kann. Die Luft wird an dem gerippten Ofen erwärmt. Der **Calorifère von Reinhardt** in Würzburg (Textfig. 1—3) unterscheidet sich von der Käufferschen Konstruktion dadurch, daß er einen aus Röhren zusammengesetzten Rauchweg besitzt. Die auf dem Rost H entwickelten Gase ziehen durch die Röhren 1 und 2, 3 und 4 ab, diese und somit auch die umgebende Luft erwärmend. A ist das Abzugsrohr, L der Wärmeluftkanal.

Digitized by Google

HEIZUNG.



1–6. Central-Niederdruck-Dampfheizung für ein Wohnhaus mittlerer Gröfse. 7–9. Central-Luftheizungsanlage für ein Wohnhaus. 10. Central-Luftheizung für eine Kirche. 11–14. Central-Heifswasser-Heizung für ein Wohnhaus. 15. Heifswasser-Ofen.

Digitized by Google

Zum Zweck der Wasserverdunstung ist ein Apparat W angebracht, der von außen gespeist wird. Fig. 1 ist ein Querschnitt durch den Calorifère, Fig. 2 ein Schnitt nach der Linie a b, Fig. 3 ein solcher nach der Linie c d. Fig. 7—9 der Tafel: Heizung zeigen eine von dem Eisenwerk Kaiserslautern projektierte Central-Luftheizungsanlage mit Ventilation für ein Wohnhaus. Es ist A der Calorifère, B der Lokofen für die Sommerventilation, H K die Heizkammer für die eintretende kalte, W G der Sammelraum für die warme Luft, welche in dem Kanal e emporsteigt und aus demselben in die einzelnen Zimmer tritt. Die Kanäle a, b und c dienen zum Abführen der verdorbenen schweren Luft, welche durch die beiden Schornsteine c und x ins Freie gelangt. Von derselben Firma ist die in Fig. 10 dargestellte Heizanlage für eine Kirche mit Cirkulation. Hier ist d der Calorifère, e der Heizraum; die warme Luft tritt aus den Öffnungen des in der Längenachse der Kirche liegenden Kanals a in die Kirche, steigt empor, teilt sich an der Wölbung der Decke und sinkt an den Wänden zu Boden, um durch die Kanäle b und c wieder nach dem Calorifère zu gelangen.

B. Bei den Wasserheizungen benutzt man die Cirkulationsbewegungen erwärmten Wassers in einem geschlossenen Röhrensystem. Man unterscheidet Niederdruck-Wasserheizung (wenn das Wasser bis nahe unter dem Siedepunkt erwärmt wird), Mitteldruck-Wasserheizung (bei Erwärmung über den Siedepunkt bis höchstens 150°) und Hochdruck-Wasserheizung (bei Erwärmung des Wassers bis 200°).

Jede Niederdruckheizung oder Warmwasserheizung besteht aus einem Kessel (gewöhnlich Flammrohrkessel), einem Steig- und Rücklaufrohr und einem Expansionsgefäß. Die allgemeine Anordnung wird auf verschiedene Weise getroffen. Es kann von dem im Keller stehenden Kessel ein Steigrohr nach dem Expansionsgefäß und können von dem Verteilungsrohre nach jeder näher zusammenstehenden Gruppe von Öfen Ablaufrohre führen. Hierbei cirkuliert das Wasser und ein gemeinschaftliches Rücklaufrohr führt in den Kessel zurück. Auch kann man die Anordnung wählen, welche für jede Gruppe von Öfen ein Steigrohr und ein Rücklaufrohr besitzt; nach den Öfen zweigen sich kleine Leitungen ab. Außerdem ist jedoch ein Überfallrohr notwendig, um das überschüssige Wasser aufzufangen. Die letzte Anordnung endlich ist von der Art, daß von dem Steigrohr sich horizontale Röhren abzweigen, als Abfallrohre nach unten gehen und durch das Rücklaufrohr in den Kessel zurückkehren. Das Nachfüllen wird durch das wie bei allen Warmwasserheizungen offene Expansionsgefäß bewirkt, aus welchem sich das Heberrohr abzweigt. Hierdurch wird ein selbstthätiges Nachfüllen und durch ein Schwimmerventil im Expansionsgefäß ein konstantes Wasserniveau erzielt. Die Heizkessel müssen drei Atmosphären Überdruck aushalten können. Ihre Konstruktion ist meist die eines Flammrohrkessels, der aber, da er ganz mit Wasser angefüllt ist, vollständig in die Züge eingebaut wird. Zweckmäßige Abänderungen sind von verschiedenen Seiten gemacht worden.

Die billigste und am schnellsten funktionierende Wasserheizung ist die Hochdruck- oder Heißwasserheizung, wie eine solche, von dem Eisenwerk Kaiserslautern für ein Wohnhaus projektierte, auf der Tafel Heizung in Fig. 11—14 zur Darstellung gebracht ist. Im Keller ist ein Heißwasserofen (Fig. 15) aufgestellt, in welchen Heizspiralen derart gewunden eingelegt sind, daß die Flamme zunächst die obern, heißesten Stellen der Spiralen trifft und, ihren Weg abwärts nehmend, mit immer kältern Stellen in Berührung kommt, bis endlich die Rauchgase gut ausgenutzt an der untersten Stelle des Ofens, wo das zurückkehrende abgekühlte Wasser in denselben eintritt, nach dem Schornstein entweichen. Die im Feuer liegenden Heizspiralen sind derart angeordnet, daß jede derselben zwei in den Etagen direkt übereinander placierte Heizkörper speist und alle zusammen mit letztern ein endloses System bilden. Von den obern Enden der Heizspiralen führt nämlich je ein Leitungsrohr das heiße Wasser nach den zu speisenden Heizkörpern in der ersten Etage, durch diese nach den Heizkörpern im Erdgeschoß und von hier in der Weise nach den untern Enden der Heizspiralen zurück, daß das Wasser der ersten Spirale nach der zweiten, das der zweiten nach der dritten u. s. w. und das der letzten nach der ersten Spirale zurückfließt. Das Expansionsgefäß zur Ausgleichung der Spannungen in den Röhren wird an der höchsten Stelle der Leitung, eventuell im Dachboden, aufgestellt. Fig. 15 der Tafel veranschaulicht den bei dieser Anlage zur Verwendung kommenden Heißwasserofen.

C. Die Anlage einer Dampfheizung ist in Fabriken, wo Hochdruckdampfmaschinen als Motoren benutzt werden, meist die empfehlenswerteste; man verwendet dann den abziehenden Dampf der Maschinen und nutzt so die Wärme desselben zweckmäßig aus. Hat dagegen die H. einen eigenen Kessel, so wird die Anlage sehr kostspielig. In neuester Zeit findet die Dampfheizung als Centralheizung die ausgedehnteste Anwendung und sollen sich die Kosten bei Versorgung ganzer Stadtviertel von einer Wärmequelle aus billiger stellen als bei jedem andern System. Die allgemeine Anordnung ist meist derart getroffen, daß man den Dampf durch ein vertikales Standrohr leitet, von welchem sich die Verteilungsrohre abzweigen. Der Dampf kondensiert sich infolge der Wärmeabgabe und gelangt als Wasser von etwa 60° in den Vorwärmer des Kessels zurück, in welchen er durch einen Injektor hineingeschafft wird. Die Wärmeabgabe erfolgt entweder durch Verteilungsröhren oder durch Öfen, welche im Zimmer aufgestellt sind.

Von der Firma Bechem u. Post in Hagen i. W. ist unter dem Namen Central-Niederdruck-Dampfheizung ein neues Dampfheizungsverfahren eingeführt worden, welches sich sehr gut zu bewähren scheint. In den Fig. 1—6 der Tafel ist die Anordnung dieser H. für ein Wohnhaus mittlerer Größe dargestellt. Das Wohnhaus enthält folgende zu heizende und zu ventilierende Räume: Im Erdgeschoß: 1) Hausflur, 2) Gesellschaftszimmer, 3) Gesellschaftszimmer, 4) Wohnzimmer, 5) Speisezimmer, 6) Wintergarten. Im Obergeschoß: 7) Flur, 8) Schlafzimmer, 9) Schlafzimmer, 10) Schlafzimmer, 11) Kinderzimmer, 12) Wohnzimmer, 13) Fremdenzimmer. Im Dachgeschoß: 14) Wäschetrockenraum. In dem betreffenden Hause sind noch folgende Apparate, als zur Verwendung gelangend, zu erwähnen. In der Küche: ein Dampfkochtopf und ein Warmwasserapparat; in der Badestube: ein Dampfbadeofen, welcher zur Erwärmung

Digitized by Google

men, hekla, d. h. Kapuzenrock, hat der Berg wohl von der erwähnten Wolkenkappe.

Hektar (ital. Ettara, Ecto-ara oder Ectara), ein Flächenraum von 100 a, s. unter Ar und Hekto...

Hektik, hektischer Zustand, Schwindsucht, in der Medizin ein Zustand, welcher sich durch stetige Abnahme des Körperumfangs, Mager- und Leichterwerden, Schwinden des Fettes und der Muskeln u. s. w., also durch Überwiegen des Verbrauchs von Nahrungsstoffen über die Wiederersetzung derselben kundgibt. Meist ist die H. ein Zeichen und eine Folge von Krankheiten, welche die Ernährung des Körpers beeinträchtigen, also namentlich von Tuberkulose, von innern oder äußern Vereiterungen u. dgl. Das Zeichen, welches neben der Abmagerung das Dasein der H. verrät und sie von bloßer Abmagerung oder von Darrsucht (s. Atrophie) unterscheidet, ist das hektische Fieber, das in den Nachmittagsstunden fast täglich erscheint, abends sich steigert und des Nachts in ermattende Schweiße übergeht. (S. Fieber.) Auch andere Symptome der H. nennt man hektisch, z. B. eine gewisse Röte der Wangen, eine Art Husten u. s. w. Endlich nennt man auch Personen hektisch, deren Ansehen die Anlage zur H. oder das Vorhandensein derselben verrät. (S. Schwindsucht und Tuberkulose.)

Hekto... (vom grch. ἑκατόν, d. i. hundert; ital. Etto... oder Ecto...) bezeichnet im metrischen Maß- und Gewichtssystem hundert, wo es sich um eine Multiplikation handelt, im Gegensatz zu Centi... (wo es sich um eine Division handelt); also Hektogramm (ital. Ettogramma oder Ectogramma) = 100 g, Hektoliter (ital. Ettolitro oder Ectolitro) = 100 l (s. Liter), Hektometer (ital. Ettometro oder Ectometro) = 100 m. Vor einem Vokal steht nur Hekt..., z. B. Hektar (ital. Ettara, Ecto-ara oder Ectara). (S. Ar.)

Hektograph, s. unter Autographie.

Hektor, der Tapferste im Heere der Trojaner, war der Sohn des Königs Priamus und der Hekabe (lat. Hecuba) und vermählt mit des cilicischen Königs Eetion Tochter, Andromache, die ihm den Astyanax oder Skamandrios gebar. Seine Thaten besingt Homer in der Ilias. Als er den Patroklos, des Achilleus Freund, erlegt hatte, und dieser, des Haders mit Agamemnon vergessend, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genossen zu rächen, fiel H., den Athene in der Gestalt des Deïphobos täuschte, von Achill durchbohrt. Sein Leichnam wurde von Achill geschleift und dann gegen ein Lösegeld dem Priamus überlassen, der ihn feierlich bestatten ließ. In Ilion wurde H. als Heros verehrt und durch Totenopfer gefeiert. Auch in Theben, wohin seine Gebeine zufolge eines Orakelspruchs gebracht worden sein sollten, wurde H.s Grab gezeigt. Zu den schönsten Episoden der Ilias (6. Buch) gehört der Abschied H.s von seiner Gattin Andromache bei seiner Rückkehr in die Schlacht.

Hel, Hellia, die nordische wie deutsche Göttin der Unterwelt. Die Tochter des Gottes Loki und der Riesin Angrboda, Schwester des Wolfs Fenrir und der erdumgürtenden Midgardsschlange, ward sie einst von Odhin in die neunte Welt, nach Niflheim, d. i. Nebelwelt, hinabgeworfen. Hier sammelt sie alle an Alter oder Krankheit Gestorbenen. Ihre Farbe ist bleich und blau; Gier und Unbarmherzigkeit zeichnen sie aus; was sie hat, läßt sie nicht wieder aus ihren Händen. Eine Brücke führt über den

des Wassers und der Badestube dient. Es bezeichnet: a den Niederdruckwasserkessel, b das Standrohr, c die Dampfrippenheizkörper, d den Dampfkochtopf, e den Dampfwasserkochapparat, f den Kochherd, g den Badeofen für Dampf- und Lokalheizung mit Baderaum, h die Druckpumpe, i das Wasserreservoir, k den Dampfwäschetrockenraum, l den Waschkessel. Von dem Kessel a mit dem Standrohr b wird der Dampf mittels der durch eine starke Linie angedeuteten Rohrleitung in die Heizkörper c geführt; das Kondensationswasser fließt durch dieselbe Leitung zum Kessel zurück. Auf dem Speicher ist, wie aus Fig. 2 ersichtlich, ein Wasserreservoir i angeordnet, das durch die Handpumpe h gespeist wird. Die punktierten Linien in Fig. 3 u. 4 veranschaulichen die Leitung des Wassers zu dem Badeofen g und dem Warmwasserapparat e in der Küche. In Fig. 2 ist ferner durch eine punktierte Linie die Wasserleitung zum Kessel a angegeben. In den Wohn- und Schlafzimmern sind als Heizkörper Zimmercalorifèren aufgestellt, welchen die frische Außenluft durch Kanäle zugeführt wird, die in der Zeichnung durch stark schraffierte Linien markiert sind. Die verdorbene Luft wird durch die mit starken schwarzen Linien angedeuteten Luftabführungskamine entfernt.

Um die Vorteile des einen Heizsystems mit denen des andern zu verbinden, hat man die Heizsysteme auch kombiniert. So wendet man **Wasser-**, beziehungsweise **Dampfheizung und Luftheizung** an. Hierbei erwärmt man Luft durch Spiralen, in denen sich warmes Wasser oder Dampf befindet; die nunmehr warme Luft wird nach dem Prinzip der Luftheizung in die zu erwärmenden Räume geführt. Man erzielt so leichte und bequeme Ventilation und bei Warmwasser große Gleichmäßigkeit der Erwärmung, bei Heißwasser und Dampf größere Billigkeit und schnellere Erwärmung auf große Entfernungen. Sehr häufig wird Wasser- und Dampfheizung angewendet und zwar in der Art, daß man den Dampf einer Heizungsanlage in sog. Wasseröfen sich kondensieren läßt; auf diese Weise wird das Wasser erwärmt und erzeugt eine sehr gleichmäßige Zimmertemperatur.

Nachstehend folgt eine kurze Vergleichung der Vorteile und Nachteile der einzelnen Centralheizungssysteme: **Luftheizung.** Vorteile: Mit der H. leicht zu verbindende vollkommene Ventilation, billige Anlage und Unterhaltung, leichte Bedienung und Regulierung, sowie Wegfall jedes Heizapparates in den Zimmern. Nachteile: Geringes Wärmeerhaltungsvermögen, Schwierigkeit der Leitung auf längere horizontale Strecken, Schwierigkeit der gleichmäßigen Erwärmung übereinander liegender Räume; nur in neuen Gebäuden ausführbar, weil viele Kanäle in den Mauern erforderlich; leicht eintretende Überhitzung und damit in Verbindung auch Trockenheit der Luft. — **Warmwasserheizung.** Vorteile: Großes Wärmeerhaltungsvermögen, leichte Anlage in alten und neuen Gebäuden; Erzielung wohlthuender, strahlender Wärme und gleichmäßige andauernde Erwärmung. Nachteile: Bei Ventilation schwere Erwärmung der kalten Luft, kostspielige Anlage. — **Heißwasserheizung.** Vorteile: Billiger als Warmwasserheizung, Leitungen auf größere Entfernungen möglich; H. schneller und intensiver. Nachteile: Es tritt leicht eine Überhitzung ein, welche eine Explosion zur Folge haben kann; die rasche Abkühlung macht andauerndes Heizen notwendig. — **Dampfheizung.** Vorteile: Benutzung des schon zu industriellen Zwecken gebrauchten Dampfes, die Wärme kann auf große Entfernungen geleitet werden, schnelle Wirkung der H. Nachteile: Wenn kein Abdampf vorhanden, ist der Betrieb sehr teuer.

Die hier nicht mit erläuterte **Gasheizung** ist stets eine Lokalheizung; s. unter **Ofen**, vgl. auch **Gasheizungsvorrichtungen.**

Die **elektrische Heizung**, von welcher in neuester Zeit öfters die Rede ist, beruht in der Theorie darauf, daß die einen metallischen Leiter durchströmende elektrische Energie, sobald der Leitungsquerschnitt ihrem Durchgange einen entsprechenden Widerstand entgegensetzt, den Leiter erwärmt und bei großer Stromstärke sogar zum Glühen bringt. Um diese strahlende Wärme nutzbar zu machen, müßte man demnach dem zu erwärmenden Leiter eine entsprechend große Oberfläche geben. Nach Professor Perry ist ein Draht von 2 Ohms Leitungswiderstand, durch den ein elektrischer Strom von 20 Amperes geleitet wird, im Stande, mehr als eine Pferdekraft in Form von Wärme auszustrahlen. In der Praxis hat dieselbe zur Zeit noch keine Verwertung gefunden.

Vgl. Ferrini, «Technologie der Wärme» (Jena 1878); Degen, «Praktisches Handbuch der Ventilation und H.» (München 1878); Wolpert, «Theorie und Praxis der Ventilation und H.» (2. Aufl., Braunschw. 1880); Scholtz, «Handbuch der Feuerungs- und Ventilationsanlagen» (Stuttg. 1881); «Sammlung von Heizungs- und Lüftungsanlagen, ausgeführt durch das Eisenwerk Kaiserslautern» [(Berl. 1883).

Hekábe, s. Hecuba.

Hekatäus aus Milet, griech. Logograph (s. d.), lebte noch vor Herodot, um 500 v. Chr. Er war ein vornehmer und einsichtsvoller Mann und hat seiner Vaterstadt wiederholt trefflichen Rat gegeben. Auch muß er gleich Herodot und vor diesem einen großen Teil der damals bekannten Länder bereist haben. H. hat ein geogr. und ein geschichtliches Hauptwerk verfaßt. In letzterm, den «Genealogien» (Stammbäumen), hat er in der Hauptsache nur die Mythen der einzelnen Stämme und Ortschaften im Anschluß an die Sagen, wenn auch zum Teil in rationalistischer Umdeutung erzählt; in seiner «Erdbeschreibung» aber, der auch eine Karte beigegeben war, erweist er sich als einen bedeutenden Vorgänger des Herodot. Die Bruchstücke seiner Schriften sind in «Historicorum Graecorum fragmenta» von Creuzer (Heidelb. 1806) und Müller (Bd. 1, Par. 1841) gesammelt und von Klausen (Berl. 1831) besonders herausgegeben worden. Vgl. Ukert, «Untersuchungen über die Geographie des H.» (Weim. 1814); Röper, «Über einige Schriftsteller mit Namen H.» (Danzig 1877).

Hekáte hieß bei den Griechen eine Göttin des nächtlichen Mondlichts. In der Hesiodischen Theogonie, wo sie zuerst erwähnt wird, erscheint sie als eine Tochter des Perses und der Asteria (der Sternennacht), der Schwester der Leto; andere nennen sie eine Tochter des Zeus und der Demeter oder auch des Zeus und der Hera. Hauptorte ihres Kultus waren die Insel Samothrake (wo die Zerynthische Grotte als ihr Wohnsitz galt), Thessalien, Theben, die Insel Ägina und Athen. Als nächtliche Göttin wurde sie naturgemäß teils eine Göttin der Unterwelt, teils eine Göttin alles nächtlichen Spuks und Zauberwesens, wozu besonders auch

Digitized by Google

ihre Verehrung an Kreuzwegen beitrug. Sie hieß deshalb auch Trioditis, lat. Trivia, ein Name, der infolge der Identifizierung der H. mit der Artemis dann auch auf diese überging. Die bildende Kunst stellte sie teils eingestaltig, in kurz aufgeschürztem Gewand, regelmäßig mit zwei Fackeln in den Händen dar, teils dreigestaltig, d. h. als drei mit den Rücken gegeneinandergekehrte Frauengestalten mit verschiedenen Attributen (Fackeln, Kannen, Schalen, später Dolchen, Geißeln, Schlangen, Schlüsseln) in den Händen. So hatte zuerst der berühmte Bildhauer Alkamenes die Göttin auf der Akropolis in Athen gebildet. Noch viele Darstellungen der dreigestaltigen H. sind erhalten. Vgl. Petersen, «Die dreigestaltige H.», in den «Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich» (Bd. 4 u. 5, Wien 1880—81).

Hekate ist auch der Name des 100. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Hekatombäon, der erste Monat des attischen Jahres, welcher vom 16. Juli bis 13. Aug. reichte; nach Einführung des Julianischen Kalenders in Griechenland wurde der Anfang des H. auf den 1. Juli festgesetzt. In den H. fielen die Hekatombäen, Feste, an denen Hekatomben geopfert wurden.

Hekatombe hieß bei den Griechen ein Opfer von 100 Stieren, dann überhaupt jedes große, feierliche Opfer, besonders bei großen Festen, wo die H. dann zugleich als eine Fleischspende an das Volk diente. Häufig waren solche H. im demokratischen Athen, wo der Opferluxus aufs höchste stieg; unter anderm opferte Konon nach Wiedererbauung der Mauern von Athen 100 Stiere.

Hekatompedos, Beiname des Parthenon (s. d.).

Hekatoncheiren, s. Centimanen.

Hekla oder Hellufjall, der berühmteste, wenn auch nicht der größte und höchste der Vulkane Islands, im südwestl. Teile der Insel, 112 km östlich von Reykjavik und 49 km vom nächsten Punkte der Südküste gelegen, erhebt sich als ein 1557 m hoher, länglicher und unregelmäßiger Kegel von etwa 32 km Umfang aus einem eigenen, etwa 1100 qkm bedeckenden Gebirgsstock empor, der im SW., W. und NW. von einer Ebene begrenzt, im O. durch tiefe Thäler von den benachbarten Gletscherplateaus geschieden ist und von dem in Schnee gehüllten, meist mit einer Wolkenkappe bedeckten, weit sichtbaren Kegel wenigstens um ein Dritteil überragt wird. Der Kegel hat fünf Krater, von denen der bedeutendste, fast kreisrund, kaum 2 km Umfang und eine Tiefe von 60—100 m hat. Die H. ist weder durch Höhe noch durch pittoreskes Ansehen ausgezeichnet, sondern nur durch die Häufigkeit ihrer Ausbrüche. Man findet seit 1104 bis zur Gegenwart 21 Eruptionen verzeichnet, wobei die Zwischenzeiten 6, aber auch 79 Jahre währten. Der vorletzte Ausbruch dauerte vom Sept. 1845 bis April 1846. Die Aschensäule ward 690 km weit über das Land und Meer hinweggeführt; die Verwüstungen waren fürchterlich. Der letzte Ausbruch fand im J. 1878 statt. Auf dem Berge selbst findet sich keine Spur von Vegetation und weit im Umkreis keine andere als das Sandhaargras. Eine eigentümliche Rolle spielt die H. in der Volkssage des Nordens. Schon im 13. Jahrh. versetzen nordische wie auswärtige Quellen in den Berg eine Hölle, und später übernimmt derselbe wohl auch die Aufgabe unsers Brockens, indem die Hexenfahrten dahin gingen. Seinen Namen, hekla, d. h. Kapuzenrock, hat der Berg wohl von der erwähnten Wolkenkappe.

Hektär (ital. Ettara, Ecto-ara oder Ectara), ein Flächenraum von 100 a, s. unter Ar und Hekto...

Hektik, hektischer Zustand, Schwindsucht, in der Medizin ein Zustand, welcher sich durch stetige Abnahme des Körperumfangs, Mager- und Leichterwerden, Schwinden des Fettes und der Muskeln u. s. w., also durch Überwiegen des Verbrauchs von Nahrungsstoffen über die Wiederersetzung derselben kundgibt. Meist ist die H. ein Zeichen und eine Folge von Krankheiten, welche die Ernährung des Körpers beeinträchtigen, also namentlich von Tuberkulose, von innern oder äußern Vereiterungen u. dgl. Das Zeichen, welches neben der Abmagerung das Dasein der H. verrät und sie von bloßer Abmagerung oder von Darrsucht (s. Atrophie) unterscheidet, ist das hektische Fieber, das in den Nachmittagsstunden fast täglich erscheint, abends sich steigert und des Nachts in ermattende Schweiße übergeht. (S. Fieber.) Auch andere Symptome der H. nennt man hektisch, z. B. eine gewisse Röte der Wangen, eine Art Husten u. s. w. Endlich nennt man auch Personen hektisch, deren Ansehen die Anlage zur H. oder das Vorhandensein derselben verrät. (S. Schwindsucht und Tuberkulose.)

Hekto... (vom grch. ἑκατόν, d. i. hundert; ital. Etto... oder Ecto...) bezeichnet im metrischen Maß- und Gewichtssystem hundert, wo es sich um eine Multiplikation handelt, im Gegensatz zu Centi... (wo es sich um eine Division handelt); also Hektogramm (ital. Ettogramma oder Ectogramma) = 100 g, Hektoliter (ital. Ettolitro oder Ectolitro) = 100 l (s. Liter), Hektometer (ital. Ettometro oder Ectometro) = 100 m. Vor einem Vokal steht nur Hekt..., z. B. Hektar (ital. Ettara, Ecto-ara oder Ectara). (S. Ar.)

Hektograph, s. unter Autographie.

Hektor, der Tapferste im Heere der Trojaner, war der Sohn des Königs Priamus und der Hekabe (lat. Hecuba) und vermählt mit des ciliciſchen Königs Eetion Tochter, Andromache, die ihm den Astyanax oder Skamandrios gebar. Seine Thaten besingt Homer in der Ilias. Als er den Patroklos, des Achilleus Freund, erlegt hatte, und dieser, des Haders mit Agamemnon vergessend, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genossen zu rächen, fiel H., den Athene in der Gestalt des Deïphobos täuschte, von Achill durchbohrt. Sein Leichnam wurde von Achill geschleift und dann gegen ein Lösegeld dem Priamus überlassen, der ihn feierlich bestatten ließ. In Ilion wurde H. als Heros verehrt und durch Totenopfer gefeiert. Auch in Theben, wohin seine Gebeine zufolge eines Orakelspruchs gebracht worden sein sollten, wurde H.s Grab gezeigt. Zu den schönsten Episoden der Ilias (6. Buch) gehört der Abschied H.s von seiner Gattin Andromache bei seiner Rückkehr in die Schlacht.

Hel, Hellia, die nordische wie deutsche Göttin der Unterwelt. Die Tochter des Gottes Loki und der Riesin Angrboda, Schwester des Wolfs Fenrir und der erdumgürtenden Midgardsschlange, ward sie einst von Odhin in die neunte Welt, nach Niflheim, d. i. Nebelwelt, hinabgeworfen. Hier sammelt sie alle an Alter oder Krankheit Gestorbenen. Ihre Farbe ist bleich und blau; Gier und Unbarmherzigkeit zeichnen sie aus; was sie hat, läßt sie nicht wieder aus ihren Händen. Eine Brücke führt über den

Digitized by Google

Fluß Gjöll nach ihrem Reich; ein mächtiges Gitter umgibt ihren Sitz, an welchem der Höllenhund Garm wacht. Ein Fluß, angefüllt mit Schlamm und Schwertern, fließt durch das Gebiet. Der persönliche Begriff der H. ging in christl. Zeit bei allen german. Stämmen in den lokalen der Hölle über.

Hela, Flecken (ehemals Stadt) in der Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Danzig, Kreis Neustadt in Westpreußen, mit 425 evang. E. (meist Fischern), liegt am breiten Ende der 36 km langen und bis 3 km breiten, größtenteils aus Sandboden und Dünen bestehenden und an der breitesten Stelle mit ansehnlichem Kiefernwalde bestandenen Landzunge (Halbinsel H., Putziger Nehrung), 30 km im NO. von Neufahrwasser, hat Leuchttürme und gehört mit dem nahen Walde der Stadt Danzig. Die Landzunge begrenzt nach NO. das Putziger Wiek. H. wurde 1130 gegründet.

Helbig (Wolfgang), Archäolog, geb. zu Dresden 2. Febr. 1839, besuchte die dortige Kreuzschule, studierte zu Göttingen und Bonn, war 1861 Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, wurde 1862 als Stipendiat des Archäologischen Instituts nach Italien gesandt und 1865 zum Sekretär dieses Instituts ernannt, als welcher er seitdem in Rom lebt. Er schrieb: «Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens» (Lpz. 1868), «Untersuchungen über die campanische Wandmalerei» (Lpz. 1873), «Beiträge zur altitalischen Kultur- und Kunstgeschichte» (Bd. 1: «Die Italiker in der Po-Ebene», Lpz. 1879), «Das Homerische Epos aus den Denkmälern erläutert» (Lpz. 1884).

Helcel-Szterszтyn (spr. Schterstün, Anton Sigmund), namhafter poln. Rechtsgelehrter, geb. 1808 in Krakau, entstammte einer ursprünglich deutschen Kaufmannsfamilie (Höltzel von Sternstein). H. widmete sich dem Studium der Rechte, beteiligte sich 1830 am poln. Aufstande, wurde dann 1833 zum außerord. Professor des poln. Rechts an der krakauer Universität ernannt, bekleidete jedoch diese Stelle bloß zwei Jahre lang, worauf er 1835—36 eine «Wissenschaftliche Vierteljahrschrift» («Kwartalnik naukowy») herausgab. Nachdem er 1837—38 an den Verhandlungen des krakauer Landtags teilgenommen, sodann 1839—48 auf seinem Landgute bei Krakau wissenschaftlichen Arbeiten obgelegen hatte, wurde H. 1848 von der Stadt Krakau in die Konstituierende Reichsversammlung zu Kremsier gewählt, wo er auf der Rechten seinen Sitz einnahm. Von 1849 bis 1853 war H. Professor des poln. Rechts an der krakauer Universität, in welcher Stellung er einen Grundriß zu Vorlesungen über das alte poln. Privatrecht schrieb (herausg. Krakau 1874). In den J. 1856 und 1870 erschienen die ersten zwei Bände seines größten Werks: «Die alten Denkmäler des poln. Rechts» («Starodawne prawa polskiego pomniki»), dessen Fortsetzung nach dem 2. April 1870 zu Lemberg erfolgten Tode H.s die krakauer Akademie besorgt. Von den sonstigen Arbeiten H.s sind hervorzuheben «Jurium constitutionumque Sigismundinarum proposita a Mathia Siwnicio descriptio» (1859) und «Die Briefe König Johann Sobieskis an seine Gattin» (1860).

Helche (auch Herche, altnordisch Erka), die Gemahlin des Attila, eine Sagengestalt der german. Heldensage. Rüdiger von Bechlaren hatte sie ihrem Vater Osantrix entführt und dem Attila gebracht. Beider Kinder waren Erp und Ortwin, welche in der berühmten Rabenschlacht im Kampfe gegen Ermanrich fielen. Nach ihrem Tode ward, wie das Nibelungenlied erzählt, Kriemhild Attilas Gemahlin.

Held (Hans Heinr. Ludw. von), preuß. Patriot, geb. zu Auras in Niederschlesien 15. Nov. 1764, studierte die Rechte und Kameralwissenschaft zu Frankfurt a. O., Halle und Helmstedt und trat als Zollbeamter in den preuß. Staatsdienst, in welchem er 1793 zum Oberrevisor und Zollrat in Posen ernannt wurde. H. trat 1797 dem Minister Grafen Hoym, welcher als Administrator von Südpreußen sich allerlei Unterschleife hatte zu schulden kommen lassen, in Wort und Schrift offen entgegen und wurde deshalb nach Brandenburg versetzt und scharf getadelt, veröffentlichte aber mit Wissen des Ministers Struensee ohne Angabe des Druckorts 1801 «Die wahren Jakobiner im preuß. Staat, oder aktenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preuß. Staatsminister» in schwarzem Umschlag und Schnitt, welche dieser für die Minister Hoym und Goldbeck vernichtenden Schrift den Namen «das schwarze Buch» verschafften. H. wurde nach langer Untersuchungshaft mit 18 Monaten Festungshaft, welche er in Kolberg verbüßte, bestraft und danach im Sommer 1803 auf Wartegeld gesetzt. Zwei feurige Schriften H.s gegen Napoleon und die 1805 erschienene Schrift «Struensee» erregten viel Aufsehen, und der Minister von Hardenberg veranlaßte 1812 die Wiederanstellung H.s als Salzfaktor in Berlin. Aber die ihm anvertraute Salzkasse wurde bestohlen und ihm, der gänzlich unbemittelt war, der Ersatz des fehlenden Geldes aufgegeben, worauf er 30. Mai 1842 seinem Leben ein Ende machte. Im J. 1848 erschien aus H.s Nachlaß zu Berlin «Geschichte der drei Belagerungen Kolbergs im Siebenjährigen Kriege». Vgl. Varnhagen von Ense in «Biographische Denkmäler» (Bd. 7, 3. Aufl., Lpz. 1873).

Held (Jos. von), namhafter Rechtsgelehrter und publizistischer Schriftsteller, geb. 9. Aug. 1815 in Würzburg, besuchte das dortige Gymnasium, sowie das zu Neuburg a. D., bezog 1833 die Universität und studierte zu Heidelberg, München und Würzburg. Im J. 1839 erwarb er an der Rechtsfakultät in Würzburg die venia legendi auf Grund der Dissertation «De juris Canonici circa usuras interdictis» (Würzb. 1839), an welcher Fakultät er auch 1841 zum außerord. und 1843 zum ord. Professor ernannt wurde. Daselbst hat H. ununterbrochen, zuerst vorzüglich als Lehrer des deutschen Privatrechts, seiner Nebenfächer und der Deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, dann aber ausschließlich für die Fächer des öffentlichen Rechts, des Völkerrechts und der Rechtsphilosophie gewirkt. An größern Werken hat H. geschrieben: «System des Verfassungsrechts u. s. w.» (2 Bde., Würzb. 1856—57), «Staat und Gesellschaft» (3 Tle., Lpz. 1861—63), «Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts» (Lpz. 1868), «Die Verfassung des Deutschen Reichs» (Lpz. 1872). An kleinern Schriften sind zu nennen: «Über die Nationalität» (Würzb. 1851), «Über Legitimität» (Würzb. 1859), «Deutschland, der Deutsche Bund und die deutschen Großmächte» (Würzb. 1864), «Das Kaisertum als Rechtsbegriff» (Würzb. 1879), «Der Mensch als Ausgangspunkt der Rechtsphilosophie» (Würzb. 1883).

Held (Adolf), volkswirtschaftlicher Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. zu Würzburg 10. Mai 1844, studierte daselbst und in München Jurisprudenz und Staatswissenschaften, begab sich dann nach Berlin,

Digitized by Google

um als Mitglied des Statistischen Seminars unter Engels und Hanssens Leitung in der Statistik und Volkswirtschaft sich weiter zu bilden. Nachdem H. sich 1867 zu Bonn für die staatswirtschaftlichen Gebiete als Privatdocent habilitiert hatte, wurde er 1868 zum außerord., 1872 zum ord. Professor der Staatswissenschaften daselbst ernannt. Anfang 1880 als ord. Professor der Staatswissenschaften an die Universität Berlin berufen, verunglückte er 25. Aug. desselben Jahres im Thunersee. Seiner wissenschaftlichen Richtung nach gehörte er zu den eifrigsten Mitgliedern des Vereins für Sozialpolitik (Kathedersozialisten). Von H.s schriftstellerischen Arbeiten sind zu erwähnen: «Careys Sozialwissenschaft und das Merkantilsystem» (Würzb. 1866), «Die Einkommensteuer» (Bonn 1872), «Die Arbeiterpresse der Gegenwart» (Lpz. 1872), «Grundriß für Vorlesungen über Nationalökonomie» (Bonn 1876). Die Frucht eines mehrmaligen Aufenthalts in England waren «Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands» (herausg. von Knapp, Lpz. 1881).

Heldburg, Stadt im Herzogtum Sachsen-Meiningen, Kreis Hildburghausen, in 296 m Höhe, rechts an der Kreck, 22 km im W. von Coburg, 24 km südlich von Hildburghausen, zählt (1880) 1119 meist evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat reichen Obst-, Getreide- und Futterbau. Das uralte Schloß auf hohem, steilem, isoliert im NO. aufsteigendem Klingsteinschieferberge, um 1200 zur Grafschaft Wildberg gehörig, ist oft Residenz der Grafen von Henneberg gewesen und bietet herrliche Aussichten. Johann Friedrich II. erneuerte es. Im J. 1580 wurde H. Stadt.

Heldenbuch, der Titel, unter dem eine Sammlung von Umarbeitungen epischer, zum Kreise der deutschen Heldensage (s. d.) gehöriger Gedichte vom 15. Jahrh. bis 1590 mehrmals gedruckt wurde. Diese alten Drucke enthalten den Ortnit, den Wolfdietrich, den großen Rosengarten und den Laurin oder sog. kleinen Rosengarten und bilden das alte H. Dieselben Gedichte und außerdem das Eckenlied, die Gedichte vom Riesen Sigenot, von Dietrichs und seiner Gesellen Kämpfen, von Etzels Hofhaltung, das jüngere Hildebrandslied und außerdem zwei nicht zu diesem Kreise gehörige Gedichte, das Meerwunder und eine Bearbeitung der Sage vom Herzog Ernst, vereinigt in einer abkürzenden, rohen und geistlosen, sprachlich völlig verwilderten Überarbeitung eine um 1472 geschriebene dresdener Handschrift (abgedruckt in von der Hagens und Primissers «Heldenbuch», 2 Bde., Berl. 1820). Weil sich als Schreiber einiger Stücke Kaspar von der Rhön aus Münnerstadt in Franken nennt, hat man diesen früher mit Unrecht für den Verfasser und Umarbeiter des Ganzen gehalten. Eine noch umfassendere Sammlung gab (2 Bde., Lpz. 1855) von der Hagen und eine Erneuerung der deutschen Heldensage unter gleichem Titel Simrock heraus (6 Bde., Stuttg. 1843—49). Eine kritische Gesamtausgabe des größten Teils der Dichtungen der Heldensage erschien ebenfalls unter dem Titel «Deutsches H.» (5 Bde., Berl. 1866—73).

Heldengedicht, die Hauptgattung der epischen Poesie. (S. Epos.)

Heldensage (deutsche), der älteste, ursprünglichst-einheimische Kreis deutscher Dichtung, deren Schöpfer nicht einzelne bevorzugte Persönlichkeiten sind, sondern in der das Volk selbst schöpferisch und gestaltend auftritt und, was es an histor. Erinnerungen wie an religiösen Vorstellungen besitzt, poetisch verklärt. Die deutsche Sage hat ohne Zweifel gleich dem deutschen Mythus ihre ersten Keime schon in der asiat. Urheimat getrieben, aber ihr Wachstum wurde durch die Völkerwanderung unterbrochen, die einerseits die alten Sagenbildungen zerstörte, auf der andern Seite nun selbst die Grundlage einer neuen allgemeinen Nationalsage hergab. Diese ist die eigentliche deutsche H. Sie beschäftigte und umfaßte alle german. Völkerschaften von den Alpen bis nach Island, von Ungarns Grenze bis nach England durch das ganze Mittelalter; ja selbst heute noch werden Bruchstücke derselben auf den Färöern gesungen, und Spuren von ihr finden sich sogar in der Dichtung der Stämme, welche über den Rhein gewandert und mit Aufgabe ihrer Muttersprache zu Romanen geworden waren. Dieser Wanderung der Sage und ihrer Verbreitung unter den german. Stämmen verdankt man die Erhaltung einer Reihe von Liedern, welche der ursprünglichen Anschauungs- und Darstellungsweise noch ziemlich nahe stehen. Sie wurden errettet durch die erst später dem Christentum gewonnenen und zäher am Altertümlichen festhaltenden Isländer in der Edda (s. d.). In Deutschland dagegen hat sich aus der ältesten Periode, aus der Zeit der eigentlichen Volksdichtung, nur ein einziges, noch die alte unstrophische, allitterierende Form tragendes Bruchstück, das Hildebrandslied (s. d.), erhalten. Eine Erklärung findet der gänzliche Verlust aller übrigen, unzweifelhaft in großer Anzahl neben ihm vorhandenen Lieder darin, daß sie nur gesungen, nicht aufgeschrieben wurden. Zwar hat Karl d. Gr. eine schriftliche Sammlung alter Heldenlieder veranstaltet, aber bei seinen Nachfolgern und der Geistlichkeit scheint der heidnische Inhalt derselben keinen Beifall gefunden zu haben, und die Sammlung ist in keinen Abschriften auf uns gekommen. Erst im 10. Jahrh. änderte sich die bis dahin feindselige Stellung der Geistlichkeit zur Volkspoesie, indem sie unter dem Einfluß des gelehrten sächs. Kaiserhofs sich entschiedener der lat. Dichtung nach klassischen Vorbildern zuwandte, dabei aber wiederum nach heimischen Stoffen griff. So entstand durch Mönche von St. Gallen in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. eine lat., den Virgil nachahmende Bearbeitung der Sage von Walther von Hiltgunt, bekannt unter dem Namen Waltharius (s. d.), ferner gegen Ende desselben Jahrhunderts auf Betrieb des Bischofs Piligrin von Passau durch dessen Schreiber Meister Konrad ein die einzelnen Lieder von Siegfried und dem Untergang der Burgunden zusammenfassendes, leider verlorenes lat. Buch von den Nibelungen. Jedenfalls waren noch mehrere solche, im einzelnen nicht mehr näher nachweisbare lat., aus der deutschen H. entnommene Gedichte vorhanden.

Im deutschen Volke hat natürlich die H. selbständig fortgelebt und im Gesange geblüht. Aber, dem Fortschritte der Gesittung und der übrigen Litteratur entsprechend, hat auch sie die naturgemäßen Wandlungen durchgemacht, sie hat das Mythische und Wunderbare mehr und mehr abgestreift, das Zerstreute zu besondern Gruppen vereinigt, abgerundet und dieselben durch innere Beziehungen untereinander eng verknüpft. Auch ihre Gestalten gewannen allmählich eine schärfere persönliche Ausprägung und in ihren Handlungen gelangten sittliche Antriebe als ursächliche Grundlage zu immer größerer Geltung, mit einem Worte: das Mythische ward verdunkelt, das Ethische hervorgestellt, die deutsche

Digitized by Google

H. nahm nun mehr und mehr das Kostüm der Zeit an. So war sie innerlich zu kunstmäßiger Auffassung vorbereitet, und es bedurfte nur eines letzten Schritts, um auch die äußere Form der Kunstdichtung entgegenzuführen. Aber nicht von den Fahrenden und Spielenden, wie man so lange gemeint, ist diese Durchgangsbildung bewirkt worden, sondern ein Ritter war es, der mit kühner Hand die Schranken durchbrach, die den Adel von der Ausübung der Dichtkunst ferngehalten, und die deutsch-nationale Poesie, die unter der Pflege der Geistlichkeit bisher verkümmerte, in den Händen der Fahrenden vergröberte, mit bewußter, überlegener Kraft zur Kunst erhob. Es war nach der zuerst von Franz Pfeiffer vertretenen Ansicht der Kürnberger, der Sprößling eines alten ansehnlichen Adelsgeschlechts Österreichs, wo die Volksdichtung früher wie später überhaupt die sorgsamste Pflege fand, der um die Mitte des 12. Jahrh. auf Grund eben jenes schon genannten lat. Nibelungenbuchs die erste große nationale Epopöe, das Nibelungenlied (s. d.), dichtete und damit der deutschen volksmäßigen Epik für alle Zukunft Form und Gehalt, Richtung und Ziel gab. Dies fand eifrige Nachfolger, und vom 12. bis zum 15. Jahrh. gingen aus dem reichen Stoffe der deutschen H. zahlreiche mehr oder minder volksmäßige Dichtungen hervor: Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, in drei verschiedenen Gestaltungen; Etzels Hofhaltung, Dietrichs erste Ausfahrt und Drachenkämpfe, Sigenot, Ecke, Goldemar, Biterolf und Dietleib, Laurin, der Rosengarten von Worms, in mehrfachen Darstellungen; Alphart, Dietrichs Flucht, Schlacht vor Raben, das jüngere Hildebrandslied, Walther und Hiltgunt (nur in Bruchstücken erhalten), der gehörnte Siegfried, das Nibelungenlied, die Klage, endlich die Gudrun.

In diesen Dichtungen sind hauptsächlich dreierlei Heldengeschlechter verherrlicht: die Amelunge, die Nibelunge und die Hegelinge. Demgemäß umfassen sie drei große Sagenkreise: den gotischen, den rheinisch-burgundischen und den niedersächsischen, deren Mittelpunkt Dietrich (Theodorich d. Gr.), Siegfried und Gudrun bilden. Den größten Raum nehmen die Amelunge, Dietrich von Bern, der eigentliche Held der deutschen Sage, und seine Stammgenossen ein. Doch treffen in den Gedichten dieser Kreise, wie schon im Nibelungenliede, Nibelunge und Amelunge kämpfend zusammen. Die Zeugnisse der deutschen H. sind in musterhafter Weise gesammelt von Wilh. Grimm, «Die deutsche H.» (Gött. 1829; 2. Ausg., Berl. 1867); Nachlesen dazu haben geliefert Mone, «Untersuchungen zur Geschichte der deutschen H.» (Quedlinb. 1836), und Müllenhoff in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum» (Bd. 12). Eine Bearbeitung hat Raßmann versucht («Die deutsche H. und ihre Heimat», 2 Bde., Hannov. 1857—59). Insbesondere ist noch zu nennen Uhlands Darstellung in den «Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage» (Bd. 1, Stuttg. 1865).

Helder, versandeter und mit Vegetation bedeckter, noch nicht eingedeichter Wattenboden. (S. Watten.)

Helder, den Helder, befestigte Hafen- und Handelsstadt an der Nordspitze der niederländ. Provinz Nordholland, durch das Texelgat oder die 4 km breite Meerenge Marsdiep von der Insel Texel getrennt, durch den Helderkanal mit dem Nordholländischen Kanal und durch Eisenbahn mit Amsterdam verbunden, hat dem Entstehen des Kanals, der 1819—25 ausgeführt wurde und für die größten Seeschiffe fahrbar ist, ihre Blüte zu verdanken. Ende des 18. Jahrh. noch ein Fischerdorf, zählte der Ort 1814 nur 2600, 1882 aber 20039 E. und ist nächst Amsterdam jetzt die belebteste Hafenstadt der Provinz. Nur 1 km östlich, durch eine Straße auf dem Helderdeiche mit H. verbunden, liegt das Nieuwe Diep, der am Eingange zum Nordkanal künstlich gesicherte Hafen mit großen Wehren, Schleusenwerken, ansehnlichen Werften und Magazinen. Der schöne Außenhafen kann mit dem innern 300 Schiffe bergen. In ihm und im Marsdiep liegt die holländ. Kriegsflotte vor Anker. An der Westseite des Nieuwe Diep befindet sich das Marine-Etablissement Willemsoord mit großem Dock, Hospital, Kaserne und Wachthaus, einer Navigationsschule, einer meteorolog. Beobachtungsstation und mit dem 1856 aus Breda hierher verlegten königl. Marine-Institut. Im Rücken ist H. geschützt durch den 8 km langen, auf der Höhe 12 m breiten Helderdeich, ein Riesendamm, aus norweg. Granitblöcken erbaut. Der H. ist fast der einzige Punkt der holländ. Küste, wo unmittelbar am Ufer und am Fuße des Deichs tiefes Fahrwasser sich findet. Schon 1811 begann Napoleon I. durch span. Kriegsgefangene die Befestigungen von H.; vollendet wurden sie erst 1830. Dieselben sind durch eine Reihe von Forts verteidigt und fassen eine Besatzung von 8000 Mann. Das mit Tranchéen umgebene Lager nimmt 30000 Mann auf. Das Fort Kijkduin, ein geschlossenes Hornwerk mit tiefen, trockengelegten Gräben, erhebt sich auf dem höchsten Punkte der nördl. Düne. Unweit dieser Düne siegten 21. Aug. 1673 in einer blutigen Seeschlacht die Holländer unter de Ruyter und Cornelis Tromp über die Engländer. Am 27. Aug. 1799 landeten fast an derselben Stelle 10000 Engländer, später verstärkt durch 13000 Russen, unter Admiral Abercrombie und dem Herzog von York und warfen die Franzosen zurück, während gleichzeitig die holländ.-franz. Flotte den H. verließ und 30. Aug. in dem Vlieterkanal sich den Engländern ergab.

Heldrungen (Schloß), Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, 10 km südwestlich von Artern, unweit rechts der Unstrut zwischen der Schmücke und Schrecke, Station (2,5 km vom Orte) der Linie Sangerhausen-Erfurt der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2312 fast nur evang. E., worunter viele Altlutheraner, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei und hat Gemüsebau (Zwiebeln). In dem von Mauern und Gräben umgebenen alten Schlosse saß 1525 Thomas Münzer vor seiner Abführung nach Mühlhausen in Thüringen gefangen; ein Originalbild desselben ist im Schlosse noch vorhanden.

Helecho, s. unter Adlerfarn.

Helena war nach der verbreitetsten griech. Sage die Tochter der Leda, der Gemahlin des spartan. Königs Tyndareos, und des Zeus, der in Gestalt eines Schwans ihrer Mutter sich genaht hatte. Nach anderer Sage war sie eine Tochter der Nemesis, welche, um der Umarmung des Zeus zu entgehen, in verschiedene Tiere und zuletzt in einen Schwan sich verwandelt hatte und so das Ei gebar, welches Leda dann fand oder das ihr gebracht wurde. H. war von so unvergleichlicher Schönheit, daß sie schon als Kind der Sage nach von Theseus

Digitized by Google

und Peirithoos entführt wurde. Tyndareos ließ die um sie werbenden Freier schwören, dem erwählten Gemahl seiner Tochter im Falle der Befehdung beistehen zu wollen. Diesem gemäß forderte ihr Gemahl Menelaos, als ihm H. von Paris, dem Sohne des trojan. Königs Priamus, entführt worden war, alle griech. Fürsten zur Bestrafung des erlittenen Schimpfs auf, wodurch der Trojanische Krieg veranlaßt wurde. Unerschöpflich sind die Mythographen in der Ausschmückung der Schicksale H.s gewesen. Von den vielen widersprechenden Erzählungen ist die gewöhnliche, daß aus dem Besitze des Paris H. in die Hände seines Bruders Deïphobos kam, und daß nach Trojas Eroberung Menelaos, den sie durch ihre Reize aufs neue gewann, sie mit sich zurück nach Sparta nahm. Als des Menelaos Gemahlin trifft sie nach der Odyssee Telemach. Schon in früher Zeit ließen griech. Dichter, zuerst Stesichoros, den Paris nur ein Scheinbild der H. entführen, sie selbst aber nach Ägypten entrückt werden, von wo sie dann Menelaos, der auch schon nach Homer längere Zeit mit ihr auf der Rückfahrt von Troja dort verweilt, wieder heimführt. Auch wurde gedichtet, daß H. zuletzt die Gemahlin des Achilles auf der als Aufenthalt der seligen Heroen gedachten Insel Leuke wurde. Dem Menelaos gebar sie eine Tochter, Hermione. Sie genoß mit Menelaos, und mit den Dioskuren zusammen, sowie auch allein in Lakonien göttliche Verehrung. Griech. Dichter und Künstler haben sie als ein Urbild weiblicher Schönheit verherrlicht und die Tragiker sie oft zum Stoffe ihrer Werke genommen. Vgl. Lehrs, «Über die Darstellungen der H. in der Sage und den Schriftwerken der Griechen», in den «Populären Aufsätzen» (2. Aufl., Lpz. 1875).

Helena, der Name des 101. Asteroiden, s. unter Planeten.

Helena, die heilige, Gattin des Constantius Chlorus, Mutter Konstantins d. Gr. Sie war von niederer Herkunft, stammte vielleicht aus Drepanon am Golf von Nikomedien und gebar ihren Sohn Konstantin wahrscheinlich zu Naissus in Obermösien im J. 274. Später ward sie ihres niedrigen Geschlechts wegen von ihrem Gatten entlassen. In hohem Alter wallfahrte sie nach Palästina und gründete mehrere Kirchen, besonders die Kirche des Heiligen Grabes zu Jerusalem. H. starb, fast 80 J. alt, ums J. 326. Ihre Gebeine wurden nach Konstantinopel gebracht; ihr Gedächtnistag ist der 16. Aug.

Helena (Sankt), Insel, s. Sankt Helena.

Helena, Hauptstadt des County Phillips im Staat Arkansas, Vereinigte Staaten von Amerika, rechts am Mississippi, 85 km im SW. von Memphis, zählt 3652 E., ist ein wichtiger Handelsplatz, Ausgangspunkt der Arkansas-Central- und der Helena- und Iron Mountain-, sowie Endpunkt der Mobile- und Northwestern-Eisenbahnen. Am 4. Juli 1863 fand hier eine Schlacht statt zwischen den Konföderierten unter General Holmes und den Bundestruppen unter General Prentiß, in welcher sich erstere nach einem mehrstündigen verzweifelten Kampfe zurückziehen mußten.

Helena, Stadt im County Lewis and Clarke des Territoriums Montana, Vereinigte Staaten von Amerika, 1864 angelegte Minenstadt am Mullans-Paß der Rocky-Mountains, Station der Northern-Pacific-Eisenbahn, zählte 1870: 3106, 1880 aber erst 3624 E., hat reiche Gold- und Quarzminen in der Nachbarschaft und ist Sitz verschiedener Bundesämter.

Helena-Medaille, die vom Kaiser Napoleon III. am 12. Aug. 1857 allen Militärs, welche zu Wasser oder zu Lande unter franz. Fahnen von 1792 bis 1815 gefochten hatten, verliehene Medaille. Sie ist von Bronze und trägt auf der einen Seite das Bildnis des Kaisers Napoleon I., auf der andern die Inschrift: «Campagnes de 1792 à 1815. A ses compagnions de gloire sa dernière pensée, 5. Mai 1821.» Die Medaille ist von einem Lorbeerkranz eingefaßt, von der Kaiserkrone bedeckt und wird an einem grünen, rotgestreiften Bande getragen.

Helene (Paulowna Charlotte Marie), Großfürstin von Rußland, geb. 9. Jan. 1807 als Tochter des Herzogs Paul von Württemberg, vermählt 20. Febr. 1824 mit dem Großfürsten Michael von Rußland, dem jüngsten Bruder des Kaisers Nikolaus. Sie unterstützte in Petersburg Kunst und Wissenschaft und beeinflußte auch die Politik. Seit 9. Sept. (28. Aug.) 1849 war sie Witwe; sie starb 2. Febr. (21. Jan.) 1873. Ihr einziges Kind, Großfürstin Katharina, 28. (16.) Aug. 1827 geboren, ist seit 20. Juni 1876 Witwe des Herzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz.

Helene (Luise Elisabeth), Herzogin von Orléans, geb. 24. Jan. 1814 als Tochter des 1819 verstorbenen Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, wurde 30. Mai 1837 vermählt mit Prinz Ferdinand von Orléans, aber schon 13. Juli 1842 Witwe. Sie starb 18. Mai 1858 zu Richmond in England. (S. Orléans [Prinz Ferdinand Philippe Joseph Louis Charles Henri]).

Helenin, s. Alantkampfer.

Helenopolis, alte Stadt in Bithynien, s. Drepanon.

Helenos, Sohn des Priamus und der Hecuba, tapferer Krieger und Seher in der Ilias, wurde nach der nachhomerischen Poesie später von den Griechen gefangen genommen und offenbarte diesen, daß Troja nicht ohne Philoktet erobert werden könne. Nach Trojas Fall soll er mit Pyrrhus nach Epirus gezogen und nach dessen Tode Andromaches Gemahl geworden sein. So findet ihn Äneas bei Virgil.

Helensburgh, Stadt in der schott. Grafschaft Dumbarton, 18 km im NW. von Dumbarton, am rechten Ufer der Clyde-Mündung, gegenüber von Greenock und an der Eisenbahn Dumbarton-Gareloch-Head, zählt 6000 E. und hat von den Bewohnern Glasgows vielbesuchte Seebäder.

Helepólis (grch., «Städteeroberer»), eine Belagerungsmaschine der Alten, ein Breschwerkzeug von kolossalen Dimensionen, welches von Demetrius Poliorketes erfunden wurde.

Helfenberger Bandwurmmittel, s. unter Farnkrautwurzel.

Helfer, in Württemberg Name der untersten Stadtgeistlichen, entsprechend dem Titel Diakonus; Oberhelfer soviel wie Archidiakonus; bei den Herrnhutern ist H. ein Seelsorger und Sittenaufseher. [Rostitz (Geschlecht).

Helfer (Joh. Wilh.), Naturforscher, s. unter

Helferich (Joh. Alfons Renatus), Nationalökonom, geb. 5. Nov. 1817 zu Neuchâtel, besuchte das Gymnasium in Nürnberg, von 1836 an die Universitäten Erlangen, Berlin, Heidelberg, München, wurde 1843 Privatdocent in Freiburg i. Br., 1844 außerord., 1847 ord. Professor, war 1849—60 in

gleicher Stellung in Tübingen, 1860—69 in Göttingen, seit 1869 in München. H. veröffentlichte zahlreiche größere Untersuchungen über ökonomische Themata, meist in der tübinger «Zeitschrift für Staatswissenschaft» erschienen, unter welchen die wichtigsten sind: «Die Domänenverwaltung in Baden» (1847), «Heinr. von Thünen und sein Gesetz über die Teilung des Produkts unter Arbeiter und Kapitalisten» (1852), «Württemb. Agrarverhältnisse» (1853—54), «Über die österr. Valuta» (1855—56), «Die Waldrente» (1867 u. 1871). Neuerdings verfaßte er die Artikel «Forstwirtschaft» und «Allgemeine Steuerlehre» in Schönbergs «Handbuch der polit. Ökonomie» (Tüb. 1882).

Helferstorfer (Othmar), österr. Abgeordneter, geb. 19. Juli 1810 in Baden bei Wien, wurde 1828 im Benediktinerstift der Schotten in Wien aufgenommen, 1833 zum Priester geweiht, war als Seelsorger, dann als Lehrer im Stiftsgymnasium (daneben an Sonntagen auch als Hofprediger) thätig, 1860 als Abt gewählt. Von der Großgrundbesitzerkurie in den niederösterr. Landtag und auch in das Abgeordnetenhaus entsendet, stimmte er stets mit der deutschen und freisinnigen Partei und war deshalb im Lande sehr populär. Im J. 1874 wurde er in das Herrenhaus berufen, seit 1872 bis zu seinem Tode (25. Okt. 1880) leitete er als Landtagspräsident und Vorsitzender des Landesausschusses die Provinzialgeschäfte von Niederösterreich.

Helfert (Alexander, Freiherr von), österr. Schriftsteller und Abgeordneter, geb. 3. Nov. 1820 in Prag, widmete sich jurist. Studien, lehrte kurze Zeit an der krakauer Universität, vertrat im Reichstag 1848—49 die Stadt Tachau, trat dann in das Unterrichtsministerium und war 1849—60 Unterstaatssekretär unter dem Minister Leo Graf von Thun. Vom 1. Okt. 1860 bis 4. Febr. 1861 leitete H. provisorisch das Unterrichtsministerium und, als dessen Geschäfte dem Staatsministerium zugewiesen worden, die Abteilung des Staatsministeriums für Unterricht und Kultus bis 1865 und trat dann in den Ruhestand. Hierauf nahm er seine schriftstellerische Thätigkeit, die er mit einer Streitschrift «Huß und Hieronymus» (Prag 1853) begonnen, wieder auf, als Herausgeber der «Österr. Geschichte für das Volk», in welcher Sammlung er die Geschichte Österreichs unter der Regierung des Kaisers Franz I. bearbeitete. Ferner schrieb H.: «Geschichte Österreichs vom Ausgange des wiener Oktoberaufstandes 1848» (Bd. 1—4, Prag 1869—76), «Maria Luise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin der Franzosen» (Wien 1873), «Der rastatter Gesandtenmord» (Wien 1874), «Die wiener Journalistik im J. 1848» (Wien 1877), «Bosnisches» (Wien 1879), «Der wiener Parnaß» (Wien 1882), «Fabrizio Ruffo» (Wien 1882), «Maria Karolina von Österreich, Königin von Neapel und Sicilien» (Wien 1884). Durch den Pairsschub vom Jan. 1881 gelangte H. in das Herrenhaus des österr. Reichsrats, wo er als Vertreter der föderalistischen Partei eine hervorragende Rolle spielt.

Helge-å, mehrere schwed. Flüsse. Der größte derselben entspringt im Süden des Jönköpings-Län auf einer Höhe von 200 m, durchfließt mehrere Seen, darunter Möckeln in Småland und Helgesjön in Schonen, wo er in der Hanöbucht bei Åhus, dem Hafen Kristianstads, in die Ostsee fällt. Die gesamte Länge beträgt 193 km, das Stromgebiet 4600 qkm. Am Ausflusse der H. fand eine Seeschlacht statt zwischen dem Dänenkönige Knut d. Gr. und den Königen Arund von Schweden und Olaf von Norwegen.

Helgi Hjörvardhsson, ein nordischer Sagenheld, über welchen die Eddalieder berichten. Er war der Sohn des Hjörvardh und der Sigrlin; seinen Namen erhielt er von der Walkyrie Svava, welche ihm als Zahngeschenk ein siegbringendes Schwert verleiht. Im Kampfe erschlägt er den Mörder seines Großvaters und den Riesen Hati und vermählt sich dann mit Svava. Beim Bragarfull (s. unter Bragi) hatte H.s Bruder Hedin gelobt, die Svava zu erlangen; als er bittere Reue darüber empfindet, tröstete H. ihn durch Hinweisung auf den bevorstehenden Kampf. In diesem erhält H. die Todeswunde und bittet sterbend Svava, sich mit Hedin zu vermählen. Die ganze Sage behandelt die «Helgarkridha Hjörvardhssonar» der Eddalieder.

Helgi Hundingsbana, d. h. der Hundingstöter, eine der schönsten Erscheinungen der nordischen Sage, war der Sohn Sigmunds und der Borghild, der Stiefbruder Sigurdhs. Bei seiner Geburt erscheinen die Nornen und geben ihm Namen und Güter. Als er herangewachsen ist, erschlägt er Hunding und dessen Söhne. Auf die Bitte der Walkyrie Sigrun kämpft er gegen Hödbrod und besiegt diesen und seinen Anhang, verlobt sich alsdann mit Sigrun, wird aber bald darauf von deren Bruder Dag getötet. Sigrun bewahrt dem nach Walhalla gekommenen Helden ihre Liebe; auf seinem Grabhügel erwartet sie ihn allnächtlich, bis ihr H. erscheint und sie bittet, von ihrem Schmerz abzulassen. Bald darauf stirbt auch Sigrun. Diese Sage, welche ursprünglich für sich bestand, ist in den altnord. Quellen an die Völsungensage, die Geschichte von Sigurdh und seinem Geschlecht, angeknüpft.

Helgoland (engl. Heligoland), ein kleines, jetzt Großbritannien zugehörendes Felseneiland der Nordsee, welches, 56 km von dem nächsten Punkte Schleswigs (Eiderstedt) und 58 km im NW. von Cuxhaven gelegen, die Mündungen der Elbe, Weser und Eider beherrscht und von einigen andern Sandinseln oder Dünen und verschiedenen Klippen und Riffen, unter denen der sog. Mönch die vorzüglichste, umgeben ist. Die Insel, nur 0,55 qkm groß, wird in das Ober- und Unterland eingeteilt. Jenes hat bei 1792 m Länge und 600 m Breite 3978 m im Umfang und ist 60 m, im höchsten Punkte 66 m über der Meeresfläche erhaben; dieses, ein flaches Vorland aus rötlichem Thon und Rollsteinen, hat jetzt kaum noch einen Umfang von 900 m, weil die Fluten des Meers fortdauernd größere oder kleinere Massen von den steilen roten Keuperfelswänden abspülen. Die vor den Wänden isoliert aus dem Meere sich erhebenden und die Insel gegen die Wut der Wellen schützenden Felsen heißen die Brünne, d. i. der Panzer. Die Sandinseln haben nur zwei Fünfteile des Umfangs von H. Etwa 1200 m östlich von dem Vorlande liegt eine 300 m lange und 100 m breite, 6 m über der Meeresfläche erhabene Sanddüne, an deren westl. Strande das Seebad liegt. Dieselbe hing bis 1720 durch einen Landstreif mit der Insel zusammen. Der obere Teil der Insel ist zwar Felsengrund, aber mit einer fruchtbaren Erde bedeckt, welche Gras und Klee, Gerste, Kartoffeln, auch niedrige Sträucher trägt. Auf diesem Teile der Insel steht der Leuchtturm von 80 m Seehöhe und

Digitized by Google

eine kleine Stadt von 500 Häusern, an die sich auf dem untern Teile noch etwa 70 Häuser reihen. Eine hölzerne Treppe von 190 Stufen führt nach oben hinauf. Der Ort hat Theater, Gesellschaftshaus und mehrere Hotels. Fischerei, Hummerfang und besonders der Lotsendienst, in welchem sie ausgezeichnet sind, bilden die Hauptnahrungsquelle der (1881) 2001 Bewohner. Dieselben sind fries. Stammes und sprechen einen fries. Dialekt; aber Gottesdienst und Schulunterricht finden in hochdeutscher Sprache statt. Übrigens unterhalten sie auch Schiffahrt und gewinnen durch den Aufenthalt der zahlreichen Fremden, die das Seebad besuchen. Trinkwasser fehlt, außer dem gesammelten Landrecht, das nur aus 14 Artikeln besteht. Die Einwohner sind im allgemeinen von einfachen und strengen Sitten, und zu keiner Zeit war ein Gefängnis auf H. vorhanden. Die Helgoländer bekennen sich zur luth.-evang. Kirche und wählen ihre Prediger selbst, von denen der jüngere zugleich den Unterricht in der obern Klasse der Schule besorgt. Die Besoldung der Geistlichen liegt dem Landesherrn ob.

Vgl. Oetker, «H., Schilderungen und Erörterungen» (Berl. 1853); Wallace und Parkinson, «Der unentbehrliche Begleiter nach H.» (5. Aufl., Hamb. 1882); Seelig, «Führer durch H. und Curhaven» (Hamb. 1883).

Topographische Lage von Helgoland.

Regenwasser. Ein submariner Telegraph führt zur deutschen Küste.

Auf H. war in ältester Zeit ein Heiligtum des Gottes Fosite, der bei allen Friesen in hohem Ansehen stand, bis der heil. Willebrod 785 dasselbe zerstörte. Mit Nordfriesland kam die Insel an das Herzogtum Schleswig, war bis 1712, wo Dänemark sie unterwarf, ein Besitztum der Herzöge von Gottorp, wurde aber 1807 von den Engländern besetzt, welche sie während der Kontinentalsperre Napoleons I. zur Hauptniederlage ihres Schmuggelhandels mit dem Festlande machten. Im Kieler Frieden trat Dänemark 1814 H. förmlich an England ab. Die brit. Regierung bezieht von der Insel eine geringe Getränk- und Hausteuer, nebst Kurtaxe, und läßt die Verwaltung durch einen Gouverneur, der gewöhnlich Stabsoffizier ist, besorgen. Ihm steht ein Rat zur Seite. Die alten fries. Gesetze bilden das helgoländer

Das Seebad zu H. entstand 1826 durch den Vorschlag von der Deckens und ist, namentlich seit der regelmäßigen Dampfbootverbindung mit Hamburg, Cuxhaven und Geestemünde, eins der besuchtesten der Nordsee. Der Hauptplatz für die Bäder ist die Düne. Auch an der Ostseite der Insel besteht eine Badeanstalt sowie ein vorzüglich eingerichtetes Schwimmbassin.

Heliäa hieß im alten Athen der große, zuerst durch Solon angeordnete Ausschuß von tausend Männern, der (alljährlich neu aus allen Bürgern, die das 30. Lebensjahr überschritten hatten, auszulosen) die volkstümliche Instanz bildete, an welche in allen schweren Kriminalfällen von dem Urteil der Archonten appelliert und vor welchem nach Ablauf jedes Amtsjahres Klage gegen Beamte wegen Überschreitung ihrer Amtsbefugnisse erhoben werden konnte. Mit der fortschreitenden Entwickelung der Demokratie in Athen wuchs die Macht und Bedeu-

Digitized by Google

tung der H. fortdauernd. Kleisthenes (gegen Ende des 6. Jahrh.) erhöhte die Zahl der Heliasten, bestimmte, daß von allen Sprüchen der Archonten über Verbrechen und Vergehen und auch in Civilsachen an die H. appelliert werden konnte, und gab der H. das Recht, alle Beschwerden gegen abtretende Beamte anzunehmen, die Rechenschaft der Beamten über ihre Amtsführung entgegenzunehmen, dieselben endlich ordnungsmäßig zu entlasten. Endlich in der Perikleischen Zeit erhielt das System der aus der H. besetzten Schwurgerichtshöfe seine Vollendung.

Heliäden (Heliades) hießen die drei, nach andern sieben oder fünf Töchter des Helios und der Klymene, die Schwestern des Phaëthon, die nach der gewöhnlichen Sage in Schwarzpappeln verwandelt wurden, als sie ihren Bruder Phaëthon (s. d.) beweinten, nach Hygin, weil sie ihrem Bruder des Vaters Wagen ohne dessen Befehl angespannt hatten. Ihre Thränen verwandelten sich in Bernstein, der von den Bäumen in den sagenhaften Strom Eridanos träufeln sollte. — Heliaden heißen auch die sieben durch Weisheit ausgezeichneten Söhne des Helios, welche dieser mit der Nymphe der Insel Rhodus erzeugte. [gang der Sterne.

Heliakisch, zur Sonne gehörig; s. unter Auf-

Heliand, d. i. Heiland, hat A. Schmeller das von ihm (2 Tle., Münch. 1830—40) nach den beiden vorhandenen Handschriften, deren eine früher in Bamberg, jetzt in München, die andere im Britischen Museum aufbewahrt wird (Bruchstücke einer dritten Handschrift sind neuerdings in Prag gefunden worden), herausgegebene altsächs. Gedicht des 9. Jahrh. genannt, das in allitterierenden Versen die Geschichte Christi nach den Evangelien erzählt. Es ist vielleicht ein Teil eines umfassendern Werks, einer poetischen Bearbeitung der Geschichte des Alten und Neuen Testaments, die Ludwig der Fromme einem berühmten sächs. Sänger auftrug. Wo der ungenannte Dichter des H. lebte, ob er ein Westfale war, wie viele meinen, ist nicht zu entscheiden. Sein Werk ist nicht nur das fast einzige uns erhaltene Denkmal der altsächs. Mundart, sondern auch durch Wärme der Empfindung und durch Glanz und Kühnheit der Sprache von hohem dichterischen Werte. Es stellt sich den gleichzeitigen angelsächs. und altnordischen Dichtungen würdig zur Seite und läßt eine Blütezeit der deutschen Poesie im 9. Jahrh. erkennen. Zugleich gibt es durch seinen Ton, der in formelhaften Ausdrücken und Wendungen als ein volksmäßiger unverkennbar ist, ein Bild der epischen deutschen Volkspoesie jener Zeit. Neuere Ausgaben lieferten Köne (Münster 1855, mit Übersetzung), Heyne (3. Aufl., Paderb. 1883), Rückert (in «Deutsche Dichtungen des Mittelalters», Bd. 4, Lpz. 1876), Sievers (Halle 1878) und Behaghel (Halle 1882). Übersetzungen veröffentlichten Kannegießer (Berl. 1847), Simrock (3. Aufl., Berl. 1882), Grein (Minteln 1854; neue Bearbeitung, Kass. 1869) und Rapp (Stuttg. 1856). Vgl. Vilmar, «Deutsche Altertümer im H.» (2. Aufl., Marb. 1862); Windisch, «Der H. und seine Quellen» (Lpz. 1868); Grein, «Die Quellen des H.» (Kass. 1869); Sievers, «Der H. und die angelsächs. Genesis» (Halle 1875).

Helianthemum *Pers.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cistineen. Die Arten derselben sind sehr variabel, und man kennt etwa 100 Formen, die sich jedoch auf ungefähr 30 Arten zurückführen lassen. Die meisten derselben kommen im Mediterrangebiet und Westasien vor, nur wenige finden sich in Amerika. Es sind krautartige Pflanzen oder Halbsträucher mit meist niederliegenden Stengeln und eiförmigen oder linealischen ganzrandigen Blättern. Die Blüten sind ansehnlich und gewöhnlich von gelber Farbe, sie bestehen aus fünf leicht abfallenden Blumenblättern, drei bis fünf Kelchblättern, sehr vielen Staubgefäßen und einem fadenförmigen Griffel, der dem einfächerigen, mit drei nach innen vorspringenden Placenten versehenen Fruchtknoten aufsitzt. Die bekannteste Art ist das gemeine Sonnenröschen (H. vulgare *Gärtn.* oder H. Chamaecistus *Mill.*); es findet sich an Waldrändern und auf sonnigen Grasplätzen durch ganz Mitteleuropa verbreitet. Das Kraut desselben war früher unter dem Namen Herba Helianthemi s. Chamaecisti vulgaris offizinell. Einige andere Arten werden wegen ihrer schönen Blüten und ihrer großen Veränderlichkeit in den Gärten gezogen. Es gibt eine ziemliche Anzahl Varietäten mit verschieden gefärbten und auch mit gefüllten Blüten.

Helianthus *L.*, Sonnenblume, Gattung ein- oder mehrjähriger Gewächse Amerikas, zur Familie der Kompositen gehörig und so genannt, weil die großen Blütenköpfe mit ihrem ausgebreiteten gelben Strahl mit der Sonne verglichen werden können. Der Kelch ist unregelmäßig dachziegelförmig, die äußern Schuppen desselben blattartig, spitz, mit nicht angedrückten Anhängseln, die innersten kleiner; der Fruchtboden ist flach oder gewölbt, mit spitzen Spreublättchen besetzt, die Früchtchen sind fast vierkantig, mit zwei grannenförmigen Schüppchen gekrönt. Die in den Blumengärten häufigste Art ist H. annuus *L.*, die einjährige Sonnenblume, eine 2—3 m hohe Zierpflanze mit 30 cm und darüber breiten nickenden Blütenköpfen und scharfhaarigen, herz-eiförmigen Blättern. Man kultiviert von ihr in den Gärten, besonders in landschaftlichen Anlagen, wo sie eine ausgezeichnete Rolle spielen, mehrere konstante Arten, die einblumige (var. uniflorus) mit höherm und viel stärkerm Stengel, sehr großen Blättern und mit nur einem einzigen Blütenkopfe, dessen Scheibe aber gegen 50 cm breit ist; die gefüllte (var. flore pleno), bei der die gewölbte Scheibe dicht mit dachziegelig geordneten Blüten besetzt ist, die in der Form den Strahlblüten ähnlich sind; die kugelblütige (var. globosus), ohne Strahl und auch die der Scheibe verlängert-röhrig, sodaß die Blume, da der Rand der Scheibe nach hinten umgebogen ist, eine fast kugelige Gestalt erhält, und andere Spielarten. Man pflanzt diese effektvollen Pflanzen durch Aussaat im März und April fort. Die Sonnenblume verlangt zum Gedeihen ein sehr nahrhaftes, gut gedüngtes Erdreich, in welchem ihre Stengel bis 4 m hoch werden. Da sie den Boden sehr aussaugt, so ist sie zur Trockenlegung sumpfigen Bodens geeignet. Von großer wirtschaftlicher Bedeutung ist sie als Ölpflanze. Das aus der Frucht gewonnene Öl ist ein wichtiger Produktions- und Handelsartikel, besonders für Rußland. Dort betrug die Produktion schon 1870 mehr als 80000 Doppelcentner, welche einen Wert von etwa 4 Mill. Rubel repräsentieren. Der Anbau dieser Pflanze nimmt aber von Jahr zu Jahr zu.

Von Zierpflanzen dieser Gattung ist noch zu erwähnen H. argophyllus, ebenfalls einjährig, die

Digitized by Google

ganze Pflanze mit dichtem, silberweißem Seidenfilz bedeckt, die Blumen mit orangegelbem Strahl und schwarzpurpurner Scheibe, welche letztere bei der gefüllt blühenden Varietät mit blumenblattartigen, braungerandeten Blümchen ausgefüllt ist. Der ausdauernde H. multiflorus besitzt zwar viel kleinere Blumen, aber desto zahlreichere Blütenstengel und ist eine stattliche, für Ziergärten sehr zu empfehlende Pflanze, besonders die gefüllt blühende Varietät. Vor der Einführung der Kartoffel von größerer Wichtigkeit als jetzt war der Topinambur, H. tuberosus, eine Pflanze Nordamerikas, in allen Teilen kleiner als die einjährige Sonnenblume, ausdauernd mit birnförmigen Knollen, welche der Wurzelstock erzeugt. Sie sind von der Größe mittelgroßer Kartoffeln und eßbar, jedoch weniger reich an Nährstoffen als diese. Ihr etwas starker Geschmack erinnert an Artischocken. Als Gemüsepflanze wird der Topinambur wenig mehr gebaut, dagegen verdient er mehr Beachtung als Viehfutter, da er mit dem schlechtesten Boden fürlieb nimmt und keiner Pflege bedarf. Die Knollen werden besonders gern von Schweinen gefressen, gedämpft aber auch vom Rindvieh. Die Blätter geben gutes Schaffutter und können auch als Streu und zur Düngerbereitung Verwendung finden. Diese Pflanze ist so anspruchslos, daß ihre Kultur fast gar keine Mühe weiter erfordert als die Pflanzung ein für allemal. Man pflanzt sie durch Knollen im Frühjahr fort und erntet im Herbst, wenn die Stengel trocken geworden sind.

Heliasten, s. unter Heliäa.

Hélice (frz.), Schraubenlinie, Schraubengang; escalier en hélice, Wendeltreppe.

Helichrysum, s. unter Immortellen.

Helicidae, Heliciden oder Schnirkelschnecken bilden eine artenreiche (mit weit über 5000 Spezies) Familie der Pulmonaten. Sie sind Landbewohner von sehr verschiedener Größe (wenige Millimeter bis 6 cm), mit vier (nur sehr selten mit zwei) retraktilen Tentakeln, auf deren hintern die Augen sich befinden. Die Schale ist sowohl der Gestalt als auch der Färbung nach außerordentlich mannigfaltig: einzelne (sog. Nacktschnecken) besitzen nur eine rudimentäre innere Schale; bei andern ist die Schale zwar äußerlich, aber sehr klein, während sie wieder bei andern das ganze Tier aufzunehmen im Stande ist. Sehr häufig zeigen sie fünf farbige Bänder, welche in sehr verschiedener Art und Weise miteinander verschmelzen, zum Teil auch ausfallen können, sodaß für gewisse Arten der Kreis der Farbenvarietäten ein ungemein großer wird; bei der gewöhnlichen Hainschnecke (Helix nemoralis) zählt man nicht weniger als 89 Fälle verschiedener Färbung. Die Tiere sind eierlegende, nur in seltenen Fällen lebende Junge zur Welt bringende Zwitter, die zum Teil von animalischer, zum Teil von vegetabilischer Kost leben und in letzterm Falle sehr lästig für Gartenbau und Landwirtschaft werden können. Besonders erwähnt zu werden verdienen: die graue und die Ackernacktschnecke (Limax cinereus und agrestis), erstere bis 5 Zoll lang, dem Gemüse in Gärten, aber auch den Vorräten davon in Kellern u. s. w. sehr schädlich; man vertilgt sie entweder, indem man Koder, Kürbisstücke, süße Äpfel, Salat- und Kohlblätter u. s. w., namentlich aber Substanzen, die mit Jodium getränkt sind, dessen Geruch die Schnecken nach Erfahrungen franz. Gärtner ungemein anzieht, auslegt und die angelockten mittels kochendem Wasser, aufgestreutem Kochsalz oder ungelöschtem Kalk tötet, oder man streut an Stellen, wo die Tiere häufig sind, vor Sonnenaufgang oder kurz nach Sonnenuntergang Gips, Kalk, Asche, Salz, Eisenvitriol, Fichtennadeln, kurz Substanzen, welche die Tiere ihres Schleims berauben, sie in der Fortbewegung hindern oder ihre Haut verletzen. Auch Enten und Stare sind in den Gärten ausgezeichnete Vertilger der lästigen Gäste. Harmlos sind die rot, braun und schwarz vorkommenden Weg- oder Waldnacktschnecken (Arion empiricorum), weniger die gebänderten Gartenschnecken (Helix nemoralis und hortensis) und die gesprenkelte Baumschnecke (H. arbustorum). Den Schaden, den die große Weinbergschnecke (H. pomatia) thut, könnte sie leicht mit ihrer eigenen Haut ersetzen, da sie ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel ist, das man in Süddeutschland recht zu schätzen weiß, das aber im Norden der Menschheit verloren geht. In Schwaben, namentlich um Ulm, werden sie massenhaft in sogenannten «Schneckengärten» gehegt und gehen in Fässern zu 10000 Stück als Handelsartikel donauabwärts bis Wien. Am besten sind sie im Anfang des Winters, wenn sie ihre Gehäuseöffnung mit einem festen Kalkdeckel geschlossen haben. Die Schnecken sind nicht allein eine Fastenspeise, denn auch bei den alten Römern waren sie sehr beliebt, die sie in eigenen Behältern (cochlearia) mästeten. In Südeuropa werden viele Arten gern verzehrt. Die Heliciden sind kosmopolitisch; fossil treten sie (in Nordamerika) in der Steinkohlenformation auf, fehlen dann aber, bis jetzt wenigstens, bis zur obern Kreide. Vgl. Pfeiffer, «Monographia heliceorum viventium» (8 Bde., Lpz. 1848—77).

Heliconiden, eine Familie lebhaft gefärbter, tropischer Tagschmetterlinge.

Hélie (Faustin), franz. Jurist, geb. 31. Mai 1799 zu Nantes, wurde 1823 Advokat daselbst, 1827 im Justizministerium angestellt und 1837 Chef des Bureau der Kriminalsachen, 1849 Rat am Cassationshof und 1879 Vizepräsident des Staatsrats. H. gründete 1829 das «Journal du droit criminel» und schrieb: «Théorie du code pénal» (mit Chauveau, 6 Bde., 1834—43; 5. Aufl. 1872—73) und «Traité de l'instruction criminelle» (9 Bde., 1845—60; 2. Aufl. 1866—67).

Helike, uralte Stadt im Peloponnes an der achäischen Küste des Korinthischen Meerbusens, etwa eine halbe Stunde südöstlich von Vostitza (dem alten Ägion), in fruchtbarer Ebene gelegen. Ein Naturereignis im J. 373 v. Chr., von Aristoteles beschrieben, das sich beim benachbarten Bura als Erdbeben, bei H. wesentlich als Austreten des Meeres äußerte, zerstörte den Ort vollständig und veränderte die ganze Küstenlinie. Nur der Name verblieb der Gegend.

Helikoidisch (lat.-grch.), spiralförmig.

Helikometrie, Schneckenmessung, ist die Lehre von den Spiralen oder Schneckenlinien, welche durch Drehung eines Schenkels unter gleichzeitiger Fortbewegung eines Punktes desselben entstehen. Zu den Spiralen, welche transscendente Kurven sind, gehören z. B. die archimedische, die hyperbolische und die logarithmische Spirale.

Helikon, jetzt Zagora, ein von W. nach O. streichender, an Quellen und heilkräftigen Kräutern reicher Gebirgszug im SW. der griech. Landschaft Böotien, zwischen dem Kopaïschen See und dem

Digitized by Google

innern Korinthischen Meerbusen, ist von den alten Dichtern als geheiligter Musensitz verherrlicht worden. Auf dem gegen 1600 m hohen Gipfel der Hauptkette des Gebirges stand ein Altar des Zeus Helikonios; nur 70—80 m unterhalb desselben entspringt ein Quell des klarsten und frischesten Wassers, die Hippokrene, welche der Sage nach durch den Hufschlag des Pegasus hervorgebracht worden sein sollte. Etwa 8 km weiter abwärts in einem schmalen Seitenthale befand sich im Altertum ein zum Gebiete der Stadt Thespiä gehöriger, den Musen geweihter Hain, der mit zahlreichen Bildwerken geschmückt und von Wohnungen für die Priester umgeben war. Die Überreste sind nicht bedeutend. In der Nähe des Hains sprudelt eine ebenfalls den Musen heilige Quelle, die Aganippe, unter Bäumen aus dem Felsboden hervor.

Helikon, bei den alten Griechen ein viereckiges Saiteninstrument mit neun Saiten, welches jedoch, wie das Monochord, nur der Tonbestimmung diente und nicht der praktischen Musikübung; ferner Name eines modernen, besonders bei der Militärmusik eingeführten Blechblaseinstruments von größten Dimensionen, welches kreisrund gewunden ist und über die Schulter getragen wird.

Helikoniden, soviel wie Musen.

Heliocentrisch heißt in der Astronomie jede Ortsbestimmung, die sich auf den Mittelpunkt der Sonne bezieht oder nach der Vorstellung aus dem Mittelpunkte der Sonne beobachtet wird. So bestimmt z. B. die heliocentrische Länge und Breite eines Planeten den Ort, welchen derselbe, aus der Mitte der Sonne beobachtet, einnimmt.

Heliochromie, s. unter Photographie.

Heliodor, griech. Erotiker, aus Emesa in Syrien, verfaßte einen, vor andern griech. Romanen durch Sittenreinheit und zum Teil auch durch kunstreiche Anlage sich auszeichnenden Roman («Aethiopica»), in welchem die Liebesabenteuer des Theagenes und der Chariklea geschildert werden. Der Kirchenhistoriker Sokrates gibt an, ein Bischof H. von Trikka in Thessalien, den man an das Ende des 4. Jahrh. n. Chr. zu setzen pflegt, solle der Verfasser sein. Wahrscheinlich aber war der Verfasser vielmehr ein der neupythagoräischen Lehre ergebener Sophist des 3. Jahrh. Vgl. Rhode, «Der griech. Roman» (Lpz. 1876). Die besten Ausgaben der «Aethiopica» lieferten Korais (2 Bde., Lpz. 1805), Bekker (Lpz. 1855) und Hirschig in den «Erotici scriptores» (Par. 1856); gute deutsche Übersetzungen Göttling (Frankf. 1822), Jacobs (Stuttg. 1837 fg.) und Fischer (Stuttg. 1869).

Heliodorus, Kämmerer und Schatzmeister des Königs von Syrien Seleucus IV. Philopator (187—175), begab sich auf Anstiften des Apollonius, Statthalters von Niedersyrien und Phönizien, nach Jerusalem, um den daselbst im Tempel aufgehäuften Schatz zu plündern, da dessen Vorhandensein durch einen Verräter, Simon den Benjaminiten, bekannt geworden war. Der Hohepriester Onias weigerte sich, die daselbst geborgenen 400 Talente Gold und 200 Talente Silber herzugeben; als H., des Priesters und des Volkes Widerstand nicht achtend, sich dennoch zum Raube anschickte, soll er nach der sagenhaften Erzählung des zweiten Buches der Makkabäer (Kap. 3) durch das wunderbare Einschreiten eines berittenen Engels und zweier junger Knappen zu Boden geschmettert, jedoch durch Onias' Gebet wieder belebt und bekehrt worden sein. Diese Scene ist durch Rafaels berühmtes Bild in den Stanzen zu Rom verherrlicht worden. Josephus erwähnt dieser Geschichte nicht. Wir wissen nur, daß später H. den König ermordete, als dessen Bruder Antiochus gegen den Sohn des Königs, den spätern Demetrios Soter, als Geisel der Römer ausgetauscht wurde und auf der Reise von Rom nach Syrien unterwegs war. H. bemächtigte sich wirklich, in Abwesenheit der Thronerben, des Thrones, wurde aber nach kurzer Zeit durch das Einschreiten der Pergamer Attalus und Eumenes gestürzt, um dem Bruder des Seleucus, Antiochus IV. Epiphanes (s. d.), das Feld zu räumen (175 v. Chr.). Außer dem Makkabäerbuch erwähnt nur Appian des H., da die auf ihn bezügliche Stelle im 41. Buch des Livius durch eine Lücke verloren ist. Die Zeit der Regierung des H. war nur kurz, da sowohl von Seleucus IV. als von Antiochus IV. Münzen aus dem J. 138 der Seleucidischen Ära (175 v. Chr.) vorhanden sind.

Heliogabălus oder Elagabal, röm. Kaiser 218—222 n. Chr., eigentlich Varius Avitus, ein Enkel der Julia Mäsa, Schwester der Julia Domna, der Gattin des Kaisers Septimius Severus. Seine Großmutter wandte sich nach der durch Macrinus veranlaßten Ermordung Caracallas (im April 217) nach ihrer Heimat Emesa in Syrien, wo ihr (als Caracallas Bastard geltender) Enkel Oberpriester des Elagabal, des Sonnengottes von Emesa, wurde, dessen Namen er selbst annahm. Sie gewann durch ihre Geldmittel einen Teil des hier lagernden Heeres für H., der im Alter von 14 Jahren am 16. Mai 218 zum Kaiser ausgerufen wurde. Macrinus ward im Juni 218 in der Gegend von Antiochia geschlagen, nachher ebenso wie sein Sohn Diadumenus auf der Flucht ermordet. H. aber zog, nachdem er den nächsten Winter in Nikomedia verlebt, 219 in Rom ein. Dahin verpflanzte er zugleich den orgiastischen Dienst seines syr. Gottes, dem er Tempel, einen auf dem palatinischen Berge, erbaute und die andern Götter unterordnete. In Schwelgerei, frechem Übermut und Wollust übertraf er die schlechtesten seiner Vorgänger. Als er aber endlich das Leben seines Vetters Alexianus (Alexander Severus), den er (221) adoptiert hatte, bedrohte, brach (nach der gewöhnlichen Annahme 11. März, nach neuester Rechnung 2. Febr.) 222 ein Aufstand der Gardetruppen aus, die diesem geneigt waren. H. wurde ermordet und sein Leichnam in den Tiber geworfen.

Heliograph ist der Name eines Instruments, mit welchem kleine Bilder der Sonne angefertigt werden, und zwar meist mit Hilfe der Photographie, in welchem Falle dann das Instrument als Photoheliograph bezeichnet wird. Dies ist ein vollständiges Äquatorial mit einer photographischen Kammer; das Objektiv ist aplanatisch geschliffen, sodaß das Sonnenbild in einer Ebene (Sonnenscheibe) entsteht und entweder im Fokus direkt oder durch einen Okularapparat vergrößert aufgenommen wird. Dallmeyer und Browning in London, Steinheil in München und Hugo Schröder in Oberursel bei Frankfurt a. M. haben solche Apparate mehrfach konstruiert.

Heliograph ist auch Bezeichnung für eine in neuerer Zeit von dem Engländer Mance erfundene, zu Zwecken der Feldtelegraphie bestimmte Vorrichtung. Mance benutzt einen drehbaren Spiegel, um durch Reflex der Sonnenstrahlen Lichteindrücke

Digitized by Google

von kürzerer oder längerer Dauer auf große Entfernungen hin hervorzubringen. Durch entsprechende Kombination derselben wird, ähnlich wie beim Morse-Apparat, aus Punkten und Strichen ein Alphabet gebildet. Der H. von Mance soll bei Versuchen in England günstige Ergebnisse geliefert haben; indes schließt die Abhängigkeit des H. vom Sonnenlicht eine unbedingte Brauchbarkeit desselben aus. Vgl. Poten, «Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften» (Lpz. 1877).

Heliographie (grch.) ist zunächst der Name derjenigen Wissenschaft, welche sich mit der Lehre von der Sonne als Weltkörper befaßt, also soviel wie Sonnenbeschreibung, Sonnenkunde. Dann aber bezeichnet man auch mit H., zuweilen Heliotypie genannt, einerseits die Kunst, mit Hilfe der chem. Wirkung des Lichts ein vertieftes Bild auf einer Metallfläche hervorzubringen, welches sich in Kupferdruckmanier abdrucken läßt, andererseits die von solcher Metallfläche gewonnenen Abdrücke.

Das erste heliographische Verfahren wurde von Nicephore Niepce 1827 erfunden. Es gründet sich auf die Anwendung von Asphalt. Asphalt hat die Eigentümlichkeit, durch chem. Wirkung des Lichts seine Löslichkeit in ätherischem Öl zu verlieren. Überzieht man demnach eine Metallplatte mit einer Auflösung von Asphalt in Lavendelöl, trocknet die Schicht und belichtet sie unter einer auf durchscheinendem Papier gefertigten Zeichnung, so halten die schwarzen Striche das Licht zurück, an den darunter befindlichen Stellen bleibt somit der Asphalt löslich; unter den Licht durchlassenden weißen Stellen der Zeichnung wird er aber unlöslich. Behandelt man demnach eine in dieser Weise belichtete Platte mit Lavendelöl, so wird der lösliche Asphalt weggenommen, der unlösliche bleibt zurück. Das Metall wird daher an allen Stellen, die nicht durch die Striche der Zeichnung gedeckt waren, seine Asphaltdecke behalten. Gießt man eine ätzende Säure auf die Platte, so frißt diese das Metall an allen freien Stellen an, an den geschützten aber nicht, und so entsteht eine vertiefte Zeichnung in Metall, ähnlich einer Radierung. Dieses Niepcesche Asphaltverfahren erfordert wegen der geringen Lichtempfindlichkeit des Asphalts eine sehr lange Belichtung.

Ein anderes heliographisches Verfahren ist das von Fox Talbot; derselbe benutzt mit einer Mischung von chromsaurem Kali und Leim überzogene Metallflächen. Die genannte Mischung verliert bei der Belichtung ihre Löslichkeit in warmem Wasser, ähnlich wie Asphalt im Licht seine Löslichkeit in ätherischen Ölen verliert, und erlaubt deshalb in ganz analoger Weise, wie oben beschrieben, die Herstellung einer Radierung mit Hilfe des Lichts. Ein drittes Verfahren rührt von Scamoni her. Dieser fertigt auf gewöhnlichem photographischem Wege mittels Silbersalzen ein positives Bild auf Collodium. Ein solches Bild stellt ein schwaches Relief dar, welches durch geschickte Verstärkung erhöht, dann galvanoplastisch abgeformt werden kann und dadurch ebenfalls eine abdruckbare Metallplatte liefert.

Ein viertes Verfahren, welches jetzt allgemeiner als die beschriebenen angewendet wird, ist das photogalvanographische, das Pretzsch (s. Galvanographie) zuerst benutzte und das nach mancherlei Verbesserungen jetzt in der Art ausgeübt wird, daß man von einem photographischen, nach einer Zeichnung oder einem Stich angefertigten Negativ eine Lichtkopie auf Pigmentpapier herstellt und das so erhaltene Bild auf eine blanke Kupferplatte überträgt und entwickelt. (S. Pigmentprozeß unter Photographie.) Das reliefartig heraustretende Bild wird alsdann galvanoplastisch abgeklatscht und dadurch eine vertiefte, zum Kupferdruck geeignete Platte gewonnen.

Diese Verfahren eignen sich hauptsächlich zur Wiedergabe von in Strichmanier ausgeführten Zeichnungen oder Stichen, z. B. Landkarten, Kupferstiche (die nach gravierten Blättern auf Kupfer angefertigten H. nennt man wohl auch Heliogravüren), viel weniger aber zur Wiedergabe von Halbtonbildern; sie werden hauptsächlich zur Reproduktion von Karten und bei der Herstellung von Wertpapieren angewendet, bei welchen es auf eine absolut treue Wiedergabe eines Originals in mehrern Druckplatten ankommt. Neben dem oben beschriebenen Verfahren existieren noch zahlreiche Modifikationen desselben, von Negré, Placet, Baldus, Pretzsch, Mariot u. s. w. Im Prinzip verwandt ist der Heliogravüre die sog. Photogravüre, welche sich die Wiedergabe von Halbtönen zum Ziel setzt. (S. Photographie.) Wird die Belichtung einer mit Asphalt oder Leimchromat überzogenen Platte unter einem negativen Bilde vorgenommen, so erhält man beim nachfolgenden Ätzprozeß ein erhabenes Bild, welches in der Buchdruckerpresse abgedruckt werden kann. Man bezeichnet dieses Verfahren zuweilen als Heliotypie oder Phototypie.

Vgl. Scamoni, «Handbuch der H.» (Berl. 1872); Husnik, «Die H.» (Wien 1878).

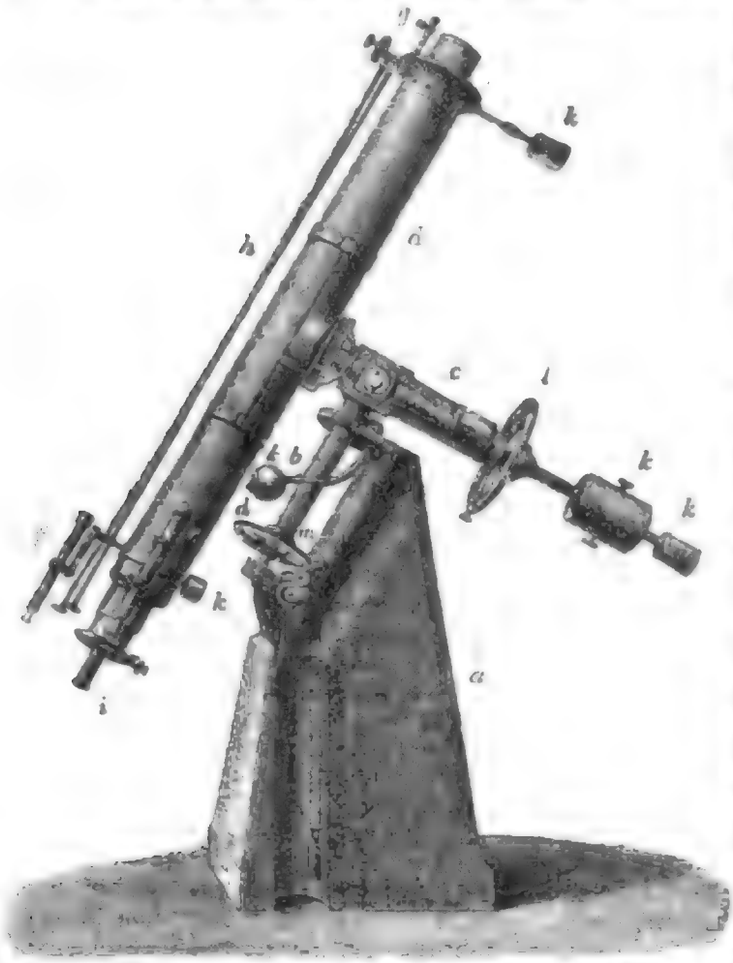
Heliogravüre, s. unter Heliographie.

Heliolatrie (grch.), Sonnenanbetung.

Heliometer, ein in der neuesten Zeit in der praktischen Astronomie vielfach angewandtes Instrument, mit welchem die Entfernungen von nahestehenden Sternen, Doppelsternen und Durchmesser von Planeten, Mond und Sonne (daher der Name) gemessen werden. Der franz. Astronom Bouguer hat das Instrument erfunden; er nahm zwei ganze Objektive von gleicher Brennweite, setzte das eine fest und bewegte das andere seitlich durch eine Schraube und beobachtete die von beiden Objektiven hervorgebrachten Bilder mit ein und demselben Okular. Dollond wandte zwei Objektivhälften an, indem er das ganze Objektiv in zwei halbkreisförmige Hälften zerschnitt; doch erst Fraunhofer gab dem Instrument die große Vollkommenheit und machte es zu einem der vorzüglichsten Mikrometerinstrumente. Beide Objektivhälften sind durch Schrauben beweglich und die Größe der Bewegung wird an genauen Teilungen abgelesen, die Schnittlinie ist in einer Fassung drehbar und kann in jede Richtung gebracht werden, sodaß man nicht nur Entfernungen und Durchmesser, sondern auch Positionswinkel messen kann. Bessel hat für die königsberger Sternwarte 1829 zuerst ein größeres H. anfertigen lassen und mit demselben vorzügliche Doppelsternmessungen und eine genaue Parallaxenbestimmung des Sterns 61 im Schwan u. s. w. ausgeführt. Später sind H. für die Sternwarten in Bonn, Pulkowa, Oxford, Lissabon, besonders von Repsold in Hamburg u. s. w. angefertigt, und 1874 sind von den deutschen, russ. und holländ. Astronomen diese Instrumente bei der Beobachtung des Vorübergangs der Venus vor der Sonnenscheibe

Digitized by Google

verwandt worden. Die nachstehende Abbildung zeigt das H. der pulkowaer Sternwarte. Dasselbe ist parallaktisch auf dem Steinstativ a montiert, in b ist die Polarachse, in c die Deklinationsachse, in m der Stundenkreis, welcher durch ein Uhrwerk mit der Achse in 24 Stunden einmal herumgetrieben werden kann. In l ist der Deklinationskreis, d d ist das Fernrohr mit dem durchschnittenen Objektiv; in e ist ein Sucher parallel dem großen Fernrohr,



in g die Mikrometerschrauben zur Bewegung der Objektivhälften, welche durch die Schlüssel h vom Okular i ausgeführt werden können. f ist ein Hilfsfernrohr zur Ablesung der Skala an der Mikrometerschraube g, in k k k k sind Gegengewichte sowohl für das Fernrohr als auch für den Sucher, für die Mikrometerschraube und zu den Friktionsrollen. Vgl. Hansen, «Ausführliche Methode, mit dem H. Beobachtungen anzustellen» (Gotha 1827); Bessel, «Astron. Untersuchungen» (Königsb. 1841); Seeliger, «Theorie des H.» (Lpz. 1876).

Helioplastik, s. unter Heliographie.

Heliopolis, Stadt in Cölesyrien, s. Baalbek.

Helios (von den Römern mit Sol [s. d.] identifiziert), der Sonnengott, eine alte griech. Gottheit, bei Hesiod ein Sohn des Titanen Hyperion und der Theia, nach den homerischen Hymnen der Eurypha[e]ssa, ist der Führer des mit vier Rossen bespannten Sonnenwagens. Diese Rosse hießen nach Eumelos Eoos und Äthiops, Bronte und Sterope, nach Ovid Pyrois, Eous, Äthon und Phlegon. H. fährt täglich vom Okeanos im Osten, wo er nach späterer Dichtung einen Palast hat, über den Himmel hin, bis er abends im Westen in das Dunkel hinabtaucht. Von hier bringt ihn ein goldenes Fahrzeug (der Sonnenbecher) in der Nacht nach Osten zurück. Übrigens ist H. nicht bloß eine Personifikation der Sonne. Schon bei Homer heißt er auch der Gott, der alles erschaut und hört. Er ist mit Apollo verwandt, doch keineswegs identisch. Oft heißt er bei Spätern Titan und schon bei Homer Hyperion. Er wurde in Korinth, Argos, Trözene, Elis u. s. w. verehrt. Sein Hauptsitz aber war Rhodus, wo man ihm jährlich ein Viergespann opferte, das man ins Meer stürzte. Auch war er hier ein bedeutender Gegenstand der Bildnerei, namentlich wurde ihm, außer einem Meisterwerk von Lysipp, H. auf seinem Viergespann darstellend, die berühmte kolossale Bildsäule, der Koloß von Rhodus, errichtet. Die Münzen zeigen seinen Kopf meist von vorn mit runden Formen und strahlenförmig fliegenden Haaren, später auch mit einem wirklichen Strahlenkranz. In ganzer Figur erscheint er meist bekleidet auf seinem Viergespann; so auch auf der neugefundenen Metope von Neu-Ilion.

Heliōsis (grch.), das Sonnen; Sonnenbad; Sonnenstich.

Helioskop oder **Sonnenglas** nennt man ein Fernrohr, hinter welchem man das Bild der Sonne auf einer Ebene auffängt. Ein astron. Fernrohr wird nämlich etwas weiter auseinandergezogen, als es, um entfernte Gegenstände dadurch zu sehen, nötig ist. So wird es gegen die Sonne gerichtet und das dadurch entstehende Bild an einem dunkeln Ort aufgefangen. In dieser Absicht wird entweder ein Zimmer verfinstert oder man steckt das Fernrohr in ein dunkles, trichterförmiges Behältnis, dessen Boden mit geöltem Papier überspannt oder mit einem mattgeschliffenen Glase verschlossen ist, worauf sich die Sonne abbildet. Auf diesem Papier oder Glase wird ein Kreis beschrieben, den das Sonnenbild gerade ausfüllt, und der durch fünf innere konzentrische Kreise in die gewöhnlichen zwölf Teile (die sog. Zolle) geteilt wird. Mit einem solchen H. kann man das Bild der Sonne mit ihren Flecken sowie die Sonnenfinsternisse ohne Nachteil für die Augen beobachten. Indes ist das Instrument zu genauern Bestimmungen nicht geeignet, und man betrachtet daher die Sonne lieber durch Fernrohre, an welche vor dem Okular ein lichtabsorbierendes Glas, meistens ein farbiges Glas, angebracht wird. Ein solches Glas wird Sonnenglas genannt. In neuerer Zeit hat man statt dieser Gläser eine Kombination von Prismen, an deren Seiten das Licht reflektiert wird, oder auch eine Art Polarisationsapparat mit reflektierenden Spiegeln angewandt und nennt diese Apparate, welche in vorzüglicher Gestalt von Merz in München geliefert werden, ebenfalls und ganz besonders H.

Heliostāt, ein zu vielen optischen Versuchen, bei denen man sich der Sonnenstrahlen bedient, unentbehrliches Instrument, im wesentlichen aus einem Spiegel bestehend, der durch ein auf geeignete Weise angebrachtes Uhrwerk sich dem Gange der Sonne gemäß so dreht, daß ein darauffallender Sonnenstrahl ungeachtet der scheinbaren Fortrückung der Sonne in unveränderter Richtung auf einen bestimmten Punkt zurückgeworfen wird. Es wurde von 's Gravesande erfunden und nachher vielfach, z. B. von Silbermann und Anaust, abgeändert und

Digitized by Google

verbessert. Da der H. teuer und nicht überall ein bequemer Platz zu seiner Aufstellung vorhanden ist, so bedient man sich gewöhnlich einer einfachern Vorrichtung, bei welcher man einen Spiegel mittels Drehung zweier Stellschrauben aus freier Hand in zwei aufeinander senkrechten Richtungen nach kleinen Zeiträumen allmählich so weiter bewegt, daß das auf denselben fallende Sonnenlicht in wenigstens nahe unveränderter Richtung reflektiert wird. Besonders braucht man auch in neuerer Zeit den H. in der Photographie bei Herstellung vergrößerter Positive nach kleinen Negativen mittels der sog. Solarcamera.

Heliothermometer, s. Aktinometer.

Heliotrōp, ein von Gauß erfundenes Instrument, besteht aus zwei aufeinander senkrechten, mit einem Fernrohr verbundenen ebenen Spiegeln, von denen einer dazu dient, das Sonnenlicht nach einem bestimmten, weit entfernten Punkte hinzuwerfen, sodaß man daselbst den Spiegel hell erleuchtet sieht; der andere aber nur zum Zweck hat, dem erstern die nötige Stellung zu geben. Sieht man nämlich zuerst durch das Fernrohr nach dem entfernten Punkte und dreht darauf beide Spiegel so, daß der Sonnenstrahl von dem einen derselben ins Fernrohr geworfen wird, so wirft der andere Spiegel den Sonnenstrahl nach dem Punkte, wo der Spiegel sichtbar sein soll. Diese sehr sinnreiche Vorrichtung wird vorzüglich bei großen Landesvermessungen als Signal mit vielem Vorteil angewendet und vertritt die Stelle der sonst so schwierigen Signale auf entfernten Standpunkten, zunächst der kostbaren und doch nur auf kurze Zeitmomente sichtbaren sog. Blickfeuer. Die Erleuchtung des Spiegels ist so stark, daß man selbst bei einer Entfernung von vielen Kilometern das Auge durch gefärbte Gläser schützen muß. Im Fernrohr konnte man das vom Inselsberge aus mittels eines H. reflektierte Licht auf dem Brocken (also in mehr als 106 km Entfernung) noch gut sehen. Dabei hat der reflektierende Spiegel nur etwa 5 cm Durchmesser. Baeyer hat den Apparat vereinfacht; statt des Fernrohrs bedient er sich eines Diopters und auch nur eines Spiegels. Nur ein Hilfsspiegel wird angewandt, um in bestimmten Stellungen der Sonne das Licht auf den Hauptspiegel zu werfen. Obwohl Steinheil die H. wieder verbesserte, werden doch gegenwärtig hauptsächlich die einfachen angewandt.

Heliotrōp, Heliotropium peruvianum, Vanillenstrauch, eine aus Peru stammende Zierpflanze, welche in Deutschland gewöhnlich einjährig kultiviert wird, obschon sie im Gewächshause ausdauert und selbst strauchartig ist. Ihre sehr kleinen blauen oder dunkelblauen Blumen stehen in Wickelähren, welche an der Spitze der Zweige wieder doldentraubig gesammelt sind, und hauchen einen äußerst angenehmen, an Vanille erinnernden Duft aus. Von ihren Varietäten sind Volaterranum (fälschlich Voltaireanum) und Triomphe de Liége die beliebtesten, jene mit größern, dunkelblauen, im Schlunde weißen, diese mit blaß-graublauen Blüten. Eine mit größern Blättern und größern und hellern, aber weniger stark duftenden Blumen ausgestattete Abart ist H. grandiflorum oder corymbosum. Für den Garten säet man das H. frühzeitig ins Warmbeet und setzt die Pflanzen Mitte Mai auf ein sonniges Beet. Die Varietäten werden besser durch Stecklinge vermehrt.

Heliotrōp, eine Abart des Minerals Chalcedon, besteht aus einer dunkellauchgrünen plasmaartigen Masse mit blutroten Eisenockerflecken; der orientalische H. nimmt eine sehr schöne Politur an und wird oft zu Ring- und Siegelsteinen, Petschaftgriffen ꝛc. verarbeitet. Die dunkelgrüne Farbe stammt von einem Helminthpigment her, das als mikroskopische, wurmähnlich gekrümmte Stäbchen in einer an sich farblosen Chalcedonmasse eingebettet liegt.

Heliotrōpisch, s. unter Heliotropismus.

Heliotropismus nennt man in der Botanik alle diejenigen Bewegungserscheinungen, welche durch einen von der Wirkung des Lichts beeinflußten Wachstumsprozeß hervorgerufen werden. Alle Pflanzenteile, welche die Fähigkeit besitzen, solche Bewegungen auszuführen, werden heliotropisch genannt. Ähnlich wie beim Geotropismus unterscheidet man auch beim H. verschiedene Richtungsbewegungen. Findet einseitige Beleuchtung statt, so stellen sich manche Pflanzenteile mit ihrer Längsachse allmählich in die Richtung der einfallenden Lichtstrahlen, sie können dabei mit ihrer Spitze entweder der Lichtquelle zugekehrt oder von ihr abgewendet stehen; im erstern Falle spricht man von positivem Heliotropismus, im letztern von negativem Heliotropismus, beide Fälle kann man zusammenfassen unter den Bezeichnungen Ortho-Heliotropismus oder auch Longitudinal-Heliotropismus. Positiv heliotropisch sind die meisten Stammorgane. Negativer H. kommt verhältnismäßig selten an oberirdischen Organen vor; bei einigen Kletterpflanzen, wie beim Epheu, kehrt sich die wachsende Spitze vom Lichte hinweg und wird so an die Unterlage, an Mauern u. dgl. angedrückt; einige Ranken, wie die von Vitis und Ampelopsis, wenden sich ebenfalls vom Lichte weg und erreichen dadurch eher die Möglichkeit, sich befestigen zu können. Negativ heliotropisch, wenn auch nur in geringem Grade, ist die Mehrzahl der Wurzeln. Da alle heliotropischen Bewegungen ebenso wie die geotropischen Wachstumserscheinungen sind, so können dieselben natürlich nur an wachstumsfähigen Organen auftreten. Allerdings bleiben auch an manchen ältern Pflanzenteilen, die ihr Längenwachstum bereits abgeschlossen haben, noch wachstumsfähige Partien erhalten, wie z. B. die sog. Blattpolster, die am Grunde der Blattspreite oder am Grunde des Blattstiels bei einigen Pflanzen vorkommen. In diesen Polstern können deshalb immer noch heliotropische Krümmungen oder Drehungen stattfinden.

Neben den ortho-heliotropischen unterscheidet man noch transversal- oder dia-heliotropische Bewegungen. Dieselben sind dadurch charakterisiert, daß manche Pflanzenteile sich senkrecht zu den einfallenden Lichtstrahlen stellen. Solche Bewegungen führen die meisten Laubblätter aus; die Lage, die sie hierdurch erreichen, ist von großer Wichtigkeit für die Ernährung der ganzen Pflanze, denn dadurch, daß die Assimilationsorgane mit ihrer Fläche senkrecht zu der Richtung der Lichtstrahlen stehen, erhalten sie die möglichst beste Beleuchtung, und die Assimilation (s. d.) geht so am lebhaftesten vor sich. Übrigens scheinen beim Zustandekommen der »fixen Lichtlage«, wie man diese Lage der Blattspreite nennt, außer dem Licht auch noch andere Einflüsse, hauptsächlich die Schwerkraft, mitzuwirken; einen klaren Einblick in den Mechanismus der Blattbewegungen haben wir bis jetzt noch nicht. Aber

Digitized by Google

ebenso wenig kann man auch über den Mechanismus der heliotropischen Krümmungen selbst aussagen, wir kennen, wie beim Geotropismus, nur die Bewegung, welche die Pflanzenteile ausführen, und wissen, daß dieselben in gewissen Beziehungen zur Richtung der einfallenden Lichtstrahlen stehen; in welcher Weise jedoch das Licht auf das Wachstum der Pflanzen wirkt, weshalb in dem einen Falle verzögernd, in dem andern beschleunigend, wie beim positiven und negativen H., das ist uns gänzlich unbekannt; es ist deshalb auch sehr wenig gewonnen, wenn man den Einfluß des Lichts als eine Reizwirkung auffaßt, denn durch das Wort Reiz wird der eigentliche Mechanismus nicht im geringsten erklärt. (S. Geotropismus.)

Heliotypie, s. unter Heliographie.

Heliozoa, Sonnentierchen, mikroskop. Organismen des süßen Wassers, den Foraminiferen (s. d.) nahe verwandt, aber mit einem Kieselskelett, das entweder aus radiär angeordneten Kieselstacheln (Acanthocystis) oder einem Gitterwerk (Clathrulina) besteht; bei einer dritten Gruppe (Astinophryidae) fehlt ein Skelett überhaupt.

Helix, s. unter Helicidae; vgl. Schnecken.

Helkologie (grch.), Lehre von den Geschwüren; Helkose, Geschwürbildung; helkotisch, geschwürartig.

Hell (Theod.), s. Winkler (Karl Gottfr. Theod.).

Hell., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Heller (Karl Bartholomäus).

Hellada, alt Sperchéios, ein Fluß im O. des nördl. Griechenland, der vom Gebirgsknoten des Veluchi (des alten Tymphrestos) her in sich erweiterndem Thale zwischen Othrys im N. und Öta im S. nach O. ins Meer geht, das er etwa 65 km von seinem Ursprung im Golf von Zituni (dem alten Malischen Meerbusen) erreicht. Im Altertum trat das Meer tiefer ins Land, sodaß der Spercheios schon nördlich der Thermopylen mündete, an denen er jetzt durch Sumpfterrain vorüberfließt.

Hellah (El-), Stadt im türk. Vilajet Bagdad, s. Hilleh.

Hellanikos, aus Mytilene auf Lesbos, ein griech. Logograph (s. d.), geb. angeblich 496 v. Chr., wahrscheinlich aber später, gest. nach 406, war ein Zeitgenosse Herodots und verfaßte genealogische, chronol. und lokalgeschichtliche Schriften. Die Fragmente des H. hat Sturz gesammelt (Lpz. 1787 und 1826); nachher Müller in den «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 1, Par. 1841). Vgl. Preller, «De vita et scriptis H.» (Dorpat 1840, und in dessen ausgewählten Aufsätzen, Berl. 1864).

Hellanodiken, die Kampfrichter in den Olympischen Spielen (s. d.)

Hellas war der gewöhnlichen Annahme zufolge ursprünglich eine Stadt zwischen Pharsalus und Melitäa, und der Name eines Landstrichs in der als Phthiotis bekannten südöstl. Landschaft Thessaliens. (Manche wollten auch in der Gegend um Dodona das älteste H. erkennen). Als sich dann durch den Einfluß von Delphi und der an dieses Heiligtum sich lehnenden großen Amphiktyonie der Name der Hellenen (s. d.) zum Gesamtnamen für alle höher entwickelten griech. Stämme erweiterte (so namentlich seit dem 7. Jahrh. v. Chr.), wurde der Name H. allmählich über alle Länder dieser Stämme und über einen großen Teil ihrer Kolonien ausgedehnt. Strenger geographisch angesehen bezeichnet H. im weitern Sinne die zusammenhängenden griech. Landschaften vom Golf von Ambrakia im W. und der Mündung des Peneios im O., und vom Olympos südlich bis zum Kap Tänaron; im engern Sinne wird unter H. Mittelgriechenland zwischen den Thermopylen und dem korinth. Isthmus verstanden. (S. Griechenland.)

Helldunkel, s. Clairobscur.

Helle war nach der griech. Mythologie die Schwester des Phrixos und Tochter des Athamas und der Nephele. Um dem Haß ihrer Stiefmutter Ino zu entgehen, flüchtete sie mit ihrem Bruder und sollte von einem Widder mit goldenem Vlies über Land und Meer getragen werden. Aber nur Phrixos kam nach Kolchis; seine Schwester stürzte ins Meer, welches von ihr den Namen Hellespont (s. d.) erhielt.

Hellebæk, Fischerdorf auf der dän. Insel Seeland, an deren Nordostküste, in reizender Lage am Öresund, 5 km im NW. von Helsingör, hat viel besuchte Seebäder; die berühmte Gewehrfabrik wurde 1870 aufgehoben.

Hellebarde, mittelhochdeutsch **helmbarte**, d. h. Barte oder Beil zum Einschlagen der Helme, nach andern von Barte und Helm (in der Bedeutung von Stiel), also gestieltes Beil (davon abgeleitet frz. **hallebarde**, ital., span. **alabarda**), ist die im 14. Jahrh. zunächst bei den Schweizern auftauchende Streitart des Fußvolks an langem Stiel. Der Schaft der H. von Holz ist 2—2½ m lang, vorn läuft die H. in eine stählerne Stoßklinge aus, an deren unterm Ende an der einen Seite das Streitbeil, auf der andern Seite ein Haken vorspringt, dessen Zweck es ist, in die Fugen der Rüstung zu fassen und feindliche Reiter vom Pferde zu reißen. Die H. ist somit in dreifacher Richtung, als Waffe zum Stoß, zum Schlag und zum Niederreißen des Gegners, brauchbar. Mit dem 16. Jahrh. wird sie als Kriegswaffe allmählich durch den langen Spieß oder die Pike verdrängt, erhält sich aber noch längere Zeit als Paradewaffe, welcher die Waffenschmiede häufig eine künstlerische Ausstattung verleihen.

Helleborin, $C_{36}H_{44}O_6$, Glukosid, welches den narkotischen Bestandteil der seit 1882 nicht mehr offizinellen, grünen Nieswurzel, Radix Hellebori viridis, bildet, es findet sich darin neben einem andern Glukosid, dem Helleboreïn $C_{24}H_{44}O_{13}$. Das H. bildet weiße, in Wasser unlösliche, leicht in Alkohol und Chloroform, schwieriger in Äther lösliche Kryställnadeln, geruchlos und geschmacklos, in alkoholischer Lösung von scharfem und brennendem Geschmack. Von verdünnten Säuren wird es erst bei langem Kochen zersetzt, beim Erhitzen mit konzentrierter Chlorzinklösung wird es gespalten in Zucker und einen harzigen Körper Helleboresin $C_{30}H_{38}O_4$. H. wirkt schon in geringen Mengen giftig durch Lähmung der Nervencentren.

Helleborus *L.*, zu den Ranunculaceen gehörige Gattung perennierender Gewächse mit großem, außen schwarzem Rhizom, wegen dessen Schärfe sie schon bei den Alten für mediz. Zwecke Anwendung fanden, mit großen, lederartigen, fußförmig geteilten, gezähnten Blättern und innen grünen, meistens mit Purpurviolett verwaschenen, bei einigen Arten weißen Blumen, und innerhalb derselben mit einem Kreise dütenförmiger Gebilde, welche wahrscheinlich die röhrig gewordenen Blumenblätter darstellen. Eine der ausgezeichnetsten Arten dieser Gattung ist H. niger, die Weihnachtsrose

Digitized by Google

oder Chriſtwurz, deren große, weitgeöffnete weiße, ſpäter purpurn anlaufende Blumen je nach Standort und Witterung vom Dezember oder Januar bis zum Februar, bisweilen auch noch im März erſcheinen. Eine Varietät (var. major) iſt von kräftigerm Wuchs und hat größere Blumen von reinerm Weiß. Das Rhizom dieſer Art war früher als ſchwarze Nieswurz (Radix Hellebori nigri) offizinell. Sie enthält einen ſehr giftigen Saft, welcher, in größern Gaben in den Körper aufgenommen, bei Menſchen und Tieren hemmend auf die Reſpiration und den Herzſchlag wirkt und nach vorausgegangener Muskelſchwäche und Darmentzündung den Tod herbeiführen kann. Ähnliche Eigenſchaften beſitzt der Wurzelſtock der grünen Nieswurz, H. viridis, einer im mittlern und ſüdlichen Deutſchland, in der Schweiz und in Frankreich wild wachſenden Art mit beblättertem Stengel und im Frühling mit grünlichen Blumen, ſowie der der Stinknieswurz, H. foetidus, welche in den Alpen und verſchiedenen Gegenden Deutſchlands vorkommt und ſich von der vorigen durch ſchellenförmige grüne, purpurn geſäumte Blumen unterſcheidet. Beide werden bisweilen auch in Ziergärten unterhalten, häufiger aber neben andern Arten, H. orientalis, die echte ſchwarze Nieswurz der Alten mit grünlich-weißen, purpurn gerandeten, H. caucasicus mit glänzend blaugrünen, H. olympicus mit außen grünlich-roſenroten, innen rötlich-weißen Blumen. Von dieſen Arten ſind in neuerer Zeit zahlreiche Blendlinge mit teilweiſe lebhaftern Blumen erzogen und in den Handel gebracht worden. Alle dieſe Winterblumen laſſen ſich durch Stockteilung im Herbſt, leicht aber auch durch Ausſaat vermehren. Sie eignen ſich auch, wenigſtens die erſte dieſer Arten und die zuletzt gedachten Blendlinge, zur Topfkultur.

Hellegat nennt man an Bord die Räumlichkeiten im untern Raume oder Zwiſchendeck, in denen die verſchiedenen Inventarien und Materialien aufbewahrt werden, welche man zum Erſatz verlorener Gegenſtände und zur Inſtandhaltung des Schiffs mitführt. An Bord von Kriegsſchiffen gibt es mehrere H., welche den die Verwaltung führenden Deckoffizieren zugeteilt ſind.

Hellen, Stammvater der Hellenen (ſ. d.).

Hellenen, ein urſprünglich im ſüdl. Theſſalien ſeßhafter griech. Stamm (ſ. Hellas), erhielten der Sage nach den Namen von ihrem Ahnherrn Hellen, einem Sohne des Deukalion und der Pyrrha, oder des Zeus und der Dorippe, der in Phthia als König geherrſcht haben ſoll. Seine Söhne Äolos und Doros und ſeine Enkel Jon und Achäos (von einem dritten Sohne Xuthos) ſollen den vier griech. Hauptſtämmen (Äoler, Dorer, Jonier und Achäer) ihre Namen gegeben haben. Später bezeichnete man mit H. die Geſamtnation der Griechen.

Helleniſches Meer, ſoviel wie Ägäiſches Meer (ſ. d.)

Hellenismus, die nationale Eigentümlichkeit des Griechenvolks, insbeſondere in Bezug auf Sprache, Sitte und Bildung; im ſpeziellen Sinne ſoviel wie helleniſtiſches Idiom (in welchem die Septuaginta und das Neue Teſtament verfaßt ſind). (S. unter Helleniſten.)

Helleniſten heißen überhaupt die gelehrten Kenner des griech. Altertums, vornehmlich der griech. Sprache und Litteratur. In der griech. Litteraturgeſchichte bezeichnet man als die helleniſtiſche Periode den Zeitraum vom Tode Alexanders d. Gr. bis zum Beginn der chriſtl. Zeitrechnung, als griech. Sprache, Litteratur und Kunſt in den Reichen des Oſtens, beſonders in Syrien und Ägypten, nicht nur an den Höfen, ſondern auch in den gebildetern Kreiſen der Bevölkerung Eingang fanden und aus der Miſchung griech. und orient. Elemente eine neue des national-griech. Charakters entkleidete Kultur hervorging. Unter den H. oder Hellenizontes, die Griechiſch ſprachen und ſchrieben, ohne geborene Griechen zu ſein, ſpielten beſonders die Juden in Ägypten, namentlich in der Hauptſtadt Alexandria, unter der Herrſchaft der Ptolemäer eine hervorragende Rolle. Hier begründete die Miſchung der jüd. und ägypt. Kulturelemente mit den griechiſchen eine neue Epoche gräciſierender jüd. Bildung, insbeſondere auf dem Gebiete der Philoſophie, welche Epoche man als die jüd.-helleniſtiſche bezeichnet. Der merkwürdigſte der jüd.-helleniſt. Philoſophen iſt Philo und das bedeutendſte Denkmal des Fleißes der alexandriniſchen Juden die griech. Überſetzung des Alten Teſtaments, die Septuaginta.

Hellenizontes, ſ. Helleniſten.

Hellenomanie, ſ. Gräkomanie.

Hellenopontus, ſ. unter Pontus.

Hellenotamien, Name einer Behörde, welche ſeit der Stiftung des Deliſchen Inſelbundes (476 v. Chr.) die jährlichen Beiträge der Bundesgenoſſen in Empfang zu nehmen, die Bundeskaſſe zu verwalten, den (anfangs in Delos, ſpäter, ſeit 460 v. Chr., nach der atheniſchen Akropolis verlegten) Bundesſchatz zu verwahren und die Zahlungen für das Kriegs- und Feſtweſen zu leiten hatten. Mit der Zertrümmerung der atheniſchen Macht durch den unglücklichen Ausgang des Peloponneſiſchen Kriegs (404 v. Chr.) verſchwanden auch die H. Dagegen gab der röm. Kaiſer Hadrian dieſen Namen noch einmal der von ihm 129 n. Chr. in Athen neugebildeten Behörde, welche die Kaſſe der von ihm ins Leben gerufenen und an Athen geknüpften feſtlichen Synode der «Panhellenen» zu verwalten hatte.

Heller, eigentlich Häller, eine alte deutſche Scheidemünze, welche ihren Namen von der Stadt Hall in Schwaben führt, wo ſie ſeit dem Anfang des 13. Jahrh. geprägt wurde und zwar zuerſt als Silbermünze, die mit den gleichzeitigen ſilbernen Pfennigen denſelben Wert hatte. Wegen ſeines Gepräges, das auf der Vorderſeite aus einem Kreuz mit vier Punkten in den Winkeln und auf der Rückſeite aus einer aufgehobenen Hand beſteht, wurde der H. auch ſpäterhin Händelpfennig oder Kreuzheller genannt. Man zählte die H. nicht, ſondern wog ſie, woher der Ausdruck «Pfund H.» ſtammt. Sie wurden ſchneller verringert als die Pfennige und 1420 gingen ſchon zwei H. auf einen Pfennig. Endlich hörten ſie ganz auf Silbermünzen zu ſein und man teilte ſie ein in ſchwarze und rote H. Auf den Reichsthaler gingen 576 Stück; doch war das Verhältnis nicht überall das nämliche. Noch im Anfang des 19. Jahrh. wurden ſolche H. als Münzen ausgeprägt; ebenſo auch in Bayern noch nach der Verordnung vom 25. Aug. 1858 kupferne H. zu $\frac{1}{6}$ Kreuzer Rhein.

Heller (Jomtob Lipmann ben Moſes), geb. in Wallerſtein 1579, wurde gegen Ende des J. 1624 Rabbiner in Nikolsburg, aber ſchon im Frühjahr 1625 Rabbiner in Wien, von wo er 1627 nach Prag überſiedelte. Er wurde 1631 Rabbiner in Nemirow (Litauen), 1634 in Wladimir, endlich in Krakau,

Digitized by Google

wo er 1654 starb. Sein Hauptwerk ist sein Kommentar zur Mischna unter dem Namen «Josefot Jomtob», der sich zunächst an denjenigen des Obadia Bertinowo anlehnt, denselben aber durch methodische Behandlung des Textes übertrifft. Er ist zuerst 1614 und dann sehr häufig mit dem Text der Mischna zusammen gedruckt worden. H.s Selbstbiographie «Megillat Eba» erschien mit deutscher Übersetzung zu Breslau (1837) und Wien (1851).

Heller (Jos.), Kunstschriftsteller, geb. 22. Sept. 1798 zu Bamberg, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich dem Studium der Kunstgeschichte. Er lebte als Privatgelehrter zu Bamberg, wo er auch 4. Juni 1849 starb. H. veröffentlichte «L. Cranachs Leben und Wirken» (Bamb. 1821), «Geschichte der Holzschneidekunst» (Bamb. 1822), «Das Leben und die Werke Albrecht Dürers» (Bd. 2, in 3 Abteil., Lpz. 1827—31), «Monogrammenlexikon» (Bamb. 1831), «Handbuch für Kupferstichsammler» (3 Bde., Bamb. 1823—36; 3. Aufl., bearbeitet von Andresen und Wessely, 2 Bde., Lpz. 1870—73), «Leben Georg Erlingers» (Bamb. 1837), «Die gräfl. Schönbornsche Gemäldesammlung» (Bamb. 1845) u. s. w. Mehrere Monographien betreffen die Geschichte Bambergs, wie z. B. «Reformationsgeschichte des Bistums Bamberg» (Bamb. 1825), «Beschreibungen der bischöfl. Grabdenkmäler in der Domkirche» (Nürnb. 1827), «Geschichte der Bischöfe zu Bamberg» (Bamb. 1837.)

Heller (Karl Bartholomäus), Naturforscher, geb. 20. Nov. 1824 zu Mistliborschitz in Mähren, unternahm 1845 eine dreijährige Reise nach Mittelamerika und wurde 1851 Lehrer am Gymnasium zu Graz. Er veröffentlichte unter anderm: «Reisen in Mexiko in den J. 1845—48» (Lpz. 1853).

Heller (Rob.), belletristischer und publizistischer Schriftsteller, geb. 24. Nov. 1812 (oder 1814) zu Großdrebnitz bei Stolpen im Königreich Sachsen, erhielt seine Vorbildung auf der Kreuzschule in Dresden und dem Gymnasium in Bautzen, studierte seit 1832 in Leipzig die Rechte und wurde 1836 Accessist beim dortigen Kriminalamt. Diese Laufbahn vertauschte er mit der litterarischen, als seine ersten belletristischen Arbeiten eine günstige Aufnahme fanden. Er gründete 1838 die Zeitschrift «Rosen», 1842 das Taschenbuch «Perlen», die er beide bis 1848 herausgab. Außerdem beteiligte sich H. mit mancherlei Beiträgen an Zeitschriften, veröffentlichte auch zahlreiche selbständige Novellensammlungen und Romane. Die wertvollsten darunter behandeln geschichtliche Stoffe, z. B. «Der Prinz von Oranien» (3 Bde., Lpz. 1844), «Florian Geyer» (3 Bde., Frankf. 1848). Die Frucht einer Reise nach Italien war «Eine Sommerreise» (Lpz. 1840). Als die Bewegung von 1848 der vormärzlichen Belletristik ein Ende machte, ging H. nach Frankfurt a. M., wo er als Publizist auftrat. Seine anonym erschienenen «Brustbilder aus der Paulskirche» (Lpz. 1849) fanden vielen Beifall. Seit Ende Sept. 1849 führte H. die Redaction der «Deutschen Zeitung» bis zu ihrem Eingehen im Sommer 1850. Hierauf wandte er sich nach Berlin, von da nach Hamburg, wo er seit 1851 das Feuilleton der «Hamburger Nachrichten» redigierte. Später veröffentlichte er die Novellen «Der Reichspostreiter in Ludwigsburg» (Frankf. 1857), «Das Geheimnis der Mutter» (Frankf. 1859), «Hohe Freunde» (Lpz. 1861), eine Erzählung aus der klassischen Zeit Weimars, «Posenschrapers Thilde» (Lpz. 1863), ein hamburger Roman aus den bürgerlichen Wirren des 17. Jahrh., und «Primadonna. Roman aus der kursächs. Vergangenheit» (2 Bde., Berl. 1871). H. starb zu Hamburg 7. Mai 1871. Nach seinem Tode gab Laube H.s «Nachgelassene Erzählungen» (5 Bde., Brem. 1874) heraus.

Heller (Stephen), ausgezeichneter Klavierspieler und Komponist für sein Instrument, geb. 15. Mai 1814 zu Pest, war im Alter von neun Jahren schon so weit, daß er mit seinem Lehrer Bräuer ein Doppelkonzert von Dussek öffentlich vortragen konnte. Der Erfolg dieser Leistung bestimmte seinen Vater, ihn nach Wien zu senden, wo er zuerst bei Czerny und dann bei Anton Halm höhere Pianistenausbildung fand. Im J. 1829 machte er mit seinem Vater eine Kunstreise durch Ungarn, Polen und einen Teil von Deutschland. Auf der Rückreise 1830 blieb er in Augsburg, wo er nun seine theoretischen Studien vollendete und sich unter der Leitung von Chelard der Komposition widmete. Im J. 1838 wandte er sich nach Paris, wo er, einige Ausflüge abgerechnet, seinen dauernden Aufenthalt nahm. H. hat nur Kompositionen für das Klavier veröffentlicht, und die Zahl derselben beträgt 150 (Sonaten, Phantasie- und Charakterstücke, einiges Instruktive u. s. w.). Es bekundet sich darin außer großer technischer Geschicklichkeit ein feines, liebenswürdiges und von poetischem Duft angehauchtes Wesen, das zwar in der von Schumann und Chopin eingeschlagenen Richtung der Romantik sich bewegt, dabei aber seine Selbständigkeit nicht aufgibt.

Hellerlinse, s. unter Linse (Frucht).

Hellespont, d. i. Meer der Helle, die jetzige Straße der Dardanellen (s. d.), hieß bei den Alten die Meerenge zwischen Mysien und dem Thrazischen Chersones, welche das Ägäische Meer mit der Propontis vereinigte und Asien von Europa trennt. Die Ufer von beiden Seiten waren mit herrlichen Anlagen, Flecken und Städten besetzt, unter denen Lampsakos mit seinen Weinpflanzungen hervorragte. Die schmalste, nur sieben Stadien breite Stelle zwischen den beiden einander gegenüberliegenden Städten Sestos und Abydos ist im Altertum durch die aufopfernde Liebe des Leander zur Hero (s. d.) und durch den mittels einer doppelten Brücke von Xerxes hier bewerkstelligten Übergang aus Asien nach Griechenland berühmt geworden. Am 3. Juli 1810 wurde der H. in 1 Stunde 10 Minuten von Lord Byron durchschwommen.

Helet-Abbas, verfallene Niederlassung bei Berbera (s. d.) am Golf von Aden.

Hellevoetsluis oder Helvoet, wohlgebaute, starkbefestigte Stadt von 4450 E. in der niederländ. Provinz Südholland, 11 km im SSW. von Briel, an der Südseite der von der Maas bei ihrer Ausmündung gebildeten Insel Voorne, und zwar an dem breiten Haringvliet und dem Voorneschen Kanal gelegen, hat einen schönen und wichtigen Hafen mit zwei großen Docks, eine sichere Reede, eine fast 16 m breite Schleuse, welche die höchste Springflut aushält, eine eiserne Drehbrücke und bedeutende Reichs-Seemagazine und Schiffswerfte. Auch besteht hier ein großes Artilleriemagazin, eine Kaserne, ein Krankenhaus für die Marine auf einem Wachtschiffe und eine Unterrichtsanstalt für Maschinisten. H. ist der Hafen für die durch den Voorneschen Kanal nach Rotterdam gehenden Ostindienfahrer und war früher der Überfahrtsort nach Harwich in England.

Digitized by Google

stischer Direktor der Gesellschaft der Musikfreunde und Violinprofessor am Konservatorium, 1877 Hofkapellmeister. Großen Ruf haben die von ihm seit 1849 geleiteten Streichquartette.

Hellqvist (Karl Gust.), schwed. Maler, geb. 1851 zu Kungsör, bildete sich auf der Kunstakademie zu Stockholm und siedelte 1878 nach München, 1882 nach Paris über. Er ist hauptsächlich Historienmaler, hat sich aber auch mit Glück im Genre versucht. Unter H.s Bildern sind hervorzuheben: Tod des Reichsverwesers Sten Sture (1881), Disputation zwischen Galle und Olaus Petri in Upsala (1883), sowie das humoristische: Bismarck oder Moltke?

Hellsehen, s. Somnambulismus.

Helluland, s. unter Labrador.

Hellvig (Amalie von), s. Helvig.

Hellville, Hauptort der Insel Nossi-Bé (s. d.).

Hellwag (Wilh. Konrad), namhafter Eisenbahn-Ingenieur, geb. 18. Sept. 1827 zu Eutin, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte zu Kiel Mathematik und Naturwissenschaften und nahm an dem schlesw.-holstein. Kriege von 1848 bis 1851 teil, nach dessen Beendigung er an der Universität und am Polytechnikum zu München seine Studien fortsetzte. In den J. 1855—57 unter Etzel an dem Bau der Schweizerischen Centralbahn thätig, wurde er mit demselben zum Bau der Kaiser-Franz-Joseph-Orientbahn nach Ungarn berufen, nach deren Vollendung 1860 er in die Verwaltung der Österreichischen Südbahn übertrat, um später als stellvertretender Ingenieur an der Brennerbahn zu fungieren. Nachdem die letztere 1867 fertig gestellt war, wurde H. als Baudirektor der zu erbauenden Österreichischen Nordwestbahn nach Wien berufen, deren gesamtes Bahnnetz (940 km) er 1868—74 vollendete. Die hierbei ausgeführten hervorragenden Bauwerke sind: die Donaubrücke bei Wien, der Thaja-Viadukt bei Znaim, die Elbbrücken bei Pardubitz, Kollin, Brandeis, Aussig und Tetschen. Ferner hat er große Bahnhöfe zu Wien, Prag und Tetschen erbaut. Im Frühjahr 1875 wurde H. als Oberingenieur zur Leitung der Gotthardbahn in die Schweiz berufen. Er starb 4. Jan. 1882 zu Wien. H. veröffentlichte «Die Bahnachse und das Längenprofil der Gotthardbahn» (Zür. 1876).

Hellwald (Friedr. Ant. Heller von), Kulturhistoriker und geogr. Schriftsteller, geb. 29. März 1842 zu Padua, trat 1858 in die österr. Armee, machte als Oberlieutenant 1866 den Krieg gegen Preußen mit, folgte aber 1871 einem Rufe als Redacteur des «Ausland» nach Augsburg und ließ sich 1873 nach der Übersiedelung dieser Zeitschrift nach Stuttgart in Cannstatt nieder; 1882 gab er seine Thätigkeit als Redacteur auf. Er schrieb: «Maximilian I., Kaiser von Mexiko» (2 Bde., Wien 1869), «Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart» (Augsb. 1874; 3. Aufl., 2 Bde., 1883), «Centralasien» (Lpz. 1875), «Hinterind. Länder und Völker» (Lpz. 1876), «Oskar Peschel» (Augsb. 1876), «Die Erde und ihre Völker» (2 Bde., Stuttg. 1877—78; 3. Aufl. 1883 fg.), «Im ewigen Eis» (Stuttg. 1881), «Naturgeschichte des Menschen» (2 Bde., Stuttg. 1883 fg.), «Amerika in Wort und Bild» (Lpz. 1883 fg.). Mit L. C. Beck gab er heraus: «Die heutige Türkei» (2 Bde., Lpz. 1878—79; 2. Aufl. 1882).

Hellwald (Ferd. von), Litterarhistoriker, Bruder des vorigen, geb. 22. Sept. 1843 zu Wien, erhielt 1862 eine Stelle an der kaiserl. Hofbibliothek da-

ſelbſt und wurde 1874 Sekretär des Malteſerordens in Rom. Er ſtarb 28. Juni 1884 zu Clarens am Genferſee. H. veröffentlichte des Malers Adrian Matham «Voyage au Maroc 1640—41» (Haag 1866) und den von ihm in der wiener Hofbibliothek entdeckten zweiten Teil von Jakob von Maerlants «Spieghel historiael» (Leid. 1873 fg.), ferner von ſelbſtändigen Schriften: «Bläm. Leben. Geſchichten und Bilder» (Wien 1867), «Geſchichte des holländ. Theaters» (Rotterd. 1874).

Hellweg, ſ. unter Mark (Grafſchaft).

Helm (althochdeutſch helm, daraus abgeleitet ital. und altſpan. elmo, neuſpan. yelmo, altfrz. healmet), eine gewölbte, der Form des menſchlichen Hauptes angepaßte Kopfbedeckung des Kriegers, in der Regel auch Kopfſchutz, deshalb aus dichtern Stoffen, wie ſtarkem Leder, und wenn der H. hiebfeſt ſein ſoll, aus Metall hergeſtellt, in Hauben-, Keſſel-, Topf-, Glocken-, Hutform u. ſ. w. vorkommend. Der H. ſpielte, ſolange man auf Schutzwaffen Wert legen mußte, als Deckungsmittel des wichtigſten Körperteils eine hervorragende Rolle und hat ſich unter jenen am längſten erhalten, wenn er auch jetzt eigentlich nur noch bei der ſchweren Reiterei in entſprechender Beſchaffenheit vorkommt.

Als Vorläufer des H. kann die über das Haupt gezogene Kopfhaut eines erlegten Tieres gelten. Eigentliche H. kommen im griech. Altertum zunächſt in Fell, namentlich in Seehundsfell (daher der Name κυνῆ), dann in Bronze vor. Letztere haben anfänglich die einfache Haubenform, ſpäterhin ſind ſie mit Nacken- und Stirnſchirm, mit Backen-, wie mit Naſenſtück, oft auch mit einem behufs Sehens durchbrochenen Geſichtsſchutz, dem Viſier, verſehen (ſ. nachſtehende Fig. 1). Der mit einem zum

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

erhöhten Schutze des Schädels und Hinterkopfs dienenden Kamme verſehene H. gilt als eigentlicher griech. Typus (Fig. 2); der Kamm trägt zugleich Verzierungen, wie den Helmbuſch oder den Roßſchweif. Der H. der Römer iſt entweder von Leder mit ehernen Beſchlägen (galea) oder ganz von Metall, anfänglich von Bronze, ſpäter auch von Eiſen (cassis). Während der H. der Etrusker der ſpätern Sturmhaube ähnelte, iſt der eigentliche röm. H. mit Stirn- und Nackenſchirm verſehen und hat Backenſtücke, welche zugleich als Bänder dienen. Auf dem Scheitel befindet ſich ein Ring oder Knopf, welcher die Helmzier, aus Federn oder aus den langen Haaren der Pferde beſtehend, trägt (Fig. 3).

Aus der antiken Welt ging der H. zu den german. Völkern über, welche anfänglich entweder entblößten Hauptes gefochten, oder dasſelbe mit der Kopfhaut des Auerochſen oder Elens bedeckt hatten. Aus der eng anſitzenden, mehr dem runden Hut ähnlichen Form (Fig. 4) entwickelte ſich die mehr in die Höhe gezogene, welche größern Schutz gegen den Hieb des ſtählernen Schwertes verlieh. Im 11. u. 12. Jahrh. iſt im Abendland die hauptſächlichſte Helmform die koniſche. Im weitern Verlaufe entwickeln ſich daraus die Keſſelhaube oder das Baſſinet, welches als kleines, als hochgekegeltes und als Viſierbaſſinet (Fig. 5) vorkommt, und der Topfhelm, Kübelhelm oder Stülphelm (Fig. 6), welcher einem Kübel ähnlich über den ganzen Kopf geſtülpt wird, oft auch auf den Achſeln aufſitzt, in der Höhe der Augen mit einer Sehſpalte, dem Helmfenſter, verſehen iſt und namentlich zum ritterlichen Lanzenkampf dient. Eine beſondere Rolle ſpielt der Helmſchmuck, auch Helmzier oder -Kleinod genannt, in einem beliebig gewählten Emblem oder einem Wappenbilde beſtehend, woran ſich ſpäter die häufig flatternden Helmdecken reihten. Aus der Keſſelhaube entwickelte ſich der mit Rand verſehene, für Feldzwecke ſehr beliebte Eiſenhut (Fig. 7). Durch eine

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Abplattung des Hirnſtücks verbunden mit einer Ausſchweifung für das Geſicht entſtand aus dem Topfhelm der ſehr ſchwere auf Bruſt und Rücken herabreichende Stechhelm oder Krötenkopfhelm (heaume à tête de crapaud), der in der Regel nur zum ernſten Turnier benutzt wurde (Fig. 8). Aus der Verbindung des Eiſenhutes als obern Kopfſchutzes mit der von den Achſeln aufſteigenden Barthaube ging die Schale oder der Schaller (frz. salade, ital. celata) mit feſtem oder beweglichem Viſier hervor (Fig. 9). Mit 1450 wurde eigentliche Feldtracht der gewöhnlich als Ritterhelm bezeichnete Helmlin (Fig. 10), welcher, in der Höhe der Augen am weiteſten ausladend, ſowohl nach dem Oberkopf als nach dem Halſe zu ſich glockenartig verjüngt und auf einem Kehlſtück aufſteht, das mit dem Küraß verbunden wird. Durch das zum Aufſchlagen eingerichtete Viſier oder Helmfenſter wird der H. verſchließbar eingerichtet. Die Geſchichte des H. iſt innig mit derjenigen des Rittertums verwachſen, mit deſſen Verfall wieder einfachere Formen des H. üblich werden, ſo namentlich die nur den obern und hintern Teil des Kopfes bedeckende Sturmhaube (Fig. 11), bis auch dieſe durch den Hut verdrängt wird. Zwar erhielt ſich der Ritterhelm mit einzelnen Teilen der Rüſtung noch längere Zeit als Ceremonialtracht und als Abzeichen der Führer, ſowie bei den «Kyriſſers oder Reutern», die als die Ausläufer der ſchwer gepanzerten Ritterſchaft betrachtet werden können, doch ſelbſt bei den letztern machte er in der zweiten Hälfte des 17., ſpäteſtens mit Beginn des 18. Jahrh. faſt durchweg dem Hute Platz. In den franz.

Digitized by Google

Revolutionskriegen und der Kaiserzeit taucht der metallene H., mehr in röm. oder griech. Form mit Kamm, als Kasket (aus dem frz. casque) bei den Kürassieren und Dragonern wieder auf. vgl. den

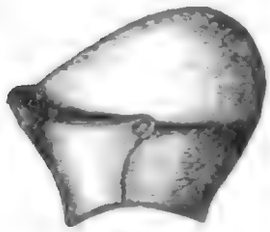


Fig. 8.

Fig. 9.

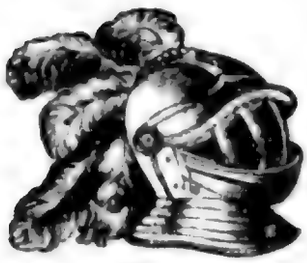


Fig. 10.

Fig. 11.

in Fig. 12 dargestellten franz. Dragonerhelm (1812—70). Bayern nimmt 1807 für die Infanterie den ledernen Raupenhelm an, der sich mit Modifikationen bis heute behauptet hat. Im J. 1843 wird in der preuß. Armee der als Pickelhaube (s. d.) bezeichnete H. eingeführt, der später auch auf die Armee des Deutschen Reichs übergegangen ist.

Fig. 12.

Dieser H. ist für die Kürassiere von Stahl, für die übrigen Truppengattungen aus Leder mit Metallbeschlägen und läuft oben in eine Spitze (beziehungsweise bei den preuß. Garde du corps und Gardekürassieren in einen Adler, bei der Artillerie in eine Kugel) aus. Zeitweise hat auch die russ. Armee einen ähnlichen H. gehabt. Sämtliche moderne H. schneiden vorne mit den Augen, an den Seiten mit den Ohren ab und können durch Schuppenletten oder Sturmbänder unter dem Kinn festgemacht werden.

Litteratur. Bezüglich des ältern H. vgl. M. Jähns, «Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens» (Lpz. 1880).

Helm (in der Heraldik). Zu den heraldischen H. gehören die Topf- und Kübel-, sowie die Stechhelme, welche geschlossen waren, ferner die offenen Turnier- (Spangen-, Gitter- und Rost-)Helme. In der Heraldik erscheint der H. später als der Schild und zwar zuerst als Topfhelm seit Ende des 12. Jahrh. Die Topfhelme waren oben ganz flach, vorn höher als hinten und etwas weiter herabhängend, und folgten meistens der Wölbung des Gesichts. Bald mit schmalen, bald mit ziemlich weiten Augenschlitzen, meistens mit darunter befindlichen Luftlöchern versehen, wurden diese schweren, einem eisernen Topfe ähnelnden H. über den Kopf gestürzt, auf dem sie eigentlich nur hingen. Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrh. ging dieser H. in eine Form über, welche mehr auf den Schultern ruhte und mehr walzenförmig, oben rund oder flachkegelförmig geschlossen war. Derselbe diente während des ganzen 14. Jahrh. im Streit und Turnier und wird als Kübelhelm bezeichnet.

Die Kübelhelme waren von Eisen, oftmals mit Hinterteil von Leder oder Holz, vergoldet, versilbert, schwarz mit goldenen Spangen oder bemalt; nicht alle, namentlich nicht die ältern, scheinen bereits zur Aufnahme eines bildnerischen Helmschmucks eingerichtet gewesen zu sein, da an ihnen die an den spätern Stechhelmen vorhandenen Vorrichtungen zur Befestigung desselben mitunter fehlen.

Ende des 14., beziehungsweise in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. treten zwei neue Helmgattungen auf, welche ausschließlich zum Turnier bestimmt waren und bis heute als die heraldischen H. gelten: der Stechhelm, für die Gestech mit der Lanze, und der Turnier- (Spangen- und Rost-)H. für das Gefecht mit hölzernen Kolben und stumpfen Schwertern. Bei dem Stechhelm ist das untere, den Hals deckende Vorderstück, welches in der ältern Gestalt geradlinig erscheint, stark ausgeschweift und schließt sich, in der Augengegend scharf vorspringend, an den obern Teil an, wo die Augenschlitze angebracht sind. Dieser H., der fast 20 kg wog und weit schwerer als Topf-, Kübel- und Spangenhelme war, wurde stets aus Eisen gefertigt und mit Tuch, meistens wohl von roter Farbe, gefüttert. Er wurde auf den mit einer Tuchkappe bedeckten Kopf gesetzt und schloß sich eng an Brust und Nacken an. Die Befestigung dieses H., welcher nicht vom Kopfe, sondern von den Schultern getragen wurde, sodaß sich darin der Kopf wie in einem Gehäuse ziemlich frei bewegen konnte, geschah am Harnisch mittels Schrauben, Schnallen und Haken.

Die ebenfalls an Hals und Rücken sich fest anschmiegenden und oben mehr der Kopfform sich annähernden Spangen- und Rosthelme waren von Eisen und Leder gefertigt und erheblich leichter als die Stechhelme. Die Wölbung der Spangen, Roste und Bügel vor der Augenöffnung artete schließlich in Übertreibung aus. Gegen Ende des 15. Jahrh. bediente sich der turnierfähige Adel fast nur noch der Spangenhelme statt der Stechhelme, sodaß jene in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ausschließlich als adelige Helme betrachtet wurden.

Ums J. 1500 erscheinen auch die sog. Burgunderhelme, die jüngste Art wirklicher Kriegshelme, welche mit einem kurzen engen Halse versehen waren, ein Visier zum Aufschlagen hatten und an der Seite geöffnet werden konnten. Auch diese H. erscheinen mit heraldischen Abzeichen, aber erst zur Zeit des Verfalls der Heraldik. — Endlich sind noch die sog. goldenen Königshelme zu erwähnen, welche mit offenem Visier, nach vorn gekehrt und rot gefüttert dargestellt werden.

Was die Anwendung des H. in der Heraldik betrifft, so sollten, wie zu einem Wappen nur ein H. gehört, folgerichtig auch für ein aus mehrern zusammengesetztes nur eine entsprechende Anzahl von H. gehören. Ein Schild mit mehrern H. ist stets gerade zu stellen und sind diese dann nach Verhältnis kleiner zu zeichnen. Der H. steht auf dem Wappenschilde in der Weise, daß das Bruststück auf dem Oberrande ruht und ein wenig die Ortstelle überdeckt, also nicht mit dem Bruststücke auf dem Oberrande schwebt. Wird der Schild gelehnt, so steht der der Richtung des Schildes entsprechend seitwärts gekehrte H. auf dem erhöhten Obered.

Digitized by Google

Die Anzahl der Bügel an einem Spangenhelm ist in der deutschen Heraldik ohne Bedeutung. H. können Menschen oder Tieren, welche als Schildhalter dienen, aufgestülpt oder neben den Schild gestellt werden, wenn ihrer sehr viele sind. In letzterm Falle können die Schildhalter auch H. in den Händen tragen. Bei zwei gegeneinander gekehrten H. ist der rechtsseitige der erste, bei drei H. der mittlere (vorwärts gekehrte) der erste, rechts der zweite, links der dritte. Bei einer ungeraden Zahl der H., die größer ist als drei, ist die Rangordnung so: 6, 4, 2, 1, 3, 5, 7 und sind die äußern H. dem mittelsten zuzukehren; bei einer geraden Zahl der H. gilt diese Rangordnung: 5, 3, 1, 2, 4, 6.

Zu Helmsiegeln, welche zuerst in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. vorkommen, eignen sich namentlich diejenigen Wappen, welche eine Wiederholung der Schildsigur auf dem H. zeigen. Was das Größenverhältnis betrifft, so wird bei modernen Wappen der Schild fast so groß, wie H. und Kleinod zusammen sein können; jedenfalls hat man sich vor der Unsitte zu hüten, den H. mit seinem Schmuck gar zu klein darzustellen, hat sich vielmehr zu vergegenwärtigen, daß der Wappenschild nur der Brustschild des Helmträgers war, also in diesem Verhältnis zu zeichnen ist.

Helmarshausen, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hofgeismar, links an der Diemel, unfern deren Mündung in die Weser, 3 km südlich von Karlshafen, Station der Linie Hümme-Karlshafen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1361 meist evang. E. und hat Cigarrenfabrikation, Werkzeugschmiederei, Sandsteinbrüche, Steinplattenschleiferei und Ausfuhr von Pflastersteinen. Das ehemalige, schon 998 urkundlich erwähnte Benediktinerkloster (Helmardeshusen, Helmwarteshusen) war eine Reichsabtei. Die Ruine der Krukenburg überragt den Ort.

Helmbold (Ludw.), geistlicher Liederdichter des 16. Jahrh., geb. 21. Jan. 1532 zu Mühlhausen in Thüringen, war Konrektor zu Erfurt, später Diakonus und Superintendent zu Mühlhausen und starb daselbst 8. April 1598. Seine zahlreichen lat. und deutschen Dichtungen sind meist schwerfällig und trocken. Am bekanntesten sind seine Lieder: «Von Gott will ich nicht lassen», «Nun ist es Zeit zu singen», «Du Friedefürst Herr Jesu Christ», «Frisch auf, mein Seel, verzage nicht», «Es stehn vor Gottes Throne». Vgl. W. Thilo, «Ludwig H. nach Leben und Dichten» (Berl. 1851).

Helmbrecht, s. Wernher der Gartenäre.

Helmbrechts, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Münchberg, auf dem östl. Abhange des Frankenwaldes, 8 km im NW. von Münchberg, zählt (1880) 2910 meist evang. E. und hat Manufakturen in Flanellen, baumwollenen und wollenen Shawls, baumwollenen Stückzeugen, sowie Appreturanstalten, Woll- und Baumwollfärbereien.

Helmbrünne, im 13. u. 14. Jahrh. ein Teil des Panzers, bestand aus Kettengeflecht, bedeckte den Kopf wie eine Haube und reichte über Hals und Schultern hinab; über die H. konnte noch eine Eisenhaube gestülpt werden.

Helmdach, s. unter Dach.

Helmdecke (Helmhang) in der Heraldik hatte ursprünglich wohl einen thatsächlichen Zweck und verdankt ihre Entstehung nicht nur dem Wunsche einer Erhöhung des Waffenschmucks, sondern diente auch zur Befestigung des Helmkleinods und verdeckte zugleich die Verbindungsstellen desselben an dem Helm. Die ersten bekannten Helmdecken, denen man gegen 1300 auf Siegeln begegnet, bestanden aus einem kurzen, einfachen Stück Tuch oder einem breiten Band und wurden bald in Mantel- oder Kragenform, hängend, fliegend oder gefaltet dargestellt, doch schon im 14. Jahrh. sind sie länger, zu beiden Seiten aufgezogen, an den äußern Rändern eingeschnitten (gezaddelt) und im 15. Jahrh. erscheinen sie als blattartig ausgeschnittene lange Bänder in reichen künstlerischen Formen. In der Folge artete die Gestalt in eine immer unruhigere und unverständlichere aus, und die schlechtesten und geschmacklosesten Decken brachte das 17. und 18. Jahrh. In der Heraldik ist das Weglassen der Decken auf einem Helm ebenso zu vermeiden, wie die Darstellung des letztern ohne Kleinod. Für die Farben sind in der Regel die Schildesfarben maßgebend und zwar so, daß die Innenseite der Decken mit Metall, die Außenseite mit Farbe tingiert werden.

Helme, linker Zufluß der Unstrut in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt und Merseburg, entspringt im W. von Stöckey, fließt östlich bis Ober-Röblingen, dann südlich bis Kalbsrieth, wo sie nach 90 km langem Laufe mündet. Ihr Thal bildet die Grenze zwischen dem Harz und der thüringer Terrasse und wird wegen seiner großen Fruchtbarkeit die Goldene Aue genannt.

Helmerding (Karl), ausgezeichneter berliner Lokalkomiker, geb. 29. Okt. 1822 zu Berlin, debütierte 1847 in Meißen und spielte hier bis 1848 Charakterrollen und Intrigants. Direktor Kallenbach, an dessen Sommertheater in Berlin er 1848—51 engagiert war, wies ihn zuerst auf das Gebiet der Komik. Im J. 1852 erhielt er ein Engagement an das Königstädtische, 1854 an das Krollsche Theater in Berlin, nachdem er im Winter vorher Mitglied des Theaters in Köln gewesen war. Im J. 1855 engagierte ihn Wallner für Posen, mit dem er noch im selben Jahre nach Berlin übersiedelte. Hier war er am Wallner-Theater bis 1878 der glänzendste Vertreter der berliner Komik. Seit 1878 hat H. nur noch ausnahmsweise gespielt. Das Leichte und Bewegliche des Berlinertums ist nie besser zum Ausdruck gebracht worden als durch H., der den großen Vorzug hat, durch das abgeschlossene, aber überall scharf durchgeführte Ganze seiner Leistungen zu wirken.

Helmers (Jan Frederik), holl. Dichter, geb. 7. März 1767 in Amsterdam, fand in den traurigen Zeiten, die Holland nach 1790 erlebte, den Stoff für seine Gedichte fast ausschließlich in der Vergangenheit des Vaterlandes, dessen Fall er tief empfand; davon zeugen seine Dichtungen «Nederland in 1672» (1793), «Lofzang op het graf van Nederland» (1795), «Vaderlandsche Lierzang» (1799). Sein Meisterwerk «De Hollandsche Natie» erschien 1812, als der volle Druck der Napoleonischen Herrschaft auf Holland lastete. Dieses Gedicht machte trotz mancher Mängel einen tiefen Eindruck, sogar in seiner von der franz. Censur arg verstümmelten Form. H. starb 26. Febr. 1813. Ziemlich vollständige Ausgaben seiner Gedichte sind «Gedichten» (2. Aufl., Amsterd. 1816) und «Nagelatene Gedichten» (Rotterd. 1823).

Helmersen (Gregor von), russ. Reisender und Naturforscher, geb. 29. Sept. (11. Okt.) 1803 auf dem väterlichen Gute Duckershof bei Dorpat, erhielt seine

Digitized by Google

erste Bildung seit 1811 zu Petersburg und seit 1818 auf dem Gymnasium zu Dorpat, um sich dann auf der dortigen Universität der Jurisprudenz zu widmen. Doch entsagte er diesem Studium, indem er seiner Neigung für Naturwissenschaften, namentlich Oryktognosie und Geognosie folgte. Er begleitete 1826 seinen Lehrer in diesen Fächern, Moritz von Engelhardt, auf einer wissenschaftlichen Reise nach der untern Wolga, wurde 1828 in den Staatsdienst aufgenommen, dem Bergwesen aggregiert, und mit der Erforschung des südl. Ural beauftragt, deren Resultate in der gemeinschaftlich mit Ernst Hofmann verfaßten Schrift «Geognost. Untersuchung des Südauralgebirgs» (Berl. 1831) niedergelegt sind. Auf dieser Reise traf H. 1829 in Minsk mit Alex. von Humboldt zusammen, welcher H. und Hofmann zu Begleitern erhielt bei der Erforschung des südl. Ural. Von 1830 bis 1832 studierte H. mit Hofmann in Berlin, Heidelberg, Bonn und Freiberg. Nach Rußland zurückgekehrt, ward H. beauftragt, den östl. Ural von Bogoslowsk bis Jekaterinenburg geognostisch zu untersuchen. Die Ergebnisse dieser Expedition machte H. bekannt in den Werken: «Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe» (Petersb. 1841) und «Reise nach dem Altai» (Petersb. 1848), sowie in einigen Spezialarbeiten, wie «Notizen über die Entdeckung des Waschgoldes am Ural», «Der Magnetberg Blagodat im nördl. Ural» (Petersb. 1837) und «Der Telezkische See und die Teleuten im östl. Ural» (Petersb. 1838). Im J. 1836 kehrte H. nach Petersburg zurück und wurde 1838 Professor der Geognosie an dem Berginstitut, in welcher Stellung er 25 Jahre wirkte. Im J. 1838 erforschte er die Lagerstätten des brennbaren Schiefers in Estland, 1839 und 1840 untersuchte er die geognost. Beschaffenheit des Waldaiplateaus und 1841 mit Oliveri die Steinkohlenlager in den Gouvernements Tula, Kaluga und Orel. Im J. 1841 veröffentlichte H. eine «Übersichtskarte der Gebirgsformationen des europ. Rußland» (Petersb. 1841; 3. Aufl. 1873), welche Arbeit mit der Demidoffschen Prämie bedacht wurde und 1843 seine Berufung zum Akademiker in Petersburg veranlaßte. Er wurde 1849 zum Verweser des reichen Bergkorps-Museums ernannt und untersuchte 1850 die devonischen Schichten des mittlern Rußland zwischen der Düna und dem Don, der Stein- und Braunkohle wegen («Beiträge zur Kenntnis des Russischen Reichs», von Baer und H., Bd. 21, Petersb. 1858); 1852 die Salzseen in Bessarabien, 1856—59 die Erzlagerstätten des Olonezer Bergreviers (Petersb. 1860) und 1860—62 den Peipussee und die obere Narova (Petersb. 1864). Zum Generallieutenant des Bergingenieurkorps erhoben, wurde H. 1863 mit der genauen Erforschung des Luganschen Bergwerkbezirks betraut. Seine erfolgreichen Forschungen beschrieb er in der Abhandlung: «Das Donezer Steinkohlengebirge und dessen industrielle Zukunft.» Noch in demselben Jahre untersuchte er die Sandbänke im Asowschen Meer und 1864 die Schlammvulkane und Naphthaquellen der Halbinseln Kertsch und Taman. Im Okt. 1865 wurde er zum Direktor des Berginstituts in Petersburg ernannt und erhielt den Auftrag, den nördl. und westl. Abhang des Uralgebirges geologisch auf Kohlen- und Eisenerzlager zu untersuchen. Nachdem H. 1872 das militärisch eingerichtete Institut des Bergkorps zu einer freien akademischen Lehranstalt hatte reorganisieren helfen, legte er das Direktorat nieder. Er lebt seit dieser Zeit abwechselnd in der Residenz und Reval und veröffentlichte noch 1882 «Studien über die Wanderblöcke und die Diluvialgebilde Rußlands». Seine wissenschaftlichen Werke übersteigen die Zahl 100 und sind meist in deutscher, auch teilweise in russ., franz. und engl. Sprache abgefaßt. Vgl. A. Köppen, «Gregor von H.» (Petersb. 1878).

Helmhang, s. Helmdecke.

Helmholtz (Herm. Ludw. Ferd.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Physiologen, geb. 31. Aug. 1821 zu Potsdam, wo sein Vater Gymnasiallehrer war, studierte seit 1838 am Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin Medizin, wurde 1842 Assistenzarzt an der Charité daselbst, ein Jahr später Militärarzt zu Potsdam. Im Herbst 1848 kehrte er als Lehrer der Anatomie an der Kunstakademie nach Berlin zurück, wurde aber bereits im Juli 1849 als Professor der Physiologie an die Universität Königsberg berufen. Im Herbst 1855 erhielt er die Professur der Anatomie und Physiologie zu Bonn, welche er jedoch 1858 mit der der Physiologie zu Heidelberg vertauschte; Ostern 1871 übernahm er die Professur der Physik an der Universität Berlin. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete H. mit der Schrift «Über die Erhaltung der Kraft» (Berl. 1847), der später (1854) in leicht faßlicher Darstellung «Über die Wechselwirkung der Naturkräfte» folgte. Den von ihm erfundenen Augenspiegel zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge beschrieb er in einer besondern Schrift (Berl. 1851). H.' bedeutendste Werke sind das «Handbuch der physiol. Optik» (Lpz. 1856—66) und «Die Lehre von den Tonempfindungen» (Braunschw. 1862; 4. Aufl. 1877), zwei Arbeiten, welche auf ihren Gebieten bahnbrechend gewirkt haben, sowohl dadurch, daß H. alle wichtigen Fragen jener Wissenschaften fundamental untersucht und eine Fülle von neuen Forschungen bringt (z. B. Klangfarbe), sowie auch dadurch, daß er alle Seiten der modernen Naturforschung, planmäßiges, sinnreiches Experimentieren in Verbindung mit mathem. Untersuchungen und philos. Gedankentiefe bei Aufsuchung der letzten Gründe, als Meister handhabt; überdies zeichnen sich diese Werke noch durch eine Gerechtigkeit anstrebende histor. Nachforschung bezüglich der Priorität der Erfindung oder Entdeckung der dort behandelten Gegenstände, sowie durch einen reichen Litteraturnachweis aus. Messungen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit in den Nerven, sowie Untersuchungen über Gegenstände der Optik, Akustik und Elektricitätslehre, hat er vielfach in Zeitschriften, wie besonders in J. Müllers «Archiv für Anatomie», in Poggendorffs «Annalen» und Crelles «Journal für Mathematik», mitgeteilt; einzelne Teile seiner Untersuchungen hat er auch in seinen «Populären wissenschaftlichen Vorträgen» (3 Hefte, Braunschw. 1865—76) in mustergültiger Weise dargestellt. Die wissenschaftlichen Abhandlungen von H. sind in zwei Bänden gesammelt erschienen (Lpz. 1881—83), die Vorträge und Reden in zwei Bänden (Braunschw. 1884).

Helminth oder Helmintholith hat wegen seiner wurmförmigen Gestalten Volger das eigentümliche chloritähnliche Mineral genannt, welches in der Form ganz kleiner, gewundener und verdrehter, rhombischer oder sechsseitiger Prismen häufig dem Bergkrystall, Adular, Perillin, Titanit u. s. w.,

Digitized by Google

namentlich bei den alpinen Vorkommnissen dieser Mineralien aufgestreut oder eingestreut ist; es ist grün und fettglänzend auf den prismatischen, silberweiß und metallartig perlmutterglänzend auf den leicht spaltbaren basischen Flächen.

Helminthen, s. Eingeweidewürmer.

Helminthiasis, s. Wurmkrankheit.

Helmintholith, s. Helminth.

Helminthologie (grch.), Lehre von den Eingeweidewürmern.

Helmkleinod (Zimier, Helmschmuck, Helmzeichen, Helmzier) ist in der Heraldik ein an dem Helm plastisch angebrachtes Unterscheidungsmittel der Wappen, welches einesteils zur Kenntlichkeit und zum Schmuck desselben wesentlich beiträgt, anderenteils einen geistigen und bildlichen Zusammenhang mit dem bezüglichen Wappen vor Augen führt. Kleinod und Helm sind als zusammengehörender Teil des Wappens zu betrachten. Den ersten Anlaß werden in der ältesten Zeit wirklich getragene Adlerbüsche, Pfauenwedel, Stierhörner u. dgl. gegeben haben, doch sind als unmittelbare Vorläufer der Kleinodhelme die bis zu Anfang des 13. Jahrh. mit Figuren bemalten Topfhelme anzusehen, welche vereinzelt noch bis ins 15. Jahrh. vorkommen. Das Kleinod tritt erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. als feststehender Bestandteil der Geschlechtswappen auf. Die Verbindung desselben mit dem Helm wird durch den kranzartigen farbigen Wulst oder durch die Krone hergestellt, doch ist hinsichtlich der letztern zu beachten, daß auf dem Helm nie die Rangkrone, sondern eine vierblätterige (drei Blätter sichtbar) anzubringen ist.

Helmlin, s. unter Helm.

Helmold, einer der geschätztesten Geschichtschreiber des 12. Jahrh., wurde in Holstein geboren und war Landpfarrer zu Bosau am Plönersee. Von seinem Lehrer Gerold, dem ersten Bischof von Lübeck, wurde er aufgemuntert, die Bekehrung der benachbarten Slawen historisch darzustellen. Er that dies in dem «Chronicon Slavorum», in welchem er von der Predigt des eifrigen Vicelin, von den Thaten Heinrichs des Löwen, der Kolonisation der eroberten Wendenländer und der Begründung der neuen Bistümer die schätzbarsten Nachrichten gibt, wenngleich oft ohne hinreichende Prüfung der ihm mündlich zugehenden Erzählungen. Sein Werk schließt 1170 und ist bis 1209 fortgesetzt von Arnold, dem ersten Abt der Benediktiner im lübecker Johannisklosťer. Die Chronik ist 1868 neu herausgegeben von Lappenberg im 21. Band der «Monumenta Germaniae» und im Separatabdruck der «Scriptores rerum Germanicarum» (Hannov. 1868), übersetzt von Laurent (Berl. 1852). Vgl. Völkel, «Die Slawenchronik H.s» (Danz. 1874) und Broska in «Forschungen zur deutschen Geschichte» (Bd. 22, Götting. 1882).

Helmont (Joh. Bapt. van), Arzt und mystischer Theosoph, geb. zu Brüssel 1578, studierte zu Löwen mit solchem Erfolg Medizin und Chirurgie, daß er daselbst bereits in seinem 17. Jahre als öffentlicher Lehrer auftreten konnte. Doch gab er bald die Medizin auf, verließ sein Vaterland und irrte 10 Jahre in der Welt umher, bis er durch Bekanntschaft mit einem praktischen Chemiker Geschmack an der Chemie fand. Gleich Paracelsus hoffte er auf chem. Wege ein Universalmittel zu finden. Seine Liebe zur Medizin wurde wieder wach, die er sich nun neu schuf. Er selbst nannte sich Medicus per ignem, auf die Quelle anspielend, woraus er sein Heilmittel nahm, und machte sich durch die Bekämpfung des Aristoteles und Galenus viele Feinde. Nachdem er sich mit einem reichen Fräulein verheiratet, nahm er 1609 in Vilvorde bei Brüssel seinen Aufenthalt. Hier beschäftigte er sich bis zu seinem Tode mit chem. Arbeiten und mit dem Studium kabbalistischer und anderer mystischer Schriften. Dies führte ihn dahin, eine mystische, aus naturphilos. und mediz. Elementen gemischte Theorie aufzustellen. Ungeachtet die Chemie noch wenig ausgebildet war, machte er doch viele Entdeckungen; namentlich entdeckte er das Laudanum des Paracelsus, den Hirschhorngeist und das flüchtige Ölsalz, auch führte er den Namen «Gas» in die chem. Terminologie ein. Schließlich wollte er die ganze schulwissenschaftliche Medizin umstoßen; aber was er an deren Stelle setzte, war noch unsicherer als alles Bisherige. Er nahm Geister bei seinen Erklärungen zu Hilfe, ließ alles durch chem. Prozesse entstehen und berücksichtigte in seiner Krankheitslehre vorzugsweise den Magen und Unterleib. Nach ihm wird das Leben von einer Grundkraft, die er Archeus nennt, und von andern untergeordneten Kräften regiert. Sein System ist dem Paracelsischen ähnlich, nur klarer und wissenschaftlicher. Er starb 30. Dez. 1644. Seine Werke erschienen unter dem Titel «Ortus medicinae» zu Amsterdam (1648 u. öfter, die beste Ausgabe ist die von 1652). Vgl. Spieß, «H.s System der Medizin» (Frankf. 1840); Rommelaere, «Études sur J. B. van H.» (Brüss. 1868); Kopp, «Geschichte der Chemie» (Bd. 1, Braunschw. 1843).

Sein jüngster Sohn, Franciscus Mercurius van H., geb. 20. Okt. 1614, gest. zu Berlin 1699, suchte ebenfalls den Stein der Weisen und hinterließ mehrere theosophische Schriften, erwarb sich auch um die Physiologie der Sprache und um den Unterricht der Taubstummen nicht unbedeutende Verdienste. Vgl. Broeckx, «Le baron François Mercure van H.» (Antwerp. 1870).

Helmrose, das Scharnier, durch welches im Renaissancezeitalter, nachdem es üblich geworden war, den Helm durch Zerlegung in einzelne Teile beweglicher zu machen, die letztern (Hirn- oder Scheitelstück, Stirnstulp, Visier, Kinnreff) miteinander verbunden waren.

Helmsdorf (Friedr.), Landschaftsmaler, geb. in Magdeburg 1784, entfaltete seine Thätigkeit zuerst in Straßburg 1809, begab sich dann aber zu wiederholten malen nach Italien. Auch die Gebiete der Schweiz, des Schwarzwaldes und Oberrheins lieferten ihm günstige Vorwürfe, die meiste Anerkennung jedoch fanden seine während der zweiten ital. Reise entstandenen Landschaftsbilder. Sein berühmtestes Werk ist die Ansicht Roms vom Kloster Sant'-Onofrio mit der Eiche des Tasso, ausgezeichnet sind ferner das Kolosseum von Santo-Bonaventura aus, die Villa d'Este bei Tivoli und eine Felsenpartie zwischen Rom und Neapel, sowie der Nemisee. Auch in Sicilien fand H. vielen Stoff zu seinen fein vollendeten und meist geistreich angeordneten Veduten. Nach Deutschland zurückgekehrt siedelte er sich in Karlsruhe an, wo er bad. Hofmaler wurde. Seine später entstandenen Gemälde erreichen indes die anfängliche Vortrefflichkeit nicht mehr. Er starb in Karlsruhe 26. Jan. 1852.

Helmstadt, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, 16 km westlich von Würzburg,

Digitized by Google

mit (1880) 1112 E., wurde geſchichtlich namhaft durch das Gefecht am 25. Juli 1866. Gegen 1½ Uhr nachmittags ſtieß die preuß. Diviſion Beyer bei Neubrunn auf bayr. Vortruppen und warf dieſe, ſowie vier auf dem Seſſelberge und bei H. mit 4 Geſchützen aufgeſtellte bayr. Bataillone, welche ohne einheitliche Leitung fochten. H. wurde beſetzt, wodurch ſich die Diviſion Beyer unbewußt zwiſchen die bayr. Diviſionen Stephan und Prinz Luitpold eindrängte. Der linke Flügel der Diviſion Prinz Luitpold wurde vom altersheimer Berge nach längerm Gefechte vom preuß. 32. Infanterieregiment bis Waldbrunn zurückgedrängt, und auch der rechte Flügel wich. Das Gefecht ſchien um 6 Uhr beendet, als plötzlich hinter dem preuß. linken Flügel 4½ Bataillone und 2 Batterien der Diviſion Stephan erſchienen. Die Hauptmacht der Diviſion Beyer ging von der Ziegelhütte bei H. aus ſofort gegen dieſen Gegner vor und trieb denſelben bis Uttingen, wo mehrere bayr. Batterien zur Aufnahme ſtanden, zurück. Erſt die Nacht machte dort der Kanonade ein Ende.

Helmſtedt, Kreisſtadt im Herzogtum Braunſchweig, 37 km öſtlich von der Stadt Braunſchweig, an einem Bache in einer weiten Thalſenkung zwiſchen Lappwald und Elm, 111 m über dem Meere, Station der Linien Jerxheim-H. und Braunſchweig-H. der Braunſchweigiſchen Bahnen und der Linie Oſchersleben-H. der Preußiſchen Staatsbahnen, iſt Sitz einer Kreisdirektion und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnaſium, eine landwirtſchaftliche Schule, zwei Bürgerſchulen und eine höhere Töchterſchule, zählt (1880) 8684 E. (darunter 579 Katholiken und 13 Juden) und hat Fabrikation von landwirtſchaftlichen Maſchinen, Schuhwaren, Thonwaren, Seifen, Tabak, Pfeifen, Erdfarben, Watte, eine Dampfmahlmühle, Branntweinbrennereien, zwei Wollgarnſpinnereien, eine Zuckerraffinerie und eine weitbin bekannte Fabrik für die Maſchinen der Seifeninduſtrie. H. hat jährlich elf ſtark beſuchte Kram- und Viehmärkte. Die von Herzog Julius geſtiftete, 15. Okt. 1576 eingeweihte Univerſität ſtand beſonders im 17. Jahrh. in hoher Blüte, wurde aber 10. Dez. 1809 durch die weſtfäl. Regierung aufgehoben. In dem im edelſten Renaiſſanceſtil aufgeführten Univerſitätsgebäude (Juleum) befinden ſich jetzt die Reſte der alten Univerſitätsbibliothek (18—20000 Bände). Sonſt ſind von Gebäuden ausgezeichnet die got. Stephanskirche aus dem 12. Jahrh. mit den Epitaphien berühmter Profeſſoren und die weſtlich der Stadt, auf einer Anhöhe gelegene, 1256 geweihte, jetzt ſtilvoll renovierte Kirche des luth. Jungfrauenſtifts, ehemaligen Auguſtinernonnenſtifts Marienberg, eine Pfeilerbaſilika, deren prachtvolles Hauptportal für ein Meiſterwerk des Übergangsſtils gilt; ferner das dem Juleum im Stil angepaßte neue Gymnaſium. Auf dem Corneliusberg, eine Viertelſtunde weſtlich vor der Stadt, liegen die Lübbenſteine genannten Granitblöcke. In der Umgegend werden an vielen Stellen Braunkohlen gewonnen und Koprolithen gegraben. Unfern in einem Thale des Lappwaldes liegt Bad Helmſtedt und Klarabad mit eiſenhaltigen Quellen, beſonders von Gichtleidenden beſucht, mit einem Denkmal der 1870—71 gefallenen Braunſchweiger. H. iſt hiſtoriſch bekannt ſeit 798, als Ludgerus, der erſte Biſchof von Münſter, hier taufte und das 1803 ſäkulariſierte Benediktinerkloſter St. Ludgeri ſtiftete, jetzt Domäne mit kath. Kirche, unmittelbar öſtlich vor der Stadt; unter der Kirche liegt die St. Felicitas-Kapelle aus der erſten Hälfte des 11. Jahrh. Auf dem ehemaligen Kreuzganghofe befindet ſich eine reſtaurierte Doppelkapelle, deren obere Kapelle um 1000 erbaut iſt, während die untere Kapelle mindeſtens aus dem 10. Jahrh. ſtammt. Unter den Äbten von Werden an der Ruhr wuchs der um 900 im Gau Derlingo gegründete Ort heran, erhielt 1099 Stadtrechte, trat 1457 dem Hanſabunde bei und kam 1490 an Braunſchweig. Etwa 7 km öſtlich von H. liegt das gräfl. Gneiſenauſche Gut Sommerſchenburg mit dem Grabe des Feldmarſchalls Gneiſenau. Weſtlich von H. liegt das ehemalige Ciſtercienſerkloſter Marienthal mit einer ſchönen, neu reſtaurierten Kirche (erbaut in der erſten Hälfte des 12. Jahrh.) und vielen Reſten der Kloſtergebäude.

Der Kreis Helmſtedt zählt auf 788 qkm (1880) 57809 meiſt evang. E. Vgl. Kunhard, «Beiträge zur Geſchichte der Univerſität H.» (Helmſt. 1797); Ludewig, «Geſchichte und Beſchreibung der Stadt H.» (Helmſt. 1821), «Geſchichte der ehemaligen Hochſchule Julia Carolina zu H.» (Helmſt. 1876).

Helmſturz, ſoviel wie Viſier (ſ. d.).

Helmwachtel, ſ. unter Baumhühner.

Holobiao nannte man früher in der ſyſtematiſchen Botanik eine Abteilung von Waſſer- und Sumpfpflanzen, zu welcher die Familien der Alismaceen, Butomaceen, Juncagineen und Najadaceen gerechnet wurden.

Heloiſe, ſ. Abälard.

Helophoriden, eine Familie kleiner in und am Waſſer lebender Käfer Europas und Nordamerikas, dem großen ſchwarzen Schwimmkäfer (ſog. Karpfenſtecher, Hydrophilus) nahe verwandt. (S. unter Palpicornie.)

Heloten (Heiloten) hießen in Lakonien die von der doriſchen Herrengemeinde in Sparta beherrſchten leibeigenen Bauern des Eurotasgebietes (angeblich nach der Stadt Helos, die erſt 770 v. Chr. als letzte Achäerſtadt dieſes Landes nach hartnäckiger Gegenwehr unterjocht wurde). Später war es der Name nicht nur für deren Nachkommen, ſondern für alle, die (wie namentlich die Meſſenier) in dasſelbe Verhältnis der Leibeigenſchaft verſetzt wurden. Doch unterſchieden ſich die H. von andern Sklaven dadurch, daß ſie nicht Eigentum der einzelnen Herren waren, ſondern dem ganzen Staate angehörten, der allein über ihr Leben und ihre Freiheit zu entſcheiden hatte. Namentlich beſorgten ſie, da Lykurgs Geſetze den doriſchen Spartanern jedes erwerbende Geſchäft unterſagten, den Ackerbau gegen einen beſtimmten und unveränderlichen Naturalpacht, konnten auch Vermögen erwerben, und dienten im Kriege als Schildträger und Knechte, zuweilen auch als Leichtbewaffnete und Matroſen. Da ſie infolge ihrer erblichen Knechtſchaft, ihrer gedrückten Lage und oft grauſamen Behandlung leicht zu Empörungen geneigt waren, ſo wurden ſie ſtets durch die Behörde höchſt mißtrauiſch mit Hilfe der jungen Krieger überwacht und (dieſes iſt die ſog. Krypteia) gefährliche Leute unter ihnen heimlich aus dem Wege geräumt; auch an größern Gewaltthaten fehlte es unter Umſtänden nicht. Andererſeits wurde namentlich während des Peloponneſiſchen Kriegs und ſpäter eine erhebliche Zahl im Kriege bewährter H. als ſog. Neodamoden mit der Freiheit belohnt. Erſt der Tyrann Nabis machte zu Ende des 3. Jahrh. die H. mit Gewalt zu Bürgern.

Digitized by Google

[illegible], geb. [illegible] die [illegible]bridge, [illegible]ke, dem [illegible]bournes, [illegible]sekretär für [illegible] 1841 bei dem [illegible] Quäkerischer [illegible] «Friends in [illegible], ein Werk, das [illegible] Sozialreform in [illegible] behandelt. Im J. 1859 [illegible] unter demselben Titel, [illegible]versations on war and [illegible] als «Talk about ani[illegible]». Über die Frage der [illegible] H. «The conquerors of [illegible] and their bondsmen» (2 Bde., [illegible] Zusammenhang damit das Werk «The [illegible] in America» (4 Bde., 1855—61). [illegible] polit. und sozialer Reformen dien[illegible] «Organisation in daily life» [illegible]» (2 Bde., 1869), «Thoughts upon [illegible]» (1872) und «Social pressure» (1875). [illegible] wurde H. zum Sekretär des Staats[illegible]. 1872 empfing er die Ritterwürde. [illegible] 1. März 1875.

Helferswald, s. unter Werragebirge.

Helsingborg, alte, wohlgebaute Stapelstadt mit einem guten, bedeutend erweiterten, durch gemauerte Molen hergestellten Hafen in der schwed. Provinz Schonen im Län Malmöhus, an der engsten Stelle des Sund, Helsingör gegenüber, am Fuße eines Bergrückens, auf welchem sie einst lag, und wo noch die Reste ihres festen Schlosses, Kärnan, sich befinden, zählt (1882) 12479 E., welche von Handel, Schiffahrt, Fischerei, Ackerbau und Industrie leben. Durch die Privatbahnen nach Hesleholm und Eslöf ist H. mit dem Netze der schwed. Staatseisenbahnen in Verbindung gesetzt. Mit Dänemark wird ein reger Dampfschiffverkehr unterhalten. Zum Hafen gehören (1881) 69 Segel- und 2 Dampfschiffe von zusammen 20857 t Tragfähigkeit. Bedeutend ist besonders die Getreideausfuhr. Die Stadt ist denkwürdig durch mehrere Reichstage, Friedensverträge und Belagerungen im 14. Jahrh., durch die Niederlage der Hanseaten 1362 und der Lübecker 1535, durch wiederholte Belagerungen im 17. Jahrh., besonders aber durch die Schlacht 28. Febr. (11. März) 1710, in welcher die Dänen unter Rantzau von einem schwed. Bauernheere unter Magnus Stenbock mit großem Verlust zurückgeschlagen wurden. In neuerer Zeit sind die Seebäder von H. von Bedeutung geworden. Nur 2 km südöstlich von H. liegt der Sauerbrunnen und Kurort Ramlösa, der selbst aus Deutschland Besucher findet, und nördlich von der Stadt der Sauerbrunnen Helsan. Auch befinden sich in der Nähe die Steinkohlengruben von Höganäs, Wallåkra und Kropp, die wichtigsten in Skandinavien, und das westlichste Vorgebirge von Schonen, der 188 m hohe Kullen mit einem Leuchtturm.

Helsingfors (finnisch Helsinki), Hauptstadt des Großfürstentums Finland und zugleich des Län Nyland, schön auf einer in den Finnischen Meerbusen vorspringenden Landspitze gelegen, auf beiden Seiten von Inseln und Schären umgeben, an den Bahnen nach Petersburg und Sörnäs, ist die größte und schönste Stadt Finlands und besitzt in ihrem von allen Seiten eingeschlossenen, gegen das Meer durch die Felsen, auf denen die Festung Sweaborg liegt, beschützten Hafen einen sehr geräumigen und vorzüglichen Ankerplatz. Die Stadt hat in neuerer Zeit an ansehnlichem, schönem Umfang wie an Bedeutung als Handelsstadt außerordentlich gewonnen und zählt (1880) 43142 E.; 22400 sprechen schwedisch, 14600 finnisch und 4000 russisch (meistens russ. Militär). Es befindet sich daselbst der Sitz des General- und Civilgouverneurs, des finn. Senats und der finn. (Alexander-) Universität. Letztere, 1828 von Åbo hierher verlegt, zählt 60 Lehrer und etwa 700 Studierende und besitzt eine seit 1827 neubegründete Bibliothek von 140000 Bänden, mehrere Kliniken, einen botan. Garten und eine unter Argelanders Leitung errichtete Sternwarte. Unter den sehenswerten Gebäuden sind besonders zu erwähnen: die Bibliotheksgebäude, das Universitäts- und das Senatshaus, das Ritterhaus, das nach dem Muster des dresdener neuerbaute Theater, die Stationsgebäude der H.-Tavastehus-Eisenbahn, einige Kasernen, die 1830—52 erbaute Nikolaikirche, auf einem Felsen mitten in der Stadt und weithin sichtbar, die griech. Kirche und das Societätshaus. Eine schöne Anlage, die Esplanade, in welcher ein Monument des Dichters Runeberg steht, trennt die Stadt in zwei Teile. H. ist die bedeutendste Handelsstadt Finlands. H. ist auch ein beliebter Badeort und hat Seebäder, mehrere Kaltwasserheilanstalten und eine Mineralwassereinrichtung.

Helsingland, Provinz im nördl. Schweden, der nördlichste Teil des Gefleborgs-Län, mit 14768 qkm und (1882) 114831 E. Der Hauptfluß ist der aus Herjeådalen kommende Ljusnan. Die Provinz ist übrigens sehr reich an Gewässern, die 6,5 Proz. der gesamten Oberfläche aufnehmen. Unter den Seen sind Dellen und Bergviken, in besonders schöner Umgebung, die vornehmsten. Der Boden ist mager und gebirgig, der Reichtum aber an Wald wird fleißig ausgebeutet; Leinkultur (doch in Abnahme begriffen), Leinwandfabrikation, Sennerwirtschaft und Pferdezucht sind nächst dem Ackerbau die Hauptbeschäftigungen der wohlhabenden und gastfreundlichen Bewohner. In H. liegen die Städte Söderhamn (8319 E.) und Hudiksvall (4236 E.). H. wird von der Nordbahn in einer Länge von etwa 180 km durchschnitten, und besitzt auch einige kleinere Privatbahnen, die den Verkehr von der Küste mit dem Binnenlande vermitteln. Im nördlichen H. ist seit 1860 der Verkehr im Wassersystem vom Dellen durch den P. A. Tamms-Kanal sehr erleichtert worden.

Helsingör (frz. Elseneur, engl. Elsinore), See- und Handelsstadt im Amte Frederiksborg auf der dän. Insel Seeland, an der Eisenbahn nach Kopenhagen und an der schmalsten Stelle des hier nur 5 km breiten Sund, Helsingborg gegenüber, wohin von hier die Überfahrt stattfindet, zählt (1880) 8978 E., welche hauptsächlich vom Transithandel und dem Verkehr mit den vielen hier anlegenden Schiffen leben. Der Ort besitzt mehrere Fabriken, eine bedeutende Schiffswerft, eine Realschule, ein Seebad und seit 1863 einen geräumigen und sichern Hafen für Schiffe, die nicht über 6 m Wasserzug haben. Zu demselben gehörten Ende 1882 114 größere Schiffe von 12527 Registertons, darunter 8 Dampfschiffe. Dazu kamen noch 574 kleinere Schiffe von weniger als je 4 t. Wichtig war früher H., weil hier bis 1857 der Sundzoll (s. Sund)

Digitized by Google

erhoben wurde. Zur Deckung wurde ganz in der Nähe auf der Spitze einer Landzunge die frühere Festung Kronborg 1577—85 angelegt und 1688—91 erweitert, welche mit Wällen und breiten Gräben umgeben ist, ein Zeughaus, Kasematten und ein Schloß mit einem Leuchtturm und einer Kapelle umschließt. In der Nähe liegt auch das ehemalige königl. Lustschloß Marienlyst, welches jetzt an eine Aktiengesellschaft verkauft ist, und in dessen Garten für das dortige Seebad ein Hotel und viele Logierhäuser gebaut sind. Etwa 2 km gegen N. liegt das schöne Hellebäk (s. d.). H. wird schon 1288 als Stadt genannt, 1522 von den Lübeckern eingenommen und verbrannt, 1535 für Christian II. erobert. Die Kronenburg wurde 6. Sept. 1658 von den Schweden unter Wrangel erobert, aber 1660 wieder herausgegeben.

Helst (Bartholomäus van der), nächst Franz Hals der größte Porträtmaler der Holländischen Schule, in Komposition histor. Porträts diesem aber bei weitem überlegen, wurde wahrscheinlich zu Harlem 1613 geboren und lebte zu Amsterdam, wo er 1670 auch starb. Eins seiner ausgezeichnetsten Werke ist die Darstellung des Festmahls, welches die amsterdamer Bürgergarde ihrem Kommandanten Witz zur Feier des Westfälischen Friedens gab, ein wahres Wunder von kecker, schöner und naturtreuer Darstellung, lebhaft an van Dyck erinnernd. Überhaupt herrscht in allen seinen Werken eine großartige Auffassung und Ausführung; nichts Frostiges, nichts Gelecktes. Seine Gewänder sind voll und seine Figuren schön gezeichnet; auch in dem Nebenwerk ahmt er die Natur bewundernswürdig nach. Ein gleichfalls bedeutendes Gruppenbild ist die Versammlung der amsterdamer Schützen (1657), wovon eine eigenhändige Kopie im Louvre. Eins seiner schönsten Bildnisse, Porträt eines jungen Mannes, besitzt die Liechtenstein-Galerie in Wien.

Helston, Municipal- und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Cornwall, an der Südküste, 15 km im WSW. von Falmouth, zählt (1881) 3432 E., hat eine Handelsschule, eine Seewarte und Schuhfabrikation, und ist Mittelpunkt eines ausgedehnten Ackerbau- und Bergwerksdistrikts. In dem 5 km entfernten Portheven findet nicht unbedeutende Aus- und Einfuhr statt.

Heltai (Kaspar), ungar. Schriftsteller, der sich auf seinen deutschen Druckschriften auch Kaspar Helth nannte, war von sächs. Abkunft und zu Heltau bei Hermannstadt (Siebenbürgen) geboren. Er studierte Theologie in Wittenberg und wurde bei seiner Heimkehr (1545) evang. Prediger in Klausenburg. Dieses Amt legte er um 1558 nieder und trat bald zur Lehre Calvins über, um wenige Jahre später (1569) dem Socianismus zu folgen. Schon im J. 1550 errichtete er in Verbindung mit Georg Hofgreff in Klausenburg eine Druckerei, aus der bis 1597 zahlreiche Werke in deutscher, lat. und ungar. Sprache hervorgingen. H.s Hauptwerk ist seine ungar. Bibelübersetzung, die er im Verein mit mehrern Genossen in 5 Bänden (1551—62) herausgab. Außerdem übersetzte er das »Tripartitum« des Verböczy ins Ungarische (1571) und verfaßte nach den »Decaden« des Bonfinius eine Chronik von Ungarn (Klausenburg 1575; neueste Ausgabe von E. Toldy, Pest 1854). Andere zahlreiche Schriften (ein Fabelbuch 1566, ein Cancionale 1574 u. a.) reihen H. unter die eifrigsten Pfleger der ungar. Litteratur im 16. Jahrh. Er starb um 1575.

Heltau, Industriedorf bei Hermannstadt (s. d.) in Siebenbürgen.

Helwân, Badeort in Ägypten, 23 km südlich von Kairo, 5 km östlich vom Nil, in der sog. Arabischen Wüste, hat Schwefelquellen, welche 1871—72 gefaßt worden sind, nachdem Dr. Reil die Anlagen schon 1868 begonnen hatte. Sie haben eine Temperatur von 30° C., enthalten Chlornatrium und Chlormagnesium und sind reich an Kohlensäure, Schwefelwasserstoff und Stickstoff. H. hat ein großes Hotel, Villen für Badegäste, ein Badehaus mit Inhalationssaal, eine Trinkquelle, Sandbäder in der Wüste und durch eine Dampfpumpe bewässerte Gartenanlagen. Wegen der reinen Wüstenluft ist H. 1874 zu einem Luftkurort eingerichtet. Eine Wasserleitung versorgt den Ort mit Nilwasser und eine Eisenbahn verbindet ihn seit 1877 mit Kairo. Im J. 700 haben hier die Araber unter der Regierung Abd-el-Meliks den ältesten ersten Melyas oder Nilometer eingerichtet; der gegenwärtige bei Raudah ist 16 Jahre jünger.

Heluiren (lat.), schlemmen, prassen; davon Heluation.

Helvella *L.* (Faltenmorchel, Lorchel), Pilzgattung aus der Familie der Discomyceten. Die Arten derselben, von denen etwa 15 in Deutschland vorkommen, sind fast sämtlich eßbar. Es sind meist ziemlich große Pilze mit unregelmäßig gelapptem und kugelig angeschwollenem Hute, der eine runzelige oder gefaltete Oberfläche besitzt. Der Stiel ist von hellerer Farbe als der Hut. Das die Sporenschläuche enthaltende Hymenium ist über den ganzen Hut ausgebreitet und hat gewöhnlich eine braune oder braunrote, seltener eine gelbliche Färbung. Die bekannteste Art ist die Speiselorchel oder Steinmorchel, auch Hasenmorchel genannt, H. esculenta *Pers.* Sie hat einen wachsartigen, stark aufgetriebenen Hut, der auf einem 2—5 cm hohen Stiel sitzt; sie kommt hauptsächlich in Nadelwäldern vor und ist einer der besten Speiseschwämme. Eine dieser ähnliche Art, H. suspecta *Krombh.*, kommt ebenfalls in Nadelwäldern, aber weniger häufig vor, sie unterscheidet sich von der vorigen durch eine lebhaftere rotbraune Farbe und durch die fast schwammige Beschaffenheit des Hutes, der Geschmack derselben ist unangenehm süßlich; sie muß jedenfalls als verdächtig gelten, ist übrigens leicht von der vorigen zu unterscheiden. Die übrigen Arten sind größtenteils eßbar, kommen aber seltener vor. (S. Morchella.)

Helvetier (Helvetii), ein großes kelt. Volk, erscheint in der Geschichte zuerst bei dem Zuge der Cimbern und Teutonen, denen sich die Tiguriner, einer ihrer vier Stämme (pagi), anschlossen. Diese brachten dem Heere des röm. Konsuls Lucius Cassius 107 v. Chr. am Genfersee eine schwere Niederlage bei. Nach dem Untergange der Cimbern und Teutonen kehrten die Tiguriner in ihre Heimat zurück. Die Wohnsitze der H. (Ager Helvetiorum) erstreckten sich zu Cäsars Zeiten vom Genfersee (Lacus Lemanus) bis zum Bodensee (Lacus Venetus oder Brigantinus), von welchem aus bis zum Gotthard (Adula mons) es gegen SO. an Rätien grenzte. Gegen S. schieden es die Berner Alpen von den kleinen kelt. Völkerschaften, die das Rhônethal (Wallis) bewohnten; gegen W. der Jura von den Sequanern. Im N. hatten die H. früher jenseit des Rheins auch das südwestl. Deutschland bis zum Main innegehabt, aus welchem sie durch

Digitized by Google

german. Sueven verdrängt worden waren, das aber noch späterhin die «Wüste» der H. benannt ward. Die Absicht, ihr Land, das sie in 12 Städten und 400 Dörfern bewohnten, zu verlassen und sich im südwestl. Gallien ein ergiebigeres Gebiet zu erobern, wurde in ihnen durch Orgetorix, einen ihrer Edeln, rege gemacht. Dieser fand über seinem Streben nach der Königsherrschaft den Tod, die H. aber wurden an der Ausführung ihres Plans durch Julius Cäsars Sieg bei Bibracte (Autun in Burgund) 58 v. Chr. gehindert. Das Schlachtfeld ist wahrscheinlich auf der Ebene zwischen Ivry und Cussi-la-Colonne im NO. oder bei St.-Nicolas-sous-Charmoy im Süden von Autun zu suchen. Von 368000 Menschen, darunter 92000 streitbare Männer, die in Gallien einbrachen, gehörten 263000 den H., die übrigen andern benachbarten Stämmen an; nur 110000 kehrten in die Heimat zurück. Nach ihrer Unterwerfung unter die Römer gehörten sie zu dem röm. Gallien, seit Augustus zur Belgica, seit der Diocletianisch-Konstantinischen Zeit zu der Provinz Maxima Sequanorum. Als sie 70 n. Chr. die Herrschaft des Prätendenten Vitellius nicht anerkennen wollten, wurden sie von dessen Unterfeldherrn Cäcina auf dem Bözberge (Mons Vocetius) bei dem heutigen Baden (im Aargau) in einer blutigen Schlacht überwunden und erhielten erst nach schwerer Heimsuchung die Verzeihung des Siegers. Röm. Wesen und Leben, von dem zahlreiche, allerorten aufgefundene Altertümer zeugen, fanden bei den H. eine Stätte, namentlich seitdem 43 v. Chr. durch L. Munatius Plancus die militärisch wichtige Colonia Raurica, später Augusta Rauricorum (Augst bei Basel), gegründet worden, an den Hauptorten Aventicum (Avenches-Wifflisburg), der Hauptstadt Vindonissa (Windisch im Aargau), Julia equestris zu Noviodunum (Nyon am Genfersee), Viviscum (Vevay), Eburodunum (Yverdun), Salodurum (Solothurn). (Vgl. Th. Mommsen, «Die Schweiz in röm. Zeit» [Zür. 1854]). Mit der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. beginnen die Einfälle der Alamannen (s. d.) in diesen Teil des Römischen Reichs, die, wenn auch oft zurückgewiesen, doch immer wieder erneuert wurden und zu Anfang des 5. Jahrh. mit der Einnahme des größten Teils des Landes durch die Alamannen endigten. Den südwestl. Teil am Jura trat 436 der röm. Feldherr Aëtius an die Burgunder ab, die sich später von da östlich bis zur Reuß ausdehnten. (S. Schweiz.)

Helvetisches Kollegium (Collegium Helveticum) hieß ein Priesterseminar, welches der Kardinal Karl Borromäus zu Mailand begründete, um kath. Geistliche für die Schweiz auszubilden.

Helvetische Konfession, s. Reformierte Kirche.

Helvetische Konsensusformel (lat. Formula Consensus Ecclesiarum Helveticarum Reformatarum) heißt die letzte Bekenntnisschrift, welche in der reform. Kirche aufgestellt worden ist. Die Veranlassung dazu war das Auftauchen mancher Abweichungen von dem zu Dordrecht (1619) festgesetzten Lehrbegriff. Nach langen Vorverhandlungen wurde die Formel von Heidegger (s. d.) entworfen, von den übrigen Theologen begutachtet und Juni 1675 von den reform. Kantonen der Schweiz angenommen. Den strengen Geist der Formel erkennt man schon aus den drei ersten Kanones, welche bestimmen, daß die Heilige Schrift von Gott eingegeben sei nicht bloß nach den Worten, sondern nach den Wörtern, nicht bloß die Konsonanten, sondern auch die Vokale, und daß Gott diese Schrift zugleich in so wunderbarer Weise bewahrt habe, daß der Text durch Vergleichung von Handschriften, Übersetzungen u. dgl. nicht verbessert werden könne. Wegen dieser starren Orthodoxie ist die Formel bereits vor Mitte des 18. Jahrh. thatsächlich in Abgang gekommen.

Helvetische Republik, Name des nach der Eroberung der Schweiz durch Frankreich 11. April 1798 auf schweiz. Boden errichteten franz. Vasallenstaats, welcher bis 8. Sept. 1814 (Tagsatzung von Zürich) bestand.

Helvetische Wüste, s. Lichtland.

Helvétius (Claude Adrien), berühmter franz. Philosoph, aus ursprünglich schweiz. Familie, der Sohn des Jean Claude Adrien H. (geb. 1662, gest. 1755) und der Enkel des Jean Adrien H. (gest. 20. Febr. 1727), die sich beide als Ärzte einen Namen erwarben, wurde im Jan. 1715 zu Paris geboren. Er war für das Finanzfach bestimmt und wurde nach beendigten Studien zu seinem Oheim geschickt, um sich praktisch in diesem Fache auszubilden. Schon im 23. Jahre erhielt er eine Generalpächterstelle, die er jedoch wieder aufgab und gegen ein Hofamt bei der Königin vertauschte, vermochte aber auch in den Zerstreuungen des Hofs keine Befriedigung zu finden. Im J. 1751 heiratete er die schöne und geistvolle Tochter des Grafen Ligniville, eine Nichte der Frau von Graffigny, und von nun an lebte er den größten Teil des Jahres auf seinem Landgute Voré, wo er sich seiner Familie, Studien und schriftstellerischen Arbeiten widmete. Er hob auch den Ackerbau auf seinen Gütern, suchte Industrie in Gang zu bringen und übte eine ungemessene Wohlthätigkeit. Im J. 1758 gab er sein berühmtes Werk «De l'esprit» heraus, in welchem er alle Thätigkeiten des menschlichen Geistes aus dem Gefühls- oder Auffassungsvermögen (sensibilité) ableitet und den Beweis zu führen sucht, daß der Hebel aller menschlichen Thätigkeit das Bedürfnis der Selbstbefriedigung (l'intérêt) sei, die Tugend aber nur darin bestehe, die eigene Befriedigung dem allgemeinen Wohlsein, zunächst des engern geselligen Kreises, weiter dann der Gemeinde, des Staats, endlich der Menschheit unterzuordnen. Seine Angriffe auf das Bestehende in Religion und Politik zogen ungeachtet der Verhüllung, in welcher er sie vortrug, dem Werke und seinem Verfasser Verfolgung zu. Das Buch wurde 1759 auf Befehl des Parlaments öffentlich verbrannt, und H. sah sich genötigt, einen förmlichen Widerruf zu leisten. Erbittert hierüber, machte er 1764 eine Reise nach England und ging im Jahre darauf nach Deutschland. In Potsdam nahm ihn Friedrich II. mit Auszeichnung auf, obschon ihm seine wissenschaftlichen Ansichten nicht zusagten. Noch in der Fülle seiner Kraft starb H. 26. Dez. 1771. Nach seinem Tode gab der Fürst Galizin von ihm noch das Werk «De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation» (2 Bde., Lond. 1772; deutsch von Wichmann, Bresl. 1772) heraus, worin H. die Gedanken seines Buchs «De l'esprit» weiter ausgeführt hatte. Unter den Gesamtausgaben seiner Werke sind die beiden von 1795 in 5 und in 14 Bänden die besten.

Helvig (Amalie von), häufig unrichtig Hellvig oder Hellwig geschrieben, geborene Freiin von

Digitized by Google

Imhof, eine talentvolle Schriftstellerin, geb. 16. Aug. 1776 zu Weimar, genoß auf dem väterlichen Gute Mörlach bei Nürnberg und später in Erlangen eine sorgfältige Erziehung. Nachdem sie ihren Vater verloren, kam sie im 15. Jahre nach Weimar. Mehrere ihrer Dichtungen wurden von Schiller in den «Musenalmanach» und das größere Gedicht «Abdallah und Balsora» in die «Horen» aufgenommen. Von Goethe und durch Voß' «Luise» über das Wesen des Hexameters unterrichtet, schrieb sie das epische Gedicht «Die Schwestern von Lesbos» (Heidelb. 1801; 2. Aufl. 1833). Kurz nach dem Erscheinen desselben wurde sie zur Hofdame in Weimar ernannt und lernte hier 1802 ihren nachherigen Gemahl, Karl Gottfried von H., kennen. Erst nach dem Tode ihrer Mutter und eines Bruders folgte sie ihm mit ihren Schwestern nach Schweden. Ihr Gemahl war in schwed. Diensten 1807 zum Generalfeldzeugmeister aufgestiegen; als Pommern 1810 von Schweden an Preußen abgetreten wurde, trat er als Generalmajor in preuß. Dienste. Nach ihrer Rückkehr ins Vaterland lebte sie in Heidelberg, dann in Dresden, zuletzt in Berlin, wo sie 17. Dez. 1831 starb. Unter ihren litterarischen Arbeiten sind noch zu erwähnen: das Gedicht «Die Schwestern von Korcyra» (Amsterd. u. Lpz. 1812), «Die Tageszeiten» (Amsterd. 1812), das mit Fouqués Gattin herausgegebene «Taschenbuch der Sagen und Legenden» (Berl. 1812—13), «Die Sage vom Wolfsbrunnen» (Heidelb. 1821), «Helene von Tournon» (Berl. 1824) und die Übersetzung von Tegnérs «Fridthiofssaga» (Stuttg. 1826; neue Aufl. 1858).

Helvoetsluis, Stadt in den Niederlanden, s. Hellevoetsluis.

Helye (Elias), erster schweiz. Buchdrucker, stammte aus dem alten adeligen Geschlecht der von Laufen, geb. gegen 1400, war Chorherr der Kirche des Dorfes Beromünster im Aargau. Die Buchdruckerkunst hat er wahrscheinlich 1466 zu Basel kennen gelernt, um welche Zeit er als Syndikus des Stifts Münster an das geistliche Gericht dahin abgesendet wurde, um einen Rechtsstreit für das Stift durchzuführen. Sein erster Druck war der «Mamotrectus» (eigentlich «Mammotractus», d. i. Muttermahrung), ein Lexikon zur Erklärung biblischer Stellen, welcher gleichzeitig mit Schöffers «Mammotractus» in Mainz erschien. Zwei Jahre später folgte das «Speculum vitae humanae», später noch zwei Werke ohne Angabe des Drucks und ohne Jahreszahl, die aber, wegen der Gleichheit der Typen mit dem «Speculum», ihm zugeschrieben werden. H. starb 20. März 1475. Vgl. Abi, «Die Buchdruckerei zu Beromünster» (Einsiedeln 1870).

Hemans (Felicia Dorothea), engl. Dichterin, geb. 25. Sept. 1793 zu Liverpool, wo ihr Vater, ein Irländer Namens Browne, Handelsgeschäfte trieb. Die romantische Umgebung von Gwyrch in Nordwales, wo die Familie nach einer verunglückten Spekulation in stiller Abgeschiedenheit lebte, und die brit. Heldenthaten im Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel weckten ihr poetisches Talent. Sie heiratete den Kapitän Hemans, von dem sie sich aber, nachdem sie Mutter von fünf Söhnen geworden, trennte. Bereits 1812 gab sie in den «Domestic affections» eine Sammlung ihrer lyrischen Poesien heraus. Ihr größeres Gedicht «The restoration of the works of art in Italy» (1816) und ihr «Modern Greece» gewannen den Beifall Byrons. Ihre «Tales and historic scenes in verses» (1819) enthalten treffliche Balladen. Mit dem Wettgesange «Dartmoor» trug sie den von der Royal-Society of Literature 1821 ausgesetzten Kampfpreis davon. In ihrem «Forest sanctuary» (1825; deutsch von Freiligrath, Stuttg. 1871) verherrlicht sie das prot. Märtyrertum. Als Frucht ihres Studiums der span. Sprache und Litteratur erschien ihr «Siege of Valencia, the last Constantine, and other poems» (1823), während man ihrer Vorliebe für die deutsche Litteratur die «Songs of Cid» und «The lays of many lands» verdankt. Körners Dichterleben und Heldentod feierte sie in ihrem Gedichte «Koerner and his sister». Religiöse Poesien sind die «Songs of the affections» (1830), «Scenes and hymns of life, and other religious poems» (1834), «Hymns on the works of nature» (1833) und «Hymns for childhood» (1834). In den «Records of women» (1828) schilderte sie weibliche Charaktere und webte ihre persönlichen Schicksale mit ein. Sie starb 16. Mai 1835 auf dem Landgute Redesdale bei Dublin. Unter den zahlreichen Ausgaben ihrer Gedichte ist hervorzuheben die von Rossetti (Lond. 1873).

Hemau, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Parsberg, im Fränkischen Jura, in 508 m Höhe, 24 km im WNW. von Regensburg, zählt (1880) 1596 fast nur kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, eine große Wasserleitung und Bierbrauereien.

Hemd (althochdeutsch hemidi, von heman, bedecken, bekleiden; frz. chemise; engl. shirt, smock, shift) war ursprünglich die Bezeichnung für Bekleidung, Hülle, Kleid überhaupt, dann insbesondere für ein weites, meist vorn teilweis offenes Kleid, wie Panzer-, Chor-, Fuhrmannshemd u. dgl. Jetzt versteht man unter Hemd im engern Sinne eine weite, meist unmittelbar auf dem Leib getragene Bekleidung, zu deren Herstellung besonders Leinen, Baumwolle, Shirting, Dowlas, das meist von elsässer Fabriken hergestellte sog. Hemdentuch, Wolle, z. B. Flanell, und zuweilen auch Seide dient. Die Anfertigung der H. erfolgt jetzt fast allgemein im Wege der Großindustrie auf Nähmaschinen, als welche besonders die Wheeler u. Wilson-Maschinen Verwendung finden. Hauptfabrikationsort für H. ist in Deutschland Bielefeld. Nachthemden erhalten einen etwas andern Schnitt als die bei Tage getragenen. Die feinern Männerhemden (Oberhemden) haben auf der Brust einen gewöhnlich aus besserm Leinen hergestellten Einsatz, der entweder schlicht oder mit Falten oder Stickerei versehen ist. Die Einsätze pflegt man in besondern Fabriken und zwar auf speziell zu diesem Zweck konstruierten Wheeler u. Wilson-Nähmaschinen anzufertigen; als Hauptbezugsquelle für die gestickten Einsätze gilt Plauen im Vogtlande. Der Rumpfteil der Oberhemden wird aus dem Vorder- und Rückenteil zusammengesetzt. In dem Vorderteil wird zuerst der Einsatz eingesteppt; dann werden die beiden Teile mittels der sog. Passen, welche die Schulter- oder Nackenstücke bilden, verbunden. Die Ärmel erhalten meist einen keilförmigen Längseinsatz (Spiele oder Zwickel) und werden an ihrem untern Ende mit einem Bändchen oder Queder, seltener mit einer Manschette versehen. Auch die Kragen werden jetzt nur noch selten direkt an den Halsteil der Oberhemden genäht. Frauenhemden erhalten kurze Ärmel und werden oft in reichster Weise mit Stickereien verziert. Wollene Hemden,

Digitized by Google

die sonst fast nur für Kranke üblich waren, werden in neuerer Zeit, hauptsächlich seitdem Professor Jäger in Stuttgart hierfür Propaganda macht, viel getragen.

Hemdförmige Oberkleider kommen bereits bei den vornehmen Ägyptern des Altertums vor, und zwar sowohl bei den Männern wie Frauen; bei den vorderasiat. Völkern, namentlich den Chaldäern und Assyrern, waren sie schon früh das eigentliche Nationalkleid. Auch die Perser, Hebräer, Kleinasiaten ꝛc. trugen ähnliche Gewänder. Desgleichen erscheinen die Unterkleider der Griechen, Etrusker und Römer hemdartig. Im 11. Jahrh. war bei den Kulturvölkern des mittlern Europa das H. wie die Hose bei dem vornehmern Manne vom Anstand durchaus geboten; das niedere Volk trug nur einen kurzen Rock ohne H., mit oder ohne Beinbekleidung. Im 12. Jahrh. erscheint es als vornehmstes Unterkleid (Nider-wât oder Nider-Kleid, Hemede), gewöhnlich von Leinwand, nach Art der Tunika vorn geschlossen und kurzärmelig. Aus der sittenlosern Zeit des 13. Jahrh. wird erzählt, der Stoff sei so dünn gewesen, daß man die Weiße der Haut habe hindurchscheinen sehen. Indessen übernimmt es auch die Rolle des Rocks und es wird auch dieser durch den Ausdruck bezeichnet. Im 16. Jahrh. wächst das H. gegen den Hals herauf und umgibt ihn mit einem kleinen Kragen. Der obere Rand wurde durch einen breiten, in Gold, Silber und Seide gestickten Saum gebildet; Damen schenkten solche kostbare Arbeiten an Freunde und Verwandte. In den Luxusgesetzen jener Zeit wird der damit getriebene Aufwand wiederholt eingeschränkt. Später kommt vielfach der Spitzenbesatz in Aufnahme, der eine gleiche Entfaltung üppiger Mode gestattet.

Hemel-Hempstead, Marktstadt in der engl. Grafschaft Hertford, 37 km im NW. von London, 2,4 km von der Nordwesteisenbahn, besteht aus einer 0,8 km langen Straße mit (1881) 9064 E. und hat Strohflechterei, Papierfabrikation, Eisengießerei, Brauereien, Gerbereien und bedeutenden Getreidehandel.

Hemelingen, Dorf in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Stade, Kreis Verden, Amt Achim, unweit rechts der Weser, 6 km im SO. von Bremen, Station der Linie Wanne-Haltern-Bremen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2851 meist prot. E. und hat etwa 30 Cigarrenfabriken, welche für bremer Firmen arbeiten, zwei Brauereien, fünf Ziegeleien, eine mechan. Spinnerei, Eisengießerei, Glockengießerei, Fabrikation von Maschinen, Silberwaren, Dachpappen und Kisten.

Hemĕra (grch.), der als Göttin personifizierte Tag, war nach Hesiod eine Tochter des Erebus (s. d.) und der Nyx und eine Schwester des Äther.

Hemeralopie (grch.), Nacht- oder Schneeblindheit, ist eine Anomalie der Sehfunktionen, infolge deren die befallenen Augen bei herabgesetzter Beleuchtung, in der Dämmerung oder nachts auffallend schlechter als gesunde Augen, oder auch gar nicht sehen, während ihr Sehvermögen bei guter Tagesbeleuchtung ein vollkommen normales oder doch ein verhältnismäßig gutes ist, und hat ihren Grund in einer herabgesetzten Empfindlichkeit der Netzhaut gegen Licht (torpor retinae). Die H. ist häufig die Folge einer Überblendung der Netzhaut, befällt ganz gesunde Augen, wenn diese längere Zeit ohne genügenden Schutz einer sehr grellen Beleuchtung ausgesetzt werden, namentlich wenn die betreffenden Individuen sich in einem mangelhaften Ernährungszustande befinden. Längerer Aufenthalt in Gletschergebirgen, auf Schnee- und Eisfeldern, oder auf der spiegelnden Meeresfläche oder einem von der Sonne grell beschienenen hellen Boden bringt die Gefahr der Erkrankung mit sich, die daher besonders Alpen- oder Polarreisende, Schiffsmannschaften u. s. w. befällt und dann leicht einen epidemischen Charakter annimmt. Die Krankheit heilt leicht bei kräftigender Ernährung durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in dunkeln Räumen, in denen die überblendete Netzhaut ihre Empfindlichkeit für geringere Lichtquantitäten wiedergewinnt, in ähnlicher Weise, wie ein gesundes, aus dem Hellen ins Dunkle gebrachtes Auge im Anfang nichts erkennt und sich erst allmählich orientiert.

Eine zweite Form der Nachtblindheit findet ihre Begründung in gewissen krankhaften anatom. Veränderungen des innern Auges, zu denen allermeist eine angeborene Prädisposition vorliegt und deren hauptsächlichste darin besteht, daß die Wandungen der Netzhautgefäße zu dick, die Lumina der letztern sehr eng sind und daß somit die zur Ernährung der dem Sehen direkt dienenden Netzhaut bestimmte Blutmenge eine anomal geringe und unzureichende ist. Der Torpor der Netzhaut ist dann der direkte Ausdruck einer mangelhaften Ernährung derselben, welche, zuerst die äquatorialen Teile der Netzhaut betreffend, schließlich, meist unter gleichzeitig auftretender Bildung eines schwarzen Pigments in ihrem Gewebe, zu vollkommener, auch auf den Sehnerven selbst sich erstreckender Atrophie ausartet (getigerte Netzhaut, Pigmentamaurose). Diese Art der H. ist mithin als Prodromalphase einer zwar nur sehr langsam sich entwickelnden, doch aber schließlich unfehlbar eintretenden unheilbaren Erblindung von schwerster Bedeutung. Charakteristisch für diese Form ist in funktioneller Beziehung die schon in den Anfangsstadien nachweisbare, immer mehr zunehmende Verengerung der Gesichtsfelder, welche die Orientierung der Kranken, auch während sie central noch gut sehen, sehr erschwert. Wie die angeborene Taubstummheit, so wird dieses Leiden, welches stets beide Augen befällt, ziemlich häufig bei Individuen getroffen, welche aus Ehen von Blutsverwandten entsprossen sind, und nicht selten finden sich bei denselben beide Leiden gleichzeitig vor. Endlich kommt, jedenfalls am seltensten, eine dritte Art von H. vor, welche angeboren ist, auf erkennbaren krankhaften anatom. Veränderungen nicht beruht, mit Gesichtsfeldbeschränkungen nicht verbunden ist und ebenso wenig in wahre Sehschwäche oder Erblindung ausartet.

Hemerobiden, eine Familie der Netzflügler, zu der auch die Florfliegen (s. d.) gehören.

Hemerocallis, Taglilie, zu den Liliaceen, und zwar zur Abteilung der Asphodeleae gehörige Gattung, welche aber nach Jussieu mit einigen andern Gattungen die Familie der Hemerocallideae bildet. Sie umfaßt perennierende Pflanzen der gemäßigten Striche Europas und Asiens mit knolligem oder zwiebeligem Rhizom, langen, schmalen, gekielten Blättern und blattlosen Stengeln, welche eine Doldentraube schöner Blumen tragen, die sich nur dadurch von denen der Lilien unterscheiden, daß die sechs Blumenblätter am Grunde zu einer kurzen, den Fruchtknoten umschließenden Röhre verwachsen sind. Mehrere Arten sind schon seit langen Jahren in den Gärten beliebt, so H.

Digitized by Google

flava mit sehr wohlriechenden orangegelben Blumen im Mai und Juni, H. fulva mit bräunlich-orangeroten, geruchlosen Blumen im Juni und H. graminea mit feinen Blättern und größern gelben, angenehm duftenden Blumen. Noch schöner ist H. Middendorffiana, die sibirische Taglilie, mit einer viel reichern Doldentraube großer goldgelber Blumen, deren sich während längerer Zeit täglich zwei bis drei zugleich öffnen. In reichem Boden und von Zeit zu Zeit etwas begossen, blüht dieselbe im Mai, zum zweiten mal im September.

Hemerodromen (grch., Tagläufer), bei den alten Griechen Schnellläufer, welche als Eilboten dienten.

Hemerologium (grch.), Tagezeiger, Kalender.

Hemeröse (grch.), Bezähmung der Leidenschaften, Selbstüberwindung.

Hemi... (grch., entsprechend dem lat. semi), halb, häufig in Zusammensetzungen vorkommend.

Hemianopie (grch.), Halbsehen (weniger passend auch Hemiopie genannt), ist eine Störung des Sehvermögens, bei welcher auf beiden Augen innerhalb einer Hälfte des Gesichtsfeldes nicht gesehen wird, weil die der Lage nach korrespondierenden Netzhauthälften gelähmt sind, und ist begründet in der eigentümlichen Verteilung der Nervenfasern in den Netzhäuten. Bei allen Wirbeltieren nämlich vereinigen sich in jeder Gehirnhälfte die für die Netzhäute bestimmten Nervenfasern an der Schädelbasis zu einem Sehstrange (tractus opticus) und treten die beiden Traktus, nach vorn hin konvergierend, zu einer Kreuzung (chiasma nervorum opticorum) zusammen, aus deren vorderm Teile die beiden Sehnerven entspringen. Diese Kreuzung ist jedoch nicht bei allen Wirbeltieren eine vollständige, sondern beim Menschen und denjenigen Tieren, die für beide Augen ein gemeinschaftliches Gesichtsfeld besitzen, eine partielle oder Halbkreuzung (semidecussatio), indem sich innerhalb der Kreuzungsstelle jeder Traktus in ein gekreuztes und ein ungekreuztes Bündel spaltet. Das ungekreuzte Bündel des linken Sehstrangs geht an der Außenseite des linken Sehnerven zur linken Hälfte der linken Netzhaut, während sein gekreuztes Bündel an der Innenseite des rechten Sehnerven zur linken Hälfte der rechten Netzhaut verläuft, und in gleicher Weise versorgt das ungekreuzte Bündel des rechten Traktus die rechte Hälfte der rechten, und sein gekreuztes Bündel die rechte Hälfte der linken Netzhaut. (S. Tafel: Das Auge des Menschen, Fig. 4 und 6.) Trifft nun z. B. eine Störung (Bluterguß, Geschwulstbildung u. s. w.) den linken Sehstrang oder die centralen Hirnteile, von denen er seine Fasern bezieht, so erlischt auf beiden Augen die Thätigkeit der linken Netzhauthälfte, d. h. das Sehvermögen der rechten Gesichtsfeldhälfte, sodaß bei geradeaus gerichtetem Blicke alle rechts vom Fixierpunkte gelegenen Objekte nicht gesehen werden (rechtsseitige homonyme oder gleichnamige H.), während bei Funktionsstörung des rechten Traktus infolge der Lähmung beider rechten Netzhauthälften beide linken Gesichtsfeldhälften erblinden (linksseitige homonyme H.). Liegt dagegen das Leitungshindernis hinter dem Chiasma, in dem Winkel zwischen beiden Sehsträngen, oder vor dem Chiasma, zwischen den beiden Sehnerven, so trifft die Lähmung die beiden gekreuzten, d. h. die innern Netzhauthälften beider Augen versorgenden Bündel, und dem entsprechend erblinden die schläfenwärts gelegenen Hälften beider Gesichtsfelder (temporale H.). In seltenen Fällen und bei komplizierten Prozessen in den betreffenden Hirn- oder Nervenpartien kommt es vor, daß die nasenwärts gelegenen oder obern oder untern Hälften beider Gesichtsfelder fehlen. Ein nur vorübergehendes, d. h. einige Minuten bis eine halbe Stunde anhaltendes Halbsehen, auf einem oder beiden Augen, jedoch mehr in atypischer und wechselnder Gestalt, zeigt sich bei temporären Anomalien der Blutcirkulation in der Netzhaut und den centralen Teilen des Gesichtssinnes, also namentlich bei hysterischen Zuständen, besonders aber bei einer die Migräneanfälle häufig einleitenden oder begleitenden Sehstörung, die man wegen der dabei oft vorhandenen subjektiven Lichterscheinungen Flimmerskotom nennt.

Hemianthröp (grch.), Halbmensch, ein Mensch in halbtierischem Zustande.

Hemicephälus (grch.), auch als Halbkopf, Katzen- oder Krötenkopf, Akranie oder Anencephalie bezeichnet, angeborene, nicht lebensfähige Mißbildung des menschlichen und tierischen Körpers, bei welcher Schädeldach und Gehirn fehlen und der ganze Kopf nur aus dem Gesichtsteil besteht, kommt während der Fötalzeit durch chronische Entzündung des sog. Medullarrohrs, d. i. der embryonalen Hirnanlage, zu Stande und ist in der Regel mit Spaltung der Wirbelsäule und Mangel des Rückenmarks verbunden.

Hemicyklel (grch.), Halbkreis; hemicyklisch, halbkreisförmig.

Hemiëdrie oder Hälftflächigkeit nennt man, im Gegensatz zur Holoëdrie oder Vollflächigkeit, das gesetzmäßige Auftreten einer Krystallform mit nur ihrer halben Flächenzahl. Vielfach zeigt es sich, daß eine Krystallform zwar ihre Flächen in genau derselben Lage besitzt wie eine andere, aber diese Flächen nur in der halben Anzahl aufweist, weshalb man von der einen (holoëdrischen) Form auf die andere (hemiëdrische) gelangt, wenn man die symmetrisch verteilte Hälfte ihrer Flächen verschwinden läßt, wobei die übrigbleibende Hälfte für sich eine geschlossene, von untereinander gleichen Flächen begrenzte Gestalt bildet. So liefert das Oktaëder bei der H. das Tetraëder, das Tetrakisheraëder erzeugt das Pentagondodekaëder, die heragonale Protopyramide das Rhomboëder. Dabei kann es verschiedene Modalitäten der H. geben, je nachdem auf diese oder auf eine andere Weise die Auswahl der zum Verschwinden bestimmten Hälfte der Flächen erfolgt ist. Aus dem Hexakisoktaëder entstehen z. B. nach zwei abweichenden Modalitäten der H. einerseits das Tetrakisheraëder, andererseits das Dyakisdodekaëder. Doch muß bemerkt werden, daß bloß bei einer Anzahl von Krystallformen die H. die thatsächliche Ausbildung von nur der Hälfte der Flächen im Gefolge hat. Wenn andere Formen, z. B. der Würfel, von der H. erfaßt werden, so bleibt dessen von sechs gleichen Quadraten umschlossene Gestalt als solche bestehen. Hier äußert sich daher die H. nicht morphologisch, sondern lediglich in der Weise, daß die Räume zwischen den Hauptschnitten, welche äußerlich alle gleich erscheinen, doch physikalisch nur abwechselnd gleich sind: die acht Ecken des hemiëdrischen Würfels stimmen in physikalischer Hinsicht bloß abwechselnd überein. Man kann also die H. als die Erscheinung bezeichnen, daß die Räume zwischen den Hauptschnitten — die Krystallräume — entweder in morphologischer

Digitized by Google

oder in physikal. Hinsicht bloß abwechselnd gleich sind, wobei die Verteilung der gleichen Räume ganz regelmäßig ist. Es ist einleuchtend, daß bei jeder H. zwei hemiëdrische Formen entstehen müssen, welche sich gegenseitig zur holoëdrischen Stammform ergänzen, daher sie komplementäre Formen, oder auch, weil sie bei völliger Ähnlichkeit einen Gegensatz in der Stellung zeigen, Gegenkörper genannt worden sind. In der Natur findet eine strenge Scheidung zwischen holoëdrischen und hemiëdrischen Formen statt, indem eine und dieselbe, als Mineralart auftretende chem. Substanz entweder nur holoëdrisch oder nur hemiëdrisch, und im letztern Falle auch nur in einer bestimmten Modalität der H. kristallisiert.

Hemiglobus (grch.-lat.), Halbkugel.

Hemimorphie oder Hemimorphismus nennt man nach dem Vorgange von Breithaupt die (nicht mit der Hemiëdrie zu verwechselnde) Erscheinung, daß Krystalle, welche nicht dem regulären System angehören, an den entgegengesetzten Enden einer Symmetrieachse, gewöhnlich der Hauptachse oder Vertikalachse, gesetzmäßig durch die Flächen ganz verschiedener Formen begrenzt werden. Diese Formen sind daher entweder nur mit ihrer obern oder mit ihrer untern Hälfte ausgebildet. Ein Beispiel liefert das hier abgebildete Kieselzinkerz; Fig. 1 zeigt oben Basis und Makrodoma, unten eine Pyramide; in Fig. 2 erscheinen oben zwei Makrodomen, zwei Brachydomen und die Basis, unten ebenfalls nur eine Pyramide. Auch die Krystalle des Turmalins sind ausgezeichnet hemimorph, indem sie an den beiden Enden der Vertikalachse ganz abweichende Rhomboëder, oder an dem einen (obern) Ende Rhomboëder, an dem andern (untern) die Geradendfläche aufweisen. Die H. findet sich auch bisweilen an den Krystallen des Struvit und Wulfenit, unter den künstlich dargestellten Substanzen an denen des Jodsuccinimid, Tolylphenylketon, Resorcin und Quercit. Die Erscheinung gewinnt deshalb ein doppeltes Interesse, weil die meisten hemimorphen Krystalle zugleich die Eigenschaft besitzen, durch Erwärmung polarelektrisch zu werden, d. h. an den entgegengesetzten, formell verschieden ausgebildeten Enden gleichzeitig die entgegengesetzten Elektricitäten zu entwickeln.

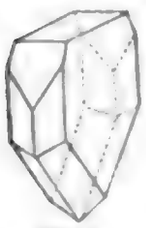


Fig. 1.

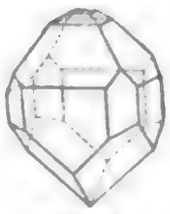


Fig. 2.

Hemimorphit, soviel wie Galmei.

Hémine, Getreidemaß, s. Emine.

Hemiopie (grch.), s. Hemianopie.

Hemiplegie (grch.), Halblähmung oder halbseitige Lähmung, meist Folge des Gehirnschlagflusses. (S. Schlagfluß.)

Hemiprismen nennt man die beiden ungleichwertigen Flächenpaare, welche bei den Krystallen des triklinen Systems zu einem vierseitigen vertikalen Prisma verbunden sind; Hemipyramiden diejenigen beiden ungleichwertigen vierzähligen Flächenkomplexe, welche sich zur Pyramide des monoklinen Krystallsystems kombinieren.

Hemipteren (Hemiptera), s. Halbflügler.

Hemisphäre, s. Halbkugel.

Hemisphären des Gehirns, s. u. Gehirn, Bd. VII, S. 661[a].

Hemistichion (grch.), Halbvers.

Hemitropie, s. unter Krystall.

Hemling wurde früher fälschlich der Maler Hans Memling (s. d.) genannt.

Hemlockextrakt, amerik. Tanninextrakt, ein Gerbmaterial, welches aus der Rinde der in Nordamerika einheimischen Hemlockstanne und Schierlingstanne dargestellt wird und als Ersatz der Eichenlohe dienen soll. Es bildet eine braune, sirupartige Flüssigkeit, die nach einer Analyse von Neßler 14,3 Proz. Gerbstoff, im übrigen Wasser und wertlose Materie enthält.

Hemlockleder, ein Leder, welches mit Hilfe des aus der Rinde der Schierlingstanne (Hemlockrinde) gewonnenen Hemlockextrakts bereitet wird. (S. unter Lederfabrikation.)

Hemlockrinde, die in der Lederfabrikation (s. d.) verwendete Rinde der Schierlingstanne.

Hemlock- oder Schierlingstanne, s. unter Tanne.

Hemming (Nikol.), hervorragender evang. Theolog Dänemarks, geb. 1513 auf der Insel Laaland, gehörte auf der Universität Wittenberg zu den eifrigsten Schülern Melanchthons. In die Heimat zurückgekehrt, wirkte er zunächst als Hauslehrer, ward dann Prediger an der Heiligengeistkirche in Kopenhagen, später Professor der griech. und hebr. Sprache, 1557 Professor der Theologie an der dortigen Universität. Von den eifrigen Lutheranern heftig angefeindet, wurde H. 1579 seiner Stellung an der Universität entsetzt und mit einem Kanonikat am Dom zu Roeskilde bedacht. Hier starb er 23. Mai 1600. Seine Schriften verbreiten sich über fast alle theol. Disciplinen.

Hemmingstedt, Dorf in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Süderdithmarschen, 8 km nördlich von Meldorf, am Rande des Marschlandes, zählt (1880) 531 E. Bei H. an einer Stelle, die im Volksmunde Dusendüwelswarf hieß, erlitt König Johann 17. Febr. 1500 eine schwere Niederlage durch die Dithmarschen unter Wolf Isebrand.

Hemmkette (frz. chaine d'enrayage, engl. drag-chain), eine Kette, welche durch die Speichen und um die Achse eines Wagenrades geschlungen wird, um eine Fortbewegung desselben zu verhindern oder wenigstens aufzuhalten.

Hemmschuh oder Radschuh (frz. sabot d'enrayage, engl. skid-shoe), ein hölzerner oder eiserner Klotz, der, ähnlich einer Bremse (s. d.), mittels einer Schraube gegen die Lauffläche der Räder eines Wagens gedrückt wird, um letztern zum Stillstand zu bringen oder den Lauf desselben, besonders bei dem Bergabfahren, zu hemmen (aufzuhalten); früher bestand der H. in einer schuhähnlichen hölzernen oder eisernen Rinne, welche beim Bergabfahren unter das eine Hinterrad geschoben und dort mittels einer Kette befestigt wurde.

Hemmung oder Echappement (frz. échappement, engl. escapement), bei Uhren diejenige Vorrichtung, durch welche der Gang derselben zum Zweck der Regulierung in kleinen, gleichmäßigen Intervallen unterbrochen wird. (S. unter Uhrenfabrikation.)

Hemmung, in der Physiologie die Unterbrechung gewisser Bewegungen und vegetativer Vorgänge durch die Thätigkeit bestimmter Nerven, der sog. Hemmungsnerven, welche bei ihrer Reizung nicht wie die übrigen centrifugalen Nerven die von ihnen versorgten Organe zur Thätigkeit

Digitized by Google

anregen, sondern gerade im Gegenteil die Thätigkeit der letztern verringern oder selbst ganz unterbrechen. Dies geschieht aber durch die Vermittelung eigentümlicher nervöser Werkzeuge, welche teils im Rückenmark, teils im verlängerten Mark des Gehirns gelegen sind und als Hemmungscentren bezeichnet werden. Am genauesten erforscht und am leichtesten zu demonstrieren sind die Hemmungserscheinungen am Herzen. Durchschneidet man einem Hund oder Kaninchen am Halse den zehnten Gehirnnerven oder Vagus und reizt hierauf den peripheren Nervenstumpf vermittelst eines unterbrochenen elektrischen Stroms, so nimmt die Zahl der Herzschläge nicht nur sehr beträchtlich ab, sondern es kann auch die Herzthätigkeit bis nach Sistierung der Nervenreizung vollständig unterbrochen werden, während die einfache Durchschneidung des Vagus ohne gleichzeitige elektrische Reizung die Herzthätigkeit beschleunigt, woraus hervorgeht, daß der Vagus einen die Herzaktion verlangsamenden Einfluß ausübt und somit ein ausgesprochener Hemmungsnerv für das Herz ist. Ebenso ist der große Eingeweidenerv (nervus splanchnicus major), welcher von den Brustganglien des Sympathicus entspringt, zu den Hemmungsnerven zu zählen, denn seine Reizung hebt die wurmförmigen Bewegungen des Darms auf. Auch bei der Absonderung der Drüsen und andern vegetativen Prozessen spielen hemmende Nerven vielfach eine bedeutsame Rolle, die aber freilich im einzelnen erst noch genauer zu erforschen ist.

Hemmungsbildung, jede Mißbildung, welche dadurch zu Stande kommt, daß der Embryo und seine Organe auf einer frühern Stufe der Entwickelung stehen blieben. (S. Mißbildung.)

Hemmvorrichtung, soviel wie Bremse (s. d.).

Hemprich (Friedr. Wilh.), Naturforscher, s. unter Ehrenberg.

Hems, Hauptort eines Liwa im Vilajet Syrien, s. Emesa.

Hemsterhuis (Tiberius), ausgezeichneter holländ. Philolog, geb. 9. Jan. (nach andern 1. Febr.) 1685 zu Groningen, wurde von seinem Vater, einem Arzte, vorbereitet, sodaß er schon im 14. Jahre die Universität seiner Vaterstadt besuchen konnte, wo er vorzüglich Mathematik studierte. Einige Jahre darauf ging er nach Leiden, um die Handschriften der dortigen Universitätsbibliothek zu ordnen, und erhielt 1704 die Professur der Mathematik und Philosophie zu Amsterdam, dann 1717 die der griech. Sprache zu Franeker, welche er aber erst 1720 antrat. Er wurde 1740 als Lehrer der griech. Sprache und der Geschichte nach Leiden berufen, wo er 7. April 1766 starb. Mit Recht betrachtet man ihn als das vollendete Muster eines echten Humanisten. Das Studium der griech. Sprache förderte er, indem er derselben nach den schwachen Vorarbeiten von J. Scaliger und Saumaise zuerst eine wissenschaftliche Grundlage gab und so der Stifter einer eigenen Schule wurde, aus welcher Ruhnken und Valckenaer als seine berühmtesten Schüler hervorgingen. Seine Hauptwerke sind die Ausgabe des «Onomasticon» von Pollux (2 Bde., Amsterd. 1706), die auserwählten Gespräche des Lucian (Amsterd. 1708 u. 1732) und der «Plutus» des Aristophanes (Harlingen 1744; vermehrter Abdruck von Schäfer, Lpz. 1811). Ein treffliches Bild seines Lebens und Wirkens gibt Ruhnken in dem «Elogium Hemsterhusii» (Leid. 1768 u. 1789), welches in Deutschland von Lindemann in den «Vitae duumvirorum T. Hemsterhusii et D. Ruhnkenii» (Lpz. 1822) u. a. von neuem herausgegeben wurde.

Sein Sohn, Franz H., bekannt als Kunstkenner und philos. Schriftsteller, geb. 1722 in Groningen, bekleidete, nachdem er in Leiden und im Haag längere Zeit privatisiert, die Stelle eines ersten Commis bei der Staatskanzlei der Vereinigten Niederlande und starb im Haag 1790. Er widmete sich besonders dem Studium der alten Philosophie, namentlich der Sokratischen, suchte auch den durch Locke verbreiteten Sensualismus weiter auszubilden und auf populäre Weise darzustellen. Zu seinen ästhetischen und archäol. Schriften gehören die «Lettre sur la sculpture» (Haag 1769) und die «Lettre sur une pierre antique». Der Religionsphilosophie sind der Dialog «Aristée, ou de la divinité» (1779) und die «Lettre de Diocles à Diotime sur l'athéisme» (1785) gewidmet. Außerdem schrieb er «Sur les désirs», «Sur l'homme et ses rapports», «Simon, ou des facultés de l'âme», die Dialogen «Alexis, ou de l'âge d'or» (1787) und «Sophyle, ou de la philosophie» (1778). Seine sämtlichen Schriften gab Jansen 1792 heraus; schon vorher waren die wichtigern als «Vermischte philos. Schriften des Franz H.» (3 Tle., Lpz. 1792) erschienen. Die neueste Ausgabe derselben besorgte Meyboom (3 Bde., Leeuwarden 1846—50). Vgl. Grucker, «François H., sa vie et ses œuvres» (Par. 1866).

Hen (grch. ἕν), eins; ἓν καὶ πᾶν (Hen kai pân), eins und alles.

Henade (grch.), soviel wie Monade (s. d.).

Henares, Fluß in den span. Provinzen Guadalajara und Madrid Neucastiliens, entspringt in der Sierra Ministra nördlich von dem Passe, durch welchen die Eisenbahn von Madrid nach Saragossa in das Thal des Jalon führt, fließt nach Südwesten neben der Eisenbahn an Siguënza, Guadalajara, Alcalá de Henares vorüber und mündet nach einem Laufe von 150 km bei Mejorada del Campo in den Jarama, einen rechtsseitigen Zufluß des Tajo. Der H. speist den Henareskanal in der Umgegend von Humánes, zwischen Jadragun und Guadalajara; mittels eines gewaltigen Dammes, der ihn sperrt, und 5 Schleusen gibt er dem 45 km langen Kanale das Wasser, welches 12000 ha Landes im Thale von Guadalajara und Alcalá befruchtet.

Hencke (Karl Ludw.), Astronom, geb. 8. April 1793 zu Driesen in der Altmark, machte als freiwilliger Jäger die Freiheitskriege mit und wurde bei Lützen verwundet. Später war er an verschiedenen Orten als Postbeamter, zuletzt als Postmeister zu Friedeberg in der Neumark thätig. Nachdem er seinen Abschied genommen, widmete er sich in Driesen der Astronomie, wurde der Entdecker zweier kleiner Planeten, der Asträa (1845) und Hebe (1847), und lieferte eine der berliner akademischen Sternkarten. H. starb 21. Sept. 1866 zu Marienwerder.

Henckel von Donnersmarck, ein altes, in Schlesien ansässiges Grafengeschlecht, welches seinen Ursprung von Peter von Thurzo auf Donnersmarck oder Csötörtökhely im Zipser Komitate herleitet, welcher um 1378 zuerst den Namen Hen-Kell führte und beibehielt. — Lazarus H. (geb. 1551, gest. 1624), kaiserl. Geheimrat und Direktor der Bergwerke in allen kaiserl. Erblanden, brachte sein Haus zu großem Ansehen; unter anderm erwarb er 1623 die schles. Herrschaften Beuthen und Oderberg. — Von seinen Söhnen wurde Lazarus II.

Digitized by Google

H. (geb. 1573) am 18. Dez. 1636 in den Freiherrenstand, dann von Kaiser Ferdinand III. 29. Juli 1651 in den Reichsgrafenstand erhoben. Er hinterließ bei seinem 1664 erfolgten Tode drei Söhne, von denen der älteste, Graf Elias H. (geb. 1603, gest. 1667), Stifter der 1803 erloschenen Oderberger Linie wurde, der zweite, Graf Gabriel H. (geb. 1609), ohne männliche Nachkommen 1666 starb, der dritte, Graf Georg Friedrich H., als Stifter der Beuthenschen Hauptlinie Stammvater der noch jetzt blühenden Linien des Geschlechts wurde. Der Letztgenannte (geb. 26. Aug. 1611, gest. 8. Sept. 1671) erbte den zweiten Anteil der Herrschaft Beuthen, Tarnowitz-Neudeck. — Von seinen beiden Söhnen stiftete der ältere, Graf Leo Ferdinand H. (geb. 1640, gest. 24. Febr. 1699), die sog. mittlere oder kath. Linie zu Beuthen, der jüngere, Graf Karl Maximilian H. (geb. 12. Febr. 1645, gest. 18. Aug. 1720), die jüngere oder evang. Linie auf Tarnowitz und Neudeck.

Ein Sohn des Stifters der ältern Linie zu Beuthen, Graf Karl Joseph Erdmann H., geb. 24. Febr. 1688, war bis 1745 preuß. Oberpräsident zu Oppeln, wurde aber von Friedrich II., weil er den Österreichern Vorschub geleistet, aller seiner Würden für verlustig erklärt, mußte nach Österreich flüchten und starb 5. März 1760 zu Ödenburg in Ungarn. Gegenwärtiges Haupt dieser Linie, welche in Oberschlesien die Fideikommißherrschaft Beuthen nebst den Herrschaften Siemianowitz, Gurezko, Lassowitz mit Sowitz, in Kärnten die Herrschaften Wolfsberg (360 qkm), St. Leonhard (180 qkm), Groß-Reideben und Wiesenau besitzt, ist Graf Karl Hugo Lazarus Anton H., geb. 26. April 1811, welcher 1813 seinem Vater, Grafen Karl Joseph Erdmann H., folgte.

Die jüngere oder evang. Linie zu Tarnowitz-Neudeck, gestiftet vom Grafen Karl Maximilian H., zerfiel mit dessen beiden Söhnen abermals in zwei noch gegenwärtig blühende Zweige. — Der ältere Sohn, Graf Leo Maximilian H., (geb. 1. März 1691, gest. 25. Aug. 1770), begründete den ältern oder sächs. Zweig der Tarnowitzer Linie. Er war der Vater des Grafen Victor Amadeus H., geb. 15. Sept. 1727, der sich namentlich während des Siebenjährigen Kriegs auszeichnete und zu den kenntnisreichsten Offizieren der preuß. Armee gehörte, weshalb ihn Friedrich II. auch auswählte, um dem Feldzuge der Russen gegen die Türken 1769 beizuwohnen. Als 1790 Preußen an der litauischen Grenze ein Armeekorps aufstellte, erhielt H. den Oberbefehl. Sein «Militärischer Nachlaß» (2 Bde., Zerbst 1847—49) wurde von Zabeler herausgegeben. Er starb 31. Jan. 1793 als preuß. Generallieutenant. — Sein Enkel, Graf Leo Amadeus Maximilian H., geb. 8. Jan. 1829 zu Merseburg, Oberschloßhauptmann zu Weimar, ist das gegenwärtige Haupt des ältern Zweigs der Tarnowitzer Linie. Derselbe veröffentlichte «Briefe der Brüder Friedrichs d. Gr. an meine Großeltern» (Berl. 1877). — An der Spitze des jüngern oder schles. Zweigs steht Graf Guido H., geb. 10. Aug. 1830, freier Standesherr auf Oberbeuthen und erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses.

Hendeka (grch., «elf»), im alten Athen eine eigentlich nur aus zehn durchs Los ernannten Mitgliedern bestehende Behörde, denen aber der an den Geschäften mitbeteiligte Schreiber zugezählt wurde. Die Behörde der «Elfmänner» hatte die Aufsicht über die Gefängnisse und über die Vollziehung der Strafen an den Verbrechern und beim Strafgewalt über die auf frischer That ertappten Verbrecher.

Hendekasyllaben (grch.), «elfsilbige» Verse; solche sind der Alcäische Vers (die zwei ersten Verse der Alcäischen Strophe), der Sapphische Vers (die drei ersten Verse der Sapphischen Strophe) und der Phaläkische Vers, welcher besonders bei Catull als eigene Versart vorkommt und folgendes Schema hat:

– ⏑ – | – ⏑ ⏑ – ⏑ | – ⏑ – ⏑ – ⏑

Furi- | vos hominum | vident amores.

Hendel-Schütz (Johanna Henriette Rosine), s. Händel-Schütz.

Hendiadys (grch. eigentlich Hendiadyoin, d. h. eins durch zwei), rhetorische Figur, welche darin besteht, daß zwei Substantiva einander beigeordnet werden, von denen das eine die Geltung eines attributiven Adjektivs hat, z. B. arma virumque cano statt: armatum virum cano, oder Eisen und Waffen statt: eiserne Waffen.

Hendon, Gemeinde in der engl. Grafschaft Middlesex, 10,5 km im NW. von der St. Pauls-Kathedrale zu London, Station des Midland Railway, links am Brent River, zählt (1881) 10484 E. und hat eine kath. Missionsanstalt.

Hendrichs (Herm.), Schauspieler, geb. 17. Okt. 1809 zu Köln, war in seiner Jugend Kaufmann, bevor er zunächst in Offenbach, dann in Darmstadt 1831 einen ersten Versuch auf den Brettern wagte. Von 1831 bis 1837 jugendlicher Liebhaber am Theater seiner Vaterstadt, wurde er 1837 Mitglied des hannoverschen, 1840 Mitglied des berliner Hoftheaters, trat aber schon nach 6 Monaten in den Verband des hamburger Stadttheaters ein. Von 1844 bis 1864 wirkte H. wieder am berliner Hoftheater, ließ sich dann pensionieren und gab während der Wintermonate Vorstellungen am berliner Victoriatheater, das er noch kurz vor seinem am 1. Nov. 1871 in Berlin erfolgenden Tode übernahm. Seine besten Rollen waren Götz, Wetta von Strahl, Egmont, Tell u. s. w.

Hendschel (Albert), Zeichner und Maler, geb. 9. Juli 1834 zu Frankfurt a. M., genoß seine künstlerische Ausbildung im Städelschen Institut und unter dem Genremaler Jak. Becker. Lange blieb der Künstler ohne Erfolg; sowohl seine graphischen Arbeiten als seine Ölbilder blieben ohne Anerkennung. In den J. 1869 und 1870 bereiste er Italien, ohne auch durch diesen Anlaß zu etwas Hervorragendem angeregt zu sein. Endlich brachte ihm ein glücklicher Wurf große Anerkennung, als er eine Reihe Zeichnungen (photographisch vervielfältigt) unter dem Titel: «Blätter aus Albert H.s Skizzenbuche» (2 Tle., Frankf. 1872—75) herausgab. Es sind witzige und anmutige kleine Scenen aus dem Volksleben, aus der Kinderwelt und dem Alltagstreiben der Straße. H. starb 22. Okt. 1883 zu Frankfurt a. M.

Hendyoëder (grch.), eine nur seltene Bezeichnung, in der krystallographischen Sprache von Weiß geltend für die Kombination eines monoklinen (zwei- und eingliederigen) Prismas mit der einfach schief geneigt angesetzten Basis; ein solches Hexaid findet sich z. B. am orthoklastischen Feldspat.

Henequen oder Hennequen, soviel wie Aloehanf (s. d.).

Henéter, s. Veneter.

Hengist (Hengest) und **Horsa** (Hors) heißen in brit. (keltischen) Quellen die Anführer, welche

Digitized by Google

449 n. Chr. germaniſche Scharen nach England gebracht haben ſollen, mit denen ſie dann einen Teil von Südoſtengland eroberten. Neuere Forſchung hat nun feſtgeſtellt, daß die Ankunft der Angelſachſen in Kent und den umliegenden Grafſchaften ſchon ein paar Jahre früher ſtattgefunden haben muß. Die Namen Hengiſt und Hors deuten beide auf das Roß hin, welches Tier man ſpäter im Wappen von Kent und von Altſachſen findet. Hengiſt und Hors ſind als Helden der Sage aufzufaſſen, und alles, was von ihnen erzählt wird, entbehrt der geſchichtlichen Begründung. Gildas berichtet zuerſt von ihnen, von ihm übernahm Beda die Erzählung und verbreitete ſie weiter. Geſchichtlich iſt wohl, daß die Angelſachſen auf Thanet landeten, ſich in Kent feſtſetzten und von da aus weiter verbreiteten. Im J. 455 ſoll Hors im Kampfe gefallen, 488 Hengiſt geſtorben und ſein Sohn Æſc ihm in der Herrſchaft gefolgt ſein.

Hengſt, der männliche Einhufer.

Hengſtenberg (Ernſt Wilh.), einflußreicher prot. Theolog, Führer der orthodox luth. Richtung, geb. 20. Okt. 1802 zu Fröndenburg in der Grafſchaft Mark, bezog 1819 die Univerſität Bonn. Hier ward er eifriges Mitglied der Burſchenſchaft und wandte ſich zunächſt philoſ. und philol., beſonders orient. Studien zu. Als Frucht derſelben erſchien eine deutſche Überſetzung der «Metaphyſik» des Ariſtoteles (Bd. 1, Bonn 1824) und die Schrift «Amrulkeisi Moallakah» (Bonn 1823). Dann ging H. auf ein Jahr nach Baſel, habilitierte ſich Herbſt 1824 als Privatdocent in der philoſ. Fakultät zu Berlin, Oſtern 1825 in der theol. Fakultät, ward 1826 außerord., 1828 ord. Profeſſor der Theologie in Berlin, wo er 28. Mai 1869 ſtarb.

H. trat gleich von Anfang an als entſchiedener Gegner des Rationalismus auf und ward bald Haupt und Führer der orthodox-pietiſtiſchen Partei. Seit 1827 gab H. die «Evang. Kirchenzeitung» heraus, welche zunächſt entſchieden zur Union ſtand und die ſeparierten Lutheraner bekämpfte. Als dann der Staat ſich dem Konfeſſionalismus freundlicher erwies, gehörte H. zu deſſen Hauptwortführern. Daher trat er zu der ſeit 1858 im Oberkirchenrat zur Herrſchaft gelangten Partei der «poſitiven Union», vertreten von der «Neuen Evang. Kirchenzeitung», in entſchiedenen Gegenſatz. Erſt der Kampf gegen den gemeinſamen Gegner, die freie wiſſenſchaftliche Theologie und den Proteſtantenverein, führte die beiden Parteien wieder zuſammen. H. ſchrieb: «Beiträge zur Einleitung ins Alte Teſtament» (3 Bde., Berl. 1831—39), «Chriſtologie des Alten Teſtaments» (3 Bde., Berl. 1825—35; 2. Aufl. 1854—57), «Geſchichte des Reiches Gottes unter dem Alten Bunde» (2 Bde., Berl. 1869—70), «Kommentar über die Pſalmen» (4 Bde., Berl. 1842—45), «Das Hohe Lied Salomonis ausgelegt» (Berl. 1853), «Die Weisſagungen des Propheten Ezechiel» (2 Tle., Berl. 1867—68), «Das Evangelium des heil. Johannes erläutert» (2 Bde., Berl. 1861—62), «Die Offenbarung des heil. Johannes erläutert» (2 Bde., Berl. 1850—51), «Die Juden und die chriſtl. Kirche» (Berl. 1857; 2. Aufl. 1859), «Das Duell und die chriſtl. Kirche» (Berl. 1856), «Die Freimaurerei und das evang. Pfarramt» (Berl. 1854). Vgl. Joh. Buchmann, «Ernſt Wilhelm H. nach ſeinem Leben und Wirken» (3 Bde., Gütersloh 1876—81).

Henikſtein (Alfred, Freiherr von), öſterr. Feldmarſchalllieutenant, geb. zu Oberdöbling bei Wien 11. Aug. 1810, Sohn des mit Mozart befreundeten jüd. Bankiers Ritter Joſeph von H., wurde als Kind getauft und trat 1828 als Kadett in das öſterr. Ingenieurkorps, zeichnete ſich 1848 in Italien aus, ſtieg 1849 zum Oberſten im Generalſtabe auf, wurde 1854 Generalmajor und diente 1859 als Feldmarſchalllieutenant in Südtirol. In Anerkennung ſeiner damaligen Leiſtungen verlieh ihm der Kaiſer den Freiherrenſtand; 1860 wurde H. Generaladjutant der Armee in Italien, 1863 Kommandant des 5. Armeekorps und 1864 Chef des Generalſtabes im Kriegsminiſterium. Bei Ausbruch des Deutſchen Kriegs 1866 trat H. als Generalſtabschef zur Nordarmee, wurde nach der Niederlage bei Königgrätz wie Feldzeugmeiſter Benedek ſeiner Stellung enthoben und vor ein Kriegsgericht geſtellt. Das Verfahren iſt nicht zu Ende geführt worden, doch wurde H. nach der Beendigung des Kriegs in den Ruheſtand verſetzt und ſtarb 29. Jan. 1882 zu Wien.

Hénin-Liétard, Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrondiſſement Béthune, 24 km im OSO. von Béthune, Station der Linien Lens-Carvin und H.-Dan Sainghin der Franzöſiſchen Nordbahn, zählt (1876) 5491 E. und hat Steinkohlenbergbau, Flachsſpinnerei und Stickerei.

Heniochen (jetzt Hainuch), ein kaukaſ. Volk auf einem Teile der nordöſtlichen, von den Ausläufern des Kaukaſus erfüllten Küſte des Schwarzen Meeres. Sie wohnten zwiſchen den Zichen (Dſighetti) und Abasgern (Abchaſen) und waren im Altertum als gefährliche Seeräuber gefürchtet.

Henk (Ludw. Friedr. Wilh. von), kaiſerlich deutſcher Vizeadmiral, geb. 4. März 1820 zu Anklam, entſchied ſich im Alter von 15 Jahren für den ſeemänniſchen Beruf, begann ſeine Laufbahn auf Handelsſchiffen, machte zahlreiche Reiſen und brachte es bald zum Kapitän. Bei der Bildung der preuß. Marine im J. 1849 trat er als Auxiliaroffizier in dieſelbe ein, wurde 1856 Kapitänlieutenant, 1859 Korvettenkapitän, nachdem er vorher einige Jahre auf die engl. Marine kommandiert war. Im J. 1861 wurde er als Decernent und Vorſtand des Hydrographiſchen Bureau in das Marineminiſterium zu Berlin berufen und 1865 als Kommandant der Dampfkorvette Nymphe mit dieſer nach dem Mittelmeer entſandt. Im Deutſch-Öſterreichiſchen Kriege wurde er zum Befehlshaber der aus der Nymphe u. ſ. w. beſtehenden preuß. Nordſeeflottille ernannt. Während des Deutſch-Franzöſiſchen Kriegs von 1870 und 1871 kommandierte er die Panzerfregatte König Wilhelm im Geſchwader des Vizeadmirals Jachmann und wurde 1871 zum Chef der Marineſtation der Nordſee befördert. Im J. 1872 ernannte ihn der Kaiſer zum Kontreadmiral und berief ihn als Direktor der Admiralität nach Berlin. Er verblieb in dieſer wichtigen Stellung bis zum J. 1879, wurde jedoch zeitweilig während der J. 1873, 1874 und 1875 zur Führung des während der vier Sommermonate zuſammengezogenen Übungsgeſchwaders abkommandiert, 1877 zum Vizeadmiral befördert und 1878 in den erblichen Adelsſtand erhoben. Das Verhältnis zwiſchen dem Chef der Admiralität, von Stoſch, und H. geſtaltete ſich von Anfang an nicht beſonders gut, da erſterer vor allem militäriſche Grundſätze in der Marine zur Geltung bringen zu müſſen glaubte, während H. die Anſicht vertrat, daß dies nur inſoweit angängig wäre, als dabei auch die nautiſch-techniſchen

Digitized by Google

Interessen volle Berücksichtigung fänden. Als H., von diesem Gesichtspunkte ausgehend, nach der Katastrophe des Großen Kurfürst (1878) sich dem Gutachten der Sachverständigenkommission anschloß, welche den Fall in einer Weise beurteilte, die den Anschauungen des Generals von Stosch diametral entgegenstand, war dies im Verein mit einer andern Differenz der wilhelmshavener Werft die Ursache zu einem offenen Bruch zwischen beiden, infolge dessen H. vom Kaiser seinen Abschied erbat und mit der gesetzlichen Pension zur Disposition gestellt wurde. H. lebt seitdem in Berlin. Außer zahlreichen Abhandlungen von nautisch-militärischer Natur hat H. ein größeres Werk: «Die Kriegführung zur See in ihren wichtigsten Epochen» (Berl. 1881), veröffentlicht.

Henke (Adolf Christian Heinr.), berühmt durch seine Leistungen in dem Gebiete der Staatsarzneikunde, geb. 12. April 1775 zu Braunschweig, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und studierte seit 1795 zu Helmstedt und Göttingen Medizin, war dann Hausarzt bei einem holstein. Edelmann in Schwansee und ließ sich 1802 als praktischer Arzt in Braunschweig nieder. Er wurde 1805 Physikus in Wolfenbüttel, noch in demselben Jahre aber als außerord. Professor nach Erlangen berufen und veröffentlichte das «Handbuch der allgemeinen und speziellen Pathologie» (3 Bde., Berl. 1806—8) und das «Handbuch zur Erkenntnis und Heilung der Kinderkrankheiten» (2 Bde., Frankf. 1809; 4. Aufl. 1837). Im J. 1809 begann er Vorlesungen über Staatsarzneikunde zu halten, und legte durch diese den Grund zu seinem «Lehrbuch der gerichtlichen Medizin» (Berl. 1812; 13. Aufl. von Bergmann, 1859), das ihm in Deutschland wie im Auslande großen Ruhm erwarb. Im J. 1816 wurde er ord. Professor für Physiologie, Pathologie und Staatsarzneikunde, übernahm 1818 die Professur der Therapie und Klinik und die Direktion der klinischen Anstalten, und ward 1821 zum Hofrat ernannt. H. starb 8. Aug. 1843. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben die «Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin» (5 Bde.; 2. Aufl., Lpz. 1822—34) und seine «Zeitschrift für die Staatsarzneikunde» (Erlangen 1821 fg.), die erst von Siebenhaar und Siebert, dann seit 1850 von Behrends fortgesetzt wurde. Anonym gab H. die treffliche «Darstellung der Feldzüge der Verbündeten gegen Napoleon in den J. 1813—15» (4 Bde., 1814—16) heraus.

Sein Bruder, Hermann Wilhelm Eduard H., geb. 28. Sept. 1783 zu Braunschweig, war seit 1833 Professor der Rechte zu Halle und starb 14. März 1869 zu Braunschweig. Derselbe hat sich als Kriminalist einen geachteten Namen erworben durch die Schriften: «Versuch einer Geschichte des deutschen peinlichen Rechts» (2 Bde., Sulzb. 1808—9), «Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft» (Zür. 1815), «Darstellung des gerichtlichen Verfahrens in Strafsachen» (Zür. 1817) und sein Hauptwerk: «Handbuch des Kriminalrechts und der Kriminalpolitik» (4 Bde., Berl. 1823—38).

Henke (Heinr. Phil. Konr.), freisinniger prot. Theolog, namentlich Kirchenhistoriker, geb. 3. Juli 1752 zu Hehlen im Braunschweigischen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Braunschweig und studierte zu Helmstedt, wo er 1777 außerord. und 1780 ord. Professor der Theologie wurde. Der Herzog von Braunschweig ernannte ihn 1786 zum Abt von Michaelstein bei Blankenburg; 1801 wurde er Generalsuperintendent der Diöcese Schöningen, 1803 Abt zu Königslutter und bald darauf Vizepräsident des Konsistoriums und Kurator des Carolinums zu Braunschweig. Er starb zu Braunschweig 2. Mai 1809. Den Grund zu seinem theol. Rufe legte er durch seine «Kirchengeschichte» (Bd. 1—6, Braunschw. 1788—1804; neue Aufl. 1795—1806; fortgesetzt von Vater, Bd. 7—9, 1818—20). Von seinen Schriften sind noch zu nennen die «Lineamenta institutionum fidei christianae historico-criticarum» (Helmst. 1783; 2. Aufl. 1795; deutsch, Helmst. 1803), «Kirchengeschichte des 18. Jahrh.» (Braunschweig 1802), «Opuscula academica» (Lpz. 1802). H. war entschiedener Vertreter des Kantschen Rationalismus.

Sein Sohn, Ernst Ludwig Theodor H., geb. 22. Febr. 1804 zu Helmstedt, habilitierte sich 1827 in Jena mit einer Schrift, «De epistolae, quae Barnabae tribuitur, authentia», ward 1833 daselbst außerord. Professor, nachdem er inzwischen am Carolinum zu Braunschweig als Lehrer gewirkt hatte. Im J. 1836 als Konsistorialrat und Direktor des Predigerseminars nach Wolfenbüttel berufen, ging er bereits 1839 als Professor nach Marburg, ward 1846 zweiter, 1848 erster Bibliothekar, 1849 Ephorus des theol. Seminars und starb 1. Dez. 1872. Sein Hauptwerk ist die Monographie «Georg Calixt und seine Zeit» (2 Bde., Halle 1853—60). Außerdem sind zu nennen: «Papst Pius VII.» (Marburg 1860), «Konrad von Marburg» (Marburg 1861), «Kaspar Peucer und Nik. Krell» (Marburg 1865), «Zur neuern Kirchengeschichte» (Marburg 1867), die Biographie «Jak. Friedr. Fries» (Lpz. 1867). Treydorff veröffentlichte aus H.s litterarischem Nachlasse «Ergebnisse und Gleichnisse» (Lpz. 1874).

Henken, s. Hängen.

Henker, s. unter Scharfrichter.

Henle (Friedr. Gust. Jak.), einer der ausgezeichnetsten Physiologen und Anatomen der Gegenwart, geb. 9. Juli 1809 zu Fürth in Franken, studierte 1827—32 in Bonn und Heidelberg Medizin und promovierte im April 1832 in Bonn. Nachdem er hierauf einige Zeit als Assistent Rudolphis am anatom. Museum zu Berlin gewirkt, wurde er 1834 unter Joh. Müller Prosektor an der Anatomie daselbst. Als Mitglied der Burschenschaft in Untersuchung geraten, verurteilt und begnadigt, konnte sich H. erst 1837 zu Berlin als Privatdocent habilitieren, wo er mikroskopische Anatomie und allgemeine Pathologie vortrug. Seit 1840 lehrte er als Professor der Anatomie, später auch der Physiologie zu Zürich, bis er 1844 einem Ruf als zweiter Professor der Anatomie nach Heidelberg folgte. Hier trug er außer der allgemeinen und speziellen Anatomie auch vergleichende und pathol. Physiologie, allgemeine Pathologie und später vor einem zahlreichen Zuhörerkreise aller Fakultäten auch Anthropologie vor. Im J. 1849 fiel ihm auch die Direktion der anatom. Anstalt zu. Seit 1852 wirkt H. als Professor der Anatomie und Direktor der anatom. Anstalt zu Göttingen, wo er seine Arbeiten und Vorlesungen auf die menschliche Anatomie beschränkt hat. Als Pathолog gehört H. der sog. physiologischen oder rationellen Richtung an. Er bezeichnet seinen wissenschaftlichen Standpunkt durch eine geistvolle Kritik der bisherigen ärztlichen Methoden und Theorien und

Digitized by Google

versucht zu gleicher Zeit, die physiol. Thatsachen, welche die Beobachtung des kranken Körpers zu Tage gefördert hat, in einer dem systematischen Geiste der neuern Wissenschaft angemessenen Form zusammenzufassen. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist das «Handbuch der rationellen Pathologie» (2 Bde., Braunschw. 1846—52; 3. Aufl., Bd. 1, 1855; 2. Aufl., Bd. 2, 1855). Unter seinen anatom. Arbeiten nehmen das «Handbuch der allgemeinen Anatomie» (Berl. 1841) und vor allem das treffliche «Handbuch der systematischen Anatomie des Menschen» (3 Bde., Braunschw. 1855—73; 2. Aufl. 1876—79) den ersten Rang ein. Hierzu veröffentlichte er einen «Anatom. Handatlas zum Gebrauch im Sezierſaal» (6 Hfte., Braunschw. 1871—77). Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen: «Über Schleim- und Eiterbildung» (Berl. 1838), «Vergleichende Anatomie des Kehlkopfs» (Lpz. 1839), «Pathol. Untersuchungen» (Berl. 1840), «Zoolog. Beschreibung der Haifische und Rochen» (mit Joh. Müller, Berl. 1841), «Anthropologische Vorträge» (Heft 1—2, Braunschw. 1876—80), «Grundriß der Anatomie des Menschen» (mit Atlas, Braunschw. 1880; 2. Aufl. 1883). Außerdem lieferte H. die Berichte über Pathologie 1838—42 in Müllers «Archiv», in Canstatts «Jahresberichten» die über allgemeine Anatomie 1846—49, über spezielle und allgemeine Anatomie 1838—55. Letztere setzte er in der von ihm 1841 mit Pfeufer begründeten «Zeitschrift für rationelle Medizin» (bis 1871) fort.

Henna, alte Stadt in Sicilien, s. Enna.

Henna, s. unter Alkannawurzel.

Henne, das Weibchen des Hahns, s. unter Huhn; überhaupt Name für das Weibchen hühnerartiger Vögel.

Henne am Rhyn (Otto), Kulturhistoriker, geb. 26. Aug. 1828 zu St. Gallen (Schweiz) als Sohn des Historikers und Dichters Anton Henne (geb. 1798, gest. 1870), studierte in Bern, wurde 1852 Sekretär bei der Regierung des Kantons St. Gallen, 1857 Professor an der Kantonsschule, 1859 Staatsarchivar. In dieser Stellung schrieb er «Geschichte des Kantons St. Gallen» (St. Gallen 1863), «Geschichte des Schweizervolks und seiner Kultur» (3 Bde., Lpz. 1865—66), «Kulturgeschichte der neuern Zeit» (3 Bde., Lpz. 1870—72). H. übersiedelte 1872 nach Leipzig, wo er die «Freimaurerzeitung» redigierte und ein Buch über «Die deutsche Volkssage» (2. Aufl., Wien 1879) schrieb; 1877—79 redigierte er den «Boten aus dem Riesengebirge» zu Hirschberg in Schlesien und trat dann in die Redaction der «Neuen Züricher Zeitung». Inzwischen hatte er im Verein mit andern eine «Darstellung des positiven Freimaurerrechts» (Lpz. 1877) und den 4. (Supplement-) Band des «Handbuchs der Freimaurerei» (Lpz. 1879) bearbeitet, namentlich aber sein Hauptwerk, die «Allgemeine Kulturgeschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart» durchgeführt (6 Bde., Lpz. 1877—79). Nachdem er diesem Werke die «Kulturgeschichte des Judentums» (Jena 1880) und «Das Jenseits» (Lpz. 1881) hatte folgen lassen, habilitierte er sich 1882 an der Universität Zürich. Es erschienen seitdem von ihm das illustrierte Werk «Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit» (Lpz. 1883 fg.) und ein Lebensbild des Dichters Gottfried Kinkel (Zür. 1883).

Henneberg, ehemalige gefürstete Grafschaft in Franken, verdankt ihren Ursprung den Popponen, einem alten Gaugrafengeschlecht im Grabfelde, welche seit Anfang des 11. Jahrh. ihr aus Stücken jenes aufgelösten Gaues gebildetes Territorium nach ihrer 9 km südwestlich von Meiningen, seit dem Bauernkriege in Trümmern liegenden Burg H. nannten und dasselbe bald erweiterten, bald aber auch durch Erbteilungen und Veräußerungen schmälerten. Ein Sohn des Grafen Poppo I. von H., Gottwald I., erwarb dazu im Anfange des 12. Jahrh. das Burggrafstum Würzburg und vererbte es auf seine Nachkommen, die ihre Besitzungen verschiedentlich teilten. So stiftete Otto II. zu Ende des 12. Jahrh. die durch den Minnesänger Graf Otto (gest. 1254) berühmt gewordene, aber bald wieder erloschene Nebenlinie zu Bodenlaube. Die Söhne Heinrichs III. teilten sich 1274 in die Linien H.-Hartenberg-Römhild, H.-Aſcha (später, nach Absterben der ältern Linie [1371], H.-Römhild genannt) und H.-Schleusingen, welche letztere bei weitem die bedeutendste wurde. Sie erhielt 1310 mit Berthold VII. die Reichsfürstenwürde, die jedoch nie in den Titel aufgenommen wurde, brachte 1312 die an Brandenburg gefallene Landesportion der von des obgenannten Heinrich III. Bruder, Hermann I., gestifteten H.-Coburger Linie wieder an sich, wovon jedoch das meiste, namentlich die Pflege Coburg, bald wieder durch Erbtöchter dem Hause entfremdet wurde, und führte 1340, um Zersplitterungen vorzubeugen, die Majoratsfolge ein. Endlich beerbte sie noch kurz vor ihrem Erlöschen den noch bis 1549 fortbestandenen tiefverschuldeten Aſcha-Römhilder Zweig. Graf Wilhelm VII., der auf diese Weise den ganzen Länderkomplex seines Hauses vereinigte, schloß, um sich von Schulden zu befreien, 1554 mit Herzog Johann Friedrich dem Mittlern von Sachsen, dessen Brüdern und Hessen einen Erbvertrag, durch den das Ernestinische Haus die Anwartschaft auf H. erhielt. Demzufolge nahm, als 1583 mit Georg Ernst das Hennebergische Haus erlosch, Kurfürst August von Sachsen, der 1573 Anwartschaft auf fünf Zwölfteile der Erbschaft erhalten hatte, das Land (etwa 1870 qkm) für sich und seine Mündel, die Herzoge von Sachsen-Weimar, in Besitz. Nur Schmalkalden wurde kraft Rezesses von 1521 an Hessen überlassen, welches diese Herrschaft seit 1360 mit den Grafen von H. in Gemeinschaft besaß. Das übrige blieb im gemeinsamen Besitz der beiden sächs. Hauptlinien bis 1660, wo folgende Teilung zu Stande kam: der Herzog Moritz zu Sachsen-Zeitz erhielt als seine fünf Zwölfteile Schleusingen, Suhl, Kühndorf, Benshausen, Rohr und Vetzra, welche Stücke 1718 an die kurfürstl. Linie zurückfielen und von dieser 1815 an Preußen abgetreten wurden. Von den übrigen sieben Zwölfteilen erhielt die Hälfte, nämlich Meiningen, Maßfeld, Behrungen-Milz und H., das Haus Altenburg; ein Viertel, nämlich Ilmenau und Kaltennordheim, kam an Sachsen-Weimar; das letzte Viertel aber, Wasungen und Sand, an Gotha, welche Linie auch 1672 den altenburg. Anteil erbte. Bei den Erbteilungen zwischen den Söhnen und Nachkommen Herzog Ernsts des Frommen ist H. gänzlich zerstückelt worden; an die ehemalige polit. Einheit der Grafschaft erinnert nur noch das den Teilhabern der hennebergischen Erbschaft gemeinsame gräfl. Archiv zu Meiningen. Doch hat Meiningen vermöge des gothaischen Erbteilungsvertrags von 1826, wo es Hildburghausen und einige andere Stücke erhielt, den größten Teil des

Digitized by Google

hennebergischen Erbes, mit Ausnahme der weimarischen Stücke, des gothaischen Amtes Zelle, des preuß. Anteils (die Kreise Schleusingen und Schmalkalden), wieder zusammengebracht. Vgl. Brückner, «Hennebergisches Urkundenbuch» (Meining. 1857).

Henneberg (Rud.), Maler, geb. 13. Sept. 1825 in Braunschweig, widmete sich nach absolvierten Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt seit 1845 der Rechtswissenschaft in Göttingen und Heidelberg und trat 1848 in den braunschw. Staatsdienst. Während seiner Amtsgeschäfte als Auditor erwachte in ihm die Liebe zum Zeichnen, das er früher bereits zum Vergnügen betrieben hatte, und veranlaßte ihn 1850 zum Besuch der Akademie in Antwerpen. Von Antwerpen wandte er sich nach Paris, trat in das Atelier Coutures, wirkte dann aber selbständig während eines zehnjährigen Aufenthalts in der franz. Hauptstadt. Die erste Zeit verging hier mit Anfertigung von zahlreichen kleinen Entwürfen, besonders Jagd-, Soldaten-, Studentenscenen, bis H. 1853 mit dem Bilde Studentenfahrt am Neckar erfolgreich hervortrat. Obwohl noch in dem nächsten, vom Braunschweiger Kunstverein erworbenen Gemälde: der Zigeuner und sein Liebchen, das überschäumende phantastische Wesen seiner jugendlichen Kunstrichtung stark an den Tag trat, vermochte H. sich alsbald zu klären und zu sammeln, und schuf 1856 in dem Wilden Jäger eine technisch wie inhaltlich meisterhafte Leistung, wofür ihm bei der Ausstellung im Salon im folgenden Jahre die goldene Medaille zuteil wurde. Es folgten: die Hasenhetz, der Verbrecher aus verlorener Ehre (nach der bekannten Schillerschen Erzählung) und einige Landschaften. Eine gewaltige Umwälzung in H.s Stil und Auffassung, insbesondere in koloristischer Hinsicht, brachte seine Reise nach Italien mit sich, welche er 1861 antrat und wo er bis 1863 verblieb. Er wandte sich angesichts der klassischen Vorbilder jenes Landes von seiner bisherigen modern-franz. Richtung entschieden ab und förderte nach erfolgter Rückkehr in der Jagd nach dem Glücke (berliner Nationalgalerie) eine der geistreichsten und poetischsten Leistungen der neuern Malerei zu Tage, welche Schönheit der Komposition mit philos. Tiefe der Erfindung großartig verbindet. Seit 1865 in Berlin ansässig, verherrlichte er die kriegerischen Erfolge Deutschlands in dem Bilde Bismarck und die Germania, sowie in dem Wandbildercyklus der Villa Warschauer, ging dann aber 1873 wieder nach Rom, wo neben zahlreichen Studien die großen Gemälde: Reiter in der Campagna, der Mönch und die Phantasie u. a. entstanden. Im Frühjahr 1876 kehrte H. nach Braunschweig zurück und starb daselbst 14. Sept. 1876. Seine Bilder zeichnen sich durch feine Durchbildung, edles Kolorit und reine Zeichnung aus.

Henneberg (Wilh.), ausgezeichneter Agrikulturchemiker, geb. 10. Sept. 1825 zu Wasserleben in der Grafschaft Stolberg-Wernigerode, studierte von Ostern 1845 bis 1848 in Jena und Gießen Naturwissenschaften und namentlich Chemie. Er lebte dann in Wasserleben, ging 1851 als zweiter Sekretär des landwirtschaftlichen Vereins für das Herzogtum Braunschweig nach Braunschweig, 1852 als Sekretär der Königl. Landwirtschaftsgesellschaft nach Celle, wo er ein agrikulturchem. Laboratorium einrichtete und 1853 die Herausgabe des «Journals für Landwirtschaft» begann. Bei der Verlegung des Laboratoriums nach Weende bei Göttingen, 1857, wurde dasselbe zu einer landwirtschaftlichen Versuchsstation unter H.s Leitung erweitert. Im J. 1874 fand ein nochmaliger Umzug der Station nach Göttingen statt. Seit 1865 als außerord., seit 1873 als ord. Professor an der Universität Göttingen thätig, hat sich H. besonders um die wissenschaftliche Begründung der Fütterungslehre außerordentliche Verdienste erworben. Von H.s zahlreichen Publikationen sind zu nennen: «Beiträge zur Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer» (mit F. Stohmann, 1. u. 2. Heft, Braunschw. 1860 u. 1864); «Neue Beiträge zur Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer» (Gött. 1870).

Henneberger Bergland, s. unter Rhön[gebirge].

Hennebont, Stadt im franz. Depart. Morbihan, Arrondissement Lorient, 10 km im NO. von Lorient, 15 km vom Meere, auf zwei Hügeln links am Blavet, Station der Linie Landerneau-Savenay der Französischen Orléansbahn, welche den Blavet auf einer 222 m langen, 25 m hohen, auf sieben Bogen von 5 und 22 m Spannung ruhenden Brücke überschreitet, zählt (1876) 4844 (als Gemeinde 6050) E. und hat einen kleinen Hafen, Seebad, Sägemühlen und Bootsbau. Die schöne Kirche aus dem 16. Jahrh. besitzt einen hohen got. Turm. Durch ihre Festungswerke, von denen noch Ruinen vorhanden sind, war H. im 14. bis 16. Jahrh. einer der festesten Plätze der Bretagne. Von der ehemaligen Cistercienserabtei Notre Dame de la Joie (Gaudium), im 13. Jahrh. gegründet von Blanche de Champagne, Herzogin der Bretagne, sind noch einige Reste vorhanden.

Hennegau (lat. Hannonia, frz. Hainaut), Landschaft im wallonischen Teile der Niederlande, der Heimat der alten Nervier, gegenwärtig teils zu Frankreich, teils zu Belgien gehörig, war schon im 9. Jahrh. im Besitz eines mächtigen Grafengeschlechts, dessen Ahnherr, Giselbert von Maasgau (gest. 846), Kaiser Lothars I. Schwiegersohn war, und welches nach dem Tode seines Sohnes, Rainers des Langhalsigen (gest. 916), in drei Äste zerfiel: die Herzöge von Niederlothringen, die Grafen von Löwen und die von H. Nach dem Erlöschen der beiden erstern wurde Rainer III. von H. (gest. 960) einesteils der Ausgangspunkt einer neuen Löwener Linie (aus welcher später die Herzöge von Lothringen und Brabant hervorgingen), andernteils Fortsetzer des hennegauer Geschlechts. Eine Erbtochter dieses Hauses, Richilde (gest. 1086), brachte die Grafschaft an Balduin VI. von Flandern, der sich in H. Balduin I. nannte. Graf Balduin II., sein Sohn, verlor Flandern an seinen Oheim, Robert den Friesen, und starb 1098 im Gelobten Lande; ihm folgten Balduin III. (gest. 1120) und Balduin IV. (gest. 1171). Dessen Sohn und Nachfolger, Balduin V. (gest. 1197), vereinigte, nicht ohne bedeutende Opfer an Frankreich, durch Heirat mit Margarete von Elsaß (1191) beide Grafschaften, Flandern und H., wieder miteinander. Balduin VI. (IX. von Flandern), ein Sprößling dieser Ehe, wurde 1204 erster lat. Kaiser zu Konstantinopel und hinterließ 1205 seine Hausbesitzungen seiner ältesten Tochter Johanna, deren heldenmütiger Gemahl, Prinz Ferdinand von Portugal, 1214 die Schlacht bei Bouvines an Frankreich verlor. Auf Johanna folgte 1244 deren Schwester Margarete, die bereits zweimal, zuerst an Burkhard (Bouchard) von Avesnes, dann an

Digitized by Google

Guido von Dampierre vermählt gewesen war. Den Kindern erster Ehe wurde 1246 die Anwartschaft auf H., denen zweiter Ehe die auf Flandern zugesichert, und 1279 trat Johann II. von Avesnes, Margaretens Enkel, nach großen Wirren zwischen dieser und ihren Söhnen, auch wirklich die Regierung in H. an, ohne daß übrigens die Spannung zwischen den beiden Linien aufhörte. Johann II. war 1299 durch Heirat auch Holland und Seeland zugefallen; er mußte aber lange mit Flandern darum fehden. Obgleich seine Bundesgenossen, die Franzosen, 1302 bei Kortryk in der berühmten Sporenschlacht von den Flamländern völlig geschlagen wurden, wußte sich sein Sohn, Graf Wilhelm I. (der Gute), in dessen Regierungszeit (1304—37) die Blütezeit H.s fällt, glücklich zu behaupten. Wilhelm II. kam 1345 im Kampfe gegen die Friesen um und es folgte ihm seine ältere Schwester Margarete (gest. 1356), die als die Gemahlin Kaiser Ludwigs IV. H. samt Holland und Seeland an das Haus Bayern brachte. Nach ihr herrschten in H. ihre Söhne: Wilhelm III., unter dem die Fehde zwischen den Kabeljaus und den Hoeks ihren Anfang nahm und der 1359 in Wahnsinn verfiel, und Albert von Bayern (gest. 1404). Alberts Sohn, Wilhelm IV., Bruder des kriegslustigen Bischofs von Lüttich, Johann von Bayern, regierte 1404—17 und nach ihm die ebenso leichtsinnige als heroische Jacobäa von Bayern (s. d.), die nach mannigfachen Stürmen samt ihren übrigen Staaten auch H. 1433 an das Haus Burgund abtrat. So kam diese Grafschaft mit dem burgund. Erbe 1477 an das Haus Habsburg, bei welchem es (1556—1713 bei der span., dann bei der österr. Linie) bis zur Französischen Revolution blieb. Inzwischen war aber seit dem Pyrenäischen Frieden 1649 der gegenwärtig zum franz. Norddepartement gehörige südl. Teil von H. mit der Hauptstadt Valenciennes an Frankreich gekommen; aus dem übrigen dagegen wurde 1815 mit Einverleibung der vormals flandr. Landschaft Tournaisis und einiger Stücke von Brabant und Lüttich, welche früher mit H. das franz. Depart. Jemappes ausgemacht hatten, die heutige belg. Provinz Hennegau gebildet, ein Gebiet von 3721,6 qkm mit (1881) 986674 E. und der Hauptstadt Mons (s. d.). In neuester Zeit ist der Titel eines Grafen von H. dem erstgeborenen Sohne des Herzogs von Brabant (jetzigen Königs von Belgien) verliehen worden; derselbe starb aber schon 1869.

Hennenhofer (Joh. Heinr. David von), bad. Diplomat, geb. 12. März 1793 zu Gernsbach, war Buchhändler, bis ihn der Großherzog Karl 1812 zu seinem Adjutanten ernannte. Unter Großherzog Ludwig wurde er Chef der diplomatischen Sektion des Ministeriums des Auswärtigen, nahm aber 1831 seine Entlassung. Er starb 12. Jan. 1850 zu Freiburg. H. wurde vielfach beschuldigt, Anteil an dem an Kaspar Hauser begangenen Verbrechen gehabt zu haben; doch haben sich die in Zeitungen publizierten Auszüge aus H.s Memoiren als Erfindungen erwiesen.

Hennequin (Alfred Nicolas), franz. Bühnendichter, geb. 13. Jan. 1842 zu Lüttich, besuchte die Bergschule daselbst, wurde Ingenieur, wandte sich aber später der dramatischen Schriftstellerei zu. Seine Stücke, die viel Erfolg hatten, sind «Le procès Vauradieux» (1875), «Les dominos roses» (1876), «Bébé», in Gemeinschaft mit Najac verfaßt (1877), «Nounou» (1878), «Petite correspondance» (1879, mit Najac). Es sind pikant und lebendig geschriebene Stücke von possenhaftem Charakter, reich an wirkungsvoller Situationskomik, die zum Teil auch auf deutschen Bühnen mit Beifall gegeben wurden.

Hennequin (Philippe Augustin), Historienmaler, geb. 1763 in Lyon, studierte unter David und erreichte frühzeitig in Paris durch seinen Paris, welcher von Helena sich zum Kampfe mit Menelaus losreißt, Anerkennung. Mit dem Preise gekrönt, begab er sich nach Italien, geriet dort aber in polit. Konflikte, entwich nach der Heimat, wurde zuerst in Lyon, dann in Paris verhaftet und entrann mit Mühe dem Todesurteil 1794. Er trat nun 1800 mit dem großen, effektvollen, aber etwas wilden Bilde des von den Furien verfolgten Orestes (im Louvre) hervor und erhöhte alsbald seinen Ruhm durch den Triumph des franz. Volks, welches den berühmten 10. Aug. zum Gegenstande hat. In der Galerie der Antiken malte er mehrere Plafonds, dann unter Napoleon mehrere seiner siegreichen Schlachten, bei Quiberon, Nazareth und unter den Pyramiden, aber mit einer ungeheuern Zahl von Figuren ausgestattet, wodurch freilich oft die Klarheit der Anordnung leidet. Das Kolorit ist meist kräftig, dagegen stört zuweilen sein Haug nach krassen Effekten. Im J. 1806 gab ihm und sieben andern Malern der Kaiser Auftrag zur Ausführung einer Reihe Schlachtenbilder aus den Feldzügen in Deutschland, welche für den Louvre bestimmt waren. Nach Napoleons Sturze verließ H. Frankreich, ging nach Lüttich und malte daselbst die Aufopferung der 300 Bürger von Franchimont bei der Erstürmung ihrer Vaterstadt, welches Bild seine frühern an räumlicher Größe noch übertrifft. Später nahm er in Leuze bei Tournay die Leitung der dortigen Kunstschule an, wo er 12. Mai 1833 starb. Er war auch als Architekt thätig und auf diesem Gebiete gründlich gebildet.

Henner (Jean Jacques), Genremaler, geb. zu Bernweiler im Elsaß 5. März 1829, lernte in Paris unter Picot und widmete sich anfangs der histor. Malerei, wobei ihm auch der röm. Preis 1858 zuteil wurde. Bald nahm er jedoch eine eigentümliche Richtung, in der er originell dasteht. Er ist der Spezialist in Darstellung des jugendlichen Frauenkörpers, ein Thema, welches seine Bilder fortwährend variiert zeigen. Am liebsten gibt er den zarten, jungfräulichen, bisweilen aber etwas hagern Gestalten einen tiefen landschaftlichen Hintergrund. Selbstverständlich leiden diese Produkte nicht selten an monotoner Übereinstimmung, sowie an inhaltlicher Leere. Das edelste darunter ist die schöne Quellnymphe (1880), ferner die zum Quell verwandelte Biblis (Museum in Dijon), die Odaliske auf dem Diwan (Mülhausen), auf der ersten Internationalen Kunstausstellung in Wien 1882 endlich die Najade und zwei interessante Porträts. Neben diesem Genre lieferte der Künstler aber auch gediegene religiöse und histor. Kompositionen: das Haupt des heil. Johannes, Christus im Grabe, die büßende Magdalena, von einem Lichtglanz umgeben (1878), eins seiner Meisterwerke. Auch als Porträtist und Landschafter hat H. glückliche Versuche gemacht.

Hennersdorf (Katholisch-Hennersdorf), Dorf und Rittergut im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, unweit der Stadt Naumburg am Queiß, mit (1880) 1895 E., ist geschichtlich namhaft

Digitized by Google

geworden durch den von König Friedrich d. Gr. am 24. Nov. 1745 dort über die Sachsen erfochtenen Sieg. Der König hatte bis zum 21. Nov. bei Bunzlau 35000 Mann zusammengezogen, 40000 Österreicher unter dem Herzog von Lothringen standen um Görlitz und sollten am 23. auf Sagan und Krossen vorrücken, wohin auch von Leipzig über Torgau 28000 Sachsen und 10000 Österreicher marschierten, um dann vereint nach Berlin vorzudringen. Am 23. Nov. überschritt jedoch der König bei Naumburg den Queiß und warf die Vorhut des Herzogs von Lothringen zurück, schlug am folgenden Tage bei H. das sächs.-österr. Heer und bemächtigte sich der großen Magazine zu Görlitz, worauf der Herzog von Lothringen sein Heer eiligst über Zittau und Gabel nach Böhmen führte.

Henneßy (William), Landschaftsmaler, geb. 1839 zu Thomastown in Irland, verbrachte seine Jugend in Neuyork, wo er auch unterrichtet wurde. Seine frühern Bilder, welche sich größtenteils in Amerika befinden, sind weniger bekannt, sie werden wegen der frischen Auffassung gelobt, obwohl es ihnen in technischer Hinsicht noch vielfach fehlte. Zu dem Besten gehörten die Wanderer, am Ufer und der Frühling. Im J. 1870 begab er sich nach London und begann eine sehr rege Thätigkeit. Seine seitdem entstandenen Werke sind teils rein landschaftlichen, teils genrehaften Charakters, wie der Sommerabend, die guten Freunde, die Straße in der Normandie, der Morgen im Walde.

Henniges (Joachim), geadelt für Auszeichnung in der Schlacht bei Fehrbellin unter dem Namen H. von Treffenfeld, brandenb. General, geb. als Bauernsohn zu Klinke bei Bismark in der Altmark, entlief den Eltern, trat während des Dreißigjährigen Kriegs in brandenb. Dienst, in welchem er bis zum Friedensschlusse zum Rittmeister aufstieg. H. wurde 1656 nach der Schlacht bei Warschau Major, war 1674 Oberstlieutenant im Mörnerschen Regimente und zeichnete sich in den Feldzügen am Rhein mehrfach aus; nach der Schlacht bei Fehrbellin erhielt er an Stelle des gefallenen Mörner dessen Regiment als Oberst. H. kämpfte dann in Pommern gegen die Schweden und that sich in Preußen während des Winters 1678/79 als Parteigänger und Führer der Vorhut außerordentlich hervor; er eroberte dort 8 Fahnen und 700 mit Vorräten beladene Fahrzeuge, schlug 30. Jan. 1679 bei Splitter unweit Tilsit die schwed. Nachhut und wurde dann zum Generalmajor befördert. H. starb auf seinem altmärk. Gute Könnigde (bei Bismark gelegen) 31. Dez. 1688. Vgl. von Kessel, «H. von Treffenfeld und seine Zeit» (Stendal 1863).

Hennings (Joh. Friedr.), Landschaftsmaler, geb. 1838 in Bremen, ging aus der Düsseldorfer Schule unter O. Achenbach hervor, schloß sich dann aber derjenigen von München an, wo er auch lebt. Ohne tiefere Erfassung des Gegenstandes versteht er es, gefällige Ansichten, oft mit guter Effektwirkung, zu geben. Demgemäß ist auch seine Technik oft breit und mehr dekorativ als fein durcharbeitend, seine Fruchtbarkeit eine fast zu große. Die Stoffe, welche er behandelt, teilen sich in das landschaftliche und genrehafte Fach. Sein bestes Bild ist der Chiemsee (1864), gelungen ferner der Abend in Nürnberg, die Fronleichnamsprozession in München (1869), die Ansicht von Passau, Venedig (1879), die Landschaft mit den Zigeunern, im münchener Hofgarten u. s. w.

Henoch, nach 1 Mos. 5, 18 fg. der siebente in der Geschlechtsreihe der zehn Urväter, welcher nach einem Leben von 365 Jahren nicht mehr auf der Erde zu finden war. Unter dem Namen dieses von der (ursprünglich indisch-phrygischen) Sage gefeierten H. der althebr. Überlieferung ist ein merkwürdiges Denkmal der spätjüd. Apokalyptik (s. d.) erhalten, in welchem H. als Empfänger einer Reihe von göttlichen Offenbarungen hingestellt wird, die den Zweck haben, ihm den ganzen Verlauf der Weltgeschichte bis zur Vollendung aller Dinge und zur endlichen Erfüllung der dem Volke Gottes gegebenen Weissagungen zu verkündigen. Der wichtigste Teil des sehr umfangreich angelegten Buchs, dessen Erzählung mit dem Engelfall (dem Falle der «Wächter») beginnt, sind die Traumgesichte (Kap. 83—91), in welchem der Verfasser in der künstlich verhüllten Weise der Apokalyptiker die Geschichte des jüd. Volks bis auf sein eigenes Zeitalter herunter beschreibt. Das Buch Daniel ist hierbei als Vorbild benutzt, die 70 Jahrwochen, welche nach Daniel bis zur messianischen Zeit zu verstreichen haben, sind aber in 70 Herrscherzeiten heidnischer Fürsten verwandelt. Als Abfassungszeit sind vielleicht die letzten Regierungsjahre des jüd. Fürsten Johannes Hyrkanus (um 110 v. Chr.) anzusetzen. Der Text des Buchs, auf welches schon der neutestamentliche Brief Judä (V. 14) Bezug nimmt, ist nur in einer äthiop. Übersetzung erhalten. Herausgegeben ist es zuerst von Lawrence (Oxf. 1821; 2. Aufl. 1833), dann von Dillmann (Lpz. 1851); übersetzt; erklärt wurde es von Hoffmann (2 Bde., Jena 1833—38) und Dillmann (Lpz. 1853). Beiträge zur Erklärung des Buchs lieferten Ewald, Köstlin, Hilgenfeld, Volkmar, Philippi, Wieseler u. a.

Henoëder (eigentlich Henhenoëder), ungebräuchlich gewordene, der krystallographischen Ausdrucksweise von Weiß angehörige Bezeichnung für die sechsflächige Kombination eines triklinen (ein- und eingliederigen) Prismas mit der doppelt schief angesetzten Basis.

Henōsis (grch.), Vereinigung, Versöhnung.

Henotheismus (von ἑνόω, vereinigen, ἕνωσις, die Vereinigung) nennt Max Müller, im Gegensatz zu Atheismus, Monotheismus und Polytheismus, die ursprünglichste Form des religiösen Bewußtseins unter den Vedischen Indiern, nämlich einen Glauben und eine Verehrung jener einzelnen Objekte, in denen der Mensch zuerst die Gegenwart des Übersinnlichen und des Unendlichen spürte.

Henotikon (grch., «Vereinigungsformel»), Titel des Schreibens, welches der oström. Kaiser Zeno zur Beilegung der monophysitischen Streitigkeiten 482 erließ; daher auch Titel sonstiger Schriften, welche die Versöhnung streitiger Parteien bezwecken.

Henri (frz.), Heinrich.

Henriade, Name von zwei epischen Gedichten über Heinrich IV. von Frankreich; das eine ist von Sébastien Garnier (gest. 1607) und erschien 1593, das andere von Voltaire (erste authentische Veröffentlichung, Lond. 1728).

Henrichemont, Stadt im franz. Depart. Cher, Arrondissement Sancerre, 22 km westlich von Sancerre, auf einem die Petit-Saulbre beherrschenden Hügel, in 290 m Höhe, zählt (1876) 1516 (als Gemeinde 3575) E., welche Leder und Baumwollzeug fertigen und Töpferei sowie Handel mit weißer Sologne wolle treiben. H. hieß ehemals Boisbelle und war der alte Hauptort der Herrschaft gleichen

Digitized by Google

Namens. Im J. 1609 wurde Sully Herr der Stadt, benannte sie zu Ehren Heinrichs IV. H. und begann sie regelmäßig aufzubauen. Alle Hauptstraßen enden an einem schönen Platze mit einer Fontäne.

Henrici (Christian Friedr.), als deutscher Dichter unter dem Namen Picander (vom lat. pica, Elster und dem grch. ἀνήρ, Mann) bekannt, geb. 14. Jan. 1700 zu Stolpen in Sachsen, der Sohn eines Posamentiers, studierte 1719 zu Wittenberg und 1720 zu Leipzig die Rechte. Durch sein Talent für die Dichtkunst erlangte er die Gunst der Kurfürsten August II. und August III., welche ihm einträgliche Ämter zuwiesen. Er wurde 1727 Aktuar bei dem Oberpostamte zu Leipzig, sodann Postsekretär, endlich Postkommissar und erhielt als solcher noch überdies 1740 die Kreislandsteuer- und Tranksteuer-Einnehmerstelle in Leipzig sowie die Weininspektion. Er starb 10. Mai 1764. Seine Gedichte zeichnen sich durch derben Witz und ausgelassene Heiterkeit aus, werden aber oft durch unsittlichen Ton anstößig. Sie erschienen als «Ernstscherzhafte und satirische Gedichte» (4. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1748—51) und als «Sammlung vermischter Gedichte» (Frankf. u. Lpz. 1768). Von seinen geistlichen Gedichten sind die bekanntesten «Liebster Jesu, willst du scheiden» und «Wer weiß, wie nahe mir mein Ende». Auch ist er der Verfasser vieler Texte zu Kompositionen von Joh. Seb. Bach, speziell zu dessen Passionsmusik. Seine «Deutschen Schauspiele», bestehend in dem «Akademischen Schlendrian, dem «Erzsäufer» und der «Weiberprobe» (Berl. u. Hamb. 1826), sind satirische Lustspiele ohne feinern Witz.

Henri-deux, Fayence de Henri II, richtiger Fayence d'Oiron, eine aus dem 16. Jahrh. stammende eigentümliche Art von Thongefäßen, welcher die franz. Keramik zum größten Teil ihren künstlerischen Ruhm verdankt. (S. u. Fayence, Bd. VI, S. 618ᵃ.)

Henriette (Anna), Herzogin von Orléans, die jüngere Tochter König Karls I. von England und seiner Gemahlin Henriette Marie, Enkelin König Heinrichs IV. von Frankreich, wurde während des Bürgerkriegs 16. Juni 1644 zu Exeter geboren und, einige Wochen alt, von ihrer Mutter nach Frankreich gebracht. Die Restauration ihres Hauses 1660 brachte sie nach England, doch schon 1661 ward sie mit dem Bruder Ludwigs XIV., Herzog Philipp von Orléans, vermählt. Als Schwägerin des Königs (Madame) wurde H. durch ihre Anmut und Lebhaftigkeit bald der Mittelpunkt des Hofs. Im J. 1670 mußte sie mit dem Hofe die pomphafte Reise nach Flandern unternehmen und sich dann zu Calais nach Dover einschiffen, angeblich bloß, um einer Einladung ihres Bruders, König Karls II. von England, zu folgen. Nach zehn, unter allerlei Festlichkeiten verlebten Tagen hatte sie ihren Bruder von der Triple-Allianz abgebracht und zum Bundesgenossen Ludwigs XIV. gegen die Niederlande und zum Partisan der kath. Restaurationspolitik, der sie mit ganzer Seele anhing, gemacht. Acht Tage nach ihrer Rückkehr aus England (29. Juni 1670) erkrankte die Prinzessin plötzlich zu St.-Cloud und starb schon am folgenden Tage. Man hielt sie (gewiß mit Unrecht) für vergiftet und maß die Schuld bald ihrem eifersüchtigen Gemahl, bald dem Chevalier de Lorraine bei, dessen Verbannung sie bewirkt hatte. Ihre Tochter Marie Louise, 1679 an König Karl II. von Spanien vermählt, starb 1689; eine andere, Anna Marie, heiratete der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus II., der nachherige König von Sardinien.

Henriette Marie von Frankreich, Königin von England, geb. 25. Nov. 1609 als die dritte Tochter Heinrichs IV. und Maria Medicis, wurde dem Prinzen Karl von Wales zur Gemahlin bestimmt, als dieser und sein Vater Jakob I., von Buckingham geleitet, sich von der Verbindung mit Spanien losgesagt hatten. Nach dem Tode Jakobs (27. März 1625) führte Karl seine Gemahlin heim. Der kath. Eifer der Königin und der bald folgende Bruch mit Frankreich wirkte jedoch nachteilig auch auf das eheliche Zusammenleben ein. Erst ein Zwist H.s mit Kardinal Richelieu, von dem sie 1638 für ihre Mutter vergebens die Rückkehr nach Frankreich auszuwirken suchte, näherte beide Gatten, und die Englische Revolution schloß sie eng aneinander. Im J. 1642 reiste H. nach Holland, um Truppen, Geld und Munition für Karl aufzubringen. Im nächsten Jahre landete sie mit einem stattlichen Transport an der Küste von Yorkshire, glücklich den Schiffen der Rebellen entrinnend, und vereinigte sich in Oxford mit dem König. Nachdem sie längere Zeit Karl im Lager begleitet, gelang es ihr nach der Niederkunft mit einer Tochter, Henriette Anna, ihrem sechsten und letzten Kinde, auf holländ. Schiffen nach Frankreich zu entkommen. Hier verlebte sie die Jahre, in denen ihr Gemahl der Krone und des Lebens verlustig ging. Nach der Thronbesteigung ihres Sohnes Karl II. kam sie wieder nach London, Nov. 1660, um die Vermählung ihrer jüngsten Tochter mit Herzog Philipp von Orléans ins Werk zu setzen. Sie starb in ihrer Heimat zu Colombe 10. Sept. 1669.

Henrion (Paul), franz. Liederkomponist, geb. 20. Juli 1819 zu Paris, war Schauspieler, widmete sich aber später der Musik. Er hat über 1000 Romanzen und Chansonetten geschrieben, die zum Teil in Frankreich sehr populär geworden sind; weniger Erfolg hatte seine komische Oper «Un rencontre dans le Danube» (1854).

Henriot (François), bekannt durch sein Auftreten in der ersten Französischen Revolution, wurde 1761 zu Nanterre geboren, war einige Zeit Bedienter eines Advokaten, der ihn wegen eines Diebstahls aus seinem Dienste jagte, dann Gerichtsdiener. Bei den Septembermorden von 1792 trat er als Anführer der Mörderrotten in den Gefängnissen auf. Am 21. Mai 1793 erschien er an der Spitze einer Deputation der Nationalgarde, um den Konvent gegen die Gironde fortzureißen. Zum Kommandanten der Nationalgarde ernannt, umgab er am 2. Juni den Konvent mit seinen Pikenmännern und Kanonieren, während Robespierre und Marat die girondistischen Opfer des Staatsstreichs im Sitzungssaale aufzeichnen ließen. Im Prozeß gegen Marie Antoinette war er es, der die Anklage gegen die Königin auf unzüchtigen Verkehr mit ihrem Kinde vorzubringen wagte. Schließlich teilte er das Schicksal Robespierres, dem er blind ergeben war und den er in der Katastrophe des 9. Thermidor (27. Juli 1794) vergebens zu retten versucht hatte. Er starb 28. Juli 1794 auf dem Schafott.

Henriquel-Dupont (Louis Pierre Henriquel, genannt), franz. Kupferstecher, geb. 13. Juni 1797 zu Paris, trat im Alter von 15 Jahren bei dem Maler Pierre Guérin in die Lehre, wandte sich aber nach drei Jahren der Kupferstecherkunst zu und nahm Unterricht bei Bervic; 1818 eröffnete er

Digitized by Google

selbst ein Atelier und begann mit kleinen Kupferstichen für Verleger und mit Platten zu Laurents Prachtwerk «Le Musée Royal». Zugleich bewies er seine Tüchtigkeit in der Ausstellung von 1822 durch das nach van Dyck gestochene Bildnis einer Dame und ihrer Tochter, ein sehr effektvolles Blatt. Fortan wählte er jedoch die Werke neuerer franz. Maler für seinen Grabstichel. Ausgezeichnete Werke aus seiner frühern Zeit sind: die Abdankung Gustav Wasas (1831) nach Hersent, ein Kapitalblatt; Cromwell am Sarge Karls I. (1833) nach Paul Delaroche, in Aquatinta-Manier; Lord Strafford, zu seiner Hinrichtung geführt (1840), nach dem berühmten Gemälde von demselben Meister; der tröstende Heiland (1842) nach Ary Scheffer. Nach manchen Zwischenarbeiten vollendete H. 1853 den Stich nach dem großen Wandgemälde des Paul Delaroche in der pariser Kunstschule. Später stach er nach demselben Meister die Bestattung Christi (1856) und die Aussetzung Mosis (1858). Dazu kamen: die Vermählung der heil. Katharina mit dem Christuskinde (1867) nach Correggio, die Jünger zu Emmaus (1869) nach Paolo Veroneje, die Madonna des Hauses Orléans und die fünf Heiligen (1876) nach Rafael. Bei größern Werken erreichte H. seine Zwecke durch einen sehr sorgsamen, einfachen und kräftigen Vortrag, in welchem sich Radiernadel und Grabstichel verbinden. Dabei ist er ein trefflicher Zeichner und weiß auf die Physiognomie mit Zartheit und Feinheit einzugehen, sodaß seine Porträts besonders ansprechend und lebendig erscheinen. Zu den gelungensten Blättern dieser Art gehören: die Porträts von Armand Bertin (1845) nach Ingres, Graf Duchatel (1864) nach Flandrin, Graf Montalivet (1869), James Rothschild (1873), Cavelier (1876). H. wurde 1849 in die Akademie aufgenommen und 1863 zum Professor der Kupferstechkunst an der reorganisierten École des beaux-arts zu Paris ernannt.

Henriquinquisten wurden die Anhänger des Grafen von Chambord (s. d.) genannt, weil sie seine Ansprüche auf den franz. Thron als die eines Königs (Roy) Henri V. verfochten.

Henry (Joseph), amerik. Gelehrter, geb. in Albany (Neuyork) 17. Dez. 1797, wurde 1826 Professor der Mathematik und begann 1827 seine ersten Versuche in der Elektricität. Er war der erste, welcher durch seine Experimente bewies, daß in der Überleitung der Elektricität auf große Entfernungen die Gewalt der Batterie im Verhältnis zur Länge des Konduktors stehen muß. Auch magnetisierte er zuerst ein Stück Eisen in einer gewissen Entfernung und erfand die erste Maschine, die durch Elektricität getrieben wurde. Noch vor den Versuchen des Professors Morse lieferte H. durch seine Experimente den Nachweis, daß durch den magnetischen Telegraphen zwischen zwei voneinander entfernten Punkten Nachrichten vermittelt werden konnten. Im J. 1832 wurde H. Professor der Naturwissenschaften am Princeton College in Neujersey und blieb in dieser Stellung bis 1837. Bei der Organisation des Smithsonian Institution in der Bundeshauptstadt Washington wurde er 1846 dessen erster Sekretär und Direktor. Er starb zu Washington 13. Mai 1878. Die bedeutendste seiner Schriften ist «Contributions to Electricity and Magnetism» (Philadelphia 1839). Vgl. «A memorial of Joseph H.» (Washington 1880).

Henry (Patrick), amerik. Patriot, geb. 29. Mai 1736 zu Studley im County Hanover (Virginien), wurde, nachdem er bereits als Krämer und als Farmer bankerott gemacht hatte, kaum 24 J. alt Advokat und erlangte durch seine zündende Beredsamkeit nach einigen Jahren bedeutenden Einfluß. Im J. 1765 in das «House of burgesses» der Kolonie gewählt, war er einer der Führer der äußersten Widerstandspartei gegen England. In Verbindung mit Jefferson, den beiden Lee und Carr gab er 1773 die Veranlassung zur Errichtung eines Korrespondenzkomitees, das in Virginien wie in allen andern Kolonien wesentlich dazu beitrug, das Volk zur Revolution vorzubereiten. In den ersten allgemeinen Kongreß der Kolonien, der im Spätjahr 1774 zu Philadelphia tagte, wurde H. als einer der Delegierten Virginiens gewählt. Als im März 1775 der zweite Konvent in Richmond tagte, setzte er den Beschluß durch, daß die Kolonie in Verteidigungszustand gesetzt werde. Im Juli 1775 wurde zu Richmond ein Sicherheitskomitee eingesetzt und H. zum Oberbefehlshaber aller auszuhebenden Truppen ernannt; er legte aber diesen Posten bald nieder, wurde 1776 zum Gouverneur des Staates gewählt, blieb in diesem Amte bis 1779, und nahm dann eine Wahl in die Staatslegislatur an, der er bis 1786 angehörte. Im J. 1788 wurde er in den Konvent gewählt, der zur Beschlußfassung über die von dem Konvent zu Philadelphia vereinbarte neue Verfassung berufen worden war. Er war hier der Führer der extremen Opposition gegen die neue Konstitution, weil dieselbe durch zu straffe Konsolidierung die Rechte der Staaten ungebührlich verkürze. H. starb 6. Juni 1799 zu Red Hill im Bezirk Charlotte. Vgl. Fr. Wirt, «The life of Patrick H.» (1817).

Henschel (Georg), Baritonist, geb. in Breslau 18. Febr. 1850, wurde zuerst auf dem leipziger Konservatorium und später auf der Hochschule in Berlin gebildet, machte sich als Konzertsänger in Deutschland und bald darauf auch in England einen Namen. Im J. 1880 ging er von London nach Boston, um dort für eine Reihe von Jahren Konzerte zu leiten, konzertiert aber als Sänger fast alljährlich in Europa. Auch als Komponist hat H. sich auf verschiedenen Vokal- und Instrumentalgebieten versucht.

Henschel (Joh. Werner), Bildhauer, geb. in Kassel 14. Febr. 1782, der Sohn eines Glocken- und Kanonengießers daselbst, wandte sich frühzeitig von der industriellen Thätigkeit in der Fabrik des Vaters ab und trat in die Werkstätte des Bildhauers Heyd. Hierauf an die kasseler Akademie gelangt, erhielt er 1805 ein Reisestipendium nach Paris, wo er sich fünf Jahre aufhielt, um dann einem Ruf in die Vaterstadt zu folgen, wo er 1832 eine akademische Professur übernahm. Im J. 1836 entstand sein bedeutendstes Werk, das Denkmal, welches die Stadt Fulda 1842 dem Bekehrer der Deutschen, Bonifacius, errichtete, eine begeisterungsvolle, poetische Figur. H. war außerdem auch in der Darstellung einfacher, idyllischer Kompositionen sehr glücklich, unter denen das bekannte Relief: die Aussaat, besonders erwähnt zu werden verdient. Im Auftrage des Königs von Preußen unternahm er 1842 eine Reise nach Rom, um daselbst eine Marmorgruppe für den Brunnen im Pompejanischen Bade zu Potsdam zu fertigen, welche Hermann und Dorothea zum Gegenstande hat. Andere Werke H.s

Digitized by Google

sind das Monument des Grafen von Reichenbach (1822), die Gruppe einer Charitas für die Königin der Niederlande und das Grabmal des Generals du Cudras. Er starb in Rom 15. Aug. 1850.

Hensel (Sophie Friederike, geb. Sparmann), Schauspielerin, geb. 1738 zu Dresden, ging 1754 bei der Kirschschen Truppe zur Bühne und heiratete 1755 den Schauspieler Johann Gottlieb H. (geb. 1728 zu Hubertusburg, gest. 1787 zu Freiburg i. Br.), von Lessing als vorzüglicher Vertreter der Bedientenrollen bezeichnet, von dem sie sich aber 1759 wieder trennte. Sie war das erste weibliche Mitglied des durch Lessings Dramaturgie berühmt gewordenen hamburger Nationaltheaters und Lessing hat ihr im 20. Stück der Dramaturgie das glänzendste Lob erteilt. In den J. 1771 und 1772 spielte sie, wie schon früher, wiederholt in Wien, heiratete dann den Theaterdirektor Seyler, wirkte 1785—87 unter Schröder in Hamburg, dann am Hoftheater zu Schleswig, wo sie 22. Nov. 1789 starb. Das Größte leistete sie in leidenschaftlichen und majestätischen Charakteren des Trauerspiels. Sie hat sich auch als dramatische Schriftstellerin versucht.

Hensel (Wilh.), Historienmaler, geb. 6. Juli 1794 zu Trebbin, begann in Berlin seine künstlerische Laufbahn als Architekt an der Akademie, folgte jedoch seiner Neigung, die ihn zur Malerei führte. Entscheidend war für ihn sein zweimaliger Aufenthalt in Paris, wohin er als Mitkämpfer in dem Befreiungskriege kam und wo ihn das Studium der dort aufgehäuften Bilderschätze gänzlich für dieses Fach fesselte. Indessen nötigten ihn dürftige Lebensverhältnisse zunächst, durch Zeichnungen und Porträts Erwerb zu suchen. Erst später gelang es ihm, durch Ausmalung eines Saales im berliner Schauspielhause die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und 1825 nach Italien zu reisen. Hier kopierte er nach Rafael und schuf mehrere Kompositionen, worunter Christus und die Samariterin besonders gelungen war. Nach seiner Heimkehr 1828 wirkte er als Professor und Hofmaler in Berlin, wo er durch die bereits vor der ital. Reise gemalten Kostüme zu «Lalla Rookh» und das aus Italien mitgebrachte Gemälde Vittoria Caldoni am Brunnen viel Beifall fand. Im J. 1834 malte er für die potsdamer Garnisonkirche Christus vor Pilatus, worauf der Reigen Mirjams und der Durchzug durch das Rote Meer (1836), endlich die israel. Hirtin (1839) folgten. Für den Saal des braunschweiger Schlosses entwarf er ein Kolossalbild, das aber unfertig blieb. Unerschöpflich war H. im Schaffen von Bildnissen, deren er über 400 gemalt und 1000 in Stiftzeichnung hinterlassen haben soll. Als Illustrator und Radierer versuchte er sich mit Kompositionen zu Tieds «Genoveva» und «Phantasus». H. schwankte in seinen Schöpfungen unsicher zwischen den mannigfachsten Vorbildern sein ganzes Leben hindurch und vermochte mehr durch Gegenstand und Inhalt seiner Werke als durch den künstlerischen Wert zu interessieren. Er starb 26. Nov. 1861 in Berlin.

H.s Gattin, Fanny H., die Schwester Felix Mendelssohn-Bartholdys, geb. 14. Nov. 1805 in Hamburg, war seit 1829 mit ihrem Gatten verheiratet und starb 14. Mai 1847. Sie besaß eine vortreffliche musikalische Bildung und hat vieles komponiert. Einige ihrer Lieder hat ihr Bruder unter seinem Namen veröffentlicht.

Hensel (Luise), religiöse Dichterin, Schwester des vorigen, geb. 30. März 1798 zu Linum bei Fehrbellin in der Mark Brandenburg als Tochter eines prot. Geistlichen. Nach dessen Tod (1809) siedelte ihre Mutter 1810 mit ihren Kindern Wilhelm, Luise und Wilhelmine H. (letztere gleichfalls Dichterin, geb. 13. Sept. 1802, seit 1851 Vorsteherin der Elisabethstiftung zu Pankow bei Berlin), nach Berlin über, wo Luise H. 1818 zur kath. Kirche übertrat. Um diese Zeit bekehrte sie auch den leidenschaftlich sie umwerbenden Clemens Brentano. Im Frühjahr 1819 wurde sie Gesellschafterin einer Fürstin Salm, 1821 Hauslehrerin bei der Witwe des Grafen Friedrich Stolberg; 1823—26 leitete sie die Erziehung eines Neffen zu Wiedenbrück in Westfalen und beschäftigte sich später an verschiedenen frommen Anstalten. Von 1833 bis 1837 lebte sie in Berlin, dann bei der Frau Fritz Schlosser zu Stift Neuburg am Neckar, ward 1840 Erzieherin in Köln, lebte dann in Wiedenbrück, später in Paderborn, wo sie 18. Dez. 1876 starb. Ihre Lieder, die zumeist vor ihrem Übertritt entstanden, von innigstem religiösen Gefühl, sind kath.-prot. Gemeingut geworden. Zu den bekanntesten gehören «Müde bin ich, geh' zur Ruh» und «Immer muß ich wieder lesen». Sie wurden, mit denen ihrer Schwester vereinigt, von H. Kletke (Berl. 1858) herausgegeben, später von C. Schlüter (Paderb. 1869; 2. Aufl. 1877), ihre Briefe von demselben (Paderb. 1878). Vgl. Reinkens, «Luise H. und ihre Lieder» (Bonn 1877).

Henselt (Adolf), berühmter Klaviervirtuos, geb. 12. Mai 1814 zu Schwabach in Bayern, erhielt seine erste künstlerische Bildung zu München, dann zu Weimar bei Hummel und ging später nach Wien behufs theoretischer Studien unter Sechter, wo er auch in der Technik seines Instruments sich zum vollkommenen Meister bildete, der den größten Klavierspielern der neuern Zeit ebenbürtig ist. Öffentlich ließ sich H. zuerst in Dresden, Leipzig, Breslau hören. Im J. 1838 kam er nach Petersburg, und hier gewann sein Ruf als Lehrer und Virtuos bald eine außerordentliche Verbreitung. Seit 1858 ist er Generalinspektor des Musikunterrichts in den großen kaiserl. Erziehungsanstalten in Petersburg und Moskau, sowie kaiserl. russ. Staatsrat. H.s musikalische Hauptwerke sind: das Konzert in F-moll, das Duo für Klavier und Horn und das Trio für Klavier, Violine und Violoncello. Seine kleinern Kompositionen sind eine Reihe sinnreicher, inhaltsvoller Pièces. Sehr bedeutsam in Erfindung wie in der Anwendung des virtuosen Apparats am Klavier sind die zwei Hefte großer Etuden. Verdienstlich und empfehlenswert ist auch seine Ausgabe der Klavierwerke K. M. von Webers (Berlin).

Hensler (Karl Friedrich), Schauspieler und Dramatiker, geb. 2. Febr. 1761 zu Schaffhausen, war seit 1784 Schauspieler und wurde von dem Direktor der Leopoldstädter Bühne zu Wien, Marinelli, seit letzterer mit der Aufführung von H.s «Invaliden» zu Köln Glück gemacht hatte, veranlaßt für diese zu schreiben. H. gab 1794—95 die «Marinellische Schaubühne» in Wien in 8 Bänden heraus. Von den über 200 Stücken, die er schrieb, sind «Das Donauweibchen», ein Volksmärchen in zwei Teilen (Wien 1792; 2. Aufl. 1798) und «Das Petermännchen» (1794) zu nennen. Nach Marinellis Tode (1803) pachtete er dessen Bühne, übernahm 1817 die Leitung des Theaters an der Wien, 1818 die der Bühnen zu Preßburg und Baden und 1822 die des Josephstädter Theaters zu Wien, das

Digitized by Google

er ganz neu baute und zu einer der besten Bühnen Deutschlands erhob. Er starb 24. Nov. 1825 zu Wien.

Hensler (Philipp Gabriel), namhafter Arzt und mediz. Geschichtsforscher, geb. 11. Dez. 1733 als Sohn eines Pfarrers zu Ldenswordt bei Eiderstedt in Schleswig, studierte erst Theologie, dann Medizin und ließ sich zunächst als Arzt in Preetz nieder, wurde aber bald als Physikus nach Segeberg, sodann als Stadtarzt und Archiater nach Altona und schließlich als königl. dän. Leibarzt und Professor nach Kiel berufen, woselbst er 31. Dez. 1805 starb.

H. lieferte eine Reihe histor. Arbeiten von dauerndem Werte, unter denen hervorzuheben sind: «Briefe über das Blatterbeizen» (Altona 1765), «Geschichte der Lustseuche, die zu Ende des 15. Jahrh. ausbrach» (Altona 1783), «Vom abendländischen Aussatz im Mittelalter, nebst einem Beitrage zur Kenntnis und Geschichte des Aussatzes» (Hamb. 1790).

Henszlmann (Emerich), ungar. Kunsthistoriker, geb. 13. Okt. 1813 in Kaschau, studierte in Preßburg, Pest und Wien Medizin, widmete sich jedoch dann der Archäologie und Kunstgeschichte. Im J. 1848 hatte er infolge seiner Stellung im ungar. Ministerium des Äußern eine achtmonatliche Gefangenschaft in Wien zu überstehen, lebte 1851—61 in London und Paris, war 1869—72 Reichstagsabgeordneter und wirkt seit 1873 als Professor der Kunstgeschichte an der Universität Budapest. H. ist seit 1841 Mitglied der Akademie, seit 1843 der Kisfaludy-Gesellschaft. Seine bedeutendsten Werke sind: «Deutsche Vierteljahrsschrift von und für Ungarn» (1842—44), «Die hellenische Tragödie, mit Rücksicht auf das christl. Drama» (ungar. 1846), «Die alten Kirchen von Kaschau» (ungar. 1846), «Théorie des proportions appliqués dans l'architecture» (Par. 1860), «Die Ausgrabungen in Stuhlweißenburg» (ungar. 1864), «Die Altertümer der Bergstädte» (ungar. 1866), «Die nordfranz. Abtei und Kathedralkirche» (Wien 1865), «Die Baukunst des Mittelalters» (ungar. 1866), «Die mittelalterlichen Denkmäler Fünfkirchens» (ungar. 1869; deutsch, Wien 1870), «Die Grabungen des Erzbischofs von Kalocsa» (Lpz. 1873), «Die Fibula» (ungar. 1874), «Die Baukunst Mittelsyriens» (ungar. 1881), «Die got. Baudenkmäler Ungarns» (ungar. 1880).

Henzy von Arthurm (Heinrich, Ritter von), österr. Generalmajor, geb. zu Debreczin 24. Okt. 1785, trat 1804 in das österr. Genietorps, nahm an den Feldzügen von 1805, 1809, 1813 und 1814 mit Auszeichnung teil und wurde vom General Windischgrätz 1848 zum Kommandanten der Festung Ofen ernannt. Es gelang ihm, 20 Stürme abzuschlagen, bis 21. Mai 1848 die Ungarn die Mauern erstiegen, wobei H. tödlich verwundet wurde und 15 Stunden danach starb. Mit nur 5000 Mann hatte er sich, umgeben von Aufruhr und Verrat, 17 Tage lang gegen 30000 Ungarn verteidigt und war von Wunden bedeckt und sterbend in deren Gefangenschaft gefallen. Im J. 1852 wurde ihm in Ofen ein Denkmal errichtet.

Henze (Eduard Rob.), Bildhauer, geb. 8. Juli 1827 zu Dresden, wo sein Vater Schlosser war, ergriff zunächst dasselbe Handwerk, bis er mit 27 Jahren an die dresdener Akademie kam, nebenbei bei seinem Schwager, einem Kunstformer, sich im Modellieren übend. Bald gelang es H., in das Atelier Schillings, später Hähnels, zu treten, dessen Assistent er wurde. Im J. 1866 reiste er nach Italien. Unterdessen hatte er in der Konkurrenz anläßlich der Errichtung einer Brunnenstatue für Kaiser Heinrich I. in Meißen 1863 den Sieg errungen, 1869 wurde in Dresden seine «Mutter Anna» das Standbild der Kurfürstin Anna von Sachsen errichtet, wofür ihm in Berlin die Goldene Medaille zuteil wurde. An dem dresdener Siegesdenkmal (1880 enthüllt) beteiligte sich der Künstler mit den vier allegorischen Figuren. Für Bernburg schuf er die Statue des Fürsten Wolfgang von Bernburg, für die Aula der leipziger Universität die trauernde Germania (1872); 1876 gewann er die Konkurrenz für einen monumentalen Brunnen in Crimmitschau und 1884 war er mit einem Denkmal der Barbara Uttmann für Annaberg beschäftigt. Auch an den Theatern zu Teplitz und in der dresdener Neustadt führte er einzelne Arbeiten aus.

Henzen (Joh. Heinr. Wilh.), Epigraphiker, geb. 24. Jan. 1816 zu Bremen, studierte in Bonn und Berlin alte Sprachen, begleitete dann Welcker auf dessen Reise durch Griechenland und Sicilien und erhielt hierauf eine Anstellung am Archäologischen Institut in Rom. H. fügte Orellis Sammlung lat. Inschriften einen dritten Band hinzu (Zür. 1856) und lieferte im Verein mit Rossi u. a. für Mommsens «Corpus inscriptionum Latinarum» die Inschriften der Stadt Rom (bisjetzt zwei Abteilungen). Ferner veröffentlichte er «Scavi nel bosco dei fratelli Arvali» (Rom 1868) und «Acta fratrum Arvalium» (Berl. 1874).

Henzi (Samuel), schweiz. Patriot und Dichter, berühmt geworden durch seinen Märtyrertod für eine zeit- und sachgemäße Reform der oligarchischen Verfassung seiner Vaterstadt Bern, den Lessing in einem Trauerspiel darzustellen versuchte, wurde 1701 zu Bümpliz bei Bern geboren. Er wurde 1741 Hauptmann im Dienste des Herzogs von Modena, 1743 Erzieher der geistreichen Julie Bondeli, trat mit Bodmer zum Kampf gegen Gottsched in Verbindung und ebenso 1744 mit einer Reihe von Patrioten, die eine Bittschrift an den berner Rat um zeitgemäße Änderung der Verfassung berieten. Die Entdeckung ihrer Zusammenkünfte führte für H. eine 10jährige Verbannung herbei. H. ging nach Neuenburg und gab den «Misodème» in franz. Sprache heraus, der gleichfalls gegen Gottsched und seine Anhänger gerichtet war, dann die «Messagerie du Pinde» und das «Journal helvétique», und wurde Schillers Vorläufer in seinem Trauerspiel «Grisler (Geßler) ou l'ambition punie» (gedichtet 1748, erschienen 1762). H. wurde 1748 begnadigt und kehrte nach Bern zurück, aber nur um seine patriotischen Bestrebungen von neuem aufzunehmen, die er mit Wernier, den beiden Fueter und Ducret durchzusetzen suchte. Die Verschwörung ward abermals verraten, und diesmal büßten die Führer, darunter H., ihre patriotische That 17. Juni 1749 auf dem Schafott. Vgl. Bäbler, «Samuel H.s Leben und Schriften» (Aarau 1880).

Heortologie (grch.), Lehre von den Festtagen; Heortologium, Festkalender.

Hepar (grch. und lat.), die Leber; in der Chemie Name mehrerer Präparate, welche Schwefelmetalle enthalten, wie H. sulfuris alkalinum, Schwefelleber; H. sulfuris calcareum, Kalkschwefelleber; H. volatile, Schwefel-Ammonium.

Hepatalgie (grch.), Leberschmerz, Leberkolik, Gallensteinkolik, s. unter Gallensteine.

Digitized by Google

Hepatica, Leberblümchen, zur Familie der Ranunculaceen gehörige Pflanzenarten, welche von Linné zu Anemone gerechnet und erst von Decandolle abgetrennt und zu einer besondern Gattung erhoben wurden. Sie unterscheiden sich von Anemone durch das Vorhandensein eines dreiblätterigen Kelchs und durch nackte stockständige Blütenstiele. Die bekannteste der Arten ist Hepatica triloba *Chaix.* (Anemone hepatica *L.*), durch ganz Europa in lichten Laubwäldern auf Kalkboden gemein, einen schönen, aus dreilappigen, glänzenden Blättern gebildeten Busch darstellend, aus dessen Mitte sich im Frühjahr zahlreiche langgestielte, sechs- bis neunblätterige, sternförmig ausgebreitete blaue, auch weiße und rosenrote Blumen erheben. Das Kraut dieser Art war sonst als Herba Hepaticae nobilis offizinell. In den Gärten sind Varietäten mit dicht gefüllten blauen und ebensolchen roten Blumen entstanden, welche besonders beliebt sind. Sie erscheinen schon in den ersten Frühlingstagen. Noch schöner ist H. angulosa *Lam.*, mit noch größern hellblauen Blumen. Ihre dreiteiligen Blätter sind wieder lappig eingeschnitten. Sie wächst in Laubwäldern Siebenbürgens und Galiziens und gedeiht auch unter Bäumen. Beide Arten werden durch Teilung des Wurzelstocks vermehrt, doch darf diese Prozedur höchstens alle vier bis fünf Jahre vorgenommen werden.

Hepaticae, s. Lebermoose.

Hepaticum, Mittel gegen Leberleiden.

Hepatisation (lat., d. i. «Verleberung»), leberartige Beschaffenheit der Lunge oder einzelner Lungenabschnitte bei der kruppösen Lungenentzündung, bei der die lufthaltigen Lungenbläschen mit einem faserstoffigen Exsudat angefüllt sind und das entzündete Gewebe Aussehen und Konsistenz des Lebergewebes annimmt. (S. Lungenentzündung.)

Hepatischer Geruch, schwefelwasserstoffahnlicher Geruch.

Hepatitis (grch.), die Entzündung der Leber, s. unter Leberkrankheiten.

Hepatologie, die Lehre von der Leber.

Hephästion, Amyntors Sohn, von Pella, berühmt als der vertrauteste Freund Alexanders d. Gr. Mit letzterm teilte er in der Jugend den Unterricht des Aristoteles in dem Schlosse zu Mieza; der «Patroklos und Achilleus» Alexanders, nahm er an allen Feldzügen seines königlichen Freundes teil. Als ihm dann Unbesonnenheit und Unmäßigkeit ein vorzeitiges Ende zu Ekbatana bereitet hatten (im Spätherbst 324), ließ Alexander ihn zu Babylon (im Mai 323) in der feierlichsten Weise bestatten und durch Spruch des Ammon in die Reihe der Halbgötter aufnehmen.

Hephästion, griech. Grammatiker im 2. Jahrh. n. Chr. aus Alexandria, beschäftigte sich vorzugsweise mit metrischen Studien und verfaßte namentlich ein großes Werk in 48 Büchern über Metrik. Aus diesem Werk soll er selbst Auszüge in elf, in drei und in einem Buche gemacht haben. Erhalten ist unter seinem Namen «Ἐγχειρίδιον περὶ μέτρων καὶ ποιήματος», ein Lehrbuch der Metrik in einem Buche, das, wenn nicht von ihm selbst, doch jedenfalls aus seinen größern Werken excerpiert ist. Dasselbe ist wegen seiner relativen Vollständigkeit von hohem Werte, und zudem in einigen Handschriften zusammen mit wertvollen Scholien überliefert. Es ist mit den Scholien, namentlich von de Pauw (Utrecht 1726), Gaisford (Oxford 1810; 2. Aufl. 1856) und Westphal (in «Scriptores metrici Graeci», Bd. 1, Lpz. 1866) herausgegeben.

Hephästos, der griech. Gott des Feuers. (S. Vulkan.)

Hep-Hep, Spottruf gegen die Juden, wahrscheinlich hergenommen von dem gleichlautenden Lockruf für Ziegen.

Hepp (Karl Ferd. Theod.), Kriminalist, geb. 10. Dez. 1800 zu Altona, wurde 1833 Professor des Strafrechts in Bern und noch in demselben Jahre nach Tübingen berufen. Er starb daselbst 3. März 1851. Sein Hauptwerk ist: «Darstellung und Beurteilung der deutschen Strafrechtssysteme» (2. Aufl., 3 Bde., Heidelb. 1842—45).

Heppe (Heinr. Jul. Ludw.), freisinniger Theolog, geb. 30. März 1820 zu Kassel, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Marburg Theologie, war dann Pfarrer an der St. Martinikirche zu Kassel und wurde 1850 zum außerord., 1864 zum ord. Professor der Theologie zu Marburg ernannt. Er starb 25. Juli 1879. Er schrieb: «Die 15 marburger Artikel vom 3. Okt. 1529» (Kass. 1847), «Geschichte der hess. Generalsynoden von 1568 bis 1582» (2 Bde., Kass. 1847—48), «Die Restauration des Katholizismus in Fulda» (Kass. 1850), «Die konfessionelle Entwickelung der altprot. Kirche Deutschlands» (Kass. 1854), «Geschichte des deutschen Protestantismus» (4 Bde., Marb. 1856—59), «Dogmatik des deutschen Protestantismus des 16. Jahrh.» (3 Bde., Gotha 1857), «Geschichte des deutschen Volksschulwesens» (5 Bde., Gotha 1858—60), «Dogmatik der evang.-reform. Kirche» (Elberf. 1860), «Die Bekenntnisschriften der reform. Kirchen Deutschlands» (Elberf. 1860), «Theodor Beza. Leben und ausgewählte Schriften» (Elberf. 1861), «Entstehung und Fortbildung des Luthertums» (Kass. 1863), «Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands» (Neuruppin 1867), «Zur Geschichte der evang. Kirche Rheinlands und Westfalens» (2 Bde., Iserlohn 1867—70), «Die Presbyterial-Synodalverfassung der evang. Kirche in Norddeutschland» (2. Aufl., Iserlohn 1874), «Geschichte der quietistischen Mystik in der kath. Kirche» (Berl. 1875), «Kirchengeschichte beider Hessen» (Marburg 1876), «Geschichte des Pietismus und der Mystik in der reform. Kirche» (Leid. 1879). Auch lieferte er eine Neubearbeitung von Soldans «Geschichte der Hexenprozesse» (2 Bde., Marburg 1880).

Heppenheim, Kreisstadt in der hess. Provinz Starkenburg, an der Main-Neckarbahn, ist Sitz eines Kreisamts, eines Steuerkommissariats und einer Oberförsterei, hat eine Realschule, vier Cigarrenfabriken und eine Maschinenwerkstätte und zählt (1880) 5091 meist kath. E., die Acker-, Wein-, Hopfen-, Tabak- und Zuckerrübenbau treiben. Außerhalb der Stadt liegt die Landesirrenanstalt, eine neugebaute Musteranstalt. Um den alten Teil der Stadt ziehen sich noch altertümliche Mauern. — H. war eine Reichsdomäne und unter den Frankenkönigen war ein Königshof daselbst. Karl d. Gr. schenkte sie 773 an Lorsch, von wo sie 1232 an Mainz und 1802 an Hessen kam. Bei H. liegt auf einem fast isoliert stehenden Berge die Ruine der Starkenburg, nach der die Provinz den Namen führt. Die Burg wurde 1066 durch den Abt Ulrich von Lorsch erbaut. Sie hatte ihre eigenen Burggrafen und Burgmänner 1267—1796 und litt mit dem Kloster Lorsch wechselnde Schicksale. Im J. 1621 nahmen sie die Spanier, 1631 besetzten sie die

Digitized by Google

Schweden, 1645 belagerte sie Turenne vergeblich. Der Abbruch begann 1766. Der mittlere hohe Turm sollte erhalten werden, die Kuppel aber zerstörte 1768 der Blitz. Die Ruine kam mit H. 1802 an Hessen.

Heppingen, Dorf in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Ahrweiler, 2 km von Heimersheim, mit 450 E. Hier entspringen zwei Mineralbrunnen (kohlensaures Natron und Magnesia, nebst Chlornatrium). Die auf einem 288 m hohen Basaltkegel gelegene Burg Landskron wurde 1206 von König Philipp gegründet, von Otto IV. genommen und dann vollendet. Seit 1798 ist die Ruine Eigentum der Familie des Ministers von Stein. Unweit von H. ist der Apollinaris-Brunnen (s. d.).

Hepta (grch.), sieben.

Heptachord (grch.), die große Septime, die diatonische Folge von sieben Tönen, wie z. B. c, d, e, f, g, a, h.

Heptaëder (grch.), Siebenflächner.

Heptaëmeron (grch.), Siebentagewerk, namentlich das der Schöpfung nach der mosaischen Urkunde. (Vgl. Heptameron.)

Heptagon (grch.), Siebeneck; Heptagonalzahl, die Polygonalzahl (s. d.) der fünften Reihe, da die Differenz dieser Polygonalzahl die 7 ist.

Heptagynus (grch., d. i. siebenweibig) oder heptagynisch nennt man in der beschreibenden Botanik Blüten, welche sieben Griffel oder Narben besitzen. Im Linnéschen System bedeutet Heptagynia die 7. Ordnung in den Klassen 1—13.

Heptaméron, Sammlung von Novellen, die an sieben Tagen erzählt werden; Verfasserin eines Heptaméron ist Margarete (s. d.) von Valois.

Heptameter, Vers von sieben Füßen.

Heptandrus (grch., d. i. siebenmännig) oder heptandrisch nennt man in der beschreibenden Botanik diejenigen Blüten, in denen sich sieben nicht unter sich verwachsene Staubgefäße finden. Im Linnéschen System heißt Heptandria die 7. Klasse, welche alle Pflanzen mit heptandrischen Blüten umfaßt.

Heptanomis nannten die alten Griechen Mittelaegypten von Hermopolis Magna bis zur Teilung des Nils.

Heptarchie (grch., «Siebenherrschaft»), die sieben Königreiche der Angelsachsen (s. d.).

Heptasyllabisch, siebensilbig.

Heptateuch (grch., d. h. aus sieben Büchern bestehend), die fünf Bücher Mosis (Pentateuch) nebst dem Buch Josua und dem der Richter.

Hera, griech. Göttin, s. Juno.

Hera, der Name des 103. Asteroiden, s. unter Planeten.

Heracleum, Klaue, Bärenklau, eine zu den Doldengewächsen gehörige Gattung perennierender Kräuter von sehr ansehnlichen Dimensionen, wegen deren sie ein sehr wertvolles Material zur Ausstattung landschaftlicher Gärten stellen. Ihre oft enorm großen, in verschiedener Weise, aber stets elegant eingeschnittenen Blätter, ihre starken Stengel und ihre riesigen weißen Blütendolden sind auf dem Gartenrasen von bedeutender Wirkung. Außerdem sind diese Pflanzen dem größten Teile nach in Deutschland vollkommen hart und erfordern, einmal angepflanzt, keine Pflege weiter, als reichliches Begießen bei anhaltender Trockne. Viele Gattung wird auf den Wiesen durch eine kleinere Art, H. Sphondylium, vertreten. In den Gärten werden am häufigsten angepflanzt: H. persicum, über 2 m hoch, die Hauptblütendolden über 40 cm breit; H. pubescens, eine kaukas. Art und über 3 m hoch; H. eminens mit dreizähligen, von weicher Behaarung graulichen Blättern wunderbarer Beschaffenheit und deshalb weniger leicht als die anderer Arten von Sturm und Regen beschädigt; H. Leichtlini, mit ebenfalls derben fiederteiligen Blättern, welche in ihrer Form an das Geweih eines Damhirsches erinnern, u. a. m. Nur wenige Zierstauden kommen an Größe und architektonischer Schönheit den H.-Arten gleich, welche eines weichen, tieflockern Bodens bedürfen. Von der ausgezeichnetsten Wirkung sind sie an den Rändern der Teiche und Bäche. Man pflanzt sie durch Aussaat nach der Samenreife fort und vermehrt sie durch Teilung der Stöcke im zeitigen Frühjahr.

Heräen, ein von den Einwohnern von Argos zu Ehren der Landesgöttin Hera alle fünf Jahre begangenes Fest, welches im Heräon, dem Nationalheiligtum von Argolis, zwischen Argos und Mykenä, gefeiert wurde. Nachdem ein Brand 423 v. Chr. das ältere Gebäude zerstört hatte, wurde durch Eupolemos von Argos ein glänzender Neubau errichtet, ein dor. Peripteros von sechs Säulen in den Fronten, dessen Reste 1854 ausgegraben worden sind. Im Innern des Tempels befand sich ein Holzbild der Hera, das von den Argivern aus dem eroberten Tiryns hierhergebracht worden war, sowie eine goldelfenbeinerne Statue der Göttin von der Hand des Polyklet. Auf der Stätte des alten Tempels ließ sich nach der Sage Agamemnon beim Auszug nach Troja von den Heerführern der Griechen Treue schwören, und hier legten sich Kleobis und Biton zum ewigen Schlaf nieder, nachdem sie ihre Mutter, die Priesterin der Hera, wegen der Verspätung der Zugtiere selbst in ihrem Wagen von Argos zum Tempel gezogen hatten.

Heraklea (grch. Herakleia, d. i. Herculesstadt) ist der Name einer großen Anzahl von Städten des Altertums, die alle von Griechen gegründet oder in späterer Zeit von solchen in Besitz genommen worden sind. Politisch am wichtigsten war darunter H. in Bithynien am Schwarzen Meere, daher auch Pontica genannt, dessen Trümmer sich bei dem heutigen Dorfe Eregli finden. Es wurde um 550 von Megarern (nach andern von Miletiern) gegründet, unterwarf sich das bedeutende Küstengebiet der Mariandyner, gründete selbst wieder mehrere Kolonien und behauptete längere Zeit unter einer aristokratischen Verfassung, seit 364 v. Chr. unter der Herrschaft einzelner Tyrannen, des Klearchos und dessen Nachkommen, eine hervorragende Stellung, bis es in die Gewalt der syr. Herrscher kam und zuletzt mit ganz Bithynien der Herrschaft Roms einverleibt wurde. Vgl. Kämmel, «Heracleotica. Beiträge zur ältern Geschichte der griech. Kolonisation im nördl. Kleinasien» (Plauen 1869). Außerdem waren nicht unbedeutend: H. am Flusse Siris, in Lucanien in Unteritalien, eine Kolonie der Tarentiner, bekannt durch den Sieg des Königs Pyrrhus über die Römer (280 v. Chr.); ferner H. bei Trachis in der Landschaft Malis in der Nähe der Thermopylen, eine Kolonie der Spartaner; endlich zwei Städte in Macedonien: H. Lynkestis (oder Pelagonia), an der Via Egnatia, nicht weit vom rechten (westlichen) Ufer des Flusses Erigon,

Digitized by Google

und H. Sintica nahe dem rechten (westlichen) Ufer des Strymon (bei dem jetzigen Zervochori).

Heraklei̇sche Tafeln nennt man eine aus zwei Fragmenten bestehende große Erztafel (1,33 m hoch, 0,28 breit), welche 1732 und 1735 unweit Heraklea am Siris gefunden wurde und sich gegenwärtig im Nationalmuseum zu Neapel befindet. Auf der einen Seite enthält die Tafel eine griech. Inschrift, die Rückseite dagegen einen Teil einer lat. Lex, in welcher Savigny einen Rest der Lex Julia municipalis (d. h. der von Cäsar entworfenen Städteordnung) erkannte. Der Text dieser Inschrift besteht aus 163 Zeilen in 30 Absätzen; es läßt sich indes nicht bestimmen, den wievielten Teil der genannten Lex dieses ausmacht. Das erhaltene Stück enthält zunächst Vorschriften über Getreideverteilung; sodann polizeiliche Bestimmungen über die Instandhaltung von Straßen und Plätzen, sowie Anordnungen über die Benutzung derselben; ferner Bestimmungen über Senat und Magistrat der Municipien, über den Separatcensus in den italischen Städten sowie über die Censuslisten, endlich über die etwa notwendigen Änderungen in den städtischen Gesetzen. Herausgegeben ist diese Tafel oftmals, zuletzt im «Corpus inscriptionum latinarum» (Bd. 1, Nr. 206; Abbildung in Ritschl, «Priscae latinitatis monumenta epigraphica», Taf. 33 u. 34) und bei Bruns, «Fontes juris romani» (Tüb. 1879).

Heraklei̇tos, s. Heraklit; vgl. auch unter Heraklides.

Heraklonas, der Sohn des byzant. Kaisers Heraklius aus dessen zweiter Ehe mit seiner Nichte Martina, der nach des Vaters Tode (10. Febr. 641 n. Chr.) auf dessen Wunsch neben seinem kränklichen ältern Stiefbruder Heraklius Konstantin III. als Mitregent auftrat. Als nun der letztere gegen Ende Mai 641 starb, verbreiteten die Gegner der herrschsüchtigen Kaiserin-Witwe Martina unter dem Volke und den Truppen der Residenz das Gerede von einer stattgehabten Vergiftung. Endlich kam es zu einer Revolution. Der Senat setzte den H. ab, ließ ihm die Nase, seiner Mutter die Zunge abschneiden, verbannte beide aus Konstantinopel, und ließ (Okt. 641) des verstorbenen Konstantin III. 12jährigen Sohn Constans II. als Kaiser krönen.

Heraklei̇opolis, im Altertum Stadt in Mittelägypten, von der noch große Schutthügel (bei den Arabern Umm el-Kimân) bei Ahnas el-Medine, 18 km westlich von Beni-Suef, vorhanden sind; sie war Hauptsitz der Verehrung des Ichneumons.

Herakles, s. Hercules.

Herakli̇anus, röm. Feldherr unter Kaiser Honorius, wurde zum Lohn für die durch ihn vollzogene Ermordung Stilichos zu Ravenna (23. Aug. 408) zum Statthalter von Afrika ernannt, das er zunächst sehr entschlossen gegen den Goten Alarich verteidigte, und versuchte 413 als Thronprätendent aufzutreten. Sein nach Italien übergeführtes Heer wurde aber nicht fern von Rom geschlagen. Nun floh H. nach Karthago, wurde hier aber von seinen eigenen Soldaten getötet.

Herakliden heißen in der griech. Sagengeschichte die Söhne und spätern Nachkommen des Herakles (Hercules, s. d.), besonders diejenigen Abkömmlinge desselben, welche nach der gewöhnlichen Sage mit Hilfe der Dorier das von ihrem Ahnherrn ererbte Recht auf den Peloponnes geltend machten und in den von den Doriern eroberten Landschaften (Argos, Lakonien, Messenien) als Könige herrschten. Das delphische Orakel hatte dem Hyllos, dem Sohn des Herakles, verkündet, er werde erfolgreich sein, wenn die H. die dritte Frucht (in richtiger Deutung: die dritte Generation) abwarteten. Nachdem Hyllos und dessen Enkel Aristomachos, durch mißverstandene Auslegung des Orakels irregeleitet, erfolglose Einfälle in den Peloponnes gemacht hatten und gefallen waren, bauten des Aristomachos' Söhne Temenos, Kresphontes und Aristodemos, über den Sinn des Orakels aufgeklärt, an der Meerenge bei Naupaktos Schiffe und nahmen auf den Rat des delphischen Orakels, sich einen dreiäugigen Feldherrn zu wählen, den Oxylos, Andrämons Sohn, welcher eines Totschlags wegen aus Ätolien geflohen und nun auf der Heimkehr war, als Führer an, da sie ihm auf einem einäugigen Maultiere begegneten. Unter Anführung desselben ging der Zug 80 Jahre nach Trojas Zerstörung, wie schon bei Thucydides der Zwischenraum zwischen diesen beiden Ereignissen sich angegeben findet, von Naupaktos nach dem molykrischen Vorgebirge und von da über die nur 5 Stadien breite Meerenge nach Rhion im Peloponnes, während bei den frühern Zügen der Weg über den korinth. Isthmus genommen worden war. Nachdem sie in einer großen Schlacht den Tisamenos, den Sohn des Orestes, besiegt hatten, eroberten sie fast die ganze Halbinsel und losten sodann über die eroberten Länder. Temenos erhielt Argos, die Zwillingssöhne des Aristodemos, Prokles und Eurysthenes, Lacedämon, Kresphontes nach seinem eigenen Wunsch und durch List Messenien, Oxylos als Lohn für seine Führung Elis.

Heraklides (grch. Herakleides), griech. Philosoph und Geschichtschreiber aus Heraklea am Pontus Euxinus (Schwarzen Meer), daher Pontikos genannt, lebte um 325 v. Chr., hörte den Plato, Speusippus und Aristoteles und verfaßte außer philos., grammatischen, rhetorischen und andern Werken auch einige Werke histor. Inhalts. Ob aber die unter seinem Namen überlieferten Excerpte über griech. Staatsverfassungen auch nur zum Teil aus seinen Schriften herrühren, ist streitig. Dieselben sind am besten von Schneidewin (Gött. 1848) und in Müllers «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1853) herausgegeben. Zwei erhaltene kleine Schriften, die «Allegoriae Homericae» (herausg. von Schow, Gött. 1782) und «De incredibilibus», kritisch berichtigt in Westermanns «Mythographi» (Braunschw. 1843), rühren sicher nicht von H. her; sie werden mit mehr Recht einem Herakleitos (oder zwei Männern dieses Namens) zugeschrieben.

H. war ferner der Name einiger griech. Ärzte. Der berühmteste derselben, H. von Tarent, lebte um 230 v. Chr. und war der ausgezeichnetste Arzt der empirischen Schule, welcher sich vorzüglich um die Arzneimittellehre durch zahlreiche zweckmäßige Vorschriften verdient machte. Er war auch der erste, der sich sog. kosmetischer Mittel bediente. Ebenso wurden die Chirurgie und Augenheilkunde durch ihn gefördert.

Heraklit (grch. Herakleitos), griech. Philosoph, geb. zu Ephesus in Kleinasien, lebte um 500 v. Chr. Sein von Natur ernstes und melancholisches Gemüt scheint durch die demokratischen Verhältnisse seiner Vaterstadt, unter denen seine dem höchsten Adel angehörige Familie und seine Freunde litten, in eine bittere Verstimmung gebracht worden zu sein,

Digitized by Google

in welcher er sich grollend von dem öffentlichen Leben zurückzog, um in der Einsamkeit seinen Studien nachzugehen. Die Reste des Werks über die Natur der Dinge, in welchem er die Resultate dieser Beschäftigung niederlegte, zeigen ihn in schroffem, bewußtem und ausgesprochenem Widerspruch mit den Meinungen der Masse, welche er in theoretischer wie in sittlicher Beziehung streng und hart beurteilt. Als den Grundirrtum der Menschen bezeichnet er die durch die Sinneserfahrung herbeigeführte Meinung, es gebe bestehende, unveränderliche Dinge: ihr gegenüber sucht er dem die ganze ion. Naturphilosophie beherrschenden Bestreben, den Urstoff der Dinge zu begreifen, die Wendung zu geben, daß dieser Urstoff als ein ewig Bewegliches und rastlos in Gegensätzen sich Gestaltendes aufgefaßt werden solle. Daher schien ihm das Feuer diesem Urstoff am nächsten zu stehen und denselben zu repräsentieren. Für die Bewegung der Gegensätze aber suchte er, wie seine Lehre von dem Weg nach oben und dem Weg nach unten beweist, zuerst gesetzliche Bestimmungen aufzufinden, von denen er meinte, daß sie als eine ewige und unveränderliche Harmonie den Verlauf alles Geschehens beherrschen. Es war die erste Ahnung des Naturgesetzes in der noch halb mytholog. Form des Fatums. Mit dieser Lehre von der ewigen Bewegung der Gegensätze stellte er sich am meisten der Alleinheits- und Seinslehre des Xenophanes entgegen, aus der sich später die eleatischen Lehren entwickelten: und diese gegensätzlichen Standpunkte haben für die gesamte Geschichte der Philosophie Typen gebildet. (S. Philosophie.) Die Darstellung dieser Gedanken scheint dem H. mancherlei sprachliche Schwierigkeiten bereitet zu haben: schon das Altertum fand seine Schrift orakelhaft und nannte ihn «den Dunkeln», wie es ihn andererseits als weinenden Philosophen bezeichnete, und in der neuern Zeit ist viel Mühe darauf verwendet worden, aus den teilweise sehr unzugänglichen Resten seiner Schrift den Inhalt und Gedankengang derselben zu rekonstruieren, ohne daß dieselbe erfolgreich gewesen wäre. Vgl. Lassalle, «Die Philosophie Herakleitos' des Dunkeln von Ephesos» (2 Bde., Berl. 1858); Gladisch, «Herakleitos und Zoroaster» (Lpz. 1858); Schuster, «H. von Ephesus» in Ritschls «Acta societatis philologicae Lipsiensis» (Bd. 3, Lpz. 1873); Teichmüller, «Neue Studien zur Geschichte der Begriffe» (Heft 1: «Herakleitos», Gotha 1876).

Heraklius, oström. oder byzant. Kaiser (610—641 n. Chr.), war der Sohn des afrik. Statthalters H. Als die byzant. Aristokratie den grausamen und dabei im Kriege gegen die Perser unglücklichen Kaiser Phokas nicht mehr zu ertragen vermochte, rief sie den alten H. um Hilfe an, der nun in Afrika eine starke Macht ausrüstete und dieselbe seinem 575 geborenen Sohne übergab. Der junge H. stürzte den Tyrannen und hielt 5. Okt. 610 als neuer Kaiser seinen Einzug in Konstantinopel. Reich begabt, rüstig und kriegstüchtig gab H. dem Byzantinischen Reich durch gute Reformen in der Verwaltung und im Kriegswesen neuen Halt und warf wenigstens eine der dem Reiche feindlichen Mächte gründlich nieder, die Perser. Seit 611 aufs schwerste durch die Perser bedrängt, die Syrien und Ägypten eroberten und seit 617 sogar zu Chalcedon ein festes Lager anlegten, sah er sich in derselben Zeit in Europa durch die Avaren bedroht, die 619 sogar bis in die Nähe von Konstantinopel vordrangen. Daher gab H. den größten Teil der span. Besitzungen (615—616) auf (der Rest ist 624 verloren gegangen). Mit den Avaren wurde 620 für Geld momentan Frieden geschlossen; sich ihrer dauernd zu erwehren, trat er mit den damals zwischen Dnjestr und Donau hausenden Bulgaren in Verbindung, und ließ es stillschweigend geschehen, daß sich seit 620 die Kroaten und Serben zwischen der Küste von Dalmatien und dem westl. Balkan festsetzten. Die Perser aber hat er seit 622 in einer Reihe glänzender Feldzüge siegreich bekämpft, sodaß endlich (obgleich die Avaren 626 sich wieder auf Konstantinopel stürzten, wo sie nun aufs Haupt geschlagen wurden) es ihm möglich wurde, im April 628 einen ruhmvollen Frieden zu schließen, der die Grenzen der Perser wieder nach dem mittlern Mesopotamien zurückschob. Weniger glücklich war er bei den Versuchen (seit 630), den alten Gegensatz zwischen der orthodoxen Kirche und den Monophysiten durch eine vermittelnde (die «monotheletische») Formel auszugleichen, und vermochte auch dem Fanatismus der Araber und des Islam nicht zu widerstehen. Sein frisches Heer und seine Reformen hatten allerdings den Kern des Reichs widerstandsfähig gemacht. Aber die südöstl. Provinzen, nämlich Syrien, Mesopotamien und Ägypten gingen 632—641 an die Araber verloren. H. starb 10. Februar 641. [s. Eregli.

Heraklу, türk. Stadt am Schwarzen Meere,

Heraldik ist ursprünglich die Wissenschaft, welche sich mit dem Wappenwesen in seinem ganzen Umfange beschäftigt, die Wissenschaft der Herolde, wie sie sich im Mittelalter, seit den Zeiten der Kreuzzüge zugleich mit dem Heroldswesen entwickelte. (S. Herold.) Gegenwärtig gebraucht man das Wort in der beschränktern Bedeutung von Wappenkunde (s. d.).

Heräon, s. unter Heräen.

Herapathit oder schwefelsaures Jod-Chinin, $4C_{20}H_{14}N_2O_2 3H_2SO_4 6J.3H_2O$, eine organische, wegen ihrer optischen Eigenschaften bemerkenswerte Verbindung, wird dargestellt, indem man 100 Teile saures schwefelsaures Chinin in einer Mischung von 1920 Teilen Essigsäure (1,012 spezifisches Gewicht) und 480 Teilen Weingeist löst und 60 Teile einer gesättigten Jodtinktur hinzufügt. Nach einiger Zeit scheidet sich die Verbindung in Krystallen aus, die entweder in Form von kreuzweis gruppierten Nadeln, oder viereckigen, achteckigen, rhombischen Tafeln erscheinen. Die Krystalle sind im durchfallenden Licht gesehen hell grasgrün, bei reflektiertem Licht metallglänzend, kantharidengrün. Ihr Polarisationsvermögen ist fünfmal größer als das des Turmalins.

Herat, Landschaft in Afghanistan, im NO. des Tafellandes von Iran, das alte Aria, reicht vom Sefidkuh (Weißes Gebirge), der in der alten Geographie als Paropanisus bekannten westl. Fortsetzung des Hindukuh, südwärts, von W. nach O. sich keilförmig zuspitzend, bis in die Gegend des großen Sees Hamun in Seistân und wird im W. von der pers. Provinz Chorasân und der ihr südlich anliegenden Salzwüste, im O. und SO. von der afghan. Provinz Kandahar und vom Siahkuh begrenzt, dem gleichzeitig mit dem Sefidkuh vom Hindukuh sich mehr südwestlich abzweigenden Gebirgszuge. Zwischen den innern Ausläufern des Sefidkuh und des Siahkuh, und zwar mehr nördlich, bildet die Thalebene des anfangs gegen W.

Digitized by Google

fließenden, dann gegen N. sich in die Steppen verlaufenden Heri-Rud, der Hauptteil des Landes, einen fruchtbaren Isthmus zwischen Bergeinöden und Steppen- und Wüstengebieten. Im ganzen umfaßt das Land den südöstl. Teil des alten Chorasân und wird auf 176200 qkm mit 1½ Mill. E. geschätzt. Im nördl. Teile wohnen die Kâzilbasch, Schiiten türk. Abkunft, die Aimak, ein Zweig der die ursprüngliche iran. Bevölkerung noch repräsentierenden Tadschiks und Sunniten, und die Hazareh, turan. Abstammung mit einer Turksprache und Schiiten. In der Thalebene weiter südlich besteht die Bevölkerung in der Mehrzahl aus Tadschiks, in der Minderzahl aus Afghanen, den gegenwärtigen Herren des Landes, sowie teilweise aus Turkomanen und Juden.

Die gleichnamige Hauptstadt Herat, der einzige wichtige Ort des Landes, liegt 34° 22′ nördl. Br. und 62° 3″ östl. L. (von Greenwich), 640 km im W. von Kabul und 300 km im SO. von Meschhed, in der fruchtbaren Thalebene des Heri-Rud, und zwar 6 km im N. des hier von einer Brücke mit 26 Bogen überspannten Flusses. Die Stadt hatte früher 100000, jetzt infolge wiederholter Eroberungen nur noch 45000 E. Dieselbe bildet ein längliches Viereck mit einem 12—18 m hohen Erdwall, der oben mit einer gegen 10 m hohen Backsteinmauer, 30 Türmen und wohlbefestigten Thoren versehen ist. Am nördl. Ende befindet sich eine Festung mit Türmen und einem 10 m breiten Wassergraben. Die Häuser sind meist zweistöckig, und das Ganze gleicht einem Labyrinth von engen, finstern und schmutzigen Gassen und Gäßchen. Der fürstl. Palast ist unansehnlich, die große Moschee, im 13. Jahrh. erbaut, im Verfall. Die Umgegend der Stadt zeigt überall Spuren einstiger Größe und Herrlichkeit, und stundenweit erstrecken sich die Ruinen und Schuttlager. Das Thal des Heri-Rud ist mit Frucht- und Blumengärten, Weinbergen, Kornfeldern, Dorfschaften, Landhäusern, grünem Rasen, Buchen, Quellen und sprudelnden Fontänen bedeckt. Der Königsgarten, Bag-Schahi, galt einst im Morgenlande für ein Wunder der Welt. Berühmte Säbelklingen, Rosenwasser, Seide- und Wollteppiche gehören zu den wertvollsten Fabrikaten der Stadt. Ind. Produkte gelangen in Menge hierher, um die Märkte von Kirman, Jesd und Ispahan zu versehen. Die Stadt gilt als Schlüssel zu der einzigen Straße, der Großen Königsstraße, welche aus Persien durch Afghanistan nach Indien führt, und ist sowohl in kommerzieller wie in strategischer Hinsicht von großer Wichtigkeit. Als Mittelpunkt des Karawanenhandels und Stapelplatz zwischen Indien, Afghanistan und Westasien war sie von jeher allen Eroberern, die von Westasien nach Indien vordrangen, ein unentbehrlicher Stützpunkt. Aus dem Umstande, daß H. auch von Norden her der Durchgangspunkt nach Afghanistan ist, erklären sich in neuerer Zeit die wiederholten, von den Russen unterstützten Bemühungen der Perser, die Stadt in ihre Gewalt zu bringen, während die Engländer dem entgegenarbeiten. Angeblich von Alexander d. Gr. gegründet, wurde H. bei der Eroberung Persiens durch die arab. Kalifen in der Mitte des 7. Jahrh. nebst ganz Chorasân unterworfen. Nach mancherlei Schicksalen unter den Sâmâniden (10. Jahrh.), Ghazneviden, Seldschuken (11. Jahrh.), Ghûriden (12. Jahrh.) und Mongolen fiel die Stadt 1381 in die Hände Timurs, unter dessen Nachfolgern sie sich zum Sitz der pers. Litteratur und Wissenschaft erhob. In den Wirren nach dem Tode des Timuriden Hussein bemächtigte sich der Usbeke Schaibeg H.s, dessen wilde und grausame Herrschaft den Glanz der Stadt für alle Zeiten vernichtete. Derselbe wurde 1510 von Ismael Sofi gestürzt, und nunmehr blieb H. bei Persien, bis es 1749 von den Afghanen unterworfen wurde. In den Bruderkriegen der afghan. Dynastie der Durani behauptete sich Timur-Schahs dritter Sohn, Mahmud, in H., wo er ein eigenes Reich gründete und 1829 starb. Hierauf übernahm dessen Sohn Kamrân-Schah die Regierung und H. bewahrte noch eine Zeit lang seine Unabhängigkeit, bis es 1863 von den Afghanen genommen wurde. (S. Afghanistan.)

Heraud (John Abraham), engl. Dichter, geb. 1799 in London, veröffentlichte 1820 ein beschreibendes Gedicht «Tottenham» und die poetische Erzählung «The legend of St.-Loy», später seine umfangreichsten, wennschon dem herrschenden Zeitgeschmack wenig entsprechenden epischen Versuche: «The descent into Hell» (1830) und «The judgment of the Flood» (1834). Auch schrieb H. eine Anzahl von Dramen, unter denen zu erwähnen sind: die 1854 aufgeführte Tragödie «Videna», «Wife or no wife», «Agnolo Diora», «The Roman Brother» und «Salvator, or the poor man of Naples». Im J. 1870 gab er unter dem Titel «The In-gathering» eine Sammlung seiner kleinern Gedichte heraus; 1871 die den Deutsch-Französischen Krieg behandelnde Dichtung «The war of ideas». Außerdem erschienen von ihm die histor.-psychol. Studien «The life and times of Girolamo Savonarola» und «Shakespeare; his inner life, as intimated in his works» (1865). Neuerdings versuchte H. sich auch auf dem Gebiete des Romans in «Uxmal, an antique love story» und «Macée de Lesdepart, an historical romance» (1878).

Hérault, Küstenfluß Südfrankreichs, entspringt in einer Höhe von 1567 m am Berge L'Aigoual in den Cevennen (Gard-Departement), durchfließt in südl. Richtung das nach ihm benannte Departement und mündet 5 km unterhalb Agde in das Mittelmeer, nach einem Laufe von 197 km, von denen 11 km schiffbar sind.

Das Departement Hérault, aus Bestandteilen des ehemaligen Languedoc zusammengesetzt, zählt auf einem Areal von 6198 qkm (1881) 441527 E. Es besteht ungefähr zum dritten Teil aus Hochland, welches die südwestl. Verlängerungen des Cevennen-Kammes, deren unbewaldete Vorstufen und bis in die Nähe des Meeres tretende Ausläufer bilden. Die Abdachung ist gegen Südosten gerichtet, wo sich weite Ebenen und einige Moräste ausbreiten. Nur kleine Flüsse durchziehen das Land, wie Hérault (197 km), Vidourle (100 km, bildet streckenweise die Ostgrenze des Departements), Lez, Orb (145 km) u. a. An der Küste findet sich auf einer Strecke von 60 km eine Reihe von Lagunen, von Etangs oder Strandseen, mittels Passagen, Graûs genannt, mit dem Meere in Verbindung, deren starksalziges Wasser einen reichlichen Seesalzgewinn (jährlich 700000 Ctr.) gewährt. In der Nähe von Capestang erhebt sich der Malpas, welcher in einem Tunnel von 170 m Länge, 8 m Breite und 7 m Höhe vom Canal du Midi durchsetzt ist. Dieser stellt die

Digitized by Google

einzige Wasserverbindung im Innern her, und zwar mittels der Aude auf einer Strecke von 62 km. Die übrigen zahlreichen Kanäle an der Küste, welche die Etangs und benachbarten Städte verbinden, wie der von Lunel, von Montpellier, Graves, Roubine u. a., haben eine Gesamtlänge von 80 km. In den obern Teilen der Gebirgsabhänge der Monts de l'Espinouse und der Monts Garrigues (d. i. Kermes-Eiche), bis 943 m hoch, nebst einem Teile des Hochplateaus von Larzac, gehen ungeheuere Felsmassen zu Tage, zwischen denen die Kultur des Kastanienbaums und der Cerealien stattfindet. Der höchste Gipfel ist der 1093 m hohe Mont de Carour in den Monts de l'Espinouse, rechts neben dem Mittellaufe des Orb, nächst einem 1118 m hohen Berge. In den Thälern und noch am Fuße der Berge gestattet die Milde des Klimas den Anbau des Mandel- und Olivenbaums; Feigen-, Maulbeer- und andere Obstbäume kommen fast überall fort. Wein wird (1878) auf 1421 qkm von ausgezeichneter Güte gewonnen, z. B. Lunel, Frontignan und andere geschätzte Liqueurweine, und zwar jährlich 5 Mill. Hektolit., mehr als in jedem andern Departement. Nur 8,3 Proz. der Fläche tragen Getreide, 1,4 Proz. Wald. Auch der Anbau des Krapp ist erwähnenswert. Man gewinnt 100000 hl Oliven und daraus 950000 kg Öl, etwa 135000 kg Seide und 10000 kg Honig. Das Mineralreich liefert vorzüglich Eisen, Steinkohlen (1877: 264000 t), Marmor und Lignite, die unter dem Namen versteinerte Asche (cendres fossils) zur Verbesserung des Bodens verwendet werden. Außer der Wein-, Obst-, Öl- und Seidenkultur beschäftigen sich die Einwohner mit Schaf- und Mauleselzucht, sowie mit Austernfischerei und Seesalzbereitung; ganz besonders aber zeichnen sie sich aus durch ihre Branntwein-, Tuch- (60 Spinnereien und Webereien mit 3500 Arbeitern), Seife-, Licht-, Leder-, Fischpöleleifabrikate. Die ansehnlichsten Handelsplätze sind Montpellier und der Hafen Cette, beide durch eine Eisenbahn verbunden, Béziers, Agde, Lodève und Pézenas. Das Departement bildet die Diöcese des Bischofs der Hauptstadt Montpellier und zerfällt in die vier Arrondissements Montpellier, Béziers, Lodève und St.-Pons mit 36 Kantonen und 336 Gemeinden. Vgl. Fabre, «L'Hérault» (1877—78); A. Joanne, «Géographie de l'H.» (1881).

Herault (latinisiert Heraldus, Didier), franz. Rechtsgelehrter und Philolog, geb. um 1580, wurde schon 1599 Professor der griech. Sprache in Sedan, aber als Protestant in religiöse Händel verwickelt und gezwungen, seine Stelle aufzugeben. Er ging nach Paris, wo er 1611 Parlamentsadvokat wurde und im Juni 1649 starb. H. gab Anmerkungen zu Martialis und Schriften von Minucius Felix, Tertullian und Arnobius heraus und schrieb: «Rerum judicatarum libri II» (Par. 1640), «Observationes ad jus Atticum et Romanum» (Par. 1650).

Hérault de Séchelles (Marie Jean), Mitglied des franz. Nationalkonvents, geb. zu Paris 1760, Advokat am Pariser Parlament, seit der Revolution Mitglied des Cassationshofs, Deputierter in der Gesetzgebenden Versammlung, darauf im Konvent, wo er sich als fanatischer Anhänger der revolutionären Strömung zeigte. Im Sept. 1792 war er Präsident der Versammlung. Darauf hielten ihn Kommissionsreisen nach Colmar und in die südl. Departements von Paris entfernt, sodaß er in dem Prozeß des Königs nicht mit votierte. Im Mai 1793 half er die Girondisten stürzen, präsidierte dem Konvent August 1793, arbeitete am neuen Konstitutionsentwurf, wurde Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, überwarf sich aber schließlich doch mit Robespierre, der ihn als Dantonisten 17. März 1794 anklagen und 5. April hinrichten ließ.

Herausgeber ist nach dem Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874, §§. 6 und 21, sowohl der Verfasser einer ganzen Druckschrift, als auch derjenige, welcher eigene und fremde Geistesprodukte, oder nur letztere nach einem bestimmten Plan zum Druck und zur Veröffentlichung bringt. Die Druckschrift muß eine nicht periodische sein. Bei periodischen Druckschriften heißt dieselbe Person Redacteur. Der Name des H. muß auf der Druckschrift dann genannt sein, wenn dieselbe im Selbstverlag erscheint und der Verfasser sich nicht nennt. Der H. wird öfters Verfasser der Druckschrift sein, soweit es sich nicht um Herausgabe von Sammelwerken oder Werken verstorbener Autoren handelt. Er kann auch Drucker und Verleger sein. Hiernach bestimmt sich seine Verantwortlichkeit für den Thatbestand einer strafbaren Handlung, welcher durch den Inhalt begründet ist. Nach §. 21 des Reichspreßgesetzes bleibt die Bestrafung der Verleger, Drucker, Verbreiter ausgeschlossen, wenn sie den H. der Druckschrift nachweisen. Die §§. 18, 19 geben die Strafen an, welche zufolge Nichtbeachtung des §. 6 eintreten. Rücksichtlich der Bestimmung des §. 41 des Reichsstrafgesetzbuchs ist anzunehmen, daß der Ausdruck «Herausgeber» auch den «Redacteur» umfaßt.

Herb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Herbert (William).

Herba (lat.), Kraut; herbarisieren, Kräuter, Pflanzen sammeln; auch von den Bienen: Blütenstaub einsammeln; Herbarist, Kräuter-, Pflanzensammler.

Herba Glycyrrhizae sylvestris, s. unter Astragalus.

Herbarium nennt man eine Sammlung getrockneter Pflanzen. Unter den Begriff H. fallen jedoch nicht diejenigen Botanischen Sammlungen (s. d.), welche bloß bestimmte Pflanzenteile enthalten, wie Samen-, Frucht-, Holzsammlungen u. s. w. Allerdings ist es nur in wenigen Fällen möglich, ganze Pflanzen getrocknet aufzubewahren, aber immerhin müssen doch in einem H. die charakteristischen Teile der Pflanzen sämtlich vorhanden sein, wenigstens soweit es die Art der Aufbewahrung, die damit notwendig verbunden ist, zuläßt. Ein nach wissenschaftlichen Prinzipien gesammeltes und geordnetes H. ist deshalb gewiß der wichtigste Teil aller botan. Sammlungen, denn keine Abbildung und auch keine Beschreibung kann bei vergleichenden systematischen und morphyolog. Studien das natürliche getrocknete Material ersetzen.

Die Anforderungen, die an ein H. gestellt werden müssen, sind vor allem: möglichste Vollständigkeit sowohl in der Artenzahl als auch in der einzelnen Pflanze, und zweitens genaue Angaben über Standort, Zeit des Sammelns und den Namen des Sammlers. Ferner ist eine leichte Übersichtlichkeit dringend notwendig; diese wird am besten dadurch erreicht, daß das H. nach einem größern Kompendium der Systematik wie etwa, Endlichers «Genera plantarum», oder auch die einzelnen Familien nach bestimmten Monographien geordnet werden. Beim Einsammeln der Pflanzen für die Herbarien muß zunächst

Digitized by Google

darauf Rücksicht genommen werden, die zum Trocknen bestimmten Individuen in gesunden, kräftigen Exemplaren und möglichst vollständig zu erhalten. Läßt sich, wie es oft der Fall ist, nicht die ganze Pflanze für das H. verwenden, so muß man wenigstens darauf achten, von allen Organen derselben charakteristische Teile zu sammeln. Ist die Möglichkeit vorhanden, von einem Standort mehrere Exemplare derselben Pflanze mitzunehmen, so ist es am empfehlenswertesten, solche zu sammeln, die in der Größe des Stengels, der Blätter, überhaupt in allen Merkmalen am meisten voneinander abweichen, was bei der großen Variabilität mancher Pflanzen von größter Wichtigkeit ist. Der Transport der gesammelten Pflanzen geschieht am besten in einer sog. Botanisiertrommel oder in einer Mappe, die einige Buch Fließpapier enthält. Über das Einlegen und Trocknen der gesammelten Pflanzen lassen sich kaum allgemeine Vorschriften geben, weil die einzelnen Pflanzen je nach ihrer holzigen, fleischigen, zarten Beschaffenheit verschieden behandelt werden müssen.

Da es nicht darauf ankommt, die Pflanzen nach ästhetischen Rücksichten zu präparieren, sondern vielmehr darauf, daß die charakteristischen Merkmale auch an den getrockneten Exemplaren deutlich hervortreten, so wird man stets beim Zurichten für das H. die Lage der einzelnen Teile so treffen, daß dieselben ein möglichst treues Bild des natürlichen Zustandes geben und eine nachträgliche genauere Untersuchung noch zulassen. Man legt am besten die zu trocknenden Pflanzen zwischen Stöße von Fließpapier, nachdem man sie vorher sorgfältig auf einem Bogen ausgebreitet hat und zwar so, daß die einzelnen Teile möglichst wenig aufeinander zu liegen kommen, bringt sodann die so vorbereiteten Pakete in eine Presse und beschwert dieselben mit größern oder geringern Gewichten, je nach der derben oder zarten Beschaffenheit der Pflanzen. Um ein schnelles Trocknen zu erzielen, was zur Erhaltung der natürlichen Farbe viel beiträgt, muß man die gepreßten Pflanzen häufig zwischen andere trockene Stöße von Fließpapier einlegen; hauptsächlich ist dies bei saftigen Pflanzenteilen notwendig, da bei diesen sonst leicht ein Verschimmeln eintritt. Für schnelles Trocknen, vorzugsweise auf längern Reisen, wo man nicht immer die nötige Menge frischen Fließpapiers zur Hand hat, eignen sich ganz besonders gut die sog. Drahtgitterpressen, die aus zwei rechteckigen, von einem Rahmen aus starkem Eisenblech umgebenen Drahtgittern bestehen und mit Ösen versehen sind. Zwischen diese beiden Drahtgitter, die das Format des zu verwendenden Fließpapiers besitzen müssen, legt man die Pakete und schnürt dann mittels einer durch die Ösen laufenden Schnur die beiden Rahmen fest zusammen. Der Vorteil, den diese Art von Pressen bieten, liegt darin, daß die Luft von allen Seiten her auf das Fließpapier und die darin liegenden Pflanzen einwirken kann, wodurch ein schnelleres Trocknen derselben erreicht wird.

Die fertig getrockneten Pflanzen werden sodann unter genauer Angabe des Standorts, der Bodenverhältnisse an denselben, der Zeit des Sammelns u. s. w. in das H. eingereiht, am besten in der Weise, daß man jedes Exemplar lose in einen Bogen starken Papiers legt. Da viele Pflanzenteile im H. sehr leicht durch Insektenfraß zerstört werden können und somit unbrauchbar werden, so ist es notwendig, insektenvertilgende Mittel anzuwenden; es gibt deren mehrere, hauptsächlich starkriechende Substanzen, wie Kampfer u. dgl. Doch alle diese wirken nicht so sicher als ein vollständiges Vergiften der Pflanzen selbst. Man nimmt hierzu am besten die alkoholische Quecksilberchloridlösung, taucht in diese die aufzubewahrenden Pflanzen längere Zeit ein und läßt sie dann an der Luft wieder trocknen.

Das im Vorstehenden Gesagte gilt zwar im allgemeinen für sämtliche pflanzliche Organismen, doch sind für die niedern Kryptogamen, hauptsächlich Algen und Pilze, noch besondere Vorsichtsmaßregeln notwendig. Manche Pilze, hauptsächlich die parasitisch auf höhern Pflanzen lebenden, lassen sich leicht mit den betreffenden Wirtspflanzen selbst aufbewahren, dagegen bieten andere, wie die Hutpilze, dem Präparieren große Schwierigkeiten dar; man thut am besten, wenn man ein paar Längslamellen durch Hut und Stiel macht und diese wie andere Pflanzen behandelt. Die meisten niedern Pilze, wie Myxomyceten, Schiromyceten, Schimmelpilze u. s. w., eignen sich überhaupt nicht fürs H., sondern sie müssen in Alkohol oder in einer andern konservierenden Flüssigkeit aufbewahrt werden. Dasselbe gilt auch von den Algen, nur die größern Formen derselben, wie die Florideen, Phaeosporeen, können in ähnlicher Weise wie die höhern Pflanzen präpariert werden. Um dieselben in möglichst natürlicher Lage auf einem Bogen ausbreiten zu können, legt man sie in ein flaches Gefäß mit Wasser, in dem sie aber immerhin noch herumschwimmen können, sodann fährt man mit einem Bogen festen Papiers unter die Alge und hebt sie allmählich so aus dem Wasser heraus, daß ihre Lage unverändert bleibt und das Wasser langsam abfließen kann. Man kann auf diese Weise sehr gute und auch zierlich aussehende Präparate erhalten.

Das Herbeischaffen des Materials für große Herbarien läßt sich natürlich nur durch ausgedehnte botan. Reisen oder durch Vermittelung fremder Sammler bewirken. Früh schon wurden zu diesem Behuf vielfach wissenschaftliche Reisen in fremde Weltteile unternommen, schon im 17. Jahrh. waren botan. Reisende in Ostasien und auch in Amerika thätig, im 18. Jahrh. nahmen diese Reisen noch größern Aufschwung, sodaß am Schlusse des vorigen Jahrhunderts schon eine ganz bedeutende Menge Pflanzen aus den außereurop. Floren zusammengetragen und an die einzelnen Herbarien verteilt worden waren. Im Anfange dieses Jahrhunderts trug hauptsächlich der von Hochstetter in Eßlingen gegründete Reiseverein, welcher Reisende in die verschiedensten Länder sandte, zur Bereicherung der Herbarien bei. In den letzten Jahrzehnten haben fast an allen wissenschaftlichen Expeditionen, gleichviel ob sie geogr., astron. oder andere Zwecke verfolgten, Botaniker teilgenommen, und so ist denn jetzt in den bedeutendern Herbarien bereits eine ziemlich vollständige Sammlung der sämtlichen bis jetzt bekannten Pflanzenarten vorhanden. Die größten zur Zeit existierenden Herbarien sind im Kewer Garten und im Britischen Museum in London (wo sich auch das H. Linnés befindet), in Wien, Berlin, Leipzig, Paris, Petersburg, Genf (wo sich das H. De Candolles befindet).

Die Herstellung von Herbarien läßt sich bis in das 16. Jahrh. verfolgen; die ersten, welche getrocknete Pflanzen in Sammlungen aufbewahrten, sind wahrscheinlich ital. Botaniker in der Mitte des 16. Jahrh. gewesen. Jedenfalls eine der ersten

Digitized by Google

Sammlungen getrockneter Pflanzen, die in Deutschland existierten, ist die im kasseler Museum sich befindende von Ratzenberger ums Jahr 1559 angelegte. Übrigens verstand man in jener Zeit unter H. nicht eine Sammlung von Pflanzen, sondern ein Kräuterbuch mit vielen Abbildungen.

Litteratur. Unter den Werken über Herbarien ist hervorzuheben: Kreutzer, «Das Herbarium» (Wien 1864).

Herbart (Joh. Friedr.), hervorragender deutscher Philosoph, geb. 4. Mai 1776 zu Oldenburg, wo sein Vater Justizrat war, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1794 die Universität Jena, wo er bald in einen nähern persönlichen Verkehr mit Fichte kam, dessen Wissenschaftslehre ihn aber nach kurzer Zeit zum Widerspruch anregte. Diese Unabhängigkeit eigener Prüfung zeigte sich schon in einer schriftlichen Kritik der beiden ersten Schriften Schellings «Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie» und «Vom Ich», die er auch Fichte vorlegte. Im J. 1797 nahm er die Stelle eines Hauslehrers in Bern an und setzte während eines fast vierjährigen Aufenthalts daselbst seine eigenen Untersuchungen mit der ihm eigentümlichen Energie fort. Er hielt es für notwendig, auf die ursprünglichen Probleme der Philosophie zurückzugehen, studierte die Philosophie der Alten, namentlich die Periode vor Sokrates und Plato, ebenso aber auch Mathematik und Naturwissenschaften, und wurde schon damals auf die ersten Anfänge seiner mathem. Psychologie geführt. Ebenso entwickelte sich dort vermöge der Bekanntschaft mit Pestalozzi sein tiefes Interesse an der Erziehung. Familienverhältnisse riefen ihn 1800 nach Deutschland zurück, und nachdem er einige Zeit in Bremen gelebt, habilitierte er sich im Okt. 1802 in Göttingen. Hier veröffentlichte er bis 1809, wo er dem Rufe als ord. Professor der Philosophie und Pädagogik nach Königsberg folgte, die ersten gereiften Früchte seines Nachdenkens. Dahin gehören: «Pestalozzis Idee eines A-b-c der Anschauung wissenschaftlich ausgeführt» (Gött. 1802; 2. Aufl. 1804), «De Platonici systematis fundamento» (Gött. 1805), «Allgemeine Pädagogik» (Gött. 1806), «Über philos. Studium» (Gött. 1807), «Hauptpunkte der Metaphysik» (Gött. 1808), «Allgemeine praktische Philosophie» (Gött. 1808). In Königsberg war seine Kraft zwischen der Fortsetzung seiner Untersuchungen, dem akademischen Lehramt und einer praktischen pädagogischen Thätigkeit geteilt, welche ihm als Direktor eines auf seine Veranlassung gestifteten, seit 1812 in seinem eigenen Hause befindlichen pädagogischen Seminars oblag. Außer einer Anzahl kleinerer Reden und Abhandlungen, die er selbst nur zum Teil drucken ließ, sind unter seinen größern Schriften zu nennen: «Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie» (Königsb. 1813; 4. Aufl. 1837; neue Ausg. von Hartenstein, Hamb. 1883), «Lehrbuch zur Psychologie» (Königsb. 1816; 3. Aufl. 1834; neue Ausg. von Hartenstein, Hamb. 1882), die beiden Hauptwerke: «Psychologie, als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik» (2 Bde., Königsb. 1824—25) und «Allgemeine Metaphysik nebst den Anfängen der philos. Naturlehre» (2 Bde., Königsb. 1828—29), endlich die «Encyklopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspunkten» (Halle 1831; 2. Aufl. 1841). Unter den vielen kleinern Arbeiten sind vorzugsweise wichtig: «Psychol. Bemerkungen zur Tonlehre» (1811), «Psychol. Untersuchungen über die Stärke einer Vorstellung als Funktion ihrer Dauer» (1812), «Theoriae de attractione elementorum principia metaphysica» (1812), «Über meinen Streit mit der Modephilosophie dieser Zeit» (1814), «Gespräche über das Böse» (1817), «Pädagogisches Gutachten über Schulklassen» (1818), «De attentionis mensura causisque primariis» (1822), «Über die Möglichkeit und Notwendigkeit, Mathematik auf Philosophie anzuwenden» (1822). Der Wunsch, an einer Universität im Mittelpunkt des geistigen Verkehrs zu wirken, bewog H., 1833 einem Rufe nach Göttingen zu folgen. Hier schrieb er außer kleinern Abhandlungen den «Umriß pädagogischer Vorlesungen» (Gött. 1835; 2. Aufl. 1841), «Briefe zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens» (Gött. 1836), «Analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral» (Gött. 1836), und zwei Hefte «Psychol. Untersuchungen» (Gött. 1839—40). Er starb 14. Aug. 1841. Eine Biographie findet sich in «H.s kleinern philos. Schriften und Abhandlungen», herausgegeben von Hartenstein (3 Bde., Lpz. 1842—43), eine Ausgabe der «Sämtlichen Werke» hat derselbe besorgt (12 Bde., Lpz. 1850—52, 2. Abdruck, Hamb. 1883 fg.), eine andere Ausgabe der «Sämtlichen Werke» wird von Kehrbach besorgt (Lpz. 1882 fg.). H.s «Pädagogische Schriften» gab Willmann (2 Bde., Lpz. 1873—75; 2. Ausg. 1880 fg.), «Herbartische Reliquien» Ziller (Lpz. 1871) heraus.

Die Herbartsche Philosophie erklärt die Voraussetzung eines einzigen Prinzips und einer einzigen Methode für ein Vorurteil. Da die Philosophie die Aufgabe hat, Erkenntnis aus Begriffen zu gewähren, so nimmt H. drei Klassen philos. Untersuchungen an, die der alten Unterscheidung zwischen Physik, Ethik und Dialektik entsprechen. Nach der Bedeutung der Begriffe unterscheidet er nämlich die theoretischen Aufgaben, die auf die Erkenntnis dessen, was ist und geschieht, gehen, von den ästhetisch-praktischen, deren Prinzipien, ohne über das Sein und Geschehen zu entscheiden, eine beurteilende Wertbestimmung bezeichnen, wozu noch die formale Aufgabe der Logik kommt, die Gesetzmäßigkeit in der Verknüpfung der Gedanken überhaupt zu untersuchen. Die theoretische Grundwissenschaft ist ihm die Metaphysik. Ihr Ausgangspunkt ist das Gegebene, und das Bedürfnis derselben entwickelt er durch den Nachweis, daß in den Hauptbegriffen, unter welche die gegebene Erscheinungswelt fällt (Begriff des Dings mit seinen Eigenschaften, Veränderung, Materie, Selbstbewußtsein), Widersprüche versteckt liegen. Diese Widersprüche beruhen darauf, daß das Seiende im strengen Sinne sich nicht als ein solches denken läßt, wie der gegebene Schein verlangt. Hieraus ergibt sich als das allgemeine Resultat seiner Metaphysik: daß die Mannigfaltigkeit und der Wechsel der gegebenen Erscheinungswelt sich unter der Voraussetzung nur Eines Realen nicht begreifen lasse, sondern daß die notwendige Voraussetzung für jeden Versuch einer Naturphilosophie die Annahme einer Vielheit von Realen (Monaden) sei, aus deren Verbindungen und Verhältnissen sowohl die Form der Erscheinungswelt (Raum, Zeit u. s. w.) als die äußere Natur und das geistige Leben sich müssen ableiten lassen. In dem praktischen und religiösen Teile der philos. Wissenschaft steht H. dem Jacobischen Standpunkte einer Gefühlsphilosophie nahe,

Digitized by Google

welche das Kantsche Prinzip eines reinen Wollens (Autonomie der praktischen Vernunft) mit den Wertbestimmungen eines gebildeten Gefühls oder Gemeinsinns vertauscht. Denn ihm gilt die sittliche Beurteilung für eine ästhetische, das sittliche Handeln für ein schönes Kunstwerk. Die aus diesem Grundsatz hervorgearbeiteten fünf praktischen Ideen sind die der Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts und der Billigkeit. Die angewandte Sittenlehre ist einerseits Pädagogik, andererseits Politik. Die Religion gründet sich auf die durch die teleologische Naturauffassung erweckbaren Gefühle der Bewunderung und Ehrfurcht vor dem Unerkennbaren. Seinen größten Fleiß hat H. auf die Psychologie verwandt durch seinen scharfsinnigen Versuch, die Vorstellungen oder innern Zustände der Seele als ebenso viele psychische Kräfte zu betrachten und die Wirksamkeit derselben aufeinander einem exakten mathem. Kalkül zu unterwerfen. Hierdurch gelang es ihm, die durch die Kantsche Spekulation zu Anfang des 19. Jahrh. zu sehr zurückgedrängten psychol. Studien mit neuen Lebenskräften zu durchdringen, indem er durch ein neues Verfahren neue Erfolge in Aussicht stellte, welche den zu lange eingeschlafenen Eifer für diese Sache aufs neue entzündeten. Wegen dieser exakten Durchführung ihrer psychol. Hypothese und wegen ihrer versöhnlichen Stellung zu den empirischen Wissenschaften legt sich seine Schule den Namen der «exakten» bei, andererseits wegen ihrer Polemik gegen den transscendentalen Idealismus Kants und seiner Nachfolger nennt sie sich die Schule des Realismus. Sie hat sich mühsam und langsam gegen ihre Gegner Bahn gebrochen, ist aber zuletzt, wenn auch nur in eigentlich wissenschaftlichen Kreisen, zu großer Ausbreitung gelangt, sodaß seit den vierziger Jahren nach dem Sinken des Ansehens von Hegel sie den Rest des philos. Interesses der Deutschen fast ausschließlich auf sich konzentrieren zu wollen schien. Unter den Anhängern H.s sind zu nennen: Drobisch, Hartenstein, Erner, Bobrik, Strümpell, Schilling, Taute, Waitz, Volkmann u. a. Von 1860 bis 1875 hatte die Schule das Organ ihrer innern Verständigung in der «Zeitschrift für exakte Philosophie im Sinne des neuern philos. Realismus», herausgegeben von Allihn und Ziller. Vgl. Drobisch, «Über die Fortbildung der Philosophie durch H.» (Lpz. 1876).

Herbeck (Joh., Ritter von), namhafter Tonsetzer und Dirigent, geb. zu Wien 25. Dez. 1831, erhielt Unterricht in der Musik als Sängerknabe im Cistercienserstift Heiligenkreuz bei Baden und später von Kapellmeister Rotter in Wien in der Harmonielehre. Er machte sich seit 1856 besonders bekannt als Chormeister des wiener Männergesangvereins und seit 1858 zugleich als Dirigent der Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde. Infolge des Einflusses, den er durch diese Stellungen ausübte, wurde er 1863 Vizehofkapellmeister, 1866 erster Hofkapellmeister, 1869 erster Kapellmeister der Hofoper und 1871 auch wirklicher oder technischer Direktor dieser Hofoper, in welcher Stellung er sich aber nur bis 1875 zu halten vermochte. Darauf wurde er abermals Dirigent der Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde. Er starb in Wien 28. Okt. 1877. Als Komponist hat er sich in verschiedenen Formen versucht, aber nur mit denjenigen Liedern, die er für seine Chorvereine schrieb, Erfolg gehabt.

Herberay des Essarts (Nicolas de), ein aus angesehener picardischer Familie stammender Offizier König Franz' I., mit ihm 1525 in Madrid gefangen, wo er Gelegenheit hatte, den damals berühmtesten span. Roman «Amadis de Gaula» von Garcia Ordoñez de Montalvo, vom J. 1519, kennen zu lernen, den er auf des Königs Geheiß, nebst Fortsetzungen von andern Verfassern, ins Französische übertrug (zuerst gedruckt in acht Büchern, 1548). Er wurde dadurch der Begründer des neuern franz. Heldenromans und beschließt in gewissem Sinne zugleich die auf den epischen Traditionen des Mittelalters beruhende Romandichtung. Er starb um 1552.

Herberge, ein schon im Althochdeutschen (heriberga) vorkommendes Wort, welches ursprünglich (wie auch noch das altfranz. herberge oder helberge) das Kriegslager, das Einlager der Soldaten bezeichnete, aber seit der zweiten Hälfte des Mittelalters mit der allgemeinen Bedeutung von Gasthaus, Wirtshaus in alle roman. Sprachen (ital. und span. albergo, wonach auch die neufranz. Form auberge) übergegangen ist. Völker von unentwickelter Kultur, bei denen die Gastfreundschaft noch heilige Sitte, kennen und bedürfen keiner besondern Pflegestätten für Fremde, und die Ausbildung des Herbergswesens erfolgt allenthalben erst mit der Entwickelung des Verkehrs. Im Orient hat man nur Karawanserais (s. d.), welche dem Reisenden nichts weiter als Obdach gewähren. In Griechenland, wo die regelmäßig wiederkehrenden nationalen und städtischen Feste, sowie der lebhafte Verkehr in den Häfen große Menschenmengen zusammenführten, war die Einrichtung von Häusern, die jedem ein Obdach boten, ein Bedürfnis. An jenen Schauplätzen der öffentlichen Spiele oder in der Nähe vielbesuchter Tempel wurde zwar vom Staate für die Unterkunft von Fremden in eigenen Räumen gesorgt, daneben aber bestanden auch in allen größern Orten Gasthäuser (πανδοκεῖα) als Privatunternehmungen, von denen nicht nur Leute niedern Standes, sondern auch Reiche und Vornehme, die am Orte keine Gastfreunde hatten, Gebrauch machten. Ähnlich waren die Verhältnisse im Römischen Reiche, wo wenigstens in der Kaiserzeit in allen größern Orten, sowie an den großen Straßenzügen H. für Reiche und Arme (cauponae oder deversoria) bestanden. Nach Einführung des Christentums im Abendlande traten zu diesen H. noch die Klöster und später die Burgen der Herren und Ritter, welche nicht bloß ihren Standesgenossen, sondern auch andern vorsprechenden Reisenden gastliches Obdach gewährten. Die meisten Klöster hatten eigene, zur Aufnahme von Fremden bestimmte Räume oder Gebäude, die deshalb den Namen hospitium oder hospitale führten. Noch gegenwärtig erinnern hieran die von Mönchen unterhaltenen Hospize an den Alpenpässen.

Mit dem Aufblühen der Städte in der zweiten Hälfte des Mittelalters, namentlich in Deutschland, wurde die Aufnahme und Verpflegung von Fremden zu einem städtischen Gewerbe, wobei sich allmählich ein Unterschied zwischen H. im engern Sinne und Gasthäusern ausbildete. (S. Gast- und Wirtshäuser.) Unter Herberge im engern Sinne verstand man dann vorzugsweise die Art von Gastwirtschaften, welche nur für wandernde Handwerksgesellen einer oder mehrerer verwandter Zünfte bestimmt waren. Die zuwandernden

Digitized by Google

Gesellen fanden in ihrer H. nicht nur ein Unterkommen, sondern erhielten auch Arbeit nachgewiesen. Zugleich kamen in diesen Wirtschaften, die von einem Herbergsvater nebst Herbergsmutter verwaltet wurden, die im Orte arbeitenden Gesellen, vielfach aber auch die Meister zu Beratungen und Festlichkeiten zusammen. Mit dem Niedergange des Zunftwesens und seiner Einrichtungen verloren auch diese Gesellenherbergen (bisweilen «Verkehre» genannt) zum Teil ihre Bedeutung.

Herbergen zur Heimat, billige Gasthäuser mit christl. Hausordnung, welche bezwecken, die wandernden Handwerksgesellen vor den verderblichen Einflüssen schlechter Wirtshäuser zu bewahren. Die Notstände des Herbergswesens und das Bedürfnis der Abhilfe beleuchtete zuerst J. H. Wichern in der Schrift «Notstände der prot. Kirche und die innere Mission» (Hamb. 1844). Die Begründung von H. betrieb mit Eifer der Professor der Rechte Clemens Perthes in Bonn, wo 1854 die erste H. eröffnet wurde. Besonders dessen Schrift «Das Herbergswesen der Handwerksgesellen» (Gotha 1856; 2. Aufl. 1883) veranlaßte andere Orte zur Nachahmung, sodaß gegenwärtig schon in mehr als 100 deutschen Städten H. bestehen. In einigen größern Orten verbindet sich mit den H. noch ein Hospiz für wohlhabendere Reisende, welche die Unruhe des Hotellebens vermeiden wollen. Vgl. Augener, «Die H. und die Vereinshäuser» (Bielef. 1869); Rathmann, «Die H.» (Hamb. 1876).

Herberger (Valerius), einer der phantasie- und gemütvollsten ascetischen Schriftsteller des Protestantismus, geb. 21. April 1562 zu Fraustadt in Groß-Polen, wirkte nach Beendigung seiner theol. Studien in seiner Vaterstadt seit 1584 als Schullehrer, seit 1590 als Diakonus, seit 1598 als Pfarrer an der evang. Kirche und starb hier 18. Mai 1627. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die evang. Herzpostille» (neu herausg. von Bachmann, Berl. 1853), «Die epistolische Herzpostille» (neu herausg., Berl. 1852), «Geistliche Trauerbinden», sieben Teile Leichenpredigten (neu herausg. von Ledderhose, Halle 1854), «Erklärung des Jesus Sirach» in 95 Predigten. Als 1613 die Pest in Fraustadt wütete, dichtete H. das Kirchenlied: «Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt». Vgl. Ledderhose in der «Sonntagsbibliothek» (Bielef. 1851); G. Pfeiffer, «Das Leben des Valerius H.» (Eisleb. 1877).

Herberstein (Sigism., Freiherr von), Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 23. Aug. 1486 zu Wippach in Krain, studierte die Rechte, wählte aber nachher den Militärstand und focht mit Auszeichnung in dem Kriege gegen die Türken. Der Kaiser ernannte ihn zum Befehlshaber der Reiterei von Krain, erteilte ihm die Würde eines Hofrats und gebrauchte ihn sodann zu mehrern wichtigen Sendungen, namentlich auch 1526 nach Rußland. Später wurde er Geheimrat und Präsident des Finanzkollegiums, zog sich aber 1556 von den Geschäften zurück und starb 28. März 1566 in Wien. Seine «Rerum Moscoviticarum commentarii» (lat., zuerst Wien 1549; deutsch, 1557 u. öfter; neu herausg. in Starczewskis «Scriptores exteri saeculi XVI. historiae Ruthenicae», 2 Bde., Berl. u. Petersb. 1841—43) sind das beste Werk über das ältere Rußland. Seine bis 1545 reichende Autobiographie, zuerst 1805 zu Ofen in der Sammlung von Kovachich gedruckt, benutzte Adelung in seiner Schilderung H.s (Petersb. 1818). Eine neuere Ausgabe der Selbstbiographie erschien in den «Fontes rerum Austriacarum» (1. Teil, 1. Bd., herausg. von Karajan, Wien 1855). H.s «Gesandtschaftsreise nach Spanien» 1519 wurde von Chmel (Wien 1846) herausgegeben. Vgl. Adelung, «Kritisch-litterarische Übersicht der Reisenden in Rußland» (2 Bde., Petersb. 1846).

Herbert (Edwards, Lord H. of Cherbury), Begründer des engl. Deismus, geb. 1581 auf dem Schloße Montmorency, studierte zu Oxford, machte alsdann weite Reisen, nahm Kriegsdienste und widmete sich darauf dem höhern Staatsdienst. Aus dem altadeligen Hauße der Grafen Pembroke stammend, ward H. 1603 zum Ritter von Bath erhoben, lebte 1616—21 als Gesandter Jakobs I. am Hofe Ludwigs XIII. zu Paris, ward dann Lord von Cherbury, Pair von England, trat aber beim Ausbruch der Revolution auf die Seite des Volks und starb zu London 20. Aug. 1648. Die Kämpfe der verschiedenen Religionsparteien in England führten ihn auf den Gedanken einer natürlichen, allen Menschen gemeinschaftlichen Religion. Als höchste Regel der Wahrheit erscheint ihm die allgemeine Übereinstimmung aller Verständigen. Die Vergleichung der verschiedenen Religionen ergibt nun, daß sie alle in gewissen Wahrheiten übereinstimmen. Diese Wahrheiten faßt H. in fünf Sätze zusammen: Es gibt einen Gott; diesem Gott gebührt Verehrung; Tugend und Frömmigkeit bilden den wichtigsten Teil des Gottesdienstes; die Sünden müssen bereut und gesühnt werden; nach diesem Leben empfangen wir für unser Verhalten Belohnung oder Bestrafung. Was die positiven Religionen außerdem noch lehren, ist eine Verfälschung der allein wahren natürlichen Religion und stammt her von Betrug der Priester und kluger Berechnung der Staatsmänner. Die Offenbarung leugnet H. nicht, aber er stellt eine Reihe von Kennzeichen auf, nach welchen jede vorgebliche Offenbarung geprüft werden soll. H.s wichtigste Schriften sind: «De veritate, prout distinguitur a revelatione, a verisimili, a possibili et a falso» (Par. 1624), «De religione gentilium, errorumque apud eos causis» (Lond. 1645).

Herbert (John Rogers), Maler, geb. zu Maldon in Essex 23. Jan. 1810, studierte an der Akademie in London und wurde bald sowohl als Historienmaler wie auf dem Gebiete des Porträts und Genres bekannt, vornehmlich aber in den Kreisen des Hofs beliebter Bildnismaler, wozu das Porträt der Prinzessin Victoria ihm den Weg gebahnt hatte. Seine ältern Werke sind im archaistischen Geschmack jener Epoche gehalten, doch sehr gut gezeichnet, so das Stelldichein (1835) und eine Reihe geschichtlicher Motive und Scenen aus Byron (Haydee), Desdemona u. s. w. In den vierziger Jahren erhob sich der Künstler zu großartigern Schöpfungen teils genrehaften, teils histor. Inhalts, wie Thomas Morus und seine Tochter, die Bekehrung der heidnischen Einwohner der Bretagne, Johannes vor Herodes, Papst Gregor lehrt den Kirchengesang (1845). Er war um jene Zeit zur röm. Kirche übergetreten. Als der großartige Bau des neuen Parlaments vollendet stand, erhielt H. die Ausschmückung der Innenräume mit großen Wandgemälden aus der Bibel, worunter Moses, vom Sinai herabsteigend, Salomos Urteil, Daniel in der Löwengrube besonders hervorzuheben sind. Im J. 1846 wurde er Mitglied der Akademie. Er repräsentiert für England dieselbe religiöse, altertümliche Richtung

Digitized by Google

der Malerei, welche in Deutschland in der gleichzeitigen Erscheinung des Nazarenertums zu Tage trat.

Herbert (Sidney, Lord), engl. Staatsmann, wurde als der Sohn des elften Grafen von Pembroke aus dessen zweiter Ehe mit einer Gräfin Woronzow 16. Sept. 1810 zu Richmond geboren. Auf der Schule zu Harrow und der Universität Orford gebildet, trat er schon 1832 als Abgeordneter für Süd-Wiltshire ins Parlament und schloß sich hier den Konservativen unter der Führung Sir Robert Peels an. Nach der Niederlage der Whigs 1841 wurde er in dem von Peel gebildeten Ministerium zuerst zum Sekretär der Admiralität, dann 1845 zum Kriegssekretär mit einem Sitz im Kabinett ernannt. Bisher eifriger Protektionist, ging H. 1846 mit seinem Chef und der Mehrzahl seiner Kollegen in das Lager der Freihändler über und gehörte von nun an, nachdem das Ministerium den vereinten Angriffen seiner Gegner und seiner frühern Genossen erlegen war, zu der kleinen Schar parlamentarischer Kapazitäten, die unter dem Namen der Peeliten gemäßigt konservative Grundsätze mit einer liberalen Handelspolitik verbanden. Als im Dez. 1852 Lord Aberdeen an die Spitze der Regierung trat, ward H. abermals Kriegssekretär, in welcher Eigenschaft er die Vorbereitungen zu dem Kriege gegen Rußland zu leiten hatte. Nachdem das Mißgeschick des engl. Heers in der Krim zum Sturz des Ministeriums Aberdeen (Jan. 1855) geführt hatte, übernahm er in dem folgenden Kabinett Palmerston den Posten eines Staatssekretärs für die Kolonien, legte dies Amt aber schon nach wenigen Wochen nieder. Er blieb jetzt vier Jahre ohne Amt, und trat erst im Juni 1859 von neuem als Kriegsminister unter Palmerston ein. Bedeutende Verbesserungen der im Militärwesen herrschenden Übelstände wurden von ihm eingeleitet. Am 10. Jan. 1861 zum Lord H. of Lea ernannt, trat er aus dem Unterhause in das Oberhaus über. Doch mußte er aus Gesundheitsrücksichten sein Portefeuille bald abgeben. Er starb auf seinem Schlosse Wilton 2. Aug. 1861. Zu Salisbury wurde ihm 29. Juni 1863 ein Standbild errichtet.

Herbert (William), geb. 1778, gest. als Pfarrer 1847 in England, hat sich um die Kunde der Amaryllideen verdient gemacht.

Herbesthal, Dorf in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Aachen, Kreis Eupen, Bürgermeisterei Lontzen, an der Grenze von Belgien und an den Linien Köln-H. und H.-Eupen der Preußischen Staatsbahnen, mit Anschluß an die belg. Eisenbahnen, hat ein Nebenzollamt erster Klasse und zählt 270 E.

Herbescent (lat.), krautartig.

Herbiers (Les), Stadt im franz. Depart. Vendée, 39 km im NO. vom Arrondissementshauptort La Roche-sur-Yon, unweit vom Ursprung der Maine, am Fuße der Hauteurs de la Gâtine, zählt (1876) 1785 (Gemeinde 3562) E. Nördlich davon erhebt sich der 231 m hohe Mont des Alouettes, auf welchem eine durch die Herzoginnen von Berry und von Angoulême erbaute Kapelle an die in der Umgegend stattgehabten Kämpfe der Vendéer erinnert. Dieser Hügel war einer der wichtigsten Observationspunkte der letztern; vermittelst der Flügel von sieben noch jetzt stehenden Windmühlen signalisierten sie weithin.

Herbiferisch (lat.), Kräuter hervorbringend, kräuterreich.

Herdipölis, latinisierter Name für Würzburg.

Herbivören (lat., d. h. Kräuterfresser) nennt man diejenigen Tiere, welche ihre Nahrung entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise aus dem Pflanzenreiche wählen, also Pflanzen, Kräuter, Gräser (in frischem, wie in getrocknetem Zustande), Körner u. s. w. fressen.

Herbolzheim, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Freiburg, an der Elz und an der Linie Heidelberg-Basel der Badischen Staatseisenbahnen, zählt (1880) 2094 meist kath. E. und hat Wein-, Tabak- und Hanfbau, ferner Cigarrenfabriken, eine Ölmühle, eine mechanische Weberei und Bleiche. Dabei die Wallfahrtskapelle Mariasand.

Herborn, alte Stadt im Dillkreis des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, Provinz Hessen-Nassau, am Fuße des Westerwaldes, an der Dill und an der Linie Deutz-Gießen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat ein Schloß, ein theol. Seminar, das 1817 aus der 1584 von Graf Johann dem Ältern von Dillenburg gegründeten Hohen Schule hervorging, eine Realschule und eine Präparandenanstalt für Volksschullehrer und zählt (1880) 3044 E., die eine Eisengießerei, eine Nadelfabrik, eine Eisenmöbelfabrik, eine chem. Fabrik und mehrere Walk- und Lohmühlen unterhalten und Ackerbau, Gerberei und Bierbrauerei treiben.

Herbort von Fritzlar, deutscher Dichter, lebte am Anfang des 13. Jahrh. Er war aus der hess. Stadt Fritzlar gebürtig und gehörte dem geistlichen Stande an; er bezeichnet sich selbst mit dem Ausdruck «gelehrter Schüler». Auf Anregung des Landgrafen Hermann von Thüringen verfaßte er, noch jung, als dichterisches Erstlingswerk sein «Liet von Troie», die älteste deutsche Bearbeitung der Trojanersage, nach dem franz. «Roman de Troies» von Benoit de Sainte-More (herausg. von Jolly, 2 Bde., Par. 1870). Er schrieb nicht in reinem Oberdeutsch, sondern mundartlich gefärbt. Seine Darstellung zeigt noch wenig den Einfluß des höfischen Stils, der durch Heinrich von Veldeke zuerst ausgebildet worden war, sondern trägt noch manche Spuren der rohern volksmäßigen Art des 12. Jahrh. Sein Gedicht wurde von Frommann herausgegeben (Bd. 5 der «Bibliothek der gesamten deutschen Nationallitteratur», Quedlinb. 1838). Vgl. auch Frommann, «H. und Benoit de Sainte-More» (in Pfeiffers «Germania», Bd. 2).

Herbös (lat.; frz. herbös), kräuterreich.

Herbst (lat. Auctumnus, frz. Automne, engl. Autumn) nennt man im gewöhnlichen Leben diejenige Jahreszeit, welche den Übergang vom Sommer zum Winter bildet und während welcher die Temperatur sinkt und die Vegetation allmählich abstirbt; in der Astronomie diejenige Zeit des Jahres, in welcher sich die Sonne dem Äquator nähert und die Tage abnehmen.

Der astronomische Herbst umfaßt daher auf der nördl. Hemisphäre diejenige Zeit, in welcher die Sonne die Grade 180 bis 270 der Ekliptik (s. d.) durchläuft, und beginnt hiernach mit der Herbstnachtgleiche (Aequinoctium auctumnale), d. i. an dem Tage, an welchem die Sonne beim Durchlaufen der niedersteigenden Zeichen der Ekliptik in das Zeichen der Wage tritt und von Norden her den Äquator erreicht (um den 23. Sept.), auf der südl. Hemisphäre an dem Tage, an welchem sie (entsprechend dem Frühling der nördl. Halbkugel) beim Durchlaufen der aufsteigenden Zeichen der

Digitized by Google

Ekliptik in das Zeichen des Widders tritt und den Äquator von Süden her erreicht (um den 21. März). Das Ende des H. fällt auf den Zeitpunkt, an welchem die Sonne ihre niedrigste Mittagshöhe zeigt (Wintersolstitium), d. i. für die nördl. Halbkugel um den 21. Dez., wenn sie sich vom Äquator am weitesten nach Süden entfernt und auf der südl. Halbkugel den Wendekreis des Steinbocks erreicht hat, für die südl. Halbkugel um den 21. Juni, wenn sie sich vom Äquator am weitesten nach Norden entfernt und auf der nördl. Halbkugel den Wendekreis des Krebses erreicht hat. Diejenigen Zeichen der Ekliptik, welche die Sonne während des H. durchläuft, sind für die nördl. Hemisphäre: Wage, Skorpion und Schütze; für die südliche dagegen Widder, Stier und Zwillinge. Da zwischen dem 23. Sept. und dem 21. Dez. 89 Tage liegen, zwischen dem 21. März und dem 21. Juni aber 92 Tage, so kommt es, daß der H. auf der nördl. Hemisphäre etwa um drei Tage kürzer ist als auf der südlichen, ein Unterschied, welcher periodisch ist und daher rührt, daß die wirkliche Bewegung der Erde in den Monaten des Winterhalbjahres der nördl. Hemisphäre etwas rascher ist als im Sommerhalbjahr derselben. Zu erwähnen ist, daß nur für die beiden gemäßigten Zonen das Jahr in vier gleiche Jahreszeiten sich teilen läßt.

Der meteorologische Herbst ist von dem astronomischen H., welchen die Kalender angeben, verschieden; in Mitteleuropa setzt man den Anfang des erstern meist auf den 1. Okt., da die herbstliche Witterung, die durch das Verfärben und Abfallen der Blätter aller blattwechselnden Bäume, durch das Verwelken der kraut- und grasartigen Pflanzen, durch das Erscheinen gewisser Blumen (Herbstblumen) und das Reifen einer Menge Früchte charakterisiert ist, meist erst im Oktober eintritt. In meteorolog. Hinsicht und in Bezug auf Bodenkultur, wie im allgemeinen Sprachgebrauch gelten daher als H. die drei Monate September, Oktober und November.

In der Landwirtschaft begreift man unter H. die Zeit des Einsammelns der Früchte und namentlich wird beim Wein die Ernte oder Lese (Weinlese) als Herbst bezeichnet.

Herbst (Eduard), österr. Politiker, der eigentliche Führer der Verfassungspartei im Abgeordnetenhause, geb. 9. Dez. 1820 zu Wien, Sohn eines Advokaten, studierte daselbst die Rechte, trat hierauf bei der Hofkammerprokuratur in Staatsdienst und wurde 1847 zum ord. Professor der Rechtsphilosophie und des Strafrechts an der Universität Lemberg ernannt. Er ging 1858 in gleicher Eigenschaft nach Prag. Nach Erscheinen des Februarpatents von 1861 wurde H. von dem Landwahlbezirk Hainspach-Schluckenau im nördl. Böhmen einstimmig als Abgeordneter auf den böhm. Landtag gesandt, von diesem aber in das Abgeordnetenhaus des Reichsrats gewählt. Diesen Bezirk vertritt H. seit 1861 im Landtag und Reichsrat ohne Unterbrechung. Im Reichsrate gehörte er als Führer der deutschen und konstitutionellen Partei zu den thätigsten Mitgliedern und vorzüglichsten Rednern. Im Dez. 1867 trat H. in das Bürgerministerium als Justizminister. Als solcher führte er wichtige Reformen durch, z. B. die Aufhebung der Personalhaft des Schuldners, die Einführung der Jury für Preßdelikte, die Organisierung der Bezirksgerichte und insbesondere die konfessionellen Gesetze von 1868. Am 12. April 1870 trat er von diesem Amte zurück und an die Spitze der verfassungstreuen parlamentarischen Opposition, bekämpfte mit Nachdruck das Ministerium Potocki und im Reichsrate wie im Landtage und auf Parteitagen (zu Teplitz) die Politik des Ministeriums Hohenwart und dessen Fundamentalartikel bis zum Sturze Hohenwarts im Nov. 1871. Dann gehörte H. zu den Führern der verfassungstreuen Regierungspartei im Abgeordnetenhause und ist Mitglied des Vorstandes der alle liberalen deutschen Abgeordneten umfassenden «Vereinigten Linken». Seit Taaffes Ministerium und seit der Widerstand gegen die Occupation Bosniens fruchtlos blieb, hat sich H. zunächst von der Delegation zurückgezogen, auch die Führung im böhm. Landtag an Schmeykal abgegeben, ist aber gleichwohl noch immer an der Spitze der Deutschen Österreichs, und als der schärfste, kenntnisreichste Dialektiker und die erste Autorität im Parlament angesehen. Als Rechtslehrer hat H. ebenfalls eine umfassende und nachhaltige Wirksamkeit entfaltet. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind außer zahlreichen Aufsätzen hervorzuheben: «Handbuch des österr. Strafrechts» (2 Bde., Wien 1855; 7. Aufl. 1882), «Sammlung von strafrechtlichen Entscheidungen des obersten Gerichtshofs» (Wien 1853; 3. Aufl. 1858; Nachträge 1857 u. 1860), «Einleitung in das österr. Strafprozeßrecht» (Wien 1860; neue Aufl. 1871).

Herbst (Joh. Friedr. Wilh.), Entomolog, geb. 1743 zu Petershagen bei Minden, gest. 1807 als Archidiakonus an der Marienkirche zu Berlin, schrieb: «Anleitung zur Kenntnis der Insekten» (3 Bde., Berl. 1784—86), «Naturgeschichte der Krabben und Krebse» (3 Bde., Berl. 1782—1804), «Einleitung zur Kenntnis der Würmer» (2 Bde., Berl. 1787—88), «Natursystem der ungeflügelten Insekten» (4 Hefte, Berl. 1797—1800), «Naturgeschichte der inn- und ausländischen Insekten» (mit Jablonsky, 21 Bde., Berl. 1782—1806).

Herbst (Wilh.), deutscher Pädagog und histor. und litterarhistor. Schriftsteller, geb. 8. Nov. 1825 zu Wetzlar, studierte 1844—47 in Bonn und Berlin Philologie und Geschichte, war dann Gymnasiallehrer zu Köln, Dresden, Elberfeld, Kleve, Direktor zu Köln, Bielefeld, Magdeburg, zuletzt (1873—76) in Schulpforta. Eines Augenleidens wegen privatisierte er sodann in Halle, bis er 1880 Professor der Pädagogik daselbst wurde. H. starb 21. Dez. 1882. Großen Beifall fanden seine biographischen Werke: «Matthias Claudius» (Gotha 1857; 4. Aufl. 1878), «Joh. Heinr. Voß» (2 Bde., Lpz. 1872—76), «Goethe in Wetzlar» (Gotha 1881). Ferner sind zu erwähnen: «Zur Geschichte der auswärtigen Politik Spartas im Zeitalter des Peloponnesischen Kriegs» (Lpz. 1853), «Histor. Hilfsbuch» (3 Bde.; 5. Aufl., Mainz 1875), «Zur Frage über den Geschichtsunterricht auf höhern Schulen» (Mainz 1869), «Die neuere und neueste Geschichte auf Gymnasien» (Mainz 1877). Auch begann er die Herausgabe einer «Encyklopädie der neuern Geschichte» (Gotha 1880 fg.).

Herbst-Alraun oder Herbst-Mandragora, s. unter Mandragora.

Herbstein, Stadt im Großherzogtum Hessen, Provinz Oberhessen, Kreis Lauterbach, auf einem Basaltfelsen, 9 km im SSW. von Lauterbach, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1794 E., welche Leinweberei treiben und noch eigentümliche Trachten beibehalten haben.

Digitized by Google

AUG 22 1884

Herbstfärbung nennt man die Veränderung des grünen Blattfarbstoffs in Rot oder Gelb, wie sie im Herbste an vielen Pflanzen auftritt. Die chem. Umwandlungen, die dabei vor sich gehen, sind ebenso wenig bekannt wie die Zusammensetzung der Blattfarbstoffe selbst. (S. Blattfarbstoffe.) Infolge dieses Vorgangs entwickelt sich das prächtige Farbenspiel der Wälder und der Parkgehölze vor Eintritt des Winters. Noch viel reicher als in Europa sind diese Farbenerscheinungen Nordamerikas; hier sind die Farben viel reiner und intensiver, vom dunkelsten Orangerot bis zum zartesten Hellgelb, vom dunkelsten Purpur bis zum feurigsten Scharlach variierend. Durch ihre H. besonders effektvoll sind mehrere Ahornarten (Acer rubrum, saccharinum u. a.), die Scharlacheichen (Quercus coccinea, rubra, tinctoria u. a.), die Jungfernrebe (Ampelopsis quinquefolia), der Hirschkolbenbaum (Rhus typhina) u. v. a. Dieser H. wegen, abgesehen von andern dekorativen Werten, sind viele nordamerik. Gehölze in den Parkanlagen hoch willkommen.

Herbstling, im Herbst geborenes Vieh.

Herbstmonate nennt man in meteorolog. Hinsicht die Monate September, Oktober und November. (S. unter Herbst.)

Herbstmusseron, s. Marasmius.

Herbstnachtgleiche (Aequinoctium auctumnale) fällt um den 23. Sept. (S. unter Aquinoctium und Herbst.)

Herbstpunkt, derjenige der beiden Schnittpunkte des Himmelsäquators und der Ekliptik, in welchem die Sonne am Anfange des Herbstes steht.

Herbstrosen oder mehrmals blühende Rosen, welche im Gegensatze zu den Sommerrosen nicht nur mit diesen zu gleicher Zeit, sondern zum zweiten mal aus jungen Trieben im Hochsommer bis zum späten Herbst blühen. Die bekanntesten Sommerrosen sind die Centifolie und die Moosrose, die beliebteste Herbstrose ist die Remontantrose, die von der einmal blühenden Damascenerrose ausgegangen ist und in unzähligen Varietäten den herrlichsten Schmuck der Gärten bildet. (S. Rose.)

Herbstzeichen nennt man die drei Zeichen des Tierkreises vom 180. bis zum 270. Grade der Ekliptik; sie sind Wage (♎), Skorpion (♏) und Schütze (♐). (S. unter Herbst.)

Herbstzeitlose, s. Colchicum.

Hercher (Rud.), Philolog, geb. 11. Jan. 1821 zu Rudolstadt, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Jena, Leipzig und Berlin, wurde dann Lehrer am Gymnasium in Rudolstadt und 1861 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin. Auch wurde er zum Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften ernannt. Er starb 26. März 1878. Außer der Bearbeitung der griech. Epistolographen (Par. 1873) veröffentlichte er: Ausgaben der pseudoplutarchischen Schrift von den Flüssen, der kleinern Schriften des Arrian (Lpz. 1854), «Erotici scriptores graeci» (2 Bde., Lpz. 1858—59), der Werke des Älian (Par. 1858), des Traumbuchs des Artemidorus (Lpz. 1864), des Orakelbuchs des Astrampsychus (Berl. 1863), der «Moralia» des Plutarch (Bd. 1, Lpz. 1872), der mythol. Bibliothek des Apollodorus (Berl. 1874) u. s. w.

Herculanĕum, s. Herculanum.

Herculano de Carvalho e Araujo (Alexandre), portug. Dichter und Gelehrter, geb. 28. März 1810 zu Lissabon, begab sich 1828 nach Paris und 1830 nach London. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1832 schloß er sich der liberalen Partei an und machte sich als Mitarbeiter konstitutioneller Blätter, dann 1837—43 als Redacteur des Journals «Panorama» einen Namen. Sein erstes größeres Gedicht war «A voz do propheta» (Ferrol 1836 u. öfter). In dieser religiös-polit. Dichtung, welche ungemeines Aufsehen erregte, malte er in Visionen und Träumen die Zukunft seines Vaterlandes mit düstern Farben. Sodann ließ er folgen «A harpa do crente» (Lissab. 1838 u. öfter), ebenfalls religiös-polit. Inhalts. Beide Dichtungen sind auch in seinen «Poesias» (Lissab. 1850) enthalten. H.s Roman «Eurico, o Presbytero» (auch als Bd. 3 u. 4 der «Collecção de autores portuguezes», Lpz. 1867 erschienen; deutsch von G. Heine, Lpz. 1847) erschien als erster Teil des «Monasticon» (Lissab. 1847), dessen zweiter Teil der Roman «O monge de Cister» (2 Bde., Lissab. 1848) bildet. Hieran schlossen sich die «Lendas e narrativas» (2 Bde., Lissab. 1851), eine Sammlung von histor. Sagen aus der vaterländischen Geschichte. H. wurde 1845 seiner Stellung als Stadtbibliothekar zu Porto enthoben und an die königl. Bibliothek zu Ajuda berufen. Hier schrieb er die «Historia de Portugal» (Bd. 1—4, Lissab. 1846—53). Später zog er sich auf ein Landgut bei Santarem zurück, nachdem er noch sein zweites histor. Hauptwerk «Da origem e estabelecimento da inquisição em Portugal» (2 Bde., Lissab. 1854—55) herausgegeben. Seitdem erschienen noch «Questões publicas» (1873), «Estudos historicos» (1876) und «Opusculos» (4 Bde., Lissab. 1873—79). Als Mitglied der lissaboner Akademie der Wissenschaften leitete er die Herausgabe der «Portugaliæ Monumenta historica». H. starb 14. Sept. 1877. Vgl. de Serpa Pimentel, «Herculano e o seu tempo» (Lissab. 1881) und Theophilo Braga, «Historia do Romantismo em Portugal; Garrett, Herculano, Castilho» (Lissab. 1880).

Herculānum, eigentlich Herculanĕum, im Altertum nächst Neapel und Capua wohl die bedeutendste Stadt Campaniens, zwischen Neapel und Pompeji, nahe an der Küste, wurde von den Oskern gegründet, nachher aber meist von Griechen, die aus Unteritalien hierher einwanderten, bewohnt. Schon 63 n. Chr. wurde der Ort durch ein Erdbeben teilweise zerstört, unter der Regierung des Titus aber, 79 n. Chr., bei einem Ausbruche des Vesuv von einem Lavastrom und Aschenregen nebst den nahegelegenen Städten Pompeji und Stabiä so gänzlich verschüttet, daß man später Portici und einen Teil von Resina darauf erbaute. Am interessantesten sind die durch die scavi nuovi 1828—37 und seit 1868 bloßgelegten Gebäude. In der Nähe von H. wurden 1880 die Ruinen einer großartigen Badeanstalt und der sie umgebenden Gebäude aufgefunden. Über die Geschichte der Ausgrabungen von H., Pompeji und Stabiä im allgemeinen s. Pompeji. Unter den neuesten Publikationen über H., seine Altertümer und Ausgrabungen, sind besonders zu erwähnen das Sammelwerk «Pompei e la regione sotterrata dal Vesuvio» (Neapel 1879) und Comparetti e de Petra, «La villa ercolanese dei Pisoni» (Tur. 1883).

Hercŭles, bei den Griechen Herakles, der Sohn des Zeus und der Alkmene, ist der berühmteste Heros der griech. Sagenwelt, in welchem die

Digitized by Google

Poesie das Ideal eines Helden, der unter fortwährenden Mühen und Kämpfen das Höchste erreicht, dargestellt, und den dann die Philosophie vollends zu dem Ideal männlicher Tugend ausgebildet hat. Eifersüchtig auf ihres Gemahls neue Geliebte, Alkmene, war Hera schon des H. erbitterte Feindin, bevor er noch geboren. Zeus hatte an dem Tage, an welchem die Geburt des H. bevorstand, einen Eid geschworen, daß der an diesem Tage Geborene alle Angehörigen des Geschlechts der Perseiden (zu dem H. von seiten seiner Mutter wie seines Stiefvaters gehörte) beherrschen solle. Hera wußte nun zu bewirken, daß die Niederkunft der Alkmene verzögert und dagegen die der Gemahlin des Perseiden Sthenelos, die ihr Kind erst im siebenten Monate trug, beschleunigt wurde. Dieses vor H. geborene Kind war Eurystheus. Alkmene kam hierauf mit Zwillingen nieder, von denen H. der Sohn des Zeus, Iphikles aber der Sohn des Amphitryon, des Gemahls der Alkmene, war. H. bewies sich schon in der Wiege als der Sohn eines Gottes, indem zwei von der Hera geschickte Schlangen erwü… Durch Amphitryons Sorge wurde er in Künsten von den besten Lehrern unterwie… allem machte er ungemeine Fortschritte, n… Lyra schien seine Hand nicht gebildet; … den ihm Linos, sein Lehrer im Saite… gab, kostete diesem das Leben. Amp… ihn deshalb auf das Land zu der… In diese Lebenszeit fällt die vor… Prodikos in moralisierendem E… zählung, daß H., am Scheide… der Wollust und der Tugend … zur Gefährtin seines Leben… ganz verschiedenen Gegen… hörigen Sagen von den… H. sind offenbar durch… Altertum mehrere u… Titel Herakleen) … gewisse Reihenfol… Die so systemati… lich nach Apoll…

Zuerst erle… wütete und … (oder Thes… dessen Fe… Damal… pios … freit… Sc… P… …

nende Hydra (Wasserschlan… Köpfe immer in doppelter … dem Beistand des Jola… die neu hervorwachsen… er die der Artemis … goldenem Geweih; … gend um den Be… heerte, und bra… tern zu Eurys… daß er sich in… Einem Ta… Elis, ind… Peneios … er die … die (… die… m…

jan… der mit … gräßliche Lust … und befragte hern… schuld gereinigt, das … auf das Geheiß des delp… Eurystheus begab und in dessen … teuer bestand, die unter dem Namen … Arbeiten des H. bekannt sind: 1) erlegte … neëischen Löwen, der in dem Waldthale Neme… hauste, indem er ihn, da sein Fell für Waffen un… durchdringlich war, in seinen Armen erwürgte; … 2) tötete er die in den Sümpfen von Lerna woh… fiel er … das delphi…

Antwort versagte, wollte er den Tempel plündern, ergriff den Dreifuß und kämpfte um dessen Besitz mit Apollo, bis Zeus beide durch einen Blitzstrahl trennte. Nunmehr erhielt er das verlangte Orakel, welches also lautete: von seiner Krankheit werde er genesen, wofern er auf drei Jahre sich zum Sklaven verkaufe und dem Eurytos den Kaufpreis als Sühngeld gebe. Diesem Orakelspruch zufolge verkaufte Hermes den H. an Omphale, die Königin der Lydier. In diese Zeit der Knechtschaft bei Omphale verlegt Apollodor neben anderm die Teilnahme des H. am Argonautenzug und an der Jagd des kalydonischen Ebers.

Nach Vollendung seiner Dienstzeit bei Omphale zog er mit einem Heere gegen Troja, um Laomedon, der Hesione Vater, zu bestrafen, nahm an dem Kampf der Götter mit den Giganten teil und bekriegte Augias' Heere, der wie Laomedon ihn um den bedungenen Lohn betrogen hatte. Dann zog er gegen Pylos, nahm die Stadt, tötete Neleus mit seinen Söhnen außer Nestor und verwundete sogar Hades, der ihnen zu Hilfe gekommen war; hierauf bekämpfte er des Hippokoon Söhne in Lakedämon. Nachdem er sodann in Tegea der Auge, welche durch ihn Mutter des Telephos wurde, beigewohnt hatte, warb er zu Kalydon um des Oneus Tochter Deïanira, kämpfte um ihren Besitz mit dem Flußgott Acheloos, besiegte diesen und vermählte sich mit Deïanira. Mit derselben auf dem Wege nach Trachis begriffen, traf er am Flusse Euenos den Centauren Nessos, der die Wanderer um Lohn überfetzte. Als dieser beim Hinübertragen der Deïaneira sich an ihr vergreifen wollte, tötete ihn H. mit einem Pfeile. Im Verscheiden lehrte Nessos Deïaneira einen Liebeszauber für H. mischen. Von Trachis aus zog H. mit dem Könige Keyx gegen die Lapithen; hiernach kämpfte er mit dem Sohne des Ares, Kylaos, sodann sammelte er ein Heer zum Rachezuge gegen Oichalia. Eurytos und seine Söhne fielen; die Stadt wurde genommen, geplündert und Jole als Gefangene weggeführt. Bei der Heimkehr errichtete H. auf dem Kanäischen Vorgebirge in Euböa dem Zeus einen Altar und sandte, um darauf feierlich zu opfern, nach Trachis um ein weißes Gewand. Deïaneira befragte den Boten wegen Jole, und da sie fürchtete, ihr Gemahl werde diese mehr lieben als sie, so nahm sie des Nessos vermeintes Liebeszauber und bestrich damit das Gewand. H. bekleidete sich damit; kaum aber war dasselbe erwärmt, so griff das in dem Liebeszauber enthaltene Gift den Körper an, und H., von Schmerz gefoltert, riß sich mit dem Gewande das Fleisch vom Leibe. In solchem Zustande brachte man ihn zu Schiffe nach Trachis, wo Deïaneira, von dem Vorgefallenen benachrichtigt, sich erhängte. H. selbst begab sich auf den Berg Öta, errichtete einen Holzstoß, bestieg ihn und befahl, ihn anzuzünden: Poias oder dessen Sohn Philoktet erzeigte ihm diesen letzten Liebesdienst und erhielt dafür den Bogen und die Pfeile des H. Als der Holzstoß aufloderte, kam eine Wolke, die unter Donner ihn in den Himmel hinauftrug, wo er durch Athena, die ihm während seines Erdenlebens als Beschützerin zur Seite gestanden, in den Kreis der Götter eingeführt, mit Hera versöhnt und mit Hebe, der Göttin der ewigen Jugend, vermählt wurde.

In Bezug auf die ursprüngliche Bedeutung dieser mit einer so reichen Fülle von Sagen umkleideten Gestalt gehen die Ansichten sowohl der antiken Theologen als der neuern Mythologen weit auseinander. Wahrscheinlich liegen den Sagen von H., wie denen von Indra, Thor und andern Göttern der indogerman. Völker, namentlich die Kämpfe zu Grunde, welche sich im Gewittersturme am Himmel zu vollziehen scheinen. Der Sohn des Himmelsgottes vollführt also in der griech. Mythologie als Heros die Thaten, welche ursprünglich dem Himmelsgott selbst beigelegt werden. Andere fassen den H. als den Repräsentanten der Sonne auf, die unter fortwährendem Kampfe mit Wolken, Nebeln und Dünsten ihren für die Menschen so wohlthätigen Lauf vollendet. Sicher sind in die Sagen von H. Mythen von semitischen Himmels- und Sonnengöttern eingedrungen. Aber alle diese Elemente sind von der poetischen Phantasie der Griechen miteinander verschmolzen und das Ganze in dem Sinne umgebildet worden, daß H. zum vollendeten Ideal heroischer Kraft und Tüchtigkeit gestaltet wurde.

Der derbern Elemente in den Mythen von H., insbesondere einer riesigen Eßlust, welche er übrigens mit verwandten arischen Gottheiten teilt, bemächtigte sich namentlich das Satyrdrama. In der bildenden Kunst ist der Hauptcharakterzug der besonders durch Lysippos ausgebildeten Herakles-Darstellungen der der gewaltigen, durch Anstrengung aufs höchste entwickelten Körperkraft, wie dies unter den zahlreichen noch erhaltenen Herakles-Statuen insbesondere der sog. Torso vom Belvedere, das Werk des Atheners Apollonios, in Rom und die von dem Athener Glykon jedenfalls nach einem Original des Lysippos gearbeitete Statue des sog. Farnesischen Hercules (s. d.) in Neapel zeigen. (Vgl. Tafel: Bildnerei III, Fig. 6 und 8.) Von den Kämpfen und Abenteuern des H. sind außer einer Anzahl statuarischer, namentlich zahlreiche Darstellungen in Reliefen, worunter die Metopen vom Zeus-Tempel zu Olympia (s. d.) hervorzuheben sind, und auf griech. Vasenbildern, besonders des ältern Stils, erhalten. H. ist auch in vielen Orten Griechenlands als Heros und als Gott verehrt worden.

Wie die andern griech. Götter- und Heroengestalten, so findet man auch H. bei den Römern wieder. Zugleich aber verehrten dieselben in H. einen altitalischen Gott, auf den der Name des griech. Herakles, in Hercules umgebildet, übertragen ist. Er hatte namentlich eine uralte hochheilige Kultstätte an der Ara maxima, einem Altar, der nach der Sage von ihm selbst oder von Euander nach Besiegung des Cacus errichtet worden war.

Hercules, ausgedehntes Sternbild des nördl. Himmels von $15^h\ 30^m$ bis $19^h\ 0^m$ Rektascension und vom Äquator bis zum 50. Grad nördl. Deklination, enthält nach Heis 227 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, nämlich 1 zweiter, 9 dritter, 12 vierter Größe, die übrigen fünfter und sechster Größe. In diesem Sternbild befinden sich eine Reihe sehr interessanter Doppelsterne. α Herculis, der hellste Stern, wurde bereits von Maskelyne 1779 als Doppelstern erkannt; der Hauptstern ist intensiv gelb (zugleich veränderlich), der Begleiter intensiv blau; ζ Herculis wurde von Herschel 1782 doppelt erkannt. Die Umlaufszeit beträgt $36\frac{1}{2}$ Jahre. Sodann sind die Sterne γ, ×, ρ u. a. doppelt; μ Herculis ist ein dreifacher Stern: der Hauptstern, gelb und $3\frac{1}{2}$ Größe, hat einen Begleiter $9\frac{1}{2}$ Größe in $31\frac{1}{2}$" Abstand. Letzterer wurde von dem amerik. Optiker Clark 1856 wieder als Doppelstern gesehen und nachher oft auch von andern so beobachtet.

Digitized by Google

Außer dem Stern α sind noch g und s Herculis veränderlich; letzterer ändert in 301 Tagen seine Helligkeit von der 6. bis beinahe 13. Größe. Auch mehrere glänzende Nebelflecke und Sternhaufen sind im Sternbild. In $16^h\ 87^m$ Rektascension und 36° 42′ Deklination, zwischen η und ζ Herculis liegt ein außerordentlich prachtvoller, auch dem bloßen Auge als schwacher Nebel kenntlicher Sternhaufen, von Halley 1714 entdeckt. Der gedrängte Teil hat einen Durchmesser von 2 bis 2½ Minuten und ist nur mit starken Fernröhren in einzelne Sterne aufzulösen. Die Zahl der in diesem Haufen enthaltenen Sterne kann auf über 5000 geschätzt werden. (Vgl. die Tafel: Sternkarte des nördlichen Himmels zu Artikel Sternbilder.)

Herculesbäder, s. u. Mehadia.

Herculeskeule oder Keulenkürbis, s. unter Kürbis.

Herculessäulen nannte man im Altertum die beiden Vorgebirge an der Meerenge von Gibraltar, Calpe und Abila (jetzt Gibraltar und Ceuta), welche man als die Grenzen der Welt betrachtete. Der ursprüngliche Name war Säulen des Melkart (des phöniz. Sonnengottes, Beschützers der Schiffahrt und Kolonisation); die Griechen setzten dann an die Stelle des Melkart den mit diesen identifizierten Hercules (Herakles).

Hercynischer Wald, lat. Hercynia silva, griech. Arkynia (keltisch, «der Höhenzug») oder Orkynia, ist bei den Alten ursprünglich mit den Rhipäen die Nordgrenze des ihnen bekannten Europa; so zuerst bei Aristoteles, der dieses Gebirge mit den Alpen identifiziert und in ihm den Ister (Donau) entspringen läßt. Cäsar, der ihn auf 9 Tagereisen in der Breite und 60 Tagereisen in der Länge schätzt, begreift dagegen darunter sämtliche deutsche waldbedeckte Höhenzüge im Norden des Donau- und Maingebietes, die in Ostsüdost- und Westnordwestrichtung verlaufen; vom obern Rhein bis zur Grenze Dakiens, beziehentlich bis zu den Karpaten. Strabo, der sich noch nicht ganz von Cäsars Vorstellung losmachte, setzte ihn gleichwohl an die Stelle des heutigen Böhmerwaldes, was auch Vellejus Paterculus in noch bestimmterer Weise that. Florus, Tacitus und Plinius dagegen begreifen darunter den Thüringerwald. Je mehr die alten Geographen bei näherer Bekanntschaft mit Deutschland von speziellen Gebirgsnamen Kenntnis erhielten, um so mehr mußte jene allgemeine Benennung zurücktreten, sodaß Ptolemäus damit nichts anderes mehr zu bezeichnen wußte als den Bergrücken, der die Sudeten mit den Karpaten verbindet, wofür er eben wohl keinen Spezialnamen kennen mochte. In der systematisierenden Geographie haben Neuere den antiken Namen wieder hervorgesucht und zum Teil sehr willkürlich angewandt. So verstehen franz. Geographen unter dem Hercynischen Bergsystem sämtliche Gebirge zwischen den Alpen, dem Rhein, der norddeutschen Ebene, der Elbe in Böhmen und der Thaya in Mähren, während manche deutsche Geographen den Namen der langen Reihe von Bergketten, Berggruppen und Hochebenen geben, welche die äußere Umwallung des deutschen Hochlandes gegen die nordöstlich vorliegende Tiefebene bildet und die Wesergebirge, den Harz, das thüring., das sächs. und das lausitzische Bergland, das Riesengebirge und das glatzer Hochland umfaßt.

Herd, der ursprünglichen Bedeutung nach der Feuerplatz im Hause, bezeichnet in der Technik Gegenstände verschiedener Art. Im Hüttenwesen nennt man H. den Raum, in welchem eine Feuerarbeit vor sich geht, ferner den Schmelzraum der Schachtöfen zur Gewinnung von Blei, Kupfer, Eisen u. s. w., auch die von Bleioxyd durchdrungene Mergelmasse, welche zum Überkleiden der Sohle der Treiböfen gedient hat. In der Eisengießerei bezeichnet man mit H. den Boden der Gießhalle, in welchem eine als Form für den sog. Herdguß dienende Vertiefung hergestellt ist. Bei der Aufbereitung der Erze versteht man unter H. eine Anzahl Vorrichtungen (Rundherde, Stoßherde u. s. w.), die bei der Trennung sehr feinkörniger Erz- und Gesteinsgemische benutzt werden. In der Schmiede (s. Schmieden) heißt H. die Feuerstelle, in oder auf welcher die Erhitzung des Eisens stattfindet.

Herdbuch oder Zuchtstammbuch ist eine in ein Buch geordnete Zusammenstellung beglaubigter Abstammungsnachweise von Zuchttieren. Da das Vorhandensein der von den Zucht- und Gebrauchstieren einer bestimmten Rasse, Schlags oder Zucht verlangten Eigenschaften um so wahrscheinlicher ist, je reiner die Eltern und Voreltern des Tieres in der bestimmten Rasse fortgezüchtet sind, und je vorzüglicher die Vorfahren desselben in der gewünschten Richtung beschaffen waren, so werden, um die verlangten Nachweise zur Verfügung zu haben, Zuchtstammbücher ausschließlich bei Kultur-Rassen, -Schlägen und -Zuchten geführt, welche durch zweckmäßige Auswahl der Zuchttiere entstanden und bei denen infolge dessen die Eigenschaften und die Rassereinheit dieser Individuen von hervorragender Bedeutung sind. Das älteste, bis zur Gegenwart fortgesetzte H. ist das 1808 zuerst erschienene engl. General stud book, das die Abstammungsnachweise der engl. Vollblutpferde enthält. Nach dem Vorbilde Englands wurden in neuerer Zeit in den meisten Viehzucht treibenden Ländern Europas, Amerikas und Australiens ebenfalls H. angelegt. Weiteres s. unter Viehzucht.

Vgl. «Stammzuchtbuch deutscher Zuchtherden» (herausg. von W. Janke, Bresl. 1864); «Deutsches H.» (herausg. von Settegast und Krecker, Berl. 1868); Martinez, «Die Zuchtstammbücher aller Länder» (Brem. 1883); Martinez und Biernatzky, «Die Zuchtbuchführung für Rindvieh an einem Beispiele für die Praxis erläutert» (Brem. 1883).

Herdecke, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hagen, 7 km von Hagen, an der Ruhr, Station der Linien Düsseldorf-Dortmund, Steele-H. und H.-Dortmund der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3791 meist evang. E., welche Fabriken für Eisenwaren und Sicherheitslampen, ferner Blaufärbereien und Gerbereien unterhalten. In der Nähe sind bedeutende Steinbrüche, besonders von guten Pflastersteinen. Auf dem Kaisberg steht ein 28 m hoher Turm zur Erinnerung an den Freiherrn von Stein.

Herder (Joh. Gottfr. von), einer der eigentümlichsten, umfassendsten und geistvollsten Schriftsteller Deutschlands, wurde 25. Aug. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Mädchenschullehrer und Kantor war. Er besuchte die Lateinschule seines Geburtsortes, deren Rektor ihn auch im Griechischen und Hebräischen unterrichtete. Im J. 1760 nahm ihn der Diakonus Treschо als Famulus und Abschreiber in sein Haus, wo er die Bibliothek Treschos benutzen konnte. Im J. 1762

Digitized by Google

erbot sich ein russ. Regimentschirurg, der gerade in Mohrungen in Quartier gelegen hatte, den jungen H. mit nach Petersburg zu nehmen, ihm die Chirurgie zu lehren und ihm auch Hilfe für eine Thränenfistel, woran er litt, zu verschaffen, wofür ihm H. eine mediz. Abhandlung ins Lateinische übersetzen sollte. H. nahm das Anerbieten mit Freuden an und folgte dem neuen Freunde bis Königsberg. Dort aber fiel er bei der ersten Sektion in Ohnmacht, sodaß er von dem Studium der Chirurgie absehen mußte. Entschlossen, sich nunmehr der Theologie zuzuwenden, fand er Freunde, die ihm eine Stelle als Lehrer am Friedrichskollegium verschafften, bei der es ihm an Zeit zu eigenem Studieren nicht mangelte. In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft Kants, der ihn alle seine Kollegien unentgeltlich hören ließ. Mit der strengen philos. Schule konnte er sich jedoch nie befreunden; inniger schloß er sich an Hamann an. Von dem edelsten Eifer beseelt, suchte er seine Kenntnisse fortwährend möglichst zu erweitern und ermüdete nicht, die Gebiete der Kunst und Poesie, der Naturwissenschaft, der Litteratur und der Geschichte zu durchforschen. Im Herbst 1764 ging er als Kollaborator an die Domschule nach Riga, mit welcher Stelle später für ihn ein Predigtamt verbunden wurde. Als geistlicher Redner hatte er so großen Beifall, daß man beschloß, eine geräumige Kirche zu bauen. Im J. 1767 wurde ihm von Petersburg aus das Inspektorat der dortigen St. Petrischule angetragen; allein er lehnte nicht nur diesen Ruf ab, sondern legte selbst 1769 seine Stelle in Riga nieder, um eine größere Reise zu unternehmen. H. war bereits in Paris angekommen, als er zum Erzieher und Reiseprediger des Prinzen von Holstein-Eutin auserwählt wurde. Er reiste deshalb von Paris nach Eutin und von da nach einigen Monaten mit dem Prinzen nach Straßburg, wo er jedoch bald seine Stellung aufgab, aber wegen seines alten Augenübels noch ein halbes Jahr verweilte. Hier befreundete er sich mit Goethe, auf den er einen bedeutenden Einfluß gewann.

H. hatte schon damals durch mehrere Schriften, meist kritisch-polemischen Inhalts, in denen er mit jugendlicher Kühnheit und nicht ohne Heftigkeit für Lessingsche und Winckelmannsche Kunstansichten gegen die Flachheiten und Irrtümer der Zeit ankämpfte, vorzüglich durch seine «Fragmente über die neuere deutsche Litteratur» (1767) und seine «Kritischen Wälder» (1769) einen bedeutenden Ruf sich erworben, für die Theologie jedoch noch nichts von Bedeutung geliefert. Dennoch erhielt er in Straßburg den Ruf als Hauptprediger, Superintendent und Konsistorialrat nach Bückeburg, wohin er 1771 abging. Hier erwarb er sich bald auch einen ausgezeichneten Namen als Theolog, sodaß er 1775 einen Ruf als Professor der Theologie nach Göttingen erhielt. Aber er zögerte mit der Annahme, weil der König seine Berufung nicht unbedingt bestätigt und man verlangt hatte, daß er sich zu einem Kolloquium stellen solle. Als er im Begriff war, sich für Göttingen zu entscheiden, erhielt er den durch Goethe ausgewirkten Ruf als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberkonsistorialrat nach Weimar. Hier, wo H. im Okt. 1776 ankam, reiften die schönsten Früchte seines reichen Geistes. Geliebt und geehrt von seinem Fürstenhause, erhielt er manchen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste. Er wurde 1789 Vizepräsident, 1801 Präsident des Oberkonsistoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher gewesen war, und hierauf von dem Kurfürsten von Bayern in den Adelstand erhoben. So wirkte er, bis 18. Dez. 1803 der Tod seine nur in den letzten Jahren oft durch eine trübe und gereizte Stimmung gelähmte Wirksamkeit unterbrach. In seinen «Schriften» (45 Bde., Stuttg. 1805—20; Taschenausgabe, 60 Bde., Stuttg. 1827—30; 40 Bde., Stuttg. 1852—54; ferner eine kritisch genaue Ausgabe, meist von Düntzer besorgt, in Hempels «Nationalbibliothek deutscher Klassiker», 24 Tle., Berl. 1869—79; endlich eine neue, noch umfangreicher angelegte kritische Ausgabe von Suphan, in 32 Bdn., Berl. 1877 fg.; ausgewählte Werke in 4 Bdn., herausg. von Kurz in der «Bibliothek der deutschen Nationallitteratur», Hildburgh. 1871—72) hat er sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Dieselben zerfallen in drei Klassen: Schriften zur Religion und Theologie, zur Litteratur und Kunst, zur Philosophie und Geschichte.

H.s Originaldichtungen sind mit einzelnen Ausnahmen (wozu die meisten seiner «Legenden» gehören) von keiner großen Bedeutung. Glänzend aber zeigt sich seine dichterische Begabung in den Nach- und Umdichtungen fremdländischer Poesie, so vor allem in seinen «Volksliedern» («Stimmen der Völker» 1778) und in dem nach seinem Tode erschienenen «Cid» (1805; neu herausg. von Julian Schmidt, Lpz. 1868, mit Randzeichnungen von Neureuther, 4. Aufl., Stuttg. 1877; mit Zeichnungen von A. von Werner, Berl. 1875; vgl. R. Köhler, «H.s Cid und seine franz. Quelle», Lpz. 1867; Vögelin, «H.s Cid, die franz. und die span. Quelle zusammengestellt», Heilbr. 1879). Als Theolog erwarb er sich großes Verdienst um eine geistige, von dem Buchstaben des Dogmas freie Auffassung des Christentums, sowie um die Erklärung der Heiligen Schrift, und namentlich ist in dieser Beziehung sein «Geist der ebräischen Poesie» (Dessau 1782—83; 3. Aufl. von Justi, 2 Bde., Lpz. 1825) hervorzuheben. Als Philosoph, wenn nicht der Schule, doch des Lebens, hinterließ er einen Schatz bewährter Natur-, Menschen- und Weltbeobachtungen; als Erklärer des klassischen Altertums bewirkte er harmonische Bildung des Menschen durch die Muster Griechenlands. Er läuterte allseitig den Geschmack und suchte durch Anschauung und Würdigung der schönen Kunst den Menschen zu reiner Menschheit zu erheben. Auch machte er aufmerksam auf manches Vergessene und Verkannte der vaterländischen Vorzeit und erweckte den Sinn für das echt Volkstümliche der Poesie; Volkslied, Legende, Ossian, Shakspeare, die Poesie des Südens, die griech. Anthologie und vieles andere wurde durch ihn uns näher gebracht. Er stimmte fast in allem, was er schrieb, zur Begeisterung, hauchte der Seele edle Gefühle ein und entflammte das Herz für das wahrhaft Schöne und Große. Sein Hauptwerk sind die unvollendeten «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit» (4 Bde., Riga 1784—91; 4. Aufl., mit Ludens Einleitung, 2 Bde., Lpz. 1841, neu herausg. von Julian Schmidt, Lpz. 1868), in welchem alle Strahlen seines Geistes sich vereinigen. Sein Ziel dabei war, die ganze Geschichte der Menschheit als eine große, zusammenhängende, einem höhern Ziele zustrebende Reihe des Geschehens darzustellen. Das Ziel und den Endpunkt der Menschennatur und alles ihres Strebens bezeichnete er am liebsten durch das Wort Humanität. H. gehört zu den

Digitized by Google

Geistern, die nach den verschiedensten Richtungen hin anregend, weckend und befruchtend wirken, und die eben deshalb leichter als minder reiche in den Hintergrund gedrängt werden, weil sie versäumten, ihren eigenen Werken den Stempel der absoluten Vollendung zu geben. H.s Leistungen im Gebiete der Theologie, der Litteratur, der Kritik und der Philosophie sind vielfach berichtigt und selbst übertroffen worden; manches einzelne, z. B. seine Polemik gegen Kant, war sogar verfehlt; aber sein Verdienst ist darum nicht geringer. Der ganze Kulturzustand Deutschlands hat von ihm einen mächtigen, weithin sich verbreitenden Impuls erhalten, und an warmer, tiefer Begeisterung für alles echt Menschliche hat ihn keiner überragt. Der Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl August, ließ 1819 eine Gedächtnistafel mit der Inschrift «Licht, Liebe, Leben» auf sein Grab legen und 25. Aug. 1850 wurde in Weimar sein ehernes Standbild errichtet. Ein schönes Denkmal setzte ihm seine würdige Witwe, Maria Kornelia, geborene Flachsland, geb. 1750, gest. 1809, in ihren «Erinnerungen an H.s Leben», die J. G. Müller (2 Bde., Stuttg. 1820) herausgab. H.s inhaltreicher brieflicher Nachlaß ist enthalten in «H.s Lebensbild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel» (herausg. von seinem Sohne Emil Gottfr. von Herder, 3 Bde., Erlangen 1846—48), «Aus H.s Nachlaß. Ungedruckte Briefe von H. und dessen Gattin» (herausg. von Düntzer und F. G. von Herder, 3 Bde., Frankf. a. M. 1856—57), «H.s Reise nach Italien. H.s Briefwechsel mit seiner Gattin von Aug. 1788 bis Juli 1789» (herausg. von Düntzer und F. G. von Herder, Gieß. 1859), «Von und an H. Ungedruckte Briefe aus H.s Nachlaß» (herausg. von Düntzer und F. G. von Herder, 3 Bde., Lpz. 1861—62), «Briefe H.s an K. A. Böttiger» (herausg. von Boxberger, Erfurt 1882) und die Ergänzung dazu: Lindemann, «Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttigers und seiner Stellung zu Joh. Gottfr. H.» (Görlitz 1883), Düntzer, «Briefe des Herzogs Karl August an Knebel und H.» (Lpz. 1883). Eine ausführliche Biographie gibt Haym («H. nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt», Berl. 1877 fg.). Vgl. noch Werner, «H. als Theolog» (Berl. 1871); Joret, «H. et la renaissance» (Par. 1875); Lehmann, «H. in seiner Bedeutung für die Geographie» (Berl. 1883); Baerenbach, «Joh. Gottfr. von H.» (im «Neuen Plutarch», Bd. 6, Lpz. 1879).

Herder (Sigm. Aug. Wolfgang, Freiherr von), um den sächs. Bergbau hochverdienter Bergbeamter, der Sohn des vorigen, geb. 18. Aug. 1776 zu Bückeburg, wurde in Weimar erzogen; 1794 ging er auf ein Jahr nach Neuchâtel und begann, nachdem er die Universitäten zu Jena und Göttingen besucht, 1797 in Freiberg seine berg- und hüttenmännischen Studien; seit 1800 studierte er noch in Wittenberg die Rechte. Nach seiner Rückkehr nach Freiberg wurde er 1802 Bergamtsassessor, 1803 Assessor im Bergamte Schneeberg und 1804 Oberbergamtsassessor und Bergkommissionsrat in Freiberg; 1806 erhielt H. die Aufsicht über das Blaufarbenwesen. Insbesondere wurde seine Thätigkeit seit 1809 in Betreff des Eisenhüttenwerks Panki und der Salzwerke von Wieliczka im Großherzogtum Warschau in Anspruch genommen, weshalb er mehrere Jahre teils in Warschau, teils in Wien verweilte. Der König von Sachsen erhob ihn für seine Dienste in den Freiherrnstand. Unter dem russ. Gouvernement kam H. in das Geh. Finanzkollegium nach Dresden; 1818 wurde er Vizeberghauptmann, 1821 Berghauptmann und 1826 Oberberghauptmann. Im J. 1835 machte er eine Reise nach Serbien, um den Bergbau dieses Landes wieder emporzubringen. Er starb zu Dresden 29. Jan. 1838 und wurde auf der Halde des alten Bergwerks Drei Königfundgrube zwischen Freiberg und Tuttendorf beerdigt, wo ihm ein Denkmal errichtet ward. Nach seinem Tode erschien die Schrift «Der tiefe Meißener Erbstollen» (Lpz. 1838) und «25 Tafeln Abbildungen der vorzüglichsten Apparate zur Erwärmung der Gebläseluft auf den Hüttenwerken» (Freib. 1840).

Herdflammofen, s. unter Eisengießerei, Bd. V, S. 903.

Herdfrischen, der in Herden oder Frischfeuern stattfindende Arbeitsprozeß der Eisenerzeugung (s. d.), bei welchem durch Verbrennung des im Roheisen enthaltenen Kohlenstoffs und die dabei erfolgende Abscheidung nachteiliger Substanzen Schmiedeeisen (seltener Stahl) dargestellt wird. (S. auch Frischen.)

Herdfrischstahl oder Herdstahl, ein durch Entkohlen von Roheisen mittels des Herdfrischprozesses erzeugter Stahl.

Herdgeld, s. u. Leikauf. [S. 905.

Herdguß, s. unter Eisengießerei, Bd. V.

Herdöfen, im hüttenmännischen Sinne des Wortes Öfen mit flachen oder ausgetieften, entweder gemauerten oder aus feuerfester Masse geformten Feuerstätten, auf welchen Erze oder Metalle gemengt mit Brennmaterial bei natürlichem oder künstlichem Luftzutritt verarbeitet werden.

Here, Göttin, s. Juno.

Heredia, Stadt in der centralameril. Republik Costa-Rica, 10 km im NW. von der Hauptstadt San-José, am Südfuße des erloschenen Vulkans Barba und an dem zum Rio Grande fließenden Virro, in 1154 m Höhe, ist Station der Bahn Alajuela-San-José-Cartago und hat Viehzucht sowie zahlreiche Kaffeeplantagen. Der Maultierpaß von H. zum Rio Sarapiqui und nach San-Juan del Norte führt zwischen den Vulkanen Barba und los Votos hindurch zum 2400 m hohen Col von Tesengaño.

Heredieren (hereditieren, lat.), erben; ein Schiffspartner sein; hereditär, erblich.

Hereditäre Krankheiten, s. Erbliche Krankheiten.

Hereditas hat im röm. Recht eine dreifache Bedeutung. Zunächst heißt H. das Vermögen eines Verstorbenen, welches Gegenstand der Erbfolge ist, der Nachlaß; sodann die rechtliche Stellung des Erben, in welche dieser durch Annahme der Erbschaft eintritt (sog. subjektive Bedeutung von H.); endlich das Recht, Erbe zu werden. In dem erstern und geläufigsten Sinne umfaßt H. noch die Passiva des Verstorbenen, welche der Erbe also mit den Aktiven zu übernehmen genötigt ist, wenn er nicht noch auf die Aktiva zu verzichten vorzieht.

Heredität oder Erblichkeit in physiol. Sinne, s. unter Erbliche Krankheiten.

Hereford, eine der westl. Grafschaften Englands, zählt auf 2176,9 qkm (1881) 121 042 E. und bietet einen schönen Wechsel von Hügeln, Thälern und Ebenen dar. Ihre höchsten Erhebungen sind die Hatterelkette an der Westsüdwestgrenze und die Malvernhills an der Ostgrenze. Gegen Süden abgedacht, sendet das Land seinen bedeutendsten Fluß

Digitized by Google

zum Severn, nämlich den 195 km langen, wegen seiner romantischen Scenerie berühmten Wye, reich an Lachsen, welcher rechts den Monnow, links den an Forellen reichen Lug mit (rechts) den Arrow und (links) dem Frome aufnimmt und bei hohem Wasser bis Hay, 48 km oberhalb der Stadt H., für Barken von 3—100 Ctrn. zugänglich gemacht ist. Der Boden ist im allgemeinen so fruchtbar, daß nur 24 Proz. keine Bodenfrüchte liefern; 17 Proz. sind mit Wald und Busch bedeckt; 46,5 Proz. sind dauernd Weide, 8 Proz. Wiesen. Neben der Gewinnung von Getreide, namentlich Weizen und Gerste, herrscht die Obstkultur in ausgedehntester Weise vor. Apfel- und Birnwein ist ein Stapelartikel. Der Absatz geht meist nach London und Bristol, von da nach Amerika und Westindien. Nebenbei wird viel Hopfen gebaut. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Wegen seines feinen Vlieses und vortrefflichen Fleisches sehr geschätzt ist das Herefordschaf, dessen Stammrasse die Collings oder Rylands bilden. Die Wälder geben viel Eichenholz, das Mineralreich fast nur Eisen, welches aber nicht benutzt wird. Mit Ausnahme des Webens einiger grober Wollstoffe fehlen in H. Manufakturen. Die früher schwunghaft betriebene Tuchbereitung in Ledbury ist eingegangen. Die Grafschaft sendet drei Abgeordnete in das Parlament, zwei andere die Stadt H. und die Stadt Leominster.

Der Hauptort Hereford, Munizipalstadt und Parlamentsborough, in freundlicher und fruchtbarer Gegend links am Wye und am Gloucesterkanal sowie am Kreuzungspunkte von fünf Eisenbahnen gelegen, ist seit 678 der Sitz eines Bischofs, hat eine 1115 erbaute, 1862 restaurierte Kathedrale, eine der schönsten in England, und einige andere altertümliche Bauwerke, ein Denkmal Nelsons, einen bischöfl. Palast, eine Gerichtshalle, Stadthalle, Grafschaftshalle und ein Theater. Die Stadt besitzt drei litterarische und ein Handwerkerinstitut nebst Bibliothek, eine naturwissenschaftliche Gesellschaft, mehrere Hospitäler und Krankenhäuser. H. zählt (1881) 19822 E., die Handschuhe, Flanell und Hüte fabrizieren und Handel mit Landesprodukten, hauptsächlich Obstwein, Hopfen und Lohe treiben. H. ist der Geburtsort Garricks. Ehemals war die Stadt befestigt.

Heremans (Jak. Franz Jos.), verdienter niederländ. Sprachforscher, geb. 28. Jan. 1825 in Antwerpen, genoß seine wissenschaftliche Erziehung am Athenäum seiner Vaterstadt, erhielt 1843 eine Anstellung als Unterbibliothekar daselbst, bald nachher 1844 als Lehrer am städtischen Kollegium zu Mecheln und dann 1845 am Athenäum in Gent, wo er 1864 als Universitätsprofessor der niederländ. Sprache und Litteratur thätig war. Außer zahlreichen Werken über niederländ. Grammatik, Metrik und Litteratur lieferte H. Biographien der vläm. Dichter Ledeganck (Antwerp. 1847) und J. T. van Rijswijck (Antwerp. 1850), wie auch des vläm. Geschichtschreibers David (Leid. 1868). Sehr geschätzt ist seine Ausgabe zweier Gedichte des Jakob van Maerlant, «Van den lande van Overzee» und der «Kerken claghe» (Gent 1871); ausgezeichnet ist sein franz.-niederländ. und niederländ.-franz. Wörterbuch (Antwerp. 1865—68). H. ist jetzt der Hauptvertreter der wissenschaftlichen Seite der vläm. Bewegung, wie es früher J. F. Willems war.

Heruela, Stadt in der span. Provinz Ciudad-Real, Neu-Castilien, am Ostende der Hügelreihe La Calderina, rechts am Flusse Giguela, dicht unterhalb der Mündung des Valdespino in denselben, zählt (1877) 5866 E. und hat Fabrikation von Seife, grobem Tuch, Wachs und Chokolade, ferner Wein- und Olivenbau sowie herrliche Weiden.

Herennianus (eigentlich Airanes oder Hairan), der ältere Sohn der Septimia Zenobia (s. d.) und des Königs Odänath von Palmyra.

Hérens (Dent d'), s. unter Dent.

Hérens (Val d'), deutsch Eringerthal, ein Hochthal im gleichnamigen Bezirke des schweiz. Kantons Wallis, von der Borgne durchflossen, erstreckt sich, 30 km lang, vom Fuße des Col d'H. nordnordwestlich bis zum Rhônethale, in welches es bei Bramois (512 m, 3 km östlich von Sitten) einmündet. Die oberste Thalstufe, die Combe de Ferpècle, in deren Hintergrunde sich der mächtige Doppelstrom des Ferpècle- und des Montmineglетschers herabsenkt, ist ein enges, ernstes Hochalpenthal, umschlossen von dem vergletscherten Massiv der Dent-Blanche (4364 m), der Tête-Blanche (3750 m) und den Felsnadeln der Dents de Bertol, der Aiguille de la Za (3673 m) und der Dents de Veisivi. Bei Haudères (1433 m), wo sich südlich das malerische, vom Mont-Collon beherrschte Seitenthal Combe d'Arolla öffnet, treten die Thalwände, links die Kette des Pic d'Arzinol (3001 m), rechts diejenige des Sasseneire, weiter auseinander, und zwischen ihnen breitet sich die ebene, anmutige Thalstufe von Evolena aus. Aber schon 1 km unterhalb dieses Dorfs verengert sich das Thal wieder, sodaß die schmale Sohle zwischen den bewaldeten Steilhängen selten Raum für Ansiedelungen bietet und die Dörfer erst hoch über dem Flusse auf den Berglehnen Platz finden. Bei Useigne (970 m) mündet links vom Montblanc de Seilon (3871 m) her das liebliche Val d'Hérémence, dessen Fluß, die Dixenze, unterhalb des phantastisch ausgezackten Moränenwalles der Pyramiden von Useigne der Borgne zufließt, und hier beginnt die unterste Stufe des Thals, das sich mehr und mehr zum tiefen, engen Tobel zwischen hohen Bergterrassen verschmälert und endlich in die schauerlich wilde Felsklust von Longeborgne ausläuft, aus welcher der Fluß bei Bramois heraustritt, um 2,5 km weiter nordwestlich in den Rhône zu münden. Reich an Wasserfällen und Felsschluchten, prächtigen Alpweiden und Waldungen, umrahmt von kühn geformten vergletscherten Hochgebirgen, bieten sowohl das Hauptthal wie die Seitenthäler von Arolla und Hérémence eine Fülle bald lieblich schöner, bald ernst großartiger Landschaftsbilder dar, und es sind denn auch Evolena und die Bergwirtshäuser von Ferpècle und Arolla beliebte Sommerfrischen und Ausgangspunkte für Bergfahrten in den Walliser Hochalpen, besonders seitdem das Thal durch die 25 km lange Poststraße Evolena-Sitten leicht zugänglich geworden ist. Von den zahlreichen Pässen, die in die benachbarten Thäler führen, sind die wichtigsten der Col de Torrent (2924 m) von Evolena in das Val d'Anniviers, der Col d'H. (3480 m) von Ferpècle nach Zermatt, der Col de Collon (3130 m) von Arolla nach Valpelline und der Col de Seilon (3150 m) von Arolla ins Bagnethal.

Der Bezirk Hérens umfaßt das Val d'H. mit seinen Seitenthälern und als Exklave auf der rechten Seite des Rhônethals die Gemeinde Ayent am Fuße des Rawyl, ist 436 qkm groß und zählt in

Digitized by Google

neun Gemeinden 6598 kath. E. französischer Zunge, deren Haupterwerbsquelle die Alpenwirtschaft ist. Die Bevölkerung, ein hübscher kräftiger Schlag, der in Tracht, Sitte und Dialekt viel Altertümliches bewahrt hat, ist im ganzen wohlhabend. Viele Weinberge des Rhônethals in der Gegend von Sitten und Siders gehören den Leuten von Evolena, Haudères u. s. w. Hauptort des Bezirks ist Vex, 957 m über dem Meere, 3,5 km südöstlich von Sitten an der Straße nach Evolena gelegen, mit (1880) 879 E.

Herero oder Ovaherero, Negervolk im westl. Südafrika, ein Teil des Volks der Damara, wohnt zwischen 22° 58' und 19° 30' südl. Br. Die H. sind tief schwarz, meist Nomaden, treiben Rindvieh- und Schafzucht, bearbeiten auch die Eisenerze ihres Landes. Ihre Zahl wird auf 80000 geschätzt. In ihrem Gebiet sind mehrere Missionsstationen, namentlich das von Hugo Hahn (s. d.) gegründete Neubarmen. Hahn schrieb auch: «Grundzüge einer Grammatik des H. nebst Wörterbuch» (Berl. 1857).

Heres (lat.), Erbe. Das altlat. Wort erus oder esus bezeichnet den Hausvater (s. d.) als Inhaber der gesamten Hausgewalt. Damit zusammenhängend ist H. der Nachfolger des verstorbenen Hausvaters in dessen Nachlaß, regelmäßig der nächste Agnat (suus heres). Im spätern röm. Recht bedeutet dann H. den Erben im allgemeinen, sei es, daß er gesetzlicher (Intestat-) Erbe war oder in einem Testament mit befehlenden Worten (h. esto!) eingesetzt (h. scriptus). Bei testamentarischer Verfügung ist die Einsetzung eines H. noch heute so notwendig, daß ohne dieselbe ein Testament nicht vorhanden ist. Z. B. die bloß Vermächtnisse enthaltende letztwillige Verfügung wird nicht als Testament betrachtet. Heute ist H. (= Erbe) der Universalsuccessor in das Vermögen eines Verstorbenen, charakterisiert dadurch, daß er dies Vermögen als Ganzes oder höchstens nach Quoten (Rechnungsteilen) erbt, d. h. sowohl dessen Aktiva als Passiva im ganzen oder pro rata übernimmt. Ausschlagung der Erbschaft steht jetzt jedem Erben frei, nach früherm Recht nicht den Haussöhnen.

Herford, Kreisstadt im Regierungsbezirk Minden in der preuß. Provinz Westfalen, 15 km von Bielefeld an den Linien Berlin-Hannover-Köln und H.-Detmold der Preußischen Staatsbahnen, wird von der Werre und Aa in die Altstadt, Neustadt, Radewig (Radewich) und Vorstadt Stift Berg geteilt. Die Stadt ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat eine kath. und fünf evang. Kirchen, worunter die Münsterkirche in roman. Stil und die Johanniskirche mit 87 m hohem Turme, eine Synagoge, ein 1540 gegründetes evang. Gymnasium, eine Landwirtschaftliche höhere Lehranstalt, zwei höhere Töchterschulen, eine gewerbliche Fortbildungsschule, zwei Waisenhäuser, ein Krankenhaus, ein Theater, ein schönes Kriegerdenkmal und ein Zellengefängnis und zählt (1880) 13596 meist prot. E., welche Cigarren, Rauchtabak, Leinzeuge, Taschentücher, Anzüge (herforder Konfektion), Zucker- und Chokoladewaren, Teppiche, Tuchbauben, landwirtschaftliche Maschinen, Leder, künstliche Düngmittel fabrizieren, eine Flachs- und eine Jutespinnerei, zwei Möbelfabriken, Eisengießereien, Liqueurfabriken und Bierbrauereien unterhalten. — Zur Erbauung der Stadt gab das nach der Sage 832 gestiftete und 839 von Ludwig dem Frommen bestätigte Frauenstift Anlaß, dessen gefürstete Äbtissin Reichsstandschaft genoß und dieselbe auch fortbehielt, als das Stift evangelisch wurde. Das Stift wurde 1803 und das im 11. Jahrh. gestiftete Kollegiatstift auf dem Berge bei H. 1810 aufgehoben. H. selbst war früher Hansestadt, wurde 1631 Reichsstadt, mußte sich 1647 dem Kurfürsten von Brandenburg unterwerfen, kam 1807 an Westfalen, 1813 an Preußen zurück. — Der Kreis Herford zählt (1880) auf 438 qkm 76427 meist prot. E.

Hergenröther (Joseph von), Kardinal und gelehrter kath. Theolog, geb. 15. Sept. 1824 zu Würzburg, studierte dort und in Rom, wurde 1849 Kaplan in der Pfarrei Zellingen bei Würzburg, 1851 Privatdocent der Theologie zu München, 1852 außerord., 1855 ord. Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte. Da H. zu den entschiedensten Vertretern des Romanismus gehörte, berief ihn Pius IX. 1868 nach Rom, um als Mitglied der kanonistischen Kommission an der Vorbereitung des Vatikanischen Konzils teilzunehmen. Zur Verteidigung der päpstl. Unfehlbarkeit schrieb unter anderm H.: «Anti-Janus» (Freiburg 1870), «Kath. Kirche und christl. Staat in ihrer geschichtlichen Entwickelung» (Freiburg 1872). Im J. 1877 ward H. päpstl. Hausprälat, 1879 Kardinal und erhielt als Kardinal-Archivar die oberste Leitung des Vatikanischen Archivs. Von seinen Schriften sind die wichtigsten: «Photius, Patriarch von Konstantinopel» (3 Bde., Regensb. 1866—69), «Handbuch der Kirchengeschichte» (3 Bde., Freiburg 1876; 2. Aufl. 1884), «Kardinal Maury» (Würzb. 1878), «Abriß der Papstgeschichte» (Würzb. 1879), «Regesten des Papstes Leo X.» (Freiburg 1884). Vgl. Steiner, «Joseph von H.» (Würzb. 1883).

Hergiswyl, Pfarrdorf mit 999 kath. E. im schweiz. Kanton Nidwalden, liegt 450 m über dem Meere, 7,5 km südlich von Luzern, 5 km nordwestlich von Stans, von Wiesen und Obstgärten umgeben, auf dem linken Ufer des Vierwaldstättersees am Fuße des Pilatus, der von hier aus häufig auf gutem Saumwege bestiegen wird.

Héricourt, Stadt mit (1876) 3402 (Gemeinde 3558) E. im franz. Depart. Obersaône, Arrondissement Lure, links an der Lisaine, bekannt durch den Sieg der Schweizer über das burgund. Heer 14. Nov. 1474, namentlich aber durch die sog. Lisaine-Schlacht 15., 16., 17. Jan. 1871. (S. Lisaine).

Hering (auch Häring), Clupea, ist eine artenreiche, in allen Meeren verbreitete Fischgattung aus der Ordnung der Schlundblasenfische oder Physostomen. Ihre Merkmale sind ein schlanker, seitlich zusammengedrückter Leib mit einer kurzen Rückenflosse, einer etwa ebenso langen Afterflosse und zwei bauchständigen Bauchflossen; auf der Bauchkante sitzen vom Kopf bis zum After kielförmige, nach hinten in einen Stachel auslaufende Schuppen. Das mäßig weite Maul, welches nur schwach bezahnt ist, wird in seinem obern Rande in der Mitte von den Zwischenkiefern, an den Seiten von den Oberkiefern begrenzt, welche letztern aus je drei gesonderten Stücken bestehen. Die Innenseite der Kiemenbögen ist mit vielen, kleine Zähnchen tragenden Fortsätzen versehen, wodurch ein die Kiemenspalten überspannendes feines Sieb entsteht, um die aus winzig kleinen Krebsen (sog. Spaltfußkrebsen oder Kopepoden) bestehende Nahrung aus dem Wasser abzuscheiden. Die ganzrandigen, glänzenden Schuppen fallen sehr leicht ab.

Digitized by Google

Zu den H. gehören unter andern die Alsen, der Sprott, der amerikanische Menhaden und andere nationalökonomisch wichtigste Fische, der wertvollste aber ist der gemeine Hering (Clupea harengus, norweg. sild, schwed. sill; s. Taf.: Fische I, Fig. 15), welcher an der Nordostküste Asiens, im ganzen nordatlantischen Ocean, in größerer Menge jedoch in der Nord- und Ostsee vorkommt und dort nächst dem Kabeljau den wichtigsten Gegenstand der Fischerei bildet. Er wird 18—36 cm lang, ist etwa fünfmal so lang als hoch; die Rückenflosse steht etwa in der Mitte des Rückens und die Bauchflossen unter der Rückenflosse hinter dem Anfang derselben. Die Stachelschuppen am Bauche sind wenig scharf, die Zunge und der Pflugscharknochen tragen kleine Zähne. Der Rücken ist blaugrün, Seiten und Bauch schillern lebhaft in allen Regenbogenfarben. Die früher verbreitete Ansicht, daß die Heimat aller die europäischen Küsten besuchenden H. das Nordpolarmeer sei, von wo aus alljährlich gewaltige Scharen, getrieben von den Walen, zu uns kommen sollten, ist längst aufgegeben. Die eingehenden Forschungen der neuern Zeit, namentlich die der Schweden, Norweger, Dänen und Deutschen, haben nachgewiesen, daß der europäische H. in zahlreiche örtliche Schwärme oder Stämme zerfällt, welche durch erbliche Rassenunterschiede getrennt sind, und von denen jeder einen verhältnismäßig eng umgrenzten Bezirk niemals verläßt. Solche verschiedene Stämme sind z. B. der sog. schottische Hochseehering, der an der Südwestküste Norwegens lebende Vaarsild (d. h. Frühjahrshering), der H. des Kattegats, der Frühjahrshering der westlichen Ostsee, der kleine H. des Finnischen und Bottnischen Meerbusens, der sog. Stromling u. a.

Sämtliche Heringsstämme lassen sich in zwei Gruppen verteilen, nämlich pelagische oder Hochseestämme und litorale oder Küstenstämme. Erstere, zu denen der schott. Hochseehering und der norweg. Vaarsild gehören, leben außer der Laichzeit in einer Entfernung von 400 bis 600 km von der Küste auf der hohen See, um dort zerstreut ihrer Nahrung, den kleinen Spaltfußkrebsen (norweg. aat genannt) nachzugehen; zur Laichzeit dagegen sammeln sie sich zu gewaltigen Scharen, um in der Nähe der Küste auf flachen Gründen zu laichen. Die Hochseestämme sind für die Fischerei am wichtigsten. Die Küstenstämme, zu denen z. B. der Frühjahrshering der westl. Ostsee gehört, leben stets in unmittelbarer Nähe der Küste und gehen zum Laichen in stille, flache Buchten, namentlich in solche mit brackischem Wasser. Die Laichzeit, in welcher die meisten H. gefangen werden, ist bei den einzelnen Stämmen sehr verschieden; der schott. Hochseeheering laicht z. B. im August, der norweg. Vaarsild von Februar bis April, die meisten Küstenstämme von April bis Juni. Die Eier des H. (ein Weibchen enthält deren 40—60000 Stück) werden stets von den scharenweise versammelten Weibchen ins Wasser gespritzt und kleben nach der Befruchtung durch die Milch der Männchen an Pflanzen und Steinen fest; die Entwickelung der Eier währt je nach der Temperatur 6—50 Tage und die Jungen schlüpfen in einer sehr unvollkommenen Gestalt aus. Indirekt konnte nachgewiesen werden, daß die Jungen des H. in der Regel zum Laichen an ihren Geburtsort zurückkehren. Dieser Umstand, sowie die Thatsache, daß verschiedene lokale Rassen existieren, eröffnet die Aussicht, durch zweckentsprechende Schonung der Laichplätze der durch Überfischung etwa herbeigeführten Verarmung mancher Heringsreviere entgegenzutreten. Über das periodische Verschwinden und Wiederkehren der Heringsscharen s. Fischperioden. Eine künstliche Befruchtung der Heringseier ist zwar ähnlich wie bei den lachsartigen Fischen mit Erfolg ausgeführt worden, allein die Aufzucht der Jungen ist so schwierig, daß von einer erfolgreichen künstlichen Zucht und Vermehrung der H. einstweilen nicht die Rede sein kann.

Der bedeutendste Heringsfang findet gegenwärtig an der Ostküste Englands und Schottlands (Hauptplätze Yarmouth, Wick, Peterhead, Fraserburgh) von Juli bis September mit Treibnetzen (s. Fischerei) statt. Hier fischen Holländer, Engländer und Schotten; letztere allein fangen jährlich mindestens 1000 Mill. Stück. An der norweg. Küste wird im Süden (Hauptplatz Stavanger) von Ende Januar bis April der Vaarsild gefangen, meist mit Treibnetzen. Bedeutender ist gegenwärtig der weiter nördlich betriebene Fang des sog. Sommer- oder Fettherings, welcher im Sommer und Herbst außer mit Treibnetzen auch mit Sperrnetzen betrieben wird, wodurch den in die Buchten eingedrungenen H. der Weg ins Meer abgeschnitten wird. In den Provinzen Norrland und Südfinnmark endlich wird von November bis Januar eine dritte Sorte, der sog. Groß- oder Nordhering (storsild) gefangen. Der Wertertrag des gesamten norweg. Herings- und Sprottfanges betrug von 1869 bis 1878 im Mittel etwa 7 Mill. Mark jährlich, im Maximum, nämlich 1877, 13 Mill. Mark. In der westl. Ostsee ist Eckernförde der wichtigste Fangplatz, in der östl. Ostsee Hela an der preuß. Küste. Auch der holländ. Heringsfang ist bedeutend, hat aber gegen früher abgenommen. Seit mehrern Jahren betreibt eine vom Staate subventionierte Aktiengesellschaft von Emden aus mit sog. Loggern den Hochseefang auf H.

Die meisten H. werden in frischem Zustande verzehrt; außerdem bilden sie, auf verschiedene Weise zubereitet, einen Handelsartikel von enormer Bedeutung. Das Einsalzen oder Pökeln soll gegen Ende des 14. Jahrh. der Holländer Willem Bökel (s. d.) erfunden haben, doch wird diese Konservierungsmethode schon um 1300 in hanseatischen Urkunden erwähnt. Böklinge (s. d.) sind frisch geräucherte, nicht ausgeweidete H.; andere in Deutschland vorkommende Sorten sind marinierte, Bratheringe und H. in Gelée. Junge H. kommen auch in marinierter Form als sog. deutsche oder russ. Sardinen in den Handel. Matjesheringe, d. h. Jungfernheringe, nennt man eine kleine Sorte eingesalzener norweg. Heringe, welche noch nicht gelaicht haben und deshalb besonders fett und wohlschmeckend sind. Vollheringe sind H. mit Rogen oder Milch kurz vor dem Laichen, Hohlheringe solche, welche den Laich abgesetzt haben und deshalb mager und schlecht sind. Von ältern Werken über den H. ist vor allen zu nennen: Mitchell, «The herring, its natural history and national importance» (Edinb. 1864). In neuerer Zeit haben sich um die Naturgeschichte des H. besonders die nordischen Forscher Axel Boeck, G. O. Sars, Vilh. Hungmann und die Deutschen H. A. Meyer und Fr. Heincke Verdienste erworben.

Hering, Stadt in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Dieburg, 2 km südlich von Lengfeld, zählt 485 E. und hat Eisensteingruben. Auf einem Berg über der Stadt erhebt sich das Schloß Otzberg.

Digitized by Google

Hering (Eduard von), namhafter Mediziner und Tierarzt, geb. 20. März 1799 zu Stuttgart, widmete sich 1819—22 dem Studium der Tierheilkunde in Tübingen, Wien und München, wurde 1822 zum Lehrer der Anatomie und Physiologie an der neuerrichteten Tierarzneischule in Stuttgart, 1828 zum Direktor der Klinik, 1842 zum Medizinalrat, 1862 zum Obermedizinalrath ernannt und war auch von 1859 bis 1872 als Obertierarzt und Referent im Kriegsministerium thätig. Nachdem er sich 1872 in das Privatleben zurückgezogen, starb er 28. März 1881 in Stuttgart.

H. hat sich durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten um die Veterinärwissenschaft wesentlich verdient gemacht. Er redigierte von 1839 bis 1876 das «Repertorium der Tierheilkunde», verfaßte 1846—65 den veterinärwissenschaftlichen Teil der Canstattschen «Jahresberichte» und veröffentlichte außer zahlreichen kleinern Abhandlungen folgende Schriften: «Physiologie für Tierärzte» (Stuttg. 1832), «Tierärztliche Arzneimittel» (Stuttg. 1846; 3. Aufl. von Weiß, 1870), «Spezielle Pathologie und Therapie für Tierärzte» (Stuttg. 1842; 3. Aufl. 1858), «Handbuch der tierärztlichen Operationslehre» (2. Aufl., Stuttg. 1866), «Vorlesungen für Pferdeliebhaber» (mit Illustrationen, Stuttg. 1834), «Biographisch-litterarisches Lexikon der Tierärzte» (Stuttg. 1863), «Etymolog. Wörterbuch für Tierärzte» (Stuttg. 1871).

Hering (Ewald), ausgezeichneter Physiolog, geb. 1834 in Alt-Gersdorf im Königreich Sachsen, ließ sich nach vollendetem mediz. Studium 1860 als praktischer Arzt in Leipzig nieder, habilitierte sich 1862 als Docent für Physiologie an der dortigen Universität, wurde 1865 nach Ludwigs Abgang als Professor der Physiologie und mediz. Physik an die mediz.-chirurgische Josephs-Akademie zu Wien berufen und wirkt seit 1870 in gleicher Eigenschaft als Nachfolger Purkinjes an der Universität zu Prag. H. hat sich große Verdienste um die Psychophysik erworben; außerhalb der speziellen Fachkreise wurde er insbesondere bekannt durch seine Untersuchungen über den Raumsinn des Auges, in welchen er die nativistische Theorie im Gegensatz zur rein empiristischen von Helmholtz vertritt, ferner durch seine auf der Descendenzlehre fußende Abhandlung über «Das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organisierten Materie» (im «Almanach der kaiserl. Akademie der Wissenschaften», Wien 1870), durch seine Bekämpfung des Fechnerschen psychophysischen Grundgesetzes und durch seine Farbentheorie.

Hering (Konstantin), namhafter homöopathischer Arzt und Schriftsteller, geb. 1. Jan. 1800 zu Oschatz in Sachsen, widmete sich in Leipzig und Dresden dem Studium der Medizin, promovierte 1826 zu Würzburg und ließ sich 1834 als praktischer Arzt in Philadelphia nieder, wo er sehr bald eine umfangreiche Praxis erlangte und 23. Juli 1880 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Rise and progress of homoeopathy» (Philadelphia 1834), «American drug provings» (Lpz. 1853), «The domestic physician» (6. Aufl., Philad. 1858), «Homöopath. Hausarzt» (14. Aufl., Jena 1876).

Heringen, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Sangerhausen, an der Helme, etwas oberhalb der Zorgemündung, und an der Linie Halle-Münden der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein altes Schloß und zählt (1880) 2381 meist prot. E., welche Zucker-, Sprit- und Knochenmehlfabrikation, Ziegelei, Acker- und Obstbau treiben.

Heringsdorf, Dorf an der Ostsee, auf der zu Pommern gehörigen preuß. Insel Usedom, 9 km im Nordwesten von Swinemünde (s. d.) gelegen und wie dieses ein Seebad, hat vor dem in Swinemünde einen stärkern Wellenschlag voraus und gehört seit 1872 einer Aktiengesellschaft, die viel für Vergrößerung und Verschönerung des Ortes thut. Das Dorf mit schöner Kirche und Villen liegt 35 m über dem Meere auf einem mit Buchenwaldung bestandenen Gelände und zählt (1880) 568 E. Vgl. Wallenstedt, «Das Ostseebad H.» (Berl. 1879).

Heringskönige (Regalecus), ein schönes und seltenes Fischgeschlecht aus der Familie der Bandfische, seitlich flach zusammengedrückt, von Silberglanz mit rosenroten Flossen; einzelne Individuen erreichen eine Länge von über 6 m. Es gibt mehrere Arten von weiter Verbreitung, was zusammen mit ihrer Seltenheit (an Englands Küste wurden von 1759 bis 1878 nur 16 Exemplare gefangen) dafür spricht, daß es Tiefseefische sind. Der Name H. beruht auf der irrigen Voraussetzung, daß sie die Heringszüge begleiten, resp. anführen.

Heringswal, s. unter Finnfische.

Heri-Rûd oder Herat-Rûd, d. h. der Fluß von Herat, der Arius der Alten, entspringt im N. Afghanistans am Westende des Kuhi-Baba oder westl. Hindu-Kusch, fließt nach W. längs des Fußes des Sefid-Kuh, d. h. Weißes Gebirge, nahe bei Herat vorbei, im Süden des Kaitu-Gebirges, bildet dann, nach Norden fließend, die Grenze gegen die pers. Provinz Chorasan und verläuft sich als Tetschend, d. h. Fluß, in 37° 30′ in dem Sande der Turkmenensteppe. Vielleicht floß er, sowie der östlich ihm parallel strömende Murghab, ehemals links zum Amu-Darja (Oxus). Seine Länge ist ungefähr 800 km.

Herisau, der größte und gewerbfleißigste Ort des schweiz. Kantons Appenzell-Außerrhoden, liegt 777 m über dem Meere, 11 km nordwestlich von Appenzell, 9 km westsüdwestlich von St. Gallen an der Appenzeller Bahn, auf dem rechten Ufer der Glatt, in einem anmutigen grünen Thalkessel, der nördlich und westlich von den ruinengekrönten Hügeln Rosenberg (874 m) und Rosenburg (920 m), südlich vom Waldstätterberg (892 m) und östlich von dem aussichtsreichen Luzenland (918 m) umschlossen wird. Der Flecken ist teilweise stadtartig angelegt, besitzt eine alte reformierte und eine neue kath. Kirche, eine Realschule, ein Bezirksspital, ein stattliches Rathaus, mehrere Fabriken, als eidgenössischer Waffenplatz eine große Kaserne und zählt (1880) 11082 meist reform. E. (1024 Katholiken, 89 Israeliten und Andersgläubige), deren Haupterwerbsquelle die Baumwollindustrie (Musselinweberei, Stickerei, Bleicherei, Färberei u. s. w.) ist. Obwohl dem Namen nach nur Hauptort des Bezirks Hinterland, ist doch H. als der reichste und bedeutendste Ort, Mittelpunkt des Handels und der Industrie, Sitz des Kantonsrats und der Kantonskanzlei der faktische Hauptort des ganzen Kantons Außerrhoden. Urkundlich zuerst 837 erwähnt, stand H. während des Mittelalters unter der Herrschaft der Abtei St. Gallen, von der sich das Appenzellerländchen 1401—29 im sog. Appenzeller

Digitized by Google

Kriege befreite, wobei die äbtischen Burgen Rosenberg und Rosenburg 1403 zerstört, im gleichen Jahre aber auch H. von den äbtischen Truppen eingeäschert wurde. Auch 1606, 1672 und 1812 brannte der Flecken teilweise ab.

Heristall, jetzt Herstal, Marktflecken mit 11381 E. am linken Ufer der Maas und an der Linie Lüttich-Eindhoven der Niederländischen Staatsbahnen, 5 km im NO. von Lüttich, als dessen Vorstadt es betrachtet werden kann. Die blühenden Gewerbszweige des Ortes sind Kohlenförderung und Eisenfabrikation. Die Herrschaft H. war von 1444 an im Besitz des Hauses Nassau, unter lütticher Oberhoheit. Mit dem Tode Wilhelms III., Königs von England, entstand 1702 Streit über dieses Erbe, bis es endlich 1714 dem König von Preußen zufiel, von dem es gegen 1740 für 150000 Thlr. dem lütticher Hochstift verkauft wurde. Die einst über H. emporsteigende, jetzt aber bis auf wenige Spuren verschwundene Burg ist das denkwürdige Stammschloß des austrasischen Majordomus, Pipins des Dicken, der hiernach Pipin von H. genannt wird. Der Ort war als Familienbesitzung der Karolinger in der Folge oft auch der Aufenthaltsort Karls d. Gr. und streitet mit Aachen um den Ruhm, dessen Geburtsort zu sein. Es wird gewöhnlich das fränkische H. genannt, zum Unterschied von dem sächsischen. Dieses letztere, jetzt das Dorf Herstelle an der Weser im Kreise Höxter des Regierungsbezirks Minden der preuß. Provinz Westfalen, war ein schon in den Römerkriegen militärisch wichtiger Punkt, wo auch König Karl d. Gr. im Kriege gegen die Sachsen im Winter 797 sein Heerlager aufschlug. Aus diesem Lager entstand im Mittelalter eine Burg, die um die Mitte des 15. Jahrh. von den Hessen niedergebrannt, später aber wieder aufgebaut, von ihren Besitzern, den Herren von Falkenberg, 1608 an den Bischof von Paderborn verkauft und samt dem dabei befindlichen Minoritenkloster im Dreißigjährigen Kriege gänzlich zerstört wurde.

Herit., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für L'Heritier de Brutelle.

Héritage (frz.), Erbschaft; heritieren, erben.

Herjeå-dalen, schwed. Provinz, der südl. Teil des Jemtlands-Län, zählt auf 13650 qkm (wovon 407,5 Gewässer) (1882) 9112 E. Der gebirgige Boden ist unfruchtbar und erlaubt wegen des rauhen Klimas nur spärlichen Anbau. Viehzucht und in neuerer Zeit das Ausbeuten der reichen Wälder sind die Hauptnahrungszweige. Der Reichtum an Erzen ist bedeutend, doch ist wegen Mangel an guten Verkehrswegen die Ausbeutung noch gering. Die vielen Flüsse, wie Ljusnan (215 km) und Ljungan, haben einen reißenden Lauf. Von den Gebirgsknoten (Fjäll) sind hervorzuheben: Son-Fjället im SW., Oviks- und Klöfsjofjällen im NW., Helagsfjället (etwa 1500 m) im N. In der ganzen Provinz gibt es keine Stadt, Hauptort ist das Eisenwerk Ljusnedal. H. ist benannt nach der Herje-å, einem Beifluße der Ljusnan. Nachdem es Jahrhunderte lang ein Gegenstand streitiger Ansprüche Schwedens und Norwegens gewesen, kam es durch den Brömsebrofrieden (1645) an erstere Macht.

Herkomer (Hubert), deutscher Maler, geb. als Sohn eines Holzschnitzers 26. Mai 1849 in dem Dorfe Waal in Bayern, besuchte die Kunstschule in Southampton, wo sich sein Vater niedergelassen hatte, dann die des South-Kensington-Museums unter Frederik Walker. Nachdem er 1871 Mitglied des Instituto of Painters in Water Colours geworden, malte er 1872 sein erstes größeres Ölbild «Nach des Tages Arbeit». Während eines Aufenthalts in den Bayrischen Alpen im J. 1874 entstanden die Aquarellgemälde «Im Wald» und «Der Bittgang»; seinen Künstlerruhm begründete jedoch erst das Ölbild «Die letzte Musterung», eine Darstellung der Veteranen des Invalidenhauses von Chelsea während des Gottesdienstes. Als ebenbürtiges Seitenstück dazu folgte 1878 das «Abendgemälde» der Versorgungsanstalt für alte Frauen in Westminster. Im J. 1879 wurde H. von der königl. Akademie zum Associate gewählt. Während der folgenden Jahre malte er das in Wasserfarben ausgeführte lebensgroße Porträt Richard Wagners, ferner Porträts von Tennyson, Ruskin u. a., sowie die Aquarellgemälde «Erinnerung an Rembrandt» und «Licht, Leben und Melodie». Auch lieferte er Radierungen und in Mezzotinto ausgeführte Stiche seiner eigenen Gemälde. Im J. 1881 begründete H. zu Bushey in Hertfordshire, wo er seit 1873 wohnt, eine Kunstschule. Die Frucht einer 1883 unternommenen Reise nach Amerika war ein neues großes Ölgemälde, das unter dem Titel «Auf dem Wege nach Westen» Gruppen von Auswanderern aller Nationen nach der Landung in Castle Gardens darstellt.

Herkotektonik (grch.), Befestigungs-, Verschanzungskunst.

Herkules, s. Hercules.

Herleshausen, Dorf in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Eschwege, an der Werra und an der Linie Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt der Preußischen Staatsbahnen, mit 1083 E. Dabei liegt das Schloß Augustenau der Landgrafen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld.

Herlin, auch Herlen (Friedr.), Maler der oberdeutschen Schule des 15. Jahrh., gehört zu den Vorkämpfern des aus den Niederlanden damals siegreich eindringenden Realismus. Er lernte bei dem größten Schüler der van Eyck, dem ältern Rogier van der Weyden in den Niederlanden, ließ sich dann aber in Ulm, später in Nördlingen nieder. Hier wurde er 1467 Bürger. In Rothenburg an der Tauber malte er den Altar der Jakobskirche, in Nördlingen Scenen aus dem Leben Christi. Seine Gemälde suchen die flandr. Tonbilder in der Charakteristik und im tiefen Ton des Kolorits zu erreichen, entbehren aber meist der originalen Erfindung. Mehreres von ihm ist im münchener Nationalmuseum. Er starb 12. Okt. 1491 in Nördlingen.

Herlisheim, Dorf im Kreise Hagenau des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, an der Zorn, in der Nähe des Zusammenflusses derselben mit der Moder, an der Linie Straßburg-Lauterburg der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, zählt (1880) 1961 E., welche Hopfen- und Hanfbau treiben. In der Nähe des Zusammenflusses der Zorn und der Moder befindet sich das Wasserwerk der Stadt Hagenau.

Herloßsohn (Karl), Novellist und Romanschriftsteller, eigentlich Karl Georg Reginald Herloß, geb. 1. Sept. 1804 zu Prag, wandte sich 1825 nach Leipzig und starb daselbst arm und verlassen im Spital 10. Dez. 1849. Die von ihm 1830 begründete belletristische Zeitschrift «Der Komet» erlosch 1848. H. veröffentlichte eine große Anzahl von histor. und humoristischen Romanen, Novellen und kleinern Erzählungen. Am besten gelangen ihm

Digitized by Google

humoristische Genrebilder von geringerm Umfang. Viel gelesen wurden ihrerzeit auch seine ansprechenden «Weihnachtsbilder» (Lpz. 1846; 2. Aufl. 1850). H.s histor. Romane, wie «Der Ungar» (3 Bde., 1832; 4 Bde., 1850), «Der letzte Taborit» (2 Bde., 1834; 3 Bde., 1850), «Wallensteins erste Liebe» (3 Bde., 1844), «Die Hussiten» (1843; 5 Bde., 1850), «Die Tochter des Piccolomini» (3 Bde., 1846), «Die Mörder Wallensteins» (3 Bde., 1847), haben meist wiederholte Auflagen erlebt. Seine lyrischen Gedichte sammelte er im «Buch der Liebe» (Lpz. 1842; 4. Aufl. unter dem Titel «Buch der Lieder» 1857), denen nach seinem Tode noch «Reliquien in Liedern» (herausg. von A. Böttger, Lpz. 1851; 2. Aufl. 1852) folgten. Auch sind Gesamtausgaben seiner histor. Romane (12 Bde., Prag 1862—64; 3. Aufl. 1870) und seiner gesammelten Schriften (12 Bde., Prag 1865—68), sowie eine czech. Übersetzung derselben (von Jahn, Prag 1862 fg.) erschienen. Vgl. «Karl H., biographische Skizze» (Lpz. 1850).

Herlufsholm, Schulanstalt im dän. Amt Sorö (s. d.).

Herm., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Hermann (Joh.), sowie für dessen Sohn Joh. Friedr.

Hermäa, Hermesfeste, s. unter Mercur.

Hermagor, Markt und Sitz eines Bezirksgerichts und einer Bezirkshauptmannschaft in Kärnten, mit 709 E. (1881). Der Ort liegt am Ausgange des Gitschthals, eines wegen seines landschaftlichen Reizes bekannten Seitenthals der Gail, und ist für Touristen ein Ausgangspunkt für Ausflüge in die südlich vorliegenden Alpen (Gartnerkofel, Eggersee).

Herman (Ludimar), namhafter Physiolog, geb. 21. Okt. 1838 zu Berlin, widmete sich daselbst 1855—59 dem Studium der Medizin, habilitierte sich 1865 an der Universität seiner Vaterstadt als Privatdocent der Physiologie und wurde im Herbst 1868 als ord. Professor der Physiologie an die Universität Zürich berufen. Seine Hauptarbeiten bewegen sich im Gebiete der allgemeinen Muskel- und Nervenphysiologie und der tierischen Elektricität, in welcher er eine Anzahl neuer Anschauungen begründete. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Grundriß der Physiologie» (Berl. 1863; 7. Aufl., Berl. 1882), «Lehrbuch der experimentellen Toxikologie» (Berl. 1874), «Untersuchungen zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysiologie» (Berl. 1867—68). Auch gab er in Gemeinschaft mit zahlreichen Physiologen heraus das «Handbuch der Physiologie» (6 Bde., Lpz. 1879—83).

Hermanarich (Hermanrich, Ermanarich), aus dem Geschlecht der Amaler, der Ermenrich (s. d.) der german. Heldensage, erscheint in der Geschichte als der mächtigste König der Greuthungen oder Ostgoten vor deren Auftreten auf röm. Gebiete. Von den Sitzen seines Volks aus im südl. Rußland, östlich vom Dnjestr, dehnte H. im Laufe der ersten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. seine Macht namentlich nordwärts über zahlreiche slaw., lett. und finn. Völker aus, sodaß seine Suprematie vom Schwarzen bis zum Baltischen Meere anerkannt war. Endlich aber, als er den Abfall der Rosomonen gestraft und wegen der grausamen Hinrichtung der Gattin eines ihrer Häuptlinge durch deren Bruder und Bluträcher schwer verwundet worden war, sah er sich, angeblich 110 J. alt, außer Stande, dem furchtbaren Einbruch der Hunnen zu widerstehen. Vor dem Anprall der Hunnen sank seine Macht zusammen, und um 375 n. Chr. starb H., vielleicht durch eigene Hand.

Hermandad, ein span. Wort, welches so viel als Verbrüderung (germanitas) bedeutet. Man bezeichnet damit die Verbindungen, welche die Städte Castiliens und Aragoniens zur Aufrechthaltung des Landfriedens gegen die Anmaßungen und Räubereien des Adels schlossen. Sie wurden hierin von den Königen unterstützt, welche in diesen Verbindungen ein Mittel sahen, die Macht des übermütigen Lehnsadels zu brechen. In Aragonien entstand die erste derartige Verbindung um die Mitte des 13. Jahrh., in Castilien 1282. Im J. 1295 schlossen die Städte Castiliens und Leons eine Verbrüderung, welche jedem Adeligen, der einen Bundesgenossen beraubt oder gekränkt hatte und nicht Genugthuung leisten oder Bürgschaft für die Beobachtung des Rechts stellen wollte, seine Besitzungen zu verwüsten drohte. Völlig organisiert und mit bedeutenden Vorrechten ausgestattet wurde die H. 1486 in Castilien zu einer Verbindung sämtlicher Städte behufs Aufrechthaltung des Landfriedens. Die Stadtgemeinden warben ein Heer und ernannten Richter in verschiedenen Gegenden des Reichs. Die Störer des Landfriedens wurden von der bewaffneten Macht aufgesucht, vor die Richter geführt und bestraft. Weder Rang noch Stand schützten gegen die H., die damals das Prädikat der heiligen erhielt, und selbst das Asylrecht der Kirchen galt ihr gegenüber nicht. Der Adel lehnte sich zwar gegen die H. auf, doch vergebens, da der König dieselbe schützte. Auch in Aragonien wurde 1488 die H. förmlich organisiert. Gegen die Mitte des 16. Jahrh. wurde die heilige H. zu einer bloßen Gendarmerie, die, in die verschiedenen Bezirke des Königreichs Castilien und Leon verteilt, über die Sicherheit der Straßen außerhalb der Städte wachte, aber nicht eher eingriff, bis die strafbare That geschehen war.

Hermanfrid, letzter König der Thüringer, hatte mit seinen Brüdern Baderich und Berthar das Reich seines Vaters Basinus geteilt, welches vom Harz bis zur Donau reichte. Nachdem er auf Anstiften seiner Gemahlin Amalaberga, einer Nichte Theodorichs d. Gr., Berthar getötet, überwältigte er auch Baderich mit Hilfe der Franken. Da er ihnen aber das versprochene Land nicht abtreten wollte, verbündeten sie sich gegen ihn mit den Sachsen und besiegten ihn 531 in der blutigen Schlacht bei Scheidungen an der Unstrut. Die Leichen der Erschlagenen sollen eine Brücke über den Fluß gebildet haben. H., welcher gefangen war, wurde in Zülpich von der Burgmauer gestürzt, sein Reich aber, mit Ausnahme des den Sachsen zufallenden Strichs zwischen Bode und Unstrut, mit dem austrasischen Frankenreiche vereinigt.

Hermann, richtiger Herman, althochd. Heriman, d. h. Kriegsmann, ein jetzt sehr gebräuchlicher deutscher Eigenname, konnte nur aus Unkenntnis der Geschichte der deutschen Sprachlaute seit Klopstock auf den Cheruskerfürsten Armin übertragen werden, welchen die röm. Schriftsteller einstimmig Arminius (die Griechen Armenios) nennen. Dieser war im J. 17 oder 16 v. Chr. geboren und der Sohn eines cherusk. Häuptlings Segimer. Er trat frühzeitig mit seinem Bruder Flavus in röm. Kriegsdienst, erwarb sich als Führer cherusk. Hilfstruppen, wohl in den Kriegen

Digitized by Google

gegen die aufständischen Pannonier und Dalmatier (6 und 8 n. Chr.), das röm. Bürgerrecht und die Ritterwürde, und gewann Kenntnis der lat. Sprache und einen tiefern Einblick in die röm. Kriegs- und Staatskunst. Als er nach Deutschland heimkehrte, während Flavus unter den Römern zurückblieb, fand er den kurz vorher nach Germanien gesandten röm. Statthalter Quintilius Varus (s. d.) seit dem Sommer 7 n. Chr. damit beschäftigt, die niederdeutschen Länder zwischen Rhein und Weser in eine röm. Provinz zu verwandeln. Armin faßte den Plan, von solchem Drucke und von der Gefahr der Romanisierung sein Vaterland zu befreien. Das konnte nicht durch Besiegung, sondern nur durch Vernichtung des röm. Heers geschehen, war aber unmöglich in offener Erhebung gegen eine ausgesuchte und erprobte Armee, welche überdies durch ein System von Straßen und Befestigungen sich auf die wohlgesicherte Rheinlinie stützte. Deshalb brauchte Armin dieselben Künste, welche er den Römern selbst abgelernt hatte. Varus wurde, als er im Sommer des J. 9 n. Chr. mit drei Legionen und einer Anzahl Hilfstruppen, etwa 25000 Mann, an der Weser in der Gegend von Rinteln stand, durch Armin und dessen Freunde listig in falsche Sicherheit gewiegt; vergeblich warnte ihn Segest, der Führer der röm. Partei unter den Cheruskern. Um zunächst die auf Betrieb Armins aufgestandenen Bewohner eines abgelegenen Landstrichs (wahrscheinlich in Hessen) zu züchtigen, zog das röm. Heer auf dem Marsche von der Weser zu Anfang des September mit einem großen Troß von Wagen, Saumtieren, Knechten, Weibern und Kindern in südwestl. Richtung und kam in das unwegsame Waldgebirge des Teutoburgerwaldes (s. d.), wo es, plötzlich von allen Seiten her durch die Scharen der Deutschen angegriffen, nach einem dreitägigen Kampfe vollständig vernichtet wurde. Die Besatzung von Aliso (s. d.) mit einer Anzahl Flüchtlingen vom Heere des Varus schlug sich durch. Die Feste selbst wurde erobert. Die Kunde dieses Schlags erregte in Rom die höchste Bestürzung; die weltgeschichtliche Folge desselben war von seiten der Römer die Aufgabe des Plans, die Elbe zur Grenze des röm. Reichs zu machen. Die Deutschen verfolgten ihren Sieg nicht weiter, während die Römer sich in den nächsten Jahren darauf beschränkten, die Rheingrenze zu sichern.

Andern Sinnes war Germanicus (s. d.), dem August noch kurz vor seinem Tode (im J. 14) den Oberbefehl am Niederrhein im J. 13 n. Chr. übertragen hatte. Mehr Feldherr als Politiker, lockte ihn der Siegesruhm und der Wunsch, dem schwer gekränkten röm. Nationalgefühl Genugthuung zu verschaffen, auch wohl die Absicht, das Werk seines Vaters Drusus in Deutschland zu erneuern, zu neuen großartigen Feldzügen, welche Armins Kraft und Befähigung auf die härteste Probe stellten.

Noch im Herbst des J. 14 führte Germanicus einen Mord- und Brandzug nach dem Lande zwischen der obern und mittlern Lippe und Ruhr gegen die Marsen aus, konnte sich jedoch auf der Heimkehr nur mit Mühe durchschlagen. Im folgenden Jahre verwüstete er das Land der Katten, deren Hauptort Mattium (vielleicht Maden bei Gudesberg) er einäscherte. Auf dem Rückmarsch nach dem Rhein trafen bei ihm Gesandte von Segest ein, der die Römer gegen Armin zu Hilfe rief. Nach dem Siege im Teutoburgerwalde nämlich hatte Armin die schon an einen andern verlobte Tochter Segests, Thusnelda (wahrscheinlich röm. Entstellung aus Thursinhilda), entführt, war darauf von Segest gefangen, aber wieder befreit worden, wohl nachdem Anhänger Armins sich des Segest bemächtigt hatten. Darauf hatte Segest Thusnelda in seine Gewalt gebracht und auf seine Burg geführt, wurde nun aber von Armin belagert. In dieser Not schickte Segest jene Gesandten an Germanicus, darunter seinen eigenen Sohn Segimund, und ließ ihn dringend um Hilfe bitten. In raschem Zuge kehrte daher Germanicus um und entsetzte Segest. So kam mit letzterm und einer großen Anzahl seiner Verwandten und Freunde auch Thusnelda zu den Römern und gebar kurz darauf in röm. Gefangenschaft einen Sohn, den man Thumelicus nannte. Segest wurde zwar hoch geehrt, mußte aber zwei Jahre später in Rom zusehen, wie Segimund und Thusnelda mit ihrem Kinde den Triumphzug verherrlichten. Die Wegführung der Thusnelda entflammte Armins Ungestüm aufs höchste, und aufs neue rief er die Cherusker und die Nachbarvölker unter die Waffen. Germanicus drang dagegen mit seiner ganzen Macht, etwa 80000 Mann, in drei Abteilungen auf verschiedenen Wegen (er selbst zu Schiffe vom Rhein durch die Yssel, die Zuydersee, die Nordsee und dann die Ems aufwärts) nach der mittlern Ems vor, besuchte dann die Schlachtfelder des Varus im Teutoburgerwalde und bestattete die noch unbegrabenen Gebeine der Römer. Dann brach er gegen Armin auf, der sich jedoch vor der überlegenen Macht in Wald- und Sumpfland zurückzog, bis er die Gelegenheit ersah, den nachrückenden Römern an einem nicht mehr näher bestimmbaren Punkte so wirksam die Spitze zu bieten, daß nach der Niederlage der Reiterei und der Hilfskohorten die Legionen nur mit Mühe das Schlachtfeld behaupteten und der Rückzug angetreten werden mußte. Auf diesem wurde die Abteilung des Cäcina von den Deutschen unter Armin hart bedrängt und entging der vollständigen Vernichtung nur dadurch, daß das Ungestüm Inguiomers, des Oheims Armins, den wohlberechneten Plan des letztern vereitelte.

Noch großartigere Vorbereitungen traf Germanicus für den Feldzug des J. 16 n. Chr. Mit 1000 Schiffen lief der röm. Feldherr im Juni in die Ems ein, marschierte von der untern Ems nach der Porta Westphalica (Minden), dann aufwärts an dem linken Ufer der Weser, wo bereits am entgegengesetzten Ufer Armin mit dem deutschen Heere die Feinde erwartete. In dieser Gegend, zwischen Hameln und Rinteln auf dem Felde Idistaviso (s. d.), ward nun die größte Schlacht der Römer in Deutschland geschlagen. Diese ging den Deutschen verloren, weil wiederum ihr Ungestüm, ihr Mangel an taktischer Übung und Kriegszucht die Befehle Armins durchbrach; aber selbst der Untergang von mindestens einem Drittel ihrer Mannschaft beugte ihren Mut so wenig, daß sie, durch neuen Zuzug verstärkt, in geringer Entfernung, nach einigen unterhalb der Porta Westphalica auf dem linken Ufer der Weser, nach andern an dem sog. Steinhuder Meer, zwischen Sumpf und Gebirge und auf engem Raume Mann gegen Mann kämpfend, den Römern eine zweite blutige Schlacht lieferten, in welcher diese zwar siegten, aber doch nur den ungestörten Rückzug erkauften. Schwerere Verluste noch erlitt der auf der Flotte heimkehrende Hauptteil des röm.

Digitized by Google

Heers durch heftige Stürme und Unwetter. Gleichwohl unternahmen die Römer noch im Herbst desselben Jahres zwei starke Vorstöße gegen die Katten und Marsen, ein Beweis, daß die Germanen zwischen Rhein und Elbe keineswegs schon niedergeworfen waren. Germanicus hoffte zwar im nächsten Jahre den Krieg zu beendigen, aber der Kaiser Tiberius rief ihn nach Rom zurück, wo er ihn im J. 17 einen glänzenden Triumphzug feiern ließ und mit Ehren überhäufte.

Kein röm. Heer wagte seitdem wieder, vom Rheine nach dem innern Deutschland vorzudringen, und Arminś Verdienst war es hauptsächlich, diesen für Deutschlands Zukunft entscheidenden Erfolg errungen zu haben. Kaum war indes der äußere Feind vertrieben, als die Kämpfe unter den Deutschen selbst wieder um so heftiger ausbrachen. Mit römischer, durch einen längern Aufenthalt in Rom selbst erlernter Kriegs- und Herrschkunst hatte der Markomanne Marbod (s. d.) in Böhmen ein mächtiges, bis zur Ostsee ausgedehntes Reich gegründet. Er hatte im J. 6 n. Chr., als die Gelegenheit sich bot, in Verbindung mit den aufständischen Dalmatiern und Pannoniern die Römer für immer von Deutschlands Grenzen zu entfernen, einen für ihn vorteilhaften Frieden vorgezogen, nachmals den von Armin ihm zugesandten Kopf des Varus den Römern ausgehändigt und dem Kampfe gegen Germanicus teilnahmlos zugesehen. Jetzt, als Armin den deutschen Völkern als leuchtender Hort der deutschen Freiheit erschien, fielen die dem Markomannenreiche unterworfenen Semnonen und Longobarden ab und wandten sich zu Armin, während dagegen dessen Onkel Inguiomer mit seinem Anhange zu Marbod ging, weil er es nicht ertragen konnte, auch im Frieden unter dem Neffen zu stehen. Daraus entspann sich ein Krieg, und wahrscheinlich im J. 17 trafen (im heutigen Königreich Sachsen) die Heermassen Arminś und Marbods aufeinander, beide fast gleich stark und durch die langjährigen Kämpfe unter den kriegskundigen Führern schon an kunstgemäßere Kriegführung gewöhnt. Die Schlacht selbst blieb zwar unentschieden, indem beide rechte Flügel geschlagen wurden, aber Marbod zog sich zurück und mußte, als jetzt noch weitere Scharen ihn verließen und der einst von ihm vertriebene Gothone Catualda ihn mit Erfolg in Böhmen selbst angriff, 19 n. Chr. bei den Römern Hilfe suchen, die ihm Ravenna zum Wohnort anwiesen, wo er nach 18 Jahren ruhmlos starb. Auch Armin überlebte Marbods Fall nicht lange. Wie es scheint, wollte er auch im Frieden die Obermacht bewahren und erlag in einem darüber ausgebrochenen Kampfe schon im J. 21 der Hinterlist seiner Verwandten in einem Alter von 37 Jahren. Weib und Kind hatte Armin nie wieder gesehen, und es fehlt überhaupt jede Nachricht über ihr weiteres Schicksal. Nur so viel weiß man, daß schon im J. 47 vom cheruskischen Fürstenstamme nur noch der einzige Italicus, ein Sohn von Arminś Bruder Flavus, übrig war, den das Volk der Cherusker sich von den Römern zurückerbat und erhielt. Das würdigste Denkmal hat dem Armin Tacitus in seinen Werken gesetzt. Ein großartiges Denkmal von Ernst von Bandel wurde 1875 enthüllt. (S. Hermanns-Denkmal.)

Vgl. Roth, «H. und Marbod» (Stuttg. 1817); Maßmann, «Arminius Cheruscorum dux ac decus, liberator Germaniae» (Lemgo 1839); Essellen, «Das röm. Kastell Aliso, der Teutoburgerwald und die Pontes-Longi» (Hannov. 1857); derselbe, «Über den Ort der Varusschlacht» (Hamm 1863); derselbe, «Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Bersenbrück» (Berl. 1874); Giefers, «Über die Varianische Niederlage» (Münst. 1854); Reinking, «Die Kriege der Römer in Germanien» (Münst. 1863); von Wietersheim, «Der Feldzug des Germanicus an der Weser 16 n. Chr.» (Lpz. 1850); derselbe, «Geschichte der Völkerwanderung» (Bd. 1, Lpz. 1859; 2. Aufl. 1880); Sondermühlen, «Aliso und die Gegend der Hermannsschlacht» (Lpz. 1875); Böttger, «H. der Cheruskerfürst» (Hannov. 1874).

Hermann, Gegenkönig Kaiser Heinrichs IV., Graf von Luxemburg, wurde 1081 von der päpstlichen Partei unter den deutschen Fürsten und besonders von Sachsen als Gegenkönig gegen Heinrich IV. aufgestellt und zu Weihnachten in Goslar gekrönt. Sein Anhang schmolz aber rasch zusammen, als der Kaiser aus Italien zurückkam, und er konnte trotz seines Siegs bei Bleichfeld 11. Aug. 1086 sich nicht einmal in Sachsen halten. Er zog sich, wie es scheint, ohne abgedankt zu haben, in die Heimat zurück und fiel dort 28. Sept. 1088 bei der Bestürmung einer Burg.

Hermann I., Pfalzgraf von Sachsen und Landgraf von Thüringen, war der Sohn des Landgrafen Ludwig des Eisernen und der Juditha, der Tochter des Herzogs Friedrich von Schwaben, des Vetters Kaiser Friedrichs I. Im Verein mit andern Fürsten zogen H. und sein Bruder Ludwig III. gegen den geächteten Heinrich den Löwen, der sie aber 1180 zurückschlug und ihnen auf dem Fuße nach Thüringen folgte. Infolge einer unzeitig eingegangenen Schlacht (15. Mai 1180) wurden sie von Heinrich gefangen genommen, der sie jedoch 1181, um von Kaiser Friedrich I. einen billigern Frieden zu erlangen, wieder freigab. Auf dem Reichstage zu Erfurt 1181 erhielt hierauf H. die pfalzgräfl. Würde in Sachsen, auf welche sein Bruder Ludwig verzichtete, und hatte seitdem seinen Sitz auf der Neuenburg an der Unstrut, dem jetzigen freiburger Schloß, bis er nach seines Bruders Ludwig III. Tode 1190 als Landgraf von Thüringen die Wartburg bezog. Kaiser Heinrichs VI. Absichten auf Thüringen wußte er durch energische Maßregeln zu vereiteln. Mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Glück widersetzte er sich 1194 den Anmaßungen des Erzbischofs Konrad von Mainz und des Abts von Fulda. Dadurch aber, daß er in den Kriegen nach Heinrichs Tode (1198—1208) bald mit Philipp von Schwaben, bald mit Otto IV. von Braunschweig im Bunde war, zog er seinem Lande so große Verwüstungen zu, daß der Erwerb von Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld, des Schlosses Arnis und des Bezirks an der Orla nicht für Ersatz gerechnet werden konnte. Als endlich Otto allein Kaiser war, versammelte H. eine Anzahl deutscher Fürsten und Grafen in Nürnberg, welche den vom Papste Innocenz III. ausgegangenen Vorschlag, Otto abzusetzen und Friedrich von Sicilien zu wählen, zum förmlichen Beschluß erhoben. Schon hatten darauf die Truppen Ottos IV. sich der Städte Nordhausen und Mühlhausen bemächtigt und viele von H.s Vasallen sich gegen ihn aufgelehnt, als ihn Friedrichs II. schnelles Einrücken in Deutschland rettete.

Mitten unter den kriegerischen Beschäftigungen vernachlässigte H. jedoch keineswegs die Künste des

Digitized by Google

Friedens. Sein Leben fällt in das goldene Zeitalter der deutschen Poesie. H.s Name selbst steht mit in den Reihen der Minnesänger, die er gern an seinem Hofe aufnahm. Schon als er noch Pfalzgraf von Sachsen war, hatte er deren mehrere um sich versammelt. Ihre Zahl mehrte sich, als er seinen Sitz auf die Wartburg verlegte. Groß war H.s Einfluß auf die Poesie seiner Zeit, und die berühmtesten Sänger an seinem Hofe haben auch sein Andenken verewigt. Unter ihm fand angeblich 1207 jener berühmte poetische Wettkampf statt, der unter dem Namen des Wartburgkriegs (s. d.) bekannt ist. H. war zweimal verheiratet. Durch seine Tochter erster Ehe, Jutta, die er mit dem Markgrafen Dietrich von Meißen vermählte, wurde er Großvater Heinrichs des Erlauchten. Seine zweite Gemahlin, Sophia, eine Tochter des Herzogs Otto d. Gr. von Bayern, gebar ihm Ludwig, seinen Nachfolger in der Regierung und Gemahl der heil. Elisabeth (s. d.), Heinrich Raspe (s. d.), Gegenkönig Konrads IV., Irmengard, die sich nachmals mit dem Grafen von Anhalt vermählte, und Agnes, die nachherige Gemahlin des österr. Herzogs Heinrichs des Grausamen von Meding, auf welche die Liebe zur deutschen Poesie übergegangen war. H. starb zu Gotha auf der Reise 25. April 1217 und wurde im Kloster auf dem Berge vor Eisenach begraben. — Hermann II., sein Enkel, succedierte in den hess. Allodien und starb 1241.

Hermann (Graf von Wied), Erzbischof und Kurfürst von Köln, berühmt durch seine Hinneigung zur Reformation. Geboren 14. Jan. 1477 zu Wied, erwählt 1515, in sein Amt eingeführt 1518, wirkte er für die Wahl Kaiser Karls V. und krönte denselben 1520 zu Aachen. Auf dem Reichstage zu Worms 1521 eiferte er vorzugsweise noch gegen die Ketzer und wirkte für die Achtserklärung Luthers. Bis 1540 verfolgte er mit Fanatismus die Protestanten. Dann aber, von Bucer für die neue Lehre gewonnen, ließ er diese mit wachsendem Eifer in seinem Sprengel verbreiten. Der Widerstand seiner Gegner, zumal der Mehrheit des Domkapitels, brachte es jedoch dahin, daß der Kaiser ihn mit der Acht bedrohte und der Papst im April 1546 ihn in den Bann that, unter Entbindung seiner Unterthanen von dem Gehorsam. Als hierauf der Kaiser den Koadjutor Adolf von Schaumburg, dem abgesetzten H. gegenüber, als höchste Landesautorität anerkannt wissen wollte, brach ein Zwiespalt aus, der Anfang 1547 in Bürgerkrieg überzugehen drohte. Die prot. Fürsten hatten zwar ihren Beistand zu Gunsten H.s zugesagt; da sie aber eben damals ihre ganze Macht zum Entscheidungskampf mit dem Kaiser (in der Schlacht bei Mühlberg im April 1547) zusammenhalten mußten, so ließ sich H., schwach und kleinmütig, zur Nachgiebigkeit bestimmen. Er resignierte 25. Febr. 1547, zog sich in die Grafschaft Wied zurück und starb daselbst 15. Aug. 1552.

Hermann IV., Landgraf von Hessen, geb. 5. (15.) Aug. 1607 als Sohn des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel, war am linken Fuße lahm und wurde daher zum Gelehrten erzogen; namentlich hatte er Neigung zur Mathematik und zu den Naturwissenschaften. Nach dem Tode seines ältern Bruders Philipp 1626 führte er die Vormundschaft über seine jüngern Geschwister. Er starb 4. April 1658 zu Rotenburg. Von seinen Schriften sind die wichtigsten: «Observationes historico-mathematicae» (1635), «Deutsche Astrologie» (Grebenstein 1637), «Historia meteorologica» (Kassel 1651).

Hermann von Fritzlar, ein deutscher Mystiker des 14. Jahrh., verfaßte ein Buch: «Der Heiligen Leben», welches aus der einzigen, in Heidelberg vorhandenen, 1343—49 geschriebenen Handschrift herausgegeben wurde von F. Pfeiffer: «Die deutschen Mystiker des 14. Jahrh.» (Bd. 1, Lpz. 1845). Dies Werk enthält in 90 Abschnitten Predigten auf die Mutter Gottes und reichlich 70 der gefeiertsten Heiligen. Jeder Abschnitt enthält neben einer kürzern und volkstümlichen Lebensbeschreibung des betreffenden Heiligen am Anfang oder am Ende die Erörterung mystischer Fragen. Die Sprache ist einfach, klar und bestimmt, die Gedanken von seltener Tiefe und seinem psychol. Verständnis.

Hermann, Abt von Niederaltaich 1242—73, hinterließ eine Reihe geschichtlicher Aufzeichnungen über ältere und zeitgenössische Ereignisse der bayr. und deutschen Geschichte, mit Verwertung wichtiger Aktenstücke aus dem damaligen Streit zwischen Kaiser und Papst. Sie sind mit den Fortsetzungen anderer von Jaffé in den «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 17 und 24) herausgegeben. In hohem Alter legte er sein Amt nieder und starb 1275.

Hermann von Reichenau, genannt der Lahme (Contractus), Historiker, geb. 18. Juli 1013, gest. 24. Sept. 1054, stammte aus einem schwäb. Grafengeschlecht und wurde im Kloster Reichenau gebildet, wo er nachmals Mönch ward. H., einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts, zeichnete sich vorzüglich durch mathematische, astron. und musikalische Kenntnisse aus und war sehr gewandt in lat. (rhythmischer und metrischer) Poesie. Sein wichtigstes Werk ist sein «Chronicon», das bis 1054 reicht, von seinem Schüler Berthold fortgesetzt und die Grundlage vieler anderer Werke wurde. Mit der Fortsetzung wurde es am besten von Pertz in den «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 5, Hannov. 1844) herausgegeben und von Robbe (Berl. 1851) übersetzt. Unter den von ihm verfaßten Kirchengesängen sind vorzüglich «Salve regina» und «Alma redemptoris» hervorzuheben. Vgl. Barmann, «Zur Geschichtschreibung und Sittenlehre H.s von Reichenau» in «Theol. Studien und Kritiken» (1869); Hansjacob, «Herimann der Lahme von der Reichenau» (Mainz 1875).

Hermann von Sachsenheim, deutscher Dichter des 15. Jahrh., Verfasser der allegorischen Dichtung «Die Mörin» (Mohrin), schwäb. Ritter, lebte in Konstanz und starb 1458 in hohem Alter. Seine Werke wurden 1879 von E. Martin in den «Publikationen des Stuttgarter Vereins» (Nr. 137) aufs neue herausgegeben.

Hermann von Salza (Hochmeister des Deutschen Ordens), s. Salza.

Hermann von Wartberg, Kaplan der livländ. Landmeister etwa seit 1358, verfaßte eine lat. Chronik des Deutschen Ordens in Livland, für die ältere Zeit mit Benutzung der Chronik Heinrichs von Lettland, der livländ. Reimchronik und kleinerer Annalen, für die spätere (bis 1378) aus seiner eigenen Kenntnis der Ereignisse, an welchen er selbst vielfach beteiligt gewesen war. Die Chronik wurde von E. Strehlke aufgefunden und in den «Scriptores rerum Prussicarum» (Bd. 2) mit wertvollen Beilagen herausgegeben, auch übersetzt (Berl. und Reval 1864).

Digitized by Google

Hermann (Friedr. Benedikt Wilh. von), Nationalökonom und Statistiker, geb. 5. Dez. 1795 zu Dinkelsbühl, arbeitete erst als Gehilfe in einem Rechnungsamt, widmete sich aber später, nachdem er die Gymnasialbildung nachgeholt, zu Erlangen und Würzburg dem Studium der Mathematik und Kameralwissenschaften. Seit 1817 leitete er mit einem Freunde eine Privaterziehungsanstalt in Nürnberg, bis er 1821 Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Erlangen wurde, worauf er sich 1823 als Privatdocent im Kameralfach an der dortigen Universität habilitierte. Später wurde er Professor der Mathematik am Gymnasium und an der Polytechnischen Schule zu Nürnberg, 1833 ord. Professor der Staatswirtschaft an der Universität zu München, dann auch Ministerialreferent und 1845 Ministerialrat im Ministerium des Innern. Im J. 1848 ging H. als Abgeordneter der Stadt München zur Nationalversammlung nach Frankfurt, wo er mit Heckscher und Somaruga die großdeutsche Partei organisierte und von derselben im März 1849 mit den Genannten nach Wien gesendet wurde. Im J. 1855 wurde er zum Staatsrat im ordentlichen Dienst ernannt. Bereits 1839 hatte er die Leitung des Statistischen Bureau erhalten, dessen Erhebungen er in «Beiträgen zur Statistik des Königreichs Bayern» (Heft 1—13, Münch. 1850—65) veröffentlichte. Er starb zu München 23. Nov. 1868. H. veröffentlichte namentlich: «Staatswirtschaftliche Untersuchungen» (Münch. 1832; 2. Aufl. 1870), ein Werk, das ihm auf dem Gebiete der staatswirtschaftlichen Litteratur einen bleibenden Namen sichert; ferner «Lehrbuch der Arithmetik und Algebra» (2. Aufl., Nürnb. 1845), «Über polytechnische Institute» (2 Hefte, Nürnb. 1826—28), «Die Industrieausstellung in Paris 1839» (Nürnb. 1840).

Hermann (Joh.), Naturforscher, geb. 31. Dez. 1738 zu Barr bei Straßburg, gest. als Professor der Medizin in Straßburg 4. Okt. 1800, veröffentlichte außer zahlreichen zoolog. Abhandlungen namentlich «Tabula affinitatum animalium» (Straßb. 1783). — Von seinem Sohn Johann Friedrich H., geb. 1768, gest. 1793, erschien ein «Mémoire aptérologique» (1804).

Hermann (Joh. Gottfr. Jak.), ausgezeichneter deutscher Philolog, geb. 28. Nov. 1772 zu Leipzig, zeigte schon frühzeitig entschiedene Neigung für die altklassische Litteratur, die durch den Privatunterricht Ilgens, des nachherigen berühmten Rektors in Pforta, so weit genährt und gekräftigt ward, daß er bereits im 14. Jahre (1786) seine akademischen Studien beginnen konnte. Wiewohl er nach dem Wunsch seines Vaters, der Senior des leipziger Schöppenstuhls war, dem Rechtsstudium sich widmete, blieb doch die Neigung zum Altertum vorherrschend. Die frühzeitige Bekanntschaft mit den Schriften Kants veranlaßte ihn, 1793 nach Jena zu gehen und hier Reinhold zu hören. Doch schon nach einem Semester kehrte er nach Leipzig zurück. Nachdem er sich hier 1794 als Privatdocent habilitiert hatte, wurde er 1798 außerord. Professor der Philosophie; 1803 ord. Professor der Beredsamkeit, 1809 auch Professor der Poesie. In dieser Stelle wirkte er bis zu seinem Tode, welcher am 31. Dez. 1848 erfolgte.

H. war nicht nur ein gefeierter akademischer Lehrer und Schriftsteller und der kräftigste Vertreter des Humanismus neuerer Zeit, sondern auch ein durch edle Freimütigkeit und Wahrheitsliebe ausgezeichneter Charakter, der sich eine seltene Kraft und Frische bis ins hohe Alter bewahrte. Seine Vorlesungen zeichneten sich durch Lebendigkeit des Vortrags, Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit in der Darstellung wie durch eine unübertroffene Methode aus und zogen stets einen großen Zuhörerkreis herbei, aus denen viele ausgezeichnete Lehrer an Schulen und Universitäten hervorgegangen sind. Besonders strebte H., durch die 1799 gestiftete Griechische Gesellschaft, sowie durch die Übernahme des Direktoriums des Philologischen Seminars seit 1834 vor engern Kreisen das eigene Urteil seiner Schüler zu wecken und zu schärfen und Gründlichkeit und Geschmack zu verbreiten. Das Feld, welches er zuerst auf neue Weise und selbständig zu bebauen begann, war die Metrik, indem er hier den bloß histor. Weg als unzureichend verließ und eine wissenschaftliche Theorie derselben aus der Kantschen Lehre von den Kategorien konstruierte. Die Grundsätze hierüber sind entwickelt in den beiden Werken: «De metris Graecorum et Romanorum poetarum» (Lpz. 1796), «Handbuch der Metrik» (Lpz. 1799), «Elementa doctrinae metricae» (Lpz. 1816), «Epitome doctrinae metricae» (Lpz. 1818; 2. Aufl. 1844) und «De metris Pindari» an der Heyneschen Ausgabe des Pindar (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1817). Noch wichtiger in ihren Folgen war die von ihm begründete rationelle Behandlung der griech. Grammatik, die auf eine bessere Gestaltung der Grammatik der lateinischen und selbst der neuern Sprachen, namentlich der deutschen, Einfluß hatte. Außer mehrern kleinern Abhandlungen gehört besonders hierher: «De emendanda ratione Graecae grammaticae» (Lpz. 1801), sowie die gehaltreichen Zusätze und Erläuterungen zu Vigers Werk «De Graecae dictionis idiotismis» (Lpz. 1802; 4. Aufl. 1834) und die «Libri IV de particula ἄν» (Lpz. 1831). Die hier entwickelte Schärfe und Bestimmtheit finden sich wieder in den zahlreichen Bearbeitungen der Alten, besonders der griech. Tragiker, indem er die von Erfurt begonnene Ausgabe des Sophokles seit 1823 vollendete, die neuen Auflagen mehrerer Stücke besorgte und fast sämtliche Tragödien des Euripides, ferner des Aristophanes «Nubes» (Lpz. 1799; 2. Aufl. 1830), die «Orphica» (Lpz. 1805), die Homerischen Hymnen (Lpz. 1806), des Plautus «Trinummus» (Lpz. 1800) und «Bacchides» (Lpz. 1845), die Schrift des Aristoteles «De arte poetica» (Lpz. 1802), das Lexikon des Photius (Lpz. 1808) und den Grammatiker Drako Stratonicensis (Lpz. 1812) teils kritisch, teils grammatisch und exegetisch behandelte. Erst nach seinem Tode konnte die Ausgabe der griech. Bukoliker, Bion und Moschus (Lpz. 1849) und die Bearbeitung des Äschylus erscheinen, dem er ein unabläßiges Studium gewidmet hatte. Moriz Haupt gab die Tragödien des Äschylus samt deren Fragmenten (2 Bde., Lpz. 1852) in einer völlig neuen Recension, ausgestattet mit reichen, vorzugsweise kritischen Kommentaren, aus H.s zum größern Teil druckfertigem Nachlaß heraus. Seine kleinern Aufsätze und Programme hat er in den «Opuscula» (8 Bde., Lpz. 1827—77) zusammengestellt; darunter finden sich auch die bei verschiedenen Veranlassungen verfaßten Oden und übrigen Gedichte, die einen röm. Geist atmen.

Da H. in allen seinen Forschungen die genaue Kenntnis der Sprache als den einzig sichern Weg

Digitized by Google

bezeichnete, um zu einer klaren Anschauung des geistigen Lebens der Alten Welt zu gelangen, so konnte es nicht fehlen, daß von einer andern Seite sich Stimmen erhoben, welche ihm eine einseitige Auffassung und Richtung vorwarfen und ihn selbst der Vernachlässigung des realen Teils der Philologie beschuldigten. Er war darüber mit Böckh und O. Müller in einen Streit verflochten, der ihn zur Bekanntmachung der Schrift «Über Böckhs Behandlung der griech. Inschriften» (Lpz. 1826) veranlaßte. Mehr freundlich war der Austausch entgegengesetzter Ansichten über das Wesen und die Behandlung der alten Mythologie zwischen ihm und Creuzer, hervorgerufen zunächst durch H.s Programm «De mythologia Graecorum antiquissima» (Lpz. 1807), weiter ausgeführt in den «Briefen über Homer und Hesiodus» von ihm und Creuzer (Heidelb. 1818).

Vgl. Jahn, «Gottfried H. Eine Gedächtnisrede» (Lpz. 1849); Ameis, «Gottfried H.s pädagogischer Einfluß. Ein Beitrag zur Charakteristik des altklassischen Humanisten» (Jena 1850). Eine gründliche Würdigung H.s gibt Köchly, «Gottfried H. Zu seinem 100jährigen Geburtstag» (Heidelb. 1874).

Konrad H., der Sohn des vorigen, geb. 30. Mai 1819 in Leipzig, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf der Thomasschule daselbst, studierte 1837—40 in Leipzig und Berlin, habilitierte sich 1849 als Privatdocent der Philosophie an der Universität Leipzig und wurde 1860 außerordentlicher, 1881 ord. Honorarprofessor daselbst. Die wichtigsten seiner Werke sind: «Grundriß einer allgemeinen Ästhetik» (Lpz. 1857), «Philos. Grammatik» (Lpz. 1858), «Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung» (Lpz. 1867), «Philosophie der Geschichte» (Lpz. 1870), «Die Ästhetik in ihrer Geschichte und als wissenschaftliches System» (Lpz. 1875), «Die Sprachwissenschaft nach ihrem Zusammenhange mit Logik, menschlicher Geistesbildung und Philosophie» (Lpz. 1875), «Der Gegensatz des Klassischen und des Romantischen in der neuern Philosophie» (Lpz. 1877), «Hegel und die logische Frage der Philosophie in der Gegenwart» (Lpz. 1878), «Die deutschen Studenten. Ein dramatisches Gedicht» (Lpz. 1877).

Hermann (Karl Friedr.), Altertumsforscher, geb. 4. Aug. 1804 zu Frankfurt a. M., erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und zu Weilburg, widmete sich seit 1820 zu Heidelberg und Leipzig philol. Studien, unternahm dann eine wissenschaftliche Reise nach Italien und habilitierte sich 1826 in Heidelberg. H. ging 1832 als ord. Professor der Philologie nach Marburg, wo er 1833 zum zweiten Bibliothekar ernannt wurde und als Direktor des philol. Seminars für die Bildung tüchtiger Gymnasiallehrer wirkte. Er folgte 1842 einem Ruf als Professor und Direktor des philol. Seminars nach Göttingen, wo er sich als akademischer Lehrer ebenfalls einen sehr einflußreichen Wirkungskreis schuf, aber bereits 31. Dez. 1855 starb. Seinen Ruf als Philolog begründete er mit der vorzüglichen Bearbeitung von Lucians Buch «De conscribenda historia» (Frankf. 1828). Am meisten Verbreitung unter seinen Arbeiten erhielt wohl das treffliche «Lehrbuch der griech. Antiquitäten», welches in drei Teilen die Staatsaltertümer (Heidelb. 1841; 5. Aufl. von Bähr und Stark, 1875), die gottesdienstlichen Altertümer (Heidelb. 1846; 2. Aufl., besorgt von Stark, 1858) und die Privataltertümer (Heidelb. 1852; 3. Aufl., von Blümner, 1882) behandelt. Ein besonderes Studium widmete er dem Plato, wie die «Geschichte und System der Platonischen Philosophie» (Bd. 1, Heidelb. 1839) und die Ausgabe der Platonischen Dialoge (6 Bde., Lpz. 1851—52) bekunden. Auch von den Satiren des Juvenal (Lpz. 1854) und des Persius (Lpz. 1854) lieferte er Textrecensionen. Außerdem veröffentlichte er «Gesammelte Abhandlungen» (Gött. 1849) und die nach seinem Tode von Schmidt herausgegebene «Kulturgeschichte der Griechen und Römer» (2 Bde., Gött. 1857—58). Vgl. Lechner, «Zur Erinnerung an Karl Friedrich H.» (Berl. 1864).

Hermann (Karl Heinr.), Historienmaler, geb. zu Dresden 6. Jan. 1802, machte hier seine ersten Studien, die er seit 1821 in München und in Düsseldorf unter Cornelius fortsetzte. Mit Götzenberger und Förster malte er die Fresken in der Aula der Universität zu Bonn. Später begleitete er Cornelius wieder nach München, wo er mehrere Kartons desselben in Fresko ausführte, z. B. in der Glyptothek und in der Ludwigskirche, in welcher letztern die Bilder der Auferstehung, der Verkündigung und der vier Kirchenväter von ihm entworfen und gezeichnet sind. Unter seinen eigenen Kompositionen ragen am meisten hervor die Fresken von Eschenbachs «Parzival» im Königsbau, das schöne Deckengemälde der prot. Kirche und eins der Bilder aus der bayr. Geschichte in den Arkaden des Hofgartens, den Sieg Kaiser Ludwigs des Bayern bei Ampfing darstellend. H. wurde 1844 nach Berlin berufen, um die berühmten Entwürfe Schinkels für die Vorhalle des Museums auszuführen. Doch trat er bald von dieser Arbeit zurück und malte in der neu hergestellten Klosterkirche zu Berlin 14 Freskobilder, die Erzväter, die Propheten, die Evangelisten und die Apostel Peter und Paul darstellend. Von seinen spätern Werken sind hervorzuheben: ein großes Freskobild (die Bergpredigt) in der Stadtkirche zu Oschatz; ein umfängliches Ölgemälde in drei Abteilungen, den Ostermorgen vorstellend, in der Matthäuskirche zu Berlin; ein anderes großes Ölbild, die Wiederkunft Jesu Christi. Von H. erschien 1852 ein Cyklus von Zeichnungen, «Bilder zur deutschen Geschichte», in 15 Blättern, von denen jedes eine besondere Epoche mit Beachtung des histor. Kostüms und sonstiger Details behandelt. Die Blätter sind von Thäter, Merz, Gonzenbach, Langer u. a. gestochen. Als Künstler strebte H. der Richtung Cornelius' nach. Er starb 30. April 1880 in Berlin.

Hermann (Nikolaus), evang. Liederdichter und Komponist des 16. Jahrh., geb. gegen Ende des 15. Jahrh., schloß sich früh der Reformation an und schrieb 1524 eine Flugschrift: «Ein Mandat Jesu Christi an alle seine getreuen Christen.» Später kam er als Kantor nach Joachimsthal im Erzgebirge und wurde eng befreundet mit dem dortigen Prediger Matthesius, dem Biographen Luthers. Er brachte biblische Historien und Legenden in Reime und dichtete und komponierte eine Reihe geistlicher Lieder. Von letztern sind am bekanntesten: «Erschienen ist der herrlich Tag», «Lobt Gott, ihr Christen allzugleich», «Wenn mein Stündlein vorhanden ist». Seine Dichtungen erschienen in mehrern Sammlungen, «Die Sonntagsevangelien über das ganze Jahr» (Wittenb. 1560), «Die Historien von der Sündflut, Joseph, Moses, Elia u. s. w.» (Wittenb. 1562). Er starb 3. Mai 1561.

Digitized by Google

Vgl. K. Fr. Ledderhose, «Nikolaus H.s und Johann Matthesius' geistliche Lieder» (Halle 1855); E. Pfeiffer, «Nikolaus H., Lebensbild aus der Reformationszeit» (Berl. 1858).

Hermannsburg, Dorf in der Lüneburger Heide, im Kreise Lüneburg in der preuß. Provinz Hannover, zählt (1880) 1539 E. Der Ort wurde 825 vom Mönch Landolf begründet als Ausgangspunkt für seine Bekehrungsthätigkeit. Neuerdings wurde der Ort öfter genannt, teils wegen der von hier aus betriebenen Heidenmission, teils wegen der hier vollzogenen Separation von der luth. Landeskirche Hannovers.

Die Hermannsburger Mission wurde vom Pastor Ludwig Harms (s. d.) 1849 begründet. Zu den Missionsstationen gehören: Hermannsburg in Natal, 8 Stunden von Umgumulo in hochgelegener Gegend, mit blühenden Schulen und kleiner Gemeinde, und Hermannsburg in Australien, 360 Stunden im Innern des Landes. Vgl. Spedmann, «Die Hermannsburger Mission in Afrika» (Hamb. 1876).

Die Hermannsburger Separation wurde dadurch veranlaßt, daß Theodor Harms, Pastor in H., bei Einführung der Civilehe den standesamtlichen Akt nicht als Eheschließung betrachten wollte und sich deshalb weigerte, das vom Konsistorium zu Hannover vorgeschriebene Trauungsformular zu gebrauchen. Als er nach langen Verhandlungen 1877 seines Amts entsetzt wurde, trat er mit einem Teil seiner Gemeinde aus der Landeskirche aus und bildete eine separierte luth. Gemeinde. Dasselbe geschah in einigen andern Gemeinden Hannovers, welche sich mit H. zu einem Synodalverband zusammengeschlossen haben.

Hermanns-Denkmal, das von Ernst von Bandel (s. d.) dem Cheruskerfürsten Hermann (s. d.) auf der Grotenburg bei Detmold errichtete Denkmal. Die Figur Hermanns mißt bis zur Spitze des Helmschmucks 17,3, bis zur rechten erhobenen Hand 19, bis zur Schwertspitze 26,7 m. Die Höhe des ganzen Denkmals mit dem 30,7 m hohen Unterbau beträgt 57,4 m. Die Enthüllung des Denkmals fand 16. Aug. 1875 unter großen Feierlichkeiten statt. (S. Tafel: Bildnerei VII, Fig. 9.)

Hermannstadt (magyar. Nagy-Szeben), Komitat in Ungarn (Siebenbürgen), wurde 1876 aus Bestandteilen des frühern sächs. «Königsboden» (aus den Sachsenstühlen H., Mühlbach, Reußmarkt und teilweise Teschkirch) und aus einigen Gemeinden der ehemaligen Komitate Unter- und Ober-Weißenburg gebildet. Das Komitat hat ein Gebiet von 3313,52 qkm und (1880) 141627 E., Deutsche (28,8 Proz.), Rumänen (64,1 Proz.) und Ungarn (2,1 Proz.); der Konfession nach: Römisch-Katholiken (1,2 Proz.), Griechisch-Katholiken (7,7 Proz.), Griechisch-Orientalische (60,8 Proz.), Evangelische (23,9 Proz.) und Reformierte (3,8 Proz.). Das Terrain ist im allgemeinen gebirgig, im Süden die Transsylvanischen Alpen, im Norden die Hügelreihen am Zibin- und Oltflusse. Durch die südl. Bergkette führt der Roteturmpaß nach der Walachei; hier bricht der Olt (oder die Aluta) ihren Lauf durch und teilt die Kette in eine östliche und westliche; jene ist die bedeutendere (Spitzen über 2100 m, der Szurul 2294 m). Eine eigentliche Ebene findet sich nicht vor, doch zahlreiche breite Thalungen, unter denen die des Zibinbachs bei der Stadt H. und das Alt-Thal die bedeutendsten sind. Das Gebiet ist gut bewässert; der Boden ist in den Thälern und auf den Hügeln und Vorbergen hinreichend fruchtbar, das Klima im allgemeinen mild, doch wegen der Nähe des Hochgebirges im Süden häufig auch rauh und unfreundlich. Das Gebirge ist gut bewaldet. In den geschützten Thälern erzeugt man Mais, Wein, vortrefflichen Flachs und Hanf, außerdem treibt man viel Federvieh- und Schafzucht, blühende Kleingewerbe und lebhaften Verkehr mit der Walachei.

Hermannstadt (lat. Cibinium, ungar. Nagy-Szeben, rumän. Sibin), Hauptstadt des hermannstädter Komitats in Ungarn (Siebenbürgen), ehemals Hauptstadt des Großfürstentums Siebenbürgen, in einer schönen Ebene am Cibinflusse, durch Zweigbahn nach Kis-Kapus mit der Ungarischen Ostbahn verbunden, besteht aus der Obern Stadt, der Untern Stadt und vier Vorstädten und zählt (1880) 19446 E. ohne Militär, wovon über 12000 Deutsche sind. Die Obere Stadt liegt auf einer Anhöhe, hat einen schönen Marktplatz und gutgepflasterte schöne Straßen. H. hat acht Kirchen, und zwar zwei evangelisch-lutherische, eine evangelisch-helvetische, eine römisch-katholische, eine griechisch-katholische und drei griechisch-orientalische, ferner zwei Nonnen- und ein Mönchskloster. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die große got. Kirche der Lutheraner, die röm.-kath. Pfarrkirche, die Landesirrenanstalt, das Militärhospital, das Franz-Joseph-Bürgerspital, die große Infanteriekaserne, die neue, sehr große Artilleriekaserne, das Gewerbevereinsgebäude, das Theater und der Baron Brukenthalsche Palast. Letzterer enthält eine ansehnliche Bibliothek und eine Münzsammlung, eine sehr schätzenswerte Bildergalerie, eine Sammlung röm. Altertümer und ein Mineralienkabinett. In H. residierte bis 1876 der Sachsengraf, Comes genannt. Jetzt ist H. der Sitz des Superintendenten und des Landeskonsistoriums der Augsburgischen Konfessionsverwandten in Siebenbürgen, sowie eines griech.-orient. Erzbischofs, des k. k. Generalkommandos und der Polizeidirektion für Siebenbürgen. An Schul- und Humanitätsanstalten befinden sich hier: eine königl. Rechtsakademie, eine evang.-luth. Volksschule, Obergymnasium und Oberrealschule, ein königl. Staatsgymnasium, eine Normalhauptschule, ein griech.-orient. Priesterseminarium, eine Schule für Leibesübungen, eine achtklassige Mädchenschule, eine Mädchenschule der Ursulinerinnen, eine der Franziskanerinnen, ein kath. und ein evang. Waisenhaus, eine Armenanstalt, ein Bürger- und ein Militärspital, die Landesirrenanstalt, ein Zuchthaus u. s. w. Die Einwohner sind sehr betriebsam und liefern an Industrieerzeugnissen: Tuch, Hornkämme, Hüte, Kerzen und Seife, Seilerwaren u. s. w. Auch gibt es viele Gerbereien, mehrere Spiritusfabriken, eine Stearinkerzen- und zwei Sodafabriken, eine große Bierbrauerei, sechs Buchdruckereien und vier Buchhandlungen. Der ehemals große und blühende Handel mit dem Orient ist von keiner großen Bedeutung mehr. Die Umgebungen H.s sind schön. Das nahe Dorf Heltau mit 3136 E. ist wegen der bedeutenden Wollwebereien berühmt. H. war ursprünglich ein Dorf und wird in einer Urkunde von 1223 noch Villa Hermani genannt. Dieser Hermann, ein nürnberger Bürger, soll 1140 unter König Geisa II. eine Kolonie hierher geführt und den Ort gegründet haben,

Digitized by Google

der 1160 schon viele ansehnliche Häuser besaß und 1224 von König Andreas II. im goldenen Freibrief viele Privilegien erhielt.

Hermäon, Gabe des Hermes, nannten die Griechen jeden unverhofften Fund am Wege.

Hermaphroditismus (Hermaphrodisia), Zwitterhaftigkeit oder Zwitterbildung nennt man diejenige Bildung organischer Geschöpfe, welche die Geschlechtsteile beider Geschlechter in Einem Individuum vereinigt. Diese Bildung ist normal bei vielen Pflanzen und einigen niedern Tierklassen, namentlich mehrern Mollusken, Ringelwürmern, Strahltieren, Eingeweidewürmern u. s. w., von denen einige das ganze Geschäft der Zeugung allein, ohne Zuziehung eines zweiten Individuums, vollbringen können, während andere, z. B. die Schnecken, welche zwar die Geschlechtsteile beider Geschlechter vollkommen besitzen, nur durch Vermischung mit einem andern Tiere derselben Art sich fortzupflanzen im Stande sind. Bei den höherstehenden Tieren und dem Menschen ist der H., sofern er überhaupt vorkommt, stets nur ein Bildungsfehler, eine Mißbildung, zu welcher in den frühesten Anfängen der Körperentwickelung durch bis jetzt noch unerforschte Gesetze der Keim gelegt wird, und welche von ihrer Fehlerhaftigkeit durch die Unvollkommenheit des Geschlechtslebens der Zwitter ein deutliches Zeugnis ablegt.

Mit dem Begriffe eines Hermaphroditen aus den höhern Tierklassen darf daher keineswegs die Idee an eine konstante Form, an eine Klasse von Geschöpfen derselben Beschaffenheit, verbunden werden, sondern die Zahl der Hermaphroditenformen ist fast ebenso groß als die der Hermaphroditen selbst. Die vollständige Ausbildung und Vereinigung der männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane in demselben Individuum mit der Fähigkeit, von beiden nach Belieben den von der Natur bestimmten Gebrauch zu machen und die Geschlechtsfunktionen vollständig bis an ihr Ende auszuführen, würde das Ideal des H. darstellen. Jedoch ist dieses durch die neuern Beobachtungen als eine Unmöglichkeit dargethan worden, sodaß man den Gedanken an die doppelten Geschlechtsverrichtungen gänzlich hat fallen lassen und einen wahren Zwitter bereits ein solches Geschöpf nennt, bei welchem sich die hauptsächlichsten männlichen und weiblichen Sexualorgane nebeneinander finden. So wird bei Fischen «Milch» und «Rogen» nicht selten in demselben Tiere in völlig normaler Entwickelung angetroffen, und es dürfte dies als das einzige sichere Beispiel vollkommenen H. bei einem Wirbeltiere dastehen, indem hier wohl kein Zweifel bleibt, daß die abgelegten Eier (ganz oder teilweise) durch den Samen eben desselben Tiers befruchtet werden. Beispiele ähnlicher Art sind bei andern Wirbeltieren nicht erwiesen, und meist zeigt sich die Zwitterbildung nur so, daß die Geschlechtsteile der einen Seite männlich, die der andern weiblich (Hermaphroditismus lateralis), oder die innern männlich, die äußern dagegen von weiblichem Ansehen sind, seltener umgekehrt (Hermaphroditismus transversalis); oder daß die Zahl der Geschlechtsorgane zwar vermehrt, aber neben den ausgebildetern des einen Geschlechts die des andern nur angedeutet oder verkümmert vorhanden sind.

In einem noch weitern Sinne bezeichnet man mit dem Namen Zwitter alle die Individuen, bei denen durch eine Deformität der äußern Geschlechtsteile, die in der frühesten Entwickelungsperiode des Menschen und der höhern Tiere bei beiden Geschlechtern in den Grundzügen ihres Baues durchaus ähnlich sind, sich auf den ersten Anblick das Geschlecht nicht bestimmen läßt. Sollte eine solche Untersuchung bei Kindern von zweifelhaftem Geschlecht noch kein befriedigendes Resultat geben, so ist doch von dem reifern Lebensalter der Pubertät und den dann eintretenden Erscheinungen Aufschluß über das eigentliche Geschlecht zu erwarten. Ferner gehören dazu alle diejenigen, bei denen auch die genaueste Untersuchung, selbst die innere, nach dem Tode angestellte, das Geschlecht zweifelhaft läßt, weil die Geschlechtsteile so verkümmert sind, daß sie durchaus keinen sichern Anhaltepunkt zur Bestimmung des Geschlechts geben. Bei dem Menschen sind auch in den Fällen, in welchen die äußere Beschaffenheit am meisten Aussicht dafür bot, niemals Ei und Samen bereitende Organe in einem und demselben Individuum mit Sicherheit nachgewiesen worden. Die Zeugungsfähigkeit der Zwitter ist im allgemeinen eine sehr geringe und beschränkt sich fast nur auf jene Art, bei welcher auch durch eine genauere Untersuchung das Geschlecht ausgemittelt werden kann. Da diese Eigenschaft zugleich die Ehefähigkeit bedingt, so kommen Fragen über den wirklichen oder nur scheinbaren H. eines Individuums nicht selten vor das Forum der gerichtlichen Medizin, sowie diese auch bei Erbschaftsangelegenheiten manchmal über diesen Punkt ihr Gutachten abzugeben hat.

Hermaphroditus, der Sohn des Hermes und der Aphrodite, wurde von Nymphen auf dem Ida erzogen, kam aber noch als Knabe nach Karien, wo die Nymphe der Quelle Salmakis, in der er sich badete, ihn vergeblich um Gegenliebe anflehte. Auf ihr Flehen zu den Göttern, immer mit ihm vereinigt zu sein, wurden ihre Leiber so verbunden, daß ein Doppelgeschöpf, halb Mann, halb Weib, entstand. Diese Sage, welche in der durch Ovid überlieferten Gestalt ohne Zweifel das Werk gelehrter alexandrinischer Dichtung ist, beruht auf Ideen und Bräuchen, welche aus den semit. Religionen in die griech. Mythologie eingedrungen sind. Die spätere verweichlichte griech. Kunst versuchte sich viel in Darstellung des H., wobei es dann meist nicht sowohl auf die Darstellung der diesen Göttern zu Grunde liegenden religiösen Ideen als auf die Lösung des künstlerischen Problems einer Verschmelzung männlicher und weiblicher Formen abgesehen war. Es sind noch viele Darstellungen von H. in Statuen, Reliefen, Wandgemälden, Gemmen erhalten. Nach Plinius hat ein Bildhauer Polyles eine berühmte Statue eines H. geschaffen. Es ist aber ungewiß, ob damit ein älterer Polyles, der im 4. Jahrh. lebte, oder ein jüngerer, der dem 2. Jahrh. v. Chr. angehört, gemeint ist. Ebenso ungewiß ist, ob man in den schön erhaltenen Statuen eines liegenden H. Nachbildungen jener berühmten Statue erkennen darf.

Hermas wird Röm. 16, 14 unter den Mitgliedern der röm. Gemeinde genannt, an welche Paulus Grüße bestellt. Unter demselben Namen schrieb ein anderes Mitglied der röm. Gemeinde, nach einem alten Zeugnisse ein Bruder des röm. Bischofs Pius, gegen Mitte des 2. Jahrh. eine «Der Hirt» betitelte Apokalypse, welche, im Hinblick auf die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi, eine neue, angeblich von Christus selbst offenbarte

Digitized by Google

Bußfrist für die getauften, aber wieder in allerlei Sünden verfallenen Christen verkündigt. Das Buch stand in der alten Kirche in solchem Ansehen, daß man es anfangs dem neutestamentlichen Kanon zuzählte; neuerdings pflegt man es zu den Schriften der sog. Apostolischen Väter (s. d.) zu rechnen. Für die Geschichte des 2. christl. Jahrh. ist «Der Hirt» eins der wichtigsten Dokumente. Das Buch war längere Zeit nur in lat. Übersetzung vorhanden, bis neuerlich schnell hintereinander der größte Teil des griech. Originaltextes in einer jüngern und einer ältern Handschrift, eine äthiopische und eine zweite lat. Version aufgefunden wurden. Die erste Ausgabe des griech. Textes ist von Anger und Dindorf (Lpz. 1856), neuere Ausgaben desselben von Hilgenfeld (in «Novum Testamentum extra canonem receptum», Lpz. 1866; 2. Aufl. 1881) und in den Sammlungen der apostolischen Väter von Gebhardt und Harnack (Lpz. 1877) und Funk (Tüb. 1881) veranstaltet worden; auch stellte Hilgenfeld die altlat. Übersetzung wieder her: «Hermae Pastor. Veterem latinam interpretationem e codicibus etc.» (Lpz. 1873). Vgl. Hilgenfeld, «Apostolische Väter» (Halle 1853); Behm, «Über den Verfasser der Schrift, welche den Titel Hirt führt» (Rostock 1876). Apologet. Tendenz verfolgt die Schrift von Zahn: «Der Hirt des H.» (Halle 1868).

Hermbstädt (Sigism. Friedr.), Chemiker, geb. zu Erfurt 14. April 1760, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte auf der dortigen Universität die Arzneiwissenschaften und Chemie, arbeitete dann in Hamburg in der Ratsapotheke, später in Berlin, wo er eine Offizin übernahm. Er wurde 1791 Professor der Chemie und Pharmacie am mediz.-chirurg. Kollegium zu Berlin und zugleich Administrator der Hofapotheke. Hierauf kam er als Rat in das Obersanitätskollegium und wurde 1819 ord. Professor der Chemie und Technologie an der Universität, sodann Geh. und Obermedizinalrat. Er starb 22. Okt. 1833. Unter seinen Werken sind die vorzüglichsten: «Systematischer Grundriß der allgemeinen Experimentalchemie» (4 Bde., Berl. 1791—93; 3. Aufl., 1823), «Grundriß der Färbekunst» (Berl. 1802; 3. Aufl. 1825), «Allgemeine Grundsätze der Bleichkunst» (Berl. 1804), «Grundsätze der Technologie» (3 Bde., Berl. 1816—25), «Chemische Grundsätze der Kunst, Branntwein zu brennen» (2 Bde., Berl. 1817; 3. Aufl., 1841), «Elemente der theoretischen und praktischen Chemie für Militärpersonen» (3 Bde., Berl. 1822).

Hermel (Feldkamille), s. unter Kamille.

Hermelin oder großes Wiesel (Mustela erminea), ein kleines, aber blutgieriges und grausames Raubtier aus der Gattung der Marder, welches, in Europa und Asien, besonders aber in Sibirien einheimisch, die Nähe menschlicher Wohnungen flieht und felsige Wälder den Ebenen vorzieht. Es hält sich in Steinhaufen, Löchern und hohlen Bäumen auf, klet[illegible] und springt vortrefflich und geht nachts auf Raub aus, der aus kleinen Säugetieren und Vögeln, Schlangen, Eidechsen und Eiern besteht. Durch massenhafte Mäusevertilgung wird es in unsern Gegenden nützlich. Es mordet mehr als es frißt, paart sich im März und das Weibchen wirft im Mai fünf bis acht anfangs blinde Junge. Sein im Sommer oben brauner, auf der Unterseite gelblichweißer Pelz wird im Winter im Norden schneeweiß, die Spitze des Schwanzes aber, welche an Länge die Hälfte des Körpers übertrifft, ist stets glänzendschwarz gefärbt. Die besten Pelze liefern Schweden, das europ. Rußland und Sibirien. Ehedem war der Hermelinmantel eine Auszeichnung, die sich die weltlichen Fürsten vorbehalten hatten, und die sie nur in besondern Fällen mit fürstl. Range bekleideten Personen gestatteten. Als Wappenbild führt die Bretagne den H.

Hermen heißen in der Kunstsprache Köpfe, welche in einen viereckigen Fußpfeiler ausliefen, dergleichen es im alten Athen auf Plätzen und Straßen viele gab. Den Namen erhielten diese Pfeiler von Hermes, insofern dieser auch als Gott der Wege verehrt wurde. Aus dem ältesten Kultus des Hermes in Gestalt von Steinhaufen an Wegen und Grenzmarken, dann auch unter den Formen des Phallus entwickelte sich die Gestalt der H., zunächst als einfacher Pfahl, welcher inmitten der Steinhaufen errichtet wurde, dann als ithyphallischer Pfeiler, welchem zuletzt der Kopf des Gottes aufgesetzt wurde. So bildeten zumal die Pelasger den Hermes. An Kreuzwegen wurde die einfache H. nach der Anzahl der Wege verdreifacht oder vervierfacht. Auch auf andere Götter, besonders auf den bärtigen Dionysos, wurde in späterer Zeit diese Darstellungsform übertragen, dann auch auf Staatsmänner, Philosophen und besonders Dichter, deren Porträts gewöhnlich zu Doppelhermen zusammengesetzt wurden. Die H. bildeten den Anfang der Bildhauerkunst, und in der ältesten Zeit waren wohl alle Götterbilder nichts als ein Pfeiler mit einem unförmlichen Kopf. Vgl. Gerhard, «De religione hermarum» (Berl. 1845).

Hermenegild, Sohn des span., seit 572 n. Chr. regierenden Westgotenkönigs Leovigild. Schon seit 573 Mitregent des Vaters, heiratete H. 580 die fränk. Prinzessin Ingunthis (Tochter des Königs Siegbert und der Brunehilde), und wurde durch diese bestimmt, zum Katholizismus überzutreten. Dadurch wurde H. sofort Mittelpunkt aller kath. Gegner seines arianischen Vaters; ein erheblicher Teil des Landes fiel ihm zu. Allein H. war der Klugheit seines Vaters nicht gewachsen, der auf der einen Seite die gefährlichen kath. Bischöfe aus dem Lande vertrieb, andererseits durch versöhnliches Auftreten den Abfall des kath. Volks zum Stehen brachte. Als Leovigild dann die Basken geschlagen, Sevilla eingeschlossen und die Streitkräfte des H. zu Hilfe ziehenden Suevenkönigs Miro zersprengt hatte, mußte H. und Ingunthis zu den Byzantinern nach Cordoba flüchten. Als auch diese Stadt unhaltbar wurde, suchte H. das Asyl einer Kirche und wurde als Privatmann und der Thronrechte beraubt nach Valencia verbannt. Vielleicht auf Grund neuer religiöser Konflikte wurde er dann am Ostersonntag (13. April) 585 zu Tarraco enthauptet. Ingunthis starb auf dem Wege nach Konstantinopel. Auf Philipps II. Bitte sprach nachmals Papst Sixtus V. den H. heilig.

Hermenegild, Orden des heiligen, vom König Ferdinand VII. von Spanien 28. Nov. 1814 zur Belohnung für langgediente verdienstvolle Offiziere des Heers und der Marine gestiftet, zerfällt in Großkreuze, zweite und dritte Klasse und ist mit Pensionen verbunden. Das Ordenszeichen ist ein von der Königskrone überragtes weißes Kreuz mit blauem runden Mittelschilde, welches das Bild des heiligen H. zu Pferde mit der Umschrift: «Premio a la constancia militar» zeigt. Die Großkreuze

Digitized by Google

tragen dasselbe am breiten weißen, zweifach karmoisin gestreiften Bande von der rechten Schulter zur linken Hüfte nebst einem Stern auf der linken Brust; die zweite Klasse trägt dieselben Insignien, jedoch nicht das breite Band; die dritte Klasse trägt das Kreuz im Knopfloch.

Hermeneutik (grch.) ist die Wissenschaft, welche die Grundsätze und Hilfsmittel aufstellt, durch welche man den Sinn einer Rede oder Schrift aufzufinden und festzustellen vermag, welchen der Redner oder Verfasser selbst mit seinen Worten verbunden hat. Besonders wird der Ausdruck von der Anweisung zur richtigen Auslegung der biblischen Schriften gebraucht (biblische Hermeneutik). Ihre Geschichte ist zugleich die Geschichte der biblischen Exegese (s. d.). Vgl. Döpke, «H. der neutestamentlichen Schriftsteller» (Lpz. 1829); Wilke, «Die H. des Neuen Testaments» (2 Bde., Lpz. 1843—44); Lutz, «Biblische H.» (Pforzh. 1849; 2. Aufl. 1861); Ruenus, «Critices et hermeneuticae librorum Novi Foederis lineamenta» (Leid. 1858); Immer, «H. des Neuen Testaments» (Wittenb. 1873).

Hermes, in der griech. Mythologie der Gott des Handels, s. Mercur.

Hermes Trismegistos (Hermes der dreimal größte, d. h. der allergrößte) ist der griech. Name des ägypt. Gottes Thoth (s. d.), welcher in den Hieroglyphen der Ptolemäerzeit sehr gewöhnlich den Beinamen «des zweimal großen», in der röm. Kaiserzeit auch «des dreimal großen» hat, wie denn auch die griech. Bezeichnung kaum vor dem 2. Jahrh. n. Chr. aufzutreten scheint. Man versteht unter H. den ägypt. Gott der Schrift und Gelehrsamkeit nach der Auffassung der letzten Jahrhunderte des Altertums. Die hieroglyphischen Denkmäler wissen nur von einem Gott Thoth, der allerdings Mondgottheit und Gott der Gelehrsamkeit zugleich ist; aber später unterschied man zwischen einem ersten Thoth, der Personifikation der göttlichen Intelligenz, und einem jüngern, der Inkarnation derselben auf Erden, dem Urheber aller Bildung und Gesittung, dem die Menschen die Schrift, die Kulte, die Wissenschaften und Künste verdanken. Da H. demnach als Weiser und Gesetzgeber galt, so kam man in der Folge zur Annahme mehrerer mythischer Personen dieses Namens, wie denn die Araber ihrer drei aufstellten, einen vorsintflutlichen, der ihnen mit Idris oder Henoch gleichbedeutend ist, einen chaldäischen oder babylonischen und von Trismegist, der nach ihnen in Memphis gelebt haben soll. Während seiner irdischen Wirksamkeit hat Thoth nach dem Glauben der alten Ägypter die Hauptstücke seiner Weisheit in verschiedenen Büchern niedergelegt, welche man seit den ältesten Zeiten als göttliche überlieferte. Schon in der Hieroglyphik heißt es von besonders ehrwürdigen Schriften, Thoth «habe sie mit seinen eigenen Fingern geschrieben»; es wurde ihnen dadurch Heiligkeit und Autorität verliehen. Nach Clemens Alexandrinus belief sich die Zahl der dem H. zugeschriebenen Werke auf 42, welche eine vollständige ägypt. Encyklopädie ausmachten, indem sie sowohl die Religion (Gesetze, Götterlehre, Liturgien, Kultusvorschriften, Hymnen) als die Wissenschaften und Künste (Hieroglyphik, Geometrie, Astronomie, Medizin) behandelten. Ob von diesen Hermetischen Büchern eins der sechs medizinischen in dem sog. Papyrus-Ebers, dem «Buche über die Arzneimittel», erhalten ist, bleibt dahingestellt. Aus dem Charakter der ägypt. Litteratur im allgemeinen und aus dem besondern dieses einen Werks läßt sich schließen, daß die Hermetischen Bücher durchweg mystisch gefärbt und mit magischem Beiwerk versehen waren. Ähnliche Eigentümlichkeiten haften einer apokryphen Litteratur an, welche nach dem Erlöschen der Hieroglyphenkunde aus dem Widerstreit griech., jüd. und ägypt. Ideen in Alexandrien hervorging, und aus der sich unter dem Namen des H. eine Anzahl von philos. Traktaten teils in griech., teils in lat. und arab. Sprache erhalten hat.

Diese Hermetischen Schriften sind meist Dialoge zwischen H. und seinem angeblichen Sohn Tat oder seinem Schüler Asklepios, andere sind an den König Ammon gerichtet; unendlich subtil, nicht selten dithyrambisch und oftmals dunkel, handeln sie über Gott und die Seele, über die Welt und die Intelligenz, über die Weisheit und die Tugend, über das Gute, Schöne und Wahre, über Zeit und Ewigkeit. Sie enthalten nichtgriech. Philosophie, obwohl sie an neuplatonische Ideen anknüpfen; auch sind sie nicht jüdisch, obwohl sie den Einfluß der Schriften Philos nicht verleugnen können; noch weniger sind sie (wie sich nun jetzt beurteilen läßt) der Ausdruck ägypt. Philosophie, wennschon hier und dort sich Ideen finden mögen, die an das «Totenbuch» erinnern. Wohl liegt ihnen eine ägypt. Mythologie zu Grunde, aber dieselbe wird uns in diesem trüben Lichte theosophischer Spekulation nicht deutlicher. Die Hermetischen Bücher gehören Ägypten an, aber dem stark hellenisierten, in dem bereits christl. Betrachtungsweise Eingang gefunden hatte. Sie sind die letzten Denkmäler des Heidentums. Der Text dieser Schriften in griech. und lat. Sprache ist sehr mangelhaft überliefert, zum Teil nur in Bruchstücken bei Stobäus, Cyrillus, Suidas und Lactantius. Die hauptsächlichsten derselben gab Parthey heraus («Hermetis Trismegisti Poëmander», Berl. 1854), indem er den Titel nach dem ersten Traktat «Ποιμανδρος» wählte. Eine ältere Ausgabe ist die des Patrizzi («Nova de universis philosophia», Veneb. 1593). Den Poëmander übersetzte Tiedemann (Berl. 1781); die meisten Stücke vereinigte die franz. Übersetzung von L. Ménard («Hermès Trismégiste», Par. 1866). Vermutlich gehört die Mehrzahl dieser Schriften in das 2. Jahrh.; die Definitionen des Asklepios sind nicht älter als das Zeitalter Konstantins; der oder die Verfasser sind ganz unbekannt; der nur lateinisch erhaltene Asclepius wurde irrtümlich dem Apulejus beigelegt. Den Umfang und die Mannigfaltigkeit dieser ganzen Litteratur kann man aus der Bemerkung des Jamblichus ahnen, wonach es an 20000 Hermetische Bücher gegeben hat. Der Einfluß derselben dauerte bis ins Mittelalter, und man gab vor, daß diese mystische Weisheit durch die Hermetische Kette aus alten Zeiten überliefert sei. Besonders scheint sie unter den Arabern gepflegt zu sein; sie schreiben dem Trismegist eine Unzahl von Schriften zu; namentlich über die Steine, die Alchemie, die Medizin, die Astrologie, über Talismane und Amulette und selbst über die Schriftarten und allerlei Geheimnisse. Einzelne dieser Bücher, deren der Fihrist, eine alte arab. Litteraturgeschichte, viele aufführt, sind noch erhalten; einen theosophisch-ascetischen Traktat eines christl. Verfassers, «An die menschliche Seele», gaben Fleischer (Lpz. 1870) und

Digitized by Google

Bordenhewer (Bonn 1873) mit Übersetzung heraus. Vgl. Pietschmann, «Hermes Trismegistos» (Lpz. 1875). Gegen Ende des Mittelalters kam die Richtung wieder zu besondern Ehren; die hermetische Medizin des Paracelsus steht unter ihrem Einflusse; ebenso die hermetische Freimaurerei; Schwärmer heißen schlechthin Hermetiker. Alle Geheimnisse der Magie führte man auf H. zurück; durch magische Siegel konnte er angeblich Schätze und Gefäße unzugänglich machen; daher nennt man noch jetzt hermetisch verschlossen etwas so vollkommen Verschlossenes, daß keine Luft hinzutreten kann.

Hermes (Georg), kath. Theolog, geb. 22. April 1775 zu Dreierwalde in Westfalen, studierte zu Münster, ward 1798 Lehrer am Paulinischen Gymnasium zu Münster, 1799 Priester, 1807 Professor der Theologie an der Akademie zu Münster, 1819 an der Universität zu Bonn, wo er 26. Mai 1831 starb. Als akademischer Lehrer gewann H. einen weitgehenden Einfluß; außerdem wurde er vom Erzbischof von Köln, dem Grafen Spiegel, entschieden begünstigt, sodaß seine Schüler (die Hermesianer) nicht bloß unter der Geistlichkeit Rheinlands und Westfalens sehr zahlreich waren, sondern auch die theol. Fakultät zu Bonn und die Seminare der Bischöfe von Kulm, Trier und Ermeland beherrschten. Ihr Organ war die «Zeitschrift für Theologie und Philosophie» (seit 1832).

Das philosoph.-theolog. System von H. (der Hermesianismus) ist beeinflußt durch die Kant-Fichtesche Philosophie und versucht dem absoluten Zweifel zu entgehen durch Begründung eines reinen Vernunftglaubens, welcher inhaltlich mit den Lehren der kath. Kirche völlig übereinstimmt. In der «Philos. Einleitung in die christkath. Theologie» (Münst. 1819; 2. Aufl. 1831) kommt H. zu dem Schluß, die Vernunft führe zu der Überzeugung, nicht bloß daß Gott existiert, sondern auch, daß er sich übernatürlich offenbaren kann. Diese übernatürliche göttliche Offenbarung findet dann die «Positive Einleitung in die christkath. Theologie» (Münst. 1829) niedergelegt in den biblischen Büchern, in der mündlichen Tradition und in dem geordneten Lehramt der Kirche. Daher kann denn auch die «Christkath. Dogmatik» (herausg. von Achterfeld, 3 Tle., Münst. 1834—36) das ganze System der kath. Lehre als Wahrheit hinstellen, ohne irgendwie Kritik zu üben. Dennoch mußte diese Lehre Anstoß erregen, war doch die Wahrheit der göttlichen Offenbarung durch Vernunftgründe gestützt und damit das kath. Autoritätsprinzip aufgegeben. Schon zu H.' Lebzeiten trat sein Kollege Windischmann gegen ihn auf; 26. Sept. 1835 erschien ein päpstliches Breve, welches die Lehre des H. als ketzerisch verdammte. Der neue Erzbischof von Köln, Droste-Vischering, schritt jetzt überall gegen die Hermesianer ein. Diese erklärten, die im päpstl. Breve verdammten Sätze erkennten auch sie als ketzerisch an, aber H. lehre diese Sätze nicht. Um den Papst davon zu überzeugen, reisten die Professoren Braun und Elvenich 1837 nach Rom, kehrten aber unverrichteter Sache nach Deutschland zurück. Hier war in wenigen Jahren die ganze Richtung des Hermesianismus gewaltsam unterdrückt. Vgl. Braun und Elvenich, «Meletemata theologica» (Bonn 1837) und «Acta Romana» (Hannov. 1838); Bernhardi, «Laokoon, oder H. und Perrone» (Köln 1840); Stupp, «Die letzten Hermesianer» (5 Hefte, Wiesb. u. Köln 1844—45); Elvenich, «Pius IX., die Hermesianer und der Erzbischof von Geissel» (Bresl. 1848).

Hermes (Joh. Timoth.), ein durch seine didaktischen Romane bekannter Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. 31. Mai 1738 zu Petznik bei Stargard in Hinterpommern, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause und auf dem Gymnasium zu Stargard. In Königsberg, wo er Theologie studierte, nahmen sich besonders Kant und Arnold seiner an. Später ging er nach Danzig und von da nach Berlin. Hier schrieb er seinen Roman «Fanny Wilkes» (2 Bde., Lpz. 1766; 3. Aufl. 1781), bei welchem Fielding und Richardson seine Muster waren, und sein Hauptwerk, den Roman «Sophiens Reise von Memel nach Sachsen» (5 Bde., Lpz. 1770—75; 6 Bde., 1778), dem viele andere, «Für Töchter edler Herkunft» (3 Bde., Lpz. 1787), «Für Eltern und Ehelustige» (5 Bde., Lpz. 1789) u. s. w., folgten. Nachdem er Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann Feldprediger zu Lüben in Schlesien, hierauf fürstl. anhalt. Hof- und Schloßprediger zu Pleß gewesen war, wurde er 1772 nach Breslau berufen, wo er verschiedene geistliche Ämter bekleidete und als Superintendent, Pastor primarius zu St. Elisabeth und erster Professor der Theologie an der Universität 24. Juli 1821 starb. Durch seine Romane trug er zur Bildung eines bessern Geschmacks bei, so wenig dieselben auch höhern Kunstforderungen genügen.

Hermes (Jul. Aug. Ottomar), geb. 12. Jan. 1826 in Berlin, studierte 1842—45 daselbst Jura und Cameralia, wurde dann Assessor beim Kreisgericht in Boitzenburg, später nach Berlin versetzt, wurde dort 1857 gleichzeitig Hilfsarbeiter beim evang. Oberkirchenrat, 1858 Oberkonsistorialrat, 1878 Präsident des evang. Oberkirchenrats.

Hermesianax, aus Kolophon, ein griech. Elegiendichter, um 300 v. Chr., verfaßte drei Bücher Elegien erotischen Inhalts unter dem von dem Namen seiner Geliebten entlehnten Titel «Leontion». Erhalten ist ein größeres Bruchstück aus dem dritten Buche durch Athenäus (s. d.). H. macht darin, freilich unter seltsamen Irrtümern, eine große Anzahl Dichter und Denker namhaft, die von der Macht der Liebe ergriffen gewesen seien. Dasselbe ist außer in den Ausgaben des Athenäus namentlich von G. Hermann (Lpz. 1828, und in dessen «Opuscula», Bd. 4) und von Bergk (Marb. 1844, und in der «Anthologia lyrica», 2. Aufl., Lpz. 1868) herausgegeben und von den Schlegel im «Athenäum», von Jacobs in der «Griech. Blumenlese», von Weber in den «Elegischen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826) übersetzt, sowie von Hartung in den «Griech. Elegikern» (Bd. 2, 1859) griechisch und deutsch herausgegeben worden.

Hermesianismus, s. unter Hermes (Georg).

Hermetisch und **Hermetiker**, s. unter Hermes Trismegistos.

Hermetische Kette, s. Hermes Trismegistos.

Hermetische Kunst und **Hermetische Philosophie**, soviel wie Alchimie.

Hermetische Schriften, s. unter Hermes Trismegistos.

Hermias, Schüler Platos und Freund des Aristoteles, unter pers. Oberhoheit Regent von Atarneus in Mysien und von Assos in Troas, wurde, als er sich gegen die Perser empört hatte, von dem zum pers. Satrapen ernannten griech.

Digitized by Google

Heerführer Mentor durch das Versprechen, er werde ihm die Verzeihung des Perserkönigs verschaffen, zu einer Unterredung verlockt und hernach auf Befehl des Königs hingerichtet (345 v. Chr.). Aristoteles, der nach dem Tode Platos 348 v. Chr. Athen verließ und sich zu H. nach Atarneus begab, heiratete nach H.' Tode dessen Schwester oder Nichte und Adoptivtochter Pythias und hat ihm durch ein schönes noch erhaltenes Lied und ein ebenfalls erhaltenes Epigramm auf der ihm in Delphi errichteten Bildsäule ein Denkmal gestiftet. H. soll eine Schrift über die Unsterblichkeit verfaßt haben. Vgl. Böckh, «Hermias» in den «Abhandlungen der Berliner Akademie» (1853).

Hermias heißt unter andern griech. Schriftstellern der im übrigen völlig unbekannte Verfasser einer apologetischen Schrift, welche wahrscheinlich dem Ende des 2. oder dem Anfang des 3. Jahrh. angehört. Sie ist gegen die heidnische Philosophie gerichtet, indem sie die verschiedenen Ansichten der griech. Philosophen über Seele, Gott, Welt und die Prinzipien des Seins weniger zu widerlegen als lächerlich zu machen sucht. Beste Ausgabe von Otto im «Corpus apologetarum» (Bd. 9, Jena 1872).

Hermies, Flecken im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrondissement Arras, 5 km im NO. von Bertincourt, nahe bei einem Zuflusse der Schelde, an der Lokalbahn Achiet-Marcoing, zählt (1876) 2442, als Gemeinde 2540 E. Hier wurde 1840 ein großer unterirdischer Raum mit mehrern Straßen und vielen Zimmern entdeckt, dessen Ursprung und Bestimmung noch unbekannt ist.

Herminiera, s. Ambal.

Hermione ist in der griech. Mythologie die Tochter von Menelaus und Helena. Nach der Odyssee wurde sie Gemahlin des Neoptolemos (s. d.). Nach spätern Dichtern war sie von ihrem Großvater schon mit Orest vermählt, wurde jedoch von Neoptolemos, dem sie Menelaus in Troja versprochen hatte, geraubt. Neoptolemos fand dann aber in Delphi unter Mitwirkung oder auf Anstiften des Orest einen gewaltsamen Tod, und H. wurde nun aufs neue die Gemahlin des Orest, dem sie den Tisamenos gebar.

Hermione ist auch der Name des 121. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Hermione, sehr alte Seestadt in Griechenland am Südrande der Argivischen Halbinsel auf einer Landzunge gelegen, welche weit in eine tief eingreifende, nur im Osten offene Bucht hinausläuft. Viele Trümmer der noch in später Kaiserzeit fortblühenden Stadt finden sich beim heutigen Kastri.

Herminonen oder richtiger Herminonen nennt die alte ethnogonische Stammsage der Germanen die dritte Gruppe deutscher Stämme, deren Abkunft auf die drei Söhne des Mannus, des Sohnes des Tuiskos oder Tuistos, zurückgeführt wird. Die Nachkommen Irmins, die H., sind die Stämme im deutschen Binnenland, also namentlich die mitteldeutschen Hermunduren und die (spätern) oberdeutschen Alamannen und Bajuvaren, im Gegensatz zu den sächs. und fries. Ingävonen und den fränk. Istävonen. (Goten und Nordgermanen blieben von dieser Gruppierung unberührt.) Vgl. Dahn, «Deutsche Geschichte» (Bd. 1, Gotha 1883).

Hermitage heißt einer der vorzüglichsten Weine Frankreichs, der in der Dauphiné auf einer granitischen Hügelreihe des linken Rhône-Ufers, gegenüber der Eisenbahnstation Tain, wächst. Schon im ersten Mittelalter waren die «rupes ab eremo dictae» ihres Produkts halber berühmt. Ein Einsiedler soll die ersten Reben dahin verpflanzt haben (daher der Name). An der Stelle der Einsiedelei erbauten im 13. Jahrh. die deutschen Ritter von Sterimberg eine Burg, welche im 14. die Bernhardinermönche erwarben und in ein Kloster verwandelten. Sie besonders hoben und pflegten den Weinbau. Die drei Lagen des Gebirges von unten nach oben heißen: Le Greffieux, Le Méal und La Chantalouette; letztere produziert die feurigsten Weine. Dieselben sind sowohl weiß als rot; die besten Gewächse von beiden gehören zu den Weinen ersten Rangs.

Hermite (Charles), franz. Mathematiker, geb. 25. Dez. 1822 in Dieuze, besuchte die Polytechnische Schule zu Paris und wurde 1848 Lehrer, 1869 Professor an derselben. Er ist seit 1856 Mitglied der franz. und seit 1884 auch der preuß. Akademie der Wissenschaften. Ihm gelang es zuerst, Gleichungen des fünften Grades mit Hilfe elliptischer Transcendenten aufzulösen. H.s Hauptwerk ist: «Cours d'analyse de l'École Polytechnique» (1873); ferner schrieb er: «Théorie des équations modulaires» (1859), «Sur la réduction des formes cubiques à deux indéterminées» (1859), «Sur la fonction exponentielle» (1874) u. s. w.

Hermiteninseln, s. unter Feuerland.

Hermod, d. h. der Heermutige und Tapfere, ein Sohn Odhins, wird in der nordischen Mythologie unter die Asen gerechnet. Er erscheint nur in dem Baldr-Mythus; nach Baldrs Tode erbietet er sich, zu Hel zu reiten, um im Namen der Götter die Totengöttin um Baldrs Herausgabe zu bitten. Sein Ritt dahin dauert neun Tage; eine Nacht verweilt er daselbst, kehrt aber am andern Morgen zurück und überbringt den Göttern die Geschenke, welche ihnen Baldr sendet. — Einen andern H. erwähnt die Hyndluljod, ein Eddalied, neben dem Sigmund, dem Vater Sigurds; dieser gehört wohl der Heldensage an.

Hermodactyli, Radix hermodactyli, Hermodatteln, eine längst veraltete und nicht mehr gebräuchliche, aus Ägypten stammende Drogue, als deren Stammpflanze Iris tuberosa *L.* angegeben wird. In alten Pharmakopöen findet sie sich als Bestandteil der wasserabführenden Pillen Jonins, Pilulae hydragogae Jonini aufgeführt, letztere, ein Gemisch von nicht weniger als 18, zum Teil drastisch wirkenden Ingredienzien, sind selbst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen.

Hermogenes, aus Tarsus in Cilicien, einer der vorzüglichsten griech. Rhetoren im 2. Jahrh. n. Chr., trat bereits in seinem 15. Lebensjahre vor dem Kaiser Marc Aurel mit vielem Beifall auf und verfaßte einige wichtige Schriften über Teile der Redekunst, welche vielfach benutzt wurden, auch zusammengefaßt als Lehrbuch der Rhetorik dienten und zuletzt in einen Auszug gebracht wurden. Diese Schriften nebst den erhaltenen alten Kommentaren finden sich in der Ausgabe der «Rhetores Graeci» von Walz und ohne jene in der von Spengel; die «Progymnasmata», welche durch die Arbeit des Aphthonius (s. d.) zurückgedrängt und bis Ende des 18. Jahrh. nur in der lat. Übersetzung des Priscian veröffentlicht waren, gab zuerst Heeren 1791 heraus.

Hermogenes, ein afrik. Maler gegen Ende des 2. Jahrh., bestritt die kirchliche Lehre von der Schöpfung aus Nichts und lehrte eine ewige

Digitized by Google

Materie. Tertullian (s. d.) verfaßte wider ihn eine eigene Schrift.

Hermogenianus, röm. Jurist, Verfasser einer in Justinians Pandekten excerpierten, dem 3. bis 5. Jahrh. angehörigen Schrift: «Libri VI epitomarum». Nach einem H., zweifelhaft ob nach diesem, ist eine Sammlung der Kaisergesetze des 4. Jahrh. benannt: Codex H., die in Bruchstücken überliefert ist.

Hermokopidenprozeß, der Prozeß, welcher aus Anlaß des Hermenfrevels (in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 415 v. Chr. wurden in Athen fast alle Marmorhermen von unbekannter Hand zerschlagen oder verstümmelt) das athenische Volk lange in Aufregung versetzte. Der Prozeß wurde von einem Teil der oligarchischen Partei, welcher den Frevel wahrscheinlich auch angestiftet hatte, benutzt, um während der Abwesenheit des Alcibiades in Sicilien durch falsche Anschuldigungen diesen und andere angesehene Bürger ins Verderben zu stürzen und die demokratische Verfassung zu erschüttern. Vgl. Götz, «Der H.» (Nürnb. 1875).

Hermokrates, Sohn des Hermon, Führer der sog. aristokratischen (oder maßvoll demokratischen) Partei in Syrakus, hatte zuerst im J. 424 v. Chr. die Sikelioten bestimmt, zu Gela einen allgemeinen Frieden zu schließen, durch welchen die Fehde zwischen ihren Städten für einige Zeit beigelegt, namentlich aber die gefährliche Einmischung der Athener in diese Kämpfe gegenstandslos gemacht wurde. Als einige Jahre später der große Krieg zwischen Athen und Syrakus ausbrach (415 v. Chr.), hatten die Syrakusaner dem H., welchem anfangs der radikale Demagoge Athenagoras viele Schwierigkeiten in den Weg legte, den endlichen Sieg über die Athener zu danken. Nach Besiegung der attischen Streitkräfte auf Sicilien (413) führte H. den Peloponnesiern, als dieselben im J. 412 v. Chr. die Machtstellung der Athener auf der Westküste Kleinasiens zu erschüttern begannen, eine beträchtliche Unterstützung zu, und bewährte seine Tüchtigkeit auch auf diesem neuen Kriegsschauplatze. Endlich aber erlag auch H. im Febr. 410 in der Schlacht bei Kyzikos dem Alcibiades, und wurde darauf seines Amts entsetzt und verbannt. H. kämpfte dann auf eigene Hand mit Glück gegen die Karthager und fand 407 bei dem Versuch, mit Gewalt in Syrakus einzudringen, den Tod. Seine Tochter wurde 405 die erste Gattin des ältern Dionysios.

Hermon, Großer (Dschebl-esch-Schêch), Berg in Syrien, s. Antilibanon.

Hermonymos (Georg), Gelehrter des 15. Jahrh., aus Sparta, war 1471 am röm. Hof und lehrte später in Paris die griech. Sprache; Reuchlin und Budäus waren seine Schüler. Von seinem spätern Leben ist nichts bekannt. H. schrieb einige theol. Schriften.

Hermopolis, s. Hermupolis.

Hermosillo, früher Petic, Stadt im merik. Staat Sonora, am rechten Ufer des Sonora oder Ures, etwas unterhalb der Einmündung des Rio San-Miguel de Horea Sitas, mit 15000 E., ist der Hauptstapelplatz für den Hafen Guaymas. Bei H. beginnt der sehr kultivierte, fruchtbarste Ackerdistrikt des Landes, aus welchem große Mengen von Weizen und trefflicher Wein ausgeführt werden. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut und hat eine Münze, einen schönen Park und zahlreiche, gut bewässerte Gärten. Das Klima ist heiß, aber gesund. In der Nähe wurden 1807 Goldgruben entdeckt.

Hermsdorf (Grüssauisch-), s. Grüssauisch-Hermsdorf.

Hermsdorf (Nieder-), Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Waldenburg, 3 km westlich von Waldenburg, im Niederschlesischen Steinkohlengebirge, zählt (1880) 6379 E. und hat ein Waisenhaus, ein Eisenwerk (Vorwärtshütte) und Steinkohlengruben (Glückhilf und Friedenshoffnung).

Hermsdorf unterm Kynast, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Hirschberg, 4 km südwestlich von Warmbrunn, am Riesengebirge, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, eine evang. und eine kath. Kirche und zählt (1880) 2130 meist prot. E., welche Fabriken für Holzstoff-, Zünd- und Holzgalanteriewaren unterhalten. Dabei der Kynast (s. d.).

Hermunduren, ein großes german. Volk, das im W. durch die Werra von den Chatten, im N. durch den Harz von den Cheruskern, im O. durch die Elbe von den Semnonen, im S. durch den Frankenwald und das Erzgebirge von den Nariskern (Naristen) und Markomannen geschieden und anfangs mit unter dem allgemeinen Namen der Sueven (s. d.) begriffen wurde. Aus Abneigung gegen Marbods Übergriffe nahmen sie auf Antrieb der Römer in den letzten Jahren vor Christi Geburt das von den Markomannen aufgegebene Maingebiet großenteils in Besitz. Sie halfen im J. 2[illegible] n. Chr. unter Vibilius die Herrschaft, die der Gotone Catualda durch Marbods Vertreibung über die Markomannen erlangt hatte, stürzen. Mit den Chatten kämpften sie 58 n. Chr. siegreich um den Besitz von Salzquellen, welche man zu Salzungen an der Werra gefunden zu haben glaubt. Mit den Römern im Donaugebiet, namentlich zu Augsburg, standen sie zu des Tacitus Zeit in Handelsverbindungen. Nachher wird ihr Name unter den Völkern, die in dem großen Markomannischen Kriege gegen Marc Aurel kämpften, erwähnt. Sie gelten als die unmittelbaren Vorfahren des Hauptbestandteils der spätern Thüringer. Vgl. Kirchhoff, «Thüringen doch Hermundurenland» (Lpz. 1882); Dahn, «Deutsche Geschichte» (Bd. 1, Gotha 1883).

Hermupolis oder Hermopolis, zwei Städte im alten Ägypten. Hermupolis magna lag an der Stelle des heutigen Aschmunein (s. d.), wo sich Felsengräber befinden; Hermupolis minor ist das heutige Damanhur.

Hermupolis, Hauptstadt der Nomarchie der Cykladen auf der Insel Syra, Sitz des Nomarchen der Cykladen, eines griech. Erzbischofs, eines röm.-kath. Bischofs, hat sechs Kirchen, darunter eine katholische und eine protestantische, zwei Gymnasien, ein Lazareth, Arsenal, Zoll- und Hafenamt, Schiffsbau und einen großen Hafen und zählt (1879) 21245 E. Die Stadt entstand im griech. Befreiungskrieg, als die Bewohner von Chios, Psara und Aiwaly sich an der Stätte des alten Syros niederließen und wurde bald ein blühender Handelsort, dessen Bedeutung jedoch seit dem Aufblühen des athenischen Hafens Peiräeus gesunken ist.

Hermus, griech. Hermos, Fluß in Kleinasien, der jetzige Gedis-Tschai (s. d.).

Hernad (von den Deutschen in der Zips «Kundert» genannt), Fluß in Oberungarn, entspringt auf der nordöstl. Seite des Königsbergs (Kralowa-Hola), mündet nach einem Laufe von 190 km unterhalb Onód in den Sajófluß. Oberhalb der

Digitized by Google

Mündung, bei Szordol, gabelt sich der Fluß; der Nebenzweig Bársonyos läuft mit dem Hauptbett parallel. Hauptzuflüsse sind die Göllnitz und die Tarcza. Der Fluß ist nicht schiffbar; nur im Unterlaufe wird er mit Holzflößen befahren.

Hernals, westl. Vorort von Wien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, an der Als, zählt (1881) 60307 E. mit durchweg städtischer Beschäftigung. Mit Wien und Dornbach ist H. durch eine Pferdebahn verbunden. Hier befindet sich das k. k. Erziehungsinstitut für Offizierstöchter, welches, vom Kaiser Joseph II. 1786 hierher verlegt, im ehemaligen Paulinerkloster untergebracht und später durch große Zubauten erweitert wurde. Ferner hat H. ein Staatsrealgymnasium, eine Handelsfachschule und eine gewerbliche Fortbildungsschule. Der Name H. wird auf die Thatsache zurückgeführt, daß während der prot. Bewegung in Österreich dort die der Reformation zugethanen Mitglieder des Herrenstandes sich häufig zur Beratung zusammenfanden. Thatsächlich war H. im Anfange des 18. Jahrh. ein beliebter Sommeraufenthalt des höhern österr. Adels.

Hernand., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hernandez (Francisco), span. Arzt und Naturforscher, wurde von Philipp II. nach Mexiko geschickt, um die Produkte des Landes zu erforschen. Die litterarischen Ergebnisse seiner Beobachtungen erschienen nach seinem Tode unter dem Titel «Nova plantarum, animalium et mineralium mexicanorum historia» (Rom 1651).

Herne, Landgemeinde in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Bochum, an den Linien Berlin-Hannover-Köln, Ruhrort-Dortmund, Welver-Sterkrade und Essen-H. der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 7290 meist prot. E. und hat eine evang. und eine kath. Kirche, eine höhere Schule, ein Krankenhaus, eine große Armenverpflegungsanstalt, Gasfabrik, bedeutenden Steinkohlenbergbau, Cokereien, eine Kesselfabrik und eine Eisenhütte.

Herne-Bay, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, 10 km im NNO. von Canterbury, am Südufer des Themse-Ästuars und an der Eisenbahn London-Chatham-Dover, mit (1881) 1594 E., ist seit 1830 ein Seebad und ein von den Londonern stark besuchter Vergnügungsort.

Hernia, Eingeweidebruch, s. unter Bruch (medizinisch).

Herniker hieß eine altitalische Volkerschaft, die mit den Sabinern näher verwandt war, aber früh latinisiert wurde, wie man denn auch ihre Landschaft zu Latium im weitern Sinne rechnete. Die Lage derselben zwischen Latinern, Aquern, Volskern und Marsern veranlaßte die Römer, sie 486 v. Chr. als gleichberechtigtes Glied dem röm.-latinischen Bunde beitreten zu lassen. Erst nachdem Anagnia, der Hauptort der H., und die meisten kleinern Gemeinden 306 v. Chr. an dem Kriege der Samniter gegen Rom teilgenommen hatten, wurden diese, nicht aber die treu gebliebenen Städte Aletrium, Verulä, Ferentinum zu steuer- und dienstpflichtigen Unterthanen gemacht. Wann sämtliche H. das röm. Bürgerrecht erhielten, ist unbekannt.

Hernösand, Hauptstadt der schwed. Landschaft Ångermanland und des gleichnamigen Län, liegt unweit der Mündung der Ångerman-Elf in den Bottnischen Meerbusen, auf der mit dem Festland durch zwei Brücken verbundenen Insel Hernö. Der Ort, fast ganz aus Holz, aber regelmäßig gebaut, zählt (1882) 5577 E., ist Sitz eines Bischofs und hat einen schönen, 1842–46 erbauten Dom, ein Gymnasium, eine Navigationsschule, zwei Banken, ein Irrenhaus und mehrere Fabriken. Zum Hafen H.s gehören (Ende 1881) 44 Segelschiffe und 13 Dampfer von zusammen 14879 t. Der wichtigste Ausfuhrartikel sind Bretter. — Im Län H., das den größten Teil von Ångermanland und die ganze Landschaft Medelpad umfaßt und auf 24681,8 qkm nur 174750 E. zählt, liegt auch die Seestadt Sundsvall, mit 9283 E., dem besten Hafen in Norrland, Schiffswerften und Fischerei.

Hero ist eine berühmte Gestalt der griechischen und römischen, sowie der neuern Poesie. An einem Feste der Aphrodite, deren Priesterin H. war, und des Adonis zu Sestos auf der thraz. Küste, zu welchem auch die Einwohner von Abydos über den Hellespont herübergekommen waren, sahen sich H. und Leander und entbrannten in gegenseitiger Liebe. Aber ihrer Verbindung stellten sich H.s Stand als Priesterin und der Wille ihrer Eltern entgegen. Doch den Jüngling schreckten diese Schwierigkeiten nicht; allnächtlich schwamm er über den Hellespont zur Geliebten, wobei eine auf dem Turme am Ufer, in welchem H. wohnte, aufgestellte Fackel ihm als Wegweiser diente. Als er einst bei winterlichem Sturme herüberschwamm, verließen ihn die Kräfte; tot warfen ihn die Wellen an den Fuß des Turmes, wo H., von Angst gefoltert, seiner harrte. Beim Anblicke des Leichnams stürzte sich H., von Schmerz überwältigt, von der Höhe hinab und starb, ihn mit ihren Armen umschließend. Außer verschiedenen Erwähnungen bei andern griech. und lat. Dichtern und einer Bearbeitung in zwei unter Ovids Namen überlieferten Briefen ist aus dem 5. oder dem Anfang des 6. Jahrh. unter dem Namen des Musäus (s. d.) ein Gedicht erhalten, welches diese wohl auf einer Lokalsage beruhende und zuerst von einem alexandrinischen Dichter ausgeführte, auch auf pompejanischen Wandgemälden dargestellte Erzählung enthält. Schiller benutzte die Erzählung zu einer Ballade, nachdem schon lange vorher das Volkslied sich des Stoffs bemächtigt hatte. Vgl. Rohde, «Der griech. Roman» (Lpz. 1876).

Hero (grch. Heron) aus Alexandria, einer der vorzüglichsten Mathematiker und Mechaniker des Altertums, um 100 v. Chr., verfaßte zwei Bücher «Über die Verfertigung der Automaten», herausgegeben von Baldi (Bened. 1601), und mehrere andere teils verloren gegangene, teils nur noch in dürftigen Bruchstücken vorhandene Schriften, namentlich über die Konstruktion der Kriegsmaschinen, über solche Maschinen, die durch die Kraft der Luft in Bewegung gesetzt werden («Pneumatica»), über die Dioptra, eine Anweisung zu der Kunst, mit der Dioptra zu operieren, u. s. w., worin er manche wichtige Entdeckungen mitteilte. Außerdem hat H. wohl in amtlichem Auftrag und in Anlehnung an die altägypt. Regeln der Feldmeßkunst ein Lehrbuch der Meßkunst verfaßt, von dem die röm. Gromatiker oder Agrimensoren in allem, was die Feldmeßwissenschaft betrifft, durchaus abhängig sind, aus denen dann wieder die betreffende mittelalterliche Litteratur abgeleitet ist. Die beste kritische Ausgabe dieser Schrift über Geometrie und Stereometrie hat Hultsch (Berl. 1864) geliefert. Vgl. Cantor, «Die röm. Agrimensoren und ihre Stellung in der Geschichte der Feldmeßkunst» (Lpz. 1875).

Digitized by Google

Herōdes der Große, König der Juden, ein Sohn des Edomiters Antipater, den Cäsar dem schwachsinnigen Makkabäerfürsten Hyrkanus II. als Prokurator an die Seite gesetzt hatte, geb. 73 v. Chr., wurde 47 v. Chr. Statthalter von Galiläa. In diesem Amte erwarb er sich durch Ausrottung des Räuberwesens große Verdienste und erlangte trotz der gegen ihn erhobenen Anklagen der Pharisäer von der Gunst der Römer noch die Verwaltung von Samaria und Cölesyrien hinzu. Nach dem Tode seines Gönners Cäsar ging er erst zu den Republikanern, dann zu Antonius über. Siegreich gegen Antigonus, den Brudersſohn Hyrkanus' II., heiratete er des letztern Enkelin Mariamne, worauf ihn Antonius zum Tetrarchen ernannte. Zwar mußte er vor den erneuten Angriffen des Antigonus im J. 40 weichen; doch von den Triumvirn Antonius und Octavianus zum König in Judäa ernannt, eroberte er nach dreijährigem Kampfe mit Hilfe der Römer Jerusalem (im J. 37). Die 37jährige Herrschaft des H. erneuerte an äußerm Glanze die glorreichsten Zeiten des Davidischen Königtums und vereinigte unter seiner Herrschaft noch einmal das ganze jüd. Land. Nach innen sicherte er sich Thron und Leben nach orient. Despotenart durch blutige Gewalt. Von Argwohn und Mißtrauen gepeinigt, mordete er seine eigene Gemahlin, die Makkabäerin Mariamne, seinen Schwager Aristobulus und dessen Mutter Alexandra, den alten Fürsten Hyrkanus und drei seiner eigenen Söhne. Von den Juden als fremder Eindringling gehaßt, erhielt er sich auf dem Thron durch kriechende Unterwürfigkeit gegen die in den röm. Bürgerkriegen jedesmal siegende Partei. Nach dem Tode des Antonius ging er zu Augustus über, welcher seine Staaten noch ansehnlich vermehrte. Das denkwürdigste Ereignis unter seiner Regierung war die Geburt Christi (im J. 4 vor der christl. Ära). Er baute den Tempel von Jerusalem prächtiger als zuvor, zierte seine Hauptstadt mit vielen schönen Gebäuden, gründete mehrere Städte, schlug die Araber und ihren Anführer Aretas und besiegte die syr.-arab. Räuber. In der letzten Zeit seines Lebens verschwor sich gegen ihn sein Sohn Antipater, den er fünf Tage vor seinem eigenen Tode (4 v. Chr.) erdrosseln ließ. Nach seinem Tode wurde sein Reich unter drei seiner überlebenden Söhne geteilt. In der Regierung folgte ihm mit dem Titel eines Ethnarchen (Volksfürsten) sein Sohn Archelaus (s. d.).

Sein zweiter Sohn, H. Antipas, der Landesfürst Jesu, wurde Tetrarch von Galiläa und Peräa. Caligula verwies ihn 40 n. Chr. nach Lyon. H. entführte die Herodias, seines Stiefbruders Herodes Boëthos Weib, und ließ Johannes den Täufer hinrichten. Die evang. Überlieferung läßt ihn auch Jesu nachstellen. Der Bericht des Lukas-Evangeliums weiß außerdem von einem förmlichen Verhör zu erzählen, welches H. auf des Pilatus Veranlassung mit Jesu veranstaltet haben soll, in welchem H. jedoch Jesum unschuldig befunden habe. Nach diesem H. werden die Herodianer genannt, die mehr eine polit. als religiöse Partei waren. Mehrere Väter der alten Kirche, wie Tertullian, Epiphanius, Chrysostomus u. a., bezeichneten sie als eine jüd.-religiöse Sekte, die den H. für den Messias gehalten hätte. — Der dritte Sohn, Philippus, wurde Tetrarch von Trachonitis, Auranitis und Batanäa und starb nach einer friedlichen Regierung 33 n. Chr. Noch sind zu erwähnen: H. Agrippa I., der Enkel Herodes' d. Gr., der Sohn eines der hingerichteten Söhne desſelben und der Bruder der Herodias. In Rom am Kaiserhofe erzogen, führte er ein verschwenderisches Leben. Von seinen Gläubigern verfolgt, floh er nach Idumäa, genoß dann eine Zeit lang bei seinem Schwager Antipas in Tiberias das Gnadenbrot und kam dann nach Rom zurück. Von Tiberius erst zum Prinzenerzieher ernannt, dann ins Gefängnis geworfen, wurde er durch Caligula befreit, mit Ehren überhäuft und mit dem Königstitel und den Gebieten des Philippus und des Lysanias beschenkt, bis er zuletzt unter Claudius noch einmal das ganze jüd. Land unter seiner Herrschaft vereinigte. Er starb 44 n. Chr., worauf sein Staat fast ganz zur röm. Provinz wurde. Nach der Apostelgeschichte ließ er den Apostel Jakobus hinrichten und Petrus ins Gefängnis werfen. — Sein Sohn, H. Agrippa II., der die Tetrarchie des Philippus, sowie Stücke von Galiläa und Peräa und die Aufsicht über den Tempel erhielt, war der letzte herodäische König. Er unterstützte die Römer bei der Eroberung Jerusalems, wurde hierauf mit der röm. Prätorwürde bekleidet und starb 100 n. Chr. Sein Land wurde zu Syrien geschlagen.

Herōdes (Tiberius Claudius Atticus), berühmter griech. Rhetor, geb. zu Marathon im Anfange des 2. Jahrh. n. Chr., widmete sich frühzeitig mit Erfolg der Beredsamkeit. Auch verwaltete er wiederholt öffentliche Ämter zu Athen und erhielt, nachdem er schon unter Hadrian kaiserl. Kommissar in den freien Städten Kleinasiens gewesen, unter Lucius Verus und Antoninus Pius, deren Lehrer er war, 143 n. Chr. das Konsulat. Er starb 177 n. Chr. Sein großes Vermögen verwendete er zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken, besonders zur Errichtung prächtiger Bauwerke. Berühmt waren unter diesen das seiner Gattin Regilla gewidmete Odeum in Athen, die Umwandlung und Ausschmückung des panathenäischen Stadions und die nach dem Heros Triopas mit dem Namen Triopium bezeichnete Gartenanlage in der Nähe von Rom und der Appischen Straße mit einem Totenfeld für seine Familie und einem Tempel. In diesen Anlagen entdeckte man außer mehrern kleinern zwei größere, aus 39 und 59 Hexametern bestehende griech. Weihinschriften, wahrscheinlich von dem Arzt und Dichter Marcellus aus Sidon verfaßt, deren Originale sich im Museum des Louvre zu Paris befinden. Auch in Olympia wurden 1877 die Reste der von ihm geschenkten Wasserleitung und einer das Hauptbassin in Olympia überragenden halbrunden Exedra mit Statuen der Familien des Antoninus Pius und Marc Aurel und solchen seiner eigenen Familie ausgegraben. Von den Reden des H. ist nur eine «Über den Staat» erhalten; es ist aber fraglich, ob dieselbe von ihm herrührt. Sie ist in ältern und neuern Sammelausgaben der «Oratores Attici» abgedruckt, zuletzt in denen von Bekker, von Dobson und von C. Müller. Vgl. Vidal-Lablanche, «Hérode Atticus. Étude critique sur sa vie» (Par. 1871).

Herodianer, s. unter Herodes (Antipas).

Herodiānus, Geschichtschreiber, wahrscheinlich ein Grieche von Geburt, lebte ungefähr von 170 bis 240 n. Chr., größtenteils in Rom, und verfaßte in griech. Sprache eine röm. Kaisergeschichte in acht Büchern, welche den Zeitraum 180—238 n. Chr. von Commodus bis zur Erhebung von

Digitized by Google

Gordianus III. umfaßt. H. ist völlig unzuverlässig in der Chronologie, hat sehr mangelhafte geogr. Kenntnisse und zeigt sich über hauptstädtische und Hofereignisse schlecht unterrichtet. Doch bietet er immerhin wertvolle Ergänzungen zu dem Geschichtswerke des Dio Cassius. Am meisten Wert haben die letzten Bücher. Vgl. Sievers, «Über das Geschichtswerk des H.» im 26. und 31. Bande des «Philologus»; die Abhandlungen von Zürcher, Müller, Dändliker in Büdingers «Untersuchungen zur röm. Kaisergeschichte» (3 Bde., Lpz. 1868—70); Hofner, «Untersuchungen zur Geschichte des Septimius Severus» (Gieß. 1872 fg.), und A. Dunder im 33. Bande des «Philologus». Die besten Ausgaben haben Irmisch (5 Bde., Lpz. 1789—1805), Wolf (Halle 1792), Bekker (Berl. 1826 und Lpz. 1855) und Mendelssohn (Lpz. 1883), deutsche Übertragungen Osiander (2 Bde., Stuttg. 1830) und Stahr (Stuttg. 1858) geliefert.

Herodianus (Älius), berühmter griech. Grammatiker des 2. und 3. Jahrh. n. Chr., aus Alexandria, war der Sohn des Apollonius Dyskolos. Er gelangte in Rom unter Marc Aurel zu hohem Ansehen und verfaßte eine große Anzahl Schriften grammatischen und prosodischen Inhalts, von denen ein großer Teil in Auszügen oder in Bruchstücken noch vorhanden ist. Sein Hauptwerk war die «Καθολικὴ προσῳδία», eine Accentlehre in 20 Büchern. Nachdem der größte Teil des uns Überlieferten namentlich in den «Anecdota Graeca» von Bekker, Bachmann und Villoison, in der Ausgabe des Möris von Koch (2 Bde., Lpz. 1831—32), in der des Phrynichus von Lobeck (Lpz. 1820), in Dindorfs «Grammatici Graeci» (Lpz. 1823), in Hermanns Schrift «De emendanda ratione grammaticae Graecae» (Lpz. 1801), sowie in dessen «Appendix ad Draconem Stratonicensem» (Lpz. 1814) und besonders auch von Lehrs, «Herodiani scripta tria emendatiora» (Königsb. 1848) und M. Schmidt in der kritischen Ausgabe des Auszugs aus seiner «Catholica Prosodia» (Jena 1860) veröffentlicht worden war, ist neuerdings alles Erhaltene von Lenz unter dem Titel «Herodiani technici reliquiae» (2 Bde., Lpz. 1867—70) herausgegeben worden. [tipas.

Herodias, Gemahlin des Herodes (s. d.) An-

Herodot, der älteste griech. Geschichtschreiber, gewöhnlich der Vater der Geschichte genannt, geb. zu Halikarnaß in Karien um 500 v. Chr., bildete sich, durch Rat und Beispiel eines Verwandten, des berühmten Epikers Panyasis, aufgemuntert, vorzüglich durch die Lektüre der griech. Dichter, vor allen des Homer, und scheint schon frühzeitig zu dem Entschlusse gekommen zu sein, nach dem Vorgange der Logographen (s. d.) ein geschichtliches Werk von größerm Umfange zu begründen und, unterstützt von dem Ansehen und Reichtum seiner Familie, für diesen Zweck die entlegensten Länder und Völker durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Obgleich die Zeitfolge und Ausdehnung dieser Reisen von den Alten teils in dunkler, teils in widersprechender Weise erzählt wird, kann doch aus seiner eigenen Mitteilung als zuverlässig angenommen werden, daß er außer den von Griechen bewohnten Inseln und Küstenstrichen Kleinasiens die meisten der zum Persischen Reiche gehörigen Teile von Asien und Afrika durchwanderte, wo besonders Ägypten ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Forschung wurde. Ferner ist sicher, daß er nähere Kunde von Phönizien, von Tyrus und Sidon sich verschaffte, daß er bis Babylon und Arderikka bei Susa und bis Ekbatana vordrang, ebenso daß er die Küstenländer des Schwarzen Meeres besuchte. Nach seiner Rückkehr von diesen Wanderungen, die vor 454 v. Chr. erfolgte, beteiligte er sich an dem Sturze des Tyrannen Lygdamis in Halikarnaß und begab sich dann nach Samos, wo er das zusammengebrachte Material zu verarbeiten begann. Im J. 445 v. Chr. soll H., außer an andern Orten, auch in Athen aus seinem Geschichtswerke öffentlich vorgelesen haben. Hierauf begab er sich, vielleicht mit dem Kolonistenzuge 444 v. Chr., nach Thurii in Italien. Zweifelhaft ist, ob H. noch einmal längere Zeit in Athen sich aufgehalten und ob er in Athen oder in Thurii sein Werk («Ἱστορίης ἀπόδεξις») bis zu der Gestalt, in der er es hinterließ, weiter geführt hat. Er starb wohl um 424 v. Chr. in Thurii.

H.s Werk, welches erst Spätere in neun nach den neun Musen benannte Bücher eingeteilt haben, ist im ionischen Dialekt verfaßt. Es umfaßt einen Zeitraum von 320 Jahren bis zur Schlacht bei Mykale (479) und hat zur eigentlichen Aufgabe die Schilderung der Kämpfe der Griechen und Barbaren. Schilderungen der den Hauptereignissen näher oder ferner liegenden Länder und Völker sind in zahlreichen Episoden eingefügt. Die Darstellung ist einfach und von großer Anmut, die Treue und Genauigkeit der Angaben des H. ist von jeher anerkannt und bestätigt worden. Unter den zahlreichen Ausgaben sind hervorzuheben die von Schweighäuser (6 Bde., Straßb. u. Par. 1806), Bähr (4 Bde., Lpz. 1830—35; 2. Aufl. 1855—61) und Stein (2 Bde., Berl. 1869—71); unter den Bearbeitungen für den Hand- und Schulgebrauch die von Krüger (5 Hefte, Berl. 1855—57), Stein (5 Bde., Berl. 1856—63; 5. Aufl. 1883 fg.) und Abicht (5 Bde., Lpz. 1859—65; 4. Aufl. 1884 fg.); unter den deutschen Übertragungen die von Lange (2. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1824), von Scholl und Köhler (3 Bde., Stuttg. 1855), von Bähr (9 Bdchn., Stuttg. 1860—64) und von Stein (2 Bde., Hamb. 1875). Wegen ihrer Kommentare sind die franz. Übertragung von Larcher (7 Bde., Par. 1786) und insbesondere die englische von Rawlinson (4 Bde., Lond. 1858—60) zu nennen.

Vgl. Dahlmann, «H., aus seinem Buche sein Leben» (Altona 1823); Blum, «H. und Ktesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients» (Heidelb. 1836); Bobrik, «Geographie des H.» (Königsb. 1838, mit Atlas); Kirchhoff, «Über die Abfassungszeit des H.schen Geschichtswerks» (Berl. 1868, und Nachtrag, 1872; 2. Aufl. 1878); Bauer, «Die Entstehung des H.schen Geschichtswerks» (Wien 1878).

Heroen heißen in den Homerischen Gedichten vorzugsweise die Könige und Fürsten nebst ihren Söhnen und Begleitern, überhaupt alle Kämpfer und Männer der Vorzeit, welche sich durch Stärke, Mut, Verstand und Erfahrung auszeichneten. Bei Hesiod werden die Männer des in Kämpfen um Theben und Troja untergegangenen Menschengeschlechts, die nach ihrem Tode auf die Inseln der Seligen versetzt worden seien, selige H. genannt. In der Folgezeit bezeichnete man dann mit diesem Namen Gestalten der Sage, die entweder wegen ihrer Abstammung von Göttern oder wegen besonderer Verdienste um die Menschheit als einer der göttlichen ähnlichen Verehrung durch Opfer und

Digitized by Google

Gebete würdig erachtet wurden. Solche H., namentlich die lokalen, welche von einzelnen Gemeinden oder Genossenschaften wie eine Art von Schutzheiligen verehrt wurden, sind nicht selten ursprünglich Götter gewesen, die aber im griech. Nationalbewußtsein auf die Stufe von Halbgöttern herabgesunken waren. Auch wirklichen Menschen, wie besonders den Gründern von Kolonien, wurde bisweilen nach ihrem Tode die Ehre des Heroenkults zuteil. Die Heiligtümer der H. unterschieden sich von den Tempeln der Götter in der Regel durch geringern Umfang und größere Einfachheit der künstlerischen Ausstattung; doch finden sich davon Ausnahmen. Dem Theseus, dem attischen Nationalheros, war z. B. in Athen ein schöner Tempel, das noch jetzt erhaltene Theseion, geweiht.

Heroïde ist der Name für eine Unterart der Elegie: Liebesklagen und Liebeswerbungen, in den Mund von Göttern und Heroen gelegt. Ovid ist deren Erfinder; die ital. Renaissancepoesie nahm sie wieder auf und verbreitete sie unter den Neuern. Viel Schwulst zeigt sie namentlich bei Hoffmannswaldau und Lohenstein, viel sentimentale Süßlichkeit bei Pope. Herder richtete in der «Adrastea» (Bd. 3) gegen diese ungesunde Abart heftige Angriffe; durch die großen Dichtungen Goethes und Schillers ist sie überall verdrängt worden.

Heroïne, weiblicher Heros, Heldin.

Heroïsch nennt man das, was der kräftigen Heldenzeit eines Volks angehört oder an sie erinnert, und im abgeleiteten Sinne jene Größe der Thatkraft, die trotz aller Gefahren große und edle Zwecke verfolgt. Der Heroismus besteht demnach in Thaten voll Mut und Größe; Gesinnungen kann man nur insofern heroisch nennen, als sie zu heroischen Handlungen führen. Der Hauptcharakter des Heroischen ist Erhabenheit, und dieses Gefühl müssen diejenigen Werke namentlich der Poesie und Musik erwecken, die den Namen heroischer beanspruchen; heroische Poesie, Heldendichtung; heroischer Vers, soviel wie Hexameter; heroische Figur, Statue in übernatürlicher Größe. [Malerei.

Heroïsche Landschaft, s. unter Historische

Heroïsieren, zum Heros erheben.

Heroïsierung, s. unter Apotheose.

Herold. Das Amt und die Würde eines H. verdankt den Ritterspielen des Mittelalters seinen Ursprung. Da sich bei denselben Teilnehmer aller Länder einzufinden pflegten, war es nötig, Beamte zu haben, welche Kenntnis der Wappen sowohl wie der Regeln und Normen, die sich mit der Zeit über Führung und Einrichtung der Wappen gebildet hatten, besaßen. Das Vorbild der H. waren die κήρυκες der Griechen und die Fetiales der Römer, die als Boten des Friedens und des Kriegs für unverletzlich galten, denen, die sie begleiteten, Schutz gewährten, Versammlungen leiteten u. s. w. Zur Zeit des Rittertums bildeten die H., auch Ehrenherolde genannt, einen besondern Stand an den Höfen der Fürsten und mußten die Adelswissenschaft oder Heroldskunst, deren Normen besonders in Frankreich festgestellt wurden, zunftmäßig erlernt haben. Dazu gehörte die genaueste Kenntnis des hohen und niedern Adels, der Wappen, Rechte und Besitzungen desselben, sowie der einzelnen Geschlechter. Die H. hatten alle öffentlichen Feierlichkeiten zu leiten. Sie waren die Richter in allen Streitigkeiten des Adelswesens, erteilten Ahnentafeln, entwarfen und verbesserten Wappen und bildeten die Sittenrichter des Adels. Bei den Turnieren lag ihnen die Wappenschau ob, sowie die Entscheidung über die Turnierfähigkeit. Im Kriege waren sie Boten des Kriegs und des Friedens. Sie zerfielen in drei Klassen: Wappenkönige, H. und Persevanten (poursuivants), welche letztere gleichsam die Lehrlinge waren. Um als Persevant aufgenommen zu werden, war es nötig, daß zwei H. des Kandidaten Rechtlichkeit und Unbescholtenheit bezeugten. Hierauf erfolgte die Taufe mit Wein, die entweder vom Fürsten selbst oder von einem Wappenkönige vollzogen wurde, und bei welcher der Kandidat einen besondern Namen erhielt. Der Taufe folgte die Anlegung des Wappenrocks, der sich von denen des Wappenkönigs und des H. unterschied, während alle drei Klassen das Wappen ihres Herrn auf der linken Schulter führten. Nach siebenjähriger guter Dienstzeit konnte der Persevant H. werden, wenn zwei Wappenkönige und vier H. bezeugten, daß er seine Schuldigkeit vollkommen gethan habe und H. zu werden verdiene. In diesem Falle taufte ihn der Fürst, sein Herr, von neuem und erteilte ihm einen neuen Namen, worauf H. ihm den neuen Wappenrock anlegten. Bei der Wahl eines Wappenkönigs, des höchsten Grades, den ein H. erlangte, berief man so viele Wappenkönige und H. zusammen, als nur irgend möglich war, um dem Akte die größte Feierlichkeit zu geben. Bezeugten diese alle das unbedingte Verdienst des zu Erwählenden, so setzte ihm der Fürst eine Krone auf und erteilte ihm den Namen einer Provinz seines Landes.

Jetzt ist das Heroldswesen außer Gebrauch, und was sich etwa davon noch erhalten, nur der Schatten frühern Glanzes. Die heutigen H. kommen bei Krönungen, Huldigungen, fürstl. Vermählungen und andern festlichen Gelegenheiten zur Verwendung; auch haben die meisten Ritterorden Beamte, welche den Titel H. führen und bei Feierlichkeiten des Ordens in vorgeschriebener Tracht erscheinen. In England bestehen noch drei Wappenkönige, des Hosenbandordens, für die südl. Provinzen und den Norden, denen sechs H. untergeordnet sind. (Vgl. auch Heroldsamt.)

Herold (Louis Jos. Ferd.), franz. Opernkomponist, geb. zu Paris 28. Jan. 1791, trat 1806 ins Konservatorium, wo er bei Louis Adam Klavierspiel, bei Catel Harmonielehre und schließlich bei Méhul Komposition studierte. Im J. 1812 erhielt er den großen Kompositionspreis für die Cantate «Mademoiselle de Lavallière». Als Stipendiat der Regierung ging er nun nach Rom, dann nach Neapel, wo er mit einer Oper: «La gioventù di Enrico V.», beim Theater del Fondo ziemlich Glück machte. Im J. 1815 nach Paris zurückgekehrt, half ihm Boieldieu zum ersten Schritt auf die franz. Bühne, indem er ihn zur Mitarbeiterschaft an der Oper «Charles de France» annahm. Im J. 1816 kam dann ein Werk von ihm allein, «Les rosières», mit leidlichem Erfolge in der Opéra-Comique zur Aufführung; diesem folgte alsbald die melodienreiche Operette «Les clochettes» oder «Das Zauberglöckchen». Erst 1826 errang er mit der reizenden Oper «Marie» einen unbestrittenen Erfolg, und 1831 bereitete ihm «Zampa» einen glänzenden Triumph, welche Oper sich auch dauernd auf der deutschen Bühne heimisch machte und H.s Hauptwerk ist.

Digitized by Google

Auch seine letzte Oper, «Le Pré aux Clercs» («Der Zweikampf»), die im Dez. 1832 zur Aufführung gelangte, hatte großen und nachhaltigen Erfolg. H. starb in Paris 19. Jan. 1833.

Heroldsamt, in einigen Staaten eine Behörde, welche die Aufsicht über den bestehenden Adel und die Bearbeitung und Prüfung der auf Standeserhöhungen gerichteten Gesuche hat. In Preußen wurde bereits 1706 ein solches errichtet, ging aber bald wieder ein und wurde erst 1855 wieder ins Leben gerufen. In Bayern besteht das Reichsheroldsamt seit 1808. In England bilden unter dem erblichen Vorsitze des Graf-Marschalls Herzogs von Norfolk drei Wappenkönige und deren Herolde das seit 1360 bestehende Herald's College oder Herald's Office. In Rußland ist das H. ein eigenes Departement des Senats.

Heroldsfiguren, Heroldsstücke oder Ehrenstücke sind in der Heraldik im Gegensatz zu den sog. gemeinen Figuren diejenigen heraldischen Bilder, deren Ausgänge sich in den Schildrand verlaufen, also Teilungen des Schildes durch regelmäßig gezeichnete Figuren und Plätze, sowie Zerlegungen desselben. Dazu gehören namentlich der gespaltene, der geteilte und der schrägrechts oder schräglinks geteilte Schild, der Pfahl, der Balken, die Leiste, die Vierung, das Schach, die Einpfropfung, die Spitze, der Sparren, der Bord, die Stufe, der Mauergiebel u. s. w.

Heromanie, Schwärmerei für das Heroische.

Heron, griech. Mathematiker, s. Hero.

Heronsball heißt eine von Hero aus Alexandrien (120 v. Chr.) erfundene Vorrichtung, mittels deren man durch die Kraft der zusammengedrückten Luft Wasser in die Höhe treibt. Der Apparat besteht aus einer hohlen Kugel, einer Flasche (s. beistehende Figur) oder einem cylindrischen Metallgefäße, in welche eine Röhre mit ihrem untern offenen Ende fast bis an den Boden reicht; das obere Ende der Röhre ragt aus dem Gefäße hervor und läuft in eine zugespitzte Mündung aus. Die Röhre hat außerhalb der Kugel einen Hahn, um sie absperren zu können. Man kann jene Röhre herausschrauben und durch die so sich ergebende Öffnung den H. großenteils mit Wasser füllen. Schraubt man dann die Röhre wieder luftdicht ein, drückt nun durch Einblasen oder durch Eintreiben von Luft mittels einer Kompressionsluftpumpe die in der Kugel noch befindliche Luft bedeutend zusammen und schließt darauf den Hahn, so wird, wenn man den Hahn wieder öffnet, die in der Kugel komprimierte Luft das Wasser mit großer Gewalt aus der Röhre in einem hohen Strahle so lange heraustreiben, bis die innere Luftschicht mit der umgebenden äußern Luft im Gleichgewichte ist. Je verdichteter die Luft im H. ist, desto höher springt der Wasserstrahl. Auf dem Prinzip des H. beruhen die Spritzflaschen der Chemiker, die gewöhnlichen Feuerspritzen (s. d.), bei welchen der starke, gewölbte Windkessel eigentlich ein H. ist, und endlich auch der Heronsbrunnen (s. d.).

Heronsbrunnen heißt ein von Hero (s. d.) aus Alexandria (120 v. Chr.) erfundener selbstthätiger Heronsball (s. d.). Der Apparat besteht, wie beistehende Figur zeigt, aus einem obern Gefäße, welches einen Heronsball darstellt und mit einem zweiten, unterhalb befindlichen, luftdicht geschlossenen Gefäße o mittels zweier Röhren a und r verbunden ist, deren eine r in der Decke des untern Gefäßes bei o anfängt und nahe an der Decke des obern Heronsballs m aufhört, während die andere a nahe am Boden des untern Gefäßes beginnt, dann durch das obere Gefäß m geht und sich in der obern, schüsselförmig vertieften Decke s desselben nach außen öffnet. Ist der Heronsball m dieser Vorrichtung mit Wasser großenteils gefüllt und gießt man dann Wasser auf die obere Schüssel s, so fließt dasselbe durch die Röhre a in das untere Gefäß o und verdichtet durch sein Eindringen die in demselben befindliche Luft. Diese Verdichtung teilt sich durch die Röhre r auch der im obern Heronsball m über der Wasserfläche befindlichen Luft mit, und infolge dessen beginnt das Wasser aus der Röhre im obern Heronsball m hervorzuspringen. Dies geht so lange fort, bis die untere Öffnung der Spritzröhre im Heronsball m vom Wasser frei ist, indem das springende Wasser stets wieder auf die obere Schüssel s fällt und durch die Röhre a in das untere Gefäß o läuft. Das Prinzip des H. wurde von Höll (1753) zum Entwässern der Bergwerke angewendet.

Heröon (grch.), Heiligtum eines Heros, namentlich sein Grabmal; auch Fest zu Ehren eines Heros.

Heroonpolis oder Heroopolis, alte Stadt in Unterägypten, am Trajanskanal, der in den Heroopolitanischen Busen des Roten Meeres mündete. Ruinen finden sich noch bei Abukeschid.

Herophilus, der größte Anatom des Altertums, geboren zu Chalcedon, lebte unter Alexander d. Gr. und dessen Nachfolgern. Er hatte den Praxagoras in Kos zum Lehrer in der eigentlichen Medizin und war lange Zeit in Alexandria als Arzt und Lehrer thätig. Neben Erasistratos war er es, der die Anatomie des Menschen durch Sektion von Toten, ja auch von noch lebenden Verbrechern begründete. Seine Lehren sind durch spätere Schriftsteller, namentlich durch Galenus, auf die Nachwelt gekommen. Von seinem anatom. Lehrbuche, das den folgenden Jahrhunderten als Richtschnur diente, wie von seinen andern Schriften sind außer einem noch ungedruckten Kommentare über die dem Hippokrates zugeschriebenen «Aphorismen» nur Fragmente erhalten. H. ist auch dadurch merkwürdig, daß er zuerst eine Pulslehre aufstellte. Vgl. Marx, «Herophilus» (Karlsr. 1838).

Heros, s. Heroen.

Herostratos, ein Epheser, den, wie er auf der Folter eingestanden haben soll, die Sucht, durch eine unerhörte That seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, 356 v. Chr. zu dem Entschlusse trieb, den Artemistempel von Ephesus (s. d.) in Brand zu stecken. Durch Beschluß der Epheser oder, wie auch erzählt wird, durch gemeinsamen Beschluß der kleinasiat. Griechen soll zwar verboten worden sein, seinen Namen zu nennen, der Geschichtschreiber Theopomp aber denselben überliefert haben. In derselben Nacht, wo die Brandstiftung geschah und den Tempel in der That sehr erheblich beschädigte, wurde (21. Juli) Alexander d. Gr. geboren.

Digitized by Google

Herpes (grch., von ἕρπειν, schleichen, kriechen, schleichende Flechte) oder Bläschenflechte bezeichnet eine akute, typisch verlaufende Hautkrankheit, welche sich durch die Bildung kleiner, in Gruppen aneinander gereihter und mit einem serösen oder eiterigen Inhalt erfüllter Bläschen charakterisiert. Am häufigsten ist der Herpes zoster oder die Gürtelflechte, bei welcher, meist unter leichten Fiebererscheinungen und lebhaft brennenden Schmerzen, zahlreiche, gruppenweise angeordnete wasserhelle Bläschen gürtelförmig längs des Verlaufs gewisser Hautnerven, insbesondere der Zwischenrippennerven, auftreten, welche nach einigen Tagen zu bräunlichen Krusten eintrocknen und sodann spurlos, ohne Narben zu hinterlassen, verschwinden. In der Regel genügt zu ihrer Beseitigung das Bedecken der Bläschen mit Bleiwasserkompressen, mit milden Salben, Watte u. dgl. Ebenso werden Herpesbläschen häufig an den Lippen (sog. Lippenherpes), besonders in Begleitung fieberhafter Krankheiten, sowie an den Genitalien beobachtet, in welch letzterm Falle sie leicht mit Schankergeschwüren verwechselt werden können. Wesentlich verschieden von den genannten Herpesformen ist der sog. H. tonsurans oder der Ringworm, eine durch einen parasitischen Pilz, das Trichophyton tonsurans, bedingte Erkrankung der behaarten Kopfhaut, welche in der Form runder oder elliptischer, mit dünnen mattglänzenden Schuppen oder Krusten bedeckter Flecken erscheint und, sich selbst überlassen, Abbrechen der Haare, Zerstörung des Haarbodens und dauernde Kahlheit erzeugt. Hier ist nur von der möglichst frühzeitigen und energischen Bepinselung und Waschung mit den sog. parasiticiden Mitteln (Carbolsäure, Sublimatlösungen, Schmierseife, Theepräparaten u. dgl.) Hilfe zu erwarten.

Herpetologie (grch.), Lehre von den Flechten und Naturbeschreibung der kriechenden Tiere (Reptilien); herpetisch, flechtenartig.

Herpin (Léon), franz. Maler, geb. 12. Okt. 1841 zu Granville, war Schüler von Daubigny. Er malte hauptsächlich Städteansichten und Landschaften, wie Seine-Ufer bei Sèvres, die Hügel von Moulinaux, Paris von der Brücke der St.-Pères aus, Paris vom Pontneuf, Schloß Gaillard u. s. w. Er starb im Okt. 1880 in Paris.

Herradura (La), Hafen in der chilen. Provinz Coquimbo (s. d.).

Herrenbank hieß zur Zeit der ständischen Landtagsverfassung die Abteilung, wo die Ritterschaft oder die Adeligen saßen, gegenüber der Geistlichkeit und den Vertretern der Städte. Auch wurde der Ausdruck auf die ritterschaftlichen Beisitzer der Hofgerichte angewendet und zwar im Gegensatz zu der gelehrten Bank, d. h. den Doktoren des Rechts, die nach der Aufnahme des röm. Rechts in Deutschland neben den Adeligen Beisitzer in den Hofgerichten wurden.

Herrenberg, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreise, am nordwestl. Ende des Schönbuchs und an der Linie Stuttgart-Freudenstadt der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat eine Lateinschule, eine Realschule, ein reiches Hospital und eine schöne Stiftskirche und zählt (1880) 2646 meist prot. E., welche Tuchmacherei, Fabrikation von Möbeln und wollenem Möbelzeug treiben. In der Nähe sind Stein- und Gipsbrüche und Ruinen eines Schlosses.

Herrenbreitungen, Dorf in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kr. Schmalkalden, am Einfluß der Truse in die Werra, die es von Frauenbreitungen in Sachsen-Meiningen trennt, hat eine Cigarrenfabrik und zählt (1880) 758 E. Das Schloß war bis 1553 Benediktinerkloster.

Herrenburg (Joh. Andr.), Architekturmaler, geb. 6. Febr. 1824 zu Berlin, war Schüler von Biermann und bereiste dann Deutschland, Frankreich, Italien, Griechenland, Kleinasien, Palästina und die Rillande. Nach seiner Rückkehr ließ er sich 1848 in Berlin, 1855 in Dresden nieder. Den Stoff zu seinen Gemälden boten seine Reisen; dahin gehören: Straße in Kairo, Blick auf Sidon, Straße in Bagdad, am Comersee, die Kolosse des Memnon u. s.

Herrenburg-Tuczek (Leopoldine), Sängerin, s. Tuczek.

Herrenchiemsee, Insel im Chiemsee (s. d.).

Herrenfall oder Thronfall, Hauptfall heißt im Lehnrecht der Wechsel, namentlich Todesfall in der Person des Lehnsherrn oder die Veränderung in der herrschenden Hand, während Lehenfall oder Nebenfall die Veränderung in der dienenden Hand ist, wenn an die Stelle des bisitzenden Vasallen ein anderer tritt. In beiden Fällen mußte nach Lehnrecht die Lehnserneuerung, d. h. die Wiederholung der Belehnung (Investitur) stattfinden.

Herrenhaus, in Preußen und Österreich die offizielle Bezeichnung für die Erste Kammer.

Herrenhausen, Lustschloß, 2 km im NNE. von der Stadt Hannover entfernt und mit dieser durch eine prächtige Lindenallee und eine Pferdebahn verbunden, war früher eine gräfl. Walmodensche Besitzung. In den stets geöffneten Gärten, welche im franz. Stil mit zugeschnittenen Bäumen und Hecken angelegt sind, befinden sich ausgedehnte Wasserkünste, darunter ein schöner Springbrunnen, der das Wasser in fußdickem (hohlen) Strahle 40 m hoch treibt. Neuerdings ist in einem Tempel die lebensgroße Büste der Kurfürstin Sophie (Freundin Leibniz') von Engelhard aufgestellt. Der Berggarten zur Seite des Schlosses umfaßt außer einem reichen Blumenflor auch ein großes Palmenhaus. Im Mausoleum, der neuen Königsgruft, wurde auch König Ernst August 1851 beigesetzt; das Denkmal der Königin Friederike ist von Rauch gearbeitet. H. war der Lieblingsaufenthalt Georgs I., Georgs II. und Georgs V., in dessen Privatbesitz es auch nach dem Entschädigungsvertrag vom 29. Sept. 1867 verblieben ist; jetzt wird es durch eine preuß. Kommission verwaltet.

Herrenlose Sachen sind körperliche Sachen, an welchen kein Eigentumsrecht besteht, aber ein solches durch Besitzergreifung mit dem Willen des Eigentumserwerbes sofort hergestellt werden kann. Dieses ist der Fall bei den vom Eigentümer absichtlich aufgegebenen (sog. derelinquierten) Sachen (z. B. weggeworfene Cigarrenstummel, Streichhölzer u. s. w.), bei Produkten des Meeres und den im Meer entstandenen Inseln, bei nicht jagdbaren «wilden» Tieren (z. B. Sperlinge, Mäuse). Zu den herrenlosen Sachen gehört auch der Schatzfund, für welchen besondere Grundsätze gelten. Wann Sachen des Feindes als herrenlose Sachen gelten, z. B. die Kriegsbeute, bestimmt das Völkerrecht. Erbloses Gut endlich (bona vacantia) ist, wenn noch der Fiskus des Staates sich desselben nicht annimmt,

Digitized by Google

ebenfalls den herrenlosen Sachen beizuzählen. Jeder rechtsfähige Mensch erlangt durch Besitzergreifung Eigentum (beim Schatzfund eventuell nur Miteigentum) an diesen Sachen.

Herrenpilz, s. Steinpilz.

Herrenschwamm, s. Reizker.

Herrenwörth, Insel im Chiemsee (s. d.).

Herrera (Antonio), span. Geschichtschreiber, geb. zu Cuellar 1549, vertauschte den väterlichen Namen (Tordesillas) mit dem mütterlichen, kam als junger Mann nach Italien, wo er sich die Gunst des Vespasiano Gonzaga, Bruders des Herzogs von Mantua erwarb, mit dem er, als dieser Vizekönig von Navarra und Valencia wurde, nach Spanien zurückkehrte, erhielt durch Philipp II. das Amt eines ersten Historiographen der beiden Indien und Castilien und starb als Staatssekretär zu Madrid 29. März 1625. Sein vorzüglichstes Werk ist die «Historia general de los hechos de los Castellanos en las islas y tierra firme del Mar oceano, 1492—1554» (4 Bde., Madr. 1601—15), die dann mit Fortsetzungen von Andr. Gonzalez de Barcia herausgegeben wurde (4 Bde., Madr. 1728—30). Eine Einleitung dazu bildet seine «Descripcion de las Indias occidentales» (Madr. 1601 u. 1615).

Herrera (Fernando de), span. Dichter, geb. zu Sevilla 1534, widmete sich erst spät dem geistlichen Stande und starb vermutlich 1597. Unter seinen Gedichten ziehen die erotischen Inhalts durch den Ausdruck sanfter Gefühle an; in seinen Oden, unter welchen zwei, die auf den Sieg von Lepanto und die auf den Untergang des portug. Königs Sebastian bei Alcacer-Quebir hervorragen, findet sich oft eine hohe Begeisterung. Seine «Obras en verso» wurden von seinem Freunde, dem Maler Pacheco (Sev. 1582), und dann unter dem Titel «Versos» (Sev. 1619) veröffentlicht. Von neuem wurden sie herausgegeben im 4. u. 5. Bande der «Coleccion» des Ramon Fernandez (Madr. 1786; neue Aufl. 1808) und wieder abgedruckt in Rivadeneyras «Biblioteca» (Bd. 32; 1854). Von seinen histor. Werken sind die «Relacion de la guerra de Chipre» (Sev. 1572) und «Vida y muerte de Tomas Moro» (Sev. 1592) zu erwähnen.

Herrera (Francesco), el Viejo, d. h. der Alte, span. Maler aus der Schule von Sevilla, daselbst um 1576 geboren, erlangte in dem freiern und breitern Vortrage eine Gewandtheit, wie keiner seiner Vorgänger der andalus. Schule. Sein Jüngstes Gericht für die Kirche des heil. Bernhard zu Sevilla ist in Zeichnung und Kolorit ein Meisterstück. Gleich bewährt sind die Heilige Familie und die Ausgießung des Heiligen Geistes bei Sta.-Ines ebendaselbst. Die Kuppel der Kirche des heil. Bonaventura zeigt seine Fertigkeit in der Freskomalerei. Auch in Bronze arbeitete er. Nachdem er 1647 seine Bilder im erzbischöfl. Palast zu Sevilla vollendet, ging er 1650 nach Madrid, wo er 1656 starb. Der größte Teil seiner Gemälde ist histor. Inhalts; doch malte er auch Genrebilder, Schenken, Küchen u. s. w. — Sein jüngster Sohn, Francesco H., el Mozo (der Junge), geb. zu Sevilla 1622, erlernte die Kunst unter seinem Vater, bis er, der harten Behandlung im väterlichen Hause entfliehend, nach Rom ging, wo er sich besonders in Fischstücken so auszeichnete, daß er den Beinamen il Spagnuolo degli pesci erhielt. Nach dem Tode seines Vaters kehrte er nach Sevilla zurück und malte für die Kirchen. Bei Errichtung der Akademie in Sevilla 1660 wurde er zweiter Direktor. Er gab jedoch diese Stelle wieder auf und ging nach Madrid, wo er die Kuppel des Chors zu St. Philippus mit Fresken schmückte, welche dem König Philipp IV. so gefielen, daß er ihm die Kapelle Unserer Frauen zu Atocha übertrug und, als auch diese Arbeit, eine Himmelfahrt der Maria, ihm meisterhaft gelang, ihn zum Hofmaler ernannte. Später erhob ihn der König zum Intendanten der königl. Gebäude. Er starb 1685. Gemälde von ihm findet man in Sevilla, Madrid und im Escorial; auch soll er einiges geätzt haben. — Sein älterer Bruder, H. el Rubio (der Rote), ebenfalls Genremaler, starb sehr jung.

Herrera (Sebastiano de Barnuevo), span. Maler und Bildhauer, geb. 1619 zu Madrid, Schüler von A. Cano, starb 1671 als Aufseher der Kunstwerke sämtlicher königl. span. Paläste. Mehrere Gemälde von ihm sind im Escorial.

Herrich-Schäffer (Gottlieb Aug.), Entomolog, geb. 18. Dez. 1799 zu Regensburg, studierte in Würzburg, Heidelberg und Berlin Medizin und Zoologie und begann 1821 seine ärztliche, 1824 seine gerichtsärztliche Laufbahn. Er starb 14. April 1874 zu Regensburg. H. schrieb die Fortsetzung von Panzers «Fauna insectorum Germaniae» (Heft 111—190, Regensb. 1830—44), «Nomenclator entomologicus» (2 Bde., Regensb. 1835—40), «Die wanzenartigen Insekten» (9 Bde., Nürnb. 1831—52), «Systematische Bearbeitung der Schmetterlinge von Europa» (69 Hefte, Regensb. 1843—56, mit illuminierten Kupfern), «Lepidopterum exoticorum species novae» (2 Tle., Regensb. 1850—56), «Neue Schmetterlinge aus Europa» (3 Hefte, Regensb. 1856—61).

Herrieden, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Feuchtwangen, 9 km im SSW. von Ansbach, an der Altmühl, mit einem ehemaligen Kollegiatstift, zählt (1880) 1072 meist kath. E., welche Wachsbleicherei, Hopfenbau, Viehzucht treiben und in Gipsbrüchen arbeiten.

Herrliche Gerichte, soviel wie Patrimonialgerichte. (S. Patrimonialgerichtsbarkeit.)

Herrlichkeit Gottes bedeutet in der biblischen Sprache den himmlischen Lichtglanz, von welchem man nach der ins Neue Testament übergegangenen hebr. Ansicht Gott umgeben dachte (hebr. schechina, grch. doxa). Doch wird der Ausdruck schon im Neuen Testament häufig im bildlichen Sinne von der Ehre gebraucht, welche Gott von den Geschöpfen um seiner Majestät und Machtfülle erwiesen wird, und in der Dogmatik bezeichnet das Wort eben diese Majestät und Herrschermacht Gottes selbst.

Herrlitze oder Korneliuskirschenbaum, s. unter Cornus.

Herrmann (Emil), bedeutender deutscher Kirchenrechtslehrer, 1872—77 Präsident des preuß. Oberkirchenrats in Berlin, geb. 9. April 1812 zu Dresden, studierte seit 1828 in Leipzig die Rechte, habilitierte sich dann, nach kurzer prakt. Thätigkeit als Accessist beim leipziger Stadtgericht, 1834 an der dortigen Universität und veröffentlichte die Schrift: «De abolitionibus criminum ex sententia juris Romani». Außerdem schrieb H.: «Zur Beurteilung des Entwurfs eines Kriminalgesetzbuchs für das Königreich Sachsen» (Lpz. 1836) und arbeitete 1834—43 an der Fortsetzung der von den Gebrüdern Kriegel begonnenen Ausgabe des Corpus juris civilis. Im J. 1836 als außerord. Professor für Strafrecht, Kirchenrecht und Rechtsphilosophie nach

Digitized by Google

Kiel berufen und 1842 zum ord. Professor befördert, beteiligte auch H. sich an dem durch den bekannten «Offenen Brief» vom 6. Juli 1846 veranlaßten, in der Schrift «Staats- und Erbrecht des Herzogtums Schleswig» ausgesprochenen Protest von neun kieler Professoren gegen die dän. Angriffe auf Recht und Nationalität der Herzogtümer Schleswig-Holstein. Ostern 1847 folgte H. einem Ruf als Professor nach Göttingen. Hier veröffentlichte er die Schrift: «Über die Stellung der Religionsgemeinschaften im Staate» (Gött. 1849); zugleich wurde er in eine Kommission berufen zur Ausarbeitung von Gesetzentwürfen für eine Gemeinde- und Synodalverfassung der evang. Kirche Hannovers. Im J. 1849 gehörte H. der Ersten hannov. Ständekammer als Vizepräsident an, 1864—72 führte derselbe das Präsidium des deutschen evang. Kirchentags. Seit Ostern 1868 an der Universität Heidelberg wirkend, vertrat H. das Recht des Staats gegenüber der röm. Kurie besonders in der Schrift: «Das staatliche Veto bei Bischofswahlen nach dem Rechte der oberrhein. Kirchenprovinz» (Heidelb. 1869), sowie als Mitglied der Ersten bad. Kammer.

Im Herbst 1872 folgte H. dem Ruf als Präsident des evang. Oberkirchenrats in Berlin und wurde 12. Nov. in dieses Amt eingeführt. In dieser Stellung arbeitete H. unermüdlich daran, der evang. Kirche Preußens zu einer festen, wohlgeordneten Verfassung zu verhelfen. Die «Kirchengemeinde- und Synodalordnung» wurde 10. Sept. 1873 erlassen, zunächst für die Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien und Sachsen. Im Sommer 1874 traten die Kreissynoden, Anfang 1875 die Provinzialsynoden zusammen. Am 24. Nov. 1875 ward in Berlin die erste «außerordentliche Generalsynode» eröffnet, an der H. als königl. Kommissar teilnahm und die nach langen Beratungen die «Generalsynodalordnung» annahm (publiziert den 20. Jan. 1876), wodurch das langersehnte Werk einer Kirchenverfassung für die acht alten Provinzen der Monarchie abgeschlossen ward. Nicht minder verdienstlich war das Vorgehen H.s bei Einführung der obligatorischen Civilehe, indem er in der Verordnung des Oberkirchenrats vom 21. Sept. 1874 alle Konsequenzen dieser staatlichen Anordnung ganz und voll anerkannte. Indessen war seine Stellung den Anfeindungen der konfessionellen Partei gegenüber keineswegs eine gesicherte und wurde schließlich so erschüttert, daß er sich genötigt sah, seinen Abschied zu nehmen, der ihm unter dem 3. Mai 1877 erteilt wurde. Seitdem lebte H. erst in Heidelberg, dann in Gotha.

Herrmann (Ernst Adolf), Historiker, geb. 25. März 1812 zu Kämmerswalde im Erzgebirge, studierte in Dorpat 1829—33 klassische Philologie und alte Geschichte, vom Herbst 1834—37 unter Rankes Leitung in Berlin moderne Geschichte, habilitierte sich 1847 in Jena, wurde 1848 zum außerord. Professor ernannt und folgte, nachdem er inzwischen 1849—52 in Weimar die dortige Staatszeitung redigiert hatte, 1857 einem Ruf als ord. Professor der Geschichte an die Universität Marburg. Als Historiker hat H. sich ein hervorragendes Verdienst erworben durch die von ihm 1842 in Dresden unternommene Fortsetzung der von Th. Strahl begonnenen «Geschichte des russ. Staats» (Bd. 3—6, 1505—1792, Hamb. u. Gotha 1846—60; Ergänzungsband, «Diplomatische Korrespondenz aus der Revolutionszeit», 1791—97, Gotha 1866), wobei ihm die Staatsarchive zu Dresden und Berlin, sowie das Londoner State-Paper-Office die ergiebigste Ausbeute gewährten.

Herrnhag, Hof bei Büdingen (s. d.).

Herrnhut, Flecken in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Löbau, Stammort der erneuerten evang. Brüderkirche oder Brüdergemeine (s. d.), an der Linie Löbau-Zittau der Sächsischen Staatsbahnen und am südl. Abhange des Hutbergs, 346 m hoch gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1142 E. Die Bethgebäude, unter diesen besonders das Brüder- Schwestern- und das Witwenhaus, zeichnen sich durch Regelmäßigkeit der Bauart, Einfachheit des Geschmack, die Einwohner durch Arbeitsamkeit, Reinlichkeit, Vermeidung alles Prunks und stilles Verhalten aus. Die feinen und dauerhaften Arbeiten der dortigen Handwerker und Fabrikanten haben weit und breit Anerkennung und Absatz, besonders Leinwand, weibliche Arbeiten, Tabak und Zigarren. Auch ist hier eine Bleich- und Appreturanstalt, Maschinenfabrik und Kunsttischlerei. H. wurde 1722 von mähr. Auswanderern, zum Teil Nachkommen der alten böhm.-mähr. Brüderkirche, auf dem Grund und Boden des damals dem Grafen von Zinzendorf gehörigen Ritterguts Berthelsdorf erbaut. Von H. aus hat sich die Brüdergemeine in die verschiedensten Teile der Erde verbreitet.

Herrnhuterpapier, auch Kleistermarmorpapier genannt, ein Papier, bei welchem die mit Kleisterstärke statt Leim aufgetragene Farbe in unregelmäßigen Verästelungen auf hellem Grund erscheint.

Herrnskretschen oder Herrenkretschen (czech. Hřensko), Pfarrdorf im nördl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Tetschen, am rechten Elbufer hart an der sächs. Grenze, mit (1881) 638 E. deutscher Zunge und einer Fabrik chem. Farben. Die reizende Lage und die Eignung zum Centralpunkt für Ausflüge in die Sächsische Schweiz machen den Ort zu einem beliebten Sammelpunkt für Touristen; auch ist H. Landungsplatz der Dampfschiffe.

Herrnstadt, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Guhrau, 12 km von Rawitsch, an der Bartsch und Horle, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Superintendentur, hat ein königl. Schloß, eine Dampfsägemühle, Ziegel- und Spiritusbrennereien und zählt (1880) 2114 meist prot. E. In unmittelbarer Nähe die großen Kiefern-, Eichen- und Buchenwaldungen der königl. Oberförsterei Woidnig.

Herrnsbruck, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, 28 km im OND. von Nürnberg, in hübscher Gegend an der Pegnitz und an den Linien Nürnberg-Furth und Nürnberg-Eger der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine Lateinschule, ein schönes Schloß, bedeutenden Hopfenbau, Hopfenhandel, Rotgerberei, Bierbrauerei und Steinbrüche und zählt (1880) 3809 meist prot. E. Im 14. Jahrh. gehörte H. zu Nürnberg.

Herschel (Friedr. Wilh.), einer der größten praktischen Astronomen, geb. in Hannover 15. Nov. 1738, der dritte Sohn eines Musikers, trat im 14. Jahre bei einem Regiment als Hautboist ein und ging 1759 nach England, wo ihn der Graf von Darlington als Direktor eines von ihm errichteten Musikkorps anstellte. Als dieses eingehen war, ließ sich H. als Musiklehrer in Leeds nieder und kam dann als Organist nach Halifax, welche

Digitized by Google

Stelle er 1766 mit der eines Musikdirektors in Bath vertauschte. Dabei aber benutzte er jeden freien Augenblick, um die Mathematik und namentlich die Astronomie zu studieren. Da er nicht im Stande, sich ein Teleskop anzuschaffen, so faßte er den Gedanken, eigenhändig den Bau eines solchen zu versuchen, was ihm auch bis 1774 so weit glückte, daß er durch einen selbstgefertigten Reflektor von 1,5 m den Ring des Saturn und die Trabanten des Jupiter beobachten konnte. Von jetzt folgten neue Fernröhre (sämtlich Spiegelteleskope) schnell aufeinander, und viele waren von einer Größe, wie sie bis dahin nirgends angewendet worden waren. Im J. 1780 gab er Beobachtungen über den veränderlichen Stern im Walfisch und eine Berechnung der Höhe der Mondgebirge heraus, und 13. März 1781 entdeckte er einen neuen Planeten, den Uranus, den H. selbst dem König von England zu Ehren Georgsgestirn (Georgium sidus) nannte. Zum Dank für diese Ehre berief ihn Georg III. in seine Nähe und machte ihn zum königl. Astronomen. H. zog nach Slough bei Windsor, beobachtete hier die Nebelflecken und Sternhaufen und that dar, daß manche solche Haufen mehr als 5000 Sterne enthalten. Im J. 1787 machte er die Entdeckung zweier zum Uranus gehöriger Nebenplaneten. Auch zwei zum Saturn gehörige Trabanten, die nächsten an dem Hauptplaneten, vermochte er mit seinen mächtigen Instrumenten zu entdecken. Überhaupt ist H. den Astronomen durch seine Kenntnis der Instrumente und die Verbesserungen daran, wobei ihm sein Bruder Alexander behilflich war, ebenso wichtig als durch seine Entdeckungen am Himmel geworden. Mit seinem großen sog. Riesenteleskop fand er die Zeit der Rotation des Saturn, welche Laplace durch die mathem. Analyse aus dem Gesetz der Schwere berechnet hat, und entdeckte, daß dieser so abweichend von allen andern gestaltete Planet sich um eine Achse dreht, die senkrecht auf seiner Bahn steht. Er schloß aus seinen Beobachtungen, daß das Sonnenlicht nicht vom Sonnenkörper selbst, sondern von starkglänzenden phosphorischen Wolken ausgehe, welche in der Sonnenatmosphäre entstehen, und seine Hypothese über die Konstitution der Sonne ist erst in neuerer Zeit durch die Entdeckungen der Spektralanalyse in den Hintergrund getreten. Zu seinen merkwürdigsten Entdeckungen gehört die der Doppelsterne (s. d.), der Nebelflecken und Sternhaufen, deren Beobachtung ihn von 1778 an viele Jahre beschäftigte. Von besonderm Wert sind seine Arbeiten über die relative Helligkeit der Sterne, über die Bewegung des Sonnensystems im Weltraum, über den Bau des Himmels; auch auf dem Gebiet der Physik war H. thätig, spezielle Erwähnung verdienen seine Untersuchungen über Licht und Wärme. H. starb auf seinem Landsitze Slough 25. Aug. 1822. Seine meisten Arbeiten stehen in den «Philosophical Transactions» und andern engl. Zeitschriften; auch ist vieles noch ungedruckt.

Eine treue und ausharrende Gehilfin bei seinen Beobachtungen und Berechnungen war seine Schwester, Karoline H., geb. 16. März 1750, die auch als erste Entdeckerin mehrerer Kometen sich bekannt machte und außer mehrern Abhandlungen in den «Philosophical Transactions» einen «Catalogue of stars» (Lond. 1798) herausgab. Sie lebte 1772—1822 in England und kehrte nach dem Tode ihres Bruders nach Hannover zurück, wo sie, 98 J. alt, 9. Jan. 1848 starb. Vgl. Wolf, «William H.» (Zür. 1867); Holden, «Sir William H., his life and works» (Washington 1881, deutsch, Berl. 1882); «Memoir and correspondence of Caroline H.» (herausg. von Mrs. John Herschel, Lond. 1876; deutsch von Scheibe, Berl. 1877).

Herschel (Sir John Frederick William), Baronet, der einzige Sohn des vorigen, wurde zu Slough bei Windsor 7. März 1792 geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Universität zu Cambridge. Seine ersten mathem. Untersuchungen sind in der mit Peacock unternommenen Umarbeitung der Differentialrechnung von Lacroix niedergelegt. Teils allein, teils in Vereinigung mit James South widmete er von 1816 an einen großen Teil seiner Zeit der Beobachtung der Doppelsterne, Nebelflecken und Sternhaufen. Im J. 1823 überreichte er der Königlichen Gesellschaft zu London einen Katalog von 380 neuen Doppelsternen (Lond. 1825), welche das Resultat von 10000 einzelnen Beobachtungen jener Sterne enthielten. Im J. 1827 ließ er einen zweiten Katalog von 295 und 1828 einen dritten von 324 solcher Sterne folgen, und 1830 teilte er wichtige Messungen von 1236 Sternen mit, die er mit einem 20füßigen Reflektor gemacht hatte. Auch lieferte er in diesem Jahre in den «Memoirs» der Astronomischen Gesellschaft (Bd. 5) einen Aufsatz, welcher genaue Messungen von 364 Sternen und merkwürdige Resultate über die Bewegung der Doppelsterne enthält. Ferner hat er mehrere Methoden, die Bahnen von Doppelsternen zu bestimmen, in den «Memoirs» gegeben. Nebenbei beschäftigte er sich mit Untersuchungen über physik. Gegenstände. Hierher gehören: «Treatise on sound» in der «Encyclopaedia Metropolitana» (1830), «On the theory of light» (deutsch von Schmidt, Stuttg. 1831), «Preliminary discourse on the study of natural philosophy» (deutsch von Weinlig, Lpz. 1836), ein integrierender Teil von Lardners «Cyclopaedia»; «Treatise on astronomy» (deutsch von Michaelis, Lpz. 1837), ebenfalls Teil der «Cyclopaedia» (1833). Die wichtigste Unternehmung H.s ist sein vierjähriger Aufenthalt auf dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, vom Febr. 1834 bis zum Mai 1838, wo er die ganze südl. Hemisphäre des Sternenhimmels unter außerordentlich günstigen Bedingungen auf das genaueste durchmusterte. Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung aus regte er die seitdem mit Erfolg ins Leben getretene Idee an, gleichzeitig an verschiedenen Orten meteorolog. Beobachtungen anzustellen. Bei der Krönung der Königin Victoria wurde er 1838 zum Baronet ernannt, und das Marischal-College (Universität Aberdeen) erwählte ihn im März 1842 zu seinem Lord-Rektor. Die der Wissenschaft durch die Expedition nach dem Cap erwachsene Ausbeute ist von H. in den «Results of astronomical observations made at the Cape of Good Hope» (Lond. 1847) zusammengestellt. In Verbindung mit einigen andern Gelehrten arbeitete er alsdann zum Gebrauch der Marineoffiziere ein «Manual of scientific enquiry» (Lond. 1849) aus und gab unter dem Titel «Outlines of astronomy» (Lond. 1849; 8. Aufl. 1866) einen mit den Ergebnissen der neuesten Forschungen bereicherten Wiederabdruck seiner früher veröffentlichten Abhandlungen heraus. Außerdem beschrieb er noch das Leben des Astronomen Baily («Memoir of Francis Baily», Lond. 1845). Im Dez. 1850 ward ihm das Amt eines Direktors des königl.

Digitized by Google

Münzwesens (Master of the Mint) anvertraut, welches er im Febr. 1855 zu Gunsten Thomas Grahams niederlegte. Im J. 1864 publizierte er im 154. Bande der «Philosophical Transactions of the Royal Society of London» einen neuen «Catalogue of nebulae and clusters of stars», der die Positionen von 5079 solcher Objekte enthält. Er starb 12. Mai 1871 zu London; nach seinem Tode erschien noch der «Catalogue of 10300 multiple and double stars».

Her.-Schff., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Herrich-Schäffer.

Herse, Tochter des Kekrops, s. u. **Aglauros**.

Herseck, der türk. Name für Herzegowina.

Hersfeld, Kreisstadt im Regierungsbezirk Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, in einem anmutigen Thale links an der Fulda, an der Einmündung der Geisa und Haune und an der Linie Frankfurt-Bebra der Preußischen Staatsbahnen gelegen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, dreier Oberförstereien und zählt (1880) 7065 meist prot. E. Die Stadt wird zum Teil noch von alten Festungsmauern umschlossen, aber an die Stelle der Wälle und Gräben sind Gartenanlagen getreten. Bemerkenswert sind das altertümliche Rathaus, die stattliche Pfarrkirche mit einem zierlichen Turme und einer großen Glocke, sowie die schöne Ruine der Stiftskirche, welche im Anfang des 12. Jahrh. auf dem Grunde des abgebrannten alten Doms im byzant. Stile erbaut, im Siebenjährigen Kriege (1761) aber von den Franzosen ausgebrannt wurde. Das ehemalige Stift selbst bildet einen von der Stadt abgeschlossenen, die Kirchenruine umgebenden Bezirk von Gärten und Gebäuden, in denen die Ämter ihren Sitz haben. H. hat ein 1570 vom Abt Michael gestiftetes königl. Gymnasium, eine Bürgerschule, eine Handwerksschule, ein Waisen- und ein Krankenhaus. Die Stadt hat bedeutende Tuchmanufaktur, neben welcher auch Baumwollfabrikation, Maschinenwollspinnerei, Färberei und Gerberei sowie Ackerbau und Handel betrieben werden. Die ehemalige reichsunmittelbare Benediktinerabtei Hersfeld wurde um 758 von Lullus, Erzbischof von Mainz, gestiftet, nachmals von Karl d. Gr. reich dotiert und stand unter dem Erzstift Mainz. Die Reihe der nachweisbaren Äbte beginnt 769 mit dem heil. Lullus. Die Güter der Abtei, die bald durch ihre treffliche Klosterschule Berühmtheit erlangt hatte, erstreckten sich an beiden Ufern der Fulda in dem fränk. Hessengau und dem Tullifelde, westlich über die Wetterau und bis jenseit des Rheins, östlich nach Thüringen hinein. Durch die ganze Geschichte des Stifts zieht sich ein Streit mit dem Stift Fulda, der H. seit Anfang des 16. Jahrh. nötigte, sich immer enger an seinen Schirmvogt, den Landgrafen von Hessen, anzuschließen, dem es auch 1525 huldigte. Schon der Abt Crato I. (1517—56) war ein großer Verehrer Luthers. Doch behielt das Stift unter ihm wie unter seinen gleichgesinnten Nachfolgern noch immer einen Schein von Katholizismus, bis der Abt Joachim Röll dasselbe bei seinem Tode 1606 dem Sohne des ihm befreundeten Landgrafen von Hessen, Otto, als weltlichem Administrator hinterließ. Die förmliche Organisierung H.s als weltliches Fürstentum (570 qkm) erfolgte erst 1648 im Westfälischen Frieden, wo es definitiv in dieser Eigenschaft an Hessen-Kassel abgetreten wurde.

Der Kreis Hersfeld zählt (1880) auf 506 qkm 33 469 meist prot. E.

Hersilia heißt in der röm. Mythologie die Gemahlin des Quirinus. Nach Ovid wurde sie, nach dem Romulus zum Gotte (Quirinus) geworden, ebenfalls (unter dem Namen Hora) Göttin.

Hersilia ist auch der Name des 206. Asteroiden (S. unter Planeten.)

Herstal, belg. Marktflecken, s. Heristall.

Herstelle, Dorf im preuß. Regierungsbez. Minden, s. unter Heristall.

Herster Brunnen, s. u. Driburg.

Hertel (Albert), Landschaftsmaler, geb. 19. Juni 1843 in Berlin, bedeutender Kolorist der Berliner Schule, malte hauptsächlich südl. Landschaften, wie Capri, Via Flaminia bei Rom, Gewitter an der genues. Küste, Sommerabend vor dem Brandenburger Thor u. s. w.

Hertford oder **Herts**, eine der mittlern Grafschaften Englands, zwischen Cambridge, Essex, Middlesex, Buckingham und Bedford gelegen, ist nur an der Nordgrenze von der Kalkhügelreihe der Chiltern-Hills mit 240—275 m hohen Gipfeln durchzogen, im übrigen eine Ebene, welche in Thalfurchen des Lea, Colne u. s. w., nebst dem Great-Junctionkanale, sowie die Abwechslung von Gehölzen, Baumpflanzungen, Wiesengründen und Getreidefeldern, von Landsitzen, Pachthöfen und Ortschaften ein ebenso freundliches als reiches Ansehen geben. Die Grafschaft zählt auf 1522 qkm (1881) 202 990 E., die sich meist von Ackerbau und Viehzucht nähren. Weizen und Gerste gedeihen aufs vortrefflichste; auch wird viel Obst gezogen. Das kurzgeschwänzte Hertfordschaf hat ein vorzügliches Vlies. Die Industrie ist von geringer Bedeutung, doch gibt es eine Anzahl von Seidenwebereien, und außerdem erzeugt man Strohgeflechte, Hüte und gutes Papier. Die Produkte der Landwirtschaft, Getreide und Malz, finden ihren Hauptmarkt in London, dessen Nähe viel zur Bereicherung und Blüte des Landes beiträgt. Die Grafschaft schickt drei Abgeordnete in das Parlament, zwei andere die gleichnamige Hauptstadt.

Die Hauptstadt Hertford ist eine Municipalstadt, 43 km im N. von London, links am schiffbaren Lea und an der Great-Northern- und Great-Eastern-Eisenbahn, und zählt (1881) 7555 E., welche einträglichen Handel mit Korn und Malz betreiben. Der Ort hat acht Kirchen, darunter die Michaeliskirche mit einem Denkmal des Bacon von Verulam, ein Stadthaus mit Gerichtssaal, eine Kornbörse, ein großes Krankenhaus, eine Lateinschule, eine Zweiganstalt des Londoner Christ-Hospitals mit 450 Knaben und Mädchen, ein Handwerkerinstitut und einen Verein für gegenseitige Bildung. Die Reste des alten, von Eduard dem Alten 909 erbauten Schlosses, welches einst das Gefängnis der Könige Johann von Frankreich und David II. von Schottland war, werden jetzt als Schule benutzt. Außerhalb der Stadt liegt das Grafschaftsgefängnis. Das Haileybury-College der Ostindischen Compagnie ist aufgehoben.

Hertha, s. Nerthus.

Hertha, der Name des 135. Asteroiden, s. unter Planeten.

Herthaburg und **Herthasee**, s. unter Rügen.

Hertogenbosch, der holländ. Name der Stadt Herzogenbusch (s. d.).

Herts, engl. Grafschaft, s. Hertford.

Digitized by Google

Hertwig (Karl Heinrich), Lehrer der Tierheilkunde, geb. 10. Jan. 1798 zu Oblau in Schlesien, studierte in Breslau Medizin, in Wien und München Tierarzneikunde und wurde 1823 Repetitor, 1826 Lehrer und 1833 Professor an der Tierarzneischule in Berlin. Er starb 19. Juli 1881 in Berlin. H. schrieb: «Über die Hundswut» (Berl. 1829), «Handbuch der praktischen Arzneimittellehre» (5. Aufl., Lpz. 1872), «Praktisches Handbuch der Chirurgie für Tierärzte» (3. Aufl., Berl. 1873), «Taschenbuch der gesamten Pferdekunde» (4. Aufl., Berl. 1878), «Die Krankheiten der Hunde» (2. Aufl., Berl. 1880). Im Verein mit Gurlt redigierte er von 1835 bis 1874 das «Magazin für gesamte Tierheilkunde».

Hertwig (Oskar), Zoolog, geb. 21. April 1849 zu Friedberg, besuchte das Gymnasium zu Mühlhausen in Thüringen und studierte seit 1868 in Jena und Zürich Naturwissenschaften und Medizin. Nachdem er 1870 drei Monate als Mitglied der freiwilligen Krankenpflege in Frankreich zugebracht, setzte er seine Studien in Bonn fort, wo er später Assistent von Max Schultze am anatom. Institut wurde. H. habilitierte sich 1875 in Jena für das Fach der menschlichen Anatomie und Entwickelungsgeschichte, wurde 1878 außerord. und 1881 ord. Professor daselbst. Er schrieb: «Über das Zahnsystem der Amphibien» (Lpz. 1874) und gemeinsam mit seinem Bruder Richard außer den Studien zur Blättertheorie: «Das Nervensystem und die Sinnesorgane der Medusen» (Lpz. 1878), «Der Organismus der Medusen» (Jena 1878).

Hertwig (Richard), Zoolog, geb. 23. Sept. 1850 zu Friedberg in der Wetterau, besuchte das Gymnasium zu Mühlhausen, studierte in Jena, Zürich und Bonn Medizin, war 1873—74 Assistent der Anatomie in Bonn, dann bis 1878 Privatdocent für Zoologie in Jena, bis 1881 außerord. Professor daselbst, ging hierauf als ord. Professor für Zoologie und Direktor des zoolog. Instituts nach Königsberg und wurde 1883 in gleicher Eigenschaft nach Bonn berufen. Er veröffentlichte namentlich: «Zur Histologie der Radiolarien» (Lpz. 1876), «Der Organismus der Radiolarien» (Jena 1879), «Die Actinien der Challengererpedition» (Jena 1882). Gemeinsam mit seinem Bruder O. Hertwig veröffentlichte er: «Studium zur Blättertheorie» (4 Hefte, Jena 1879—81).

Hertz (Henrik), ausgezeichneter dän. Dichter, geb. 25. Aug. 1798 zu Kopenhagen, von jüd. Abkunft, studierte daselbst seit 1817 die Rechte. Als Dichter trat er zuerst 1827 mit dem Lustspiele «Herr Burchhardt og hans Familie» auf, in welchem er sich Holberg zum Vorbild genommen hatte. Mit noch größerm Beifall wurden sein nächstfolgendes Lustspiel «Flyttedagen» (1828) und das Vaudeville «Arvingerne» (1829) gegeben. Mehr zu den Charakterstücken gehörte das Lustspiel «Emma», das er nachher mit den beiden ersten unter dem Titel «Lystspil af H.» (Kopenh. 1832) herausgab. In «Gjengangerbreve, eller poetiske Epistler fra Paradiis» (1830), einer in Form und Ton sich an Baggesens «Epistlen» anschließenden polemischen Dichtung, geißelt H. die Geschmacklosigkeit und das Spießbürgertum in der Litteratur und Kritik. Mit «Amors Genietreger» (1830), einem lyrischen Lustspiel und dem ersten gereimten Konversationsstück in der dän. Litteratur, wurde ein positiver Fortschritt in der von Holberg vorgezeichneten Bahn in der Komödie bewirkt. Dieselbe Richtung verfolgte er in «Anonym Nytaarsgave» (1832) und «Foraars-Nytaarsgave» (1833). Mit vielem Erfolg hat sich H. auch dem Gebiet der nordischen Romantik zugewandt in der Tragödie «Svend Dyrings Hus» (1837), dem Schauspiel «Svanehammen» (1841) und der Dichtung «Tyrfing» (Kopenh. 1849). Einen über sein Vaterland hinausreichenden Ruf erwarb sich H. durch sein lyrisches Drama «König Renés Tochter» (1846; deutsch im Versmaß des Originals von Leo, 13. Aufl., Lpz. 1880, und von Bresemann, 9. Aufl., Berl. 1877). Von H.' übrigen dramatischen Arbeiten (gesammelt 14 Bde., Kopenh. 1853—65), deren er überhaupt 40 geliefert, sind noch hervorzuheben: «Sparekassen» (1836), eins der besten neuern dän. Lustspiele; «Scheich Hassan» (1851), «De Deporterede» (1853), «Indquarteringen» (deutsch zusammen mit dem Lustspiel «Die Versuchung», Lpz. 1853); ferner die Vaudevilles «Debatten i Politivennen» und «De Fattiges Dyrehave» und die Lustspiele «En Cuurmethode» und «Advocaten og hans Mandling». Von seinen romantischen Schauspielen sind noch zu nennen: «Rinon» (1848), «Lonietta» (1849), «Osseret» (1853) und «Den Yngste» (1855). Die Komödie «Hundrede Aar» (1849) war gegen die mangelhafte Leitung des Hoftheaters zu Kopenhagen gerichtet. Von H.' novellistischen Arbeiten zeichnen sich besonders aus die «Stemninger og Tilstande» (Kopenh. 1839), in denen er seine Lebensanschauungen in humoristischer Weise ausspricht, der Roman «Johannes Johnsen» (3 Bde., 1858) und die «Eventyr og Fortällinger» (1862). Eine Sammlung seiner lyrischen Poesien hat er selbst (4 Bde., Kopenh. 1857—62) veranstaltet. Eine deutsche Übertragung von H.' «Gesammelten Schriften» (Bd. 1—3, Lpz. 1848) haben Leo und Bendix begonnen. H. starb zu Kopenhagen 25. Febr. 1870.

Hertz (Martin Jul.), Philolog, geb. 7. April 1818 zu Hamburg, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, studierte in Berlin und Bonn klassische Philologie, habilitierte sich dann in Berlin, wurde 1855 ord. Professor in Greifswald, 1862 in Breslau. Er veröffentlichte kritische Ausgaben von Priscianus' «Institutiones grammaticae» in Keils «Grammatici latini» (Bd. 2 u. 3, Lpz. 1855—59) und von Gellius' «Noctes Atticae» (Bd. 1, Berl. 1883). Ferner schrieb er über die Grammatiker Simnius Capito (Berl. 1843) und Nigidius Figulus (Berl. 1845), über den Namen des Plautus (Berl. 1854), «Karl Lachmann. Eine Biographie» (Berl. 1851), «Schriftsteller und Publikum in Rom» (Berl. 1853), «Renaissance und Rococo in der röm. Litteratur» (Berl. 1865), «Analecta ad carminum Horatianorum historiam» (4 Tle., Bresl. 1876—80).

Hertz (Wilh.), Dichter und Übersetzer, geb. 24. Sept. 1835 zu Stuttgart, studierte von 1855 bis 1858 in Tübingen Philologie, ging dann nach München, diente 1859 als Lieutenant in der württemb. Armee und machte 1860 eine wissenschaftliche Reise durch England und Frankreich. Im J. 1862 habilitierte er sich zu München für german. Altertumskunde und wurde 1869 außerord., 1878 ord. Professor des Deutschen an der techn. Hochschule zu München. Er veröffentlichte: «Gedichte» (Hamb. 1859), die Epen «Lanzelot und Ginevra» (Hamb. 1860; engl. von Bruce, London 1865) und «Hugdietrichs Brautfahrt» (Stuttg. 1863, mit Illustrationen von A. v. Werner 1872), ferner eine Übersetzung des franz. «Rolandsliedes» (Stuttg. 1861),

«Marie de France», nach altbretonischen Liebessagen (Stuttg. 1862), «Aucassin und Nicolette» (Wien 1865), «Heinrich von Schwaben» (Stuttg. 1867; 2. Aufl. 1869), «Tristan und Isolde», neu bearbeitet (Stuttg. 1877), «Bruder Rausch», ein Klostermärchen (2. Aufl., Stuttg. 1882), «Der Werwolf. Beitrag zur Sagengeschichte» (Stuttg. 1862), «Deutsche Sagen im Elsaß» (Stuttg. 1872), «Die Sage von Parzival und dem Gral» (Bresl. 1882), und lieferte Beiträge zu Geibels «Münchener Dichterbuch» (Stuttg. 1862), Heyses «Neuem Münchener Dichterbuch» (Stuttg. 1882) und Paulus und Weitbrechts «Schwäbischem Dichterbuch» (Stuttg. 1883).

Hertzberg (Ewald Friedr., Graf von), preuß. Staatsmann, geb. zu Lottin bei Neustettin 2. Sept. 1725, studierte in Halle, wurde dann beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, gehörte 1745 der brandenb. Gesandtschaft zur Kaiserwahl an und wurde April 1747 als Legationsrat am Staatsarchiv angestellt. Im J. 1750 erhielt er auch die Aufsicht über das Geh. Kabinettsarchiv. Seine Abhandlung «Über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg» bewirkte seine Aufnahme in die Berliner Akademie und Ernennung zum Geh. Legationsrat. Nach den in Dresden gefundenen Depeschen des österr. und sächs. Hofs schrieb er 1756 das berühmte «Mémoire raisonné», das den Einfall der Preußen in Sachsen rechtfertigt. In seiner Stellung im Archiv verblieb er auch, als er 17. Jan. 1757 zum Wirkl. geheimen expedierenden Sekretär (Unterstaatssekretär) ernannt wurde und in der Diplomatie des Siebenjährigen Kriegs rege Thätigkeit entwickelte. Ende 1762 mit der Führung der Friedensunterhandlungen in Hubertusburg beauftragt, wurde er 5. April 1763 zum Staatsminister ernannt. Von nun an stand er 30 Jahre an der Spitze des auswärtigen Ministeriums. Hat er auch bei der Erwerbung Westpreußens, dem Bayrischen Erbfolgekriege, der Errichtung des Fürstenbundes dem König unermüdlich Dienste geleistet, so war die Politik Friedrichs doch selten nach seinem Sinne. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn in den Grafenstand. H.s Ziel war die Allianz Preußens mit Rußland und England gegen Österreich, Spanien und Frankreich. In der That gelang es ihm, in den holländ. Wirren (seit 1787) gegen Frankreich erfolgreich einzugreifen. Der Russisch-Türkische Krieg (seit 1787) erweckte in ihm den Plan, für Preußen von Polen Danzig, Thorn, Posen und Kalisch zu erlangen. Aber die künstlichen Kombinationen, auf welche H. spekulierte, wurden durch den Verlauf des Kriegs und die abgeneigte Haltung der Russen gekreuzt; Preußen wurde vielmehr zur Freundschaft mit den Polen, Türken und Schweden gegen die beiden Kaiserreiche gedrängt. Es geschah gegen H.s Willen, als Friedrich Wilhelm im Winter 1789—90 die Bündnisse mit Polen und der Türkei abschloß, den belg. Aufstand, die ungar. Unruhen offen oder geheim unterstützte. Als darauf im Frühling 1790 Kaiser Leopold II. die Aussöhnung mit Preußen anstrebte, mußte H. die Deklaration von Reichenbach, welche den status quo herstellte, ausarbeiten. Endlich wurde er im Juli 1791 von seinen politischen Geschäften entbunden, er behielt nur noch das Kuratorium der Akademie und die Aufsicht über den Seidenbau. Er starb 27. Mai 1795. Vgl. Hertzberg, «Recueil des déductions, manifestes etc.» (Tl. 1 u. 2 1756—90, Berl. 1789, Tl. 3 1795); Duncker, «Friedrich Wilhelm II. und Graf H.» (in der «Histor. Zeitschrift», Bd. 37); Bailleu, «Graf H.» («Histor. Zeitschrift», Bd. 72).

Hertzberg (Gust. Friedr.), Historiker und Altertumsforscher, geb. 19. Jan. 1826 zu Halle a. S., studierte 1843—48 zu Halle und Leipzig, habilitierte sich 1851 an der Universität zu Halle als Privatdocent für Geschichte und redigierte 1858—60 in Berlin das (Bethmann-Hollwegsche) «Preußische Wochenblatt». Im April 1860 wurde er an der Universität Halle zum außerord. Professor für Geschichte befördert. Im J. 1853 erschien von ihm «Alkibiades, der Staatsmann und Feldherr» (Halle) und 1856 «Das Leben des Königs Agesilaos II. von Sparta» (Halle). Seit 1865 vorzugsweise mit dem spätern Griechentum beschäftigt, veröffentlichte er «Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer» (3 Bde., Halle 1866—75), «Geschichte der Perserkriege nach den Quellen erzählt» (Halle 1877) und in der Heeren-Ukertschen (jetzt Giesebrechtschen) «Staatengeschichte von Europa» das Werk: «Geschichte Griechenlands vom Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart» (4 Bde., Gotha 1876—79); ferner «Rom und König Pyrrhos» (Halle 1871), «Die Feldzüge der Römer in Deutschland» (Halle 1872). Für die «Allgemeine Encyklopädie» von Ersch und Gruber lieferte H. unter anderm die Artikel: «Geschichte Altgriechenlands bis zum Beginn des Mittelalters» (Bd. 80, Lpz. 1862) und «Geschichte der Neugriechen im 19. Jahrh.» (Bd. 85, Lpz. 1869), wie auch die «Geschichte des großbrit. Reichs 1832—71» (Bd. 92 u. 93, Lpz. 1871 u. 1872). In der Grote-Ockenschen «Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen» erschienen von H. die drei Werke: «Geschichte von Hellas und Rom» (2 Bde., Berl. 1879—80), «Geschichte des röm. Kaiserreichs» (Berl. 1880—82), und «Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reichs» (Berl. 1883—84). Ferner veröffentlichte er einen Band «Griechische Geschichte» bis zum J. 397 n. Chr. in kürzerer Fassung (Halle 1884).

Hertzka (Theod.), Nationalökonom und Politiker, geb. 13. Juli 1845 zu Pest, studierte in Wien und Pest Jurisprudenz, leitete 1872—79 den volkswirtschaftlichen Teil der Wiener «Neuen Freien Presse» und gründete 1879 die «Wiener Allgemeine Zeitung», deren Chefredacteur er zugleich ist. Im J. 1874 gründete er die Gesellschaft österr. Volkswirte, als deren Schriftführer er fungiert. In den Schriften «Währung und Handel» (Wien 1876) und «Die Gesetze der Handels- und Sozialpolitik» (Bd. 1, Lpz. 1880) tritt H. für den Freihandel und für Herstellung der österr. Valuta auf Basis der Goldwährung ein.

Herüler, auch **Erüler** und **Arüler** genannt, ein german. Volk, ausgezeichnet durch Gewandtheit und Raschheit im Kriege, durch Unbändigkeit, wilde Roheit und zähes Festhalten am Heidentum. Ursprünglich wohnten sie an der Ostsee (westlich von der Oder), erscheinen aber dann zersplittert an sehr verschiedenen Orten. Zuerst werden sie erwähnt als Anwohner des Schwarzen Meers und Gefährten (und im weitern Sinne auch als Stammesgenossen) der Goten bei deren Seezügen gegen das Römische Reich in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. Im 4. Jahrh. waren sie dem Ostgotenkönig Ermanrich unterthan, folgten dann später dem Attila und halfen nach dessen Tode den Gepiden die hunn. Herrschaft zerstören. Aber auch

Digitized by Google

unter den Völkern, die zu Ende des 3. Jahrh. Kaiser Maximian in Gallien schlug, waren Scharen der H., diese von der Ostsee. Ebenso erscheinen H. zu Anfang des 5. Jahrh. als Gefährten der Sachsen bei deren Raubzügen an den gall. Küsten, und 700 H. auf sieben Schiffen suchen im Laufe desselben Jahrh. die Küsten Galiciens und Cantabriens heim. Auch unter den Heerscharen, mit denen Odoaker 476 n. Chr. dem Weströmischen Reiche ein Ende macht, finden sich H. Als mächtiges Volk an der mittlern Donau, seßhaft an der obern Theiß, kommen sie zu Ende des 5. Jahrh. vor. Endlich wurden sie von den Longobarden überwunden, und ein Teil ward nun vom byzant. Kaiser Anastasius 512 auf dem südl. Ufer der Donau aufgenommen, während der andere den Entschluß faßte, nach Skandinavien zu ziehen. Von den erstern begaben sich viele zu den Gepiden; die im Byzantinischen Reiche blieben, leisteten dem Justinian I. in den Kriegen gegen die Perser, Vandalen und Ostgoten gute Dienste. Mit der Besiegung der letztern durch Narses verschwindet der Name der H. aus der Geschichte. Vgl. Aschbach, «Geschichte der H. und Gepiden» (Frankf. a. M. 1835).

Hervagault (Jean Marie), Abenteurer, der sich für Ludwig XVII. (s. d.) ausgab.

Herve, Stadt im Bezirk Verviers der belg. Provinz Lüttich, 11 km nordwestlich von Verviers, 18 km östlich von Lüttich, früher zum Herzogtum Limburg gehörig, an der Linie Chênée-Verviers der Belgischen Staatsbahnen, zählt 4433 E., welche Viehhandel und Käsefabrikation treiben.

Hervé (Florimond Ronger, genannt), franz. Komponist, geb. 30. Juni 1825 zu Houdin bei Arras, war Organist an verschiedenen Kirchen in Paris und trat 1848 als Sänger in der von ihm komponierten Operette «Don Quichotte et Sancho Pansa» im Théâtre national auf. Er übernahm 1854 ein kleines Theater am Boulevard du Temple, das er «Folies concertantes» nannte, und wurde der Begründer der Buffo-Operetten; 1856 trat er von der Direktion des Theaters zurück. Von seinen Operetten, die später durch Offenbach in den Hintergrund gedrängt wurden, sind die bekanntesten: «L'oeil crevé» und «Le petit Faust».

Hervey-Inseln, s. Cookarchipel.

Herwarth von Bittenfeld (Karl Eberhard), preuß. Generalfeldmarschall, gehört dem protestantisch gewordenen Zweige des alten Patriziergeschlechts der H. in Augsburg an, dessen kath. Zweig, die H. von Hohenburg im Bayrischen, ausgestorben ist. Er wurde 4. Sept. 1796 zu Großwerther in der ehemaligen Grafschaft Hohenstein (Provinz Sachsen) geboren und trat 1811 in das damalige Normal-Infanteriebataillon ein, in welchem er 1812 zum Portépéefähnrich und 21. Febr. 1813 zum Offizier ernannt wurde. Beim Ausbruch des Kriegs 1813 trat H. anfangs zum Garde-Ersatzbataillon, später (10. Juni) mit dem Normal-Infanteriebataillon zu dem neuerrichteten 2. Garderegiment zu Fuß über und nahm 1813 an der Schlacht bei Leipzig und 1814 an der Schlacht von Paris (30. März), sowie an einigen Gefechten teil. Nach dem Kriege blieb H. 20 Jahre im Regiment, in dem er fünf Jahre Adjutant und seit 1821 Hauptmann war; 1835 erhielt er unter Beförderung zum Major den Befehl über das 2. Bataillon des damaligen Gardereserve-Infanterie-(Landwehr-)Regiments, mit dem er noch in demselben Jahre die Heerschau bei Kalisch mitmachte. Nachdem er 1839 in das 1. Garderegiment zu Fuß versetzt worden, wurde ihm nach vorübergehender Führung des Kaiser-Franz-Grenadierregiments 1847 der Befehl über das 1. Garderegiment zuteil, das er ein Jahr später in den Straßen Berlins und auch später als Oberst (10. Mai 1848) bis 1850 führte, danach den Befehl über die 16. Infanteriebrigade und später über eine kombinierte Infanteriebrigade der Division Bonin erhielt, welche bei Kreuznach zusammengezogen und nachher in Hessen verwendet wurde. Bald darauf mit dem Oberbefehl über die preuß. Truppen in Frankfurt a. M. betraut, wurde H. 1852 zum Generalmajor, 1854 zum Kommandanten der Bundesfestung Mainz, 1856 zum Kommandeur der 7. Division ernannt. Zum Generallieutenant befördert (1856), wurde H. 1858 zur Besichtigung des österr. Bundeskontingents dem Prinzen Karl von Preußen beigegeben und erhielt 1. Juli 1860 unter Beförderung zum kommandierenden General das 7. Armeekorps (Westfalen), das er bei den großen Herbstübungen am Rhein 1861 führte. Hierauf wurde er zum Chef des 1. westfäl. Infanterieregiments Nr. 13 und 17. März 1863 zum General der Infanterie ernannt.

In dem Kriege gegen Dänemark 1864, an welchem eine Division des 7. Korps teilnahm, erhielt H. den Befehl über das 1. mobile preuß. Armeekorps, nachdem Prinz Friedrich Karl dem Feldmarschall Wrangel in dem Oberbefehl über die preuß.-österr. Streitkräfte gefolgt war. Als nach Beendigung der Verhandlungen zu London die Feindseligkeiten wieder eröffnet wurden, nahm der General mit dem preuß. Korps 29. Juni die Insel Alsen, eine in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Waffenthat, deren glückliche Durchführung eine ungewöhnliche Kühnheit des Entschlusses und die sorgfältigste Abwägung der vielfachen Verhältnisse erheischte, welche auf den Erfolg von Einfluß sein konnten. H. führte dies schwierige Unternehmen nach eigener Wahl des Übergangspunktes mit persönlicher Verantwortlichkeit selbständig und glücklich durch. Nach Abschluß des Wiener Friedens wurde H. zum Oberbefehlshaber in den Elbherzogtümern mit dem Sitze in Kiel ernannt und trug in dieser Zeit viel dazu bei, das Verhältnis zu dem Erbprinzen von Augustenburg klarzulegen, bis ihm, noch vor Abschluß der Gasteiner Übereinkunft, 29. Juni 1865 das Generalkommando des 8. Korps in Koblenz übertragen wurde. Während des Feldzugs von 1866 führte General H. die Elbarmee, schlug die Gefechte von Hühnerwasser (s. d.) am 26. und von Münchengrätz (s. d.) am 28. Juni und nahm dann 3. Juli hervorragenden Anteil an der Schlacht bei Königgrätz, in welcher er nach dem Überschreiten der Biestritz durch die Erstürmung der Dörfer Problus und Prim den linken österr. Flügel zerschmetterte. Bei der Heerschau, welche der König über die Elbarmee 30. Juli vor Wien hielt, empfing H. den Schwarzen Adlerorden und übernahm nach dem Friedensschlusse wiederum die Führung des 8. Armeekorps. Im Juli 1870 wurde H. zum Generalgouverneur im Bereich des 7., 8. und 11. Armeekorps-Bezirks ernannt und traf in dem bedrohten Grenzgebiet alle Vorbereitungen für die Landesverteidigung; später war H.s Thätigkeit während des Kriegs mehr polit. und organisatorischer Art. Dem General, welcher schon 1864

Digitized by Google

à la suite des 6. westfäl. Infanterieregiments Nr. 55 und 1866 à la suite des 2. Garderegiments zu Fuß gestellt worden war, wurde 8. April 1871 unter Versetzung zu den Offizieren von der Armee der Charakter eines Generalfeldmarschalls verliehen, als welcher er 15. Okt. desselben Jahres in Bonn sein 60jähriges Dienstjubiläum beging. Von seinen Söhnen wurde einer 1866 Invalid bei der Mainarmee, einer fiel 1870 als Bataillonskommandeur bei Bionville und ein anderer als Kompagniechef mit der Fahne des Füsilierbataillons des 3. Garderegiments zu Fuß in der Hand bei St.-Privat, ein vierter wurde bei Colombey schwer verwundet.

Hans H. von Bittenfeld, geb. 12. Jan. 1800, Bruder des vorigen, trat 28. März 1815 als Füsilier in das 2. Garderegiment, wurde, ununterbrochen in der Garde verbleibend, 1856 General, dann Inspecteur der Besatzungen von Mainz und Rastatt, 1864 Gouverneur von Magdeburg, erhielt 1866 den Charakter als General der Infanterie und lebte seitdem, zur Disposition gestellt, zu Berlin, wo er 20. Mai 1881 starb.

Friedrich Adrian H. von Bittenfeld, geb. 13. April 1802, jüngster Bruder der vorigen, trat 1819 als Füsilier in das 2. Garderegiment, blieb in demselben bis 1842, war dann lange in der Adjutantur und dem Kriegsministerium, wurde 1858 General, nahm als Kommandeur der 4. Infanteriedivision am Kriege von 1866 und der Schlacht von Königgrätz teil, wurde 1867 Gouverneur von Königsberg, erhielt 1868 den Charakter als General der Infanterie, wurde 1870 zur Disposition gestellt und lebte danach in Merseburg, wo er in der Nacht vom 13. zum 14. Jan. 1884 starb.

Herwegh (Georg), deutscher polit. Lyriker, geb. 31. Mai 1817 zu Stuttgart, erhielt seinen ersten Unterricht in Stuttgart und Maulbronn und bezog dann das prot.-theol. Stift in Tübingen. Von dem theol. Studium nicht befriedigt, wandte er sich indes wieder nach Stuttgart, wo er an Lewalds «Europa» mitarbeitete. Als konskriptionspflichtig zum Militärdienst eingezogen, aber bald auf unbestimmte Zeit beurlaubt, verließ er infolge eines Konflikts mit einem Offizier Württemberg und ging nach Emmishofen im Kanton Thurgau, dann nach Zürich. Hier veröffentlichte er die «Gedichte eines Lebendigen» (Zür. u. Winterth. 1841; 10. Aufl., Stuttg. 1877), polit. Poesien voll jugendlichen Feuers, welche in der von Freiheitsbestrebungen bewegten Zeit rasch populär wurden. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris unternahm H. 1842 eine Reise durch Deutschland, auf der er als Freiheitssänger allerwärts viel Anerkennung fand. Selbst der König von Preußen beschied ihn in Berlin zur Audienz. Als er aber von Königsberg aus einen wider seine Absicht veröffentlichten Brief an den König von Preußen richtete, in welchem er gegen alle konventionellen Formen verstieß, wurde er aus dem preuß. Staate verwiesen. Er kehrte zunächst mit seinem Freunde Bakunin, den er in Dresden getroffen, nach Zürich zurück, doch bot auch hier seine Erklärung, daß er die Herausgabe einer entschieden freisinnigen Zeitschrift beabsichtige, den Anlaß, ihm den längern Aufenthalt im Kanton zu untersagen. Der König von Württemberg dagegen schlug die wegen Entziehung vom Militärdienste gegen ihn schwebende Untersuchung nieder, sodaß es ihm möglich ward, sich in das schweiz. Bürgerrecht des Kantons Bajelland aufnehmen zu lassen. Nach einer Reise nach Südfrankreich und Italien nahm H. seinen bleibenden Aufenthalt in Paris, wo er mit Heine, mit Béranger und George Sand vorzugsweise aber auch mit poln. und russ. Emigranten verkehrte. Außer den «Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz» (Zür. u. Winterth. 1843), zu welchen auch andere, wie Bruno Bauer, David Strauß, Adolf und Ludwig Seeger, Beiträge geliefert hatten, ließ er von Paris aus einen zweiten Band der «Gedichte eines Lebendigen» (1844) erscheinen, die jedoch nicht den durchschlagenden Beifall des ersten Teils fanden. Im April 1848 zog H., in Begleitung seiner Gattin und im Verein mit Bornstedt, an der Spitze einer deutsch-französischen Arbeiterkolonne in Baden ein, die jedoch 27. April bei Dossenbach von württemb. Truppen geschlagen wurde. Er rettete sich in die Schweiz, von wo aus er alsbald nach Paris zurückkehrte. Im Juni 1848 ging H. mit Herzen, zu dem er damals in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, nach Genf, von wo er nach sechsmonatlichem Aufenthalt nach Nizza übersiedelte. Einige Zeit darauf kehrte er nach der Schweiz zurück und nahm hier seinen Aufenthalt wieder in Zürich. Später hielt er sich teils in Paris und im südl. Frankreich, teils auch wieder in Deutschland, seit 1866 in Baden-Baden auf, wo er 7. April 1875 starb.

Von den poetischen Arbeiten aus H.s spätern Jahren sind namentlich das Gedicht bei Gelegenheit des eidgenössischen Schützenfestes, der Prolog zur Schillerfeier in Zürich und die vielfach ins Italienische übersetzten Strophen auf den Tag von Aspromonte bekannt geworden. Nach seinem Tode erschienen diese Gedichte nebst mehrern andern in der Sammlung «Neue Gedichte» (Zür. 1877), welche in Deutschland konfisziert wurde. H.s Lieder, im Ausdruck von großer Einfachheit, Klarheit und Kraft, sind aus Einem Guß geschaffen und ergreifen mächtig. Während er im ersten Teile der «Gedichte eines Lebendigen» eine nationale Bedeutung in Anspruch nahm, wollte er im zweiten nur noch der Dichter einer Partei sein. In den spätern und nachgelassenen Gedichten überwiegt die epigrammatische Form und eine pessimistische Stimmung, gegenüber den großen zeitgeschichtlichen Ereignissen und Persönlichkeiten. Man hat von H. auch eine Übersetzung der Werke Lamartines (12 Bde., Stuttg. 1839—40). Für die von Ulrici herausgegebene Shakspeare-Übersetzung hat H. den «Coriolanus» übertragen, für die Bodenstedtsche «König Lear», «Troilus und Cressida» und mehrere Lustspiele.

Herxheim, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Landau, 6 km östlich von Rohrbach, am Klingbach, mit (1880) 3899 fast nur kath. E., welche Weberei, Acker-, Tabak- und Wiesenbau treiben.

Herz (cor), der Mittelpunkt oder das Centralorgan des Gefäßsystems und somit der ganzen Ernährung, des Stoffwechsels oder Lebens im menschlichen und tierischen Körper, stellt beim Menschen einen hohlen, halbkegelförmigen, muskulösen, etwa faustgroßen Körper dar, dessen Gewicht bei Männern durchschnittlich 350 g, bei Weibern 310 g beträgt und welcher seine Lage im vordern untern Teile der Brusthöhle, dicht hinter dem Brustbein hat. (S. die Tafel: Die Brusteingeweide des Menschen, Fig. II, 10—13.) Er liegt hier, und zwar nicht genau in der Mittellinie des Körpers, sondern mehr nach links zu, in schräger Richtung

Digitized by Google

DAS HERZ DES MENSCHEN.

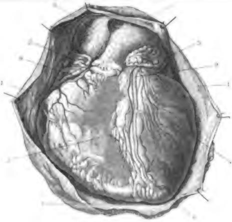


Fig. I.
Herz, im geöffneten Herzbeutel, von vorn.

1. Herzbeutel.
2. Rechte Herzkammer.
3. Rechte Vorkammer.
4. Linke Herzkammer.
5. Linke Vorkammer.
6. Herzspitze.
7. Lungenpulsader.
8. Große Körperpulsader (Aorta).
9. Kranzgefäße des Herzens.

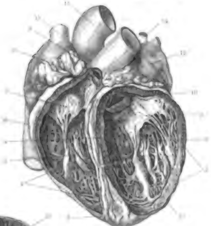


Fig. II.
Herz mit eröffneten Herzkammern.

1. Rechte Herzkammerwand
2. Linke Herzkammerwand
3. Herzspitze.
4. Scheidewand zwischen den Herzkammern.
5. Rechte Herzkammer.
6. Linke Herzkammer.
7. Dreizipfelige Herzklappe.
8. Zweizipfelige Herzklappe.
9. Eingang in die Lungenpulsader,
10. Eingang in die Aorta: beide mit den halbmondförmigen Klappen.
11. Rechte Vorkammer,
12. Linke Vorkammer.
13. Aorta.
14. Lungenpulsader.
15. Obere Hohlader.
16. Untere Hohlader.
17. Warzenmuskeln mit den Sehnenfäden.

Fig. III.
Die Herzklappen, geschlossen und von oben gesehen.

1 Rechte Vorkammer. 2. Rechtes Herzohr 3 Dreizipfelige Klappe. 4 Vorhofscheidewand. 5. Linke Vorkammer. 6. Linkes Herzohr. 7. Zweizipfelige Klappe 8. Lungenpulsader. 9. Halbmondförmige Klappen derselben. 10. Halbmondförmige Klappen der Aorta. 11. Linke, 12. Rechte Kranzpulsader des Herzens

Fig. IV.
Herz, quer durchschnitten.

1. Viscerales Blatt des Herzbeutels 2 Linke 3 Rechte Herzkammerwand (Herzfleisch). 4 Höhle der linken 5. der rechten Herzkammer 6. Scheidewand. 7. Hintere 8. Vordere Längsfurche des Herzens mit den Kranzgefäßen.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

Zu Artikel: Herz.

Digitized by Google

zwischen den beiden Lungen und ruht mit seiner Spitze und einem Teile seiner hintern Wand auf dem Zwerchfell auf, sodaß seine Grundfläche nach rechts, oben und hinten, seine Spitze aber nach links, unten und vorn gekehrt ist. Das H. wird von dem Herzbeutel (pericardium) allseitig umschlossen, einem häutigen, nach Art einer eingestulpten Zipfelmütze gestalteten doppelten Sacke, dessen inneres (sog. viscerales) Blatt die gesamte Oberfläche des Herzens als glatte, zarte, glänzende Haut in inniger Verwachsung überzieht, während sein äußeres (sog. parietales) Blatt das H. bis über die Abgangsstelle der großen Gefäßstämme als ein loderer, mäßig weiter Beutel umschließt und teils mit den beiden Brustfellsäcken, teils mit dem Zwerchfell und mit der vordern Brustwand innig verwachsen ist. (S. die Tafel: Das Herz des Menschen, Fig. I, 1.) Zwischen den beiden Blättern des Herzbeutels befindet sich die Höhle des Herzbeutels, welche von einer geringen Menge einer klaren, serösen, der Erleichterung der Herzbewegungen dienenden Flüssigkeit, dem Herzbeutelwasser (liquor pericardii), erfüllt wird.

An dem H. selbst, dessen Gestalt der eines flachgedrückten Kegels gleicht, pflegt man zu unterscheiden: die Spitze (apex s. mucro, s. Fig. I, 6), welche abgerundet ist und die vordere Brustwand berührt; die Basis, die breite, nach rechts, oben und hinten gekehrte Fläche, welche die Abgangsstellen der großen Gefäßstämme enthält (s. Fig. I, 7 und 8); eine vordere (obere) konvexe und eine hintere (untere) glatte Fläche; zwischen beiden zwei abgerundete Seitenränder. In der Mitte der vordern Fläche zieht eine seichte Längsfurche (sulcus longitudinalis, s. Fig. IV, 8) von der Basis bis zur Spitze herab, welche das H. äußerlich in eine rechte und linke Hälfte teilt und der in der Höhle des H. angebrachten muskulösen Scheidewand entspricht. Diese Längsfurche wird rechtwinkelig durch die rings um das H. herumlaufende Ring- oder Querfurche (sulcus circularis s. coronalis) geschnitten, welche äußerlich die Grenze zwischen den Vorhöfen und den Herzkammern zu erkennen gibt. In seinem Innern wird das H. durch eine der Länge nach sich herabziehende, in ihrer Richtung äußerlich durch die Längsfurche angedeutete muskulöse Scheidewand (septum cordis, s. Fig. II, 4; IV, 6) in eine rechte und eine linke Hälfte geschieden, von denen die erstere, weil sie dunkles (venöses) Blut enthält und dem Lungenkreislauf vorsteht, wohl auch als Lungenherz bezeichnet wird, während die letztere hellrotes (arterielles) Blut umschließt und wegen ihres Zusammenhangs mit der großen Körperpulsader auch Aortenherz genannt wird. Beim geborenen Menschen besteht durchaus keinerlei Verbindung zwischen den beiden Herzhälften, während dieselben beim Embryo (s. d.) durch eine Öffnung, das sog. ovale Loch, miteinander kommunizieren. Jede Herzhälfte wird aber wiederum durch eine besondere Querscheidewand in eine obere und eine untere Abteilung getrennt, welche durch eine längliche Öffnung in der Querscheidewand miteinander in Verbindung stehen und äußerlich durch die Querfurche voneinander abgetrennt werden. Die obere dieser Abteilungen wird als Vorkammer oder Vorhof (atrium cordis), die untere als Herzkammer (ventriculus cordis) bezeichnet, sodaß das H. im ganzen vier ungefähr gleich geräumige Höhlen, eine rechte und eine linke Vorkammer (s. Fig. I, 3, 5; II, 11, 12), sowie eine rechte und linke Herzkammer (s. Fig. I, 2, 4; II, 5, 6; IV, 4, 5) enthält. Die muskulösen Wände der Vorhöfe, deren jeder eine blinde sackförmige Ausstülpung, das sog. Herzohr (auricula cordis), besitzt, sind dünn, während diejenigen der Herzkammern weit fleischiger sind; die Wand der linken Herzkammer ist drei- bis viermal so dick als die der rechten.

In jede Vorkammer münden mehrere große Blutaderstämme ein, nämlich in die rechte die beiden Hohladern, die obere und die untere (vena cava superior, s. Fig. II, 15, und die vena cava inferior, s. Fig. II, 16), sowie die große Herz- oder Kranzblutader (vena coronaria cordis), in die linke die vier Lungenblutadern (venae pulmonales). Aus jeder Vorkammer führt eine geräumige ovale, von kräftigen Faserringen umgebene Öffnung, die sog. Vorhofs-Herzkammermündung (ostium atrio-ventriculare s. ostium venosum ventriculi) herab in die zugehörige Herzkammer. In unmittelbarer Nähe der Vorhofs-Herzkammermündung, etwas nach innen zu, befindet sich in jeder Herzhälfte in der Querscheidewand noch eine zweite ähnliche runde Öffnung, die Herzkammer-Pulsadermündung (ostium arteriosum ventriculi), durch welche man aus der betreffenden Herzkammer in einen großen Pulsaderstamm gelangen kann, und zwar führt die rechte Öffnung aus der rechten Herzkammer in die Lungenpulsader (arteria pulmonalis, s. Fig. II, 9), die linke aus der linken Herzkammer in die große Körperpulsader (aorta, s. Fig. II, 10). An jeder dieser vier Öffnungen befinden sich eigentümliche häutige Gebilde, die sog. Herzklappen (valvulae cordis), angebracht, welche den Blutumlauf im Herzen nach Art von Ventilen regulieren und das Durchströmen des Bluts nur in einer ganz bestimmten Richtung gestatten. An den beiden Vorhofs-Kammermündungen bestehen die Klappen aus segel- oder zipfelförmigen, nach unten spitz zulaufenden häutigen Lappen, welche durch zahlreiche, von besondern Abschnitten des Herzmuskels, den sog. Warzen- oder Papillarmuskeln (musculi papillares, s. Fig. II, 17) ausgehende Sehnenfäden (chordae tendineae) gespannt erhalten werden, bei der Rückstauung sich aber aneinander legen und so die Vorhofs-Kammermündung verschließen. Die Klappe der linken Vorhofs-Kammermündung besteht aus zwei solchen Hautzipfeln und heißt deshalb die zweizipfelige oder Mützenklappe (valvula bicuspidalis s. mitralis, s. Fig. II, 8; III, 7), während die Klappe der rechten Vorhofs-Kammermündung aus drei häutigen Zipfeln besteht und deshalb als dreizipfelige Klappe (valvula tricuspidalis, s. Fig. II, 7; III, 3) unterschieden wird. Anders an den beiden Pulsadermündungen, an welchen der Klappenapparat von drei nach oben offenen, in einen Kreis zusammengestellten, halbmondförmigen Taschen gebildet wird, die sich an die Wand der Arterie anlegen, wenn das Blut in dieselbe einströmt, sich aber durch das zurückfallende Blut füllen und aneinander legen, wenn die Herzkontraktion nachläßt; der Klappenapparat der linken Pulsadermündung wird als Aortenklappen (valvulae semilunares aortae, s. Fig. II, 10; III, 10), der der rechten als Lungenpulsader- oder Pulmonalklappen (valvulae semilunares pulmonales, s. Fig. II, 9; III, 9) bezeichnet.

Digitized by Google

Das Innere sämtlicher Herzhöhlen, mit Einschluß der Herzklappen, wird von einer außerordentlich dünnen und zarten Haut, der sog. innern Herzhaut (endocardium) überkleidet, welche ohne Unterbrechung in die innere Haut (endothelium) der großen Gefäßstämme übergeht. Das Muskelfleisch des H. besteht aus langen, schmalen, quergestreiften Muskelfasern, die sich vielfach gabelartig teilen und teils spiralförmig, teils in Achtertouren um die Herzhöhlen herumlaufen; durch ihre Kontraktion bewirken sie eine gleichmäßige Verengerung der Herzhöhlen. Bei fettsüchtigen Personen kommt es nicht selten zu einer fettigen Entartung der Muskelfasern des H., durch welche die letztern mehr oder weniger untauglich für ihre physiol. Verrichtungen werden. (S. Herzverfettung.) Ernährt wird das H. durch besondere, aus der Aorta entspringende Gefäße, die beiden Kranzpulsadern (arteriae coronariae cordis), die in Begleitung der zugehörigen Blutadern in den Längs- und Querfurchen des H. verlaufen und sich sodann in der Herzmuskulatur verzweigen. (S. Fig. I, 9; IV, 7 und 8.) Das H. besitzt auch einen eigenen, mit zahlreichen Ganglienzellen versehenen Nervenapparat, der im Herzfleisch eingebettet ist und teils von Zweigen des zehnten Gehirnnervenpaars (nervus vagus), teils des sympathischen Nerven gebildet wird.

Die Thätigkeit des H. besteht während des ganzen Lebens in ununterbrochen und rhythmisch erfolgenden Zusammenziehungen und Erschlaffungen seiner kontraktilen Fleischwände, wodurch seine Höhlen abwechselnd verengt und erweitert werden, das in ihnen enthaltene Blut periodisch in die großen Gefäßstämme hineingepreßt und so der gesamte Blutumlauf des Körpers hervorgerufen und unterhalten wird. Der Blutlauf im H. geht hierbei in folgender Weise vor sich: während der Erschlaffung oder Diastole des H. sammelt der rechte Vorhof das durch die obere und untere Hohlvene aus allen Körperteilen dem H. zuströmende venöse (dunkelrote) Blut, welches hierauf aus dem Vorhof durch die rechte Vorhof-Kammermündung in die rechte Herzkammer fließt; aus dieser wird es bei der Zusammenziehung oder Systole des H., bei der sich die dreizipfelige Klappe schließt und die rückläufige Bewegung des Bluts nach dem Vorhof zu verhütet, durch die rechte Pulsadermündung in die Lungenpulsader und durch diese in die Haargefäße der Lungen gepreßt, wo es in Berührung mit der Lungenluft Kohlensäure abgibt und Sauerstoff aufnimmt (hellrot oder arteriell wird). Die Lungenkapillaren hingegen sammeln sich zu vier Lungenvenen, welche in den linken Vorhof des H. einmünden, aus welchem sich das Blut während der Diastole in die linke Herzkammer ergießt. Aus der letztern wird das Blut bei jeder Kontraktion des Herzmuskels, bei welcher sich gleichzeitig die zweizipfelige Herzklappe schließt und den Weg nach dem Vorhof versperrt, mit großer Kraft durch die linke Pulsadermündung in die Hauptschlagader (aorta) getrieben, von wo aus es sich durch die Schlagadern des Körpers verteilt und die Haargefäße durchströmt, um durch die Venen wieder zum Vorhof des H. zu gelangen. Der Lauf des Bluts aus der rechten Herzhälfte durch die Lungenpulsader in die Lungen und aus diesen durch die Lungenblutadern zum linken Vorhof zurück heißt der Kleine oder Lungenkreislauf, der aus der linken Herzkammer durch die Aorta und ihre Zweige zu allen Körperteilen und aus diesen durch die Hohladern zum rechten Vorhof zurück der Große oder Körperkreislauf. (S. Kreislauf des Bluts.)

Da das H. ganz nach Art einer Druckpumpe wirkt, so ist es für das ungestörte und regelmäßige Vonstattengehen seiner Funktionen ganz unerläßlich, daß der oben beschriebene vierfache Klappenapparat zur rechten Zeit genau und sicher schließt, daß also nach jeder Diastole des H. die an den Vorhofs-Kammermündungen angebrachten Zipfelklappen, nach jeder Systole die an den Pulsadermündungen befindlichen halbmondförmigen Klappen einen rechtzeitigen festen Verschluß der betreffenden Vorhofs- oder Pulsadermündung bewirken und so das Rückwärtsfließen des Bluts verhüten. Wird der Mechanismus der Herzklappen durch krankhafte Prozesse gestört, so wird auch sofort der gesamte Blutkreislauf mehr oder minder erheblich erschwert. (S. Herzfehler.)

Die beiden Vorhöfe des H. besitzen eine selbständige Bewegung, insofern sie sich einen Moment früher zusammenziehen als die Herzkammern; beide Vorhöfe und beide Kammern kontrahieren sich aber für sich und stets gleichzeitig (isochron). Jede Zusammenziehung (Systole) des H. braucht nur den dritten bis vierten Teil der Zeit, den die Erschlaffung (Diastole) desselben in Anspruch nimmt; bei dieser vergrößert, bei jener verkleinert sich das H. regelmäßig. Bei jeder Herzkontraktion drängt sich das kürzer und kugeliger werdende H. mit seiner vordern Fläche und seiner Spitze stärker gegen die Brustwand an und bewirkt in der Gegend der linken Brustwarze, gewöhnlich zwischen der fünften und sechsten Rippe, eine deutlich fühlbare, oft auch sichtbare Erschütterung der Brustwand, d. i. der sog. Herzstoß oder Herzschlag (pulsus cordis), welcher dem Puls (s. d.) der Arterien eine kaum merkliche Zeit vorhergeht. Beim erwachsenen Menschen erfolgen in der Minute 70—80 Herzschläge, bei Kindern mehr (zwischen 90 und 140), bei Greisen weniger. In der Regel kommen vier Herzschläge auf einen Atemzug; bei allen fieberhaften Krankheiten sind Herzschlag und Pulsfrequenz bald mehr bald minder beschleunigt. (S. Fieber.) Legt man das Ohr oder ein Hörrohr (Stethoskop) an die Herzgegend an, so hört man zwei rasch aufeinander folgende, scharfe, reine Töne, die sog. Herztöne, aus deren Reinheit und Stärke der Arzt erkennt, ob der Klappenapparat des H. noch in Ordnung ist oder nicht. Der erste Herzton ist etwas stärker, dumpfer und länger als der zweite und ist nach der Ansicht der einen eine Folge der Zusammenziehung des Herzmuskels, also ein Muskelton, während er nach der Meinung der andern durch die Schwingungen der gespannten häutigen Zipfelklappen entsteht; der zweite Herzton ist heller und kürzer und rührt von dem plötzlichen klappenden Verschluß der halbmondförmigen Klappen her.

Die Herzthätigkeit steht, wie die Thätigkeit aller Muskeln, unter dem Einflusse des Nervensystems und wird teils von besondern, im Herzfleisch selbst eingelagerten (intrakardialen) Ganglienzellen, teils von Zweigen des zehnten Gehirnnerven (nervus vagus), teils von dem sympathischen Nerven geregelt. Die intrakardialen Ganglien scheinen das H. direkt automatisch zu seiner rhythmischen Thätigkeit anzuregen, was man aus der Thatsache schließen kann, daß das ganz aus dem Körper herausgeschnittene Tierherz noch einige Zeit, bei

Digitized by Google

altblütigen Tieren selbst tagelang fortfährt, regelmäßig und rhythmisch zu schlagen. Die Reizung des sympathischen Nerven beschleunigt die Herzthätigkeit, während die des Vagus die letztere verlangsamt oder selbst ganz aufhebt. Der Vagus ist also ein ausgesprochener Hemmungsnerv des H. (s. Hemmung), und bei Lähmung desselben schlägt das H. auffallend rasch. Der Nervenapparat des H. vermittelt die Steuerung des H. in der Weise, daß Reichtum des arteriellen Bluts an Kohlensäure den Vagus vom verlängerten Mark aus lähmt und so die Herzthätigkeit beschleunigt und umgekehrt, sodaß das H. in seiner eigenen Thätigkeit seinen selbstthätigen Regulator besitzt. Auch Gemütsbewegungen beeinflussen vielfach die Herzthätigkeit und bewirken einerseits durch reflektorische Erregung des Vagus momentanen Herzstillstand, andererseits, wie bei Schreck, Angst u. dgl., eine beträchtliche Beschleunigung der Herzkontraktionen, welche wahrscheinlich auf plötzlicher Verengerung der Arterien und dadurch gesteigertem Widerstand beruht.

Die stetige, obwohl von der Willkür des Menschen unabhängige, doch durch Gemütsstimmungen, wie Furcht, Schmerz, Hoffnung, Freude u. dgl., verschiedenartig modifizierte, dabei lange Zeit unerklärte und doch als mit dem Leben im innigsten Zusammenhang stehend anerkannte Bewegung des H. führte schon frühzeitig den Menschen darauf, das H. als den Sitz des Lebensprinzips, der Seele, anzusehen. Da jedoch die Modifikation der Bewegung nicht sowohl durch Gedanken als durch Gefühle hervorgebracht wurde, so schrieb man dem H. vorwiegend die Gemütsaffekte zu, im Gegensatz zu dem Kopfe, dem Sitz des Gedankens. Zwar war die Anschauungsweise in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern voneinander abweichend, besonders in Hinsicht auf einzelne Gefühle, wie z. B. die Alten als Sitz der Liebe nicht das H., sondern die Leber betrachteten, jedoch hat sich nach und nach bei den modernen Völkern der Sprachgebrauch allgemein herausgebildet, daß man den Ausdruck «Herz» für Gemüt anwendet und damit den Begriff des Angeborenen, nicht erst durch Willenskraft Erworbenen verbindet. In noch engerm Sinne versteht man unter H. nur die teilnehmenden Empfindungen und Neigungen und gebraucht so die Ausdrücke herzlich, herzlos u. a.

Herz (Henri), Komponist und Pianist, geb. zu Wien 6. Jan. 1806, war frühzeitig zu Koblenz Schüler seines Vaters und des Organisten Hünten. In Paris trat er 1816 in das Konservatorium der Musik und veröffentlichte 1818 seine ersten Kompositionsversuche (Variationen, Rondos). Schon vorher mit dem ersten Preise in dem Konservatorium belohnt, nun in öffentlichen Konzerten häufig auftretend und mit den gefeiertsten Meistern auf dem Piano wetteifernd, verbreitete sich bald sein Ruf. Seine Kompositionen, nur für sein Instrument bestimmt, waren die beliebtesten auf längere Zeit. H. unternahm 1831 mit Lafont eine Kunstreise nach Deutschland und besuchte 1834 England. Sein fester Aufenthalt blieb indessen in Paris, an welche Stadt er seit 1824 als Teilnehmer, später als Besitzer einer umfänglichen Pianofortefabrik gefesselt war. Doch unternahm er noch einige große Kunstreisen, so 1846—47 nach Nordamerika, 1850 nach Südamerika, wo er mit großem Beifall aufgenommen wurde. Als Virtuos ist H. den vorzüglichen Meistern der Neuzeit beizuzählen. Seine Kompositionen, über 200 in verschiedenen Formen, sind abgerundete, melodische, auch meistens anmutige und frische Salonstücke. Als Lehrer des Pianos wirkte H. von 1842 bis 1874 erfolgreich an dem Konservatorium der Musik zu Paris.

Herz (Henriette), eine durch Bildung und Schönheit ausgezeichnete Frau, geb. 5. Sept. 1764 zu Berlin, die Tochter des jüd. Arztes Benjamin de Lemos, von portug. Abkunft, wurde 1779 mit dem Arzt und Professor Markus Herz verheiratet und bildete bald den Mittelpunkt in dem Hause ihres Gatten, das allen geistigen Größen Berlins einen Vereinigungspunkt darbot. Ramler, Engel, Moritz, Dohm, Spalding, Reichardt, Schadow, beide Humboldt, Gentz, Friedrich und August Wilhelm von Schlegel, Fichte, Nicolovius, später noch Steffens und Varnhagen verkehrten in diesem Kreise. In das engste und edelste Freundschaftsverhältnis und den regsten Ideenaustausch trat Henriette mit Schleiermacher. Auch mit ausgezeichneten Frauen stand sie in freundschaftlicher Beziehung. Ihre vertrauteste Freundin war Dorothea Veit (Schlegel). Börne verlebte einen Teil seiner Jugend in ihrem Hause und verliebte sich leidenschaftlich in sie. Vgl. «Briefe des jungen Börne an Henriette H.» (Lpz. 1861). Seit 1803 war sie verwitwet, 1817 trat sie zum Christentum über. Sie starb 22. Okt. 1847. Vgl. Fürst, «Henriette H. Ihr Leben und ihre Erinnerungen» (Berl. 1850; 2. Aufl. 1858).

Herzabsceß, s. unter Herzentzündung.

Herzaneurysma, s. unter Herzentzündung.

Herzberg, preuß. Staatsmann, s. Hertzberg.

Herzberg an der Elster, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Schweinitz, an der Schwarzen Elster, Station der Linie Jüterbog-Röderau der Preußischen Staatseisenbahn, ist Sitz des Landratsamts für den Kreis Schweinitz und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4474 fast ausschließlich prot. E., welche Maschinen-, Stiefelfabrikation, Kunsttischlerei und Getreidehandel treiben.

Herzberg am Harz, Flecken mit Stadtrechten in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hildesheim, Kreis Osterode, 247 m hoch am Rande des Harzes gelegen, an der Sieber und an den Linien Soest-Nordhausen und H.-Seesen der Preußischen Staatsbahnen, neuerdings besuchter Luftkurort, ist Sitz eines Amtsgerichts und zweier Oberförstereien, hat Gewehr- und Holzwarenfabriken, Wollspinnerei und Canarienvogelzucht und zählt (1880) 3486 meist prot. E. Dabei steht südwestlich auf einem Berge das große Schloß, welches zeitweise die Residenz der letzten Fürsten von Braunschweig-Grubenhagen gewesen ist.

Herzbeutel, s. unter Herz., S. 167a.

Herzbeutelentzündung (Pericarditis), die Entzündung des Herzbeutels, tritt nur sehr selten als selbständige Erkrankung bei vordem gesunden Menschen, häufiger im Verlaufe des akuten Gelenkrheumatismus, der Brightschen Nierenkrankheit, der Lungentuberkulose, des Kindbettfiebers, sowie als Komplikation chronischer Herz- und Aortenkrankheiten auf und ist gewöhnlich mit einem mehr oder minder reichlichen Erguß einer wässerigen oder wässerig-eiterigen Flüssigkeit in die Höhle des Herzbeutels verbunden; dazu sind der seröse Überzug des Herzens und die Innenfläche des Herz-

Digitized by Google

beutels in der Regel mit einer dickern oder dünnern Schicht von ausgeschwitztem Faserstoff überzogen. Die Symptome der Krankheit bestehen meist in bald dumpfen, bald heftigen Schmerzen in der Herzgegend, Fieber, beschleunigter Pulsfrequenz, Herzklopfen, Angstgefühlen, Schweratmigkeit und ähnlichen Zeichen gestörter Herzthätigkeit, bieten aber an sich so wenig Charakteristisches dar, daß man aus ihnen allein niemals die Krankheit mit Sicherheit erkennen kann; hierzu ist eine genaue physik. Untersuchung der Herzgegend ganz unerläßlich. Verlauf, Dauer und Ausgang der Krankheit sind sehr verschieden. Während in günstigen Fällen das ausgeschwitzte Exsudat ziemlich rasch, binnen ein bis zwei Wochen, wieder aufgesaugt wird und vollständige Genesung eintritt, kommt es in andern zu einer teilweisen oder gänzlichen Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen, durch welche mannigfache Beschwerden zurückbleiben; bei ungünstigem Verlauf kann die H. schnell, oft binnen wenigen Tagen, durch Herz- und Lungenlähmung zum Tode führen. Die Behandlung besteht in absoluter Bettruhe, strenger entzündungswidriger Diät, in örtlichen Blutentziehungen und Hautreizen, in der Anwendung von Eisbeuteln auf die Herzgegend und milden Abführmitteln; die Wiederaufsaugung der ausgeschwitzten Flüssigkeit sucht man durch harn- und schweißtreibende Mittel zu befördern. Bei drohender Herzschwäche sind Reizmittel (Äther, Kampfer, Wein) nicht zu entbehren; bei sehr reichlichem Exsudat und dadurch bedingter hochgradiger Atemnot verschafft die künstliche Entleerung desselben durch Punktion des Herzbeutels vermittelst des Troikars meist schnelle, wenn auch nur vorübergehende Erleichterung.

Herzbeutelwassersucht (Hydrops pericardii, Hydropericardium), die krankhafte Ansammlung einer reichlichen, oft bis zu mehrern Pfunden betragenden Menge von klarer seröser Flüssigkeit im nicht entzündeten Herzbeutel, ist durchaus nicht als eine eigenartige selbständige Krankheit zu betrachten, sondern tritt nur als Teilerscheinung der allgemeinen Wassersucht (s. d.) im Verlauf von Herz-, Lungen- und Nierenkrankheiten auf und führt gewöhnlich zu einer rasch zunehmenden Schwächung der Herzthätigkeit mit hochgradiger Beängstigung, Atemnot und Erstickungsgefühl. Die Behandlung ist die der allgemeinen Wassersucht; bei eintretender Erstickungsangst empfiehlt sich zur Entleerung der angesammelten Flüssigkeit die Punktion des Herzbeutels mittels des Troikars.

Herzbräune, s. Brustbräune.

Herzchoc, soviel wie Herzstoß (s. unter Herz).

Herzdilatation, s. Herzerweiterung.

Herzegowina, d. h. «Herzogtum», türk. Hersik, bildet staatsrechtlich noch das südwestlichste Sandschak des türk. Vilajets Bosnien, doch befindet es sich seit 1878 unter österr. Verwaltung. Es grenzt im O. und N. an Bosnien, im S. an Montenegro, im W. an Dalmatien. Durch die Enklaven Klek und Sutorina steht es mit dem Meere in Verbindung. Der größte Teil des Landes trägt den wüsten Charakter des felsigen Montenegro, nur in den an Bosnien grenzenden Teilen wird es etwas freundlicher und fruchtbarer. An Flüssen besitzt die H. bloß zwei von Bedeutung: die im Lande selbst entspringende Neretva (Narenta) und die Drina (s. d.). Erstere mündet unterhalb Fort Opus in die Adria, letztere ergießt sich in die Save (Nebenfluß der Donau). Das ganze Land ist gebirgig (Dinarische Alpen). Die höchsten Gebirge sind die Lelja planina (2070 m), die Cervanj planina (2029 m) und die Treskavica planina (über 2000 m); der höchste Berg der Maglič (2260 m) an der montenegrin. Grenze. Die Bewohner gehören derselben Familie an wie die Montenegriner, mit denen sie auch die serb. Sprache gemein haben. Ihre Zahl läßt sich nicht genau angeben, da Österreich eine neue administrative Einteilung getroffen hat, durch welche die H. zu einem bloßen geogr. Begriff wurde. Früher rechnete man 200000 E., von denen 45000 Mohammedaner, 30000 Katholiken und 115000 nichtunierte Griechen. Hauptstadt ist Mostar. Die nächstgrößten Ortschaften sind Fotscha und Trebinje. Die bedeutendste Festung ist Stolac.

Unter den Römern gehörte die H. zur Provinz Dalmatia. Um die Mitte des 7. Jahrh. wanderten die Serben ein und nahmen das Land in Besitz. Als die serb. Bane immer unabhängiger wurden, bildete die H. im 9. Jahrh. das Fürstentum Zachlum (Zachlumia). Das älteste schriftliche Dokument stammt aus dem J. 914 und nennt den Fürsten «Zupan Mihalj von Hum». Später kam «Hum» vorübergehend unter den «Veliki župan» von Rascia, dem es 1154 durch Ban Boritsch von Bosnien wieder entrissen wurde. Im J. 1197 verlor es Ban Kulin an Ungarn. Nach mancherlei Wechselfällen kam die H. 1326 wieder unter die Herrschaft der bosn. Županen. Unter dem serb. Kaiser Stephan Duschan Silni (1334—55) bildete es einen Teil des serb.-bulg.-griech.-alban. Reichs, doch schon 1362 kam die H. an Ungarn. Im J. 1382 setzte sich König Tvertko von Bosnien in ihren Besitz, gab sie jedoch 1390 dem Wojwoden Vlatko Hranic zum Lehen. Dessen Enkel Stepan brachte es dahin, daß ihn Kaiser Friedrich III. 1440 zum Herzog erhob. Seither nannte man Hum das «Herzogtum» und dieser Name erhielt sich bis heute. Der offizielle Name des Herzogtums war jedoch «Sveti Sava» oder «Sanct Saba» (Sabbas). Nach der Eroberung Bosniens durch die Türken 1463 wandten sich diese gegen den Herzog und zwangen ihn zu einem jährlichen Tribut von 25000 Dukaten. Nach seinem Tode (1466) teilten seine Söhne Vladislav und Vlatko unter sich das Herzogtum, erlagen jedoch 1483 den Türken, welche es in das Sandschak Herzegowina verwandelten und mit dem Paschalik Bosna vereinigten. Im J. 1832 wurde zwar die H. davon abgetrennt und als Vezirlik dem Ali Aga Rizvanbegović verliehen, doch 1865 trat sie in ihr altes Verhältnis zurück. Im J. 1861 brach ein Aufstand aus, dessen Seele Luka Vukalowitsch war. Von Montenegro unterstützt, gelang es diesem, die Pforte zur scheinbaren Bewilligung der Autonomie zu bewegen. Ein neuer Aufstand brach im Juli 1875 bei Nevesinje aus, der anfangs von Ljubibratitsch geleitet wurde und sich im österr. Interesse bewegte. Bald aber gewann die montenegrin. Partei die Oberhand, Peko Pavlovitsch übernahm die Leitung und errang im Verein mit Lazar Sočica eine Reihe Siege über die Türken, sodaß sich Anfang 1876 die südl. Hälfte der H. im Besitz der Insurgenten befand. Am 27. Juni 1876 rief die Skupschtina derselben den Fürsten von Montenegro zum Gospodar aus, und 12 Bataillone aus der H. vereinten sich mit der Armee desselben, als diese am 2. Juli die Offensive ergriff. (S. Montenegro.) Im Frieden von Berlin 1878 kam bloß ein schmaler Streif im Süden

Digitized by Google

in Montenegro, der Rest wurde von Österreich im Aug. 1878 occupiert. Die christl. Bewohner schlossen sich den Österreichern bei Bekämpfung der Mohammed. Insurgenten an und ihr Wojwode Vukitsch rettete durch sein Eingreifen die dem Untergang nahe österr. Besatzung von Stolac. Ende 1881 und Anfang 1882 brach ein Aufstand aus, welcher nach viermonatlichen Kämpfen bezwungen wurde. Seither hat man begonnen Reformen einzuführen. (Litteratur s. unter Bosnien.)

Herzen (Alexander), russ. Schriftsteller von radikaler polit. Tendenz, geb. 25. März 1812 zu Moskau, machte seine Studien auf der Universität daselbst, wo ihn die Hegelsche Philosophie, besonders aber der franz. Sozialismus beschäftigten. Er machte sich jedoch dadurch der Regierung verdächtig, sodaß er 1834 mit mehrern seiner Studiengenossen gefänglich eingezogen und nach einer fast einjährigen Haft nach Wjätka, später nach Wladimir ins Exil geschickt wurde. Nachdem er 1839 vollständig immatrikuliert worden, erhielt H. zu Petersburg eine Stellung im Bureau des Ministers des Innern, Grafen Stroganow. Zufolge einer gegen ihn gerichteten Denunziation wurde er als Regierungsrat nach Nowgorod versetzt. Auf sein Ansuchen erhielt er 1842 seinen Abschied aus dem Staatsdienste und ging 1847 ins Ausland. Er lebte seitdem in Italien, während der Bewegungen von 1848 und 1849 in Frankreich, dann einige Zeit in Genf und Nizza, bis er sich endlich nach England wandte. In London begründete er die «Freie russ. Presse», eine Buchdruckerei für Schriften, deren Veröffentlichung in Rußland nicht möglich war. Seine eigene schriftstellerische Laufbahn hatte H. schon in Rußland unter dem Pseudonym «Iskander» mit den Briefen «Über den Dilettantismus in der Wissenschaft» (1842) und den «Briefen über das Studium der Natur» (2 Bde., 1845—46) begonnen, in denen er sich zur Junghegelschen Schule bekannte. Die zwei Romane: «Wer ist schuld?» (3 Tle., Lpz. 1848—51) und «Doktor Krupow» (1847), gelungene Skizzen aus der russ. Gesellschaft, machten seinen Namen populär. Im Auslande veröffentlichte er außer den «Souvenirs de voyage» (1848) von Genf aus in deutscher Sprache «Vom andern Ufer», eine Kritik der Revolution des J. 1848 vom rein sozialistischen Standpunkt (Hamb. 1850), und «Briefe aus Italien und Frankreich» (Hamb. 1850). Zu London verfaßte er unter andern in franz. Sprache die Schrift «Über die Entwickelung der revolutionären Ideen in Rußland» (1851) und in russischer das Pamphlet «Das getaufte Eigentum» (1853), sowie «Erinnerungen aus meinem Leben» (3 Bde., Hamb. 1854), die dann zum Teil auch englisch unter dem Titel «My exile to Siberia» (2 Bde., Lond. 1855) erschienen. Großen Einfluß übte die von ihm 1856 zu London begründete russ. Zeitung «Kolokol» (d. i. die Glocke), in welcher er die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Abschaffung der körperlichen Züchtigung, die Einführung der öffentlichen und mündlichen Rechtspflege befürwortete und zugleich schonungslos die Gebrechen des russ. Regierungssystems, sowie die Handlungsweise einzelner hochgestellter Persönlichkeiten denunzierte.

Von H.s spätern Schriften sind besonders hervorzuheben: «Rußlands soziale Zustände» (Hamb. 1854), «Der Polarstern» (russisch, Bd. 1—7, Lond. 1857—62; Bd. 8, Genf 1868), «Memoiren der Fürstin Daschkow. Nebst Einleitung» (2 Tle., Hamb. 1857), «Mémoires de l'impératrice Catherine, écrits par elle-même» (Lond. 1859; deutsch, Hamb. 1859, mit Einleitung), «La France ou l'Angleterre. Variations russes sur le thème de l'attentat du 14 janvier» (Lond. 1858); ferner «Die russ. Verschwörung und der Aufstand vom 14. Dez. 1825. Eine Entgegnung auf die Schrift des Baron Korff: ‚Die Thronbesteigung Kaiser Nikolaus' I. von Rußland im J. 1825'» (Hamb. 1858), «La conspiration russe de 1825, suivie d'une lettre sur l'émancipation des paysans en Russie» (Lond. 1858), «Für fünf Jahre. 1855—60» (russisch, Lond. 1860), «Le monde russe et la révolution. Mémoires de Alexandre H. 1822—35» (3 Bde., Par. 1860—62), «Memoiren der Verbannten des 14. Dez. 1825» (russisch, Lond. 1862), «Bilое i Dumi» (1. bis 3. Bd., Lond. 1861; 4. Bd., Genf 1867), «Le vieux monde et la Russie» (1864), «La nouvelle phase de la littérature russe» (Par. 1864), dann «Camicia Rossa. La chemise rouge. Garibaldi à Londres» (Brüss. 1865). Seit dem poln. Aufstande von 1863 und dem Emporkommen der von Katkow geleiteten nationalcentralistischen Partei nahm sein Einfluß indessen rasch wieder ab; er siedelte 1865 wieder nach Genf über, wo er den «Kolokol» fortsetzte; doch verlor seine Zeitschrift ihre Popularität in Rußland und er sah sich genötigt, sie aufzugeben. Er zog sich nach Paris zurück, woselbst er 21. Jan. 1870 plötzlich starb. Seine «Nachgelassenen Werke», russisch, erschienen in Genf 1870. Eine ausführliche Biographie und Charakteristik H.s, der zu den einflußreichsten und formgewandtesten russ. Schriftstellern des 19. Jahrh. zählt, veröffentlichte Eckardt in seiner Schrift «Jungrussisch und Altlivländisch» (2. Aufl., Lpz. 1871).

Herzentzündung tritt entweder als Entzündung der eigentlichen Herzmuskulatur, des Herzfleisches, oder als Entzündung der innern Herzhaut mitsamt dem Klappenapparat auf und zerfällt hiernach in mehrere nach Verlauf, Ausbreitung, Intensität und Ausgang verschiedene Formen.

1) Die Entzündung des Herzfleisches (Myocarditis) wird am häufigsten im Verlauf der Pyämie und des akuten Gelenkrheumatismus, nur sehr selten bei sonst gesunden Personen beobachtet und bildet entweder, wie meist bei der Pyämie, kleine Abscesse in der Wand der Herzkammern (Herzabscess oder Herzgeschwür), die nach dem Herzbeutel aufbrechen und eine eiterige Herzbeutelentzündung (s. d.) bewirken, wohl auch das Einreißen der erweichten Herzwand (Herzruptur) veranlassen können, oder gibt sich als eine chronisch verlaufende, entzündliche Wucherung des intermuskulären Bindegewebes zu erkennen, welche allmählich die Muskelfasern der entzündeten Stellen zum Schwinden bringt und mehr oder weniger ausgedehnte, weiße, schwielige Stellen im Herzfleisch (sog. rheumatische Schwielen) hinterläßt, durch welche die Herzwand gewöhnlich hautartig verdünnt und durch den Druck der Blutsäule sackartig hervorgedrängt wird (sog. Herzaneurysma). Die Entzündung des Herzfleisches ist immer mit erheblichen Störungen der Herzthätigkeit (unregelmäßigen Herzkontraktionen, kleinem, aussetzendem Puls, Atemnot, Schwindel und Angstgefühl) verbunden und führt gewöhnlich zur Herzerweiterung (s. d.) mit ihren Folgezuständen.

2) Die Entzündung der innern Herzhaut (Endocarditis) tritt gleichfalls häufig im Gefolge

Digitized by Google

des akuten Gelenkrheumatismus, bisweilen auch des Typhus und der Pyämie auf und betrifft niemals die gesamte innere Herzhaut, sondern gewöhnlich nur denjenigen Abschnitt der letztern, welcher die Herzklappen bildet. Indem sich die letztern entzünden, werden sie rauh, verdickt und mit höckerigen Faserstoffgerinseln überzogen, welche durch den Blutstrom abgerissen, in die Arterien verschleppt werden und in entfernten Organen, wie dem Gehirn, der Milz, den Nieren u. a., schweres Unheil anrichten können. (S. Embolie.) Nach dem Ablauf des entzündlichen Prozesses kommt es dann gewöhnlich durch Schrumpfung des neugebildeten Bindegewebes zu Schrumpfung, Verkürzung und Verkalkung der erkrankten Klappen, und es bleibt ein dauernder Herzfehler (s. d.) mit seinen nachteiligen Folgen zurück. Die Symptome der Herzklappenentzündung können nur vom Arzt vermittelst Beklopfens und Behorchens der Brust wahrgenommen und richtig gedeutet werden; die subjektiven Symptome derselben sind wie die aller übrigen Herzkrankheiten so unbestimmt und vieldeutig, daß der Laie aus ihnen die Krankheit nicht zu erkennen vermag. Die Behandlung, die einen tüchtig geschulten Arzt erfordert, besteht in absoluter Bettruhe, kalten Umschlägen oder Eisbeuteln auf die Herzgegend und der Anwendung der Digitalis, welche die beschleunigte Herzthätigkeit verlangsamt und den Puls zugleich regelmäßig und kräftig macht.

Eine höchst eigenartige Form der H. ist endlich die ulceröse Herzhautentzündung (Endocarditis ulcerosa), bei welcher es unter hohem Fieber und typhusähnlichen Erscheinungen zur Verschwärung und rapiden Zerstörung der erkrankten Klappe kommt. Die Krankheit, welche nur jüngere Personen zwischen 18 und 40 Jahren befällt, beruht auf der Einwanderung von niedrigsten Organismen, Bacterien, in den Blutstrom und führt unrettbar zum Tode. (S. auch Herzbeutelentzündung.)

Herzerweiterung (Dilatatio cordis), die krankhafte Erweiterung der Herzhöhlen mit mehr oder weniger beträchtlicher Verdünnung der Herzwandungen, bildet sich immer nur dann aus, wenn die Triebkraft des Herzens gewisse dem Blutlauf entgegenstehende Hindernisse nicht mehr zu überwinden vermag, und gesellt sich besonders gern der Herzhypertrophie (s. d.) hinzu. Die Ursachen der H. sind entweder Krankheiten des Herzfleisches, insbesondere entzündliche Veränderungen und fettige Entartung (s. Herzverfettung), durch welche die Herzwand an Kontraktilität verliert und dem Druck der Blutsäule nachgibt, oder abnorme mechan. Strömungshindernisse im Blutkreislauf, wie bei Herzklappenfehlern, chronischer Entzündung der Arterien u. dgl., bei welchen gewöhnlich zunächst eine mehr oder minder ausgesprochene Hypertrophie des Herzens und schließlich bei Erlahmung des hypertrophierten Herzmuskels eine bald schneller, bald langsamer sich entwickelnde H. entsteht. Die Symptome der Krankheit bestehen außer der durch Beklopfen der Brust nachweisbaren Vergrößerung des Herzens in Blausucht, Herzklopfen, hochgradiger Atemnot und Beklemmung, häufigen Ohnmachten, Blutstockungen im Gehirn und Unterleib und schließlich in ausgebreiteter Wassersucht; ein häufiger Ausgang der H. ist der Tod durch eintretende Herzlähmung. Die Behandlung kann nur eine symptomatische sein und beschränkt sich auf strenge Regelung der Lebensweise, leichte und nahrhafte Kost und sorgfältige Vermeidung aller körperlichen und geistigen Aufregungen. Bei drohender Herzschwäche leisten ein Schluck Wein oder Champagner, eine Tasse starken schwarzen Kaffees, unter Umständen die Digitalis oft gute Dienste.

Herzfehler (Vitia cordis), krankhafte Abweichungen von dem normalen Bau des Herzens, die entweder angeboren oder erworben und immer mit mehr oder weniger schweren Störungen des Blutkreislaufs verbunden. Die angeborenen Herzfehler (vitia cordis congenita) bestehen am häufigsten in einer abnormen Kommunikation der beiden Vorhöfe (durch Offenbleiben des ovalen Lochs) oder Herzkammern (durch fehlerhafte Bildung der Kammerscheidewand) und geben sich, da bei ihnen im Herzen infolge des angegebenen Defekts eine Vermischung des Arterien- und Venenbluts eintritt, durch auffallende Blausucht (s. d.) des Kindes, Herzklopfen, Atemnot und mangelhafte Ernährung zu erkennen. Die meisten Kinder dieser Art sterben schon in den ersten Lebensjahren; nur wenige erreichen das Jünglingsalter. Die erworbenen Herzfehler (vitia cordis acquisita) entstehen immer durch eine Entzündung der innern Herzhaut (endocarditis) und betreffen gewöhnlich den Klappenapparat des Herzens, weshalb sie auch als Herzklappenfehler bezeichnet werden. Die Entzündung der innern Herzhaut tritt besonders häufig im Verlauf des akuten Gelenkrheumatismus auf. Die entzündeten Klappen pflegen sehr bald zu schrumpfen, sich zu verkürzen und mit Kalksalzen zu inkrustieren, wodurch sie in oft steinharte Gebilde verwandelt und unfähig werden, die betreffende Kammer- oder Pulsadermündung hinreichend fest zu verschließen; es entsteht eine sogen. Klappeninsufficienz, infolge deren ein Teil des Bluts eine rückläufige Bewegung erfährt und der ganze Blutumlauf empfindlich gestört wird. Häufig gesellt sich zu dieser Insufficienz der Herzklappen auch noch eine widernatürliche Verengerung (Stenose) der betreffenden Kammer- oder Pulsadermündung, indem die geschrumpften Klappensegel an ihrem freien Rande miteinander verwachsen, wodurch natürlich der schon durch die Insufficienz gestörte Blutlauf durch das Herz nur noch mehr erschwert und gestört wird.

Solche Klappenfehler finden sich am häufigsten an der zweizipfeligen oder Mitralklappe und an der Aortenklappe. Mit Sicherheit erkennen läßt sich das Vorhandensein eines H. nur durch eine genaue physik. Untersuchung der Brustorgane (vermittelst Beklopfens und Behorchens), da alle subjektiven Beschwerden, die bei H. sich einstellen, wie Herzklopfen, Beängstigung und Atemnot, Blausucht, wassersüchtige Anschwellungen u. dgl., an und für sich durchaus nichts Charakteristisches darbieten, sondern fast allen Herzkrankheiten gemeinsam sind. Übrigens tritt unter günstigen Verhältnissen und bei vorsichtiger Lebensweise des Kranken gewöhnlich eine teilweise Ausgleichung (Kompensation) der durch den Klappenfehler gesetzten Nachteile ein, indem die betreffende Herzkammer durch eine Vermehrung ihrer Muskelsubstanz beträchtlich vergrößert (hypertrophisch) und dadurch befähigt wird, den durch den unvollständigen Klappenverschluß gesetzten Widerstand leichter zu überwinden. (S. Herzhypertrophie.) Kranke mit H. können aus diesem Grunde recht wohl ein höheres

Digitized by Google

Alter erreichen, wenn sie eine streng geregelte und vorsichtige Lebensweise beobachten und durch sorgsame Vermeidung aller Schädlichkeiten eine Erlahmung ihres hypertrophischen Herzmuskels und damit eine Störung der gebildeten Kompensation verhüten. Sie müssen sich vor allen Dingen jederzeit vor allen geistigen und körperlichen (auch geschlechtlichen) Anstrengungen, vor Gemütsaufregungen jedweder Art, sowie vor erhitzenden und aufregenden Speisen und Getränken sorgfältig hüten; ihre Kost sei nahrhaft, doch leicht verdaulich (Milch, Buttermilch, Eier, leichtes Fleisch, Gemüse, Mehlspeisen und Obst). Kaffee und Thee, sowie alle gewürzten und blähenden Speisen sind ganz zu verbieten, Wein und Bier nur in geringen Mengen statthaft; auf regelmäßige Stuhlentleerung ist sorgsam zu achten. Weiterhin sind mäßige Bewegung im Freien, trockene sonnige Wohnräume, ein luftiges Schlafzimmer und hinreichender Schutz vor Erkältungen für Kranke mit Klappenfehlern durchaus erforderlich, wenn sie sich wohl befinden und ein höheres Alter erreichen wollen. Bei heftigem Herzklopfen und aufgeregter Herzthätigkeit sind kühlende Getränke, kalte Umschläge oder Eisbeutel auf die Herzgegend, unter Umständen die Digitalis anzuwenden.

Herzgeschwür, s. unter Herzentzündung.

Herzgespann, eine abnorme Auftreibung und Spannung der Herz- und Magengegend und dadurch entstehendes Beklemmungsgefühl, ein häufiges Symptom der Darm- und Magenkrankheiten. (S. Blähungen.)

Herzgifte, solche Gifte, welche spezifisch auf das Herz und seine Nerven wirken und in stärkern Dosen Herzlähmung zur Folge haben, wie der rote Fingerhut, der Sturmhut, der Rittersporn, die schwarze und weiße Nieswurz, die Herbstzeitlose, der Fliegenschwamm u. a.

Herzgrube (Scrobiculus cordis), richtiger Magengrube, eine breite flache Grube in der Mittellinie der Oberbauchgegend, unterhalb des Schwertfortsatzes, hinter welcher nicht, wie viele irrtümlich meinen, das Herz, sondern der Magen liegt. Sie verschwindet bei vollem Magen, bei übermäßiger Gasanhäufung im Magen und Darmkanal, während der Schwangerschaft und bei erheblicher Fettleibigkeit.

Herzhautentzündung, s. unter Herzentzündung.

Herzhypertrophie (Hypertrophia, Hypersarcosis cordis), die Zunahme der Herzmuskulatur und dadurch bedingte Vergrößerung des Herzens, tritt wie die Hypertrophie anderer Muskeln immer nur dann ein, wenn der Herzmuskel infolge mechan. Strömungshinderniße in der Blutbahn anhaltend eine gesteigerte Arbeit zu leisten hat, und betrifft bald nur die linke, bald nur die rechte, bald beide Kammern des Herzens. Ist nur die linke Herzhälfte hypertrophisch, so wird das Herz länger, wogegen die Hypertrophie der rechten Herzkammer eine erhebliche Verbreiterung des Herzens bewirkt; gesellt sich, wie das häufig der Fall ist, nach längerer oder kürzerer Zeit zu der H. eine krankhafte Erweiterung der Herzhöhlen (s. Herzerweiterung) hinzu, so kann das Herz einen ganz erstaunlichen Umfang annehmen (sog. Ochsenherz, cor taurinum). Am häufigsten entsteht die H. nach anhaltenden übermäßigen Muskelanstrengungen, namentlich anhaltenden Märschen, bei Herzklappenfehlern und chronischer Entzündung der Aorta, bei Lungenemphysem und gewissen Nierenkrankheiten, bei denen zahlreiche Haargefäße des Nierengewebes zu Grunde gegangen sind und so der Blutlauf durch die Nieren große Schwierigkeiten zu überwinden hat (sog. Nierenschrumpfung oder Schrumpfnieren). An und für sich ist die H. durchaus nicht als eine eigentliche Krankheit, sondern vielmehr als eine Art Naturheilmittel zur Ausgleichung oder Kompensation einer vorhandenen Störung zu betrachten, insofern das Herz nur durch die eintretende Vermehrung seiner Muskelsubstanz befähigt wird, die dem Blutumlauf entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden. Nur wenn bei solchen Kranken infolge ungeeigneter Lebensweise, übermäßiger Anstrengungen oder zunehmenden Alters eine fettige Entartung des hypertrophischen Herzmuskels sich einstellt, kommt es schließlich zu einer Erlahmung des letztern, zur Erweiterung der Herzhöhlen und Wassersucht, welche gewöhnlich bald das Ende des Kranken herbeiführen. Kranke mit H. leiden viel an Herzklopfen, namentlich beim Steigen und anstrengenden Bewegungen, an Blutandrang nach dem Kopf, Kopfschmerzen, Schwindel und Flimmern vor den Augen, an Atemnot und Beklemmungen; doch läßt sich das Leiden mit Sicherheit nur durch die Perkussion und Auskultation der Brust erkennen. Die Behandlung erfordert vor allen Dingen eine sehr sorgfältige Regulierung der Lebensweise und der Diät insbesondere; der Kranke hüte sich vor jeder körperlichen und geistigen Anstrengung, vor Diätfehlern und Exceſſen jeder Art und sorge für regelmäßige Darmentleerung und für gehörige Hautpflege durch laue Waschungen und Abreibungen; bei sehr aufgeregter Herzthätigkeit erweisen sich kalte Umschläge oder ein Eisbeutel auf das Herz, kühlende Getränke, reizende Hand- und Fußbäder, sowie die Digitalis nützlich.

Herzigel, s. unter Seeigel.

Herz Jesu, s. Heiliges Herz Jesu.

Herzkammern, s. unter Herz, S. 167[a] u. [b].

Herzkirschen, s. unter Kirschen.

Herzklappen, s. unter Herz, S. 167[b].

Herzklappenentzündung, s. unter Herzentzündung.

Herzklappenfehler, s. Herzfehler.

Herzklopfen oder Herzpochen (Palpitatio cordis), eine unangenehme subjektive Empfindung, welche in einem heftigen Klopfen in der Herzgegend und in dem Gefühl der beschleunigten oder unregelmäßigen Herzthätigkeit besteht und häufig mit Beklemmung und Angstgefühl, erschwertem Atmen, Schwindel, Flimmern vor den Augen und Ohrensausen, bei hohen Graden wohl auch mit Angstschweiß und einer wahren Todesangst verbunden ist. Sehr häufig tritt das H. in periodischen Anfällen auf; bald arbeitet das Herz dabei stürmisch, der Herzstoß ist sehr verstärkt, die Arterien klopfen und hämmern und die Atmung ist sehr beschleunigt, bald ist die Herzthätigkeit sehr herabgesetzt, der Puls klein und aussetzend. Die Dauer der Anfälle ist sehr verschieden; sie schwankt von wenigen Minuten bis zu mehrern Stunden. Die Ursachen des H. sind außerordentlich zahlreich. Auch bei ganz gesunden Personen tritt vorübergehend leicht Herzpochen nach geistigen und körperlichen Anstrengungen, nach dem übermäßigen Genuß von starkem Kaffee, Thee und Spirituosen, sowie nach heftigen Gemütsaffekten (Schreck, Ärger, Angst, Erwartung u. dgl.) ein. Sehr häufig wird H. im Gefolge von

Digitized by Google

Nerven- und Unterleibskrankheiten (Hypochondrie, Hysterie), bei allgemeiner Schwäche und Blutarmut, in der Rekonvalescenz von schweren Krankheiten, sowie zur Zeit der Pubertät, besonders bei zu schnellem Wachstum beobachtet (sog. nervöses Herzklopfen). Endlich ist das H. ein sehr gewöhnliches Symptom bei Herzkrankheiten, namentlich bei Herzfehlern (s. d.) und bei der Herzhypertrophie (s. d.). Welche von den genannten Ursachen im einzelnen Falle vorliegt, kann nur eine genaue Untersuchung der Brustorgane und der gesamten Konstitution nachweisen. Die Behandlung besteht während des Anfalls selbst in kalten Umschlägen oder Eisbeutel auf die Herzgegend, kräftigen Hautreizen (laue Fuß- und Handbäder mit Senfmehl oder Senfteige auf Schenkel und Arme) und kühlenden Getränken mit Weinsteinrahm, Säuren oder Brausepulver. Beruht das H. auf Nervosität und Blutarmut, so sind eine kräftigende nährende Diät, Wald- oder Gebirgsluft, lauwarme Bäder und die Anwendung von Eisenpräparaten angezeigt. Bei dem H. der Herzkranken ist zu verfahren, wie unter Herzfehler (s. d.) angegeben.

Herzkohl, s. unter Brassica.

Herzkontraktionen, s. unter Herz, S. 168[b].

Herzkrampf, s. Brustbräune.

Herzkrankheiten betreffen entweder den Herzbeutel, wie die Herzbeutelentzündung (s. d.), die Herzbeutelwassersucht (s. d.) und die Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen, oder das Herzfleisch, wie die verschiedenen Formen der Herzentzündung (s. d.) und die fettige Entartung der Herzmuskulatur (s. Herzverfettung), oder die Innenfläche des Herzens mit oder ohne den Klappenapparat (s. Herzfehler); endlich werden auch gewisse Erkrankungen des Herznervensystems, wie das nervöse Herzklopfen (s. d.) und die Herzbräune (s. Brustbräune) hierher gezählt. Manche H. sind mit einer beträchtlichen Erweiterung der Herzhöhlen (s. Herzerweiterung), andere mit einer übermäßigen krankhaften Vermehrung der Muskelsubstanz des Herzens (s. Herzhypertrophie) verbunden. Alle Herzkranken müssen durchaus ein streng geregeltes und sorgsames diätetisches Verhalten beobachten, wenn anders sie vor gefahrdrohenden Verschlimmerungen und übeln Ausgängen ihres Leidens bewahrt bleiben wollen. (S. unter Herzfehler.)

Herzlähmung oder Herzschlag, plötzliche Lähmung der Herzmuskulatur und dadurch bedingter plötzlicher Tod unter schlagflußähnlichen Erscheinungen, ein häufiger Ausgang der Herzkrankheiten, namentlich der fettigen Entartung des Herzfleisches. (S. Herzverfettung.)

Herzlieb (Minna), geb. 22. Mai 1789 zu Züllichau, wurde im Frommannschen Hause zu Jena mit Goethe bekannt, welcher eine lebhafte Leidenschaft für sie faßte; sie vermählte sich 1821 mit Professor Walch in Jena, wurde später gemütskrank und starb 10. Juli 1865 in einer Heilanstalt zu Görlitz. Sie gilt als das Urbild zu Ottilie in Goethes «Wahlverwandtschaften».

Herzmanmiestetz (böhm. Heřmanův-Městec), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Chrudim im östl. Teile von Böhmen, zählt (1880) 3584, als Gemeinde 4601 E. czech. Zunge, deren Haupterwerb im Ackerbau besteht. Im 13. Jahrh. war H. ein königl. Krongut und ging später in den Besitz der Adelsfamilie Trčka von Lipa, dann der Berka von Duba, der Grafen von Spork und 1828 in den der Fürsten von Kinsky über, die hier ein Schloß mit großem Park und ein Gestüt haben.

Herzmuscheln oder Cardiiden sind Muscheln mit gleichklappiger, ziemlich dicker, meist der Länge nach gerippter oder gestreifter Schale, die gezähnten Ränder, zwei deutliche ovale Muskeleindrücke und am Schloß in jeder Hälfte zwei kräftige Hauptzähne und einen hintern und vordern Seitenzahn hat. Sie bilden eine sehr artenreiche, in allen Meeren vorhandene, besonders aber in den tropischen stark entwickelte Familie, von der manche Arten auch brackisches, selbst süßes Wasser gehen, dabei aber Veränderungen ihrer Organisation erleiden; sie bewegen sich mittels eines langen, kniefömig gebogenen Fußes springend. Fossil finden sie sich schon im Silur, werden aber erst im Muschelkalk häufig und erreichen ihre größte Entfaltung im Tertiär und in der Jetztzeit. Das verbreitetste Genus (Cardium) besteht aus circa 200 lebenden und gegen 400 ausgestorbenen Arten. H. werden roh und gern gegessen, so C. edule aus der Nordsee und dem Mittelländischen Meere, C. muticum aus den japanischen Gewässern u. s. w.

Herzneuralgie, soviel wie Brustbräune (s. d.).

Herzog (lat. Dux) hieß bei den alten Deutschen der für die Dauer eines Kriegs gewählte Anführer. Nach der Bildung größerer Reiche erscheinen sie als von den Königen eingesetzte Beamte, welchen rücksichtlich die Führung des Heerbanns in einem gewissen Bezirke übertragen ist. Bei den Bayern wurde die Würde auch nach ihrer Unterwerfung unter die Franken in einem Geschlechte, dem der Agilolfinger, erblich, während das Vorkommen eines H. bei Alamannen, Thüringern und andern Stämmen darauf hindeutet, daß diese die Unabhängigkeit wieder erstrebten oder zeitweise errungen hatten. Die karolingische Monarchie beseitigte die H. überall. Aber bei dem Zerfalle des Reichs im 9. Jahrh. erscheinen sie wieder in allen Teilen desselben; ihre Machtstellung beruht auf einer Verbindung königl. Aufträge und Grafenämter mit großem Grundbesitz und angestammtem Ansehen der Familie. In Deutschland hat noch Konrad I. sie bekämpft, Heinrich I. ging aus ihrer eigenen Mitte hervor, und von da an sind sie in ihrer Stellung anerkannt außer Sachsen noch Franken, Bayern, Schwaben und Lothringen. Ihre Befugnisse aber sind immer schwankend und verschieden geblieben, ebenso ihr Verhältnis zu den Bischöfen und Äbten, den Markgrafen und Grafen, und die Könige waren immer bemüht, teils die Herzogtümer an ihre Familie zu bringen, teils die herzogl. Gewalt zu verringern. Sie erscheinen bald nur noch als vornehmere Fürsten neben, nicht über den übrigen; zuerst hörte das fränk. Herzogtum, dann nach dem Fall der Staufer das schwäbische ganz auf; das lothringische und sächsische wird durch Teilungen geschwächt, nur das bayrische behält noch etwas von der alten Machtstellung. Aber auch hier treten im 13. Jahrh. Teilungen ein, und da nun auch immer neue Herzogtümer geschaffen wurden, auch die Slawenfürsten im Osten den Titel führten, wurde die Herzogswürde eine bloße Titulatur zur Bezeichnung einer gewissen Stufe der Fürstlichkeit und sank mehr und mehr in ihrer Geltung, sodaß in neuerer Zeit einige H. den großherzoglichen oder königlichen, bisherige deutsche Fürsten und gefürstete Grafen aber, wie bereits schon früher mehrfach geschehen,

Digitized by Google

dem Herzogstitel annahmen, wogegen in der neuesten Zeit (seit 1844) die souveränen H. sich das Prädikat Hoheit (s. d.) beilegten. In England und den roman. Staaten bezeichnet die Herzogswürde nur noch ein betiteltes Glied des hohern Adels.

Herzog (Hans), General der eidgenössischen Armee, geb. 1819 zu Aarau, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium daselbst, studierte 1837—38 in Genf Chemie und Physik und bestand später, dem Wunsche seines Vaters folgend, seine kaufmännische Lehrzeit in Triest, Mailand und Havre, um dann in das väterliche Fabrikationsgeschäft einzutreten. Seit seinem ersten Militärdienst, den er 1839 zu Thun absolvierte, widmete er seine ganze freie Zeit dem Studium der Militärwissenschaften und diente 1846 als Volontär bei der württemb. Artillerie. Von da an bis 1860 blieb H. im Geschäft seines Vaters, nahm jedoch als Milizoffizier am Sonderbundsfeldzuge von 1847, mehrern Grenzbesetzungen, Truppenzusammenzügen u. s. w. teil. Im J. 1860 vom Bundesrat zum Chef der eidgenössischen Artillerie ernannt, wandte er diesem Amte seine ganze Thätigkeit zu und beschäftigte sich vorzüglich mit der Umwandlung der glatten Geschütze in gezogene, sowie mit der Neubewaffnung der Infanterie. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 wurde H. von der Bundesversammlung zum Oberbefehlshaber der 37,000 Mann starken, zum Schutze der schweiz. Grenze aufgestellten Armee erwählt. H. bildete mit derselben eine Kette, welche in den Juratälern um Delsberg und Pruntrut begann und an den Ufern der Birs, Ergolz und des Rheins an Stärke zunahm; hinter derselben standen zwei Divisionen in Reserve, während eine Brigade in den Kantonen Zürich und Schaffhausen aufgestellt war. Als im August die Entlassung des größten Teils der Armee verfügt ward, hatte H. den Mut, über die von ihm im Milizheere gefundenen, durch die Nachlässigkeit einzelner Kantone verschuldeten Übelstände einen wahrheitsgetreuen Bericht einzuliefern, in welchem er die Kriegstüchtigkeit des eidgenössischen Heers als eine Illusion hinstellte und zugleich seine Entlassung forderte. Die Umstände bewogen ihn jedoch, 20. Jan. 1871 das Kommando wieder zu übernehmen und mit 20,000 Mann die Westgrenze zu besetzen, als die franz. Ostarmee unter Bourbaki den Entsatz von Belfort und den Durchbruch in den Schwarzwald anstrebte. Am 1. Febr. schloß H. in Verrières mit dem franz. General Clinchant eine Konvention, infolge deren die ungefähr 85,000 Mann starke franz. Armee unter Niederlegung der Waffen und Übergabe ihrer 260 Geschütze auf schweiz. Gebiet übertrat und in den verschiedenen Kantonen interniert wurde. Hierauf trat H. wieder in seine frühere Stellung als Chef der Artillerie zurück, in welcher er rastlos an der Verbesserung der schweiz. Heerzustände arbeitet. Die durchgreifende Umgestaltung, welche dieselben seit der Bundesverfassung von 1874 erlitten haben, läßt sich größtenteils auf seine Erfahrungen während der Grenzbesetzungen von 1870 und 1871 zurückführen. H. lebt in Aarau.

Herzog (Johann Jakob), reform. Theolog, geb. 12. Sept. 1805 zu Basel, studierte dort und in Berlin, wurde 1830 Privatdocent zu Basel, 1835 Professor zu Lausanne, 1847 Professor der Kirchengeschichte in Halle, 1854 in Erlangen, trat 1877 in den Ruhestand und starb 30. Sept. 1882. H. ist besonders bekannt als Herausgeber der «Real-Encyklopädie für prot. Theologie und Kirche» (21 Bde., Hamb. 1854—66; 2. Aufl., Lpz. 1877 fg.). Außerdem veröffentlichte er namentlich: «Les frères de Plymouth et John Darby» (Lausanne 1845), «Johann Calvin» (Bas. 1843), «Das Leben Oekolampadius' und die Reformation der Kirche zu Basel» (2 Bde., Bas. 1843), «Die roman. Waldenser» (Halle 1853), «Abriß der gesamten Kirchengeschichte» (3 Bde., Erlangen 1876—82).

Herzog (Karl Joseph Benjamin), deutscher Staatsmann, geb. 1827 zu Brieg i. Schl., trat nach Beendigung seiner Rechtsstudien 1848 in den preuß. Justizdienst. Im J. 1859 durch von der Heydt in das Handelsministerium berufen, war er zunächst als Hilfsarbeiter, seit 1864 als vortragender Rat in der unter Delbrücks Leitung stehenden Abteilung für Handel und Gewerbe thätig, insbesondere mit dem Referat über Gewerbesachen, über Kredit- und Bankwesen und über auswärtige Handelspolitik betraut. Im J. 1864 leitete er die Verhandlungen einer über die Reform der Gewerbeordnung beratenden Sachverständigen-Kommission, vertrat 1867 den Norddeutschen Bund bei der Weltausstellung in Paris und präsidierte 1870/71 den Beratungen für die Organisation einer gemeinsamen Statistik der deutschen Staaten. Im J. 1871 wurde H. Direktor der für die elsaß-lothring. Verwaltung gebildeten Abteilung des Reichskanzleramts und vertrat als solcher die reichsländischen Angelegenheiten im Bundesrate und im Reichstage. Als infolge der durch seine Hand vorbereiteten Umgestaltung der Landesverfassung von Elsaß-Lothringen die Abteilung des Reichskanzleramts aufgelöst und der Sitz der obersten Verwaltung nach Straßburg verlegt wurde, führte H. als Staatssekretär an der Spitze des neugebildeten Ministeriums die neue Organisation ein, schied aber schon im nächsten Jahre (Juli 1880) wegen Mangels an Übereinstimmung mit der von dem kaiserl. Statthalter Freiherrn von Manteuffel befolgten Regierungspolitik unter vorläufiger Versetzung in den Ruhestand aus diesem Amte. In den J. 1881 und 1882 unternahm er eine ausgedehnte Reise durch die Vereinigten Staaten, Mexiko und Südamerika, deren Ergebnisse er unter dem Titel «Reisebriefe aus Amerika» (2 Bde., Berl. 1884) veröffentlichte, und lebt seitdem in Berlin.

Herzog (Robert), Fürstbischof von Breslau, geb. 17. Febr. 1823 zu Rhonwalde im Kreise Fraustenstein in Schlesien, ward 1848 zum Priester geweiht, 1851 Kaplan an der Hedwigskirche zu Berlin, 1857 Curatus bei St. Adalbert in Breslau, 1863 Pfarrer und Erzpriester zu Brieg, 1870 Propst an St. Hedwig zu Berlin, 1880 Fürstbischof zu Breslau. Für den österr. Anteil seiner Diöcese leistete er dem Kaiser von Österreich den vorgeschriebenen Eid, für Preußen dagegen wurde ihm die Eidesleistung erlassen, in der Erwartung, H. werde auch ohne Eidesleistung die staatlichen Gesetze beobachten und den Frieden zwischen Staat und Kirche erstreben. Doch erließ H. 25. Juli 1882 ein Rundschreiben, worin die sog. Staatspfarrer zur Unterwerfung aufgefordert wurden und fast gleichzeitig erschien ein Erlaß, wonach Mischehen nur durch die kath. Trauung kirchlich gültig geschlossen werden können, die kath. Trauung aber versagt werden muß, wenn ihr die evang. Trauung folgen soll.

Herzogenaurach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Höchstadt, an der

Digitized by Google

Aurach, 10 km im WSW. von Erlangen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß und zählt (1880) 2520 meist kath. E., welche Wollspinnerei, Tuch-, Flanell- und Filzschuhfabrikation, auch Hopfen- und Tabakbau treiben.

Herzogenbuchsee, großes Dorf im Bezirk Wangen des schweiz. Kantons Bern, liegt 473 m über dem Meere, 16 km nordnordöstlich von Burgdorf an der Linie Bern-Olten der Schweizerischen Centralbahn, von der hier die Linie H.-Solothurn-Lyß abzweigt, besitzt eine stattliche, 1728 erbaute Kirche, eine Sekundärschule, mehrere Gasthäuser, Fabriken u. s. w. und zählt (1880) 2346 meist reformierte E., deren Haupterwerbsquellen Ackerbau, Viehzucht und Seidenweberei sind. Der Ort, an der Stelle einer röm. Niederlassung erbaut, gehörte im Mittelalter zur Landgrafschaft Klein-Burgund, die nach dem Erlöschen der Herzöge von Zähringen 1218 an die Grafen von Kyburg und 1406 an Bern fiel. Im Bauernkriege 1653 wurde bei H. nach hartnäckiger Verteidigung des hochgelegenen Kirchhofs das Bauernheer von den berner Truppen geschlagen und damit dem Kriege ein Ende gemacht.

Herzogenbusch, franz. Bois-le-Duc, holländ. 's Hertogenbosch, auch einfach Den Bosch (der Busch) genannt, Hauptstadt der niederländ. Provinz Nordbrabant, am Zusammenflusse der Dommel und Aa, welche durch ihre Vereinigung die Dieft bilden, am Süd-Wilhelms-Kanal, Station der Linie Boxtel-Utrecht der Niederländischen Staatsbahnen und der Linie Tilburg-Nimwegen der Niederländischen Südostbahn, hat ein kath. Bistum, ein Gymnasium, einen Provinzialverein für Kunst und Wissenschaft, der eine ansehnliche Sammlung von Altertümern besitzt, mehrere andere litterarische und Musikgesellschaften, ein Provinzial- und ein Bezirksgericht und zählt (1882) 25 124 meist kath. E. Die spätgotische Hauptkirche zum heil. Johannes, 1458—98 erbaut, ist eine der schönsten in den Niederlanden. Außerdem sind bemerkenswert das Rathaus, der Justizpalast, der bischöfl. Palast, das Regierungsgebäude (früher Jesuitenkloster), das Gefängnis und das Irrenhaus. H. hat sehr lebhafte Industrie, namentlich in Gold- und Silberwaren, Schuhmacher- und Tischlerarbeiten, in Fabrikation von Cigarren, Spiegeln, Band, Garn u. s. w. Auch ist der Binnenhandel und die Schiffahrt der Stadt von Bedeutung. H. war früher starke Festung, wurde aber 1876 als solche aufgegeben. Der Ort wuchs aus einem Jagdhause der brabant. Herzöge allmählich zu einem Flecken empor, dem Herzog Gottfried III. 1184 Stadtmauern und Stadtgerechtigkeit gab. Vergebens ward die Stadt 1601 und 1603 belagert; erst 1629 eroberte sie nach fünfmonatlicher Belagerung Prinz Friedrich Heinrich von Oranien. Nachdem der Herzog von York 14. Sept. 1794 bei Boxtel und 15. an der Aa geschlagen worden, berannten die Franzosen unter Pichegru den Platz, der sich bald ergab. Am 14. Jan. 1814 wurde H. von den Preußen genommen.

Herzog Ernst, Dichtung des 12. Jahrh., von einem rhein. (mittelfränkischen) Dichter zwischen 1173—80 verfaßt. Sie behandelt die Geschichte und Sage von Herzog Ernst II. von Schwaben, der im Aufstand gegen seinen Stiefvater Konrad II. 1030 fiel, in Verschmelzung mit der Geschichte Liutolfs, der sich gegen seinen Vater Otto I. empörte. Der erste auf histor. Grundlage ruhende Teil erzählt die Kämpfe Ernsts gegen Otto, der zweite rein sagenhafte seine wunderbaren Abenteuer im Orient. Hier hat der Dichter eine lat. Quelle benutzt, wie er selbst angibt. Das ursprüngliche Gedicht ist zwar in Bruchstücken erhalten; vollständig in zwei Bearbeitungen, die eine an der Grenze des 12. und 13. Jahrh., die andere in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. verfaßt (letztere herausg. durch von der Hagen und Büsching in «Deutsche Gedichte des Mittelalters», Berl. 18[illegible]). Außerdem beruht auf ihm eine lat. Dichtung des Odo, vom Anfang des 13. Jahrh. (gedruckt in Martènes «Thesaurus Anecdotorum», Bd. [illegible]) sowie eine lat. Prosa (in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 7), aus welcher das deutsche Volksbuch des 15. Jahrh. hervorging. Jüngst behandelt den Stoff ein strophisches Gedicht im Herzog Ernst-Ton oder «der Bernerweise», am Anfang des 14. Jahrh. (gedruckt in Haupts «Zeitschrift», Bd. 8), von welchem das «Dresdener Heldenbuch» einen Auszug enthält (in von der Hagen und Primissers «Heldenbuch», Berl. 1820). Über die Sage handelt Uhland in seiner «Inauguralrede» (gedruckt in seinen Schriften zur «Geschichte der Dichtung und Sage», Bd. 5, Stuttg. 187[illegible]) über die Sage und alle ihre Bearbeitungen Bartsch in seiner «Ausgabe der alten Gedichte, der ältesten Bearbeitung und des Volksbuchs» (Wien 1869).

Herzohr, s. unter Herz, S. 167[b].

Herzpalpitationen, soviel wie Herzklopfen (s. d.).

Herzpochen, s. Herzklopfen.

Herzpuls, soviel wie Herzstoß (s. unter Herz, S. 168[b]).

Herzruptur, s. unter Herzentzündung.

Herzschlag, in der Physiologie soviel wie Herzkontraktion, Herzstoß (s. unter Herz, S. 168[b]); in der Pathologie soviel wie Herzlähmung (s. d.).

Herzschlechtigkeit, s. unter Dampf (in der Tierheilkunde).

Herzschwielen, s. unter Herzentzündung.

Herzstärkende Mittel (Cardiaca), solche Arzneimittel, welche die gesunkene Lebensthätigkeit schnell, wenn auch nur vorübergehend, wieder zu wecken und zu erheben im Stande sind. Hierher gehören die Herzmorsellen, Herzpulver, Herzsyrupe und der äußerlich angewandte herzstärkende Balsam der ältern Medizin. Gegenwärtig bedient man sich zu diesem Zwecke mit Vorliebe des Weins und Cognacs, des starken Kaffees und Thees, des Kampfers und Äthers; bei manchen Herzkrankheiten aber wirkt die Digitalis die beste Herzstärkung.

Herzstoß, s. unter Herz, S. 168[b].

Herztöne, s. unter Herz, S. 168[b].

Herzventrikel, soviel wie Herzkammer (s. unter Herz, S. 167[a] u. [b]).

Herzverfettung oder **Fettherz** (Cor adiposum), eine Herzkrankheit, welche in zwei wesentlich voneinander verschiedenen Formen auftritt, und zwar als einfache Fettanhäufung und Fettwucherung in der Umgebung des Herzens und Herzbeutels, wobei das Herz von einer mehr oder minder dicken gelblichen Fettschicht eingekapselt erscheint und so eine Beeinträchtigung seiner normalen Beweglichkeit erfährt, oder als eine allmählich sich entwickelnde fettige Entartung der eigentlichen Muskelsubstanz des Herzens, wobei die letztere blaß, gelblich verfärbt und mürbe wird und so die Fähigkeit verliert, sich in normaler Weise zusammenzuziehen und dadurch die physiol. Herzarbeit zu verrichten.

Digitized by Google

Häufig kommen beide Formen der H. bei einem und demſelben Kranken vor. Unter den Urſachen der Krankheit ſtehen die allgemeine Fettſucht (ſ. d.) und die chroniſche Alkoholvergiftung der Gewohnheitstrinker (ſ. Alkoholismus) obenan; doch kann ſich die fettige Entartung des Herzfleiſches auch bei magern und mäßigen Perſonen infolge von anhaltendem hohen Fieber (Typhus, Pocken, Pyämie) oder allgemeinen Ernährungsſtörungen (langwierigen Eiterungen, Blutarmut, Lungentuberkuloſe, Skorbut u. a.), ſowie durch anhaltende Überanſtrengung des Herzmuskels allmählich und unbemerkt entwickeln; beſonders disponiert erſcheinen das weibliche Geſchlecht und das höhere Lebensalter.

Die hauptſächlichſten Symptome der H. beſtehen in allmählich zunehmenden Erſcheinungen von Herzſchwäche, wozu ſich bald Atemnot, Kurzatmigkeit, Beklemmungen, Schwindel und Ohnmachten geſellen; doch vermag nur eine genaue phyſik. Unterſuchung der Bruſt die Diagnoſe zu ſichern. Geringere Grade der Krankheit können bei zweckmäßigem Verhalten in Geneſung übergehen, während höhere Grade oft ganz plötzlich unter den Erſcheinungen der Herzlähmung (ſ. d.) tödlich enden. Hinſichtlich der Behandlung iſt es von der größten Wichtigkeit, die geſamte Lebensweiſe des Kranken auf das ſtrengſte zu regeln; die Diät ſei nahrhaft und leichtverdaulich, vermeide aber ſorglichſt alle Nahrungsmittel, welche eine übermäßige Fettentwickelung begünſtigen (ſ. unter Fettſucht); betreffs der übrigen Lebensweiſe gilt bei der H. dasſelbe wie bei den übrigen Herzkrankheiten. (S. unter Herzfehler.) Daneben wirken auch zeitweiliger Gebrauch auflöſender Mineralwäſſer (Marienbad, Kiſſingen, Karlsbad, Tarasp), regelmäßige Bewegung im Freien und tägliche kalte Waſchungen der Bruſt nützlich.

Herzvergrößerung, ſ. Herzhypertrophie.

Herzzufälle, falſche, ſoviel wie Herzklopfen (ſ. d.).

Hes (ital. si bemolle; frz. si bémol; engl. b flat), in der Muſik der um einen halben Ton erniedrigte Ton h; er wird durch ein h und ein vorgezeichnetes b bezeichnet, aber faſt ſtets b (ſ. unter B) genannt.

Hesbaie (auch Hasbagne, Hasbaing), ein Gebiet des einſtigen Hochſtifts Lüttich in Belgien, das ſich auf dem linken Ufer der Maas zwiſchen Lüttich, St.-Trond, Tirlemont, Hannut und Huy erſtreckt und wegen ſeiner großen Fruchtbarkeit berühmt iſt. Es entſpricht ſo ziemlich dem Teile der ehemaligen Grafſchaft Haspengau, womit Kaiſer Heinrich III. 1040 das Hochſtift Lüttich unter Biſchof Nithard beſchenkte. Der urſprüngliche Pagus Hasbaniensis (Hasbania) im alten Auſtraſien war noch ausgedehnter und von den Flüſſen Demer, Dyle und Maas begrenzt.

Hesbon (hebr. Cheſchbôn), jetzt Hesbân, alte Stadt, im Oſtjordanlande (Peräa), ungefähr auf gleicher Breite mit dem Nordrande des Toten Meeres, auf einem Kalkſteinrücken (900 m über dem Meere) mit weiter Ausſicht nach allen Seiten gelegen, an deſſen Fuß ein ziemlich waſſerreicher Bach gleichen Namens vorbei- und dem Ghôr (ſ. d.) nördlich vom Toten Meer zufließt, war zur Zeit der Einwanderung der Iſraeliten in Kanaan Reſidenz des Amoriterkönigs Sihon, welcher dieſelbe wahrſcheinlich erſt den Moabitern abgenommen hatte, kam dann in den Beſitz der Rubeniten und Gaditen, beim Verfalle der israelit. Macht wieder in die Hände der Moabiter, wurde aber durch die Makkabäer von neuem für das Jüdiſche Reich gewonnen und ging zuletzt an die Römer über. Noch im 14. Jahrh. erſcheint H. als «das Haupt der Belka», jedoch nur als ein kleiner Ort, und iſt jetzt eine gänzlich verödete Ruinenſtätte.

Hesdin, Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrondiſſement Montreuil, 24 km im OSO. von dieſem Orte, an der Mündung der Ternoiſe in die Canche und an der Linie Arras-Etaples der Franzöſiſchen Nordbahn, hat wichtige Fabriken von Strümpfen, Leinweberei und Geneverdeſtillationen und zählt (1876) 3083 E. H. wurde 1554 vom Herzog Philibert Emanuel von Savoyen erbaut, nachdem die 6 km öſtlicher, beim jetzigen Vieil-H. gelegene alte Stadt 1553 von Karl V. zerſtört worden war. Ludwig XIII. nahm ſie 1639 den Spaniern, denen ſie aber 1657 zurückgegeben wurde, bis ſie 1659 durch den Pyrenäen-Frieden definitiv an Frankreich kam. Die Feſtungswerke ſind ſeit 1865 demoliert worden. [Ezechiel.

Heſekiel (Prophet), ſo viel wie Ezechiel, ſ.

Heſekiel (George Ludwig), Romanſchriftſteller, Sohn des religiöſen Dichters Friedrich H., geb. 12. Aug. 1819 zu Halle, auf dem Pädagogium daſelbſt ſowie auf der Kloſterſchule zu Roßleben vorgebildet, ſtudierte zu Jena und Halle Theologie, dann in Berlin Geſchichte und Philoſophie. Seit 1846 war er Redacteur der «Roſen» zu Altenburg; 1848 gründete er den «Patriotiſchen Hausfreund» (konſervativ) zu Zeitz, der ſich nur ſechs Monate hielt, war dann ſeit 1849 Redacteur der «Kreuzzeitung», 1855 Mitbegründer der ſozial-polit. Wochenſchrift «Berliner Revue». Er ſtarb als Hofrat zu Berlin 26. Febr. 1874. Sowohl in ſeinen Dichtungen: «Gedichte eines Royaliſten» (Halle 1841), «Zwiſchen Sumpf und Sand» (Berl. 1863), «Aus dem Dänenkrieg» (Berl. 1864), «Neue Gedichte» (Berl. 1866), «Gegen die Franzoſen» (Berl. 1870) u. a. ſpricht ſich eine monarchiſch-preuß.-patriotiſche Tendenz aus, als auch in ſeinen zahlreichen Romanen, deren Inhalt meiſt der preuß. Geſchichte entnommen iſt. Die geleſenſten ſeiner Romane ſind: «Das liebe Dorel, die Perle von Brandenburg» (Berl. 1851), «Vor Jena» (2 Bde., Berl. 1859), «Von Jena nach Königsberg» (3 Bde., 1860), «Bis nach Hohenzieritz» (3 Bde., Berl. 1861), «Stille vor dem Sturm» (3 Bde., Berl. 1862), «Unter dem Eiſenzahn» (3 Bde., Berl. 1864), «Vier Junker» (3 Bde., Berl. 1865), «Refugiert und emigriert» (3 Bde., Berl. 1869). Andere hiſtor. Romane ſind: «Lux et umbra» («Geſchichte der Philippine Welſer», 3 Bde., Berl. 1861), «Aus drei Kaiſerzeiten» (3 Abtl. in je 2 Bdn., Berl. 1862); aus der franz. Geſchichte: «Graf d'Anethan d'Entrague» (4 Bde., Berl. 1856; 3. Aufl. 1861), «Von Turgot bis Babeuf» (3 Bde., Berl. 1856; 2. Aufl. 1873), «Von St.-Cloud bis Lazienki» (Berl. 1857), «Franz. Hofgeſchichten» (Berl. 1859), «Lilienbanner und Tricolore» (Lpz. 1859; Berl. 1862). H.s bekannteſtes, durch die darin enthaltenen Familienbriefe wichtiges biographiſches Werk iſt «Das Buch vom Grafen Bismarck» (Bielef. 1868; 3. Aufl. 1873).

Heſidrus, im Altertum Name des Fluſſes Setledſch oder Ghara im Pendſchâb (ſ. d.).

Heſiod (Heſiódos), griech. Dichter des 9. oder 8. Jahrh. v. Chr., gebürtig aus Askra in Böotien, wohin ſein Vater aus Kyme in Kleinaſien eingewandert war, ſcheint, ſoviel ſich aus den Sagen

Digitized by Google

und mangelhaften Nachrichten über sein Leben ergibt, der Stifter oder das Haupt einer neuen Dichterschule gewesen zu sein, welche, im Unterschied von der Homerischen, einen didaktischen Charakter hatte. Eine Sage, die namentlich in einem eigenen Schriftchen aus späterer Zeit überliefert ist, ließ zu Chalkis einen poetischen Wettkampf zwischen Homer und H. stattfinden. H. soll im Heiligtum des Zeus Nemeios bei Naupaktos in Lokris einen gewaltsamen Tod gefunden haben, seine Gebeine aber nach dem böotischen Orchomenos, wo man noch in später Zeit sein Grab zeigte, gebracht worden sein. Unter den unter seinem Namen noch vorhandenen Dichtungen nimmt in Hinsicht der Bedeutsamkeit für die griech. Litteratur die «Theogonie» die erste Stelle ein, eine Zusammenstellung der frühesten Mythen und Spekulationen über die Abstammung der Götter und die Entstehung der Welt (Kosmogonie). Doch ist das Werk gewiß nicht von Einem Dichter verfaßt, sondern entweder geradezu als ein Aggregat aus verschiedenen Gedichten oder Bruchstücken von Gedichten oder wenigstens als ein mit Benutzung älterer Dichtungen komponiertes und nachmals erweitertes und vermehrtes Werk anzusehen. Vgl. Schömann, «Die H.sche Theogonie» (Berl. 1868); Flach, «System der H.schen Theogonie» (Lpz. 1874). An poetischem Gehalt wird dieses Gedicht durch ein zweites, mehr didaktisches, «Werke und Tage» betitelt, übertroffen, welches nicht nur Vorschriften über die Landwirtschaft, sondern auch Regeln der Lebensklugheit, über Erziehung, Hauswesen u. s. w. enthält. Dasselbe rührt in seinen Hauptteilen gewiß von H. selbst her, der darin mehrfach seinen Bruder Perses anredet, ist aber ebenfalls mit fremden Bestandteilen versetzt. Unter den übrigen, dem H. beigelegten, aber nur in Bruchstücken erhaltenen Dichtungen sind die bedeutendsten der «Katalog der Frauen» in drei Büchern und die «Eöen» in einem oder in zwei Büchern, welche mit dem Katalog zu einem Werke verbunden worden sind. Von diesem Werk ist ein größeres Bruchstück auf uns gekommen, welches einem selbständigen Gedicht von zweifelhafter Autorschaft, «Der Schild des Herakles», vorgesetzt ist. Gesamtausgaben der Gedichte und Fragmente lieferten Göttling (2. Aufl., Gotha 1844; 3. Aufl., herausg. von Flach, Lpz. 1878), Lehrs (zusammen mit den Fragmenten anderer Epiker, Par. 1840), Schömann (Lpz. 1869), Köchly (1870) und Flach (Berl. 1878). Von den zahlreichen Bearbeitungen der einzelnen Gedichte sind zu nennen die der «Theogonie» von Gerhard (Berl. 1856), Welcker (Elberf. 1865), Schömann (Berl. 1868), Flach (1873), der «Werke und Tage» von Vollbehr (Kiel 1844) und Lennep (Amsterd. 1844), des «Schildes des Herakles» von Fr. Ranke (Quedlinb. 1840). Eine Sammlung der Bruchstücke des H. und einiger anderer Epiker (Eumelos, Kinäthon, Asios) hat Markscheffel (Lpz. 1840) veröffentlicht. Unter den deutschen Übersetzungen des H. sind die von J. H. Voß (nebst der Argonautika des sog. Orpheus, Heidelb. 1806), aus neuerer Zeit die von Eydt, Gebhardt und Uschner (Berl. 1865) hervorzuheben. Vgl. Schömanns in den «Opuscula academica» (2 Bde., Berl. 1857) gesammelte Arbeiten über H.; Steitz, «Die Werke und Tage des H.» (Lpz. 1869).

Hesione war die Tochter des Königs Laomedon von Troja. Als Poseidon ein verderbliches Seeungeheuer gesandt hatte, weil Laomedon ihm u. Apollo den für die Erbauung der Mauern Tr. bedungenen Lohn verweigerte, wurde H. von ih. Vater dem Ungeheuer preisgegeben, nachdem m. geweissagt worden war, daß nur so Befreiung v. demselben zu erlangen sei. Herakles aber beg. H. um den den Göttern versprochenen Preis. D. jedoch Laomedon auch dem Herakles den L. vorenthielt, zog Herakles später gegen Troja, e. oberte die Stadt und tötete Laomedon und a. seine Söhne bis auf einen. H. aber überließ er d. Telamon, dem sie den Teukros gebar.

Hesperia ist der Name des 69. Asteroiden, s. unter Planeten.

Hesperiäden (Hesperiadae), oder Dickköpfe, sind eine Gruppe der Tagschmetterlinge, ausgezeichnet durch ihren plumpen Bau und die Eigentümlichkeit, in der Ruhe die Flügel nur halb aufgeklappt zu halten; die Raupen leben zwischen zusammengesponnenen Blättern. Von den mehrern hundert Arten, die sich besonders in Amerika und Europa finden, erreichen manche tropische bei großer Farbenpracht eine Flügelbreite von einigen Zoll. In den gemäßigten Gegenden sind diese Schmetterlinge unscheinbar und klein, meist braun, grau, schwarz mit weiß gezeichnet und gefleckt; von den etwa 30 europ. Arten ist eine der gemeinsten Hesperia malvarum, den Malven bisweilen schädlich, ferner sind häufig: H. alveolus, H. comma u. s. w.

Hesperiden waren nach Hesiod Töchter der Nacht, nach andern des Phorkys und der Keto, des Atlas, des Hesperus oder des Zeus und der Themis. Nach Apollodor gab es vier H.: Ägle, Erytheia, Hestia und Arethusa, nach Apollonius drei: Hespere, Erythëis und Ägle, nach Diodor sieben. Sie bewachten mit dem hundertköpfigen Drachen Ladon in ihren Gärten die goldenen Äpfel, welche Hera (Juno) bei ihrer Verheiratung mit Zeus von der Ge als Hochzeitsgeschenk erhalten hatte. Diese Gärten der Hesperiden waren nach Apollodor auf dem Atlasgebirge bei den Hyperboreern oder nach der ältesten Sage bei Hesiod im äußersten Westen. Die Äpfel brachte Herakles dem Eurystheus, der sie ihr schenkte. Herakles gab sie der Athene, von der sie wieder an ihre vorige Stelle gebracht wurden.

Hesperides, Orangen, eine Ordnung der getrenntblätterigen Dikotyledonen, und zwar der bodenblütigen, Bäume oder Sträucher südl. Gegenden mit abwechselnden, zusammengesetzten oder einfachen Blättern, welche häufig mit einem Gelenk auf einem geflügelten Blattstiele befestigt, aber immer nebenblattlos sind. Die Blumenblätter sind frei oder miteinander verwachsen auf einer unterständigen Scheibe oder einem stielförmigen Blütenpolster. Staubgefäße sind so viele wie Blumenblätter oder in doppelter oder mehrfacher Zahl vorhanden, mit am Grunde verbreiterten, frei oder zu einem oder zu mehrern Bündeln verwachsenen Staubfäden. Fruchtknoten stehen frei, ein- oder mehrfächerig, die Samenknospen im innern Winkel der Fächer tragend. Die Frucht ist eine Beere, eine sog. Pomeranzenfrucht (hesperidium) aus mehrern quirlständigen Karpellen gebildet, welche um eine centrale Achse gestellt sind und unter sich leicht zusammenhängen. Die Fruchthülle ist lederartig, mit zahlreichen Öldrüsen. (S. Citrus und Orangerie.)

Hesperien bezeichnet bei den alten Griechen die gegen Westen gelegenen Länder, besonders Italien.

Digitized by Google

dann und namentlich auch bei den röm. Dichtern, die Pyrenäische Halbinsel.

Hesperis *L.*, Kilte, eine zu den Cruciferen gehörige Pflanzengattung, charakterisiert durch schief gebogene Blumenblätter, eine Drüse zwischen den kurzen Staubgefäßen, eine am Grunde gabelige, oben wieder geschlossene Narbe und einen geschlossenen Kelch; die Schoten sind steif, die Samen länglich, fast dreieckig. Der Name ist insofern ein sehr passender, als einige Arten erst abends zu duften beginnen, unter diesen die in Deutschland hin und wieder zwischen Gebüsch, an Waldrändern u. s. w. vorkommende H. matronalis, Frauenkilte, Nachtviole, eine ausdauernde Pflanze mit 75 cm hohen Stengeln und purpurnen oder violetten, bei einer Varietät (var. candidissima) schneeweißen Blumen. In den Gärten hochgeschätzte Ziergewächse sind die viel niedrigern Varietäten mit gefüllten, namentlich die mit weißen, zu langen, dichten Trauben geordneten Blumen. Die einfach blühenden Varietäten pflanzt man durch Samen, die gefüllten durch Stecklinge, als welcher man sich der nach der Blüte sich bildenden Seitentriebe bedient. Sie verlangen einen schweren Boden und etwas schattigen Standort. Eine sehr interessante Art ist die zweijährige Trauerkilte (H. tristis), in Ungarn und Niederösterreich einheimisch und in den Gärten kultiviert. Sie unterscheidet sich von der vorigen Art durch grüne violett geaderte Blumen und kürzere Schoten.

Hesperis, Beiname der alten Stadt Berenice (s. d.) in Cyrenaica.

Hesperium promontorium, Hesperisches Vorgebirge, hieß bei den alten Römern die Westspitze Afrikas, das jetzige Kap Verde.

Hesperus, der Abendstern, ward in den altgriech. Hochzeitsgesängen als Führer des nächtlichen Brautzugs gefeiert. Als man seine Identität mit dem Morgensterne (Phosphoros, Lucifer, s. d.) erkannt, wurden auch die Sagen von jenem auf ihn übertragen, wie der eine sowohl als der andere auch Stern der Aphrodite (Venus) heißt. Die Entdeckung, daß der Morgen- und Abendstern ein und derselbe Stern sei, schreibt Plinius dem Pythagoras zu, andere dem Parmenides. Außerdem heißt H. Vater der Hesperiden (s. d.).

Heß (Heinr. Herm. Jos., Freiherr von), österr. Feldmarschall, geb. 17. März 1788 zu Wien, trat 1805 als Fähnrich in das Infanterieregiment Graf Gyulay, wurde aber bald dem General-Quartiermeisterstabe zugeteilt, zu trigonometr. Arbeiten verwendet und 1809 als Oberlieutenant in denselben versetzt. Nachdem er sich bei Aspern und Wagram unter den Augen des Erzherzogs Karl ausgezeichnet, nahm ihn dieser als Kapitänlieutenant in sein eigenes Regiment, von welchem er 1813 als Hauptmann wieder in den General-Quartiermeisterstab gelangte und dem General Graf Bubna zugeteilt wurde. Nach dem ersten Frieden von Paris ging er in besondern Aufträgen nach Piemont, und beim Wiederausbruch des Kriegs 1815 wurde er zum Major befördert und im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg verwendet. Hierauf als Bataillonskommandant zur Infanterie versetzt, wirkte er nach Unterdrückung der polit. Unruhen in Oberitalien zwei Jahre lang als zweiter Militärkommissar in Piemont. Im J. 1822 rückte er zum Oberstlieutenant auf, und 1829 erfolgte in besonderer Bevorzugung seine Ernennung zum Obersten und Regimentskommandanten. Als Radetzky im März 1831 den Oberbefehl in Italien erhielt, trat ihm H. als Chef des General-Quartiermeisterstabes zur Seite. Nach den Andeutungen Radetzkys entwarf er eine neue Manövrierinstruktion für Infanterie, Kavallerie und Artillerie, welche sich bei den berühmt gewordenen Herbstmanövern in Oberitalien sehr bewährte. Im J. 1834 wurde H. Brigadegeneral in Mähren. Nachdem ihm 1840 die Leitung des General-Quartiermeisterstabes übertragen worden, erhielt er mehrere Sendungen in Bezug auf die Bundes-Militärorganisation an süddeutsche Höfe, 1841 auch nach Berlin. Im J. 1842 wurde er Inhaber des 49. Infanterieregiments, welches für immer seinen Namen trägt. Sodann erfolgte 1843 seine Ernennung zum Feldmarschalllieutenant. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 trat H. wieder als Chef des Generalstabes zu Radetzky und bekundete sein hervorragendes strategisches Talent in der Vorbereitung der Operationen, welche die österr. Armee zum Siege führten. Er schloß den Waffenstillstand ab, nach welchem die Piemontesen sich hinter den Ticino zurückziehen mußten. In dem Feldzuge von 1849 ernannte Radetzky durch Tagesbefehl den großen Anteil seines Generalstabschefs an dem Siege bei Novara an. H. erhielt dafür das Großkreuz des Leopoldordens, 1850 auch das Kommandeurkreuz des Theresienordens. Außerdem wurde er zum Geheimrat, außer der Reihe zum Feldzeugmeister und gleichzeitig zum wirklichen Chef des General-Quartierstabes, sowie zum Freiherrn, Ende 1850 endlich zum Generalstabschef des Kaisers ernannt. In den J. 1851 und 1853 betraute man ihn mit militärischen Missionen nach Warschau, Petersburg und Berlin. Nachdem er 1854 während des Orientkriegs den Vertrag mit Preußen abgeschlossen, befehligte er sodann die in Galizien und Siebenbürgen aufgestellten Truppen und veranlaßte die Russen zur Räumung der Donaufürstentümer. Nach Beendigung des ital. Feldzugs von 1859 wurde er zum Feldmarschall befördert und 1860, unter Enthebung von seiner Stelle als Chef des Generalstabes, zum Hauptmann der Trabantengarde ernannt. Im J. 1861 erfolgte seine Berufung als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus; 1862 ward er mit der Kanzlerwürde des Leopoldordens betraut. H. starb 13. April 1870 zu Wien. Vgl. «General H. in lebensgeschichtlichen Umrissen» (Wien 1855).

Heß (Joh.), erster evang. Prediger in Breslau, geb. 1490 zu Nürnberg, studierte zu Leipzig und Wittenberg, ward 1513 Sekretär des Breslauer Bischofs Johann Turzo, verweilte 1520 wieder in Wittenberg und schloß sich aufs engste an Luther und Melanchthon an. Er wirkte dann als Hofprediger des Herzogs von Ols im evang. Geiste und ward 1523 als Prediger an die Maria-Magdalenenkirche in Breslau berufen. Seitdem gewann die Reformation in Breslau immer mehr Boden, wenn auch in der Änderung des Gottesdienstes große Mäßigung beobachtet wurde. H. starb 1547. Vgl. J. Köstlin, «Joh. Heß, der Breslauer Reformator» (in der «Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Schlesiens», Bd. 6 u. 12).

Heß (Joh. Jak.), Antistes der Züricher Kirche und angesehener theol. Schriftsteller, geb. 21. Okt. 1741 zu Zürich, studierte hier und wurde 1777 Helfer am Fraumünster zu Zürich. Sein wichtigstes

Digitized by Google

Werk ist die «Lebensgeschichte Jesu» (9. Aufl., Zür. 1823), eine erweiterte Umarbeitung der «Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu» (6 Bde., Zür. 1768—73), der erste Versuch, eine wirklich pragmatische Geschichte des Lebens Jesu zu schreiben. Ferner schrieb er: «Gedanken eines Geistlichen, die beste Art, das Christentum zu verteidigen» (Zür. 1769), «Versuch von dem Reiche Gottes» (2 Tle., Zür. 1774; 3. Aufl. 1796), «Kern der Lehre vom Reiche Gottes» (Zür. 1819; 2. Aufl. 1826), «Die Apostelgeschichte» (Zür. 1775; 4. Aufl. 1820—22), «Geschichte der Israeliten vor den Zeiten Jesu» (Zür. 1788). Im J. 1795 wurde H. zum Antistes der Geistlichkeit des Kantons Zürich erwählt. Aus dieser Zeit stammen die Predigten: «Der Christ bei Gefahren des Vaterlandes» (3 Bde., Zür. 1808). H. starb 29. Mai 1828. Seine Schriften erschienen gesammelt als «Das H.sche Bibelwerk» (23 Bde.). Vgl. Escher, «J. J. Heß. Skizzen seines Lebens und seiner Ansichten» (Zür. 1837); Zimmermann, «Die Züricher Kirche nach der Reihenfolge ihrer Antistes» (Zür. 1878).

Heß (Karl Adolf Heinr.), ausgezeichneter Pferdemaler und Kupferstecher, geb. zu Dresden 1769, bildete sich daselbst durch das Studium der Natur und Meisterwerke der königl. Galerie, als Stecher aber bei Krüger und ging nach einem Aufenthalt in Berlin 1800 nach Wien, von wo aus er zu seinen Studien Reisen durch Rußland, Ungarn und die Türkei und 1825 auch nach England unternahm. In Wien war er eine Zeit lang Professor an der Akademie. Am berühmtesten sind sein großes Gemälde, den Durchmarsch der uralischen Kosaken durch Böhmen 1799 darstellend, ferner seine Studienblätter für Pferdeliebhaber, von ihm selbst radiert (1807), sein Pferdewerk (12 Blätter, 1807) und die von ihm in Lithographien herausgegebenen Pferdeköpfe in natürlicher Größe (Wien 1825). H. starb 3. Juli 1849 zu Wilhelmsdorf bei Wien. Er gilt als einer der größten deutschen Pferdemaler und seine Bilder sind auch in Beziehung auf Hintergrund und Menschenfiguren, sowie hinsichtlich ihrer Technik treffliche Genrebilder.

Heß (Karl Ernst Christoph), berühmter Kupferstecher, geb. 22. Jan. 1755 zu Darmstadt, widmete sich zuerst in Mannheim der Stempelschneidekunst. Durch eine Jagdscene, womit er einen für den Kurfürsten Maximilian III. von Bayern bestimmten Hirschfänger geziert hatte, erwarb er sich zuerst die Gunst desselben. Die Kupferstechkunst gründlich zu erlernen, ging er 1776 nach Augsburg. Im nächsten Jahre folgte er der Aufforderung, nach Düsseldorf zu kommen, um an dem großen Galeriewerke des Direktors Krahe mitzuarbeiten. Schon die von ihm gearbeitete erste Platte, nach Rembrandt, gefiel so, daß er 1780 zum Mitglied der Akademie gewählt wurde, worauf ihn der Kurfürst 1782 zum Hofkupferstecher und dann zum Professor an der Akademie ernannte. Im J. 1783 ging er nach München und 1787 nach Italien, wo er mit Goethe, Hirt, Mengs, Herder und Schlegel eine nähere Bekanntschaft knüpfte. Als 1789 der Engländer Green das düsseldorfer Galeriewerk fortzusetzen beschlossen hatte, wurden H. und Bartolozzi als Hauptmitarbeiter berufen. H. lieferte die Himmelfahrt der Maria, nach Guido Reni, den Marktschreier von G. Dow, ein Hauptblatt der Kupferstecherkunst, das Porträt Rubens' und das der Frau Rubens', welches letztere für das beste aller Stiche in punktierter Manier gilt. Auch seine Blätter in einer Reihe von Jahrgängen des Mode'schen Taschenbuchs, nach den besten Bildern der düsseldorfer Galerie, gehören zu den vorzüglichsten dieser Gattung. Noch sind zu erwähnen die Heilige Familie nach Rafael und das in München vollendete berühmte Jüngste Gericht nach Rubens. Als die düsseldorfer Galerie und Akademie 1806 nach München verlegt wurde, erhielt auch H. wieder eine ehrenvolle Anstellung. Unter seinen dortigen Arbeiten sind zu erwähnen: der heil. Hieronymus, nach Palma, die Anbetung des göttlichen Lammes, nach van Eyck, die er in seinem Greisenalter stach, und seine letzte Arbeit, das Porträt des Königs Maximilian I., nach Stieler. H. starb zu München 25. Juli 1828. Unter seine Schüler gehören auch seine drei Söhne, Peter, Heinrich und Karl.

Heß (Peter), Schlachten- und Genremaler, der älteste Sohn des vorigen, geb. 29. Juli 1792 zu Düsseldorf, radierte bereits in seinem 10. Jahre einige Tierstücke. In München bildete er sich seit 1806 an der Akademie weiter; 1813—15 wohnte er im Generalstabe des Fürsten Wrede den Gefechten gegen die Franzosen bei und zeichnete mehrere Scenen an Ort und Stelle. Berühmt ist namentlich sein Gemälde: die Schlacht bei Arcis-sur-Aube (1817). Nachher machte er Reisen nach Wien, in die Schweiz und Italien. Von seinen Gemälden aus dieser und der nächsten Zeit sind die bekanntesten: die Überrumpelung eines franz. Dorfes durch die Kosaken (1817); der Übergang über die Beresina; die Verteidigung der Kinzigbrücke bei Hanau durch den General von Pappenheim; ein Scharmützel zwischen franz. Dragonern und österr. Husaren; die donischen Kosaken mit gefangenen franz. Bauern; der Morgen in Partenkirchen; ein Biwak österr. Truppen (1823); der walach. Pferdefang; das Gefecht im Engpaß bei Bodenbühls an der tiroler Grenze, ein Bild von größern Dimensionen und bis ins kleinste Detail ausgeführt; endlich das Gefecht bei Wörgel in Tirol (1832). Im J. 1833 begleitete er den König Otto nach Griechenland, um dessen Einzug in Nauplia zu zeichnen und dann in einem Gemälde auszuführen, das 1835 vollendet in die Neue Pinakothek gelangte. H. verbrachte neun Monate in Griechenland, wo er unter anderm auch die Landung der bayr. Truppen und die Huldigung König Ottos malte. Im J. 1839 folgte H. einem Rufe des Kaisers von Rußland nach Petersburg und Moskau und malte in acht großen Schlachtenbildern die Ereignisse des J. 1812. Später führte er die Schlacht bei Leipzig für den König Max von Bayern aus. H. war bayr. Hofmaler und Mitglied der königl. Akademien zu Berlin, München, Wien und Petersburg. Mit Quaglio stiftete er den Kunstverein in München, woselbst er 4. April 1871 starb. Er gilt mit Recht als einer der ersten Kriegsepisodenmaler der Neuzeit, ohne zum eigentlichen Schlachtenmaler den Beruf zu haben. Sein Kolorit ist übrigens ziemlich matt, seine Komposition klar und tief gedacht. Die Staffage wie das Landschaftliche sind in allen seinen Arbeiten mit gleicher Meisterschaft behandelt.

Von seinen Söhnen bildete sich der ältere, Eugen H. (geb. 25. Juni 1824 in München, gest. 21. Nov. 1862 daselbst), unter des Vaters Leitung und auf der münchener Akademie zum Genremaler, ging dann nach Brüssel, wo er in die Fußstapfen der neuen belg. Schule trat. Seine Richtung war

Digitized by Google

das Gebiet der Jagd- und Kriegsscenen, sein bestes Bild der Schwedenüberfall bei Dachau (in der Neuen Pinakothek in München). — **Mar H.**, der jüngere Sohn (geb. 15. Okt. 1825 in München, gest. 19. Juli 1868 im Bade Lippspringe), war anfangs ebenfalls des Vaters Schüler, vervollkommnete sich dann in Düsseldorf und Paris und nahm darauf in Düsseldorf seinen Wohnsitz. Er entwickelte als Maler im eigentlichen Sinne keine sehr ernste Thätigkeit, wirkte aber als geistreicher und geschmackvoller Arrangeur und Dekorateur bei den berühmten Künstlerfesten in Düsseldorf.

Heß (Heinr. Maria von), Historien- und Freskomaler, Bruder von Peter H., geb. 19. April 1798 zu Düsseldorf, wurde zuerst von seinem Vater, dann unter Langer seit 1813 an der münchener Akademie für die Historienmalerei gebildet. Schon sein erstes selbständiges Bild, eine Grablegung, erregte allgemeine Anerkennung. Nach einer Reihe kleinerer Bilder aus der biblischen Historie folgte ein größeres Gemälde, eine heilige Familie, 1817 in München ausgestellt, welches ihm mehrere Bestellungen der verwitweten Königin Karoline von Bayern verschaffte. Nachdem er durch die Darstellung einer Vesper, durch ein sinniges Bild: Glaube, Liebe, Hoffnung (in der Leuchtenbergschen Sammlung), einen heil. Lukas, der die Madonna malt, eine Grablegung in der Theatinerkirche, heilige Familie (im Besitz des Königs von Preußen) u. s. w. seinen Ruf noch erhöht, ging er 1821 mit Unterstützung des Königs von Bayern nach Rom, wo er bis 1826 verweilte und sein großes, von dem Einflusse Rafaels zeugendes Gemälde Apollo und die neun Musen ausführte, das sowohl in Rom wie in München mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Im J. 1826 ward er als Professor an die Akademie von München berufen, und zugleich erhielt er den Auftrag, die artistische Leitung der Glasmalereianstalt, welche ein Jahr darauf erstand, zu übernehmen. Um hier eine ernste künstlerische Richtung zu begründen, zeichnete H. selbst 1826 die Kartons zu den Fenstern des regensburger Doms. Später behielt er nur die obere Anordnung und Leitung der Anstalt in Händen. Er entwarf ferner die Glasgemälde der 19 großen Fenster in der Aukirche bei München (bis 1837), sowie die dem kölner Dom von König Ludwig I. geschenkten 4 Fenster. Als Freskomaler schmückte er 1827—37 die Allerheiligenkirche mit 67 schönen Gemälden auf Goldgrund, 1838—45 die Basilika des heil. Bonifacius. Dieselbe enthält nebst den beiden Seitenaltargemälden 64 Kompositionen größtenteils überlebensgroßer Bilder, von denen 22, als Fries um das Innere der Kirche gelegt, das Leben des heil. Bonifacius darstellen. Diese Gemälde sind von großer harmonischer Wirkung in dem schönen ausgedehnten und stilvollen Gebäude. Sie wurden nebst dem im Klosterrefektorium befindlichen großen Abendmahl gegen Ende des J. 1846 vollendet. Später wandte sich H. wiederum der Ölmalerei zu und führte unter anderm ein großes, durch hohe Formenschönheit ausgezeichnetes Altarbild aus: Madonna mit vier Heiligen, welches König Ludwig I. als ein Gedächtnisbild der vier von ihm in München erbauten Kirchen für die Neue Pinakothek bestimmt hatte. An der Vollendung eines Abendmahls in großen Dimensionen, ebenfalls für König Ludwig bestimmt, hinderte ihn sein 29. März 1863 erfolgter Tod. H.' Kompositionen sind von einfacher, ruhiger Anordnung. Auch als Porträtmaler erwarb er sich einen wohlverdienten Ruf. In der letzten Zeit war er auch Direktor der königl. vereinigten Sammlungen zu München.

Heß (Karl), Genremaler, des vorigen jüngerer Bruder, geb. 1801 zu Düsseldorf, widmete sich zunächst dem Radieren und Kupferstechen und radierte namentlich ein kleines Blatt nach Ostade, den geldzählenden Bauer, folgte aber in München bald seiner Neigung zur Malerei, in der er sich, nachdem er durch eine tüchtige Zeichnung, den Cheruskerbund gegen die Römer vorstellend, in der histor. Darstellung einen Versuch gemacht, vorzüglich den ländlich-idyllischen Scenen hingab. Als Vorbilder galten ihm Wagenbauer und sein Bruder Peter H., doch fand er ein spezielles Lieblingsgebiet in der Darstellung freundlicher Motive aus dem Leben in den Alpen. Im J. 1835 malte er ein größeres Tierstück, Kühe, Ziegen und Schafe auf der Höhe des Starnbergersees darstellend, das zu seinen besten Werken gehört. Bilder von ihm kommen sonst nicht häufig vor. H. hatte früher seinen Wohnsitz meist in München. Er starb 16. Nov. 1874 zu Reichenhall.

Heß (Ludw.), trefflicher Landschaftsmaler, geb. in Zürich 16. Okt. 1760, war der Sohn eines Fleischers und für das Handwerk des Vaters erzogen, wendete sich aber bald der Malerei zu und erwarb sich in kurzer Zeit einen im Vaterlande wie im Auslande geachteten Namen. Im J. 1794 wurde ihm endlich sein Wunsch, Italien zu sehen, erfüllt. Doch schon nach zwei Monaten mußte er in die Heimat zurückkehren, wo ihn 1798 die Zeitverhältnisse nötigten, um des täglichen Unterhalts willen den größten Teil seiner Zeit auf das Kupferätzen zu verwenden. Er starb 13. April 1800. Hauptsächlich waren die Alpenmassen die Gegenstände seines Studiums; aber auch andere Gegenden nahm er auf, stets anmutige und passende Staffagen in den Rahmen seiner Kompositionen einfügend. Treue, fleißige Darstellung, Harmonie, herrliches Kolorit, gefällige Keckheit des Pinsels charakterisieren seine Bilder, die fast durch ganz Europa zerstreut sind, wie es denn auch viele Zeichnungen und geätzte Blätter von ihm gibt. Von seinen Meisterstücken sind zu nennen: der Montblanc, der Alpenmorgen, der Abend am Lago-Maggiore, der Alpensee des glarner Murgthals, der Grütli und Tells Kapelle in der hohlen Gasse. Vgl. Meyer, «Biographie von Ludwig H.» (Zür. 1800).

Heß (Richard Alexander), Forstmann, geb. 23. Juni 1835 zu Gotha, besuchte die Gymnasien zu Coburg und Gotha, studierte in Aschaffenburg und Göttingen, trat 1858 in gothaische Forstdienste, wurde 1868 Forstkommissar in Ohrdruf und noch in demselben Jahre als ord. Professor an die Universität Gießen berufen. Sein Hauptwerk ist «Der Forstschutz» (Lpz. 1878). Außerdem sind zu nennen: «Der forstwissenschaftliche Unterricht an der Universität Gießen in Vergangenheit und Gegenwart» (Gieß. 1881), «Lebensbilder hervorragender Forstmänner» (Berl. 1882), «Die Eigenschaften und das forstliche Verhalten der wichtigern in Deutschland vorkommenden Holzarten» (Berl. 1883).

Hesse (Adolf Friedr.), Orgelspieler und Komponist, geb. 30. Aug. 1809 zu Breslau als Sohn eines Orgelbauers, war von 1831 bis zu seinem Tode (5. Aug. 1863) erster Organist an der Hauptkirche zu St. Bernhard in seiner Vaterstadt und

Digitized by Google

erwarb sich als Orgelvirtuose großen Ruf. Er veröffentlichte außer andern Kirchen- und Instrumentalwerken viele Kompositionen für sein Instrument, die zu den besten der neuern Zeit gehören.

Hesse (Ludw. Otto), Mathematiker, geb. 22. April 1811 zu Königsberg, wo er auch studierte und sich 1840 habilitierte. Als ord. Professor wurde er 1856 nach Heidelberg und 1868 an das Polytechnikum nach München berufen. Er starb 4. Aug. 1874 in München. H.s Forschungen betrafen meist die analytische Geometrie und sind größtenteils in Crelles Journal niedergelegt. Außerdem veröffentlichte er unter andern: «Vorlesungen über analytische Geometrie des Raums» (3. Aufl., Lpz. 1876), «Vorlesungen aus der analytischen Geometrie der geraden Linie, des Punktes und des Kreises» (2. Aufl., Lpz. 1873).

Hesse (Nicolas Auguste), franz. Historienmaler, geb. 1795 zu Paris, ward Schüler von Gros und erwarb 1818 den röm. Preis für Malerei. Aus Rom nach Paris zurückgekehrt, beschäftigte er sich vorzüglich mit Historienmalerei und besonders mit kirchlicher Freskomalerei. Man sieht von ihm Wandgemälde in Notre-Dame de Lorette (1835), Notre-Dame de Bonne-Nouvelle (1840) und St.-Pierre zu Chaillot. Im J. 1863 wurde er an Stelle von Delacroix Mitglied der Akademie. Hervorragend sind H.s Wandmalereien im Hôtel de la Ville und sein Ölgemälde im Louvre: Madonna am Grabe des Heilands. Seine frühere Zeit, wo ihn der Geist Gros' leitete, war mehr den Darstellungen der Geschichte gewidmet, später führte ihn das Vorbild Ingres' auf die Bahn religiöser Malerei. H. starb zu Paris 14. Juni 1869.

Jean Baptiste Alexandre H., franz. Historienmaler, Neffe des vorigen, geb. 30. Sept. 1806 zu Paris, hatte seinen Vater Henri H. und den Baron Gros zu Lehrern. Tizians Leichenbegängnis, seine Erstlingsarbeit in der Ausstellung von 1833, verschaffte ihm viele Freunde und einen angesehenen Namen. Seitdem lieferte er kunstvoll komponierte Bilder von warmem, obwohl etwas trockenem Kolorit und stilgemäßem Charakter: Leonardo da Vinci (1836), der Tod Heinrichs IV. (1838), der Kaiser Alexius Komnenus adoptiert den Gottfried von Bouillon (1840, im Museum zu Versailles), Triumph des Vittore Pisani (1847, im Luxembourg) u. s. w. Außerdem verfertigte er gute Wandgemälde in St.-Séverin (Kapelle Ste.-Geneviève, 1852) und St.-Sulpice (Kapelle St.-François de Sales, 1855). H. wurde 1867 Mitglied der Akademie. Er starb zu Paris 7. Aug. 1879.

Hesse-Wartegg (Ernst von), österr. Reisender und Schriftsteller geb. 21. Febr. 1851 zu Wien, bereiste Westindien und Nordamerika, 1876 das Felsengebirge, 1880 Marokko, Algerien und Tunis. Er schrieb: «Die Werkzeugmaschinen der Neuzeit» (Lpz. 1874), «Der unterseeische Tunnel zwischen England und Frankreich» (Lpz. 1875), «Atlantische Seebäder» (Wien 1878), «Prairiefahrten» (Wien 1878), «Mississippifahrten» (Lpz. 1881), «Tunis; Land und Leute» (Wien 1882). In Verbindung mit Udo Brachvogel, Bret Harte und vielen andern gab er heraus: «Nordamerika, sein Land und seine Leute» (4 Bde., Lpz. 1879).

Hesselberg, isolierter Bergrücken im fränk. Jura in Bayern, östlich von Dinkelsbühl, 713 m hoch, teilt sich in den westlichen oder großen H. und den östlichen H. oder Schlößleinsluck.

Hessen als Jagdausdruck sind die starken Sehnen über dem Knie der Hinterläufe des Wildes. Einhessen heißt zwischen dem Knochen und der Hesse eine 4—6 cm lange Öffnung schärfen und durch dieselbe den andern Hinterlauf durchstecken. Es ist besonders bei kleinerm Wild, Hasen, Kaninchen, Füchsen u. dgl., gebräuchlich. In manchen Gegenden heißen die H. auch Heesen oder Hechsen.

Hessen, ein alter deutscher Volksstamm, welcher in früherer Zeit den Namen Katten (s. d.) führte und in dem heutigen Ober- und Niederhessen ansässig wurde, auch von da aus sich südlich in das Grabfeld und östlich nach Thüringen hinein ausbreitete. Mit den Römern kamen sie 15 n. Chr. in Berührung, wo Germanicus ihren Hauptort Mattium (Groß- und Kleinmaden bei Gudensberg) zerstörte. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte verloren sich die Katten in dem großen Frankenbunde, und durch die Auswanderung der Franken nach Belgien und Gallien wurde das Hessenland zum Teil entvölkert, wovon die Folge war, daß die Sachsen in den seitdem sog. sächsischen Hessengau vordrangen. Die übrigen vorzüglichern Gaue von H., welche schon durch Bonifacius und seine Schüler, die Stifter der Abteien Amöneburg, Fulda, Hersfeld und des bald wieder aufgehobenen Bistums Buraburg, kultiviert wurden, waren der fränk. Hessengau und der Oberlahngau. Sie wurden unter der Herrschaft der fränk. Könige durch Grafen regiert, von denen bei weitem die mächtigsten, die Konradinger, zur Zeit des Falls der Karolinger in Konrad I. zur herzogl. Gewalt über Franken und bald auf den deutschen Königsthron gelangten. Obschon nach dem kinderlosen Tode Konrads und seines Bruders Eberhard das fränk. Herzogtum keineswegs einging, so erstreckte sich doch die herzogl. Gewalt fortan nicht mehr über H., da seitdem mehrere herrschende Grafen und Dynastengeschlechter nebeneinander auftraten, wie die Werner, die Grafen von Ziegenhain, von Felsberg, Schaumburg, Wittgenstein, Waldeck, Battenberg, Dassel u. s. w. Unter allen aber ragten hervor die Gisonen, Grafen von Gudensberg. Durch Konrat mit der Erbtochter des letzten derselben, Gisos IV., erhielt Landgraf Ludwig I. von Thüringen die Grafschaft Gudensberg, und alle hess. Grafen erkannten ihn als ihren Landesoberherrn an. Als 1247 mit Heinrich Raspe der thüring. Mannsstamm ausstarb, machte seine Nichte, Sophia, die Tochter Landgraf Ludwigs des Frommen und Gemahlin Herzog Heinrichs von Brabant, auf das Erbe Thüringen samt H. Anspruch und kam nach langjährigen Kämpfen mit ihrem Nebenbuhler, dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen, Heinrich Raspes Schwestersohn, kraft Vertrag von 1263 wenigstens in den Besitz von H. Sophias Sohn, Heinrich I., das Kind, der Stammvater des noch gegenwärtigen hess. Hauses, nahm seinen Sitz zu Kassel, der alten Residenz der Konradinger, behielt die aus der mütterlichen Erbschaft herrührenden landgräfl. Würde bei und wurde in dieser Eigenschaft als Reichsfürst anerkannt. Sein unmittelbares Besitztum, die Grafschaft Gudensberg, war noch klein und seine Fürstengewalt in dem durch viele gräfl. und dynastische Territorien zerstückelten Hessenland sehr eingeschränkt; allein seine Nachkommen brachten allmählich alle die vereinzelten Territorien an sich und erwarben auch außerhalb H. an

Digitized by Google

Mittelrhein bedeutende Beſitzungen. Ihre Anſprüche auf Brabant blieben aber erfolglos.

Heinrichs I. Söhne, Otto und Johann, nahmen indes 1309 eine Erbteilung vor; da aber letzterer bald nachher kinderlos ſtarb, ſo kamen die Lande wieder zuſammen. Ottos Sohn, Heinrich II. oder der Eiſerne (1328—77), erwarb Treffurt, einen Teil der Herrſchaft Itter, die Hälfte von Schmalkalden u. ſ. w. und hinterließ, als er in ſeinem 80. Jahre ſtarb, die Landgrafſchaft ſeinem Brudersſohn Hermann (1377—1413), der Gelehrte genannt. Hermann hatte unter der zahlreichen Ritterſchaft ſeines Landes wenig Freunde. Mehrere Vereine bildeten ſich wider ihn, und die Bünde der Sternritter, der Geſellen der alten Minne, der Falkner, der Hörner, der Ritter vom grimmigen Löwen in der Wetterau und der Flegler machten ihm nicht wenig zu ſchaffen. Die Streitigkeiten wegen Mainz verwickelten ihn mit Erzbiſchof Adolf von Naſſau in Kampf, verſchafften ihm aber die Schutzgerechtigkeit über die Abtei Hersfeld; auch erwarb er käuflich die Hälfte der Grafſchaft Lisberg und die Herrſchaft Wollersdorf. Da ſeine ältern Söhne bereits vor ihm verſtorben waren, ſo folgte ihm der jüngſte, Ludwig I. oder der Friedſame (1413—58), der Ziegenhain und Nidda erwarb und die Vogtei über Korvei und die Lehnsherrlichkeit über Waldeck erhielt. Von ſeinen vier Söhnen teilten ſich Ludwig und Heinrich III. in das väterliche Erbe. Ludwig II. oder der Freimütige (1458—71) erhielt Niederheſſen mit Kaſſel, Heinrich III. oder der Reiche (1458—83) Oberheſſen mit Marburg. Ein zwiſchen ihnen wegen dieſer Teilung entſtandener Krieg endigte damit, daß Ziegenhain mit Oberheſſen vereinigt wurde. Für Ludwigs II. minderjährige Söhne, Wilhelm I. oder den Ältern und Wilhelm II. oder den Mittlern, übernahm deren Oheim, Heinrich III., die vormundſchaftliche Regierung, der durch Heirat die Grafſchaft Katzenellnbogen, deren oberer Teil den Kern des nachmaligen heſſen-darmſt. Gebietes bildet, an H. gebracht hatte. Bei ſeinem Tode trat Wilhelm I. in Niederheſſen und zwei Jahre ſpäter Wilhelm II. in ſeinem Anteil die Regierung an. Heinrichs III. Nachfolger in Oberheſſen wurde ſein Sohn Wilhelm III. oder der Jüngere (1483—1500). Wilhelm I. wurde auf der Rückkehr aus Paläſtina blödſinnig, mußte deshalb 1493 die Regierung aufgeben, die, da er keine männlichen Erben hatte, auf ſeinen Bruder Wilhelm II. überging, und ſtarb 1515. Als nun auch Wilhelm III. 1500 kinderlos ſtarb, ſah ſich Wilhelm II. im alleinigen Beſitz der geſamten heſſ. Lande, welche er 1509 ſeinem fünfjährigen Sohne, Philipp I., dem Großmütigen, hinterließ. Während Philipps Minderjährigkeit wurde H. zuerſt von einem aus dem Adel gebildeten Landregiment, ſodann von der Landgrafin-Mutter in Verbindung mit den Landſtänden regiert. Die Unruhen in Deutſchland veranlaßten aber den Kaiſer Maximilian I., den jungen Landgrafen ſchon 1518 für volljährig zu erklären. Er nahm großen Anteil an dem Bauernkriege, ſowie an der Reformation und den Kämpfen des Schmalkaldiſchen Bundes. Mit den Gütern der eingezogenen Kloſter ſtattete er die von ihm 1527 gegründete Univerſität zu Marburg aus. Er ſtarb 1567 und hatte zufolge eines Teſtaments von 1562 ſeine Lande unter ſeine vier Söhne geteilt. Wilhelm IV. erhielt die Hälfte des Länderbeſtandes mit Kaſſel, Ludwig IV. ein Viertel mit Marburg, Philipp II. ein Achtteil mit Rheinfels, Georg I. ein Achtteil mit Darmſtadt. Da aber Philipp II. 1583 und Ludwig IV. 1604 ohne Erben ſtarben, ſo blieben nur die beiden Hauptlinien Heſſen-Kaſſel (ſ. d.) und Heſſen-Darmſtadt. (S. Heſſen.) Vgl. Landau, «Beſchreibung des Heſſengaues» (Kaſſ. 1856); Teuthorn, «Ausführliche Geſchichte der H.» (11 Bde., Frankf. 1777—80); Wenck, «Heſſ. Landesgeſchichte» (3 Bde., Frankf. a. M. 1785—1803); Rommel, «Geſchichte von H.» (10 Bde., Gotha 1820—58).

Heſſen, bis 1866 Heſſen-Darmſtadt genannt, ein zum Deutſchen Reiche gehöriges Großherzogtum, beſteht aus zwei durch preuß. Gebiet getrennten Teilen, deren nördlicher die Provinz Oberheſſen, deren ſüdlicher die durch den Rhein getrennten Provinzen Starkenburg und Rheinheſſen umfaßt. Letzterer grenzt nördlich an Preußen, ſüdlich an Baden, öſtlich an Bayern und Baden, weſtlich an die Rheinpfalz und Rheinpreußen. Der nördl. Teil iſt ganz von preuß. Gebiet umſchloſſen. Von dieſen Hauptteilen abgeſondert ſind elf Enklaven in Baden und Preußen. Der Flächeninhalt des ganzen Landes beträgt 7681,13 qkm, von welchen auf Oberheſſen 3288,01, auf Starkenburg 3018,99, auf Rheinheſſen 1374,13 qkm kommen. Der Boden iſt mannigfaltig; in Starkenburg weſtlich und nördlich eben, öſtlich gebirgig; Rheinheſſen iſt Hügelland und Oberheſſen teils gebirgiges, teils wellenförmiges Hügelland. In Oberheſſen erhebt ſich der Vogelsberg (Baſalt) und eine Verzweigung des Taunus. Den höchſten Punkt bildet im Vogelsberg der 783 m hohe Taufſtein. In Starkenburg erhebt ſich im Südoſten der Odenwald, deſſen höchſte Punkte die Seidenbucher Höhe (598 m), der Hardberg bei Siedelsbrunn (594 m) und der Melibokus bei Zwingenberg (520 m) ſind. In Rheinheſſen bildet im Südweſten der zum Hardtgebirge gehörige Eichelberg bei Fürfeld (320 m) den höchſten Punkt. So verſchieden wie der Boden iſt auch das Klima des Landes; am mildeſten in den Rhein- und Maingegenden, am rauheſten im Vogelsberg. Die Gewäſſer des Landes gehören den Stromgebieten des Rheins und der Weſer an. Der Hauptfluß iſt der Rhein; von ſeinen Nebenflüſſen gehören H. ganz oder zum Teil an: der Neckar, die Weſchnitz, die Modau, der Main mit der Mümling, der Gerſprenz und der Nidda, die Lahn, ſowie am linken Ufer einſtrömend die Selz und die Nahe. Zum Weſergebiet gehören die Schlitz und die Schwalm, welche in die Fulda fließen.

Die Bodenkultur wird durch die Landeskulturinſpektion, durch landwirtſchaftliche Vereine unter Oberleitung einer Centralſtelle für Landwirtſchaft, Lehrinſtitute, insbeſondere die in jedem Kreiſe beſtehenden Ackerbauſchulen u. ſ. w. kräftig gefördert. Von der geſamten Bodenfläche ſind 49,9 Proz. Ackerfeld und Gärten, 13,1 Wieſen und Weiden, 1,3 Weinberge, 31,3 Wald, alſo 95,6 Proz. produktive Fläche. Die wichtigſten Naturprodukte des Landes ſind Getreide aller Art, beſonders in der Rhein- und Maingegend und in der Wetterau, Hülſenfrüchte, Kartoffeln, Rüben, Raps, Mohn, Tabak, beſonders in den Kreiſen Bensheim und Heppenheim, Flachs, Obſt und Wein, vorzugsweiſe in Rheinheſſen und an der Bergſtraße. Die Hauptorte in Rheinheſſen für weiße Weine ſind: Nierſtein, Büdesheim, Bingen, Oppenheim, Worms (Liebfrauenmilch, Luginsland, Kater-

Digitized by Google

löcher), Dienheim, Laubenheim, Hohnheim u. s. w.; für Rotweine: Ober- und Nieder-Ingelheim, Heidesheim. Der gesamte Weinertrag belief sich 1875 (einem guten Weinjahr) auf 547027 hl. Die Viehzucht ist ansehnlich, namentlich für Rindvieh und Schweine. Die Pferdezucht hat sich bedeutend gehoben, namentlich in der Wetterau und einzelnen Distrikten der Provinz Starkenburg. Der Bergbau ist nur in Oberhessen von Bedeutung und liefert Braunkohlen, Eisen- und Manganerze. Salinen sind in Wimpfen, Theodorshall bei Kreuznach, Nauheim in Oberhessen und Salzhausen. Größere Torflager finden sich in Starkenburg, ebendort auch Thonlager und zahlreiche Steinbrüche (bei Auerbach ein Marmorbruch). Das Gewerbewesen, für das die Centralstelle für Gewerbe in Darmstadt mit zahlreichen Zweigvereinen an allen bedeutendern Orten (Lokalgewerbevereinen), sowie die Handelskammern thätig sind, steht überall in hoher Blüte. Hauptindustrie-Erzeugnisse sind: lackiertes und gefärbtes Leder (vorzugsweise in Worms, Mainz und Offenbach), Schuhwaren, Luxusmöbel (besonders in Mainz), Portefeuillewaren (in Offenbach), Tabak und Cigarren (Bensheim, Bingen, Darmstadt, Gießen), chem. Fabriken (Darmstadt und Pfungstadt), Hüte (Darmstadt), Maschinen (Darmstadt), Bier (Pfungstadt, Mainz, Gießen), Leinen, Tapeten (Darmstadt), Wagen (Mainz) u. s. w. Besonders industriereich sind Mainz, Offenbach und Worms. Förderungsmittel des Handels sind: die Bank für Handel und Industrie, die Bank für Süddeutschland in Darmstadt, die Reichsbank mit Hauptstelle in Mainz, Agenturen in Darmstadt, Offenbach, Worms und Gießen, die Handelskammern in Bingen, Darmstadt, Gießen, Mainz, Offenbach und Worms, Straßen und Eisenbahnen. Die Länge der (1883) im Betrieb befindlichen Eisenbahnen beträgt 976,64 km, wovon 270,78 auf Staatsbahnen und 706,41 km auf Privatbahnen kommen. Staatsbahnen sind die Main-Neckar-Bahn (Preußen, Hessen und Baden gemeinsam gehörig), die Main-Weser-Bahn (Preußische Staatsbahn) und die Oberhessischen Eisenbahnen Gießen-Fulda und Gießen-Gelnhausen (H. gehörig); Privatbahn ist die Hessische Ludwigsbahn mit den Linien Mainz-Worms, Mainz-Frankfurt a. M., Mainz-Bingen, Mainz-Darmstadt-Aschaffenburg, Worms-Alzey-Bingen, Mainz-Alzey, Frankfurt-Mannheim, Frankfurt-Hanau-Eberbach a. R., Darmstadt-Wiebelsbach-Heubach, Darmstadt-Worms, Frankfurt-Aschaffenburg, Worms-Bensheim, Worms-Lampertheim.

Die Bevölkerung belief sich 1880 auf 936340 E., von denen 394574 auf Starkenburg, 264614 auf Oberhessen, 277152 auf Rheinhessen kommen; der Konfession nach sind 630886 evangelisch, 269384 römisch-katholisch, 26746 mosaisch, 3133 deutschkatholisch und freireligiös, 698 Mennoniten u. s. w. Für die geistige Kultur der Bewohner geschieht viel durch treffliche Unterrichtsanstalten. Von den im Ersatzjahr 1882—83 eingestellten 2609 hess. Unterthanen waren 7 oder 0,27 Proz. ohne Schulbildung. Außer den Volksschulen bestehen zahlreiche Fortbildungsschulen, 7 Gymnasien, 4 Realschulen erster, 12 zweiter Ordnung; Landesuniversität ist Gießen. Außerdem bestehen eine technische Hochschule in Darmstadt, ein Predigerseminar in Friedberg, ein bischöfl. Seminar in Mainz, zwei Schullehrerseminarien (in Friedberg und Bensheim), Industrie-, Handel-Handwerkerschulen u. s. w., die Hofbibliothek das Museum in Darmstadt, sowie mehrere wiss. schaftliche und Kunstvereine.

Nach der Verfassung vom 17. Dez. 18[illegible] das Großherzogtum H. eine unteilbare konstitutionelle Monarchie. Die Regierung ist in dem gro herzogl. Hause erblich nach Erstgeburt und Lin folge aus ebenbürtiger Ehe, auch in Ermangel eines erbberechtigten Prinzen in der weibli Linie. Der Großherzog führt den Titel Groß zog von Hessen und bei Rhein, mit dem Prä Königliche Hoheit, welches Prädikat auch dem jed maligen Erbgroßherzog im Aug. 1844 zuerk wurde, während gleichzeitig die nachgeborn Prinzen und Prinzessinnen das Prädikat Groß zogliche Hoheit erhielten. Der Großherzog be eine Civilliste von 1096288 Mark, welche gl den übrigen Bedürfnissen des Hofs auf die Familieneigentum anerkannten zwei Drittel Domänen reduziert ist. Der Erbgroßherzog die Prinzen erhalten besondere Apanagen und Prinzessinnen eine Aussteuer. Die Landesvertretung tagt in zwei Kammern, über deren Zusammensetzung das Gesetz vom 8. Nov. 1872 neue Bestimmungen enthält. Die Erste Kammer besteht den Prinzen des großherzogl. Hauses, den Häupt der standesherrlichen Familien, dem Senior freiherrlichen Familie von Riedesel, dem prot. Pr laten, dem kath. Landesbischof, dem Kanzler Landesuniversität, zwei von dem angesessenen A aus seiner Mitte gewählten Mitgliedern und höchstens 12 vom Großherzog auf Lebenszeit ber nen ausgezeichneten Staatsbürgern. Die Zwe Kammer besteht aus 10 Deputierten der acht ßern Städte (Darmstadt 2, Mainz 2, Gießen, Offe bach, Friedberg, Alsfeld, Worms, Bingen) und 40 Abgeordneten der kleinern Städte Landgemeinden. Die Ernennung der Abgeordne erfolgt durch indirekte Wahl auf sechs Jahre. Großherzog beruft wenigstens alle drei Jahre Ständekammern, vertagt, löst oder schließt Ohne Zustimmung der Stände kann kein Gesetz geben, aufgehoben oder abgeändert, sowie weder eine direkte noch eine indirekte Steuer ausgeschrieben werden. Das Finanzgesetz wird auf drei Jahre gegeben und zuerst der Zweiten Kammer vorgelegt. An der Spitze der Verwaltung steht das Staatsministerium. Innerhalb desselben bestehen zwei Ministerien, eins für das Innere und die Justiz und eins für die Finanzen. Der Staatsminister ist Präsident des Staatsministeriums und zugleich Minister des großherzogl. Hauses und des Äußern. Das Ministerium des Innern und der Justiz zerfällt in die Sektion für die innere Verwaltung und für die Justizverwaltung. In der erstern Sektion bestehen die Abteilungen für Schulangelegenheiten und für öffentliche Gesundheitspflege, bei dem Ministerium der Finanzen diejenigen für Bauwesen, Forst- und Kameralverwaltung, sowie für das Steuerwesen. Über Verwaltungsstreitigkeiten entscheidet der oberste Verwaltungsgerichtshof. An der Spitze jeder Provinz steht eine Provinzialdirektion, an der Spitze eines jeden der 18 Kreise ein Kreisamt. Jeder Kreis wie eine jede Provinz bildet einen Verband zur Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten. Für jeden Kreis besteht unter dem Vorsitz des Kreisrats ein Kreistag, dessen Mitglieder zu einem Drittel

Digitized by Google

aus den Höchstbesteuerten, zu zwei Dritteln von den Bevollmächtigten der Gemeindevorstände auf sechs Jahre gewählt werden, von denen aber nach drei Jahren die Hälfte ausscheidet. Die Verwaltung leitet der vom Kreistag erwählte Kreisausschuß. In ähnlicher Weise besorgt ein Provinzialtag und ein Provinzialausschuß unter dem Vorsitz des Provinzialdirektors die Verwaltung der Angelegenheiten der Provinz. Die Justiz ist von der Verwaltung getrennt. Die oberste Leitung des Justizwesens führt das Justizministerium. Die Rechtspflege wird geübt durch das Oberlandesgericht Darmstadt und drei Landgerichte in Darmstadt, Mainz und Gießen für die drei Provinzen. Besondere Kammern für Handelssachen bestehen noch in Offenbach und Worms. Die Provinz Starkenburg hat 18, Oberhessen 20 und Rheinhessen 11 Amtsgerichte. Das Verhältnis des Staats zur Kirche ist durch die Kirchengesetze vom 23. April 1875 geregelt. Die Gesamtheit der evang. Kirche wird durch die Landessynode vertreten, welche in Gemeinschaft mit dem Großherzog das Gesetzgebungsrecht in allen kirchlichen Angelegenheiten hat. Die kath. Landeskirche (Bistum Mainz) bildet einen Bestandteil der oberrhein. Kirchenprovinz. Für den israel. Gottesdienst bestehen sieben Rabbinate. Die jährlichen Staatseinnahmen betragen nach dem Finanzgesetz für ein Jahr der Periode 1882—85: 17558207 Mark, die Staatsausgaben 17306747 Mark. Die Gesamtstaatsschuld betrug am 1. April 1883: 27663078 Mark.

Durch die mit Preußen abgeschlossene Militärkonvention vom 8. Juni 1871 sind die großherzogl. hess. Truppen vom 1. Jan. 1872 an in den Etat und die Verwaltung des Reichsheers eingetreten und bilden einen Bestandteil der preuß. Armee, und zwar eine geschlossene Division (die 25.) im Verbande des 11. preuß. Armeekorps. Dieselbe besteht aus 4 Infanterieregimentern (Nr. 115—118), 2 Dragonerregimentern (Nr. 23 und 24), dem großherzogl. hess. Feldartillerieregiment Nr. 25 (2 Abteilungen, à 3 Batterien, darunter 1 reitende) und der großherzogl. hess. Trainkompagnie. Die Landesfarben sind Weiß und Rot. Das Wappen des Landes besteht aus einem im blauen Felde stehenden, rechtsgekehrten Löwen mit doppeltem Schweife, gekrönt, zehnmal von Silber und Rot quer gestreift, in der rechten Vordertatze ein blankes Schwert mit goldenem Griff. An Orden verleiht der Großherzog den Ludwigs-Orden, den Philipps-Orden, den Hessischen Löwenorden, das Militärverdienstkreuz, Militärsanitätskreuz, die Medaille für Verdienst in Wissenschaft, Kunst, Industrie und Landwirtschaft, ein allgemeines Ehrenzeichen, Militärdienstalterszeichen für 10, 15, 20 und 50 Dienstjahre, das militärische Erinnerungszeichen an Ludwig I. Im deutschen Bundesrat führt H. 3 Stimmen; zum Reichstag entsendet es 9 Abgeordnete.

Vgl. Wagner, «Statist.-topogr.-histor. Beschreibung des Großherzogtums H.» (4 Bde., Darmst. 1829—31); Walther, «Das Großherzogtum H. nach Geschichte, Land, Volk, Staat und Örtlichkeit» (Darmst. 1854), «Beiträge zur Statistik des Großherzogtums H.» (herausg. von der Centralstelle für die Landesstatistik, Bd. 1—23, Darmst. 1862—83; Ludwig, «Geolog. Skizze des Großherzogtums H.» (Darmst. 1867); Küchler, «Die Verwaltungsgesetzgebung im Großherzogtum H.» (2 Bde., Darmst. 1875); Dieffenbach, «Das Großherzogtum H. in Vergangenheit und Gegenwart» (Darmst. 1876; 2. Aufl. 1883); Weidenhammer, «Die Landwirtschaft im Großherzogtum H.» (Darmst. 1883).

Die Geschichte Hessen-Darmstadts beginnt mit der von Philipp dem Großmütigen, Landgrafen von Hessen, testamentarisch verordneten Teilung seines Landes unter seine vier Söhne, Wilhelm, Ludwig, Philipp und Georg, 1567. Während der älteste dieser vier Brüder, Wilhelm IV., der Stifter der H.-Kasselschen Linie, die Hälfte der väterlichen Lande mit der Residenz zu Kassel, der zweite, Ludwig, den vierten Teil, Oberhessen und Nidda, mit Marburg als Residenz, Philipp, der dritte, den achten Teil, die Niedergrafschaft Katzenellnbogen mit der Residenz zu Rheinfels erhielt, fiel dem jüngsten, Georg, die Obergrafschaft Katzenellnbogen zu. Diese bestand aus den sieben Ämtern Auerbach, Darmstadt, Dornberg, Lichtenberg, Reinheim, Rüsselsheim und Zwingenberg. Georg I. (geb. 1547, gest. 1596) wählte Darmstadt zur Residenz und ward zum Stifter der H.-Darmstädtischen Linie. Durch den kinderlosen Tod seines Bruders Philipp (gest. 1583) erwarb er später noch die Ämter Schotten und Stornfels, Homburg und einen Teil von Braubach. Als er, erst 49 J. alt, starb, hinterließ er seinem Sohne und Nachfolger Ludwig V. (geb. 1577, gest. 1626) eine Ersparnis von fast ½ Mill., sodaß dieser, obgleich seine Regierung noch in die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs fiel, doch das Land vermittelst neuer Ankäufe, namentlich des Amts Kelsterbach, vergrößern konnte. Durch den Tod seines Oheims Ludwig von Marburg, der 1604 kinderlos starb, entstand ein weiterer Zuwachs, wenn auch diese Marburger Erbschaft Grund zu vielfachen Streitigkeiten der beiden hess. Linien Kassel und Darmstadt war, die erst unter den spätern Regenten zum Austrag kamen. Da namentlich Landgraf Moritz von Kassel die reform. Lehre annahm und auf der ihm zugefallenen Universität Marburg einführte, so stiftete Ludwig V., der stets der luth. Lehre anhing, die Universität Gießen, welche 1607 vom Kaiser Rudolf II. ihre Bestätigung empfing. Um das Land vor weitern Zerstückelungen zu bewahren, schloß er mit seinen beiden Brüdern Philipp, der bald darauf ohne Kinder starb, und Friedrich ein vom Kaiser bestätigtes Erbstatut ab, wodurch die Primogenitur im Hause H.-Darmstadt eingeführt wurde. Friedrich, der zur Abfindung das Amt Homburg erhielt, wurde Stifter der H.-Homburgischen Nebenlinie.

Unter dem Nachfolger Ludwigs, seinem Sohne Georg II. (geb. 1605, gest. 1661), mußte das Land noch mehr die Drangsale der kriegerischen Zeiten empfinden, wozu die Verheerungen der Pest kamen. Erst nach Abschluß des Westfälischen Friedens konnte der Landgraf daran gehen, die dem Lande geschlagenen schweren Wunden zu heilen. Das Gymnasium zu Darmstadt verdankt ihm seine Gründung, wie ihm überhaupt das Schulwesen seines Landes sehr am Herzen lag. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig VI. (geb. 1630, gest. 1678) förderte namentlich Künste und Wissenschaften, dotierte die Universität Gießen reichlich und gründete Gymnasien und die Hofbibliothek. Da sein ältester Sohn, Ludwig VII. (geb. 1658, gest. 1678), aus seiner ersten Ehe mit einer Prinzessin von Holstein-Gottorp, nach wenigen Monaten der Regierung in Gotha starb, so folgte der zweite Sohn, Ernst Ludwig (geb. 1667, gest. 1739), zunächst unter

Digitized by Google

Vormundschaft seiner Mutter Elisabetha Dorothea, Prinzessin von Sachsen-Gotha. In die lange Zeit seiner 50jährigen Regierung, namentlich in die erste Hälfte derselben, fallen die vielfachen Verheerungen des Landes durch franz. Heere. Der finanzielle Wohlstand des Staats kam dadurch bedeutend in Rückgang und besserte sich auch nicht in den nachfolgenden Friedensjahren, da der Landgraf ein Freund eines großen und luxuriösen Hoflebens war, das weit über seine Mittel hinausging. Auf Ernst Ludwig folgte sein Sohn Ludwig VIII. (geb. 1691, gest. 1768). Unter diesem wurde der langjährige Streit mit Kassel wegen der Erbfolge in der Grafschaft Hanau zu Ende gebracht und die Herrschaft Lichtenberg erworben; aber die Finanzen verwickelten sich, vorzugsweise durch des Landgrafen übergroße Neigung zur Jagd und seine Freigebigkeit, nach und nach so, daß dem Lande sogar eine kaiserl. Exekutionskommission drohte. Dieser Finanznot abzuhelfen, berief sein Sohn und Nachfolger Ludwig IX. (geb. 1719, gest. 1790), der ein großer Soldatenfreund war und seine Residenz nach Pirmasens verlegt hatte, den Freiherrn von Moser an die Spitze der Verwaltung. Obschon derselbe sehr wohlthätig wirkte, wurde doch seine Stellung durch vielfache Feinde, die er sich durch allzu eilende Reformen zuzog, unhaltbar, und eine gegen ihn gerichtete Anklage vorzugsweise wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt, die erst auf dem Gnadenwege beim Regierungsantritt von Ludwigs IX. Nachfolger (1790) niedergeschlagen wurde, sollte ihn gänzlich vernichten. Die angebahnten Reformen wurden nicht weiter ausgeführt, aber bei dem einfachen Leben und dem kleinen Hofhalt des Landgrafen Ludwig IX. mehrten sich wenigstens die Schulden nicht.

Sein Sohn und Nachfolger als Landgraf Ludwig X. (geb. 1753, gest. 1830) verlor durch den Luneviller Frieden 1801 den links vom Rhein gelegenen Teil der Grafschaft Lichtenberg, und durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 auf dem rechten Rheinufer die Ämter Lichtenau und Willstedt, welche an Baden kamen, sowie die Ämter Katzenellnbogen, Ems, Epstein, Kleeberg und das Dorf Wespersfelden, welche Nassau-Usingen zufielen. Dagegen erhielt er zur Entschädigung das Herzogtum Westfalen, fünf Ämter vom Mainzer Kurfürstentum, nämlich Heppenheim, Gernsheim, Lorsch, Fürth und Steinheim, die pfälz. Ämter Lindenfels, Umstadt, die Reste des Hochstifts Worms, die Abtei Seligenstadt, die Stadt Friedberg, die Propstei Wimpfen und die Cistercienserabtei Marienschloß bei Rockenberg. Dieser Zuwachs betrug etwa 6000 qkm mit 220000 E., während 2200 qkm mit 100000 E. abgetreten worden waren. Nachdem der Landgraf dem Rheinbunde beigetreten, nahm er 14. Aug. 1806 als souveräner Fürst die großherzogl. Würde an und nannte sich nun Ludwig I. Durch ein Edikt vom 1. Okt. 1806 hob er die landständischen Einrichtungen der alten hess.-darmst. Lande auf, die sie mit H.-Kassel gemeinsam gehabt hatten, denen zufolge aber 1628 die letzten Landtage gehalten worden. Ebenso beseitigte er auch die besondern darmst. Landstände. Mit dem Fall Napoleons löste sich der Rheinbund auf, und 2. Nov. 1813 trat H. durch den Vertrag zu Dörnigheim den verbündeten Mächten bei, wogegen ihm der Fortbestand als souveräner Staat zugesichert wurde. Durch die Bestimmungen des Wiener Kongresses verlor der Großherzog Westfalen nebst Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-Berleburg an Preußen, Alzenau, Amorbach, Miltenberg und Heubach an Bayern und erhielt dafür Teile des bisher als Depart. Donnersberg von der franz. Regierung verwalteten linken Rheinufers, nämlich Mainz mit Kastel und Kostheim, die Kantone Worms und Pfeddersheim und einen Teil des Kantons Alzei (etwa 4600 qkm), an Gebiet weniger, an Einwohnerzahl mehr. Die Landgrafschaft H.-Homburg, die seit Anfang des 19. Jahrh. mit H.-Darmstadt vereinigt war, wurde wieder losgetrennt und selbständiger Bundesstaat.

Unter der Regierung Ludwigs I. erhob sich das Land in raschem Aufschwung zu Wohlstand und einem konstitutionellen Staatsleben, namentlich seitdem ein neues Staatsgrundgesetz 17. Dez. 1820 publiziert worden war. Die Civilliste des Regenten wurde geregelt und ein Staatsschuldentilgungsgesetz promulgiert. Daran reihte sich die Publikation weiterer mit den Ständen vereinbarter Gesetze, so das über die Trennung der Justiz von der Verwaltung, die Errichtung einer Oberrechnungskammer, die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Fronen und anderer Privilegien, die Verwandlung der Zehnten, der Ablauf der fiskalischen Grundrenten, die Verkündigung einer neuen Gemeindeordnung u. s. w. Schon im Juni 1821 konnte der erste Landtag geschlossen werden. Auf dem 2. Aug. 1823 zusammenberufenen zweiten Landtage wurden Gesetze über die Ministerverantwortlichkeit und die Dienstpragmatik der Civilstaatsdiener vereinbart. Der dritte Landtag 1826—27 äußerte bereits einige laute Wünsche bezüglich des zu hohen Budgets und der Nichtabnahme der Staatsschulden, welche sich auf dem vierten Landtage, der 1829 eröffnet wurde, mehr und mehr zu Beschwerden gestalteten, namentlich als nach dem 6. April 1830 erfolgten Tode Ludwigs I. und dem Regierungsantritt seines Sohnes und Nachfolgers Ludwigs II. (geb. 1777, gest. 1848) von seiten der Stände Verminderungen an der Civilliste, von seiten der Regierung dagegen die Übernahme von 2 Mill. Fl. Privatschulden des neuen Großherzogs dringend gewünscht wurden. Während endlich eine Einigung über die Civilliste erfolgte, wurde die Übernahme der Privatschulden des Regenten bestimmt abgelehnt. Im Nov. 1830 erfolgte die Verabschiedung des Landtags, und nun trat die Regierung gegen die als Nachwirkungen der franz. Julirevolution entstandenen Unruhen und Aufregungen mit großer Heftigkeit auf, sodaß auf dem am 6. Dez. 1832 zusammenberufenen fünften Landtage eine immer größere Spaltung zwischen Regierung und Ständen eintrat. Es erfolgte eine Auflösung des Landtags und zugleich die Pensionierung verschiedener Staatsdiener, die als Mitglieder der aufgelösten Kammer in den Reihen der Gegner des Ministeriums gestanden, darunter Geh. Staatsrat Jaup, Regierungsrat von Gagern u. a. Trotz aller Maßregelungen kam eine noch stärkere Opposition in die Zweite Kammer des sechsten Landtags, der 26. April 1834 eröffnet und nach heftigen Debatten bei der Beratung über die Rechenschaftsablage der vorherigen Finanzperiode, sowie über die Unabhängigkeit des Richteramts schon im Oktober desselben Jahres wieder aufgelöst wurde. Die Eröffnung des siebenten Landtags erfolgte schon im Frühjahr 1835, und da die Regierung sich die Majorität zu sichern gewußt hatte, so gingen

Digitized by Google

die vorgelegten Entwürfe fast sämtlich durch. Auch die nun folgenden drei Landtage bewegten sich in keiner schroffen Gegenstellung zu dem Ministerium. Der achte Landtag (eröffnet 5. Nov. 1838, geschlossen 9. Jan. 1841) beriet den Entwurf eines Strafgesetzbuchs, welcher 17. Sept. 1841 als Gesetz (mit Geltung vom 1. April 1842 an) verkündigt wurde. Der im Dez. 1841 eröffnete und im Juli 1842 wieder verabschiedete neunte Landtag beschäftigte sich vorzugsweise mit den legislativen Vorarbeiten für den Eisenbahnbau. Das dem 10. Landtag (1844—47) vorgelegte Civilgesetzbuch erweckte die Unzufriedenheit der Provinz Rheinhessen, welche darin eine Vernichtung ihrer seitherigen Institutionen erblicken wollte. Mit dem Wiedererscheinen des Abgeordneten von Gagern, der den vor 13 Jahren verlassenen polit. Kampfplatz wieder betrat, wurde die Opposition gegen das Ministerium in- und außerhalb der Kammer intensiver; doch billigten die Kammern den Entwurf des Civilgesetzbuchs, sowie einen Entwurf eines Polizeistrafgesetzes. Trotz vielfacher Bemühungen der Regierung fielen die Wahlen für den elften Landtag ungünstig aus, und bei der im Dez. 1847 erfolgten Eröffnung desselben befand sich die Opposition wieder im Besitz der Majorität.

Nach einer kurzen Vertagung trat der Landtag 28. Febr. 1848 wieder zusammen, um alsbald mit den Nachrichten über den Sturz der franz. Julimonarchie überrascht zu werden. Der Großherzog Ludwig II. ernannte seinen Sohn, den Erbgroßherzog Ludwig, zum Mitregenten. Dieser entließ das bisherige Ministerium du Thil, und berief Heinr. von Gagern (5. März) zum Minister, welcher in dem Edikt vom 6. März in einem bis dahin von seiten einer Regierung nicht gehörten Tone von der Zwecklosigkeit der deutschen Bundesversammlung sprach, Freiheit der Presse, Volksbewaffnung, Herstellung des Petitions- und Versammlungsrechts, Beeidigung des Heers auf die Verfassung, freie Religionsübung, Zurücknahme des Polizeistrafgesetzbuchs, Garantie der rheinhess. Institutionen, Einführung der Schwurgerichte und Nationalvertretung zusagte. Als Gagern infolge seiner Erwählung zum Präsidenten der Deutschen Nationalversammlung sein Ministeramt (Ende Mai) niederlegte, übernahm zunächst Zimmermann provisorisch den Vorsitz im Ministerium, bis Mitte Juli Jaup an Gagerns Stelle berufen wurde. Ludwig II. war inzwischen 16. Juni gestorben und sein Sohn Ludwig III. (geb. 1806, gest. 1877), bisher Mitregent, ihm gefolgt. Das Ministerium vereinbarte mit den Ständen ein neues Wahlgesetz, wonach in Zukunft die Zweite Kammer nach allgemeinem Stimmrecht gebildet und für die Erste Kammer nur ein mäßiger Census gefordert werden sollte. Darauf erfolgte 24. Mai 1849 der Schluß des Landtags. Inzwischen widerstanden an der bad. Grenze die hess. Truppen der von Süden her kommenden Revolution, erst auf die Defensive beschränkt, später, durch Reichstruppen unterstützt, zum Angriff übergehend. Während dann unter dem Oberbefehl des preuß. Generals von Peucker die Pacifizierung Badens erfolgte, war H. im Juni 1849 dem von Preußen vorgeschlagenen Dreikönigsbündnis beigetreten. Der auf Ende Dez. 1849 nach dem neuen Wahlgesetz einberufene Landtag wurde jedoch nach kurzer Dauer schon im Jan. 1850 wieder aufgelöst.

Wie überall, so zeigten sich mit 1850 die Anfänge der Restaurationspolitik auch im Großherzogtum H., dessen Regierung allmählich größere Hinneigung zur österr. Politik zeigte. Das Ministerium Jaup nahm im Juni 1850 seine Entlassung und Freiherr von Dalwigk trat als Vorstand des Ministeriums des Innern ein, wozu er später noch den Vorsitz im Gesamtministerium und das Ministerium des Äußern übertragen erhielt. Die erste Wirksamkeit des neuen Ministeriums war der Rücktritt von der Union und die Beschickung des bald nachher in Frankfurt wieder zusammentretenden Bundestags. Noch einmal versammelten sich 12. Sept. 1850 die Stände auf Grund des neuen Wahlgesetzes zum 13. Landtage, der jedoch schon nach 14 Tagen wieder aufgelöst wurde. Eine Verordnung vom 9. Okt. setzte an Stelle des zugleich außer Kraft erklärten Wahlgesetzes von 1849 eine neue Wahlordnung, auf Grund welcher eine außerordentliche, aus zwei Kammern bestehende Ständeversammlung zusammenberufen wurde, die vorzugsweise ein neues Wahlgesetz beraten sollte. Dieser außerordentliche Landtag wurde 18. Jan. 1851 eröffnet; außer andern reaktionären Gesetzen wurde ein neues Wahlgesetz durchberaten, welches im wesentlichen die alten Wahlbestimmungen der Verfassungsurkunde mit nur wenigen Modifikationen enthielt. Hierauf erfolgte 16. Okt. 1856 der Schluß dieses Landtags. Noch in demselben Jahre trat auf Grund des neuen Wahlgesetzes der 15. Landtag (eröffnet im Dez. 1856, geschlossen 2. Juli 1858) zusammen.

Am 31. Mai 1859 wurde aus Veranlassung der kriegerischen Ereignisse in Italien der 16. Landtag eröffnet, jedoch zehn Tage später, nach Bewilligung der für die Kriegsbereitschaft erforderlichen Summen, wieder vertagt, um erst im Dezember desselben Jahres zur gewöhnlichen Budgetberatung von neuem zusammenzutreten. Den Entwurf einer neuen Strafprozeßordnung verwarf die Erste Kammer. Dagegen wurde das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch, ein Entwurf über das Civildienerwitwen-Institut, über die gleichmäßige Besteuerung der Gewerbe und das Fischereigesetz angenommen. Schon auf diesem Landtage kam die von der Regierung mit dem bischöfl. Stuhle zu Mainz bereits 22. Aug. 1854 abgeschlossene, aber erst gelegentlich der Beratung der Ersten Kammer 26. Okt. 1860 zur öffentlichen Kenntnis gebrachte «Vorläufige Übereinkunft in Betreff der Regelung der Verhältnisse des Staats zur kath. Kirche» oder die sog. Mainz-Darmstädter Konvention zur Sprache. Ein sehr strenges Preßgesetz vergrößerte die Unzufriedenheit im Lande, und als der neue Landtag 10. Nov. 1862 eröffnet wurde, gehörte die große Majorität desselben der hess. Fortschrittspartei an, die sich kurz vorher auf Grund des sog. «Landsberg-Programms» in Frankfurt a. M. gebildet hatte und vorzugsweise sich auf das im März 1848 erlassene Edikt, dessen Versprechungen noch immer unerfüllt seien, stützte. Der Landtag begann auch sofort mit der Annahme einer Adresse, welche Aufhebung des Preßgesetzes und anderer reaktionärer Maßregeln forderte. Doch war, außer der Annahme des preuß.-franz. Handelsvertrags, das einzige Resultat des Landtags die im Herbst 1864 erfolgte Einigung über das Budget, das wesentliche Ersparnisse mit sich brachte. Am 10. Mai 1865 wurde dieser 17. Landtag geschlossen, und 4. Dez. trat der 18. zusammen, welcher in der Opposition gegen die

Digitized by Google

Regierung fortfuhr. Nachdem durch den 24. März 1866 erfolgten Tod des letzten Landgrafen von H.-Homburg dieſes Ländchen an das Großherzogtum gefallen war, ſtellte ſich letzteres in dem ausbrechenden Konflikt zwiſchen Preußen und Öſterreich mit der Majorität des Deutſchen Bundes auf die Seite Öſterreichs, nahm auch am Deutſchen Kriege von 1866 teil und mußte in dem mit Preußen 6. Sept. 1866 abgeſchloſſenen Frieden außer der Zahlung von 3 Mill. Fl., der Übergabe des geſamten Poſtweſens im ganzen Großherzogtum an Preußen und der Anerkennung der durch den Nikolsburger Präliminarfrieden beſtimmten Neugeſtaltung Deutſchlands die kaum erworbene Landgrafſchaft H.-Homburg, ſowie den Kreis Biedenkopf, den Kreis Vöhl mit ſeinen Enklaven, den nordweſtl. Teil des Kreiſes Gießen, den Ortsbezirk Rödelheim und den unter heſſ. Souveränetät ſtehenden Teil des Ortsbezirks Niederurſel an Preußen abtreten und in den Beitritt mit allen nördlich vom Main gelegenen Gebietsteilen zum Norddeutſchen Bunde willigen. Preußen trat dagegen behufs Herſtellung territorialer Einheit in der Provinz Oberheſſen einige Gebietsteile, welche bisher zu Kurheſſen, Naſſau und Frankfurt gehört hatten, darunter das vormalige kurheſſ. Amt Rauheim und das vormalige naſſauiſche Amt Reichelsheim, an H. ab. Das Friedenswerk erhielt ſeinen Abſchluß durch die 7. April 1867 vereinbarte Militärkonvention, welche die Organiſation des heſſ. Militärweſens derjenigen Preußens und des Norddeutſchen Bundes völlig gleichſtellte und die heſſ. Diviſion zu einem Teile des norddeutſchen Bundesheers machte, ſowie durch ein auf Grund dieſer Militärkonvention abgeſchloſſenes Schutz- und Trutzbündnis.

Eine neue Ordnung der Dinge hatte mit dieſen Beſtimmungen ihren Anfang genommen; aber der Umſtand, daß Oberheſſen zum Norddeutſchen Bunde gehörte, während die Provinzen Starkenburg und Rheinheſſen in ihrer Unabhängigkeit vom Bunde frühere Zuſtände beibehielten, bereitete Schwierigkeiten. Der Eintritt des ganzen Großherzogtums in den Norddeutſchen Bund, von der Zweiten Kammer wiederholt beantragt, aber von der Regierung beſtritten und von der Erſten Kammer verworfen, wurde zur Notwendigkeit. Am 15. Jan. 1868 wurde ein Telegraphenvertrag mit Preußen abgeſchloſſen, vermöge deſſen das Telegraphenweſen (mit Ausnahme des Staatsbahntelegraphen) allmählich vollſtändig an die Verwaltung Preußens, beziehentlich des Norddeutſchen Bundes überging; ein Poſtvertrag war bereits 1867 zu Stande gekommen. Die Triumphe von 1870 bis 1871 führten zur dauernden Einigung ſämtlicher deutſchen Staaten und zur Herſtellung des Deutſchen Reichs. Im März 1870 ſchon hatte H. mit dem Norddeutſchen Bunde einen ſog. Jurisdiktionsvertrag, betreffend wechſelſeitige Gewährung der Rechtshilfe, abgeſchloſſen. Im Okt. 1870 ließ der Großherzog den Entwurf zu einer presbyterial-ſynodalen Verfaſſung publizieren, welcher demnächſt der Landesſynode zur Beratung gegeben werden ſollte. Am 15. Nov. ſchloß H. zu Verſailles einen Vertrag über den Beitritt auch ſeines ſüdl. Teils zum neuen Deutſchen Bunde, ſowie eine vorläufige Vereinbarung bezüglich der Militärverhältniſſe des Großherzogtums, welche 1871 infolge weiterer Verhandlungen zu einer definitiven wurde. Miniſter von Dalwigk trat 6. April 1871 zurück und nach dem Übergangsminiſterium Lindelof trat Miniſter Hofmann 13. Sept. 1872 an die Spitze des Miniſteriums. Vereinfachungen in der Staatsverwaltung wurden vorgenommen, ſo z. B. durch Aufhebung der beſondern Behörden für das Schulweſen, Medizinalweſen, Bauweſen, für Forſt- und Domänenangelegenheiten und für Steuerſachen und deren Einordnung als Abteilungen der Miniſterien. Ein neues Wahlgeſetz wurde von den Kammern im Okt. 1872 angenommen. Die von der Vorſynode angenommene evang. Kirchenverfaſſung wurde 27. Jan. 1874 durch großherzogl. Edikt verkündet. Ein Volksſchulgeſetz, das die Oberaufſicht des Staats und die Leitung des geſamten Volksſchulweſens durch Staatsbehörden beſtimmt, wurde nach langem Widerſtand der Ultramontanen 4. Febr. 1874 auch von der Erſten Kammer angenommen, endlich wurden fünf Kirchengeſetzentwürfe, welche das Verhältnis der Kirche zum Staat ordnen, trotz des Proteſtes des Biſchofs Ketteler, im Herbſt 1874 von den Kammern genehmigt und 3. Mai 1875 von der Regierung publiziert. Der im Okt. 1875 eröffnete Landtag genehmigte im März 1876 den Ankauf der oberheſſ. Bahnen durch den Staat. Im Mai 1876 trat Freiherr von Starck an Stelle des zum Präſidenten des Reichskanzleramts ernannten Miniſterpräſidenten Hofmann. Am 13. Juni 1877 ſtarb der Großherzog Ludwig III.; da er kinderlos war, ſo folgte ihm ſein älteſter Neffe Ludwig (geb. 12. Sept. 1837) als Ludwig IV. Infolge der morganatiſchen Vermählung des Großherzogs mit Frau von Kolemine trat Freiherr von Starck Ende Mai 1884 zurück und der ſeitherige Staatsrat J. Finger an ſeine Stelle.

Vgl. von Türckheim, «Histoire généalogique de la maison de Hesse» (2 Bde., Straßb. 1819—20); Rommel, «Geſchichte von H.» (10 Bde., Gotha u. Kaſſ. 1820—58); Dieffenbach, «Geſchichte von H.» (Darmſt. 1831); Archiv für heſſ. Geſchichte und Altertumskunde» (ſeit 1833); Heber, «Geſchichte des Großherzogtums H.» (Offenb. 1837); Heppe, «Kirchengeſchichte beider H.» (Marburg 1876); Ewald, «Hiſtor. Überſicht der Territorialveränderungen der Landgrafſchaft H. und des Großherzogtums H.» (2. Aufl., Darmſt. 1872). [thal.

Heſſen-Barchfeld, ſ. u. Heſſen-Philippsthal.

Heſſen-Homburg, eine ehemalige Landgrafſchaft, beſtehend aus der Herrſchaft Homburg vor der Höhe diesſeit und der Herrſchaft Meiſenheim jenſeit des Rheins von zuſammen 275 qkm, ſeit 1866 dem preuß. Staate einverleibt. Die Landgrafſchaft war früher als Amt Homburg ein integrierender Teil der Landgrafſchaft H.-Darmſtadt, bis ſie nach Georgs I. Tode (1622) an deſſen jüngern Sohn, Friedrich I., kam, welcher der Stifter der Homburgiſchen Linie wurde, in der er 1626 das Erſtgeburtsrecht einführte. Ihm folgte 1638 ſein Sohn, Friedrich II. mit dem ſilbernen Bein (geb. 1633, geſt. 1708). Früher in ſchwed. und brandenb. Dienſten, zeichnete ſich derſelbe beſonders in der Schlacht bei Fehrbellin aus. Er verſchönerte das damals noch ſehr kleine und unbedeutende Homburg und zog in die nahe gelegenen Dörfer Friedrichsdorf und Dornholzhauſen vertriebene franz. Proteſtanten. Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich III. Jakob (geb. 1673), war unter den Augen des Großen Kurfürſten von Brandenburg erzogen, nahm dann in holländ. Dienſten an den Feldzügen 1690—97 teil und ſtarb hochbetagt und kinderlos zu Herzogenbuſch 1746. Nachfolger war ſein

Digitized by Google

Brudersſohn, Friedrich IV. (geb. 1724), der, früher unter Friedrich II. von Preußen mit Auszeichnung dienend, ſchon nach fünfjähriger Regierung 1751 mit Hinterlaſſung eines unmündigen Sohns, Friedrichs V. (geb. 1748), verſtarb. Die Vormundſchaft übernahm, neben der Mutter, der Landgraf Ludwig VIII. von H.-Darmſtadt. Doch führte dies Verhältnis zu Streitigkeiten, die erſt durch einen Vergleich 1768 erledigt wurden, der namentlich infolge der Vermählung Friedrichs V. mit der Prinzeſſin Karoline, Tochter Ludwigs IX. von H.-Darmſtadt, zu ſtande kam. Die während der weitern Regierung Friedrichs V. hereinbrechende Franzöſiſche Revolution mit ihren nachfolgenden Ereigniſſen entriß ihm ſein Land, das unter die Souveränetät ſeines Schwagers, Ludwig I. von Darmſtadt, kam, bis der Wiener Kongreß die Unabhängigkeit des Landes wiederherſtellte, und 1817 ward der Landgraf nachträglich noch Mitglied des Deutſchen Bundes. Er ſtarb 1820, und ihm folgte ſein älteſter Sohn, Friedrich Joſeph (geb. 1769), der kinderlos 2. April 1829 ſtarb und ſeinen Bruder, Ludwig Friedrich Wilhelm, zum Nachfolger hatte. Dieſer, geb. 29. Aug. 1770, war nach vollendeten Studien in Genf 1788 in preuß. Dienſte getreten, in denen er an den meiſten Schlachten, welche Preußen ſeit 1792 bis zum Zweiten Pariſer Frieden gegen Frankreich ſchlug, namentlich auch an der Schlacht bei Leipzig, wo er ſchwer verwundet wurde, den rühmlichſten Anteil nahm. Nach und nach zum General der Infanterie aufgeſtiegen, wurde er 1815 Gouverneur der Bundesfeſtung Luxemburg. Nachdem Meiſenheim ſchon 31. Dez. 1829 dem preuß.-heſſ. Zollverein einverleibt worden, trat 20. Febr. 1835 auch Homburg demſelben bei.

Als der Landgraf 19. Jan. 1839 ebenfalls kinderlos ſtarb, folgte ihm in der Regierung ſein Bruder, Philipp Auguſt Friedrich (geb. 1781), welcher dem Lande eine Verfaſſung zu geben verſprach. Er ſtarb indeſſen ohne Erfüllung dieſes Verſprechens 15. Dez. 1846, und es folgte ihm ſein Bruder, Guſtav Adolf Friedrich, der ſchon 8. Sept. 1848 ſtarb. Unter deſſen Bruder und Nachfolger, Ferdinand Heinrich Friedrich, trat im April 1849 ein Landtag zuſammen und vereinbarte eine Verfaſſung, die 3. Jan. 1850 publiziert, aber 20. April 1852 wieder außer Wirkſamkeit geſetzt ward. Landgraf Ferdinand Heinrich Friedrich, der jüngſte Sohn des Landgrafen Friedrich V., ſtarb unvermählt 24. März 1866. Mit ihm erloſch im Mannsſtamme die Linie H.-H., und das Ländchen fiel damit an H.-Darmſtadt zurück. Das landgräfl. Kontingent kämpfte an der Seite der großherzogl. heſſ. Diviſion den unglücklichen Kampf gegen Preußen, und der vom Großherzog mit Preußen abgeſchloſſene Friede trennte nebſt andern Landesteilen auch die Landgrafſchaft von dem heſſ. Länderbeſtand. Die Herrſchaft Homburg bildet ſeitdem einen Beſtandteil der preuß. Provinz H.-Naſſau (Geſetz vom 20. Sept. 1866). Von der homburg. Erbſchaft verblieben dem Großherzog nur die im Regierungsbezirk Magdeburg gelegenen Fideikommißgüter: das Amt Hötensleben und das Amt Obisfelde, und die im Schloſſe zu Homburg befindliche Bücherſammlung, ſowie ſämtliche darin befindliche Bilder. Die Herrſchaft Meiſenheim bildet jetzt einen Kreis des preuß. Regierungsbezirks Koblenz.

Heſſen-Kaſſel, ein ehemaliges deutſches Kurfürſtentum, welches weſentlich dem gegenwärtigen Regierungsbezirk Kaſſel der preuß. Provinz H.-Naſſau entſprach. Es beſtand aus dem unregelmäßig geſtalteten Hauptlande und mehrern Exklaven, von denen die Grafſchaft Schaumburg und die Herrſchaft Schmalkalden die größten waren, und zerfiel in vier Provinzen: Niederheſſen mit Schaumburg, Oberheſſen, Fulda mit Schmalkalden und Hanau, umfaßte insgeſamt 174 Quadratmeilen (9580,94 qkm) mit (1864) 745 063 E. (82,82 Proz. Proteſtanten, 14,58 Proz. Katholiken, 2,60 Proz. Mennoniten, Wiedertäufer und Juden). Die Haupt- und Reſidenzſtadt war Kaſſel. (S. Heſſen-Naſſau und Kaſſel.) Vgl. Pfiſter, «Handbuch der Landeskunde von Heſſen» (2. Aufl., Kaſſ. 1840); Landau, «Beſchreibung des Kurfürſtentums Heſſen» (Kaſſ. 1842); Hildebrand, «Statiſt. Mitteilungen über die volkswirtſchaftlichen Zuſtände Kurheſſens» (Berl. 1853); Altmüller, «Das Kurfürſtentum Heſſen» (Gött. 1860).

H.-K. iſt die ältere Linie des Hauſes Heſſen, die von Philipps des Großmütigen älteſtem Sohne, dem Landgrafen Wilhelm IV. oder dem Weiſen, geſtiftet wurde, der ſeine Reſidenz zu Kaſſel hatte und 1567—92 regierte. Ihm folgte in der Regierung ſein Sohn Moritz, der ſich der reform. Kirche zuwendete, 1627 die Regierung ſeinem Sohne Wilhelm V. überließ und 1632 ſtarb. Wilhelm V. ſetzte 1628 das Erſtgeburtsrecht für ſein Haus feſt, kämpfte im Dreißigjährigen Kriege auf Schwedens Seite und ſtarb in der Acht 1637. Sein Bruder Hermann ſtiftete die Nebenlinie H.-Rotenburg, der jüngſte Bruder Ernſt die Linie H.-Rheinfels. Wilhelms V. unmündiger Sohn, Wilhelm VI., ſtand, bis er 1650 die Regierung ſelbſt übernahm, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, Amalia Eliſabeth, Gräfin von Hanau, die zur Entſchädigung für die Opfer im Dreißigjährigen Kriege den größten Teil der Grafſchaft Schaumburg und die Abtei Hersfeld als Fürſtentum erhielt. Wilhelm VI. ſtarb 1663, und ihm folgten ſein Sohn Wilhelm VII. und, als dieſer 1670 noch minderjährig verſtarb, deſſen Bruder Karl unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, Hedwig Sophie, einer Tochter des Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg, während ein dritter Bruder, Philipp, der Stifter der Nebenlinie H.-Philippsthal wurde. Karl übernahm die Regierung 1675. Heſſ. Söldner hatten nach dem Dreißigjährigen Kriege als Bundestruppen anderer Kontinentalmächte faſt an allen europ. und türk. Kriegen Anteil. Dieſes Syſtem verbeſſerte die Finanzen, aber kaum den Wohlſtand des Landes, und brachte den glänzenden Hof ſelbſt in ausländiſche Familienverbindungen. Karls älteſter Sohn, Friedrich, vermählte ſich mit Ulrike Eleonore, der jüngſten Schweſter Karls XII. von Schweden, dem dieſe auf dem Throne folgte, und wurde 1720 König von Schweden. Beim Tode ſeines Vaters 1730 übernahm er als Friedrich I. die Regierung in H., ernannte aber ſeinen Bruder Wilhelm zu ſeinem Statthalter, der ihm, als er 28. März 1751 ohne Erben ſtarb, unter dem Namen Wilhelm VIII. als Landraf folgte. Wilhelm VIII. focht noch als brit. Bundesgenoſſe im Siebenjährigen Kriege und ſtarb 1760. Ihm folgte ſein zum Katholizismus übergetretener Sohn, Friedrich II.; er hielt einen glänzenden Hof, vermehrte das Heer bedeutend und ließ 1776—84 im engl. Solde 22 000 Mann gegen Nordamerika kämpfen, wofür er 21 276 778 Thlr. erhielt. Er ſtarb 1785; ihm folgte als Landgraf

sein Sohn Wilhelm IX., der schon seit 1760 Graf und dann Fürst von Hanau gewesen war.

Wilhelm IX. nahm an dem franz. Revolutionskriege mit seinem Reichskontingent und auch als brit. Verbündeter teil. Nachdem er dem Baseler Frieden von 1795 beigetreten, schloß er sich an Preußen an. Zur Entschädigung für den Verlust seiner Besitzungen jenseit des Rheins erhielt er 1803 mehrere vormals mainzer Ämter und Städte und wurde 25. Febr. 1803 zur Würde eines Kurfürsten erhoben, die er 1. Mai 1803 unter dem Namen Wilhelm I. öffentlich annahm. Am 3. Okt. 1806 schloß er einen Vertrag mit Napoleon, worin dieser die Neutralität des Kurfürstentums anerkannte. Da aber der Kurfürst zur Aufrechthaltung der Neutralität sein Heer auf 20000 Mann vermehrte, so gab ihm Napoleon nach der Schlacht bei Jena schuld, dies nur deshalb gethan zu haben, um, falls die Preußen siegten, gemeinschaftliche Sache mit diesen zu machen. Bereits 1. Nov. wurde Kassel von franz. Truppen besetzt und im Frieden zu Tilsit das ganze Kurfürstentum dem neuerrichteten Königreich Westfalen einverleibt. Erst nach siebenjähriger Abwesenheit, 21. Nov. 1813, kehrte der Kurfürst in sein Land zurück. Wie er überhaupt die westfäl. Zwischenregierung als gar nicht vorhanden gewesen und auch alles, was unter derselben geschehen, als ungültig betrachtete, wodurch große und weitläufige Prozesse, so namentlich in Beziehung auf den Verkauf der Domänen, veranlaßt wurden, so behielt er auch, als man ihm auf dem Kongresse zu Wien nicht den Königstitel bewilligte, den inzwischen ganz bedeutungslos gewordenen kurfürstl. Titel bei. Bei der Ausgleichung der deutschen Gebiete erhielt er zu seinem frühern Besitze den größten Teil des Fürstentums Fulda, mehrere Enklaven im Kurhessischen und einen Teil des Isenburgischen; dagegen trat er einige Enklaven und Grenzdistrikte, z. B. an Sachsen-Weimar, ab. Bei der Rückkehr in sein Land hatte er dem Volk in einer Proklamation, sowie den verbündeten Mächten in dem Beitrittsvertrage vom 2. Dez. 1813 versprochen, die Landstände, wie sie bis 1806 bestanden, jedoch mit Aufhebung aller Steuerbefreiungen, wiederherzustellen, und es waren auch die alten Stände vom 1. März bis 2. Juli 1815 und dann wieder vom 15. Febr. bis 10. Mai 1816 versammelt. Der Kurfürst ließ einen Konstitutionsentwurf, der im wesentlichen an den alten Grundlagen nichts ändern sollte, ausarbeiten, und schon war eine definitive Redaction zur Publikation als Gesetz bereit, als der Kurfürst plötzlich von einer Konstitution absah. Er gab hierauf ein Haus- und Staatsgesetz vom 4. März 1817, in welches man verschiedene Bestimmungen des Konstitutionsentwurfs aufnahm. Die Stände berief er jedoch nicht mehr, und mehrere wichtige Gesetze wurden in Form von Verordnungen erlassen.

Das Ableben des Kurfürsten Wilhelm I. 27. Febr. 1821, dem sein Sohn Wilhelm II. in der Regierung folgte, änderte hierin nichts. Durch ein Organisationsedikt vom 29. Juni 1821 wurde zwar die Justiz von der Administration getrennt, der Geschäftskreis aller Staatsbehörden genau bestimmt und für die Regelmäßigkeit des Staatshaushalts gesorgt; allein diese Organisation vermehrte die obern Verwaltungsbehörden, dadurch den Kostenaufwand, und entbehrte der konstitutionellen Garantien. Hierzu kam noch das Anstoß erregende Verhältnis des Kurfürsten zur Gräfin Reichenbach, der man großen Einfluß auf denselben beimaß. Als der Kurfürst und die Gräfin im Sept. 1830 von Karlsbad nach Kassel zurückzukehren beabsichtigten, brach 6. Sept. eine Bewegung aus, infolge deren am 7. eine Bürgerbewaffnung eingeführt wurde. Hierauf langte der Kurfürst nebst dem Kurprinzen 12. Sept. in Kassel an, und ersterer bewilligte 13. Sept. dem Stadtrate zu Kassel das Gesuch um Versammlung der Landstände. Inzwischen waren auch in Hanau und Fulda Unruhen ausgebrochen, die sich in Kassel 6. und 16. Okt. erneuerten. Es durch eine Verordnung vom 19. Sept. berufene Stände der althess. Lande, denen auch Abgeordnete von Fulda, Hanau und Isenburg und Schaumburg beigegeben waren, traten 16. Okt. zusammen. Ihnen wurde das neue Grundgesetz, das der Kurfürst 5. Jan. 1831 unterzeichnete, 9. Jan. feierlich übergeben. Die Rückkehr der Gräfin Reichenbach nach Wilhelmshöhe 10. Jan. und die darüber entstandene Bewegung hatte indes zur Folge, daß die Gräfin sich wieder zur Abreise entschließen mußte. Dies reizte den Kurfürsten so auf, daß er seine Residenz nach Hanau verlegte und dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm die Mitregentschaft und zuletzt, bis er selbst wieder in die Hauptstadt zurückkehren werde, die alleinige Regierung übertrug. Die Anordnung wurde 30. Sept. 1831 durch ein Edikt bekannt gemacht, und 7. Okt. hielt der Kurprinz-Mitregent seinen Einzug in Kassel. Der erste nach der neuen Verfassung 11. April 1831 eröffnete Landtag wurde, als er sich über die Maßregeln der Regierung gegen Presse und Vereine und über die Ausnahmebeschlüsse des Bundestags aussprach, 26. Juli wieder aufgelöst. Sein wichtigstes Ergebnis war der Zollanschluß an Preußen und damit der Beitritt zu dem damals im Entstehen begriffenen Zollverein. Der zweite Landtag, der am 8. März eröffnet wurde, begann mit Zwistigkeiten zwischen Ministerium und Ständen, namentlich über den Urlaub für den Professor Jordan, der als Deputierter der Landesuniversität keines Urlaubs zu bedürfen glaubte. Als am 18. März die Stände den Beschluß faßten, daß dem Eintreten Jordans kein Hindernis im Wege stehe, erfolgte eine abermalige Auflösung. Der dritte Landtag, zum 15. April 1833 einberufen, ward erst 10. Juni eröffnet. Anklagen gegen den Minister Hassenpflug wurden vom Oberappellationsgerichte aus formellen Gründen verworfen. Nachdem ein Gesetz über die Emancipation der Juden zu Stande gekommen, schloß der Landtag 31. Okt. 1833 wenigstens mit einem verfassungsmäßig gefaßten Abschiede. Der Landtag für die zweite Finanzperiode 1834—36, jedoch ohne neue Wahlen, wurde 11. Nov. 1833 eröffnet, brachte eine Gemeindeordnung zu Stande und erzielte eine Minderung des Militäretats, wurde aber 6. April 1835 ohne Verabschiedung entlassen.

Inzwischen hatte der am 12. Nov. 1834 erfolgte Tod des Landgrafen Victor Amadeus von H.-Rheinfels-Rotenburg und der dadurch veranlaßte Heimfall der beträchtlichen Grundbesitzungen desselben, welche die Regierung als Fideikommiß des Kurhauses in Anspruch nahm, zu neuer Verwickelung zwischen ihr und den Ständen Veranlassung geboten. Der Landtag 1837—39 ward 22. Nov. 1836 eröffnet, aber noch unter dem Ministerium Hassenpflug zweimal vertagt, nach Hassenpflugs Austritt aus dem Staatsdienst und der Stände Wiederberufung 5. Okt. 1837 unmittelbar nach der Abstimmung,

Digitized by Google

zufolge deren die Einnahmen der ſog. Rotenburger Quart dem Finanzminiſter überwieſen werden ſollten, 10. März 1838 aufgelöſt. Haſſenpflugs Nachfolger, Hanſtein, hielt, wenn auch minder ſchroff, doch die Prinzipien des Vorgängers aufrecht. Die Eröffnung der zweiten Ständeverſammlung der dritten Finanzperiode fand 28. April 1838 ſtatt; doch auch dieſe wurde 12. Juli ohne Verabſchiedung entlaſſen. Der Landtag 1840—42 wurde 25. Nov. 1839 eröffnet. Der Regierung gelang es auch jetzt nicht, in den ſtreitigen Finanzfragen die Zuſtimmung der Kammer zu erhalten. Zu Ende 1841 war ſtatt Hanſtein Koch an die Spitze des Miniſteriums des Innern getreten und damit ein milderes Element in die oberſte Verwaltung gekommen. Die Wahlen zu dem Landtag der fünften Finanzperiode, den der Kurfürſt im Dez. 1842 eröffnete, waren für die Regierung günſtiger ausgefallen, aber das Zögern der Regierung in der Anlage von Eiſenbahnen veranlaßte lebhafte Erörterungen, die Kochs Rücktritt vom Miniſterium nach ſich zogen. Die Verabſchiedung des Landtags erfolgte 3. April 1844. Auch die nächſten Landtage wurden bald nach Eröffnung wieder vertagt. Inzwiſchen war zwar Koch wieder an die Spitze des Miniſteriums getreten, aber ſein Einfluß ſchwand, während der Landtagskommiſſar Scheffer die leitende Perſönlichkeit wurde, bis 1847 Koch abermals austrat und durch Scheffer erſetzt wurde. Am 20. Nov. 1847 ſtarb zu Frankfurt a. M. Kurfürſt Wilhelm II., und der Kurprinz-Mitregent trat nun als Kurfürſt Friedrich Wilhelm I. die Regierung an. Das Miniſterium Scheffer konnte ſelbſt mit der diesmal gefügigern Ständeverſammlung ſich nicht über die Fragen der Hofdotation einigen.

Unter ſolchen Verhältniſſen mußten die Februarrevolution von 1848 und die darauffolgenden Ereigniſſe in Deutſchland in H. mächtig wirken. Überall begann eine Petitionsbewegung, am ſtürmiſchſten in Hanau. Schon in der Nacht vom 5. auf den 6. März entfernte ſich Scheffer, am 7. März verſprach der Kurfürſt Aufhebung der Cenſur, Beſeitigung der Maßregeln gegen die Deutſchkatholiken, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren mit Geſchworenen u. ſ. w. Eine Deputation aus Hanau verlangte volkstümliche Miniſter, Auflöſung der Stände, Amneſtie, Religionsfreiheit, Mitwirkung zu einem deutſchen Parlamente, und der Kurfürſt gewährte alles. In das neue Miniſterium traten Eberhard, Schwedes, Moritz von Baumbach und Weiß ein. Wippermann ward Landtagskommiſſar, und in die Ständeverſammlung, die 13. März zuſammentrat, wurden die bisher Ausgeſchloſſenen zugelaſſen. Das Miniſterium verſtärkte ſich ſpäter durch Schenck von Schweinsberg (Auswärtiges) und Wippermann (Finanzen) und begann nun, nachdem eine polit. Amneſtie verkündet worden, nach allen Seiten hin die Geſetzgebung im liberalen Sinne zu reformieren. Die ungelöſte Streitfrage über die Rotenburger Quart fand jetzt ihre Erledigung, indem die Domänengüter dieſer Erbſchaft dem Finanzminiſterium überwieſen, auf die Rückerſtattung der bisher vom Kurfürſten bezogenen Summen aber verzichtet wurde. Die Preſſe, die Religionsübung ward frei, die bürgerliche Ehe eingeführt, die Polizeiverwaltung den Gemeinden übertragen. Zur Beſetzung des oberſten Gerichtshofs wirkten nunmehr die Stände mit. Die Verwaltung geſtaltete man volkstümlich dahin um, daß nun ein vom Volke gewählter Bezirksrat den Verwaltungsbeamten zur Seite ſtand. Der ſo lange Zeit verzögerte Eiſenbahnbau wurde jetzt vollendet, überhaupt nach allen Richtungen auch materielle Verbeſſerung gefördert. In den deutſchen Angelegenheiten ſchloß ſich Kurheſſen der Richtung der Regierungen an, welche den Bundesſtaat unter preuß. Leitung wollten, und erkannte die konſtituierende Gewalt der Deutſchen Nationalverſammlung an. Die Grundrechte wurden publiziert, die Reichsverfaſſung vom 28. März 1849 verkündet. Nach dem Scheitern derſelben entſchloß ſich die Regierung, dem Dreikönigsbunde beizutreten, und die 14. Juli 1849 nach dem neuen Wahlgeſetze zuſammengetretene Ständeverſammlung genehmigte den Beitritt zum preuß. Bündnis. Am 22. Febr. 1850 erhielt das Märzminiſterium ſeine Entlaſſung. Haſſenpflug, Haynau, Baumbach, Lometſch, Volmar bildeten die neue Verwaltung.

Der Miniſterwechſel hatte nicht nur für Kurheſſen, ſondern für ganz Deutſchland eine entſcheidende Wichtigkeit, indem hiermit Öſterreich gegen die preuß. Union und den parlamentariſchen Bundesſtaat aufzutreten Gelegenheit fand. Zwar erſchien Haſſenpflug mit einem gemäßigten, aber vieldeutigen Programm vor der Ständeverſammlung (26. Febr.) und verſicherte, zu Ausnahmemaßregeln nie die Hand bieten zu wollen. Allein die Verſammlung gab Haſſenpflug gegenüber ein einſtimmiges Mißtrauensvotum ab und ward vertagt. Nach ihrer Wiedereröffnung ſtellte ihr Verfaſſungsausſchuß den Antrag, an der Union feſtzuhalten und gegen die beabſichtigte Wiederherſtellung des Bundestags zu proteſtieren; aber noch ehe dieſe Anträge zur Verhandlung kamen, ward 12. Juni die Ständeverſammlung raſch aufgelöſt, und Haſſenpflug begab ſich als Vertreter Kurheſſens zur Plenarverſammlung des Bundes nach Frankfurt. Die neuen Wahlen verſtärkten unter ſolchen Verhältniſſen die demokratiſche Partei, welche in der 22. Aug. eröffneten Ständeverſammlung der konſtitutionellen Partei an Zahl ziemlich gleich war. Das Miniſterium legte kein Finanzgeſetz vor und verlangte nur die Forterhebung der Steuern. Die Kammer beſchloß (31. Aug.) die Erhebung und Deponierung der indirekten Steuern für Juli bis September, verweigerte aber die direkten Steuern für dieſelbe Periode wegen mangelnden Finanznachweiſes. Am 2. Sept. ward die Verſammlung aufgelöſt und in einer Verordnung vom 4. Sept. einſeitig die Forterhebung ſämtlicher Steuern dekretiert. Da die Verfaſſung ausdrücklich die Erhebung der Steuern ohne landſtändiſche Bewilligung unterſagte, weigerten die Gerichte und Verwaltungskollegien die Vollziehung der Verordnung vom 4. Sept. als geſetzwidrig. Das Miniſterium verhängte darauf 7. Sept. über das ganze Land den Kriegszuſtand und übertrug die unbeſchränkte Autorität dem General Bauer. Gleichwohl beharrten die Behörden bei ihrem verfaſſungsmäßigen Verhalten. Der ſtändiſche Ausſchuß reichte gegen die Miniſter wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt und wegen Hochverrats eine Klage ein, und General Bauer forderte ſeine Entlaſſung. Da begab ſich 13. Sept. der Kurfürſt plötzlich mit Haſſenpflug nach Wilhelmsbad, wohin 17. Sept. auch der Sitz der Regierung verlegt wurde. Unterdeſſen war es Haſſenpflug gelungen, bei dem in Frankfurt verſammelten Engern Rate des Bundestags einen

Digitized by Google

Beſchluß zu erlangen (21. Sept.), wonach die kurheſſ. Regierung aufgefordert ward, alle einer Bundesregierung zuſtehenden Mittel anzuwenden, um die ernſtlich bedrohte landesherrliche Autorität ſicherzuſtellen, während die Bundesverſammlung ſelbſt ſich vorbehielt, die zur Herſtellung des geſetzlichen Zuſtandes erforderlichen Anordnungen zu treffen. Der ſtändiſche Ausſchuß beſtritt in einer öffentlichen Erklärung die rechtliche Gültigkeit dieſes Beſchluſſes ſchon aus dem Grunde, weil nach Haſſenpflugs früherer Erklärung der Bundestag aufgehört habe zu exiſtieren; auch die preuß. Regierung wies auf diplomatiſchem Wege dies Einſchreiten einer nicht anerkannten Behörde zurück. Eine Verordnung vom 28. Sept. entzog hierauf den Gerichten jede Kognition über die Wirkſamkeit der Septemberverordnungen und erklärte jedes deshalb eingeleitete Verfahren für unwirkſam. Die Stelle des Oberbefehlshabers ward dem alten General Haynau übertragen, gegen welchen der ſtändiſche Ausſchuß eine Anklage wegen Verfaſſungsverletzung und Hochverrat beim Generalauditoriat einreichte, und dieſes beſchloß, gegen Haynau die Unterſuchung einzuleiten. Am 5. Okt. ſtellten die Regimentskommandeure dem Oberbefehlshaber die peinliche Lage vor, in welche man ſie verſetze. Deputationen gingen nach Wilhelmsbad, um auf den Kurfürſten zu wirken; aber es war vergebens. Darauf gab 9. Okt. das geſamte Offizierkorps, mit geringen Ausnahmen, ſeine Entlaſſung. Die Antwort auf ihr Verlangen verzögerte ſich; zu Ende des Monats erhielten ſämtliche Truppen in und um Kaſſel Befehl zum Marſch ins Hanauiſche.

Die auswärtige Intervention war inzwiſchen vorbereitet worden. Das Bündnis in Bregenz (11. Okt.) hatte die Verabredungen feſtgeſetzt, und der Engere Rat in Frankfurt beſchloß 25. Okt., die von Haſſenpflug angerufene Bundeshilfe zu gewähren. Am 1. Nov. überſchritt ein bayr.-öſterr. Armeekorps unter Fürſt Taxis die kurheſſ. Grenze und beſetzte Hanau. Sofort überſchritten im Norden des Kurſtaats auch preuß. Truppen die Grenze und beſetzten Kaſſel und Fulda. Es ſchien, als werde Preußen die kurheſſ. Verfaſſung gegen den nicht anerkannten Bundestag ſchützen, und dieſe Erwartung ward beſtärkt, als die Preußen in der Nähe von Fulda bei Bronzell (8. Nov.) auf die vorrückende Bundesarmee Feuer gaben. Aber das Eingehen der preuß. Regierung auf die öſterr. Politik, wie es zu Olmütz verabredet worden, hatte auch das Geſchehenlaſſen der Intervention in H. zur Folge. Die Dinge entwickelten ſich nun raſch. Die kurheſſ. Armee war bis auf die Cadres beurlaubt und einer Anzahl Offiziere der verlangte Abſchied erteilt. Die Septemberverordnungen wurden jetzt durchgeführt, die Bürgerwehren entwaffnet, die Preſſe unterdrückt, die Steuern gewaltſam eingetrieben, die an der Verfaſſung haltenden Beamten und Richterkollegien mit Exekution belegt, die geſetzliche Rechtspflege durch Kriegsgerichte erſetzt. Am 22. Dez. rückten die Exekutionstruppen in Kaſſel ein und 27. Dez. kehrte der Kurfürſt nach Kaſſel zurück. Eine Verordnung vom Jan. 1851 ſetzte Militärgerichte ein, und fremde Soldaten ſaßen über die heſſ. Beamten und Richter zu Gericht. Als die geſetzliche Friſt zur Berufung der Ständeverſammlung verfloſſen, reichte der permanente Ständeausſchuß gegen Haſſenpflug eine Anklage beim oberſten Gerichtshofe ein (3. März). Die Folge war, daß man vier Tage ſpäter einige Mitglieder des Ausſchuſſes verhaftete. Eine Verordnung vom 29. Juni hob dann jenes Geſetz auf, das den Ständen eine Mitwirkung in der Beſetzung des oberſten Gerichtshofs eingeräumt hatte. Unter Zunahme der Verarmung und Auswanderung verließ die Exekutionsarmee erſt nach dreivierteljährigem Verweilen das Land. Während die polit. Prozeſſe ſich häuften, ging mit der polit. Reaktion Hand in Hand die kirchliche, die, durch Vilmar vertreten, der pietiſtiſchen Richtung das Übergewicht zu verſchaffen ſuchte.

Die Verfaſſungsangelegenheit trat in ein neues Stadium, als im März 1852 die Bundesverſammlung die Verfaſſung von 1831 mit den Zuſätzen von 1848 und 1849 außer Wirkſamkeit ſetzte und dem von der Regierung vorgelegten Entwurfe im allgemeinen die Zuſtimmung erteilte. Dieſer Entwurf wurde dann 13. April als neue Verfaſſung publiziert und hiernach 30. Juni ein Landtag zuſammenberufen. Als der Verfaſſungsausſchuß wenig Neigung zeigte, die neue Verfaſſung zu genehmigen, löſte Haſſenpflug 4. Jan. 1854 die Stände auf. Um ſeinen Zweck zu erreichen, änderte er dann einſeitig die Grundlage des Wahlgeſetzes, die Gemeindeordnung. Allein auch der hiernach gewählte Landtag wünſchte die Verfaſſung von 1831, jedoch ohne die Bundeswidrigkeiten, zurück. Dies und Vilmars Verſuch einer Einführung des ſog. neuen Luthertums führten 1855 Haſſenpflugs Sturz herbei, worauf Scheffer ans Ruder kam. Die Regierung ſchob die vom Bunde verlangte Erklärung der Stände über die neue Verfaſſung bis 1857 auf, und als dieſe dann ungünſtig ausfiel, verzögerte ſie die Mitteilung an den Bundestag bis zum 15. Juli 1858. Scheffer nahm indes als Miniſter ſeinen Abſchied. Der Bundesausſchuß beantragte, unter Abweichung von dem 1852 vom Bunde aufgeſtellten Grundſatze, die Genehmigung der Verfaſſung trotz der ſtändiſchen Erklärung, nur mit einigen Änderungen, die er vorſchlug. Nun erklärte ſich aber im Nov. 1859 die preuß. Regierung für die Herſtellung der Verfaſſung von 1831, ſoweit ſie nicht bundeswidrig, als das einzige Mittel zur Beſeitigung der Verwirrung. Öſterreich widerſprach, weil der Bund in Widerſpruch mit ſich gerate, und die Verfaſſung von 1852 auch ſchon definitiv ſei. Preußens Haltung bewirkte indeſſen eine nochmalige Verweiſung der Sache an den Bundesausſchuß, der jedoch abermals eine Beibehaltung der Verfaſſung von 1852 mit einigen Änderungen beantragte, und dieſer Antrag wurde 24. März 1860 zum Bundesbeſchluß erhoben. Während nun die kurheſſ. Regierung dieſem Beſchluſſe nachzukommen verſprach und 30. Mai 1860 die hiernach geänderte neue Verfaſſung publizierte, wuchs im Lande der Widerſpruch gegen ſolch einſeitiges Vorgehen immer mehr, und auf dem nach dieſer Verfaſſung berufenen Landtage erklärte ſich die Zweite Kammer, indem ſie die Verfaſſung von 1831 nebſt dem Wahlgeſetz von 1849 verlangte, 8. Dez. 1860 für inkompetent. Gleiches geſchah nach deren Auflöſung von einer neugewählten (1. Juli 1861) und, nachdem auch dieſe aufgelöſt, von der zum dritten mal gewählten Kammer (8. Jan. 1862). Die Regierung erließ hierauf im April 1862 eine Verordnung, wonach nur diejenigen zur Wahl zuzulaſſen ſeien, welche die Verfaſſung von 1860 vorher anerkannt hätten, infolge deſſen ſich aber faſt niemand an den Wahlen beteiligte.

Digitized by Google

Die Bundesregierungen ſahen jetzt ein, daß nur die Herſtellung der Verfaſſung übrigbliebe. Der König von Preußen hatte dies (14. Jan. 1862) in ſeiner Thronrede angedeutet, Baden hatte (23. Jan.) in einer Denkſchrift am Bunde alle entgegenſtehenden Gründe widerlegt. Am 4. Febr. 1862 erklärte ſodann Preußen der kurheſſ. Regierung, daß die heſſ. Frage in Preußens Intereſſe nicht länger als eine innere behandelt werden konnte. Die deutſchen Großmächte beantragten demnach (8. März) am Bunde, die kurheſſ. Regierung aufzufordern, die Verfaſſung von 1831 wiederherzuſtellen, vorbehaltlich der zur Herſtellung der Übereinſtimmung mit den Bundesgeſetzen erforderlichen Änderungen. Nachdem dieſer Antrag am 24. Mai zum Bundesbeſchluß erhoben worden, erklärte die Regierung ebenfalls, daß ſie denſelben ausführen werde, nachdem auf Preußens Verlangen das bisherige Miniſterium (17. Mai) entlaſſen worden. Das neue Miniſterium (Stiernberg, Dehn-Rotfelſer u. ſ. w.) kontraſignierte die landesherrliche Verkündigung vom 21. Juni 1862, wodurch die Verfaſſung von 1831, das Wahlgeſetz von 1849 und die Geſchäftsordnung der Ständeverſammlung von 1848 hergeſtellt, diejenigen Verfaſſungsparagraphen aber, welche den Verfaſſungseid der Offiziere, die Nichtvollziehung einer von den Vorgeſetzten befohlenen Ausführung eines verfaſſungswidrigen Erlaſſes und die Trennung der Geſchäfte des Kriegsminiſters von denen des Oberbefehlshabers betreffen, für fernerhin ſuspendiert erklärt wurden. Auch ſollten die in der Zwiſchenzeit ergangenen Verordnungen und proviſoriſchen Geſetze den Ständen vorgelegt werden. Die nach dem Wahlgeſetz von 1849 gewählte Ständeverſammlung wurde (30. Okt. 1862) in der Eröffnungsrede als eine ſolche bezeichnet, welche bloß berufen ſei, jenes Wahlgeſetz zu ändern, welches als bundesverfaſſungswidrig anzuſehen ſei. Als die Stände die Vorlage des Budgets verlangten, wurden ſie 20. Nov. vertagt, infolge einer preuß. Note aber alsbald (4. Dez.) wieder einberufen. Die Regierung erklärte jetzt dieſelben für alle Geſchäfte kompetent, ſtellte aber den Grundſatz von der Rechtmäßigkeit der zur Zeit der proviſoriſchen Verfaſſungen ergangenen Erlaſſe auf und interpretierte hiernach das Junipatent. Dieſer Umſtand war Anlaß zu vielen neuen Streitigkeiten zwiſchen Regierung und Ständen, die noch fortdauerten, als das J. 1866 eine Veränderung dieſer Verhältniſſe herbeiführte, wenn auch nicht in der von den Ständen angeſtrebten Weiſe. Kurheſſen hatte ſich für den Bundesbeſchluß vom 14. Juni erklärt und ſich damit Preußen gegenüber auf die Seite Öſterreichs geſtellt; an demſelben Tage hatte der Kurfürſt die Mobiliſierung ſämtlicher Truppen befohlen, während am 15. die Stände gegen den Bundesbeſchluß proteſtierten und die Staatsregierung aufforderten, zu der von dem ganzen Lande gutgeheißenen neutralen Haltung zurückzukehren. Aber bereits 16. Juni rückte General von Beyer von Wetzlar aus in Kurheſſen ein und beſetzte 18. Juni Kaſſel. Am 23. Juni, nachdem General von Werder zum Militärgouverneur und der Regierungspräſident von Möller zu ſeinem Civilkommiſſar ernannt und die neuen Miniſterialvorſtände beſtätigt waren, wurde der Kurfürſt in Kriegsgefangenſchaft nach Stettin abgeführt, und 17. Aug. erklärte der König von Preußen durch eine Botſchaft Kurheſſen wie auch Hannover, Naſſau und Frankfurt mit der preuß. Monarchie vereinigt. Unter ſolchen Umſtänden fand ſich der Kurfürſt veranlaßt, am 18. Sept. zur Sicherung ſeines Hausvermögens ſich mit dem König zu verſtändigen. Er entband ſeine Unterthanen des Eides, verließ dann Stettin und begab ſich auf ſeine Güter nach Böhmen. Nach dem Geſetz vom 20. Sept. 1866 erfolgte nun 3. Okt. die Beſitzergreifung von H.-K. und der andern Länder, in denen dann auch 1. Okt. 1867 die preuß. Verfaſſung in Kraft trat.

Vgl. Rommel, «Geſchichte von Heſſen» (10 Bde., Gotha u. Kaſſel 1820—58); Wippermann, «Kurheſſen ſeit dem Freiheitskriege» (Kaſſ. 1850); Gräfe, «Der Verfaſſungskampf in Kurheſſen» (Lpz. 1851); Röth, «Heſſ. Geſchichte» (2 Bde., Kaſſ. 1855; 2. Aufl., fortgeſetzt von Stamford, 1883 fg.).

Heſſen-Naſſau, preuß. Provinz zwiſchen Weſer und Rhein, durch Geſetz vom 7. Dez. 1868 aus dem Hauptſtock der im J. 1866 eroberten mitteldeutſchen Gebiete gebildet. Sie umfaßt das ehemalige Kurfürſtentum Heſſen (mit Ausnahme der Gemeinden Treis, Katzenberg, Rauheim, Maſſenheim und Rumpenheim), das ehemalige Herzogtum Naſſau (ohne das Amt Reichelsheim und die Gemeinde Haarheim), von der frühern Landgrafſchaft Heſſen-Homburg den rechtsrhein. Teil, die übrigen 3. Sept. 1866 vom Großherzogtum Heſſen abgetretenen Gebiete (die Kreiſe Vöhl und Biedenkopf nebſt den nordweſtlichſten Ortſchaften des Gießener Kreiſes, ſodann die Gemeinden Rödelheim und Niederurſel), das Gebiet der ehemals Freien Stadt Frankfurt (außer den Gemeinden Dortelweil und Niedererlenbach), endlich die 22. Aug. 1866 von Bayern abgetretenen unterfränk. Diſtrikte (Bezirksamt Gersfeld und Landgerichtsbezirk Orb größtenteils). Die Provinz hat ein Areal von 15682,1 qkm; ſie iſt ihrer Ausdehnung nach die kleinſte unter den 12 vollen Provinzen des Staats, während ſie ihrer abſoluten Bevölkerungszahl nach die neunte, der Volksdichtigkeit nach die vierte Stelle unter denſelben einnimmt. Der zuſammenhängende Hauptteil der Provinz grenzt an die preuß. Provinzen Rheinland, Weſtfalen, Hannover und Sachſen, an das Fürſtentum Waldeck, das Großherzogtum Sachſen-Weimar-Eiſenach, das Königreich Bayern und das Großherzogtum Heſſen; er umſchließt jedoch die großherzogl. heſſ. Provinz Oberheſſen und den zur Rheinprovinz gehörenden Kreis Wetzlar. Außer demſelben gehören zu H.-N. mehrere Exklaven, nämlich die Grafſchaft Schaumburg zwiſchen lippeſchem, ſchaumb.-lippeſchem, weſtfäl. und hannov. Gebiete, die Herrſchaft Schmalkalden zwiſchen ſachſen-goth., meining., weimar. und zur Provinz Sachſen gehörendem Gebiete, und die Parzellen Barchfeld in meining., Eimelrode und Höringhauſen in waldeckſchem Gebiete.

Mit Ausnahme des tiefer gelegenen Main- und Rheinthals zwiſchen Hanau und Rüdesheim, ſowie des ſchmalen Weſerthals im Norden, gehört die Provinz dem mitteldeutſchen Gebirgslande an, einem wellenförmigen Terrain mit zahlreichen Bergkuppen, iſolierten Gipfeln und größern Gebirgsſtöcken, zwiſchen welchen ſich die Thalſenkungen der Werra, Fulda, Kinzig, Nidda, des Main und Rhein und der Lahn, ſowie deren Zuflüſſe hindurchziehen. Öſtlich der Fulda ſind zu nennen der Kaufungerwald, der auf 751 m ſich erhebende Meißner, der Eisberg, der Seulingswald und die weſtl. Abhänge der Rhön, weiter ſüdlich die öſtl. Ausläufer des Vogelbergs

Digitized by Google

als Waſſerſcheide zwiſchen Fulda und Kinzig, ſowie die nördl. Abhänge des Speſſart. Weſtlich der Fulda erheben ſich der Reinhardswald mit dem großen Staufenberge, der Habichtswald, der Langenberg, der Knüllberg, der Kellerwald, der Hohelohr und der Burgwald, in Naſſau nördlich des Lahnfluſſes der Weſterwald mit dem Salzburger Kopf und zwiſchen Lahn und Rhein der Taunus mit dem großen Feldberge 881 m, dem Altkönig, der Hohen Wurzel und dem Niederwald. Im Kreiſe Rinteln (Schaumburg) erſtreckt ſich der Süntel; der Kreis Schmalkalden gehört zum Thüringerwalde, deſſen 914 m hoher Inſelsberg die Grenze berührt. Auf die Stromgebiete der Weſer und des Rheins verteilt ſich der Flächenraum der Provinz faſt genau zu gleichen Teilen. Die Weſer berührt und durchſchneidet ſie auf einer Strecke von 68 km; links fließt ihr die Diemel zu. Die Werra läuft nahe der nordöſtl. Grenze der Provinz, zum Teil innerhalb, zum Teil außerhalb derſelben; die Fulda liegt mit Ausnahme der kurzen Strecke ganz in H.-N. und nimmt links die Eder mit der Schwalm auf. Main und Rhein bilden auf einer Strecke von etwa 150 km die Südweſtgrenze der Provinz, bei Frankfurt greift dieſe Grenze auf 15 km Flußſtrecke über das linke Ufer des Mains hinaus, welchem rechts die Kinzig und die Nidda zuſtrömen. Die Lahn endlich durchſchneidet einen großen Teil der Provinz. Das Klima iſt im allgemeinen mild und nur in den Gebirgs- und Waldgegenden rauh, der Boden außer dem rauhen Weſterwalde und den öſtlich belegenen Kreiſen faſt durchgängig fruchtbar.

Die Bevölkerung belief ſich 1880 auf 1 554 376 Seelen, darunter 1 087 901 Evangeliſche, 420 206 Katholiken, 41 316 Juden. Von der ertragsfähigen Fläche des Landes kommen (1878) auf Gärten, Ackerland und Weinberge 624 621, Wieſen und Weiden 249 549, Holzungen 628 997 ha. Man baut Getreide aller Art, von Hülſenfrüchten beſonders Bohnen, viel Tabak, Flachs und Obſt, letzteres namentlich im Mainthal und im Rheingau von vorzüglicher Güte. Von großer Bedeutung iſt der Weinbau. Das geſamte Weinbergsland beträgt 3774 ha. Oberhalb Rüdesheim zieht man hauptſächlich Rieslings-, im Rheinthal unterhalb Rüdesheim vornehmlich gemiſchte und Kleinberger Trauben, außerdem Öſterreicher, Klebrot, Frühburgunder, Traminer und Orleanstrauben. Der Ertrag iſt je nach der Lage und in den einzelnen Jahren je nach der Gunſt oder Ungunſt der Witterung qualitativ und quantitativ ſehr verſchieden. Die Waldkultur iſt, dem bergigen Charakter des Landes entſprechend, eine ſehr ausgedehnte, die Forſten ſind reich an Wild, und die zahlreichen Waldbäche ſowie die größern Flüſſe liefern eine Menge von Fiſchen. Die Viehzucht iſt nicht unbedeutend. Zur Förderung der Land- und Forſtwirtſchaft beſtehen der landwirtſchaftliche Centralverein für den Regierungsbezirk Kaſſel zu Kaſſel und der Verein naſſauiſcher Land- und Forſtwirte zu Wiesbaden, ſowie 35 Zweigvereine und 7 lokale nicht klaſſifizierte Vereine mit zuſammen 6700 Mitgliedern.

Einen Schatz beſitzt die Provinz an ihren zum Teil ſtark beſuchten Heilquellen, unter welchen beſonders Schwalbach (Eiſen- und Stahlwaſſer), Homburg und Kronthal (kalte Kochſalzwaſſer), Soden und Wiesbaden (warme Kochſalzwaſſer), Rennborf und Weilbach (Schwefelwaſſer), Ems, Fachingen und Selters (alkaliſche Mineralwaſſer), Schlangenbad (indifferente Quellen) hervorzuheben ſind. Aus mehrern dieſer Quellen, namentlich aus Selters, werden alljährlich auch große Maſſen von Krügen mit Mineralwaſſer in weite Fernen verſchickt. Vorzügliche Kaltwaſſerheilanſtalten befinden ſich außerdem zu Dietenmühle und Nerothal bei Wiesbaden, Johannisberg und Naſſau. Steinkohlen werden nur in der Grafſchaft Schaumburg (1882: 105 900 t), Braunkohlen (178 000 t) überall gewonnen. Von weit größerer Bedeutung iſt dagegen der Erzbergbau. Im J. 1882 wurden produziert 660 000 t Eiſenerze, 15 600 t Zinkerze, 18 800 t Bleierze, 1900 t Kupfererze; die Hüttenproduktion betrug 1882: 29 000 t Roheiſen, 9000 t Blei, 200 t Kupfer, 13,5 t Silber. Von Induſtriezweigen ſind hervorzuheben: die Fabrikation bearbeiteter Steine, von Marmorwaren und gebrannten Thonwaren im Weſterwald, von Holzwaren in den Gebirgsdiſtrikten, von Obſtwein im Mainthal, von Schaumwein in den naſſauiſchen Weindiſtrikten, die Bierbrauerei, die Tabaks- und Cigarrenfabrikation in Frankfurt, Hanau und andern Orten, die Baumwollſpinnerei und Weberei und die Tuchfabrikation, die Leder- und Lederwareninduſtrie, die Papier- und Spielkartenfabrikation, die Schriftgießerei, die Bijouterie-, Gold- und Silberwarenfabrikation u. ſ. w. Die bedeutendſten Induſtrie- und Handelsplätze ſind Frankfurt a. M., Kaſſel, Hanau, Wiesbaden, Fulda, Karlshafen, Dillenburg und Limburg. Neben einem ausgedehnten Landſtraßennetz vermitteln den Verkehr die natürlichen Waſſerſtraßen und viele Eiſenbahnen. Die Geſamtlänge der ſchiffbaren Waſſerſtraßen in der Provinz beträgt 440 km. Künſtliche Schiffahrtskanäle fehlen ganz. Unter der großen Zahl der jährlich ſtattfindenden Märkte ſind die bedeutendſten die Meſſen zu Frankfurt a. M., Kaſſel, Hanau und Rinteln, der Wollmarkt zu Diez, der Hopfenmarkt zu Grenzhauſen, die Pferdemärkte zu Fritzlar, Marburg und Hadamar. Die Intereſſen des Handels- und Gewerbeſtandes werden durch die Handelskammern zu Dillenburg, Frankfurt a. M., Hanau, Kaſſel, Limburg und Wiesbaden wahrgenommen. Den Geldverkehr vermitteln die Reichsbankhauptſtelle zu Frankfurt a. M., die Reichsbankſtelle zu Kaſſel und die Reichsbanknebenſtellen zu Hanau und Wiesbaden, die Privatzettelbanken zu Frankfurt a. M., ferner die Naſſauiſche Landesbank zu Wiesbaden, die Frankfurter Vereinskaſſe, die Hypothekenbank daſelbſt und die Frankfurter Filiale der Darmſtädtiſchen Bank für Handel und Induſtrie, ſowie zahlreiche Bankiers, deren Thätigkeit namentlich in Frankfurt a. M. von außerordentlich großer Bedeutung iſt.

Unter den Unterrichtsanſtalten nimmt die 1527 geſtiftete Univerſität zu Marburg den erſten Platz ein. Als ſonſtige höhere Lehranſtalten ſind hervorzuheben 12 Gymnaſien, 4 Realgymnaſien, 9 Realſchulen, 12 Realprogymnaſien, 6 Schullehrerſeminare, ferner mehrere Handels- und Gewerbeſchulen, forſt- und landwirtſchaftliche Lehranſtalten, Taubſtummeninſtitute, Hebammen- und Entbindungsanſtalten u. ſ. w. Hinſichtlich der Ausbildung und Verbreitung des Volksſchulunterrichts nimmt H.-N. unter den preuß. Provinzen eine der erſten Stellen ein. Adminiſtrativ ſteht die Provinz unter dem Oberpräſidium zu Kaſſel und umfaßt die beiden Regierungsbezirke Kaſſel (ſ. d.) und Wiesbaden (ſ. d.); anſtatt gemeinſchaftlicher Provinzialſtände ſind für jeden Regierungsbezirk Kommunalſtände

Digitized by Google

als begutachtende Körperſchaften und zur Kontrolle provinzieller Anſtalten eingeſetzt. Die Rechtspflege wird geübt durch das Oberlandesgericht zu Kaſſel, mit den Landgerichten zu Kaſſel, Hanau und Marburg nebſt 76 Amtsgerichten, ſowie durch das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. M., dem die Landgerichte zu Frankfurt a. M., Hechingen, Limburg a. d. L., Neuwied und Wiesbaden zugeteilt ſind. Zu dieſen Bezirken gehören 52 Amtsgerichte. In militäriſcher Beziehung bildet die Provinz weſentlich den Erſatz- und Garniſonsbezirk des 11. Armeekorps (Generalkommando in Kaſſel, Kommando der 21. Diviſion in Frankfurt a. M., der 22. Diviſion in Kaſſel), zu deſſen Verband indes auch noch die großherzogl. heſſ. Truppen als 25. Diviſion gehören.

Heſſen-Philippsthal, die jüngere Nebenlinie von Heſſen-Kaſſel, ohne Landeshoheit, wurde von Philipp, geb. 1655, dem dritten Sohne des Landgrafen Wilhelm VI. und der Hedwig Sophie, einer Schweſter des Großen Kurfürſten von Brandenburg, begründet. Bei ſeines Vaters Tode 1663 erhielt er zufolge des Teſtaments desſelben eine Jahresrente. Durch ſeinen Bruder, den Landgrafen Karl, wurde er 1678 mit dem durch das Ausſterben der Familie von Werſebe heimgefallenen Dorfe Herleshauſen beliehen und ihm 1685 das ehemalige Kloſter Kreuzberg an der Werra zur Errichtung einer beſtändigen Reſidenz eingeräumt, das er hierauf unter dem Namen Philippsthal, der dann auch auf das nahegelegene Dorf Kreuzberg überging, in ein Schloß umwandelte. Auch ererbte er von ſeiner Mutter nicht unbedeutende Güter, namentlich die Hälfte des Schloſſes und der Erbvogtei Barchfeld. Er ſtarb 1721. Von ſeinen beiden ihn überlebenden Söhnen führte Karl (geb. 1682, geſt. 1770) die Linie H.-P. fort; Wilhelm (geb. 1692, geſt. 1761) wurde der Stifter der Linie Heſſen-Philippsthal-Barchfeld. Der Landgraf Karl hatte ſeinen Sohn Wilhelm zum Nachfolger, der 1810 ſtarb. Ihm folgte, da ſein älteſter Sohn, der Prinz Karl, bei der Belagerung von Frankfurt a. M. 2. Jan. 1793 ſeinen Tod gefunden hatte, ſein Bruder Ludwig, der als Gouverneur von Gaëta großen Ruhm durch tapfere Verteidigung dieſer Feſtung ſich erwarb. Ludwig ſtarb 15. Febr. 1816, und da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, ſo folgte ihm der Landgraf Ernſt Konſtantin, geb. 8. Aug. 1771, der bis 1796 in holländ. Dienſten geweſen, 1808 Großkammerherr des Königs von Weſtfalen geworden und ſpäter wieder in niederländ. Dienſte getreten war. Als dieſer 25. Dez. 1849 ſtarb, folgte ihm ſein älteſter Sohn Karl und dieſem, der 12. Jan. 1868 ſtarb, ſein Sohn Ernſt (geb. 20. Dez. 1846).

In der Linie Heſſen-Philippsthal-Barchfeld folgte dem Stifter Wilhelm ſein Sohn Adolf (geb. 1742, geſt. 1803), der ſeinen Sohn Karl Auguſt Philipp Ludwig (geb. 27. Juni 1784, geſt. 17. Juli 1854) zum Nachfolger hatte. Dieſem folgte ſein Sohn Alexis Wilhelm (geb. 13. Sept. 1829), deſſen landgräfl. Titel jedoch von ſeiten des Kurfürſten von Heſſen erſt 1857 anerkannt wurde. Landgraf Alexis vermählte ſich 1854 mit der Prinzeſſin Luiſe, Tochter des Prinzen Karl von Preußen, welche Ehe 1861 geſchieden ward. Sein jüngerer Bruder, Prinz Wilhelm Friedrich Ernſt (geb. 3. Okt. 1831), königl. preuß. Contreadmiral à la suite, vermählte ſich in erſter Ehe 1857 mit der Prinzeſſin Marie von Hanau, einer Tochter des Kurfürſten Friedrich Wilhelm I., aus welcher zwei Prinzen und zwei Prinzeſſinnen hervorgingen; dieſen wurde 28. Juli 1876 vom König von Preußen der Titel Prinzen und Prinzeſſinnen von Ardeck verliehen. Nach erfolgter Scheidung dieſer Ehe 1872 vermählte er ſich 1873 mit Prinzeſſin Juliane (geſt. 1878), der zweiten Tochter des Fürſten Ludwig von Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt, aus welcher Ehe eine Prinzeſſin und ein Prinz hervorgingen. In dritter Ehe vermählte er ſich 1879 mit Prinzeſſin Adelheid (geſt. 1880), älteſter Tochter des Fürſten Ludwig von Bentheim.

Heſſen-Rheinfels-Rotenburg, die ältere, im Mannsſtamm erloſchene Nebenlinie von Heſſen-Kaſſel, hatte des Landgrafen Moritz jüngern Sohn Ernſt zum Stifter, der, als der Vater 1627 die Regierung an ſeinen Sohn Wilhelm V. abtrat, Rheinfels erhielt und nach dem Tode ſeiner Brüder, des Landgrafen Hermann zu Rotenburg (geſt. 1658) und des Landgrafen Friedrich zu Eſchwege (geſt. 1655), alleiniger Inhaber der ſog. Rotenburger Quart wurde, d. h. der ſämtlichen den jüngern Prinzen des Landgrafen Moritz unter Hoheit der älteſten Linie überlaſſenen Ämter, Städte und Einkünfte. Dieſe beſtanden aus der niedern Grafſchaft Katzenellnbogen mit der Stadt und Feſtung Rheinfels, dem Amt und der Stadt Rotenburg, Wanfried, Eſchwege, Treffurt, Ludwigſtein, der Herrſchaft Pleſſe, dem Amt Gleichen, nebſt einem Viertel des Landzolls. Zwar teilten ſich Ernſts Söhne, Wilhelm (geſt. 1725) und Karl (geſt. 1711), in die Linien Rotenburg und Wanfried; aber ſchon Wilhelms Enkel, Konſtantin von Rotenburg (geb. 1716, geſt. 1778), brachte infolge des Ausſterbens der Linie Wanfried 1755 alle Beſitzungen ſeines Hauſes wieder zuſammen; doch hatte er 1735 Rheinfels an Heſſen-Kaſſel abgetreten. Konſtantin hatte ſeinen Sohn Karl Emanuel zum Nachfolger, dem bei ſeinem Tode 1812 der Sohn Victor Amadeus, geb. 2. Sept. 1779, folgte. Durch den Frieden von Luneville wurde 1801 der auf der linken Rheinſeite gelegene Teil der Grafſchaft Katzenellnbogen an Frankreich abgetreten und dafür durch den Reichsdeputationshauptſchluß von 1803 das Haus Heſſen-Kaſſel mit den mainziſchen Ämtern Fritzlar, Naumburg, Neuſtadt und Amöneburg, den Stiftern Fritzlar und Amöneburg und der Reichsſtadt Gelnhauſen entſchädigt, wogegen das Haus Heſſen-Rotenburg, wie es ſich ſeit der Abtretung von Rheinfels nannte, eine jährliche Rente von 22 500 Fl. erhalten ſollte. Das Kurhaus mußte 1815 verſprechen, den Landgrafen von Heſſen-Rotenburg für den durch die Abtretung von Katzenellnbogen an Preußen entſtandenen Verluſt von Domanialeinkünften durch grundherrliche Nutzungen innerhalb des kurheſſ. Staats zu entſchädigen. Aber dieſe Entſchädigung fand Schwierigkeiten, und 1816 kam zwiſchen Kurheſſen und dem Landgrafen Victor Amadeus ein Vertrag zu ſtande, in welchem letzterer auf jene Entſchädigung mittels heſſ. Domänen verzichtete, der Kurfürſt aber eine Mill. Thlr. verſprach, wofür eine unter preuß. Hoheit liegende Herrſchaft für den Landgrafen als Allodium angekauft werden ſollte. Hierzu wurde die Herrſchaft Ratibor in Schleſien auserſehen, welche dem damaligen Kurprinzen, ſpätern Kurfürſten Wilhelm II., gehörte, und durch Verträge 1820 dieſe Angelegenheit berichtigt. Außer dieſem großen Allodialbeſitz hatte der Landgraf noch den in Kurheſſen gelegenen

Digitized by Google

Teil der Rotenburger Quart, die nach dem Vertrage von 1627 bei dem Erlöſchen der Rotenburger Linie im Mannsſtamme der ältern Linie wieder zufallen mußte. Da der Landgraf Victor Amadeus keine Kinder und nur noch eine Schweſter Clotilde am Leben hatte, die in kinderloſer Ehe mit dem Fürſten Karl Auguſt von Hohenlohe-Bartenſtein vermählt war, ſo vermachte er teſtamentariſch, mit Genehmigung der preuß. Regierung, das Herzogtum Ratibor und einige andere Beſitzungen ſeinem Paten, dem Prinzen Victor von Hohenlohe-Schillingsfürſt, und deſſen Bruder, dem Prinzen Ludwig, Neffen ſeiner zweiten, 1830 verſtorbenen Gemahlin Eliſabeth, Prinzeſſin von Hohenlohe-Langenburg. Er ſtarb 12. Nov. 1834. Sein Tod gab zu mehrfachen Streitigkeiten Veranlaſſung. Die Hauptdifferenz entſtand zwiſchen den kurheſſ. Ständen und der Regierung über das Verhältnis der heimgefallenen Rotenburger Quart zu den kurheſſ. Domänen. Die Stände wollten dieſe heimgefallenen Apanagen zum Staatsgute gezogen haben, während das regierende Haus dieſelben als Erwerbung betrachtete und als Fideikommiß des Kurhauſes für den Regenten in Anſpruch nahm. Durch alle Landtage ſchleppte ſich die Streitfrage fort, und erſt das J. 1848 brachte auch hier eine den Landesintereſſen günſtige Wendung, indem ſich Regierung und Stände dahin verſtändigten, daß mit Verzicht auf die Rückerſtattung der bereits verwendeten Summen die Einkünfte der Quart fortan unter den Staatseinnahmen verrechnet werden ſollten.

Heſſenfliege, Weizenfliege, Getreidegallmücke (Cecidomyia destructor), heißt eine dem Getreide höchſt verderbliche Gallmückenart, welche die Nordamerikaner mit dieſem Namen bezeichneten, da ſie glaubten, ſie ſei von den heſſ. Soldaten 1776 in ihrem Stroh eingeſchleppt worden. Das bis 3,5 mm lange Weibchen gleicht der gemeinen Schnake, iſt ſehr zart, mit kurzen ſchwarzen Härchen bedeckt; der Bauch iſt auf der Unterſeite und zwiſchen den Ringen blutrot, desgleichen ſind meiſt auch die Flügelwurzeln und Schulterecken ſo gefärbt. Die Männchen ſind kleiner und rotgelb behaart und viel ſeltener als die Weibchen. Die Tiere erſcheinen in zwei Generationen, eine Ende April bis Anfang Mai, die zweite im September. Die 0,30 mm langen Eier legt die erſte Generation (jedes Weibchen 80—100) zwiſchen Halm und Blätterſcheide von Roggen und Weizen; nach acht Tagen kriecht die anfangs rötlich gefleckte, ſpäter weiße Larve aus, ernährt ſich ſaugend zwiſchen Halm und Blattſcheide, in der Regel oberhalb einer der beiden untern Halmknoten, wo ſie ſich auch in eine braune Tönnchenpuppe verwandelt. Die zweite Generation legt ihre Eier an die jungen Pflanzen der Winterſaat von Weizen und in Ermangelung von dieſem von Roggen, und zwar auf die Blätter, da ein Halm noch nicht da iſt. Die ausgeſchlüpfte Larve bohrt ſich oberhalb der Wurzel unter der Blattſcheide ein und wird in demſelben Herbſt in der Erde zu einer ſog. Scheinpuppe und vierzehn Tage vor dem Auskriechen erſt zur Tönnchenpuppe. Der Schaden, den die H. anrichten, iſt bisweilen ganz enorm, 50—80 Proz. des Ernteertrags kann durch ſie vernichtet werden. Als Gegenmittel werden vorgeſchlagen: ſpäte Ausſaat der Winterſaat, wo ſie möglich iſt, da dann die Weibchen der Sommergeneration ihre Eier nicht unterbringen können; Treiben von Schafherden über die Winterſaat, bei nicht weichem Boden, damit die Larven der zweiten Generation zertreten werden. Am beſten dürfte wohl Unterpflügen und Verbrennen der Stoppeln kurz nach der Ernte ſein, da dadurch die Puppen der Sommergeneration vernichtet werden. Vgl. B. Wagner, «Unterſuchungen über die Getreidegallmücke» (Fulda 1861).

Heſſenſtein, Bergſchloß bei Frankenau (ſ. d.) in Heſſen-Naſſau.

Heſſhuſius (Tilemann), einer der ungeſtümſten Vertreter der ſtreng luth. Orthodoxie, geb. 3. Nov. 1527 zu Weſel, ſtudierte in Wittenberg, Oxford, Paris, lehrte ſeit 1550 Humaniora und Exegeſe des Neuen Teſtaments in Wittenberg, ward dann Prediger und Superintendent zu Goslar, 1556 Prediger und Profeſſor in Roſtock, 1558 in Heidelberg Profeſſor der Theologie und Generalſuperintendent der Pfalz, bald darauf Prediger in Bremen, 1560 Prediger in Magdeburg. Wie in ſeinen frühern Stellungen machte ſich auch hier H. durch ſeine ſtrengen Anſichten über Kirchenzucht («Von Amt und Gewalt der Pfarrherren», 1561) und durch ſein maßloſes Eifern gegen alle milder Geſinnten verhaßt, ſodaß der Rat ihn 1562 mit Gewalt aus der Stadt vertrieb. Nach mancherlei Irrfahrten, aus Weſel, aus Straßburg, aus Frankfurt a. M. vertrieben, kam H. 1565 als Hofprediger des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken nach Neuburg und 1569 als Profeſſor der Theologie nach Jena, mußte aber 1573 nach Braunſchweig fliehen. Noch in demſelben Jahre ward H. als Biſchof von Samland nach Königsberg berufen und ſetzte ſein Eifern für die luth. Rechtgläubigkeit fort, wurde 1577 ſeines Amtes entſetzt und kam als Profeſſor nach Helmſtedt, wo er 25. Sept. 1588 ſtarb. Vgl. von Helmolt, «Tilemann H. und ſeine ſieben Erilia» (Lpz. 1859); Wilkens, «Tilemann H. Ein Streittheologe der Lutherkirche» (Lpz. 1860).

Heſſian, ein mittelgrobes Zeug aus ungebleichter Jute.

Heſſiſches Berg- und Hügelland nennt man die Geſamtheit der Erhebungen, welche, zum Teil vulkaniſchen Urſprungs, ſich in dem Regierungsbezirk Kaſſel und der heſſ. Provinz Oberheſſen vorfinden, alſo im O. des Taunus, Weſterwaldes und des Lennequellgebirges bis an die Werra nach O. und an die Diemel nach N. aufſteigen. Innerhalb desſelben findet ſich nur eine größere Ebene, die Wetterau (ſ. d.); ſonſt herrſcht überall die größte Abwechſelung von iſolierten Kuppengrößen und kürzern Bergreihen, Einſenkungen, Thälern und kleinern Flächen; im S. ſind die einzelnen Bergkegel häufiger, im N. die Berggruppen und Waldgebirge. Die Berge erreichen 4—700 m und etwas mehr Höhe, die Hochflächen 260 bis über 300 m, die tiefſten Stellen 160 m. Fulda und Werra werden von ſteilen Waldbergen eingefaßt. Die bemerkenswerteſten Teile und Höhen des Landes ſind: der Kellerwald (673 m), das Knüllgebirge (Knüllköpfchen, 636 m), der Seulingswald, das Richelsdorfer Gebirge (Holſtein, 471 m), der Meißner (750 m), der Kaufungerwald (Bielſtein, 640 m), der Habichtswald (ſ. d.) und der Reinhardswald (Staufenberg, 467 m).

Heſſus (Helius Eobanus), einer der ausgezeichnetſten lat. Dichter Deutſchlands im 16. Jahrh., wurde 6. Jan. 1488 im heſſ. Dorfe Halgehauſen geboren. Sein Vater war Koch im Kloſter Haina, weshalb ſich H. auf der Univerſität zu Erfurt als

Digitized by Google

Eobanus Coci inskribieren ließ. H. nannte er sich nach seinem Geburtslande, Helius als Dichter nach dem Dichtergott Apollo (Helios) und als Sonntagskind, Eobanus nach dem Heiligen seines Namenstags. Er erhielt seinen ersten Unterricht im Kloster Haina und zu Frankenberg, studierte dann in Erfurt Philosophie und wurde Rektor an der Severischule daselbst, verließ aber die Stadt infolge der Unruhen 1509 und kam zu dem Bischof Hiob von Dobeneck zu Riesenburg in Ostpreußen, der ihn 1513 nach Frankfurt a. O. und Leipzig sendete, um die Rechte zu studieren. Da aber H. diesem Studium keinen Geschmack abzugewinnen vermochte, wendete er sich schon im Sommer 1514 wieder nach Erfurt, wo er auch seine Rektorstelle wiedererhielt und 1516 Professor der Rhetorik und Dichtkunst an der Universität wurde. Mit Eifer verfocht er später Luthers Sache. Im J. 1526 wurde er an das Gymnasium zu Nürnberg berufen, kehrte 1533 nach Erfurt zurück und wurde 1536 an der Universität Marburg Professor der Geschichte. Er starb hier 4. Okt. 1540. Unter seinen Werken sind namentlich berühmt die metrische Übersetzung der Psalmen und die der Iliade Homers (1540). Seine Heroiden erwarben ihm den Beinamen des deutschen Ovid; Luther nannte ihn den rex poetarum. Auch verfaßte H. viele Idyllen, Epigramme ꝛc., die er in einer Auswahl unter dem Namen «Sylvae» herausgab. Vgl. Schwertzell, «Helius Eobanus H., ein Lebensbild aus der Reformationszeit» (Halle 1874); Krause, «Helius Eobanus H., sein Leben und seine Werke» (Gotha 1879).

Hestia, griech. Göttin, s. Vesta.

Hestia ist der Name des 46. Asteroiden, s. unter Planeten.

Hestiäotis, im Altertum der nordwestl. Teil von Thessalien mit den Städten Gomphoi und Trikka; die Bewohner hießen Hestiäoten, Hestiäer oder Hestioten.

Hesychasten (Quietisten) ist der Name einer mystischen Sekte, welche unter den griech. Mönchen, besonders des Berges Athos, im 14. Jahrh. hervortrat. Sie behaupteten, man könne zu einer sinnlichen Anschauung Gottes, des ewigen, himmlischen Lichtes, gelangen. Zu diesem Zweck zogen sie sich von der Welt zurück und gaben sich in völliger Ruhe (daher der Name H., d. h. «die Ruhenden») beschaulicher Betrachtung hin. In ununterbrochenem Gebet setzte sich jeder an einen abgesonderten Ort und richtete fortwährend den Blick auf seinen Nabel. Daher hießen sie auch «Nabelseelen», «Omphalopsychoi». Der Mönch Barlaam griff sie heftig an, aber Gregorios Palamas, Erzbischof von Thessalonich, war ihr eifriger und einflußreicher Fürsprecher. Vier Synoden zu Konstantinopel (zwischen 1341 und 1351) erklärten die H. für rechtgläubig. Vgl. Engelhardt, «Die Arsenianer und Hesychasten» (in der «Zeitschrift für histor. Theologie», Bd. 8); Stein, «Studien über die H. des 14. Jahrh.» (Wien 1874).

Hesychius, griech. Grammatiker aus Alexandria, lebte Ende des 4. Jahrh. n. Chr., nach andern im 6. Jahrh., und verfaßte ein griech. Lexikon, das er in der Hauptsache aus frühern ähnlichen Werken entlehnte. Am besten wurde es bearbeitet von Alberti und Ruhnken (2 Bde., Leid. 1746—66; dazu Ergänzungen von Schow, Lpz. 1792) und von M. Schmidt (5 Bde., Jena 1857—68; Handausgabe, 2 Tle., Jena 1864; 2. Aufl. 1867).

Hesychius, mit dem Beinamen Illustrius, Historiker aus Milet, lebte zu Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. und verfaßte eine Chronik, welche von den ältesten Zeiten bis auf den Tod des Anastasius reichte, von der aber abgesehen von kleinen Fragmenten nur ein größeres, wiederholt herausgegebenes Bruchstück «De originibus urbis Constantinopoleos» erhalten ist. Außerdem verfaßte er eine alphabetische Übersicht der vorzüglichsten griech. Schriftsteller, welche aber in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden ist. Das unter dem Namen des H. vorhandene Werk ist nur eine schlechte Kompilation aus Suidas, der seinerseits seine litteraturgeschichtlichen Biographien allerdings großenteils dem H. entlehnt hat, und aus Diogenes Laertius. Flach hat den verfehlten Versuch gemacht, das echte Werk des H. wiederherzustellen: «Hes. Milesii onomatologi quae supersunt» (Lpz. 1882). Das Fragment der Chronik zusammen mit der dem H. untergeschobenen Kompilation wurde zuletzt von Orelli (Lpz. 1820) und von C. Müller im vierten Bande der «Fragmenta historicorum Graecorum» herausgegeben.

H. et A., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hooker (William Jackson, s. d.) und Arnott (George Walker). Letzterer, geb. 1799 zu Edinburgh, war Direktor des botan. Gartens in Glasgow und starb 1868; er hat sich um die Kenntnis der Moose und Pflanzen Ostindiens verdient gemacht.

Hetären (d. h. Freundinnen), bei den Griechen beschönigende Bezeichnung für Buhlerinnen. Solche fanden sich in größerer Zahl in den Städten, in welchen um des Handels oder sonstiger Interessen willen viele Fremde zusammenströmten, wie besonders in Milet, der griech. Metropole Kleinasiens, in Korinth (wo ihr Gewerbe anfangs durch Verbindung mit dem Kultus der Aphrodite eine gewisse religiöse Weihe gehabt hatte) und in Athen. Es waren gewöhnlich freigelassene Sklavinnen, aber auch Freigeborene, die in den verschiedensten Abstufungen unter dem Aushängeschild einer erheiternden Kunst, als Tänzerinnen, Zither- und Flötenspielerinnen, bei Gastmählern und andern Festlichkeiten ihre Reize ausboten. Der Umgang mit H. galt in Griechenland nicht als entehrend. Infolge davon, daß in der Zeit nach Ausbildung der «hellenischen» Stämme bis zu der in dieser Richtung wesentlich günstigern Zeit Plutarchs die Stellung und Bildung der griech. Frauen durch die Sitte im allgemeinen äußerst beschränkt war, wurde es solchen, die sich über die Sitte hinwegsetzten, leichter, vor jenen durch Geist und Feinheit und Gewandtheit im Umgang sich auszuzeichnen. So erklärt es sich, daß, wenn man auch von einer Erscheinung wie Aspasia (s. d.), die neuerdings überhaupt vielfach nicht mehr als H. angesehen wird, absieht, einige H. auch bedeutende Dichter, Philosophen, Redner und Staatsmänner dauernd zu fesseln wußten, wie Thais, die Geliebte des Ptolemäus Lagi, Lamia, die den Demetrius Poliorketes ganz in ihrer Gewalt hatte, Leontion, die Geliebte Epikurs, und andere. Noch andere wurden durch ihre verführerischen Künste berühmt, wie Lais aus Sicilien in Korinth, oder durch berühmte Künstler verherrlicht, wie Phryne aus Thespiä in Athen durch Praxiteles. Verhältnisse zu H. bilden den Hauptgegenstand der sog. neuern griech. Komödie, die freilich außer durch Fragmente hauptsächlich durch die vergröberten

Digitized by Google

Nachbildungen des Plautus und Terenz bekannt sind; von erhaltenen Werken der griech. Litteratur, die sich mit ihnen beschäftigen, sind besonders Lucians «Hetärengespräche» und Alciphrons «Hetärenbriefe» zu nennen. Ein lebendiges Bild von dem Leben und Treiben derselben hat Wieland in «Menander und Glycerion» sowie im «Aristipp» entworfen. F. Jacobs gab in zwei Abhandlungen, «Die hellenischen Frauen» und «Von den H.», in den «Vermischten Schriften» (Bd. 4, Lpz. 1830) eine feinsinnige und belehrende Schilderung.

Hetären hießen auch in Macedonien die Soldaten der Nationalarmee, nämlich als Kameraden, als Waffengefährten des Königs zu Roß und (Pagetären) zu Fuß.

Hetärie (grch., d. h. Verein, Genossenschaft von Freunden), im alten Griechenland gemeinsamer Name aller zu irgend einem Zweck bestehenden Genossenschaften, insbesondere der polit. Klubs. In der Geschichte Neugriechenlands versteht man unter diesem Namen hauptsächlich die sog. Hetärie der Befreundeten (oder Philiker), einen geheimen polit. Bund, der sich 1814 in Odessa bildete und die Befreiung der Griechen vom türk. Joch bezweckte. Nicht zu verwechseln mit dieser H. ist die vom thessalischen Griechen Rhigas Pherrhäos in der Mitte des 18. Jahrh. gebildete und mit der Hinrichtung des Stifters durch die Türken (1798) aufgelöste Geheimbund, noch auch die sog. Philomusenhetärie (Gesellschaft der Musenfreunde), welche 1812 in Athen gestiftet wurde und zu ihrem nächsten Zwecke Erhaltung und Schutz der Altertümer gegen fremde Ausführer, Gründung eines Museums und Errichtung von Schulen hatte. Die eigentliche H. hatte gleich anfangs einen rein polit. Zweck, den der Befreiung Griechenlands, ins Auge gefaßt. Ihre ersten Stifter waren N. Scoufas, ein griech. Kaufmann, und der Freimaurer E. Xanthos, zu denen sich später auch A. Tsakaloff gesellte, der schon früher in Paris mit andern jungen Griechen einen geheimen polit. Bund gestiftet hatte, dessen polit. Tendenzen unter dem Titel «Gasthaus der griech. Zunge» verborgen wurden.

Die Mitglieder der H. zerfielen in sieben Abstufungen und wurden danach Bundesbrüder, Lehrlinge, Priester, Hirten, Oberhirten, Eingeweihte und Höchsteingeweihte genannt. Die zwei letzten Grade hatten einen militärischen Charakter und waren vielmehr für den Krieg bestimmt. Durch die eifrigsten Bemühungen der ersten Stifter und die zahlreichen Apostel, die sie überall in die Balkanhalbinsel abordneten, wurden in kurzer Zeit der H. viele Anhänger gewonnen, und fast alle mehr oder minder bedeutenden Männer, die damals Griechenland aufzuweisen hatte, waren bald in ihr Geheimnis eingeweiht. So kamen bis 1819 zu den Gründern Galatis, Komitsopulos, Sekeris, Levendis, Dikäos (Papa-Flessas), Bischof Ignatios, Gazis, Patsimadis, Mavrocordatos und die Brüder Nikolaus, Georg und Demetrius Ypsilantis. Außerdem sind von den Mitgliedern der H. Zaimis Mavromichalis, Patriarch Gregorius, auch der Fürst Miloich von Serbien zu nennen. Indessen war die Gefahr der Entdeckung für den Bund und die Mitglieder des leitenden Ausschusses infolge der Verbreitung der H. mit jedem Jahre drohender. Schon war man zweimal dem Verrat durch die auf Befehl des Direktoriums erfolgte Ermordung zweier unzuverlässiger Apostel zuvorgekommen. Man mußte zur That schreiten, und dazu hatte man vor allem einen wirklichen Chef nötig, welcher vom Anfang der H. immer in mystisches Dunkel gehüllt geblieben war, indem von den Eingeweihten mit großem Geschick auf den Kaiser Rußlands selbst hinaufgewiesen wurde, so oft die Ungeduld der Griechen auf Gewißheit bezüglich der höchsten Leitung des Bundes drang. So wurde nun beschlossen, eine bedeutende Persönlichkeit an die Spitze der H. zu stellen, und der Hetärist Xanthos ward 1819 nach Petersburg geschickt mit dem Auftrage, den Grafen Kapodistrias zur Annahme der Oberleitung des Bundes zu bewegen. Da aber dieser ablehnte, wandte sich Xanthos an Alexander Ypsilantis, damals General in russ. Dienste, der sich bereit erklärte, die ihm angebotene Oberleitung zu übernehmen, in dem Glauben, das Unternehmen würde vom Zaren gebilligt und eventuell auch unterstützt werden. So wurde nun Ypsilantis zum Generalaufseher des Hauptes ernannt, und seinem Wirken ist hauptsächlich der Ausbruch der griech. Revolution in den Donaufürstentümern zuzuschreiben, deren verhängnisvoller Ausgang der H. bald ein Ende setzte. (S. Griechenland, Geschichte.) Vgl. Mendelssohn-Bartholdy, «Die H.», in Sybels «Historischer Zeitschrift», Bd. XVI.

H. et B., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Humboldt (Alexander) und Bonpland (Aimé).

Hetéro ..., griech. Vorsilben, dem deutschen Anders ..., Fremd ..., Ungleich ... entsprechend, bezeichnet im Gegensatz zu Auto ..., Iso ... und Ortho ... das Andersgestaltete, Fremdartige, Ungleichgebildete, Unrichtige. Heterochroisch, verschiedenfarbig, bunt. Heterodox, andersgläubig, heißt in der Kirchensprache eine religiöse Meinung, welche dem angenommenen Lehrbegriffe widerstreitet. Das Festhalten solcher Meinungen heißt Heterodoxie. Die kath. Kirche gebraucht in demselben Sinne und zur Bezeichnung derselben Sache die Worte häretisch und Häresie (s. d.); das Gegenteil ist Orthodoxie (s. d.). Heterogen, verschiedenartig, ungleichartig. Heterographie, Neuerung in der Orthographie. Heterokrasie, verschiedenartige Mischung, namentlich der Säfte. Heteropathie soviel wie Allopathie. Heterophyllisch, ungleichblätterig. Heteroplasie, krankhafte organische Bildung. Heteroptik, falscher Schein, Trug. Heterorrhexie, fremdartiger Appetit. Heteroscii, die nur nach Einer Seite Schatten Werfenden, s. Ascii.

Heteroceriden (Heteroceridae), eine Käferfamilie aus der Gruppe der Pentameren oder Fünfzeher (s. unter Coleopteren) mit kleinen Arten, die im ausgebildeten Zustande und als Larven im feuchten Sande am Ufer der Gewässer in selbstgegrabenen Gängen hausen.

Heterödie (grch.), nach de Bary diejenige Eigentümlichkeit parasitischer Pilze, nach welcher eine Entwickelungsform (Generation) derselben ausschließlich auf einer bestimmten Nährpflanze, die folgende ebenso ausschließlich auf einer andern vorkommt. So lebt vom Grasroste (Puccinia graminis) eine früher als besonderer Pilz (Aecidium berberidis) betrachtete Form auf den Blättern der Berberitze (Berberis vulgaris) und pflanzt sich von da durch Sporen als zweite Generation auf Getreidearten über und wird wieder zum schädlichen Grasroste.

Digitized by Google

Heterodynämisch nennt man in der Botanik Pflanzen mit Staubgefäßen verschiedener Länge, die Lippenblütler (Labiaten) und die Kreuzblütler (Cruciferen). Erstern entspricht im Linnéschen System die 14. Klasse, Didynamia, zwei lange und zwei kurze, letztern die 15. Klasse, Tetradynamia, vier lange und zwei kurze Staubgefäße.

Heterogenēon, ein Heterolit, dessen verschiedene Formen auch verschiedenes Geschlecht haben, z. B. coelum (Singular, Neutrum) — coeli (Plural, Masculinum).

Heterogenēsis (im Gegensatz zu generatio homogenea, bei welcher Zeugungsart die neuerstehenden Tiere oder Pflanzen ihre Existenz von ihnen gleichenden Lebewesen herleiten) bezeichnet die elternlose Zeugung oder generatio aequivoca. (S. Zeugung.) In neuester Zeit haben Pouchet und Adolf Bastian die Entstehung lebender Wesen aus toten Stoffen als Archebiosis, die übrigen Arten elternloser Zeugung als H. bezeichnet. Leuckart und Claus haben unter H. eine bestimmte (bei Rhabdonema nigrovenosum vorkommende) Form des Generationswechsels unterschieden.

Heterogonie, eine Form des Generationswechsels, bei der die aufeinander folgenden Geschlechtsgenerationen in ihrer Gestalt und Ernährungsweise voneinander verschieden sind. H. tritt auf bei kleinen Haarwürmern (Rhabdonema nigrovenosa und Leptodora appendiculata), dann bei Rindenläusen (Chermes) und Wurzelläusen (Reblaus, Phylloxera).

Heterokliton, in der Grammatik ein Substantiv mit Casus nach verschiedenen Deklinationen, z. B. vas, vasis (3. Decl.) — vasa, vasorum (2. Decl.); heteroklitisch, nach der Weise eines H., auch sonderbar, bizarr.

Heterolalie, das unrechte Sprechen, Sichversprechen, eine krankhafte Veränderung des Sprechvermögens, welche darin besteht, daß man sich auf bestimmte Worte nicht besinnen kann, sie mit andern verwechselt u. s. w., zuweilen ein Vorbote des Schlagflusses oder ein Symptom der Hirnerweichung; auch eine abnorme Veränderung der Stimme (bei Nervenfieber, Krankheiten des Kehlkopfs u. s. w.).

Heteromēr, aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt.

Heteromorph nennt man Mineralien, die in einer andern, als der ihnen eigentümlich zukommenden Gestalt vorkommen.

Heteromorphit (Federerz, Plumosit), ein Mineral, welches vorwiegend filzartige Massen oder zunderähnliche Lappen von schwärzlich-bleigrauer Farbe bildet, die aus äußerst fein haarförmigen und nadelförmigen Krystallen zusammengewoben sind; es stellt eigentlich nur die zartesten faserigen und dichten Varietäten des Jamesonit dar und besteht wie dieser aus 50,6 Blei, 29,8 Antimon, 19,6 Schwefel, entsprechend der Formel $2PbS + Sb_2S_3$; findet sich zu Wolfsberg, Andreasberg, Clausthal am Harz, Freiberg und Bräunsdorf in Sachsen, Felsőbanya in Ungarn.

Heteronomie (philos.) heißt in der Kantischen Terminologie diejenige Bestimmungsform des Willens, vermöge deren derselbe nicht dem ihm innewohnenden reinen Vernunftgesetze, sondern irgend welchen von außen an ihn herantretenden Motiven folgt. Heteronomisch ist danach nicht nur diejenige Willensrichtung, welche sich irgend einer Autorität, sei es auch der göttlichen, unterwirft, sondern auch diejenige, welche den auf die Befriedigung empirischer Bedürfnisse gerichteten »Glückseligkeitstrieb« zum letzten Zweck des Handelns macht. Autonom dagegen ist nur der sittliche Wille, der das allgemein gültige Gesetz zum Bestimmungsgrund und die Erfüllung der Pflicht zur alleinigen Maxime hat. (S. Ethik und Kant.)

Heteropōden (Heteropŏdae) oder Kielfüßer, Ordnung der bauchfüßigen Weichtiere (Mollusca gastropoda), ausgezeichnet durch einen im vordern Teil zu einer senkrecht komprimierten Flosse umgebildeten Fuß und durch einen großen, schnauzenartig verlängerten Kopf mit hochentwickelten Augen. Die Tiere sind getrennten Geschlechts, entweder nur in der Jugend oder zeitlebens mit zarten Schalen versehen; häufig ganz durchsichtig, sind sie echte pelagische Raubtiere, die sich von kleinern Seetieren ernähren und oft, besonders zwischen den Tropen, in großen Gesellschaften angetroffen werden.

Heteroptēren (Heteroptĕra), s. Wanzen.

Heteropygii, eine merkwürdige Familie der physostomen Fische (s. Physostomen), die lebendig gebärend ist und deren Arten zum Teil nur rudimentäre Augen haben und subterran leben. (S. unter Höhlenfauna.)

Heterosporen nennt man diejenigen Gefäßkryptogamen, die zweierlei Sporen, Makrosporen und Mikrosporen besitzen. (S. Farn.)

Heterostylie ist ein botan. Kunstausdruck, welcher das Vorkommen von zwei oder auch dreierlei Blüten bei verschiedenen Individuen einer und derselben Pflanzenart bezeichnet. So finden sich vom perennierenden Lein (Linum perenne), vom Himmelsschlüssel (Primula veris), vom Lungenkraut (Pulmonaria officinalis) u. a. Individuen, welche nur Blüten mit langem Griffel, also hochstehender Narbe und mit kurzen Staubgefäßen, und wieder andere, welche nur Blüten mit tiefstehender Narbe und langen Staubfäden tragen (Dimorphismus). Nur durch das Zusammenwirken von Blüten mit gleichhoch stehenden Befruchtungsorganen können keimfähige Samen erzeugt werden. Bei manchen Pflanzen, z. B. bei Sauerklee (Oxalis) und beim Weiderich (Lythrum Salicaria), kommt auch ein drittes Längenverhältnis der Befruchtungswerkzeuge vor (Trimorphismus), indem sich auch Individuen finden, deren Blüten Griffel und Staubgefäße von gleicher Länge haben. (S. Bestäubung.)

Heterotricha, s. unter Infusorien.

H. et G., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Hooker (William Jackson) und Greville (Robert Kaye).

Hethiter oder Hittiter, eins der Völker Kanaans, welche von den aus Ägypten kommenden Israeliten unterworfen wurden; das gleiche Schicksal hatten die Heviter, Pheresiter, Jebusiter, Girgisiter, Kenisiter und Amoriter. Alle diese Völker lebten in den mittlern gebirgigen Teilen Palästinas, während die Kanaaniter (d. i. Niederländer) die Ebenen des westl. Landes bewohnten. Mit der zunehmenden Macht des jüd. Volks verschwinden jene Völker nach und nach, und es wird noch einmal erwähnt, daß Salomo die H. und andere, wahrscheinlich die letzten selbständigen Reste derselben, endgültig unterworfen habe (1 Kön. 9, 20; 2 Chron. 8, 7). Die berühmteste Stadt der H. war Hebron (s. d.). Aus Jos. 1, 4 geht hervor, daß die H. das eigentlich gebietende Volk gewesen sind, und die ägypt. und assyr. Inschriften ergeben, daß die

Digitized by Google

in der Bibel erwähnten H. nur die am weitesten südlich wohnenden und wahrscheinlich durch Aramäer von der übrigen Bevölkerung getrennten Angehörigen eines mächtigen Reichs waren, welches ganz Syrien umfaßte und durch den Euphrat von Assyrien getrennt wurde. Die ägypt. Pharaonen haben weit ausführlichere Nachrichten als die Bibel über die H., von ihnen Cheta genannt, hinterlassen. Ramses I. schloß einen Vertrag mit Seplulu, König der H., und Ramses II. (14. Jahrh.), führt Krieg mit einer Konföderation syr. Völker, an deren Spitze die Cheta stehen. Eine große Schlacht bei Kedesch gewann der Pharao und eroberte die Festung Kedesch. Sie lag in einem künstlichen See, der vom Orontes gespeist wurde und noch jetzt in der Nähe von Homs vorhanden ist. Diese Schlacht war der Gegenstand eines epischen Gedichts des Pentaur, welches in dem Sallierschen Papyrus und an den Wänden von Karnak, Luksor, Abusimbel und Beit-el-Walli in Nubien und am sog. Rameseum im Westen Thebens erhalten und von bildlichen Darstellungen begleitet ist. Es folgte ein Friedensschluß zwischen Ramses II. und Chetasir, dessen Wortlaut auf Seiten der H. durch den Schreiber Chirepsar auf eine Silberplatte graviert wurde und dessen ägypt. Fassung (Lepsius, «Denkmäler», Abteil. III, Bl. 146) unter andern von Brugsch in seiner «Geschichte Ägyptens» übersetzt ist, und der Pharao vermählte sich mit der hethitischen Königstochter (abgebildet im Tempel von Abusimbel; Lepsius, «Denkmäler», Abteil. III, Bl. 196). In assyr. Inschriften erscheinen bereits unter Sargon I. (19. Jahrh.) die Chatti als gefürchtete Macht, sodaß die Inschriften ganz Syrien mit ihrem Namen Chatti benennen. Die erste Stadt, welche die assyr. Kriegszüge berühren, ist Karchemisch, an der Stelle gelegen, wo heute die Ruinen von Dscherâbis am Euphrat liegen. Hier haben die Engländer in neuester Zeit Ausgrabungen veranstaltet und ein hethitisches Königsbild und andere Skulpturen entdeckt, welche für die Geschichte der H. von größter Wichtigkeit geworden sind, indem sie über eine ganze Reihe von bisher ihrem Ursprung nach dunkeln Kunstwerken Licht verbreiten halfen.

Hetman oder Ataman (s. d.) heißt der Oberbefehlshaber eines Kosakenheeres. Da der jedesmalige Großfürst-Thronfolger Rußlands H. aller Kosaken ist, so befindet sich bei jedem Kosakenheere nur ein stellvertretender H.

Hetrurien, s. Etrurien.

Hetsch (Philipp Friedr. von), Historienmaler, geb. zu Stuttgart 10. Sept. 1758, wurde an der Karlsschule erzogen, wo Schiller sein Kollege war. Hier empfing er auch den ersten Unterricht künstlerischer Richtung durch den Franzosen Guibal nach der Antike und durch Harper im Landschaftsfache. Indes gehört H.s Entwickelung eigentlich dem Einflusse der Pariser Schule an, wohin er 1780 reiste, um dort unter Vien und Joseph Vernet zu studieren. Er schloß sich an die akademisch-klassizistische Richtung an, in welcher er Geschichtsbilder, meist aus der Stoffwelt der Antike, in zierlichen Kompositionen und gefälliger Färbung hervorbrachte. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines Hofmalers und begab sich zwischen 1785 und 1795 nach Italien. Nachdem er eine Zeit lang in Stuttgart als Professor gewirkt hatte, wurde er 1805 Direktor der Gemäldegalerie daselbst, wo er 31. Dez. 1839 starb. Seine Mutter der Gracchen in der dortigen Sammlung ist sein bedeutendstes Werk, mehrere Gemälde schmücken die königl. Residenz. Er versuchte sich auch mit Glück im Porträtfach und als Landschafter, nirgends aber besser als in friedlichen Motiven mythol. Inhalts.

Hettingen, preuß. Städtchen in Hohenzollern (Regierungsbezirk Sigmaringen), Oberamtsbezirk Gammertingen, 5 km von dieser Stadt, an der Lauchart, mit 616 kath. E., hat eine sehr alte im got. Stile erbaute Kirche, eine Mahl-, Säge- und Ölmühle und mechan. Wollspinnerei. Auf einem unmittelbar östlich von H. gelegenen Berge ein altes Schloß, der ehemalige Wohnsitz der Freiherren von Spath, welchen H. und Gammertingen gehörten, seit 1827 Eigentum des fürstl. Hauses Hohenzollern-Sigmaringen.

Hettinger (Franz), hervorragender kath. Theolog, geb. 13. Jan. 1819 zu Aschaffenburg, studierte auf der Universität zu Würzburg und auf dem Collegium Germanicum zu Rom, ward 1843 Priester, 1852 Subregens im Priesterseminar und 1859 Professor an der Universität zu Würzburg. Er nahm teil an den Vorbereitungen des Vatikanischen Konzils und hat den Beschlüssen desselben sofort zugestimmt. Von seinen Werken sind zu nennen: «Apologie des Christentums» (3 Bde., Freib. i. Br.; 5. Aufl., 1875—80), «Die Idee der priesterlichen Übungen nach dem Plan des Ignatius von Loyola» (Regensb. 1853), «Die Vollgewalt des apostolischen Stuhls» (Freib. i. Br. 1873), «Lebens- und Litteraturbild von D. Fr. Strauß» (Freib. i. Br. 1875), «Die Krisis des Christentums» (Freib. i. Br. 1881), «Die göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter» (Freib. i. Br. 1880), «Die Theologie der göttlichen Komödie» (Köln 1879).

Hettner (Herm. Jul. Theod.), ausgezeichneter Kunst- und Litterarhistoriker, geb. 12. März 1821 zu Leisersdorf bei Goldberg in Schlesien, besuchte das Gymnasium zu Hirschberg und widmete sich 1838—43 auf den Universitäten zu Berlin, Heidelberg und Halle hauptsächlich philol. und philos. Studien. Nach deren Beendigung wandte er sich nach Breslau, um sich für die akademische Laufbahn vorzubereiten. In dieser Zeit erwachte indes immer entschiedener seine Vorliebe für ästhetische, kunst- und litterargeschichtliche Studien, die ihn im Frühjahr 1844 nach Italien führten. Während der drei Jahre, die er daselbst verblieb, weilte er meist in Rom, doch durchwanderte er von hier aus alle wichtigern Kunststätten Ober-, Mittel- und Unteritaliens sowie Siciliens. Ostern 1847 habilitierte er sich als Privatdocent in Heidelberg für Ästhetik, Kunst- und Litteraturgeschichte. Im Frühjahr 1851 wurde er außerord. Professor in Jena und folgte dann 1855 einem Rufe nach Dresden als Direktor der königl. Antikensammlung und des Museums der Gipsabgüsse (welches letztere ihm eine musterhafte Aufstellung verdankt), sowie als Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der bildenden Künste. Im J. 1868 wurde ihm das Direktoriat des Historischen Museums, und 1869 auch dasjenige über das von ihm aufgestellte Rietschel-Museum übertragen. Behufs kunstgeschichtlicher Zwecke bereiste H. seitdem wiederholt Griechenland, Frankreich, England, Belgien und besonders Italien. Er starb in Dresden 29. Mai 1882.

H.s Hauptwerk ist die «Litteraturgeschichte des 18. Jahrh.» (6 Bde., Braunschw. 1856—70;

Digitized by Google

3. Aufl. 1870—79; 4. Aufl., Bd. 1 und 2, 1881). Dieselbe behandelt im ersten Teile die Geschichte der engl. Litteratur von der Wiederherstellung des Königtums bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrh., im zweiten die Geschichte der franz. Litteratur im 18. Jahrh., im dritten Teil, der seinerseits vier Bände umfaßt, die Geschichte der deutschen Litteratur von der Zeit des Westfälischen Friedens bis zum Tode Goethes; sie ist die geschichtliche Darstellung der von den drei neuern Kulturvölkern in folgerichtiger Fortentwickelung geführten großen Aufklärungskämpfe von ihren ersten Anfängen bis zur Eroberung des modernen Humanitätsideals und der aus diesen Kämpfen hervorgehenden Philosophie und Dichtung. Von H.s übrigen Schriften sind insbesondere noch hervorzuheben die «Vorschule zur bildenden Kunst der Alten» (Oldenb. 1848), «Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller» (Braunschw. 1850), «Das moderne Drama» (Braunschw. 1852), «Griech. Reiseskizzen» (Braunschw. 1853), «Das königl. Museum der Gipsabgüsse zu Dresden» (4. Aufl. 1881), «Der Zwinger in Dresden» (Lpz. 1874), «Forsters Briefwechsel mit S. Th. Sömmerring» (Braunschw. 1877), «Ital. Studien. Zur Geschichte der Renaissance» (Braunschw. 1879). Seine Abhandlungen und Gelegenheitsreden sind zusammengestellt in den nach H.s Tode von seiner Witwe herausgegebenen «Kleinen Schriften» (Braunschw. 1884). Ausführlicher handeln über ihn Moleschott, «H. Hettners Morgenrot» (Gießen 1883); Seuffert im «Archiv für Litteraturgeschichte» (Bd. 12); Stern in «Westermanns Monatsheften».

Von den Söhnen des Verstorbenen ist Felix H., geb. 1851 in Jena, Direktor des Provinzialmuseums in Trier und litterarisch auf dem Gebiete röm. Provinzialarchäologie thätig, Georg H., geb. 1854 in Jena, außerord. Professor der Mathematik in Berlin.

Hettstädt, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Gebirgskreis Mansfeld, 8 km im NNO. von Mansfeld, an der zur Saale gehenden Wipper und an der Linie Berlin-Blankenheim der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 7650 meist prot. E. und hat eine Pianoforte-, eine Kirschsaft- und eine Guanofabrik. In der Umgegend sind Kupfererzgruben und Schmelzhütten.

Hetze oder Hatz heißt im allgemeinen eine jede Jagd, bei der das Wild durch Hunde gefangen wird. In der Jagdterminologie wird jedoch H. streng genommen nur für das Fangen des Schwarzwildes und der Raubtiere mittels Hunden gebraucht. Das Hetzen des nützlichen Wildes durch Hunde heißt Parforce-Jagen. Zur Bärenhetze werden vorzüglich deutsche und poln. Jagdhunde und Hetzhunde verwendet. Letztere sind entweder Bären- oder Bullenbeißer, engl. Doggen oder dän. Blendlinge. Zur Saubetze bedient man sich hauptsächlich der großen, flinken Rüden (Saurüden) und der Blendlinge; zur Fuchshetze, die vorzüglich in England in großem Ansehen steht und in neuerer Zeit auch auf dem Kontinent wieder in Aufnahme gekommen ist, der Bracken (fox-hounds). Fast ebenso beliebt ist in England die Otternhetze, zu der verschiedene Arten kleiner mutiger, meist langhaariger Hunde gebraucht werden. H. nennt man auch die Anzahl der Hunde, die gemeinschaftlich an ein Stück Wild gehetzt werden. Hatzmann heißt der Hundeführer, der einen oder zwei Hunde zur H. führt; er ist hatzfertig, wenn er die Schleifen an der Hatzleine aufgezogen hat. Der Ausdruck Hatz wird fast ausschließlich für die H. auf Schwarzwild benutzt.

Hetzer (Ludw.), ein Wiedertäufer der Reformationszeit, geb. um 1500 zu Bischofszell im Kanton Thurgau, erwarb sich zu Freiburg i. Br. eine tüchtige, gelehrte Bildung. Als Kaplan zu Wädenschwyl am Zürichersee schloß er sich an Zwinglis Reformbestrebungen an und schrieb 1523 eine Flugschrift gegen die Verehrung der Bilder. Wegen seiner Hinneigung zu den Wiedertäufern aus Zürich verwiesen, ging H. 1525 nach Augsburg, 1526 nach Straßburg. Hier trat er mit Joh. Denk in Verbindung und schrieb seine Übersetzung der Propheten (1527). Auch aus Straßburg vertrieben, ließ sich H. nach mancherlei Irrfahrten in Konstanz nieder und erlitt am 4. Febr. 1529 wegen Bigamie den Tod durch das Schwert. Vgl. Keim in den «Jahrbüchern für deutsche Theologie» (1856).

Hetzhunde, s. unter Hetze.

Heu (lat.), Ausruf des Schmerzes: ach! wehe! H. me misérum, ach ich Unglücklicher!

Heu nennt man im engern Sinne das getrocknete Wiesengras des ersten Schnittes, zum Unterschied von Grummet (s. d.), welches aus dem zweiten, beziehentlich dritten Schnitte gewonnen wird; im weitern Sinne gehört zum H. der getrocknete erste Schnitt aller Futterpflanzen, des Klees, der Luzerne, Esparsette u. s. w. Der Futterwert des H. ist ein sehr verschiedener, im allgemeinen bedingt durch die Zusammensetzung des H., durch den Gehalt an Protein, Fett, Rohfaser u. s. w. Je mehr das H. von dem erstern enthält, um so nahrhafter ist dasselbe im Durchschnitt; je höher der Gehalt an Rohfaser, um so geringer ist der Nährwert. Die Zusammensetzung des Wiesen- und des Kleeheus bewegt sich innerhalb folgender Grenzen:

	Wiesenheu	Kleeheu
Wasser	27,7— 9,8 Proz.	26,9—17,8 Proz.
Protein	5,8—19,4 »	7,2—15,8 »
Fett	1,2— 5,6 »	1,2— 5,5 »
Stickstofffreie Extraktstoffe	22,6—50,7 »	22,3—39,7 »
Rohfaser	19,7—39,9 »	19,5—43,0 »
Asche	6,5 »	6,3

Da von dem Rohprotein des H. nur ein Teil wirklich verdaulich, so ist, abgesehen von dem Gehalt an Rohprotein, auch der Verdauungskoeffizient dieses Stoffs wie der übrigen Nährstoffe für den Nährwert des H. bestimmend. So schwankt die Verdaulichkeit des Rohproteins beim Wiesenheu zwischen 39 und 72 Proz., beim Kleeheu zwischen 43 und 76 Proz. Je mehr Protein das H. besitzt, um so größer ist auch in der Regel die Verdaulichkeit dieses und aller übrigen Stoffe. Der Nährwert des H. wird aber noch von andern Verhältnissen beeinflußt; stammt dasselbe von nassen, moorigen und sumpfigen Wiesen, so besteht es zum größten Teile aus wertlosen Gräsern (Juncaceen und Cyperaceen); ist es dagegen auf künstlich bewässerten, beziehentlich trocken gelegenen Wiesen gewachsen, so besteht es aus süßen und nahrhaften Gräsern (Gramineen). Beim H. der Futterpflanzen kommt namentlich der Boden und der Düngungszustand in Betracht; je kräftiger beide, um so besser auch das H. Bei sämtlichen Heuarten spielt ferner

Digitized by Google

das Wetter während der Vegetationszeit, der Zeitpunkt, zu welchem das Einschneiden erfolgte, sowie schließlich das Wetter während der Ernte eine wichtige Rolle. Die größte Menge von verdaulichen Nährstoffen erhält man in der Regel, wenn das Futter in der Blüte gemäht wird, da bei späterm Abbringen die Gesamtmasse allerdings eine größere, der Verdaulichkeitsgrad dagegen erheblich niedriger ist. Je günstiger sich das Wetter während der Ernte gestaltet, um so mehr werden die im H. enthaltenen Nährstoffe konserviert, wogegen dieselben durch Regen zum Auswaschen gelangen und verloren gehen. Das Schneiden des Grases, beziehentlich der Futterpflanzen erfolgt mit der Sense oder der Mähemaschine. Über das Trocknen der grünen Massen s. unter Ernte.

Heuasthma, s. Heufieber.

Heubach, Stadt im württemb. Jagstkreis, Oberamt Gmünd, am Fuße des Rosensteins, auf welchem die Ruine der Burg Rosenstein steht, bei der sich Höhlen und röm. Verschanzungen befinden, zählt (1880) 1368 meist prot. E., welche ansehnliche Seide- und Baumwollspinnerei und Weberei treiben.

Heuberg, Berg im Thüringerwalde, 3,5 km südlich von Friedrichroda; auf ihm in 685 m Höhe das vielbesuchte Heubergshaus.

Heuberg, der südwestlichste Teil der Schwäbischen Alp, s. Alp (Gebirge).

Heubner (Otto Leonhard), bekannt aus dem dresdener Maiaufstande von 1849, geb. 17. Jan. 1812 zu Plauen im sächs. Vogtlande, studierte die Rechte in Leipzig und lebte von 1832 an in seiner Vaterstadt und in Mühltroff als Direktor mehrerer großern Patrimonialgerichte und Rechtsanwalt. Im J. 1834 gründete er in Plauen die erste Turnanstalt Sachsens in Jahnschem Sinne; 1843 wurde er als königl. Kreisamtmann nach Freiberg berufen. Als Abgeordneter zur Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt 1848 nahm er seinen Sitz auf der Linken, legte jedoch schon Anfang 1849 sein Mandat nieder, um die auf ihn gefallene Wahl zum Mitglied der sächs. Ersten Kammer anzunehmen. Hier war er einer der Führer der gemäßigten Linken. Als 3. Mai 1849 zu Dresden der Aufstand zu Gunsten der Reichsverfassung begann, wurde H. zum Mitglied der Provisorischen Regierung gewählt. Nach Unterdrückung des Aufstandes wurde H. zu Chemnitz verhaftet und wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, jedoch zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Erst 28. Mai 1859, bei der Vermählungsfeier des Prinzen Georg, erfolgte seine Freilassung. Während seiner Gefangenschaft hatte sich H. vielfach litterarisch beschäftigt; und zwar teils mit Übersetzungen, namentlich aus dem Englischen, teils mit der Abfassung volkstümlicher Lehr- und Unterhaltungsschriften («Herr Goldschmidt und sein Probierstein», Lpz. 1850). Ferner schrieb er: «Klänge aus der Zelle in die Heimat» (Dresd. 1859). Nach seiner Entlassung erhielt H. eine Anstellung bei der Dresdener Hypothekenversicherungsgesellschaft und wurde im Juni 1865 zu deren erstem Direktor erwählt. Im J. 1867 legte er diese Stelle nieder, um in seinen frühern Beruf als Rechtsanwalt wieder einzutreten; 1869 wurde er in die sächs. Zweite Kammer gewählt. Seit 1869 leitet er als Ratsmitglied die Verwaltung des Kirchen- und Schulwesens der Stadt Dresden.

Heubner (Joh. Otto Leonhard), Mediziner, Sohn des vorigen, geb. 21. Jan. 1843 zu Mühltroff, besuchte die Landesschule zu Grimma, studierte in Leipzig und Wien und habilitierte sich 1868 an der leipziger Universität. Nachdem er langjähriger Assistent an der Klinik Wunderlichs daselbst gewesen, wurde er 1873 zum außerord. Professor und 1876 zum Direktor der Distriktspoliklinik ernannt. Er veröffentlichte: «Die luetische Erkrankung der Hirnarterien» (Lpz. 1874), «Beiträge zur internen Kriegsmedizin» (Lpz. 1871). Seine Schrift «Die experimentelle Diphtherie» (Lpz. 1883) wurde 1883 mit dem Kaiserin-Augusta-Preis gekrönt.

Heuch, Fisch, s. Huchen.

Heuchelberg, Höhenzug in Württemberg, Neckarkreis, der Keuperformation angehörend, bis 338 m hoch, wird durch den Zabergrund bei Güglingen vom Stromberg getrennt.

Heuchelei ist die aus selbstsüchtigen Interessen entspringende Vorspiegelung von Gesinnungen, die nicht wirklich vorhanden sind. Ein Heuchler ist derjenige, welcher, um äußerer Vorteile des Erwerbs, der Carrière oder dergleichen willen, mit Bewußtsein durch Wort oder That sich als Vertreter von Überzeugungen erscheinen läßt, die er nicht hat oder gar innerlich mißbilligt und verachtet. Am häufigsten ist die H. auf dem religiösen Gebiet, wo der in sich Indifferente oder Ungläubige, um dadurch irgendwelche gesellschaftliche Vorteile zu erringen, den Gläubigen und gar Bigotten spielt: aber es gibt auch, namentlich in neuerer Zeit, eine politische H. bei denjenigen, welche, durch Hoffnung auf Gewinn oder Ämter verlockt, als Anhänger sei es der Regierung, sei es der herrschenden Parlamentsmajorität auftreten, während sie innerlich den von denselben vertretenen Überzeugungen fern stehen. In allen Fällen ist die H. als eine Selbstentwürdigung ein schwerer sittlicher Fehler.

Heuerbrief, s. Promesse u. Heuergeschäft.

Heuerbuch, s. unter Heuervertrag.

Heuerer, s. unter Heuergeschäft.

Heuergeschäft (im Börsenverkehr), auch Promessengeschaft genannt, ist ein Vertrag, in welchem der eine Kontrahent (der Verheuerer) dem andern Kontrahenten (dem Heuerer) gegen eine bestimmte Vergütung denjenigen Gewinn zu überlassen verspricht, welcher auf ein bestimmtes, dem Verheuerer gehöriges Los etwa fallen würde. Darüber wird ein sog. Heuerbrief oder Promesse, Promessenlos ausgestellt. Der Inhaber eines Loses tauscht also gegen einen ungewissen großen Wert den gewissen kleinen Wert ein und will lieber wenig sicher haben als viel in unbestimmter Aussicht. (Thöl, «Handelsrecht», §. 308.) Das H. ist übrigens in ähnlicher Weise wie der Kauf zum Differenzgeschäft entartet, indem der Verheuerer häufig Promessen auf Lose verkauft, die er gar nicht erwerben will, vielleicht gar nicht erwerben kann, weil sie bereits von einem andern erworben sind; trifft dann auf diese Lose ein Gewinn, so zahlt er dessen Betrag an den Heuerer aus. Dies Geschäft ist noch gefährlicher und verwerflicher als das Differenzgeschäft.

Heuernte, s. unter Heu, vgl. Ernte.

Heuervertrag (seerechtlich) heißt der Dienstvertrag, durch welchen die Mannschaft der Seeschiffe angeworben wird (Heuer = Dienstmiete und Lohn). Derselbe ist geregelt in der Deutschen Seemannsordnung, welche an die Stelle des vierten Titels im fünften Buche des Handelsgesetzbuchs getreten ist; diese Regeln gelten aber nicht nur für die

Digitized by Google

zu nautischen Diensten auf dem Schiffe angestellten Personen (Schiffsmannschaft im eigentlichen Sinne), sondern auch für die zu nichtnautischen Diensten Angestellten (Maschinisten, Köche, Aufwärter, Ärzte u. s. f.), falls sie eben eine dauernde Anstellung auf dem Schiffe erhalten haben. Sie gelten nicht für den Schiffskapitän und nicht für Lotsen, Quarantänewächter und dergleichen bloß zu vorübergehenden Dienstleistungen auf dem Schiffe befindlichen Personen. Einer Form zum Abschluß des Handels bedarf es nicht, vielmehr pflegt der Schiffer namens des Reeders durch mündliche Verabredung den Schiffsmann anzuwerben; insbesondere ist die sog. Anmusterung für die Gültigkeit des Vertrags an sich bedeutungslos; nur wenn ein Schiffsmann sich an zwei verschiedenen Schiffen für dieselbe Zeit verheuert hat, dann soll zwar an sich der früher abgeschlossene Vertrag den Vorzug haben, falls aber auf Grund des spätern Vertrags bereits angemustert ist, dann soll dieser vorgehen (Seemannsordnung, §. 26). Der Schiffsmann ist zu unweigerlichem Gehorsam gegen den Schiffer verpflichtet, zu Nüchternheit, friedfertigem Betragen und Achtung gegenüber seinen Vorgesetzten (§. 73), und steht deshalb unter einer sehr ausgedehnten Disciplinargewalt des Schiffers (§. 72 fg.), deren Mißbrauch jedoch kriminell strafbar ist; seine Dienstleistungen sind der Qualität nach beschränkt oder unbeschränkt (ersteres besonders beim Steuermann, Koch, Zimmermann, Maschinisten), der Quantität aber, falls das Schiff nicht im Hafen liegt, stets unbeschränkt, und er hat dieselben auch bei eigener persönlicher Gefahr zu erfüllen. Der Schiffsmann darf keine Güter für eigene Rechnung verladen (§. 75) auch ohne Erlaubnis des Schiffers keine geistigen Getränke an Bord führen und Tabak nur so viel, wie er zu seinem eigenen Gebrauche auf der Reise bedarf (§. 76). Der Schiffsmann hat dafür einen Anspruch zunächst auf Naturalverpflegung, nämlich auf Speise und Trank nach Vorschrift der einzelnen Landesverordnungen (§§. 43, 45, 46), ferner auf angemessenen Logisraum (§. 43) und auf Heilmittel bei Erkrankung und Verwundung (§§. 45, 48); sodann auf Geldlohn (Heuer), welcher regelmäßig erst mit Beendigung des Dienstverhältnisses zu zahlen ist (§. 36), wenn nicht nach Ortsgebrauch des Anmusterungshafens ein Recht auf Vorschußleistungen und Handgelder besteht (§. 37). Der Schiffer ist verpflichtet, ein Abrechnungsbuch über die Heuer zu führen und dem Schiffsmann auf dessen Verlangen ein besonderes Heuerbuch zu übergeben (§. 39). Verringert sich die Zahl der Mannschaft während der Reise, so accreszieren im Zweifel die ersparten Heuerbeträge den übrigen Schiffsleuten nach Verhältnis ihrer Heuer (§. 40). Für alle Forderungen des Schiffsmanns haftet der Reeder persönlich mit seinem ganzen Vermögen (§. 68); demnach gehören dieselben zu denjenigen Forderungen, welche die Rechte eines Schiffsgläubigers gewähren. Der H. wird aufgelöst durch Ablauf der Zeit, resp. Beendigung der Reise, für welche er geschlossen wurde, ferner durch Tod des Schiffsmanns, sodann wenn das Schiff durch Zufall verloren geht (§. 56); auch kann der Schiffer den Schiffsmann aus gewissen gesetzlich gebilligten Gründen entlassen (z. B. Untauglichkeit, grobe Dienstvergehen, syphilitische Krankheit, Verzögerung des Dienstantritts über 24 Stunden u. s. w., §. 57, 58, 28, 59, 60), wie umgekehrt der Schiffsmann aus gewissen Gründen den Dienst aufkündigen darf (§§. 61—63); liegt kein solcher Grund vor, so wird der Schiffsmann wegen Kontraktbruchs bestraft (§. 81), auch findet eine polizeiliche Zwangszuführung zum Dienste statt (§. 29).

Heufieber oder Heuasthma, Bostockscher Katarrh (Catarrhus aestivus, Hay-fever) nennt man eine eigentümliche, leicht fieberhafte, mit hartnäckigem Katarrh der Augenbindehaut, der Nasenschleimhaut, der obern Luftwege und mehr oder minder heftigen Beschwerden verbundene Affektion, welche gewisse, dazu besonders disponierte Personen regelmäßig, bisweilen in alljährlich wiederkehrenden Anfällen befällt, sobald sie sich den Ausdünstungen gewisser blühender Gräser, meist kurz vor der Heuernte, aussetzen. Als krankmachende Ursache sind die eingeatmeten Pollen (Blütenstaub) gewisser Grasarten zu betrachten, welche innerhalb der Luftwege aufquellen und dadurch eine mechanische anhaltende Reizung der Schleimhäute verursachen. Die Krankheit, welche besonders häufig in England und Nordamerika, aber auch in Deutschland, Frankreich, Belgien und der Schweiz beobachtet wird, befällt nur Stadtbewohner und fast nur Personen unterhalb des 40. Lebensjahres, durchschnittlich mehr Männer als Frauen. Das Leiden ist meist sehr hartnäckig; am zweckmäßigsten erweist sich eine Luftveränderung, der längere Aufenthalt im Hochgebirge oder an der See; ein Mittel, die Disposition zur Krankheit zu tilgen, ist noch nicht gefunden. Vgl. Phöbus, «Der typische Frühsommer-Katarrh oder das sogenannte H.» (Gieß. 1852); Blackley, «Experimental researches on the causes and nature of catarrhus aestivus» (Lond. 1873).

Heughtown, Stadt auf der zu den Scilly-Inseln (s. d.) gehörigen Insel St.-Marys.

Heuglin (Theod. von), bekannt durch seine Reisen und Forschungen in Afrika, geb. 20. März 1824 zu Hirschlanden in Württemberg, widmete sich naturhistorischen und pharmaceutischen Studien und machte dann einige Reisen in Europa. Er hatte Sprachkenntnisse, war ein tüchtiger Schütze, ein geschickter Zeichner und von kräftigem Körper. Er ging 1850 nach Ägypten, von wo er Ausflüge ins Peträische Arabien und an die Küsten des Roten Meeres unternahm, und wurde 1852 zum Sekretär des österr. Konsuls in Chartum ernannt. Bald nach seiner Ankunft daselbst begleitete er den Konsul Reitz auf einer Reise nach und durch Abessinien, auf welcher Reitz 16. Mai 1853 in Doka starb. H. kehrte mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute im Juni nach Chartum zurück. Seine Aufzeichnungen über diese Reise («Reisen in Nordostafrika», Gotha 1857) sind von großem Werte. An Reitz' Stelle zum Geranten des österr. Konsulats in Chartum ernannt, bereiste er Ende 1853 den untern Weißen Nil und Kordofan und sammelte hierbei, sowie in Chartum selbst, eine große Anzahl lebender Tiere, welche er 1855 dem kaiserl. Tiergarten in Schönbrunn schenkte. Damals stellte er seine erste «Systematische Übersicht der Vögel Nordostafrikas» (Wien 1855) zusammen, worin 754 Arten aufgeführt sind. Im März 1856 begab er sich abermals nach dem Sudan, untersuchte die Bajuda-Steppe, kehrte im Jan. 1857 nach Kairo zurück und bereiste in demselben Jahre die ganze Westküste des Roten Meeres, sowie die Somaliküste, über die er in Petermanns «Mitteilungen» (1860 u. 1861) berichtete. Von 1858 bis 1860 stellte er in Europa seine

Digitized by Google

Gesundheit wieder her, ordnete seine Sammlungen und verfaßte die Beschreibungen seiner Reisen. Von Petermann in Gotha zur Leitung der Expedition gewonnen, die zur Aufklärung von Eduard Vogels Schicksal nach Afrika entsendet werden sollte, verließ H. mit Steudner, Kinzelbach, Hansal und Schubert 25. Mai 1861 Ägypten, wo er Anfang März eingetroffen war, und begab sich über Massaua, wo sich ihm 1. Juli Munzinger anschloß, nach den Landschaften der Mensa, Bogos und Barca nördlich von Abessinien. Zu Mai-Schecha in der Provinz Saraë trennten sich 11. Nov. Munzinger und Kinzelbach von ihm, um westlich durch das Land der Kunama und über Kassala nach Chartum, sowie ferner nach Kordofan zu gehen, während H. mit Steudner und Schubert über Adua, Gondar und Gaffat südwärts bis an die Grenze von Schoa und in die Gallaprovinz Djamma vordrang und dort 4. April 1862 bei dem Kaiser Theodor freundliche Aufnahme fand. Nach einer an Entbehrungen, Krankheiten und Strapazen überreichen Reise von dort über Gondar und Doka erreichte er zu Anfang Juli Chartum. Hierauf schloß sich H. mit Steudner der Ende Jan. 1863 von Chartum nach dem Bahr el-Ghasal (dem westl. Zuflusse des Weißen Nil) abgehenden Expedition der holländ. Damen Tinne an, gelangte westlich über den Rekfee hinaus bis zum Kosanga- oder Dembofluß (17. Juli 1863) im Lande der Dohr, nachdem er seinen Gefährten Steudner 10. April durch den Tod verloren, und kehrte mit reicher geogr. und zoolog. Ausbeute Ende März 1864 nach Chartum und im folgenden Jahre nach Europa zurück. Außer seinen Aufsätzen in Petermanns «Mitteilungen» (1861—64 und Ergänzungsband 2 u. 3) und andern periodischen Schriften veröffentlichte er: «Die deutsche Expedition in Ostafrika» (Gotha 1864), «Reise nach Abessinien, den Galaländern u. s. w.» (Jena 1868), «Ornithologie Nordostafrikas» (Kass. 1869—75) und «Reise in das Gebiet der westl. Zuflüsse des Weißen Nils» (Lpz. 1869). Im Sommer 1870 unternahm er mit Graf Waldburg-Zeil eine Fahrt nach Spitzbergen, ergänzte die Aufnahme im südöstl. Teile dieser Inselgruppe und brachte von dort wie im J. 1871 auf einem Dampfer des Kaufherrn Rosenthal von Nowaja-Semlja reiche und sehr interessante naturhistor. Sammlungen zurück. Als er die Resultate dieser Reisen in «Reisen nach dem Nordpolarmeere» (3 Bde., Braunschw. 1872—74) veröffentlicht, ging er Ende 1874 abermals nach dem Roten Meere, um das Gebiet der Beni-Amer zu erforschen, und kehrte nach längerm Aufenthalt in Kairo nach Stuttgart zurück, wo er 5. Nov. 1876 starb, nachdem er noch seine «Reise in Nordostafrika» (2 Bde., Braunschw. 1877) vollendet. H.s Hauptfach war die Zoologie, besonders die Ornithologie.

Heulandit, Synonym für Stilbit (s. d.).

Heumann (Christoph August), Polyhistor, geb. 3. Aug. 1681 zu Allstedt im Weimarischen, wurde 1709 Inspektor des theol. Seminars zu Eisenach, 1717 Professor am Gymnasium zu Göttingen. Bei Errichtung der Universität Göttingen 1734 wurde er an derselben ord. Professor der Litteraturgeschichte und außerord. Professor der Theologie, 1745 ord. Professor der Theologie und 1758 emeritiert. Er starb 1. Mai 1764. H. machte sich besonders verdient durch die Herausgabe der «Acta Philosophorum» (3 Bde., Halle 1715—27), des «Conspectus reipublicae literariae» (Hannov. 1719; 7. Aufl. 1763) und seine «Erklärung des Neuen Testaments» (12 Bde., Hannov. 1760—63).

Heumann von Teutschenbrunn (Joh.), der erste, der die Diplomatik wissenschaftlich behandelte, geb. 11. Febr. 1711 zu Muggendorf im Bayreuthischen, studierte zu Altdorf Geschichte und die Rechte, praktizierte dann in Wien beim Reichshofrat, kehrte aber 1739 als Docent der Rechte nach Altdorf zurück, wo er 1744 ord. Professor wurde und 29. Sept. 1760 starb. Seine für ihre Zeit höchst schätzbaren jurist. Schriften sind veraltet; dagegen haben seine «Commentarii de re diplomatica imperatorum ac regum Germaniae» (2 Bde., Nürnb. 1745) und die «Commentarii de re diplomatica imperatricum Germaniae» (Nürnb. 1749) noch jetzt ihren Wert. In seinen «Initia juris politiae Germaniae» (Nürnb. 1757) entwarf er ein deutsches Polizeirecht.

Heumonat, s. Julius.

Heun (Karl Gottlieb Sam.), als Romanschriftsteller H. Clauren genannt, geb. 20. März 1771 zu Dobrilugk, besuchte seit 1786 das Gymnasium zu Gotha, studierte seit 1788 zu Leipzig, dann zu Göttingen die Rechte und kam hierauf zu dem preuß. Minister von Heynitz als Erzieher von dessen Neffen und als Privatsekretär nach Berlin. Hier wurde er 1792 Geh. Sekretär im Generaldirektorium beim westfäl. Provinzial- und beim Berg-, Hütten- und Salzdepartement, 1794 Assessor bei der Bergwerks- und Hüttenadministration. Im J. 1801 verließ er die preuß. Dienste, um die Verwaltung der bedeutenden Güter des Kanonikus von Treskow bei Posen und in Kujavien zu übernehmen, mit dem er jedoch bald in Mißhelligkeiten geriet. Dasselbe war der Fall mit dem Buchhändler Rein in Leipzig, dessen Kompagnon er 1804 geworden war. Im J. 1806 übernahm er von neuem die Verwaltung der Treskowschen Güter. Doch 1811 kehrte er nach Berlin zurück, wo er in das Bureau des Staatskanzlers Hardenberg kam und bald darauf zum Hofrat ernannt wurde, nahm dann am Feldzuge von 1813 und 1814 im schreibenden Hauptquartier teil, redigierte die «Preuß. Feldzeitung», wohnte dem Kongreß in Wien bei und wurde nachher beim preuß. Gouvernement in Dresden und hierauf in Merseburg angestellt. Im J. 1820 übernahm er die Redaction der «Preuß. Staatszeitung», und als diese 1824 in Pacht gegeben ward, erhielt er eine Stellung beim Generalpostamt, nachdem er vorher zum Geh. Hofrat ernannt worden. Er starb 2. Aug. 1854 zu Berlin.

Während seines Aufenthalts in Polen trat er zuerst als Novellist unter dem Namen H. Clauren (einem Anagramm von Carl Heun) auf. Da seine Erzählungen «Die graue Stube» im «Freimütigen» und besonders «Mimili» (4. Aufl. 1824) großen Beifall fanden, ging er auf dieser Bahn weiter. Seine früher zerstreuten Arbeiten wurden unter dem Titel «Erzählungen» gesammelt (6 Bde., Dresd. 1819—20) und fanden ein zahlreiches Publikum. Im J. 1818 begann er auch ein nur aus eigenen Arbeiten bestehendes Taschenbuch «Vergißmeinnicht», dessen Inhalt wieder in der Sammlung «Scherz und Ernst» (4 Sammlungen in 40 Bdn., Dresd. 1820—28) abgedruckt wurde. Daneben hatte er seit 1815 mehrfach dramatische Produkte erscheinen lassen, z. B. «Das Vogelschießen», «Der Bräutigam aus Mexiko», «Der Wollmarkt» u. s. w.,

Digitized by Google

die als «Luſtſpiele» (2 Bde., Dresd. 1817; 2. Aufl. 1824) geſammelt wurden. Seine «Geſammelten Schriften» erſchienen in 25 Bänden (Lpz. 1851). Die Luſt an flüchtiger, oft frivoler Unterhaltung von der einen Seite und eine gewiſſe mit Sentimentalität gepaarte Lebendigkeit der Auffaſſung und Darſtellung von der andern erklären den Beifall, den ſeine Schriften fanden. Sein ſchnelles Sinken in der Gunſt des Publikums wurde beſonders durch Wilhelm Hauff (ſ. d.) gefördert.

Heune, ſ. Hüne.

Heupferde, ſoviel wie Heuſchrecken.

Heupreſſe dient zum Preſſen und Formen des Heues in einzelne, in der Regel 0,25 cbm große und 50—100 kg ſchwere Ballen, um dasſelbe durch Verkleinerung des Volumens leichter transportfähig zu machen und um die Transportkoſten zu verringern. Die H. ſind deshalb vorzugsweiſe in Gegenden in Gebrauch, welche große Mengen von Heu produzieren und dasſelbe in die Städte, Militärſtallungen u. ſ. w. verkaufen. Die Preiſe beziehungsweiſe Leiſtungen der Handheupreſſen variieren zwiſchen 270 und 1000 Mark, beziehungsweiſe 3800 und 4500 kg Heu pro Tag bei fünf Mann Bedienung; eine Deberickſche H. koſtet 2000 Mark und verarbeitet pro Tag etwa 11 000 kg Heu mit vier Mann Bedienung. Vgl. Wüſt, «Landwirtſchaftliche Maſchinenkunde» (Berl. 1881).

Heure (frz., ſpr. Öhr), Stunde; à la bonne heure, ſo iſt's recht! vortrefflich! meinetwegen!

Heureka (griech. εὕρηκα, «ich hab's gefunden»), nach Vitruvius, «De architectura» (9), Ausruf des Archimedes bei Entdeckung des ſog. Archimediſchen Prinzips (ſ. d.), daher Ausruf der Freude bei Löſung eines ſchwierigen Problems.

Heurich iſt ein 1812 bei den unter dem Befehle des Generals York ſtehenden Truppen entſtandenes und ſcherzweiſe gegen die preuß. ſchwarzen Huſaren gebrauchtes Wort, welches infolge der ausgezeichneten Leiſtungen dieſes Regiments allmählich ein ehrender Zuruf wurde und bis zum Jahre 1814 im Yorkſchen Korps allgemein als kameradſchaftlicher Gruß zwiſchen einander begegnenden Truppen gebräuchlich wurde. Die Angabe, H. ſei den Franzoſen gegenüber, welchen die Ausſprache des h nicht geläufig iſt, als Erkennungswort, namentlich bei Nacht und im Vorpoſtendienſte, angewendet worden, iſt unerwieſen und wenig glaubhaft.

Heuriſtik heißt Erfindungskunſt oder eine Anweiſung, auf methodiſchem Wege Erfindungen zu machen. Eine Erfindungskunſt für alle Wiſſenſchaften würde freilich den größten Wert haben und mit einer allgemeinen Methodenlehre zuſammenfallen; aber es liegt in der Natur der Sache, daß es keine ſolche allgemeine H. geben kann. Denn der fruchtbare Gedankenfortſchritt, der nicht bloß zu neuen Einfällen, ſondern zu wirklichen Erweiterungen und Bereicherungen des Wiſſens führen ſoll, hängt jederzeit von der beſondern Natur der Probleme und Aufgaben ab, und die methodiſchen Weiſungen der Logik, die wirklich eine allgemeine Bedeutung haben, ſind zu allgemein, um einen ausreichenden Leitfaden zur Behandlung beſtimmter Probleme darzubieten. Nur in der Praxis der einzelnen Wiſſenſchaften, beſonders der neuern Naturwiſſenſchaften, entwickeln ſich auf Grund beſtimmter ſachlicher Bezüge einzelne, auf gewiſſe Gebiete der Forſchung ſich beſchränkende heuriſtiſche Methoden. Was man aber, namentlich früher, für eine allgemeine H. hielt, lief meiſt auf ein äußerliches, oft ſelbſt leeres kombinatoriſches Spiel mit willkürlich aufgeſtellten Begriffen hinaus, obwohl Verſuche dieſer Art, wie z. B. die Ars magna des Raymundus Lullus, viele Bewunderer fanden. — Etwas ganz anderes endlich als eine Anweiſung, eigentliche Erfindungen zu machen, iſt das heuriſtiſche Verfahren in der Darſtellung wiſſenſchaftlicher Lehren, d. h. der Darſtellung, welche den Weg geht, auf welchem die Lehrſätze derſelben wirklich gefunden worden ſind oder wenigſtens hätten gefunden werden können. Sie überliefert die Wiſſenſchaft nicht als eine ſchon fertige, ſondern zeigt ihre Entſtehung; das heuriſtiſche Verfahren iſt daher zugleich als genetiſches von dem größten pädagogiſchen Werte.

Heuſcheuer, ein 920 m hoher Quaderſandſteingipfel, 25 km im NW. von Glatz und im N. der 1036 m hohen Menſe und der böhm. Kämme gelegen, eine der beſuchteſten Höhen der Sudeten. Sie gleicht mit ihren durcheinander geworfenen Felsmaſſen faſt einer mächtigen Bergfeſtung. Der höchſte, eine weite Ausſicht, bis Nachod, bietende Punkt iſt der ſog. Großvaterſtuhl, eine ſenkrecht zerklüftete, etwa 92 ha einnehmende Sandſteinmaſſe mit 35 m hohen Wänden, zu welcher man von der Platte des Tafelſteins auf Treppenſtufen hinanſteigt. Am Südrande der 700 m hohen Heuſcheuer-Hochebene, einer von Spalten durchzogenen und von Fichtenwald umkränzten Felsmaſſe, liegt in 829 m Höhe der ſog. Vogelberg.

Heuſchrecken bilden unter den geradflügeligen Inſekten (Orthoptera) eine zahlreiche Familie, die ſich durch horizontal aufliegende Oberflügel, fächerartig gefaltete Unterflügel und lange, mit verdickten Schenkeln verſehene Springbeine auszeichnet und auch in Deutſchland durch manche, zum Teil ſehr ſchön gefärbte Arten vertreten wird, wie die rotgeflügelte Schnarrheuſchrecke (Acridium stridulum), deren Hinterflügel zinnoberrot gefärbt ſind; die bläuliche Schnarrheuſchrecke (A. caerulescens) mit blauen Hinterflügeln. Man unterſcheidet gewöhnlich unter den H. drei Gruppen, die Grillen (ſ. d.) oder Grabheuſchrecken (Gryllida), wozu die Werren oder Heimchen gehören; die Laubheuſchrecken (Locustida), zu welchen die große grüne Heuſchrecke zählt, und die Grashüpfer (Acridida). Mehrere Arten dieſer letztern Gruppe, zu welcher auch die genannten zählen, ſind durch die ungeheuern verheerenden Züge berüchtigt, in denen ſie zuweilen erſcheinen. Dahin gehört die Wander- oder Zugheuſchrecke (A. migratorium), welche im ſüdl. und mittlern Europa überall vereinzelt vorkommt, ihre Eier in ſandigem Boden ablegt, aber ihre eigentliche Heimat im Oſten hat, von woher auch ſtets die verderblichen Schwärme kamen, deren Menge und Fruchtbarkeit zu beſchreiben ſeit des Propheten Joël Zeiten ſich unzählige Schriftſteller verſucht haben. Öfters ſind ſolche Schwärme beobachtet worden, die beim Niederfallen den Boden in mehrſtündiger Breite und Länge 15 cm hoch bedeckten und in wenigen Stunden alle Pflanzen aufs vollſtändigſte vertilgten. Im Mittelalter ergoß ſich dieſe Plage, die im Orient von jeher zu den gewöhnlichſten gehörte, auch wiederholt über Deutſchland. In neuerer Zeit wurde Südfrankreich 1819, Taurien 1824 und der Regierungsbezirk Potsdam 1875 durch H. heimgeſucht. Die Südſpitze

Digitized by Google

Afrikas wird manchmal durch Schwärme der verwüstenden Schnarrheuschrecke (A. devastator) verheert, wie 1845 geschah, als ein Nordwind Millionen dieser H. auf die Gärten der Kapstadt trieb und zuletzt ins Meer verschlug. Das südl. Europa, Vorderasien und Nordafrika werden bisweilen von Zügen der tatarischen Schnarrheuschrecke (A. Tataricum) verwüstet. Andere Arten besuchen das westl. Afrika und die Oasen der Sahara, auch in Süd- und Nordamerika, Neucaledonien u. s. w. treten Heuschreckenschwärme bisweilen schädlich auf. Einige Völker verzehren diese Insekten, welche schon von Moses als reine Speise erwähnt werden. Von den Arabern werden sie getrocknet, zerstoßen und in runde Kuchen geformt. Maharatten und Hottentotten essen sie eingesalzen, andere Völker genießen sie geröstet. Schriftsteller des Altertums erwähnen mehrerer H. essender Völker (Akridophagen). Die Eingeborenen am Amazonenstrom halten eine H. (Chlorocoelus Tanana) ihres Gesangs wegen in kleinen Käfigen.

Heuschreckenbaum, s. Hymenaea.

Heuschreckenkrebse oder Squilliden bilden die einzige Familie der Maulfüßer oder Stomatopoden. Es sind ziemlich große (bis 30 cm), gestreckte Schalenkrebse mit breitem, sehr kräftig entwickeltem Hinterleib, der in einer Schwimmflosse endet. Das Kopfbrustschild ist gering entwickelt, die beiden vordersten Leibessegmente, der Augen- und Fühlerring, bleiben frei und beweglich, auch die übrigen Kopfbrustsegmente behalten eine gewisse Beweglichkeit. Das zweite Beinpaar des Kopfbrustabschnitts ist sehr groß und in einen eigentümlichen Greiffuß verwandelt, dem die drei folgenden Fußpaare gleichen, nur daß sie weit schwächer sind. Die Tiere sind ausgezeichnet schwimmende Bewohner der wärmern Meere, auch des Mittelmeers, die sich von andern Seetieren ernähren. Sie durchlaufen in der Jugend eine Metamorphose, die bisjetzt nur unvollständig bekannt ist. Sie haben als Nahrungsmittel keinen großen Wert, werden aber gefürchtet, da sie mit ihren Raubbeinen und Panzerstacheln empfindlich verwunden können.

Heuschrecken-Singcikade, s. unter Cikade.

Heusde (Phil. Wilh. van), holländ. Humanist, geb. 17. Juni 1778 zu Rotterdam, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Amsterdam und Leiden. Seit 1804 war er Professor der Beredsamkeit und der Geschichte in Utrecht. Er starb zu Bern 28. Juli 1839. Von seinen Werken sind zu erwähnen: «Initia philosophiae Platonicae» (3 Bde., Utr. 1827—36; 2. Aufl. in einem Bande, Leid. 1842), «Brieven over den aard en de strekking van hooger onderwijs» (Utr. 1829; 3. Aufl. 1835; deutsch von Weydmann, Kref. 1830), «De Socratische school» (4 Bde., Utr. 1834—39; 2. Aufl. 1840—41), von welchem Werke die beiden ersten Bände von Leutbecher (Erlangen 1838; 2. Aufl. 1840) übersetzt wurden, der dritte aber unter dem Titel «Versuche philos. Forschungen in den Sprachen» deutsch zu Utrecht (1838) erschien; «Brieven over het beoefenen der wijsgeerte, inzonderheid in ons vaderland en in onze tiden» (1837), «Characterismi principum philosophorum veterum» (Amsterd. 1839). Nach H.s Tode erschien «De school van Polybius, of geschiedkunde voor de 19. eeuw» (Amsterd. 1841). Vgl. Rovers, «Memoria Heusdii commendata» (Utr. 1841).

Johann Adolf Charles van H., dritter Sohn des vorigen, geb. 26. Mai 1812 zu Utrecht, studierte daselbst und erhielt 1840 das Rektorat der Lateinschule in Amersfoort, von wo er 1847 einem Rufe als Professor der alten Litteratur nach Groningen folgte. Unter seinen philol. und kritischen Arbeiten sind auch in Deutschland «Marcus Tullius Cicero Philoplaton» (Utr. 1836), «Disquisitio de Aelio Stilone» (Utr. 1839), «De consecratione apud Graecos» (1840), «Studia critica in C. Lucilium poetam collata» (Utr. 1842), welchen sich die «Epistola critica ad Hermann de C. Lucilio» (1844) anschließt, sowie seine kritische Ausgabe des Agamemnon von Äschylus (Haag 1850) anerkannt worden.

Heusden, altes Städtchen und Hauptort eines Kantons in der niederländ. Provinz Nordbrabant, 13 km nordnordwestlich von Herzogenbusch, an einem Arme der Maas, hat eine reformierte, eine lutherische, eine reform.-separatistische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, einen guten Hafen und einige blühende Fabriken und Bierbrauereien und zählt (1879) 1970 E. Die ehemaligen Festungswerke sind schon längst geschleift und in Spaziergänge umgewandelt. Das Gebiet von H. bildete anfänglich einen Teil der Grafschaft Nordbrabant und gehörte später abwechselnd zu den Brabant, Gelderland und Holland, bis die Herzogin Johanna von Brabant 1357 es dem Grafen Wilhelm IV. von Holland abtrat.

Heusinger (Karl Friedr. von), namhafter Arzt, geb. 28. Febr. 1792 zu Farnroda bei Eisenach, widmete sich in Jena und Göttingen dem Studium der Medizin, beteiligte sich als preuß. Militärarzt an den Freiheitskriegen, dirigierte als solcher bei Sedan das Lazarett zu Sedan und wurde 1821 als Professor der Medizin nach Jena, 1824 in gleicher Eigenschaft nach Würzburg, 1829 nach Marburg berufen, woselbst er 5. Mai 1883 starb.

H. entwickelte eine außerordentlich vielseitige litterarische Thätigkeit auf fast allen Gebieten der Medizin und Naturwissenschaften und hat sich um besondere auch um die Geschichte der Medizin verdient gemacht. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Über den Bau und die Verrichtungen der Milz» (Eisenach 1817), «Entzündung und Vereiterung der Milz» (Eisenach 1820 u. 1823), «Grundriß der physischen und psychischen Anthropologie» (Eisenach 1829), «Grundriß der Encyklopädie und Methodologie der Natur- und Heilkunde» (Eisenach 1839), «Recherches de pathologie comparée» (2 Bde., Kassel 1844—53), «Milzbrandkrankheit der Tiere und des Menschen» (Erlangen 1850), «Die sog. Geophagie oder tropische Chlorose» (Kassel 1852).

Heusinger von Waldegg (Gottl. Heinr. Franz Edmund), Ingenieur, geb. 12. Mai 1811 zu Langenschwalbach, erlernte anfangs den Buchhandel, studierte dann in Göttingen und Leipzig besonders Mathematik, Physik und Mechanik und widmete sich dann dem Eisenbahnmaschinenfache. Nach praktischer Ausbildung in einer mechanischen Werkstätte trat er auf der Gutenhoffnungshütte bei Sterkrade ein, welche damals neben dem Bau von Dampfschiffen den Lokomotivbau kultivieren wollte. Die erste dort gebaute Lokomotive brachte (1841) H. an die Taunusbahn; dort wurde ihm die Werkmeisterstelle der Reparaturwerkstätte in Castel übertragen, 1844 wurde er zum provisorischen

Digitized by Google

Maschinenmeister in Frankfurt a. M. und 1846 zum ersten Maschinenmeister und Chef der Centralwerkstätte in Castel bei Mainz ernannt. Im J. 1854 wurde ihm die Projektierung der Frankfurt-Homburger Eisenbahn übertragen, welche erst nach fünfjährigen Verhandlungen zur Ausführung gelangte. Sodann projektierte H. die Deisterbahn und Südharzbahn (Northeim-Nordhausen) und wurde 1863 vom Verein der deutschen Eisenbahnverwaltungen veranlaßt, die Redaction des von ihm 1845 begründeten «Organs für die Fortschritte des Eisenbahnwesens», das 1856—63 vom Baurat Scheffler geleitet worden war, wieder zu übernehmen. Viele wichtige Verbesserungen und neue Konstruktionen im Eisenbahnwesen wurden durch H. eingeführt, wie namentlich die nach ihm benannte, sehr einfache und rationelle Lokomotivsteuerung mit einem Excentrik, die Interkommunikationswagen (Coupé-System) mit Seitengang, zweckmäßige Schlafwagen, schmiedeeiserne Doppelscheibenräder mit vollkommener Sicherung gegen das Springen der Radreifen, ganz eiserne rationelle Oberbaukonstruktionen für Haupt-, Sekundär- und Straßenbahnen u. s. w. H.s selbständige Schriften sind: «Die Kalk-, Ziegel- und Röhrenbrennerei» (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1876), «Der Gipsbrenner» (Lpz. 1863), «Die eiserne Eisenbahn» (Hannov. 1863), «Die Schmiervorrichtungen und Schmiermittel der Eisenbahnwagen» (Wiesbaden 1864), «Handbuch der speziellen Eisenbahntechnik» (in Verbindung mit vielen Eisenbahntechnikern, 4. Aufl., 5 Bde. mit Atlas, Lpz. 1877), «Handbuch der Ingenieurwissenschaften» (Bd. 1, 2. Aufl., Lpz. 1883), «Kalender für Eisenbahntechniker» (11 Jahrgänge, Wiesb. 1874—84).

Heusler (Andreas), schweizer Jurist, geb. 30. Sept. 1834 zu Basel, studierte in Basel, Gottingen und Berlin und habilitierte sich 1859 in seiner Vaterstadt, wo er 1863 Professor des deutschen Rechts, 1866 Vizepräsident des Civilgerichts und Mitglied des Großen Rats wurde. Die Eidgenossenschaft übertrug ihm 1868 die Bearbeitung eines Bundesgesetzes über Schuldbeitreibung und Konkurs (mit Motiven im Druck erschienen, Bern 1874). H.s Hauptwerk ist «Die Gewere» (Weim. 1872); außerdem schrieb er: «Verfassungsgeschichte der Stadt Basel im Mittelalter» (Bas. 1860); «Die Beschränkung der Eigentumsverfolgung bei Fahrhabe» (Bas. 1871), «Der Ursprung der deutschen Stadtverfassung» (Weim. 1872).

Heusgen (Joh.), s. Ökolampadius.

Heuwendemaschine ist eine landwirtschaftliche Maschine, welche zum Wenden und Durchlüften des Grases, resp. Heues dient. Dieselbe besteht aus einem zweiräderigen, in der Regel von einem Pferde gezogenen Gestell, dessen Radachse mehrere gegeneinander gestellte Rechen mit eisernen Zinken besitzt. Bei den englischen und komplizierten Maschinen sind die Rechen in der Weise mit den Fahrrädern durch Zahnradübertragung verbunden, daß die erstern sich sowohl von vorn nach hinten drehen, wobei das Gras nur gewendet wird, oder in umgekehrter Richtung bewegen, wobei das Gras durch die Zinken mit herumgenommen und gelüftet und gewendet hinten abgelegt oder gestreut wird. Der vorn und oberhalb der Rechen angebrachte Mantel dient dazu, um das Verstreuen des Grases während der Arbeit zu verhüten. Bei den einfachern amerik. Maschinen drehen sich die Rechen nur von vorn nach hinten; es findet dabei nur ein Wenden des Grases statt. Die Arbeitsbreite der H. beträgt 1,4 bis 2,2 m, das Gewicht 5—600 kg, der Preis 250—500 Mark bei einer Leistung von 54 bis 72 a in der Stunde, sodaß man bei Benutzung der H. mit einem Pferde und einem Arbeiter die Arbeit von ungefähr 14 Frauen, deren eine etwa 4—5 a Wiesenfläche in der Stunde wendet, verrichten kann. (S. Tafel: Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen.)

Heuwurm, s. unter Blattwickler.

Heuzwieback, ein aus sehr kurz geschnittenem Heu und Stroh, sowie gequetschtem Hafer und Roggen, auch wohl gedämpften Kartoffeln bereitetes, mit Leinsamenabkochung übergossenes Gemisch, welches entweder zu einem Teige zusammengeknetet und in Brotform gebacken oder in flache Tafeln gepreßt wird. Die Verwendung des H. bietet den Vorteil, daß man den Pferden in dieser konzentrierten Form leicht und schnell Nahrung zuführen kann, was bei andauernder, angestrengter Arbeit von Wichtigkeit ist, daß sich das den Pferden zu reichende Gesamtfutterquantum in dieser Form leicht zumessen läßt, und daß das Dienstpersonal den Hafer den Pferden nicht durch Verkauf entziehen kann.

Hevea, s. unter Kautschuk.

Hevelius (Johs.), eigentlich Hewel oder Hewelke, d. h. Hügelchen, ausgezeichneter Astronom, geb. zu Danzig 28. Jan. 1611, studierte in Leiden und machte 1630—34 eine Reise durch Holland, England, Frankreich und Deutschland. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt widmete er sich der Mechanik und Zeichenkunst, in der Absicht, sich selbst vollkommenere astron. Instrumente zu verfertigen. Auch legte er in seinem Hause eine eigene Druckerei an, aus der die meisten seiner Werke hervorgingen. Er wurde 1641 zum Schöppen, 1651 zum Ratsherrn gewählt. Behufs seiner Beobachtungen des Himmels baute er sich 1641 in seinem Hause eine Sternwarte, die er Stellaeburgum nannte. Viele seiner Manuskripte, seine Bibliothek und Sternwarte gingen bei einer Feuersbrunst 1679 zu Grunde. Er starb 28. Jan. 1687. Unter seinen Werken behauptet noch jetzt einen hohen Wert die «Selenographia, seu descriptio lunae» (Danz. 1647). Eine ähnliche Darstellung des ganzen gestirnten Himmels unternahm er in seinem «Prodromus astronomiae» und in dem «Firmamentum Sobiescianum, sive Uranographia», die beide erst nach seinem Tode (Danz. 1690) erschienen. Außerdem sind zu erwähnen: das Werk «De natura Saturni» (Danz. 1656), die «Cometographia» (Danz. 1668), welche Nachrichten und Beobachtungen der von ihm selbst gesehenen Kometen enthält, und die «Machina coelestis» (2 Bde., Danz. 1673—79). Er stand mit den größten Gelehrten und vielen Fürsten in engerm Verkehr, wie sein Briefwechsel beweist, der von Olhof (Danz. 1683) herausgegeben wurde. Vgl. Westphal, «Leben, Studien und Schriften des Astronomen H.» (Königsb. 1820); Seidemann, «Johannes H.» (Zittau 1864).

Heveller, ein slaw. Volksstamm, welcher im 10. Jahrh. an der mittlern Havel seinen Sitz hatte. Heinrich I. schlug sie 928 und zerstörte ihre Burg Brennabor (Brandenburg), vollständig unterworfen wurden die H. aber erst im 12. Jahrh. von Albrecht dem Bären.

Heves (spr. Häwäsch), Komitat im diesseitigen Theißkreise des Königreichs Ungarn, nördlich an

Digitized by Google

Neográd und Gömör, östlich an Borsod und Szabolcs, südlich an Jazygien-Großkumanien, westlich an Pest und Neográd grenzend, hat eine Fläche von 3801,52 qkm. Das Komitat, das 1876 ein Drittel seines frühern Umfangs an das neugebildete Komitat Jazygien-Großkumanien-Szolnok abgeben mußte, ist fast durchgehends eben, mit Ausnahme des äußersten nördl. Teils, wo sich das 45 km lange Mátragebirge befindet, das unter anderm vortreffliche Weine liefert, von denen der Egyeder selbst im Auslande gesucht ist. Bewässert wird das Komitat von der Theiß, Zagyva, Erlau, Gyöngyös und Tarna. Der Boden ist ungemein fruchtbar, außer an allen Getreidearten ist H. auch an Mais und Tabak eins der reichsten ungar. Komitate. Der Tabak von Debrö und Verpelét gehört zu den besten ungar. Erzeugnissen. Gewerbe und Handel sind verhältnismäßig blühend und werden durch die großen gyöngyöser und erlauer Wochen- und Jahrmärkte sehr gefördert. Die (1880) 208420 E. sind meist magyar. Nationalität und kath. Konfession. Hauptort des Komitats ist Erlau (s. d.).

Heviter, Hiviter, d. i. «Gehöftbewohner», war der Name eines kleinen kanaanitischen Volks phöniz. Stammes, dessen Gemeinwesen mit Ältesten an der Spitze (Republiken) zu Sichem, Gibeon, am Fuße des Großen Hermon (Dschebel esch-Scheich) und auf dem Libanon seit Josuas Zeit erwähnt werden. Die H. scheinen den Israeliten besonders nahe gestanden zu haben, wurden darum auch von diesen bei der Eroberung Kanaans nicht ausgerottet, sondern, zum Teil durch Josua, dann durch Salomo in das Verhältnis der Hörigkeit zur israelit. Volksgemeinde gebracht. Aus ihnen erwuchs seit dem 8. Jahrh. v. Chr. die Sekte der Samaritaner.

Hewel oder Hewelke, s. Hevelius.

Hewitson (William), engl. Naturforscher, geb. 9. Jan. 1806 zu Newcastle, bildete sich zum Feldmesser aus, widmete sich aber später ganz den Naturwissenschaften. Namentlich verdient ist er um die Schmetterlingskunde. Er veröffentlichte: «British zoology» (1831), «The genera of diurnal lepidoptera» (1846 fg.), «Exotic butterflies» (seit 1852 in Vierteljahrsheften), «Illustrations of diurnal lepidoptera» (1862).

Hex (grch. ἕξ, in Zusammensetzungen von Konsonanten: Hexa), sechs.

Hexachord, eine Reihe von sechs stufenweise aufeinander folgenden Tönen der Durtonleiter, z. B. in C-dur: c d e f g a; in G-dur: g a h c d e u. s. w. Wie das Tetrachord (s. d.) als die Tonleiter der Griechen, so ist das H. als die Tonleiter des Mittelalters anzusehen. Die sechs Töne des H. wurden mit den sechs Silben ut re mi fa sol la bezeichnet und bildeten als Solmisation (s. d.) die Grundlage der mittelalterlichen Tonlehre.

Hexadisch, die sechs zur Grundzahl habend.

Hexaëder, krystallographische Bezeichnung für den Würfel des regulären Systems.

Hexaëmeron (grch., Werk von sechs Tagen), Titel des die sechs Tage der Schöpfung behandelnden Gedichts «De Deo» des Dracontius (s. d.)

Hexágon (Sechseck), geometr. Figur, die aus sechs Seiten besteht, von welchen sechs Winkel eingeschlossen werden. Sind alle diese Seiten untereinander gleich lang und zugleich alle Winkel von gleicher Größe, so heißt die Figur ein reguläres H. In einem solchen ist jeder Winkel gleich 120°, die Seite desselben gleich dem Halbmesser des dem H. umgeschriebenen Kreises.

Hexagonäle Pyramide, s. Diheraëder.

Hexagynus (grch., d. i. sechsweibig) oder hexagynisch nennt man diejenigen Blüten, die sechs Griffel oder Narben besitzen. Hexagynia ist im Linnéschen System die 6. Ordnung in den Klassen I—XIII.

Hexakisoktaëder (grch.), eine Krystallform, begrenzt von 48 ungleichseitigen Dreiecken.

Hexakistetraëder, krystallographische Bezeichnung für eine von 24 ungleichseitigen Dreiecken umschlossene Form, welche die hemiëdrische Gestalt des Hexakisoktaëders (Achtundvierzigflächers) nach dessen in den abwechselnden Oktanten gelegenen sechszähligen Flächenkomplexen darstellt; ihr Zeichen ist daher $\pm \frac{mOn}{2}$. Die Hauptachsen verbinden je zwei gegenüberliegende rhombische Eckpunkte. Solche H. treten z. B. am Diamant selbständig, am Fahlerz und Boracit in Kombination mit andern tetraëdrisch-hemiëdrischen Formen auf.

Hexaktinelliden (Hexactinellidae), Familie der Kieselschwämme (s. d.), deren Nadeln aus drei in einem Punkte sich schneidenden Achsen bestehen oder sechsstrahlig sind. Durch mannigfache Veränderungen und Reduktionen dieser Achsen kommt eine unendliche Masse von Kieselgebilden zu Stande, die mit zu den schönsten Objekten für mikroskopische Präparate gehören. Die Nadeln bleiben entweder isoliert oder sie verschmelzen durch geschichtete Kieselsubstanz zu oft sehr regelmäßigen Netzen mit kubischen Maschen. Bis in die neuere Zeit kannte man nur einige wenige Arten von den Philippinen und von Japan; jetzt ist die bekannte Zahl der Geschlechter und Arten dieser Tiefseeschwämme, dank den Expeditionen des Challenger, Porcupine und der amerik. Schiffe, eine sehr ansehnliche geworden. Fossile H. finden sich schon vom Silur an, erreichen aber im Jura ihre größte Entfaltung.

Hexaméron (grch.), Titel von Sammlungen von Novellen, die an sechs Tagen erzählt werden. Bekannt ist Wielands «H. von Rosenhayn». (Vgl. Hexaëmeron.)

Hexaméter, eine zuerst bei den Griechen in deren epischer Poesie vorkommende Versart, wegen dieser frühesten Anwendung auch heroischer Vers genannt, gehört zu den daktylischen Versen und besteht aus sechs Versfüßen, fünf Daktylen (— ⏑ ⏑) und einem Spondeus oder Trochäus (— — oder — ⏑). Die ersten vier Daktylen können beliebig durch Spondeen ersetzt werden, beim fünften Daktylus findet das nur selten statt; Verse letzterer Art pflegt man spondaici zu nennen. Das regelmäßige Schema eines H. ist also z. B.

— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑

Sei mir gegrüßt mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel

Notwendig ist in jedem H. eine Cäsur (s. d.); die bei weitem häufigste ist die sog. männliche (penthemimeres semiquinaria) nach der Arsis (s. d.) des dritten Fußes; seltener ist die trochäische oder weibliche Cäsur nach der ersten Kürze des dritten Fußes. Von dem epischen H. unterscheidet sich in einigen Punkten der in der lyrischen, namentlich bukolischen Poesie verwendete. Von den Griechen kam der H. zu den Römern, zuerst von Ennius angewandt, und verdrängte den alten volkstümlichen versus Saturnius vollständig. Fast alle modernen

Digitized by Google

Litteraturen haben den Versuch gemacht, in Nachahmung der antiken Poesie den H. bei sich einzubürgern; es mußte dieser Versuch meist mißlingen, weil diese Sprachen die Quantitätsgesetze, auf welchen der antike H. beruht, nicht haben; die H. der modernen Litteraturen sind daher wohl Verse von sechs Füßen, verhalten sich aber rhythmisch ganz anders als die antiken. Am besten ist dieser Versuch im Deutschen gelungen, obwohl der Widerspruch zwischen den Quantitätsverhältnissen der deutschen Silben und der eigentlichen Form des H. sehr fühlbar bleibt. Man glaubt Spuren der Nachahmung des lateinischen H. in deutscher Sprache schon im 12. Jahrh. zu finden. Die Anwendung desselben bis auf Klopstock behandelt Wackernagel, «Geschichte des deutschen H. und Pentameters bis auf Klopstock». Versuche, den H. durch feste Regeln, auch durch Abänderungen der deutschen Sprache anzupassen, wurden bis in die Mitte des 18. Jahrh. mehrere gemacht, namentlich auch von Gottsched; eine Abart des H. wendet z. B. E. von Kleist im «Frühling» an, wo dem sechsfüßigen Verse noch ein einsilbiger Auftakt vorangeht. Erst Klopstocks «Messias» brachte die Form, in welcher der deutsche H. seitdem geblieben ist, zu größerer Geltung, nicht ohne Widerspruch verschiedener Dichter, z. B. Hagedorns. Voß' Homer-Übersetzung, Goethes «Hermann und Dorothea» und andere Goethesche und Schillersche Dichtungen in diesem Versmaß machten den H. allmählich flüssiger und gewandter, sodaß derselbe jetzt in einer freilich von der antiken sehr abweichenden Form, deren Prinzip vorzugsweise die Betonung ist (jede Arsis muß zugleich die Tonsilbe des Wortes enthalten), in der deutschen Poesie fest eingebürgert ist.

Hexandrus (grch., d. i. sechsmännig) oder **hexandrisch** nennt man diejenigen Blüten, die sechs nicht miteinander verwachsene Staubgefäße besitzen. Im Linnéschen System heißt **Hexandria** die 6. Klasse, welche alle Pflanzen mit hexandrischen Blüten umfaßt.

Hexăpla, s. unter Septuaginta.

Hexapŏden (grch.), Sechsfüßer, Insekten.

Hexapŏlis, der Bund der sechs Hauptstädte des kleinasiat. Doris, s. unter Doris.

Hexaptōton (grch.), ein Nomen mit sechs Casus.

Hexastichon (grch.), Gedicht von sechs Versen.

Hexasthĭon (grch.), Bauwerk mit sechs Säulen.

Hexateuch (grch.), die fünf Bücher Mosis (der Pentateuch s. d.), nebst dem dazugehörigen Buche Josua.

Hexen und Hexenprozesse. Das Wort Hexe ist althochdeutsch hagazussa, verkürzt hâzus, hâzis, hâzissa, mittelhochdeutsch hecse, hexse, hesse, ein Kompositum, wovon hag eine Rodung, Feld und Flur, das übrige die Schädigende, Hexe also «die den Hag Schädigende» bedeutet; nach andern sind ursprünglich unter Hexen (hag und disen oder idisen, hagedissen) Waldfrauen, Waldgöttinnen zu verstehen, die am nächsten den Walküren verwandt sind. Man vermutet in ihnen für das höhere Altertum Priesterinnen, weibliche Ärzte, sagenhafte Nachtfrauen, die man ehrte, scheute, endlich geringschätzte, aber noch nicht zu verfolgen und hinzurichten trachtete. Die «weisen Frauen», die den Saidh, ein Sud aus allerlei zauberkräftigen Dingen, unter Hersagen von Spruch und Lied bereiteten und damit Haß und Liebe, langsames Hinsiechen, Versetzung von einem Ort an einen andern, Sturm, Unwetter und Mißwachs, aber auch Heilung von Krankheiten bewirkten, wandelten sich in die spätern Hexen (in einigen Gegenden auch «Wickerschen, Töverschen» genannt) um, bei welchen allerdings die schlimmere Seite des Wesens in der Volksmeinung sich ausschließlich entwickelte. Die Grundlagen des Hexentums stammen also aus dem germ. Altertum und auf dieses läßt sich auch alles Beiwerk: das Beschwören, Besingen, Besprechen, der Kessel, der Besen so zurückführen. Mit dem Emporkommen des Christentums wuchs wie der Glaube an die Hexen, so auch die Verfolgung derselben, indessen anfangs allmählich. Die Kirchenväter verwiesen die alten heidnischen Götter als wirklich bestehende Wesen in das Reich der Dämonen, die Legenden erzählten von Kämpfen der Heiligen gegen den und die Teufel, die mönchische Phantasie schildert eingehend die Dienerschaft des Höllenfürsten und seiner Anhänger Macht gegen die Menschen. Immer fester wurzelte der Glaube an Bündnisse mit dem Bösen, aber erst die Inquisitoren des 13. Jahrh. wußten diesen den armen Hexen zu vermählen und erbauten eine förmliche Teufelslehre. Den ersten Hexen, wie es heißt 1230—40 in Trier, wurde vorgeworfen, sich in Kröten verwandelt und gewissen Versammlungen beigewohnt zu haben. Ihr Los ist unbekannt. In Toulouse fand unter dem Richter Hugo von Beniol die erste sicher beglaubigte Verbrennung 1275 an einer 60jährigen Frau statt, welche mit dem Teufel Buhlschaft getrieben haben sollte. Aus Frankreich drang dieses Unwesen auch in andere Länder, zunächst nach der Schweiz, wo zu Anfang des 15. Jahrh. die ersten Hexenverbrennungen stattfanden. In Deutschland, wo das Schicksal des ersten Ketzerrichters, Konrad von Marburg (s. d.), bereits im 13. Jahrh. die Inquisition zurückgeschreckt hatte, stieß die Hexenverfolgung noch auf Hindernisse, bis Papst Innocenz VIII. in der Bulle Summis desiderantes vom 3. Dez. 1484 die ganze Lehre von der Häresie des Zauberwesens und dem dawider erforderlichen durchgreifenden Inquisitionsprozesse bestätigte. Kurz darauf, 1489, unterwiesen Krämer und Sprenger mit ihrem «Malleus maleficarum» (Hexenhammer) die Gerichte in dem henkermäßigen Verfahren zur Überführung der Hexen und Zauberer, und seitdem flammten die Scheiterhaufen auch in Deutschland auf.

Aus der Geschichte der geistigen Epidemie, welche nunmehr fast drei Jahrhunderte lang herrschte, ist als auffällige Thatsache hervorzuheben, daß ihre plumpen Wahngebilde auf den niedrigsten Bildungsgrad hinwiesen, und daß sie ihre Opfer mit wenigen Ausnahmen nur in den untersten Klassen suchte. Nach dem Volksglauben strebte der Teufel unablässig, Menschen, besonders alte Frauen, aber auch jüngere Leute, zu berücken. Der Versucher erschien zuerst gewöhnlich als junger Mann aus den höhern Ständen, weiterhin als Fliege, Maus, Bock, aus welcher Maske er sodann in die Jünglingsgestalt schlüpfte, und beredete die Erwählten, die Knechtschaft Gottes mit seiner unbedingten Botmäßigkeit zu vertauschen. Zur Befestigung des oft schriftlich verbrieften Pakts dienten wunderliche Ceremonien, namentlich eine travestierte Taufe, wobei der Hexe ein Zeichen auf den Leib gedrückt ward, das Uneingeweihte nur an der Unempfindlichkeit der Stelle erkannten. Die so Geworbenen mußten nun durch Zauberei allerlei Schaden stiften, dem Teufel und

Digitized by Google

seinen Dienern in allem zu Willen sein und insbesondere sich auf nächtlichen Zusammenkünften mit der Höllenbevölkerung und deren Anhange (Hexensabbaten) an obscönen Festen beteiligen. Die Hexe wurde dazu entweder von dem Teufel abgeholt oder fuhr auf einer Ofengabel, einem Besenstiel u. dgl. durch den Schornstein dahin, nachdem sie sich mit einer besondern Hexensalbe bestrichen. Als von dem Teufel gezahltes Entgelt werden angegeben: Geschenke, welche sich kurz darauf in Unflat verwandelten, Schläge und unsaubere Rationen bei den nächtlichen Festen. Zur Bestätigung gereichten diesen Annahmen nicht nur zahlreiche Geständnisse, welche die Richter den der Zauberei Angeklagten auf der Folterbank in den Mund legten, sondern auch freiwillige Selbstanklagen geistig gestörter Personen, denen die Gebilde ihres überspannten Vorstellungsvermögens als äußere Erlebnisse galten. Die erwähnte Hexensalbe enthielt Angaben nach Bilsenkraut, wahrscheinlich auch Mandragora und Stechapfel; der Genuß der letztern Pflanze (im sog. Hexentrank) erzeugt eben das Gefühl des Fliegens und ähnlich dem Opium und Haschisch abenteuerliche Einbildungen wie von kleinen schwarzen Tieren.

Die einmal erregte Furcht vor Behexungen sah in jedem Erkranken von Menschen und Vieh, in Mißwachs, Hagelschlag und sonstigen Landplagen nur das Werk boshafter Unholdinnen, deren Entdeckung um so leichter fiel, als schon ein unangenehmes Äußere, Neigung zur Zurückgezogenheit, den Nachbarn nicht ganz begreifliche Erwerbsverhältnisse, ja selbst die bloße Anklage den nächsten Verdacht, besonders auf ältere Personen, lenkten. Wo das Gericht mit der Marter nicht gleich bei der Hand war, half sich die Volksjustiz mit der **Hexenprobe**, indem die Verdächtigen gebunden, in das Wasser geworfen und bei dem Versinken für schuldlos, bei nicht völligem Untertauchen als Schützlinge des Teufels erkannt wurden. Auch eine **Hexenwage** hatte man, weil man glaubte, daß H. darauf schwerer oder je nach Belieben der Richter auch leichter wären, als man sie schätzte. Das Resultat des Wägens führte natürlich stets zum Scheiterhaufen. Die Verurteilungen lauteten nämlich auf den Tod durch Feuer und ergingen in solcher Überzahl, daß z. B. eine etwa fünfjährige Verfolgung im Stifte Bamberg 600, im Bistum Würzburg 900 Opfer forderte, daß im Braunschweigischen die Pfähle, an welche die Hexen auf dem Scheiterhaufen gefesselt wurden, nach der Äußerung des Chronisten wie ein Wald anzusehen waren, und daß es in England einen besondern General-Hexenfinder gab. Selbst Kinder wurden nicht geschont, wie denn unter andern in Luzern ihrer vier von 7 bis 12 Jahren verbrannt wurden. Wie für die Ketzer, so hatte man damals auch für die Hexen besondere Türme, in welchen sie verwahrt, untersucht und gerichtet wurden, z. B. zu Lindheim in der Wetterau. Es wurzelte der Wahn des Hexenglaubens so tief in der europ. Menschheit, daß es Jahrhunderte bedurfte, bis eine entschiedene Opposition nur auftreten durfte, und wieder Jahrhunderte bis sie siegte. Wohl traten schon der Italiener Ponzivibius 1515, in Deutschland Agrippa von Nettesheim und in noch größerm Maße 1563 Joseph Weier, Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Kleve, gegen dieses Unwesen auf und nach ihm Cornelius Loïäus in Trier, der aber 1593 zum Widerruf seiner ketzerischen Zweifel genötigt ward. Aber es folgte noch eine große Anzahl gelehrter Verteidiger des Hexenglaubens von König Jakob I. bis herab auf die bayr. Klosterbrüder Agnellus und Angelus März, welche noch 1766 den aufgeklärten Professor Sterzinger in dieser Hinsicht zurechtwiesen. Einigen Eindruck hatten aber bereits die Verwahrungen gemacht, die der Jesuit Spee in seiner «Cautio criminalis» 1631 wider die Praxis der Hexenprozesse einlegte, und gegen das Ende des 17. Jahrh. griff Balthasar Bekker, reform. Prediger in Amsterdam, in seiner «Bezauberten Welt» das Prinzip der Dämonologie, den Glauben an den Teufel selbst, an. Seit endlich Thomasius in seinen «Lehrsätzen von dem Laster der Zauberei» (1707) den offenen Kampf mit dem finstern Vorurteil aufgenommen, fing man in Deutschland allmählich an, sich der Hexenprozesse zu schämen, und gegen die Mitte des Jahrhunderts entfernte auch die Gesetzgebung in Preußen, Österreich (durch Maria Theresia 1766) und andern Staaten, oder wenigstens der Gerichtsbrauch, das Verbrechen der Zauberei. Doch war noch 1729 zu Würzburg Maria Renata, die Subpriorin des Klosters Unterzell, auf ihr Geständnis, vom Teufel besessen zu sein, lebendig verbrannt und zu Landshut 1754 ein 13jähriges, 1756 ein 14jähriges Mädchen wegen Hexerei enthauptet worden. Der letzte Todesstreich gegen eine Hexe (die Dienstmagd Anna Göldi) fiel 1782 zu Glarus in der Schweiz. Doch spielte noch immer der Hexenglaube seine Rolle in den Annalen der Strafrechtspflege längere Zeit fort, insofern in gewissen Ländern, insbesondere in Mexiko, gelegentlich aber auch in England und Deutschland ältere Weiber wegen Verdachts, Tiere verzaubert zu haben, von der Landbevölkerung angegriffen oder getötet wurden. Selbst jetzt ist der Hexenglaube nicht völlig verschwunden.

Vgl. Soldan, «Geschichte der Hexenprozesse» (Stuttg. 1843; neu bearbeitet von Heppe, 2 Bde., 1880); Haas, «Die Hexenprozesse. Ein kulturhistor. Versuch» (Tüb. 1865); Roskoff, «Geschichte des Teufels» (2 Bde., Lpz. 1869); Baldi, «Die Hexenprozesse in Deutschland und ihr hervorragendster Bekämpfer» (Würzb. 1874); A. Wuttke, «Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart» (Berl. 1869); Rippold, «Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens» (Berl. 1875).

Hexenbesen, eine durch Peridermium elatinum *Kze. et Schm.* erzeugte Baumkrankheit, s. unter **Baum**, Bd. II, S. 582[b].

Hexenfahrt findet nach der Sage hauptsächlich am 1. Mai in der Walpurgisnacht (in einigen Gegenden auch am Michaelistage) auf den Blocksberg (Brocken) und andere durch den Aberglauben bezeichnete Höhen statt und zwar reiten die Hexen dahin nach Anwendung der Hexensalbe und einer bestimmten Zauberformel durch die Luft auf Besen oder auf Elsternschwänzen, Mist- oder Ofengabeln, Ziegenböcken u. s. w. Der Schornstein ist ihr Aus- und Eingang. In Gesellschaft des Teufels, ihres Herrn und Meisters, dem sie unzüchtige Verehrung erweisen, führen sie dort Tänze und wüste Lustbarkeiten auf, «tanzen den Schnee weg» und schwärmen dann in derselben Nacht in ähnlicher Fahrt umher und stiften Schaden. Es ist der große **Hexensabbat**, ein Nachklang von gottesdienstlichen Versammlungen der heidnischen Zeit, vor allem der Frühlingsfeier zu Ehren der Hochzeit Wodans und Friggas, die durch ihren lenzesfrohen

Digitized by Google

Einzug in die jubelnde Frühlingslandschaft den Sieg über den Winter mit seinen Schrecken und Plagen verkünden. Auch in Ostpreußen gibt es solche Blocksberge, in Süddeutschland Walpurgisberge, in Tirol wie anderswo werden überhaupt die höchsten Bergspitzen oder auch tiefe Schluchten als Versammlungsorte der Hexen angegeben; bekannt ist der Hexentanzplatz bei Thale im Harz.

Hexenhammer, s. unter Hexen und Hexenprozesse.

Hexenknoten, ein oft in der Erde gefundenes Gebilde von Blättern des Rosenstrauchs und anderer Gewächse als Behälter von Larven geflügelter Insekten, welches der Aberglaube als Hexenwerk betrachtet. Verschiedene davon sind wirkliche Knoten, die aus Seilen und Bändern auf bestimmte, meist kreuzförmige Weise unter bestimmten Zauberformeln (besonders in den zwölf Nächten) geknüpft werden, um alle bösen Wesen von bestimmten Gegenständen abzuhalten.

Hexenmehl (Bärlappsamen, Bärlappmehl), s. Lycopodium.

Hexenmeister entspricht als Mann wesentlich der Bedeutung Hexe als Weib; an beiden haftet die Beziehung zu übernatürlicher Macht und zum Teufel, und dieses wird bei beiden durch die Bezeichnung «Unhold» ausgedrückt. Auch der H. übt die Bosheitszauberei und zwar steigert sie sich bei ihm bisweilen zu der höchsten Stufe raffinierter diabolischer Freveltat. Im übrigen ist der H. eine seltenere Erscheinung als die Hexe. Wenn bei der letztern die Erlangung der Zaubermacht mehr auf einer geheimen Überlieferung (Unterricht durch eine alte Hexe oder Familienerbschaft) beruht und einfachere Mittel hat, nimmt sie bei dem H. oft eine mehr kunstreiche, gewissermaßen wissenschaftliche Gestalt an und die betreffenden Beschwörungsformeln und Veranstaltungen sind in Büchern niedergelegt, wie «Fausts Höllenzwang». Bei dem H. besonders tritt auch der wirkliche Kontrakt mit dem Teufel ein, das Bündnis wird durch die Unterschrift mit dem eigenen Blute geschlossen. Zur Zeit der Hexenprozesse wurden auch viele H. gerichtet und verbrannt, so auch 1314 Jakob von Molay und andere Tempelherren, denen neben Ketzerei auch Zauberei vorgeworfen wurde. In der Volkssage ist der berühmteste H. Dr. Faust, außerdem galt Theophrastus Paracelsus allgemein als H.

Litteratur s. unter Hexe; vgl. ferner Horst, «Dämonomagie» (2 Bde., Frankf. 1818); derselbe, «Zauberbibliothek» (6 Bde., Mainz 1821—26); Montanus, «Die deutschen Volksbräuche, Volksglaube und mythol. Naturgeschichte» (Jterl. 1858).

Hexenpilz (Donnerpilz, Saupilz), Boletus luridus *Schaeff.*, kommt in Deutschland in Wäldern nicht selten vor. Er gehört zu den giftigen Schwämmen. Der Hut ist braungrün gefärbt, wird bis zu 20 cm und darüber breit, ist stark gewölbt und hat ein filziges Aussehen. Der ziemlich dicke Stiel wird bis 12 cm hoch, die Oberfläche desselben ist rot gefärbt oder rot geadert. Das Fleisch hat eine gelbliche Farbe, wird aber beim Auseinanderbrechen bald blau.

Hexenprobe, s. unter Hexen und Hexenprozesse.

Hexenprozeß, s. Hexen und Hexenprozesse.

Hexenringe sind kleinere oder größere (bis zu 16 m Durchmesser) kreisrunde Stellen auf Wiesen, seltener in Wäldern, welche von einem breiten, üppig grünenden Ringe eingeschlossen werden. Die Entstehung derselben beruht auf dem centrifugalen Wachstum des Myceliums verschiedener Hutpilze, mit dessen Entfernung die H. aufhören. Sie heißen auch Elfenringe und man unterscheidet nach ihren Spuren die Elfen in gute und böse. Nach den Tänzen der guten wächst das Gras um so üppiger, die Tänze der bösen nehmen Gras und Erdboden mit und man sagt, der Teufel habe dort getanzt. Auch schreibt man die H. den Hojemännlen zu, welche, grün gekleidet und mit Haar und Bart von grauem Moos, während der Nacht im tauigen Grase tanzen und Räder schlagen. In Tirol beruht der Glaube, daß der Alber, Almgeist, schmalzige Füße habe und deshalb die fetten Grasplätze der Almtrift sein Spur anzeigen, auf der gleichen Vorstellung.

Hexensabbat, s. unter Hexenfahrt.

Hexenschuß (lumbago), ein heftiger, meist ganz plötzlich auftretender und alle Bewegungen, insbesondere Drehungen und Beugungen des Rückens in hohem Grade erschwerender Kreuz- und Lendenschmerz, welcher entweder auf einem einfachen Rheumatismus der Lendenmuskeln oder auf der Zerreißung einzelner Muskelfasern der Rückenstrecker infolge einer allzu hastigen und kräftigen Bewegung beruht. In der Regel verschwindet das Leiden bei einem geeigneten diätetischen Verfahren (Ruhe, Bettwärme, Schwitzen) nach einigen Tagen von selbst; bei heftigern Schmerzen bringen kräftige Hautreize, wie das Spanische Fliegenpflaster, Schröpfköpfe, der elektrische Pinsel, die heiße Dampfdouche, die Anwendung der Massage u. dgl. oft überraschend schnelle und anhaltende Erleichterung. (S. Rheumatismus.)

Hexentanzplatz, s. unter Roßtrappe.

Hexenwage, s. unter Ordalien.

Hexham, Stadt in der engl. Grafschaft Northumberland, 30 km westlich von Newcastle, rechts am Tyne und an der Verbindung der Nordost- und der Nord-Britischen Eisenbahn, mit (1881) 5919 E., welche Gerberei, Handschuh-, Stoff-, Wollwaren-, Hutfabrikation treiben. Hier stehen die Ruinen einer 1296 von den Schotten verbrannten Abtei (Halidon, Hexhant, Hagulstad). Bei H. besiegten 8. Mai 1464 die Truppen Eduards IV. die Anhänger Heinrichs VI.

Hey (Wilh.), deutscher Fabeldichter, geb. zu Laucha im Gothaischen 26. März 1790, vorgebildet in Gotha, studierte in Jena Theologie und Philologie, wurde dann Pfarrer in Töttelstädt, Hofprediger in Gotha, endlich Superintendent in Ichtershausen, wo er 19. Mai 1854 starb. Er veröffentlichte «Gedichte» (Berl. 1816) und «Predigten» (Hamb. 1829); sein Ruf gründet sich aber auf seine «Fünfzig Fabeln für Kinder» (anonym Hamb. 1833; neueste Ausg., Gotha 1883) und «Noch fünfzig Fabeln» (Hamb. 1837; neueste Ausg., Gotha 1883). Mit den trefflichen Zeichnungen von Otto Speckter gewannen diese Fabeln bald allgemeine Verbreitung.

Heydekrug, Kreishauptort in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, an der Schische, Station der Linie Tilsit-Memel der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 410 E., welche Fisch- und Gemüsehandel treiben.

Der Kreis Heydekrug zählt auf 802 qkm (1880) 42238 meist prot. E.

Heyden (Friedr. Aug. von), deutscher Dichter, geb. 3. Sept. 1789 auf dem väterlichen Gute

Digitized by Google

Nerfken bei Heilsberg in Ostpreußen, studierte die Rechte erst zu Königsberg, dann in Berlin und Göttingen und trat 1813 bei einer preuß. Jägerabteilung ein, die jedoch am Kriege nicht teilnahm. Nach dem Frieden wurde er Regierungsrefendar in Königsberg, dann in Oppeln, 1826 Regierungsrat zu Breslau und starb als Oberregierungsrat daselbst 5. Nov. 1851. Als Dichter begann er mit den dramatischen Arbeiten «Renata» (Berl. 1816), «Konradin» und «Der Kampf der Hohenstaufen» (Berl. 1818 und 1828). Weit durchgebildeter war das 1839 geschriebene Schauspiel «Album und Wechsel», welches mit Beifall in Berlin gegeben wurde. Diesem folgten unter anderm das Trauerspiel «Nadine», die Lustspiele «Die Modernen» und «Der Geschäftsführer», das Schauspiel «Der Liebe Zauber», die alle mit Erfolg zur Aufführung gelangten. Gesammelt erschienen sie als «Theater» (3 Bde., Lpz. 1842). Das Gebiet der Novelle betrat H. mit den «Dramatischen Novellen» (2 Bde., Königsb. 1819). Es folgten der Roman «Die Intriganten» (2 Bde., Lpz. 1840) und «Randzeichnungen» (2 Bde., Lpz. 1841). Eine besondere Vorliebe widmete H. der poetischen Erzählung als modernem Epos, welches seinem sinnig-kontemplativen Wesen entsprach. So entstanden «Die Gallione» (Lpz. 1825), der «Reginald» (Berl. 1831), «Das Wort der Frau» (Lpz. 1843; 23. Aufl. 1881), der «Schuster von Ispahan» (Lpz. 1850) und «Die Königsbraut» (Lpz. 1851). Seine schon 1820 gesammelten «Dichtungen» gab mit des Dichters Leben Th. Mundt heraus (Lpz. 1852). H. wird oft verwechselt mit einem Schriftsteller von der Heyden, welcher unter dem Pseudonym Emerentius Scävola die Romane «Leonide» (4 Bde., Lpz. 1835) und «Learosa» (3 Bde., Lpz. 1835) veröffentlichte.

Heyden (Jak. Aug. Theod. von), Maler, geb. in Breslau 13. Juni 1827, hatte sich anfangs für die Bergwissenschaften bestimmt, deren Studium er in seiner Vaterstadt und in Berlin betrieb. Später machte er mehrfache Berufsreisen, kehrte 1853 nach Preußen zurück und trat nach verschiedenen Leistungen in seinem Fache in die Dienste des Herzogs von Ujest als Generalbevollmächtigter und Dirigent von dessen Bergwerksunternehmungen. Die Liebe zur Kunst war unter dem überwiegenden Einfluß der Berufsgeschäfte in dem bereits 32jährigen Manne so stark und dauernd geblieben, daß er in diesem Alter in Berlin die Akademie bezog, dann 1861 nach Paris ging, um bei Gleyre und Th. Couture Schüler zu werden. Sein erstes größeres Gemälde: Sankt Barbara, die Heilige der Bergknappen, erhielt im Salon 1863 die goldene Medaille. Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg erwarb das, übrigens koloristisch mißlungene Gemälde: Luther und Frundsberg in Worms. Im J. 1866 folgte er dem preuß. Heere nach Böhmen. Seitdem wendete sich H. dem größern Stile der monumentalen Malerei zu und schuf eine Reihe umfangreicherer Kompositionen dekorativer Natur; hierher gehören die Gemälde im berliner Ratskeller (1868), die Geschichte der Schießwaffen im Generalstabsgebäude (1871), Arion, Vorhang im Opernhause zu Berlin, die Siesta, der Festmorgen (1872), die Prinzessin Clemence (1873), die Walkyren auf der wiener Weltausstellung. Bei etwas bunter Färbung zeichnen sich H.s Bilder durch außerordentlich heiteres und festliches Arrangement vorteilhaft aus. Auch als Radierer und Illustrator ist der Künstler vielfach beschäftigt.

Heyden (Jan van der), holländ. Maler, geb. zu Gorkum 1637 oder 1640, erhielt durch einen Glasmaler die erste Unterweisung in der Malerei und bildete sich dann durch eigenes Genie. Später lebte er in Amsterdam, wo er auch 1712 starb. Ganz besonders gelang ihm die Darstellung von Städten, Dörfern, Schlössern, Palästen und einzelnen Häusern, die er mit Sorgfalt und großer Natürlichkeit darstellte. Unter seinen Gemälden sind das Rathaus und die Börse von Amsterdam sowie eine Kirche und die Börse von London besonders berühmt. Den Wert mehrerer derselben erhöhen die Staffagen von Adr. van der Velde, den H. in seinen spätern Landschaften besonders nachahmte. Auch seine Zeichnungen in Tusche und Rotstein stehen in hohem Werte, sowie seine trefflichen Radierungen. Um Amsterdam, wo er sich aufhielt, machte sich H. auch vielfach als Bürger verdient, gab 1669 den Straßenlaternen eine bessere Einrichtung und verbesserte namentlich die Feuerspritzen durch Hinzufügung des Schlauchs oder die Erfindung der sog. Schlangenfeuerspritzen, weshalb er auch als Direktor der Löschanstalten angestellt wurde. Über die mit den von ihm verbesserten Feuerspritzen gelöschten Feuersbrünste gab er ein besonderes Werk (Amsterd. 1690) heraus.

Heyden (Otto), Maler, geb. 8. Juli 1820 zu Ducherow in Pommern, genoß wissenschaftliche Vorbildung, da er zum geistlichen Stande bestimmt war, und trat erst mit 23 Jahren von der Hochschule in die Akademie über. In Berlin studierte er bei Wach und A. von Kloeber, ging 1847 und 1848 nach Paris, wo er Cogniets Schüler wurde, und hielt sich dann 1850—54 in Italien auf. Im J. 1869 unternahm er eine ägypt. Reise. H. erhielt den Titel eines Professors und Hofmalers des Deutschen Kaisers. Anfangs sich auch in religiös-histor. Stoffen versuchend (Hiob mit seinen Freunden, in Rom 1853 gemalt), wandte er sich später immer mehr der modernen Kriegs- und Schlachtenmalerei zu, wie eine große Reihe von Bildern zeigt, die er nach seinen Beobachtungen in den Kriegsjahren 1866 und 1870, als er im Gefolge des Kronprinzen stand, gemalt hat. Hierher gehört sein Gemälde in der berliner Nationalgalerie, die Schlacht von Königgrätz. Nach dieser sehr produktiven Periode hat sich H. wieder idealern Zielen zugewendet und die ursprüngliche Richtung wieder aufgenommen, wie sein Bild: Apollo aus dem Meere aufsteigend, von Horen, Grazien und Tritonen umgeben, beweist. Das königl. Schloß in Berlin enthält zahlreiche seiner Arbeiten, von denen die besten jedoch seine Porträts zu nennen sind. Für die greifswalder Universität malte er ihre Gründung durch Herzog Bogislaw. Die Wallfahrt dieses Fürsten nach dem Heiligen Lande malte er für das stettiner Museum.

Heydenreich (Karl Heinr.), philos. Schriftsteller, geb. zu Stolpen in Sachsen 19. Febr. 1764, besuchte die Thomasschule in Leipzig, wo er auch studierte. Anfangs eifrig philol. Studien ergeben, wendete er sich später ausschließlich der Philosophie zu und wurde zunächst ein Anhänger Spinozas, dann Kants. Nachdem er sich 1785 zu Leipzig habilitiert, wurde er 1789 außerord. Professor der Philosophie, mußte aber später seine Stelle niederlegen und starb zu Burgwerben bei Weißenfels 29. April 1801.

Digitized by Google

Die bekanntesten seiner philos. Arbeiten sind: «System der Ästhetik» (Lpz. 1790), «Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion» (2 Bde., Lpz. 1790—91; 2. Aufl. 1804), «System des Naturrechts nach kritischen Prinzipien» (2 Bde., Lpz. 1794—95), «Grundsätze des natürlichen Staatsrechts» (2 Bde., Lpz. 1795), «Briefe über den Atheismus» (Lpz. 1796), «Philos. Tagebuch für denkende Gottesverehrer» (4 Bde., Lpz. 1796—99), «Psychol. Entwickelung des Aberglaubens» (Lpz. 1797), «Vesta, oder kleine Schriften zur Philosophie des Lebens» (5 Bde., Lpz. 1798—1801). Zu seinen «Gedichten» (Lpz. 1792) erschien nach seinem Tode als Nachtrag ein zweiter Band (Lpz. 1802), eine vollständige Sammlung derselben besorgte sein Bruder (2 Bde., Lpz. 1803).

Heydrich (Heinr. Moritz), dramatischer Dichter, geb. 13. März 1825 in Dresden, studierte in Leipzig und Berlin Philologie und lebte später in Loschwitz bei Dresden. Er schrieb: «Tiberius Gracchus», Trauerspiel (Dresd. 1861), «Prinz Lieschen», Posse (Dresd. 1861), «Sonnenschein auf dunklem Pfade», Gedichte (Lpz. 1870), und gab Otto Ludwigs «Shakspeare-Studien» (Lpz. 1871) und «Nachlaßschriften» (Lpz. 1873) heraus.

Heydt (Aug. von der), preuß. Staatsmann, geb. 15. Febr. 1801 zu Elberfeld, widmete sich der Kaufmannschaft, übernahm nach längerm Aufenthalt in Frankreich und England mit seinen Brüdern Karl und Wilhelm das väterliche Bankgeschäft in Elberfeld und wurde später Mitglied des Handelsgerichts daselbst, dem er mehrere Jahre präsidierte. Als städtischer Abgeordneter beteiligte er sich am Vereinigten Landtage von 1847, auf dem er namentlich für eine konstitutionelle Verfassung wirkte. Nach Verlegung der preuß. Nationalversammlung nach Brandenburg übernahm er die Vertretung des Wahlkreises Elberfeld und wurde 4. Dez. 1848, bei Auflösung der preuß. Nationalversammlung, Mitglied des Kabinetts Brandenburg-Manteuffel als Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Seit 1851 Chef der preuß. Bank übernahm H., als das liberale Ministerium Auerswald-Schwerin 18. März 1862 zurücktrat, in dem neuen Ministerium Hohenlohe-Itzenplitz die Finanzen. In dem Konflikte zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhause wegen der Militärreorganisation suchte er zu vermitteln. Das zeigte sein in die Öffentlichkeit gelangter Brief an den Kriegsminister von Roon, worin er vergeblich Verzicht auf die Steuerzuschläge und deshalb Ersparnisse am Militäretat anriet. Durch Konvertierung der 4½prozentigen Anleihe von 1850 und 1851 in 4prozentige Ersparnisse zu machen, gelang nicht, und auch sonst drang H. höhern Orts mit seinen Ratschlägen nicht durch. Als Bismarck 24. Sept. 1862 an die Spitze des Kabinetts trat, legte H. sein Portefeuille nieder, unterstützte aber als Abgeordneter die Regierung. Nachdem H. 31. Jan. 1863 in den Freiherrenstand erhoben worden, trat er 5. Juni 1866, als es galt, Mittel zum Deutschen Kriege ohne Anlehen zu beschaffen, als Finanzminister wieder in das Ministerium und löste seine schwierige Aufgabe vollkommen. Im Aug. 1866 legte H. dem Landtage das Indemnitätsgesetz vor, dessen Annahme den Konflikt beendete. Zugleich wurde auf H.s Vorschlag die Dotierung des Staatsschatzes auf neuen gesetzlichen Grundlagen geregelt. H. nahm 26. Okt. 1869 seine Entlassung und starb 13. Juni 1874 in Berlin.

Heyduk, auch Hejduk (Adolf), czech. Lyriker, geb. 7. Juni 1835 zu Richenburg im Chrudimer Kreis, studierte zu Brünn und Prag Technologie und ist seit 1860 Professor der Baukunst in Pisek. Seine Gedichte treffen gut den Volkston; Sammlungen erschienen schon 1859 in Brünn und 1864 und 1865 in Prag; dann folgten eine Reihe weiterer poetischer Werke zum Teil epischen Charakters: «Lesní kvítí» («Waldblumen», 1875) und «Dřevorubec» («Der Holzhauer», 1882) beziehen sich auf den Böhmerwald; «Cymbal a housle» («Zymbal und Geige», 1876), Bilder aus dem Slowakenlande, gelten für H.s bestes Werk; «Dědův odkaz» («Des Großvaters Vermächtnis»), «Milota», die Idylle «Oldřich a Božena» u. s. w.

Heyer (Karl), ausgezeichneter Forstmann, geb. 9. April 1797 zu Bessungen bei Darmstadt, studierte 1815—16 in Gießen, 1817 in Tharand und war seit 1818 teils als Lehrer, teils als praktischer Forstmann in Darmstadt und auf hess. Revieren thätig. Im J. 1825 ging er als zweiter forstlicher Lehrer an die von Hundeshagen zu Gießen gegründete Forstlehranstalt, trat 1831 als Forstmeister in die Dienste des Grafen Erbach-Fürstenau und wurde 1835 Professor an der Universität Gießen, wo er bis zu seinem am 24. Aug. 1856 erfolgten Tode wirkte. Er veröffentlichte namentlich: «Die Waldertragsregelung» (Gieß. 1841; 3., von seinem Sohne G. Heyer besorgte Aufl., Lpz. 1883), «Der Waldbau oder die Forstproduktenzucht» (Lpz. 1854; 3. Aufl., von G. Heyer, 1878), «Anleitung zu forststatischen Untersuchungen» (Gieß. 1846), «Die Hauptmethoden zur Waldertragsregelung» (Gieß. 1848), «Beiträge zur Forstwissenschaft» (2 Bde., Dillenburg 1842 u. Gieß. 1847). Nach dem Tode des Oberforstrats von Wedekind (22. Jan. 1856) übernahm er mit seinem Sohne Gustav H. die Redaction der «Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung».

Heyer (Gust.), Sohn des vorigen, ausgezeichneter Forstmann, geb. 11. März 1826 zu Gießen, besuchte die dortige Universität, an welcher er sich als Privatdocent der Forstwissenschaft 1849 habilitierte, wurde 1853 außerord., 1857 ord. Professor, folgte 1868 einem Rufe als Direktor der neugegründeten königl. preuß. Forstakademie zu Münden, wo er 1872 zum Geh. Regierungsrat ernannt wurde. Im J. 1878 übernahm er eine Professur für Forstwissenschaft an der mit der Universität München verbundenen forstlichen Bildungsanstalt. Er starb 10. Juli 1883 beim Angeln in der Amper, in welchem Fluß seine Leiche erst nach einigen Tagen gefunden wurde. Von 1856 bis 1878 redigierte H. die «Allgemeine Forst- und Jagdzeitung». Außer den neuen Auflagen der Schriften seines Vaters schrieb er: «Das Verhalten der Waldbäume gegen Licht und Schatten (Erlangen 1852), «Ermittelung der Masse, des Alters und des Zuwachses der Holzbestände» (Dessau 1852), «Lesebuch der forstlichen Bodenkunde und Klimatologie» (Erlangen 1856), «Anleitung zur Waldwertrechnung» (Lpz. 1865; 3. Aufl. 1883), «Handbuch der forstlichen Statik» (Bd. 1, Lpz. 1871).

Heygendorf (Karoline, Frau von), s. unter Jagemann.

Heymans (Adrien Joseph), belg. Landschaftsmaler, geb. 11. Juni 1839 zu Antwerpen, besuchte die Akademie daselbst und bildete sich dann in Paris weiter. Seinem ersten größern Bilde: Sonnenuntergang in der Heide (1875), folgten: Heimkehr

Digitized by Google

der Herde, Mondaufgang, Frühlingsmorgen in der Campine, der Abend u. s. w.

Heyne (Christian Gottlob), berühmter Altertumsforscher, geb. 25. Sept. 1729 zu Chemnitz als Sohn eines Leinewebers, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und bezog 1748 die Universität Leipzig, wo ihn besonders Ernestis und Christs Vorlesungen über Altertumskunde ansprachen. Er erhielt 1753 die Stelle eines Kopisten an der Bibliothek des Ministers Grafen von Brühl in Dresden, und begründete durch seine Bearbeitung des Tibull und des Epiktet seinen Ruf, 1759 begab er sich als Führer eines jungen Mannes auf die Universität zu Wittenberg, mußte aber wegen der Kriegsunruhen diese Stadt bald wieder verlassen und kehrte nach Dresden zurück, wo er während der Beschießung 1760 seine ganze Habe verlor. Seinen Unterhalt suchte er sich jetzt durch Bearbeitung eines Teils des lat. Textes zu Lipperts «Daktyliothek» zu erwerben, bis er 1763 als Professor der Beredsamkeit nach Göttingen berufen wurde, wo man ihm ein Jahr darauf zugleich die Aufsicht über die Universitätsbibliothek übertrug, deren schnelles Emporblühen wesentlich sein Verdienst ist. Hier wirkte er bis an seinen Tod, 14. Juli 1812, mit dem glänzendsten Erfolge, teils durch seine Vorträge, die sich über die wichtigsten Gegenstände des Altertums verbreiteten oder die Erklärung der Alten selbst zum Zweck hatten, teils durch seine rege Teilnahme an der Societät der Wissenschaften und den unermüdlichen Anteil an den «Göttinger gelehrten Anzeigen», teils auch durch die Direktion des Philologischen Seminars. Für die griech. Mythologie hat H. zuerst eine wissenschaftliche Behandlung angebahnt. Seine Untersuchungen auf dem Gebiete der politischen und Kulturgeschichte des Altertums haben eine wahrhaft histor. Auffassung des gesamten antiken Lebens angebahnt. In der Exegese legte er das Hauptgewicht auf die Sacherklärung, während die grammatische Interpretation in den Hintergrund trat. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu erwähnen, außer der großen Anzahl trefflicher Abhandlungen und Programme, die unter dem Titel «Opuscula academica» (6 Bde., Gött. 1785—1812) gesammelt erschienen, seine Ausgaben des Tibull (Lpz. 1755; 4. Aufl. von Wunderlich, 2 Bde., 1817), des Virgil (4 Bde., Lpz. 1767—75; vielfach verbesserte Aufl. von Ph. Wagner, 5 Bde., Hannov. 1830—44), des Pindar (2 Bde., Gött. 1773; 3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1817) und der Ilias des Homer (8 Bde., Lpz. 1802); ferner von Epiktets «Enchiridion» (Dresd. 1756; 2. Aufl. 1776) und Apollodors «Bibliotheca Graeca» (4 Bde., Gött. 1782; 2. Aufl., 2 Bde., 1803). Vgl. Heeren, «Christian Gottlob H.» (Gött. 1813); Rehberg, «Polit.-histor. kleine Schriften» (Hannov. 1829).

Heyne (Mor.), Germanist, geb. 8. Juni 1837 zu Weißenfels an der Saale, studierte in Halle und habilitierte sich daselbst 1864 als Privatdocent für altdeutsche Sprache und Litteratur; 1869 erhielt er eine außerord. Professur für deutsche Philologie. Im März 1870 als Nachfolger Wackernagels nach Basel berufen, wirkte er dort seit August desselben Jahres als Professor der deutschen Sprache und Litteratur, sowie als Vorsteher der mittelalterlichen Sammlung bis zum Winter 1883, wo er einem Rufe an die Universität Göttingen folgte. Er veröffentlichte: «Kurze Laut- und Flexionslehre der altgerman. Dialekte» (Paderb. 1862; 4. Aufl. 1880), Ausgaben des Beowulf (Paderb. 1863; 4. Aufl. 1879), des Heliand (Paderb. 1865; 3. Aufl. 1883), der «Kleinern altniederdeutschen Denkmäler» (Paderb. 1867; 2. Aufl. 1877) und des Ulfilas (7. Aufl., Paderb. 1878). Ferner eine metrische Übersetzung des Beowulf (Paderb. 1863), eine Untersuchung über die «Altniederdeutschen Eigennamen aus dem 9. bis 11. Jahrh.» (Halle 1867) und eine kleine altsächs. und altniederfränk. Grammatik (Paderb. 1873); auf dem Gebiete der deutschen Altertümer: «Über die Lage und Konstruktion der Halle Heorot im angelsächs. Beowulf-Liede» (Paderb. 1864), «Kunst im Hause. Abbildungen von Gegenständen aus der mittelalterlichen Sammlung zu Basel» (2 Tle., Bas. 1881—83), «Die baseler Glasmalerei des 16. Jahrh.» (Bas. 1883). Als einer der Fortsetzer des Grimmschen «Wörterbuchs» bearbeitete er 1867—84 in zwei Bänden die Buchstaben H, I, J und L, M.

Heynel-Vestris (Anna Friederike), Tänzerin, s. unter Vestris.

Heyse (Joh. Christian Aug.), deutscher Schriftsteller und Schulmann, geb. 21. April 1764 zu Nordhausen, besuchte das dortige Gymnasium und studierte seit 1783 in Göttingen Theologie und Pädagogik, zugleich aber Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften. Hierauf wurde er 1786 Hauslehrer in Oldenburg, wo er eine Mädchenschule errichtete und 1792 als Lehrer am Gymnasium angestellt wurde, welche Stelle er aber 1806 niederlegte. Im J. 1807 wurde er Rektor am Gymnasium und Direktor einer höhern Tochterschule in Nordhausen und 1819 Direktor einer solchen in Magdeburg, wo er 27. Juni 1829 starb.

Sein erster schriftstellerischer Versuch war der «Neue Jugendfreund, oder Ernst und Scherz» (4 Bde., Hamb. 1801—2). Seine grammatischen Arbeiten begann er mit dem in zahlreichen Auflagen erschienenen «Allgemeinen Fremdwörterbuch» (Oldenb. 1804). Seine «Theoretisch-praktische deutsche Grammatik» (Hannov. 1814) erschien in 5. Auflage, bearbeitet von Karl Wilh. Ludw. Heyse (2 Bde., Hannov. 1838—49). Der Auszug daraus, die «Deutsche Schulgrammatik» (Hannov. 1816; 23. Aufl. 1878) und sein «Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Sprache» (23. Aufl., Hannov. 1874) fanden weite Verbreitung. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigten ihn Vorarbeiten zu einem Wörterbuch der deutschen Sprache, das sein Sohn, Karl Wilhelm Ludwig Heyse (s. d.), ausgeführt hat.

Heyse (Karl Wilh. Ludw.), verdienter Sprachforscher, Sohn des vorigen, geb. 15. Okt. 1797 zu Oldenburg, erhielt seine Bildung erst in seiner Vaterstadt und in Nordhausen, dann in einem Privatinstitut zu Vevey, bis ihn 1815 W. von Humboldt zum Führer seines jüngsten Sohnes wählte. Nachdem er mit diesem ein Jahr in Frankfurt a. O. verbracht, wandte er sich nach Berlin und wurde 1819 Lehrer im Hause Mendelssohn-Bartholdys, in welcher Stellung er bis 1827 verblieb. Hierauf habilitierte sich H. an der berliner Universität in der philos. Fakultät, in der er 1829 eine außerord. Professur erhielt. Während seine Studien anfänglich besonders auf die Erklärung griech. und röm. Autoren gerichtet waren, wandte er sich seit dem Tode seines Vaters, den er schon vorher litterarisch unterstützt, vorzugsweise den deutschen Sprachstudien zu. Außer neuen Ausgaben des

Digitized by Google

«Fremdwörterbuch» und der Lehrbücher des Vaters veröffentlichte er eine «Kurzgefaßte Verslehre der deutschen Sprache» (Hannov. 1825), das «Ausführliche Lehrbuch der deutschen Sprache» (2 Bde., Hannov. 1838—49), in welchem er die Ergebnisse der neuern histor. und vergleichenden Sprachforschung den Laien zugänglich zu machen suchte, sowie das bereits vom Vater vorbereitete «Handwörterbuch der deutschen Sprache» (3 Bde., Magdeb. 1833—49). Letzteres empfiehlt sich besonders durch seine Reichhaltigkeit, sowie durch sorgfältige histor.-etymolog. Begründung und Entwickelung der Wortformen und Bedeutungen unter beständiger Rücksicht auf die Praxis des gegenwärtigen Sprachgebrauchs. H.s wissenschaftlich bedeutendste Arbeit, das «System der Sprachwissenschaft» (Berl. 1856), wurde erst nach seinem Tode, der 25. Nov. 1855 erfolgte, von Steinthal herausgegeben.

Sein jüngerer Bruder, Theodor Friedrich H., geb. 8. Okt. 1803 zu Oldenburg, besuchte die Gymnasien zu Nordhausen und Magdeburg und widmete sich 1822—25 zu Berlin vorzugsweise klassisch-philol. Studien. Nachdem er seit 1827 als Lehrer an der Lippeschen Erziehungsanstalt auf Schloß Lenzburg gewirkt, wandte er sich 1832 nach Italien, wo Rom seine zweite Heimat wurde. Daselbst widmete er seine Thätigkeit bibliothekarischen Forschungen und Handschriftenvergleichungen im Interesse auswärtiger Gelehrten und war als Lehrer und Erzieher in röm. Fürstenhäusern thätig. Besondere Aufmerksamkeit wandte er der Textes-kritik der griech. und röm. Kirchenväter zu. Von seinen selbständigen Arbeiten sind «Polybii historiarum excerpta gnomica» (Berl. 1846) und «Catulls Buch der Lieder» mit kritisch verbessertem Text (Berl. 1855) hervorzuheben. Im J. 1861 kehrte H. nach Deutschland zurück, nahm seinen Wohnsitz zu München, ging aber 1865 wieder nach Italien. Er starb 10. Febr. 1881 in Florenz. Eine von ihm begonnene Ausgabe der lat. Vulgata des Alten Testaments nach dem Codex Amiatinus wurde von Tischendorf beendet (Lpz. 1873).

Heyse (Joh. Ludw. Paul), hervorragender deutscher Dichter, Sohn von Karl Wilhelm Ludwig H., geb. 15. März 1830 zu Berlin, besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und widmete sich seit 1847 unter Böckh und Lachmann der klassischen Philologie, wandte sich aber seit 1849 zu Bonn unter Diez dem Studium der roman. Sprachen und Litteraturen zu. Nachdem er 1852 promoviert, mit einer Dissertation über den Refrain in den Liedern der Troubadours (Berl. 1852), unternahm er eine größere Reise durch die Schweiz und Italien, wo er die Bibliotheken nach roman. Sprachdenkmalen durchforschte. Inzwischen hatte er sich mit der Tragödie «Francesca von Rimini» (Berl. 1850) und den beiden epischen Erzählungen in Versen: «Die Brüder» (Berl. 1852) und «Urica» (Berl. 1852), die später mit den «Idyllen von Sorrent» und andern Dichtungen in den «Hermen» (Berl. 1854) erschienen, vorteilhaft bekannt gemacht, nachdem sein «Jungbrunnenmärchen eines fahrenden Schülers» schon vor der «Francesca» erschienen war (Berl. 1850; 2. Aufl. 1878). Im Frühjahr 1854 von König Maximilian II. von Bayern nach München berufen, vermählte er sich mit der Tochter Franz Kuglers (Margarete, gest. 30. Sept. 1862), siedelte dann im Frühjahr desselben Jahres nach der Hauptstadt Bayerns über, wo er seitdem seinen dichterischen Bestrebungen lebt und sich 1867 in zweiter Ehe mit Anna Schubart, einer Münchnerin, vermählte. Großen Beifall erhielten seine «Novellen» (Berl. 1855; 6. Aufl. 1870), denen sich anschlossen: «Neue Novellen» (Berl. 1858; 6. Aufl., Stuttg. 1880), «Vier neue Novellen» (Berl. 1859; 4. Aufl. 1870), «Annina. Neue Novellen» (Berl. 1861; 5. Aufl. 1880), «Meraner Novellen» (Berl. 1861; 6. Aufl. 1879), «Fünf neue Novellen» (4. Aufl., Berl. 1872), «Novellen und Terzinen» (4. Aufl., Berl. 1880), «Moralische Novellen» (2. Aufl., Berl. 1869), «Ein neues Novellenbuch» (Berl. 1871), «Neue Novellen» (Berl. 1875), «Neue moralische Novellen» (Berl. 1878), «Das Ding an sich und andere Novellen» (Berl. 1879), «Frau von J. und röm. Novellen» (Berl. 1880), «Troubadour-Novellen» (Berl. 1882), «Unvergeßbare Worte und andere Novellen» (3. Aufl., Berl. 1883) und «Buch der Freundschaft» (5. Aufl., Berl. 1883; neue Folge 1884). Außer den erwähnten epischen Erzählungen und Idyllen in den «Hermen» sind von seinen übrigen poetischen Arbeiten noch besonders hervorzuheben: «Die Braut von Cypern» (Stuttg. 1856), eine Novelle in Versen, «Thekla» (Stuttg. 1858; 2. Aufl. 1864), ein Gedicht in neun Gesängen, «Skizzenbuch. Lieder und Bilder» (Berl. 1877) und «Verse aus Italien» (Berl. 1880). Überdies gehören hierher auch die Novelle «L'Arrabbiata» (Berl. 1858; 5. Aufl. 1880), «Rafael», eine Novelle in Versen (Stuttg. 1863), «Gesammelte Novellen in Versen» (Berl. 1864), «Die Madonna im Ölwald» (Berl. 1879). Viel Beifall fanden seine Romane: «Kinder der Welt» (3 Bde., Berl. 1873; 9. Aufl. 1880) und «Im Paradiese» (3 Bde., Berl. 1875; 7. Aufl. 1880). Mit H. Kurz, seit 1884 mit L. Laistner, gab er heraus: «Deutscher Novellenschatz» (Münch. 1871 fg.) und «Novellenschatz des Auslandes» (Münch. 1872 fg.); ferner «Neues Münchener Dichterbuch» (Stuttg. 1882).

Von H.s dramatischen Dichtungen haben mehrere sich mit großem Erfolg auf der Bühne behauptet; mit «Die Sabinerinnen» (Berl. 1859; 3. Aufl. 1879) gewann H. 1857 den von König Max ausgesetzten dramatischen Preis. Seine «Dramatischen Dichtungen» (Bd. 1—13, Berl. 1864—83) enthalten die Trauerspiele: «Maria Moroni», «Hadrian», «Gottin der Vernunft», «Graf Königsmark», «Elfride», «Alkibiades», «Don Juans Ende», und die Schauspiele «Elisabeth Charlotte», «Hans Lange», «Colberg», «Ehre um Ehre», «Die Weiber von Schorndorf», «Das Recht des Stärkern». Noch schrieb H. die Novellen «Das Glück von Rothenburg» (3. Aufl., Augsb. 1882) und «Siechentrost» (2. Aufl., Augsb. 1883), ersteres in «Unvergeßbare Worte», das andere in «Buch der Freundschaft, Neue Folge» aufgenommen; ferner «Die glücklichen Bettler», morgenländ. Märchen, frei nach Carlo Gozzi (1866). Als Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit veröffentlichte H. unter anderm: «Roman. Inedita, auf ital. Bibliotheken gesammelt» (Berl. 1856). Als trefflicher Übersetzer bekundete er sich im «Span. Liederbuch» (mit Geibel, Berl. 1852), dem später ein «Ital. Liederbuch» (Berl. 1860) folgte. Auch hat sich H. vielfach mit Studien über die neuere ital. Litteratur beschäftigt. In dieser Beziehung veröffentlichte er: «Antologia dei moderni poeti italiani» (Stuttg. 1869), Gedichte von Giuseppe Giusti (deutsch, Stuttg. 1875), ferner Übersetzungen von Gedichten und Gesprächen Giacomo Leopardis

Digitized by Google

(2 Bde., Berl. 1878). H. veröffentlichte auch eine Ausgabe seiner «Gesammelten Werke» (10 Bde., Berl. 1871—73; neue Serie, 6 Bde., Berl. 1880 fg.) und gab die «Gesammelten Werke von H. Kurz» (10 Bde., Stuttg. 1874) heraus. H.s Stilgewandtheit ebenso wie seine gründliche Kenntnis des Menschenherzens, der Umfang seiner geschichtlichen und litterarischen Studien, dazu der Zauber seiner dramatischen Gestaltungskraft machen ihn zu einer der bedeutendsten Erscheinungen in der deutschen Litteratur der Gegenwart.

Heywood, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 13 km im N. von Manchester, an der Eisenbahn Bolton-le-Moors-Rochdale, mit (1881) 23 060 E., Baumwollfabriken, Eisengießerei und Maschinenfabriken.

Hezareh, soviel wie Hazara (s. d.).

Hfgg. und ***Hfmsgg.***, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzungen für Hoffmannsegg (Joh. Centurius, Graf von).

Hg, chem. Zeichen oder Symbol für Hydrargyrum, d. i. Quecksilber.

Hgg., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoffmannsegg (Joh. Centurius, Graf von).

Hiang-Kiang, s. Hongkong.

Hiarbas (Jarbas), ein mythischer König in Afrika, an dessen Gebiet Dido (s. d.) landete und welcher sich später um ihre Hand bewarb.

Hiärne (Thomas), baltischer Chronist, geb. um 1638 zu Nyen in Ingermanland, studierte in Dorpat seit 1655 und wurde Hauslehrer, dann 1668 Gehilfe des Generalzollverwalters Wilh. Drachenhjelm in Reval. Im Jahre darauf war er Verwalter des Ritterguts Werder in Estland, wo er eine «Est-, Liv- und Lettländische Geschichte» von den ältesten Zeiten bis zur Einverleibung in Schweden 1621 schrieb. Das Werk wurde zum Teil (bis zum J. 1525) von J. F. von Rede (Mitau 1794), dann vollständig von C. E. Napiersky (Lpz. 1835 u. 1839 in Bd. 1 u. 2 der «Monumenta Livoniae antiquae») veröffentlicht. H. starb im Juli 1678 in Werder. Er hinterließ eine «Geschichte der Erzbischöfe von Riga», welches Werk handschriftlich in der Bibliothek der mecklenb. Ritterschaft vorhanden ist.

Hiātus (lat.), d. h. Kluft, Spalte, bezeichnet in Grammatik und Metrik die Aufeinanderfolge zweier Vokale, deren erster am Ende einer Silbe, deren zweiter am Anfang der darauffolgenden Silbe steht, einerlei, ob diese Silben zwei selbständigen Wörtern oder einem einzigen Worte angehören, z. B. «habe ich» oder «See—en». In vielen Sprachen wird der H. als eine Härte empfunden und vermieden, entweder durch Zusammenziehung (in dem Fall, wo zwei Worte in Betracht kommen, in der griech. Grammatik Krasis genannt) der beiden Vokale, z. B. griech. talla = ta alla (das andere), basilēs = basilēes (Könige), ähnlich in unserm «Seen» (einsilbig) = «See—en», oder durch Elision, d. h. Abwerfung des ersten Vokals, z. B. «hab' ich». Das Wort H. wird auch überhaupt für Lücke, Lückenhaftigkeit gebraucht.

Hiawatha ist der Name eines mythischen Kriegers unter den nordamerik. Indianerstämmen, welcher Jagd und Fischfang sowie die Künste des Friedens lehrte. Longfellow (s. d.) hat ihn zum Helden eines Epos (1855) gemacht, welches unter andern von Freiligrath (Stuttg. 1857) ins Deutsche übertragen ist.

Hibernāl (lat.), winterlich; Hibernation, Winterschlaf.

Hibernia (Ivernia, auch Iverna oder Jernis), von Aristoteles zuerst als eine der brit. Inseln unter dem Namen Jerne angeführt, wurde das heutige Irland von den Römern genannt, die es durch Cäsar und namentlich (zur Zeit des Kaisers Domitian) durch Agricola kennen lernten, jedoch nie erobernd betraten. Von den Einwohnern wußte Tacitus nur, daß sie den Britanniern ähnlich wären. Einzelne Völkerschaften H.s nennt Ptolemäus, der auch über die Größe und Gestalt der Insel richtige Angaben hat, unter diesen die Iwernen im Südwesten, von denen der Name des Landes abgeleitet wurde, der jedoch von dem gälischen Bergion (kymmerisch Bergyn, neukelt. Erin), d. i. die westl. Insel, abzuleiten sein wird. Die Einwohner waren in der den Römern bekannten Zeit im Süden und Osten Stammesgenossen der Kelten von Britannien, im Norden und Nordwesten gälischen Stammes. Wahrscheinlich sind es irländ. Stämme letzterer Art, die seit dem 3. Jahrh. n. Chr. als Scoten die Römer in Britannien angriffen. In H. fand seit Anfang des 5. Jahrh. das Christentum durch den heil. Palladius und seinen Nachfolger Patricius Eingang.

Hibiscus, Ibisch, Gattung der Pflanzenfamilie der Malvaceen, einjährige oder ausdauernde Kräuter, oft holzige und selbst baumartige Gewächse exotischen Ursprungs und von verschiedener Härte. Die Blumen sind denen der Malven ähnlich, aber meistens größer und schöner; der Kelch ist außen von schmalen Hüllblättern umgeben, die Frucht eine fünffächerige, meist vielsamige Kapsel. Von ihren Arten vielleicht die verbreitetste ist H. syriacus, Strauch-Ibisch, schon längst in die Gärten Europas eingeführt, 2—3 m hoch, mit derben Blättern und mit Blumen von violett-karminroter Farbe. Durch die Kultur sind zahlreiche Varietäten entstanden, mit einfachen und gefüllten, weißen, rosenroten, purpurnen, dunkelvioletten, nankingfarbigen Blumen; sie sind wegen ihrer Reichblütigkeit im Sommer bis in den Herbst und, weil sie den Schnitt vertragen, beliebte Zierpflanzen. Im Westen und Süden Deutschlands ist der Strauch-Ibisch vollkommen winterhart, verlangt aber im übrigen einige Deckung im Winter. Die Vermehrung der Varietäten geschieht durch Ableger oder Veredelung in Töpfen unterhaltener Sämlinge. Die aus dem südl. China stammende H. rosa sinensis muß im Warmhause oder in Wohnstuben unterhalten werden. Diese Art wird bis 3 m hoch und hat lebhaft grüne, glänzende, dauernde Blätter und sehr große, weit geöffnete Blumen von dunkelroter Farbe; besonders prächtig ist die gefüllt blühende Varietät. Sehr interessante Arten der Gewächshäuser sind H. mutabilis, der Mandel-Ibisch, dessen große Blumen im Aufblühen weiß sind und bei hellem Sonnenschein allmählich hell-, dann dunkel- und schließlich purpurrot werden, und H. Manihot, ein nordamerik. Strauch mit handförmigen Blättern und großen, blaßgelben Blumen mit schwarzrotem Schlunde. Von H. Abelmoschus, einem Strauche Indiens und Südamerikas, werden die stark nach Moschus duftenden Samen (grana moschata) zu Parfümerien verwendet. Ausdauernd und durch Tracht, wie durch Schönheit und Größe der Blumen ausgezeichnet sind H. militaris und palustris; in besonders günstigen Lagen halten sie auch in

Digitized by Google

Deutschland im freien Lande aus, finden aber besser im Kalthause ihren Platz. Einjährig ist H. esculentus, der Gombo, dessen noch grüne Früchte in allen wärmern Erdteilen als Zusatz zu Brühen u. s. w. genossen werden, selbst noch in Paris; sie sind fade und schleimig, aber gesund und nahrhaft. Andere einjährige Arten sind Zierpflanzen der Gärten, aber nicht von besonderm Interesse.

Hic haeret aqua («Hier stockt das Wasser»), mehrfach bei Cicero vorkommende sprichwörtliche Redensart, dem Sinne entsprechend der deutschen: «Da stehen die Ochsen am Berge» (und können nicht weiter).

Hickok (Laurens Perseus), amerik. Philosoph, geb. 29. Dez. 1798 in Danbury im nordamerik. Staate Connecticut, studierte Theologie im Union College in Schenectady und wirkte von 1822 an als Pfarrer in Newtown, Kent und Litchfield, bis er 1836 zum Professor der Theologie am Western Reserve College in Ohio erwählt wurde, wo er acht Jahre blieb. Im J. 1844 wurde er Professor am theol. Seminar in Auburn und 1852 ging er als Professor der Moral und Sittenlehre, sowie als Vizepräsident nach Schenectady im Staate Neuyork. Im J. 1866 zum Präsidenten ernannt, legte er diese Stelle 1868 nieder und zog sich nach Amherst zurück. Er starb 10. Juni 1876. Seine Schriften erstrecken sich auf die verschiedenen Gebiete der Logik, Moral und Psychologie, entwickeln aber keine neuen Ideen.

Hickory, das Holz der nordamerik. Arten der Gattung Carya (s. d.).

Hicks (George Edgar), engl. Genremaler, geb. 1824 zu Lymington (Hampshire), trat 1844 in die Akademie zu London. Seine Bilder sind meist von guter Charakteristik; hervorzuheben sind: der Dividendentag in der Bank (1859), das Postbureau (1860), Wohnungswechsel (1862), vor dem Magistrat (1866), Rückkehr vom Ährenlesen (1876).

Hicks Beach (Sir Michael), s. Beach.

Hicks Pascha, brit. Offizier, trat jung in den brit. Militärdienst und stieg im brit.-ind. Heere bis zum Obersten auf. Als im Winter 1882/83 die ägypt. Regierung den Aufstand im Sudan (s. d.) nicht bewältigen konnte, sandte die brit. Regierung H. als Stabschef zu der Sudanarmee. Er gelangte 9. März 1883 nach Chartum, wo er ein Truppenkorps von 5000 Mann organisierte, und reiste 4. April mittels Dampfschiffs nach Gawa, wo er 7. April 4800 Mann ägypt. Infanterie, 1200 irreguläre Reiter und 100 Kamelreiter, 6 Mitrailleusen und 6 Haubitzen vereinigt hatte; bis zum 22. April wurde ein Kameltrain (6000 Kamele) organisiert. H. rückte am Nil aufwärts, wurde 29. April bei Morabia durch 45000 Mann, großenteils arab. Reiter, angegriffen, erfocht jedoch einen glänzenden Sieg. H. ließ einen Teil seiner Truppen am Weißen Nil stehen und kehrte nach Chartum, welches inzwischen von El Obeid her bedroht worden war, zurück. H. traf gegen Ende Mai in Chartum ein und organisierte im Lager von Umderman, Chartum gegenüber, aus den vorhandenen Stämmen, geworbenen Negern und nachgeschickten Verstärkungen ein neues Expeditionskorps. Zu Anfang August wurde H. der Oberbefehl über alle im Sudan stehenden ägypt. Truppen übertragen.

Der Aufstand hatte sich inzwischen weiter ausgebreitet und die Hauptmasse der Aufständischen war bei El Obeid versammelt. H. hielt 8. Sept. bei Chartum Heerschau und rückte am folgenden Tage mit 14000 Streitbaren und einem zahlreichen Train den Nil aufwärts bis Duem, ließ dort in wohlbefestigter Stellung 2000 Mann stehen und wendete sich 27. Sept. gegen El Obeid; vom 17. Okt. ab gelangte keine Nachricht vom Heere nach Duem, und das Heer hatte damals erst 75 km zurückgelegt, aber durch Hitze und Wassermangel viel Menschen und Tiere verloren. Er hatte indessen noch gegen 7000 Mann reguläre Infanterie, 500 Mann reguläre Kavallerie, 200 Kamelreiter, 18 Geschütze und 6 Nordenfeldt-Mitrailleusen bei sich, sowie einige tausend Baschi-Bosuks zum Schutz des Trains. Das Heer des Mahdi (s. d.) war um die Mitte des Oktober von El Obeid aufgebrochen und gegen eine Viertelmillion Streiter stark, vermied jedoch zunächst die Schlacht und beschränkte sich darauf, die Brunnen auf der von H. gewählten Marschlinie durch Streifkorps zu zerstören und die ägypt. Truppen beständig zu beunruhigen. Am 1. Nov. näherte sich H. von Südwesten her El Obeid und schlug die Vortruppen des Mahdi, teilte hierauf vorübergehend sein Heer und wurde 3. Nov. bei Melbeis und Kasgil von sehr überlegenen Kräften überraschend angegriffen. Nach blutigem Kampfe gelang es zwar, das Heer am 4. Nov. wieder zu vereinigen, doch war man von den Wasserstellen abgedrängt worden und hatte die gesamte Munition verbraucht. H. stellte sich, den Revolver in der Hand, an die Spitze der ägypt. Infanterie und versuchte, sich mit dem Bajonett Bahn zu brechen, fand jedoch im Handgemenge den Tod. Auch sein ganzes Heer wurde vernichtet und die Geschütze von den Aufständischen, welche in dem viertägigen Kampfe selbst 60000 Mann verloren hatten, erbeutet; doch soll ein Teil der regulären Infanterie in den Dienst des Mahdi getreten sein. Durch diesen Sieg war der Mahdi zum Herrn des Sudan geworden und die Macht der ägypt. Regierung dort völlig gebrochen.

Hicksiten, s. unter Quäker.

Hic niger est (huno tu, Romane, cavēto!), «Dieser ist schwarz», d. h. ein Bösewicht («vor diesem, Römer, hüte dich!»), Citat aus Horaz' «Satiren» (I, 4, 85).

Hic Rhodus, hic salta! («Hier ist Rhodus, hier springe!», d. h. hier gilt's! hier laß sehen, was du kannst!), lat. Sprichwort, welches auf einer Fabel des Äsopus beruht. Einem Prahler, der sich rühmt, daß er in Rhodus einst einen gewaltigen Sprung gethan habe, und sich auf die Zeugen beruft, die es dort mit angesehen hätten, wird von einem der Umstehenden geantwortet: «Freund, wenn's wahr ist, brauchst du keine Zeugen; hier ist Rhodus, hier springe.»

Hidage (engl., spr. Heidehdsch, von Hide, Hufe), Hufengeld, Hufensteuer.

Hidalgo (span.), im Portugiesischen Fidalgo, d. h. jemandes Sohn, ist auf der Pyrenäischen Halbinsel der Titel des niedern Adels. Die H. zerfallen in geborene (Hidalgos de naturaleza) und in privilegierte (Hidalgos de privilegio), die den Adel entweder vom Könige zur Belohnung ausgezeichneter Dienste erhalten oder durch Kauf erworben haben. Einige alte Häuser und die Ordensritter ausgenommen, genießen die H. vor bürgerlichen Leuten fast keines Vorzugs. Nicht einmal das dem Vornamen vorgesetzte Prädikat

Digitized by Google

Don (dominus), welches übrigens ursprünglich auch nur der hohe Adel (die titulados) führen durfte, unterscheidet sie von den Bürgerlichen; denn schon seit langer Zeit wird jedem Mann und jeder Frau der gebildeten Stände dieser Titel (weiblich doña, portug. donha) selbst offiziell gegeben. Das einzige, was die H. noch vor den Bürgerlichen voraushaben, ist die zu Madrid unter dem Vorsitz des Königs (resp. der Königin) bestehende Adelskammer (cuerpo colegiado de caballeros hijosdalgo).

Hidalgo, mexikan. Goldmünze zu 10 Pesos, im Wert von 41,29 Mark, wird seit 1866 nicht mehr geprägt.

Hiddekel, s. Chiddekel.

Hiddemann (Friedr.), namhafter Genremaler, geb. 4. Okt. 1829 in Düsseldorf als Sohn eines Musikers. Ein kränkliches Knabenalter hinderte ihn anfangs vielfach am Studium, welches ihm in künstlerischer Richtung zuerst durch den Unterricht beim Maler und Bildhauer Götting ermöglicht wurde. Die akademische Lehrzeit begann H., nachdem er anfangs die Lithographie betrieben hatte, 1848 beim Professor Hildebrandt, trat nach drei Jahren in die Schule Schadows über, wo er anfangs Historienmalerei betrieb, dann jedoch das volkstümliche Genre als seine Hauptrichtung erkannte und eifrig kultivierte. Unter seinen ersten Bildern wurde besonders der Besuch im Kerker beifällig aufgenommen. Es folgten nun Reisen nach der Schweiz, Belgien, Holland und Frankreich. H. ist ein humorvoller Darsteller des Dorflebens, wie seine vorzüglichen Bilder: der Dorfarzt, das westfäl. Begräbnis u. a., beweisen. Auch historisch gefärbte Genrebilder, wie die Werber Friedrichs d. Gr., gelingen ihm trefflich. Auf der wiener Weltausstellung trat H. mit dem Picknick auf; in seinem Schiffbau im kleinen erinnert er an Rud. Jordan (Schloß Babelsberg bei Potsdam); «aus vergangenen Zeiten» wurde von Dinger gestochen, das Dilettantenquartett von Professor Prossin (Original in der Galerie zu Königsberg). Im Fache der Illustration machte er sich durch seine auch im Holzschnitt erschienenen Zeichnungen zu Fritz Reuters «Ut mine Stromtid» bekannt.

Hiddenit, Edelstein, s. unter Edelstein-Imitationen.

Hiddensöe, Insel an der Westseite der Insel Rügen, mit 6 Ortschaften und 690 E., meist Fischern. Am Nordende der Insel fand 1864 ein kleines Gefecht, unweit von Dornbusch, zwischen preuß. und dän. Kriegsschiffen statt.

Hide of land, engl. Feldmaß, s. unter Acre.

Hidroa (grch.), Hitzblatter; hidrokritische Zeichen, kritische Zeichen, vom Schwitzen hergenommen; Hidrotica, schweißtreibende Mittel.

Hidschâz oder Hedschas, Landschaft im nördl. Teil der arab. Westküste, der Küstenstrich am Roten Meer vom Golf von Akaba an bis etwa 20° nördl. Br. und etwa bis zu 58¼° östl. L. (von Ferro), bildet der Hauptsache nach das türk. Vilajet H. Letzteres umfaßt das Emirat der heil. Stadt Mekka mit den Kasas Raba, Lebed, Taif und Dschidda und das Gebiet von Medina mit dem Kasa Emba el dshar. (S. Arabien.)

Hidschr (El Hidschr oder Madaïn-Saleh), eine der Pilgerstationen auf dem Wege von Damascus nach Mekka, etwa 270 km im NNW. von Medina, am Wadi Darb el-Bekra. Nach dem Koran wohnten hier die von Gott vertilgten Themuditen, welche in ausgehöhlten Felsen hausten. Den Propheten Saleh soll Gott zur Belehrung der Themuditen ausgesendet haben.

Hiebfechten, s. unter Fechtkunst.

Hiefhorn, s. Hifthorn.

Hiel (Emanuel), der bedeutendste Lyriker der neuern vläm. Litteratur, geb. 30. Mai 1834 zu Dendermonde in Ostflandern, war zuerst zum Buchhändler bestimmt, trat aber später in die Steuerverwaltung und fungierte dann im Ministerium des Innern. Er wurde 1867 Professor der mittelländ. Deklamation am Konservatorium zu Brüssel, 1869 zugleich Bibliothekar des königl. Industriemuseums daselbst. H.s erste lyrische Publikation «Loowekens by onze stambroeders de Hoogduitschers geplukt» («Blätter bei unsern Stammbrüdern den Hochdeutschen gepflückt», Brüss. 1863) zeigte schon die Tendenz einer möglichst engen Annäherung des vläm. Stammes an das Deutschtum. Außer diesen lyrischen Dichtungen übersetzte er aus dem Deutschen ins Vlämische «Elle», ein Lustspiel von Wolfg. Müller von Königswinter (Gent 1864), sowie das Monodram «Fornarina» von Franz Kugler (Denderm. 1867), ferner aus dem Englischen «Dora» von Tennyson (Antw. 1867) und mehreres aus dem Französischen. Von seinen Originaldichtungen sind zu nennen die Epen «De Heldenstam» (Gent 1859), die preisgekrönte Hymne «De Wind» (Brüss. 1864) und die Dramen «Lucifer» und «De Schelde», beide von Benoit in Musik gesetzt. Ähnliche Dichtungen sind «Isa» (Antw. 1865) und «Ala Hassan» (Gent 1869), das Deklamatorium «Breidel en de Gulden Spoor» (Antw. 1876) und das lyrisch-dramatische Gedicht «Jacobaea van Beieren» (Antw. 1867). Wichtiger als diese dramatischen sind H.s lyrische Dichtungen: «Nieuve Liedekens» (Gent 1861), «Gedichten» (Gent 1863), «Gedichten» (Antwerpen 1868), «De liefde in het leven» (Antw. 1871), «Gedichten» (Lpz. 1874). Außerdem veröffentlichte er eine große Anzahl litterarhistor. und publizistischer Arbeiten und zahlreiche Lieder und Zeitgedichte, meist für vläm. Zeitschriften. Hierher gehören wegen ihres deutschfreundlichen Charakters die während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 in der «Zweep» erschienenen «Duitsche Krijgs- en Vaterlandsliedern». Eine Auswahl seiner Gedichte erschien unter dem Titel «Gedichten» als erster Band einer «Nederlandsche Bibliotheek» (Lpz. 1874).

Hiĕmal (lat.), winterlich.

Hiempsal, Sohn des Königs Micipsa von Numidien, wurde 117 v. Chr. von seinem Vetter Jugurtha (s. d.) ermordet.

Hien-Fong, d. h. «Segensfülle», Kaiser von China 1850—61, vierter Sohn des Kaisers Tao Kuang, geb. im Aug. 1831, folgte seinem Vater 24. Febr. 1850. Seine Regierung war noch bewegter als die seines Vaters, da nicht nur die Revolution der den Umsturz der herrschenden Mandschu-Dynastie beabsichtigenden, ebenso zahlreichen als mächtigen, halb politischen, halb religiösen Verbindung der Thai-Ping, sondern auch ein für China sehr nachteiliger Krieg mit England während derselben stattfand, dem Frankreich sich anschloß. Die Regierung von H. zeigte nämlich nicht das ernstliche Bestreben, den mit England 26. Aug. 1842, mit Nordamerika 3. Juli 1844 und Frankreich 24. Okt. 1844 geschlossenen Kontrakten gewissenhaft nachzukommen. Die Verwickelungen

Digitized by Google

zwischen China und den genannten Staaten, denen sich später auch Rußland anschloß, stiegen immer höher und es kam endlich 1856 zu einem für China sehr nachteiligen Kriege. Die Friedensverhandlungen zur Beendigung desselben kamen zu Tientsin vom 7. bis 27. Juni 1858 zum Abschluß. Die chines. Regierung war aber abwechselnd bemüht, die Verträge von Tien-tsin zu umgehen, ihre Ausführung in die Länge zu ziehen. Auch geschahen bald wieder, 21. Juni 1859, neue direkte Feindseligkeiten chinesischerseits gegen die engl.-franz. Macht. So kam es zu einem neuen Kriege im J. 1860, der für China höchst unglücklich ausfiel und in dessen Verlauf Peking in die Hände der verbündeten Westmächte gelangte und der prachtvolle kaiserl. Sommerpalast Yuen-Ming-Yuen durch sie ausgeplündert und später, 18. bis 19. Okt., gänzlich vernichtet wurde. Der engl. und der franz. Regierungsbevollmächtigte in diesem Kriege, Lord Elgin und Baron Gros, drangen auf die energischste Weise auf die baldigste Erfüllung der Traktate von Tien-tsin, denen ihrerseits neue, sich hauptsächlich auf die Bezahlung von Kriegskosten und andern geldlichen Entschädigungen an sie zugefügt wurden. Die Ratifikation dieser erneuerten Verträge von Tien-tsin mit Lord Elgin und Baron Gros fand am 24. bis 26. Okt. 1860 statt, und der Kaiser H. bestätigte sie zu Dschehol am 2. Nov. Auf diese letzten Verträge gründet sich die zwar nur langsam und schrittweise, aber doch stets weiter und weiter fortschreitende Zugänglichkeit des chines. Reichs für die Kultur des europ. Westens, wie dieselbe in der Gegenwart stattfindet. H. starb 21. Aug. 1861 zu Dschehol und hatte seinen ältesten Sohn zum Nachfolger, der als Kaiser den Namen Tsung-tschi führte. (S. China, Bd. IV, S. 288—291.)

Hienzen werden Deutsche im Westen Ungarns, im Ödenburger und Eisenburger Komitat genannt, die ihrer Sprache nach zum bayr. Stamme gehören und die wohl in den Anfängen der Ansiedelung noch bis in die karolingische Zeit zurückreichen. Sie sind meist katholisch, doch bekennen sich etwa 40000 H. zur evang. Kirche. Die Zahl der H. in den beiden Komitaten Ödenburg und Eisenburg beträgt über 200000 Seelen. Ihre Mundart erinnert an das Altbayrische, doch ist sie von dem benachbarten österr. Volksdialekt in mancher Hinsicht unterschieden. Die H. betreiben größtenteils Ackerbau und Viehzucht, in den Waldgegenden auch Kohlenbrennerei und allerlei Holzgewerbe, in den Hügelgegenden und Niederungen aber auch Obst- und Weinbau, und gehen in die Fremde auf Wanderarbeit. Vororte des Hienzentums sind: Ödenburg, Güns, Eisenstadt, Oberschützen u. a. Treffliche Schulen zieren die Hienzenorte. Vgl. Schwicker, »Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen« (Teschen 1881).

Hieracium, Habichtskraut, artenreiche Gattung der Pflanzenfamilie der Kompositen, Abteilung der Cichoraceen, der Gattung Crepis zunächst stehend, von der sie sich nur durch die gelbliche, zerbrechliche Samenkrone (Pappus) und die bis zur Spitze gleich dicke, am Ende mit einem schwachen, fein gekerbten Ringe versehene Schließfrucht unterscheidet. Die hierher gehörenden Arten sind der Mehrzahl nach perennierende Kräuter Europas und Asiens, deren Wurzelstock bald Ausläufer treibt, bald den Winter über ausdauernde Blattrosetten entwickelt. Viele derselben sind in Europa an trockenen und steinigen Abhängen, Ackerrändern, Wegen, auf Triften, in Wäldern und Gebüschen gemein und nur wegen ihrer außerordentlichen Veränderlichkeit von einigem Interesse. Eine einzige europ. Art, H. aurantiacum, wird wegen ihrer prächtig pomeranzenfarbigen, zu Doldentrauben vereinigten Blumen in den Gärten angepflanzt und hier häufig zu Einfassungen und gruppenweise zur Ausstattung der Rabatten benutzt und zu diesem Zwecke durch ihre kriechenden Wurzeln vermehrt.

Hierapolis, eine auf einer Anhöhe zwischen den Flüssen Mäander (jetzt Menderes) und Lykos (jetzt Yurulsu), bei dem jetzigen Pambuk-Kalessi gelegene, der Cybele heilige Stadt in Großphrygien, war im Altertum berühmt durch heiße, übrigens sehr kalkhaltige Quellen und durch die Höhle Plutonium, welche tödliche Ausdünstungen verbreitete und angeblich nur von den Priestern der Cybele ohne Lebensgefahr betreten werden konnte.

Hierarch heißt derjenige, welcher die Grundsätze der Priesterherrschaft der Staatsgewalt oder den Laien gegenüber zu verwirklichen trachtet. (S. Hierarchie.)

Hierarchie (grch.), eigentlich Herrschaft der Heiligen, bedeutet soviel wie Priesterherrschaft, wobei es gleichgültig ist, ob die Priester unter einem Oberhaupte oder unter mehrern gleichberechtigten Häuptern stehen. Bei den Israeliten gab es verschiedene Priesterklassen, welche jede ihren Vorsteher hatten, und deren gemeinsames Oberhaupt der Hohepriester war. Das Priestertum innerhalb der christl. Kirche hat sich allmählich ausgebildet. Die Apostel waren weder selbst Priester noch die Begründer einer eigentlichen H. Diese erwuchs vielmehr erst allmählich aus dem Bedürfnis kirchlicher Einheit. Erst seit dem 2. Jahrh. begegnen uns die Anfänge der Vorstellung von einem christl. Priestertum, welches die Fortsetzung des alttestamentlichen sei und von einer besondern Geistesbegabung des Priesterstandes (des Klerus, d. h. des Erbteils Gottes) im Unterschiede vom christl. Volk (den Laien). Seit Mitte desselben Jahrhunderts entwickelte sich der monarchische Episkopat. (S. Bischof.) Seitdem unterschied man drei Kirchenämter, Bischöfe, Presbyter und Diakonen, zu denen später noch die Subdiakonen und verschiedene andere Klassen niederer Kirchendiener traten, Akoluthen, Exorzisten, Lektoren, Ostiarier.

Nach älterer Anschauung sollten alle, welche die Priesterweihe empfangen hatten, einander gleich sein, und die Bischöfe waren nur primi inter pares, nur dem Range, Einfluß und der Ordnung nach, nicht nach der Qualifikation höher als die andere Geistlichkeit. Aber bereits im 4. Jahrh. fing man an, mehrere besondere Weihen oder Ordinationen einzuführen und namentlich eine besondere Weihe der Bischöfe, denen man auch das Recht, die Ordination und Firmelung zu erteilen und das heilige Chrisma zu bereiten, ausschließlich beilegte. Dadurch erhoben sich die Bischöfe immer mehr zu Herren des untergeordneten Klerus. Über die Bischöfe erheben sich wieder die Metropoliten und über diese die Patriarchen. Letztere aber blieben in der griech. oder morgenländ. Kirche untereinander, wenn auch nicht dem Range und Ansehen, so doch der Machtvollkommenheit nach gleich. Im Abendlande dagegen, wo es nur einen Patriarchen, den Bischof von Rom gab, entwickelte sich die H. zur Monarchie. (S. Papst.) Die kath. Kirche

Digitized by Google

bezeichnet mit dem Worte H. die Stufenfolge der Geistlichkeit, und unterscheidet die hierarchia ordinis und jurisdictionis. Dem Range nach unterscheidet sie ordines majores und minores; die drei höhern Stufen sind der Episkopat, Presbyterat, Diakonat, denen die drei höhern Weihen entsprechen. Dieselben sind allein göttlichen Rechts (juris divini), d. h. göttlicher Einsetzung. Nach älterer Theorie kommt die potestas ordinis allen Bischöfen in gleichem Maße zu, dieselben übertragen aber durch die Ordination einen Teil derselben (insbesondere das Recht die Meßopfer darzubringen) auf die Priester; dagegen beschränkt sich die potestas jurisdictionis oder das Kirchenregiment auf Papst und Bischöfe, welche in der durch die kirchliche Entwickelung bedingten Stufenfolge (Papst, Patriarchen und Primaten, Erzbischöfe oder Metropoliten, Bischöfe), die hierarchia jurisdictionis bilden. Nach derjenigen Theorie dagegen, welche im Gegensatze zu dem sog. **Episkopalsystem** (s. d.) unter dem Namen des **Kurialsystems** (s. **Römische Kurie**) bekannt ist, kommt die potestas jurisdictionis dem röm. Papste als dem Universalbischof ausschließlich zu, allen übrigen Bischöfen aber nur als seinen Stellvertretern und Bevollmächtigten, denen er einen Teil seiner Gewalt solange als er will übertragen kann. Diese ihren Grundzügen nach schon in den pseudoisidorischen Dekretalen (s. d.), von Gregor VII. und seinen Nachfolgern ausgebildete Theorie wurde zwar jahrhundertelang in der Kirche bekämpft, von den Päpsten aber mit seltenen Ausnahmen folgerichtig festgehalten, und schließlich auf dem Vatikanischen Konzil (s. d.) dogmatisiert. Was das Verhältnis der H. zum Staate betrifft, so waren die Bischöfe und der Klerus im röm. Weltreiche Unterthanen des Kaisers, der sie einsetzen und absetzen konnte, und so ist es in der morgenländ. Kirche auch geblieben. Auch im abendländ. Römerreiche und in den Königreichen, in die dieses zerfiel, blieben die Landesherren die Herren der Bischöfe, die ihre Vasallen waren. Selbst die Erneuerung der röm. Kaiserwürde im Abendlande änderte daran nichts, und die neuen Kaiser behaupteten ihre Hoheit auch anfangs über die Bischöfe von Rom. Diese aber, besonders Gregor VII., Innocenz III. und Bonifacius VIII., wendeten nun das Prinzip der H. und der absoluten Gewalt des Papstes auch nach außen, gegen den Staat, und stellten die Ansicht auf, der Papst sei Statthalter Gottes auf Erden, Besitzer aller Länder der Erde; alle Kaiser und Könige hätten ihre Würden von ihm, müßten seinen Befehlen gehorchen und könnten von ihm gerichtet, abgesetzt, ihrer Länder beraubt und die Unterthanen von dem Eid der Treue gegen sie entbunden werden. Hierdurch wurde die Lehre von der absoluten Papstgewalt, welche neuerdings durch die päpstl. Unfehlbarkeit von neuem sanctioniert worden, vollendet.

Der Protestantismus hob in seinem Kreise die ganze Grundlage der H. auf, indem er die Lehre von der göttlichen Einsetzung des bischöflichen und priesterlichen Standes und von besondern, dem Priesterstande verliehenen und durch die Weihe fortgepflanzten übernatürlichen Gaben verwarf und denselben den Grundsatz des geistlichen Priestertums aller Gläubigen nach 1 Petr. 2, 5. 9 gegenüberstellte. Das Amt der Geistlichen behielten die Protestanten als ein von Christus und den Aposteln gestiftetes und zur guten Ordnung gehöriges bei, schränkten aber den Beruf derselben ein auf das Lehren des Evangeliums und auf die Verwaltung der Sakramente, wozu die Geistlichen sich die nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben hätten. Die Protestanten haben daher auch nur eine Ordination, nicht mehrere, und lehren, daß dieselbe allen Geistlichen gleiche Befugnisse gebe. Die Berechtigung der einzelnen Geistlichen zur Verwaltung des Amts leiten sie lediglich von der regelmäßigen Berufung zum Amte ab. Auch sind die prot. Geistlichen der Staatsgewalt ebenso unterworfen wie die Laien, und es kann bei den Protestanten von einer Unterordnung des Staats unter die Geistlichkeit gar nicht die Rede sein. Nur die Anglikanische Kirche (s. d.) hat den Satz beibehalten, daß das bischöfl. Amt eine göttliche Institution, dessen Berechtigung durch die Weihe und deren ununterbrochene Succession erteilt und fortgepflanzt werde. Die neuluth. Versuche zur Wiederherstellung hierarchischer Ordnungen im Protestantismus sind bisher ziemlich vereinzelt und meist erfolglos geblieben.

Hieraticum, soviel wie Bema (s. d.).

Hieratische Schrift (Priesterschrift), s. **Hieroglyphen**.

Hieratischer Stil heißt in Bezug auf die griech. und griech.-röm. Kunst diejenige Behandlung der Körperformen und Gewandung, welche in Nachbildung der Werke der altertümlichen Kunst in absichtlicher Unfreiheit Strenge, ja Starrheit und übermäßige Zierlichkeit in der Bildung der Haare und Gewandfalten anstrebt; also dasselbe, was man auch als den **archaistischen Stil** im Gegensatz zu dem archaischen, den altertümelnden im Gegensatz zu dem echt altertümlichen bezeichnet. Angewandt wurde der hieratische oder archaistische Stil hauptsächlich bei Bildwerken, welche für die Zwecke des Kultus, als Tempelbilder, Weihgeschenke u. dgl. bestimmt waren. Doch war derselbe nicht selten auch Privatliebhaberei oder Modesache. Das Hauptkriterium zur Sonderung solcher nachgeahmter Werke von den echt altertümlichen ist neben einer gewissen Ängstlichkeit und Trockenheit, auch übermäßigen Sorgfalt der Ausführung, wie sie meist Nachahmungen im Gegensatz zu Originalwerken eigen zu sein pflegt, die Übertreibung gröberer Eigentümlichkeiten des archaischen Stils bei Nichtbeachtung feinerer. Zu den bekanntesten erhaltenen Werken der Art gehören die von Rauch ergänzte Pallas in Dresden, die Artemis aus Pompeji und eine Athena aus Herculanum in Neapel, der sog. Altar der Zwölfgötter in Paris, eine Dreifußbasis in Dresden u. s. w.

Hiero .... (grch.), heilig, häufig in zusammengesetzten Wörtern.

Hiero I. (griech. Hieron) erhielt durch seinen Bruder Gelon, den Herrscher von Syrakus, 481 v. Chr. die Statthalterschaft in Gela und ward nach dessen 477 erfolgten Tode Alleinherr in dem Reiche von Syrakus. Hierauf versetzte er 476 die Einwohner von Naxos und Katana aus ihren Städten nach Leontini; doch wurde die Kolonie, die er nach Katana führte, das er nun Ätna nannte, nach seinem Tode von den zurückkehrenden Katanäern wieder vertrieben. Ein Seesieg, den seine und die Flotte von Kyme (lat. Cumä) über die Etrusker 475 erfochten, beraubte diese der Oberherrschaft in dem Tyrrhenischen Meere. Im Britischen Museum befindet sich ein Helm aus Olympia, dessen Schrift besagt, daß H. ihn damals dem

by Google

Zeus aus der Beute weihte. Er besiegte 472 den Thrasydäos, der seinem Vater Theron in der Herrschaft über Akragas gefolgt war, und annektierte diesen Staat. H., welcher von einem unheilbaren Leiden, dem Stein, gequält wurde, war von den Fehlern der griech. Tyrannen nicht frei, doch beweist es immer einen edlern Sinn, daß er die Wissenschaft, die Architektur, die bildende Kunst und die Poesie schätzte und Dichter wie Epicharmos, Simonides, Äschylos, Bacchylides und Pindar, der seine in den griech. Wettspielen errungenen Siege besang, an seinen glänzenden Hof zog. Das hat denn auch dem Xenophon Anlaß gegeben, ihn und Simonides als diejenigen aufzuführen, die in seiner «Hieron» betitelten Schrift die Eigenschaften des Herrschers besprechen. H. starb 467 v. Chr. und vererbte sein Reich auf seinen Bruder Thrasybul. Vgl. Hense, «De Hierone I.» (Münst. 1862) und Holm, «Geschichte Siciliens» (Bd. 1, Lpz. 1870).

Hiero II., ebenfalls Herrscher von Syrakus, 275—215 v. Chr. (geb. um 306 v. Chr.), der Sohn des Syrakusaners Hierokles, erhob sich in den Unruhen, die nach dem Abzug des epirotischen Königs Pyrrhos (275 v. Chr.) in Sicilien herrschten. Von dem Heere als bereits unter Pyrrhos bewährter Führer zum Feldherrn ausgerufen, zog er in Syrakus ein und wurde von dem Volke wegen seiner maßvollen Haltung zunächst als Oberfeldherr anerkannt, dann, vermutlich 269, nach einem über die unter dem Namen Mamertiner bekannten campanischen Söldner, die sich Messanas bemächtigt hatten, im Gebiet von Mylä am Flusse Longanos erfochtenen Siege zum König erhoben. Als den Mamertinern durch die Römer 264 Hilfe und die karthag. Besatzung, die sie in Messana aufgenommen hatten, vertrieben wurde, verbündete sich H. mit den Karthagern gegen Rom. H. wurde aber vom röm. Konsul Appius Claudius geschlagen und dann, jedoch vergeblich, in Syrakus belagert. Als indes 263 Manius Valerius Maximus mit einem starken Heere ihn und die Karthager besiegt hatte, schloß er Frieden auf 15 Jahre mit Rom, der von diesem wegen der treuen Unterstützung, die H. gewährte, 248 in einen dauernden verwandelt ward. Nach der Beendigung des ersten Punischen Kriegs (241) wurde dem H. durch die Römer die Herrschaft in seinem ungeschmälerten Besitz gesichert, und das freundschaftliche Verhältnis erlitt auch durch die Hilfe, die er den Karthagern im Söldnerkriege sandte, keine Störung. H. selbst besuchte 237 Rom und machte dem röm. Volke ein Geschenk von 200000 Scheffeln Getreide. Auch den Rhodiern, die durch ein schreckliches Erdbeben furchtbar gelitten hatten, half er 227 v. Chr. durch großartige Unterstützungen. Auch in dem zweiten Punischen Kriege bewies er sich den Römern als treuer Bundesgenosse und unterstützte sie mit Getreide und Truppen; so namentlich nach ihrer Niederlage am Trasimenischen See, wo die goldene, 320 Pfd. schwere Bildsäule der Siegesgöttin, die er nach Rom sendete, dort als gutes Vorzeichen begrüßt wurde. Er starb zu Anfang des J. 215, über 90 J. alt. Sein Sohn Gelon war vor ihm (216) gestorben, und so folgte ihm sein Enkel Hieronymos, der sich sofort den Karthagern zuwendete, aber, wegen Schwelgerei und Grausamkeit gehaßt, schon 214 ermordet wurde. Große Sorge hatte H. für die Vervollkommnung des Ackerbaus getragen; er soll auch landwirtschaftliche Schriften verfaßt haben. Ein Gesetz von ihm über die Getreidezehnten (Lex Hieronica) galt noch zu Ciceros Zeit im Lande. Auch die Künste pflegte er, namentlich die Baukunst, wovon Tempel, Theater und andere Gebäude, die er teils in Syrakus, teils auch in andern Städten seines Gebiets errichtet, zeugten. Archimedes, ihm befreundet und verwandt, war bei dem Bau von Kriegsmaschinen sowie auch bei dem eines aufs prächtigste hergerichteten Riesenschiffs für ihn thätig. Vgl. Fortman, «De Hierone Hieroclis filio» (Zwolle 1835); Schneiderwirth, «H. II. von Syrakus» (Heiligenst. 1861).

Hierobotänon (grch.), heiliges Kräuterbuch, enthaltend die Erklärung der in der heil. Schrift vorkommenden Pflanzennamen.

Hierochloe *Gm.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Man kennt gegen acht Arten, die meist in hohen Gebirgen oder in der kalten Zone vorkommen. Es sind wohlriechende perennierende Gräser mit pyramidalen, meist etwas ausgebreiteten Rispen. Einige in Europa und dem nördl. Asien vorkommende Arten, wie H. odorata *Wahlb.*, sind gute Futterpflanzen und riechen nach Cumarin, wie Anthoxanthum odoratum, das dem Heu den charakteristischen Geruch verleiht.

Hierodrama (grch.), geistliches Schauspiel.

Hierodulen hießen Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts, welche als Sklaven dem Dienste einer Gottheit geweiht waren. Die Zahl der H. war bei den Tempeln in Syrien, Phönizien und Kleinasien manchmal sehr beträchtlich; im kappadocischen Komana traf Strabo 6000, in Morimene 3000 H. Sehr zahlreich waren im Orient die weiblichen H., welche im Dienste der großen weiblichen, unter verschiedenen Namen und Formen verehrten Naturgottheit gewöhnlich gegen ein Geschenk an die Göttin sich preisgaben. In Griechenland finden wir solche H. namentlich zu Korinth im Dienst der dortigen Aphrodite. Ferner erhielten sich H. dieser Art besonders auch auf dem Berge Eryx in Sicilien aus den Zeiten der Phönizier bis in die der röm. Herrschaft. Außerdem gab es aber H., die dem Gotte zu ganz andern anständigen Diensten, Leistungen, oder, z. B. als Landbauer, auch nur zu mäßigen Abgaben verpflichtet waren. Ja oft wurde die Hingabe eines Sklaven an den Gott geradezu als eine Form der Freilassung benutzt. Vgl. Hirt, «Die H.» (Berl. 1818); Curtius in «Anecdota Delphica» (Berl. 1843).

Hieroglyphen (grch.) werden die Zeichen der ägypt. Bilderschrift genannt, deren früher sprichwörtlich dunkler Sinn erst seit Champollions Entdeckungen allmählich verständlich geworden ist. Die Ägypter bedienten sich teils gleichzeitig, teils nacheinander vier verschiedener Schriften: 1) der hieroglyphischen oder heiligen, 2) der hieratischen, 3) der epistolographischen, enchorischen oder demotischen, 4) der koptischen Schrift. Die drei ersten waren einheimische Schriften. Von diesen unterscheiden Herodot und Diodor nur zwei, die heilige (ἱερὰ γράμματα) und die Volksschrift (δημοτικὰ oder δημώδη γράμματα); ebenso nennen die Inschriften von Rosette und die ähnliche in Turin nur zwei, die heilige und die einheimische (ἐγχώρια γράμματα). Erst Clemens Alexandrinus unterscheidet alle drei Schriften und nennt sie die heilige Steinschrift (γράμματα ἱερογλυφικά), die Priesterschrift (ἱερατικά) und die Briefschrift (ἐπιστολογραφικά). Für letztere hat sich jetzt die Bezeichnung der demotischen (nach Herodot) ziemlich allgemein geltend gemacht.

Digitized by Google

Die hieroglyphische Schrift, in hieroglyphischen Inschriften selbst «die Schrift der göttlichen Worte» genannt, war die älteste, ursprünglich einzige Schrift der Ägypter. Ihre Zeichen sind mehr oder weniger treue Abbildungen von Gegenständen aller Art. Auf den Denkmälern wurden diese Zeichen entweder eingeschnitten oder im Relief aus der Fläche herausgearbeitet; am häufigsten aber findet in den großen Wandskulpturen eine Verbindung von beiden statt, indem sie, wie auch die Figuren der Darstellung selbst, in der Vertiefung erhaben gearbeitet wurden (relief en creux). Außerdem pflegten auch bei reicherer Ausstattung alle Zeichen in Farben ausgeführt zu werden. Auf glatten Wänden erscheinen sie bald bunt, bald einfarbig, oder auch nur in Umrissen gezeichnet. Auch in Papyrusrollen wurde die heilige Schrift nicht selten angewendet, aber nur für heilige Texte, namentlich für das Totenbuch oder einzelne Abschnitte desselben, welche den Verstorbenen mit in das Grab gegeben zu werden pflegten. Hier sind die H. meist in ihrer einfachsten Form, in Umrissen, wie sie sich für den Schreibgriffel eigneten, wiedergegeben. Der eigentümliche Sinn der Ägypter für das Charakteristische in der Zeichnung tritt hierbei fast noch auffallender als in den ausgeführten Bildern hervor.

Die hieratische oder Priesterschrift erhielt diesen Namen ohne Zweifel erst im Gegensatze zu der epistolographischen oder Profanschrift, weil sie in späterer Zeit vorzugsweise nur von den Priestern für priesterliche Litteratur gebraucht wurde. Früher, namentlich ehe die epistolographische Schrift in Aufnahme kam, war sie auch für alle weltlichen Schriftstücke die einzig gebräuchliche Schrift und mußte daher nicht nur für den heiligen, sondern auch für den Volksdialekt gebraucht werden. Dieselbe ist vorzugsweise eine Bücherschrift und wird nur sehr ausnahmsweise auch auf Denkmälern gefunden. Sie ist den Formen ihrer Zeichen nach wesentlich eine tachygraphische Abkürzung der hieroglyphischen Schrift, wodurch die Kenntlichkeit der ursprünglichen Bilder großenteils verloren ging, obgleich der Zusammenhang noch deutlich vorliegt, sobald man die einzelnen, den H. entsprechenden Zeichen zusammenstellt. Die ersten Proben dieser hieratischen Kursivschrift finden sich bereits im altägypt. Reiche auf den ältesten Denkmälern, die uns erhalten sind, nämlich auf den Blöcken der Pyramiden von Gizeh und in den Gräbern ihrer Umgebung.

Die epistolographische oder demotische Schrift, zunächst aus der hieratischen hervorgegangen, ist eine noch größere Abkürzung derselben Zeichen, welche hier meistens eine ganz konventionelle, den Ursprung kaum noch verratende Form angenommen haben. Ihr Gebrauch läßt sich nur bis in die Zeit der Psammetiche, der 26. Manethonischen Dynastie, im 7. Jahrh. v. Chr. zurückverfolgen. Die großen polit. Veränderungen jener Zeit scheinen das Bedürfnis fühlbarer gemacht zu haben, die Sprache des gemeinen Lebens, welche sich immer weiter von der alten Schriftsprache des heiligen Dialekts entfernt hatte, in größerm Umfange als bis dahin schriftfähig zu machen, und indem die hieratische Schrift ausschließlicher auf den Gebrauch der Priester und Gelehrten für die heilige Litteratur und deren altertümlichen Dialekt beschränkt wurde, pflegten von nun an alle Prozeßakten, Verträge, Briefe und ähnliche Schriftstücke in dieser sowol in den Zügen sehr vereinfachten, als auch in der Anzahl der gebräuchlichen Zeichen sehr beschränkten Schrift aufgezeichnet zu werden. Sie findet sich fast nur in Papyrusrollen; [illegible] eine der bekanntesten Ausnahmen, wo sie auf Stein gegraben erscheint, der mittlere Text der Inschrift von Rosette. Alle drei Schriften [illegible] bis in die ersten Jahrhunderte nach Christus hieroglyphische nachweisbar bis unter den Kaiser Decius, in Gebrauch. Als aber das Christentum sich immer mehr in Ägypten verbreitete und mit ihm dem Gefolge die griech.-kirchliche Litteratur, [illegible] gann man auch für die christl. Schriften in der Sprache sich des griech. Alphabets zu bedienen, dem man dem letztern für die den Ägyptern eigentümlichen Laute sechs der hieratischen Schrift entlehnte Zeichen hinzufügte. Diese von den ägyptischen Christen gebrauchte Schrift ist unter dem Namen der koptischen (s. Kopten) bekannt.

Die Entzifferung der einheimischen, namentlich aber der hieroglyphischen Schrift wurde von Bunsen mit Recht eine der größten Entdeckungen des 19. Jahrh. genannt. Sie hat eine neue und umfangreiche Wissenschaft begründet und auf die übrigen Zweige der Altertumsforschung den verschiedensten Einfluß geübt, indem sie uns allmählich in den Stand gesetzt hat, die längste und älteste der Völkercivilisationen unserer Erkenntnis unmittelbar zugänglich zu machen. Der Anfang der wissenschaftlichen Geschichte der Menschheit ist seitdem um mehr als 2000 Jahre zurückgerückt. Die Auffindung der Inschrift von Rosette (Raschid) während der Napoleonischen Expedition 1799 gab die erste gegründete Hoffnung zur Entzifferung der H. Sie enthielt einen dreifachen Text in hieroglyphischer, demotischer und griech. Schrift. Aus dem griech. Texte ging hervor, daß alle drei ein und dasselbe Dekret zu Gunsten des Ptolemäus Epiphanes enthielten, welches die ägypt. Priester im 9. Jahre der Regierung des Königs, 196 v. Chr., abgefaßt und in allen Ptolemäischen Tempeln aufzustellen bestimmt hatten. Von diesem Stein, dessen große Wichtigkeit sogleich einleuchtete, beeilte man sich, Abgüsse und Abdrücke der Inschriften anzufertigen, und bald erschien die erste Publikation derselben, [illegible] Antiquarian Society in London besorgt.

Aber die Entzifferung der H. gelang nicht so schnell, wie eine solche mehrsprachige Inschrift hoffen zu lassen schien. Da der hieroglyphische Text nicht vollständig war, so beschäftigten sich die Gelehrten zunächst nur mit dem demotischen Texte. Der erste, der sich an dieser Aufgabe versuchte, war Silvestre de Sacy, welcher in seiner bereits 1802 erschienenen «Lettre au citoyen Chaptal (damaligen Minister des Innern) die Resultate seiner Vergleichung des griech. und enchorischen Textes mitteilte. Er hielt die hieroglyphische Schrift für eine vorherrschend ideographische oder Wortschrift, die hieratische, die er in andern Inschriften richtig erkannt hatte, für syllabisch oder alphabetisch, die enchorische für rein alphabetisch, ohne jedoch die einzelnen Lautzeichen lesen zu können. Doch erkannte er, daß alle drei Schriftarten von rechts nach links zu lesen seien, und schied eine Anzahl Gruppen, welche die Namen Ptolemäus, Arsinoe, Alexander u. a. enthielten, aus dem fortlaufenden Texte richtig aus. Den zweiten wichtigern Schritt that der schwedische Diplomat Åkerblad in seiner gleichfalls 1802 gedruckten «Lettre au citoyen Silvestre de Sacy, sur l'inscription égyptienne de Rosette». Dieser [illegible]

Digitized by Google

nicht beim Ausscheiden der ganzen Gruppen stehen, sondern analysirte sie und bestimmte den phonetischen Wert für die einzelnen Zeichen in den Namen Ptolemäus, Alexander, Arsinoe, Berenike und noch sechs andern. Das hiernach aufgestellte Alphabet war im wesentlichen richtig. Zugleich hatte er im hieroglyphischen Texte mehrere Zahlzeichen richtig erkannt. Er hatte demnach in Wahrheit die ersten ägypt. Schriftzeichen entziffert. Hier blieb aber das Werk vorerst stehen. Die 1804 vom Grafen Palin erschienene «Analyse de l'inscription de Rosette» mußte ihr Ziel schon deshalb gänzlich verfehlen, weil derselbe von der irrigen Voraussetzung ausging, daß uns die hieroglyphische Inschrift in der vollständigen Anzahl von Zeilen erhalten sei, sodaß er die erste griech. Zeile mit der ersten erhaltenen hieroglyphischen verglich. Ebenso unrichtig oder unbedeutend waren die Versuche von Bailey, Sidler, Spohn u. a. Von mittelbarer Wichtigkeit ward nur die 1808 publizierte gelehrte Untersuchung von E. Quatremère: «Recherches critiques et historiques sur la langue et la littérature de l'Égypte», worin dieser bewies, daß die koptische Sprache wesentlich dieselbe wie die altägyptische sei. In den J. 1809—13 war die umfangreiche «Description de l'Égypte», die ruhmreiche Frucht der Napoleonischen Expedition, erschienen; aber sie blieb ein Bild ohne Licht und Schatten und ohne Perspektive, weil die vielen Inschriften, welche den Kommentar liefern und alles in seiner histor. Folge erkennen lassen konnten, noch unverständlich blieben.

Erst 1819 wurde die Aufmerksamkeit wieder auf diese wichtigen Untersuchungen gelenkt durch einen Aufsatz des berühmten Physikers Dr. Th. Young, welcher im Supplement zum ersten Teil des vierten Bandes der «Encyclopaedia Britannica» zu Edinburgh erschien. In diesem wichtigen Artikel «Egypt» wurde die Entdeckung Akerblads vom demotischen auf den hieroglyphischen Text angewendet und auf eine äußerst scharfsinnige Weise vermittelst der zwischen beiden stehenden hieratischen Schrift nachgewiesen, daß die einzelnen Zeichen in den hieroglyphischen Namensschildern den bereits erkannten Zeichen der demotischen Namensgruppen entsprachen. Er erhielt auf diese Weise ein kleines hieroglyphisches Alphabet, mit dem er auch eine Reihe anderer hieroglyphischer Königsschilder zu erklären suchte. Der Versuch war im allgemeinen gelungen, aber doch in den einzelnen Anwendungen noch so mangelhaft, daß er mehrere Schilder ganz unrichtig las, z. B. Arsinoe statt Autokrator, Euergetes statt Cäsar u. s. w. Jean François Champollion (s. d.), der sich bereits seit 1807 vorzüglich mit Ägypten beschäftigt und schon 1814 seine wertvollen Untersuchungen über die ägypt. Geographie herausgegeben hatte, war ohne Zweifel mit dem Artikel des Dr. Young bekannt und scheint durch ihn zu neuen Versuchen für die Entzifferung von H. angeregt worden zu sein. Im J. 1821 erschien zu Grenoble eine (später fast gänzlich unsichtbar gewordene) Broschüre in Folio: «De l'écriture hiératique des anciens Egyptiens», worin er nachwies, daß, wenn die hieroglyphische Schrift, wie bis dahin allgemein, auch von Young, angenommen wurde, eine mit Ausnahme der Eigennamen nur ideographische Wortschrift sei, dies auch ebenso von der hieratischen gelten müßte, da sich die von ihm untersuchten Totenpapyrus in beiden Schriftarten Zeichen für Zeichen entsprachen, während es den frühern Gelehrten wahrscheinlicher erschien, daß die letztere Schrift syllabisch sein möchte.

Den entscheidendsten Schritt in der Geschichte der Hieroglyphenentzifferung that Champollion aber erst im nächsten J. 1822 durch die Veröffentlichung seiner berühmten «Lettre à M. Dacier», in welcher er durch die Analyse einer Reihe von Königsnamen ein wenn auch noch beschränktes hieroglyphisches Alphabet aufstellte, dessen Anwendbarkeit sich überall aufs entschiedenste bewährte, wo dieselben Zeichen wiederkehrten. Obgleich nun dieses glänzende Resultat in gewisser Beziehung nur als eine Berichtigung und Erweiterung der besonders durch ihren Scharfsinn verdienstvollen Entdeckung von Young erschien, welcher den einzelnen Zeichen zum Teil bereits dieselbe Bedeutung beigelegt hatte, so unterschied es sich doch wesentlich dadurch, daß Champollion hierbei einen ganz verschiedenen Weg einschlug, welcher ebenso einfach und direkt, daher auch sicher und erfolgreich war, wie der seines Vorgängers scharfsinnig, aber schwierig und verwickelt, deshalb auch unsicher und nur teilweise das Ziel erreichend. Champollion wurde dabei durch einen besonders günstigen Umstand unterstützt. Der Engländer Bankes hatte 1815 einen Obelisken auf der Insel Philä aufgefunden, den er samt dem zugehörigen Piedestal 1821 nach England brachte und auf seinem Landsitz in Kingston-Hall in Dorsetshire aufstellte. Noch in demselben Jahre publizierte er die hieroglyphischen Inschriften des Obelisken und die griechische des zugehörigen Postaments. Diese letztere enthielt einen Brief der Isispriester von Philä an Ptolemäus Euergetes II., Kleopatra, seine Schwester, und Kleopatra, seine Gemahlin. Es lag daher nahe, dieselben Namen in den hieroglyphischen Inschriften zu vermuten. Obgleich nun die Voraussetzung irrig war, daß ein Zusammenhang stattfinde zwischen der griech. und hieroglyphischen Inschrift, die sich zwar beide auf denselben König bezogen, aber in verschiedene Jahre desselben gehörten, so fand sich doch in der That außer dem in der Inschrift von Rosette bereits gelesenen Namen Ptolemäus auch das Schild der Kleopatra auf dem Obelisken. Auf dieselbe Vermutung gründete nun Champollion seine vergleichende Analyse der beiden Namen. Es traf sich zufällig und überaus günstig, daß die Namen PTOL(e)maios und kLeOPATrA vier gleiche Buchstaben enthalten und sich außerdem im zweiten Namen das a wiederholt. Die Probe war daher so einfach, daß über die Richtigkeit der Lesung im allgemeinen, obgleich noch einige kleine Bedenken zu beseitigen blieben, nicht der mindeste Zweifel sein konnte. Es ergaben diese beiden Namen sogleich ein Alphabet von 11 Lautzeichen, die sich bald durch die weitern Anwendungen desselben auf die Namen Alexandros, Berenike und viele andere bedeutend vermehrten. Hiermit war der feste und bald von den bedeutendsten Gelehrten, wie Silvestre de Sacy, Niebuhr, W. von Humboldt, als solcher anerkannte Grund für alle folgenden, rasch nacheinander gemachten Entdeckungen auf diesem Felde gelegt.

Aber selbst noch in dieser «Lettre à M. Dacier» hatte Champollion so wenig den wahren Organismus des ganzen Hieroglyphensystems erkannt, daß er noch immer mit Young und andern die irrige Meinung teilte, daß die phonetische Bedeutung der

Digitized by Google

einzelnen H. sich nur auf die Eigennamen beschränke, der übrige fortlaufende Text aber aus rein ideographischen Zeichen bestehe. Hiervon kam er erst in seinem nächsten Werke, dem «Précis du système hiéroglyphique» (Par. 1824) zurück, in welchem er zeigte, daß das durch die Namen gefundene Alphabet auch auf alle übrigen Gruppen anwendbar sei, wo sich dieselben Zeichen wiederfinden. Die letzten und vollständigsten Resultate seiner sprachlichen Untersuchungen liegen aber in der erst nach seinem Tode 1836 publizierten «Grammaire égyptienne» vor, in welcher er das ganze System der hieroglyphischen Schrift und die Grundzüge der darin niedergelegten Sprache darzulegen und durch zahlreiche, den verschiedensten Inschriften aller Epochen entnommene Beispiele nachzuweisen unternahm. Einen Fortschritt in der genauern und methodischern Auffassung des ägypt. Schriftorganismus hat Lepsius in seiner «Lettre à M. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique» (in den «Annales de l'Institut archéologique», Bd. 9, Rom 1837) zu begründen gesucht, indem er das in Champollions Grammatik bis auf 232 Zeichen angewachsene phonetische Alphabet in verschiedene Klassen zerlegte und als rein und ausschließlich phonetischen Teil desselben nur 34 H. anerkannte. Der lexikalische Teil der Hieroglyphenkenntnis erfuhr wertvolle Bereicherungen durch die Schriften von Rosellini, Lepsius, Leemans, Hincks, Brugsch, sowie durch die Übersetzungen längerer Texte von Birch, de Rougé, Chabas, denen sich Goodwin, Le Page-Renouf, Lauth, Dümichen, Ebers, Stern, Eisenlohr, Naville, Pierret, Maspero u. a. anschließen. Die bedeutendste Arbeit in dieser Beziehung ist Brugschs «Hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch» (4 Bde., Lpz. 1867—68).

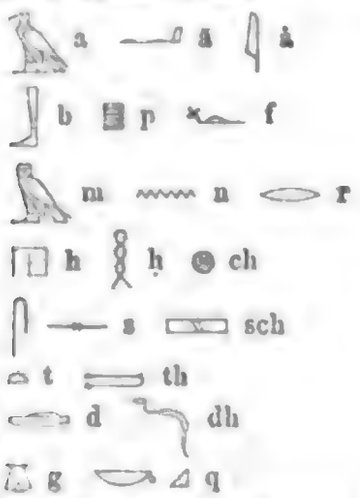
Die Untersuchungen über die hieratische Schrift schlossen sich meistens an die hieroglyphischen an. Die demotischen Entzifferungen wurden aber seit Silvestre de Sacy und Åkerblad vorzüglich durch Young gefördert und durch ihn eine breite Grundlage für alle folgenden Untersuchungen auf diesem der Hieroglyphik durch Zeit, Dialekt und Quellen ferner liegenden Felde gelegt. Hierbei ist namentlich seine Interlinearübersetzung der Inschrift von Rosette und mehrerer demotischer Papyrus in den «Hieroglyphics collected by the Egyptian society» (Lond. 1823) und den «Rudiments of an Egyptian dictionary», zuerst als Anhang zu der koptischen Grammatik von Tattam (1830), nachmals getrennt (1831) publiziert, zu nennen. Neben den verschiedenen Erörterungen von Champollion, Salvolini, Rosegarten, Lepsius ist hierbei noch besonders der wichtigen Publikation eines umfangreichen, mit vielen griech. Umschriften versehenen demotischen Papyrus durch Leemans in «Monuments égyptiens de Leide» (Leid. 1839) zu erwähnen. Später haben diese Untersuchungen namentlich in Brugsch (s. d.) den thätigsten Bearbeiter gefunden, dessen «Grammaire démotique» seitdem die Grundlage der Weiterforschung geworden ist. Es darf endlich auch nicht unerwähnt bleiben, daß die durch Champollion begründete hieroglyphische Forschung lange Zeit hindurch einzelne, meistens sehr heftige Gegner gefunden hatte, von denen hier vor andern Klaproth, Palin, Zanelli, Williams, Goulianof, Secchi, Seyffarth und Uhlemann genannt werden mögen, deren Entzifferungsweisen unter sich ebenso wenig Zusammenhang wie mit dem System Champollions haben, mit Ausnahme des letzten, der sich genau an Seyffarth anschließt.

Alle Schrift geht von einer Bilder- oder Begriffsschrift aus und nähert sich in spätern Stufen ihrer Fortentwickelung immer mehr der rein alphabetischen Lautschrift. Da die mexik. Bilderschrift nicht im engern Sinne eine Schrift zu nennen ist, so repräsentieren die chines. Schrift einerseits und die europ. Schriften andererseits am vollständigsten die beiden Endpunkte aller Schriftentwickelung. Die wichtigste Mittelstufe bilden die syllabarischen Schriften. Die ägypt. Schrift zeichnet sich vor allen andern dadurch aus, daß in ihrem merkwürdigen Organismus alle Stufen zugleich in einem ziemlich gleichmäßigen Verhältnis enthalten sind. Sie ging aus von einer ideographischen Wortschrift und entwickelte sich allmählich bis zu reinen Lautzeichen, in welchen Konsonant und Vokal getrennt erscheinen, ohne jedoch ihren ideographischen Ursprung jemals ganz zu verleugnen oder auch nur die ideographischen den später entwickelten Elementen unterzuordnen. Die erste Klasse der H., die der ideographischen oder Begriffszeichen, teilen sich wieder a) in solche, welche die zu bezeichnenden Gegenstände mehr oder weniger direkt abzeichnen, und b) in solche, welche abstrakte Begriffe oder schwer darzustellende Gegenstände symbolisch oder andeutend bezeichnen. Hieran schließt sich c) die Reihe der determinativen oder Bestimmungszeichen, welche gar nicht ausgesprochen werden, sondern nur zur nähern Bestimmung eines vorausgehenden Wortes oder der Klasse von Wörtern, der es angehört, dienen. Zu a gehört z. B. der Kreis, welcher die Sonnenscheibe ( ) darstellen und bedeuten soll; zu b der Geier ( ) als Symbol der Mutter, oder der Stadtplan ( ) mit der Bedeutung der Stadt; zu c der Löwe ( ), hinter seinem Namen mui bildlich wiederholt, oder der Blumenstengel ( ) hinter Pflanzennamen. Die zweite Klasse der H. ist die der phonetischen oder Lautzeichen. Diese wurden aus der großen Menge der ideographischen H. so gewählt, daß der zu bezeichnende Laut der Anfangslaut des Namens des abgebildeten Gegenstandes war. So bezeichnet die Eule ( ), ägypt. mulag', ein m, der Adler ( ), achom, ein a. Die Anzahl der für die 20—22 Laute der Sprache ausgewählten H., welche in allen Fällen, wo nur der einzelne Laut geschrieben werden sollte, gebraucht werden konnten, wurde auf ungefähr 30 beschränkt. Man erlaubte sich auch hierbei noch einen gewissen Wechsel vollkommen homophoner Zeichen zur Bequemlichkeit in der Anordnung der Gruppen für das Auge. In späterer, namentlich röm. Zeit, wurde dieses Alphabet noch um einige Zeichen vermehrt. Die dritte Klasse von H. steht endlich zwischen den beiden ersten in der Mitte, indem ihre Zeichen an beiden Naturen, sowohl der ideographischen als der phonetischen, teilhaben. Man gebrauchte nämlich häufig die für bestimmte Wörter gebräuchlichen H. nicht nur in ihrer ursprünglichen und ideographischen Bedeutung, sondern auch für die Anfangsbuchstaben derselben Wörter und fügte ihnen dann die übrigen Laute des Wortes aus dem allgemein-phonetischen

Digitized by Google

Alphabet hinzu. So dient z. B. das Henkelkreuz (☥) zur Bezeichnung des Wortes anch, Leben; es kann aber auch nur für a gebraucht werden, indem man die Lautzeichen für n und ch aus dem allgemeinen Alphabet hinzusetzt. Dadurch wird es nicht selbst zum allgemein-phonetischen Zeichen, weil es nicht überall gebraucht werden kann, wo der Laut a bezeichnet werden soll, sondern nur im Anfange des Wortes anch, welches es ursprünglich für sich allein bezeichnete. Zuweilen verlieren aber auch gewisse Zeichen für Lautkomplexe von einer oder mehrern Silben ihre ursprüngliche ideographische Bedeutung so weit, daß sie auch für andere Worte oder deren Teile, welche denselben Lautkomplex für das Ohr wiederholen, gebraucht werden. Mögliche Zweideutigkeiten werden dann durch verschiedene Hilfsmittel, namentlich durch hinzugefügte Determinative vermieden. In allen Fällen aber, in welchen besondere Schwierigkeiten der ideographischen Bezeichnung leicht eintraten, wie für fremde Namen, für grammatische Flexionen u. a., bediente man sich meist der rein phonetischen H.

Die hieratische und demotische Schrift enthält im allgemeinen dieselben Elemente wie die hieroglyphische Schrift; doch trat hier, namentlich in der demotischen Schrift, der ideographische Teil der Zeichen immer mehr gegen den phonetischen zurück. Das Alphabet ist dies:



Der genaue Lautwert der einzelnen Zeichen ist oft schwer festzustellen.

Hieroglyphik (grch.), Hieroglyphenkunde.

Hierogramm (grch.), heilige Schrift, geheime Priesterschrift; Hierogrammaten (Hierogrammatisten), im alten Ägypten Unterpriester, die die heil. Gebräuche auslegten, auf ihre Beobachtung beim Gottesdienste sahen, die Kenntnis der heiligen Schrift fortpflanzten und die heiligen Urkunden niederschrieben und deuteten.

Hierographa (grch.), sinnbildliche Darstellungen heiliger Gegenstände; Hierographie, heilige Geheimschrift, Beschreibung heiliger Bräuche u. s. w.

Hierokles ist der Name mehrerer griech. Philosophen und Rhetoren. Besondere Erwähnung verdient der H., welcher zu Ende des 3. und im Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. lebte. Er war als röm. Statthalter von Bithynien in Nikomedien ein Hauptbeförderer der Christenverfolgung, welche der Kaiser Diocletian 303 n. Chr. von dort aus verhängte. Auch bekämpfte er das Christentum in einer eigenen Schrift, die man aber nur noch aus Lactanz und besonders aus einer Gegenschrift des Eusebius kennt. Wahrscheinlich war er Neuplatoniker. Vgl. Keim, «Der Übertritt Konstantins zum Christentum» (Zür. 1862).

Der als Neuplatoniker bekannte H. lehrte im 5. Jahrh. n. Chr. zu Alexandria mit Beifall. Außer Auszügen und Bruchstücken anderer Werke ist von ihm erhalten ein mehr philos. als grammatischer Kommentar zu den «Goldenen Sprüchen des Pythagoras», zuletzt herausg. von Mullach (Berl. 1853) und in den «Fragmenta philosophorum Graecorum» (Bd. 1, Par. 1860), ins Deutsche übersetzt von Schultheß (Zür. 1778). Eine Sammlung spaßhafter Erzählungen und Einfälle, die nach andern Koraïs unter dem Titel «Asteia» (Par. 1812) und unter dem Titel «Φιλόγελως, Hieroclis et Philagrii facetiae» Eberhard (Berl. 1869) herausgegeben und die Ramler (Berl. 1782) übersetzt hat, rührt sicher nicht von einem der beiden genannten H. her. Gesamtausgaben des von den Schriften des Neuplatonikers Erhaltenen nebst der Sammlung von Facetien besorgten Pearson (Lond. 1654 u. 1675) und Needham (Cambr. 1709).

Hierokratie (grch.), Priesterherrschaft.

Hierologie (grch.), eine von heiligen und göttlichen Dingen handelnde Rede, z. B. Predigt, Segensspruch, auch Einsegnung.

Hieromantie, s. Hieroskopie.

Hieromnemon hieß im alten Griechenland der Vertreter eines griech. Stammes bei der Bundesversammlung der Amphiktyonen. (S. Amphiktyonie.)

Hieromonächos (grch.), in der griech. Kirche Name der geweihten Mönche.

Hieron, s. Hiero.

Hieronymianer, s. Brüder des gemeinsamen Lebens und Hieronymiten.

Hieronymiten oder Hieronymianer, Einsiedler, Eremiten des heiligen Hieronymus, Mönchsorden, um 1370 von dem Portugiesen und Tertiarier des Franziskanerordens Vasco und dem Kammerherrn Peter des Grausamen von Castilien, Peter Ferd. Pecha, in der Nähe von Toledo gestiftet, 1373 von Gregor XI. bestätigt. Die H. unterwarfen sich der Regel des heil. Augustin, widmeten sich besonders der Pflege der Wissenschaften und verbreiteten sich rasch in Spanien und Portugal, später auch in Amerika. Die Ordenstracht ist ein weißer Rock von grobem Stoff, eine kleine Kapuze und ein Scapulier, beides von schwarzer Farbe. Hauptklöster des Ordens waren in Guadalupe, St. Just (wo Karl V. lebte) und im Escorial (durch Philipp II. eingerichtet). Später verfiel auch dieser Orden in weltliches Treiben. Er wurde aufgelöst und besteht jetzt nur noch in Amerika. — Einen weiblichen Zweig dieses Ordens, Einsiedlerinnen des heiligen Hieronymus oder Hieronymitinnen stiftete Maria Garcias 1375 im Kloster des heil. Paul zu Toledo. Erst unter Julius II. legten sie ein feierliches Gelübde ab und wurden förmlich anerkannt. Sie trugen ein weißes Kleid mit braunem Scapulier, waren früher in Spanien sehr verbreitet, bestehen aber jetzt nicht mehr. — Aus den Mitgliedern des Ordens der spanischen H. bildete der dritte General, Lupus d'Olmedo (gest. 1483), im J. 1424 eine abgesonderte Kongregation der Eremiten des heiligen Hieronymus von der Observanz und gab ihr

Digitized by Google

eine aus den Werken des Hieronymus zusammengestellte Regel. Martin V. bestätigte sie 1426. In Spanien wurde sie 1595 mit den übrigen H. wieder vereinigt und kehrte dabei zur Regel des Augustin zurück. In Italien dagegen bewahrte sie (seit 1429) ihre Selbständigkeit als Kongregation der Eremiten des heiligen Hieronymus von der Lombardei und hat sich in einigen Klöstern bis jetzt erhalten. — Die Bettelbrüder oder Eremiten des heiligen Hieronymus (Pauperes Eremitae S. Hieronymi) gründete Peter Gambacorti oder Petrus de Pisis im J. 1377 in einer Einöde bei Montebello aus bekehrten Räubern. Er gab ihnen zunächst eine sehr strenge Regel, welche jedoch 1444 bedeutend gemildert und 1568 durch die Regel des Augustin ersetzt wurde. Anfangs rasch verbreitet, auch in Tirol und Bayern, zählt der Orden jetzt nur noch wenige Klöster. — Ein dritter Orden der H., im J. 1406 begründet von Karl von Montegranelli zu Fiesole, daher Congregatio Fesulana genannt, wurde schon 1668 von Papst Clemens IX. wieder aufgelöst.

Hieronymos, Enkel des Königs Hiero II. von Syrakus, Sohn des Prinzen Gelon von des epirotischen Königs Pyrrhos Tochter (oder Enkelin) Nereïs, folgte, da sein Vater bereits gestorben war, zu Anfang des J. 215 v. Chr., erst 15 J. alt, seinem Großvater auf dem Throne von Syrakus. Nachdem er sich mit Hilfe eines seiner Ratgeber der durch Hieron eingesetzten Regentschaft seiner Vormünder entledigt hatte, änderte er sofort das ganze System der Regierung. Nach außen schloß er sich an Karthago an, weil er nach Cannä von Hannibal große Gebietserweiterungen erwartete; nach innen dagegen trat er übermütig, schwelgerisch, tyrannisch auf und stützte sich nur auf die Söldner und das Proletariat. Dadurch erbittert, nahm ein Teil der römisch und zugleich republikanisch gesinnten Partei Veranlassung, den H. im J. 214 zu Leontinoi zu ermorden. Syrakus wurde nun wieder Republik, und ein Restaurationsversuch eines Schwiegersohns des alten Königs Hieron führte zur Ermordung der ganzen Familie des letzten syrakusischen Fürstenhauses.

Hieronymus (oder Jérôme), König von Westfalen, s. Bonaparte (Hieronymus).

Hieronymus (Sophronius Eusebius), der Heilige, der gelehrteste der lat. Kirchenväter, geb. um 340 zu Stridon in Dalmatien. Sohn christlicher Eltern, wurde er in Rom vom Grammatiker Donatus und vom Rhetor Victorinus in die röm. Litteratur wie in die griech. Philosophie eingeführt. Später machte er weite Reisen, bis nach Trier, und hielt sich längere Zeit (um 372) in Aquileja auf, wo er mit dem Kirchenhistoriker Rufinus Freundschaft schloß. Auf einer Reise in den Orient fiel H. in eine schwere Krankheit (373) und wurde durch ein Traumgesicht bewogen, sein Studium künftig der heiligen Litteratur zuzuwenden. Zunächst begab er sich vier Jahre lang in die Wüste von Chalcis, unter harten Bußübungen mit fleißigen Studien beschäftigt. Im J. 379 in Antiochien zum Presbyter geweiht, begab sich H. nach Konstantinopel, um Gregor von Nazianz zu hören. Im J. 382 reiste H. nach Rom, und sein Freund, der Bischof Damasus, veranlaßte ihn, dort zu bleiben. In Rom sammelte H. bald einen Kreis vornehmer Frauen um sich, welchen er geistlicher Berater ward und die Neigung zum ascetischen Leben bestärkte. Nach Damasus' Tode wandte sich H. 386 nach Palästina und siedelte sich nach kurzem Aufenthalt in Ägypten, wo er in der Nitrischen Wüste die Einsiedler besuchte, in Alexandria die Lehrvorträge Didymus' des Blinden hörte, in der Nähe von Bethlehem in einer Mönchszelle an. Die hl. Paula begleitete ihn und gründete mit ihrem Gut ein Mönchskloster und ein Frauenstift. Hier starb H. 30. Sept. 420. Seine Bedeutung beruht vor allem darauf, daß er dem Abendlande die Schätze der griech. Theologie vermittelt hat. Von seinen Arbeiten ist die wertvollste die Revision und neue Bearbeitung der altlat. Bibelübersetzung («Itala»), aus welcher die «Vulgata» hervorgegangen ist. H. hat die Chronik des Eusebius von Cäsarea ins Lateinische übersetzt und hat durch Abfassung der Lebensgeschichten des heil. Paulus, Hilarion, Malchus die Heiligenlegende, durch die Schrift «De viris illustribus s. de scriptoribus ecclesiasticis» die kirchliche Patristik begründet. Gegen Helvidius verteidigte er die bleibende, auch durch keine physische Geburt verloren gegangene Jungfräulichkeit der Maria, gegen Jovinian die hohe Verdienstlichkeit des Fastens und der Ehelosigkeit, gegen Vigilantius die Verehrung der Märtyrer. Beste Ausgabe der Werke von Vallarsi (11 Bde., Verona 1734–42; neue Ausg., 15 Bde., Venedig 1770 fg.), eine Auswahl in deutscher Übersetzung von Leipelt in der «Bibliothek der Kirchenväter» (2 Bde., Kempten 1872–75). Vgl. Zöckler, «H., sein Leben und seine Zeiten» (Gotha 1865); Amédée Thierry, «St. Jerome, la société chrétienne à Rome et l'émigration romaine en Terre Sainte» (2 Bde., Par. 1867).

Hieronymus von Prag (die Angabe, sein Familienname sei Faulfisch gewesen, ist unrichtig), Freund und Gesinnungsgenosse des Joh. Huß, zu Prag, studierte daselbst, darauf seit 1396 in Oxford, von wo er die ersten theol. Schriften Wiclifs nach Prag brachte, später in Heidelberg, Köln, Paris, machte weite Reisen bis nach Jerusalem und kehrte erst 1407 nach Prag zurück, wo er sich eng an Huß anschloß. Auf Einladung Wladislaus' II. von Polen half er 1410 die Universität Krakau einrichten. Auf Wunsch König Sigismunds von Ungarn predigte H. vor ihm in Ofen, wurde aus diesem Anlaß wiclifitischer Ketzereien angeklagt, in Wien verhaftet und nur auf Verwendung der prager Universität wieder freigelassen. Er schieden und treu stand er, als die Bewegung heftiger wurde, Huß zur Seite, und versprach, als Huß 1414 nach Konstanz abreiste, ihm seine Hilfe im Fall der Not. Als Huß in Konstanz verhaftet wurde, machte sich deshalb H. auf und traf am 4. April 1415 in Konstanz ein. Als er die Gefahr erkannte, versuchte er von dem benachbarten Überlingen aus freies Geleit vom Kaiser und freies Gehör vom Konzil zu erhalten. Da es nicht gewährt wurde, trat H. den Heimweg an, wurde aber in Hirschau in der Oberpfalz verhaftet und als Gefangener nach Konstanz zurückgebracht. Mehrmonatliche Kerkerhaft brach seine Widerstandskraft so sehr, daß er am 23. Sept. 1415 in öffentlicher Sitzung des Konzils seine Irrlehren widerrief. Als er aber noch im Kerker festgehalten wurde, gewann er seine Standhaftigkeit, am 26. Mai 1416 diesen Widerruf wieder zurückzunehmen und am 30. Mai den Tod auf dem Scheiterhaufen mit freudiger Zuversicht zu erdulden. Vgl. Haller, «H. von Prag» (Lübeck 1852), Helfert, «Huß und H. von Prag» (Prag 1853).

Digitized by Google

Hierophant hieß der erste Priester oder Vorsteher der Mysterien in Eleusis (s. d.), welcher stets aus dem Geschlecht der Eumolpiden gewählt ward, deren sagenhafter Ahnherr Eumolpos für den Stifter dieser Mysterien und den ersten H. gehalten wurde. Der H. mußte das erste männliche Alter zurückgelegt haben und wo nicht schön, doch ohne sichtliche Gebrechen sein, ein gutes Organ besitzen und sich des Geschlechtsgenusses enthalten. Ihm lag es namentlich ob, den Eingeweihten die geheimnisvollen Heiligtümer zu zeigen und heilige Gesänge anzustimmen, woraus der Name des Priestertums sich erklärt und wozu der seines sagenhaften Ahnen Eumolpos (s. d.) stimmt.

Hieroskopie, Schau der Opfertiere, hieß bei den Griechen die Zeichendeutung aus den Eingeweiden von geopferten Tieren, aus der Form und Beschaffenheit der Leber, des Herzens, der Galle, Milz, Lunge. In den Homerischen Gedichten wird die H. nicht erwähnt, in der histor. Zeit war sie aber weit verbreitet.

Hierosolyma, der griech.-lat. Name von Jerusalem.

Hierothek (grch.), Heiligenschrein; auch Grab heiliger Personen.

Hierothēten (grch.), Einführer, Anordner heiliger Bräuche.

Hierotik (grch.), Lehre vom Heiligen, von der Heiligung.

Hierro, der span. Name der Insel Ferro.

Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen! soll Luther am Schluß seiner Verteidigungsrede auf dem Reichstage zu Worms 18. April 1521 ausgerufen haben. Diese Worte, welche auch als Inschrift auf dem 1868 enthüllten Lutherdenkmal zu Worms stehen, werden indes in neuerer Zeit als unhistorisch angefochten. (S. unter Luther.)

Hietzing, Pfarrdorf und südwestl. Vorort von Wien in der Bezirkshauptmannschaft Sechshaus mit (1881) 3006 E. Da H. unmittelbar an den Park des kaiserl. Lustschlosses Schönbrunn grenzt, so war der Ort von alters her besonders für Sommerfrischen geeignet, namentlich für Personen, die dem Hofe nahe sein wollten. Dies gab Anlaß zum Bau von Villen mit Gartenanlagen, die dem Orte ein besonders freundliches Aussehen gaben. Unter den Vergnügungsorten besteht noch das Dommayersche Casino. Auf dem Platze neben der im got. Stile erneuerten Pfarrkirche steht ein lebensgroßes Erzbild des Erzherzogs Max Ferdinand (Kaisers von Mexiko), der ein besonderer Freund des Ortes war und auf der Höhe hinter dem Tiergarten sich eine reizende Villa (Maxing) gebaut hatte. Der Name — ursprünglich Hezzingen, d. i. Ansiedelung eines Hezzo — kommt schon im 12. Jahrh. urkundlich vor. In der Villa des Herzogs von Braunschweig (früher Baron Hügel gehörig) wohnte seit 1866 der entthronte König Georg V. von Hannover, bis er 1871 nach dem benachbarten Penzing übersiedelte.

Hie Welf, hie Waiblingen! (auch Waibling und Waiblinger), ein Parteiruf, welcher zuerst 1140 in der Schlacht bei Weinsberg (s. d.; vgl. Ghibellinen) gehört worden sein soll. Nach Jaffé, «Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III.» (Hannov. 1845) gehört jedoch diese Angabe ins Reich der Fabel.

Hift oder Hifft nannte man sonst den Stoß in das Horn bei der Hirschjagd und den dadurch ausgestoßenen Ton, z. B. einen langen Hift, drei, vier Hiften blasen.

Hifthorn, auch Hieſhorn, die älteste Form des Jagdhorns, bestand ursprünglich nur aus einem Rindshorn, dessen kompakte Spitze entfernt wurde; später wurde es mit einem Mundstück versehen. Es gab wegen seiner dicken unelastischen Wandungen einen nichts weniger als melodischen Ton, diente aber immerhin um einfache Signale zu geben, z. B. Jagdgefährten, Hunde zu rufen, Wechseln des Hirsches u. s. w. anzuzeigen. Durch die viel leistungsfähigern, gewundenen, metallenen Jagdhörner wurde das H. allmählich fast ganz verdrängt. Das H. wurde entweder an einem Riemen um den Leib oder über die Achsel getragen.

Higginson (Thomas Wentworth), nordamerik. Schriftsteller, geb. zu Cambridge bei Boston 22. Dez. 1823, studierte in Harvard College und in der theol. Schule von Cambridge und ließ sich als Pfarrer der ersten religiösen Gesellschaft in Newburyport nieder. Er gab indessen 1850 seine Stellung auf und wandte sich mit Begeisterung der Abolitionistenbewegung zu. Im J. 1856 ging H. nach Kansas, ward nach Ausbruch des Bürgerkriegs mehrere Kompagnien Soldaten, wurde Hauptmann und 1862 Oberst des ersten, aus Schwarzen bestehenden Regiments. Im Aug. 1863 verwundet, mußte er seinen Abschied nehmen und zog nach Newport in Rhode-Island, wo er seitdem lebt und sich schriftstellerischen Arbeiten widmet. Er ist ein Hauptmitarbeiter des «Atlantic Monthly» und hat die meisten seiner dort ursprünglich als «Essays» gedruckten Beiträge in Buchform herausgegeben, so z. B. «Outdoor papers» (1863), «Harvard memorial biographies» (1866), «Malbone, an oldport romance» (1869), «Army life in a black regiment» (1870), «Atlantic essays» (1871), «Oldport days» (1873). Neuerdings liefert er regelmäßige und treffliche Artikel in die «Nation», ein in Newyork erscheinendes Wochenblatt.

High-church (engl., spr. Hei tschörtsch, «Hochkirche»), soviel wie Anglikanische Kirche; High-churchman, Anhänger der Hochkirche.

Highland (engl., spr. Heil'end), Hochland, besonders die schott. Hochlande.

High life (engl., spr. hei leif), hohes (vornehmes) Leben; auch vornehme Welt.

Highness (engl., spr. Heineß), Hoheit, ein Titel, welcher früher (bis auf Heinrich VIII.) in England in der Anrede (Your H.) dem König gegenüber gebraucht wurde; an die Stelle von Your H. (oder auch Your Grace) trat später Your Majesty. Dagegen ist Royal H. (Königliche Hoheit) noch jetzt der Titel der königlichen Prinzen und Prinzessinnen.

High Steward (Lord), s. Steward of England (Lord High).

High-tory (engl., spr. Hei-), Hochtory, Vollblut-Aristokrat.

Highwaymen (engl., spr. Heiwehmen, «Hochweg-[Landstraßen-] Männer») hießen in England die berittenen Räuber, die früher besonders die Umgebungen von London unsicher machten. Die Kühnheit, womit sie Räubereien ausführten, verliehen ihnen einen gewissen Anstrich von Romantik, und Claude Duval und andere bekannte H. wurden in Balladen verherrlicht. Auch den Novellisten haben sie, von Defoe und Fielding bis auf Bulwer und Ainsworth, einen ergiebigen Stoff geliefert.

H. I. H., Abkürzung für His (oder Her) Imperial Highness, d. h. Seine (Ihre) kaiserl. Hoheit.

Digitized by Google

Hijar, Stadt in der span. Provinz Teruel, in Aragonien, 106 km im NNO. von Teruel, 65 km im SO. von Saragossa, Distriktshauptort, rechts an dem zum Ebro gehenden Martin, in 295 m Höhe, Station der Linie Saragossa-Escatron der Bahn Madrid y Zaragoza à Barcelona, hat (1877) 3191 E., und ist der Stammort der Herzöge von H. — Die 5 km im N. gelegene La Puebla de H. zählt 2150 E.

Hilâli, Badr ud-din, pers. Dichter, stammte aus einer osttürk. Familie in Asterabad, wurde zu Herat gebildet und 1531 von dem usbekischen Eroberer Obaid Chan als schiitischer Ketzer umgebracht. Er hinterließ zwei epische Gedichte: «Schah und Derwisch» und «Eigenschaften der Liebenden», sowie einen «Diwan» (lyrische Gedichte), welcher in Cawnpore 1864 lithographiert worden ist.

Hilarien (Hilaria) hieß bei der orgiastischen Festfeier zu Ehren der großen (Idäischen) Mutter (s. Cybele) und des Attis (s. d.), welche in der röm. Kaiserzeit im Frühling, besonders am 15., 22., 24., 25. und 27. März begangen wurde, der freudige Festtag am 25., an welchem der wegen seiner Selbstentmannung und seines Todes vorher leidenschaftlich betrauerte Attis der Mutter wiedergeschenkt sein sollte.

Hilarion, der Heilige, Begründer des Mönchswesens in Palästina und Syrien, geb. 291 zu Tabatha bei Gaza in Palästina, wurde in Alexandria fürs Christentum gewonnen und hielt sich darauf einige Zeit beim heil. Antonius in der Wüste auf. Im J. 306 kehrte H. in seine Heimat zurück, verschenkte sein Vermögen an Arme und ließ sich in der Wüste zwischen Gaza und Ägypten als Einsiedler nieder; 22 Jahre brachte H. hier zu und wurde in Palästina und Syrien als Wunderthäter und Heiliger geehrt. Dem Andrang des Volks zu entgehen, ging H. kurze Zeit nach Ägypten, später nach Cypern. Hier starb H. 371. Sein Beispiel führte in Palästina und Syrien viele dem mönchischen Leben zu.

Hilarität (lat.), Heiterkeit.

Hilarius, der Heilige, seit 429 Bischof von Arelate (Arles), geb. 401, gest. 449, ist besonders bekannt durch die standhafte Verteidigung seiner Metropolitanrechte gegenüber den Ansprüchen des röm. Bischofs Leo d. Gr.

Hilarius, röm. Bischof 461—468, ein Sardinier von Geburt, war gleich seinem Vorgänger Leo I. bemüht, dem röm. Stuhl die Oberhoheit über die ganze Christenheit zu verschaffen. Auf einer Synode von 465 erließ H. strenge Verordnungen betreffs Erlangung der kirchlichen Weihen.

Hilarius, Bischof von Pictavium (Poitiers), eifriger Gegner des Arianismus, geb. zu Pictavium von heidnischen Eltern um 300, wurde erst im Mannesalter Christ und bald darauf, um 350, Bischof seiner Vaterstadt. Er widersetzte sich den Bemühungen des Kaisers Constantius, den Arianismus in Gallien zur Anerkennung zu bringen, wurde deshalb 356 nach Phrygien verbannt, durfte jedoch 360 zurückkehren und verwaltete sein Amt unbehelligt bis zu seinem Tode, 13. Jan. 366. Von seinen Schriften sind neben Kommentaren zu Schriften des Alten und des Neuen Testaments besonders zu nennen: «De trinitate l. XI» und «De synodis adversus Arianos». Beste Ausgabe seiner Werke von den Benediktinern (Par. 1693, neue Ausg. 1844—45). Vgl. Reinkens, «H. von Poitiers» (Schaffhausen 1864.)

Hilarodie (lat.-grch.), Freudengesang.

Hilarotragödie (d. h. heitere Tragödie), in der griech. Litteratur eine von Rhinthon aus Tarent (300 v. Chr.) erfundene Gattung des Dramas, welche tragische Mythen durch Einmischung komischer Scenen travestierte.

Hilchenbach, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Siegen, an der Ferndorf, in engem, von bewaldeten Bergen umgebenen Thal, zählt (1880) 1720 meist evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein evang. Schullehrerseminar, Band-, Woll- und Leinweberei, Herstellung von Lohe, Leimsiedereien und starke Sohllederfabrikation. Auf dem Marktplatz ist dem im nahen Dorfe Grund geborenen Jung-Stilling ein Denkmal errichtet.

Hilda, der Name des 153. Asteroiden, s. unter Planeten.

Hildbold von Schwangau, Minnesänger des 13. Jahrh., aus einem ritterlichen Geschlecht in Bayern, dessen Burg an der Stelle des heutigen Hohenschwangau stand; er erscheint urkundlich 1221—63. Wiewohl einer Zeit angehörend, in welcher die direkte Nachahmung der Formen franz. Lyrik bereits aufgehört hatte, zeigt er doch noch häufig den Einfluß romanischer Kunstform. Er hat an einer Kreuzfahrt teilgenommen, wahrscheinlich derjenigen von 1227. Seine Lieder finden sich in von der Hagens «Minnesingern» und in besonderer Ausgabe von Schrott (mit Übersetzung, Augsb. 1871) gedruckt.

Hildburghausen, ehemalige Residenzstadt des Herzogs von Sachsen-H., seit 1826 zum Herzogtum Sachsen-Meiningen gehörig, Kreishauptstadt, liegt rechts an der Werra, 372 m über dem Meere, am südl. Saume des Thüringerwaldes, in einem fruchtbaren Hochthale, ist Station der Linie Eisenach-Lichtenfels der Werrabahn, zählt (1880) 5453 E. (davon 110 Katholiken und 116 Juden), hat meist breite und regelmäßige Straßen und besteht aus der Altstadt, der Neustadt und zwei Vorstädten. Bemerkenswerte Gebäude sind: das Ende des 14. Jahrh. erbaute Rathaus mit zwei Türmen, das Regierungsgebäude (jetzt Sitz der Kreisbehörden und des Amtsgerichts), die nach dem großen Brande von 1779 im J. 1785 erbaute Stadtkirche, die ehemalige reform., jetzt kath. Neustädter Kirche und die Synagoge. Das ehemalige, 1685—95 aufgeführte Residenzschloß dient jetzt als Kaserne. Im Schloßgarten (Irrgarten) befindet sich ein Denkmal der Königin Luise von Preußen und in der Neustadt eins für die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 gefallenen Krieger. H. ist Sitz eines Amtsgerichts, der Kreisbehörden und anderer Behörden, hat ein Gymnasium und das Landesschullehrerseminar, mit dem seit 1843 auch eine Taubstummenanstalt in Verbindung steht, ein Technikum für Bau- und Maschinentechniker (seit 1878) und eine Landwirtschaftsschule (seit 1882). Die Landesirrenanstalt erhielt 1865 ein schönes Gebäude am nordöstl. Ende der Stadt, das im Sinne des Cottagesystems erweitert wird. Es gibt Fabriken für Spielwaren, Porzellanknöpfe, Drechsler- und Bildhauerarbeiten aus Holz, Puppenköpfe, Liqueur, Lebkuchen, physik. Glasinstrumente, landwirtschaftliche Maschinen, Feuerspritzen und Bierpumpapparate, Brauerei-Einrichtungen, Holzdrehereien, Messerwaren; ferner Bierbrauereien, Gerbereien, Wassermühlen, Dampfschneidemühlen, eine Essig- und eine Etuifabrik, eine Fabrik

Digitized by Google

kondenſierter Suppen, eine Fabrik künſtlicher Mineralwäſſer und drei großartige Ziegeleien mit Rundbrennöfen. Im Nordweſten der Stadt befinden ſich Sand- und Kalkſteinbrüche. — Die Stadt gehörte im 13. Jahrh. den Grafen von Henneberg, kam im 14. Jahrh. als Brautſchatz an den Burggrafen Albrecht von Nürnberg und als Mitgift für Albrechts Tochter an den Landgrafen Balthaſar von Thüringen. Bei der Teilung 1445 erhielt ſie Herzog Wilhelm und wurde 1683 Reſidenz der von Ernſts des Frommen Sohne, Ernſt, geſtifteten Linie Sachſen-H.

Hilde, die berühmteſte Walküre in der nordiſchen Mythologie. Der Name bedeutet die Kampfesjungfrau. Sie ſpielt als Brynhild in der Mythologie und Heldenſage eine bedeutende Rolle. Vom Schlachtengotte Odhin erhält ſie den Befehl, im Kampfe des alten wackern Gotenfürſten Hjalmgunnar mit dem jungen Agnar jenem beizuſtehen und den Sieg zu verleihen. Allein ſie verhilft letzterm zum Siege und wird zur Strafe dafür von Odhin mit dem Schlafdorn geſtochen und ſoll ſich verheiraten. Auf Hindarfjall ſchlummert die Jungfrau in Panzer und Helm, umgeben von Schilden und der Waberlohe, bis Sigurd die Flamme durchreitet und ſie aus ihrem Schlafe aufweckt. Mit dieſem verlobt ſie ſich, ſetzt aber ſeinen Tod durch, als ſie derſelbe verlaſſen, und ſtirbt ſchließlich mit ihrem Verlobten freiwillig den Flammentod. Der alte Mythos iſt ſpäter mit der hiſtor. Burgundenſage verknüpft worden und als Mythos allmählich erblaßt. Der Name hat ſich auch bei den Südgermanen in Kompoſitis wie Hildabeſta u. dgl. erhalten.

Hildebert von Tours, einer der frühern Scholaſtiker, um 1055 zu Lavardin (Vendôme) geboren, ſtand in nahen Beziehungen zu Berengar (ſ. d.) von Tours, wurde 1097 Biſchof von Le Mans, 1125 Biſchof von Tours und ſtarb 1134. Seine teils philoſ., teils theol. Werke ſind von Beaugendre (Par. 1708) herausgegeben worden. Die theoretiſche Philoſophie, welche damals ſchon in den logiſchen Fragen des Univerſalienſtreites (ſ. Scholaſtik) aufging, hielt er für gefährlich, und mit einer myſtiſchen Neigung empfahl er, ſich das Verdienſt des reinen Glaubens zu erwerben. Seine eigenen philoſ. Betrachtungen liefen in ſeiner «Moralis philosophia» auf ein Moraliſieren im Anſchluß an Cicero und Seneca hinaus. Von ſeinen theol. Aufſätzen iſt die «Coena domini» wegen ihrer Annäherung an die Transſubſtantiationslehre bemerkenswert. Der größere «Tractatus theologicus» iſt in der Form ſchon den ſpätern Sentenzenwerken und «Summen» ähnlich.

Hildebrand (Papſt), ſ. Gregor VII.

Hildebrand (Bror Emil), ſchwed. Archäolog und Numismatiker, geb. 22. Febr. 1806 auf dem Eiſenwerke Flerohopp in Kalmar-Län, ſtudierte in Lund und wurde daſelbſt 1830 Docent. Im J. 1832 nach Stockholm berufen, um das königl. Münzkabinett zu ordnen und zu beſchreiben, wurde er 1837 zum Reichsantiquar ernannt, welches Amt er bis 1879 bekleidete. In den J. 1837—47 widmete er auch dem Reichsarchiv ſeine Thätigkeit und war eine Zeit lang deſſen interimiſtiſcher Chef. Seit 1866 iſt er Mitglied der Schwediſchen Akademie. Für das Sammeln und Ordnen der reichen Schätze des ſchwed. Hiſtoriſchen Muſeums, ſowie auch für deren Beſchreibung hat H. Außerordentliches geleiſtet. Von ſeinen Schriften ſind zu nennen: «Svenskt Diplomatarium. III—V» (1842—65), «Svenska Sigiller från Medeltiden» (1862—67), «Anglosachsiska mynt i Sveriges kungl. Myntkabinett, funna i Sveriges jord» (1846; neue Aufl. 1881), «Minnespenningar öfver enskilda Svenska män och quinnor» (1861), «Sveriges och Svenska Konungahusets minnespenningar, praktmynt och belöningsmedaljer» (1874—75) und (mit ſeinem Sohne) «Teckningar ur Svenska statens Historiska Museum. I—III» (1873—84).

Hildebrand (Hans Olof Hildebrand), Sohn des vorigen, ſchwed. Archäolog und Hiſtoriker, geb. 5. April 1842 zu Stockholm, ſtudierte zu Upſala, erhielt 1866 eine Anſtellung als Amanuenſis am Archäologiſchen Muſeum und folgte 1879 ſeinem Vater im Amte als Reichsantiquar. Er iſt verdient um die Populariſierung der nord. Archäologie und der verwandten Wiſſenſchaften, ſowie auch als Kulturhiſtoriker, und war einer der Stifter der ſchwed. Geographiſch-Anthropologiſchen Geſellſchaft (1873). Aus ſeiner reichen litterariſchen Thätigkeit iſt hervorzuheben: «Svenska folket under hednatiden» (1866; neue Aufl. 1872; deutſch 1873), «Lifvet på Island» (1867; neu bearbeitet 1883), «De förhistoriska folken i Europa» (1873—80), «Den kyrkliga konsten under Sveriges Medeltid» (1875), «Trau äldre tider» (1882), der 2. Band der illuſtrierten «Sveriges Historia», das ſpätere Mittelalter (1350—1521) behandelnd, und ein auf vier Bände berechnetes kulturhiſtor. Werk «Sveriges Medeltid» (1879 fg.). Im J. 1872 begründete H. die Zeitſchrift «Kungl. Vitterhets-Historie och Antiquitets-akademiens månadsblad».

Hildebrand (Bruno), Statiſtiker und volkswirtſchaftlicher Schriftſteller, geb. 6. März 1812 in Naumburg a. S., erhielt ſeine Gymnaſialbildung in Schulpforta, widmete ſich ſeit Oſtern 1832 auf den Univerſitäten zu Leipzig und Breslau dem Studium der Rechts- und Staatswiſſenſchaften, habilitierte ſich 1836 an der Univerſität zu Breslau und wurde 1839 außerord. Profeſſor. Im Herbſt 1841 folgte er einem Rufe als ord. Profeſſor der Staatswiſſenſchaften nach Marburg, wo er ſich durch die Selbſtändigkeit, mit der er namentlich 1845 während ſeines Prorektorats die Rechte der Univerſität vertrat, bei der Regierung mißliebig machte. Nach einem längern Aufenthalt in London 1846 wurde er wegen eines in der deutſchen «Londoner Zeitung» erſchienenen Artikels in Marburg der Majeſtätsbeleidigung angeklagt und nach und nach von ſämtlichen akademiſchen Ämtern ſuspendiert. Seine Freiſprechung erfolgte erſt Anfang 1848. Von dem Bezirk Marburg in die Deutſche Nationalverſammlung gewählt, bethätigte er ſich in dieſer hauptſächlich als Mitglied des volkswirtſchaftlichen Ausſchuſſes. Im Winter 1849—50 war er für Bockenheim Mitglied des kurheſſ. Landtags. Nach der Rückkehr Haſſenpflugs ins Miniſterium gehörte H. zu deſſen entſchiedenſten Gegnern, übernahm 1851 eine Profeſſur an der Hochſchule zu Zürich und gehörte zu den Begründern der ſchweiz. Nordoſtbahn. Oſtern 1856 folgte er einem Rufe nach Bern, wo er als Profeſſor der Staatswiſſenſchaften das erſte Statiſtiſche Bureau der Schweiz gründete. Im J. 1858 wurde er veranlaßt, auch ein berner Eiſenbahnunternehmen ins Leben zu rufen, das ihm jedoch eine heftige Polemik zuzog. Er nahm deshalb 1861 ſeinen Abſchied und folgte einem Rufe als Profeſſor der Staatswiſſenſchaften

Digitized by Google

nach Jena, wo sich ihm als akademischer Lehrer und Begründer und Direktor des Statistischen Bureau vereinigter thüring. Staaten eine ausgedehnte Wirksamkeit eröffnete. Er starb hier 29. Jan. 1878.

Von H.s litterarischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft» (Frankf. a. M. 1848), «Die kurhess. Finanzverwaltung» (Kass. 1850), «Statist. Mitteilungen über die volkswirtschaftlichen Zustände Kurhessens» (Berl. 1853), «Beiträge zur Statistik des Kantons Bern» (Bd. 1, die «Bevölkerung», Bern 1860) u. s. w. Seit 1863 gab H. allein und seit 1872 im Verein mit Conrad «Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik» heraus. Als Direktor des Statistischen Bureau veröffentlichte er unter dem Titel «Statistik Thüringens» (2 Bde., Jena 1866—71) ein amtliches statist. Quellenwerk.

Hildebrand (Adolf Ernst Rob.), Sohn des vorigen, Bildhauer, geb. 6. Okt. 1847 zu Marburg, besuchte seit 1865 die Kunstschule zu Nürnberg, bildete sich seit Sommer 1866 unter Zumbusch in München zum Bildhauer und machte 1867—68 in Rom unter dem Maler Hans von Marées weitere Studien. Nachdem er dann bis 1872 in Berlin gelebt, kehrte er nach Italien zurück und wählte Florenz zu seinem Aufenthalt. Seine Hauptwerke sind: ein trinkender Knabe (Bronzefigur), schlafender Hirt (Marmorfigur), Adam (Marmorfigur, im leipziger Museum).

Hildebrand (Heinr. Rud.), germanistischer Sprachforscher, geb. 13. März 1824 zu Leipzig, besuchte 1836—43 die Thomasschule daselbst und studierte dann auf der Universität seiner Vaterstadt, anfangs neben der Theologie, später ausschließlich, Philosophie und Philologie. Namentlich widmete er sich den neuern, besonders den german. Sprachen. Nachdem er im Frühjahr 1848 das Staatsexamen bestanden, nahm er im Sommer desselben Jahres eine Lehrerstelle an der Thomasschule an, an der er bis Ende 1868 verblieb. Als 1850 die Ausarbeitung des Grimmschen «Deutschen Wörterbuchs» begann, wurde H. als wissenschaftlicher Korrektor angestellt. Als eigentlicher Mitarbeiter trat H. 1864 nach dem Tode der Gebrüder Grimm in Gemeinschaft mit Professor Weigand in Gießen ein. Da sich die Arbeit nicht mit der Besorgung des Schulamts vertrug, wurden ihm vom Rat der Stadt Leipzig, ohne Verkürzung des Gehalts, die Lasten des letztern zur größern Hälfte abgenommen. Als die dreijährige Frist dieser Befreiung (1865—68) abgelaufen war, trat an deren Stelle eine weiter gehende, staatliche Vergünstigung, indem den Fortsetzern des Wörterbuchs vom Bundesrat des Norddeutschen Bundes eine Subvention bewilligt wurde. H. erhielt 1869 eine außerord. Professur an der Universität zu Leipzig, die 1874 in eine ord. Professur für neuere deutsche Litteratur und Sprache verwandelt wurde. Von Grimms «Deutschem Wörterbuch» hatte H. die Ausarbeitung zunächst des fünften Bandes übernommen (das K, fertig mit 12 Heften 1873) und arbeitet seitdem am G (11 Hefte bis 1884). Von seinen übrigen Arbeiten ist besonders seine treffliche Bearbeitung von Soltaus «Deutschen histor. Volksliedern. Zweites Hundert» (Lpz. 1856) zu nennen.

Hildebrandslied heißt das älteste erhaltene Bruchstück aus der deutschen Heldensage (s. d.). Es wurde wahrscheinlich zu Ende des 8. Jahrh. auf die äußern Seiten der Deckblätter einer lat., jetzt zu Kassel befindlichen Handschrift eingeschrieben. Zuerst bekannt gemacht durch Eccard 1729, galt es für ein Stück aus einem niederdeutschen Prosaroman, bis die Brüder Grimm 1812 mit der ersten wissenschaftlichen Erläuterung desselben auch den Nachweis lieferten, daß es in allitterierenden Versen abgefaßt sei. Gestützt auf ein sehr genaues, durch W. Grimm besorgtes Faksimile (Gött. 1830) und auf eine tiefere Einsicht in Sprache und Versbau, versuchte zuerst Lachmann («Über das H.», Berl. 1833) in einer neuen kritischen Recension des Textes und einem sehr ausführlichen Kommentar die eigentliche Beschaffenheit des Gedichts, seine Lücken und Verderbnisse aufzuzeigen. Dieser Versuch hat seitdem vielfache Berichtigungen erfahren, durch Zeuß ner (Hanau 1845), Vollmer und Hoffmann («Das H.», Lpz. 1850), W. Wackernagel (im «Altdeutschen Lesebuch»), Grein (Gött. 1858; 2. Aufl., Kass. 1880), Max Rieger (in Pfeiffers «Germania», Jahrg. 9, 1864), Holtzmann u. a. Der Text in Müllenhoffs und Scherers «Denkmälern» beruht ganz auf Lachmann. Die Sprache zeigt, was die kritische Herstellung sehr erschwert, eine Mischung von ober- und niederdeutschem Dialekt. Das Lied ist also nicht, wie man früher geglaubt, durch zwei hess. Mönche aus der Erinnerung, sondern auf Grund einer schriftlichen Vorlage abgeschrieben, ohne Zweifel aus einem oberdeutschen (bayrischen) Codex durch einen niederdeutschen Schreiber. Für die deutsche Litteraturgeschichte ist dies Lied von der höchsten Wichtigkeit, weil sich neben ihm kein zweites der Heldensage angehöriges Stück aus der ältesten Periode des echten epischen Gesangs erhalten hat. Dem Inhalte nach gehört es zu der Sage Dietrichs von Bern, welche die auf Odoacers oder Sibiches Rat durch dessen Oheim Ermenrich erfolgte Vertreibung Dietrichs aus seinem Erbreiche, seine Flucht zu Attila und seine nach 30 Jahren versuchte Rückkehr nach Italien umfaßt. Aber nach der alten epischen Weise greift es aus dieser Sagenreihe nur ein einzelnes Ereignis heraus, den Kampf, welchen bei der Rückkehr Dietrichs alter Waffenmeister, Hildebrand, unerkannt und wider Willen mit seinem eigenen, einst als Kind zurückgelassenen und nun den Vater tot glaubenden Sohn bestehen muß. Der Stil ist kräftig, aber hart und starr; die Handlung tritt ohne Vorbereitung ein, drängt nach dem freilich fehlenden Ende und beschränkt sich in ihrem von Wechselreden begleiteten Verlaufe nur auf das Notwendigste. Formelhafte Ausdrücke sind vielfach eingestreut. Der Vers ist die allitterierende altepische Langzeile, die in zwei Hälften von je zwei Hebungen zerfällt. Derselbe Stoff erscheint noch in der spätesten Zeit des epischen Gesangs wiederum in Gestalt eines Liedes, welches bis ins 17. Jahrh. gesungen wurde (am besten gedruckt in Uhlands «Deutschen Volksliedern», Bd. 1, Nr. 132) und die absterbende epische Dichtung ebenso charakteristisch veranschaulicht, wie jene alte Fassung die aufblühende. Sievers hat das H. mit photographischen Faksimiles nach den Handschriften (Halle 1872) herausgegeben.

Hildebrandt (Eduard), ausgezeichneter deutscher Landschaftsmaler, geb. in Danzig 9. Sept. 1818, erhielt zuerst (seit 1836) in Berlin bei dem Marinemaler Krause Unterricht, machte 1839 seine erste Studienreise nach Skandinavien und besuchte 1841 das Atelier Isabeys in Paris. Von Berlin aus unternahm er dann auf Empfehlung Humboldts

Digitized by Google

mit königl. Unterstützung eine Reise nach Nordamerika und Brasilien, deren Ergebnisse, eine Anzahl von Aquarellen, ins Neue Museum gelangten. Es folgte eine weitere Reise nach Spanien, Portugal und der Westküste Afrikas, welche H. 1849 beendet hatte. Zahlreiche Aquarelle und Ölbilder waren die Frucht derselben, darunter der Pik von Teneriffa, Madeira u. s. w. Der indessen zum Hofmaler ernannte Künstler begab sich nun nach Ägypten, der Türkei, Palästina und Griechenland, aus welcher Zeit sein Ufer des Toten Meers und viele in den Besitz des Herzogs von Ratibor übergegangene Studien datieren. Darauf machte er 1853 eine Reise nach den Alpen und Oberitalien, und malte im Saale zu Sanssouci Jerusalem, den Teich Bethesda, Nazareth und Bethlehem. Im J. 1856 folgte eine Reise nach Norden, wo er bis zum Nordkap vordrang. Endlich entschloß er sich 1863—64 zu einer Reise um die Welt, welche nach seinen Tagebüchern Kossak (3 Bde., Berl. 1867; 7. Aufl. 1882) herausgab. Außer mehrern Ölbildern (der heilige See zu Birma, Benares u. s. w.) lieferte dieses große Unternehmen über 300 Aquarelle; eine Ausgabe gewählter Blätter in Farbendruck veranstaltete Steinbock und Loeilott in Berlin: Reise um die Erde (34 Blätter, Berl. 1871—74) und: Aus Europa (1875 fg.). Eine «Neue Folge» seiner Aquarellen erschien zu Berlin (1880 fg.). H.s Arbeiten, in denen die Betonung des rein koloristischen Elements bis zur Übertreibung vorherrscht, sind von ungleichem Wert, namentlich die letztern seiner Aquarelle tragen den Stempel ausgesprochener Manieriertheit. In Lichteffekten ist er unerreichter Meister, seine Ölbilder stehen aber an Wert und Schönheit unter den Aquarellen. Seit 1855 war H. Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. Er starb in Berlin 25. Okt. 1868. Vgl. Arndt, «Eduard H.» (Berl. 1869).

Hildebrandt (Ferd. Theod.), ausgezeichneter Historienmaler, geb. in Stettin 2. Juli 1804, war 1820—22 Schüler der Akademie in Berlin und wandte sich später der ausschließlichen Nachfolge Schadows zu. Seine ersten selbständigen Werke waren dem Ideenkreise des deutschen Schauspiels entnommen, dessen hohe Blüte unter dem ihm befreundeten Devrient auch auf die Künstler anregend wirkte; so entstanden die Bilder: Faust und Mephisto, Gretchen von Faust im Kerker besucht, und König Lear bei der Leiche seiner Tochter (1824—26). Nach diesen ersten Erfolgen besuchte er seit 1826 die Akademie zu Düsseldorf, bereiste mit Schadow 1829 die Niederlande und wurde dort durch das Studium Rembrandts allmählich auf die Fährte des gesunden Realismus der neuen belg. Schule, namentlich der Manier von Wappers, gebracht, wenngleich mehrere um 1830 entstandene Bilder (Judith, Romeo und Julie, dieses im Besitz des Prinzen Georg von Preußen) den düsseldorfer Einfluß noch nicht verleugnen. Von da an huldigte H. dem ernsten Realismus der alten Holländer im Geschichts- und Genrebild, womit er ein energisches Kolorit zu verbinden wußte. Der Krieger und sein Kind (berliner Nationalgalerie, 1832), der kranke Ratsherr und seine Tochter, die Märchenerzählerin und vor allem die Ermordung der Söhne Eduards IV. von England 1836 illustrieren diese neue Richtung, insbesondere ragt das letztgenannte durch große psychol. Wahrheit, durch ergreifenden Ernst und dramatische Kraft hervor. In den folgenden Jahren hielt die Begeisterung des ausgezeichneten Meisters für Shakspearesche Stoffe an und gab Anlaß zu mehrern bedeutenden Kompositionen, worunter: Othello, seine Abenteuer erzählend (im Besitz des Deutschen Kaisers, 1847), das gelungenste zu nennen ist; minder tüchtig erscheinen dagegen: Cordelia (1859) und eine Scene aus «König Johann», 1855 gemalt. Die einflußreiche und originale Thätigkeit H.s, welcher seit 1836 eine Professur an der düsseldorfer Akademie bekleidete, erweckte zahlreiche und ansehnliche Nachfolger, denen er neben den genannten Richtungen auch im Porträt vorleuchtete, stets großer Naturalist, welcher über alle Mittel der Technik mit Sicherheit zu gebieten wußte. H. starb nach längerm Leiden, das ihn seit 20 Jahren nicht völlig verlassen hatte, 29. Sept. 1874 zu Düsseldorf.

Hildebrandt (Joh. Maria), Sohn des Malers Theodor H., Botaniker und Reisender, geb. 19. März 1847 in Düsseldorf, war Gärtner und reiste 1872 nach Arabien und dann von Massaua mit Munzinger durch das Land der Bogos, besuchte 1873 die nördl. Somaliküste und kehrte dann über Zanzibar nach Deutschland zurück. H. reiste 1875 wieder nach Afrika und drang von Mombas aus bis in die Nähe des Kenia vor; 1879 besuchte er Madagaskar und kam 1880 nach der Hauptstadt Antananarivo, wo er gefährlich erkrankte und nach einem Ausfluge in das Ankaratragebirge 29. Mai 1881 starb. Über seine Reisen berichtete er in der «Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin».

Hildegard, die Heilige, bekannt durch ihre Visionen und Offenbarungen, geb. um 1098 zu Bödelheim in der Grafschaft Sponheim, von adeliger Abkunft, wurde vom achten Jahre an in dem Kloster Disibodenberg am Einfluß des Glan in die Nahe erzogen, dem sie später als Äbtissin vorstand. Als dasselbe die Zahl der Nonnen, welche der Ruf ihrer Heiligkeit herbeizog, nicht mehr zu fassen vermochte, gründete sie 1148 ein neues Kloster auf dem Rupertsberge bei Bingen, dem sie bis zu ihrem Tode 17. Sept. 1179 vorstand. Mit Freimut sprach sie gegen das Verderben der Kirche, sowie gegen die Laster des Klerus, verkündete die Verfolgung, welche über die Geistlichen und die Kirche kommen würden, sowie die Läuterung der Kirche zu einer allgemein herrschenden Frömmigkeit. Zur Ausbreitung ihres Prophetenrufs trug nächst den Reisen, die sie machte, besonders das Anerkenntnis ihrer göttlichen Berufung durch den Papst Eugen III. bei. Auch die Päpste Anastasius IV. und Hadrian IV., König Konrad III. und selbst Kaiser Friedrich I., sowie viele andere hohe Geistliche und Fürsten legten ihr die wichtigsten geistlichen und weltlichen Angelegenheiten zur Entscheidung vor. Unter ihren zahlreichen Schriften sind die «Scivias (d. i. sciens vias), seu visionum et revelationum libri III» (Köln 1698) die wichtigsten. Vgl. die Biographien von Meiners (Gött. 1793), Dahl (Mainz 1832), Schmelzeis (1879), und außerdem Preger, «Deutsche Mystik» (Bd. 1, Lpz. 1874).

Hilden, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Landkreis Düsseldorf, 6 km östlich vom Rhein, 12,8 km südöstlich von Düsseldorf, an der Itter, Station der Linie Speldorf-Troisdorf der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3648 E., als Bürgermeisterei, zu welcher 46 Wohnplätze gehören, 7354 E., hat ein Lehrhaus der Diakonissinnen, eine 1138 im roman. Stil erbaute evang.

Digitized by Google

und eine kath. Kirche und ansehnliche Industrie in Samt, Seide, Kunstwolle, Teppichen, Maschinen, Stärke, ferner Druckwalzen-Gravieranstalten, eine Kattundruckerei, eine Britanniasilberwarenfabrik, eine Ölmühle, eine Dampfmahlmühle und Ziegelbrennereien.

Hilderich, König der Vandalen in Afrika, Enkel Genserichs, wurde nach seines Vetters Thrasamund Ableben (26. Mai 523) König. Wenn auch die Milde, die H. den bisher vielfach hart verfolgten Katholiken zeigte, dem innern Frieden diente, so war es dagegen ein großer Mißgriff, daß H. die alte Freundschaft seines Hauses mit den italischen Ostgoten in Feindschaft verkehrte. Er lehnte sich eng an Byzanz an, ließ sogar auf seinen Münzen nicht mehr sein, sondern des oström. Kaisers Bild prägen. Da erhob sich endlich gegen ihn die vandalische Nationalpartei, und mit ihrer Hilfe riß Gelimer im August 530 den Thron an sich. Als nun aber der oström. Justinian I. diesen nicht anerkannte und im Sommer 533 den Krieg gegen die Vandalen eröffnete, ließ Gelimer im September nach Belisars Landung in Afrika H. in Karthago töten.

Hildesheim, Hauptstadt des ehemaligen Bistums (Fürstentums) H., jetzt der Landdrostei H. der preuß. Provinz Hannover, liegt 32 km südöstlich von Hannover, rechts an der Innerste, 89 m über dem Meere, ist Station der Linien H.-Grauhof und Nordstemmen-Lehrte der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz der Landdrostei, der Kreisämter für die Kreise H. und Marienburg, zweier Ämter (H. und Marienburg), eines Land-, eines Schwur- und eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts, einer Handelskammer, einer Reichsbanknebenstelle, ferner eines kath. Bischofs, sowie eines Domkapitels und einer Generalsuperintendentur. H. zählt (1880) 25887 E., darunter 8842 Katholiken und 513 Juden, hat ein kath. Gymnasium (Josephinum) mit Realprogymnasium, ein evang. Gymnasium (Andreanum) mit Realgymnasium, ein kath. Schullehrerseminar, eine höhere Handels- und Gewerbeschule, eine höhere Töchterschule, eine landwirtschaftliche Lehranstalt mit Versuchsstation, zwei Waisenhäuser, mehrere Hospitäler, eine Taubstummenanstalt und eine Irrenanstalt. In der Martinikirche befindet sich das Städtische Museum mit wertvoller Altertümersammlung, einer Bibliothek von 6000 Bänden und naturhistor. Sammlungen. Die Stadt, welche lange aus den selbständigen Gemeinden Altstadt, Neustadt und Domfreiheit bestand, ist sehr altertümlich gebaut, hat unregelmäßige, meist enge Straßen und ist von schattigen Baumgängen und zum Teil von hohen Wällen umgeben.

H. ist ein Hauptsitz roman. Kunst und des deutschen Fachwerkbaus der Spätgotik und der Renaissance. Der (kath.) Dom, eine kreuzförmige Basilika, hauptsächlich aus den J. 1055—61, hat eherne, 1015 von Bischof Bernward gefertigte Thürflügel mit 16 Reliefs von bedeutendem Kunstwert, den Sarkophag des heil. Godehard aus dem 12. Jahrh., einen aus dem 13. Jahrh. stammenden Taufkessel, den an Kunstwerken aus dem 8. bis 12. Jahrh. reichen Domschatz, die bedeutende Dom- oder Beverinische Bibliothek im spätroman. Kreuzgange und an der Außenwand den 1000jährigen Rosenstock. Die 1133—72 erbaute, 1848—63 restaurierte (kath.) Godehardikirche ist ein Meisterwerk roman. Stils. Die (evang.) Michaeliskirche, vom Bischof Bernward gegründet und 1033 geweiht, eine großartige Basilika, hat Deckenbilder aus dem Ende des 12. und in der Krypta das Grabmal Bernwards aus dem 13. Jahrh. Auch die Magdalenenkirche besitzt beachtenswerte Kunstwerke aus der Werkstätte Bernwards. In dem um 14.. erbauten Rathause, mit Laubengängen, befindet sich das reiche Stadtarchiv. Die Mehrzahl der zahlreichen, mit schönem Schnitzwerk gezierten Fachwerkbauten stammt aus dem 16. und 17. Jahrh.; unter ihnen sind hervorzuheben: das 1529 erbaute ehemalige Knochenhauer-Amtshaus, welches zu den schönsten Holzbauten Deutschlands zählt, das roman. got. Templerhaus, das Kaiserhaus, ein Renaissancebau mit Medaillonreliefs und Statuen röm. Kaiser und das Wedekindsche Haus von 1598. Auf dem Großen Domhofe erhebt sich die 4,7 m hohe Christussäule aus Erzguß, auf welcher in 28 Reliefgruppen die Geschichte Christi dargestellt ist, um 1022 von Bernward in der Michaeliskirche errichtet. Auf dem Hohen oder Michaeliswall befindet sich ein Denkmal für die im Kriege von 1870/71 gefallenen Hildesheimer. Die Vorstadt Moritzberg, 1 km südwestlich von H., hat eine 1160 gegründete ehemalige Klosterkirche (Säulenbasilika). Das Bergholz und der Galgenberg bei der Stadt bieten treffliche Anlagen. Bei H. wurde 18. Okt. 1868 der merkwürdige Rest altröm. Tafelgeräte von Silber (der sogenannte Hildesheimer Silberschatz) gemacht, welche sämtlich von höchstem Kunstwert, jetzt im Antiquarium des berliner Museums aufgestellt sind.

H. hat drei Eisengießereien, Fabriken für Lack und Cigarren, eine Wagenbauanstalt, Fabriken für Tapeten, landwirtschaftliche Geräte, Gummiwaren, Mühlsteine, Drell- und Baumwollweberein, eine Wollwarenfabrik, Dampfsägemühle, eine Blumenzüchterei, Kunst- und Handelsgärtnereien und eine große Zuckerraffinerie und treibt Handel mit Getreide, Wolle, Garn, Leinwand, Leder, Baumaterialien. In der fruchtbaren und dichtbevölkerten Umgegend sind 27 Zuckerfabriken thätig. H. ist Geburtsort des prot. Theologen Marheinele, des Historikers Wachsmuth und des Philologen Brandis.

Das Bistum Hildesheim verdankt seinen Ursprung Karl d. Gr. und Ludwig dem Frommen; jener gründete es zur Bekehrung der Sachsen zu Elze, dieser verlegte dasselbe 818 nach H. Die beiden Bischöfe St. Bernward (993—1022), Erzieher und Kanzler Kaiser Ottos III., und St. Godehard (1022—48), Kanzler Kaiser Heinrichs II., brachten das Hochstift zu hoher Blüte. Die Bischöfe brachten bald die bedeutendsten Territorien ihres Sprengels in ihren Besitz, wußten sich vor der Oberhoheit des in der Diöcese stark begüterten braunschweig. Hauses zu wahren und erlangten von Kaiser Friedrich II. auch eine förmliche Anerkennung ihres Reichsfürstenstandes.

Abgesehen von vielen Fehden mit den benachbarten Fürsten fehlte es auch nicht an Streitigkeiten der Bischöfe mit der Stadt H., welche schon im 13. Jahrh. selbständig geworden und der Hansa beigetreten war. Dennoch war das Hochstift in stetem Wachstum begriffen, bis 1519 die hildesheimische Stiftsfehde ausbrach, in welcher die braunschweig. Herzöge, als Exekutoren der über Bischof Johann IV. von Kaiser Karl V. verhängten Reichsacht, den größten Teil der Stiftslande eroberten und im Vertrage zu Quedlinburg 1523 abgetreten erhielten. Der hildesheimischen Kirche blieben nur die Ämter Steuerwald, Peine, Marienburg und

Digitized by Google

Dompropstei unter dem Namen des Kleinen Stifts; das «Große Stift», 18 Ämter mit den darin gelegenen Städten und Flecken, behielten von jetzt an die Herzöge von Braunschweig. Erst dem Bischof Ferdinand, Herzog von Bayern und Metropolitan zu Köln, gelang es infolge eines 1643 mit den Herzögen August und Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg geschlossenen Vergleichs, das Große Stift, mit Ausnahme der Ämter Lutter am Barenberge, Dachtmissen, Koldingen und Westerhof, zurückzuerhalten. Da nun aber alle Städte (Stadt H. seit 1542), der größte Teil des Adels und viele Dörfer sich zur prot. Kirche bekannten, während das Bistum katholisch war, so drang nach langem Streite Kurfürst Georg Ludwig von Hannover darauf, daß den prot. Ständen durch einen 11. Juli 1711 veröffentlichten Rezeß Religionsfreiheit gesichert wurde. Unter dem 59. Bischof, Franz Egon, Freiherrn von Fürstenberg (gest. 11. Aug. 1825), kam das Bistum infolge des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Febr. 1803 an Preußen, worauf es im Tilsiter Friedensschlusse und nach dem Dekret vom 7. Dez. 1807 dem Königreich Westfalen einverleibt und 5. Nov. 1813 von Hannover in Besitz genommen wurde, dem es 1815 der Wiener Kongreß definitiv zusprach. — Das Fürstentum Hildesheim, das auf 1760 qkm 181 135 E. zählt, bildet mit dem Fürstentum Göttingen, dem Fürstentum Grubenhagen und der Grafschaft Hohnstein den Landdrosteibezirk Hildesheim, der auf 5118,85 qkm (1880) 432 694 E. (darunter 361 880 Evangelische, 67 394 Katholiken, 2847 Juden) zählt und sieben Kreise begreift.

Der Kreis Hildesheim zählt auf 498,43 qkm (1880) 70 867 E., darunter 21 031 Katholiken und 783 Juden. Vgl. Lüntzel, «Geschichte der Diöcese und Stadt H.» (Hildesh. 1858); Wachsmuth, «Geschichte von Hochstift und Stadt H.» (Hildesh. 1863); Mithoff, «Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverischen» (Bd. 3: «Fürstentum H.», Hannov. 1874); «Urkundenbuch der Stadt H., herausg. von Doebner» (Lfg. 1 u. 2, Hildesh. 1880/81); Lachner, «Die Holzarchitektur H.s» (Hildesh. 1882).

Hildesheimer Silberfund oder Silberschatz, s. unter Ausgrabungen.

Hildesheimische Stiftsfehde heißt die Fehde, welche Bischof Johann von Hildesheim (ein Herzog von Lauenburg) im Bunde mit Herzog Heinrich dem Mittlern von Lüneburg gegen Herzog Erich I. von Kalenberg und Herzog Heinrich den Jüngern von Wolfenbüttel, sowie den Bischof Franz von Minden unternahm, um alte Streitigkeiten zum Austrage zu bringen. Bischof Johann fiel während der Charwoche 1519 in das Bistum Minden ein und vertrieb den Bischof Franz, worauf in den Landen aller beteiligten Fürsten der Kampf begann und schonungslos geführt wurde. Am 29. Juli 1519 trafen die beiderseitigen Heere unweit des Dorfes Surbostel aufeinander, und nach dreistündiger Schlacht («bei Soltau» genannt) siegte der Bischof Johann von Hildesheim; die Gegner fielen zum Teil in Gefangenschaft, 3000 Gefallene deckten das Schlachtfeld, indessen vermochten die Sieger den Waffenerfolg nicht politisch auszunutzen, und die Verhandlungen schleppten sich lange Zeit hin. Im J. 1521 fielen der Herzog von Kalenberg und der Herzog von Braunschweig in das Bistum Hildesheim ein und besetzten das ganze Stift, mit Ausnahme der tapfer verteidigten Städte Hildesheim und Peine. Bischof Johann setzte bis zum Schlusse des J. 1522 den Widerstand fort, mußte indessen 1523 in die vertragsmäßige Abtretung des größten Teils seiner Besitzungen willigen, da er von seinem Verbündeten nicht unterstützt wurde. Vgl. Delius, «Die Hildesheimische Stiftsfehde» (Lpz. 1803).

Hildreth (Richard), amerik. Geschichtschreiber, geb. 28. Juni 1807 in Deerfield im Staate Massachusetts, studierte im Harvard College bis 1826, wurde erst Advokat in Boston und wandte sich dann der Geschichte und Journalistik zu. Er agitierte mit Wort und Schrift gegen die Übergriffe der Sklavenstaaten und veröffentlichte nicht allein Flugblätter und Bücher gegen die Annexion von Texas, sondern auch gegen die Sklaverei überhaupt. Sein Hauptwerk aber ist seine «History of the United States» (6 Bde., Neuyork 1849—56), welche bis zu dem Missouri-Kompromiß von 1821 reicht. Dieses Werk verteilt Licht und Schatten gerechter als das Bancroftsche. Von 1861 bis 1865 fungierte H. als amerikanischer Konsul in Triest. Er starb 11. Juli 1865 in Florenz.

Hilfe (gerichtliche) heißt soviel als Zwangsvollstreckung (s. d.) oder Exekution. [Harz.

Hilfe Gottes, Silbergrube bei Grund (s. d.) im

Hilferding (Alexander Fedorowitsch), namhafter russ. Schriftsteller, aus einer im 18. Jahrh. nach Moskau eingewanderten deutschen Familie stammend, geb. 1831, erhielt seine Bildung in Moskau, wo er auch unter Bodjanskij slaw. Philologie studierte. Mehrfache Reisen in den außerruss. Slawenländern machten ihn mit den gegenwärtigen Verhältnissen verschiedener slaw. Stämme genauer bekannt. Nach Rußland zurückgekehrt, widmete er den histor. und polit. Verhältnissen der Slawenländer eine sehr ausgedehnte publizistische Thätigkeit als einer der eifrigsten Vertreter der Slawophilenpartei. H.s größere histor.-ethnogr. und polit.-histor. Abhandlungen erschienen als «Gesammelte Werke H.s» (russ., 4 Bde., Petersb. 1868—74); die wertvollsten derselben sind: «Geschichte der Serben und Bulgaren» (deutsch von J. E. Schmaler, 2 Bde., Bautzen 1856 u. 1867), «Geschichte der baltischen Slawen», «Reise in Bosnien, Herzegowina und Altserbien»; der zweite Band enthält die für den Geschichtschreiber der polit. und nationalen Bewegungen unter den Slawen der Gegenwart sehr interessanten Broschüren über die gegenwärtigen slaw. «Fragen». H. versuchte sich auch auf philol. Gebiete, wertvoll ist die Behandlung des kassubischen Dialekts in der Schrift «Überreste der Slawen am Südufer der Ostsee» (Petersb. 1853), ganz verfehlt «Über die Verwandtschaft der slaw. Sprache mit dem Sanskrit» (Petersb. 1853) und «Über das Verhältnis des Slawischen zu den verwandten Sprachen» (Petersb. 1853). Großes Verdienst erwarb sich dagegen H. 1871 durch eine Bereisung des Gebietes am Onegasee, wo das russ. Volksepos noch lebendig ist, zum Zweck einer genauern und vollständigern Aufzeichnung der epischen Lieder (byliny). Er starb aber 2. Juli 1872 vor der Veröffentlichung seiner Sammlung, die von P. Hiltebrant unter dem Titel «Bylinen aus Onega» (Petersb. 1873) herausgegeben wurde.

Hilfsbänder (anat.), s. unter Bänder.

Hilfsgeschworene sind aushilfsweise eintretende Geschworene, welche wie die Hauptgeschworenen aus der Vorschlagsliste (§. 88 des Gerichtsverfassungsgesetzes) unter besonderer Rücksichtnahme

auf die Sitzungsorte des Schwurgerichts oder in dessen nächster Umgebung wohnenden Personen gewählt werden. Sie werden in eine besondere Jahresliste aufgenommen. Zeigt sich bei Bildung der Geschworenenbank, daß nicht mindestens 24 geeignete Geschworene anwesend sind, so werden durch den Vorsitzenden in öffentlicher Sitzung H. für alle in der Sitzungsperiode noch zu verhandelnden Sachen mittels Loszieh ung bestimmt. Diese ausgelosten H. werden unter Hinweis auf die Folgen des Ausbleibens geladen (§. 280 der Strafprozeßordn.) und in die Spruchliste eingetragen. Erscheinen zu einer spätern Hauptverhandlung mehr als 30 Geschworene, so treten die überzähligen H. in der umgekehrten Reihenfolge ihrer Auslosung zurück.

In Österreich werden die H. als Ergänzungsgeschworene bezeichnet. Wenn aus der Jahresliste 36 Hauptgeschworene gezogen werden, sind aus der andern Jahresliste 9 Ergänzungsgeschworene zu ziehen. Diese haben in jeder Hauptverhandlung zu erscheinen, um, wenn nicht mindestens 30 Hauptgeschworene anwesend sind, einzutreten.

Hilfsgesellschaften, s. Hilfsvereine.

Hilfskassen (engl. Friendly Societies) sind in weiterm Sinne Vereinigungen meist unbemittelter Leute zum Zweck gegenseitiger Unterstützung oder Versicherung bei solchen Schäden, welche die Person der Mitglieder oder ihrer Angehörigen treffen, insbesondere bei Krankheit, Invalidität, Altersschwäche und Todesfall, also Schädigungen durch natürliche Ursachen, aber auch bei Reisen, Arbeitslosigkeit u. a. Die H. unterscheiden sich einerseits von den Wohlthätigkeitsgesellschaften durch die mindestens überwiegende Selbsthilfe, welche die Beteiligung nur zahlender, sog. Ehrenmitglieder, nicht ausschließt; andererseits von den gewöhnlich so genannten Genossenschaften (Vorschuß-, Konsum-, Rohstoffvereine u. a.) durch den vorwiegenden Charakter der Versicherung; zu den Genossenschaften überhaupt sind aber die H. zu zählen, ja sie stellen die natürlichsten und daher ältesten Genossenschaften dar. (S. Arbeiterversicherung.) H. im weitern Sinne sind jetzt besser als Unterstützungskassen zu bezeichnen, zum Unterschied von den H. im engern Sinne, als welche nach dem neuesten gesetzlichen und allgemeinen Sprachgebrauch nur diejenigen freien Kassen gelten, welche die gegenseitige Unterstützung ihrer Mitglieder für den Fall der Krankheit, beziehungsweise auch die Gewährung einer Beihilfe für die Hinterbliebenen verstorbener Mitglieder (Begräbnisgeld) bezwecken. Die H. müssen, um legal zu bestehen, entweder auf Grund des Hilfskassengesetzes (s. Hilfskassengesetze) oder auf Grund landesrechtlicher Vorschriften, durch Konzession oder Gesetz (in Bayern und Sachsen Genossenschaftsgesetz) errichtet sein. (Näheres s. unter Kranken- und Arbeiterversicherung, Kranken- und Begräbniskassen.)

Hilfskassengesetze bezwecken die Regelung der (mindestens im wesentlichen) auf freier Übereinkunft beruhenden Kranken-, beziehungsweise Kranken- und Begräbniskassen, wohingegen das Krankenversicherungsgesetz (s. d.) die Verpflichtung zur Krankenversicherung und die hierauf beruhenden Anstalten und Kassen (Zwangskassen) behandelt. Letzterer Zweig der Gesetzgebung besteht nur in Deutschland; H. dagegen besitzen, freilich größtenteils erst seit einem Menschenalter, die Mehrzahl der Länder mit höherer Kulturentwickelung.

Den Anfang machte England mit den Friendly Societies (s. d.). In Betracht kommen noch die Frankreichs und Belgiens aus dem Anfang der fünfziger Jahre. Das franz. Gesetz unterscheidet im wesentlichen zwischen «anerkannten» und «genehmigten» Kassen, von denen die erstern gegen Annahme größerer Bevormundung größere Rechte genießen, ohne darum sich besser als die andern zu entwickeln. Ähnlich sind die Bestimmungen und Verhältnisse in Belgien.

In Deutschland bedurften in früherer Zeit die Krankenkassen, soweit sie nicht auf Beitrittszwang beruhten, gleich den übrigen Versicherungsanstalten und Kassen, meist der staatlichen Konzession; jedoch bestanden auch Tausende freier Kassen ohne solche. Nachdem durch die Gewerbeordnung von 1869 zuerst zugelassen war, daß die Gesellen und Arbeiter dem ortsstatutarischen Versicherungszwang (s. Krankenversicherungsgesetz) auch durch die Mitgliedschaft einer freien Kasse genügen konnten und die letztern besonders in Verbindung mit den deutschen Gewerkvereinen einen erhöhten Aufschwung nahmen, stellte sich immer mehr das Bedürfnis eines Reichsnormativgesetzes heraus, welches denn auch als «Gesetz über die eingeschriebenen Hilfskassen» vom 7. April 1876 erlassen wurde. Dieses Gesetz sollte von 1884 ab für alle Krankenkassen maßgebend sein, sowohl für die freien als für die Zwangskassen, indem bezüglich der letztern einige besondere Bestimmungen darin enthalten waren. Nachdem aber im J. 1883 für diese Kassen das Krankenversicherungsgesetz erlassen worden, wurde der Bereich des H. vermittelst der Novelle vom 1. Juni 1884 ausschließlich auf freie Kassen beschränkt und außerdem durch die Beseitigung der Vorschriften über die Mindestleistungen, durch eingehendere Bestimmungen über die Generalversammlung, die örtlichen Verwaltungsstellen, den statutorischen Reservefonds u. a. vielfach verändert.

Nach Inkrafttreten der Novelle sind die wesentlichen Bestimmungen des deutschen H. folgende. Durch Erfüllung der vorgeschriebenen Bedingungen erhalten Krankenkassen die Rechte einer «eingeschriebenen Hilfskasse», sie können dann insbesondere unter ihrem Namen Rechte erwerben und Verbindlichkeiten eingehen, vor Gericht klagen u. s. w.; für alle Verbindlichkeiten haftet den Gläubigern nur das Vermögen der Kasse. Um diese Rechte zu erlangen, hat eine Kasse vor allem ein Statut mit den erforderlichen Bestimmungen über die Rechte und Pflichten der Mitglieder, die Bildung und Befugnisse des Vorstands u. s. w. zu errichten und den Vorstand der Gemeinde, in deren Bezirk die Kasse ihren Sitz nimmt, einzureichen; über die Zulassung der Kasse entscheidet die höhere Verwaltungsbehörde; gegen einen versagenden Bescheid steht der Rekurs gemäß §§. 20 und 21 der Gewerbeordnung zu. Die Verbindung der Kasse mit andern Gesellschaften und Vereinen ist unter beschränkenden Vorschriften gestattet. Die Bemessung der Beiträge und Unterstützungen ist im wesentlichen freigestellt; jedoch darf das Begräbnisgeld das Zehnfache der wöchentlichen Krankenunterstützung nicht übersteigen. Dem Vorstand, durch welchen die Kasse gerichtlich und außergerichtlich vertreten wird, kann zur Überwachung der Geschäftsleitung ein Ausschuß zur Seite gesetzt werden. Die Generalversammlung, welcher jedenfalls die Wahl des Vorstandes und Ausschusses und die Beschlußfassung

Digitized by Google

über alle Statutenänderungen zusteht, kann auch aus Abgeordneten gebildet werden. Die Kassen sind befugt, in allen Teilen des Reichs örtliche Verwaltungsstellen mit einer Reihe wichtiger, durch das Gesetz umgrenzter Befugnisse zu errichten. Die Kassen sind verpflichtet, einen Reservefonds im Mindestbetrage der durchschnittlichen Jahresausgabe der letzten fünf Rechnungsjahre anzusammeln und bis zur Erreichung dieses Betrags dem Fonds mindestens ein Zehntel des Jahresbetrags der Beiträge zuzuführen, sowie, falls die Einnahmen zur Deckung der gesamten Ausgaben nicht hinreichen, eine Erhöhung der Beiträge oder eine Minderung der Kassenleistungen vorzunehmen. Die Aufsicht über die Kassen und ihre örtlichen Verwaltungsstellen steht den von den Landesregierungen zu bestimmenden Behörden zu, welche auch Geldstrafen verhängen und die Kassen in bestimmten Fällen schließen können. Für solche Krankenkassen, die ihre Mitglieder von der Beitrittspflicht zu den Zwangskassen befreien wollen, sind auch die Vorschriften des §. 75 des Krankenversicherungsgesetzes, welche die Mindestleistungen festsetzen, maßgebend.

Hilfsleistung in Seenot liegt vor, wenn der Besatzung eines Seeschiffs bei der Rettung aus Seenot durch dritte Personen Hilfe geleistet wird. Von der Bergung unterscheidet sich die H. dadurch, daß letztere unter leitender Teilnahme der Schiffsbesatzung stattfindet, von dem bloßen Bugsieren dadurch, daß wirkliche Seenot vorhanden ist. Denjenigen Personen, welche einem Schiffe in Seenot Hilfe geleistet haben, steht ein Anspruch auf Hilfslohn zu. (Vgl. Bergen.)

Hilfslohn, s. Hilfsleistung in Seenot.

Hilfsrichter heißen solche Richter, welche einem Gericht nicht ständig angehören, sondern aushilfsweise beigeordnet sind. Die Beiordnung eines H. erfolgt auf Antrag des Präsidiums des Gerichts durch die Landesjustizverwaltung. Das Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich gestattet (§. 69), bei Landgerichten als H. auch nicht ständig angestellte Richter zu verwenden, bei Oberlandesgerichten nur ständig angestellte Richter (§. 122), beim Reichsgericht ist die Zuziehung von Hilfsrichtern überhaupt unzulässig (§. 134).

Hilfsschöffen sind zum Schöffenamte geeignete Personen, welche aushilfsweise eintreten. Es werden hierzu die am Sitze des Amtsgerichts oder in dessen nächster Umgebung wohnenden genommen (§. 42 des Gerichtsverfassungsgesetzes). Sie sind berufen entweder für den ganzen Dienst eines völlig ausfallenden Hauptschöffen, womit sie zu Hauptschöffen werden, oder für Vertretung eines in einer Sitzung ausfallenden Hauptschöffen, oder aber für den Dienst in einer außerordentlichen Sitzung (§. 48, Abs. 2 der Strafprozeßordnung), oder endlich für den Dienst als Ergänzungsschöffen (§. 194).

Hilfsschreiben (Requisitorial, Literae requisitoriales, Requisitiones), Schreiben einer obrigkeitlichen (requirierenden) Behörde an eine andere, ihr nicht vorgesetzte oder untergeordnete (requirierte), mit der Aufforderung, ihr die gesetzliche Hilfe zur Ausübung ihres Amtes zu leisten durch Vornahme eines gerichtlichen Akts, Auslieferung eines Inkulpaten, Vernehmung von Zeugen u. s. w.

Hilfsschreiber heißen solche Gerichtsschreiber, welche einem Gericht nicht ständig angehören, sondern aushilfsweise beigeordnet sind.

Hilfssenate hießen die Senate, welche beim Deutschen Reichsgericht in Leipzig eingerichtet waren zur Erledigung der vor dem 1. Okt. 1879 anhängig gewordenen Civilprozesse, welche die Einzelstaaten kraft der ihnen durch das Einführungsgesetz zum Gerichtsverfassungsgesetz §. 15 verliehenen Befugnis dem Reichsgericht zugewiesen hatten. Sie sind mit dem 1. Okt. 1883 aufgelöst worden.

Hilfstruppen wurden in früherer Zeit Truppen genannt, die ein Staat, ohne an dem Kriege beteiligt zu sein, einem kriegführenden Staate zur Verfügung stellte.

Hilfsvereine oder **Hilfsgesellschaften** nennt man gewöhnlich Vereinigungen, welche nicht sowohl die gegenseitige Unterstützung oder Versicherung (wie die Hilfskassen [s. d.]), sondern die Fürsorge für andere, zumal Notleidende, sich zur Aufgabe machen. So gibt es H. für Wöchnerinnen, Dienstmädchen und Arbeiterinnen, unversorgte Kinder, Vagabunden (Arbeiterkolonien), entlassene Sträflinge, heruntergekommene Landsleute oder Standes- und Berufsgenossen, Witwen und Waisen solcher, unbemittelte Studierende u. s. w. Es sind also überwiegend Anstalten der Nächstenliebe, der Wohlthätigkeit (s. d.). Die H. sollten stets im Auge behalten, durch die Art ihrer Hilfeleistung den Trieb und die Fähigkeit zur Selbsthilfe nicht zu beeinträchtigen, sondern zu fördern.

Hilfsvollstreckung heißt soviel als Zwangsvollstreckung (s. d.).

Hilfszeitwörter (verba auxiliaria) nennt man in der Grammatik Zeitwörter, deren ursprünglicher konkreter Begriff sich so verflüchtigt hat, daß sie wesentlich nur Modifikationen oder Nebenbestimmungen des Seins und der Thätigkeit ausdrücken, die daher in Verbindungen mit andern sprachlichen Elementen (Partizipien, Infinitiven) zur Umschreibung solcher temporaler oder modaler Verhältnisse dienen, für welche die betreffende Sprache keinen einfachen Ausdruck hat. So dienen im Deutschen «sein» und «haben» in Verbindung mit einem präteritalen Partizip zur Bezeichnung des Perfekts («ich bin gegangen», «ich habe geschrieben», lateinisch durch einfache Tempora: ivi, scripsi ausgedrückt); «werden» mit dem Infinitiv zum Ausdruck des Futurums («ich werde lieben», frz. aimer-ai ebenfalls mit Hilfsverbum, eigentlich «ich habe zu lieben» = lat. amare habeo), mit dem Partizipium Passivi zur Bezeichnung des Passivums («ich werde geliebt»); «müssen, sollen, können» mit dem Infinitiv zum Ausdruck der Notwendigkeit und Möglichkeit, «mögen» zum Ausdruck des Beliebens und allgemeinerer modaler Verhältnisse (die dem lat. Konjunktiv, dem griech. Konjunktiv und Optativ entsprechen). Natürlich ist die Grenze zwischen H. und selbständigen Verben eine fließende, wie z. B. «haben» Hilfszeitwort sein, aber auch selbständig im Sinne von «besitzen» stehen kann.

Hilgenfeld (Adolf Bernh. Christoph Christian), hervorragender Vertreter der kritischen Theologie, geb. 2. Juni 1823 zu Stappenbeck bei Salzwedel, studierte in Berlin und Halle und habilitierte sich 1847 bei der theol. Fakultät zu Jena, wo er 1850 außerordentlicher, 1869 ord. Honorarprofessor wurde. Er schrieb: «Das Evangelium und die Briefe Johannis» (Halle 1849), wo der nahe Zusammenhang des Johanneischen Lehrbegriffs mit dem Gnostizismus aufgezeigt wird, ferner «Kritische

Digitized by Google

Untersuchungen über die Evangelien Justins, der Clementinischen Homilien und Marcions» (Halle 1850), «Das Markus-Evangelium» (Lpz. 1850), «Die Evangelien nach ihrer Entstehung und geschichtlichen Bedeutung» (Lpz. 1854); ferner «Die Clementinischen Rekognitionen und Homilien» (Jena 1848), «Die Glossolalie» (Lpz. 1850), «Der Galaterbrief» (Lpz. 1852), «Die apostolischen Väter» (Halle 1853), «Das Urchristentum» (Jena 1855), «Die Jüdische Apokalyptik» (Jena 1857), «Messias Judaeorum» (Lpz. 1869), «Der Paschastreit der alten Kirche» (Halle 1860), «Der Kanon und die Kritik des Neuen Testaments» (Halle 1863), «Die Propheten Esra und Daniel» (Halle 1863), «Bardesanes, der letzte Gnostiker» (Lpz. 1864), «Novum Testamentum extra canonem receptum» (Lpz. 1866; 2. Aufl. 1876—84), «Histor.-kritische Einleitung in das Neue Testament» (Lpz. 1875), «Ketzergeschichte des Urchristentums» (Lpz. 1884). Seit 1858 gibt H. die «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie» heraus. Gegen den Ultramontanismus ist gerichtet die Schrift «Die Lehninische Weissagung über die Mark Brandenburg, nebst der Weissagung von Benediktbeuern über Bayern» (Lpz. 1875). H. gehört der sog. Tübinger Schule an, innerhalb welcher er als der namhafteste Vertreter der rechten Seite betrachtet werden kann.

Hill (Ambrose Powell), Generallieutenant der konföderierten Staaten im amerik. Bürgerkriege, geb. in der Grafschaft Culpepper in Virginien 9. Nov. 1825, wurde auf der Militärakademie zu West-Point erzogen, übernahm beim Ausbruch des Bürgerkriegs den Befehl über das 13. virgin. Infanterieregiment und zeichnete sich unter Johnston in der ersten Schlacht bei Bull-Run aus, ebenso als Generalmajor 1862 in der Schlacht bei Williamsburg, namentlich aber in der siebentägigen Schlacht vor Richmond, wo er mit fünf Brigaden McClellans Stellung bei Meadow-Bridge erstürmte und bald danach bei Frazier's-Farm einen glänzenden Sieg gewann. Bei Cedar-Mountain, in der zweiten Schlacht bei Bull-Run, bei Centreville, Chantilly, Harpers-Ferry und Antietam gewann er neuen Ruhm, deckte Lees Rückzug aus Maryland nach Virginien, vernichtete bei Botelers Furt die nachsetzende Vorhut des Feindes und nahm hervorragenden Anteil an allen weitern Kämpfen unter Lee, dessen bedeutendster General er nach Stonewall Jacksons Tode war, insbesondere an den Schlachten in der Wilderneß, bei Spottsylvania-Courthouse und Reams-Station. Beim letzten großen Angriff der Föderierten auf Petersburg kämpfte H.s Korps gegen dreifache Übermacht, wobei H. am 2. April 1865 gegen Ende der Schlacht den Tod fand. Vgl. Pollard, «Lee and his lieutenants» (Neuyork 1867).

Hill (Karl), Bühnensänger, geb. 1840 zu Idstein in Nassau, empfing in Wiesbaden seine Schulbildung und ging dann zum Postfach über. Nachdem seine schöne Baritonstimme durch den Hofsänger Jaslewitz und Musikdirektor Rühl ausgebildet worden war, wandte er sich der Bühne zu. H. debütierte in Frankfurt a. M. und kam 1868 an das Hoftheater in Schwerin, dem er noch angehört. Seinen Ruf verdankt H. in erster Linie seiner meisterhaften Wiedergabe des Alberich bei den Aufführungen des «Nibelungenring» in Bayreuth.

Hill (Rowland, Viscount), berühmter brit. General im Kriege gegen Napoleon I., war ein Sohn des Sir John H. auf Hawkstone in Shropshire und wurde 11. Aug. 1772 zu Prees geboren. Nachdem er die Kriegswissenschaften in der Militärakademie zu Straßburg studiert hatte, trat er 1790 als Fähnrich in die brit. Armee, ward bereits 1793 Hauptmann und rückte schnell zum Major und Oberstlieutenant auf. Als Oberst des 90. Infanterieregiments wurde er 1801 in Ägypten verwundet, führte 1803 eine Brigade in Irland und ging 1808 als Generalmajor nach Portugal. Hier zeichnete er sich unter Sir Arthur Wellesley und in Spanien unter Sir John Moore besonders auf dem Rückzuge nach Coruña und in den Schlachten von Talavera und Busaco aus. Wegen Krankheit mußte er 1810 in sein Vaterland zurückkehren, aber schon im folgenden Jahre traf er wieder in Spanien ein und erhielt als Generallieutenant den Oberbefehl eines Armeekorps, mit welchem er 28. Okt. 1811 den General Girard bei Arroyo de Molinos aufs Haupt schlug und 16. Mai 1812 die Festung Almarez überrumpelte. Bei Vittoria befehligte er den rechten Flügel und leistete in den Treffen von Nivelle, Orthes und Toulouse die wichtigsten Dienste. Bereits 1812 war er von der Stadt Shrewsbury ins Parlament gewählt worden; im Mai 1814 wurde er als Baron H. von Almarez und Hawkstone zur Peerswürde erhoben und mit einer lebenslänglichen Pension von 2000 Pfd. St. bedacht. Im Feldzuge von 1815 befehligte H. vor Wellingtons Ankunft die brit. Armee in Belgien, und während der Schlacht von Waterloo stand er mit einem Korps in Hal, um die Verbindung zwischen Mons und Brüssel zu decken. H. blieb danach als zweiter Befehlshaber bei der Besatzungsarmee in Frankreich. Im J. 1825 avancierte H. zum General, ward 1827 Gouverneur von Plymouth und im Febr. 1828, als Wellington Premierminister geworden, Oberbefehlshaber der brit. Armee. Im Aug. 1842 nötigte ihn seine völlig zerrüttete Gesundheit, in den Ruhestand zurückzutreten. Als Anerkennung seiner langjährigen Dienste ward ihm der Titel eines Viscount verliehen. Er starb auf seinem Landsitze Hardwicke-Grange bei Shrewsbury 10. Dez. 1842. Vgl. Sidney, «Life of Lord H.» (Lond. 1845).

Sein Neffe, Sir Rowland H., geb. 10. Mai 1800, folgte ihm in der Peerswürde. Derselbe war früher Parlamentsmitglied für Shropshire, wurde dann Lordlieutenant dieser Grafschaft und starb 1875, worauf ihm als dritter Viscount H. sein Sohn Rowland, geb. 1833, folgte. — Der Oheim des erstgenannten, der Geistliche Rowland H., geb. 12. Aug. 1744, gest. 11. April 1833, machte sich durch seine Beredsamkeit, Humanität und Originalität des Charakters bekannt. Man hat von ihm zahlreiche Schriften, worunter namentlich die «Village dialogues» (2 Bde., Lond. 1801; 6. Aufl. 1809) Erwähnung verdienen. Sein Leben wurde gleichfalls von Sidney («Life of Rev. Rowland H.», Lond. 1834) beschrieben.

Hill (Sir Rowland), Reformator des brit. Postwesens, ein Neffe des Generals Rowland H., wurde 3. Okt. 1795 zu Kidderminster geboren, widmete sich anfangs dem Lehrfache, legte aber die Leitung einer Schulanstalt 1833 nieder und wirkte seitdem als Schriftführer des Vereins Society for the diffusion of useful knowledge, der sich mit verschiedenen Verbesserungsplänen, z. B. Abschaffung des Pauperismus in England, Kolonisation

Digitized by Google

Südaustraliens u. s. w., beschäftigte. Die Erschwernisse des damals unerschwinglich hohen Portos für den Verkehr mit seiner Familie regten ihn an zu der Schrift «Post Office reform, its importance and practicability» (Lond. 1837), welche ungeheueres Aufsehen erregte. H. verlangte darin eine vollständige Umgestaltung des brit. Postwesens, insbesondere die Einführung eines einheitlichen Portosatzes von 1 Penny (10 Pf.) für alle Briefe bis zum Gewicht von ½ Unze innerhalb des Vereinigten Königreichs, sowie die Abschaffung des vielstufigen Portotarifs und des Spioniersystems der brit. Post, welche durch ihre Beamten auf jede mögliche Weise (Befühlen, Halten gegen das Licht u. s. w.) die Anzahl der in einem Briefe enthaltenen einzelnen Briefbogenblätter zum Zwecke der erhöhten Taxierung ermitteln ließ; endlich eine durchgreifende Reform der brit. Post im Sinne eines öffentlichen Wohlfahrtsinstituts. Er sprach seine Ansicht dahin aus, daß der Ausfall an Porto durch Vermehrung der Korrespondenz reichlich gedeckt werden würde. Am 10. Jan. 1840 wurde, nach dem Antrage der Untersuchungskommission des Parlaments, H.s Portoreform zum Gesetz erhoben; die Postverwaltung nahm H. zur Mitarbeit bei Durchführung der Reform in ihre Dienste; 1846 wurde er Sekretär des brit. Generalpostmeisters, 1854 dirigierender Sekretär des Postdepartements bis 1864, wo er in den Ruhestand trat. Das Parlament votierte ihm eine Nationalbelohnung von 20000 Pfd. St. Er starb 27. Aug. 1879 in Hampstead bei London und wurde 4. Sept. 1879 in der Westminsterabtei beigesetzt, wo auch 4. Mai 1881 seine Marmorbüste enthüllt wurde. Ein anderes Denkmal zu London, der Börse gegenüber, wurde 17. Juni 1882 enthüllt.

Das System des Pennyportos, dessen Erfinder übrigens nicht H., sondern nach einer Broschüre von Patrick Chalmers («The penny postage scheme of 1837: was it an invention or a copy», Lond. 1879) Lord Lowther gewesen sein soll, war zunächst lediglich auf die brit. Postverhältnisse beschränkt; auch hatte es lange Jahre nicht die von H. vorausgesagten finanziellen Erfolge; es entsprach indessen den Anforderungen der Zeit und hat später auch in andern Ländern die Einführung ermäßigter oder einheitlicher Portosätze veranlaßt.

Hilla, Hilleh oder El-Hellah, Stadt und Garnisonsplatz im türk. Vilajet und 90 km südlich von Bagdad, auf den Ruinen von Babylon, an beiden Ufern des von prächtigen Dattelwäldern und blühenden Gärten eingefaßten und von einer Pontonbrücke überspannten Euphrat gelegen und von einer schwachen Ringmauer umgeben, ist der Hauptort des Liva Diwanieh, sowie Sammelplatz fast aller nach den heiligen Stätten Nedschef oder Meschhid-Ali und Kerbela oder Meschhid Hussein (Husseins Grab) ziehenden Pilgerkarawanen. Der ziemlich ärmlich gebaute Ort hat gegen 10000 E., meist schiitische Araber und Perser, namentlich einige sehr reiche Pensionäre der ostind. Regierung, nebst wenigen Christen und 400 Juden. Unter den öffentlichen Gebäuden sind eine sunnitische und 12—15 schiitische Moscheen, darunter die von Es-Schems, Bäder und zwei Kasernen bemerkenswert. Die Bazare sind ärmlich. Die Industrie erstreckt sich auf Verfertigung von Meschlachs (arab. Wollmäntel), Käs (dünner Hemdenstoff aus Seide), Topfwaren und Dattelspiritus. Im Rufe stehen die Datteln, die Fische und die saure Milch des Ortes. — Das Sandschak Hilla (einschließlich Kerbela) zählt (1879) 700000 E., darunter 51000 seßhafte Bewohner und 649000 Nomaden.

Hillebrand (Jos.), Philosoph und Litterarhistoriker, geb. 1788 zu Großdüngen bei Hildesheim, erhielt seine Bildung auf der Lateinschule und dem kath. Gymnasium zu Hildesheim, trat in das dortige Klerikalseminar und ging dann zu weiterer Ausbildung in den altklassischen und orient. Sprachen nach Göttingen. Sodann erhielt er eine Stellung als Lehrer am Josephinum in Hildesheim, aus der er jedoch, um nicht in den geistlichen Stand treten zu müssen, ausschied. Er ging hierauf als Begleiter eines jungen Belgiers nach Würzburg und ward von hier aus als außerord. Professor der Philosophie nach Heidelberg berufen, wo er nach Hegels Abgange (1818) dessen ord. Professur erhielt. Schon lange vorher war H. zum Protestantismus übergetreten. Er folgte 1822 einem Rufe nach Gießen, wo er bald darauf auch Pädagogiarch an dem dortigen akademischen Gymnasium, später auch Mitglied des Oberstudienrats wurde. In der Ständeversammlung von 1848 war er eine Zeit lang Präsident der Zweiten Kammer, wo er, wie auch auf den spätern Landtagen, stets mit der liberalen Opposition stimmte. Nach Auflösung des Landtags im Herbst 1850 in den Ruhestand versetzt, lebte er seitdem in Rödelheim und Soden am Taunus, wo er 25. Jan. 1871 starb. Seine litterarische Wirksamkeit erstreckte sich teils über das philosophische und pädagogische, teils auf das belletristische und litterarhistor. Gebiet. Ersterm gehören unter seinen Schriften an: «Die Anthropologie als Wissenschaft» (3 Tle., Mainz 1822—23), «Lehrbuch der theoretischen Philosophie und philos. Propädeutik» (Mainz 1826), «Litterarästhetik» (2 Bde., Mainz 1826), «Universalphilos. Prolegomena» (Mainz 1830), «Der Organismus der philos. Idee» (Dresd. u. Lpz. 1842). An diese schließt sich sein philos. Hauptwerk: «Die Philosophie des Geistes» (2 Tle., Heidelb. 1835), in welchem er in Bezug auf die Genesis des Geistes eine Vermittelung zwischen Hegel und Leibniz versucht. Den meisten Anklang jedoch hat «Die deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrh.» (3., von seinem Sohne besorgte Aufl., 3 Bde., Gotha 1875) gefunden, ein durch Gründlichkeit, Schärfe und ansprechende Form ausgezeichnetes Werk.

Hillebrand (Karl), Historiker und Publizist, Sohn des vorhergehenden, geb. 17. Sept. 1829 in Gießen, besuchte das dortige Gymnasium, studierte die Rechtswissenschaft an der Universität daselbst, nahm 1849 am bad. Aufstande teil, entkam nach drei Monaten Haft aus den Kasematten von Rastatt und lebte seitdem in Frankreich, wo er 1863 als ord. Professor der auswärtigen Litteratur an die philos. Fakultät zu Douai berufen ward. Diese Stellung gab er freiwillig auf, als der Krieg mit Deutschland ausbrach, und ging als Korrespondent der «Times» nach Italien, wo er sich (in Florenz) bleibend niederließ und die Bearbeitung einer «Geschichte Frankreichs von 1830 bis 1870» für das Heeren-Ukert-Giesebrechtsche Sammelwerk «Geschichte der europ. Staaten» übernahm. Die zwei ersten Bände erschienen in zweiter Auflage unter dem Sondertitel «Geschichte des Julikönigtums, 1830—48» (Gotha 1881). In weitern Kreisen

Digitized by Google

bekannt wurde H. durch seine litterarhistor. und polit. Aufsätze im «Journal des Débats» und der «Revue des deux Mondes», wo er unermüdlich, namentlich 1866—70, die deutschen Interessen und Ideen bei den Franzosen befürwortete. Von H.s histor.-publizistischen Arbeiten sind zu nennen: «Dino Compagni, étude historique et littéraire sur l'époque de Dante» (Par. 1862), die franz. Übersetzung von Otfried Müllers «Geschichte der griech. Litteratur» (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1883), «La Prusse contemporaine et ses institutions» (Bd. 1, Par. 1867), «De la bonne comédie» (gekrönte Preisschrift, Par. 1863), «La réforme de l'enseignement supérieur» (Par. 1867), «Études italiennes» (Par. 1868), «Zeiten, Völker und Menschen. Gesammelte Aufsätze» (6 Bde., Berl. 1872—82, deren erster: «Frankreich und die Franzosen», 1881 in 3. Auflage erschien). Auch hat H. seine 1879 im Royal Institution of Great Britain gehaltenen Vorträge über die Entwickelung der deutschen Weltanschauung unter dem Titel «History of German thought» (Lond. 1880) veröffentlicht.

Hillebrandia, Pflanzengattung aus der Familie der Begoniaceen (s. d.).

Hillel, ein jüd. Gelehrter und Rabbi zur Zeit Christi, stammte aus Babylonien und trug zum nachmaligen Emporblühen der jüd. Hohen Schulen zu Tiberias, Lydda, Cäsarea u. s. w. dadurch bei, daß er zuerst bei seinen Lehrvorträgen zu Jerusalem über das Alte Testament kritisch-exegetische und paläographische Bemerkungen machte, die mündlich fortgepflanzt und als Masora (s. d.), d. i. Überlieferung, allmählich gesammelt wurden. Übrigens gehörte er der Sekte der Pharisäer an und stand als solcher an der Spitze einer besondern Schule, die der des Schammai entgegengesetzt war.

Ein anderer Hillel, der sich um Feststellung des jüd. Kalenders Verdienste erwarb, lebte um 340 n. Chr. Außerdem kennt die Geschichte der jüd. Litteratur noch zwei Gelehrte gleichen Namens aus dem 12. und 15. Jahrh., welche in Italien auftraten.

Hiller (Ferd.), ausgezeichneter Komponist, Pianist und Dirigent, sowie musikalischer Schriftsteller, geb. 24. Okt. 1811 zu Frankfurt a. M. von wohlhabenden israel. Eltern, erhielt erst von Hofmann, A. Schmitt, Vollweiler, dann aber besonders durch Hummel in Weimar seine musikalische Bildung. In seinem 10. Jahre trat H. zum ersten mal öffentlich auf; seine erste Komposition, ein Quartett für Pianoforte, Violine, Bratsche und Cello, gab er als 15jähriger Jüngling zu Wien heraus. Während eines siebenjährigen Aufenthalts zu Paris (seit 1829) wirkte er mit Erfolg für Anerkennung gediegener Musik, namentlich Bachs und Beethovens. Im Winter 1836—37 leitete er in seiner Vaterstadt den Cäcilienverein, ging hierauf nach Italien, wo jedoch seine Oper «Romilde» zu Mailand kein Glück machte, und lebte dann im Winter 1839—40 zu Leipzig, wo er zum ersten mal sein Oratorium «Die Zerstörung Jerusalems» unter großem Erfolge zur Aufführung brachte. Nachdem er sich im Sommer 1841 in Italien vermählt, nahm er seinen Aufenthalt abwechselnd in Frankfurt, Leipzig, wo er im Winter 1843—44 die Gewandhauskonzerte dirigierte, und in Dresden. In letzterer Stadt verweilte er vier Jahre und führte die beiden Opern «Der Traum in der Christnacht» (1844) und «Konradin, der letzte Hohenstaufe» (1847) auf. H. nahm 1847 die Stelle eines Musikdirektors in Düsseldorf an, von wo er nach einer dreijährigen Wirksamkeit einem Rufe als städtischer Kapellmeister nach Köln folgte. Hier brachte er das bestehende Konzertwesen auf eine bedeutende Höhe und gründete außerdem die Rheinische Musikschule (das kölner Konservatorium), die unter seiner Direktion zu anerkannter Blüte gelangte. In diesen Wirkungskreis kehrte er auch im Nov. 1852 zurück, nachdem er im Winter 1851—52 die Italienische Oper zu Paris dirigiert und die Kunstsaison von 1852 in London zugebracht. Im J. 1884 legte H. seine Ämter in Köln nieder.

Von seinen Kompositionen sind außer den genannten besonders zu erwähnen: viele Liedersammlungen (namentlich die «Drei Bücher neue Gesänge»), Sonaten, zwei Klavierkonzerte, die trefflichen Etüden für Pianoforte und Violine, die geistvollen Impromptus, die rhythmischen Studien, die vierhändige «Operette ohne Worte», Solostücke für Violine und Violoncell, Duette, Terzette und Quartette für Piano und Streichinstrumente, Konzertouverturen u. s. w.; von Gesangstücken für Solo, Chor mit Orchester der «Gesang der Geister über dem Wasser» und «O weint um sie» (nach Byron), die Christnacht, Heloise, Lorelei, die Nacht, Palmsonntagmorgen, der 93. Psalm, Pfingsten; von großen Vokalwerken die Oratorien «Versacrum» und «Saul», ferner «Nala und Damayanti» und der «Gefesselte Prometheus», endlich die Opern «Die Katakomben» (1862), «Le Deserteur» (1865), «Der Advokat». H.s «Zerstörung von Jerusalem» läßt sich neben die Oratorien Mendelssohns stellen. Unter seinen Instrumentalkompositionen ist die Symphonie in E-moll hervorzuheben. Als Pianist gehört H. der klassischen Schule Schmitts und Hummels an, mit welcher sich die neuere Romantik des Pianofortespiels verbunden. Zu seinen bedeutendsten Schülern in der Komposition gehören Max Bruch und Jos. Brambach.

Als musikalischer Schriftsteller hat sich H. namentlich einen Namen erworben durch: «Übungen zum Studium der Harmonie und des Kontrapunkts» (Köln 1860; 10. Aufl. 1882), «Aus dem Tonleben unserer Zeit» (Lpz. 1868; neue Folge 1871), «Ludwig van Beethoven. Gelegentliche Aufsätze» (Lpz. 1871), «Felix Mendelssohn-Bartholdy. Briefe und Erinnerungen» (2. Aufl., Köln 1878), «Musikalisches und Persönliches» (Lpz. 1876), «Briefe an eine Ungenannte» (Köln 1877), «Künstlerleben» (Köln 1880), «Wie hören wir Musik» (Lpz. 1881).

Hiller (Gottlieb), Naturdichter, geb. 15. Okt. 1778 zu Landsberg bei Halle, war der Sohn eines Fuhrmanns, nach dessen frühem Tode sich seine Mutter wieder mit einem Tagelöhner verheiratete und nach Köthen zog. H. diente erst als Lehrfuhrmann, später beschäftigte er sich mit dem Flechten von Taubennestern und dem Streichen von Lehmziegeln. Durch Wielands Schriften, welche ihm in die Hände kamen, zum Dichten angeregt, verfertigte er 1801 sein erstes Gedicht, und zwar auf eine im Spätherbst gefundene grüne Schote. Derartiger Gelegenheitsdichtung blieb er auch ferner getreu. Im J. 1803 wurde er auf Veranlassung des Prinzen Louis Ferdinand dem Könige und der Königin von Preußen vorgestellt. Auf Zureden seiner Freunde gab er eine Sammlung seiner «Gedichte» (Köth. 1805) heraus und begleitete sie mit einer Selbstbiographie. H. beschrieb noch seine «Reisen durch Sachsen, Böhmen, Österreich und Ungarn» (Köth. 1808), lebte längere Zeit in Wien und starb zu Bernau bei Berlin 9. Jan. 1826.

Digitized by Google

Hiller (Joh., Freiherr von), österr. Feldzeugmeister, geb. zu Brody 10. Juni 1748, einem alten, bis zum 14. Jahrh. in Graubünden ansässigen Reichsrittergeschlecht entstammend, trat 1763 als Kadett in die österr. Infanterie und machte den Bayrischen Erbfolgekrieg, die Türkenkriege 1788—91, wo er für die Einnahme von Berbir zum Obersten befördert wurde, die Feldzüge gegen Frankreich 1792—97 und 1799—1801 in den Niederlanden, Italien und Deutschland mit. Er kämpfte als Generalmajor 1798 am Lech und 1799 in der Schweiz, wurde 1805 Feldmarschallleutenant und führte dann eine Division in Tirol unter Erzherzog Johann. Im Kriege von 1809 erhielt er das 6. Armeekorps unter dem Erzherzog Karl, wurde zwar bei Abensberg geschlagen, siegte aber auf dem Rückzuge bei Neumarkt, und kämpfte besonders in der Schlacht bei Aspern ruhmvoll. Auch bei Wagram war er mit seinem Flügel siegreich, mußte sich jedoch nach der Niederlage des andern ebenfalls zurückziehen. Er empfing als Anerkennung das Feldzeugmeisterpatent und ein Landgut. H. befehligte 1813 das Heer von Innerösterreich, später die Armee von Italien genannt, welche Illyrien erobern und weiter nach Italien vordringen sollte. Indessen wurde er im Dezember zur großen Armee gerufen. Nach dem ersten Pariser Frieden ward er Höchstkommandierender in Galizien und starb zu Lemberg 5. Juni 1819.

Hiller (Joh. Adam), deutscher Musiker, geb. 28. Dez. 1728 zu Wendischossig bei Görlitz, legte auf dem Gymnasium zu Görlitz und auf der Kreuzschule zu Dresden unter Homilius den Grund zu seiner musikalischen Bildung, bezog 1751 die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studieren, und wurde 1754 Hofmeister des jungen Grafen Brühl, mit dem er 1758 wiederum die Universität Leipzig besuchte. Damals setzte er Gellerts geistliche Lieder in Musik. Seine Hofmeisterstelle legte er 1760 nieder und gab nun den «Musikalischen Zeitvertreib» heraus, das erste periodische Werk dieser Art in Deutschland. Er errichtete 1771 eine Singschule für Frauen, in welcher viele treffliche Sängerinnen, unter andern die berühmte Mara gebildet wurden. Durch seine Operetten, die er auf Veranlassung des Theaterunternehmers Koch von 1752 an schrieb und von denen namentlich «Die Jagd» großen Beifall fand, führte er diese Gattung in Deutschland ein. H. wurde Kantor und Musikdirektor an der Thomasschule. Er brachte die fast vergessenen Werke Händels wieder zur Aufführung, sein «Choralbuch» erlangte allgemeine Verbreitung. Nachdem er 1801 in Ruhestand versetzt worden, starb er 16. Juni 1804. An seinem 100jährigen Geburtstage errichteten ihm seine Schülerinnen, die drei Schwestern Podlesky, ein Denkmal in der Promenade vor der alten Thomasschule zu Leipzig.

Hiller (Philipp Friedrich), der beste Kirchenliederdichter Süddeutschlands, geb. 6. Jan. 1699 zu Mühlhausen an der Enz in Württemberg, studierte Theologie in Tübingen, wurde 1724 Pfarrgehilfe zu Brettach, 1729 Hauslehrer in Nürnberg, 1732 Pfarrer in Neckargröningen, 1736 in Mühlhausen, 1748 in Steinheim bei Heidenheim. Im J. 1751 verlor er die Stimme und war seitdem litterarisch thätig. Schon vorher hatte er Joh. Arndts «Paradiesgärtlein» in Liedern herausgegeben (4 Bde., Nürnb. 1729—31; 4. Aufl., Tüb. 1785); jetzt erschienen «Das Leben Jesu Christi in gebundener Schreibart» (2 Bde., Tüb. 1752), «Geistliches Liederkästlein zum Lobe Gottes» (2 Bde., Stuttg. 1762 u. 1767). H. starb 24. April 1769 in Steinheim. Eine vollständige «Sammlung aller Lieder H.s» (1079 Lieder) in einem Bande gab Ehmann heraus (Reutling. 1844; neue Ausg. 1851). Eins der bekanntesten ist «Weicht ihr Berge, fallt ihr Hügel».

Hiller von Gärtringen (Joh. Aug. Friedr., Freiherr), preuß. General, geb. in Magdeburg 11. Nov. 1772, machte in preuß. Diensten die Feldzüge in Holland und am Rhein mit und wurde 1806 gefangen. Im J. 1812 nahm er als Major am Kriege in Rußland teil, wurde 1813 Kommandant von Spandau, bei der neuen Armeeformation zum Adjutanten Yorks und sodann zum Brigadier ernannt. Er führte die Vorhut des Yorkschen Armeekorps, mit der er in der Schlacht bei Leipzig den ersten Angriff auf Möckern machte und dadurch den Sieg in dem blutigen Treffen bei Möckern vorbereitete. Hier ward er auch verwundet. Er befehligte 1814 als Oberst die Infanterie der Vorhut unter dem Prinzen Wilhelm von Preußen und 1815 die 10. Brigade, mit der er bei Waterloo durch die Erstürmung von Planchenoit zur Entscheidung des Sieges beitrug. Hierauf wurde er Generalmajor und Kommandant von Stettin, 1817 als Divisionskommandeur nach Posen und 1826 nach Breslau versetzt und dort zum Generallieutenant befördert. Er trat 1836 als General der Infanterie in den Ruhestand und starb zu Berlin 18. Jan. 1856.

Sein Sohn, Wilhelm, Freiherr H. von Gärtringen, preuß. Generallieutenant, wurde 28. Aug. 1809 zu Pasewalk in Pommern geboren, trat 1826 als Freiwilliger in das 1. Garderegiment zu Fuß, besuchte 1834—37 die Allgemeine Kriegsschule und machte 1842—44 die russ. Kämpfe im Kaukasus als Freiwilliger (beurlaubt) mit. Nach seiner Rückkehr wurde er rasch befördert und Flügeladjutant des Königs, 1856 Oberst und Kommandeur des 1. Garderegiments zu Fuß, 1859 Brigadekommandeur und Kommandant von Potsdam. Im Jan. 1866 erhielt er den Befehl über die 1. Garde-Infanteriedivision, an deren Spitze er im Juni desselben Jahres in Böhmen einzog. Dort schlug H. das siegreiche Gefecht bei Burkersdorf, nahm Königinhof und trug 3. Juli 1866 zum glücklichen Ausgange der Schlacht bei Königgrätz wesentlich bei, indem er gegen den Schlüssel der österr. Stellung, das Dorf Chlum, vordrang und dasselbe, fast ohne auf Widerstand zu stoßen, besetzte, demnächst aber gegen die heftigen Angriffe der zahlreichen feindlichen Reserven erfolgreich verteidigte und Rosberitz in Besitz nahm. Hier fiel H. von einer Granate getroffen.

Hillern (Wilhelmine von), deutsche Romanschriftstellerin, eine Tochter von Charlotte Birch-Pfeiffer, geboren 11. März 1836, betrat zuerst die Bühne in Coburg, zog sich aber nach ihrer Verheiratung mit dem Oberstaatsanwalt Hermann von H. in Freiburg i. Br. (gest. 8. Dez. 1882 als Landesgerichtspräsident daselbst) 1857 von der Bühne zurück. Sie schrieb die Romane: «Doppelleben» (2 Bde., Berl. 1865; 2. Aufl. 1880), «Ein Arzt der Seele» (4 Bde., Berl. 1869; 3. Aufl. 1876), «Aus eigener Kraft» (3 Bde., Lpz. 1872), «Die Geier-Wally» (2 Bde., Berl. 1875; 4. Aufl. 1881; von ihr auch dramatisiert, 1881), «Und sie kommt doch!» (1. bis 3. Aufl., 3 Bde., Berl. 1879) und das Lustspiel «Die Augen der Liebe» (Lpz. 1878).

Digitized by Google

Hermine von Hillern, Tochter der vorigen, ist Verfasserin der Gedichte «Jugendträume» (Stuttg. 1881) und «Der Skalde» (Berl. 1882).

Hilleröd, Hauptort des dän. Amts Frederiksborg (s. d.).

Hilmend, der große Hauptfluß des westl. Afghanistan, entspringt im Paghmangebirge in etwa 3070 m Höhe bei Fazindaz, nahe bei der Stelle, wo der Kuhi-Baba sich an den Hindukusch anschließt. In tiefen Schluchten strömt er nach SW. durch das Gebiet der Hazâreh. Unterhalb Girischk nimmt er links den aus zahlreichen Gebirgswässern der Hazârehstämme zusammenströmenden 550 km langen Argandâb auf, der aber an seiner Ausmündung durch den Damm Band-i-Timur gehindert ist. Nachdem dem Strom seine größern Nebenflüsse zugegangen sind, hat er 180 bis 280 m Breite. Im Februar, wo er den niedrigsten Wasserstand hat, ist er nur 73 m breit und läßt sich durchwaten, im Sommer dagegen nirgends. Etwa in 30° 30′ nördl. Br. wendet er sich nach W. und dann nach N. und verliert sich endlich in den Feldern an der Südostseite des Hamunsees in 500 m Höhe. Seine Länge beträgt etwa 1030 km. Er ist der Haëtumant der «Vendidad Saté» und der Etymander oder Erymanthus der griech. und röm. Geographen.

Hilpoltstein, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, 10 km im SO. von Roth, zählt (1880) 1574 meist kath. E., ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts und hat Bau von Getreide und Hopfen und Sandsteinbrüche.

Hils oder Neocom wird die unterste marine Schichtengruppe der Kreideformation genannt. Im nordwestl. Deutschland besteht dieselbe aus Kalksteinen und darüber aus Thonen (Hilsthon), welche z. B. im Teutoburgerwald durch Sandsteine (Hilssandstein) ersetzt werden; in England und dem nördl. Frankreich aus Grünsanden. Während sich der H. durch seine marine Fauna als Ablagerungsprodukt des Meeres kennzeichnet, ist der Wealden eine mit dem H. gleichzeitig vor sich gegangene Land- und Süßwasserbildung. In den Alpen endlich wird der H. durch Schrattenkalke vertreten.

Hilscher (Jos. Emanuel), Dichter, geb. 22. Jan. 1806 zu Leitmeritz in Böhmen, trat 1822 als Gemeiner in die österr. Armee, besuchte dann den Präparandenkursus und wurde Lehrer im Regimentserziehungshause zu Kosmanos. Er kam 1832 als Fourier zum Generalquartiermeisterstab nach Italien und starb 2. Nov. 1837 in Mailand. Seine «Dichtungen», unter welchen die Dramen: «Kaiser Albrechts Hund» und «Friedrich der Schöne», gab Franke (Pest 1840; 2. Aufl. 1863) heraus. Ein Denkmal wurde ihm 1863 in Leitmeritz errichtet.

Hilsenheim, Dorf in Elsaß-Lothringen, Bezirk Unterelsaß, Kreis Schlettstadt, Kanton Markolsheim, in der Ebene zwischen Ill und Rhein, 10 km im NO. von Schlettstadt, zählt (1880) 2079 fast ausschließlich kath. E., hat eine Mädchen-Waisenanstalt Providence, Weberei und Tabaksbau. Zu H. gehört das 1 km östlich vom Ort gelegene Knabenwaisenhaus Willerhof, eine Stiftung der straßburger Familie Mertian.

Hiltensperger (Joh. Georg), Maler, geb. 1806 zu Haldenwang im Allgäu, erhielt den ersten Zeichenunterricht in Kempten, trat 1820 in der Akademie zu München als Schüler P. von Langers ein und arbeitete, nachdem er noch Cornelius' Schüler in Düsseldorf gewesen, an den Malereien in der Glyptothek und in der Loggia der Pinakothek nach dessen Skizzen. Behufs der auszuführenden Dekoration am Königsbau schickte ihn König Ludwig I. nach Pompeji. Nach seiner ital. Reise vollendete er den Cyklus aus der Odyssee in acht Sälen des genannten Palastes. Hierauf wurde ihm der Auftrag, zur Verzierung der Loggia am Museum in Petersburg Entwürfe aus der Geschichte der griech. Malerei zu vollenden, welche er in 84 Aquarellen zu Stande brachte und wonach dann die Gemälde auf Bronzeplatten von ihm selbst sowie von andern münchener Meistern ausgeführt wurden. König Max II. ernannte H. 1850 zum Professor. Nebst mehrern Bildern histor. Inhalts im münchener Maximilianeum sind von H. noch der Cyklus von 14 Darstellungen aus der Passion Christi (in einer kath. Kirche in Rotterdam), die Giebelbilder des königl. Hoftheaters und die Gruppen der Rossebändiger in der Loggia der münchener Post zu nennen.

Hiltl (Johann Georg), Schauspieler und Schriftsteller, geb. 16. Juli 1826 zu Berlin, kam 1845 an das Hoftheater zu Hannover. Von 1845 bis zu seinem Tod (15. Nov. 1878 zu Berlin) gehörte er dem berliner Hoftheater als Schauspieler an, in den J. 1854—61 auch als Regisseur. Zuerst gab H. jugendliche, später namentlich ältere komische Rollen. Bekannter ist er als Verfasser histor. Romane, wie «Gefahrvolle Wege» (Berl. 1865), «Unter der roten Eminenz» (Berl. 1869), «Der Derflinger und sein Dragoner» (Lpz. 1871), «Der Münzturm» (Berl. 1872), «Das Roggenhus-Komplott» (Berl. 1873), «Die Damen von Rang» (Berl. 1874) u. v. a. Auch schrieb H. die populären Geschichtswerke: «Der Böhmische Krieg» (4. Aufl., Berl. 1873) und «Der Französische Krieg von 1870/71» (2. Aufl., Berl. 1875), und gab einen Katalog der Waffensammlung des Prinzen Karl von Preußen (Berl. 1877) heraus, der er seit 1873 als Direktor vorstand.

Hilton (William), engl. Historienmaler, geb. 3. Juni 1786 zu Lincoln, war Schüler der londoner Akademie, zu deren Vorstand er seit 1829 gehörte. Er starb 30. Dez. 1839 zu London. Seine Hauptwerke sind: der Kindermord zu Bethlehem, der Leichnam König Haralds von Mönchen gefunden, Jakob und seine Söhne, Una und Satire, der Raub der Proserpina.

Himâlaja (d. h. im Sanskrit Winter- oder Schneewohnung; bei den Griechen und Römern Imaus und Hemodus), das höchste Gebirge der Erde, trennt die vorderind. sowie den westlichen Teil der hinterind. Halbinsel von dem tibetan. Hochlande und erstreckt sich von der Durchbruchsstelle des Indus unter 73° 23′ südsüdöstlich bis zu der des Brahmaputra unter 95° 23′ östl. L. von Greenwich in einer Länge von 22 Graden oder 2375 km bei einer Breite von 220—300 km. Sein westl. Anfang, unter dem 36.° nördl. Br., ist mit den Anfängen des fast parallel mit ihm, hier in geringer Entfernung von ihm verlaufenden Karakorum, dem Tibet nördlich begrenzenden Kuen-lün (s. d.) und dem Hindukuh (s. d.) so innig zu einem Gebirgsknoten, dem massenhaftesten der Erde, verschmolzen, daß alle vier genannten Gebirgszüge als Glieder eines einzigen Erhebungssystems erscheinen, von denen der H. das südlichste und höchste ist. Auch die geolog. und hydrogr. Verhältnisse sprechen hierfür. Das östl. Ende des H. geht, ungefähr unter der 28. Parallele, im Norden der brit. Provinz

Digitized by Google

Assam und vom Reiche Birma in das schon zu China gehörende Alpengebirge Yung-ling über. Der Durchbruch und die Krümmung des Brahmaputra von Norden nach Südwesten trennt beide Gebirgsmassen. Denkt man sich eine Linie von den zwischen den Quellen des Satledsch und denen des Brahmaputra gelegenen Seen von Mansaraur in Tibet gegen Süden gezogen, so teilt dieselbe den H. in eine westliche und in eine östliche Hälfte. Diese Linie bildet zugleich die ethnogr. Grenze zwischen der arischen Bevölkerung im Stromgebiete des Indus und der turanischen von Tibet. Der H. hat eine mittlere Kammhöhe von 6941 m, über welche sich eine große Anzahl von Gipfeln sehr beträchtlich erhebt. Verschiedene derselben, höher als alle Gipfel der Anden, bilden die höchsten Erhebungspunkte der Erde über das Meeresniveau. Gegen 225 dieser Bergspitzen sind gemessen. Von diesen erheben sich 18 über 7600, 40 über 7000, 120 über 6100 m. Die hervorragendsten von allen sind der Gaurisankar oder Mount-Everest mit 8840 m, der Kantschinjinga mit 8581 m und der Dhawalagiri mit 8177 m Höhe. Sie liegen sämtlich in der östl. Hälfte des H. Die mittlere Höhe der Schneegrenze des H. beträgt an seinem südl. Abhange ungefähr 4940, an seinem nördlichen dagegen 5300 m. Von den riesigen Gletschern reichen einige bis 3400, ja selbst bis 3100 m herab. Die mittlere Höhe der über den H. führenden Pässe oder Ghâts, von denen 21 bekannt sind, ist 5500, die des höchsten von ihnen, des Ibi-Gaminpaß zwischen Tibet und Garhwal 6240, die des niedrigsten, des Bara-Latscha, 4900 m. Der H. besteht nicht aus einer einzigen, durchaus ununterbrochenen und völlig zusammenhängenden Kette, sondern aus einem System längerer und kürzerer, teils parallel laufender, teils sich kreuzender, weitere und engere Thäler einschließender Gebirgszüge. Eigentliche Plateaus kommen im H. nicht vor. Im allgemeinen ist die Südseite desselben mannigfacher gegliedert als dessen Nordseite, namentlich zeigt sie eine reichere Entwickelung von Fortsätzen und Nebenarmen, zwischen denen die von der indo-brit. Regierung mehr oder weniger abhängigen Staaten Kaschmir, Garhwal, Kamaon, Nepal, Sikkim und Bhutan gelegen sind. An der Südseite des H. entspringen die Nebenflüsse des Indus (s. d.), Dschelam, Schenab und Rawi, der Ganges (s. d.) mit seinen linken Nebenflüssen, sowie auch die Dschamna.

Der H. ist vor allen andern Gebirgen der Erde reich an der großartigsten Naturschönheit, in welcher jedoch das Wildromantische vorherrscht. Namentlich ist dieses an den Stellen der Fall, wo die genannten, großenteils schon in ihrem obern Gebiete sehr wasserreichen Flüsse bei ihrem schnellen Hinabeilen in die ind. Ebene sich gewaltsam ihren Weg durch enge Thäler und Felsspalten gebahnt haben. Einen malerischern und tiefern Eindruck als der Anblick des H. von seiner Nordseite, von der tibetan. Hochebene aus, macht der von dem ind. Flachlande aus, unweit seiner letzten Abstufung gegen Süden. Hinsichtlich der geolog. Bildung des H. machen sich an seinem Fuße hauptsächlich Sandsteinformationen und Trümmergesteine bemerkbar. Weiter oben, bis etwa zu 3000—3500 m Höhe herrschen, häufig von mächtigen Granitgängen durchbrochen, Gneis, Glimmer-, Chlorit- und Talkschiefer vor. Die höhern und höchsten Gipfel bestehen hauptsächlich aus Gneis und Granit. Vulkanische Gebirgsarten kommen im H. nicht vor, wie daselbst auch überhaupt alle Zeichen von Vulkanizität fehlen, man müßte denn verschiedene heiße Quellen, deren Zahl etwa 30 beträgt und von denen die zu Badrinath (s. d.) die bekannteste ist, hierzu rechnen. Die Vegetationsverhältnisse des H. sind außerordentlich mannigfaltig. An dem südl. Fuße der östl. Hälfte dehnt sich ein Tarai genanntes, 15—50 km breites, mit undurchdringlichem Dschangelgebüsch und riesigen Grasarten bewachsenes, ungesundes und unbewohnbares Morastland aus. Hierauf folgt bis etwa zu 1000 m Höhe eine überaus reiche, tropische, spezifisch ind. Vegetation, an welche bis zu 2500 m Höhe sich Wälder von Eichen, Kastanien, Laurineen u. s. w. anschließen. Zwischen 2500 und 3500 m ist die Flora der des südlichern und mittlern Europa analog; hier herrschen Coniferen und unter diesen Pinus Deodwara, P. excelsa, P. longifolia, Abies Webbiana, Picea Morinda u. s. w. vor. Die Baumgrenze reicht auf der nördl. Seite des H., infolge der höhern Schneegrenze daselbst, höher hinauf als auf der südlichen und wird an letzterer durch eine Eichenart, Quercus semicurpifolia, an ersterer durch die Birke, Betula alba, bezeichnet. Die hierauf folgende Region der Sträucher erstreckt sich bis zur Schneegrenze und schließt im Norden mit einer Genista-Art, im Süden mit einigen Rhododendron-, Salix- und Ribes-Arten ab. Der Getreidebau reicht an der tibetan. Seite bis 4600, an der indischen nur bis 3700, der Graswuchs an dieser bis 4600, an jener bis 5290 m Höhe. Auch die Fauna des H. ist in hohem Grade interessant und äußerst reichhaltig. An der Südseite, bis zur Höhe von 1200 m ist sie die spezifisch indische und wird durch Tiger, Elefanten, Affen, Papageien, Fasane und schöne Hühnerarten vertreten. In dem mittlern Teile des Gebirges kommen Bären, Moschustiere und verschiedene Antilopenarten, im nördl., an Tibet grenzenden Teile dagegen wilde Pferde, wilde Ochsen (Yack), wilde Schafe und Steinböcke, sowie mehrere andere der Fauna von Mittelasien und mehr speziell der von Tibet angehörende Säugetiere vor. Der H. bildet nicht nur die polit. Grenze zwischen den engl.-ind. Besitzungen und Tibet, sondern auch im ganzen und großen eine ethnographische, indem durch ihn die südlich von ihm lebenden arischen Inder von den der mongol. Rasse angehörenden Tibetanern getrennt werden. Beide Volkselemente haben sich jedoch, jedes von seiner Seite, nach den Thälern im Innern des H. verbreitet und daselbst vielfältig vermischt. Die Bevölkerung findet sich am dichtesten in den überaus fruchtbaren Thälern zwischen 1500 und 2500 m Höhe. In der Höhe von 3000 m fängt sie schon an sparsam zu werden. Vgl. H. A. und R. von Schlagintweit, «Results of a scientific mission to India and High-Asia» (mit Atlas, 4 Bde., Lpz. 1861—66); Schlagintweit-Sakünlünski, «Reisen in Indien und Hochasien» (4 Bde., Jena 1869—80); K. E. von Ujfalvy, «Aus dem westlichen H.» (Lpz. 1884).

Himalaja-Völker. Das Himalajagebirge wird auf der südlichen, Indien zugekehrten Seite in der obersten Region (von etwa 3000 m an) von den im Norden desselben ansässigen Tibetern bewohnt; die zum Ackerbau tauglichen Ebenen, im Süden des Himalaja, welche dem Gangesthal angehören, haben die im engern Sinne genannten Hindu inne.

Digitized by Google

Zwischen diesen beiden Völkern auf den Bergen bis 3000 m aufwärts und in den dazugehörigen Dschungeln (sumpfigen Niederungen und Wäldern) sitzen verschiedene Stämme, die man unter dem Ausdruck Himalaja-Völker zusammenfaßt und die, wie ihre in unzählige Dialekte gespaltenen Sprachen darthun, zunächst mit den Tibetern zusammenhängen. Diese Volker sind hauptsächlich Viehzüchter und Jäger und sind sowohl dem unter ihren Verwandten, den Tibetern, herrschenden Buddhismus als auch dem unter den Hindu herrschenden Brahmanismus fern geblieben. Die wichtigsten der H. (von Osten gegen Westen) sind: die Leptscha im westl. Bhutan, in Sikkim und im östl. Nepal, die Kiranti und die Limbu in Sikkim und Nepal, die Murmi und die Newar in Nepal, in dem Gebirge zwischen den Flüssen Kausiki und Gandaki, die Kohli, die Garhwali, die Gakar u. a. von der Gandaki bis gegen Gilgit, die Kitschak oder Kirat in den Dschungeln von Sikkim und Nepal, die Hayn oder Vayn, die Tschepang, die Kusunda in den Wäldern von Nepal. Vgl. Hodgson, «Essays on the languages, literature and religion of Nepal and Tibet» (Lond. 1874); derselbe, «Miscellaneous essays relating to Indian subjects» (2 Bde., Lond. 1880).

Himation, das von den alten Griechen (Männern und Frauen) über dem Chiton getragene, mindestens bis an die Knie reichende Obergewand. Dasselbe bestand aus einem oblongen Stück Zeug und wurde zweimal über die linke Schulter geworfen und einmal (wenn es die Gestalt ganz einhüllen sollte) über die rechte Schulter oder unter den rechten Arm (diesen freilassend) gezogen.

Himbeerstrauch, Rubus idæus, ein in Europa und im mittlern und nördl. Asien verbreiteter, in den Gärten in zahlreichen Kulturformen bekannter Obststrauch, dessen Wurzeln zwar ausdauern, dessen Stengel aber nur zweijährig sind, im zweiten Jahre blühen, Früchte tragen und absterben. Die Blüten der Himbeere haben dasselbe Ansehen wie die Erdbeere, aber die Früchte beider entwickeln sich verschieden, indem der Fruchtknoten bei jener zur fleischigen Steinbeere, bei dieser zum trockenen Nüßchen werden, die auf dem fleischig gewordenen Fruchtboden stehen. In der ursprünglichen Form findet sich der H. am häufigsten am Rande oder in den Lichtungen der Gehölze, besonders an etwas feuchten Stellen mit nahrhaftem Boden. Unter den Kulturformen befinden sich auch solche, bei denen die erst im Frühjahr gebildeten Triebe schon in demselben Jahre, im Herbst, blühen und reife Frucht bringen, ohne dadurch die Fähigkeit zu verlieren, auch im folgenden Frühjahr fruchtbar zu sein. Man teilt danach die Himbeeren in zwei Gruppen, in gewöhnliche und zweimal tragende oder remontierende, und unterscheidet unter ihnen wieder klein- und großfrüchtige. Im übrigen unterscheiden sie sich durch die Farbe der Beeren und durch deren Form, doch fallen die Merkmale der Sorten weniger scharf in das Auge, als bei der Erdbeere, was als Beweis dafür gelten kann, daß unsere Gartenhimbeeren einer einzigen Art ihren Ursprung verdanken. Die Kultur des H. ist sehr einfach. Er liebt nördliche und etwas schattige Lagen und leichten, sandigen oder lehmig-sandigen, dabei frischen und recht humusreichen Boden. Da er jedoch das Erdreich binnen wenigen Jahren erschöpft, so muß man die Stöcke alle drei oder vier Jahre in frischen Boden pflanzen oder der Verarmung des Erdreichs wenigstens durch jährlich wiederholte Düngung mit zersetztem Stallmist vorbeugen. Man pflanzt den H. am bequemsten im Herbst durch Auslaufer der Stöcken fort, die man nicht hat zur Blüte kommen lassen. Die Pflanzen setzt man 80 cm weit voneinander. Im übrigen hat man nur die fruchtbar gewesenen Stengel im Frühjahr über dem Boden wegzuschneiden, die im Laufe des Jahres fruchtbar werdenden aufzubinden und die aus dem Stock kommenden jungen Triebe bis auf die zwei oder drei kräftigsten wegzuschneiden. Die sehr angenehm duftenden und erfrischenden Früchte werden nicht nur frisch verspeist, sondern auch zur Bereitung von Himbeersirup, Himbeeressig und Limonade benutzt. Sie werden häufig von der Larve des Himbeerkäfers, Byturus tomentosus, bewohnt.

Himēra, alte Stadt auf der Nordküste Siciliens, östlich von Panormos (Palermo), wurde von den Griechen (Chalkidiern) aus Zankle 649 v. Chr. gegründet, später durch dorische Zuwanderer verstärkt. Von den benachbarten Karthagern bedrängt, stellte sich H. um 560 v. Chr. unter den Schutz des Tyrannen Phalaris von Akragas; vollständige Unterwerfung vermieden sie auf Rat ihres Landsmannes, des Dichters Stesichoros. Später (um 500) war Terillos Fürst von H. Dieser wurde von dem Tyrannen von Akragas Theron 482 vertrieben, mit dem verbündet dann Gelon von Syrakus um 480 den großen Sieg bei H. über den Karthager Hamilkar erfocht. H. blieb nun von Theron abhängig und wurde nach seinem Sohne Thrasydäos regiert. Als nach Therons Tode Thrasydäos Alleinherr über Akragas und sein Gebiet geworden war und mit den Syrakusiern sich überwarf, wurde H. von ihm durch Therons I. Sieg über denselben (472 v. Chr.) befreit, aber 409 ward es durch den Karthager Hannibal, Hamilkars Enkel, gänzlich zerstört. In der Nähe gründeten die Karthager 407 eine neue Stadt, Thermä, das jetzige Termini. Vgl. Holm, «Geschichte Siciliens» (2 Bde., Lpz. 1869—74).

Himerius, griech. Sophist im 4. Jahrh. n. Chr., in Prusias in Bithynien geboren, erteilte in Athen, wo er seine erste Bildung erhalten hatte, mit großem Beifall Unterricht in der Redekunst. Vom Kaiser Julian, bei dem er in hoher Achtung stand, wurde er 362 n. Chr. nach Antiochia berufen. Nach dessen Tode zog er sich für längere Zeit zurück, kehrte aber 368 nach Athen zurück, wo er um 385 in hohem Alter starb. Von seinen vielen Prunk- und Gelegenheitsreden, die ganz den Schwulst und die Affektation seiner Zeit an sich tragen, sind 34 vollständig erhalten, herausgegeben von Wernsdorf (Gött. 1790) und zusammen mit den von andern besorgten Werken des Philostratus und andern Autoren von Dübner (Par. 1849).

Himeros (grch.), in der griech. Mythologie die Personifikation der Sehnsucht.

Himjariten (bei Ptolemäus: Homeriten) ist der Name eines arab. Volks, welches seinen Ursprung von Himjar, einem der Söhne von Saba, herleitete, in Südarabien (Jemen) angesessen war und, im Gegensatz zu den beduinischen Arabern, feste Wohnsitze hatte. Die ersten Andeutungen über die H. gibt das Alte Testament, welches eine Königin von dem ohne Zweifel in Jemen zu suchenden Saba (eigentlich Sheba, 1 Kön. 10) erwähnt, die zur Zeit Salomos gelebt haben soll. Saba (daher der Name Sabäer) mag schon in

Digitized by Google

früher Zeit das Centrum einer eigentümlichen Kultur geweſen ſein, in welchem etwa im 7. Jahrh. v. Chr. ein König Himjar, Sohn des ʿAbd Shams zur Herrſchaft gelangte, welche ſeine Familie mehrere Jahrhunderte hindurch mit den Kahlaniten teilte. Ungefähr vom 1. Jahrh. v. Chr. behauptete die himjariſche Dynaſtie der Tobbaʿ die Herrſchaft bis zum J. 525 n. Chr. Die Schrift der Himjaren, aus welcher die äthiopiſche hervorging, bildet mit dieſer den ſüdl. Zweig der Schriftarten, in welche ſich die altſemitiſche Schrift ſchon in ſehr früher Zeit geſpalten hat. Die Araber nennen ſie gewöhnlich al-Musnad (d. i. die altherkömmliche). Dieſelbe geht von rechts nach links und in ſeltenen Fällen auch in umgekehrter Richtung (Buſtrophedon), die Buchſtaben ſtehen durchaus iſoliert. Die Sprache der himjaritiſchen Inſchriften bietet ſowohl rückſichtlich der Formenbildungen wie der lexikaliſchen Beſtandteile die meiſten Analogien mit dem Arabiſchen und Äthiopiſchen, zum Teil auch dem Hebräiſchen. Die Leſung der Inſchriften bietet jetzt im weſentlichen keine Schwierigkeiten mehr, während das eigentliche Verſtändnis der Sprache derſelben noch mancherlei Zweifeln unterworfen iſt. Vgl. E. Roediger, «Verſuch über die himjaritiſchen Schriftmonumente» (Halle 1841); derſelbe, «Exkurs zu der Reiſe Wellſteds» (Halle 1842); Oſiander, «Zur himjariſchen Altertums- und Sprachkunde» («Zeitſchrift der Deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft», Bd. 10, 19 u. 20); Franz Prätorius, «Beiträge der himjariſchen Inſchriften» (Halle 1872 fg.); Halévy, «Études Sabéennes» (Par. 1873); D. H. Müller und Mordtmann, «Himjariſche Studien» und «Sabäiſche Denkmäler» (Wien 1883). Viele der zum Teil ſehr ſchönen, freilich nur noch in Ruinen vorhandenen Baudenkmäler, auf welchen die Inſchriften ſich finden, mögen aus der Zeit der Herrſchaft der Tobbaʿ, der Blütezeit des himjariſchen Reichs, herrühren. In die Regierungszeit von Tobba al-Akran (90—140 n. Chr.) fällt wahrſcheinlich der Dammbruch, welcher den Ruin der fruchtbarſten Gegenden Südarabiens und den Untergang der alten Stadt Marib herbeiführte und zahlreiche Auswanderungen verſchiedener bisher in Südarabien anſäſſig geweſener Stämme von Süden nach Norden zur Folge hatte. Tibbân Asʿad Abû Karib (200—236) ging zum Judentum über, das er in ſeinem Reiche einführte. Der letzte König war Dhû Nuwâs (490—525), gegen welchen die von ihm hart verfolgten Chriſten in Nadſhrân den Negûs von Äthiopien herbeiriefen, welcher mit einem Heer von 70000 Mann in Südarabien einfiel und im J. 525 das himjaritiſche Reich ſtürzte.

Himly (Karl), berühmter Lehrer der praktiſchen Heilkunde und der Ophthalmologie, welche letztere er zuerſt als beſondern Lehrzweig einführte, geb. 30. April 1772 zu Braunſchweig, wo ſein Vater Geh. Sekretär war, beſuchte ſeit 1790 das anatom.-chirurg. Kollegium daſelbſt und bezog 1792 die Univerſität zu Göttingen. Nachdem er kurze Zeit als Volontär in den Lazaretten der preuß. Armee zu Frankfurt a. M. gedient, wurde er 1795 Profeſſor der mediz.-chirurg. Klinik zu Braunſchweig. Von hier folgte er 1801 einem Rufe als ord. Profeſſor der Medizin nach Jena, ging aber ſchon im nächſten Jahre in gleicher Eigenſchaft nach Göttingen, wo er zugleich Direktor des akademiſchen Hoſpitals wurde und lange Zeit mit Beifall und Erfolg wirkte, bis er 22. März 1837 ſeinen Tod in der Leine fand. H. erwarb ſich viele Verdienſte um die Augenheilkunde, insbeſondere durch Einführung der pupillenerweiternden Mittel, ſowie durch die von ihm gegründete und dann mit J. A. Schmidt fortgeſetzte Zeitſchrift «Ophthalmologiſche Bibliothek» (3 Bde., Brem. 1801—7). Nächſtdem ſind von ihm noch zu erwähnen: «Ophthalmolog. Beobachtungen und Unterſuchungen» (Brem. 1801), «Lehrbuch der praktiſchen Heilkunde» (Bd. 1, Gött. 1807; 3. Aufl. 1823), «Einleitung in die Augenheilkunde» (Jena 1806; 3. Aufl., Gött. 1830) und die von ſeinem Sohne herausgegebene Schrift «Die Krankheiten und Mißbildungen des menſchlichen Auges und deren Heilung» (Berl. 1842—43). Mit Hufeland gab er von 1809 bis 1814 das «Journal für praktiſche Heilkunde» heraus.

Himly (Ernſt Aug. Wilh.), Sohn des vorigen, geb. 14. Dez. 1800 zu Braunſchweig, beſuchte die Gymnaſien zu Göttingen und Holzminden und ſtudierte zu Göttingen, wo er 1823 die mediz. Doktorwürde erlangte und durch ſeine «Commentatio de cachexiis et cacochymiis» (Gött. 1823) den von der mediz. Fakultät ausgeſetzten Preis gewann. Nach der Rückkehr von einer größern wiſſenſchaftlichen Reiſe habilitierte er ſich 1825 in Göttingen als Docent der Phyſiologie, der vergleichenden Anatomie und gerichtlichen Medizin und wurde 1832 zum außerord. Profeſſor ernannt. Er ſtarb 16. Febr. 1881 zu Göttingen. Unter ſeinen Schriften ſind beſonders zu erwähnen: «Beiträge zur Anatomie und Phyſiologie» (2 Lfgn., Hannov. 1829—31) und «Einleitung in die Phyſiologie des Menſchen» (Gött. 1835). Auch überſetzte er aus dem Engliſchen: «Wanderungen in den Nordprovinzen von China» von Fortune (Gött. 1853) und «Das Boot und die Karawane, eine Familienreiſe durch Ägypten, Paläſtina und Syrien» (Lpz. 1860).

Himmel, Himmelskugel, Himmelsgewölbe oder Firmament nennt man das ſcheinbare Gewölbe, das ſich in der Geſtalt einer hohlen Halbkugel über der Erde ausbreitet und, wenn keine Wolken vorhanden ſind, bei Tage blau, in der Nacht aber dunkel und mit Sternen bedeckt erſcheint. Im Altertum hielt man den H. ſeiner Erſcheinung gemäß für ein feſtes Gewölbe, an welchem die Sterne angeheftet wären, und nahm ſogar mehrere übereinanderliegende Himmelskugeln oder Sphären an, um die verſchiedenen, voneinander abweichenden Bewegungen der einzelnen Himmelskörper zu erklären. Jenes ſcheinbare Gewölbe iſt aber nichts als der mit dem hypothetiſchen Weltäther erfüllte, aber luftleere und daher gewöhnlich leer genannte Raum (Weltraum), in welchem die Himmelskörper, und mit ihnen auch die Erde ſelbſt, ſchweben. Übrigens erſcheint der H. bei völlig freier Ausſicht genau genommen nicht als ein halbkugelförmiges, ſondern als ein bei weitem flacheres Gewölbe; am Horizont ſcheint er uns entfernter als in der Höhe, was man aus der Menge der Gegenſtände erklärt, die wir zwiſchen uns und den Grenzen des Horizonts erblicken. Die blaue Farbe des Himmelsgewölbes rührt nach der ältern allgemeinen, beſonders von Brandes vertretenen Anſicht von dem Sonnenlicht her, deſſen blaue Strahlen die Luftteilchen der Erdatmoſphäre nach allen Seiten unregelmäßig zurückwerfen oder zerſtreuen; ohne dieſe Lichtzerſtreuung würde der heitere H. auch am Tage, mit Ausnahme der Sonne ſelbſt, ſchwarz erſcheinen müſſen. Daß aber der H. gerade

Digitized by Google

blau und nicht weiß erscheint, obgleich das Sonnenlicht farblos ist, hat seinen Grund darin, daß die reine, dunstfreie Luft nicht alle Arten farbigen Lichts gleich gut zurückwirft, sondern vorzugsweise das blaue Licht, während sie das rote und gelbe vorzugsweise durchläßt. Die wässerigen Dünste werfen dagegen alle Arten von Licht ziemlich gleichmäßig zurück, daher das weißliche, milchige Ansehen des H., wenn die Luft mit vielen Dünsten erfüllt ist; je dunstfreier die Luft ist, um so dunkler erscheint das Blau des H. Auf hohen Bergen ist das Ansehen des H. dunkler, weil dort die dünnere Luft weniger Licht zurückwirft. Nach einer andern neuern Ansicht rührt die Himmelsbläue von der Interferenz des Lichts an den in der Sonne befindlichen kleinen Staub- und Dunstteilchen her, und wäre also keine gewöhnliche Reflexions-, sondern reflektierte Interferenzfarbe. Diese Ansicht, jedoch nur in Bezug auf die als zarte Hüllen in der Luft schwebenden Dunstbläschen, wurde von Clausius (1849) aufgestellt und begründet. Je nach dem Grade der wiederholten Zurückwerfungen des nach den Gesetzen dünner Blättchen an den feinen Wasserdampfbläschen interferierten Lichts kommen die verschiedenen Stärkegrade des Himmelsblau zu Stande. Die Instrumente, welche zum Messen der Abstufungen der Himmelsbläue dienen, heißen Cyanometer (s. d.). Die künstliche Darstellung des H. nennt man Himmelsglobus. (S. Globus.)

Himmel (Friedr. Heinr.), deutscher Komponist, geb. 20. Nov. 1765 zu Treuenbrietzen in der Mark Brandenburg, studierte in Halle Theologie, später aber, durch ein Jahrgeld König Friedrich Wilhelms II. unterstützt, in Dresden unter Naumann Musik. Nachdem er in Berlin 1792 sein Oratorium «Isaak» zur Aufführung gebracht, ernannte ihn der König zum Kammerkomponisten und gab ihm zugleich die Erlaubnis, nach Italien zu gehen, wo er unter andern Opern in Neapel 1795 seine «Semiramide» aufführte. Nach seiner Rückkehr ward er an Reichardts Stelle Kapellmeister. Er starb in Berlin 8. Juni 1814. Das meiste Aufsehen erregte seine Oper «Fanchon», die viel Anmut und Einschmeichelndes hat. Unter seinen übrigen Kompositionen sind noch zu erwähnen: die Gesänge zu Tiedges «Urania», die «Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelms II.», die Komposition des «Vaterunser» nach Mahlmanns poetischer Umschreibung und die Oper «Die Sylphen (1807). Seinen Ruf verdankte er hauptsächlich seinen Liederkompositionen («An Alexis send' ich dich», «Es kann ja nicht immer so bleiben»).

Himmelfahrt. Die christl. Urzeit glaubte, daß der auferstandene Messias zur Rechten Gottes erhöht sei und auf den Wolken des Himmels dereinst wiederkommen werde zur Aufrichtung seines Reichs. Diese Vorstellung, welche an die eigenen, geschichtlich unzweifelhaften Zukunftsverkündigungen Jesu sich anschließt, besagte ursprünglich noch nicht, daß Jesus mit seinem aus dem Grabe auferstandenen Erdenleibe, sondern nur, daß er in verklärter Lichtherrlichkeit zum Himmel erhoben worden sei. Aber die immer sinnlicher ausgebildeten Vorstellungen von seiner Auferstehung forderten zu ihrer Ergänzung notwendig die weitere Annahme, daß Christus nach der wunderbaren Wiederbelebung seines Leibes mit eben diesem Leibe zum Wolkenhimmel emporgefahren sei. Daher wird denn Luk. 24, 51, Apostelgesch. 1, 9, Mark. 16, 19 ein sichtbares Emporsteigen zum Wolkenhimmel und ein Verschwinden desselben in den Wolken erzählt, was nach dem Evangelium des Lukas und der aus diesem geflossenen Markusstelle am Auferstehungstage, nach der Apostelgeschichte 40 Tage später geschehen sein soll. Letztere Annahme ward die kirchlich recipierte, sie ist aber seit Ende des 4. Jahrh. zuerst im Morgenlande, aber sehr bald nachher auch im Abendlande als Fest der Himmelfahrt Christi 40 Tage nach Ostern, also an dem Donnerstage der fünften Woche gefeiert wurde.

In das Glaubensbekenntnis ward das «Auffahren zum Himmel» wohl schon gegen Ende des 2. Jahrh. mit aufgenommen und wurde seitdem von allen christl. Parteien als eine der Hauptund Grundthatsachen der evang. Geschichte festgehalten. Der Rationalismus, welcher die Auferstehung natürlich erklärte, das Sitzen zur Rechten Gottes nur als bildliche Einkleidung einer geistigen Wahrheit nahm, bestritt die H. als nicht genügend in den Evangelienschriften bezeugt. Da aber hier alles untrennbar am andern hängt, so hat man nur die Wahl, entweder alle drei Stücke buchstäblich festzuhalten, dann aber auch die antike Anschauung vom Himmel mit einer über der Erde sich wölbenden Halbkugel, an welcher Sonne, Mond und Sterne als Lichter befestigt sind, wieder aufzunehmen und Gott mit Christus und den Engeln dort im räumlichen Sinne wohnen zu lassen, oder mit der auch die Auferstehung als äußern sinnenfälligen Vorgang zu bestreiten und beides ebenso wie das Sitzen zur Rechten Gottes als sinnlich-anschauliche Darstellung der innern Erfahrung von der fortlebenden Geistesmacht Christi in seiner Gemeinde zu begreifen, welche sich immerhin der christl. Idee auf dem Wege der Vision vermittelt hat.

Außer der H. Christi feiert die römisch-katholische Kirche alljährlich am 15. Aug. das Fest der Himmelfahrt Mariä auf Grund der seit dem 8. Jahrh. ausgebildeten Sage, daß Seele und Körper der Mutter Jesu von dem Sohne und den Engeln in den Himmel aufgenommen worden sei.

Himmelfahrtsinsel, s. Ascension.

Himmelpfort am See, Abtei in Lehnin (s. d.).

Himmelreich, soviel wie Reich Gottes.

Himmelsachse, s. Weltachse.

Himmelsbedeckung oder Bewölkung heißt die Abschätzung, ein wie großer Teil des Himmels mit Wolken bedeckt sein würde, wenn man sich alle am Himmel bestimmt vorhandenen, zerstreuten Wolken (s. d.) zu einer einzigen, zusammenhängenden dichten Wolke zusammengeschoben denkt. Man teilt die H. in 10 Grade, wo 0 den ganz reinen, 2 und 3 den leicht bewölkten, 4 den nahezu ganz klaren und halb bewölkten, 5 den halb klaren und halb bewölkten, 6 den über halb bewölkten, 7 und 8 den stark, 9 den fast ganz und 10 den ganz bewölkten Himmel, oder auch dichten Nebel bezeichnet. Die H. hat, je nach den verschiedenen Gegenden, ihre täglichen und jährlichen Perioden, die besonders regelmäßig unter den Tropen auftreten. In Europa ist die H. im Winter stärker als im Sommer.

Himmelsgebirge, s. Thian-schan.

Himmelsgegenden oder Weltgegenden nennt man die Teilungspunkte des in 4, auch wohl in 8 oder 16 (von den Schiffern sogar in 32) gleiche Teile geteilten Horizonts (s. d.). Gewöhnlich nimmt man nur vier H. an: Osten oder Morgen, Süden oder Mittag, Westen oder Abend, und

Digitized by Google

Norden oder Mitternacht, welche auch Hauptthimmelsgegenden oder Kardinalpunkte heißen. Die in der Mitte zwischen je zweien derselben liegenden Teilungspunkte heißen: Südost, Südwest, Nordwest und Nordost; diese nennt man Nebenhimmelsgegenden. (S. Windrose.) Die H. aufzufinden oder, wie man es ausdrückt, sich zu orientieren, ist leicht. Kehrt man sich auf der nördl. Hemisphäre mittags 12 Uhr der Sonne zu, so hat man gerade vor sich Süden, links Osten, rechts Westen, im Rücken Norden; auf der südl. Hemisphäre ist das Verhältnis vollständig umgekehrt, weil dort die Sonne mittags 12 Uhr im Norden steht. Sieht man auf der nördl. Hemisphäre in einer sternhellen Nacht nach dem Polarstern, so hat man vor sich Norden, links Westen, rechts Osten, im Rücken Süden. Bei trübem Wetter gibt die Magnetnadel die Orientirung, doch ist dazu die Kenntnis der Ablenkung der Magnetnadel von der Südnordrichtung nötig, die gegenwärtig in Mitteldeutschland nahezu 12 Grad nach Westen beträgt. [Himmel.

Himmelsgewölbe (Himmelskugel), s. **Himmelskarten,** soviel wie Sternkarten (s. d.).

Himmelskönigin wird oft die Jungfrau Maria (s. d.) genannt.

Himmelskreise nennt man diejenigen Kreise, welche entstehen, wenn man die scheinbare Himmelskugel durch verschiedene Ebenen schneidet, und welche zur Bestimmung der Örter der Gestirne am Himmel dienen. Durch eine horizontale Ebene wird die Himmelskugel in zwei Hälften, die sichtbare und unsichtbare, geteilt, der Durchschnitt ist ein größter Kreis, der Horizont, die Pole des Horizonts heißen Zenith und Nadir, und alle durch diese gelegten Kreise sind Höhen- oder Vertikalkreise. Legt man einen Höhenkreis durch einen Stern, so kann man die Höhe des Sterns über dem Horizont bestimmen, und ermittelt man außerdem die Lage des Punktes, in welchem der Höhenkreis den Horizont des Beobachtungsortes schneidet, so ist damit der Ort des Sterns am Himmel gegeben. In gleicher Weise kann man durch Äquator und Stundenkreis, durch Ekliptik und Breitenkreis u. s. w. die Örter der Gestirne bestimmen. Es gibt unendlich viele H.; die auf Horizont, Äquator und Ekliptik bezogenen sind die gebräuchlichsten.

Himmelskugel, s. Himmel.

Himmelskunde, s. Astronomie.

Himmelsschlüssel oder Schlüsselblume, s. Primel.

Himmelstau, s. Mannahirse.

Himmelswagen, s. unter Bär (Sternbild).

Himmelsziege, s. unter Becassinen.

Himten, früher Getreidemaß mehrerer norddeutschen Staaten: in Hannover = 31,15 l, in Braunschweig = 31,14 l, in Hessen-Kassel = 20,09 l.

Hinabschlucken, s. Schlingen.

Hino illae lacrimae (lat., «daher jene Thränen», sprichwörtliche Redensart für: das [also] ist der [wahre] Grund), Citat aus Terentius' Andria» (1, 1); der Ausdruck war schon im Altertum sprichwörtlich (vgl. Cicero «Pro Caelio», Kap. 25, und Horaz' «Episteln», 1, 19, 41).

Hinckeldey (Karl Ludw. Friedr. von), bekannt als Polizeipräsident von Berlin, geb. 1. Sept. 1805 auf dem Schlosse Sinnershausen bei Wasungen in Sachsen-Meiningen, trat in preuß. Staatsdienst und wurde Regierungsassessor zu Köln, Regierungsrat in Arnsberg und Liegnitz, Oberregierungsrat in Merseburg, 1848 Polizeipräsident zu Berlin. Als solcher erwarb er sich Verdienste um das Armenwesen und um viele gemeinnützige Anstalten Berlins. H. wurde 1853 Generalpolizeidirektor und 1855 als Geh. Oberregierungsrat Dirigent der Abteilung für Polizei im Ministerium des Innern. Bei der herrschenden Partei war er durch rücksichtsloses Einschreiten gegen die Liberalen beliebt. Als er aber auch einen adeligen Spielklub schließen ließ, kam er mit einem Mitglied desselben, einem Herrn von Rochow-Plessow, in Konflikt und wurde von diesem 10. März 1856 in der Jungfernhaide bei Charlottenburg im Duell erschossen.

Hinckley, Stadt in der engl. Grafschaft Leicester, 20 km im W. von Leicester, an der Eisenbahn Birmingham-Nuneaton-Leicester, zählt (1881) 7673 E. und hat Bonneterien, Brauereien und Mineralquellen.

Hincks (Edward), einer der ältesten und hervorragendsten Entzifferer der assyr. Keilschrift, geb. am 19. Aug. 1792 zu Cork in Irland, studierte von 1807 bis 1811 in Trinity College zu Dublin, wurde 1825 prot. Rektor in Killyleagh (Grafschaft Down), welchen Posten er bis zu seinem am 3. Dez. 1866 erfolgten Tode innehatte. Seit 1833 wandte er sich den hieroglyphischen Studien zu, die er in 12 Abhandlungen in der «Dublin University Review» und den «Memoiren der Irischen Akademie» bis 1854 verfolgte. Die Entdeckung von Ninive trieb ihn zur Entzifferung der assyr. Keilschriften, in der er seit 1846 mit genialem Scharfsinn bahnbrechend wirkte. Er erkannte zuerst den syllabaren Charakter der assyr. Schrift, las die Namen Sanheribs und Nebuchadnezzars wie eine große Menge anderer nichtassyr. Eigennamen, erklärte viele Worte und Phrasen und beschäftigte sich mit histor. und archäol. Fragen, die er namentlich in den «Transactions of the Royal Irish Academy» besprach.

Hind war die Tochter des Utba und Frau des Abû Sufjân, des gefürchteten Gegners des Propheten Mohammed. Abû Sufjân organisierte nach der für Mohammed günstigen Schlacht von Bedr (im 2. Jahre der Hedschra) einen großartigen bewaffneten Widerstand der Mekkaner, welcher nach Verlauf eines Jahres zu der Schlacht am Berge Ohod führte. H. begleitete ihren Gatten bei diesem Kriegszug. Ihr glühender Haß gegen Mohammed und seine Anhänger bewog sie zu den grausamsten Greuelthaten an den in der Schlacht von Ohod verwundeten Kriegern. Nachdem Mohammed im J. 8 der Hedschra (630 n. Chr.) als Eroberer in Mekka eingezogen war, begnadigte er die bereits auf der Liste der zum Tode Verurteilten stehende Frau, als sie ihn um Verzeihung bat. Sie soll im Anfang des Kalifats Omars (634—644) gestorben sein.

Hind (John Russell), berühmter engl. Astronom, geb. 12. Mai 1823 zu Nottingham, erhielt 1840 eine Anstellung als Assistent an der magnetischen Abteilung der königl. Sternwarte in Greenwich. Er verblieb hier bis 1844 und wurde dann, nachdem er sich noch an der von der Regierung nach Kingstown bei Dublin abgefertigten Expedition zur Bestimmung der Länge von Valentia beteiligt, als Observator auf dem Privat-Observatorium Bishops im Regentspark angestellt. Hier begann er eine Reihe von Beobachtungen zur Auffindung neuer planetarischer Körper, die von dem glänzendsten Erfolge gekrönt wurden. Seit

Digitized by Google

Aug. 1847 bis Juli 1854 entdeckte er nacheinander zehn der kleinern Planeten. Ferner bemerkte er 29. Juli einen 2 Stunden früher von De Vico in Rom gefundenen Kometen, 18. Okt. 1846 einen zweiten, der wegen trüber Witterung nicht wieder gesehen wurde, und 6. Febr. 1847 einen dritten, der 30. März bei vollem Tageslicht sichtbar ward. Endlich beobachtete er 16 neue veränderliche Sterne und 3 Nebelflecke, welche frühern Sternforschern entgangen waren. Während derselben Zeit wurden auch über 70 Planeten- und Kometenbahnen von H. berechnet, Resultate, die er meist in den altonaer «Astron. Nachrichten», den «Comptes rendus» des Französischen Instituts und den «Transactions» der königl. Astronomischen Gesellschaft in London veröffentlichte. Daneben verdienen Erwähnung das von H. herausgegebene «Astronomical vocabulary» (Lond. 1852), die «Introduction to astronomy» (3. Aufl., Lond. 1863), ferner «On the expected return of the great comet of 1264 and 1556» (Lond. 1848), ferner «The solar system» (Lond. 1846) und «Descriptive treatise on comets» (Lond. 1859).

Hindeloopen oder Hinlopen, altertümliches Städtchen der niederländ. Provinz Friesland, 18 km westsüdwestlich von Sneek, 22 km südlich von Harlingen an der Zuydersee gelegen, ist besonders bekannt durch die eigentümliche Kleidertracht, welche die dortigen Frauen, wie auch des zwischen H. und Stavoren gelegenen Dorfes Molkwerum, von den übrigen Friesinnen unterscheidet. Der Ort hat drei prot. Kirchen, eine Synagoge und ein hübsches Rathaus und zählt (1883) 1098 E., die Schiffbau und Fischfang treiben.

Hindenburg (Karl Friedr.), Mathematiker, geb. zu Dresden 13. Juli 1741, besuchte das Gymnasium zu Freiberg, studierte in Leipzig und wurde 1768 Erzieher eines Herrn von Schönberg, den er auf die Universitäten von Leipzig und Göttingen begleitete. Nachdem er sich 1771 in Leipzig habilitiert, wurde er 1781 außerord. Professor der Philosophie und 1786 ordentlicher der Physik. Er starb zu Leipzig 17. März 1808. H. hat sich als Erfinder der «kombinatorischen Analysis» bekannt gemacht. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen das mit Bernoulli herausgegebene «Magazin für reine und angewandte Mathematik» (Lpz. 1786—89), das «Archiv der reinen und angewandten Mathematik» (Lpz. 1794—99) und die «Kombinatorisch-analytischen Abhandlungen» (Lpz. 1800).

Hindernismittel oder Annäherungshindernisse heißen diejenigen Terraingegenstände oder besonders hergestellten Anlagen, durch welche dem Angreifer im wirksamen Feuerbereich einer befestigten Stellung Aufenthalt verursacht, beziehungsweise derselbe genötigt wird, bestimmte im kräftigsten Feuer der Verteidigung liegende Wege zu seinem Vorgehen zu benutzen. Man spricht von natürlichen und von künstlichen H. und zählt zu den erstern alles, was ohne weitere Nachhilfe die Gangbarkeit des Geländes beeinträchtigt, wie Vertiefungen, steile Abhänge, Weichlandstrecken, Gewässer, Mauern, Zäune u. s. w., wenn nur die entsprechende Lage zur Aufstellung des Verteidigers vorhanden ist. Durch künstliche Umgestaltung können natürliche H. zu ihrem Zweck noch geeigneter gemacht werden. Eigentlich künstliche H. gehören zu den Mitteln der Befestigungskunst; die vollkommensten unter denselben kommen bei der Anlage von Festungen vor (s. unter Festungsbau). Von künstlichen H. bei Feldbefestigungen verlangt man, daß sie vom wirksamen Gewehrfeuer des Verteidigers beherrscht werden, dem Angreifer keine Deckung gewähren, das eigene Vorgehen vermindern, ihrer Lage nicht ganz ausschließen und nicht durch die Wirkung der feindlichen Geschütze schon auf große Ferne zerstört werden können, sowie endlich auch nicht leicht wegzuräumen oder gangbar zu machen sind.

Die künstlichen H. im Feldkriege zerfallen nach der Art ihrer Herstellung in folgende Gruppen: 1) H. in Erde, wie Graben, Vorgraben, Wolfsgruben; 2) H. in Holz, wie Palissaden, Sturmpfähle, Verpfählung, Verhau, Spanische Reiter; 3) H. in Eisen, wie Drahthindernisse, Fußangeln; 4) H. durch Wasser, wie Versumpfung, Anstauung, Überschwemmung; 5) H. durch Pulver, wie Fladder- und Steinminen. H. in Erde sind mit den gewöhnlichen Mitteln herzustellen. Der Graben (s. Feldbefestigung) wie der Vorgraben haben keine Bedeutung als Orte, wo hölzerne und andere H. vor Einsicht und dem Geschützfeuer aus der Ferne entzogen, angebracht werden können. Der Vorgraben hat die Form eines Spitzgrabens, dessen hintere Böschung meist die flachere ist. Wolfsgruben sind spitz zulaufende Löcher von etwa 60 cm Tiefe, welche in mehrern Reihen schachbrettförmig hintereinander liegen (s. beistehende Fig. 1, welche runde Wolfsgruben vorstellt). Palissaden (s. d.) oder H. sowie Sturmpfähle sind starke, 2,5 bis 3 m lange, zugespitzte Pfähle von Rund- oder von Schnittholz, von denen erstere auf der Sohle des Grabens

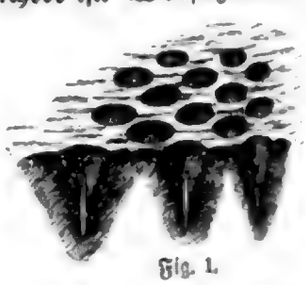


Fig. 1.

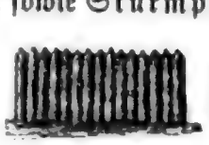


Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

aufrecht stehend, letztere (in der Regel etwas hinter) in den Grabenböschungen, wagerecht oder geneigt

Fig. 6.

eingegraben werden. Fig. 2 stellt eine Wand von Hindernispalissaden dar; in Fig. 3 ist

Digitized by Google

Anbringung von Paliſſaden, in Fig. 4, 5 diejenige von Sturmpfählen im Graben ſkizziert. Verpfählung beſteht aus ſchwachen Pfählen (ſog. Cäſarpfählchen), welche den Boden etwa ½ m überragen, oben zugeſpitzt ſind und einander ſo nahe ſtehen, daß man den Fuß nicht dazwiſchen ſetzen kann. Verpfählung muß eine gewiſſe, nicht durch Überſpringen zu paſſierende Breite haben. Verhau (ſ. d.), welches in verſchiedenen Arten vorkommt, beſteht aus gefällten Bäumen oder nur aus Äſten, welche übereinander geſchichtet ſind, Aſtverhau kann auch ſtehend angebracht ſein; Fig. 6 zeigt aus Bäumen hergeſtelltes Verhau. Spaniſche Reiter (ſ. d.) kommen hauptſächlich noch als Schluß von Eingängen in Feldſchanzen vor und ſind in Fig. 7, 8 dargeſtellt. Über Drahthinderniſſe ſ. den Spezialartikel. Fig. 9 ſtellt einen Drahtzaun, Fig. 10 eine Drahtverflechtung vor. Bezüglich der Fußangeln ſ. den Spezialartikel.

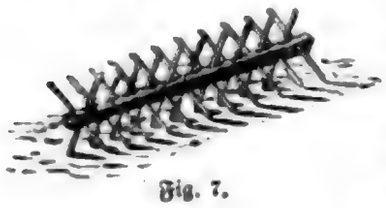


Fig. 7.

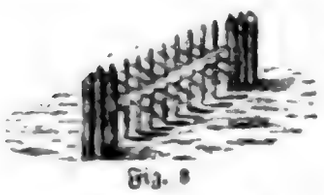


Fig. 8

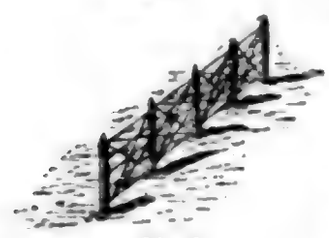


Fig. 9.

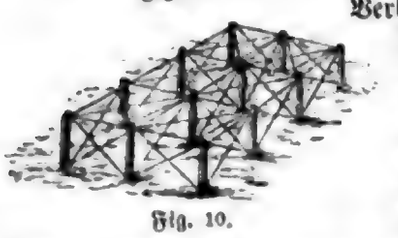


Fig. 10.

Hindernismittel durch Waſſer ſind in der Feldbefeſtigung nur mit Hilfe fließenden Waſſers und zwar durch Hemmung eines Waſſerlaufs hervorzubringen. Wird ein fließendes Waſſer durch einen Staudamm zu ſolcher Tiefe gebracht, daß es nicht zu durchwaten iſt, ſo ſpricht man von Anſtauung; wird das Gewäſſer mittels eines quer durch das Thal geführten Dammes gezwungen, überzutreten und die Thalniederung unter Waſſer zu ſetzen, ſo entſteht eine Überſchwemmung oder Inundation. Bei Verſumpfung hat das übergetretene Waſſer nur geringe Tiefe und iſt hauptſächlich das Mittel, den Boden zu erweichen und dadurch ungangbar zu machen. Bezüglich der H. durch Pulver ſ. Fladdermine und Mine.

H. überhaupt haben einen um ſo größern Einfluß auf das Vorgehen des Angreifers, je weniger er auf das Vorhandenſein derſelben vorbereitet iſt; beſonders wirkſam ſind ſie gegenüber nächtlichen Angriffen. Die Bewegung der Kavallerie wird durch H. gänzlich ausgeſchloſſen, aber auch Infanterie iſt durch ſolche zum Aufgeben ihrer taktiſchen Ordnung genötigt. Mangel an Zeit und geeigneten Mitteln wird ihre Anwendung im eigentlichen Feldkriege immer ſehr einſchränken und nur die einfachſten derſelben, als Graben, Wolfsgruben, Verhau, Verpfählung und Drahthinderniſſe, zur Anwendung gelangen laſſen. Einen umfaſſendern Gebrauch macht man von H. bei Befeſtigungen im proviſoriſchen Charakter, wo ihre Ausführung zugleich eine vollkommenere ſein kann.

Hinderſin (Guſt. Eduard von), preuß. General der Infanterie und Generalinſpekteur der Artillerie, geb. zu Wernigerode am Harz 18. Juli 1804, trat 1820 in die 3. Artilleriebrigade, wurde 1825 in derſelben Secondelieutenant, 1830—37 zur Allgemeinen Kriegsſchule als Abteilungsadjutant und zur Topograph. Abteilung des Großen Generalſtabes kommandiert, hierauf 1842 als Hauptmann in den Generalſtab des 1. Armeekorps verſetzt und 1846 zum Major im Großen Generalſtabe befördert. Dort leitete H. die Topographiſche Abteilung, bis er im Sommer 1849 bei Eröffnung des Feldzugs gegen die bad. Inſurgenten dem unter Befehl des Generals von Peucker vereinigten Bundeskorps zuerſt als Generalſtabsoffizier, bald danach aber als Chef des Generalſtabes beigegeben wurde. Bei Ladenburg wurde er, während er von der Höhe des Stadtturms aus die feindlichen Streitkräfte beobachtete, von den Inſurgenten gefangen genommen und nach Raſtatt gebracht, vor Übergabe dieſes Platzes aber wieder in Freiheit geſetzt. Nach Beendigung des Feldzugs wurde H. zum Generalſtabe des 6. Korps nach Breslau, dann 1850 zum 6. und 1854 als Oberſtlieutenant und Kommandeur zum 2. Artillerieregiment verſetzt. Noch in demſelben Jahre zum Oberſten und 1858 zum Inſpekteur der 3. Artillerie-Inſpektion und zum Generalmajor ernannt, erfolgte 1861 ſeine Beförderung zum Generallieutenant und 1864 die Ernennung zum Inſpekteur der 2. Artillerie-Inſpektion in Berlin. Im Kriege gegen Dänemark wurde H. die Oberleitung des Artillerie- und Genieangriffs gegen die Düppelſtellung übertragen. In Anerkennung ſeiner Dienſte wurde H. in den Adelſtand erhoben. Bereits im April 1864 zum zweiten Generalinſpekteur der Artillerie ernannt, wurde H. noch im Dezember desſelben Jahres alleiniger Generalinſpekteur dieſer Waffe zu einer Zeit, in welcher die durchgreifendſten Bewaffnungs-, Organiſations- und Ausbildungsfragen die preuß. Artillerie bewegten. Noch ehe die von H. angebahnten Fortſchritte in Betreff des Artilleriematerials zur Durchführung gelangt waren, brach der Deutſche Krieg von 1866 aus, welchem H. im Hauptquartier des Königs beiwohnte. Nach dem Frieden entwickelte er eine ſehr erfolgreiche Thätigkeit zur Abſtellung der im Kriege hervorgetretenen Mängel und errichtete insbeſondere die Artillerieſchießſchule, wirkte auch für ſchleunige Beſeitigung der glatten Feldgeſchütze und deren Erſatz durch gezogene Hinterlader. H. wurde 1866 zum General der Infanterie, 1868 zum Mitgliede der Landesverteidigungskommiſſion ernannt und befand ſich während des Deutſch-Franzöſiſchen Kriegs von 1870 bis 1871 wiederum als erſter Artilleriegeneral im Hauptquartier des Kaiſers, nahm teil an den Schlachten bei Gravelotte, Sedan und an der Belagerung und Beſchießung von Paris. H. ſtarb zu Berlin 25. Jan. 1872.

Hindi, ſ. unter Indiſche Sprachen.

Hindi, Derwiſche aus Indien, Afghaniſtan und Mittelaſien, die ſich gruppenweiſe bettelnd in Konſtantinopel herumtreiben.

Hindin (Hirſchkuh), ſ. unter Hirſch.

Hindley, Stadt in der engl. Grafſchaft Lancaſter, 5 km im SO. von Wigan, an der Wigan-Bolton-Eiſenbahn, zählt (1881) 14667 E. und hat Kohlen- und Eiſeninduſtrie.

Digitized by Google

Hindostan (d. h. das Land der Hindu), s. Hindu, Indien und Ostindien.

Hindu, in weitester Wortbedeutung der Kollektivname für die eingeborene, nicht europ. Bevölkerung Vorderindiens ohne Rücksicht auf die ethnogr. Verhältnisse derselben. In engerm Sinne und richtiger begreift man unter diesem von dem pers. Worte Hind, d. h. Indien, abstammenden Namen nur den zahlreichen Teil der Bevölkerung, welcher, arischen Ursprungs, in vorhistor. Zeit von Nordwesten her in das Flußgebiet des Ganges eingewandert ist und sich von dort aus immer weiter nach Süden ausgebreitet und unter sich auch das spezifisch ind. Kulturelement zur Entwickelung und weitesten Verbreitung gebracht hat. Auch das pers. Wort Hindustan oder Hindostan, d. h. das Land der H., wird in weitem Sinne für ganz Vorderindien, im engern Sinne nur für den nördlichern, hauptsächlich von H. bewohnten Teil der Halbinsel gebraucht. Von Hindustan abgeleitet ist Hindustani, früher Urdu oder Urdu-zobân, «Lagersprache», die Mischsprache des Hof- und Lagerlebens, eine vermittelnde Verkehrssprache in Vorderindien. Dieselbe ist nicht mit dem Hindui oder Hindi, d. i. Sprache der H., der aus dem Prakrit entstandenen vorherrschenden Elementen freien Sprache der H. zu verwechseln.

Hindustani, s. unter Indische Sprachen.

Hindukusch oder Hindukuh, bei den Alten Paropanisus Caucasus und Paropamisus (auch Paropamus), heißt eine sich zwischen [illegible] und 71° nördl. Br. und dem 66.° bis [illegible]° östl. L. (von Greenwich) von Nordosten gegen Südwesten erstreckende Gebirgskette, welche südlich das Indusbecken begrenzt und die westwärts von diesem Indus gelegenen Landschaften Tschitral und Jasin [illegible] von den Ländern Wachan, Kundus und Thalikân am obern Laufe des Amu Darja trennt. [illegible] weicht sich von dem mächtigen [illegible] dem massenhaftesten der Erde, ab, [illegible] nördlich vom Karakorum, westlich von Tibet durch [illegible] Hochland des Pamir, des Karategin und [illegible] gebildet wird und sich von [illegible] Pamir im Norden des [illegible] Amu Darja im Süden ausbreitet. [illegible] Anhang des H. gilt gewöhnlich der 61.° 30' östl. L. [illegible] Paß Kaloch unweit der Quelle des Panjend. [illegible] In seinem nördlichen Abschnitten noch wenig [illegible] wird auf 6000 m [illegible] Kette von Kaschgar bis Badachschan [illegible] Paß Kaloch unweit der Quelle des Panjend. [illegible] 4000 m hoch. [illegible] Kette

diesem Kampfe wurden zuerst Pseudo-Isidors Dekretalen (s. d.) verwertet. Als die Normannen 882 in Westfranken einfielen, floh H. und starb 21. Dez. 882 zu Epernay. H.s Schriften sind am besten herausgegeben vom Jesuiten Jak. Sirmond (2 Bde., Par. 1645). Sie sind zum Teil wertvoll als Hauptquelle für die Geschichte jener Zeit. Vgl. C. von Noorden, «H., Erzbischof von Rheims» (Bonn 1863); Sdralek, «H.s von Rheims kanonistisches Gutachten über die Ehescheidung des Königs Lothar II.» (Freib. i. Br. 1881).

Hinlopen, s. Hindeloopen.

Hinric von Alkmar, niederländ. Dichter des 15. Jahrh., war Erzieher eines lothring. Prinzen und arbeitete das mittelniederländ. Tierepos «Reinart» von Willem (aus dem 13. Jahrh.) um, indem er es in die Sprachformen seiner Zeit übertrug und außerdem eine Prosaglosse hinzufügte, die den Inhalt in allegorischem Sinne auslegte. Nur wenige Fragmente eines Drucks dieser Bearbeitung haben sich erhalten (gedruckt in Hoffmanns von Fallersleben «Horae belgicae», 12. Tl., Hannov. 1862). Sie wurde am Ende des 15. Jahrh. ins Niederdeutsche als «Reinecke Vos» übertragen und erhielt erst dadurch eine weiter reichende litterarische Bedeutung.

Hinrichs (Herm. Friedr. Wilh.), namhafter Philosoph und polit. Schriftsteller, geb. 22. April 1794 zu Karlsed im Großherzogtum Oldenburg, besuchte das Gymnasium zu Jever, studierte 1812 in Straßburg Theologie, seit 1813 in Heidelberg die Rechte, wandte sich aber, als Hegel 1816 in Heidelberg seine Wirksamkeit begann, den philos. Studien zu und wurde ein begeisterter Anhänger des Hegelschen Systems. In seiner ersten bedeutenden Schrift: «Die Religion im innern Verhältnis zur Wissenschaft» (Heidelb. 1822), suchte er die religiöse Wahrheit mit der philos. Gewißheit zu vermitteln. Schon 1819 hatte sich H. in Heidelberg als Privatdocent habilitiert; 1822 erhielt er eine außerord. Professur der Philosophie in Breslau und 1824 wurde er als ord. Professor der Philosophie nach Halle berufen. Er starb 17. Aug. 1861 zu Friedrichroda in Thüringen. Die Hauptwerke H.' sind die «Grundlinien der Philosophie der Logik» (Halle 1826) und die «Genesis des Wissens» (Bd. 1, Heidelb. 1835). In den Werken: «Das Wesen der antiken Tragödie» (Halle 1827), «Vorlesungen über Goethes Faust» (Halle 1825) und «Schillers Dichtungen nach ihrem histor. Zusammenhang» (2 Bde., Lpz. 1837—38) behandelte er ästhetische Probleme in gründlicher, aber wenig populärer Weise. Von seinen polit. Schriften sind zu nennen: die «Polit. Vorlesungen» (2 Bde., Halle 1844), «Geschichte der Rechts- und Staatsprinzipien seit der Reformation bis auf die Gegenwart» (3 Bde., Lpz. 1848—52) und «Die Könige. Entwickelungsgeschichte des Königtums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart» (Lpz. 1852).

Hinrichtung, die Vollstreckung eines Todesurteils, erfolgte in den alten Volksgerichten und noch bis in das spätere Mittelalter für die Regel alsbald nach dem Urtelsspruche durch einen (gemeiniglich den jüngsten) der Schöffen (Nachrichter). Das gemeine deutsche Recht setzt aber im Einklange mit der Carolina (s. d.) fest, daß die Vollziehung derartiger Erkenntnisse erst drei Tage nach deren Bekanntmachung vor sich gehen solle. Gegenwärtig sind H. in den civilisierten Staaten nicht bloß von der Fällung des Urteils durch die zuständigen Gerichte, sondern meistens auch davon abhängig, daß das Straferkenntnis von dem Staatsoberhaupt entweder direkt oder mittels Zurückweisung des eingereichten Begnadigungsgesuchs bestätigt und der Verurteilte hiervon, unter Bezeichnung des zur Vollstreckung bestimmten Tags, durch das Gericht in Kenntnis gesetzt wird. Auf Sonn- und Festtage ist die Exekution nicht zu verlegen. Ausnahmsweise kommt jene Bestätigung, wenn ein Ort in Belagerungszustand versetzt oder das Standrecht verkündet wurde, ingleichen hinsichtlich der Delinquenten aus den Reihen einer vor dem Feinde stehenden Armee und in dringenden Fällen auf Kriegsschiffen, dem Höchstkommandierenden zu. Der Verurteilte kann binnen der ihm vergönnten Frist unter der nötigen Aufsicht den letzten Besuch von Angehörigen und Freunden empfangen, über sein Vermögen (das jetzt nicht mehr der Konfiskation unterliegt) letztwillige Anordnungen treffen, insbesondere aber, auf Verlangen unter Zuspruch eines Geistlichen seiner Konfession, sich auf den Tod vorbereiten. Ein Aufschub der H. wird nötig, wenn eine Verurteilte im Zustande der Schwangerschaft sich befindet oder wenn bei dem Delinquenten eine Geisteskrankheit sich herausstellt. Über die Frage, ob eine H. öffentlich zu vollstrecken sei, gehen die Meinungen auseinander. Allerdings bietet eine unbeschränkte Öffentlichkeit die sicherste Bürgschaft, daß der Gerechtigkeit gerade an dieser durch das Urteil bezeichneten Person genügt werde. Nach gemeinem Recht ist daher der Verbrecher (vordem nach Hegung des Halsgerichts, s. d.) in feierlichem, durch polizeiliche und militärische Bedeckung gesicherten Zuge nach der Richtstätte (die womöglich am Orte der That oder in dessen Nähe gewählt wird) zu geleiten und vor der versammelten Menge auf dem weithin sichtbaren Hochgericht (s. Galgen) oder auf einer zu diesem Zweck erbauten Blutbühne (Schafott) vom Leben zum Tode zu bringen. Die sog. vorhergehenden Schärfungen der Todesstrafe, wo der Verurteilte auf einer Kuhhaut zur Feimstätte geschleift, mit glühenden Zangen geknippen (gerissen), einer Hand durch Abhauen beraubt wurde, hatte der Gerichtsbrauch schon vor den neuen Strafgesetzgebungen beseitigt. In England und Frankreich fällt die Prozession mit dem Delinquenten zwar hinweg, da hier das Schafott vor dem Gefängnis aufgeschlagen, dort der Verurteilte in verdecktem Wagen bis zum Galgen befördert wird; allein die Vollstreckung des Urteils erfolgt ebenfalls öffentlich. In den meisten deutschen Staaten hat dagegen in neuerer Zeit die Erfahrung, daß die Haltung des bei solchen Gelegenheiten zusammenströmenden Pöbels zu dem Ernste des blutigen Aktes wenig stimmt, eine Beschränkung der Öffentlichkeit zur Folge gehabt. Die H. geschieht daher auch nach §. 486 der Deutschen Strafprozeßordnung vom 1. Febr. 1877 in einem umschlossenen Hofraume des Gefängnisses (intramuran) in Gegenwart des Gerichts, der Staatsanwaltschaft und zugezogener Zeugen.

Neben der «einfachen» Todesstrafe durch Enthauptung (poena gladii) oder, was für entehrend galt, durch den Strang (laqueus) kannte das ältere Recht auch «innerlich qualifizierte», durch die Grausamkeit der Mittel geschärfte Hinrichtungsarten. Solche waren: das Zerschmettern der Arm-, Bein- und Brustknochen mit eisernen Keulen oder einem schweren Rade (Rädern von oben herab, wenn mit

Digitized by Google

dem Stoße gegen die Brust begonnen, von unten herauf, wenn bei den Schenkeln begonnen wurde), das Ertränken des oft mit einer Schlange, einem Hahne und Affen oder statt dessen einer Katze in einen Sack gezwängten Verbrechers (Säcken, culeus), das Lebendigverbrennen (ignis, vivicrematio) in Kesseln mit siedendem Wasser oder Öl oder auf einem Scheiterhaufen, wo man später den Tod durch das Anbringen eines Sacks mit Schießpulver vor der Brust des Verurteilten beschleunigte, das Lebendigbegraben und Pfählen (vivisepultura, palus) noch nach der Carolina mittels Einschlagens eines zugespitzten Pfahls in das Herz, während der im offenen Grabe liegende Delinquent mit Erde überschüttet wurde, das Vierteilen (sectio in quatuor partes), durch von Pferden Zerreißenlassen, wie mehrmals in Frankreich, oder durch Herausreißen der Eingeweide aus dem Körper und Zerstückung desselben. Mit dem Entsetzen über die Gräßlichkeit dieser Strafen, welche teilweise bis in das 18. Jahrh. auf dem Kontinente zur Anwendung kamen, paart sich fast die Verwunderung, weshalb die nach Abschreckungsmitteln herumspähende Gesetzgebung nicht auch das im Morgenlande gebräuchliche Pfählen, wo ein zugespitzter Holzpfahl von der Aftergegend aus durch den Körper getrieben wird, das Eingießen von geschmolzenem Blei, das von den Juden im Gelobten Lande an den Besiegten vollstreckte Zersägen, das Verhungernlassen in Abgründen und tiefen Kerkern, das Stürzen von einem Felsen, wie in Rom u. s. w. in Betracht genommen hat. Eine Aufnahme der im Römerreiche beliebten Verwendung von Verbrechern zum Kampfe mit wilden Tieren war wohl nur deshalb nicht erfolgt, weil unsere Vorfahren keine Cirkusspiele hatten, und den Kreuzigungen (welche übrigens die Italiener des Mittelalters wider kriegsgefangene Landsleute anwendeten) wehrte der Klerus, um die Leidensgeschichte Jesu nicht profanieren zu lassen. Als geschärfte Militärstrafen fanden sich zur Zeit der Landsknechte das durch die Spieße Jagen, wo der Verurteilte von seinen Kriegsgefährten erstochen ward, weiterhin das Spießrutenlaufen bis auf den Tod, was Rußland samt dem Zutode-Knuten noch bis ins 19. Jahrh. bewahrt hatte.

Der von diesen erfinderischen Grausamkeiten sich hinwegwendende Abscheu fordert gegenwärtig einfache, möglichst schnelle, sichere und schmerzlose Lebensstrafen. Todesart ist nur noch in England, Nordamerika und Österreich das Hängen (über das span. Garottieren s. Garrotte), in Deutschland und Frankreich die Enthauptung (Dekollation, Dekapitation). Die Trennung des Hauptes vom Rumpfe bewirkt entweder das Fallschwert oder Fallbeil (s. Guillotine) oder ein Scharfrichter, welcher den auf einen Block geneigten Kopf mit dem Beile abschlägt, oder (weniger sicher) mittels des Schwertes wider den sitzenden Delinquenten einen wagerechten Todesstreich führt. Militärische Todesurteile werden durch Erschießen (Füsilieren) vollstreckt. Über die H. ist ein Protokoll aufzunehmen und der Leichnam jetzt, wo die Aufpflanzung des Kopfs auf einen Pfahl, das Flechten des Körpers auf das Rad und das Hängenbleiben der Erdrosselten nicht mehr stattfindet, still zu beerdigen oder, wie deutsche Gesetze vielfach bestimmen, an ein anatom. Theater zu Studienzwecken abzuliefern. Über die Zweckmäßigkeit und Zulässigkeit der H. als Todesstrafe überhaupt s. Todesstrafe.

Hinschius (Franz Karl Paul), Kirchenrechtslehrer, geb. 25. Dez. 1835 zu Berlin, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster daselbst, studierte in Berlin und Heidelberg die Rechte, trat dann in den preuß. Justizdienst, habilitierte sich 1859 an der berliner Universität, wurde 1863 außerord. Professor in Halle, 1865 in Berlin, 1868 ord. Professor in Kiel, seit 1872 in Berlin. In den J. 1871 und 1872 war er Vertreter der Universität Kiel im Herrenhause, 1872—78 und 1880—81 Mitglied des Reichstags (nationalliberal) für den Wahlkreis Flensburg-Apenrade. Von 1872 bis 1876 arbeitete er zugleich im Kultusministerium unter dem Minister Falk und beteiligte sich an der Ausarbeitung der Kirchengesetze der J. 1873 bis 1875. Im J. 1884 wurde er zum Geh. Justizrat ernannt. Er veröffentlichte: «Das landesherrliche Patronatrecht gegenüber der kath. Kirche» (Berl. 1856), «Decretales Pseudo-Isidorianae et Capitula Angilramni» (die erste kritische Ausgabe des Pseudo-Isidor, 2 Tle., Lpz. 1863), «Die evang. Landeskirche in Preußen und die Einverleibung der neuen Provinzen» (Berl. 1867), «Das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland» (Bd. 1—3, Berl. 1869 fg.), «Die Stellung der deutschen Staatsregierungen gegenüber den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils» (Berl. 1871), «Die Orden und Kongregationen der kath. Kirche in Preußen» (Berl. 1874). Ferner gab er die preuß. Kirchengesetze und das Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes mit Kommentar heraus (Berl. 1875). Mit seinem Vater Friedrich Sales August H. (geb. 29. Aug. 1807 zu Berlin, gest. als Rechtsanwalt und Geh. Justizrat daselbst 4. Dez. 1877) gab er 1862—66 die «Preuß. Gerichtszeitung», 1867—68 die «Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege in Preußen» heraus.

Hinterbacken, s. Gesäß.

Hinterbrühl, Dorf in der Brühl (s. d.) bei Wien.

Hintergrund oder Ferne nennt man in der Malerei die scheinbar (perspektivisch) entfernteste Partie eines Bildes, insbesondere ist H. da, wo Einzelfiguren oder Einzelgegenstände die Hauptsache der Darstellung ausmachen, die Bezeichnung für das Übrige der Fläche, von der sich jene abheben. In ältern Kunstepochen ist der H. blos stilistisch von den Darstellungen unterschieden, nämlich ornamentiert, als Teppichmuster oder Goldgrund betont, mit dem Siege des Realismus tritt dagegen die naturwahre Ausführung des H. als landschaftlicher, architektonischer oder Interieurhintergrund an die Stelle. Die Wirkung des realistischen H. in Gemälden wird insbesondere von der richtigen Handhabung der Luft- und Linearperspektive abhängig sein. Der H. hat die größte Bedeutung für die Gesamthaltung eines Bildes, seine Stimmung in den Hauptgegenständen muß in koloristischer Hinsicht daher wohl durchgeführt werden, um Harmonie des Ganzen zu erzielen.

Auf dem Theater versteht man unter H. den die Scene hinten abschließenden Teil der Bühnendekoration.

Hinterhalt (militärisch), s. Embuscade.

Hinterhaupt, der hintere Teil des Kopfes (s. d.).

Hinterindien (Indochinesische Halbinsel), die östliche der beiden großen ind. Halbinseln in Asien, mit einem Areal von 2167435 qkm und 38 Mill. E., besteht aus den unabhängigen Reichen Birma, Siam und den Staaten auf Malakka, den

Digitized by Google

brit. Kolonien Britisch-Birmanien und Straits-Settlements, dem brit. Vasallenstaat Manipur, den franz. Kolonien Cochinchina und Kambodscha und dem franz. Vasallenstaat Annam. Über die einzelnen Reiche, Staaten und Kolonien s. deren Spezialartikel. (Vgl. Karte: Ostindien II.)

Hinterlader, zum Laden von rückwärts her eingerichtete Feuerwaffen, s. Geschütz, Handfeuerwaffen und Hinterladung.

Hinterladung (Kammerladung) ist diejenige Art, eine Feuerwaffe zu laden, bei welcher Geschoß und Ladung statt von der Mündung aus von rückwärts her in das Rohr eingebracht werden. Letzteres muß zu dem Ende mit einem beweglichen hintern Verschluß versehen sein. Die H. ist älter als die Vorderladung (Schlacht bei Crecy 1346), doch trat sie mit der Anwendung des Bronze- und Eisengusses bei Geschützen in den Hintergrund, wenn wir auch in der weitern Entwickelungsgeschichte der Feuerwaffen Modelle von Hinterladern zu allen Zeiten auftauchen sehen. Die hauptsächlichsten Schattenseiten der Hinterlader früherer Zeiten lagen in der Mangelhaftigkeit des Gasabschlusses nach rückwärts, der eine Schwächung der Pulverkraft, Gefährdung der Bedienung und häufige Ladehemmungen im Gefolge hatte. Erst den vervollkommneten technischen Mitteln des 19. Jahrh. blieb es vorbehalten, die H. nicht bloß zu Ehren zu bringen, sondern ihr auch fast alleinige Geltung zu erwerben. Das erste kriegsbrauchbare Hinterladungsgewehr ist das Zündnadelgewehr (s. d.) von Dreyse (s. d.) gewesen. Erfolgreiche Bestrebungen, die H. bei Geschützen anzuwenden, machte der schwed. Hüttenbesitzer Baron von Wahrendorff (1840), dessen Kolbenverschluß Preußen für seine ersten gezogenen Geschütze verwertete. (S. Geschütz.) Der Hauptvorteil der H. bei Handfeuerwaffen liegt in der bedeutend erhöhten Schußgeschwindigkeit, bei Geschützen in der gesteigerten Präcision des Schusses, bei beiden in dem gesichertern Gebrauch der Waffe hinter Deckungen. (S. Geschütz und Handfeuerwaffen.)

Hinterlegebauken, s. unter Banken, Bd. II, S. 438.

Hinterlegungsvertrag, s. Depositum.

Hinterpommern, s. unter Pommern.

Hinterrhein (der), nächst dem Vorderrhein der wichtigste Quellfluß des Rheins, entspringt 2216 m über dem Meere im schweiz. Kanton Graubünden am Adulagebirge aus dem Paradiesgletscher, durchbricht die Felsschlucht der Hölle und durchfließt in ostnordöstl. Richtung das Rheinwaldthal, welches er durch die Schlucht La Rofna verläßt, um nach N. umbiegend in das Schams überzutreten. Durch die Via mala (s. d.) gelangt er bei Thusis in seine unterste Thalstufe, das Domleschg, das er in breitem, kiesigem, jetzt teilweise korrigiertem Bett durchströmt, um sich bei Reichenau (590 m) mit dem Vorderrhein zu vereinigen. Von seinen zahlreichen Zuflüssen sind die wichtigsten: rechts der Averserrhein, aus dem Avers- und Ferrerathale, und die Albula, links der gefährliche Wildbach Rolla, der bei Thusis mündet und mit seinem schwarzen Wasser den H. bis Reichenau hinab dunkel färbt. Das Flußgebiet umfaßt 1694,4 qkm, wovon 70,5 qkm (4,2 Proz.) auf Gletscher fallen; die Flußlänge beträgt 56 km, das Gefälle 1626 m (2,9 Proz.).

Hintersassen, Hintersättler, Hintersiedler, auch Rossaten, hießen in älterer Zeit die von einem Grundherrn abhängigen Bauern, welche im Gerichte der Freien durch ihren Schutzherrn vertreten wurden und diesem auch zins- und dienstpflichtig waren; in neuerer Zeit werden noch bisweilen die Gärtner, Kuhbauern, Häusler, welche nicht größere Güter, sondern nur ein Haus, Gärten und einzelne Felder besitzen, als H. bezeichnet.

Hinterwäldler, amerik. Ansiedler, s. Backwoods.

Hinterziehung öffentlicher Abgaben und Gefälle, s. Defraudation.

Hiob ist der Name eines Buchs im alttestamentlichen Kanon, das nach Form und Inhalt zu den großartigsten Überresten althebr. Litteratur gehört. Es ist keine Geschichte, sondern ein Lehrgedicht in dialogischer Form mit dramatischer Entwickelung. Der Zweck des Ganzen ist die Bekämpfung der altjüd. Vergeltungslehre, nach welcher jedes Leiden eines Menschen Strafe eines entsprechenden Vergehens sei, und die Durchführung des Gedankens, daß Gott auch über den Frommen Leiden verhängt, daß dieser darum aber weder mit Gott dem Allmächtigen hadern, noch an seiner Weisheit und Gerechtigkeit zweifeln dürfe, auch wenn er seine geheimnisvollen Wege nicht durchschaut. Zur Veranschaulichung dieser Idee wird erzählt, wie Gott den frommen und rechtschaffenen H. mit immer härtern Prüfungen heimgesucht habe, zuletzt, nach Verlust seiner Kinder und aller seiner Habe, mit ekelhafter Krankheit. Als H., der bis dahin standhaft ausgeharrt, endlich in wilde Klagen ausbricht, suchen ihn seine Freunde Eliphas, Zophar und Bildad als Verteidiger des alten Vergeltungsglaubens zu überführen, daß er nur die gerechte Strafe für frühere grobe Sünden erleidet. Ihnen gegenüber behauptet H. siegreich seine Unschuld, aber wenn er anfangs, im Hinblick auf die alte Lehre, Gottes Gerechtigkeit in stürmischen Worten bezweifelt hat, gelangt er im Laufe des Gesprächs allmählich zu der resignierten Erkenntnis, daß Gottes Ratschluß unbegreiflich sei. Zuletzt tritt Gott selbst redend auf und stellt in glänzender Schilderung seine unermeßliche weltregierende Weisheit der menschlichen Beschränktheit gegenüber. H. erkennt nun das Unverständige seines frühern Trotzes und erhält Verzeihung dafür, aber zugleich bezeugt ihm Gott selbst seine von den Freunden ungerechterweise bestrittene Unschuld und gibt ihm zum Zeichen dafür Gesundheit, Kindersegen und verdoppelten Besitz zurück. Der Plan des Ganzen ist ebenso großartig wie die Durchführung im einzelnen reich an poetischen Schönheiten und herrlichen Weisheitssprüchen. Besonders prachtvoll sind die Schilderungen der Macht und Weisheit Gottes, wie sie in den Wundern der Natur sich offenbart. Der Verfasser ist unbekannt. Die Abfassungszeit kann nicht früher sein als die des Jesaias (nach 722 v. Chr.), und fällt sicher nicht erst in die chaldäische Periode. Wohl aber erst lange nach dem Babylonischen Exil wurde das Buch von einem andern Verfasser durch Einschaltung von Kap. 32—37, den Reden des Elihu, erweitert. Die Unechtheit dieses sprachlich und sachlich von dem ältern Gedicht abweichenden, den Zusammenhang desselben in störender Weise unterbrechenden Zusatzes unterliegt keinem Zweifel. Dagegen ist kein irgend haltbarer Grund zu finden, auch noch andere Bestandteile des Lehrgedichts, z. B. den Prolog, für unecht zu erklären. Kommentare lieferten Stickel (Lpz. 1842), Hirzel (Lpz. 1838; 2. Aufl., von

Digitized by Google

Olshausen, 1852; 3. Aufl., von Dillmann, 1869), Schlottmann (Berl. 1851), Delitzsch (Lpz. 1864; 2. Aufl. 1876) und Hitzig (Lpz. u. Heidelb. 1874); neuere Übersetzungen Haupt (Lpz. 1847), Spieß (Buchholz 1852), Kamphausen (in Bunsens «Bibelwerk» 1865) und Merx (zugleich mit emendiertem Urtext, Jena 1871). Vgl. Budde, «Beiträge zur Kritik des Buches H.» (Bonn 1876); Studer, «Das Buch H.» (Brem. 1881); Bickell, «Dichtungen der Hebräer» (Bd. 2, Innsbr. 1882).

Hiobsthränen, auch Thränengras, Volksnamen von Coix Lacryma *L.* (S. u. Coix.)

Hiogo oder Fiogo, einer von den nach dem Vertrage vom 1. Jan. 1868 dem europ. Verkehr geöffneten Häfen Japans. Die Stadt liegt an der Südküste der Insel Nipon in der Provinz Setsu an der Bai von Ohosakka, 32 km im W. von letzterm, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist. Bei Ohosakka ergießt sich der aus dem See von Ōtsu oder Biwako kommende Jodogawa in die See. Infolge dessen hat H. wie Ohosakka eine bevorzugte Lage, da beide Städte nur durch einen schmalen Meeresarm von der ihnen gegenüberliegenden Insel Sikoku getrennt sind, während der Jodogawa sie mit den reichsten Provinzen des Innern von Nipon in direkte Verbindung setzt. Während jedoch das stark bevölkerte Ohosakka, der bedeutendste Geldplatz Japans, den Erwartungen der Europäer nicht entsprochen hat, da sein 6—8 km entfernter Hafen den Schiffen nur geringen Schutz gewährt und zugleich mehr und mehr versandet, ist H. zum eigentlichen Hafen von Ohosakka geworden und zählt (1881) 36587, mit der Vorstadt Kobe, in welcher die 4—500 Fremden wohnen, 57166 E. Der Wert des Imports betrug (1882) für beide Städte 31544000, der der Ausfuhr 27 Mill. Reichsmark. Die Importartikel wurden teilweise indirekt von Yokohama oder Nagasaki oder auch von China und Europa eingebracht. Ausgeführt wird hauptsächlich Thee.

Hip! hip! hip! hurrah!, dreimal wiederholt, in England übliche Art des Hurrahrufs.

Hippanthrōp (grch.), Pferdemensch, Centaur.

Hipparch, s. Hipparchus.

Hipparch, bei den alten Griechen Titel des Befehlshabers der Reiterei. Im Ätolischen und Achäischen Bund führte diesen Titel der auch noch mit andern Funktionen betraute zweithöchste Beamte. In Athen, wo es erst nach den Perserkriegen Reiterei gab (seit Perikles aus 1200 Mann, nämlich 200 berittenen Bogenschützen, Hippotoxoten, gekauften Staatssklaven und 1000 Bürgern der beiden obersten Vermögensklassen, bestehend), führten den Oberbefehl zwei H.; bei den Spartanern hieß der Anführer der Reiterei Hipparmost.

Hipparchia, Gemahlin des Philosophen Krates (s. d.).

Hipparchie, die einem Hipparchen (s. d.) untergebene Reiterei.

Hipparchische Periode, s. unter Periode (chronologisch).

Hipparchus, der jüngere Sohn des Tyrannen Pisistratus, stand nach des Vaters Tode (527 v. Chr.) seinem Bruder Hippias (s. d.) zur Seite und nahm sich mit besonderm Eifer der künstlerischen und litterarischen Interessen an, welche dieses Fürstengeschlecht pflegte. Unter andern hat H. die Dichter Simonides von Keos und (nach des samischen Fürsten Polykrates Untergang, 521 v. Chr.) Anakreon von Teos nach Athen gezogen. Auch errichtete er in Stadt und Land zahlreiche Hermensäulen und schmückte die Akademie mit schönen Anlagen. Als aber H. durch eine Beleidigung der Schwester des Harmodios die Zurückweisung gerächt hatte, welche er von letzterm erfahren, weil H. ihn zur unkeuschen Liebe hatte verleiten wollen, wurde er von Harmodios und dessen Freund Aristogiton im Juli 514 v. Chr., am Feste der Panathenäen, ermordet.

Hipparchus, der Gründer der wissenschaftlichen Astronomie, war aus Nicäa in Bithynien gebürtig und lebte um 160—125 v. Chr. Von den Alten, namentlich Ptolemäus und Plinius, werden sein Fleiß, seine Wahrheitsliebe und sein Scharfsinn gerühmt. Er unterwarf die gesamte Astronomie seiner Zeit einer strengen Prüfung und bestimmte zuerst die Länge des Jahres genauer und fand sie bis dahin auf 365 Tage 6 Stunden angenommene Dauer des Sonnenjahres um etwa 5 Min. zu groß. Aus seinen Beobachtungen schloß er, daß die Größe der Excentricität der Sonnenbahn ein Vierundzwanzigstel vom Halbmesser derselben betrage und die Sonne dann am entferntesten von der Erde sei, wenn sie im 24. Grade des Zeichens der Zwillinge stehe. Er selbst berechnete die ersten Sonnen- und Mondtafeln und bestimmte die Entfernungen und die Größe der Sonne und des Mondes genauer, als bis dahin geschehen war. Mittels einer scharfsinnigen indirekten Methode, die unter dem Namen Diagramm des Hipparchus bekannt ist, glaubte er zu finden, daß die Entfernung der Sonne von der Erde 1200, die des Mondes 59 Erdhalbmesser betrage, und daß der Durchmesser der Sonne 5½ mal so groß als der der Erde, dieser wieder 3¾ mal so groß als der des Mondes sei. Die plötzliche Erscheinung eines neuen Sterns soll ihn veranlaßt haben, eine Zählung sämtlicher Fixsterne und eine genaue Bestimmung ihrer Örter zu unternehmen und somit das erste Fixsternverzeichnis zu entwerfen, welches im «Almagest» des Ptolemäus überliefert ist. Noch wichtiger war die von ihm gemachte Entdeckung des Vorrückens der Nachtgleichen. Kleinere Verdienste erwarb er sich auch um die Geographie, und die mathem. Geographie hat er gewissermaßen begründet, indem er die geogr. Länge und Breiten zur Bestimmung der Lage von Örtern auf der Erdoberfläche anzuwenden lehrte. Den größten Erdumfang bestimmte er auf 275000 Stadien, die Länge des bekannten bewohnten Landes auf 70000 Stadien, die Breite vom Äquator bis Thule auf 46200 Stadien. Von seinen Werken sind nur zwei erhalten, ein Kommentar zu den astron. Gedichte des Aratus, herausgegeben von Victorius (Flor. 1567) und in des Petavius «Uranologium» (Par. 1630), und ein Fixsternverzeichnis.

Hipparion, s. unter Einhufer.

Hippārmost, s. unter Hipparch.

Hippe, s. unter Gartengeräte.

Hippeis, die griech. Bezeichnung für Reiter und Ritter, bei den Athenern auch für die nach der Solonischen Verfassung der zweiten Vermögensklasse angehörenden Bürger und bei den Spartanern für die königl. Ehrenwache von 300 Mann, welche ursprünglich wohl beritten, später aber schwer bewaffnete Fußsoldaten waren.

Hippel (Theod. Gottlieb von), berühmter humoristischer Schriftsteller, geb. 31. Jan. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, wo sein Vater Schulrektor war, bezog schon in seinem 16. Jahre die Universität zu Königsberg, um Theologie zu studieren.

Digitized by Google

Großen Einfluß auf ihn hatte die Bekanntschaft mit dem holländ. Justizrat Woyt, einem berühmten Juristen, der ihn in sein Haus aufnahm, und eine Reise nach Petersburg, wohin er 1760 einen russ. Lieutenant von Keyser begleitete. Ungeachtet sich ihm hier bedeutende Aussichten eröffneten, kehrte er doch wieder nach Königsberg zurück, wo er eine Hauslehrerstelle erhielt, sich aber bald dem Studium der Rechte widmete. Zunächst als Rechtskonsulent thätig, wurde er 1780 dirigierender Bürgermeister in Königsberg und Polizeidirektor, 1786 Geh. Kriegsrat und Stadtpräsident. Als solcher ließ er den Adel seiner Familie durch den Kaiser erneuern. Er starb 23. April 1796.

H.s Leben und Charakter waren voll Sonderbarkeiten und Widersprüche. Ebenso eigentümlich bewies er sich in seinen Schriften, bezüglich deren er ein strenges Incognito liebte, und die er namentlich in der Zurückgezogenheit auf seinem Landgute in dem Dorfe Huben bei Königsberg ausarbeitete. In allen strömt ungeachtet ihrer mehr oder weniger mangelhaften Form eine reiche Ader des Witzes und der Laune. Auch sind seine Werke durch geistvolle Beobachtungen und Schilderungen bekannter Zeitgenossen sehr anziehend. Am berühmtesten sind seine Schriften «Über die Ehe» (Berl. 1774; neue Ausg., von E. Brenning, Lpz. 1872), «Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber» (Berl. 1792) und «Über weibliche Bildung» (Berl. 1801). Nicht minder bekannt sind die «Lebensläufe nach aufsteigender Linie, nebst Beilagen A. B. C.» (4 Bde., Berl. 1778—81; neue Aufl., bearbeitet von A. von Ottingen, Lpz. 1883; vgl. Ottingen, «Vor hundert Jahren. Ein Gedenkblatt zur Säkularfeier des ältesten deutschen Romans», Dorpat 1878). Eine eigentümliche Laune, lebendige, oft glühende Einbildungskraft und reger Wahrheitssinn haben gleichen Anteil an diesem Werke, an welchem er als reflektierender Dichter unter dem glänzenden Gewande kühner Bilder und witziger Aussprüche die Grundsätze einer ernsten Philosophie und einer gewandten Lebensweisheit mitteilt. Besonders suchte er in diesem Werke Kants philos. Ideen, dessen «Kritik» damals durch den Druck noch nicht bekannt geworden war, mitzuteilen und zu verbreiten. Auch mit Hamann stand er in freundschaftlichem Verkehr. In dem Werke «Zimmermann I. und Friedrich II., von Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover. London, gedruckt in der Einsamkeit 1790», sowie in den «Kreuz- und Querzügen des Ritters A. bis Z.» (2 Bde., Berl. 1793—94) berührt er viele polit. Zustände und Zeitereignisse mit scharfer Satire. Auch gab er geistliche Lieder und andere poetische Versuche heraus, unter welchen die idyllischen «Handzeichnungen nach der Natur» (Berl. 1790) ein poetisches Interesse gewähren. Als dramatischer Dichter versuchte er sich in dem Lustspiel «Der Mann nach der Uhr» (2. Aufl., Berl. 1771), welches reich an drolligen Einfällen ist und Lessings Beifall erhielt. Auch gab er eine Schrift «Über das königsberger Stapelrecht» (Berl. 1791) heraus. Für Schlichtegrolls «Nekrolog» lieferte er eine interessante Selbstbiographie, die auch in einem besondern Abdruck (Gotha 1801) erschien. Seine «Sämtlichen Schriften» wurden gesammelt (14 Bde., Berl. 1827—38).

Sein Neffe, der als pensionierter preuß. Regierungspräsident zu Bromberg 10. Juni 1843 verstorbene Theodor Gottlieb von H., war der Verfasser des 1813 beim Beginn des Befreiungskriegs von Friedrich Wilhelm III. erlassenen Aufrufs «An mein Volk». Auch gab derselbe «Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III.» (Bromb. 1841) heraus. Vgl. Bach, «Theodor Gottlieb von H.» (Bresl. 1863).

Hipperholme, Flecken bei Halifax (s. d.) in der [engl. Grafschaft York.

Hippiade, Bildsäule einer Reiterin, Amazone.

Hippias, Sophist aus Elis, um 400 v. Chr., jüngerer Zeitgenosse des Protagoras und Sokrates, zeichnete sich selbst unter den Sophisten noch durch Eitelkeit aus. Er prunkte vornehmlich mit ausgebreitetem Wissen, wie denn auch seine schriftstellerische Thätigkeit eine sehr vielseitige gewesen zu sein scheint. Wegen seiner Prahlerei mit allem möglichen Wissen und Können wird er namentlich auch in zwei Plato beigelegten, nach H. benannten Dialogen lächerlich gemacht. Doch rührt nur der eine, der sog. kleinere H., auch wirklich von Plato her. Indes war H.' gelehrte Thätigkeit nicht ohne Verdienst. Insbesondere gab er zuerst ein Verzeichnis olympischer Sieger heraus. Die Reste seiner Schriften sind in Müllers «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1848) gesammelt.

Hippias, der zwischen 565 und 560 v. Chr. geborene ältere Sohn des Pisistratus von Athen, kämpfte 538 v. Chr. mit seinem Vater in der Schlacht bei Pallene, die seinem Hause die Tyrannis in Attika sicherte. Nach des Vaters Tode (527 v. Chr.) ergriff H. die Zügel der Regierung und führte, durch seinen Bruder Hipparch (s. d.) unterstützt, längere Jahre ein kraftvolles und intelligentes Regiment. Aber nach der Ermordung seines Bruders Hipparch (514) wurde H. argwöhnisch und mißtrauisch und unter Umständen grausam. Als nun eine Schar athenischer Flüchtlinge unter Führung des Alkmäoniden Kleisthenes 513 v. Chr. einen, wenn auch mißlungenen, Freischarenzug gegen Attika versuchte, verband sich H. mit den thessalischen Aleuaden, mit König Amyntas von Macedonien, mit dem in Susa einflußreichen Fürsten Hippoklos von Lampsakos und endlich auch mit Sparta. Nun aber gelang es den Alkmäoniden durch wiederholte Mahnungen der Pythia, die Spartaner zur Wiederaufnahme ihrer der Tyrannis feindlichen Politik zu bestimmen. Und als das gegen Athen ausgeschickte peloponnes. Heer unter Archimolios (510 v. Chr.) auf der attischen Ebene bei Phaleron durch die thessalische Reiterei eine Niederlage erlitt, führte König Kleomenes I. eine große Streitmacht, zu welcher die attischen Verbannten sich gesellten, gegen Athen. Nach wenigen Tagen wurde H. zur Ergebung und zur Auswanderung nach Sigeion in Troas genötigt, wo unter pers. Oberhoheit sein jüngerer Stiefbruder etwa seit 533 v. Chr. regierte. Seit dieser Zeit war H. anderwärts bemüht, die Herrschaft über Athen zurückzugewinnen. Zu diesem Zwecke schloß er sich endlich der pers. Politik vollständig an und befand sich auf der Flotte des Großkönigs, welche 490 v. Chr. gegen Attika auslief. Aber mit der Niederlage der Perser auf der Ebene von Marathon scheiterten auch des H. letzte Hoffnungen; auf der Rückfahrt der asiat. Flotte starb er zu Lemnos.

Hippiatrik (Hippiatrie, grch.), Pferde- und allgemeine Tierheilkunde; Hippiater, Pferde-, Tierarzt; Hippiatrica, auf die Tierheilkunde bezügliche Schriften.

Digitized by Google

Hippikon, griech. Längenmaß von 4 Stadien.

Hippo oder Hippon, zum Unterschied von Hippo Diarrhytus, dem heutigen Bizerta (s. d.), Hippo regius genannt, eine alte Stadt in Numidien, am Mittelländischen Meere gelegen, war ursprünglich eine phönix. Kolonie, dann von Karthago abhängig, hierauf im Besitz der zuerst einen Teil, dann infolge von Massinissas Klugheit und Energie ganz Numidien beherrschenden Fürsten des numidischen Stammes der Massylier. Im J. 46 v. Chr. wurde H. durch Cäsar mit dem ganzen Lande römisch. Die Stadt hatte ihre Glanzperiode in den ersten christl. Jahrhunderten. In der Geschichte der christl. Kirche spielte H. eine bedeutende Rolle als Bischofssitz. Namentlich lebte und wirkte hier seit 392 zuerst als Presbyter, dann als Bischof der große Kirchenvater Augustinus (s. d.), der hier auch während der Belagerung durch die Vandalen 28. Aug. 430 starb. Es soll dann durch die Vandalen niedergebrannt worden sein, wurde aber jedenfalls bald wieder aufgebaut. Schon 11. Febr. 435 schloß Geiserich daselbst wieder einen Frieden mit Rom ab. Im Dez. 533 fiel H. mit den Schätzen des Königs Gelimer in Belisars Hände, der dem Vandalenreiche damals ein Ende machte. Die gänzliche Zerstörung erfolgte 697 durch die Mohammedaner auf Befehl des Kalifen Othman, worauf die Bevölkerung etwas nördlicher eine andere Stadt erbaute, das heutige Bona (s. d.).

Hippo...., oder auch nur Hipp...., griech. Vorsilbe, von ἵππος, das Pferd.

Hippoboscīden, s. unter Pupiparen.

Hippocampina oder Seepferdchen bilden eine Gruppe der Büschelkiemer und sind ausgezeichnet durch einen flossenlosen Greifschwanz. In den tropischen Meeren finden sich zahlreiche, oft durch Hautanhänge sehr abenteuerlich ausgestattete, wie Seetang aussehende Formen, nur wenige gehen in die gemäßigten Klimate. Abbildungen von Hippocampus antiquorum finden sich auf Tafeln: Aquarium, Fig. 10, und Fische II, Fig. 15.

Hippocastanāceae, s. unter Sapindaceen.

Hippocentauren, s. unter Centauren.

Hippodamīa (grch. Hippodameia) hieß in der griech. Mythologie die schöne Tochter des Önomaos, Königs von Pisa in Elis, und der Plejade Asterope. Weil dem Vater geweissagt worden war, daß sein künftiger Eidam ihn töten werde, so machte er die Bedingung, daß jeder, der sich um seine Tochter bewerben würde, mit ihm ein Wettrennen zu Wagen bestehen und, wofern er, ehe sie an das Ziel kämen, von ihm erreicht würde, durch seine Hand fallen sollte. Es gelang ihm, viele Freier zu töten, bis endlich Pelops kam, welcher nach der einen Sage durch die ihm von Poseidon geschenkten geflügelten Rosse siegte. H. wurde nun Gemahlin des Pelops und Mutter des Atreus und Thyestes. Sie verleitete nach Hygin ihre Söhne, ihren Stiefbruder Chrysippos zu töten, und tötete sich selbst, als Pelops sie dessen beschuldigte. Außer mehrern Darstellungen der Sage von dem Wettkampf auf Vasen hat man jetzt die in den Skulpturen des vordern Giebelfeldes des Zeustempels von Olympia gefunden.

Hippodrōm (grch. ἱπποδρόμος), die Rennbahn für Pferde- und Wagenrennen. Derartige Wettspiele genossen schon im griech.-heroischen Zeitalter hohes Ansehen und werden von Homer in der «Ilias», Gesang 23, besungen. Über die Einrichtung des H. der Hellenen der spätern Zeit fehlt ein ausführlicher Bericht, jedoch gibt Pausanias eine Darstellung der berühmtesten Rennbahn zu Olympia, wobei er gleichzeitig einige Bemerkungen über die isthmische und nemeische einflechtet. Die Form dieses H. war die eines Oblongum, die beiden langen Seiten bildeten Anhöhen, deren eine von Natur, die andere durch Kunst entstanden war. Hier standen die Zuschauer. Der Ablaufstand Aphesis genannt, war an der einen schmalen Seite und der glänzendste Teil des H., gewissermaßen die Vorhalle. Hier waren für die bespannten Wagen besondere Abteilungen, die durchs Los an die einzelnen Teilnehmer verteilt wurden. Gegenüber der Abfahrt schloß ein halbmondförmiger Erdwall den H. Die Bahn war 1200 Fuß lang und 600 Fuß breit. Durch zwei Zielsäulen, die am Anfang und am Ende der Bahn standen, wurde die Breite in zwei Hälften geteilt und es bestand nun die Kunst des im Wagen stehenden Lenkers des Zwei- oder Viergespanns darin, mit dem Gefährt in kurzem Bogen um diese Säulen zu gelangen, ohne den Mitstreitern zu nahe zu kommen; denn mit vollständigen Rossen war die Bahn 12mal, mit Füllen 8mal zu durcheilen. Nicht selten kam es vor, daß bei dem Umlenken die Wagen anstießen oder ineinander fuhren und zerbrachen und die Lenker verwundet oder getötet wurden. Die Vornehmen und Reiche stellten zwar die Gespanne, waren aber selten selbst die Lenker. Sophokles läßt auf der pythischen Rennbahn 10 Wagen auf einmal das Rennen antreten. Der letzte in Griechenland erbaute H. ist jedenfalls der von Byzanz. (S. Rennbahn.) Über die Rennbahnen der Römer s. Cirkus und Circensische Spiele.

Hippogryph (Roßgreif), von dem ital. Dichter Bojardo erfundener Name eines fabelhaften, den Alten gänzlich unbekannten Tiers, den nachmals Wieland auf den Pegasus übertrug. Der H. war als geflügeltes Roß mit einem Greifenkopf dargestellt.

Hippokamp, in der griech. Mythologie ein fabelhaftes Seetier mit dem Kopf und den Vorderfüßen eines Pferdes und einem Fischschwanz, welches den Seegöttern zum Reiten und Fahren diente.

Hippokastanēen (Hippocastanēae), Unterabteilung der Familie der Sapindaceen (s. d.).

Hippokras, eine Art gewürzter Wein, der im Mittelalter allgemein üblich war, wo man den Weine noch nicht recht zu behandeln verstand, so daß sie stets eine gewisse Schärfe und Säure behielten, die man durch Zusatz von Honig und Gewürzen zu verdecken suchte.

Hippokrātes, genannt der Zweite oder der Große, der berühmteste Arzt des Altertums und der erste, der eine wissenschaftliche Begründung der Heilkunde versuchte, war der Sohn des Asklepiaden (s. d.) Heraklides, eines Priesterarztes auf der Insel Kos, und, wie erzählt wird, der Phänarete, welche ihre Abstammung von Herakles herleitete. Geboren wurde er wahrscheinlich um 460 v. Chr. Nachdem er von seinem Vater in den erblichen Kenntnissen der Asklepiaden unterrichtet worden war, machte er größere Reisen, die ihn auch zu den Ländern am Schwarzen Meere geführt zu haben scheinen. Er hielt sich lange Zeit auf der Insel Thasos, in Abdera und in Thessalien auf und soll, hoch angesehen und fast göttlich verehrt, in Larissa, wo man noch lange nachher sein Grabmal zeigte, 377 gestorben sein.

Digitized by Google

SEP 8 1884

(Pyrenäen, südl. Frankreich, Alpen) beschränkt und spielen hier eine ähnliche Rolle wie die Korallen durch Korallenbänke im Jura und in der Jetztzeit.

Hippursäure, Benzoyl-Amido-Essigsäure, Benzoyl-Glykochol, Pferdeharnsäure, Harnbenzoësäure, Urinsäure

$C_9H_9NO_3$ oder $CH_2NH(C_7H_5O)COOH$,

organische Säure, welche, früher mit Benzoësäure verwechselt, von Liebig 1829 zuerst erkannt und studiert wurde. Sie findet sich als normaler Bestandteil im Harn der fleisch- und pflanzenfressenden Tiere und der Menschen. Im Harn der Menschen und der Fleischfresser kommt sie immer nur in geringer, jedoch mit der Art der Nahrung wechselnder Menge vor, weit reichlicher tritt sie im Harn der Pflanzenfresser auf. Welche Bestandteile der Futterstoffe die Bildung der H. veranlassen, darüber fehlen noch genauere Kenntnisse; nur so viel ist sicher ermittelt, daß die schwerverdaulichen Stoffe an ihrer Entstehung beteiligt sind. Andererseits kann man künstlich auf eine vermehrte Produktion von H. einwirken. Fügt man der Nahrung Benzoësäure, Zimtsäure, Chinasäure, oder einen Körper der Benzoësäurereihe, oder Derivate der Benzoësäure zu, so scheiden die Tiere H. oder Derivate dieser Säure reichlich aus. Die Benzoësäure vereint sich dabei, unter Abspaltung eines Moleküls Wasser, mit dem aus der Spaltung der in der Leber entstehenden Glykocholsäure hervorgehenden Glykochol. Man nahm früher an, diese Synthese der H. aus Glykochol und Benzoësäure erfolge im Kreislaufe des Blutes, neuere Untersuchungen haben jedoch erwiesen, daß die H. im Nierengewebe entsteht.

Zur Darstellung der H. wählt man Harn von solchen Tieren, die reichliche Mengen von Cerealienstroh konsumiert haben, dampft denselben möglichst unmittelbar nach der Entleerung auf etwa ein Fünftel seines Volums ein und versetzt ihn mit einem reichlichen Überschuß von Salzsäure, wobei anfangs heftiges Aufbrausen von entweichender Kohlensäure eintritt. Nach 24 Stunden trennt man die in Krystallnadeln abgeschiedene H. durch Filtration von der braunen, stinkenden Flüssigkeit, wäscht mit möglichst kaltem Wasser, bis dies ungefärbt abläuft, und reinigt die Säure durch öfteres Umkrystallisieren aus kochendem Wasser, wobei man zweckmäßig, um den ihr stark anhängenden Harngeruch zu zerstören, Chlor in die siedende Flüssigkeit leitet. Haben die Tiere ein an schwefelsaurem Kalk reiches Trinkwasser erhalten, so kann die H. durch erhebliche Mengen von Gips verunreinigt sein.

Die reine H. bildet große, wasserhelle Krystallnadeln, die schwer in kaltem, leicht in kochendem Wasser löslich sind, löslich auch in Alkohol, schwer löslich in Äther; sie schmilzt unzersetzt bei 187° C., in höherer Temperatur wird sie zerstört. Sie ist eine starke Säure, sie zersetzt kohlensaure Salze unter Austreibung der Kohlensäure. Bei anhaltendem Kochen mit konzentrierter Salzsäure oder mit einer Mischung von 1 Schwefelsäure und 2 Wasser wird sie unter Aufnahme von 1 Molekül Wasser gespalten in 1 Molekül Benzoësäure und 1 Molekül Amido-Essigsäure oder Glykochol. Die H. wird im Großen dargestellt und dient als Rohmaterial für die Fabrikation der Benzoësäure.

Hipsus, s. Ipsus.

Hiram oder Huram, König von Tyrus 1031—997 v. Chr., ist besonders berühmt geworden durch den Vertrag, welchen der israel. König Salomo mit ihm schloß behufs Lieferung von Cedern- und Cypressenstämmen aus dem Libanon und Überlassung von Baumeistern und Werkleuten für den Tempelbau zu Jerusalem. Ebenso verband sich Salomo mit H. zur Eröffnung eines Schiffahrtsverkehrs nach dem Goldlande Ophir im südöstl. Arabien. Und noch Weiteres weiß die spätere Sage über die gegenseitigen Beziehungen beider Könige zu erzählen. Glaubwürdiger berichten tyrische Quellen, außer einer (Wieder-) Unterwerfung der Cyprier (Kitier), auch von Tempelbauten H.s in Tyrus selbst für den phöniz. Hercules (Melkart) und die Astarte, wobei gleichfalls Cedern vom Libanon zur Verwendung kamen; sowie von einem Riesenbau, durch welchen H. vermittelst Ausfüllung mit Schutt die beiden Inseln, auf denen Tyrus erbaut war, verband. (S. Tyrus.) Als ein Zeitgenosse des Königs H. wird auch ein tyrischer Erzgießer gleiches Namens erwähnt, welcher dem Salomo nicht nur die ehernen Gerätschaften für den Tempel zu Jerusalem anfertigte, sondern auch für dessen königl. Palast Arbeiten lieferte.

Hircocervus (lat., «Bockhirsch»), wie das griech. Tragelaphos (s. d.) eine groteske Ausgeburt der Phantasie. (S. Chimära.)

Hircus (lat.), Ziegenbock; Bocksgeruch.

Hirkai-Sherif (besser Chirkaï Sherif), auch Burda genannt, ist der Name des aus Kamelhaaren gewebten schwarzen Kleides (oder Mantels), welches ursprünglich dem Propheten Mohammed gehört haben und von ihm getragen worden sein soll. Der Sage nach ist der Mantel derselbe, welchen Mohammed im neunten Jahr der Hedschra dem Dichter Ka'b bin Suhair geschenkt haben soll. Der Kalif Mu'âwija soll den Mantel den Nachkommen des Ka'b abgekauft haben. So soll er von der Familie der Omajjaden auf die der 'Abbâsiden und von dieser auf die ägypt. Fâtimiden gekommen und bei Gelegenheit der Eroberung Ägyptens zugleich mit der Fahne des Propheten aufgefunden worden sein. Dieser Mantel wird jetzt in der Schatzkammer des Sultans in Konstantinopel zugleich mit dem sog. Sandshak Sherif (der Fahne des Propheten) und andern Reliquien, wie dem Säbel und dem Bogen des Propheten u. a., aufbewahrt. Der Prophetenmantel ist in vierzig seidene Hüllen eingewickelt und wird nur einmal im Jahre (am 15. des Monats Ramadhân) feierlich enthüllt. Nachdem der Sultan und die Großwürdenträger die Reliquie geküßt und ihr ihre Verehrung mit den entsprechenden Feierlichkeiten erwiesen haben, wird der Mantel einen Augenblick in ein mit Wasser gefülltes Becken getaucht. Der Kyzlar aghasi (Chef der schwarzen Eunuchen) läßt das Wasser des Beckens in kleine, mit seinem Siegel dann verschlossene Fläschchen füllen und überschickt diese denen, die an der feierlichen Ceremonie teilgenommen haben.

Hirkulation (vom lat. hircus), geiles Wuchern des Weinstocks, wenn er nur in die Reben treibt.

Hirn, s. Gehirn.

Hirn (Gust. Adolf), hervorragender Physiker, geb. 21. Aug. 1815 zu Logelbach bei Colmar im Elsaß, trat 1834 als Farbenchemiker in eine Kattunfabrik in Logelbach ein und blieb, als diese 1842 in eine Baumwollspinn- und Webefabrik umgewandelt wurde, in derselben als Ingenieur. In dieser Stellung begann H. 1843 seine grundlegenden Untersuchungen, welche die Harmonie zwischen Theorie und Praxis mehrerer wichtiger und

Digitized by Google

Quellen der älteſten Ketzergeſchichte» (Lpz. 1875); Harnack, «Zur Quellenkritik der Geſchichte des Gnoſtizismus» (Lpz. 1873 u. 1874); Langen, «Geſchichte der röm. Kirche bis zum Pontifikat Leo I.» (Bonn 1881).

Hippomachie (grch.), Kampf zu Pferde.

Hippomān (grch.), leidenſchaftlicher Pferdeliebhaber, Pferdenarr; Hippomanie, übertriebene Liebhaberei für Pferde.

Hippomāne, Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen. Die wenigen im tropiſchen Amerika einheimiſchen Arten ſind Bäume, die wegen ihres ſcharfen und giftigen Milchſaftes bekannt ſind. Derſelbe wird von den Indianern zum Vergiften der Pfeilſpitzen benutzt. Am berühmteſten iſt H. Mancinella *L.*, der Manſchinellen- oder Manzanillobaum der Antillen. Er gleicht einem Birnbaum, hat eine glatte, graue Rinde, langgeſtielte, eiförmige, ſpitze Blätter, grünliche männliche Blüten in zuſammengeknäuelten Gruppen, unter denen die weiblichen einzeln ſtehen, und apfelförmige, gelb- und rotbäckige Früchte mit weißem Samen, die ſehr verführeriſch ausſehen, aber äußerſt giftig ſind. Angeblich ſoll ſchon die Ausdünſtung dieſes Baums vergiftend wirken oder wenigſtens ſchädlich ſein. Fiſchen und Krebſen ſchadet die Frucht nicht; doch wird der Genuß ſolcher Tiere dann dem Menſchen nachteilig. Den Saft der Frucht wendet man in Weſtindien als Ätzmittel gegen Hautausſchläge an. Doch iſt dort dieſer Baum jetzt ſelten geworden, weil die Regierungen ſeine Ausrottung ſeiner großen Schädlichkeit wegen ſchon ſeit geraumer Zeit anbefohlen haben.

Hippomantie (grch.), Wahrſagung aus dem Wiehern der Pferde.

Hipponax, ein berühmter Jambendichter aus Epheſus, um 530 v. Chr., wurde wahrſcheinlich wegen ſeiner kecken, ſchonungsloſen, wiewohl, wie es ſcheint, unpolit. Spottgedichte von den Tyrannen ſeiner Vaterſtadt vertrieben. Er begab ſich hierauf nach Klazomenä. Da er häßlich war, ſo benutzten dies die Bildhauer Bupalos und Athenis zu einer karikierten Darſtellung des Dichters, der ſich nun durch die heftigſten Angriffe auf ſie rächte. Daß jedoch die Künſtler aus Verzweiflung darüber ſich erhängt hätten, iſt Sage. Er erfand für ſeine ſatiriſchen Gedichte eine beſondere Art von Jamben, den choliambiſchen Trimeter, von ihm der hipponakteiſche Vers genannt. Doch ſchrieb er auch in Hexametern und im erhabenen epiſchen Tone Parodien, von denen ſich namentlich ein Bruchſtück erhalten hat, welches die Schilderung eines gefräßigen Menſchen enthält. Die Fragmente des H. gab am vollſtändigſten Bergk in den «Poetae lyrici Graeci» (2. Bd., 4. Aufl., Lpz. 1882) heraus.

Hippopathologie (grch.), Lehre von den Krankheiten der Pferde.

Hippophaë *L.*, Sanddorn, zur Pflanzenfamilie der Elaeagneae gehörige Gehölzgattung. Die Arten derſelben ſind 3—6 m hohe Sträucher ganz getrennten Geſchlechts, mit Blüten in den Achſeln von Deckblättern und glänzenden, glatten, auf einer Seite gefurchten, nußartigen Früchten. Die abwechſelnden, ſehr lang ausgezogenen Blätter ſind durch aufliegende Schuppen, welche als zu Scheiben verwachſene ſtrahlige Haare zu deuten ſind, weißlich grau. Die Blüten kommen vor den Blättern. Der gemeine Sanddorn, H. rhamnoides, wächſt durch ganz Europa am Meeresufer und an Bächen der Hochgebirge. Die linienlanzettförmigen Blätter ſind oben grün und fein punktiert, unten gleich den jungen Zweigen mit ſilbergrauen oder roſtgelben Schuppen beſetzt. Der Strauch blüht im März und die männlichen Individuen haben ein ganz eigentümliches Anſehen, während die weiblichen vorzugsweiſe im Herbſt gut ausnehmen, wenn ſie mit Maſſen erbſengroßer, orangefarbiger Früchte bedeckt ſind. Zwiſchen dunkelbelaubtes Gebüſch am Rande des Parkgehölzes eingeſprengt iſt der Strauch ſehr ornamental, insbeſondere var. angustifolia, aber auch in der Einzelſtellung von guter Wirkung. Eine andere, vom Himalaja ſtammende Art, H. salicifolia, iſt weder ſo ſchön, noch im Winter ſo hart wie jene. Zum vollen Gedeihen erfordert der Sanddorn einen fruchtbaren, friſchen Boden.

Hippophāgen, d. i. Pferdefreſſer, war nach dem Bericht des Ptolemäos der Name eines ſkythiſchen Volksſtammes jenſeit vom Imaus- (Thianſchan-) Gebirge und eines ſarmatiſchen nordöſtlich am Kaſpiſchen Meere, wo noch gegenwärtig tatariſche Völker nomadiſieren und Pferdefleiſch eſſen. In kultivierten Ländern hat man wiederholt Verſuche gemacht, das Pferdefleiſch als Nahrungsmittel einzuführen. Man ſtiftete zu dem Zwecke ſog. Hippophagenvereine und neuerdings an vielen Orten förmliche Pferdeſchlächtereien. Der Umſtand aber, daß das Pferdefleiſch einen abſtoßend ſüßlichen Nachgeſchmack beſitzt und daß das Pferd in den meiſten Ländern ein zu wertvolles Tier iſt, als daß es in ſeinem mittlern Lebensalter mit Vorteil als Schlachtvieh benutzt werden könnte, hat überall die allgemeine Einführung jenes Fleiſches als Nahrungsmittel verhindert.

Hippopotāmus (Flußpferd), ſ. Nilpferd.

Hippo regius, ſ. Hippo.

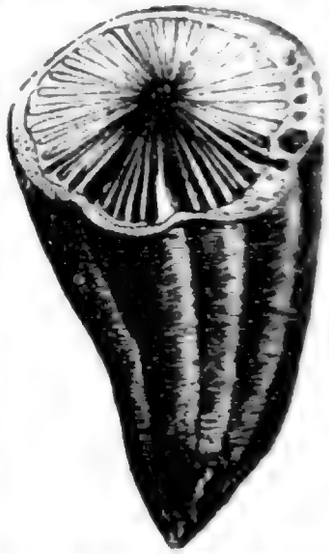
Hippotherium (Hipparion), ein foſſiles pferdeähnliches Tier mit drei Zehen, von denen aber nur die mittelſte auf dem Boden aufſtand.

Hippotoxoten, ſ. unter Hipparch.

Hippotroph (grch.), Pferdezüchter; Hippotrophie, Pferdezucht.

Hippuriten (Hippuritidae *Gray*, Rudistae *Lam*), Muſcheltiere, ſ. Rudiſten.

Hippuritenkalke (Schrattenkalk, Seewerkalk) ſind harte, zum Teil marmorartige Kalke, welche angefüllt ſind von den oft dicht nebeneinander ſtehenden dicken Schalen der Hippuriten oder Rudiſten (Caprotina, Caprina, Radiolites, Hippurites, ſ. beiſtehende Abbildung). Es ſind dies unſerer lebenden Chama verwandte rieſige Zweiſchaler, deren große, mit der Spitze aufgewachſene Schale kegelförmig, kuhhorn- oder widderhornähnlich geſtaltet iſt, während die kleinere lappen- oder deckelartige Form beſitzt. Dieſe Hippuriten und die nach ihnen benannten Kalkſteine ſind auf die Kreideformation und in ihr namentlich auf deren ſüdl. Verbreitungsgebiet



Digitized by Google

SEP 8 1884

Pyrenäen, südl. Frankreich, Alpen) beschränkt und spielen hier eine ähnliche Rolle wie die Korallen durch Korallenbänke im Jura und in der Jetztzeit.

Hippursäure, Benzoyl-Amido-Essigsäure, Benzoyl-Glykochol, Pferdeharnsäure, Harnbenzoësäure, Urinsäure

$C_9H_9NO_3$ oder $CH_2NH(C_7H_5O)COOH$,

organische Säure, welche, früher mit Benzoësäure verwechselt, von Liebig 1829 zuerst erkannt und studiert wurde. Sie findet sich als normaler Bestandteil im Harn der fleisch- und pflanzenfressenden Tiere und der Menschen. Im Harn der Menschen und der Fleischfresser kommt sie immer nur in geringer, jedoch mit der Art der Nahrung wechselnder Menge vor, weit reichlicher tritt sie im Harn der Pflanzenfresser auf. Welche Bestandteile der Futterstoffe die Bildung der H. veranlassen, darüber fehlen noch genauere Kenntnisse; nur so viel ist sicher ermittelt, daß die schwerverdaulichen Stoffe an ihrer Entstehung beteiligt sind. Andererseits kann man nämlich auf eine vermehrte Produktion von H. einwirken. Fügt man der Nahrung Benzoësäure, Zimtsäure, Chinasäure, oder einen Körper der Benzoësäuregruppe, oder Derivate der Benzoësäure zu, so scheiden die Tiere H. oder Derivate dieser Säure reichlich aus. Die Benzoësäure vereint sich dabei, unter Abspaltung eines Moleküls Wasser, mit dem aus der Spaltung der in der Leber entstehenden Glykocholsäure hervorgehenden Glykochol. Man nahm früher an, diese Synthese der H. aus Glykochol und Benzoësäure erfolge im Kreislaufe des Blutes, neuere Untersuchungen haben jedoch erwiesen, daß die H. im Nierengewebe entsteht.

Zur Darstellung der H. wählt man Harn von solchen Tieren, die reichliche Mengen von Cerealienstroh konsumiert haben, dampft denselben möglichst unmittelbar nach der Entleerung auf etwa ein Fünftel seines Volums ein und versetzt ihn mit einem reichlichen Überschuß von Salzsäure, wobei anfangs heftiges Aufbrausen von entweichender Kohlensäure eintritt. Nach 24 Stunden trennt man die in Krystallnadeln abgeschiedene H. durch Filtration von der braunen, stinkenden Flüssigkeit, wäscht mit möglichst kaltem Wasser, bis dies ungefärbt abläuft, und reinigt die Säure durch öfteres Umkrystallisieren aus kochendem Wasser, wobei man zweckmäßig, um den ihr stark anhängenden Harngeruch zu zerstören, Chlor in die siedende Flüssigkeit leitet. Haben die Tiere ein an schwefelsaurem Kalk reiches Trinkwasser erhalten, so kann die H. durch erhebliche Mengen von Gips verunreinigt sein.

Die reine H. bildet große, wasserhelle Krystallnadeln, die schwer in kaltem, leicht in kochendem Wasser löslich sind, löslich auch in Alkohol, schwer löslich in Äther; sie schmilzt unzersetzt bei 187° C., in höherer Temperatur wird sie zerstört. Sie ist eine starke Säure, sie zersetzt kohlensaure Salze unter Austreibung der Kohlensäure. Bei anhaltendem Kochen mit konzentrierter Salzsäure oder mit einer Mischung von 1 Schwefelsäure und 2 Wasser wird sie unter Aufnahme von 1 Molekül Wasser gespalten in 1 Molekül Benzoësäure und 1 Molekül Amido-Essigsäure oder Glykochol. Die H. wird im großen dargestellt und dient als Rohmaterial für die Fabrikation der Benzoësäure.

Hipsus, s. Ipsus.

Hiram oder Huram, König von Tyrus 1031—997 v. Chr., ist besonders berühmt geworden durch den Vertrag, welchen der israel. König Salomo mit ihm schloß behufs Lieferung von Cedern und Cypressenstämmen aus dem Libanon und Überlassung von Baumeistern und Bildhauern für den Tempelbau zu Jerusalem. Ebenso verband sich Salomo mit H. zur Eröffnung eines Seehandelsverkehrs nach dem Goldlande Ophir im südl. Arabien. Und noch Weiteres weiß die jüdische Sage über die gegenseitigen Beziehungen beider Könige zu erzählen. Glaubwürdiger berichten tyrische Chroniken, außer einer (Wieder-) Unterwerfung der Cyprier (Kitier), auch von Tempelbauten H.s in Tyrus selbst für den phönik. Herkules (Melkart) und die Astarte, wobei gleichfalls Cedern vom Libanon zur Verwendung kamen; sowie von einem Kanalbau, durch welchen H. vermittelst Ausfüllung mit Schutt die beiden Inseln, auf denen Tyrus erbaut war, verband. (S. Tyrus.) Als ein Zeitgenosse des Königs H. wird auch ein tyrischer Erzgießer gleiches Namens erwähnt, welcher dem Salomo nicht nur die ehernen Gerätschaften für den Tempel zu Jerusalem anfertigte, sondern auch für dessen königl. Palast Arbeiten lieferte.

Hircocervus (lat., «Bockhirsch»), wie das griech. Tragelaphos (s. d.) eine groteske Ausgeburt der Phantasie. (S. Chimära.)

Hircus (lat.), Ziegenbock; Bockgeruch.

Hirkai-Sherif (besser Chirkai Sherif), auch Burda genannt, ist der Name des aus Kamelhaaren gewebten schwarzen Kleides (oder Mantels), welches ursprünglich dem Propheten Mohammed gehört haben und von ihm getragen worden sein soll. Der Sage nach ist der Mantel derselbe, welchen Mohammed im neunten Jahr der Hedschra dem Dichter Ka'b bin Subair geschenkt haben soll. Der Kalif Mu'âwija soll den Mantel den Nachkommen des Ka'b abgekauft haben. So soll er von der Familie der Omajjaden auf die der Abbâsiden und von dieser auf die ägypt. Fâtimiden gekommen und bei Gelegenheit der Eroberung Ägyptens zugleich mit der Fahne des Propheten aufgefunden worden sein. Dieser Mantel wird jetzt in der Schatzkammer des Sultans in Konstantinopel zugleich mit dem sog. Sandschak Sherif (der Fahne des Propheten) und andern Reliquien, wie dem Säbel und dem Bogen des Propheten u. a., aufbewahrt. Der Prophetenmantel ist in vierzig seidene Hüllen eingewickelt und wird nur einmal im Jahre (am 15. des Monats Ramadhân) feierlich enthüllt. Nachdem der Sultan und die Großwürdenträger die Reliquie geküßt und ihr ihre Verehrung mit den entsprechenden Feierlichkeiten erwiesen haben, wird der Mantel einen Augenblick in ein mit Wasser gefülltes Becken getaucht. Der Kislar aghasi (Chef der schwarzen Eunuchen) läßt das Wasser des Beckens in kleine, mit seinem Siegel dann verschlossene Fläschchen füllen und überreicht diese denen, die an der feierlichen Ceremonie teilgenommen haben.

Hirkulation (vom lat. hircus), geiles Wuchern des Weinstocks, wenn er nur in die Reben treibt.

Hirn, s. Gehirn.

Hirn (Gust. Adolf), hervorragender Physiker, geb. 21. Aug. 1815 zu Logelbach bei Colmar im Elsaß, trat 1834 als Farbenchemiker in eine Kattunfabrik in Logelbach ein und blieb, als diese 1842 in eine Baumwollspinn- und Webefabrik umgewandelt wurde, in derselben als Ingenieur. In dieser Stellung begann H. 1843 seine grundlegenden Untersuchungen, welche die Harmonie zwischen Theorie und Praxis mehrerer wichtiger und

Digitized by Google

schwieriger Fragen der Mechanik und Wärmelehre herstellen. Gegen Ende 1880 gründete er ein meteorolog. Observatorium bei Colmar, in welchem er seine wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzt. Außer zahlreichen Abhandlungen, besonders aus dem Gebiete der Mechanik und Wärme, in verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlichte H. an selbständigen Werken: «L'équivalent mécanique de la chaleur» (1858), «Théorie mécanique de la chaleur» (2 Bde., Colmar 1861; 3. Aufl., Par. 1875), «Analyse de l'univers» (1868), «Mémoire sur les anneaux de Saturne» (Straßb. 1872), «Les Pandynamomètres» (Par. 1876). H.s Arbeiten zeichnen sich durch Scharfsinn im Ausdenken und Deuten des Experiments, sowie durch die möglichst große Genauigkeit der Daten und endlich auch durch philos. Denken und völlige Selbständigkeit aus. Die seit der pariser Weltausstellung von 1867 sehr verbreiteten Drahtseiltriebe sind von seinem Bruder, Ferdinand H. (gest. 29. Dez. 1879), erfunden worden.

Hirnbruch (Encephalocele), das teilweise Heraustreten des Gehirns aus seiner knöchernen Schädelkapsel, ist entweder angeboren oder infolge von Kopfverletzungen erworben. Der angeborene Hirnbruch (Encephalocele congenita) stellt sich als eine bald größere, bald kleinere kugelige oder halbkugelige Geschwulst am Hinterhaupt, an der Stirn oder in der Gegend der Schläfenschuppen dar, deren Inhalt aus Gehirnwasser und Gehirnsubstanz besteht und durch eine Öffnung in der Schädelkapsel mit dem Großhirn in Verbindung steht. Die Ursache dieser Mißbildung besteht in einer partiellen Wasseransammlung in den Hirnhöhlen in Verbindung mit einem regelwidrigen Offenbleiben gewisser Schädellücken, durch welche Teile des sackartig vorgedrängten Großhirns nach außen treten können. Die meisten mit angeborenem H. behafteten Kinder sterben frühzeitig, weil sich der Bruchinhalt leicht entzündet und dann gewöhnlich eine tödliche Hirn- und Hirnhautentzündung zur Folge hat. Der erworbene Hirnbruch (Encephalocele acquisita s. traumatica) besteht in dem Heraustreten von Gehirnsubstanz aus Schädelwunden, wobei die letztere als rötliche schwammartige Masse erscheint und gewöhnlich in Verschwärung und brandigen Zerfall übergeht. Man trägt die vorgefallene Hirnsubstanz mit dem Messer ab und bedeckt die Wunde mit einem antiseptischen Verband.

Hirnschlagfluß, s. unter Schlagfluß.

Hirpiner war der Name einer altitalischen Völkerschaft, welche zu den Oskern oder Samniten gehörte, deren Gebiet von den Römern aber hernach aus polit. Gründen vom eigentlichen Samnium unterschieden wurde. Es lag im S. von Samnium; größtenteils südlich vom Calor und Tamarus (jetzt Calore und Tamaro). Der Hauptort war Maleventum unfern vom Zusammenfluß der genannten Flüsse, und an der Mündung des Sabatus (Sabbato) in den Calor, wo die Römer 268 v. Chr. eine Kolonie unter dem Namen Beneventum (s. Benevent) gründeten. Andere Hauptorte waren Abellinum (beim heutigen Avellino), Aquilonia (Lacedogna), Aclanum (beim heutigen Mirabella). Der Sage nach hatten die H. ihren Namen von einem Wolfe (hirpus in ihrer Sprache), der sie in ihre Sitze führte.

Hirsau, Dorf mit 731 E. im Oberamt Calw des württemb. Schwarzwaldkreises, im Thale der Nagold, 332 m über dem Meere, Station der Linie Pforzheim-Horb (Nagoldbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, 2,5 km unterhalb Calw, hat Wollspinnerei, Saffian-, Löffel- und Lampenfabriken und wird auch als Luftkurort benutzt. H. verdankt seine Entstehung dem ehemaligen Kloster gleichen Namens, dessen Ruinen einen nahen Hügel äußerst malerisch zieren. Dieses berühmte Benediktinerkloster (monasterium Hirsaugiense), vom Grafen Erlafried von Calw 830 erbaut, durch Hrabanus Maurus, Abt von Fulda, im Sept. 838 eingeweiht, zeichnete sich bald durch wissenschaftliche Bildung aus, und die dasige Schule war im 10. Jahrh. berühmt. Die in ganz Deutschland 986 wütende Pest und das 988 unter der Äbtissin entstandene Schisma brachten der Klosterzucht großen Schaden. Allein durch den Grafen Liutbert von Calw wurde 1059 wieder ein besserer Zustand herbeigeführt, und unter dem heiligen Abt Wilhelm (1069—91) nahm das Kloster eine der ersten Stellen unter allen Benediktinerkongregationen ein. Nach der Reformation 1558 säkularisiert, wurde es in eine Klosterschule verwandelt. Herzog Ludwig von Württemberg baute ein Schloß an das Kloster an, welches aber gleich dem Kloster 1692 durch die Franzosen eingeäschert wurde. Von den ausgebrannten Mauern dieses Schlosses überragt die riesige, von Uhland u. a. besungene Ulme. Sie ist gut erhalten ist die im got. Stil 1509 erbaute Kapelle, jetzt Pfarrkirche, in deren obern Räumen der interessante Klosterbibliothekssaal befindet. Für die deutsche Geschichte sind wichtige Quellen: Trithemius «Chronicon Hirsaugiense» (838—1514), namentlich aber der «Codex Hirsaugiensis», herausgegeben vom Litterar. Verein in Stuttgart herausgegeben. Vgl. Christmann, «Geschichte des Klosters H.» (Pforzh. 1783); Steck, «Das Kloster H.» (Calw 1841).

Hirsch (Cervus) ist der Name einer Gattung der Wiederkäuer mit zackigen, nicht hohlen Hörnern, Geweih genannt, welche indes, eine Art (das Renntier) ausgenommen, dem weiblichen Geschlecht stets fehlen, in gewissen Perioden des Jahres abfallen und dann durch neue ersetzt werden, die anfangs mit einer haarigen Haut überzogen sind. Die 22 Hirscharten sind in der Alten und Neuen Welt einheimisch und gehören zu den nützlichsten Tieren, fehlen aber gänzlich im südl. Afrika, in Australien und in Polynesien. Unter ihnen ist die größte das Elen oder Elentier (s. d.; vgl. Tafel: Hirsche, Fig. 1). Andere Hirscharten sind das Renntier (s. d., Fig. 2) und der Damhirsch (Fig. 3), beide mit schaufelförmigem Geweih.

Unter den übrigen Arten, die ein rundes Geweih haben, ist außer dem Reh (s. d., Fig. 4) der Edelhirsch, Rothirsch oder Rotwild (C. Elaphus, Fig. 5), dessen Weibchen Hirschkuh, Tier oder Hindin genannt wird, in Europa am häufigsten und bildet gegenwärtig den Hauptgegenstand der sog. hohen Jagd. Er ist bräunlich, im Sommer rötlich (Sommerhirsch), seine Nase kahl und das Geweih vielsprossig und zurückgebogen. Sein Geweih wirft er im Februar (daher Hornung) ab. Das einjährige Kalb wird Spießer genannt, das zweijährige Gabler. Das Alter der Männchen, die in der Brunstzeit, im Spätherbst, um die Weibchen kämpfen, schätzt man nach der Zahl der Enden, d. h. der Zacken des Geweihs (wie dies die nachstehenden Abbildungen zeigen). In ältern Zeiten, wo sie noch Zuflucht in den Urwäldern fanden, erreichten sie öfters eine jetzt beispiellose Größe. Es wird

HIRSCHE.

2. Renntier (Cervus Tarandus).

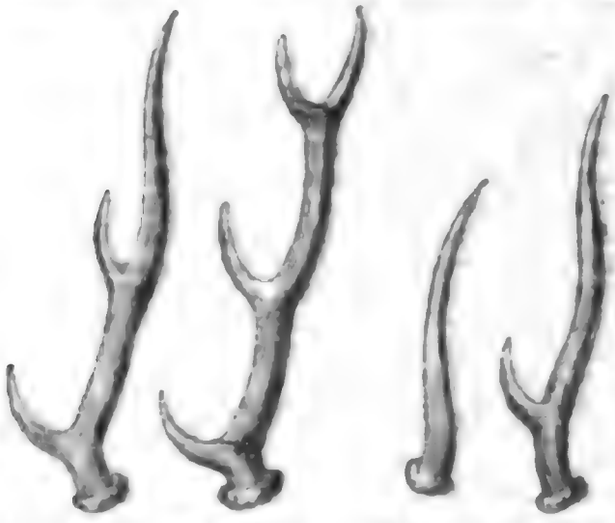
3. Damhirsch (Cervus Dama).

4. Reh (Cervus Capreolus).

6. Moschustier (Moschus moschiferus).

Digitized by Google

man in Wusterhausen das mit 66 Enden versehene und 535 Pfd. wiegende Geweih eines von Friedrich I. 1696 geschossenen H. Das Fleisch des H. ist sehr schmackhaft; sein Fell liefert, weiß gegerbt, das soq. Wildleder. In Amerika wird der Edelhirsch durch mehrere Arten vertreten, in Nordamerika durch



den großern **Wapiti** oder canadischen H. (C. Canadensis), in Südamerika durch den **Guazu-Puca** oder **Sumpfhirsch** (C. paludosus) u. s. w. Ostindien besitzt einige eigentümliche Hirscharten, unter denen besonders der gefleckte, auch in engl. Parks verpflanzte, schon den Alten bekannte **Axishirsch** (C. Axis) zu erwähnen ist. Eine besondere, sehr merkwürdige Unterfamilie der H. bilden die Moschustiere (s. d.; vgl. Tafel, Fig. 6). Skelette, namentlich Geweihe, die man hier und da, besonders in Irland in Torfmooren gefunden hat, zeugen von einer untergegangenen Hirschart, dem sog. **Riesenhirsch** (C. megaceros). Bei einigen dieser Skelette maß der Schädel 60—70 cm, das schaufelförmige Geweih war über 2 m lang, und die Spitzen desselben standen etwa 4 m auseinander. Andere ausgestorbene Gattungen, die zu der Familie der H. gehören, kommen in den mittlern Tertiärgebilden (Miocän) Europas vor.

Hirsch, Weißer, klimatischer Kurort bei Dresden, s. Weißer Hirsch.

Hirsch (August), namhafter Mediziner, geb. 4. Okt. 1817 zu Danzig, war anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt, widmete sich aber seit 1839 zu Berlin und Leipzig dem Studium der Medizin und ließ sich nach Ablegung der Staatsprüfungen 1844 in Elbing, 1846 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. In den J. 1850—53 veröffentlichte er eine Reihe größerer Abhandlungen über die Geschichte und Geographie der Malariafieber, der typhösen Krankheiten, der Ruhr, der Beulenpest und des Schweißfriesels und faßte in den folgenden Jahren die Resultate seiner geogr.-pathol. Studien in dem umfassenden und epochemachenden Werk «Handbuch der histor.-geogr. Pathologie» (2 Bde., Erlangen 1859—64; 2. neu bearbeitete Aufl., Stuttg. 1881—83) zusammen. Im J. 1863 wurde er als ord. Professor der Medizin an die Universität Berlin berufen, wo sich seine Lehrthätigkeit vorzugsweise über Geschichte der pragmatischen Medizin, über Geschichte und Geographie der Volkskrankheiten, sowie über spezielle Pathologie und Therapie erstreckt. Im Winter 1863—64 bereiste er im Auftrag der Regierung die vom epidemischen Genickkrampf heimgesuchten Gegenden Westpreußens und veröffentlichte hierüber seine Schrift «Die Meningitis cerebro-spinalis epidemica» (Berl. 1866). Im Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871 beteiligte er sich als dirigierender Arzt eines Ministerial-Sanitätszugs.

Auf seinen und Pettenkofers Antrag wurde 1873 die «Cholerakommission für das Deutsche Reich» gebildet, als deren Mitglied er im amtlichen Auftrag 1873 die von der Cholera befallenen Provinzen Posen und Westpreußen bereiste und als Resultat seiner Beobachtungen einen ausführlichen Bericht (1874) veröffentlichte. Im J. 1874 beteiligte er sich als Delegierter des Deutschen Reichs an den Verhandlungen der in Wien tagenden Sanitätskonferenz der europ. Staaten und bearbeitete die Beschlüsse der Konferenz bezüglich der Quarantänemaßregeln; 1875 wurde er zum Geh. Medizinalrat ernannt. Im Winter 1879/80 begab er sich als Delegierter des Deutschen Reichs nach dem Gouvernement Astrachan behufs Nachforschungen über die daselbst ausgebrochene Pestepidemie und gab darüber einen ausführlichen Bericht (1880) heraus. Außerdem veröffentlichte er noch: «Über die Anatomie der alten griech. Ärzte» (Habilitationsschrift, Berl. 1864), «Über Verhütung und Bekämpfung der Volkskrankheiten» (Berl. 1875), «Geschichte der Augenheilkunde» (Lpz. 1877, als Teil des großen «Handbuch der Augenheilkunde» von Graefe und Samisch) und zahlreiche medizin.-biographische Artikel in der von der Münchener Historischen Kommission herausgegebenen «Allgemeinen deutschen Biographie». Auch gab er eine neue Bearbeitung der Abhandlungen Heckers über «Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters» heraus (Berl. 1865) und ist seit 1866 als Mitherausgeber an Virchows «Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen der Medizin» beteiligt.

Hiesch (Jenny), Schriftstellerin, geb. zu Zerbst 25. Nov. 1829, war zuerst Privatlehrerin in ihrer Vaterstadt, 1860—64 in der Redaction des «Bazar» in Berlin thätig, für welchen sie unter dem Pseudonym J. N. Heynrichs schrieb. Später wurde ihr Interesse durch die Bewegung für Verbesserung der Frauenerziehung oder Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts in Anspruch genommen. Sie besuchte 1865 den ersten Frauentag in Leipzig und trat im Frühjahr 1866 in den Lette-Verein, dessen Schriftführeramt sie seit der Begründung bis zum April 1883 verwaltete. Von 1870 bis 1882 redigierte sie die Zeitschrift «Der Frauenanwalt», Organ des Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerbvereine. Mit Mary Wall schrieb sie «Haus und Gesellschaft in England» (Berl. 1878), ferner erschien von ihr «Fürstin Frau Mutter. Histor. Erzählung» (Dresd. 1881).

Hirsch (Max), namhafter Volkswirt und liberaler Politiker, geb. von israel. Eltern 30. Dez. 1832 zu Halberstadt, widmete sich 1850—55 an den Universitäten zu Tübingen, Heidelberg und Berlin dem Studium der Philosophie, der Jurisprudenz und der Staatswissenschaften und unternahm dann eine längere Reise durch Frankreich und Nordafrika, als deren Frucht die Reisewerke zu betrachten sind: «Skizze der volkswirtschaftlichen Zustände in Algerien» (Gött. 1857), «Reise in das Innere von Algerien, durch die Kabylie und Sahara» (Berl. 1862). Nach seiner Rückkehr nach Deutschland begründete er zu Berlin das polit. Wochenblatt «Der

Digitized by Google

Fortschritt», ging jedoch 1862 nach Magdeburg, wo er alsbald eine ungemeine Thätigkeit im polit., Vereins- und Genossenschaftsleben, insbesondere unter den Arbeitern entwickelte. Nachdem er 1867 nach Berlin übergesiedelt war, widmete er sich ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten. Eine Studienreise nach England und Schottland behufs Kenntnisnahme der dortigen Arbeiterzustände veranlaßte ihn 1868 auch in Deutschland, im Gegensatz zu den Lehren der Sozialdemokratie, die die Versöhnung von Kapital und Arbeit und die materielle, geistige und moralische Hebung des Arbeiterstandes bezweckenden «Gewerkvereine» ins Leben zu rufen, welche alsbald in ganz Deutschland Verbreitung fanden. Als Anwalt derselben und als Herausgeber ihres Vereinsorgans «Der Gewerkverein» hat H. bisher besonders durch Gründung nationaler Kranken-, Begräbnis-, Invaliden-, Altersversorgungs- und ähnlicher Kassen, sowie durch Förderung der Genossenschaften und Errichtung von Schiedsgerichten und Einigungsämtern eine einflußreiche Thätigkeit entwickelt. Im J. 1869 vom 23. sächs. Wahlkreise (Plauen) in den Norddeutschen Reichstag gewählt, trat er darin der Fraktion der Deutschen Fortschrittspartei bei. Im J. 1877 wurde er vom ersten berliner Wahlbezirk, 1881 von Reuß j. L. in den Deutschen Reichstag gewählt. Hier wirkte er insbesondere zur Wahrung der freien genossenschaftlichen Arbeiterversicherung. H. ist Mitbegründer und Ausschußmitglied der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, sowie des Vereins für Sozialpolitik. Auf seine Anregung und gemäß seinem Plane wurde 1878 der Wissenschaftliche Centralverein und dessen Anstalt für systematische populärwissenschaftliche Vortragscyklen unter dem Namen «Humboldt-Akademie» begründet, deren Generalsekretär er wurde und an welcher er Vorlesungen über Nationalökonomie, soziale Frage, Finanz- und Versicherungswissenschaft hält. Von seinen volkswirtschaftlichen und publizistischen Schriften sind noch zu erwähnen: «Musterstatuten für Einigungsämter» (Berl. 1872), «Die gegenseitigen Hilfskassen und die Gesetzgebung» (Berl. 1875), «Gewerkvereins-Leitfaden» (Berl. 1876, im Verein mit Polke), «Was bezwecken die Gewerkvereine?» (6. Aufl., Berl. 1884), «Der Staat und die Versicherung» (Berl. 1881), «Das Krankenversicherungsgesetz vor dem Reichstage» (Berl. 1883).

Hirsch (Rud.), österr. Dichter, geb. 1. Febr. 1816 zu Napagedl in Mähren, studierte 1834—38 in Wien die Rechte und praktizierte dann beim Magistrat in Brünn. Aus Liebe zur Musik ging er nach Leipzig, übernahm die Redaction des «Kometen» bis 1843 und wirkte nebenbei als Dichter und Komponist; 1841 gründete er das «Album für Gesang» (4 Jahrg., Lpz. 1841—43, Wien 1844—45), 1843 ging er nach Österreich zurück, ward in Triest und Pisiono, später in Wien beschäftigt und starb 10. März 1872. Er schrieb das Drama «Rafaele» (Wien 1836), «Balladen und Romanzen» (Lpz. 1841; neue Folge, Wien 1845), «Buch der Sonette» (Lpz. 1841), «Soldatenspiegel» (Wien 1849; 3. Aufl. 1851), «Irrgarten der Liebe» (Wien 1850; 6. Aufl. 1856), «Lieder ohne Weltschmerz» (Wien 1854), «Eulenspiegels Tagebuch» (Pest 1856) u. s. w. Seine «Poetischen Schriften» erschienen in 2 Bänden (Wien 1851).

Hirsch (Siegfried), Historiker, geb. 5. Nov. 1816 in Berlin, studierte in Berlin Jura und Geschichte, habilitierte sich daselbst 1842 und wurde 1844 außerord. Professor für Geschichte und Staatsrecht. Er starb 11. Sept. 1860. Sein Hauptwerk, die Geschichte Kaiser Heinrichs II., erschien, von Usinger, Pabst und Breßlau ergänzt, in den «Jahrbüchern des Deutschen Reichs» (3 Bde., Berl. u. Lpz. 1862—75). Außerdem schrieb er «De vita et scriptis Sigiberti» (Berl. 1841).

Hirsch (Theod.), Historiker, geb. 17. Dez. 1806 in Altschottland bei Danzig, studierte in Berlin Theologie und Geschichte und war dann Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium daselbst, seit 1833 am danziger Gymnasium. Er wurde 1865 ord. Professor der Geschichte und Bibliothekar an der Universität zu Greifswald und starb daselbst 17. Febr. 1881. H.s Hauptwerk ist «Danzigs Handels- und Gewerbegeschichte unter der Herrschaft des Deutschen Ordens» (Lpz. 1858); mit Strehlke und Toppen gab er die «Scriptores rerum Prussicarum» (Lpz. 1868 fg.) heraus.

Hirschau, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Amberg, 15 km im N. von Amberg, zählt (1880) 1930 kath. E., hat ein Schloß, eine Porzellan- und Steingutfabrik, 3 Bierbrauereien, 3 Ziegel- und Kalkbrennereien nebst Thonerdschlemmen und in der Nähe Granitbrüche.

Hirschau (württemb. Dorf), s. Hirsau.

Hirschberg, Stadt im nördl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Dauba, Station der Linie Bakonz-Rumburg-Georgswalde-Ebersbach der Böhmischen Nordbahn, zählt (1881) 2124 (als Gemeinde 2439) deutschredende E., besitzt ein gräfl. Waldsteinsches Schloß mit bedeutenden und wohl gepflegten Gartenanlagen und einem großen, wegen seines Fischreichtums merkwürdigen Teiche. Die Stadt besaß schon um die Mitte des 15. Jahrh. das Stadtrecht; das Herrschaftsgebiet, zu welchem sie gehörte, kam nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) an Adam von Waldstein, von welchem es der bekannte Herzog von Friedland erbte. Nach Albrecht von Wallensteins Sturz wurde der in seine Katastrophe verwickelte Irländer Richard Walter Buttler damit bedacht, der die Herrschaft an seine Tochter vererbte. Seit 1680 war sie wieder im Besitze der Grafen von Waldstein.

Hirschberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, in einem der schönsten und größten Thäler des Riesengebirges, an der Einmündung des Zacken in den Bober, 340 m über dem Meere, Station der Linien Kohlfurt-Altwasser und H.-Schmiedeberg der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 14388 E., darunter 3067 Katholiken und 386 Juden, und ist Sitz einer Reichsbanknebenstelle, eines Land-, Schwur- und Amtsgerichts, einer Handelskammer und hat ein evang. Gymnasium, eine Mittelschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule und eine höhere Töchterschule. Die evang., 1709 errichtete Pfarrkirche gehört zu den sechs sog. Gnadenkirchen, die Kaiser Joseph I. den Protestanten in Schlesien zu bauen erlaubte, und zeichnet sich aus durch eine mächtige Kuppel, eine vortreffliche, große Orgel, sowie durch eine eherne Büste Luthers von Schadow. Die kath. Kirche stammt aus dem 14. Jahrh. Der Markt («Ring») ist von «Lauben» eingefaßt. H. ist ein Mittelpunkt der schles. Leinwandindustrie, die freilich sowohl als Manufaktur- wie als Handelszweig ihre frühere Ausdehnung und Bedeutung verloren hat. Namentlich war die Stadt ehedem der Sitz

Digitized by Google

der sog. Schleierweberei, welche Kunst sowohl in H. selbst wie überhaupt im Kreise H. zuerst in der Mitte des 16. Jahrh. durch einen von seiner Wanderung aus den Niederlanden zurückkehrenden Schuh- oder Hutmachergesellen hierher verpflanzt wurde. Die Lotgarne wurden dazu so fein gesponnen, daß man ein ganzes Stück durch einen Fingerring ziehen konnte. Im Dreißigjährigen Kriege ging diese Kunst zwar wieder verloren, allein durch den patriotischen Bürgermeister Flade, der zu diesem Behufe selbst ins Ausland reiste und dafür nachher vom Kaiser unter dem Namen von Ehrenschild in den Adelsstand erhoben wurde, ward dieser Industriezweig in H. wieder heimisch. Er steigerte sich nun fortwährend und gelangte zu hoher Blüte, bis er durch den franz. Krieg 1806 eine solche Störung erlitt, daß er sich nicht wieder hat erheben können. Außerdem bestehen in H. Thonwarenfabriken, welche geschmackvolle Öfen liefern, eine bedeutende Eisengießerei, eine Maschinenspinnerei, Fabriken für Papier, Papierstoff, Strohstoff, Kartonagen, Cement, Maschinen, Obstwein, Spitzen, Jalousien, Cigarren, Eisenmöbel, Drahtwaren und Billards. H. ist die wichtigste Handelsstadt im schles. Gebirge. Außerdem befinden sich hier zwei Eisensäuerlinge mit Badeanstalt. Zu den romantischen Umgebungen der Stadt gehören besonders der Cavalierberg, der Sattler, eine Schlucht am Bober, der Hausberg, der Kreuzberg und Helikon.

Der Kreis Hirschberg zählt (1880) auf 598,2 qkm 67 782 E., davon 10804 Katholiken und 450 Juden.

Hirschberg (an der Saale), Stadt im Fürstentum Reuß j. L., Landratsamt Ebersdorf, in einem Thale rechts an der Saale, 441 m über dem Meere, 18 km im NW. von Hof, dicht an der bayr. Landesgrenze, zählt (1880) 1778 evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Bergschloß, Gerberei, Sohllederfabrik, Strumpfwirkerei, Baumwollweberei, Färberei und Eisensteingruben.

Hirschberger Thal, eine anmutige, fruchtbare Einsenkung, 310—400 m über dem Meere, in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, zwischen dem Riesengebirge im S., dem Landeshuter Kamm im O. und dem Katzbachgebirge im N., etwa 20 km lang und bis 13 km breit, im nördl. Teile von O. nach W. vom Bober, im südl. Teil von S. nach N. von der Lomnitz und dem Zacken, zwei linksseitigen Zuflüssen des Bober durchströmt, wird durch die Stohnsdorfer Berge, welche im Stangenberg bis zu 524 m aufsteigen, in ein östl. Thalbecken an der Lomnitz und ein westliches am Zacken geschieden. In letzterm befinden sich Hermsdorf, Warmbrunn und Hirschberg, in ersterm Schmiedeberg und Erdmannsdorf. Die Unterlage des H. weist fast überall Granit auf. Im N. führt die Linie Kohlfurt-Altwasser der Preußischen Staatsbahnen durch das Thal, von welcher bei Hirschberg eine Sekundärlinie über die Stationen Lomnitz und Mittel-Zillerthal (Erdmannsdorf) nach Schmiedeberg führt.

Hirschbrunst, Pilz, s. Elaphomyces.

Hirscheber (Porcus) ist der Name einer Gattung der Schweine, die sich durch vorn runde, hinten kantige, vorragende und insgesamt aufwärts gebogene Eckzähne und durch nur vier Schneidezähne im Oberkiefer auszeichnet. Man kennt nur eine Art, den molukkischen H. oder Babirussa (P. Babirussa), der auf den Inseln Celebes und Buru einheimisch ist, wo er in zahlreichen Rudeln das Innere sumpfiger Waldungen bewohnt. Er ist 1 m lang und 70—80 cm hoch, hat hohe, schlanke Beine, ein mit wenig rauhem Haar dünn bedecktes Fell und große, runde, verständige, hirschartige Augen. Die einem Horn ähnlichen, sehr großen Eckzähne des Oberkiefers durchbohren die Oberlippe ungefähr in halber Entfernung zwischen Auge und Schnauzspitze und krümmen sich mit der Spitze nach der Stirn zurück. Unser Klima erträgt der H. auch bei aller Sorgfalt nicht lange; doch sieht man ihn zuweilen in Tiergärten. Seines wohlschmeckenden Fleisches halber wird er eifrig gejagt.

Hirscher (Joh. Baptist von), kath. Theolog, geb. 20. Juni 1788 zu Alt-Ergarten bei Ravensburg in Oberschwaben, studierte zu Freiburg i. Br., wurde 1810 zum Priester geweiht, 1812 als Repetent an die kath. Fakultät in Ellwangen berufen, 1817 Professor der Moral und Pastoraltheologie in Tübingen, 1837 Professor in Freiburg i. Br., wo er 1839 Domkapitular, 1850 Domdekan wurde, 1863 seine akademische Thätigkeit aufgab und 4. Sept. 1865 starb. Seine hauptsächlichsten wissenschaftlichen Arbeiten sind: «Die kath. Lehre vom Ablaß» (Tüb. 1829; 6. Aufl. 1855), «Katechetik» (Tüb. 1831; 4. Aufl. 1840), «Die christl. Moral» (3 Bde., Tüb. 1835; 4. Aufl. 1845), «Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien des Kirchenjahres» (Tüb. 1837; 5. Aufl. 1848—52), «Geschichte Jesu Christi» (Tüb. 1839; 2. Aufl. 1840), «Das Leben der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria» (Freiburg 1853; 6. Aufl. 1879). Der milden Richtung der Schule Sailers zugethan, erstrebte H. eine mäßige Reform der Kirche neben Befestigung ihrer Macht auch über den Staat. In diesem Sinne hat er teils als Mitglied der bad. Landesvertretung, teils als Schriftsteller eifrig gewirkt.

Hirschfänger heißt das kurze, an der Spitze zweischneidige Seitengewehr des Jägers, mit welchem dem angeschossenen Hirsch oder Wildschwein der Tod (Fang) gegeben wird. Puysegur wollte die gesamte Infanterie mit dem H. anstatt des Degens oder Säbels bewaffnen. Die deutschen Jägerbataillone führen H. mit gerader, hohlgeschliffener Klinge und Rücken, welche als Bajonett auf die Büchse aufgesetzt werden können.

Hirschfeld (Christian Cai Lorenz), deutscher Dichter, geb. zu Rüschel bei Eutin 16. Febr. 1742, war 1769 Professor der Philosophie in Kiel und starb 20. Febr. 1792. Er schrieb: «Das Landleben» (Bern 1767; 4. Aufl., Lpz. 1828), «Der Winter» (Lpz. 1767; 2. Aufl. 1775), «Theorie der Gartenkunst» (5 Bde., Lpz. 1775—85) und «Von der Gastfreundschaft» (Lpz. 1777).

Hirschfeld (Gustav), Archäolog, geb. 4. Nov. 1847 zu Pyritz in Pommern, besuchte das dortige Gymnasium, studierte in Tübingen, Leipzig und Berlin bis 1870 und hielt sich dann als Stipendiat des Preußischen Archäologischen Instituts in Griechenland, Italien und Kleinasien auf. Von 1875 bis 1877 leitete er die Ausgrabungen zu Olympia; Ostern 1878 wurde er zum außerord. Professor für Archäologie in Königsberg und 1880 zum ord. Professor daselbst ernannt. Er veröffentlichte: «Tituli statuariorum sculptorumque graecorum» (Berl. 1871), «Athena und Marsyas» (Berl. 1872), und war beteiligt an den zwei ersten Bänden der «Ausgrabungen in Olympia» (1877—78).

Digitized by Google

Hirschfeld (Karl Friedr. von), preuß. General der Infanterie, geb. zu Strehlen in Schlesien 16. Juli 1744 (nach andern 1746, auch 1748), trat 1762 in die preuß. Armee, nahm 1787 als Adjutant des Herzogs von Braunschweig am holländ. Feldzuge teil und erwarb für einen kühnen Handstreich (Eroberung der Schleusenschanze von Arkelen bei Gorkum) den Orden pour le mérite, wurde in den Rheinfeldzügen 1792—94 mehrfach mit Auszeichnung genannt und befehligte 1806 als Generalmajor die Garde. Im J. 1813 übernahm H. den Befehl über neuerrichtete Landwehrtruppen in den Marken, beobachtete zunächst die Festung Magdeburg und schlug 27. Aug. bei Hagelberg (s. Belzig) den franz. General Girard. Nach dem Frieden trat er in den Ruhestand und starb 11. Okt. 1818 zu Brandenburg a. d. Havel. Vgl. von Zedlitz, «Pantheon des preuß. Heeres» (Berl. 1835).

Hirschfeld (Moritz von), Sohn des vorigen, geb. 23. Juli 1790, trat 1803 in das Kadettenkorps, 1804 in das Regiment Garde zu Fuß, nahm am Zuge des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig 1809 teil und entkam nach England, kämpfte darauf in Spanien, wo er bei Plaa leicht, 1811 bei Figueras und Murviedro schwer verwundet wurde, in Kriegsgefangenschaft geriet, 1812 jedoch entkam und dann bis 1815 im span. Dienste blieb. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde H. als Major in der preuß. Armee wieder angestellt, führte 1849 als Generallieutenant im bad. Feldzuge das 1. preuß. Korps und rückte 13. Juni in die bayr. Pfalz ein, überschritt 20. Juni bei Germersheim den Rhein und lieferte die Gefechte bei Waghäusel, Ubstadt, Durlach und Kuppenheim. Nach der Beendigung des Feldzugs wurde H. kommandierender General des 8. Armeekorps in Koblenz und starb in dieser Stellung 13. Okt. 1859. — Ein älterer Bruder, **Eugen von H.**, geb. 1784, trat 1795 als Junker in die preuß. Armee, kämpfte bei Auerstädt 1806, wurde bei Waren verwundet und bei Lübeck gefangen genommen, entkam jedoch und bildete ein Freikorps, mit welchem er 1807 in der Mark und in Schlesien den Kampf fortsetzte. Im J. 1809 nahm er ebenfalls am Zuge des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig teil, entkam nach England, trat als Major in brit. Dienst und wurde 1810 nach Spanien gesendet, wo er die Vorhut des Generals Sarsfield führte, aber 16. Jan. 1811 infolge einer tags zuvor bei Plaa empfangenen schweren Verwundung starb. Vgl. von Holleben, «Erinnerungen an Eugen und Moritz von H.» (Berl. 1863).

Hirschfeld (Samuel Greifenson von), s. Grimmelshausen (Hans Jak. Christoph von).

Hirschfelde, Flecken in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Zittau, 7 km im NO. von Zittau, links an der Lausitzer Neisse, Station der Linie Görlitz-Zittau der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2111 meist evang. E. und hat eine große Flachsspinnerei, eine Orleanfabrik, Brauerei, Blaufärberei, Lein- und Wollweberei. Dabei liegt die Burgruine Rohnau und das von Touristen vielbesuchte Neißthal.

Hirschhäute. Die Häute des Edel- und Damhirsches, auch des nordamerik. Wapitihirsches, der die größten Häute liefert, werden sämisch gegerbt und das weiche Leder dient zu Beinkleidern, Handschuhen, Sieseln, Kissen, Bettdecken, Degenkoppeln u. s. w. Die Haare benutzt man als Polstermaterial.

Hirschhorn (lat. Cornu cervi), das in seiner Substanz den Knochen nahe verwandte Geweih des Hirsches und der rehartigen Tiere, wird zu Messergriffen, kleinen Schnitzwaren u. dgl., ja selbst zu Möbeln (Stühlen, Wand- und Kronleuchtern u. s. w.) verarbeitet, wobei dessen zierlich gerippte, braune Oberfläche in Verbindung mit Härte und Festigkeit schätzbar ist. Eine künstliche Nachahmung desselben wird durch Pressen und Lackieren von Holz dargestellt. Aus geraspeltem H. oder den bei der Verarbeitung des H. auf der Drehbank abfallenden Drehspänen kann man durch Auskochen mit Wasser eine Gallerte bereiten, welche mit der Knochengallerte übereinstimmt und in früherer Zeit, als man sich über den Nahrungswert der Gallerte irrigen Ansichten hingab, als sog. stärkendes Nahrungsmittel für Genesende vielfach verordnet wurde. Bei der trockenen Destillation des H. werden dieselben Produkte erhalten, wie unter gleicher Behandlung aus Knochen, nämlich ein braunes, übelriechendes, flüchtiges Öl (**Hirschhornöl**, Oleum cornu cervi) und mit diesem Öl verunreinigtes, daher braungefärbtes, kohlensaures Ammoniak, welches teils in wässeriger Auflösung (**Hirschhorngeist**, Liquor ammonii carbonici pyrooleosi), teils als festes Sublimat (**Hirschhornsalz**, Sal cornu cervi, Ammonium carbonicum pyro-oleosum) erscheint. **Weißgebranntes Hirschhorn** ist nichts anderes als Knochenasche.

Obgleich die Namen Hirschhornöl, Hirschhornsalz sich erhalten haben, so werden die betreffenden Präparate doch längst nicht mehr durch trockene Destillation von H. dargestellt; man gewinnt sie als Nebenprodukte bei der Fabrikation der Knochenkohle und verwendet sie dann als Rohmaterial zur Darstellung von Ammoniumsalzen, die in dieser Form durch empyreumatische Öle stark verunreinigt sind und einer umständlichen Reinigung bedürfen. Die sog. **Hirschhornpräparate** spielten früher im halbgereinigten Zustande eine große Rolle in der Medizin, sind aber in der Deutschen Pharmakopöe von 1882 sämtlich gestrichen. (S. u. Ammonium[-Verbindungen], Bd. I, S. 566b.)

Hirschhorn, Stadt im Großherzogtum Hessen, Provinz Starkenburg, Kreis Heppenheim, 23 km im OND. von Heidelberg, rechts am Neckar, am südl. Fuße des Odenwaldes, Station der Linie Heidelberg-Eberbach-Würzburg der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1957 meist kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und treibt Schiffahrt, sowie starken Handel mit Holz und Lohrinden. Die Erbheimerkirche wird schon 795 erwähnt, die Klosterkirche wurde 1406 erbaut. Auf einem Sandsteinfelsen über der Stadt erhebt sich die Ruine einer Burg, welche ehemals Sitz der Herren von H. war.

Hirschkäfer, Feuerschröter (Lucanus cervus), heißt der größte unserer einheimischen Käfer, der durch den bedeutenden Unterschied zwischen Männchen und Weibchen besonders bemerkenswert ist. Die Gattung, welche bei uns mehrere Arten zeigt, gehört nebst den Maikäfern zu den Käfern mit blätterigen Fühlhörnern (Lamellicornia); doch sind bei den Schrötern nur drei oder vier Blätter vorhanden. Die Kinnbacken sind groß, vorgestreckt, bei dem Männchen oft halb so lang als der Körper, mit innern Zacken und Zähnelungen, sodaß sie in der That Hirschgeweihen sehr ähnlich sehen, bei dem Weibchen sehr kurz, spitz und scharf gekrümmt. Der Körper und das Halsschild sind breit, gewölbt;

Digitized by Google

die Farbe ist dunkelkastanienbraun. Der Käfer fliegt schnurrend an warmen Sommerabenden in Gegenden, wo Eichen häufig sind. Das Weibchen bohrt sich in den Stamm morscher Eichen und legt seine Eier ab, aus denen eine Larve kommt, die dem Engerling ähnlich, aber viel größer ist und vier Jahre lang im Mulm bohrt. Dann verpuppt sie sich in der Erde in einem faustgroßen Thonballen, in welchem der noch weiche Käfer monatelang bleibt. Die ganze Lebensdauer beträgt also fünf Jahre. Die Familie der H. (Lucanidae) hat gegen 550 Arten, die in der Alten Welt in den tropischen, in Amerika in den nördlich gemäßigten Regionen besonders zahlreich sind, während sie in den heißen Gegenden der Neuen Welt sich nur selten finden.

Hirschkrankheit bei Pferden, s. Starrkrampf der Pferde.

Hirschling, s. Reizker.

Hirschschwamm, gelber (oder Ziegenbart) und roter (oder Bärentatze) sind zwei in Deutschland vorkommende eßbare Arten der Pilzgattung Clavaria (s. d.).

Hirschtalg, Medikament gegen wunde Stellen der Haut. Dem Hirsch hat man seit alters her in der Heilkunde große Bedeutung beigelegt, und so schreibt man im Volksglauben auch noch heute dem H. ganz besonders heilkräftige Wirkung zu, obgleich längst in keiner Apotheke dieser Stoff mehr zu haben ist, sondern dafür Hammeltalg geliefert wird.

Hirschwurz, s. unter Peucedanum.

Hirschzunge, s. unter Hydnum.

Hirse ist eine einjährige, zur Familie der Gramineen, zur Gattung Fennich (Panicum) gehörende Getreideart. Man baut die einzelnen Arten der H. teils der Körner, teils der Futtergewinnung wegen; es sind dies namentlich folgende: die gemeine oder Rispenhirse (Panicum miliaceum, s. Tafel: Getreidearten, Fig. 20), die Klumphirse (P. mil. var. contractum), die Bluthirse (P. sanguinale), die große Kolben- oder Borstenhirse (Setaria italica) und die kleine Kolbenhirse oder der Mohar (S. germanica, s. Tafel: Getreidearten, Fig. 21). Während die erstgenannten namentlich der Körner wegen kultiviert werden, besteht die Nutzung des Mohars namentlich in der Futtergewinnung. Im mittlern Europa wird die Rispenhirse, von welcher es eine große Zahl sich durch die Farbe der Samen unterscheidender Varietäten gibt, in größerm Umfange angebaut als die Kolbenhirse, da die letztere empfindlicher gegen Frühjahrsfröste ist und höherer Temperatur während der Vegetation bedarf als die erstere. Für das Gedeihen der H., deren erfolgreiche Kultur nur innerhalb des Gebietes des Mais- und Weinbaues möglich, ist ein warmes, trockenes Klima, sowie ein sandiger oder sandig-lehmiger Boden in warmer Lage besonders günstig. Da die H. große Trockenheit verträgt, so ist sie besonders für das östliche, beziehungsweise kontinentale Europa geeignet und wird deshalb namentlich in Österreich-Ungarn und dem östl. Mitteldeutschland angebaut. Der Acker muß möglichst unkrautfrei sein und auch während der Vegetation der H. ebenso gehalten werden; frische Düngung sagt der H. weniger zu als alte Kraft. Die Saat erfolgt am besten mittels der Drillmaschine, und zwar Anfang bis Mitte Mai, zu einer Zeit, in welcher Nachtfröste nicht mehr zu befürchten sind. Die Ernte wird, je nach der höhern oder niedrigern Temperatur des Sommers, Ende August oder September vorgenommen, und beläuft sich der Ertrag auf 15—30 hl Samen im Gewicht von 65—75 kg pro Hektoliter und auf 1—2000 kg Stroh pro Hektar. Die Samen, welche 10—12 Proz. Eiweißstoffe, 3—4 Proz. Fett und 58 Proz. Stärke enthalten, werden entweder als Viehfutter im unenthülsten Zustande oder nach vorherigem Enthülsen als menschliches Nahrungsmittel in Form von Mehl, Graupen oder Grütze verwendet; das Stroh ist als Viehfutter wertvoll. Von Pilzen, welche die H. heimsuchen, sind zu nennen: Ustilago destruens auf der Rispen- und Ustilago Crameri auf der Kolbenhirse.

Hirsebrand, s. u. Brand des Getreides.

Hirsenfennich, s. Hirse.

Hirsenfink, s. Grünfink.

Hirsenmelde, s. Quinoa.

Hirsesucht, bei Schweinen soviel wie Finnenkrankheit (s. d.), bei Rindvieh soviel wie Perlsucht (s. d.).

Hirsingen, Dorf und Kantonshauptort im Kreise Altkirch des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, liegt 6 km südlich von Altkirch, links an der Ill, 303 m über dem Meere, zählt (1880) 1318 fast ausschließlich kath. E. und ist Sitz eines Amtsgerichts. In der Kapelle neben der 1772 erbauten Pfarrkirche befinden sich Grabdenkmäler der Grafen von Montjoie, deren Schloß 1793 zerstört wurde.

Hirsowa, Stadt in der rumän. Provinz Dobrudscha, rechts an der hier durch vorspringende Felsen eingeengten Donau, mit 2500 E., besitzt ein kleines verfallenes Kastell ohne militärische Bedeutung. Bis 1878 gehörte H. zum Sandschak Tultscha der türk. Donauprovinz.

Hirsūta (lat., die Rauhe), eine Handschrift des breslauer Stadtarchivs aus der zweiten Hälfte des 15. und ersten Hälfte des 16. Jahrh., enthält Mitteilungen über Verbrecher, welche in Schlesien bestraft wurden.

Hirt (Emil), Archäolog und Kunsthistoriker, geb. 27. Juni 1759 im Dorfe Bella in der ehemaligen fürstl. fürstenberg. Landschaft Baar in Baden, erhielt Unterricht im Gymnasium der Benediktiner zu Villingen, dann unter den Jesuiten zu Freiburg und zu Rottweil und studierte hierauf in Nancy und seit 1779 in Wien, wo er sich mit Kunststudien zu beschäftigen begann. Im J. 1782 fand er Gelegenheit, nach Italien zu gehen, wo er 14 Jahre verweilte. Im J. 1796 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, sowie auch der Akademie der Künste und erhielt den Titel eines königl. Rats. Bei Errichtung der berliner Universität erfolgte seine Ernennung zum ord. Professor in der philos. Fakultät. In den J. 1816 und 1817 bereiste er nochmals Italien und hierauf auch Belgien und Holland. Er starb 29. Juni 1837. H.s Hauptwerke sind: «Die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten» (Berl. 1809, mit 50 Kupfern), «Geschichte der Baukunst bei den Alten» (3 Bde., Berl. 1820—27, mit 32 Kupfern) und «Geschichte der bildenden Künste bei den Alten» (Berl. 1833); ferner sind zu nennen: «Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg und Meißen nach Dresden und Prag» (Berl. 1830).

Hirt (Joh. Christian), Bildhauer, geb. 4. März 1836 zu Fürth in Franken, war nach dem Wunsche seines Vaters zum Handwerker bestimmt, genoß jedoch den Unterricht der Gewerbeschule und fand in dem Geschäft seines Oheims, welcher mit

Digitized by Google

Elfenbeinschnitzereien handelte, zunächst einige Gelegenheit, sich künstlerischer Thätigkeit zu widmen. Indem er dabei eifrig sich im Zeichnen übte, gewann er stets größere Neigung zu eigentlich artistischem Schaffen und erreichte es 1855 endlich, an die Akademie in München zu gelangen, wo ihn Professor Widnmann in der Bildhauerei unterrichtete. Nachdem ihm 1858 der erste Preis bei einer Konkurrenzarbeit zuteil geworden war und überdies für die Ausführung derselben die große silberne Medaille, erhielt der Künstler alsbald lohnende Aufträge. So vollendete er für Franz Hanfstängl ein Grabmalrelief für dessen Sohn, anderes entstand für das Palais des Barons von Stieglitz in Petersburg. Für den Bau des münchener Nationalmuseums fertigte er mehrere Statuen, für die Gruft der Königin Marie von Bayern drei große Reliefs. Die Technik in Elfenbein, welche H. anfangs als Erwerbsquelle benutzt hatte, sollte ihm noch einmal dienen, um ein hervorragendes Kunstwerk in derselben hervorzubringen, indem er für ein von Franz Seitz entworfenes Album, eine Gabe der bayr. Offiziere an den Prinzen Karl von Bayern, einen Fries schnitzte. Der König bestellte dann für das Schloß Linderhof eine Reihe von Arbeiten bei ihm, außerdem war H. ungemein thätig mit Anfertigung von Gruppen und Statuetten in Marmor, der deutschen Geschichte und Sage entnommen, welche, vielfach reproduziert, zum Handelsartikel wurden. Hierauf schuf er die in München 1879 ausgestellte Eurydice, welche für einen Privaten in Köln in Marmor ausgeführt wurde, desgleichen im selben Auftrage eine Andromeda und zwei große Gruppen: Tag und Nacht. Für seine Quellnymphe erhielt der Künstler in Nürnberg die goldene Medaille. Sie befindet sich in der Galerie des Kunstvereins zu München. Nebst mehrern Grabdenkmälern ist noch das Modell zu einer Gruppe Nessus und Dejanira zu erwähnen.

Hirtenbriefe (Literae pastorales) nennt man öffentliche Schreiben der Bischöfe oder in der prot. Kirche der Träger des Kirchenregiments an die untergeordnete Geistlichkeit, worin derselben allgemeine, auf den Zustand der Kirche bezügliche Belehrungen und Mahnungen, zuweilen auch Verhaltungsbefehle erteilt werden. Prot. Generalsuperintendenten pflegen H. bei Antritt ihres Amts, die Bischöfe der Anglikanischen Kirche alle drei Jahre zu erlassen.

Hirtendichtung, s. Idylle.

Hirtenpfennige, kleine, aus sehr geringhaltigem Silber geprägte Hohlmünzen, die im Perlrande einen Baum und ein Horn zeigen. Sie sollten nach Angabe des Kanzlers von Ludewig in Halle von einem Hirten aus einem kupfernen Kessel gefertigt worden sein, der, als er als Falschmünzer in Untersuchung gezogen wurde, sich damit herausredete, daß er keines münzberechtigten Herrn Wappen gemißbraucht habe. Moser wies 1733 nach, daß die Hirtenpfennige Heller der Stadt Buchhorn (jetzt Friedrichshafen) in Schwaben seien.

Hirtenstab (Pedum pastorale) oder Krummstab, s. Bischofsstab.

Hirtentäschel, s. unter Capsella.

Hirtenvogel (Chauna chavaria), ein merkwürdiger Vogel Südamerikas (La Plata) von 1½ Fuß Höhe, mit einem Schopf langer Nackenfedern. Auffallend ist seine große Pneumaticität (s. d.) namentlich des Unterhautzellgewebes. Man läßt ihn gezähmt mit Hühnern und Gänsen herumlaufen, die der lebhafte, kräftige Vogel bewacht und verteidigt.

Hirtenvogel (Pastor) wird auch ein Untergeschlecht der Stare genannt, von dem ein Repräsentant (P. roseus) in Osteuropa und Asien vorkommt, der in Jahren aber, wo Heuschreckenschwärme auftreten, diesen folgend, sogar Süd- und Mitteldeutschland besucht. Der durch Vertilgung der Heuschrecken sehr nützliche Vogel ist schön rosenrot und schwarz, von der Größe der gemeinen Stare, deren Flügen er sich bei seinen gelegentlichen Besuchen Deutschlands gern zugesellt.

Hirth (Georg), Schriftsteller, geb. 13. Juli 1841 in Gräfentonna bei Gotha, war 1857—62 Elève der Perthesschen geogr. Anstalt in Gotha, lebte 1863—66 in Leipzig, nach schwerer Verwundung bei Langensalza bis 1870 in Berlin, 1870—71 in Augsburg als Mitredacteur der «Allgemeinen Zeitung», seit 1871 in München. Die meisten seiner Publikationen verlegte und druckte er selbst (Verlagsfirma G. Hirth in Leipzig seit 1871, Buchdruckerei Knorr u. Hirth in München seit 1875). Auf volkswirtschaftlichem Gebiete ist H. hauptsächlich für Reform der deutschen Handelsstatistik und für eine Reichseinkommensteuer, auf kunstgewerblichem Gebiete für die Anlehnung an die deutschen Arbeiten des 16. und 17. Jahrh. eingetreten. Er veröffentlichte das «Statist. Jahrbuch der deutschen Turnvereine» (1863 u. 1865), «Deutsche Turnzeitung» (1863—66), «Das gesamte Turnwesen» (1865), «Parlamentsalmanach» (seit 1867; 1868 kam dazu auch ein preuß. «Landtagsalmanach»), «Annalen des Norddeutschen Bundes» (seit 1868; von 1871 ab als «Annalen des Deutschen Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik», seit 1882 mit Prof. Max Seydel gemeinschaftlich herausgegeben), «Tagebuch des Deutsch-Französischen Kriegs» (3 Bde., 1870—74 mit J. von Gosen publiziert), «Freisinnige Ansichten der Volkswirtschaft» (1873; 3. Aufl. 1876), «Lebensbedingungen der deutschen Industrie» (1875), «Der Formenschatz» (seit 1877), «Das deutsche Zimmer der Renaissance» (1879), «Liebhaberbibliothek alter Illustratoren» (seit 1880), «Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten» (seit 1882) u. s. w. H. ist auch Verleger der «Zeitschrift des Bayrischen Kunstgewerbevereins» (seit 1877) und Mitinhaber des münchener Lokalblattes «Neueste Nachrichten».

Hirtius (Aulus), ein Römer aus plebejischem Geschlecht, Anhänger und Vertrauter des Cäsar, dessen Legat er im Gallischen Kriege war, und durch den er 46 v. Chr. die Prätur und für das J. 43 das Konsulat erhielt. Nach Cäsars Ermordung entfremdete er sich dem Antonius (s. d.), und nachdem er das Konsulat angetreten, zog er mit seinem Kollegen C. Vibius Pansa und Octavian gegen diesen zu Felde. Antonius wurde von ihm zuerst in einem weniger bedeutenden, dann in dem entscheidenden Treffen bei Mutina (Modena), wonach der ganze Krieg der Mutinensische heißt, April 43 geschlagen und zur Flucht genötigt. H. selbst aber fiel in dieser Schlacht. H. gilt als der Verfasser der Fortsetzung (des achten Buchs) der «Kommentarien» Cäsars über den Gallischen Krieg, sowie der Geschichte des Alexandrinischen Kriegs.

Hirudinea, s. Blutegel.

Hirūdo (lat.), der Blutegel.

Hirundo (lat.), die Schwalbe.

Digitized by Google

Hirzel ist der Name einer im Kanton Zürich verbreiteten Familie. — Hans Kaspar H., Schriftsteller im Fache der praktischen Philosophie, geb. in Zürich 21. März 1725, gest. als Oberstadtarzt und Mitglied des Großen Rats daselbst 19. Febr. 1803, machte sich unter Bodmers Leitung mit der schönen Litteratur des 18. Jahrh. bekannt, durchreiste mit Sulzer die Schweiz und lernte in Berlin Gleim, Ramler, Spalding und Sack kennen. Auch lebte Kleist einige Wochen bei ihm, und die von Klopstock in einer seiner schönsten Oden besungene Fahrt auf dem Zürchersee leitete H. und beschrieb sie selbst anmutig. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Die Wirtschaft eines philos. Bauers» (Zür. 1761; 2. Aufl. 1774), «Das Bild eines wahren Patrioten» (Zür. 1767; 2. Aufl. 1775), «An Gleim über Sulzer» (2 Bde., Winterth. 1780), «Auserlesene Schriften zur Beförderung der Landwirtschaft» (2 Bde., Zür. 1792). — Sein Bruder, Salomon H., geb. 1727 zu Zürich, gest. 1818 als Standesfähnrich daselbst, stiftete mit Isaak Iselin die Helvetische Gesellschaft und schrieb außer verschiedenen Biographien, die «Zürcherischen Jahrbücher» (5 Bde., Zür. 1814). — Hans Kaspar H., der Sohn des zuerstgenannten, geb. 1751, gest. 1817 als Archiater in Zürich, machte sich als Stifter der Hilfsgesellschaft in Zürich und als Arzt und Geschäftsmann sehr verdient. Sein Leben beschrieb Wirz (Zür. 1818). — Jakob H., durch mehrere Sendungen ins Ausland und an die Tagsatzungen rühmlichst bekannt, starb als Staatsrat in Zürich 22. Nov. 1829.

Heinrich H., geb. 17. Aug. 1766, studierte in Zürich Theologie, bereiste dann Italien und wurde 1789 Professor der Kirchengeschichte, dann der Logik und Mathematik in Zürich, 1809 Professor der Philosophie am Carolinum daselbst und Mitglied des Chorherrenstifts. Er starb 7. Febr. 1833. Die von ihm herausgegebenen «Eugenias Briefe» (2 Bde., Zür. 1806; 3. Aufl., 3 Bde., 1819) sind mit Erinnerungen aus seinem Leben, mit zarten Seelengemälden der Liebe und Freundschaft verwebt. Außer einigen Übersetzungen, wie z. B. von Lullin de Chateauvieux' «Briefen über Italien» (2 Bde., Lpz. 1820—21) und «Ansichten aus Italien» (3 Bde., Lpz. 1823—25), gab er auch die «Briefe Goethes an Lavater aus den J. 1774—83» (Lpz. 1833) heraus. — Kaspar H., des vorigen Bruder, geb. 11. Aug. 1785, gest. 25. Jan. 1823, hat sich durch seine franz. Grammatik (Aarau 1820; 19. Aufl. 1881) einen Namen erworben. Er schrieb auch mehreres Politische und eine «Astronomie de l'amateur» (Genf 1820).

Konrad Melchior H., geb. 31. Aug. 1793 in Zürich, gest. daselbst 8. Juli 1843, besuchte zunächst eine Erziehungsanstalt bei Biel, seit 1809 das Gymnasium in Stuttgart, kam 1810 nach Lausanne und studierte zu Heidelberg 1811—13 die Rechte. Die Jahre 1813—15 riefen ihn in die Heimat und zur Grenzbedeckung unter die Waffen. Nachdem er 1814 Advokat geworden, erhielt er 1818 eine Anstellung als Sekretär der Justiz- und Polizeikommission. Gleichzeitig fing er an, Vorlesungen am Politischen Institut in Zürich über Kriminalrecht und Prozeß zu halten, die er bis 1820 fortsetzte. Nach dem Aufstande der Griechen veröffentlichte er die Schrift «Der heiligen Propheten Aufruf zur Befreiung Griechenlands» (3. Aufl. 1822). Auch stiftete er mit Orelli und Bremi einen Griechenverein. Im J. 1823 wurde er zum Oberamtmann des Bezirks Kronau gewählt, kam 1824 in den Großen Rat, wurde 1830 in den neuen Großen Rat und in die Verfassungskommission gewählt, auch im Dez. 1830 nach Bern auf die Tagsatzung gesendet. Nach Annahme der neuen Verfassung des Kantons wurde er im März 1831 Regierungsrat und im Juni Präsident des Erziehungsrats, 1832 Bürgermeister des Kantons, verlor aber 1839 seine Ämter und widmete sich fortan der Advokatur; später wurde er wieder in das oberste Gericht des Kantons gewählt. Er gab «Beiträge zur Verbesserung der Verfassung des Kantons von 1814» (Zür. 1831) heraus.

Bernhard H., Pfarrer in Pfäffikon, geb. 1807 zu Zürich, widmete sich den orientalischen und besonders den Sanskritstudien. Am bekanntesten sind seine Übersetzung von Kalidasas «Sakuntala» (Zür. 1833) und das «Gesicht des Todesboten über dem Erdkreis», ein von ihm selbst verfaßtes hebr. Gedicht (Zür. 1844). Sonst sind noch zu erwähnen die Übersetzung des Hohen Liedes («Das Lied der Lieder, oder der Sieg der Treue», Zür. 1840) und von Kalidasas «Urwasi» (Frauenf. 1838). An den kirchlichen Bewegungen von 1839 nahm er lebhaft teil und führte 6. Sept. das Landvolk in die Stadt. Vgl. seine Schrift «Mein Anteil an den Ereignissen des 6. Sept. 1839» (Zür. 1839). Er starb zu Paris im Juni 1847. — Ludwig H., Sohn des obenerwähnten Professors Heinrich H., geb. 27. Aug. 1801 zu Zürich, gest. 13. April 1841 als Professor der Theologie an der dortigen Universität, ist durch seinen Kommentar zum Hiob (Lpz. 1839; 3. Aufl., neu bearbeitet von A. Dillmann, 1869) rühmlich bekannt. — Ludwig H., Sohn des vorigen, geb. zu Zürich 1838, studierte in Zürich, Jena, Berlin, wurde 1862 Lehrer am Gymnasium zu Frauenfeld, 1866 an der Kantonsschule zu Aarau und 1874 ord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität zu Bern. Er schrieb: «Schillers Beziehungen zum Altertum» (Aarau 1872), «Karl Ruckstuhl, ein Beitrag zur Goethe-Litteratur» (Straßb. 1876); auch gab er A. von Hallers «Gedichte» (Frauenf. 1882) und dessen «Tagebücher» (Lpz. 1883), sowie Sal. Hirzels «Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek» (Lpz. 1884) heraus.

Hirzel (Christoph Heinr.), Chemiker, geb. 22. März 1828 in Zürich, woselbst er sich dem Studium der Chemie widmete, kam als Assistent des Prof. Kühn 1849 nach Leipzig, habilitierte sich 1852 daselbst für Chemie und wurde 1865 zum außerord. Professor ernannt. Er veröffentlichte: «Führer in die Chemie» (2 Bde., Lpz. 1852—54), «Katechismus der Chemie» (Lpz. 1855; 5. Aufl. 1884), «Toilettenchemie» (Lpz. 1857; 3. Aufl. 1874), «Das Hauslexikon» (unter Mitwirkung vieler Gelehrten und Techniker, 6 Bde., Lpz. 1858—63), «Das Steinöl und seine Produkte» (Lpz. 1864). Auch gab er 1865—74 mit Bergrat Gretschel in Freiberg gemeinschaftlich das «Jahrbuch der Erfindungen» heraus. Im J. 1861 begründete H. in Plagwitz bei Leipzig eine chem. Fabrik und Petroleumraffinerie, welche nach allmählich vollzogener Umwandlung in eine Maschinenfabrik zum Bau von Gaswerken, Petroleumraffinerien und andern chem.-technischen Anlagen ihre eigenartigen Erzeugnisse in alle Weltteile versendet. Dabei hat er seine akademische Thätigkeit zwar

Digitized by Google

beschränkt, aber nicht aufgegeben. Seit 1881 ist er schweiz. Konsul für Sachsen und Thüringen.

Hirzel (Salomon), namhafter Verlagsbuchhändler, Sohn des Professors Heinrich H., geb. zu Zürich 13. Febr. 1804, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, ging dann nach Berlin, um in der Reimerschen Buchhandlung in die Lehre zu treten, von da auf ein Jahr nach Heidelberg, wo er in der Winterschen Buchhandlung beschäftigt war und auch Vorlesungen an der Universität hörte. Im J. 1830 siedelte er nach Leipzig über, verheiratete sich mit einer Tochter Reimers und trat in die seinem Schwiegervater gehörige Weidmannsche Buchhandlung ein, welche bald darauf von ihm und seinem Schwager Karl Reimer übernommen wurde. Dieselbe hatte in der zweiten Hälfte des 18. und den ersten Decennien des 19. Jahrh. eine große Anzahl von Werken der berühmtesten deutschen Gelehrten und Schriftsteller verlegt, wie der Philologen Ast, G. Hermann, Heyne, Lobeck, Harleß, Orelli, Schweighäuser, der Geschichtschreiber Joh. von Müller und Schröckh, der Theologen Eichhorn, Schleusner, Zollikofer, des Mathematikers Vega («Logarithmen»), der Dichter und Schriftsteller Gellert, Göckingk, Lavater, Niemeyer, Ramler, Sulzer, Thümmel, Wieland, Zimmermann u. s. w. Auch war in der Weidmannschen Buchhandlung der «Meßkatalog» seit 1759 erschienen. Nach H.s und Reimers Eintritt wurde der Verlag in den eingeschlagenen Richtungen durch neue Verbindungen mit namhaften Gelehrten fortgeführt. Dahin gehören unter anderm das «Handbuch der röm. Altertümer» von W. A. Becker, die Sammlung griech. und lat. Schriftsteller, herausgegeben von Haupt und Sauppe, die Ausgabe mittelhochdeutscher Dichter von Haupt, die «Geschichte der deutschen Sprache» von J. Grimm, mehrere histor. Werke von Dahlmann, die philos. Schriften von Lotze, die «Exegetischen Handbücher» zum Alten und Neuen Testament, Werke der Theologen Hagenbach und Schweizer u. s. w. Von Werken berühmter deutscher Dichter sind zu nennen Chamissos Werke, Anastasius Grüns Gedichte und Rückerts «Weisheit des Brahmanen».

Als H. am 1. Jan. 1853 ausschied und eine Buchhandlung unter eigener Firma begründete, ging durch die Teilung des bisherigen gemeinschaftlichen Verlags ein großer Teil an H. über, während die Weidmannsche Buchhandlung mit dem andern Teil nach Berlin übersiedelte. Auch H.s neue Firma gewann sehr bald eine große Bedeutung. In seinem Verlage erschienen unter anderm das «Deutsche Wörterbuch» der Gebrüder Grimm, das «Mittelhochdeutsche Wörterbuch» von Müller und Zarncke, die «Chroniken der deutschen Städte», die poetischen und histor. Werke von G. Freytag und H. von Treitschke, die Arbeiten vieler neuern deutschen Geschichtschreiber, Altertumsforscher, Philosophen und Philologen. Im J. 1875 veröffentlichte H. «Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764 bis 1776» (3 Bde., mit Einleitung von M. Bernays), ein von ihm selbst seit langer Zeit vorbereiteter Versuch einer Ausgabe von Goethes Werken in chronol. Folge und nach histor. Gesichtspunkten. H.s Privatbibliothek umschloß eine ungemein vollständige Sammlung von Goethes Werken, die er zuletzt in «Neues Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek, 1761—1874» (Lpz. 1874) katalogisierte; eine neue Auflage, fortgeführt bis 1882 von Ludwig Hirzel, erschien 1884. In allen Dingen, welche sich auf die Detailkenntnis der litterarischen Glanzperiode der Deutschen, besonders Goethes, bezogen, galt H. als Autorität und wurde auch wegen seiner Verdienste um die Goetheforschung am 100. Jahrestage der Inskription Goethes zu Leipzig, 19. Okt. 1865, von der philos. Fakultät daselbst zum Doctor honoris causa ernannt. Auch um die allgemeinen Angelegenheiten des deutschen Buchhandels machte er sich vielfach verdient, besonders als langjähriger Sekretär des Vereins der Buchhändler zu Leipzig. H. starb an den Folgen einer Augenoperation in Halle 8. Febr. 1877. Er vermachte seine Goethe-Bibliothek samt den Handschriften der Universitätsbibliothek in Leipzig, die Sammlung Zwinglischer Schriften der straßburger Universitätsbibliothek. Vgl. «Der junge Hirzel. Als Manuskript für Freunde gedruckt» (Lpz. 1883), von Prof. A. Springer verfaßt. Sein Geschäft ging in den Besitz seines ältern Sohnes Heinrich H. (geb. zu Leipzig 11. Okt. 1836) über; ein jüngerer Sohn, Rudolf H. (geb. 20. März 1846), ist außerord. Professor der Philologie zu Leipzig.

His (ital. si diesis, frz. si dièse, engl. b sharp), in der Musik der um einen halben Ton erhöhte Ton h; er wird durch ein h und ein vorgezeichnetes ♯ bezeichnet; auf Tastinstrumenten fällt er mit c zusammen.

His (Wilh.), namhafter Anatom, geb. 9. Juli 1831 zu Basel, widmete sich zuerst an der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Berlin, Würzburg und Wien dem Studium der Medizin, wurde 1857 zu Basel Professor der Anatomie und Physiologie und folgte 1872 einem Rufe als Lehrer der Anatomie an der Universität zu Leipzig. H. hat sich mit Erfolg histologischen Forschungen gewidmet, wie seine Untersuchungen über die Hornhaut, die Lymphdrüsen und Lymphgefäße beweisen, während in letzterer Zeit seine Studien wesentlich auf anatom. und embryolog. Gebiete gerichtet waren. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Crania helvetica» (mit Rütimeyer, Baj. 1864), «Untersuchungen über die erste Anlage des Wirbeltierleibes» (Lpz. 1868), «Unsere Körperform und das physiol. Problem ihrer Entstehung» (Lpz. 1875), in welcher letztern Arbeit er eine polemische Haltung gegen Häckel einnimmt, und die seit 1880 in Publikation befindliche «Anatomie menschlicher Embryonen». Mit Braune gibt er seit 1875 die «Zeitschrift für Anatomie und Entwickelungsgeschichte», beziehentlich seit 1877 den anatom. Teil des «Archivs für Anatomen und Physiologen» (Lpz.) heraus. In der letztern sowie im «Archiv für Anthropologie» veröffentlichte H. eine Reihe wertvoller anatom. und physiol. Arbeiten.

Hischâm, der Sohn des 'Abd-al-malik, der zehnte umajjadische Kalif, folgte seinem Bruder Jazid II. Ende Januar 724 n. Chr. Er wird als ein milder und gerechter Herrscher geschildert, welcher von seinem Hofe alle mit den alten einfachen Sitten des Islam in Widerspruch stehenden Vergnügungen verbannte. Sein Kalifat war ein besonders sturm- und kampfreiches. Ein Aufruhr folgte dem andern; Chorasân und Indien, Balch und Samarkand empörten sich. Seine Statthalter hatten die gefährlichsten Kriege mit den türk. Völkerschaften zu bestehen; die Schiiten empörten sich in Kufa im J. 740. Selbst in Spanien drohte der Aufruhr, doch waren die Moslems immer noch im

Digitized by Google

Stande, ihre Eroberungszüge nach Gallien zu erneuern, wurden aber durch Karl Martell verhindert, weiter nach Oſten vorzudringen. H. ſtarb in einem Alter von 56 Jahren in Ruſâfa, im Gebiete von Kinneſrin, 6. Febr. 743.

Hiſhâm, der Sohn des 'Abd-al-rahmân, der zweite Kalif aus dem Geſchlecht der Omajjaden in Spanien, regierte von 787 bis 796 n. Chr. Er widmete ſich mit Eifer nicht nur ſeinen Regentenpflichten, ſondern auch der Krankenpflege und andern frommen Werken. Nur ungern führte er die Kriege, zu welchen ihn ſeine Brüder Suleimân und 'Abdallah zwangen. Er nötigte ſie endlich zur Flucht nach Afrika. Seine Eroberungszüge nach Galicien und in die an ſein Reich grenzenden chriſtlichen Provinzen (Narbonne und Gironne) waren zwar zeitweilig von glücklichem Erfolg, doch waren ſeine Feldherren nicht im Stande, die eroberten Gebiete längere Zeit zu behaupten. H. hat ſich namentlich auch um die Verſchönerung von Cordova ſehr verdient gemacht, indem er die von ſeinem Vater 'Abd-al-rahmân begonnene Moſchee vollendete und eine große Brücke baute.

Hiſhâm II. (al-Mu'aijad billah), der zehnte der ſpan. Omajjadenkalifen, folgte, erſt 9 J. alt, ſeinem Vater al-Hakam II. in der Regierung. Er regierte von 976 bis 1009. Er ſtand ganz unter dem Einfluß des Erziehers des Ibn-Abi-'Amir (al-Manſûr), welcher die Regierung ſelbſtändig in ſeine Hand nahm und dieſelbe auch behielt, nachdem Hiſhâm ſchon längſt erwachſen war. Ibn-Abi-'Amir organiſierte das Heer neu, mietete Berbern und chriſtl. Soldaten, die von ihm ganz abhängig waren. Andererſeits hob er den Wohlſtand des Landes, in welchem Kunſt und Wiſſenſchaft blühten. Er ſtarb im J. 1002. Ihm folgte ſein Sohn 'Abd-al-malik in der gleichen Würde eines Hâdſchib, der ſchon nach ſechs Jahren ſtarb und ſeinem Bruder 'Abd-al-rahmân Platz machte, der im J. 1009 ermordet wurde. An ſeine Stelle trat Muhammed-al-Mahdi, welcher den ſchwachen Kalifen gefangen nahm und ſich zum Kalifen ausrufen ließ. Es iſt zweifelhaft, welches das Ende des H. war, ob er in Cordova ermordet worden iſt, oder ob man ihn nach Arabien gebracht hat, wo er ſpäter geſehen worden ſein ſoll.

Hiſingen, zum ſchwed. Göteborgs- und Bohus-Län gehörige Inſel, zwiſchen den beiden Mündungsarmen des Götaelf und dem Kattegat, zählt auf 195 qkm (1882) 11 105 E. und hat ſtarken Gartenbau. Eine ſtattliche eiſerne Brücke mit großer Drehvorrichtung zum Durchlaß der Seeſchiffe führt ſeit 1874 über den ſüdl. Arm des Götaelf nach Gothenburg, deſſen Bewohner auf H. zahlreiche Villen und Fabrikanlagen beſitzen. Auch die Provinzial-Irrenanſtalt befindet ſich hier.

Hiskias, König von Juda, nach gewöhnlicher Zeitrechnung 728—699 v. Chr., Sohn und Nachfolger des Ahas, war bemüht, den in Verfall gekommenen Jahvekultus wiederherzuſtellen, und wird als ein gottesfürchtiger, im Sinne der Theokratie regierender Fürſt gerühmt. Im Kriege kämpfte er glücklich gegen die Philiſtäer, wurde aber aus der Bedrängnis durch den Aſſyrer Sanherib nur durch die im aſſyr. Heere ausgebrochene Peſt gerettet. Selber auch von dieſer tödlichen Krankheit ergriffen, ſoll er durch die mediz. Kenntniſſe und ein Wunder des Jeſaias gerettet worden ſein, nachdem zum Zeichen der wiederkehrenden Geſundheit der Schatten am Sonnenzeiger 10° zurückgegangen ſei. H. lebte hierauf noch 15 Jahre und machte ſich um Jeruſalem noch durch Anlegung einer Waſſerleitung, ſowie durch eine gelehrte Kommiſſion verdient, welche die Litteraturreſte des untergegangenen Zehnſtämmereichs ſammeln ſollte.

Hiſpalis, der alte Name von Sevilla (ſ. d.).

Hiſpania nannten die Alten die Pyrenäiſche Halbinſel (Spanien und Portugal), welche von den Griechen auch als Iberien bezeichnet wurde, während die Phöniker, die bereits im 12. Jahrh. v. Chr. die ſüdl. Küſte dieſes Landes beſuchten, aus dem Namen des Volks der Turdetaner ihr Tarſchiſch (grch. Tarteſſos) gemacht haben. Urſprünglich war die geſamte Halbinſel von einer gleichartigen, erheblich weit auch über die Pyrenäen nordwärts hinaus verbreiteten, in viele Stämme geteilten Bevölkerung bewohnt, welche die Griechen Iberier nannten; die letzten ſprachlich noch ſelbſtändig gebliebenen Reſte derſelben ſind die Basken. Geraume Zeit vor der Überflutung des nördl. Italien durch galliſche Kelten hatte ſich ein erheblicher Teil dieſes Volks auch über die nordweſtl. Hälfte der Pyrenäiſchen Halbinſel ausgebreitet. Die Römer fanden jedoch nach dem zweiten Puniſchen Kriege nur noch wenige Reſte dieſer kelt. Stämme vor. Dagegen hatte ſich im Quellgebiet des Duero und Ebro, und auf der Hochebene um die Quellen des Tajo, des Sucro und die öſtlichſten Zuflüſſe des Guadiana eine keltiberiſche Miſchbevölkerung gebildet. Statt eines nationalen Geſamtnamens traten daher in H. die Namen vieler einzelnen Stämme auf; in dem breiten Gebiet zwiſchen dem Atlantiſchen Ocean im W., dem untern und mittlern Guadiana im S., dem untern und mittlern Duero im N. namentlich die luſitaniſchen Stämme.

Die Geſchichte H.s beginnt damit, daß die Phöniker, deren wichtigſte Kolonie (um 1100 v. Chr.) Gadeira (Gades) wurde, die an Naturprodukten, in ihren innern Gebirgen zwiſchen dem Thale des Guadalquivir und dem Plateau des Guadiana auch an Kupfer und Silber überreiche ſüdl. Küſte koloniſierten und ausbeuteten. Im J. 237 v. Chr. erſchien der Karthager Hamilkar Barkas in H., um durch große Eroberungen ſeine Vaterſtadt hier für die Verluſte zu entſchädigen, die ſie infolge des erſten Puniſchen Kriegs gegen Rom erlitten hatte. Hamilkar und nach ſeinem Tode (229 oder 228) ſein Schwiegerſohn Hasdrubal (bis 221), der auch die neue große Stadt Neukarthago (Cartagena) gründete, eroberte allmählich die Südhälfte und bis zum Ebro die Oſtküſte der Halbinſel und ſchuf damit eine große karthag. Provinz. Die Eiferſucht aber der Römer auf die neue Machtentfaltung der Karthager nötigte letztere, im J. 228 den Vertrag anzunehmen, durch welchen der Ebro als die nördl. Grenze ihres Gebiets beſtimmt und Sagunt (bei Valencia) auf der Oſtküſte für neutral erklärt wurde. Der Bruch dieſes Vertrags durch Hannibal (219) gab den letzten Anſtoß zum Ausbruch des zweiten Puniſchen Kriegs, deſſen einer Hauptſchauplatz ſeit 218 H. ſelbſt geworden iſt. Mit dem Jahre 206 war H. für die Karthager gänzlich verloren und nunmehr hier die Römer die Herren. — Die römiſchen Beſitzungen auf der Oſtküſte und im ſüdlichen H. wurden 197 v. Chr. als die zwei Provinzen H. citerior und H. ulterior organiſiert; Neukarthago die Hauptſtadt der «diesſeitigen», Corduba die der «jenſeitigen» Provinz. Die Regierung führte

in jeder Provinz je ein röm. Prätor, gewöhnlich mit prokonsularischer Gewalt.

Diese Festsetzung der Römer in H. mißfiel aber den span. Völkern in hohem Grade; der deshalb ausbrechende allgemeine Aufstand leitete einen langjährigen Kampf ein, der erst unter dem Kaiser Augustus gänzlich zu Ende gegangen ist. Die ersten großen Erfolge der Römer im Kampfe mit den Lusitaniern fallen in die Zeit 191—185 v. Chr., und Tiberius Sempronius Gracchus (179 und 178 v. Chr.) dehnte die röm. Oberhoheit über einen bedeutenden Teil der keltiber. Völker aus. Nach langen Kämpfen, namentlich gegen Viriathus, wurden die Lusitanier endlich 138 v. Chr. vollständig unterworfen. Der etwa seit derselben Zeit diesen Kämpfen zur Seite gehende langwierige Krieg mit keltiber. Völkern fand erst 134 v. Chr. mit dem Fall der Festung Numantia sein Ende. Nachmals war das römische H. wiederholt einer der Schauplätze der Episoden der großen röm. Bürgerkriege. Hier hielt Sertorius 79—72 v. Chr. Stand gegenüber den senatorischen Heeren; hier focht Julius Cäsar 49 v. Chr. zwischen Ebro und Pyrenäen die ersten großen Kämpfe gegen die Pompejaner, und lieferte 45 v. Chr. diesen bei Munda in Bätica die letzte Schlacht. Die Unterwerfung endlich der kriegerischen Cantabrer, Asturier und Vaccäer (unter Augustus) 26 und 25 v. Chr., und die Besiegung ihrer letzten Erhebung im J. 19 v. Chr. durch Agrippa gab die gesamte Halbinsel der Pyrenäen in die Gewalt der Römer. Seit der Neugestaltung des Römischen Reichs durch Augustus (27 v. Chr.) zerfiel das nunmehr römische H. in drei große Provinzen. Zuerst H. citerior, gegen die andern durch den Duero und die Sierra Morena abgegrenzt, kaiserl. Provinz unter einem konsularischen Legatus Augustus pro praetore und der Hauptstadt Tarraco. Ferner das südl. Spanien, H. ulterior oder Bätica, das sich zwischen dem Meere und dem Anas (Guadiana) ausdehnte; senatorische Provinz, von Corduba aus durch einen Proprätor mit dem Titel Prokonsul verwaltet. Endlich neu formiert die zwischen Guadiana und Duero sich ausbreitende kaiserl. Provinz Lusitania, die ein prätorischer Legatus Augustus von der neu angelegten röm. Militärkolonie Augusta Emerita (jetzt Merida) aus regierte.

Seit dieser Zeit machte die Romanisierung H.s schnelle Fortschritte. Die Überziehung H.s mit trefflichen Heerstraßen, die Durchsetzung des ganzen Landes mit zahlreichen röm. Militärkolonien, der Dienst im röm. Heere und der (zuerst zu Tarraco schon seit Augustus eingebürgerte) Kultus der Dea Roma und des kaiserl. Hauses, wirkte höchst energisch in dieser Richtung; im J. 75 n. Chr. konnte Kaiser Vespasian bereits der ganzen Halbinsel die «Latinität» (das sog. Jus Latii) verleihen. Zu Tarraco, Emerita und Corduba sammelten sich alljährlich die Abgesandten aller selbständigen Städte zu den Provinziallandtagen (concilium). So entwickelte sich H. während der beiden ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit zu einem der blühendsten und wohlhabendsten Länder des Römischen Reichs, welches auch (besonders durch die Familien Seneca und Lucanus, durch Quintilian und Martial, Columella und Pomponius Mela) bei bedeutender Bildung eines großen Teils der span. Provinzial-Romanen für die röm. Litteratur der Kaiserzeit bedeutsam wurde. Aus der Reihe dieser Provinzial-Romanen gingen auch die Kaiser Trajan und Hadrian und später die Dynastie des Theodosius hervor.

H., wo Kaiser Caracalla 216 oder 217 n. Chr. aus Asturia mit Gallăcia die vierte span. Provinz «H. nova citerior» formierte, ist zunächst bis auf das Zeitalter Konstantins d. Gr. von größern polit. Heimsuchungen unmittelbar verschont geblieben. Die Christen unterlagen auch in H. vorübergehend der durch Diocletian veranlaßten Verfolgung; nachher wurde das Land schnell mit bischöflichen Sitzen bedeckt und ein wesentlich «homoüsianisches» (orthodox katholisches) Gebiet. Seit der neuen Gliederung des Römischen Reichs in der Diocletianisch-Konstantinischen Epoche gehörte H. zu der gall. Präfektur, und der Vikar oder Oberpräsident der «Dioecesis Hispaniarum» war der Chef einerseits von Mauritania Tingitana, anderseits von fünf neuen span. Provinzen; denn (neben Bätica, Lusitania, Gallăcia oder Asturia) war zu Ende des 3. Jahrh. das diesseitige Spanien in die Provinzen Carthaginiensis und Tarraconensis zerlegt worden, zu denen noch (zwischen 369 und 386 n. Chr.) die Provinz der Balearen trat. H. wurde erst spät aber dann um so furchtbarer durch die Bewegungen der german. Völkerwanderung betroffen. Am 18. Sept. (oder am 13. Okt.) 409 überschritten von Gallien aus Alanen, Sueven und Vandalen die Grenzen H.s, welches Land nunmehr 70 Jahre lang schwer heimgesucht wurde. Als 411 der erste Sturm ausgetobt hatte, siedelten sich die Sueven und die asdingischen Vandalen in Gallăcien, die Alanen in Lusitanien und Carthaginiensis, die silingischen Vandalen in Bätica an. Nun aber begannen die Versuche der Römer, die wichtige Halbinsel zurückzugewinnen. Der westgot. König Wallia führte 416—418 für die Römer den Krieg gegen die andern Germanen, überwältigte die Silinger in Bätica, die Alanen im Südosten, trieb die Masse der Vandalen, Alanen und Sueven auf die nordwestl. Ecke von H. zurück, und erhielt 419 für sein Volk als Lohn für diese Dienste Sitze in Aquitanien. Nach dem Abzug der Goten aus H. gewannen aber die asdingischen Vandalen wieder das Übergewicht, bis sie dann 429 das Land verließen, um Afrika zu erobern. Nach dem Abzug der Vandalen aus H., wurden in dieser Halbinsel die Sueven das herrschende Volk; sie breiteten sich 441 v. Chr. siegreich bis nach Merida und Hispalis aus, eroberten ganz Bätica und Carthaginiensis. Endlich trugen es die Westgoten, die noch einmal im J. 456 im röm. Interesse die Sueven siegreich bekämpft hatten, für sich davon. Ihr König Eurich eroberte 475—478 mit Ausnahme weniger Seestädte und der suevischen Bezirke des Nordwestens die Halbinsel der Pyrenäen, und eröffnete damit für dieses Land die Geschichte des Mittelalters. (S. Spanien, Geschichte.)

Hispaniola (Española), der ursprüngliche Name der Insel San-Domingo, s. Haïti.

Hispid (lat.), rauh, borstig.

Hissar (türk.), festes Schloß, häufig in türk. Ortsnamen.

Hissar, zum Emirat Bokhara gehörige gebirgige und gut bewässerte Landschaft, wird im N. durch die Hissarkette von dem zum russ. Generalgouvernement Turkestan gehörigen Serafschan, im S. durch den Amu-Darja (Oxus) von Afghanistan und im O. durch den Wachsch, einen rechtsseitigen Nebenfluß des Amu-Darja, von der bokharischen

Digitized by Google

Landschaft Kulab getrennt, hat infolge der gegen N. geschützten Lage ein günstiges Klima und erzeugt Getreide, Reis und Baumwolle in Fülle. Die Bewohner, außer den herrschenden tatar. Usbeken iranische Tadschiks, führen Salz, Korn, Flachs und Schafe nach Bokhara aus. — Die Hauptstadt Hissar, links am Kafirnigan, einem rechtsseitigen Nebenflusse des Amu-Darja, da wo ersterer rechts die Chanacha aufnimmt, 370 km im OSO. von Bokhara, ist Sitz eines Statthalters (Beg), zählt etwa 14 000 E., welche ausgezeichnete Messer- und damascierte Schwertklingen fertigen.

Hissar, auch Hisar, Stadt in der indobrit. Lieutenant-Gouverneurschaft Pendschab, unter 29° 8′ nördl. Br. und 75° 50′ östl. L. von Greenwich, Hauptort eines Distrikts und einer Division, liegt an einer unter Feroz Schah teilweise durch Ausgrabung, teilweise durch Reinigung des Kanals von Chitang oder eines seiner Zweige angelegten Wasserleitung aus dem Kanal von Delhi. Im J. 1825 ließ die brit. Regierung diese Wasserleitung bis Darbah, 40 km im NNW. von H., verlängern, sodaß sie jetzt bis zu diesem Ort für Flöße von Zimmerholz befahrbar ist. Bis 1844 befand sich eine Stuterei zu H., um die Armee mit Pferden zu versehen, und ebenfalls eine Anstalt für die Gewinnung von Schlachtvieh für die Armee-Intendantur, die später aber gleichfalls aufgehoben wurde. In H., das 14 133 E. zählt, bestehen wohlversehene Bazars. Zu Zeiten des Großmoguls Akbar bestanden zu H. zwei Forts, das eine aus gehauenen, das andere aus gebrannten Steinen.

Hissarlik (türk., d. i. Burg), häufige Bezeichnung für alte, besonders auf Höhen gelegene Baureste, am bekanntesten durch die Höhe in der troischen Ebene, wo nach Schliemann das alte Ilion (s. d.) lag.

Hissen, s. Heißen.

Histeridae, eine Familie der pentameren Käfer, mit kurzen, geknickten Fühlern, deren drei Endglieder eine Keule bilden, kurzen Grabbeinen und einen abgerundeten, kurzen, gedrungenen und abgeplatteten Körper. Die gegen 800 meist kleinen, kosmopolitischen Arten sind dunkelgefärbt, schwarz, häufig mit gelbroten Abzeichen und leben in Aas und Mist.

Histiäos, Sohn des Lysagoras, war während der ersten Regierungsjahre des Großkönigs Darius I. unter pers. Hoheit «Stadtfürst» (Tyrannos) oder Hyparch in Milet. Er bewahrte bei dem skythischen Feldzuge des Darius den Persern die Treue und erhielt durch die ausdauernde Deckung des Stromübergangs mit der griech. Flotte dem Großkönig sein Heer, vielleicht selbst sein Leben. Von Darius I. 510 als sein vertrauter Rat mit nach Susa genommen, wurde dem H. das pers. Hofleben allmählich unerträglich. Er veranlaßte daher seinen Schwiegersohn und Nachfolger in Milet, Aristagoras, die asiat. Griechen zum Abfall von Persien aufzureizen, nur in der Hoffnung, zur Dämpfung dieses Aufstandes wieder nach Jonien geschickt zu werden. Als ihn nun der König wirklich nach Jonien schickte, sah sich H. von des Darius Bruder, dem Vizekönig Artaphernes, so mißtrauisch, von den Milesiern so feindselig zurückgewiesen, daß H. endlich (497 v. Chr.) nichts übrigblieb, als sich als Freibeuter am Bosporus festzusetzen. Als nachher die Niederlage bei Lada (497) die letzte Kraft der Jonier gebrochen hatte, riß H. 496 die Inseln Chios, Thasos, Lesbos und die Stadt Mytilene an sich, wurde aber 494 bei einem Gefecht in Kolis von den Persern gefangen genommen, und auf des Artaphernes Befehl zu Sardes hingerichtet.

Histiodromie (grch., d. h. Fahrt mit vollen Segeln), soviel wie Schiffahrtskunde, Nautik.

Histiologie, s. Histologie.

Histochemie, s. unter Tierchemie.

Histogenese, Lehre von der Entstehung der Gewebe. (S. Gewebe, anatomisch.)

Histogenie (grch.), die Bildung der Gewebe des menschlichen Körpers.

Histographie (grch.), Beschreibung der organischen Gewebe.

Histologie oder Histiologie (Gewebelehre), s. unter Gewebe (anatomisch).

Histologie, Histiologie, auch Phytotomie oder Anatomie der Pflanzen, heißt diejenige Disciplin der Botanik, die sich mit Untersuchung der Pflanzenzelle und der pflanzlichen Gewebe beschäftigt. Da es sich bei rein histologischen Untersuchungen zunächst nur um genaue Feststellung der Form der einzelnen Zelle und ihrer Teile, beziehungsweise der einzelnen Gewebearten und der sie zusammensetzenden Zellen handelt, so kann man die H. eigentlich nur als einen Teil der Morphologie ansehen und wie diese stets nur als eine beschreibende, registrierende Wissenschaft gelten lassen. Daß die H. in diesem Sinne für das Gesamtgebiet der Botanik und für die Naturwissenschaft überhaupt nur einen beschränkten Wert hat, ist ohne weiteres klar. Es muß deshalb stets den histologischen Untersuchungen, wenn sie eine allgemeinere wissenschaftliche Bedeutung erlangen sollen, ein bestimmter einheitlicher Gesichtspunkt zu Grunde liegen; ist dieser nicht vorhanden, so ergeben sie bloß ein totes Material. Vor allem muß zu der bloßen Beschreibung der einzelnen Formen eine Vergleichung mit andern hinzukommen, und ferner ist immer die Frage aufzuwerfen, in welchen Beziehungen stehen die Zellen oder Gewebearten zu der Lebensthätigkeit der Pflanze, d. h. was für Funktionen haben sie zu erfüllen und in welcher Weise sind sie für die Ausübung derselben angepaßt. Diese letztern beiden Fragen mit Sicherheit zu entscheiden, ist bis jetzt allerdings nur in verhältnismäßig wenigen Fällen gelungen. Dies rührt einerseits davon her, daß die Pflanzenphysiologie, auf welche sich derartige Untersuchungen stützen müssen, noch zu wenige bestimmte Anhaltspunkte in Betreff der physiol. Leistungen der Gewebe darbietet, andererseits, weil diese Art der histologischen Forschung, die man auch als anatomisch-physiologische bezeichnet hat, erst seit kurzer Zeit die ihr gebührende Beachtung gefunden hat.

Während so auf der einen Seite eine Vergleichung des Baues mit der Funktion zu erstreben ist, muß andererseits auch das Entstehen der Form, d. h. die Vergleichung der einzelnen Entwickelungsstadien sowohl in ontogenetischer wie in phylogenetischer Hinsicht untersucht werden, und in diesem Sinne ist demnach auch die Entwickelungsgeschichte zur H. oder allgemeiner zur Morphologie zu rechnen.

Die histologische Forschung ist infolge der Kleinheit der zu untersuchenden Objekte fast ganz auf das Mikroskop angewiesen, und daher erklärt es sich auch, daß erst verhältnismäßig spät, erst nachdem die Mikroskope mehr und mehr verbessert und leistungsfähiger wurden, sich eine ersprießliche Thätigkeit auf diesem Gebiete der Botanik entfalten konnte. (S. Botanik [Geschichte], sowie Zellformen und Zellgewebe.)

Digitized by Google

Die speziell über H. handelnde Litteratur ist zur Zeit eine sehr ausgedehnte, da gerade in den letzten Jahrzehnten eine große Anzahl einschlägiger Arbeiten erschienen sind; dieselben betreffen aber fast ausschließlich nur bestimmte Fragen, nur sehr wenige behandeln das ganze Gebiet der H. Zu diesen letztern gehören hauptsächlich: Mohl, «Anatomie und Physiologie der vegetabilischen Zelle» (Braunschw. 1852); Schacht, «Lehrbuch der Anatomie und der Physiologie der Gewächse» (Bd. 2, Berl. 1856—59); Hofmeister, «Die Lehre von der Pflanzenzelle» (Lpz. 1867); De Bary, «Vergleichende Anatomie der Vegetationsorgane der Phanerogamen und Farne» (Lpz. 1877).

Histometer, ein Apparat, mittels dessen Gewebe auf ihre Haltbarkeit geprüft werden.

Historia Augusta, die von den Scriptores historiae Augustae (s. d.) verfaßte Geschichte der röm. Kaiser.

Historiae moralisatae, s. Gesta Romanorum.

Historienbibel heißen verschiedene mittelalterliche Darstellungen der biblischen Geschichte in volkstümlicher Sprache; teilweise mit apokryphen Zusätzen. Vgl. Merzdorf, «Die deutschen Historienbibeln des Mittelalters» (1870).

Historik (grch.), Geschichtschreibung; Historiker, Geschichtsforscher.

Historikotheologie heißt diejenige Art der Beweisführung für das Dasein Gottes, welche dasselbe aus der Geschichte nachzuweisen sucht.

Historiograph (grch.), Geschichtschreiber; Historiographie, Geschichtschreibung.

Historische Malerei (Historien- und Geschichtsmalerei). Der Begriff des Historischen in der bildenden Kunst besagt nach dem Wortgebrauch der Ästhetik im weitern Sinne soviel wie stilvolle, ideale Auffassung, im engern Sinne die Darstellung wirklicher geschichtlicher Vorgänge. «Historisch» ist im erstern Wortverstande gleichbedeutend mit der in Form und Ausdruck ausgesprochenen Erhebung des Gegenstandes aus dem Zufälligen und rein Zuständlichen, wie es das «Genre» zu geben hat, in die Sphäre des Allgemeingültigen; und diese Auffassung ist keineswegs auf Vorführung thatsächlicher Ereignisse beschränkt, sondern erstreckt sich auf alle Stoffgebiete figürlicher Komposition, seien sie nun der Geschichtsüberlieferung oder der Dichtung, Sage oder andern Quellen entlehnt. In diesem Betracht deckt sich der Begriff des Historischen mit dem des Monumentalen, dessen erstes Erfordernis der Stil ist. Er leidet sogar Anwendung auf die Landschaft, insofern der Künstler es unternimmt, die Naturwelt nach den Stilgesetzen des Historienbildes zu behandeln, d. h. die vorgefundene Erscheinung zum großartigen und einfachen Ausdruck zu gestalten und ihr eine entsprechende Gesamtphysiognomie zu geben (komponierte, ideale Landschaft). Diese Form des Landschaftsbildes wird oft auch heroische Landschaft genannt (so bei Sulzer, Hagedorn, Goethe), nach dem Charakter der ursprünglich mit ihr auftretenden heroischen Figurenstaffage (die Landschaften N. Poussins, Claudes, Jos. Ant. Kochs, Fr. Prellers), welche die Landschaft in homogene Beziehung zu bedeutenden Vorgängen des Menschenlebens bringen.

Im engern Sinne ist die Historienmalerei richtiger Geschichtsmalerei zu nennen, weil hier nicht sowol die Auffassung als vielmehr der Stoff den Ausschlag gibt. Es kann jedoch ein Geschichtsbild, welches zunächst treue Wiedergabe eines überlieferten Gegenstandes sein will, im höhern künstlerischen Sinne historisch sein, indem es das bloß Äußerliche und Episodische zurücktreten läßt hinter dem Hauptsächlichen, dem Ausdruck des geistigen Gehalts, und deshalb das Gewicht auf die Ausprägung der Persönlichkeiten und die Durchbildung der Komposition als solcher legt; andererseits kann es zum Genrehaften neigen, wenn es in umgekehrtem Sinne verfährt. Ähnliches gilt für das Geschichtsbild im Rahmen der Illustration. Für die Wahl der Behandlungsform ist der Zeitabstand des zu schildernden Ereignisses vom Darsteller wesentlich. Zwar können auch fast gleichzeitige geschichtliche Ereignisse in jener gesteigerten stilvollen Form wiedergegeben werden, welche der Wiedergabe in poetischer Dichtform entspricht, doch wird sie vorzugsweise den zeitlich fernliegenden Stoffen zukommen, weil diese einen abgeschlossenern Charakter tragen. Bei Darstellung jüngstvergangener Ereignisse erhöht die porträtmäßige und lebenstreue, also genrehaftere Auffassung die Glaubwürdigkeit. Dort kommt es mehr auf geistige Wahrheit, hier mehr auf allseitige Richtigkeit an. In der ältern Kunst fast aller Völker bis zur Mitte des 16. Jahrh. herrscht ausschließlich die stilvolle Behandlung des Geschichtsbildes; erst dann tritt vorzugsweise unter den nordischen Völkern die illustrative Auffassung auf, welche namentlich bei den Niederländern blüht, aber auch den spätern Venetianern eigen wird. Eine Mittelstellung nehmen Rubens und Le Brun ein, in deren Geschichtsbildern die malerischen mit den stilvoll-plastischen Kunstgesetzen sich verbinden. Die eigentlichen Begründer der Geschichtsdarstellung im illustrativen Sinne sind die modernen Franzosen, unter denen David in seinen frühern Gemälden der plastisch-pathetischen, in seinen spätern mehr der rhetorischen Darstellung huldigt, welche besonders Gros eigentümlich weiter bildet und Horace Vernet und seine Nachfolger besonders im Gebiete des Schlachtgemäldes in gesteigerter realistischer Tendenz vervollkommnet. Unter den deutschen Malern des 19. Jahrh. stehen Cornelius und die ältere Münchener Schule streng auf Seite der stilistischen Behandlung; Jul. Schnorr repräsentiert den Fortschritt zur mehr geschichtstreuen Auffassung unter Bewahrung strenger Kompositionsgesetze; Kaulbach strebt nach Verbindung von Gedankenreichtum und Symbolik mit moderner und malerischer Darstellung; ihm gegenüber Alfr. Rethel nach Größe, Wucht und Prägnanz des Moments. Die Düsseldorfer Schule seit den dreißiger Jahren neigt durchweg zur genrehaft-malerischen Behandlung; als Meister der realistisch-illustrativen Auffassung ragt gegenwärtig besonders A. Menzel hervor.

Historische Vereine nennt man in Deutschland alle diejenigen wissenschaftlichen Institute, welche ihre gemeinsame Thätigkeit der vaterländischen Geschichts- und Altertumskunde in freier Forschung widmen. Den ersten Anstoß zur Begründung derselben gab die auf Anregung des Ministers vom Stein 20. Jan. 1819 gestiftete «Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde» zu Frankfurt a. M., welche sich die kritische Gesamtausgabe der Quellenschriftsteller des deutschen Mittelalters («Monumenta Germaniae historica») als Aufgabe stellte. Die rüstige Thätigkeit dieser Gesellschaft erweckte einen neuen Eifer für die Geschichtsforschung,

Digitized by Google

und es entstanden alsbald histor. Vereine, welche sich teils die Sammlung, teils die Nutzbarmachung des Materials für Geschichte und Altertumskunde einzelner Provinzen und Gaue sowie selbst einzelner bedeutender Städte zum Zwecke setzten und die im wesentlichen ziemlich übereinstimmend organisiert sind, Bibliotheken und Sammlungen angelegt und periodische Schriften begründet haben, in denen sie die Ergebnisse ihrer Forschungen veröffentlichen. Auf ihre Veranlassung und teilweise auf ihre Kosten wurde auch eine Reihe von Quellenschriften, Urkundensammlungen u. s. w. bearbeitet und herausgegeben. Eine nähere Verbindung und wechselseitige Teilnahme an den Arbeiten dieser Vereine suchte zuerst Wigand durch die «Jahrbücher der Vereine für Geschichte und Altertumskunde» (12 Hefte, Lemgo 1831—32) zu bewirken. Später erhielten dieselben in A. Schmidts «Allgemeiner Zeitschrift für Geschichte» (10 Bde., Berl. 1844—48) wieder ein gemeinschaftliches kritisches Organ. Hervorzuheben ist auch Walthers «Systematisches Repertorium über die Schriften sämtlicher histor. Gesellschaften Deutschlands» (Darmst. 1845). Nach wiederholten Versuchen gelang es endlich den allgemeinen Versammlungen der deutschen Geschichts- und Altertumsforscher zu Dresden und zu Mainz 1852, die zahlreichen Einzelvereine zu einem Gesamtverein zu vereinigen, der eine jährliche Wanderversammlung abhält und dessen Verwaltungsausschuß seit 1853 das «Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine» herausgibt. Durch dieselbe Generalversammlung von 1852 ward das Römisch-Germanische Centralmuseum in Mainz begründet, dessen Aufgabe ist, eine übersichtliche Sammlung der heidnischen Altertümer aus allen deutschen Ländern durch plastische und kolorierte Nachbildungen herzustellen. Das gleichzeitig begründete Germanische Nationalmuseum (s. d.) in Nürnberg beschränkt sich im wesentlichen auf das Mittelalter und die neuere Zeit.

Eines besondern Gedeihens erfreute sich von Anfang an das histor. Vereinswesen in Bayern, wo dasselbe von der Regierung unterstützt wird und mit der Akademie der Wissenschaften zu München in Verbindung steht. Unter König Maximilian II. wurde 1858 eine eigene **Historische Kommission** begründet, die bereits für allgemeine deutsche Geschichte viel geleistet hat (Sammlung und Herausgabe der deutschen Reichstagsakten, der ältern Hanserezesse, der deutschen Städtechroniken, der deutschen Weistümer u. s. w., allgemeine deutsche Biographie und Geschichte der Wissenschaften in Deutschland); auch werden mit Unterstützung derselben die «Jahrbücher der deutschen Geschichte» und eine Zeitschrift: «Forschungen zur deutschen Geschichte» herausgegeben. Ähnliche Ziele hat die 1883 entstandene «Badische histor. Kommission», welche gleichfalls mit Staatsmitteln arbeitet. Außerdem wirken jetzt fast in allen einzelnen Provinzen und größern Städten Deutschlands, Österreich-Ungarns, der Schweiz und der russ. Ostseeprovinzen histor. Vereine mit mehr oder minder Erfolg. Der bedeutendste Verein ist jetzt wohl der 1870 gegründete «Hansische Geschichtsverein», welcher auch die meisten Städte im Bereich des alten Bundes der Hansa beigetreten sind. Auf dem Gebiete der prähistor. Archäologie (s. **Urgeschichte**) haben dieselben neuerdings eifrige Mitarbeiter gefunden in den sog. Anthropologischen Gesellschaften, unter denen die in Berlin, Wien und München besonders hervorragen. Den Mittelpunkt dieser bildet die 1870 gestiftete «Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte», welche eine jährliche Wanderversammlung abhält und ein «Korrespondenzblatt» herausgibt. Außer diesen Vereinen und ihren Publikationen gibt es viele Zeitschriften, welche die Arbeiten der Geschichts- und Altertumsforscher über einzelne deutsche Länder und Gaue vereinigen, zu denen als allgemeines Organ für die histor. Forschung in Deutschland 1859 Sybels «Histor. Zeitschrift» hinzutrat. Ähnliche Gesellschaften für Geschichts- und Altertumskunde bestehen auch in den meisten übrigen Ländern Europas, Nordamerikas u. s. w. und neuerdings sind für diese Zweige der Wissenschaft auch internationale Kongresse, z. B. der Anthropologen, Archäologen u. s. w., zusammengetreten.

Histria, s. **Istrien**.

Histrionen hießen bei den Römern die Schauspieler. Als 364 v. Chr. eine Pest in Rom ausgebrochen war, wurden unter andern zur Versöhnung der Götter angewandten Mitteln auch zuerst Schauspiele (ludi scenici) angestellt, die von Schauspielern, welche man aus Etrurien berief, aufgeführt wurden. Diese Schauspiele bestanden nur aus mimischen Tänzen mit Flötenbegleitung. Sie wurden von Leuten aufgeführt, die ein Gewerbe daraus machten, und diese wurden mit dem aus der etruscischen Sprache entlehnten Worte histriones, vor welchem das einheimische ludiones mehr zurücktrat, benannt. Derselbe Name ging, als Livius Andronicus um 240 v. Chr. das kunstgerechte röm. Drama begründete, auf die Darsteller (actores) dieser Dramen, Komödien und Tragödien über, auch die Darsteller der Mimen und Pantomimen, die später kunstmäßig ausgebildet wurden und in der Kaiserzeit das eigentliche Schauspiel überwucherten, wurden in dieser unter H. im weitern Sinne mit inbegriffen. Die H. bildeten Truppen (greges), an deren Vorsteher, der gewöhnlich selbst Schauspieler (actor) war, sich die Magistrate, welche dem Volke Schauspiele zum besten geben wollten, wendeten. Die Besoldungen (mercedes) der H. stiegen so hoch, daß Tiberius sich veranlaßt fand, sie zu beschränken. Weibliche Rollen wurden durch Männer, erst in der spätesten Kaiserzeit auch durch Weiber gespielt. Das Volk gab den H. den Beifall durch Klatschen (plausus), das Mißfallen durch Pfeifen (sibilus) zu erkennen. Einer der berühmtesten römischen H. war Roscius (s. d.), für den Cicero in einer noch erhaltenen Rede als Anwalt auftrat. Die H. gehörten meist dem Stande der Freigelassenen an; auch Sklaven fanden sich unter ihnen. Die Bescholtenheit (infamia), der ihr Gewerbe unterlag, traf nicht die röm. Jünglinge, welche die einheimischen volksmäßigen Fescenninen, Saturä und Atellanen darstellten und welche nicht H. genannt wurden.

Hit (das antike Is), Stadt im Vilajet Bagdad der asiat. Türkei, 160 km im WNW. von Bagdad, auf einem Hügel rechts am Euphrat, zählt etwa 5000 E., hat Asphaltquellen, welchen man im Altertum das Erdpech zum Baue der Mauern Babylons entnahm; ferner Gewinnung von Naphtha und Salz, sowie Handel mit Kamelen und Datteln.

Hita (Gines Perez de), span. Schriftsteller, Verfasser des berühmten histor. Romans «Guerras civiles de Granada». H. stammte aus der Provinz

Digitized by Google

Murcia, wahrscheinlich aus der Stadt Mula, und kämpfte bei der Unterdrückung der rebellischen Moriskos in den Alpujarras (1568—70) tapfer mit. H. schildert also in seiner Geschichte zweifelsohne zum Teil Miterlebtes, besonders im zweiten Teile; zum Teil benutzt er von Augenzeugen Mitgeteiltes, das er jedoch poetisch ausschmückte. Zahlreiche Romanzen sind in das Werk eingestreut. Der erste Teil des nach 1571 geschriebenen Werks erschien zuerst 1588 (in Alcalá, dann in Saragossa 1595 und im 17. Jahrh. mehr als 30 mal); der zweite 1610 u. öfter; beide zusammen in Madrid 1833, und 1849 in Bd. 3 der «Biblioteca Rivadeneyra». Eine franz. Übersetzung lieferte Sané (Par. 1809).

Hita (Juan Ruiz, Arcepoeste de), s. Ruiz.

Hitchin, Stadt in der engl. Grafschaft Hertford, 27 km im NW. von Hertford, an der London-Huntingdon-Eisenbahn, in 75 m Höhe, zählt (1881) 8850 E. und hat eine hübsche Kirche mit einem Altarbild von Rubens, ferner Strohflechterei, Seidenspinnerei, Hopfen- und Getreidehandel.

Hitdorf, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, rechts am Rhein, 15 km nördlich von Köln, zählt (1880) 1743 fast ausschließlich kath. E. und hat Tabaks- und Streichfeuerzeug-Fabrikation, Gerbereien, Bierbrauereien, Ziegelei, ein Fichtennadelbad, Schiffahrt und Holzhandel.

Hitopadesa (d. h. guter Unterricht) ist der Name eines bekannten ind. Fabelbuchs, eines Auszugs aus einer größern Fabelsammlung, dem Pantschatantra (s. d.), welches zu denjenigen Sanskritwerken gehört, die am frühesten nach Europa gelangten, indem es bereits 1787 von Ch. Wilkins ins Englische übersetzt wurde. Seitdem ist der H. vielfach herausgegeben und bearbeitet worden, lateinisch von Schlegel und Lassen (Text, mit lat. Kommentar, Bonn 1829—31), sehr oft englisch; zum ersten mal ins Deutsche übersetzt von Max Müller (Lpz. 1844), sodann von Dursch (Tüb. 1853); ferner ausgewählte Fabeln von Bolte (Lpz. 1868), von Fritze (Bresl. 1874 erstes Buch), von Schönberg (Wien 1884).

Hitteren, Insel an der Westküste Norwegens, am Eingang zum Throndhjem-fjord, vom Festlande durch den Sund «Throndhjems-leb» getrennt, gehört zum Amte Söndre-Throndhjem, zählt auf 526 qkm etwa 2700 E. und hat Fischerei und

Hittiter, s. Hethiter. [Viehzucht.

Hittorff (Jacques Ignace), franz. Architekt, geb. 20. Aug. 1793 zu Köln, erhielt von Jugend auf eine zu dem Baufache vorbereitende Erziehung und ging 1810 nach Paris, wo er an den Architekten Percier und Belanger zugleich Gönner und Lehrer fand. Seine ersten Arbeiten waren einige konstruktive Nutzbauten. Im J. 1814 wurde er sodann zum königl. Bauinspektor, nach Belangers Tode an dessen Stelle zum Hofarchitekten ernannt. Nunmehr mit den wichtigsten Arbeiten beauftragt, besorgte er, gemeinschaftlich mit Lecointe, den Neubau des Schauspielhauses des Ambigu-Comique und die Wiederherstellung des Theatersaals Favart. Ferner lieferte er den Plan zu einem Grabmonument für den Herzog von Berri und die architektonischen Randzeichnungen für das beabsichtigte Prachtwerk über die Krönungsfeier Karls X. Nach der Julirevolution, die ihn einige Zeit von den Staatsbauten entfernte, wurde er bald wieder Regierungs- und Stadtamtsarchitekt. Seit 1832 begann er seine Hauptwerke, die Kirche St.-Vincent de Paul, eine geräumige Basilika im altchristl. Stil, woran 10 Jahre gebaut wurde, sodann die Verschönerung des Concordeplatzes und der Elyseischen Felder, wo er das Fußgestell des Obelisken, fünf Springbrunnen, den Sommercirkus und das Diorama errichtete. Nach mehrjähriger Unterbrechung seiner offiziellen Bauthätigkeit erhielt er 1852 von der neuen kaiserl. Regierung den Auftrag, die Verschönerungen des Concordeplatzes in einigen Teilen abzuändern und die Parkbauten in dem zu einem städtischen Lustwalde umgeschaffenen Boulogner Gehölz zu leiten. Später verfertigte er die Risse zur Anlage der Avenue de l'Impératrice und der Zugänge des großen Triumphbogens, und in der letzten Zeit baute er die Mairie des ersten Arrondissements und den nebenanliegenden Glockenturm, zwei neugot. Architekturproben, die nicht zu seinen gelungenen Schöpfungen gezählt werden können. Auch in der Kunstlitteratur machte sich H. durch wichtige Werke bekannt. So veröffentlichte er «Architecture antique de la Sicile» (3 Bde., Par. 1826—30) und «Architecture moderne de la Sicile» (Par. 1826—35, mit 76 Tafeln), wozu er, wie zu dem vorgenannten Werke, mit seinem Schüler L. Zanth auf einer wissenschaftlichen Reise in Italien die Materialien gesammelt hatte. Ferner gab er heraus «Architecture polychrôme chez les Grecs» (Par. 1851, mit Atlas), worin er die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Bemalung der Gebäude bei den Alten niederlegte, sowie eine franz. Übersetzung von William Wilkins' «The unedited antiquities of Attica» (Par. 1832, mit 60 Tafeln). Eins seiner letzten, aber großartigsten Werke war der pariser Nordbahnhof (1861—65). H. wurde 1853 von der Akademie der bildenden Künste als Mitglied aufgenommen. Er starb zu Paris 25. März 1867.

Hitu, Teil der molukk. Insel Amboina (s. d.).

Hitzacker, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Lüneburg, Kreis und Amt Dannenberg, 6 km im NNW. von Dannenberg, linkt an der Mündung der Jeetze in die Elbe, Station (2 km vom Orte) der Linie Wittenberge-Buchholz der Berlin-Hamburger Eisenbahn, zählt (1880) 1079 luth. E., ist Sitz eines Hauptsteueramts, hat ein altes Schloß, Schiffahrt, Fischerei, Kornhandel und eine Dampfbranntweinbrennerei mit Hefefabrik. Herzog August der Jüngere von Braunschweig-Lüneburg, welcher 1604—34 zu H. residierte, gründete hier die Bibliothek, die 1645 nach Wolfenbüttel verlegt wurde.

Hitzbläschen oder Hitzblätterchen, volkstümliche Benennung des bläschenförmigen Ekzems. (S. Ekzem.)

Hitze nennt man bezüglich der Wärmeempfindung im allgemeinen jeden höhern Grad der Wärme (s. d.), der mindestens die normale Eigenwärme des Menschen, d. i. 37,5° C., überschreitet. Bei Temperaturen, welche in keiner Beziehung zu unserer Wärmeempfindung stehen, gebraucht man das Wort H. indes erst dann, wenn sie weit über 100° C. hinausliegen und nicht mehr durch die gewöhnlichen Thermometer, sondern erst durch eigene Hitzmesser oder Pyrometer (s. d.) bestimmt werden können.

Hitze heißt beim Einschlagen der Pfähle mit dem Rammbären die Zeit von einer Ruhepause zur andern und die in dieser Zeit geschehene Anzahl von Schlägen (Zügen oder Hüben), so sagt man z. B.: eine H. von 25 Schlägen thun.

Digitized by Google

Hitzemesser, s. Pyrometer.

Hitzig (Ferd.), prot. Theolog, geb. 23. Juni 1807 zu Hauingen in Baden, studierte Theologie in Heidelberg, Halle und Göttingen, habilitierte sich 1829 zu Heidelberg, folgte 1833 einem Rufe an die Universität Zürich und kehrte 1861 nach Heidelberg zurück, wo er 22. Jan. 1875 starb. Er veröffentlichte namentlich: «Übersetzung und Auslegung des Propheten Jesaias» (Heidelb. 1833), «Die Psalmen» (2 Tle., Heidelb. 1835—36; neue Bearbeitung, 2 Bde., Lpz. 1863—65), «Die zwölf kleinen Propheten» (Lpz. 1838; 4. Aufl. 1881), «Der Prophet Jeremia» (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1866), «Der Prophet Ezechiel» (Lpz. 1847), «Der Prophet Daniel» (Lpz. 1850), «Das Hohe Lied» (Lpz. 1855), «Die Sprüche Salomonis» (Zür. 1858), «Das Buch Hiob» (Lpz. 1874). Unter seinen übrigen Arbeiten sind hervorzuheben: «Über Johannes Markus und seine Schriften» (Zür. 1843), «Urgeschichte und Mythologie der Philistäer» (Lpz. 1845), «Geschichte des Volkes Israel» (2 Bde., Lpz. 1869—70), «Sprache und Sprachen Assyriens» (Lpz. 1871), «Vorlesungen über biblische Theologie und messianische Weissagungen des Alten Testaments» (Karlsr. 1880). Vgl. Steiner, «Ferdinand H.» (Zür. 1882).

Hitzig (Jul. Eduard), Kriminalist und Schriftsteller, geb. 26. März 1780 zu Berlin, studierte in Halle und Erlangen die Rechte und entwickelte im Umgange mit Clemens Brentano, Ludw. Wieland u. a. seine Neigung für Litteratur und Poesie. In Warschau, wo er seit 1799 angestellt war, knüpfte sich zwischen ihm und den Dichtern Mniock und Zach. Werner, welcher letztere in den «Söhnen des Thales» in der Gestalt des Tempelritters Robert d'Heredon H.s Individualität aufgefaßt haben soll, ein inniges Freundschaftsverhältnis. Als 1806 die preuß. Herrschaft in Warschau ihr Ende erreichte, sah er sich genötigt, zu litterarischen Arbeiten seine Zuflucht zu nehmen. Im J. 1808 begründete er in Berlin ein Verlagsgeschäft, mit dem er später einen Sortimentshandel und 1810 ein Lesezimmer für die Universität verband. Doch verkaufte er 1814 sein Geschäft an den Buchhändler Dümmler, betrat von neuem die jurist. Laufbahn beim Kammergericht und wurde 1815 Kriminalrat beim Kammergericht und 1827 Direktor des Kammergerichts-Inquisitoriats. Im J. 1825 begründete er die «Zeitschrift für die preuß. Kriminalrechtspflege» und 1828 die «Annalen für deutsche und ausländische Kriminalrechtspflege», die nachher von Demme fortgesetzt wurden. Auch gab er ein «Gelehrtes Berlin» (Berl. 1826; fortgesetzt von Büchner, Berl. 1834) heraus. Den meisten schriftstellerischen Ruf erntete er durch die Lebensbeschreibungen Werners (Berl. 1823) und E. T. A. Hoffmanns (Berl. 1823). Sehr bekannt wurde auch der von ihm mit Häring 1842 begonnene «Neue Pitaval». Infolge eines Augenübels mußte H. 1832 seine Entlassung aus dem Staatsdienste nehmen. Er starb 26. Nov. 1849. Sein Schriftchen «Das preuß. Gesetz vom 11. Juni 1837 zum Schutze des Eigentums in Werken der Wissenschaft und Kunst» (Berl. 1838) veranlaßte, daß die Regierung ihn im Okt. 1838 an die Spitze des Litterarischen Vereins Sachverständiger berief, der in Gemäßheit des erwähnten Gesetzes in Berlin niedergesetzt wurde. Seitdem führte er auch bis 1844 die Oberleitung der in Leipzig erscheinenden «Preßzeitung». Im Auftrage seines Freundes Chamisso arbeitete er dessen Biographie aus, die unter dem Titel «Leben und Briefe von A. von Chamisso» (2 Bde., Berl. 1839) erschien.

Hitzig (Friedr.), hervorragender Architekt, Sohn des vorigen, wurde 8. April 1811 zu Berlin geboren und erhielt seine Erziehung im elterlichen Hause. Er unternahm größere Reisen durch Frankreich, Italien, Griechenland, die Türkei und Ägypten und ließ sich dann in Berlin als Privatarchitekt nieder. Eine große Anzahl von Schlössern, Landsitzen u. s. w. in ganz Deutschland verdanken ihm ihre Entstehung. In Berlin ist die erste Hälfte der Victoriastraße größtenteils von H. erbaut, in Triest der Palast Revoltella, in Warschau das Palais Kronenberg. Im J. 1858 erhielt H.s Plan zur Neuen Börse den ersten Preis und es wurde ihm infolge dessen auch die Ausführung (das erste Beispiel eines vollständigen Quaderbaues in Berlin) übertragen. Auch der Cirkus Renz und die Reichsbank in Berlin sind Werke H.s. In den letzten Jahren seines Lebens leitete er die Umwandlung des Zeughauses zu Berlin in eine Ruhmeshalle und (seit 1877) den Neubau der technischen Hochschule bei Berlin. Im J. 1850 ward er in die königl. Baudeputation berufen, erhielt einige Jahre später den Titel eines Geh. Regierungsrats und wurde 1875 Präsident des Senats und der königl. Akademie der Künste in Berlin. Er starb 11. Okt. 1881. Außer einer Sammlung seiner «Ausgeführten Bauwerke» (2 Bde. mit 68 Tafeln) hat H. auch besondere Werke über die Victoriastraße, den Palast Revoltella, die Börse ꝛc. in Berlin veröffentlicht. Vgl. Woltmann, «Die Baugeschichte Berlins» (Berl. 1872).

Hitzig (Julius Eduard), namhafter Arzt und Kliniker, Sohn des vorigen, geb. 6. Febr. 1838 zu Berlin, widmete sich dem Studium der Medizin zu Würzburg und Berlin, habilitierte sich 1872 an der Universität seiner Vaterstadt als Privatdocent für innere Medizin und wurde Ostern 1875 als ord. Professor der Psychiatrie und Direktor der Irrenanstalt nach Zürich, Ostern 1879 in gleicher Eigenschaft nach Halle berufen. H. hat sich namentlich um die Physiologie und Pathologie des Gehirns verdient gemacht und zuerst auf experimentellem Wege die Lokalisation der psychischen Funktionen im Großhirn bewiesen. Ein Teil seiner hierher gehörigen Abhandlungen erschien gesammelt als «Untersuchungen über das Gehirn» (Berl. 1874).

Hitzschlag, s. unter Schlagfluß.

Hivernage (frz.), Überwinterung von Schiffen; auch Winterhafen.

Hja-mum oder Amoy (s. d.), chines. Hafenstadt.

Hjarbek, Hafen von Viborg (s. d.).

Hjelmaren, der Größe nach der vierte der schwed. Binnenseen, zwischen den Provinzen Södermanland und Nerike gelegen, hat ein Areal von 485 qkm; die größte Länge, von W. nach O., beträgt 61 km; die größte Breite, von N. nach S., 21 km; die absolute Höhe 23,5 m. Die Gewässer des H. fließen durch den Hyndevadstrom, im untern Laufe auch Eskilstuna-án oder Torshälla-án genannt, in den Mälarsee. Auch geht vom nördl. Ufer der 1640 angelegte und 1821—30 umgebaute Hjelmarenkanal dem im Mälaren mündenden Arboga-án zu. Da der Ablauf sehr eng ist und die Ufer seicht, leiden die Umgebungen häufig an Überschwemmungen, denen vorzubeugen (1884) eine kostspielige Senkung des Seespiegels in Angriff genommen ist, durch welche etwa 15000 ha Landes für den Anbau gewonnen werden dürften. Die

Digitized by Google

Hechte und Krebse des Sees sind berühmt. Auf dem Engelbrechtsholm, im westl. Teile des H., bezeichnet ein Denkmal die Stelle, wo 27. April 1436 Engelbrecht Engelbrechtsson von Mäns Bengtsson ermordet wurde.

Hjerta (Lars Johan), namhafter schwed. Publizist und Politiker, geb. 23. Jan. 1801 zu Upsala, trat nach vollendeten philos. und juriſt. Studien in den Staatsdienst. Bei den Reichstagen 1823 und 1828—30 hatte er eine Anstellung in der Kanzlei des Ritterhauses und gründete mit Crusenstolpe eine «Reichstagszeitung». Ende 1830 rief er das «Aftonbladet» ins Leben, das unter seiner Leitung in kurzer Zeit Schwedens bedeutendste polit. Zeitung ward und mächtig zum Siege der liberalen Ideen beigetragen hat. In den J. 1834—56 war er Mitglied des Ritterhauses; 1859—66 Abgeordneter des Bürgerstandes und 1867—72 Mitglied der Zweiten Kammer. Auch auf andern Gebieten war er sehr thätig, so als Buchdrucker, Verleger, Großhändler, Fabrikant, Schiffsreeder u. s. w. Er starb zu Stockholm 20. Nov. 1872. Eine ausführliche Biographie H.s schrieb Wieselgren (Stockh. 1880—81).

Hjerting, Hafen und Fischerdorf im südwestl. Jütland, im Stifte Ribe, an der gleichnamigen Bucht, 34 km im NW. von Ribe, zählt (1881) 281 E.

Hjong-nu oder **Hjung-nu**, die in Europa bekannteste Form eines Namens, welcher den alten Annalen Chinas zufolge einem kriegerischen Nomadenvolke im Norden der Großen Mauer zukam. Da die beiden, den Namen in dieser Form darstellenden chines. Schriftzeichen den Begriff «raubsüchtiges Gesindel» ausdrücken, so liegt offenbar eine absichtliche Entstellung zum Grunde. Andere gelegentlich vorkommende Formen des Namens, wie Hien-jun, Hjun-ju, Hun-ju, erscheinen meist, besonders was die erste Silbe betrifft, unter einem Klassenbilde für «Hund», erinnern aber sonst so lebhaft an das mittelhochdeutsche Hiune, Hüne, Heune, Hunne, daß an der ursprünglichen Identität mit dem aus China uns überlieferten Namen kaum zu zweifeln ist. Sind auch die Hunnen des Mittelalters schwerlich als Nachkommen jenes Räubervolks zu betrachten, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß ein den H. unterworfen gewesenes anderes Nomadenvolk den Nationalnamen dieser Barbaren sich angeeignet habe. Aus den Annalen des ältern Kaiserhauses Han (179 v. Chr. bis 24 n. Chr.) hat der brit. Gelehrte Wylie eine «Geschichte der H. in ihren Beziehungen zu den Chinesen» übersetzt und im «Journal of Anthropological Institute» (Bd. 3) veröffentlicht. (S. Hunnen.)

Hjörring, dän. Amt, der nördlichste Teil Jütlands, ein Teil des Stifts Aalborg, zählt (1880) auf 2817,08 qkm 100548 E. Die Südgrenze bildet der Limfjord (s. d.) und das Amt Aalborg; gegen Westen stoßt es zum Teil an das Amt Thisted; im übrigen ist es vom Meere (Skager Rak und Kattegat) umschlossen. Zum Amt gehören einige Inseln im Limfjord sowie auch Læsø und Hirtshalmen im Kattegat. Im ganzen ist das Amt eins der am wenigsten begünstigten der jütischen Halbinsel. Kaum ein Drittel des Areals ist angebaut, und zwar unvollkommen. Flugsand bedeckt das Westufer und die Nordspitze; der südl. Teil ist von «dem großen Wildmoore» und weitgedehnten Sümpfen bedeckt. — Die Hauptstadt Hjörring, Station der Linie Vamdrup-Frederikshavn der Dänischen Staatsbahnen, zählt (1880) 4308 E.

Hjort (Peder), bekannter dän. Kritiker und Sprachforscher, geb. 19. Juli 1793 auf der bei Kopenhagen liegenden Insel Amager, wo sein Vater, der bekannte Schul- und Volksfreund und geistliche Dichter Victor Christian H. (gest. 1818 als Bischof zu Ribe), damals Prediger war, studierte die Rechte und Theologie an der Universität, besonders aber widmete er sich, im Umgange mit Oehlenschläger und Poul Møller, der Ästhetik. In seinem «Digteren Ingemann og hans Værker» (1815) und in «Tolv Paragrapher om Jens Baggesen» (1816) verteidigte er den Standpunkt der romantischen Schule. Darauf lebte er drei Jahre auf Reisen in Italien, Deutschland, Belgien und Frankreich und wurde 1822 als Lektor der deutschen Sprache und Litteratur an der Akademie zu Sorø angestellt. Hier gab er in deutscher Sprache «Joh. Scotus Erigena» (1823) und in dänischer «Læren om Viljens Frihed, forsvaret imod en Mediciners Angreb» (1825) heraus. Ferner verfaßte er mehrere linguistische Schriften, so eine «Tydsk Grammatik for Dansktalende» (7. Aufl., Kopenh. 1858) und ein «Tydsk Læsebog for Dansktalende» (4. Aufl., Kopenh. 1857). Sein treffliches Werk «Den Danske Børneven» (8. Aufl., Kopenh. 1860), sowie die mit Umsicht ausgewählten «Gamle og Nye Psalmer» (3. Aufl., Kopenh. 1843) haben in Dänemark vielen Beifall gefunden. Seit Aufhebung der Akademie zu Sorø 1849 lebte H. als Privatgelehrter zu Kopenhagen. Seit 1848 gab er eine Reihe polit. Schriften in Betreff Schleswig-Holsteins heraus, in welchen er das Interesse des dän. Royalismus vertrat, und veröffentlichte einige Bände seines Briefwechsels. Er starb zu Kopenhagen 11. Nov. 1871. Aus seinem Nachlaß erschien «Udsigt over nyere dansk Literatur» (Kopenh. 1872).

Hsüän-tsang, ein chines. Buddhamönch, der im 7. Jahrh. n. Chr. lebte. Begeisterte Anhänglichkeit an seinen Glauben bestimmte ihn wie manchen andern seinesgleichen zu vieljährigen Wanderungen (629—645) durch die Stammländer der Buddhalehre. Mit der Freudigkeit des hingebendsten Pilgers bestand er Beschwerden und Gefahren jeder Art, beschrieb nach seiner Heimkehr in schlichten Worten alle seine Erlebnisse in 138 von ihm besuchten kleinen Reichen und ließ angeblich 657 mitgebrachte Religionsschriften unter seiner Leitung ins Chinesische übersetzen. Seine Aufzeichnungen gaben den Stoff zu einer für die Kenntnis der damaligen Zustände Ostindiens wichtigen «Geschichte westl. Länder» («Si-jü ki»), die Julien 1857—58 zu Paris französisch herausgegeben. Vgl. auch dessen «Histoire de la vie de H. et de ses voyages dans l'Inde» (1853) und J. Hoffmann, «De Chinesche pelgrim H. en zijne reizen in Indië» (1853).

hl, Abkürzung für Hektoliter.

h. l., Abkürzung für hoc loco (lat., d. h. an diesem Ort, an dieser Stelle).

H. L., in England gebräuchliche Abkürzung für House of Lords, das engl. Oberhaus.

Hlasiwetz (Heinr. Herm. Christ.), Chemiker, geb. 7. April 1825 zu Reichenberg in Böhmen, erlernte von 1839 bis 1842 die Pharmacie in der Apotheke seines Vaters in Reichenberg, studierte 1842—43 in Jena Pharmacie, konditionierte darauf in verschiedenen Apotheken, studierte 1846 in Wien, siedelte 1847 nach Prag über. Dort wurde er 1849 Assistent Rochleders, 1851 außerord. Professor und 1853 ord. Professor der Chemie in Innsbruck, und folgte

Digitized by Google

1867 einer Berufung an das wiener Polytechnikum als Professor der chem. Technologie und Agrikulturchemie. Im J. 1869 wurde ihm an derselben Anstalt die Professur für allgemeine Chemie verliehen. Nach der wiener Ausstellung wurde H. als Referent in das Ministerium des Unterrichts berufen und mit der Leitung der Abteilung für technische Hochschulen, Handels- und Gewerbeschulen und andere technische Lehranstalten betraut. Zugleich war er Beirat für die naturwissenschaftlichen Fächer für die philos. Fakultäten. Er starb 7. Okt. 1875 in Wien.

Seine zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten bewegen sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Pflanzenchemie; hervorzuheben sind die über die verschiedensten Gummiharze, die Glukoside, Zuckerarten, Gerbstoffe, Eiweißstoffe und viele andere.

H'Lassa, Hauptstadt Tibets, s. L'Hlassa.

Hlavácek (Ant.), Landschaftsmaler, geb. zu Wien 7. Mai 1842, besuchte seit 1858 die dortige Akademie und kam nach Steinfelds Abgang von der Schule zu Alb. Zimmermann, dessen Einfluß sein Talent mächtig förderte. Eine Reihe Studien aus dem Jahre 1860 gewann ihm einen akademischen Preis, in den folgenden Jahren bis 1864 entstanden beifällig aufgenommene Bilder nach Motiven aus Gastein, Salzburg und vom Hintersee; sie erwarben ihm ein Staatsstipendium, welches er zu einer Reise an den Rhein verwendete, wo besonders die Umgegend von Worms und Köln aufgenommen wurde. In letzterer Stadt führte er das größere Werk: aus der Rheinpfalz, durch, welches später in die kaiserl. Galerie in Wien gelangte. Die Rückkehr nach Wien erfolgte 1869. Nun arbeitete der Künstler an seinem vortrefflichen Bilde des Königssee (Eigentum des österr. Kaisers). Im J. 1878 erhielt er vom Staate den Auftrag, eine Gesamtansicht Wiens vom Kahlenberge aus zu malen, für welche Arbeit er eine Zeichnung in großem Maßstabe als Vorstudie anfertigte. Gegen den Willen des Künstlers wurde dieselbe als die Lösung seiner Aufgabe hingenommen und für die Bibliothek der Akademie bestimmt. H. hielt trotzdem an dem Lieblingsgedanken fest und beschloß die Ausführung des Kolossalgemäldes, wozu er jahrelange Studien aufwendete. Als Vorarbeit lieferte er das große Gemälde: Abend auf dem Kahlenberge mit dem Blick auf Klosterneuburg. Andere unterdessen vollendete Werke sind der Hradschin in Prag für das Album des Kronprinzen (Aquarell), die Raualpe (Erzherzog Karl Ludwig), Weissenbach am Attersee u. a.

Hlinka (Adalbert), fruchtbarer czech. Novellist, geb. 17. April 1817 in Krasin bei Neuhaus, kath. Schloßkaplan in Hrádek, schrieb unter dem Pseudonym Franz Prawda eine große Reihe von Erzählungen, Novellen und Bildern aus dem böhm. Volksleben, die zum Teil den «Dorfgeschichten» Auerbachs an die Seite gestellt werden. Einige sind auch ins Deutsche übersetzt. Eine gesammelte Ausgabe erschien in Prag (4 Bde., 1871—77).

Hlinsk, Stadt im europ.-russischen Gouvernement Poltawa, s. Glinsk.

Hlinsko, Stadt und Gerichtsbezirk in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Chrudim, zählt (1881) 3199 E. czech. Zunge, die sich größtenteils mit dem Ackerbau befassen, ist Station der Linie Deutschbrod-Pardubitz der Österreichischen Nordwestbahn, besitzt ein Museum für den ganzen Bezirk und bedeutende Möbelstoff- und Teppichfabriken. H. gehörte früher zu den sog. schutzunterthänigen Städten. Der Name deutet auf hlina (d. h. Töpferthon) und steht mit dem Hafnergewerbe in Verbindung, das dort ehemals stark betrieben wurde.

Hlubek (Franz Xaver Wilh. von), namhafter Agronom, geb. 11. Sept. 1802 in Chatitschau in Österreichisch-Schlesien, studierte zu Brünn Philosophie und hierauf in Wien Jurisprudenz, Chemie und Landwirtschaft. Im J. 1829 erhielt er eine Anstellung in Wien, wurde 1832 Professor der Landwirtschaft zu Lemberg und 1833 in gleicher Eigenschaft nach Laibach versetzt. H. wurde 1839 Professor der Land- und Forstwirtschaft zu Graz, Referent des Centralausschusses der steiermärk. Landwirtschaftsgesellschaft und Administrator des Versuchshofs und des Musterweingartens. Im J. 1870 erhielt H. den Orden der eisernen Krone und ward somit in den Ritterstand erhoben. Er starb 10. Febr. 1880 in Graz.

Als Begründer des Seidenbaues in Steiermark, als Teilnehmer an den agrarischen Kongressen hat H. eine unermüdliche Thätigkeit entfaltet, wie auch seine Gegnerschaft hinsichtlich der Liebigschen Lehre zur Klärung der letztern erheblich beigetragen hat. Als selbständiger Schriftsteller trat er zuerst auf mit der gekrönten Preisschrift «Die Ernährung der Pflanzen und die Statik des Landbaues» (Prag 1841). Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «Versuch einer neuen Charakteristik und Klassifikation der Rebsorten» (Graz 1841), «Beantwortung der wichtigsten Fragen des Ackerbaues» (Graz 1842), «Die Landwirtschaft des Herzogtums Steiermark» (Graz 1846), «Die Landwirtschaftslehre in ihrem ganzen Umfange» (2. Aufl., 2 Bde., Wien 1851—52), «Bericht über die engl. Landwirtschaft und die londoner Ausstellung» (Graz 1852), «Die Betriebslehre der Landwirtschaft» (Wien 1853). Hieran reihen sich noch: «Die Bepflanzung des Karstes» (Graz 1858), «Ein treues Bild des Herzogtums Steiermark» (Graz 1860), «Der Weinbau der österr. Monarchie» (Graz 1864), «Die wichtigsten Lehren der Landwirtschaft» (Graz 1867), «Maulbeerbaum und Seidenzucht» (1880) u. a.

h. m., Abkürzung für hujus mensis (lat., «dieses Monats») oder für hoc menso («in diesem Monat»).

H. M., in England gebräuchliche Abkürzung für His oder Her Majesty, Seine oder Ihre Majestät.

H-moll (ital. si minore, frz. si mineur, engl. B major), die Moll-Tonart, bei welcher f und c um einen halben Ton erhöht werden, also 2 ♯ vorgezeichnet sind; die parallele Dur-Tonart ist D-dur. (S. unter Ton und Tonarten.)

H. M. P., Abkürzung für hoc monumentum posuit (lat., «hat dieses Denkmal errichtet»).

H. M. S., in England gebräuchliche Abkürzung für His (oder Her) Majesty's Ship (Steamer oder Service), «Seiner (oder Ihrer) Majestät Schiff (Dampfer oder Dienst)».

Hoang-ho oder Hwang-ho, d. h. im Chinesischen Gelber Fluß, nach dem Yang-tse-kiang der größte Fluß Chinas, entspringt zwischen 95° und 96° östl. L. (von Greenwich) an der Nordgrenze von Tibet, von dem nördl. Abhange der Bajan-chara-ula-Kette, durch welche sein Quellgebiet von dem obern Laufe des Yang-tse-kiang getrennt wird. Er durchströmt die Landseen Dicharing-Noor und Oring-Noor, bildet alsdann eine S-förmige Krümmung gegen Nordosten, nähert sich der großen Mauer, verläuft auf kurze Strecke innerhalb derselben, umschreibt alsdann bogenförmig das Land

Digitized by Google

der Ordos-Mongolen, durchbricht die Chinesische Mauer aufs neue, bildet nun innerhalb derselben von Norden nach Süden fließend die Grenze zwischen den Provinzen Schen-Si und Schan-Si, biegt sich dann gegen Osten, durchströmt Ho-Nan und nach einer Wendung gegen NO. auch Schan-Tung, um sich in den Golf von Pe-tschi-li zu ergießen. Diese Mündung besteht erst seit 1851. Bis dahin mündete er etwa 375 km südlicher mit breiter Deltabildung in das Gelbe Meer ein. Alle Krümmungen eingerechnet, wird seine Länge auf 4400 km, der Flächeninhalt seines Gebietes auf 1 800000 qkm geschätzt. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind auf der rechten Seite der Hwei-ho und der Lo-ho, auf der linken Seite der Fuen-ho. Der H. ist wegen seiner großenteils sehr reißenden Strömung wenig schiffbar, verursacht dagegen durch Übertreten seines infolge von Sturzregen oder des Schmelzens des Schnees im Gebirge furchtbar anschwellenden Gewässers auf das neben ihm gelegene Flachland häufig sehr verwüstende Überschwemmungen, welche nicht immer durch das schon seit ältester Zeit bestehende System künstlich angelegter und wohlunterhaltener Dämme, Deiche, Schleusen und Abzugskanäle verhütet oder auch nur beschränkt werden können.

Hoards (spr. Hörds), der von engl. Banktheoretikern eingeführte Ausdruck für reservierte Vorräte an Geld und Edelmetallen, die aber momentan auf die Cirkulation und die Preise nicht einwirken. Bei unsichern Rechtszuständen, wie sie in den asiat. Ländern bestehen, oder bei drohenden Katastrophen oder allgemeiner Erschütterung des Kredits erscheinen die H. als versteckte oder auf alle Fälle zurückgehaltene Vermögensansammlungen, unter normalen Verhältnissen aber sind sie nur Kapitalteile, die auf eine günstige Anlagegelegenheit warten oder für eine bestimmte Verwendung reserviert werden. Ihre Bedeutung besteht hauptsächlich darin, daß sie die Wirkung einer Vermehrung oder Verminderung der Notenemission und eines Ab- oder Zuflusses von Edelmetall wesentlich und von den Anschauungen der Currencytheorie (s. Currency-Schule) abweichend modificieren können.

Hoax (engl., spr. Hōks), Fopperei, Täuschung, namentlich als Börsenmanöver.

Hoba, alter Ort in Syrien, s. Choba.

Hobart Pascha (Augustus Charles, Baron Hobart), türk. Admiral, geb. 1. April 1822, ist das vierte Kind Sir Augustus Edward Hobarts, sechsten Grafen von Buckinghamshire, aus seiner ersten Ehe mit Mary, ältester Tochter John Williams, der ein Jurist von Ruf und Kings-Sergeant war. H. trat 1835 in die engl. Marine, wurde 1855 Commander und 1863 Kapitän. Während des amerik. Bürgerkriegs machte er sich durch seine abenteuerlichen, tollkühnen Seefahrten bemerkbar; achtzehnmal durchbrach er die Blockadelinie der nordstaatlichen Schiffe, um auf einem Kauffahrer den Secessionisten Kriegsmaterial zuzuführen und Baumwolle nach England zurückzubringen. Auf Veranlassung des türk. Staatsmannes und ehemaligen Gesandten zu London, Aali-Pascha, wurde H. auf dessen Veranlassung 1867 in den türk. Staatsdienst mit dem Range eines Bahrie Limassi (Kontreadmirals) berufen und ihm zugleich der Paschatitel ohne vorherigen Übertritt zum Islam verliehen. Während des Aufstandes auf Kreta leistete er dem Ottomanischen Reiche durch seine ebenso umsichtige wie mutige Führung große Dienste. Sein Geschwader verhinderte die von den Griechen zur Unterstützung der Aufständischen ausgerüsteten Freibeuterschiffe Enosis, Kreta und Panhellenikon, Proviant und Kriegsmaterial, sowie Freiwillige nach Kreta zu bringen. H. wurde vom Sultan im Jan. 1869 zum Vizeadmiral und 4. März 1870 zum Großadmiral der türk. Flotte erhoben; er ist der Begründer der unter Sultan Abd-ul-Aziz geschaffenen, mächtigen Panzerflotte. Im Herbst 1874 trat H. mit dem Range eines Kapitäns in die engl. Marine zurück, aber beim Beginn des russ.-türk. Kriegs im Frühjahr 1877 aufs neue als Großadmiral in türk. Dienste. Während dieses Kriegs bot sich keine Gelegenheit, durch die Flotte auf den Verlauf der Operationen bedeutend einzuwirken; doch beherrschte H. das Schwarze Meer vollständig und blockierte die Handelsplätze des südl. Rußlands, sowie die Donaumündung. Nach dem Friedensschlusse blieb H. als Großadmiral und Generaladjutant des Sultans im türk. Dienste.

Hobarttown, richtiger City of Hobart, Hauptstadt der Insel und der engl. Kolonie Tasmania (s. d.) in Australien, Sitz des Gouverneurs und der Kolonialbehörden, liegt, von dichter Laubwaldung umschlossen, überaus malerisch an der südöstl. Küste am Fuße des 1270 m hohen Wellington- oder Tafelbergs und am Sullivans-Cove, einer Mündungsbai des Derwent, welche einen großen, vortrefflichen Hafen, den sog. Derwenthafen, bildet. Die Stadt, erst 1804 angelegt, zählt (1881) 21 118 E. Dieselbe hat regelmäßige, 20 m breite, zum Teil sehr lange Straßen, viele ansehnliche Gebäude, mehrere Schulen und gelehrte Gesellschaften, eine Bibliothek, ein Theater, große Brennereien, Gerbereien, Säge- und Mahlmühlen, Seife-, Lichter-, Stärke- und andere Fabriken, sowie lebhaften Handel mit England und Indien, regelmäßigen Dampfbootverkehr mit Sydney und Melbourne, mehrere Banken und Buchdruckereien.

Hobbema (Meindert), einer der vorzüglichsten niederländ. Landschaftsmaler, wurde 1638 zu Amsterdam geboren. Zu den Ruysdael stand er in nahen Beziehungen. Die Figuren in seinen Landschaften sind meist von Berghem, Adrian van der Velde, Lingelbach und J. van Loo gemalt. Er starb in Amsterdam 14. Dez. 1709. Er malte meist Waldgegenden, Ruinen, Dörfer u. s. w., alles mit einer Durchbildung des einzelnen, besonders des Baumschlags, mit einer Klarheit der Komposition, Kraft und Schönheit des Kolorits und feiner Abstufung des Tons, welche ihn den größten Landschaftern an die Seite stellen. Seine heute außerordentlich kostbaren Werke sind in der londoner Nationalgalerie, im wiener Belvedere, in der münchener Pinakothek, im Museum zu Berlin und im engl. Privatbesitz zerstreut, überhaupt aber selten.

Hobbes (Thomas), einer der scharfsinnigsten philos. und polit. Schriftsteller Englands, bedeutend hauptsächlich durch seine radikale und folgenreiche Bearbeitung des Naturrechts, der Sohn eines Predigers, geb. zu Malmesbury 5. April 1588, bezog schon im 14. Jahre die Universität zu Oxford, wo er die damals herrschende Aristotelische Philosophie und Physik studierte, und reiste 1610 als Führer des jungen Cavendish (eines Sohnes des nachherigen Grafen von Devonshire) durch Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr faßte er, durch den Umgang mit Bacon veranlaßt, den Entschluß, für eine

Digitized by Google

bessere Philosophie zu wirken, und übersetzte den Thucydides ins Englische (Lond. 1628). Im J. 1629 ging er zum zweiten mal mit dem Sohne des Sir G. Clifton, 1634 zum dritten mal mit dem Grafen von Devonshire, dem Sohne seines frühern Zöglings, nach Frankreich. Bei seiner Rückkehr nach London 1637 fand er alles in polit. Gärung. Vergebens strebte er, seine Landsleute von einer Revolution abzuziehen, und sah sich 1641 genötigt, nach Paris zu gehen, wo er einige Jahre blieb und den aus England geflüchteten Prinzen von Wales in der Mathematik unterrichtete. Hier schrieb er auch sein berühmtes Buch «De cive», welches, zuerst 1642 als Manuskript gedruckt, fünf Jahre später in Amsterdam und ebendaselbst 1648 in franz. Übersetzung von Sorbière erschien (neuerdings von Kirchmann in deutscher Übersetzung, Lpz. 1873), und worin er gegenseitige Furcht der Menschen und die Notwendigkeit, dem Elend des Naturzustandes zu entgehen, für Grundlagen des Staats erklärte. Hiermit in Übereinstimmung sprach er der Geistlichkeit und der Kirche die Berechtigung zu selbständiger polit. Machtentfaltung ab. Die infolge davon zwischen ihm und dem Bischof Bramhall 1646 entstandenen Streitigkeiten veröffentlichte er als «Quaestiones de libertate, necessitate et casu» (Lond. 1656). Dieselben Grundsätze entwickelte er in seinem größern polit. Werke «Leviathan» (engl., Lond. 1651; lat. mit einem Anhang, Amsterd. 1670; deutsch, 2 Bde., Halle 1794—95). Auf Veranlassung der Geistlichkeit wurde ihm der noch in Frankreich residierende Hof Karls II. verboten. Hierauf ging H. 1652 nach England zum Grafen von Devonshire, wo er die drei Abhandlungen «De corpore politico», «De homine» und «De civitate» (Lond. 1656) schrieb.

Nachdem Karl II. 1660 den engl. Thron bestiegen, erhielt H. eine jährliche Pension von 100 Pfd. St., sah sich aber zahlreichen Angriffen ausgesetzt; sein «Leviathan» wurde 1666 öffentlich vom Parlament verdammt. Um der Verfolgung zu entgehen und seine Übersetzung des Homer zu vollenden, zog er sich 1674 von London aufs Land zurück. Hier schrieb er auch eine Geschichte seiner Zeit, «Behemoth, or a history of the civil wars from 1640—60», welche erst nach seinem Tode erschien. Wider eine in das Unterhaus gebrachte Bill, ihn als Atheisten zu bestrafen, verteidigte er sich in der geistreichen Schrift «Historical narration concerning heresy and the punishment thereof». Seine philos. Lehre zeichnet sich ebenso wie seine Staatstheorie durch ihre gänzliche Unabhängigkeit von religiösen Voraussetzungen und Tendenzen aus; sie ist eine konsequente Durchführung des Baconischen Empirismus, dessen Einseitigkeit sie durch die Würdigung der Mathematik zu vermeiden sucht, und gipfelt in einer materialistischen, mechanisch-atomistischen Weltanschauung, als deren Vater er in der neuern Philosophie anzusehen ist, und die er hauptsächlich auf psychol. Gebiet auszubilden bestrebt war. Unter den Neuern sind vorzüglich Mendelssohn in seinem «Jerusalem» und Feuerbach in seinem «Anti-Hobbes» (Erl. 1793) als seine Gegner, andere, wie früher Gundling, später Maimon, als seine Verteidiger aufgetreten. Er starb unverheiratet zu Hardwicke, einem Landsitz des Grafen von Devonshire, 4. Dez. 1679. Seine Biographie von J. Aubrey erschien 1681; eine Gesamtausgabe seiner «Moral and political works» zu London (1750; deutsch, Halle 1793). Sammlungen von H.' «English works» (11 Bde., Lond. 1842—45) und der «Opera latina» (5 Bde., Lond. 1844—45) wurden von Molesworth veranstaltet.

Vgl. Sigwart, «Vergleich der Rechts- und Staatstheorien des Spinoza und des H.» (Tüb. 1842); Rüscheler, «Die Staatstheorie des Thomas H.» (Zür. 1865).

Hobel (frz. rabot, engl. plane) ist das Werkzeug der Tischler und anderer Holzarbeiter, welches zum Glätten der Holzoberflächen, oft auch zur Ausarbeitung des Holzes nach eigentümlichen Formen gebraucht wird. Die Wirkungsweise desselben ist ein Schneiden, indem das Schneidzeug je nach seiner Stellung mehr oder weniger tief in das Arbeitsstück eindringt und bei seiner Vorwärtsbewegung einen seiner eigenen Breite entsprechenden Holzstreifen, Hobelspan, ablöst. Der H. besteht im wesentlichen aus dem Hobeleisen, einer messerartig scharfgeschliffenen Stahlklinge, und dem Hobelkasten, der gewöhnlich aus Holz, selten aus Metall angefertigt ist und in welchem das Hobeleisen durch einen Holzkeil oder eine andere Druckvorrichtung befestigt ist. Der Hobelkasten dient dazu, dem Eisen während der Arbeit eine sichere Führung zu geben. Die im Hobelkasten vor dem Hobeleisen befindliche Öffnung, das Spanloch, gestattet den Hobelspänen einen kontinuierlichen Durchgang. Geht die Öffnung von der untern, auf dem Arbeitsstück schleifenden Fläche (Hobelsohle) des Hobelkastens durch diesen hindurch nach oben, sodaß das Spanloch zu beiden Seiten geschlossen ist (s. beistehende Fig. 1 u. 2), so sind die beiden stehen gebliebenen Seiten die Wangen des Hobelkastens. Das Hobeleisen ist an seiner Schneidkante unter einem Winkel von 30—35° zugeschärft und zum Zweck des günstigsten Einschneidens unter einer Neigung von 45° zur Hobelsohle, bei sehr harten Hölzern unter größerer Neigung in den Hobelkasten eingespannt. Der

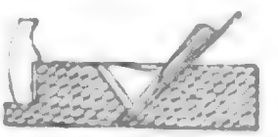


Fig. 1.

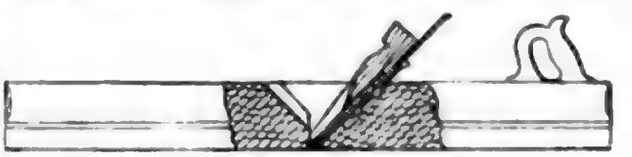


Fig. 2.

H. schneidet nur nach einer Richtung und zwar indem die Schneidkante des Hobeleisens gegen das Arbeitsstück angedrückt und bewegt wird. Es geschieht dies in der Weise, daß man den Hobelkasten mit der rechten Hand hinter und mit der linken vor dem Hobeleisen erfaßt und vor sich herschiebt. Zur bequemen Handhabung besitzen kleine H. an ihrem vordern Ende einen hornartig gekrümmten Griff, die Nase, die größern dagegen oft am hintern Ende einen ringförmigen Griff. Durch die beschriebene Bewegung im Verein mit dem auf den H. ausgeübten Druck werden Späne vom Arbeitsstück abgelöst, aufgebogen und fallen aus dem Spanloch; damit ein Abreißen der Späne durch das Aufbiegen vermieden werde, ist das Spanloch nach der schneidenden Kante zu verengt und gewöhnlich an der der letztern gegenüberliegenden Seite, der Schneidlochkante, mit härterm Holz ausgelegt.

Digitized by Google

H., welche zum Abrichten gerader Flächen dienen, erhalten mehr oder weniger lange ebene Sohlen (Fig. 1 u. 2). Zur Erzeugung muldenförmiger Flächen werden auch die Sohlen gekrümmt, Schiffhobel. Rinnenförmige Flächen verlangen ein Hobeleisen und eine Hobelsohle, welche genau nach den Umrissen der gewünschten Rinnen profiliert sind, Profilhobel. Zur Herstellung rinnenförmiger Profile auf konkaven Flächen dienen die Schiff-Profilhobel, welche nach Art der Schiffhobel mit krummer Sohle ausgestattet sind. Zur groben Zurichtung des Holzes, wenn durch Wegnahme der Oberfläche eine möglichst schnelle Annäherung an die gewünschten Formen und Dimensionen erreicht werden soll, bringt man zunächst den Schrubb- (Schrupp), Schrot- oder Schurfhobel zur Anwendung. Derselbe hat ein 25—35 mm breites, starkes Hobeleisen, das des bessern Angriffs wegen bogenförmig zugeschliffen und in einem nur etwa 250 mm langen Hobelkasten mit ebener Sohle steckt, aus welchem es ziemlich weit hervorragt. Zur Erzeugung ganz sauberer Flächen bedient man sich des Doppelhobels (Fig. 2 u. 3, amerikanischer Hobel, ganz aus Eisen hergestellt), bei welchem auf dem eigentlichen Hobeleisen ein zweites Eisen,

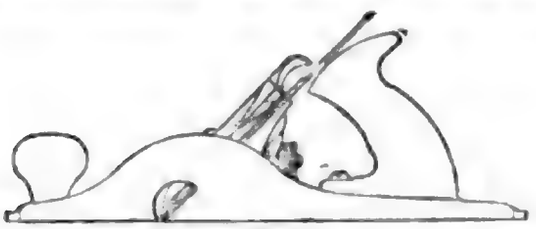


Fig. 3.

Deckelplatte, Deckel oder Kappe, liegt, das den kaum gebildeten Span abbiegt und so seinen Zusammenhang mit dem Arbeitsstück aufhebt. Ein derartig mit Deckel versehenes Eisen heißt Doppeleisen. Zum Abhobeln sowohl großer als kleiner Flächen, die man sehr genau eben darstellen will, wird die vom Schlichthobel nur durch die Größe verschiedene Rauhbank gebraucht, welche 600—750 mm lang, 72 mm breit ist (Fig. 2) und teils mit einfachem, teils mit doppeltem Hobeleisen als einfache und doppelte Rauhbank ausgeführt wird. Der größte H. in den Tischlerwerkstätten ist die Fügebank (Fugbank) oder der Fügehobel (Fughobel), mit welchem lange Bretter an den Kanten recht gerade abgehobelt (gefügt) werden, wenn man aus denselben größere Flächen, z. B. Fußböden, zusammensetzen will. Die Fügebank wird von zwei Arbeitern geführt und hat seitlich an der Sohle Sicherungsleisten. Schrubb- und Schlichthobel, Rauh- und Fügebank haben doppelte Wangen.

Zur Bearbeitung abgesetzter Flächen, welche durch aufwärts stehende Kanten begrenzt sind (Gesimse), dienen die Sims- oder Gesimshobel, deren Eisen an den Schneiden um ein geringes breiter als die Hobelkästen sind (Fig. 4); bei diesen H. geht das Spanloch quer durch die ganze Dicke des Hobelkastens. Fehlt beim Simshobel eine Wange, während die zweite über die Sohle als hervorspringende Leiste, Anschlag oder Backe hervorragt, so ist er zum Hobeln von Kanteneinschnitten geeignet. Falzhobel, Nuthobel und Federhobel dienen zum Aushobeln der bei Holzverbindungen häufig vorkommenden Nuten und Federn; beide in einem Hobelkasten vereinigt bilden den Spundhobel. Zur Erzeugung von architektonischen Gliedern, wie Stäbchen, Wulsten, Kehlen u. s. w., bedarf der Tischler einer Sammlung H., deren Eisen an der Schneidkante und deren Sohle entsprechend dem herzustellenden Profil geformt sind, Stabhobel, Kehl- oder Façonhobel, Karnieshobel u. s. w.

Fig. 4.

Dem Böttchergewerbe dienen speziell der Blöchelhobel zum Bestoßen der Fuglanten an den Dauben, der Gärbhobel zum Ausarbeiten der innern Gefäßwände, der Schabhobel zum äußern Bearbeiten des Bodens, der Boden- oder Froschbramschnitt- und der Bahnhobel zum Zuspitzen des äußern Bodenumfangs behufs des bessern Eingreifens desselben in die Kimmen der Dauben. Das Schneiden dieser Vertiefung geschieht speziell mit dem Kimmhobel. Die Dauben am Boden der Fässer werden mit dem Backenhobel, einem Wangenhobel mit gekrümmter Sohle, bearbeitet. Außerdem benutzen die Böttcher noch den Bandhobel zum glatten Abziehen der Weidenruten, mit denen die Fässer gebunden werden; diesem entspricht der Schab- oder Speichenhobel der Wagenbauer. Zur Erzeugung von Leistenwerk auf dem Faßboden wird das Stabzeug verwendet.

Noch andere Arten von H. sind der Wangen- oder Wandhobel zum Erweitern der Nuten und Falze durch Abhobeln der Wände, der Plattenhobel zum Aufhobeln der breiten, keilförmigen Ränder für Thürfüllungen und der Rundhobel, aus zwei quercylindrisch ausgehöhlten H. bestehend, die durch zwei Schrauben beliebig gegen das zwischengespannte Arbeitsstück gespannt werden und durch Drehen dieses cylindrisch abarbeiten. Der Zahnhobel hat statt der Schneide eine Reihe spitziger Zähne und wird meist gebraucht, um die Oberflächen zu verleimender Stücke mit feinen Nuten zu versehen, damit in ihnen der Leim besser haftet.

In einzelnen Fällen werden H. auch zur Bearbeitung des Messings, Schriftgießer- oder Lettermetalls und anderer weicher Metalle gebraucht; der Hobelkasten ist dann meist aus Eisen hergestellt.

Hobelbank (frz. établi de menuisier, engl. joiner's bench), das gebräuchlichste Gerät des Holzarbeiters zum Festhalten (Einspannen) des Holzes während der Bearbeitung mittels des Hobels, der Säge, des Bohrers u. s. w. Dieselbe besteht aus einer aus hartem Holz gefertigten Platte (Blatt), die auf einem vierbeinigen Untergestell befestigt ist, und den verschiedenen Vorrichtungen zum Einspannen des Holzes. Zu letztern gehören die Zangen. In dem Ausschnitt der vorn und zur rechten Seite des Arbeiters liegenden Ecke des Blatts verschiebt sich parallel mit der Länge der Bank ein mit Führungen versehenes prismatisches Holzstück (Klotz), das durch Drehen einer hölzernen Schraube bewegt und in der ihm gegebenen Stellung erhalten wird. Diese Vorrichtung bildet die Hinterzange; in derselben werden kleinere Arbeitsstücke, deren Form es gestattet, wie in einem Schraubstock eingespannt.

Das Einspannen größerer, flacher Arbeitsstücke, wie Bretter, erfolgt zwischen zwei Bankhaken oder Bankeisen. Es sind dies eiserne Bolzen oder Stützen, von denen die eine in das in dem beweglichen Klotz senkrecht nach unten gehende Stützenloch, die andere in ein ebensolches der mehrfach in

Digitized by Google

dem Blatt (parallel mit der Länge der Bank) angeordneten Stutzenlocher, der Länge des Arbeitsſtücks entſprechend, ſo eingeſteckt wird, daß der vorſpringende Kopf mit der ausgezackten, rauhen Seitenfläche, dem Arbeitsſtück zugewendet, aus dem Blatt hervorragt. Durch Drehen der Schraube wird dann das Arbeitsſtück zwiſchen den Bankhaken feſtgehalten.

An der vordern Kante des Blatts und des Klotzes ſind ebenfalls ſolche Stutzenlocher angebracht, ſodaß ſich mittels hier eingeſteckter Bankhaken auch Arbeitsſtücke mit der ſchmalen Kante nach oben einſpannen laſſen. Die Vorderzange iſt einfacher als die Hinterzange und befindet ſich in einem auf der linken vordern Ecke der Bank vorſpringenden Teil; man bedient ſich ihrer, um kurze Bretter ſenkrecht ſtehend einzuſpannen, oder ſolche Arbeitsſtücke, die länger als die H. ſind, und daher zwiſchen Bankeiſen nicht eingeſpannt werden konnen, auf ihrer Längenkante ſtehend zu befeſtigen. Sie wird gebildet durch ein aus hartem Holz hergeſtelltes und in Führungen bewegliches Brett (Zangenbrett), welches gegen das Arbeitsſtück ebenfalls mittels einer ſtarken hölzernen Schraube gepreßt wird. An vielen H. iſt am hintern Rand derſelben ein langer, ſchmaler, offener Kaſten, die Beilade, zur Aufbewahrung der Werkzeuge angebracht.

Beim Einſpannen langer Bretter mittels der Vorderzange wird das nicht befeſtigte Ende derſelben durch den Knecht, Bankknecht oder Stehknecht unterſtützt. Derſelbe beſteht aus einem ſenkrechten, ſtarken, auf kräftigem Fuß befeſtigten Stab und einem kleinen, an dieſem verſchiebbaren Klotz, welch letzterer in angemeſſener Höhe eingeſtellt wird und das Arbeitsſtück trägt.

Hobeleiſen, ſ. unter Hobel.

Hobelkaſten, ſ. unter Hobel.

Hobelmaſchinen (frz. machines à raboter, raboteuses; engl. planing-machines) ſind nach Art des Hobels wirkende Maſchinen, die zur Bearbeitung ebener Begrenzungsflächen von Holz oder Metall dienen. Über Holzhobelmaſchinen ſ. unter Holzbearbeitung.

Die Hauptbewegung der Metallhobelmaſchinen, welche im neuern Maſchinenbau hervorragende Bedeutung erlangt haben, iſt eine geradlinig hin- und hergehende und wird meiſt dem Arbeitsſtück erteilt, während die ſeitliche ſprungweiſe Verſchiebung, welche der Stärke des Hobelſpans entſpricht, vom Werkzeug ausgeführt wird; bei kleinern H. dagegen, welche Shaping- oder Feilmaſchinen genannt werden, liegt das Arbeitsſtück in der Regel feſt und macht das Werkzeug ſowohl die

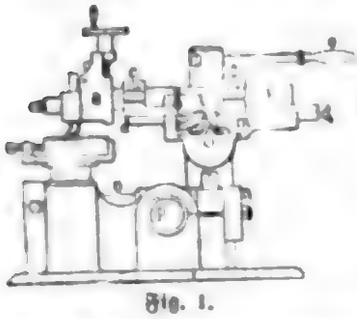


Fig. 1.

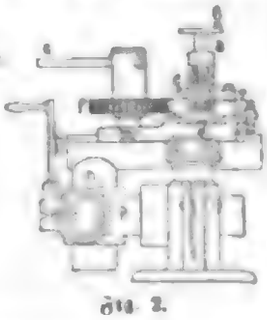


Fig. 2.

Schalt- als die Schnittbewegung. Die in den H. zur Anwendung kommenden Werkzeuge ſtimmen in ihrer Form mit den Drehſtählen überein, für ſpezielle Zwecke hat man jedoch beſonders geformte Stähle. Die vorſtehenden Fig. 1 u. 2 zeigen eine Handhobelmaſchine, Shaping- oder Feilmaſchine, die infolge ihrer kleinen Dimenſionen leicht transportabel iſt. Der Werkzeugträger a iſt um ſeine horizontale Mittelachſe drehbar und beſitzt zu dieſem Zweck einen cylindriſchen Anſatz b, der mittels der Klemmkappen cc in jeder Lage feſt mit dem Gleitſtück d verbunden werden kann. Die Vor- und Rückwärtsbewegung des Werkzeugs wird durch Hebel e, Zahnrad f und Zahnſtange g hervorgebracht. Die Zahnſtange iſt feſt mit dem Querſchlitten d verbunden, während ſich das Rad f auf einem Bolzen des Längsſchlittens m dreht; der ganze Mechanismus nimmt daher an der ſelbſtthätigen Verſchiebung des Schlittens m teil. Eine Veränderung der Hohenlage des Stahls kann im Werkzeughalter ſelbſt, aber auch durch Verſchiebung des ganzen Oberteils der Maſchine bei n erreicht werden. Durch Drehung des Supportträgers um die Achſen der Cylinder n, o und p und durch ſeine Verſchiebung iſt man im Stande, den Stahl unter jedem beliebigen Winkel gegen das eingeſpannte Arbeitsſtück zu ſtellen.

Fig. 3—6 zeigen eine Hobelmaſchine mit Kurbelantrieb von der Chemnitzer Werkzeugmaſchinenfabrik vormals Johann Zimmermann in Chemnitz. Das Geſtell dieſer Maſchine beſteht aus den zwei Böden aa, dem Bett b und den aufgeſchraubten Ständern $E E_1$, die oben durch eine Traverſe verbunden ſind. Der Antrieb erfolgt auf die Stufenſcheibe d, von wo aus die Bewegung mittels eines kleinen Getriebes auf das mit einem Schlitz verſehene Rad o übertragen wird. Der Kurbelzapfen, deſſen Gleitſtück mit dem Couliſſenhebel f in Verbindung ſteht, iſt in dem Schlitz, dem erforderlichen Hub des Tiſches entſprechend, verſtellbar und erteilt dem Couliſſenhebel und dem durch eine

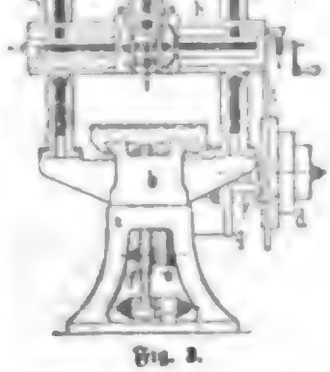


Fig. 3.

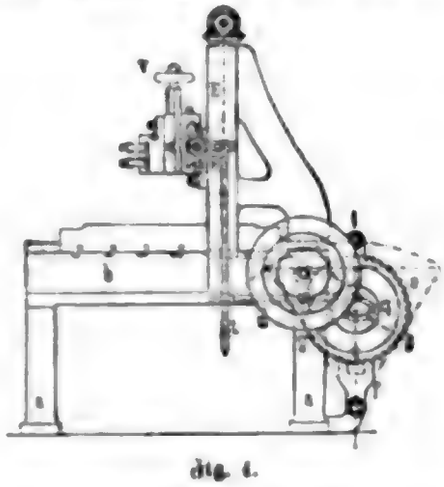


Fig. 4.

Schubſtange mit dieſem verbundenen Tiſch eine hin- und hergehende Bewegung, und zwar erfolgt, wie aus der Lage der toten Punkte g und g ersichtlich, der Vorwärtsgang langſamer als der Rückwärtsgang. Der Werkzeugträger bewegt ſich in einer

Digitized by Google

Prismenführung des Balkens h und besteht aus dem Querschlitten i, dem drehbaren Stück k, dem Vertikalschlitten m, dem Zwischenstück n und dem Stahlhalter o mit zwei Schrauben. Der **Stahlhalter**, welchen Fig. 6 im Schnitt zeigt, ist um

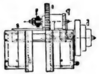


Fig. 5.

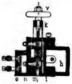


Fig. 6.

einen Bolzen des Zwischenstücks drehbar, damit beim leeren Rückwärtsgang der Stahl frei über die Arbeitsfläche hinweggleiten kann, während er sich beim Vorwärtsgang gegen das Zwischenstück n

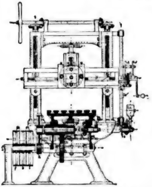


Fig. 7.

stemmt. Die ruckweise Querverschiebung des Werkzeugträgers wird von einer auf der Achse des Rades l befestigten und mit Nut versehenen Scheibe q eingeleitet, welche den Hebel r in schwingende Bewegung versetzt, die mittels der Stange t auf das auf der Schraubenspindel s sitzende Schaltrad übertragen wird. Die Größe der Schaltung wird durch Verschieben der Stange t in den Schlitzen des Hebels r und des Schalthebels p bestimmt; durch einfaches Umschlagen des Schalthakens kann die Drehungsrichtung der Schraubenspindel umgekehrt werden. Die Verstellung des Stahls sowohl in vertikaler als in schräger Richtung erfolgt mittels des Handrädchens v; um jedoch den Stahl der Höhe des zu bearbeitenden Gegenstandes entsprechend einzustellen, wird der Querbalken h verstellt, wozu zwei mit konischen Rädern versehene Schraubenspindeln dienen.

Für größere H. wählt man den **Zahnstangenantrieb**, welchen die in Fig. 7 in der Vorderansicht dargestellte Maschine besitzt. Die Bewegung des Tisches erfolgt hier durch Räder und Riemenscheiben in folgender Weise: Auf der Antriebswelle sitzen drei Riemenscheiben, von denen die mittlere l die Leerscheibe ist. Die äußere f sitzt fest auf der Welle g, ebenso das Getriebe h; die dritte Scheibe i ist mit dem Getriebe k zusammengegossen und geht lose auf der Welle g. Beim Schnitt des Stahls liegt der Riemen auf der Scheibe f und wird die Bewegung durch eine Räderübersetzung von vier Zahnrädern auf das kleine Zahnrad p und von diesem auf die Zahnstange des Tisches übertragen. Beim Rück- oder Leerlauf des Tisches liegt der Riemen auf i und wird somit die Bewegung direkt von k auf o übermittelt; das Rädervorgelege h m, sowie die Scheibe f wird hierbei leer und in umgekehrter Richtung getrieben. Zur Umsteuerung ist an der rechten Seite des Tisches eine schwalbenschwanzförmige Nut eingehobelt, in welcher zwei Knaggen befestigt und nach der Länge des zu bearbeitenden Stücks verstellbar sind. Dieselben wirken auf einen gabelförmigen Steuerhebel, dessen ruckweise Bewegung mittels der konischen Räderpaare l_1 und l_2 auf die entsprechenden Wellen übertragen wird. Die Welle des Räderpaars l_1 trägt außer dem zweiten, aus der Abbildung nicht ersichtlichen konischen Räderpaare noch ein Stirnrad, welches in eine auf der Querschiene der Riemengabel festgeschraubte Zahnstange eingreift und die Verschiebung der Riemen und somit die Umsteuerung der Maschine bewirkt. Zur Beschleunigung der Umsteuerung dient der Gewichthebel z. Der Support ist vertikal nur von Hand, horizontal dagegen selbstthätig verstellbar. Zu letzterm Zweck dient die genutete, vertikale Welle u_2, welche mittels eines konischen Räderpaars den Hebel w und den mit demselben verbundenen Hebel w_1 in schwingende Bewegung versetzt, wobei das Sperrrad x und die Schraubenspindel y gedreht und damit der Support verschoben wird. Die Anwendung des Schnecken- und des Schraubenantriebs ist weniger gebräuchlich.

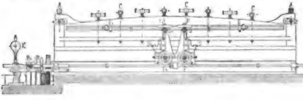


Fig. 8.

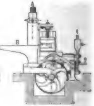


Fig. 9.

Shapingmaschinen sind oft noch mit einem Rundhobelapparat versehen, bei welchem der zu hobelnde Gegenstand auf einen sich ruckweise drehenden Dorn gesteckt wird und dadurch beim Hobeln die Gestalt eines Polygons mit so vielen Ecken erhält, daß weniges Nacharbeiten mit der Feile genügt, um ihm völlige Kreisform zu geben.

Digitized by Google

Ganz speziellen Zwecken dient die Blechkanten-Hobelmaschine (Fig. 8 u. 9), welche in Dampfkesselfabriken zum Bearbeiten der Kesselblechkanten Verwendung findet. Wie aus den Abbildungen ersichtlich, wird die doppelte Schneidvorrichtung S und S_1 längs des Gestells geführt und erhält ihre Bewegung von einem Vorgelege und einer Riemenscheibe R, die eine mit flachem Gewinde versehene Leitspindel in Umdrehung versetzt. Auf dem Tisch B ist ein mit acht Preßschrauben C versehenes Joch durch die Schrauben A befestigt, durch welche das zu bearbeitende Blech festgehalten wird. Das Nachstellen des Stahls geschieht selbstthätig, indem das auf der Supportspindel festsitzende Sperrrad DD_1 diese dreht, sobald der Sperrklinkenmechanismus an den Anschlag EE_1 stößt. Die erste Einstellung wird von Hand mittels der Handräder FF_1 bewirkt, von denen die einen die Höhe, die andern die Weite regulieren. Der Support gleitet auf der Steuerstange G und es wird durch den Anschlag H und das Hebelgewicht K die Verschiebung der Riemengabel und somit eine Änderung der Bewegung des Stahls erzielt.

Hobelsohle, s. unter Hobel.

Hobelspäne (frz. copeaux, planure; engl. shavings), s. unter Hobel.

Hobhouse (John Cam), s. Broughton (John Cam Hobhouse, Lord).

Hoboe, Holzblasinstrument, s. Oboe.

Hoboisten, s. Hautboisten.

Hoboken, Stadt im nordamerik. Staate Neujersey, im County Hudson, liegt der Stadt Neuyork gegenüber und besorgt einen bedeutenden Teil des überseeischen Geschäfts der amerik. Handelsmetropole. Durch zwei Dampffähren mit dieser verbunden, bildet H. zugleich den Endpunkt der Morris- und Essex-Abteilung der Delaware-Lackawanna- und Western-Eisenbahn. H. zählte 1865 nur 2668, 1880 bereits 30999 E. Die hamburger und bremer Dampferlinien haben hier ihre Docks; überhaupt hat die Stadt einen mehr deutschen als engl.-amerik. Charakter. Wenn auch einem andern Staat angehörig, bildet H. doch einen Teil des neuyorker Zollbezirks und steht als solcher unter der neuyorker Zolldirektion der Union. An höhern Schulen besitzt es durch Stiftungen der Familie Stevens das Stevens-Institut der Technologie, die Stevens High-School und das Martha-(Stevens-)Institut. Auch die dort 1860 gegründete deutsche Akademie (Realschule) ist durch den Gemeinsinn der deutschen Bürger entstanden. Bei der Nähe von Neuyork, den schönen Umgebungen und der hoch entwickelten Geselligkeit H.s wohnen hier Hunderte von neuyorker Geschäftsleuten.

Hobrecht (Arthur Heinr. Rud. Johnson), ehemaliger preuß. Finanzminister, geb. 14. Aug. 1824 in Kobierczyn (Westpreußen), besuchte das Collegium Fridericianum und Altstädtische Gymnasium in Königsberg i. Pr., studierte in Königsberg, Leipzig und Halle die Rechte und trat 1844 als Referendar in Naumburg a. S. in den Staatsdienst. Im Winter 1847/48 wurde er mit der Verwaltung des Landratsamts in Rybnick, dann bis Ende 1849 mit der Verwaltung des Landratsamts Grottkau betraut, war hierauf als Regierungsassessor in Posen, Gleiwitz und Marienwerder, 1860—63 als Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern beschäftigt und wurde dann zum Oberbürgermeister von Breslau gewählt. Während der Dauer dieser Amtsthätigkeit (1863—72) vertrat er gleichzeitig die Stadt Breslau im preuß. Herrenhause, ebenso wie später die Stadt Berlin, nachdem er von dieser 1872 zum Oberbürgermeister gewählt worden war. Nach dem Rücktritt des Finanzministers Camphausen trat H. 26. März 1878 in dessen Stelle, schied aber wegen Differenzen mit dem Fürsten Bismarck bereits im Juli 1879 mit dem Charakter eines Wirkl. Geheimrats wieder aus dem Ministerium. Im Herbst 1879 wurde H. von dem Wahlkreis Preußisch-Stargardt in das Abgeordnetenhaus und 1881 für Marienwerder in den Deutschen Reichstag gewählt, wo er zu den Führern der nationalliberalen Partei gehört.

Hoo (frz.), Hackspiel, eine Art Kartenspiel, auch einer der sechs Haupttrümpfe darin.

Hoo anno (lat.), in diesem Jahre.

Hoo erat in votis (lat.), d. h. dies gehörte zu meinen Wünschen, Citat aus Horaz' »Satiren« (2, 6, 1).

Hoo est (lat.; meist abgekürzt h. e.), das ist, [das heißt.

Hoo habet (lat.), das hat er, da hat er's, Ausruf, wenn ein Gladiator eine tödliche Wunde empfangen hatte, daher sprichwörtlich soviel wie: der hat genug, mit dem ist's aus.

Hochaltar, s. unter Altar.

Hochamt wird in der röm.-kath. Kirche die mit Musik verbundene Messe genannt, s. Messe.

Hochasiaten, s. unter Asien (Ethnographie).

Hochasien nennt man das große Gebirgsplateau, welches nördlich von Vorderindien liegt und von den Gebirgen Himalaja, Karakorum und Kuenlün durchzogen wird. Es umfaßt die Länder Kaschmir, Nepal, Tibet und Teile von Britisch-Indien. (Vgl. die betreffenden Artikel.)

Hochätzkunst oder Ektypographie ist die Ätzkunst zur Erzeugung von Hochdruckplatten in ebener Bildfläche für die Buchdruckpresse. Wenn bei der Kupferstechkunst (s. d.) die Linien einer Zeichnung vertieft zu geben sind, so gilt es bei der H., die Züge der Zeichnung erhaben zu stellen. Ein anderer Unterschied beider ist der, daß bei der H. der Effekt nur durch die Breite der Linien und ihre gegenseitige Entfernung hervorgebracht wird, während bei der Ätzung für den Tiefdruck des Kupferstichs derselbe durch die geringere oder größere Vertiefung der Linien erreicht wird. Die H. wurde früher nur dazu verwendet, um Ornamente, Schriftzüge mit leichterer Mühe als durch Gravieren oder Aushauen erhaben darzustellen; man findet schon Spuren dieser Verfahrungsart im Altertum, und das Mittelalter bildete auf Rüstungen, Degenklingen künstlerische Darstellungen. Das Bedürfnis, Illustrationen in dem Text von Büchern abdrucken zu können, führte darauf, dergleichen Zeichnungen erhaben in Holz oder Metall zu gravieren. Senefelder verfiel auf die Idee, Zeichnungen mit fettigen Substanzen auf lithographischen Stein zu bringen und den Grund so tief fortzuätzen, daß Abdrücke gemacht werden konnten. Diese Erfindung wurde nicht weiter verfolgt, bis Eberhard in Darmstadt und später Duplat, Didot, Motté in Paris, Bauerkeller in Wertheim und Baumgärtner in Leipzig (letzterer unter Mitwirkung des Dr. Netto) dieselbe wieder aufnahmen, auch Clichés in Schriftmasse davon erzielten. Dies führte auf den Gedanken, das Verfahren auf Metalle als geeigneteres Material anzuwenden und so Metallstöcke zu erzeugen, welche die Holzschnitt-

Digitized by Google

ersetzen, aber wohlfeiler werden sollten. Carré in Toul lieferte bereits 1824 Proben davon, Dembour in Metz vervollkommnete das Verfahren, und Gillot in Paris brachte solches unter der Bezeichnung Panicographie zur größten Vollendung. Pitl stellte Hochdruckplatten durch Chemitypie (s. d.) her. Als Grundlage wurden Kupferplatten benutzt; Eberhard aber wendete zuerst Zinkplatten an, welches Verfahren sich zu großer praktischer Bedeutung entwickelt hat und sowohl für die Herstellung von Landkarten auf der Buchdruckpresse als für bildliche Darstellungen verschiedenster Art angewendet wird.

Die Abbildungen, welche durch Ätzung in Hochdruckplatten umgewandelt werden sollen, können sowohl auf Papier zur photographischen Übertragung auf Zink oder direkt auf die Zinkplatte oder auf Umdruckpapier gezeichnet und dann auf die Zinkplatte übergedruckt, als auch auf lithographischen Stein in Kreidemanier oder mit der Feder gezeichnet, graviert oder autographiert, oder von Stahl- und Kupferplatten auf Zink übergedruckt werden; einen für Hochätzung geeigneten Überdruck von einer photographischen Glasmatrize kann man entweder durch unmittelbare Copie, oder durch Übertragung auf lichtempfindliches Papier und von diesem auf eine Zinkplatte gewinnen. Verkleinerungen werden beim photographischen Verfahren mit diesem, bei dem Umdruckverfahren vermittels des Gummiplattenapparats vorgenommen.

Das Verfahren besteht darin, daß man auf die fein polierte Platte mit einer chem. Tusche mit der Feder oder dem Pinsel eine Zeichnung ausführt oder ein Bild vom Lithographiestein oder von einer Metallplatte auf die Zinkplatte durch Umdruck überträgt und alsdann mit Säuren die unbezeichneten Stellen tief ätzt. Eine andere Art, die erhabenen Metallstöcke zu erzeugen, besteht darin, sie durch einen Niederschlag von galvanischem Kupfer darzustellen. Die Zeichnungen werden auf einer mit einem Deckgrunde versehenen Kupferplatte dadurch hervorgebracht, daß man an den bezeichneten Stellen mit der Nadel das Kupfer bloßlegt, nun die so bezeichnete Platte in einen galvanischen Apparat bringt, dort als Matrize betrachtet und eine neue Kupferplatte darauf niederschlägt, welche dann alle Linien der Zeichnung erhaben darstellt und als Buchdruckerstock gebraucht werden kann. Neuerdings tritt die Photographie vor allem helfend ein, um Hochdruckplatten zu erzeugen. Der zum Teil komplizierten Manieren gibt es eine große Zahl, sodaß sie an dieser Stelle nicht aufgeführt werden können. Eins der neuesten Verfahren wollen wir jedoch mitteilen: Von einem weißen, mit Linien oder punktiertem Netz bedruckten Blatt Papier wird ein Negativ auf Glas erzeugt und dieses Negativ nochmals zur photographischen Aufnahme des betreffenden Gegenstandes oder Bildes benutzt. Wenn nun dieses zweifache Negativ auf Zink kopiert wird, bilden sich bei der Ätzung aus Linien und Punkten bestehende Töne. Auf diese Weise wird es möglich, in Buchdruck leicht druckbare Platten zu erzielen. Das von Meisenbach in München erfundene und von ihm Autotypie genannte Verfahren dürfte auf gleicher Grundlage beruhen. Die Hochätzung durch photographische Übertragung eines Bildes auf Zink wurde in vollkommenster Weise zuerst von Gebrüder Benziger in Einsiedeln und dann von Angerer & Göschl in Wien ausgeübt.

Die Hochätzung wird auch in verschiedenen Manieren vielfach für Abbildungen der gegenwärtigen Auflage des «Conversations-Lexikon» angewendet, für welches nicht nur ein großer Teil der Textfiguren, sondern auch Tafeln durch dieselbe hergestellt sind, so sind die Tafeln: Arabesken, Büchereinbände, Elfenbeinarbeiten, Glas II, Goldschmiedekunst nach Handzeichnungen photographisch auf Zink übertragen und hochgeätzt; die Tafeln: Bänder, Baueingeweide des Menschen nach Stahlstichen in gleicher Weise behandelt. Die Tafeln: Ägyptische Altertümer und Ägyptische Mythologie sind nach gravierten Lithographien durch Umdruck auf Zink in Hochätzung verwandelt.

Vgl. Scherer, «Lehrbuch der Chemigraphie» (Wien 1877); Husnik, «Das Gesamtgebiet des Lichtdrucks» (2. Aufl., Wien 1880); Toisel, «Handbuch der Chemigraphie» (Wien 1883); Krüger, «Die Zinkogravüre» (2. Aufl., Wien 1884); Böck, «Das Ätzen in Zink» (Lpz. 1884).

Hochbau oder Landbau bezeichnet im allgemeinen alles, was im Gegensatz zu Wasser-, Straßen-, Maschinen-, Bergbau u. s. w. zur Ausführung und Einrichtung von Gebäuden (Hochbauten) gehört und umfaßt die drei Gebiete: Schön- oder Staats- (öffentliche) Baukunst, bürgerliche oder städtische Baukunst und landwirtschaftliche Baukunst. Je nach dem Zwecke der Gebäude kann man die einzelnen Hochbauten auch einteilen in Bauten für Gottesverehrung (Kirchen, Kapellen u. s. w.), für Ernährung (Markthallen, Schlachthäuser), für den Verkehr (Postanstalten, Eisenbahnhallen), für Ackerbau, Gewerbe und Handel, für Krankenpflege und Körperübungen, für Rechtspflege, Erziehung, für Wissenschaft und Kunst, für Wohnungszwecke, für Bestattung u. s. w. In Gegensatz zu H. wird oft bei städtischen Bauverwaltungen der Tiefbau gestellt, welcher die Anlage und Unterhaltung der Schleusen-, der Gasleitungen, der Bewässerungen, überhaupt der Straßen- und unterirdischen Anlagen umfaßt. Nicht zu verwechseln ist der H. mit dem Oberbau, unter welchem man bei Straßen und Eisenbahnen die Herstellung des Planums, resp. die Anlage und Unterhaltung der Schienengleise u. s. w. versteht. (S. Bauwissenschaft.)

Hochberg (Markgrafen von), ursprünglich ein Nebenast des herzogl. Hauses von Zähringen, haben ihren Namen von dem uralten Bergschlosse Hochberg (urkundlich Hachberg), 7—8 km nördlich von Freiburg i. Br. in der Nähe der landwirtschaftlichen Lehranstalt Hochburg gelegen, 1689 durch die Franzosen zerstört, aber noch jetzt als bedeutende Ruine die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher fesselnd. Stammvater dieses Astes war Hermann I. (gest. 1074), Herzog Bertholds I. zweiter Sohn, welcher durch eine Todteilung von den zähringischen Hausbesitzungen die Herrschaften Hachberg und Sausenberg mit dem Reichslehn der Landgrafschaft über das Breisgau und durch die Hand seiner Gemahlin Itha von Calw die Herrschaft Baden an der Oos erhielt, wonach sein Sohn und Erbe sich benannte. Seine Nachkommenschaft (die Markgrafen von Baden) teilte sich 1190 durch die Brüder Hermann V. und Heinrich I. in die beiden Zweige von Baden und Hachberg, wovon letzterer 1306 durch die Brüder Heinrich III. und Rudolf I. wieder in die Linien von Hachberg und von Sausenberg zerfiel. Jene schwächte sich fortwährend durch neue Landesteilungen und erlosch mit Ottos II. Tode 1418, worauf zufolge Vertrags ihre Besitzungen an die Markgrafen von Baden fielen; diese

Digitized by Google

dagegen vermehrte ihre Besitzungen sehr ansehnlich und erlosch im Mannsstamm mit dem Markgrafen Philipp 1503. Philipps einzige Tochter, Johanna, die sich nach des Vaters Tode 1504 mit dem Grafen Ludwig von Longueville vermählte, Stammmutter des Hauses Longueville wurde und 1543 starb, erhielt die Grafschaft Neuchâtel; die übrigen Landschaften fielen wieder an das markgräfl. Haus Baden. Erneuert wurde der Name dieses Geschlechts, als der Markgraf, spätere Großherzog von Baden, Karl Friedrich (s. d.), nach dem Tode seiner ersten Gemahlin 1787 in morganatischer Ehe mit Luise Karoline Geyer von Geyersberg (geb. 1768, gest. 1820) sich vermählte und diese durch den Kaiser 1796 zur Gräfin von H. ernennen ließ, deren Söhne 1817 zu Markgrafen von Baden und großherzogl. Prinzen erklärt wurden. Mit dem Großherzog Leopold (s. d.) gelangte 1830 diese Linie des Hauses Baden zur Regierung.

Hochberg (Volko, Graf von), Komponist, geb. 23. Jan. 1843 auf Schloß Fürstenstein in Schlesien, studierte in Bonn und Berlin die Rechte und Staatswissenschaft und war kurze Zeit im Staatsdienst thätig, widmete sich aber später ganz der Musik. Seine Kompositionen erschienen meist unter dem Pseudonym J. H. Franz; dahin gehören die Oper «Die Falkensteiner», eine Symphonie, ein Streichquartett und viele Lieder. H. hat seit 1876 die Schlesischen Musikfeste ins Leben gerufen.

Hochblätter, s. unter Blatt (Botanik).

Hochbootsmann, jetzt Oberbootsmann genannt, gehört in der deutschen Kriegsmarine zu den Deckoffizieren erster Klasse (mit Feldwebelrang).

Hochdeutsch, s. unter Deutsche Sprache.

Hochdruck wird in der Sprache der Typographie in zweierlei Sinn gebraucht. Es bedeutet erstens die Kunst, mittels des Druckverfahrens Schriften, Ornamente u. s. w. auf dem Papier erhaben darzustellen (s. Blindendruck und Reliefdruck); zweitens aber das Drucken von Schrift oder Zeichnungen mittels Reliefformen, überhaupt im Gegensatze des Drucks mit vertieften Formen, wie er z. B. beim Abdrucken von Kupfer- oder Stahlplatten stattfindet. Diese zweite Bedeutung hat das Wort bei allen Druckformen und Platten, welche wie Holzschnitt oder gegossene Typen u. s. w. zum Abdrucken in der Buchdruckerpresse sich eignen.

Hochdruck ist in der Maschinenkunde die Bezeichnung für den bedeutend über den einfachen Druck der Atmosphäre gesteigerten Druck des Wasserdampfes bei dessen Anwendung zu Dampfmaschinen u. s. w., sowie auch des Wassers bei Wasserleitungen.

Hoche (Lazare), einer der ausgezeichnetsten Generale der franz. Republik, geb. 25. Juni 1768 zu Montreuil bei Versailles, trat aus dem königl. Marstall in die Gardes Françaises, wo er bald Unteroffizier wurde. Beim Ausbruch der Revolution nahm er Dienst in der Nationalgarde von Paris; 1792 beförderte ihn der Kriegsminister Servan zum Lieutenant in der Linie. Nach der Schlacht von Neerwinden wurde er Adjutant des Generals Leveneur. Mit diesem des Einverständnisses mit Dumouriez beschuldigt, reichte er aus dem Gefängnis einen Kriegsplan ein, der ihm die Freiheit und das Kommando der Festung Dünkirchen verschaffte. Durch mutige und geschickte Verteidigung dieses Platzes gegen die Engländer erwarb H. den Grad eines Divisionsgenerals und erhielt hierauf den Befehl über die fast aufgelöste Moselarmee, mit der er die Rheinlinie gewinnen sollte. Bei Kaiserslautern von den Preußen geschlagen, aber darauf auch mit dem Befehle über die Rheinarmee betraut, wandte er sich gegen die Österreicher, durchbrach ihre Linien an der Motter, schlug 26. Dez. 1793 den General Wurmser bei Weißenburg, entsetzte Landau und vertrieb die Österreicher aus dem Elsaß. Saint-Just, der ihn haßte, ließ ihn indes doch verhaften. Nachdem die Revolution vom 9. Thermidor ihm Freiheit und Leben gerettet, erhielt er den Oberbefehl in den westl. Departements, wo er durch Mäßigung und nach Umständen durch Strenge sehr bald günstige Erfolge errang. Nach der Landung der franz. Emigranten 27. Juni 1795 auf der Halbinsel Quiberon hinderte er deren Vordringen, schlug sie 16. Juli bei Ste.-Barbe, nahm am 20. das Fort Penthièvre und zwang den Rest der Expedition zur Einschiffung. Aus Unwillen über die vom Konvent befohlene Niedermetzelung der Gefangenen legte er das Kommando im Morbihan nieder und übernahm an Canclaux' Stelle zu Nantes den Befehl über die Westarmee, wo er nun die Entwaffnung der Nieder-Vendée begann. Das Direktorium übertrug ihm mit der Civilgewalt den Oberbefehl über die vereinigte, 100000 Mann starke Armee an den Küsten des Oceans. H. bediente sich dieser Diktatur mit Redlichkeit und Klugheit und konnte dem Direktorium 15. Juli 1796 die Beendigung des Bürgerkriegs berichten. Er rüstete hierauf mit dem Admiral Morard de Galles eine Expedition nach Irland aus und ging 16. Dez. unter Segel; allein der Sturm zerstreute die Flotte und das Unternehmen scheiterte gänzlich. Er selbst war fast allein an die Küste von Irland gelangt und entging nur mühsam den brit. Kreuzern. Das Direktorium gab ihm nun den Oberbefehl über die Maas- und Sambre-Armee und zugleich die Militärgewalt über die deutschen Landschaften zwischen Maas und Rhein. Am 18. April 1797 ging er bei Neuwied über den Rhein und drang bis Gießen vor, wo der Waffenstillstand von Kloster Leoben seinen Operationen ein Ziel setzte. Er kehrte darauf nach Wetzlar zurück, wo er bald nach seiner Ankunft erkrankte und 19. Sept. 1797 starb. Man schrieb seinen Tod einer Vergiftung zu. Das ihm bei Weißenturm errichtete Denkmal ließ der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1839 wiederherstellen. Vgl. «Lazare H., d'après sa correspondance et ses notes» (Par. 1858); Rousselin, «Vie de Lazare H.» (Par. an VI); Bergouniour, «Essai sur la vie de Lazare H.» (Par. 1852).

Hochebenen (Tafelländer oder Plateaus), s. Ebene (geographisch).

Höchenschwand, Dorf im Großherzogtum Baden, Kreis Waldshut, 5 km im SO. von St. Blasien, zwischen Alb und Schwarzach, ist das in 1014 m Höhe gelegene höchste Dorf in Baden, mit 370 E., die Strohflechterei betreiben. Von Belvedere hat man eine weite Aussicht auf die Alpen bis zum Montblanc.

Hochfelden, Kantonshauptort im Landkreise Straßburg des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, 30 km nordwestlich von Straßburg, am Rhein-Marne-Kanal und an der Linie Straßburg Deutsch-Avricourt der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2601 meist kath. E. H., früher befestigt und mit einem Schlosse versehen, war in der Schenkung Kaiser

Digitized by Google

Ottos I. an seine Gemahlin Adelheid 968 einbegriffen; 1632 wurde es der Familie von Ichtersheim zu Lehn gegeben und verblieb im Besitz derselben bis zur Französischen Revolution.

Hochfinstermünz, Festung in Tirol, s. unter Finstermünz.

Hochgericht ist zunächst gleichbedeutend mit Halsgericht (s. d.), bezeichnet dann aber auch insbesondere den Ort, wo eine Hinrichtung stattfindet, also wo der Galgen, das Schafott u. s. w. steht.

Hochgolling, Berggipfel, s. u. Hoher Göll.

Hochheim, Stadt im Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Landkreis Wiesbaden, liegt auf einer Anhöhe, 124 m über dem Meere, 6 km im Osten von Mainz an der Linie Frankfurt-Niederlahnstein der Preußischen Staatseisenbahnen, 1,5 km rechts vom Main und gehörte 1273—1803 dem Domkapitel zu Mainz. H. ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2699 meist kath. E. Die Haupterwerbsquelle des Ortes bildet der Weinbau und Weinhandel. Der sehr berühmte und geschätzte Hochheimer wächst an dem rechten Mainufer zwischen Frankfurt und Mainz an den gegen Süden sanft absteigenden Hügelketten, zunächst der Stadt H. Der Rebsatz derselben besteht durchgehends aus Riesling, in neuerer Zeit auch aus österr. Reben. Die besten Lagen sind die Domdechanei, der Stein und das Kirchenstück. Die erstere Lage, die berühmteste, faßt nur 250 a und ihr Produkt wird in günstigen Jahrgängen zu 12 000 Mark das rhein. Stück (à 1200 l) verkauft. Der Hochheimer zeichnet sich durch Milde und Körperfülle wie durch Haltbarkeit aus; sein Bouquet und Geist wird nur in ausgezeichneten Weinjahren von rheingauer Weinen übertroffen. Auch besitzt der Ort eine Malz-, zwei Kunsthefe- und Branntweinfabriken, zwei Schaumweinfabriken, deren Erzeugnisse hauptsächlich nach England gehen (Sparkling Hock), eine Wachsfabrik und sieben Weinhandlungen.

Hochkaiser, Berggipfel, s. unter Hoher Göll.

Hochkalter (der), ein Kalkgipfel der Salzburger Alpen, erhebt sich in der von der Hocheisspitze (2518 m) an der Grenze von Salzburg und Oberbayern nordöstlich bis zum Hintersee und der Ramsau ausstrahlenden Kette, welche das Thal des Wimbachs von demjenigen des Hirschbichl-Klausbachs scheidet, zu 2629 m über dem Meere und wird hier und da von der Ramsau oder dem Hintersee aus über die Schartenalpe und den kleinen Blaueisgletscher, den nördlichsten Gletscher der Alpen, auf schwierigem Pfade bestiegen.

Hochkarpf, Berggipfel, s. unter Hoher Göll.

Hochkirch oder Hohkirchen, Dorf in der sächs. Oberlausitz, Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Löbau, mit 517 E., zwischen Bautzen und Löbau, wurde im Siebenjährigen Kriege durch den Überfall und die Schlacht vom 14. Okt. 1758 denkwürdig. Nach dem Siege über die Russen bei Zorndorf war König Friedrich II. von Preußen nach Sachsen geeilt, um dem durch die Übermacht der Österreicher bedrohten Prinzen Heinrich Hilfe zu bringen. Er vereinigte sich 12. Sept. mit demselben bei Reichenbach und suchte nun den österr. Feldmarschall Daun zu einer Schlacht zu bewegen. Allein dieser ließ sich nicht aus seiner festen Stellung bei Stolpen herauslocken. Erst als Friedrich in die Lausitz zog und die österr. Hauptmagazine in Zittau bedrohte, brach Daun auf und bezog mit 65 000 Mann ein festes Lager bei Kittlitz nördlich von Löbau. Friedrich vertraute zu sicher auf Dauns ängstliche Vorsicht und bezog in nächster Nähe der starken Stellung der Österreicher bei H. ein Lager. Am 14. Okt. früh 5 Uhr griff Daun plötzlich die 42 000 Mann starke preuß. Armee im Lager überraschend von allen Seiten an. Ein dicker Nebel begünstigte die Unternehmung der Österreicher und vermehrte die Verwirrung der Preußen. Als der König, durch das heftige Feuern aufgeschreckt, nach der Mitte seiner Stellung eilte, waren seine Vorposten schon überwältigt, sein rechter Flügel so gut wie aufgelöst, mehrere Batterien genommen und auf sein eigenes Lager gerichtet. Die Unordnung war entsetzlich. In dieser furchtbaren Lage bewährte sich die Manneszucht des preuß. Heeres. Halb nackt eilten die Soldaten zu den Waffen und stellten sich in Reih und Glied; doch nirgends war ein Zusammenhang im Gefecht. Das Dorf H. stand bald in Flammen; hier, besonders auf dem durch Major von Lange heldenmütig verteidigten Kirchhofe war der Kampf am hartnäckigsten. Das Dorf wurde verloren und wieder erobert, bis endlich Friedrich den ersten Augenblick, wo der Nebel fiel, benutzte, um unter Möllendorfs Schutz weiter rückwärts auf der Höhe bei Drehsa sein Heer in Schlachtordnung zu stellen, ein Entschluß, der dem Feinde Bewunderung einflößte. Zwar wurde der König auch hier heftig angegriffen und nach einem fünfstündigen Gefechte zum Rückzuge bis zu dem 1 Stunde vom Schlachtfelde entfernten Spitzberge genötigt; doch traf er dort auf Verstärkungen unter General Retzow, sodaß Daun ihn nicht ferner zu beunruhigen wagte. Friedrich hatte 9097 Mann, 101 Kanonen, 30 Fahnen, die Zelte und den größten Teil des Feldgeräts verloren; er selbst und viele Generale waren leicht verwundet. Keith und Prinz Franz von Braunschweig waren geblieben, der Feldmarschall Prinz Moritz von Dessau tötlich verwundet in die Hände des Feindes gefallen. Aber auch die Österreicher hatten 5939 Mann, 10 Kanonen und 3 Fahnen verloren und konnten deshalb die Vorteile dieses Sieges nicht benutzen. (S. nebenstehende Karte.)

Am 21. Mai 1813, dem ersten Tage der Schlacht von Bautzen (s. d.), kam es auch bei H. zum Gefecht zwischen den Franzosen und Verbündeten, deren linker Flügel sich an H. lehnte und den vereinten Angriffen Marmonts und Macdonalds nicht widerstehen konnte, nachdem der rechte bei Wurschen umgangen war. [Kirche.

Hochkirche (Englische), s. Anglikanische

Hochkreuz, s. unter Kreuz.

Hochland, der Gegensatz zu Tiefland oder Niederung, umfaßt drei verschiedene Formen des Bodenreliefs: das Plateau (ein von Baillie 1778 in seinen Briefen über die Atlantis erfundenes Wort) oder die Hochebene (s. Ebene), das Gebirgsland (s. Gebirge) und das Stufenland oder Terrassenland. Letzteres ist die Übergangsform von der Hochebene oder dem Gebirgsland zum Tiefland, zu welchem es sich teils in allmählicher Abdachung, teils treppenartig absenkt. Während die Hochebene mit der Tiefebene die Einförmigkeit teilt und großenteils den Charakter der wasserarmen und baumlosen Steppe oder der wasserlosen und öden Wüste trägt, haben das Gebirgs- und das Terrassenland, als diejenigen Oberflächenformen der Erdrinde, die aus der Verbindung beider Gegensätze von Erhebung und Senkung, von Berg und Thal und

Digitized by Google

deren Übergang zueinander hervorgehen, die größere Mannigfaltigkeit gemeinſam. Die drei Formen des H. nebſt der Tiefebene ſind in den einzelnen Ländern und in den einzelnen Erdteilen nach Größe und Lage verſchieden verteilt und geben jedem derſelben ein beſtimmtes Gepräge, von dem alle übrigen Naturverhältniſſe, Bewäſſerung, Klima, Flora und Fauna, ſowie das Leben und die Geſchichte der Völker abhängig ſind.

Hochmeiſter, der Ordensmeiſter der Deutſchen Ritter (ſ. d.).

Oberförſterei und zählt (1880) 1797 E., welche Bierbrauerei und Holzhandel treiben.

Höchſt, Stadt im Landkreiſe und Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Heſſen-Naſſau, 9 km im Weſten von Frankfurt, am Zuſammenfluß der Nidda und des Main, an den Linien Frankfurt-Niederlahnſtein und H.-Soden der Preußiſchen Staatsbahnen und an der Linie Frankfurt-Limburg der Heſſiſchen Ludwigsbahn, iſt der Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4973 meiſt kath. E., welche Cigarren-, Schnupftabak-,

Topographiſche Lage von Hochkirch.

Hochnarr, Berggipfel, ſ. unter Hoher Göll.
Hochnotpeinliches Halsgericht, ſ. Halsgericht.
Hochofen, ſ. Hohofen.
Hochrelief, ſ. unter Relief.
Hochrenaiſſance, die auf die Frührenaiſſance folgende und der Spätrenaiſſance vorausgehende Kunſtperiode, etwa von 1500 bis 1580 gerechnet und gleichbedeutend mit Cinquecento.
Hochſchulen, ſ. Univerſitäten.
Hochſeefiſcherei, die Fiſcherei auf offener See, ſ. unter Fiſcherei, Bd. VI, S. 846ᵃ und 847ᵃ.
Hochſpeyer, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kaiſerslautern, 9 km öſtlich von Kaiſerslautern, am Hochſpeyerbach und an den Linien Neunkirchen-Worms und H.-Münſter am Stein der Pfälziſchen Eiſenbahnen, iſt Sitz einer

Anilin-, Alizarin-, Wachstuch-, Schwärze-, Gelatin-, Möbel-, Gasfabriken, eine Eiſen- und Meſſinggießerei und eine Gipsmühle unterhalten, ſowie Handel und Schiffahrt treiben. Bemerkenswert ſind die um 1080 als Säulenbaſilika erbaute St. Juſtinuskirche (mit einem Chor von 1443) und das 1775 ſchloßartig errichtete Wohn- und Fabrikgebäude des Tabaksfabrikanten Bolongaro. Der Ort war ſeit Karl IV. (bis 1801) kurmainziſch, wurde 1400 zur Stadt erhoben und 1410 befeſtigt. Hier ſiegte Tilly 10. (20.) Juni 1622 über den Herzog Chriſtian von Braunſchweig. Im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs wurde die Stadt ſechsmal von verſchiedenen Parteien eingenommen und dabei 1635 das alte Schloß, welches den Erzbiſchöfen von Mainz öfters als zeitweilige Reſidenz gedient

Digitized by Google

hatte, bis auf den noch stehenden stattlichen Turm zerstört. Am 11. Okt. 1795 schlug hier Clerfayt die Franzosen unter Jourdan.

Hochstadt an der Iser (czech. Vysoké nad Jizerou), Stadt im nördl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Starkenbach, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 1432 E. czech. Zunge, deren Erwerb neben den notwendigen Gewerben und kärglichem Feldbau meist in der Flachsspinnerei und im Garnhandel bestand, der aber in neuester Zeit sehr zurückging. H. liegt auf einem teilweise noch bewaldeten Plateau, das gegen die Iser schroff abstürzt, in direkter Straßenverbindung mit Starkenbach.

Höchstadt an der Aisch, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, 21 km westlich von Forchheim, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein großes Schloß, Bierbrauerei und Hopfenbau und zählt (1880) 2010 meist kath. E.

Höchstädt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Dillingen, an der Donau, 19 km im SW. von Donauwörth, Station der Linie Neuoffingen-Donauwörth der Bayrischen Staatsbahnen, ist der Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2471 fast ausschließlich kath. E. Bekannt wurde die Stadt im Spanischen Erbfolgekriege durch ein Treffen vom 20. Sept. 1703 und die Schlacht vom 13. Aug. 1704, welche von den Engländern die Schlacht bei Blenheim genannt wird. Am 20. Sept. 1703 schlug der Kurfürst Max II. Emanuel von Bayern, der mit Frankreich gegen den Kaiser verbündet war, bei H. den kaiserl. General Styrum und eroberte danach die Festung Passau. Ende Juni 1704 vereinigten sich die Heere Marlboroughs, der aus den Niederlanden herbeikam, und des Prinzen Eugen, zusammen 52000 Deutsche, Engländer, Holländer und Dänen. Eine franz. Armee unter Tallard hatte sich mit dem Kurfürsten von Bayern vereint, und beide hatten vor H. zwischen Blindheim an der Donau und Lutzingen Stellung genommen. Hier wurden sie wider Erwarten 13. Aug. angegriffen. Die Verbündeten marschierten in neun Kolonnen vor, die Engländer auf dem linken, die Deutschen auf dem rechten Flügel, wo die Preußen unter dem Fürsten Leopold von Dessau die äußersten Kolonnen bildeten. Sie überschritten den Nebelbach, der die feindliche Stellung deckte, Marlborough richtete seinen Angriff besonders auf Blindheim, anfangs ohne Erfolg, während auch der rechte Flügel nicht vorwärts kam. In der Mitte, wo der Feind fast nur Kavallerie hatte, wurde gegen 5 Uhr ein Schwanken bemerkbar; Marlborough ließ jetzt seine ganze Reiterei über den Bach gehen und durchbrach mit 100 Schwadronen die feindliche Schlachtordnung. Dadurch war der linke Flügel unter Marsin und dem Kurfürsten von Bayern zum Rückzuge nach H. genötigt, und der rechte, in Blindheim abgeschnitten und umringt, mußte mit 27 Bataillonen und 12 Schwadronen unter Tallard in der folgenden Nacht die Waffen strecken. Die Verbündeten verloren 12000 Mann, die Franzosen und Bayern mindestens 25000 Mann und fast sämtliche Geschütze. Die Folgen dieser Schlacht waren für den ganzen Feldzug entscheidend.

Hochstapler, ein ursprünglich der Gaunersprache angehörendes Wort (das einfache Stabuler in der Bedeutung Brotsammler, Bettler, kommt schon im 17. Jahrh. vor), bezeichnet einen Gauner, der durch weltmännische Formen und gewandtes Auftreten sich Zutritt in vornehme Kreise zu verschaffen versteht und dort sein Wesen treibt.

Hochstein oder Abendburg, eine 16 km südwestlich von Hirschberg in Schlesien, zwischen Schreiberhau und den Quellen des Queis und des Kleinen Zacken gelegene Gruppe von Granitfelsen, welche aus der Ferne gesehen einer Burgruine ähneln. Sie liegen auf einem 1160 m hohen, langen und schmalen Bergzuge, der eine Fortsetzung des Iserkammes ist und schöne Aussichtspunkte bietet.

Höchstes Gut (summum bonum) ist in der Moralphilosophie der technische Ausdruck für dasjenige Objekt des vernünftigen Willens, welches, wenn erreicht, die vollständige Befriedigung desselben mit sich führen würde. In dem Ablauf unserer Willensthätigkeiten begehren wir vieles, durch besondere Verhältnisse Gebotenes nur als Mittel zu einem höhern, tiefern Zweck. Diese teleologische Kette unserer Begehrungen muß einen Abschluß haben in einem «höchsten Gut», welches alle andern derartig in sich schließt, daß dieselben einerseits nur als Teile davon, andererseits als Mittel dafür erscheinen. Man kann deshalb in gewissem Sinne sagen, daß die Aufgabe der Ethik (s. d.) sei, zu bestimmen, was das höchste Gut für den Menschen sein soll. Eine oberflächlich psycholog. Abstraktion, welche allen Systemen des Eudämonismus (s. d.) zu Grunde liegt, hat von jeher diese Frage dahin beantworten zu dürfen gemeint, daß die individuelle «Glückseligkeit» als dies höchste Gut zu bezeichnen sei, und nur eine schwache Korrektur dafür liegt in der mehr modernen Formel, welche in der «größten Glückseligkeit der größtmöglichen Anzahl» das höchste Gut sucht. Da es sich vielmehr für die Ethik darum handelt, zu bestimmen, worin der Mensch seine Glückseligkeit suchen soll, so darf dieselbe bei dem bloß formalen Prinzip der Glückseligkeit nicht stehen bleiben. (Vgl. Agathologie und Ethik.)

Hochstetter (Ferd. von), Geolog, Geograph und Reisender, geb. 30. April 1829 zu Eßlingen, Sohn des um die Naturwissenschaften, insbesondere die Botanik vielfach verdienten Professors und Stadtpfarrers Christian Ferdinand H. (gest. 20. Febr. 1860), erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und studierte dann im evang. Seminar zu Maulbronn und auf der Universität Tübingen Theologie, namentlich aber Naturwissenschaften. Im J. 1852 unternahm er eine wissenschaftliche Reise, die ihn 1853 auch nach Wien führte, wo er Gelegenheit erhielt, sich an den Arbeiten der Geologischen Reichsanstalt zu beteiligen. Er wurde 1854 bei dieser als Hilfsgeolog, 1856 als Chef-Geolog für die Sektion Böhmen angestellt. Seine Thätigkeit war besonders der Untersuchung des Böhmerwaldes, sowie des nordwestl. Böhmen zugewandt. Im J. 1856 wurde er Privatdocent an der wiener Universität. Zum Geologen für die Novara-Expedition bestimmt, trat er 30. April 1857 mit der Novara die Weltreise an. Das Hauptfeld seiner wissenschaftlichen Thätigkeit war Neuseeland, wo er sich von der Novara-Expedition trennte und die Provinzen Auckland und Nelson, namentlich mit Rücksicht auf das Vorkommen von Kohlen und Gold durchforschte. Er kehrte sodann nach Europa zurück und wurde 1860 zum Professor der Mineralogie und Geologie am k. k. Polytechnischen Institut zu Wien ernannt. Die Resultate seiner Weltreise hat H. in mehrern Werken veröffentlicht: «Neuseeland» (Stuttg. 1863), «Topogr.»

Digitized by Google

geolog. Atlas von Neuseeland» (mit Petermann, 6 Blatt, Gotha 1863), geolog. Teil des Werks über die Novara-Expedition (3 große Quartbände), «Geologie von Neuseeland» (Wien 1864), «Paläontologie von Neuseeland» (1864), «Geolog. Beobachtungen während der Novarareise» (1866). Seit seiner Rückkehr von der Novara-Expedition hat H. noch mehrmals wissenschaftliche Reisen unternommen, so 1863 nach der Schweiz und Italien, 1869 nach der europ. Türkei («Reise durch Rumelien», in den «Mitteilungen» der Geographischen Gesellschaft in Wien, 1870—71, und «Die geolog. Verhältnisse des östl. Teils der europ. Türkei», mit geolog. Karten, im «Jahrbuch» der Geologischen Reichsanstalt, 1871 u. 1872), 1872 nach Rußland und dem Ural («über den Ural», Berl. 1873; «Asien, seine Zukunftsbahnen und Kohlenschätze», Wien 1876). Auch publizierte H. weitverbreitete Hilfs- und Lehrbücher der Mineralogie und Geologie («Geolog. Bilder», Eßlingen 1875; «Die Erde», Prag 1875 u. s. w.). Seit 1870 war H. wirkliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 1866—82 Präsident der Geographischen Gesellschaft in Wien, die ihn bei seinem Rücktritt zum Ehrenpräsidenten ernannte; 1874 wurde er zum Hofrat und 1876 zum Intendanten des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums ernannt; 1877 übernahm H. gleichzeitig die Direktion des Hofmineraliencabinetts und der anthropol.-ethnogr. Hofsammlung, die als seine Schöpfung zu betrachten ist; 1881 trat H. von seinem Lehramte an der k. k. technischen Hochschule zurück. Er starb 18. Juli 1884 in Oberdöbling bei Wien. H.s letzte wissenschaftliche Publikationen gehören ganz dem Gebiet der prähistor. Wissenschaft, für die er seit 1878 als Obmann der prähistor. Kommission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften wirkte, und dem Gebiet der Ethnologie an.

Hochstift, s. unter Stift.

Hochsträß, s. unter Alp (Gebirge).

Hoch- und Deutschmeister, Titel des Ordensmeisters der Deutschen Ritter (s. d.), seitdem sich die Würde des Hochmeisters und des Deutschmeisters in einer Hand befand. Der Preßburger Friede (26. Dez. 1805) übertrug dem österr. Kaiserhaus erblich diese Würde. Danach benannt ist das österr. Infanterieregiment H. Nr. 4.

Hochverrat (perduellio) heißt ein feindliches Unternehmen gegen den Staat, um dessen Selbständigkeit völlig oder teilweise aufzuheben oder dessen Verfassung auf widerrechtliche Weise zu verändern. In monarchischen Staaten werden Angriffe auf das Leben, die Freiheit und die wesentlichen Regierungsrechte des Souveräns dem H. gleichgestellt. Nach der im gemeinen Rechte vorherrschenden Ansicht konnte das Verbrechen nur von einem Angehörigen des bedrohten Staats ausgehen, da die strenge Ahndung solcher Unternehmungen wesentlich durch die Verletzung der bloß dem eigenen Bürger obliegenden Vaterlandsliebe und Verfassungstreue begründet wird. Staatsgefährliche Anschläge von Ausländern berechtigen zwar den Staat zur Selbstverteidigung und harten Ahndung, aber nicht aus dem Gesichtspunkte des Verrats. Einige neuere Gesetzgebungen beschränken jedoch das Verbrechen nicht auf die eigenen Unterthanen, ebenso das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch. Vollendet ist dasselbe nicht erst, wenn der beabsichtigte Erfolg erreicht wurde, weil dann die Macht zur Bestrafung abhanden gekommen sein möchte, sondern schon wenn Handlungen vorliegen, durch welche das Vorhaben unmittelbar zur Ausführung gebracht werden sollte. Das röm. Recht (lex Julia majestatis von Julius Cäsar oder vielleicht auch erst von Augustus) bestrafte jedes feindselige Vorgehen, selbst wenn darin nur der allerentfernteste Versuch eines Majestätsverbrechens enthalten war, mit dem Tode, Verfluchung des Andenkens an den Hochverräter (was für seine Kinder Erbunfähigkeit gegen jedermann bewirkte) und Konfiskation des Vermögens. Diese Strenge wirkt insofern noch gegenwärtig nach, als auch noch das Deutsche Reichsstrafgesetz in §. 80 den Mord und Mordversuch am Kaiser, an dem eigenen Landesherrn oder während des Aufenthalts in einem Bundesstaate an dessen Landesherrn mit dem Tode bestraft, sonstige Fälle mit lebenslänglichem Zuchthaus (bei ehrloser Gesinnung des Thäters) oder lebenslänglicher Festungshaft, ferner das hochverräterische Komplott, sowie die öffentliche Aufforderung zur Begehung einer hochverräterischen Handlung und gewisse Vorbereitungshandlungen für strafbar erklärt. In allen Bundesstaaten (Deutsches Reich, Schweizerische Eidgenossenschaft u. s. w.) kann sich der H. gegen den Bundesstaat, wie auch gegen den einzelnen Staat richten, während zu Zeiten des Deutschen Bundes (eines Staatenbundes) dies nur nach der künstlichen Ausdehnung im Bundesbeschlusse vom 18. Aug. 1836 angenommen wurde. Nach §. 136 des Deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes von 1877 ist für die Untersuchung und Entscheidung in erster und letzter Instanz im Falle des H., insofern derselbe gegen den Kaiser oder das Reich gerichtet ist, das Reichsgericht zu Leipzig zuständig. Der Gegensatz des H., der «gemeine Verrat», welcher durch einen Mord mit Verletzung einer speziellen Treuepflicht begangen wird, ist aus dem deutschen Rechtssystem längst verschwunden, obgleich er noch in der Carolina (s. d.) erwähnt ist. In England hat sich gegenüber der high treason der Begriff der sog. petty treason, welche von einem Dienstboten oder Lehrling an dem Dienst- oder Lehrherrn, von einer Frau an ihrem Manne verübt wird, noch erhalten. Vgl. Knitschky, «Das Verbrechen des H.» (Jena 1874).

Hochvogel (der), ein 2590 m hoher Berg der eigentlichen Algäuer Alpen (s. Alpen, 24), erhebt sich dicht am Hauptkamme derselben, welcher die Grenze zwischen Bayern (Provinz Schwaben) und Tirol und die Wasserscheide zwischen Iller und Lech bildet, in dem Aste, der von der Kreuzspitze östlich zwischen dem Schwarzwasser- und dem Hornbachthal gegen den Lech vorspringt. Aus Dolomit bestehend, bildet der H. eine mächtige, schöngeformte Felspyramide. Der Gipfel, welcher durch ein großes Kreuz bezeichnet ist, bietet eine prachtvolle Aussicht über die Alpen vom Groß-Venediger in den Hohen Tauern bis zum Tödi in den Glarner Alpen und von der Zugspitze im Wettersteingebirge bis zum Sentis. Die Besteigung, welche etwas mühsam, aber nicht schwierig ist, wird gewöhnlich von Hinterstein (861 m, 9 km südöstlich von Immenstadt) über die Bergründelhütte, die Balkenscharte und den Kalten Winkel, d. h. das Firnfeld der Ostflanke, ausgeführt.

Hochwacht, s. Warte.

Hochwald nennt man einen bloß aus Baumhölzern bestehenden und zur Heranziehung von solchen bestimmten Wald, dessen Bäume aus Samen (nicht aus Stockausschlägen) entstanden sind. Das

Digitized by Google

Haubarkeitsalter oder der Umtrieb (s. Forsteinrichtung) ist sehr verschieden nach Holzart und Standort, sowie danach, ob man die Produktion der größten Holzmasse, die des größten Reinertrags oder die bestimmter Sortimente erstrebt. Zu unterscheiden: Plänter- oder Femelbetrieb, schlagweiser Betrieb, bei welchem nur kleinere Teile des Waldes zur Abnutzung und Verjüngung genommen, und auf diesen Flächen möglichst gleichalterige Bestände nachgezogen werden. Der schlagweise Betrieb ist wieder zu unterscheiden in Plänterschlag- oder Femelschlagbetrieb und Kahlschlagbetrieb. Zu H. eignen sich alle Nadelholzbäume, welche überhaupt nur als solcher bewirtschaftet werden können, von den Laubhölzern namentlich Rotbuchen, Eichen, Rustern, Eschen, Erlen, Birken.

Hochwald heißt im Lausitzer Berglande in der Amtshauptmannschaft Bautzen des Königreichs Sachsen auf der böhm. Grenze ein 7,8 km südwestlich von Zittau gelegener, 748 m hoher, aus dem Quadersandstein sich erhebender Phonolithkegel, welcher eine prachtvolle Aussicht nach Böhmen gewährt. Auf dem Gipfel befindet sich eine Restauration.

Hochwald heißt auch ein dicht mit Wald bedeckter, 841 m hoher Berg in Schlesien, 2,5 km im N. von Gottesberg und 4 km westlich von Waldenburg.

Hochwald, Gebirgsrücken in der preuß. Rheinprovinz, s. unter Hundsrück.

Hochwang (der), ein Bergstock der Plessurgruppe in den Rhätischen oder Graubündner Alpen (s. Alpen, 10), erhebt sich 8 km ostnordöstlich von Chur als scharfer, von W. nach O. verlaufender Grat auf der Wasserscheide zwischen der Plessur und der Landquart. Aus grauem Bündnerschiefer gebildet, fällt der Berg nach S. zum Schanfigg mit steilen, bewachsenen, von tiefen Bachrunsen durchfurchten Halden, nach N. gegen Valzeina mit kahlen Felshängen ab. Die wichtigsten Erhebungen sind der Faulenberg (2395 m) im W., der Teufelskopf (2459 m) in der Mitte und der eigentliche H. (2535 m) am Ostende des Grates. Die nicht schwierige und lohnende Besteigung wird gewöhnlich von St. Peter (1252 m) im Schanfigg ausgeführt.

Hochwild. In den verschiedenen deutschen Ländern wird die Jagd ziemlich willkürlich in hohe und niedere oder in hohe, mittlere und niedere eingeteilt. Das zur hohen Jagd gehörige Wild heißt H. Man begreift darunter von nützlichem Haarwild: das Auer-, Edel-, Dam-, Elen-, Stein- und Gamswild; an Federwild: Schwan, Trappe, Kranich, Auerhuhn und Fasan; früher zählte man sonderbarerweise auch den Fochen (Nachtreiher) dazu; an schädlichem Haarwild: Bär und Luchs. Der Wolf wird zur Mitteljagd, die großen Raubvögel, als Adler und Geier, sowie die zur Jagd verwendbaren Falken werden bald als H. angesprochen, bald zur Mittel- oder Niederjagd gezählt. Das schweiz. Jagdgesetz von 1876 versteht unter H. das im Hochgebirge lebende nützliche und schädliche Wild.

Hochzeit, ursprünglich jede hohe oder Festzeit des Jahres, heißt vorzugsweise das Fest mit seinen Gebräuchen, welches bei der Schließung der Ehe (s. d.) begangen wird und je nach den Zeiten und Völkern sehr verschieden ist. Bei den alten Hebräern bereitete man am Vorabende der H. im Hause des Bräutigams ein festliches Mahl. Inzwischen wurde die Braut von den Brautjungfern mit Ceremonien in ein Bad geführt, dann gesalbt und ihr der Gürtel umgeschürzt, der nur von der Hand des ihr angetrauten Gatten gelöst werden durfte. Zum bräutlichen Schmuck gehörte, daß sie verschleiert und mit dem Myrtenkranze geziert war. Die H. selbst wurde mit einem Gastmahl, durch Gesang, Musik und Tanz gefeiert und dauerte bei den Reichen gewöhnlich sieben Tage. Verließ die Braut ihren bisherigen Aufenthaltsort, und geschah dies in der Dämmerung, so begleiteten sie unter dem Klange vieler Instrumente die Brautjungfern, von denen einige brennende Fackeln, die andern aber die Kleider und den Schmuck der Neuvermählten trugen. Auch noch gegenwärtig ist es bei den Juden Sitte, daß die Braut vor der H. ein Bad nimmt; doch geschieht dies gewöhnlich in aller Stille. Am Hochzeitstage selbst streut man dem Brautpaar im Vorhofe der Synagoge Weizenkörner und Geldmünzen mit den Worten auf das Haupt: «Seid fruchtbar und mehret euch!» Die ältesten Hochzeitsgebräuche bei den Griechen beschreibt Homer. Diese begannen mit Heimführung der verschleierten Braut bei Fackelschein unter Flöten- und Harfenspiel und rauschenden Gesängen und endeten mit einem Festmahle, worauf die Neuvermählten nach dem Brautgemach geleitet wurden. In späterer Zeit war es bei den Griechen Sitte, daß sich die Verlobten am Tage vor ihrer Vermählung eine Locke abschnitten, die sie dem Zeus, der Here, der Artemis und den Parzen, als den Gottheiten, welche Neuvermählte besonders in Schutz nahmen, weihten. Auch schlachtete man Opfertiere, aus deren Eingeweiden die Wahrsager den Verlobten die Zukunft eröffneten, nachdem man zuvor zum Sinnbild ewiger Eintracht sorgfältig die Galle entfernt hatte. In der ersten Abendstunde holte der Bräutigam die verschleierte Braut in Begleitung eines vertrauten Freundes oder Verwandten der letztern mit Fackelträgern aus dem Hause der Eltern in das seinige ab. War der Bräutigam schon einmal verheiratet, so wurde die Braut ihm durch einen Verwandten in seine Wohnung gebracht. Hier wurde das Brautpaar zum Zeichen der Fruchtbarkeit mit Blumen und Kornähren überschüttet. Die Achse des Wagens, in welchem die Braut gefahren war, warf man ins Feuer, zum Zeichen, daß sie nimmer zurückzukehren gedenke. Hierauf folgte ein festliches Mahl. Nachdem ein Knabe die Füße der Braut gewaschen, genoß das Brautpaar eine Quitte oder einen Granatapfel. Endlich übergab die Mutter die Braut dem mit Blumen geschmückten Lager; die Gäste stimmten Epithalamien an und zogen sich zurück. Bei den Spartanern war die Feier weit einfacher. Das Mädchen wurde nach alter Sitte, wenigstens der Form nach, geraubt; doch erfolgte nicht unmittelbar darauf die Verehelichung. Oft lebte das Brautpaar jahrelang zusammen, und die diesem Umgange entsprossenen Kinder hießen jungfräuliche.

Bei den Römern wurden die H. mit einer Menge symbolischer Gebräuche und Ceremonien gefeiert. Nachdem bei der Verlobung der Hochzeitstag festgesetzt worden war, teilte man das Haar der Braut nach Art der Matronen, und zwar mit einer Lanze, zur Erinnerung an den Sabinerraub, zog ihr die Toga praetexta (das jungfräuliche Kleid) aus, opferte der Juno, als der Göttin der Ehe, und weihte die Kleider, Kleinodien und Spielsachen der Braut der Venus oder einem Hausgotte. Zum bräutlichen Schmuck gehörten noch eine Stirnbinde nebst Blumenkranz und der jungfräuliche Gürtel, den der Mann seiner jungen Gattin am Hochzeitstage

Digitized by Google

löste. Derselbe bestand aus Lammwolle und war mit einer besondern Schleife zugeknüpft, die man die Herculesschleife nannte. Nach gehaltenen Auspicien und Tieropfern, wobei man ebenfalls die Galle sorgfältig entfernte, setzte sich das Paar auf ein Lammfell zur Erinnerung an die Bekleidung ihrer Vorfahren. Dann ging es, von Fackelträgern und Flötenspielern begleitet, nach dem mit Blumenguirlanden verzierten Wohnhause, wo die Braut über die der Vesta geheiligte Hausschwelle gehoben wurde. Zum Zeichen der Keuschheit hing hier die Braut, die Rocken, Spindel und Wolle bei sich führte, einige wollene Binden auf; zur Abwendung böser Genien bestrich sie die Thürpfosten mit Schweins- oder Wolfsfett, und sinnbildlich ihre innigste Verbindung andeutend, berührten Braut und Bräutigam Feuer und Wasser. Auch trug die Braut drei Asse bei sich. Das erste gab sie gleichsam als Kaufschilling dem Bräutigam; das zweite legte sie auf dem Herde der neuen Heimat nieder; das dritte warf sie auf einen Kreuzweg. Nach beendigtem Festmahl führten Matronen die Neuvermählten in das Brautgemach, wobei Jungfrauen Epithalamien sangen, Knaben dagegen leichtfertige Gesänge anstimmten. Bei den Orientalen, wo Polygamie üblich und die Ehe nur ein bürgerlicher Akt ist, gibt es so viele Gebräuche als Stämme. Bei den Germanen war die Vermählung zwar eigentlich nur ein weltlicher Akt, doch fanden dabei auch religiöse Gebräuche statt. Hatten sich Eltern und Verwandte bei frohem Schmause beraten, so brachte der Bräutigam seiner Auserkorenen die Mitgift, welche in einem Rindergespann oder in einem Pferde, Schild, Wurfspieß und Schwert bestand; die Braut dagegen sendete ihm ein Schlachtroß oder irgend ein Waffenstück. Die Ehe wurde durch Donars Hammer geweiht und man trank dabei die Minne Frös, des Gottes der Liebeslust und der Fruchtbarkeit; Gebete wurden für das Glück der Neuvermählten gesprochen und Opfer dargebracht, woran sich das feierliche Mahl schloß. Manches erinnert noch jetzt bei H. an altheidnische Gebräuche, so die fries. Sitte, der Braut ein Schwert vorzutragen, in Bayern der Johannissegen, der nach der Trauung zuerst den Neuvermählten und alsdann allen Hochzeitsgästen gereicht wird; auch die Polterabendscherze, die Beschenkung der Braut mit einem Pantoffel u. a. reichen wohl in die frühesten Zeiten zurück. Über weitverbreitete abergläubische Meinungen beziehungsweise der H. vgl. Wuttke, «Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart» (Berl. 1869). Rücksichtlich des Aufwandes, der bei H. gemacht werden durfte, wurden im Mittelalter und später die Hochzeitsordnungen erlassen, die indessen durch ihre ungemein häufige Wiederholung sich als fruchtlos kennzeichnen. Der Luxus, selbst im Bürger- und Bauernstande, war bei dieser Gelegenheit in der That unglaublich. Das Brautlad mit feierlichem Aufzuge, das sog. Umbitten (d. h. Einladen der Gäste) und die sog. Einholung, wenn Braut und Bräutigam nicht in demselben Orte wohnten, vollzogen sich meistens unter eigentümlichen Gebräuchen. Am Tage nach der H. erschienen die jungen Eheleute in der Kirche, um sich einsegnen zu lassen; diese Sitte ist jetzt in Wegfall gekommen, dagegen ist es sehr üblich geworden, eine Hochzeitsreise anzutreten.

Falls beide Gatten noch leben, wird der 25. Jahrestag der H. als **silberne Hochzeit**, der 50. Jahrestag als **goldene** (meist mit einer kirchlichen Einsegnung verbunden) und der 75. Jahrestag als **diamantene Hochzeit** bezeichnet; bisweilen wird auch schon der 60. Jahrestag diamantene H. genannt, jedoch ohne Berechtigung, da die Jubeltage ausschließlich nach Vierteljahrhunderten zählen.

Vgl. Gubernatis, «Storia comparata degli usi nuziali» (Mail. 1869); Wood, «The wedding day in all ages and countries» (2 Bde., Lond. 1869); «Hochzeitsbuch, Brauch und Glaube der H. bei den christl. Völkern Europas» (Lpz. 1871).

Hochzeit wird in der Buchdruckerkunst ein vom Setzer doppelt gesetztes und daher in der Korrektur einmal zu entfernendes Wort genannt.

Hock, in England Bezeichnung für Hochheimer und danach überhaupt für Rheinwein.

Hockerland (Oberland), Landschaft in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, zwischen der Passarge und dem Geserichsee.

Höckerschwan, s. unter Schwan.

Hocksche Heißluftmaschine, s. unter Calorische Maschinen.

Hockstein, Berg, s. unter Hohnstein.

Hocktide (spr. Hocktaid), in England die lustige Zeit der Hocktage (hockdays), beginnend am 15. Tage nach Ostern. Sie dauert zwei Tage; am ersten, dem eigentlichen Hocktage, pflegen die Männer, am darauffolgenden Hockdienstage die Frauen mit Stricken die Straßen zu versperren und von den Vorübergehenden Geld zu wohlthätigen Zwecken zu erpressen. Der Ursprung des merkwürdigen Brauchs ist unbekannt. Die Bezeichnung wird entweder vom engl. day of hoaxing (Foppтag) oder angelsächs. hócgetidi (Hochzeit, Fest) abgeleitet.

Hoc loco (lat.), an diesem Ort, an dieser Stelle.

Hoc signo vinces oder In hoc signo vinces (lat.), d. h. in diesem Zeichen wirst du siegen, die Inschrift, welche Konstantin dem Großen, als er gegen Maxentius zog, zur Mittagsstunde neben dem Bilde des Kreuzes am Himmel erschienen sein soll. Eusebius Pamphili, im «Leben Konstantins» (I, 28), citiert die Inschrift griechisch: Τούτῳ νίκα.

Hoc volo, sic jubeo: sit pro ratione voluntas (lat.), d. h. dies will ich, so befehle ich: statt Grundes diene der Wille, Citat aus Juvenals «Satiren» (6, 223); oft wird auch citiert: Sic volo etc. ...: stat pro etc.

Hodegētik, Hodegēse (grch.), Anweisung zum methodischen Studium einer Wissenschaft.

Hodeïda, richtiger Hudeide, arab. Seestadt an der Küste von Jemen am Roten Meere, 160 km im NNW. von Mokka, mit 5000 E., der wichtigste Stapelplatz an dieser für den Kaffeehandel wichtigen Küste; er wird durch die davorliegende, mit einem Hafen versehene, von den Engländern gekaufte Insel Kamaran beherrscht. H. hat einen gut versehenen Bazar, wichtige Handelshäuser, aber keinen eigentlichen Hafen; die offene Reede ist im S. durch eine Korallenbank gesperrt.

Hödel (Emil Heinr. Max, genannt Lehmann, auch Traber), geb. zu Leipzig 27. Mai 1857, war Klempnergeselle, agitierte im Sinne der Sozialdemokratie und ward bekannt durch sein in Berlin 11. Mai 1878 an Kaiser Wilhelm begangenes Attentat (zwei Revolverschüsse, von denen indes keiner traf). Infolge desselben wurde er vom königl. Staatsgerichtshof in Berlin 10. Juli 1878 zum Tode verurteilt und während der durch das Attentat Nobilings (s. d.) veranlaßten Stellvertretterschaft

Digitized by Google

des Kronprinzen 16. Aug. 1878 im Hofe des Zellengefängnisses zu Moabit durch das Beil enthauptet.

Hoden (testes, testiculi, orchides) nennt man zwei eiförmige, etwas flachgedrückte Drüsen, welche beim männlichen Geschlechte den Samen bereiten. Sie liegen im Hodensack (scrotum), einer muskelreichen, in zwei Hälften geteilten Hauttasche, frei beweglich innerhalb einer von einer glatten Haut, die auch den H. überzieht (der sog. Scheidenhaut), ausgekleideten Höhle und bestehen im einzelnen aus zahlreichen feinen, dicht aneinandergelagerten Kanälchen (den Samenkanälchen), innerhalb deren der Same erzeugt wird. Diese Samenröhrchen (tubuli seminiferi), deren es gegen 800 bis 1000 gibt, vereinigen sich nach und nach zu 12—17 Ausführungsgängen, welche in ein zweites, weicheres, neben dem H. liegendes Organ, den Nebenhoden (epididymis), eintreten und sich hier zu dem Samenleiter (vas deferens) vereinigen, welcher, durch Muskelfasern verstärkt, den Samenstrang (funiculus spermaticus) bildet und in die Bauchhöhle heraufsteigt, von da neben der Blase herabgeht, sich mit den zur Auffammlung des Samens bestimmten Samenbläschen verbindet und endlich, mit diesen einen gemeinschaftlichen Ausführungsgang darstellend, in der Harnröhre unterhalb des Harnblasenhalses ausmündet. Mangelhafte Thätigkeit der H. bewirkt Unfruchtbarkeit des Mannes; der H. beraubte männliche Individuen (Kastraten, Eunuchen, Hämlinge) sind gleichfalls unfruchtbar. Scheinbar fehlt ein H. oder auch beide (Monorchiden, Anorchiden), wenn sie die Leibeshöhle, in welcher sie beim Fötus liegen, noch nicht verlassen und noch nicht in den Hodensack herabgestiegen sind; liegen beide noch im Bauche, so sind die Individuen auch häufig unfruchtbar. Werden Knaben die H. weggenommen, so tritt später die Mutation der Stimme nicht ein.

Unter den Krankheiten der Hoden kommen am häufigsten die folgenden vor:

1) Die Hodenentzündung (Orchitis), welche entweder für sich allein auftritt und nur das eigentliche Hodengewebe befällt, oder sich mit einer Nebenhodenentzündung (Epididymitis) verbindet. Die Urfachen dieser überaus schmerzhaften Krankheit bestehen entweder in einem Stoß, Schlag, einer Quetschung oder sonstigen Verletzung des H. oder in einer Tripperentzündung der Harnröhre, die sich bei unzweckmäßigem Verhalten des Kranken leicht nach den Samenbläschen und dem Samenleiter ausbreitet und bis zu den Nebenhoden fortsetzt. In einem solchen Falle stellt sich gewöhnlich sehr schnell eine beträchtliche Anschwellung und meist sehr große Schmerzhaftigkeit des H. und des Nebenhodens ein, womit in der Regel Fieber, allgemeines Unbehagen, nach den Schenkeln ausstrahlende Schmerzen, bei stärkern Graden der Entzündung auch die Unmöglichkeit zu gehen verbunden sind. Bei günstigem Verlauf nimmt die schmerzhafte Hodenschwellung nach 8—10 Tagen ab, und es tritt vollständige Genesung ein; in andern Fällen kommt es zu einer langwierigen Eiter- und Abscheßbildung im H., wobei ein großer Teil des eigentlichen Drüsengewebes zerstört werden kann, oder es bleibt eine chronische Verdickung und Verhärtung des Nebenhodens zurück, welche, wenn sie beide Nebenhoden betrifft, dauernden Verlust des Zeugungsvermögens zur Folge haben kann. Die Behandlung besteht in Bettruhe, hoher Lagerung des entzündeten H. auf einem untergelegten kleinen Kissen oder einem straff um die Schenkel herumgeführten Tuche, sowie in der energischen Anwendung der Kälte in der Form von Eisbeuteln oder Eiswasserkompressen; bei großer Schmerzhaftigkeit sind örtliche Blutentziehungen nützlich. Wenn die Entzündung trotzdem in Eiterung übergeht, so sind warme Breiumschläge, die frühzeitige Eröffnung der Abscesse, sowie antiseptische Verbände angezeigt.

2) Die Tuberkulose des Hodens und Nebenhodens findet sich vorwiegend bei skrofulösen und tuberkulösen Personen, befällt fast nur das mittlere Lebensalter und besteht in einer harten höckerigen tuberkulösen Infiltration des H. oder Nebenhodens, welche allmählich in Erweichung und Zerfall übergeht und unregelmäßig gestaltete lästige Geschwüre und Fistelgänge in der Haut des Hodensacks bildet. Da die örtliche Tuberkulose des H. und Nebenhodens leicht Anlaß zum Ausbruch der Lungentuberkulose gibt, so muß der erkrankte H. sobald als möglich operativ entfernt werden.

3) Der Krebs oder Markschwamm des Hodens kommt fast nur in den mittlern und höhern Lebensjahren vor und äußert sich darin, daß sich der H. allmählich in eine weiche schwammige, faust- bis kindskopfgroße Geschwulst verwandelt, welche schließlich durch Erschöpfung und Säfteentmischung den Tod des Kranken herbeiführt. (S. Krebs.) Nur eine frühzeitige und gründliche Operation kann diesen übeln Ausgang verhüten. Auch in der Haut des Hodensacks kommt eine besondere Form des Krebses vor, welche, da sie sich vorzugsweise bei Schornsteinfegern infolge der beständigen Einwirkung des Rußes vorfindet, mit dem Namen des Schornsteinfegerkrebses belegt worden ist.

4) Die Scheidenhautwassersucht des Hodens oder der Wasserbruch (Hydrocele) besteht in der krankhaften Ansammlung einer blaßgelben oder grünlichen eiweißhaltigen Flüssigkeit zwischen den beiden Blättern der sog. Scheidenhaut des H. (s. oben) und gibt sich durch eine oft ziemlich beträchtliche, mehr oder minder pralle Geschwulst des Hodensacks zu erkennen, welche dem Kranken durch ihre Schwere lästig fällt und bei erheblichern Graden ein schmerzhaftes Ziehen am Samenstrang verursacht. Dieses lästige aber ungefährliche Übel ist entweder angeboren oder entsteht nach Entzündungen der Harnröhre und des H., sowie nach Quetschungen und anhaltenden Erschütterungen des letztern (beim Reiten), häufig auch ohne bekannte Urfache. Die Behandlung bezweckt die Entleerung der angesammelten Flüssigkeit, welche vermittelst der Punktion mit dem Troikar oder der Lanzette oder vermittelst einer durchgezogenen Schlinge von Silberdraht bewirkt wird; da aber gewöhnlich nach längerer oder kürzerer Zeit die im Wasserbruchsack enthaltene Flüssigkeit nach der Punktion wieder von neuem sich ansammelt, so verdient die radikale Operation durch Schnitt, welche eine vollständige Verwachsung und Verödung der Scheidenhauthöhle und damit sichere Heilung verbürgt, entschieden den Vorzug. Der Wasserbruch der Neugeborenen und Säuglinge erfordert gewöhnlich keine besondere Behandlung, da er in der Regel über lang oder kurz von selbst verschwindet.

Hodenbruch (Hernia scrotalis), ein Eingeweidebruch, bei welchem der Bruchinhalt bis in den Hodensack getreten ist. (S. Bruch.)

Digitized by Google

Hodgson (John Evan), engl. Maler, geb. 1. März 1831 zu London, war Schüler der Akademie daselbst. Den Stoff zu seinen ersten Bildern entnahm er dem Volksleben und dem histor. Genre; nachdem er 1868 Nordafrika bereist, malt er mit Vorliebe Typen dieser Gegenden. Dahin gehören: arabischer Märchenerzähler, die schwarze Wache des Pascha, Vogelhändler in Tunis u. s. w.

Hödhr, eine Gottheit in der nordischen Mythologie, welche fast ausschließlich im Baldrmythus eine Rolle spielt. Er ist blind, aber sehr stark. Als die Götter im Spiel nach Baldr warfen, schloß er sich allein aus, bis Loki ihm den verderbenbringenden Mistelzweig in die Hand gibt und ihn auffordert, auch nach Baldr zu werfen. Der Wurf war die Ursache von Baldrs Tod. In der neuen Welt regiert er nach dem Ragnarök (s. d.) an der Seite seines Bruders Baldr.

Hodie mihi, cras tibi, neulat. Sprichwort, d. h. «heute mir, morgen dir».

Hoditz (Albert Jos., Graf von), durch seinen phantastischen Kunstsinn bekannt, war 16. Mai 1706 geboren. Mit mannigfaltigen Kenntnissen ausgestattet, mit lebendiger Phantasie begabt, ging er nach Italien und war später Kämmerer am Hofe Kaiser Karls VI. Im J. 1734 vermählte er sich mit der Witwe des Markgrafen Georg Wilh. von Bayreuth, Sophia. Friedrich d. Gr. ernannte ihn 1742 zum Kommandeur eines Husarenregiments. Doch nahm er schon 1743 seine Entlassung und lebte nun auf seinem Landgute Roßwalde in Österreichisch-Schlesien, welches er zu einem Wohnsitz von verschwenderischer Pracht, aber auch voller Seltsamkeiten umschuf. H. besaß ein Vermögen von 5 Mill.; allein durch seinen Aufwand wurde es endlich erschöpft. Friedrich II. bestimmte ihm eine jährliche bedeutende Pension und lud ihn 1776 nach Potsdam ein; hier starb er 18. März 1778.

Höd-Mezö-Vásárhely (spr. «Hood-Mesö-Waaschaarhelj»), Stadt in Ungarn, Komitat Csongrád, am Höd- oder Mondsee, Station der Linie Großwardein-Essek der Alföld-Fiumaner Eisenbahn, zählt (1880) 50966 E., fast nur Magyaren und Rumänen, meist reformiert, doch haben auch die Katholiken, die Lutheraner, die Griechisch-Orientalischen und die Israeliten daselbst ihre besondern Gotteshäuser. Die Stadt hat ein Obergymnasium, einen königl. Gerichtshof, Steueramt, zwei Banken, Spitäler, große Bierbrauerei, Ölfabrik. Das Stadtgebiet umfaßt ein Terrain von 805 qkm, meist fruchtbares Ackerland (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hirse, Mais, Melonen u. dgl.); auch viel Obst und Wein und blühende Viehzucht (namentlich Rindvieh und Pferde). Das Terrain ist trotz der aufgeführten Dämme den Überschwemmungen der Theiß häufig ausgesetzt. Zur Stadt gehören zwölf bewohnte Pußzten und Gärtnerkolonien.

Hodometer (grch.), s. Wegmesser.

Hoefnagel (Hufnagel, Jooris, d. i. Georg), Maler, geb. zu Antwerpen 1545, repräsentiert die Miniaturmalerei der spätern Zeit in ihrer höchsten technischen Vollendung. Ein Schüler J. Bols, brachte er lange Zeit auf Reisen in Spanien, Italien und Frankreich zu. In München beschäftigte ihn Herzog Albrecht V. mit der sorgfältigen Durchführung eines botan. Werks; von diesem Fürsten erbat sich den Meister Erzherzog Ferdinand von Tirol, für den er das in unglaublicher Pracht ausgeführte «Missale romanum» (wiener Hofbibliothek) in acht Jahren vollendete. Die Ambraser Sammlung in Wien besitzt auch seine für diesen Fürsten hergestellten Bilder von Tieren in größtem Format auf Pergament gemalt, sowie Ansichten des Schlosses Ambras und der Martinswand bei Innsbruck. Kaiser Rudolf II. übertrug ihm die Vollendung eines vierbändigen Werks, welches bei 1500 Gegenstände der Natur, Tiere, Pflanzen u. s. w., in liebevollster Darstellung, mit dem denkbarsten Fleiß behandelt, enthält. Sein Meisterwerk aber ist ein Band der genannten Ambraser Sammlung, in Heliotrop, Granaten und Email gebunden, worin sich auf feinstem Pergament, minutiös gemalt, Allegorien, Städteansichten, Tiere, kalligraphische Verzierungen und Porträts habsburgischer Fürsten von Max II. bis Rudolf II. befinden, ein Wunderwerk der Miniaturmalerkunst. Er starb in Wien 1618. Sein Sohn Jakob H. hat eine äußerst wertvolle planartige Darstellung dieser Stadt gezeichnet, wie auch schon Georg für Brauns «Städtebuch» thätig war und die königl. Bibliothek in Brüssel dessen herrliche Ansicht von Sevilla besitzt.

Höegh-Guldberg (Ove und Frederik), s. Guldberg.

Hoeks (spr. Huks; lat. Hamati), d. h. die mit Angelhaken Versehenen, nannten sich in dem 1350 zwischen der Gräfin Margarete von Hennegau und ihrem Sohne Wilhelm V. um die Herrschaft über Holland ausgebrochenen Kampfe die Anhänger der erstern, weil sie ihre Gegner wie Kabeljaus mit Angelhaken zu fangen spottweise versprachen, während diese sich Kabeljaus (lat. Asellati, von asellus, d. h. Kabeljau) nannten, indem sie ihre Feinde wie der Kabeljau die bleiernen Lockfische verschlingen wollten. Die Kämpfe beider Parteien dauerten fort, als Margarete und ihr Sohn längst gestorben waren, und endeten erst unter Philipp von Burgund.

Hoëvell (Wolbert Rob. van), niederländ. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 15. Juli 1812 zu Deventer, studierte in Groningen Theologie und ging dann als Prediger nach Batavia. Er gründete 1837 die «Tijdschrift van Nederlandsch Indië» und besorgte die Herausgabe und Übersetzung malaiischer Werke, unter andern des Gedichts «Bidasari» (Batavia und Groning. 1843). Seine Ansichten über die Kolonialverwaltung legte er nieder in der «Reis over Java, Madoera en Bali in het midden van 1847» (3 Tle., Amsterd. 1849—54), worin die malerische Beschreibung der besuchten Gegenden abwechselt mit einer schneidenden Kritik der bestehenden Zustände. Im J. 1848 nach Holland zurückgekehrt, wurde er zum Abgeordneten in die Generalstaaten gewählt. Während seiner ganzen parlamentarischen Laufbahn (1849—62) war H. das Haupt der liberalen Kolonialpolitik. Durch sein Buch «Slaven en vrijen onder de Nederlandsche Wet» (2 Tle., Zaltbommel 1854) hat er wesentlich zu der Abschaffung der Sklaverei in den niederländ. Besitzungen in Westindien beigetragen. Ferner veröffentlichte er die Skizzen «Uit het Indische leven» (Amsterd. 1860; 2. Aufl. 1865; deutsch von Berg, Lpz. 1868). Im J. 1862 ward H. zum Staatsrat ernannt. Die von ihm als Abgeordneter gehaltenen Reden erschienen unter dem Titel «Parlementaire redevoeringen over Koloniale belangen 1849—62» (4 Tle., Zaltbommel 1862—65), vielleicht das Beste, was die niederländ. Litteratur in dieser Gattung besitzt. H. starb 10. Febr. 1879 im Haag.

Digitized by Google

Hoeven (Jan van der), ausgezeichneter niederländ. Naturforscher, geb. 9. Febr. 1802 zu Rotterdam, studierte in Leiden Naturwissenschaften und Medizin, war dann Arzt in Rotterdam und wurde 1826 außerord. Professor an der Universität Leiden, wo er 1835 zum ord. Professor der Zoologie ernannt wurde. Sein Hauptwerk bildet das «Handboek der Dierkunde» (2 Bde., Leid. 1827—33; 2. Aufl., Leid. 1846 fg.; deutsch mit Zusätzen von Leuckart, 2 Bde., Lpz. 1850—56), in welchem er die reichen Materialien des leidener Museums zu verarbeiten und zugleich die ganze Zoologie physiologisch aufzufassen bestrebt ist. Zahlreiche monographische Arbeiten enthalten teils die von ihm mit de Vrise herausgegebene «Tijdschrift voor natuurlijke Geschiedenis en Physiologie» (12 Bde., Leid. 1834—45), teils die «Acta» der Leopoldinisch-Caroliniſchen Akademie, die «Mémoires» der Naturhistorischen Gesellschaft zu Straßburg, die «Transactions» der londoner Zoologischen Gesellschaft, die «Verhandelingen» der Niederländischen Akademie (darin unter anderm die mehrfach übersetzte Beschreibung des bisher unbekannten männlichen Tiers von Nautilus Pompilius) und andere Sammelwerke. Selbständig erschienen außer mehrern kleinern Schriften noch: «Recherches sur l'histoire naturelle et l'anatomie des limules» (Leid. 1838, mit Tafeln), «Redevoeringen en Verhandelingen» (Amsterd. 1846, deutsch unter dem Titel «Ergebnisse der Naturforschungen für das Leben», Berl. 1848), die «Bijdragen tot de natuurlijke Geschiedenis van den Negerstam» (Leid. 1842) und die «Philosophia zoologica» (Leid. 1864). Er starb zu Leiden 10. März 1868.

Sein älterer Bruder, Cornelis Pruys van der H., geb. 13. Aug. 1792, Professor der Medizin zu Leiden, gest. 5. Dez. 1871, hat mehrere schätzbare pathol. und histor.-mediz. Schriften veröffentlicht, darunter auch «De historia medicinae» (Leid. 1842), «De historia morborum» (Leid. 1846) und «De historia medicamentorum» (Leid. 1847). — Ein zweiter Bruder, Abraham des Amorie van der H., geb. 22. Febr. 1798, gest. 29. Juli 1855, Professor am Seminar der Remonstranten zu Amsterdam, gehörte zu den vorzüglichsten Kanzelrednern der Niederländer.

Hoč von Hočnegg (Matthias), streng luther. Theolog des 17. Jahrh., geb. um 1580 zu Wien, studierte in Wittenberg, ward 1602 dritter Hofprediger des Kurfürsten Christian II., 1603 Superintendent in Plauen, bald darauf Direktor der evang. Stände des Königreichs Böhmen, 1612 Oberhofprediger und geistlicher Berater des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen. Er starb 4. März 1645. H. gehört zu den heftigsten Gegnern des Calvinismus. Außer Predigten und polemischen Schriften gegen die röm. und die reform. Kirche schrieb H. noch «Commentarii in Joannis Apocalypsia» (2 Bde., 1610—40).

Hof, ein freier, eingefriedeter Platz, besonders der zu einem Gebäude gehörige, neben oder um dasselbe gelegene eingeschlossene Platz. Bei größern Gebäuden unterscheidet man Vorder-, Hinter-, Haupt- und Nebenhöfe. — Landwirtschaftlich bezeichnet man mit H. ein ganzes Gut mit Feldern oder auch nur die sämtlichen, zur Bewirtschaftung des H. gehörigen Gebäude. In Dörfern mit Rittergut ist H. zunächst die Bezeichnung für die herrschaftlichen Gebäude, dann für den herrschaftlichen Besitz überhaupt; in Dörfern ohne Rittergut wird der Besitzer des größten Guts oft Hofbauer genannt.

Hof (curtis, curia oder aula) heißt im Mittelalter der von den Gebäuden eines Landguts eingeschlossene Platz, auf welchem sich das Gefolge eines Herrn versammelt; dann der Inbegriff derer selbst, welche unmittelbar mit dem Dienst- und Gefolgsherrn in Verbindung stehen; endlich der Sitz eines Fürsten mit seiner Familie und seinen obersten Beamten. Solche Hofhaltungen waren im frühen Mittelalter sehr einfach. Die Getreuen, welche sich freiwillig oder gegen Empfang eines Benefiziums anschlossen, standen im Frieden wie im Kriege zum Dienste ihres Herrn bereit, bildeten seinen Rat in Verwaltungs- und Rechtssachen und versahen sein Hauswesen. Mit fortschreitender Ausbildung des Fürsten- und Heerwesens errichteten indes auch die höhern Reichsbeamten nach dem Muster der kaiserl. Hofhaltung, welcher wiederum der byzantinische H. zum Vorbild gedient hatte, gewisse Hofämter, besonders die des Marschalls, Kämmerers, Truchsessen und Schenken, unter denen im 11. und 12. Jahrh. die Begünstigtern und Vertrautern aus den Hörigen des Herrn als Ministerialen (s. d.) ein mit der Zeit immer anspruchsvolleres Hofgesinde bildeten. Weil die Hofdienste mit Lehn oder sonst abhängigen Gütern verbunden waren und im allmählich erblichen Besitz bestimmter Familien zu bloßen Ehrenämtern umgestalteten, so stellte sich aufs neue das Bedürfniß heraus, eine mit dem täglichen Dienste beauftragte Dienerschaft zu haben. Dieselbe unterschied sich aber von den bisherigen Hofbeamten wesentlich dadurch, daß sie nur mit der eigentlichen Hofhaltung, nicht aber mehr mit Regierungsangelegenheiten betraut war. Da nämlich bei fortschreitender Entwickelung der Fürstengewalt die Regierungsgeschäfte sich häuften und schwieriger wurden, so sah man die Notwendigkeit ein, dieselben gewissen Behörden zu übertragen. Doch wußte man dabei immer noch nicht die Begriffe von H. und Staat ganz zu trennen, wie dies schon die Namen Hofkanzlei und Hofkammer für die obersten Verwaltungsbehörden, Hofgerichte für die an die Stelle der alten Land- und Mannengerichte getretenen Justizstellen, Hofrat u. s. w. zeigen. Je mehr nun mit der Zeit das Herrschertum an Ansehen gewann, um so mehr war man beflissen, dies auch in der äußern Erscheinung kundzugeben. Daher wetteiferten besonders seit dem Westfälischen Frieden und seit Ludwig XIV., dessen Hofhaltung bald dem ganzen übrigen Europa zum Muster diente, selbst die kleinern Fürsten in Aufstellung eines möglichst glänzenden Hofstaats (s. d.). Den abgemessenen Formen, in welche das Hofleben mehr und mehr eingezwängt wurde, dem sog. Ceremoniell, diente bis in die Mitte des 17. Jahrh. das steife spanische, nachher aber das etwas freiere französische zum Muster. Hierdurch wurde unter anderm genau bestimmt, welchen Personen der Zutritt bei Hofe, die Hoffähigkeit, zu gestatten sei. Während anfangs nur die Gefolgschaften, dann die Vasallen und Dienstmannen befähigt waren, die nächste Umgebung des Fürsten zu bilden, so wurden es jetzt der an die Stelle derselben getretene Adel, sowie die hohe Geistlichkeit, ausnahmsweise wohl auch große Künstler und Gelehrte. Erst in neuerer Zeit hat man auch bürgerlichen höhern Staatsbeamten und sonst ausgezeichneten Männern den Zutritt bei Hofe gestattet, wie

Digitized by Google

überhaupt seit dem durch die franz. Revolutionen bewirkten Umschwung der Ideen das Hofleben und die Hofhaltungen sich sehr vereinfacht haben. Vgl. Schultz, «Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger» (2 Bde., Lpz. 1880); von Malortie, «Der Hofmarschall» (3. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1866); «Ceremonialbuch für den königl. preuß. Hof» (von R. Graf Stillfried, Berl. 1877).

Hof (in der Meteorologie) nennt man den die Sonne oder den Mond zuweilen umgebenden hellen oder farbigen Ring. Man hat zweierlei Höfe zu unterscheiden: kleinere, die bei der Sonne nur selten, beim Mond aber sehr oft gesehen werden, und größere; beide sind nicht nur der Erscheinung, sondern auch ihrem wahrscheinlichen Ursprunge nach wesentlich verschieden. Die kleinern kommen vor, wenn die Luft mit Dünsten schwach erfüllt ist; dann zeigen sich dicht um den Mond oft mehrere kleine, regenbogenartig gefärbte Höfe, die am Rande nach außen rot, nach innen violett erscheinen. Fraunhofer erklärt sie sehr befriedigend aus der Beugung der Lichtstrahlen, die an den Rändern der in der Atmosphäre schwebenden Dunstkügelchen vorbeigehen. Daß diese Erklärung richtig ist, zeigt sich, wenn man nach einer Flamme durch eine mit Bärlappsamen (Blitzpulver, Hexenmehl, Semen Lycopodii) bestreute oder durch eine zart angehauchte Glasscheibe hinsieht; man erblickt dann diese ebenfalls von einem solchen Farbenkranze umschlossen, und zwar in derselben Farbenfolge wie beim Hauptregenbogen, d. i. an der konvexen äußern Seite rot, am konkaven innern Rande aber violett. Die Ursache ist jedoch hier nicht wie beim Regenbogen die Brechung, sondern die Beugung der Lichtstrahlen an den Rändern der kleinen Samenkörnchen. Je kleiner diese sind, desto breiter treten nach den Beugungsgesetzen die farbigen Bänder auf, was in der That stattfindet, wenn man die Glasscheibe mit einem noch feinern Pulver, z. B. des Samenstaubes vom Bovist (Eierpilz), zart bedeckt. Noch direkter werden solche Höfe hervorgerufen, wenn man gegen eine Flamme ein feines Pulver, z. B. Semen Lycopodii, bläst, wodurch die kleinen Staubteilchen die Flamme schwebend umgeben und dabei die Beugungserscheinungen bewirken. Weil vor einem Regenwetter die Dunstkügelchen sich vergrößern, so verengern sich dann auch die Höfe. Im Winter sind im allgemeinen die Dunstkügelchen von größerm, mithin die Höfe von kleinerm Durchmesser. Nur wenn alle Beugungskörperchen von nahezu gleicher Größe sind, erscheinen die Höfe in Farben; im Gegenfalle treten sie mit einem weißlichen Schein auf, weil dann die farbigen Ringe sich so decken, daß sie sich zur Farblosigkeit mischen. Die Höfe des Mondes werden häufiger als jene der Sonne wahrgenommen, weil letztere mit ihrem starken Lichte den H. überstrahlt; schwächt man jedoch das Sonnenlicht ab, etwa dadurch, daß man das Sonnenbild in einem Wasser- oder geschwärzten Glasspiegel beobachtet, so erblickt man häufig Höfe, von deren Vorhandensein man keine Ahnung hatte.

Die größern Höfe sind den vorigen sowohl in der Erscheinung als auch hinsichtlich ihrer Ursache so verschieden, daß es sich empfehlen würde sie besonders zu benennen. Dies geschieht jedoch nur selten dadurch, daß man jeden derartigen H. speziell als Halo bezeichnet. Die Höfe führten nämlich in früherer Zeit den Namen Halones, welche Bezeichnung jetzt hier und da ausschließlich nur für die großen Höfe (Halos) angewendet wird. Diese letztern umgeben den Mond oder die Sonne als Ringe von 22° und 46° Halbmesser und sind oft mit der Erscheinung von Nebenmonden und Nebensonnen, sowie mit andern horizontalen, vertikalen oder schiefliegenden Kreisen verbunden. Bei dieser Art von Höfen erscheint das Rot an ihrer innern, das Violett aber an ihrer äußern Seite, also besitzen sie dieselbe Farbenfolge wie der erste Nebenregenbogen. Man erklärt sie nicht wie die kleinern Höfe durch die Beugung, sondern aus der Brechung des Lichts an prismatischen Eisteilchen, die in der Luft schweben, was dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß sich diese Erscheinungen im Winter und in kalten Gegenden am häufigsten zeigen. Die auffallend hellsten fleckenartigen Stellen dieser großen Höfe nennt man Nebensonnen oder Nebenmonde, je nachdem jene die Sonne oder den Mond umkränzen.

Hof, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, an der Saale, welche 2 km von H. die obere und untere Regnitz aufnimmt, 473 m hoch, hügelig und freundlich gelegen, zählt (1880) 20997 meist prot. E., ist der Sitz eines Landgerichts mit Handelskammer, eines Amtsgerichts, Bezirksamts und einer Filiale der königl. Bank in Nürnberg, hat eine kath. und drei prot. Kirchen, ein Gymnasium mit Lateinschule, eine Realschule mit gewerblicher Fortbildungsschule, eine Töchterschule und vier Volksschulen, viele milde Stiftungen, darunter ein reiches Hospital, ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder und ein Waisenhaus. Unter den öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben: das Rathaus in got. Stil, die Michaeliskirche, das neue Gymnasium, das Stadtkrankenhaus, das vormalige Leichenhaus auf dem Sophienberg, die kath. Kirche und der neue Bahnhof. H. hat Spinnereien für Baumwolle und Wolle, Fabriken für Baum- und Halbwollwaren, Flachs- und Jutespinnerei, Appreturanstalten, Maschinen-, Eisen- und Blechwarenfabriken, eine Fabrik chem. Produkte, Essig-, Spiritus- und Liqueurfabriken, Dampffärbereien, Dampfschneidemühlen, Zuckerwarenfabriken, fünf große Bierbrauereien und eine Gasfabrik. Auch ist der Transithandel wichtig, der durch die Lage der Stadt als Vereinigungspunkt der Bayrischen Staatsbahn (Linie Bamberg-H.), der Fichtelgebirgsbahn, der Bahn nach Eger und der Sächsischen Staatsbahn (Linie Leipzig-H.) sehr begünstigt wird.

H. entstand um 1080. Stadt (mittellat. Curia in Rekenitz) und Bezirk waren geraume Zeit Reichsland, 1180 kamen sie an die Herzöge von Meran, 1248 an die Grafen von Orlamünde, danach stand sie unter den Vögten von Weida, die sie 1373 an die Burggrafen von Nürnberg verkauften; 1792 kam sie an Preußen, 1806 an Frankreich und 1810 an Bayern. Nachdem sie 1823 beinahe ganz durch Brand zerstört worden, gewann sie seitdem durch die fast durchgehends neuen und regelmäßig aufgeführten Gebäude ein sehr freundliches Ansehen.

Vgl. Weitershausen, «Übersicht der Stadt- und Landeshauptmannschaft H.» (Hof 1787 und 1792, neu abgedruckt 1874); Wirth, «Chronik der Stadt H.» (Hof 1844); Tillmann, «Heimatskunde des Stadt- und Landbezirks H.» (Hof 1877).

Hof, Stadt im nördl. Mähren, Bezirkshauptmannschaft Sternberg, an der von Olmütz nach Troppau führenden Straße, ist sehr alt und enthält noch in Gebäuden wie in Denksteinen Erinnerungen

Digitized by Google

an den blühenden Zustand, in welchem sie sich einst befand. H. ist Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 2925 E. deutscher Zunge und hat bedeutende Leinwandindustrie. Im J. 1642 wurde die Stadt von den Schweden gänzlich verwüstet.

Hof an der March (auch **Markt Hof**), Marktflecken in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Groß-Enzersdorf, Gerichtsbezirk Marchegg, liegt unweit rechts von der March, nahe an deren Mündung in die Donau und nahe an dem vom Prinzen Eugen von Savoyen aufgeführten Schlosse Hof (**Schloßhof**), das jetzt im Besitz der kaiserl. Familie ist und wegen seiner großartigen Anlage und kunstfertigen Durchführung die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich zieht. H. zählt (1880) 384 E., welche Feldbau treiben.

Hofacker (Ludw.), luth. Prediger, geb. 15. April 1798 zu Wildbad, studierte im Stift zu Tübingen und wirkte seit 1826 als Pfarrer zu Rielingshausen bei Marbach, wo er 18. Nov. 1828 starb. Er hebt in seinen weitverbreiteten Predigten den Gegensatz von Sünde und Gnade besonders nachdrücklich hervor und ruft in fast methodistischer Weise die Sünder zur Buße. — **Wilhelm H.**, Bruder des vorigen, ebenfalls ein hervorragender luth. Prediger, geb. 16. Febr. 1805 zu Gärtringen, studierte im tübinger Stift, ward 1830 Repetent in Tübingen, 1833 Diakonus zu Waiblingen, 1835 Diakonus zu St. Leonhard zu Stuttgart, wo er 10. Aug. 1848 starb. Seine Predigten sind formell abgeklärter, inhaltlich vielseitiger, aber zugleich lehrhafter als diejenigen seines Bruders. Vgl. A. Knapp, «Ludwig H.» (4. Aufl., Heidelb. 1872); L. Hofacker, «Wilhelm H.» (Stuttg. 1872).

Hofagent, s. unter Agent.

Hofämter, s. unter Hof.

Hofburg, auch «die Burg» genannt, heißt das kaiserl. Residenzschloß zu Wien; **Hofburgtheater** das Hof-Schauspielhaus daselbst. (S. Wien.)

Hofburgwache heißt die in Österreich 1802 errichtete Gardetruppe, welche die Sicherheit und Ordnung in der Hofburg, sowie den kaiserl. Schlössern und Gärten zu handhaben hat. Über ihre dienstliche Verwendung bestimmt der k. k. Oberst-Hofmarschall, sonst steht dieselbe unter dem Kapitän der Trabantenleibgarde; ein Stabsoffizier der H. ist Hauskommandant der Hofburg. Die H. besteht, ohne Offiziere, aus 210 Mann mit Korporalsrang, welche sich aus Mannschaften des Heeres vom Zugführer abwärts ergänzen. (Hof.

Hofchargen, soviel wie **Hofämter**, s. unter

Hofdekret, s. unter Dekret.

Hofdienste, soviel wie Fronen.

Höfe (die) heißt der nordwestlichste, an den Zürchersee und die Kantone Zürich und Zug grenzende Bezirk des schweiz. Kantons Schwyz. Im S. von den Nagelfluh- und Sandsteinletten des Hohen Rhonen (Dreiländerstein 1190 m) und des Etzel (Hochetzel 1102 m) durchzogen, welche durch das Thal der Sihl voneinander getrennt werden, nördlich gegen den See abgedacht, sind die H. ein fruchtbares, wohlangebautes Voralpengelände, reich an Alpweiden, Waldungen und Obstgärten. Der Bezirk umfaßt 34 qkm und zählt (1880) in drei Gemeinden 4764 meist kath. E., deren Haupterwerbsquellen neben Alpenwirtschaft, Feld- und Obstbau die Seiden- und die Baumwollindustrie sind. Hauptort ist **Wollerau** (1458 E.) an der Straße von Richterschwyl über die Schindelegi nach Schwyz. Durch den N. des Bezirks führt dem See nach die Linie Zürich-Glarus-Linththal der Schweizerischen Nordostbahn, durch den W. die Bergbahn Wädenschwyl-Schindelegi-Einsiedeln. Im 13. und 14. Jahrh. zur Grafschaft Rapperswyl gehörig, kamen die H. 1358 an Österreich, 1396 an Zürich und 1440 an Schwyz, bei dem sie als Unterthanenland blieben, bis sie 1798 bei dem Umsturz der alten Eidgenossenschaft dem Kanton Linth der helvetischen Republik zugeteilt wurden. Durch die Mediation 1803 kamen die H. unter Aufhebung des frühern Unterthanenverhältnisses wieder an Schwyz.

Hofeinspanier, Vorreiter bei feierlichen Aufzügen am wiener Hof. Das Wort kommt von Einspänner, d. i. ursprünglich ein berittener Söldner, welcher keinen reisigen Knaben hatte.

Hofer (Andr.), Sandwirt im Passeyrthale bei Meran, Oberkommandant von Tirol 1809, war 22. Nov. 1767 in dem Wirtshause, am Sande genannt, zu St. Leonard im Passeyrthale geboren und handelte, nachdem er die Wirtschaft selbst übernommen, mit Wein und Pferden nach Italien. Schon 1796 führte er eine tiroler Schützenkompagnie gegen die Franzosen am Gardasee; auch bei Errichtung der Landmiliz nach dem Luneviller Frieden zeigte er großen Eifer für die Wehrkraft Tirols. Auf Anordnung des Erzherzogs Johann entwarf 1809 Hormayr (s. d.) den Plan zur Wiedereroberung des Landes, den H.s Vertraute in Tirol mündlich bekannt machten. Der Aufstand gelang, und in drei Tagen (vom 11. bis zum 13. April) war fast das ganze Land genommen und Innsbruck besetzt. Dann erschien H. auf dem Brenner und lieferte beim Berge Isel 25. und 29. Mai 1809 den Bayern zwei Treffen, durch welche diese zur Raumung Tirols genötigt wurden. Bald darauf wurde auch der in Trient belagerte Graf von Leiningen von österr. Truppen und den Tirolern unter H. befreit. Schon war H. im Begriff, sich mit einer Schar an die Truppen anzuschließen, welche Klagenfurt wegnehmen und dadurch die Verbindung Tirols mit den innern Provinzen des Kaiserstaats herstellen sollten, als nach der Schlacht bei Wagram der Waffenstillstand von Znaim (12. Juli) eintrat, kraft dessen Tirol und Vorarlberg von den Österreichern geräumt werden mußten. Hierüber entstand unter dem verlassenen Volke anfänglich Entmutigung, während General Lefèbvre 40000 Mann Franzosen, Bayern und Sachsen von verschiedenen Seiten in Tirol einrücken ließ. H. hatte sich anfangs in eine Höhle des Passeyrthals verborgen.

Als aber Speckbacher, der Kapuziner Joachim Haspinger und Pet. Mayer an der Spitze des bewaffneten Volks die Verteidigung Tirols wieder aufnahmen und namentlich vom 3. bis 9. Aug. dem Feinde mehrere Niederlagen beibrachten, trat auch H. aus seiner Höhle hervor, und zwar jetzt als oberster Anführer des für seinen alten Herrn und für sein altes Recht aufgestandenen Tirol. Die Schlacht vom 13. Aug., wiederum am Berge Isel, vertrieb Lefèbvre aus Tirol. H. führte nun die Militär- und Civilverwaltung bis zum Frieden von Wien (14. Okt.). Als hierauf Erzherzog Johann die Tiroler zur Unterwerfung aufforderte und von allen Seiten feindliche Truppen in die Thäler einrückten, erklärte H. im November dem Vizekönig Eugen und dem bayr. Oberbefehlshaber seine Unterwerfung, begann jedoch auf falsche Nachrichten von Siegen und dem Einmarsche des

Digitized by Google

Erzherzogs Johann hin die Feindseligkeiten aufs neue. Trotz mehrerer günstiger Gefechte mußte H.s Schar bald der Übermacht unterliegen. Gern hätte man ihn gerettet, aber die Liebe zur Heimat erlaubte ihm nicht, die Vorschläge zur Flucht nach Österreich anzunehmen. Zwei Monate lang hielt er sich unter Schnee und Eis in einer Alpenhütte im Passeyr verborgen, bis der Priester Donay, ehedem H.s Vertrauter, dem General Baraguay d'Hilliers den Namen dessen verriet, welcher H. in seinem Versteck mit Nahrung versah. Teils durch Versprechungen, teils durch Bedrohung mit dem Tode wurde dieser zum Geständnis gebracht und 20. Jan. 1810 H. nebst seiner Familie gefangen. Unter starker Bedeckung brachte man ihn nach Mantua, wo er 20. Febr. 1810 standrechtlich erschossen wurde. Er ging mutig dem Tode entgegen, duldete nicht, daß man ihm die Augen verband, und kommandierte selbst «Feuer». Für den Verlust des Vermögens wurde die Familie H. 1819 vom Kaiser entschädigt; auch wurde des bereits 1809 geadelten H. Adelsdiplom 26. Jan. 1818 zu Wien ausgefertigt. H.s Leiche wurde in der Nacht vom 8. zum 9. Jan. 1823 auf dem Friedhofe zu Mantua ausgegraben und 23. Febr. 1823 in der Hofkirche (Franziskanerkirche) zu Innsbruck neben dem Grabmale Kaiser Maximilians I. beigesetzt. Kaiser Franz ließ durch den Professor Schaller in Wien H.s Statue in Marmor fertigen, welche 1834 über dessen Grabe aufgestellt wurde.

Vgl. «Tirol und die Tiroler» (2 Bde., Lpz. 1845); Becker, «Andreas H. und der Freiheitskampf in Tirol» (3 Bdchn., Lpz. 1841—42), sowie die Biographien von Weber (Innsbr. 1852), Rapp (Innsbr. 1852) und Weidinger (3. Aufl., Lpz. 1861); Heigel, «Andreas H.» (Münch. 1874). Immermann hat in seinem «Trauerspiel in Tirol» (1828) das Schicksal H.s dramatisch behandelt.

Hofer (Andreas, Edler von), österr. Abgeordneter, Enkel des vorigen, geb. 27. Sept. 1833 zu Fischamend, studierte die Rechte und wurde 1871 Notar in Amstetten. Seit 1870 war er Vertreter des tiroler Großgrundbesitzes im Landtag in Innsbruck, seit 1877 auch im Abgeordnetenhaus des Reichsrats; er gehörte zur Verfassungspartei. H. starb 25. Juni 1881.

Hofer (Ludw.), Bildhauer, geb. in Ludwigsburg 1801, fand zuerst in Stuttgart Anleitung, wurde aber schon 1819 in München bei der Ausschmückung des Glyptothekbaues beschäftigt. Indessen wurde erst Rom seine wahre Schule, wo er zuerst in Thorwaldsens Atelier trat, dann aber während eines 15jährigen Verweilens selbständig arbeitete. Eine solche Frucht des Studiums in Italien war seine Psyche, welche 1838 nach seiner Heimkehr vom König von Württemberg erworben wurde. Durch die Gönnerschaft desselben Fürsten gelangte der rasch sich vervollkommnende Künstler zu bedeutenden Aufträgen und hatte Gelegenheit, noch mehrmals Italien zu betreten, insbesondere als die großen Unternehmungen für die Ausschmückung des Hofgartens in Stuttgart in Gang kamen. Die Pferdebändiger, drei Marmorgruppen, sowie zahlreiche Kopien klassischer Antiken wurden damals von H. vollendet, ferner für das königl. Schloß Rosenstein der zürnende Amor. In all diesen Meißelwerken bekundete der Künstler große technische Fähigkeiten und einen an den Meisterwerke der Antike geschulten Stil. Spätere Arbeiten fii seit den fünfziger Jahren entstanden, die Concordia auf dem Monument, welches zur Erinnerung an das Regierungsjubiläum des Königs Wilhelm in Stuttgart errichtet wurde, das Reiterdenkmal Eberhards im Bart im Schloßhofe daselbst, sowie eine Gruppe, den Raub des Hylas darstellend.

Höfer (Albert), Sprachforscher, geb. 2. Okt. 1812 in Greifswald, studierte hier, in Göttingen und Berlin Philologie und habilitierte sich 1838 in Berlin. Er wurde 1840 außerord. Professor in Greifswald, ging 1841 mit Unterstützung der Regierung nach London, Oxford und Paris, wo er viele Handschriften, namentlich indische, erwarb, und wurde 1847 ord. Professor in Greifswald. Er las hauptsächlich über Sanskrit, vergleichende Grammatik und deutsche Philologie. H. starb 9. Jan. 1883 in Greifswald. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Beiträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik der Hauptsprachen des indogerman. Stammes» (Berl. 1839), «Vom Infinitiv als Probe der Sanskritsyntax» (Berl. 1840), «Ind. Gedichte in deutschen Nachbildungen» (2 Bde., Lpz. 1844), «Denkmäler niederdeutscher Sprache und Litteratur» (2 Bde., Greifsw. 1850—51), «Altvile im Sachsenspiegel» (Halle 1870).

Hoefer (Edmund), namhafter Novellist und Romanschriftsteller, geb. 15. Okt. 1819 in Greifswald, wo sein Vater Senator und Direktor des Stadtgerichts war, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann auf der dortigen Universität philol. und histor. Studien, die er zu Heidelberg und Berlin fortsetzte. Durch häusliche Verhältnisse an der weitern Verfolgung der eingeschlagenen Laufbahn behindert, kehrte er 1842 nach Greifswald zurück. Seine ersten Erzählungen erschienen seit 1845 im «Morgenblatt». Eine Sammlung derselben veröffentlichte er unter dem Titel «Aus dem Volke» (Stuttg. 1852), welcher «Gedichte» (Berl. 1852; 2. Aufl. 1853) und «Aus alter und neuer Zeit» (Stuttg. 1854) folgten. H. siedelte 1854 nach Stuttgart über, wo er mit Hackländer bis 1867 die «Hausblätter» herausgab und seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Er veröffentlichte hier eine lange Reihe von Novellen und Erzählungen, wie «Norien» (2 Bde., Stuttg. 1858), «Auf deutscher Erde» (2 Tle., Stuttg. 1860), «Aus der weiten Welt» (2 Bde., Stuttg. 1861), «Ein Findling» (4 Bde., Schwer. 1868), «Der große Baron» (2 Tle., Prag 1861), «Altermann Ryke» (4 Bde., Berl. 1864), «Der verlorene Sohn» (2. Aufl., Stuttg. 1871), «Land- und Seenovellen» (2 Bde., Bresl. 1871), «Stille Geschichten» (3 Bde., Jena 1872), «Erzählungen aus der Heimat» (2 Bde., Jena 1874), «Der Demagoge» (3 Bde., Jena 1872), «Die Bettelprinzeß» (Brem. 1876), «Allerhand Geister» (Stuttg. 1876), «Von ihr und mir» (Stuttg. 1876), «Der Junker» (3 Bde., Stuttg. 1878), «Dunkle Fenster» (Stuttg. 1878), die Dialektdichtung «Pap Kuhn» (1878) u. s. w. Einige seiner größern Erzählungen, wie «Die Honoratiorentochter» (Stuttg. 1861) und «Unter der Fremdherrschaft» (3 Bde., Stuttg. 1862), waren vorher im Feuilleton der «Kölnischen Zeitung» erschienen. Eine treffliche Sammlung der apologischen Sprichwörter veröffentlichte er unter dem Titel «Wie das Volk spricht» (Stuttg. 1855; 8. Aufl. 1876); auch gab er eine «Deutsche Literatur- [illegible] für Frauen und Jungfrauen» (Stuttg. [illegible] Goethe und Charlotte von Stein» [illegible]raus. Die Helden seiner Novellen

Digitized by Google

sind meist kräftige und markige norddeutsche Gestalten, zu welchen die Giebelhäuser alter Hansestädte, die Fischerdörfer an der stillen Ostseeküste, die weiten Forsten mit dem blauen Meer in der Ferne die Staffage bilden. Alle seine Charaktere sind dem Leben entnommen. Dabei zeigen besonders seine frühern Arbeiten auch Abgeschlossenheit, Rundung und Harmonie der künstlerischen Form, während er sich in seinen spätern umfangreichern Erzählungen in einer breitern Darstellungsweise ergeht. H. selbst hat eine Sammlung seiner frühern «Erzählenden Schriften» (12 Bde., Stuttg. 1865) veranstaltet. «Ausgewählte Schriften» von ihm erschienen in 14 Bänden (Jena 1882—83). H. starb 23. Mai 1882 in Cannstatt.

Höfewesen. Die Besorgnis, daß der mittlere und kleinere Bauernstand sich mehr und mehr in ein besitzloses Proletariat auflösen könnte, hat in Preußen in der neuesten Zeit zu gesetzgeberischen Maßregeln geführt, durch welche die Zusammenhaltung der Hofgüter befördert werden soll, indem einerseits die Vermeidung der naturalen Erbteilung derselben erleichtert und andererseits die Verschuldung des das ganze Gut übernehmenden Erben vermindert wird. Es kann dies natürlich nur dadurch geschehen, daß ein Anerbe eingesetzt und dieser in irgend einer Weise bevorzugt wird. Das erste Gesetz dieser Art wurde 2. Juni 1874 für Hannover erlassen und sollte zunächst nur das bereits bestehende bäuerliche Anerbenrecht auf festere und zweckmäßigere Formen bringen. Durch zwei folgende Gesetze (von 1880 und 1884) wurde seine Wirksamkeit auf alle mit einem Wohnhause versehenen landwirtschaftlichen Besitzungen und auch auf die Rittergüter ausgedehnt. Hiernach kann jeder Eigentümer eines Gutes dasselbe in die sog. Höferolle eintragen lassen. Dadurch wird ein besonderes Intestaterbrecht für das Gut geschaffen, vermöge dessen der älteste Sohn oder in Ermangelung von Söhnen die älteste Tochter begünstigt wird, indem das Gut für den Anerben nur mit dem Zwanzigfachen des (niedrig geschätzten) Reinertrags in Anrechnung gebracht und ihm ein Präcipuum von einem Drittel des (event. um die auf dem Gute ruhende Schuldenlast verminderten) Hofwertes zugestanden wird. Die Eintragung des Guts in die Höferolle kann jederzeit auf Antrag des Eigentümers wieder gelöscht werden. Ebenso kann derselbe jederzeit durch Testament oder anderweitige Urkunde die erwähnte Begünstigung des Anerben aufheben oder durch eine andere ersetzen.

Ein ähnliches Gesetz ist die am 30. April 1882 erlassene «Landgüterordnung» für die Provinz Westfalen und einige benachbarte rheinpreuß. Kreise. Es war hier bereits durch ein Gesetz vom 4. Juni 1856 für die Pflichtteilsberechnung eine besondere niedrige Taxirung der Landgüter festgesetzt worden, welche es möglich machte, durch Testament einen Erben bedeutend zu bevorzugen. Das neue Gesetz gewährt das Mittel, eine solche Bevorzugung auch durch die Eintragung des Guts in die «Landgüterrolle» zu schaffen, jedoch erhält der Anerbe nicht, wie in Hannover, ein Präcipuum, sondern nur das Recht, das Gut zum 20fachen Betrag des Grundsteuerreinertrags (ohne besondere Berechnung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude und des Gutsinventars) zu übernehmen, während der Verkehrswert der Güter oft das Vierzig- oder Sechzigfache jenes Reinertrags erreicht. Übrigens kann auch hier jederzeit die Löschung des Guts oder eine anderweitige Verfügung seitens des Eigentümers erfolgen. Das Gesetz gilt für alle mit einem Wohnhause versehenen landwirtschaftlichen Besitzungen, welche nach dem Grundkataster einen Reinertrag von wenigstens 75 Mark ergeben. Ähnliche Gesetze sind für Lauenburg und Brandenburg erlassen worden. Voraussichtlich werden diese Gesetze indes nur dort eine praktische Bedeutung erlangen, wo die Bevorzugung eines Anerben dem Herkommen und den Rechtsanschauungen der bäuerlichen Bevölkerung entspricht. (S. Bauer, Grundeigentum.)

Hoff (Karl), Genremaler, geb. 8. Sept. 1838 in Mannheim, erhielt seine künstlerische Bildung an der Akademie in Karlsruhe unter Schirmer, dann in Düsseldorf unter Vautier. Auf der Ausstellung zu Berlin 1872 und auf der wiener Weltausstellung wurden seine Werke mit Medaillen ausgezeichnet. Die Gemälde des Künstlers finden sich in den bedeutendsten Galerien und vielfach im Privatbesitz, sodaß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil bekannt ist. Zu den besten gehören der Winkeladvokat (1864 im pariser Salon), die Heimkehr (1868, in Philadelphia), die Taufe nach dem Tode des Vaters (1875, in der berliner Nationalgalerie), der liebe Onkel (wiener Weltausstellung 1873), Tartüffe und Elmire, Cœur a tout, das Verhör der Zigeuner, Sub rosa, auf der Flucht. Auch im Landschaftsfache hat H. Erfolge aufzuweisen.

Hoff (Karl Ernst Adolf von), geolog. Schriftsteller, geb. 1. Nov. 1771 zu Gotha, besuchte das dasige Gymnasium und studierte von 1788 bis 1791 zu Jena und Göttingen die Rechte. Lichtenbergs und Blumenbachs Vorträge nährten in ihm die Vorliebe für Naturkunde. Nach seiner Rückkehr nach Gotha wurde er bei der Geh. Kanzlei und bei dem Hausarchiv angestellt, 1813 Geh. Assistenzrat des gothaischen Ministeriums, 1817 Kommissar des gothaischen Hofs für die Angelegenheiten der Universität Jena. Als nach dem Aussterben des Hauses Sachsen-Gotha das gothaische Land dem Herzog von Sachsen-Coburg zufiel, ernannte ihn dieser zum Mitglied seines Ministeriums und übertrug ihm die Kuratel der Sternwarte Seeberg. Zu Ende des J. 1828 erhielt er die gesuchte Entlassung aus dem Ministerium. Doch bei der darauf erfolgten neuen Organisation der gothaischen Landesbehörden wurde er zum Direktor des Oberkonsistoriums in Gotha ernannt, auch ihm 1832 die Direktion der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen übertragen. Er starb 24. Mai 1837. Seine vorzüglichsten Schriften sind: «Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche» (5 Bde., Gotha 1822—41) und «Die Höhenmessungen in und um Thüringen» (Gotha 1833). Von 1801 bis 1816 gab er den «Gothaischen Hofkalender» heraus. Aus seinem Nachlaß erschien «Deutschland nach seiner natürlichen Beschaffenheit und seinen frühern und jetzigen polit. Verhältnissen» (Gotha 1838).

Hoff (Konrad), Architekturmaler, geb. 19. Nov. 1816 zu Schwerin, erlernte die Stubenmalerei und bildete sich kurze Zeit an der Dresdener Akademie. Er war dann als Stuben- und Theatermaler in mehrern Städten Deutschlands und Polens thätig, bis er sich in München niederließ, wo er 19. Febr. 1883 starb. Seine Bilder stellen meist Rokokobauten dar. Hervorzuheben sind: Rokokozimmer (1860), Inneres der münchener Frauenkirche (1860),

Digitized by Google

Treppenhaus im Schloß zu Schleißheim (1862), Inneres eines alten Schlosses in Neuburg, Schlafzimmer Kaiser Karls VII. in Schleißheim (1867) und viele Bilder aus oberital. Städten.

Hoffähigkeit, s. unter Hof.

Hoffenthal oder Hopedal, Kolonie an der Nordostküste von Labrador, etwas nördlich vom 55.° nördl. Br., etwa 1200 km im NO. von Quebec, am äußersten Ende einer langen, felsigen Halbinsel, zählt 285 Bewohner und ist eine Missionsstation der Mährischen Brüder.

Hoffm., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoffmann (Heinrich Karl Hermann) und für Hoffmann (Franz Georg).

Hoffman (Charles Fenno), amerik. Schriftsteller und Dichter, geb. 1806 in der Stadt Neuyork, studierte auf dem dortigen Columbia College, praktizierte von 1826 an drei Jahre als Advokat und wandte sich dann ausschließlich der Litteratur zu. Zunächst redigierte er in Gemeinschaft mit Charles King den «New-York American» und übernahm dann die Herausgabe des «Knickerbocker Magazine», welches jahrelang die bedeutendste amerik. Monatsschrift war. Seine einzige Novelle «Greyslaer» (erschienen 1840) ist unbedeutend und seine Gedichte («The vigil of faith and other poems», 1844 u. 1874) sind mittelmäßig. Im J. 1850 geisteskrank geworden, lebte er seitdem in einem Irrenhaus.

Hoffmann (Alexander Friedr. Franz), bekannter Volks- und Jugendschriftsteller, geb. 21. Febr. 1814 zu Bernburg, besuchte das dortige Gymnasium, widmete sich dann dem Buchhandel, entsagte aber 1839 dem Geschäftsleben und hörte in Halle philos. und naturwissenschaftliche Vorlesungen. Nachdem er einige Jahre in Dessau gelebt, siedelte er 1855 nach Dresden über, wo er 11. Juli 1882 starb. Seine litterarische Thätigkeit begann er mit einer Bearbeitung der Märchen der «Tausendundeine Nacht» für die Jugend (5. Aufl., Stuttg. 1871), die ebenso wie einige Originalerzählungen sehr günstig aufgenommen wurden, sodaß er fortan seine schriftstellerische Thätigkeit ganz der Jugend- und Volksschriftenlitteratur widmete. H. hat seit 1840 weit über hundert verschiedene Erzählungen, Märchen u. s. w. veröffentlicht, die fast alle vielfache Auflagen erlebten und mehrfach übersetzt wurden. Auch gab er seit 1846 den «Deutschen Jugendfreund», eins der besten Blätter seiner Art, heraus.

Hoffmann (Andr. Gottl.), namhafter Theolog und Orientalist, geb. 13. April 1796 zu Welbsleben in der Grafschaft Mansfeld, nahm 1813 als freiwilliger Jäger an den Freiheitskriegen teil, studierte in Halle und ging 1822 als außerord. Professor nach Jena, wo er 1826 ord. Professor, 1828 Kirchenrat und 1843 Geh. Kirchenrat wurde. Er starb daselbst 16. März 1864. Sein Hauptwerk ist die «Grammatica Syriaca» (Halle 1827). Außerdem sind zu erwähnen: «Commentarius philologico-criticus in Mosis benedictionem» (8 Programme, Halle, dann Jena 1822 fg.), die Umarbeitung von Warnekros' «Entwurf der hebr. Altertümer» (Weim. 1832) und «Die Apokalyptiker der ältern Zeit unter Juden und Christen» (Bd. 1, Abtl. 1 u. 2, Jena 1833—38), das Buch Henoch enthaltend. Während 1827—51 war H.s Thätigkeit meist der Redaction der Ersch und Gruberschen «Allgemeinen Encyklopädie» gewidmet, deren zweite Sektion er anfangs gemeinschaftlich mit Hassel und vom 8. bis zum 28. Bande allein fortführte.

Hoffmann (Aug. Heinr.), gewöhnlich Hoffmann von Fallersleben genannt, deutscher Dichter, sowie verdienter Sprachforscher und Litterarhistoriker, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen, bezog, zu Helmstedt und Braunschweig vorgebildet, 1816 die Universität Göttingen, die er 1819 mit Bonn vertauschte. Anfänglich widmete er sich der Theologie, gab dieselbe aber bald auf und beschäftigte sich dann ausschließlich mit germanistischen und litterarhistor. Studien. Nachdem er von Bonn aus die Rheinlande und Holland zur Erforschung der Volksdichtung durchreist und eine Zeit lang in Berlin gelebt, wurde er 1823 Custos an der Universitätsbibliothek in Breslau, welches Amt er 1839 niederlegte, 1830 außerord., 1835 ord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der dortigen Universität. Infolge seiner «Unpolit. Lieder» wurde seine Absetzung 20. Dez. 1842 vom König auf Grund der Karlsbader Beschlüsse bestätigt. Während der nächsten Jahre führte H. ein wechselvolles Wanderleben durch ganz Deutschland, die Schweiz und Italien. Im J. 1845 erwarb er sich in Mecklenburg das Heimatsrecht. Seit 1848 in Preußen rehabilitiert, bezog er von da an das gesetzliche Wartegeld als Pension. Nachdem er sich 1849 verheiratet, lebte er am Rhein, zuerst in Bingerbrück, seit 1851 in Neuwied, bis er 1854 einer Einladung nach Weimar folgte, wo er mit Schade das «Weimarische Jahrbuch» (Hannov. 1854—57) herausgab. Seit 1860 Bibliothekar des Herzogs von Ratibor, lebte er auf Schloß Korvei an der Weser, wo er in der Nacht vom 19. auf den 20. Jan. 1874 starb. In seinem Geburtsort wurde ihm 23. Nov. 1883 ein Denkmal (Obelisk) errichtet.

H.s litterarische Thätigkeit ist teils wissenschaftlicher, teils dichterischer Art. Durch die erste gehört er zu den verdientesten Forschern auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Litteratur, deren Kenntnis er ebenso sehr durch glückliche Funde wie durch gründliche Arbeiten gefördert hat. Unter seinen Leistungen auf dem Gebiete der altdeutschen Litteratur sind besonders hervorzuheben zunächst die Sammelwerke «Horae Belgicae» (Bd. 1—12, Lpz. u. Berl. 1830—62), «Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur» (2 Bde., Berl. 1830—37), «Altdeutsche Blätter» (mit Haupt, 2 Bde., Lpz. 1835—40), denen sich später die «Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte» (2 Bde., Lpz. 1845) und die «Findlinge» (2 Tle., Lpz. 1859—60) anschlossen. Von ganz besonderm Werte sind H.s «Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther» (Bresl. 1832; 3. Aufl., Hannov. 1861), «Unsere volkstümlichen Lieder» (3. Aufl., Lpz. 1869), «Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrh.» (2. Aufl., 2 Tle., Lpz. 1860), «Lieder der Landsknechte unter Frundsberg» (Hannov. 1868) und «Die deutsche Philologie im Grundriß» (Bresl. 1836). Unter den Ausgaben älterer deutscher Schriftwerke sind namentlich «Reineke Vos» (Berl. 1834; 2. Aufl. 1852), die «Monumenta Elnonensia» (Gent 1837) und «Theophilus» (2 Bde., Hannov. 1853—54) von Bedeutung. Viele seiner Arbeiten verdanken ihren Ursprung seiner Vorliebe für die deutsche Volkspoesie, wie außer einigen der bereits genannten auch die «Schles. Volkslieder mit Melodien» (Lpz. 1842) und die «Niederländ. Volkslieder» (2. Aufl., Hannov. 1856). H.s eigene Dichtungen schließen sich aufs engste an das Volkslied

Digitized by Google

und zeichnen sich aus durch echte Einfalt, Lieblichkeit und Innigkeit. Viele seiner Lieder sind im Volksmunde heimisch geworden. Erwähnenswert ist es auch, daß H., obgleich nicht musikalisch gebildet, doch zu seinen Liedern selbst anmutige Gesangweisen angibt. Außer den «Gedichten» (8. Aufl., Berl. 1874; Auswahl von Frauenhand, Hannov. 1862) sind insbesondere folgende Sammlungen hervorzuheben: «Alamann. Lieder» (5. Aufl., Mannh. 1843), «Rheinleben» (Neuwied 1865), «Soldatenlieder» (Mainz 1851), «Soldatenleben» (Berl. 1852), «Fünfzig Kinderlieder», «Fünfzig neue Kinderlieder» (Mannh. 1845), «Alte und neue Kinderlieder» (4 Hefte, Berl. 1873) u. s. w. Eine vollständige Ausgabe der «Kinderlieder» erschien 1877 (Berl.). In anderer Richtung, aber auch schon durch ihre Melodien volkstümlich, bewegten sich die «Unpolit. Lieder» (2 Bde., Hamb. 1840—41), welche, noch vor Herwegh, das größte Aufsehen erregten. Ihnen schließen sich an: «Deutsche Lieder aus der Schweiz» (Zür. 1843; 4. Aufl., Altona 1862) und «Streiflichter» (Berl. 1872). Eine eingehende Selbstbiographie veröffentlichte H. unter dem Titel: «Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen» (6 Bde., Hannov. 1868—70). Nach seinem Tode wurden von Wolf «Briefe von H. von Fallersleben und Moritz Haupt an Ferdinand Wolf» (Wien 1874) herausgegeben. Vgl. Wagner, «H. von Fallersleben 1818—68» (Wien 1869); Gottschall, «Porträts und Studien» (Bd. 5, Lpz. 1876).

Hoffmann (Christoph Ludw.), berühmter mediz. Schriftsteller, geb. 1721 zu Rheda in Westfalen, studierte in Jena Medizin, wo er 1746 promovierte, und erhielt nachher die Stelle eines Professors der Medizin und Philologie in Burgsteinfurt. Später wurde er kurkölnischer und bischöfl. münsterscher Hofrat und Leibarzt und übernahm zugleich das Direktorat des mediz. Kollegiums zu Münster. Im J. 1787 kam er als kurmainzischer Geheimrat und Direktor des mediz. Kollegiums nach Mainz; dann lebte er mit dem Kurfürsten in Aschaffenburg und starb 28. Juli 1807 zu Eltville im Rheingau.

H. hat sich sowohl durch seine Schriften als auch durch Aufstellung eines Systems einen ruhmvollen Namen erworben. Das letztere sollte eine Vereinigung der Humoral- mit der Solidartheorie sein. Den Grund der Krankheit suchte er in sauerer oder fauliger Verderbnis der Säfte, welche die auf verschiedene Art reizbaren festen Teile regelwidrig affiziere, und deshalb habe die Heilkunde vorzüglich nach Reinigung der Säfte zu streben, welche teils durch die natürlichen Absonderungen, teils durch künstliche Ausleerungen bewerkstelligt werde. Diese Lehre setzte er vorzüglich in seiner Schrift «Von der Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Teile» (Münst. 1779; 2. Aufl., Mainz 1792) auseinander. Von seinen übrigen Werken sind noch zu erwähnen: «Abhandlungen von den Pocken» (2 Bde., Münst. 1770—89), «Über den Scharbock, die Lustseuche und die Ruhr» (Münst. 1782), «Der Magnetist» (Frankf. u. Mainz 1787), gegen die magnetisierenden Betrüger geschrieben. Seine kleinern Werke gab Chavet als «Opuscula latina medici argumenti» (Münst. 1789) und «Vermischte mediz. Schriften» (4 Bde., Münst. 1790—95) heraus.

Hoffmann (Clementine), geborene Tanska, die bedeutendste unter den poln. Schriftstellerinnen neuerer Zeit, geb. 23. Nov. 1798 zu Warschau, wurde schon durch ihre erste Schrift: «Pamiątka po dobréj matce» («Andenken der guten Mutter»), zur beliebten Schriftstellerin. Im J. 1824 gründete sie und redigierte mehrere Jahre hindurch eine vortreffliche Zeitschrift für Kinder und schrieb gleichzeitig Kindererzählungen («Powieści dla dzieci»). Die Regierung übergab ihr zunächst das Ephorat von vier Mädchenschulen, ernannte sie hierauf zur ersten Lehrerin in dem Erzieherinnen-Institut und zuletzt zur Oberaufseherin sämtlicher Mädchenschulen in Warschau. Nach dem Revolutionskampfe (1831) folgte sie ihrem Gatten, mit dem sie seit 1829 vermählt, ins Ausland und nahm ihren Aufenthalt in Paris. In diese Zeit fallen ihre größern Schriften, Romane, Erzählungen, Unterrichtsbücher für Mädchen. Sie starb 15. Sept. 1845 in Passy und wurde auf dem Kirchhofe Père-Lachaise in Paris beerdigt, wo ihre Landsleute ihr ein Grabmal setzten. Ihre nachgelassenen Werke (9 Bde., Berl. 1848) enthalten «Memoiren» (3 Bde.), dann «Über die Pflichten der Frauen» (3 Bde.) und «Vermischte Schriften».

Ihr Gatte, Karl Boromeus Alexander H., geb. 24. März 1798 in Masovien, studierte die Rechte, widmete sich hauptsächlich litterarischer Thätigkeit und gründete 1825 die «Poln. Themis», eine juriſt. Zeitschrift. Auch gab er 1827 eine Übersetzung der Werke Franklins heraus. Im J. 1828 erhielt er die Stelle eines Rats bei der Polnischen Bank. Unmittelbar nach Ausbruch der Revolution gab er die in mehrere Sprachen übersetzte Schrift «Die große Woche der Polen» heraus. Sodann wurde er einer der Direktoren der Warschauer Bank. Nach der Erstürmung von Warschau wandte er sich nach Dresden, von da 1832 nach Paris, wo er in der Emigration zur Partei des Fürsten Czartoryski gehörte. Seit 1848 lebte er wieder in Dresden, ließ sich dann in Galizien nieder und starb 6. Juli 1875 in Blasewitz bei Dresden. H.s Hauptwerk ist: «Historya reform politycznych w dawnéj Polsce» (Pos. 1869); außerdem sind hervorzuheben: «Coup d'œil sur l'état politique de Pologne sous la domination russe» (Par. 1832), «Cztery powstania» (Par. 1837) und «Vademekum polskie» (Par. 1839).

Hoffmann (Ernst Theod. Amadeus, eigentlich Wilh.), einer der originellsten deutschen Novellisten und Romandichter, geb. 24. Jan. 1776 zu Königsberg in Preußen, studierte daselbst die Rechte und arbeitete dann bei der Oberamtsregierung in Großglogau und dem Kammergericht in Berlin. Im J. 1800 wurde er Assessor bei der Regierung in Posen, sodann wegen einiger von ihm gefertigter Karikaturen, die der General Zastrow und andere Hochgestellte auf sich bezogen, 1802 als Rat nach Plock und 1804 in gleicher Eigenschaft nach Warschau versetzt, wo der Einmarsch der Franzosen 1806 seine Laufbahn endete. Ohne Aussichten und Vermögen, benutzte er seine musikalischen Kenntnisse als Erwerbszweig und folgte 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden nach Bamberg als Musikdirektor bei dem dort neuerrichteten Theater. Als dieses bald nachher geschlossen wurde, beschäftigte er sich mit Musikunterricht und arbeitete für die leipziger «Allgemeine musikalische Zeitung», ging 1813 als Musikdirektor bei der Jos. Secondaschen Schauspielergesellschaft nach Dresden und leitete bis 1814 das Orchester dieser abwechselnd dort und in Leipzig spielenden Gesellschaft. Im J. 1816 wurde er wieder als Rat bei dem königl. Kammergericht in Berlin angestellt, wo er 25. Juni 1822 starb.

Digitized by Google

In Posen brachte er das Goethesche Singspiel «Scherz, List und Rache» aufs Theater, in Warschau «Die lustigen Musikanten» von Brentano, die Opern «Der Kanonikus von Mailand» und «Schärpe und Blume», wozu er selbst den Text dichtete. Auch setzte er die Musik zu Werners «Kreuz an der Ostsee» und komponierte später für das berliner Theater Fouqués zur Oper umgestaltete «Undine». Die Aufforderung, seine in der «Musikalischen Zeitung» erschienenen Aufsätze zu sammeln, veranlaßte ihn zu der Herausgabe der «Phantasiestücke in Callots Manier» (4 Bde., Bamb. 1814—15; 3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1825). Danach gab man ihm die unterscheidende Bezeichnung: Callot-H. Diesen schließen sich an: «Elixire des Teufels» (Berl. 1815—16), «Nachtstücke» (2 Bde., Berl. 1817) und «Die Serapionsbrüder» (4 Bde., Berl. 1819—21, nebst einem Supplementband, 1825, der H.s letzte Erzählungen enthält); ferner: «Klein Zaches, genannt Zinnober» (2. Aufl., Berl. 1824), «Prinzessin Brambilla, ein Capriccio nach Jakob Callot», «Meister Floh, ein Märchen in sieben Abenteuern zweier Freunde» (Frankf. 1822), «Lebensansichten des Kater Murr, nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeister Johannes Kreisler, in zufälligen Makulaturblättern» (2 Bde., Berl. 1820—22), «Der Doppeltgänger» (Brünn 1822) und einige kleinere Erzählungen. H. besaß einen scharfen Verstand, der an den Erscheinungen sehr bald die schwachen und lächerlichen Seiten erkannte. Doch zeigte er sich zugleich voll phantastischer Anschauungen und Dämonenglaubens, geneigt zu schneidender Skepsis, beißender Ironie und bizarrem Humor, in lyrischem Gefühl schwelgend, den Gegenstand seiner Liebe mit Enthusiasmus erfassend und excentrisch in seiner Begeisterung, Epikureer bis zur Weichlichkeit und Stoiker bis zur Starrheit. In seinen humoristischen Sprüngen erinnert er an Jean Paul, den er an novellistischer Erfindungsgabe übertrifft, aber an Umfang und Tiefe des Humors, an Mannigfaltigkeit der Anschauungen, an Gewalt der Sprache keineswegs erreicht. Auch in seinem Hange zu sentimentalen und enthusiastischen Ausbrüchen gleicht er Jean Paul; nur erscheinen diese bei letzterm als natürliche Geburten eines reinen, naiven und gesunden Gemüts, bei H. häufig als die erkünstelten und geschraubten Erzeugnisse eines halb krankhaften Raffinements. Am besten gelungen sind ihm eine Anzahl kleiner Novellen, Meisterstücke in engem Rahmen, die, wie «Meister Martin und seine Gesellen», «Das Majorat», «Fräulein Scudéry», «Doge und Dogaresse» u. s. w., sich von der gespenstischen Maschinerie frei erhalten. Auch als geschickter Karikaturenzeichner zeichnete sich H. aus, und mehrere der am populärsten gewordenen Karikaturen auf Napoleon rühren von ihm her. Eine Sammlung seiner «Ausgewählten Schriften» erschien zu Berlin (10 Bde., 1827); seine Witwe, Micheline, geborene Rorer, fügte denselben fünf Bände Supplemente (neue Aufl., Stuttg. 1839) bei. «Ausgewählte Werke» H.s gab auch Kurz (2 Bde., Hildburgh. 1870) heraus. Eine Gesamtausgabe erschien 1856—57 (12 Bde.) zu Berlin, ferner mit Federzeichnungen von Hosemann in 12 Bänden (Berl. 1871—73), eine andere mit Biographie H.s von R. Borberger (6 Bde., Berl. 1873). Eine treffliche Biographie H.s lieferte sein Freund J. E. Hitzig in dem Werke «Aus H.s Leben und Nachlaß» (2 Bde., Berl. 1823; 3. Aufl. 1839). Funck (pseudonym für F. Kurz) gab Erinnerungen an H. in der Schrift «Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm H. und Fr. Gottlob Wetzel» (Lpz. 1836) heraus. Im Auslande, namentlich in Frankreich, ist H. vielfach übersetzt und nachgeahmt worden.

Hoffmann (Franz), theistischer Philosoph, geb. zu Aschaffenburg 19. Jan. 1804, studierte, nach Absolvierung des Lyceums zu Aschaffenburg, in München 1826—27 Jurisprudenz, dann bis 1832 Philosophie, auch Theologie und Naturwissenschaft, besonders unter Baader, Schelling, Görres, Schubert, Oken und Ast, und wurde 1834 Professor der Philosophie am Lyceum zu Amberg, aber schon 1835 ord. Professor der Philosophie in Würzburg, wo er 22. Okt. 1881 starb.

Von seinen Schriften sind zu nennen: «Vorhalle zur spekulativen Lehre F. Baaders» (Aschaffenb. 1836), dann die Sammlung von Baaders «Kleinen Schriften» (Würzb. 1848; 2. Aufl., Lpz. 1850) und im Verein mit einigen andern die Herausgabe von «Baaders sämtlichen Werken» (16 Bde., Lpz. 1851—60), mit Biographie und Einleitungen von H., welche auch in besonderm Abdruck erschienen; ferner «Grundriß der allgemeinen reinen Logik» (2. Aufl., Würzb. 1855), «Baaders Blitzstrahl wider Rom» (2. Aufl., Würzb. 1871), «Kirche und Staat» (Gütersloh 1872) und «Philos. Schriften» (8 Bde., Erlangen 1867—81). H. hat als Schüler Baaders (s. d.) zur Verbreitung der Philosophie des letztern viel beigetragen.

Hoffmann (Franz Georg), Botaniker, geb. 1761 zu Marktbreit in Bayern, war Professor der Medizin in Erlangen, dann Professor der Botanik in Göttingen und starb 1828 als Staatsrat zu Moskau. Er veröffentlichte: «Enumeratio lichenum» (3 Hefte, Erlangen 1784—86), «Historia salicum» (5 Hefte, Lpz. 1785—91), «Vegetabilia cryptogam.» (2 Hefte, Erlangen 1787—90), «Plantae lichenosae» (3 Bde., Lpz. 1789—1801), «Deutschlands Flora» (2 Bde., Erlangen 1800—4) u. s. w.

Hoffmann (Friedr.), neben Boerhave der berühmteste Arzt seiner Zeit, geb. 19. Febr. 1660 zu Halle, erhielt daselbst seine akademische Vorbildung und wurde frühzeitig durch seinen Vater in die Studien seines künftigen Berufs eingeführt. Im J. 1678 bezog er die Universität zu Jena und begab sich 1679 nach Erfurt zu dem berühmten Professor der Chemie Kaspar Cramer, kehrte jedoch 1680 wieder nach Jena zurück, wo er 1681 promovierte und sich habilitierte. Seine erschütterte Gesundheit wiederherzustellen, machte er später eine Reise durch Holland und England und ließ sich 1685 als praktischer Arzt zu Minden in Westfalen nieder, wo er dann Garnisonsarzt, 1686 Physikus des Fürstentums Minden und kurfürstl. Hofmedikus wurde. Im J. 1688 folgte er dem Rufe als Physikus nach Halberstadt. Bei Begründung der Universität zu Halle berief ihn Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg 1693 als ersten Professor der Medizin dahin und beauftragte ihn mit der Bildung und der Einrichtung der mediz. Fakultät. Schon 1703 bot ihm der nunmehrige König Friedrich I. die Stelle eines Leibarztes an, die er aber ausschlug. Als jedoch 1708 der König bedeutend erkrankte, konnte H. nicht umhin, die früher ausgeschlagene Stelle anzunehmen, und ging mit Beibehaltung seiner Professur nach Berlin. Des Hoflebens und der Anfeindungen des ältern

Digitized by Google

königl. Leibarztes Gundelheimer müde, kehrte er 1712 nach Halle zurück, wo er nun auch bis zu seinem Tode blieb, der 12. Nov. 1742 erfolgte.

Das größte Verdienst erwarb sich H. um die praktische Heilkunde, insofern er eine Menge wichtiger Arzneimittel prüfte und ihre Anwendung aufklärte, besonders aber durch einfache Mittel und Diät große Erfolge zu erringen wußte. Seine Untersuchungen vieler Mineralwässer brachten diese Heilmittel mehr in Aufnahme, und einige von ihm angegebene Arzneipräparate, namentlich das Elixirium viscerale und der Liquor anodynus mineralis (Hoffmanns Tropfen, s. d.), sind noch jetzt allgemein in Gebrauch. Weniger Wert hat sein System, nach welchem er dem Körper eigentümliche Kräfte und eigentümliches Leben zuschrieb, die durch eine höchst feine ätherische Substanz, die empfindende Seele (anima sensitiva), in Bewegung gesetzt würden. Diese Substanz werde teils im Körper abgesondert, teils aus der Atmosphäre eingesogen, sei jedoch wieder in ihren Bewegungen einer obersten, unbewußten Seele unterworfen. Die Krankheitsursachen wirken nach ihm durch Druck und Ausdehnung auf die festen Teile. Die Verderbnis der Säfte sei eine erst im Verlaufe der Krankheit sich entwickelnde Erscheinung; die Krankheiten selbst beständen in zu schwacher oder zu starker Bewegung und seien danach einzuteilen. So wollte H. das Wesen des Lebens nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet erklären und gehörte deshalb zur Schule der Jatromathematiker (s. d.). Sein System, obgleich auf eine unhaltbare Hypothese gestellt und in vielen Einzelheiten höchst inkonsequent, gewann doch im Gegensatze zu dem seines Nebenbuhlers Stahl (s. d.) viele Anhänger, weil er es auf eine faßliche Weise darzustellen verstand. Seine wichtigsten Werke sind: «Systema medicinae rationalis methodo demonstrativa» (9 Bde., Halle 1718—40), «Medicina consultatoria» (12 Bde., Halle 1721—39). H.s kleinere Schriften sind nach ihrem Inhalte in Sammlungen vereinigt. Seine lat. Werke wurden unter seiner Mitwirkung (6 Bde., Genf 1740; 2. Aufl. 1748; Supplemente, 3 Bde., 1761) zusammengestellt. Vgl. J. H. Schulze, «Vita Hoffmanni» (Halle 1749).

Hoffmann (Friedr. Eduard), Industrieller, geb. 18. Okt. 1818 zu Gröningen bei Halberstadt, ist als Erfinder mehrerer gewerblicher Apparate, namentlich der Ringöfen zum Brennen von Ziegeln, Kalk, Cement bekannt. Er gründete und gibt seit 1868 die «Deutsche Töpfer- und Zieglerzeitung» heraus, stiftete 1865 den Deutschen Verein für Fabrikation von Ziegeln, Thonwaren, Kalk und Cement und 1880 den Ziegler- und Kalkbrennerverein. Seit 1865 gibt er auch das im Buchhandel nicht erscheinende «Notizblatt» heraus, das die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen und Arbeiten, welche die Industrie der genannten Vereine berühren, enthält, und unterhält hierzu das Laboratorium der «Deutschen Töpfer- und Zieglerzeitung». H. ist Besitzer der Siegersdorfer Werke in Schlesien, der Kronziegelei Bellin bei Ukermünde i. P. und des Gips- und Ziegelwerks Schwarzehütte bei Osterode am Harz, gründete und betreibt gemeinsam mit W. Büsscher die Fabriken wasserdichter Baumaterialien zu Eberswalde, Halle a. S., Mariaschein in Böhmen, Straßburg i. E., und arbeitet für die Thon- und Kalkindustrie durch sein Ingenieurbureau zu Berlin.

Hoffmann (Gust.), genannt Graben-Hoffmann, Liederkomponist, geb. 7. März 1820 zu Bnin in der Provinz Posen, besuchte das Lehrerseminar in Bromberg, wurde dann Lehrer in Schubin, später in Posen, ging aber 1843 nach Berlin, um sich zum Sänger auszubilden. Hierauf lebte er als Gesangslehrer zuerst in Berlin, dann in Potsdam, studierte noch 1857—58 unter Hauptmann in Leipzig und ließ sich 1858 als Gesanglehrer in Dresden nieder. Er folgte 1868 einem Ruf an den Hof zu Schwerin als Gesanglehrer der Großherzogin Marie, gründete 1870 in Berlin eine Gesangsakademie für Damen und kehrte 1873 nach Dresden zurück. Unter seinen vielen Liederkompositionen ist «Fünfmalhunderttausend Teufel» die bekannteste. Auch schrieb er: «Die Pflege der Singstimme» (Dresd. 1865) und das «Studium des Gesangs» (1872).

Hoffmann (Heinr.), unter Hinzufügung des Namens seiner Frau zu dem seinigen Hoffmann-Donner genannt, humoristischer Dichter, geb. 13. Juni 1809 in Frankfurt a. M., studierte in Heidelberg, Halle und Paris Medizin, wurde dann Lehrer der Anatomie am Senkenbergischen Institut in Frankfurt, 1851 dirigierender Arzt an der städtischen Irrenanstalt daselbst. Auf mediz. Gebiete veröffentlichte er «Beobachtungen über Seelenstörungen und Epilepsie» (Frankf. 1859). Besonders aber in weitesten Kreisen bekannt wurde er durch seine von ihm selbst illustrierten Kinderschriften, zumeist durch den «Struwwelpeter» (zuerst 1845, seitdem in 135 Auflagen erschienen und in fast alle Sprachen Europas übersetzt). Diesem Buche folgten ähnliche: «König Nußknacker», «Im Himmel und auf Erden», «Der Faulpelz», «Prinz Grünewald». Seine lyrischen Gedichte erschienen zuerst 1842 (Frankf.), in zweiter vermehrter Auflage unter dem Titel «Auf heitern Pfaden» 1873; er schrieb ferner eine satirische Badeschrift: «Das Bad Salzloch» (Frankf. 1861), dann das «Breviarium der Ehe» (Lpz. 1853), «Humoristische Studien» (Frankf. 1847, darin die Komödie «Die Mondzügler»), das «Allerseelenbüchlein» (Frankf. 1858) und andere Kleinigkeiten.

Hoffmann (Heinr. Karl Herm.), namhafter deutscher Botaniker, geb. 22. April 1819 zu Rödelheim bei Frankfurt a. M., studierte in Gießen und Berlin, war dann längere Zeit in London und Paris und wurde 1853 Professor der Botanik und Direktor des botan. Gartens zu Gießen, in welcher Stellung er seitdem ununterbrochen thätig ist. In seinen Arbeiten hat er vorzugsweise physiol., mykolog. und pflanzengeogr. Themata behandelt. Die wichtigsten derselben sind: «Untersuchungen über den Pflanzenschlaf» (Gieß. 1851), «Pflanzenverbreitung und Pflanzenwanderung» (Darmst. 1852), «Witterung und Wachstum oder Grundzüge der Pflanzenklimatologie» (Lpz. 1857), «Mykologische Berichte» (Gieß. 1870—71).

Hoffmann (Joh. Gottfried), ausgezeichneter staatswirtschaftlicher Schriftsteller, geb. 19. Juli 1765 zu Breslau, besuchte das Elisabeth-Gymnasium daselbst, studierte seit 1784 zu Halle und Leipzig die Rechte und ging 1787 nach Königsberg, war dann in verschiedenen Stellungen thätig und erhielt 1807 die Professur der praktischen Philosophie und der Kameralwissenschaften an der königsberger Universität. Im J. 1808 kam er als Staatsrat bei der Gewerbeabteilung in

Digitized by Google

das Ministerium des Innern, 1810 wurde er Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin und Direktor des Statistischen Bureau. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde er als vortragender Rat in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten versetzt; doch behielt er dabei die Leitung des Statistischen Bureau. Im J. 1821 nahm er seine Entlassung aus dem Ministerium und trat wieder als ord. Professor der Staatswissenschaften ein; 1832 wurde er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er starb 12. Nov. 1847. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Das Interesse des Menschen und Bürgers bei den bestehenden Zunftverfassungen» (Königsb. 1803), «Die Lehre vom Gelde» (Berl. 1838), «Die Lehre von den Steuern» (Berl. 1840), «Die Zeichen der Zeit im deutschen Münzwesen» (Berl. 1841), «Die Befugnisse zum Gewerbebetriebe» (Berl. 1841), «Das Verhältnis der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Unterthanen» (Berl. 1842), «Sammlung kleiner Schriften staatswirtschaftlichen Inhalts» (Berl. 1843), «Übersicht der allgemeinsten staatswirtschaftlichen Verhältnisse, welche die Verschiedenheit der Bildung und des Besitzstandes erzeugt» (Berl. 1845) und «Nachlaß kleiner Schriften staatswirtschaftlichen Inhalts» (Berl. 1847). Alle Schriften H.s sind wegen ihrer streng wissenschaftlichen Methode und klaren, allgemein faßlichen Darstellung in ihrer Art meisterhaft.

Hoffmann (Joh. Jos.), hervorragender Kenner der chines. und japan. Sprache und Litteratur, geb. zu Würzburg 16. Febr. 1805, ging nach vollendeten philol. Studien nach den Niederlanden, wo er sich dem Studium des Japanischen und Chinesischen eifrig hingab und sich 1830 mit dem aus Japan zurückgekehrten Reisenden und Naturforscher Ph. Fr. von Siebold zur Herausgabe des umfangreichen Werks «Nippon. Archiv» zur Beschreibung von Japan wie auch einer «Bibliotheca Japanica» vereinigte. H. wurde dann zum Professor der chines. und japan. Sprache und Litteratur an der Universitat zu Leiden ernannt. Von seinen Schriften ist seine «Japan. Sprachlehre» (Leid. 1877) hervorzuheben. Er starb 23. Jan. 1878 im Haag.

Hoffmann (Jos.), Landschaftsmaler, geb. 22. Juli 1831 in Wien, gab schon im Alter von 15 J. ein Album von Landschaftsstudien aus dem wiener Prater heraus. Eine Reise durch Steiermark, Kroatien und die untern Donauländer 1849 führte ihm reiches Material zu; heimgekehrt, trat er jedoch in die Schule Karl Rahls, welche ihn eine Zeit lang zur Historienmalerei hinüberzog. Im J. 1856 trat er eine größere Reise nach Venedig und Griechenland an, dann ging er 1858 nach Rom und nach sechsjährigem Studium daselbst nach dem Süden der Halbinsel. Wieder in Wien 1864, lieferte er die Rekonstruktion der Gärten der Venus auf der Akropolis mit der Ansicht des alten Athen für Baron Sina, den heiligen Fluß Ilissos, das Panathenäische Stadium, den Hügel des Museion. Hierauf bestellte die österr. Regierung das Bild: Grab des Anakreon. Vier Kartons: die Lebensfreuden, entstanden ebenfalls nach 1865. Der Ruf des Künstlers stieg, als er 1866 für das neue Opernhaus in Wien die sämtlichen Dekorationen zur «Zauberflöte» gemalt hatte. Auch für den «Freischütz» und «Romeo und Julie» lieferte er prachtvolle Inscenierungen und Dekorationen. Die 1869 angebotene Stelle eines technischen Direktors der kaiserl. Oper schlug er aus, um wieder zur Ölmalerei zurückzukehren, in welchem Fach große Aufträge zu vollenden waren. Die vier Lebensfreuden führte er nun im Konkurrenzwege für den Österreichischen Kunstverein aus, für Erzherzog Leopold besorgte er die landschaftlichen Wandmalereien im Schlosse Hörnstein, anderes für Baron Sina, für das Palais Epstein in Wien. Für Wagners Festspiel «Ring des Nibelungen» schuf er 1874—75 die Skizzen für das komplette scenische Arrangement und für die wiener Oper 1877 die Dekorationen zur «Walküre». König Ludwig II. von Bayern gab ihm Auftrag zur Ausführung eines Cyklus zum «Ring des Nibelungen», den der Künstler neu entwarf und 1883 vollendete. Seine spätern Schöpfungen sind eine Reihe idealer Landschaften zur Darstellung der Bildungsepochen der Erdoberfläche für das naturhistor. Hofmuseum und zwei Wandgemälde für das Parlamentsgebäude, welche als Charakteristika österr. Kronländer die Draugegend bei Mölk und Ragusa in Dalmatien zum Gegenstande haben. Die wiener Akademie ernannte ihn 1867 zu ihrem Mitgliede.

Hoffmann (Karl Alexander), poln. Schriftsteller, s. unter Hoffmann (Clementine).

Hoffmann (Karl Friedr. Vollrath), geogr. Schriftsteller, geb. 15. Juni 1796 zu Stargard, war Lehrer an Fellenbergs Institut in Hofwyl, übernahm dann die Direktion des Cottaschen geogr. Instituts in Stuttgart und habilitierte sich 1829 als Privatdocent in München. Wegen seiner antikath. Haltung mußte er jedoch München bald verlassen und zog sich nach Stuttgart zurück, wo er 20. Aug. 1842 starb. Sein verbreitetstes Werk ist «Die Erde und ihre Bewohner» (Stuttg. 1833; 6. Aufl., bearbeitet von Berghaus und Völter, 1865); außerdem schrieb er: «Deutschland und seine Bewohner» (4 Bde., Stuttg. 1834—36), «Europa und seine Bewohner» (8 Bde., Stuttg. 1835—40), «Die Völker der Erde» (2 Bde., Stuttg. 1840).

Hoffmann (Ludw. Friedr. Wilh.), hervorragender Kanzelredner und einflußreicher Kirchenpolitiker, geb. 30. Okt. 1806 zu Leonberg in Württemberg, studierte im tübinger Stift, ward 1830 Vikar in Heumaden bei Stuttgart, 1832 Repetent am Stift zu Tübingen, 1833 Stadtvikar in Stuttgart, 1834 Pfarrer zu Wienenden, 1839 Direktor der Missionsanstalt in Basel, 1843 zugleich außerord. Professor der Theologie an der Universität Basel, 1850 Professor und Ephorus am Stift zu Tübingen. Im J. 1852 ward H. durch Friedrich Wilhelm IV. als Hof- und Domprediger nach Berlin berufen, ward Mitglied des Evangelischen Oberkirchenraths, 1853 Generalsuperintendent der Kurmark, Vizepräsident des brandenburg. Konsistoriums, Domherr zu Brandenburg, 1854 Mitglied des Staatsrats, Leiter des neubegründeten Domkandidatenstifts. H. starb 28. Aug. 1873. Er machte seinen Einfluß geltend im Sinne der Partei der sog. «positiven Union». Beachtung verdienen seine Missionsschriften: «Die Morgenröte des tropischen Afrika», eine Einleitung zur deutschen Übersetzung von «Abbeokuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen» (Berl. 1859), «Missionsstunden und Vorträge» (Stuttg. 1847 fg.), «Franz Xavier. Ein weltgeschichtliches Missionsbild» (Wiesb. 1869). Auch mehrere Sammlungen vielgelesener Predigten gab H. heraus: «Ruf zum Herrn. Zeugnisse aus dem Amte» (8 Bde., Berl. 1854—58), «Die Haustafel» (3 Abteil., Berl. 1859—63), «Ein Jahr der Gnade in [illegible] Jesu»

Digitized by Google

[illegible] zur Ver[illegible]
[illegible] Deutschland in
[illegible] kunst und
[illegible] Berl. 1868),
[illegible] der Weltge-
[illegible] Hoffmann, «Leben
[illegible] Hoffmann» (Berl. 1878).

[illegible] Joh. Centurius, Graf von),
[illegible] Sammler, geb. zu Dresden 23. Mai
[illegible] Leipzig und Göttingen, bereiste
[illegible] und ließ sich dann in Braun-
[illegible] 1804 ging er nach Berlin,
[illegible] «Flore portugaise» (22 Hefte,
[illegible] wozu er Papier,
[illegible] Färbung u. s. w.
[illegible] ließ, vorauf die preuß.
[illegible] das Ganze nach dem Wunsche H.s
[illegible] richtete er das Lokal für
[illegible] Museum in Berlin ein. Seit 1816
[illegible] in Dresden zu seinem Aufenthaltsorte, wo
[illegible] starb. Zu H.s Andenken benannte
[illegible] mit dem Namen Hoffmannseggia
[illegible] Brasilien, Peru und Chile in verschiede-
[illegible] vertretene Pflanzengattung.

Hoffmanns Tropfen (Liquor anodynus mi-
[illegible] Hoffmanni, Spiritus aethereus, Schwe-
[illegible]geist), nach dem Arzte Friedrich
[illegible] (s. d.) benannt, der sie zuerst in den
[illegible] einführte, eine klare farblose, stark nach
[illegible] riechende Mischung aus 1 Teil Schwefel-
[illegible] und 3 Teilen Alkohol, welche, zu 10—25
[illegible] auf Zucker genommen, als belebendes und
[illegible] krampfstillendes Mittel vielfach gegen Ohnmachten
[illegible] krampfhafte Affektionen angewandt wird.

Hoffmeister (Franz Ant.), Komponist, geb.
[illegible] in Rottenburg am Neckar, war in Wien Kir-
[illegible]musikalienhändler und Musikalienhändler und grün-
[illegible] mit Kühnel das «Bureau de musique»
[illegible] das später an Peters überging. Er
[illegible] nach Wien zurück, wo er 9. Febr. 1812
[illegible] komponierte neun Opern und viele Werke
[illegible] Orchester und Soloinstrumente, welche zu ihrer
[illegible] sehr beliebt waren, jetzt aber vergessen sind.

Hoffmeister (Karl), Philolog, geb. 15. Aug.
[illegible] zu Bodenheim bei Landau, studierte zu Straß-
[illegible] Heidelberg und Jena Theologie, ward 1821
[illegible] in Mörs, 1832 Oberlehrer am Friedrich-
[illegible]lhelms-Gymnasium zu Köln, dessen Direktor er
[illegible] wurde. Er starb 14. Juli 1844 zu Köln.
Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Romeo
oder Erziehung und Gemeingeist» (3 Bde., Essen
[illegible]) u. a. und besonders «Schillers Leben, Geistes-
[illegible]entwickelung und Werke» (5 Bde., Stuttg. 1838—42)
und «Supplemente zu Schillers Werken» (4 Bde.,
Stuttg. 1840—41).

Hoffmeyer (Niels), Meteorolog, geb. 3. Juni
[illegible], widmete sich zunächst dem Militärstande,
nahm an dem Kriege 1864 teil, mußte aber dann
[illegible] wegen rheumatischer Leiden in Frank-
reich zubringen. Während dieser Muße beschäf-
tigte er sich vornehmlich mit Meteorologie, war
aber dann wieder in verschiedenen andern Stel-
lungen thätig, bis es ihm 1872 gelang, in Däne-
mark ein meteorolog. Institut ins Leben zu rufen.
Von da aus gründete er die Stationen in Grön-
land, Island und auf den Farör Inseln. Hieran
schloß sich dann die wichtigste Thätigkeit H.s, näm-
lich die Zusammenstellung der sog. synoptischen
Wetterkarten, d. h. Übersichtskarten eines bestimm-
ten Erdteils oder der ganzen Erdoberfläche bezüglich
der in einem bestimmten Moment herrschenden Wit-
terungsverhältnisse. Andere Arbeiten H.s beziehen
sich auf die Einwirkung der Verteilung von Land
und Wasser auf Temperatur und Luftdruck an den
nordischen Küsten und den Gestaden des Mittel-
meeres. H. starb 16. Febr. 1884 zu Kopenhagen.

Hoffnung ist die mehr oder minder gewisse Er-
wartung eines freudigen Ereignisses und daher ein
gemischter Gefühlszustand, in welchem sich das mit
der Vorstellung des betreffenden Ereignisses asso-
ciierte Lustgefühl mit dem Unlustgefühl einer grö-
ßern oder geringern Unsicherheit über den wirklichen
Eintritt dieses Ereignisses in den mannigfachsten
Verhältnissen mischt. Die H. dient einerseits als
aufrecht erhaltende Anregung, andererseits als ab-
schwächende Spannung der Willensenergie, je
nachdem sie den Eintritt des freudigen Ereignisses
von der Selbstthätigkeit des Hoffenden abhängig
erscheinen läßt oder nicht. Das Gegenteil der H.
ist die Furcht, die Erwartung eines betrübenden
Ereignisses. Die Aufgebung aller H. ist Verzweif-
lung. Gegenüber den mannigfachen Enttäuschun-
gen der Wirklichkeit richtet der religiöse Glaube
seine H. auf das Leben nach dem Tode. Als Gott-
heit wurde die H. in Griechenland (Elpis) und in
Rom (Spes) als leicht einherschreitendes Mädchen,
in der Rechten die Blüte eines Granatapfelbaums,
mit der herabgesenkten Linken das Gewand etwas
lüftend, dargestellt. In Rom hatte sie viele Tempel
und Altäre; oft trägt sie die Statue des bonus
eventus (guten Ausgangs) auf der Hand. Als
allegorische Person wird die H. in neuerer Zeit
meist mit dem Glauben und der Liebe verbunden
dargestellt, und zwar als weibliche Figur auf einem
Anker (dem Symbol der H.) ruhend.

Hoffnungskauf (emtio spei) ist ein Kaufver-
trag, bei welchem die Verpflichtung zur Preiszah-
lung nicht davon abhängt, daß ein Kaufgegenstand,
der beim Abschluß des Geschäfts noch nicht vorhan-
den ist, existent werde; z. B.: Jemand kauft das
Resultat eines bevorstehenden Jagdzugs, eine dem
Verkäufer künftig etwa zufallende Erbschaft. Hier
muß, mag das erwartete Resultat auch gleich Null
sein, der Preis voll bezahlt werden, andererseits
muß nicht mehr, als ausgemacht war, bezahlt wer-
den, wenn die Erfüllung der Erwartung eine die
letztere weit übersteigende war. Wegen dieser ab-
soluten Unsicherheit des Objekts, das der Käufer
für seine Leistung empfangen wird, zählt der H. zu
den sog. aleatorischen oder Glücksverträgen. Vom
Kauf einer gehofften Sache, der ein durch das
Existentwerden derselben bedingter Kauf ist und bei
welchem nicht eher der Preis geschuldet wird, als
bis die gehoffte Sache vorhanden ist, muß der H.
wohl unterschieden werden.

Hoffsches Malzextrakt, s. unter Geheim-
mittel, Bd. VII, S. 659b.

Hofgastein, s. unter Gastein.

Hofgeismar, Kreisstadt im Regierungsbezirk
Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, an der
Esse (148 m über dem Meere), Station der Linie
Kassel-Scherfede der Preußischen Staatsbahnen,
22 km im NNW. von Kassel, ist Sitz eines Land-
ratsamts und eines Amtsgerichts, hat zwei Kirchen,
ein schönes Rathaus, ein Realprogymnasium, eine
große Kaserne, ein neuerbautes schönes Kreishaus,
eine große Druckerei und lithographische Anstalt
und zählt (1880) 4244 meist prot. E., die Ackerbau

Digitized by Google

und Viehzucht, auch Handel treiben und eine Malz- und chem. Fabrik unterhalten. In der Nähe der Stadt liegt ein Stahlbrunnen mit Badeeinrichtungen und prachtvollem Park. Südlich von H. liegt die Ruine Schönburg, nördlich Ruine Schöneberg.

Der Kreis Hofgeismar zählt auf 626 qkm 37 230 E., davon 549 Katholiken und 644 Juden.

Hofgerichte hießen im Mittelalter die höhern, teils kaiserl., teils landesherrlichen Gerichte in Deutschland, welche die eigentlichen Grafengerichte ersetzten. Ihrer Gerichtsbarkeit waren aber seit der Umwandlung der Standesverhältnisse im 13. und 14. Jahrh. statt der alten Vollfreien die jetzt deren Rang einnehmenden Reichsdienstmannen und sonst den höhern Ständen nicht angehörigen Reichsfreien, in den Territorien die Prälaten, der landsässige Adel, die angesehenern Dienstleute des Fürsten und weiterhin auch bedeutendere städtische Korporationen untergeben. Zugleich konnten die kaiserl. Gerichte dieser Art Appellationen und Beschwerden selbst gegen landesherrliche Gerichte annehmen, bis die Territorialherren durch immer zahlreichere privilegia de non apellando, de non evocando die Befugnis zur Errichtung eigener Berufungsinstanzen (hier und da Oberhofgerichte genannt) erlangten. Noch in neuerer Zeit führten in einigen Ländern die Gerichte zweiter Instanz den Namen H. Durch die Gerichtsverfassung des Deutschen Reichs von 1877 ist der Name beseitigt worden.

Hofhaimer oder Hofhaimer (Paulus von), Musiker, geb. 1459 zu Radstadt in Salzburg, wurde 1493 kaiserl. Hoforganist zu Wien und von Kaiser Maximilian I. geadelt. Er starb 1537 zu Salzburg. H. galt für den größten Orgelspieler und den gelehrtesten Komponisten seiner Zeit. Von seinen Werken sind erhalten «Harmoniae poeticae» (Oden des Horaz und anderer lat. Dichter, neu herausgegeben von Achleitner 1868) und viele vierstimmige deutsche Lieder.

Hofheim, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Landkreis Wiesbaden, 7 km westlich von Höchst, an der Schwarze und an der Linie Frankfurt-Limburg der Hessischen Ludwigsbahn, ist Sitz einer Oberförsterei, hat eine Wasserheilanstalt und zählt (1880) 2227 meist kath. E., die Fabrikation von Pappe, Metallapseln und Stanniol, Gerberei und Lederfabrikation, Obst- und Weinbau treiben und Mehl- und Ölmühlen unterhalten. Über der Stadt steht eine Wallfahrtskapelle mit schöner Aussicht.

Hofkammer, s. unter Kammer.

Hofkriegsrat hieß die erste, 1556 in Österreich errichtete selbständige Militärverwaltungsbehörde, welche damals gegen Ende des Jahres aus einer Anzahl im Waffenhandwerk erprobter Männer unter dem Vorsitz des Ehrenreich von Khüngesperg gebildet wurde und anfänglich die Bezeichnung «steter Kriegsrat» führte. Unter dem H. stand das gesamte Kriegswesen im Felde und die Beurteilung aller im Frieden zu entscheidenden, auf militärische Verhältnisse bezüglichen Fragen; er stand in unmittelbarer Verbindung mit der «Hofkammer» und der «Hofkanzlei» und erhielt 1564 die Benennung H. Nach der zweiten Länderteilung Österreichs wurde 1565 zu Graz für Innerösterreich ein zweiter, von dem Wiener unabhängiger H. errichtet, welcher erst unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia aufgelöst worden ist und bis dahin die Militärangelegenheiten der innerösterr. Länder, sowie die Verteidigung der an die Türkei grenzenden Provinzen geleitet hat. Kaiser Mathias veränderte 1615 durch die «Neue Instruktion» den Wirkungskreis des H., unter Ferdinand III. entstand die Stelle des H.-Vizepräsidenten, Leopold I. und Maria Theresia veränderten ebenfalls die Organisation des H. und Kaiser Joseph II. führte eine straffe Centralisation aller Zweige der Militärverwaltung mittels desselben ein. Als Erzherzog Karl das Präsidium des H. übernahm, führte er, zuerst in Österreich, den Titel «Kriegsminister» und gliederte den H. in drei Departements (für militärische, Justiz- und Verwaltungssachen). Das Verwaltungsgremium wurde von einem «H.-Präsidenten» ziemlich selbständig geleitet. Im J. 1848 wurde der H. in das Kriegsministerium umgewandelt, welches indessen lediglich die Leitung der gesamten Verwaltungsangelegenheiten des Heeres und der Flotte übernahm, da Kaiser Franz Joseph 1849 den Oberbefehl des Heeres persönlich führte. Von 1853 bis 1860 wurde dem Kriegsministerium auch die Kommandogewalt wieder übertragen; dasselbe hieß in dieser Zeit «Armee-Oberkommando» und übte alle Befugnisse des ehemaligen H. aus, wurde von 1860 ab jedoch wieder «Kriegsministerium» genannt. Im J. 1866 wurde daneben ein dem Kaiser direkt unterstelltes «Armee-Oberkommando» errichtet, welches 1867 infolge des Staatsgrundgesetzes als unverträglich mit dem Grundsatze der Ministerverantwortlichkeit aufgelöst worden ist. Seitdem besteht das «Reichskriegsministerium» als höchste Centralbehörde für alle auf das gemeinsame Heer und die Flotte bezüglichen Angelegenheiten, sowie zwei Landesverteidigungsministerien (für Ungarn und die im Reichsrate vertretenen Länder) für die Landwehrangelegenheiten. Vgl. von Janko, «Die Präsidenten des H. und Kriegsminister der österr. Armee» (Wien 1874).

Hoflager nennt man den Aufenthaltsort eines regierenden Herrn und seines Gefolgs.

Höfler (Karl Adolf Konstantin, Ritter von), namhafter deutscher Geschichtsforscher, geb. 27. März 1811 zu Memmingen, erhielt seine Gymnasialbildung zu München und Landshut und studierte in München und Göttingen Geschichte. Von 1834 bis 1836 hielt er sich in Italien auf, übernahm dann die Redaction der münchener offiziellen polit. Zeitung und habilitierte sich 1838 als Privatdocent an der Universität, worauf er 1839 eine außerord., 1841 eine ord. Professur erhielt und 1842 in die Akademie der Wissenschaften gewählt ward. Die 1846 in Bayern entstandenen polit. Zerwürfnisse veranlaßten ihn zu der histor. Denkschrift «Konkordat und Konstitutionseid der Katholiken in Bayern» (Münch. 1847). Am 26. März 1847 seiner Professur enthoben, ward H. nach einigen Monaten zum Archivar in Bamberg ernannt. Diese Stelle bekleidete er, bis er im Herbst 1851 einem Rufe als Professor der Geschichte nach Prag folgte. In dem nationalen Kampfe zwischen den Deutschen und Czechen in Böhmen bewies sich H. stets als ein mannhafter Vertreter des Deutschtums. Im J. 1872 wurde er als Mitglied in das österr. Herrenhaus berufen, ihm auch durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone der erbliche Adelsstand verliehen; 1882 trat H. in den Ruhestand. H. veröffentlichte, außer vielen kleinern Arbeiten, «Die deutschen Päpste» (2 Bde., Regen[illegible] 1839), «Kaiser Friedrich II.» (Münch. 1844[illegible]

Digitized by Google

Veham und Regesten Papst Innocenz' IV.» (Stuttg. 1847), «Quellensammlung für fränk. Geschichte» (Bd. 1—4, Bayreuth 1849—52), «Fränk. Studien» (Abteil. 1—5, Wien 1852—53), «Abhandlungen aus dem Gebiet der alten Geschichte» (Bd. 1—7, Wien 1870—80), «Abhandlungen zur Geschichte Österreichs» (Bd. 1—2, Wien 1871—72), «Abhandlungen aus dem Gebiet der slaw. Geschichte» (Bd. 1—5, Wien 1879—82), «Der Aufstand der castilian. Städte gegen Karl V.» (Prag 1876), «Zur Kritik und Quellenkunde der ersten Regierungsjahre Kaiser Karls V.» (3 Abteil., Wien 1876—83), «Die roman. Welt und ihr Verhältnis zu den Reformideen des Mittelalters» (Wien 1878), «Papst Adrian VI.» (Wien 1880).

Hofmann (Aug. Konr., Freiherr von), hess. Staatsmann, geb. 28. April 1776 zu Nidda in Oberhessen, studierte die Rechte in Erlangen und Gießen, trat frühzeitig in Staatsdienst und rückte bis 1820 bis zum Geh. Staatsrat im Ministerialdepartement der Finanzen. Im J. 1827 erfolgte seine Erhebung in den Freiherrenstand. Er wurde 1829 Präsident des Finanzministeriums und im Dez. 1837 Finanzminister und starb 9. Aug. 1841. H.s Name knüpft sich an die Entstehung der hessen-darmst. Verfassungsurkunde vom 17. Dez. 1820. Im J. 1824 brachte er den Abschluß des Zollvertrags mit Baden und 1828 die Übereinkunft mit Preußen zu Stande. Großen Anstoß erregte er auf dem Landtage von 1838 auf 1839, wo er das Recht der Stände, nicht bewilligte Ausgaben zu prüfen und, wenn sie dieselben nicht gerechtfertigt finden, zu streichen, lebhaft bestritt. Seine «Beiträge zur nähern Kenntnis der Gesetzgebung und Verwaltung des Großherzogtums Hessen» (Gieß. 1832) erfuhren eine kräftige Erwiderung in dem von Hundeshagen verfaßten «Freimütigen Sendschreiben an H.» (Offenb. 1832).

Hofmann (Aug. Wilh.), hervorragender Chemiker, geb. 8. April 1818 zu Gießen, widmete sich nach mehrjährigen philol. und jurist. Studien daselbst schließlich unter Liebig der Chemie. Aus der gießener Zeit stammen H.s erste Arbeiten über die Basen des Steinkohlenteers und die Metamorphosen des Indigos. Im Frühjahr 1845 habilitierte sich H. in Bonn und wurde schon im Herbst des nämlichen Jahres zum außerord. Professor ernannt. Im J. 1848 folgte er einem Rufe nach London an das neu begründete Royal College of Chemistry. Die hier unter seiner Leitung eröffnete chem. Schule gelangte nach kurzer Zeit zu solcher Entwickelung, daß die engl. Regierung 1853 die Schule als chem. Sektion der Bergakademie (Royal School of mines) adoptierte. Im J. 1855 wurde ihm neben seiner Professur das Amt eines Wardeins an der königl. Münze übertragen. Im J. 1864 übernahm H. den chem. Lehrstuhl der Universität Bonn, wurde aber schon 1865, noch ehe er in das von ihm erbaute große Laboratorium übersiedeln konnte, als Professor der Chemie nach Berlin berufen. Seit dem Frühjahr 1865 leitet H. den chem. Unterricht in dem nach seiner Berufung errichteten, neuen chem. Laboratorium der Universität Berlin. Auch stiftete er daselbst 1868 die Deutsche Chemische Gesellschaft.

Unter den chem. Untersuchungen H.s spielen die über das Ammoniak und seine Derivate, insbesondere über das Anilin, eine große Rolle. Bereits 1849 machte er die wichtige Entdeckung, daß sich sämtlichen Wasserstoffatomen im Ammoniak stufenweise die Alkoholgruppen substituieren lassen und daß auf diese Weise eine fast unbegrenzte Anzahl von Körpern dargestellt werden kann, deren Erkenntnis und Studium einen hervorragenden Einfluß auf die Entwickelung der modernen organischen Chemie ausgeübt hat. Weitere Studien über die Ammoniakderivate führten H. zur Entdeckung der sog. Ammoniumbasen (1851), deren Erforschung sich zahlreiche Arbeiten über die Phosphorbasen, über die Polyammoniake, über die Isocyanide und die Senföle anreihten; die von H. eingeführte Bestimmung der Dampfdichte in der Barometerleere ist in allen Laboratorien adoptiert worden. Das unter dem Namen Fuchsin bekannte Anilinrot wurde zuerst von H. beobachtet, dessen Arbeiten über die Zusammensetzung und den chem. Charakter dieser Verbindung für die Erkenntnis der Natur der Teerfarbstoffe grundlegend gewesen sind. Auf dieser Entdeckung beruht die für die Industrie so außerordentlich wichtig gewordene Begründung und Ausbildung der Teerfarbenfabrikation. Seine wissenschaftlichen Verdienste wurden durch die 1851 erfolgte Aufnahme in die Royal Society gewürdigt. Für seine industriellen Entdeckungen erkannte ihm die Jury der Weltausstellung in Paris 1867 einen der großen Preise zu. Von seinen litterarischen Arbeiten sind, außer den Abhandlungen im «Handwörterbuch der Chemie», zu erwähnen: seine gemeinschaftlich mit Bence Jones bewirkte Herausgabe des «Jahresberichts der Chemie» in engl. Sprache (4 Bde., Lond. 1850—53); «Handbook of organic Analysis» (Lond. 1853); ferner «Einleitung in die moderne Chemie» (6. Aufl., Braunschw. 1877, in viele Sprachen übersetzt), «Erinnerungen aus der berliner Vergangenheit» (2. Aufl. 1882), «Die Frage der Teilung der philos. Fakultät» (2. Aufl. 1881), worin H. der klassischen Vorbildung für das Studium auch der Naturwissenschaften das Wort redet. Nach dem Tode Liebigs trat H. in die Redaction der «Annalen der Chemie» ein.

Hofmann (Ernst), Naturforscher und Reisender, geb. 8.(20.) Jan. 1801 zu Overlack in Livland, studierte in Dorpat Medizin und Naturwissenschaften, nahm 1823—26 an der zweiten Weltumsegelung Otto von Kotzebues Teil, und bereiste 1828 mit G. von Helmersen (s. d.) den südl. Ural. Später setzte H. seine Studien in Heidelberg fort, hatte dann drei Jahre den Lehrstuhl der Mineralogie in Dorpat inne, wurde hierauf außerord. Professor der Mineralogie in Kiew und veröffentlichte 1840 in russ. Sprache ein Lehrbuch der Oryktognosie. Vom Grafen Cancrin mit der geolog. Untersuchung der Goldwäschereidistrikte Ostsibiriens betraut, reiste H. 1843 dahin ab und legte seine Untersuchungen in dem Werke «Reise nach den Goldwäschereien Ostsibiriens» (Petersb. 1847) nieder. H. wurde 1844 mit dem Range eines Obersten in das Korps der kaiserl. Bergingenieure aufgenommen und 1845 zum ord. Professor der Mineralogie der petersburger Universität ernannt; 1847 und 1848 unternahm er eine zweite Untersuchungsreise in den Ural und beschrieb sie in dem mit Kowalski herausgegebenen Werke «Der nördl. Ural und das Küstengebirge Paĕ-Choi» (2 Bde., Petersb. 1853—56). H. nahm darauf acht Sommer hindurch die Kronreviere am Ural geologisch auf und trug seine Resultate in die von Bergier und Altori angefertigte Karte ein, welche Arbeit er erst im Febr. 1871 vollendete und die in russ. und deutscher Sprache herausgegeben wurde.

Digitized by Google

Zum Generallieutenant befördert, starb H. in Dorpat 23. Mai (5. Juni) 1871.

Hofmann (Friedr.), Schriftsteller, geb. 18. April 1813 in Coburg, besuchte das dortige Gymnasium, studierte in Jena und siedelte 1841 nach Hildburghausen über, wo er 14 Jahre an der Redaction von J. Meyers «Großem Konversations-Lexikon» beteiligt war und später dessen «Universum» fortsetzte. Seit 1858 redigierte er in Leipzig «Paynes Panorama des Wissens und der Gewerbe», 1864—66 F. Stolles «Illustrierten Dorfbarbier». Seit 1878 ist er Mitredacteur der «Gartenlaube», zu deren Mitarbeitern er schon seit 1861 gehörte. H. schrieb unter anderm: «Die Schlacht bei Focksam» (Schauspiel, Jena 1838), «Die Feste Coburg» (Dichtungen, Hildburgh. 1854), «Kinderfeste» (4 Hefte, Schleusingen 1853—75), «Koborgher Quácksbrünnlá» (500 Schnaderhüpfel u. dgl., Hildburgh. 1857), «Deutschlands Erniedrigung und Erhebung. Ein Stück Geschichte in Wort und Lied» (Cob. 1862), «Die Harfe im Sturm. Erinnerungen an unsere große Zeit» (Lpz. 1871), «Drei Kämpfer. Festspiel» (Lpz. 1873), «Der Kinder Wundergarten. Märchen» (Lpz. 1874 u. öfter), «Die Eselsjagd. Ein fröhliches Heldengedicht» (2. Aufl., Lpz. 1874), «Geisterspuk. Fröhliches Heldengedicht» (Lpz. 1877).

Hofmann (Heinr.), Komponist, geb. 13. Jan. 1842 zu Berlin, besuchte das Kullaksche Konservatorium daselbst und erregte zuerst durch seine «Ungar. Suite» (1873) Aufsehen. Dieser folgten: «Frithjofsymphonie», die Chorwerke «Die schöne Melusine» und «Aschenbrödel», viele Werke für Klavier, Gesang ꝛc. Großen Beifall fanden seine Opern «Armin» (1872) und «Ännchen von Tharau» (1878).

Hofmann (Joh. Christian Konrad von), hervorragender luth. Theolog, geb. 21. Dez. 1810 zu Nürnberg, studierte zu Erlangen und Berlin Geschichte und Theologie, ward 1833 Lehrer am Gymnasium zu Erlangen, habilitierte sich dort 1835 in der philos., 1838 in der theol. Fakultät, ward 1841 außerord. Professor der Theologie zu Erlangen, 1842 ord. Professor in Rostock, kehrte jedoch 1845 nach Erlangen zurück, wo er 20. Dez. 1877 starb.

Von seinen histor. Schriften sind zu nennen: «Geschichte des Aufruhrs in den Cevennen» (Nördl. 1837) und das «Lehrbuch der Weltgeschichte» (2 Tle., Nördl. 1839; 2. Aufl. 1843), welches den prot. Gymnasien Bayerns als Lehrbuch verordnet wurde. Seine theol. Hauptwerke sind: «Weissagung und Erfüllung» (2 Bde., Nördl. 1841—44; 2. Aufl. 1857—60), «Der Schriftbeweis» (2 Bde., Nördl. 1852—56), Die Heilige Schrift Neuen Testaments zusammenhängend untersucht» (9 Tle., Nördl. 1862—81; 2. Aufl. 1869 fg.). Außerdem war H. seit 1846 Mitherausgeber der «Zeitschrift für Protestantismus und Kirche». Aus seinem Nachlaß wurden noch veröffentlicht: «Theol. Ethik» (1878), «Encyklopädie der Theologie» (1879), «Biblische Hermeneutik» (1880). H. ist Hauptbegründer der sog. Erlanger Schule, welche die heilsgeschichtliche Theologie Bengels weiter bildet und in ihren Resultaten wesentlich mit der luth. Kirchenlehre übereinstimmt. Seinen politischen Einfluß als Mitglied der Zweiten bayr. Kammer hat H. nachdrücklich für die Einheit Deutschlands geltend gemacht und war deshalb trotz seines kirchlichen Konservatismus politisch Mitglied der Fortschrittspartei.

Hofmann (Joh. Mich. Ferd. Heinr.), Historienmaler, geb. 19. März 1824 in Darmstadt, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen durch den Kupferstecher Rauch in Darmstadt und bezog 1843 die Akademie zu Düsseldorf, wo unter Schadows Leitung sein erstes größeres Bild, eine Scene aus dem Leben Alboins, entstand, das der Württembergische Kunstverein ankaufte. Er besuchte dann Holland und Belgien, lebte später in München, Frankfurt a. M. und Prag, 1854—59 in Italien, dann in Darmstadt und seit 1862 in Dresden, wo er Ehrenmitglied der Akademie und Professor an derselben geworden ist. Von seinen Gemälden sind hervorzuheben: Grablegung Christi (1845), Romeo und Julie, König Enzio mit seiner Geliebten im Kerker (1852, zu Freiburg i. Br. befindlich), die Gefangennehmung Christi (darmstädter Galerie), Othello und Desdemona (im Besitz des Freiherrn von Fabrice in München), sowie zahlreiche Porträts (so das Heinrichs von Gagern, des Großmeisters des Kreuzherrenordens J. Beer [in Prag]). Im J. 1860 malte er eine Madonna mit Peter und Paul für eine kath. Kirche in Hessen, 1861 für Hamburg ein Altarbild: Christus erscheint der Magdalena am Grabe, 1868 für eine Kirche in Dänemark eine Auferstehung Christi. Unter den Werken dieser Art nimmt jedoch Christus und die Ehebrecherin den ersten Rang ein (in der dresdener Galerie). Auch lieferte H. mehrere Illustrationen zu Pechts «Shakspeare-Galerie». Später war er namentlich viel mit Bildnismalerei beschäftigt. Das Gemälde: Christi Predigt am See, wurde 1876 für die berliner Nationalgalerie angekauft. Darauf malte er (1876) ein großes Deckengemälde (Apotheose der Helden des antiken Dramas) im Vestibule des Hoftheaters zu Dresden und 1877 die Verlobung Albrechts des Beherzten mit der böhm. Prinzessin Sidonie als großes Wandgemälde in der Albrechtsburg in Meißen. Neuere Werke sind noch Dornröschen, Leda und das in der dresdener Galerie befindliche, besonders gefeierte Bild: Jesus als Knabe im Tempel.

Hofmann (Karl von), deutscher Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 4. Nov. 1827 zu Darmstadt, studierte in Gießen und Heidelberg die Rechte, war dann auf dem Bureau eines Anwalts thätig, trat aber 1855 auf Veranlassung des Ministers von Dalwigk in dem Ministerium des Auswärtigen in den hess. Staatsdienst. Er begleitete 1864 den sächs. Minister von Beust, Bevollmächtigten des Deutschen Bundes für die Londoner Konferenzen in der schleswig-holstein. Sache, als Sekretär nach England, trat 1866 als Regierungskommissar in der hess. Zweiten Kammer für die Bundestagsbeschlüsse gegen Preußen ein und begleitete nach dem Ausgange des Kriegs im Aug. 1866 den hess. Minister von Dalwigk zu den Friedensunterhandlungen nach Berlin. Dort blieb er als hess. Gesandter und nahm als solcher an der Ausarbeitung der Verfassung des Norddeutschen Bundes und an deren Beratung im Norddeutschen Reichstage teil. Die Ereignisse von 1870 fanden H. als entschlossenen Förderer der Gründung des Deutschen Reichs; mit Dalwigk führte er 1870 in Versailles die auf Hessens Anschluß bezüglichen Verhandlungen. Nach Berlin zurückgekehrt, blieb H. dort als hess. Gesandter und stimmführender Bevollmächtigter Hessens im Bundesrate. H. trat 13. Sept. 1872 als Präsident an die Spitze des hess. Staatsministeriums. In dieser Stellung führte er eine vollständige Reform der Verwaltung, die gesetzliche Regelung

Digitized by Google

Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, eine neue Verfassung der evang. Landeskirche und ein neues Wahl-, Pensions- und Schulgesetz durch. Am 1. Juni 1876 wurde H. zum Präsidenten des Reichskanzleramts und zugleich zum preuß. Staatsminister ohne Portefeuille ernannt; 13. Juli 1879 übernahm er auch das Ministerium für Handel und Gewerbe, wurde 23. Aug. 1880 zum Staatssekretär in der Regierung von Elsaß-Lothringen ernannt und 29. April 1882 vom Deutschen Kaiser in den Adelsstand erhoben.

Hofmann (Leop. Friedr., Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. zu Wien 4. Mai 1822, studierte daselbst die Rechtswissenschaften, trat 1842 in den Justizdienst bei den niederösterr. Landrechten ein und wurde 1845 Konzeptsbeamter in der k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlei. Im J. 1847 ging H. als Gesandtschaftsattaché nach der Schweiz, wurde 1848 an das damals nach Olmütz verlegte Hoflager berufen und war bei den Dresdener Konferenzen 1850 Mitglied der kaiserl. Kommission. Hierauf wurde H. dem Deutschen Bureau des Ministeriums des Äußern bleibend attachiert und habilitierte sich gleichzeitig an der wiener Universität als Privatdocent für deutsches Staats- und Bundesrecht. Als Legationsrat beteiligte er sich 1859 an den züricher Friedensunterhandlungen; 1865 wurde er Hof- und Ministerialrat und war während der österr.-preuß. Verwaltung von Schleswig-Holstein Civiladlatus des österr. Statthalters. H. wurde 1867 Sektionschef im Ministerium des Innern und wurde mit den wichtigsten politischen und organisatorischen Arbeiten betraut; 1868 wurde er Wirkl. Geheimrat, 1872 in den Freiherrenstand erhoben und 1875—80 war er Reichsfinanzminister. Hierauf übernahm er die Leitung der beiden wiener Hofbühnen als Generalintendant.

Hofmanns Violett oder Neuviolett, s. unter Anilinfarben.

Hofmannswaldau (Christian Hofmann von), einer der Stifter der zweiten schles. Dichterschule, geb. 25. Dez. 1617 zu Breslau, wo sein Vater kaiserl. Kammerrat war, zeigte schon dort und auf dem Gymnasium zu Danzig Anlage zur Poesie und studierte zu Leiden. Als Gesellschafter eines Fürsten bereiste er die Niederlande, England, Frankreich und Italien und erhielt nach seiner Rückkehr, noch ohne das erforderliche Alter erreicht zu haben, die Stelle eines Ratsherrn in seiner Vaterstadt. Er leistete der letztern bei mehrern diplomatischen Sendungen, besonders am kaiserl. Hofe zu Wien, gute Dienste und starb als Präsident des Ratskollegiums und kaiserl. Rat zu Breslau 18. April 1679. Die verständige Einfachheit der ersten schles. Dichterschule, die freilich auch zur Nüchternheit und Plattheit ausartete, schlug in ihm und Lohenstein (s. d.) zum Extrem des Schwulstes, des Antithesen- und Bilderwustes um. Die rein sinnliche Liebe war der Gegenstand, welchen er vorzugsweise mit einem wahrhaft erstaunlichen Aufwande von Wortspielen, Antithesen, witzigen Gleichnissen und pomphaften Bildern behandelte. Hierher gehören besonders seine «Galanten Gelegenheitsgedichte» und seine zum Teil dem Italiener Marini nachgebildeten Heroiden, die unter dem Titel «Kuriose Heldenbriefe und andere herrliche Gedichte» (Bresl. 1673) erschienen. Auch schrieb er einen «Sterbenden Sokrates» in Prosa mit untermischten Versen und übersetzte Guarinis «Pastor fido». Eine vollständige, zugleich Gedichte von Lohenstein, Besser, Neukirch u. a. enthaltende Gesamtausgabe seiner «Werke» besorgte Neukirch (7 Bde., Lpz. 1695—1727; neue Aufl. 1734); eine Auswahl enthält die «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 14, Lpz. 1838).

Hofmark, der zu einem Rittergut gehörige Bezirk, besonders in Bezug auf die niedere Gerichtsbarkeit, welche dem Besitzer des Gutes zustand.

Hofmarschall heißt der Beamte, welcher an einem fürstlichen Hofe die Sorge für die Hofökonomie hat. Er ist der Vorsteher des Hofmarschallamts, leitet das gesamte Hauswesen des Hofs, beaufsichtigt die Instandhaltung der Schlösser und trifft die Anordnungen für die fürstliche Tafel, die Hofküche und die Kellerei, wobei ihn bei größern Hofhaltungen wohl ein Hausmarschall unterstützt. (S. Hof.)

Hofmeister (Wilh.), namhafter Botaniker, geb. zu Leipzig 18. Mai 1824, war zuerst zum Kaufmann bestimmt, widmete sich aber daneben dem Studium der Naturwissenschaften, namentlich der Botanik, wurde 1863 zum Professor der letztern Wissenschaft in Heidelberg ernannt und 1872 in gleicher Eigenschaft nach Tübingen berufen. Er starb 12. Jan. 1877 zu Lindenau bei Leipzig. H.s wissenschaftliche Untersuchungen bewegten sich wesentlich auf dem Gebiete der Physiologie der Pflanzen. In dieser Beziehung war schon seine erste größere Arbeit: «Die Entstehung des Embryo der Phanerogamen» (Lpz. 1849), von Bedeutung. Seine entwickelungsgeschichtlichen Studien legte er nieder in der Schrift «Vergleichende Untersuchungen der Keimung, Entfaltung und Fruchtbildung höherer Kryptogamen und der Samenbildung der Coniferen» (Lpz. 1851). Im Verein mit de Bary, Irmisch, Pringsheim und Sachs gab er das «Handbuch der physiol. Botanik» heraus, dessen ersten Band (Abteil. 1: «Die Lehre von der Pflanzenzelle», Abteil. 2: «Allgemeine Morphologie der Gewächse», Lpz. 1867—68) H. selbst bearbeitete. Außerdem veröffentlichte er in botan. Fachzeitschriften und in den «Abhandlungen» der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, der er seit 1852 als Mitglied angehörte, eine Reihe kleinerer Arbeiten.

Hofnarren. Schon im Altertum gab es Leute, die es sich zur Aufgabe machten, den Großen und Reichen durch allerlei Späße, scherzhafte, witzige Reden, besonders bei Tafel, die Zeit zu vertreiben, wie z. B. Alexander d. Gr., Dionysius von Syrakus, Augustus und dessen Nachfolger sich solche Possenreißer hielten. Dem Mittelalter war es vorbehalten, diesen seltsam-unwürdigen Beruf weiter auszubilden und die Narrenschaft zu einem förmlichen unentbehrlichen Hofamt zu erheben. Zu den wesentlichen Attributen eines solchen Beamten gehörten: 1) die Narrenkappe auf geschorenem Haupte, meist bunt, mit Eselsohren und Hahnenkamm verziert; 2) das sehr verschiedenartig geformte Narrenscepter oder Narrenkolben; 3) die Schellen, vorzüglich an der Kappe, doch auch an andern Teilen des Anzugs; 4) ein großer Halskragen. Die übrigen Teile des Anzugs aber waren beliebig nach dem Geschmacke des Herrn. Außer diesen eingekleideten Possenreißern, unter denen Triboulet am franz. Hofe unter König Franz I. und sein Nachfolger Brusquet, ferner Klaus Narr, dessen gesammelte Schwänke mehrmals im Druck erschienen, bei Kurfürst Friedrich dem Weisen, und Serggan, der Hofnarr der Königin Elisabeth von England, am bekanntesten sind, gab es noch eine höhere Klasse

by Google

derſelben, ſog. luſtige Räte, kurzweilige Räte oder Tiſchräte, meiſt geiſtreiche Männer, die ſich des Vorrechts der freien Rede bedienten, um die Thorheiten und Gebrechen ihrer Zeit und ihrer Umgebungen aufs unbarmherzigſte zu verſpotten. Unter dieſen haben ſich durch Geiſt und Witz beſonders hervorgethan Kunz von der Roſen, luſtiger Rat Kaiſer Maximilians I., John Heywood, ein fruchtbarer dramatiſcher Dichter und Epigrammatiſt am Hofe Heinrichs VIII. von England, und Angely, ein feiner franz. Hofmann. Auch fehlten zu keiner Zeit an den Höfen Perſonen, denen, ohne daß ſie die Narrenſchaft zu ihrem Berufe machten, das Vorrecht zugeſtanden war, durch Witz und beißende Ausfälle die Geſellſchaft ungeſtraft geißeln zu dürfen, oder die, wie beſonders pedantiſche Gelehrte, als allgemeines Stichblatt des Witzes dienten; ſo der durch ſeine derben Späße bekannte kurſächſ. General Kyau und der gelehrte Jak. Paul, Freiherr von Gundling (ſ. d.), den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit allen möglichen Staats- und Hoftiteln überhäufte. Die Geſchichte des Hofnarrenweſens bezeichnet den jedesmaligen Standpunkt der Geſittung der Höfe, und kein Reichstagsbeſchluß, deren im 16. Jahrh. mehrere darüber gefaßt wurden, vermochte darin etwas zu ändern. Später, als die Derbheit der Sitten an den Höfen verſchwand, ergötzte man ſich an ſog. Kammerzwergen, ſowie an einfach blödſinnigen oder gebrechlichen Menſchen, deren ſelbſt der gewöhnliche Edelmann zu ſeiner Kurzweil nicht mehr entbehren zu können glaubte, eine Erſcheinung, welche als letztes Stadium des Narrenweſens endlich die gänzliche Abſchaffung desſelben zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. zur Folge hatte. Unter den deutſchen Höfen hat der kurſächſiſche am längſten, bis in die Mitte des 18. Jahrh., beſoldete H. gehalten; am ruſſ. Hofe aber ſtand das Narrenweſen damals noch in ſeiner Blüte. Peter d. Gr. hatte deren noch ſo viele, daß er ſie in verſchiedene Klaſſen teilte. Vgl. Flögel, «Geſchichte der H.» (Lpz. 1789); Rick, «Die Hof- und Volksnarren» (2 Bde., Stuttg. 1861).

Hofpfalzgrafen, ſ. unter Graf.

Hofrat nannte man die Kollegien, welche in deutſchen Staaten ſeit dem 16. Jahrh. nach dem Muſter des Reichshofrats behufs der Beratung von Regierungsangelegenheiten und bald auch gleich dieſem mit richterlichen Funktionen beauftragt wurden. Während anfangs nur die Mitglieder des Kollegiums den Titel H. führten, erhielten in der Folge auch andere, nicht zu dieſem Kollegium gehörige höhere Staatsbeamte denſelben als Auszeichnung. In neuerer Zeit indes, wo dieſer Titel auch an andere Perſonen erteilt wurde, hat er in ſeinem Werte verloren und verleiht in manchen Staaten nur noch einen untergeordneten Rang. Einigermaßen eigentümlich ſtellt ſich die Sache in Öſterreich. Abgeſehen nämlich von dem ehemaligen Reichshofrat, ſtanden alle oberſten Stellen des öſterr. Staats bis 1848 unmittelbar unter dem Kaiſer und hießen ſämtliche Referenten derſelben Hofräte. Nur höchſt ſelten wurden auch andere Perſonen mit dieſem Titel ausgezeichnet. Seit 1848, wo Staatsminiſterien in Öſterreich eingeführt wurden, behielten den Hofratstitel nur: die Räte des oberſten Gerichtshofs, die Räte mehrerer höherer Hofämter, z. B. beim Oberſthofmeiſter- und Oberſtkämmereramt. Die Referenten des Miniſteriums des Äußern und des kaiſerl. Hauſes führen den Titel: Hof- und Miniſterialräte. Demnach iſt in Öſterreich gegenwärtig noch der H. ein wirklicher hoher Funktionär; doch wird auch jetzt, und zwar noch häufiger als ſonſt, Titel und Rang eines H. an Beamte höhern Ranges, Gelehrte u. ſ. w. erteilt.

Hofrat-en-Nahas, Ort in Darfertit (ſ. d.).

Hofrecht bezeichnet im deutſchen Recht die Geſamtheit der Beſtimmungen, welche das Verhältnis zwiſchen dem Grundherrn und den von ihm abhängigen Bauern, Zinspflichtigen, Hörigen und eigenen Leuten feſtſetzten. In der alten Zeit hingen die Unfreien großenteils von der Gnade des Herrn ab; allmählich bildeten ſich aber auch für dieſe Beziehungen Rechtsnormen aus, beſonders ſeitdem viele urſprünglich Freie, um Schutz zu finden, in den Hofverband traten. Das H. ward den Hofhörigen zur Erhaltung der mündlichen Überlieferung auf eigenen Hoftagen in feſtſtehenden Fragen und Antworten «gewieſen», ſpäter auch ſchriftlich aufbewahrt (Weiſtümer), und hinderte namentlich alle Anforderungen der Herrſchaft über das von alters her beſtehende Maß. Hierbei muß man unterſcheiden die bäuerlichen, gemeinen oder ſog. Dinghofrechte und die ritterlichen oder edeln Dienſt- und Hofrechte, unter den letztern wieder das eigentliche Lehn(hof)recht als das H. der ritterlichen Lehnsleute (Vaſallen) und das Dienſtmannenrecht als das H. der ritterlichen Dienſtleute, Miniſterialen. Seit dem Eindringen der fremden Rechte ward aber jener Damm namentlich auf die Weiſe durchbrochen, daß einzelne Gefälligkeitsleiſtungen, aus denen ſich früher kein Schluß auf eine beſtehende Pflicht machen ließ, wenn ſie ſich während der nunmehr abgekürzten Verjährungszeit wiederholt hatten, die Laſt der Unterthanen bleibend vermehrten. Durch die neuere Staatsverfaſſung und die Ausgleichung der Ständeunterſchiede iſt das H. beſeitigt worden. Vgl. G. L. von Maurer, «Geſchichte der Fronhöfe, Bauernhöfe und der Hofverfaſſung in Deutſchland» (4 Bde., Erlangen 1862—63); Wackernagel, «Das Biſchofs- und Dienſtmannenrecht von Baſel» (Baſ. 1852); Zöpfl, «Altertümer des Deutſchen Reichs und Rechts» (3 Bde., Lpz. 1860—61). Zahlreiche Quellen des H. ſind vereinigt in Jak. Grimm und R. Schröder, «Weiſtümer» (7 Tle., Gött. 1840—78).

Hofſtaat wird die Geſamtheit der Perſonen genannt, welche einen regierenden Fürſten und deſſen Familie am Hofe umgeben. Der Umfang der H. iſt je nach der Machtſtellung des betreffenden Fürſtenhauſes verſchieden; an den größern Höfen zerfällt der H. in Oberſthofämter (Oberſtkämmerer, Schenk, Truchſeß, Marſchall, Jägermeiſter u. ſ. w.), Oberhofchargen (Oberhofmarſchall, Oberſtallmeiſter, Oberceremonienmeiſter, Oberküchenmeiſter u. ſ. w.) und deren Vizeoberhofchargen, ferner in die Hofchargen (Ceremonienmeiſter, Schloßhauptleute, Hofjägermeiſter, Hofſtallmeiſter), Kammerherren und Kammerjunker. Die Damen eines Hofs, an deren Spitze die Oberhofmeiſterin der regierenden Fürſtin ſteht, ſind Palaſtdamen, Hof- und Ehrendamen. Zur dienſtlichen Unterſtützung treten noch die Hofbeamten und Hofdienerſchaft hinzu.

Hofſtede de Groot (Petrus), hervorragender niederländ. reform. Theolog, geb. 8. Okt. 1802 zu Leer in Oſtfriesland, ward 1826 Prediger in der reform. Kirche, 1829 Profeſſor an der Univerſität Groningen, welche Stellung er 1872 niederlegte. H. iſt das Haupt der ſog. «Groninger Schule», deren Anhänger ſich ſelbſt die «Evangeliſchen» nennen.

Digitized by Google

Sie bilden die theol.-kirchliche Mittelpartei zwischen den «Modernen» und den «Orthodoxen». Als ihr Organ diente 1837—72 die Zeitschrift «Wahrheit in Liebe», welche H. im Verein mit J. F. van Oordt und L. G. Pareau herausgab. Mit Pareau zusammen veröffentlichte H. eine «Encyclopaedia Theologi Christiani» (1840) und «Dogmatica et Apologetica Christiana» (1845); allein eine «Theologia naturalis» (1834) und «Institutiones historiae ecclesiae» (1835). In seinem Hauptwerk «Opvoeding der Menschheid» (1847) wird die Geschichte der Alten Welt unter dem Gesichtspunkt einer Vorbereitung auf Christum betrachtet. Außerdem schrieb er: «Basilides, als erster Zeuge für Alter und Autorität neutestamentlicher Schriften» (Lpz. 1868), «Groninger Theologen» (Gotha 1863), «50 jaren in de Theologie» (Groningen 1872), «Oud-catholieke beweging in het licht der kerkgeschiedenis» (Groningen 1877).

Hofsystem bezeichnet im Gegensatz zum Dorfsystem (s. d.) die Ansiedelung in isolierten Hofgütern mit einem zusammenhängenden Komplex von Grundstücken, wie sie z. B. in manchen Gegenden Westfalens von Anfang an vorherrschend gewesen ist.

Hofûf (El-), arab. Stadt, s. unter El-Hasa.

Hofwyl, früher Wylhof, ein ausgedehntes Landgut, 10 km nördlich von Bern, unweit der Station Münchenbuchsee der Bahnlinie Bern-Biel, das durch die bedeutenden Anlagen Fellenbergs (s. d.) berühmt wurde. Derselbe gründete hier eine Musterwirtschaft und einen damit im Zusammenhange stehenden Komplex von Bildungsanstalten, die jedoch bald nach des Gründers Tode wieder eingingen. Nur die eine derselben, eine Erziehungsanstalt für Knaben, wurde 1856—80 wieder aufgenommen. In dem Hauptgebäude soll das bernische Lehrerseminar untergebracht werden.

Höganäs, Steinkohlenwerk bei Helsingborg (s. d.).

Hogarth (William), einer der berühmtesten engl. Zeichner, Maler und Kupferätzer, geboren 1697 zu London, lernte anfangs das Goldschmiedgewerbe und widmete sich nach überstandener Lehrzeit, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, der Zeichenkunst; doch keine seiner damaligen Arbeiten kündigte ein besonderes Kunsttalent an. Am besten gelangen ihm die Blätter zu Butlers «Hudibras» (Lond. 1726). Hierauf versuchte er sich in der Porträtmalerei, und sein Talent, zu treffen und Familienbilder gut zu gruppieren, verschaffte ihm bald viele Arbeit. Im J. 1730 verheiratete er sich mit der Tochter des Historienmalers Jam. Thornhill. In dieser Zeit entwickelte sich sein außerordentliches Talent, die Thorheiten und Laster seines Jahrhunderts in Bildern vorzustellen. In seinem the harlot's progress, einer Folge von sechs Blättern, die 2000 Subskribenten fand und wovon fünf Gemälde 1755 durch einen Brand zerstört wurden, stellte er 1734 das Leben einer Buhlerin dar; in einer andern von acht Blättern das Leben eines Liederlichen (the rake's progress). Nächst diesen sind unter den Blättern, welche er 1733—38 lieferte, am berühmtesten: Southwark fair (der Jahrmarkt in Southwark), a modern midnight conversation (die Punschgesellschaft), the distress'd poet (der arme Dichter) und strolling actresses in a barn (die Komödianten in der Scheune). Nicht zufrieden mit der Höhe, die er in dieser Richtung erreicht hatte, wollte er auch einen ebenso hohen Rang unter den Historienmalern einnehmen. Aber die Unrichtigkeit seiner Zeichnung und besonders ein Mangel an Würde und Grazie waren ihm zur Gewohnheit geworden, und seine Neigung zu karikieren mischte sich wider seinen Willen in seine ernsthaften Kompositionen, wie dies seine Bilder: der Teich von Bethesda, der barmherzige Samariter u. s. w. beweisen. Nachdem er wieder ganz die ihm eigentümliche Richtung eingeschlagen, erschien von ihm: 1741 the enraged musician (der wütende Musikant), 1745 the marriage à la mode (die Heirat nach der Mode) in sechs Blättern, wovon die Bilder für die Nationalgalerie angekauft sind; 1747 the effects of industry and idleness (die Folgen des Fleißes und des Müßiggangs), 1749 the gate of Calais (das Thor von Calais), 1750 the march to Finchley (der Marsch nach Finchley in Schottland) und 1751 the four stages of cruelty (die vier Grade der Grausamkeit) in vier Blättern. Im J. 1753 gab er seine «Zergliederung der Schönheit» (deutsch von Mylius, Berl. 1754) in Druck, worin er die Schlangenlinie als die angenehmste Form für das Auge darstellte und sogar die Linien bestimmen wollte, welche die Form des Schönen enthielten. Diese Analyse aber, statt seinen Ruhm zu vermehren, verminderte ihn, und die Zeitgenossen machten sein System lächerlich. Hierauf erschienen 1755 four prints of an election (die Wahl eines Parlamentsglieds) in vier Blättern und 1762 the times (die Zeitläufe), eine beißende Satire auf Pitt. Sein lächerliches Bild Sigismunda (1757), das der schwach gewordene Künstler als ein Gegenstück zu einem vortrefflichen Bilde von Correggio betrachtet sehen wollte, veranlaßte ihm viele Kränkungen. Mehrere bedeutende Gemälde des Künstlers wurden erst im 19. Jahrh. wieder aufgefunden, so eine Reihe Plafondbilder in einem londoner Hause, die Launen Fortunas darstellend, ein Bacchuszug und Garrick bei der Probe. Er starb 26. Okt. 1764 zu Leicesterfields und wurde zu Chiswick begraben, wo man ihm ein schönes Denkmal, welches sein Freund Garrick mit einer Inschrift versah, errichtete.

H. hat in der Technik der Darstellung nur mittelmäßige Verdienste. Seine Behandlung ist zwar geistreich, doch meist nur skizzenhaft, seine Farbe manieriert und seine Zeichnung oft unrichtig; auch ist an seinen Radierungen und Kupferstichen die Ausführung meist flüchtig und unbedeutend. Seine Größe liegt im Gedanken, in der Empfindung und in der tiefen Charakteristik seiner Zeit, seines Landes und seiner Individuen. Das ist es auch, was ihm eine Berühmtheit schuf, wie sie sonst nur künstlerische Genies ersten Ranges besitzen; sie ist ihm nicht als Künstler, sondern als Erfinder einer Reihe von Charakteren ohnegleichen zuteil geworden. H.s Gestalten grenzen oft an die Karikatur und liegen schon zum Teil außerhalb der Kunst; aber es lebt in ihnen ein ganz bedeutendes Stück Kulturgeschichte, und dieses sichert ihnen einen unvergänglichen Wert. Seine Radierungen, welche übrigens oft sehr oberflächlich sind, werden von den bedeutendsten bis zum geringsten Blatte, je nach der Beschaffenheit der verschiedenen Abdrücke, zu hohen, oft ungeheuern Preisen bezahlt. Die Kupferplatten kamen nach dem Tode seiner Frau 1789 an seine Nichte Miß Lewis, die sie an Boydell verkaufte. Eine schöne Ausgabe seiner Werke nach den von Heath retouchierten Originalplatten erschien unter der Leitung von Nichols (3 Bde., Lond. 1820—22), mittelmäßige

Digitized by Google

und verkleinerte Nachstiche erschienen zu Leipzig (1831—35; 3. Aufl. 1841) und in Stuttgart (1839—40). Unter den Erklärungen derselben sind zu erwähnen: John Ireland, «H. illustrated» (3 Bde., Lond. 1791—98); derselbe, «Graphic illustrations of H.» (4 Bde., Lond. 1794—99); John Trusler, «H. moralised» (Lond. 1768); Cook, «H. restored with commentaries» (Lond. 1802; 2. Ausg. mit einer «Clavis Hogarthiana», 3 Bde., Lond. 1808); Clark, «Works of H.» (2 Bde., Lond. 1810); Nichols, «Clavis Hogarthiana» (Lond. 1817); Lichtenberg, «Erklärungen der H.schen Kupferstiche, mit verkleinerten Kopien derselben von Riepenhausen» (13 Lfgn., Gött. 1794—1831; neu herausg. mit Einleitung und einer Biographie H.s von Kottenkamp, Stuttg. 1873); «The works of H., with descriptions» (Lond. 1833—34). Von allen Erklärern steht übrigens Lichtenberg nach dem eigenen Geständnis der Engländer am höchsten. Mögen ihm auch hier und da fernliegende, nur den Zeit- und Heimatgenossen verständliche Anspielungen entgangen sein, so hat er doch den menschlichen Inhalt so scharfsinnig, witzig und voll Gemüt erläutert, wie kein anderer, und den Genuß der Bilder durch seine Zuthaten verdoppelt. Vgl. Sala, «William H.» (Lond. 1866).

Hogendorp (Dirk, Graf), geb. zu Rotterdam 13. Okt. 1761, trat jung in das preuß. Heer und 1783 in holländ. Dienste, wurde mehrere Jahre in der innern Verwaltung und im diplomatischen Dienste verwendet und 1807 holländ. Kriegsminister. Kaiser Napoleon verwendete H. wiederholt bei der Organisation neuer Truppen und ernannte denselben 1813 zum Gouverneur von Hamburg. Mit Unrecht ist ihm dort übertriebene Härte gegen die Bevölkerung zum Vorwurf gemacht worden, denn er hatte Davousts Befehle zu befolgen und versuchte dieselben möglichst zu mildern, sodaß Davoust schließlich einen andern Kommandanten für Hamburg bestellte. Im J. 1815 schloß sich H. Napoleon an, nahm an den Schlachten bei Ligny und Waterloo teil und begab sich nach dem Sturze des Kaiserreichs nach Brasilien, wo er auf einem Landgute bei Rio de Janeiro 29. Okt. 1822 starb. Napoleon gedachte in seinem Testament H.s.

Hogendorp (Gysbert Karl, Graf von), niederländ. Staatsmann, geb. zu Rotterdam 27. Okt. 1762, trat in die Kadettenschule zu Berlin und machte als preuß. Kornett 1778 den Bayrischen Erbfolgekrieg mit. Nach dem Frieden kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er 1782 in die Garde des Erbstatthalters eintrat. Ein Jahr darauf unternahm er eine Reise nach Nordamerika, worauf er in Leiden die Rechte studierte. Nach der Wiederherstellung des Erbstatthalters 1787, zu der er eifrigst mitgewirkt hatte, wurde er zum Großpensionär von Rotterdam ernannt, legte aber diese Stelle nieder, als die Franzosen 1795 Holland eroberten. Sein Plan, 1802 eine Kolonie für die Anhänger des Hauses Oranien auf dem Kap der Guten Hoffnung zu gründen, kostete ihm den größten Teil seines Vermögens; 1813 trug er wesentlich zur Befreiung Hollands vom franz. Joche bei. Mit van der Duyn und van Stirum bildete er vor der Rückkehr des Prinzen von Oranien die provisorische Regierung. Hierauf wurde er Präsident der Kommission, welche mit der Entwerfung der neuen Verfassungsurkunde beauftragt war; später erhielt er das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, gab es aber bald wieder ab. Er wurde Vizepräsident des Staatsrats und 1815 in den Grafenstand erhoben, nahm jedoch schon 1816 seine Entlassung. Er starb im Haag 5. Aug. 1834. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Über den Handel nach Indien» (2 Bde., 1801), «Memoiren über den Handel nach Java» (1804), «Betrachtungen über die polit. Ökonomie des Königreichs der Niederlande» (10 Bde., 1818—23), in holländ. Sprache; ferner «Lettres sur la prospérité publique» (2 Bde., Amsterd. 1831) und «La séparation de la Hollande et de la Belgique» (Amsterd. 1830). Sein Sohn gab heraus «Brieven en geschriften van H.» (2 Bde., Haag 1866—67).

Höger (Jos.), Landschaftsmaler, geb. 2. Nov. 1801 in Wien, besuchte die Akademie daselbst und wurde 1843 Professor an derselben. Zu seinen besten Ölbildern gehören: die Kapelle in der Ramsau, Partie bei Lundenburg, eine Wildnis u. s. w. Er starb zu Wien 13. Mai 1877.

Hogg (James), genannt der Ettrickschäfer, schott. Volksdichter, geb. 25. Jan. 1772 im Dorfe Ettrick im südl. Schottland, der Sohn eines verarmten Schafzüchters, hatte im siebenten Jahre kaum einigen Schulunterricht genossen, als er auf den Bergen Kühe und Schafe hüten mußte. Die Sagen und Lieder, welche in Schottland von Mund zu Mund gehen, nährten seine leicht erregte Phantasie. Ohne schreiben und lesen zu können, dichtete er, und als er jenes mühsam gelernt und angefangen hatte, seine Gedichte aufzuzeichnen, ließ er auf eigene Kosten eine Anzahl Balladen drucken («Border ballads», Edinb. 1801), verlor aber daran sein Geld. Dagegen brachte seine nächste Gedichtsammlung «The mountain bard», sowie ein «Essay on sheep» ihm 300 Pfd. St. Gewinn. Doch bei unklug übernommenen Pachtungen setzte er das Seinige bald zu, weshalb er im Febr. 1810 nach Edinburgh ging und eine Wochenschrift, «The Spy», begann, die aber nur kurze Zeit bestand. Dann erschien 1813 «The Queen's wake», 1814 «The poetic mirror», 1815 «The pilgrims of the sun» und 1816 «Madoc of the moor», von denen die zuerst genannte Dichtung, eine Reihe inhaltreicher Balladen, den meisten Beifall gewann. Hierauf schrieb er in ungebundener Rede Wunderlegenden und Schilderungen des schott. Volkscharakters, welche raschen Absatz fanden, und die er später unter dem Titel «The shepherd's calendar» vereinigte (2 Bde., Lond. 1829). Inzwischen hatte er stets mit Armut gerungen, bis der Herzog von Buccleuch ihm zu Altrive-Lake am Yarrow eine fast zinsfreie Pachtung verlieh. Doch geriet er später wieder in Geldverlegenheiten. Auch von seinen «Altrive tales», seinem letzten Produkt, hatte er infolge des Bankrotts seines Verlegers wenig Gewinn. Er starb zu Altrive-Lake 21. Nov. 1835. Seine gesammelten Dichtungen mit einer Biographie von J. Wilson erschienen 1850—52 in fünf Bänden zu London. Als Dichter ist H. mit Burns verglichen worden, dem er jedoch an Kraft und Tiefe des Gefühls nachsteht; er schwelgt am liebsten in den Träumen einer phantastischen Märchenwelt, denen er sich ohne Reflexion hingibt. Seine prosaischen Werke sind sehr ungleich. Er kann weder Charaktere schildern, noch eine Intrigue geschickt kombinieren, und sein Stil ist oft roh und überspannt. Dennoch erinnern einige seiner Erzählungen durch die Naturwahrheit und Treue der Darstellung an

Digitized by Google

Defoe (s. d.). Vgl. Thompson, «James H. Poems and life» (2 Bde., Edinb. 1874).

Hogg (Robert), engl. Hortolog und Pomolog, geb. 1818 in Dunse in Schottland, veröffentlichte schon 1837 «A handbook of Hardy Annuals» und widmete dann seine ganze spätere Thätigkeit der Förderung hortologischer Interessen. Nachdem er 1848 sein «Manual of fruits», 1851 «British pomology», 1852 «The Dahlia» herausgegeben, begründete er 1854 in Gemeinschaft mit Sir Joseph Parton, dem Erbauer des Krystallpalastes, die British Pomological Society, die später mit der Royal Horticultural Society verschmolz. Im J. 1858 erschien von ihm «The vegetable kingdom and its products», 1861 das seitdem vielfach aufgelegte «Fruit manual». Neuerdings erschien von ihm noch: «A new classification of apples» (1876) und «The Herefordshire Pomona» (1878).

Hogland, Insel im Finnischen Meerbusen (s. d.).

Högni, s. Hagen von Tronege.

Hogolu, eine zu den Carolinen (s. d.) gehörige Insel.

Hogshead, s. Orhoft.

Hoh-Barr, Burgruine bei Zabern (s. d.) im [Elsaß.

Hohburg, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Grimma, 8 km im NO. von Wurzen, an der Lossa, in schöner Gegend, mit (1880) 387 E. Dabei liegt der sog. Redichin, d. h. die Stätte der Burg, nach welcher die von Hoberch sich nannten, und ein Berg mit einem Belvedere und Spazierwegen. Das Rittergut erkauften Luthers Erben für ihre Ansprüche auf Sornzig für Luthers Siegelring von Joh. Georg I. Nördlich liegt das königl. hohburger Waldrevier mit den Porphyrkuppen der sog. Hohburger oder Wurzener Schweiz.

Höhe heißt in der theoretischen Geometrie die senkrechte Gerade von dem höchsten Punkte der Figur auf die Grundlinie, resp. Grundfläche oder deren Verlängerung; in der praktischen Geometrie nennt man H. die lotrechte Erhebung eines Punktes über die Horizontalebene. Unter der H. eines Berges kann man allerdings den vertikalen Abstand seines Gipfels von seinem Fuße (die relative H.) verstehen; gewöhnlich aber, namentlich in der Geographie, versteht man darunter die Erhöhung desselben über die Meeresfläche (die absolute H.); sie wird entweder trigonometrisch, barometrisch oder thermometrisch gemessen. (S. Höhenmessung.)

In der Schiffahrtskunde gebraucht man H. statt Polhöhe. Wenn ein Schiff sich in der Nähe eines Ortes, ungefähr unter gleicher Polhöhe, d. h. gleicher geograph. Breite mit demselben, befindet, so sagt man, es sei auf der H. dieses Ortes.

In der Astronomie versteht man unter Höhe eines Gestirns den zwischen diesem Gestirn und dem Horizont enthaltenen Bogen eines Scheitelkreises, oder auch den Winkel, welchen der aus dem Gestirn in das Auge des Beobachters gelangende Lichtstrahl mit dem Horizont macht. Jedes Gestirn erreicht seine größte H. im Meridian.

Höhe, Beiname des Taunus (s. d.).

Hohe Acht, d. h. Warte, der höchste Gipfel der Eifel (s. d.), 7 km östlich von Adenau im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, 760 m hoch.

Hoher Bogen oder Hohebogen, Gipfel des Böhmerwaldes (s. d.).

Hohe Brüder, Klippen südlich von der Insel Perim in der Meerenge von Bab-el-Mandeb (s. d.).

Hoher Göll heißt eine Felskuppe der Salzburger Alpen, die sich nördlich vom Torrenerjoch (1728 m) in der Kalkkette zwischen der Salzach und dem Königssee auf der Grenze von Oberbayern und Salzburg zu 2519 m erhebt und von Berchtesgaden aus mühsam über die Jägerschneid erstiegen wird; ein östl. Ausläufer des Gipfels heißt der Kleine Göll. — Wie der Hohe Göll werden auch zahlreiche andere aussichtsreiche Gipfel der Alpen und der Hochebene, oft im Gegensatz zu einem gleichnamigen niedrigern Punkte, als Hoh, Hohe, Hohen, Hoch bezeichnet: so der Hohe Peißenberg (s. d.), die Hohe Salve (s. d.); in den Allgäuer Alpen der Hochvogel (s. d.), in den Zillerthaler Alpen der Hochfeiler (3506 m), in den Hohen Tauern der Hochnarr oder Hohenaar (3258 m), in den Steirischen Alpen der Hochgolling (2863 m) und der Hochschwab, in den Glarner Alpen der Hochkärpf (2798 m), in den Unterwaldner- und Emmenalpen der Hohstollen (2484 m) und der Hohgant (2199 m), in den Berner Alpen der Hohniesen (2456 m), im Jura der Hohranden (914 m), der Hohenzollern (760 m), der Hohenstaufen (695 m), der Hohe Rechberg (695 m); im Hegau der Hohentwiel (s. d.), Hohenkrähen, Hohenstoffeln u. s. w.

Hohe Kommission (High-Commission), s. unter Sternkammer.

Hohes Lied oder Lied der Lieder (Canticum Canticorum), d. h. das schönste Lied, ist die Überschrift einer unter König Salomos Namen im alttestamentlichen Kanon enthaltenen Dichtung, welche unverschleiert, mit dem glühenden Sinne des Orients und in dessen lebensfrischen Bildern, bald idyllisch malend, bald in Wechselgesprächen die Geheimnisse und das Glück der Liebe schildert. Man wird es hiernach am richtigsten als erotisches Idyll bezeichnen können. Da man jedoch schon frühzeitig nicht begriff, wie ein weltliches Liebeslied in die Bibel gekommen sei, so wandten sich schon die ältesten Ausleger des Buchs der allegorischen Auslegung zu und deuteten es bald auf die Liebe Gottes zu dem auserwählten Volke des Judentums, bald auf eine Sehnsucht der Reiche Juda und Israel zur Wiedervereinigung. Die religiöse Auslegung ging von den Juden zu den Christen über; doch erhielt sie hier einen mystischen Sinn. Origenes und Hieronymus fanden in Christus den geliebten Bräutigam, in der Kirche die Braut. Diese Deutung wurde seit Augustin in der Kirche die herrschende, und auch Luther erklärte es ähnlich und fand in der Allegorie die geistige Freude der Seele in ihrer Vereinigung mit Christus. Trotz der Einsprache des Erasmus behielt diese Auslegung in der prot. Kirche die Oberhand, wurde mit besonderer Vorliebe von den Herrnhutern ausgeführt und auch neuerdings wieder von Orthodoxen wie Hölemann vertreten. Eine nüchterne Auslegung, die in der alten Kirche nur die antiochenische Schule, namentlich Theodor von Mopsuestia, versuchte, wurde erst seit Michaelis und Herder angebahnt, denen sich dann mit mehr oder weniger Modifikationen die Auslegungen von Stäudlin, De Wette, Ewald, Hitzig u. a. anschlossen. An Salomo als Verfasser des Liedes ist nicht zu denken; wahrscheinlich ist es in den Zeiten des geteilten Reichs, immerhin schon ziemlich früh, gedichtet worden. Die Annahme, daß Salomo sein Verfasser sei, scheint ihm mehr noch als die allegorische Deutung auf Jahve als Liebenden und die hebr. Gemeinde als Geliebte seine Stelle im Kanon des Alten Testaments gewonnen zu haben.

Digitized by Google

Hohe Mense, ein 1085 m hoher, flach gewölbter Berg, auf der Grenze zwischen dem preuß. Regierungsbezirk Breslau und Böhmen, im S. der Heuscheuer, von dieser durch die Einsenkung von Lewin geschieden.

Hohes Neujahr, s. Epiphania.

Hoher Peißenberg, ein 971 m hoher, vereinzelter Kegelberg aus Tertiärkalk, welcher im SW. des Ammer- und Würmsees, mit bewaldeten Abhängen, eine ins flache Hochland vorgeschobene Warte der Alpenkette bildet und eine treffliche Aussicht auf die bayr. Voralpen gewährt, weshalb er Bayrischer Rigi genannt wird. Auf seinem Gipfel findet sich der gleichnamige Weiler, zum Bezirksamt Schongau des Regierungsbezirks Oberbayern gehörig, mit Wallfahrtskirche, meteorologischem Observatorium und 20 E.

Hohe Pforte, s. Pforte.

Hoher Priester hieß der jüd. Oberpriester nach Ausbildung der jüd. Hierarchie. Diese Würde erbte in der Aaronitischen Familie vom Vater auf den Sohn fort, bis Herodes d. Gr. sie auch gemeinen Priestern übertrug und fremde weltliche Herrscher, zuletzt selbst der Pöbel, sie nach Willkür, oft für Geld erteilten. Wenn im Neuen Testament mehrere zugleich lebende Hohe Priester erwähnt werden, so sind darunter entweder die gewesenen Hohen Priester, oder der Stellvertreter des jeweiligen Hohen Priesters, oder auch die Vorsteher der 24 Priesterklassen mit zu verstehen. (S. Josias.) Der Hohe Priester wurde feierlich eingeweiht, früher durch Salbung, später nur durch Anlegen der Amtskleider. Diese waren ein baumwollenes, purpurblaues Oberkleid und darüber ein prächtiger kurzer Leibrock von gezwirntem Bissus, auf der Brust ein viereckiges, doppeltes Schild, mit welchem eine Art Orakel, Urim und Thummim (s. d.), verbunden war. Das Brustschild (Choschen) war mit goldenen Ringen und Ketten und mit purpurblauen Schnüren festgebunden und mit zwölf hellglänzenden, in Gold gefaßten Edelsteinen, in welche die Namen der zwölf Stämme eingegraben, in vier Reihen besetzt. Am doppelten Turban war vorn ein Goldblech befestigt mit der Inschrift: «Dem Jahve heilig.» In diesem Schmuck erschien der Hohe Priester als die heiligste und höchste Person im Volke bei seinen Amtshandlungen. Ihm stand die Anordnung und Oberaufsicht des Gottesdienstes, die Verkündigung der Befehle Jahves an das Volk, in dessen Namen er sprach, und die Bewahrung der Nationalheiligtümer zu. Obschon die Rechtspflege besondern Richtern übertragen war, so entschied er doch in schwierigen Fällen auch weltliche Händel in letzter Instanz, und in Krieg und Frieden konnte ohne seine Zustimmung nichts Bedeutendes unternommen werden. Seine Hauptfunktion aber war, daß er, als Mittler zwischen Jahve und der Nation, jährlich einmal, am Versöhnungstage, in das Allerheiligste der Stiftshütte oder später des Tempels ging und durch sein Gebet und Opfer das Volk der Israeliten mit Gott versöhnte. In Bezug darauf spricht man auch in der christl. Glaubenslehre von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu.

Hoher Rat, s. Synedrium.

Hohe Rhön, s. unter Rhöngebirge.

Hohe Rhonen (der), ein waldiger Bergrücken der Schwyzer Alpen (s. Alpen, 22), gehört dem breiten subalpinen Molasseplateau an, das sich zwischen dem Ägerisee und der Sihl ausbreitet, und erhebt sich am Ostende desselben bei der Grenze der schweiz. Kantone Zug, Zürich und Schwyz zu 1232, 1228 und 1190 m über dem Meere (Dreiländerstein). Wie der nahe Etzel (s. d.) gewährt auch der Hohe Rhonen an mehrern Stellen seines Rückens prachtvolle Fernsichten auf die Alpen und das schweiz. Hügelland. Am Westfuß des Bergs liegt 1140 m über dem Meere in anmutiger, waldreicher Umgebung der vielbesuchte Luftkurort Gottschalken-Kulm.

Hohe Salve (die), ein Voralpengipfel der Kitzbüchler Alpen (s. Alpen, 29) in Tirol, erhebt sich nördlich vom Brixenthal, 14 km westlich von Kitzbüchl zu 1820 m über dem Meere. Die oberste Kuppe, welche eine Kapelle und ein Gasthaus trägt, wird von den Stationen Hopfgarten (580 m) und Brixenthal (759 m) der Österreichischen Giselabahn aus häufig auf bequemen Reitwegen in $2^1/_2$ Stunden bestiegen. Die Aussicht, welcher der Berg den Namen des Rigi des Unterinnthals verdankt, umfaßt einerseits über den Vor- und Mittelalpenketten der Kitzbüchler Alpen die Hochgebirge der Ostalpen von den Hohen Tauern bis zu den Ötzthaler Fernern, andererseits den Kranz der nördl. Kalkalpen vom Karwendel- und Speckkargebirge bis zu den Salzburger Alpen. Besonders großartig ist der Blick auf die nördlich von der Hohen Salve aufsteigenden, wildzerklüfteten Felsmauern und -Türme des Kaisergebirges.

Hohe Schulter, s. unter Schiefheit; vgl. Schulter.

Hoher Stauffen und **Mitter-Stauffen,** ein 1815 m hoher Alpengipfel im SO. des Regierungsbezirks Oberbayern, auf einem langen, Stauffen genannten Rücken, welcher aus der Gegend von Inzell bis in das Saalthal, zwischen Reichenhall und Mauthausen hinzieht. Die östlichste Spitze ist der Hohe Stauffen oder Zenokopf, die in der Mitte ist der Mitter-Stauffen oder Zwiesel; auf diesem letztern steht ein von König Ludwig I. errichtetes Kreuz.

Hohe Tatarei, s. Turfan.

Hohe Tauern heißt das mächtige Hochgebirge, das sich in der mittlern Reihe der Ostalpen zwischen dem Pinzgau und dem Pusterthale von der Birnlücke im W. bis zur Arlscharte im O. erstreckt und mit seinem vergletscherten Hauptkamme die Grenze zwischen Salzburg, Tirol und Kärnten und die Wasserscheide zwischen der Salzach, der Rienz und der Drau bildet. Seine Hauptgipfel sind der Groß-Venediger (3673 m) und der Großglockner (3797 m). (S. Alpen, 27.) Vgl. von Sonklar, «Die Hohen Tauern» (Wien 1866).

Hohe Veen, s. Veen.

Hohebogen, Gipfel des Böhmerwaldes (s. d.).

Hoheit bedeutet im engern Sinne hohen Rang und Würde in der bürgerlichen Gesellschaft; in einem noch engern die höchste Staatsgewalt, die Hoheitsrechte (wie Regalien und Majestätsrechte), und hiervon ist die engste Bedeutung abgeleitet, wonach das Wort ein Titel fürstl. Personen ist, der aber zu verschiedenen Zeiten verschiedene Geltung gehabt hat. Im Laufe des 17. Jahrh. nahmen alle gekrönten Häupter den Titel Majestät (s. d.) an, die Kinder und nächsten Verwandten von Kaisern und Königen aber, sowie auch diejenigen Fürsten, welche Anspruch auf eine Krone machten, wie z. B. Savoyen auf Cypern, Lothringen auf Jerusalem, das Prädikat Celsitudo, Königliche H., das früher nur den Königen zugestanden hatte. No

Digitized by Google

Auflösung der deutschen Reichsverfassung nahmen nicht allein die von neuen Königen abstammenden Prinzen und Prinzessinnen, sondern auch die Großherzöge und der Kurfürst von Hessen das Prädikat Königliche Hoheit (Altesse royale) an, während in einigen Staaten den übrigen (Nebenlinien angehörenden) Prinzen und Prinzessinnen königl. Häuser, sowie denen der großherzogl. und kurfürstl. Familien der einfache Titel H. überlassen blieb, der aber in diesem Sinne durchaus nicht mehr dem mit dem franz. Ausdruck Altesse ehedem verknüpft gewesenen geringern Begriffe entsprach. Zufolge Beschlusses vom 26. April 1844 haben die Herzöge von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Altenburg und Sachsen-Coburg-Gotha sich dahin vereinigt, statt des Prädikats Herzogliche Durchlaucht (Altesse sérénissime) für sich und ihre jedesmaligen präsumtiven Regierungsnachfolger das Prädikat H. anzunehmen, und es sind ihnen hierin die Herzöge von Anhalt, Braunschweig und Nassau gefolgt. Ebenso haben die Prinzen der großherzogl. Häuser Baden und Hessen das Prädikat Großherzogliche Hoheit angenommen. Gegenwärtig führen daher die Prinzen und Prinzessinnen der kaiserl. Häuser, sowie der Kronprinz und die Kronprinzessin des Deutschen Reichs den Titel Kaiserliche (und Königliche) Hoheit, die Prinzen und Prinzessinnen der königl. Häuser, sowie die Großherzöge und Erbgroßherzöge den Titel Königliche Hoheit, die Prinzen und Prinzessinnen der großherzogl. Häuser Baden und Hessen den Titel Großherzogliche Hoheit, während die Mitglieder der übrigen großherzogl. Häuser, sowie die regierenden Herzöge und die Mitglieder ihrer Häuser dagegen nur den einfachen Titel H. führen.

Höhen (korrespondierende), soviel als gleiche H. vor und nach der Kulmination eines Sterns; die Beobachtung derselben liefert eine vielfach gebrauchte Methode zur Zeitbestimmung.

Hohenasperg, ehemals starke Festung und Staatsgefängnis, dann bis 1883 Garnison mit Militärstrafanstalt, jetzt Filiale des Zuchthauses in Ludwigsburg und Civilstrafanstalt, bei der Stadt und Eisenbahnstation Asperg im württemb. Neckarkreise, 6 km nordwestlich von Ludwigsburg, auf einem 357 m hohen, freistehenden Keuperhügel gelegen, bildete vor alters den Mittelpunkt einer Herrschaft, welche von den Grafen von Calw durch die Welfen an die tübinger Pfalzgrafen überging und einer Seitenlinie der letztern seit dem 13. Jahrh. den Namen «Grafen von Asperg» gab. Die Herrschaft Asperg kam 1308 durch Kauf in den Besitz des württemb. Grafen Eberhard des Erlauchten, welcher die durch Konrad von Weinsberg 1312 zerstörte «Burg und Stadt Asperg» bedeutend fester wieder aufbaute. Zur eigentlichen Festung wurde H. erst durch Herzog Ulrich gemacht, welcher 1535 die alten Befestigungen samt dem innerhalb derselben liegenden Städtchen abbrechen ließ, um auf dem hierdurch gewonnenen Platze starke Werke aufzuführen, während die seitherigen Bewohner des Städtchens sich am Fuße des Bergs ansiedelten. Die Festung mußte sich 1547 den Spaniern unter Herzog Alba, 1635 nach zehnmonatlicher Belagerung den Kaiserlichen und 1688 den Franzosen übergeben. Seit der Mitte des 18. Jahrh. ist die Festung H. besonders bekannt geworden durch die Staatsgefangenen, die sie in ihren Mauern beherbergte, z. B. den Juden Süß Oppenheimer, General von Rieger und den Dichter Christian Friedr. Daniel Schubart. Vgl. Biffart, «Geschichte der württemb. Veste H.» (Stuttg. 1858).

Hohenberg, ehemalige Grafschaft in Württemberg, Schwarzwaldkreis, teilte sich in die Ober- und Untergrafschaft; zu letzterer, jetzt im Besitz des Freiherrn von Ow-Wachendorf, gehört die Musterwirtschaft H., in deren Nähe die Burg liegt. Im J. 1381 kam die Grafschaft durch Kauf an Österreich, 1806 kam sie an Württemberg. Die Grafen von H. starben 1486 aus.

Hohenberg in Bayern, Flecken mit städtischer Verfassung im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Rehau, 2 km nördlich von Schirnding auf einem Berge, in 525 m Höhe, an der Eger, mit (1880) 1049 meist prot. E., ist Sitz einer Oberförsterei und hat Mineralquellen, ein schönes Schloß und eine Porzellanfabrik.

Hohenbruck (böhm. Třebechovice), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft und im Gerichtsbezirk Königgrätz im nordöstl. Böhmen, an der Linie Chlumetz-Mittelwalde der Österreichischen Nordwestbahn, mit (1880) 3064 E. böhm. Zunge, die neben den städtischen Gewerben Feldbau treiben. Der deutsche Name rührt von der hohen, über den Bach Diedina führenden Holzbrücke her, durch welche die alte und neue Stadt verbunden wird. Von einer benachbarten Höhe, von den Hussiten Oreb (nach dem Berge Horeb) genannt, erhielt eine Partei der Hussiten den Namen Orebiten.

Hohenelbe, Stadt im nordöstl. Böhmen, an der Elbe, Endpunkt der Zweiglinie Pelsdorf-H. der Österreichischen Nordwestbahn, am südl. Abhang des Riesengebirges, 455 m über dem Meere, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß mit schönem Park, ein Augustinerkloster, eine Krankenanstalt, eine Fachschule für Weberei (1873 gestiftet) und zählt (1880) 5318 deutsche E., welche eine Flachsgarnspinnerei, eine Baumwollgarnspinnerei, drei mechan. Webereien, eine Papierfabrik, fünf Kunstbleichen, vier Färbereien und Druckereien, eine Eisengießerei und Maschinenwerkstätte und eine Verbandstofffabrik unterhalten. Der Heidelberg (950 m), welcher die Stadt im NW. überragt, gewährt eine schöne Aussicht.

Hohenems oder **Hohenembs,** Marktflecken in Vorarlberg, Bezirkshauptmannschaft Feldkirch, Gerichtsbezirk Dornbirn, mit (1880) 4428 E., die neben den städtischen Gewerben ihren Erwerb im Handel und in der Fabrikarbeit für Textil- und Stickerei-Industrie finden. Der Ort liegt an der rechtsseitigen Lehne des obersten Rheinthals und ist Station der Vorarlberger Bahn. Ehedem war H. Sitz der Grafen dieses Namens, die 1759 im Mannsstamme, 1868 auch im weiblichen Stamme erloschen. Das Altschloß H. auf waldiger Höhe ist ganz, das Neuschloß fast Ruine. Der Kaiser von Österreich führt im großen Titel auch den Namen eines Grafen von H. Ebenso pflegt sich das Kaiserpaar dieses Titels bei Inkognitoreisen im Auslande zu bedienen. Der Dichter Rudolf von Ems (s. d.) hatte hier seine Heimat, und die beiden Pergamenthandschriften des Nibelungenliedes, deren eine von Lachmann als die älteste bezeichnet, die andere aus dem Nachlasse Laßbergs der fürstenbergschen Bibliothek einverleibt wurde, stammen aus der berühmten Handschriftensammlung in H.

Digitized by Google

Hohenfelde, Vorort unmittelbar nördlich vor der Vorstadt St. Georg von Hamburg, an der Außen- oder Großen Alster, mit (1880) 11330 E., hat ein 1839 gestiftetes Hospital (das großartige Oberaltenstift), eine Eisengießerei und eine Cichorienfabrik.

Hohenfriedberg, Städtchen im Kreise Bolkenhain des preuß. Regierungsbezirks Liegnitz mit (1880) 742 E., wurde im zweiten Schlesischen Kriege durch die Schlacht denkwürdig, welche Friedrich II., 4. Juni 1745 über die Österreicher und Sachsen unter dem Prinzen Karl von Lothringen und dem Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels gewann. Maria Theresia hatte mit Bayern Frieden geschlossen und nach erneuertem Bündnis mit England, Sachsen und Holland ein Manifest erlassen, welches Schlesien für eine österr. Provinz erklärte, weil der König von Preußen den Breslauer Frieden verletzt habe. Die Österreicher und Sachsen hatten sich, 80000 Mann stark, bei Trautenau vereinigt, um in Schlesien einzufallen. Friedrich zog Ende April seine Armee aus den Winterquartieren zusammen; Zieten überbrachte an der Spitze seines ganzen Regiments den Befehl dazu an den Markgrafen von Schwedt nach Oberschlesien, wo ein österr. Korps eingefallen war; er schlug sich glänzend durch. Am 28. Mai war die Armee vereinigt und marschierte nach der Gegend von Striegau, wo sie, General Dumoulin mit der Vorhut über das striegauer Wasser vorgeschoben, Stellung nahm. Der Feind, durch einen falschen Spion getäuscht, glaubte, daß sich Friedrich bis hinter Breslau zurückziehen werde, ging 3. Juni in acht Kolonnen über das Gebirge und lagerte diesseits. Am 4. Juni früh 4 Uhr begann die preuß. Armee den Bach zu überschreiten und marschierte jenseits auf. Dumoulin fand sächs. Truppen vor sich und begann die Schlacht. Das sächs. Korps griff in den Kampf ein, wurde jedoch von den Österreichern nicht unterstützt und gänzlich geschlagen. Jetzt erst befahl Prinz Karl den Aufmarsch seiner Armee, welche in dem durchschnittenen Terrain eine Verteidigungsstellung besetzte, während die preuß. Infanterie schon zum Angriff vorrückte. Die preuß. Kavallerie warf nach sechs Angriffen die feindliche des rechten Flügels, während der König die Truppen, welche die Sachsen besiegt, heranführte. Als die österr. Infanterie schon durch das Feuer erschüttert war, brach General Geßler mit dem Dragonerregiment Bayreuth (jetzt Königin Kürassiere) durch die eigene Infanterie vor und ritt in einer kriegsgeschichtlich berühmt gewordenen Attacke 20 Bataillone nieder, wobei 66 Fahnen erobert wurden. Dies hatte den allgemeinen Rückzug der Österreicher ins Gebirge zur Folge.

Hohenfurth (czech. Vyšší Brod), Stadt im südl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Kaplitz, liegt in landschaftlich reizender Gegend am rechten Ufer der obern Moldau, ist Sitz eines Bezirksgerichts und und zählt (1880) 1537 E. deutscher Zunge. H. gehörte ehemals zu den Rosenbergschen Besitzungen, die den größten Teil des südl. Böhmens einnahmen. Das Cistercienserstift, welches Peter Vok von Rosenberg 1250 hier gründete, gab den Anlaß zur wirtschaftlichen Entwickelung des Ortes. Das Stiftsgebäude zeigt ein interessantes Gemisch architektonischer Formen aus verschiedener Zeit. Die gotische Kirche, der Kapitelsaal und die Bibliothek sind sehenswert. Ein Haupterwerbszweig der Bewohner war ehedem das Spinnen und Bleichen von grobem Garn für Lebzelter und Lichtzieher, wovon jährlich mehrere hundert Centner nach Oberösterreich, Salzburg und Tirol gingen.

Hohengeroldseck, s. unter Geroldseck.

Hohenhausen (Elise Philippine Amalie, Freifrau von), Schriftstellerin, geb. 4. Nov. 1789 zu Waldau bei Kassel als Tochter des spätern Generals Adam Ludwig von Ochs, vermählte sich 1809 mit dem Freiherrn Leopold von H., damals westfälischer Unterpräfekt zu Eschwege, hierauf preuß. Regierungsrat, mit dem sie in der Folge in Münster, seit 1817 in Minden, wo ihr Gatte das «Sonntagsblatt» begründete, 1820—24 in Berlin und dann wieder in Minden lebte. Später siedelten beide nach Kassel über. Nach dem Tode ihres Gatten lebte sie in Frankfurt a. O., wo sie 2. Dez. 1857 starb. Sie veröffentlichte: «Frühlingsblumen. Gedichte» (Münst. 1817), «Natur, Kunst und Leben. Reiseerinnerungen» (Altona 1820), «Novellen» (2 Bde., Braunschw. 1829), «Bilder aus dem Leben» (Rinteln 1833), «Karl von H. Untergang eines Jünglings von 18 Jahren» (Braunschw. 1837, das Tagebuch ihres Sohnes, der sich auf der Universität Bonn erschoß), «Johann und Cornelius de Witt. Schauspiel» (Kassel 1847) u. s. w. Ihre Tochter Elise, Freiin von H., geb. 7. Mai 1812 zu Eschwege, war mit dem Oberregierungsrat Rüdiger verheiratet und lebt in Berlin. Sie veröffentlichte namentlich «Berühmte Liebespaare» (Braunschw. 1870; Neue Folge 1876).

Hohenheim, im württemb. Neckarkreise, Oberamt Stuttgart, 13 km im SSO. von Stuttgart, mit 270 E. und einer berühmten landwirtschaftlichen Akademie (Hochschule mit Universitätsrang), ist eine württemb. Staatsdomäne, welche früher einem Adelsgeschlecht gehörte, dem Theophrastus Paracelsus entstammte. Die Besitzung fiel 1768 als eröffnetes Lehn dem Herzog Karl anheim, welcher 1782 für seine Gemahlin Franziska darauf ein Schloß erbaute, dessen Größe und Umgebungen mit Versailles wetteifern sollten. Eine große Obstbaumschule, heute noch berühmt, ward durch den Vater Schillers daselbst angelegt. Nach des Herzogs 1793 zu H. erfolgtem Tode zerfiel die alte Pracht H.s sehr rasch, und das Schloß sank fast zur Ruine herab, nachdem es zuletzt noch den Dienst eines Militärhospitals (1814) geleistet. Erst 1817 ward Schloß und Gut durch König Wilhelm zu einer landwirtschaftlichen Unterrichts-, Versuchs- und Musteranstalt für Württemberg bestimmt und trat als solche unter der Direktion von Schwerz 1818 ins Leben. Im J. 1820 ward auch die Forstschule von Stuttgart nach H. verlegt, wo sie bis zu ihrer Verbindung mit der Universität Tübingen 1881 blieb. Nach Schwerz hatte die Anstalt zu Direktoren: den Freiherrn von Ellrichshausen (1828—32), Volz (bis 1837), Weckherlin (bis 1845), Pabst (bis 1850), Walz (bis 1865), Werner (bis 1872) und Rau (bis 1882). Daneben wirken 10 ordentliche Professoren und 9 Hilfslehrer. Die Zahl der Studierenden beträgt durchschnittlich 80—90. Der programmmäßige Lehrkursus dauert vier Semester. Die Akademie hat eine Bibliothek von etwa 12000 Bänden, eine Modell- und eine Naturaliensammlung, ein chem. Laboratorium, physik. Kabinett, einen botan. Garten, sowie Versuchsfelder im Meßgehalt von 11,33 ha, welche zum Anbau d

Digitized by Google

verschiedenen Nutzpflanzen, zur Anstellung von Kultur- und Düngungsversuchen verwendet werden; eine Obstbaumschule, eine Seidenzucht- und Abhaspelanstalt, eine chem.-technische Fabrik mit Bierbrauerei, Branntweinbrennerei u. s. w., einen Bienenstand, eine von Wasser getriebene Mahlmühle (Kunstmühle) und eine Ackergerätefabrik, welche vorzügliche Modelle von landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten liefert. Die Gutswirtschaft wird auf einem Areal von über 300 ha betrieben. Die Felder werden teils nach dem Fruchtwechselsystem mit Luzernbau, teils nach dem Wechselwirtschaftssystem mit künstlicher Schafweide (Koppelwirtschaft) angebaut. Sie umfaßt außerdem Wässer- und Trockenwiesen, Baumwiesen und Schafweiden, Maulbeer-, Weiden-, Rohr- und wilde Holzpflanzungen, Hopfen-, Wein- und Gemüsegärten. Die Arbeitstiere sind Ochsen und Pferde, die Nutztiere Rindvieh und Schafe. Das hohenheimer Forstrevier von mehr als 2200 ha wird von einem Oberförster verwaltet, dem zugleich der forstliche Unterricht für die Landwirte übertragen ist. Zu dem landwirtschaftlichen Institut gehört außer der Akademie und der Gutswirtschaft eine neu eingerichtete Molkereianstalt, ferner eine chem. Versuchsstation mit Versuchsstall, Laboratorium und Vegetationshaus, eine meteorolog. Beobachtungsstation, eine Ackerbauschule mit dreijährigem Kursus für 25 württemb. Bauersöhne, eine Gartenbauschule mit einjährigem Kursus für sechs württemb. junge Gärtner (Baum- und Gemüsegärtner). Vgl. Fröhlich, «Das Schloß und die Akademie H.» (Leonberg 1870); ferner «Die land- und forstwirtschaftliche Akademie H.» (Stuttg. 1863) und «Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der königl. land- und forstwirtschaftlichen Akademie H.» (Stuttg. 1868).

Hohenheim (Franziska Theresia, Reichsgräfin von), geb. 10. Jan. 1748, war die Tochter des armen Freiherrn von Bernardin zu Adelmannsfelden, und vermählt mit dem häßlichen, aber reichen Freiherrn Richard von Leutrum. Herzog Karl Eugen von Württemberg entführte sie, erhob sie zur Reichsgräfin von H. und vermählte sich 1784 in morganatischer Ehe mit ihr, nachdem seine erste Gemahlin Elisabeth Sophie von Brandenburg-Bayreuth, von der er getrennt gelebt hatte, gestorben war. Als Gemahlin des Herzogs von Kaiser und Reich anerkannt, übte sie einen sehr günstigen Einfluß auf den Herzog. Nach dem Tode ihres Gemahls zog sie sich auf ihren Witwensitz zu Kirchheim unter Teck zurück, wo sie 1811 starb. Vgl. Vely, «Herzog Karl Eugen von Württemberg und Franziska von H.» (3. Aufl., Stuttg. 1877).

Hohenheim (Philippus Aureolus Paracelsus von), s. Paracelsus.

Hohenhöwen, Schloßruine bei Engen (s. d.) [in Baden.

Höhenklima. Die Gebirge modifizieren das solare Klima in bestimmter Weise, und zwar im allgemeinen durch Abnahme des Luftdrucks bei wachsenden Seehöhen, durch Zunahme der Sonnenstrahlung und Abnahme der Lufttemperatur, sowie endlich durch ihren Einfluß auf die Wind-, Feuchtigkeits-, Bewölkungs-, Verdunstungs- und Regenverhältnisse. Alle Faktoren des Klimas erscheinen unter jeder Zone beim Gebirgs- oder Höhenklima, verglichen mit dem Klima der umgebenden Niederungen, verändert. Die Abnahme des Luftdrucks mit der Höhe ist eine so regelmäßige, daß letztere sich aus der erstern berechnen läßt. Die menschlichen Wohnsitze reichen bis zu Höhen, wo der Luftdruck nur noch etwas mehr als die Hälfte des normalen Barometerstandes am Meeresspiegel beträgt. Die einen so niedern Luftdruck Ungewohnten leiden an der Bergkrankheit (s. d.), die jedoch mit der Gewohnheit an das H. verschwindet. Große Stärke der Sonnenstrahlung und eine relativ hohe Bodentemperatur sind Eigentümlichkeiten des H. Durch beide unterscheidet es sich günstig von den Polargegenden mit gleicher jährlicher Lufttemperatur. Im Gegensatz mit der Zunahme der Insolation (Strahlung durch die Sonne) mit der Höhe steht die Abnahme der Lufttemperatur. Die letztere nimmt beiläufig für je 100 m um 0,55° C. ab. Bei strenger Kälte und in der Nacht, sowie während der winterlichen Barometermaxima treten die Anomalien ein, daß die Lufttemperatur mit der Höhe wächst. Der Wasserdunstgehalt der Luft nimmt nach oben hin rasch ab.

Das H. zeichnet sich besonders durch raschen Wechsel der Feuchtigkeitsverhältnisse aus. Die Gipfel der Berge sind im Spätherbst und Winter nebelfreier als die Niederungen. Das H. hat einen häufigern und stärkern Regenfall, wobei die Gebirge ihre nasse und trockene Seite haben. Bis zu einer gewissen Seehöhe wächst die Regenmenge, um von da an wieder abzunehmen; ebenso nimmt der Regenfall schon bei der Annäherung an die Gebirge zu. Die durchschnittliche äußerste Seehöhe, über welche hinauf die großen Schneefelder oder die zusammenhängenden Schneedecken der Gebirge stets liegen bleiben, heißt die Schneelinie (s. d.). Die untersten Gletscherenden hängen von den lokalen Verhältnissen des Gletschers ab, und sind daher nicht mit der Schneelinie zu verwechseln. Das Gebirge bewirkt infolge der verschiedenen Insolationsverhältnisse die Tagwinde thalaufwärts und die Nachtwinde thalabwärts. Dieselben werden jedoch nur bemerkt, wenn sie nicht durch die allgemeinen heftigen Winde verdeckt sind. Die letztern bringen meist Wolken und Regen. Das Ausbleiben des täglichen Windwechsels kann daher als ungünstiges Wetterzeichen im Gebirge gelten. Außer den selbständigen Lokalwinden der Gebirge modifizieren die letztern noch die allgemeinen Winde in der verschiedensten Weise, wie man dies an jenem durch die Alpenkette abgeänderten Südwinde beobachtet hat, der als Föhn (s. d.) bekannt ist. Die Gebirge dienen auch häufig als Windschutz und bilden daher nicht selten die Wetterscheiden.

Höhenkoten, s. unter Feldmeßkunst, Bd. VI, S. 656.

Höhenkreis, auch Scheitel- oder Vertikalkreis, nennt man in der Astronomie jeden Kreis, der durch das Zenith (s. d.) und Nadir (s. d.) geht und dessen Ebene daher zugleich senkrecht auf der Ebene des Horizonts steht; dann auch das Instrument, dessen man sich bedient, um die Höhe der Gestirne zu messen.

Hohenlimburg oder Limburg an der Lenne, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Iserlohn, 9 km von Iserlohn, links an der Lenne und an der Linie Hagen-Betzdorf der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 5267 meist prot. E., welche in zwei Puddlings- und Walzwerken, sowie in vielen Drahtziehereien und «Webereien, ferner mit Leinweberei und Tuchfabrikation

beschäftigt sind. H. ist der Hauptort der Grafschaft Limburg des Fürsten zu Bentheim-Tecklenburg-Rheda, dessen Schloß Hohenlimburg auf einem Aussichtsberge liegt.

Hohenlinden, Dorf in Oberbayern, im Bezirk Ebersberg, 30 km östlich von München, ist wegen des 3. Dez. 1800 von Moreau über den Erzherzog Johann errungenen Siegs merkwürdig. Nach dem Ablauf des Waffenstillstandes zu Parsdorf, 13. Nov., hatten die Armee Moreaus auf der Hochebene zwischen Isar und Inn und das österr. Heer am rechten Innufer Stellung genommen. Am 3. Dez. setzte die österr. Armee ihren Marsch in drei Kolonnen fort. Die Mittelkolonne, aus dem Hauptkorps der Österreicher und den Bayern bestehend, rückte auf der großen, zum Teil durch Wälder führenden Hauptstraße unter Schneegestöber und auf grundlosen Wegen gegen H. vor, griff die Korps von Grénier und Grouchy mit Heftigkeit an und suchte deren Stellung zu umgehen. Aber diese Korps erhielten zu rechter Zeit Verstärkung und warfen die österr. Kolonne in den Wald an der Hauptstraße zurück. Ineinander verwickelt und von dem eigentlich fehlerhaft entsendeten General Richepanse zugleich in der Flanke angegriffen, löste sich diese Kolonne bei einem gleichzeitigen Angriffe Neys auf. Auch die Seitenkolonnen wurden dadurch zum Rückzuge gezwungen; um 2 Uhr war der Sieg an allen Punkten in den Händen der Franzosen.

Hohenlohe, früher eine Grafschaft und später ein Fürstentum im Fränkischen Kreise, welches aber 1806 durch die Rheinbunds-Akte mediatisiert und größtenteils unter württemb., zum Teil aber unter bayr. Hoheit gestellt wurde und etwa 1800 qkm umfaßte. Das alte Herrengeschlecht Hohenlohe, dessen Herkunft dunkel, war frühzeitig in dem fränk. Kocher-, Jagst-, Tauber- und Gollachgau begütert. Seine Geschichte hellt sich erst mit dem Grafen Gottfried auf, dem Vertrauten Heinrichs VI. Die Söhne desselben stifteten die Linie H.-Brauneck, die aber schon im vierten Gliede erlosch, und H.-Holloch. Diese letztere spaltete sich 1340 mit den Söhnen Krafts II. in die Linien H.-Hohenlohe und H.-Speckfeld, von denen die erstere 1412 erlosch und die Allodialgüter durch Erbtöchter dem Hause entfremdete. Erst Georg, von der allein noch übrigen Linie H.-Speckfeld, der Stammvater sämtlicher noch blühenden hohenloheschen Linien, gab zur Verhütung solcher Fälle 1510 ein Familiengesetz. Die Söhne Georgs stifteten 1551 die gegenwärtigen beiden Hauptlinien H.-Neuenstein und H.-Waldenburg, von denen erstere 7. Jan. 1764, letztere 21. Mai 1744 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde.

Die erste Hauptlinie, H.-Neuenstein, die sich zur prot. Kirche bekennt, teilte sich wieder in die Speziallinien H.-Neuenstein-Öhringen und H.-Neuenstein-Langenburg, von denen jene sich in die Äste H.-Weidersheim, der mit dem Stifter 1756 schon wieder einging, und H.-Öhringen spaltete, der 1805 erlosch, worauf die Besitzungen von H.-Öhringen auf die Speziallinie H.-Neuenstein-Langenburg übergingen, die außer dem Stammfürstentum auch die obere Grafschaft Gleichen unter sachsen-coburg-gothaischer Hoheit besitzt und bis auf neuere Zeit in drei Ästen blühte: 1) H.-Langenburg, repräsentiert durch den Fürsten Hermann von Hohenlohe-Langenburg (s. d.), der infolge Familienvertrags vom 21. April 1860 un[illegible]lungsvergleichs vom 23. Okt. 1863 das Fürstentum H.-Langenburg und die Grafschaft Gleichen besitzt. 2) H.-Öhringen (sonst H.-Ingelfingen), repräsentiert durch den Fürsten Hugo von Hohenlohe-Öhringen (s. d.). Sein Oheim, Prinz Adolf von H.-Ingelfingen, geb. 29. Jan. 1797 zu Breslau, Besitzer von Koschentin im schles. Regierungsbezirk Oppeln, preuß. General der Kavallerie, Chef des 23. Landwehrregiments, früher Mitglied des preuß. Staatsrats, seit 12. Okt. 1854 des preuß. Herrenhauses, das ihn zum Präsidenten erwählte, stand vom 18. März bis 23. Sept. 1862 als Ministerpräsident an der Spitze des preuß. Kabinetts und starb 24. April 1873 zu Koschentin, worauf ihm sein ältester Sohn, Prinz Karl von H.-Ingelfingen, geb. 19. Nov. 1820, succedierte. Derselbe ist Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und vertrat 1874—76 den Wahlkreis Lublinitz-Gleiwitz im Deutschen Reichstag. 3) Die Linie H.-Kirchberg, die mit dem Fürsten Karl (geb. 2. Nov. 1780), württemb. Generallieutenant, 16. Dez. 1861 erloschen ist.

Die zweite Hauptlinie, H.-Waldenburg, welche sich zur kath. Kirche bekennt und in der 1754 der Phönixorden gestiftet wurde, der noch gegenwärtig an Familienglieder vergeben wird, teilte sich in zwei Zweige: 1) H.-Waldenburg-Bartenstein, welchem Zweige der Fürst Ludwig Aloysius von H. (geb. 18. Aug. 1765) angehörte. Derselbe war ein entschiedener Gegner Napoleons und trat nach dessen Falle 1814 in franz. Dienste. Als Generallieutenant und Kommandeur eines von ihm geworbenen und nach ihm benannten Regiments beteiligte er sich am span. Feldzuge von 1823, nach dessen Beendigung er zum Marschall und Pair erhoben wurde. Er starb 31. Mai 1829. Schon 1806 hatte er das Fürstentum H.-Bartenstein (385 qkm) seinem Sohne Karl August Theodor (geb. 9. Juni 1788) cediert. Mit letzterm erlosch 1844 die Linie H.-Bartenstein, deren Besitz dann an die Nebenlinie H.-Bartenstein-Jagstberg kam. Dieselbe wird repräsentiert durch Fürst Albert, geb. 22. Nov. 1842, welcher unter Vormundschaft seinem Vater, dem Fürsten Ludwig zu H.-Bartenstein und Jagstberg (geb. 5. Juni 1802, gest. 22. Aug. 1850) in dem Fürstentume H.-Jagstberg succedierte, während der ältere Sohn des letztgenannten, Fürst Karl (geb. 2. Juli 1837), vermöge hausgesetzlicher Bestimmungen unter Vormundschaft in dem Fürstentume H.-Bartenstein folgte. Nach dessen am 23. Mai 1877 erfolgten Tode folgte ihm sein Sohn, Fürst Johannes, geb. 20. Aug. 1863. 2) Die Linie H.-Waldenburg-Schillingsfürst, welche sich mit den Brüdern Karl Albrecht (gest. 15. Juni 1843) und Franz Joseph (gest. 14. Jan. 1841) in zwei Zweige teilte. Der erstere, auf Kupferzell im Württembergischen, wird repräsentiert durch den Fürsten Friedrich Karl von H.-Waldenburg-Schillingsfürst, geb. 5. Mai 1814 zu Stuttgart, Senior des fürstl. Gesamthauses H. und als solcher Erb-Reichsmarschall des Königreichs Württemberg, Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers von Rußland. Derselbe hat sich litterarisch durch zahlreiche vorzügliche sphragistische und heraldische Arbeiten bekannt gemacht, unter welchen besonders zu nennen sind: «Der sächs. Rautenkranz» (Stuttg. 1863), «Zur Geschichte des heraldischen Doppeladlers» (Stuttg. 1871) u. s. w. Der zweite Zweig,

Digitized by Google

auf Schillingsfürst unter bayr. Hoheit, wird vertreten durch den Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (s. d.), geb. 31. März 1819, bayr. erblicher Reichsrat, Kron-Oberstkämmerer und Botschafter des Deutschen Reichs in Paris. Er erbte mit seinem ältern Bruder Victor (geb. 10. Febr. 1818) von dem letzten Landgrafen Victor Amadeus von Hessen-Rheinfels-Rotenburg 1834 das Herzogtum Ratibor, das Fürstentum Korvei, die Herrschaft Treffurt u. s. w., worauf Victor vom König von Preußen 1840 zum Herzog, Chlodwig aber zum Prinzen zu Ratibor und Korvei ernannt ward. Von den übrigen Brüdern ist Prinz Gustav zu Hohenlohe-Schillingsfürst (s. d.), geb. 26. Febr. 1823, seit 1866 Kardinal, während Prinz Konstantin, geb. 8. Sept. 1828, als Feldmarschallieutenant und erster Oberhofmeister des Kaisers von Österreich zu Wien lebt.

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürst zu), preuß. General, geb. 31. Jan. 1746, nahm 1767 preuß. Dienste und wurde 1788 Oberst. Im Kriege gegen die Franzosen befehligte er 1792 die Vorhut und als Generallieutenant eine Division, an deren Spitze er sich 1793 bei Pirmasens und bei der Erstürmung der Weißenburger Linien auszeichnete. Im J. 1794 errang er einen glänzenden Sieg bei Kaiserslautern; nach dem Frieden von Basel erhielt er den Oberbefehl des Neutralitätskordons an der Ems. In demselben Jahre folgte er seinem verstorbenen Vater als Fürst von H. in der Regierung; 1800 wurde er General der Infanterie und 1804 Statthalter der fränk. Fürstentümer, dann Generalinspekteur der breslauer Inspektion. Durch das Aussterben der Linie Hohenlohe-Langenburg-Öhringen erbte er 1805 deren Besitzungen. Bei dem Vorrücken der Preußen gegen Franken 1805 befehligte er ein Korps zwischen der Saale und dem Thüringerwalde, und im Kriege von 1806 den Heeresteil, zu welchem die Sachsen stießen. Seine Vorhut unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen wurde bei Saalfeld 10. Okt., er selbst 14. Okt. bei Jena (s. d.) geschlagen. An demselben Tage war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig bei Auerstädt tödlich verwundet worden. H. erhielt den Oberbefehl und führte die Trümmer des preuß. Heers, die sich bei Magdeburg gesammelt hatten, der Oder zu. Auf diesem Rückzuge hielt sich Blücher mit seinem Korps entfernter von ihm, als bestimmt war, und wurde daher nicht mit in die Katastrophe von Prenzlau verwickelt. Hier nämlich kapitulierte der Fürst 28. Okt. 1806 mit seinem allerdings noch 17 000 Mann starken, aber durch Märsche und Mangel abgematteten Heer, nahm bald darauf seine Entlassung und zog sich, da er schon im Aug. 1806 die Regierung seines inzwischen mediatisierten Fürstentums seinem Sohne August übergeben hatte, auf seine Güter nach Schlesien zurück; später mußte er seinen Aufenthalt in Frankreich nehmen. H. kehrte erst 1813 nach Deutschland zurück, ohne indes am Befreiungskriege teilzunehmen, und lebte hierauf wieder auf seinem Gute Slawentzitz bei Kosel in Schlesien, wo er 15. Febr. 1818 starb.

Hohenlohe-Langenburg (Hermann, Fürst von), geb. 31. Aug. 1832 zu Langenburg in Württemberg, studierte zu Berlin, trat dann in die württemb. Armee, 1854 in österr. Militärdienste, machte 1859 den Feldzug gegen Frankreich in Italien mit und wurde 1860, beziehungsweise 1863 Besitzer des Fürstentums Hohenlohe-Langenburg in Württemberg und der obern Grafschaft Gleichen im Herzogtum Sachsen-Gotha. Im J. 1862 wurde er bad. General und machte als solcher den Feldzug gegen Frankreich 1870—71 als Korpsdelegierter beim 14. Korps mit. H. ist erbliches Mitglied der Ersten württemb. Kammer seit 1860, war 1871—80 Mitglied des Deutschen Reichstags für den 12. württemb. Wahlkreis, auch 1877 zweiter Vizepräsident, und gehörte der Deutschen Reichspartei an. In der preuß. Armee bekleidet er den Rang eines Generals der Kavallerie à la suite der Armee.

Hohenlohe-Öhringen (Hugo Friedrich Wilhelm Eugen Karl, Fürst zu), Herzog von Ujest und Graf von Gleichen, geb. 27. Mai 1816 zu Stuttgart, preuß. General der Infanterie à la suite der Armee und württemb. Generalmajor, hat seine Residenz zu Slawentzitz im oberschles. Kreise Kosel und ist seit 1870 Senior des fürstl. Gesamthauses H. Er ist Besitzer des Fürstentums H.-Öhringen und des Herzogtums Ujest, unter welchem Namen König Wilhelm I. 18. Okt. 1861 die in Oberschlesien gelegenen Fideikommißgüter zu einer freien Standesherrschaft vereinigte. Auch gehören ihm noch die Fideikommißgüter Oppurg, Positz und Colba im Großherzogtum Sachsen-Weimar und die Allodialgüter Wienskowitz in Schlesien, Malinowice, Pyrsowice, Gorenice, Zawada und Rudniki im ehemaligen Königreich Polen. Fürst Hugo ist Mitglied des preuß. Herrenhauses, und zwar seitdem er (18. Okt. 1861) zum Herzog von Ujest erhoben worden ist, mit erblichem Recht. Außerdem ist er erbliches Mitglied der Kammer der Standesherren in Württemberg, als welches er sich zur Zeit durch den am 21. März 1848 geborenen Erbprinzen Christian Kraft H., Rittmeister à la suite der preuß. Armee, vertreten läßt. Der Fürst war während des Deutschen Kriegs von 1866 Gouverneur von Mähren und dann Mitglied und Vizepräsident des Norddeutschen Reichstags in allen Sessionen desselben, wie auch 1871—76 Mitglied des Deutschen Reichstags. Er vertrat 1867—73 den Wahlkreis Lublinitz-Tost-Gleiwitz und 1874—76 Kosel-Großstrehlitz und gehörte der sog. Deutschen Reichspartei an. Vermählt ist Fürst Hugo seit 15. April 1847 mit der Tochter des verstorbenen Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, der Fürstin Pauline, geb. 11. Juni 1829. Aus dieser Ehe stammen neun Kinder.

Hohenlohe-Schillingsfürst (Chlodwig Karl Victor, Fürst zu, Prinz zu Ratibor und Korvei), deutscher Botschafter in Paris, geb. 31. März 1819 als Sohn des Fürsten Franz Joseph und der Fürstin Konstanze (geb. H.-Langenburg), studierte in Heidelberg, Göttingen und Bonn die Rechts- und Staatswissenschaften, wurde 1842 Auskultator beim Gericht in Ehrenbreitstein, dann Referendar bei der Regierung in Potsdam und verließ diese Laufbahn 1845, um die ihm durch den Tod seines Bruders Philipp Ernst und durch Vertrag mit seinem Bruder Victor, Herzog von Ratibor, zugefallene Standesherrschaft Schillingsfürst im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken zu übernehmen (12. Febr. 1846). In die Kammer der bayr. Reichsräte 1846 als erbliches Mitglied eingeführt, bekämpfte er die österr.-ultramontane Politik der beiden Ministerien Schrenk und von der Pfordten. Nach dem Deutschen Kriege von 1866 forderte er offenen und ehrlichen Anschluß Bayerns an Preußen. Allianz Bayerns und der südwestdeutschen Staaten mit Preußen, Stellung

Digitized by Google

der Kontingente unter dessen Führung im Kriegsfall und Reorganisation der Armee waren die Hauptpunkte des Programms, auf das hin er 31. Dez. 1866 zum Minister des königl. Hauses und des Auswärtigen ernannt wurde. Gegen den heftigen Widerstand der Klerikalen und Patrioten setzte H. die Zolleinigung der vier süddeutschen Staaten mit Preußen durch, die zur Konstituierung des Zollparlaments führte. Im Wahlkreise Forchheim als Abgeordneter zum Zollparlament gewählt, war H. drei Sessionen lang dessen erster Vizepräsident. H.s preußenfreundliche Haltung fand scharfe Anfeindung, mehr noch seine Anregung zum Vorgehen gegen die Jesuiten und der Versuch, zunächst die kath. Staaten Deutschlands, dann alle kath. Mächte Europas zu einer gemeinsamen Abwehr des mit dem Vatikanischen Konzil drohenden Angriffs von seiten Roms zu bestimmen. In der im Mai 1869 gewählten bayr. Kammer waren die Liberalen und Ultramontanen gleich stark; eine Präsidentenwahl kam nicht zu Stande; H.s Vermittelung scheiterte an dem Starrsinn der Ultramontanen. Da wurde die Kammer 9. Okt. 1869 aufgelöst; die Neuwahlen aber ergaben eine Majorität der Ultramontanen, und deshalb gab das Ministerium 26. Nov. seine Entlassung. H. und der Kriegsminister ließen sich vom Könige persönlich bestimmen, dieselbe zurückzunehmen; aber sowohl in der Kammer der Reichsräte als in der der Abgeordneten wurden förmliche Mißtrauensvoten gegen H. beantragt, die endlich nach einer leidenschaftlichen Debatte Mitte Febr. 1870 angenommen wurden. Darauf gab H. nochmals seine Entlassung; der König nahm sie 7. März an und ernannte den Grafen Bray, Gesandten in Wien, zu seinem Nachfolger. Als bayr. Reichsrat stimmte H. 30. Dez. 1870 für Eintritt Bayerns in das Deutsche Reich. In den ersten Deutschen Reichstag trat er ebenfalls als Abgeordneter für Forchheim ein, schloß sich der Liberalen Reichspartei an und wurde 23. März 1871 zum ersten Vizepräsidenten gewählt, ebenso für die Legislaturperiode 1874—77; im Jan. 1877 wählte ihn der Wahlkreis Forchheim abermals in den Deutschen Reichstag. Seit 1874 gehörte H. indes keiner Fraktion mehr an. Eine neue große Thätigkeit im Dienste des Vaterlandes eröffnete sich ihm, als er nach der Abberufung des Grafen Arnim im Mai 1874 zum deutschen Botschafter in Paris ernannt wurde, auf welchem Posten er durch sein ebenso patriotisches als umsichtiges und taktvolles Auftreten sich allgemeine Achtung und Anerkennung erwarb. Auf dem Berliner Kongreß 1878 war er dritter Bevollmächtigter des Deutschen Reichs. Nach dem Tode des Staatsministers von Bülow übernahm er 1880 interimistisch die Geschäfte eines Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten und sprach in dieser Eigenschaft im Reichstag 27. April für die Samoa-Vorlage, äußerte sich in seiner Depesche vom 5. Mai an den Prinzen Reuß, Botschafter in Wien, über das Verhalten der Centrumspartei gegenüber der Reichsregierung und präsidierte der vom 16. Juni bis 1. Juli tagenden Berliner Konferenz, welche die Grenzstreitigkeiten zwischen der Türkei und Griechenland schlichten sollte. Er kehrte Nov. 1880 auf seinen Botschafterposten in Paris zurück.

Hohenlohe-Schillingsfürst (Gustav Adolf, Prinz zu), Kardinalpriester, Bruder des vorigen, geb. 26. Febr. 1823 zu Rothenburg an der Tauber, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf den Gymnasien von Ansbach und Erfurt, besuchte die Universität Bonn, wo er die Rechte studierte, und wandte sich dann zum Studium der Theologie auf den Universitäten Breslau und München. Im Herbst 1846 ging er nach Rom, trat 1847 in die Academia ecclesiastica, eine höhere theol. Lehranstalt, ein und ward im Jan. 1849 in Gaëta, wohin er dem Papst gefolgt war, zum Priester geweiht. Pius IX. ernannte ihn zu seinem Geheimen Kämmerer und später zu seinem Almosenier und Bischof von Edessa. In beiden Stellungen blieb H. bis zu seiner, 22. Juni 1866 erfolgenden Ernennung zum Kardinal. Nach der Einnahme Roms durch die ital. Truppen im Sept. 1870 nahm der Kardinal Urlaub und begab sich nach Deutschland, wo er mehrere Jahre verweilte. Der im Frühjahr 1872 gefaßte Plan des Fürsten Bismarck, das Deutsche Reich durch Kardinal H. als Botschafter bei der Kurie vertreten zu lassen, scheiterte an dem Widerspruch des Papstes, der diesen letzten entgegenkommenden Schritt der deutschen Regierung zurückwies. Der deutsche Gesandtschaftsposten bei dem päpstl. Stuhl blieb seitdem unbesetzt und wurde 1874 gänzlich aufgehoben; doch ging 1882 K. von Schlözer als preuß. außerordentlicher Gesandter beim Vatikan nach Rom. Im Febr. 1876 kehrte H. wieder nach Rom zurück und wurde im Mai 1879 zum Bischof von Albano ernannt. Im J. 1883 bat H. um die Enthebung von diesem Bistum; Papst Leo XIII. lehnte indes diese Bitte ab.

Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (Leop. Alexander, Prinz von), bekannt als Wunderthäter, geb. 17. Aug. 1794 zu Kupferzell bei Waldenburg, erhielt den Exjesuiten Riel zum Lehrer, kam 1804 in das Theresianum nach Wien, 1808 auf die Akademie zu Bern, 1810 in das erzbischöfl. Seminar zu Wien, hierauf in das Seminar nach Tyrnau und 1814 nach Ellwangen, wo er seine theol. Studien beendete. Nachdem er 1816 zum Priester geweiht worden, reiste H. nach Rom, wo er besonders mit den Jesuiten verkehrte und Mitglied der Herz-Jesu-Sodalität zum heil. Paul wurde; 1817 nach Deutschland zurückgekehrt, arbeitete er in München und Bamberg an der Verherrlichung und Erhebung der kath. Kirche. Im J. 1821 kam H. nach Würzburg, erregte Aufsehen als Prediger und wurde bekannt mit dem als Wunderdoktor berühmten Bauern Martin Michel aus Unterwittighausen. Seitdem versuchte auch H. Wunderkuren und zog eine Menge Hilfsbedürftiger herbei. Als aber der Papst die Anerkennung versagte und die Polizei sich einmischte, zog sich H. nach Österreich zurück, ward 1825 Dombert zu Großwardein, 1829 Großpropst, 1844 Titularbischof von Sardika. Anfangs setzte er auch hier seine Gebetskuren fort, dann wandte er sich der Abfassung ascetischer Schriften zu. Die Revolution vertrieb ihn aus Ungarn, er starb 13. Nov. 1849 zu Vöslau bei Wien. Von seinen zahlreichen Schriften sind die merkwürdigsten: «Der im Geist der kath. Kirche betende Christ» (Bamb. 1819; 3. Aufl., Lpz. 1824); die Rede «Was ist der Zeitgeist?» (Bamb. 1821); «Die Wanderschaft einer Gott suchenden Seele allhier im Thränenthale» (Wien 1830); «Lichtblicke und Ergebnisse aus der Welt und dem Priesterleben» (Regensb. 1836). Seinen schriftlichen Nachlaß gab Brunner (Regensb. 1851) heraus. Vgl. (Paulus,) «Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wunderkurversuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch

Martin Michel und den Prinzen von H.-Schillingsfürst unternommen worden sind» (Lpz. 1822).

Hohenmaut (czech. Vysoké Mýto), Stadt im östl. Böhmen, links an der Laucha, einem linksseitigen Nebenfluß der Elbe und an der Lokalbahn Chotzen-Leitomischl, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Kommunalgymnasium und mehrere Fabriken, besonders eine Musikinstrumentenfabrik, und zählt (1880) 7019 E., meist czech. Zunge. H. war ursprünglich eine Gauburg, später eine königl. Leibgedingstadt. Zur Zeit der Hussitenbewegung hielt die Stadt beharrlich zur hussitischen Lehre. Im 17. Jahrh. wurde sie durch die Schweden ausgeplündert und so verwüstet, daß sie sich nicht wieder erholen konnte.

Höhenmessung oder Hypsometrie. Die Kenntnis der Höhenverhältnisse des Erdbodens ist ein wichtiger Teil der physischen Geographie. Es war daher überaus wichtig, außer der trigonometr. Messung noch eine leichtere Methode der H. durch das Barometer und Thermometer zu erhalten. Unsere Atmosphäre nimmt nach oben hin an Dichtigkeit ab und übt im allgemeinen einen um so geringern Druck aus, je höher man kommt. Wenn die Temperatur der Atmosphäre überall und stets dieselbe wäre, so würde die Dichte der Luft oder der mit ihr proportionale Druck in geometr. Progression abnehmen, wenn die Erhebung über die Oberfläche der Erde in arithmet. Progression zunimmt. Da aber die Temperatur mit der Höhe abnimmt und überdies wechselt, so ist eine kompliziertere Rechnung erforderlich, um aus dem mit der Erhebung abnehmenden Barometerstande die Höhe zu berechnen. Perrier war der erste, welcher, durch Pascal veranlaßt, 19. Sept. 1648 auf dem Puy-de-Dôme bei Clermont durch die Erfahrung bestätigte, daß, wie Pascal zuvor geschlossen hatte, das Quecksilber im Barometer sinken müßte, wenn man das letztere auf einen Berg brächte; Mariotte und Halley gaben neue Regeln an, um Berghöhen aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. Allein erst durch Deluc seit der Mitte des 18. Jahrh. haben die barometrischen Messungen einige Genauigkeit erlangt, da derselbe die durch die Wärme auf die Luft und das Quecksilber hervorgebrachten Wirkungen von denjenigen unterschied, welche von ihrer Schwere abhingen. Nach ihm beschäftigte sich im Anfange des 19. Jahrh. besonders Ramond mit diesem Gegenstande. Seit Delucs Entdeckung war die von Laplace vorgeschlagene Formel die genaueste; allein der von ihm angenommene Koeffizient, um das Verhältnis der Gewichte der Luft und des Quecksilbers darzustellen, war zu klein; durch Ramond wurde ein neuer bestimmt. Große Erleichterung bei Berechnung der Höhen nach Barometerbeobachtungen gewähren die auf Laplaces Formel gegründeten «Tables hypsométriques» (Par. 1809; deutsch in Lehmanns Werk «Vom topogr. Zeichnen und Aufnehmen», 3. Aufl., Dresd. 1820), sowie Biots «Tables barométriques» (Par. 1811). Die bequemsten Tafeln, welche noch dazu einen sehr geringen Raum einnehmen, sind jedoch die von Gauß berechneten, die in den meisten neuern Sammlungen von physik. Tabellen, auch in vielen Logarithmentafeln sich finden. Andere barometrische Höhentafeln gaben Garth (1817), Hahn (1823) und Jahn (1832) heraus; die barometrischen Tafeln von Bessel und Oltmans samt den Gaußschen Tafeln finden sich in dem «Jahrbuch» von Schumacher für 1839. Über die H. mittels des Aneroidbarometers, sowie über die neuern Werke über das Höhenmessen s. Barometrische Höhenmessung. Auch das Thermometer allein kann zur Bestimmung von Höhen gebraucht werden (Thermohypsometrie). In größern Höhen, wo der Luftdruck gering ist, siedet nämlich das Wasser bei geringerm Wärmegrad als in kleinern Höhen, und man kann aus der zum Sieden des Wassers erforderlichen, mit dem Thermometer beobachteten Temperatur einen Schluß auf den Luftdruck, mithin auch auf die Höhe machen. Wollaston und seitdem viele andere haben die Thermohypsometrie weiter ausgebildet; das zur H. gebrauchte Thermometer muß sehr empfindlich sein; es wird daher eigens zu diesem Zwecke konstruiert. (S. Hypsothermometer.)

Über die geodätische und trigonometrische H. s. unter Feldmeßkunst, vgl. auch Baculometrie und Nivellieren.

Hohenmölsen, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Weißenfels, 7 km von Teuchern, unweit der Rippach gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Braunkohlengruben und besuchte Märkte und zählt (1880) 2706 meist prot. E. In der Nähe fand 15. Okt. 1080 die sog. Schlacht an der Elster zwischen Heinrich IV. und Rudolf von Schwaben statt.

Hohennagold, Burgruine bei Nagold (s. d.) in Württemberg.

Höhenparallaxe, s. unter Parallaxe.

Höhenrauch, Moorrauch, entsteht infolge des Abbrennens des Heidekrautes und der obersten Bodenschicht, welches bei der Brandkultur der Moore im nördl. und nordwestl. Deutschland vorgenommen wird, um eine an Pflanzennährstoffen reiche Krume, die Asche der Heide, zu gewinnen und in diese die Frucht, namentlich Buchweizen, einzusäen. (S. Moorkultur.) Es stellt sich deshalb der H., welcher sich durch seinen brandigen Geruch, durch die Belästigung der Geruchs- und Atemorgane charakterisiert und je nach seiner Intensität die Sonne mehr oder weniger verschleiert, auch hauptsächlich in der Bestellungszeit, im Frühjahr und Herbst, ein; die Ansicht, nach welcher der eigentliche H. auf andere Ursachen als das Moorbrennen, z. B. auf elektrische u. s. w. Vorgänge in der Atmosphäre, zurückzuführen sein soll, ist nicht mehr haltbar. Trübungen der Atmosphäre, welche nicht durch das Moorbrennen entstanden sind, entbehren der erwähnten spezifischen Eigenschaften des H. In neuerer Zeit beginnt das Auftreten des H. sich erheblich zu vermindern, da sowohl für die Bebauung der Moore rationellere Kulturmethoden als das Brennen in Aufnahme kommen, als auch die gesundheitswidrige Wirkung des H. zu lebhaften Agitationen gegen das Brennen Anlaß gegeben hat.

Hohenrechberg, s. unter Gmünd.

Hohensalzburg, das Schloß von Salzburg (s. d.) in Österreich.

Hohenschwangau, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Füssen, in prachtvoller Alpengegend, 5 km im SO. von Füssen, zählt 180 E.; dabei das gleichnamige Lustschloß des Königs von Bayern, an der Grenzscheide zwischen Bayern, Schwaben und Tirol, in herrlicher Lage zwischen Seen und Bergen. Die alten Schwangauburgen (Vorder- und Hinter-Hohenschwangau) lagen am Abhang des Neuedeberges und sind längst zerfallen. An ihrer

Digitized by Google

Stelle erhielt das gegenüber am Marmorberge liegende Schloß Schwanstein (894 m) den Namen H. Es war ursprünglich im Besitz des Welfenhauses, wurde von deren Ministerialen verwaltet und kam 1191 an die Herzöge von Schwaben aus dem Hause der Hohenstaufen. Konradin, der letzte Hohenstaufe, verabschiedete sich hier im Aug. 1267 vor der Reise nach Italien von seiner Mutter. Jahrhunderte hindurch wechselten die Besitzer aus dem Geschlecht der Schwangauer, bis nach dem Erlöschen ihres Stammes 1536 das Schloß an den kaiserl. Rat und augsburger Patricier Baumgarten gelangte, dessen Söhne, zu Ständen des Reichs erhoben, H. mit großem Aufwand in ital. Geschmack restaurierten, aber mehr und mehr verschuldeten, sodaß die Besitzung nach langem Streit 1567 an Herzog Albrecht von Bayern kam, zuerst als Nebenland, von 1715 an als selbständiges Pflegamt und Gericht verwaltet, 1803 erfolgte die Einverleibung in das Landgericht und Bezirksamt Schongau. Inzwischen war das Schloß verfallen, da es in vielen Kriegen hart mitgenommen wurde von Schärtlin von Burtenbach und Moritz von Sachsen, den schwed. und span. Truppen bis zu den Österreichern und Tirolern in den Erbfolgekriegen, zuletzt noch 1809. Da erwarb 1832 der damalige Kronprinz, später König Max II., die Ruine und ließ durch Quaglio und Ohlmüller die Burg in ihrem ursprünglichen Stil wiederherstellen, welche dann von Schwind, Lindenschmitt, Ruben, Monten, Neher, Adam, Schaller, Lorenz Quaglio, Schwanthaler und andern Künstlern ausgeschmückt wurde. König Ludwig II., der alljährlich hier sich längere Zeit aufhält, begann 1869 am Neudeckberge, wo das alte Vorder-Hohenschwangau zerfiel, eine fürstl. Burg, **Neuschwanstein** (1008 m), im Stil der Wartburg zu erbauen nach den Plänen und unter der Leitung des königl. Hofoberbaudirektors von Dollmann.

Vgl. Hormayr, «Goldene Chronik von H.» (Münch. 1842); Mussat, «Geschichte des Schlosses und der ehemal. Reichsherrschaft H.» (Münch. 1837).

Hohenstadt (czech. Zábřeh), Stadt im nordwestl. Mähren, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, Station der Linie Böhmisch-Trübau-Olmütz der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahn, in welche hier die Mährische Grenzbahn (H.-Zöptau) einmündet, hat eine Türkischrotfärberei und eine Baumwollspinnerei und zählt (1880) 2613 E. meist czech. Zunge. Das Herrschaftsgebiet von H., durch seinen Waldreichtum ausgezeichnet, gelangte 1624 mit andern Gütern an den Fürsten Karl von Liechtenstein und blieb bei seinem Hause. Das fürstl. Schloß, welches nach der Verwüstung durch die Schweden erneuert wurde, ist aber wenig bedeutend.

Hohenstaufen, Dorf von 1276 E. im württemb. Donaukreise, Oberamt Göppingen, am Fuße des 682 m hohen Felskegels Hohenstaufen, einer 7 km im NO. von Göppingen und 15 km westlich vom Steilrande des Aalbuches vor der Alb stehenden Jurakalkmasse, auf welchem einst die Stammburg des Kaiserhauses der Hohenstaufen stand. Sie wurde 1080 von Friedrich von Büren auf dem Grunde einer frühern Burg erbaut, in dem Bauernaufruhr 1525 zerstört und nachher, um Bausteine zu gewinnen, allmählich abgetragen, sodaß sie jetzt spurlos verschwunden ist. An Württemberg gelangte sie 1323 als Reichspfandschaft, welche nicht wieder eingelöst wurde.

Hohenstaufen, ein deutsches Fürstengeschlecht, das auf den deutschen Kaiserthron gelangte, den es von 1138 bis 1254 besaß, und das 1268 mit Konradin in männlicher Linie erlosch. Der erste beglaubigte Ahnherr ist **Friedrich von Büren**, so genannt von dem nordwestlich in der Nähe des Hohenstaufen im Königreich Württemberg zwischen Gmünd und Göppingen gelegenen Dorfe Büren, jetzt Wäschenbeuren. Er lebte um die Mitte des 11. Jahrh. und vermehrte seinen Besitz durch die Vermählung mit der im Elsaß begüterten Hildegard. Sein Sohn **Friedrich** I. erbaute die Burg auf dem **Staufen** oder **Hohenstaufen**, nach welcher von nun an das Geschlecht genannt wurde. Er war ein treuer Anhänger Heinrichs IV. und erhielt von diesem 1079 das Herzogtum Schwaben und die Hand seiner einzigen Tochter Agnes. Berthold, der Sohn des Gegenkönigs Rudolf, und Berthold von Zähringen machten dem neuen Herzog den Besitz seines Herzogtums streitig, und erst nach langen, wechselvollen Kriegen wurde 1097 zu Mainz ein Friede geschlossen, in welchem Friedrich als Herzog von Schwaben anerkannt, zugleich aber für Berthold ein eigenes Herzogtum, Zähringen, gebildet wurde und auch Welf IV. für seine Besitzungen herzogl. Recht erhielt. Herzog Friedrich hinterließ bei seinem Tode 1105 zwei Söhne, Friedrich und Konrad. Der neue König Heinrich V., um sich die Ergebenheit des ihm durch Verwandtschaft verbundenen Hauses der H. zu sichern, bestätigte sogleich den ältesten Sohn, **Friedrich** II. oder den Einäugigen, als Herzog von Schwaben; auch belehnte er später dessen Bruder **Konrad** mit dem Herzogtum Franken. Dafür bewiesen ihm die Brüder, besonders Friedrich II., in dem Investiturstreit und in den Kämpfen mit dem Herzog Lothar von Sachsen treue Anhänglichkeit und Hilfe. Nach dem Tode Heinrichs V., des letzten fränk. Kaisers, vererbten dessen Hausgüter auf die H., und Friedrich schien ebenso wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften wie durch die Verwandtschaft mit dem verstorbenen Kaiser und durch seine bedeutende Hausmacht die gerechtesten Ansprüche auf die deutsche Königskrone zu haben, um so mehr, da die allgemeine Stimmung des deutschen Volks für ihn war. Auch bewarb er sich offen darum. Allein die Furcht vor seiner Macht und der Haß einzelner Fürsten, meist aber die Ränke des Erzbischofs Adalbert von Mainz, des Führers der hierarch. Partei, bewirkten, daß Lothar der Sachse, Friedrichs erbittertster Feind, zum König gewählt wurde.

Die Zurückforderung der durch die Erbschaft an die H. gekommenen Besitzungen seitens Lothars entzündete einen heftigen Krieg zwischen den H. und dem Kaiser. Lothar, stark durch die Verbindung mit den Zähringern und mit dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern, dem er seine Tochter und das Herzogtum Sachsen gab, fiel über die H. her, in der Absicht, ihre Macht mit einem Schlage zu vernichten. Lange Zeit schwankte der Kampf, 1127 nahm Konrad den Königsnamen an und 1128 wurde er vom Erzbischof von Mailand auch zum König von Italien gekrönt. Da er jedoch hier gegen die Welfen und den Papst sich nicht halten konnte und in Deutschland die Macht der Gegner täglich wuchs, so sahen die Brüder sich endlich 1135 genötigt, die Verzeihung des Kaisers zu erflehen, welche ihnen 1135 auf den Reichstagen zu Bamberg und zu Mülhausen gewährt

Digitized by Google

worauf dann beide Brüder Lothar auf dessen Zuge nach Italien begleiteten. Nach Lothars Tode aber wurde der Herzog Konrad von Franken 22. Febr. 1138 als Konrad III. zum deutschen König gewählt und 6. März zu Aachen gekrönt. So war denn durch die Erwerbung der deutschen Königskrone den H. die ruhmvolle Bahn eröffnet, auf welcher sie ein Jahrhundert hindurch so glänzend fortschritten. Aber es entbrannte auch der Haß der Welfen (s. d.) gegen die H. (s. Ghibellinen), dessen erster Keim schon in jener Verbindung des welfischen Herzogs Heinrich des Stolzen von Sachsen und Bayern mit dem Kaiser Lothar lag, durch die Erhebung des hohenstaufischen Hauses auf den Thron um so heftiger. Der Kampf begann, als der ghibellinische Konrad zufolge der Reichssatzungen von dem Herzog Heinrich auf dem Reichstage zu Regensburg verlangte, von den beiden Herzogtümern Bayern und Sachsen, die dieser besaß, das letztere abzutreten, und als dieser sich dessen weigerte, ihn in die Acht erklärte und seine gesamten Lehne einzog. Als Heinrich 1139 starb, setzte sein Bruder, Welf VI., den Kampf fort; doch mußte er sehen, wie nach den für seine Feinde siegreichen Schlachten bei Weinsberg 1140 und bei Flochberg 1150 die Hausmacht der H., besonders auf Kosten der den Welfen verbündeten Zähringer, bedeutend vergrößert und neu befestigt aus diesem Kampfe hervorging. Konrads 10jähriger Sohn Heinrich wurde 1147 zu seinem Nachfolger erwählt, starb aber schon 1150. Nach Konrads Tode 1152 verhinderte das entschlossene Auftreten seines Neffen eine neue Abweichung vom Erbrecht, und die Wahl fiel auf diesen, den Sohn Friedrichs II. oder des Einäugigen, Friedrich III., der als Kaiser Friedrich I. Barbarossa hieß. Für die Befestigung seines Hauses war es von Wichtigkeit, daß es ihm gelang, mit der Besiegung Heinrichs des Löwen, den er seines Herzogtums beraubte und auf Braunschweig und Lüneburg beschränkte, die Macht der Welfen in Deutschland völlig zu brechen. Unter seinem Sohne und Nachfolger Heinrich VI. erreichten die H. den Höhepunkt ihrer Macht, da sie auch noch das Königreich Sicilien erwarben, und wenn es ihm auch nicht gelang, die Erblichkeit der Krone durch ein Reichsgesetz zu sichern, so wurde doch 1196 sein zweijähriger Sohn Friedrich zum Nachfolger gewählt. Allein Heinrichs früher Tod 1197 entfesselte alle Feinde seines Hauses, welche unter der Leitung des Papstes sich zur Unterdrückung desselben vereinigten. Von Heinrichs Brüdern war Friedrich V. von Schwaben 1191, Konrad, Herzog von Rotenburg oder Franken, 1196 gestorben und Otto, Pfalzgraf von Burgund, anderweitig beschäftigt. Da erkannte Heinrichs letzter Bruder, Philipp von Schwaben, daß es unmöglich sein würde, seinem jüngern Neffen Friedrich die Krone zu erhalten, und nahm 1198 selbst die von der Mehrzahl der Fürsten ihm angetragene Königswürde an. Nach langem, wechselvollem Kampfe gegen den vom Papste aufgestellten Gegenkönig Otto IV. von Braunschweig ereilte ihn der Tod durch Mörderhand 1208. Philipps Tod verschaffte nun zwar Otto IV. auf einige Jahre die alleinige Regierung; allein als er seine Rechte in Italien geltend machen wollte, nahm sich Papst Innocenz III. des jungen, als König von Sicilien anerkannten Friedrich an, that Otto in den Bann und reizte eine große Partei in Deutschland selbst gegen ihn auf, sodaß Friedrich auch dort zum König gewählt ward. Friedrich zog 1212 nach Deutschland, ließ sich zu Mainz als Friedrich II. krönen und wurde nach Ottos IV. Tod 1218 alleiniger Herrscher in Deutschland.

Alle Umstände schienen sich im Anfange seiner Regierung zur weitern Vergrößerung seines Hauses zu vereinigen. Die Besitzungen des Zähringer Stammes fielen nach dessen Aussterben 1218 ihm zu. Er brachte auch die Stammgüter wieder an sich und erlangte mit leichter Mühe 1220 die Erwählung seines Sohnes Heinrich (VII.) zu seinem Nachfolger im Deutschen Reiche und für sich selbst in Rom die Kaiserkrone. Aber der Papst Gregor IX. fand in der Verzögerung des gelobten Kreuzzugs den Anlaß und Vorwand, die wachsende Macht des Kaisers mit allen Mitteln zu bekämpfen, und Innocenz IV. setzte noch rücksichtsloser und erfolgreicher den Kampf fort, durch Aufreizung der besonders in den Städten Oberitaliens mächtigen welfischen Partei, durch Aufstellung mehrerer Gegenkönige in Deutschland, durch Aufruhr, Verschwörungen selbst gegen das Leben des Kaisers und mehrmaligen Bann. Zwar hielt Friedrich II. durch den Schrecken seines Namens und die Größe seines Geistes das Ansehen des hohenstaufischen Hauses noch erträglich aufrecht; aber mit seinem Tode neigte die Macht desselben sich rasch dem Untergange zu. Noch bei Lebzeiten hatte Friedrich 1237 seinen zweiten Sohn, Konrad, in Wien zum röm. König wählen lassen, nachdem der Erstgeborene, Heinrich, durch Empörung gegen seinen Vater sich dieser Würde verlustig gemacht hatte. Konrad IV. wurde auch nach seines Vaters Tode 1250 von den meisten deutschen Ständen als König anerkannt; allein die Gegenkönige und die Feinde, die ihm der Papst durch seinen Bann erweckte, lähmten Konrads Kraft in Deutschland so, daß er nach Italien ging, um sich im Besitze seines ihm wichtiger dünkenden Erbreichs, Apulien und Sicilien, zu befestigen. Doch bald fand er hier, wo ihn sein tapferer Halbbruder Manfred kräftig unterstützte, 1254 seinen Tod. Sein einziger Sohn Konrad, gewöhnlich Konradin genannt, war nun der allein übrige rechtmäßige Zweig der H. Während er unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Bayern, in Deutschland heranwuchs, war Manfred bemüht, ihm sein Erbe in Italien zu retten. Als er später, 1258, durch die Umstände genötigt, den Thron Siciliens selbst bestiegen hatte, rief der Papst, beharrlich in seinem Vorsatz, das Haus der H. zu stürzen, Karl von Anjou herbei, gegen den bei Benevent 26. Febr. 1266, von seinen Großen und einem Teile seines Heers verraten, der edle Manfred Schlacht und Leben verlor. Doch Karls grausame Regierung erweckte sehr bald wider ihn eine starke Partei, die Konradin auf den väterlichen Thron berief, der aber in der Schlacht bei Tagliacozzo 1268 seinem Gegner Karl von Anjou unterlag, gefangen genommen und 29. Okt. 1268 durch Henkershand in Neapel hingerichtet wurde. Von den übrigen Nachkommen der H. starb Friedrichs II. Sohn Enzio, König von Sardinien, 1272 zu Bologna in Gefangenschaft, Manfreds Söhne starben nach vielen Jahren gleichfalls im Kerker. Kaiser Friedrichs II. Tochter, Margarete, wurde die Gemahlin Albrechts des Unartigen, mit dem sie in unglücklicher Ehe lebte, und Manfreds Tochter, Konstanze, vermählte sich mit Peter III. von Aragonien, der 1282 Sicilien

Digitized by Google

eroberte und Konradins Tod rächte. Der Rest hohenstaufenscher Besitzungen war schon durch Konradin verpfändet worden; die herzogl. Würde in Schwaben und Franken erlosch, und nur der Titel eines Herzogs von Franken ging auf den Bischof von Würzburg über. Vgl. Raumer, «Geschichte der H. und ihrer Zeit» (6 Bde., Lpz. 1823—25; 5. Aufl. 1878).

Hohenstein in Ostpreußen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Osterode, am Ameling, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2467 meist prot. E. und hat ein Gymnasium.

Hohenstein, fürstl. Schönburgsche Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Glauchau, im Erzgebirge und an der Sächsischen Staatsbahn Dresden-Chemnitz-Reichenbach, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine schöne Kirche, ein 1876 restauriertes Rathaus, ein Denkmal für die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 Gefallenen, eine Mineralquelle und eine Kaltwasserheilanstalt, und zählt (1860) 6434 E., welche Weberei und Strumpfwirkerei treiben. Mit H. hängt Ernstthal (s. d.) unmittelbar zusammen.

Höhentafeln (Kotentafeln), Tabellen zum Gebrauch bei topogr. Aufnahmen, aus welchen man die Höhe eines Gegenstandes findet, wenn die Entfernung desselben und der Höhenwinkel, d. h. der Winkel, welchen der Sehstrahl nach dem Gipfel des Gegenstandes mit der Horizontalebene macht, bekannt sind. (S. Höhenmessung.)

Hohentwiel, ein Phonolithkegel des Hegäu, 2 km nordwestlich der Station Singen der Linien Offenburg-Singen und Mannheim-Konstanz und der Linie Etzweilen-Singen der Schweizerischen Nordostbahn, gehört zum Oberamt Tuttlingen des württemb. Schwarzwaldkreises und bildet eine kaum 1 qkm große Enklave im Kreise Konstanz des Großherzogtums Baden. Der Berg, der eine prachtvolle Aussicht auf den Bodensee und seine Uferländer und die Alpen von Tirol bis nach Savoyen bietet, erhebt sich 692 m über das Meer und 293 m über den Spiegel des Bodensees; von Singen aus wird er in einer Stunde erstiegen; auf halber Höhe befindet sich ein Wirtshaus. Den Gipfel krönen die gewaltigen Ruinen des Klosters und der Feste H., von denen ein wohlerhaltener Turm zum Belvedere eingerichtet ist. Die Feste H. (Duellium, Alta Tuile) soll bereits im 3. oder 4. Jahrh. n. Chr. von den Römern erbaut worden sein; urkundlich wird sie zuerst 806, dann im 9. und 10. Jahrh. als schwäb. Grafen- und Herzogssitz erwähnt. H. wurde 915 von König Konrad I. vergeblich belagert. Im 11. Jahrh. kam die Burg an das hohenstaufische Kaiserhaus, im 12. an die Herren von Twiel, im 13. an die Edlen von Klingenberg, hielt 1461 eine Belagerung durch den Georgenbund aus und wurde 1519 durch Vertrag für zwei Jahre, 1538 definitiv durch Kauf an Ulrich von Württemberg abgetreten. Auf den Grundmauern der alten Burg erbaute dieser 1554 die Feste, deren Ruinen noch vorhanden sind. Im Dreißigjährigen Kriege wurde dieselbe 1635—44 fünfmal von kaiserl. und bayr. Truppen belagert, blieb aber, von dem tapfern württemb. Kommandanten Konrad Wiederhold (geb. 1598, gest. 1667) mit unerschütterlicher Treue verteidigt, unbezwungen. Nicht mehr Erfolg errang 1703 im Spanischen Erbfolgekrieg eine Belagerung durch franz. und bayr. Truppen. Dagegen übergab die schwache Besatzung 1800 den H., welcher inzwischen Staatsgefängnis geworden war, ohne Widerstand den Franzosen unter Vandamme, von denen die Festung zerstört wurde. Neuerdings hat H., von wo aus die Bahnstation Singen durch Geschützfeuer beherrscht wird, als Sperrfort wieder militärische Bedeutung erlangt. Das Benediktinerkloster auf dem Twiel soll in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. vom Gaugrafen Hatto gestiftet worden sein, im 10. wurde es durch Hedwig, die Witwe Burkards II. von Schwaben, erweitert, von König Heinrich II. 1005 nach Stein am Rhein verlegt. In weitern Kreisen ist der H. besonders als Schauplatz von Scheffels Roman «Ekkehard» bekannt. Vgl. Schönhuth, «Geschichte der ehemaligen Bergfeste H.» (Tuttlingen 1842); von Martens, «Geschichte von H.» (Stuttg. 1857); «H., Beschreibung und Geschichte. Von O. Fraas, P. Hartmann, F. Karrer, E. Paulus u. a., herausgegeben vom statist.-topogr. Bureau» (2. Aufl., Stuttg. 1882).

Hohenwart, österr. Grafengeschlecht, das seinen Ursprung von den bayr. Grafen von Andechs herleitet, soll schon im 12. Jahrh. in Steiermark begütert gewesen sein. Mit dem 15. Jahrh. beginnt die historisch festgestellte Stammfolge. Andreas, um die Mitte des 15. Jahrh. Landeshauptmann in Krain, zeichnete sich als Feldherr gegen die Türken aus; Hans (gest. 1611), war hervorragender Bergmann; Cosmus, in hohem Ansehen bei König Ferdinand II., geleitete diesen zur Kaiserwahl nach Frankfurt; Franz Erasmus ist durch genealog. und histor. Forschungen bekannt. — Hervorragend ist Sigismund, Bischof von Linz, geb. zu Cilli 7. Juni 1745, gest. zu Linz 22. April 1825, thätig als Sammler und naturwissenschaftlicher Schriftsteller und Kenner der Alpenflora; ferner Sigismund Anton, Graf von H. zu Gerlachstein und Raunach, Fürst-Erzbischof von Wien, geb. 2. Mai 1730, gest. zu Wien 30. Juni 1820, ursprünglich Jesuit und Gymnasiallehrer, dann Seelsorger, Präfekt am wiener Theresianum, Erzieher der Erzherzöge in Florenz, Lehrer des Kaisers Franz, 1792 Bischof von Triest, 1794 von St. Pölten und 1804 Erzbischof von Wien. — Karl Sigmund, Sohn des Grafen Andreas (geb. 25. Nov. 1794, gest. 13. März 1881), geb. 12. Febr. 1824, war 1857 Komitatsvorstand in Fiume, dann Statthaltereirat in Trient, 1860 Landespräsident in Laibach, 1867 Statthalter in Kärnten, 1868 Statthalter in Linz, wurde 7. Febr. 1871 Ministerpräsident und Minister des Innern. Als solcher suchte er die Verfassung «verfassungsmäßig zu beseitigen» und eine Föderativverfassung einzuführen. Mit den Fundamentalartikeln und dem Reskript, welches ein selbständiges böhm. Königreich einführen sollte, erregte er den Sturm der deutsch-österr. verfassungstreuen Opposition und trat 30. Okt. 1871 von seinem Amte zurück. Seit Okt. 1873 gehört er als Abgeordneter des krainischen Landbezirks Krainburg dem Reichsrat an, in welchem er der Führer der sog. Rechtspartei ist.

Hohenzieritz, Dorf im Kabinettsamt des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz, 3 km im SW. von Brillwitz, mit 400 E. und einem großherzogl. Lustschlosse und Park. Hier starb 19. Juli 1810 die preuß. Königin Luise.

Hohenzollern oder Zollern, festes Bergschloß im ehemaligen Fürstentum Hohenzollern-Hechingen (jetzt Regierungsbezirk Sigmaringen), 2 km [illegible]

von der Stadt Hechingen auf dem 866 m hohen Zollerberge, einem die Stadt 260—300 m überragenden steilen Bergkegel der Alp gelegen, in alten Zeiten Zolre genannt, ist die Stammburg des fürstl. und des königl. Hauses H. Die erste Erbauung fällt in das 11. Jahrh., aus welchem nur noch die Kapelle St. Michael vorhanden ist. Die Burg wurde 8. Mai 1423 von den schwäb. Reichsstädten erobert und zerstört, seit 21. Mai 1454 aber unter Beihilfe des Markgrafen Albrecht von Brandenburg wieder aufgebaut. Als einen strategisch wichtigen Punkt eroberten und verwüsteten sie im Dreißigjährigen Kriege die Schweden und Württemberger, sodaß sie allmählich bis auf die Kapelle in Verfall geriet. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ließ die Stammburg seines Hauses 1850—55 nach dem alten Grundriß und im Stil des 14. Jahrh. nach den Plänen Stülers in ein stattliches Königsschloß mit fünf Türmen verwandeln und zugleich nach den Angaben des Generals von Prittwitz befestigen und 1856 armieren. Neuern Anordnungen zufolge hat man jedoch die Feste nicht weiter zur militärischen Position bestimmt; die Besatzung besteht daher nur aus einer Kompagnie des in Konstanz garnisonierenden 6. bad. Infanterieregiments Nr. 114. Neben der alten kath. Kapelle, die erneuert ist, umschließt die Burg auch eine kleine evang. Kirche. (S. Tafel: Burgen, Fig. 5.) Vgl. «Nachrichten über die königl. Stammburg H.» (Berl. 1863); Graf Stillfried-Alcantara, «H. Beschreibung und Geschichte der Burg» (Nürnb. 1871).

Hohenzollern, ein altes deutsches Fürstenhaus, dem auch das preuß. Königshaus angehört und auf das seit 18. Jan. 1871 durch König Wilhelm von Preußen die Kaiserkrone des neuen Deutschen Reichs übergegangen ist, hat seinen Namen von der alten Bergfeste Zollern oder Hohenzollern (s. d.) in Schwaben. Nach der Tradition gilt als ältester bekannter Ahnherr des Hauses der schwäb. Graf Thassilo (um 800), von dem die Stammburg gegründet sein soll. Die ersten unter ihrem Familiennamen auftretenden Grafen von Zollern sind jedoch Burchard und Wezel von Zolre, welche 1061 in den Parteikämpfen während der Minderjährigkeit Kaiser Heinrichs IV. umkamen. Von ersterm stammte Friedrich I. von Zolre (gest. um 1120), von letzterm aber Graf Adelbert von Zolre. Dieser Adelbert wird um 1095 als Mitstifter des Klosters Alpirsbach genannt und Friedrich I. als Vogt dieses Klosters. Von Adelbert entsprang die Nebenlinie von Haigerloch, die bereits im 12. Jahrh. erlosch. Von Friedrichs I. sechs Söhnen hatten nur zwei bleibende Descendenz, nämlich Friedrich II. (gest. nach 1142), Ahnherr der ersten zollernschen Burggrafen von Nürnberg, und Burchard (zwischen 1120—50 erwähnt), Ahnherr der zollernschen Grafen von Hohenberg, die 1389 in der Haupt- und 1486 in der Nebenlinie wieder erloschen. Graf Friedrich III. von Zolre (gest. 1200), einer der vertrauten Räte Kaiser Friedrichs I. und Heinrichs VI., wird urkundlich zuerst 8. Juli 1192 als Burggraf von Nürnberg erwähnt und als solcher Friedrich I. genannt. Durch seine Gemahlin Sophie, die Erbtochter Konrads, des letzten nürnbergischen Burggrafen aus der österr. Familie von Ragze oder Rätz, kam er in den Besitz der fränk. und österr. Allodialgüter dieser Familie. Seine zwei Söhne Friedrich II. (gest. 1251) und Konrad I. (gest. 1261) werden beide gleichmäßig als Grafen von Zolre und Burggrafen von Nürnberg bezeichnet. Nach der Sitte der damaligen Zeit lebten die Brüder in gemeinschaftlichem Güterbesitz, bis 1226 eine Teilung statthatte, in der Konrad II. die Burggrafschaft und die wichtigen neuerworbenen Besitzungen übernahm, Friedrich aber die angestammte Grafschaft und die zollernschen Familiengüter in Schwaben erhielt. So entstanden die noch jetzt fortdauernde fränk. und schwäb. Linie.

Fränkische Linie. Konrad I., der Stifter derselben, war einer der einflußreichsten Männer seiner Zeit und vermählt mit Clementia, Gräfin von Habsburg. Von seinen beiden Söhnen erhielt Friedrich III. (gest. 1297) die eigentliche Burggrafschaft, Konrad II. oder der Fromme (gest. 1314), auch Graf von Abenberg genannt, einen Teil der Allodialbesitzungen. Ersterer erhielt als Gemahl der Elisabeth, einer der Allodialerbinnen des letzten Grafen von Meran, Gelegenheit, Besitz und Ansehen durch die Erbschaft eines bedeutenden Teils der Meranschen Güter zu mehren, wozu namentlich Bayreuth gehörte. Von Rudolf von Habsburg, bei dessen Wahl zum König er thätig gewesen, erhielt er 1273 die kaiserl. Belehnung über viele Gerechtsame und Güter, deren Ankauf ihm und den folgenden Burggrafen teils der in der Familie erbliche Geist weiser Sparsamkeit, teils der Ertrag der vormals sehr ergiebigen Bergwerke im Bayreuthischen ermöglichte. Auf Friedrich III. folgten dessen Söhne aus zweiter Ehe mit Helene, der Tochter Albrechts I. von Sachsen, nämlich Johann I. (gest. 1300) und Friedrich IV. (gest. 1332). Letzterer erlebte die Regierungszeit von drei deutschen Königen. Er erwarb mehrere Burgen und Güter und kaufte vom Grafen von Öttingen die Stadt Ansbach. Von seinen vier Söhnen regierten zuerst die zwei ältern, Johann (gest. 1357) und Konrad III. (gest. 1334), gemeinschaftlich, dann nach des letztern Tode an dessen Stelle der vierte Bruder, Albrecht (gest. 1361), während der dritte, Friedrich, seit 1341 Bischof von Regensburg war und als solcher 1364 starb. Johann II. und Albrecht gerieten miteinander in Streit, der 1341 durch einen merkwürdigen Vergleich beendigt wurde, welcher als das älteste zollernsche Hausgesetz zu betrachten ist. An Johanns II. Stelle trat 1357 dessen Sohn Friedrich V. (gest. 1398), welcher wahrscheinlich in Gemeinschaft mit seinem Oheim Albrecht eine Teilung vornahm. Durch klugen Parteiwechsel war es den Burggrafen gelungen, ihre Besitzungen stets zu mehren, und schon um die Mitte des 14. Jahrh. waren sie die mächtigsten Herren des Frankenlandes. Friedrich V., genannt der Eroberer, suchte den Besitzstand abzurunden und erweiterte ihn zugleich bedeutend. Mit seinem Hause wurde er auch 17. März 1363 von Karl IV. in den Reichsfürstenstand erhoben. Kurz vor seinem Tode (1397) dankte er ab und überließ seine Besitzungen seinen beiden Söhnen Johann III. (gest. 1420) und Friedrich VI. (gest. 1440). Beide teilten 1403 in der Art, daß Johann III. das Land oberhalb des Gebirges und das Fürstentum Bayreuth (s. d.), Friedrich VI. das Land unterhalb des Gebirges oder das Fürstentum Ansbach (s. d.) erhielt. Beide erweiterten noch ihr Gebiet um ein Namhaftes. Nach Johanns kinderlosem Tode vereinigte Friedrich VI. wieder alle Besitzungen, und mit ihm erstieg das Haus der H. eine neue Stufe

Digitized by Google

der Größe. Von Kaiser Sigismund erhielt es 1411 den Pfandbesitz und 1415 die Kurwürde von Brandenburg (s. d.). Als Kurfürst nannte er sich nun Friedrich I.; sein elfter Nachfolger, der Kurfürst Friedrich III., war der erste König in Preußen und nannte sich als solcher Friedrich I.

Schwäbische Linie. Diese Linie wurde von dem erwähnten Grafen Friedrich von Zollern (gest. 1251) gegründet und von dessen Sohne Friedrich dem Erlauchten auf den Höhepunkt ihrer Macht erhoben. Mehrmals durch Teilungen geschwächt, gelangte sie erst seit Anfang des 16. Jahrh. wieder zu einiger Bedeutung, als Graf Eitel Friedrich II. (gest. 1512), Geheimrat, Oberhofmeister und Kammerrichter bei Kaiser Maximilian I., durch diesen 1504 das Reichserbkämmereramt an sein Haus brachte. Auch erwarb derselbe vom Kaiser im Tausch für die durch Heirat an seine Familie gekommene schweiz. Landschaft Räzüns die Herrschaft Haigerloch. Sein Sohn Eitel Friedrich III. war Jugendfreund Kaiser Karls V. und starb 1525 in Pavia. Dessen Sohn Karl I. (gest. 1576), den Kaiser Karl V. in Spanien erziehen ließ, erhielt nach dem Erlöschen der Familie Werdenberg 1534 die Grafschaften Sigmaringen und Vohringen, wurde später Präsident des Reichshofrats und stiftete 1575 eine Erbfolgeordnung, nach welcher seine Söhne gemeinschaftlich den Titel und das Wappen der Grafschaften H., Sigmaringen und Vöhringen und der Herrschaften Haigerloch und Wöhrstein führen, das Reichserbkämmereramt aber jedesmal bei dem Senior des Hauses bleiben sollte. Seine Söhne Eitel Friedrich IV. und Karl II. teilten sich in das väterliche Erbe so, daß jener H., dieser Sigmaringen und Vöhringen erhielt. Eitel Friedrich IV. (gest. 1605) erbaute das Schloß Hechingen und nahm für seine Linie den Namen Hohenzollern-Hechingen an, während Karl II. (gest. 1606) die seinige Hohenzollern-Sigmaringen benannte. Graf Johann Georg von H.-Hechingen, Friedrichs IV. Sohn, erhielt durch Kaiser Ferdinand II. 28. März 1623 die Reichsfürstenwürde, die gleichzeitig auch Johann, dem Senior der sigmaring. Linie, zuteil wurde, worauf Kaiser Leopold I. 1692, mit Ausnahme der sigmaring. Seitenlinie H.-Haigerloch, auch den nachgeborenen Söhnen den Fürstentitel verlieh. Das Stammland H. war nun eine gefürstete Grafschaft und mit allen Regalien, Nutzungen, Herrschaften, Zöllen ein ganz freies Eigentum, weder vom Kaiser noch vom Reiche lehnbar; nur den Blutbann sollten die Fürsten vom Kaiser zu Lehn tragen. Mit Kurbrandenburg und den Markgrafen von Bayreuth und Ansbach wurden 1695 und 1707 Erbverträge geschlossen, die gleich der Erbfolgeordnung von 1575 in das Familienstatut vom 24. Jan. 1821 übergingen, welches der König von Preußen, als Haupt des Gesamthauses H., bestätigte. Kraft dessen galt das Recht der Erstgeburt, und beim Erlöschen einer Linie im Mannsstamme sollten deren Lande an die überlebende und nach dem Aussterben beider in männlicher und weiblicher Linie an das königl. preuß. Haus heimfallen. Infolge der polit. Erschütterungen von 1848, von denen auch die beiden Ländchen heftig berührt wurden, entsagten die beiden Fürsten, Friedrich Wilhelm von H.-Hechingen (regierte seit 13. Sept. 1838) und Karl Anton von H.-Sigmaringen (succedierte infolge Cession seinem Vater 27. Aug. 1848), der Regierung 7. Dez. 1849, und die Fürstentümer hörten hiermit auf, souveräne Staaten zu sein, indem sie kraft jener Erbverträge an die Krone Preußen übergingen, welche 12. März 1850 das Land in Besitz nahm. Die beiden Fürsten zogen sich mit den Prärogativen der nachgeborenen Prinzen des königl. preuß. Hauses und dem Prädikat «Hoheit» ins Privatleben zurück. Am 23. Aug. 1851 nahm König Friedrich Wilhelm IV. zu Hechingen die Erbhuldigung an. Im Jan. 1852 wurden die Organisationsdekrete vollzogen, wonach die hohenzoll. Lande einen preuß. Regierungsbezirk bildeten und die Justizorganisation auf preuß. Fuß eingerichtet ward. Die Fürstentümer traten hiermit ganz in die Stellung einer preuß. Provinz ein und erhielten auch als solche ihre Vertretung in den preuß. Kammern. Die Linie H.-Hechingen starb 3. Sept. 1869 mit Friedrich Wilhelm im Mannsstamm aus, da dessen Kinder aus der Ehe mit Amalie, geborene Freiin Schenk von Geyern, den Titel Grafen von Rothenburg führen. Haupt der Linie H.-Sigmaringen ist Karl Anton, Fürst von Hohenzollern (s. d.).

Als Früchte der vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen angeordneten Erforschung der Urgeschichte seines Hauses durch den königl. Oberceremonienmeister von Stillfried, später unter Mitwirkung Märckers, sind zu nennen: «Monumenta Zollerana» (Bd. 1—7, mit Gesamtregister, Berl. 1852—66); «Altertümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses H.» (2 Bde., Berl. 1831—67); «Hohenzoll. Forschungen» (Tl. 1, Berl. 1847); vgl. ferner: Riedel, «Die Ahnherren des preuß. Königshauses» (Berl. 1854); Cohn, «Stammtafeln zur Geschichte der deutschen Staaten» (Braunschw. 1871); Graf Stillfried-Alcantara und B. Kugler, «Die H. und das deutsche Vaterland» (Münch. 1882).

Hohenzollern (Karl Anton, Fürst von), geb. 7. Sept. 1811, folgte seinem Vater, dem Fürsten Karl, nach dessen Abdankung am 27. Aug. 1848 in der Regierung des Fürstentums Hohenzollern-Sigmaringen, trat aber schon 7. Dez. 1849 sein Land dem König von Preußen ab, erhielt am 20. März 1850 das Prädikat «Hoheit» mit den Prärogativen eines nachgeborenen Prinzen des königl. preuß. Hauses und wurde 1853 preuß. Generallieutenant. Im J. 1854 wurde er, um Einsprache gegen den Krimkrieg zu erheben, nach Paris gesandt. Am 5. Nov. 1858 zum Präsidenten des Staatsministeriums berufen, wurde er 31. Mai 1859 General der Infanterie und erhielt anläßlich der Krönungsfeier zu Königsberg 18. Okt. 1861 das Prädikat «Königl. Hoheit». Den Vorsitz des Staatsministeriums legte er im März 1862 nieder und wurde 1863 Militärgouverneur der Rheinprovinz und von Westfalen. Im J. 1871 von dieser Stellung entbunden, residiert er seitdem meist auf seinem Schlosse zu Sigmaringen (in welchem er eins der reichhaltigsten kunsthistor. Museen Deutschlands errichtet hat), außerdem in den Schlössern zu Krauchenwies und Weinburg. Er ist stellvertretender Präses der Landesverteidigungskommission und Chef des 1. magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 26. Aus seiner am 21. Okt. 1834 geschlossenen Ehe mit der Prinzessin Josephine von Baden sind entsprossen: Erbprinz Leopold, geb. 22. Sept. 1835, preuß. Generallieutenant, dessen span. Thronkandidatur 1870 der Vorwand zur franz. Kriegserklärung wurde; Prinzessin Stephanie, geb.

15 Juli 1837, gest. 17. Juli 1859 als Gemahlin des Königs Pedro V. von Portugal; Karl (s. d.), geb. 20. April 1839, seit 1866 Fürst und seit 1881 König von Rumänien; Prinz Anton, geb. 7. Okt. 1841, gest. an seiner in der Schlacht bei Königgrätz erhaltenen Verwundung 5. Aug. 1866; Prinz Friedrich, geb. 25. Juni 1843, preuß. Oberst und Brigadier; Prinzessin Marie, geb. 17. Nov. 1845, Gemahlin des Grafen Philipp von Flandern.

Hohenzollern oder die Hohenzollernschen Lande, die durch den Vertrag vom 7. Dez. 1849 dem preuß. Staatsverbande einverleibten Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen in Schwaben, bilden zusammen den Regierungsbezirk Sigmaringen, der administrativ unter dem Oberpräsidium der Rheinprovinz, in kath. Kirchensachen unter dem Erzbistum Freiburg i. Br. steht und in judizieller Hinsicht (mit einem Landgericht zu Hechingen) zum Ressort des Oberlandesgerichts Frankfurt a. M. gehört. Seit 1873 ist H. zu einem Kommunalverbande mit provinzialständischer Vertretung vereinigt, welche in Sigmaringen tagt. Die zur Selbstverwaltung weiter erforderlichen Einrichtungen befinden sich noch im Stadium der Entwickelung. Von Württemberg und Baden umgrenzt, hat der Regierungsbezirk mit Einschluß von neun kleinen Parzellen, die als Exklaven in den fremdherrlichen Nachbargebieten liegen, und mit Ausschluß der von ihm selbst umfaßten drei württemb. Enklaven, ein Areal von 1142,83 qkm mit (1881) 67624 E. Davon sind 64491 Katholiken, 2221 Evangelische, 771 Juden. Eingeteilt wird der Regierungsbezirk in die Oberamtsbezirke Sigmaringen, Gammertingen, Haigerloch und Hechingen, und die fünf Amtsgerichte haben ihren Sitz in ebendiesen vier Orten und ferner in Wald. Das Land H. zieht sich als ein langer, schmaler Landstreifen vom Neckar über die Donau bis in die Nähe des Bodensees und wird, wie ganz Schwaben, durch die Rauhe Alp, die sich in einzelnen Punkten bis gegen 1000 m erhebt, in das Oberland an der Donau- oder Südseite und das Unterland an der Neckar- oder Nordseite geteilt. Im Süden sammeln sich die Gebirgswasser in dem hochgelegenen Bett der Donau, welche hier auf ihrem 22 km langen Laufe weder schiffbar noch flößbar ist, aber mehrere wasserreiche Nebenflüsse, wie links die Schmiecha und die Lauchart, rechts die Ablach, aufnimmt. Im Norden scheidet das tiefeingesenkte, milde Neckarthal die Alp vom Schwarzwald und nimmt von jener die Eyach und Starzel, von diesem her die Glatt auf. Die Glatt und der Neckar selbst sind die einzigen Gewässer H.s, die als Wasserstraßen zum Verflößen der reichen Holzmassen der Umgegend benutzt werden. Das vielfach durchklüftete Kalkgebirge der Alp liefert an verschiedenen Stellen des Unterlandes wertvolles Eisen. Im Eyachthal hat man bei Stetten ein mächtiges Steinsalzlager erbohrt und eine Saline angelegt. Auch ist das Land reich an Mineralquellen und Bädern, von denen Imnau im Eyachthal das besuchteste. Die fruchtbarsten und zugleich industriellsten Gegenden finden sich im Unterlande, wo der ergiebige Boden und ein mildes Klima außer Ackerbau und Viehzucht auch Obst-, Hopfen- und selbst einigen Weinbau zulassen. Ein vorzügliches Eisen liefern seit alter Zeit die Hüttenwerke zu Lauchartthal und Thiergarten, und seit Eintritt des Landes (1834) in den Deutschen Zollverein hat sich auch eine bedeutende Fabrikthätigkeit (Baumwollspinnereien zu Lauchartthal und Karlsthal) entwickelt. Die Provinzialfarben des Landes sind Weiß-Schwarz.

Das ehemalige Fürstentum Hohenzollern-Hechingen, aus der eigentlichen alten Grafschaft H. bestehend, bildete den nördl. Teil des Gesamtgebietes, das Unterland am westl. Abhang der Alp, und umfaßte 372,1 qkm mit 32481 E. Infolge des Friedens zu Lunéville (1801) verlor es die lehnsherrlichen Rechte in den lüttichschen Herrschaften und wurde dafür im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 durch die Herrschaft Hirschlatt und das Nonnenkloster Maria-Gnadenthal im Dorfe Stetten entschädigt. Durch den Beitritt des Fürsten Hermann Friedrich Otto zum Rheinbund wurde es 1806 souverän. Die Haupt- und Residenzstadt war Hechingen (s. d.). Das Fürstentum hatte seit 1796 eine landständische Verfassung, die 1835 revidiert wurde.

Das ehemalige Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen war aus dem sigmaring. Oberlande im Gebiet der Donau und dem sigmaring. Unterlande im Neckargebiet gebildet und umfaßt 770,7 qkm mit 35143 E. Es bestand aus dem unmittelbaren Fürstentum H.-Sigmaringen, aus den unmittelbaren fürstl. Obervogteiämtern Achberg und Beuern, aus den standesherrlichen fürstl. Thurn- und Taxisschen Oberämtern Ostrach und Strasberg und den fürstl. Fürstenbergschen Patrimonial-Obervogteiämtern Jungnau und Trochtelfingen. Durch den Lunéviller Frieden verlor es die Feudalrechte in den niederländ. Herrschaften und die Domänen in Belgien, wofür ihm die Herrschaft Glatt und die Klöster Inzighofen, Klosterbeuern und Holeschein zuteil wurden. Infolge der Aufnahme des Fürsten Anton Aloys Mainrad in den Rheinbund wurde es souverän und erhielt die Herrschaften Achberg und Hohenfels, die Klöster Klosterwald und Habsthal, ferner die Souveränetät über alle ritterschaftlichen Besitzungen innerhalb seines Gebietes und der Territorien im Norden der Donau, sowie die Oberhoheit über die Thurn- und Taxisschen Herrschaften Ostrach und Strasberg. Die Haupt- und Residenzstadt war Sigmaringen.

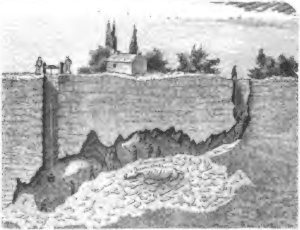
Vgl. Barth, «Hohenzoll. Chronik» (Sigmar. 1860); Cramer, «Die Grafschaft H.» (Stuttg. 1873).

Hohenzollernscher Hausorden. 1) Königl. preuß. Hausorden, 23. Aug. 1851 von König Friedrich Wilhelm IV. gestiftet und von König Wilhelm I. 18. Okt. 1861 erweitert, zerfällt in Großkomture, Komture, Ritter und Inhaber. Das Abzeichen besteht in einem goldenen, weiß emaillierten, goldgekrönten Kreuze, welches in der Mitte ein rundes Schild mit dem königl. Adler auf weißem Grunde und von einem blauen Bande mit der Inschrift «Vom Fels zum Meer» umgeben zeigt. Das Band ist weiß und dreimal schwarz gestreift. Die Großkomture tragen auch die Ordenskette, welche mit den hohenzoll. und nürnberg. Wappenschilden und dem Scepterschilde des Kur-Erzkämmereramts geschmückt ist. Der Orden wird hauptsächlich für Verdienste um das königl. Haus verliehen, der Adler der Inhaber an Personen des Lehrerstandes. 2) Fürstl. Hausorden, 5. Dez. 1841 von den Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen gestiftet, wird auch seit der Vereinigung der Hohenzollernschen Lande mit Preußen

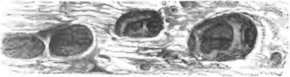
Digitized by Google

HÖHLEN.

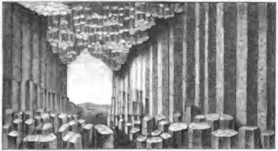
1. Tropfsteinhöhle auf Antiparos.



2. Querschnitt einer Höhle bei Wicksworth mit Lehm und Tierresten.



3. Höhlenförmige Ausspülungen in Sandsteinfelsen der Sächsischen Schweiz.



4. Fingalshöhle auf Staffa.

Digitized by Google

noch von dem Fürsten von Hohenzollern mit königl. Genehmigung verliehen, nachdem er am 23. Aug. 1851 unter die preuß. Orden aufgenommen worden. Er zerfällt in das Ehrenkreuz erster, zweiter und dritter Klasse und ist in seiner äußern Form dem obigen Orden im wesentlichen ähnlich. Dem Orden sind noch eine goldene und eine silberne Verdienstmedaille affiliiert. Vgl. Schneider, «Der Königl. Hausorden von Hohenzollern und der Fürstl. Hausorden von Hohenzollern» (Berl. 1869).

Höhere Gewalt (lat. vis major, frz. force majeure) bedeutet nicht bloß die Naturgewalt, sondern ist der juristische Ausdruck für jedes von dem dadurch Betroffenen nicht verschuldete und durch Anwendung der erforderlichen Sorgfalt unabwendbare Ereignis (z. B. Räuber überfallen einen nach den gewöhnlichen Verhältnissen der Lokalität genügend bedeckten Transport). Was im einzelnen als höhere Gewalt zu betrachten sei, läßt sich im allgemeinen nicht sagen, sondern hängt wesentlich von den Umständen des einzelnen Falles ab: ob die Gefahr voraussichtlich und eine Vorkehr zur Abwendung derselben möglich war oder nicht. Der Begriff der höhern Gewalt ist außerordentlich wichtig, namentlich für das Frachtrecht (See- und Land-, Waren- und Personentransport), da der Frachtführer, resp. seehandelsrechtlich der Verfrachter, im weitesten Umfang für Beschädigung und Untergang der anvertrauten Waren einsteht und seine Haftung nur an der Grenze der höhern Gewalt Halt macht. Dasselbe gilt nach dem Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871, §. 1 (ähnlich andere deutsche und ausländische Gesetze) für die beim Eisenbahnbetrieb vorkommenden Tötungen und Körperverletzungen von Menschen und er gilt nach gemeinem (röm.) Recht für die Logier- und Hotelwirte bezüglich der von ihnen oder ihren Untergebenen oder Vertretern angenommenen Sachen (Reisegepäck u. s. w.) der Logiergäste. Der Grund einer solchen Ausdehnung der Haftung war im röm. Recht offenbar der eines gewissen Mißtrauens gegenüber den Herbergswirten und Transportschiffern: man vermutete deren Kollision mit dem Verderbenden. Ist auch dieser Grund des öffentlichen Mißtrauens längst geschwunden, so hat man doch an dessen Folgerung in der bezeichneten Weise festgehalten, und die Haftung für allen vom Beschädigten nicht selbst verschuldeten und nicht in der natürlichen Beschaffenheit des Guts begründeten Schaden, ausgenommen höhere Gewalt, ist ein jetzt allgemeiner Spezialsatz des Fracht- und neuern Eisenbahnrechts geworden. Den Begriff der höhern Gewalt definiert neuerdings Exner (in Grünhuts «Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart», Bd. 10, Wien 1883): «Höhere Gewalt im Sinne der hier in Betracht genommenen Rechtsnormen ist ein Ereignis, welches: 1) außerhalb des Betriebskreises der betreffenden Verkehrsunternehmung entsprungen, durch Hereinwirken in diesen Betriebskreis einen Schaden an Leib oder Gut verursacht hat, und welcher 2) vermöge der Art und Wucht seines Auftretens die im ordentlichen Laufe des Lebens zu gewärtigenden Zufälle augenscheinlich übersteigt.»

Hohgant (der), ein Bergstock der Emmenalpen (s. Alpen, 20) im schweiz. Kanton Bern, erhebt sich nordwestlich vom Brienzergrat (s. Brienz), von diesem durch das Quellthal der Großen Emme geschieden, mit mehrern Gipfeln zu 2000—2200 m über dem Meere. Von W. nach O. gerichtet, aus Kalkstein der Kreideformation und Quarzsandstein der Nummulitenformation bestehend, stürzt der Berg nördlich mit kahlen, steilen Kalkwänden ab, während sich auf dem Südabfall steinige Alpweiden und Waldungen ausbreiten. Die wichtigsten Erhebungen sind das Widderfeld (2071 m) im W., das Trogenhorn (2038 m) in der Mitte und der eigentliche H. (2199 m) am Ostende des Gipfelgrates, von dem, rasch an Höhe abnehmend, die Kette der Jurtenfluh und des Scherpfenberges östlich bis zum Durchbruch der Emme zwischen H. und Schrattenfluh ausläuft. Seiner Aussicht wegen wird der Berg nicht selten von Interlaken aus über Habkeren oder auf steilem Pfade von Schangnau im Emmenthal aus bestiegen.

Hohkirchen, s. Hochkirch.

Hohlcelte, s. unter Celte.

Höhlen nennt man leere oder teilweise mit Wasser angefüllte Räume unter der Erde, die entweder völlig verschlossen oder durch schmale, öfters durch Kunst erweiterte Öffnungen zugänglich sind. Da sie meist durch die auflösende Thätigkeit des im Gebirgsinnern cirkulierenden Wassers entstanden sind, und Kalkstein, Dolomit und Gips in großter Menge vom Wasser aufgelöst werden, so sind Territorien, die aus den genannten Gesteinsarten zusammengesetzt werden, die hauptsächlichste Heimat der H. Dieselben bilden meist größere, zusammenhängende Höhlensysteme, die sich bald durch enge Kanäle schlauch- oder spaltenartig fortziehen, bald wieder großartig in Kammern, Hallen, hochgewölbten Domen erweitern. Nicht minder groß ist die Abwechselung in der Höhenlage der einzelnen Teile eines und desselben Höhlensystems, indem die Hohlräume streckenweise horizontal laufen, in die Höhe steigen, sich wieder senken, zuweilen jähe Abstürze bilden, und sich sehr verschiedenartig, oft viele Kilometer weit ausdehnen. So soll die Mammutshöhle bei Greenriver in Kentucky 15 km und mit ihren Seitengängen und Verzweigungen 260 km Ausdehnung haben.

Nach A. von Humboldts Vorgange unterscheidet man: Spaltenhöhlen; Gewölbhöhlen, die man auch Grotten nennt, wenn sie geringe Tiefe oder einen weiten Eingang haben; Schlauchhöhlen, enge, gewundene Kanäle. Die meisten H. bestehen aus Kombinationen dieser drei Formen. Die H. in den Kalk- und Dolomitgebirgen gewinnen besonders an Interesse durch die Bildungen von Höhlenkalk, Kalksinter oder Tropfstein (s. d.), welche die Höhlenwände in der seltsamsten Weise inkrustieren. Zu den berühmtesten dieser Tropfstein- oder Stalaktitenhöhlen gehören die von Adelsberg im Karstgebirge, die Baumanns-, Biels- und Scharzfelder H. im Harz, die Dechenhöhle in Westfalen, die H. in der Gegend von Muggendorf in Franken, die Nabelhöhle bei Pfullingen in Schwaben, die von Antiparos im Ägäischen Meere. (S. Tafel: Höhlen, Fig. 1.) Viele derselben sind zugleich Knochenhöhlen, in denen sich die Überreste vorweltlicher Tiere finden. (S. Fig. 2.) In Sandsteinfelsen finden sich oft höhlenartige Ausspülungen, wie namentlich in der Sächsischen Schweiz. (S. Fig. 3.) Die in manchen vulkanischen Gesteinen vorkommenden H. sind meist nur kolossale Blasenräume, die durch die Entwickelung von Wasserdämpfen und Gasen bei dem ursprünglichen Hervordrängen der geschmolzenen Massen aus dem Erdinnern entstanden sind.

Digitized by Google

Da, wo Basaltdecken, welche in vertikale Säulen abgesondert sind, von der Brandung benagt werden, entstehen zuweilen Grotten und H. durch Unterwaschung, Zusammensturz und Wegspülung einzelner Gruppen von Säulen. Auf diese Weise ist z. B. die Bildung der berühmten Fingalshöhle auf der schott. Insel Staffa (s. Fig. 4) zu erklären. Außerdem sind noch zu erwähnen die Eishöhlen, welche selbst in gemäßigten Klimaten das ganze Jahr hindurch Eis in größern oder kleinern Massen enthalten; ferner die sog. Krystallhöhlen oder Krystallkeller im Granit der Alpen (Schweiz, Dauphiné, Savoyen u. s. w.), an deren Wandungen Kieselsäure als Bergkrystall und Rauchtopas auskrystallisiert ist und prächtige Auskleidungen bildet, wie in der berühmten Krystallhöhle des Zinkenstocks im Berner Oberlande.

Höhlenbär, untergegangene Tierart, s. Bär.

Höhlenfauna (zoolog.) ist die Bezeichnung für die Gesamtheit der unterirdisch in Höhlen lebenden Tiere, deren bekannte Zahl bereits eine beträchtliche ist und von Jahr zu Jahr wächst. Ausgezeichnet sind alle wahren Höhlentiere durch zwei Hand in Hand gehende negative Charaktere, Mangel der Farben und Mangel der Augen (soweit solche bei den betreffenden Tiergruppen überhaupt vorkommen). Sie sind rückgebildet infolge des Fehlens von Licht; indessen werden die Augen bisweilen durch besondere Tasthaare ersetzt. Tiere der verschiedensten Ordnungen nehmen an der Bildung der H. teil: von Wirbeltieren der Olm (s. d., Proteus anguineus) und ein Fisch der nordamerik. Höhlen (Amblyopsis spelaeus), der zu den Heteropygiern gehört und nach Putnam, dem besten Kenner, von Seefischen, aber nicht von Süßwasserfischen abstammen soll, da keine verwandte Form sonst in der Gegend lebt und ein auf ihm schmarotzender Krebs einer Familie echter Seekrebse angehört. Gliedertiere sind die zahlreichsten Höhlentiere und verteilen sich in den krainer Höhlen nach Joseph auf die Ordnungen der Insekten (52 Arten), Tausendfüße (5 Arten), Spinnen (26 Arten) und Crustaceen (17 Arten). Außerdem entdeckte Joseph in den krainer Höhlen einen Süßwasserpolypen und einen Süßwasserschwamm (Spongilla stygii). Außer den krainer Höhlen wurden besonders die nordamerikanischen und die der Pyrenäen untersucht und in ihnen ein ähnliches Tierleben nachgewiesen.

Höhlenfisch, s. Höhlenfauna.

Höhlenhyäne, s. unter Hyäne.

Höhleninsekten, s. unter Höhlenfauna.

Höhlenstein, s. Tropfstein.

Höhlentiere, s. Höhlenfauna.

Hohle See, Hulle, Dünung, Aufdehnung oder Schwall nennt der Seemann die hohen schweren Wellenberge, welche oft bis zu 4 m ansteigend, eine ungebrochene Wassermauer darstellend, sich langsam, aber stark erheben. Diese Erscheinung kommt nach einem Sturme, dauert aber auch manchmal noch bei eingetretener Windstille eine Zeit lang fort und ist der Schiffahrt sehr lästig; bei ruhiger See und schwachem Winde ist sie bisweilen, wenn auch nicht sichtbar, doch am Schwanken und Schlingern des Schiffs bemerkbar.

Hohle Wand nennt man am Huf der Pferde eine Zusammenhangstrennung von Fleischwand und Hornwand des Hufs oder von Hufsohle und Hufwand; im erstern Falle ist die hohle Wand verborgen, bei Trennung zwischen Sohle und Wand, in der sog. weißen Linie ist sie offen. Die hohle Wand ist meist Folge des Aufbrennens glühender Hufeisen, des Erweichens der Hufsohle durch Auflegen glühender Kohlen, fehlerhaft gerichteter und nicht mit ebener Huffläche versehener Eisen u. s. w. Die getrennte Wand heilt nicht wieder an; Heilung erfolgt nur durch das normale Herabwachsen des Horns. Die Behandlung richtet sich nach den Verhältnissen.

Hohlgeschoß, ausgehöhltes Geschoß, welches Pulverladung, beziehungsweise Brandsatz, oder auch kleinere Geschosse aufnimmt, je nachdem als Granate, beziehungsweise Brandgranate, oder als Shrapnel bezeichnet wird. (S. unter Geschoß.)

Hohlkehle ist ein sehr häufig vorkommendes Bauglied, das entweder die Form eines Viertel- oder eines Halbkreises hat oder aus zwei Viertelkreisen von verschiedenem Halbmesser zusammengesetzt ist. Sie kommt teils an einzelnen Architekturteilen, namentlich Gesimsen, Säulenfüßen u. s. w. in Verbindung mit andern Gliedern, wie Plättchen und Rundstäben, teils als Vermittelung des Übergangs von der Wand- zur Deckenfläche zur Anwendung. Charakteristisch ist die H. über einem einfassenden Rundstab als bekrönendes Glied der schrägen Wandflächen und Thüren ägypt. Baudenkmäler, wo sie meist mit dem Bilde der geflügelten Sonnenscheibe oder andern Skulpturen geschmückt ist. An den Basen der griech. und röm. Säulenschäfte kommt sie entweder unter einem großen Rundstab (Wulst oder Pfühl) in zweimaliger Wiederholung, nur durch ein doppeltes Rundstäbchen getrennt (ion. Basis) oder einfach zwischen zwei Rundstäben von verschiedener Stärke vor (attische Basis). Im german. (got.) Stile spielt die H. an den Bündelpfeilern und Gewölbrippen, an den Wasserschlägen und Maßwerken eine häufige Rolle.

Hohlkugel, kugelförmiges Hohlgeschoß, s. unter Geschoß.

Hohlmaße nennt man 1) Gefäße von gesetzlich vorgeschriebenem Inhalt und gesetzlich bestimmter Form (Cylinder, Prisma, abgestumpfte Kegel), welche zum Messen von Flüssigkeiten und schüttbaren festen Körpern dienen; 2) diejenigen Größen der Körpermaße (Einheiten, Teilgrößen und Mehrheitsgrößen), für die es besondere Meßwerkzeuge (also Gemäße der unter 1 angeführten Art) gibt und die daher konkrete H. heißen (z. B. das Liter, Deciliter und Hektoliter), im Gegensatz zu den abstrakten (z. B. dem Kubikmeter, Kubikdecimeter u. s. w.). In den meisten Ländern waren die H. je nach dem zu messenden Gegenstande von verschiedener Größe und meist auch verschiedenem Namen. Diese Verschiedenartigkeit wurde dadurch vermindert, daß man sich gewöhnte, gewisse Waren, wenigstens im Großverkehr, nicht mehr nach dem H., sondern nach dem Gewicht zu verkaufen; ganz beseitigt wurde dieselbe durch Einführung des Metrischen Systems (s. d.).

Hohlmünzen, soviel wie Bracteaten (s. d.).

Hohlsonde, s. Sonde.

Hohlspat, ungebräuchlich gewordene Bezeichnung Werners für das Mineral Chiastolith (s. d.).

Hohlspiegel, s. Brennspiegel.

Hohlstein, s. unter Löwenberg.

Hohltauben, s. Tauben.

Hohltraverse, s. unter Traversen.

Hohlwerden der Bäume. Bei größern Verwundungen des Gipfels tritt sehr oft an Bäumen eine Zersetzung des Kernholzes auf, welches begünstigt wird durch den Zutritt des Regenwassers

Digitized by Google

in das Innere, durch Einwandern von Pilzen u. dgl. Die Folge davon ist, daß allmählich der ganze Stamm bis zur Wurzel ausfault und hohl wird. Da bei dieser Zersetzung zunächst nur das alte Holz zerstört wird, so können hohle Bäume noch lange Zeit, oft jahrhundertelang, ohne weitere Krankheitserscheinungen zu zeigen, fortleben, denn die Leitung der Nährstoffe aus den Wurzeln nach den Zweigen wird dadurch nicht unterbrochen, ebenso wenig das jährliche Dickenwachstum, da das Cambium ungestört neue Jahresringe bilden kann. Auch die Gesamtfestigkeit des Stammes leidet nur wenig darunter, denn es bleibt immer noch ein Hohlcylinder von Holz zurück, der vollkommen genügt, um die nötige Biegungsfestigkeit herzustellen. Erst wenn zu dem H. noch Längsrisse, etwa durch Wirkung des Frostes oder durch äußere Verwundungen, hinzutreten, wird diese Festigkeit eine geringere. Aber auch in diesem Zustande erhalten sich die Bäume noch lange Zeit, indem eine Vernarbung und Überwallung der äußern Wunden eintritt, die oft so weit geht, daß an den einzelnen Längslamellen auch die Innenseite wieder mit Rinde umgeben wird und nun jeder Teil des Stammes für sich in die Dicke wächst, ja selbst Wurzeln und Zweige nach innen bildet. Diese letztere Erscheinung kommt oft bei alten Linden und Birken, aber auch bei andern Bäumen vor; es sieht dann der Stamm fast so aus, als wäre er aus mehrern gesonderten Stämmchen zusammengesetzt.

Bei geeigneter Behandlung (Verschmieren der Wunden durch Baumwachs oder Lehm und Ausfüllen des Hohlraums mit Steinen) lassen sich alte Bäume noch lange lebensfähig erhalten. Weniger zu empfehlen ist dagegen das häufig angewandte Ausbrennen, um der Fäulnis Einhalt zu thun, weil hierdurch der Holzcylinder immer dünner wird und außerdem durch die Hitze viele noch gesunde Teile zerstört werden. [s. Corydalis.

Hohlwurz (Corydalis bulbosa), Pflanzenart,

Hohlzahn, Pflanzenart, s. unter Galeopsis.

Hohlziegel, s. u. Thonwarenfabrikation.

Hohlzirkel oder Lochzirkel (frz. compas sphérique, engl. inside callipers), ein Instrument, mittels dessen der Durchmesser von Hohlräumen gemessen wird. Dasselbe besteht, wie die Figur zeigt, aus zwei durch ein Scharnier verbundenen Schenkeln, deren äußerste Enden auswärts gebogen und stumpf sind. Beim Gebrauch wird der H. in die zu messende Höhlung eingebracht, bis zur Berührung seiner Schenkel mit den Wänden geöffnet und hierauf vorsichtig herausgezogen; die Entfernung der äußersten Schenkelpunkte voneinander gibt alsdann die Weite der Höhlung an. Man kann in einfacher Weise einen Hohlzirkel aus einem Greifzirkel (s. d.) herstellen, indem man die bogenförmigen Enden des letztern um das Scharnier dergestalt dreht, daß die Enden desselben nicht gegeneinander, sondern auseinander stehen. Ein kleiner, durch Justierschraube genau einstellbarer H. der Uhrmacher ist der sog. Tanzmeister.

Höhn (Georg), Landschaftsmaler, geb. 1813 zu Neustrelitz, besuchte die Akademie zu Berlin und ließ sich später in Dessau nieder. Sein erstes bedeutendes Bild war der Klosterhof (1836).

Hohniesen, Berggipfel in den berner Alpen. (S. unter Hoher Göll und Niesen.)

Hohnstein, eine Grafschaft im nördl. Thüringen, im N. durch den Harz, im O. durch die Helme und untere Unstrut, im S. durch die obere Unstrut und obere Leine und im W. durch die untere Leine begrenzt, entstand aus dem Harz-, Zorge- und Helmegau. Im J. 1130 lebte ein Graf Konrad, der sich nach der Burg Hohnstein nannte, deren Ruine im hannov. Amte Neustadt liegt. Ihn beerbte ein Graf von Bielstein, dessen Sohn Ilger I. sich nun Graf von H. nannte. Von seinen Nachkommen wurden nach und nach die umliegenden dynastischen Herrschaften Lohra, Klettenberg, Heringen, Kelbra, Scharzfels, Lauterberg und endlich auch die Stifter Ilefeld und Walkenried erworben. Heinrich VI. und Dietrich V. stifteten 1350 die Linien H.-Klettenberg und H.-Heldrungen. Die letztere teilte sich abermals in die Zweige Heringen, bei dessen Aussterben 1439 sein ganzes Besitztum, die Goldene Aue, an Stolberg und Schwarzburg gedieh, und Kelbra, welcher 1480 seine Stammgüter, die Herrschaft Heldrungen, an Mansfeld käuflich überließ, dagegen aber in der Mark Brandenburg die Herrschaft Vierraden erwarb und sich von nun an danach nannte. Der letzte dieses Zweigs und des ganzen hohnsteinschen Geschlechts war Graf Wilhelm II., gest. 1609. Die Linie H.-Klettenberg war bereits 1593 mit dem Grafen Ernst VII. erloschen; um ihren Nachlaß hatten, da die andere Hauptlinie nicht zur gesamten Hand beliehen war, Herzog Julius von Braunschweig, der Bischof von Halberstadt als Lehnsherr und die Grafen Christoph von Stolberg und Günther von Schwarzburg, welche beide sich auf ihre 1433 mit H. abgeschlossene Erbverbrüderung stützten, einen langwierigen Streit erhoben. Derselbe dauerte noch fort, als der Dreißigjährige Krieg ausbrach, in welchem die alte Stammburg H. 1636 von dem sächs. Hauptmann Vitzthum von Eckstädt zerstört wurde. Endlich kamen durch den Westfälischen Frieden, zugleich mit dem Bistum Halberstadt, die Herrschaften Lohra und Klettenberg an Brandenburg, welches dieselben 1649—1702 an die Grafen von Wittgenstein verlieh. Das eigentliche H. blieb bei dem Hause Braunschweig. Gegenwärtig steht die ganze Grafschaft H. unter preuß. Hoheit mit Ausnahme des ehemaligen Stifts Walkenried, das zu Braunschweig gehört.

Hohnstein, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, 12 km ostnordöstlich von Pirna, malerisch in der Sächsischen Schweiz an der Polenz gelegen, von einem alten Bergschloß (jetzt Korrektionsanstalt) überragt, ist Sitz einer Oberförsterei und zählt (1880) 1434 E., welche Weberei und Hopfenbau treiben. Der Stadt gegenüber liegt der 110 m hohe Hockstein.

Hohnstein, Burgruine bei Ilfeld (s. d.) im Harz.

Hohofen oder Hochofen, ein großer, feuerfester Schachtofen, der zur Verhüttung der Erze, speziell zur Darstellung des Roheisens dient. (S. unter Eisenerzeugung, Bd. V, S. 896, woselbst auch Abbildung.)

Höhr, Flecken in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Unterwesterwaldkreis, 8 km im NO. von Koblenz, ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine keramische und eine Realschule und (1884) 2450 meist kath. E.,

Digitized by Google

welche bedeutende Fabrikation von Thonwaren und Thonluxuswaren, Thonröhren, Thonpfeifen, altdeutschen Steinkrügen, Cigarren, Bauornamenten, ferner Korkschneiderei und Hopfenbau treiben.

Hohrappoltstein, s. Rappoltstein.

Hohrohnen, soviel wie Hohe Rhonen.

Höhscheid, Stadtgemeinde im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, 4 km im SW. von Solingen, in einem Seitenthal der Wupper, besteht aus 122 kleinen Orten (Auf der Höhe, Neuenhof, Linden, Widdert u. s. w.) mit zusammen (1880) 11 020 meist prot. E., welche Eisen-, Stahl- und Messingwarenfabriken, Eisengießereien und einen Eisenhammer unterhalten.

Hohwald, Dorf im Kreise Schlettstadt des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, an der Andlau, 15 km westlich von Barr, in den Vogesen, 610 m über dem Meere, zählt (1880) 682 E. und ist ein beliebter Sommeraufenthaltsort mit Badeanstalt und prächtigen Waldungen.

Hokkovögel oder Baumhühner (Cracidae) bilden eine Familie der Hühnervögel, die in den Waldungen Südamerikas einheimisch ist und durch den spornlosen Lauf, die tief eingelenkte Hinterzehe und die Einweibigkeit sich von den Hühnern unterscheiden. Es sind große Vögel mit derbem Gefieder, abgerundeten Flügeln, starkgewölbtem Schnabel und hohen Beinen, die nur in den Waldungen leben, sich von Früchten und Sämereien nähren, ihre flachen Nester auf Bäumen in Höhlen bauen, wenige Eier legen und ein vortreffliches Fleisch besitzen, weshalb sie mit Eifer gejagt werden. Man besitzt jetzt mehrere Arten (Crax alector, rubra u. s. w.) in Tiergärten, wo es aber nur sehr schwer gelingt, sie zum Brüten zu bringen.

Hokuspokus, eine von Gauklern bei ihren Kunststücken gebrauchte Formel, deren Etymologie nicht sicher festgestellt ist. Vermutlich ist sie verderbt aus den gemißbrauchten Worten «hoc est corpus» (meum), welche in der kath. Kirche bei Weihung der Hostie gesprochen werden. Nach anderer Ansicht sind, da es ehemals Ockes Bockes oder Okes Bokes geschrieben wurde, die Wörter Ochs und Bock als Namen von Opfertieren darin enthalten. Im allgemeinen bezeichnet der Ausdruck jetzt Gaukelei und Taschenspielerei.

Hol (Richard), niederländ. Komponist, geb. zu Amsterdam 23. Juli 1825, wurde zuerst in der dortigen königl. Musikschule, dann auf dem leipziger Konservatorium gebildet und war längere Zeit in seiner Vaterstadt als Lehrer und Dirigent thätig, ist aber seit 1863 städtischer Musikdirektor, Organist an der Domkirche und Direktor der Musikschule in Utrecht. Seine zahlreichen Werke behandeln fast sämtliche Gattungen der Komposition.

Holar (Wenzel), s. Hollar.

Hólar, Dorf auf Island, unfern der Nordküste, 32 km von der Südspitze des Eyja Fjördr, war 1106—97 Bischofssitz und hat eine steinerne Domkirche. Früher bestand zu H. eine gelehrte Schule.

Holbach (Paul Heinr. Dietrich, Baron von), franz. Philosoph des 18. Jahrh., der Sohn eines reichen Emporkömmlings, geb. um 1723 zu Heidelsheim in der bayr. Pfalz, kam in früher Jugend nach Paris, wo er bis zu seinem Tode lebte. Er verheiratete sich jung, und da seine Frau bald starb, heiratete er mit päpstl. Dispens deren Schwester Charlotte Susanna d'Aine, die erst 16. Juni 1814 starb. Er selbst starb 21. Juni 1789. H. wird gerühmt als liebevoller Familienvater, als treuer Freund, als ein sehr wohlthätiger und geselliger Mann. An seiner Tafel versammelten sich die Denker und Schriftsteller jener Epoche, wie Condorcet, Diderot, Duclos, Helvétius, Raynal, eine Zeit lang auch Rousseau, Buffon u. a. Er selbst war einer der geistvollsten und auf die Entwickelung der Zeit einflußreichsten Schriftsteller, ein systematischer Kopf von umfassenderm Wissen und gründlicherm Scharfsinn als die meisten seiner Genossen. Mit Eifer und Anstrengung arbeitete H. für die Ausbreitung des Naturalismus, während er zugleich das Christentum und überhaupt jede positive Religion bekämpfte. Seine schriftstellerische Thätigkeit eröffnete er 1752 mit Übersetzung einer Reihe von naturwissenschaftlichen und technischen Schriften, vorzüglich aus dem Deutschen. Als 1759 Boulanger, ein geistvoller junger Ingenieur, starb, begann H. dessen hinterlassene Handschriften zu überarbeiten und herauszugeben. Manches schob er geradezu unter, namentlich den «Christianisme dévoilé» (zuerst in Nancy gedruckt und mit der Bezeichnung Lond. 1767 erschienen), ein für damalige Zeit sehr merkwürdiges Buch, und das «Examen critique de la vie et des ouvrages de Saint-Paul» (Lond. 1770). Diesen schloß sich 1767—70 eine Reihe von Schriften verwandten Inhalts an, wie «La contagion sacrée» (1767), «De l'imposture sacerdotale» (1767), «Lettres à Eugénie, ou préservatif contre les préjugés» (1768), «Les prêtres démasqués» (1768) und «L'esprit du judaïsme» (1770), in denen teils die Widersprüche der heiligen Schriften hervorgezogen, teils alle Religionen als Erzeugnis priesterlichen Eigennutzes dargestellt werden. Zum Teil waren diese Schriften Bearbeitungen von Werken engl. Deisten, z. B. Tolands, Tindals, Collins'. Hierher gehört auch die Schrift «Ecce homo», die ohne Ort und Datum unter dem Titel «Histoire critique de Jésus-Christ, ou analyse raisonnée des évangiles» um 1770 herauskam (engl., Edinb. 1799 u. Lond. 1813). Im J. 1770 erschien das «Système de la nature» (deutsch, Lpz. 1843), welches man gewöhnlich als H.s Hauptwerk ansieht. Diese «Bibel des Materialismus» ist freilich nicht von ihm allein verfaßt, sondern in mannigfacher Arbeit und Überarbeitung aus dem in seinem Hause verkehrenden Kreise der sog. Encyklopädisten (s. d.) hervorgegangen: es ist eine systematische, umfassende, aber im allgemeinen trockene und schwerfällige Darstellung des ausgesprochensten Materialismus, bildet aber nach dieser Richtung den Abschluß der Entwickelung des franz. Aufklärungszeitalters. Einen gedrängten und populär gehaltenen Auszug daraus ließ H. unter dem Titel «Le bon sens, ou idées naturelles opposées aux surnaturelles» 1772 erscheinen. In spätern Schriften bemühte sich H. zu zeigen, daß die Religion zur Moral und zum Völkerglück, das auf dieser beruhe, nicht nur entbehrlich, sondern sogar sehr nachteilig sei. Dahin gehören: «Essai sur les préjugés» (1770), «La politique naturelle» (2 Bde., 1773), «Système social» (2 Bde., 1773), «L'éthocratie, ou le gouvernement fondé sur la morale» (1776), «La morale universelle» (1776). Alle diese Schriften erschienen teils anonym, teils unter dem Namen verstorbener Personen, teils als bloße Übersetzungen aus dem Englischen. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland zog H. bei der Gesetzgebung zu Rate.

Digitized by Google

Holbaek, Amt auf der dän. Insel Seeland, zwischen dem Isefjord und dem Großen Belt, zählt (1880) auf 1624,91 qkm 93314 E. Die Hauptstadt Holbaek mit (1880) 3265 E. liegt an der südl. Bucht des Isefjords und ist Station der Linie Roeskilde-Kallundborg der Seeländischen Staatsbahnen.

Holbein, schwäb. Künstlerfamilie, deren Ahnherr Michael um die Mitte des 15. Jahrh. als Lohgerber zu Augsburg lebte. Seine beiden Söhne, Hans und Sigmund, wurden Maler; ihre Lehrer sind unbekannt. Der erstere, im Unterschiede zu seinem gleichnamigen berühmten Sohne, Hans H. der Ältere genannt, war der bedeutendere.

Hans H. der Ältere (geb. um 1460 zu Augsburg, gest. 1524 daselbst) hat manche so treffliche Werke geliefert, daß man bisher geneigt war, sie dem jüngern Hans H. zuzuschreiben. Das älteste datierte Zeugnis seiner Kunst sind vier Bilder aus dem Leben der Maria, Altarflügel, 1493 für die Reichsabtei Weingarten ausgeführt, jetzt im Dome zu Augsburg aufgestellt. Derselben Zeit gehört ein kleines, miniaturartig ausgeführtes Bild, eine thronende Maria in der Moritzkapelle zu Nürnberg, an, welches nebst den erstgenannten unverkennbar den Einfluß der Niederländischen Schule der van Eyck aufweist. Ein ähnlich ausgeführtes Madonnenbildchen auf der Burg zu Nürnberg trägt vor dem Familiennamen des Verfertigers ein S und dürfte deshalb dem jüngern Bruder Sigmund angehören. Die wichtigsten Arbeiten führte Hans H. der Ältere für das Katharinenkloster zu Augsburg aus, welches, seitdem in das städtische Museum verwandelt, dieselben noch bewahrt. Ein großes Altarwerk vollendete er 1506 für die Dominikanerkirche zu Frankfurt a. M., ein anderes für das Kloster Kaisheim bei Donauwörth, 1502, u. s. w., in welchen allen er sich im Beiwerke der Renaissance zuwendet und einen charakterwahren, lebendigen Naturalismus zum Vortrag bringt, der eine gewisse Neigung zum Genrehaften offenbart, aber auch der Anmut und Hoheit nicht entbehrt. Am sichtbarsten treten die Eigentümlichkeiten seiner Kunst in seinem besten Werke, dem Sebastiansaltare in der münchener Pinakothek hervor. Sehr bedeutend war der ältere Hans H. bereits auch als Porträtmaler. Auf einem der augsburger Bilder (die Paulskirche) hat er sich mit seinen beiden Söhnen angebracht. Ein höchst charakteristisches Selbstporträt in Silberstiftzeichnung besitzt der Herzog von Aumale. Skizzenbücher, in welche er in ähnlicher Weise Personen seiner Bekanntschaft, auch seinen Bruder einzeichnete, befinden sich zu Basel und gewähren den interessantesten Einblick in die geistige Physiognomik jener Zeit. Sie sind in Lichtdruck herausgegeben (Nürnberg). Obwohl H. viel beschäftigt gewesen zu sein scheint, starb er doch in ungeordneten Verhältnissen. Sein Bruder Sigmund siedelte nach Bern über, wo er 1540 starb.

Holbein (Hans), genannt der Jüngere, einer der größten deutschen Maler und vorzüglichster Vertreter der Renaissance, geb. 1497 zu Augsburg, wurde nebst dem minder bedeutenden Bruder Ambrosius vom Vater zum Künstler herangebildet. Er wählte Basel zum Ort seiner Thätigkeit, wo er bereits 1515 erscheint. Der um jene Zeit vorzugsweise auch in Basel blühende Buchdruck gab H. durch Zeichnungen für den Formschnitt den ersten Anlaß künstlerischer Bethätigung. Wenigstens bestehen seine frühesten datierten Arbeiten aus Titeleinfassungen, in welchen bereits der ganze Reichtum seines Kompositionstalents sich entfaltet. Doch zeigen Aufträge geringern Belangs, wie eine bemalte Tischplatte (1515, im Stich herausg. von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien), das Aushängeschild eines Schulmeisters (1516), daß der Künstler zunächst noch jeden Verdienst wahrzunehmen hatte. Wichtig wurde für ihn seine Verbindung mit dem Buchdrucker Joh. Frobenius, der seine Bekanntschaft mit bedeutenden Gelehrten, namentlich mit Erasmus von Rotterdam vermittelte. Der letztere schenkte ihm seine volle Gunst, nachdem H. ein Exemplar des «Lobes der Narrheit» mit geistreichen Federzeichnungen illustriert hatte. Doch ließ auch schon 1516 der neugewählte Bürgermeister Jakob Meyer nebst seiner Gattin sich von dem jungen Maler porträtieren. Mit dem nächstdatierten Porträt, dem des baseler Professors Bonif. Amerbach, von 1519, gegenwärtig im baseler Museum, steht der 22jährige Jüngling ebenbürtig neben den größten Porträtmalern aller Zeiten. Doch hatte er auch vorher schon Gelegenheit gefunden, sich in größern Kompositionen zu versuchen; 1517 befand er sich in Luzern, wo er den Auftrag erhalten hatte, den Neubau eines Jakob von Hartenstein außen und innen mit Wandmalereien zu schmücken. Erhaltene Skizzen, wie der berühmte Bauerntanz im berliner Museum, beweisen, daß H. für solche Dekorationen mehrfach in Anspruch genommen war. Von den Originalen hat sich nichts erhalten. Auch lieferte H. manche treffliche Entwürfe für die damals in der Schweiz in hohem Ansehen stehende Glasmalerei, meistens biblische Scenen in ornamentalen Einfassungen, aber auch Wappen mit prächtigen Figuren als Wappenhalter. Von monumentalen Arbeiten jener ersten Periode seiner Thätigkeit sind zu nennen: ein Abendmahl, ersichtlich unter dem Einflusse der großen ital. Künstler der vorhergehenden Epoche entstanden; acht Passionsbilder, ebenfalls noch den genannten Einfluß bezeugend, doch höchst lebendig, unter Erstrebung einer dramatischen Wirkung komponiert; die beiden Orgelthüren des baseler Münsters mit Figuren von großer Formenschönheit, leider 1639 durch Übermalung verdorben; zwei Altarbilder, Geburt Christi und Anbetung der Könige, später nach Freiburg i. Br. gebracht; eine Madonna, bezeichnet mit 1522, ursprünglich für den Dom zu Solothurn gemalt, ein Werk von hoher Bedeutung; vor allem aber die Madonna der Familie Meyer von 1526, die schon durch die in der Gemäldegalerie zu Dresden enthaltene Kopie die Bewunderung der Welt erregte. Auf diesem Bilde hat der genannte Bürgermeister sich mit seinen beiden Frauen und seinen Kindern, vor der ganz in nordischer Auffassung vorgeführten Himmelskönigin in Anbetung versunken, darstellen lassen. Das Original, das wahrscheinlich in der Hauskapelle des Bestellers dem 1529 über Basel ergehenden Bildersturm entgangen war, geriet nach den mannigfachsten Schicksalen in Vergessenheit, aus der es, von der Zeit beschädigt und durch Übermalung entstellt, erst in der neuesten Zeit im Besitz der Prinzessin Elisabeth von Hessen-Darmstadt wieder hervorgezogen wurde. In seiner Echtheit mehrfach angezweifelt, wurde es indes 1871 auf der zu Dresden veranstalteten Holbein-Ausstellung, auf welcher es neben dem Bilde der genannten Galerie stand, von einer großen Anzahl der namhaftesten Kunstkritiker anerkannt.

Digitized by Google

Bei all diesen größern Aufgaben hörte H. nicht auf, für die Buchillustration zu zeichnen, worin er von dem trefflichen Holzschneider Hans Lützelburger unterstützt wurde. Seine bedeutendste Arbeit dieser Art ist der berühmte Totentanz (s. d.), der, schon damals in mehrern Auflagen erschienen, auch neuerlich von Lodel kopiert worden ist. Auch ein Initialenalphabet mit Totentanzbildern existiert aus H.s Hand. Die Ungunst der Zeiten vertrieb den Künstler endlich vom Schauplatze seiner Thätigkeit, und 1526 begab er sich nach England, mit Empfehlungen von Erasmus versehen und vom Kanzler Thomas Morus, der ihn aus mehrern Porträts seines gelehrten Freundes schon kannte, wohl empfangen. Hier wandte er sich ganz der Bildnismalerei zu, wie er denn auch bald nach seiner Ankunft ein großes Familiengemälde seines Gastfreundes ausführte, welches indes nur aus einer Skizze und Studien bekannt ist. Mit Geld reichlich versehen kehrte H. bereits 1528 in seine Heimat zurück, wo er seine schon früher begonnenen Arbeiten im Rathause wieder aufnahm. Aus dieser Zeit rührt auch die Porträtdarstellung seiner Frau und beiden Kinder, auf Papier in Lebensgröße ausgeführt. Die ungünstige Wendung der schweiz. Reformation nötigte den Künstler indes, zum zweiten mal England aufzusuchen, wo er zwar, 1532 angelangt, seinen Gönner nicht mehr im frühern Ansehen fand, doch es in der Folge zum Hofmaler König Heinrichs VIII. brachte. Von größern Kompositionen hat H. in England, soviel bekannt, nur drei ausgeführt, zwei Dekorationsstücke (der Triumph des Reichtums und der Armut) und die Ausstellung des Freibriefs durch den König für die Barbier- und Chirurgengilde. Im übrigen lieferte er, in Öl- und Miniaturmalerei, Zeichnung und selbst Holzschnitt, zahlreiche Porträts, welche, wie das des Goldschmieds Morett zu Dresden, unter die ersten Kunstwerke der Welt zählen. Kein anderer Maler hat es je so verstanden, ohne Hinzuthun aus der eigenen Persönlichkeit, die fremde Individualität voll und wahr aufzufassen und meisterhaft wiederzugeben. Bei den sorgfältiger behandelten Bildern ist die Technik, obwohl sehr einfach, doch unerreichbar, die geistige Durchdringung des Vorwurfs ein Zeugnis höchster Künstlerschaft. Auch für das Kunstgewerbe lieferte H. treffliche Zeichnungen, die später Wenzel Hollar zum Teil in Radierung vervielfältigte. Noch einmal, 1538, sah er Basel und die Seinen wieder; 1543 raffte ihn zu London die Pest dahin. Werke der frühern Zeit finden sich vorzugsweise zu Basel, die spätern Porträts vor allem in England, doch auch zerstreut in den bedeutendsten europ. Sammlungen. Vgl. Woltmann, «H. und seine Zeit» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1873—76).

Holbein (Franz Ignaz, Edler von Holbeinsberg), bekannt als Dramaturg und dramatischer Dichter, geb. 27. Aug. 1779 zu Zizzersdorf bei Wien, wurde in seinem 17. Jahre bei der Lottoadministration in Lemberg angestellt und bereiste dann Rußland als Guitarrespieler. Auf Veranlassung des Theaterdirektors Döbbelin betrat er sodann die Bühne, lebte dann einige Zeit in Berlin und nahm 1799 ein Engagement bei dem königl. Hoftheater. Seine Versuche in der Oper fanden Beifall, im Schauspiel aber war ihm seine österr. Mundart nachteilig. Bald darauf wurde er in Glogau mit der Gräfin Lichtenau (der frühern Geliebten König Friedrich Wilhelms II. von Preußen) bekannt, vermählte sich mit dieser, ließ sich aber nach fünf Jahren von ihr scheiden. Er wandte sich nun in Wien wieder der Bühne zu; nachdem er an mehrern Bühnen teils als Direktor, teils als Regisseur fungiert hatte, übernahm er 1825 in Hannover die Direktion des Hoftheaters und 1841 die des Hofburgtheaters in Wien, welche Stellung er bis Ende 1849 behielt. Im J. 1848 hatte er außerdem die Leitung des Hofoperntheaters erhalten, von der er 1853 zurücktrat. Er starb zu Wien 15. Sept. 1855.

H. war in jeder Beziehung ein tüchtiger Bühnenleiter. Er führte für Wien die Autoren-Tantième ein und bearbeitete geschickt die Dichtwerke anderer für die Bühne. Von seinen eigenen Dramen, die bühnengerecht gehalten sind, aber des höhern poetischen Werts entbehren, haben sich einige auf der Bühne erhalten, so «Das Turnier von Kronstein» (1820) und «Der Doppelgänger» (Hannov. 1828; 3. Aufl., Wien 1843). Seine Stücke erschienen zum Teil gesammelt als «Theater» (2 Bde., Rudolst. 1811—12), «Neuestes Theater» (5 Nummern, Pest 1820—23; neue Aufl. 1835) und «Dilettantenbühne» (Wien 1826). Die Schrift «Deutsches Bühnenwesen» (Wien 1853) bildet den ersten Band seiner Memoiren, die nicht weiter erschienen sind.

Holberg (Ludw., Freiherr von), der Schöpfer der neuen dän. Litteratur, geb. 3. Dez. 1684 zu Bergen in Norwegen. Sein Vater, ein Oberst, starb, als H. noch ein Säugling war, seine Mutter, als er 10 J. alt war. Er studierte zu Kopenhagen und vermochte bald, sich durch Unterricht so viel zu erübrigen, daß er Holland, Deutschland, Frankreich und dann auch England besuchen konnte. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, lebte er wieder einige Jahre als Sprachlehrer, wurde dann außerord. Professor und lebte 1714—15 zu Paris. Im J. 1717 wurde er Professor der Metaphysik, 1720 Konsistorialassessor und Professor der Beredsamkeit und 1730 Professor der Geschichte und Erdkunde zu Kopenhagen. Seine erste litterarische Thätigkeit war satirischer Art. Er schrieb das heroisch-komische Gedicht in Jamben: «Peder Paars» (1719—20; deutsch von Scheibe, Kopenh. 1764), das ihn schnell in Ruf brachte. Demselben folgten «Hans Mikkelsens fire Skjemtedigte» (1722) und später «Hans Mikkelsens Metamorphoses eller Forvandlinger» (1726). Rasch hintereinander schrieb er eine große Anzahl Lustspiele, die unter dem Titel «Hans Mikkelsens Comedier» (7 Bde., 1723—54; deutsch, 5 Bde., Kopenh. u. Lpz. 1759—78, und in einer Auswahl von Öhlenschläger, 4 Bde., Lpz. 1822—23) erschienen, in verschiedene Sprachen übertragen wurden und sämtlich großen Beifall fanden. Durch sie wurde er der Begründer der komischen Bühne der Dänen. Auch sichern ihm die lebendige, kräftige Laune, die gesunde Komik und die originellen Charaktere seiner Lustspiele in der Reihe der Lustspieldichter einen ehrenvollen Platz. Sein satirisch-humoristischer Roman «Niels Klim's unterirdische Reise», in lat. Sprache (1741), der gleich nach seinem Erscheinen in verschiedene Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Mylius, Bresl. 1788; von Wolf, Lpz. 1829; 2. Aufl. 1847; dän. von Baggesen, 1789; von Dorph, mit histor.-litterarischen Erläuterungen von Werlauff, 1841), brachte ihm ebenfalls großen Ruf. Als Geschichtschreiber hat H. nicht minder bleibende Verdienste sich erworben. Namentlich wird seine «Geschichte Dänemarks» (3 Bde., zuletzt 1762—63) wegen der lebendigen

Digitized by Google

Darstellung sehr geschätzt. Auch seine «Allgemeine Kirchengeschichte» (2 Bde., 1738—40), die «Jüd. Geschichte» (2 Bde., 1742) und seine «Vergleichenden Lebensbeschreibungen berühmter Helden und Heldinnen in Plutarchs Manier» (4 Bde., Kopenh. 1753—57) sind von Wert. In der moralisch-populären Darstellung versuchte er sich in den sog. «Episteln» (5 Bde., 1748—54), welche treffende Reflexionen enthalten. Im J. 1747 wurde er in den Freiherrenstand erhoben; er starb 28. Jan. 1754.

Eine kritische Behandlung der Schriften H.s wurde zuerst von K. L. Rahbek und Nyerup versucht («Udvalgte Skrifter», 21 Bde., Kopenh. 1804—14). Rahbek schrieb auch «Om H. som Lystspildigter og om hans Lystspil» (3 Bde., Kopenh. 1815—17). A. E. Boye machte sich verdient um die Wiederherstellung der echten Texte in den Ausgaben von H.s «Lustspielen» (7 Bde., 1832; neueste Aufl. in 1 Bd., 1860) und «Peder Paars» (1832); auch seine «Holbergiana, oder kleine Schriften von und über H.» (3 Bde., 1832—35) enthalten manche interessante Sachen. Eine vortreffliche histor. Erläuterung gab Werlauff in den «Historiske Antegnelser til H.s Lystspil» (Kopenh. 1838). Eine Holberg-Gesellschaft wurde in Kopenhagen 1842 gestiftet, die eine kritisch erläuterte Ausgabe von H.s Lustspielen (7 Bde., Kopenh. 1848—53) besorgte. Eine andere Textrecension von «Peder Paars» (Kopenh. 1863) sowie der «Comedier» (Kopenh. 1860—61) hat Liebenberg veranstaltet. Auf Veranlassung der 1884 stattfindenden Jubelfeier des Geburtstags H.s ist eine neue illustrierte Prachtausgabe der Lustspiele H.s in Vorbereitung. Vgl. Prutz, «Ludwig H., sein Leben und seine Schriften» (Stuttg. 1857); Smith, «Om H.s Levnet og populäre Skrifter» (Kopenh. 1858); Legrelle, «H., considéré comme imitateur de Molière» (Par. 1864); O. Slavlan, «H. som Komediforfatter» (Kristiania 1872). Am 31. Okt. 1875 wurde zu Kopenhagen seine Bronzestatue enthüllt; eine andere von dem schwed. Bildhauer J. Börjesson modellierte Statue soll H. 1884 in seiner Vaterstadt errichtet werden.

Holcus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, ausgezeichnet durch in dichte Rispen gestellte zweiblütige Ährchen, deren untere Blüte fruchtbar und grannenlos, die obere männlich und begrannt ist. Zu ihr gehört das gemeine Honiggras oder Zuggras (H. lanatus *L.*), dessen bis 60 cm hoch werdende Halme samt den Blättern und der Rispe mit einem dichten, kurzen, weichen Haarüberzug bedeckt sind, welcher ihm eine weißlich-blaugrüne Färbung verleiht. Daran kann das Honiggras schon vor dem Blühen sicher erkannt werden. Seine Ährchen sind rötlichgelb bis rotbraun, selten (in schattigen Standorten) bleichgrün. Das Honiggras wächst auf allerhand Boden, am häufigsten jedoch auf moorigem Sandboden, und gedeiht am besten in feuchter Luft (z. B. in Küstengegenden). Über seinen Futterwert sind die Meinungen sehr geteilt. Manche Landwirte rühmen es wegen seiner Nahrhaftigkeit, während andere behaupten, das Vieh fräße es nicht nur nicht gern, sondern es nähre auch wenig. Der Name Honiggras kommt von dem starken Zuckergehalt her. Auf ihm günstigen Boden verdrängt es leicht alle übrigen Gräser, weshalb man es auf Wiesen nicht gern sieht. Die übrigen Arten von H. sind durch Europa und die Mittelmeerländer zerstreut.

Holda, in der mitteldeutschen Volksüberlieferung Frau Holle, s. Hulda.

Holde, soviel wie Grundholde.

Holder, s. Holunder.

Hölder (Jul. von), einer der Gründer und Führer der deutschen (nationalen) Partei in Württemberg, geb. 24. März 1819 zu Stuttgart, studierte auf der Universität Tübingen Staats- und Rechtswissenschaften, wurde 1842 Aktuar beim Stadtgericht in Stuttgart, bald darauf Assessor beim Gerichtshof in Ellwangen und 1848 Regierungsrat in dem von dem Märzminister Duvernoy geleiteten Ministerium des Innern. Im Frühjahr 1849 wurde er vom Amte Stuttgart in die Zweite Kammer gewählt, wo er auf der rechten Seite der demokratischen Partei stand. Unter dem reaktionären Ministerium Linden, das im Juli 1850 die Geschäfte übernahm, wurde H. zum Mitgliede der Ablösungskommission ernannt, trat aber nach einigen Jahren aus dem Staatsdienste und ließ sich als Advokat in Stuttgart nieder. Im J. 1855 als Kandidat für Besigheim in den Landtag gewählt, vertrat er diesen Bezirk 12 Jahre lang. Bald nach Eröffnung des Landtags rief H. zu gemeinsamem Kampfe gegen die Reaktion eine Vereinigung aller freisinnigen Kammermitglieder ins Leben, welche den Namen Fortschrittspartei annahm. H. nahm hervorragenden Anteil an der Opposition gegen die klerikale Politik des Ministeriums, sowie an den deutschen Einheitsbestrebungen. Im J. 1864 traten H. und die übrigen Anhänger der nationalen Richtung aus dem Landeskomitee aus, in welchem die Demokraten das Wort führten. Die nationale Partei, welcher H. angehörte, stimmte 1866 gegen die Verwilligung der Mittel, welche die Regierung zur Teilnahme am Kriege gegen Preußen forderte, konstituierte sich nach dem Kriege als Deutsche Partei und wählte ein besonderes Landeskomitee, in welchem H. der Vorsitz übertragen wurde. Am Vorabend des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 leitete H. in einer von ihm prädierten Massenversammlung in Stuttgart die Agitation für die Beteiligung am Kampfe ein. H., seit 1868 vom Bezirk Göppingen in den Landtag gewählt, war in dieser Frage als Berichterstatter thätig. In den ersten Deutschen Reichstag als Vertreter des Wahlkreises Schorndorf-Welzheim-Göppingen-Gmünd gewählt, schloß er sich den Nationalliberalen an. Im J. 1874 trat er nicht als Kandidat für den Reichstag auf, nahm aber, als der Wahlbezirk Stuttgart bei der Ergänzungswahl vom 23. Sept. 1875 ihn zum Reichstagsabgeordneten wählte, die Wahl an und wurde von dem nämlichen Wahlbezirk 10. Jan. 1877 wiedergewählt. Er vertrat diesen Wahlbezirk im Reichstag bis Ende der Session im Frühjahr 1881. Im Landtag wurde er 31. Okt. 1872 zum Vizepräsidenten und 18. März 1875 (nach dem Tode des Präsidenten von Weber) zum Präsidenten gewählt. Bei den Neuwahlen zum Landtage 13. Dez. 1876 vom Bezirk Göppingen abermals gewählt, wurde er auch von dem neugewählten Landtag auf den Präsidentenstuhl berufen (8. Febr. 1877 und 5. Febr. 1880). Da er mit dem ablehnenden Votum der nationalliberalen Partei gegen das Zolltarifgesetz nicht einverstanden war und das gegen seinen Gesinnungsgenossen Völk von der Mehrheit der Partei beschlossene Bedauernsvotum mißbilligte, so trat er mit mehrern andern Mitgliedern aus der Fraktion aus und schloß sich der «Gruppe Völk»

Digitized by Google

an. Am 18. Okt. 1881 wurde H. zum württemb. Minister des Innern ernannt, an Stelle des 13. Okt. verstorbenen Ministers Sick.

Hölderlin (Joh. Christian Friedr.), deutscher Dichter, geb. 20. März 1770 zu Lauffen im Württembergischen, studierte in Tübingen Theologie, lebte dann als Hauslehrer bei Charlotte von Kalb, der Freundin Schillers, welcher er von diesem empfohlen war, auf ihrem Gute Waltershausen bei Meiningen, dann in Jena und Weimar, wo er mit Schiller, Goethe und Herder in Verkehr trat. Schillers Versuche, ihn bleibend für Jena zu gewinnen, scheiterten. H. übernahm dagegen, schon krankhaft verstimmt, in Frankfurt a. M. 1796 eine Stelle als Hauslehrer bei dem Kaufmann J. F. Gontard, faßte aber eine unglückliche Neigung zu der von ihm als Diotima vielfach gefeierten Mutter seiner Zöglinge, die, von gleicher Gefühlsschwärmerei hingerissen, seine Neigung begünstigte. Dieses Verhältnis mußte den krankhaften Widerspruch, in welchem sich H. zur Außenwelt befand, bis zum Äußersten steigern und nährte in ihm jene gereizten Stimmungen, aus denen sich der noch in Frankfurt vollendete Roman «Hyperion» entwickelte. Nach der Trennung von Diotima im Herbst 1798 begab sich H. nach Homburg vor der Höhe zu seinem Freunde Sinclair, dann nach der Schweiz und von da nach Bordeaux, wo er abermals eine Hauslehrerstelle annahm. Plötzlich erschien H. 1802 in Bettlertracht, ein unverkennbares Bild geistiger und körperlicher Zerrüttung, nachdem im Juni desselben Jahres Diotima gestorben war, in Deutschland, hatte jedoch, neben Anfällen von Wut und Raserei, auch seine lichten Momente, in denen er eine Übersetzung des Sophokles unternahm, wovon zwei Stücke: die «Antigone» und «König Ödipus» (1804), erschienen sind. Nach einem vergeblichen Versuch, ihn als Bibliothekar in Homburg anzustellen, wurde er in eine Irrenheilanstalt aufgenommen, aber nach zwei Jahren als unheilbar wieder entlassen. Er lebte nun in Tübingen in dem Hause eines Tischlers, durch den höchsten Grad der Nervenzerrüttung zu einer zusammenhängenden Auffassung und Betrachtung der Dinge und Erscheinungen vollkommen unfähig, obschon fortdauernd beschäftigt, in der Form meist sehr regelrechte, dem Inhalte nach sinnlose Oden niederzuschreiben. Er starb zu Tübingen 7. Juni 1843.

Das Vollendetste, was H. geschaffen, sind seine «Lyrischen Gedichte» (herausg. von G. Schwab und Uhland, Stuttg. 1826; neue Ausg., Stuttg. 1843), die durch Glut der Phantasie, Formvollendung, Tiefe und Fülle der Gedanken und geniale Anschauung ihren Wert für immer behaupten werden. Großartig der Anlage nach, voll tiefer Gedanken und erhabener Kraft, die sich jedoch bis zum Krankhaften und Gewaltsamen steigert, aber ohne künstlerische Umgrenzung und in innerlichen chaotischen Seelenzuständen wühlend, erscheint sein Roman «Hyperion, oder der Eremit in Griechenland» (2 Bde., Stuttg. 1797—99; 2. Aufl. 1822). Chr. Schwab gab H.s «Sämtliche Werke» nebst Briefen und Lebensbeschreibung (2 Bde., Stuttg. 1846), sowie dessen «Ausgewählte Werke» (Stuttg. 1874) heraus. Vgl. Jung, «H. und seine Werke» (Stuttg. 1848); J. Klaiber, «H., Hegel und Schelling in ihren schwäb. Jugendjahren» (Stuttg. 1877). In Tübingen wurde sein Denkmal (von Andersen in Dresden) 30. Juni 1881 enthüllt. In Homburg wurde ihm von dem dortigen Altertumsverein 28. Juli 1883 ein Denkmal gesetzt. Vgl. Kelchner, «Friedr. H. in seinen Beziehungen zu Homburg» (Homb. 1883).

Holderness, Landschaft in der engl. Grafschaft York (s. d.).

Hóldmezö-Vásárhely, soviel wie Hodmezö-Vasarhely.

Holedau, s. Holledau.

Holenstein, s. unter Löwenberg.

Holics (spr. Holitsch), Marktflecken in Ungarn, Komitat Neutra, 5 km östlich von der March, zählt (1880) 5292 meist slowakische und deutsche E. Der Ort ist Eigentum der kaiserl. österr. Herrscherfamilie, die hier ein schönes Lustschloß besitzt, und durch seine Schafzucht weithin bekannt.

Holitz (czech. Holice), Stadt im nordöstl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Pardubitz, 15 km im ONO. von Pardubitz, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Porzellanfabrik und zählt (1880) 4995 E. czech. Zunge, die größtenteils vom Betriebe der Feldwirtschaft und Weberei leben. Die Stadt ist alt; die noch vorhandenen Schloßruinen erinnern an den Herrensitz, den 1493 ein Herr von Pfriemburg einnahm; 1507 wurde das Gut H. mit Pardubitz vereinigt; 1643 erlag es den Verheerungen der Schweden; 1758 hatte König Friedrich II. hier sein Hauptquartier und bestand in der nächsten Umgebung ein Gefecht gegen Laudon.

Holkar (Maharattenfürsten), s. unter Indore.

Holkham, Dorf in der engl. Grafschaft Norfolk, 3 km von Wells, unweit der Nordseeküste, hat ein schönes Schloß der Grafen von Leicester mit Gemälde- und Skulpturensammlung und Bibliothek.

Holl (Frank), engl. Maler, Sohn des Kupferstechers William H. (gest. 1871), wurde 4. Juli 1845 in London geboren, trat 1861 in die Schule der königl. Kunstakademie und stellte 1864 sein erstes Bild in der Akademie aus. Im J. 1868 gewann er das Reisestipendium der Akademie mit dem Bilde «Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen». Später kultivierte er mit besonderm Erfolge das Genre in dem Dorfbegräbnis (1872), ein Sitz in einer Eisenbahnstation (1873), Verlassen (1874), ihr Erstgeborener (1876), auf der Heimkehr (1877), Newgate (1878). Im J. 1878 wurde H. zum Associate, 1883 zum Akademiker der königl. Kunstakademie gewählt. In neuester Zeit hat sich H. auch als Porträtmaler ausgezeichnet.

Hollabrunn (Oberhollabrunn), Stadt in Niederösterreich, am Göllersbach und an der Linie Wien-Tetschen-Mittelgrund der Österreichischen Nordwestbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Gymnasium und zählt (1880) 3045 E., die neben den städtischen Gewerben sich meist mit Ackerbau und Viehzucht befassen. Hier besiegten 16. Nov. 1805 die Franzosen unter Murat die Russen unter Bagration.

Holland wird im weitern Sinne oft die frühere Republik der sieben vereinigten Provinzen und das gegenwärtige Königreich der Niederlande genannt. Im engern Sinne aber versteht man darunter die zwei nordwestlichsten Provinzen (Nordholland und Südholland) dieses Königreichs, welche im W. und N. an die Nordsee, im O. an die Zuydersee und die Provinzen Utrecht und Gelderland, im S. an die Provinz Nordbrabant und Seeland grenzen und fast ganz dem Umfange der alten Grafschaft H. entsprechen. Dieselben zählen zusammen auf einem Areal von 5791,4 qkm (1882) 1584587 E. und bilden den bevölkertsten, reichsten und blühendsten

Digitized by Google

Bestandteil des Königreichs. Zum Teil tiefer als der Meeresspiegel gelegen, ist das Land völlig flach und nur durch die Dünen, sowie durch kostbare Deiche gegen Überschwemmung des Meers geschützt, mit zahlreichen, zum Teil trocken gelegten Seen (wie das Harlemer Meer), mit Moor- und Torfgründen, ausgedehnten Wiesen und Viehweiden, mit Ackerfeldern und Gärten bedeckt, von unzähligen Entwässerungs- und Schiffahrtskanälen, z. B. dem großen holländ. Kanal zwischen Amsterdam und Helder, von kleinen Flüssen und mehrern Mündungsarmen des Rheins und der Maas durchzogen. Das Klima ist feucht und veränderlich, doch für die Einwohner nicht ungesund. Der aufs sorgfältigste bestellte Boden trägt Getreide, besonders Weizen, Gerste und Hafer. Auch baut man Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf und Krapp, gewinnt Gemüse und andere Gartengewächse in Überfluß. Gartensämereien, besonders Hyacinthen und Tulpenzwiebeln, bilden Ausfuhrartikel. Von größerer Bedeutung aber ist infolge des vortrefflichen Wiesenwachses die Viehzucht, verbunden mit großartiger Butter- und Käsebereitung. Auch die Geflügelzucht ist nicht unerheblich. Hauptzweige der Industrie sind: Leinwandfabrikation, verbunden mit ausgezeichneten Bleichen, berühmte Tau- und Segeltuchverfertigung, Baumwoll-, Kammgarn- und Flachsspinnerei, Wollweberei, Seidenbandfabrikation, Zucker- und Sirup-, Öl-, Papier- und Tabakfabrikation, Genever- oder Kornbranntweinbrennerei (besonders in und um Schiedam), Wachs-, Kautschuk-, Thonwaren-, Farbe-, Bleiweiß-, chem. Produktenfabrikation, auch Salzsiederei und Ziegelbrennerei, Diamantenschleiferei, Eisengießerei und Maschinenbau, besonders aber auch Schiffbau. Dazu kommt bedeutende Fischerei, das Trocknen und Räuchern von Fischen, ausgedehnte Reederei und der lebhafteste und einträglichste Handel. H. besitzt unter allen niederländ. Provinzen die größten und reichsten Städte, die besuchtesten Häfen, die bedeutendsten Anstalten, Sammlungen und Gesellschaften zur Förderung und Belebung der geistigen Kultur, der Wissenschaften und Künste. **Nordholland**, wovon der nordöstl. Teil in frühern Zeiten auch **Westfriesland** genannt wurde, hat mit den zugehörigen Inseln Terschelling, Vlieland und Texel in der Nordsee, Marken, Wieringen in der Zuydersee und einigen kleinern ein Areal von 2769,8 qkm mit (1882) 732 692 E. und zerfällt in die nach ihren Hauptstädten benannten Bezirke Amsterdam, Harlem, Hoorn und Alkmaar. **Südholland** hat mit den zwischen den Maasmündungen gelegenen Inseln Ysselmonde, Voorne, Beijerland und Overflakkee einen Flächenraum von 3021,6 qkm mit 851 895 E. und zerfällt in die Bezirke von Haag, Leiden, Rotterdam, Dordrecht, Gorkum und Brielle.

H. war in den ältesten Zeiten im Süden von Batavern, im Norden von Friesen bevölkert. Unter den Merowingern und Karolingern gehörte es zu Friesland, kam 843 an das Reich des Kaisers Lothar I., 870 aber an das Ostfränkische (deutsche) Reich. Das Land wurde durch Grafen regiert, unter denen die von Blaardingen (Masaland, Marsum) großes Ansehen gewannen, ihre Herrschaft immer weiter ausdehnten, besonders über das fries. Nordholland, bis sie zuletzt zu erblichen Herrschern von ganz H. wurden. Erst unter dem Grafen Dirk III. kommt der Name der Grafschaft H. urkundlich vor. Letzterer bezeichnete ursprünglich nur die Gegend zwischen Lek und Merwede um Sliedrecht. Die Nachfolger Dirks III. erwarben im Laufe der Zeit Seeland und Teile von Westfriesland und starben 1299 aus. Das Land fiel nun durch Erbschaft an Johann II. von Avesnes und Grafen von Hennegau. In der Mitte des 14. Jahrh. entstanden große innere Unruhen, veranlaßt durch den Streit zwischen Margareta, der Gemahlin Kaiser Ludwigs des Bayern, welcher nach ihres Bruders, des Grafen Wilhelm IV., Tode das Land durch Erbschaft zugefallen war, und ihrem Sohne Wilhelm V. Es bildeten sich zwei Parteien, die Hoeks und die Kabeljaus, deren Streitigkeiten nicht eher aufhörten, als bis das Land, nach vielen Kämpfen um dessen Besitz, nach dem Sturze der letzten Erbin und Besitzerin desselben aus bayr. Stamme, der Gräfin Jacobäa, 1430 an Philipp den Gütigen von Burgund fiel. Von nun an teilte es die Schicksale der burgund. Lande. (S. Burgund und Niederlande.)

Holland (Henry Rich. Vassall, Lord), engl. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 23. Nov. 1773, war der einzige Sohn von Stephen Fox, zweitem Lord H., und der Neffe des berühmten Charles James Fox. Nach Beendigung seiner Studien zu Eton und Oxford bereiste er das Festland und machte in Italien die Bekanntschaft Elisabeth Vassalls, der Gemahlin Sir Godfrey Websters, die er nach einem skandalvollen Ehescheidungsprozeß auch heiratete, worauf er seinen Familiennamen Fox mit dem ihrigen vertauschte. Nachdem er 1797 seinen Sitz im Oberhause genommen, zeigte er sich als entschiedener Anhänger einer freisinnigen Politik und widersetzte sich besonders dem von der Aristokratie betriebenen Kampfe gegen die Französische Revolution. Im J. 1802 reiste H. nach der Pyrenäischen Halbinsel, wo er während eines dreijährigen Aufenthalts die span. Litteratur und Geschichte studierte und treffliche Biographien von Guillen de Castro und Lope de Vega (Lond. 1805; 2. Aufl., 2 Bde., 1817), sowie die Übersetzung dreier span. Komödien (Lond. 1807) lieferte. Nach seiner Rückkehr fand H. in dem sog. Ministerium der Talente einen Posten. Als sich aber nach Fox' Tode (1806) die Unterhandlungen mit Frankreich zerschlugen und der König die Emancipation der Katholiken verweigerte, schied er mit seinen Kollegen aus und führte nun 24 Jahre hindurch unermüdlich den Kampf gegen die toryistische Politik. An den Verhandlungen des Kongresses zu Wien 1814 nahm er als Privatmann einen so lebhaften Anteil, daß ihm die Weisung zuteil wurde, sich aus Wien zu entfernen. In dem Reformministerium Grey 1830 wurde H. zum Kanzler des Herzogtums Lancaster ernannt; denselben Posten bekleidete er auch 1835 in dem Ministerium Melbourne. H. starb 22. Okt. 1840 zu London. Er schrieb eine Biographie seines Oheims Fox, die er mit dessen Werke «History of the early part of the reign of king James II.» (Lond. 1808) veröffentlichte; auch ist er der Herausgeber der «Memoirs of Lord Waldegrave» (2 Bde., Lond. 1822). Über seine parlamentarische Thätigkeit vgl. Moylons «Opinions of Lord H., as recorded in the journals of the house of Lords from 1797 to 1840» (Lond. 1841).

Sein Sohn, Henry Edward Fox, Lord H., geb. 7. März 1802, gest. 18. Dez. 1859, gab 1850 die pikanten Reiseerinnerungen («Foreign reminiscences») seines Vaters und 1854 dessen «Memoirs

Digitized by Google

of the Whig party» heraus. Er starb kinderlos und der Titel erloſch mit ihm. Nach H.s Tode erſchienen ſeine «Fragmentary papers on science and other subjects» (Lond. 1875). Einen intereſſanten Beitrag zu der Geſchichte der Familie H. lieferte die Fürſtin Marie Lichtenſtein in «Holland house» (2 Bde., Lond. 1874).

Holland (Joſua Gilbert), amerik. Schriftſteller, geb. in Beldurtown in Maſſachuſetts 24. Juli 1819, ſtudierte und praktizierte zuerſt Medizin und wurde dann Journaliſt. Nachdem er in Springfield in Maſſachuſetts ein litterariſches Blatt begründet und redigiert hatte, trat er 1849 in die Redaction des einflußreichen «Springfield Republican», welcher er bis 1866 und zwar von 1851 ab auch als Miteigentümer angehörte. Seit 1870 ſtand «Scribners Monthly» unter ſeiner Leitung. Zugleich wirkte er im ganzen Lande als öffentlicher Redner über ſoziale und litterariſche Fragen. Diejenigen ſeiner zahlreichen Bücher, welche didaktiſche Fragen behandeln, erſchienen unter dem Namen «Timothy Titcomb». Eins ſeiner populärſten Werke iſt «Plain talks on familiar subjects». Im J. 1873 gab er ſeine Gedichte in Neuyork unter dem Titel «Garnered Sheaves» heraus. Auch auf hiſtor. Gebiet hat ſich H. verſucht. So ſchrieb er 1855 eine Geſchichte des weſtl. Maſſachuſetts und 1865 ein Leben Abraham Lincolns. Er ſtarb 12. Okt. 1881.

Holland (Wilh. Ludw.), ausgezeichneter Kenner der ältern deutſchen und roman. Litteratur, geb. zu Stuttgart 11. Aug. 1822, ſtudierte in Tübingen, Berlin und Paris. Seine den verſchiedenen Fächern der german. und roman. Philologie gewidmete Lehrthätigkeit begann H. 1847 zu Tübingen, wo er eine Profeſſur für dieſe Fächer bekleidet. Von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ſind hervorzuheben: «Crestien von Troies. Eine litteraturgeſchichtliche Unterſuchung» (Tüb. 1854), die Ausgaben der «Schauſpiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig» (Stuttg. 1855), des «Buch der Beiſpiele der alten Weiſen» (Stuttg. 1860), des «Li romans dou chevalier au lyon von Crestien von Troies» (Hannov. 1862; 2. Aufl. 1880), der «Briefe der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orléans» (Bd. 1—6, Stuttg. 1867—81), der «Schreiben des Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz und der Seinen» (Tüb. 1884). Im Auftrag der Witwe Uhlands hat H. deſſen poetiſche Werke, nachdem er erſt den Text derſelben kritiſch hergeſtellt, wiederholt (Stuttg. 1863—76) herausgegeben. Gemeinſchaftlich mit Keller und Pfeiffer veröffentlichte H. «Uhlands Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage» (8 Bde., Stuttg. 1865—73).

Holländer, holländiſches Geſchirr, holländiſche Stoffmühle (frz. pile à cylindre; engl. rag-engine, stuff-engine), eine Vorrichtung zum Zerreißen der vorher ſchon grob zerkleinerten Lumpen zur Herſtellung von Papierſtoff. (S. unter Papierfabrikation.) [Holländer.

Holländer, Fliegender, ſ. Fliegender Holländer.

Hollaenderdybet, ſ. unter Drogden.

Holländerei, Meierei, nennt man im nördl. Deutſchland ſowohl die Milchwirtſchaft im allgemeinen als auch ſpeziell das Gebäude, in welchem dieſelbe betrieben, in welchem Butter und Käſe fabriziert wird, ſowie «Holländer» den Pächter oder Leiter der Molkerei. Die Bezeichnung H. ſtammt aus dem 11. und 12. Jahrh., wo ſehr häufig Land mit gewiſſen Vorrechten an die in Deutſchland eingewanderten Holländer verliehen wurde, welche in der Herſtellung von Molkereiprodukten ſehr geſchickt waren und zur Einführung und Förderung dieſes Landwirtſchaftszweigs ſehr viel beigetragen haben.

Holländerweiß, ſ. unter Bleiweiß.

Hollandgänger nennt man die Arbeiter, welche aus manchen Gegenden des nordweſtl. Deutſchland (Oldenburg, Osnabrück, Weſtfalen) ſeit langer Zeit jeden Frühling nach Holland ziehen, wo ſie als Mäher, Torfſtecher und Ziegelbereiter den Sommer hindurch reichlichen Erwerb finden. In vielen Gegenden haben dieſe Wanderungen jetzt aufgehört, in andern beſtehen ſie noch und erſtrecken ſich auch auf andere Länder, wie Schleswig-Holſtein, Mecklenburg u. ſ. w.

Holländiſche Flüſſigkeit oder Öl der holländiſchen Chemiker iſt Äthylenchlorid $C_2H_4Cl_2$ (ſ. unter Äthylen), vorübergehend als Anäſthetikum benutzt und als ſolches in die erſte Auflage der Deutſchen Pharmakopöe aufgenommen, in der zweiten Auflage von 1882 aber geſtrichen.

Holländiſche Oſtindiſche Kompagnie, ſ. u. Oſtindiſche Kompagnien.

Holländiſche Sprache und Litteratur, ſ. Niederländiſche Sprache und Litteratur.

Hollandſch Diep (d. h. holländ. Kanal) heißt der ſüdl. Arm der untern Maas; zwiſchen den Provinzen Südholland und Nordbrabant. Er reicht von Willemsdorp bis zur Oſtſpitze der Inſel Overflakkee, iſt 28 km lang und bis 2 km breit; das Minimum ſeiner Tiefe iſt 15,4 m. Die Eiſenbahn Rotterdam-Breda überſchreitet den Flußarm mittels einer 1465 m langen, 1868—71 erbauten Brücke; dieſe hat 14 Durchfahrten von je 100 m Weite und ſchließt ſich an das Norduſer mittels eines 700 m langen, an das Süduſer mittels eines 340 m langen Dammes, den eine Drehbrücke teilt. Die Breite des Waſſers beträgt an dieſer Stelle 2640 m, welche durch Anlage der Steindämme auf 1600 m vermindert iſt.

Hollar (Wenzel), einer der geiſtreichſten Kupferſtecher, geb. 13. Juli 1607 zu Prag, bildete ſich ſeit 1620 in Frankfurt unter Mathias Merian zum Kupferſtecher aus. Bereits 1625 gab er ſeine beiden erſten Blätter: eine Jungfrau mit dem Kinde und ein Ecce homo, heraus. Dann durchreiſte er Deutſchland und ſtach Anſichten der vorzüglichſten Städte, wie Straßburg, Frankfurt, Köln, Mainz u. ſ. w., die allgemein bewundert wurden. In Köln traf er 1636 mit dem Grafen Arundel zuſammen, der ihn in ſeine Dienſte nahm. In London ſtach er nun zunächſt einige Platten nach Gemälden der Arundelſchen Galerie, 1638 verſchiedene Bildniſſe der königl. Familie und das des Grafen Arundel zu Pferde, 1639 die bewunderten 28 Blätter des «Ornatus muliebris Anglicanus», denen er 1642—44 die übrigen weiblichen Trachten bei den verſchiedenen europ. Völkern folgen ließ. Im J. 1640 wurde er Zeichenlehrer des Prinzen von Wales. Als Royaliſt 1645 gefangen geſetzt, folgte er nach ſeiner Befreiung dem Grafen Arundel nach Antwerpen, wo er für Kunſthändler arbeiten mußte. Im J. 1652 ging er zwar nach England zurück, doch gelang es ihm auch hier nicht, in eine beſſere Lage zu kommen. Zwar wurde er mit dem Titel eines königl. Zeichners nach Afrika geſendet, um die Stadt Tanger mit ihrem Fort und der Umgegend aufzunehmen, aber der Lohn, den er dafür erhielt, beſtand nur in 100 Pfd. St. Seit 1673 bereiſte er den Norden

Digitized by Google

Englands, wo er verschiedene Städte zeichnete. Seine letzten Jahre brachte er in dem traurigsten Zustande und in tiefster Armut zu. Er starb 28. März 1677. Seine Kupferstiche, teils nach ältern und gleichzeitigen Meistern, wie Holbein, Lionardo da Vinci und van Dyck, teils nach eigenen Zeichnungen, zeugen von Geist, Feinheit und einer mit wenigen Mitteln erreichten Naturwahrheit. Vgl. Parthey, «Wenzel H., beschreibendes Verzeichnis seiner Kupferstiche» (Berl. 1853; «Nachtrage und Verbesserungen», 1858).

Hollaz (David), luther. Dogmatiker, geb. 1648 im Dorfe Wullow bei Stargard in Pommern, studierte in Erfurt und Wittenberg, ward 1670 Prediger in Putzerlin bei Stargard, 1680 Konrektor in Stargard, später Rektor und Prediger in Kolberg, 1692 Pastor und Propst zu Jakobshagen, wo er 1713 starb. H. ist berühmt geworden durch sein dogmatisches Lehr- und Handbuch «Examen theologicum acroamaticum universam theologiam thetico-polemicam complectens» (Lpz. 1707 u. öfter). Es ist wesentlich Auszug aus den größern Werken von Gerhard, Calov u. a. Seine Beliebtheit verdankte er teils der praktischen Brauchbarkeit, teils der Verbindung kirchlicher Rechtgläubigkeit mit weichherziger Milde gegen die Abweichungen des Pietismus und des Synkretismus.

Holle (Frau), s. unter Hulda.

Hölle, abzuleiten von Hel (s. d.), der Herrscherin des Schattenreichs, bezeichnet diejenige Abteilung der Unterwelt, in welche nach der Meinung des Altertums die Seelen der bösen Menschen zur Bestrafung kommen sollten, und deren Beschaffenheit daher die Phantasie bei verschiedenen Völkern verschieden ausmalte. Bei den Griechen und Römern hieß diese Abteilung der Unterwelt der Tartarus (s. d.). Die Juden nahmen ebenso wie die Griechen und Römer an, daß die Seelen aller Menschen nach dem Tode des Körpers in einen finstern Ort der Unterwelt, bei den Juden Scheol, bei den Griechen Hades genannt, herabsteigen und dort ein unthätiges, freudenloses, empfindungsloses Leben führen müßten. Seit dem Babylonischen Exil erweiterte man diese Vorstellung von dem Scheol jedoch dahin, daß man diesen in das Paradies (s. d.), den Aufenthaltsort für die Seelen der guten Menschen, und in die H. (Gehenna, eigentlich Ge-Hinnom, nach dem Thale Hinnom bei Jerusalem genannt, wo die unreinen Tiere und die Gebeine der Missethäter hingeworfen und verbrannt wurden), den Strafort für die Bösen, teilte. Als Strafe der Bösen galt besonders das Feuer, daher hielt man die H. für einen feurigen Pfuhl, für einen See voll Schwefel und Feuer, und betrachtete die Vulkane als die Eingänge zu ihr. Das Christentum fand diese Vorstellungen vor, gestaltete sie jedoch infolge seiner Auferstehungslehre um. Während noch Paulus nur die Auferstehung der Gläubigen zu messianischer Herrlichkeit erwartet, die Ungläubigen aber im Scheol dem ewigen Tode anheimgefallen denkt, lehrte man bald eine Auferstehung der Guten und Bösen zum Weltgerichte, worauf die Frommen in das vom Himmel auf die Erde herabgekommene Messiasreich eingehen würden, die Gottlosen aber in den Feuerpfuhl geworfen werden sollten. Später wurde dann als Aufenthaltsort der Gläubigen der Himmel betrachtet, mit dem man nunmehr das Paradies identifizierte, während die H. als Strafort für die Ungläubigen und Gottlosen in der Unterwelt blieb. Die Beschaffenheit der H. selbst und die in der H. zu erduldenden Strafen wurden nach den im Neuen Testament gegebenen Bildern ausgemalt, von der äußersten Finsternis, wo Heulen und Zähneklappern sein wird, von dem Feuer, das nicht erlischt, von dem Wurme, der nicht stirbt. Die härteste Strafe sollte die Nichtchristen, eine gelindere die gottlosen Christen, die gelindeste die vor der Taufe verstorbenen Christenkinder treffen. Auch über die Dauer der Höllenstrafe war man nicht einerlei Meinung. Indes behielt seit dem 5. Jahrh. die Meinung von der Ewigkeit der Höllenstrafen die Oberhand in der Kirche. Daneben bildete sich aber noch weiter die Lehre vom Fegfeuer (s. d.). So kennt auch Dantes «Göttliche Komödie» drei verschiedene Aufenthaltsorte der Verstorbenen: das Paradies, das Fegfeuer und die H. Die griech. Kirche verwarf die Meinung vom Fegfeuer, doch reden einige ihrer Bekenntnisschriften auch von einem Orte der Züchtigung für manche Seelen, bis diese einst zur Seligkeit gelangen könnten.

Die Ewigkeit der Höllenstrafen wurde auch von dem ältern Protestantismus als Kirchenlehre festgehalten. Erst im 18. Jahrh. begann man dieselbe zu bezweifeln, als im Widerspruche mit dem Besserungszwecke der Strafen und unvereinbar mit Gottes Weisheit, Güte und Gerechtigkeit. Die sinnlich-äußerliche Form der Vorstellung wurde allmählich auch von Supernaturalisten sehr gemildert und an die Stelle eines materiellen Höllenfeuers eine innere Unseligkeit von unendlicher Dauer gesetzt. Lessing gab als gesunden Kern der Lehre den Gedanken zu erwägen, daß der Unterschied des Guten und Bösen auf Erden auch im Jenseits einen Unterschied von höhern und niedern Graden der Vollkommenheit und Seligkeit begründen müsse, welche auch in einer endlosen Entwickelung niemals völlig ausgeglichen werden könnten. Dagegen verschaffte sich in den durch Schleiermacher beeinflußten Kreisen die Ansicht Geltung, daß die Universalität des Erlösungswerkes Christi das Erlöstwerden aller fordere, daher solange auch nur ein Teil der Menschheit noch unerlöst sei, das Erlösungswerk noch nicht völlig erreicht sei. Bei der Voraussetzung unwiderstehlicher Wirksamkeit der göttlichen Gnade erschien diese Annahme als die einzig konsequente, wogegen im Interesse der menschlichen Freiheit vielfach wenigstens die hypothetische Möglichkeit festgehalten ward, daß manche sich beharrlich gegen die Gnade verstocken könnten. Andere, wie Weiße, versuchten die ewige Verdammnis durch die Theorie definitiver Vernichtung der beharrlich Gottlosen zu ersetzen. Bedeutung hat die ganze Frage natürlich nur unter Voraussetzung des Glaubens an persönliche Fortdauer; doch muß jeder Versuch, die philos. Annahme, daß alles Böse fortschreitend ausgeschieden und geschichtlich verurteilt oder verdammt wird, in sinnlich-zeitlicher Fassung vorzustellen, zu Widersprüchen führen, sobald man die Verwirklichung dieser Idee an allen einzelnen Personen ins Jenseits verlegt. Die grobsinnliche Vorstellung eines materiellen Ortes der Qual und physischer Strafen war von der neuern Theologie ziemlich allgemein aufgegeben, ist aber von der modernen Orthodoxie, zugleich mit der altkirchlichen Lehre von der absoluten Ewigkeit der Höllenstrafen, wiederhergestellt worden.

Holledau, Holedau oder Hallertau, Landschaft in Oberbayern, zwischen den Flüssen Amper, Ilm, Donau und Abens und den Moosburg-

Digitized by Google

Landshuter Isarhöhen, mit hügeligem Boden, auf dem namentlich der Hopfen vorzüglich gedeiht.

Hollenfahrt, s. unter Hulda.

Höllenfahrt Jesu. Auf Grund der Stelle 1 Petr. 3, 19 fg. bildete sich in der christl. Kirche frühzeitig die Ansicht, daß die Seele Jesu in der Zwischenzeit zwischen der Kreuzigung und der Auferstehung in die Unterwelt hinabgestiegen und dort den gefesselten Geistern gepredigt habe. Nach Ephes. 4, 9 lehrte zuerst Marcion, daß der Erlöser, um den Sieg über Tod und Teufel zu vollenden, die Gefangenen des Teufels im Triumphe habe fortführen müssen, und ganz dieselbe Anschauung ward durch Origenes auch in der kath. Kirche heimisch. Daneben erhielt sich die einfachere Ansicht, daß das Hinabsteigen Jesu in die Unterwelt zur Vollendung seines Erlösungswerks erforderlich gewesen, damit er in allen Stücken den zu Erlösenden gleich werde. Die Lehre fand allmählich auch ins apostolische Glaubensbekenntnis Aufnahme, doch war der Zusatz descendit ad inferna noch im 5. Jahrh. nur in einigen Gegenden rezipiert und erlangte erst ziemlich spät allgemeine Anerkennung. In der Reformationszeit wurde die Lehre von der Höllenfahrt Christi von neuem in den Streit gezogen. Die Reformierten rechneten die Höllenfahrt noch zum Stande der Erniedrigung, da Christus nach seiner menschlichen Natur auch die Höllenstrafen habe stellvertretend erdulden müssen, um für die Sünden der Menschen vollkommen genug zu thun, verstanden aber die Höllenfahrt im bildlichen Sinne von der Erduldung der Höllenqualen am Kreuze. Dieselbe, aber buchstäblich als wirkliche Höllenfahrt gefaßte, gelegentlich auch von Luther vorgetragene Ansicht (nur mit Beschränkung auf die Seele Jesu, während der Leib im Grabe verblieben) wurde in der luth. Kirche auch von dem hamburger Superintendenten Joh. Äpinus verteidigt, gab aber zu heftigen Kämpfen Veranlassung und ward schließlich im 8. Artikel der Konkordienformel ausdrücklich verworfen. Seitdem galt ebenfalls unter Berufung auf anderweite Äußerungen Luthers als orthodox-lutherisch die Lehre, daß die ganze Person Christi nach beiden Naturen in die Hölle gestiegen, um dem Teufel und seinen Genossen Christi Sieg zu verkündigen, daher die Höllenfahrt von den Lutheranern nicht zum Stande der Erniedrigung, sondern als erster Akt im Stande der Erhöhung gezählt wurde. Der neuere Supernaturalismus hat zwischen beiden Auffassungen wieder ohne rechte Entscheidung hin- und hergeschwankt, während der Rationalismus die biblischen Beweisstellen exegetisch zu entkräften suchte. Die moderne Orthodoxie hat natürlich auch dieses Dogma als wichtige «Heilsthatsache» rehabilitiert, die Vermittelungstheologie blieb bei der supernaturalistischen Halbgläubigkeit stehen, während die freie Theologie der Gegenwart in der Höllenfahrt nur eine mythische Einkleidung des Gedankens sieht, daß die Erlösungsreligion auch den Mächten des Todes und der Finsternis ihre Schrecknisse genommen und die siegreiche Überwindung aller feindseligen Gewalten durch das Evangelium von der Gnade Gottes verbürge. Vgl. Delepierre, «L'enfer. Essai philos. et théolog.» (1877).

Höllenfurie (Furia infernalis *L.*), ein sagenhaftes Geschöpf, das in den ausgedehnten Sumpfgegenden Nordschwedens, auch des nördl. Livland vorkommen, für das bloße Auge unsichtbar und während des Sommers auf Mensch und Vieh herabfallen soll. Man schreibt ihm die Gestalt eines Wurmes zu, sein Stich soll eine Geschwulst verursachen, die, wenn nicht sofortige Hilfe stattfindet, zum Tode führt. Es handelt sich in diesen Fällen, wahrscheinlich um eine akut verlaufende Blutvergiftung, deren Ursachen freilich noch unbekannt sind und die gelegentlich wohl auch in den Sommermonaten sonst in Europa auftritt und oft mit dem Milzbrand in Verbindung gebracht wird, der durch eine stechende Fliege übertragen werden soll, obwohl noch niemand die Fliege selbst gesehen hat. Vgl. Keferstein, «Naturgeschichte der schädlichen Insekten» (Tl. 1, Erfurt 1837).

Höllengebirge heißt im weitern Sinne diejenige Gruppe der Österreichischen Kalkalpen (s. Alpen, 31), die sich zwischen dem Atter-, dem Aber- und dem Traunsee nördlich bis zum breiten Thale der Ager erstreckt. Im engern Sinne bezeichnet der Name ein steilwandiges, zerklüftetes Kalkplateau zwischen dem Atter- und dem Traunsee, das von W. nach O. gerichtet, südlich gegen das Weißenbachthal, nördlich gegen das Langbath- und das Kiesbachthal abfällt und wie die meisten dieser tafelförmigen Kalkstöcke der nördl. Ostalpen seine bedeutendsten Erhebungen, den Kranabitsattel (1769 m), den Höllenkogel (1747 m), den Brunnkogel (1688 m), auf dem erhöhten Rande der Hochfläche trägt. Der westlich gegen den Attersee vorgeschobene Teil des Gebirges wird als Hochleckengebirge bezeichnet. Steil und rauh, als kaiserl. Wildgehege nicht immer leicht zugänglich, wird das H. mit Ausnahme des Kranabitsattels, der ein beliebtes Exkursionsziel der Kurgäste von Ischl ist, von Touristen wenig besucht.

Höllenmaschine (frz. machine infernale) ist eine der Waffen- oder der Sprengtechnik entnommene, verbrecherischen Absichten dienende Vorrichtung, um in größerm Maßstabe und auf hinterlistige Weise Personen aus der Welt zu schaffen oder sonst Zerstörungen vorzunehmen. Die mächtige Wirkung der neuern Explosivstoffe, wie namentlich der Schießbaumwolle und des Dynamits, werden in unheilvoller Weise zur Herstellung von H. ausgebeutet. Attentate dieser Art sind in neuester Zeit besonders in Rußland und England, aber auch an andern Orten an der Tagesordnung. Nur durch internationale Gesetze über die Anfertigung und den Vertrieb von Sprengstoffen kann dem gesteuert werden. Das Deutsche Reich ist mit einem «Gesetz gegen den verbrecherischen und gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen» Mai 1884 vorangegangen. Die Bezeichnung H. kommt zuerst bei dem Attentat auf Konsul Napoleon Bonaparte (24. Dez. 1800) vor. Die H. Fieschis (s. d.), welche gegen das Leben Ludwig Philipps, Königs der Franzosen, gerichtet war (28. Juli 1835), war aus 22 Gewehrläufen hergestellt. Ein Nordamerikaner Thomas benutzte zuerst das Dynamit zu einer H., um ein Dampfschiff, welches in betrügerischer Weise hochversicherte Waren führte, auf offener See zu vernichten. Seine eigentliche Absicht wurde durch eine zu früh erfolgte Explosion vereitelt, die den Verbrecher selber, aber auch viele unschuldige Opfer in das Verderben zog (Bremerhaven, 11. Dez. 1875). Auf kriegsmäßige Mittel, wie z. B. die Torpedos, wird der Ausdruck H. nicht angewandt.

Höllenstein (Lapis infernalis) ist geschmolzenes und in Stangenform gegossenes salpetersaures Silber, das in dieser Form in der Heilkunde zum Ätzen verwendet wird. (S. u. Silber [-Verbindungen].)

by Google

Höllenthal, Gebirgsthal des Schwarzwaldes im bad. Kreise Freiburg, eine tiefe Einsenkung längs des Rothbachs in prächtig bewaldetem Gebirge. Der wildeste Teil des Thals ist der etwa 1,5 km lange Höllenpaß, in welchem neben dem Bache nur noch Raum für die Poststraße ist; die Felsen steigen fast senkrecht von der Straße empor. Am engsten ist der Paß beim sog. Hirschsprung. Die Poststraße durch das Thal wurde 1770 von der österr. Regierung gebaut; 1796 vollzog Moreau auf ihr seinen berühmten Rückzug. Der Ausgang des H. in das Dreisamthal heißt das Himmelreich. — Die im Bau begriffene Höllenthalbahn ist 35 km lang von Freiburg bis Neustadt i. B. projektiert.

Holleschau (Holešov), Stadt in Mähren, 15 km im OND. von Kremsier, an der Russawa und an der Lokalbahn Hullein-Bistritz, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und liegt in der wegen ihrer Fruchtbarkeit bekannten Hanna. H. hat ein Schloß mit großem Garten, Tuch- und Leinweberei, Handel mit Wachs, Honig, Häuten, Wolle u. s. w. und zählt (1880) 5191 E. slaw. Zunge, wovon etwa der vierte Teil Juden sind.

Hollfeld, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Ebermannstadt, 23 km westlich von Bayreuth, am Einfluß der Kainach in die Wiesent, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Bierbrauerei und Viehmärkte und zählt (1880) 1148 E.

Hollunder, Holunder oder Holder heißen in der Volkssprache sowohl die Arten der Gattung Sambucus (s. d.), als auch die von Syringa (s. d.).

Holly Springs, Stadt und Hauptort des County Marshall im Norden des nordamerik. Staates Mississippi, 65 km im SO. von Memphis, mit (1880) 8823 E. Hier sammelte General Grant im Beginn seiner Operationen gegen Vicksburg bedeutende Magazine im Werte von 4 Millionen an, die er der Obhut des Obersten Murphy anvertraut hatte. Dieser ließ sich aber 10. Dez. 1862 von feindlicher Kavallerie unter van Dorn überraschen, welcher die Vorräte teils nahm, teils vernichtete. Grant wurde dadurch gezwungen, auf Memphis zurückzuweichen.

Holm im bautechnischen Sinne bezeichnet einen Balken, der quer über die Enden einer Pilotenreihe gelegt und mit den Piloten in irgend einer Weise, gewöhnlich durch Verzapfung, verbunden ist. H. erscheinen als Bestandteile von Rosten für Fundamente (s. Fundierung), als krönende Balken holzerner Brückenjoche, auf denen die Balken des Tragwerks ruhen u. s. w. Für H. wird auch häufig die Bezeichnung Kappbaum gebraucht.

Holm heißt in den skandinav. Sprachen und im Englischen (Angelsächsischen) eine kleine Insel. Das Wort kommt häufig in zusammengesetzten Ortsnamen vor, z. B. Insel Bornholm, Stadt Stockholm, Stadt Dunholm (jetzt Durham) in England, Landschaft Stapelholm in Schleswig, Insel Dänholm bei Stralsund u. s. w. Davon heißt Holmgang ein Zweikampf, der auf einem H. ausgefochten wurde, wie es bei den Normannen üblich war.

Holm (Peter Edvard), dän. Historiker, geb. zu Kopenhagen 1833, wurde 1865 Docent an der Hochschule daselbst, 1868 Professor. Anfangs wandte er sich der röm. Geschichte zu und schrieb «De græske Undersåtters Stilling under de romerske Kejsere indtil Caracalla» (1860) und «Geistlighedens Optræden overfor Staten fra Slutningen af Constantin den Stores Regering indtil det Vestromerske Riges Fald» (1864). Später war seine Thätigkeit vorzüglich auf die neuere Geschichte der nordischen Reiche gerichtet. Hierher gehören: «Danmarks Politik under den svensk-russiske Krig fra 1788—90» (1868), «Danmarks-Norges udenrigske Historie 1791—1807» (2 Bde., 1875) und der Abschnitt «Nordens Historie 1848—63» in der dän. Bearbeitung von Cesare Cantús «Storia universale».

Holmboe (Kristoffer Andreas), norweg. Philolog, geb. in Balders 19. März 1796, widmete sich früh den orient. Sprachstudien und ward 1825 zum Professor an der Universität in Kristiania ernannt. Seit 1876 emeritiert, starb er 2. April 1882. Neben seinen philol. Studien trieb er auch Numismatik und legte mit Vibe und Aubert 1830 den Grund zu dem Münz- und Medaillenkabinett der Universität. Er schrieb unter andern: «Das älteste Münzwesen Norwegens» (1846), «Sanskrit og Oldnorsk» (1846), «Det oldnorske Verbum» (1848), «Norsk og Keltisk» (1854), «Traces du Buddhisme en Norvège avant l'introduction du Christianisme» (1857), «Bibelsk Real-Ordbog» (1868).

Holmes (Oliver Wendell), amerik. Dichter und Schriftsteller, geb. 29. Aug. 1809 in Cambridge im Staate Massachusetts, studierte erst die Rechte, dann Medizin und ging 1832 nach Paris und andern Hauptstädten Europas, um seine Studien zu vollenden. Im J. 1838 wurde er zum Professor der Anatomie und Physiologie im Dartmouth College und 1847 zu derselben Professur im Harvard College ernannt. Die erste Sammlung seiner «Poems» erschien 1836 in Boston. Im bostoner «Atlantic Monthly» begann er 1857 eine Reihe von Artikeln unter dem Titel: «The autocrat of the breakfast table», auf welche 1858 «The professor at the breakfast table» (deutsch von L. Abenheim unter dem Titel: «Der Tischdespot», Stuttg. 1876) und 1872 «The poet at the breakfast table» folgte. Sie zeichnen sich durch eine glückliche Mischung von Pathos, Ernst und Humor aus. Dasselbe gilt von seinen Gedichten, von welchen einige, wie «Old Ironsides» und «Last leaf», Volkslieder geworden sind. Von seinen poetischen Werken sind noch zu erwähnen: «Elsie Venner, a romance of destiny» (2 Bde., 1861; deutsch, Lpz. 1871), «Songs in many keys» (1864), «Soundings from the Atlantic» (1864), «The guardian angel» (1868). Ferner veröffentlichte er die philos. Schrift: «Mechanism in thought and morals» (Bost. 1870), und einige mediz. Werke. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften erschien in Boston (4 Bde., 1880), seine «Poetical Works» in Boston (1877) und London (1881).

Holmgang, s. unter Holm.

Holocephăli sind eine Unterordnung der quermäuligen Fische oder Plagiostomen, mit einer Kiemenöffnung unter einer Hautfalte, die in vier Kiemenspalten führt. Der Schädel ist nicht in einen besondern Hirn- und Gesichtsabschnitt zerfallen, sondern bildet durch Verwachsung ein Ganzes und ist mit dem knorpelig bleibenden Rückgrat gelenkig verbunden. Die Haut ist glatt; die Männchen haben am Kopf einen unpaaren, ereltilen Anhang. Die Tiere werden, inklusive ihres langen fadenförmigen Schwanzes, höchstens 1,5 m lang. Hierher gehört Callorhynchus mit einer und Chimaera mit drei Arten, von denen eine (Chimaera monstrosa, die Seeratze, s. Tafel: Fische I, Fig. 6) auch um Europa vorkommt.

Holoëdrisch (grch.), vollflächig, von Krystallen, welche alle um eine Achse vereinbaren Flachen haben.

Digitized by Google

Holofernes (Olophernes) ist der geschichtliche Name zweier Prinzen des kappadocischen Fürstenhauses. H. hieß zunächst der jüngere Sohn des Königs Ariamnes, bekannt als siegreicher Heerführer der Hilfstruppen gegen Ägypten zu Gunsten des Perserkönigs Artaxerxes III. Ochus (345 v. Chr.), ferner ein dem König Ariarathes IV. von seiner Gattin untergeschobener Sohn, welcher sich unter Verdrängung seines Stiefbruders Ariarathes V. auf kurze Zeit des Throns bemächtigte (159 v. Chr.). Im apokryphischen Buche Judith ist H. der legendenhafte Name eines assyr. Oberfeldherrn, welcher im Auftrage seines Königs Nebukadnezar einen siegreichen Kriegszug geführt haben, zuletzt aber bei Belagerung der jüd. Feste Bethulia von der schönen und frommen Witwe Judith hinterlistig ermordet worden sein soll. Ob dieser Legende der Sieg des Makkabäers Judas über den syr. Feldherrn Nikanor (166 v. Chr.) als Urbild zu Grunde liege oder ob unter dem apokryphischen H. der Maure Lusius Quietus zu verstehen sei, hängt mit dem geschichtlichen Verständnis des Buches Judith (s. d.) zusammen. Letzterer unternahm als Feldherr des röm. Kaisers Trajanus einen siegreichen Kriegszug gegen Mesopotamien und Syrien, bekämpfte dann als Statthalter von Palästina den Aufstand in Judäa, wurde aber zuletzt, nach Hadrians Regierungsantritt, gestürzt und auf Befehl des röm. Senats enthauptet (118 n. Chr.).

Holograph (grch.), ein vom Unterzeichner durchaus eigenhändig geschriebenes Schriftstück.

Holothurien, Seegurken, Seewalzen, sind eine Ordnung wurmähnlicher, doch sehr verschiedenartig gestalteter, am Vorderende um den Mund mit Fühlfäden versehener Stachelhäuter (Echinodermen), die sich häufig an allen Küsten finden und beim Gefangenwerden ihre Eingeweide durch den am hintern Ende gelegenen After hervorschleudern; die neuern zoolog. Expeditionen, besonders des Challenger, haben auch eine Reihe höchst merkwürdiger Formen aus beträchtlichen Meerestiefen kennen gelehrt. Getrocknet bilden mehrere in den Meeren der Südsee vorkommende Arten derselben unter dem Namen Tripang oder Trepang einen bedeutenden Handelsartikel für Indien und China, wo sie, als Aphrodisiaca betrachtet, bei keinem Gastmahle fehlen dürfen.

Holotricha, s. unter Infusorien.

Holowackij, russ. Gelehrter, s. Golowatzkij.

Holsatia, lat. Name von Holstein (Land).

Holst (Hans Peter), dän. Lyriker und Dramaturg, geb. zu Kopenhagen 22. Okt. 1811, war 1836—61 Lehrer an der Landkadettenakademie, 1859—60 auch Redacteur der «Berlingske Tidende», seit 1875 Dramaturg des königl. Theaters. Seinen dichterischen Ruhm gewann er durch ein Gedicht auf den Tod Friedrichs VI. (1839). Das Sammelwerk «Ude og Hjemme» und das lyrische Epos «Den lille Hornblæser» (1849) erhöhten seinen Ruf als Dichter. Auch zu der von ihm gegründeten Zeitschrift «For Romantik og Historie» (1868 fg.) hat er wertvolle Beiträge geliefert.

Holst (Herm. Ed. von), Historiker, geb. zu Fellin in Livland 7. (19.) Juni 1841, studierte in Dorpat und Heidelberg Nationalökonomie und Geschichte, siedelte 1867 nach Neuyork über, war Korrespondent verschiedener Zeitungen, 1869 zweiter Redacteur des «Deutsch-amerik. Conversations-Lexikon» und wurde 1872 als Professor nach Straßburg berufen. Seit 1874 Professor der Geschichte zu Freiburg i. Br., machte er sich einen Namen durch die Werke: «Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Nordamerika» (Düsseld. 1873) und «Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jacksons» (Berl. 1878).

Holsteenborg oder Holsteinsborg, Distrikt in Grönland, im Südinspektorat, 1874 mit 579 E., worunter 6 Europäer. Der gleichnamige Hauptort, 850 km im NNW. von Julianehaab, zählte 170 E.

Holstein, ehemaliges Herzogtum, bildet jetzt den südlichsten Teil der preuß. Provinz Schleswig-Holstein (s. d.), den die Eider und der Eiderkanal vom ehemaligen Herzogtum Schleswig trennt. Der südöstlichste Kreis Lauenburg (s. d.) bildete bis 1876 ein eigenes Herzogtum. H. zählte 1880 auf 8954 qkm 669365 E. Vgl. Schröder und Biernatzky, «Topographie der Herzogtümer H. und Lauenburg, des Fürstentums Lübeck und des Gebietes der Freien und Hansestädte Hamburg und Lübeck» (2. Aufl., 2 Bde., Oldenb. in H. 1855—56); Seelig und Ohnmann, «Ostholstein. Touristenführer durch die besuchtesten Gegenden des Fürstentums Lübeck und des östlichen H. einschließlich der Städte Lübeck und Kiel» (8. Aufl., Hamb. 1884). (S. auch die Karte: Hannover, Schleswig-Holstein und Nordwestdeutsche Staaten, Bd. VIII, S. 822.)

Geschichtliche Übersicht bis zur Vereinigung Holsteins mit Schleswig. Erst um das J. 800 tritt H. in die Geschichte ein. Dasselbe war damals in vier Gaue eingeteilt: im Westen Dithmarschen, in der Mitte das eigentliche H. (der Gau der Holsten oder Holtsaten, d. h. Waldbewohner), im Süden Stormarn, im Nordosten Wagrien, wozu die Insel Femern (s. d.) gehörte. Nachdem Kaiser Karl d. Gr. ganz Sachsen unterjocht, bezwang er auch die Nordelbinger. Wagrien überließ er der slaw. (wendischen) Völkerschaft der Abodriten, welche als Bundesgenossen gegen die Sachsen gedient hatten (804). Ihre Hauptstadt Oldenburg, wendisch: Stargard, war als wichtiger Stapelplatz des Ostseehandels weit berühmt. Dagegen wurden die andern drei Gaue Stormarn, H. und Dithmarschen der fränk. Herrschaft und dem Christentum unterworfen. Karl d. Gr. erbaute 809 die Burg auf dem Esesfelde an der Stör (das spätere Itzehoe) und organisierte zwei Marken (Militärgrenzen), eine gegen die Dänen, die andere gegen die Wenden. Unter Heinrich I. ward die verfallene dän. Mark zwischen Eider und Schlei wieder aufgerichtet (934); aber Kaiser Konrad II. überließ dieselbe 1026 an den dän. König Knud d. Gr. In Wagrien versuchten wiederholt einheimische Fürsten, das Christentum einzuführen; doch ohne bleibenden Erfolg. Später kam das Land an den Herzog Knud Laward von Schleswig, welchen Kaiser Lothar 1129 zum König oder Knäs der Abodriten krönte. Nach Knuds Tode 1131 ward nochmals das Heidentum in Wagrien wiederhergestellt.

Die drei andern holstein. Gaue bildeten einen Bestandteil des Herzogtums Sachsen, und zwar gehörte Dithmarschen der Grafschaft Stade an, mit der es an das Erzbistum Hamburg-Bremen kam, während die sächs. Herzöge H. und Stormarn durch eigene Vizegrafen verwalten ließen. Der Herzog, später Kaiser Lothar verlieh dieses Amt 1110 an Adolf I. von Schauenburg (gest. 1128), welcher der Stammvater eines blühenden und hochbegabten

Digitized by Google

Fürstengeschlechts wurde. Unter Adolf II. (1128—64) ward Wagrien erobert und bekehrt und zum Teil mit fremden Kolonisten aus Friesland, Holland und Westfalen besetzt. Adolf III. (gest. 1225) erlangte auch die Herrschaft über Dithmarschen; aber nach manchem Glückswechsel wurde er von den Dänen gefangen und mußte seine Freiheit durch einen vollständigen Verzicht 1203 erkaufen. Nun gehörten alle vier holstein. Gaue über 20 Jahre zu dem großen Reiche des Königs der Dänen und Slawen, Waldemars II. des Siegers. Erst als dieser durch den Grafen Heinrich von Schwerin gefangen worden, konnte Adolf IV. von Schauenburg (gest. 1261) das väterliche Erbland 1224 wieder in Besitz nehmen und behauptete dasselbe in der Entscheidungsschlacht bei Bornhöved, 22. Juli 1227. Doch seine Herrschaft umfaßte nur die Gaue H., Stormarn und Wagrien; Dithmarschen (s. d.) kam wieder an das Erzbistum Bremen. Auch die Haseldorfer Marsch an der Elbe (im Kreise Pinneberg) blieb im Besitz des bremischen Hochstifts, wurde jedoch pfandweise den holstein. Grafen überlassen (1375—79) und nicht wieder eingelöst. Die Insel Fehmern, 1248 von den Dänen erobert, wurde 1326 dem holstein. Grafenhause als dän. Lehn zurückgegeben.

Adolf IV. teilte zuerst das Land unter seine beiden Söhne, nach deren Tode entstanden sogar fünf Linien, von denen die Segeberger 1308, die Kieler 1321 und die Plöner 1390 ausstarben. Länger blühten die Rendsburger (1459) und die Schauenburger Linie (bis 1640). Letztere besaß außer der Stammgrafschaft an der Weser nur einen Teil von Stormarn, nämlich die sog. Herrschaft Pinneberg, welche die jetzigen Kreise Pinneberg und Altona umfaßte. Das ganze übrige Land vereinigte die Rendsburger Linie unter ihrer Herrschaft und erwarb dazu das Herzogtum Schleswig (s. d.). Das holstein. Grafenhaus war zunächst durch eine Familienverbindung in die Verhältnisse des Nachbarlandes hineingezogen. Die Tochter Adolfs IV., Mechthild, heiratete 1237 den Herzog Abel von Schleswig, welcher später (1250—52) auch als König über Dänemark herrschte. Nach seinem Tode kam die dän. Krone an eine andere Linie, welche sogar Abels Nachkommen im Besitz des Herzogtums Schleswig bedrohte. In diesen Fehden leisteten die holstein. Grafen den verwandten schlesw. Herzögen wiederholt tapfern und glücklichen Beistand gegen die dän. Könige. Außerdem benutzten sie die Gelegenheit, um sowohl in Schleswig wie in Dänemark ausgedehnte Besitzungen und Pfandherrschaften zu erwerben. So geriet das dän. Reich in völlige Auflösung; am Ende gebot dort Graf Gerhard d. Gr. (1304—40), welchen die Dänen den «kahlköpfigen Grafen» nennen, als unumschränkter Herr. Derselbe setzte seinen Schwestersohn, den unmündigen Herzog Waldemar von Schleswig, 1326 als König ein und regierte in dessen Namen als Vormund das Reich Dänemark. Zugleich erhielt er das Herzogtum Schleswig als erbliches Lehn. Nach Waldemars Abdankung 1330 gab Gerhard ihm allerdings Schleswig zurück, aber erlangte für sich und seine Nachkommen die Anwartschaft auf Schleswig, für den Fall, daß Abels Geschlecht aussterben würde. Endlich ward Gerhard von einem jütländ. Ritter, Niels Ebbesen, zu Randers 1340 ermordet. Seine Söhne, Heinrich der Eiserne (gest. 1385) und Klaus (gest. 1397), vermochten die großartige Stellung des Vaters nicht zu behaupten; aber ein großer Teil von Schleswig blieb in deren Händen, und als der letzte Nachkomme Abels, Herzog Heinrich, 1375 starb, nahmen sie das Herzogtum in Besitz. Die Königin Margareta, welche als Vormünderin ihres Sohnes Olaf die Regierung in Dänemark und Norwegen führte, bequemte sich nach einigen Jahren dazu, die vollzogene Thatsache förmlich anzuerkennen. Zu Nyborg auf Fünen, im Aug. 1386, empfing der älteste Sohn Heinrichs des Eisernen, Gerhard VI., die Belehnung mit dem Herzogtum Schleswig als einem erblichen dän. Fahnenlehn. So ward Schleswig-Holstein (s. d.) zuerst konstituiert.

H., in Vereinigung mit Schleswig, stand 1386—1459 unter dem schauenb. und 1460—1863 unter dem oldenb. Fürstenhause. In staatsrechtlicher Hinsicht waren die Grafschaften H. und Stormarn (nebst Wagrien) ein Afterlehn des Herzogtums Sachsen; doch geriet das Verhältnis in Verwirrung, seit das Herzogtum zwischen Sachsen-Wittenberg (Kursachsen) und Sachsen-Lauenburg geteilt ward. Kaiser Sigismund übertrug dem Bischof von Lübeck das Recht, die holstein. Grafen zu belehnen (1433). Kaiser Friedrich III. vereinigte die Grafschaften H. und Stormarn (nebst Wagrien) und das denselben inkorporierte Land Dithmarschen zu einem Herzogtum Holstein, 14. Febr. 1474, und dies neue Herzogtum galt als ein unmittelbares Reichsland (Fahnenlehn). Die Belehnung der Herzöge von H. geschah noch mehrmals durch den Bischof von Lübeck, aber seit 1548 bis zur Auflösung des Römisch-Deutschen Reichs 1806 von den Kaisern.

Vgl. Waitz, «Schleswig-H.s Geschichte» (Bd. 1 u. 2, Gött. 1851—52); Handelmann, «Geschichte von Schleswig-H.» (Kiel 1873).

Holstein (Franz von), Komponist, geb. zu Braunschweig 16. Febr. 1826, Sohn eines höhern Militärs, war bis 1853 Offizier und studierte dann auf dem leipziger Konservatorium besonders unter M. Hauptmann, worauf er sich dauernd in Leipzig niederließ und nur der Komposition lebte. Außer drei Opern («Heideschacht» 1869, «Der Erbe von Morley» 1872, «Die Hochländer» 1876), welche auf mehrern Theatern gegeben wurden und zu denen er die Texte selbst verfertigte, produzierte H. ein- und mehrstimmige Lieder, Gesangscenen, Ouverturen u. s. w. Er starb in Leipzig 28. Mai 1878. Durch ein reiches Legat für unbemittelte Musikschüler («Holstein-Stift») hat er sich dort ein bleibendes Andenken gesichert. Seine «Nachgelassenen Gedichte» gab Bulthaupt (Lpz. 1880) mit einer Biographie heraus.

Holstein-Holsteinborg (Ludv. Henr. Karl Herman, Graf), dän. Politiker, geb. 18. Juli 1815, trat 1848 als Mitglied der letzten roeskilder Ständeversammlung ins polit. Leben ein. In den J. 1856—63 saß er im Reichsrate, 1866—76 im Folkething. Bei dem Ministerwechsel 28. Mai 1870 ward er zum Conseilpräsidenten ernannt; es gelang ihm aber nicht, die erbitterte Opposition der Linken zu brechen, und er trat daher 14. Juli 1874 wieder zurück.

Holstein-Ledreborg (Joh. Ludv. Karl Kristian Tido, Graf), dän. Politiker, geb. 10. Juni 1839, trat in der Jugend zum Katholizismus über. Seit 1872 Mitglied des Folkethings, ist er hier Führer der gemäßigten Linken.

Holsten, soviel wie Holsteiner.

Holsten (Karl Christian Joh.), prot. Theolog, geb. 31. März 1825 zu Güstrow in Mecklenburg-

Digitized by Google

Schwerin, studierte zu Leipzig, Berlin und Rostock und wurde 1852 Lehrer am Gymnasium zu Rostock. Die für das Verständnis der Pauliniſchen Theologie bahnbrechende Schrift «Zum Evangelium des Paulus und Petrus. Altes und Neues» (Rost. 1868) veranlaßte Ostern 1870 seine Berufung als außerord. Professor der Theologie nach Bern; 1871 rückte H. zum ord. Professor auf und siedelte 1876 nach Heidelberg über. Er schrieb unter anderm noch: «Das Evangelium des Paulus» (Bd. 1, Berl. 1881) und «Die drei ursprünglichen noch ungeschriebenen Evangelien» (Karlsr. u. Lpz. 1883).

Holtei (Karl von), namhafter deutscher Dichter, geb. 24. Jan. 1797 zu Breslau, trat 1815 als Freiwilliger in das preuß. Heer, studierte hierauf in Breslau die Rechte, wurde aber dann Schauspieler und debütierte 1819 als Mortimer auf der breslauer Bühne. Später entsagte er der ausübenden Kunst, verheiratete sich mit der Schauspielerin Luise Rogée und wurde nun in Breslau als Theatersekretär und Theaterdichter angestellt. Er ging darauf nach Berlin, wo seine Frau ein Engagement an dem königl. Hoftheater erhielt. Hier verfaßte er seine mit großem Beifall aufgenommenen Liederspiele «Die Wiener in Berlin» und «Die Berliner in Wien»; auch gab er «Gedichte» (Berl. 1826) heraus. Nachdem er seine Gattin durch frühen Tod verloren, schloß er sich der königsstädter Bühne an, für die er eine große Anzahl von Stücken lieferte, darunter namentlich «Der alte Feldherr» und «Lenore». In dieser Zeit gab er eine Sammlung «Schles. Gedichte» (Berl. 1830; 18. Aufl., Bresl. 1883; Prachtausg., Bresl. 1866) in schles. Mundart heraus, die den schles. Volkston ausgezeichnet trafen, und hielt öffentliche Vorlesungen klassischer Trauer- und Lustspiele. Mit seiner zweiten Frau, einer geborenen Holzbecher, nahm er sodann ein Doppelengagement in Darmstadt an, kehrte jedoch bereits 1831 wieder nach Berlin zurück. Hier machte er den Versuch, in seinem Stücke «Ein Trauerspiel in Berlin» den berliner Jargon zu Grunde zu legen. Auch lieferte er dem Komponisten Gläser den Text zu dessen beliebter Oper «Des Adlers Horst» und schrieb für Ludw. Devrient das Schauspiel «Der dumme Peter». Er entschloß sich 1833 wieder die Bühne zu betreten und schrieb zum Zwecke einer Kunstreise mit seiner Gattin eine Reihe kleiner Possen und rührender Schauspiele, unter denen namentlich die Dramen «Lorbeerbaum und Bettelstab» und «Shakspeare in der Heimat» Glück machten. Nachdem er 1837—39 das Theater zu Riga geleitet, wo er seine zweite Gattin verlor, lebte H. an verschiedenen Orten, bis er die Direktion der breslauer Bühne übernahm. Aber auch dieses Verhältnis löste sich bald wieder, und er lebte nun teils zu Graz, teils auf Reisen durch ganz Deutschland, durch seine seltene Gewandtheit als Vorleser dramatischer Gedichte, sowie durch seine liebenswürdige Persönlichkeit sich zahlreiche Freunde erwerbend. Im J. 1870 siedelte H. wieder nach Breslau über und nahm im Dez. 1876 seinen Aufenthalt im Kloster der Barmherzigen Brüder daselbst, um sich fernerhin der Pflege des Ordens anzuvertrauen. Er starb daselbst 12. Febr. 1880. Ein Denkmal (von A. Rachner) wurde ihm auf der sog. Holtei-Höhe, früher Ziegelbastion in Breslau, 24. Jan. 1882 errichtet.

In den «Briefen aus und nach Grafenort» (Altona 1841), sowie in den Werken «Vierzig Jahre» (8 Bde., Berl. 1843—50; 3. Aufl. 1864) und «Noch ein Jahr in Schlesien» (2 Bde., Berl. 1864) gab H. treffliche Bemerkungen über das deutsche Bühnenwesen und interessante Mitteilungen aus seinem vielbewegten Leben. Von H.s poetischen Werken sind noch besonders hervorzuheben seine «Deutschen Lieder» (2. Aufl., Schleus. 1836), eine zweite Sammlung seiner «Gedichte» (Berl. 1844; 5. Aufl. 1859; Volksausg. 1861), die «Stimmen des Waldes» (Bresl. 1848; 2. Aufl. 1856), poetische Naturbilder, sowie eine Reihe durch Lebenswahrheit und Natürlichkeit ausgezeichneter Romane, von denen namentlich «Die Vagabunden» (4 Bde., Berl. 1852; 6. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1880), «Christian Lammfell» (5 Bde., Bresl. 1852; 4. Aufl. 1878); «Ein Schneider» (3. Aufl., Bresl. 1862), «Noblesse oblige» (2. Aufl., 3 Bde., Bresl. 1862), «Die Eselsfresser» (3. Aufl., 3 Bde., Bresl. 1862), «Haus Treustein» (3 Bde., Bresl. 1866) Beifall gefunden haben. Dieselben sind zum größten Teil nebst «Kriminalgeschichten» und «Kleine Erzählungen» auch in die Sammlung seiner «Erzählenden Schriften» (34 Bde., Bresl. 1861—62) aufgenommen worden. Seine dramatischen Arbeiten ließ er in Einem Bande als «Theater» (Berl. 1845), später in einer Auflage in sechs Bänden (1867) erscheinen. Außerdem hat H. allerlei vermischte Schriften herausgegeben: «Erinnerungen» (Bresl. 1822), «Der Obernigker Bote» (ursprünglich, 1822, Zeitschrift, dann Bresl. 1854, 3 Bde., in Buchform), «Charpie» (2 Bde., Bresl. 1866), «Nachlese. Erzählungen und Plaudereien» (3 Bde., Bresl. 1871), «Simmelsammelsurium» (2 Bde., Bresl. 1872), «An Grabes Rande. Blätter und Blumen» (2. Ausg., Bresl. 1876). Die 1874 geschriebenen Erinnerungsblätter H.s: «Fürstbischof und Vagabund» (Bresl. 1882), erzählen sein Verhältnis zum Fürstbischof Förster. Einer weichen, zuweilen in Sentimentalität übergehenden Grundstimmung hielt in seinen Schriften eine frische Auffassung des wirklichen Lebens und eine echte Naivetät reichlich die Wage. Als Dichter hat er das Verdienst, das Vaudeville in Form des deutschen gemütlichen Liederspiels in Deutschland eingebürgert zu haben. Viele seiner Lieder sind mit Recht populär geworden.

Hölty (Ludw. Heinr. Christoph), einer der vorzüglichsten deutschen Lyriker des 18. Jahrh., geb. zu Marienſee bei Hannover 21. Dez. 1748, besuchte seit 1765 das Gymnasium in Celle und bezog 1769 die Universität zu Göttingen, wo er sich der Theologie widmete und dem Göttinger Dichterbund beitrat, der ihm zu seinen besten Gedichten die nächste Veranlassung gab. Mit Johann Martin Miller machte er im Herbst 1774 eine Reise nach Leipzig, und im Juli 1775 besuchte er die Dichterfreunde zu Hamburg. Schon damals war seine Gesundheit untergraben. Dazu kam noch seines Vaters Tod, welcher ihn tief ergriff. Im Spätherbst 1775 ging er nach Hannover, dichtete noch mehrere schwermütige Elegien und war mit der Sammlung seiner Gedichte beschäftigt, als er in Hannover 1. Sept. 1776 starb. Von seinen Liedern sind mehrere volkstümlich geworden, z. B. «Üb' immer Treu und Redlichkeit», «Rosen auf den Weg gestreut», «Wer wollte sich mit Grillen plagen». Vorzüglich gelangen ihm auch Gedichte in antiken Versmaßen. Seine «Gedichte» wurden von Voß und Stolberg (Hamb. 1783) und dann vermehrt von Voß mit einer musterhaften Biographie H.s (Hamb. 1804 u. öfter; neugeordnet, Lpz. 1847; neue Ausg. von Karl Halm, Lpz. 1869, und mit Einleitung und Anmerkungen,

Digitized by Google

Lpz. 1870) herausgegeben. Vgl. Ruete, «H. Sein Leben und Dichten» (Guben 1883).

Hermann H., lyrischer Dichter, Großneffe des vorigen, wurde 4. Nov. 1828 in Ülzen geboren, studierte in Göttingen Theologie und ist seit 1863 Pastor an der St. Johanniskirche in Hannover. Er verfaßte mehrere Dramen: «Das Gelübde, ein Mysterium» (1862), «König Saul» (1865), «Lonoda» (Hannov. 1882). Lyrische Dichtungen sind: «Irrwege eines jungen Dichters» und «Lieder und Balladen» (Hamb. 1856), «Alpenzauber und italische Gebilde», «Ostseebilder und Balladen» (Kiel 1863), «Bilder und Balladen» (2. Aufl., Hannov. 1874), «Aus der deutschen Götterwelt. Balladen» (Hannov. 1877). Seine «Gesammelten Dichtungen» erschienen 1882 (Hannov.).

Holtzendorff (Franz von), ausgezeichneter Kriminalist, geb. 14. Okt. 1829 zu Vietmannsdorf in der Ukermark, erhielt seine Gymnasialbildung zu Schulpforta und widmete sich seit Ostern 1848 zu Berlin, Heidelberg und Bonn jurist. Studien. Nachdem er 1852 promoviert, trat er in die Gerichtspraxis ein, der er vier Jahre hindurch angehörte. Seit 1857 lehrte er dann als Privatdocent, seit 1861 als außerord., seit 1873 als ord. Professor an der Universität zu Berlin. Im Herbst 1873 folgte H. einem Ruf als ord. Professor der Rechtswissenschaft nach München. Den Mittelpunkt seiner Bestrebungen bildet die Bekämpfung der Todesstrafe, sowie die Reform des Strafwesens und der Gefängnisanstalten, deren Zustände er auf vielfachen Reisen ins Ausland kennen zu lernen suchte.

Von H.s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Franz. Rechtszustände, insbesondere die Resultate der Strafgerichtspflege in Frankreich und die Zwangskolonisation von Cayenne» (Lpz. 1859), «Die Deportation als Strafmittel in alter und neuer Zeit» (Lpz. 1859), «Das irische Gefängnissystem, insbesondere die Zwischenanstalten vor Entlassung der Sträflinge» (Lpz. 1859), «Die Kürzungsfähigkeit der Freiheitsstrafen» (Lpz. 1861). Später erschienen «Die Reform der Staatsanwaltschaft in Deutschland» (Berl. 1864), «Die Umgestaltung der Staatsanwaltschaft vom Standpunkt unabhängiger Strafjustiz» (Berl. 1865) und «Kritische Untersuchungen über die Grundsätze und Ergebnisse des irischen Strafvollzugs» (Berl. 1865). Mit den kleinern Schriften «Gesetz oder Verwaltungsmaxime?» (Berl. 1861), «Die Brüderschaft des Rauhen Hauses, ein prot. Orden im Staatsdienst» (1. bis 4. Aufl., Berl. 1861) und «Der Bruderorden des Rauhen Hauses und sein Wirken in den Strafanstalten» (1. u. 2. Aufl., Berl. 1862) griff H. die unter Leitung Wicherns stehende Gefängnisverwaltung Preußens unmittelbar an und veranlaßte dadurch den Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 2. Okt. 1862, durch welchen die Regierung aufgefordert ward, die Verträge mit dem Kuratorium des Rauhen Hauses bei deren Ablauf nicht wieder zu erneuern. Von seinen größern litterarischen Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Die Prinzipien der Politik» (2. Aufl., Berl. 1879), die «Encyklopädie der Rechtswissenschaft» (4. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1882), das «Handbuch des deutschen Strafrechts» (4 Bde., Berl. 1871—77), «Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe» (1875), «Handbuch des deutschen Strafprozeßrechts» (Berl. 1877 fg.), «Ein engl. Landsquire» (Stuttg. 1877), «Schott. Reiseskizzen» (Bresl. 1882), «Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes» (Münch. 1884). Von 1861 bis 1874 gab er die «Allgemeine deutsche Strafrechtszeitung», seit 1866 in Gemeinschaft mit Virchow die «Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge», seit 1872 mit W. Oncken die «Deutschen Zeit- und Streitfragen» und seit 1871 das «Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs» heraus. An der Begründung des Deutschen Juristentags (1860), der berliner Volksküchen, des Lette-Vereins für Förderung der Erwerbsfähigkeit und höhern Bildung des weiblichen Geschlechts, des Deutschen Protestantenvereins und des Vereins für Verbreitung von Volksbildung, der Bluntschli-Stiftung für allgemeines Staatsrecht und Völkerrecht hat H. hervorragenden Anteil. H. war einer der Präsidenten des internationalen Gefängniskongresses zu London (1872) und des Völkerrechtsinstituts (Münch. 1883). Im Dez. 1874 trat er als Verteidiger des Grafen Harry von Arnim auf, 1883 als Anwalt der rumän. Regierung gegenüber dem londoner Traktat vom 10. März 1883 (in einem Gutachten: «Rumäniens Uferrechte an der Donau», Lpz. 1883).

Holtzendorff (Georg Ernst von), preuß. General, geb. 14. Febr. 1714 in Kalbe, nahm an den schles. Kriegen als Artillerieoffizier und 1747 unter dem Marschall von Sachsen an dem Feldzuge in Flandern teil, verbesserte das Verfahren beim Guß eiserner Hohlgeschosse und erwarb sich durch die Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Wissens das besondere Vertrauen König Friedrichs des Großen. Er wirkte in Berlin als Lehrer in den preuß. Militärbildungsanstalten; seine Vorträge, das sog. H.sche Kollegium, dienten dem Unterricht in den Regimentsschulen als Leitfaden. H. wurde in der Schlacht bei Leuthen verwundet, war jedoch bei der Belagerung von Olmütz bereits wieder als Feuerwerksmeister thätig. Er wurde 1770 Kommandeur des 1. Artillerieregiments, 1776 Chef des 3. Artillerieregiments, 1777 Generalinspekteur der Artillerie als Nachfolger Dieskaus und starb zu Berlin 9. Dez. 1785. Vgl. von Troschke, «Beziehungen Friedrichs d. Gr. zu seiner Artillerie» (Berl. 1865).

Holtzendorff (Karl Friedr. von), preuß. General, geb. zu Berlin 17. Aug. 1764, trat 1778 in preuß. Militärdienst und stieg in der Artillerie rasch zu den höhern Stellen auf; 1809 war er bereits Brigadier der reitenden Artillerie. Im Feldzuge 1813—14 nahm H. im Bülowschen Korps als Kommandeur der Artillerie teil, 1815 befehligte er die Artillerie des Blücherschen Heeres, wurde 1816 Brigadechef der 2. und 3. Artilleriebrigade, 1820 Kommandeur der 2. Division und 1825 Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens der Armee. Während seiner langen Kriegsthätigkeit fand H. mehrfach Gelegenheit, sich persönlich auszuzeichnen, so namentlich 1792 im Gefecht bei Wolla und der Belagerung von Warschau, 1806—7 bei der Verteidigung von Danzig, 1813 in den Schlachten bei Großbeeren, bei Dennewitz und bei Leipzig, 1814 bei Laon, 1815 bei Ligny und bei Waterloo. H. starb zu Berlin 29. Sept. 1828.

Holtzmann (Adolf), verdienter Germanist, geb. 2. Mai 1810 zu Karlsruhe, widmete sich erst zu Berlin theol., dann zu München unter Schmeller altdeutschen Studien und ging hierauf nach Paris, wo er sich unter Burnouf mit Sanskrit beschäftigte. Nach seiner Rückkehr war er seit 1837 Erzieher der jungen Prinzen von Baden, bis er 1852 als ord.

Digitized by Google

Professor der deutschen Sprache und Litteratur nach Heidelberg berufen ward, wo er 3. Juli 1870 starb. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben die Ausgabe der altfränk. Übersetzung von Isidors Werk «De nativitate» (Karlsr. 1836), die Abhandlungen «Über den Umlaut» (Karlsr. 1843), «Über den Ablaut» (Karlsr. 1844), «Über das Verhältnis der Malberger Glosse zum Text der Lex Salica» (Karlsr. 1852) und «Über den griech. Ursprung des ind. Tierkreises» (Karlsr. 1844), «Ind. Sagen» (3 Bde., Karlsr. 1845—47; 2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1854), Übersetzungen aus dem «Ramayana» und «Mahabharata» enthaltend, «Beiträge zur Erklärung der pers. Keilinschriften» (Karlsr. 1845). Aufsehen erregten die beiden Schriften «Kelten und Germanen» (Stuttg. 1855), worin er beide Völker als identisch erweisen wollte, und «Untersuchungen über das Nibelungenlied» (Stuttg. 1854), worin er Lachmanns Ansichten bekämpft. Außer zahlreichen Beiträgen zu Pfeiffers «Germania» sind noch seine kritischen Ausgaben des «Nibelungenliedes» (Stuttg. 1857; 2. Aufl. 1863), der «Klage» (Stuttg. 1859) und des «Großen Wolfdieterich» (Heidelb. 1865) hervorzuheben. Sein letztes Werk war eine auf drei Bände berechnete «Altdeutsche Grammatik», von der aber nur Bd. 1, Abteil. 1: «Die spezielle Lautlehre» (Lpz. 1870) und Abteil. 2: «Vergleichung der deutschen Laute untereinander» (Lpz. 1874) erschienen. Aus seinem Nachlaß gab Holder heraus: «German. Altertümer» (Lpz. 1873), «Deutsche Mythologie» (Lpz. 1874) und «Die ältere Edda» (Lpz. 1875).

Karl Heinrich Alexander H., Bruder des vorigen, geb. 23. Okt. 1811 zu Karlsruhe, gest. 25. April 1865 als Direktor der Polytechnischen Schule zu Stuttgart, hat sich durch mehrere mathem., physik. und technische Arbeiten, insbesondere durch «Grundzüge der Mechanik und Maschinenlehre» (Stuttg. 1851; 2. Aufl. 1853) bekannt gemacht.

Karl Julius H., ältester Bruder der vorigen, geb. 6. Mai 1804 zu Karlsruhe, war erst Professor am Lyceum daselbst und wirkte seit 1847 als Stadtpfarrer und Lehrer am evang. Predigerseminar zu Heidelberg, bis er 1861 als Prälat in den erneuerten evang. Oberkirchenrat in Karlsruhe eintrat. Als Mitglied der Generalsynoden von 1861, 1867, 1871 und 1876 wirkte er für das Zustandekommen und die Erhaltung der neuen bad. Kirchenverfassung. Er starb 23. Febr. 1877 zu Karlsruhe.

Heinrich Julius H., Sohn des letztern, geb. 17. Mai 1832 zu Karlsruhe, seit 1861 außerord., seit 1865 ord. Professor der Theologie zu Heidelberg, seit 1874 in gleicher Eigenschaft an der Universität zu Straßburg, hat sich litterarisch bekannt gemacht durch die Schriften «Kanon und Tradition» (Ludwigsb. 1859), eine dogmengeschichtliche Arbeit; «Die synoptischen Evangelien, ihre Entstehung und ihr geschichtlicher Charakter» (Lpz. 1863), die «Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe» (Lpz. 1872) und «Die Pastoralbriefe, kritisch und exegetisch behandelt» (Lpz. 1880), sowie durch die Herausgabe der neutestamentlichen Partien in Bunsens «Bibelwerk». Auch veröffentlichte er zwei Sammlungen «Predigten» (Elberf. 1865 u. Lpz. 1873) und zahlreiche Abhandlungen, besonders in der «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», in den «Jahrbüchern für prot. Theologie» und in der «Prot. Kirchenzeitung». H. ging ursprünglich von der sog. Vermittelungstheologie aus, befreite sich aber mehr und mehr von den Voraussetzungen derselben und gilt gegenwärtig, bei aller Mäßigung seines Auftretens, als einer der geachtetsten Vertreter der freisinnigen Richtung.

Holtzmann (Wilh.), Gelehrter, s. Xylander.

Holtzmann, deutscher Kirchenkomponist des 18. Jahrh., war kurpfälz. Hofkapellmeister in Meersburg. Seine Kompositionen waren längst vergessen, als Fridolin Hamma 1861 entdeckte, daß die Melodie der Marseillaise identisch mit der des Credo aus H.s Missa solemnis No. 4 sei.

Holub (Emil), Afrikareisender, geb. 7. Okt. 1847 zu Holitz in Böhmen, studierte zu Prag Medizin und Naturwissenschaften, und begab sich 1872 nach Südafrika, wo er sich als Arzt in den Diamantenfeldern niederließ. Er trat im Nov. 1873 eine Reise durch Transvaal und die anstoßenden Negerlande an, von der er im April 1874 zurückkehrte. Im März 1875 brach er wieder nach Norden auf, erreichte Schoschong und drang bis zum Zambese vor, dessen Victoriafälle er besuchte. Ende 1876 traf er wieder in den Diamantenfeldern ein und kehrte 1879 nach Europa zurück. Anfang 1884 begab sich H. wieder nach Afrika und begann Ende April von der Kapstadt aus eine neue Forschungsreise. Seine großartigen naturwissenschaftlichen und ethnolog. Sammlungen hat H. an österr. Anstalten und einige außerösterr. Museen verteilt. Außer Aufsätzen in Zeitschriften schrieb H.: «Kulturskizze des Marutse-Mabundareichs» (Wien 1879), «Sieben Jahre in Südafrika» (2 Bde., Wien 1880—81), «Die Kolonisation Afrikas» (4 Hefte, Wien 1882). Mit Pelzeln gab er heraus: «Beiträge zur Ornithologie Südafrikas» (Wien 1882).

Holunder, s. Hollunder.

Holy (engl.), heilig, häufig in Zusammensetzungen vorkommend.

Holycroß, Stadt in der irischen Grafschaft Tipperary, links am River Suir, 35 km im NNW. von Clonmel, mit 2800 E. und den Ruinen der 1182 gestifteten Holycroßabtei.

Holyhead, im Walisischen Pen Caer Gybi, Marktstadt, Hafenplatz, ehemals Fischerort, auf der zum engl. Fürstentum Wales gehörigen Insel und Grafschaft Anglesey (s. d.), an deren Westseite auf dem durch einen Damm und eine Eisenbahn mit ihr verbundenen Eiland Holy gelegen, 38 km westlich von Beaumaris an der Menai-Straße, ist unregelmäßig gebaut und zählt (1881) 8543 E., die hauptsächlich Küstenhandel und Schiffbau betreiben. Der Ort hat Wichtigkeit als der Irland am nächsten gelegene Hafen, wohin auch, und zwar nach Howth bei Dublin, ein 104,4 km langer unterseeischer Telegraphendraht gelegt ist. Es findet hier die Hauptüberfahrt nach Kingstown, dem Hafen von Dublin, statt. Das Dampfboot schließt sich an die von London kommenden Eisenbahnzüge an, und die ganze Fahrt zwischen London und Dublin dauert so 14 Stunden. Von 1847 bis 1873 wurde zu H. ein großer Zufluchtshafen gebaut. Derselbe wird von zwei 2937 und 610 m langen Wellenbrechern gebildet und umschließt ein Areal von 128 ha, das ein 457 m langer Damm zum Anlegen der Packetboote durchzieht. Neue Hafenanlagen wurden 17. Juni 1880 eröffnet. Die Insel Holy oder Holyhead steigt an ihrem Nordwestende in Holyhead-Hill 210 m empor und schließt an der Nordseite mit Anglesey die Holyheadbai ein.

Holy-Island oder Lindisfarne, kleine engl. Insel von 1020 Acres Fläche, fast am Nordende

Digitized by Google

von Northumberland, im NW. neben den Farneinseln und 15 km im SO. von Berwick am Tweed. An der Westseite liegt ein kleines Fischerdorf, in dessen Nähe sich die Ruinen des 635 vom König Oswald gegründeten Benediktinerklosters Lindisfarne-Abbey befinden, welches ursprünglich der Sitz des Bistums von Durham war. An der Ostseite findet sich eine Bucht mit sicherm Hafen und an der Südostseite ein Fort auf steilem Fels.

Holyoake (George Jak.), engl. Freidenker und Sozialpolitiker, geb. 13. April 1817 in Birmingham, empfing seine Erziehung in dem dortigen Arbeiterbildungsverein, in dem er später auch selbst eine Reihe von Jahren als Lehrer wirkte. Dem in diesem Kreise herrschenden demokratisch-freidenkerischen Geist gab H. zuerst öffentlichen Ausdruck in seiner Schrift: «The spirit of Bonner in the disciples of Jesus» (Birmingham 1842). Diese Schrift zog ihm eine Anklage auf Blasphemie und Atheismus und eine längere Gefängnisstrafe zu. Im J. 1846 begründete er die Zeitschrift «The Reasoner», die den Zweck verfolgte, die von H. mit dem Wort «Säkularismus» bezeichnete modern wissenschaftlich-sittliche Weltanschauung des gesunden Menschenverstandes gegen die Herrschaft theol.-polit. Orthodoxie zur Geltung zu bringen. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «A logic of facts, or plain hints on reasoning» (1848), «A logic of death, or, why should atheists fear to die?» (1851; 82. Aufl. 1874), «Secularism, the practical philosophy of the people» (1854), «Secularism, distinguished from Utilitarianism» (1855), «History of co-operation in Rochdale» (1858), «Life and last days of Robert Owen of New Lanark» (1859), «Essay on the character and services of Thomas Payne» (1861), «The limits of Atheism?» (1861), «The childs ladder to knowledge» (1866), «The history of co-operation in England» (2 Bde., 1875—77). Zu Ende der vierziger Jahre siedelte H. nach London über und begründete dort eine Buchhandlung. Zum Teil seinen Bemühungen war die Durchführung der Evidence amendment act (1869) zuzuschreiben, welche statt des Eides die Affirmation vor den Gerichtshöfen gesetzlich gültig machte. Seit 1874 erscheint als größeres Organ der Säkularisten die von H. begründete «Secular Review». Eine Reise nach Amerika beschrieb er in der Schrift «Among the Americans» (1881).

Holyoke, rasch aufblühende Fabrikstadt im County Hampden des nordamerik. Staats Massachusetts, früher ein Teil von Springfield, liegt am rechten Ufer des Connecticutflusses und zählte 1880 schon 21 915 E., während es deren 1850 nur 3245 hatte. Seiner günstigen Lage mit bedeutender Wasserkraft verdankt H. seine Blüte als Fabrikort. Seine Baumwoll- und Papierfabriken gehören zu den ersten des Landes.

Holyrood, d. i. heiliges Kreuz, der alte Königspalast zu Edinburgh, hat seinen Namen von dem ihm gegenüberliegenden Kloster Holyrood-Abbey, das 1128 vom schott. König David I. gegründet und mit reichen Ländereien beschenkt wurde. Im 14. und 15. Jahrh. diente das Kloster den schott. Monarchen öfters zur Residenz, und die meisten von ihnen wurden in seinen Gewölben beigesetzt. Der eigentliche Palast ward jedoch erst 1528 von Jakob V. erbaut und blieb, nachdem das Kloster 1544 durch die Engländer bis auf das Schiff der Kirche niedergebrannt worden, der gewöhnliche Aufenthaltsort der Königin Maria Stuart und ihres Sohnes, Jakobs VI., bis derselbe als Jakob I. 1603 den engl. Thron bestieg. Durch die Truppen Cromwells arg verwüstet, lagen Palast und Kloster größtenteils in Ruinen, bis unter der Regierung König Karls II. 1671 der Neubau des gegenwärtigen Palastes begann, bei welchem man den nordwestlichen, von König Jakob V. erbauten Teil in seiner ursprünglichen Gestalt erhielt. Der neue Palast ist nach der Zeichnung Sir William Bruces aus Stein in Form eines Vierecks aufgeführt, jede Seite ungefähr 73 m lang und die Fronte auf beiden Ecken mit starken Türmen versehen. In der Galerie auf der Nordseite desselben, welche 44 m lang, 7,5 m breit und 5,5 m hoch ist, befinden sich die Bildnisse von 111 meistens fabelhaften schott. Königen, gemalt vom Niederländer de Witt. In dem alten Teile des Palastes ist das Zimmer der Königin Maria ganz in seiner damaligen Gestalt erhalten, mit allen von ihr gebrauchten Gerätschaften und einigen ihrer Stickereien. Auch findet man hier noch das Kabinett, in welchem 1566 im Beisein der Königin deren Günstling Rizzio durch die Verschworenen Darnleys, der mit ihnen durch eine Fallthür auf dem daranstoßenden Gange eingedrungen war, niedergestochen wurde. Das Zimmer der Königin bewohnten 1745 kurze Zeit der Prätendent Karl Eduard und gleich darauf nach der Schlacht bei Culloden der Herzog von Cumberland. Später war der Palast zweimal, 1795—99 und 1830—32, der Zufluchtsort der aus Frankreich vertriebenen Bourbons. Diese historisch merkwürdigen Räume sind namentlich aus Walter Scotts Schilderungen bekannt. Seit 1842, seitdem die Königin Victoria auf ihren Herbstreisen nach den Hochlanden hier abstieg, sind die Staatsgemächer zum Teil wieder in Stand gesetzt worden, aber sehr selten gebraucht.

Holywell, Stadt in der engl. Grafschaft Flint in Wales, 5 km im NW. von Flint, links vom Ästuar des Dee, hat wichtige Kohlengruben, Baumwollmanufakturen, Eisengießerei, Blei-, Zink- und Kupfergruben und zählt (1881) 3091 E. Seinen Namen, heilige Quelle, führt H. nach der wunderthätigen Winfrieds-Quelle, zu welcher ehedem zahlreiche Wallfahrten veranstaltet wurden und die jetzt als Heilquelle viel besucht ist.

Holz nennt man in der Pflanzenanatomie im Gegensatz zum Bast (s. d.) diejenigen Partien der Stämme von Dikotyledonen und Gymnospermen, welche innerhalb des Cambiumringes liegen, mit Ausnahme des Markes. (S. Cambium.) Jetzt ist der Name nur noch wenig gebräuchlich; man bezeichnet jene Partien allgemein als Xylem (s. d.).

Im gewöhnlichen Leben, im technischen Sinne, versteht man unter H. die unter der Rinde liegende Hauptmasse des Stammes, der Äste und Wurzeln der Bäume und Sträucher. Der anatom. Bau, die chem. Zusammensetzung des H. bedingen dessen Brauchbarkeit zu verschiedenen technischen Zwecken. Im gemäßigten Klima handelt es sich nur um Dikotyledonen und Coniferen. Monokotyledonen (z. B. Palmen) kommen hier weniger in Betracht. Das H. setzt sich zusammen aus verschieden gestalteten Holzzellen und Gefäßen. In der gemäßigten Zone bildet sich um den Stamm jährlich ein sog. Jahres- oder Holzring, der meist deutlich erkennbar ist. In den Tropen finden oft fortwährend

Digitized by Google

Neubildungen statt, der Querschnitt solcher Stämme läßt dann keine Jahresringe erkennen. Bei unsern Bäumen und Sträuchern unterscheiden sich letztere meist leicht dadurch, daß die im Frühjahr gebildeten Partien aus weiten, dünnwandigen Zellen bestehen und zahlreiche weite Gefäße enthalten, wo diese überhaupt vorkommen, während die später gebildeten Partien dickwandigere und in radialer Richtung zusammengedrückte Zellen besitzen. Diese ungleichmäßige Gestaltung des Frühjahrs- und Herbstholzes eines Ringes erklärt Sachs durch den zunehmenden Gegendruck, welchen die im Laufe des Sommers austrocknende Rinde der Ausdehnung des wachsenden Holzkörpers entgegensetzt, während im Frühjahr, wo die Reservestoffe sich lösen und Wasser anziehen, eine Quellung des Rindenkörpers stattfindet, welche die Risse der Borke erweitert, äußere Teile derselben abstößt und so Platz für neue Holzbildungen schafft.

Deutlich lassen sich die Jahresringe unterscheiden bei den Nadelhölzern, weil bei diesen der Unterschied in der Gestaltung der Zellen bedeutender ist als bei den Laubhölzern, auch ist das Herbstholz meist dunkler gefärbt. Ebenso deutlich unterscheiden sich die Ringe bei den «ringporigen» Laubhölzern, welche in der Frühjahrszone einen dichten Kranz größerer Gefäße führen, während in der Herbstzone Anzahl und Größe derselben abnimmt (Eiche, Ulme, Esche u. s. w.). Schwerer unterscheiden sich die Ringe bei den «zerstreutporigen» Laubhölzern, bei denen die Gefäße entweder gleichförmig zerstreut oder zu verschiedenen Gruppierungen geordnet vorkommen (Buche, Hornbaum, Ahorn, Pappel u. s. w.). Eine ganz sichere Bestimmung des Baumalters gibt die Anzahl der Jahresringe nicht, weil ausnahmsweise in einem Jahre zwei Ringe entstehen können, mitunter aber auch einzelne Ringe nicht den ganzen Stamm umfassen. Die Breite der einzelnen Jahresringe ist bei einer und derselben Holzart, selbst bei demselben Baume sehr verschieden, sie wird in erster Reihe bedingt durch den Standort, je günstiger Boden und Klima, desto breiter werden sie; erhöhter Lichtgenuß bei reich entwickelter Baumkrone erweitert sie manchmal auf das Drei- und Vierfache; feuchte fruchtbare Jahre zeigen stärkern Holzzuwachs, also auch breitere Jahresringe, als trockene; verschmälernd wirken Schäden durch Frost oder Insekten. Bei ganz regelmäßigem Verlauf des Wachstums nimmt die Breite der Ringe mit dem Alter des Baums allmählich ab, denn jeder nächstfolgende Ring bildet einen größern Kreis als der vorhergehende. Einen unbedingt richtigen Schluß auf die Qualität des H. gestattet die verschiedene Breite der Jahresringe nicht. Da jedoch bei den Nadelhölzern mit der Breite des Ringes das Frühjahrsholz meist verhältnismäßig mehr zunimmt, als das dichtere Herbstholz, so ist das engringige H. wegen der größern Menge seiner Herbstholzschichten schwerer und daher auch für viele technische Zwecke wertvoller.

Umgekehrt verhalten sich die ringporigen Laubhölzer; bei ihnen wechselt mit der Breite der Ringe besonders das dichte Herbstholz, während die poröse Frühjahrsschicht mehr oder weniger konstant bleibt. Bei den zerstreutporigen Laubhölzern hat die Breite der Ringe einen bemerkbaren Einfluß auf das Holzgewicht in der Regel nicht. Möglichst gleichförmiger Bau der Jahresringe, also nicht greller Wechsel zwischen breiten und schmalen Ringen, berechtigt stets zu günstigen Schlüssen bezüglich der Qualität des H. Auf die technischen Eigenschaften desselben hat ferner einen bedeutenden Einfluß die Größe und Anzahl der «Markstrahlen» oder «Spiegelfasern»; sie bestehen aus einem parenchymatischen Gewebe, welches den Holz- und Rindenkörper in radialer Richtung bandartig durchsetzt. Von der Länge und Breite derselben hängt der Verlauf der Holzfaser ab. Dieser ist z. B. bei den meist langen, schmalen und zahlreichen Markstrahlen der Nadelhölzer fast gerade und parallel, daher deren leicht- und glattspaltiges Holz. Bei kurzen, breiten und bauchigen Markstrahlen nehmen die Holzfasern einen mehr oder weniger geschlungenen Verlauf um erstere, solche Hölzer sind in der Regel schwer- und nicht glattspaltig. Große, kräftige Markstrahlen erhöhen wieder die Spaltbarkeit, wie z. B. Eiche und Buche beweisen. Jedenfalls sind aber die Markstrahlen Ursache, daß sich alles H. in der Richtung ihrer Ebene, also in der radialen Richtung leichter spaltet, als in der tangentialen oder Sehnenrichtung. Für manches H., namentlich für dessen Dauerhaftigkeit, ist von hoher Bedeutung sein Harzgehalt. Den Laubhölzern fehlt das Harz ganz oder fast ganz. Die meisten Nadelhölzer (alle Kiefern und Fichten) besitzen Harzporen oder Harzkanäle, d. h. wandungslose, von harzbildenden Zellen umgebene Räume, welche nicht bloß in der Längsrichtung des Baums verlaufen und dann auf dem Querschnitt erkennbar werden, sondern sich auch in den Markstrahlen finden. Die Laubhölzer besitzen keine Harzkanäle, die übrigen Nadelhölzer, wie Weißtanne, Wacholder, Lebensbaum und Eibe sehr wenig oder ebenfalls keine.

Das H. wird in Kern und Splint unterschieden. Unter ersterm versteht man die innern, ältern Holzschichten, welche nach außen von einem Ringe jüngern H., dem Splint, umgrenzt werden. Letzterer hat in der Regel einen größern Saftreichtum als der Kern, dieser ist bei vielen Holzarten dunkler gefärbt. Am auffallendsten ist dieser Unterschied in der Farbe bei vielen Hölzern der warmen Zone, so z. B. beim Ebenholz (Diospyrus Melanoxylon *Roxb.*) und andern Ebenaceen. Unsere Holzarten zeigen diesen Unterschied teils deutlich, teils gar nicht. Man nennt deshalb «Kernholzbäume» jene, bei denen ein ausgesprochener Farbenunterschied zwischen Splint und Kern vorhanden ist (Eiche, Kastanie, Esche, Ulme, alle Kiefernarten, Lebensbäume, Lärche, Wacholder, Pappel, Weide); «Reifholzbäume», Holzarten, bei welchen dieser Farbenunterschied nicht besteht (Fichte, Tanne, Buche), die centralen Holzpartien sind nur trockener oder saftärmer als die äußern; «Splintholzbäume», welche weder in der Farbe, noch im Saftreichtum einen deutlichen Unterschied erkennen lassen (Birke, Linde, Erle, Ahorn, Hornbaum, Aspe), bei ihnen ist der innere Holzkörper ebenso saftleitend wie der Splint. Über die Kernholzbildung bestehen sehr verschiedene Ansichten. Nach R. Hartig ist die farbige Verkernung nur eine Ablagerung von Stoffen (Gerbstoff, Gummi, Harze u. s. w.) im Lumen und in den Wandungen der Holzorgane, verbunden mit einer Vermehrung der Substanz. Reif- und Splintholzbäume zeigen im Innenholz entweder einen Substanzverlust (Stärkemehl) oder bleiben unverändert. Der sog. falsche oder kranke Kern, z. B. der rötliche Kern der Buche, wird durch beginnende

Digitized by Google

Zersetzung oder durch Zufuhr von löslichen Zersetzungsprodukten aus andern Baumteilen bedingt. Alter und Standort haben wesentlichen Einfluß auf die Kernholzbildung; im allgemeinen haben ältere, auf fruchtbarem Standort erwachsene Bäume mehr Kern- und Reifholz, als jüngere von dürftigem Standorte. Technisch wichtig ist, daß Kern- und Reifholz bei vielen Holzarten schwerer, härter und dauerhafter ist, als der Splint (z. B. Eiche, Kiefer, Lärche).

Durch die so äußerst verschiedenartige Struktur und Art des Wachstums des H. teils verschiedener Baumarten, teils einer und derselben Holzart von verschiedenem Standort oder verschiedenem Alter werden dessen technische Eigenschaften bedingt, nämlich: äußere Form, Gewicht (Dichtigkeit), Härte, Spaltbarkeit, Biegsamkeit, Festigkeit, Verhalten des H. zum Wasser, Dauer, Farbe und Textur, Brennkraft. Da das H. kein homogener Körper ist, da ferner die individuellen Unterschiede des H. einer und derselben Baumart, ja selbst die der verschiedenen Holzteile eines und desselben Baums sehr groß sind, ist es äußerst schwierig, über die technischen Eigenschaften verschiedener Holzarten bestimmte Angaben zu gewinnen. Beeinflußt werden dieselben überdies noch durch Fehler und Krankheiten des H. Die äußere Form bedingt besonders die Verwendbarkeit des H. zu Bauzwecken; Geradschaftigkeit, Astreinheit, Vollholzigkeit zeichnen im allgemeinen die Nadelhölzer vor den Laubhölzern, am meisten die Fichte und Tanne aus. «Vollholzig» ist ein Baumschaft, der sich in seiner Gestalt mehr dem Cylinder, «abholzig» oder «abformig» ein solcher, welcher sich mehr der Form des Kegels nähert.

Das spezifische Gewicht oder die Dichte des H. hängt ab von der Weite der Zellen und Gefäße und von der Dicke der Wandungen derselben, also von der Porosität. Die feste Holzmasse an sich ist stets schwerer als das Wasser, deren spezifisches Gewicht («Festgewicht») zeigt bei den verschiedenen Holzarten keinen großen Unterschied, man kann es z. B. für Eiche, Buche, Fichte und Kiefer ungefähr zu 1,56 annehmen. Dagegen zeigen die verschiedenen Holzarten nicht bloß, sondern auch die verschiedenen Bäume einer und derselben Holzart und die verschiedenen Teile desselben Baums (Innen-, Außenholz, Schaft oben und unten, Ast-, Wurzelholz) große Verschiedenheit des spezifischen Gewichts. Alle Zahlen sind daher sehr unsicher. Schmale Jahresringe der Nadelhölzer, breite Jahresringe der ringporigen Laubhölzer lassen in der Regel auf hohes spezifisches Gewicht schließen, zerstreutporige Laubhölzer gestatten solchen Schluß nicht. Sehr schwere Hölzer haben lufttrocken ein spezifisches Gewicht von 0,75 und mehr (Eiche, Esche, Eibe u. s. w.), in der gemäßigten Zone sehr selten jedoch über 1, während es in wärmern Ländern viel schwerere Hölzer gibt. Leichte Hölzer nennt man solche, die 0,55 und weniger haben (Fichten, Kiefern, Tannen, Erlen, Pappeln u. s. w.).

In direktem Verhältnis zum spezifischen Gewicht steht die Härte des H., d. h. die schwerern Hölzer sind härter als die leichten. Harte sind unter den wichtigern einheimischen Hölzern: Kornelkirsche, Hartriegel, Hornbaum, Ahorn, Akazie, Buche, Eiche, Esche, Ulme, altes Kiefernkernholz; mittelharte: Birke, Eberesche, Hasel, Kiefer; weiche: Fichte, Tanne, junge Kiefer, Erle, Aspe, Linde, Pappel, Weide. Die wärmere Zone erzeugt so harte Hölzer, daß sie sich nur schwer mit schneidenden Instrumenten bearbeiten lassen (z. B. Eben-, Eisenholz ꝛc.); solches H. sinkt im Wasser sofort unter.

Die verschiedenen Grade der Spaltbarkeit beruhen auf dem mehr oder weniger geraden oder geschlängelten Verlauf der zwischen den Markstrahlen befindlichen Holz- und Gefäßbündel. Leichtspaltig sind: Fichte, Tanne, gemeine Kiefer, Lärche, Erle, Linde; ziemlich leichtspaltig: Eiche, Buche, Esche, Edelkastanie, Schwarz- und Zirbelkiefer; schwerspaltig: Hornbaum, Ulme, Salweide, Birke, Ahorn, Pappel, Obstbäume, Legföhre.

Biegsamkeit ist die Eigenschaft des Holzes, eine Formveränderung zu ertragen, ohne daß dasselbe seinen Zusammenhang verliert, sie äußert sich in der Elasticität und Zähigkeit. Beide Eigenschaften hängen bei derselben Holzart von den verschiedensten Umständen ab, Alter, Bau des H., Feuchtigkeitsgrad. Fichte, Kiefer, Lärche, Eiche, Esche u. a. gehören zu den elastischen Hölzern, während das zäheste H. die jungen Stocklohden von Weiden, Birken, Eichen u. s. w., Wurzelstränge der Fichten und Kiefern, Äste der Fichten und Birken liefern. Die Zähigkeit wird erhöht, wenn man das H. durchdämpft, der Schiffbauer thut dies z. B. mit den Bohlen zur Bekleidung krummer Flächen; demselben Prozesse wird das H. bei der Fabrikation massiv gebogener Möbel unterworfen.

Unter Festigkeit des H. versteht man den Widerstand desselben gegen Zerreißen, Zerdrücken, Zerbrechen u. s. w., überhaupt gegen die Störung des Zusammenhangs seiner Fasern. Man unterscheidet namentlich Tragkraft (relative oder Biegungsfestigkeit) bezüglich des Zerbrechens, z. B. eines Balkens, in Bezug auf das Zerreißen die absolute oder Zugfestigkeit, in Bezug auf das Zerdrücken rückwirkende oder Druckfestigkeit, endlich Drehungs- oder Torsionsfestigkeit, und Scherfestigkeit (Schub- oder Querfestigkeit). Für Bauzwecke ist die Tragkraft die Hauptsache; Eiche, Esche, Fichte, Lärche, Tanne, harzarme Kiefer sind unsere tragkräftigsten Holzarten.

Das Verhalten des Holzes zum Wasser ist in vieler Hinsicht besonders wichtig; frisches H. hat überhaupt etwa 45 Gewichtsprozent Wasser, dessen Menge wechselt aber sehr nach Holzart, Jahreszeit, nach den einzelnen Baumteilen, Standort u. s. w., daher haben die bisher veröffentlichten Untersuchungen sehr verschiedene Resultate ergeben. «Waldtrockenes» H. hat noch etwa 20 Proz., «lufttrockenes» 8—10 Proz. Wasser. Infolge der Wasserverdunstung zieht sich das H. zusammen, es «schwindet»; die Schwindung erfolgt sehr ungleich, in der Richtung des Faserverlaufs kaum bemerkbar, in der des Radius (der Markstrahlen) bis zu 5 Proz. der Linearausdehnung, in der des Umfangs bis 10 Proz. Die Ungleichheit des Schwindens bewirkt das unangenehme «Reißen» und «Werfen» des H.; je schneller das H. schwindet, desto mehr reißt es. Ganz läßt sich dies nicht vermeiden, etwas hilft langsames Austrocknen des Ganzholzes, Verkleinerung der Sortimente, damit das H. schwinden kann, ohne zu reißen (z. B. Faßdauben sind aus frischem H. zu spalten). Ausgetrocknetes H. «quillt» im Wasser oder in feuchter Luft wieder, und zwar ungleich, aber mit großer Kraft (früher übliche Sprengung von Steinblöcken mit Hilfe trockener Holzkeile, die angefeuchtet wurden). Das Schwinden und Quellen des H. erfordert besondere

Digitized by Google

Vorsichtsmaßregeln bei Tischler- und Drechslerarbeiten, z. B. den Füllungen der Thüren läßt man einen Bewegungsraum im umfassenden Rahmen, sonst werfen oder reißen dieselben; Zusammensetzen der Parkettböden aus verschiedenen Hölzern in verschiedener Richtung, ebenso der Billardqueues ꝛc. Überhaupt sollen Tischler nur ganz gut ausgetrocknetes H. verarbeiten, es ist am besten, dasselbe 2—3 Jahre vor der Verwendung liegen zu lassen. Auch gedämpftes Holz hält sich gut.

Die Dauerhaftigkeit des H. ist namentlich wichtig für Bauzwecke. Ganz im Trocknen oder ganz unter Wasser dauert fast alles Holz gut. Im J. 1858 fand man unter anderm in der Donau beim Eisernen Thor Pfeiler der vor 1700 Jahren gebauten Trajansbrücke, das zum Bau der Pfeiler verwendete Eichen- und Lärchenholz war noch ganz gut erhalten; Beweis ferner Hölzer aus alten Torflagern, Pfahlbauten u. s. w. Häufiger Wechsel von Feuchtigkeit und Trockenheit, feucht-dumpfe Luft in Ställen, Kellern, Bergwerken u. s. w. beschleunigen die Zersetzung des H. Am dauerhaftesten von unsern Hölzern sind Eiche, harzreiche und engringige Lärche und Kiefern, am wenigsten dauerhaft sind harzarme Nadelhölzer, Buche, Ahorn, Hainbuche, Birke, Aspe, Linde, Pappeln und Weiden. Das spezifische Gewicht oder die Dichtigkeit des H. entscheidet nicht über dessen Dauerhaftigkeit, schwere Holzarten sind oft weniger dauerhaft als leichte (Buche, Ahorn weniger gut als Kiefer), vergleicht man aber Hölzer einer und derselben Holzart miteinander, so ist immer das schwerere H. das dauerhaftere. Mittel zur Vermehrung der Dauer des H. gibt es mancherlei, z. B. Schutz gegen den Zutritt äußerer Feuchtigkeit (Ölfarben-, Teeranstrich u. s. w.), Imprägnation des H. mit Metallsalzen, Kreosot u. s. w., diese schützt zugleich gegen den Wurmfraß. — Farbe und Textur des H. spielt namentlich für manche Tischler- und Drechslerarbeiten eine Rolle. So zieht man z. B. das H. der Fichte dem der Tanne für Zimmerdielungen u. s. w. vor, weil es seine gelbweiße Farbe behält, während Tannenholz grau wird. Feinere Arbeiten erfordern noch mehr Rücksicht auf Farbe, besondere Verwendung finden das rotbraune Mahagoni- und Palisanderholz, das goldbraune Teakholz, das dunkelbraune Grenadill- und Nußholz, das schwarze Ebenholz. Bezüglich der Textur genießen die dichtgebauten, an erster Stelle die exotischen schweren Hölzer in der Regel einen Vorzug vor den porösen, grobfaserigen. Nur zur Herstellung des Holzstoffs oder der Cellulose für die Papierfabrikation zieht man üppig erwachsenes, grobfaseriges H. dem dichtern vor. Die maserigen, geflammten, wimmerigen Hölzer mit schönen Asteinwüchsen, namentlich Nußbaum, Ulme, Zirbelkiefer, Birke, Eiche, Obstbäume, Esche, Ahorn u. s. w. werden oft sehr teuer bezahlt und als Fourniere u. s. w. verwendet.

Sehr verschieden ist endlich die Brenn- oder Heizkraft des H.; durch die Konkurrenz der Kohlen und infolge der feinern Forstwirtschaft tritt diese Eigenschaft des H. mehr und mehr in den Hintergrund. In den sächs. Staatswaldungen beträgt z. B. jetzt der Nutzholzausfall bereits 75 Proz. der gesamten Derbholzmasse, auf einzelnen Revieren 80 und noch mehr Prozent. Von heimischen Baumarten liefert die Buche das beste Brennholz, das schlechteste geben Pappeln und Weiden.

Viele Fehler des H. beeinträchtigen dessen Brauchbarkeit mehr oder weniger, einige erhöhen dieselbe für bestimmte Zwecke. Zu erstern gehören «Kernrisse» (Waldrisse), welche sich oft schon im lebendigen Baume infolge des Schwindens der innern Holzschichten bilden. «Frostrisse», d. h. radiale Längsrisse im stehenden Baum, welche bei starker Kälte durch die peripherische Zusammenziehung der äußern Holzschichten entstehen, oft Ursache von Fäulnis werden, namentlich bei manchen Laubhölzern infolge der sich fortgesetzt übereinander lagernden «Überwallungsschichten» leistenartige Hervorragungen (nach Göppert «Frostleisten») bilden. «Drehwuchs», d. h. ein spiralig um die Achse des Stammes gerichteter Verlauf der Holzfasern. Rechts oder «widersonnig» gedreht ist ein Baum, wenn die von unten nach oben verfolgten Fasern beim stehenden Baume von der linken nach der rechten Seite des vor ihm stehenden Beobachters laufen; verlaufen die Fasern von rechts nach links, so ist der Baum links oder «nachsonnig» gedreht. Starker Drehwuchs macht das H. zu manchen Nutzwecken ganz unbrauchbar, es spaltet nicht, ist weniger tragfähig u. s. w. Schwacher Drehwuchs schadet wenig, in manchen Gegenden schreibt man dem nachsonnig gedrehten Holze größere Verwendbarkeit zu, als dem widersonnigen (vielleicht Vorurteil?). Ursache des Drehwuchses ist unbekannt. Am meisten neigen zu Drehwuchs Kiefer, Eiche, Roßkastanie, Edelkastanie, Obstbäume, Fichte u. s. w. «Ästigkeit» des H., d. h. eingewachsene Äste, machen dasselbe unbrauchbar für Spalt- und feinere Schnittwaren; durch Erhaltung des Bestandesschlusses, mitunter auch durch künstliche Entfernung der Äste mit Messer und Säge erzieht der Forstwirt möglichst astreines Holz. Ein nützlicher Fehler des H. ist für manche Verwendungszwecke verschlungener und wellenförmiger Verlauf der Fasern; hierher gehört «Maserwuchs», hervorgerufen durch örtliche Wucherung zahlreicher Proventivknospen, manchmal infolge von Verletzungen, besonders bei Pappeln, Ulmen, Erlen, Birken, Eichen, Ahorn, Linden (Fournierholz, H. zu Tabaksdosen, Pfeifenköpfen u. s. w.). Nicht verschlungenen, sondern nur wellenförmigen Verlauf der Fasern zeigt der «wimmerige» Wuchs, am meisten zu finden bei Buchen, Eschen, Erlen, Eichen, besonders am Wurzelansatze; derartiges H. ist gut für Tischlerware, aber nicht gut als Bauholz zu brauchen. Fehler des H., welche durch Krankheit der Holzfaser bedingt werden, Fäulnis und Krebs, sind immer nachteilig für dessen Brauchbarkeit.

Die verschiedenen Fäulnisprozesse, welche die Praxis nach der Farbe als «Rotfäule» und «Weißfäule» unterscheidet, werden meist eingeleitet durch parasitische Pilze, die entweder von oberirdischen Wundstellen oder von den Wurzeln aus in den lebenden Baum eindringen. Fäulnis scheint aber auch hervorgerufen werden zu können durch Einwirkung von Luft und Wasser auf Wundflächen, wobei sich Pilze nur sekundär beteiligen, oder als «Wurzelfäule» durch ungenügenden Sauerstoffgehalt des Bodens. Bei der Zersetzung des H. durch parasitische Pilze verliert es seinen Zusammenhang durch Auflösung der Zellwände und nimmt verschiedene Farben an. Diese Pilze gehören den Gattungen Trametes, Agaricus, Polyporus, Telephora, Hydnum u. s. w. an. Nach dem örtlichen Auftreten der Krankheit spricht die

Digitized by Google

Praxis von Wurzel-, Stock-, Ast- und Kernfäule. Äußerliche Fäulnis bezeichnet man gern mit dem Ausdruck «Krebs». Beschädigungen, Frostrisse, Insekten sind oft Ursache, obgleich auch hier Pilze eine Hauptrolle spielen, so beim Krebs der Tanne Aecidium elatinum, bei dem der Lärche Peziza Willkommii, bei verschiedenen Laubhölzern verschiedene Arten der Gattung Nectria. Die Fäulnis tritt noch häufiger als in lebenden Bäumen in totem, bereits verarbeitetem Holze auf, und ist sie auch hier von verschiedenen Pilzen begleitet oder eingeleitet. Ein höchst gefährlicher Feind ist in dieser Beziehung der Hausschwamm (s. d.).

Das H. ist Hauptprodukt der Forstwirtschaft. Nach der 1875 getroffenen Vereinbarung der deutschen forstlichen Versuchsanstalten unterscheidet man forstwirtschaftlich 1) nach den Baumteilen: «Derbholz», d. i. die oberirdische Holzmasse über 7 cm Durchmesser (einschließlich der Rinde); «Reisig», d. i. die oberirdische Holzmasse bis einschließlich 7 cm Durchmesser; «Stockholz», d. i. die unterirdische Holzmasse und der bei der Fällung daran verbleibende Teil des Schafts. 2) Nach der Gebrauchsart: a) Bau- und Nutzholz; dieses zerfällt in «Langnutzholz» (Stämme, Klötze, Stangen) und «Schichtnutzholz», d. i. in Schichtmassen eingelegtes H., Nutzrinde (in der Hauptsache Gerbrinde); b) «Brennholz» (Scheite, Knüppel, Reisig, Rinde, Stöcke). Meist wird das H. als Rohprodukt aus dem Walde dem Markte zugeführt. Schon seit alter Zeit hat man sich vielfach mit der Frage beschäftigt, welche Jahreszeit für die Fällung des H. in Rücksicht auf dessen Qualität die beste sei. Bereits im 16. Jahrh. erschienen «Forstordnungen», welche bestimmte Fällungszeiten vorschreiben, das Fällen außer diesen Zeiten nannte man «im bösen Wedel» hauen. Vielfach wird noch heute angenommen, daß das im Winter gefällte H. besser sei, als das im Sommer gefällte. Einige neuere Versuche haben gezeigt, daß diese Annahme nicht unbedingt richtig ist, sobald das H. nach der Fällung nur entsprechend behandelt wird. (Vgl. unter anderm: «Untersuchungen über den Einfluß der Fällungszeit auf die Dauerhaftigkeit des Fichtenholzes» im «Tharander forstlichen Jahrbuch», Bd. 29.) Etwas hat die Winterfällung für sich, daß das Langnutzholz infolge langsamern Austrocknens weniger stark aufreißt. Übrigens wird die Fällungszeit gegenwärtig sehr verschieden durch mancherlei andere wichtige forstwirtschaftliche Rücksichten auf Verjüngung, Transport, Arbeitskräfte, Gewinnung der Rinde, klimatische Verhältnisse u. s. w. bedingt. Im allgemeinen findet in den mildern klimatischen Lagen, in welchen die Laubhölzer, auch Kiefern heimisch sind, mehr die Winterfällung (Ende Oktober bis März) statt, während man gezwungen ist, in den höhern, rauhen Gebirgslagen, wo sich meist ausgedehnte Nadelholz-, namentlich Fichtenwaldungen finden, der Sommerfällung den Vorzug zu geben.

Die der Fällung unmittelbar folgende Aufbereitung oder Ausformung des H. muß um so sorgfältiger geschehen, je wertvoller die Hölzer sind; im allgemeinen hat man sich dabei nach den lokalen Bedürfnissen des Marktes und Handels zu richten, weshalb die verschiedensten Sortimente auszuhalten sind. Bald kommt das H. als Langholz, bald gespalten, bald als Schnittware (Bretter, Latten) in den Handel. Form und Benennung der einzelnen Sortimente sind nach den verschiedenen Handelsusancen außerordentlich verschieden. Der Holzhandel hat infolge Verbesserung der Verkehrsmittel früher nicht geahnte Dimensionen erreicht. So belief sich beispielsweise die Einfuhr von europäischem, rohem und bearbeitetem Bau- und Nutzholz über die deutschen Zollgrenzen 1880 auf 2 147 149 t (1 t = 1000 kg), 1881 auf 2 376 676 t, 1882 auf 2 505 386 t; die Ausfuhr dagegen 1880 auf 999 350 t, 1881 auf 1 084 003 t, 1882 auf 1 136 283 t. Namentlich über Danzig, Memel, Stettin, Königsberg, Hamburg, Lübeck und Bremen wird aus Deutschland H. russischer, galizischer und deutscher Herkunft nach England, Frankreich, Belgien, Holland und Dänemark ausgeführt. Hauptwasserstraßen für auswärtigen und inländischen Handel mit H. bilden unter andern die Weichsel für Rußland, die Oder für Oberschlesien, die Elbe für Böhmen und Sachsen, der Rhein für Baden, Württemberg und Bayern, die Weser für Bremen, die Donau mit Isar, Iller und Inn für Österreich ꝛc. Auch außereurop. Hölzer werden jetzt vielfach nach England, Frankreich und Deutschland eingeführt. In Deutschland belief sich die Einfuhr 1880 auf 35 430 t, 1881 auf 35 724 t, 1882 auf 37 215 t; die größte Masse dieses H. kam aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Ausfuhr Deutschlands nach außereurop. Ländern ist nicht erheblich, sie belief sich 1880 auf 5075 t, 1881 auf 7625 t, 1882 auf 7945 t. Über den bedeutenden Verkehr innerhalb der Zollgrenzen auf Eisenbahnen, Wasserstraßen und mit gewöhnlichem Fuhrwerk lassen sich Zahlenangaben nicht gewinnen.

Das H. wird nicht bloß als solches zu den verschiedensten technischen Zwecken verwendet, sondern auch gewisse einzelne Bestandteile desselben, die durch verschiedene Prozesse dargestellt werden. Schon in alten Zeiten gewann man Holzkohlen durch die «Köhlerei», um namentlich für metallurgische Zwecke einen möglichst wenig Asche gebenden Brennstoff zu erhalten. Die Fortschritte der Technik haben indessen die Holzkohlen vielfach durch die billigern Steinkohlen verdrängt. Eine Erhitzung des H. bis auf etwa 300° C. unter vollständigem oder fast vollständigem Abschluß der Luft verwandelt dasselbe in Kohle. Es geschieht dies meist in «Meilern», mitunter auch in Retorten. Bei diesem Prozeß, den man auch trockene Destillation des H. nennen kann, entweichen aus dem verkohlenden H. zahlreiche Stoffe, welche technisch benutzt und deshalb auch für sich allein dargestellt werden, nämlich Leuchtgas, Holzessig, Holzgeist, Kreosot, Teer u. a. m. Besonders letzterer wurde früher noch mehr als jetzt in dazu errichteten Öfen aus harzreichem Kiefernholz dargestellt («Teerschwelerei»). Durch vollständiges Verbrennen des H. gewinnt man Asche zur Darstellung der Pottasche, heute nur noch in Waldungen, denen hinreichender Absatz fast vollständig fehlt (z. B. in einigen Gegenden der Bukowina). Durch mechan. Zerkleinerungen des H. in den «Holzschleifereien» wird der Holzstoff für Papierfabrikation, durch Kochen des H. mit Soda zu demselben Zwecke «Cellulose» gewonnen. Die Anzahl der dazu dienenden Fabriken steigt von Jahr zu Jahr. (S. Papier.) Aus den lebenden Nadelhölzern gewinnt man Harz, indem man die Bäume auf verschiedene Weise verwundet, wodurch Harzausfluß entsteht. Das Harz wird zur Darstellung von Pech, Terpentinöl, Kienruß u. s. w. verwendet. Geeignet dazu sind vorzüglich

Digitized by Google

Fichte, Schwarzkiefer und Seekiefer.. In den deutschen Fichtenwaldungen verschwindet diese Nutzung mehr und mehr, weil sie die Gewinnung von Nutzholz sehr beeinträchtigt. Mancherlei Gerb- und Farbstoffe werden meist aus exotischen Hölzern gewonnen. Der Cambialsaft der Coniferen liefert Vanillin u. s. w.

Litteratur. K. Gayer, «Die Forstbenutzung» (6. Aufl., Berl. 1883); Nördlinger, «Die technischen Eigenschaften des H.» (Stuttg. 1860); derselbe, «Querschnitte von 100 Holzarten» (10 Bde., deren jeder 100 natürliche, dünne Blättchen Hirnholz mit Text enthält, Stuttg. 1852—82); derselbe, «Anatom. Merkmale der wichtigsten deutschen Wald- und Gartenholzarten» (Stuttg. 1881); Burkart, «Sammlung der wichtigsten europ. Nutzhölzer» (Wien 1880; 40 Tafeln mit Holzdurchschnitten); J. Wiesner, «Einleitung in die technische Mikroskopie» (Wien 1867); derselbe, «Die Rohstoffe des Pflanzenreichs» (Lpz. 1873); W. Exner, «Die mechanischen Eigenschaften des H.» (Wien 1871); Mayer, «Chemische Technologie des H. als Baumaterial» (Braunschw. 1872); Gottgetreu, «Physische und chem. Beschaffenheit der Baumaterialien» (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1879—81); Karmarsch, «Handbuch der mechanischen Technologie» (5. Aufl., 2 Bde., bearbeitet von E. Hartig, Hannov. 1875—76); R. Hartig, «Die Zersetzungserscheinungen des H. der Nadelholzbäume und der Eiche» (Berl. 1878); derselbe, «Lehrbuch der Baumkrankheiten» (Berl. 1882); Frank, «Die Krankheiten der Pflanzen» (Bresl. 1881); Buresch, «Der Schutz des Holzes gegen Fäulnis und sonstiges Verderben» (Dresd. 1880); Scheden, «Rationell-praktische Anleitung zur Konservierung des H.» (2. Aufl., Lpz. 1860); Marchet und Exner, «Holzhandel und Holzindustrie der Ostseeländer» (Weim. 1876); Sykytka, «Das H., dessen Benennungen, Eigenschaften, Krankheiten und Fehler» (Prag 1882); Prinz, «Die Bau- und Nutzhölzer oder das H. als Rohmaterial für technische und gewerbliche Zwecke» (Weim. 1884).

Holz (künstliches), im allgemeinen ein dem natürlichen H. in Zusammensetzung und technischen Eigenschaften ähnliches Material. Am häufigsten bezeichnet man damit eine Masse, die aus feingepulverten Sägespänen mit Hilfe eines passenden Bindemittels durch Pressen in Formen hergestellt wird. (S. Bois durci und Holzcement.) Nach einer andern Methode dient hierzu ein feiner Holzstoff, wie er in der Papierfabrikation benutzt wird. Derselbe gibt, mit einer Leimlösung imprägniert, gepreßt und getrocknet, eine feste Masse, die durch mehrere heiß aufgetragene Anstriche mit Leinölfirnis vor der Einwirkung der Nässe geschützt wird. In neuerer Zeit werden aus solchen Holzpasten meist Galanterie- und Bijouteriewaren, Reliefornamente für Möbel, Bilderrahmen u. s. w. als wohlfeiler Ersatz der Holzschnitzerarbeiten hergestellt. Ein mit Rücksicht auf Naturähnlichkeit wesentlich vervollkommnetes Verfahren ist das von B. Harraß in Böhlen (bei Rudolstadt). Nach demselben bildet den Hauptbestandteil der Paste die durch chem.-mechan. Auflösung des H. in feinster Gestalt gewonnene Cellulose (Holzfaser), welcher in bestimmtem Verhältnis diejenigen Klebestoffe (Fett, Gummi, Zucker, Eiweiß u. s. w.) zugesetzt werden, durch deren Vorhandensein im natürlichen H. der innige Zusammenhang der Fasern bedingt wird. Durch Beizung erhalten dergleichen Gegenstände das Aussehen irgendeiner Holzart, währen Fähigkeit des Materials, sich sägen, feilen, h bohren, schneiden, schleifen, polieren, lackiere vergolden zu lassen, alle für H. gebräuchlichen men und Dekorationsarten gestattet. Um i höherm Grade die eigenartige Schönheit des lichen H. in Textur und Färbung zu erreichen den die so hergestellten Ornamente u. s. w einer Fournierung von Naturholz überzogen ohne Fournierung in «Roh- oder Schwarzn ausgeführten Holzpressungen werden öfter künstliches Ebenholz bezeichnet.

Holzalkohol, s. Holzgeist.

Holzapfel (Peter, Graf), eigentlich E mann, daher gräcisiert Melander, kaiserl. marschall, geb. 1585 in der Grafschaft Nassa Sohn eines Bauern, widmete sich dem Kriegsd und war 1620 Oberster der Stadt Basel, kämpfte dann im Veltliner und im Mantuan Krieg, wurde 1633 Generallieutenant des grafen Wilhelm von Hessen-Kassel, befel 8. Juli 1633 in der Schlacht bei Oldendorf Centrum und trug viel zum Siege über die K lichen bei. Nach der Schlacht bei Nördlinge fehligte H. in Westfalen, mußte aber nach land abziehen und wurde 1642 als des Ver verdächtig aus dem hess. Dienst entlassen. Er in den Dienst des Pfalzgrafen von Neuburg, jedoch in kaiserl. Dienste, wurde in den Gr stand erhoben und mit dem Oberbefehl in W falen betraut. Im J. 1646 eroberte H. Mü und Eifel, wurde 1647 Feldmarschall und nahm nach Gallas' Tode den Oberbefehl über kaiserl. Heer, welches er zunächst mit Geschick ganisierte. Er schlug die Schweden unter Wra bei Eger, verfolgte dieselben nach Hessen und 17. Mai 1648 bei Beginn der Schlacht bei marshausen. Vgl. Hofmann, «Peter Melan Reichsgraf zu H.» (Münch. 1882).

Holzapfelbaum, s. u. Apfel, Apfelba

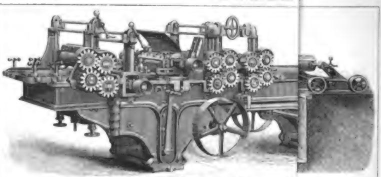
Holzappel, Stadt im preuß. Regierungsb Wiesbaden, Unterlahnkreis, 5 km im NO. Obernhof, mit (1880) 1039 E., hat ein Sc (Standesherrschaft des Großherzogs von Ol burg) und Blei- und Zinkerzgruben.

Holzbauer (Ignaz), fruchtbarer Kompo geb. in Wien 1711 und bis 1747 dort als M direktor thätig, dann nach einer ital. Reise 1 Hofkapellmeister in Stuttgart und 1753 Hofka meister in Mannheim, dessen Kapelle er zu e der berühmtesten der damaligen Zeit machte. A Opern und Oratorien, meistens zu ital. Te und vielen lat. Messen schrieb er gegen 200 S phonien und viele sonstige Instrumentalwerke. starb 7. April 1783 in Mannheim.

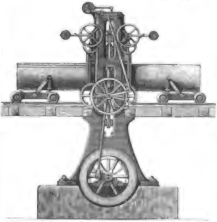
Holzbearbeitung, s. die Art. Bohrer Bohrmaschinen, Faßfabrikation, Fo nieren, Fräse, Hobel, Holzbearbeitun maschinen, Holzkonservierung, Ho schnitzerei, Holzstoff, Marqueterie, Sä

Holzbearbeitungsmaschinen (frz. machi à travailler le bois, engl. wood-working machin Die Erfindung der zur Bearbeitung des Holzes nenden Hilfsmaschinen datiert, abgesehen von Holzdrehbank und von den verschiedenen Syste der Gattersäge, aus den letzten drei Jahrzehn Zuerst kamen dieselben in dem holzreichen Ame in allgemeinen Gebrauch. Die ersten in Deut land bekannt gewordenen H. waren amerik., e

Digitized by Google



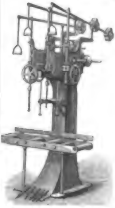
10. Kombinierte Hobel-, Kehl-, Nut- und Spundmaschi



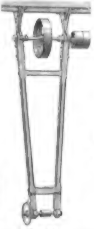
3. Gattersäge mit Walzenvorschub.

1.

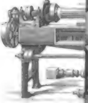
oupiersäge



13. Holzbohrmaschine mit drei Spindeln.



6. Pendelsäge.



Ba

Digitized by Google

oder auch franz. Fabrikat; gegenwärtig sind jedoch die Konstruktionen der einheimischen Industrie so vervollkommnet, daß der Bedarf Deutschlands an H. durch seine Produktion vollständig gedeckt wird. Hervorragende Fabrikanten von H. sind in Deutschland: Chemnitzer Werkzeugmaschinenfabrik, Kappel-Chemnitzer Stickmaschinenfabrik, Gebrüder Schmaltz in Offenbach a. M. und Deutsch-Amerikanische Maschinenfabrik von Ernst Kirchner u. Komp. in Sellerhausen-Leipzig; in Frankreich: F. Arbey in Paris; in England: A. Ransome u. Comp. und S. Worssam u. Comp. in Chelsea (London); in Amerika: J. A. Fay u. Comp. in Cincinnati (Ohio). Die H. sind den Maschinen für Metallbearbeitung, welche ältern Ursprungs als sie selbst sind, in der Hauptsache nachgebildet, obschon die Verschiedenheit in der Natur der Materialien es mit sich brachte, daß häufig die Konstruktionsprinzipien geändert werden mußten, da die Struktur des Holzes zu sauberer Arbeit eine sehr rasche Bewegung der schneidenden Werkzeuge erfordert.

Der Hauptsache nach zerfallen die H. in die Gruppen: Maschinen zum Fällen, zum Trennen und Schneiden, zum Ebnen, zum Bohren, Stemmen, zum Fräsen oder Kehlen des Holzes, und in solche für spezielle Zwecke. Auf der Tafel: **Holzbearbeitungsmaschinen** sind die zur Holzbearbeitung in allgemeinen Gebrauch gekommenen Hilfsmaschinen zusammengestellt. Fig. 1 zeigt Maschinen zum **Fällen** und **Durchsägen** der Baumstämme von F. Arbey in Paris. Diese Maschinen, welche leicht auf einem Handwagen an die Arbeitsstelle gebracht werden können, bestehen in ihrem hintern, um ein Scharnier schwingenden Teile aus einem Dampfcylinder, dessen Kolben durch den aus dem Betriebskessel durch Schläuche zugeleiteten Dampf in Bewegung gesetzt wird. Die Verlängerung der Kolbenstange trägt die Säge. Durch Drehen des großen Handrades wird der Cylinder und dadurch die Säge gegen den Baumstamm gepreßt, und zwar bei der Säge zum Fällen in horizontaler, bei der Maschine zum Durchsägen in vertikaler Richtung.

Die zum weitern Zerteilen des Holzes benutzten Maschinen sind die Gattersägen, Kreissägen und Bandsägen. Die **Gattersäge** (Fig. 2 und 3) wurde am frühesten benutzt, ihre Konstruktion ist jedoch in der Neuzeit wesentlich verbessert worden. Durch Wasser- oder Windkraft betriebene Gattersägen sollen schon im 16. Jahrh. in Norwegen und Holstein zur Anwendung gekommen sein; in England wurden sie nicht vor dem 17. Jahrh., und zwar von der Arbeiterbevölkerung hartnäckig bekämpft, eingeführt. Die Gattersägen, welche den wichtigsten Teil der Säge- oder Schneidemühlen bilden, dienen dem Zwecke, Baumstämme entweder der Länge nach zu zerschneiden, oder nur durch Entfernung der äußern Segmentstücke (Schwarten- oder Schwellstücke) vierkantig zu beschneiden (Abschwarten). Die hierzu verwendeten Sägeblätter sind einzeln oder in größerer Anzahl in einem viereckigen Rahmen, dem Gatter, befestigt. Ist nur eine Säge in der Mitte des Gatters angebracht, so bezeichnet man dieses als Mittelgatter oder Blockgatter; sitzt dieselbe an der Seite, wie dies beim Säumen und Abschwarten zweckmäßig ist, so entsteht das Seitengatter (Saumgatter). Ein Gatter mit zwei Sägen nennt man Doppelgatter; sind noch mehr Sägen im Gatter vorhanden, so heißt es Bundgatter oder Vollgatter. Zu den Vollgattern gehört auch das Trenngatter zum Zerteilen der Bohlen in dünne Bretter. Zur Verbindung der Säge mit dem Gatter dient die Sägekappe, in welche das Sägeblatt eingefaßt ist und die in der Querverbindung des Rahmens, dem Gatterriegel, verschraubt ist. Die Langseiten des Gatters, die sog. Gatterschenkel oder Gatterstäbe, werden in senkrechten oder wagerechten Gleitschienen, den Gattersäulen, geführt (Vertikal- oder Horizontalgatter) und von einer Welle (Gatterwelle) aus durch Kurbel oder Krummzapfen und Lenkerstange auf und nieder, resp. hin und her bewegt.

Der zu zerschneidende Holzblock ist auf einem Wagen (Klotzwagen, Blockwagen) befestigt, der auf eisernen Schienen läuft und durch das Schaltwerk (Vorschubzeug) in gerader Richtung gegen die Sägen geschoben wird. Der Wagen besteht entweder aus zwei horizontalen Balken (Wagenbäumen), die an beiden Enden durch Querriegel miteinander verbunden und so weit voneinander entfernt sind, daß die Sägen zwischen ihnen durchgehen können; oder er wird von zwei kleinen, gewöhnlich eisernen Wagen (Karren) gebildet, die den zu schneidenden Block an seinen beiden Enden tragen. Unter dem Wagen liegen Längsbalken (Straßbäume) zur Unterstützung und Führung desselben; der von dem Wagen zurückgelegte Weg bildet die Straße des Gatters. Das Schaltwerk besteht entweder aus Sperrrädern, in welche von der Gatterwelle oder vom Gatter aus bewegte Sperrzähne eingreifen, oder aus Reibungsrädern. Bei einschneidigen Sägen geschieht der Vorschub entweder beim Aufgang der Säge, also während sie nicht schneidet, wobei die Säge um die Breite des Vorschubs gegen ihre Bewegungsrichtung geneigt ist, damit sie dem vorrückenden Block ausweicht (das Vornüberhängen der Sägen nennt man den Busen oder Anlauf), oder der Vorschub findet während des Niedergangs beim Schneiden der Säge statt. Zweischneidige Sägen, wie sie bei Horizontalgattern regelmäßig angewendet werden, erfordern kontinuierlichen Vorschub. Die Vorwärtsbewegung des Sperr- oder Reibungsrades wird durch Kette, Zahnrad- oder Schneckenradübersetzung auf den Wagen übertragen. Die Befestigung des Blocks an dem Wagen erfolgt durch besondere, an letzterm befindliche Aufspannvorrichtungen, die entweder einfache Geißfüße, d. h. mit Schneiden versehene und in Scharnieren bewegliche Meißel sind, welche in den Block eingeschlagen werden, oder andere Vorrichtungen, die durch Anpressen von Schrauben gegen den Block diesen festhalten (Blockhalter bei Bund- und Seitengattern). Nach vollendetem Schnitt wird letzterer von Hand und unabhängig vom Schaltwerk zurückbewegt (Rücklauf des Wagens).

Fig. 2 der Tafel zeigt eine **Vertikal-Bundgattersäge** von F. Arbey in Paris mit ruckweisem Vorschub des durch Kette bewegten Karrens; der Block wird durch im Gestell gelagerte Rollen unten und vor den Sägen durch ebensolche seitlich geführt. Zum Schneiden starker Blöcke dient die **Gattersäge mit Walzenvorschub** (Fig. 3) von Ernst Kirchner in Leipzig-Sellerhausen. Bei dieser wird der Block ebenfalls durch Karren geführt, gegen Erschütterungen aber durch Rollen, welche mit Gewichten belastet sind und auf den Block drücken, gesichert. Die Gatterwelle kann bei Vertikalgattersägen sowohl unterhalb als oberhalb

Digitized by Google

der Gatterstraße liegen; bei Horizontalgattern befindet sie sich immer seitlich und parallel mit der Gatterstraße. Die Sägezähne des Blattes haben bei einseitigem Schnitt des Gatters meist die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks, dessen eine Spitze, die Spitze des Zahns, einen Winkel von ungefähr 45° einschließt. Zwischen je zwei Zähnen ist ein Raum gelassen, in welchem sich die Sägespäne aufhalten können; bei den Wolfszähnen (s. unter Säge) ist dieser Zwischenraum bogenförmig ausgeschweift. Die Zähne sind etwas aus der Ebene des Blattes — abwechselnd einer rechts, einer links — gebogen (geschränkt), damit das Blatt sich nicht in dem Schnitt festklemmt oder übermäßig reibt; der Schnitt ist infolge dessen breiter als die Dicke des Sägeblattes.

Die Kreissäge oder Cirkularsäge (Fig. 4) ist eine an der Peripherie mit Zähnen versehene, kreisförmige, dünne Stahlscheibe, die auf einer sich rasch drehenden Welle (Spindel) befestigt ist und gegen die das Holz kontinuierlich vorgeschoben wird. Die Welle ist in einem Tisch (Sägetisch) horizontal so gelagert, daß etwas weniger als die Hälfte der Kreisfläche aus einem in jenem befindlichen Schlitz hervorsteht; die Umdrehungszahl dieser Welle schwankt je nach der Größe der Scheibe zwischen 750 und 2000 Touren in der Minute. Das parallel zur Ebene der Kreissäge auf dem Tisch gegen diese bewegte Arbeitsstück wird von der Säge in einem kontinuierlichen Schnitt zerteilt. Öfters sind auf dem Sägetisch, rechts von der Kreissäge, winkelförmige Lineale (Anschlagleisten) zur Führung des Holzes und zur Sicherung des geraden Schnittes angebracht. Die Kreissäge, die verbreitetste aller H., dient zum Durchschneiden des Holzes sowohl in der Längen- als in der Querrichtung, und wird in den verschiedensten Modifikationen verwendet: als Blocksäge zum Schneiden der Baumstämme in Pfosten und Bretter, als Saumsäge mit fahrbarem Tisch (Fig. 5), um Kanthölzer gerade zu besäumen, als Kreistrennsäge, Lattenkreissäge, Abkürzkreissäge u. s. w. Zum Durchschneiden starker Blöcke bedient man sich der an einem schwingenden Rahmen gelagerten Pendelsäge (Fig. 6), auch Pendelkreissäge, schwingende Säge, Balanciersäge genannt, welche von Hand gegen das festliegende Arbeitsstück geschoben wird. Der Antrieb der Kreissäge erfolgt vorzugsweise durch Elementarkraft.

Bei der Bandsäge (Fig. 7) ist das aus einem langen Stahlstreifen durch Zusammenlöten der beiden Enden hergestellte und mit verschränkten Zähnen versehene Sägeblatt (Band) über zwei in senkrechter Entfernung voneinander sich drehende und auf ihrem Umfang mit Gummi oder Leder gefütterte Scheiben gelegt. Die untere derselben ist im Gestell der Maschine festgelagert, während die obere mittels Hebels und Schiebegewichts elastisch gelagert und auch vertikal verstellbar ist, sodaß eine nachgiebige Spannung des Sägeblattes erreicht und es außerdem möglich ist, Sägeblätter von verschiedenen Längen zu benutzen. Ein auf den Tisch gelegtes Arbeitsstück wird, wenn es gegen die Zähne der Bandsäge gedrückt wird, von diesen in irgend einer gewünschten Richtung (bei schmalen Sägebändern auch in beliebigen Formen) kontinuierlich zerschnitten. Zur Sicherung gegen Ausweichen ist das Band dicht über und unter dem Arbeitsstück zwischen Holzklötzchen geführt.

Eine H. zum Ausschneiden von Verzierungen in flachen Arbeitsstücken, sowie von Verzierungen in Lochform ist die Decoupiersäge oder Wippsäge (Fig. 8). Bei derselben ist ein schwaches Sägeblatt von 200—350 mm Länge lösbar zwischen zwei senkrecht geführten Klemmbacken gespannt, von denen die untere entweder durch Elementarkraft mittels Riemenantriebs und Kurbelbewegung, oder durch den Arbeiter mittels eines Fußtritts auf- und abbewegt wird, während die obere an einer Feder befestigt ist, welche die Säge stetig spannt und selbstthätig in die Höhe zieht. Das auf dem Tisch liegende Arbeitsstück wird beim Abwärtsgehen der Säge von den Zähnen der letztern angegriffen; eine gleichzeitig mit der Säge angetriebene Blasevorrichtung entfernt die durch den Schnitt gebildeten Späne.

Die Cylindersäge, Kronsäge oder Rundschneidemaschine ist eine Sägemaschine, deren Hauptteil aus einem kreisrund in Form eines Reifs oder kurzen Cylinders gebogenen Sägeblatt besteht, dessen Zähne in der Art einer Krone nach der einen Kante dieses Reifs stehen. Die Drehung der Säge erfolgt um eine Achse, die parallel zu der Wandfläche des Reifs durch den Mittelpunkt desselben geht; das zu zerschneidende Holz wird in der Richtung der Sägeachse gegen den Zahnkreis der Säge geschoben und erhält durch die letztere eine cylindrische Oberfläche. Über die von Hand bewegten Sägen, wie Schrotsäge, Schweifsäge, Quer- oder Façonniersäge u. s. w., s. Säge.

Zum Ebnen und zur Herstellung glatter Oberflächen an Hölzern dienen die Hobelmaschinen. Man unterscheidet Langhobelmaschinen (Tangential- oder Walzenhobelmaschinen) und Querhobel- oder Scheibenhobelmaschinen. Erstere (Fig. 9) arbeiten mit einer quer über die Holzfläche gehenden, zu derselben parallelen Walze (Schneidkopf, Messerkopf oder Messerwalze), die auf ihrem Umfang mit 2—6 rasch rotierenden Messern besetzt ist, welche in das auf dem Hobeltisch liegende und gegen sie gleichmäßig vorgeschobene Arbeitsstück einschneiden und von demselben breite Späne abnehmen. Die Umdrehungsgeschwindigkeit der Messerwelle (1200—2000 Touren pro Minute) richtet sich hauptsächlich nach der Größe der Messerwalze. Die Messer selbst treten wie beim Hobel unter einem Winkel von 45° in das Holz ein; sie sind bei breiten Messerwalzen, der leichtern Anfertigung wegen, aus mehrern Teilen zusammengesetzt, oder zum Zweck eines guten Angriffs schraubenförmig gewunden. Der Vorschub des Holzes erfolgt durch gerifselte und mittels Federn angepreßte Walzen; die Schnitttiefe läßt sich durch Höher-, resp. Tieferstellen des Tisches regulieren. Durch zwei übereinander gelegte Messerwalzen, zwischen denen das Arbeitsstück hindurchgeht, kann letzteres sowohl oben als unten gehobelt werden (zweiseitige Hobelmaschine); auch kann man dasselbe an drei oder vier Seiten mittels Messerwalzen bearbeiten (dreiseitige, resp. vierseitige Hobelmaschine, Simshobelmaschine). Ebenso können mit profilierten Messern Kehlungen für Holzleisten erzeugt werden. Die speziell zur Herstellung derartiger Profilierungen dienenden Maschinen sind die Kehlhobel- oder Kehlmaschinen. Ähnlich sind die Nut- und Spundhobelmaschinen zum Einarbeiten der bei Holzverbindungen häufigen Nuten und Federn. (S. Hobel.) Bei derartigen

Digitized by Google

Maschinen müssen indes für jedes zu erzeugende Profil entsprechende Messer an die Messerwalze geschraubt werden. Öfters hat man auch die Einrichtungen zum Glatthobeln, Kehlen und Profilieren an einer Maschine vereinigt.

Fig. 10 zeigt eine kombinierte Hobel-, Kehl-, Nut- und Spundmaschine von Ernst Kirchner u. Comp. in Leipzig-Sellerhausen. Bei derselben ist der Messerkopf auf einem schrägen Bock verstellbar; die Zuführungswalzen sind mit Gewichten belastet, die einen stets gleichmäßigen Druck auf das Holz ausüben. Außerdem hat die Maschine einen Spanbrecher, welcher dazu dient, beim Schneiden das Ausreißen an den Enden der Hölzer zu vermeiden und auf der Hirnseite des Holzes auch nuten und spunden zu können. Die Langhobelmaschinen eignen sich infolge der Angriffsart ihrer Messer vorzugsweise zur Herstellung glatter Oberflächen, d. h. zum Abschlichten; zum Vorarbeiten (Schruppen) dienen die weniger gebräuchlichen Quer- oder Scheibenhobelmaschinen, welche dicke Späne wegnehmen. Bei diesen Maschinen besteht das arbeitende Werkzeug aus einer zur Holzfläche parallelen, vertikalen oder horizontalen Scheibe, welche, um eine zu derselben senkrechte Achse drehbar, auf der dem Holzstück zugewendeten Seite mit Messern versehen ist; letztere nehmen bei der schnellen Rotation der Scheibe von der Oberfläche des unter ihnen bewegten Arbeitsstücks kreisförmige Späne fort. Der Vorschub ist bei den Scheibenhobelmaschinen gleichfalls selbstthätig und wird entweder, wie bei den Langhobelmaschinen, durch geriffelte Speisewalzen besorgt, oder das Holzstück wird in einen besondern Rahmen eingespannt und dieser an der Messerscheibe entlang geführt. Zu den Hobelmaschinen gehört auch die Fügemaschine, welche die Arbeit der Fügebank (s. unter Hobel) auf mechan. Wege verrichtet.

Den Langhobelmaschinen dem Wesen nach verwandt sind die Fräsmaschinen. Bei denselben besteht das arbeitende Werkzeug, die Fräse (s. d.), aus einem Knopf oder einer Scheibe von federhartem Stahl mit breiten Ausschnitten, zwischen welchen eigentümlich geformte Zähne, sog. Flügel, stehen bleiben, oder aus einem Cylinder, resp. einer Scheibe mit eingesetzten und nach Bedarf auszuwechselnden Messern, deren schneidende Kante geradlinig, mannigfach gekrümmt oder geschweift ist. Ihre hauptsächlichste Anwendung finden die Fräsmaschinen zur Bildung von Hohlkehlen, Stäbchen und zusammengesetzten simsartigen Kehlungen von in der Längenrichtung krummen Arbeitsstücken, wofür sie durch keine andere Arbeitsmaschine ersetzt werden können. Die rasch rotierende Fräsenwelle steht meist senkrecht (Fig. 11), und die Fräse ist in der Regel am obern Ende der Welle angebracht. Das nach entsprechender Krümmung zugeschnittene Arbeitsstück wird mit den Händen an die nach dem gewünschten Profil geformte Fräse gedrückt und nach Bedarf sowohl fortgeschoben als gewendet; bei stehender Welle ragt nur der oberste Teil derselben mit der Fräse aus dem Arbeitstisch hervor, auf welchem das Holz liegt, um seitwärts an der Fräse vorbeizugehen. Zur Bildung von Nuten und schmalen Einschnitten ist die Fräse eine kreisrunde Scheibe mit sägeartig grobgezahntem Rande. Bei horizontaler Fräsenwelle handhabt man das Arbeitsstück unter der Fräse und gibt ihm dann gewöhnlich eine leicht drehbare Friktionswalze zur Unterlage.

Die Holzdrehbank ist eine Vorrichtung zum Rundformen des Holzes. Sie stimmt im wesentlichen mit dem gleichnamigen Werkzeuge des Metalldrehers überein, nur erfordert sie eine weniger sorgfältige Ausführung, da die äußerste Genauigkeit beim Holzdrechseln unnötig, durch das leichte Verziehen des Holzes eigentlich unmöglich ist. Mit Rücksicht darauf, daß sich Holz überhaupt leicht drehen läßt, werden die gewöhnlichen Holzdrehbänke fast immer durch Treten bewegt; nur bei der fabrikmäßigen Herstellung hölzerner Drechslerwaren wendet man zu ihrem Betriebe Elementarkräfte an. Über die Einrichtung derselben s. Drehbank. Das Einspannen der Holzstücke auf der Drehbankspindel geschieht mittels verschiedener Futter oder Patronen, hölzerner, messingener oder eiserner Hohlcylinder, welche auf das Gewinde am vordern Ende der Spindel aufgeschraubt werden und in denen das Arbeitsstück durch Schrauben, durch Eintreiben, oder auch durch Einklemmen (Klemmfutter) festgehalten wird. Langen Arbeitsstücken, die zwischen Spitzen eingespannt werden, wird die rotierende Bewegung der Drehbankspindel durch das Dreizack (Zwirl) übertragen; dies ist ein auf der Spindel angeschraubter Kopf, der eine scharfe stählerne Mittelpunktspitze und zwei breitere schneidenartige Stahlzacken enthält, die in die Endflächen des Arbeitsstücks eingestochen werden.

Die zum Bearbeiten des Holzes auf der Drehbank benutzten Dreheisen oder Drehstähle sind von den Drehstählen des Metallarbeiters durch ihre größere Breite und ihren spitzern Zuschärfungswinkel verschieden. Allgemein werden die Rohre, der Hohlmeißel (Schrotmeißel) und der Drehmeißel (Schlichtmeißel oder kurz Meißel) angewendet. Die Rohre, von 6—36 mm Breite, ist eigenartig ausgehöhlt und an der Schneide zu einer ellipsenförmigen Kante ausgeschliffen. Der Meißel, dem Balleisen (s. d.) gleichend, dient zum Fertigdrehen des Holzes und hat eine geradlinige, gegen die Achse des Werkstücks schrägstehende, an beiden Flächen zugeschärfte Schneide. Andere bei der Holzdrehbank in Anwendung kommende Stähle sind der Ausdrehstahl mit seitwärts stehender Schneide zum Ausdrehen von Höhlungen, der Spitzstahl zum Einschneiden spitzwinkeliger Furchen, der Schlichtstahl, ähnlich dem Meißel, jedoch nur an einer Seite zugeschärft, zum Schlichten (Reindrehen) sehr harter Hölzer, der Stichstahl zum Ausdrehen rechtwinkeliger Furchen, der Hakenstahl und der Mondstahl zum Erweitern von Hohlungen, schließlich das Baucheisen, der Ausdrehhaken, der Einschneider und der Zweischneider zum Bearbeiten der Bodenflächen von Höhlungen.

Komplizierte Konstruktionen der Drehbank finden als Ovalwerke oder Passigdrehbänke Verwendung. Man bezeichnet hiermit Drehbänke, deren Spitzen nicht festliegen, sondern beim Drehen sich gleichzeitig in einem Kreise bewegen und dadurch die Entfernung des Arbeitsstückes vom Stahl in Ovallinien regelmäßig verändern. Zum Abdrehen ganz unregelmäßiger Querschnittsformen dient die Kopier- oder Schablonen- (Façon-) Drehbank. Diese Maschine besteht gewöhnlich aus einer Kombination der Drehbank mit der Fräsmaschine, indem das Arbeitsstück mit der Drehbankspindel verbunden und das Werkzeug wie eine Fräse in Drehung versetzt wird, außerdem aber eine Beweglichkeit erhält, die in jedem

Digitized by Google

Augenblick eine Annäherung oder Entfernung von der Drehachse des Arbeitsstücks gestattet. Zur Erzeugung dieser letzten Bewegung dient meist ein Modell, das genau die Gestalt des anzufertigenden Gegenstandes hat und mit diesem in Rotation versetzt wird. Gegen dieses Modell legt sich mit einem Ende ein Rahmen, der am andern Ende die Fräse trägt und daher, der Oberfläche des Modells folgend, die Fräse stets in einer Entfernung von der Drehachse hält, die dem jedesmaligen Querschnitt des Modells genau entspricht. Ähnlich in der Konstruktion ist die Façondrehbank von F. Arbey zur Herstellung von Kannelierungen, Verzierungen ꝛc. (Fig. 12), bei der die den einzelnen Arbeitsstücken entsprechenden Bewegungen des Fräsers durch Anwendung von Schablonen erzielt werden, auf denen das Friktionsröllchen des Rahmens gleitet.

Das Bohren gedrechselter Arbeitsstücke wird auf der Drehbank ausgeführt, wenn ein einziges Loch, und zwar in der Achse des Gegenstandes, herzustellen ist. Der Bohrer wird dann in der Richtung dieser Achse mit der Hand an das Holz gehalten und nachgeschoben, während letzteres rotiert; oder es wird das mit der Hand festgehaltene Arbeitsstück gegen den eingespannten Bohrer gepreßt. Zum Bohren derartiger Löcher wird bei Querholz der Centrumbohrer, bei Langholz der Löffelbohrer (s. unter Bohrer und Bohrmaschinen) zur Anwendung gebracht. Das Bohren auf besondern Bohrmaschinen findet bei Holz statt, um kleine oder mäßig große, nicht sehr tiefe Löcher zu erzeugen. Die hierzu dienenden Maschinen, welche einfacher als die Metallbohrmaschinen sind, tragen die Bohrspindel bei kleinen Bohrern horizontal, sonst vertikal; oft sind auch mehrere solcher Bohrvorrichtungen an einem Maschinengestell vereinigt (Fig. 13). Das Arbeitsstück ruht auf einem Tische, und der Bohrer wird von Hand gegen dasselbe bewegt. (S. auch Bohrmaschinen.) Langlochbohrmaschinen (Fig. 14) finden öfters zur Herstellung von Schlitzen und Nuten Verwendung. Bei denselben ist die Bohrspindel gewöhnlich in einem Schieber gelagert, der von Hand, seltener selbstthätig, gegen das auf dem Tische befestigte Arbeitsstück verstellbar ist. Man bohrt so zuerst je ein Loch an den Enden des vorgezeichneten Schlitzes; alsdann bewegt man das Arbeitsstück mit dem Tische hin und her und nimmt so das noch zwischen den beiden Endlöchern befindliche Holz weg, wodurch eine Nut mit cylindrisch abgerundeten Ecken erzeugt wird. Um in dieser Weise abgerundete Nuten an den Enden eckig herzustellen, können dieselben noch auf Maschinen ausgestemmt werden. Derartige Maschinen, welche auch zum Ausstemmen von Zapfen an Holzteilen Verwendung finden, besitzen einseitig scharf geschliffene Meißel, die sich hin- und her-, resp. auf- und abbewegen und dabei in das auf dem Arbeitstische befindliche Holzstück einschneiden, welch letzteres nach jedem Schnitt um die Stärke eines Spans (1—2 mm) weiter vorrückt. Speziell zum Ausstemmen der durch Langlochbohrmaschinen erzeugten Nuten wird öfters die Stemmmaschine mit der Langlochbohrmaschine kombiniert (Fig. 14); durch die Bewegung des geradarmigen Hebels wird der Meißel gegen die Enden des Nutlochs gepreßt und die Nut scharfkantig ausgelocht.

Wie bereits erwähnt, hat man verschiedene der beschriebenen Maschinen zu einer einzigen Konstruktion vereinigt. Außer den kombinierten Hobel-, Kehl-, Nut- und Spundmaschinen und den Langlochbohr- und Stemmmaschinen gibt es Nut-, Spund- und Fügemaschinen, Abrichthobel- und Fügemaschinen, Zapfenschneid-, Stemm- und Bohrmaschinen, Universal-, Fräs- und Stemmmaschinen u. a. Eine besondere Klasse bilden die Universal-Holzbearbeitungsmaschinen, auch Universal-Holzarbeiter oder -Tischler genannt. Mit Hilfe einer solchen Maschine kann man hobeln, nuten, spunden, abrichten, abfasen, schlitzen, kantig hobeln, rund- und langlochbohren, Zinken schneiden, lang- und quersägen, stemmen. Dieselbe eignet sich, da sämtliche für diese Operationen erforderlichen Werkzeuge, wie Messerwalze, Fräskopf, Kreissägeblatt, Bohrer und Stemmeisen, auf einem kleinen Tische des Gestells angebracht werden können, namentlich zum Gebrauch für Möbelfabrikanten, Tischler, Instrumentenmacher, Kistenmacher, Goldleistenfabrikanten u. s. w.

Auch zur Herstellung spezieller Fabrikationserzeugnisse werden verschiedene H. angewendet. Zur Fabrikation von Holzschuhleisten und Holzschuhen bedient man sich der Kopierdrehbänke. Von Arbey in Paris werden derartige Drehbänke gebaut, auf welchen nach zwei eingespannten Modellen gleichzeitig sechs Holzstücke bearbeitet werden können. Die Holzschuhleisten werden nach der Form der Modelle außen abgedreht und dann für den Zweck des leichtern Einpassens in Unter- und Oberteil (Fuß und Spanne) zerschnitten. Bei der Herstellung von Holzschuhen werden die von der Kopierbank kommenden, außen abgedrehten Stücke auf einer zweiten, mit Fräsen ausgerüsteten Kopierdrehbank, soweit die Öffnung des fertigen Schuhes reicht, ausgearbeitet, und schließlich wird auf einer dritten Maschine, der Kopierbohrbank, das Holz aus der Spitze des Holzschuhes mittels Löffelbohrer weggenommen. Die zum leichten Einspannen der Holzschuhe in die Maschinen stehengelassenen Zäpfchen werden dann abgeschnitten, worin die einzige von Hand auszuführende Arbeit bei der Anfertigung derartiger Schuhe und Leisten besteht. In ähnlicher Weise werden auf der Kopierdrehbank die Gewehrkolben, Pistolenschäfte, Wagenradspeichen u. s. w. gedreht.

Von einfacher Konstruktion sind auch die Maschinen zur fabrikmäßigen Herstellung von Zündhölzchen. Um viereckige Zündhölzchen zu erzeugen, werden zunächst die Holzklötze auf einer Kreissäge mit sechs Blättern in lange, vierseitige Prismen zugeschnitten. Diese gelangen in einen Schneidapparat, der aus zwei langen, zu einer Schere verbundenen, aufrecht stehenden Messern und einer Anzahl horizontal hinter den Messern eingespannter Schneiden besteht. Beim Arbeiten der Maschine wird das Holzprisma selbstthätig gegen den Schneidapparat vorgeschoben und von den Messern in kleine, dünne Rechtecke zerschnitten, die im nächsten Augenblicke von den scharfen Schneiden in lauter vierkantige Hölzchen zerschnitten werden. Zur Erzeugung runder Zündhölzchen stellt man zunächst Holzdraht, d. h. dünne, runde Holzstäbchen her. Das Schneidzeug der hierzu dienenden Maschine, der sog. Zündhölzerhobel, ist ein schmales Eisen und besitzt statt der Schneide einige trichterartige, an der engen Öffnung scharfrandige Röhrchen. Jedes solche Röhrchen schneidet oder spaltet, indem es mit der engen Öffnung in das Holz

eindringt, ein cylindrisches Stäbchen heraus. Diese Stäbchen werden weiter in einzelne Stücke von der Größe der Streichhölzer zerschnitten.

Die zum Verpacken von Glas, Porzellan u. s. w. neuerlich zweckmäßig angewendete sog. **Holzwolle**, aus einzelnen langen und dünnen Spänen bestehend, wird auf Maschinen erzeugt, deren Schneidzeuge ein Zahnhobel und ein Schrupphobel sind. Ersterer zieht in das auf dem Arbeitstische aufgespannte Holzstück feine, die Längenrichtung des Holzes verfolgende Furchen, während der nachfolgende Schrupphobel einen breiten Span von angemessener Dicke ablöst, der somit in einzelne dünne Späne zerfällt. Der zuweilen statt der Schafwolle zum Veloutieren der Tapeten benutzte Holzstaub, gleichfalls Holzwolle genannt, wird durch Zerreiben und Mahlen gefärbter Holzspäne gewonnen. Über die Erzeugung von Holzmehl durch Abschleifen weichen Holzes auf Drehschleifsteinen (Holzstoff) s. **Holzschleiferei**. Neuerdings sind zum Polieren feiner Möbel, Klavierteile u. s. w. Sandpapiermaschinen in Gebrauch gekommen. Bei denselben wird eine Scheibe, auf deren unterer Fläche Sandpapier befestigt ist, in rasche Rotation versetzt und gegen das auf dem Arbeitstische liegende Holzstück gedrückt, wobei ein an der Maschine befindlicher und mit dieser in Thätigkeit gesetzter kleiner Exhaustor (s. d.) den entstehenden Holzstaub aufsaugt.

Die zum Zerkleinern des Brennholzes zuerst zur Anwendung gekommenen **Spaltmaschinen**, welche die Arbeit der Axt oder des Beiles ersetzen, haben als Schneidzeug ein zweiseitig angeschliffenes Messer, den Stößel, das mittels Pleuelstange und Schlitzkurbel in Führungen auf- und abgeleitet. Zwischen der höchsten Stellung des Stößels und dem Tische der Spaltmaschine befindet sich ein freier Raum zur Aufnahme des auf dem Tische mit der Hirnseite aufgesetzten Holzstücks, welch letzteres beim Niedergange des Stößels in der Richtung seiner Längsfasern gespalten wird. Die Spaltmaschine hat in modifizierter Ausführung auch in einigen andern Zweigen der Holzindustrie Verwendung gefunden. Die Fabrikation hölzerner Schrauben beschränkt sich infolge des geringen Absatzes derselben auf die Handarbeit oder das Schneiden auf der Drehbank; das Schneidzeug, der Geißfuß (s. d.), wird dann entweder in einer aus hartem Holz gebildeten Kluppe oder im Support befestigt.

In manchen Fabrikationszweigen, z. B. in der Stellmacherei und Möbeltischlerei, wird die Eigenschaft des Holzes, sich in eine bestimmte Form biegen zu lassen, vielfach benutzt. Junges und saftreiches Holz läßt sich ohne Schwierigkeit biegen und behält die ihm dabei erteilte Gestalt, wenn es im gebogenen Zustande getrocknet wird. Bereits getrocknetes Holz wird für den Zweck des Biegens zuerst der Einwirkung von heißem Wasser oder Wasserdampf ausgesetzt und dann um Formen gebogen und getrocknet. Das Biegen um Formen erreicht man zweckmäßig mit der **Holzbiegemaschine**. Dieselbe besteht im wesentlichen aus einem kräftigen Gestell, auf welchem die Form befestigt ist, während, etwas von ihrer äußersten Kante entfernt, zwei Schienen mit dem einen ihrer Enden drehbar gelagert sind. Um ihre andern Enden sind Seile oder Ketten geschlungen, die durch eine Windevorrichtung angezogen werden und dadurch die Schienen der Form nähern können. Das zu biegende Holz wird zwischen der Form und den Schienen eingespannt und hierauf durch Drehen der Windevorrichtung um die erstere gelegt. Auf dem gleichen Prinzip beruhen die schweren Maschinen zum Biegen der sog. gesprengten und ähnlicher Balken. Ein Pressen des Holzes zur Erzeugung von Reliefverzierungen findet in der Art statt, daß gravierte Messingformen (Matrizen) in erhitztem Zustande mittels hohen Drucks in dasselbe eingepreßt werden.

Holzbiegmaschine, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen.

Holzbildhauerei, s. unter Holzschnitzerei.

Holzbirnbaum, s. unter Birne, Birnbaum.

Holzblau nennt man in der Zeugfärberei die mit Blauholz hervorgebrachten Farbentöne, die gegenwärtig aber nur zur Erzeugung von Schwarz benutzt werden. (S. unter Blaufärben 5.)

Holzbock oder Zecke (Ixodes) nennt man eine Gattung milbenartiger Gliedertiere, die einen lederartigen Körper mit einem Hornschilde und Füße mit zwei Klauen und einer Haftscheibe besitzen, der Augen entbehren und sich in lichten Wäldern oder auf trockenen Weiden aufhalten. Die Männchen nehmen im vollkommenen Zustande keine Nahrung zu sich; die Weibchen dagegen benutzen jede Gelegenheit, sich an Menschen und Tieren anzusaugen, wo sie, obschon anfangs platt, dann mit Blut erfüllt, bis zur Größe einer Erbse anschwellen können. Ihr mit Widerhaken besetzter Saugrüssel bleibt so fest in die fremde Haut versenkt, daß durch gewaltsames Abreißen des Parasiten, der, mit Öl bestrichen, stirbt und von selbst abfällt, schwer heilende Wunden veranlaßt werden können. Im tropischen Amerika gibt es viele und große Arten, die auch für den Menschen eine gewaltige Plage sind. Zu dieser Gattung gehört der gemeine H. (I. Ricinus), mit einem nur kleinen Hornschilde, der sich bei uns überall in Gebüschen findet und an Menschen, Hunden u. s. w. ansaugt. Der gerandete H. (I. marginatus) mit großem Schilde ist ebenfalls häufig.

Holzbock nennt man übrigens auch manche andere Insekten, namentlich die Bockkäfer (s. d.).

Holzbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen.

Holzbohrer, Käfer, s. Holzfresser.

Holzbranntwein hat man die spirituöse Flüssigkeit genannt, welche man früher aus Holz darstellen wollte. Zu diesem Behufe wurde Holz mit verdünnter Schwefelsäure gekocht, wobei gewisse Bestandteile des Holzes in Zucker verwandelt werden, während angeblich für die Papierfabrikation taugliche Cellulose zurückbleibt. Die zuckerhaltige Flüssigkeit sollte, mit Kreide neutralisiert, in Gärung versetzt werden und dann durch Destillation in Spiritus, resp. Holzbranntwein verwandelt werden. Das Hauptprodukt dieser Industrie war die Cellulose, der H. Nebenprodukt. Da aber die mit Schwefelsäure dargestellte Holzfaser keine reine Cellulose ist und sich für die Papierfabrikation als unbrauchbar erwiesen hat, so ist der beabsichtigte Industriezweig nach kostspieligen Versuchen zu Grunde gegangen.

Holzbronze, ein Anstrich für Holzarbeiten, der denselben ein metallähnliches (bronzeartiges) Aussehen verleiht.

Holzcassia (Cassia lignea), auch Malabarcassia genannt, eine geringe Sorte Zimt, kommt von einer Varietät von Cinnamomum ceylanicum. (S. unter Cinnamomum.)

Digitized by Google

Holzcellulose, s. unter Cellulose.

Holzcement, auch Sciffarin genannt, ein Gemenge von Sägespänen, Hanffasern, Stärkemehl, Gallerte und Mineralsubstanzen, das zur Herstellung verschiedenartiger Luxusartikel dient. H. nennt man auch eine zum Anstrich von Holzteilen verwendete Mischung von Teer mit Asphalt, Sand u. s. w.

Holzcementdach, s. unter Dach.

Holzdarre, s. unter Darren.

Holzdeputat, s. unter Deputat.

Holzdiebstahl (Forstdiebstahl), s. unter Forstfrevel.

Holzdraht, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, S. 352, und Holzgewebe.

Holzemme, linksseitiger Zufluß der Bode, entspringt im Harz am Renneckenberge, stürzt in unzähligen kleinen Wasserfällen in der sog. Steinernen Rinne, einem tiefen Gebirgsspalt, herunter, berührt Wernigerode und Halberstadt und mündet 4 km unterhalb Gröningen links in die Bode.

Holzessig oder Holzsäure, Produkt trockener Destillation des Holzes. Wird Holz bei Abschluß der Luft erhitzt, so findet Zersetzung seiner sämtlichen Bestandteile statt, unter Neubildung einer Menge von organischen Verbindungen und unter Abscheidung von Holzkohle. Die entstandenen Verbindungen lassen sich zum Teil zu Flüssigkeiten verdichten, zum Teil bilden sie Gase, welche als solche entweichen oder auch in der Feuerung verbrannt werden können. Die abgeschiedenen Flüssigkeiten sondern sich in eine stark saure, wässerige, welche den H. bildet, und eine tief schwarz gefärbte, Holzteer. Zur Darstellung des H. wählt man vorzugsweise Laubhölzer, so Buchen-, geschältes Eichen-, Birkenholz, doch kommen auch Nadelhölzer zur Verwendung; bei letztern kann dann zugleich Terpentinöl gewonnen werden.

Die Destillation wird in eisernen Retorten ausgeführt, und diese haben meist die Form eines Cylinders, selten die eines viereckigen Kastens. Die Cylinder werden entweder liegend oder stehend angeordnet. Bei ersterer Methode werden die Cylinder in einem Ofen, und dann meist zu zweien über einer gemeinsamen Feuerung, eingemauert, sodaß die Enden gerade aus dem Ofen hervorragen; die beiden Enden werden durch eiserne Platten verschlossen, von denen die eine, mit einem Abzugsrohr für die entweichenden Dämpfe und Gase versehen, dauernd mit dem Cylinder verbunden ist, während die andere nur während der Destillation einen temporären Verschluß bildet und nach Beendigung jeder Operation entfernt wird, um die Holzkohle aus dem Cylinder nehmen und frisches Holz einfüllen zu können. Bei den stehenden Cylindern sind zwei verschiedene Konstruktionen zu unterscheiden. Bei der einen sind die Cylinder, welche dann meist von starkem Kesselblech angefertigt werden, oben und unten mit abgerundetem Boden versehen, von denen der obere eine Öffnung von solcher Weite trägt, um einen Arbeiter einsteigen zu lassen, der die Holzscheite, aufrecht stehend, symmetrisch so einzusetzen hat, daß möglichst wenig Zwischenräume verbleiben. Der Cylinder ist dauernd in einen Ofen eingemauert und rings mit spiralig ansteigenden Feuerkanälen umgeben, um die Hitze auszunutzen; ein oben angebrachtes Abzugsrohr leitet die Dämpfe und Gase zur Kondensationsvorrichtung, häufig findet sich noch ein zweites Abzugsrohr am Boden des Cylinders. Die andere Konstruktion unterscheidet sich von dieser dadurch, daß der Cylinder nicht dauernd im Ofen verbleibt, sondern unmittelbar nach beendeter Destillation mittels eines Krans herausgewunden wird, um außerhalb des Ofens zu erkalten. Letztere Konstruktion bietet den Vorteil einer günstigern Ausnutzung der Wärme insofern, als in den noch heißen Ofen ein zweiter, frisch gefüllter Cylinder eingesetzt werden kann, der die vorhandene Wärme aufnimmt, während im andern Falle Cylinder und Ofen bis zum völligen Erkalten stehen bleiben müssen, um einer Entzündung der Kohle vorzubeugen. Als Kondensationsvorrichtung dient entweder ein bleiernes Schlangenrohr, welches in einem geräumigen, mit kaltem Wasser gefüllten Behälter liegt, oder häufig auch eine Reihe von aufrecht gestellten Fässern, die durch thönerne Knieröhren untereinander derartig verbunden sind, daß die heißen, vom Cylinder kommenden Dämpfe in das erste Faß der Reihe eintreten und dann nacheinander die übrigen passieren, wobei die Kondensation durch Ausstrahlung der Wärme erfolgt. Oder endlich nimmt man auch eine Kombination dieser beiden Einrichtungen vor, man läßt die Dämpfe zunächst durch ein Holzfaß und dann durch ein Schlangenrohr passieren. Letztere Anordnung empfiehlt sich namentlich bei der Verarbeitung harzreicher Hölzer insofern, als die Abkühlung in dem Fasse hinreichend ist, um die größte Menge der hochsiedenden Bestandteile des Teers zu verdichten, während das Terpentinöl und der H. dampfförmig bleiben und erst im Schlangenrohr niedergeschlagen werden, wodurch also gleich bei der Darstellung eine Trennung der Produkte erreicht wird.

Die Ausbeute an Essigsäure ist bedingt vor allem durch die Art der Erhitzung. Bringt man z. B. Holz in eine zum starken Rotglühen erhitzte Retorte, wie bei der Bereitung des Leuchtgases aus Holz, so entstehen viel brennbare Gase, viel Kohlensäure neben ganz wenig Essigsäure, während die größte Menge dieser Säure gebildet wird, wenn das Holz langsam auf eine Temperatur gebracht wird, welche der Schmelzhitze des Zinns entsprechend ist, und andauernd bei dieser Wärme erhalten wird. Bei der gewöhnlichen Anordnung der Destillationsapparate ist dies jedoch unausführbar, weil bei dem schlechten Wärmeleitungsvermögen der Kohle wie des Holzes die Wärme allzu langsam in das Innere des Cylinders eindringen würde. Dagegen kann man diese Temperatur einhalten bei einem von Violette eingeführten und jetzt auch in der Praxis umfänglich angewendeten Verfahren, welches darin besteht, die erforderliche Erhitzung durch überhitzten Dampf zu bewirken, wobei der Dampf die ganze Holzmasse gleichmäßig durchdringt und so jeder einzelnen Faser die Wärme gleichmäßig mitteilt. Das Holz wird dabei in einen doppelwandigen Cylinder gebracht, der in einem Spiralrohr bis zur Schmelzhitze des Zinns überhitzte Dampf tritt zuerst in den den innern Cylinder umhüllenden Dampfmantel und dann am vordern Ende in den innern Cylinder, strömt durch die ganze Holzmasse und entweicht am andern Ende, mit den Destillationsprodukten beladen, in einen Kühlapparat.

Der H. ist im wesentlichen eine gelb bis rotbraun gefärbte wässerige Lösung von Essigsäure und Methylalkohol, außerdem enthält er eine ganze Reihe von andern Bestandteilen, organischen Säuren, den aromatischen Verbindungen angehörenden Alkoholen und Äthern u. s. w. Letztere erteilen ihm einen eigentümlichen Geruch und machen ihn als Antiseptikum

Digitized by Google

wirkſam. Er dient teils als Rohmaterial zur Darſtellung der Eſſigſäure (ſ. d.), der eſſigſauren Salze und des Methylalkohols oder des Holzgeiſtes (ſ. d.), teils findet er wegen ſeiner antiſeptiſchen Eigenſchaften Verwendung in der Medizin, doch hier namentlich in der Veterinärpraxis, und zur Konſervierung von Fleiſchwaren zum Behuf der ſog. Schnellräucherung. Hierbei wird das Fleiſch, namentlich Wurſt in H. eingetaucht oder damit beſtrichen, wobei der H. genügend eindringt, um in kürzeſter Zeit ebenſo fäulniswidrig zu wirken, wie es durch das Räuchern in viel längerer Zeit erfolgt, während das Fleiſch ſaftig bleibt und ſeinen urſprünglichen Waſſergehalt behält, während es beim Räuchern eine bedeutende Austrocknung erfährt.

Holzfaſer, der Hauptbeſtandteil des Holzes, aus engen, langgeſtreckten, in der Achſenrichtung des Stammes verlaufenden, oben und unten zugeſpitzten und geſchloſſenen Zellen beſtehend; auch die eigentliche Holzſubſtanz oder Celluloſe (ſ. d.).

Holzfräſe, ſ. unter Fräſe.

Holzfreſſer (Holzbohrer, Holzkäfer, Xylophaga). Ältere Entomologen verſtanden unter H. die Familie der Borkenkäfer (ſ. d.). Gerſtäcker gab den Familiennamen Xylophaga an eine ganz andere Gruppe von Käfern, deren Larven ebenfalls zum Teil im Holze leben. Hierher gehört der Schiffswerftkäfer (Lymexylon navale *L.*), deſſen Larve tief in gefälltes, lagerndes Eichenholz oder auch in alte Stöcke und anbrüchige Eichen eindringt und ſchon mehrmals empfindlichen Schaden auf Werften angerichtet hat; lebende, geſunde Eichen befällt der Käfer nicht. Er iſt ſchmal, langgeſtreckt, bis 12 mm lang, bräunlich oder ſchwärzlich gefärbt, mit ſchwarzem Kopf. Ferner gehört hierher die artenreiche Familie der Anobien (Anobiidae), kleine, meiſt braune Käfer, deren Larven vielfach im Innern von Holz, in alten morſchen Bäumen, in Balken, Möbeln u. ſ. w. leben und mancherlei Zerſtörung bewirken. So iſt Anobium molle *F.* ein zwar nur 4 mm langer, aber ſehr gefährlicher Feind aller Holzſammlungen, A. domesticum *Fourcr.*, A. pertinax *L.* u. a. zerſtören hölzerne Geräte, welche ſie manchmal ganz in Wurmmehl verwandeln. Das Männchen von A. pertinax bringt durch Klopfen mit dem Kopfe einen lockenden, Taſchenuhrſchlägen ähnlichen Ton hervor, welchen das Weibchen beantwortet; man hielt dieſen Ton früher für den Vorboten eines Todesfalls im Hauſe, daher der Name Totenuhr. A. paniceum *L.*, nur 2 mm groß, iſt ein gefährlicher Feind aller Naturalienſammlungen, namentlich der Herbarien, verzehrt Zuckerwerk u. ſ. w. Im Hauſe und in Sammlungen ſchädlich ſind einige Arten der Ptiniden (Ptiniores), ſo namentlich der als Dieb bekannte, 2 mm große Ptinus fur *L.* Weniger beachtenswert ſind die noch kleinern Arten der Gattung Cis, welche meiſt nur in Schwämmen, beſonders in Baumſchwämmen leben. Wiſſenſchaftlich hat der Ausdruck H. jetzt nicht viel Bedeutung mehr, faßt man ihn dagegen nicht im Sinne der Syſtematik, ſondern im allgemeinen Sinne des Wortes auf, ſo würde man zu den H. noch Hunderte anderer Inſekten zählen müſſen, deren Larven im Holze leben, von den Käfern z. B. noch die zahlreichen Bockkäfer (Cerambycidae), von den Schmetterlingen die Seſien (Sesiidae) und Weidenbohrer (Cossidae), von den Aderflüglern die Holzweſpen (Sirex) u. a. m.

Holzfrevel, ſ. Forſtfrevel.

Holzgas, ſ. unter Gasbeleuchtung, Bd. VII, S. 571[a].

Holzgeiſt, Holzalkohol, Holznaphtha, Holzſpiritus, Methylalkohol, Methyloxydhydrat, Carbinol, CH_4O oder CH_3OH, ein dem gewöhnlichen Alkohol oder dem Äthylalkohol ſehr nahe verwandter und in den meiſten ſeiner Eigenſchaften ihm faſt gleichartiger Körper, welcher bei der trockenen Deſtillation des Holzes gebildet und neben andern Körpern in dem Holzeſſig (ſ. d.) enthalten iſt. Der Gewinnung des H. wurde bis vor wenigen Jahren ſehr geringe Beachtung geſchenkt, da kaum eine Verwendung für denſelben vorhanden war. In neuerer Zeit hat der H. weit größere Bedeutung erlangt. Er dient zur Darſtellung verſchiedener, in großen Maſſen produzierter Anilinfarben und wird jetzt zur Denaturierung des für gewerbliche Zwecke ſteuerfrei abgegebenen Spiritus in bedeutenden Mengen verbraucht. Hierdurch iſt eine ſo große Nachfrage entſtanden, daß die Gewinnung des H. ſehr lohnend geworden iſt. Zur Darſtellung wird der Holzeſſig, mit Kalk oder mit Soda neutraliſiert, der Deſtillation ſo lange unterworfen, bis das zuletzt Übergehende nicht mehr brennbar iſt. Der rohe H. wird darauf wiederholt über gebranntem Kalk rektifiziert, bis das Deſtillat ein ſpezifiſches Gewicht von 0,815 zeigt und mit Waſſer in allen Verhältniſſen miſchbar iſt, ohne ſich zu trüben. Letzteres, herbeigeführt durch Abſcheidung von dem H. hartnäckig anhaftenden Teerbeſtandteilen, iſt nur dann leicht zu erreichen, wenn der Holzeſſig durch Deſtillation von geſchältem Laubholz, namentlich Eichenholz, hergeſtellt war; ſtammt der Holzeſſig von ungeſchältem Holz, ſo gelingt die Entfernung der Öle ſchwer; bei Verwendung von harzigem Holz iſt ſie kaum erreichbar. Der techniſch dargeſtellte H. iſt eine waſſerhelle oder ſchwach gelbliche Flüſſigkeit von höchſt eigentümlichem, nicht angenehmem Geruch und höchſt widerwärtigem Geſchmack, der ſelbſt nach ſtarker Verdünnung noch hervortritt. Durch letztere Eigenſchaft wird er zum Denaturieren des Spiritus geeignet, da ein aus einem Gemiſch von Spiritus und H. durch Verdünnung hergeſtellter Branntwein ganz ungenießbar iſt.

Der käufliche Holzgeiſt iſt nicht reiner Methylalkohol, ſondern enthält noch verſchiedene fremde Körper. Zur Entfernung der letztern verwandelt man den H. durch anhaltendes Kochen mit entwäſſerter Oxalſäure in Oxalſäure-Methyläther, welcher kryſtalliſierbar iſt und durch Abpreſſen von fremden Beimengungen befreit wird. Durch Kochen des Äthers mit wäſſerigem Alkalihydrat wird der Alkohol wiederhergeſtellt und durch Rektifikation über von Kryſtallwaſſer befreitem Kupfervitriol entwäſſert. Der ſo rein dargeſtellte Methylalkohol iſt faſt geruch- und geſchmacklos, von 0,800 ſpezifiſchem Gewicht, ſiedet bei 66°, miſchbar in allen Verhältniſſen mit Waſſer, Alkohol, Äther, brennt mit ſchwach bläulicher, nicht leuchtender Flamme und verhält ſich im übrigen ganz wie Äthylalkohol; bei der Einwirkung chem. Agentien entſtehen den Äthylverbindungen homologe Verbindungen.

Holzgewächſe nennt man in der Botanik die ſtrauch- und baumartigen Pflanzen.

Holzgewebe, ein Gewebe, das aus cylindriſchen Holzſtäbchen (Holzdraht) mit einer Kette von Seide oder Baumwollzwirn gebildet iſt, wobei die Kettenfäden einzeln oder zu mehrern angeordnet

Digitized by Google

in weiten Zwischenräumen stehen. Derartige Gewebe werden öfters mit der Hand, meist aber auf schmalen, kurzen Webstühlen hergestellt. Man gebraucht zu den Stäbchen weiße, weiche Hölzer von feiner, geradfaseriger Struktur, wie Weiden-, Pappel-, Lindenholz. Der Holzdraht hat entweder die natürliche Färbung des Holzes oder er ist gebleicht oder auch verschieden gefärbt. H. werden oft auch ganz aus Holzdraht verfertigt. Dahin gehören die sog. Siebplatten, bei welchen die die Kette und den Einschlag bildenden Holzstreifchen in einiger Entfernung voneinander liegen, sodaß kleine quadratische Öffnungen entstehen. Diese Siebplatten dienen weniger zu Sieben als zu Hutgestellen, die mit Zeug überzogen werden; doch macht man auch Siebe aus breitern und stärkern Streifen, die aus Eschen- oder Haselnußstöcken gespalten, geglättet und auf gleiche Stärke gebracht sind.

Eine andere Art von H. bildet die sogenannte Sparterie, die aus feinen, sehr dicht nebeneinander liegenden Holzstreifen besteht, entweder leinwandartiges oder geköpertes oder auch kleingemustertes Gefüge zeigt und zur Verfertigung von Hüten benutzt wird. Man macht aus Holzstreifen auch Bänder, um sie wie Strohbänder zu Hüten zusammenzunähen, welche letztere fälschlich Basthüte genannt werden.

Holzgießerei (richtiger Holzpressung), die Herstellung von allerlei zierlichen Gebrauchsgegenständen, sowie von Ornamentstücken aus plastischer Holzmasse. (S. Bois durci, Holz [künstliches] und Holzcement.)

Holzgraf, s. unter Graf.

Holzimprägnierung, das Durchtränken des Holzes entweder mit fäulniswidrigen Substanzen (s. unter Holzkonservierung) oder mit solchen Substanzen, welche dasselbe unverbrennlich, resp. schwer entzündlich machen sollen. Für letztern Zweck sind namentlich seit dem Brand des wiener Ringtheaters (am 8. Dez. 1881) zahlreiche Methoden vorgeschlagen worden. So verwendet Dr. Winkelmann in Augsburg eine Lösung von 33 g Manganchlorür, 20 g Orthophosphorsäure, 12 g Magnesiumcarbonat, 10 g Borsäure und 25 g Chlorammonium in 1000 g Wasser.

Holzinstrumente, Art der Blasinstrumente (s. d.).

Holzintarsia, s. Intarsia.

Holzkäfer, s. Holzfresser.

Holzkohle ist der bei der trockenen Destillation oder bei der unvollkommenen Verbrennung des Holzes verbleibende Rückstand. H. wird für technische Zwecke vielfach im großen Maßstabe dargestellt. Dies geschieht entweder unter Aufopferung der sonstigen Produkte (Meiler-, Gruben-, Ofenköhlerei) oder unter Gewinnung von Teer, Essigsäure u. s. w. (S. unter Holzessig.) Die H. bildet eine schwarze, poröse Masse, in welcher die Struktur des Holzes erhalten ist. Je nach der Temperatur, welcher sie bei der Erhitzung ausgesetzt gewesen ist, enthält sie, außer Kohlenstoff, noch Wasserstoff und Sauerstoff in chem. Bindung. Sie hat die Eigenschaft, große Mengen von Gasen und Dämpfen aufzusaugen, sowie Farbstoffe und andere Körper und Lösungen zu absorbieren. Sie findet vielfache Verwendungen: als Heizmaterial für viele metallurgische Operationen, als Reduktionsmittel bei chem. Prozessen, als entfärbende Substanz, als Desinfektionsmittel, bei der Bereitung des Schießpulvers; gepulverte H. bildet das gewöhnliche schwarze Zahnpulver u. s. f.

Holzkonservierung ist die Bezeichnung für die Gesamtheit derjenigen Verfahrungsarten, durch welche das Holz in dem für den Gebrauch geeigneten Zustand erhalten wird. Am meisten leidet das Holz, welches direkt dem Einfluß des Seewassers ausgesetzt ist; zur Erhaltung der Schiffbauhölzer gilt es hauptsächlich, die Angriffe des Bohrwurms (s. d.) abzuwehren. Bei der Benutzung des Holzes zu Landbauten, wo dasselbe vor Feuchtigkeit geschützt liegt, sind die gefährlichsten Feinde die Holzwürmer (s. d.), insbesondere die Bockkäfer (s. d.), Bohrkäfer (s. d.) und Anobien (s. unter Holzfresser), welche zahlreiche Gänge hindurcharbeiten und das Holz schließlich in Staub (Wurmmehl) verwandeln, wovon auf der Oberfläche oft kaum Spuren bemerkbar sind. Hat sich der Wurm einmal eingenistet, so sind alle zur Erhaltung des Holzes vorgeschlagenen Mittel unzureichend; die bezüglichen Methoden der H. können daher nur den Zweck haben, das Holz vor dem Wurmfraß zu schützen. Wo das Holz feucht liegt, oder wo feuchtes Holz beim Bau verwendet wurde, tritt die Zerstörung durch Fäulnis (Vermodern, Vermorschen, Verstocken) ein und es entsteht auf der Oberfläche der Holz- oder Hausschwamm (s. d.).

Die H. hat hier die Aufgabe, diejenigen Stoffe zu entfernen, resp. unschädlich zu machen, durch welche unter gewissen Bedingungen die Fäulnis im Holz eingeleitet und unterhalten wird. Die ersten Versuche dieser Art richteten sich auf Abschluß der Luft und des Wassers, zu welchem Zweck man dem Holz einen undurchlässigen Anstrich gab, wobei völlig übersehen wurde, daß, da die Luft alle porösen Körper durchdringt, jedes Holz an sich mehr oder weniger Feuchtigkeit enthält. Alle Mittel, die Fäulnis des Holzes zu verhüten, lassen sich nach den ihrer Anwendung zu Grunde liegenden Prinzipien in folgender Weise klassifizieren: 1) Austrocknung des Holzes vor der Verwendung; 2) Entfernung der die Fäulnis bedingenden Saftbestandteile; 3) chem. Veränderung dieser Bestandteile.

Das Trocknen des Holzes, welches auch dazu dient, das Schwinden und Werfen desselben bei der spätern Verarbeitung zu vermeiden, wird in wirksamer und zugleich ökonomischer Weise erreicht, indem man die Abfälle des Holzes zur Speisung von Öfen benutzt, welche die Aufbewahrungsräume heizen und dabei den Rauch in dieselben einströmen lassen. Hier sei auch das Renésche Austrocknungsverfahren erwähnt, das die zur Verarbeitung bestimmten Hölzer dauernd gegen den Einfluß von Temperaturveränderungen schützen soll. Entsprechend der Erfahrung, daß Holz, welches lange Zeit der Luft ausgesetzt war, plötzlichem Temperaturwechsel viel besser widersteht, wird hierbei gleichsam ein natürlicher Prozeß, das Altwerden des Holzes, nachgeahmt, wozu die Wirkung des Sauerstoffs, vielmehr des aus demselben mit Hilfe des elektrischen Stroms dargestellten Ozons, benutzt wird. Dieses Verfahren hat für zahlreiche Industriezweige, speziell für den Pianofortebau, praktische Bedeutung erlangt.

Das getrocknete Holz muß, ehe es in einen feuchten Raum kommt, mit Substanzen überzogen werden, die das Eindringen von Feuchtigkeit in das Innere verhindern. In diesem Sinne nützt das Bestreichen des getrockneten Holzes mit Rohparaffin, Pech, Steinkohlenteer, Firnissen, Ölfarben ꝛc.

Digitized by Google

Die Entfernung der Feuchtigkeit, d. h. des in den Zellen des Holzes zurückgebliebenen, teils aus Wasser, teils aus organischen und mineralischen Stoffen bestehenden Saftes, wirkt noch sicherer als das Trocknen des Holzes. Auf mechan. Wege wurde diese in England versucht, indem man dünne, glatt gehobelte Brettchen aus frischem Holz mehrmals zwischen Metallwalzen mit allmählich sich steigerndem Druck hindurchgehen ließ, wodurch ein großer Teil des Safts ausgepreßt und so zugleich eine Verdichtung, mithin größere Festigkeit erzielt wurde, doch ist dieses Verfahren bloß bei zähem Holz durchführbar. Nach einer andern, ziemlich umständlichen und kostspieligen Methode wird der Saft dadurch verdrängt, daß heiße oder kalte komprimierte Luft einseitig in das Holz eingepumpt wird. Das am häufigsten angewendete Verfahren ist das Auslaugen des Holzes durch Einlegen desselben in kaltes, fließendes Wasser, das aber für dicke Stämme mehrere Sommer erfordert. In kürzerer Zeit, aber ohne bedeutende Umständlichkeit nur bei kleinern Stücken, wird das Auslaugen mittels kochenden Wassers bewirkt. Am schnellsten und vollkommensten entfernt man den Zellensaft durch das Dämpfen des Holzes, das in besondern Apparaten, aus Dampfkessel und hölzernem Dämpfkasten bestehend, ausgeführt wird. Das gedämpfte Holz ist um 5—10 Proz. leichter als ungedämpftes, hat hellern Klang und eine dunklere, über die ganze Masse gleichmäßig verteilte Färbung. Es hat außerdem größere Festigkeit, wirft sich nicht, nimmt langsamer Feuchtigkeit auf und trocknet schneller als gewöhnliches Holz.

Eine teilweise Zerstörung, vielmehr chem. Veränderung der gärungsfähigen Saftbestandteile wird durch Dörren des Holzes bis zur Bräunung desselben, sowie durch oberflächliche Verkohlung (Carbonisieren) an den mit Feuchtigkeit in Berührung kommenden Stellen erreicht; letzteres Verfahren findet namentlich bei Grundpfählen, Telegraphenstangen u. s. w. Anwendung.

Von den eine chemische Veränderung des Zellensaftes bezweckenden Verfahrungsarten sind diejenigen die wichtigsten, welche auf der Imprägnierung, d. h. Durchtränkung des Holzes mit antiseptischen Stoffen beruhen; durch die Anwendung derselben wird das Holz nicht nur gegen Fäulnis, sondern auch gegen Insektenfraß widerstandsfähig gemacht. Namentlich sind es Eisenbahnschwellen und Telegraphenstangen, die man einer Imprägnierung unterwirft; auch Hölzer zu Uferbauten werden häufig imprägniert, seltener solche für den Landbau, obwohl auch für diese eine derartige Behandlung sich als vorteilhaft erweist. Zweckmäßige Vorarbeiten sind das Auslaugen, das Erhitzen und die Behandlung mit gespanntem Wasserdampf, indem hierdurch die Aufnahme der Imprägnierungsflüssigkeit wesentlich erleichtert wird. Die Imprägnierung erfolgt durch Einsumpfen, durch den Druck einer Flüssigkeitssäule oder durch Luftdruck. Das Einsumpfen besteht im allgemeinen darin, daß die Hölzer einfach in die Imprägnierungsflüssigkeit gelegt und mehrere Tage in derselben gelassen werden. Diese Methode wurde durch den Engländer Kyan, nach welchem dieselbe Kyanisieren genannt wird, unter Anwendung von Quecksilberchlorid ausgebildet. Hölzer, welche zum Bau von Wohnhäusern, Ställen u. s. w. dienen sollen, dürfen, der Giftigkeit des Quecksilbersalzes wegen, nicht kyanisiert werden. Beim Payni sieren (nach dem Erfinder, dem Engländer Payne) läßt man das Holz in einer Eisenvitriol- und dann in einer Kalklösung liegen, wodurch sich in den Poren Eisenoxyd absetzt; dieses Verfahren ist nur für kleinere Stücke anwendbar. Bei der von dem franz. Arzt Boucherie empfohlenen Imprägnierung durch den Druck einer Flüssigkeitssäule wird eine Lösung von Kupfervitriol benutzt, die aus einem hochgelegenen Reservoir durch Röhren derart gegen das Hirnende des Stammes geleitet wird, daß sie nur in die Poren des Holzes eintreten, nirgends aber seitlich ausfließen kann. Nach der Methode zur Imprägnierung im luftleeren Raum, wie sie von den Franzosen Bréant und Payen angegeben wurde, wird das Holz in fest verschließbare eiserne Gefäße gebracht. Nachdem man aus denselben die Luft ausgepumpt hat, läßt man die Imprägnierungsflüssigkeit einströmen, worauf man mittels Druckpumpen einen hydraulischen Druck von 6—7 Atmosphären erzeugt. Als Imprägnierungsflüssigkeit dient nach Burnett (Burnettieren oder Burnettisieren) Chlorzink in wässeriger Lösung, nach Bethell (Bethellieren) Teeröl oder Kreosot. Neuerlich sucht man das Verfahren durch Vermischung der Chlorzinklauge mit carbolsäurehaltigem Teeröl zu verbessern.

Holzlaus, Bücherlaus (Psocus pulsatorius), ein kleines, kaum 2 mm langes, einer langgestreckten Laus ähnliches Tierchen mit sehr großem Kopf, zehngliederigen Fühlern, braunen Augen, schuppenartigen, rudimentären Flügeln und verdickten Schenkeln, das zwischen Papier und Büchern, besonders aber in Insektensammlungen und Herbarien häufig ist und die weichern Teile, sowie den Kleister und den Leim benagt und dadurch schädlich wird. Man verjagt es leicht durch Licht und Luft oder durch Carbolsäure. Fälschlich ist die H. des klopfenden Geräusches, welches dem Bohrkäfer (s. d.) gehört, öfters beschuldigt und deshalb auch Totenuhr genannt worden. Andere Arten von H. sind mit vier Flügeln versehen, so P. domesticus und die größte deutsche Art P. longicornis.

Holzmann (Daniel), Meistersänger des 16. Jahrh., geboren zu Augsburg, war Meistersänger zu Eßlingen, um 1570 zu Augsburg, 1580 zu Wien. Er ist bekannt durch seine gereimten Fabeln des Cyrillus von Thessalonich («Spiegel der natürlichen Weisheit», Augsb. 1571; 3. Aufl. 1574, erneuert durch Meißner, «Fabeln nach Daniel H.», 1782) und durch seine «Tragödie von der edlen Witfrau Felicitas» (1577).

Holzmasse, soviel wie Holzcellulose oder Holzstoff, s. unter Cellulose.

Holzmeßkunst, Teil der Forstmathematik (s. d.).

Holzminden, Kreisstadt im Herzogtum Braunschweig, am rechten Ufer der Weser, der hier die Holzminde zugeht, an den Linien Aachen-Düsseldorf-H. und Ottbergen-H. der Preußischen Staatseisenbahnen und H.-Schöningen der Braunschweiger Eisenbahn, am Fuße des Solling in einem freundlichen Thale gelegen, ist Sitz einer Kreisdirektion, eines Land- und eines Amtsgerichts, sowie einer Generalsuperintendentur und zählt (1880) 7801 meist prot. E., die sich teils mit Ackerbau, teils mit Handel und Gewerbe beschäftigen. Es bestehen Etablissements für Eisenguß, Holzsägereien, eine Vanillin- und eine Rübenzuckerfabrik. Die bei H.

Digitized by Google

gebrochenen, weithin bekannten Sollinger Sandsteine werden in vielen Schleifmühlen zu Platten geschliffen oder zu Quadern und Bauornamenten verarbeitet. Der Ort treibt, besonders vermittels der schiffbaren Weser, einen lebhaften Handel mit den Erzeugnissen seiner Industrie, sowie auch mit Holz aus den umfangreichen, das Weserthal umschließenden Waldungen. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu H. ein Gymnasium und eine 1832 begründete Baugewerkenschule (mit über 700 Schülern). Die Stadt gehörte ehedem den Grafen von Eberstein, kam aber 1410 an Braunschweig.

Der Kreis Holzminden umfaßt 566 qkm, zählt (1880) 44297 E. und begreift die vier Ämter H., Stadtoldendorf, Eschershausen und Ottenstein.

Holzmosaik nennt man aus kleinen, verschieden geformten und gefärbten Hölzern zusammengesetzte Zeichnungen. (S. unter Fournieren.)

Holznägel werden meist von den Zimmerleuten zur Verbindung der Hölzer gebraucht und von denselben aus freier Hand geschnitzt. (S. auch Dübel.) Über die Fabrikation der kleinen, in der Schuhmacherei verwendeten Holznägel s. Holzstifte.

Holznaphtha, s. Holzgeist.

Holzöl, Synonym für Gurjunbalsam (s. d.). Außerdem bezeichnet man als H. auch den bei der trockenen Destillation des Holzes zuerst übergehenden Anteil des Teers, welcher leichter als Wasser ist, oder den bei der Rektifikation des Holzteers zuerst gewonnenen flüchtigsten und spezifisch leichtesten Teil; dieser wird auch Kienöl genannt.

Holzopal, s. unter Opal.

Holzparenchym nennt man in der bot. Histiologie dasjenige Gewebe im Gefäßteil der Gefäßbündel und im Xylem der Gymnospermen und Dikotyledonen, dessen Zellen einen parenchymatischen Charakter haben, d. h. von geringer Länge sind, und deren Querwände nahezu senkrecht an die Längswände ansetzen. Die Tüpfel, die sich auf den Wänden der Holzparenchymzellen finden, sind kreisrund oder oval, aber nicht behöft wie die der Tracheïden und der Gefäße. Das H. ist der konstante Begleiter der Gefäße und Tracheïden, seine Zellen besitzen lange Zeit einen lebenden Protoplasmaschlauch und enthalten in gewissen Perioden fast immer reichlich Stärke. Im Gefäßbündel der Farnkräuter sind die Wände der Holzparenchymzellen nicht verholzt, wohl aber in denen der Monokotyledonen und im Xylem der Gymnospermen und Dikotyledonen. In letzterm tritt es in zwei Formen auf, als Strangparenchym und als Strahlenparenchym; die Zellen des Strangparenchyms sind zu Strängen vereinigt und durchziehen den Holzkörper der Länge nach, ebenso wie bei den Monokotylen und Gefäßkryptogamen; demgemäß ist auch in der Regel der Längsdurchmesser derselben größer als der Querdurchmesser. Die Zellen des Strahlenparenchyms bilden die sog. Markstrahlen (s. d.) und unterscheiden sich in ihrem Bau nicht wesentlich von denen des Strangparenchyms, nur ist in der Regel der Querdurchmesser hier größer als der Längsdurchmesser, was damit zusammenhängt, daß die Markstrahlen den Holzkörper in der Querrichtung durchsetzen. Die Markstrahlen und das Strangparenchym, auch Holzparenchymstränge genannt, bilden ein zusammenhängendes System, indem immer die voneinander getrennten querverlaufenden Markstrahlen durch Stränge von H. verbunden werden, sodaß das ganze System als eine Art von Gitterwerk, welches durch längs- und querverlaufende Zellstränge gebildet wird, den Holzkörper durchzieht.

Über die Funktion des H. läßt sich nicht viel Sicheres angeben; da es fast immer Stärke führt und außerdem einen lebenden Protoplasmaschlauch besitzt, so ist anzunehmen, daß die Leitung der Stärke im H. stattfindet. Aus dem Umstande, daß es fast stets mit den Tracheïden und Gefäßen in engster Verbindung steht, läßt sich vermuten, daß es auch bei der Leitung des Wassers von Wichtigkeit ist, doch weiß man bis jetzt nicht, welche Rolle es dabei spielt. (S. Gefäßbündel.)

Holzpasta, eine aus Holzschliff- oder Sägespänen mit Hilfe einer bindenden Substanz (Leim, Hausenblase, Gummi, Eiweiß u. s. w.) gebildete plastische Masse. (S. unter Bois durci, Holz [künstliches] und Holzcement.)

Holzpressung, s. unter Bois durci, Holz (künstliches), Holzcement und Holzschnitzerei.

Holzringe, s. Holz.

Holzsammlung, zum Studium der Holzarten, wird in verschiedener Weise angelegt, je nachdem man systematische, physiol. oder technolog. Zwecke damit verfolgt. Meist bestehen die H. aus prismatischen Stücken, welche auf dem Querschnitt (Hirnseite), dem radialen und dem tangentialen Längsschnitt die Struktur und Farbe des Holzes zeigen; an einer Seite des Stücks läßt man die Rinde. Zur Untersuchung mit Lupe oder einem schwachen Mikroskop fertigt man sehr dünne Quer- und Längsschnitte. Derartige Sammlungen sind auch durch den Buchhandel zu beziehen. So die vorzüglichen Sammlungen von Nördlinger («Querschnitte», Stuttg. 1852—80, 9 Kartons, jeder 100 Holzarten enthaltend; «Fünfzig Querschnitte der in Deutschland wachsenden Bau-, Werk- und Brennhölzer», Stuttg. 1858), von Burkart («Sammlung der wichtigsten europ. Nutzhölzer in charakteristischen Schnitten ausgeführt von Podany», 40 Tafeln, Brünn 1880).

Holzsäure, s. Holzessig.

Holzschleiferei heißt zunächst das Verfahren zur Herstellung des in der Papierfabrikation als Surrogat für Lumpenmasse, sowie zur Fabrikation von Papiermaché, künstlichem Holz (s. d.) u. s. w. verwendeten Holzstoffs (s. d.), sofern dieselbe mit mechan. Hilfsmitteln erreicht wird; dann aber auch das hierzu dienende Fabriketablissement.

Holzschneidekunst oder Xylographie heißt der Zweig der vervielfältigenden graphischen Künste, welcher das abzudruckende Bild mit erhaben ausgearbeiteten Linien aus einer Holzplatte herausschneidet. In den ersten Jahrhunderten der H. bediente man sich des Birnbaumholzes und schnitt aus der Länge der Faser, später und auch gegenwärtig des Buchsbaums, und zwar des quergesägten und polierten Stocks, den man, statt wie früher mit dem Messer, mit dem Grabstichel bearbeitet. In der auf weiße Grundierung aufgetragenen Zeichnung werden mit Schonung der Linien alle Zwischenräume zu solcher Tiefe ausgehoben, daß sie beim Einschwärzen der Platte von der Farbe nicht berührt werden. Das letztere geschieht mittels der Walze; der Abdruck wird auf mäßig angefeuchtetes Papier, seltener auf Pergament, Zeug und andere Stoffe gemacht. Vorzüglich eignet sich der Holzschnitt zur Illustrierung von Büchern, da der Stock in den Letternsatz eingeschoben und mit diesem abgedruckt werden kann. Die frühesten Spuren der

Digitized by Google

H. will man in China finden, wo sie noch gegenwärtig zum Bücherdruck benutzt wird; es leitet aber keine Spur darauf, daß ihre Kenntnis von dort in das Abendland gelangt sei. Die Römer besaßen Stempel von Bronze mit erhaben aufstehenden Buchstaben; solche mit Hausmarken versehen, den sog. Hausbrand, kannte auch das Mittelalter und fertigte sie später aus Eisen und Holz. Sie gaben vielleicht den ersten Anlaß zur Entstehung des Formschnittes, der als Modellschnitt noch nach anderer Seite hin zur Ausbildung kam. Der Holzschnitt im engern Sinne scheint zuerst angewandt worden zu sein, um Umrisse für Stickereien auf Leinwand und Muster auf Stoffen im Sinne des spätern Kattundrucks, herzustellen. Proben einer derartigen Verwendung gehen bis in das 14. Jahrh. zurück und weisen auf Süditalien. Die Spielkarten, von welchen man sonst den Ausgang des Holzschnittes ableitete, stehen den erhaltenen Dokumenten nach erst in zweiter Reihe. Spuren eingepreßter Zeichnungen auf Pergament aus dem 12. Jahrh. können um so weniger als Anfang des Holzschnittes angesehen werden, als sie in ihrer Vereinzelung keinen Hinweis auf allgemeine Übung liefern und die ältesten Erzeugnisse dieses Kunstzweigs, die sog. Reiberdrucke, eine ganz verschiedene Technik erkennen lassen. Denn diese sind entstanden, indem man das feuchte Papier auf die mit dem Ballen geschwärzte Platte legte und so lange bearbeitete, bis der Abdruck sich vollzogen hatte.

Die ältesten Holzschnitte behandeln fast ausschließlich religiöse Vorwürfe, erscheinen mit dicken unbeholfen hergestellten Umrissen, ohne Schraffierung, und nachträglich leicht koloriert, da man ohne Zweifel die längst bekannten Andachtsbilder in Miniaturmalerei dadurch populär zu machen beabsichtigte. Der frühest datierte Holzschnitt, ein heil. Christoph, aufgefunden in der Kartause zu Buxheim, gegenwärtig im Besitz des Lord Spencer, trägt die Jahreszahl 1423. Bald schritt man zum Druck ganzer Bücher vermittelst geschnittener Holzplatten, wobei eine und dieselbe Platte Text und Bilder umfaßte: der erste Schritt zu Gutenbergs Erfindung der Buchdruckerkunst, dessen Verdienst bekanntlich besonders darin bestand, die Lettern beweglich herzustellen. Unter den alten Plattendrucken treten mit vielen Auflagen die lat. Armenbibel («Biblia pauperum»), die Kunst zu sterben («Ars moriendi»), der Heilsspiegel («Speculum salvationis») u. a. in den Vordergrund. Auch nach Einführung des spätern Buchdrucks blieb der Holzschnitt dessen getreuer Begleiter, und das 15. Jahrh. sah noch viele illustrierte Werke, selbst solche naturwissenschaftlichen Inhalts. Das bedeutendste Buch dieser Art ist die von Hartmann Schedel zu Nürnberg herausgegebene, von Michael Wohlgemuth und Hans Pleydenwurff mit Holzschnitten versehene «Weltchronik» (1493). Bis zu dieser Zeit hatte auch die Technik des Holzschnittes Fortschritte gemacht; die Schraffierung war aufgenommen worden und selbst Kreuzlagen der Linien wurden mit Geschick behandelt. Auf eine bisher unbekannte Höhe und zu wahrhaft künstlerischer Bedeutung hob ihn aber erst Albrecht Dürer in seinen Bildern zur «Apokalypse» (1498), welchen seine übrigen Folgen und Einzelblätter mit stets wachsender Meisterschaft der Ausführung sich anreihten, so die große und die kleine Passion, das Leben der Maria (sämtlich 1511 herausgegeben), die Ehrenpforte Kaiser Maximilians (1515), der Triumphwagen u. a. Von den Zeitgenossen und Schülern Dürers betraten manche mit Glück und außerordentlicher Produktivität die von jenem eröffnete Bahn, so Hans Burgkmair von Augsburg, welcher für Maximilian I. einen großen Triumphzug zeichnete und dessen Schriften, den «Theuerdank» und «Weißkunig», mit Illustrationen versah, Hans Holbein der Jüngere, berühmt durch seinen Totentanz, Hans Springinklee, Hans Baldung Grün, Hans Schäufelein, Hans Guldenmundt, Hans Sebald Beham, Albrecht Altorfer, Erhard Schön, Anton Woensam von Worms, Georg Weechtlin u. a. Die sächs. Schule war hauptsächlich durch Lukas Cranach vertreten, der Norden Deutschlands durch Heinr. Aldegrever und Melchior Lerch.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zeichneten sich aus Virgil Solis zu Nürnberg, die Schweizer Jost Amman, Tobias Stimmer, Christoph Maurer und Nikolaus Manuel, genannt Deutsch, welche indes zum Teil auch in Deutschland ihr Arbeitsfeld fanden. In den Niederlanden war ebenfalls schon früh der Formschnitt eifrig kultiviert worden. Lukas von Leiden behandelte ihn in Nachahmung Dürers in einigen Blättern; zu einer eigentümlichen Blüte gelangte er daselbst aber erst gegen Ausgang des Reformationszeitalters, als die bedeutendsten Künstler, selbst Peter Paul Rubens, für ihn zu zeichnen begannen. Sein eigentliches Gebiet war hier das Clairobscur oder der Tondruck, welcher nur die Umrisse und Hauptschatten in schwarzen Linien, die weitern Abstufungen des letztern in meistens grauen oder bräunlichen Tönen gibt, die mit besondern Platten aufgesetzt werden, während die Lichter meist ausgespart stehen bleiben. Von hervorragenden Künstlern sind hier zu nennen: Heinr. Goltzius, Abraham Bloemart, Paul Moreelse, Jan Lievens u. a. Die Italiener, im ganzen in der Kunst des Holzschnittes weniger ausgezeichnet, schreiben sich die Erfindung des Clairobscur zu, so namentlich Hugo da Carpi in einer Schrift von 1516, während die Deutschen, z. B. Burgkmair, L. Cranach u. a., viel früher schon Treffliches auf diesem Gebiet leisteten. Auch Rafael und Tizian zeichneten für den Holzschnitt. Sonst sind zu nennen: Antonio Fantuzzi, Nicolo Boldrini, Andrea Andreani u. s. w. Übrigens arbeiteten auch Deutsche in Italien, wie ebenfalls in Frankreich, wo namentlich in Lyon sich eine Schule tüchtiger Holzschneider herausbildete. Pariser Drucke erhalten schon um 1500 Illustrationen, namentlich Randeinfassungen von großer Feinheit der Ausführung. Auch der spätere franz. Holzschnitt beschränkt sich fast gänzlich auf dieses Gebiet, ebenso der englische und der anderer europ. Länder, soweit er gepflegt wurde.

Die eigentliche Heimat dieser Kunstübung blieb aber immer Deutschland. Hier lieferte sie von miniaturartiger Ausführung bis zur derben Behandlung großer Tableaus, auch auf den Gebieten des Porträts, des Prospekts und selbst der Kartographie die meisten selbständigen und viele bewunderungswürdige Arbeiten. Die früher viel behandelte Frage wegen der eigenhändigen Ausführung der Holzstöcke von seiten der Künstler ist mit Sicherheit dahin zu entscheiden, daß diese nur ausnahmsweise stattfand. Berühmte Xylographen der ältern Zeit sind Hieronymus Andre (Resch), der für Dürer, Hans Lützelburger, welcher für Holbein, und Jost Danecker, welcher unter anderm für Burgkmair schnitt. Im Laufe des 16. Jahrh. wurde der Holzschnitt immer

Digitized by Google

populärer und verbreiteter. Nicht nur wurden mehr und mehr Bücher, außer Bibeln und Andachtsbüchern auch Chroniken, Bearbeitungen der Klassiker, Romane, Natur- und Reisebeschreibungen mit Abbildungen versehen, auch Einzelblätter, Berichte wichtiger Ereignisse, Kalender, namentlich Karikaturen, wurden darin ausgeführt.

Inzwischen hatte aber der Kupferstich eine Ausbreitung und eine Gunst gewonnen, die dem Holzschnitt rasch gefährlich werden sollten. Das Zeitalter wendete sich ihm wie mit einem Schlage zu, und schnell sank der Holzschnitt von seiner Höhe herab. Von den Büchern gingen zuerst die Titel an den Kupferstich über, dann auch die größern innern Bilder, und nur Culs-de-Lampe und Vignetten blieben dem Holzschnitt, der nun meist handwerksmäßig gearbeitet wurde, da alle bessern Kräfte sich dem Kupferstich zugewendet hatten. Mit dem Dreißigjährigen Kriege ging der Holzschnitt fast völlig unter und beschränkte sich wieder auf das, womit er 200 Jahre früher begonnen, auf Fibeln, Spielkarten, Kalender und Buchdruckerzieraten. Nur seine Fähigkeit, eine sehr große Anzahl von Abdrücken zu erleiden und sich in den gewöhnlichen Letternsatz zu schmiegen, hielt ihn überhaupt. Erst mit dem 19. Jahrh. begann seine Wiederaufnahme, und zwar durch die Engländer. Als der Vater der neuern H. in England gilt Thomas Bewick (s. d.), auf welchen zunächst die Geschwister Byfield folgten. Durch die sehr vervollkommnete Methode des Abklatschens oder Clichierens (s. d.) wurde es möglich, nicht nur die Platten illustrierter Werke an ähnliche Unternehmungen auf dem Kontinent abzutreten, sondern auch der Originalausgabe, und wenn sie auch bis auf viele tausend Exemplare stieg, stets scharfe und gute Abdrücke zu sichern. In Frankreich hat sich seit der Restaurationszeit ein eigener Illustrationsstil gebildet, der mit der größten Gewandtheit gehandhabt wird. Deutschland, lange Zeit von den engl. und franz. Holzschneidern noch sehr abhängig, hat sich neuerdings durchaus emanzipiert. Schon im 18. Jahrh. hatten Unger Vater und Sohn in Berlin die Bahn gebrochen; ihnen waren Gubitz und Unzelmann daselbst mit den schönsten Leistungen nachgefolgt. Aus ihrer Schule sind mit Auszeichnung noch die Brüder Vogel zu nennen, die Hauptverfertiger der Abbildungen zu den Werken Friedrichs d. Gr., die Menzel zeichnete. In Wien übte Blasius Höfel die H. mit großer Virtuosität, in Leipzig Eduard Kretschmar, später die Xylographische Anstalt von J. J. Weber, in Darmstadt Pfnorr. In Dresden hat zuerst Hugo Bürkner eine ausgezeichnete Anstalt eingerichtet, und neben ihm bestand die Gaberische. Bürkners Schnitte nach Ludw. Richterschen Zeichnungen gehören zu den vollendetsten. Bald befanden sich tüchtige Künstler und xylographische Anstalten in allen deutschen Städten, wo Kunst gepflegt wird.

Die Hauptverbesserungen, welche die H. und die Herstellung von Abdrücken der Holzschnitte in neuerer Zeit erfahren, sind technischer Art und bestehen hauptsächlich in vollkommenern Werkzeugen, Hilfsmaschinen und zweckmäßig konstruierten Druckpressen. Die Klippe aber, an welcher auch geschickte Künstler nicht immer vorbeizusteuern vermögen, ist die Nachahmung des Kupfer- und Stahlstichs, welchen die H. in dem, was jenen eigen ist, doch nie erreichen kann. Die wahre Aufgabe der H. besteht darin, in Gemäßheit ihrer kräftigen Einfachheit, ihrer breiten und tiefen Schatten und ihrer derben Kontraste jeden Gegenstand auf charakteristische, in die Augen fallende Weise zu veranschaulichen. Diese Weise der H. vertritt zumeist die dresdener und münchener Schule, während andere wieder sich mehr zur Virtuosität in der Nachahmung der freien Radierung hinneigen. Stuttgart, Düsseldorf und Leipzig sind sämtlich in beiden Schulen gerecht und leisten in dem Schnitte feiner und in engen Strichlagen ausgeführter Xylographien das Mögliche; in Braunschweig gelangte der Schnitt von technischen Darstellungen zuerst durch Vieweg zu großer Vollendung. Die Ausbreitung der Holzschnitt-Illustration ist durch die Erfindung, anstatt der weniger haltbaren Blei-Clichés sehr scharfe und originalgetreue Kupfer-Clichés (Galvanos) durch Galvanoplastik herzustellen, noch wesentlich gefördert worden.

Mit der Geschichte der H. haben sich hauptsächlich Brulliot, Laborde, Heller, Rumohr, Sotzmann, Rud. Weigel, Young und Amb. Firmin Didot beschäftigt. Vgl. Schaßler, «Die Schule der H.» (Lpz. 1866), und «Holzschnitte des 14. und 15. Jahrh. im Germanischen Nationalmuseum» (2 Bde., 164 Tafeln, Nürnb. 1875).

Holzschnepfe, s. Schnepfe.

Holzschnitzerei ist im allgemeinen die Bezeichnung für alle aus Holz geschnitzten Arbeiten. Sie umfaßt also sowohl diejenige Industrie, welche mittels des Schnitzmessers hergestellte gröbere Arbeiten liefert, wie Holzschuhe, Schaufeln, Rechen, Heugabeln, Mulden, Tröge, Teller, Löffel u. s. w. (s. unter Holzwaren), als auch kunstvolle Gegenstände, namentlich Verzierungen auf Tischlerarbeiten, wie Rahmenleisten, Arabesken, Rosetten, Arm- und Kronleuchter, Uhrkästen u. s. w. Zu dieser letztern Art der H. (auch Holzbildhauerei oder Holzskulptur) eignen sich am besten die mittelharten Hölzer von feinem gleichförmigen Gefüge, weil sie sich leicht und nach jeder Richtung fast gleich gut schneiden lassen, auch an dünnen Rändern nicht zu sehr dem Ausbröckeln unterworfen sind. Zu denselben gehört vor allem das Lindenholz, ferner Birnbaum-, Apfelbaum-, Nußbaum- und Pflaumenbaumholz, während Eichenholz, das seiner Härte wegen schwer zu bearbeiten ist, meist da gewählt wird, wo es auf Dauerhaftigkeit, auch gegen Witterungseinflüsse, ankommt. Zu kleinern und feinern Sachen dient Cedern- und Ebenholz.

Der Holzbildhauer arbeitet mit Eisen von verschiedener Form und Größe und mit Raspeln. Zunächst werden in der Regel größere, mittels eines Schlägels einzutreibende Eisen angewendet, um die Gegenstände aus dem Groben zu arbeiten (Bousieren). Dann folgt das Feinschneiden mit kleinern Eisen, welche nur mit der Hand geführt werden. Große Oberflächen werden mit Raspeln nachgearbeitet. Schließlich werden die Gegenstände durch Reiben (Schleifen) mit Schachtelhalm oder Glaspapier geglättet. Durch die große Vorliebe für die Renaissance wird in neuester Zeit die für jene Kunstperiode charakteristische Verzierung der Möbel mit Schnitzwerk aufs neue eifrig gepflegt.

Das Bestreben, auch hier die mühsame und daher kostspielige Handarbeit durch fabrikmäßige Herstellung zu ersetzen, hat zu den verschiedensten Versuchen geführt, bei denen teils die Leistungen der Mechanik, teils die der Chemie zu Hilfe genommen wurden. Neuerlich kommen häufig Maschinen zur Anwendung, um ornamentales Schnitzwerk im

Digitized by Google

Großen herzustellen. Dieselben sind mit Fräsen versehene Kopiermaschinen, die nach einem hölzernen oder metallenen Modell arbeiten. Mittels erhitzter, vertieft gravierter Formen aus gegossenem Messing hat man flache Reliefs auf Holz gepreßt. Reliefs von bedeutender Höhe erhielt man mittels glühender Metallformen, wobei die für die Erzeugung von Vertiefungen zu entfernenden Holzteile in leicht ablösbare Kohle verwandelt wurden. Plastische Ornamente auf Fournieren werden zwischen zwei erwärmten Metallplatten hergestellt, von denen die eine vertieft graviert, die andere mit entsprechenden Erhöhungen versehen ist.

Um den Widerstand zu vermeiden, den die Langfaser des Holzes dem vollkommenen Abdruck entgegensetzt, sind von den Amerikanern Versuche mit gestanzten Hirnholzplatten gemacht worden; doch boten dieselben schon insofern keinen Ersatz für die Schnitzerei, als die Struktur des Hirnholzes (Holz im Querschnitt gesehen) die Schönheit des Ornaments beeinträchtigt und durch die Berührung mit Flüssigkeiten, Lack, Politur u. s. w., die niedergedrückte Hirnholzfaser sich aufrichtet, wodurch die Oberfläche rauh und unansehnlich wird. Überdies blieben alle solche Versuche notwendigerweise auf die Herstellung kleiner, wenig erhabener, nicht durchbrochener Verzierungen beschränkt. Ausgedehntere Anwendung fand das nach dem Franzosen Boucherie mit verdünnter Salzsäure imprägnierte und in Formen gepreßte Holz, doch war auch bei dieser Methode der Erfolg ein mangelhafter zu nennen.

Ein in hohem Grade bildsames Material zur Imitation der H. bot sich in dem sog. Bois durci (s. d.), sowie in dem eigentlichen Kunstholz (s. Holz, künstliches). Wenn auch keine Art der Holzpressung den vollendeten Schöpfungen der Holzbildhauerkunst nahe zu kommen vermag, so können doch die so hergestellten Ornamente, nach stilvoll entworfenen, präcis gearbeiteten Modellen sorgfältig ausgeführt, dazu beitragen, die kunst- und geschmacklosen Schnitzereien zu verdrängen, durch welche eine spekulative Industrie der Mode huldigt.

Holzschrauben nennt man die zur lösbaren Verbindung zweier Holzteile dienenden eisernen oder messingenen Schrauben, wenn die Verbindung dadurch erreicht ist, daß der mit Gewinde versehene Bolzen der Schraube in das eine Holzstück geschraubt ist, während das andere durch den am Bolzen anschließenden, vorspringenden Kopf gehalten wird. Die Schraubengänge der H. sind spitz, tief und scharfrandig und liegen weit auseinander, damit sie im Holzstück, in welchem ein glattes rundes Loch vorgebohrt ist, beim Einschrauben sich selbst ihre Muttergänge schneiden, wobei sie so viel Holz stehen lassen, daß ein Ausreißen desselben schwierig ist. Der Bolzen und die Schraubengänge laufen nach der Spitze schwach konisch zu, um das Einschneiden in das Holz zu erleichtern. Der Kopf der H. ist entweder vierkantig (seltener sechskantig) prismatisch oder cylindrisch, mit durchgehenden Löchern, und wird mittels eines passend geformten Schraubenschlüssels in das Holz eingedreht, oder er hat (vorzugsweise bei den fabrikmäßig hergestellten kleinen H.) die Form eines gegen den Bolzen gewendeten Konus oder eines Kugelabschnitts und enthält dann einen Einschnitt, in welchen man den meißelartig geformten stumpfen Schraubenzieher beim Drehen der Schraube einstemmt.

Die gewöhnlichen, bis zu 6 mm starken H. werden aus Draht angefertigt, welchen man zuerst in Stücke von geeigneter Länge zerschneidet. Man bedient sich hierzu einer Stodschere (s. u. Schere), deren Schneidbacken nach der Dicke des Drahts halbrund ausgehöhlt sind, sodaß beim Schneiden ein Plattdrücken des Drahts vermieden ist; beim Niedergehen der obern Schneidbacke streift dieselbe an der untern vorbei und schneidet den auf der letztern liegenden, mit der Hand zugeschobenen Draht ab. Die nun folgende Bildung des kegel- oder kugelabschnittförmigen Schraubenkopfes (Anköpfen) geschieht durch Stauchen des einen Drahtendes in einer Presse, indem man dasselbe in eine Spannvorrichtung (Klemmmaul) steckt, die eine Versenkung von der Form des Schraubenkopfes hat. Das etwas hervorstehende Ende des Drahts wird durch die Presse breit gedrückt, sodaß es die Form der Versenkung annimmt. Der so angestauchte Kopf wird auf einer Drehbank glatt abgedreht; meist wird auch noch das andere Ende der Schraube mit einer Spitze versehen. Das Einschneiden der Gewinde erfolgt auf besondern Drehbänken, der Leitspindeldrehbank (s. unter Drehbank) oder der Patronendrehbank, oder auch auf der Holzschraubenschneidmaschine.

Bei der Patronendrehbank wird die zu schneidende H. in einem Klemmfutter an der Spindel befestigt; letztere ist in ihren Lagern verschiebbar und trägt an ihrem hintern Ende eine Schraube von der Steigung der anzufertigenden H. Diese Schraube, Patrone genannt, liegt in einem Messingstück mit Muttergewinde, dem Register, und wird bei Drehung der Spindel in der Längenrichtung des Schraubenbolzens fortbewegt; ein feststehender Meißel schneidet in letztern Gewinde ein.

Eine Holzschraubenschneidmaschine ist in den umstehenden Fig. 1—3 gezeigt. Vier Drehstähle d und d_1 sind, zu je zweien an einem Support befestigt, angeordnet. Die beiden Supports ruhen verschiebbar an beiden Enden des Maschinenbettes; zwischen ihnen befindet sich die Maschinenwelle c mit der Riemenscheibe b, welche von der durchgehenden und im Maschinengestell gelagerten Transmissionswelle angetrieben wird. Die Maschinenwelle hat an ihren beiden aus den Lagern vorstehenden Enden a und a_1 klappenartig sich öffnende Mäuler, die durch Stellschrauben in ihrer gegebenen Lage erhalten werden; dieselben halten während des Gewindeschneidens die Schrauben. Sind die beiden eingespannten Schrauben auf ihrer ganzen Länge aufgeschnitten, so senkt man den Hebel v, wodurch die beiden Schneidbacken d sich von der Schraube entfernen, sodaß man eine genaue Übersicht der aufgeschnittenen Schraubengänge erhält, um an denjenigen Stellen nachhelfen zu können, an denen das Gewinde nicht die nötige Schärfe besitzen sollte. Durch die beschriebene Bewegung des Hebels v sinkt zugleich der an dem rechten Support drehbar befestigte Hebel, wodurch auch die Backen d geöffnet werden. Der Schlitten der Welle c ist mittels Federn mit dem Maschinenbett derart verbunden, daß er nach erfolgtem Aufschneiden des Gewindes selbstthätig zurückschnellt.

Nach dem Gewindeschneiden wird noch bei den gewöhnlichen H. das Einstreichen des Kopfes, d. h. das Einschneiden einer Nut in denselben vorgenommen. Die hierzu angewendete Maschine besteht in einer kleinen Drehbank, an deren Spindel

Digitized by Google

eine kleine Kreissäge schnell rotiert. In dem Support sind senkrecht unter der Säge Löcher angebracht, in welche je eine Schraube paßt. Die hineingesteckten und nur mit dem Kopf herausstehenden Schrauben werden unter der Säge durchgeführt. Oft nimmt man das Einfeilen des Kopfes vor dem Gewindeschneiden vor.

Die selbstthätig arbeitenden **Gewindeschneidmaschinen**, sowie die **Kopfdreh-** und **Einschneidmaschinen** von Malmedie u. Hiby in Düsseldorf-Oberbilk funktionieren in folgender Weise:

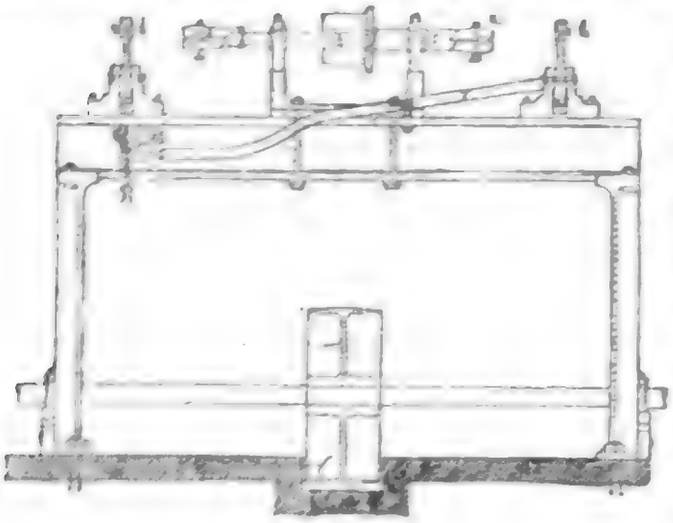


Fig. 1.

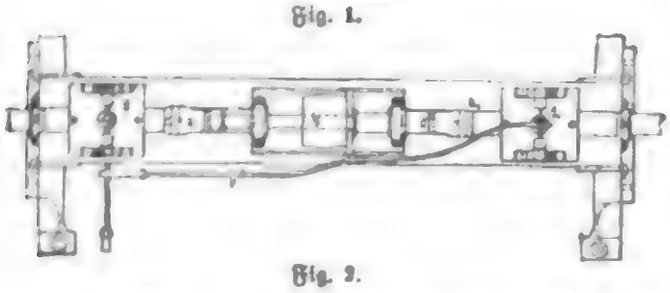


Fig. 2.

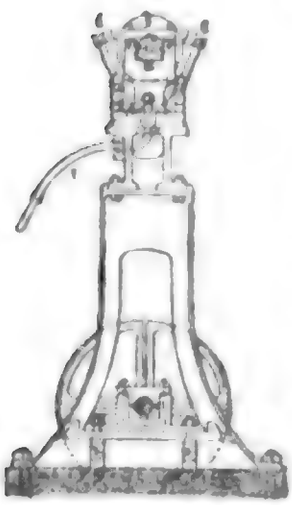


Fig. 3.

Die in der richtigen Länge abgeschnittenen und mit Köpfen versehenen Drahtstifte werden in eine über der ersten Maschine befindliche Schüssel geworfen, worauf sie mittels des Fängers und eines dem Nadelarm der Nähmaschine ähnlichen Mechanismus, des sog. Vogels, in zwei Klemmbacken gestoßen werden. Von diesen festgehalten, werden sie an den Köpfen abgedreht, sodann geschlitzt und zum Wegnehmen des Grats nochmals überdreht; auf der zweiten Maschine werden die so weit bearbeiteten Stifte konisch zugespitzt und schließlich schneidet der Gewindestahl die scharfen Schraubengänge ein.

Die vier- und sechskantig prismatischen oder cylindrischen Köpfe der größern H., welche überhaupt keiner nachträglichen Bearbeitung unterzogen zu werden brauchen, werden entweder dadurch hergestellt, daß sie aus Eisenstäben von der Bolzenstärke geschnitten werden und der aus Flacheisen gebildete Kopf warm aufgezogen und aufgeschweißt wird, oder sie werden aus ebensolchen Eisenstäben verfertigt, deren eines Ende durch Stauchen zum Kopf verdickt wird. Beschränkte Anwendung findet das Schmieden des Gewindes an gewöhnlichen groben H. in zweiteiligen Gesenken, ebenso das Schneiden der Gewinde mittels der Schneidkluppe (Leerkluppe); doch läßt sich mit dem letztern Werkzeug nie ein scharfer, dünner Gang, wie er für H. erforderlich ist, erreichen.

Holzschraubenschneidmaschine, s. unter Holzschrauben.

Holzschreier oder **Eichelheher**, s. unter Heher.

Holzschuh (Dietrich), einer der falschen Friedriche, welche den Volksglauben von der Wiederkunft des Kaisers Friedrich II. benutzten. Er trat etwa 1283 in Köln auf, wurde in Neuß und später in Wetzlar anerkannt. Im Besitz reicher Geldmittel, über deren Herkunft nichts Gewisses zu ermitteln ist, hielt er förmlich Hof und verlieh Privilegien unter königl. Siegel. König Rudolf von Habsburg erzwang endlich 1285 von Wetzlar die Auslieferung des Betrügers und ließ ihn als Ketzer verbrennen. Er ist wahrscheinlich identisch mit **Tile Kolup**, der sich um dieselbe Zeit für den Kaiser ausgab. Vgl. B. Meyer, «Tile Kolup, der falsche Friedrich» (Wetzlar 1868).

Holzschuhe, aus Holz gearbeitete, grobe Fußbekleidung. Über die Fabrikation s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, S. 352.

Holzschuher (Rud. Sigmund von), Jurist, geb. 22. Jan. 1777 zu Nürnberg als Glied einer hochangesehenen Patricierfamilie, studierte in Altdorf und Jena Rechtswissenschaft, wurde 1799 Advokat in seiner Vaterstadt, 1802 daselbst Stadtsyndikus, 1805 reichsstädtischer Konsulent. Nach dem Aufgehen der Reichsstadt Nürnberg in den bayr. Staat war es wesentlich dem Einfluß und der Thätigkeit von H. zu verdanken, daß man auf dem ersten bayr. Landtage durch Gesetz vom 22. Juli 1819 die volle nürnberger Staatsschuld als bayr. Landesschuld anerkannte. Bis 1847 übte H. eine einflußreiche parlamentarische Wirksamkeit im bayr. Landtage und trug durch dieselbe sowie durch mehrere Schriften («Der Rechtsweg», Nürnb. 1831) namentlich zur Reform des Justizwesens bei. Sein umfassendstes Werk, «Die Theorie und Kasuistik des gemeinen Civilrechts» (3 Bde., Lpz. 1843—54; 3. Aufl. herausg. von J. E. Kuntze, Lpz. 1863—64) hat als Handbuch für die gemeinrechtlichen Praktiker lange Zeit in hoher Geltung gestanden. H. starb zu Nürnberg 20. Juli 1861.

Holzschwamm, s. Hausschwamm.

Holzskulptur, s. unter Holzschnitzerei.

Holzspiritus, soviel wie Holzgeist.

Holzstifte, hölzerne Schuhstifte, die zur Verbindung des Schuhsohlleders mit dem Oberleder dienenden, aus Birken- oder Ahornholz gebildeten Nägel. Dieselben haben eine Länge von 10—20 mm und einen prismatischen Schaft von quadratischem Querschnitt und 1—3 mm Stärke, an den sich die verschieden gestaltete Spitze anschließt. Je nach der Form der Spitze unterscheidet man **amerikanische** und **deutsche** (berliner) **Stifte**. Bei erstern sind alle vier Seiten zugeschärft, sodaß die Spitze eine vierseitige Pyramide bildet; bei letztern sind nur zwei Seiten zugespitzt und die Spitze hat also Keilform. Die deutschen Stifte haben den

Digitized by Google

amerikanischen gegenüber den Vorzug, daß sie vermöge ihrer keilförmigen Spitze das Leder und die Leisten mehr schonen und die Arbeit erleichtern. Der Grund, weshalb eine Zeit lang die amerik. Stifte hauptsächlich Anwendung fanden, lag in der bessern Funktionierung der zur Fabrikation derselben benutzten Maschinen und in dem unbedingten Erfordernis sorgfältiger Herstellung bei den deutschen H. Die Fabrikation dieses Massenartikels wird ausschließlich mittels Maschinen (Holzstiftmaschinen) ausgeführt. Die den Rohstoff desselben bildenden Baumstämme werden durch eine Pendelsäge in Längen von ungefähr 2 m zerschnitten und diese Stücke mittels geeigneter Transportvorrichtungen einer Kreissäge zugeführt. Diese Säge, welche den Stamm in lauter einzelne Scheiben (Querschnitte) von der Länge der fertigen Stifte zerlegt, hat selbstthätigen Vorschub der Blöcke parallel zur Achsenrichtung der Säge und ist mit Vorrichtungen versehen, durch deren genaue Einstellung immer gleichstarke Scheiben abgeschnitten werden. Diese gelangen hierauf zur Spitzmaschine, um auf einer Seite mit Spitzen versehen zu werden. Sollen Stifte mit pyramidenförmigen Spitzen hergestellt werden, so müssen die Scheiben sowohl längs der Furchen als auch senkrecht zu denselben ausgehobelt, also einmal gewendet werden; bei den deutschen Stiften mit keilförmigen Spitzen ist nur ein Hobeln in einer Richtung nötig.

Eine Spitzmaschine ist in den beistehenden Fig. 1—3 abgebildet. An den Seitenwänden a und a_1 des Gestells sind die Laufschienen b angeschraubt, auf denen sich ein aus 21 Platten bestehender Tisch bewegt; die Platten sind derart durch Scharniere miteinander verbunden, daß der Tisch c eine Kette ohne Ende bildet (Kettentisch).

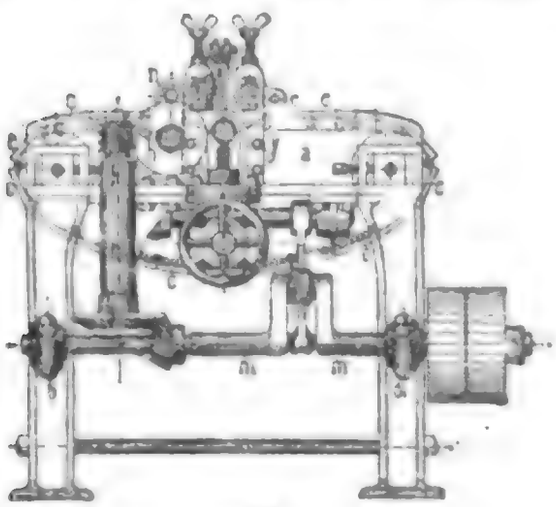


Fig. 1.

Zum Nachstellen des Kettentisches dienen die Rollen d d_1 d_2 d_3. Auf der innern Seite sind sämtliche Platten mit Zähnen versehen, in welche die Vorschubgetriebe eingreifen, die mittels des Schneckenrads h, der Schnecke i, der stehenden Welle j und der konischen Räder k und l von der Betriebswelle m aus bewegt werden. In den an die Füße des Gestelles angegossenen Lagern o und o_1 rotiert die Welle m, welche durch die Kurbelstange p die Bewegung auf den doppelarmigen Hebel q q_1, die Zugstange r und den Support s überträgt; letzterer gleitet infolge dessen auf der prismatischen, an zwei Böcken u und u_1 festgeschraubten Schiene t hin und her. Am Support ist der Stichelhalter drehbar befestigt, sodaß er beim Rückgang desselben in die Höhe klappen kann und dadurch jede unnötige Reibung der Schneide des an ihm befestigten Stichels im Holze vermeidet. Der stählerne Stichel ist mit einer halbrunden Nut versehen, um die Schneiden recht hohl schleifen zu können, was den guten und glatten Schnitt wesentlich befördert. Die

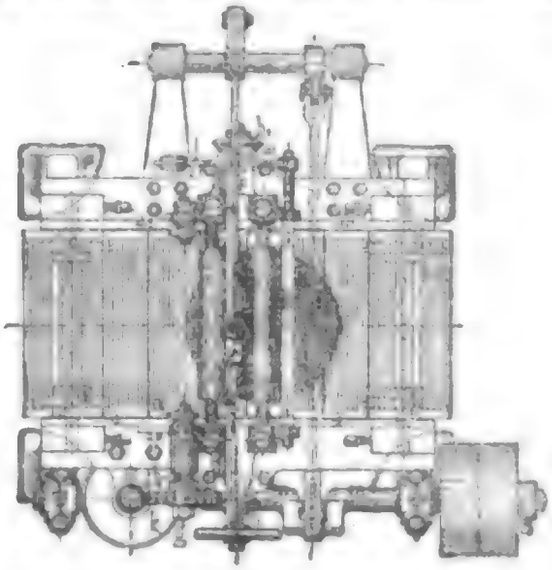


Fig. 2.

Gummiwalzen w haben den Zweck, die gespitzte Holzplatte fest auf den Kettentisch anzudrücken, um dadurch ein sicheres Mitnehmen der erstern zu erzielen. Um auch verschieden große Spitzen anfertigen zu können, sind die Böcke u und u_1 verstellbar gemacht; auch kann eine Veränderung der Feinheit des Schnittes durch Auswechselung des Schneckenrads h und der Schnecke i bewerkstelligt werden.

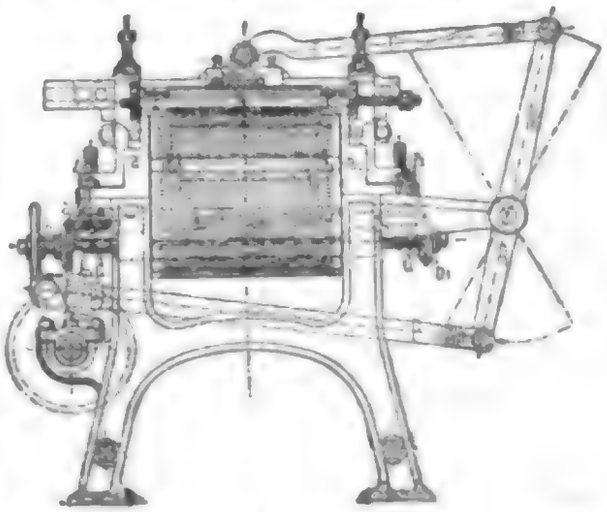


Fig. 3.

Die vorstehend besprochene Maschine hobelt mittels ihres Stichels feine Streifen aus der untergelegten Holzplatte aus, sodaß aus dem stehenbleibenden Material die entweder keil- oder pyramidenförmigen Spitzen gebildet werden. Diese Platten kommen alsdann zur Spaltmaschine, mittels deren die Spitzenreihen voneinander abgetrennt und in einzelne Holzstifte zerlegt werden. Die hierbei zur Verwendung kommende Maschine arbeitet, indem ein an Linealen befestigtes zweischneidiges Messer mittels Excenter und Zugstangen in die unter ihm

aufgespannte gespitzte Holzplatte einschneidet. Letztere wird einmal in ihrer Längenrichtung auf den Tisch gelegt, um einzelne Reihen abzuspalten, dann in ihrer Querrichtung, um die gebildeten Reihen in einzelne Stifte aufzulösen. Um beim ersten Spalten ein vollständiges Auseinanderfallen der Platte in einzelne Reihen zu vermeiden, wodurch das zweite Spalten erschwert würde, wird der Hub des Messers derartig gestellt, daß das Messer beim ersten Spalten (Vorspalten) nur die Hälfte der Plattendicke, beim zweiten Spalten dagegen drei Viertel der Dicke durchdringt; auch sind die Platten während des ersten Spaltens mit einem Lederriemen umbunden. Damit das Messer regelmäßig in den Grund der Spitze einschneidet und nie sie selbst trifft, wird der Vorschub mit Walzen bewirkt, deren Riffelung genau der Entfernung je zweier aufeinander folgenden Zähne entspricht und die, von dem Messerantriebe bewegt, in die Spitzen der Platte eingreifend, die letztere nach jedem Spalten um eine Spitzenweite vorschieben.

Die durch das Spalten der Platten entstandenen einzelnen Stifte sind naß und haben gewöhnlich eine rötliche Färbung. Zur Beseitigung der letztern werden dieselben durch schweflige Säure gebleicht. Man schüttet sie hierzu in eine mit doppelten Wandungen versehene Trommel, deren innerer Boden durchlöchert ist und durch Gummischläuche mit einem Gefäß in Verbindung steht, in welchem Stücke Schwefel brennen und durch einen mittels Ventilators zugeblasenen schwachen Luftstrom im langsamen Verbrennen zu schwefliger Säure unterhalten werden. Die gebleichten Stifte werden dann noch in mit feiner Drahtgaze umzogenen Trommeln, welche sich in Behältern befinden, die mit warmer Luft geheizt sind, getrocknet und schließlich auf den Siebmaschinen von den mit ihnen gemischten Splittern befreit. Die Siebmaschine besteht aus einem an einem Gestell aufgehängten Sieblasten, der mittels Kurbelbetriebes in hin- und herschaukelnde Bewegung versetzt wird und dessen Siebmaschen etwas kleiner als die Querschnitte der zu siebenden H. sind. Beim Sieben fallen die beigemengten Holzsplitter durch, während die zum Verkauf fertigen Stifte auf dem geneigt liegenden Siebe hinabgleiten.

Holzstiftmaschine, s. unter Holzstifte.

Holzstock, die Holzplatte, auf welcher ein Holzschnitt hervorgebracht wird. (S. Holzschneidekunst.)

Holzstoff (Holzschliff oder Holzzeug) ist im allgemeinen die Bezeichnung für die aus Holz gewonnenen kleinen Fasern, die eine weitgehende Verwendung, namentlich als Ersatz der Hadern in der Papierfabrikation, außerdem zur Fabrikation von Papiermaché, künstlichem Holz (s. d.) u. s. w. finden. Über den auf chem. Wege durch Kochen gewonnenen H., auch Holzcellulose genannt, s. Cellulose. Die Fabrikation des auf mechanischem Wege durch Schleifen (Holzschleiferei) hergestellten H. zerfällt in die Hauptoperationen: das Schleifen, das Sortieren und Raffinieren des abgeschliffenen Stoffs und das Entwässern desselben. Um schönen H. herzustellen, bedarf es eines jungen, schwammig gewachsenen Holzes, welches möglichst reichhaltig an reiner Cellulose ist und wenig inkrustierende Materien enthält. Nadelhölzer liefern einen härtern, gelblichen, Laubhölzer einen weichern, weißen H. Hauptsächlich finden von erstern die Fichte, Kiefer und Tanne, von den Laubhölzern die Eiche, seltener die Birke und Linde bei der Holzstofffabrikation Verwendung.

Die Vorrichtung des Holzes zum Schleifen geschieht, indem man es sorgfältig entrindet und von den Astknoten befreit; dann zersägt man es auf Kreissägen in Stücke von der Breite des Schleifsteins und spaltet diese noch in zwei oder drei Teile. Das Schleifen erfolgt in Zerfaserungsapparaten (Defibreuren), welche als arbeitendes Werkzeug einen Schleifstein besitzen, der sich gewöhnlich um eine horizontale Achse dreht und gegen dessen Peripherie die Holzstücke mittels mechan. Vorrichtungen oder durch Wasserpressung in der Weise angedrückt werden, daß ihre Fasern parallel zur Achse liegen. Zur Vermeidung des Verschmierens und des Anbrennens wird der in einem Wassertrog laufende, aus grobem, gleichförmigem Sandstein hergestellte Schleifstein außerdem mit einem Wasserstrom bespritzt.

Die beistehenden Fig. 1 und 2 zeigen die Einrichtung eines Zerfaserungsapparats. Der auf der Welle B befestigte Schleifstein A läuft zwischen den Lagern C der Seitenschilder D; letztere bilden das Gehäuse des Steins und dienen fünf radial zur Steinachse gerichteten Speisevorrichtungen als Unterstützung. Dieselben sind zum selbstthätigen Nachschub eingerichtet, welcher von der Schleifsteinwelle B durch Friktion vermittelt wird, indem die Scheibe E fest an die mit Gummiringen überzogene kleinere Scheibe E′ gepreßt wird. Durch die mit Handrad H versehene Schraube kann die Welle G dieser Scheibe in vertikaler Richtung verstellt und hierdurch ein mehr oder weniger schneller Zuschub der zu schleifenden Hölzer bewirkt werden. Eine Schraube an der bezeichneten Welle setzt das zugehörige Schraubenrad auf der Welle K in Bewegung, deren Schraube L wieder mit dem Rad M an der Mutter der Preßspindel N in Eingriff steht, dieselbe rotieren läßt und hierdurch die Preßspindel vorwärts schiebt. Die Riemenscheibe O auf jeder der Speisevorrichtungen wird von einem endlosen, alle Scheiben berührenden Gummiriemen in Bewegung gesetzt, wodurch ein gleichzeitiger Druck auf alle Speisevorrichtungen erzielt ist. Die Schrauben N sind an dem einen Ende mit Traversen P verbunden, die von den Verbindungsschrauben R geführt werden und auf das im Kasten S eingelegte Holz drücken. Um frische Hölzer einbringen zu können, ist die Mutter M lösbar gemacht und für jeden Speiseapparat eine Welle mit Handrad T angebracht, auf welcher sich bei der Umdrehung zwei Riemen aufwinden, die den Kasten S hervorziehen. Das zum Schleifen nötige Wasser wird durch das Rohr U in dem untern, einen Trog bildenden Teil des Apparats zugeführt; der geschliffene H. findet auf der schiefen Ebene des Trogs seinen Abfluß.

Von dem Defibreur gelangt der H., speziell Holzschliff genannt, in den Sortierapparat (Epurateur). Dieser besteht aus der Knoten- oder Reinigungsmaschine oder der Siebtrommel, den Sortiercylindern und dem Zeugfänger und setzt sich aus einer Reihe von Sieben mit immer feiner werdenden Öffnungen zusammen, über welche der mit dem Wasser abfließende H. streift. Das Wasser fließt durch, während der H. je nach seinem Gehalt an gröbern oder feinern Teilen von der Reinigungsmaschine, den Sortiercylindern oder dem

Digitized by Google

Zeugfänger zurückgehalten wird. Der in der Papierfabrikation zu verwendende H. wird gewöhnlich in drei, seltener zwei verschieden feine Qualitäten sortiert, und es werden demgemäß die von dem Sortierapparat abgefangenen gröbern Holzteile nochmals zerkleinert. Dies geschieht durch den Raffineur, eine Art Mahlgang, mit zwei scharfen, horizontal übereinander gelegten Steinen, von denen der untere, Bodenstein, aufliegt und nur der obere (Läufer) rotiert.

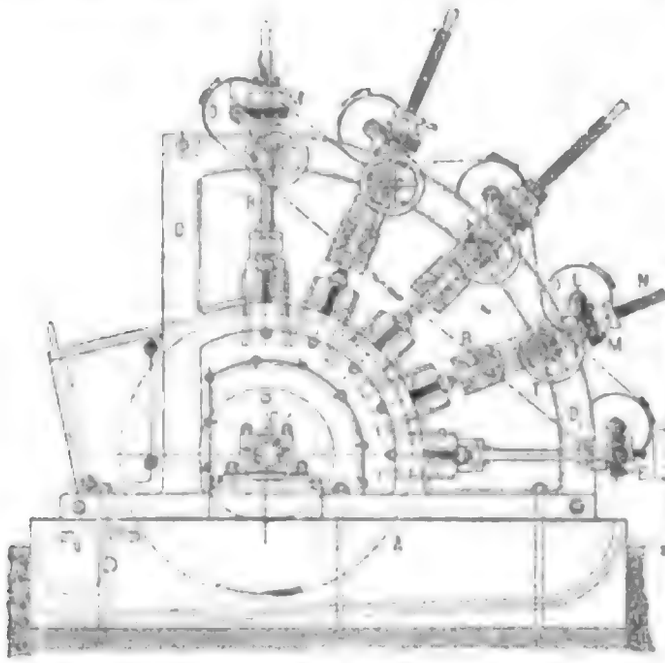


Fig. 1.

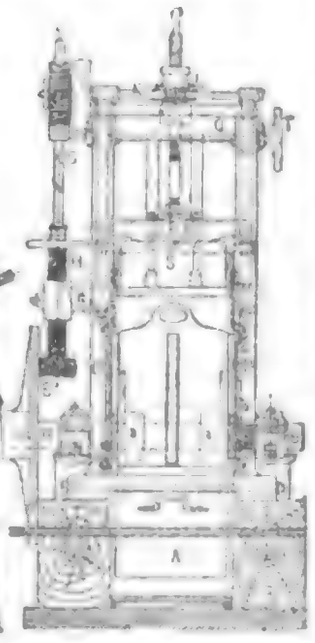


Fig. 2.

Der fertige H. wird noch entwässert, was auf einer der Pappenmaschine (s. unter Papierfabrikation) ähnlichen Vorrichtung geschieht. Diese Maschine besteht aus einem großen Behälter, in welchen der Stoff einfließt. In dem vordern Teile des Behälters ragt ein liegender feiner Drahtcylinder etwas über die Oberfläche des H. hervor. Bei der Drehung dieses Drahtcylinders bleiben die Holzfasern in ganz dünnen Schichten auf demselben hängen, worauf sie von einem über mehrere Walzen gehenden Filztuche abgestreift und nach einer Presse geleitet werden, die aus zwei übereinander liegenden starken eisernen Walzen besteht. Oft wird auch die Entwässerung durch hydraulische oder Spindelpressen (s. Pressen) vorgenommen. Obgleich der H. eine verfilzungsfähige Masse bildet, die sich mit dem zur Papierfabrikation (s. d.) verwendeten Hadernganzzeug innig verbindet, so haftet demselben doch der Übelstand an, daß er sich, namentlich unter der Einwirkung des Sonnenlichtes, bräunt. Man hat zwar zur künstlichen Bleichung des H. verschiedene Mittel vorgeschlagen; doch hat sich keins derselben praktisch bewährt.

Holztapeten, s. Tapeten.

Holztaube, s. unter Taube.

Holzteer ist eine schwarze ölige Flüssigkeit, welche neben Holzessig (s. d.) bei der trockenen Destillation des Holzes gewonnen wird. Bei der Destillation von harzreichem Holz erhält man einen Teer, dem viel Terpentinöl beigemengt ist und der dadurch spezifisch leichter als Wasser ist, während der aus Buchen- und Eichenholz gewonnene in Wasser untersinkt. Der H. ist nicht identisch mit dem Steinkohlenteer, obgleich der letztere den H. in den meisten Anwendungen ersetzen kann. Mitunter wird der H. ohne Rücksichtnahme auf den entstehenden Holzessig gewonnen, indem man in primitiven Kühlvorrichtungen nur die leichter kondensierbaren Anteile verdichtet und die übrigen Dämpfe entweichen läßt (Teerschwelerei), so namentlich in Rußland, wo man Birkenholz in Gruben oder Meilern verkohlt und die Dämpfe in Ableitungsröhren so weit abkühlt, daß Teer abfließt. Der H. enthält eine ganze Reihe von chem. Verbindungen, die zuerst von Reichenbach, in neuester Zeit von A. W. Hofmann studiert sind. Von diesen sind zu erwähnen: Toluol, Xylol, Cumol, Naphthalin, Chrysen, Reten, Pyren, Tereben, Paraffin; ferner Phenol, Kresol, Phlorol, Guajacol, Kreosol, Brenzkatechin, endlich verschiedene Derivate des Pyrogallol; auf letztere sind auch das Cedriret und Pittakal Reichenbachs zurückzuführen, dagegen scheinen das Eupion, Kapnomor und Picamar Reichenbachs keine einheitlichen chem. Verbindungen zu sein.

Durch Behandlung mit Alkalihydrat werden dem H. die wie schwache Säuren wirkenden aromatischen Alkohole entzogen und aus dieser Lösung wird das echte Kreosot (s. d.), ein Gemenge von Guajacol und Kreosol, gewonnen. Bei der Destillation geht zuerst leichtes Holzöl, Kienöl, über, dann folgt schweres Holzöl, welches alles Kreosot enthält, der Rückstand erstarrt zu einer schwarzen, glänzenden Masse, Schusterpech. Durch Destillation von Birkenteer erhält man ein aromatisch riechendes Öl, welches in Rußland zum Tränken des Juchtenleders dient und als Daggert, Döggut, Schwarzer Degen u. s. w. bezeichnet wird. Außer zur Gewinnung dieser Produkte dient der H. vielfach als konservierender Anstrich für Holz, Eisen u. s. w.

Holzthee, s. Holztrank.

Holztrank oder Holzthee (Species oder Decoctum lignorum), vielfach angewendetes schweiß- und harntreibendes Mittel, aus 5 Teilen Guajakholz, 3 Teilen Hauhechelwurzel und je 1 Teile Sassafrasholz und Süßholz bestehend. Man läßt zwei Eßlöffel H. mit 6 Tassen Wasser abkochen und hiervon die eine Hälfte des Morgens im Bett warm, die andere kalt im Laufe des Tags trinken.

Holztrift, s. unter Trift und Triftgerechtigkeit.

Holzung, ein etwas unklarer Ausdruck für Wald überhaupt; gewöhnlich für kleinere Waldungen oder einzelne Gruppen von Waldbäumen gebraucht, für welche auch der Ausdruck Gehölz oft angewendet wird.

Holzverband (Holzverbindungen). Man versteht hierunter die Verbindung zweier Hölzer oder Verbandstücke durch eine geeignete Form ihrer

Digitized by Google

Berührungsflächen, sodaß sie entweder für sich allein oder mit Zuhilfenahme besonderer Befestigungsmittel (Dübel, Nägel, Schrauben, Bolzen, Klammern) den auf ihre Trennung einwirkenden Kräften widersteht. Die Verbindung der Hölzer bezweckt eine Verlängerung der horizontal oder vertikal gerichteten Stücke, oder eine Verstärkung, beziehungsweise Vermehrung ihrer Höhe und mithin Tragkraft, oder eine Verbreiterung oder Bildung von Flächen, namentlich bei Holzschnittwaren, oder aber eine Zusammensetzung unter rechtem, spitzem oder stumpfem Winkel (Verknüpfung), wobei die Verbandstücke entweder in einer Ebene oder in verschiedenen Ebenen liegen können.

I. Verbindungen der ersten Art oder Verlängerungen: 1) Der Stoß, welcher gerade (stumpf), schief (schräg) oder ein Gratstoß sein kann (s. beistehende Fig. 1, a, b, c). Die Stöße erhalten eine Unterstützung der Verbandstelle, beziehungsweise eine Verklammerung derselben. 2) Die Verblattung oder das Blatt (Fig. 2, a, b, c). Man unterscheidet das

Fig. 1.

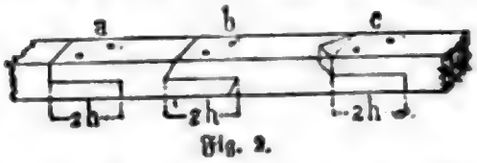


Fig. 2.

einfache gerade Blatt und zwar mit stumpfem, schrägem oder Gratstoß, und das schräge Blatt, das gewöhnlich nur stumpfen Stoß erhält. Diese Verbindungen müssen durch Dübel oder Bolzen gegen das Auseinanderziehen gesichert und womöglich unterstützt werden. Dem einfachen Blatt ist deshalb das Hakenblatt vorzuziehen, das von selbst gegen das Auseinanderziehen sichert

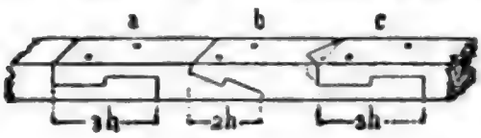


Fig. 3.

(Fig. 3, a, b, c). Es wird entweder gerade oder schräg gebildet und mit den unter 1 genannten Stößen ausgeführt. Da es jedoch schwierig ist, die Hölzer genau und dichtschließend zusammenzupassen, so wendet man das Hakenblatt mit

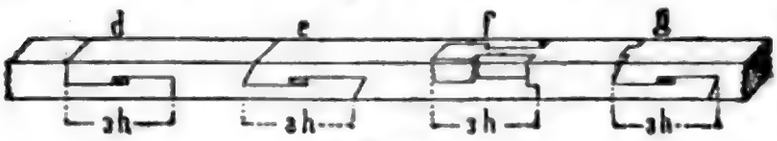


Fig. 4.

Keil (Fig. 4, d, e, g) an, das nach Belieben scharf zusammengetrieben und in verschiedenen Kombinationen ausgeführt werden kann, z. B. als gerades und schräges Hakenblatt mit Keil und Zapfen, verstecktes Hakenblatt (Fig. 4, f). Eine der vollkommensten Längenverbindungen ist das Hakenblatt mit schrägem Stoß, Keil und Zapfen (Fig. 4, g), das gegen ein Auseinanderziehen nach allen drei Dimensionen sichert. Fig. 5, 6, 7 zeigen Verbindungen vertikal stehender Hölzer, die Verbindung mittels Dorn oder Dübel, die Verschränkung und das Kreuzblatt.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

II. Die Verstärkung der Hölzer bezweckt die Vergrößerung ihrer Tragkraft, wird auf verschiedene Weise bewirkt und können dadurch Träger

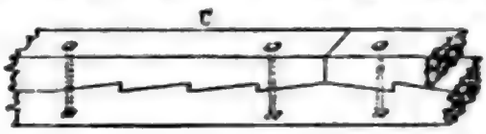


Fig. 8.

gebildet werden, jedoch rechnet man nur die einfachen Verstärkungen, wie die Verdoppelung, Verdübelung, Verschränkung, Verzahnung u. s. w. (Fig. 6, 8 c u. 9) zu den Holzverbindungen. Zu den zusammengesetzten Verstärkungen gehören die offen gebauten, armierten Balken, Lavesschen und gesprengten Balken, die Gitterträger u. s. w.

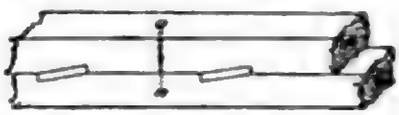


Fig. 9.

III. Die Verbreiterung der Hölzer findet bei Spundwänden, Dielungen, Schalungen ꝛc. durch die halbe und die ganze Spundung oder die Verbindung auf Nute

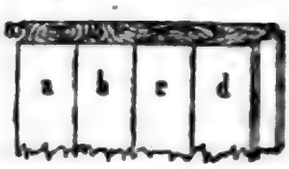


Fig. 10.

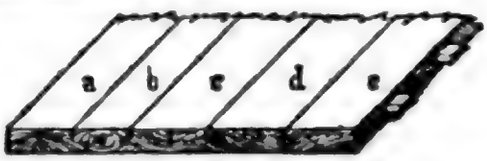


Fig. 11.

und Feder statt (Fig. 10, 11). Sind die Brettflächen nicht unterstützt oder bedarf es einer Sicherung gegen das Werfen derselben, so wendet man nur aufgenagelte, eingeschobene oder Hirnleisten an (Fig. 12, a, b, c, d). Am

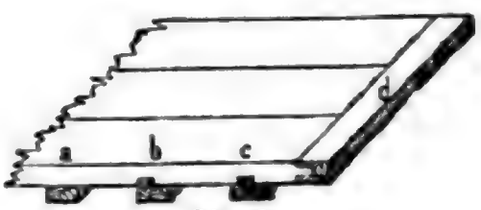


Fig. 12.

Digitized by Google

besten bildet man jedoch größere Holzflächen, wie Thüren, Läden, Thore u. s. w., durch Verbindung von stärkern Rahmenhölzern mit schwächern Füllungen (gestemmte Arbeit, Fig. 13).

Fig. 13.

IV. Die verschiedenen Arten der Verknüpfung der Hölzer finden entweder in einer Ebene oder in verschiedenen Ebenen statt. In beiden Fällen handelt es sich entweder um einen Anstoß (⊤), eine Winkelverbindung (⌐) oder eine Überkreuzung (+).

1) Verbindung in einer Ebene oder bündige Verknüpfung. Bei An- oder Zusammenstößen werden die einfache Brüstung mit schrägem

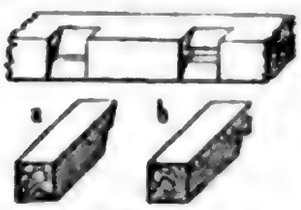


Fig. 14.

Fig. 15.

Stoß oder der Zapfen mit Brüstung (Fig. 14, a, b), die Versatzung (Fig. 15), namentlich aber

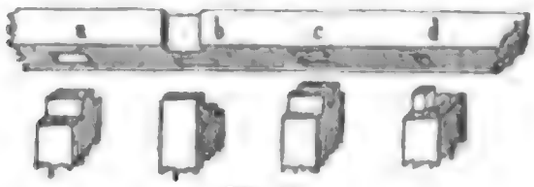


Fig. 16.

die verschiedenen Arten der Verzapfung angewendet (Fig. 16, a, b, c u. Fig. 17), wie der einfache gerade, der Blattzapfen, der Doppelzapfen,

Fig. 17.

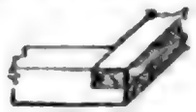


Fig. 18.

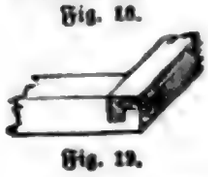


Fig. 19.

Schwalbenschwanzzapfen u. s. w. Bei Winkel- und Eckverbindungen wird die Überblattung (Fig. 18, 19), die Versicherung oder der Scherzapfen (Fig. 20), die Verzapfung mittels Winkel- und geächselten oder Eckzapfen u. s. w. angewendet. Bei den Überkreuzungen dieser Art Verbindungen wendet man die Überblattung

Fig. 20.

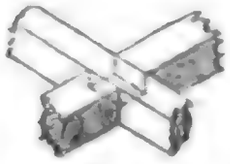


Fig. 21.

(Fig. 21) an, die bei schräger Überschneidung mit verbrochenen scharfen Kanten ausgeführt wird. Bei Verbindungen geneigter Hölzer mit horizontalen oder vertikalen Verbandstücken, die in derselben Vertikalebene liegen, kommt der schräge Zapfen (Sparrenzapfen, Winkelbandzapfen) meist in Verbindung mit Versatzung zur Anwendung (Fig. 22 a, b).

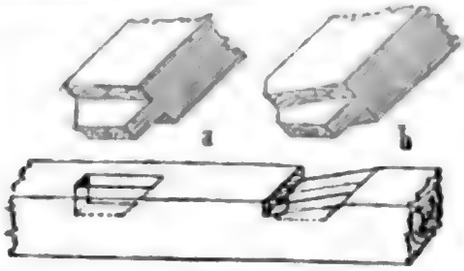


Fig. 22.

2) Verknüpfung von Hölzern, die nicht in einer Ebene liegen. Anstöße und Winkelverbindungen dieser Art kommen meist bei der Verbindung von Balkenköpfen mit Rahmen (oder

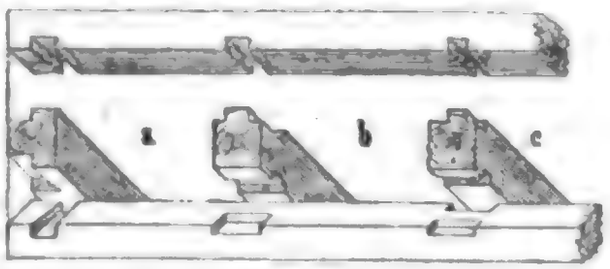


Fig. 23.

Mauerlatten) und darüber befindlichen Schwellen vor; Überkreuzungen dagegen bei der Verbindung von Balken mit Unterzügen oder Mittelwandrahmen. Hier finden die verschiedenen Arten von Überkämmungen oder Kämmen Anwendung. So die Eckülberkämmung, der einfache gerade Kamm, der schräge, Mittelkamm, Schwalbenschwanzkamm, Kreuzkamm u. s. f. (s. Fig. 23, a, b, c u. 24, a, b).

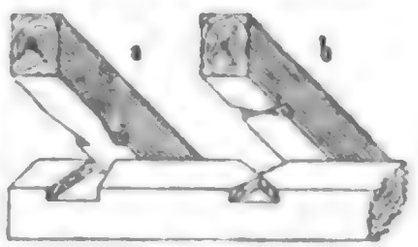


Fig. 24.

Bei der Verbindung von Rahmen oder Pfetten mit Sparren findet die Überklauung (Fig. 25) statt; bei den Eckverbindungen brettartiger Hölzer kommt die sog. Verzinkung (Fig. 26 u. 27) vor, die entweder

Fig. 25.

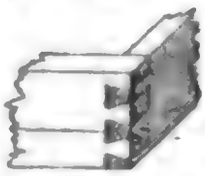


Fig. 26.

Fig. 27.

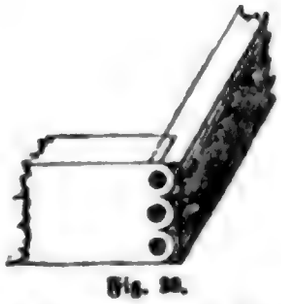


Fig. 28.

gewöhnliche oder versteckte Verzinkung ist. Auch die durch gefälligeres Aussehen sich auszeichnende Knappsche Verbindung gehört hierher (Fig. 28).

Digitized by Google

Holzwaren ist im weitesten Sinne die Bezeichnung nicht nur für alle aus Holz gefertigten Gegenstände, sondern auch für das Holz als Arbeitsmaterial selbst, sofern es durch vorbereitende Zurichtung in eine der eigentlichen Verarbeitung bequeme Gestalt gebracht ist. Dies geschieht nun teils durch Zerspalten, teils durch Zerschneiden mittels Handsägen oder auch durch Dampf getriebene Sägemaschinen. Hiernach unterscheidet man Spaltholz und Schnittholz. Die vorzüglichsten Spalthölzer sind: Latten, Bühnen (halbrunde Dachlatten, durch einmaliges Aufspalten dünner Nadelholzstangen gewonnen), Rahm- oder Riegelholz (zu Fensterstöcken und Fensterrahmen), Zaunstöcke und Weinpfähle, Schachtel- und Siebränder, Faßstäbe, Faßreifen und Faßbodenholz, Wagenachsen, Felgen und Speichen zu Wagenrädern, Klaviaturholz oder Resonanzholz (zu Pianoforten, Violinen, Guitarren u. s. w.), Schuhmacher- und Buchbinderspäne, Schienen (dünne, schmale Streifen) zu hölzernen Siebböden. Schnitthölzer werden in breite und kantige unterschieden, je nachdem ihre Breite die Dicke bedeutend übertrifft oder nicht. Zu erstern gehören Bohlen, Dielen, Parketts und Fourniere; zu letztern die Latten, die Stollen oder Säulen und verschiedenes kleines, zum Teil krummes Schnittholz für Wagner, Böttcher u. s. w., als Radfelgen, Radspeichen, Faßstäbe u. dgl. m.

Die durch eigentliche Verarbeitung des Holzes hervorgehenden, mehr oder weniger künstliche Arbeitsmethoden erfordernden H. lassen sich am bequemsten nach den Klassen der mit ihrer Darstellung beschäftigten Gewerbsleute abteilen. Es sind zu nennen die Arbeiten des Zimmermanns, Böttchers, Wagners, Tischlers (Bautischler und Möbeltischler), Drechsler, Instrumentenmachers, Bildhauers, Büchsenschäfters, Holz- und Formschneiders, Holzknopfmachers, Parkettfabrikanten, Fässerfabrikanten, der Marqueterie (oder Holzmosaik), ferner die gröbern und feinern geschnitzten Waren, welche sich zum Teil den Erzeugnissen des Holzbildhauers anreihen, endlich die Korbmacherarbeiten, welche man als grobe Korbflechterei (im Fichtelgebirge besonders ausgebildet) und feine Korbflechterei (mit ihrem Hauptsitz in Berlin) unterscheidet. In dem engern und gebräuchlichsten Sinne umfaßt der Ausdruck H. nur zwei Kategorien von Erzeugnissen der Holzverarbeitung, nämlich einerseits die gröbern und einfachern Artikel, welche durch Spalten, Sägen, Behauen, Schnitzen, Drechseln und Raspeln hergestellt werden, als Schindeln, Löffel, Teller, Milchgefäße, Schuhe, Schaufeln, Mulden, Wasch- und Backtröge, Hühnerbauer, Vogelbauer, Rechen und Heugabeln, Peitschenstiele, Spazierstöcke u. s. w.; andererseits jene zahllosen feinern und kleinern Gerätschaften, welche aus Holz geschnitzt oder gedrechselt und meistenteils zu Kinderspielzeug bestimmt sind, häufig mit Farben angestrichen, gebeizt, lackiert, vergoldet, überhaupt auf mannigfaltige Art verziert werden. Die Fabrikation hölzerner Spielwaren blüht in Thüringen (Sonneberg), Nürnberg-Fürth, Sachsen (Erzgebirge) und Württemberg.

Eine moderne Art H. sind die **Holzgalanteriewaren** (Geldkassetten, Handschuhkästen, Schreibpulte, Photographierahmen, Lichtschirme), in deren Anfertigung Nürnberg mit Wien und Paris wetteifert. In der feinen Holzschnitzerei (s. d.) macht sich in neuerer Zeit der Einfluß des kunstgewerblichen Moments geltend, so in der Schnitzwarenfabrikation von Reichenhall und Oberammergau in Bayern, so in der Uhrkastenfabrikation im Schwarzwalde. Einen hervorragenden Zweig der deutschen Holzverarbeitung bietet noch die Fabrikation der Goldleisten und Goldrahmen und der Holzdrähte (aus Fichten-, Kiefern- und Tannenholz) für die Zündholzfabriken. Eine neue und zukunftsvolle Verwendung des Holzes ist die zu Holzstoff, aus dem man jetzt künstliches Holz (s. d.) zu Dekorationen, Imitationen von Holzschnitzereien u. s. w. darstellt.

Vgl. die Berichte über die Industrieausstellungen in München (1854), London (1851 und 1862), Paris (1855 u. 1867), Wien (1873), Philadelphia (1876), sowie die Litteratur zu dem Artikel **Holz**, S. 348.

Holzwespen (Uroceridа) nennt man meist große Bohrwespen mit kugeligem, dicht an die Brust gedrücktem Kopfe, kleinen, rundlichen Augen, großem, meist vorn abgestutztem ersten Brustringe und langem, an der Brust festsitzendem Hinterleibe, an dessen Ende die Weibchen eine starke, drehrunde Legeröhre tragen, die weit vorsteht und einen Sägestachel birgt. Mittels dieses bohrt das Weibchen tiefe Löcher in Baumrinden bis in das Holz und legt dann seine Eier. Die aus denselben entstehenden Larven sind drehrund, dick, mit kleinem Kopf und sechs kurzen Füßen. Die **Riesenholzwespe** (Sirex gigas) wird 4 cm lang und ist besonders im Norden häufig; die **Kieferholzwespe** (Sirex juvencus) schadet in unsern Kieferwäldern.

Holzwickede, Landgemeinde (Dorf und fünf Ortschaften) in der Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Dortmund, 12 km östlich von Dortmund, Station der Linie Ruhrort-Dortmund-Soest der Preußischen Staatseisenbahn, hat ein Rettungshaus und zählt (1880) 2211 meist prot. E., welche vorwiegend in den umliegenden Kohlenbergwerken beschäftigt sind.

Holzwolle heißt der als Surrogat der Schafwolle zum Bestäuben der Samttapeten dienende Holzstaub, oder auch die als Verpackungsmittel benutzten gekräuselten Holzspänchen. Über die Herstellung derselben s. unter **Holzbearbeitungsmaschinen**, S. 353.

Holzwürmer nennen die Forstleute im allgemeinen alle Insektenlarven, welche in dem Holze, dem Splint und der Rinde lebender Bäume bohren und häufig durch massenhaftes Auftreten empfindlichen Schaden verursachen, indem sie das Absterben der Bäume und ganzer Waldungen bedingen. Da die bohrenden Larven und meist auch die Puppen im Holze selbst verborgen hausen und die Insekten im vollkommenen Zustande teils ebenfalls in Bohrgängen sich aufhalten, teils nur kurze Zeit im Freien leben, so ist begreiflicherweise die Macht des Menschen gegen diese Verwüstungen nur eine geringe und kann meistens nur darin bestehen, die angegriffenen Bäume zu fällen und Lockbäume herzurichten, nämlich Bäume im Safte zu fällen und eine Zeit lang liegen zu lassen, indem die meisten Arten lieber in schon angegriffenen Bäumen bohren, sich also in diese ziehen und dann mit dem Holze verbrannt werden können. Die Spechte sind die natürlichen Feinde dieser Tiere, welche sie aus Rinde und Holz heraushacken. Außerdem nennt man im gewöhnlichen Leben H. alle Larven und Insekten, die auch im trockenen Werkholze bohren. Alle diese H. gehören den Schmetterlingen, Hautflüglern und besonders den Käfern an. Unter den erstern sind die bekanntesten: die **Weidenraupe**

Digitized by Google

(Cossus ligniperda) und die Raupen der Glasschwärmer (Sesia), beide mehr in weichen Holzarten, wie Weiden und Pappeln; unter den Hautflüglern oder Hymenopteren die Holzwespen (s. d.) und einige hummelartige Bienen, welche ihre Nester gern in trockenem Zimmerholz ausnagen, wie z. B. die Zimmermannsbiene (Xylocopa violacea); unter den Käfern sind es: die ganze Familie der Bohrkäfer (s. d.), der Borkenkäfer (s. d.), unter welchen auch namentlich die Verwüster der trockenen Hölzer sich finden: der Prachtkäfer (Buprestida), welcher besonders in südl. Gegenden häufig ist, und der Bockkäfer (s. d.); endlich die Larven der Schröter oder Hirschkäfer (s. d.).

Holzzellen, s. unter Holz.

Holzzeug, soviel wie Holzstoff (s. d.).

Holzzinn (engl. wood-tin), ein in rundlichen Körnern vorkommendes Zinnerz von einerseits faseriger, andererseits konzentrisch-schaliger Zusammensetzung und holzbrauner, an der Oberfläche oft kastanienbrauner Farbe; chemisch ist es ein etwas verunreinigter Zinnstein (SnO_2); findet sich in Zinnseifenlagern von Cornwall und Queensland.

Hom., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Home (Sir Everard).

Homagialeid, s. unter Huldigung.

Homagium (mittellat., von homo, in der Bedeutung von Lehnsmann, Vasall), Lehnseid, Huldigungseid des Vasallen.

Homalographische Projektion (von ὁμαλός, gleichmäßig), eine von Babinet 1857 so benannte, äquivalente (flächentreue) Kartenprojektion, welche die Breitengrade als gerade parallele Linien, die Meridiane als Ellipsen zeigt. Zuerst von Mollweide 1805 erfunden, trägt sie auch dessen Namen. Neuerdings wird sie mit Vorteil zur Darstellung der ganzen oder halben Erdoberfläche verwendet; im erstern Falle erscheint diese als eine Ellipse, auf welcher der Mittelmeridian die halbe Länge des Äquators erhält, im andern Falle erscheint die einzelne Hemisphäre als Kreisfläche. (S. Landkarten und Projektion.)

Homann (Joh. Bapt.), der Begründer des nach ihm benannten Landkartenverlags zu Nürnberg, war zu Kamlach, im jetzigen bayr. Kreise Schwaben, 20. März 1663 geboren und besuchte die Jesuitenschule zu Mindelheim. Dem Kloster zu entgehen, entwich er heimlich nach Nürnberg, wo er zur prot. Kirche übertrat und 1687 Notar wurde. Bald aber wandte er sich dem Kupfer- und Landkartenstich zu und begründete 1702 einen förmlichen Landkartenhandel, der bald eine große Ausbreitung gewann. Er lieferte allmählich gegen 200 Karten, darunter den großen Atlas über die ganze Welt in 126 Blättern (1716) und den «Atlas methodicus» in 18 Blättern (1719). Auch fertigte er kleine Globen, Armillarsphären und andere mechan. Kunstwerke. Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin erwählte ihn 1715 zu ihrem Mitgliede, der Kaiser Karl VI. sendete ihm eine goldene Ehrenkette und ernannte ihn zu seinem Geographen, und der Zar Peter d. Gr. bestellte ihn 1722 als seinen Agenten. H. starb 1. Juli 1724. Der Besitz des Instituts ging auf seinen Sohn, Johann Christoph H. (geb. 1703, gest. 1730), über, der seinen bisherigen Geschäftsführer Joh. Georg Ebersberger und seinen Universitätsfreund Joh. Mich. Franz zu Erben der Handlung einsetzte, die unter der Firma «Homannsche Erben» fortgeführt wurde. Im J. 1755 ging dieselbe an Franz' Bruder, Jak. Heinr. Franz, über, der den Buchhändler Georg Peter Monath, den Schwiegersohn Ebersbergers, zum Kompagnon annahm. Monaths Sohn, Friedr. Albrecht Monath, verkaufte 1804 seinen Anteil am Geschäft an Georg Christoph Franz Fembo, der 1813 auch den Anteil der Franzschen Familie an sich brachte. Mit des letztern Tode (11. Sept. 1848) erlosch die Handlung, welche sich unter ihrem Begründer, namentlich aber unter Joh. Mich. Franz, um die Förderung der Geographie in Deutschland die größten Verdienste erworben hatte.

Homárus (lat.), der Hummer.

Homberg, Kreisstadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, 9 km östlich von Borken, auf einer Anhöhe unweit der Efze gelegen, Station der Linie Treysa-Leinefelde der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein evang. Schullehrerseminar (1835 von Kassel hierher verlegt), mit dem seit 1874 eine Taubstummenanstalt verbunden ist, und zählt (1880) 3551 meist prot. E., welche Fabriken für landwirtschaftliche Geräte und Nähmaschinen unterhalten. Über der Stadt steht auf einem Basaltkegel eine Burgruine. In H. hielt 1526 der Landgraf Philipp der Großmütige die erste evang. Landessynode in Deutschland.

Der Kreis Homberg umfaßt ein Areal von 321 qkm mit (1880) 22610 meist prot. E.

Homberg (Wilh.), Chemiker, geb. 8. Jan. 1652 als Sohn eines zu Batavia lebenden Quedlinburgers, der dort Kommandant des holländ. Arsenals war, aber später mit seiner Familie nach Europa zurückkehrte. H. studierte in Jena und Leipzig Jurisprudenz und ließ sich 1674 als Advokat in Magdeburg nieder. Durch den Verkehr mit Otto von Guericke wurde sein Interesse für Naturwissenschaften erweckt, wodurch er bestimmt wurde, seine Advokatur niederzulegen. Er begab sich studienhalber auf Reisen nach Italien, wo er längere Zeit in Padua, Bologna, Rom Naturwissenschaften und Medizin studierte; von hier ging er nach Frankreich und nach England, wo er sich an Boyle anschloß und in dessen Laboratorium sich mit Chemie beschäftigte. Er kehrte nach Deutschland zurück und erwarb in Wittenberg den Doktorgrad der Medizin. Neue Reisen führten ihn nach Ungarn, Schweden und wieder nach Frankreich. Im J. 1682 trat er in Paris zur kath. Religion über. Von 1688 bis 1691 nahm er seinen Aufenthalt in Rom, wo er sich als praktischer Arzt auszeichnete. In letzterm Jahre kehrte er nach Paris zurück, wurde zum Mitglied der Akademie erwählt, 1704 zum Leibarzt des Herzogs von Orléans ernannt und starb daselbst 24. Sept. 1715.

Als Chemiker nahm er den Standpunkt der damaligen Zeit ein und war noch von der Möglichkeit der Metallverwandlung überzeugt. Er lieferte zahlreiche Abhandlungen in den «Memoiren» der pariser Akademie von 1692 bis 1714. Von seinen Arbeiten sind zu nennen: die Bereitung eines Pyrophors durch Calcinieren von Alaun mit verbrennlichen Substanzen; die Entdeckung der Phosphoreszenz des geschmolzenen Chlorcalciums; die Abscheidung der Borsäure (deren Natur ihm jedoch fremd blieb) aus dem Borax; die leichte Schmelzbarkeit der Legierungen von Zinn, Blei und Wismut; die Bereitung von Karminlack und Tusche; verschiedene Untersuchungen über die mittels des Brennspiegels konzentrierte Hitze auf Metalle u. s. w.

Digitized by Google

Homburg vor der Höhe, so genannt, weil es an und vor der Höhe oder dem Taunus liegt, Kreisstadt des Obertaunuskreises im Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, bis 1866 Hauptstadt der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Homburg (s. d.), 18 km im NNW. von Frankfurt a. M., an der Linie Frankfurt-H. der Preußischen Staatsbahnen gelegen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und zweier Oberförstereien und zählt (1880) 8326 meist prot. E. Nächst dem auf einer Anhöhe liegenden Residenzschloß, das 1680—1703 erbaut, 1835 erweitert wurde, sind ansehnliche Gebäude: das palastähnliche Kurgebäude, die prot. Stadtkirche, die kath. (ehemals franz.-reform.) Stadtkirche, die neue Synagoge. H. hat ein Real-Progymnasium, eine Mittelschule, drei Töchterschulen, eine Bibliothek, ein Museum, ein Armen-, ein Waisen- und ein Versorgungshaus, ein allgemeines Krankenhaus und ein christl. Krankeninstitut, eine Kleinkinderbewahranstalt und Fabriken für Maschinen, Hüte, Seife, Nudeln, Bleiweiß u. s. w. Seit 1834 ist H. ein Taunusbad. Es hat fünf eisenhaltige salinische Heilquellen: Ludwigsbrunnen, Elisabethenbrunnen, Kaiserbrunnen, Stahlbrunnen, Luisenbrunnen, von denen der Elisabethenbrunnen die bedeutendste ist. Das Bad hat sich schnell gehoben und ist gegenwärtig eins der besuchtesten deutschen Bäder (jährlich etwa 13000 Kurgäste). Das großartige Kurhaus mit ausgedehnten schönen Parkanlagen und einem Theater wurde 1841—43 von den damaligen Bankhaltern, Gebrüder Blanc, erbaut. Im 12. Jahrh. waren die Dynasten von Eppstein Besitzer des Schlosses und der Herrschaft H., von deren Burg der noch stehende hohe weiße Turm herrühren mag. Vgl. Schäfer, «Bad H. und seine Umgebungen» (Darmst. 1864); Friedlieb, «Der Kurort H.» (Frankf. a. M. 1867); Schudt, «H. und seine Umgebungen» (11. Aufl., Homb. 1876); Will, «Der Kurort H.» (Homb. 1880); Schick, «H. und Umgegend» (15. Aufl., Homb. 1884).

Home (engl.), Heim, Heimat, Haus; **Home Office**, Ministerium des Innern.

Home (Daniel Dunglas), s. Hume.

Home (Sir Everard), engl. Anatom, geb. 6. Mai 1756 zu Hull, gest. 31. Aug. 1832 zu Chelsea, war Professor der Anatomie und Chirurgie in London und königl. Wundarzt und veröffentlichte als Hauptwerk «Leçons d'anatomie comparée» (6 Bde., 1814—28), worin die Präparate der Sammlungen des Anatomen John Hunter erklärt sind.

Home (Henry, Lord Kames), berühmter philos. Schriftsteller, geb. 1696 zu Kames in der Grafschaft Berwick, wurde in Edinburgh 1724 Advokat, 1752 Assisenrichter und 1763 mit dem Titel Lord Kames einer der Oberrichter von Schottland. Er starb 27. Dez. 1782. Von seinen zahlreichen Schriften sind am bemerkenswertesten: «Essays on the principles of morality and natural religion» (Edinb. 1751; deutsch von Rautenberg, 2 Bde., Braunschw. 1768), «Historical law» (Edinb. 1759) und «The principles of equity» (Edinb. 1760), «Elements of criticism» (3 Bde., Edinb. 1762—65; deutsch von Meinhard, Lpz. 1765; 3. Aufl. von Schatz, 3 Bde., 1790—91), ein Werk, das eine psychol. Theorie des Geschmacks im Geiste seines Zeitalters und der philos. Schule in England ist und auch in Deutschland viel Einfluß ausübte; «Sketches of the history of man» (2 Bde., Lond. 1774; 3 Bde., 1807; deutsch von Klausing, 2 Bde., Lpz. 1775—83), endlich «Loose hints on education» (Edinb. 1781). Sein Leben hat Lord Woodhouselee beschrieben (2 Bde., Edinb. 1807—10).

Homeriten, s. Himjariten.

Hömer, s. Chömer.

Homer (grch. Homēros) ist der Name des griech. Dichters, welcher an der Spitze der griech. Litteraturgeschichte steht. Abgesehen von wenigen Grammatikern, den sog. Chorizonten (d. h. Trennenden), hielten die Alten allgemein einen Dichter dieses Namens für den Verfasser der beiden großen epischen Gedichte Ilias (worin Scenen aus dem Kampfe der Griechen vor Troja, um den Mittelpunkt des Zornes des Achilles gruppiert, geschildert werden) und Odysseia oder Odyssee (worin die Irrfahrten und endliche glückliche Heimkehr des Odysseus, sowie der Sieg desselben über die Freier seiner treuen Gattin Penelope erzählt werden). In älterer Zeit schrieb man sogar dem H. allgemein noch andere Epen zu, wie die Thebais und sonstige Gedichte des sog. epischen Cyklus (s. Cyklische Dichter), sowie ein komisches Epos, den sog. Margites (s. d.), ferner die Batrachomyomachia (s. d.) und zahlreiche Hymnen, von welchen letztern noch eine Sammlung, die 5 größere und 28 kleinere Hymnen umfaßt, unter H.s Namen erhalten ist.

Was von der Persönlichkeit dieses Dichters berichtet wird, trägt freilich einen durchaus sagenhaften Charakter. Sieben oder mehr Städte stritten sich um die Ehre, seine Geburtsstätte zu sein (nach dem bekannten Hexameter: Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis, Chios, Argos, Athenä; aber auch das kleinasiat. Kyme und die Insel Jos nahmen den Dichter für sich in Anspruch). Nach der verbreitetsten Tradition soll ihn eine Nymphe Kretheis mit dem Flußgott Meles (bei Smyrna) erzeugt haben. Später soll er blind geworden und so als fahrender Sänger in der Welt umhergezogen sein, auch bei diesen Wanderungen auf der Insel Jos, wo man noch in spätern Zeiten sein angebliches Grabmal zeigte, seinen Tod gefunden haben. Als histor. Kern dieser Tradition kann man nur die Thatsache betrachten, daß die den Namen des H. tragenden Gedichte, speziell die Ilias und Odyssee, bei den kleinasiat. Griechen, etwa im 10. und 9. Jahrh. v. Chr., entstanden und von da einige Zeit später (nach der Tradition besonders durch Vermittelung des Spartaners Lykurgos) nach dem europ. Griechenland herübergebracht worden sind. Von den Orten, welche H. für sich beanspruchten, können Salamis, Argos und Athen von vornherein nicht ernstlich in Frage kommen, auch nicht die von Doriern kolonisierte Insel Rhodos; so bleiben von den sieben Orten des Hexameters nur die in Jonien gelegenen Städte Smyrna und Kolophon und die Insel Chios übrig, unter denen Smyrna und noch mehr Chios besonders viel für sich anführen können, und außerdem erscheint der Anspruch des äolischen Kyme beachtenswert. Dabei kann es sich aber immer nicht um den Geburtsort H.s, sondern nur um die Heimat der Homerischen Gedichte handeln, da die Annahme, daß ein einzelner Dichter Namens H. Ilias und Odyssee gedichtet habe, jetzt nur noch von einzelnen festgehalten wird, und auch dies als überwiegende Überzeugung der Sachverständigen gelten muß, daß der heutige Bestand der Ilias und Odyssee nicht der

Digitized by Google

ursprüngliche ist, sondern daß zu ältern Bestandteilen später andere hinzugekommen sind.

Fest steht, daß die Hauptteile von Ilias und Odyssee längere Zeit gedichtet waren, ehe sie niedergeschrieben wurden. Die einzelnen Gesänge wurden durch öffentlichen Vortrag von den Dichtern selbst und von andern Sängern (Rhapsoden) verbreitet, welche namentlich bei Festen, wo größere Volksmengen zusammenkamen, sich hören ließen. Wahrscheinlich schuf auf der Grundlage von Liedern, die insbesondere bei den Aolern gedichtet und gesungen wurden, ein großer ion. Dichter den Kern der Ilias, ein anderer später das Epos von der Rückkehr des Odysseus; andere Sänger fügten diesem Kern beider Epen weitere Gesänge hinzu, wie z. B. die Telemachie in der Odyssee, d. h. «die Dichtung von dem Auszug des Telemach». Durch hinzugefügte Verse wurden dann die ältern und neuern Bestandteile verbunden. Die zuletzt hinzugekommenen größern Bestandteile waren wohl die Telemachie in den vier ersten und die Erzählung von den Vorgängen nach dem Freiermord und der Wiedervereinigung von Odysseus und Penelope in den letzten anderthalb Büchern der Odyssee, welche später entstanden sein werden als einzelne Gedichte des epischen Cyklus.

Wann die beiden Epen zum ersten mal in einer schließlichen Redaction zusammengefaßt und niedergeschrieben wurden, ist ungewiß. Begründeten Zweifeln unterliegen die vereinzelten Angaben bei alten Schriftstellern, in Athen sei durch Solon oder Hipparch die Anordnung getroffen worden, daß an den Panathenäen die Gesänge der Ilias und Odyssee in der richtigen Reihenfolge hintereinander vorgetragen werden sollten, und Pisistratus habe durch eine Kommission von vier Männern, unter denen Onomakritos sich befand, die einzelnen Stücke der Homerischen Epen zu zwei großen Ganzen zusammenfassen und niederschreiben lassen. In der Zeit des Pisistratus verstand man unter den Homerischen Epen auch nicht ausschließlich Ilias und Odyssee, diese traten vielmehr erst zur Zeit von Plato und Aristoteles in ihrer unvergleichlichen Bedeutung hervor. Damals veranstaltete der Epiker Antimachos eine Ausgabe der Ilias und der Odyssee. Andere Ausgaben führten ihren Namen von den Städten, in welchen sie entstanden. Am berühmtesten ist die von Aristoteles für Alexander d. Gr. besorgte.

Eine neue Epoche für das Studium der Homerischen Gedichte begann in Alexandria, wo die bedeutendsten Gelehrten, wie Zenodotos von Ephesos, Aristophanes von Byzanz und vor allen Aristarchos von Samothrake, den Text der beiden Gedichte (die sie in je 24 Bücher teilten) nach den besten frühern Ausgaben und nach den durch Beobachtung von ihnen aufgefundenen Regeln der Sprache und des Versbaues kritisch festzustellen sich bemühten. Im Zusammenhang damit steht, daß auch erst durch die Alexandriner, ohne Zweifel hauptsächlich durch Aristarch, der Name H.s bestimmt auf Ilias und Odyssee eingeschränkt wurde. Ähnliche Studien, aber mit weniger sicherer Methode, wurden auch in Pergamos, besonders durch Krates von Mallos, den Gegner des Aristarchos, gepflegt. Die mit kritischen Zeichen versehene Ausgabe des Aristarchos verschaffte sich bald allgemeine Geltung, und seine in verschiedenen Schriften (Kommentaren zu den einzelnen Büchern der Ilias und Odyssee und Dissertationen über einzelne schwierigere Fragen) niedergelegten Ansichten wurden erläutert und weiter ausgeführt durch zahlreiche unmittelbare und mittelbare Schüler, unter denen Aristonikos, Didymos, Nikanor und Herodianos die bedeutendsten sind. Die Schriften dieser vier Männer bilden die Grundlage der trefflichen Scholien zur Ilias, welche in dem berühmten Codex der Bibliothek zu Venedig erhalten sind (zuerst bekannt gemacht von Villoison, Veneb. 1788); eine zweite, auch durch einen Codex zu Venedig, am besten aber durch eine Handschrift im Britischen Museum überlieferte Scholiensammlung ist minderwertig, hat aber doch auch eine selbständige Bedeutung. Eine Ausgabe aller Scholien unternahm Bekker (2 Bde., Berl. 1825), eine neuere von Dindorf (4 Bde., Lpz. 1875—77) ist unvollendet geblieben. Weniger reichhaltig sind die erhaltenen Scholien zur Odyssee (herausgeg. von Dindorf, Oxford 1855). Außerdem sind namentlich noch weitschweifige Kommentare zu Ilias und Odyssee aus der byzant. Zeit von Eustathios, Erzbischof von Thessalonike (seit 1160) erhalten.

Im Abendlande waren die Homerischen Gedichte viele Jahrhunderte hindurch vergessen. Erst mit dem Wiedererwachen der humanistischen Studien und der Verbreitung der Kenntnis des Griechischen im Abendlande begann auch wieder das eifrige Studium des H., dessen erste gedruckte Ausgabe, von Demetrios Chalkondylas besorgt, in Florenz 1488 in zwei Foliobänden erschien; zahlreiche andere Ausgaben folgten bald nach. Der aus dem Altertum überkommene Glaube an einen persönlichen H., der mit bewußter Kunst die beiden großen Epen Ilias und Odyssee allein gedichtet habe, wurde nach manchen vereinzelten Zweifeln Früherer, wie des engl. Philologen Bentley und des ital. Philosophen Giambattista Vico, zuerst wissenschaftlich bekämpft von F. A. Wolf in seinen berühmten «Prolegomena ad Homerum» (Bd. 1, Halle 1795; neuer Abdruck, ebend. 1859 und Berl. 1873; 2. Aufl. 1876; vgl. auch Volkmann, «Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena», Lpz. 1874). Dieser stellte die Ansicht auf, daß Ilias und Odyssee weder beide von ein und demselben Dichter, noch überhaupt jede von einem Dichter verfaßt, sondern ein Aggregat von Bestandteilen verschiedener Zeiten und Verfasser, das Gemeingut der an den mythischen Namen des H. sich knüpfenden Sänger- oder Rhapsodenschulen seien; daß die einzelnen Stücke jahrhundertelang nur durch mündlichen Vortrag fortgepflanzt und dabei mannigfach umgestaltet und erweitert und erst unter Pisistratus zu den beiden größern Epen, die wir noch als einheitliche Ganze besitzen, vereinigt worden seien. Diese alsbald von mehrern der bedeutendsten Geister unserer Nation, wie von Goethe (der freilich später seine Ansicht darüber geändert hat), Herder, den Gebrüdern Schlegel, W. von Humboldt, Fichte u. a. mit Bewunderung aufgenommene, von andern Seiten mit dem heftigsten Widerspruch zurückgewiesene Ansicht ist dann durch eine Reihe hervorragender Gelehrter gründlich geprüft und namentlich durch eingehendere Untersuchungen über das Wesen der Volkslieder und der Volkspoesie überhaupt weiter ausgebaut und fester bestimmt worden, wie dies für die Ilias besonders Lachmann und Köchly gethan haben. Diesen Vertretern der Liedertheorie, d. h. der Ansicht, daß Ilias und Odyssee aus einer

Digitized by Google

größern Anzahl ursprünglich selbständiger Volkslieder zusammengesetzt seien, standen aber immer zahlreiche Verteidiger der ursprünglichen Einheit und planmäßigen Anlage der beiden Gedichte gegenüber, unter denen Nitzsch («Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen», Lpz. 1862) und, mit mannigfach von diesem abweichenden Ansichten, F. G. Welcker («Der epische Cyklus oder die Homerischen Dichter», 2 Bde., Bonn 1835—49) hervorzuheben sind. Eine vermittelnde Ansicht, wonach die Odyssee ein einheitliches Ganzes, die Ilias aber ursprünglich nach einem relativ engern Plane (als eine Achilleis) angelegt und nachmals durch eine eingeschobene kleinere Ilias und andere Zusätze erweitert worden wäre, hat Grote in seiner «Geschichte Griechenlands» vorgetragen.

Neuerdings hat namentlich Bergk («Griech. Litteraturgeschichte», Bd. 1, Lpz. 1872), nachdem schon Wolf selbst auch eine ähnliche Ansicht angedeutet und G. Hermann ausgesprochen hatte, sich für die ursprüngliche Einheit von Ilias und Odyssee in dem Sinne ausgesprochen, daß ein ursprünglicher Kern der Odyssee wie der Ilias durch Fortsetzer und Diaskeuasten wesentlich erweitert und verändert worden sei. Vor und nach ihm hat Kirchhoff (insbesondere in «Die Homerische Odyssee und ihre Entstehung», Berl. 1859, und «Die Komposition der Odyssee», Berl. 1869, sodann in «Die Homerische Odyssee», 2. umgearb. Aufl. der genannten beiden Werke, Berl. 1879) für die Odyssee die Ansicht ausgeführt, daß zu einem ältesten kleinen Epos, der alten Dichtung von der Heimkehr, eine jüngere Dichtung von der Heimkehr, ferner die Dichtung vom Freiermord, die vom Auszug des Telemach, endlich die von den Ereignissen auf Ithaka nach der Wiedervereinigung von Odysseus und Penelope hinzugedichtet seien. Eine ähnliche Ansicht vertritt Christ («H. und die Homeriden» und «Zur Chronologie des Epos», München 1884, sowie in seiner Ausgabe der Ilias, Tl. 1, Lpz. 1884), doch so, daß er dem ersten Dichter für die Ilias, wie für die Odyssee einen größern Teil des Ganzen und eine bedeutendere Stellung und Wirkung zuteilen möchte. Dagegen hat Kammer, ohne indes allgemeine Zustimmung zu finden, in der Schrift «Die Einheit der Odyssee, nach Wiederlegung der Ansichten von Lachmann-Steinthal, Köchly, Hennings und Kirchhoff dargestellt» (Lpz. 1873) mit großer Entschiedenheit sich im Anschluß an Lehrs dafür ausgesprochen, daß die Homerischen Gedichte von Haus aus große, in großen Hauptsituationen entworfene Ganze waren, und dies für die Odyssee zu beweisen unternommen, freilich ebenfalls nicht ohne zahlreiche und zum Teil umfangreiche Zusätze und Einschaltungen, Umstellungen und Lücken anzunehmen.

Übersichten über diese in zahllosen Einzelschriften zerstreuten Forschungen geben: Friedländer, «Die Homerische Kritik von Wolf bis Grote» (Berl. 1852); G. Curtius, «Über den gegenwärtigen Stand der Homerischen Frage» (Wien 1854); Bonitz, «Über den Ursprung der Homerischen Gedichte» (4. Aufl., Wien 1874); Düntzer, «Homerische Abhandlungen» (Lpz. 1872); derselbe, «Die Homerischen Fragen» (Lpz. 1874).

Auch die kritische Feststellung des Textes der Homerischen Gedichte ist durch F. A. Wolf wesentlich gefördert worden, indem derselbe die hauptsächlich aus den Scholien zu ermittelnde Textesrecension des Aristarchos als Norm dafür aufgestellt hat. Nach dieser Norm ist auch die kritische Ausgabe der Ilias und Odyssee von La Roche (Lpz. 1867—76) gearbeitet, während Bekker in seiner letzten Ausgabe (2 Bde., Bonn 1858) und Nauck in seinen Ausgaben der Ilias und der Odyssee (Berl. 1877 u. 1874) den Versuch machten, darüber hinauszugehen; eine neue Ausgabe der Ilias, welche den Anforderungen der Textkritik und der höhern Kritik genügen soll, hat Christ unternommen (Bd. 1, Lpz. 1884); unter den Textausgaben ist die von W. Dindorf (mit den inhaltsreichen Abhandlungen von Sengebusch, 4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1855—56), unter den Schulausgaben sind die von Faesi (4 Bde., Ilias, 6. Aufl., besorgt von Franke, Berl. 1879 fg.; Odyssee, 7. Aufl., besorgt von Kayser, Berl. 1878 fg.) und Ameis und Henze (Ilias, 3. Aufl., Lpz. 1877 fg., Odyssee, 7. Aufl., 1879 fg.) hervorzuheben.

Für die Kenntnis des Homerischen Sprachgebrauchs sind besonders wichtig: Nitzschs «Erklarende Anmerkungen zu H.s Odyssee» (3 Bde., Hannov. 1826—40), Nägelbachs «Anmerkungen zur Ilias» (3. Aufl., bearbeitet von Autenrieth, Nürnb. 1864), Döderleins «Homerisches Glossarium» (3 Bde., Erlangen 1850—58) und Bekkers «Homerische Blätter» (Bonn 1863); zur sachlichen Erläuterung: Friedreichs «Die Realien in der Iliade und Odyssee» (2. Aufl., Erlangen 1856), Buchholz' «Die Homerischen Realien» (Bd. 1, Abteil. 1 u. 2, Lpz. 1871—73; Bd. 2, Abteil. 1 u. 2, 1881 u. 1883) und Nägelsbachs «Die Homerische Theologie» (2. Aufl., herausg. von Autenrieth, Nürnb. 1861). Ein ausführliches Wörterbuch zu Homer («Lexicon Homericum») gibt Ebeling heraus.

Von den Homerischen Hymnen hat zuletzt Baumeister eine Ausgabe mit kritisch-exegetischem Kommentar (Lpz. 1860) geliefert; eine kritische Ausgabe der Batrachomyomachie lieferte derselbe (Gött. 1852) und Draheim (Berl. 1874); eine Textausgabe der Hymnen, Epigramme und Batrachomyomachie ebenfalls Baumeister (Lpz. 1858).

Unter den deutschen Übersetzungen sind die gelungensten die von Voß (4 Bde., Altona 1793; zuletzt Stuttg. 1883), von Wiedasch (Stuttg. 1830 fg.), von Donner (4 Bde., Stuttg. 1855—59; 3. Aufl. 1874 fg.), von Jordan (Odyssee, Frankf. a. M. 1875, Ilias 1881), in Prosa von Minckwitz (2 Bde., Lpz. 1854—56) und von Zauper (3. Aufl., 4 Bde., Prag 1852—55). Die kleinern dem H. beigelegten Gedichte, Hymnen u. s. w. mit Resten der sog. cyklischen Epen sind neuerdings von Thudichum (Stuttg. 1870) übersetzt worden. [heimmittel.

Homeriana (von Kirchhöfer in Trieft), s. u. Ge-

Homeriden nannte sich ein Geschlecht auf der Insel Chios, welches den Dichter Homer (s. d.), der nach chiotischer Sage auf dieser Insel einheimisch gewesen sein sollte, als seinen Ahnherrn betrachtete. In diesem Geschlecht pflanzte sich wahrscheinlich der mündliche (rhapsodische) Vortrag der Homerischen Gesänge Generationen hindurch erblich fort. Im weitern Sinne wurden von den Griechen überhaupt diejenigen, welche in der Weise der Homerischen Gesänge dichteten und welche als Rhapsoden die Homerischen Gedichte öffentlich vortrugen, endlich alle, welche als besondere Verehrer Homers sich ihm mehr oder weniger ausschließlich widmeten, H. genannt. Gegenwärtig nennt man H. insbesondere auch die verschiedenen Dichter, welche nach

Digitized by Google

den Ergebnissen der neuern Forschung einzelne Teile von Ilias und Odyssee gedichtet haben. (S. Homer.)

Homerisches Gelächter, soviel wie laut schallendes Gelächter; der Ausdruck beruht auf einigen Stellen der Odyssee (8, 326 und 20, 346) und Ilias (1, 599), wo von dem «unauslöschlichen Gelächter» (ἄσβεστος γέλως) der Götter die Rede ist, und findet sich zuerst in franz. Fassung (un rire homérique) in Charles de Bernards Roman «La chasse aux amants» (Par. 1841).

Homeriten, s. Himjariten.

Home Rulers ist der Name einer in der neuesten Zeit in Irland entstandenen polit. Partei, als deren Zweck im allgemeinen die Erlangung einer einheimischen Regierung, d. h. eines irischen Parlaments und nationaler Selbständigkeit für Irland, bezeichnet werden kann. Den ersten äußern Anlaß zu der Home-Rule-Bewegung bot einerseits die Abschaffung der irischen Staatskirche 1869, welche den Verdruß der konservativen irischen Protestanten erregte, andererseits die 1870 durchgeführte irische Landbill, welche die Hoffnungen der aus O'Connells Schule stammenden Nationalisten von neuem wachrief. Ein Teil der höhern und die größere Masse der niedern kath. Geistlichkeit schloß sich dieser Bewegung an. Während der folgenden Jahre konsolidierte die aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Partei sich unter der Führung Butts. Aus den allgemeinen Neuwahlen von 1874 ging sie mit beträchtlich vermehrten Kräften hervor. Aber schon bei der Säkularfeier O'Connells (Aug. 1875) brachen zwischen den gemäßigten Nationalisten und den Ultramontanen heftige Streitigkeiten aus. Ein weiterer Schritt zur Lockerung der Parteibande geschah 1876, indem Smythe als Wortführer der entschiedenern Nationalisten sich von den Föderalisten lossagte. In den Sessionen von 1877 bis 1878 gewannen die radikalen H., die eine vollständige Trennung Irlands von England im Auge hatten, und unter denen vor allen Parnell, Mac Carthy, Biggar, Sullivan, Callan und O'Donnell hervorragten, durch die Energie, mit der sie dem Parlament die Erwägung der irischen Frage aufdrängten, so entschieden das Übergewicht, daß Butt im Herbst 1878 der Führerschaft der H. entsagte. Durch den Einfluß der noch immer vergleichsweise gemäßigten Majorität der Partei wurde nun Shaw zum Führer gewählt; doch zu Ende 1879 mußte auch dieser dem überwiegenden Ansehen Parnells weichen, der, nicht zufrieden mit der parlamentarischen Wirksamkeit der H., als ihr Hauptorgan die Land-Liga begründete und eine große Volksbewegung hervorrief, welche während der Jahre 1880—82 Irland dem Bürgerkrieg nahe brachte und nur durch die gleichzeitige Durchführung strenger Repressivmaßregeln und einer neuen umfassendern Landbill gedämpft werden konnte. Die feindselige Haltung der durch irischen Zuwachs vermehrten H. gegen England dauert indes noch gegenwärtig fort.

Homeyer (Alexander von), Ornitholog und Entomolog, geb. zu Vorland bei Grimm in Pommern 19. Jan. 1834, trat in den Militärdienst und widmete sich daneben dem Studium der Ornithologie und später der Lepidopterologie (Schmetterlingskunde). Durch zahlreiche ornithologische Arbeiten (im «Journal für Ornithologie») bekannt, wurde H. 1874 von der Geographischen Gesellschaft in Berlin zum Chef der zweiten Expedition nach Centralafrika ernannt. H. gelangte den Cuanzo aufwärts bis nach Pungo Andongo (9° südl. Br.), erkrankte aber hier und mußte das Kommando der Expedition an Pogge abtreten, welcher im Dez. 1875 das Gebiet des Muatojambo erreichte. Im J. 1878 nahm H. als Major seinen Abschied aus dem Militärdienst und ist mit der Bearbeitung der von ihm gesammelten Schmetterlinge Angolas (etwa 5000 Stück) beschäftigt. Von europ. Schmetterlingen besitzt er eine Sammlung von 30000 Stück.

Homeyer (Eugen Ferd. von), Ornitholog, geb. 11. Nov. 1809 zu Herdin im Kreise Anklam, wurde namentlich durch die Bekanntschaft mit Christian Ludw. Brehm in die Ornithologie eingeführt und veröffentlichte 1837 eine «Systematische Übersicht der Vögel Pommerns» (Anklam). H. war viele Jahre Präsident der Gesellschaft für Ornithologie, welchen Posten er 1883 niederlegte, nachdem er bereits 1874 seinen ländlichen Besitz verkauft und sich in Stolp niedergelassen hatte. Seine bedeutendste Schrift ist: «Die Wanderungen der Vögel» (Lpz. 1881). Auch veröffentlichte er: «Deutschlands Säugetiere und Vögel, ihr Nutzen und Schaden» (Frankf. 1877) u. a. H. ist im Besitz der größten Sammlung europ. Vögel, welche überhaupt existiert.

Homeyer (Karl Gustav), ausgezeichneter Kenner des deutschen Rechts, geb. 13. Aug. 1795 zu Wolgast in Neuvorpommern, studierte in Berlin, Göttingen und Heidelberg die Rechte, habilitierte sich 1821 in Berlin für deutsches Recht und wurde daselbst 1824 zum außerordentl., 1827 zum ord. Professor ernannt. Im J. 1845 wurde er außerordentliches Mitglied des Obertribunals, 1850 trat er in die Akademie der Wissenschaften, 1854 in das Herrenhaus ein. In dem gleichen Jahre wurde er Mitglied des Staatsrats und Kronsyndikus. Er starb 20. Okt. 1874.

H. veröffentlichte: «Des Sachsenspiegels erster Teil oder das Sächsische Landrecht, nach der berliner Handschrift von 1369 herausgegeben» (zuerst Berl. 1827; 3. Ausg., Berl. 1861), «Des Sachsenspiegels zweiter Teil, nebst den verwandten Rechtsbüchern» (Berl. 1842—44). Daran schloß sich weiter an: «Der Richtsteig Landrechts nebst Cautele und Premis» (Berl. 1856). In zahlreichen Schriften, die in den Abhandlungen und Monatsberichten der Akademie der Wissenschaften zu Berlin erschienen, hat H. über die Handschriften des Sachsenspiegels, über dessen Verhältnis zum Schwabenspiegel u. s. w. gehandelt. Die Schrift «Über die Heimat nach altdeutschem Recht, insbesondere über das Hantgemal» (Berl. 1852) führte ihn auf das Studium der Haus- und Hofmarken, denen er noch ein umfassendes Werk widmete: «Die Haus- und Hofmarken» (mit 44 Tafeln, Berl. 1870).

Homiletik (grch.) nennt man die wissenschaftliche Anweisung zur kirchlichen Beredsamkeit oder zum Abfassen und Halten kirchlicher Reden, Homilien (s. d.) und Predigten. Sie ist der wichtigste Teil der praktischen Theologie und enthält, nächst der Lehre über die Bedeutung und Aufgabe der Predigt im Kultus überhaupt, die speziellen Regeln über die Wahl und Auffindung des Rede- und Predigtstoffs (Heuristik, meditatio), über dessen Anordnung (die Dispositiön) und Ausführung in seinen Teilen, wie auch über Vortrag, Deklamation (oratio) und Gestikulation. Der H. liegen die Regeln der allgemeinen Rhetorik zu Grunde, obschon sich deren Anwendung nach dem Inhalt und Zweck

Digitized by Google

der Predigt eigentümlich modifiziert. Nächst der Anweisung zur eigentlichen Predigt pflegt die H. auch Anleitung zu anderweiten kirchlichen Vorträgen, wie Bibelstunden, Kasualreden u. s. w., zu geben. Die Geschichte der H. umfaßt zugleich die Geschichte des Predigtwesens. Hand- und Lehrbücher der H. haben in neuerer Zeit geliefert Niemeyer, Hüffel, Nitzsch, Schleiermacher, Gaupp, Vinet (aus dem Französischen von Schmidt 1857), Palmer (5. Aufl., Stuttg. 1867), Alex. Schweizer (Lpz. 1848), Gust. Bauer (Gießen 1848), Beyer, «Das Wesen der christl. Predigt» (Gotha 1861); Hagenbach, «Grundlinien der Liturgik und H.» (1863); Henke, «Vorlesungen über Liturgik und H.» (herausg. von Zschimmer, Halle 1876). Die Geschichte der H. behandelten Ammon (Gött. 1804) und Paniel (Bd. 1, Lpz. 1839—40). Vgl. außerdem Stiebritz, «Zur Geschichte der Predigt in der evang. Kirche» (Bd. 1, Gotha 1875).

Homiliarius liber (Homiliarium), eigentlich Predigtsammlung, hießen im Mittelalter die Sammlungen von erbaulichen Auslegungen der Kirchenväter zu den sonn- und festtäglichen Perikopen (s. d.), welche beim öffentlichen Gottesdienste gelesen oder doch von den Predigern benutzt wurden. Das erste Homiliarium war auf Befehl Karls d. Gr. von Paulus Diakonus in lat. Sprache zusammengestellt.

Homilie (grch.), soviel wie Rede, wurde seit dem 4. Jahrh. die stehende Bezeichnung für die kirchliche Auslegung eines Schriftabschnitts in zusammenhängender Rede, oder für die Predigt. Heutzutage bezeichnet man damit nur eine bestimmte Predigtgattung. Dieselbe macht den Text selbst zum Thema und bringt, ohne sich an eine schulgerechte Zerlegung des Themas in bestimmte scharfgesonderte Teile zu binden, die einzelnen Gedanken, wie sie sich aus dem Text ergeben, nacheinander zur Sprache, um sie zur religiösen Belehrung und Erbauung der Zuhörer anzuwenden.

Homilius (Gottfr. Aug.), ausgezeichneter Organist und Kirchenkomponist, geb. 2. Febr. 1714 zu Rosenthal an der sächs.-böhm. Grenze, wurde 1742 Organist an der Frauenkirche zu Dresden, 1755 Kantor an der dasigen Kreuzschule und Musikdirektor und starb 1. Juni 1785. Er zeigte im Orgelspiel Reichtum an Gedanken, tiefe Kenntnis der Harmonie, ungemeine Fertigkeit und zweckmäßige Wahl im Registrieren. Von seinen trefflichen Kirchenkompositionen sind nur wenige gedruckt. Dahin gehören eine «Passionscantate» (1775), eine «Weihnachtscantate» (1777), «Sechs deutsche Arien im Klavierauszuge» (1786) und einige Motetten in den von Hiller herausgegebenen «Motetten». Als Manuskripte wurden verbreitet mehrere Passionen und Cantaten, die Kirchenmusiken auf alle Sonn- und Festtage, eine große Anzahl Motetten für Singstimmen, mehrere variierte und fugierte Choräle und ein Choralbuch.

Homines intelligentiae (lat., d. i. Menschen von Einsicht), schwärmerische Sekte in den Niederlanden um 1412, gestiftet von Aegidius Cantor, verbreitet vom Karmeliter Hildernissen. Sie wollten göttliche Erscheinungen haben und hofften auf eine neue Offenbarung; sie lehrten, es gäbe keine Auferstehung, die äußerlichen Handlungen schändeten den innern Menschen nicht, das Gebet habe kein Verdienst. Der Ketzerei beschuldigt, mußte Hildernissen abschwören, worauf sich dann die Sekte bald verlor.

Hommage (frz.), Huldigung.

Homme (frz.), Mensch, Mann; H. d'affaires, Geschäftsführer, Haushofmeister; H. du monde, Mann der feinen Welt; H. du jour, Mann nach der Mode; H. d'esprit, geistreicher Mann; H. de lettres, Litterat; H. lettré (litterarisch) gebildeter Mann; H. de qualité, Mann von Stande (von Adel); l'homme de Sedan, der Mann von Sedan, d. i. Napoleon III.; l'homme de Metz, d. i. Bazaine.

Hommel (Karl Ferd.), angesehener Rechtslehrer, der Sohn des namentlich durch seine «Anleitung zum Referieren» (7. Aufl., Halle 1808) verdienten leipziger Professors Ferdinand August H. (geb. 1765), war zu Leipzig 6. Jan. 1722 geboren, wo er anfangs Medizin, dann die Rechte studierte, 1744 Doktor, 1750 außerord., 1756 ord. Professor der Rechte, 1763 Ordinarius der jurist. Fakultät wurde und 16. Mai 1781 starb. Er suchte eine reinere, zweckmäßigere und geschmackvollere jurist. Schreibart in den deutschen Gerichten einzuführen und wußte die Rechtswissenschaft mit Kritik, Geschichte, Altertumskunde u. s. w. zu verbinden, wovon seine «Oratio de jure arlequinizante» (Bayr. 1761), die «Bibliotheca juris rabbinica et Saracenorum Arabica» (Bayr. 1792), seine «Jurisprudentia nummatibus illustrata» (Lpz. 1765) und seine mannigfaltigen akademischen Schriften zeugen, die sich zum Teil in der von Rössig besorgten Ausgabe von H.s «Opuscula juris universi» (Bayr. 1785) gesammelt finden. Seine vorzüglichsten Arbeiten aber sind sein «Deutscher Flavius, oder vollständige Anleitung, sowohl bei Civil- als Kriminalfällen Urtel abzufassen» (4. vermehrte und verbesserte Ausg. von Klein, 2 Bde., Bayr. 1813) und «Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium etc.» (4. Aufl., 7 Bde., Bayr. 1783—87). Auch sind zu erwähnen die Schrift «Über Belohnung und Strafe, nach türk. Gesetzen» (Bayr. 1772), die er unter dem Namen Alex. von Joch herausgab, die Übersetzung von Beccarias Schrift «Von Verbrechen und Strafen» (2 Bde., Bresl. 1788), die «Oblectamenta juris feudalis» (Lpz. 1755).

Hommes d'armes (frz., d. i. bewaffnete Männer) oder Lanzen hießen in den im J. 1445 in Frankreich vom König Karl VII. errichteten 15 besoldeten Ordonnanzkompagnien die Ritter mit Einschluß ihres Gefolgs. Eine Lanze bestand aus dem Ritter, dessen Knappen (coutilier), dessen Diener (valet) und drei Reisigen (archers), war mithin 6 Pferde stark. Eine Ordonnanzkompagnie zählte 100 H. und stand unter dem Befehl eines Hauptmanns, dem zwei Offiziere (lieutenant und guidon) beigegeben waren. Die Reiter trugen Waffenröcke in den Wappenfarben ihres Hauptmanns; jede Kompagnie war bezüglich ihres Soldes auf bestimmte Städte angewiesen, welche denselben durch eine besondere Steuer aufbrachten. Die neue Truppe, der Anfang des stehenden Heeres Frankreichs, vermehrte sich rasch, da die berühmtesten Helden, z. B. Bayard, in dieselbe eintraten. Die Zugehörigkeit zu den H. galt bald höher als der Ritterschlag. Durch diese Organisation machte sich der König den trotzigen Adel für den Krieg dienstbar.

Homo (lat.), Mensch, Mann; H. alieni juris, jemand, der unter der Gewalt eines andern steht, im Gegensatz zu H. sui juris, ein selbständiger Mensch; H. proprius, Leibeigener.

Digitized by Google

Homo diluvii testis nannte 1726 Scheuchzer, ein schweizer Arzt und Naturforscher, die bei Oningen in den tertiären (Miocen) Schiefern gefundenen Reste eines großen Salamanders (Andrias Scheuchzeri), die er für die Reste eines menschlichen Säuglings hielt. Erst Cuvier erkannte den wahren Ursprung der Versteinerung, die sich gegenwärtig in Harlem befindet.

Homöen (grch., «Gleichberechtigte»), Benennung der Spartiaten (der spartanischen Vollbürger) in Bezug auf ihre polit. Stellung.

Homogen (grch.) oder gleichartig ist ein Körper, der in allen Punkten gleiche Qualität (Dichtigkeit, chem. Zusammensetzung) hat. Homogene Funktion (Form) mehrerer Unbestimmten von n Dimensionen heißt in der Mathematik eine Formel, deren Wert, wenn die Unbestimmten einzeln mit t multipliziert werden, mit t^n multipliziert wird. Z. B. ax + by ist eine Form ersten Grades (von einer Dimension, linear) der x, y mit den Coëfficienten a, b u. s. w. — Logisch bezeichnet man als homogen verschiedene Arten einer und derselben Gattung. So sind z. B. Rose und Tulpe homogen als Arten der Gattung Pflanze. Im Gegensatz dazu nennt man heterogen zwei Arten, die verschiedenen Gattungen angehören, z. B. Rose und Hund.

Homogenes Licht, auch einfaches Licht nennt man ein Licht, dessen Strahlen durch ein oder mehrere Prismen sich nicht weiter zerlegen lassen. Die Farben eines ausgezeichnet entwickelten Spektrums sind also homogen. Das in einer Wasserstoffflamme verflüchtigte Natrium gibt homogenes Gelb, ebenso das Thallium homogenes Grün. Die übrigen einfachen Stoffe liefern bei der Spektralanalyse kein homogenes Licht, sondern zusammengesetztes, doch ist hierbei jenes des Lithiums und Indiums annäherungsweise homogen, indem das Rot des erstern nur ein sehr schwaches Orange, das Blau des letztern bloß ein wenig wirksames Violett beigemischt enthält.

Homolog (grch., gleichlautend, gleichnamig), Bezeichnung für etwas, was gleiche Beziehung hat, wie homologe Punkte, die bei der Deckung von Figuren aufeinander fallen; homologe Glieder einer Proportion, die beiden Vorder- und die beiden Hinterglieder einer Proportion.

Homologe Körper nennt man in der organischen Chemie solche Verbindungen, welche unter sich ähnliche Eigenschaften besitzen und sich in ihrer Zusammensetzung durch einen Mehr- oder Mindergehalt von n CH_2 unterscheiden. Es lassen sich hiernach die meisten der bekannten Verbindungen in Reihen gruppieren, deren einzelne Glieder unter sich ähnlich sind, aber doch wieder ganz bestimmt ausgesprochene Verschiedenheiten besitzen. Die Glieder dieser Reihen entstehen, indem in dem Radikal des Anfangsgliedes ein Atom Wasserstoff durch Methyl vertreten wird, wodurch ein neues Radikal entsteht, in welchem wieder ein Atom Wasserstoff durch Methyl ersetzbar ist u. s. f. So z. B.:

CH_2O_2	oder	$H\,COOH$	Ameisensäure oder Carbonsäure,
$C_2H_4O_2$	oder	$CH_3\,COOH$	Essigsäure oder Methylcarbonsäure,
$C_3H_6O_2$	oder	$C_2H_5\,CH_2\,COOH$	Propionsäure oder Äthylcarbonsäure,
$C_4H_8O_2$	oder	$C_3H_7\,CH_2\,COOH$	Buttersäure oder Propylcarbonsäure,
$C_5H_{10}O_2$	oder	$C_4H_9\,CH_2\,COOH$	Baldriansäure oder Butylcarbonsäure,
$C_6H_{12}O_2$	oder	$C_5H_{11}\,CH_2\,COOH$	Capronsäure oder Valerylcarbonsäure u. s. f.

Eine gleiche homologe Reihe bilden die Alkohole:

CH_4O	oder	$CH_3\,OH$	Methylalkohol oder Carbinol,
C_2H_6O	oder	$CH_3\,CH_2\,OH$	Äthylalkohol oder Methylcarbinol,
C_3H_8O	oder	$C_2H_5\,CH_2\,OH$	Propylalkohol oder Äthylcarbinol,
$C_4H_{10}O$	oder	$C_3H_7\,CH_2\,OH$	Butylalkohol oder Propylcarbinol,
$C_5H_{12}O$	oder	$C_4H_9\,CH_2\,OH$	Amylalkohol oder Butylcarbinol,
$C_6H_{14}O$	oder	$C_5H_{11}\,CH_2\,OH$	Hexylalkohol oder Amylcarbinol u. s. f.

Gleiche homologe Reihen finden sich bei allen Abkömmlingen dieser Verbindungen, bei den Kohlenwasserstoffen, bei den Aldehyden, bei den Säurechloriden, bei den Äthern, bei den Ammonialen u. s. f.

Aber nicht alle Körper, welche eine Zusammensetzungsdifferenz von n CH_2 zeigen, gehören derselben homologen Reihe an, es ist vielmehr immer Bedingnis, daß das wasserstoffersetzende Methyl in das Radikal eintrete. So z. B. unterscheiden sich der Methylalkohol CH_4O und der Methyläther C_2H_6O ebenfalls durch die Differenz CH_2, beide sind aber nicht homolog, der Methylalkohol ist CH_3OH, der Methyläther CH_3OCH_3. In letzterm substituiert das Methyl nicht ein Wasserstoffatom des Radikals, sondern ein Wasserstoff des Hydroxyls. Ähnliche Beispiele ließen sich in Menge aufführen.

Homologie, s. unter Ähnlichkeit.

Homonna, Marktflecken im ungar. Komitat Zemplin, an der Laborcza, Station der Ersten Ungarisch-Galizischen Eisenbahn (Przemysl-Legenye-Mihalyi) mit 3100 E., meist Slowaken und Ruthenen, und besuchten Märkten, Salzamt und einem Kastell der jetzt ausgestorbenen Familie Homonnay, Nachkommen des ital. Adelsgeschlechts von Drugith, das im J. 1360 dieses Gut erhielt. H. war der Vorort einer Herrschaft, die mehr als 100 Ortschaften umfaßte.

Homo novus, s. unter Nobiles.

Homonymen (grch.), Wörter von gleichem Laute, aber verschiedener Bedeutung, z. B. Bauer (Landmann und Vogelkäfig). (S. Synonymen.)

Homöographie benannte der Buchdrucker Helfmann sein Verfahren, ältere Drucke aufs neue wieder abzudrucken und zu dem Zwecke von dem alten Druck selbst eine Umdruckplatte zu erzeugen.

Homöomerien (grch.), nach Anaxagoras (s. d.) die unter sich gleichen Bestandteile der ursprünglich chaotischen Materie.

Homöopathie (von ὅμοιος, ähnlich, und πάθος, das Leiden), das von Hahnemann (s. d.) aufgestellte System der Heilkunst, welches auf dem Satze beruht, «Ähnliches durch Ähnliches zu heilen» (similia similibus curare, abgekürzt S. S.). Hahnemann wurde auf dieses Prinzip dadurch geführt, daß er, nachdem er bei gesundem Körper Chinarinde eingenommen, einen wechselfieberartigen Frostanfall erduldete, und kam so auf den Gedanken, die China heile Wechselfieber, weil sie ähnliche Symptome hervorbringe. Er verfolgte diese Idee hinsichtlich anderer Arzneimittel und veröffentlichte zuerst 1796 einen Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen in Hufelands «Journal der praktischen Heilkunde». Später führte er dieses Thema, verknüpft mit andern, zum Teil sehr paradoxen Sätzen über Krankheit, Heilung und Arzneiwirkung, weiter aus in seinen «Fragmenta de viribus medicamentorum positivis sive in sano corpore observatis», dann in dem populär geschriebenen, sehr weitverbreiteten,

Digitized by Google

auch fast in alle lebende Sprachen übersetzten «Organon der Heilkunde», in der «Reinen Arzneimittellehre» und den «Chronischen Krankheiten». Er stützte sich in diesen Schriften auf zahlreiche, immer neu an sich selbst und andern gemachte oder auch aus ältern Schriftstellern zusammengetragene Beobachtungen über die Wirkungsweise vieler Arzneien und Gifte. Die außerordentlich schroffe Art, mit welcher Hahnemann in diesen Schriften gegen die frühere Medizin und gegen das Verfahren aller gleichzeitigen Ärzte auftrat (wobei er erstere die Allopathie, letztere Allopathen nannte), bewirkte einen heftigen litterarischen Streit. Die neue Lehre fand indes aus verschiedenen Gründen alsbald zahlreiche Anhänger im Publikum. Hierzu trugen, außer einigen, wohl vorzugsweise der Heilkraft der Natur und der Einhaltung strenger Diät zuzuschreibenden Heilerfolgen, wesentlich bei die Neigung des großen Publikums, insbesondere der Halbgebildeten, für alles Mystische, sowie die äußere Annehmlichkeit der von Hahnemann eingeführten Arzneiformen (Pülverchen, Tröpfchen, Streukügelchen, Riechfläschchen, anstatt der bisher üblichen großen Arzneiflaschen, Pillen- und Pulverschachteln u. dgl.); die Verbannung der äußern, zum Teil abschreckenden und schmerzhaften Heilmittel (z. B. Aderlassen, Schröpfen, Blutegel- und Blasenpflasterlegen, Brennen, Umschläge u. s. w.); die strenge, gegen die derzeitige Unmäßigkeit ankämpfende, von den bisherigen Ansichten abweichende Diät (Verbot des Kaffees, der Gewürze, des Kalbfleisches u. s. w.); vor allem aber das von Hahnemann und vielen seiner Schüler beanspruchte und trotz alles Widerstandes der medizinalpolizeilichen Behörde ausgeübte Selbstbereiten und Selbstverabreichen der homöopath. Arzneimittel.

Obschon die jetzigen homöopath. Ärzte von den ursprünglichen Lehrsätzen Hahnemanns nur noch sehr wenige als richtig gelten lassen, so ist doch als das Wesentliche und Charakteristische der homöopath. Lehre und Praxis der Grundsatz, «Ähnliches mit Ähnlichem zu heilen», stehen geblieben. Um Krankheiten gründlich zu heilen, schreibt die homöopath. Schule vor, soll man solche Heilmittel wählen, welche im gesunden lebenden Körper ähnliche Symptome hervorzurufen vermögen, wie diejenigen sind, welche von der Krankheit hervorgerufen werden. Da ein Symptom nichts anderes ist als eine Veränderung irgend eines Organs (wie z. B. Nieskitzel durch Reizung des Gefühlsnerven in der Nase, Husten durch Zusammenziehung bestimmter Ausatmungsmuskeln, Erbrechen durch die des Magens, Stuhlgang durch die des untern Darmkanals entsteht), soll man bei Krankheiten bestimmter einzelner Organe solche Mittel wählen, die eben auf das kranke Organ wirken, die einen bestimmten Nervenast, eine bestimmte Haargefäßgruppe, eine bestimmte Drüse u. s. w. affizieren: dies sind die sog. Organheilmittel oder Lokalspezifika, die Elektivmittel oder Eigenmittel der Organe, wie sie von manchen neuern ärztlichen Schulen genannt werden. Ein solches Verfahren, örtliche Übel durch örtlich wirkende Mittel zu heilen (localia localibus sanare), war zum Teil schon in den ältesten Zeiten üblich, wie dies bereits Hahnemann selbst bemerkte. Aber die Erfahrung lehrte zugleich, daß solches Verfahren nicht in allen Fällen heilsam, in manchen vielmehr schädlich sei. So mußten z. B. Brechmittel einen entzündeten Magen stets nur noch mehr verletzen, mußte das Hineinstürmen mit stark wirkenden Arzneien in ein ohnedies krankes Organ in vielen Fällen nur das Übel ärger machen. Diese Thatsache wußte auch Hahnemann recht wohl, und zwar um so mehr, als er sich sehr bald überzeugte, daß ein erkranktes Organ viel leichter und heftiger von einem spezifischen Arzneimittel affiziert wird als im gesunden Zustande. Er gab daher sehr zeitig die Vorschrift: man solle das homöopatische (d. h. nach dem Grundsatz der Symptomenähnlichkeit gewählte) Mittel in äußerst geringen Gaben geben, die er dann noch mehr, zuletzt bis ins Unendliche verkleinerte (die sog. Potenzierungen der Arzneien, d. h. Verdünnungen von 1 zu 100, und dieser wieder von 1 zu 100 u. s. f.). Dies erreicht man durch einen eigentümlichen Verdünnungs- und Schüttelungsprozeß, am besten mit Weingeist; je größere Verdünnung, desto größere potentielle Kraft. Thut man einen Tropfen der dreißigsten Verdünnung (ein Decilliontel Gran des Medikaments) auf ein Stück Zucker, so braucht man oft nur an diesen zu riechen, um von der betreffenden Krankheit geheilt zu werden. Später stellte Hahnemann sogar das wahrscheinlich auf ähnliche oberflächliche Beobachtungen gegründete Gesetz auf, daß der Heilung durch homöopath. Mittel oft eine Steigerung sämtlicher Krankheitserscheinungen vorhergehe (die sog. homöopathische Verschlimmerung). Daß die Arzneimittel in sehr kleinen Gaben oft ganz andere, sogar anscheinend entgegengesetzte Zufälle im lebenden Körper hervorbringen als in großen Gaben, ist ein weiterer Kardinalsatz der H., welcher schon zur Zeit Hahnemanns von den Ärzten und Naturforschern auf das lebhafteste bekämpft wurde. Jetzt glauben die Homöopathen diese scheinbaren Kontraste zwischen großen und kleinen Gaben auf naturwissenschaftlichem (physik.-chem. oder physiol.) Wege lösen zu können. Sie berufen sich unter anderm darauf, daß z. B. Säuren das Eiweiß des lebenden Körpers, wenn sie konzentriert darauf wirken, zum Gerinnen bringen, während sie verdünnt das Geronnene wieder auflösen. Kochsalz, in trockenem Zustande aufgestreut, wirkt durch Wasserentziehung reizend, beißend auf die Schleimhäute, bei gehöriger Verdünnung aber lösend und kühlend. Viele Gifte und Reizmittel, die bei kleinen Mengen das Gehirn oder andere Nervenpartien lebhaft reizen, lähmen solche bei großen Mengen, u. s. w. Diese Thatsache beschränkt sich aber nicht bloß auf die Wirkung der Arzneimittel, sondern sie kommt allen möglichen Einwirkungen auf den menschlichen Körper zu; sie findet sogar bei dessen eigenen Prozessen, bei gesunden und krankhaften Vorgängen statt. Hohe Grade von Zorn lähmen z. B. Zunge und Sprache, niedere beleben dieselben Teile. Leichter Schlaf regt das Gehirn zu Träumen auf, dagegen tiefer, fester Schlaf verbannt die Träume ꝛc.

Diese von der neuern Physiologie und Pathologie tausendfältig bewahrheiteten Beobachtungen zeigen erstens, daß es sich hier nicht um Eigenschaften handelt, die den Arzneien als solchen innewohnen, sondern um Gesetze des lebenden Organismus. Sie zeigen zweitens, daß das, was Hahnemann als entgegengesetzte Dinge betrachtete, keine Gegensätze sind, sondern bloße Modifikationen einer und derselben Grundfunktion. Hahnemann nämlich lehrte, daß die alte Medizin nach dem Prinzip kuriere: contraria contrariis, d. h. solche Mittel

Digitized by Google

gebe, welche die der Krankheit entgegengesetzten Symptome hervorrufen (z. B. bei Durchfall verstopfende, bei Schmerz betäubende, bei Krämpfen lähmende u. s. w.); er stellte dagegen auf, daß ein solches Verfahren falsch sei: man müsse vielmehr ein ähnliches Leiden (ὅμοιον πάθος) hervorrufen. Aus den hier gegebenen Erklärungen leuchtet aber ein, wie beim jetzigen Stande der Physiologie diese beiden Sätze nicht mehr als Gegensätze bestehen. Denn beide besagen dasselbe, nämlich: daß man Mittel geben müsse, welche auf das kranke Organ wirken. Diese Überzeugung hat auch die in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. unter Landärzten sehr verbreitete Schule Rademachers (s. d.) an die Spitze gestellt. Die Hauptaufmerksamkeit dieser Schule geht auf Erforschung von Organheilmitteln, z. B. Leber-, Milz-, Magen-, Hirnmitteln. Dieselbe Tendenz verfolgt in der That auch eine bedeutendere Fraktion der neuern Homöopathen, die sog. Spezifiker oder Idiopathiker. (Vgl. Arnold, «Das rationell-spezifische oder idiopathische Heilverfahren», Heidelb. 1851.) Ein unbefangener Blick auf das gewöhnliche praktische Leben zeigt übrigens, daß keins dieser drei Heilprinzipe (similia similibus, localia localibus, contraria contrariis) als solches allein ausreicht. Man müßte sonst den größten Teil der chirurg., geburtshilflichen, orthopäd., gymnast., der diätet. und anderer Heilungsweisen ausschließen und sich bloß auf einige starkwirkende Arzneien beschränken.

Ein Hauptverdienst der Hahnemannschen Lehre bestand unbestreitbar darin, daß sie einen Teil der Ärzte veranlaßt hat, sich viel mit Prüfungen der Arzneien an gesunden Menschen und Tieren zu beschäftigen. Ein zweites, obschon negatives Verdienst der H. ist, daß sie das Treiben mit vielfach zusammengesetzten oder giftigen Arzneien, sowie die barbarischen Eingriffe in den Gang der Krankheiten durch Aderlässe, Blutegel, Blasenpflaster, Glüheisen, Brech- und Abführmittel u. dgl. sehr bedeutend eingeschränkt hat. Die Homöopathen wagten es, gestützt auf die Überzeugung von der Kraft ihrer verdünnten Arzneien, den Krankheiten ihren natürlichen Verlauf zu lassen, und in der Mehrzahl bewährte sich auch, wie allenthalben, die Natur als die beste Meisterin. Die Fälle verliefen beim homöopath. Verfahren meist glücklicher als bei dem gewaltsamen Verfahren der frühern Allopathen. Jetzt ist aber auch jenes Resultat, das die Natur bewirkt, ein Allgemeingut geworden. Die physiol. Ärzte behandeln und heilen gegenwärtig eine Menge Krankheiten auf rein diätetischem Wege, wobei diese physiol. Schule vor allen noch das voraus hat, daß sie die natürlichen Vorgänge des Organismus am sorgfältigsten und ausdauerndsten studiert. Aus diesem Grunde haben auch zum großen Teil die neuern Homöopathen es für nötig gehalten, den Forschungen dieser Richtung nicht fremd zu bleiben.

Unter den ältern Anhängern Hahnemanns wirkten besonders für die Verbreitung seiner Lehre, wenn sie auch von ihm charakteristisch genug nicht als vollkommene Homöopathen anerkannt wurden, Mor. Müller in Leipzig, W. Groß in Jüterbogk, Stapf in Naumburg, Rau, Wolf, Trinks, Noack, Griesselich u. a. Einzelne Homöopathen, wie Lux und G. Fr. Müller, verstiegen sich zu der abenteuerlichen, wegen ihrer abschreckenden Konsequenzen niemals zu allgemeiner Geltung gekommenen Lehre der sog. Isopathie, nach welcher Gleiches mit ganz Gleichem geheilt werden soll, z. B. Pocken mit Pockeneiter, Tripper mit Trippereiter, Bandwurm durch verzehrte Bandwurmglieder u. dgl., jedenfalls die unreinlichste und verkehrteste Theorie von allen jemals erfundenen. Die Mehrzahl der jetzigen homöopath. Ärzte verwirft fast alle Lehrsätze Hahnemanns mehr oder minder, obschon dieselben in Laienkreisen noch immer große Autorität genießen. Nicht bloß die physiol. Medizin nennt das ganze Lehrgebäude Hahnemanns ein Gemisch von Sophistik und Irrtum, sondern auch die dem Grundsatze Hahnemanns similia similibus noch immer beistimmenden Ärzte bezeichnen die Deduktionen des Begründers der H. als unwissenschaftlich, indem sie ihre eigene Theorie die «wissenschaftliche H.» nennen. Allein den hohen grundlegenden Wert der Physiologie und pathol. Anatomie für die gesamte Heilkunde hat auch die jetzige H. keineswegs vollgültig anerkannt und daher auch auf deutschen Universitäten trotz vieler Agitationen noch keinen Lehrstuhl erhalten.

Die H. zählt vorzugsweise in Amerika viele Anhänger, wo auch 1876 eine internationale Versammlung homöopath. Ärzte zu Washington stattfand. Sie verleitet viele Laien zu dem Versuche, sich selbst zu kurieren, wozu insbesondere zahlreiche populäre Schriften Anlaß bieten. Zu diesem Zwecke werden homöopath. Haus- und Reiseapotheken verbreitet, und es bestehen sogar mehrere sich nur mit dem Verlag und Vertrieb homöopath. Schriften beschäftigende Buchhandlungen.

Litteratur. Über Wesen und Tendenz der H. vgl. außer den Schriften Hahnemanns noch: Altschul, «Systematisches Lehrbuch der theoretischen und praktischen H.» (Sondersh. 1859); Kafka, «Die homöopath. Therapie auf Grundlage der physiol. Schule» (2 Bde., Sondersh. 1863—69); Grauvogl, «Lehrbuch der H.» (2 Bde., Nürnb. 1866); Lutze, «Lehrbuch der H.» (10. Aufl., Sondersh. 1882); Clotar Müller, «Homöopath. Haus- und Familienarzt» (10. Aufl., Lpz. 1879); Hering, «Homöopath. Hausarzt» (14. Aufl., Jena 1876); Hirschel, «Der homöopath. Arzneischatz in seiner Anwendung am Krankenbett» (13. Aufl., Lpz. 1884); Rigler, «Die H. und ihre Bedeutung für das öffentliche Wohl» (Berl. 1882); Ameke, «Die Entstehung und Bekämpfung der H.» (Berl. 1884). Unter den Zeitschriften sind am verbreitetsten Hirschels «Zeitschrift für homöopath. Klinik» (Lpz.), welche besonders die neuere Fraktion der H. vertritt, die «Internationale homöopath. Presse» (Bd. 7, Lpz. 1876), sowie die «Populäre Zeitschrift für H.» von Schwabe (14. Jahrg., Lpz. 1883). Über die Geschichte der H. vgl. Kleinert, «Geschichte der H.» (Lpz. 1862).

Homöopropheron (grch.), der fehlerhafte Gebrauch vieler mit demselben Buchstaben anfangenden Wörter unmittelbar hintereinander, z. B. O Tite, tute, Tati tibi tanta, tyranne, tulisti.

Homöoteleuton (grch., «sich gleich endigend»), der gleiche Ausgang zweier oder mehrerer Sätze oder Verse, dem Reim entsprechend, findet sich besonders häufig im Ausgang der beiden Hälften des Pentameter.

Homophonisch, s. unter Vielstimmig.

Homo proponit, Deus disponit, lat. Sprichwort, entsprechend dem deutschen: Der Mensch denkt, Gott lenkt, dem französischen: L'homme

Digitized by Google

propose et Dieu dispose, dem italienischen: L'uomo ordisce e la fortuna tesse; es beruht wahrscheinlich auf einer Stelle der «Sprüche Salomos» (16, 9), welche in der Vulgata lautet: «Cor hominis disponit viam suam, sed Domini est dirigere gressus ejus» («Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe» [Luther]).

Homoptēren (Homoptēra), eine Unterordnung der Halbflügler (s. d.), dadurch charakterisiert, daß bei ihr in der Ruhe beide Flügelpaare dem Körper schräg, in der Gestalt eines Daches anliegen. Zu ihnen gehören die Zirpen, Blattflöhe, die Blattläuse und die Schildläuse.

Homosporen nennt man diejenigen Gefäßkryptogamen, welche gleichartige Sporen besitzen.

Homo sum, humani nihil a me alienum puto, «ich bin ein Mensch, nichts Menschliches schätze ich mir fremd», Citat aus des Terenz «Heautontimorumenos» (1, 1).

Homo trium literarum (lat.), Mensch von drei Buchstaben, nämlich fur (d. i. Dieb).

Homousiasten und **Homöusiasten** sind Parteinamen aus dem Arianischen Streit (s. d.).

Homousios (grch.), d. h. wesensgleich, nämlich mit Gott, ist ein Christo im Bekenntnis von Nicäa beigelegtes, von den Arianern bestrittenes Prädikat. (S. Arianer.)

Homöusios (grch.), d. h. wesensähnlich, nämlich mit Gott, ist das Prädikat, welches die sog. Semiarianer im arianischen Streite Christo beilegten. Sie erhielten davon den Beinamen Homöusianer. (S. Arianer.)

Hompesch (Ferd., Freiherr von), der letzte Großmeister des Johanniterordens und der erste Deutsche, der diese Würde bekleidete, war der Sohn des kurpfälz. Geheimrats Johann Wilhelm von H. und wurde 9. Nov. 1744 zu Düsseldorf geboren. In seinem 12. Jahre kam er nach Malta, wo er vom Pagen des Großmeisters nach und nach zum Großkreuz aufstieg, lange Zeit die Gesandtenstelle des wiener Hofs bei seinem Orden bekleidete und 1797 durch den überwiegenden Einfluß Österreichs zum Großmeister gewählt ward. Als Bonaparte 10. Juni 1798 vor Malta erschien, verweigerte H. die Einfahrt in den Hafen und ließ seine Truppen unter die Waffen treten. Diese wurden jedoch durch einige ans Land gesetzte Abteilungen der Franzosen sehr bald über den Haufen geworfen. Doch die Hauptstadt und Festung Lavalette hätte sich längere Zeit gegen die franz. Truppen zu behaupten vermocht, wenn nicht zwischen Bonaparte und einigen Rittern eine verräterische Abmachung zu Stande gekommen wäre, welche gegen die Übergabe der Festung dem Orden sein Eigentum, seine Religion und seine Privilegien garantierte. Doch kaum waren die Franzosen im Besitz der ganzen Insel, als sie den Großmeister mit Strenge behandelten und, unter dem Versprechen einer jährlichen Pension, ihn zwangen, mit den Rittern die Insel zu verlassen. H. schiffte sich nach Triest ein, wo er später seine Würde in die Hände des Kaisers Paul von Rußland niederlegte, der sie bis zu seinem Tode bekleidete und H. eine Pension aussetzte. Nach Pauls Tode, als die russ. Pension nicht mehr gezahlt wurde, geriet H. in große Verlegenheit, ging nach Montpellier, um wenigstens einen Teil der rückständigen franz. Pension zu erhalten, und starb daselbst Anfang 1803.

Sein Neffe, Johann Wilhelm von H., der Sohn des 1801 verstorbenen kurbayr. Staats- und Konferenzministers Franz Karl von H., geb. 14. Sept. 1761, gest. als bayr. Finanzminister 9. Dez. 1809, erwarb sich von 1806 an große Verdienste um sein Vaterland.

Homrân, Stamm des Bedschavolks im südöstl. Nubien, an der Grenze Abessiniens, zwischen Galabat und Gedarif, südlich von dem Setit genannten mittlern Teile des rechts zum Nil gehenden Atbara. Der Boden des ebenfalls H. genannten Landes ist fruchtbar, namentlich an den Flüssen; doch ist der Volksstamm ganz der Jagd ergeben. Im südlichern Teile des Landes finden sich dunkle, dichte Gehölze, in denen zahlreiche Gazellen und Antilopen, Giraffen, Elefanten und wilde Büffel leben.

Homs, Stadt in Syrien, s. unter Emesa.

Homunculus (Homuncio, lat., Diminutiv von homo), kleiner, kleinlicher Mensch; in Goethes «Faust» ein auf chem. Wege erzeugter Mensch.

Hón (ungar.), Heimat, Vaterland. (S. Hónved.)

Hon., in England gebräuchliche Abkürzung für Honourable (s. d.).

Ho-Nan, im Chinesischen Mitte des Gelben Flusses bedeutend, ist nach dem Regierungsalmanach die vierte Provinz des chines. Reichs, 173350 qkm groß. H. wird im N. von der Provinz Schan-Si, im O. von Pe-tschi-li, Schan-tung, Kiang-Su und Ngan-Hwei, im S. von Hu-Pe und im W. von der Provinz Schen-Si begrenzt. Diese Provinz besteht aus 9 Gouvernements, 4 Arrondissements, die unter die Provinz Pe-tschi-li ressortieren, 6 gewöhnlichen Arrondissements und 96 Kantonen, deren Gesamtbevölkerung auf 23037171 Personen geschätzt wird. Milde des Klimas, Fruchtbarkeit des Bodens und Überfluß an den wertvollsten Erzeugnissen desselben, wie Getreide, Reis, die edelsten Baumfrüchte, unter ihnen die meisten europäischen, sowie Granatäpfel, alle Arten von Orangen u. a. m. machen diese Provinz zu einer der reichsten des ganzen Reichs. Ihre Hauptflüsse sind der Hoang-ho oder Gelbe Fluß, der Wei-ho und der Lo-ho. Hauptstadt der Provinz ist Kai-Fong-Fu, rechts vom Hoang-ho, eine wohlgebaute Stadt mit befestigter Ringmauer, blühendem Handel und sehr betriebsamer Bevölkerung, welche auf 4—500000 Seelen geschätzt wird. Eine andere wichtige Stadt in H. ist Ho-Nan-Fu, die Hauptstadt des gleichnamigen Departements. Sie war Residenz einer Anzahl von Kaisern und ist unter dem Namen von Lo-Yang in der Geschichte von China berühmt. In der Umgegend von ihr befinden sich viele prachtvolle Gartenanlagen und eine große Anzahl von Grabmälern alter chines. Kaiser.

Honberg, Schloßruine bei Tuttlingen (s. d.).

Honda oder Bayahonda, Hafen an der Westseite der Halbinsel Goajira, an der Nordküste von Columbien in Südamerika.

Honda oder San Bartolomeo de Honda, Stadt im Staate Tolima der Vereinigten Staaten von Columbien in Südamerika, 52 km im NNO. von Ambalema, am linken Ufer des Magdalena, wo der Guali mündet; über letztern führt eine hölzerne und eine eiserne Brücke. In ganz von Bergen umgebenem Thale, 210 m hoch gelegen, hat es ein heißes Klima (29,5° C.). Das Erdbeben im Juni 1805 hat die Stadt fast ganz zerstört. Dennoch ist H., das 3700 E. zählt, jetzt der Haupthandelsplatz von Tolima, der erste Flußhafen Columbiens, der Ort, bis zu welchem die Dampfschiffahrt auf dem Magdalena aufwärts reicht. Vom Landungsplatze

Caracoli führt eine Straße von 110 km Länge nach Bogota. Ehemals war H. Lagerplatz für die Silbererze von Peru und Bolivia, welche man nicht den Seeweg machen lassen wollte; jetzt ist es Niederlage für den Tabak von Ambalema und die Kinkina von Neiva, wie für alle nach Bogota und Europa bestimmten Waren.

Hondekoeter (spr. Hondekuter) ist der Name einer berühmten holländ. Malerfamilie. — Aydius oder Gilles H., geb. zu Utrecht 1583, der Sohn eines Marquis von Westerloo, der, in Brasilien reich begütert, der Inquisition wegen sein Vaterland verlassen hatte. Seine Landschaften gehören noch der ältern, phantastischen Richtung an. Er lebte seit 1627 zu Amsterdam, wo er auch starb. — Sein Sohn Gijsbert H., geb. zu Amsterdam oder zu Utrecht 1613, gest. zu Utrecht 1653, war in seinem Stil Nachfolger seines Vaters.

Gijsberts Sohn, Melchior H., geb. zu Utrecht 1636, der die Malerkunst bei seinem Vater und bei seinem Onkel, Joh. Bapt. Weenix, erlernte, wurde der berühmteste seiner Familie. Er starb in Amsterdam 3. April 1695. Mit bewundernswürdiger Kunst malte er Tiere, hauptsächlich Vögel, deren Gefieder er aufs täuschendste nachahmte, namentlich Hühner, Truthühner, Enten, Gänse, Pfauen. Den Hintergrund bilden bei ihm meist wohlgeordnete Landschaften. Sein Pinsel ist weich und voll, sein Strich fest und breit.

Houdius (Jodocus und Hendrik), Kupferstecher, s. unter Mercator.

Hondo (Rio), Fluß in Centralamerika, entspringt als Rio Encuentros in Guatemala, bildet dann die Grenze zwischen Yucatan und Britisch-Honduras und mündet in die Chetumabai des Golfs von Honduras.

Hondschoote, Stadt im franz. Depart. Nord, Arrondissement Dünkirchen, 17 km im OSO. von dieser Stadt, an der belg. Grenze, beim Kanal von Bergues nach Furnes oder dem Kanal der Basse-Colme, hat (1876) 1870, als Gemeinde 3586 E. und eine Kirche aus dem 16. Jahrh., welche ein herrlicher 80 m hoher got. Glockenturm überragt. Das neuerlich restaurierte Stadthaus zeigt schöne span. Architektur. H. war vom 11. Jahrh. an eine wichtige Stadt von 20000 E., welche zahlreiche Tuch- und Sergesfabriken besaß; jetzt besteht nur noch eine Fabrik von Kartons. Hier erfocht 6. bis 8. Sept. 1793 General Houchard einen Sieg über die vom Herzog von York und dem Prinzen von Oranien befehligten Verbündeten.

Honduras, einer der fünf Freistaaten von Centralamerika (s. d.), grenzt im NO. an das Antillenmeer, im N. an die Hondurasbai, im NW. und W. an Guatemala, im SW. an San-Salvador, im S. an die Südsee, im SO. an Nicaragua und umfaßt ein Areal von 120480 qkm. Am Atlantischen Meer hat die Küste eine Entwickelung von 650 km und in den Bay-Inseln (s. d.) eine wahre Bereicherung. An der Südsee umfaßt die Küstenlänge der Fonsecabai etwa 100 km, und von deren vier zu H. gehörigen Inseln besitzt Tigre den vortrefflichen Hafen Amapala (s. d.). H. trägt durchgängig den Charakter eines Gebirgslandes. Die Hauptcordillere, welche gegen WNW. gerichtet und die Wasserscheide zwischen beiden Oceanen bildet, stellt sich als ein großer, breiter Gebirgskörper mit vorherrschend plateauartiger Oberfläche dar. Die mittlere Höhe der westl. Cordillere beträgt nicht über 2000 m, die Höhe des Plateau etwa 1000 m. Das Land, reich bewässert, hat mehrere größere Flüsse, welche jedoch als Wasserstraßen der künstlichen Nachhilfe bedürfen. In die Fonsecabai fließen der Grenzfluß Goascoran und der Choluteca oder Rio Grande de Tegucigalpa, in die Hondurasbai unter andern der Chamelicon, der Ulua (im obern Laufe Humuya), welcher fast ein Drittel von H. bewässert, der Roman oder Aguan, Rio Tinto oder Negro (im Innern Soyas), der Patuca und der Wanks oder Segovia, an der Grenze gegen Nicaragua, der längste Fluß Centralamerikas. Der bedeutendste See ist die 650 m über dem Meere gelegene Laguna da Yoyoa oder de Taulabe. Das Klima des Landes ist, mit Ausnahme der heißen Küstenebenen, gesund. Der größte Teil des Hochlandes gehört zur Tierra Templada, in der fast überall neben den Früchten der gemäßigten Zone noch die der tropischen Zone gedeihen. Der Boden zeigt sich durchgängig fruchtbar. Mit ausgedehnten Savannen wechseln im Hochlande noch größere Waldungen, besonders Fichtenwälder. Die Wälder des Küstenstrichs bieten außer der Fichte die schönsten Nutzhölzer, namentlich Mahagoni und Farbeholz, und enthalten zugleich die meisten andern Bäume und Sträucher Centralamerikas, namentlich Vanille, Sassaparille, Guayac, Ipecacuanha u. s. w. Der sehr fruchtbare Boden der Ebenen im Norden und Osten eignet sich zum Anbau von Baumwolle, Reis, Zucker, Kakao, Tabak u. s. w. Die Zucht von Pferden, Maultieren und Rindvieh, sowie die Bereitung von Käse bildet in einem großen Teile des Landes den fast ausschließlichen Gewerbszweig. Zugleich ist H. reich an Metallen, insbesondere an Gold und Silber. (Vgl. die Karte: Mexiko und Centralamerika.)

Die Bevölkerung von H. wird auf 350000 bis 400000 E. geschätzt, welche in 184000 Indianer, 205000 Mestizen, 5750 Weiße und 5250 Neger zerfallen. An der Nordküste wohnen etwa 20000 Karaiben, welche von den 1796 von den Engländern nach der Insel Ruatan deportierten Ureinwohnern der Antilleninsel St.-Vincent abstammen und durch Arbeitstüchtigkeit, Intelligenz und Zuverlässigkeit sich auszeichnen. Die Haupterwerbszweige bilden die Landwirtschaft und der Bergbau. Doch liegen beide so sehr danieder, daß H. gegenwärtig als der ärmste der centralamerik. Staaten gilt. Außerdem fehlt es in H. an aller eigentlichen Industrie, und ebenso ist der Handel, dessen Centrum Tegucigalpa, von geringer Bedeutung. Die Ausfuhr, auf jährlich 1805000 Doll. geschätzt, besteht hauptsächlich in Vieh, Holz, Gold, Silber, Indigo und Leder. Der auswärtige Handel verteilt sich ungefähr zu gleichen Teilen auf die Häfen Truxillo und Omoa an der Nordküste und auf die an und in der Fonsecabai gelegenen Häfen San-Lorenzo oder La Paz, Pedeyral und besonders Amapala. Von der Interoceanischen Eisenbahn, welche von Puerto-Caballos (s. d.) nach Amapala gehen soll, ist seit 1871 die Strecke von Puerto-Cortez bis San-Pedro (60 km), von Telegraphenlinien sind 805 km in Betrieb. Die geistige Kultur der Bevölkerung ist eine sehr geringe. Die zwei Universitäten von Comayagua und Tegucigalpa unterscheiden sich wenig von gewöhnlichen Schulen. Die kirchlichen Verhältnisse liegen noch mehr im argen. Der Klerus, durchgängig arm, unwissend und ungebildet, in neuerer Zeit immer mehr durch Neger repräsentiert, besteht aus 66 Weltgeistlichen,

Digitized by Google

deren Oberhaupt der Biſchof von Comayagua iſt. Die Verfaſſung der Republik datiert vom 1. Nov. 1880. Der Präſident wird auf vier Jahre gewählt durch die beiden Kammern, nämlich die Geſetzgebende Verſammlung von 11 Deputierten und den Senat von 7 Mitgliedern. Derſelbe hat ein abſolutes Veto, und zur Seite ſteht ihm ein von den Miniſtern und 7 andern Mitgliedern gebildeter Staatsrat. Die Finanzen des Staats ſind unentwickelt. Die Hauptquellen der Einnahmen, welche nach dem Budget von 1881/82 auf 861 970 Doll. geſchätzt wurden, ſind die Einfuhrzölle, das Branntwein- und Tabaksmonopol und gezwungene Anleihen; nach demſelben Budget betrugen die Ausgaben 759 930 Doll. Die auswärtige Schuld beträgt 7 220 272 Pfd. St. und gründet ſich auf drei in den J. 1867 in London, 1868 in Paris und 1870 wieder in London gemachte Anleihen zum Bau der Interoceaniſchen Eiſenbahn. Die innere Schuld beſteht in den bis jetzt ausgegebenen Bonds für 1 Mill. Doll. Die ſchwebende Schuld beträgt 578 609 Doll. Das ſtehende Heer beträgt 843, die Miliz 31 500 Mann. Der Staat iſt gegenwärtig in ſieben Departements: Gracias oder Llanos de Gracias, Sta.-Barbara, Comayagua, Choluteca, Tegucigalpa, Olancho und Yoro, eingeteilt. Die Hauptſtadt iſt ſeit 1880 Tegucigalpa.

Geſchichtliches. H. wurde ſchon 1502 von Chriſtoph Columbus entdeckt, aber erſt 1523 von den Spaniern förmlich in Beſitz genommen. Man erhob die Kolonie zu einer Audienza des Generalkapitanats Guatemala, verwandelte ſie aber 1790 in eine bloße Intendantur desſelben, bis ſie ſich 1824 zu einer unabhängigen Republik konſtituierte. Der Staat war in dem langen Kampfe um das Föderativſyſtem ein Hauptſitz der liberalen oder Föderaliſtenpartei. Unter der Präſidentſchaft des Generals Cabañas brach ein Krieg mit Guatemala aus, bis 1855 Cabañas nach der Niederlage durch Carrera geſtürzt und exiliert wurde. Der folgende Präſident, General Santos Guardiola, ein Zambo aus Tegucigalpa, ſchloß darauf 13. Febr. 1856 mit Guatemala einen Friedens- und Allianzvertrag, und ſeitdem trat endlich für H. wenigſtens äußere Ruhe ein. Guardiola, der Tiger von Centralamerika genannt, wurde 11. Jan. 1862 bei einer Revolte der Soldateska, mit deren Hilfe er ſich emporgeſchwungen, ermordet. An ſeiner Stelle übernahm der zeitige Vizepräſident Vittoriano Caſtellaños und nach deſſen Tode 1863 der Senator José Francisco Montes die Präſidentſchaft. Als dieſer in dem zwiſchen H. und San-Salvador einerſeits, Guatemala und Nicaragua andererſeits ausgebrochenen Kriege durch die Erfolge der feindlichen Truppen im Juli 1863 ſich zur Flucht genötigt ſah, wurde General José Maria Medina proviſoriſch eingeſetzt und im Febr. 1864 neu erwählt. Wenn nach der Verfaſſung die Wahl des Präſidenten auch auf vier Jahre erfolgen ſoll, ſo iſt dieſer Termin doch noch nie eingehalten worden, ſodaß noch keine regelmäßige Präſidentenwahl ſtattgefunden hat. Medina, 1870 neu gewählt, floh im Mai 1872, ſein Nachfolger C. Arias wurde 1874 durch den Einfall der Truppen von San-Salvador vertrieben, P. Leiva blieb nur 1874—76 im Amte, 16. Juni 1876 ward C. Gomez, 29. Mai 1877 M. A. Soto erwählt.

Honduras, Britiſches, ſ. Balize.

Hondurasbai, ein Golf im mittelamerik. Meere, zwiſchen Honduras und Yucatan, der wegen ſeiner Sandbänke, Klippen und heftigen Strömungen für die Schiffahrt ſehr gefährlich iſt.

Honegger (Joh. Jak.), Litterar- und Kulturhiſtoriker, geb. 13. Juli 1825 zu Dürnten im Kanton Zürich, war erſt Sekundarlehrer und widmete ſich ſeit 1849 acht Jahre lang in Zürich, zuletzt in Paris litterariſchen, philoſ. und geſchichtlichen Studien. Von 1857 bis 1861 war er Lehrer am Seminar zu Küßnacht, 1861—65 an der Kantonſchule in St. Gallen, erhielt nach Errichtung der Lehramtsſchule an der Univerſität Zürich den Ruf eines Docenten für deutſche Litteratur und Geſchichte und wurde einige Jahre ſpäter daſelbſt zum Profeſſor ernannt. Er ſchrieb: «Herbſtblüten» (lyriſche Gedichte, 2 Bde., Zür. 1849—52; 2. Aufl. 1859), «Victor Hugo, Lamartine und die franz. Lyrik im 19. Jahrh.» (Zür. 1856), «Litteratur und Kultur des 19. Jahrh.» (Lpz. 1865; 2. Aufl. 1880), «Grundſteine einer allgemeinen Kulturgeſchichte der neueſten Zeit» (5 Bde., Lpz. 1868—74), «Kritiſche Geſchichte der franz. Kultureinflüſſe in den letzten Jahrhunderten» (Berl. 1875), «Die poetiſche Nationallitteratur der deutſchen Schweiz» (Bd. 4, Glarus 1876), «Katechismus der Kulturgeſchichte» (Lpz. 1879), «Ruſſ. Litteratur und Kultur» (Lpz. 1880), «Allgemeine Kulturgeſchichte» (Bd. 1, Lpz. 1882).

Honeſtieren (vom lat. honestus, ehrenhaft), mit Ehre, Anſehen bekleiden; honestissimus, hochachtbar (als Titel); honestas publica, der gute Ruf.

Honett (Honnett, frz. honnête), anſtändig, rechtſchaffen, ehrbar, auch: nicht knickrig; davon Honettität (frz. honnêteté).

Honfleur, lebhafte Seeſtadt im franz. Depart. Calvados, in der Normandie, ſüdlich an der Seinemündung, gegenüber von Harfleur (ſ. d.), und durch eine Zweigbahn nach dem 15 km entfernten Pont l'Evêque mit der Franzöſiſchen Weſtbahn verbunden, in ſchöner Umgebung am Ausgange eines Thals gelegen, zählt (1876) 9425 E. und hat ein Kommunal-Collége, eine öffentliche Bibliothek, ein Handelsgericht und eine Handelskammer, eine Börſe, eine öffentliche Warenniederlage und einen Hafen, der aus drei Baſſins, von 4 ha zuſammen, einem großen Vorhafen von 4 ha und ſeit 1881 einem Baſſin de Reteune von 58 ha zur Verhütung der Verſandung beſteht und durch zwei Dämme geſchützt wird. Die an den Hafen ſtoßenden Straßen ſind eng und ſchmutzig, die meiſten öffentlichen Gebäude auffallend durch ihre alte bizarre Architektur, namentlich der Holzbau der eigentümlichen Katharinenkirche aus dem 15. Jahrh. Die neuern Stadtteile zeichnen ſich jedoch durch Freundlichkeit aus. Außer dem Seehandel beſchäftigt man ſich mit Schiffbau, Eiſengießerei und dem Anbau von Melonen. Eingeführt wird namentlich nordiſches Holz; die Ausfuhr, hauptſächlich nach England, beſteht in Früchten, Gemüſen, Geflügel, Butter, Eiern, Vieh, Getreide; es empfängt Eiſen und Steinkohlen. Die jährliche Hafenbewegung beläuft ſich auf 60 000 t. Auch beſitzt die Stadt Seebäder. — H. war einſt einer der feſteſten Plätze der Normandie und trieb beſonders ſtarken Handel nach Spanien. Die Erbauung und das Aufſtreben von Havre vernichtete dieſe Blüte. Die Stadt wurde 1440 von Karl VII. den Engländern entriſſen. Gegen Ende des 16. Jahrh. nahmen die Liguiſten dieſelbe und gaben ſie erſt 1594 wieder heraus. Unter allen Städten der Normandie ergab ſie ſich zuletzt an Heinrich IV.

Digitized by Google

Höngen, Dorf in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk und Landkreis Aachen, 9 km nördlich von Stolberg, Station der Aachen-Jülicher und der Linie Stolberg-Alsdorf der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 4080 meist kath. E., von denen viele in einer großen Steinkohlengrube arbeiten.

Hong-Kaufleute, s. unter Kuangtung.

Hongkong, eigentlich Hiang-Kiang, eine den Briten gehörige Insel an der Südküste Chinas, rechts vor dem Eingange in die Bocca-Tigris oder dem Mündungsgolf des Stroms von Kanton (Tschu-kiang), 142 km südöstlich von der Stadt Kanton, 62 km östlich von Macao (s. d.) gelegen und durch einen schmalen, als Hafen dienenden Meeresarm vom Festlande getrennt. Die Insel, kaum 15 km lang, stellenweise 10—12 km breit und 83 qkm groß, ist uneben, unfruchtbar und baumlos, besitzt indes nicht nur einen der besten Häfen des chines. Reichs, sondern kann auch, da sie aus einem uneinnehmbaren Granitfelsen besteht, als das englische Gibraltar des Ostens angesehen werden. H. wurde seit Ende 1839, als die Engländer die Insel Macao verlassen mußten, der Sammelplatz ihrer Streitkräfte und der Ausgangspunkt ihrer Kriegsexpeditionen gegen Kanton und das östl. China. In den Verträgen vom 20. Jan. und 27. Mai 1841 ward die Insel den Engländern abgetreten, definitiv aber erst im Frieden vom 26. Aug. 1842. Als Sitz der engl. Oberbehörde in China, als Station für die brit. Kriegsflotte und Entrepôt für europ. Waren hat H. rasch eine große Bedeutung erlangt und zählte 1881 bereits 160402 E. Die Hauptstadt **Victoria** oder H. dehnt sich etwa 6,5 km längs der Nordküste zwischen dem Meere und dem bergigen Hintergrunde aus und zieht sich zum Teil an dessen minder steilen Abhängen hinauf. Dieselbe ist ganz europäisch gebaut und hat breite Straßen, schöne große Häuser und elegante Villen, großartige Warenspeicher sowie starke Festungswerke. Die durch Vertrag vom Jan. 1861 an England abgetretene, der Stadt gegenüberliegende steile und felsige Halbinsel Kau-lung (engl. Cowloon), d. h. Neun Drachen, etwa 10 qkm umfassend, ist insofern eine wichtige Dependenz von H., weil verschiedene öffentliche Anstalten, wie Spitäler für Matrosen und Soldaten, Arsenale, Werfte u. s. w., nach derselben verlegt werden konnten, wodurch in Victoria mehr Räumlichkeiten für Privatbauten gewonnen wurden. Die Regierung der Kolonie geschieht durch einen Gouverneur, einen Vizegouverneur, der zugleich Platzkommandant ist, einen Oberrichter und einen Gesetzgebenden Rat von Fünfen nebst einer Anzahl untergeordneter Beamten und Sekretäre. Der Gouverneur von Victoria hat zugleich die Oberaufsicht über den brit. Handel. Die Lage der Insel war besonders für den Opiumhandel geeignet, solange derselbe den Charakter des Schleichhandels trug. Seit 1842 wurde sie der Centralpunkt des europ.-chines. Handels. Die spätern, einen so großen Umschwung aller Beziehungen zu und mit China bedingenden Verhältnisse haben die Wichtigkeit von H. wesentlich beeinträchtigt. H. ist jetzt nur der Hauptmarkt für die Südprovinzen

Topographische Lage von Hongkong.

Chinas, wie Shanghai für die nördlichen, und vermittelt hauptsächlich den Handel mit Kanton, welches als der eigentliche Handelsplatz anzusehen.

Honig nennt man die süße Substanz, welche die Bienen, besonders die Honigbiene, Apis mellifica (s. unter Biene), aus den Nektarien der Blüten sammeln, in ihrem Organismus verarbeiten und in ihrem Wachsbau (Waben) aufbewahren. Farbe und Güte des H. hängt von den Pflanzen ab, aus deren Blüten er gesammelt ist; auch ist die Art und Weise seiner Bearbeitung durch Menschenhand darauf von Einfluß. So ist der Kleehonig weiß wie Schmalz, der Buchweizenhonig gelb, der Heidehonig braun. Fast immer bewahrt der H. das Aroma der Pflanze, von deren Blüten er gesammelt wurde. Den Linden-, den Akazienhonig erkennt man sofort an seinem Aroma. Der narbonner und der spanische H. duften nach Rosmarin, Thymian, Lavendel u. s. w. Frischer H. ist viel aromatischer als älterer, weil sich das Aroma durch Verdunstung verliert. Wachsen in der Gegend, wo Bienenzucht getrieben wird, viele giftige Pflanzen mit nektarreichen Blüten (Aconitum, Rhododendron, Azalea, Oleander), so kann der H. giftige Eigenschaften bekommen. Der beste (reinste) H. ist der Schleuderhonig, der mittels der Honigschleuder (Centrifuge) aus den Waben herausgebracht wird. Imker, welche Mobilzucht betreiben, d. h. Bienenwohnungen mit beweglichen Waben benutzen, gewinnen ihren sämtlichen H. mittels der Schleuder. Der Stabil-Imker dagegen, der den Strohkorb mit festem Bau benutzt, muß den H. auf andere Art und Weise von dem Wachs scheiden, d. i. ihn auslassen und seimen. Man scheidet den H. vom Wachs entweder auf kaltem oder auf warmem Wege. Den auf kaltem Wege gewonnenen H., der an Reinheit und Güte dem Schleuderhonig kaum nachsteht, nennt man ausgelassenen Jungfernhonig, weil er ebenso gut und schön ist wie der in zarten Waben stehende sog. Jungfernhonig. Allen auf warmem Wege ausgelassenen H. nennt man Seimhonig. Durch dieses Verfahren wird der H. sowohl in Farbe wie in Geschmack beeinträchtigt. Endlich hat man noch den Preßhonig. Bei dem Auslassen des H. bleibt immer noch etwas H. in den Rückständen; um diesen auch noch auszuscheiden, bringt man die erwärmten Rückstände in einen leinenen Beutel und bringt sie unter eine Presse. Dieses Produkt ist natürlich das schlechteste. Der Scheibenhonig kommt mit den Waben in den Handel. Sind die Waben jung und zart, so ist der Scheibenhonig sehr wohlschmeckend und daher ziemlich teuer.

Honigfälschung kommt nicht selten vor; so wird der mit Recht gerühmte Alpenkräuterhonig künstlich hergestellt. Fälschungen mit Mehl, mit Stärke- und Malzsirup sind nicht selten. Auch füttert man Stärkesirup, und wenn er von den Bienen in den Zellen bedeckt ist, verkauft man die Waben als Scheibenhonig. Guter H. muß dick, aber klar und rein sein. Die meisten Fälschungen lassen sich durch ein einfaches, leicht auszuführendes Verfahren ermitteln. Der ungereinigte H. ist stets ein Gemenge von mehrern Zuckerarten (Traubenzucker und Schleimzucker oder Chylariose) und Säuren, wie es scheint etwas Ameisensäure. Aus neuern Untersuchungen folgt, daß die Bienen die Beschaffenheit des Zuckers, den sie zu Honig verarbeiten, nicht zu verändern vermögen, es sei denn, daß der von den Bienen gesammelte Zucker eine Spaltung in Rechtstraubenzucker und Linksschleimzucker erlitte. Guter H. kann Jahr und Tag aufbewahrt werden. Den ausgeschleuderten und ausgelassenen H. bewahrt man in gut glasierten Töpfen oder Glashäfen auf, schützt ihn vor dem Zutritt der Luft und der Feuchtigkeit durch einen 1 cm dicken Wachsüberguß und bindet die Gefäße mit Pergamentpapier oder besser noch mit einer Schweinsblase zu. Der Aufbewahrungsort muß kühl und luftig sein; die Temperatur des Raums darf im Sommer nicht über 15° R. steigen. Alter H., der stark kristallisiert ist, wird durch Einstellen ins warme Wasserbad wieder flüssig und dadurch schmackhafter. Hat der H. sein Aroma gänzlich verloren, so kann man ihm einige Tropfen ätherische Öle beimischen; man sei dabei aber vorsichtig.

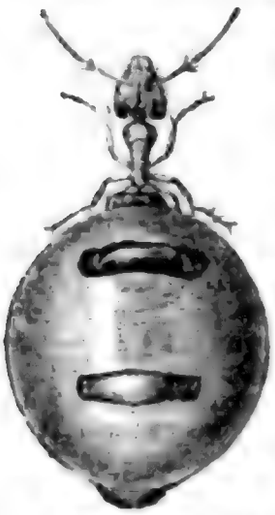
Wenngleich ziemlich überall H. gewonnen wird, so bildet derselbe doch nur in Norddeutschland, in der Schweiz, Rußland, Polen, auf Malta, in Spanien und Frankreich, sowie neuerdings in Amerika einen bedeutenden Handelsartikel. Der H. wird verspeist, besonders auf Brot, und ist ein gesundes, insonderheit Kindern dienliches Nahrungsmittel. Seine größte Verwendung findet der H. in der Fabrikation von Labkuchen (Lebkuchen) oder Pfefferkuchen und in der Bereitung des Met. Letzterer wird in großen Mengen und vorzüglicher Güte besonders in Dänemark und Skandinavien bereitet. Auch bereitet man aus H. einen sehr trinkbaren Wein, Essig u. dgl. m. Neuerdings wird H. auch mit Erfolg zum Einmachen von Früchten statt Zucker verwendet. Auch bei einer besondern Art von Malerei, Honigmalerei, kommt H. als Ersatz für Gummi arabicum oder Lack in Anwendung.

In vielen Fällen muß der H. gereinigt werden, um ihn für gewisse Zwecke (z. B. zur mediz. Anwendung) tauglich zu machen. Man hat sehr verschiedene Reinigungsmethoden; die beste besteht im Sieden des zuvor in reinem Wasser aufgelösten H. in einem Kessel über nicht zu starkem Feuer, Abschäumen der an der Oberfläche der kochenden Flüssigkeit sich ansammelnden Unreinigkeiten, Entfernen der Säuren durch Zusatz von geschlemmter Kreide, anderer den Geschmack verschlechternder Substanzen durch Zusatz von Kohlenpulver, Filtrieren der gewonnenen Flüssigkeit und Abklären derselben mittels Eiweiß, und endlich Eindicken des gereinigten H. bis zur Sirupskonsistenz durch Abdampfen. Dergleichen gereinigter H. (Mel depuratum oder despumatum der Apotheken), welcher klar, durchsichtig und weingelb sein muß, hält sich unter gutem Verschluß jahrelang. In der Medizin verwendet man denselben bei Brustübeln und zu Salben. Mit Essig gekocht liefert der H. den Sauerhonig oder Oxymel der Apotheken.

Honigameisen, eine besondere Modifikation der Ameisen; sie besitzen eine Form von Arbeitern, die von andern Individuen derselben Baues (sog. Fourragierern) mit süßen Substanzen, Saft von Blattläusen u. s. w. gefüttert werden, diesen Honig in sich aufspeichern, um, wie es scheint, ihn im Falle der Not wieder von sich zu geben. So werden sie zu lebenden Honigtöpfen, deren Hinterleib zu einer dünnen Blase aufgetrieben ist, auf der die ursprünglichen Stücke der Hornringe des Hinterleibes nur als kleine Plättchen liegen. Auf zwei Punkten der Welt haben sich solche H. unabhängig voneinander entwickelt und beide gehören ganz verschiedenen

Digitized by Google

Gattungen an: die eine (Myrmecocystus mexicanus) findet sich in Mexiko, die andere (Camponotus inflatus, s. beistehende Abbildung) stammt aus Australien. Vgl. Lubbock, «Ameisen, Bienen und Wespen» (Bd. 57 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1883); McCook, «The Honey-Ants» (Philadelphia 1882).



Honigbär, s. u. Bär (Raubtier).

Honigbiene (Apis mellifica), s. unter Biene.

Honigfalke (Wespenbussard), s. u. Bussard.

Honiggras oder Zuggras (Holcus lanatus), Pflanzenart, s. Holcus.

Honigharnruhr, s. u. Diabetes.

Honigklee, s. Melilotus.

Honigkuchen, s. Pfefferkuchen.

Honigkuckucke (Indicatores), eine kleine, aus 12 Arten bestehende Vogelfamilie von nicht ganz sicherer systematischer Stellung; sie werden von den einen zu den Kuckucken, von den andern zu den Spechtvögeln gezählt. Sie leben von Bienen und andern stechenden Insekten, gegen deren Angriffe sie durch eine dicke Haut geschützt sind; die Nester der Bienen sollen sie durch ihr Geschrei verraten. Manche legen ihre Eier, wie die echten Kuckucke, in die Nester anderer Vögel. Sie finden sich im ganzen südl. Afrika, mit Ausnahme der Inseln, sowie in Sikkim und Borneo.

Honigmalerei, s. unter Honig.

Honigmotte, s. Bienenmotte.

Honigpilz, die Ursache des Erdkrebses (s. d.).

Honigsauger (Meliphagidae), eine Familie der Honigvögel mit 23 Gattungen und 190 Arten; ihr Schnabel ist mehr oder weniger verlängert, gebogen und vorn zugespitzt, die Flügel haben 10 Handschwingen und sind von mittlerer Länge. Die Zunge ist am Vorderende pinselartig in feinen Fasern zerteilt und vorstreckbar. Das Gefieder zeichnet sich weniger durch Buntheit als durch besonders differenzierte, einzelne Federgruppen aus. Es finden sich diese Tiere von Celebes bis zu den Samoa-Inseln und von den Molukken bis zu den Sandwichinseln über die ganze austral. Tierregion verbreitet.

Honigschabe, s. Bienenmotte.

Honigstein (Mellit), ein gelbes, dem Honig ähnlich aussehendes fettglänzendes Mineral, welches bei Artern in Thüringen und bei Luschitz in Böhmen in Braunkohlenlagern gefunden wird. Es kristallisiert in stumpfen tetragonalen Pyramiden, die oft auch noch basische und prismatische Flächen zeigen; sein spezifisches Gewicht beträgt 1,5, es ist so hart wie Gips. Chemisch besteht H. aus 40,3 Honigsteinsäure (Mellitsäure), 14,4 Thonerde und 45,3 Proz. Wasser, entspricht demzufolge der Formel $Al_2C_{12}O_{12} + 18\,aq$; man benutzt ihn daher zur Darstellung der Honigsteinsäure.

Honigsteinsäure, s. Mellithsäure.

Honigtau oder Blatthonig (Melligo, Mel aëris, Ros mellis), eine eigentümliche Erscheinung in der Pflanzenwelt. Er tritt bald als süßer, klebriger, firnisglänzender Überzug auf den Blättern, jungen Trieben u. s. w. der verschiedensten Gewächse, bald als zähe Tropfen von gelblicher Farbe auf. Über die Natur dieser Erscheinung sind die Meinungen noch geteilt. Nach Boussingault besteht der H. in einer krankhaften Ausscheidung süßer Säfte in warmen trockenen Sommern. Die Ursache dieser Ausscheidung ist aber noch nicht aufgeklärt. Die bisweilen beobachtete Anwesenheit von Blattläusen auf den vom H. befallenen Pflanzen hat zu der irrigen Ansicht geführt, daß jene süße Flüssigkeit aus den Hinterleibsröhren dieser Insekten ausgespritzt werde. Es ist vielmehr die Annahme gerechtfertigt, daß letztere erst durch das Ausschwitzungsprodukt angelockt werden. Mit dem H. darf nicht die schleimige, süßliche Flüssigkeit verwechselt werden, welche in warmen Jahren tropfenweise und oft in großer Menge an den Getreideähren hängt. Durch diesen klebrigen Saft wird die Entstehung des Mutterkorns eingeleitet.

Honigträger, s. Melithiden.

Honigvögel nennt man eine Anzahl nahe verwandter Vogelfamilien, nämlich die Honigsauger (s. d.), die Sonnenvögel (s. d.), die Zuckervögel (s. d.) und endlich die Dicaeidae oder Blumenpicker und die Drepanididae. Die Dicaeidae sind 107 Arten in 5 Gattungen, von denen das Genus Zosterops mit 68 Arten das am weitesten, von den Fidschi-Inseln bis Japan und von Vorderindien über ganz Südafrika, verbreitet ist. Die Drepanididae, vier Gattungen mit acht Arten, sind vollständig auf die Sandwichinseln beschränkt. Die H. repräsentieren in der Alten Welt in gewissem Sinne die ausschließlich amerik. Kolibris, mit denen sie zwar nicht verwandt sind, denen sie aber durch ähnliche Lebensweise auch körperlich, in Gestalt und teilweise in Farbenpracht, sehr ähnlich geworden sind.

Honigwein, soviel wie Meth.

Honigzucker ist die Bezeichnung für zwei in dem von den Bienen produzierten Honig enthaltene, voneinander verschiedene Zuckerarten; die eine ist der unter gewöhnlichen Umständen flüssige Fruchtzucker (s. d.), die andere ist kristallisierbar und wird Traubenzucker (s. d.) genannt. Im frischen Honig ist letzterer gelöst, bei längerm Stehen scheidet er sich in Kristallen aus, wodurch das Erstarren des Honigs bedingt wird.

Honiton, Stadt in der engl. Grafschaft Devon, 26 km im NO. von Exeter, an dem zum Meere gehenden Otter, in einem schönen Thale, an der Eisenbahn London-Exeter, mit (1881) 3349 E., welche geschätzte Butter und die berühmten Honitonspitzen fabrizieren.

Honitva (czech., von honiti, jagen, verfolgen), Revier, im altczech. Recht der Umkreis, bis zu welchem die Bewohner einer Gemeinde verpflichtet waren, Verbrecher gemeinsam zu verfolgen und überhaupt für alle Verbrechen, die innerhalb des Bezirks begangen wurden, solidarisch zu haften. Gleiche Einrichtungen hatten die Polen und Serben; bei den erstern hieß die H. opole, bei den andern okolina. (S. Gesamtbürgschaft.)

Honnef, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Köln, Sieg-Kreis, Luftkurort, 4 km im SSO. von Königswinter am Rhein, gegenüber Rolandseck, am Fuße des Siebengebirges, an der Linie Speldorf-Niederlahnstein der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 4381 meist kath. E., welche Wein- und Obstbau, Bergbau auf Eisen, Blei und Kupfer treiben. Zur Bürgermei-

Digitized by Google

sterei gehört Menzenberg, die Insel Grafenwerth, der Löwenburgerhof und Rhöndorf.

Honnett, s. Honett.

Honneur et patrie (frz., Ehre und Vaterland), Devise des Ordens der Ehrenlegion (s. d.).

Honneurs werden bei der Armee und Marine die Ehrenbezeigungen genannt, welche von Untergebenen, von Posten, Wachen, Fahnen, Festungen und Kriegsschiffen den Vorgesetzten, beziehentlich fremden Kriegsschiffen erwiesen werden. Einzelne grüßen durch Handanlegen an die Kopfbedeckung oder Frontmachen; Abteilungen fassen das Gewehr oder präsentieren; die Fahnen werden gesenkt. Festungen und Kriegsschiffe salutieren durch Abfeuern von Kanonenschüssen, wobei letztere zugleich Flaggen aufhissen und die Raaen bemannen, wenn die Ehrenbezeigung den höchsten Vorgesetzten gilt.

Hönningen am Rhein, Dorf in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, am Rhein und an der Linie Speldorf-Niederlahnstein der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1480 E. und hat Weinbau. Dabei die Ruine des Schlosses Arensfels.

Honny (honni, auch honi) **soit qui mal y pense** (frz.), «Schande dem (wörtlich: entehrt sei; honny in alte Form für honni, Partizip von honnir, verhöhnen, entehren), der schlecht davon denkt», die Devise des von Eduard III. von England gestifteten Hosenbandordens (s. d.); doch war die Redensart schon vorher in Frankreich sprichwörtlich.

Honolulu, die Hauptstadt der Sandwichinseln, liegt auf der Südküste der Insel Oahu, in einem Wald von Frucht- und Zierbäumen, ist Residenz des Königs und Sitz der obersten Behörden, der auswärtigen Ministerresidenten und Konsuln, eines anglikan. und eines kath. Bischofs und zählt (1878) 14114 E., worunter gegen 3000 Weiße. H., das ein ganz europ. Aussehen gewonnen, hat ein 1880–82 im ital. Stil gebautes Königsschloß mit schönem Garten, eine kath. Kathedrale, ein Theater, Museum, eine Bibliothek, Eisengießerei und Maschinenfabrik. Der Hafen ist durch eine doppelte Korallenreihe geschützt. Ein Telegraphenkabel verbindet seit 1883 H. mit San-Francisco.

Honorant (Intervenient), im Wechselverkehr derjenige, der einen Wechsel für Rechnung eines andern annimmt.

Honorar hießen bei den Römern die Geschenke an Getreide, Wein u. s. w., welche den eine Provinz verwaltenden obrigkeitlichen Personen von den Einwohnern der Provinz, ohne daß diese dazu verpflichtet gewesen wären, ehrenhalber gegeben wurden. Indessen wurden dergleichen Geschenke in den spätern Zeiten der Republik oft nicht nur gefordert, sondern auch erpreßt. Gegenwärtig bezeichnet man mit H. oder Ehrensold Vergütungen in Geld für Arbeiten und Bemühungen höherer, besonders geistiger Art, welche nicht ständige Gehälter oder Besoldungen sind, und für die der Ausdruck Arbeitslohn nicht angemessen erscheint. So spricht man von einem H. des akademischen Lehrers, des Schriftstellers und des Arztes.

Honorarprofessor (professor ordinarius honorarius) ist ein Titel, der auf einigen deutschen Universitäten an verdiente außerordentliche Professoren verliehen wird. Er stellt sie im Range den ordentlichen Professoren gleich, ohne ihnen die korporativen Rechte dieser (Sitz und Stimme in der Fakultät und eventuell im Senat) zu gewähren. (Vgl. unter Professor.)

Honorat (im Wechselrecht), s. unter Ehrenannahme.

Honoration, s. Honorieren.

Honoratioren (lat., «die Geehrtern»), in kleinern Orten Bezeichnung für die angesehensten Einwohner.

Honŏres mutant mores (sed raro in meliores), lat. Sprichwort, d. h. Ehrenstellen ändern die Sitten (aber selten zum Bessern).

Honoria (Justa Grata), die Nichte des röm. Kaisers Honorius, war die Tochter der 417 n. Chr. mit dem General Constantius vermählten Prinzessin Placidia und die Schwester des spätern Kaisers Valentinian III. Da ihre herrschsüchtige Mutter als Regentin ihr frühzeitig den Rang einer «Augusta» erteilt hatte, um eine der Mutter unbequeme Ehe zu erschweren, so ergab sich die schöne und leidenschaftliche H. ihrem Kammerherrn Eugenius, und wurde, als dieses Verhältnis Folgen hatte, 434 nach Konstantinopel an den Hof ihrer sittenstrengen Base, der Regentin Pulcheria, verbannt. Hier nahm H. die Gelegenheit wahr, eine der verschiedenen Gesandtschaften (seit 440) des Hunnenchans Attila zu benutzen, um diesem einen Ring zu senden und sich als Gattin anzutragen. Als 450 n. Chr. Attila von Valentinian III. die Auslieferung der H. verlangte und mit ihrer Hand großartige Forderungen auf Kosten des Römischen Reichs erhob, wurde H. nach Ravenna geführt, zur Scheinehe mit einem Hofbeamten genötigt und zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt.

Honorieren (lat.), ehren, Honorar zahlen; einen Wechsel honorieren, ihn annehmen und auszahlen; davon: Honoration.

Honŏris causa (lat.), ehrenhalber.

Honorius, der jüngere Sohn des Kaisers Theodosius I. und der Flaccilla, geb. 9. Sept. 384 n. Chr., zum Augustus ernannt 393, nach seines Vaters Tode 395 Kaiser des Weströmischen Reichs, während seinem ältern Bruder Arcadius (s. d.) das östliche zufiel, residierte anfangs zu Mailand, seit 404 aber zu Ravenna. Sein Vormund Stilicho (s. d.), der für ihn die Regierung mit Kraft und Klugheit führte, die Empörung des mauretanischen Fürsten Gildo in Afrika 398 unterdrückte, dem westgot. König Alarich im Peloponnes 396 und in Italien 402 und 403 mit Erfolg entgegentrat und 405 die zahlreichen german. Scharen, die unter Radagais in Italien eingebrochen waren, bei Florenz überwand, fiel 408 als Opfer der Intriguen des Olympius. Seitdem hatte Alarich die Oberhand in Italien, das die Westgoten erst nach dessen Tode unter Athaulf (der 414 des Kaisers, seit 408 in got. Gefangenschaft befindliche Schwester Placidia, sehr wider Willen des H. heiratete) verließen (412), um nach Gallien zu ziehen. Dieses war seit 406 durch Vandalen, Sueven, Alanen und Burgunder überschwemmt worden, von denen die letztern zunächst in Rheinhessen (die Alamannen neben ihnen im Elsaß) sich niederließen, während die erstern Völker 409 sich nach Spanien wendeten. In Britannien traten seit 407 mehrere Gegenkaiser auf, von denen Konstantin seine Herrschaft auch nach Gallien ausdehnte. Zwar besiegte ihn 411 der Illyrier Constantius zu Arelata, der 417 zum Gemahl der seit 415 verwitweten Placidia und 420 zum Mitkaiser erhoben wurde (aber 421 starb), doch gab H. die röm. Herrschaft über Britannien

Digitized by Google

OCT 6 1884

thatsächlich auf. Als H. 26. Aug. 423 starb, bemächtigte sich der Oberhofnotar Johannes der Herrschaft, die er 425 an Valentinian III. verlor, als dieser mit seiner von H. zu Anfang d. J. 423 nach Konstantinopel verwiesenen Mutter Placidia durch oström. Truppen zurückgeführt wurde.

Honorius ist der Name von vier Päpsten:

Honorius I., 625—638, mußte gegenüber den Angelsachsen und den Longobarden das päpstl. Ansehen zu wahren. In den christologischen Streitigkeiten billigte er die Ansicht der sog. Monotheleten, daß Christus zwar zwei Naturen, aber nur Einen Willen gehabt habe, und wurde deshalb auf dem sechsten ökumenischen Konzil 680 als Ketzer verdammt. Leo II. und spätere Päpste haben den Bannfluch über ihn wiederholt. Kath. Schriftsteller, wie Baronius und Bellarmin, suchten die Rechtgläubigkeit des H. dadurch zu retten, daß sie behaupteten, die Akten des Konzils seien gefälscht, andere, wie Pagi und Garnier, daß H. nicht wegen Ketzerei, sondern wegen Nachlässigkeit (propter negligentiam) verdammt worden sei. H. stiftete (628) das Fest der Kreuzerhöhung. Vgl. Hefele, «H. und das sechste allgemeine Konzil» (Tüb. 1870); derselbe, «Honorius-Frage» (aus dem Lateinischen von Rump, Münst. 1870).

Honorius II., vorher Peter Cadolaus, Bischof von Parma, wurde während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. unter dem Einflusse deutscher Großen als Gegenpapst Alexanders II. in Basel 1061 gewählt und zog auch in Rom ein. Obgleich das Konzil zu Mantua 1064 ihn in den Bann that und nur die Lombarden ihm treu blieben, gab H. seine Ansprüche nie auf. Auf Parma beschränkt, starb er 1073. — Sofern Peter Cadolaus als Gegenpapst in der Reihe der Päpste nicht gezählt wird, bezeichnet man Lambert von Fagnan aus Bologna, Bischof von Velletri und Kardinal von Ostia, als Papst H. II. (1124—30). Von ihm erbat nach Heinrichs V. Tode Lothar von Sachsen die Bestätigung seiner Wahl, für welche Demütigung H. dadurch dankte, daß er Ostern 1128 den Gegenkönig Konrad von Franken mit dem Bann belegte. Dagegen mußte er dulden, daß Graf Roger von Sicilien das Herzogtum Apulien an sich riß. Unter diesem H. setzte das Konzil von Toulouse (1129) fest, daß kein Laie das Alte oder Neue Testament, höchstens nur die Psalmen, aber nicht in der Muttersprache, lesen dürfe. Von ihm erhielten (1121) die Prämonstratenser und durch die Synode zu Troyes (1128) die Tempelherren die kirchliche Bestätigung.

Honorius III., 1216—27, vorher Cencio Savelli, Kardinal von St. Johann und St. Paul zu Rom, der Nachfolger Innocenz' III., war mild und nachgiebig, krönte Friedrich II. zum Kaiser und widersprach diesem nicht, als derselbe seinen Sohn Heinrich, der schon König von Sicilien war, zum König von Deutschland wählen ließ. Friedrich konnte selbst in Sicilien seine bisher fast vergessenen Rechte der Krone wiederherstellen, mußte dagegen im Kampfe mit den Lombarden den Schiedsspruch des Papstes anrufen. Als Raimund VII. von Toulouse sein im Albigenserkriege verlorenes väterliches Erbe wieder zu erobern unternahm, trat H. ihm entschieden entgegen. Überdies war H. ein großer Förderer der Bettelorden, von denen er den der Dominikaner 1216 und den der Franziskaner 1225 bestätigte, und ein warmer Freund des Deutschen Ordens.

Honorius IV., vorher Kardinal Giacomo Savelli, Papst vom 2. April 1285 bis 3. April 1287. Nachfolger Martins IV., war er gleich diesem fortwährend in sicil. Händel verwickelt.

Honos habet onus, lat. Sprichwort, d. h. Würde hat Last, Würden — Bürden.

Honourable (engl., spr. onnörebbl; abgekürzt: Hon.), ehrenwert, edel, wird in England als Titel (in gewissen Fällen in der Verbindung Right H. oder Most H.) den Namen der Mitglieder des höhern Adels und andern hochgestellten Personen vorgesetzt.

Honover, im Zend Ahunairiya, wahrscheinlich das Wort des Willens oder der Wille des Herrn, ist das Hauptgebet der Parsen und wird von diesen nach jeder heil. Handlung wiederholt. Nach dem Zendbuche Jaçna ist der Ahunarairya das Wort, welches Ormuzd vor der Schöpfung des Weltalls ausgesprochen. Nach dem spätern Werke Bundehesch sprach Ormazd das Wort aus gegen Ahriman: bei den ersten 7 Worten der 21, die den Spruch ausmachen, beugte er sich, bei den folgenden 7 fiel er auf die Knie, nach den letzten 7 sank er in die Finsternis zurück und blieb dort während 3000 Jahre. Diese 21 Worte sind sehr dunkel: sie sind schon vor Jahrhunderten vom Parsen Nerioseoph in das Sanskrit, von Anquetil du Perron, Spiegel, Haug, Oppert, Roth, Justi, Kossowicz, de Harlez, Darmesteter und Hovelacque in neuere Sprachen übersetzt, und alle diese Übertragungen sind verschieden. Der Sinn mag nach einigen ungefähr sein: «Wie der höchste Wille rein ist, so besteht auch das Geschaffene nur durch Reinheit. Die Schöpfung des Guten in Gedanken und That gehört in der Welt dem Mazda und die Herrschaft ist dem Ahura, den er (Mazda) zum Schützer der Bedrängten eingesetzt hat.» Von den 21 Büchern oder Naskas, aus denen einst das Avesta bestanden hat, hatte jedes ein Wort des Honover zur Aufschrift: auch zerfiel das Werk, wie das Gebet selbst, in drei Teile zu 7 Büchern. Vgl. Hovelacque, «Avesta» (Par. 1880); Darmesteter, «Ormazd et Ahriman» (Par. 1877); Oppert, «L'Honover, le verbe créateur de Zoroastre» (Par. 1862; englisch, Bombay) und die Werke über das Avesta von Spiegel, Haug, de Harlez u. a.

Hont, Komitat im diesseitigen Donaukreise des Königreichs Ungarn, an Neográd, Gran, Pest, Bars und Sohl grenzend, zählt auf 2645,4 qkm (1880) 115 787 E., die nach der Nationalität Magyaren (42,5 Proz.), Deutsche (6,8 Proz.), Slowaken (46,9 Proz.) und nach der Konfession röm. Katholiken (68,2 Proz.), Evangelische Augsburgischer Konfession (22,6 Proz.), Evangelische Helvetischer Konfession (6,5 Proz.) und Juden (2890 Seelen) sind. Das Komitat ist vorherrschend gebirgig (nordwestl. Karpatenzug) und sowohl wegen seiner Naturschönheiten als wegen seiner mannigfachen Erzeugnisse einer der gesegnetsten Landstriche Ungarns. Den südlichen hügeligen Teil bespült die Donau; andere Flüsse des Komitats sind: die Eipel, die Schemnitz (Sebnitz) und die Gran. Das Komitat hat trefflichen Wein- und Tabaksbau und liefert unter allen Komitaten die meisten Bergwerksprodukte (Gold, Silber, Blei, Eisen). Der Bergbau wird vorzüglich von Deutschen betrieben und beschäftigt wenigstens ein Zehntel der Bevölkerung. Außerdem gibt es zahlreiche Mineralquellen, viel Wald und jagdbares Wild. Die Bewohner betreiben außer dem Berg- und Hüttenbau noch andere Gewerbe. Auf dem

Digitized by Google

Territorium befindet sich eine königl. Freistadt (Schemnitz), 10 Marktflecken, 174 Dörfer und 57 Puszten. Hauptort des Komitats ist der Marktflecken Ipoly-Ságh.

Hont oder Westerschelde, s. unter Schelde.

Houter (Johs.), mit seinem Familienamen eigentlich Groß, der Reformator der siebenbürger Sachsen, geb. 1498 zu Kronstadt, studierte auf den Universitäten zu Krakau und Wittenberg und schloß sich der Reformation an; über Basel kehrte er 1533 in die Heimat zurück. Er hatte eine Buchdruckerpresse mitgebracht, die er zur Herausgabe kirchenreformfreundlicher Schriften benutzte. Auch wirkte er als Prediger. Sein «Konfirmationsbuch» fand Luthers Beifall und Genehmigung. Unter H.s Einfluß schloß sich bald das gesamte Burzenland der Reformation an. Seit dem 22. April 1544 bekleidete H. das Amt des evang. Pfarrers zu Kronstadt. Er starb 23. Jan. 1549.

Hontheim (Joh. Nikol. von), Weihbischof von Trier, geb. 27. Jan. 1701 zu Trier, erhielt im dortigen Jesuitenkollegium seine Vorbildung, studierte Theologie und kanonisches Recht zu Trier, Löwen und Leiden und promovierte 1724 zu Trier als Doktor der Rechte. Schon 1713 hatte H. ein Kanonikat zu Trier erhalten und deshalb die Tonsur angenommen. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Rom wurde er 1728 Assessor und geistlicher Rat am Konsistorium zu Trier, 1732 Professor des Civilrechts an der dortigen Universität. Im J. 1738 berief ihn Kurfürst Franz Georg an seinen Hof nach Koblenz, ernannte ihn zum Offizial und verwandte ihn als vertrauten Ratgeber in den schwierigsten Geschäften. Im J. 1748 ward H. zum Weihbischof von Trier ernannt. Er veröffentlichte: «Historia Trevirensis diplomatica et pragmatica» (3 Bde., Augsb. 1750) und «Prodromus Historiae Trevirensis diplomaticae et pragmaticae» (2 Bde., Augsb. 1757). Bekannter ist H. als Verfasser eines kirchenpolit. Werks, welches er unter dem Pseudonym Justinus Febronius erscheinen ließ: «De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis» (Frankf. a. M. 1763). Auf Grund einer Vergleichung der Kirche der ersten Jahrhunderte mit den Gewohnheiten der Gegenwart tritt H. darin nachdrücklich den Anmaßungen des Papsttums entgegen. Die zahlreichen Gegenschriften beantwortete H. in einem zweiten bis vierten Bande (Frankf. u. Lpz. 1770—74). Auch schrieb er einen Auszug unter dem Titel: «Justinus Febronius abbreviatus et emendatus» (Frankf. 1777). Im J. 1778 wurde H. zum Widerruf veranlaßt; spätere Erklärungen beweisen jedoch, daß er seine Ansicht nicht geändert hat. Er starb 2. Sept. 1790 auf seinem Landsitz Montquintin.

Honthorst (Gerhard van), ausgezeichneter Maler der niederländ. Schule, geb. 4. Nov. 1590 zu Utrecht, bildete sich bei Abrah. Bloemaert und in Rom und Neapel bei Michel Angelo da Caravaggio. Hier eignete er sich die grellen, besonders nächtlichen Lichteffekte an, welche ihm bei den Italienern den Namen Gherardo dalle notti verschafften. Er arbeitete eine Zeit lang in England für Karl I. und war dann Maler des Prinzen von Oranien, wohnte 1645—50 im Haag und malte viel auf dem Lustschlosse im Bosch bei Haag, wo noch jetzt viele seiner schönsten Bilder sich befinden. Seine Hauptblätter sind die Enthauptung des heil. Johannes, eine Allegorie auf Karl I. von England, und Christus vor Pilatus. H. starb in Utrecht 27. April 1656. Sein Schüler war Joachim von Sandrart. — Ein Bruder H.s, Wilhelm H. (geb. 1604 in Utrecht, gest. 1683), arbeitete in ähnlichem Stil, besonders für den brandenb. Hof. Vieles von ihm ist noch im Besitz der preuß. Königsfamilie.

Honvéd (d. i. Vaterlandsverteidiger) hießen in Ungarn zuerst 1848 jene freiwilligen Kämpfer, die auf einige Wochen oder «a' győzelmig» (bis zum Sieg) angeworben und in den Süden gegen die Serben und Kroaten geschickt wurden. Als sich jedoch später der Kampf hauptsächlich gegen Österreich richtete, viele der alten regulären Regimenter unter die ungar. Fahne traten, auch jene Freiwilligen ebenfalls diesen Regimentern einverleibt oder in neue regelmäßige Regimenter gebracht wurden, diente der Name H. fortan zur allgemeinen Bezeichnung für die ganze nationale Streitkraft, wenn auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch unter H. meist nur die Infanterie begriffen wurde. Bei der Neugestaltung der österr.-ungar. Armee nach den Ereignissen von 1866 ist der Name H. auf die Landwehr der Länder der ungar. Krone übertragen worden. Die Honvédarmee zählt an Infanterie: 7 Truppendivisionen zu 2 Brigaden, 14 Brigaden zu 6—7 Bataillonen, 92 Bataillone zu 4 Kompagnien; an Kavallerie: 10 Regimenter zu 2 Divisionen und zu 2 Eskadrons. Artillerie besitzt die Honvédarmee nicht, seitdem im Okt. 1875 die bestehenden 20 Mitrailleusen-Abteilungen aufgelöst worden sind. In der Ludovika-Akademie zu Pest besitzt die Honvédarmee eine höhere militärische Bildungsanstalt und Offiziersschule. Die Stabsoffiziere gehören nur bis zum Range eines Obersten der Honvédschaft an; mit der Ernennung zum Generalmajor tritt der Betreffende in den Stand der österr.-ungar. Generalität überhaupt. Für die H. im eigentlichen Ungarn (und Siebenbürgen) ist die Amts- und Kommandosprache die ungarische; in Kroatien, Slawonien aber besteht kroat. Kommando.

Hooch (Pieter de), s. Hooghe.

Hood (Edwin Paxton), engl. Schriftsteller und Kanzelredner, geb. 1820 in London, schloß sich der Sekte der Independenten an und zählt zu deren populärsten Predigern in England. Eine Reihe von Jahren fungierte er als Herausgeber der independentischen Zeitschriften «Eclectic Review» und «Preacher's Lantern». Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «The age and its architects» (1850), «The book of temperance melody, adapted to popular airs» (1850), «Self-education» (1851), «John Milton» (1852), «Dream-land and Ghost-land» (1852), «Swedenborg, a biography» (1854), «Wordsworth, a biography» (1856), «The peerage of poverty» (1859—61), «The world of anecdote» (1870), «Thomas Carlyle» (1875), «Maud Mansfield, a novel» (1876), «Christmas Evans, the preacher of Wild Wales» (1881) und «Oliver Cromwell» (1882).

Hood (Robin), s. Robin Hood.

Hood (Samuel, Viscount), berühmter brit. Admiral, geb. 12. Okt. 1724, trat als Schiffsjunge in die königl. Marine und hatte sich beim Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs bereits zum Kapitän der Flotte emporgeschwungen. Im J. 1758 wurde er Befehlshaber der Fregatte Vestalin. Er lief von Portsmouth als Kreuzer aus und nahm nach langem Kampfe die franz. Fregatte Bellona, worauf er das Kommando des Linienschiffs Afrika von 64

Kanonen erhielt. Als der Krieg mit den amerik. Kolonien begann, stationierte H. in den dortigen Gewässern. Nachdem er 1778 zum Baronet und 1780 zum Admiral erhoben worden, schlug er den franz. Admiral Grasse bei der Insel St. Christoph 21. Febr. 1782, aber noch weit entscheidender bei Guadeloupe 14. April im Verein mit dem Oberadmiral Rodney. König Georg III. erhob ihn nach dem Frieden von 1783 zum irländ. Peer als Baron H. von Catherington. Im folgenden Jahre trat er ins Unterhaus, wo er durch freimütige Opposition gegen die Regierung große Popularität gewann, die er jedoch verlor, als er sich 1786 durch die Ernennung zum Lord der Admiralität vom Ministerium gewinnen ließ. Beim Beginn des Kampfes mit der franz. Republik erhielt er den Oberbefehl im Mittelmeer. Hier nahm er mit dem span. Admiral Langara 27. Aug. 1793 das gegen den Konvent emporte Toulon in Besitz. Von dem republikanischen Belagerungsheer durch die Energie des jungen Napoleon Bonaparte gedrängt, mußte H. 18. Dez. die Reede von Toulon verlassen. Er segelte in die ital. Gewässer und eroberte im Mai 1794 Corsica. Nach England zurückgekehrt, wurde er 1796 mit dem Titel eines Viscount H. von Whitley Gouverneur des Hospitals zu Greenwich. Er starb zu Bath 27. Jan. 1816. — Sein Bruder, Alexander H., ebenfalls engl. Admiral und Peer, starb 3. Mai 1814 als Viscount Bridport.

Hood (Thomas), engl. Humorist, geb. 23. Mai 1798 zu London, wurde für den Kaufmannsstand bestimmt, ging jedoch zu seinen Verwandten nach Dundee, wo er sich an dem «Dundee Magazine» beteiligte. Nach London zurückgekehrt, ward er zu einem Kupferstecher in die Lehre gethan, bei dem er sich die technischen Kenntnisse aneignete, die sich ihm später bei der Illustration seiner Schriften nützlich erwiesen. Von 1821 an wendete er sich ausschließlich der Schriftstellerei zu und war besonders als Mitarbeiter und Herausgeber verschiedener Zeitschriften thätig. Seine erste Gedichtsammlung «Whims and oddities» fand beim Publikum großen Anklang. Ihr eigentümlichster Zug war der Gebrauch, den der Verfasser von Wortspielen machte, einer Gattung des Witzes, die in seinen Händen eine Quelle echten Humors, oft selbst des Pathos wurde. Seine «National tales» (1827) und der Roman «Tilney Hall» (1828) bewiesen, daß sich sein Talent nicht für diese Sphäre eignete. Um so gelungener waren seine poetischen Arbeiten, namentlich der 1829 erschienene «Dream of Eugene Aram» und «The plea of the midsummer fairies». Von 1835 bis 1838 lebte er in Koblenz. Seinen Ruf als Humorist behauptete er durch die Herausgabe des «Comic Annual» und durch sein «Up the Rhine» (Lond. 1842), eine Satire auf die engl. Touristen. Die «Whimsicalities, a periodical gathering» (2 Bde., Lond. 1843) waren der Lesewelt zum größten Teil schon aus dem «New Monthly Magazine» bekannt. Sein letztes erwähnenswertes Gedicht ist der «Song of the shirt», der zuerst im «Punch» (1843) mitgeteilt wurde. H. starb 3. Mai 1845. Seine «Poems» haben zahlreiche Auflagen erlebt; eine «People's edition» derselben erschien 1866 in zwei Bänden. Seine «Memorials» gab seine Tochter (2 Bde., Lond. 1860) heraus. Eine vollständige Ausgabe seiner «Works» (7 Bde., Lond. 1864) wurde von seinem Sohne, Thomas H. dem Jüngern (geb. 19. Jan. 1835, gest. 20. Nov. 1874), besorgt, der sich gleichfalls als humoristischer Schriftsteller durch «Quips and cranks» (Lond. 1861), sowie durch die Romane «A golden heart» (Lond. 1867), «The lost link» (Lond. 1868), «Love and valour» (3 Bde., Lond. 1871) u. s. w. bekannt gemacht hat.

Hoofd (niederländ.), eine ins Meer ragende Landspitze mit Steilufer.

Hooft (Pieter), holländ. Geschichtschreiber, geb. zu Amsterdam 16. März 1581, der Sohn des Bürgermeisters Cornelis H., bildete sich durch das Studium der alten Klassiker und durch Reisen in Italien. Nach seiner Zurückkunft bekleidete er von 1609 an bis zu seinem Tode, der im Haag 21. Mai 1647 erfolgte, das Amt eines Drosten von Muiden. Tacitus, den er ins Holländische übertrug, war ihm als Geschichtschreiber Vorbild. Er schrieb: «Het leven van Koning Hendrik IV.» (Amsterd. 1626—52) und eine «Geschichte des Hauses Medici» (Amsterd. 1649); den größten Wert hat seine «Nederlandsche historien» (2 Bde., Amsterd. 1642—54; neuere Ausg. von Heder, 5 Bde., Grön. 1843—46), die von 1556—87 geht. Als Dichter glänzte er besonders in der erotischen Gattung. Seine «Gedichten» (Amsterd. 1656 u. öfter) wurden von Bilderdijk (3 Bde., Leid. 1823; neuere Ausg. von Leenderts, Amsterd. 1864 fg.) und seine Briefe, die ebenfalls als Muster betrachtet werden, von Huydecoper (1738) und von van Vloten (Leiden 1855), seine Übersetzung des Tacitus von Brandt (1684) herausgegeben.

Hoogeveen, Flecken in der niederländ. Provinz Drenthe, an der Hoogeveensche Waart oder Nieuwe Grift, 20 km nordöstlich von Meppel, an der Linie Meppel-Groningen der Niederländischen Staatsbahnen, ward 1625 von dem Baron van Echten gegründet und bildete eine besondere Herrlichkeit bis 1795. Der blühende Ort, mit 11 650 E., treibt lebhaften Handel in Torf und Getreide, und hat bedeutende Industrie, Schiffswerften, Segelfabriken, Gerbereien, Ziegeleien, Brennereien und Brauereien. Von den öffentlichen Gebäuden ist außer den zwei reform. Kirchen und einer Synagoge das große 1810 errichtete Armenarbeitshaus zu erwähnen.

Hoogeveen (Hendrik), holländ. Philolog, geb. Ende Jan. 1712 zu Leiden, wo er auch seine wissenschaftliche Bildung erhielt, wurde 1732 Konrektor in Gorinchem, 1833 Rektor in Woerden, 1739 in Ruilenburg, 1745 in Breda, 1761 in Dordrecht, 1764 in Delft, wo er 1791 starb. H. hat sich besonders durch zwei Werke verdient gemacht, durch die Ausgabe von Vigerius' «De praecipuis Graecae dictionis idiotismis» (Leid. 1743; 3. Aufl. 1766), und durch die Schrift «Doctrina particularum linguae Graecae» (Amsterd. 1769, im Auszug herausg. von Schütz; 3. Aufl., Lpz. 1806).

Hoogh (Pieter de), einer der besten holländ. Genremaler, geb. zu Rotterdam wahrscheinlich 12. Juni 1632, malte mit ausgezeichnetem Glück niederländ. häusliche Scenen, die unter freiem Himmel vor sich gehen und in denen er die Wirkung des Sonnenlichts höchst natürlich darzustellen wußte. Sein Pinsel ist weniger zart, aber oft nicht minder geistreich als der von Dow und Mieris, und als Kolorist gehört er zu den Meistern seines Fachs. Seine Bilder sind ziemlich selten. Er starb vermutlich in Harlem 1681. — Nicht zu verwechseln ist er mit Romein de H., einem geist-

Digitized by Google

reichen niederländ. Kupferstecher, geb. um 1638, der bis 1704 arbeitete.

Hooghlede, Dorf im Bezirk Roſſelaere der belg. Provinz Weſtflandern, mit 4771 E., an der Landſtraße von Ypern nach Brügge. Hier wurden 13. Juni 1794 die Öſterreicher unter Clerfayt von den Franzoſen unter Moreau beſiegt.

Hoogſtraeten, alte Stadt im Bezirk Turnhout der belg. Provinz Antwerpen, 38 km nordöſtl. von Antwerpen, am Flüßchen Merck, mit 2033 E., hat eine landwirtſchaftliche Bettlerkolonie und war ſeit 1213 Sitz einer Baronie der Herren von Cuyk, die ſpäter an die Grafen von Lalaing überging, 1532 zur Grafſchaft und zuletzt zu Gunſten der Fürſten von Salm zum Herzogtum erhoben wurde.

Hoogſtraeten (Dijrk van), niederländ. Maler, geb. in Dordrecht oder Antwerpen 1595 oder 1596, wendete ſich zuerſt der Kupferſtecherei und ſpäter der Malerei zu, in der er ſich namentlich im hiſtor. Fache Ruf erwarb. Er ſtarb zu Dordrecht 1640. — Sein Sohn, Samuel van H., genannt der Batavier, geb. zu Dordrecht oder im Haag 1627, wurde teils durch ſeinen Vater, teils durch Rembrandt in die Kunſt eingeführt. Er malte viele Bildniſſe, auch hiſtor. Stücke, Proſpekte, Blumen und Früchte, vorzugsweiſe aber gelangen ihm Stilleben. Von Wien, wohin er ſchon 1651 kam, ging er nach Rom, ſpäter auch nach London; er ſtarb in Dordrecht 19. Okt. 1678. Seine Abhandlung über die Malerei, mit eigenhändig radierten Blättern, gilt für eins der beſten Werke dieſer Gattung in jener Zeit. — Samuels Bruder und Begleiter auf ſeinen Reiſen, Jan van H., geſt. 1654 zu Wien, malte ebenfalls hiſtor. Stücke.

Hoogſtraten (Jakob van), päpſtl. Inquiſitor zur Zeit der Reformation, geb. um 1454 in dem Flecken Hoogſtraten in Brabant und ſpäter nach ſeinem Geburtsorte genannt, ſtudierte zu Löwen, trat zu Köln in den Dominikanerorden, wurde 1507 erſter Regens der Studienanſtalt ſeines Ordens zu Köln, dann Prior des dortigen Konvents, Profeſſor der Theologie und endlich päpſtl. Ketzerrichter (Haereticae pravitatis inquisitor) für Köln, Mainz und Trier. In dieſer Eigenſchaft zog er Reuchlin wegen ſeiner Schriften zu Gunſten der Juden zur Verantwortung, verbrannte auch 1514 deſſen «Augenſpiegel» öffentlich, wurde aber zu Rom, als Reuchlin an den Papſt appellierte, 1516 abgewieſen. Aus dieſem Anlaß wurde H. in den «Epistolae obscurorum virorum» ſtark verſpottet. Gegen Luther ſchrieb H. mehrere Schriften, in welchen er die Verehrung der Heiligen, das Fegfeuer und die Forderung der guten Werke verteidigte. Er ſtarb 21. Jan. 1527 zu Köln. Seine Streitſchriften erſchienen geſammelt Köln 1526.

Hook (James Clarke), engl. Landſchafts- und Genremaler, geb. zu London 21. Nov. 1819, ſtudierte an der wiener Akademie und ſchloß ſich anfangs an die hiſtor.-romantiſche Richtung an, welcher er auch in Italien treu blieb, wohin er ſich 1846 begab. Allmählich aber wendete ſich H. von der Darſtellung ital., meiſt venet. Geſchichtsmotive zu volkstümlichen Gegenſtänden. Nach ſeiner Heimkehr ins Vaterland, wo er 1860 zum Mitglied der Akademie in London ernannt wurde, bewegte er ſich hauptſächlich auf dem Gebiete genrehafter Repräſentationen von Volksſcenen, Fiſchern, Bauern, die er mit großer Friſche und Lebendigkeit zu behandeln verſtand.

Hook (Theod. Edward), engl. Romanſchriftſteller, geb. in London 22. Sept. 1788, war der Sohn eines Komponiſten und erhielt ſeine Erziehung auf der Schule zu Harrow. Begabt mit ſchlagfertigem Witze und ein gewandter Improviſator, trat er ſchon 1805 als Bühnendichter auf. Er wußte ſich die Gunſt des Prinz-Regenten zu erwerben und ward 1812 zum Generaleinnehmer und Schatzmeiſter auf der Inſel Mauritius ernannt. Nachdem er dieſen Poſten bereits ſechs Jahre bekleidet hatte, nötigte ihn der Mißbrauch ſeines in einen Unterbeamten geſetzten Vertrauens zur Vertretung eines bedeutenden Kaſſendefekts. Als er 1819 nach England zurückkehrte, leitete man eine Unterſuchung gegen ihn ein, die erſt 1825 durch einen Urteilsſpruch beendet wurde, der ihn zur Erſtattung einer Summe von 12 000 Pfd. St. verpflichtete. Unterdeſſen war H. Redacteur der Zeitung «John Bull» geworden, in der er die Grundſätze der Hochtorypartei verfocht. Im Schuldturm ſchrieb er nun ſeine erſten Erzählungen, welche unter dem Titel «Sayings and doings» (Lond. 1824) erſchienen und vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurden. Eine Fortſetzung derſelben ward 1825 veröffentlicht und bald darauf erhielt H. ſeine Freiheit wieder, worauf er ſich faſt ausſchließlich der Novelliſtik widmete. Im J. 1828 erſchien von ihm eine dritte Serie von «Sayings and doings», 1830 «Maxwell», 1833 «The parson's daughter» und «Love and pride». Im J. 1836 übernahm er die Redaction des «New Monthly Magazine», für welches er «Gilbert Gurney» und deſſen weit ſchwächere Fortſetzung «Gurney married» ſchrieb, welche ſpäter auch einzeln in drei Bänden erſchienen. Dann folgten 1837 «Jack Brag», 1839 «Births, deaths and marriages» und 1840 «Fathers and sons». Sein letzter Roman: «Peregrine Bunce» (3 Bde., Lond. 1842), erſchien erſt nach ſeinem Tode und ſoll zum Teil von einer andern Hand herrühren. Sämtliche Arbeiten H.s zeichnen ſich durch Menſchenkenntnis, Humor und gewandte Darſtellung aus, verraten aber die Haſt, mit der ſie geſchrieben ſind, und treiben die Komik bis zur Karikatur. Er ſtarb zu Fulham 24. Aug. 1841. Vgl. Barham, «Life of Theodore H.» (Lond. 1852; 3. Aufl. 1877).

Sein älterer Bruder, James H., Dechant von Worceſter und Archidiakonus von Huntingdon, geb. 1771, geſt. 1828, ſchrieb zwei Romane: «Pen Owen» (Edinb. 1822) und «Percy Mallory» (Edinb. 1823), in welchen er die polit. Ereigniſſe des Tags berührte, ſowie mehrere Flugſchriften und Predigten.

Deſſen Sohn, Walter Farquhar H., geb. 1798, ſtudierte in Oxford Theologie und wurde Domherr in Lincoln, Kaplan der Königin und 1859 Dechant von Chicheſter. Als Schriftſteller hat er ſich durch ſein «Church Dictionary» (9. Aufl., Lond. 1864), «An ecclesiastical biography» (8 Bde., Lond. 1845—52) und beſonders durch die «Lives of the Archbishops of Canterbury» (12 Bde., Lond. 1861—74) einen geachteten Namen erworben. Er ſtarb 20. Okt. 1875. Zu ſeinem Andenken wurde 1880 in Leeds eine Kirche gebaut. Sein Leben beſchrieb W. R. W. Stephens in «Life and Letters of Dean Hook» (2 Bde., 1878).

Hook. oder ***W. Hook.***, bei naturwiſſenſchaftl. Namen Abkürzung für Hooker (William Jackſon).

Hooker (Mount-), Berg in der nördl. Fortſetzung der Rocky-Mountains in Nordamerika,

Digitized by Google

Dominion of Canada, auf der Grenze zwischen Britisch-Columbien und dem Nordwest-Territorium. Von dem ihn an Höhe gleich scheinenden Mount-Brown trennt ihn der Athapascapaß; er ist zu 4880 m Höhe geschätzt. Einerseits entspringt an ihm der Athapasca, andererseits der Columbia.

Hooker (Jos.), nordamerik. General, von den Soldaten wegen seiner Tapferkeit und seines schneidigen Wesens «fighting Joe» genannt, geb. 13. Nov. 1815 in Old-Hadley im Staate Massachusetts, wurde auf der Militärakademie in Westpoint erzogen und trat 1837 als Unterlieutenant in die Artillerie ein. Er diente als Adjutant und in verschiedenen sonstigen Stellungen in der genannten Akademie bis 1846, wo der merik. Krieg ihm Gelegenheit gab, sich mehrfach auszuzeichnen. Nachdem er 1853 zum Oberstlieutenant aufgerückt war, wurde er Farmer. Nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs 1861 zum Brigadegeneral der Freiwilligen ernannt, stand er erst unter Heintzelmann, dann im Winter 1861—62 unter M'Clellan auf dem linken Potomacufer. Beim Vorrücken M'Clellans trieb er an der Spitze einer Division den Feind aus Yorktown und lieferte ihm in Gemeinschaft mit Kearney die blutige Schlacht bei Williamsburg. An der sog. Siebentageschlacht und besonders bei Malvern-Hill nahm er hervorragenden Anteil. Ebenso zeichnete er sich in dem Augustfeldzuge am Rappahannock aus. Am 5. Mai 1862 zum Generalmajor ernannt, kommandierte H. bei Antietam 17. Sept. den linken Flügel und trug durch seinen gelungenen Angriff auf Stonewall Jackson wesentlich zum Erfolg des Tags bei, mußte aber wegen Verwundung noch vor errungenem Siege das Schlachtfeld verlassen. Er traf erst wieder bei der Armee ein, als Burnside den Oberbefehl an Stelle M'Clellans führte, und wurde Kommandeur einer der von jenem geschaffenen großen Divisionen, mit welcher er samt den übrigen vor Fredericksburg 13. Dez. 1862 zurückgeschlagen wurde. Im Jan. 1863 folgte H. dem General Burnside im Oberbefehl. Ende April eröffnete er den neuen virgin. Feldzug, der jedoch bereits 3. Mai mit seiner totalen Niederlage bei Chancellorsville endigte. H. ging über den Rappahannock zurück, den Feind fortan beobachtend. Die Konföderierten drangen aber Ende Juni unter Lee durch das Shenandoahthal in Maryland und Pennsylvanien ein. H. folgte denselben in Eilmärschen, mußte aber 28. Juni 1863 den Oberbefehl an Meade abgeben, welcher Lee, auf H.s Entwurf hin, einige Tage später bei Gettysburg schlug. Im Herbst 1863 wurde H. mit dem 11. und 12. Korps nach Chattanooga berufen, wo er an den Siegen Thomas' und Shermans wesentlichen Anteil hatte. Nachdem er Ende 1864 Militärgouverneur des Depart. Ohio geworden, erfolgte nach dem Frieden seine Versetzung nach Neuyork als höchster militärischer Befehlshaber. Am 1. Sept. 1866 verabschiedet, erhielt er 1868 seine Ernennung zum Brevet-Generalmajor. H. starb 31. Okt. 1879 in Garden-City auf Long-Island.

Hooker (Sir William Jackson), ausgezeichneter Botaniker, geb. zu Norwich 1785, machte 1809 eine botan. Reise nach Island, die er in «A tour in Iceland» (Yarmouth 1811; 2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1813) beschrieb. Im J. 1815 wurde er Professor in Glasgow. Er setzte das 1787 von Curtis gegründete «Botanical Magazine» fort und gab außerdem ein «Botanical Miscellany» und das «London Journal of botany» (seit 1834) heraus. Von seinen andern Werken sind zu nennen: Muscologia Britannica» (Lond. 1818; 2. Aufl. 1833), «Flora Scotica» (Lond. 1821), «Flora Boreali-Americana» (2 Bde., Lond. 1833—40), ferner «The British Flora» (2 Bde., Lond. 1830—36; 8. Aufl. 1864), «A century of orchidaceous plants» (Lond. 1846 fg.) und das Prachtwerk über die «Victoria regia» (Lond. 1851). H. erhielt 1836 die Ritterwürde und wurde 1840 zum Direktor des königl. botan. Gartens in Kew ernannt, der unter seiner Leitung das erste Institut dieser Art in der Welt geworden ist. Er hat darüber in einer eigenen Schrift: «Kew gardens, or a popular guide to the royal botanic gardens at Kew» (Lond. 1847) Bericht erstattet. H. starb zu Kew 12. Aug. 1865.

Sein Sohn, Joseph Dalton H., ebenfalls namhafter Botaniker, geb. 1816 zu Glasgow, begleitete den Kapitän Roß als Arzt und Naturforscher auf dessen antarktischer Expedition 1839—43, deren botan. Ausbeute er in der «Flora antarctica» (2 Bde., Lond. 1845—48), «Flora Novae Zelandiae» (Lond. 1852) und «Flora Tasmanica» (Lond. 1855) niederlegte. Im J. 1847 unternahm er eine botan. Reise nach Indien, auf der er über den Himalaja bis nach Tibet vordrang, wo er eine große Anzahl neuer Pflanzen entdeckte. Ende 1851 nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er seinen Reisebericht in den «Himalayan Journals» (2 Bde., Lond. 1854; deutsch, Lpz. 1857) und wurde 1855 zum Gehilfen seines Vaters am botan. Garten ernannt. Nach dessen Tode folgte er ihm als Direktor des botan. Gartens. Im J. 1871 bereiste H. zu botan. Zwecken Marokko und bestieg den Großen Atlas, von dessen Abhängen er eine reiche Pflanzensammlung nach Kew zurückbrachte. Außerdem erschienen von ihm: «The rhododendrons of the Sikkim Himalaya» (3 Tle., Lond. 1849—51), «The students' Flora of British Islands» (1870) und «The Flora of British India» (1872). Im Verein mit Bentham hat er ein großes systematisches Werk «Genera plantarum» (3 Bde., Lond. 1862—83) herausgegeben.

Hook. fil. oder ***J. Hook.***, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hooker (Joseph Dalton).

Hooksiel, Dorf in Oldenburg, Amt Jever, 9 km im NO. von Jever, an der Mündung des von Jever kommenden Schiffahrtskanals, mit 589 E., ist der Hafenort für Jever.

Hoorn, Stadt und Bezirkshauptort der niederländ. Provinz Nordholland, 34 km im Nordosten von Amsterdam, in freundlicher Umgebung, an dem Hoornerhop, einer als Reede dienenden Bucht der Zuyderſee, gelegen, seit 1884 durch eine Eisenbahn mit Zaandam verbunden, hat einen guten Hafen, eine Lateinschule, sowie eine klinische und eine Zeichenschule, ein schönes Stadthaus, ein Gerichtsgebäude, ein großes Korrektionshaus (früher Magazin und Admiralität) und zehn Kirchen, darunter die Große Kirche mit dem Grabmal des berühmten Kontreadmirals Floriszoon. Die Stadt zählt (1879) 10200 E., welche Schiffbau, Fischerei, Sardellensalzereien, Gold- und Silberschmiedereien, sowie sehr bedeutenden Handel mit Ackerbauprodukten, Vieh, Butter und Käse betreiben. H. war einst eine der blühendsten und reichsten Städte Hollands durch die Thätigkeit seiner Kaufmannschaft,

Digitized by Google

seiner Seefahrer und Walfischfänger. Hier wurden 1416 die großen Netze zum Heringsfang erfunden; 1580 ward hier Wilh. Schouten, der erste Umsegler des Kap Hoorn, geboren. Nach einer furchtbaren Überschwemmung infolge des Deichbruchs 1557 litt die Stadt in den folgenden Kriegen mit Spanien. Die frühern Festungswerke sind jetzt in Promenaden umgewandelt.

Hoorn, auch Horn, das Kap, welches die Südspitze von Südamerika bildet in 55° 58′ 40″ südl. Br. und 49° 34′ 30″ westl. L. von Ferro. Es wird gebildet durch eine einsame, steil nach S. abfallende Felseninsel. Die Südspitze des Festlandes Amerika bildet Kap Froward, an der Halbinsel Braunschweig, in 53° 54′ südl. Br. Das erstere Kap wurde im Okt. 1578 durch F. Drake entdeckt und 29. Jan. 1616 durch W. Schouten und J. Le Maire zu Ehren der Stadt Hoorn in Holland, wo ihre Expedition ausgerüstet worden war, benannt.

Hoorn, auch Hoorne oder Hornes (Philipp II. von Montmorency-Nivelle, Graf von), Freund und Schicksalsgenosse Egmonds, geb. 1518, war der Sohn Josephs von Montmorency-Nivelle und der Anna von Egmond und Stiefsohn des Grafen H., der ihn nebst seinem Bruder Floris unter der Bedingung, seinen Namen zu führen, zu Erben einsetzte. Dergestalt einer der reichsten Herren in den Niederlanden, wurde H. nach und nach mit Ehren und Würden überhäuft. Er war Reichsoberjägermeister und Ritter des Goldenen Vlies, Kammerherr und Kapitän der vläm. Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsrats der Niederlande, Admiral von Flandern und Gouverneur von Geldern und Zütphen. In der Schlacht bei St.-Quentin 1557 zeichnete er sich durch glänzende Thaten aus, und auch an dem Siege von Gravelingen hatte er einen vorzüglichen Anteil. Die Bande des Blutes, die ihn mit dem berühmten Egmond vereinigten, ließen ihn auch dessen polit. Haltung teilen. Wie Egmond, trennte auch er sich schließlich von der entschiedenern Richtung, welche der Prinz von Oranien vertrat. Sie blieben auch beim Herannahen Albas, während Oranien das Land verließ, vertrauensvoll zurück. Gleichwol ließ Alba sie im Sept. 1567 verhaften, ihnen den Prozeß machen und sie 5. Juni 1568 zu Brüssel enthaupten. H. hinterließ eine Witwe, aber keine Kinder; sein einziger Sohn war schon zwei Jahre zuvor gestorben. — Auch H.s Bruder, Floris H., wurde 1570 im Gefängnis zu Simancas enthauptet oder vergiftet, und mit ihm erlosch der Stamm der Montmorency-Nivelle, sowie die durch Adoption in ihnen fortgesetzte Linie der alten Grafen von H. Vgl. Juste, «Le comte d'Egmont et le comte de Hornes» (Brüss. 1863).

Hoosac, Gebirge in den Vereinigten Staaten von Amerika, derjenige Teil der Green Mountains, welcher zwischen den Flüssen Connecticut und Housatonik Massachusetts durchzieht und zugleich den höchsten Teil dieses Staats bildet.

Hop., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoppe (David Heinrich).

Hope (Thom.), engl. Kunst- und Altertumsfreund, geb. zu London 1774, stammte aus der jüngern, in Holland blühenden Linie der altschott. H. of Craig-Hall und bereiste für Kunstzwecke einen Teil Europas, Asiens und Afrikas. Aufsehen erregten die Einrichtung und Ausschmückung seines Hauses in London und seiner Villa zu Deepdene bei Dorking. Von ersterm findet sich eine Abbildung in Britton und Pugins «Public buildings of London»; er selbst veröffentlichte die Zeichnungen zu seinem Hausgerät in «Household furniture and internal decorations» (Lond. 1805). Nachdem er außerdem die Werke «The costumes of the ancients» (2 Bde., Lond. 1809) und «Designs of modern costumes» (Lond. 1812) herausgegeben, trat er mit dem Roman «Anastasius, or the memoirs of a modern Greek» (3 Bde., 1819) hervor, der ungewöhnlichen Beifall fand. Auch seine Abhandlung «On the origin and prospects of man» (Lond. 1831), die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde, enthält neben manchen paradoxen Ansichten Stellen von hoher Beredsamkeit und Gedankenfülle. Er starb zu London 3. Febr. 1831.

Von seinen Söhnen war der älteste, Henry Thomas H., geb. 1808, zuerst 1830 Parlamentsmitglied für East-Looe, dann 1833—41 und 1847—52 für Gloucester und starb zu London 4. Dez. 1862. — Der jüngere, Alexander James Beresford H., geb. 1820, gehörte zu der unter dem Namen des «Jungen England» bekannten Partei und machte sich durch seinen Eifer für die Wiederherstellung der altengl. Kirchendenkmäler bemerkbar. Seit 1841 Parlamentsmitglied für Maidstone, fiel er 1852 und 1859 bei den Neuwahlen durch, wurde indes 1865 von neuem für Stoke gewählt. Seit 1868 vertritt er im Parlament die Universität Cambridge. Hochkonservativ in allen seinen Ansichten, stand H. unter den leidenschaftlichsten Vorkämpfern der Sache der amerik. Sklavenstaaten voran. Zugleich besitzt die engl. Hochkirche an ihm einen ihrer ausdauerndsten, unnachgiebigsten Vertreter. Von Lord Beaconsfield wurde er 1880 zum Mitglied des Staatsrats ernannt. Man hat von ihm «Essays» (Lond. 1844), «English cathedrals in the 19th century» (Lond. 1861), «The social and political bearings of the American disruption» (1863), «Cathedrals in their missionary aspects» (1872), «Hints towards peace in ceremonial matters» (1874), «Worship in the church of England» (1874), und neuerdings die mit vielem Beifall aufgenommenen Romane «Strictly tied-up» (1880) und «The Brandreths» (3 Bde., 1882).

Hopf (Karl), Historiker, geb. 19. Febr. 1832 zu Hamm, studierte in Bonn Philologie und Geschichte, habilitierte sich 1852 daselbst und wurde 1862 außerord. Professor zu Greifswald, 1865 Professor und Oberbibliothekar in Königsberg. Er starb 23. Aug. 1873 zu Wiesbaden. H. beschäftigte sich hauptsächlich mit der griech. Geschichte und behandelte einzelne Partien in zahlreichen Abhandlungen, die meist in den Sitzungsberichten der wiener Akademie abgedruckt sind. Auch gab er einen «Historisch-genealog. Atlas» (Gotha 1858) und die «Chroniques Gréco-Romanes inédites ou peu connues» (Berl. 1873) heraus. Sehr geschätzt sind seine Aufsätze über Griechenlands mittelalterliche Geschichte in Ersch und Grubers «Encyklopädie» (Bd. 85 u. 86, Lpz. 1867—68).

Hopfen (Humulus Lupulus), die einzige Art ihrer Gattung, welche zu den Hanfgewächsen (Cannabineen) gezählt wird, eine zweihäusige, windende Pflanze, deren große Fruchtdeckblätter am Grunde innen mit kleinen harzigen Körnern besetzt sind; letztere enthalten eine bitter-gewürzhafte Substanz, das Lupulin, das zum Würzen des Bieres unent-

Digitized by Google

behrlich ist. Die in Wäldern und Hecken wild wachsende Stammart enthält in ihren Fruchtzapfen zwar ebenfalls jene Öldrüsen, liefert aber ein sehr geringes Produkt, das zur Brauerei untauglich ist. Unter den zahlreichen Kulturformen unterscheidet man Früh- und Späthopfen, von denen jener von vorzüglicherer Qualität ist und ein feineres Aroma hat, dieser aber reichern Ertrag gibt. In Böhmen unterscheidet man zwischen Rothopfen und Grünhopfen; jener ist die gangbarste und zugleich edelste Sorte, welche vorzugsweise in der saazer Gegend kultiviert wird; seine Ranken nehmen kurz vor der Reife der Fruchtzapfen eine rötliche Farbe an. Er ist wegen seiner frühen Zeitigung hochgeschätzt und in seinem Aroma unübertroffen. Der Grünhopfen wird hauptsächlich in der auschaer Gegend gebaut, steigt weniger hoch und braucht deshalb weniger hohe Stangen, doch ist seine Qualität geringer. Der Pommernsche oder Hengsthopfen ist nur eine Unterform des Rothopfens. In Bayern baut man sowohl Früh- wie Späthopfen; letzterer bringt zwar reichern Ertrag als der Frühhopfen, aber seine Fruchtzapfen enthalten weniger Lupulin und verlieren rasch ihr Aroma. Man unterscheidet grün-, blau- und rotrankige. Der Hopfenbau Englands kennt außerordentlich viele Sorten, von denen der Golding, eine Frühsorte, wegen seines hohen Ertrags und seines Reichtums an Aroma allen andern Sorten vorgezogen wird. Mit dem in Saaz, Spalt, Hersbruck u. s. w. blühenden Hopfenbau rivalisiert der von Neutompsl in der Provinz Posen und von Buckow in der Mark Brandenburg, beide begründet durch Joh. Jakob Flatau, der schon von 1838 an unermüdlich thätig war, den Hopfenbau zu einem Zweige des preuß. Nationalreichtums zu erheben.

H. läßt sich in Boden aller Art bauen, wenn er nur tiefgründig und nahrhaft ist und nicht an stockender Nässe leidet. In Betreff der Lage zeigt die Erfahrung, daß diejenige dem H. am gedeihlichsten ist, welche gegen Süden, Südosten und Südwesten geneigt und gegen Nord- und Ostwinde geschützt ist. Der Aufnahme des einträglichen Hopfenbaues tritt in holzarmen Gegenden die Schwierigkeit in den Weg, Stangen von 8 bis 10 m Länge, wie viele Hopfensorten sie verlangen, zu beschaffen. Unter Umständen aber lassen sich die Stangen durch viel billigere Drahtgerüste ersetzen. Trotz der bedeutenden Kosten der Anlage und Unterhaltung einer Hopfenpflanzung, sowie der Ernte, der Trockengerüste u. s. w. ist der Ertrag derselben noch bedeutend. Zur Anlage einer Pflanzung ist die Benutzung von sog. Fechsern die vorteilhafteste. Hierunter versteht man letztjährige Stockſprossen älterer Hopfenstöcke, die bis auf einige Augen vom Wurzelstock abgelöst werden. Vgl. Löbe, «Anleitung zum rationellen Anbau der Handelsgewächse» (Abteil. 1: «Gewürzpflanzen», Stuttg. 1868).

Hopfen (Franz, Freiherr von), österr. Politiker, geb. 2. Mai 1825 zu Wien, Besitzer des Gutes Mißlitz in Mähren, wurde 1861 von der Kurie des mähr. Großgrundbesitzes in den Landtag und von diesem in das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsrats gewählt. Im J. 1863 erhielt er als einer der Führer des «großösterr. Klubs» den Eisernen Kronenorden dritter, später das Kommandeurkreuz des Leopoldordens, infolge dessen er in den Freiherrenstand erhoben wurde. Seit Juni 1863—68 war H. erster Vizepräsident und in den Sessionen 1870—73 Präsident des Abgeordnetenhauses. Die Krise, welche 1873 mehrere Institute schwer traf, an deren Leitung H. beteiligt war, hatte zur Folge, daß H. sich mehr vom polit. Leben zurückzog und seit 1879 dem Parlament fremd blieb. Er widmete sich nun ganz der Bodenkreditanstalt und wurde Präsident der Südbahngesellschaft.

Hopfen (Hans), Romanschriftsteller, geb. 3. Jan. 1835 zu München, studierte daselbst bis 1858 die Rechte, wurde in den münchener Dichterkreis gezogen, und von Geibel bei Gelegenheit der Herausgabe des «Münchener Dichterbuchs» (1862) in die Litteratur eingeführt. Im J. 1862 lebte er in Venedig, 1863 in Paris, 1864 in Wien, wo er Generalsekretär der Schiller-Stiftung wurde. Im J. 1866 siedelte er nach Berlin über. Seine Romane und Novellen sind: «Peregretta» (Berl. 1864), «Verdorben zu Paris» (2 Bde., Stuttg. 1868), «Der Pinsel Mings» (Stuttg. 1868), «Arge Sitten» (2 Bde., Stuttg. 1869), «Der graue Freund» (4 Bde., Stuttg. 1874), «Juschu, Tagebuch eines Schauspielers» (Stuttg. 1875), «Verfehlte Liebe» (Stuttg. 1876), «Die Heirat des Herrn von Waldenberg» (3 Bde., Stuttg. 1879; 2. Aufl. 1884), «Bayrische Dorfgeschichten» (Stuttg. 1878), «Der alte Praktikant» (Stuttg. 1878; 2. Aufl. 1884), «Die Geschichten des Majors» (Berl. 1879), «Kleine Leute» (Berl. 1880), «Mein Onkel Don Juan» (2 Bde., Berl. 1884), «Die Einsame» (2 Bde., Dresd. 1882), «Brennende Liebe» (Dresd. 1883). Seine «Gedichte» erschienen in 4. Aufl. (Berl. 1883). Essays enthalten die «Streitfragen und Erinnerungen» (Stuttg. 1876).

Hopfenbuche (Ostrya *L.*), eine dem Hornbaum (s. d.) nahe verwandte Baumgattung. Die weiblichen Blüten sind in ein röhriges Deckblatt eingeschlossen, welches zu einem hohlen, die Nuß umschließenden Schlauch verwächst, die Fruchtkätzchen länglich; sie bestehen aus den dachziegelartig übereinander liegenden Fruchtschläuchen. Die ungerippten Nüßchen haben wenige schwache Nerven. In Europa wächst nur eine Art, die gemeine Hopfenbuche (Ostrya carpinifolia *Scop.*, vulgaris *Willd.*, Carpinus Ostrya *L.*); ein kaum 20 m hoch werdender Baum, dessen Rinde im Alter rauh und schuppig ist. Sie ist durch ganz Südeuropa bis in den Orient verbreitet, aber von untergeordneter forstlicher Bedeutung. — Die von der gemeinen H. kaum zu unterscheidende amerikanische Hopfenbuche (Ostrya virginiana *Mill.*) findet sich in Deutschland hier und da in Gärten.

Hopfenklee, s. unter Klee.

Hopfenmehl, s. Lupulin.

Hopfgarten, Ortschaft im Brixenthal (s. d.).

Hopfgarten (Aug. Ferd.), Maler, geb. zu Berlin 17. März 1807, studierte an der dortigen Akademie unter Dähling und Nieblich, später bei Wilhelm Wach. Die Erlangung eines Staatspreises bei einer Konkurrenz 1825 ermöglichte ihm 1827 einen bis 1833 dauernden Aufenthalt in Rom. Seine besten Bilder aus jener Epoche waren: Boas und Ruth; die Auffindung des Moses; die heil. Elisabeth, Almosen verteilend; Erminia bei den Hirten (nach Tasso); Seeräuber und gefangene Italiener; der heil. Georg u. s. w. In Berlin entfaltete H. eine nicht minder reiche Thätigkeit, welche sich teils auf Staffeleibilder, teils auf monumentale Wanddekoration erstreckte. In ersterer Hinsicht sind zu erwähnen: Tasso wird von Leonore d'Este mit dem

Digitized by Google

Lorbeer gekrönt, die erste Begegnung der beiden, Rafael findet das Modell zur Madonna della Sedia. Von Wandmalereien entstanden daselbst: die Ausgießung des Heiligen Geistes in der königl. Schloßkapelle, mehrere Engel daselbst, im Vestibül des Museums die Vermählung des Hercules mit Hebe und in der Kuppel des Neuen Museums Genien mit den Emblemen der Götter. Im J. 1853 erhielt H. den Auftrag, für den Herzog von Nassau die Gruftkapelle der verstorbenen Herzogin auf dem Neroberg bei Wiesbaden zu schmücken, wo er die Evangelisten, vier Propheten und in der Kuppel zwölf Engel darstellte. H. ist Professor und Mitglied der Akademie in Berlin.

Hophra, die hebr. Form für Apries (s. d.).

Hopkins (Edward John), engl. Organist, geb. in London 30. Juni 1818, war zuerst Chorknabe der königl. Kapelle und wurde dann zum Organisten gebildet. Seit 1843 Organist an der Temple Church in London, that er sich besonders durch vorzügliche Aufführungen der Kirchenmusik hervor, von welcher er mehreres selber komponiert hat. Er ist einer der ersten engl. Organisten und vorzüglichsten Orgelkenner. Sein Instrument beschrieb H. in dem Werke: «The organ, its history and construction» (Lond. 1855; 3. Aufl. 1877).

Hoplētik (grch.), Bewaffnungslehre.

Hopliten hießen die griech. Schwerbewaffneten, die in geschlossener Linie (s. Phalanx) kämpften. Die Bewaffnung derselben bestand in Helm, Brustpanzer, Beinschienen, Schild, Lanze und Schwert.

Hopp., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoppe (David Heinr.), geb. 15. Dez. 1760 zu Vilsen in Hannover, gest. als Arzt zu Regensburg 2. Aug. 1846, hat sich Verdienste um die Kenntnis der Alpenflora erworben.

Hoppelpoppel, Name eines Getränks, das aus Eidottern, Rahm, Rum oder Arrak und Zucker besteht; die Eidotter und der Rahm werden zu Schaum gerührt, worauf das übrige hinzugefügt wird.

Hor, ein im Süden von Palästina gelegener Berg, welchen die Israeliten auf ihrem Wüstenzuge berührt haben und auf dem Aaron, der Bruder Moses, gestorben sein soll. Alle neuern Reisenden haben diesen Berg südwestlich von Petra in dem Dschebel Nebi Hârûn (Berg des Propheten Aaron), auch genannt Sidna Hârûn (Unser Herr Aaron), gefunden, dessen Doppelhorn sich bis zur Höhe von 1329 m erhebt. Die höchste, nordöstliche, seiner beiden zackigen Spitzen trägt die Grabkapelle des Propheten Aaron (Kabr Hârûn), welche freilich nur ein ganz gewöhnliches, viereckiges mohammedanisches Heiligtum ist. Sehr nahe diesem Aaronsgrab zieht am Fuße des Bergs die Straße vorüber, welche von Petra nach Gaza führt.

Hora, Stadt auf Samos, s. Chora.

Hora (Juon, d. i. Johann), auch «Nikola Urß», d. i. «Niklas der Bär» genannt, war Anführer des blutigen Aufstandes der walachischen (rumänischen) Leibeigenen in Siebenbürgen im J. 1784. Die kaiserl. Verordnung zur allgemeinen Volkskonskription wurde von H. und seinen Genossen Juon Kloska (sprich Kloschka) und Georg Krizsán (sprich Krischan) dahin ausgelegt, daß der Kaiser (Joseph II.) das Volk gegen die (magyar.) Edelleute bewaffnen wolle. Am 31. Okt. 1784 fand die erste Zusammenrottung der irregeleiteten Bauern bei Kurety statt; die herbeigeeilten Stuhlrichter wurden ermordet, ihre militärische Begleitung grausam mißhandelt. Der Aufstand breitete sich schnell über das Albenser, Hunyader und Zaránder Komitat aus. Binnen kurzem waren in 61 Dörfern des Hunyader Komitats 232 Edelhöfe teils verbrannt, teils verwüstet und 28 Edelleute ermordet worden. Im ganzen sollen bei 4000 Menschen ihr Leben eingebüßt haben. Die Zahl der Aufständischen stieg bis auf 30000 Mann und die Empörung konnte schließlich nur unter Aufbietung großer Truppenmassen bewältigt werden. Die Hauptanführer H., Kloska und Krizsán wurden im Jan. 1785 gefangen; der Letztgenannte erdrosselte sich im Kerker; die zwei andern wurden durch das Rad hingerichtet (28. Febr. 1785). Kaiser Joseph II. hob jedoch 21. Aug. 1785 die Leibeigenschaft auf und gestattete die Freizügigkeit der Unterthanen. H. lebt noch heute als Nationalheld im Liede des rumän. Volks fort.

Hora canonica (Hora regularis) oder bloß Hora, die Stunde, heißt in der kath. Kirche die vorgeschriebene Gebetsstunde. Die erste Christengemeinde (Apostelgesch. 2, 15. 46; 3, 1; 10, 9) behielt aus dem Judentum die Beobachtung dreier Gebetszeiten bei, der dritten, sechsten und neunten, 9 Uhr vormittags, 12 Uhr mittags, 3 Uhr nachmittags. Diese Sitte war nach Zeugnissen der Kirchenväter auch in der alten Kirche allgemein verbreitet. In den Klöstern fügte man noch die Gebete um Sonnenaufgang und Sonnenuntergang (6 Uhr morgens, 6 Uhr abends) und zur Mitternacht (Apostelgesch. 16, 25) hinzu, wie schon Hieronymus bezeugt. Benedikt schaltete noch das Completorium (9 Uhr abends) ein. Damit war die gewöhnliche Zahl von sieben Gebetszeiten voll. Bisweilen tritt noch eine achte hinzu, um 3 Uhr morgens, sodaß der ganze Tag in achtmal drei Stunden geteilt ist. Verpflichtet zum regelmäßigen Gebet sind außer den Mönchen und Nonnen alle Kleriker vom Subdiakonus aufwärts, doch werden meistens mehrere Gebete zusammengefaßt, besonders dasjenige um Mitternacht am Abend vorher, das Frühgebet um Sonnenaufgang gesprochen. Die verschiedenen Zeiten, resp. die Gebete selbst heißen: 1) die Mette (um Mitternacht), 2) die Matutina oder Laudes (3 Uhr früh), 3) die Prime (erste Stunde), 4) die Terz (dritte Stunde), 5) die Sexte (sechste Stunde), 6) die None (neunte Stunde), 7) die Vesper, 8) das Completorium. Die vorgeschriebenen Gebete wurden anfangs aus den Psalmen genommen, dann aber durch Abschnitte aus dem Alten und Neuen Testament, durch Legenden der Heiligen, sowie Gebete und Hymnen der Kirchenväter vermehrt. Sie bilden zusammen das Brevier (s. d.). Die in klösterlicher Gemeinschaft lebenden Ordensglieder und Geistlichen verrichten diese Gebete gemeinsam, sie laut und feierlich recitierend, woher der Ausdruck Horasingen, während demjenigen, welcher sie allein beten muß, ein stilles Lesen oder leises Sprechen gestattet ist.

Horaken (czech. Horáci = Bergbewohner) heißen im allgemeinen die Bewohner des böhm.-mähr. Grenzgebirges, namentlich auf der mährischen, gegen die March hin abfallenden Seite. Ihr Erwerb ist größtenteils Feldbau. Ihre Mundart weicht weniger vom Czechischen ab, als die der Hannaken (s. d.). Die Männer tragen einen breitkrempigen Hut, einen langen Rock, eine blaue Weste mit großen, glänzenden Metallknöpfen, gelblederne Hosen und hohe Stiefel; die Frauen tragen kurze Röcke mit engem Schnürleib und ein eigen-

Digitized by Google

artig geknüpftes großes Tuch um den Kopf. Man rühmt ihnen Reinlichkeit und Arbeitsliebe nach.

Horapollo, ägypt. Gott, s. Horus.

Horapollon, ein griech. Grammatiker ägypt. Herkunft, der im 4. Jahrh. n. Chr. in Alexandria und Konstantinopel unter Theodosius lebte und lehrte. Er verfaßte Kommentare zu griech. Dichtern und andern Schriften. Ein anderer Ägypter dieses Namens lebte unter Kaiser Zeno gegen Ausgang des 5. Jahrh. Am bekanntesten ist der Name H. durch eine griech. Schrift über Hieroglyphen, welche nach den Handschriften von einem Ägypter Horos oder H. in ägypt. Sprache verfaßt, von einem Philippos ins Griechische übertragen sein soll. Diese Schrift enthält richtige Erklärungen ägypt. Hieroglyphen, aber nur solcher, welche zur Bildschrift gehören, d. h. die Gegenstände selbst nachbilden. Die beste Ausgabe ist die von Leemans (Amsterd. 1835). [ist flüchtig.

Hora ruit (lat.), «die Stunde eilt», die Zeit

Horaſingen, s. unter Hora canonica.

Horatius ist der Name eines alten patricischen röm. Geschlechts. Ihm gehörten an die drei Horatier, von denen die röm. Sagengeschichte erzählt, daß sie unter König Tullus Hostilius zur Entscheidung des Kampfes zwischen Rom und Albalonga den drei alban. Curiatiern, die ebenso wie sie Drillingsbrüder waren, entgegengestellt worden seien. Zwei der Horatier waren gefallen, der überlebende aber, von Livius Publius, von andern Marcus genannt, gewann den Kampf, indem er klug die Gegner voneinander trennte und einzeln überwand. Als er siegreich zurückkehrte, empfing ihn seine Schwester, die dem einen Curiatier verlobt war, mit Wehklagen; im Zorn stieß sie der Bruder nieder. Die Richter, die der König über ihn bestellte, verurteilten ihn zum Tode. Das Volk, an das er von dem Richterspruch appellieren durfte, sprach ihn aber frei, und durch den Vater oder durch die Priester wurde die Entsühnung vollzogen, bei der er unter einem Joch durchschreiten mußte. Als dieses Joch galt das bei den Altären der Juno Sororia und des Janus Curiatius stehende sog. tigillum sororium, welches auf Staatskosten fortwährend bis in späte Zeit erhalten wurde. Auch die Gräber der gefallenen Horatier und Curiatier und die Trophäen des Horatius wurden noch lange gezeigt.

Nachkommen dieses H. waren Marcus H. Pulvillus, der nach Dionys bei der Vertreibung der Tarquinier mitgewirkt haben soll und von Polybius als einer der beiden ersten Konsuln der Republik, 509 v. Chr., von andern als Nachfolger des Spurius Lucretius im Konsulat genannt wird, und Publius H. Cocles (der Einäugige). Von diesem wird erzählt, er habe, als Porsenna 507 Rom angriff, die Pfahlbrücke (Pons sublicius), die über den Tiber zur Stadt führte, gegen die andringenden Feinde erst mit zwei Genossen, dann allein so lange verteidigt, bis sie hinter ihm abgebrochen gewesen, und sich dann durch Schwimmen zu den Seinen hinübergerettet, die ihn durch ein Standbild auf dem Comitium ehrten und mit so viel Land, als er an einem Tage umpflügen konnte, beschenkten. Von den übrigen Horatiern, die in dem 3. und 4. Jahrh. der Stadt teils als Konsuln, teils als Konsulartribunen angeführt werden, ist außer Gajus H. Pulvillus, der 477 und 457 v. Chr. Konsul war und im erstern Jahre Rom gegen die vor den Thoren der Stadt stehenden Etrusker verteidigt haben soll, namentlich Marcus H. Barbatus erwähnenswert. Derselbe erhielt 449 v. Chr. mit Lucius Valerius Publicola nach dem Sturz der Decemvirn das Konsulat, das er schon vorher zweimal bekleidet hatte, und wurde mit seinem Kollegen Urheber der wichtigen Gesetze (Leges Valeriae Horatiae), durch welche den Beschlüssen der Tributcomitien unter gewissen Bedingungen Geltung fürs ganze Volk gegeben, die Wahl von Obrigkeiten ohne Provokation (Appellation an das Volk) verboten und Person und Vermögen dessen, der die plebejischen Obrigkeiten verletze, für den Göttern verfallen erklärt wurde. Seit 378 v. Chr. verschwindet das patricische Geschlecht der Horatier aus den Fasten.

Horaz, Quintus Horatius Flaccus, einer der im Altertum wie in der Neuzeit berühmtesten röm. Dichter, wurde 8. Dez. 65 v. Chr. als Sohn eines Freigelassenen in Venusia in Apulien geboren. Schon als Knabe kam er mit seinem Vater, der sein kleines Grundstück verkaufte, nach Rom, wo er eine vorzügliche Erziehung und speziell den Unterricht des strengen und tüchtigen Grammatikers Orbilius Pupillus genoß. Im J. 45 ging er nach Athen, das eine Art Hochschule besonders für die Studien der Philosophie und Rhetorik geworden war. Als nach Cäsars Ermordung Brutus die röm. Jugend zur Verteidigung der sinkenden Republik unter die Waffen rief, trat auch H. in das Heer desselben ein (43 v. Chr.) und nahm als Kriegstribun (Stabsoffizier) an den Feldzügen in Asien und Macedonien und an der für die republikanische Partei verhängnisvollen Schlacht bei Philippi (42) teil, aus welcher er sich durch die Flucht rettete. Nach Rom zurückgekehrt, kaufte er sich mit dem Rest seines väterlichen Vermögens das Amt eines Schreibers oder Registrators bei den Quästoren (scriba quaestorius), wandte sich aber bald (wohl schon seit dem J. 41) teils, wie er selbst sagt, aus Armut, teils aus innerm Beruf der Poesie und zwar zunächst der iambischen (Epoden, nach dem Vorbilde des Archilochos) und satirischen zu. Seine poetischen Erzeugnisse las er zunächst in kleinern Kreisen vor, wurde dadurch in den litterarischen Zirkeln Roms bekannt und gewann sich bald die Freundschaft zweier der angesehensten Dichter jener Zeit, des Varius und Vergilius, die ihn beim Mäcenas (s. d.) einführten. Auch diesem trat der Dichter bald näher und hatte sich seiner besondern Gunst zu erfreuen, welche Mäcenas etwas später durch die Schenkung eines Landgütchens im sabinischen Distrikt und durch Empfehlung des Dichters bei Augustus bethätigte.

Im J. 35 v. Chr. gab er das erste Buch seiner Satiren oder, wie er sie selbst betitelte, «Sermones» (d. h. Gespräche, weil sie in ihrer ganzen Haltung an den Gesprächston anklingen) heraus und begann gleich darauf die Abfassung eines zweiten Buchs, das im J. 30 vollendet und veröffentlicht worden zu sein scheint. Um dieselbe Zeit hat er wohl auch die Sammlung seiner Epoden (oder, wie er selbst sie nennt, «Jamben») herausgegeben. Von nun an wandte sich H. mehr der lyrischen und Liederpoesie zu und veröffentlichte im J. 24 oder 23 die drei ersten Bücher seiner Oden oder, wie er sie betitelte, «Carmina», d. h. Gedichte, die er seinem Gönner Mäcenas widmete. Hierauf kehrte er wieder zu der didaktischen Richtung, aber ohne die

Digitized by Google

Bitterkeit seiner Jugendzeit zurück, indem er eine Reihe von poetischen Episteln verfaßte, worin er in ruhigem, oft schalkhaftem Tone seine Lebensphilosophie und seine litterarischen Grundsätze darlegt. Das erste Buch der Episteln gab er wohl 20 v. Chr. heraus und ließ diesem in seinen letzten Lebensjahren noch ein zweites folgen, dessen dritte Epistel gewöhnlich als besonderes Gedicht unter dem Titel «Ars poetica» erscheint. In ihr entwickelt H. seine Ansichten von der Dichtkunst, namentlich der dramatischen, spricht von den zu vermeidenden Fehlern und den Regeln, die der Dichter beobachten soll, aber nicht nach Art eines Lehrbuchs, sondern in der ungebundenen Weise eines Briefs. Die «Ars poetica» wird auch nach dem Namen der Adressaten als «Brief an die Pisonen» (nach einer ohne Zweifel unrichtigen Überlieferung L. Calpurnius Piso, Konsul im J. 15 v. Chr., vielleicht Gnäus Piso, Konsul 13 v. Chr., und dessen Söhne) bezeichnet. Im J. 17 v. Chr. dichtete H. im Auftrage des Augustus zur Feier der von diesem veranstalteten Säkularspiele das sog. «Carmen saeculare», und in den J. 17—13 v. Chr., ebenfalls auf Andrängen des Augustus, ein viertes Buch der Oden. Ob er außer diesen sämtlich erhaltenen Gedichten noch andere verfaßt hat, ist ungewiß. Er starb 27. Nov. des J. 8 v. Chr. und wurde im äußersten Teile des Esquilinischen Hügels neben dem kurz vorher verstorbenen Mäcenas bestattet.

H. gehört wesentlich zu den reflektierenden Dichtern, d. h. die Reflexion, der klare, nüchterne Verstand überwiegt bei ihm nicht nur das Gefühl, sondern auch die Phantasie. Daher ist er vor allem für die satirisch-didaktische Richtung geeignet. Seine Produktionen auf diesem Gebiete zeigen zwar nicht die Kühnheit des Lucilius, seines Vorgängers auf dem Felde der Satire (wozu auch die veränderten Zeitverhältnisse beitrugen, die den H. nötigten, sich polit. Anspielung ganz zu enthalten), auch nicht gerade bedeutende sittliche Tiefe, aber sie zeichnen sich durch feine Beobachtung, Klarheit und Schärfe der Charakterzeichnung, anmutigen Witz und Eleganz der Darstellung aus, Vorzüge, die nur in seinen frühesten Werken, den Epoden und einigen Satiren des ersten Buchs, durch persönliche Bitterkeit und derbe Obscönität oft verdunkelt werden. In der Lyrik zeigt er im Scherz wie im Ernst eine bewunderungswürdige Anmut, feine Maßhaltung und ruhige Klarheit. Überall aber bewährt er sich als Meister der sprachlichen wie metrischen Form, die er nach strengen Grundsätzen, den besten griech. Mustern folgend, behandelt. In Bezug auf den Inhalt seiner Dichtungen in den Satiren und Episteln ist H. durchaus original-römisch, in den Oden dagegen hat er mehrfach griech. Originale, besonders des Alcäus, ziemlich treu nachgebildet.

Zur Kritik und Erklärung der H.schen Gedichte sind aus dem spätern Altertum mehrere Scholiensammlungen erhalten (herausg. von F. Hauthal, Berl. 1859 fg.), unter denen die des Porphyrio (herausg. von Meyer, Lpz. 1874) die wichtigste ist. Fast zahllos sind die Ausgaben seit der Editio princeps (um 1470). Hervorzuheben sind für die Kritik die von Bentley (zuerst Cambr. 1711), sowie die Textausgaben von Meineke (2. Aufl., Berl. 1854), von Haupt (3. Aufl., Lpz. 1871), von L. Müller (Lpz. 1874 u. 1879) und von Keller und Holder (2 Bde., Lpz. 1864—70; kleinere Ausg. 1878); als brauchbare Handausgabe für die Erklärung die von Orelli (3. Aufl., 2 Bde., Zür. 1850) und als gute Schulausgabe die kleinere von Orelli (6. Aufl., besorgt von Hirschfelder, 2 Bde., Berl. 1882—84), die von Dillenburger (6. Aufl., Bonn 1875) und von Schütz (Bd. 1, 2. Aufl., Berl. 1880, Bd. 2 u. 3, 1881—83); von Spezialausgaben der Oden die von Hofmann Peerlkamp (2. Aufl., Amsterd. 1862) und die Schulausgaben von Nauck (10. Aufl., Lpz. 1860); der Satiren die von Heindorf (3. Aufl. von Döderlein, Lpz. 1859), von Kirchner und Teuffel (Lpz. 1854—57), von Döderlein (lat. und deutsch, Lpz. 1860) und von Fritzsche (Lpz. 1875—76); der Episteln von Döderlein (lat. und deutsch, Lpz. 1856—58) und die Schulausgabe der Satiren und Episteln von Krüger (9. Aufl., Lpz. 1879). Von Übersetzungen mögen die von Günther (2. Aufl., Lpz. 1854), Strodtmann (2. Aufl., Lpz. 1860) und Obbarius (3. Ausg., Paderb. 1872) für die Satiren und Briefe außer der Döderleinschen (ohne Text, Lpz. 1862) auch die von Wieland (Satiren, 4. Aufl., Lpz. 1819; Briefe, Dessau 1782) erwähnt werden. Vgl. Teuffel, «Charakteristik des H.» (Lpz. 1842); derselbe, «H. Eine litterarhistor. Übersicht» (Tüb. 1843); derselbe, «Über H.» (Tüb. 1868); Weber, «H. als Mensch und Dichter» (Jena 1844); Walckenaer, «Histoire de la vie et des poesies d'Horace» (2. Ausg., 2 Bde., Par. 1858); Jacob, «H. und seine Freunde» (2 Bde., Berl. 1852—53); Noël de Vergers, «Vie d'Horace» (Par. 1855); Beck, «H. als Kunstrichter und Philosoph» (Mainz 1875).

Horaždiowitz (czech. Horážd'ovice), Stadt im südwestl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Strakonitz, an der Wotawa und an der Linie Wien-Budweis-Pilsen-Eger der Franz-Josephsbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine alte Pfarrkirche (um 1250 erbaut, aber vielfach verändert) und ein Schloß des Fürsten Kinsky, und zählt (1880) 3173 E. czech. Zunge, welche eine Spinnerei, eine Zündhölzchenfabrik, Spiritus-, Zucker- und Sirupfabriken unterhalten.

Horb, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreis, am Neckar und an den Linien Plochingen-Immendingen und Pforzheim-H. der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat eine große Kirche, drei ehemalige Klöster und ein Chorherrenstift, zwei Bildhauerwerkstätten und zählt (1880) 2238 meist kath. E., welche Obst- und Hopfenbau betreiben, 18 Bierbrauereien, 1 mechan. Werkstätte und 2 Säge- und Gipsmühlen unterhalten. Auf einer Anhöhe steht ein alter Wartturm und eine Wallfahrtskapelle.

Hörberg (Per), schwed. Maler, geb. 31. Jan. 1746, stammte aus Kronobergs-Län. Er mußte als Viehhüter sein Brot erwerben und sah sich erst im Alter von 37 J. im Stande, seiner Neigung zur Malerei Folge zu leisten, doch gab er seine bäuerliche Lebensweise nie auf. Seine Produktivität war erstaunlich. Man hat von ihm 87 Altargemälde, etwa 600 Radierungen und sehr viele Handzeichnungen. In der Komposition ist er trefflich, das Kolorit ist harmonisch, die Perspektive meisterhaft. H. starb 24. Jan. 1816.

Horburg, Dorf im Kreise Colmar des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, am rechten Ufer der Ill, 2,5 km östlich von Colmar gelegen, zählt (1880) 1086 E. und hat größere Ziegeleien, betreibt auch ausgedehnte Spargelzucht. Auf der Stelle H.s

Digitized by Google

stand ehemals die alte kelt. Stadt Argentuaria, in deren Nähe die Römer 378 einen großen Sieg über die Lentier erfochten. Diese Ansiedelung wurde zu Anfang des 5. Jahrh. durch die Vandalen zerstört. Erst im 12. Jahrh. wird H. wieder erwähnt, dessen Schloß 1162 durch Graf Hugo von Dabo zerstört, durch den Grafen Georg von Württemberg 1543 wiederhergestellt und 1632 von den Schweden eingenommen wurde. In diesem Schlosse wurde der Vertrag wegen Übergabe Colmars an Gustav Horn abgeschlossen. Die Franzosen brachen es 1748 ab. In H. wurden zahlreiche röm. Altertümer, darunter ein dem Apollo geweihter Altar gefunden.

Horde (Hürde), Flechtwerk von Reisig oder Stäben und der damit umschlossene Raum; im technischen Sinne ein viereckiges Flechtwerk von Reifern oder Draht.

Horde, soviel wie Schar, umherstreifender Haufe, ist nach einigen ein Wort von asiat. Ursprung (vgl. russ. orda, pers. ordu, Kriegsheer, Lager), nach andern dasselbe Wort wie das vorige, mit modifizierter Bedeutung.

Hörde, Stadt im Landkreis Dortmund des Regierungsbezirks Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, an der Emscher und an den Linien Dortmund-Soest und Dortmund-Düsseldorf der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei evang., eine kath. Kirche, ein Progymnasium, eine höhere Töchterschule, großartige Hohöfen und Hüttenwerke (Hermannshütte), dem Hörder Bergwerks- und Hüttenvereine gehörig, Steinkohlenbergwerke, Eisensteingruben, Maschinen- und Dampfkesselfabriken und zählt (1880) 12458 E., wovon 6544 evangelisch und 5591 katholisch sind. H. ist mit Dortmund durch eine Lokomotivstraßenbahn verbunden.

Hordenschlag, s. Pferch.

Hordeum (lat.), die Gerste.

Horeb, früher die nördl. Gruppe des Sinaigebirges, später das ganze Gebirge, s. Sinai.

Horebiten nannte sich eine Partei der Hussiten, welche ihren Versammlungsort auf einem von ihnen Horeb genannten Berge hatten.

Horen erscheinen bei Homer als die Pförtnerinnen des Himmels, dessen Wolkenthor sie öffnen und schließen, und dann als Dienerinnen der Götter, namentlich der Aphrodite. Was die verschiedenen Zeiten des Jahres in ihrer natürlichen und gesetzmäßigen Folge und Ordnung, in ihrem regelmäßigen Wechsel bringen, das glaubten die Griechen diesen freundlichen, vielerfreuenden Gottinnen zu verdanken. Wie die Moiren und die nahe verwandten Chariten erscheinen die H. regelmäßig in der Dreizahl. Auch in Athen wurden seit alter Zeit drei, nicht, wie Pausanias angibt, zwei H. verehrt: Thallo, nämlich die H. des blütenbringenden Frühlings, Auxo, die H. des Wachstum und Reife befördernden Sommers, und Karpo, die des früchtetragenden Herbstes. Drei H. nennt auch Hesiod, bei dem sie aber Eunomia, d. i. gesetzliche Ordnung, Dike, d. i. Gerechtigkeit, und Eirene (Irene), d. i. Friede, und Töchter des Zeus und der Themis heißen. Hier und auch sonst zuweilen erscheinen sie also als Vertreterinnen der Ordnung und Gesetzmäßigkeit. In späterer Zeit dagegen werden sie immer mehr Vorsteherinnen der Jahreszeiten, hier und da auch der Stunden des Tags. In der bildenden Kunst wurden sie gewöhnlich mit den Attributen der Jahreszeiten dargestellt, in älterer Zeit regelmäßig in der Dreizahl, später auch in der Vierzahl. Vgl. Lehrs, «Populäre Aufsätze», und die Abbildungen in Müller-Wieseler, «Denkmäler der alten Kunst» (Bd. 2), und Conze, «Heroen- und Göttergestalten der griech. Kunst».

Horen, s. Gehör.

Horgen, Marktflecken im schweiz. Kanton Zürich, Hauptort des Bezirks H. (103 qkm, 28640 E.), liegt 15 km südlich von Zürich am linken Ufer des Zürichersees (409 m) und zählt (1880) 5268 meist prot. E., deren Haupterwerbszweige die Seidenindustrie und der Weinbau sind. Der Ort ist wohlhabend, stattlich gebaut, von Wiesen und Weinbergen umgeben, besitzt eine schöne Kirche und einen Hafen mit lebhaftem Verkehr. Etwa 1 km südöstlich von H. liegt die fast erschöpfte Braunkohlengrube von Käpfnach und 1 km südlich von dieser, 453 m über dem Meere, auf aussichtsreicher Bergterrasse der beliebte Luftkurort Boden. Mit Zürich ist H. durch die Dampferlinie des Sees und die linksuferige Bahnlinie Zürich-Wesen verbunden, deren Tracé bei H. 1875 und 1883 teilweise im See versank und seither nur provisorisch hergestellt wurde. Von H. nach Südwesten führt eine 23 km lange Poststraße über die Höhe des Hirzel (736 m) in das Sihlthal und nach Zug. Im 14. Jahrh. Eigentum der Freiherren von Eschenbach, kam H. 1406 durch Kauf an Zürich, welches daraus eine eigene Vogtei machte.

Horicon, s. Georgesee.

Hörigkeit bezeichnet den in früherer Zeit mannigfach abgestuften Zustand zwischen vollkommener Leibeigenschaft und Freiheit. Gewöhnliches Merkmal war die Stellung nach den Freien, in deren Gericht der Hörige sich durch den Herrn vertreten lassen mußte, ein besonderes Hofrecht, das Gebundensein an die Scholle, von welcher ihn aber der Herr nicht willkürlich entsetzen konnte; ferner Zins- und Dienstpflicht, sowie eine Abgabe aus dem Nachlaß und Beschränkung in der Vererbung des abhängigen Grundbesitzes. Eine ausgezeichnete Klasse der Hörigen bildeten noch im 12. und 13. Jahrh. die Ministerialen (s. d.), welche zuletzt den Vasallen oder freien Lehnsleuten völlig gleichkamen. (S. Leibeigenschaft.)

Horismus (grch.), Begrenzung eines Begriffs, Begriffsbestimmung, Definition; Horismographie, Beschreibung der Grenzen eines Landes.

Horitz (czech. Hořice), Stadt im nordöstl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Königgrätz, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat bedeutenden Obstbau, eine Altienbrauerei, eine Dampfsäge, vier mechan. Webereien und eine Zuckerfabrik, und zählt (1880) 6017 E. czech. Zunge. Die ehemalige Feste gehörte vor der Schlacht am Weißen Berge den Herren von Smiřic, kam 1623 an Albrecht von Wallenstein, 1764 an das Erzbistum Prag und ist seit 1743 Eigentum des Prager Invalidenhauses. H. war nach der Schlacht bei Königgrätz 3. Juli 1866 Hauptquartier des Königs Wilhelm von Preußen.

Horizont (vom griech. ὁρίζειν, begrenzen) ist die Bezeichnung für den Kreis, welcher auf einer ganz freien Ebene, wo nichts die Aussicht beschränkt, oder auf dem hohen Meere die Oberfläche der Erde oder des Meers von dem gleichsam darauf ruhenden Himmelsgewölbe begrenzt. Die als kreisrunde Ebene erscheinende Oberfläche heißt die Horizontalebene oder die Ebene des H.; doch sagt man sehr häufig auch H., wo man eigentlich die Horizontalebene meint. Offenbar hat jeder Ort der Erde

Digitized by Google

seinen besondern H. Derselbe ist einer der größten Kreise der Himmelskugel und teilt diese in die sichtbare und unsichtbare Halbkugel, da nur diejenigen Gegenstände des Himmels sichtbar sind, die sich über jener Ebene befinden. Dies gilt jedoch nur dann, wenn unser Auge die vorhin angegebene Stellung hat. Denn sobald wir uns einigermaßen über die Oberfläche der Erde erheben, übersehen wir mehr als die Hälfte der Himmelskugel, und die scheinbare Grenzlinie zwischen Himmel und Erde liegt nun unter demjenigen Kreise, in welchem eine die Erdkugel in unserm Standpunkte berührende Ebene das Himmelsgewölbe trifft. Auch die Strahlenbrechung verursacht, daß wir mehr als die Hälfte der Himmelskugel übersehen.

Man unterscheidet den scheinbaren und den wahren Horizont. Der erstere ist der oben erklärte; der wahre ist eine Ebene, die wir uns parallel mit der Ebene des scheinbaren H. durch den Mittelpunkt der Erde gelegt denken. Beide Ebenen stehen voneinander um den Halbmesser der Erde ab. Gegen die unermeßliche Entfernung der Fixsterne kommt aber dieser Abstand gar nicht in Betracht, und man betrachtet daher die Kreise, die durch den Durchschnitt beider gedachter Ebenen mit dem Himmelsgewölbe entstehen, als völlig zusammenfallend.

Der Horizontalpunkt auf dem Rande eines astron. Meßinstruments, insbesondere eines Mauerkreises oder eines Meridiankreises, ist der dem himmlischen H. entsprechende oder mit dem Kreismittelpunkte in einer genauen Horizontallinie liegende Punkt des Randes. Er wird dadurch bestimmt, daß man einen Stern bei seiner Kulmination teils unmittelbar, teils aber das Spiegelbild desselben Sterns, welches auf der Oberfläche einer in Ruhe befindlichen Flüssigkeit erscheint, mit dem Fernrohr beobachtet und den auf dem Rande des Kreises zwischen dem Stern und seinem reflektierenden Bilde enthaltenen, durch die Lagen des Fernrohrs bei beiden Beobachtungen abgeschnittenen Bogen halbiert. Die hierbei gebrauchte reflektierende Fläche einer Flüssigkeit (wozu man am geeignetsten Quecksilber nimmt) heißt ein künstlicher Horizont. Außerdem können auch das Bleilot und die Wasserwage zur Bestimmung des Horizontalpunktes dienen.

Horizontal, wage- oder wasserrecht, heißt das, was dem Horizont des Ortes parallel, also gegen eine lotrechte Gerade, d. i. gegen eine durch ein Gewicht gespannte Schnur (Vertikal) senkrecht ist. Zur Bestimmung einer horizontalen Ebene dient oft die Wasseroberfläche, weil das Wasser und alle flüssigen Körper im Gleichgewicht eine Lage annehmen, bei welcher ihre Oberfläche horizontal ist, wobei jedoch von der kapillaren, d. i. am Rande der Gefäße stattfindenden höhern oder tiefern Stellung der Flüssigkeit abzusehen ist; für genaue Bestimmungen der Horizontallage gebraucht man die Wasserwagen (s. d.). Oft dient die Vertikallinie zur Bestimmung der Horizontalebene, da erstere auf letzterer senkrecht steht, z. B. bei Blei-, Schrot- und Setzwagen.

Horizontalebene, s. unter Horizont.

Horizontalmessung, s. u. Feldmeßkunst.

Horizontalparallaxe, s. u. Parallaxe.

Horizontalpunkt, s. unter Horizont.

Horizontaluhr, s. unter Sonnenuhr.

Horkios (grch.), Beiname des Zeus, als des über die Heiligkeit der Eide wachenden Gottes.

Hörmaschinen und **Hörrohre** sind Instrumente, deren sich hochgradig Schwerhörige zur Verbesserung ihres geschwächten Hörvermögens bedienen. Die Hörmaschinen erreichen ihren Zweck dadurch, daß sie die Aufnahmefläche für die eindringenden Schallwellen zu vergrößern, oder außerdem auch noch die Zuleitung derselben zu erleichtern oder zu ermöglichen suchen. Hierzu dienen die die Ohrmuschel von der Seitenwand des Schädels nach vorn abdrängenden Apparate (die Ohrklemmer, Ohrkissen, Schallfänger, Hörschalen und Websters Otaphon) und die kleinen goldenen oder silbernen Ohrröhrchen (die sog. Abrahams), welche fast unsichtbar im äußern Gehörgange getragen werden. Die Fälle jedoch, in welchen letztere einen Vorteil zu gewähren vermögen, sind äußerst wenige gegenüber der großen Zahl derjenigen, in welchen sie nichts nützen oder sogar nachteilig sind.

Die mit einem kleinen Röhrchen für den äußern Gehörgang verbundenen Schallfänger bilden den Übergang zu den eigentlichen Hörrohren, welche durch ihre Form und durch das Material, aus welchem sie bestehen, die Schallwellen nicht nur in größerer Quantität aufzunehmen, sondern sie auch konzentriert dem eigentlichen schallempfindenden Teile des Gehörorgans zuzuleiten dienen. Sie zeigen die verschiedensten Formen (trichter-, posthorn-, trompeten-, röhrenförmige) und Größen und werden aus den verschiedensten Stoffen (Holz, Horn, Elfenbein, Papiermaché, Guttapercha, Eisenblech, Silber) gefertigt. Das eine Ende derselben, für die Aufnahme der Schallwellen *bestimmt*, ist verhältnismäßig weit, das andere dagegen, zur Einfügung in den Gehörgang bestimmt, entsprechend eng. Am häufigsten sind zwei Arten von H. in Gebrauch. Die eine Art besteht aus den beiden eben genannten Endstücken aus Horn, welche durch eine 60—90 cm lange mit Leder überzogene spiralig gewundene elastische Drahtröhre verbunden sind (s. nachstehende Fig. 1); die andere Art, das

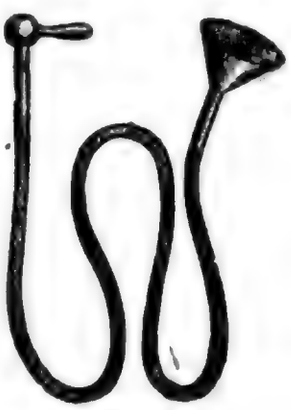


Fig. 1.

Fig. 2.

Göppertsche Hörrohr, ist aus einer Guttaperchamasse gefertigt und hat annähernd die Gestalt einer kurzen zusammengedrückten Trompete (s. Fig. 2). Keins der bisjetzt konstruierten H. entspricht jedoch allen den an diese zu stellenden Anforderungen (Verstärkung der Schalleindrücke ohne gleichzeitige Beeinträchtigung der Deutlichkeit derselben). Den Vorzug verdient dasjenige H., welches gar keine oder möglichst wenige Nebengeräusche erzeugt. Bei der Wahl eines H. muß der Versuch entscheiden und das Hilfsmittel gleichsam dem betreffenden Gehörorgane angepaßt werden.

Digitized by Google

Ein anderes, zu mediz. Zwecken (zur Auskultation, s. d.) dienendes H. ist das Stethoskop (s. d.).

Hormayr (Jos., Freiherr von), deutscher Geschichtsforscher, geb. zu Innsbruck 20. Jan. 1781 (nach andern 1782), war der Enkel Joseph von H.s (geb. 1705, gest. 1779 als Geheimrat und tirol. Kanzler zu Innsbruck), studierte 1794—97 zu Innsbruck die Rechte, diente 1799 und 1800 in der tirol. Landwehr, avancierte zum Major und kam 1801 nach Wien, wo er im Ministerium des Auswärtigen angestellt, 1803 zum Wirkl. Hofsekretär ernannt und überdies noch mit der Direktion des Geh. Staats-, Hof- und Hausarchivs beauftragt wurde. Im J. 1809 wurde er zur Armee von Innerösterreich unter den Befehl des Erzherzogs Johann gesendet, um den Aufstand in Tirol, Vorarlberg und später im Salzburgischen zur Ausführung zu bringen, was ihm auch vollständig gelang. Nach der Rückkehr in seinen frühern Wirkungskreis widmete sich H. historischen Arbeiten, bis sein Versuch, hinter dem Rücken der Regierung den Aufstand in Tirol wieder anzufachen, ihn 1813 einige Zeit in Haft brachte. Im J. 1815 wurde er vom Kaiser zum Historiographen des Reichs und des kaiserl. Hauses ernannt und lebte nun in Wien, bis er 1828 einem Rufe des Königs Ludwig I. von Bayern nach München folgte. Hier wurde er Ministerialrat im Departement des Auswärtigen, 1832 bayr. Ministerresident in Hannover und 1839—46 in Bremen. Später erhielt er die Direktion des Reichsarchivs zu München und starb 5. Nov. 1848.

Unter H.s historischen Schriften sind zu erwähnen: «Kritisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter» (2 Bde., Innsb. 1802—3; neue Aufl., Wien 1805), «Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol» (2 Bde., Tüb. 1806—8), «Österr. Plutarch, oder Leben und Bildnisse aller Regenten des österr. Kaiserstaats» (20 Bde., Wien 1807—20), «Archiv für Geschichte, Statistik, Litteratur und Kunst» (20 Bde., Wien 1809—28), das 1811 begründete, 1820—29 in Verbindung mit Mednyanski und dann wieder allein herausgegebene «Taschenbuch für die vaterländische Geschichte» (20 Bde.; neue Folge, 17 Bde., Wien 1811—48), «Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zum zweiten Pariser Frieden» (3 Bde., Wien 1817—19; 2. Aufl. 1831), «Wien, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten» (9 Bde., Wien 1823—25, mit Urkunden, Plänen und Kupfern), die Sammlung seiner «Kleinen histor. Schriften und Gedächtnisreden» (Münch. 1832), die vielfach angefochtenen, aber höchst anziehenden «Lebensbilder aus dem Befreiungskriege» (3 Abteil., Jena 1841—44), «Die goldene Chronik von Hohenschwangau» (Münch. 1842), «Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809» (2 Bde., Lpz. 1845), eine Umarbeitung seiner «Geschichte Andreas Hofers» (Lpz. u. Altenb. 1817), «Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809» (Lpz. u. Altenb. 1817; 2. Aufl., Lpz. 1848).

Hormisdas, Papst von 514 bis 523, wußte nach längern Verhandlungen mit Kaiser Justin I. das seit 484 zwischen Orient und Occident bestehende Schisma im J. 519 zu beseitigen.

Hormizan, s. Hormozan.

Hormizdas (im Pehlewi Hormuzd oder Ohrmazdi) ist der Name von vier pers. Königen aus der Dynastie der Sassaniden (s. d.).

Hormizdas I., Sohn Schapurs I., regierte nur 14 Monate (270—271), doch ist diese kurze Herrscherzeit denkwürdig durch die Zurückberufung des von des H. Vater verbannten Manes (s. d.), des Stifters der Manichäersekte, dessen Lehre und dessen Schüler er begünstigte. Ihm folgte 271 sein Sohn Bahram I., der dieselben später verfolgte.

Hormizdas II., Sohn des Narses (302—312, nach andern 300—308), war ein eifriger Anhänger des Parsismus; seine Regierung ist thatenlos. Er hinterließ seine Gemahlin Mah-afrid schwanger mit einem Sohne, dem nachmaligen Schapur dem Großen, der noch im Mutterleibe gekrönt wurde, und so länger regierte als lebte.

Hormizdas III., Sohn Jezdegerds II. (458—461), sollte mit seinem Bruder Piruz (Piroses) den Thron teilen, bemächtigte sich jedoch der Herrschaft. Piruz floh zu den Hunnen, wurde von der Ephthalitenhorde unterstützt und tötete den H. mit drei andern Brüdern. Die griech. und syr. Schriftsteller erwähnen dieses Königs nicht, der faktisch nur sehr kurze Zeit regierte: es sind nicht einmal Münzen von ihm vorhanden, die sich dort von H. I. finden. Einige pers. Historiker nennen ihn Bahram.

Hormizdas IV. (579—591), Sohn des größten Perserkönigs, Khosrew Anuschirwan, und der Tochter eines Türkenchans, daher Turkzend, Türkensohn genannt, wegen seiner Thatkraft, seiner Grausamkeit und seines furchtbar tragischen Endes der bekannteste von allen, war ein Mann von geistiger Begabung und großer Thatkraft, aber ohne sittlichen Wert. Um einen Krieg mit Byzanz hervorzurufen, zeigte er dem Kaiser Tiberius II. seine Thronbesteigung nicht an, und focht mit wechselndem Glück gegen die Oströmer, die schon bei Circesium über den Euphrat gedrungen waren (580). Nachdem sein Lehrer und Ratgeber Buzurg-Mihr gestorben, ließ er seinen Leidenschaften die Zügel schießen und wütete gegen die Großen und Weisen seines Reichs mit unerhörter Grausamkeit, von denen er ohne jede Ursache viele töten und in den Tigris werfen ließ. Der General des Kaisers Mauritius, Philippicus, schlug die Perser (588), doch hatte vorher Bahram-Tschubin, ein Abkömmling der Arsaciden, glücklich gegen die Türken gekämpft. Dieser General rief 591, nach dem Abfall der Chazaren und Alanen, eine Empörung hervor, die so unglücklich endete, daß die Mutter des H. in Stücke gehauen, er selbst ins Gefängnis geworfen und geblendet wurde. Sein Sohn Khosrew wurde als König ausgerufen, doch Bahram wollte den Aufstand für sich benutzen und regierte, wie Münzen aus seinem ersten Jahre zeigen, wirklich. Khosrew, bei Rahar-wan geschlagen, mußte zu den Griechen flüchten, nachdem er der Sage nach vor seiner Flucht den Usurpator gebeten hatte, seinen blinden Vater im Gefängnis zu erschlagen. Es gibt von H. IV. Münzen aus allen, selbst aus seinem 13. Jahre (592).

Ein anderer H., Sohn H.' II. und älterer Bruder des Schapur II., floh zu den Römern und begleitete Kaiser Julian auf dessen Zug gegen sein Vaterland.

Hormozan oder Hormizan ist der Name eines Feldherrn des letzten Sassanidenkönigs Jezdegerds III., der bei Kadesia von Omar geschlagen wurde (638). Der Sage nach soll er, vor den Kalifen geführt, den er ruhig schlafend antraf und nicht erkannte, sich erbeten haben, so lange zu leben, bis er aus einem irdenen Gefäße einen Trunk

Digitized by Google

Wassers gethan habe, worauf er die Schale zu Boden warf und zerbrach; der Kalif schenkte ihm das Leben.

Hormt, eine eigentümliche Kopfbedeckung, welche früher die altenburger Bauermädchen bei besonders feierlichen Gelegenheiten trugen. Es ist von Pappe, mit buntseidenem Zeug überzogen, mit mehrern Reihen Goldblättchen behängt, hinten mit weit herabhängenden breiten Bandschleifen, oben offen und mit einem halbmondförmigen, banddurchflochtenen Zopf geschmückt.

Hormûz, Insel, s. Ormus.

Horn (frz. corne, engl. horn), die eigentümliche Substanz, aus welcher die als Hörner bezeichneten, verschieden geformten, an den Enden spitzigen Auswüchse am Kopf vieler Wiederkäuer, des Rindviehs, der Ziegen, Büffel, Gemsen u. s. w., bestehen. Dieselbe ist von ziemlicher Härte, elastisch, durchscheinend bis durchsichtig, von weißer, gelblicher, oder hellgrauer bis schwarzer Farbe, läßt sich im siedenden Wasser oder bei trockener Hitze von etwas über 100° C. erweichen und dann durch Biegen, Pressen in bestimmte Formen bringen und sogar unter genügendem Druck zu größern Stücken verbinden, wonach sie, erkaltet, ihre frühere Festigkeit wieder erhält. Durch diese Eigenschaften unterscheidet sich das H. als Rohmaterial zahlreicher Industrien vorteilhaft vom Knochen. Die Hornscheiden lassen sich verhältnismäßig leicht von den Knochenzapfen trennen, indem man die mit diesen abgeschlagenen Hörner zwei bis sechs Wochen lang in Wasser einweicht, worauf man die massive Spitze absägt und diese sowie das hohle Stück (Hornschrot) für sich verarbeitet. Die Spitzen werden zu Drechslerarbeiten, Stockknöpfen u. s. w., verwendet; die Hornschrote werden erst einige Tage in kaltes Wasser gelegt und dann durch mehrstündiges Liegen in kochendem Wasser erweicht. Nachdem man diese Erweichung durch vorsichtiges Erwärmen der Schrote über freiem Feuer fortgesetzt hat, werden dieselben mittels eines kurzen, krummen Messers der Länge nach aufgeschnitten, wobei die Schnittrichtung durch die Form, sowie durch die Fehler des H. bedingt ist. Ein Arbeiter, welcher in jeder Hand eine Flachzange hält, faßt alsdann die beiden Ränder des aufgeschnittenen H. und zieht dasselbe auseinander, indem er diese Art des Plättens durch zeitweises Erwärmen unterstützt. Die so entstandene, einigermaßen ebene Platte wird an den Rändern, um sie vor dem Aufreißen zu schützen, mit kaltem Wasser benetzt und bevor sie sich abkühlt, zwischen zwei Eisenplatten in einen Schraubstock gebracht, um einem gelinden Druck ausgesetzt zu werden; nachdem sie erkaltet ist, wird sie noch einige Augenblicke in kaltes Wasser gelegt. Es folgt nun eine nochmalige Erwärmung über Feuer und das Reinigen der Oberfläche sowie die Beseitigung dickerer Stellen mittels eines Messers. Darauf werden die Platten in kaltes und dann kurze Zeit in warmes Wasser gelegt und kommen, mit geschmolzenen Talg bestrichen, abwechselnd mit warmen Eisenplatten geschichtet, in eine Schraubenpresse, in welcher sie unter starkem Druck so lange bleiben, bis sie vollständig erkaltet sind. Die entsprechend beschnittenen Platten werden je nach der Art der herzustellenden Gegenstände (allerlei Drechslerwaren, Dosen, Kämme), durch Sägen, Feilen, Schaben u. s. w. weiter bearbeitet und durch Färben, Schleifen, Polieren vollendet. Die Abfälle der Hornverarbeitung werden, zu Pulver zerkleinert, in Metallformen unter Erhitzung zusammengepreßt, um aus ihnen Knöpfe, Tabaksdosen u. s. w. herzustellen. Durch Anwendung verschiedener chem. Ingredenzien (Goldauflösung in Königswasser, Höllensteinauflösung u. s. w.) läßt sich das H. dem Schildpatt ähnlich machen.

Horn (ital. corno, frz. cor), eins der ältesten musikalischen Instrumente, und zwar dasjenige Blasinstrument, welches in der Natur bereits annähernd vollständig vorgebildet war, in jetziger vervollkommneter Form bestehend aus einer messingenen, inwendig verzinnten Röhre, die am einen Ende ein kesselartig ausgetieftes Mundstück hat, am andern in einen Schalltrichter, Becher oder Stürze genannt, ausläuft. Die Röhre ist in Form eines Zirkels mehrfach zusammengewunden und, damit die nebeneinander liegenden Teile nicht aus ihrer Richtung weichen, verlötet. Man unterscheidet zwei Arten von Hörnern: das einfache Natur-, Wald- oder Jagdhorn (corno di caccia, cor de chasse) und das Ventilhorn, welche darin voneinander abweichen, daß die Mannigfaltigkeit von Tönen auf dem Naturhorn nur mittels der Lippenstellung und Art des Anblasens, auf dem Ventilhorn jedoch unter Mitwirkung einer mechan. Vorrichtung hervorgebracht wird. Die Röhre des H. (beim Naturhorn durchaus ohne Tonlöcher) hat am Mundstück weniger als 1 cm Durchmesser, erweitert sich von da allmählich bis auf 1,3 cm, und läuft in dieser Weise fort bis ungefähr 1 m vor dem Rande der Stürze, von wo ab ihr Durchmesser allmählich bis zum Ansatz der Stürze sehr merklich wächst. Die Stürze selbst nimmt dann sehr schnell bis auf etwa 2,8 cm Durchmesser an ihrem Rande zu. Die Röhrenlänge beträgt beim C-Horn 6 m, ihr Grundton ist das 16füßige C der Orgel; die sehr starke Verjüngung nach dem Mundstück hin mag die Ursache sein, daß die Körperlänge um 1 m über das Tonmaß hinausreicht. Ohne Anwendung anderer Mittel als der verschiedenen Art des Anblasens und der Lippenstellung erscheint auf dem H., wie auch auf allen übrigen Blechinstrumenten, diejenige Tonreihe, welche man an Saiten als mitklingende oder harmonische Obertöne kennt, nämlich C, c g c e g b c d e f (fis) g a b h c d u. s. w. (die man alle aber eine Oktave tiefer klingend sich denken muß). Neben diesen dem H. natureigenen, offenen oder natürlich offenen Tönen lassen sich aber noch andere erzeugen, und zwar entweder durch bloßen Lippendruck: künstlich offene, oder indem der Schallbecher mehr oder weniger, für gewisse Töne nur um die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel, für andere wiederum ganz mit der Hand geschlossen (gestopft) wird: Stopftöne. Die Stopftöne aber unterscheiden sich sehr merklich von den offenen durch einen gepreßten dumpfen Klang, machen daher eine völlig gleichmäßig gefärbte chromatische Skala über den ganzen Umfang des Instruments auch für den geübtesten Bläser unmöglich. Durch solche Unvollkommenheit ist man genötigt, in Tonstücken, die in verschiedenen Tonarten stehen, oder andauernd in verschiedenen Tonarten modulieren, auch Hörner von entsprechend verschiedenen Grundtönen oder Stimmungen zu gebrauchen. Die gewöhnlichsten dieser Stimmungen sind die in tief B, C, D, Es, E, F, G, As, hoch A, B und C. Die Skala jeder dieser Stimmungen

kann durch Anſchiebung eines Bogens (Krummbogens oder Satzſtücks), wodurch die Röhre verlängert wird, um einen halben Ton tiefer gemacht werden, woraus dann die noch fehlenden Tonarten ſich ergeben. Sämtliche Stimmungen werden, von dem Normalhorn in C ausgehend, in C-dur, ohne Vorzeichnung am Schlüſſel notiert, und zwar ſtets im Violinſchlüſſel; nur bei wenigen der tiefſten Töne bringt man den Baßſchlüſſel in Anwendung. Da die für ein Tonſtück erforderliche Stimmung nicht aus der Notierung zu erkennen iſt, ſo wird ſie ausdrücklich angemerkt, z. B. Corno in F, C, B alto, B basso u. ſ. w. Das hohe C-Horn iſt das einzige, deſſen Tonhöhe mit der Notierung übereinkommt; alle übrigen klingen tiefer als die Notenſchrift. Diejenige vervollkommnete Form des Waldhorns, welche in der Kunſtmuſik bleibend zur Geltung gelangte, iſt um 1680 in Paris entſtanden.

Die Ventile, wodurch das einfache Waldhorn eben zum chromatiſchen oder Ventilhorn (corno cromatico) wird, ſind 1814 von Stölzel erfunden, und vermöge ihrer können alle Töne der chromatiſchen Skala offen, ohne Beihilfe des Stopfens, hervorgebracht werden, indem der Gebrauch eines oder mehrerer Ventile etwa ein F-Horn in ein E-, Es- oder D-Horn umwandelt und die Tonſtufen dieſer Stimmungen alsdann zur chromatiſchen Skala ſich ergänzen. Stölzel brachte zuerſt zwei Ventile an; C. A. Müller in Mainz fügte 1830 noch ein drittes hinzu. Läßt man die Ventile außer Thätigkeit, ſo verwandelt man das Ventilhorn wieder in ein einfaches Naturhorn. Die mittlern Hornſtimmungen ſind für Anwendung von Ventilen die geeignetſten, Ventilhörner in F die gebräuchlichſten, demnächſt in E und Es. Notiert wird auch für das Ventilhorn ſtets in C-dur. Unbeeinträchtigt bleibt der Klangcharakter des Naturhorns durch Anbringung von Ventilen freilich nicht, weshalb man den Naturhörnern, trotz der unvollkommenen Skala, noch jetzt mit Recht, den Vorzug vor den Ventilhörnern geben muß.

Horn (Kap), ſ. Hoorn.

Horn, Stadt im Fürſtentum Lippe, 9 km im SO. von Detmold, an der zur Weſer gehenden Wiembeke und am Lippeſchen Walde, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1872 E., welche hauptſächlich mit Ackerbau beſchäftigt ſind. Man vermutet, daß in dieſer Gegend die Hermannsſchlacht ſtattgefunden habe. Weſtlich befinden ſich die Exterſteine (ſ. d.).

Horn, Dorf im Gebiete der Freien Stadt Hamburg, 3 km im O. von dieſer, mit 2664 E., hauptſächlich bekannt durch das nahe gelegene Rauhe Haus (ſ. d.). Auch eine Baumwollſpinnerei befindet ſich daſelbſt. Auf den Gemeindeweiden finden die Wettrennen ſtatt.

Horn, Stadt im nordweſtl. Teile von Niederöſterreich, Station der Linie Wien-Budweis der Kaiſer Franz-Joſephbahn und der Zweigbahn Zellerndorf-H. der Öſterreichiſchen Nordweſtbahn, iſt Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2214 E., die ſich neben den ſtädtiſchen Gewerben zum größten Teil mit Feldbau und Viehzucht befaſſen. Die Stadt liegt in einer merkwürdigen Mulde des Granithochlandes, die weſtlich vom Manhartsberg begrenzt wird, hat ein intereſſantes Schloß der Grafen von Hoyos-Sprinzenſtein, eine alte Pfarrkirche mit der gräflich Puchheimſchen Familiengruft und vielen hiſtoriſch merkwürdigen Grabſteinen und ein Gymnaſium in dem ehemaligen Piariſtenkloſter, das gleichfalls eine Stiftung der Grafen Hoyos war und jetzt Landesanſtalt iſt. Während der prot. Bewegung im Lande war H. der Mittelpunkt der kirchlichen Agitation. Dort hatten die Proteſtanten eine höhere Schule, dort wurde 1580 die Viſitation der luth. Geiſtlichen des Landesteiles vorgenommen; dort verbanden ſich 1609 die prot. Stände zum offenen Widerſtand gegen die Regierung.

Horn (Eduard), ungar. Nationalökonom und Politiker, geb. 25. Sept. 1825 zu Vagujhely im ungar. Komitat Neutra von jüd. Eltern, wurde Rabbiner und begründete 1848 die deutſche Wochenſchrift «Der ungar. Israelit». Da er ſich 1848—49 an der ungar. Bewegung beteiligt hatte, ging er nach deren Unterdrückung nach Leipzig, ſpäter nach Brüſſel und 1855 nach Paris, wo er eine Anſtellung am «Journal des Débats» erhielt. Er kehrte 1869 nach Ungarn zurück, wurde im April 1875 zum Staatsſekretär im Miniſterium für Handel und Gewerbe ernannt, ſtarb aber ſchon 28. Okt. 1875. H. ſchrieb: «Arthur Görgei» (Lpz. 1850), «Spinozas Staatslehre» (Deſſau 1851; 2. Aufl. 1863), «Statiſt. Gemälde des Königreichs Belgien» (Deſſau 1853), «Bevölkerungswiſſenſchaftliche Studien aus Belgien» (Lpz. 1854) u. ſ. w.

Horn (Franz Chriſtoph), belletriſtiſcher Schriftſteller, geb. zu Braunſchweig 30. Juli 1781, beſuchte das dortige Carolinum, ſtudierte ſeit 1799 in Jena die Rechte und dann in Leipzig Philoſophie, Geſchichte und Äſthetik. Er wurde 1803 Lehrer am Gymnaſium zum Grauen Kloſter in Berlin, folgte 1805 dem Rufe als Lehrer an das Lyceum zu Bremen, wandte ſich aber 1809 wieder nach Berlin. Er ſtarb 19. Juli 1837 in Berlin. Seine Romane «Guiscardo» (Lpz. 1801; neue Aufl. 1817), «Die Dichter» (3 Bde., Berl. 1801; neue Aufl. 1817), «Kampf und Sieg» (Brem. 1811) und «Liebe und Ehe» (Berl. 1819), wie ſeine «Novellen» (2 Bde., Berl. 1819—20), unter welchen der «Ewige Jude» die meiſte Teilnahme fand, gerieten bald in Vergeſſenheit. Wertvoller ſind ſeine «Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Litteratur Deutſchlands von 1790 bis 1818» (Berl. 1819; 2. Aufl. 1821) und die «Geſchichte und Kritik der Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart» (4 Bde., Berl. 1822—29). Auch zur gerechtern Würdigung Shakſpeares trug er bei durch ſein umfangreiches Werk «Shakſpeares Schauſpiele» (5 Bde., Lpz. 1823—31). Eine willkürliche Deutungsſucht in der Weiſe der romantiſchen Schule, ſowie Breite des Raiſonnements haften an faſt allen Arbeiten H.s. G. Schwab und F. Förſter beſorgten eine Auswahl aus ſeinem Nachlaſſe unter dem Titel «Pſyche» (3 Bde., Lpz. 1841). Vgl. (Karoline Bernſtein) «Franz H., ein biographiſches Denkmal» (Lpz. 1839).

Horn (Guſtaf, Graf von), ſchwed. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, geb. 23. Okt. 1592 zu Örbyhus in Upland, ſtudierte zu Roſtock, Jena und Tübingen. Nachdem er unter Guſtav Adolf Kriegsdienſte genommen, eroberte er 1625 Dorpat, 1630 Kolberg und führte dann beim Vordringen Guſtav Adolfs gegen Frankfurt a. O. die eine Hälfte des ſchwed. Heers. In der Schlacht bei Breitenfeld befehligte er den linken Flügel; auch nahm er teil an der Schlacht am Lech. In der Schlacht bei Lützen erhielt er den Befehl, den geſchlagenen linken

Digitized by Google

Flügel des Feindes zu verfolgen, während der König an der Spitze des Stenbockschen Regiments der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen suchte. Nach Gustav Adolfs Tode unterstützte er die Pläne seines Schwiegervaters Oxenstjerna und vereinigte sich in Schwaben mit dem Herzog Bernhard von Weimar, der gegen seinen Rat 1634 die Schlacht von Nördlingen lieferte. In dieser gefangen genommen, wurde er erst 1642 gegen Johann von Werth ausgewechselt. Im J. 1644 führte er sodann dem General Torstenson wieder ein Heer zu Hilfe nach Schonen und nötigte die Dänen zum Frieden. Auch unter der Königin Christine und unter Karl X. stand er in großem Ansehen. Er war zuletzt Reichsmarschall, verwaltete Livland und Schonen als Statthalter und starb in Skara 10. Mai 1657.

Horn (Heinr. Mor.), Dichter und Novellist, geb. 14. Nov. 1814 zu Chemnitz, starb als Justizbeamter zu Zittau 24. Aug. 1874. Von ihm rühren die Dichtungen: «Die Pilgerfahrt der Rose» (Lpz. 1852; von Robert Schumann komponiert; 3. Aufl. 1863), «Die Lilie vom See» (Lpz. 1853), «Magdala» (Lpz. 1855), die Idylle «Die Dorfgroßmutter» (Lpz. 1856), «Der Köhler von Burg» (Lpz. 1857) und «Neue Dichtungen» (Prag 1858). Später wandte er sich der Novellistik zu und schrieb: «Auf dem Schloß und im Thal» (2 Bde., Lpz. 1858), «Erzählungen und Humoresken» (Zittau 1858), «Dämonen» (2 Bde., Lpz. 1862), «Der zerrissene Dreiklang» (2 Bde., Lpz. 1867) u. a.

Horn (Uffo Daniel), österr. Dramatiker, geb. 18. Mai 1817 zu Trautenau, studierte die Rechte zu Prag und Wien und dichtete gemeinschaftlich mit Gerle das von der Cottaschen Buchhandlung gekrönte Lustspiel «Die Vormundschaft» (Stuttg. 1836). Er lebte dann abwechselnd an verschiedenen Orten und machte 1850 den schlesw.-holstein. Feldzug mit, den er in der Schrift «Von Idstedt bis zu Ende» (Hamb. 1851) schilderte. Nach Trautenau zurückgekehrt, starb er daselbst 23. Mai 1860. Er veröffentlichte die Dramen: «Camões im Exil» (Wien 1839), «König Ottokar» (Prag 1846; 3. Aufl. 1850); mehrere andere blieben ungedruckt. Ferner gab er heraus die Novellen: «Böhmische Dörfer» (2 Bde., Lpz. 1847—50), «Aus drei Jahrhunderten» (Lpz. 1851; 2. Aufl. 1853), «Bunte Kiesel» (Prag 1859), endlich «Gedichte» (Lpz. 1847).

Horn (W. O. von), Pseudonym für Philipp Friedrich Wilhelm Oertel (s. d.).

Hornaken, s. Hornjaken.

Hornarbeiten, s. unter Horn (tierisches).

Hornauswuchs, Wucherungen am Wandhorn des Hufes bei Pferden. Öfteres Einfetten des H., sowie Bähen des kranken Hufteils in warmer, schleimiger Flüssigkeit, ein Beraspeln und Beschneiden der Wucherung, bei Meidung oder Beseitigung der Ursache, kann Hilfe bringen.

Hornbaum, auch Weißbuche, Haine, Hainbuche, Hagebuche (Carpinus *L.*), eine zur 21. Klasse des Linnéschen Systems, nach dem natürlichen System zur Familie der Näpfchenfrüchtler (Cupuliferae) gehörige Pflanzengattung. In Europa sind nur zwei Arten, wie der gemeine Hornbaum oder gemeine Weißbuche (C. Betulus *L.*) und der südländische Hornbaum (C. orientalis *Mill.*), vertreten. Der H. hat walzenförmige, sitzende männliche Kätzchen, deren Blüten bloß aus einem schuppenförmigen Deckblättchen und 12—24 Staubgefäßen bestehen. Die weiblichen Blüten werden durch einen unterständigen Fruchtknoten gebildet, der mit dem vier- bis achtzähnigen Saum der Blütenhülle und zwei fadenförmigen Narben gekrönt ist; in lockern, dünnen Kätzchen stehen immer je zwei beisammen, von denen jede an dem Grunde eines gestielten, dreispaltigen eckigen Deckblättchens steht, welches zur Fruchtzeit sich sehr vergrößert, blattartig wird und das riesige, dickschalige Nüßchen einseitig deckt. Die bekannteste Art der Gattung ist der in Laubwäldern weit verbreitete gemeine H., ein etwa 20—30 m hoch werdender Baum mit einem meist etwas gekrümmten, spannrückigen Schaft, dessen Rinde glatt, weißgrau, nur an ganz alten Stämmen entlängsrissig ist. Die Blätter sind eilänglich, zugespitzt, fast dreifach gesägt, querfaltig. Der H. trägt fast jährlich reichlichen Samen; die Reifezeit ist im Oktober, doch bleiben die Früchte oft den Winter über hängen. Keimung erfolgt erst im zweiten Frühjahr nach der Aussaat. Das Holz ist weiß, sehr hart, ungemein fest und zähe, wird von Tischlern, Drechslern und Stellmachern vielfach verarbeitet und nimmt eine schöne Politur an. Zur Herstellung gewisser Maschinenteile, wie Radkämme, Zapfenlager, Pochstempel ist es vorzüglich geeignet, ebenso zu Schuhmacherstiften; seine Dauer ist im Trockenen gut, im Feuchten ziemlich gering; auch ist es ausgezeichnetes Brennholz. Das Beschneiden verträgt der H. sehr gut, eignete sich deshalb zu den früher in Gärten beliebten, symmetrisch zugeschnittenen Heckenwänden. Auch jetzt verwendet man ihn gern zur Anlegung lebendiger Hecken.

Der H. hat einen etwas kleinern Verbreitungsbezirk als die Rotbuche. Er fehlt in Italien und Griechenland, überschreitet nicht die Pyrenäen. Dagegen ist er nach Nordosten weiter verbreitet als die Buche, denn er tritt in den litauischen Waldungen, wo letztere fehlt, noch zahlreich auf und geht tief nach Rußland hinein. Mehr ein Baum der Ebene und des Hügellandes als des Gebirges, steigt er weniger hoch als die Rotbuche, im Harz bis 400 m, im Bayrischen Wald bis 700 m, in den Vogesen bis 800 m, in den Schweizer Alpen 900—1100 m. An den Boden macht er ähnliche Ansprüche wie die Rotbuche, verträgt auch Beschattung wie diese. Die vorzügliche Ausschlagfähigkeit macht ihn besonders geeignet für Nieder- und Mittelwaldbetriebe, zu Kopfholz- und Schneidelholzbetrieb. Feinden und Gefahren ist der H. wenig ausgesetzt als andere Holzarten; er leidet selten von Frost, eher etwas von der Hitze. Insekten sind nicht zu fürchten, wenn er auch von einigen Käfern und Raupen gern angenommen wird. Krebs, Weißfäule, Gipfeldürre u. s. w. kommen an ihm vor.

Der in Südeuropa, in den Kaukasusländern bis nach Persien hin heimische südländische Hornbaum ist mehr Strauch als Baum, er hat kleinere, nicht zugespitzte Blätter, kleinere Früchte, verträgt übrigens den kältesten Winter. Zur Gattung Carpinus wurde früher auch die Hopfenbuche (s. d.) gerechnet.

Hornberg, Stadt im bad. Kreis Villingen, an der Gutach und an der Linie Offenburg-Singen der Badischen Staatsbahnen, hat eine höhere Bürgerschule, ein Bergschloß mit Hotel und Brauerei, Fabriken für Steingutwaren und Holzstoff, Baumwollweberei und Holzschnitzerei und zählt (1880) 2004 meist prot. E. Im schönen Gutachthale befinden

sich großartige Bauten der Schwarzwaldbahn, die von hier bis St. Georgen 38 Tunnel hat.

Hornblei, s. unter Blei (Verbindungen 7).

Hornblende oder Amphibol, ein aus Kieselsäure, Kalk, Magnesia und Eisenoxydul, auch wohl etwas Thonerde bestehendes und chemisch ein Bisilicat (wie der Augit) darstellendes halbdurchsichtiges bis undurchsichtiges Mineral, welches im monoklinen System mit einem prismatischen Spaltungswinkel von 124° 30′ krystallisiert, und grün, grau, schwarz, weiß in mehrern Nuancen gefärbt erscheint. Das Mineral findet sich in Krystallen, krystallinischen Massen, derb und eingesprengt und schmilzt vor dem Lötrohr unter Aufwallen zu schwarzem, grünlichbraunem und grünlichweißem Glase. Von Säuren wird es nicht oder nur äußerst wenig angegriffen. Die meisten Vorkommnisse der H. sind stark pleochroitisch. Man unterscheidet 1) Strahlstein oder Actinolith, der berg-, oliven-, öl-, lauch-, gras-, schwärzlichgrün, grünlichgrau und braun vorkommt und namentlich in den Talkschiefern und Chloritschiefern der Hochalpen lange platte Prismen, sowie krystallinische Massen mit verworrener, büscheliger, strahliger, faseriger und stängeliger Zusammensetzung bildet; auch auf gewissen Erzlagern. 2) Grammatit (s. d.); 3) eigentliche oder gemeine Hornblende, raben- und pechschwarz, bräunlichschwarz, schwärzlichgrün, bläulichgrün; die gemeine H. ist weit verbreitet und ein Gemengteil vieler Felsarten, wie Syenit, Diorit, Andesit, Hornblendegneis u. s. w. Für sich allein bildet sie den Hornblendefels und Hornblendeschiefer; accessorisch findet sie sich in Basalt, Lava, Melaphyr u. s. w. und in losen Krystallen in manchem vulkanischen Tuff. Der nelkenbraune Anthophyllit besitzt den Prismenwinkel und die chem. Zusammensetzung der H., gehört aber nach den optischen Untersuchungen nicht in das monokline, sondern in das rhombische System. Unter der Gruppe der H. begreift man außerdem noch einige andere, welche denselben prismatischen Spaltungswinkel und eine analoge chem. Zusammensetzung besitzen, so den eisenoxydhaltigen Arfvedsonit und den thonerdehaltigen Glaukophan, beide reich an Natron.

Hornblendefels und **Hornblendeschiefer** (Amphibolit und Amphibolschiefer) nennt man die im erstern Falle richtungslos struierten und körnig ausgebildeten, im letztern durch Parallellagerung der Gemengteile deutlich schieferigen Felsarten, welche ganz vorwiegend aus Hornblende von dunkelgrüner oder schwarzer Farbe bestehen. Mehr oder weniger reichlich ist aber in der Regel noch eine ganze Menge anderer Mineralien eingewachsen, welche sich bald schon dem bloßen Auge darbieten, bald nur unter dem Mikroskop erkannt werden. Diese Gesteine treten namentlich im Bereich des Gneis-, Glimmerschiefers, Chloritschiefers und Phyllits auf, worin sie untergeordnete, doch ihrerseits oft recht mächtige Lager, auch Stöcke bilden, wie z. B. im Fichtelgebirge, Erzgebirge, Böhmerwald, in den Tauern, sowie in Schottland und Norwegen.

Hornblendegesteine heißen, namentlich im Gegensatz zu Augitgesteinen, diejenigen Felsarten, in denen Hornblende als wesentlicher Gemengteil eine Rolle spielt; es gehören dazu, abgesehen von dem Hornblendefels und -Schiefer, der eigentliche Syenit und Diorit, der Hornblendegranit und Hornblendegneis, gewisse Porphyrite und Trachyte, der Hornblende-Andesit.

Hornblendegranit, s. unter Granit.

Hornbostel (Christian Georg), Industrieller, geb. zu Wien 15. Mai 1778, entstammte einer aus Hamburg in Wien eingewanderten Familie. H. hatte durch Reisen in Frankreich und Italien seine Kenntnisse erweitert, sich in Wien niedergelassen, dort sein privilegiertes Etablissement erweitert und zuerst die Maschinenweberei in Seidenstoffen dort eingeführt. An vielen gemeinnützigen Unternehmungen beteiligt, war H. auch einer der Gründer der Nationalbank (1816). Als er 6. Juni 1841 starb, hinterließ er sein großes Industrie-Etablissement den Söhnen Otto und Theodor.

Hornbostel (Theodor von), Sohn des vorigen, geb. 29. Okt. 1815, hatte sich auf dem Polytechnikum in Wien ausgebildet, war lange Zeit Sekretär und Vorstand des Niederösterreichischen Gewerbevereins, 1848 Mitglied des permanenten Bürgerausschusses und zog nach Frankfurt a. M. mit der Begrüßungsdeputation. Von Wien in die Paulskirche gewählt, verzichtete er auf das Mandat, trat im Juli 1848 in das Kabinett Doblhoff als Handelsminister und wurde von Reichenberg in den konstituierenden Reichstag als Deputierter gewählt. Die Oktoberrevolution machte seiner Thätigkeit als Minister ein Ende. Dem polit. Leben blieb H. fortan fern, desto eifriger war er in wirtschaftlicher Beziehung thätig. Von 1857 bis 1883 war H. Direktor der Kreditanstalt für Handel und Gewerbe und ebenso lange Verwaltungsrat der Elisabeth-Westbahn. Seit 1860 ist H. Ritter der Eisernen Krone.

Hornburg, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Halberstadt, 34 km im WNW. von Halberstadt, an der Grenze gegen Braunschweig, an der Ilse und unweit des Bruchgrabens, zählt (1880) 2454 meist prot. E., welche lebhaften Acker-, Garten- und Zuckerrübenbau, Viehzucht, auch Zuckerfabrikation betreiben.

Hornby (Geoffrey Thomas Phipps), brit. Admiral, geb. 1825, trat schon 1837 als Midshipman in die engl. Marine, wurde 1869 Kontreadmiral, 1875 Vizeadmiral. Bei Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs 1877 wurde er Befehlshaber der Mittelmeerflotte und stationierte sich bei den Prinzeninseln unweit von Konstantinopel. Im Febr. 1881 wurde er Präsident der königl. Marineschule zu Greenwich.

Hörnchen, Familie der Nagetiere, s. unter Eichhörnchen.

Horne (Richard Henry), engl. Dichter, geb. 1. Jan. 1803, wurde in dem Militärcollege in Sandhurst erzogen, trat dann in den Flottendienst der mexik. Republik und nahm an den Kämpfen derselben mit Spanien teil. Er bereiste dann die Vereinigten Staaten von Nordamerika und kehrte 1828 nach England zurück. Sein erstes bedeutendes Werk war die kritisch-satirische Schrift «Exposition of the false medium, and barriers excluding men of genius from the public» (1833), dem 1834 die allegorisch-satirische Dichtung «Spirits of peers and people; a national tragi-comedy» folgte. Im J. 1837 veröffentlichte er die Tragödie «Cosmo de Medici»; 1838 «The death of Marlowe», Tragödie in einem Akt; 1840 die Tragödie «Gregory VII.»; 1841 eine «History of Napoleon»; 1843 veröffentlichte er «Orion», episches Gedicht in drei Büchern; 1846 folgte ein Band «Ballad romances»; 1848 «Judas

Digitized by Google

Iscariot, a miracle play»; 1850 «The duchess of Amalfi», Tragödie; 1851 der Roman «The dreamer and the worker, a story of the present time» (2 Bde.). Im J. 1852 begleitete H. William Howitt nach Australien, wo er zum Anführer der melbourner Goldeskorte ernannt wurde und später die Ämter eines Kommissars der Kronländereien für die Goldfelder und eines Registrators der Bergwerke bekleidete. In Australien schrieb er die Werke «Australian facts and prospects» (Lond. 1859) und «Prometheus the fire-bringer, a lyrical drama» (Edinb. 1864). Im J. 1869 kehrte er nach England zurück. Seitdem erschien von ihm: «The great peace-maker, a submarine dialogue» (1872), «Bible-tragedies» (1881) und «Sithron, the star-stricken» (1883). Fast völlig erblindet starb er in Margate 13. März 1884.

Horne-Tooke (John), engl. Schriftsteller, geb. zu Westminster 25. Juni 1736, studierte Theologie und kaufte sich dann eine Pfründe in der Grafschaft Kent. Als Schriftsteller machte er sich 1765 zuerst dadurch bemerkbar, daß er für den Volksmann Wilkes gegen die Regierung in die Schranken trat. Infolge seiner Parteinahme für die im Kampfe mit England begriffenen Amerikaner wurde er 1777 zu einjährigem Gefängnis verurteilt. Eine polit. Flugschrift zog ihm 1794 die Anklage des Hochverrats zu, von der er aber freigesprochen ward. Im J. 1801 wurde er als Abgeordneter für Old-Sarum ins Parlament gewählt, seine Wahl indes für ungültig erklärt. Er starb 18. März 1812 zu Wimbledon. Unter seinen Schriften werden die geistvollen «Επεα πτερόεντα, or the diversions of Purley» (2 Bde., Lond. 1786—1805 u. öfter) hochgeschätzt. Vgl. Stephens, «Life of H.» (2 Bde., Lond. 1813). [mark.

Horneck (Ottokar v.), s. Ottokar von Steier-

Hörnen Siegfried, Gedicht aus dem Kreise der Nibelungensage; es bildet eine Ergänzung zum Nibelungenliede, indem es die ersten Thaten Siegfrieds ausführlich und abweichend erzählt. Siegfried, der durch das Fell eines von ihm getöteten Drachen eine unverwundbar machende Hornhaut erhalten, befreit die von einem Drachen gefangene Königstochter Kriemhild, indem er erst mit dem Riesen Kuperan, dann mit dem Drachen kämpft und beide besiegt. Der Grundlage nach wohl noch dem 13. Jahrh. angehörend, ist das Gedicht uns nur in Umarbeitung in Drucken des 16. Jahrh. erhalten (Nürnberg um 1545 u. s. w.; auch ins Niederdeutsche um 1545 übersetzt; neu gedruckt in von der Hagens und Primissers «Heldenbuch», Berl. 1825). Auf ihm beruht das Volksbuch «Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried u. s. w.» (Köln u. Nürnberg ohne Jahr), das sich fälschlich auf eine franz. Quelle beruft. Aus dem Volksbuch hat Hans Sachs seine «Tragödie vom Hörnen Siegfried» geschöpft.

Hornerz (Hornsilber, Silberhornerz, Kerargyrit, Chlorsilber) ist, wo es in größern Mengen vorkommt, eins der reichsten Silbererze; es kristallisiert regulär (wie auch die künstlich dargestellte Verbindung), namentlich im Rhombendodekaëder, erscheint aber meistens in Drusenhäuten und Krusten von gelblichgrauer oder lichtbräunlicher, auch bläulichgrauer Farbe, diamantartigem Fettglanz, großer Geschmeidigkeit (Härte 1 bis 1,5) und ist eigentümlich durchscheinend (daher der alte bergmännische Name). Spezifisches Gewicht = 5,55 bis 5,6. Chemisch ist es Chlorsilber, AgCl, mit 75,3 Silber und 24,7 Chlor, doch in der Regel durch Eisenoxyd, Thon und andere Stoffe verunreinigt. Es schmilzt sehr leicht und reduziert sich in der innern Flamme mit Soda rasch zu Silber; löslich in kochender Salzsole, von Säuren kaum angreifbar. Mit gediegenem Silber findet sich das H. hauptsächlich in den obern Teufen der Gänge, weshalb es denn auch auf dem Erzgebirge (Freiberg, Johanngeorgenstadt) im 16. Jahrh. in reichen Anbrüchen vorkam; auch in Kongsberg in Norwegen, Schlangenberg im Altai, in Nevada, Arizona, Idaho, Mexiko, Chile, Peru.

Hornes (Graf von), s. Hoorn.

Hornfels (frz. cornéenne), ein eigentümliches Kontaktgebilde, welches sich vielorts da zeigt, wo das Schiefer- oder Grauwackengebirge von Granit eruptionen durchbrochen wurde. Es hat sich hier selbst um den Granit durch Umwandlung des Thonschiefers aus diesem eine sehr feinkörnige oder dichte Masse mit splitterigem, zuweilen undeutlich muscheligem Bruch, von großer Härte und Zähigkeit, von grauer, bläulich- oder bräunlichgrauer Farbe herausgebildet, welche in der Regel nach außen in einen mit eigentümlichen Knötchen versehenen Glimmerschiefer, weiterhin in einen ebensolchen Thonschiefer verläuft, worauf dann erst in einer gewissen Entfernung von dem Granit, bis wohin die Umwandlung sich nicht mehr fortzusetzen vermochte, der gewöhnliche unveränderte Thonschiefer vorliegt. Der H., das Produkt der am meisten gesteigerten Metamorphose, besteht, wie erst die mikroskopische Untersuchung der scheinbar homogenen Masse ergibt, vorwiegend aus Quarz, Magneseaglimmer, Magneteisen, wozu sich oft in beträchtlicher Menge Andalusit gesellt. In chem. Hinsicht hat in diesen Kontakthöfen der Schiefer kaum eine erhebliche Veränderung erfahren, die Umwandlung hat sich also ohne Zufuhr oder Abfuhr von Stoffen vollzogen. Solche Zonen von H. erscheinen z. B. ausgezeichnet um die Granite des Ramberg im Harz, von Kirchberg im Erzgebirge, des Heubergs im östl. Thüringen, von Barr-Andlau und Steinwald in den Vogesen, von Wicklow in Irland u. s. w.

Hornfessel, der Riemen, an dem das Jagdhorn über der Achsel getragen wird. Es ist in der Regel von Leder in Form eines Bandeliers; bei den Gala-Uniformen ist es aus Goldtressen in reicher Passementierarbeit angefertigt.

Hornfischbein, auch Indianisches Fischbein genannt, ein aus Büffelhörnern hergestelltes als wohlfeiler Ersatz des echten Fischbeins dienendes Fabrikat.

Hornfische (Balistidae), eine Unterfamilie der Plektognathen (s. d.), mit seitlich zusammengedrücktem, von festen rautenförmigen Schildern bedecktem oder durch eingelagerte Hautkörner rauhem Körper, mit fehlender oder nur durch einen Stachel angedeuteter Bauchflosse. Diese meist lebhaft gefärbten Fische, von denen man gegen 100 Arten kennt, werden selten über 60 cm lang, bewohnen hauptsächlich die tropischen Gewässer (nur zwei Arten sind europäisch), ernähren sich von harten Mollusken, die sie mittels ihres starken, in jedem Kiefer aus acht schneidezahnähnlichen Zähnen bestehenden Gebisses zermalmen, wodurch sie der Perlfischerei höchst schädlich werden. Einige Arten geben einen grunzenden Ton von sich. — Mit dem Namen H. wird bisweilen auch der Schwertfisch bezeichnet.

Digitized by Google

Hornfrosch (Rana s. Ceratophrys cornuta), ein etwa 20 cm langer brasil. Frosch, dessen oberes Augenlid in eine Hornspitze ausgezogen ist.

Horngewebe (Tela cornea) sind stets Produkte des obern Keimblattes; sie sind hart, trocken und oft sehr elastisch. Als ihre chem. Grundlage ist ein besonders umgewandelter Eiweißstoff, das Keratin, anzusehen. Da die H. stets nur eine Bedeutung als Schutzgebilde haben, so empfinden sie nicht, haben keine eigene Bewegung und ermangeln der Blutgefäße und Nerven, haben aber von allen Geweben das höchste Regenerationsvermögen. (S. unter Regeneration.) H. sind namentlich bei Wirbeltieren weit verbreitet und finden sich als Haare, Borsten, Stacheln, Schuppen, Schilder, Überzüge von Schnäbeln, Hörnern, Geweihen, als Barten im Maul der Walfische u. s. w. (Weiteres s. unter Körperbedeckung der Tiere.)

Hornhaut, s. unter Auge, Bd. II, S. 197b.

Hornhautflecke (des Auges) sind die nach Wunden, Geschwürsbildungen und Entzündungen der Hornhaut zurückbleibenden Narben und Trübungen des Hornhautgewebes, die entweder die ganze Hornhaut überziehen oder nur einen Teil derselben einnehmen, vollständig dicht und undurchsichtig oder mehr oder weniger durchscheinend sein können und je nach ihrer Größe und Sättigung, insbesondere nach ihrer Lage im Verhältnis zur Pupille die Sehkraft mehr oder minder beeinträchtigen, namentlich dann, wenn sich gleichzeitig eine unregelmäßige Krümmung der Hornhautoberfläche ausgebildet hat (unregelmäßiger Astigmatismus). Bis zu einem gewissen Grade sind die H., besonders im Kindesalter, einer Rückbildung fähig und somit einer Behandlung zugänglich. Bei den stationären H. läßt sich häufig durch pupillenerweiternde Mittel oder künstliche Pupillenbildung eine erhebliche Besserung des Gesichts erzielen.

Hornhechte (Belone), ein Geschlecht der Scomberesociden, dessen zu einem Schnabel verlängerte Kiefern mit langen, kegelförmigen Zähnen versehen sind. Die Gräten der H. sind merkwürdigerweise grün und es rührt daher ein ziemlich allgemeines Vorurteil gegen diese, in allen europ. Meeren häufigen Fische als Nahrungsmittel.

Hornheim, Privatirrenanstalt bei Kiel.

Hornig (eigentlich Hórnik, Michael), wend. Philolog und Schriftsteller, geb. 1. Sept. 1833 zu Räckelwitz (sächs. Oberlausitz), studierte in Prag Theologie sowie slaw. Sprachwissenschaft, ward 1856 kathol. Geistlicher in Bautzen und ist seit 1871 Pfarrer daselbst. Seine zahlreichen Arbeiten über das ältere heimatliche Schrifttum, über die Schriftsprache und Orthographie, auch Volksliedersammlungen sind besonders im «Casopis» (Zeitschrift) der Wendischen litterarischen Gesellschaft (Macica) in Bautzen gedruckt, dessen Redacteur er auch seit 1868 ist. Ferner war er neben Pfuhl und Seiler Bearbeiter des «Wend. Wörterbuchs» (Bautzen 1866), verfaßte mit dem Polen Wilh. Boguslawski eine «Geschichte des wend. Volkes» («Historija serbskeho naroda», Bautzen 1884), gründete 1863 für seine kathol. Landsleute den Bücherverein «Cyrill und Method», schrieb Volks- und Schulbücher, redigierte einige Jahre die Zeitschriften «Łužičan» und «Katholski Posol» («Kathol. Bote»).

Hornisgrinde oder Hornisgründ, in Württemberg Katzenkopf genannt, der 1166 m hohe höchste Gipfel des nördl. Schwarzwaldes, in 48° 36′ 30″ nördl. Br., auf der Grenze von Baden und Württemberg, wo die zur Murg gehende Biberach entspringt, mit einem Signalturm, gewährt eine weite Aussicht. Südlich von der H. liegt der Mummelsee.

Hornisieren (des Kautschuks), s. u. Gummiwarenfabrikation.

Horniſſe (Vespa Crabro) nennt man eine Art der Wespen, welche sich schon durch ihre Größe auszeichnet, indem sie 30—35 mm lang ist. Die Fühler, Schildchen und Kopf sind braunrot, der Thorax nur am Vorderrande und in der Mitte, der Hinterleib am Grunde braunrot, die letzten Hinterleibringe gelb, am Vorderrande schwarz mit zwei bis drei nach hinten auslaufenden Punkten. Die H., welche ihr papierartiges, aus zerschrotenen Holzsplittern zusammengeleimtes Nest in hohlen Bäumen und in Mauern anlegen, können mit ihrem Giftstachel sehr heftig verwunden und eine sehr bedeutende Geschwulst erregen, gegen welche man Salmiakgeist, geriebene Kartoffeln, Baumöl oder Bleiessig anwendet. Sie schaden jungen Baumpflanzungen, besonders Eschen, durch Abnagen der Rinde, verzehren aber auch andere Insekten und saugen reife Weinbeeren aus. Man vertilgt sie am besten durch Ausschwefeln der Nester am frühen Morgen, bevor die H. ausgeflogen sind.

Horniſſenschwärmer, s. Glasschwärmer.

Hornist, bei den Fußtruppen zu den Spielleuten gehörig, hat die Aufgabe, auf dem Signalhorn die vorgeschriebenen Signale zu blasen, ähnlich wie der Trompeter bei den berittenen Waffen die Trompetensignale zu geben hat.

Hornjaken oder Hornaken, die slowak. Bewohner der Gebirgslandschaften im nordwestl. Ungarn, welche als Kesselflicker, Drahtstricker u. s. w. umherwandern.

Hornklee, s. unter Lotos.

Hornkluft, eine quere, von rechts nach links die Hufwand durchsetzende Zusammenhangstrennung des Horns. Die Hornklüfte sind gut zu reinigen, mit Schwefeläther zu entfetten und mit künstlichem Hufhorn auszufüllen. In die gesunde Wand unter der Hornkluft darf ein Hufeisennagel nicht eingeschlagen werden.

Hornkraut, s. Cerastium.

Hörnli (das), ein Nagelfluhberg im nördlichen, zwischen der Töß und der Thur ausgebreiteten Vorlande der Thur-Alpen (s. Alpen, 23), erhebt sich 5 km östlich von der Station Bauma der Tößthalbahn im schweiz. Kanton Zürich, dicht an der Grenze von Thurgau und St. Gallen, als bewaldete, teilweise felsige Kuppe zu 1136 m über dem Meere und wird seiner weiten Fernsicht wegen sowohl vom Toggenburg, wie vom Tößthal aus nicht selten bestiegen.

Hornmehl, s. unter Hornspäne.

Hornpipe (engl., spr. -peip, Hornpfeife), ein besonders in Wales gebräuchliches Holzinstrument, das wie eine Pfeife geschnitten ist, Grifflöcher und ein Horn an jedem Ende hat. Das eine Horn dient als Mundstück, das andere bildet die Mündung. Auch der nach dieser Pfeife (oder dem Dudelsack) mit Hut und Rock getanzte engl. Nationaltanz heißt H. (frz. Matelotte).

Hornrachen (Eurylaemidae) bilden eine buntgezeichnete Unterfamilie der Kuckucksvögel (nach Sclater und Wallace der Singvögel), mit flachem, aber breitem, tiefgespaltenem Schnabel, mittellangen Flügeln, an denen die dritte bis fünfte Schwinge am längsten sind. Von diesen lebhaften,

Digitized by Google

insektenfressenden Vögeln kennt man neun Arten, die sich auf sechs Gattungen verteilen und nur südlich von den Abhängen des Himalaja durch Hinterindien bis Sumatra, Borneo und Java vorkommen.

Hornrochen, s. unter Rochen.

Hornsch., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hornschuch (s. d.).

Hornschicht (der Oberhaut), s. unter Haut.

Hornschuch (Christian Friedr.), Botaniker, geb. 21. Aug. 1793 zu Rodach im Herzogtum Sachsen-Coburg, gest. als ord. Professor der Naturgeschichte und Botanik in Greifswald 25. Dez. 1850, gab namentlich mit Sturm und Nees von Esenbeck die «Bryologia Germanica» (2 Bde., Nürnb. 1823—31) heraus.

Hornschwämme (Ceratospongiae), eine Familie der Schwämme, ausgezeichnet durch ein horniges Skelett, das, und bisweilen in sehr hohem Grade, iodhaltig ist und von besondern wandernden Zellen (den sog. Spongioblasten) gebildet wird. H. sind namentlich in den tropischen Meeren sehr häufig, nach den kältern Regionen hin werden sie seltener und seltener; die meisten leben in nur geringen Tiefen. Manche haben die Gewohnheit, durch aufgenommene Fremdkörper (Sand, Muschelfragmente, Nadeln anderer Schwämme u. s. w.) ihre Skelettfasern zu verstärken, bis zu dem Grade oft, daß die eigentliche Hornfaser nahezu ganz verdrängt und ihre Stelle fast ausschließlich von jenen Fremdkörpern eingenommen wird. Zu dieser Gruppe gehört auch der Badeschwamm (s. d.).

Hornsilber oder Chlorsilber nennt man die Verbindung von Chlor mit Silber, die in der Natur als Hornerz (s. d.) vorkommt, künstlich aber sich leicht darstellen läßt, indem man eine Kochsalzauflösung mit einer Auflösung von salpetersaurem Silberoxyd versetzt, wo es in unauflöslichem Zustande niederfällt. (S. unter Silber [-Verbindungen].)

Hornspalten sind Längszusammenhangstrennungen der Hornwand des Pferdehufs, sie gehen also in der Wand von oben nach unten oder umgekehrt und sind nur zu heilen, wenn die getrennten Wandteile festgestellt werden, was einerseits durch Ausfüllen der Spalten mit künstlichem Hufhorn geschehen kann, andererseits durch Einlegen einer Agraffe, oder durch Aufschrauben eines eisernen Plättchens, sodaß die Ränder der getrennten Wandteile aneinander festgehalten werden. Unerläßliche Bedingung für Heilung der H. ist, daß der kranke Huf mit einem Eisen versehen ist, das unter dem geschädigten Wandteil den Tragrand nicht berührt; der kranke Wandteil ist sorgfältig vor dem Eisendruck und vor dem Druck der Kappen des Eisens zu bewahren.

Hornspäne, wegen ihres reichen Stickstoffgehalts (14—16 Proz.) gleich andern hornartigen Geweben, wie Haare, Wollabgänge, Federn u. s. w., zur Zeit ihrer Zersetzung ein sehr kräftig wirkendes Düngmittel sowohl für Kulturen des freien Landes als für Pflanzen in Töpfen. Vor dem Gebrauch sind die gröbern Stücken durch Anwendung von Sieben von den feinern zu scheiden. Letztere treten bei ausreichender Bodenfeuchtigkeit bald in Wirksamkeit, während jene zur Zersetzung längere Zeit gebrauchen und, zu spät in den Boden gebracht, für die Pflanzen von geringem oder gar keinem Nutzen sind. Vorteilhaft ist es, die Zersetzung der letztern durch Vermischung mit Dungererde im Herbst, durch Umstechen des Haufens im Winter und Begießen zu beschleunigen. Im Frühjahr ist die Ammoniakbildung im vollen Gange und die Erde muß sofort zur Verwendung kommen. Das jetzt im Handel befindliche Hornmehl (durch Stoßen oder Mahlen pulverisiertes Horn) ist den H. vorzuziehen; man vermischt geringe Mengen davon mit der Erde für Topfpflanzen.

Hornspitzen, s. unter Horn (tierisches).

Hornstein ist dichter mikroskopisch-feinkrystallinischer Quarz, der sich meist derb, selten in Pseudomorphosen, z. B. nach Kalkspat- und Flußspatform, auch tropfsteinartig in Geschieben, großen Kugeln mit schaliger Absonderung, als besondere Lagen und als Versteinerungsmittel findet und splitterigen oder muscheligen Bruch, graue, gelbe, rote, braune, grüne Farben, sowie zuweilen gefleckte, gestreifte oder gewölkte Zeichnungen besitzt. Vor dem Lötrohr ist er unschmelzbar, auch gibt er am Stahl stark Funken. Eine Abänderung desselben ist der Holzstein, ein Verkieselungsmaterial von Hölzern, welches oft noch sehr ausgezeichnet die vegetabilische Struktur zeigt (am Kyffhäuser, Gegend von Chemnitz). Manche H. nehmen eine schöne Politur an und werden wie Achat verarbeitet.

Hornung, Monatsname, s. Februar.

Hornviper (Cerastes cornutus), eine höchst giftige Schlange aus der Familie der Ottern, von etwa 60 cm Länge, mit einem hornartigen Hautanhang oberhalb jedes Augenlids. Die H. ist im nordöstlichen Afrika häufig, war den Alten sehr wohl bekannt und wurde von den alten Ägyptern öfters dargestellt.

Hornwerk (Befestigungskunst) gehört zu äußern Werken (s. unter Außenwerke) und besteht aus einer bastionierten Front, an deren Facen sich unter spitzen Winkeln je eine Anschlußlinie nach rückwärts ansetzt. In der ältern Befestigungsweise diente das H. häufig als Brückenkopf. (S. Festungsbau.)

Horodenka, Stadt in Ostgalizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit (1880) 10014 E., meist Ruthenen, liegt auf welligem Boden an einem Zuflusse des Dnjester und hat lebhaften und bedeutenden Verkehr. Unter den bedeutendern Industriewerken ist eine Kerzen- und Seifenfabrik und eine Dampfmühle zu nennen. In der Nähe sind Heilquellen.

Horographie oder Horologiographie, Anweisung, Uhren (besonders Wasser- und Sonnenuhren) richtig zu verfertigen und anzubringen.

Horologisch, Uhren betreffend.

Horologium (lat.), Stundenzeiger, Uhr; in der griech.-kath. Kirche ein Buch, welches die Stundengebete oder Horen enthält.

Horometer, Stundenmesser.

Horopter (grch.) oder Sehkreis, s. unter Auge, Bd. II, S. 200.

Horos Apollon, soviel wie Horapollon, s. unter [Horus.

Horoskop, s. Nativität.

Hoŕowitz (Hořovice), Stadt im westl. Böhmen, an einem Seitenbache der Beraun und an der Linie Furth-Prag der Böhmischen Westbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 3418 E. czech. Zunge, welche neben den städtischen Gewerben Feldwirtschaft betreiben, eine Emailgeschirrfabrik, eine Zündhölzchenfabrik und eine amerik. Kunstmühle unterhalten. Das bedeutende Gutsgebiet, zu welchem H. gehörte, ist jetzt Eigentum des Fürsten von Hanau. Die Stadt-

Digitized by Google

rechte erwarb der Ort zu Anfang des 14. Jahrh.; die Burg aber, deren Reste erneuert und zu Wohnungen eingerichtet sind, wird schon im 13. Jahrh. als Sitz der Herren von Hořowitz bezeichnet. Das neue Schloß, 1737 vom Grafen Norbert Wrbna im Zopfstile erbaut, hat ein sehenswertes Stiegenhaus und ausgedehnte Gartenanlagen.

Horrend (lat.), grauenerregend, schrecklich.

Horreur (frz.), Schauder, Abscheu, auch etwas Abscheuliches, Greuel; horrible (horribel), schauderhaft, schrecklich.

Horribile dictu (lat.), furchtbar zu sagen.

Horribile visu (lat.), schrecklich anzusehen.

Horribilicribrifax, Titel und Hauptperson eines dem «Miles gloriosus» des Plautus nachgebildeten Lustspiels von Andreas Gryphius; auch soviel wie großsprecherischer Maulheld, Bramarbas.

Horrid (lat.), starrend, rauh, struppig; graus, schauerlich; davon das Substantiv Horriditât.

Horrocks (Jeremiah), Astronom, geb. 1619 zu Toxteth bei Liverpool, starb bereits im Alter von 22 J. in seinem Geburtsort 3. Jan. 1641. Er war der erste, welcher einen Venusvorübergang beobachtete, wenngleich die Bedeutung solcher Phänomene für die Ermittelung der Sonnenparallaxe erst beträchtlich später durch Halley hervorgehoben wurde.

Hörrohr, s. unter Hörmaschinen und Hörrohre.

Horror (lat.), Abscheu, Schauder, Entsetzen.

Horror vacui (lat., d. i. Scheu vor der Leere), s. unter Leere.

Horsa, s. Hengist und Horsa.

Horschelt (Theodor), Genre- und Schlachtenmaler, geb. 16. März 1829 in München, bildete sich bei Anschütz, bei Albrecht und Franz Adams; sein eigentliches Studium galt jedoch der Natur. Ein durchgearbeitetes Werk war sein Wildschütz (1850), 1854 unternahm er mit Hackländer und dem Baurat Leins eine Reise nach Spanien, die H. dann über Algier allein fortsetzte. Eine Frucht dieser Reise waren: die Araber in der Wüste und das Lager bei Algier. In den J. 1858—63 nahm er als russ. Volontär an dem Krieg im Kaukasus teil. Nach München zurückgekehrt, verarbeitete er die empfangenen Reiseeindrücke in einer Reihe geistreicher Genrebilder, Schlacht- und Volksdarstellungen. Besonders ausgezeichnet waren die Ölbilder: Gefangennehmung Schamyls und die Eroberung des Berges Gunib. Noch vorzüglicher gelangen ihm die zahlreichen Kreidezeichnungen, welche gleichzeitig in photographischer Reproduktion erschienen. H. starb 3. April 1871 in München.

Hors de combat (frz.), kampfunfähig.

Hors d'œuvre (frz.), Bei-, Nebenwerk; Nebengericht (nach der Suppe), Anbau, vorspringender Teil eines Gebäudes.

Horse-Guards heißt das dritte Regiment der brit. Garde-(Household)Kavallerie, welches wegen der im brit. Heere ungewöhnlichen (blauen) Farbe seiner Röcke gewöhnlich the Blues, auch Royal Blues oder Oxford Blues genannt wird. Das Regiment wurde im Herbst 1660 errichtet und ist das älteste der bestehenden Kavallerieregimenter Großbritanniens (s. d.), ein Kürassierregiment in Stärke von 27 Offizieren, 64 Unteroffizieren und Trompetern, 343 Reitern, dessen Oberstinhaber (Full Colonel) Peer sein muß und bei festlichen Gelegenheiten das Gold-stick (Goldstab) führt, d. h. die Befehle des Königs für die Truppen entgegennimmt. Das Regiment wird durch einen Oberstlieutenant befehligt, dem ein zweiter Oberstlieutenant und ein Stab zur Seite steht, und darf bestimmungsmäßig nicht zum Kolonialdienst herangezogen werden; doch hat eine Schwadron 1882 unter Lord Wolseley am ägypt. Feldzuge teilgenommen. Die Uniform besteht aus blauem Rock, Beinkleid und Mantel, Metallhelm, Reitstiefel, Stulphandschuhen (zur Gala weißlederne Beinkleider und hohe Stiefel), die Bewaffnung aus dem Säbel in Stahlscheide nebst dem Henry-Martini-Karabiner; der Küraß ist aus Stahl gefertigt. Das Regiment zeichnete sich 1815 in der Schlacht bei Waterloo hervorragend aus. H. nennt man gemeiniglich auch das Oberkommando des brit. Heeres, da bis zur Reorganisation des brit. Kriegsministeriums die Bureaus des Oberbefehlshabers in unmittelbarer Nähe des vorbeschriebenen Regiments untergebracht waren.

Hörsel, der stärkste Zufluß der Werra, in Thüringen, entspringt als Kleine Leina über Finsterbergen, empfängt aus dem Grunde von Friedrichroda das Schilfwasser, heißt vom Dorfe Leina an Leina und nimmt bei dem gothaischen Pfarrdorf Hörselgau, wo das aus dem Thale von Reinhardsbrunn herkommende Badewasser zuströmt, den Namen H. an. Die H. begleitet in einem reizenden Thal den nordwestl. Abhang des Thüringerwaldes und empfängt aus demselben unter andern die Laucha, Emse, den Erbstrom mit dem Thalwasser und unterhalb Eisenach die gleichstarke Nesse, mit welcher sich der Leinakanal vorher vereinigt. Hörselberge heißt ein 406 m hoher Höhenzug kahler schroffer Muschelkalkberge, welcher sich östlich von Eisenach nach dem Herzogtum Gotha, und zwar bis zum Dorfe Sättelstedt an der H. wie eine lange Mauer hinzieht. Der Große Hörselberg, 467 m hoch, am rechten Ufer der H. aufsteigend, ein ausgezeichneter Punkt dieses Zugs, dacht sich gegen N. sanft ab, gegen S. ist er aber in schroffen, abenteuerlichen Formen abgekantet. Sein Gipfel, gerade dem Inselberge und dem Thale der Emse nördlich gegenüber, gewährt einen schönen Blick auf den Thüringerwald. Der originell geformte, dazu kahle, öde Berg ist zugleich auch ein Sagenmittelpunkt. Aus einer Kalkspalte, dem Hörselloch, wollte der Volksglaube wimmernde Stimmen aus dem Fegfeuer vernehmen. Andere vernahmen Liederstimmen und Mädchengekicher, und man hielt deshalb das Innere des Bergs für die Residenz der Frau Venus, der bestrickenden Zauberin des Mittelalters. (S. Venusberg.) Vom Hörselberge beginnt auch die Wilde Jagd (s. d.), die im Schwarzwald wiederkehrt, und in ihm verschwand Tannhäuser (s. d.). Am 26. Okt. 1813 fand am Hörselberge ein Gefecht zwischen den Preußen und Franzosen statt, worauf General York Eisenach besetzte.

Horsens, Stadt im dän. Amte Aarhuus, auf der Ostküste Jütlands, am Horsensfjord und an der Linie Vamdrup-Frederikshaven der Dänischen Staatsbahnen, zählt (1880) 12651 E., welche Webereien, Eisengießereien und Maschinenwerkstätten, Schiffswerfte, Holzwarenfabriken und Kalkbrennereien unterhalten. Dicht an der Stadt liegt eins der größten dän. Strafgefängnisse.

Horsf., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Horsfield (Thomas), geb. um 1773; er lebte lange Zeit in Java, veröffentlichte, 1817 nach England zurückgekehrt: «Zoological researches in Java and the neighbouring islands» (1821—24)

Digitized by Google

und «Plantae Javanicae rariores» (1838—52), und starb 1859.

Horsford (Ebenezar Norton), amerik. Chemiker, geb. 27. Juli 1818 zu Moscow im Staate Neuyork, studierte seit 1844 in Gießen, wo ihm durch Liebig das Interesse für agrikulturchem. und physiologischchem. Gegenstände erweckt wurde. Nach Amerika zurückgekehrt, erhielt er 1846 die Professur für Chemie an der Harvard-Universität zu Cambridge bei Boston. Von seinen für Liebigs «Annalen» gelieferten Arbeiten sind zu nennen: «Über den Wert verschiedener vegetabilischer Nahrungsmittel, hergeleitet aus ihrem Stickstoffgehalt» (1846), «Analyse der Asche von Trifolium pratense» (1846), «Über den Ammoniakgehalt der Gletscher» (1846), «Über den Ammoniakgehalt der Atmosphäre» (1850). Im J. 1856 erfand er das aus saurem phosphorsaurem Kalk und doppeltkohlensaurem Natron bereitete Backpulver (s. d.). H. begründete einen neuen Industriezweig, die Kondensation der Milch; während des Secessionistenkriegs erwarb er sich große Verdienste durch die Verproviantierung der Unionsarmee, basiert auf wissenschaftlicher Grundlage.

Horsham, Stadt in der engl. Grafschaft Sussex, 32 km im NW. von Lewes, bei den Quellen des Arun, an der Eisenbahn Tumbridge-Wells-Petersfield, mit (1881) 9552 E., welche Handel mit Getreide und Geflügel treiben.

Horsky (Franz, Ritter von Horskysfeld), Landwirt, geb. 29. Sept. 1801 zu Bilin, besuchte das landwirtschaftliche Institut in Krumau und stand von 1821 bis 1855 in verschiedenen Stellungen, zuletzt in derjenigen eines Wirtschaftsdirektors, im Dienste des Fürsten Joh. Adolf Schwarzenberg. Im J. 1860 pachtete er Schloß und Meierei Mühlhausen und kaufte 1862 die Herrschaft Kolin, 1868 das Gut Welmschloß und 1871 das Gut Saar. Während dieser Zeit wirkte H., abgesehen davon, daß er Kolin zu einer Musterwirtschaft gestaltete, namentlich in hohem Maße verdienstvoll als Reorganisator der bäuerlichen Wirtschaften, zu welchem Zwecke er auch seine «Feldpredigten» hielt. Zu erwähnen ist auch seine vielfach befolgte Methode der Düngerbehandlung, welche darin besteht, daß der Dünger mehrere Monate im Stalle unter den Tieren liegen bleibt, wodurch eine ausgezeichnete Konservierung desselben bewirkt wird und Jauchegrube sowie Düngerstätte überflüssig sind. H. starb 6. April 1877 in Kolin. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Die Fruchtwechselwirtschaft» (1845), «Die vervollkommnete Drillkultur der Feldfrüchte» (Prag 1851), «Landwirtschaftliche Feldpredigten» (1.—6. Heft, Prag 1863—66), «Mein Streben, Wirken, meine Resultate nebst praktischen Ratschlägen» (Prag 1874).

Horsley (John Callcott), engl. Maler, geb. zu Brompton 29. Jan. 1817, ein Schüler der Londoner Akademie, betrat anfangs den Weg der religiösen und Historienmalerei, widmete sich dann aber dem Genre. Im engl. Oberhaus gibt ein Bild der Religion Zeugnis von seinem damaligen, noch ziemlich unsichern Streben, aber auch als Genremaler hat er manches hervorgebracht, das mehr durch Komposition und Farbenreiz, als durch tiefern Gehalt Beifall errang. Einiges besitzt das South-Kensington-Museum sowie die Nationalgalerie, so der Virtuos und der Kanarienvogel, der Stolz des Dorfs, der verlorene Sohn.

Horsman (Edward), engl. Politiker, geb. 1807 in Stirling, besuchte die Schule in Rugby, trat 1832 in den schott. Advokatenstand, wurde 1835 als liberaler Kandidat für Cockermouth, 1853 für Stroud ins Unterhaus gewählt, bekleidete 1841 in Lord Melbournes Ministerium auf kurze Zeit den Posten eines jüngern Lords der Schatzkammer, und von 1855 bis 1857 in Palmerstons erstem Ministerium das Oberstaatssekretariat für Irland. Später machte er Opposition gegen die Reformbill des Ministeriums Russell-Gladstone (1866), gegen welche H. in Gemeinschaft mit Lowe die Fraktion der Adullamiten bildete, deren Abfall besonders zur Niederlage der Bill beitrug. Er starb 30. Nov. 1876.

Horst, eigentlich soviel wie Strauchwerk, dann das aus Reisern gebaute Nest der Raubvögel.

Horst (Jul. Jos. Joachim Ludw., Freiherr von), österr. Generalmajor und Minister, geb. zu Hermannstadt in Siebenbürgen 12. April 1830, trat 1844 als Kadett in die österr. Armee und wurde 1846 Offizier. Nach dem Deutschen Kriege von 1866 legte H. in einer Denkschrift ausführlich die Notwendigkeit dar, die Wehrkraft Österreichs durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und des preuß. Landwehrsystems mit den durch die besondern Verhältnisse des Kaiserstaats gebotenen Abänderungen zu erhöhen, und wurde im Herbst 1866 in die Organisationskommission nach Wien, später auch in den Marschallsrat berufen. Der im J. 1868 zum Reichskriegsminister ernannte Freiherr von Kuhn beauftragte H. mit der Ausarbeitung und später auch mit der parlamentarischen Vertretung der auf die Heeresorganisation bezüglichen Gesetzentwürfe. Nach dem Sturze des Ministeriums Graf Hohenwart wurde H. am 25. Nov. 1871 zum Obersten in der Landwehr befördert und mit der Leitung des Ministeriums für die Landesverteidigung der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder betraut; im März 1872 erfolgte seine Ernennung zum Minister, 1873 zum Wirkl. Geheimrat, 1877 seine Erhebung in den Freiherrenstand und 1878 die Beförderung zum Generalmajor. Als 1879 Graf Taaffe die Leitung des Ministeriums übernahm, blieb H. Minister für die Landesverteidigung, zunächst mit der Aufgabe, die zehnjährige Verlängerung des Wehrgesetzes durchzusetzen, was ihm auch nach einem außerordentlich heftigen parlamentarischen Kampfe gelang. Am 25. Juni 1880 legte H. sein Amt nieder und verzichtete gleichzeitig auf sein Mandat im Reichsrate, dem er seit 1873 angehört hatte. Seitdem lebt H. zu Graz in Steiermark.

Horst (Ulrich Angelbert, Freiherr von der), schleswig-holstein. General, geb. 16. Nov. 1793, trat jung in die preuß. Armee ein, nahm unter York 1812 an dem russ. Feldzug teil, trat 1813 in die Russisch-Deutsche Legion, aus welcher er nach dem ersten Pariser Frieden 1814 wieder in preuß. Dienste übernommen wurde und im Blücherschen Heere 1815 bei Ligny mit Auszeichnung kämpfte. Im J. 1846 war H. bei der Unterdrückung des poln. Aufstandes Mierosławskis thätig, schied 1847 aus dem aktiven Dienste und trat 1850 als Generalmajor in das schleswig-holstein. Heer. H. befehligte zunächst das Jägerkorps, später die 3. Infanteriebrigade, welche er 25. Juli in der Schlacht bei Idstedt mit Auszeichnung führte, ohne jedoch das Schicksal des Tags wenden zu können. Die Statthalterschaft übertrug H. 8. Dez. 1850 an Stelle Willisens den Oberbefehl über das schleswig-holstein. Heer; doch waren die Verhältnisse bereits so ungünstig, daß militärische Erfolge von Bedeutung nicht mehr zu erreichen

Digitized by Google

waren. Als das Heer der Herzogtümer 1851 aufgelöſt wurde, zog ſich H. nach Hamburg zurück. Er ſtarb zu Charlottenburg bei Berlin 9. Mai 1867.

Horſtgraben, Kleiner Hauptkanal oder Frieſacker Kanal, ſ. unter Hauptgraben.

Horſtmar, Stadt in der preuß. Provinz Weſtfalen, Regierungsbezirk Münſter, Kreis Steinfurt, 8 km von Burgſteinfurt, am ſüdöſtl. Fuße der Schöppinger Berge, Station der Linie Oberhauſen-Quakenbrück der Preußiſchen Staatsbahnen, mit (1880) 1088 meiſt kath. E., hat zwei kath. Kirchen und treibt ſtarke Baumwollweberei. H. iſt Beſitztum des Fürſten und Rheingrafen zu Salm-Horſtmar.

Hort., bei Pflanzennamen, ſpeziell bei Varietäten, Abkürzung für hortorum («der Gärten») oder hortulanorum («der Gärtner»), deutet an, daß der Name der Pflanze oder der betreffenden Varietät in den Gärten entſtanden, von den Gärtnern feſtgeſtellt iſt.

Horta, Hauptort der zu den Azoren gehörigen Inſel Fayal (ſ. d.).

Hortativ (lat., oder hortatoriſch), ermahnend, ermunternd.

Horten, Hafenſtadt im norweg. Amte Jarlsberg-Laurvig, am Weſtufer des Kriſtianiafjords, durch Zweigbahn nach Skopum mit der Bahnlinie Drammen-Skien verbunden, ſeit 1818 Hauptetabliſſement der norweg. Marine mit Werften, Docks, mechan. Werkſtätten, techniſchen und militäriſchen Schulen, einem Obſervatorium, Magazinen, einem Krankenhaus, einem nautiſchen Muſeum und einer Bibliothek; das Ganze wird durch Befeſtigungen, Carl-Johanns-värn, auf dem Feſtlande ſowie auf den Inſeln geſchützt. Die Umgegend gehört zu den anmutigſten und fruchtbarſten im ganzen Norwegen. Der Platz treibt nicht unbedeutenden Handel, ſowie auch Schiffahrt und zählt (1876) 5302 E.

Hortenſe (Eugenie Beauharnais), die Gemahlin Ludwig Bonapartes (ſ. d., Bd. III, S. 306).

Hortenſie (Hydrangéa hortensis), Pflanze aus der Familie der Saxifrageen, in ihr zuſagendem Boden und Klima eine der ſchönſten Zierpflanzen, ein Halbſtrauch, welcher dichte Büſche von 1 bis 1½ m Durchmeſſer und faſt gleicher Höhe bildet, im andern Falle aber kaum die Hälfte dieſer Dimenſionen erreicht. Die Stammform, welche lange nach Einführung dieſer chineſ. Kulturform durch Siebold nach Europa gebracht und H. japonica genannt wurde, hat neben mehrern unfruchtbaren auch fruchtbare, viel kleinere weißliche, zwei- bis dreigriffelige Blüten. Die H. trägt in mächtigen kugeligen Scheindolden lauter große unfruchtbare roſenrote Blumen. Sie wurde 1788 durch Commerſon nach Europa gebracht und einer pariſer Dame, Hortenſe Lepeau, zu Ehren benannt. In Frankreich machte man bald die Entdeckung, daß die Blumen in manchen Erdarten ſich blaßblau färbten namentlich in derjenigen Heide- und Moorerde, welche Eiſenerz (Sumpferz) enthält, und lernte dieſe Färbung auch künſtlich hervorrufen. In Deutſchland wird die H., da ſie den Winter im Freien nicht erträgt, in großen Töpfen oder in Kübeln kultiviert, im Kalthauſe durchwintert und im Sommer im Freien aufgeſtellt, und erreicht zwar ſelten die angegebenen Dimenſionen, bildet aber mit ihren großen, zahlreichen, immergrünen, bei einer Varietät weißbunten Blättern und zahlreichen großen Afterdolden friſch roſaroter Blumen eine wertvolle Gartenzierde.

Hortenſius (Quintus) brachte als Diktator 286 v. Chr. nach einem Volksaufſtand das Geſetz durch, daß die Beſchlüſſe der Plebs für das ganze Volk verbindlich ſein ſollten.

Hortenſius (Quintus H. Hortalus), berühmter röm. Redner, älterer Zeitgenoſſe des Cicero, begann bereits in ſeinem 19. Lebensjahre die redneriſche Laufbahn und wurde 70 v. Chr. zum Konſul ernannt. H. galt für den erſten Redner ſeiner Zeit, bis ihn Cicero überholte. Er hatte den blühenden und brillanten, zierlichen und weichlichen ſog. aſiatiſchen Stil und eine dieſem entſprechende Vortragsweiſe ſich angeeignet, während Cicero im Anſchluß an die rhodiſchen Meiſter zu einem ſtrengern und reinern Stil zurückkehrte. H. hat wenigſtens einen Teil ſeiner Reden herausgegeben, ſie ſind aber ebenſo wenig erhalten als ſeine Schrift über Fragen aus dem Gebiet der Beredſamkeit, ſeine Annalen und erotiſchen Gedichte. Er ſtarb 50 v. Chr. Auch ſeine Tochter Hortenſia wird von den Alten als Beiſpiel weiblicher Beredſamkeit geprieſen.

Hortieren (lat.), ermahnen.

Hortikultur (neulat.), Gärtnerei, Gartenkunſt.

Hortis (Attilio), ital. Philolog und Litterarhiſtoriker, geb. 1850 zu Trieſt, beſuchte das dortige Gymnaſium, ſtudierte hierauf zu Padua Philologie und Rechtswiſſenſchaft, und iſt ſeit 1873 Stadtbibliothekar zu Trieſt, wo er die gelehrte Zeitſchrift «Archeografo Triestino» herausgibt. Sein Hauptwerk ſind die «Studii sopra le opere latine di Giovanni Boccacci» (Trieſt 1879).

Hortolog (lat.-grch.), ein Gartenkundiger; Hortologie, Gartenkunde.

Hortus siccus (lat.), «trockener Garten», ſoviel wie Herbarium.

Horuk, eigentlich Arudſch, bekannter unter dem Beinamen Barbaroſſa, der erſte türk. Herrſcher in Algier, geb. um 1473 auf der Inſel Metelino oder Lesbos, war der Sohn eines zum Islam übergetretenen Rumelioten. H. kämpfte zur Seite ſeines Vaters frühzeitig gegen die Chriſten mit und erwarb ſich bald den Ruf eines kühnen Seemanns. Nachdem er erſt ägypt., dann türk. Schiffe befehligt, trat er mit ſeinem Bruder Kheir-eddin in die Dienſte des Sultans von Tunis und machte ſich durch glückliche und tollkühne Unternehmungen bald zum Schrecken des Mittelmeers. Im Beſitz eines anſehnlichen eigenen Geſchwaders, beſtürmte er 1512 Bugie und eroberte 1514 Dſchirdſchelli. Im J. 1515 vom Scheich Selim Eutémi, dem damaligen Beherrſcher von Algier, gegen die Spanier zu Hilfe gerufen, erſchien H. bald darauf vor der Stadt und verjagte die ſpan. Flotte, ließ aber zugleich auch den Eutémi erdroſſeln und ſich ſelbſt zum Herrſcher Algiers ausrufen. Er unterwarf ſich hierauf die benachbarten Landſchaften und teilte das neubegründete Reich mit ſeinem Bruder Kheir-eddin, der den Weſten mit der Reſidenz Tedles erhielt, während H. ſelbſt den Oſten mit dem Hauptorte Algier behielt. Nach wiederholten Kämpfen teils mit den vertriebenen Häuptlingen des Landes, teils mit den Spaniern, fiel H. 1518 in einem Treffen bei Tlemcen. In der Herrſchaft über Algier folgte ihm nun ſein Bruder Kheir-eddin (Hair-eddin), von den Abendländern ebenfalls Barbaroſſa zubenannt. Derſelbe ſtellte ſich 1519 unter die Oberherrlichkeit des Sultans der Osmanen und erweiterte bald darauf ſeine Herrſchaft durch die Unterwerfung von Tunis. Seine Piratenzüge gegen die Chriſtenheit überſtie-

Digitized by Google

gen nun alles Maß, sodaß endlich Kaiser Karl V. eine Expedition gegen ihn beschloß. Am 18. Juli 1535 landete Karl V. mit 500 Schiffen und 30000 Mann Landtruppen an der Küste von Tunis, erstürmte bereits 25. Juli das hartnäckig verteidigte Goletta, wobei er die feindliche Flotte von 86 Fahrzeugen erbeutete, und brach dann gegen Tunis selbst auf. Kheir-eddin rückte dem Kaiser entgegen, wurde aber geschlagen und mußte sich nach Bona zurückziehen. Karl V. gab nun Tunis dem vertriebenen Fürsten zurück. Kheir-eddin, obgleich auf Algier beschränkt, setzte jedoch unter dem Namen eines türk. Admirals seine Kriegs- und Raubzüge fort. Er führte die Einwohner von Mahon auf Minorca hinweg, schlug im Golf von Arta selbst Andrea Doria, eroberte 1539 nach harter Belagerung Castelnuovo an der dalmat. Küste, vernichtete 1540 eine christl. Flotte bei Candia, zog 1542 mit einer starken Seemacht König Franz I. zu Hilfe und wirkte bei der Einnahme Nizzas mit. Er starb 1547 in Konstantinopel.

Horungtind, Gipfel des norweg. Gebirges [Jotunfjeldene (s. d.).

Horus, Name eines ägypt. Gottes, der hieroglyphisch Hor lautete. H. wird schon von Herodot mit dem griech. Apollo identifiziert, daher auch der griech. Doppelname Horapollo. Sein Symbol war der Edelfalke oder Sperber, daher der Gott häufig unter seinem Bilde oder doch mit Sperberkopf dargestellt, auch sein Name mit diesem Vogel geschrieben wurde. Nach dem ägypt. Mythus gab es einen doppelten H., erstens den Har-uer, d. i. Horus den ältern, grch. Haroeris genannt, den zweiten Sohn des Seb (Kronos) und der Nut (Rhea) und Bruder des Osiris, und zweitens H. den jüngern, als Kind Harpokrates genannt, den Sohn des Osiris und der Isis. In beiden Formen, die überhaupt ursprünglich nicht gesondert waren, galt H. meistens als ein Symbol der Sonne, namentlich der aufgehenden Tagessonne. Nach einer spätern Auffassung sollte der jüngere H. von seinen ältern schon erzeugt worden sein, als sie noch im Mutterleibe waren. Als Osiris, welcher nach dem Mythus früher selbst als oberweltlicher Sonnengott regierte, von seinem Bruder Set (Typhon) getötet und der Herrschaft beraubt worden war, wurde er durch H. gerächt, welcher den Set besiegte und sich nun an dessen Stelle der überirdischen Herrschaft bemächtigte, während Osiris fortan als oberster Richter die untere Welt beherrschte. H. galt daher auch vorzugsweise als Vorbild für die ägypt. Könige. Er beschloß den Kreis der obersten Götter, welcher als die erste der drei Götterdynastien aufgeführt wird, und regierte nach dem cyklischen System der Priester 300 Jahre über Ägypten.

Horvát (spr. Hor-waat, Andr.), ungar. Dichter, geb. 25. Nov. 1778 in Pázmánd im Raaber Komitat, studierte in Raab und Preßburg, trat 1797 in den geistlichen Stand und wirkte als kath. Pfarrer seit 1806 in Téth, seit 1829 in Pázmánd, wo er 7. März 1839 starb. H. ist der Begründer des modern-klassischen ungar. Epos, dessen Sprache, Stil und Form (Hexameter) er geschaffen hat. Seine Hauptwerke sind: «Zirez emlékezete» («Erinnerung an Zirez», histor. Dichtung, Ofen 1814), «Árpád», Epos in 12 Gesängen (Pest 1831), «Kleinere Gedichte» (Pest 1831). H. war seit 1830 Mitglied der Akademie.

Horvat (Cyrill), ungar. Philosoph, geb. 17. Okt. 1804 in Kecskemét, trat 1820 in den Piaristenorden und wirkte seit 1828 als Gymnasiallehrer in verschiedenen Städten, seit 1830 als Professor der Philosophie in Szegedin, seit 1844 als Direktor des Lyceums daselbst, seit 1849 als Direktor des Gymnasiums in Pest, seit 1861 als Professor der Philosophie an der Universität Budapest. H. ist seit 1834 Mitglied der Akademie. In die Litteratur trat er mit fünf fünfaktigen Trauerspielen: «Titus» (1834), «Ruthen» (1838), «Jolanthe» (1839), «Die Rivalen» (1850), «Kupa» (1853), und mehrern Oden ein, die alle von beachtenswerter poetischer Begabung zeugen. Seine philos. Abhandlungen sind meist histor.-kritischen Inhalts oder Bruchstücke seines noch nicht abgeschlossenen Systems (Konkretismus), in welchem er eine Versöhnung und höhere Vereinigung der entgegengesetzten philos. Richtungen anstrebt. Auch gab er die Schriften des alten ungar. Philosophen Joh. Cseri von Apácza (Budapest 1869) mit wertvoller Einleitung heraus.

Horváth (Balthasar), ungar. Justizminister, geb. 1. Jan. 1822 zu Steinamanger in Ungarn, machte seine Studien in Ödenburg und Raab und erhielt schon mit 21 Jahren das Advokatendiplom. Er trat dann in die Dienste seiner Vaterstadt, wurde 1848 Mitglied des Reichstags und nach Beendigung der Revolution gefangen gesetzt. Aber schon 1850 befand er sich auf freiem Fuße und wurde bald einer der gesuchtesten Advokaten des Landes; seit 1855 wirkte er als herrschaftlicher Anwalt der fürstl. Batthyányischen Güter. Nach dem Oktoberdiplom (1860) nahm er an den Beratungen zur provisorischen Justizreform lebhaften Anteil und trat Franz Deák näher, zu dessen Partei er auch im Reichstage gehörte. Im J. 1863 zum Rechtskonsulenten der Ungarischen Bodenkreditanstalt gewählt, verlegte er seinen Wohnsitz nach Pest. Als 1867 das neue ungar. Ministerium gebildet wurde, übernahm H. das Justizportefeuille, das er bis 1871 behielt. H. vertrat entschieden das fortschrittliche Prinzip in der Rechtswissenschaft und kam dadurch auch mit dem Grafen Jul. Andrássy in Konflikt. Seit seinem Rücktritt aus dem Ministerium beschäftigt er sich vorwiegend mit der Advokatur. H. ist auch ein gewandter juridischer Schriftsteller und ein glänzender Redner.

Horváth (Michael), ungar. Geschichtschreiber und Politiker, geb. 20. Okt. 1809 zu Szentes im Komitat Csongrad, besuchte das Gymnasium zu Szegedin und widmete sich seit 1825 auf dem geistlichen Seminar zu Waitzen theol. und philos. Studien. Nachdem er 1830 die Priesterweihe erlangt, war er 10 Jahre hindurch an verschiedenen Orten in der Seelsorge sowie als Erzieher thätig. Er erhielt 1844 die Professur der ungar. Sprache und Litteratur am Theresianum zu Wien und folgte 1847 einem Rufe als Propst und Pfarrer nach Hatvan, wurde 1848 zum Bischof von Csanád ernannt und dadurch auch Mitglied des Oberhauses und erhielt nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 das Portefeuille des Kultus und des öffentlichen Unterrichts. Nach Niederwerfung der Revolution gelang es ihm, nach dem Auslande zu entkommen. Er lebte seitdem teils in Paris und Brüssel, teils in der Schweiz und Italien. Im J. 1866 erhielt er die Erlaubnis, nach Ungarn zurückzukehren und wurde wiederholt von der Stadt Szegedin, und nach Deáks Tode auch von der Innerstadt Budapest zum Abgeordneten in den Reichstag gewählt, wo er sich zur gemäßigten Deák-Partei hielt. H. starb 19. Aug. 1878 in Karlsbad.

Digitized by Google

Seine litterarischen Produktionen begann H. mit zwei von der Ungarischen Akademie gekrönten Preisschriften, von denen die erstere eine Parallele zwischen dem Kulturzustande der Magyaren bei ihrer Einwanderung und dem der übrigen europ. Völker zieht, die zweite eine Geschichte des Handels und der Industrie in Ungarn unter den Arpadischen Königen gibt. Die Aufgabe der letztern Schrift führte er einige Zeit darauf in dem ebenfalls mit dem großen Preis ausgezeichneten Werke «Az ipar és kereskedés története Magyarországban az utolsó három század alatt» («Geschichte des Handels und der Industrie in Ungarn während der letzten drei Jahrhunderte», Ofen 1840) weiter aus. H.s bedeutendste Arbeiten sind jedoch «A' Magyarok' története» («Geschichte der Ungarn», 4 Bde., Pápa 1842—46; deutsch, 2 Bde., Pest 1851—55; neue Aufl. 1861), die «Monumenta Hungariae historica» (4 Bde., Pest 1857 fg.), sowie eine eingehende Geschichte von Ungarn (6 Bde., Pest 1859—63; neue Aufl., 8 Bde., Pest 1871—73). Hierzu kamen noch «Huszonöt év Magyarország történelméből» («Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns», 2 Bde., Genf 1863; neue Aufl., 3 Bde., Pest 1868; deutsch, Lpz. 1866) und «Magyarország függetlenségi harczának története 1848 és 1849-ben» («Geschichte des Unabhängigkeitskriegs in Ungarn 1848 und 1849», 3 Bde., Genf 1865; neue Aufl., 3 Bde., Pest 1817—72). Seine kleinern Werke erschienen gesammelt in vier Bänden (Pest 1868). H.s letzte Arbeit war «A kereszténység első százada Magyarországon» («Geschichte der Einführung des Christentums in Ungarn», Budapest 1878). H. war Präsident der zweiten (philos.-staatswissenschaftlichen und historischen) Sektion der Akademie, der Historischen Gesellschaft und des Landesunterrichtsrats.

Horváth (Stephan), ungar. Historiker, geb. 3. Mai 1784, gest. 13. Juni 1846 als Direktor der National-Museumsbibliothek zu Pest. Seine litterarischen Arbeiten zeugen von ungemeinem Fleiß, leiden aber an Systemlosigkeit und an Mangel strenger Wissenschaftlichkeit. Seine Hauptwerke sind: «Rajzolatok a' magyar nemzet legrégibb történetéből» («Skizzen aus der ältesten Geschichte der Magyaren», Pest 1825); «A Deutschok, Mózestöl Tacitusig» («Die Deutschen von Moses bis Tacitus», Pest 1831), «Magyarország gyökeres régi nemzetiségeiről» («Über die altungar. Stammgeschlechter», Pest 1820).

Horvatović (Georg), serb. Heerführer, geb. 29. Jan. 1835 zu Slobodnitza in der Militärgrenze, widmete sich dem Militärdienste. Im ital. Feldzug 1859 avancierte er zum Oberlieutenant, trat 1862 in serb. Dienste, wurde 1872 Major und 1875 kurz vor dem Ausbruch des Kriegs mit den Türken Oberstlieutenant. Am 28. Aug. 1876 kam er dem General Tschernajew, den die Türken bei Alexinaz hart bedrängten, zu Hilfe, und durch seinen Flankenangriff entschied er die Schlacht zum Vorteil der Serben, wofür er zum Obersten ernannt wurde. Auch in dem zweiten Kriege 1877—78 hat sich H. als Kommandant vortrefflich bewährt. Im J. 1880 ward er zum außerordentlichen Gesandten am Hofe zu Petersburg ernannt.

Hosea, ein hebr. Prophet, war der Sohn eines gewissen Beeri, wahrscheinlich aus dem Reiche Israel. Er soll unter den jüd. Königen Usia, Jotham, Ahas und Hiskia (d. h. mindestens 60 Jahre) und unter dem israel. Jerobeam II., genauer in der letzten Regierungszeit Jerobeams II. und unter dessen nächsten Nachfolgern bis Menahem, also in der ersten Hälfte des 8. Jahrh. v. Chr., geweissagt haben. Das Buch seiner Weissagung steht im Kanon des Alten Testaments an der Spitze der sog. zwölf Kleinen Propheten. H. eifert gegen die innere Verderbnis des Reichs Ephraim und dessen Hinneigung zu Bündnissen mit Assyrien. Seine Darstellung ist anfangs symbolisch-prosaisch; aber fortgerissen von seinem warmen Herzen, erhebt er sich bald zu einer rhythmischen, bilderreichen, obwohl abgebrochenen und ziemlich schwerfälligen Schreibart. — H. hieß auch der letzte König in Israel, der mit dem besten Teile seiner Unterthanen von dem Assyrer Salmanassar ins Exil geführt wurde (722 nach gewöhnlicher Zeitrechnung).

Hosemann (Andr.), s. Osiander.

Hosemann (Theod.), namhafter Genremaler und Zeichner, geb. 24. Sept. 1807 in Brandenburg, kam mit seinen Eltern frühzeitig nach Düsseldorf, wo er als Zeichner in die Anstalt von Arnz u. Windelmann eintrat. Unter der Leitung von Cornelius begann dann H. ein geregeltes Studium, welches er unter Schadow fortsetzte. Dann schloß er sich der nach Berlin übersiedelnden lithographischen Anstalt von Windelmann an. Im Umgange mit Meyerheim, Elsholtz u. a. machte er auch jetzt die ersten Versuche in der Ölmalerei. Es entstanden die lustigen Bilder: die angeheiterten Musikanten, das Hundefuhrwerk u. s. w. Als er sich später von Windelmann trennte, wurde er ein allgemein beliebter Lehrer, und seine Aquarelle und kleinen Ölbilder teilten diese Gunst. Sein Hauptbild sind die politisierenden Arbeiter. Seine Ölbilder stellen das berliner Philistertum in humoristischer Auffassung dar. Ungemein zahlreich sind seine Illustrationen. Außer sämtlichen Windelmannschen Kinderschriften illustrierte er E. T. A. Hoffmanns Werke, den «Renommisten» von Zacharia, den «Münchhausen», die Schriften von Jeremias Gotthelf, die «Geheimnisse von Paris», Glaßbrenners Schriften, viele Kalender, den «Neuen Kinderfreund» u. s. w. Im J. 1857 wurde er zum Professor und 1860 zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt. H. starb zu Berlin 15. Okt. 1875.

Hosen waren schon ein Kleidungsstück der Babylonier, bei denen sie Hüfte, Schenkel und Füße zugleich bedeckten, während bei den Persern in späterer Zeit eine Art Pluderhosen nebst hohen Stulpstiefeln sich findet. Die Phrygier trugen trikotartige oder in leichte Falten gelegte H. Auch die Parther, Sarmaten und Skythen bekleideten sich mit H. Bei den Galliern fielen sie den Römern so sehr auf, daß sie einen Teil Galliens Gallia braccata, d. i. das behosete Gallien, nannten. Im Kriege mit denselben und mit den Parthern bekannt geworden, fanden die H. in Rom doch erst unter den jüngern neurom. Kaisern allmählich Aufnahme. Von hier aus nahmen sie dann auch die Germanen an, und zwar wird vom König der Longobarden Adelwald erzählt, daß er sie zuerst getragen habe. Im Mittelalter gehörten diese langen H., bald eng, bald weit, zu den gewöhnlichen Kleidungsstücken. Erst im 16. Jahrh. fing man an, die langen H. in zwei Stücke zu teilen, indem man davon die Strümpfe trennte. Bei den Franzosen, die nun die Mode angaben, wurden sie unter Franz I. so kurz getragen, daß sie noch nicht das Knie erreichten. Unter

Digitized by Google

Heinrich IV. und Ludwig XIII. wurden sie zu beiden Seiten von außen zugeknöpft und unter dem Knie mit Schleifen zugebunden. Erst unter Ludwig XIV. erhielten sie die Form, die dann die gewöhnliche blieb, bis sie gegen Ende des 18. Jahrh. durch die sog. Pantalons verdrängt wurde. Gegen die Pluderhosen, die im 15. Jahrh. aufkamen, und zu denen Reiche oft mehrere hundert Ellen Zeug verwendeten, während minder Begüterte ihre engern H. ungebührlich ausstopften, eiferten besonders Osiander in seinem «Hoffartsteufel» und Musculus im «Hosenteufel».

Hosenbandorden (Order of the Garter), der angesehnste engl. Orden, wurde von König Eduard III. gestiftet. Seine Entstehungsgeschichte ist dunkel. Einst, erzählt man, war Eduard mit seiner Geliebten, der Gräfin Salisbury, auf einem Ball, wo dieselbe beim Tanze ihr linkes blaues Strumpfband verlor. Der König wollte es schnell aufheben, ergriff aber dabei das Kleid der Gräfin, die er so dem Spotte der Anwesenden aussetzte. Um denselben zu beschwichtigen, rief er aus: «Honni soit qui mal y pense!» («Schande dem, der schlecht davon denkt!»), und schwor, das Band zu solchen Ehren zu bringen, daß selbst die Spötter danach geizen würden. Darauf soll Eduard den Hosen- oder vielmehr Kniebandorden gestiftet haben. Nach einer andern Erzählung trat der Orden 1346 nach dem Siege Eduards III. bei Crecy, wo ein blaues Band auf einer Lanze das Zeichen zur Schlacht und der Ritter Georg das Losungswort gewesen war, ins Leben. Den Registern des Ordens zufolge wurde derselbe aber 19. Jan. 1350 zur Ehre Gottes, der Heiligen Jungfrau und des Märtyrers Georg gestiftet. Nur regierende Fürsten und Eingeborene von hohem Adel können in den Orden aufgenommen werden. Die Zahl der Mitglieder mit Einschluß des Königs ist nach dem 28. Juni 1831 bestätigten Statut 26; doch sind die Prinzen des Hauses und die auswärtigen Mitglieder dabei nicht inbegriffen. Am 23. April wird jährlich in der Kapelle zu Windsor ein Ordenskapitel gehalten. Außer den eigentlichen Rittern ernennt der König noch 26 andere sog. arme Ritter, die gewöhnlich alte Hofdiener sind und die Pflicht haben, gegen eine jährliche Pension von 300 Pfd. St. für die andern Ritter zu beten. Die Aufnahme neuer Ritter geschieht unter großem Pomp. Fremden Fürsten, wenn sie bei ihrer Aufnahme nicht anwesend sind, werden die Ordenszeichen durch den Wappenkönig überbracht. Die Dekoration besteht aus einem dunkelblausamtnen Bande, das mittels einer goldenen Schnalle unter dem linken Knie befestigt wird und das Motto trägt: «Honni soit qui mal y pense.» Ein anderes, gleichfarbiges breites Band wird von der linken Schulter nach der rechten Hüfte getragen; an demselben hängt die Figur des Ritters Georg, mit dem Drachen kämpfend, in Gold und mit Brillanten verziert. Auf der linken Brust tragen die Ritter einen achtstrahligen silbernen Stern, der das rote Kreuz Georgs und das Kniebund mit dem Motto enthält. Die Ordenskleidung besteht aus einem roten Rock mit weißem Futter und weißem Unterzeuge, rotsamtnem, mit Gold verziertem Mantel, schwarzem Barett mit weißer Feder und einer goldenen Kette.

Hosianna (hebr., «Gib doch Heil»), aus Psalm 118, 25 entnommener Willkommensgruß beim Einzug des Messias in Jerusalem (Mark. 11, 9–10).

Hosius, Bischof von Cordova in Spanien, geb. um 256, ward bereits vor 300 Bischof, stand beim Kaiser Konstantin d. Gr. in hoher Gunst und war in dessen Auftrag um Beilegung des Arianischen Streites bemüht. Nachdem der Versuch, den Streit zwischen Arius und seinem Bischof Alexander gütlich beizulegen, gescheitert war, veranlaßte H. den Kaiser zur Berufung des Konzils von Nicäa, wo er für die Verdammung des Arius wirkte. Ebenso veranlaßte H. die Synode zu Sardica, mußte aber, so oft der Kaiser für Arius gewonnen ward, dessen Ungunst ertragen. Auf der Synode zu Sirmium 357 wurde H. sogar dazu bewogen, eine Glaubensformel anzunehmen, welche den Arianern günstig war. Erst jetzt durfte er auf seinen Bischofssitz zurückkehren und starb hier 359.

Hosius (Stanislaus), Kardinal und Bischof von Ermland, geb. 5. Mai 1504 zu Krakau, studierte hier sowie in Padua und Bologna die Rechte, kehrte 1533 nach Polen zurück und ward in der Kanzlei König Sigismunds I. beschäftigt. Im J. 1538 erhielt H. ein Kanonikat zu Ermland, später ein solches zu Krakau, ließ sich darauf zum Priester weihen und ward Bischof, 1549 von Kulm, 1551 von Ermland. Dabei war H. fortwährend auch unter Sigismund August, in diplomatischen Angelegenheiten thätig und übernahm als Gesandter wichtige Missionen an Karl V., Ferdinand I., Philipp II. u. a. Das Ziel seines Strebens war die Vernichtung des Protestantismus zunächst in Polen. Zu diesem Zweck übergab er der Provinzialsynode zu Petrikau 1551 seine «Confessio fidei christianae catholicae». Als apostolischer Legat wirkte H. 1560 zu Wien für die Wiederherstellung des Tridentiner Konzils und wurde 26. Febr. 1561 zum Kardinal ernannt. Später befand sich H. zu Trient unter den päpstl. Legaten, welche die Versammlung leiteten. Im J. 1565 gründete er den Jesuiten das Seminar zu Braunsberg; 1569 bestellte er für seine Diöcese einen Koadjutor und begab sich nach Rom, ward 1573 päpstl. Großpoenitentiar und starb 5. Aug. 1579 zu Capranica bei Rom. Seine Schriften, meist polemischen Inhalts, sind gesammelt: «Opera omnia» (2 Bde., Köln 1584). Vgl. A. Eichhorn, «Der Bischof und Kardinal Stanislaus H.» (2 Bde., Mainz 1855).

Hosmer (Harriet), amerik. Bildhauerin, geb. 9. Okt. 1830 in Watertown im Staate Massachusetts, erlernte die Anfangsgründe ihrer Kunst bei dem Bildhauer Stephenson in Boston. Im Herbst 1852 ging sie nach Rom und bildete sich in dem Atelier von Gibson weiter aus. Von ihren zahlreichen Statuen sind zu nennen: Oinone, Beatrice Cenci, Puck, auf einem Pilze reitend, Zenobia in Ketten, schlafender Faun und Thomas H. Benton, in Bronze (für den Lafayette-Park in St.-Louis). Bei der Konkurrenz für das sog. Freedmen's Monument zu Ehren Lincolns trug ihre Skizze den Sieg davon. Sie hat ihren ständigen Aufenthalt in Rom.

Hospenthal, s. unter St. Gotthard.

Hospes (lat., Mehrzahl Hospites), Fremder, Gast, Gastfreund; aber auch Gastwirt; auch soviel wie Hospitant s. unter Hospitieren), pro hospite, als Gast oder Hospitant.

Hospice (frz.), s. Hospiz.

Hospital oder Spital (vom lat. hospes, Fremdling, Gast) nennt man überhaupt eine Anstalt, in welcher Hilfsbedürftige aufgenommen und verpflegt werden. Namentlich begreift man in Deutschland

Digitized by Google

unter diesem Namen sowohl Armen- und Versorgungshäuser als auch eigentliche Krankenanstalten, während die Franzosen erstere als hospices, letztere als hôpitaux unterscheiden. Die Hospitäler als allgemeine Einrichtung sind erst in der christl. Zeit entstanden. In den frühesten christl. Gemeinden legten die wohlhabendern Gemeindeglieder milde Beiträge zur Verpflegung der Armen und Kranken in die Hände der Bischöfe, denen die Sorge der Verwendung oblag, wobei es sich bald als zweckmäßig herausstellte, daß die Hilfsbedürftigen in Einem Hause vereinigt wurden. Einem solchen Hause wurde ein Hospitalmeister vorgesetzt, dessen Pflichten und notwendige Eigenschaften schon auf dem Konzilium zu Nicäa 325 einer Beratschlagung unterlagen. Das erste namhafte H. wurde von Basilius d. Gr. bei Cäsarea 370 gegründet und vom Kaiser Valens reich ausgestattet, worauf nach und nach mehrere andere entstanden, sodaß es in Rom allein im 9. Jahrh. schon 24 Hospitäler gab. Die Aufsicht über dieselben, welche bisher die Bischöfe selbst geführt hatten, erhielten später die Diakonen. Nach Entstehung der geistlichen Orden wurden damit häufig Klöster verbunden, sodaß nun Mönche und Nonnen die Wartung und Pflege der Armen und Kranken übernahmen. Eine bedeutende Vermehrung der Hospitäler bewirkte zur Zeit der Kreuzzüge die Einschleppung des Aussatzes in das Abendland. Im J. 1225 zählte man in Frankreich an 2000 Aussatzhäuser (leprosoria). Seit dieser Zeit und infolge der schweren Epidemien im Mittelalter machte sich mehr und mehr das Bedürfnis nach einem vollkommenern Hospitalwesen geltend. Während früher die Begründung von Hospitälern jeder Art fast nur von Vermächtnissen und frommen Stiftungen abhing, gelangte man allmählich dahin, daß die Gemeinden planmäßig aus ihren Mitteln für Errichtung und Unterhaltung solcher Anstalten sorgten und daß endlich auch die Staatsregierungen im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt und Ordnung sich in der verschiedensten Weise an dem Hospitalwesen des Landes beteiligten. Gegenwärtig ist daher keine bedeutende Stadt der civilisierten Welt mehr ohne Hospitäler. Auch scheidet man in unserer Zeit die Hospitäler nach ihrem Zwecke streng in Versorgungsanstalten (s. d.), in denen nur Verlassene, Schwache, Gebrechliche oder Unheilbare Aufnahme finden, und in eigentliche Heilanstalten, welche nur solche Kranke aufnehmen, deren Zustand eine ärztliche Behandlung zuläßt. Über die Hospitäler im Sinne von Heilanstalten s. Krankenhäuser.

Hospitalbrand, Wundbrand, Wundfäulnis oder Wunddiphtherie (Gangraena nosocomialis), eine der Diphtheritis nahestehende miasmatisch-kontagiöse Krankheit, welche zu ausgedehnter brandiger Zerstörung von Wunden und Geschwüren führt und, sich selbst überlassen, in der Regel durch Blutvergiftung oder Erschöpfung mit dem Tode endet. Die Krankheit herrscht zeitweilig epidemisch in unsaubern, schlecht ventilierten, mit chirurgischen Kranken überfüllten Hospitälern und hat in frühern Zeiten unter den Verwundeten erschreckend viele Opfer gefordert, während sie neuerdings, seit Einführung der antiseptischen Wundbehandlung, weit seltener geworden ist und viel von ihrem frühern Schrecken verloren hat. Man unterscheidet zwei Formen des H.: bei der einen, der sog. pulpösen Form, bedecken sich sowohl die frischen Wunden als auch die ältern schon in Heilung und Benarbung begriffenen sehr bald mit einer gelblichen, schmierig breiigen Masse, welche sich nach der Fläche ausbreitet und auch die umgebende bis dahin gesunde Haut überzieht, wogegen sich bei der andern sog. ulcerösen Form unreine scharfrandige jauchende Geschwüre bilden, welche rasch in die Tiefe greifen und die brandige Zerstörung der benachbarten Muskeln, Nerven, Knorpel und Knochen bewirken. Ein großer Prozentsatz der Kranken erliegt der hinzutretenden Blutvergiftung und Erschöpfung; aber auch bei günstigem Ausgang bleiben nicht selten erhebliche Verstümmelungen und Störungen im Gebrauch der befallenen Körperteile zurück. Übrigens ergreift der H. nicht bloß größere Wunden und Operationsflächen, sondern oft auch geringfügige und unbedeutende Verletzungen, wie Blutegelstiche und Schröpfwunden, während er niemals unverletzte Hautstellen befällt.

Über die Ursache des H., der außerordentlich ansteckend ist und meist durch die Hände der Ärzte und Wärter, durch unsaubere Verbandstoffe u. dgl. übertragen wird, haben die neuern Untersuchungen ergeben, daß in der Luft schwebende mikroskopische Pilze (Bakterien) die Träger des Ansteckungsstoffs sind, daß dieselben in schlecht ventilierten Räumen besonders üppig wuchern und, auf Wunden gebracht, in diesen eine schnelle Gerinnung der Ernährungsflüssigkeit und durch Verschluß der feinsten Gefäße den brandigen Zerfall der Gewebe hervorrufen. Nur durch eine strenge Durchführung der antiseptischen Wundbehandlung und nur durch sorgfältige Ventilation und Desinfektion der Krankenhäuser läßt sich der Ausbruch und die Verbreitung des H. verhüten; ist die Krankheit einmal ausgebrochen, so kann bloß durch die strengste Isolierung der Erkrankten der weitern Entwickelung der Epidemie Einhalt gethan werden; alle brandigen Wunden müssen sofort energisch mit dem Glüheisen oder rauchender Salpetersäure ausgeätzt und antiseptisch verbunden und die Kranken selbst unter möglichst günstige Ernährungsbedingungen versetzt werden. (S. Krankenhäuser und Wunde.)

Hospitalbrüder oder Johanniter, s. unter Johanniterorden.

Hospitalbrüderschaft des heiligen Antonius, s. unter Antonius (von Theben).

Hospitalfieber, Kollektivbezeichnung für gewisse bösartige Fieberkrankheiten, welche vorwiegend in überfüllten und schlecht ventilierten, besonders mit chirurgischen Kranken übermäßig belegten Hospitälern auftreten und mehr oder minder mörderische Epidemien veranlassen können. Man pflegt hierher namentlich den Hospitalbrand (s. d.), die Pyämie (s. d.), den Wundrotlauf (s. Rose) und den Flecktyphus (s. d.) zu zählen.

Hospitalière, im südl. Frankreich, besonders in den Cevennen, die Bezeichnung für Findelkind.

Hospitalit, ein ins Hospital Aufgenommener.

Hospitalität (lat.), Gastfreundschaft.

Hospitaliter oder Hospitalbrüder heißen in der kath. Kirche alle Laienbrüder und Mönche, Chorherren und Ritter geistlicher Orden, welche sich der Pflege der Armen und Kranken widmen. Meist sind sie mit eigentlichen Klosterorden verbunden, folgen der Regel Augustins und haben besondere Hospitäler und Armenhäuser unter sich. Als ein solcher Verein der H. wird schon im 9. Jahrh. in Italien der Orden Unserer lieben Frau della Scala

Digitized by Google

zu Siena erwähnt. Zur Zeit der Kreuzzüge wuchs ihre Zahl außerordentlich, auch die meisten geistlichen Ritterorden dienten ursprünglich diesem Zweck.

Hospitaliterinnen oder Hospitalschwestern, auch «Gottestöchter» genannt, sind Vereine von Laienschwestern, Kloster- und Chorfrauen, welche zur Ausübung der Krankenpflege zusammentraten, daneben jedoch auch die Erziehung armer, besonders verwaister Mädchen, sowie der Bekehrung gefallener Mädchen und Frauen sich widmeten. Die ersten Gesellschaften dieser Art entstanden im 12. Jahrh.; später waren sie vorzüglich in Italien, Frankreich und den Niederlanden zahlreich.

Hospitalritter des heiligen Lazarus, s. unter Lazarus.

Hospitalschiff, ein schwimmendes Lazarett, zu dem man ein ausrangiertes Kriegsschiff einrichtet. In Friedenszeiten hat man jetzt weniger H. als früher, da man in allen Kriegshäfen Landlazarette gebaut hat, in denen die Kranken besser gepflegt werden können, als an Bord eines Schiffs. Dagegen begleiten in neuerer Zeit H. die Flotten in die Schlacht, um sofort die Verwundeten aufnehmen zu können. Sie führen als Flagge das rote Kreuz im weißen Felde und stehen unter dem Schutze der Genfer Konvention.

Hospiten heißen auf einigen höhern Lehranstalten diejenigen Schüler, die lediglich am Unterricht, aber nicht am Alumnat teilnehmen, also gleichbedeutend mit Externen und Extraneer.

Hospitieren (lat.), als Gast (Hospitant) beiwohnen, besonders auf Universitäten Kollegien besuchen, die man nicht «belegt» hat. (Vgl. auch Fraktion.)

Hospiz (hospitium), d. h. Fremdenhaus, heißen insbesondere die auf der Höhe wichtiger Alpenpässe, wie Mont Cenis, Kleiner St. Bernhard, Simplon, St. Gotthard, Arlberg u. s. w., meist von Mönchen angelegten frommen Stiftungen, welche den Zweck haben, Reisende unentgeltlich aufzunehmen und zu verpflegen und ihnen, wenn sie sich verirren, Hilfe zu leisten. Als das älteste dieser H. gilt das auf dem Großen St. Bernhard, angeblich schon 962 von Bernhard de Menthon gegründet, urkundlich aber erst 1125 erwähnt.

Hospiz, im burschikosen Sinne ein Studentengelage, bei welchem jeder einzelne der Reihe nach ein Lied zu singen hat.

Hospodar (slaw., d. i. Herr; altslaw. und russ. gospodarj) wurde früher der Fürst der Walachei und der Moldau von den Fremden genannt, im Lande selbst hieß und heißt er nur Domnu (vom lat. dominus, d. i. Herr). In älterer Zeit bezeichnete in den slaw. Sprachen das Wort bald den Hausherrn und Familienvater, bald den Wirt und freien Grundeigentümer. Auch die litauischen Fürsten nannten sich hospodari, und selbst die poln. Könige bis auf Sobieski legten sich in diplomatischen Verhandlungen mit Rußland diesen Titel bei. Gosudar (Herrscher, Monarch) ist noch jetzt der Titel des Kaisers von Rußland und bedeutet in der russ. Umgangssprache soviel wie Herr.

Hoßfeld (Joh. Wilh.), Forstmathematiker, geb. 19. Aug. 1768 in Opfershausen (Meiningen), erteilte 1798—1800 an Cottas Privatforstinstitut zu Zillbach mathem. Unterricht, von 1801 an bis zu seinem Tode, 23. Mai 1837, in Dreißigacker. H. war ein Hauptförderer der Holzmeßkunst und Waldwertrechnung, für welche er die später längere Zeit mit Unrecht verworfene Zinseszinsrechnung vertrat, Erfinder einer Kubierungsmethode für Baumstämme und eines Hypsometers. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Niedere und höhere Stereometrie» (Lpz. 1812), «Die Forsttaxation in ihrem ganzen Umfange» (2 Bde., Hildburgh. 1823—25).

Hoßtrup (Gerhard Carsten Jak.), Begründer der hamburger Börsenhalle, geb. 23. April 1771 zu Hamburg, errichtete 1792 eine Handlung von Manufaktur- und Modewaren, die er bis 1802 fortführte. In diesem Jahre gründete er die Börsenhalle, welche 23. Jan. 1804 eröffnet wurde. Ein Jahr später ward ein Abendblatt, «Die Hamburger Börsenhalle», mit dem Institut verbunden. Bei Eröffnung der neuen Börse 1841 wurde die Börsenhalle dahin verlegt unter Direktion H.s und seines ältern Sohnes, Egmont von H. Sowohl die alte Börse wie die alte Börsenhalle wurden ein Opfer des Brandes von 1842. H. wurde 1843 Oberalter im Kollegium der Bürgervorsteher und starb 7. Sept. 1851.

Host, bei naturwissenschaftlichen Namen bezeichnet Nikolaus Thomas Host, Arzt und Botaniker, geb. 6. Dez. 1761 zu Fiume, gest. 13. Jan. 1834 zu Schönbrunn bei Wien, veröffentlichte «Synopsis plantarum in Austria crescentium» (Wien 1797), «Icones et descriptiones graminum austriacorum» (4 Bde., Wien 1802—10), «Flora austriaca» (2 Bde., Wien 1827—32), «Salix. Abbildungen und Beschreibungen der österr. Weiden» (Tl. 1, Wien 1830).

Höst (Jens Kragh), dän. Geschichtschreiber, geb. auf St. Thomas 15. Sept. 1772, wurde 1801 Assessor des Hof- und Stadtgerichts, verlor aber 1808 diese Stellung infolge freisinniger Äußerungen und widmete sich nun der Litteratur und Geschichte. Zu dem Zwecke einer litterarischen Annäherung Dänemarks an Schweden gründete er 1796 mit Nyerup, Pram und Baggesen die Skandinavische Litteraturgesellschaft, welche das «Skandinav. Museum» erscheinen ließ. Ebenso gab er eine schwed. Sprachlehre und ein schwed. Handwörterbuch für Dänen heraus; auch hielt er 1812—15 Vorlesungen über die schwed. Sprache und Dichtkunst. Unter seinen geschichtlichen Werken sind zu erwähnen: «Gustav IV. Adolfs Leben und Regierung» (1808—9), «Merkwürdigkeiten des Lebens und der Regierung Christians VII.» (1812), «Beitrag zu einer Übersicht des dän. Staats bei dem Regierungsantritt Christians VII.» (1812), «Entwurf einer Geschichte der dän. Monarchie unter Christian VII. (1813), «Merkwürdigkeiten des Lebens und der Regierung Friedrichs V.» (1820), «Letztes Lebensjahr der Königin Karoline Mathilde» (1820), «Politik und Geschichte» (5 Bde., 1820—22), «Leben Corfitz Ulfelds und seiner Gemahlin Eleonora Christina Ulfeld» (1825); endlich sein wichtigstes Werk: «Der Geh. Kabinettsminister Graf Struensee und dessen Ministerium» (3 Bde., Kopenh. 1824; deutsch, 2 Bde., Kopenh. 1826—27). Seine letzten Jahre verlebte er auf Islegaard unweit Kopenhagen, wo er auch 26. März 1844 starb. Einige Mitteilungen über sein Leben hat er in «Erindringer om mig og mine Samtidige» (1835) gegeben.

Hostalrich, Stadt in der span. Provinz Gerona, 14 km im S. von San-Coloma de Farnés, an dem Küstenflusse Tordera vor der engen Torderaschlucht und an der Eisenbahn Gerona-Barcelona, mit 1560 E. Auf steilem Fels steht ein festes Kastell.

Digitized by Google

Hostau, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Bischof-Teinitz, unweit der bayr. Grenze, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß des Fürsten Trauttmansdorff mit Park und zählt (1880) 1301 E.

Hostein, Berg bei Bistritz (s. d.) in Mähren.

Hostería (span.), Gasthaus.

Hostien (vom lat. hostia, Schlachtopfer) oder Oblaten (vom lat. oblata, dargebrachtes Brot) heißen die aus ungesäuertem Weizenteig gebackenen, meist mit dem Lamm und der Kreuzesfahne, als Symbol des gekreuzigten Erlösers, versehenen Scheiben, deren man sich seit dem 12. Jahrh. in der röm.-kath. und danach auch in der luth. Kirche bei der Kommunion statt des Brotes bedient. Früher brauchte man beim heiligen Abendmahl gewöhnliches Brot, dann aber eigens zu diesem Zwecke bereitete Brote, bis im 4. Jahrh. große runde Oblaten in Anwendung kamen, die man nach geschehener Weihung in so viele Stücke zerbrach, als Kommunikanten waren. Der Name H. ist daher entstanden, daß die röm.-kath. Kirche den Leib Christi, in welchen sich das Brot nach ihrer Lehre durch die Konsekration verwandelt, durch den Meßpriester als ein unblutiges Opfer (hostia) darbringen läßt. Die H. wird in der Monstranz (s. d.) aufbewahrt, bei der Messe emporgehoben und kniefällig verehrt. Bei der Reformation behielten die Lutheraner die H. bei; die Reformierten wählten wieder gewöhnliches Brot, welches bei der Kommunion gebrochen wird. Die Sitte des Brotbrechens gilt auch als Kennzeichen der evang. Union (s. d.). Die griech. Kirche bedient sich gesäuerten Brotes.

Hostil (lat.), feindlich; hostili animo, mit feindlichem Sinne; Hostilität, Feindseligkeit; hostilitium, Kriegssteuer.

Hostilianus (Valens Mess. Q.), der zweite Sohn des röm. Kaisers Decius, wurde nach seines Vaters Tode (im Sommer oder im Spätherbst 251 n. Chr.) von dessen Nachfolger Trebonianus Gallus zum Mitregenten erhoben, starb aber bald (vielleicht schon am Ausgang d. J. 251) an der Pest.

Hostin, böhm. Grenzfeste, s. Arnau.

Hostius, ein röm. Dichter, schrieb im 2. Jahrh. v. Chr. als Fortsetzung der Annalen des Ennius ein Epos über den Istrischen Krieg (178 und 177).

Hostomitz (czech. Hostomice), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft und im Gerichtsbezirk Holowitz, zählt (1880) 2489 E. czech. Zunge, die Landwirtschaft, Viehzucht und in bedeutenderm Umfange das Nagelschmiedhandwerk betreiben. Die Pfarrkirche enthält ein schönes Christusbild von Brandl. Das Gutsgebiet, zu welchem H. gehört, war 1406 Eigentum des Burggrafen von Karlstein, welcher es mit zehn Dörfern der königl. Kammer schenkte. Kaiser Karl VI. erhob H. 1738 zur Stadt.

Hostrup (Jens Kristian), dän. Dichter, geb. zu Kopenhagen 20. Mai 1818, verfaßte schon als Student Lustspiele, die viel Beifall fanden. Unter denselben sind hervorzuheben: «Gjenboerne» (1844), «En Spurv i Tranedans» (1850), «Soldaterlöjer» (1849), «Aventyr på Fodrejsen» (1850), «Mäster og Lärling» (1852), «En Nat mellem Fjäldene» (1853). Von seinen lyrischen «Viser og Vers» sind mehrere Auflagen erschienen; die letzte 1872. Im J. 1855 empfing H. die priesterliche Weihe und wirkte in Grundtvigscher Richtung erst in Silleborg (bis 1862), dann in Frederiksborg bis 1882. Seitdem lebt er emeritiert in seiner Vaterstadt; 1881 ging sein Schauspiel «Eva» über die Bühne.

Hôtel (frz.), großes prächtiges Gebäude, besonders als Wohnung einer Standesperson, eines Ministers, Botschafters u. dgl.; auch großes öffentliches Gebäude, z. B. Hôtel de Ville, Stadt-, Rathaus, Hôtel-Dieu, großes Krankenhaus, Hôtel des Invalides, das große Invalidenhaus in Paris; dann bedeutet H. ein großes Gasthaus; Hôtelier, Gastwirt; Hôtellerie, Wirtshaus, kleiner Gasthof.

Hôtel de Cluny (in Paris), s. unter Cluny.

Hötensleben, Landgemeinde im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Neuhaldensleben, an der Wierpke, 4 km im SO. von Schöningen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 3498 meist prot. E. und hat Zuckerfabriken, Braunkohlengruben, Ziegel- und Kalkbrennerei.

Hotho (Heinr. Gust.), Ästhetiker und Kunsthistoriker, geb. 22. Mai 1802 zu Berlin, studierte auf der Universität daselbst anfangs die Rechte, später Philosophie. Er habilitierte sich 1827 zu Berlin, übernahm 1828 das Lehramt der allgemeinen Litteraturgeschichte an der Kriegsschule, wurde 1829 außerord. Professor an der Universität und 1830 Direktorialassistent der Gemäldegalerie im königl. Museum. Seit 1859 war er Direktor der Kupferstichsammlung des königl. Museums. H. starb zu Berlin 24. Dez. 1873. Für die Gesamtausgabe der Werke Hegels bearbeitete er dessen «Vorlesungen über Ästhetik» (3 Bde., Berl. 1835—38). Ferner veröffentlichte er «Vorstudien für Leben und Kunst» (Stuttg. 1835). H.s Hauptwerke bilden jedoch seine kunsthistor. Arbeiten, unter denen die unvollendet gebliebene «Geschichte der deutschen und niederländ. Malerei» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1840—43), «Die Malerschule Huberts van Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen» (2 Bde., Berl. 1855—58) und «Die Meisterwerke der Malerei vom Ende des 3. bis Anfang des 18. Jahrh. in photo- und photolithographischen Nachbildungen» (Berl. 1865 fg.), «Geschichte der christl. Malerei» (Lfg. 1—3, Stuttg. 1867—72) die bedeutendsten sind. Vortrefflich sind auch seine Texte zu dem Eyck-Album (Berl. 1861) und zum Dürer-Album (Berl. 1863).

Hotman oder Hottomanus (Franz), berühmter Jurist und Kenner der lat. Sprache im 16. Jahrh., geb. 23. Aug. 1524 zu Paris, begab sich, nachdem er zur reform. Kirche übergetreten, 1547 nach Lyon. Später lehrte er zu Lausanne, Straßburg, Valence und Bourges teils die klassische Litteratur, teils die Rechte; auch hielt er sich einige Zeit am Hofe des Königs von Navarra auf. Nach der pariser Bartholomäusnacht flüchtete er in die Schweiz, lehrte seit 1573 in Genf röm. Recht und begab sich 1579 nach Basel, wo er gleichfalls eine Professur des röm. Rechts erlangte und 12. Febr. 1590 starb. Unter seinen vielen Schriften verdienen eine besondere Erwähnung die noch jetzt geschätzten Kommentare zu den Reden des Cicero, zu den «Institutionen», die «Observationes juris Romani», der «Antitribonianus», worin er das röm. Recht bekämpfte, und die unter dem Titel «Papae fulmen brutum in Henricum regem Navarrae» (Leid. 1586) veröffentlichte Satire über den gegen Heinrich IV. und Sixtus V. geschleuderten Bannstrahl. Sein Sohn, Johann H., besorgte eine Gesamtausgabe seiner Schriften (3 Bde., Genf 1599).

Hotspur (engl.), «Heißsporn», d. h. Hitzkopf, Brausekopf, im 1. Teil von Shakspeares «Heinrich IV.» Beiname Heinrich Percys.

Digitized by Google

Hottentotten heißen ursprünglich bei den Holländern die Ureinwohner der Südspitze Afrikas, welche sich selbst Khoi-khoi-n, d. i. «Menschen der Menschen» (Menschen κατ' ἐξοχήν) nennen und zusammen mit den Buschmännern (s. d.) eine nach physischer Beschaffenheit von den übrigen Völkern des afrik. Kontinents geschiedene Rasse bilden. Die H. zerfallen in drei Abteilungen: die sog. Kolonialhottentotten im Kapland, die Korana, auch Kora und Koraqua (d. i. Koramänner) genannt, und die Nama oder Namaqua. Die schmutzig-olivengelbe Gesichtsfarbe, der niedrige Schädel, die durch meist breite, sehr hervortretende Backenknochen fast eckige Gesichtsform, die dicken Lippen, eine platte, zwischen kleinen Augen liegende Nase, sowie der kleine Wuchs machen die H. zu einer überaus charakteristischen Rasse. Die Gesichtszüge der meisten, namentlich älterer Individuen, sind häßlich und wegen des stark vorstehenden Mundes affenartig. Nur die Korana unterscheiden sich durch höhern Wuchs, körperliche Stärke, belebte Augen, wohlgebildetere Gesichter und größere Intelligenz. Ihre wohlorganisierte Sprache besitzt eine Menge ziemlich schnell und mit heiserer Stimme aus hohler Brust hervorgestoßener, scharf aspirierter Kehllaute, sowie mehrere ganz eigentümliche Schnalzlaute (clicks), weshalb dieselbe nach dem ersten Eindruck, den sie hervorbringt, mit der Sprache der an Kröpfen leidenden Alpenbewohner verglichen worden ist. (Vgl. über deren Bau Fr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft», Bd. 1, Abteil. 2, Wien 1877.) Rein finden sich die H. nur in den nördl. Gegenden, namentlich unter den Namas, während die innerhalb der Grenzen der ehemals holländ. Kapkolonie wohnenden sog. Kolonialhottentotten, die 1828 durch eine Akte des brit. Gouverneurs Burke den Weißen gesetzlich gleichgestellt wurden, sich mannigfach mit Europäern, Kaffern, Malaien, Negern und andern Einwanderern verbunden haben, sodaß auch ihre Sprache zu einem aus hottentottischen, holländ. und kafferschen Worten gemengten Patois geworden ist. Obgleich unreinlich, dem Trunke im höchsten Grade ergeben und äußerst leichtsinnig, werden sie doch auch, da sie willig, gefällig, gutmütig und meist ehrlich sind, von den Bauern gern als Hirten und Wagenlenker in Dienst genommen. Ihre Zahl innerhalb der Kapkolonie beträgt (1875) 98561, die der nördlich davon wohnenden wird auf 20000 geschätzt. (S. Tafel: Afrikanische Menschenstämme, Fig. 3.) Aus Vermischung von Europäern und Hottentottenfrauen ist eine eigene Varietät, die Griquas (s. d.), hervorgegangen. Vgl. Fritsch, «Die Eingeborenen Südafrikas. Ethnographisch und anatomisch beschrieben» (Bresl. 1873).

Hottinger ist der Name eines alten Geschlechts der Stadt Zürich, aus dem mehrere bekannte Gelehrte hervorgegangen sind. Johann Heinrich H., ein berühmter Orientalist des 17. Jahrh., geb. zu Zürich 10. März 1620, studierte 1638—41 in Genf, Groningen und Leiden besonders orient. Sprachen und kehrte, nachdem er Frankreich und England bereist, 1641 nach Zürich zurück, wo er 1642 als Professor angestellt wurde. Durch seine zahlreichen Schriften, welche meist die semit. Sprachen, orient. Geschichte und Altertümer, Kirchengeschichte u. s. w. betrafen, erwarb er sich sehr bald einen solchen Ruf in der gelehrten Welt, daß der Kurfürst von der Pfalz ihn 1655 nach Heidelberg berief. Im J. 1661 kehrte er nach Zürich zurück, wo ihm 1662 die Würde eines beständigen Rektors der Universität übertragen wurde. Im J. 1667 wollte er einem wiederholten Rufe an die Universität zu Leiden folgen, ertrank aber bei der Abreise in der Limmat. Von seinen Schriften haben noch gegenwärtig den meisten Wert der «Thesaurus philologicus, seu clavis scripturae» (Zür. 1644; 3. Aufl. 1696) und das «Etymologicum orientale, sive lexicon harmonicum heptaglotton» (Frankf. 1661).

Von seinen Söhnen überlebten ihn: Johann Heinrich H., geb. 1647, gest. 1692 als Professor der orient. Sprachen in Zürich; Salomon H., geb. 1649, gest. 1713 als Professor der Medizin und Physik in Zürich; Johann Konrad H., geb. 1655, gest. 1730; Johann Jakob H., geb. zu Zürich 1652, gest. 18. Dez. 1735 als Professor der Theologie zu Zürich, von dessen zahlreichen Schriften die «Helvetische Kirchengeschichte» (2 Bde., Zür. 1708—20) noch immer geschätzt wird.

Ein Urenkel des letztern, Johann Jakob H., geb. 1750, gest. 4. Febr. 1819 als Professor und Chorherr zu Zürich, machte sich rühmlich bekannt als Philolog durch seine Ausgaben des Sallust und des Cicero: «De divinatione», sowie als Ästhetiker und Litterator. Nächst seiner Preisschrift «Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern» (Mannh. 1789) sind zu erwähnen: «Bibliothek der neuesten theol., philos. und schönen Litteratur» (3 Bde., Zür. 1784—86), «Über Bodmer» (Zür. 1785), «Über Salomon Geßner» (Zür. 1796), «Opuscula oratoria» (Zür. 1816). Mit Wieland und Jacobs vereinigte er sich zur Herausgabe des «Neuen attischen Museum».

Johann Jakob H., namhafter histor. Schriftsteller, geb. 18. Mai 1783 zu Zürich, studierte hier und zu Leipzig Theologie, erhielt darauf eine Lehrerstelle an der Töchterschule, 1820 eine Professur an der Kunstschule und 1833 die Professur der Geschichte an der Universität Zürich und wirkte in der Folge als Mitglied des Erziehungsrats, des Großen Rats und des Regierungsrats seines Kantons wesentlich mit an der Neugestaltung des zürcherischen Schulwesens. Er starb 17. Mai 1860. Von H.s Schriften sind besonders hervorzuheben: «Geschichte der schweiz. Kirchentrennung» (Bd. 1 u. 2, Zür. 1825—27), die eine Fortsetzung zu Johs. von Müllers «Schweizergeschichte» bildet; ferner «Huldreich Zwingli und seine Zeit» (Zür. 1841), «Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der Eidgenossenschaft und der 13 Orte» (Zür. 1844), «Hans Konrad Escher von der Linth» (Zür. 1852). Mit Vögeli gab er Bullingers «Reformationsgeschichte» (Bd. 1—3, Frauenf. 1840), mit Escher das «Archiv für schweiz. Geschichte und Landeskunde» (3 Bde., Zür. 1827—29), mit Wackernagel und Gerlach das «Schweiz. Museum für histor. Wissenschaften» (3 Bde., Frauenf. 1837—39) heraus.

Hottomanus, s. Hotman.

Hotze (Joh. Konrad, später Friedr., Freiherr von), österr. Feldmarschallieutenant, geb. 20. April 1739 zu Richterschwyl in der Schweiz, Sohn eines Arztes, studierte zu Tübingen, trat 1757 in württemb. Militärdienst und nahm in der Reichsarmee am Kriege gegen Preußen teil, wurde gefangen, nahm dann preuß., nachher russ. Dienste, wo er bis zum Major aufrückte, trat 1778 als Dragonerrittmeister in die österr. Armee und wurde 1786 Oberst im 8. Kürassierregiment. H. ging auf Wunsch der Kaiserin Katharina II. auf einige Zeit

Digitized by Google

nach Rußland und organisierte die dortigen Kürassiere, kehrte dann nach Österreich zurück, focht 1789 gegen die Türken, seit 1792 mit Auszeichnung gegen die Franzosen und wurde 1786 Feldmarschallieutenant in der Armee am Oberrhein. Im J. 1797 kämpfte H. in Deutschland, 1799 stand er an der graubündener Grenze, eroberte den Luzienſteig, schlug Masséna bei Winterthur, trug viel bei zum Siege des Erzherzogs Karl bei Zürich und blieb dann als Befehlshaber der in der Schweiz stehenden Truppen zurück. H. fiel 25. Sept. 1799 bei Schännis bald nach Beginn der zweiten Schlacht bei Zürich. Er hinterließ eine Geschichte des Wurmserschen Feldzugs am Oberrhein. Schönhals hat H.s Leben ausführlich dargestellt (Zürich 1853).

Hotzenplotz (slaw. Osoblaha), Stadt in Österreichisch-Schlesien, Bezirkshauptmannschaft Jägerndorf, liegt in hügeliger Gegend am Flusse Oha, an der preuß. Grenze, unweit der Station Rasselwitz der Oberschlesischen Eisenbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, eines österr. und eines deutschen Zollamts, zählt (1880) 4012 E. deutscher Zunge, hat aber außer der Pfarrkirche, dem Rathaus und einer Zuckerfabrik wenig Bemerkenswertes. Der ganze Bezirk war schon im 13. Jahrh. Eigentum der Bischöfe von Olmütz und erhielt eine bedeutende Erweiterung durch den Freund und Ratgeber König Ottokars II., Bischof Bruno, der neun Dörfer gründete und sie von Deutschen besiedeln ließ.

Houbraken (Arnold), niederländ. Zeichner und Maler, geb. zu Dordrecht 28. März 1660, gest. zu Amsterdam 14. Okt. 1719, beschäftigte sich besonders mit Porträtmalerei, stach aber auch mehreres in Kupfer. Am bekanntesten wurde er durch das schätzbare Werk «Groote schouburgh der nederlandsche konstschilders en schildressen etc.» (Amsterd. 1718 fg.; neuerdings in Eitelbergers «Quellenschriften zur Kunstgeschichte», herausg. von Alfr. von Wurzbach 1877).

Sein Sohn, Jakob H., ausgezeichneter Maler und Kupferstecher, geb. zu Dordrecht 25. Dez. 1698, nach andern 1685, gest. zu Amsterdam 14. Nov. 1780, nahm sich Edelinck und Nanteuil zum Muster und stach mehr als 200 Porträts, die fast durchgehends in Hinsicht der Leichtigkeit und Kraft der Ausführung Wert haben. Vgl. van der Huell, «Jacobus H. et son œuvre» (Par. 1875; Supplement 1877).

Houchard (Jean Nicolas), franz. General, geb. zu Forbach in Lothringen 1740, trat in die franz. Kavallerie ein und stieg bis zum Ausbruche der Revolution zum Dragonerkapitän auf, zeichnete sich 1792 unter Custine aus und erhielt im Mai 1793 den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee. H. übernahm im Aug. 1793 an Custines Stelle den Befehl über die Nord- und Ardennenarmee, reorganisierte dieselbe, lieferte vom 5. bis 8. Sept. glückliche Gefechte gegen das Korps des hannov. Generals von Freytag und entsetzte Dünkirchen, trieb 13. Sept. die Holländer zurück, erlitt aber 15. Sept. bei Courtray eine Niederlage und wurde deshalb vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilt und 16. Nov. 1793 guillotiniert. Sein Sohn veröffentlichte späterhin eine Rechtfertigungsschrift: «Notice sur la vie du général H.» (Straßb. 1809).

Houdetot (Elisabeth Françoise Sophie de Lalive de Bellegarde, Gräfin von), geistreiche Französin, geb. 1730, gelangte besonders durch ihre Bekanntschaft mit Rousseau, der ihrer oft in seinen Schriften gedenkt und ihr viele poetische Anregungen verdankt, zu einer litterarischen Berühmtheit. Sie starb 22. Jan. 1813 als die letzte aus dem Kreise der Encyklopädisten.

Houdon (Jean Antoine), franz. Bildhauer, geb. zu Versailles 1741, war Schüler Pigalles und einiger Zeitgenossen, und gewann den großen Preis für Skulptur. Nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Italien kehrte er nach Frankreich zurück, wo die Marmorstatue Morpheus (jetzt in der pariser Kunstschule) ihm die Aufnahme in die Akademie verschaffte. Eine Vestalin, eine Minerva und die große anatom. Studie, die unter dem Namen L'écorché in den Schulen Musterbild für die Muskelstruktur des menschlichen Körpers wurde, begründete seinen Ruf. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika übertrugen ihm die Verfertigung einer Bildsäule von Washington, zu welchem Behuf er sich mit Franklin nach Philadelphia begab und hier die Büste modellierte, welche er später als Marmorstatue (jetzt im Sitzungssaal des nordamerik. Kongresses) ausführte. Die im leichten Lauf hinschwebende nackte Diana, auf Bestellung der Kaiserin Katharina II. von Rußland für die Eremitage in Petersburg gearbeitet (eine Wiederholung in Bronze ist im Museum des Louvre zu Paris), das kleine Mädchen mit dem naiven Ausdruck des Frierens, La frileuse genannt und den Winter vorstellend (kam in den Besitz des Königs von Preußen), und das Seitenstück dazu: der Sommer, versinnbildlicht durch ein reizendes, blumenbekränztes Mädchen, steigerten seinen Ruf aufs höchste. H. ist wesentlich Naturalist und frei von der leeren akademischen Manier seiner Zeit. Ausgezeichnet sind auch seine Porträtbüsten, wie die der Kaiserin Katharina II. von Rußland, des Prinzen Heinrich von Preußen, Ludwigs XVI., Voltaire, Rousseau, Diderot, D'Alembert, Buffon, Gluck, Franklin, Lafayette, Mirabeau u. a. Auch seine Porträtstatuen haben gleiche Vorzüge. Berühmt ist die sitzende Marmorstatue Voltaires im Foyer des Théâtre français zu Paris. H. starb zu Paris 16. Juli 1828.

Houel-Dieu, s. Ili.

Houghton (Rich. Monckton Milnes, Lord), engl. Dichter und Politiker, geb. 19. Juni 1809 in Fryston Hall in Yorkshire, erlangte, nach Vollendung seiner Studien in Cambridge, als konservativer Kandidat einen Parlamentssitz für Pontefract und wirkte seitdem in konservativem Interesse bis 1846, wo er mit Sir Robert Peel für die Abschaffung der Korngesetze stimmte und sich dann der Fraktion der Peeliten anschloß. Später trat er zu der von Lord John Russell geführten liberalen Partei über. Im J. 1863 wurde er mit dem Titel Baron H. ins Oberhaus versetzt. Von H. wurde 1846 die erste Bill zur Begründung von Besserungsanstalten jugendlicher Verbrecher eingebracht. Als Dichter hat er in seinen «Memorials of a tour in Greece, chiefly poetical» (1834), «Memorials of a residence on the continent and historical poems» (1838), «Poems of many years» (1838), «Poems, legendary and historical» (1842) und «Palm leaves» (1844) lyrisches Talent mit Hinneigung zur Didaktik entwickelt. Außerdem erschienen von ihm «Life, letters and literary remains of John Keats» (1848), «Real union of England and Ireland», «Monographs, personal and social» (1877) u. s. w. Eine Auswahl seiner Dichtungen veröffentlichte er in «Poetical works of Lord H. Collected edition» (2 Bde. 1876).

Digitized by Google

Hougue (La) wurde früher das Cap Hague (s. d.) genannt.

Hounslow, Stadt in der engl. Grafschaft Middlesex, 3 km im SSW. von Brentford, am Rande einer großen Heide, an der London-Readingbahn, mit 9295 E. In der weiten H.-Heide liegen Artilleriekasernen und Pulvermühlen.

Houri, s. Huris.

Household words (engl., «Alltagsworte»), Citat aus Shakspeares «Heinrich V.» (4, 3), wurde von Charles Dickens zum Titel eines Unterhaltungsblattes gewählt.

House of Commons, s. Commons (House of).

House of Lords, das engl. Oberhaus, s. Lords (House of).

Houssaye (Arsène), einer der fruchtbarsten und bedeutendsten franz. Romanschriftsteller und Kritiker der Gegenwart, geb. zu Bruyère bei Laon (Aisnedepartement) 19. März 1814, aus einer alten, den d'Aguesseau und Condorcet verwandten Familie, erhielt den ersten Unterricht in seiner Provinz, kam aber sehr jung nach Paris, wo er sich an J. Janvier, Théophile Gautier, Jules Sandeau und andere jüngere Vorkämpfer der romantischen Richtung anschloß. Er trat zuerst mit zwei Romanen auf: «La couronne de bleuets» (1836) und «La pécheresse» (1836). Seine Poesien und seine Studien über das 18. Jahrh. begründeten seinen Ruf als Kritiker, der ihn 1849 zu der Direktion der Comédie française führte; bis 1856 verwaltete er die erste Bühne Frankreichs, die unter den letzten Administrationen gelitten hatte: seine umsichtige Verwaltung brachte das Theater zu einem hohen Gedeihen. Er trat 1856 ab, wurde zum Generalinspektor der schönen Künste ernannt, und widmete sich von nun an mit erneutem Eifer litterarischen Arbeiten. Während langer Jahre Chefredacteur des «Article», war er und ist zum Teil noch Mitarbeiter an der «Revue de Paris», der «Presse» und dem «Figaro». Unter seinen vielen, über 100 Bände umfassenden Werken heben wir heraus: «La galerie des portraits du XVIII^e siècle» (5 Bde., 1844), «Le 41^e fauteuil de l'Académie française» (1855), eine geistvolle Aufzählung der großen Schriftsteller, welche die Französische Akademie nicht aufgenommen; ferner «Le roi Voltaire» (1858), «Les poésies», «M^lle de la Vallière et la marquise de Montespan», «La peinture flamande et hollandaise». Unter seinen vielen Romanen nennen wir: «La vertu de Rosine», «Le Violon de Turjoli», «M^lle Cléopatre», «Lucy», «Mademoiselle Mariani», «Les grandes dames», «Les Parisiennes u. s. w.» H. zeichnet sich durch Leichtigkeit des Stils, Kraft der Diction und eleganten Witz, sowie durch bedeutendes kritisches Talent aus.

Houssaye (Henri), Sohn des vorigen, franz. Historiker und Kritiker, geb. 24. Febr. 1848 zu Paris, erhielt daselbst seine erste Erziehung, die er durch einen einjährigen Aufenthalt in Athen vervollständigte. Seine erste Schrift war die über den Maler Apelles (Par. 1867). Im Kriege von 1870 nahm er Dienste, zeichnete sich bei Champigny aus und erhielt, 23 J. alt, die Ehrenlegion. Er verließ dann die Armee, wurde Redacteur des «Journal des Débats» und der «Revue des deux Mondes». Sein Buch «Histoire d'Alcibiade et de la république Athénienne depuis la mort de Péricles jusqu'aux trente tyrans» (2 Bde.) erhielt 1874 von der Französischen Akademie den von Thiers gestifteten dreijährigen Preis. Die fünfte Auflage erschien 1882. Unter seinen übrigen Schriften nennen wir: «Le premier siége de Paris en 52 av. J.-C.» (1876), «Athènes, Rome et Paris, l'histoire et les mœurs» (1878), «L'art français depuis dix ans». Er hat viele andere kleinere Memoiren veröffentlicht und bereitet eine Geschichte der Eroberung Griechenlands durch die Römer vor.

Houston, Hauptstadt im County Harris des nordamerik. Staats Texas, liegt am linken Ufer des Buffalo-Bayou, 70 km nordwestlich von Galveston, Mittelpunkt des texanischen Eisenbahnnetzes mit ausgedehntem Inlandverkehr. Die Stadt zählte 1850 nur 4845, 1880 schon 16513 E. und hat 14 öffentliche Schulen, 12 Kirchen, ein Opernhaus, Holzhandel und Küstenschiffahrt.

Houston (Samuel), amerik. Politiker, geb. 2. März 1793 bei Lexington in Virginien, wuchs in Osttennessee auf, entlief aus der Schule zu den Cherokesen, wurde, nachdem er drei Jahre unter ihnen verweilt, Lehrer, Indianeragent und schließlich Advokat, in welcher Eigenschaft er sich in Lebanon in Tennessee niederließ. Im J. 1823 in den Vereinigten-Staaten-Kongreß gewählt, wurde er 1827 Gouverneur von Tennessee, legte aber schon 1829 sein Amt nieder und begab sich wieder zu den Cherokesen. Von hier aus schürte er die Revolution in Texas, agitierte für dessen Abfall von Mexiko und rückte 1835 als Anführer der texanischen Freischaren gegen Santa-Anna ins Feld, den er 21. April 1836 bei San Jacinto vollständig schlug. Mit diesem Siege war die Unabhängigkeit von Texas entschieden und H. wurde der erste Präsident der Republik (22. Okt. 1836). Sein Ziel war deren Aufnahme in die Union und zwar als Sklavenstaat. Diese erfolgte denn auch Ende 1845, worauf H. als Senator in den Vereinigten-Staaten-Kongreß bis zum 4. Mai 1859 gesandt wurde. Im Aug. 1859 wurde er zum Gouverneur des Staats gewählt, legte aber infolge der Secessionsbewegung dieses Amt bald nieder. Er starb zu Huntersville in Texas 25. Juli 1863.

Houtman (Cornelis), Begründer des holländ. Handelsverkehrs mit Ostindien, geb. zu Gouda um die Mitte des 16. Jahrh., lebte in den letzten Decennien desselben als Kaufmann in Lissabon, wo er sich bemühte, alles, was auf die Fahrt der Portugiesen nach Ostindien Bezug hatte, genau kennen zu lernen. Hierdurch erregte er den Argwohn der span. Behörden und ward zu einer Geldbuße verurteilt, die er nicht zu entrichten vermochte und deshalb in das Gefängnis kam. Kaufleute aus Amsterdam retteten ihn aus dieser Verlegenheit. Aus Dankbarkeit hierfür teilte H. ihnen mit, was er über die Fahrt nach Ostindien in Erfahrung gebracht, und beredete sie zu einer eigenen Unternehmung dorthin. Diese kam auch zu Stande und H. machte als Supercargo und Wegweiser die erste Reise der Holländer nach Ostindien mit, speziell nach Java, die unter dem Befehl von Jan Janszoon Molenaer mit vier Schiffen 1595—97 stattfand. Im J. 1598 fand eine zweite Unternehmung von Holland nach Ostindien unter dem Befehl von Cornelis H. und dessen Bruder Frederik H. statt. Die Schiffe kamen auch nach Atschin auf Sumatra, wo aber infolge eines Zerwürfnisses mit den Eingeborenen viele Holländer ermordet oder gefangen genommen wurden. Unter diesen letztern befanden sich die Brüder H. Frederik H. erlangte später seine Freiheit wieder, Cornelis H. aber blieb Gefangener. Der erste Pilot der

Digitized by Google

Expedition, ein Engländer John Davis, führte die Schiffe nach Holland zurück. Im Nov. 1600 kamen wieder holländ. Schiffe unter Befehl von Paulus van Caarden nach Atschin. Diesem zeigte sich 31. Dez. 1600 ganz unerwartet der totgeglaubte Cornelis H., verweigerte aber, mit nach Holland zurückzukehren. Seitdem wurde nichts mehr von ihm vernommen. Frederik H. dagegen erscheint im J. 1607 als Gouverneur von Amboina wieder. Er ist auch Verfasser des ersten Wörterbuchs der malaiischen Sprache, welches 1604 in Amsterdam unter dem Titel erschien: «Spraak ende Woordbook in de maleische ende madegarsche talen mit veel arabische en türksche woorden.»

Houwald (Christoph Ernst, Freiherr von), dramatischer Dichter, geb. 28. Nov. 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz, wurde im Hause seines Vaters, welcher Besitzer dieser Herrschaft war, unterrichtet, bis er 1793 auf das Pädagogium nach Halle kam; dort studierte er 1799 Kameralwissenschaften und lebte im engsten Verkehr mit dem jüngern Contessa, dessen Freundschaft auf sein ganzes Leben von großem Einfluß war. Nach der Rückkehr von der Universität widmete er sich dem ständischen Dienste seiner Provinz, bis er sich 1815 auf sein Landgut Sellendorf zurückzog, wo eine Reihe von Jahren Contessa bei ihm lebte. Nachdem er 1821 von den niederlausitzischen Landständen zum Landsyndikus erwählt worden, lebte er zu Neuhaus bei Lübben, wo er 28. Jan. 1845 starb.

H. hatte früher unter den Namen Ernst und Waluhdo (einem Anagramm seines Namens) einige Dichtungen in Zeitschriften und Sammlungen veröffentlicht, wandte sich aber erst seit 1815 entschieden der Dichtkunst zu. Seinen von Contessa herausgegebenen Erzählungen «Romantische Accorde» (2 Bdchn., Berl. 1817 fg.) folgte das «Buch für Kinder gebildeter Stände» (3 Bde., Lpz. 1819—24; neue Ausg., Lpz. 1869). Außer den kleinern tragisch-dramatischen Dichtungen: «Die Freistatt» und «Die Heimkehr», ließ er seit 1821 «Das Bild», «Der Leuchtturm» und «Fluch und Segen» erscheinen, welche seinen Ruf begründeten; ferner das Gelegenheitsstück «Der Fürst und der Bürger» (Lpz. 1823) und die Trauerspiele «Die Feinde» (Lpz. 1825) und «Die Seeräuber» (Lpz. 1830). Außerdem sind zu erwähnen seine «Vermischten Schriften» (2 Bde., Lpz. 1825) und die «Bilder für die Jugend» (3 Bde., Lpz. 1829—32; neue Ausg., Stuttg. 1874). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in 5 Bänden (Stuttg. 1858—60).

Hovell (W. H.), engl. Entdeckungsreisender, geb. 1786, unternahm 1824 mit Hamilton Hume eine Reise durch das südl. Australien, auf welcher die Landschaften am Gregorysee entdeckt wurden, welche sich südlich bis zur Küste bei Port Philipp erstreckten. H. starb 9. Nov. 1876 zu Goulburne bei Sydney.

Hövemeyer (Aug.), Historienmaler, geb. 23. Sept. 1824 zu Bückeburg, besuchte die Akademie in München und arbeitete später im Atelier Schwinds. Sein erstes größeres Gemälde war die Vertreibung aus dem Paradies (1854), welchem die Christnacht, die Sintflut (1862), die Erweckung Kaiser Karls d. Gr. (1872) folgten. Allegorische Wandmalereien von H. befinden sich im Bahnhof zu Würzburg, im Bundespalast zu Bern, im Museum zu Leipzig und im Direktionsgebäude der Pfälzischen Eisenbahn in Ludwigshafen. Die Sgraffitobilder in einer Villa zu Reichenhall und die dekorativen Malereien im Polytechnikum zu München gehören zu seinen besten Werken. H. starb 13. Jan. 1878.

Hovenia dulcis *Thunb.*, ein zu den Rhamneen gehöriger immergrüner Baum Chinas und Japans, dessen Blütenstiele nach dem Abfallen der Blüten anschwellen, nach und nach fleischig, saftig und süß und von den Japanesen gern gegessen werden. Die H. ist von raschem Wachstum, widersteht in Italien der stärksten Kälte und soll in geschützter Lage auch in Paris im Freien ausdauern.

Hoverbeck (Leop., Freiherr von), hervorragender Abgeordneter, geb. 25. Juli 1822, studierte in Königsberg und Berlin die Rechte, besuchte nach Ablegung des ersten juristischen Examens die Landwirtschaftliche Akademie zu Regenwalde, bewirtschaftete seine Güter in Ostpreußen und wurde 1862 zum Landschaftsdirektor der Ostpreußischen Landschaft gewählt. Als Abgeordneter vertrat H. vom Nov. 1858 bis 1870 den Wahlkreis Allenstein im preuß. Landtage, wo er anfangs der Fraktion Vincke angehörte, 1860 aber mit Forckenbeck, Behrend u. a. die neue Fraktion Jung-Litauen stiftete, aus welcher 1861 die Fortschrittspartei hervorging. H. gehörte seitdem bis zu seinem Tode zu deren bedeutendsten Mitgliedern und spielte namentlich in der Budgetkommission wie bei allen Budgetfragen im Plenum des Abgeordnetenhauses eine wichtige Rolle. Bei den Neuwahlen im Nov. 1870 verzichtete er auf ein ferneres Mandat. Im Norddeutschen Reichstage vertrat H. 1867—70 den zweiten berliner Wahlkreis und im Deutschen Reichstage von 1871 bis zu seinem Tode den Wahlkreis Sensburg-Ortelsburg. Er starb zu Gersau am Vierwaldstättersee 12. Aug. 1875.

Howa, das herrschende Volk des eingewanderten malaischen Stammes auf Madagaskar. Die Bewohner Madagaskars zerfallen nämlich in zwei Schichten, eine ältere, die mit den Bantuvölkern des gegenüberliegenden afrik. Kontinents zusammenhängt, und eine jüngere, die später von Osten her gekommen ist und, wie die Sprache zeigt, dem großen malaiischen Stamme angehört. Diese Einwanderung fand von Sumatra aus statt, da das madagassische Idiom mit der Sprache der Battak die größte Verwandtschaft zeigt, und muß um jene Zeit erfolgt sein, wo der ind. Einfluß auf den Inseln des Archipels sich noch nicht festgesetzt hatte, da dem Madagassischen die in den Sprachen des Archipels vorkommenden sanskritischen Lehnworte fehlen. (S. unter Madagaskar.)

Howaldt (Georg), Erzgießer, geb. 8. April 1802 in Braunschweig als Sohn eines Goldschmieds, in dessen Gewerbe er seit dem 14. Jahre thätig war. Unter dem Einflusse Burgschmiets in Nürnberg ging er dann allmählich zur Bildhauerei und Bildgießerei über. Im J. 1829 verwendete ihn Heideloff für den Bau des Schlosses Reinhardsbrunn bei Gotha behufs Ausführung von Bildhauerarbeiten. Im J. 1835 wurde er Lehrer am Polytechnikum in Nürnberg, 1836 Professor am Carolinum in Braunschweig. Seine hervorragendsten Leistungen waren: im J. 1848 eine in Bronze gegossene Statue Lessings nach dem Modell von Rietschel, der Bürgermeister Franke für Magdeburg nach Bläsers Entwurf, die in Kupfer getriebene Quadriga für das Residenzschloß seiner Vaterstadt (nach Rietschels Modell 1863 vollendet, 1865 aber bei dem Brand des Schlosses zerstört, jedoch 1868 mit Verbesserungen neu ange-

Digitized by Google

bracht). Bis 1865 fertigte H. auch noch die Statuen des Nationalökonomen Friedr. List für Reutlingen und Arndts nach B. Afingers Modell für Bonn 1864; 1869 entstanden die Reiterfiguren der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, nach den Entwürfen Pönningers in Wien und Hähnels in Dresden; sie wurden doppeltlebensgroß in Kupfer getrieben und 1875 errichtet. Ferner lieferte er ein Denkmal Heinrichs des Löwen, als Brunnenmonument gedacht, in Bronzeguß ausgeführt, ein Kriegerdenkmal für Weimar nach Härtels Modell, ein Standbild des jugendlichen Friedrich II. (nach Sußmann-Hellborn in Berlin), einen Erzengel Michael als Kuppelaufsatz nach Engelhard in Hannover für die Kadettenanstalt Lichterfelde. H. starb 26. Jan. 1883 in Braunschweig.

Howard (engl. Adelsgeschlecht), s. u. Norfolk.

Howard (Frederick, Graf von Carlisle), s. Carlisle.

Howard (Henry), engl. Historienmaler, geb. zu London 31. Jan. 1769, gehörte zur klassizistischen Richtung der Kunst seiner Zeit, wozu er im Atelier des berühmten Flaxman den Grund legte. Auch fand er in Rom vielfach Gelegenheit, sich nach den Vorbildern der Antike zu schulen. Sein erstes größeres Bild: der Tod Kains, begründete seinen Ruf auch im Vaterland, wohin er 1794 zurückkehrte. Eine Reihe, meist der Mythologie und Poesie entnommener Bilder fanden durch das Gefällige des Vortrags viele Freunde, so die Horen, die Geburt der Venus, Hero und Leander. Seit 1808 Mitglied, wurde er 1811 Professor der Londoner Akademie, wo er ausgezeichnete Vorträge über Malerei hielt, die sein Sohn Frank H. 1848 herausgab; derselbe war gleichfalls als Maler thätig. Henry H. starb in Oxford 5. Okt. 1847.

Howard (John), engl. Philanthrop, geb. 2. Sept. wahrscheinlich 1726 zu Hackney in der Nähe von London, war zuerst Kaufmann. Das Erdbeben in Lissabon veranlaßte ihn, sich nach Portugal einzuschiffen; allein das Schiff wurde von einem franz. Kaper genommen und er kriegsgefangen nach Brest gebracht. Hier war er Augenzeuge von den Leiden der Kriegsgefangenen und veranlaßte nach seiner Rückkehr nach England die Regierung, Maßregeln zu treffen, um das Los der Gefangenen zu verbessern. H. ging 1765 auf sein väterliches Gut Cardington, in der Nähe von Bedford, und wurde 1773 zum Sheriff der Grafschaft Bedford gewählt. Nachdem er als solcher den Zustand der dortigen Gefängnisse genau hatte kennen lernen, erstattete er darüber 1774 einer Parlamentskommission Bericht, welcher zwei Gesetze zu Gunsten der Gefangenen zur Folge hatte. Hierauf setzte er seine Untersuchungen über die Gefängnisse in England fort; das Ergebnis veröffentlichte er in seinem «State of the prisons in England and Wales» (Warrington 1777; verbesserte Ausg. 1784; deutsch im Auszuge von Köster, Lpz. 1780). Zu gleichem Zwecke unternahm er seit 1775 mehrere Reisen nach dem europ. Kontinent und nach Nordamerika und gab dann seinen wichtigen «Account of the principal lazarettos in Europe» (Lond. 1789; deutsch mit Zusätzen von Ludwig, Lpz. 1791) heraus. Um in Asien die Pest kennen zu lernen, unternahm er 1789 eine neue Reise. Zu Cherson im südl. Rußland von einer epidemischen Krankheit angesteckt, starb er daselbst 20. Jan. 1790. Ein kleiner Obelisk in der Nähe von Cherson bezeichnet sein Grab. Auch in der Paulskirche zu London ist ihm ein Denkmal errichtet. Delille hat ihm ein Ehrengedächtnis in dem Gedicht «La pitié» gestiftet. Noch jetzt besteht zur Erinnerung an H. ein für die Verbesserung der Gefängnisse und die Abschaffung der Todesstrafe wirkender Verein: die Howard-Association. Vgl. Dixon, «H. and the prison world of Europe» (5. Aufl., Lond. 1864); Field, «Correspondence of H.» (Lond. 1855); Brown, «Memoirs of the public and private life of John H., the philanthropist» (2. Aufl., Lond. 1823).

Howard (Katharina), Gemahlin König Heinrichs VIII. von England, geb. um 1520 als Tochter Edmund H.s, aus dem Geschlecht der Norfolk, gewann die Gunst Heinrichs VIII., als dieser sich seiner vierten Gemahlin Anna von Kleve zu entfremden anfing. Nachdem er sich von dieser geschieden hatte (9. Juli 1540), heiratete er schon 8. Aug. die schöne und gefällige H. Sie waren 15 Monate vermählt, als ein völliger Bruch eintrat. Auch diesmal war der Vorwand für Heinrich, wie bei Anna Boleyn, die Untreue seiner Gemahlin; vielleicht mit mehr Grund als bei jener. Es liefen Denunziationen gegen Katharina ein, welche durch die Bekenntnisse der angeblichen Liebhaber und der Königin selbst Bestätigung fanden. Wenigstens wird man annehmen dürfen, daß Katharina vor ihrer Ehe sich Ausschreitungen hat zu schulden kommen lassen. Dabei müssen aber doch auch politische Gegensätze hineingespielt haben, vielleicht der Einfluß der mit Anna von Kleve verdrängten Partei, vielleicht aber auch derjenigen, die, wie die Norfolks, in Katharina ein Werkzeug ihrer Hand erwartet hatten, aber mit ihr zerfallen waren. Katharina starb auf dem Schafott (12. Febr. 1542) mit ihr ihre zwei angeblichen Liebhaber, mehrere Howards und Lady Rochford, welche ihr Verhältnis zu diesen beiden begünstigt haben sollte. A. von Gottschall hat das Schicksal Katharinas dramatisch bearbeitet.

Howard (Luke), berühmter engl. Meteorolog, geb. 28. Nov. 1772 zu London, besuchte die Gelehrtenschule zu Burford bei Oxford, kam dann in eine Drogueriehandlung und wurde 1798 Associé der, um die Bell-Lancaster-Schulen und andere milde Anstalten verdienten Quäkers William Allen in London. Damals schrieb er den Aufsatz «Essay on the modifications of clouds» (3. Aufl., Lond. 1865). Im J. 1805 trat H. mit Jewell und Gibson in Verbindung und errichtete zu Stratford in Essex ein Laboratorium. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich später meteorolog. Beobachtungen. Seine Berichte hierüber erschienen bis 1809 im «Athenaeum», bis 1813 in Nicholsons «Philosophical Journal» und dann in Thomsons «Annals of philosophy». Die Resultate seiner Beobachtungen gab er in dem Werke «The climate of London» (2 Bde., 1818—20), das in Deutschland besonders durch Goethe bekannt wurde, und in seinen «Seven lectures on meteorology» (Lond. 1837; 2. Aufl. 1842) heraus. Er starb zu Tottenham 21. März 1864.

Howe (Elias), amerik. Industrieller, geb. 10. Juli 1819 in Spencer (Massachusetts), konstruierte 1845 seine erste Nähmaschine, auf welche er 1846 ein Patent erhielt. Er gründete 1862 zu Bridgeport in Connecticut eine Nähmaschinenfabrik und starb 3. Okt. 1867 in Brooklyn.

Howe (Julia Ward), amerik. Dichterin, Gattin des amerik. Philanthropen Samuel Gridley H.,

Digitized by Google

geb. 27. Mai 1819 in der Stadt Neuyork, lebt in Boston. Ihre ersten lyrischen Gedichte «Passion flowers» erschienen 1854; ihre Tragödien «Lenore» 1857, «Hippolitos» 1858 und die spätern lyrischen Gedichte «Later lyrics» 1866. Eine Reise nach Cuba beschrieb sie in «A Trip to Cuba», eine Reise durch Griechenland in «From the oak to the olive».

Howe (Rich., Graf), brit. Admiral, geb. 1725, trat 1736 in den Seedienst und wurde 1746 Kapitän. In dem Kriege gegen Frankreich nahm er unter Sir Edward Hawke 1757 teil an der Eroberung der Insel Aix und zerstörte den Hafen von Cherbourg. Im J. 1770 wurde er zum Kontreadmiral und Oberbefehlshaber im Mittelländischen Meere ernannt und zeichnete sich dann vielfach im amerik. Kriege aus. Im Okt. 1782 verproviantierte er das belagerte Gibraltar. Nach dem Frieden wurde er erster Lord der Admiralität, ein Amt, das er 1788 niederlegte und später wieder annahm, und dann zum Grafen erhoben. Als Admiral der weißen Flagge erhielt er 1793 den Befehl über die Flotte im Kanal, blockierte eine Zeit lang den Hafen von Brest, schlug die Franzosen bei Ouessant 1. Juni 1794 und wurde 1795 General der Seetruppen. Er starb 5. Aug. 1799. Vgl. Barrow, «Life of Lord H.» (Lond. 1838).

Sein Enkel, Richard Penn, Viscount Curzon, der Sohn seiner Tochter Sophie, geb. 11. Dez. 1796, 1821 zum Grafen H. erhoben, war Oberkammerherr bei der Königin Adelaide, Gemahlin Wilhelms IV., die er auf ihren Reisen nach Malta und Madeira begleitete und bei der er bis zu ihrem 1849 erfolgten Tode in hoher Gunst stand. Er starb zu London 13. Mai 1870.

Howe (William, Baron), Bruder des Grafen Richard H., geb. 10. Aug. 1729, führte 1775 einen Teil der gegen die nordamerik. Kolonien bestimmten engl. Truppen, landete 25. Mai in Boston, erfocht 17. Juni bei Bunkershill einen Sieg und übernahm im Oktober den Oberbefehl auf dem dortigen Kriegstheater, mußte jedoch im März 1776 Boston räumen und die dort aufgehäuften bedeutenden Kriegsvorräte den Amerikanern unter Washington überlassen. H. zog sich nach Halifax zurück, schlug 22. Aug. die Amerikaner auf Long-Island, konnte jedoch deren Rückzug nach Neuyork nicht verhindern, ging 15. Sept. auf York-Island über, besetzte Neuyork und drängte Washington über den Delaware zurück. Im Juni 1777 begab sich H. mit einem Teil seiner Truppen über See nach der Chesapeakebai und rückte von dort Ende August gegen Philadelphia vor, warf die Amerikaner 11. Sept. am Brandewine zurück, überfiel deren Lager 20. Sept. am Schuylkill und besetzte 27. Sept. Philadelphia. Ein Angriff Washingtons wurde 4. Okt. bei Germantown zurückgeschlagen, doch blieb H. bis zum Mai 1778 in dem befestigten Lager von Philadelphia unthätig stehen und versäumte die günstige Gelegenheit, Washingtons erschüttertes Heer gänzlich zu vernichten. Die Regierung mißbilligte sein Verhalten und im Juni 1778 legte H. den Oberbefehl nieder und kehrte nach England zurück. H. starb 12. Juli 1814 zu London.

Howells (William Deane), amerik. Novellist, geb. 1. März 1837 in Martinsville im County Belmont im Staate Ohio, erlernte die Setzerei in seines Vaters Geschäft und arbeitete 12 Jahre in demselben. Dann ging er als Mitredacteur des «Ohio State Journal» nach Columbia. Präsident Lincoln gab H. 1861 das Konsulat in Venedig, wo er bis 1865 blieb und von wo aus er Land und Leute in Italien gründlich studierte. Nach Hause zurückgekehrt, trat H. in die Redaction der «Nation» in Neuyork ein und bald darauf wurde er Mitarbeiter, seit 1871 aber Chefredacteur des «Atlantic Monthly», von welchem er jedoch 1880 zurücktrat. Seitdem lebt H. ausschließlich seinen Studien und Arbeiten in der Nähe von Boston. Seine Hauptwerke sind: «Venetian life» (1866), «Italian journeys» (1867), «No love lost», ein Gedicht (1868), «Suburban sketches» (1869), «Their wedding journey» (1872), «A chance acquaintance» (1873), «A foregone conclusion» (1877), «The lady of the arrowstook» (1879) und die beiden Komödien «Out of the question» (1879) und «A counterfeit presentment» (1877). Seine Werke sind zum Teil auch ins Deutsche übersetzt.

Howitt (William und Mary), ein engl. Dichterpaar. William H. wurde 1795 zu Heanor in Derbyshire geboren als Sohn eines Quäkers. Im J. 1822 heiratete er seine Glaubensgenossin Mary Botham aus Uttoxeter in Staffordshire. Beide Gatten traten 1823 gemeinschaftlich mit einer Sammlung von Gedichten unter dem Titel «The forest minstrel» auf, die im Publikum Beifall fand. Bald darauf ließ sich William in Nottingham als Apotheker nieder, gab wieder eine gemeinschaftlich mit seiner Gattin geschriebene lyrische Dichtung: «The desolation of Eyam», heraus und veröffentlichte 1831 sein «Book of the seasons», welches zahlreiche Auflagen erlebte. Seine «History of priestcraft» (Lond. 1833; 8. Aufl. 1852) erwarb ihm solche Popularität, daß er zum Alderman von Nottingham erwählt wurde. Er zog dann nach Esher in Surrey, und veröffentlichte hier unter anderm «Rural life in England» (2 Bde., Lond. 1836) und «Visits to remarkable places, old halls, battle-fields and scenes illustrative of English history and poetry» (2 Bde., Lond. 1840—41). Von 1841 bis 1844 lebten die beiden Gatten in Heidelberg. Hier schrieb Williams «The student life of Germany» (Lond. 1841), «Rural and domestic life of Germany» (Lond. 1842) und «German experiences» (Lond. 1844). Mary hingegen machte ihre Landsleute mit den neuesten Produkten der deutschen, schwed. und dän. Novellistik bekannt. Ihr Gatte veröffentlichte ferner «Hall and hamlet, or scenes and characters of country life» (2 Bde., Lond. 1847) und «Homes and haunts of the British poets» (2 Bde., Lond. 1847). Sein Roman «Madam Dorrington of the Dene» (3 Bde., Lond. 1851) gibt ein schönes Bild von dem Leben einer engl. Edeldame von altem Schrot und Korn. Noch größeres Interesse erregte die von dem Ehepaar ausgearbeitete «Literature and romance of Northern Europe» (2 Bde., Lond. 1851—52), worin das Skandinaventum auf Kosten der Deutschen hervorgehoben wurde. Im Frühjahr 1852 schiffte sich William H. nach Australien ein, um in den dortigen Goldgruben sein Glück zu suchen, kehrte aber im Dez. 1854 enttäuscht nach England zurück, wo er «Land, labour and gold, or two years in Victoria» (2 Bde., Lond. 1855) erscheinen ließ, dem die austral. Erzählung «Tallangetta» (Lond. 1857) und der Roman «The man of the people» (3 Bde., Lond. 1860) folgte. Später wendete sich H. dem Spiritualismus zu, welche Richtung in seiner «History of the supernatural in all

Digitized by Google

ages and nations» (2 Bde., Lond. 1863) vertreten ist. Unter seinen spätern Erzeugnissen ist zu nennen: «Woodburn Grange. A story of English country life» (3 Bde., 1867), unter denen seiner Gattin der Roman «The cost of Caergwyn» (3 Bde., Lond. 1864) u. s. w. William H. starb in Rom 3. März 1879. — Anna Mary H., Tochter der vorigen, hielt sich zu ihrer künstlerischen Ausbildung mehrere Jahre in Deutschland auf und gab in «The art student in Munich» (2 Bde., Lond. 1853) ein anziehendes Bild des deutschen Künstlerlebens.

Höxter, Kreisstadt im Regierungsbezirk Minden der preuß. Provinz Westfalen, in schöner Lage am linken Ufer der seit 1833 von einer 190 m langen Brücke überspannten Weser, an der Linie Ottbergen-Holzminden der Preußischen Staatsbahnen und an der Bergisch-Märkischen Eisenbahn Scherfede-Holzminden, 68 km im SSO. von Minden, ist der Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und hat eine evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine Baugewerkschule, ein Gymnasium, eine evang. und eine kath. höhere Töchterschule. Von Gebäuden sind hervorzuheben: die gotische Minoritenkirche und das Tillyhaus (Renaissancestil), in welchem Tilly oft wohnte. Die gewerbfleißige Stadt zählt (1880) 5186 E., die Leinenzeuge, Gummifäden und Cement fertigen, auch Handel und wenig Schiffahrt betreiben. H. ist ein sehr alter Ort und hat in seiner Umgegend viele Erinnerungsstellen an die Sachsenkriege Karls d. Gr. aufzuweisen, wie in der Nähe den berühmten Brunsberg mit alten verfallenen Wartturmsresten, dem Überreste der sehr festen Sachsenburg, welche Wittekinds Bruder Bruno hatte aufführen lassen. Früher gehörte die Stadt zu dem Stifte Korvei und war einst eine blühende Hansestadt. Ihre Stadtmauern und Thortürme sind teilweise abgetragen. H. wurde 20. April 1634 von den Ligisten erobert, im Okt. 1640 vom Erzherzog Leopold und Grafen Piccolomini und 25. April 1648 von den Schweden unter Wrangel eingenommen. Zu H. gehört das Schloß Korvei (s. d.). Vgl. Kampschulte, «Chronik der Stadt H.» (Höxter 1872).

Der Kreis Höxter umfaßt 716,44 qkm mit (1880) 50836 meist kath. E.

Höxtersteine, s. unter Solling.

Hoy, eine der Orkney-Inseln an der Nordküste von Schottland, südwestlich von der Hauptinsel Pomona, im Wart Hill 474 m hoch.

Hoya, alte Grafschaft im Landdrosteibezirk Hannover der preuß. Provinz Hannover, größtenteils zwischen der Weser und Hunte gelegen, im N. von Bremen und Oldenburg, im O. von Verden und Kalenberg, im S. vom Regierungsbezirk Minden, im W. von Diepholz und Oldenburg begrenzt, besteht teils aus Moor-, Heide- und Sand-, teils aus Marschboden, welcher reiche Ernten gewährt und sich trefflich zur Viehzucht eignet. Der Umfang der alten Grafschaft wird zu fast 3000 qkm angegeben. Die einzige Stadt der Grafschaft ist Nienburg (s. d.). Der 20 km nördlicher an der Weser gelegene alte Flecken Hoya, Station der Linie Eystrup-H. der Hoyaer Eisenbahn, hat (1880) 2032 meist prot. E., ein sehr altes, 1295 erneuertes Schloß, mehrere Tabaksfabriken, eine Essigfabrik und lebhafte Flußschiffahrt und ist Sitz eines Amtsgerichts und Hauptort des gleichnamigen Kreises (822 qkm mit 45206 meist prot. E.). — Die Grafen von H. kommen zuerst Anfang des 13. Jahrh. vor, vergrößerten ihre Herrschaft durch verschiedene Erwerbungen, namentlich im 14. Jahrh. der beiden Grafschaften Alt- und Neu-Bruchhausen, und wußten nach Auflösung des welfischen Herzogtums Sachsen lange Zeit ihre Reichsunmittelbarkeit zu bewahren. Als indessen Kaiser Maximilian 1502 die durch Aussterben des Mannsstammes dieser Linie erledigte niedere Grafschaft an Herzog Heinrich den Mittlern von Braunschweig verlieh und dann infolge längerer Lehnsstreitigkeiten die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg in Verbindung mit dem Bischof von Minden 1512 die Grafschaft occupierten, kamen die Grafen von H. erst von 1519 an und nach vielfachen Verhandlungen nach und nach wieder in den Besitz der Grafschaft und mußten nun die ganze Grafschaft von dem Hause Braunschweig zu Lehn nehmen. Demzufolge fielen beide Teile, als 1582 das alte Grafengeschlecht ausstarb, dem Landesherrn anheim und teilten seitdem alle die dynastischen Wechselfälle, welche die braunschw. Lande erfuhren.

Hoya carnosa *R. Br.* (Asclepias carnosa *L.*), Wachsblume, im Volksmunde mit verschiedenen aus Asclepias korrumpierten Namen belegt, ein sehr volkstümlicher, in manchen Gegenden Deutschlands fast allgemein in den Stuben kultivierter kleiner, zu den Asclepiadeen gehöriger Kletterstrauch Indiens. Ihre rankenförmigen Stengel und Äste sind mit Klammerwurzeln besetzt, mittels deren sie sich 2—3 m und darüber erheben können. Die gegenständigen, eirunden, zugespitzten Blätter sind sehr dick und fleischig, glatt, oben glänzendgrün, die radförmigen Blumen aber *blaß-inkarnat*rot, von wachsartigem Glanz, durch einen fünfblätterigen amarantroten Nektarienkranz verziert, aus welchem häufig ein klarer, honigsüßer Nektartropfen sich absondert, höchst angenehm duftend und zu langgestielten, hängenden Dolden gesammelt. Sie erscheinen im Frühjahr und Herbst. In den Stuben, wo sie im Winter einer Temperatur von + 12 bis 15° R. bedarf, wird diese edle Pflanze am besten an einem kleinen Fensterspalier oder an einer sonnigen Wand erzogen. Im Sommer liebt sie Schatten und reichliche Luft. Stecklinge wachsen unter einer Glasglocke mit Leichtigkeit an. Andere Arten, wie H. bella *Hook.*, H. imperialis *Lindl.* u. a., eignen sich besser für Gewächshäuser.

Hoyer (Joh. Gottfr. von), sächs. Generallieutenant und Oberzeugmeister der Artillerie, geb. zu Dresden 1726, trat 1743 in die sächs. Artillerie, wurde 1772 Direktor der Artillerieschule, 1792 Generalmajor und im folgenden Jahre Oberzeugmeister. H. wurde 1790 geadelt und hat viele Verbesserungen in der Artillerie eingeführt (Protzkasten, 1780 vierräderige Munitionswagen, Gliederung der Feldartillerie in Brigaden zu drei Batterien); er starb zu Dresden 1802.

Hoyer (Joh. Gottfr. von), namhafter Militärschriftsteller, Neffe des vorigen, geb. zu Dresden 9. Mai 1767, diente bis 1813 in der sächs. Artillerie und wurde dann als Oberst in preuß. Dienste übernommen, im Ingenieurkorps angestellt, zum Generalmajor befördert und war zuletzt Inspekteur der Festungen und Pioniere in Pommern und Preußen. H. nahm 1825 den Abschied und starb zu Halle 1845. Von Wert sind seine «Pragmatische Geschichte der sächs. Armee» (Lpz. 1791), «Die Belagerungen Wiens von 1444 bis 1809», «Geschichte der Kriegskunst» (Gött. 1797), «Neues militärisches Magazin» (Lpz. 1794—1805); «Litteratur der

Digitized by Google

Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte» (in der «Handbibliothek für Offiziere», Berl. 1832).

Hoyerswerda, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, an der Schwarzen Elster und der Linie Wittenberg-Falkenberg-Kohlfurt der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratamts, eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei und zählt (1880) 2716 meist prot. E., worunter über 100 Schuhmachermeister; außerdem hat H. Fabriken für Turmuhren, Feuerspritzen und Glocken, eine Eisenbahnreparaturwerkstätte, Dampfmühlen und Weberei. Hier nahm 25. Sept. 1759 Prinz Heinrich von Preußen den österr. General Vehla gefangen.

Der Kreis Hoyerswerda zählt auf 867 qkm (1880) 32883 E.

Hoym, Stadt im Kreise Ballenstedt in Anhalt, an der Selke, 5 km im WSW. von Frose, mit einer Landesfiechenanstalt, zählt (1880) 2918 E., welche in Zuckerfabriken und mit Acker- und starkem Obstbau beschäftigt sind.

Hoym (Karl Georg Heinr., Graf von), preuß. Staatsmann, geb. 20. Aug. 1739 zu Poploz in Hinterpommern, besuchte das königsberger Gymnasium und die Universität zu Frankfurt a. O., nahm 1761 Militärdienste, trat aber sehr bald in das Finanzfach ein. Er stieg schnell empor, wurde 1762 Kriegs- und Domänenrat und 1767 Geheimrat und zweiter Kammerdirektor, 1769 Regierungspräsident in Kleve und 1770 dirigierender Minister in Schlesien. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn 1786 in den Grafenstand, ließ sich durch ihn 1796 bei der Huldigung in Südpreußen repräsentieren und übertrug ihm die Verwaltung auch dieser neuen Erwerbung. Held (s. d.) schilderte im «Schwarzen Buch» die schlechte Finanzwirtschaft H.s. Nach dem Frieden zu Tilsit wurde er in Ruhestand versetzt und starb 26. Okt. 1807 auf seinem Gute zu Dyhrnfurt bei Breslau. Mit ihm erlosch diese gräfl. Linie H., die jetzt in Preußen bestehende gräfl. Familie H. stammt aus Medlenburg und ist 28. April 1809 in den Grafenstand erhoben worden.

H. P., Abkürzung für horse-power, d. h. Pferdekraft.

Hpp., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoppe (David Heinrich).

Hrabanus (Rabanus) **Maurus**, einer der bedeutendsten Theologen des 9. Jahrh., geb. 776 zu Mainz, erhielt seine Erziehung im Kloster Fulda, trat hier in den Benediktinerorden ein und wurde 801 zum Diakon geweiht; 802 ward H. zu seiner weitern Ausbildung nach Tour gesandt zu Alkuin, welcher ihm nach einem Lieblingsschüler des heil. Benedikt den Beinamen Maurus gab. Nach seiner Rückkehr, 803, übernahm H. zusammen mit Samuel, späterm Bischof von Worms, die Leitung der Klosterschule zu Fulda, welche er zu hoher Blüte erhob. Im J. 814 wurde H. Priester, 822 Abt des Klosters; 842 legte H. sein Amt als Abt nieder und zog sich auf den Petersberg bei Fulda zurück, wurde 847 zum Erzbischof von Mainz erhoben und starb 4. Febr. 856 zu Winkel im Rheingau. H. war mit Eifer und Erfolg bemüht um Verschärfung der Klosterdisciplin, Vermehrung der Klöster, Kirchen und Reliquien, allgemeine Einführung der deutschen Predigt und strenger kirchlicher Zucht. Als theol. Schriftsteller verfaßte H. Kommentare über die meisten biblischen Bücher, deren Wert auf der sorgfältigen Wiedergabe der Auslegungen älterer Väter, besonders des Hieronymus, Augustin und Gregor d. Gr. beruht. Der Erbauung dienen zwei Sammlungen von Homilien und die Schrift «De videndo Deo». Zahlreiche Schriften dienen der Unterweisung der Kleriker und der Einschärfung der kirchlichen Disciplin. Auch viele Gedichte sind von ihm überliefert. Seine Werke, größtenteils theol. Inhalts, gab Colvenerius (6 Bde., Köln 1627) heraus, wiederholt in Mignes «Patrologie» (Bd. 107—112). Sein Leben hat der sehr unzuverlässige Abt Joh. von Trittenheim im Anfang des 16. Jahrh. beschrieben. Vgl. Bach, «Hrabanus Maurus, der Schöpfer des deutschen Schulwesens» (Fulda 1835); Kunstmann, «Hrabanus Magnentius Maurus» (Mainz 1841); Spengler, «Leben des heil. Rhabanus Maurus» (Regensb. 1856).

Hrádek, böhm. Stadt, s. Grottau.

Hradisch (Ungarisch-Hradisch, slaw. Hradiště), Stadt mit eigenem Statut im südöstl. Mähren, liegt in der Niederung der March, von der sie einst ganz umflossen war, und ist ein für den Frachtenverkehr sehr belebter Stationsplatz der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, von der hier eine Lokalbahn nach Ungarisch-Brod abzweigt. H. ist Sitz eines Kreisgerichts, einer Finanzbezirksdirektion, einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Bürgerschule, ein Staats-Real- und Obergymnasium und zählt (1880) 3659 E. größtenteils deutscher Zunge. Die Umgebung hat bedeutenden Gersten- und Rübenbau, die Stadt selbst eine Zuckerfabrik, lebhafte Vieh- und Getreidemärkte. — H. war in ältester Zeit Grenzfeste der böhm. Krone gegen Ungarn und dankt diese Bestimmung dem Könige Ottokar II. Die Befestigung wurde in der Folge erweitert und verstärkt, bis sie 1780 Kaiser Joseph II. wegräumen ließ. Sämtliche Wälle und Schanzen wurden von der Stadtgemeinde gekauft, unter einzelne Hausbesitzer verteilt und in Gärten umgewandelt.

Hradschin, der die königl. Burg, die Domkirche u. s. w. enthaltende Teil Prags (s. d.).

Hrajworon, Kreisstadt im Gouvernement Kursk, s. Grajworon.

H. R. H., Abkürzung für His (oder Her) Royal Highness, «Seine (Ihre) Königliche Hoheit».

Hrotsvitha, berühmte niedersächs. Dichterin, s. Roswitha.

Hrtg., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Hartig (Theod.).

Hst., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Herbst (Joh. Friedr. Wilh.).

Huallaga (d. h. der Große), der erste große Nebenfluß, welchen der Amazonenstrom auf der rechten Seite empfängt. Er entspringt an den Abhängen der Cerros von Pucayaco, in 10° südl. Br. und mündet, 1500 m breit, etwa 100 km unterhalb des Pastaza, unfern des Dorfes Lagula. Vom Pongo bis zur Mündung ist er für Dampfer fahrbar. Er ist etwa 1200 km lang.

Huallatiri, Vulkan in Peru, s. Gualateïri.

Huanaco oder Guanaco, s. unter Lama.

Huancavelica, Departement der südamerik. Republik Peru, 22569 qkm groß mit (1876) 104155 E., von den Cordilleren durchzogen, ein rauhes Gebirgsland, reich an Gold, Silber, Zinnober, Kupfer, Eisen, Blei u. s. w. — Die Hauptstadt Huancavelica, etwa 325 km ostsüdöstl. von Lima am Jauja gelegen, wurde 1572 gegründet und ist jetzt ein ärmlicher Ort mit (1876) 3937 E.

Huanchaco, Hafenplatz der peruan. Stadt Truxillo (s. d.).

Digitized by Google

Huano, s. Guano.

Huanoco-China, s. unter Chinabaum.

Huanuco, Departement in Peru, 35695 qkm mit (1876) 78856 E., umfaßt die Quellgebiete des Amazonenstroms und des Huallaga. — Die Hauptstadt Huanuco, 270 km im NNO. von Lima, am Huallaga, in einem prächtigen Thale 1872 m hoch gelegen, zählt (1876) 5263 E., welche Zuckerrohr und Kaffee bauen und Handel treiben. H. ist eine der ältesten Städte Perus, 1539 gegründet. Etwa 80 km westlich von H. sind Ruinen einer altindian. Stadt, worunter eine Opferstätte. (S. Tafel: Amerikanische Altertümer, Fig. 17.)

Huarte (Juan), einer der wenigen span. Schriftsteller, welche über ihr Vaterland hinaus als Philosophen bekannt geworden, geb. um 1520 in Niedernavarra, war um 1590 praktischer Arzt in Madrid. Sein um 1557 geschriebenes «Exámen de ingenios para las sciencias» (Pamplona 1578 u. öfter; letzte Ausg. in «Obras escogidas de filósofos», Bd. 65 der «Bibliothek» des Rivadeneyra, Madr. 1873), das in viele Sprachen (deutsch von Lessing; 2. Aufl., Wittenb. u. Zerbst 1785) übersetzt wurde, zeigt ihn als praktischen, kenntnisreichen Denker und enthält scharfsinnige psychol. Beobachtungen, ist aber voll von Paradoxien. Vgl. Guardia, «Essai sur l'ouvrage de Juan H.» (Par. 1855).

Huasco oder Guasco, Dorf von 353 E. in der Provinz Atacama der südamerik. Republik Chile, an der Mündung des Flusses H., hat ein Zollamt und wird regelmäßig von den Dampfern der Küstenlinien besucht. Seine Ausfuhr, welche namentlich in Silber- und Kupfererzen aus den Depart. Freirina und Vallemar besteht, ist zum Teil an Carrizal übergegangen seit Eröffnung der dortigen Bahn ins Innere.

Huastéken oder Waschteken (Huaxteken, von dem mexikan. huaxi, lies waschi, d. h. Guaje, da das von den H. bewohnte Land an diesen Früchten reich ist), ein Indianerstamm im Nordosten von Veracruz und Mexiko in der Provinz Tamaulipas. Die H. haben mit den umwohnenden Völkern keine Verwandtschaft; sie gehören, wie ihre Sprache darthut, dem weiter im Süden wohnenden Mayastamm an.

Huayllillos, Paß der Andes von Peru, s. Guayllillos-Paß.

Hub, Weiler im Großherzogtum Baden, Kreis Baden, Bezirksamt Bühl, bei dem Dorfe Ottersweier, 20 km im SSW. von Rastatt, mit 430 E., hat eine Kochsalztherme und war früher Bad, ist aber seit 1874 in eine großartige Heil- und Pflegeanstalt umgewandelt worden.

Hueb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für Jakob Hübner (gest. 1826 als Maler in Augsburg).

Hubbard (Nicolas Gustave), franz. Nationalökonom, geb. 1828 zu Fourqueux (Depart. Seine-Oise), besuchte die École d'administration und schrieb bei deren Unterdrückung «Défense de l'École d'administration» (1849). Hierauf wurde er Advokat und 1851 Sekretär des Komitees für die Propaganda der Sociétés de prévoyance. Er schrieb: «De l'organisation des sociétés de prévoyance et des secours mutuels» (1853), «Saint-Simon» (1857), «Histoire contemporaine d'Espagne» (6 Bde., 1869 fg.) und «Histoire de la littérature contemporaine en Espagne» (1875). Auch war er Redacteur des Journals «L'industrie» und Mitarbeiter an mehrern Fachzeitschriften.

Hübbe (Heinr.), Wasserbautechniker, geb. 21. Sept. 1803 in Hamburg, wurde 1837 Wasserbaudirektor daselbst und entwarf die Pläne zum Wiederaufbau Hamburgs nach dem großen Brande 1842. Er trat 1864 in preuß. Dienste und leitete die Hafenbauten zu Stolpemünde, Rügenwalde und Leba. Hierauf wurde er 1867 in das Handelsministerium zu Berlin berufen und ihm das Wasserbauwesen der Provinzen Sachsen und Schleswig-Holstein, sowie des Elbstroms unterstellt. Er starb 1. Juni 1871 zu Hamburg. H. schrieb: «Reine bemerkungen hydrotechnischen Inhalts» (Hamb. 1844), «Beiträge zur Kunde des Flußgebiets der Elbe» (Hamb. 1845) u. s. w.

Hübbe-Schleiden (Wilh.) Reisender, geb. 20. Okt. 1846 in Hamburg, studierte Volkswirtschaft und Jurisprudenz, wurde 1869 in seiner Vaterstadt Rechtsanwalt und während des Kriegs 1870 und 1871 dem deutschen Generalkonsulat in London attachiert, bereiste darauf ganz Westeuropa und lebte 1875—77 in West-Äquatorialafrika, wo er ein eigenes Handelshaus gründete. Seine während dieses Aufenthalts gemachten Beobachtungen und Studien veröffentlichte er unter dem Titel «Ethiopien» (Hamb. 1879). Mit diesem Namen bezeichnet H. das durch fremde Kultur noch nicht in Besitz genommene Afrika und empfiehlt dasselbe als ein rentables Wirtschaftsgebiet, welches sich für Deutschland in ähnlicher Weise verwerten lasse, wie Indien für Großbritannien. Besonders bekannt gemacht hat H. sich als Vorkämpfer für die deutschen Kolonialbestrebungen durch seine «Überseeische Politik» (2 Tle., Hamb. 1880—83). H. publizierte ferner: «Deutsche Kolonisation» (Hamb. 1881), «Motive zu einer überseeischen Politik Deutschlands» (1881), «Weltwirtschaft und die sie treibende Kraft» (Hamb. 1882).

Hube (Romuald, Edler von), poln. Rechtsgelehrter, geb. 7. Febr. 1803 in Warschau, besuchte das Gymnasium in Krakau, studierte die Rechte und Philosophie in Warschau und Berlin und wurde 1825 Lektor der Rechtsgeschichte, 1829 ord. Professor des Kriminalrechts an der warschauer Universität. Nach Aufhebung dieser Anstalt 1832 war H. Staatsanwalt, wurde jedoch schon ein Jahr später als Mitglied in die gesetzgebende Kommission für das Königreich Polen nach Petersburg berufen. Im J. 1842 wurde H. zum russ. Staatsrat ernannt und der Kanzlei des Kaisers für Gesetzgebung zugeteilt, und war Hauptredacteur des neuern russ. Kriminalgesetzbuchs. Im J. 1846 begleitete H. den Grafen Bludoff, welchem eine Spezialmission beim päpstl. Hofe anvertraut worden war, nach Rom, ward 1850 Geheimrat und Senator des Kaiserreichs, 1856 Präsident der Codifikationskommission für das Königreich Polen und nach Auflösung derselben 1861 Generaldirektor der Kommission für öffentliche Aufklärung und geistliche Angelegenheiten, 1862 Mitglied des damaligen Staatsrats in Warschau. Nachdem ihm nochmals 1867 mit dem Grafen Bludoff eine Spezialmission in Rom übertragen worden war, wurde H. 1868 zum Wirkl. Geheimrat, 1877 zum Mitglied des Reichsrats in Petersburg ernannt. Er lebt teils auf seinem Gute in Radomsk, teils in Warschau und Rom. H. schrieb (meist in poln. Sprache): «Über Strafrechtstheorien» (1828), «Poln. Kriminalisten» (1830), «Grundsätze des Strafrechts» (1830), «Loi Salique» (Warschau 1867), «Histoire de la formation de la loi Bour-

Digitized by Google

guignonne» (Par. 1867), «Droit romain et gréco-byzantin chez les peuples Slaves» (Par. u. Toulouse 1880), «Das poln. Recht im 13. Jahrh.» (1874), «Poln. Recht im 14. Jahrh.: die Gesetzgebung Casimirs» (1881).

Sein Bruder, Joseph H., geb. 18. März 1805 in Warschau, studierte in Krakau, Berlin und Paris und wurde 1830 zum Professor der allgemeinen Rechtsgeschichte an der warschauer Universität erwählt. Im J. 1833 begab er sich auf Reisen, widmete sich dem geistlichen Stande und lebte teils in Paris, teils in Rom. Einen Teil seiner preisgekrönten Schrift über das slaw. Erbrecht gab Romuald H. heraus (übersetzt von C. Zupański: «Geschichtliche Darstellung der Erbfolgerechte der Slawen», Posen 1836). H. ist einer der Stifter der Congregatio Resurrectionis und war auch 1847—53 Vorsteher derselben.

Huber, Familienname zweier ausgezeichneter Naturforscher. Der Vater, Franz H., geb. zu Genf 2. Juli 1750, erblindete bereits im Jünglingsalter, zum Teil infolge angestrengten Studierens, fand aber an Aimée Lullin eine ausgezeichnete Gattin, mit welcher er 40 Jahre in der glücklichsten Ehe lebte. Durch Charl. Bonnet auf die Dunkelheiten in der Naturgeschichte der Bienen aufmerksam gemacht, unternahm es der Blinde, dieselbe aufzuklären, indem er seinem Bedienten, Franz Burnens, und später seinem Sohne die schwere Kunst des Beobachtens lehrte. Sinnreich ausgedachte Bienenstöcke von Glas dienten dazu, die Tierchen zu belauschen. Aus den übereinstimmenden Beobachtungen seines Bedienten und anderer Freunde, die an seinen Studien teilnahmen, zog er die Ergebnisse, die er zuerst in Briefen an Bonnet unter dem Titel «Nouvelles observations sur les abeilles» (1792) veröffentlichte. Als Burnens eine anderweite Versorgung erhielt, übernahmen zunächst H.s Gattin und dann Burnens Sohn das Geschäft des Beobachtens. Mit Sennebier, den er bei den Untersuchungen über das Atemholen der Biene zu Rate zog, machte er dann die Beobachtungen über das Keimen der Samen, die in dem «Mémoire sur l'influence de l'air et des diverses substances gazeuses dans la germination de différentes plantes» (Genf 1801) niedergelegt sind. Seine spätern Beobachtungen über die Bienen finden sich in der neuen Ausgabe der erwähnten Schrift (2 Bde., Par. u. Genf 1814). In Genf gründete H. die Gesellschaft für Physik und Naturgeschichte. Zuletzt lebte er bei seiner Tochter in Pregny bei Genf, wo er 21. Dez. 1831 starb.

Jean Pierre H., Sohn des vorigen, geb. 23. Jan. 1777 in Genf, gest. 22. Dez. 1840 in Yverdon, hat eine Reihe von Beobachtungen über die Lebensart verschiedener Insekten (Hummeln, wilde Bienen, Käfer, Blattwespen u. s. w.) veröffentlicht und sich seinem Vater gleichgestellt durch seine «Untersuchungen über die Lebensart der einheimischen Ameisen», «Recherches sur les mœurs des Fourmis indigènes» (Par. 1810), die noch heute die Grundlage unsers Wissens über diesen Gegenstand bilden.

Huber (Johs.), Philosoph und ein Führer der Altkatholiken, geb. 18. Aug. 1830 zu München, studierte hier Theologie und Philosophie, promovierte 1854 mit einer Schrift «Über die Beweise vom Dasein Gottes bei Cartesius», habilitierte sich 1855 mit der Schrift «Über Platos Lehre von einem persönlichen Gott», ward 1855 außerord., 1864 ord. Professor der Philosophie zu München. Schon seine «Philosophie der Kirchenväter» (Münch. 1859) erregte den Unwillen der Jesuiten. Das Buch kam auf den Index, H. verweigerte den Widerruf und gehörte seitdem zu den entschiedensten Gegnern des Ultramontanismus. Mit Entschiedenheit bekämpfte H. das Vatikanische Konzil. Er war Mitverfasser des «Janus» (Lpz. 1869), schrieb gegen Hergenröthers «Antijanus» die Schrift «Das Papsttum und der Staat» (Münch. 1870) und «Freiheiten der franz. Philosophie» (Münch. 1870). Seit 1871 stand H. an der Spitze der altkath. Bewegung in Bayern. Dem Kampfe gegen den Ultramontanismus diente besonders das Werk «Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin, Wirksamkeit und Geschichte» (Berl. 1873). Die Probleme der Freiheit des Willens, der Unsterblichkeit der Seele und des Pessimismus hat er in eigenen Schriften behandelt. Erwähnung verdienen auch: «Johannes Scotus Erigena» (Münch. 1861) und «Das Verhältnis der deutschen Philosophie zur nationalen Erhebung» (Berl. 1871). H. starb 19. März 1879. Vgl. Ziergiebl, «Johannes H.» (Gotha 1881).

Huber (Ludw. Ferd.), belletristischer und polit. Schriftsteller, Sohn von Michael Huber, geb. in Paris 14. Sept. 1764, kam in seinem zweiten Jahre mit seinen Eltern nach Leipzig. Schon in seinem 15. Jahre trat er als Übersetzer auf. Bald darauf wurde er mit Christian Gottfr. Körner und durch diesen 1785 mit Schiller in Leipzig befreundet. Nachdem er in Dresden im Bureau des Ministers von Stutterheim einige Zeit gearbeitet, wurde er 1788 Legationssekretär bei der sächs. Gesandtschaft zu Mainz. Mit Aufopferung seiner amtlichen Stellung nahm er sich seit 1793 der verlassenen Familie seines Freundes Johann Georg Forster (s. d.) an, dessen Witwe Therese er 1794 heiratete. In dem Dorfe Boële bei Neuchâtel wohnend, wendete er sich der Schriftstellerei, besonders der politischen zu, bis er 1798 nach Stuttgart ging, wo er die Redaction der «Allgemeinen Zeitung» übernahm. Im J. 1803 zog er nach Ulm und wurde 1804 Landesdirektionsrat in der Sektion des Schulwesens der neuen bayr. Provinz Schwaben. Doch starb er bereits 24. Dez. 1804.

Früh zog ihn besonders die engl. Litteratur an; 1785 gab er das Schauspiel «Ethelwolf», mit Bemerkungen über Beaumont und Fletcher und das ältere engl. Theater heraus. Auch bereicherte er die deutsche Bühne mit guten Bearbeitungen franz. Lustspiele. Dahin gehören: «Offene Fehde» (Mannh. 1788), «Der tolle Tag, oder Figaros Hochzeit» (Lpz. 1785), «Die Abenteuer einer Nacht» (Mannh. 1789) und andere in seinem «Neuern franz. Theater» (3 Bde., Lpz. 1795—97; 2. Aufl., Frankf. 1819). Von seinen Originalschauspielen hatte «Das heimliche Gericht» (neue Aufl., Berl. 1795) Erfolg. Glücklicher war H. in seinen «Erzählungen» (3 Sammlungen, Braunschw. 1801—2), doch hatten die seit 1793 unter seinem Namen erschienenen meist seine Gattin zur Verfasserin. Seine «Sämtlichen Werke seit 1802» (4 Bde., Tüb. 1806—19) wurden von seiner Gattin herausgegeben und mit seiner Biographie begleitet. In der Kunstkritik nahmen seine Recensionen in der «Allgemeinen Litteraturzeitung», welche in seinen «Vermischten Schriften» (2 Bde., Berl. 1793) wieder abgedruckt wurden, einen ehrenvollen Rang ein. Von den übrigen Schriften sind

Digitized by Google

noch zu erwähnen: «Friedenspräliminarien» (10 Bde., Berl. 1793—96). Auch war er Herausgeber der «Klio» und der «Europ. Annalen».

Huber (Victor Aimé), bekannt als Litterarhistoriker und polit.-sozialer Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 10. März 1800 zu Stuttgart, erhielt seine Bildung 1805—16 im Fellenbergschen Institut zu Hofwyl und widmete sich zu Würzburg und Göttingen dem Studium der Medizin und der neuern Sprachen; 1821 hielt er sich in Paris auf und bereiste dann bis 1823 Spanien, Portugal, Schottland und England. Seit 1826 nahm er wieder einen längern Aufenthalt in Frankreich, wurde 1828 Lehrer an der Handelsschule, später an dem Gymnasium zu Bremen, 1833 Professor der Litteraturgeschichte und neuern Geschichte an der Universität Rostock und 1836 Professor der abendländ. Sprachen und Litteraturen in Marburg, von wo er 1843 in gleicher Eigenschaft nach Berlin übersiedelte. Hier nahm er 1850 seinen Abschied, zog sich 1851 nach Wernigerode am Harz zurück und starb 19. Juli 1869 in dem nahe gelegenen Flecken Nöscherode.

H. gehörte zu den gründlichsten Kennern der span. und engl. Litteratur in Deutschland. Außer dem «Span. Lesebuch» (Brem. 1832) und dem «Engl. Lesebuch» (Brem. 1833) bekunden dies vor allem «Die Geschichte des Cid» (Brem. 1829) und die «Chronica del Cid» (Marb. 1844). Vortrefflich sind seine «Skizzen aus Spanien» (4 Tle., Gött. 1828—35; Tl. 1, 2. Aufl. 1845). Unter seinen übrigen litterarhistor. Arbeiten ragen hervor «Die neuromantische Poesie in Frankreich» (Lpz. 1833) und «Die engl. Universitäten» (2 Bde., Kass. 1839—40). Als einer der ersten Wortführer der konservativen Partei in Preußen begründete er die Zeitschrift «Janus. Jahrbücher deutscher Gesinnung, Bildung und That» (1845—48). Denselben Interessen dienten auch eine Reihe kleinerer Schriften. Als es ihm nicht gelang, in den Reihen der konservativen Partei Interesse für die sozialen Fragen zu wecken, sagte er sich offen von derselben los und griff sie in mehrern Broschüren («Bruch mit der Revolution und Ritterschaft», Berl. 1852) lebhaft an. Später war er besonders thätig als Leiter der Gemeinnützigen Baugesellschaft und im Dienste der Innern Mission. Vgl. Elvers, «Victor Aimé H. Sein Werden und Wirken» (2 Tle., Brem. 1872—74).

Huber (Maria), namhafte franz. Schriftstellerin von theol.-ethischer Tendenz, wurde als die Tochter eines angesehenen Kaufmanns zu Genf 1695 geboren. In den «Systèmes des théologiens anciens et modernes, conciliés par l'exposition des différents sentiments sur l'état des âmes séparées des corps» (Genf 1731; sehr vermehrte Aufl., 1739), die ihr zuerst in der gelehrten Welt einen Namen machten, bekämpfte sie die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen; dagegen nahm sie nach dem irdischen Leben eine Art von Mittelzustand der Reinigung an. Am umfassendsten findet man ihre Lehren dargelegt in den «Lettres sur la religion essentielle à l'homme» (Genf 1739; 6 Bde., 1754), die ins Deutsche und Englische übersetzt wurden. Nach ihrem Tode, der 13. Juni 1753 zu Lyon erfolgte, erschien ein «Recueil de diverses pièces, servant de supplément aux Lettres sur la religion essentielle à l'homme» (1754).

Huber (Michael), deutscher Litterarhistoriker und Übersetzer, der Vater von Ludwig Ferdinand Huber, geb. 27. Sept. 1727 zu Frankenhausen in Niederbayern, lebte lange Zeit in Paris und wurde 1766 Lektor der franz. Sprache an der Universität zu Leipzig, wo er 15. April 1804 starb. Er erwarb sich das Verdienst, durch gute Übersetzungen wie durch die beigegebenen kritischen Bemerkungen der deutschen Litteratur bei den Franzosen Eingang verschafft zu haben. H. übersetzte die Werke Geßners (Zür. 1768—72 u. öfter) und in seinem «Choix de poésies allemandes» (4 Bde., Par. 1766) Poesien von Klopstock, Wieland, Lessing, Kleist u. a.; ferner Thümmels «Wilhelmine», Meiners' «Phil. Briefe über die Schweiz», Campes «Robinson» und Windelmanns «Kunstgeschichte» (3 Bde., Lpz. 1781) und gab «Notices générales des graveurs et des peintres» (Dresd. 1787; neue Aufl. 1797) heraus. Ein «Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Kupferstiche» veröffentlichte nach H.s franz. Manuskript C. C. H. Rost in deutscher Übersetzung (9 Bde., Zür. 1796—1804).

Huber (Samuel), prot. Theolog, geb. 1547 zu Burgdorf bei Bern, widersetzte sich als Pfarrer zu Burgdorf 1582 der von den berner Predigern befürworteten Einführung des Brotbrechens beim Abendmahl. Im J. 1586 griff H. aus Anlaß des Mömpelgarder Gesprächs die reform. Lehre von der Gnadenwahl heftig an und wurde deshalb 1588 des Landes verwiesen. Er ging nach Tübingen, bekannte sich zum Luthertum und erhielt die Pfarrei Derendingen bei Tübingen. Hier schrieb H. «Theses, Christum Jesum esse mortuum pro peccatis totius generis humani» (Tüb. 1589); 1592 wurde er als Professor der Theologie nach Wittenberg berufen, aber 1595 aus Kursachsen verwiesen. Seitdem irrte er heimatlos umher, bis er in Österwieck bei seinem Schwiegersohn 25. März 1624 starb. Von bleibendem Wert ist sein «Anti-Bellarminus» (6 Bde., Goslar 1607), eine gelehrte Verteidigung der luther. Lehre gegen den Katholizismus.

Huber (Therese), die Gattin von Ludwig Ferdinand und Mutter von Victor Aimé H., geb. 7. Mai 1764 in Göttingen, war die Tochter des Humanisten Heyne, verheiratete sich in ihrem 20. Jahre mit Johann Georg Forster, folgte diesem nach Polen und drei Jahre später nach Mainz. Als 1792 die Heere der franz. Republik in Deutschland einbrachen und Forster im Interesse Frankreichs zu wirken begann, sendete er seine Gattin mit ihren beiden Kindern nach Straßburg, die von hier aus nach Neuchâtel ging. Forster, der sich als Deputierter des neuen franz. Rheindepartements nach Paris begeben hatte, sah sie und seine Kinder noch einmal am Schlusse des J. 1793 zu Motiers-Travers an der franz. und schweiz. Grenze und übergab sie seinem Freunde L. F. Huber, der bei dieser Zusammenkunft zugegen war und nach Forsters Tode 1794 sich mit der Witwe verheiratete. Ihre ersten schriftstellerischen Arbeiten erschienen unter dem Namen ihres Gatten. Nach dessen Tode (1804) lebte sie bis 1814 bei ihrem Schwiegersohn, einem angesehenen Beamten in Bayern, wo sie ihre litterarischen Arbeiten fortsetzte. Dann wendete sie sich nach Stuttgart, übernahm hier 1819 die Redaction des «Morgenblattes» und siedelte 1824 nach Augsburg über, wo sie 15. Juni 1829 starb. «Forsters Briefwechsel» gab sie nebst Nachrichten von seinem Leben (2 Bde., Lpz. 1828—29) heraus. Ihre «Erzählungen» erschienen nach ihrem Tode in einer von ihrem Sohne veranstalteten Sammlung (6 Bde., Lpz. 1830—33).

Digitized by Google

Hubertus, der Heilige, war um 700—728 Bischof von Lüttich. Er war verheiratet, hatte einen Sohn, Florebert, welcher ihm auf dem Bischofsstuhl folgte, und war Schüler seines Vorgängers Lambert. Nach der spätern Legende stammte H. aus einem vornehmen Geschlecht Aquitaniens, war unter König Theoderich III. Pfalzgraf und führte einen recht weltlichen Wandel. Als er einst am Feiertage jagte, erschien ihm ein Hirsch mit einem goldenen Kreuz zwischen dem Geweih. Dadurch zur Buße geführt, begab sich H. zum Bischof Lambert, darauf nach Rom zum Papst Sergius I., welcher in einer Vision von Lamberts Tode unterrichtet und angewiesen ward, H. zu dessen Nachfolger zu weihen. Zu Ehren seines Vorgängers erbaute H. in Lüttich die prachtvolle Lambertikirche. Er starb 728 und wurde in der Peterskirche zu Lüttich beigesetzt. Im J. 744 wurden seine Gebeine in die Lambertikirche, 825 in das Kloster Andoin in den Ardennen übergeführt. H. ist der Patron der Jäger, und an seinem Gedächtnistage, 3. Nov. (Hubertustag), werden noch jetzt große Jagden (Hubertusjagden) abgehalten. Im spätern Mittelalter wurden auch mehrere Hubertusorden gestiftet, z. B. der bayrische, der böhmische und der kurkölnische. Vgl. Heggen, «Des heiligen H. Leben und Wirken» (Elberf. 1875).

Hubertusbad, Bad am Ausgange des Bodethals, s. unter Thale; vgl. Roßtrappe.

Hubertusburg, früher kurfürstl. Jagdschloß nahe bei dem Dorfe Wermsdorf, in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, wurde 1721 vom nachmaligen König und Kurfürsten August III. noch als Prinz mit großem Aufwande erbaut, 1748 von diesem erweitert und verschönert, im Siebenjährigen Kriege aber 1760, gleichsam zur Sühne für die Verwüstung des Schlosses Charlottenburg, durch die Preußen bis auf die kath. Kapelle größtenteils zerstört, nachher zwar wiederhergestellt, doch nicht in seiner frühern Pracht. Die darin 1774 angelegte königl. Steingutfabrik ward 1834 verkauft. In den Napoleonischen Kriegen benutzte man das Schloß als Lazarett. In neuerer Zeit verlegte man in die weiten Räume desselben verschiedene Straf- und Versorgungsanstalten, errichtete neue Gebäude dazu und umgab das ganze, etwa 2 km umfassende Gebiet mit einer Mauer. Gegenwärtig ist das eigentliche Jagdschloß, welches bis in die neueste Zeit noch als Militärmagazin benutzt wurde, zum größten Teil mit weiblichen Irren belegt, in den Nebengebäuden und Neubauten befinden sich, nachdem 1874 die Strafanstalten weggelegt wurden, folgende Landesanstalten: das Versorgungshaus für unheilbare Irre weiblichen Geschlechts, das Krankenhaus mit Siechhaus, ein Hospital für ältere Leute beiderlei Geschlechts, das Pfleghaus zur Unterbringung unheilbar Gebrechlicher, eine Erziehungsanstalt für bildungsfähige schwachsinnige, sowie eine Pflegstation für bildungsunfähige, blödsinnige Kinder und in dem Gebäude der nach Moritzburg versetzten Blindenvorschule die von Königswartha nach H. verlegte Heil- und Pflegeanstalt für epileptische Kranke. Die Zahl der in der Anstalt Untergebrachten beträgt über 2000; zur Unterhaltung des den Namen Vereinigte Landesanstalten führenden Ganzen werden aus Staatsmitteln jährlich über 390000 Mark verausgabt. Vgl. Bergsträßer, «Die königl. sächs. Strafanstalten. Insbesondere die Strafanstalten zu H., nebst einer Geschichte des Schlosses u. s. w.» (Lpz. 1844); Riemer, «Das Schloß H. sonst und jetzt» (Oschatz 1881).

Einen europ. Namen erlangte das schon früher in weiten Kreisen durch die daselbst abgehaltenen glänzenden Jagdfeste und Parforcejagden berühmt gewordene Schloß H. infolge des daselbst 15. Febr. 1763 von Preußen, Österreich und Sachsen unterzeichneten sog. Hubertusburger Friedens, welcher den Siebenjährigen Krieg beendigte, nachdem zu Paris 10. Febr. 1763 zwischen Großbritannien, Frankreich, Spanien und Portugal der Friede zu Stande gekommen war. Der Hubertusburger Friede befestigte die Stellung Preußens unter den ersten Mächten Europas. Maria Theresia entsagte in demselben allen ihren Ansprüchen auf die in den Friedensschlüssen zu Breslau und Berlin 1742 an Preußen abgetretenen Provinzen Schlesien und Glatz; Friedrich d. Gr. gab dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen sein Kurfürstentum zurück; der Dresdener Friede von 1745 wurde bestätigt und das Deutsche Reich namentlich in den Vertrag mit eingeschlossen.

Hubertusorden (Sankt) in Bayern, ursprünglich vom Herzog Gerhard V. von Jülich 1444 gestiftet und am 29. Sept. 1708 vom Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz neu errichtet. Am 30. März 1800 wurde er als Orden des Hauses Bayern bestätigt und ist abgesehen von Personen regierender Häuser und Ausländern auf 12 gräfliche und freiherrliche Kapitulare und einen Ordens-Großkomtur berechnet. Das Ordenskreuz ist weiß emailliert und zeigt auf einem runden Mittelschilde die Bekehrungsgeschichte des heil. Hubert; dasselbe wird an einer goldenen Kette getragen, welche in 42 Gliedern abwechselnd jene Bekehrungsscene und die Buchstaben T. V. (Treu vest) zeigt. Auf der linken Brust wird dazu ein Ordensstern und außerdem bei feierlichen Gelegenheiten ein Ordensgewand in altspan. Geschmack getragen.

Hubertusstock, Jagdschloß in der preuß. Provinz Brandenburg, Kreis Angermünde, bei Joachimsthal, in der an Hirschen reichen Schorfheide, im W. des Werbellinersees, 19 km von Eberswalde. Hier pflegt Kaiser Wilhelm jährlich eine Jagd abzuhalten. [Hubertus.

Hubertustag und **Hubertusjagden**, s. unter Hubertus.

Hubmaier (Balthasar), ein Wiedertäufer aus der Reformationszeit, geb. um 1480 zu Friedberg bei Augsburg, studierte zu Freiburg i. Br., folgte 1512 seinem Lehrer Eck nach Ingolstadt, wo er Prediger und Professor der Theologie wurde. Im J. 1516 als Pfarrer an die Domkirche zu Regensburg berufen, mußte er, der Hinneigung zur Reformation verdächtig, diese Stadt verlassen und kam 1522 als Pfarrer nach Waldshut am Rhein. Hier schrieb er 1524 «Achtzehn Schlußreden, so betreffen ein ganz christlich Leben, woran es gelegen ist», veranlaßte 1524 die Bürgerschaft von Waldshut die evang. Lehre anzunehmen, schloß sich jedoch dann aber 1525 den Schwärmern an und bekämpfte die Kindestaufe, das Ansehen der Obrigkeit u. s. w. Ende 1525 floh H. nach Zürich, dann nach Mähren, wo er bei den Herren von Lichtenstein in Nikolsburg Aufnahme fand. Als aber Mähren 1527 an König Ferdinand fiel, wurde H. mit seiner Frau nach Wien gebracht und auf dem nahen Schlosse Greiffenstein gefangen gehalten; 10. März 1528 starb er auf dem Scheiterhaufen; 13. März ward seine Frau in der Donau ertränkt. Vgl. Egli,

Digitized by Google

«Die züricher Wiedertäufer zur Reformationszeit» (Zür. 1878).

Hübner (Emil), namhafter Philolog, Sohn des Malers Rudolf Julius H., geb. 7. Juli 1834 zu Düsseldorf, besuchte das Blochmann-Vitzthumsche Gymnasium zu Dresden und studierte 1851—54 in Berlin und Bonn Philologie. In den folgenden Jahren machte er Studienreisen nach Italien und Frankreich, 1860 und 1861 im Auftrage der berliner Akademie der Wissenschaften nach Spanien und Portugal; ausführliche «Epigraphische Reiseberichte» von dort erschienen in den «Monatsberichten der Akademie». Als Früchte dieser Reisen erschienen ferner «Die antiken Bildwerke in Madrid, nebst einem Anhange, enthaltend die übrigen antiken Bildwerke in Spanien und Portugal» (mit 2 Tafeln, Berl. 1862), der 2. Band des berliner «Corpus inscriptionum Latinarum», die «Inscriptiones Hispaniae Latinae» (Berl. 1869) und die «Inscriptiones Hispaniae christianae» (Berl. 1871). In den J. 1866 und 1867 bereiste er für das gleiche wissenschaftliche Unternehmen England, Schottland und Irland. Die Ergebnisse dieser Reisen sind niedergelegt im 7. Band des «Corpus inscriptionum Latinarum», den «Inscriptiones Britanniae Latinae» (Berl. 1873) und den «Inscriptiones Britanniae christianae» (Berl. 1876). Seit Dez. 1859 an der berliner Universität habilitiert mit der Schrift «De senatus populique Romani actis» (Lpz. 1859), 1863 außerord., seit 1870 ord. Professor der klassischen Philologie daselbst, hat er erscheinen lassen den «Grundriß zu Vorlesungen über die röm. Litteraturgeschichte» (4. Aufl., Berl. 1878), sowie die Grundrisse zu Vorlesungen über die lat. Grammatik (2. Aufl., Berl. 1881), über die Geschichte und Encyklopädie der klassischen Philologie (Berl. 1876) und über die griech. Syntax (Berl. 1883). Von 1866 bis 1881 redigierte er die Zeitschrift für klassische Philologie «Hermes»; in den J. 1868—73 gab er auch die «Archäol. Zeitung» als Sekretär der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin heraus.

Hübner (Joh.), verdienter Schulmann und Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Türchau unweit Zittau 15. April 1668, studierte zu Leipzig, wo er sich auch habilitierte, und wurde 1694 Rektor der Schule in Merseburg, 1711 Rektor an dem Johanneum zu Hamburg, wo er 21. Mai 1731 starb. Seine «Kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie» (zuerst 1693) erhielten noch bei seinem Leben 36 Auflagen, wurden auch in die meisten neuern Sprachen übersetzt. Auch seine «Kurzen Fragen aus der polit. Historie», die «Ganze Historie der Reformation in fünfzig Reden», die «Genealog. Tabellen» und die «Kurzen Fragen aus der Genealogie»; ferner sein kleiner «Atlas scholasticus» und die mit Richey und Fabricius bearbeitete hamburgische «Bibliotheca historica» fanden vielen Beifall und große Verbreitung. Von seinen «Zweimal 52 auserlesenen biblischen Historien» (zuerst Lpz. 1714) erschienen weit über hundert Auflagen. H.s zweckmäßige Erfindung, die Landkarten methodisch zu illuminieren, wurde zuerst von Homann in Nürnberg seit 1702 in Anwendung gebracht.

Sein Sohn, Johann H., gest. als Advokat in Hamburg 26. März 1753, hat mehrere Schriften des Vaters fortgesetzt und von neuem herausgegeben, z. B. das «Museum geographicum» (Hamb. 1746), ein Verzeichnis der besten Landkarten. Von eigenen Werken desselben sind zu erwähnen die «Bibliotheca genealogica» (Hamb. 1729) und die «Vollständige Geographie» (3 Bde., Hamb. 1730).

Hübner (Jos. Alexander, Freiherr von), österr. Diplomat, geb. 26. Nov. 1811 zu Wien, machte seine Studien auf der dortigen Universität, trat 1833 bei der Staatskanzlei ein, war seit 1837 ein Jahr hindurch Attaché der österr. Gesandtschaft in Paris, dann wieder in Wien und seit 1841 erster Gesandtschaftssekretär in Lissabon. H. ging 1844 nach Leipzig, als erster Generalkonsul für Sachsen. Nach Ausbruch der franz. Februarrevolution ward er dem Erzherzog Rainer, dem damaligen Statthalter der Lombardei zu Mailand, zur Führung der diplomatischen Korrespondenz beigegeben. Vom Fürsten Schwarzenberg mit der diplomatischen Korrespondenz im Auswärtigen Amte betraut, erhielt er im März 1849 eine außerordentliche Mission nach Paris, und einige Monate darauf erfolgte seine Ernennung zum bevollmächtigten Minister bei dem Präsidenten der franz. Republik, welche Stellung er auch nach Errichtung des neuen Kaiserthrons bis zum Kriege von 1859 behielt. Mit dem Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Österreich kehrte H. nach Wien zurück, erhielt aber bald darauf eine außerordentliche Mission nach Neapel. Nachdem er sodann einige Monate als österr. Gesandter zu Rom gewirkt, trat er 22. Aug. 1859 auf kurze Zeit als Polizeiminister in das neugebildete Kabinett ein. Ende Sept. 1865 übernahm er wieder den Gesandtschaftsposten zu Rom, trat jedoch 1868 von dieser Stelle zurück und damit aus dem Staatsdienste. Seit jener Zeit hat H. ein großes Werk: «Sixtus IV.» (2 Bde., Lpz. 1871), herausgegeben und dann eine Reise um die Erde unternommen, deren Erlebnisse er in dem auch französisch erschienenen Werke niedergelegt hat: «Ein Spaziergang um die Welt» (2 Bde., Lpz. 1874; 2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1875). Seit Okt. 1879 in das Herrenhaus des österr. Reichsrats als Mitglied auf Lebenszeit ernannt, ist er regelmäßig seither in die Delegation gewählt worden.

Hübner (Karl Wilh.), vorzüglicher Genremaler, geb. 14. Juni 1814 zu Königsberg in Preußen, besuchte die Düsseldorfer Kunstschule unter Leitung Karl Sohns und gründete 1841 ein eigenes Atelier. Den Grund zu seinem Berufe legte er durch die Schlesischen Weber (1845). Dieselbe Richtung verfolgen: das Jagdrecht (1846), die Auswanderer (1847), die Verlassene, die Auspfändung (1847), Rettung aus Feuersgefahr (1853) u. s. w. Seine kunstgeschichtliche Bedeutung besteht in der oppositionellen Stellung seiner Kunst zu der idyllischen Richtung der gleichzeitigen Düsseldorfer. H. wurde besonders in Amerika sehr beliebt, sodaß fast alle seine Bilder dorthin gingen. Im J. 1864 wurde er zum Professor ernannt. H. starb 5. Dez. 1879 in Düsseldorf.

Hübner (Otto), Statistiker und Nationalökonom, geb. 22. Juli 1818 zu Leipzig, absolvierte das Gymnasium zu Augsburg, widmete sich dann dem Handelsstande, wandte sich aber nach London, wo er sich mit Eifer volkswirtschaftlichen Studien ergab und für handelspolit. Zeitschriften arbeitete. Zugleich errichtete er hier mit dem Major Thornton von der Ostindischen Kompagnie ein Comptoir für den Österreichischen Lloyd. Im J. 1848 war er in Triest, und als die polit. Bewegungen auch hier ausbrachen, wurde er von Österreich nach Frank

Digitized by Google

furt a. M. in den Fünfziger-Ausschuß gesandt. Jedoch wegen seiner freiheitlichen Haltung aus Österreich ausgewiesen, ging er nach Berlin, wo er ein «Statistisches Jahrbuch» (Lpz. 1852—63) herausgab. Ferner gehörte H. hier zu den Begründern der Preußischen Hypotheken-Versicherungsgesellschaft, deren hauptsächlicher Leiter er bis zu seinem 4. Febr. 1877 erfolgten Tode blieb. Unter seinen volkswirtschaftlichen Arbeiten sind zu nennen: «Die Zolltarife aller Länder» (Lpz. 1852; 2. Aufl., 2 Abteil., Iserlohn 1866—69) und «Die Banken» (Lpz. 1853—54). Sehr bekannt ist H.s «Statist. Tafel aller Länder» (Lpz. 1851; 33. Ausg., Frankfurt a. M. 1884; seit 1884 auch in erweiterter Ausgabe, von Professor Juraschek bearbeitet, in Buchform erscheinend). Im J. 1848 redigierte H. die «Allgemeine Österr. Zeitung» und 1854—61 den «Deutschen Botschafter» in Wien.

Hübner (Rud. Jul. Benno), Historienmaler, geb. zu Oels in Schlesien 27. Jan. 1806, begann seine Kunststudien 1821 in Berlin unter der Leitung W. Schadows, welchem er 1826 nach Düsseldorf folgte. Noch in Berlin war er mit seinem ersten Bilde: Boas und Ruth, aufgetreten. Von Düsseldorf aus lieferte er zuerst 1828 den Fischer (nach Goethes Ballade) und die berühmte Scene aus Ariosto: Roland, der die Prinzessin Isabella aus der Räuberhöhle befreit (von Keller gestochen). Während einer Reise in Italien malte er den Abschied der Naemi (1833, in der Nationalgalerie zu Berlin). Eine neue, noch kräftigere Entwickelung bezeichnen sein Simson, der die Säulen einreißt, und ein treffliches Altarblatt: Christus und die Evangelisten (1835), in der Kirche zu Meseritz. Von H.s folgenden Bildern zeichnen sich besonders aus: Hiob und seine Freunde, das Liebespaar des Hohen Liedes, das Goldene Zeitalter, Christus an der Säule, die im Walde schlafenden Kinder und ihre Schutzengel, Felicitas und der Schlaf, aus Tiecks «Octavianus» (1842, jetzt im Städelschen Institut zu Frankfurt). Zu dem Fenster der Kapelle auf dem Weinberge des Königs von Sachsen lieferte H. anmutige Kartons, die Scheinert in Meißen vortrefflich ausführte. Für den Römersaal in Frankfurt a. M. malte H. das Bildnis von Kaiser Friedrich III. Für den Altar der Stadtkirche zu Meißen malte er einen auf Wolken stehenden Christus, eine Auferstehung für die Kirche zu Dommitzsch. Ein schönes, von der dresdener Galerie angekauftes Bild: das Goldene Zeitalter (fünf Knabengestalten in heiterer Landschaft), das er 1851 zu Brüssel ausstellte, brachte ihm von dort die große goldene Medaille. Unter seinen spätern Werken sind hervorzuheben eine Reihe von Kartons zu Glasgemälden für die Dominikanerkirche in Krakau, für die Krypta der Kathedrale von Glasgow und die neue Kirche von Oschatz; von Ölbildern: Karl V. in San-Yuste und Friedrich d. Gr. in Sanssouci. Seine 1866 vollendete Disputation Luthers mit Eck befindet sich in der dresdener Galerie. Von seinen Zeichnungen ist zu erwähnen: das Albumblatt für König Ludwig, eine Figur der Germania, voll Schmerz am Boden liegend, mit der vom Haupte gefallenen Krone; eine Originalradierung davon auf Stahl mit Tondruck wurde zum Besten der Schleswig-Holsteiner verkauft. Litterarisch hat sich H. durch das «Verzeichnis der königl. Gemäldegalerie zu Dresden» (Dresd. 1856; 5. Aufl. 1884) und das «Bilderbrevier der dresdener Galerie» (Dresd. 1857—59) bekannt gemacht. Von seinen dichterischen Produktionen sind zu nennen: «Hell-dunkel. Sonette und Lieder» (Braunschw. 1871) und «Zeitspiegel» (Dresd. 1871). H. lebte seit 1839 in Dresden und war seit 1841 Professor an der dortigen Akademie. Im J. 1871 wurde er zum Direktor der königl. Gemäldegalerie ernannt, welche Stellung er bis zu seinem, 7. Nov. 1882 in Loschwitz bei Dresden erfolgten Tode innehatte.

Sein Sohn Hans H., geb. 13. Okt. 1837, ord. Professor der Chemie und Direktor des chem. Laboratoriums zu Göttingen, starb 14. Juli 1884.

Hübsch (Heinr.), namhafter Baumeister, geb. 9. Febr. 1795 zu Weinheim, studierte zuerst Philosophie, wendete sich aber dann der Baukunst zu. Er besuchte deshalb die Bauschule in Karlsruhe, unternahm zu seiner weitern Ausbildung eine Reise nach Italien, Griechenland und Konstantinopel und lebte dann mehrere Jahre in Rom. Im J. 1827 wurde H. Architekt der Residenz Karlsruhe und Mitglied der Baukommission, 1829 Baurat, 1831 Oberbaurat, 1842 Baudirektor und später Oberbaudirektor. Auch leitete er längere Zeit die Bauschule am Polytechnischen Institut zu Karlsruhe. H. neigte sich vorzugsweise dem Rundbogenstil zu und ward für Baden der Begründer einer neuen Epoche im Baufach. In Karlsruhe selbst wurden von ihm das Gebäude des Finanzministeriums, das Polytechnische Institut, die Kunsthalle, das Hoftheater, das Gebäude im botan. Garten ausgeführt. Hieran reihen sich die Zollhäuser und der Freihafen in Mannheim, die kath. Kirchen zu Bulach, Stahringen, Rottweil, Waibsen u. s. w. Die neue Trinkhalle und das Theater in Baden-Baden sind ebenfalls nach den Entwürfen H.s ausgeführt. Seine letzten größern Arbeiten waren die Wiederherstellung der Hauptfaçade des Kaiserdoms zu Speier und die Pfarrkirche zu Ludwigshafen. Seine Kunstprinzipien entwickelte er in den Schriften: «In welchem Stile sollen wir bauen?» (Karlsr. 1828) und «Die Architektur und ihr Verhältnis zur heutigen Malerei und Skulptur» (Stuttg. u. Tüb. 1847). Über einen Teil der von ihm ausgeführten Bauten berichtete er in «Bauwerke» (Karlsr. 1838 fg.; neue Folge 1852 fg.); ferner schrieb er: «Die altchristl. Kirchen nach den Baudenkmalen und ältern Beschreibungen» (Karlsr. 1859—63). H. starb zu Karlsruhe 3. April 1863.

Huc (Evariste Regis), franz. Missionar, geb. 1. Aug. 1813 zu Toulouse, war 1839—52 in China Missionar und bereiste auch Hochasien und Tibet. Hierauf kehrte er nach Frankreich zurück und starb 26. März 1860 zu Paris. H. schrieb: «Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Tibet et la Chine» (2 Bde., Par. 1850; deutsch von K. Andree, Lpz. 1853), «L'empire chinois» (2 Bde., Par. 1855; deutsch, Lpz. 1856), «Le christianisme en Chine» (4 Bde., Par. 1858).

Hucbald (Hugbald, Hubald, Ubaldus), ein um die Musik im frühen Mittelalter sehr verdienter Mönch des Klosters zu St.-Amand bei Tournay, lebte 840—930 und lieferte die ersten bekannten Nachrichten von den damals beginnenden Versuchen in der mehrstimmigen Musik (bei ihm «Organum» genannt). Gleichzeitig verbesserte er die Notenschrift durch den Gebrauch der Linien, geriet aber in seiner Nachahmung der altgriech. Musik mehrfach auf Abwege. Seine Schriften sind zum Teil erhalten und bilden die Hauptquelle

Digitized by Google

zur Kunde der Musik dieser Zeit. In St.-Amand leitete H. eine Sängerschule, welche er von seinem Oheim und Lehrer Milo überkam.

Huchen oder Heuch (Salmo hucho) heißt ein zur Forellenfamilie gehöriger großer Fisch, welcher in dem Becken der Donau und ihrer Nebenflüsse die Stelle des Rheinlachses vertritt. Er wird 1—2 m lang und nicht selten 20—30 kg schwer, ist oben grünlich-blau, auf den Seiten und am Bauche hell silberweiß und verliert im Alter die schwärzlichen Punkte und wenigen schwarzen Flecken, die er in der Jugend hat. Der H. ist weit gestreckter als der Lachs, nährt sich, wie dieser, von kleinern Fischen und Gewürm, selbst von Wasserratten und Fröschen, steigt im März und April in die seichten Gewässer auf, um im Sande zu laichen, und wühlt dazu tiefe Gruben auf, die er mit seinen erbsengroßen, hellgelben Eiern besetzt. Man fängt ihn mit Fliegen- und Wurmangeln und mit dem künstlichen Silberfisch, auch wird er harpuniert oder geschossen. Die Eier schlüpfen nach sechs Wochen aus; die ausschlüpfenden Jungen haben einen runden Dottersack. Das Fleisch ist weiß und sehr wohlschmeckend. In neuester Zeit hat man den H. vielfach in andern Stromgebieten gezüchtet.

Huchtenburg, Maler, s. Hugtenburgh.

Hückeswagen, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Lennep, an der Wupper und an der Linie Barmen-Rittershausen-Wipperfurth der Preußischen Staatsbahnen, hat Wollspinnerei, Tuch- und Buckskin-, Maschinenfabriken, Färbereien und zählt (1880) 3932 E.; die Landgemeinde H., aus 190 Wohnplätzen bestehend, zählt 5992 E., welche Tuchfabriken und Wollspinnereien unterhalten.

Huddersfield, Marktstadt und Parlamentsborough, einer der bedeutendsten Manufaktur- und binnenländischen Handelsorte Englands, im West-Riding der Grafschaft York unweit Halifax und 22 km im Südwesten von Leeds, an der Eisenbahn Manchester-Leeds, in einer gebirgigen Gegend am linken Ufer des Colne und an dem mittels eines 5,5 km langen Tunnels über das Grenzgebirge zwischen York- und Lancashire nach Stalybridge geführten Huddersfield- oder Manchester-Huddersfield-Kanal gelegen, der von da unter dem Namen Hebble-Navigation in den Calder geht und mehrere Seitenzweige hat. H. hat 14 Kirchen und Kapellen, ein Krankenhaus, zwei Colleges, eine im Juni 1873 enthüllte Statue Robert Peels, eine Philosophische Gesellschaft und ein Handwerkerinstitut. Es ist ein Hauptsitz der Wollindustrie, insbesondere für Shawls, Velours, gemengte Gewebe, leichte Tuche, obwohl auch leinene und seidene Waren hergestellt werden. Die Fabrikate werden nach der Einrichtung zu Leeds in der großen, 1765 erbauten Tuchhalle ausgelegt, und die wöchentlichen Märkte ziehen die Kaufleute von Leeds, Halifax und Wakefield in Menge herbei. Der Ort selbst hat (1881) 81 841 E., aber das Kirchspiel H., mit den Ortschaften Almondbury, Kirkburton, Kirkheaton, Morfield u. s. w. in einem langen, bis zu dem durch seine Wollfabriken, Seidenspinnereien und Dampfmaschinenbau wichtigen Dorfe Marsden sich hinziehenden Thale, zählt etwa 200 000 E., die meist Tuch, Kasimir ꝛc. fabrizieren. Unweit H. liegen die Bäder von Longwood-Spa. [horst (s. d.).

Hude, Gemeinde im oldenburg. Amte Delmen-

Hude (Philipp Wilh. Hermann von der), Architekt, geb. 2. Juni 1830 in Lübeck, besuchte das dortige Gymnasium, war dann Schüler des Hofbaurats von Arnim in Potsdam, studierte an der berliner Bauakademie und wurde 1857 zum Baumeister ernannt. Seit 1860 ist er in Verbindung mit dem Baumeister Julius Hennicke in Berlin als Privatarchitekt thätig. Er führte in Berlin eine große Anzahl Wohnhäuser und Villen aus, darunter die Villa Markwald (1861), bei der zum ersten mal echte Materialien bei der Façadenbildung bürgerlicher Wohnhäuser zur Verwendung kamen: Werkstein in Verbindung mit Verblendziegeln; 1873—75 leitete er den Bau des Hotel Kaiserhof, 1878—81 den des Centralhotels, 1881—82 den der Neuen Kirche auf dem Gensdarmenmarkt. Einer seiner Hauptbauten außerhalb Berlins ist die Kunsthalle in Hamburg (in Gemeinschaft mit Schirrmacher, seit 1863). H.s Formengebung lehnt sich an die ital. Renaissance an, welche er den modernen Bedürfnissen anzupassen sucht.

Hudiksvall, Stadt in Gefleborgs-Län in Schweden, am Bottnischen Meerbusen und an der Eisenbahn H.-Forsa, zählt (1882) 4236 E., hat zwei Banken, mehrere Werfte und Sägewerke, mechan. Werkstätte und Tischlerfabrik, Krankenhäuser und eine höhere Schule und treibt bedeutenden Handel.

Huds., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hudson (William).

Hudson, der Hauptfluß des nordamerik. Staates Neuyork, benannt nach Henry Hudson (s. d.), der ihn 11. Sept. 1609 entdeckte, entsteht in dem Adirondacgebirge in etwa 1200 m Höhe aus zwei Flüssen, die sich 65 km unterhalb ihrer Quellen vereinen. Nach einem südl. Laufe nimmt der Fluß den von Südwesten kommenden Sacandaga auf, wendet sich dann bei den Jessupsfällen ostwärts und nimmt, nachdem er bei den Hadleyfällen abermals einen großen Bogen beschrieben, bei den Glensfällen eine südliche Richtung an, die er bis zu seiner Mündung in die Bai von Neuyork beibehält. Der H. ist nur etwa 500 km lang, aber eine der wichtigsten Wasserstraßen der Vereinigten Staaten. Von den Glensfällen an läuft er in der merkwürdigen Erdspalte, welche die Acadian-Mountains oder die Berge von Neuengland von den übrigen Appalachen (s. d.) trennt und sich nordwärts durch den Champlainsee und das Thal des Richelieu bis zum St. Lorenzstrom geradlinig fortsetzt. Von den Glensfällen bis Troy zeigt er noch viele Stromschnellen, dann aber tritt er als breiter, tiefer Strom auf, der von Albany an 550—600 m, an vielen Stellen viel breiter wird und im untern Laufe seeartige Erweiterungen hat. Sein Fall ist in dieser Erdsenke so gering, daß Ebbe und Flut bis über Albany (240 km von der Mündung) hinaufreichen. Bis zur Stadt Hudson (1880 mit 8669 E.), 195 km oberhalb Neuyork, ist er für Seeschiffe fahrbar, und große Dampfschiffe können bis Albany hinaufgehen, Schaluppen sogar bis nach Troy, 255 km von der Mündung, und mittels einer Schleuse noch 13 km weiter bis nach Waterford an dem Einfluß des von Westen kommenden Mohawk, des einzigen beträchtlichen Nebenflusses, den der H. außer dem Sacandaga aufnimmt. Der Mohawk verbindet den H. mittels des Erie- und Onondagakanals mit dem Erie- und Ontariosee, während ein anderer Kanal die Verbindung mit dem Champlainsee und Canada, der Delaware- und Hudson-

Digitized by Google

kanal mit der Kohlenregion Pennsylvaniens und dem Delaware herstellen. Vor seiner Mündung in den Atlantischen Ocean bildet er die geräumige und tiefe innere und äußere Bai von Neuyork, welche dieses zu einem der ersten Häfen der Welt macht. Die Stadt Neuyork liegt an seinem linken Ufer und wird im Osten von einem seiner Arme, dem sog. East-River, bespült; sie verdankt dem H. den größten Teil ihrer Blüte. Vgl. Bruce, «The H.» (Boston 1881).

Hudson (Henry), berühmter Seefahrer, ein Engländer von unbekannter Herkunft, unternahm seine erste auf Entdeckung einer nordöstl. Durchfahrt gerichtete Reise 1607 in einem kleinen Fahrzeuge mit 10 Matrosen, mußte aber, nachdem er weit im Polarmeer vorgedrungen, im September nach England zurückkehren. Auf einer zweiten Reise 1608 kam er bis Nowaja-Semlja. Eine dritte Reise unternahm er 1609 auf Kosten der Holländisch-Ostindischen Kompagnie von Amsterdam aus. Die Hoffnung aufgebend, eine nordöstl. Durchfahrt zu finden, segelte er nach der Davisstraße, kam aber an das amerik. Festland unter 44° nördl. Br., und fand, südwärts steuernd, die Mündung des nach ihm benannten Hudsonflusses. Seine letzte Reise trat er wieder mit einem engl. Schiff im April 1610 an und erreichte im Juni Grönland. Westlich steuernd, fand er die Meerstraße, die ebenfalls seinen Namen führt (Hudsonsstraße), und gelangte durch dieselbe an die Küste von Labrador, welcher er den Namen Neubritannien gab, endlich in die große Bai, die gleichfalls nach ihm Hudsonsbai genannt wird. Hier überwinterte er, um im folgenden Frühling seine Entdeckungen weiter verfolgen zu können. Dies geschah auch, bis sein Proviant so zusammengeschmolzen war, daß er zur Rückkehr sich genötigt sah. Die Äußerung in seiner bedrängten Lage, daß er einige seiner Leute werde zurücklassen müssen, brachte ihm den Tod. Durch einen gewissen Green, dem er in London das Leben gerettet, angeregt, bemächtigten sich (Juni 1611) die Matrosen seiner bei Nacht, banden ihm die Hände auf den Rücken und gaben ihn so nebst seinem Sohne und einigen andern, die ihm anhingen, in seiner Schaluppe der Willkür der Wellen oder den Anfällen der Wilden preis. Sein Schicksal wurde durch Pricket, den Schiffsschreiber und Mitteilnehmer des Komplotts, bekannt. Vergebens waren alle Nachsuchungen, welche die Engländer um H.s willen durch Button anstellten. Die Hakluyt-Gesellschaft gab heraus «A collection of documents forming a monograph of the voyages of Henry H.» (Lond. 1860). Vgl. noch Asher, «H. the navigator» (Lond. 1861), und Read, «Historical inquiry concerning Henry H.» (Albany 1866).

Hudson (William), engl. Botaniker, geb. 1730 in Westmoreland, gest. 23. Mai 1793, verbreitete das Linnéische System in England und schrieb «Flora anglica» (Lond. 1762; 2. Aufl., 2 Bde., 1778).

Hudson Lowe (Sir), s. Lowe (Hudson).

Hudsonsbai, Binnenmeer in Nordamerika, zwischen Labrador, Neuwales und den Polarländern, 1069578 qkm groß, 1100 km lang, bis 730 km breit, hängt im O. durch die Hudsonstraße mit dem Atlantischen Ocean zusammen und steht durch den Foxkanal mit den Polargewässern in Verbindung. Die in der Mitte 180 m tiefe Bai hat mehrere große Buchten, südlich die Jamesbai, im W. die Port-Nelsonbai, die Buttonbai und im NW. die Chesterfieldbai, und ist voll von Sandbänken, Klippen und Inseln, unter welchen letztern Southampton zwischen dem Foxkanal, der Roß-Welcome- und Frozenstraße die bedeutendste ist. Zahlreiche Flüsse gehen in die Bai, von denen der Churchill, Nelson, Severn, Albany, Moose, Rupert, East-Main und Great-Whale die bedeutendsten sind. Obgleich ganz außerhalb des nördl. Polarkreises gelegen, hat dieses Binnenmeer doch einen nur wenig von dem Arktischen Meere verschiedenen Charakter. Nur etwa sechs Wochen kann es von Segelfahrzeugen, 12 Wochen von Dampfern sicher beschifft werden; die übrige Zeit ist es von Treibeis erfüllt. Port Nelson wird während drei Monate des Sommers durch regelmäßige Dampferfahrten von Liverpool aus besucht. Entdeckt wurde die Hudsonstraße, wo nicht die Bai selbst schon, von Sebast. Cabot 1517; beide aber wurden befahren und benannt 1610 von Henry Hudson (s. d.) Weitere Entdeckungen machten in dieser Gegend 1612 Button und Ingram, 1615 Bylot mit Baffin, der in den Foxkanal und bis zur Insel Southampton gelangte, 1619 der Däne Munk, 1631 Fox und James, später Parry u. a.

Hudsonsbai-Kompagnie oder «Company of adventurers of England trading into Hudsonsbay», eine engl. Handelsgesellschaft, erhielt 2. Mai 1670 einen Freibrief, welcher den Teilhabern und ihren Nachkommen den Alleinhandel in der Hudsonsbai und Hudsonsstraße gewährte und ihnen Hoheitsrechte, die bürgerliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit über alles Land und alle darangrenzenden Gegenden verlieh, die nicht etwa schon im Besitze anderer christl. Fürsten oder Staaten sich befänden. Diese Kompagnie entwickelte seitdem mit ungeheuerm Gewinn den Pelzhandel in jenen Gegenden und wußte auch ihre Vorrechte zu bewahren. Eine Rivalin entstand der Gesellschaft in der Nordwest-Kompagnie, welche 1783 in Montreal canad. Pelzhändler gründeten, und die ihren Handel nach jenen westl. Gegenden betrieb, auf welche sich der Freibrief der alten Gesellschaft nicht erstreckte. Handelseifersucht führte endlich zu Streitigkeiten, 1814 sogar zu einem Kriege zwischen der Hudsonsbai- und der Nordwest-Kompagnie, sodaß die engl. Regierung zuletzt vermittelnd einschritt und 1821 beide Gesellschaften vereinigt wurden. Diese vereinigte Gesellschaft erhielt durch brit. Parlamentsakte eine auf 17 Jahre gültige Bestätigung ihres Handelsmonopols in allen von ihr besetzten Ländern. Nach Ablauf dieser Bestätigung wurde die Gesellschaft abermals durch Parlamentsakte vom 30. Mai 1838 auf 21 Jahre erneuert, dabei aber ausdrücklicher, als vorher geschehen, das Monopol der Gesellschaft bloß auf den Handel mit den Indianern beschränkt. Die Angelegenheiten der Kompagnie führten ihre Direktoren in London. Wiewohl sich die Pelztiere allmählich verminderten, manche Bezirke sich ganz erschöpften, war doch die Kompagnie immer noch eine mächtige und reiche Körperschaft. Das Privilegium der Kompagnie lief 30. Mai 1859 ab, und nach langen Verhandlungen ging 1863 die alte Hudsonsbai-Kompagnie an einen Verein von Kapitalisten (International Financial Compagny) über, welcher den bisherigen Eigentümern die Originalaktien ablaufte und außerdem neue Aktien zur Höhe des frühern Kapitals kreierte. Dieser Verein übertrug durch Vertrag vom 9. März 1869 alle seine Regierungs- und

Digitized by Google

Eigentumsrechte in Nordamerika an die Dominion of Canada gegen Zahlung von 300000 Pfd. St.

Hudsonsbai-Länder nannten die Engländer ursprünglich alles rings um die Hudsonsbai, nördlich und westlich von Canada gelegene Land, dessen Besitz ihnen im Utrechter Frieden 1713 zugesprochen wurde, und das sie in Labrador im O. der Bai, in Neuwales im W. und in die westlichern Binnenländer einteilten. Später wurde durch den Petersburger Vertrag vom 25. Febr. 1825 als nordwestl. Grenze gegen Russisch-Amerika (jetzt Territorium Alaska der Vereinigten Staaten) der 123. Meridian westl. L., durch den Vertrag zu Washington vom 20. Okt. 1818 als südl. Grenze gegen die Vereinigten Staaten der 49. Parallelkreis westwärts bis zu dem Felsengebirge bestimmt. Durch den Oregonvertrag vom 15. Juni 1846 ward sodann diese Südgrenze bis an die Fucastraße fortgesetzt. Zugleich wurde das Gebiet auch über das Felsengebirge hinaus bis an den Stillen Ocean erweitert und so um diesen Teil des alten Nordwestgebietes oder Neucaledonia vermehrt. Die H. umfaßten demnach nach jenen Bestimmungen sieben Achtel von Britisch-Amerika, nämlich alles außer den kolonisierten Provinzen (Settled provinces) im Südosten (Canada, Neuschottland u. s. w.), ungerechnet die ihrem Umfange nach noch unbestimmten Inseln des Arktischen Archipels. Im J. 1858 wurde indes das Nordwestgebiet oder Neucaledonia unter dem Namen Britisch-Columbia (s. d.) nebst der vorliegenden Insel Vancouver und im Mai 1870 die südlichste Provinz Manitoba davon abgetrennt. Den Rest bilden die Nordwest-Territorien, ein Teil der Dominion of Canada von 2346983 qkm mit (1881) 56446 E. Dieses ungeheuere Gebiet besteht teils aus Küstenländereien, welche von nomadisierenden Völkerschaften bewohnt werden, oder aus weiten Jagdrevieren, die noch im Besitze der Ureinwohner sich befinden. Durch die Hudsonsbai wird das Gebiet in zwei natürliche Abteilungen zerlegt, in Labrador (s. d.) und in die Nordwest-Territorien (s. d.). Das ganze Gebiet ist namentlich wichtig für den Pelzhandel, der lange Monopol der Hudsonsbai-Kompagnie (s. d.) war. (S. Karte: Britisch-Nordamerika und Alaska.)

Litteratur. Mac-Lean, «Notes of a twenty five years service in the Hudson's Bay Territory» (2 Bde., Lond. 1849); Martin, «The Hudson's Bay Territories» (Lond. 1849); Dawson, «Exploration of the country between Lake Superior and the Red River Settlement» (Toronto 1859); Taché, «Esquisse sur le Nord-Ouest» (Montréal 1859); Butler, «The great lone-land» (Lond. 1872); derselbe, «The wild north land» (Lond. 1873); Comte de Southesk, «Saskatchewan and Rocky-Mountain» (Edinb. 1875).

Hudsonstraße, der 900 km lange Meeresweg, welcher von der Davisstraße nach NW. in die Hudsonsbai führt, zwischen 60° 30′ und 24° nördl. Br. und zwischen 50° und 64° westl. L. von Ferro. Man kann durch eine breite mittlere und zwei schmale Straßen, im W. und S., in die H. einfahren.

Hué, auch Hué-fu genannt, die Hauptstadt des Reichs Annam (s. d.) in Hinterindien, zugleich Haupthandelsplatz der Provinz Dangtrong oder Cochinchina an der Ostküste derselben, ungefähr 15 km von der Mündung des Flusses Hué gelegen, hat eine stark fluktuierende, von einigen nur auf 30000, von andern bis auf 100000 Seelen geschätzte Bevölkerung. Dieselbe treibt beträchtlichen Handel und beschäftigt sich mit verschiedenen Manufakturen. Der Ort ist aus früherer Zeit durch franz. Ingenieure stark befestigt, mit starken Außen- und Innenwerken, einer Citadelle, 20 m hohen Mauern, breiten Gräben, einer Kanonengießerei, Magazinen, Arsenalen und Werften versehen, welche letztern an einem die Stadt durchziehenden Schiffahrtskanal liegen. Auf den Werften werden Kriegsschiffe zum Teil nach europ. Muster gebaut. Der König bewohnt einen weiten, befestigten Palast. Die gewöhnlichen Wohnhäuser sind meistens aus Bambus errichtet. Vor dem Hafen liegt eine Morastbank, auf welcher das Wasser bei Springfluten nur 4—5 m Tiefe hat. Durch den im Mai 1884 zwischen Frankreich und China zu Tien-tsin abgeschlossenen Vertrag, kraft dessen China das franz. Protektorat über Annam und Tongking anerkennt und seine drei südl. Grenzprovinzen dem allgemeinen Handel eröffnet, hat auch H. für Frankreich eine erhöhte Wichtigkeit erhalten.

Huelva, Hauptstadt der gleichnamigen andalusischen, im S. an das Atlantische Meer, im W. an Portugal grenzenden span. Provinz (10676 qkm mit [1883] 213548 E.), das alte Oroba, ist eine gutgebaute Ciudad von (1877) 13125 E. 110 km im WSW. von Sevilla, links am Odiel, welcher sich in Gestalt einer langen Bai, Ria de Huelva genannt, mit dem Rio Tinto vereinigt, ins Meer ergießt, und an der Eisenbahn Sevilla-H., welche an dem großen eisernen Molo des Tinto endet, einem der schönsten Werke seiner Art. Die San-Pedro-Kirche ist eine ehemalige Moschee. Der Handel ist bedeutend. Hauptausfuhrartikel ist Kupfererz, nämlich Kupferkiese aus den Gruben von Rio Tinto, welche durch Eisenbahn mit H. verbunden sind, Manganerz, Wein, Öl, Orangen, Feigen, Kork u. s. w. Die hier gebauten Schiffe sind in Cadiz und Gibraltar hoch geschätzt. Die Bewohner sind fleißige Fischer, deren Fang nach Sevilla expediert wird.

Huerta (span., Garten), in Südspanien Bezeichnung einer gut bewässerten und angebauten Gegend, namentlich der Gärten mit Landhäusern in der Umgegend großer Städte.

Huerta (Vicente Garcia de la), span. Dichter und Kritiker, geb. 9. März 1734 zu Zafra, studierte zu Salamanca, wurde frühzeitig Oberbeamter der königl. Bibliothek und bald darauf auch Mitglied der Königlich Spanischen Akademie sowie der königl. Akademien der Geschichte und von San-Fernando. Er trat als Verfechter des altspan. Nationalgeschmacks gegen den franz. Klassizismus auf, doch drangen seine Ansichten nicht durch. Sein rücksichtsloses Auftreten und der Neid seiner Gegner raubten ihm seine Ämter und zogen ihm sogar eine mehrjährige Verbannung nach Oran zu. Er starb zu Madrid 12. März 1787. Im Druck erschienen von ihm die «Biblioteca militar española» (Madr. 1860), «Obras poeticas» (2 Bde., Madr. 1778—79; wieder abgedruckt in Rivadeneyras «Bibliothek», Bd. 61) und «Teatro español» (17 Bde., Madr. 1785—86), eine Auswahl altspan. Bühnenstücke. Er hat sich als Dichter im Lyrischen und Dramatischen versucht und in allen seinen Poesien als ein bedeutendes Talent, besonders in Rücksicht auf Sprache und Versbau, gezeigt. Seine Tragödie «Raquel» (1778; abgedruckt in Ochoas «Teatro español», Bd. 5, Par. 1838), welche die Liebe

Digitized by Google

des Königs Alfons VIII. zu der schönen Jüdin Rahel zum Gegenstand hat, gilt als eine der besten unter den neuern Tragödien der Spanier.

Huesca, Hauptstadt der gleichnamigen, im N. an Frankreich grenzenden, einen Teil Aragoniens bildenden, ganz dem Ebrobecken angehörenden span. Provinz (15224 qkm mit [1883] 253334 E.), Ciudad und Sitz eines Bischofs, liegt 73 km im NO. von Saragossa, in der durch das Wasser der Isuela künstlich bewässerten, mit Reben und Olivenpflanzungen bedeckten, 30 km weiten Ebene oder Haya de Huesca, amphitheatralisch an einem 60 m hohen Hügel, durch Zweigbahn nach Tardienta mit der Hauptlinie Barcelona-Alsasua der Spanischen Nordbahn verbunden. Der Ort zählt (1877) 11416 E., ist altertümlich gebaut, mit Mauern umgeben und hat eine sehr schöne got. Kathedrale aus dem 13. Jahrh., eine der herrlichsten Spaniens, ein Priesterseminar, ein Instituto, zwei Colegios, ein Theater, einen Stiergefechts-Cirkus und zwei Kasernen. H. ist das alte Osca im Lande der Vescitani. Sertorius errichtete daselbst 76 v. Chr. griech. und lat. Schulen und ward hier 72 ermordet. Cäsar gab der Stadt den Beinamen der Siegreichen; die Araber eroberten sie 713, machten sie zum Königssitz und nannten sie Weschka oder Waschaka. Diesen entriß sie Pedro I., dessen Vater Sancho Ramirez bei der Belagerung 4. Juli 1094 gefallen war, durch seinen Sieg vom 27. Nov. 1096 auf der nahen Ebene von Alcoraz. Derselbe erhob sie zu seiner Residenz und verlegte das Bistum von Jaca dahin. Auf dem Reichstage 1247 wurde hier das Gesetzbuch des Königs Jayme I. bekannt gemacht. Die 1354 von Pedro IV. gestiftete Universität befindet sich im alten Königspalast.

Huescar, Stadt der span. Provinz Granada, 127 km im NO. von Granada, am Fuße der Sierra de la Sagra, an dem zum Guadiana Menor gehenden Guardal, mit (1877) 7760 E. In einiger Entfernung von der Stadt entspringt eine der ergiebigsten Quellen des südl. Spanien, die Fuencaliente, d. h. Warme Quelle. H. liegt an der Stelle einer alten karthag. Stadt. — Der Kanal von Huescar, großartig geplant, ist nur zu 29 km Länge gediehen und erhält nur die Wasser des Guardal; er sollte nach Murcia und Cartagena geführt werden, ist aber bei der Wasserarmut der Flüsse unausführbar.

Huet (Albert), Graf der siebenbürg. Sachsen, geb. 2. Febr. 1537 in Hermannstadt, besuchte die Universität in Wien, trat in die ungar. Kanzlei und kehrte erst 1574 in seine Vaterstadt zurück. Hier wurde er 1577 zum «Nationsgrafen» und Königsrichter ernannt. H. nahm lebhaften Anteil an der schriftlichen Abfassung von «Der Sachsen in Siebenbürgen Statuta oder Eigenlandrecht», das Stephan Báthory als Fürst von Siebenbürgen 18. Febr. 1583 bestätigte. Dieses Gesetzbuch war bis 1. Sept. 1853 in Kraft. Aber der Adel beneidete die Sachsen um ihre Wohlfahrt und suchte ihre Rechte zu verkürzen, welche H. 10. Juni 1591 auf dem Landtage zu Weißenburg in einer berühmt gewordenen Rede mutig und erfolgreich verteidigte. H. war auch Mitglied der Gesandtschaft, die für Siegmund Báthory um die Hand der Erzherzogin Maria Christina warb. Er stand treu zum Kaiser und erwirkte 1607 den Beschluß des Landtags, daß der Sachsengraf stets im Rat des Fürsten Sitz und Stimme haben sollte. Er starb 23. April 1607. Vgl. Teutsch, «Der Sachsengraf Albert H.» (Hermannstadt 1875).

Huet (Coenraad Busken), holländ. Schriftsteller, geb. 28. Dez. 1826 im Haag, studierte in Leiden Theologie und wurde 1851 Pastor der wallonisch-reform. Gemeinde zu Harlem. Dieser Stelle entsagte er 1862 und war seitdem bis 1868 thätig als Mitredacteur des «Haarlemer Courant». Er veröffentlichte: «Briewen over den Bijbel» (2 Tle., Harl. 1857; 2. Aufl. 1863), «Kanselrederen» (Harl. 1861), einen Roman «Lidewyde» (2 Tle., Arnh. 1868; deutsch von Glaser, Braunschw. 1874) und namentlich «Litterarische Fantasien» (2 Tle., Arnh. 1868; 3. Aufl., Amsterd. 1874). Von 1868 bis 1873 war er in Batavia Redacteur der Zeitung «Java Bode», gründete dann daselbst das «Allgemeen Dagblad van Nederlandsch Indie» und veröffentlichte «Nieuwe Litterarische Fantasien» (2 Tle., Batavia 1874). Später ließ er sich in Paris nieder. Er schrieb noch: «Het land van Rubens» (Amsterd. 1779; 2. Aufl. 1881) und «Het land van Rembrand» (Amsterd. 1883).

Huet (Pierre Dan., lat. Huetius), franz. Gelehrter, geb. zu Caen 8. Febr. 1630, erhielt seine Bildung durch die Jesuiten und begleitete 1652 Bochart an den Hof der Königin Christine von Schweden. Später wurde er mit Bossuet am Hofe Ludwigs XIV. Lehrer des Dauphin, für den er mit Bossuet die Ausgaben der alten Klassiker in usum Delphini besorgte. Nachdem er 1676 die Weihen empfangen, erhielt er 1678 die Abtei Aunay und 1685 das Bistum Soissons, das er nachher gegen das von Avranches vertauschte. Doch gab er 1699 sein Bistum auf und erhielt dafür die Abtei Fontenay bei Caen. Um ganz den Studien zu leben, zog er sich später in das Professhaus der Jesuiten zu Paris zurück, wo er 26. Jan. 1721 starb. Seit 1674 war er Mitglied der Akademie. Um die Hermeneutik und Geschichte der Litteratur machte er sich durch die Schriften «De optimo genere interpretandi et de claris interpretibus» (Par. 1661) und «Sur l'origine des romans» (Par. 1670; neue Ausg. von Deseffarts, 1799) verdient. In seiner «Demonstratio evangelica» (Par. 1679), der «Censura philosophiae Cartesianae» (Par. 1689) und den «Mémoires pour servir à l'histoire du Cartésianisme» (Par. 1692; neue Ausg. 1698 u. Par. 1711) bekämpfte er die Philosophie, besonders die Cartesianische, welcher er vorher anhing. Als seine Gegner traten besonders Silv. Regis und Ant. Muratori auf. Außerdem gab H. «Carmina latina et graeca» (Utr. 1664), «Histoire du commerce et de la navigation des anciens» (Par. 1716; neue Ausg., Lyon 1763) und vieles andere heraus. Seine «Dissertations sur diverses matières de religion et de philosophie» wurden von Tillabet (2 Bde., Par. 1712) herausgegeben; seine philos. und litterarischen Bemerkungen sammelte Olivet in den «Huetiana» (Par. 1722). Sein Leben beschrieb er selbst in «Commentarii de rebus ad eum pertinentibus» (Amsterd. 1718; franz., Par. 1853). Vgl. die Charakteristiken von Bartholmèß (Par. 1850) und Barach (Wien 1862), und Henry, «Lettres inédites extraites de la correspondance de H.» (1879).

Huetius, Dichter, s. Huet.

Huf nennt man bei den Tieren die Hornbedeckung (den Nagel) des Endgliedes der Zehen, wenn sie kurz und stumpf ist und das ganze Nagel-

Digitized by Google

glied schuhartig umhüllt. Eine genaue Kenntnis des H. ist besonders für den Hufbeschlag der Pferde nötig. Man unterscheidet hier an dem hornigen Teile des H.: 1) die Hornwand, welche den äußern, gewölbten, das Hufbein von vorn und von beiden Seiten umgebenden Teil ausmacht, dessen unterer Rand (Tragrand) bedeutend dicker ist und frei über die Hornsohle vorragt; an dem hintern Ende biegt sich sowohl die innere als die äußere Hufwand zur sog. Eckstrebe um. Eine äußere schrägere und eine innere steilere Hufwand wird unterschieden. Jede teilt man in drei Drittel: Zehenwand, Seitenwand, Trachtenwand; 2) die Hornsohle, welche den untersten Teil des H. bildet; 3) den Hornstrahl, welcher keilartig zwischen den beiden Eckstreben der Hornwand an der Hufsohle eingeschoben ist und aus elastischern, weichern Hornfasern besteht. Nicht nur der Hornschuh wird als H. bezeichnet, sondern auch das, was in demselben eingeschlossen ist. Das sind zunächst Knochen, nämlich das untere Ende des Kronbeins, das Hufbein, das Strahlbein. Die gelenkartige Verbindung dieser drei Knochen heißt das **Hufgelenk**. Rechts und links an jedem Hufbein sitzt eine fast viereckige elastische Knorpelplatte oder ein **Hufknorpel**. Die Hufknorpel haben das Hufgelenk bei der Ausdehnung und Zusammenziehung, die der H. erleidet, je nachdem er auf den Boden aufgesetzt oder gehoben wird, schützend zu decken. Fortsetzungen der Lederhaut der allgemeinen Körperdecke, mit zackenartigen oder leistenförmigen Papillen besetzt, überziehen als hornerzeugende Materie das Hufbein als sog. Kronenwulst, als Fleischwand und Fleischsohle.

Hufbeschlag, Anleitung, den Huf der Pferde und anderer Einhufer mit einem zweckmäßigen Hufeisen zu beschlagen, lehrt auch abnorme Hufformen oder kranke Hufe so zu beschlagen, daß die Gebrauchsfähigkeit der mit solchen versehenen Tiere möglich wird oder Heilung zu erzielen ist; ebenso lehrt sie den passenden Beschlag für Pferde mit fehlerhaften Gangarten. Vgl. Dominik, «Theoretisch-praktische Anleitung zur Ausübung des rationellen H.» (Berl. 1870); Zürn, «Die Lehre vom H.» (6. Aufl.; Weim. 1879); Leisering-Hartmann, «Der Fuß des Pferdes» (5. Aufl., von Lungwitz besorgt, Dresd. 1882).

Hufe (althochdeutsch huoba, mittellat. seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. mansus) hieß bei den alten Deutschen im engern Sinne das Aderlos, welches einem jeden Familienhaupt in der Markgenossenschaft (vicus) zur Bebauung überwiesen war. Im weitern Sinne gilt jedoch das Wort für den Inbegriff von Hof, Aderlos und Nutzung an dem ungeteilt gelassenen, allen einzelnen Genossen gemeinschaftlich verbliebenen Teile der Mark (Wald, Weide, Wiese, Wasser und Unland). Es bildete somit H. die Grundlage für die wirtschaftlichen wie die rechtlichen Verhältnisse des Grundbesitzes bei den alten Deutschen. Die H. im engern Sinne, oder das Aderlos, befaßte im allgemeinen so viel Land, als mit einem Pfluge oder Gespann bestellt werden kann und demnach der Arbeitskraft einer Familie entspricht. Ihr durchschnittliches Maß betrug gewöhnlich 30, zuweilen aber auch 20 oder 40 Morgen (s. d.). Wie der Morgen, so konnte natürlich auch die H. je nach den verschiedenen Gegenden oder Bodengattungen mehr oder minder verschieden ausfallen. Allmählich konsolidierte sich jedoch der Begriff des Morgens wie auch der H. in verschiedenen Gegenden oder selbst einzelnen Orten und wurde auf diese Weise zu einer Art von Ackermaß, nach dem die Größe der Bauerngüter (Ein-, Zwei-, Anderthalbhüfner u. s. w.) bestimmt oder auch solches Land, das nicht der Kultur unterlag (Wasserhufen, Waldhufen u. s. w.) bemessen wurde. In einigen Gegenden Deutschlands kamen auch fingierte H. (Schattenhufen) vor, wonach Einwohner eines Dorfs, die keinen Acker hatten, ihre Steuern entrichten mußten. Vgl. Waitz, «Über die altdeutsche H.» (Gött. 1854).

Hufeisen (frz. fer de cheval, planche; engl. horse-shoe, planch shoe), eiserner Beschlag am Huf der Pferde, Maultiere, Esel zum Schutz desselben gegen zu starke Abnutzung, der mittels besonderer Nägel, der Hufnägel (s. d.), befestigt wird. Das gebräuchlichste H. ist das für Einhufer von der dem Namen nach bekannten Form. Dasselbe wird aus Stabeisen in der Weise hergestellt, daß seine untere Fläche eine den Boden berührende Bahn bildet, in welche symmetrisch auf beiden Seiten zwei Falze vertieft sind; letztere nehmen die langen Köpfe der Hufnägel auf und sind zu diesem Zweck an einzelnen Stellen durchlocht (Nagellöcher). In der Mitte des H., unter der Zehe, ist die Bahn etwas verbreitert und bildet dadurch die Kappe. Die obere Fläche des H. besteht aus dem äußern Tragrand, auf welchen sich der Huf stützt, der nach innen geneigten Abdachung und dem Kappenaufzug, welcher, aus der Kappe nach oben gehend, den Huf vorn an der Zehe führt. Die an der Bahn jedes Schenkelendes meist vorhandene *vierkantige* Erhöhung bezeichnet man als Stollen, eine ebensolche vorn unter der Kappe als Griff. Beim deutschen H. beträgt die Höhe des Stollens und des Griffs so viel, wie die einfache Breite des Eisens am Stollenende; dagegen hat das engl. H. weder Stollen noch Griff; beim französischen sind dieselben nur klein. Für den Gebrauch auf Glatteis werden Stollen und Griff zugeschärft (Eisstollen, Eisgriff). Bei bessern H., namentlich für Luxuspferde, hat man oft einschraubbare Stollen und Griffe, welche leicht ausgewechselt und nachgeschliffen werden können. Besondere Formen von H. kommen bei Pferden mit fehlerhaftem Gang oder kranken Hufen (bei letztern häufig geschlossene H.) zur Anwendung. Die Zweihufer tragen an jedem einzelnen Huf ein Eisen, das dann die Form eines halben Pferdehufeisens hat; oft besteht auch das Eisen einfach aus einer den Umrissen der Bodenfläche der Klaue entsprechenden Blechplatte, die mit einigen Nägeln am Huf befestigt wird.

Die Herstellung der H. ist zum großen Teil noch Arbeit des Grobschmieds und wird von demselben in der Weise ausgeführt, daß er das Stabeisen in mehrern Hitzen um das Horn des Amboßes biegt, Stollen und Griff staucht oder aufschweißt, den Falz und die Nagellöcher einschlägt. Die Fabrikation der H. mittels Maschinen ist, obwohl in das Jahr 1828 zurückreichend, noch wenig ausgebildet und nur in England und Amerika zu einiger Bedeutung gelangt. Die eine der bekanntesten Fabrikationsweisen verfolgt den Weg, daß die zur Verwendung kommenden glühenden Schmiedeeisenstäbe (Hufeisenformeisen) auf genau façonnierten Walzen mit den Falzen entsprechenden Vertiefungen, bei Stolleneisen auch mit den passenden Erhöhungen versehen, dann in einzelne Stücke von der Länge des fertigen H. zerschnitten, mittels mechan. Vorrichtungen w

Digitized by Google

entsprechend geformte Dorne gebogen und unter Stanzen gelocht werden. Nach der andern Methode werden die Stücke zunächst in Hufeisenlängen abgeschnitten, hierauf bis zur Weißglut erhitzt und auf einem Formklotz in ihre Form gebogen. Letztere bildet den Amboß eines Dampfhammers, dessen Bär beim Aufgang die einer Holzbiegmaschine (s. Holzbearbeitungsmaschinen) ähnliche Biegvorrichtung in Thätigkeit setzt. Durch den darauf folgenden Schlag des Hammerbärs wird das gebogene Eisen in ein Stahlgesenke geschlagen, aus diesem herausgehoben, mittels eines andern Gesenkes gelocht und schließlich vollendet von dem Dampfhammer abgestreift. Mit letzterer Methode können 2400 H. in 10 Stunden hergestellt werden.

Hufeisenmagnet, s. unter Elektromagnetismus, Bd. VI, S. 37.

Hufeisennasen (Rhinolophus), s. unter Fledermäuse.

Hufeland (Christoph Wilh.), einer der ausgezeichnetsten Ärzte der neuern Zeit, geb. 12. Aug. 1762 zu Langensalza in Thüringen, wurde in Weimar, wohin sein Vater als Leibarzt der Herzogin Amalie berufen worden, durch Privatunterricht für die akademischen Studien vorbereitet und widmete sich, nach dem Beispiele seines Vaters und Großvaters, der gleichfalls weimarischer Leibarzt gewesen, der Heilkunde, und zwar zunächst 1780 in Jena und von 1781 an in Göttingen, wo er 1783 die mediz. Doktorwürde erhielt. Sodann begab er sich nach Weimar, um seinen erblindeten Vater zu unterstützen, und lebte hier, bis ihm 1793 eine ord. Professur der Medizin in Jena mit dem Titel eines weimarischen Leibarztes und Hofrats übertragen wurde. Indes ging er 1798 als Direktor des Collegium medicum, Vorstand der Obercraminationskommission, königl. Leibarzt, erster Arzt am Charité-Krankenhause und Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit dem Titel eines Geheimrats nach Berlin, wo er bei der Gründung der Universität 1809 die Professur der speziellen Pathologie und Therapie übernahm, 1810 als Staatsrat in die Medizinalsektion eintrat und 25. Aug. 1836 starb.

H. gehört zu den edelsten Erscheinungen, sowohl als Arzt wie als Mensch. Seine wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte sich fast über alle Teile der Heilkunde; als praktischer Arzt wie als Lehrer und Schriftsteller stand er im ehrenvollsten Ansehen. Seine hohe allgemeine Bildung, seine erschöpfende Kenntnis des Gesamtwesens der Medizin, sein tiefer Blick in die Natur, verbunden mit einer geistreichen Auffassung und einem scharfen, treffenden Urteile, leiteten ihn bei Behandlung der Kranken, bei seinem Unterrichte und bei Abfassung seiner Schriften, von denen viele auch Nichtärzten eine lehrreiche Lektüre gewähren. Vor allen ist hier zu nennen die «Makrobiotik, oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern» (Jena 1796; neuere Aufl., Berl. 1873), die fast in alle europ. Sprachen, ja selbst in die chinesische übersetzt wurde. Von seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Über die Ungewißheit des Todes» (Halle 1791; neue Aufl. 1824), «Vollständige Darstellung der Kräfte und des Gebrauchs der salzsauren Schwererde» (Berl. 1794), «Über die Natur, Erkenntnismittel und Heilart der Skrofelkrankheit» (Jena 1795; 3. Aufl. Berl. 1819), «Guter Rat an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren» (Berl. 1799; 12. Aufl., Halle 1875), «Geschichte der Gesundheit» (Berl. 1812; 3. Aufl. 1816), «Praktische Übersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands» (Berl. 1815; 4. Aufl. von Osann, 1840), «System der praktischen Heilkunde» (3 Tle., Berl. 1828), «Enchiridion medicum, oder Anleitung zur mediz. Praxis, Vermächtnis einer 50jährigen Erfahrung» (Berl. 1836; 10. Aufl. 1857). Ein Teil seiner weniger umfangreichen Schriften und Journalaufsätze findet sich gesammelt in seinen «Kleinern mediz. Schriften» (4 Bde., Berl. 1822—28) und in einer neuern Auswahl unter demselben Titel (Bd. 1, Berl. 1834). Außerdem verdanken ihm das «Journal der praktischen Heilkunde» (Berl. 1795—1835, 83 Bde.) und die «Bibliothek der prakt. Heilkunde» (Berl. 1799—1835, 86 Bde.) ihre Begründung und ihre Bedeutung. Von seinen Verdiensten um das Medizinalwesen sind die Einführung der Leichenhäuser, von denen das erste in Weimar unter seiner speziellen Aufsicht errichtet wurde, und seine Bemühungen um die Schutzpockenimpfung hervorzuheben. Alle, die ihm näher standen, rühmten seine gewissenhafte Uneigennützigkeit. H.s Selbstbiographie gab Göschen (Berl. 1863) heraus.

Vgl. Augustin, «H.s Leben und Wirken für Wissenschaft, Staat und Menschheit» (Potsd. 1837); Stourdza, «Christoph Wilhelm H.» (Berl. 1837).

Hufeland (Gottlieb), Rechtsgelehrter, geb. zu Danzig 19. Okt. 1760, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte seit 1780 zu Leipzig und seit 1783 in Göttingen. In Jena, wo er sich habilitierte, wurde er 1788 außerord. und 1793 ord. Professor. Seine Vorlesungen über Naturrecht, Rechtsgeschichte, deutsches Recht fanden außerordentlichen Beifall; sein «Versuch über den Grundsatz des Naturrechts» (Lpz. 1785) wurde von Kant sehr ausgezeichnet. Im J. 1803 ging H. als Professor nach Würzburg und folgte später einem Rufe nach Landshut. Im J. 1808 kehrte er als Präsident und erster Bürgermeister nach Danzig zurück, ging aber 1812 wieder nach Landshut. Im J. 1816 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte nach Halle, wo er schon 18. Febr. 1817 starb.

Seine wichtigsten Schriften sind: «Lehrbuch des Naturrechts» (Jena 1790; 2. Aufl. 1795), «Institutionen des gesamten positiven Rechts» (Jena 1798; 2. Aufl. 1803), «Abriß der Wissenschaftskunde und Methodologie der Rechtsgelehrsamkeit» (Jena 1797), das unvollendete «Lehrbuch der Geschichte der Encyklopädie aller in Deutschland geltenden positiven Rechte» (Abteil. 1, Jena 1796), «Lehrbuch des in den deutschen Ländern geltenden gemeinen und subsidiarischen Rechts» (2 Bde., Gieß. 1806—14), «Über den eigentümlichen Geist des röm. Rechts» (2 Bde., Gieß. 1815—17), «Einleitung in die Wissenschaft des deutschen Privatrechts» (Jena 1796), «Die Lehre vom Gelde und Geldumlaufe» (Jena 1798; neue Aufl., Gieß. 1820), «Handbuch der Staatswirtschaftskunst» (2 Bde., Gieß. 1807—13; 2. Aufl. 1820). Mit Erich hatte er sich zur Herausgabe der «Allgemeinen Encyklopädie» verbunden; an seine Stelle trat dann Gruber.

Hüffel (Joh. Jak. Ludw.), prot. Theolog, geb. 9. Mai 1784 zu Gladenbach im Großherzogtum Hessen, studierte zu Marburg und Gießen Theologie, ward 1817 Pfarrer in Friedberg, 1825 Professor am theol. Seminar und erster Prediger in Herborn, 1828 Mitglied des badischen Kirchenrats zu Karlsruhe, 1829 Prälat, trat 1853 in den Ruhestand und starb 26. Juni 1856. Er schrieb:

Digitized by Google

«Wesen und Beruf des evang.-christl. Geistlichen» (4. Aufl., 2 Bde., Gieß. 1843), «Der Pietismus, geschichtlich und kirchlich beleuchtet» (Heidelb. 1846).

Hüffer (Herm.), Rechtsgelehrter, geb. 24. März 1830 zu Münster, studierte in Bonn und Berlin Rechtswissenschaft und Geschichte, machte dann eine Studienreise durch Frankreich und Italien, habilitierte sich 1855 in Bonn, wurde 1860 zum außerord. und 1873 zum ord. Professor der Rechte ernannt. Von 1865 bis 1866 war er Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses (keiner Fraktion angehörig), 1867—70 als Vertreter des Wahlkreises Kempen Mitglied des Norddeutschen Reichstags, wo er sich der Freien Vereinigung anschloß. Von seinem Hauptwerk: «Diplomatische Verhandlungen aus der Französischen Revolution», behandelt Band 1 «Österreich und Preußen gegenüber der Französischen Revolution bis zum Abschluß des Friedens von Campo-Formio» (Bonn 1868), Band 2 und 3 den «Rastatter Kongreß und die zweite Koalition» (Bonn 1878—79). Durch Benutzung der Archive beinahe aller beteiligten Mächte konnte H. eine neue Auffassung begründen, welche der Stellung beider genannten Staaten in gleichem Maße gerecht ward. Ferner veröffentlichte H. «Beiträge zur Geschichte der Quellen des Kirchenrechts und des röm. Rechts im Mittelalter» (Münst. 1862), «Forschungen auf dem Gebiete des franz. und des rhein. Kirchenrechts» (Münst. 1863), «Rhein.-westfäl. Zustände zur Zeit der Französischen Revolution» (Bonn 1873), «Aus dem Leben Heinrich Heines» (Berl. 1878).

Hufgelenklahmheit, ein Lahmgehen der Pferde, veranlaßt durch Krankheitszustände der zum Hufgelenk gehörenden Teile. Ausdehnen der Gelenkbänder, trockene Entzündung der zum Hufgelenk geeinten Knochen, cariöse Zustände des Hufbeins und des Strahlbeins, Verknöcherung der Hufknorpel können H. hervorrufen. Beim chronischen Bestehen dieses Leidens wird in der Regel der kranke Huf kleiner, er zieht sich in seinen obern Teilen zusammen; vermehrte Wärme am ganzen Huf oder doch auf Krone und Ballen, Aufgetriebensein oder Eingefallensein der Krone, Lahmgehen der Patienten, Nichtdurchtreten im Fessel charakterisieren diese Krankheit. Die Behandlung verlangt im Anfang des Übels anhaltendes Kühlen, nebenbei ein Einreiben von grauer Quecksilbersalbe oder Jodoformsalbe auf die Krone; das hufgelenklahme Pferd muß volle Ruhe haben, obschon bei leichten Graden der H. die Heilung dadurch sehr befördert werden kann, daß man das Pferd mit unbeschlagenen Hufen mehrere Monate lang auf die Weide, in einen Grasgarten u. s. w. gehen läßt. In chronischen Fällen sind scharfe Salben (1 Teil gepulverte Spanische Fliegen, 4 Teile eines Gemisches von gleichen Gewichtsteilen Fett und dickem Terpentin) zu versuchen. Im äußersten Falle wird ein hufgelenklahmes Pferd noch einige Jahre einigermaßen gebrauchsfähig erhalten durch den Fesselnervenschnitt; der Huf eines so operierten Pferdes wird gefühllos, die Operierten empfinden keinen Schmerz mehr in ihrem Huf und gehen nun nicht mehr lahm.

Hufhorn (künstliches) dient zum Befestigen verloren gegangener Hufteile, zum Ausfüllen der Zusammenhangstrennungen des H. Weil es elastisch ist, wie das natürliche H. und mit letzterm sich gut verbindet, wenn dieses gründlich gereinigt, trocken gerieben und durch Aufreiben von Schwefeläther möglichst entfettet wurde, findet es vielfach Anwendung. Das H. wurde von Defays in Brüssel erfunden. Guttapercha, in warmem Wasser erweicht, wird in haselnußgroße Stücke zerschnitten, dann mit gleichem Gewichtsteil Ammoniakgummi zusammengeschmolzen und zwar über gelindem Feuer unter stetem Umrühren in einem verzinnten Tiegel. Will man es hart haben, nimmt man etwas mehr Ammoniakgummi als Guttapercha.

Huflattich (Tussilago farfara), eine zu den Kompositen gehörige Pflanze, welche in fast ganz Europa sehr häufig auf thonigem und thonig-sandigem Boden wild wächst und seit alter Zeit für ein Mittel gegen allerhand Brustleiden, insbesondere Husten und Lungenschwindsucht, gilt. Die Pflanze treibt aus ihrem fleischigen, vielköpfigen Wurzelstocke im ersten Frühling büschelförmig stehende, blattlose, dicke, weißfilzige, mit grünlichen Schuppen besetzte Stengel von 10 bis 20 cm Höhe, welche ein aufrechtes, nach der Blütezeit nickendes Blütenkörbchen mit grüner zweireihiger Hülle und zahlreichen goldgelben Blüten tragen, von denen die peripherischen (weiblichen) schmal zungenförmig gestaltet sind. Die kleinen Früchte haben eine Haarkrone. Nach der Blütezeit entwickeln sich die Blätter, welche alle grundständig, langgestielt, herz-eiförmig und unregelmäßig buchtig gezähnt sind. Sie haben eine weiche Textur, oberseits eine dunkelgrüne Farbe, unterseits anfangs einen spinnwebartigen Filzüberzug. Alle Teile der Pflanze, besonders Blätter und Wurzelstock, enthalten Bitterstoff, Gummi und Schleim, weshalb sich der H. als Stärkungs- und Beruhigungsmittel bei katarrhalischen Affektionen der Schleimhäute eignet. Die Blätter sind als Folia farfarae offizinell, werden aber fast nur noch als Zusatz zu sog. Brustthee angewendet. Das Volk hält noch viel auf diese Pflanze, welche übrigens auf thonigem Boden oft als ein sehr lästiges und schwer ausrottbares Unkraut auftritt. Mit dem Namen H. (großer H.) wird oft auch die Pestwurz (s. Petasites) belegt.

Hufnagel, Maler, s. Hoefnagel.

Hufnägel (frz. clous à ferrer, engl. horse-shoe-nails) sind die zur Verbindung des Hufeisens mit dem Huf dienenden, aus Schmiedeeisen gefertigten und in schwacher S-Form gebogenen Nägel. (Fig. 1 und 2.) Dieselben haben eine Länge von 45—75 mm, in ihrem schlank konischen Schaft einen rechteckigen Querschnitt bei 3—5 mm Breite und 1—2 mm Dicke und einen schlanken, aus dem Schaft übergehenden Kopf. Letzterer ist entweder wie eine Pyramide oder wie ein Keil mit ausgebauchten Seitenflächen geformt (konische oder bauchige H.); je nach der konischen Anschwellung der beiden andern Seiten des Kopfes unterscheidet man starkköpfige, rundköpfige und dünnköpfige H. Die doppelte Krümmung der H. (Fig. 1) bewirkt beim Einschlagen das seitliche Heraustreten der Nagelspitze aus dem Huf, sodaß dieselbe umgebogen werden kann; durch den so gebildeten Haken wird ein festerer Halt des Hufeisens am Huf erreicht. Die Köpfe der H. sind an den befestigten Hufeisen durch den Falz desselben überdeckt. Die Herstellung der H., welche zum großen Teil noch Handarbeit ist, begreift das Ausschmieden des Nagels in einer Hitze aus einem Schmiedeeisen-

Fig. 1. Fig. 2.

Digitized by Google

stab, der von möglichst sehniger Struktur sein muß, damit der fertige Nagel beim Umbiegen der Spitze nicht splittert. Der Schaft der H. wird flach ausgeschmiedet, der Kopf in dem Nageleisen (s. Nägelfabrikation) angesetzt und schließlich der Schaft in die S-Form gebogen (gezwickt). Gewöhnlich vollenden die Hufschmiede den Nagel durch das Nachzwicken, d. h. das Nachbiegen des Schafts.

Hufnagelmaschinen zur selbstthätigen Herstellung der H. sind erst in neuerer Zeit aufgekommen und noch wenig, am meisten in Amerika, verbreitet. Eine solche Maschine ist in den Fig. 3 und 4

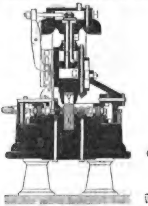


Fig. 3.

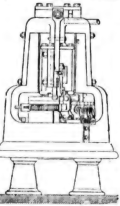


Fig. 4.

gezeigt. Dieselbe bildet die Nägel aus gutem glühenden Draht, den sie ausschmiedet, einesteils zu Köpfen anstaucht, anderntteils zuspitzt, sodann abschneidet und zwickt. Die Maschine trägt in ihrem obern Teil den beweglichen Dampfcylinder G, der durch die Kanäle c und d im festen Kolben mit dem Schieberkasten H in Verbindung steht (Fig. 3). Die einzelnen glühenden Drähte werden auf den Tisch D aufgelegt, durch die oberhalb desselben sich auf und ab bewegende Vorrichtung y an dem Kopfe eingekerbt und durch einen zweiten Apparat j f abgeschnitten; hierauf werden sie einzeln von je einer Docke gefaßt, welche zu 18 auf dem Tisch drehbar befestigt sind und durch Bewegung des gezahnten Kranzes F gedreht werden. F wird gleichzeitig mit dem Auf- und Niedergang des Cylinders im Kreise gedreht, während die Docken dadurch bei jedem Niedergang des Cylinders eine Drehung um einen Viertelkreis um sich selbst erhalten. Durch die am Cylinder und auf dem Tisch befestigten Gesenke wird jeder einzelne in die Docke eingespannte Nagel gestreckt und gezwickt. Der Stempel Y_1 dient zum Geradeführen des Cylinders und der Gesenke; durch die Stärke der Platte Y werden die Schaftdimensionen des Nagels bestimmt. Ein Schneidapparat verrichtet schließlich das Abschneiden des Nagels auf die richtige Länge, wodurch derselbe zum Verkauf fertig wird.

Huftiere, s. Huftiere.

Hufschmied, in der Armee auch Beschlagschmied oder Fahnenschmied genannt, hat die Aufgabe, den Hufbeschlag der Pferde zu bewirken. In Deutschland befinden sich in Berlin, Königsberg i. Pr., Breslau, Gottesaue, München, Dresden unter militärischer Leitung Lehrschmieden, in denen je 30—36 Hufbeschlagschüler einen Kursus durchzumachen haben.

Hüfte (coxa) nennt man die Gesamtheit derjenigen Teile, welche das Hüftgelenk zusammensetzen und zunächst umgeben. Man bezeichnet daher mit diesem Namen äußerlich den Teil auf beiden Seiten des Körpers, welcher sich von dem obern Rande des Hüftknochens (os innominatum oder anonymum) bis dahin erstreckt, wo sich der Oberschenkel vom Rumpfe abscheidet. In der Anatomie heißt dieser Teil die Hüftgegend (regio coxae oder infrailiaca). Das Hüftgelenk (articulatio coxae) wird gebildet von dem halbkugelförmigen obern Ende (Kopf) des Oberschenkelbeins und der Gelenkhöhle für dasselbe (Pfanne), welche an dem untern Ende des Beckens (s. d.) da sitzt, wo die drei Stücke des Beckenknochens (das Darmbein, Sitzbein und Schambein) zusammentreffen. Durch Bänder und durch den äußern Luftdruck wird der Schenkelkopf in der Gelenkhöhle festgehalten und durch die vom Becken zum Oberschenkel gehenden Muskeln bedeckt. Das Hüftgelenk ist ein vollkommenes Kugelgelenk und gestattet die allseitigen Bewegungen des Oberschenkels. (S. Gehen.) An der Hinterseite der H. verläuft beiderseits der starke Hüftnerv (nervus ischiadicus), welcher aus dem Hüftgeflecht kommt und sich an der hintern Oberfläche des Oberschenkels und durch die Kniekehle hindurch zum Unterschenkel und Fuß erstreckt. Er ist nicht selten der Sitz einer sehr schmerzhaften und hartnäckigen Neuralgie. (S. Hüftweh.)

Hüftgegend und **Hüftgelenk**, s. unter Hüfte.

Hüftgelenkentzündung (Coxitis, Coxalgia, Coxarthrocace), ein langwieriges und schmerzhaftes Leiden, welches in jedem Lebensalter, vorwiegend aber bei jüngern Individuen, namentlich bei schwächlichen und skrofulösen Kindern im Alter von neun bis zehn Jahren vorkommt und häufig zur eiterigen Zerstörung oder Verödung des Hüftgelenks und damit zu einer bleibenden Verkürzung des erkrankten Beins und zu dauerndem ausgesprochenen Hinken (s. d.) führt. Die Krankheit tritt entweder nach einer bestimmten traumatischen Schädlichkeit, nach einem Sprung, Fall oder Stoß auf die Hüftgegend, oder nach einer vorausgegangenen heftigen Erkältung auf; oft genug aber entwickelt sie sich ohne jedwede bekannte Veranlassung so schleichend und unbemerkt, daß Ursache und Beginn der Krankheit gar nicht anzugeben sind.

Die ersten Symptome der H. bestehen gewöhnlich darin, daß das kranke Kind das eine Bein auffallend schont, bei längerm Gehen etwas nachschleppt und leicht hinkt; bald stellen sich dann auch mehr oder minder lebhafte Schmerzen im Hüftgelenk ein, die von diesem aus über die innere Schenkelfläche nach dem Knie ausstrahlen und bei Druck auf das Hüftgelenk oder auf den großen Rollhügel

Digitized by Google

verschlimmert werden. Schließlich wird das Gehen und Stehen sehr erschwert oder ganz unmöglich; der kleine Kranke stützt sich nun fast nur noch auf das gesunde Bein, zieht die kranke Hüfte in die Höhe, beugt das Knie und berührt den Fußboden nur noch mit den Zehen (scheinbare Verkürzung der erkrankten Extremität). In einem spätern Stadium der Krankheit kommt es nicht selten zu einer wahren Verlängerung des kranken Beins, indem durch eine reichlichere Flüssigkeitsansammlung in dem entzündeten Hüftgelenk die Gelenkflächen voneinander abgedrängt werden und der Schenkelkopf nicht mehr genügenden Raum in seiner Pfanne findet. Wurde die Krankheit von Anbeginn an sorgfältig behandelt, so kann noch in diesem Stadium dauernde und völlige Genesung eintreten; bei ungünstigem Verlauf dagegen tritt gewöhnlich eine ausgedehnte Eiterung und Fistelbildung ein, der Schenkelkopf und die übrigen knöchernen Gelenkteile werden durch die eingetretene Verschwärung mehr oder minder zerstört, die kranke Extremität wird in Wirklichkeit, nicht bloß scheinbar, verkürzt, und der kleine Kranke trägt im günstigsten Falle, wenn er nicht infolge des Fiebers und der Erschöpfung zu Grunde geht, nach jahrelangem schweren Siechtum ein verkrüppeltes Bein davon. Nur bei Beachtung der frühesten Krankheitssymptome und sofort eingeleiteter umsichtiger und konsequenter Behandlung ist solchen übeln Ausgängen vorzubeugen.

Die Behandlung hat sofort von Beginn der Krankheit an für absolute Ruhe und Unbeweglichkeit des entzündeten Hüftgelenks (durch monatelanges Liegen in einem Gips- oder andern festen Verband oder durch sog. Extensionsverbände, bei welchen die kranken Gelenkenden durch anhaltenden Zug und Gegenzug vor nachteiligem Druck bewahrt bleiben) zu sorgen und die Kräfte des Kranken durch eine leichtverdauliche nahrhafte Diät, guten alten Wein, Eisen- und Chinapräparate möglichst zu erhalten. Bei eingetretener Eiterung ist es eine Hauptaufgabe der Behandlung, dem Eiter durch rechtzeitige Incisionen freien Abfluß nach außen zu verschaffen; mitunter gelingt es nur durch die operative Entfernung (Resektion) des vereiternden Schenkelkopfs das Leben des Kranken zu erhalten. Auch nach abgelaufener Entzündung bedarf der Kranke, um Rückfällen vorzubeugen, noch lange Zeit hindurch der größten Schonung; das Gehen ist im Anfang nur sehr vorsichtig und nur mit dem Gebrauch von Krücken oder geeigneten orthopädischen Apparaten, wie des sog. Taylorschen Apparats, zu gestatten. Bei zurückgebliebener Verkürzung des kranken Beins macht sich eine Unterstützung des kranken Fußes durch eine erhöhte Sohle am Stiefel erforderlich.

Huftiere (Ungulata) bilden eine große Gruppe ansehnlicher bis gigantischer Säugetiere, die nach den Verhältnissen der Hufbildung in Multungula (Vielhufer oder Dickhäuter, s. d.) und Solidungula (Einhufer, s. d.) eingeteilt wird. Die neuere Systematik unterscheidet, namentlich gestützt auf zahlreiche, besonders aus Nordamerika bekannt gewordene fossile Formen, folgende Gruppen der H.: 1) Artiodactyla oder paarzehige H. (Paarzeher), ausgezeichnet durch paarig vorhandene Zehen, von denen die beiden mittlern, gleichgroßen den Boden berühren, die beiden äußern etwas rudimentär gebildet sind, wenigstens meist als sog. Afterzehen nicht mit dem Boden in Berührung kommen. Das Gebiß ist sehr verschieden, nur besitzen bei allen Formen die Backzähne faltenartige Ein- und Vorsprünge, die sog. Schmelzfalten. Die paarzehigen H. werden wieder eingeteilt in Artiodactyla pachydermata (dickhäutige Paarzeher), bestehend aus den (lebenden) Familien der Suidae (Schweine, s. d.) und Hippopotamidae (Nilpferde, s. d.), und in Artiodactyla ruminantia (Wiederkäuer, s. d.). 2) Die Perissodactyla oder unpaarzehigen H. (Unpaarzeher); bei diesen sind die Zehen unpaar, nämlich fünf, drei oder eine, die Mittelzehe stets vorhanden. Diese Gruppe setzt sich zusammen aus drei Untergruppen: den Tapiridae (Tapire, s. d.), Rhinoceridae (Nashörner, s. d.) und den Equidae (Pferden oder Einhufern, s. d.). Diese drei Untergruppen sind durch zahlreiche ausgestorbene Übergänge, die namentlich zwischen Tapiren und Pferden unter succeſſivem Schwund der äußern Zehen auftreten, mannigfach miteinander verbunden. Von den lebenden Einhufern sind folgende Formen besonders bemerkenswert: der Dschiggetai (s. d., Equus hemionus, s. Tafel: Einhufer Fig. 1), der Esel (s. d., Equus asinus, Fig. 3), das Zebra (s. d., Equus zebra, Fig. 4) und der Tarpan (Fig. 5, s. unter Pferd). Die Elefanten (s. d.), die man früher den H. zuzählte, hat man jetzt auf Grund entwickelungsgeschichtlicher Untersuchungen zu einer vollkommen selbständigen Säugetierordnung (Proboscidea, Rüsselträger) erhoben.

Hüftkrankheit der Greise (Malum coxae senile), s. unter Gelenkentzündung, Bd. VII, S. 717b.

Hüftlahmheit der Tiere entsteht bei mechan. Verletzungen, die das Hüftgelenk treffen und namentlich diejenigen Bänder zur ungebührlichen Ausdehnung bringen, welche den Kopf des Oberschenkels im Pfannengelenk des Beckens befestigen, oder auch bei rheumatischen Affektionen der das Hüftgelenk bedeckenden Muskeln. Hüftlahme Tiere schleifen den kranken Fuß ein wenig nach, gehen bergan mehr lahm als bergab, das kranke Glied wird in einem Bogen nach außen geworfen, wenn das kranke Tier zu schnellerer Gangart gezwungen wird, die Hufsohle wird voll aufgesetzt, ein vollkommenes Durchtreten findet statt. Nach mechan. Verletzungen entstandene Hüftgelenklahmheiten charakterisieren sich durch die Kennzeichen der Entzündung in der Gegend des Hüftgelenks; rheumatische Hüftgelenklahmheit zeigt das Eigentümliche, daß beim Streichen der Haut über den rheumatisch affizierten Muskeln das leidende Tier sich einbiegt und dadurch Schmerz kundgibt, dann dadurch, daß nach längerer Bewegung das Lahmgehen geringer wird oder gar periodisch schwindet und örtlich am Hüftgelenk weder vermehrte Wärme, noch Schmerz beim Drücken, noch Anschwellung beobachtet werden kann. Atrophie (Schwund) der Hinterbackenmuskeln kennzeichnet chronisch bestehende Hüftgelenklahmheit. Beim Vorhandensein von Entzündungssymptomen in der Hüftgelenkgegend ist eine kühlend entzündungswidrige Behandlung angezeigt, später reizende, spirituöse Einreibungen (Kampferliniment; Mischungen von Terpentinöl, Kampfer und Seifenspiritus), noch später scharfe Salben. Bei rheumatischer Hüftgelenklahmheit sind von Anfang an die spirituösen Waschungen am Platze, später Schwitzkuren. Bei lange bestehenden Hüftgelenklahmheiten nützt das Legen von einem oder mehrern Haarseilen unter

Digitized by Google

der Haut in der Gegend des Hüftgelenks oft ſchnell und gründlich.

Hüftweh (Neuralgia ischiadica, Ischias, Malum Cotunnii, nach dem ital. Arzte Cotugno, der 1764 die Krankheit zuerſt beſchrieb), eine ſchmerzhafte und nicht ſelten ſehr hartnäckige Neuralgie (ſ. d.) im Gebiete der Hüftnerven, welche in vielen Fällen den Gebrauch der erkrankten Extremität erheblich beeinträchtigt oder ganz unmöglich macht. Man unterſcheidet zwei Formen des H., das ſog. vordere Hüftweh (Ischias antica, s. Neuralgia cruralis), bei welchem die neuralgiſchen Schmerzen auf der vordern und innern Oberfläche des Oberſchenkels längs des Verlaufs der Schenkelnerven empfunden werden, und das ungleich häufigere hintere Hüftweh (Ischias postica, s. Neuralgia femoropoplitea), bei dem ſich der Schmerz von der Geſäßgegend längs der hintern Schenkelfläche bis zur Kniekehle und in die Waden, ſelbſt bis zum äußern Knöchel und zu den Zehenſpitzen erſtreckt. Der Schmerz, welcher meiſt anfallsweiſe auftritt und einen bohrenden oder blitzartig durchſchießenden Charakter beſitzt, iſt gewöhnlich nur auf ein Bein beſchränkt, ſelten doppelſeitig; ſchon geringe Bewegungen und Erſchütterungen der Extremität können eine heftige Steigerung des Schmerzes bewirken, weshalb die Kranken am liebſten im Bett mit leicht flektiertem Bein liegen und beim Gehen den leidenden Fuß nur ſehr vorſichtig und ängſtlich auf den Boden ſetzen.

Das H. iſt im allgemeinen ein ſehr hartnäckiges Leiden, welches ſelbſt in günſtig verlaufenden Fällen in der Regel mehrere Wochen zu ſeiner Heilung bedarf, in weniger gutartigen Fällen aber oft viele Monate oder ſelbſt Jahre dauert; auch ſind Rückfälle durchaus nicht ſelten. Das Leiden iſt vorwiegend eine Krankheit des mittlern Lebensalters und bei Männern ungleich häufiger als bei Frauen. Als veranlaſſende Urſachen ſind namentlich Überanſtrengungen der Beine, andauernder mechaniſcher Druck auf die Hüftnerven (durch vieles Sitzen auf harten Stühlen, habituelle Stuhlverſtopfung, Vergrößerung der Gebärmutter), Fall und Stoß auf das Geſäß, ſowie insbeſondere ſtarke Erkältungen (Schlafen auf feuchter Erde, Sitzen auf kalten ſteinernen Bänken, Zugluft bei erhitztem Körper) anzuführen; in vielen Fällen läßt ſich freilich eine beſtimmte Urſache nicht nachweiſen.

Die Behandlung iſt im weſentlichen die gleiche wie bei andern Neuralgien (ſ. d.). In friſchen Fällen erweiſen ſich Bettruhe mit zweckmäßiger Lagerung des Beins, Schröpfköpfe und kräftige Hautreize (Senfteige, Spaniſche Fliegen), bei vorausgegangener ſtarker Erkältung eine energiſche Schwitzkur erſprießlich; ſind die Schmerzen ſehr heftig, ſo laſſen ſich narkotiſche und beruhigende Einreibungen ſowie das Morphium (innerlich oder in der Form der ſubkutanen Einſpritzung) oft nicht entbehren. Von den innern Mitteln erfreuen ſich das Terpentinöl, Jodkalium und das ſalicylſaure Natron eines günſtigen Rufs. Bei chroniſcher Iſchias ſind warme Bäder, namentlich längere Badekuren in Teplitz, Warmbrunn, Wiesbaden, Gaſtein oder Wildbad, ſowie die ſachkundige Anwendung des galvaniſchen Stroms ſehr zu empfehlen. In neueſter Zeit ſind beſonders hartnäckige Fälle auch auf operativem Wege (durch gewaltſame Dehnung der kranken Hüftnerven) geheilt worden.

Hug (Arnold), Philolog, geb. 26. Mai 1832 in Buch am Irchel (Kanton Zürich), beſuchte das Gymnaſium in Zürich und ſtudierte daſelbſt und in Bonn Philologie, wurde 1855 Lehrer am Mariengymnaſium in Stettin, 1856 am Progymnaſium in Winterthur, und bei deſſen Umwandlung in ein Gymnaſium zum Prorektor desſelben ernannt (bis 1869). Nachdem er ſich zugleich 1866 an der Univerſität Zürich habilitiert hatte, wurde er 1869 zum ord. Profeſſor daſelbſt ernannt. H. gab des Äneas «Commentarius Poliorceticus» (Lpz. 1874), Platos «Sympoſion» (2. Aufl., Lpz. 1884), Xenophons «Anabaſis» (Lpz. 1878) und «Cyropädie» (Lpz. 1883) heraus und veröffentlichte: «Äneas von Stymphalos, ein arkadiſcher Schriftſteller aus klaſſiſcher Zeit» (Zür. 1877) und «Studien aus dem klaſſiſchen Altertum» (Heft 1, Tüb. 1881).

Hug (Joh. Leonhard), kath. Theolog, geb. 1. Juni 1765 zu Konſtanz, ſtudierte zu Freiburg i. Br., wurde 1789 Prieſter, 1791 Profeſſor der Theologie zu Freiburg, wo er 11. März 1846 ſtarb. Mit großer Gelehrſamkeit und Unbefangenheit unterſuchte er die Entſtehung des neuteſtamentlichen Kanon hiſtoriſch in der «Einleitung in die Schriften des Neuen Teſtaments» (Freiburg 1808; 4. Aufl. 1847). Ferner ſchrieb er: «Die Erfindung der Buchſtabenſchrift» (Ulm 1801), «Unterſuchungen über den Mythus der berühmten Völker der Alten Welt» (Freiburg 1812), «Das Hohe Lied in einer noch unverſuchten Deutung» (Freiburg 1813).

Hüg., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Hügel (Karl Alexander Anſelm, Freiherr von).

Hugdietrich, Held einer Dichtung des 13. Jahrh., die in mehrern Faſſungen vorliegt. H. von Konſtantinopel kommt als Mädchen verkleidet unter dem Namen Hildegund an den Hof des Königs Walgunt von Salneck (Theſſalonich) und erzeugt mit der in einen Kerker eingeſchloſſenen Tochter des Königs, Hildburg, einen Sohn, der ausgeſetzt und von den Wölfen geſäugt, in der Wildnis aufwächſt, dann aber von einem Jäger entdeckt wird und den Namen Wolfdietrich bekommt. Das Gedicht, welches eine Einleitung und Vorgeſchichte zum Wolfdietrich (ſ. d.) bildet, hatte damit ſeinen urſprünglichen Abſchluß; eine Fortſetzung ſucht es in Verbindung mit der Sage von Ortrut (ſ. d.) zu bringen, indem Ortrut Zins von H. verlangt. Das ältere Gedicht iſt in Haupts «Zeitſchrift für deutſches Altertum» (Bd. 5) gedruckt, die jüngere Geſtalt von Oechsle (Stuttg. 1834) herausgegeben. Noch ſei die treffliche Erneuerung des Stoffs durch W. Hertz (Stuttg. 1863) erwähnt.

Hügel (althochdeutſch hübel, hukil [Diminutivform von houc = Anhöhe], holländ. heuvel, niederſächſ. hövel, engl. hill, hillock; isländ. hialle, ſchwed. hygel, holl; frz. colline) heißt jede über einer Ebene aufſteigende geringe, rundliche Erhebung; auch Bühel, Holm, Höcker, Brink genannt.

Hügel, grauer, des Gehirns, ſ. unter Gehirn, Bd. VII, S. 661b.

Hügel (Ernſt Eugen, Freiherr von), württemb. General und Staatsminiſter, geb. zu Ludwigsburg 26. März 1774, war der Sohn des 1801 in den Reichsfreiherrenſtand erhobenen württemb. Feldzeugmeiſters Johann Andreas von H. (geb. 1734, geſt. 1807), deſſen edler Humanität Schubart in ſeinen «Gedichten aus dem Kerker» ein Denkmal geſetzt hat. H. trat 1785 in des Vaters

Digitized by Google

Regiment, nahm teil an den Feldzügen 1792—1800, wurde 1806 Major und 1807 innerhalb sechs Monaten Oberstlieutenant, Oberst und Generalquartiermeister-Lieutenant. Bei dem Ausbruch des Kriegs von 1809 in das Hauptquartier Napoleons gesendet, wohnte er den Schlachten von Abensberg, Landshut, Edmühl, Aspern und Wagram bei und kehrte als Generalmajor zurück. Im Feldzuge von 1812 führte H. bei Smolensk die 1. Infanteriebrigade und stürmte 17. und 18. Aug. die beiden Vorstädte am Dnjepr; bei Borodino eroberte er die Redoute des linken Flügels. Im Kriege von 1815 war H. Militärkommissar im Hauptquartier Wellingtons, nahm an der Schlacht bei Waterloo teil, zog dann mit in Paris ein und war während der Friedensverhandlungen württemb. Gesandter bei den verbündeten Monarchen in Paris. Im J. 1816 wurde er Generallieutenant und Vizepräsident des Kriegsdepartements und nach dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm 1817 Kriegsratspräsident. Im J. 1820 wurde er zum Mitglied der Kammer der Standesherren, 1829 zum Kriegsminister ernannt, 1842 in Ruhestand versetzt. Später zog er sich nach Kirchheim unter Teck zurück, wo er 30. März 1849 starb.

Sein Sohn, Freiherr Karl von H., geb. 24. Mai 1805, war längere Zeit (Okt. 1855 bis Okt. 1864) württemb. Minister des königl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten; er war ein eifriger Vertreter der mittelstaatlichen Politik und starb zu Stuttgart 29. Mai 1870.

Hügel (Karl Alexander Anselm, Freiherr von), Reisender und Naturforscher, geb. 25. April 1796 zu Regensburg, studierte seit 1811 zu Heidelberg die Rechte und trat dann als Offizier in die österr. Armee, focht 1814 und 1815 mit in Frankreich und Italien, nahm 1821 an der Expedition nach Neapel teil und blieb hier als Attaché der österr. Gesandtschaft bis 1824. Darauf nahm H. als Major den Abschied, um sich zu Wien und Hietzing dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen, und trat 1830 eine siebenjährige Reise an, die ihn bis nach Neuseeland führte und auf der er namentlich Ostindien durchforschte. Seine Sammlungen wurden den kaiserl. Kabinetten und der Hofbibliothek zu Wien einverleibt. Einen Teil seiner Reise schilderte H. selbst in «Kaschmir und das Reich der Sikhs» (4 Bde., Stuttg. 1840—42). Die naturgeschichtlichen Ergebnisse derselben wurden ebenfalls nur teilweise von Endlicher, Heckel u. a. bearbeitet. Später gab H. noch «Das Becken von Kabul» (2 Bde., Wien 1851—52) heraus. Seit der Rückkehr von seiner großen Reise lebte er vorzugsweise der Hortikultur, und seine Villa in Hietzing bei Wien, gegenwärtig im Besitz des Herzogs von Braunschweig, ist ihrer Blumenzucht wegen berühmt. Im Dez. 1850 ging er als österr. Gesandter nach Florenz, wo er bis zur Vertreibung des Großherzogs (1859) verblieb, und nahm dann den Gesandtschaftsposten in Brüssel an, den er 1869 niederlegte. Seitdem lebte er erst in England, später in Brüssel, wo er 2. Juni 1870 starb.

Hugonius, s. Huygbens.

Hugenotten (Huguenots), ursprünglich Spottname, dann allgemein gebräuchliche Bezeichnung der franz. Protestanten im Reformationszeitalter. Der Name hat nichts gemein mit Hugo, sondern ist wohl verstümmelt aus Iguots, Iguenots (Eidgenossen), wie sich die Reformierten in Genf nannten, weil sie es mit der schweiz. Eidgenossenschaft hielten. Bald nach Beginn der Reformation in Deutschland zeigten sich auch Anhänger derselben in Frankreich. Unter dem Schutz der Königin Margarete von Navarra erfüllten Männer wie Gerhard Roussel und Jakob Lefevre weite Kreise mit reformatorischen Ideen. Als später Calvin auftrat, griff unter dem Adel und dem Mittelstande der Abfall von der röm. Kirche noch mehr um sich. Aber schon Franz I. unterdrückte trotz seiner Sympathien für die Bewegung dieselbe durch Strafgesetze und ließ viele Ketzer verbrennen. Die Verbindung Heinrichs II. mit den deutschen Protestanten leistete anfangs der Reformation einigen Vorschub. Dies änderte sich, als das Haus der Guise (s. d.) bei Hofe gegen die Bourbons die Oberhand gewann; sie rissen Franz II. fort zur Unterdrückung des Protestantismus durch Scheiterhaufen und Richtschwert. Solcher Gewaltmißbrauch trieb endlich die Protestanten zur Empörung und sie wählten den Prinzen Ludwig I. Condé (s. d.) zu ihrem Haupt. Am 1. Febr 1560 wurde zu Nantes beschlossen, den König um Religionsfreiheit und Entfernung der Guisen zu bitten; im Weigerungsfall sollte der König in Gewahrsam genommen und Condé zum Generalstatthalter proklamiert werden. Doch der Hof, der den Plan erfuhr, floh von Blois nach Amboise und ernannte den Herzog François von Guise zum Generalstatthalter. Als einige Scharen bewaffneter Protestanten vor Amboise rückten, wurden sie geschlagen und gefangen; 1200 starben durch Henkershand. Die Guisen betrieben jetzt die Wiedereinführung der Inquisition, bewirkten aber nur, daß durch das Edikt von Romorantin (1560) den Parlamenten die Ketzerverfolgung abgenommen und den Bischöfen übertragen wurde. Während die Guisen mit der Ermordung der prot. Häupter umgingen, bestieg der unmündige Karl IX. den Thron. Die Königin-Mutter, Katharina von Medici, entfernte die herrschsüchtigen Guisen vom Staatsruder und machte den schwachen Anton von Bourbon zum Generalstatthalter. Die Guisen stifteten eine Gegenverbindung, das sog. Triumvirat, wodurch Katharina genötigt wurde, ihre Stütze in den Protestanten zu suchen. Im Juli 1561 erschien ein Edikt, das die Todesstrafe der Ketzer sowie den Schimpfnamen H. abschaffte. Zur völligen Beilegung des Streites eröffnete der Hof auf den 3. Sept. ein Religionsgespräch zu Poissy. Der Kardinal von Lothringen und gegen ihn Theodor Beza waren die Hauptkämpfer. Die Unterredung hatte nur zur Folge, daß sich sämtliche Protestanten unter dem Namen Calvinisten vereinigten und nun mit größerer Kühnheit auftraten. Zugleich sah sich Katharina durch die Umtriebe der Triumvirn genötigt, mehr als je mit den Protestanten gemeinschaftliche Sache zu machen. Am 17. Jan. 1562 erschien ein Edikt, das ihnen Gewissensfreiheit und dem Adel auf seinen Gütern freie Religionsübung gewährte.

Am 1. März 1562 entstand zu Vassy zwischen dem Gefolge des Herzogs von Guise und den Protestanten, die in einer Scheune Gottesdienst hielten, eine blutige Metzelei, welche die Protestanten als Friedensbruch ansahen. Das Blutbad von Vassy war das Signal zum ersten Hugenottenkrieg. Condé begab sich nach Orléans und rief seine Glaubensgenossen zu den Waffen, während sich die Guisen des Königs und seiner Mutter

Digitized by Google

bemächtigten und die Protestanten für Aufrührer erklärten. Nachdem Guise 11. Sept. 1562 unter großem Blutvergießen Rouen erobert, kam es 19. Dez. zur Schlacht bei Dreux, wo die Protestanten nach heftigem Kampfe das Feld räumten. Guise zog nun vor Orléans, verlor aber daselbst 18. Febr. 1563 das Leben. Die Königin-Mutter schloß eiligst 19. März den Frieden von Amboise, der den Protestanten, mit Ausnahme gewisser Bezirke und Städte, freie Religionsübung verschaffte. Katharina indessen haßte den neuen Glauben und hatte sich der Protestanten nur zur Vernichtung der Guisen bedient. Sie schloß jetzt zur Ausrottung der Ketzerei ein enges Bündnis mit Spanien, beschränkte die kaum gewährte Freiheit im Aug. 1564 durch das Edikt von Roussillon und trachtete Condé und dem Admiral Coligny (s. d.) fortwährend nach Freiheit und Leben. Die beiden Häupter der prot. Sache faßten endlich den Entschluß, sich auf den 29. Sept. 1567 des Königs zu Monceaux zu bemächtigen. Der Hof floh jedoch nach Paris, das Condé einen Monat einschloß. Am 10. Nov. kam es zwischen dem Prinzen und dem Connétable Montmorency bei St.-Denis zur Schlacht (zweiter Hugenottenkrieg), wobei sich 2700 Protestanten gegen den siebenmal stärkern Feind aufs heldenmütigste schlugen. Condé zog hierauf nach Lothringen, vereinigte sich mit einem 10000 Mann starken Hilfskorps, das ihm der kurpfälz. Prinz Johann Kasimir aus Deutschland zuführte, und bedrohte von neuem Paris. Katharina schloß daher den Frieden zu Longjumeau 27. März 1568, der den Vertrag von Amboise wiederherstellte. Dessenungeachtet fuhr sie fort, die Protestanten zu verfolgen; 3000 wurden ermordet oder hingerichtet. Condé und Coligny flohen nach Rochelle, wo auch die Königin Johanna von Navarra mit ihrem 15jährigen Sohn, dem spätern König Heinrich IV. von Frankreich, eintraf.

Nachdem sich die Protestanten aus Deutschland durch Mannschaft, aus England durch Geld und Geschütz verstärkt, begannen sie den dritten Hugenottenkrieg. Am 13. März 1569 verloren sie aber gegen den Herzog von Anjou, den nachherigen König Heinrich III., bei Jarnac eine heiße Schlacht, wobei auch Condé durch Meuchelmord fiel. Die Königin von Navarra suchte ihre Glaubensgenossen auf einer Versammlung zu Cognac in einer feurigen Rede wieder aufzurichten und stellte ihren Sohn als das Haupt der prot. Sache auf, dem man auch den Treueid leistete. Coligny hingegen übernahm die Leitung des Kampfes. Nachdem er sich 15. Juni 1569 mit einem Korps von 11000 Deutschen vereinigt, das ihm der Herzog Wolfgang von Zweibrücken und, als dieser unterwegs starb, der Graf Volrad von Mansfeld zuführte, belagerte er Poitiers, wurde aber 3. Okt. von Anjou bei Moncontour geschlagen. Der Hof benutzte jedoch den Sieg nicht, und Coli[illegible] zog aus England, der Schweiz und Deutschland bedeutende Verstärkung an sich, eroberte noch 1569 Nimes und entsetzte Rochelle, während Lanoue die Hoftruppen bei Luçon beunruhigte. Unter diesen Verhältnissen suchten Katharina und ihr Sohn Frieden, den die Protestanten zu ihrem Nachteil bewilligten. Der zu St.-Germain-en-Laye 8. Aug. 1570 geschlossene Vertrag gab den Protestanten Amnestie, freie Religionsübung, mit Ausnahme von Paris, und zahlreiche Sicherheitsplätze.

Katharina versuchte jetzt die Reformation, die sie im offenen Felde nicht zu bewältigen vermochte, auf den Rat der Guisen durch Mord und Verrat zu vernichten. Nachdem die prot. Großen durch die Vermählung Heinrichs von Navarra mit des Königs Schwester und durch Vorspiegelung eines beabsichtigten Kriegs mit Spanien nach Paris gelockt und daselbst durch Schmeichelei sicher gemacht worden waren, schritt der Hof in der Nacht des Bartholomäusfestes, vom 24. zum 25. Aug. 1572, zu einer allgemeinen Niedermetzelung der Ketzer. (S. Bartholomäusnacht.) Gegen 5000 Protestanten, darunter Coligny, wurden zu Paris, 30000 binnen zwei Monaten in den Provinzen gemordet. Obwohl durch diese Freveltat ihrer Führer beraubt, griffen die Protestanten dessenungeachtet zu den Waffen und begannen den vierten Hugenottenkrieg. Sie verschlossen den Hoftruppen ihre wichtigsten Städte und verteidigten dieselben mit Hartnäckigkeit. Der Herzog von Anjou, nachdem er vor Rochelle sein Heer eingebüßt, benutzte seine Berufung auf den poln. Königsthron und schloß 24. Juni 1573 Frieden, nach welchem die Protestanten freie Religionsübung in ihren Sicherheitsplätzen: Montauban, Nimes und Rochelle, übrigens sog. Gewissensfreiheit erhielten. Eine kath. Adels- und Hofpartei, die sog. Politiker, an deren Spitze der Herzog von Alençon, der jüngste Sohn Katharinas, stand, traten jetzt mit den Protestanten zum gemeinsamen Widerstande gegen das Regiment der Königin-Mutter und der Guisen in Verbindung.

Katharina bewog deshalb nach dem Tode Karls IX. ihren dritten Sohn, den König Heinrich III., sogleich den Kampf gegen die Protestanten wieder zu beginnen (fünfter Hugenottenkrieg). Gegen Erwarten nahm indessen im Laufe des J. 1575 die prot. Sache die günstigste Entwickelung: die Königlichen verloren viele feste Plätze, wurden bei Gordes von Montbrun besiegt und boten vergebens den Frieden an. Der Prinz Heinrich I. Condé führte mit dem Pfalzgrafen Johann Kasimir ein starkes Korps aus Deutschland herbei und vereinigte sich im März 1576 zu Moulins mit dem unzufriedenen Herzog von Alençon, sodaß das prot. Heer 35000, das königliche unter dem Herzog von Mayenne nur 18000 Mann zählte. Überdies machte Heinrich von Navarra in Guyenne kräftige Fortschritte. Der Hof schloß deshalb 8. Mai zu Beaulieu einen Frieden, der den Protestanten endlich volle Religionsfreiheit und sehr viele Sicherheitsplätze gewährte. Zugleich bezahlte der König die deutschen Hilfsvölker. Herzog Heinrich I. Guise rief jedoch jetzt einen kath. Bund, die Heilige Ligue (s. Liga), ins Leben. Auch der König mußte, um der Bewegung Herr zu bleiben, 6. Nov. 1576 auf dem Reichstage zu Blois diesem Bunde beitreten und demzufolge den sechsten Hugenottenkrieg eröffnen. Jedoch schon im Sept. 1577 wurde vom König zu Bergerac auf Grund der frühern Bedingungen Friede geschlossen, und Katharina trat aus Besorgnis vor den ehrgeizigen Plänen des Herzogs von Guise mit Heinrich von Navarra zu Nerac in geheime Unterhandlungen, die den Protestanten noch einige Sicherheitsplätze eintrugen. Da indes der Hof diesen Vertrag verletzte, so eröffnete Condé im Nov. 1579 den Krieg (siebenten Hugenottenkrieg) wieder mit der Einnahme von Lafère, Heinrich von

Digitized by Google

Navarra im April 1580 mit der Eroberung von Cahors. Unter Vermittelung des Herzogs von Anjou (Alençon) schlossen aber die Protestanten bereits 12. Sept. 1580 zu Flex wieder Frieden, der ihre alten Gerechtsame anerkannte.

Die langersehnte Waffenruhe dauerte nun bis 1584, wo durch den Tod des Herzogs von Anjou Heinrich von Navarra die nächsten Ansprüche auf den franz. Thron erhielt. Die Guisen schritten bei diesem Ereignis aufs neue zur Errichtung der Ligue, verbanden sich mit Spanien und dem Papst zur Ausrottung der Ketzerei, erklärten den Kardinal von Bourbon zum Thronfolger und begannen den Kampf gegen den König und die Protestanten zugleich. Auf Betrieb seiner Mutter mußte Heinrich III. nach einem zu Nemours 7. Juli 1585 geschlossenen Vergleich die Protestanten aller ihrer Rechte verlustig erklären. Zugleich entwickelte eine zu Paris unter dem Namen der Sechzehner zusammengetretene Ligue den furchtbarsten Fanatismus. Nachdem die Protestanten aus England Geld, aus Deutschland Heeresmacht herbeigezogen, begannen sie den achten Hugenottenkrieg. Von den drei Armeen des Hofs wurde die eine unter dem Herzog von Joyeuse 8. Okt. 1587 von Heinrich von Navarra bei Coutras gänzlich geschlagen. Heinrich von Navarra benutzte jedoch diesen wichtigen Vorteil nicht, und der Hof konnte unangefochten das deutsche Heer aus Frankreich vertreiben. Der Herzog von Guise, der alle Gewalt an sich gerissen, zwang den König 19. Juli 1588 zum sog. Réunionsedikt von Rouen, welches die Ausrottung der Ketzer durchs Schwert und die Thronausschließung Heinrichs von Navarra proklamierte. Indessen traten die Absichten des Herzogs von Guise auf eine Thronrevolution so deutlich hervor, daß der König den Herzog und dessen Bruder, den Kardinal, im Sept. 1588 auf dem Reichstage zu Blois ermorden ließ. Von der kath. Partei, die besonders die Hauptstadt beherrschte, nunmehr verlassen, mußte sich der König den Protestanten in die Arme werfen. Heinrich III. zog inmitten der prot. Truppen gegen das im Aufruhr begriffene Paris, wurde aber während der Belagerung 1. Aug. 1589 von dem Mönch Clement ermordet, sodaß die franz. Krone jetzt dem Haupte der Reformation, Heinrich von Navarra, zufiel.

Die Lage der Protestanten veränderte sich zwar hiermit, wurde aber nicht sehr gebessert. Als der König, um in den völligen Besitz seiner Krone zu gelangen, im Juli 1593 zur kath. Kirche übertrat, entzogen sie dem König ihre Hilfe und dachten an die Wahl eines neuen Hauptes. Endlich unterzeichnete Heinrich, nachdem er die Ligue gebrochen, während der Friedensunterhandlung mit Spanien 13. April 1598 das berühmte Edikt von Nantes, das in 91 öffentlichen und 51 geheimen Artikeln die Rechte der Protestanten sicherte und erweiterte. Dieselben erhielten freie Religionsübung, mit Ausnahme einiger Städte, wie Rheims und Soissons, wo besondere Verträge entgegenstanden; auch durften sie fortan Synoden, selbst unter Zuziehung auswärtiger Protestanten, halten. Der Staat gewährte jährlich die Summe von ungefähr 45000 Thlrn. zur Unterhaltung ihrer Geistlichkeit; ihre Söhne konnten gleich den Katholiken auf franz. Schulen studieren. Ebenso wurde den Protestanten der Zutritt zu allen Ämtern und Würden und die Besetzung der bei den Parlamenten schon früher zur Schlichtung der Parteihändel errichteten Tribunale (Chambres miparties) zur Hälfte gestattet. Die Sicherheitsplätze endlich sollten sie noch acht Jahre behalten. Das Parlament bestätigte das Edikt erst 25. Febr. 1599.

Unter Heinrich IV., dessen Minister Sully sich zu ihnen zählte, lebten nun die Protestanten in Frieden. Als sich jedoch Maria de Medici, die Witwe Heinrichs IV., während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. der Regierung bemächtigte, begannen neue Prüfungen. Zwar beschwor der König 1614 das Edikt von Nantes; die Heiratsbündnisse mit dem span. Hof aber steigerten die Besorgnisse der Protestanten in dem Grade, daß sie im Jan. 1615 mit dem im Aufruhr begriffenen Prinzen Heinrich II. Condé gemeinschaftliche Sache machten. Obschon sie nochmals im Vertrage zu Loudun (4. Mai 1616) die Freiheit des Kultus bestätigt erhielten, wartete doch der Hof auf eine Gelegenheit, wenigstens ihre polit. Stellung zu brechen. Sie kam im Juni 1617 befahl der schwache König durch ein Edikt die Unterdrückung der prot. Kirche und der polit. Privilegien der Landschaft Béarn. Die Kanzlei zu Pau verweigerte die Einregistrierung des Edikts, und die Sache blieb auf sich beruhen. Erst 1620 wurde auf Anstiften der Jesuiten und des Günstlings de Luynes das Edikt durch Waffengewalt in Vollzug gesetzt. Die prot. Kirchen wurden niedergerissen, die geistlichen Güter konfisziert, der Katholizismus eingeführt und die Provinz der Krone einverleibt. Die Protestanten erklärten den Gewaltstreich für eine Verletzung des Edikts von Nantes und hielten zu Rochelle eine Versammlung, die der Hof als aufrührerisch verbot. Doch gaben die Protestanten, an deren Spitze jetzt die beiden Brüder Herzog von Rohan und Prinz Soubise standen, nicht nach, und der Hof eröffnete im Jan. 1621 den Krieg, der ihnen zum Nachteil ausschlug. Allmählich fielen alle prot. Städte in die Hand des Königs. Endlich nach der Kapitulation von Montpellier (21. Okt. 1622) erfolgte ein allgemeiner Friede, in welchem den Protestanten das Edikt von Nantes bestätigt, das Recht zur Abhaltung von Versammlungen aber genommen wurde. Da sie hielt die nähern Bedingungen des Vertrags für wenig, daß die H. die Verwickelungen der Regierung in Italien benutzten und zu Anfang 1625 wieder zu den Waffen griffen. Soubise überwältigte mit einer von der Stadt Rochelle ausgerüsteten Flotte die schwache königl. Marine.

Sobald aber Richelieu die Zügel des Staates in seiner Hand hatte, wandte er alle Kräfte auf die Eroberung Rochelles, das von England und Buckingham energisch unterstützt wurde. Am 10. Aug. 1627 wurde die Belagerung von Rochelle in Gegenwart des Königs und des Kardinals eröffnet. Nachdem die Engländer 8. Nov. von der Insel Ré vertrieben worden, ließ Richelieu die Stadt auch von der Seeseite durch einen ins Meer gebauten Damm einschließen. Die Belagerten verteidigten sich zwar tapfer, litten aber bald großen Mangel. Im Mai 1628 erschien unter dem Lord Denbigh eine engl. Flotte, die nach einigen Tagen wieder absegeln mußte; eine andere im September konnte ebenso wenig ausrichten. Da zwang endlich 28. Okt. 1628 die Rocheller zur Unterwerfung. Von 24000 waren noch 4000 dem Hungertode ringende Einwohner übrig, die völlige Amnestie erhielten. Die Stadt hing-

Digitized by Google

verlor ihre Privilegien und ihre Festungswerke. Noch hatte Rohan viele wichtige Plätze, wie Nimes, Montauban und Castres, inne; auch er mußte sich in einem Vertrage 27. Juni 1629 zu Alais auf gleiche Bedingungen unterwerfen.

Die polit. Selbständigkeit der H. und damit ihre Stellung als Partei im Staate war von nun an vernichtet. Hinsichtlich ihres Kultus erfreuten sie sich unter Richelieu und Mazarin der Schonung; mit dem Anwachsen der Monarchie unter Ludwig XIV. erhoben sich aber die Verfolgungen etwa seit 1675 von neuem. Als Lockungen und Überredung nicht verfingen, begann man die Bekehrung mit Gewalt. Truppenabteilungen, mit Mönchen im Gefolge, durchzogen die südl. Provinzen, zwangen die Einwohner zur Verleugnung ihres Glaubens, rissen die Kirchen nieder und ermordeten oft die Prediger. Hunderttausende von Protestanten flohen nach der Schweiz, den Niederlanden, England, Deutschland, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden. Am 23. Okt. 1685 hob Ludwig das Edikt von Nantes auf. Hiermit begann eine neue Flucht und zugleich eine noch furchtbarere Verfolgung. Aus der Gegend von Nimes, wo sie immer noch sehr zahlreich waren, warfen sich Tausende von Protestanten in die Cevennen (s. d.) und übten hier insgeheim ihren Gottesdienst aus. Gegen diese wurde 1702 der sog. Cevennenkrieg eröffnet, der unter großen Opfern und Greueln bis 1706 dauerte. Der Hof, durch den Spanischen Erbfolgekrieg gedrängt, gab endlich die Verfolgung auf, bewilligte Amnestie und störte die Protestanten nicht mehr in ihrem Kultus. Frankreich hatte mehr als eine Million seiner fleißigsten und wohlhabendsten Bürger verloren; gegen zwei Millionen jedoch waren trotz der Verfolgung ihrem Glauben treu geblieben.

Die Ruhe, deren sich die Protestanten nun länger als ein Jahrzehnt erfreuten, beförderte ihr Hervortreten, besonders in der Provence und Dauphiné, aufs neue. Im J. 1724 erließ daher Ludwig XV. auf Antrieb der Jesuiten gegen sie ein hartes Edikt. Ein Edikt von 1752 erklärte die prot. Trauung und Taufe für ungültig und befahl die Wiederholung derselben durch kath. Geistliche. Unter dem Druck der allgemeinen Meinung nahm jedoch der Hof das Edikt zurück. Die litterarischen Vorkämpfer der Aufklärung traten nun in die Schranken; Männer wie Montesquieu und Voltaire wirkten für die Toleranz. Ludwig XVI. endlich erteilte durch ein Edikt von 1787, das freilich erst 1789 einregistriert wurde, den Trauungen und Taufen der Protestanten Gültigkeit und gab denselben die bürgerlichen Rechte, mit Ausnahme der Erlangung öffentlicher Ämter und Würden, zurück. Zwar wurde 1789 ein Antrag auf völlige Emancipation der Protestanten von der Nationalversammlung verworfen; dessenungeachtet nahm sie Protestanten, selbst Prediger ohne Widerrede als Mitglieder auf, und 1790 verfügte sie in einem Dekret die Restitution aller seit Ludwig XIV. konfiszierten Güter der Nichtkatholiken. Der Code Napoléon erteilte den Protestanten in Frankreich gleiche bürgerliche und polit. Rechte mit den Katholiken. Obschon auch die von den Bourbonen verliehene Charte die Freiheit des prot. Kultus anerkannte und den Staat selbst zur Besoldung der Pfarrer verpflichtete, sahen sich doch die Protestanten unter der Restauration mannigfach gekränkt und verfolgt. Erst die durch die Julirevolution reform. Charte Frankreichs proklamierte überhaupt die Freiheit des Gewissens und des Kultus, die denn auch in den Verfassungen seit 1848 aufrecht erhalten worden ist.

Litteratur. Beza, «Histoire des églises réformées en France» (3 Bde., Antw. 1580); Thuanus, «Historia sui temporis» (7 Bde., Par. 1620 u. öfter); Davila, «Storia delle guerre civili di Francia» (Veneb. 1630; deutsch von Reith, 5 Bde., Lpz. 1792—95); Soldan, «Geschichte des Protestantismus in Frankreich» (2 Bde., Lpz. 1855); Polenz, «Geschichte des franz. Calvinismus bis zur Nationalversammlung im J. 1789» (4 Bde., Gotha 1857—69); Schäffer, «Les Huguenots du 16e siècle» (Par. 1870); Smiles, «The Huguenots in France after the revocation of the edict of Nantes» (Lond. 1873); Court de Gébelin, «Histoire des troubles des Cevennes» (3 Bde., Villefranche 1760).

Huggins (William), engl. Astronom und Physiker, geb. 7. Febr. 1824 in London, errichtete 1855 ein Observatorium in seiner Wohnung in Tulse Hill, einer der londoner Vorstädte, und widmete sich von nun an astron. Beobachtungen. Eine entscheidende Richtung erhielten seine Arbeiten durch Kirchhoffs Entdeckung der Spektralanalyse, deren weitere astron. Ausbildung das Hauptziel von H.' wissenschaftlichen Forschungen wurde. Als Vorbereitung dazu untersuchte er die Spektren einer bedeutenden Anzahl chem. Elemente und veröffentlichte 1864 die Resultate dieser Arbeit mit Abbildungen der Spektren in den «Philosophical Transactions». Während der folgenden Jahre beschäftigte ihn die Spektralanalyse der Nebelflecke. Seine fernern Untersuchungen erstreckten sich auf die Spektralanalyse der Sonne und der Kometen und die Ermittelung der Bewegung der Sterne durch Veränderungen in den Linien ihrer Spektralbilder. Auch stellte H. die Wärmegrade fest, welche der Erde von mehrern Fixsternen mitgeteilt werden.

Hughenden, Dorf in der engl. Grafschaft Buckingham, Landsitz Lord Beaconsfields, der davon den Titel Viscount of H. führte. Auf dem kleinen Gottesacker daselbst liegt Lord Beaconsfield nebst seiner ihm im Tode vorangegangenen Gattin beerdigt; die Pfarrkirche enthält ein schönes ihm von der Königin Victoria gewidmetes, vom Bildhauer Belt gefertigtes Monument aus sicil. Marmor.

Hughenden, Viscount of, s. Beaconsfield.

Hughes (spr. Juhgs, David Edwin), der Erfinder des Typendruck-telegraphen, geb. 1831 zu London, kam 1838 nach Virginien, widmete sich zunächst der Musik, später der Naturwissenschaft und wurde Professor an der Hochschule zu Bardstown in Kentucky. Nachdem er 1853 seine Stellung aufgegeben, zog er sich nach Bowlinggreen zurück und bemühte sich um die Konstruktion eines Typendruck-telegraphen, die ihm auch 1855 gelang. Sofort bildete sich in Neuyork eine Gesellschaft, die Western-Union Company, welche denselben in Betrieb nahm; 1865 wurde er in Preußen, 1869 in Bayern und Württemberg, 1872 bei der Submarine Telegraph Company eingeführt. (S. unter Telegraphie.)

Hughes (spr. Juhgs, Thomas), engl. Schriftsteller und Politiker, geb. 20. Okt. 1823 in Donnington Priory bei Newbury in Berkshire, studierte in Oxford, wurde 1848 in Lincoln's Inn an die Barre berufen und praktizierte als Advokat. Seinen Ruf als Schriftsteller begründete der Roman «Tom

Digitized by Google

Brown's school days» (1856), der ein vorzügliches Bild von dem Leben der öffentlichen Schulen Englands entwarf. Weniger erfolgreich war die Fortſetzung dieſes Romans: «Tom Brown in Oxford» (1861). Außerdem veröffentlichte H. «Scouring of the white horse» (1858) und «Alfred the Great» (1869). Von 1865 bis 1868 ſaß er als einer der liberalen Abgeordneten für Lambeth im Unterhauſe, 1868—74 vertrat er den Flecken Frome, gab aber dann die polit. Laufbahn auf. Mit ſeinen liberalen Geſinnungen eine ſtreng hochkirchliche Geſinnung vereinigend, veröffentlichte H. 1878 die Schrift «Our old Church; what shall we do with it?» und 1879 die Erbauungsſchrift «The manliness of Christ». Im J. 1880 begründete er eine Kolonie in dem waldigen Hochland des Staates Tenneſſee, beſonders für jüngere Leute aus den höhern Mittelklaſſen. Die Kolonie trat unter dem Namen «Rugby» ins Leben, ſcheiterte jedoch bald an ökonomiſchen Schwierigkeiten. Später erſchien von ihm «A memoir of Daniel McMillan» (1882).

Hugi (Franz Joſ.), ſchweiz. Naturforſcher, geb. 23. Jan. 1796 zu Grenchen im Kanton Solothurn, ſtudierte zuerſt in Landshut kath. Theologie, wandte ſich aber ſpäter in Wien naturwiſſenſchaftlichen Studien zu, die er durch ausgedehnte Reiſen namentlich in den Alpen und im Jura und durch die Gründung des naturhiſtor. Muſeums und des botan. Gartens zu Solothurn förderte. Nachdem er eine Zeit lang Direktor des Waiſenhauſes und Lehrer an der Realſchule zu Solothurn geweſen, erhielt er 1833 die Profeſſur der Phyſik und 1835 die der Naturgeſchichte am Lyceum daſelbſt, wurde aber 1837 entlaſſen, weil er zum Proteſtantismus übergegangen war. Seine Beobachtungen vorzüglich über die Firn- und Gletſcherwelt benutzte er zu einer ſeitdem gänzlich aufgegebenen Theorie über die Gletſcher, der die Schriften «Über das Weſen der Gletſcher» (Stuttg. 1842) und «Die Gletſcher und die erratiſchen Blöcke» (Soloth. 1843) gewidmet ſind. Andere Schriften von ihm ſind: «Die Erde als Organismus» (Soloth. 1841) und «Naturhiſtor. Alpenreiſen» (Soloth. 1830). H. ſtarb 25. März 1855 zu Solothurn. Nach H., der 1828 und 1829 das Finſteraarhorn (ſ. d.) beſtieg, ohne jedoch die Spitze vollſtändig zu erreichen, iſt der Hugiſattel im nordweſtl. Gipfelgrat des Bergs benannt.

Hugli, der weſtlichſte Mündungsarm des Ganges (ſ. d.).

Hugo, König von Italien 925—947, war urſprünglich ein in der Provence und dem ſüdl. Burgund mächtiger Herr, der dort ſeit 917 den Königstitel annahm. Von ital. Großen, welche mit dem einſt gegen Berengar I. herbeigerufenen König Rudolf II. von Hochburgund unzufrieden waren, wurde H. veranlaßt, in Italien aufzutreten, und 925 zum König gekrönt. Er iſt indeſſen nie zur vollen Geltung gelangt, obwohl er ſich mit Rudolf dahin einigte, daß dieſer auf Italien verzichtete und dafür H.s Anteil an Burgund erhielt. Aus Rom wurde H., obwohl er die dort einflußreiche Marozia 932 heiratete, durch deren Sohn, den Senator Alberich, vertrieben, der ſich zwar 936 mit H.s Tochter Alda vermählte, aber doch dem Schwiegervater den Eintritt verſagte. In ſeiner Schwäche eiferſüchtig auf die Großen und bemüht, ſie durch Hinterliſt und Mord zu beſeitigen, machte H. ſich viele Feinde. Er zwang zwar den Markgrafen Berengar II. von Ivrea 940, vor ihm nach Deutſchland zu flüchten, aber 945 kehrte Berengar von dort zurück und gewann raſch Anhang, ſodaß H. im Frühling 945 Italien räumte und nach Arles ging, wo er April 947 ſtarb. Als König war ſein Sohn Lothar zurückgeblieben, unter der Regentſchaft Berengars, welcher nach Lothars Tod ſich Dez. 950 ſelbſt zum König krönen ließ.

Hugo der Abt, oder der Große, oder der Weiſe, Graf von Paris und Herzog von Francien, Sohn des Grafen Robert aus dem Geſchlecht der Capetinger (ſ. d.), welcher ſich 922 zum König aufgeworfen hatte, aber 923 im Kampfe gegen den Karolinger Karl den Einfältigen gefallen war. Nach Roberts Nachfolger, Rudolf von Burgund, 936 kinderlos ſtarb, führte H. die Regierung im Namen des ſchwachen Sohnes des 929 geſtorbenen Karl, Ludwigs IV., welcher ihm auch Burgund übertragen mußte. Im J. 938 heiratete er Hedwig, Schweſter des Kaiſers Otto I. Eine zweite Schweſter Gerberga, Witwe des Herzogs Giſelbert von Lothringen, heiratete 940 den König Ludwig. Doch fehlte es nicht an Zwiſtigkeiten zwiſchen dieſem und H., der jenen ſogar 945 zeitweiſe gefangen nahm. Otto d. Gr. hat wiederholt zwiſchen beiden vermittelt. Als H. 16. Juni 956 ſtarb, teilten ſeine Söhne die Erbſchaft ſo, daß H. Capet Francien, Odo Burgund erhielt. Letzteres erbte nach Odos Tod 965 der dritte Sohn Heinrich.

Hugo der Große, Graf von Vermandois ſeit 1080 durch ſeine Gemahlin, war der Sohn Heinrichs I. und der Bruder Philipps I. von Frankreich aus dem Hauſe der Capetinger. Er *beteiligte* ſich am erſten Kreuzzug 1096 und ging über Italien nach Durazzo, wo er auf Befehl des byzant. Kaiſers Alexius I., den er durch ſeinen Hochmut beleidigt hatte, gefangen wurde. Nach längerer Haft in Konſtantinopel freigelaſſen, ſchloß er ſich einer Kreuzheere unter dem Herzog Welf IV. von Bayern u. a. an, welches 1101 dem neugegründeten Königreich Jeruſalem Hilfe bringen wollte, aber in Kleinaſien von den Türken faſt ganz vernichtet wurde. H. entkam zwar, ſtarb aber zu Tarſus 18. Okt. 1101.

Hugo (Guſt.), einer der berühmteſten Romaniſten ſeiner Zeit und nebſt Savigny Begründer der hiſtor. Rechtsſchule in Deutſchland, geb. zu Lörrach im Badiſchen 23. Nov. 1764, erhielt ſeine akademiſche Vorbildung zu Montbéliard und zu Karlsruhe, ſtudierte 1782—85 zu Göttingen neben der Jurisprudenz mit großer Liebe Philoſophie und Geſchichte und wurde 1786 Lehrer des Erbprinzen Leopold Friedrich Franz von Deſſau. Seinen Ruf begründete er durch die Ausgabe der «Fragmenta» des Ulpian (Gött. 1788). Im J. 1788 wurde er in Göttingen außerord., 1792 ord. Profeſſor der Rechte, erhielt ſpäter den Titel eines Geh. Juſtizrats und ſtarb daſelbſt 15. Sept. 1844.

H. war einer der erſten, die nach Leibniz' und Pütters Vorſchlag das heutige röm. Recht nicht nach der Titelfolge vortrugen, ſondern die Rechtsgeſchichte nach Zeiträumen darſtellten und die Philoſophie des poſitiven Rechts in den civiliſtiſchen Lehrkurſus aufnahmen. Sein Hauptwerk iſt das «Lehrbuch des civiliſtiſchen Kurſus», welches ſieben Bände unter den nachfolgenden Titeln umfaßt: 1) «Lehrbuch der juriſt. Encyklopädie» (Berl. 1811; 8. Aufl. 1835), 2) «Lehrbuch des Naturrechts, als einer Philoſophie des poſitiven Rechts» (Berl. 1809; 4. Aufl. 1819), 3) «Lehrbuch der Geſchichte des röm. Rechts bis auf Juſtinian» (Berl. 1[illegible]

Digitized by Google

7. Aufl. 1826), 4) «Lehrbuch des heutigen röm. Rechts» (Berl. 1811; 7. Aufl. 1826), 5) «Chrestomathie von Beweisstellen für das heutige röm. Recht» (Berl. 1807; nebst «Zusätzen», Gött. 1812; 3. Aufl. 1820), 6) «Lehrbuch der Geschichte des Rechts seit Justinian» (Berl. 1812; 3. Aufl. 1830), 7) «Lehrbuch der Digesten» (Berl. 1822; 2. Aufl. 1828). Daran schließt sich sein in den einzelnen Bänden wiederholt neu aufgelegtes «Civilistisches Magazin» (6 Bde., Berl. 1814—37), welches treffliche litterarisch-kritische Beiträge zur röm. Rechtsgeschichte und andern Fächern enthält. Eine Beilage zu jenen wie zu diesem bilden seine «Beiträge zur civilistischen Bücherkenntnis der letzten 40 Jahre» (2 Bde., Berl. 1828—29; Bd. 3, 1845).

Hugo (Victor Marie), berühmter franz. Dichter, geb. 26. Febr. 1802 zu Besançon, wo sein Vater, damals Oberst, später General und von Napoleon I. in den Grafenstand erhoben, in Garnison stand, verbrachte seine erste Jugend teils in einem Nonnenkloster zu Paris bei seiner Mutter Sophie, geborenen Trébuchet, einer Vendéerin, teils in Italien und Spanien bei seinem Vater, der ihm seit 1815 einen für die militärische Laufbahn berechneten Unterricht geben ließ. Während der junge H. Mathematik betrieb, machte sich aber auch seine poetische Natur und feurige Phantasie in Versen geltend. Schon 1816 entstanden die Gedichte «Le riche et le pauvre» und «La Canadienne», 1817 behandelte er das bei der akademischen Preisbewerbung aufgegebene Thema «Les avantages de l'étude» und ließ in sein Gedicht eine Anspielung auf seine kaum zurückgelegten 15 Jahre einfließen. Die Preisrichter sahen darin eine Mystifizierung und erteilten ihm, anstatt des Preises, nur eine Belobung. Doch erhielt er hiernach von seinem Vater die Einwilligung, den militärischen mit dem litterarischen Beruf zu vertauschen. Die Akademie von Toulouse krönte 1819 seine zwei Oden auf die Bildsäule Heinrichs IV. und auf die 1792 hingerichteten Jungfrauen von Verdun und ernannte ihn 1820 zum Maître ès jeux floraux. In den J. 1822—24 veröffentlichte H. die beiden ersten Bände seiner «Odes et ballades», die in der Form noch klassisch, aber in der Empfindungs- und Auffassungsweise schon romantisch, durch den Vollklang der Verse überraschten; 1823 erschien sein erster Roman «Han d'Islande», 1825 folgte der zweite: «Bug Jargal», 1826 der dritte Band seiner «Odes et ballades», in welchen die klassische Form seiner ersten Gedichte immer mehr zurücktritt und die beliebte Redefigur des Dichters, die Antithese, sich stark geltend macht. Sein Bruch mit dem Klassizismus entschied sich durch das 1827 herausgegebene Drama «Cromwell». Die dazu geschriebene Vorrede entwickelte die ästhetische Theorie der neuen Richtung. «Cromwell» war nicht für die Bühne geschrieben, wurde aber als litterarisches Werk Gegenstand der heftigsten Polemik. Im J. 1828 erschien eine neue Sammlung Oden, «Les Orientales», die bewies, bis zu welch hohem Grade der Dichter Form und Rhythmus in seiner Gewalt hatte. Im J. 1829 schrieb H. das Drama «Marion Delorme», dessen Aufführung die Theatercensur untersagte. Das Drama «Hernani ou l'honneur castillan» wurde 26. Febr. 1830 auf dem Théâtre français aufgeführt. Hierauf erschien der histor. Roman «Notre-Dame de Paris» (1831), welchen die Treue der Zeit- und Ortsfarbe, das absichtliche Gemisch von Schönem und Unschönem, von Einfachem und Seltsamem, die Originalität einzelner Charaktere, das dramatische Interesse des Ganzen zum Hauptwerk unter H.s prosaischen Dichtungen machen. Das Drama «Triboulet ou Le roi s'amuse» (1832) veranlaßte stürmische Auftritte im Théâtre français und wurde nach der ersten Vorstellung verboten. Sodann folgten die Dramen «Lucrèce Borgia» und «Marie Tudor» (1833), «Angelo» (1835), «Ruy-Blas» (1838), «Les Burgraves» (1843), und neue Sammlungen lyrischer Gedichte: «Feuilles d'automne», tief menschlich und schlicht einfach empfundene Lieder (1831), «Chants du crépuscule» (1835), «Voix intérieures» (1837), «Les rayons et les ombres» (1840), unter welchen die erste und die dritte die Meisterstücke seiner poetischen Leistungen in Versen sind. Er wurde 1841 in die Akademie aufgenommen und 1843 zum Pair ernannt.

H. trieb unter allen Regierungen eifrig Politik, je nach seiner zeitweiligen poetischen Stimmung. Royalistisch und katholisch gesinnt oder vielmehr gestimmt, kämpfte er für die Sache des bourbonischen Throns und der Staatsreligion in den Oden, in welchen er die Rückkehr der Bourbonen und die Helden der Vendée besang. Eine königl. Pension belohnte ihn damals. Unter Karl X. und Ludwig Philipp beförderte er mit seiner «Ode à la colonne» und «Napoléon II» die Ausbildung der napoleonischen Partei und Legende und verlangte in der Pairskammer die Zurückberufung der Bonaparte. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er zu Paris in die Constituante gewählt, wo er sich zur monarchisch-reaktionären Majorität hielt und durch die Inkonsequenz seines Verhaltens beim Abstimmen über die wichtigsten Fragen bemerklich machte. Nach seiner Wiederwahl in die Legislative verleugnete er seine Vergangenheit und wurde der Wortführer der demokratisch-sozialen Partei. Als Ludwig Napoleons Wiederernennung zur Sprache kam, eiferte er aufs heftigste gegen «Napoleon den Kleinen», gegen den «Augustodulus», sodaß nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 H.s Name auf der Proskriptionsliste obenan gesetzt wurde. Er flüchtete zuerst nach Belgien, sodann nach der Insel Jersey, von wo man ihn wegschickte, weil er in Betreff eines zum Aufhängen verurteilten Verbrechers einen unehrerbietigen Brief an die Königin von England geschrieben hatte, und bewohnte nachher die Insel Guernsey, den «Felsen», wo er sich ein fürstl. Haus (Hauteville-House) bauen ließ und auch wohnen blieb, obgleich ihm die Amnestie vom 15. Aug. 1859 die Rückkehr nach Frankreich gestattete. Aus der Verbannung datierte er ein mit aller Bitterkeit persönlichen Grolls geschriebenes Pamphlet «Napoléon le Petit» (Brüss. 1852) und einen gleich maßlos leidenschaftlich abgefaßten Band Gedichte: «Les châtiments» (Brüss. 1852). Hierzu kamen später ruhigere Werke: «Les contemplations» (2 Bde., Par. 1856 u. öfter), Erinnerungen aus dem frühern Leben des Dichters und Ergebnisse seiner spätern Weltansicht; «La légende des siècles» (2 Bde., Par. 1859), eine Sammlung von versifizierten Sagen und phantastischen Schilderungen auf histor. Basis; «Les misérables» (10 Bde., Par. 1862), ein großer sozialer Roman, worin er die gesellschaftlichen Ungleichheiten in farbenreicher Weise schildert; die Abhandlung «William Shakespeare» (1864), «Les chansons des rues et des bois» (1865), «Les travailleurs de la mer» (1866) und «L'homme

Digitized by Google

qui rit» (4 Bde., Par. 1869; deutsch von Büchmann, 4 Bde., Berl. 1869), ein seltsamer Roman.

Einige Tage nach dem 4. Sept. 1870 kehrte H. nach Paris zurück, und eine seiner ersten Handlungen war, daß er den siegreich vorrückenden Deutschen in einem glühenden Aufruf zumutete, ohne weiteres umzukehren und den gottlosen Gedanken der Belagerung einer Stadt wie Paris aufzugeben. Bei den Wahlen 8. Febr. 1871 wurde er vom Seine-Departement in die Nationalversammlung zu Bordeaux gewählt, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm und 8. März seine Entlassung gab. Am 18. März, im Moment des Ausbruchs der Commune, brachte H. die Leiche seines plötzlich am Schlagfluß gestorbenen ältesten Sohnes, Charles Victor H., von Bordeaux nach Paris, begab sich sodann nach Brüssel und trat, nachdem er kurz vorher in zornsprühender Ode die Vendômesäule gegen die Wut der Communards verteidigt hatte, in einem 26. Mai an den Redacteur der «Indépendance belge» gerichteten Briefe für die Commune ein, mußte aber, infolge feindseliger Zusammenrottungen vor seinen Fenstern, die Stadt verlassen und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in London nach Paris zurück, wo er bei den Senatorwahlen 30. Jan. 1876 für das Seine-Departement gewählt wurde. Die Schrecknisse des Deutsch-Französischen Kriegs schilderte er in grell poetischer Form in «L'année terrible» (Par. 1872); darauf folgte der Revolutionsroman «Quatre-vingt-treize» (3 Bde., Par. 1874; deutsch von Schneegans, 3 Bde., Straßb. 1874), und unter dem Titel «Actes et parole» (3 Bde., Par. 1875—76; deutsch im Auszug, Stuttg. 1876) gab er ein Memoirenwerk über sein Leben von 1841 ab heraus; diesem folgte «L'art d'être grand-père» (Par. 1877). Obgleich in seinen spätern Erzeugnissen die Denkungsweise in Bezug auf Staat und Gesellschaft eine ganz andere ist, hat doch sein Stil in den prosaischen Werken dieser Periode das Glänzende, Lebhafte und Gewaltige seiner frühern Diktion durchgängig behalten; dagegen verraten seine letzten Poesien die Stufe des Verfalls, nämlich ausschweifende Phantasie, grelles Kolorit und argen Verstoß gegen die Hauptregeln der franz. Metrik. Als Haupt der romantischen Schule in Frankreich hat H. an die Stelle litterarischer Tradition, die von klassischen Mustern nur noch den äußern Zuschnitt bewahrte, die freie Wahl des Stoffs und die ungehinderte Bewegung des Geistes gesetzt und so in die Dichtkunst wieder Kraft und eigenes Leben gebracht. Daß diese Reaktion gegen die fesselnde Regel und Konvenienz bei ihm und seinen Nachahmern zu Übertreibungen führte, war fast unvermeidlich. Der Haß gegen konventionelle Schönheit und abstrakte Charakteristik verleitete zur Verleugnung des Schönen und Idealen, sodann zur Ehrenrettung und Verherrlichung des Unschönen und Ungeheuerlichen physischer und moralischer Art. Dennoch hat die von H. durchgesetzte litterarische Umwälzung bleibende Bedeutung als eine Epoche der franz. Litteraturgeschichte. H.s sämtliche Werke sind in vielen Ausgaben erschienen, die vollständigste in 26 Bänden (Par. 1858 fg.; deutsch, 21 Bde., Stuttg. 1858—62). Interessante biographische Nachrichten findet man in der Schrift (von seiner 1868 zu Brüssel gestorbenen Frau): «Victor H., raconté par un témoin de sa vie» (6. Aufl., 2 Bde., Par. 1865; deutsch von Diezmann, 2 Bde., Lpz. 1863). Die beste Charakteristik seines Schaffens gab die Reimstrophe, welche er 1840, auf der Höhe seines Ruhms, durch die Zeitungen lief: «Sa puissance Est immense: Il condense Mort et danse, Rire et pleurs; Il mélange L'homme et l'ange Et la fange Et les fleurs». Das Beste, was H. in Prosa geleistet, ist seine berühmte, mit feuriger Beredsamkeit geschriebene Streitschrift: «Le dernier jour d'un condamné» (1829), ein Meisterwerk psychol. Behandlung einer der brennendsten Zeitfragen. Vgl. Barbou, «Victor H. und seine Zeit» (deutsch von Weber, Lpz. 1882).

Zwei Brüder H.s haben sich ebenfalls als Schriftsteller bekannt gemacht. Der erste, **Eugène** H., geb. 1801 und Verfasser einiger Gedichte, † 1837; der zweite, **Jules Abel** H. (gest. 1885), veröffentlichte zahlreiche histor. und malerisch-geogr. Werke, unter anderm «Histoire de la campagne d'Espagne en 1823» (2 Bde., Par. 1824) und «Histoire de l'empereur Napoléon» (Par. 1854). — Des Dichters Söhne, **Charles Victor** H. und **François Victor** H., geb. zu Paris, der erste 2. Nov. 1826, der zweite 22. Okt. 1828, traten nach der Februarrevolution als Journalisten auf. Bis 1851 arbeiteten sie für das von ihrem Vater begründete Tageblatt «L'Événement», und mit dem Staatsstreich vom 2. Dez. teilten sie freiwillig dessen Verbannung. Charles schrieb «Le coche de Saint-Antoine» (3 Bde., Par. 1857), ein grotesk-pantheistisches Phantasiegemälde, «La Bohème dorée» (2 Bde., Par. 1859), «La chaise de paille» (Par. 1859) u. s. w. François verfaßte histor. Werke, z. B. «L'isle de Jersey» (1857), und lieferte Übersetzungen aus dem Englischen, darunter eine von Shakspeares sämtlichen Werken (13 Bde., Par. 1860 fg.). Zur Zeit der allgemeinen Wahlen 1869 begründeten beide Brüder in Gemeinschaft mit Vaguerie ein dem Kaiserreich äußerst feindliches radikal-polit. Journal «Le Rappel», welches seit dem ein stetiger Verteidiger der ultrademokratischen und sozialistischen Partei geblieben ist. Charles H. starb, vom Schlag gerührt, in Bordeaux 16. März 1871. François H. verschied 26. Dez. 1873 zu Paris.

Hugo, Abt von Flavigny, franz. Geschichtschreiber, geb. 1064, ward Mönch in St.-Vanne, mußte 1085 aus polit. Gründen flüchten, trieb sich viel in der Welt herum und wurde 1096 Abt von Flavigny bei Dijon, bald aber wieder vertrieben und nun entschiedener Gegner der röm. Kirchenpolitik im Investiturstreit. Er schrieb eine Chronik (bis 1102) in zwei Büchern, von denen das erste nur durch einige merkwürdige Bruchstücke älterer Werke Wert hat, das zweite aber dadurch, daß es viele Urkunden enthält und H.s eigene Erfahrungen und Erkundigungen mitteilt, freilich in ganz unordneter Weise und oft mit zu großer Leichtgläubigkeit. Die Chronik ist von Pertz in «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 8) herausgegeben.

Hugo Capet, Stifter des capetingischen Königshauses, Graf von Paris und Herzog von Francien seit 956, Sohn des vorigen, begnügte sich wie sein Vater zunächst damit, der Mächtigste in Frankreich zu sein, und überließ die Krone dem karolingischen Schattenkönig Lothar. Als aber Lothar († 986) und dessen Sohn Ludwig V. kinderlos 21. Mai 987 starb, ließ H. sich zum König ausrufen und 3. Juli in Rheims krönen. Zwar war noch ein Bruder Lothars übrig, Karl, dem Kaiser Otto II. das Herzogtum Niederlothringen 977 verliehen hatte,

Digitized by Google

Karl eroberte Laon und sogar Rheims, wurde in letzterer Stadt aber von H. belagert und 990 zur Ergebung gezwungen und starb in der Gefangenschaft 991. Von Karls Söhnen begnügte sich der ältere, Otto, mit dem väterlichen Herzogtum, zwei andere flüchteten nach Deutschland. So wurde H.s Königtum nicht weiter bestritten. Schwierigkeiten erwuchsen ihm nur dadurch, daß er den Erzbischof von Rheims, Arnulf, der als unehelicher Sohn Lothars seinen Oheim Karl unterstützt hatte, gefangen nahm. Er ließ ihn durch eine Synode 991 absetzen und den berühmten Gerbert erwählen; beides aber wurde vom Papste nicht anerkannt. H. starb 24. Okt. 997; ihm folgte sein schon 988 zum Nachfolger gekrönter Sohn Robert. Vgl. von Kalckstein, «Frankreich unter den ersten Capetingern» (Lpz. 1877). (S. Capetinger.)

Hugo von Langenstein, deutscher Dichter des 13. Jahrh., aus Schwaben stammend, Deutschordensritter, dichtete nach lat. Vorbild das Legendenepos «Von der heil. Martina» (um 1293), herausgegeben von A. von Keller in den «Publikationen des Stuttgarter Vereins» (1856).

Hugo von Montfort, deutscher Dichter des 14. Jahrh., geb. 1357, aus dem Geschlecht der Grafen von Montfort in Vorarlberg, nahm 1377 an einem Zuge gegen die heidnischen Preußen teil, führte überhaupt ein bewegtes kriegerisches Leben und starb 4. April 1423. Seine allegorischen «Reden» (Lieder und poetische Briefe) wurden von K. Bartsch in den «Publikationen des Stuttgarter Vereins» 1879 herausgegeben.

Hugo von Sankt Victor, mystischer Theolog des 12. Jahrh., wahrscheinlich dem Geschlecht der am Harz ansässigen Grafen von Blankenburg und Regenstein angehörend, geb. um 1097, ward im Konvent zu Hamersleben gebildet, trat 1115 in die berühmte Schule des Augustinerklosters St. Victor bei Paris ein und wurde später selbst zum Vorsteher dieser Lehranstalt erhoben. Er starb 11. Febr. 1141. Seine mystische Richtung tritt am entschiedensten hervor in den Schriften «De arca morali», «De arca mystica», «De vanitate mundi». Daneben zeigen sich starke Einwirkungen der Scholastik, besonders in der spätern Schrift «De sacramentis christianae fidei». Eine Zusammenfassung seiner Anschauungen enthält die «Summa sententiarum». Die beste Ausgabe seiner Schriften erschien Rouen 1648. Vgl. Liebner, «H. und die theol. Richtungen seiner Zeit» (Lpz. 1832); K. Bach, «Dogmengeschichte des Mittelalters» (Bd. 2, Wien 1875).

Hugo von Trimberg, von einem Dorfe im Würzburgischen so genannt, geb. um 1235 zu Wernfeld, seit 1260 Magister und Rektor der Schulen an dem Kollegiatstift Marias und Gangolfs in der Neuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg, gest. nach 1313, ist bekannt als der Verfasser des «Renner», eines seinerzeit sehr beliebten, in vielen Handschriften erhaltenen Lehrgedichts, das er 1300 vollendete, später aber noch mit mancherlei Zusätzen versah. Auf die Besserung und Belehrung der Zeitgenossen gerichtet, enthält es eine Schilderung des Zustandes und der Lebens- und Sinnesweise derselben, namentlich eine Rüge ihrer Gebrechen und Laster. Sehr wichtig für die Sittengeschichte, zeugt es wenigstens in den zahlreich eingewebten Beispielen und Erzählungen von poetischer Begabung. «Renner» hat er es genannt, nicht weil es, wie eine alte Aufschrift des Gedichts sagt, durch alle Lande rennen sollte, sondern mit Beziehung teils auf die Mannigfaltigkeit des Inhalts, durch den er «vürbaz rennet», teils auf den Mangel an festem Plan in demselben. Auch auf ein Büchlein «Der Samener» (Sammler), das er schon 1266 abgefaßt, aber aus Verdruß über den Verlust eines Teils der Handschrift nicht beendet hatte, hat er dabei Rücksicht genommen, wenn er sagt: «Jenz loufet vor, diz rennet nach.» Vollständig wurde der «Renner» zuerst herausgegeben aus einer 1347 geschriebenen erlanger Pergamenthandschrift von dem bamberger Historischen Verein (3 Hefte, Bamb. 1833—36); in der Sebast. Brant mit Unrecht beigelegten Bearbeitung (Frankf. 1549) ist das Gedicht mit großer Willkür umgestaltet. Vgl. Janicke in Pfeiffers «Germania» (Bd. 2 u. 5).

Hugtenburgh (Jan van) oder Huchtenburg, ausgezeichneter Schlachtenmaler, geb. zu Harlem 1646, hatte in Rom seinen früh verstorbenen Bruder Jakob van H. und dann in Paris van der Meulen zu Lehrern. Im J. 1670 ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder. Prinz Eugen von Savoyen ließ von ihm seine 1708 und 1709 mit dem Herzog von Marlborough gelieferten Schlachten malen, die auch in einem Kupferwerke (Haag 1725) erschienen. Im J. 1711 ging H. an den Hof des Kurfürsten von der Pfalz, später lebte er meist im Haag und starb zu Amsterdam 1733. — Sein Bruder, Jakob H., ein Schüler Berghems, hat sich ebenfalls einen Namen gemacht.

Hugues (Clovis), franz. Abgeordneter, geb. zu Menerbes im Depart. Vaucluse 3. Nov. 1851, widmete sich der journalistischen Laufbahn und wurde 1871 wegen eines von der Zeitung «La Fraternité» veröffentlichten Artikels zu drei Jahren Gefängnis und einer hohen Geldstrafe verurteilt. Erst Ende 1875 kam er wieder frei. Er wurde nun Mitarbeiter der «Jeune République», tötete im Duell einen Redacteur des bonapartistischen Blattes «L'aigle», wurde deshalb 1878 vor Gericht gezogen, aber freigesprochen. Im J. 1881 wurde er vom zweiten Wahlbezirk von Marseille in die Kammer gewählt, wo er zur äußersten Linken gehört. H. hat einige Gedichtsammlungen veröffentlicht: «La petite muse» und «Heures de prison» (beide 1875).

Huhn (Gallus), die typische Gattung der Hühnervögel (s. d.), unterscheidet sich von seinen nächsten Verwandten, wie z. B. den Fasanen, durch nackte, schlaffe Hautlappen, die am Kinn herabhängen, einen Fleischkamm oder Federbüschel auf dem Kopfe, schmale Spitzfedern am Halse, Sporen beim Männchen an den starken Füßen, deren Hinterzehe den Boden nur mit dem Nagel berührt. Die wilden Arten dieser Gattung, die den Naturforschern erst seit dem Ende des 18. Jahrh. bekannt wurden, leben alle in Ostindien und auf den Sunda-Inseln in den Wäldern, an deren Saume sie sich namentlich gern aufhalten. Wie unser Haushuhn bilden sie Familien, aus einem Hahne, zwanzig und mehr Hennen und den Küchlein derselben bestehend, und sind sehr scheu und flüchtig, indem der durch Größe und Federschmuck ausgezeichnete Hahn die Wacht hält, während die Familienglieder fressen. Im übrigen scheint die Lebensweise dieser wilden Hühner ganz derjenigen unserer Haushühner ähnlich, auch lassen sich die meisten derselben leicht zähmen, wenn sie als Küchlein weggefangen werden.

Digitized by Google

Von Bedeutung für die Geſchichte des Haushuhns ſcheinen beſonders vier Arten: 1) das Jagohuhn (G. giganteus) in den Wäldern des ſüdl. Sumatra und öſtl. Java, von den Europäern Kulmhuhn genannt, die größte Art, mit doppeltem, kronenförmigem Kamme; 2) das Bankivahuhn (G. ferrugineus, ſ. Tafel: Hühnervögel, Fig. 12) von Java und Sumatra, von der Größe unſers gewöhnlichen Haushuhns, mit langen, zerſchliſſenen Federn am Halſe, Kamm und Lappen wie unſer H.; 3) das Sonneratuhuhn (G. Sonnerati), deſſen untere Halsfedern in eine glänzende runde Platte enden, kommt in Indien vor, wird dort zu Hahnenkämpfen gezüchtet und hat weder Kamm noch Lappen; als Leſchenault es zuerſt entdeckte, hielt man es fälſchlich für die Urart unſers Haushuhns; 4) das Wallikilihuhn (G. ecaudatus) in den Waldern Ceylons, ohne Schwanz, durchaus braun-goldglänzend.

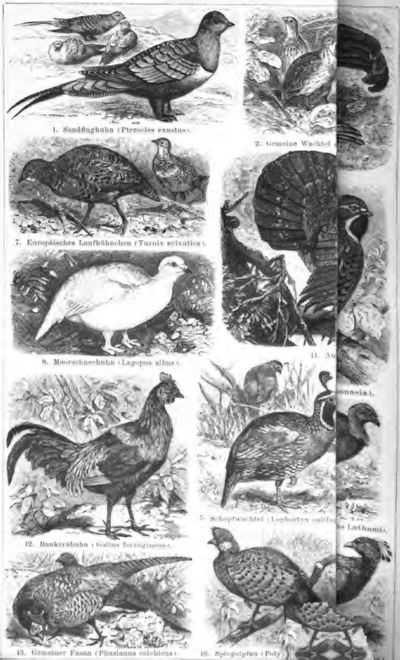
Das Haushuhn (G. domesticus) iſt in unzähligen Raſſen und Spielarten über die ganze bewohnte Erde verbreitet, mit Ausnahme der hohen Gebirge und der Polargegenden, wo es unfruchtbar und deshalb nicht mehr gezüchtet wird. Es verrät überall ſeine ſüdl. Abſtammung durch ſeine Vorliebe für warme, ſonnige Plätze, die Scheu vor Kälte und die Schwierigkeit der Züchtung in kältern Gegenden. Die Nachforſchungen in den Pfahlbauten beweiſen, daß es in der Urzeit in Europa nicht exiſtierte, ſondern offenbar mit andern Arten erſt zur Zeit der Metalle dort eingeführt und wahrſcheinlich vom Mittelmeere aus verbreitet wurde. Nach den Philippinen und Oceanien wurde es von den Malaien, nach den übrigen Weltteilen, wo es urſprünglich nicht exiſtierte, von den Europäern eingeführt. Die gegenwärtigen Raſſen ſind höchſt wahrſcheinlich durch Züchtung der wilden Arten und durch Kreuzung derſelben nach und nach entſtanden. So ſchreibt man die großen Raſſen, wie das Sarſeveſe- oder Paduahuhn, das perſiſche, das Aſtrachan- und Peguhuhn, ſowie das Hollen- oder Haubenhuhn, dem wilden Jagohuhne zu, während der europ. Kampfhahn, das gewöhnliche Haushuhn, das hamburgiſche und ähnliche Raſſen dem Bankiva, das Kluthuhn oder virginiſche H. dem Wallikili zugeteilt werden. Außer dieſen Raſſen hat man noch in neuerer Zeit die Raſſen von Cochinchina und Brahmaputra eingeführt, welche ebenfalls wilden Arten zu entſprechen ſcheinen. Die Zwerghühner mit nackten oder befiederten Füßen (Bantamhuhn), das friesländ. Struppuhn mit zerſchliſſenen, aufgeſträubten Federn, das Negerhuhn mit ſchwarzer Haut und ſchwarzen Kielen und einige andere Raſſen ſcheinen hingegen aus der Züchtung von abnormen Individuen hervorgegangen zu ſein.

Die Züchtung des Haushuhns kann nach verſchiedenen Richtungen hin ausgebildet werden. In Indien, Spanien und England werden noch jetzt beſondere Raſſen zu Hahnenkämpfen gezüchtet, wozu eine ſpezielle Nahrung, mit vielem Fleiſch vermiſcht, und Pflege gehören. Für den ökonomiſchen Gebrauch können zwei Richtungen der Zucht beſonders in das Auge gefaßt werden: die Eier- und die Fleiſchproduktion. Für erſtere werden die mittlern und kleinen Raſſen vorgezogen, da ſie weit mehr Eier legen, während man die großen Raſſen mehr zur Mäſtung verwendet. In beiden Zweigen ſind die Franzoſen und Briten Meiſter. Frankreich ſchickt jährlich für viele Millionen Eier nach England und gemäſtete Hühner, Kapaunen und Poularden in die ganze Welt. Gut und zweckmäßig gefütterte Hühner legen von Februar bis Oktober täglich ein Ei; die Fruchtbarkeit währt bis zum 10. Jahre. Zu beſſerer Mäſtung werden Hähne wie Hühner verſchnitten; erſtere heißen Kapaunen, letztere Poularden. Hauptbedingungen der Zucht ſind: warme, ſonnige Plätze und Schlafſtellen; Sand, in welchem die Hühner ſich einſcharren und den ſie aufpicken können; Kalk, der ihnen zum Bau der Eierſchalen notwendig iſt; gutes Trinkwaſſer. Die hühnerologiſchen Vereine, die für Poultromanie, die zoolog. Gärten haben in neueſter Zeit viel zur Züchtung reiner Raſſen und deren Verbreitung beigetragen. Vgl. auch Artikel Geflügelzucht und Tafel: Geflügel, Bd. VII, S. 645.

Hühnerauge (verdorben aus dem altdeutſchen hörnin ouge, hörnernes Auge), Krähenauge oder Leichdorn (clavus oder helos), nennt man die Verdickung der hornartigen Maſſe der Oberhaut, welche durch einen anhaltenden Druck auf eine beſtimmte Hautſtelle entſteht, beſonders wenn zwiſchen dieſer und dem darunterliegenden Knochen nur ein ſchwaches Polſter von Fett oder Fleiſch ſich befindet. Daher erſcheint dieſe Verdickung am häufigſten an den Füßen, insbeſondere auf dem Rücken der Zehen bei Perſonen, welche enge Fußbekleidung tragen, ſelten an andern Körperſtellen, z. B. auf dem Knie bei Perſonen, die viel knien, am obern Rande des Hüftknochens durch den Druck einer Schnürbruſt. Die Hornmaſſe bildet gewöhnlich einen in die Tiefe der Lederhaut hineinragenden Keil oder Zapfen, an deſſen Ende öfters infolge der Quetſchung Blut austritt und meiſt lebhafter Schmerz ſtattfindet. Nicht ſelten bildet ſich unter dem H. ein kleiner Schleimbeutel im Unterhautzellgewebe, welcher ſich gelegentlich entzündet, auch wohl vereitert. Das H. verſchwindet meiſt von ſelbſt, nach Aufhebung der Reibung und des Drucks, durch den es entſtand. Gefenſterte Pflaſter (ein Stück Feuerſchwamm mit einem Loch in der Mitte, ein Filzring, beide auf der Unterſeite mit Gummi oder Heftpflaſter beſtrichen) ſchützen das H. gleichfalls vor Druck und bringen es bei konſequenter Anwendung zum Verſchwinden; gegen H. auf der Fußſohle trägt man Filzſohlen mit einem ebenſolchen Loch. Warme Bäder und Pflaſter (Mutterpflaſter, Diachylonpflaſter u. dgl.) erweichen das H., und es läßt ſich dann mit einem ſtumpfen Inſtrument ausheben oder wenigſtens leicht abſchaben. Mit dem Gebrauch des Meſſers muß man vorſichtig ſein, weil ein zu tiefer Schnitt gefährliche Folgen nach ſich ziehen kann. Ähnliche Hypertrophien der Oberhaut ſind die Hautſchwielen (ſ. d.) und das Hauthorn (ſ. d.), welche beide am zweckmäßigſten mit dem Meſſer entfernt werden.

Hühnerbruſt (Pectus carinatum), krankhafte Formveränderung des menſchlichen Bruſtkaſtens, bei welcher das Bruſtbein und die vordern Rippenabſchnitte ſtark vorgetrieben, die Seitenwandungen aber auffallend eingeſunken ſind und ſo eine gewiſſe Ähnlichkeit mit einer Vogelbruſt entſteht. Die H. bildet ſich gewöhnlich ſchon in früheſter Jugend als ein bleibender Folgezuſtand der Engliſchen Krankheit (ſ. d.) aus und erfordert, da mit ihr in der Regel eine beträchtliche Raumbeſchränkung der Bruſthöhle und dem entſprechend eine mangelhafte

Digitized by Google



1. Sandflughuhn (Pterocles exustus).

2. Gemeine Wachtel

7. Europäisches Laufhühnchen (Turnix sylvatica).

8. Moorschneehuhn (Lagopus albus).

11. Au

12. Bankivahahn (Gallus ferrugineus).

5. Schopfwachtel (Lophortyx califo

s Lathami.

13. Gemeiner Fasan (Phasianus colchicus).

16. Spiegelpfau (Poly

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

Entfaltung der Lungen einhergeht, eine sorgsame Pflege des gesamten Atmungsapparats durch fleißiges Tiefatmen in reiner guter Luft, gymnastische Übungen, kalte Waschungen der Brust und Vermeidung von Überanstrengungen, Erkältungen, staubiger oder sonst unreiner Luft und anhaltenden Stubensitzens.

Hühnerdarm, s. Stellaria.

Hühnerhabicht, s. unter Habicht.

Hühnerhund, Vorstehhund oder Stellhund, Bezeichnungen für diejenigen Hunderassen, welche vorzüglich Federwild aufsuchen und vor demselben stehen bleiben. Die Hauptanforderungen an diese Hunde sind: sie sollen das Wild, besonders Feldhühner, Wachteln, Schnepfen, Fasanen, Enten und auch Hasen, die Nase hoch haltend unter stetem Hin- und Herrevieren vor dem Jäger, leicht wittern; sich dem Wild behutsam nähern; ihm langsam nachziehen, wenn es vor ihnen hinläuft; da wo es sich drückt, in einiger Entfernung vor demselben stehen; dem gesunden Hasen nicht nachjagen, noch dem vor ihnen hinstreichenden Federwild flüchtig folgen; angeschossenes Wild sogleich, ohne es zu drücken oder zu zerreißen, apportieren. Das Wasser sollen sie zu keiner Zeit scheuen, sondern an jedem von dem Jäger bezeichneten Orte hineinfahren, überhaupt dem leisesten Winke des Jägers folgen. Diese Eigenschaften sind zum Teil angeboren, zum Teil werden sie dem H. durch die Dressur beigebracht. Am häufigsten wendet man die Parforcedressur an, bei der dem Hunde durch Strenge und harte Strafen die pünktliche Folgsamkeit gelehrt wird. Durch strenge Dressur gelingt es zuweilen, auch andere Hundearten vollkommen für die Jagd auf Federwild abzurichten. Zu den besten H. zählt man: die englischen (Pointers, glatthaarige; Setters, langhaarige), die gewöhnlich im Galopp revieren und sehr flüchtig sind; die deutschen, langsamer, im kurzen Trabe suchend, hart in der Dressur; die podolischen, stark, schwer, häufig mit gespaltener Nase, im kurzen Galopp revierend, leichter in der Dressur; die dänischen, mit ziemlich langem Bockshaar oder rauhem Flockhaar und einer langen Fahne an der Rute, leicht in der Dressur; die französischen, meist langhaarig, weiß mit bunten Flecken, weich, u. s. w. (Hierzu Abbildungen auf Tafel: Hunderassen, Fig. 5 u. 11.) In England gebraucht man bei der Hühnerjagd neben dem H. noch die sog. Retrivers zum Apportieren des erlegten Wildes.

Hühnerlaus ist die Bezeichnung für eine ganze Reihe auf Hühnervögeln äußerlich schmarotzender Gliedertiere, namentlich aus der Familie der Federlinge oder Vogelläuse. Am häufigsten finden sich auf Haushühnern eine kleinere, 1,12 bis 1,60 mm lange, blaßgelbe Form (Menopon pallidum = Pediculus gallinae bei Linné) und eine größere, bis 2,16 mm lange, gestrecktere von weißer Farbe mit grauen Randflecken (Lipeurus variabilis = Pediculus cauponis bei Linné). Schädlich sind sie kaum, da sie nicht vom Blute, sondern von sich abstoßenden Teilen der Haut und der Federn des Vogels leben.

Hühnermilbe (Sarcoptes mutans), eine Art Krätzmilbe von geringer Größe (das Weibchen von 0,38 bis 0,47 mm, je nach dem Grade der Trächtigkeit, das Männchen 0,25 mm), welche durch ihr Graben unter der Hornbedeckung der Beine einen Schorf, die sog. Fußräude oder Elephantiasis der Hühner, verursacht, der den Tieren sehr lästig werden, ja bei Überhandnehmen selbst ihren Tod herbeiführen kann.

Hühnerolog, eine deutsch-griech. Mißbildung, soviel wie Hühner-, Federviehkenner; Hühnerologie, Kunde der Federviehzucht; Hühnerologische Vereine, s. unter Geflügelzucht.

Hühnerpolei, soviel wie Feldthymian, s. unter Thymus.

Hühnerstelzen, s. Trappen.

Hühnertod, Vulgärname für Bilsenkraut.

Hühnervögel oder Scharrvögel (Gallinacei, Rasores) nennt man eine große Ordnung, die unter den nestflüchtenden Vögeln oder Pippeln, bei welchen die Jungen nicht im Neste genährt werden, den ersten Rang einnehmen. Es sind meist auf dem Boden lebende, verhältnismäßig schwere Vögel mit kurzem, breitem, meist kuppig herabgebogenem Schnabel, nackten oder schwieligen Stellen an Kopf und Hals, aus denen oft Kappen und Kämme hervorwachsen, kräftigen, beschildeten, hohen, vierzehigen Füßen, deren Hinterzehe indes meist über dem Boden eingelenkt ist, während die drei vordern Zehen kurze, breite und stumpfe, zum Scharren der Erde geeignete Krallen tragen; mit derbem, straffem, oft in den schönsten Farben spielendem Gefieder, kurzen, dichten, gewölbten Flügeln und häufig sehr entwickeltem Schwanze. Die H. leben meist an der Erde, fliegen schwer mit rauschendem Flügelschlage, nähren sich von allem, was an und in dem Boden zu finden ist (Samen, Insekten, Würmer, Knospen ꝛc.), machen ein kunstloses, offenes Nest am Boden, in dem sie viele Eier bebrüten, und leben meist in Vielweiberei. Das Männchen ist in diesem Falle weit größer und schöner gefärbt als das Weibchen.

Man kennt gegen 400 Arten, welche über die ganze Erde verbreitet sind und in mehrere Gruppen zerfallen: die Flughühner (Pteroclidae), ausgezeichnet durch schlanken, eleganten Bau, lange Flügel und spitze, mit zwei verlängerten Federn versehene Schwänze, kurze meist befiederte Läufe, sind echte Steppen- und Wüstenvögel Afrikas und Centralasiens; das Sandflughuhn (Pterocles exustus, s. Tafel: Hühnervögel, Fig. 1), bewohnt Nordafrika. Zu den Flughühnern gehört auch das merkwürdige Faustlhuhn (Syrrhaptes paradoxus) mit vollständig, auch auf den drei kurzen Zehen befiederten Füßen; eigentlich in den südruss. Steppen einheimisch, erschien 1863 der Vogel in Scharen im westl. Europa und machte Miene, sich namentlich in den Dünenstrichen Hollands und Frieslands, wo er sogar brütete, niederzulassen, wurde indessen durch unsinnige Verfolgung vertilgt. Die Waldhühner (s. d.) und die Feldhühner (s. d.) bilden die Familie der Tetraonidae; zu ihnen gehören das Rebhuhn (s. d., Perdix cinerea, Fig. 3), das aus Südeuropa stammende, in England akklimatisierte Rothuhn (Perdix rufa, Fig. 4), die Wachtel (s. d., Coturnix communis, Fig. 2), die californische Schopfwachtel (Lophortyx californicus, Fig. 5), die Frankolinhühner (s. d.), unter ihnen das von Nordindien bis zum Kaukasus und Kleinasien vorkommende Halsband-Frankolinhuhn (Pternister vulgaris, Fig. 6), weiter die Schneehühner (s. d.) mit dem nordischen Moorschneehuhn (Lagopus albus, Fig. 8), das Haselhuhn (s. d., Tetrao bonasia, Fig. 9), das Birkhuhn (s. d., Tetrao tetrix, Fig. 10) und der Auerhahn (s. d., Tetrao urogallus, Fig. 11.)

Digitized by Google

Die Familie der Phasianidae ist weit verbreitet in der Alten Welt, namentlich aber in dem östlichen gemäßigten und tropischen Asien; zu den 75 Arten gehören die Fasanen (s. d.), von denen der bekannteste der gemeine Fasan (Phasianus colchicus, Fig. 13), der farbenprächtigste der Glanzfasan (Lophophorus impeyanus, Fig. 15) ist; der Argusfasan (Argus giganteus, Fig. 14) und der Spiegelpfau (Polyplectron chingius, Fig. 16) bilden einen Übergang zu den Pfauen (s. d.), und das eigentliche Huhn (s. d.), mit dem schönen Bankivahuhn (Gallus ferrugineus, Fig. 12) zu den Truthühnern (s. d.) und Perlhühnern (s. d.). Eine besondere, über ganz Afrika bis Südspanien und ganz Südasien bis China verbreitete Familie sind die kleinen, wachtelähnlichen Laufhühnchen (Turnicidae), von denen das europäische Laufhühnchen (Turnix sylvatica, Fig. 7) in Spanien und Sicilien vorkommt. Die Familie der Megapodiidae, der Großfuß- oder Talegallahühner (s. d.) mit dem gewöhnlichen Talegallahuhn (Megapodius Lathami) sind ausschließlich der austral-asiat. Inselwelt eigen, während die Hokkos (s. d.) oder Cracidae mit dem schönen Crax alector (Fig. 17), ebenso wie die Tinamidae oder Steißhühner (s. d.) bloß Südamerika bewohnen. Vgl. auch Tafel: Geflügel, Bd. VII, S. 645.

Hühnerwasser, böhm. Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Böhmisch-Leipa, Gerichtsbezirk Niemes, mit Schloß und (1880) 1332 E., wurde geschichtlich namhaft im Deutschen Kriege 1866. Bei H. fand 26. Juni das erste Gefecht der von Sachsen her vorgerückten Vorhut der preuß. Elbarmee (Generalmajor von Schöler) gegen einen über den Iserabschnitt vorgeschobenen Teil der österr. Brigade Leiningen statt. Die Österreicher wurden mit überlegener Macht umfaßt und unter erheblichem Verlust zurückgedrängt.

Hühnerzucht, s. Huhn und Geflügelzucht.

Huile (frz., spr. Uihl), Öl; H. d'olive, Baumöl; H. de Provence, Provenceröl; H. vierge, Jungfernöl, feinstes Olivenöl; H. volatile, flüchtiges Öl.

Huisne, Fluß im nördl. Frankreich, der wichtigste Nebenfluß der in die Maine gehenden Sarthe, 192 km lang, entspringt in der Perche, Depart. Orne, bei Pervenchères, östlich von Alençon, und mündet unterhalb Lemans links in die Sarthe.

Huissier (von dem altfranz. huis, Thür, jetzt nur noch in der franz. Gerichtssprache: huis clos, bei verschlossenen Thüren, d. h. mit Ausschluß der Öffentlichkeit) bezeichnet im buchstäblichen Sinne soviel als Thürhüter, Thürsteher. Huissiers de la chambre du roi hießen die Hofdiener, welchen die Aufsicht über die Thüren im Innern des Schlosses anvertraut war. Die H. des Staatsrats und der Staatskanzlei hießen Huissiers de la chaîne, weil sie eine goldene Kette um den Hals trugen. Früher nannte man Huissiers d'armes die Diener, die im Zimmer des Königs standen und den Eintretenden die Thüren aufmachten. Jetzt heißen H. die Bedienten, die sich im Vorzimmer der Minister oder anderer hoher Staatsbeamten aufhalten, um die Personen, welche sie empfangen, einzuführen. Auch führen diesen Namen die Pedelle, die bei den Sitzungen gewisser Körperschaften, z. B. des Instituts, des Senats, des Gesetzgebenden Körpers u. s. w., den Dienst versehen. In der Gerichtssprache bedeutet H. ursprünglich auch nur die Gerichtsdiener, welche den Zugang zu den Gerichtssitzungen zu überwachen haben. Jetzt ist H. die allgemeine Bezeichnung für diejenigen Beamten, deren Aufgabe es ist, im Bezirk des Civilgerichts erster Instanz von ihrem Amtssitze Zustellungen prozessualer wie außerprozessualer Akte zu bewirken (s. Zustellung), ferner besondere Ladungen, und Verfügungen und Urteile des Gerichts zu vollstrecken. Die Huissiers audienciaires, welche das Gericht alljährlich aus den Huissiers ordinaires auswählt, haben außerdem noch in den Sitzungen des Gerichts den Dienst zu versehen, die zu verhandelnden Sachen und die beteiligten Personen aufzurufen und die Anordnungen zu vollziehen, welche der Vorsitzende zur Aufrechterhaltung der Ordnung erläßt. Die H. werden auf Vortrag des Justizministers vom Staatsoberhaupt ernannt, nachdem das Gericht konstatiert hat, daß die Bedingungen ihrer Zulassung vorhanden sind. Das Amt eines H. kann mit Bewilligung der Regierung übertragen werden. Die H. eines jeden Arrondissements bilden wie die Avoués, die Notare eine Gemeinschaft; sie wählen aus ihrer Mitte eine Disciplinarkammer, deren Disciplin sie unterstehen.

Huitzilopotchli, Kriegsgott der Mexikaner, s. Vitzliputzli.

Hujus (lat., Genitiv von hic, haec, hoc, dieser, diese, dieses), meist abgekürzt h. oder huj., dieses, desselben, zu ergänzen mensis (Monats) oder anni (Jahres) oder loci (Orts).

Huker (holl. Hoecker) sind Küstenfahrzeuge von 50—100 t Raumgehalt und zwei Masten, von denen der erstere der größte und vollgetakelt, d. h. mit Raaen versehen ist, während der zweite sehr klein ist, weit nach hinten steht und gewöhnlich nur ein Gaffelsegel, den Besan, führt. Die H. kommen allmählich immer mehr außer Gebrauch und man trifft sie nur noch selten. Zur Zeit der Hansa bildeten sie den größten Teil der hansischen Flotten.

Hulagu (mongol. Chulagu), Enkel Dschingis-Chans von dessen viertem Sohn Tului, Begründer der mongol. Dynastie in Persien, der sog. Ilchane, regierte daselbst, nachdem er das Kalifat von Bagdad gestürzt (1258), von 1258 bis 1265. Der letzte Herrscher aus dem Geblüt Dschingis-Chans war Togai Timur, gest. 1353. (S. Persien.) Vgl. Hammer-Purgstall, «Geschichte der Ilchane, d. i. der Mongolen in Persien» (2 Bde., Darmst. 1842—43).

Hulda oder Holda, ein Beiname der germanischen Göttin, der nordischen Frigg, von der Huld gegen die Menschen entnommen, und mit Berchta zum scheinbar selbständigen Namen geworden, der in der Frau Holle der mitteldeutschen Volksüberlieferung fortlebt. Sie waltete über den Segen der Erde und des Hauses; darum sind die elbischen Geister ihr Volk und die Seelen der ungeborenen Kinder bei ihr, in ihren Quellen oder in ihren Höhlen, und zu ihr kehren auch die Seelen der sterbenden Kinder zurück. Wie ihr Gemahl Wodan fährt sie mit ihrem Gefolge durch die Lüfte, den Guten Glück, den Bösen Unglück bringend. Bei der spätern Vermengung der Hexen mit den Elben wurden auch die Hexen zu dem Gefolge der H. gerechnet und die Hexenfahrten an vielen Orten als Hollenfahrt bezeichnet.

Huldgöttinnen, soviel wie Grazien.

Huldigung, ein dem Lehnrecht entstammender Begriff; sie ist das eidliche Treugelöbnis des Mannes bei der Investitur und heißt deshalb auch

Digitized by Google

Homagialeid (von homo), oder «manscap» (Mannschaft). Verschieden davon ist der bereits in fränk. Zeit häufig vorkommende Treueid der Unterthanen, welcher nicht nur nach der Thronbesteigung eines neuen Königs, sondern auch nach der Niederwerfung eines Aufstandes oder der Besiegung eines Kronprätendenten und bei ähnlichen Anlässen gefordert und durch die Grafen oder besondere königl. Kommissare (missi dominici) dem Volke abgenommen wurde. Mit der Ausbildung der feudalen Verfassung trat der Lehnseid immer mehr in den Vordergrund, während der Treueid des Volks seine Bedeutung einbüßte. Der unmittelbare Unterthanenverband war aufgelöst; die Massen der niedrigen Bevölkerung mit Einschluß der gewöhnlichen Freien war einer grundherrlichen oder vogteilichen Gewalt der größern Besitzer oder der Kirchen und Klöster unterworfen und unter den herrschenden Klassen hatte sich eine lehnrechtliche Gliederung ausgebildet, kraft welcher sie in mehrfachen Abstufungen dem Kaiser als obersten Lehnsherrn untergeordnet waren. Es genügte daher zur Sicherung der Treue und des Gehorsams, wenn bei jedem Thronwechsel im Reiche der Kaiser und ebenso in jedem Fürstentum oder in jeder Grafschaft der Fürst oder Graf seine Vasallen Hulde schwören ließ, da ihm dadurch auch die Untervasallen und Hintersassen mit gesichert waren. Als seit dem 14. Jahrh. die Feudalverfassung verfiel und die Landeshoheit sich ausbildete, erschienen an Stelle der Vasallen die sog. Stände, das sind die Großgrundbesitzer, Kirchen und Klöster und die Städte und andern Kommunen. Da dieselben eine weitreichende Selbstverwaltung hatten und in ihren Bezirken Gerichtsgewalt, Polizei, Besteuerung und Militärhoheit ausübten, so war zur Sicherung und Anerkennung der landesherrlichen Gewalt ihr Treuschwur erforderlich, aber auch genügend, und eine Vereidigung der Hintersassen für den Landesherrn fand nicht statt, sondern es wurde nur in den einzelnen Gutsbezirken dem Gutsherrn von den Gutsunterthanen gehuldigt. Solange die landesherrliche Gewalt nicht auf staatsrechtlicher Grundlage beruhte, sondern ein auf privatrechtlichen Titeln und freiwilliger Anerkennung beruhendes Agglomerat von Rechten und Befugnissen war, mußte sie bei jedem Regierungswechsel für den Nachfolger gewissermaßen neu begründet oder wenigstens neu anerkannt werden und die H. hatte daher eine schwerwiegende juristische Bedeutung. Aber auch nach der Entwickelung einer festbegründeten, erblichen, alle staatlichen Hoheitsrechte umfassenden Fürstengewalt war die H. von polit. Wichtigkeit. Denn ihr stand gegenüber das Versprechen des Fürsten, die hergebrachten und wohlerworbenen Rechte der Stände und die löblichen Gewohnheiten des Landes zu achten und zu schützen, und die Huldigung wurde regelmäßig erst geleistet, wenn der Fürst seinerseits dieses Versprechen feierlich oder eidlich gegeben hatte. In vielen Territorien war sogar der Rechtssatz durchgedrungen, daß der neue Inhaber des Fürstenthrons vor Leistung dieser gegenseitigen Gelöbnisse keinerlei Regierungsgewalt ausüben dürfe. Die H. war dadurch ein wirksames Mittel gegen den Absolutismus der Fürsten geworden. Seitdem aber im modernen Staate durch Verfassungsurkunden und andere Gesetze einerseits die Regierungsrechte des Landesherrn und andererseits die Gehorsamspflichten der Unterthanen staatsrechtlich festgestellt und begrenzt worden sind und der Eintritt eines andern Individuums in die dem Staatsoberhaupt zukommende Stellung hieran nichts ändert, hat die H. vollständig ihren Sinn verloren. An ihre Stelle ist die Vereidigung der Kammern, der Beamten und des Heeres getreten. Wo noch eine H. der alten, sog. feudalen, Stände vorkommt, ist sie eine reine Formalität ohne alle rechtliche Bedeutung. In Preußen fand diese Ceremonie noch 1840 nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. statt; als Wilhelm I. 1861 den Thron bestiegen hatte, wurde sie durch eine feierliche Krönung ersetzt.

Hülfe und Zusammensetzungen, s. Hilfe u. s. w.

Hull (engl.) nennt man alte Kriegs- oder Handelsschiffe, welche für die Seefahrt unbrauchbar geworden sind und nur noch im Hafen als Magazine für Kohlen, Pulver u. dgl. Verwendung finden.

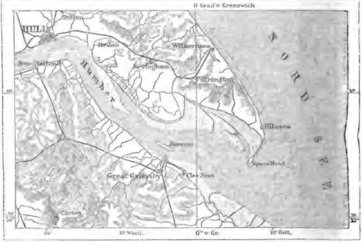
Hull oder Kingston upon Hull, ehemals Wyke oder Mytonwyke upon Hull, Municipalstadt und Parlamentsborough, einer der wichtigsten Seehäfen Englands, im Ost-Riding der Grafschaft York, links an der Mündung des Hull in den Humber, 37 km vom Meere, liegt in flacher Gegend und wird durch Eindeichungen geschützt. Das flache Land unterhalb H. ist die durch ihr Hornvieh und ihre Erosionen an der Küste berühmte Landschaft Holderneß. Der älteste Teil der Stadt zieht sich westlich der Mündung des Hull hin und ist im W. von dem Alten Dock (von 1778), dem Junction-, Eisenbahn- und Humberdock, im N. von dem Queensdock eingeschlossen. Außerhalb dieser fünf (14 ha umfassenden) Docks liegt der neuere Stadtteil, im O. des Hull die den Hafen und Fluß beherrschende Citadelle mit Kasernen und Militärmagazinen, bei den neuen Victoriadocks, und die Vorstadt Witham, die mit der Altstadt durch eine Brücke verbunden. Die Altstadt, eng, unregelmäßig und schlecht gebaut, ist der Sitz des Handels, während die Neustadt, besonders das Quartier Myton, mit ihren prächtigen Straßen, den Quais am Humber, den zahlreichen Hotels und schönen Gebäuden den Luxus repräsentiert. Unter den 28 Kirchen ist die Dreifaltigkeitskirche, seit 1312, aus Backsteinen erbaut, ein schönes Denkmal mittelalterlicher Kunst. Bedeutende öffentliche Gebäude sind das Stadthaus, der Gerichtshof, die Börse, die 1856 eröffnete Kornbörse, das Zollhaus, die Post. H. besitzt ein Zuchthaus, eine Irrenanstalt, ein Krankenhaus, zwei Versorgungsanstalten, nämlich das Charter- und das 1369 gestiftete Trinity-Hospital, letzteres für Seeleute und deren Witwen, öffentliche Bäder, eine Pilotenschule, eine Lateinische und eine Medizinische Schule, ein Museum, gelehrte Gesellschaften, einen botan. und einen zoolog. Garten mit großer Musikhalle, die Reiterstatue Wilhelms III. auf dem Markte, eine Säule zum Andenken des 1759 hier geborenen Wilberforce, mehrere Musikvereine, zwei Theater u. s. w. Die Stadt zählte 1801 erst 22 161, 1881 bereits 154 240 E. und schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. Die Industrie ist besonders thätig in Schiffbau auf ausgedehnten Werften, Maschinenwerkstätten, Fabrikation von Baumwoll- und Leinenwaren, Tauen und Segeltuch, Bleiweißfabriken, Chemikalien und Topfwaren, in Unterhaltung von Ketten- und Ankerschmieden, Korn-, Knochen-, Öl- und Sägemühlen, Seifensiedereien, Brauereien, Zuckerraffinerien und Gerbereien. Im Handel nimmt H. nach London und Liverpool den ersten Rang ein und ist der

Digitized by Google

Haupthafen der Nordseeküste Englands. Während der Binnenverkehr durch Kanal-, Fluß- und Eisenbahnverbindungen mit allen wichtigen Fabrik- und Handelsplätzen Großbritanniens gefördert wird, findet namentlich durch die Hull-Steam-Packet-Company eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung mit Dundee, Edinburgh, Newcastle, York und London, mit Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Dünkirchen, mit Bergen, Christiania und Gothenburg, mit Hamburg, Bremen und über Kopenhagen mit Stettin, Königsberg und Petersburg statt. Auch befindet sich hier eine Filiale der londoner Bank. Der Hauptverkehr ist der mit den Ostseeländern und Hamburg. H. wurde von Eduard I. 1296 gekauft und befestigt und erhielt den Namen Kingston. Heinrich VI. gab ihm Stadtrecht.

Gewerben ausschließlich mit Feldwirtschaft befas- sen. H. liegt in dem fruchtbarsten Landstriche von Mähren, der sog. Hanna (s. Hannaken) und ist Station der Linie Wien-Krakau der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, von der hier die kremsierer Lokalbahn nach Zborowitz und Bistritz abzweigt. Der Ort wird urkundlich schon im 13. Jahrh. genannt und gehörte, wie das Gutsgebiet heute noch, ... 1412 zu dem großen Besitze des olmützer Erz- tums. Die Pfarrkirche ist das einzige bemerkens- werte Bauwerk.

Hullin (Pierre Augustin, Graf), General des ersten franz. Kaiserreichs, geb. 6. Sept. 175... zu Paris, war beim Ausbruch der Revolution Sergeant und wurde von dem Volke wiederholt als Deputier- ter in den Konvent gesendet. Robespierre fürchtete



Maßstab 1:450.000. 5 0 5 10 Kilometer.

Topographische Lage von Hull.

Hülle (involucrum) nennt man in der Botanik diejenigen Hochblätter, die um eine Blüte oder einen Blütenstand herumstehen; dieselben können miteinander verwachsen oder auch frei sein. Die einzelnen Blattorgane, welche die H. zusammensetzen, nennt man Hüllblätter oder Involucralblätter; die Form derselben ist sehr verschiedenartig, meist sind sie klein und unscheinlich, manchmal dagegen haben sie ganz die Form von Laubblättern, wie z. B. bei einigen Anemone-Arten. Am häufigsten finden sich die H. an gewissen Blütenständen, hauptsächlich bei den Köpfchen der Kompositen und bei den doldenartigen Infloreszenzen. Bei zusammengesetzten Blütenständen, z. B. bei den Umbelliferen, unterscheidet man neben H. auch noch Hüllchen (involucellum); unter H. versteht man hier diejenigen Blättchen, die am Grunde der ersten Verzweigung sich finden, unter Hüllchen diejenigen, welche die sekundären Dolden umgeben.

Hullein, Stadt in Mähren, Bezirkshauptmannschaft und Gerichtsbezirk Kremsier, mit (1880) 2823 E. slaw. Zunge, die sich neben den städtischen

ihn und ließ ihn gefangen setzen, doch rettete ihn der Sturz der Schreckensherrschaft 9. Thermidor. H. trat nun in die Armee von Italien und war 1796 Generaladjutant Bonapartes. Mit dem Grade eines Divisionsgenerals erhielt er 180.. den Oberbefehl über die Konsulargarde. Er leitete das Kriegsgericht, welches den Herzog von Enghien zum Tode verurteilte. Bei Errichtung des Kaisertums zum Baron und 1809 zum Grafen erhoben, ... er in den Feldzügen Napoleons eine Division ... wurde gewöhnlich da verwendet, wo der Kaiser auf besondere Ergebenheit und Festigkeit rechnete. ... war er namentlich 1805 Gouverneur von ... 1806 von Berlin. Während des russ. Feldzugs übertrug ihm Napoleon die Kommandantur von Paris. Ungeachtet seiner Wachsamkeit gelang es den Gegnern der Napoleonischen Regierung, die sog. Verschwörung Malets (s. d.) anzustiften. Malet erschien in der Nacht vom 20. zum 21. Okt. 1812 vor H., brachte ihm die Nachricht von dem Tode des Kaisers und bot ihm den Befehl über die bewaffnete Macht an, wenn er zu einer Verfassungsveränderung

Digitized by Google

beitragen wollte. Da H. mit seiner Erklärung zögerte, zerschmetterte ihm Malet durch einen Pistolenschuß die untere Kinnlade. H. hatte noch die Kraft, den Mörder zu überwältigen; auch wurde er glücklich geheilt. Er behielt die Kommandantenstelle bis zum März 1814 und begleitete dann die Kaiserin nach Blois. Nach der Abdankung Napoleons wurde er seines Postens entsetzt, trat jedoch 1815 nach der Rückkehr des Kaisers wieder als Kommandant von Paris in dessen Dienste. Bei der zweiten Restauration verlor er seine Freiheit und wurde im Jan. 1816 verbannt. Von Brüssel ging er nach Hamburg. Seine Gattin verschaffte ihm 1819 Begnadigung; er kehrte nach Frankreich zurück, wo er bald erblindete. Der Streit um die Hinrichtung des Herzogs von Enghien veranlaßte ihn 1824, sich in einer Schrift zu rechtfertigen und Savary als den Schuldigen zu bezeichnen. Er starb zu Paris 9. Jan. 1841.

Hüllkelch (involucrum), bei der großen Pflanzenfamilie der Kompositen die gemeinschaftliche Hülle, von welcher die zu einem Köpfchen (daher Köpfchenblütler) zusammengedrängten Blüten umgeben sind. Er besteht aus einem Kranze dachziegelartig sich deckender Hochblätter und wird an seinem Grunde häufig noch von einem sog. Außenkelch, d. h. mehrern gedrängt stehenden Deckblättchen, gestützt. (Vgl. Hülle.)

Hüllmann (Karl Dietr.), deutscher Geschichtschreiber, geb. 10. Sept. 1765 zu Erdeborn im Mansfeldischen, war nach vollendeten Studien zuerst an der Schule zu Kloster Bergen und dann an der Realschule in Berlin angestellt, worauf er als Professor nach Frankfurt a. O. und 1808 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg kam. Im J. 1818 an die neubegründete Universität zu Bonn versetzt, wurde er erster Rektor dieser Hochschule und machte sich insbesondere um deren innere Einrichtung verdient. H. starb daselbst 12. März 1846. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Deutsche Finanzgeschichte des Mittelalters» (Berl. 1805) und der Nachtrag dazu: «Geschichte des Ursprungs der Regalien in Deutschland» (Frankf. 1806), «Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland» (3 Bde., Frankf. 1806—8; 2. umgearbeitete Aufl., Berl. 1830), die beiden Preisschriften «Geschichte der Domänenbenutzung in Deutschland» (Frankf. 1807) und «Geschichte des byzant. Handels» (Frankf. 1808), «Städtewesen des Mittelalters» (4 Bde., Bonn 1825—29) u. s. w.

Hulman oder Hum-man, auch Rollansas (Semnopithecus entellus) ist der Name eines Schlankaffen von circa 0,6 m Körper- und 1 m Schwanzlänge, mit gelblich grauem Pelze und schwarzem Gesicht und Händen (s. Tafel: Affen der Alten Welt, I, Fig. 3), der Bengalen und Ceylon bewohnt, im Sommer hoch in die Gebirge hinaufwandert und im Winter wieder das Flachland aufsucht. Der H. genießt bei den Hindus eines ganz besondern Ansehens und wird als Gottheit betrachtet. (S. Tafel: Affen der Alten Welt, I, Fig. 3.)

Hulock, Affe, s. unter Gibbons.

Hülse (legumen) heißt in der Botanik eine aus einem oberständigen Fruchtknoten hervorgegangene Frucht, deren Schale sich zur Zeit der Reife der Länge nach von der Spitze bis zur Basis in zwei Hälften (Klappen) spaltet, welche beim Austrocknen sich oft spiralig rollen und die Samen in dem einen verdickten Rande (an der Bauchnaht) tragen. Eine Scheidewand ist im Innern der Frucht nicht vorhanden und daher diese selbst einfächerig. Man findet die H., deren äußere Gestaltung sehr variiert, als charakteristische Fruchtform besonders in der großen Familie der Schmetterlingsblütler. Hier, noch häufiger aber in den zunächst verwandten Familien der Cäsalpinien und Mimosaceen kommt auch eine eigentümliche Modifikation der H. vor, wo der Innenraum des Fruchtgehäuses durch eine Menge von Querscheidewänden in oft viele Fächer abgeteilt erscheint, deren jedes nur einen Samen enthält. Sind die Scheidewände äußerlich durch quere Streifen oder Einschnürungen angedeutet (z. B. bei Coronilla, Ornithopus, Hedysarum), so erscheint die Frucht gegliedert. Überhaupt nennt man die gefächerte H. Gliederhülse (lomentum). Sie springt nicht auf, sondern sie bleibt entweder geschlossen oder zerspringt zur Reifezeit in so viele Stücke, als Fächer vorhanden sind.

Hülsen, s. Ilex.

Hülsen (Herm. Alexander Hans Kasimir Botho von), Theaterintendant, geb. 10. Dez. 1815 zu Berlin, schlug zunächst die militärische Carrière ein und erhielt 1851 die Stellung eines Generalintendanten des Hoftheaters zu Berlin, die sich 1866 noch dadurch erweiterte, daß seine Machtbefugnis auch auf die königl. Theater in Kassel, Wiesbaden und Hannover ausgedehnt wurde. — H.s Gattin Helene von H., geborene Gräfin Haeseler, geb. 16. Febr. 1829 zu Blankenfeldt, hat Gedichte («Aus Herz und Leben», 1867), Skizzen, Novellen und Romane («Elimer», 1880; «Nemesis», 1883; «Bilder aus der modernen Welt», 1884, u. a.) veröffentlicht.

Hülsenfrüchte nennt man die Kulturpflanzen aus der Familie der Leguminosen, weil deren Frucht eine Hülse (s. d.) bildet. Die H. sind lauter krautartige Pflanzen, welche teils in Gemüsegärten, teils auf dem Felde angebaut werden; sie dienen sowohl zur menschlichen Nahrung, als zur Viehfütterung. Die in Europa kultivierten H. sind: Ackerbohne (Faba), Speisebohne (Phaseolus), Heilbohne (Dolichos), Erbse (Pisum), Wicke (Vicia), Linse (Ervum), Kicher (Cicer), Platterbse (Lathyrus) und Lupine (Lupinus). Als Nahrungsmittel verwendet, erfordern die H. eine kräftige Verdauung. Sie sind wegen ihres Stickstoffgehalts viel nahrhafter als die vorzugsweise stärkemehlhaltigen Nahrungspflanzen, wie z. B. die Kartoffeln.

Hülsengewächse, s. Leguminosen.

Hülsenwurm, s. unter Blasenwürmer.

Hülße (Jul. Ambrosius), Technolog und Statistiker, geb. 2. Mai 1812 zu Leipzig, studierte seit 1830 auf der Universität Leipzig, sowie auf der Bergakademie zu Freiberg Mathematik und Naturwissenschaften, wurde 1834 Lehrer an der Handelslehranstalt in Leipzig, 1840 Direktor der königl. Gewerbe- und Baugewerkenschule in Chemnitz. Diese Anstalt wurde unter seiner Leitung wesentlich erweitert und mit einer Abteilung für landwirtschaftlichen Unterricht versehen. Von 1850 bis 1873 wirkte H. als Direktor der Polytechnischen Schule zu Dresden, wo er vorzugsweise mechan. Technologie und Nationalökonomie vortrug. Im Mai 1873 wurde er als vortragender Rat in das sächs. Ministerium berufen, wo ihm die gewerblichen Angelegenheiten, das technische Unterrichtswesen und das Statistische Bureau zugeteilt waren. H. starb

Digitized by Google

zu Dresden 26. Juni 1876. Unter seinen litterarischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Allgemeine Maschinen-Encyklopädie» (2 Bde., Lpz. 1839—44), «Sammlung mathem. Tafeln» (Lpz. 1840; 2. Aufl. 1849), «Die Technik der Baumwollspinnerei» (2. Aufl., Stuttg. 1863) und «Die Kammgarn-Fabrikation» (Stuttg. 1861). Seit 1835 beteiligte er sich an der Herausgabe des «Polytechnischen Centralblatt».

Hulst (spr. Hülst), Stadt und Hauptort eines Kantons in der niederl. Provinz Seeland, an der Eisenbahn von Mecheln nach Terneuzen, 26 km nordöstlich von Antwerpen, mit 2361 E., ist regelmäßig gebaut, hat ein stattliches Rathaus und eine schöne Kirche, die seit 1807 zur Hälfte den Protestanten, zur andern den Katholiken gehört. Die nicht sehr bedeutende Gewerbthätigkeit des Ortes besteht aus Brauereien, Gerbereien, einer Stärkefabrik und einem Salzwerk. Das Hulster Ambacht umfaßte vor 1795 einen Teil des jetzigen Kantonalbezirks. — H. gehörte im 12. Jahrh. zur Grafschaft Flandern, wurde aber 1578 von den aufständischen Niederländern erobert und blieb, nachdem es in dem Freiheitskrieg öfter wieder in die Hände der Spanier gefallen war, bei dem Frieden von Münster im Besitz der Republik, als Teil des sog. Staats-Flandern.

Hultsch (Friedr. Otto), verdienter Philolog und Altertumsforscher, geb. zu Dresden 22. Juli 1833, besuchte die Kreuzschule daselbst, studierte dann Philologie in Leipzig, wurde 1857 Lehrer an der Nikolaischule zu Leipzig, siedelte aber bald nach Zwickau über, von wo er nach dreijährigem Wirken an die Kreuzschule nach Dresden berufen wurde. Letzterer steht H. seit 1868 als Rektor vor, als welcher er die altberühmte Lehranstalt in ein Doppelgymnasium von 16 Klassen umwandelte. Seine Hauptwerke sind: «Griech. und röm. Metrologie» (Berl. 1862; 2. Aufl., Berl. 1882) und die Ausgabe der «Scriptores metrologici» (Lpz. 1864—66); ferner die kritischen Bearbeitungen von Heros «Geometrica et stereometrica» (Berl. 1864), von des Censorinus «De die natali» (Lpz. 1867), der «Historiae» des Polybius (Berl. 1867—72), der mathem. Sammlung des Pappus, deren Originaltext zur größern Hälfte bisher noch unediert war (3 Bde., Berl. 1876—78).

Humaitá, die Hauptfestung der südamerik. Republik Paraguay, am Rio Paraguay, 42 km oberhalb seiner Mündung in den Paraná, und 350 km unterhalb Asuncion, wurde 1855 an einer großen 1,5 km langen Biegung des Flusses angelegt und später beträchtlich verstärkt. Innerhalb der Befestigungen lagen viele Magazine, ein Hospital, eine Kirche, auch wohnten dort nur wenige Civilpersonen. In dem Kriege von 1866 bis 1870 spielte H. eine äußerst wichtige Rolle, indem es den Strom beherrschte und dadurch Asuncion deckte. Aber im Febr. 1868 erzwangen drei brasil. Monitors den Durchgang und beschossen die Hauptstadt. Erst nachdem es den Brasilianern gelungen war, jenseit des Paraguay auf dem Gebiete des Gran-Chaco H. zu umgehen, wurde die Festung von der Besatzung verlassen und fiel im Juli 1868 den Verbündeten in die Hände. (S. Paraguay.)

Humajûn (nicht Humajûm), eine Titulatur des Sultans, bezeichnet diesen als denjenigen, in dessen Augurium der Huma (Phönix, d. h. der Vogel des Glücks) steht. Das Wort, immer adjektivisch gebraucht, ist durch Kaiserlich, Großherrlich, wieder zugeben.

Human (lat.) heißt menschlich und wird meist im Gegensatz zum Tierischen zur Bezeichnung desjenigen gebraucht, was im idealen Sinne, als der Aufgabe des Menschen entsprechend, das «wahrhaft Menschliche» ist und eine Ausbildung der den Menschen als solchen auszeichnenden intellektuellen und ethischen Eigenschaften darstellt. Im besondern versteht man unter einer humanen Persönlichkeit oder einer humanen Auffassungs- und Handlungsweise eine solche, worin Wohlwollen, freundliche Rücksicht auf den Nebenmenschen, Leutseligkeit und Höflichkeit vorherrschen. So spricht man von einem humanen Vorgesetzten oder von einer humanen Strafe. Doch liegt dabei die Gefahr vor, daß Sanftmut und Schonung in Schwäche ausarten, eine Gefahr, der namentlich ein «humanes» Strafverfahren des Staats leicht anheimfällt.

Humaniora (lat.) heißen in der Pädagogik die Studien des klassischen Altertums, welche seit der Renaissance durch den Einfluß der Humanisten zum Mittelpunkte nicht nur der gelehrten, sondern auch der allgemeinen Bildung in dem Sinne geworden sind, daß sie, gegenüber den Fachkenntnissen und der technischen Ausbildung in den einzelnen Wissenszweigen, die gemeinsame Grundlage aller höhern und edlern Erziehung bilden. Ihre Berechtigung dazu liegt teils formal in der pädagogischen Kraft und logischen Entwickelung der antiken Sprache, teils material in dem Bildungsgehalt der griech. und röm. Litteratur. Diese Bedeutung wird ihnen immer gesichert bleiben, wenn auch zugestanden werden muß, daß das geistige Leben der neuen Zeit auch eine Ausbildung des naturwissenschaftlichen Denkens und seiner mathem. Grundlage als Bestandteil der allem Fachstudium vorauszuschickenden gemeinsamen Bildung verlangt. Das schwierige Problem der Ausgleichung dieser beiderseits berechtigten Ansprüche ist noch nicht gelöst; denn die Spaltung der höhern Erziehung in diejenige des «humanistischen» und diejenige des «Realgymnasiums» ist nur ein vorläufiges Kompromiß. (S. Gymnasien.)

Humanisieren bedeutet vermenschlichen und bezeichnet im geistigen Sinne z. B. die Thätigkeit, mit der man wilde Völkerstämme oder einzelne Individuen aus ihrem tierähnlichen Naturzustande zur Bildung und Gesittung, zur Erfüllung ihrer menschlichen Bestimmung emporzuheben sucht.

Humanismus ist die wissenschaftliche Richtung der Renaissance, welche aus der Einseitigkeit und Beschränktheit des mittelalterlichen Denkens zu einer allgemein menschlichen, «humanen» Bildung zu gelangen suchte, daß sie mit begeistertem Studium in die Litteratur der Griechen und Römer eindrang, das Leben der klassischen Völker zu einem Musterbilde menschlicher Vollkommenheit idealisierte und dasselbe litterarisch, politisch, sozial nachzubilden trachtete. Der H. erwarb sich damit das ungeheure Verdienst, den lang und vielfach verkannten Bildungsgehalt des klassischen Altertums wieder auszugraben und für die Kunst und Wissenschaft der europ. Völker lebendig zu machen, und wenn er sich auch in manche Einseitigkeiten verlor, so bleibt es doch unbestreitbar, daß er für die gesamte moderne Bildung die wesentliche Grundlage geschaffen hat. Er begann mit dem 14. Jahrh. in Italien und breitete sich im 15. und

Digitized by Google

16. allmählich mit siegreicher Kraft, welche sich vielfach gegen die mittelalterliche Scholastik und ihr gesamtes Bildungssystem richtete, über ganz Europa aus und wurde ein mächtiger Bundesgenosse der Reformation. Ein weiteres Verdienst der Humanisten besteht in der durch sie angeregten Reform der Jugenderziehung, für welche sie die klassischen Studien zum Mittelpunkte machten. Wenn hier ursprünglich die Einführung der Jugend in die Litteratur und in den Geist der alten Völker der leitende Gesichtspunkt war, so ist nicht zu verkennen, daß in der Folge vielfach das Mittel dazu, der Sprachunterricht, zum alleinigen Zweck wurde und an die Stelle der frischen Lebendigkeit ein geistloser Formalismus trat. Vgl. zur Geschichte des H.: L. Heeren, «Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur» (2 Bde., Gött. 1797 u. 1802); E. A. Erhard, «Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung» (Magdeb. 1828 fg.); G. Voigt, «Die Wiederbelebung des klassischen Altertums» (Berl. 1859; 2. Aufl., 2 Bde., 1880—81); J. Burckhardt, «Die Kultur der Renaissance in Italien» (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1877 u. 1878).

Humanitär (lat.) nennt man im allgemeinen alle diejenigen Bestrebungen, welche auf die Förderung des Wohls der Nebenmenschen, namentlich der leidenden, gerichtet sind, wie Armenpflege, Krankenversorgung und ähnliche.

Humanitarismus hat man gelegentlich die Tendenz der Philanthropisten genannt, welche im 18. Jahrh. im Gegensatz zum klassischen Humanismus eine Reformation des Unterrichtswesens auf Rousseauschen Grundsätzen in Deutschland anstrebten. (S. Philanthropie.) Vgl. Niethammer, «Streit des Humanismus und des Philanthropismus» (Jena 1808). Diese Richtung gab sich jene Namen, weil sie namentlich eine freundliche, «humane» Behandlung der Schuljugend, Sorge für ihr körperliches Wohl u. s. w. bezweckte.

Humanität ist als persönliche Eigenschaft die Gewohnheit, human (s. d.) zu denken und zu handeln. Als kulturgeschichtlicher und geschichtsphilos. Ausdruck bedeutet H. die volle und ideale, über alle histor. Beschränkungen sich erhebende, alle wertvollern Bestrebungen in sich vereinigende Ausbildung des Kulturmenschen. Diese harmonische Ausgestaltung aller im Wesen des Menschen angelegten Fähigkeiten zu ihrer höchsten Vollkommenheit, diese Erhebung des Individuums auf die Höhe des Gattungslebens war das Bildungsideal der großen Zeit der deutschen Litteratur um die Wende des 18. und 19. Jahrh., zu ihm bekannten sich unsere großen Dichter Lessing, Herder, Goethe, Schiller und Männer von der universellen Bildung W. von Humboldts; von ihm suchten unsere Philosophen Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Hegel, Herbart einen scharfen, theoretisch begründeten Begriff zu schaffen. Diese H. beseelte auch die romantische Schule in Deutschland, deren Vertreter dieselbe hauptsächlich durch Reproduktion aller großen Erzeugnisse der Weltlitteratur verbreiteten.

Humann, eine elsäss. Familie, deren Ruf und Reichtum begründet wurde durch Jean George H. Dieser, geb. 6. Aug. 1780 zu Straßburg, gründete ein Handelshaus, das bald bedeutend wurde, und wurde Mitglied der straßburger Handelskammer und des Generalrats des niederrhein. Departements. Seit 1820 war H. fast ununterbrochen als Vertreter des Niederrheins Mitglied der franz. Kammer; vom 11. Okt. 1832 bis zum 18. Jan. 1836 war er Finanzminister. Im J. 1837 zum Pair ernannt, wurde er 29. Okt. 1840 wiederum Finanzminister. Er starb 25. April 1842 zu Paris. Sein Bestreben war hauptsächlich auf die Verbesserung der Kommunikationsmittel und auf die Herstellung des Gleichgewichts im Budget gerichtet; in ersterer Beziehung förderte er insbesondere den Bau der ersten franz. Eisenbahnen, den Bau des Rhein-Rhône-Kanals und rief neue Dampfschiffslinien, so die von Marseille nach der Türkei und Ägypten, hervor. Es gelang ihm wohl, die außerordentlichen Ausgaben der Juliregierung und selbst ältere Staatsschulden zu tilgen, die ordentlichen Staatsausgaben zu vermindern und die indirekten Einnahmen zu heben, jedoch nicht das Gleichgewicht zu erreichen; sein Plan, die fünfprozentige Rente in eine dreiprozentige zu konvertieren, führte 1836 den Sturz des Ministeriums herbei. Vgl. Spach, «H., ministre des finances» (Straßb. 1872).

Sein Sohn Theodor H., zu Straßburg 8. Juni 1803 geboren, wurde 1834 Mitglied des Generalrats des Niederrheins und zuerst in Straßburg, dann in Rouen Hauptsteuereinnehmer, auf welche Stelle er 1846 resignierte. Von 1846 bis 1848 war er Deputierter, alsdann Präsident der Handelskammer und des Handelsgerichts in seiner Vaterstadt, und 1864 bis Sept. 1870 Maire von Straßburg. Bei seinem Ausscheiden aus dem Bürgermeisteramt hatte die Stadtkasse einen Baarbestand von 1 Mill. Frs. H. blieb bis Juli 1871 Mitglied der straßburger Municipalkommission, optierte alsdann für die franz. Nationalität und starb zu Paris im Juni 1873.

Humann (Karl), deutscher Ingenieur und Archäolog, geb. 4. Jan. 1839 zu Steele in Rheinpreußen, war bei den Bauten für die Bergisch-Märkische Eisenbahn thätig, besuchte dann die Bauakademie zu Berlin, mußte aber 1861 seiner angegriffenen Gesundheit wegen seine Studien aufgeben und ein südlicheres Klima aufsuchen. Er ging zunächst nach Chios, dann nach Samos, wo er mit Erfolg Ausgrabungen anstellte, später nach Smyrna und Konstantinopel. Im Auftrage der türk. Regierung ging er 1864 nach Palästina, um das Land zu nivellieren und eine Karte desselben zu entwerfen; ebenso erforschte er später den östl. Balkan und nahm eine Karte desselben auf. Hauptsächlich aber wurde H. bekannt durch seine Ausgrabungen von Pergamum (s. d.), die er im Sept. 1878 begann. Im Aug. 1884 wurde er zum Abteilungsdirektor bei den königl. Museen in Berlin ernannt, jedoch mit der Befugniß, seinen Wohnsitz in Smyrna zu behalten.

Humb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Humboldt (Alexander von).

Humber, das an der Ostseite Englands in das Land etwa 60 km weit eingreifende Ästuar, in welches sich zwei Flüsse ergießen, der von S. kommende Trent und die von NW. kommende Ouse, welche sich bei ihrer Mündung vereinigen. Der H. zieht sich anfangs von W. nach O., erhält aber etwas unterhalb von Hull südöstl. Richtung und erweitert sich golfartig, bis er endlich durch die äußerste Spitze der Halbinsel Holderneß, Spurn-Point, wieder zu 10 km Breite verengt wird. Die Ufer sind flach, mit weißem Schlamm bedeckt. Die ehemalige Sunk-Island (versunkene Insel), gegenüber von Great-Grimsby, bildet jetzt einen Vorsprung des rechten Ufers.

Digitized by Google

Humbert. (ital. Umberto (Rainer Karl Emanuel Maria Carlo Gaud. Eugen), König von Italien, geb. 14. März 1844, ist der älteste Sohn des Königs Victor Emanuel II. von Italien aus dessen Ehe mit Maria Adelaide, Tochter des Erzherzogs Rainer von Österreich. Er nahm regen Anteil an den Freiheitsbestrebungen der ital. Patrioten, beteiligte sich 1859 als Kavallerielieutenant am Feldzuge gegen Österreich und befehligte in der Schlacht bei Custozza (24. Juni 1866) eine Division. Nach beendetem Feldzuge wirkte er mit an der Reorganisation der ital. Armee; nach der Occupation Roms (20. Sept. 1870) übernahm er als Generallieutenant das Kommando der dortigen Division und wurde 1871 Generalkommandant des Armeekorps von Rom. Schon als Kronprinz war H., im Gegensatz zu seinem franzosenfreundlichen Vater, ein eifriger Anhänger der Allianz Italiens mit Deutschland und machte 1872 seinen ersten Besuch in Berlin.

Am 9. Jan. 1878 starb König Victor Emanuel und H. bestieg den ital. Thron. Er leistete 19. Jan. vor versammeltem Parlament den Verfassungseid, erließ für alle polit. Verbrechen und Preßvergehen eine Amnestie und eröffnete 7. März zum ersten mal das Parlament. Am Schlusse einer Rundreise, die er im Herbst mit seiner Gemahlin machte, wurde er beim Einzug in Neapel 17. Nov. 1878 durch den Dolchstoß des Kochs Passanante leicht am linken Oberarm, der Ministerpräsident Cairoli schwerer verwundet. Passanante wurde vom obersten Gerichtshof in Neapel zum Tode verurteilt, aber von H. 28. März 1879 zu lebenslänglicher Strafarbeit begnadigt. Nach dem Einmarsch der franz. Truppen in Tunis trat in der polit. Stimmung Italiens, das nach außen vollständig isoliert und im Innern von den Radikalen, den Republikanern, den Irredentisten und den Klerikalen bedroht war, eine so entschiedene Schwenkung ein, daß der Anschluß an das deutsch-österr. Defensivbündnis von den Konservativen und den Liberalen gefordert wurde. Infolge dessen machte auf den Rat des Fürsten Bismarck das Königspaar, begleitet von dem Ministerpräsidenten Depretis und dem Minister des Auswärtigen Mancini, eine Reise nach Wien, wo es 27. Okt. 1881 ankam. Der Besuch des deutschen Kronprinzen in Rom (17. bis 20. Dez. 1883) gab dem König H. aufs neue Gelegenheit, seine Sympathien für das hohenzollernsche Kaiserhaus an den Tag zu legen. (Vgl. Italien, Geschichte.)

Seit 22. April 1868 ist H. vermählt mit seiner Cousine Margareta Maria Theresia (geb. 20. Nov. 1851), Tochter seines Oheims Ferdinand, Herzogs von Genua und der Prinzessin Elisabeth von Sachsen. Aus dieser Ehe wurde ihm 11. Nov. 1869 ein Sohn geboren, welcher den Namen Victor Emanuel und den Titel Prinz von Neapel erhielt.

Humbert (Gustave Amédée), franz. Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 28. Juni 1822 zu Metz, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte die Rechte zu Paris. Während der Revolution von 1848 wurde er zum Unterpräfekten in Thionville ernannt, mußte aber 1851 sein Amt niederlegen und kehrte nach Paris zurück, wo er, wie vorher, jurist. Privatunterricht erteilte. Nachdem er 1859 den Titel eines Agrégé erhalten, ging er als Professor des röm. Rechts nach Toulouse. Bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 zum Abgeordneten des Departements Haute-Garonne ernannt, Mitglied, dann Vizepräsident der republikanischen Linken, that er sich als Redner besonders in den jurist. Fragen hervor. Im J. 1875 ward er zum lebenslänglichen Senator, 1877 bei dem Antritt des Ministeriums Dufaure zum Generalprokurator an der Rechnungskammer, endlich 30. Jan. 1882 bei der Bildung des Kabinetts Freycinet zum Minister der Justiz ernannt. Er bekleidete dieses Amt bis zum Rücktritt des Ministeriums, 29. Juli 1882.

Humboldt (Friedr. Heinr. Alexander, Freiherr von), der vielseitigste und bedeutendste Naturforscher des 19. Jahrh., geb. 14. Sept. 1769 zu Berlin, verlor schon im 10. Jahre den Vater, der im Siebenjährigen Kriege Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, nachher königl. preuß. Kammerherr war, und genoß gemeinschaftlich mit seinem ältern Bruder, Wilhelm von Humboldt (s. d.), einen von der Mutter, einer geborenen von Colomb, angestrebten sorgfältigen Privatunterricht. Nachdem er Herbst und Winter 1787—88 die Universität Frankfurt a. O. bezogen, lebte er den folgenden Sommer und Winter wieder in Berlin, teils um Technologie, auf das Fabrikwesen angewendet, zu studieren, teils um Griechisch zu lernen. Damals schloß er sich dem Botaniker Willdenow an, botanisierte viel und übersetzte Thunbergs Abhandlung «De arbore macassariensi» ins Französische («Sur le Bohon-Upas par un jeune gentilhomme»). Dies ist seine erste anonym gedruckte litterarische Arbeit. Im Frühjahr 1789 bezog er die Universität Göttingen, besuchte mit seinem Bruder die philol. Kollegien des Heyneschen Seminars und schrieb eine kleine Schrift über die Webereien der Griechen, die jedoch nie im Druck erschienen ist. Die Liebe zu naturhistor. Studien wurde in Göttingen mannigfach genährt durch den Unterricht von Blumenbach, Beckmann, Gmelin, Lichtenberg und Link, sowie durch Reisen in den Harz und an die Rheinufer. Als Frucht der letztern Exkursion erschien H.s erstes selbständiges Buch: «Über die Basalte am Rhein, nebst Untersuchungen über Syenit und Basanit der Alten» (Berl. 1790). Im Frühjahr und Sommer 1790 begleitete H. von Mainz aus Georg Forster auf einer Reise durch Belgien, Holland, England und Frankreich. Im Juli 1790 aus England zurückgekehrt und damals noch zu einer praktischen Laufbahn im Finanz- und Kameralfach bestimmt, ging er nach Hamburg zu der Handelsakademie von Büsch und Ebeling, wo er im Sommer und Herbst die günstigste Gelegenheit zur Übung in lebenden Sprachen fand.

Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt im mütterlichen Hause bezog er im Juni 1791 die Bergakademie zu Freiberg. Hier genoß er den Privatunterricht Werners und die Freundschaft Freiesleben, Leopold von Buchs und Andreas Delius. Die litterarische Frucht eines achtmonatlichen Aufenthalts im Erzgebirge war die «Flora subterranea Fribergensis et aphorismi ex physiologia chemica plantarum» (Berl. 1793). Durch Minister von Heinitz schon im Febr. 1792 zum Assessor im Bergdepartement ernannt, begleitete er letztern im Juli 1792 in das Markgraftum Bayreuth, ward alsbald Oberbergmeister in den fränk. Fürstentümern, ein Amt, das er bis 1797 mit verschiedenen Unterbrechungen verwaltete. Damals schrieb er über die Natur der Grubenwetter und konstruierte eine nicht verlöschende Lampe und eine Respirationsmaschine nach dem Prinzip von Beddoes. Schon seit 1792, wo er in Wien Nachricht von Galvanis

Entdeckung erhalten, sammelte H. das Material zu seinem größern Werke «Über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermutungen über den chem. Prozeß des Lebens in der Tier- und Pflanzenwelt» (2 Bde., Berl. 1797—99).

Der Tod seiner Mutter im Nov. 1796 reifte in H. den Entschluß zu großen wissenschaftlichen Reisen. Nachdem er im März 1797 seine amtlichen Verhältnisse gelöst, verbrachte er zunächst drei Monate in inniger Verbindung mit Goethe und Schiller zu Jena, wo er unter Loder seine Kenntnisse in der Anatomie vervollständigte, und trat dann über Dresden, Prag und Wien die Reise nach Italien an, um hier die noch thätigen Vulkane kennen zu lernen. Wegen des Kriegs entschloß sich H. jedoch, mit Leopold von Buch den Winter in Salzburg und Berchtesgaden mit meteorolog. Beobachtungen zuzubringen. Unterdessen erhielt er von Lord Bristol die Einladung, sich ihm auf acht Monate einer Expedition nach Oberägypten anzuschließen. Er wollte folgen und war schon nach Paris gereist, um Instrumente anzukaufen, als Bonaparte im Mai 1798 nach Ägypten abging und Lord Bristol in Mailand verhaftet wurde. In Paris erfuhr H. die zuvorkommendste Aufnahme seitens der berühmtesten Gelehrten. Auch befreundete sich hier H. mit dem Botaniker Aimé Bonpland (s. d.), der später schwere Schicksale mit ihm geteilt hat. Infolge eines Anerbietens des schwed. Konsuls Skioldebrand wollte er sich über Algier nach Tunis der franz. Expedition nach Ägypten anschließen. Aber auch dieser Plan scheiterte und H. mußte mit Bonpland den Winter in Spanien zubringen. Die außerordentliche Gunst, deren H. sich an dem span. Hofe in Aranjuez drei Monate lang durch Vermittelung des sächs. Gesandten Baron von Forell und des ersten Staatssekretärs, Don Mariano Luis de Urquijo, zu erfreuen hatte, eröffnete ihm den Zugang zu allen span. Besitzungen in Amerika und dem Indischen Ocean und gestattete ihm die weitesten wissenschaftlichen Beobachtungen, Sammlungen und Studien.

Mitte Mai verließ H. Madrid, ging nach Coruña, schiffte sich mit Bonpland 5. Juni 1799 auf der Fregatte Pizarro ein und landete 19. Juni im Hafen von Sta.-Cruz auf Teneriffa. H. und Bonpland erstiegen den Pik und sammelten zahlreiche Beobachtungen über die Insel. Am 16. Juli 1799 betraten sie den Boden Amerikas bei Cumana. Eine Forschungsreise durch die Provinzen des jetzigen Freistaats Venezuela währte 18 Monate, dann ging es von Carácas und Puerto-Cabello nach Süden, über die Grassteppen von Calabozo zum Apure und Orinoco. Auf Indianerkähnen (ausgehöhlten Baumstämmen) drangen H. und Bonpland durch die Kataraften von Atures und Maypures bis zum südlichsten Grenzposten der Spanier, dem kaum zwei Breitengrade vom Äquator entfernten Fort San-Carlos am Rio Negro, durch den Tuamini und die Wälder von Pimichin, wo die Kähne über Land gezogen werden mußten, und gelangten durch den Caisiquiare wiederum in den Orinoco. Sie fuhren sodann den Strom bis Angostura hinab und erreichten Cumana am Ende einer Reise, die, 2810 km lang, nur durch unbewohnte Wildnisse geführt und zuerst auf astron. Bestimmungen gegründete Kenntnis von der so lange bestrittenen Bifurkation des Orinoco geliefert hatte. H. und Bonpland schifften sich im Aug. 1800 nach Havana ein, lebten dort einige Monate und begaben sich im März 1801 nach Cartagena, dann auf dem Magdalenenstrom bis Honda und von da nach Bogota. Sept. 1801 bis 6. Jan. 1802 ging trotz der Regenzeit die Reise nach Süden fort, über Ibague, die Cordillera de Quindin, Cartago, Popayan, den Paramo de Almaguer und die große Hochebene von Los Pastos nach Quito. Andere fünf Monate, vom 6. Jan. bis 9. Juni 1802, vergingen hier mit Untersuchungen im Hochthale von Quito. Der Chimborasso wurde 23. Juni 1802 bis zur Höhe von 5810 m erstiegen. H. stand hier auf dem höchsten, je vorher von Menschen erstiegenen Punkte der Erde, und wurde nur durch eine tiefe Schlucht an der Erklimmung der äußersten noch um 500 m höhern Spitze gehindert. In Quito schloß sich Carlos Montufar den Reisenden an und begleitete sie durch Peru und Mexiko nach Paris. Über den Andenpaß des Paramo de Assuay, über Cuenca und die Chinawälder von Loxa stiegen sie in das Thal des obern Amazonenflusses bei Jean de Bracamoros hinab und erreichten über die Hochebene von Caramarca die Bergstadt Micuipampa und den westl. Abfall der Cordillera von Peru. Hier, von einer Höhe von 3000 m, erblickten sie zuerst die Südsee, gelangten bei Truxillo an die Küste und reisten durch die wasserarme Sandwüste von Niederperu bis Lima.

Nach Beobachtung des Merkurdurchgangs schifften sie sich Ende Dez. 1802 von Callao nach Guayaquil ein und landeten am Schlusse einer zweiten ermüdenden Fahrt in Acapulco 23. März 1803. Über Tasco und Cuernavaca erreichten sie im April die Hauptstadt Mexikos, wo sie einige Monate verweilten und dann, nach Norden gewendet, Guanaruato und Valladolid besuchten, die Provinz Mechoacan durchstreiften, nochmals der Küste des Großen Oceans nahe, den Vulkan von Jorulla maßen und über Toluca nach Mexiko zurückkehrten. Ein abermaliger Aufenthalt in dieser Stadt wurde zur Ordnung der reichen Sammlungen und Zusammenstellung der vielseitigen Beobachtungen verwendet. Im Jan. 1804 gingen die Reisenden, nachdem sie vorher den Vulkan von Toluca (4578 m) und den Cofre de Perote (4041 m) bestiegen und gemessen, durch die Eichenwälder von Xalapa nach Veracruz und den 7. März 1804 nach Havana. Zwei Monate dauerte hier H.s Vervollständigung der Materialien zu seinem «Essai politique sur l'isle de Cuba» (Par. 1826). Hierauf schiffte er sich mit Bonpland und Montufar nach Philadelphia ein, erfreute sich einige Wochen zu Washington der freundschaftlichen Aufnahme Jeffersons, verließ Amerika 9. Juli in der Mündung des Delaware und landete 3. Aug. 1804 in Bordeaux, reich an Sammlungen, besonders aber an Beobachtungen aus dem weitesten Gebiete der Naturwissenschaften, der Geographie, Statistik und Ethnographie.

H. blieb zunächst in Paris, um seine Sammlungen und Manuskripte zu ordnen und mit Gay-Lussac über die Bestandteile der Atmosphäre zu arbeiten. Dann begleitete ihn der letztere 1805 nach Rom, zum Besuch des Bruders. Mit Leop. von Buch eilten sie zum Vesuv, endlich über die Alpen nach Berlin. Von hier begleitete er den Prinzen Wilhelm von Preußen im Spätherbst 1807 auf seiner schwierigen polit. Mission nach Paris. Der Aufenthalt des Prinzen dauerte bis Herbst 1808, und da Paris H. am geeignetsten erschien, hier seine vielumfassenden Werke herauszugeben, so erbielt er vom König die Erlaubnis, zu bleiben. Seitdem

Digitized by Google

hatte er seinen dauernden Wohnsitz bis 1827 zu Paris, wo auch sein großes Reisewerk erschien. Die großen polit. Ereignisse zwischen dem ersten und zweiten Pariser Frieden boten H. Gelegenheit zu mehrern Reisen nach England und 1818 nach Aachen, wo ihn der König und Hardenberg während des Kongresses in ihrer Nähe zu haben wünschten. Auch begleitete er den König zum Kongreß nach Verona, Rom und Neapel. Der Wunsch des Monarchen, H. in seiner Umgebung zu behalten, wurde erst 1827 erfüllt. Im Winter 1827—28 hielt H. in der Universität und in der Singakademie die berühmten Vorlesungen über physische Weltbeschreibung.

Im April 1829 unternahm H. mit Ehrenberg und G. Rose die auf Befehl des Kaisers Nikolaus großartig ausgestattete Expedition nach dem nördl. Asien (Ural und Altai, der chines. Dsongarei und dem Kaspischen Meere). Bergmännische Untersuchung der Gold- und Platinlagerstätten, die Entdeckung von Diamanten außerhalb der Wendekreise, astron. Ortsbestimmungen, magnetische Beobachtungen, geognost., botan. Sammlungen, neue Ansichten über die Richtung der Gebirge, über die Bodenplastik des centralen Erdteils waren die Hauptresultate der Reise, während welcher in neun Monaten 17400 km zurückgelegt wurden. Diese Resultate sind in Roses «Mineralogisch-geognost. Reise nach dem Ural, Altai und dem Kaspischen Meere» (2 Bde., Berl. 1837—42) und H.s «Fragments de géologie et de climatologie asiatique» (2 Bde., Par. 1831; deutsch von Löwenberg, Berl. 1832) und in «Asie centrale, recherches sur les chaines de montagnes et la climatologie comparée» (3 Bde., Par. 1843; deutsch von Mahlmann, 2 Bde., Berl. 1843—44) beschrieben. Die Reise hatte auch noch die Folge, daß die kaiserl. Akademie magnetische und meteorolog. Stationen von Petersburg bis Peking und später durch H.s Vorstellung an den Herzog von Sussex in der südl. Halbkugel anlegte.

Unter mehrfachen polit.-diplomatischen Reisen und Missionen (mit dem Kronprinzen von Preußen im Mai 1830 nach Warschau, mit dem König nach Teplitz, dann nach Paris, um Ludwig Philipp von Friedrich Wilhelm III. die Anerkennung der Thronbesteigung zu überbringen und polit. Berichte nach Berlin einzusenden) fällt die Herausgabe des «Examen critique de la géographie du Nouveau Continent» (5 Bde., Par. 1835—38; deutsch von Ideler, 5 Bde., Berl. 1836—39). Außer einem abermaligen Besuch zu Paris vom Okt. 1847 bis Jan. 1848 machte H. seitdem nur noch zwei kürzere Reisen außerhalb Deutschlands, und zwar als Begleiter König Friedrich Wilhelms IV. nach England 1841, nach Dänemark 1845. Sein ständiger Wohnort blieb Berlin, wo er sein Hauptwerk, den «Kosmos», verfaßte. H. starb zu Berlin 6. Mai 1859 im 90. Lebensjahre. Mit Ausnahme der Tagebücher seiner amerik. Reise, die der berliner Sternwarte verbleiben sollten, vermachte er Bibliothek, Naturalien und andere Sammlungen seinem langjährigen Diener Seifert. Die Bibliothek wurde bei einem Brande des Auktionslokals in London großenteils vernichtet, während der übrige Nachlaß einzeln in Berlin versteigert wurde.

Weit über zwanzig Jahre dauerte die Bearbeitung und Herausgabe des amerik. Reisewerks in Paris, welches die berühmtesten Fachmänner (Oltmanns, Kunth, Cuvier, Latreille, Valenciennes, Gay-Lussac, Vauclin, Thenard u. a.), die besten Künstler, Maler und Kupferstecher hilfreich förderten. Es gibt nur eine vollständige Ausgabe, die sog. «große» in 30 Bänden (20 in Fol. und 10 in 4.); die sog. «kleine» Ausgabe enthält nur einige einzelne Werke der «großen» Ausgabe in wiederholtem Abdruck in Oktav, oft mit Kürzungen und Zusätzen. Der Gesamttitel der vollständigen Ausgabe ist: «Voyage au régions équinoxiales du Nouveau Continent, fait en 1790—1804 par Alexandre de H. et Aimé Bonpland, rédigé par Alexandre de H. Grande édition etc.» Sie zerfällt in folgende sechs Abteilungen: I. «Relation historique» (3 Bde., 4., Par. 1811—29, oder 13 Bde., 8., Par. 1816—32); sie blieb unvollendet, reicht nur bis zur Reise nach Peru (April 1801) und erschien deutsch von Therese Huber (6 Bde., Stuttg. 1815—32, besser und nach H.s eigener Anordnung etwas gekürzt von Herm. Hauff, 4 Bde., Stuttg. 1859—60). Zur Originalausgabe gehören: «Atlas géographique et physique» (39 Platten, Fol.) und «Atlas pittoresque» oder «Vues de Cordillères etc.» (1810, 60 Platten, Fol.). II. «Observations de zoologie et d'anatomie comparée» (2 Bde. und 55 Platten, Par. 1805—32; mit Beihilfe von Cuvier, Latreille und Valenciennes). III. «Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne» (2 Bde., Par. 1811; deutsch, Stuttg. 1811; 2. Aufl., vermehrt durch «Essai politique sur l'isle de Cuba», 6 Bde., Par. 1826—27). Hierzu gehört noch: «Atlas géographique et physique du royaume de la Nouvelle Espagne» (1 Bd., Fol. u. 21 Platten, Par. 1812). IV. «Observations astronomiques, opérations trigonométriques et mesures barométriques, rédigées et calculées par Jabbo Oltmanns» (2 Bde., Par. 1808—10). Die «Untersuchungen über die Geographie des Neuen Kontinents gegründet auf die astron. Beobachtungen und barometrischen Messungen Alexanders von H.s und von Jabbo Oltmanns» (2 Bde., Par. 1810) wurden vernichtet und existieren nur in wenigen Exemplaren. V. «Physique générale et géologie: essai sur la géographie des plantes, accompagné d'un tableau» (Par. 1807; deutsch, Goethe gewidmet, Stuttg. 1807). VI. 1) «Plantes équinoxiales, rédigées par A. Bonpland» (2 Bde., Fol. mit 144 Platten, Par. 1809—18); 2) «Mélastomes et autres genres du même ordre, rédigés par A. Bonpland» (2 Bde., Fol. mit 120 Platten, Par. 1806—23); 3) «Nova genera et species plantarum etc. adumbraverunt A. Bonpland et Alexandre de H., in ordinem digessit C. S. Kunth» (7 Bde., Fol. mit 700 Platten, Par. 1815—25). Hierzu gehört von H. die Einleitung: «De distributione geographica plantarum secundum coeli temperiem et altitudinem montium» (Par. 1817); 4) «Mimoses et autres plantes légumineuses, rédigées par C. S. Kunth» (1 Bd., Fol. mit 60 Platten, Par. 1819—24); 5) «Révision des graminées par C. S. Kunth» (2 Bde., Fol. mit 220 Platten, Par. 1829—34); 6) «Synopsis plantarum; auct. C. S. Kunth» (4 Bde., Par. 1822—26). Von der großen Zahl der kleinern Schriften H.s sind vor allem die «Ansichten der Natur» (2 Bde., Stuttg. 1808) zu nennen, die seitdem in zahlreichen Auflagen und auch in franz., engl., holländ., russ. Übersetzungen erschienen sind; nächstdem der erste (und einzige) Band «Kleinere Schriften, geognost. und physik. Erinnerungen» (Stuttg. 1853). Ein

Digitized by Google

vollständige «Bibliogr. Übersicht von H.s Werken, Schriften und zerstreuten Abhandlungen» gibt J. Löwenberg im zweiten Bande von Bruhns' «Alexander von H., eine wissenschaftliche Biographie» (3 Bde., Lpz. 1872). Eine Auswahl seiner Werke erschien in 5 Bänden (Stuttg. 1874). Umfangreich ist der Briefwechsel H.s, der nach seinem Tode erschien: mit Varnhagen (1. bis 5. Aufl., Lpz. 1860), mit einem jungen Freunde (Althaus, Berl. 1861), mit Heinr. Berghaus (3 Bde., Jena 1863), mit Bunsen (Lpz. 1869), Cancrin (Lpz. 1869), mit Marc. Aug. Pictet (in «Le Globe», Bd. 7, 1868), «Correspondance scientifique et littéraire», herausgegeben von De la Roquette (Par. 1865), mit Friedr. von Raumer in dessen «Litterarischem Nachlaß» (Bd. 1, Berl. 1869), mit Goethe, herausgegeben von Bratranek (Lpz. 1876), mit Gauß, herausgegeben von Bruhns (Lpz. 1877), mit Joach. Heinr. Campe in dessen «Lebensbild» von Leyser (Braunschw. 1877). «Briefe Alexander von H.s an seinen Bruder Wilhelm» gab die Familie von Humboldt (Stuttg. 1880) heraus. Die Herausgabe der Briefe H.s mit den Jugendfreunden Wegener, Freiesleben, mit Bessel, Encke, Schumacher u. a. wurde vorbereitet, ist aber bisher unterblieben.

In seiner wissenschaftlichen Thätigkeit vereinigte er zwei Richtungen. Er war groß in der Aneignung und Erörterung des einzelnen, doch ebenso groß auch in der Auffassung und Begründung der allgemeinen Gesetze. Wie kein anderer hat er ein unermeßliches Material auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft, ja selbst der histor. Forschung angehäuft, daneben aber auch jederzeit die Aufgabe festgehalten, den innern Zusammenhang, die «Gesetzlichkeit» der Dinge zu ergründen und die Spezialitäten zu einer empirischen Gesamtanschauung zusammenzufassen. Schon aus einem seiner frühesten Werke: «Über die gereizte Muskel- und Nervenfaser» (1797), spricht dieser Geist, und nach Verlauf von einem halben Jahrhundert erkennt die inzwischen weit vorgeschrittene Physiologie die Genauigkeit und Schärfe jener Versuche über Galvanismus und die Wahrheit der meisten aus ihnen gezogenen Folgerungen. Auf seinen Reisen Höhenmessungen mit Untersuchung der thermometrischen Verhältnisse und der Beschaffenheit des Bodens verbindend, und neben diesen tiefern Arbeiten es nicht verschmähend, Herbarien zu sammeln, gelangte H. zu einem reichen Material, durch dessen geistvolle Kombination unter seinen Händen eine neue Wissenschaft, die Pflanzengeographie, entstand. Zwar hatten schon Linné und einige seiner Nachfolger manche der hervorstechendsten Erscheinungen in der Verbreitung der Pflanzenwelt bemerkt, doch ohne Höhenangaben und Betrachtung der Temperaturen. Es blieb H. das große Verdienst, eine große Menge von Thatsachen, die zum Teil in den entlegensten Orten der Erde beobachtet worden waren, mit den eigenen Erfahrungen in Zusammenhang zu bringen, ihre Verbindung mit den Lehren der Physik nachzuweisen und die Gesetze zu erläutern, nach welchen die unendlich formenreiche Pflanzenwelt über den weiten Erdkreis verteilt ist. Es gelang ihm ferner nachzuweisen, welche Einwirkung die Pflanzenwelt auf Bildung des Bodens, auf den Zustand der Völker und auf die geschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechts seit der Urzeit geübt hat. Zu der sachlichen Gediegenheit der H.schen Leistungen gesellt sich die poetische Auffassung der Natur da, wo es darauf ankommt, anschauliche Gesamtbilder zu entwerfen.

Die Arbeiten H.s in einzelnen Fächern sind staunenswert durch ihren Umfang und die Mannigfaltigkeit ihrer Richtung. Sie sind am gründlichsten von einzelnen Fachmännern gewürdigt in K. Bruhns' «Alexander von H., eine wissenschaftliche Biographie» (3 Bde., Lpz. 1872). Es besprechen hier seine Leistungen: K. Bruhns in Mathematik, Astronomie und mathem. Geographie; G. Wiedemann in Erdmagnetismus, einzelnen physik. und chem. Forschungen; H. W. Dove in Meteorologie; Jul. Ewald in Geologie; O. Peschel in Erd- und Völkerkunde, Staatswirtschaft und Geschichtschreibung; A. Grisebach in Pflanzengeographie und Botanik; J. V. Carus in Zoologie und vergleichender Anatomie und W. Wundt in Physiologie. Vortreffliches von Peschel über H. findet sich noch in Peschels «Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde» (Bd. 1, Lpz. 1877). Populäre Bearbeitungen seiner Reisen verfaßten Klettke, Löwenberg, Wimmer; kürzere Biographien lieferten Wittwer, Klencke, Ule. Von den zahlreichen nach seinem Tode und an seinem säkularen Geburtstage erschienenen Gelegenheitsgedichten und Denkreden sind die besten von Agassiz, Bastian, A. Bernstein, von Dechen, H. W. Dove, Ehrenberg, Encke, Gerland, Martius, Peschel, Quetelet, Virchow, Weber. Die Kunst, Malerei und Plastik, haben ihn oft dargestellt, die vorzüglichsten Bilder sind von Gérard, Steuben, Wach, Begas, Hildebrand; Büsten von David, Rauch, Bläser, die bei Gelegenheit der 100jährigen Jubelfeier der Unabhängigkeitserklärung der Union, 4. Juli 1876, im Fairmount-Park zu Philadelphia enthüllte kolossale Bronzestatue ist von Drake; eine Statue H.s von Ferdinand von Miller dem jüngern wurde 1878 in St.-Louis enthüllt; die Humboldt-Denkmäler vor der berliner Universität, Wilhelm von H.s von Paul Otto und Alexander von H.s von Reinhold Begas, wurden 28. Mai 1883 enthüllt.

H.s Namen tragen in Berlin auch der «Humboldts-Hain», ein großer, schöner Park mit Anlagen zur unentgeltlichen Belehrung des Volks in der Naturwissenschaft, und die Humboldt-Stiftung unter dem Kuratorium der Akademie der Wissenschaften, mit der Aufgabe: Förderung der Naturwissenschaften und wissenschaftlicher Reisen.

Humboldt (Friedr. Wilh. Christian Karl Ferd., Freiherr von), älterer Bruder des vorigen, einer der geistvollsten Gelehrten und hervorragender Staatsmann, geb. zu Potsdam 22. Juni 1767, erhielt nach dem frühen Tode seines Vaters mit seinem Bruder auf dem elterlichen Schlosse Tegel und zu Berlin eine ausgezeichnete wissenschaftliche Vorbildung und studierte dann zu Frankfurt a. O. und Göttingen die Rechte, woneben er aber der Altertumswissenschaft, der Ästhetik und dem Studium der Kantschen Philosophie gleichen Eifer widmete. Nachdem er auf Reisen durch das westl. Deutschland, nach Paris und in die Schweiz reiche Weltkenntnis gewonnen und mit G. Forster und F. H. Jacobi innig befreundet worden war, lebte er 1789 und 1790 in Erfurt und Weimar und trat hier in ein engeres Verhältnis zu dem Koadjutor von Dalberg und zu Schiller, dem in spätern Jahren ein nicht minder nahes zu Goethe sich anschloß. Mit dem Titel Legationsrat, den er während eines kurzen Aufenthalts in Berlin erhalten, kehrte H.

Digitized by Google

ohne Neigung zu amtlicher Thätigkeit nach Erfurt zurück, vermählte sich 1791 mit der ihm an Geist ebenbürtigen Karoline von Dacheröden (gest. 26. März 1829) und lebte anfangs meist auf den thüring. Gütern seiner Frau, seit 1794 aber in Jena, um hier mit Schiller und einem kleinen Freundeskreise ein Leben voll regster Geistesthätigkeit und des idealsten Gehalts zu teilen, als dessen Frucht teils eigene dichterische und wissenschaftliche Arbeiten, teils eine vielfache Einwirkung auf Schillers Dichtwerke hervorgingen. Ein dauerndes Denkmal dieser bis zu Schillers Tode nie unterbrochenen Freundschaft bildet der «Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von H.» (Stuttg. u. Tüb. 1830; 2. Aufl., von Vollmer besorgt, Stuttg. 1876). Von 1797 bis 1799 lebte H. nach mannichfachen Reisen mit seiner Familie in Paris und ging dann zu längerm Aufenthalt nach Spanien, von wo er mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute zurückkehrte. Im J. 1801 nahm er die Stelle eines preuß. Ministerresidenten in Rom an. Hier verweilte er, seit 1806 als bevollmächtigter Minister, bis 1808, bei wenigen diplomatischen Geschäften seine Zeit zwischen eigenen wissenschaftlichen und künstlerischen Studien und der liberalsten Förderung junger Gelehrter und Künstler teilend. Von Rom aus als Geh. Staatsrat in das Ministerium des Innern berufen und mit Leitung der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten beauftragt, ist die geistige Wiedergeburt Preußens wesentlich mit H.s Namen verbunden; insbesondere ist die berliner Universität seine Schöpfung. Doch verließ er auch diese Stellung schon 1810, um mit dem Range eines Geh. Staatsministers als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Wien zu gehen. Im J. 1813 war er während des Waffenstillstandes auf dem Friedenskongreß in Prag, 1814 auf dem Kongreß zu Châtillon und bei Abschluß des ersten Pariser Friedens, den er mit Hardenberg unterzeichnete, 1815 auf dem Wiener Kongreß, seit 1816 aber in Frankfurt a. M. bei Ordnung der deutschen Gebietsfragen und bei Gründung des Bundestags thätig. Bald nachher wurde er Mitglied des Staatsrats, dann Gesandter in London, sowie 1818 bei dem Kongreß von Aachen zugezogen. Überall wirkte er im Geiste einer hochherzigen und liberalen Politik. H. ward 1819 wirkliches Mitglied des preuß. Staatsministeriums; unter anderm erhielt er die Leitung der ständischen Angelegenheiten übertragen. Doch noch in demselben Jahre nahm er mit Boyen und Beyme seinen Abschied, da er ein freieres und mehr konstitutionelles System als das des Ministers von Hardenberg befolgt wissen wollte. Erst seit 1830 ward er wieder zu den Sitzungen des Staatsrats berufen, nachdem er das Jahr vorher an die Spitze einer Kommission zur Leitung des Baues und der Einrichtung des königl. Museums gestellt worden war. Seit 1819 lebte er mit geringen Unterbrechungen zu Tegel, das er durch treffliche Anlagen, mehr noch durch eine auserlesene Sammlung von Meisterwerken der Bildhauerkunst verschönerte. Er starb in Tegel 8. April 1835.

H.s früheste litterarische Arbeiten wurden von ihm selbst gesammelt in den «Ästhetischen Versuchen» (Bd. 1, Braunschw. 1799), welche unter anderm die über Schillers «Spaziergang», über Goethes «Hermann und Dorothea» (dieser auch besonders in 4. Aufl., Braunschw. 1882 mit einem Vorwort von Hettner erschienen), über «Reineke Fuchs» u. s. w. enthalten. Seine «Sämtlichen Werke» (7 Bde., Berl. 1841—52) umfassen auch einen Teil seiner zahlreichen Gedichte. Unter denselben ragt besonders die Elegie «Rom» (Berl. 1806) hervor; seine Sonette sind durch Vollendung der Form und Gedankentiefe ausgezeichnet. Von Bedeutung für Erforschung der griech. Sprache und Metrik ist die Übersetzung des Äschyleischen «Agamemnon» (Lpz. 1816; 2. Aufl. 1857). Mit Vorliebe und großer Umfänglichkeit widmete sich H. der vergleichenden Sprachforschung. Als Früchte seines Studiums der baskischen Sprache sind zunächst die «Berichtigungen und Zusätze zu Adelungs Mithridates über die cantabrische oder baskische Sprache» (Berl. 1817) und die mustergültige «Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache» (Berl. 1821) zu nennen. In die Zeit des Aufblühens der altind. Studien in Deutschland fallen unter anderm die größern, in der berliner Akademie gelesenen Abhandlungen: «Über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata» (Berl. 1826), «Über den Dualis» (Berl. 1828) und «Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen» (Berl. 1830). H.s Hauptwerk aber auf diesem Gebiete: «Über die Kawisprache auf der Insel Java» (3 Bde., Berl. 1836—40), wurde erst nach seinem Tode von Eduard Buschmann, der sich ebenfalls diesen Studien gewidmet und H. seit 1829 unterstützt hatte, der Öffentlichkeit übergeben. Namentlich ist die Einleitung zu diesem Werke, die auch unter dem Titel «Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts» (Berl. 1835, neu herausg. von Pott, 3. Aufl., Berl. 1880) besonders erschien, in der Geschichte der Sprachwissenschaft epochemachend geworden. Sein «Vocabulaire inédit de la langue taïtienne» wurde ebenfalls durch Buschmann in dessen «Aperçu de la langue des Iles Marquises et la langue taïtienne» (Berl. 1834) veröffentlicht. Noch später erschien das schon vor 1800 ausgearbeitete, aber lange verlorene Fragment: «Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen» (Berl. 1851). Herausgeber war E. Cauer. Schiller hatte sich vergebens bemüht, einen Verleger dafür zu finden. Sein Urteil über das Werk, sowie interessante Mitteilungen über die Geschichte desselben findet man bei Goedeke, «Geschäftsbriefe Schillers» (Lpz. 1875). Seine die Sprachwissenschaft betreffende handschriftliche Sammlung und die ausländische Litteratur seiner Bibliothek vermachte er der königl. Bibliothek zu Berlin. Steinthal gab H.s «Sprachphilosophische Werke» mit Erklärungen (Berl. 1884) heraus. Daß H. neben dem großen Gelehrten und Staatsmann auch der zarteste und fürsorglichste Freund, der edelste Mensch gewesen, erfuhr das größere Publikum aus «Wilhelm von H.s Briefen an eine Freundin» (2 Bde., Lpz. 1847; in Einem Bande, 11. Aufl., 1883), die einen Reichtum der feinsten Beobachtungen und Urteile und der zartesten Gefühle aussprechen; diese Briefe sind an Charlotte Diede (s. d.) gerichtet. Vgl. Schlesier, «Erinnerungen an Wilhelm von H.» (2 Bde., Stuttg. 1843—46); Elisa Maier, «Wilhelm von H. Lichtstrahlen aus seinen Briefen» (Lpz. 1860; 5. Aufl. 1865); besonders aber Haym, «Wilhelm von H.» (Berl.

Digitized by Google

1856), ferner Distel, «Aus Wilhelm von H.s letzten Lebensjahren» (Lpz. 1883). Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von H. 1795—1832 veröffentlichte Bratranek (Lpz. 1876); H.s «Briefe an Christian Gottfried Körner» gab Jonas heraus (Berl. 1879).

Humboldt-Akademie heißt die in Berlin seit dem Herbst 1878 bestehende freie Lehranstalt, deren Zweck es ist, «solchen Personen, welche die Universität nicht besuchen können oder bereits verlassen haben, durch systematische Vortragscyklen und andere geeignete Mittel Gelegenheit zu einer harmonischen wissenschaftlichen Weiterbildung zu geben und sie in Zusammenhang mit den Fortschritten der sich entwickelnden Wissenschaft zu halten». Sie wurde auf Anregung und nach dem Plan des Dr. Max Hirsch von einer größern Anzahl Gelehrter und Freunde der Wissenschaft, vereinigt im «Wissenschaftlichen Centralverein», begründet, um gegenüber der bunten, zersplitternden Mannigfaltigkeit der Einzelvorträge die Einheitlichkeit und Gründlichkeit wahrer Wissenschaft zu pflegen und dadurch besonders für die jungen Leute, welche nach höherer Schulbildung ins praktische Leben eintreten, eine geeignete Fortbildung zu gewähren und ideales Streben zu fördern. Mit Rücksicht auf die Beschäftigung der meisten Hörer während des Tags finden die Cyklen, welche in der Regel aus je 10—12 Vorträgen im Laufe eines Quartals bestehen, in den Abendstunden statt. Jeder Cyklus soll eine bestimmte Disciplin oder einen Hauptabschnitt derselben als abgeschlossenes Ganzes behandeln; das Gesamtziel des Lehrplans ist die möglichste Vollständigkeit in den Hauptgebieten und Richtungen des Wissens, soweit dasselbe der allgemeinen höhern Bildung dient. Diese Universalität unterscheidet die H. (welche gerade deswegen sich nach den beiden Brüdern von Humboldt nennt) von ähnlichen Anstalten, die nur ein oder einige Hauptfächer, vorzugsweise die Naturwissenschaften, lehren, während an der H. die philos.-histor. Fächer, besonders auch Litteratur- und Kunstgeschichte, Nationalökonomie u. a., sogar überwiegen. Auch hat die H. neue Disciplinen, wie die Versicherungs- und Verkehrswissenschaft, zuerst auf das öffentliche Katheder gebracht. Die Einschreibung der Hörer und Hörerinnen erfolgt gegen ein mäßiges Honorar für jeden belegten Cyklus; Unbemittelten wird Stundung oder vollständiger Erlaß gewährt. Es wurden bis jetzt 200 Vortragscyklen gehalten und von 6100 Hörern besucht; unter den Hörern waren alle Stände vertreten, überwiegend Kaufleute, Beamte und Beamtinnen, Lehrer und Lehrerinnen. Die von dem Kuratorium ohne Rücksicht auf politische, kirchliche oder sonstige Richtung gewählten Docenten, welche vollständige Lehrfreiheit genießen, gehören teils den Lehrkörpern der Universität und der staatlichen Akademien, der Gymnasien und Realgymnasien an, teils sind es Schriftsteller, Privatgelehrte, Beamte u. s. w. Die umfassende Wirksamkeit der H. ist bisher mit bescheidenen, privaten Mitteln erhalten worden, jedoch haben Stadt und Staat durch freie Gewährung der Lehrräume, die Kaiserin und die Korporation der Kaufmannschaft durch Beiträge dieselbe gefördert.

Humboldt-Gebirge nannte Prschewalski 1880 ein mit ewigem Schnee bedecktes Gebirge in Centralasien, chines. Provinz Kansu, das nordwestl. Ende des Gebirgs Nan-Schan.

Humboldt-River, Fluß im nordamerik. Staate Nevada, entspringt im nordöstl. Teile des Staats und ergießt sich nach einem Laufe von 480 km in den 350 qkm großen Humboldtsee.

Humboldtsbai, Bucht am Großen Ocean, in Californien, zieht sich bei einer Breite von 3—4 km 25 km weit längs der Küste hin, gegen das offene Meer geschützt durch zwei schmale Landstreifen, die nur einen 400 m breiten Eingang offen lassen, der 5—6 m tief gehenden Schiffen Einfahrt gestattet.

Humboldtsberge, zwei Gebirgszüge in Nevada in Nordamerika, die sich im nördl. Teile des sog. Großen Bassins erheben. Die einander parallelen, von Frémont so benannten Ketten ziehen etwa 220 km voneinander entfernt, zwischen 40 und 41° nördl. Br. und 98 und 101° westl. L. von Ferro von N. nach S. Die östl. Kette trägt im nördl. Teile einen 3677 m hohen Gipfel.

Humbug, ein aus dem engl. Slang oder Rotwelsch in die Umgangs- und auch in die Schriftsprache übergegangenes Wort, das einen Schwindel, eine Aufschneiderei oder Mystifikation bezeichnet. Der Ursprung des Wortes ist zweifelhaft. Nach einigen soll es dadurch entstanden sein, daß in den Kriegszeiten zahlreiche falsche Nachrichten über Hamburg nach England gelangten, sodaß man allmählich mit dem Worte Hamburg, korrumpiert in H., die Idee des Trugs und der Täuschung verband. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt es jedoch von dem Zeitwort to hum, jemand foppen, ihm etwas aufbinden. Im Druck soll das Wort zum ersten mal um das J. 1735 in Killigrews «Universal Jester» vorkommen; im allgemeinen Gebrauch ist es erst seit dem Anfang des 19. Jahrh. Ein Humbugler (Humbuger) ist ein Mann, der auf Kosten seiner Nebenmenschen lebt und ihre Leichtgläubigkeit mißbraucht. Sein genialster Repräsentant war in neuester Zeit der Amerikaner Barnum (s. d.).

Hume (spr. Juhm) oder auch Home (Daniel Dunglas), spiritistischer Abenteurer, geb. 1835 auf den Orkney-Inseln, stammt aus einem alten schott. Geschlecht. Im Alter von vier Jahren wurde H. nach Amerika gebracht, wo er seine Kindheit und erste Jugendzeit verlebte. Seine Fähigkeit eines zweiten Gesichts offenbarte sich zuerst 1850, worüber näher Rogers in der «Philosophy of mysterious agents» (Bost. 1853) berichtet. Im J. 1855 ging H. nach Europa und erneuerte dort seine vorgeblichen Wunder, welche bereits Amerika in Erstaunen gesetzt hatten. So z. B. in Florenz, wo sich Möbeln in seiner Gegenwart bewegt und musikalische Instrumente unter unsichtbaren Fingern harmonische Melodien gespielt haben sollen. Im folgenden Jahre besuchte er Rom, wo er dem Papste vorgestellt wurde und zum Katholizismus übertrat. Von Rom begab er sich nach Paris, fing dort an, Medizin zu studieren, unterlag jedoch beinahe einem Anfalle von Katalepsie, dem eine heftige Krise folgte. Wiederhergestellt, fuhr er in seinen angeblichen Beziehungen zu den unsichtbaren Mächten fort und gab vor der höchsten Gesellschaft in Paris Sitzungen. Nachdem er 1864 noch einmal Rom besucht hatte, aber von hier durch die päpstl. Behörden ausgewiesen worden war, ging er nach London, wo er eine Witwe, Namens Lyon, vermochte, ihm, auf den angeblichen Befehl des Geistes ihres verstorbenen Ehemannes, 60000 Pfd. St. auszuhändigen, die er aber nach einem 22. Mai 1868 gegen ihn angestrengten Prozesse wieder herausgeben mußte. In

Digitized by Google

seiner Autobiographie (Lond. 1863) sucht er das «Rationelle» des Spiritismus darzulegen.

Hume (spr. Juhm, David), der größte Philosoph und einer der klassischen Historiker Englands, geb. zu Edinburgh 26. April 1711, war der jüngere Sohn eines schott. Landedelmanns aus dem Geschlecht der Grafen von Home. Seine durch anhaltende Studien geschwächte Gesundheit und die beschränkten Vermögensverhältnisse seiner Familie veranlaßten ihn, in Bristol die Kaufmannschaft zu erlernen. Sehr bald aber dieser neuen Beschäftigung überdrüssig, ging er nach Frankreich, um unabhängig der wissenschaftlichen Ausbildung seines Geistes zu leben. In Frankreich schrieb er seine geniale psychol.-kritische Abhandlung «Treatise upon human nature» (3 Bde., Lond. 1738—40; deutsch von Jakob, 3 Bde., Halle 1790—91), machte jedoch damit vollständig Fiasko. Erst die «Essays moral, political and literary» (Edinb. 1742; neue Aufl., Lond. 1748; deutsch von Tennemann, Jena 1793) begründeten seinen schriftstellerischen Ruhm. Er wurde 1745 Führer des jungen geisteskranken Marquis von Annandale und sodann Sekretär des Generals Sinclair auf dessen Expedition an die franz. Küste und der Gesandtschaftsreise nach Wien und Turin, nachdem seine Bewerbung um das Lehramt der Moralphilosophie zu Edinburgh am Widerstande der Geistlichkeit gescheitert war. In Turin arbeitete er den ersten Teil der obengenannten Abhandlung um und ließ ihn unter dem Titel «Enquiry concerning the human understanding» (Lond. 1748; deutsch von Tennemann, Jena 1793, und von Kirchmann, 3. Ausg., Berl. 1880) und als zweiten Band der «Essays» erscheinen. Im J. 1751 nach Schottland zurückgekehrt, gab er seine «Enquiry concerning the principles of morals» (Edinb. 1751) heraus, ein Jahr darauf die glänzend aufgenommenen «Political discourses» (2 Bde., Lond. 1752), ferner eine Sammlung seiner «Essays and treatises on several subjects» (4 Bde., Lond. 1755; neue Aufl., 2 Bde., 1810) und die «Natural history of religion» (Lond. 1755). Der Umstand, daß er 1752 Aufseher der Advokatenbibliothek in Edinburgh geworden war, veranlaßte ihn zu geschichtlichen Forschungen. Er schrieb zunächst 1754—56 die Geschichte Englands seit der Thronbesteigung des Hauses Stuart, 1759 die des Hauses Tudor und 1761 die Darstellung der frühern Perioden. Das Gesamtwerk erschien dann als «History of England from the invasion of Julius Cæsar to the revolution of 1688» (6 Bde., Lond. 1763 und öfter; in einer Prachtausgabe von Bowyer, 10 Bde., Lond. 1794; mit Smolletts Fortsetzung, 13 Bde., Lond. 1796; neueste Aufl., 8 Bde., Lond. 1865; deutsch von Dusch, 6 Bde., Bresl. 1762—71). Dasselbe ist noch jetzt die beste Geschichte Englands, und nimmt durch Schönheit der Sprache und philos. Geist eine hohe Stelle unter den histor. Werken aller Zeiten ein. H. begleitete 1763 den Grafen von Hertford als Gesandtschaftssekretär nach Paris, wo er begeistert aufgenommen ward. Nach seiner Rückkehr wurde er 1767 Unterstaatssekretär, legte aber zwei Jahre darauf dieses Amt nieder und starb zu Edinburgh 25. Aug. 1776. Nach seinem Tode erschienen seine Autobiographie (engl. von Adam Smith herausgegeben, Lond. 1777; lat. 1787), «Dialogues concerning natural religion» (Lond. 1779; deutsch, Lpz. 1781) und «Essays on suicide and immortality of soul» (Lond. 1783). Seine gesammelten Werke erschienen in Edinburgh (1827) und London (1856). Neue Ausgaben seiner philos. Schriften existieren von Green (4 Bde., Lond. 1876) und seiner «Essays» von Green und Grose (2 Bde., Lond. 1875). Eine deutsche Übersetzung von H.s nationalökon. Abhandlungen erschien von Niedermüller (Lpz. 1877).

H. ist der abschließende Geist des Zeitalters der Aufklärung in England und zeigt dessen größte spekulative Vertiefung. In der theoretischen Philosophie ist seine Lehre der vollendetste Ausdruck der von Bacon und noch mehr von Locke angebahnten empiristischen und erkenntnistheoretischen Richtung; er verzichtet auf Grund der Untersuchungen von Locke und Berkeley auf jede Übereinstimmung unserer menschlichen Vorstellungen mit einer vorausgesetzten absoluten Wirklichkeit und sucht den Nachweis zu führen, daß alle sog. Ideen nur abgeschwächte Kopien der ursprünglichen «Impressionen», d. h. Wahrnehmungen des äußern und des innern Sinnes, sind. Die Beziehungen der Substantialität und der Causalität, nach denen wir unsere Vorstellungen zu ordnen pflegen, sind ihm deshalb nicht Abbilder einer konstanten Verfahrungsweise derselben Vorstellungen teils stets gleichzeitig, teils stets in derselben Zeitfolge bildenden Geistes, sondern er spricht ihnen die objektive Gültigkeit ab. Die Wissenschaften haben deshalb nur so weit Gewißheit, als sie entweder das immanente Verhältnis gewisser Vorstellungen demonstrativ entwickeln, wozu nur die Mathematik im Stande sei, oder als sie die thatsächlichen Beziehungen gewisser Impressionen konstatieren. Die Überzeugung von einer die Erfahrung hervorrufenden und außerhalb unserer Vorstellungen bestehenden Wirklichkeit ist nicht beweisbar, sondern nur die Sache eines mehr oder minder wahrscheinlichen Glaubens. Deshalb und weil seine Lehre die Geltung jeder die Erfahrung überschreitenden Metaphysik bestreitet, hat man ihn meistens als Skeptiker charakterisiert: noch mit Unrecht aber geschah dies aus dem Grunde, weil er auf religionsphilos. Gebiete lediglich den psychol. Gesichtspunkt geltend machte, alle Religionen aus dem psychol. Bedürfnis und dem Vorstellungsmechanismus der Menschen ableitete und die so gehandelten Lehren aller Religionen einer schonungslosen Kritik ihrer moralischen Folgen unterzog. Die moralische Beurteilung selbst endlich gründete er gleichfalls rein psychol. Weise auf die Wirksamkeit des moral. Gefühls, das er mit andern Lust- und Unlustgefühlen in Parallele setzt, und entwickelt aus demselben die Reihe der Tugenden, welche er in natürliche, das Wohl des Individuums fördernde, und gesellige, der ganzen menschlichen Gesellschaft zugute kommende, einteilt. Lange durch die orthodoxen Vorurteile seiner Landsleute zurückgesetzt, ist H. erst im 19. Jahrh. auch in England zur vollen Würdigung seiner eminenten Bedeutung durchgedrungen, wozu die rückhaltlose Anerkennung, welche ihm durch Kant und die deutsche Philosophie zuteil wurde, nicht wenig beitrug.

Vgl. F. H. Jacobi, «David H. über den Glauben oder Idealismus und Realismus» (Bresl. 1787); Burton, «Life and correspondence of H.» (2 Bde., Lond. 1846); Jodl, «Leben und Philosophie David H.s» (Halle 1872); Pfleiderer, «Empirismus und Skepsis in David H.s Philosophie» (Berl. 1874); G. von Gizycki, «Die Ethik David H.s in ihrer geschichtlichen Stellung» (Bresl. 1878).

Digitized by Google

Hume (Hamilton), austral. Forschungsreisender, geb. 18. Juni 1797 in Paramatta in Neusüdwales, entdeckte schon Aug. 1814 den Distrikt von Berrima. Er führte 1824 eine Expedition über die Blauen Berge und vollendete in Gemeinschaft mit Hovell die erste Überlandreise von Neusüdwales nach Victoria, bei welcher Gelegenheit er den nach ihm benannten Humefluß, den Hauptnebenfluß des Murray, auffand und überschritt. Im J. 1826 begleitete er Sturt auf seiner ersten Entdeckungsreise und leistete diesem große Dienste. Als später widersprechende Ansichten über seine und Hovells Verdienste bei der Expedition von 1824 auftauchten, stellte H. den Sachverhalt klar in «A brief statement of facts in connexion with an Overland expedition from Lake George to Port Phillip, in the year 1824» (Naß 1855; 3. Aufl. 1874). Im J. 1858, als die Beschiffung des Humeflusses größere Dimensionen zu nehmen anfing, wurde H. zu Ehren eine Marmorsäule am Norduser des Flusses bei der Stadt Albury errichtet. Auch eine Stadt und ein Wahldistrikt, sowie eine Brücke über den Naßfluß, in dessen Nähe er seinen Wohnsitz genommen hatte, wurden nach ihm benannt.

Hume (Joseph), engl. Reformer, geb. im Jan. 1777 zu Montrose in Schottland, kam zu einem Wundarzt in die Lehre, besuchte später die mediz. Vorlesungen an der Universität zu Edinburgh und begab sich 1799 als Chirurgus im Dienste der Ostindischen Kompagnie nach Bengalen. Hier studierte er die ind. Sprachen und wurde nach dem Ausbruch des Maharattenkriegs 1803 Dolmetscher bei der Division des Generals Powell in Bundelkund. Im J. 1808 kehrte er in sein Vaterland zurück; 1812 trat er als Mitglied für den Flecken Weymouth ins Unterhaus, 1813 wurde er Direktor der Ostindischen Kompagnie. Im J. 1818 erschien er als Vertreter seiner Vaterstadt Montrose wieder im Parlament, wo seine strenge Kritik aller Staatsausgaben den am Ruder stehenden Tories Schwierigkeiten bereitete. Im J. 1830 von der Grafschaft Middlesex gewählt, wurde H. im reformierten Unterhause ein Haupt der Radikalen und erdrückte durch sein Gewicht 1835 den Orangebund, der mit dem Plane umging, die in liberalen Grundsätzen auferzogene Prinzessin Victoria von der Thronfolge auszuschließen und diese dem Herzog von Cumberland zuzuwenden. Später wurde er von der irischen Stadt Kilkenny und seit 1842 von dem Distrikt Montrose ins Parlament gewählt. Seinen Anstrengungen verdankt man es, daß die öffentlichen Rechnungen des engl. Staatshaushalts jetzt in verständlicher Form vorgelegt werden und das verderbliche Tilgungsfondssystem aufgegeben wurde. H. starb 20. Febr. 1855 zu Burnley-Hall in Norfolk; 1859 wurde ihm in seiner Vaterstadt Montrose eine Bildsäule errichtet.

Humectantia (lat.), anfeuchtende Mittel.

Humerale (lat., d. h. Schultertuch), s. Amictus.

Humeur (frz.), Gemütsstimmung, Laune.

Humid (lat.), feucht; Humidität, Feuchtigkeit.

Humifikation, Humusbildung.

Humiliaten (lat., d. h. «Gedemütigte») heißen die Mitglieder einer Vereinigung, welche dadurch entstand, daß lombardische Adelige, welche als Gefangene nach Deutschland gebracht waren, nach ihrer Rückkehr sich teils zu Bußübungen, teils zu gemeinsamer Handarbeit verbanden. Als ihr Stifter wird der mailändische Edelmann Joh. von Mada genannt. Ihre Entstehung setzen einige unter Kaiser Heinrich II. (1017), andere unter Lothar II. (1134), noch andere unter Friedrich I. (1160). Ursprünglich bildeten die H. eine reine Laienverbindung, deren Mitglieder heiraten durften, aber keinen Eid schwören. Im 12. Jahrh. sonderte sich ein engerer Kreis von solchen aus, welche ehelos und klösterlich lebten. Dazu trat dann noch später eine Kongregation, welcher nur Priester angehörten. Eine Bulle Papst Lucius' III. vom J. 1184 beweist, daß ein Teil der H. sich den Waldensern anschloß, die auch selbst H. genannt wurden. Desto enger ordneten andere sich dem Papsttum unter; Innocenz III. gab diesen «katholischen» H. im J. 1201 eigene Statuten. Unter diesen griffen später Mißbräuche Platz; als der Kardinal Borromeo sie reformieren wollte, machte der Priester La Farina einen Mordversuch gegen ihn. Infolge dessen hob Pius V. den Orden 1571 auf. — Schon gleich anfangs hatten die Frauen der H. sich ebenfalls zu strengen Bußübungen vereinigt; sie nannten sich Humiliatinnen, oder nach ihrer Stifterin, der Mailänderin Clara Blassoni, Blassonische Nonnen; sie haben in Italien noch jetzt einige Klöster.

Humilieren (lat.), demütigen, kränken; humiliant, demütigend, erniedrigend; Humiliation, Demütigung; Humilität, Niedrigkeit, Demut.

Humin und **Huminsäure**, s. Humus.

Human, Affe, s. Hulman.

Hummel (Bombus) heißt eine zu den Bienen (Melittiden) gehörende Insektengattung, welche den eigentlichen Honigbienen sehr nahe verwandt ist, von diesen sich aber durch den dichtzottig behaarten Leib und die mit Endstacheln versehenen Hinterschienen unterscheidet. Die H. leben, wie die Bienen, gesellig in einem Baue, in welchem die oft verschieden gefärbten Weibchen, Männchen und Arbeiter sich befinden. Nur die Weibchen überwintern, die übrigen sterben gegen den Winter. Von den 47 europ. Arten ist bei uns die Erdhummel (B. terrestris) am gemeinsten; sie ist etwa 20 mm lang, dick, schwarz, am After weiß; der Vorderteil des Thorax und eine breite Binde auf dem zweiten Hinterleibsringe ist gelb. Die Erdhummeln bauen ihr Nest, in dem sich etwa 100—200 Individuen befinden, unter die Erde. Sie haben genießbaren Honig, der aber stets nur in geringer Menge vorhanden, da nur kleine Gesellschaften einen Bau bewohnen, auch, wenn er von giftigen Pflanzen, z. B. Sturmhut, gesammelt wurde, schädliche Folgen hat. Die Weibchen können zwar empfindlich stechen, thun dies aber nicht leicht, auch dann nicht, wenn ihr Nest zerstört wird. Die kleinere Mooshummel (B. muscorum) wohnt gleichfalls in einer etwa 15 cm breiten Erdhöhle, über welcher sie einen Haufen von Moos, trockenem Gras und Pflanzenfasern auftürmt. Die Steinhummel (B. lapidarius) ist schwarz, das Weibchen nur am After rot; bei den Männchen ist außerdem Gesicht und Thorax vorn und hinten gelb. Die Feldmäuse und die Füchse stellen des Honigs wegen den Nestern begierig nach. In der Landwirtschaft sind die H. indirekt besonders nützlich, indem sie, wie Darwin nachgewiesen hat, die Befruchtung vieler Blumen, z. B. des Klees, dadurch vermitteln, daß sie den Blumenstaub vertragen, der an ihrem zottigen Leibe hängen bleibt. Neuseeland hatte keine Hummelart, die den von England eingeführten Klee hätte befruchten können;

Digitized by Google

um nun der Kalamität, jedes Jahr neuen Kleesamen von auswärts herbeischaffen zu müssen, enthoben zu sein, importierte man H. und erzielte den gewünschten Erfolg.

Hummel (Joh. Erdmann), Maler, geb. 11. Sept. 1769 in Kassel, besuchte die Kunstschule daselbst. Anfangs, besonders zur Zeit seiner 1792 unternommenen italienischen Reise, zog ihn vornehmlich das landschaftliche Fach an, später versuchte er sich ebenfalls mit Glück als Genre- und Historienmaler, als Porträtist und Architekturmaler. Außerdem betrieb H. auch die Kupferstecherei, auf welchem Gebiet seine 12 Kompositionen aus dem Leben und Wirken Martin Luthers (1806) hervorragend waren. Seit 1800 lebte er in Berlin, seit 1809 als Professor an der Akademie. Im J. 1824 erschien sein »Lehrbuch der freien Perspektive für Maler und Architekten« (Berl.). Er starb in Berlin 26. Aug. 1852.

Hummel (Joh. Nepomuk), ausgezeichneter Klavierspieler und Komponist, geb. zu Preßburg 14. Nov. 1778, erhielt den ersten musikalischen Unterricht durch seinen Vater, Joseph H., und war später Schüler Mozarts. Schon 1788 machte er mit seinem Vater Kunstreisen durch Deutschland, England und Holland. Er kehrte 1795 nach Wien zurück und machte nun unter Albrechtsberger und Salieri Studien in der Komposition. Im J. 1803 wurde er Kapellmeister in des Fürsten Esterházy Diensten. Nachdem er die Stelle 1811 aufgegeben, widmete er sich dem Unterricht und der Komposition. In Stuttgart, wohin er 1816 als Kapellmeister berufen wurde, trat er als Klavierspieler mit einer das allgemeinste Staunen erregenden Meisterschaft und namentlich mit vollendeter Improvisationsgabe auf. Im J. 1820 ging er als Kapellmeister nach Weimar, wo er, mehrere große Reisen, namentlich nach Rußland und England, abgerechnet, bis zu seinem Tode, 17. Okt. 1837, blieb. Eine Porträtstatue H.s (von Pönninger) wurde in Preßburg errichtet.

In H. erreichte die Klavierkunst der wiener Schule von Haydn und Mozart ihren Höhepunkt und Abschluß. Seine Erfahrungen und Grundsätze hat H. in einer großen »Pianofortеschule« und in Studienstücken dargelegt, die freilich zu einer Zeit erschienen, wo bereits eine neue, die sog. romantische Richtung sich Bahn zu brechen begonnen hatte, und die nun nicht mehr die Bedeutung erlangen konnten, die sie früher hätten ansprechen können. H.s Kompositionen bestehen in Konzerten, Trios, Sonaten, vielen kleinern Klavierstücken und mehrern kirchlichen und dramatischen Werken. Letztere, darunter die Oper »Mathilde von Guise«, waren ohne Erfolg, wogegen seine zwei großen Messen, die Sonate in Fis-moll, die beiden Konzerte in H-moll und A-moll, das Septett in D-moll, einige Trios und andere Sachen bleibenden Wert haben.

Hummel (Karl), Landschaftsmaler, geb. zu Weimar 1821, Sohn von Johann Nepomuk H., trat 1835 daselbst in Prellers Schule, wo er sieben Jahre verweilte. Auf zahlreichen Reisen nach Italien und in die Schweiz erlangte er seine künstlerische Ausbildung. Die meisten Arbeiten H.s befinden sich im Besitz des Großherzogs von Weimar, darunter die hervorragendste: die Zaubergärten der Armide (1861). Seine Landschaften sind meist ital. Gegenden entnommen und im idealen Stil gemalt. Seit 1859 ist H. Professor an der Kunstschule in Weimar.

Hummelfliegen werden verschiedene [illegible] benannt, einmal gewisse [illegible] gen (s. d.) und zweitens die Schwebfliegen [illegible]

Hummelschwärmer werden eine [illegible] einheimische Abendfalter aus der Familie [illegible] troglossen (Langzüngler) genannt, deren [illegible] meisten, sehr locker haftenden Schuppen [illegible] dem Auskriechen verlieren und glatt [illegible] Da die Schmetterlinge einen behaarten [illegible] Leib besitzen, gleichen sie gewissen Hummeln; sie sind nicht mit den Wespenschwärmern [illegible] verwechseln. Ihre hinten mit einem Horn versehenen gefärbten Raupen leben auf niedern Pflanzen offen und frei. Bei uns einheimisch sind im Frühsommer fliegende Arten, der Taubenschwärmer (Macroglossa bombyliformis) und der Scabiosenschwärmer (M. fuciformis), die [illegible] in wenigen Gegenden zusammen vorkommen, hingegen meist vertreten.

Hummelshain, Dorf im Herzogtum Sachsen-Altenburg, Westkreis, 10 km im WNW. von Roßla stadt a. d. O., mit (1880) 495 E., liegt in [illegible] reicher Gegend, mit großem Wildpark. Im Wildpark am Dorfe steht das alte, sowie das in neuen Stil erbaute neue prachtvolle Jagdschloß.

Hummer (Homărus) heißt eine Gattung Seekrebse, welche dem Flußkrebse sehr verwandt ist. Am bekanntesten ist der gemeine Hummer (H. vulgaris), welcher eine Größe zu 45 cm erreichen kann. Seine Scheren sind groß und ungleich, und die größere ist mit Höckerzähnen besetzt; der Stirnrand hat jederseits drei bis vier Zähne. Er ist an Gestalt dem Flußkrebse sehr ähnlich, aber im Leben blau und gelb gefleckt, wird auch ebenso durch Kochen rot; liefert eine wohlschmeckende, jedoch für viele Personen schwer verdauliche Speise.

Der Hummerfang geschieht meist mit Hummerkörben und wird besonders in der Nordsee um Helgoland, an der südl. Küste Norwegens, im Kanal und in der Bretagne schwunghaft betrieben. In den letztgenannten Gegenden hat man Hummerparke, in welchen, je nach Größe, bis zu 100000 H. im Sommer aufgemelt und bis zur Verschiffung im Herbst und Winter mit dem Fleische wertloser Fische, besonders Haifische, ernährt werden. Die Verschiffung geschieht in eigens dazu eingerichteten Fahrzeugen mit doppeltem Boden, worin die Tiere selbst 8 Tage lebend erhalten werden können. Bei Versendungen landeinwärts werden die H. in den Hafenstädten, z. B. in Hamburg, zuvor gekocht oder konserviert. Im Winter können sie auch lebend versendet werden. Man hat berechnet, daß in Nordeuropa allein jährlich an 5 Mill. H. verbraucht werden. Wie groß die Fruchtbarkeit der H. ist, ergibt sich aus Basters Beobachtung, welcher an einem einzigen Weibchen 12444 Eier am Hinterleibe angehängte Eier zählte. Der amerikanische Hummer (H. americanus) ist dem unsrigen sehr ähnlich; der südafrikanische Hummer (H. capensis) wird nur 15 cm lang.

Hümmling oder Huimling, ein [illegible] Höhenzug in Hannover, Landdrostei Osnabrück, Kreis Meppen, welcher die Wasserscheide zwischen der Hase und der Leda bildet, und dessen Südrand als Hügel das rechte Ufer der Hase von Herzlake bis zur Mündung begleitet, im Windberg bei Meppen bis zu 94 m Höhe ansteigend.

Digitized by Google

Humor (lat.) heißt ursprünglich Feuchtigkeit, von deren richtigem Verhältnis im menschlichen Körper die alten Ärzte das geistige und körperliche Wohlsein wesentlich bedingt hielten. So bekam das Wort die Bedeutung von guter Stimmung, heiterer Laune und wurde endlich am Ende des 18. Jahrh. der allgemein übliche Ausdruck für die höchste Form des Komischen. Das klassische Altertum kannte den H. als abgesonderte Kunstart wenig oder gar nicht. Erst die Zeit des beginnenden Verfalls erzeugte den H. des Aristophanes. Das Mittelalter, obgleich voll des lustigsten Schwanks, erhebt sich zum reinen H. nicht. Erst der Anfang der neuern Geschichte erzeugte Rabelais und Fischart, im Drama Shakspeare, im Roman Cervantes. Das 18. Jahrh. brachte namentlich in England den humoristischen Roman hervor und diese Form ist, wie namentlich Dickens beweist, von den Engländern bis in die neueste Zeit mit großer Vorliebe gepflegt worden. Aus der Anregung der engl. Humoristen sind auch vornehmlich die deutschen humoristischen Romane hervorgegangen, die am Ende des 18. Jahrh. massenhaft auftauchten, von denen aber nur die von Hippel und von Jean Paul bleibenden Wert haben; der H. der Romantiker, namentlich Tiecks und Clemens Brentanos, ist nicht selten gesucht; in neuester Zeit hat sich Fritz Reuter als Humorist ersten Ranges bewährt.

Humoralpathologie, s. u. Cellularpathologie.

Humor aqueus und **Humor vitreus**, s. u. Auge, Bd. II, S. 197b.

Humoreske, eine humoristisch gefärbte Darstellung (Schilderung, Erzählung).

Humorist, s. unter Humor.

Humös (lat.), humusreich.

Humpheon, Gewicht für Maismehl in Nordamerika, = 362,872 kg.

Humphreys (Henry Noel), engl. Schriftsteller und Illustrator, geb. 1810 in Birmingham, empfing seine Erziehung teils in der King Edwards School seiner Vaterstadt, teils auf dem Festlande. Nachdem er sich längere Zeit in Rom aufgehalten, veröffentlichte er 1840 seine Beschreibung der Kupferstiche in W. B. Cookes «Views in Rome and its surrounding scenery» und gemeinsam mit J. O. Westwood «British butterflies and their transformations» (1841) und «British moths and their transformations» (2 Bde., 1843—45). Hierauf folgten seine «Illuminated illustrations of Froissarts chronicles» (1843), «The illuminated books of the middle ages» (1844—49), «The art of illumination» (1849), «The coin collector's manual» (2 Bde., 1853), «The coinage of the British empire» (1854; 2. Aufl. 1868), «A history of the art of printing» (1867), «Rembrandt's etchings» (1871). H. ist auch der Verfasser mehrerer anonym veröffentlichter Romane, sowie der dramatischen Novellette «Goethe in Strassburg» (1860).

Humpolec, Stadt im südöstl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Deutsch-Brod, 22 km südwestlich von Deutsch-Brod, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 5412 E. czech. Zunge, die neben den städtischen Gewerben Feldwirtschaft betreiben, auch vier Tuchfabriken unterhalten. Der Ort wird schon im 13. Jahrh. genannt, und scheint eine deutsche Ansiedelung unter dem Schutze des Deutschen Ritterordens gewesen zu sein. Auf einer Anhöhe in der Nähe liegt die Burg Worlik.

Hums, Stadt in Syrien, s. unter Emesa.

Humulus Lupulus *L.*, s. Hopfen.

Humus (lat.) heißt im weitern Sinne die oberste pflanzentragende Schicht der Erde, ein Gemenge verwitterter oder durch Anschwemmung zusammengehäufter unorganischer Massen mit den Produkten der Verwesung und Vermoderung vegetabilischer und animalischer Reste, oder auch, enger begrenzt, das kohlenstoffreiche braune oder schwarze, mit den mineralischen Bestandteilen teils chemisch, teils mechanisch verbundene Gemenge der letztern. Der H. oder Moder erscheint als eine leicht zerreibliche, lockere, braune bis schwarze Masse, welche nach der Dauer des Vermoderungs- oder Verwesungsprozesses verschiedenartige physik. Eigenschaften und Zusammensetzung zeigt. Er bildet die Hauptmasse der Torf- und Moorablagerungen, die durch einen Prozeß, in welchem der Zutritt der Luft gehemmt oder gänzlich abgeschnitten war, aus unter Wasser gesetzten Vegetabilien entstanden sind. Man hat aus dem H. verschiedene Körper isolieren zu können geglaubt und hat diese Ulmin, Humin, Ulminsäure, Huminsäure, Quellsäure, Quellsatzsäure u. s. w. benannt. Alle diese sind jedoch keine chemisch definierbaren Verbindungen, sondern Übergangsprodukte von der Pflanzensubstanz bis zu ihrer endlichen Auflösung in Kohlensäure. In früherer Zeit betrachtete man den H. als den wertvollsten Bestandteil des Bodens und schrieb ihm allein Bedeutung für die Ernährung der Pflanzen zu. Diese Bedeutung besitzt er jedoch nicht. Die Pflanzen nehmen keine Spur der humosen Bestandteile des Bodens auf, können also durch H. nicht ernährt werden, wie zuerst von Liebig gelehrt und durch Untersuchungen von Knop, Sachs, Stohmann u. a. experimentell erwiesen ist. Wenn daher dem H. auch diese Rolle nicht zufällt, so ist doch seine Anwesenheit im Boden für das Pflanzenwachstum von großer Wichtigkeit, indem er die mechan. Beschaffenheit des Bodens verbessert. Der H. lockert die Bodenbestandteile, er erhöht seine wasserhaltende Kraft, vermehrt sein Absorptionsvermögen für Wasserdampf und Gase, steigert sein Aufsaugungsvermögen der Wärmestrahlen und ist dem Boden durch seine beständig fortschreitende Verwesung eine stete Quelle der Wärme. Wenn so die alte Humustheorie, über welche von Gelehrten und Ungelehrten viel gestritten worden ist, als richtig nicht mehr gelten kann, so wahren diese günstigen Eigenschaften dem H. doch immer den Charakter eines höchst wertvollen Bestandteils des Bodens.

Humusboden (humoser Boden) heißt ein Boden mit reichem Humusgehalt.

Humusdecke ist der Abfall von Pflanzen, der den Boden bedeckt, z. B. in Wäldern, und demselben die entzogene Nahrung großenteils wieder erstattet. Daher die Schädlichkeit der Entnahme der Waldstreu aus den Forsten.

Humustheorie, s. unter Humus.

Hu-Nan, d. h. Süden des Sees, nach dem chines. Regierungsalmanach die 12. Provinz des Reichs, welche in älterer Zeit mit der nördlich von ihr gelegenen Provinz Hu-Pe, d. h. Norden des Sees, in administrativer Beziehung unter dem Namen Hu-Kuang, d. h. Provinz des großen Sees, ein zusammenhängendes Ganzes bildete, wird nördlich von Hu-Pe, südlich von der die Grenze zwischen H. und den Provinzen Kwang-Si und Kwang-tung bildenden, Nan-schan genannten Ge-

Digitized by Google

birgskette, östlich von der Provinz Kiang-Si und westlich von den Provinzen Kwéi-Tschou und Sz'-Tschwan begrenzt. H. ist eine der fruchtbarsten und am besten bewässerten Provinzen von ganz China und bildet mit der nördlich von ihr gelegenen Provinz Hu-Pe ein immenses Bassin, dessen tiefste Depression der See Thung-thing-hu bildet, in welchem sich die von dem Nang-schan-Gebirge herabkommenden Flüsse ergießen. Dieser See, den chines. Gelehrte als die Stelle ansehen, in welche der große Yu die Wasser der Sintflut abfließen ließ, liegt in dem Depart. Yo-Théou-fu der Provinz H. Außerdem befinden sich allein in dem Depart. Yo-Théou noch 30 kleinere Seen. Die Provinz H. ist 215555 qkm groß, enthält 9 Departements, 3 Arrondissements und 60 Kantone, außerdem 4 Arrondissements und 3 Distrikte, welche unmittelbar unter der Centralregierung des Reichs stehen, und hatte in der letzten Volkszählung 18652507 E. Hauptstadt der Provinz und eines gleichnamigen Departements ist Tschang-Scha-Fu, gelegen unter 28° 12′ nördl. Br. und 112° 30′ 57″ östl. L. (von Greenwich).

Hund, Tier, s. Hunde.

Hund, Hunt, ein zur Fortschaffung, zum Transporte der in Gruben- oder Tagebauen gewonnenen Erz-, Gesteins- oder Kohlenmassen sowohl in der Grube oder über Tage benutztes Fördergefäß, bestehend in einem länglich-viereckigen, oben offenen Kasten, welcher auf einem Gestell mit vier Rädern ruht. Man unterscheidet zwar Hunde- und Wagenförderung, doch gehen die Bezeichnungen mehrfach ineinander über. Die eigentlichen H. sind dem Inhalt nach stets kleiner als die Wagen und kennzeichnen sich noch dadurch, daß sie zwei größere Hinterräder und zwei kleinere Vorderräder, während die Wagen vier gleich große Räder besitzen. Man unterscheidet Deutscher H. mit Spur- oder Leitnagel, Ungarischer H. ohne Spurnagel, Eisenbahnhund, Englischer H., Flözhund, Schlepp- oder Strebhund, Kufenhund, dessen Kasten auf Schlittenkufen, Walzenhund, dessen Kasten auf Walzen ruht u. s. w. Auch in anderer Bedeutung kommt das Wort H. in der Bergmannssprache vor, z. B. den H. anhängen, den Hundsspengel stechen oder stehen, gleichbedeutend mit nicht arbeiten, den H. an die Kette legen, fassen, d. h. an den H. zum Zwecke des Fortziehens die Kette oder das Seil befestigen. Ferner spricht man vom H. laufen oder stoßen, d. h. mit dem H. fördern. Das zur Hundeförderung bestimmte Personal wird Hundeläufer, Hundestößer, auch Hundejungen genannt.

Hund, Name zweier Sternbilder. Der Große Hund ist ein südl. Sternbild und erstreckt sich vom 92. bis 110.° Rektascension, vom 10. bis 35.° südl. Deklination; nach Heis kommen in demselben 70 dem bloßen Auge sichtbare Sterne vor, von denselben ist einer erster Größe, Sirius, zugleich der hellste Fixstern am ganzen Himmel, zwei Sterne zweiter, ein Stern dritter Größe u. s. w. Von hervorragendem Interesse ist der Sirius infolge der an ihm bemerkten eigentümlichen unregelmäßigen Eigenbewegung. Bessel kam dadurch auf den Gedanken, daß der Sirius einen für uns unsichtbaren Begleiter habe, also ein Doppelstern sei. Peters und Auwers berechneten aus den Unregelmäßigkeiten der Bewegung den Ort, wo ein solcher Begleiter stehen müßte, und es wurde in der That mit Hilfe eines starken Fernrohrs in Nordamerika 1862 der Begleiter als schwaches Sternchen aufgefunden. Seitdem man weiß, wo dieser Stern steht, ist er auch in mäßigen Fernrohren oft beobachtet worden. Die Umlaufszeit beträgt 50 Jahre. Ein prachtvoller Sternhaufen befindet sich auch in diesem Sternbild, dem bloßen Auge als sternartiger Nebelfleck sichtbar; er steht in 100° Rektascension und 20½° südl. Deklination, und eine große Zahl ziemlich heller Sterne sind schon mit kleinern Fernrohren sichtbar. Der Kleine Hund ist ein Sternbild des nördlichen Himmels, erstreckt sich vom 106. bis 120.° Rektascension und vom Äquator bis 13° nördl. Deklination. Heis zählt in ihm 37 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, worunter ein Stern erster Größe (Procyon), ein Stern zweiter, die übrigen vierter und schwächer sind. Beim Procyon zeigten sich ähnlich wie beim Sirius Unregelmäßigkeiten in der Eigenbewegung, und auch über diese hat Auwers eingehende Untersuchungen angestellt. Es ist aber bisher nicht mit Sicherheit gelungen, einen Begleiter des Procyon aufzufinden.

Hunde (Canidae), eine aus 54 Arten bestehende Familie von Säugetieren aus der Ordnung der reißenden oder Raubtiere, die alle so bestimmte gemeinsame Charaktere besitzen, daß die verschiedenen Gattungen, in die man sie gebracht hat, mit wenig Ausnahmen wertlos sind. Das Gebiß der H. zeigt 42 Zähne, nämlich oben und unten sechs Schneidezähne, jederseits oben und unten einen großen Eckzahn, oben drei, unten vier Backenzähne, einen großen Reißzahn und hinter ihm oben und unten zwei Höckerzähne. Das Gebiß ist mithin ein geringer differenziertes Raubtiergebiß als das der Katzen, von denen sich auch die H. zugleich durch die nicht zurückziehbaren Krallen und die glatte Zunge unterscheiden. Die H. sind Zehengänger und haben an den vordern Füßen meist fünf, hinten vier Zehen, eine Afterdrüse fehlt, mit Ausnahme des Hyänenhundes (s. d.), allen. H. finden sich, mit Ausnahme Madagaskars, den Australischen Inseln, Neuseelands, den Inseln des Stillen Oceans und den Antillen, in der ganzen Welt, und gedeihen in den Tropen wie in den Polarländern, in der Ebene und den Gebirgen gleichmäßig gut. Bemerkenswerte wilde H. sind der gemeine Fuchs (s. Tafel: Wilde Hunde und Hyänen, Fig. 4), der Polarfuchs (Fig. 1), der Fenek (Fig. 3), der Schakal (Fig. 2), der Wolf (Fig. 6), die nordamerik. Coyote oder Prairiewolf (Fig. 8), der dem Schakal im Habitus ähnlich ist. Der Ohrenhund (Fig. 11) bildet, wie der Hyänenhund (Fig. 7), eine eigene Gattung der Hundefamilie, die sich vor allen nicht beuteltierartigen Säugetieren durch den Besitz eines vierten Backenzahns auszeichnet. Ein gleichfalls sehr sonderbares Tier ist der Waldhund (Icticyon venaticus) von Brasilien, der durch Schwimmhäute verbundene Zehen und im Unterkiefer größere Eckzähne als im Oberkiefer hat; von manchen Forschern wird er, aber wohl mit Unrecht, den Mardern beigezählt. Fossile H. finden sich im Tertiär namentlich Nordamerikas; in den jüngern Schichten sind es unzweifelhafte H., aber in den ältern zeigen sie merkwürdige Mischungen von Charakteren verschiedener Raubtierfamilien, sodaß Zwischenformen zwischen H. und Katze, H. und Bär, Marder u. s. w. zu Stande kommen. Der Dingo (Fig. 5) ist kaum ein wilder H., sondern ein erst mit den Menschen nach Australien gekommener und dort verwilderter H.

Digitized by Google

WILDE I

1. Polarfuchs (Canis lagopus).

2. Schakal (Canis aur).

5. Dingo (Canis Dingo).

8. Coyote (Canis latrans).

9 Gefleckte Hyäne (Hyaena ‹r).

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Hundegeschlecht ist dem Menschen durch den Haushund (Canis familiaris), der unzweifelhaft das älteste Haustier ist, auf das innigste verbunden; mit dem Menschen hat sich der Haushund über die ganze Erde verbreitet und wußte sich mit der den Hundearten eigenen Anpassungsfähigkeit besser als jedes andere Haustier an die verschiedensten Verhältnisse zu gewöhnen.

Über das Stammtier dieses nirgends im eigentlich wilden, aber hin und wieder im verwilderten Zustande vorkommenden Geschöpfs ist man bis jetzt vollständig noch nicht aufgeklärt, wenn es auch nach den Untersuchungen von Zeitteles wahrscheinlich ist, daß verschiedene Rassengruppen von verschiedenen wilden Arten stammen. Fragt man die Vorgeschichte, so findet sich, daß der H. das erste Haustier war, welches der Mensch in Europa besaß, und daß in der Steinzeit überall, von Dänemark bis zu den Alpen, nur eine einzige, scharf charakterisierte, eher kleine als große Hunderasse vorkam, welche, nach Rütimeyers Untersuchungen, zwischen dem Wachtelhunde und dem Hühnerhunde, doch dem erstern näher stand. Diese ursprüngliche Hunderasse war also gewiß eine wilde, vom Menschen zuerst gezähmte Art. Die Vergleichung der Schädel zeigt, daß dieser Torfhund und seine Nachkommen, wohin die Spitze, Pommer, Dachs- und Wachtelhunde, Pintscher und Rattenfänger gehören, von dem noch jetzt wilden Schakal (Canis aureus) abstammen. Erst in denjenigen Pfahlbauten, welche auch Gegenstände von Metall (Bronze) finden lassen, zeigt sich ein großer, ebenfalls gezähmter Wolfshund, der mit den Schweiß-, Jagd-, Schäfer-, Wind- und Vorstehhunden von dem indischen Wolfe (Canis pallipes) herstammt. Die auf den ägypt. Denkmälern dargestellten Doggen und der Straßenhund des Orients stammen von dem großen Schakal oder Dib (C. lupartes), die ägypt. Windhunde von dessen schlankerer Varietät (Canis Anthus) ab. In Amerika fanden die Entdecker schon zahme H., die, nach Tschudi, von den europäischen verschieden sein und eine eigene Art bilden sollen. In Australien und Neuseeland fand man ebenfalls bei der Entdeckung zahme oder halbwilde H. (Dingo, s. Tafel: Wilde Hunde und Hyänen, Fig. 5) vor. Da, wo keine wilden H. auf dem alten Kontinent vorkommen, gibt es auch keine zahmen, und da, wo die H. verwildern, wie im Orient, werden sie einander sehr ähnlich und durch ihre spitzen Ohren, den steifgetragenen Schwanz, das struppige Haar dem Schakal ähnlich.

Die Frage hinsichtlich der Abstammung unserer Haushunde scheint also für die Rassen des alten Kontinents vorläufig dahin gelöst, daß weder Wolf noch Fuchs an ihrer Bildung teilhatten, daß sie aber wenigstens drei wilden Hundearten entstammen, dem Schakal, dem Dib (in seinen Varietäten) und dem ind. Wolfe, Dheriah oder Landgah genannt, die sich leicht von dem Menschen zähmen ließen und später durch ihre Kreuzungen die verschiedenen Rassen erzeugten, die also alle mehr oder minder Bastarde und Blendlinge wären.

Die Einteilung der Haushunde in Rassen ist nur von sehr bedingtem Werte; doch macht sie sich der Übersichtlichkeit wegen nötig. Von den über 70 Rassen und Spielarten, die man unterschieden hat, sind als besonders wichtig hervorzuheben:

A. Hängeohrige Hunde. I. Wollhaarige. 1) Der in verschiedenen Größen vorkommende Pudel, der Repräsentant der Gelehrigkeit des Hundes, zur Jagd nur wenig benutzt. (S. Tafel: Hunderassen, Fig. 4.) 2) Der große Neufundländer (Fig. 2), wahrscheinlich eine Kreuzung des Eskimohundes mit dem franz. Parforcehunde, auf Neufundland selbst nur mehr verkümmert vorkommend. Der Besitz von Schwimmhäuten zwischen den Zehen und vererbte Anlage machen ihn zu einem vorzüglichen Schwimmer. 3) Der Bernhardiner (Fig. 3). Die frühere Rasse ist ausgestorben und eine neue herangezüchtet worden, bekannt durch ihre lebensrettende Thätigkeit auf den Alpenhospizen. 4) Der Leonberger Hund und die Tibetdogge (Fig. 1). II. Feines seidenartiges Haar besitzen der Wachtelhund (Fig. 8) und der Bologneser, beide Luxushunde, wenn auch ersterer manchmal zur Jagd verwendet wird. III. Jagdhunde. Zur Jagd auf größere Tiere wird der Bluthund (Fig. 6) verwendet, ebenso der engl. Hirsch- und deutsche Schweißhund (Fig. 7), während mit dem Fuchshunde (Fig. 9) und dem Hühnerhunde oder Vorstehhunde (Fig. 5 und 11), welcher auch langhaarig sehr häufig ist, auf kleinere Tiere gepirscht wird. IV. Dachshunde (Fig. 10) besitzen meist gekrümmte Vorderbeine, doch kommt auch eine geradbeinige, wie noch eine zottige Rasse vor. Sie zeichnen sich durch hohe geistige Anlagen, aber häufig ebenso sehr durch ihren Eigensinn aus. Ihre außerordentlich feine Nase, sowie ihr muskelkräftiger Körper machen sie vorzüglich zum Aufstöbern des Dachses in seinem Bau geeignet. Die bewährtesten Dachshunde sind von mittlerer Größe und schwarz mit gelben Abzeichen.

B. Hunde mit halbaufrechten, an der Spitze überhängenden Ohren. V. Doggen, äußerst kräftige, zum Teil plump gebaute Tiere, welche meistens als Hofhunde gehalten werden (Fig. 15 und 16). Bulldogge, Mastiff und Mops besitzen eine stark gefaltete Haut (Fig. 12, 13 und 14), während die deutsche und dän. Dogge feinere Formen und keine Hautfaltung zeigen. VI. Hatzrüden, stehen in der Form zwischen den Doggen und den Windhunden, sie werden nur noch zum Teil als Jagdhunde verwendet. VII. Die Windhunde (Fig. 17, 18 und 19) vereinigen elegante Körperform mit großer Kraft, Schnelligkeit und hoch ausgebildeten Sinnen. Sie sind daher zur Auffindung und Verfolgung des Wildes in offenem Terrain wie geschaffen; ihr oft unfolgsames Wesen mag größtenteils aus einem vererbten Freiheitstriebe zu erklären sein. Flughaarig sind der pers. und russ. Windhund, glatthaarig der große irländ., schott., afrik. und das engl. und ital. Windspiel; letztere beiden bedeutend kleiner. Als besonders hoch entwickelte Windhunde sind der ägyptische und arabische zu bezeichnen. VIII. Nackte Hunde schließen sich im Bau an die Windhunde an, werden jedoch selten größer als ein Fuchs. Afrika und Mittel- und Südamerika besitzen solche Hunde.

C. Hunde mit aufrecht stehenden Ohren. IX. Haus- und Hirtenhunde, vorzüglich geeignet zur Bewachung von Haus und Hof, wie auch als Beistand des Schäfers. In der Regel ist er langhaarig (Fig. 21 und 22), doch kommen auch kurzhaarige Rassen vor. X. Der Spitzhund (Fig. 20), durch seine Wachsamkeit und seinen Humor ein treuer Freund des Menschen, ebenso sehr aber auch durch seine Bissigkeit dem Fremden gefährlich, meist einfarbig.

Digitized by Google

Der chines. Spitz, der Bongo- und Niam-Niamhund zählen ebenfalls hierher. XI. Pintscher (Fig. 23 und 24) sind sehr lebhafte und intelligente, zu allerlei Kunststücken abrichtungsfähige Tiere, von oft sehr drolligem Wesen. Zur Jagd wird fast nur der Zigeunerhund verwendet, während der glatthaarige Pintscher, der Bullterrier (Bulldoggenpintscher), sowie der rauhhaarige Affenpintscher und Rattenfänger angenehme Gesellschafter des Menschen, im Verein aber mit großen Hunden die besten Wächter für Haus und Hof abgeben; der mehr oder weniger hervortretenden Anlage zum Morden thun sie durch Jagd auf Ratten und Mäuse Genüge. Die Eigenschaft zu stehlen mögen sie von den Zigeunern überkommen haben. XII. Wolfshunde, in ihrer Gestalt den Wölfen äußerst ähnlich, bewahren immer einen gewissen Grad von Wildheit. In der Alten Welt sind sie vertreten durch den Kamtschatkahund, in der Neuen durch den Eskimohund (Fig. 25). Von Interesse ist noch der H. der Hasenindianer, welcher als eine Kreuzung zwischen H. und Polarfuchs erscheint. In Südamerika und im Orient finden sich verwilderte H. in großen Massen vor, welche bestimmte Rasseneigentümlichkeiten nicht mehr erkennen lassen und in der Regel als Pariahunde bezeichnet werden.

Die Hündin wird zweimal im Jahre, meist im Frühjahr und Sommer, läufig. Die Brunst dauert 9—14 Tage, die Tragezeit 9 Wochen. In der Regel werden mehrere Junge, bis zu 15 und 20, geworfen. Kleine H. werfen meist nur 1 oder 2, welche aber unverhältnismäßig groß sind und daher häufig ein Geburtshindernis abgeben. Bei der Geburt sind die Augen noch geschlossen, doch öffnen sie sich nach 10—11 Tagen. Die Jungen werden 5–8 Monate lang gesäugt; im dritten bis vierten Monat beginnt der Zahnwechsel, der an den Schneidezähnen mit ¾—1 Jahr beendet ist. Die beste Nahrung für junge H. ist die Muttermilch; das Entwöhnen muß mit Vorsicht geschehen und dann kräftige Nahrung gereicht werden. Später werden Knochen eine unentbehrliche Zugabe zur Nahrung. Die Dressur muß so früh als möglich begonnen und konsequent mit strenger Milde durchgeführt werden, unnötige Roheiten verderben jeden H. Das Alter großer H. kann bis zu 30 J. betragen, während kleine selten über 10—12 J. alt werden.

Wie die übrigen Haustiere, so hat sich auch der H. in seiner Nahrung der Lebensweise des Menschen angepaßt, und ein großer Teil hat fast vollständig vergessen, daß er früher Fleischfresser gewesen, indem sich sein Magen an dieselbe Vielseitigkeit gewöhnt hat, wie der des Menschen. Ebenso wie bei diesem trifft man oft auf eine Verfeinerung des Geschmacks, welche die Besitzer in nicht geringe Verlegenheit versetzt, während andere wieder mit Aas, Abfällen und wie die nordischen H. mit Fischen in frischem und geräuchertem Zustande furlieb nehmen müssen. Einmalige oder zweimalige, aber kräftige Mahlzeit genügt in der Regel, frisches Wasser aber muß jederzeit zur Verfügung stehen. Die Sinne der H. sind in der Regel sehr hoch entwickelt; besonders fein ist Geruch und Gehör, während das Gesicht in oft bedenklichem Grade zurücktritt. Bei einzelnen Rassen, welche sich vollständig an das Schmarotzertum beim Menschen gewöhnt haben, wie Möpse, Seidenpintscher u. s. w., sind auch erstere in viel geringerm Grade ausgebildet, während sie bei andern, wie den Hühnerhunden, durch künstliche Zuchtwahl bis zu einem oft wunderbaren Grade verfeinert sind. Bissigkeit und mürrisches Wesen zeichnet die Windhunde, oft auch die Doggen; Lust zum Bacieren den Dachs; Treue, Anhänglichkeit und Klugheit die großen Doggen und Hühnerhunde, besonders aber den Pudel aus, bei dem sich auch noch ein drolliger Humor hinzufindet, wie er den Pintschern, Rattenfängern und Spitzen in so hohem Grade zu eigen ist.

Der Gebrauch des H. ist ebenso mannigfach, als die Völker verschieden sind, unter welchen er lebt. Unter arktischen Völkern wird er als Zugtier benutzt, auf vielen Südsee-Inseln gemästet und gegessen. Dem Feuerländer steht er bei im Fischfange und im Aufsuchen von Muscheln, und unter andern Völkern wird er zu den verschiedensten Arten von Jagd oder auch zu ungewöhnlichen häuslichen Diensten abgerichtet. In vielen Ländern so geschätzt als Haustier, daß man durch Gesetze gegen seine Vermehrung einschreiten mußte, gilt er anderwärts für ein unreines Geschöpf, dessen Nähe man sorgfältig meidet. Kein anderes Haustier entwickelt eine gleich große Abrichtungsfähigkeit und keins überrascht in demselben Verhältnisse wie der H. durch merkwürdige Spuren von Intelligenz; wenige sind aber auch so zahlreichen Krankheiten wie der H. unterworfen, unter denen die Hundswut (s. d.) eine der furchtbarsten ist. Der H. ist aber auch ein gemeingefährliches Geschöpf, weil er die größte Parasitenherberge ist, die im Tierreich überhaupt existiert. Ganz besonders kann er Schaden bringen, weil er in seinen Stirnhöhlen häufig das Pentastoma taenioides (bandwurmähnlicher Fünfmund) wohnen läßt; dieser Schmarotzer bringt aber dem Menschen und auch ökonomischen Nutztieren durch seine ungeschlechtliche Vorstufe, durch das Pentastoma denticulatum (gezähnelter Fünfmund), Schaden. Der H. ist ferner Träger von vier Bandwürmern, nämlich von Taenia echinococcus, Taenia serrata, Taenia coenurus, Taenia marginata. Werden Eier von Taenia echinococcus des H. von Menschen oder von Haustieren durch unglücklichen Zufall aufgenommen, so entstehen aus ihnen die in Leber und Lungen, aber auch in sonstigen Organen der neuen Wirte schmarotzenden Tierhülsenwürmer (Echinococcus polymorphus); verzehren Hasen oder Kaninchen Eier der Taenia serrata, so entwickeln sich aus solchen die erbsenförmigen Finnen; aus Eiern der Taenia coenurus gehen innerhalb der Wiederkäuer die die Drehkrankheit verursachenden Gehirnquesen hervor; aus Eiern der Taenia marginata innerhalb der Wiederkäuer und Schweine, des Rot- und Rehwildes, die langhalsige Finne; diese Würmer schädigen, wie solches Blasenwürmer (s. d.) zu thun pflegen. Auch die bei Räude und die bei Balgmilbenräude des H. thätigen Räudemilben und Balgmilben gehen auf Menschen über, um auf ihnen Krätze hervorzurufen. Ebenso scheinen pflanzliche Schmarotzer (Trichophyton tonsurans, s. unter Hautkrankheiten der Haustiere), die Hautkrankheiten bei H. hervorrufen, auf gesunde Menschen übergehen zu können; auch haftet ihm mancherlei Ungeziefer und Unreinlichkeit an. Leicht lernt der H. stehlen, wird den Gespannen, dem Geflügel u. s. w. gefährlich, jagt für sich auf eigene Faust u. s. w. Kurz seine allgemeine Haltung ist mit so manchen, in die Civilisation nicht recht mehr

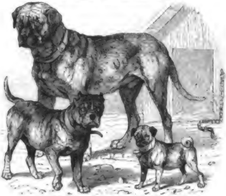
Digitized by Google

8. Englischer Wac
11. Eng

23. Affenpintsc

17. Englischer Wi
19.

15. Deutsche Dogge. 16. Dänische Dogge.



12. Bulldogge. 13. Mastiff. 14. Jetziger Mops.

5. Altdeutscher Hühnerhund. 6. Moderner Bluthund.
7. Moderner Schweißhund.

Digitized by Google

passenden Unannehmlichkeiten verbunden, daß man sie durch Steuern, ja sogar durch Gesetze zu beschränken gesucht hat. Durch die Zeitfortschritte ist der H. seiner ursprünglichen Bestimmung vielfach entfremdet und mehrenteils zum bloßen Spielzeuge des Menschen geworden. Seine Zucht wird gewöhnlich ohne besondere Wahl, nur gelegentlich, selten gewerbsmäßig betrieben. Doch gibt es in Deutschland jetzt Zuchtvereine, sowie einige Hundezüchtereien, welche bestimmte Rassen in Reinzucht heranziehen, so z. B. in Zahna in der Provinz Sachsen, zu Leonberg in Württemberg, Mittweida in Sachsen u. s. w. Der männliche H. heißt Rüde, der weibliche Hündin oder Petze. Letztere wird zweimal im Jahre «läufisch» und wirft gewöhnlich drei bis sechs Junge, welche blind zur Welt kommen und binnen einem Jahre ausgewachsen sind. Die Lebensdauer des H. ist, je nach der Rasse und Körpergröße, 7—15, auch sogar 30 Jahre. Nicht selten verfällt er in seinen letzten Lebensjahren marastischen Krankheiten.

Die Naturgeschichte des H. ist so vielfach bearbeitet worden, daß sie ein eigenes Fach der zoolog. Litteratur bildet. Vgl. neben den Schriften Buffons besonders: Walther, «Der H., seine verschiedenen Zuchten, Varietäten und Geschichte» (Gieß. 1817); Reichenbach, «Der H.» (Lpz. 1835); Giebel, «Tagesfragen aus der Naturgeschichte» (Berl. 1857); Berjeau, «The varieties of dogs» (Lond. 1863); Leo, «Der H.» (Karlsr. 1875); Fitzinger, «Der H. und seine Rassen» (Tüb. 1876); Zeitteles, «Die Stammväter unserer Hunderassen» (Wien 1877); Schmiedeberg gibt eine Zeitschrift «Der H. Organ u. s. w.» (Lpz. 1875 fg.) heraus. Die deutschen Rassen wurden am besten von Riedinger, die französischen von Buffon, die englischen von Landseer abgebildet.

Hundeblume, s. unter Taraxacum.

Hundert Garden, s. Centgarden.

Hundertjähriger Kalender, ein oft aufgelegtes Volksbuch, worin auf Grund astrolog. und anderer abergläubischer Vorstellungen im allgemeinen das Wetter u. s. w. auf ein ganzes Jahrhundert vorhergesagt wird.

Hundertschaftsgericht, s. unter Hundred; vgl. Englische Verfassung, Bd. VI, S. 169.

Hundert Tage, die letzte Herrschaftsepoche des Kaisers Napoleon I. vom 20. März bis 28. Juni 1815. (S. Cent-Jours und Frankreich, Bd. VII, S. 121b.)

Hundeseuche, s. Staupe der Hunde.

Hundeshagen (Joh. Christian), namhafter forstwissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 10. Aug. 1783 zu Hanau, besuchte die Universität Heidelberg, wurde 1818 Lehrer an der staatswirtschaftlichen Fakultät zu Tübingen, 1821 Forstmeister in Fulda und Direktor der dortigen Forstlehranstalt, 1824 Professor in Gießen, wo er 1825 ein Forstlehrinstitut gründete. Hier starb er 10. Febr. 1834. Von seinen vielen forst- und naturwissenschaftlichen Schriften sind vorzüglich zu nennen: «Encyklopädie der Forstwissenschaft» (1. Abteil.: «Forstliche Produktionslehre», Tüb. 1821; 4. Aufl., besorgt von Klauprecht, 1842; 2. Abteil.: «Forstliche Gewerbslehre», Tüb. 1822; 4. Aufl., besorgt von Klauprecht, 1843; 3. Abteil.: «Lehrbuch der Forstpolizei», Tüb. 1831; 4. Aufl., besorgt von Klauprecht, 1859), «Die Forstabschätzung auf neuen wissenschaftlichen Grundlagen» (Tüb. 1826; 2. Aufl., von Klauprecht, 1848), «Lehrbuch der land- und forstwirtschaftlichen Naturkunde» (3 Abteilungen, Tüb. 1827—30; 4. Abteil., herausg. von Klauprecht, 1840). H. war Begründer einer neuen Formel- oder Normalvorratsmethode (s. Forsteinrichtung) zur Berechnung des Waldertrags, des sog. Nutzungsprozents, und schuf ein neues System der Forstwissenschaft, in welchem er die «Forststatik» als besondere Wissenschaft, als «Lehre von der Meßkunst der forstlichen Kräfte und Erfolge» behandelt. Von einer durch H. begründeten Zeitschrift (1824): «Beiträge zur gesamten Forstwissenschaft», sind nur 8 Hefte erschienen.

Hundeshagen (Karl Bernh.), prot. Theolog, wurde 30. Jan. 1810 zu Friedewald bei Hersfeld geboren, Sohn des vorigen, studierte zu Gießen und Halle, habilitierte sich 1831 in Gießen und ward 1834 außerord. Professor der Theologie in Bern. Hier veröffentlichte H. unter anderm «Die Konflikte des Zwinglianismus, Luthertums und Calvinismus in der bernischen Landeskirche 1532—58» (Bern 1842) und «Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen» (Frankf. 1846; 3. Aufl. 1849). Im J. 1847 ging H. als ord. Professor nach Heidelberg, wo er «Die Bekenntnisgrundlage der vereinigten evang. Kirche im Großherzogtum Baden» (Frankf. 1851), «Das Prinzip der freien Schriftforschung in seinem Verhältnis zu den Symbolen und der Kirche» (Darmst. 1852), «Über die Natur und die geschichtliche Entwickelung der Humanitätsidee (1852) und «Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus» (Bd. 1, Wiesb. 1864) veröffentlichte. Auch gab er unter dem Titel «Der Weg zu Christo» (Frankf. 1853) eine Sammlung von Missionsvorträgen heraus. Im J. 1865 übernahm H. mit Riehm in Halle die Redaction der «Theol. Studien und Kritiken». H. wurde 1867 als Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte nach Bonn berufen und starb daselbst 2. Juni 1872. Christlieb veröffentlichte aus H.s Nachlaß «Ausgewählte kleinere Schriften und Abhandlungen» (2 Bde., Gotha 1874—75).

Hundetragen war eine ursprünglich bei den Franken und Schwaben und dann im ganzen Deutschen Reiche übliche Strafe adeliger Landfriedensbrecher. Dieselben mußten nämlich, bevor das Todesurteil an ihnen vollstreckt wurde, einen Hund, wie im gleichen Falle der Dienstmann einen Sattel, der Bauer ein Pflugrad und der Pfaffe einen Codex, aus einem Gau in den andern tragen, wodurch symbolisch angedeutet werden sollte, daß sie besser gethan hätten, bei ihrem Geschäft zu bleiben, als unberufen Kriegswirren anzustiften. Auf diese Weise ließ 938 Kaiser Otto I. die Anhänger des aufrührerischen Herzogs Eberhard und Kaiser Friedrich I. 1155 den rhein. Pfalzgrafen Hermann und dessen Genossen Hunde tragen.

Hundewache heißt in der Seemannssprache die Wache von Mitternacht bis 4 Uhr morgens. Die Schiffsbesatzung wird in zwei Wachen eingeteilt, die einander auf See nach je vier Stunden ablösen.

Hundezecke, s. Holzbock.

Hundezüchtereien, s. unter Hunde.

Hundheim, Dorf im bad. Kreis Mosbach, Amt Wertheim, 7 km im SSW. von Wertheim, mit (1880) 779 E., wurde geschichtlich namhaft durch das Gefecht am 23. Juli 1866 zwischen der Division Fließ der preuß. Mainarmee und den bad. Truppen des Bundesheeres.

Digitized by Google

Hundred ist der angelsächs. Ausdruck für das deutsche Hundertschaft (s. Gau), ward aber in vielfach wechselndem Sinne gebraucht. Wie nämlich die deutsche Hundertschaft in der Zeit, wo wir sie historisch kennen lernen, nicht mehr eine Vereinigung von genau 100 Kriegern oder grundbesitzenden Familienhäuptern bedeutet, sondern eine Abteilung des Gaues, ein Mittelglied zwischen Orts- und Gaugemeinde, so bezeichnet H. in der angelsächs. Zeit eine Abteilung der Grafschaft (shire) und die innerhalb derselben wohnende angelsächs. Bevölkerung. Dieser Sprachgebrauch war daraus entstanden, daß man in der Verfassung der Volkswehr die Unterabteilungen als Hundertschaften und Zehntschaften bezeichnete, mochten bei der Ungleichheit der Aushebungsbezirke auch mehr oder weniger Mannschaften aufgebracht werden. Die hundred (centena) entspricht demgemäß ungefähr den modernen Amtsbezirken. Ferner wird so genannt die Versammlung der freien Männer eines solchen Landesbezirks, welche zu Zwecken freiwilliger oder streitiger Gerichtsbarkeit nach uralter Sitte monatlich stattfand und sehr lange im Brauch blieb. Zum Zweck gegenseitiger Rechtshilfe gestalteten sich auch freiwillige Verbindungen oder Gilden, Friedensbürgschaften (fridhborgs), in Zehntschaften oder Hundertschaften, d. h. Unterabteilungen, welche die Verpflichtung übernahmen, diejenigen ihrer Mitglieder, welche ein Verbrechen begingen, vor Gericht zu stellen und, sobald sie nicht genügend nachweisen konnten, daß es nicht in ihrer Macht gelegen habe, weder das Verbrechen noch die Entweichung des Verbrechers zu hindern, dann subsidiarisch für den Schaden einzustehen. In der normann. Zeit wurde die H. gesetzlich für haftbar erklärt für heimliche Tötungen und Friedensbrüche in ihrem Bezirk, eine Polizeieinrichtung, aus der wichtige Gerichts- und Kommunalinstitutionen späterer Zeit hervorgegangen sind. Ungefähr die Hälfte der angelsächs. Amtsbezirke (hundreds) bestanden mit ihren alten Namen bis in das 19. Jahrh. fort. Neuerdings sind die Polizeiverwaltungsbezirke der Friedensrichter (divisions) den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend neu abgegrenzt worden.

Hundredweight, s. unter Avoirdupois.

Hundsaffe oder Magot (Inuus ecaudatus), auch Türkischer Affe, gegen 1 m lang, schmutziggrau behaart, mit fleischfarbenem Gesicht, Schwanz äußerlich nur durch einen kleinen Hautvorsprung angedeutet; bewohnt Nordafrika und ist die einzige Affenform des europ. Faunengebietes, da er in einer kleinen, etwa ein Dutzend Stück zählenden Schar die Felsen Gibraltars bewohnt; genösse die Kolonie hier keinen obrigkeitlichen Schutz, wäre sie gewiß lange ausgerottet. Wahrscheinlich ist es, daß die Gibraltaraffen keine ursprünglich eingeborenen, sondern Abkömmlinge vielleicht vor langen Zeiten entsprungener, von Afrika eingeführter sind.

Hundsdorn, soviel wie Weißdorn, s. Crataegus.

Hundsfeld, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Öls, 7 km von Breslau, zwischen der Weida und dem Juliusburger Wasser, Station der Linie Breslau-Dziedzitz der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1348 E. Hier fand 1109 ein Gefecht zwischen Kaiser Heinrich V. und Boleslav III. von Polen statt.

Hundsfisch (Umbra), eine aus zwei kleinen Arten bestehende Gattung der Hechte von sehr merkwürdiger geogr. Verbreitung: die eine Art (U. Crameri) bisweilen im südöstl. Europa, in Ungarn, die andere (U. limi) im centralen Nordamerika.

Hundsfloh, s. unter Floh.

Hundsgleiße, s. Gleiße.

Hundsgras, soviel wie Dactylis glomerata, s. unter Dactylis.

Hundsgrotte (Grotta del cane), eine wegen ihrer Mofetten oder Gasaushauchungen berühmte Höhle zwischen Neapel und Pozzuoli, am Rande des Kratersees Agnano (s. d.). Die Höhle ist etwa 3 m tief, 1 m breit und 3 m hoch und hat das Eigentümliche, daß kleinere Tiere, welche hineingebracht werden, betäubt werden oder ersticken und brennende Lichter am Boden verlöschen. Diese Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die Kohlensäure, die dem Boden aufsteigt, am Boden in einer gewöhnlich 40—50 cm hohen Schicht sich ansammelt, indem sie sich wegen ihrer größern spezifischen Schwere mit der darüberstehenden atmosphärischen Luft nicht vermischt. Die Grotte war schon den Alten bekannt und wurde von Plinius beschrieben. Ihren Namen hat sie davon, daß man gewöhnlich mit Hunden den Erstickungsversuch in ihr anzustellen pflegt; diese kommen aber, wenn man sie schnell ins Wasser bringt, wieder zum Leben.

Hundshaare, auch Ziegenhaare oder Falsche Haare, nennt man die langen, grannenartigen Haare, wie sie bei den feinsten Wollen als Fehler im Vlies vorkommen.

Hundshirse, s. unter Cynodon.

Hundskamille, Pflanzenart, s. unter Anthemis.

Hundskirsche heißt in einigen Gegenden die Beere der weißen Zaunrübe (Bryonia alba).

Hundskohl, Pflanzenart, s. unter Apium. [Solanum.

Hundskraut, Pflanzenart, s. Bitterstüß.

Hundslaus werden zwei auf dem Hunde ziemlich schmarotzende Insekten genannt: nämlich die eigentliche Hundslaus (Pediculus flavus, Haematopinus piliferus), etwas über 2 mm groß, von gelber Farbe und sich durch Saugen von dem Blute ihres Wirtes ernährend, und die unechte Hundslaus (Trichodectes latus), die zu den Pelzfressern gehört, kleiner und dunkler als die echte ist und mit beißenden Mundwerkzeugen sich von Schuppen und Haarteilchen ernährt. Außer Reinlichkeit und Bestreuen mit Insektenpulver das beste Mittel gegen beide, oft zusammen vorkommende Parasiten.

Hundspetersilie, s. Gleiße.

Hundsquecke, s. unter Quecke.

Hundsrose, s. Eglantine.

Hundsrück, richtiger Hunsrücken, d. h. hoher Rücken, ein Kalkschiefergebirge in den Regierungsbezirken Koblenz und Trier der preuß. Rheinprovinz, von den vier fruchtbaren, dichtbevölkerten und weinreichen Flußthälern des Rheins, der Mosel, Saar und Nahe umgeben, durch den Rhein von dem Taunus, durch die vielfach gewundene Felsengasse der Mosel von der Hauptmasse des niederrhein. Berglandes geschieden, gleicht dem letztern durch die Plateauform seiner 420—460 m hohen Bergflächen, durch die felsige Beschaffenheit und steile Einfurchung seiner untern Thäler, wird aber durch mehrere Reihen waldiger, fast zusammenhängender Bergkämme charakterisiert, welche von SW. gegen NO. streichen und die platte Grundfläche des Gebirges zum Teil um 330 m überragen

Digitized by Google

Sie beginnen im W. mit den Sandstein-, Muschelkalk-, auch Quarzfelshöhen, welche dem Saarthale oberhalb Saarburg ungemein steile Felsenwände geben, und streichen unter dem Namen des Hochwaldes oder Hohwaldes etwa 44 km weit bis zur Straße von Birkenfeld nach Bernkastel, dann als Idarwald bis in die Nähe von Kirn an der Nahe 22—30 km weit, endlich als Lützel- und Großer Soonwald oder eigentlicher H. (im Schanzer Kopf 663 m hoch) von dort bis gegen Stromberg und bis Bacharach am Rhein 30 km weit. Die Höhe dieser mehrfach unterbrochenen Waldkämme nimmt in der Hauptrichtung des ganzen Gebirges von SW. gegen NO. ab; denn die höchste Kuppe des Hochwaldes, der Erbes- oder Walderbeskopf, nordnordwestlich von Birkenfeld, liegt 818 m, der Springenkopf 793 m, der Idarkopf, nordwestlich von Kirn, 737 m, der Ruppelstein 755 m über dem Meere, und die höchsten Rücken des Soonwaldes (außer dem Simmerer Kopf) erreichen in der Oppeler Höhe nur 642 m absoluter Höhe. Die Abfälle gegen das Saar- und Nahethal sind sehr steil und an letzterm durch die Form isolierter Kegelberge charakterisiert. Die Abdachung nach dem Rhein und der Mosel bilden kleine Thalweitungen, die aber vielfach durch engere Schluchten und vorspringende Höhen unterbrochen werden. Da, wo sich die Ebenen den Flüssen zuneigen, wird treffliches Wintergetreide gebaut; in den höhern steinigen Regionen gedeihen Gerste und Hafer, vorzüglich aber guter Flachs und Hanf. Auch baut man in neuerer Zeit viel Klee um des Samens willen, der über Holland nach England versendet wird. Die Bäche sind reich an Krebsen und Forellen. Das Vieh ist durchgängig klein, das Fleisch desselben wohlschmeckend. Die mineralischen Schätze beschränken sich auf Eisengruben. An und auf dem H. liegen eine Menge Dörfer. Die Bewohner sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, rein deutschen Blutes und die Ortschaften tragen deutsche Namen. Zur Zeit der Römer führte vom Rhein her über Stromberg, Argenthal und Denzen bei Kirchberg in gerader Richtung nach Neumagen und Trier eine Heerstraße von sehr dauerhafter Konstruktion, die noch im 17. Jahrh. zu sehen war und deren Pflaster man noch 1763 bei der Anlage einer neuen Straße zu Simmern benutzte. Ein Überrest röm. Stationen und Befestigungen ist auch der Stumpfe Turm, der bei Weiderath, 7 km südöstlich von Bernkastel, 668 m hoch liegt.

Hundsseuche, s. Staupe der Hunde.

Hundsstern, Fixstern im Sternbilde des Großen Hundes, s. Sirius.

Hundssternperiode, s. unter Periode.

Hundsstraußgras, s. unter Agrostis.

Hundstage nennt man die Zeit, in welcher die Sonne die Grade 120—150 der Ekliptik oder das Zeichen des Löwen durchläuft und welche um den 24. Juli beginnt und um den 24. Aug. endigt, und zwar heißt sie deshalb so, weil die entsprechende Jahreszeit, bei den Griechen Opora genannt, durch den kosmischen Aufgang des Hundssterns oder Sirius bestimmt wurde. Diese Zeit ist in Griechenland durch große Hitze ausgezeichnet; auch in Deutschland gilt sie für die heißeste Zeit des Jahres, wiewohl gegen ihr Ende die Abnahme der Wärme öfters sehr merklich wird.

Hundstodgewächse, Vulgärname für Apocyneen.

Hundsveilchen, s. Viola.

Hundsweizen, s. Quecke.

Hundswolle, Pflanzenart, s. u. Apocynum.

Hundswürger, Vulgärname für Cynanchum.

Hundswut, Wut oder Tollheit (lyssa, rabies canina), Wasserscheu (hydrophobia), ist eine eigentümliche, schon im Altertum bekannte und bereits von Aristoteles und Celsus meisterhaft beschriebene akute Infektionskrankheit, welche ursprünglich die Hunde und die dem Hundegeschlechte angehörenden Tiere, die Wölfe, Hyänen, Schakale und Füchse, befällt, aber von diesen auch auf den Menschen, die Katze, auf Hornvieh, auf Pferde, Schweine, Meerschweinchen und Kaninchen, vielleicht selbst auf Vögel übertragen werden kann. Die Symptome der Tollheit an Hunden sind nach Rasse, Temperament, Alter, Geschlecht u. s. w. verschieden; man faßt aber dieselbe richtig auf, wenn man sie als eine fieberhafte, mit Delirien und andern Funktionsstörungen verbundene Erkrankung des Centralnervensystems betrachtet. Den hauptsächlichsten Krankheitszeichen nach lassen sich jedoch die schon längst angenommenen zwei Hauptformen des Übels, die rasende und die stille Wut, beibehalten, obschon diese sich nur in seltenen Fällen streng scheiden. Die erstere gibt sich besonders dadurch kund, daß die Hunde mit dem Anfange der Krankheit ihr bisheriges Betragen (besonders auffällig gegen Personen, denen sie sonst zugethan sind) ändern, eine wechselnde Gemütsstimmung und große Unruhe zeigen, ungewöhnlich herumschweifen, überhaupt großen Vagiertrieb kundgeben, viel an kalten Gegenständen lecken, die Eßlust verlieren oder fremdartige Gegenstände, wie Holz, Stroh u. s. w., verschlingen, weder bellen noch in der Art der gesunden Hunde heulen, sondern einen eigentümlichen heisern Ton von sich geben, der zwischen jenen ziemlich mitteninne steht, früher oder später eine sehr heftige Neigung zum Beißen rasch an ihnen sich vorbeibewegender Dinge, endlich gegen Katzen, dann gegen Hunde und zuletzt gegen Menschen zeigen, oft auch in die bloße Luft schnappen, in ihrem äußerlichen Ansehen zwar im Anfange weniger verändert sind, nach einigen Tagen aber gerötete und dazu sehr matte Augen bekommen, in kurzer Zeit infolge der stetigen Aufregung sehr abmagern und ein rauhes, struppiges Äußere erhalten (sog. maniakalisches Stadium). Die stille Wut (melancholisches Stadium) unterscheidet sich von der rasenden dadurch, daß der Unterkiefer vermöge einer Lähmung seiner Muskeln herabhängt, weshalb alles, was in die Mundhöhle gebracht wird, gleichwie auch der Speichel, wieder herausfließt, daß der Trieb zum Beißen und Umherlaufen nicht so heftig ist, doch kann trotz der gelähmten Unterkiefermuskeln gebissen werden, daß die veränderte Stimme nur selten gehört wird, daß bald Unempfindlichkeit gegen äußere Einwirkungen, Lähmung des Hinterteils, Teilnamlosigkeit und Betäubung hinzutritt (sog. paralytisches Stadium). Ihren Herrn erkennen die kranken Hunde in den spätern Stadien der Krankheit häufig erst, wenn sie angerufen (aus den Delirien erweckt) werden. Wasserscheu, Abneigung gegen glänzende Gegenstände zeigen die Hunde nicht immer. Das Licht scheuen sie nur, wenn die Augen entzündet sind, und den Schwanz ziehen sie ein (lassen ihn hängen) nur bei Lähmung der hintern Körperhälfte. In den meisten Fällen erfolgt der Tod sechs bis acht, längstens bis 12 Tage nach dem ersten Auftreten der Krankheit; die Fälle von

Digitized by Google

angeblichen Heilungen beruhen meist auf Verwechselungen mit andern ähnlichen Erkrankungen. Bei den Sektionen finden sich keine charakteristischen Veränderungen, am häufigsten noch starke Blutüberfüllung innerer Organe, namentlich des Schlundes und Darmkanals. Häufig finden sich auch ungenießbare Gegenstände (Leder, Holz, Nägel, Haare und aus solchen zusammengefilzte Zöpfe, Steine u. s. w.), welche die Tiere in ihrer Wut verschluckt haben, im Magen oder Darm. Die Sektion bestätigt nur dann die Annahme der Wut, wenn sie im Körper sonst nichts findet, was die schwere Erkrankung erklärt. Die Erkennung der Tollheit ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, und nur sorgfältige fortgesetzte Beobachtung sichert die Diagnose.

Die Wut wird nur durch Ansteckung fortgepflanzt, durch Übertragung eines spezifischen, seinem Wesen nach noch unbekannten Kontagiums, des sog. Wutgiftes, eines fixen, niemals flüchtigen oder verschleppbaren, sich nur im kranken Tierkörper vervielfaltigenden Infektionsstoffs, welcher am Speichel und Geifer der kranken Tiere, am Blut und an den Speicheldrüsen haftet und bei seiner Übertragung auf zahlreiche andere Tiergattungen und den Menschen unter gewissen Bedingungen wiederum die tödliche Wutkrankheit erzeugt. Man hat gute Gründe zu der Annahme, daß das Wutgift durch Bakterien repräsentiert sei. Große Hitze und Kälte, Mangel an Wasser und guter Nahrung, Behinderung der Befriedigung des Geschlechtstriebes u. dgl. können vielleicht einen günstigen Boden für die Krankheit schaffen, sie aber nicht hervorrufen. Ebenso wenig können die Einflüsse der Domestikation, der Zähmung und der Dressur als ursächliches Moment der Wut hingestellt werden, da die Krankheit sich ebenso häufig in Gegenden entwickelt, wo die Hunde, wie z. B. im Orient, in Algier, in China, sehr große Freiheit genießen. Oft mag die Krankheit von Füchsen und Wölfen auf die Hunde und umgekehrt übertragen werden.

Die Übertragung der H. erfolgt durch Einführung des Speichels in eine Wunde und geschieht auch, wenn eine wunde Stelle von einem kranken Tiere geleckt wird; doch erfolgt die Ansteckung nicht immer. Bei künstlichen Ansteckungsversuchen mit Speichel erfolgte dieselbe zu 23 Proz., und von 100 von tollen Hunden gebissenen Menschen erkranken gleichfalls etwa nur 20. Weniger ansteckend als der Speichel ist das Blut. Auf die unversehrte Schleimhaut des Verdauungskanals gebracht, ist das Wutgift unwirksam, weshalb Milch und Fleisch wutkranker Tiere in der Regel ohne Nachteil verzehrt und verfüttert werden können. Die Krankheit bricht in der Regel zwei bis sieben Wochen nach der Ansteckung aus, doch sind auch sichere Fälle bekannt, wo sie sich erst nach einem Jahre und später zeigte, mit Sicherheit ist jedoch noch kein Fall beobachtet, bei welchem die Wut später als 14 Monate nach stattgehabtem Biß seitens eines tollen Hundes bei den Menschen oder Haustieren ausgebrochen wäre. Erkältungen, Gemütserregungen u. dgl. geben oft die Gelegenheitsursache zum Ausbruche ab. Bei den von einem tollen Hunde gebissenen Menschen nimmt die Wunde oder die Narbe einige Tage vor dem Ausbruch der Krankheit ein bläuliches Ansehen an und wird oft schmerzhaft; die Narbe bricht häufig wieder auf. Dann zeigen die Kranken eine auffällige Verstimmung, suchen die Einsamkeit, bekommen Angst und Beklemmung, der Schlaf wird unruhig und die Respiration nimmt einen krankhaften Charakter an. Endlich bricht die Krankheit selbst aus, die sich besonders dadurch charakterisiert, daß die Kranken beim Versuch, namentlich Flüssigkeiten zu schlucken, das Gefühl haben, als schnüre sich ihnen Brust und Kehle zusammen; daher die immer intensiver werdende Wasserscheu. Dabei verbreitet sich der Krampf in Atmungsmuskeln auch auf andere Muskeln, die düstere Gemütsstimmung bleibt erhalten und wechselt, insbesondere bei roher Behandlung, mit Anfällen von Raserei und Tobsucht. Die Krämpfe und Wutanfälle kehren zwei bis drei Tage immer häufiger wieder, verlieren sich dann mit der zunehmenden Schwäche des Kranken, und endlich tritt der Tod unter den Erscheinungen der Lähmung und Erschöpfung ein.

Bei dem Verdachte, von einem tollen Tiere gebissen worden zu sein, umschnüre man sofort das verletzte Glied oberhalb der Wunde, lasse die Wunde durch Drücken und Kneten der umgebenden Körperteile oder durch Setzen von Schröpfköpfen gehörig ausbluten, wasche sie sodann mit heißem Wasser oder einer starken Carbolsäurelösung tüchtig aus und ätze sie hierauf mit rauchender Salpetersäure, Ätzkali oder einer glühenden Kohle; die weitere Behandlung soll einem zuverlässigen Arzt überlassen bleiben. Unter den innern Mitteln werden neuerdings subcutane Einspritzungen von Pilokarpin (mehrmals täglich 0,01 g) in Verbindung mit Bromkalium und Chloralhydrat am meisten empfohlen. Das verdächtige Tier soll man nicht töten, sondern zur Beobachtung einsperren. Wutkranke behandelt man psychisch oder durch narkotische Mittel, Chloroform, Chloral und Morphium, und lasse ihnen überhaupt eine humane Behandlung zuteil werden. Die zahlreichen Geheimmittel gegen die H. (lacana antilyssa) haben sich sämtlich als wirkungslos erwiesen. Bei der schlimmen Prognose der Tollkrankheit und der vollkommenen Unwirksamkeit aller therapeutischen Methoden gegen die ausgebrochene Krankheit ist die allgemeine staatliche, sowie die individuelle Prophylaxis von der größten Bedeutung. Die Verminderung der Hundezahl durch möglichst hohe Versteuerung der Luxustiere, die strenge polizeiliche Beaufsichtigung aller herumstreifenden Hunde, bei vorkommenden Wutfällen die Anordnung des allgemeinen Tragens von Maulkörben für längere Zeit, sowie die Beseitigung der wütenden und wutverdächtigen Hunde und die Vernichtung aller von den kranken Tieren mit Speichel u. dgl. besudelten Gegenstände haben sich als die einzig zweckmäßigen und erfolgreichen Mittel erwiesen. In der neuesten Zeit hat Pasteur die Schutzimpfung des künstlich modifizierten Wutgiftes nicht nur als zuverlässige prophylaktische Schutzregel, sondern auch als sicheres Heilmittel bei bereits ausgebrochener Krankheit dringend empfohlen, doch bleibt die Bestätigung seiner Behauptung noch der Zukunft vorbehalten.

Litteratur. Hertwig, «Die Krankheiten des Hunde und deren Heilung» (Berl. 1853); Jobst, «Die Wutkrankheit» (Düren 1874); Zürn, «Die Wutkrankheit der Hunde und ihre Gefahr» (Leipz. 1876); Rueff, «Die H., ihr Wesen, ihre Erkennung und Ursachen» (Stuttg. 1876).

Hundszahn, s. Cynodon.

Hundszecke, s. Holzbock.

Hundszunge, s. Cynoglossum.

Digitized by Google

Hundwyl, Pfarrdorf im Bezirk Hinterland des schweiz. Kantons Appenzell-Außerrhoden, liegt 793 m über dem Meere, 4 km südöstlich von Herisau auf einer Bergterrasse am nördl. Fuße der Hundwylerhöhle (1298 m), über dem rechten Ufer der Urnäsch und zählt (1880) 1567 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen die Alpenwirtschaft und die Baumwollindustrie (Stickerei und Weberei) sind. In H. versammelt sich abwechselnd mit Trogen die Landsgemeinde von Außerrhoden.

Hüne oder **Heune** (mittelhochdeutsch Hiune) bezeichnete ursprünglich einen Hunnen, d. i. Ungarn, Magyaren oder Avaren. (S. Hjong-nu.) Die jetzt gebräuchliche Form H. für älteres Heune ist aus dem Niederdeutschen zu uns gekommen. Seit dem 13. Jahrh. läßt es sich als Benennung der Riesen nachweisen. Mit dieser Bedeutung hat es sich noch in Norddeutschland erhalten, wozu besonders der dortige Name der heidnischen Steindenkmäler, **Hünengräber**, **Hünenbetten** (auch Hünenberge, Hünenstätten, Hünentritte, Hünenkirchhöfe), beigetragen hat. Das Wort Hün erscheint auch angelsächsisch und altnordisch als Name german. Stämme, denn als Germanen faßten die Nordländer den Attila und sein Volk auf. In seiner Beziehung verdunkelt, mochte es leicht auf die Riesen übertragen werden, die unsere Vorzeit für ein zurückgedrängtes, abgestorbenes Volk hielt. Die Bedeutung «Toter» wird ihm irrtümlicherweise gegeben; sie ist erst aus dem Worte Hünengrab, Hünenbett fälschlich abgeleitet worden.

Hünengräber, s. Dolmen; vgl. Hüne.

Hünenring (Großer und Kleiner), s. u. Teutoburgerwald.

Hünerwasser, s. Hühnerwasser.

Hunfalvy (Paul), verdienter ungar. Sprachforscher und Ethnograph, geb. 12. März 1810 zu Nagy-Szálok in der Zips, besuchte die Schule zu Käsmark und zu Miskolcz, widmete sich hierauf, erst auf dem käsmarker Lyceum, dann auf der Universität zu Pest dem Studium der Jurisprudenz und wurde 1842 Professor der Rechte am Kollegium zu Käsmark. Zum Abgeordneten eines Bezirks des Zipser Komitats für den ungar. Landtag 1848 gewählt, gab er seine Lehrkanzel auf und harrte als Mitglied der Nationalversammlung bis zur Katastrophe von Világos aus. Hierauf wandte er sich nach Pest, wo er seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Im J. 1856 begründete er die Zeitschrift «Magyar Nyelvészet» («Ungar. Sprachwissenschaft», 6 Bde., Pest 1856—61), die seit 1862 in den «Nyelvtudományi Közlemények» («Sprachwissenschaftliche Mitteilungen») fortgesetzt ward, und begann eine «Chrestomathia Fennica» (Bd. 1, Pest 1861). Ferner erschienen von ihm: «Utazás a Balt-tenger vidékein» («Reise durch die baltischen Länder», Pest 1871) in zwei Bänden, von denen der erste auch deutsch herausgegeben wurde, «Reise in den Ostseeprovinzen Rußlands» (Lpz. 1873), «A Kondai Vogul nyelv» («Die Sprache der Konda-Wogulen», Pest 1872), «Az éjszaki Osztják nyelv» («Die Sprache der nördl. Ostjaken», Budapest 1875) und «Magyarország Ethnographiája» (Budapest 1876; deutsch von Schwicker: «Ethnographie von Ungarn», Budapest 1877). Im J. 1859 wurde H. ordentliches Mitglied der Ungarischen Akademie. Im Auftrage derselben veröffentlicht er seit 1877 «Litterarische Berichte aus Ungarn». Zu dem Werke «Die Völker Österreich-Ungarns» lieferte H. den fünften Band: «Die Ungarn oder Magyaren» (Wien 1881). Ferner veröffentlichte er «Die Rumänen und ihre Ansprüche» (Teschen 1883).

Hunfalvy (Joh.), Bruder des vorigen, geb. 9. Juni 1820 in Groß-Schlagendorf in der Zips, wurde 1846 Professor der Statistik und Geschichte am Lyceum zu Käsmark und nahm 1848 als Mitglied des Komitatsausschusses an den polit. Debatten jener Zeit lebhaften Anteil. Seit 1853 lebt H. zu Pest, wo er 1866 die ord. Professur der Statistik, Geographie und Geschichte am Josephspolytechnikum zu Ofen, 1870 an der Universität zu Pest den Lehrstuhl der Geographie erhielt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Egyetemes történelem» («Allgemeine Weltgeschichte», 3 Bde., Pest 1850—51; 2. Aufl. 1862), «Ungarn und Siebenbürgen in Originalansichten» (Darmst. 1856 fg.) und vor allem «A magyar birodalom természeti viszonyainak leirása» («Physische Geographie des ungar. Reichs», 3 Bde., Pest 1863—66). Im J. 1859 bearbeitete H. im Auftrage der Ungarischen Akademie, die ihn 1858 zum korrespondierenden, 1865 zum ordentlichen Mitgliede erwählte, die Reisen Ladislaus Magyars, die er auch ins Deutsche (Pest 1859) übertrug. Im J. 1884 erschien von ihm der erste Band einer «Allgemeinen Geographie», welcher Südeuropa behandelt («Egyetemes Földrajz I. kötet Dél-Európa», Budapest 1884).

Hünfeld, Kreisstadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, an der Linie Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1781 E., welche eine mechan. Weberei, Papierfabrik und eine Aktienzuckerfabrik unterhalten. Bei H. fand 4. Juli 1866 ein Gefecht zwischen der preuß. Division Beyer von der Mainarmee und der bayr. Reservekavallerie statt, welches mit dem Rückzug der letztern endete.

Der Kreis Hünfeld zählt (1880) auf 437 qkm 24646 meist kath. E.

Hungen, Stadt im Großherzogtum Hessen, Provinz Oberhessen, Kreis Gießen, an der Horloff und an der Linie Gießen-Gelnhausen der Oberhessischen Staatseisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß der Grafen von Solms-Braunfels, eine Farbenfabrik, Braunkohlen- und Eisensteinbergbau und zählt (1880) 1350 E.

Hunger (fames), das Gefühl des Bedürfnisses der Nahrung, entsteht gewöhnlich bei leerem Magen und äußert sich als leichte schmerzhafte, nagende Empfindung in der Magengegend, wird aber auch bei vollem Magen wahrgenommen, wenn der vorher erschöpfte Körper durch die eingeführte Nahrung noch keinen Ersatz für die verbrauchte Substanz gefunden hat. Das Hungergefühl des Magens wird durch gewisse Veränderungen der vom nervus vagus abstammenden sensiblen Magennerven, und zwar durch die mangelnde Blutzufuhr zum leeren Magen bedingt. Alles, was die Blutmenge des Körpers überhaupt vermindert, wie Muskelanstrengungen, Stoffverluste aller Art (Samen-, Milch-, Eiterverlust), Wachstum, Ansatz nach Krankheiten u. dgl., erzeugt normalerweise auch H., wogegen jede stärkere Anfüllung der Magenschleimhaut mit Blut, welche die Magengefäße ausdehnt, das Hungergefühl unterdrückt, bei krankhafter Kongestion ebenso wie durch Anfüllung des Magens mit Speisen, welche die Drüsennerven reizen und stärkern

Digitized by Google

Blutfluß erzeugen. Auch durch die Einführung gewisser narkotischer Genuß- und Arzneimittel (Tabak, Opium, Alkohol) kann das Hungergefühl gestillt werden. In leichterm Grade, als blanke Eßlust oder Appetit, ist der H. keine unangenehme Empfindung, und nur wenn die Eßlust nicht befriedigt wird, der Mangel an Nahrung lange anhält, beginnt die Empfindung unangenehm zu werden, und es zeigen sich nun heftigere nervöse Erscheinungen, wie Ohnmachtsgefühl, Mattigkeit, Muskelschwäche u. dgl.

Bei gänzlicher Nahrungsenthaltung treten heftige Kopfschmerzen, Fieber, Abmagerung, Delirien und Tobsucht, Ohnmachten, Krämpfe und endlich der Tod durch Verhungerung ein. Über das Verhältnis, in welchem beim Hungertode die einzelnen Gewebe und Organe Gewichtseinbuße erleiden, hat Voit eingehende Versuche angestellt. So verloren bei einer verhungerten Katze: das Fett 97 Proz., die Milz 66,7 Proz., die Leber 53,7 Proz., die Hoden 40 Proz., die Muskeln 30,5 Proz., das Blut 27 Proz., die Nieren 25,9 Proz., die Haut 20,8 Proz., der Darm 18 Proz., die Lungen 17,7 Proz., die Bauchspeicheldrüse 17 Proz., die Knochen 13,9 Proz., Gehirn, Rückenmark und Nerven 9,2 Proz. und das Herz 2,8 Proz. ihres Gewichts, woraus hervorgeht, daß die Widerstandsfähigkeit der einzelnen Organe gegen das Verbrauchtwerden beim Verhungern in geradem Verhältnis zu ihrer Lebenswichtigkeit steht. Die Länge der Zeit, welche der Mensch oder ein Tier ohne Nahrungsmittel zubringen kann, ist sehr verschieden; kaltblütige Tiere ertragen den H. viel länger als warmblütige; so kann man Wassersalamander und Schildkröten jahrelang ohne Nahrung erhalten, wogegen Vögel nur 5—28 Tage, Hunde 25—36 Tage ohne Speise und Trank leben können. Bei einem übrigens gesunden Menschen tritt der Hungertod bei vollkommenem Nahrungsmangel ungefähr nach einer Woche, bei noch fortbestehendem Genusse von Wasser später, etwa nach 14 Tagen ein. Monate- oder jahrelanges Fasten ist Betrug; dagegen ist bei manchen Krankheitszuständen, insbesondere Rückenmarksleiden, das Nahrungsbedürfnis ungemein herabgesetzt. Heißhunger (s. d.) nennt man den H. nicht nur dann, wenn dieser schon einen hohen Grad erreicht hat, sondern auch, wenn er seiner Natur und seinen Ursachen nach krankhaft ist. Jähhunger ist ein starkes, aber nicht krankhaftes Verlangen nach Speise.

Hungerbrunnen, soviel wie Hungerquellen, s. unter Quellen.

Hungerkorn, soviel wie Mutterkorn.

Hungerkur (curatio per inediam; nestotherapia) oder Entziehungskur, im allgemeinen jedes ärztliche Verfahren, welches durch die Entziehung eines Teils der dem Körper nötigen Nahrungsmenge eine Verminderung oder gänzliche Aufhebung des Stoffansatzes und dadurch die Heilung von Krankheiten, insbesondere von entzündlichen und dyskrasischen Zuständen herbeizuführen sucht. Noch eingreifender wirkt die Verbindung einer H. mit gleichzeitiger Wasserentziehung, wie z. B. bei der Schrothschen Kur, bei welcher der Patient wochenlang nur mit trockener Semmel ernährt wird. In früherer Zeit legte man derartigen Entziehungskuren einen großen Wert bei, namentlich in der Behandlung der Syphilis. Gegenwärtig ist man der Ansicht, daß ein Körper eine Krankheit um so schwieriger überwindet, je geschwächter derselbe ist, und man sucht daher selbst in Krankheiten, in denen man sonst am besten gar nichts genießen ließ, wie z. B. beim Typhus, für eine genügend zufuhr gutnährender und leichtverdaulicher Speisen (Milch, weiche Eier u. s. w.), um der Erschöpfung vorzubeugen, und hat sich damit der besten Erfolge zu rühmen. In der Fettsucht (s. d.), wo die H. noch den meisten Erfolg zu versprechen scheint, hat sie sich als völlig unzweckmäßig erwiesen. Dagegen kann man durch Verabreichung von reiner Eiweiß- und Entziehung aller fettbildner (Fett, Stärkemehl, Zucker) einen ausgiebigen Fettschwund bewirken. (S. Bantingkur.)

Hungermoos, s. unter Cladonia.

Hungermünzen, Geldstücke, welche zum Andenken an Mißwachsjahre geschlagen sind.

Hungerquellen, s. unter Quellen.

Hungersnot, s. Teuerung.

Hungertuch, Fastenlaken (pallium quadragesimale), in Weißzeug gesticktes, auch mit Reihen biblischer Bilder bemaltes oder schlichtes Tuch, welches während der Fastenzeit in kath. Kirchen zur Verhüllung des Kreuzes vor dem Altar aufgehängt. Solche Fastentücher gibt es noch aus dem Ende des 13. Jahrh. Bemerkenswert sind die aus dem 15. Jahrh. in Güglingen (Württemberg) und in Dresden.

Hungerturm wird an manchen Orten ein Turm genannt, in welchem Gefangene den Hungertod gestorben sind oder gestorben sein sollen.

Hungertyphus, soviel wie Flecktyphus (s. d.), weil dieser häufig nach Mißernten und Teuerungen epidemisch auftritt. (S. auch Febris recurrens, Typhus.)

Hungerzähne, volkstümliche Bezeichnung für die Milchschneidezähne der Ferkel, die, wenn sie sehr scharf und spitz sind, das Euter der MutterSau verletzen, dadurch aber letztere veranlassen, die jungen Schweine nicht saugen, sondern hungern zu lassen.

Hungerzwetschen, s. unter Exoascus.

Hüningen, Kantonshauptort im Kreise Mülhausen des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, am linken Rheinufer und am Hüninger Zweigkanal, sowie an der Linie St. Ludwig-H. der Elsaß-lothringischen Eisenbahn, die hier Anschluß an die badischen Staatsbahnen hat, 4 km unterhalb Basel gelegen, zählt (1880) 1763 E., ist Sitz eines Amtsgerichts für den Kanton H. und hat neben der seit 1843 bestehenden Schiffbrücke seit 1878 eine feste Eisenbahnbrücke über den Rhein; in der Nähe von H. befindet sich die 1852 begründete ausgedehnte staatliche Fischzuchtanstalt. H., welches früher Großhüningen zum Unterschiede von dem auf der andern Seite des Rheins liegenden Kleinhüningen hieß, gelangte 1680 durch Kauf an Ludwig XIV., der den Ort des dortigen bequemen Rheinübergangs wegen durch Vauban stark befestigen ließ. Die damals gleichzeitig erbaute Rheinbrücke und der auf dem rechten Rheinufer bei Kleinhüningen an der Mündung der Wiese angelegte Brückenkopf mußten infolge des Ryswijker Friedens beseitigt werden. Nach dem Rückzuge Moreaus, der 26. Okt. 1796 hier über den Rhein gegangen war, belagerten die Österreicher H., wurden jedoch anfangs von Abbatucci, der selbst bei einem Ausfalle blieb und dessen Andenken ein in H. errichtetes Denkmal ehrt, zurückgeschlagen, zwangen aber schließlich Abbatuccis Nachfolger, Dufour, zur Räumung der äußern Werke. Am 17. Dez. 1813 überschritten

Digitized by Google

die Österreicher und Bayern den Rhein bei H. und erlangten 14. April 1814 die Kapitulation der bisher noch nie eroberten Festung. Auch 1815 mußte H., nach tapferer Verteidigung durch General Barbanègre, am 26. Aug. vor den Österreichern unter Erzherzog Johann kapitulieren, der die Festungswerke schleifen ließ, deren Wiederaufbau innerhalb eines Umkreises von 3 Lieues um H. der zweite Pariser Friede den Franzosen untersagte. Vgl. Latrusse, «Huningue et Bâle devant les traités de 1815» (Par. 1863).

Hunkjâr (eigentlich Chunkjar), eine Titulatur des Sultans, ist im Munde von dessen Unterthanen zu seiner üblichsten Bezeichnung geworden. Das Wort, dem Persischen entlehnt, ist aus chundkiar, für chodawenkjar, herrliche Thaten verrichtend, zu erklären. Die vielverbreitete Deutung als Blutvergießer, von chun, persisch das Blut, ist als ungeschichtlich und unangemessen zu verwerfen.

Hunnen, ein asiat. Volk, das unter Anführung Balamirs nach Besiegung der Alanen mit diesen vereint 375 den Don überschritt, das got. Reich Ermanarichs zertrümmerte und damit in die abendländ. Geschichte eintrat. In viele Stämme eingeteilt, die in großer Unabhängigkeit voneinander lebten, nahmen sie vorerst die Ebenen zwischen der Wolga und Donau ein. Später ward die Theißebene der Mittelpunkt ihrer Herrschaft. Schon 395 unternahmen sie große Raubzüge in Asien, vom Kaukasus bis nach Syrien. In Europa war zuerst Thrazien ihren Verheerungen ausgesetzt, wo hunn. Scharen unter Uldin, einem ihrer Fürsten, bis in die Nähe von Konstantinopel schweiften. Die Zeit von 433—454, unter der Regierung Attilas (s. d.), bildete die Glanzperiode der hunn. Macht. Unter Attilas gewaltigem Scepter waren außer den ugrischen Stämmen auch die Akatziren oder die Vorfahren der Chasaren, welche türk. Abkunft, die slaw. und ein großer Teil der german. Völker vereinigt. Nach Attilas Tode, 454, erhob sich Streit zwischen seinen Söhnen. Die unterworfenen Völker befreiten sich, voran die Gepiden, gegen welche Ellak fiel, derjenige von Attilas Söhnen, dem dieser die Herrschaft zugedacht hatte. Das Land an der Donau und Theiß wurde hierauf von den H. geräumt, die sich über den Pruth und Dnjepr zurückzogen, wo sie wieder unter einzelnen Fürsten standen. Einer von diesen, Dintzic oder Dengizich, Attilas Sohn, fand den Tod um 468 gegen die Ostgoten, und damit verschwindet der Name des hunn. Reichs. In röm. Kriegsdienste kommen hunn. Scharen noch in dem Heere vor, das Narses gegen die Ostgoten führte. Das Volk selbst erscheint nun unter dem Namen der Kuturguren oder Kutriguren westlich und der Uturguren oder Utriguren östlich vom Don, von denen namentlich die erstern im 6. Jahrh. dem Oströmischen Reiche durch ihre Einfälle furchtbar waren. Sie scheinen identisch zu sein mit den Bulgaren, welche sich nach dem Abzuge der Ostgoten im Römischen Reiche festsetzten und im Laufe der Zeit slawisiert sind.

Über die Nationalität der H. herrschen verschiedene Ansichten. Während Deguignes und Neumann dieselben für die Hjong-nu (s. d.) der chines. Schriftsteller und demnach für mongol. Stammes halten, erklären sie andere, wie Klaproth, für Finnen im allgemeinen und somit auch für die Vorfahren der Magyaren im besondern. Nach A. Thierry vereinigte die hunn. Herrschaft mit finn. Völkern im Westen und türkisch-tatarischen im Osten auch einen herrschenden mongol. Stamm. Die ungar. Tradition, welche in den H. geradezu die Vorfahren der Magyaren findet, ist wahrscheinlich erst im 12. Jahrh. durch die Einflüsse der deutschen Heldensage, insbesondere der Nibelungen, entstanden. Da die H. aus den Gegenden zwischen dem Ural und Irtysch kamen, in denen von jeher ugrische Völker wohnten, so war wohl der Grundstock derselben auch ugrischen (finnischen) Stammes. Damit ist jedoch noch nicht erwiesen, daß die ebenfalls zur ugrischen Völkergruppe gehörigen Magyaren die direkten Abkömmlinge der H. sind; denn wie noch jetzt, so gab es auch schon früher mehrere ugrische Völker.

Vgl. Deguignes, «Histoire générale des Huns, des Turcs, etc.» (3 Bde., Par. 1756—58); Neumann, «Die Völker des südl. Rußland» (Lpz. 1847); Cassel, «Magyar. Altertümer» (Berl. 1848); A. Thierry, «Histoire d'Attila et de ses successeurs» (4. Aufl., Par. 1874; deutsch von Burckhardt, 4. Ausg., 2 Bde., Lpz. 1874).

Hunnius (Ägidius), eifriger Vorkämpfer luth. Rechtgläubigkeit im 16. Jahrh., geb. 21. Dez. 1550 zu Winnenden in Württemberg, studierte in Tübingen, ward 1574 Diakonus in Tübingen, 1576 Professor der Theologie zu Marburg, 1592 zu Wittenberg, wo er 4. April 1603 starb. Von seinen Schriften sind die wichtigsten: «Bekenntnis von der Person Christi» (Marb. 1577), «De persona Christi ejusque ad dexteram Dei sedentis divina majestate» (1585). Seine lat. Schriften gab gesammelt heraus sein Schwiegersohn Helv. Garthius (3 Bde., Wittenb. 1607—9). Vgl. Neumann, «De vita Aeg. Hunnii» (Wittenb. 1604).

Nikolaus H., Sohn des vorigen, luth. Dogmatiker, geb. 11. Juli 1585 zu Marburg, studierte in Wittenberg, ward 1612 Superintendent zu Eilenburg, 1617 Professor der Theologie zu Wittenberg, 1623 Hauptpastor an St. Marien zu Lübeck, wo er 12. April 1643 starb. H. war in zahlreichen Schriften ein eifriger Verteidiger luth. Rechtgläubigkeit. Die verbreitetste seiner Schriften ist die «Epitome credendorum oder Inhalt christl. Lehre» (Wittenb. 1625, in 19 Aufl. u. vielen Übersetzungen verbreitet, neuerdings wieder aufgelegt für das amerik. Missionsseminar zu Neuendettelsau; 3. Aufl., Nördl. 1870). Vgl. Heller, «Nikolaus H. Sein Leben und Wirken» (Lübeck 1843).

Hunold, Herzog von Aquitanien, folgte 735 seinem Vater Odo, der sich im Zusammenhang mit den Einfällen der Mauren unabhängig vom Frankenreich gemacht hatte, und wurde 736 von Karl Martell und nach einem neuen Aufstand 744 von dessen Söhnen Karlmann und Pippin unterworfen. H. ging nun ins Kloster. Als sein Sohn und Nachfolger Waifar 768 im Kriege gegen Pippin von seinen eigenen Leuten getötet war, trat H. wieder das Herzogtum an, wurde aber von Karl d. Gr. 769 gefangen und starb 774.

Hunold (Christian Friedr.), unter dem Namen Menantes ein Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. 1680 in Wandersleben unweit Arnstadt, studierte zu Jena die Rechte und kam 1700 nach Hamburg, wo er Unterricht in der Rede- und Dichtkunst gab und für einen Advokaten arbeitete. Sein erster Roman: «Die verliebte und galante Welt» (Hamb. 1700), obgleich im schlechtesten Geschmack der Lohensteinischen Schule geschrieben, machte so großes Glück, daß er noch ähnliche, wie «Der europ. Hofe

Digitized by Google

Liebes- und Heldengeschichte» (Hamb. 1704) und «Satirischer Roman» (Hamb. 1705 u. 1732), folgen ließ. Letzteres Werk nötigte ihn aber, Hamburg zu verlassen, weil er darin vieles aus der dortigen Chronique scandaleuse ans Licht gezogen hatte. Außerdem schrieb er zahlreiche Gedichte, Operntexte, Lehrbücher der Stilistik, Rhetorik, Poetik, Übersetzungen und anderes. Wichtiger ist sein Streit mit Wernike, als erster Vorläufer der bald so mächtigen litterarischen Kritik. Wernike hatte in seinen Epigrammen den Hoffmannswaldauschen und Lohensteinschen Geschmack nach Verdienst gegeißelt. Gegen ihn trat zuerst ein Freund H.s, Postel, auf, und nachdem Wernike diesen zum Schweigen gebracht, H. selbst mit seiner gemeinen Posse «Der thörige Pritschmeister oder schwärmende Poet» (Koblenz, eigentlich Hamb. 1704). Nach mehrfach wechselndem Aufenthalt ließ er sich 1708 in Halle nieder und trat hier als Docent der Rechte auf. Er starb daselbst 6. Aug. 1721. Vgl. (Wedel,) «Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes' Leben und Schriften» (Köln 1731).

Hunse oder Hunze, Fluß in den Niederlanden, entsteht unter dem Namen Voorstediep in der Provinz Drenthe auf den Höhen von Westdorp, geht durch das Zuidlaarder Meer unter dem Namen Drenthsche Diep und tritt nun in die Provinz Groningen, wo er auch Groninger Diep heißt. Er fließt unter dem Namen Schuitendiep oder Loopende Diep weiter und mündet unter dem Namen Reitdiep oder H. bei den Wadden in die Lauwersee, einen Meerbusen der Nordsee.

Hunsrücken, s. Hundsrück.

Hunt (Alfr. William), engl. Maler, geb. 1831 zu Liverpool, wurde von seinem Vater, einem Landschaftsmaler, unterrichtet. Seine Landschaften und Marinebilder sind meist den engl. und schott. Küstengegenden entnommen, wie Flut und Wind (1860), Morgennebel am Loch Maree (1870), Goring Lock an der Themse (1871), Küste von Yorkshire (1877) u. s. w.

Hunt (George Ward), engl. Staatsmann, Sohn des Predigers George H., geb. 30. Juli 1825 zu Buckhurst in Berkshire, besuchte die Schule in Eton, studierte im Christ-Church College in Oxford, und praktizierte dann mehrere Jahre als Advokat. Im J. 1857 für Northamptonshire als konservativer Abgeordneter gewählt, erlangte H., durch Redetalent, Geschäftskenntnis und praktische Energie in seiner Partei hervorragend, 1866 im Ministerium Derby den Posten des Finanzsekretärs der Schatzkammer, von dem Disraeli ihn Febr. 1868 zum Schatzkanzler beförderte. Nach der Niederlage der Konservativen im Dez. 1868 folgte er seinen Kollegen in die Opposition. Bei der Bildung des zweiten Ministeriums Disraeli im Febr. 1874 wurde ihm das Marineministerium übertragen. Seine Verwaltung war jedoch durch eine Reihe von Mißgriffen und Mißgeschicken bezeichnet. Später mußte er wegen leidender Gesundheit seinem Amt entsagen. Er starb in Homburg 29. Juli 1877.

Hunt (James Henry Leigh), engl. Schriftsteller, Sohn eines amerik. Flüchtlings, geb. zu Southgate bei London 19. Okt. 1784, erhielt eine einträgliche Staatsanstellung, die er aber wieder aufgab, um sich vorzugsweise der Journalistik zu widmen. Schonungslos in Besprechung kirchlicher und polit. Verhältnisse und Personen, war er derjenige, welcher den Radikalismus am geistreichsten in der londoner Presse vertrat, besonders in dem von ihm gemeinschaftlich mit seinem Bruder John H. gegründeten und im radikal-whigistischen Geist geschriebenen «Examiner». Im J. 1812 wurde er wegen eines Libells auf den Prinz-Regenten zweijähriger Gefängnishaft verurteilt. Nach seiner Freilassung gründete er durch die «Story of Rimini» (1816) seinen Ruhm als Dichter. Alle übrigen Dichtungen stehen diesem echt romantischen Gedicht nach. Seine Vierteljahrsschrift «The Reflector» und eine andere, «The Liberal», mußten eingehen, dagegen machte sein «Lord Byron and some of his contemporaries» (1828) großes Aufsehen. Nachdem er Tassos «Aminta» übersetzt und eine Auswahl seiner in verschiedenen Journalen zerstreuten prosaischen Schriften (2 Bde., Lond. 1822) herausgegeben hatte, trat er 1840 mit dem Gedicht «A legend of Florence» und 1842 mit dem erzählenden Gedicht «The palfrey» hervor, worin sich die üppige Einbildungskraft, glänzende Sprachgewandtheit und pittoreske Darstellungsweise von der vorteilhaftesten Seite zeigen. Seine spätern Werke, wie «A jar of honey from Mount Hybla» (1847), «A book for a corner» (2 Bde., 1849), «Readings for railways» (1850), bestehen zum Teil in Auszügen aus ältern Dichtern, Novellisten u. s. w. In der «Religion of the heart» (1853) legte er seine Ansichten von der natürlichen Religion nieder, und in «The old court suburb» (2 Bde., Lond. 1855) gab er eine Beschreibung der londoner Vorstadt Kensington. Seine «Autobiography and reminiscences» erschien in London (Lond. 1850; neue Aufl. 1860). Er starb in Putney 28. Aug. 1859. Sein Sohn veröffentlichte H.s «Correspondence» (2 Bde., Lond. 1862).

Hunt (William), engl. Aquarellmaler, geb. 28. März 1790 zu London, besuchte die londoner Akademie und widmete sich anfänglich der Ölmalerei; seit 1814 malte er fast ausschließlich Aquarelle, besonders Intérieurs, Genrebilder, Stillleben, Porträts, Bauernscenen und Landschaften. Er starb 10. Febr. 1864 in London.

Hunt (William Holman), engl. Maler, geb. 1827 zu London, war Schüler der Akademie daselbst. Seine Gemälde sind im präraffaelitischen Stil der ital. Malerei gehalten; hervorzuheben sind Valentin und Sylvia (1851), Erwachen des Gewissens (1855), der Herzenskönig (1863), der Schatten des Todes (1873), besonders aber sein Licht der Welt oder Christus im Tempel lehrend (1854).

Hunte, der größte linke Nebenfluß der Ems, entspringt in Hannover, Landdrostei Osnabrück, 5 km westlich von Buer, fließt nach N. in den See Dümmer, d. h. Tiefmeer, bildet später auf eine kurze Strecke die Grenze zwischen Oldenburg und Hannover, wendet sich dann nach NW., vor der Stadt Oldenburg an nach NO., und mündet nach einem Lauf von 182 km oberhalb Elsfleth in die Weser. Vom Dümmersee an ist die H. schiffbar.

Hünten (Emil Johs.), Schlachtenmaler, geb. zu Paris 19. Jan. 1827, hatte humanistische Schulbildung genossen, wendete sich aber dann der Malerei zu, zunächst im historischen Fache, worin Franz Hünten sein Lehrer war. Im J. 1848 ließ er sich in Koblenz nieder, wo er Tierstudien, besonders nach Pferden, unternahm, und begab sich 1849 nach Antwerpen, um das Atelier Wappers zu besuchen; 1851 kam er nach Düsseldorf, wo ihn Camphausen, vornehmlich aber Julius Lessing anzog. Das bald darauf entstan-

Digitized by Google

Bild: preuß. Kürassiere aus Friedrichs II. Zeit über eine Brücke sprengend, kam in den Besitz des Prinzen Friedrich Karl. Die Darstellungen der Schlachten bei Zorndorf und Krefeld befinden sich im kieler Museum, eine Episode aus dem Gefecht bei Reichenbach in der Galerie in Hannover, anderes ist Eigentum des deutschen Kaisers. Als der Schleswig-Holsteinsche Krieg ausbrach, begab sich H. auf Befehl des Kronprinzen 1864 nach dem Kriegsschauplatz, wo er während des Sturms auf die Düppeler Schanzen den Kampf skizzierte. Aus diesen Aufnahmen entstanden zwei, dem Kronprinzen gehörige Ölgemälde. Ebenso beteiligte sich der Künstler 1866 an dem Feldzuge; Früchte dieses Studiums waren wieder mehrere Ölgemälde und Illustrationen (der Kronprinz bei Königgrätz, Attacke bei Helmstadt). Endlich zog H. mit der deutschen Armee auch 1870 nach Frankreich. Unter den zahlreichen Arbeiten, welche aus dieser Expedition hervorgingen, sind besonders zu nennen: Kürassierattacke bei Elsaßhausen-Wörth (berliner Nationalgalerie), die Hessen bei St.-Privat. Weiter malte er für den Kaiser die Parade bei Euskirchen 1877, für Bremen die Schlacht von Loigny 1882, die Schlacht bei Königgrätz für das Zeughaus in Berlin.

Hunter, Küstenfluß in der brit. Kolonie Neusüdwales in Australien, entspringt in der Liverpoolkette und mündet nach Aufnahme des Goulburn bei Newcastle. Auf seinem etwa 483 km langen Laufe, von dem 40 km bis Morpeth schiffbar sind, durchfließt er sehr fruchtbare Ebenen.

Hunter, Inselgruppe an der Nordwestküste Tasmaniens, gegenüber von Kap Grim, 303 qkm groß.

Hunter (William), berühmter Anatom, Chirurg und Geburtshelfer, geb. 23. Mai 1718 zu Long-Calderwood in der schott. Grafschaft Lanark, besuchte die Schule zu Glasgow und begann daselbst Theologie zu studieren. Seine Bekanntschaft mit Cullen führte ihn zu dem Studium der Heilkunde, dem er sich von 1737 an in Cullens Hause zu Hamilton widmete, worauf er zu weiterer Ausbildung 1740 nach Edinburgh und 1741 nach London ging, wo er zunächst Unterarzt am St. Georgshospital wurde und 1746 mediz. Vorlesungen begann. Im J. 1747 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Holland und Frankreich und beschäftigte sich dann in London vorzugsweise mit Geburtshilfe und Anatomie. Nach der glücklichen Entbindung der Königin wurde er 1764 zum Leibarzt, bei der Errichtung der Akademie der schönen Künste 1768 zum Professor der Anatomie ernannt. Sein bedeutendes Vermögen wendete er dazu an, ein schönes Gebäude aufzuführen, in welchem er ein anatom. Theater für seine Vorlesungen einrichtete und seine bedeutenden Sammlungen an anatom. Präparaten, Büchern, Mineralien und Münzen aufstellte, die nach seinem Tode, 30. März 1783, erst an seinen Neffen und dann in den Besitz der Universität zu Glasgow gelangten. Das Hauptwerk H.s ist sein berühmtes Prachtwerk «Anatomia humani gravidi uteri» (Birmingh. 1774; engl., Lond. 1794; deutsch von Froriep, Weim. 1802), welches die Grundlage aller spätern Darstellungen dieses Gegenstandes wurde. Außerdem schrieb er viele Abhandlungen in den «Philosophical Transactions», in den Schriften der Medizinischen Gesellschaft in London und in seinen «Medical commentaries» (Lond. 1762, nebst Supplement 1764), welche von Kühn gesammelt und übersetzt (2 Bde., Lpz. 1784—85) wurden.

Sein jüngerer Bruder, John H., als Anatom und Chirurg ebenfalls berühmt, geb. 14. Jan. 1728, wurde in seinem 17. Jahre nach einer wenig sorgfältigen Erziehung zu seinem Schwager, einem Kunsttischler in Glasgow, in die Lehre gebracht, widmete sich aber zwei Jahre später, unter Leitung seines Bruders anatom. Studien. Dabei trieb er sehr eifrig die Chirurgie, studierte dann in Oxford und wurde 1756 Wundarzt am St. Georgshospital. Im J. 1760 nahm er als Stabschirurg Dienste in der Armee und wohnte der Expedition nach Belle-Isle und dem Feldzuge der Engländer in Portugal bei. Nach London zurückgekehrt, widmete er sich der chirurg. Praxis und dem Studium der vergleichenden Anatomie und Physiologie. Er wurde 1768 dirigierender Wundarzt am St. Georgshospitale, 1776 Wundarzt des Königs, 1786 zweiter und 1790 erster Generalchirurg der Armee und Generalinspektor der Militärhospitäler und 1792 Vizepräsident des neuerrichteten Tierarzneikollegiums in London. H. starb 16. Okt. 1793. Seine große Sammlung anatom. Präparate wurde nach seinem Tode von der Regierung angekauft und dem königl. Kollegium der Wundärzte überlassen, in welchem noch alljährlich von den berühmtesten Chirurgen eine Gedächtnisrede auf H. (Hunterian oration) gehalten wird. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften lieferte Palmer (4 Bde., Lond. 1838, mit Biographie von Drewry Ottley). Die bemerkenswertesten davon sind: «Natural history of the human teeth» (2 Bde., 1771—78), «On the venereal disease» (1786), «On the nature of the blood, inflammation and gunshot wounds» (1794). Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Rich. Owen «Essays and observations on natural history, anatomy, physiology, etc.» (2 Bde., Lond. 1861). Vgl. J. Adams, «Memoirs of the life and doctrines of the late John H.» (2. Aufl., Lond. 1818).

Hunter (William Wilson), brit. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 15. Juli 1840, trat 1862 in den ind. Civildienst und fand eine Anstellung in Kalkutta, wo er sich bald durch seine Kenntnis des Sanskrit wie der neuern ind. Volkssprachen auszeichnete. Im J. 1866 wurde ihm die Aufsicht über das Departement des Volksunterrichts in Orissa übertragen, um dessen Förderung er sich große Verdienste erwarb. Wegen erschütterter Gesundheit mußte er jedoch auf einen mehrjährigen Urlaub nach England zurückkehren und schrieb hier seine vortrefflichen «Annals of rural Bengal» (3 Bde., 1868—72) und sein «Comparative dictionary of the languages of India and High Asia» (1868). Von 1869 bis 1870 arbeitete H. von neuem bei der Regierung in Kalkutta; 1871 wurde er zum Generaldirektor des Statistischen Bureaus ernannt. In dieser wichtigen Stellung organisierte er das große Unternehmen einer statist. Inspektion von Indien. Der erste allgemeine Census von Indien wurde 1872 veranstaltet. Von 1875 bis 1877 erschien in 20 Bänden der «Statistical account of Bengal», wofür H. den öffentlichen Dank der Regierung empfing. Im J. 1883 wurde er zum Mitglied des Geheimrats des Vizekönigs ernannt. Außer den schon erwähnten Werken erschien von H.: «The Indian mussulmans» (1871), «Orissa, or an Indian province under native and British rule» (1873), «A life of Lord Mayo» (2 Bde., 1875), «The Indian Empire, its history, people and products» (1878), «England's work in India»

Digitized by Google

(1881) und endlich «A brief history of the Indian people» (1882).

Huntingdon, eine der östl. und nach Rutland und Middlesex die kleinste der Grafschaften Englands, umgrenzt von Northampton, Cambridge und Bedford, besteht in ihrem südl. und westl. Teil aus einer schönen, wellenförmigen und fruchtbaren Ebene. Der nordöstl. Teil aber gehört zu der großen Niederung der Fens oder Moräste und Sümpfe, welche mehrere Seen, wie das Whittlesea- und das Ramseymeer enthält, doch teilweise durch Drainage in Grasungen verwandelt worden ist. Die schiffbare Ouse durchfließt den Südosten, der Nen bildet die Nordwestgrenze. Von den 928,8 qkm des Areals sind 840 qkm zu Feldern, Wiesen und Hutungen benutzt. Die Einwohner, deren Zahl sich (1881) auf 59614 beläuft, treiben meist Landwirtschaft und liefern besonders viel Butter und Käse. Der feinste und teuerste engl. Käse, der Stilton, wird zwar auch in dem gleichnamigen Kirchspiel (21 km im Norden der Hauptstadt), in größerer Menge aber und ursprünglich in Leicestershire bereitet. Die Grafschaft und ihre Hauptstadt schicken je zwei Mitglieder in das Parlament.

Die Hauptstadt Huntingdon, links an der Ouse gelegen, über welche drei Brücken nach der Vorstadt Godmanchester führen, ist nur klein, hat ein altertümliches Ansehen, fünf Kirchen, ein Theater, eine Lateinschule, ein litterarisch-wissenschaftliches Institut mit Museum und Bibliothek, zählt (1881) 4229 E. und treibt bedeutenden Woll- und Kornhandel. Sie war einst viel größer, hatte 15 Kirchen, ein Schloß und mehrere Klöster und ist berühmt geworden als Geburtsort Cromwells.

Huntington (Daniel), hervorragender amerik. Historien- und Porträtmaler, geb. 14. Okt. 1816 in Neuyork, bildete sich zuerst bei dem Porträtmaler Elliott im Hamilton College aus und trat 1833 in das Atelier von Morse, des spätern Telegraphenverbesserers und damaligen Präsidenten der nationalen Malerschule, ein. Zunächst malte er Landschaften, namentlich 1836 während seines Aufenthalts am Hudson, 1839 ging er nach Italien und lebte vorzugsweise in Rom und Florenz, wo er sich histor. Bildern widmete. In die Heimat 1840 und von einem zweiten Besuch 1846 zurückgekehrt, wandte H. sich hier dem Porträtfach zu. H. war 1862—70 in Neuyork Präsident der obengenannten Kunstschule. Unter seinen Bildern verdienen unter andern genannt zu werden: die Sibylle, Königin Marie unterzeichnet das Todesurteil der Lady Jane Grey, Heinrich VIII. und Königin Katharine Parr, Mercy's Dream, Christiana und ihre Kinder (nach Bunyans «Pilgrim's progress»).

Huntley (Marquis von), s. unter Gordon [(Geschlecht).

Hunyad, siebenbürg. Komitat, im frühern Lande der Ungarn gelegen, im N. an Zaránd, im O. an Unterweißenburg, im S. an die Walachei und im W. an Ungarn grenzend, ist das größte Komitat Siebenbürgens und zählt auf einem Flächenraum von 6932,04 qkm (1880) 248464 E., die der Nationalität nach überwiegend (87,5 Proz.) Rumänen, dann Magyaren (4,9 Proz.) und Deutsche (2,3 Proz.) sind; dem Bekenntnis nach sind es Anhänger der griech.-orient. (71,5 Proz.), der griech.-kath. (15,4 Proz.), der röm.-kath. (4,7 Proz.) und der evang.-helvet. Kirche (2,6 Proz.) und etwa 2000 Juden. Das Land ist größtenteils gebirgig. Namentlich bestehen die südl. und südwestl. Teile aus hohen mit ungeheuern Waldungen bedeckten und fast unbewohnten Gebirgen, welche man in die Hunyader Alpen und die Pareng-, Vulkan- und Retyezátgruppen einteilt. Die höchsten Punkte derselben sind der Sklávoi (2421 m), Kúrsia (2412 m), Retyezát (2496 m), an dessen Fuß die Ruinen der alten Sarmizegetusa im Dorfe Grediştye liegen. Das westl. Gebirge des Komitats gehören zur Gruppe Sarko oder Cserna-Gruppe, die nördlichen zu dem siebenbürg. Erzgebirge. Der Vulkanpaß, dessen höchster Übergang 944 m ist, führt aus dem Komitat in die Walachei, während der durch Kämpfen gegen die Türken berühmt gewordene Eiserne Thorpaß (Marmura) nach Ungarn führt. Die Maros durchströmt den nördl. Teil des Komitats in ostwestl. Richtung. Das zweite Hauptthal mit dem wegen seiner röm. Denkmäler berühmten Hátßeger Becken wird vom Strell und seinen Nebenflüssen bewässert. Parallel damit streicht das Csernathal, in dessen Gebirgen unerschöpfliche Eisensteinmassen abgelagert sind. Im Süden befindet sich das Schilbecken mit ungeheuren Braunkohlenflözen in Petrozsen. Die Trachytgebirge nördlich von der Maros enthalten die berühmten Gold- und Silbererzstätten mit ihren metallhaltigen Tellurerzen, besonders bei Nagyág. Das Klima ist im allgemeinen mild, doch in einzelnen sehr verschieden; während in den tiefer gelegenen Thälern der Wein gedeiht, herrscht auf den Höhen rauhes Klima. Im Marosthal ist der Boden ergiebig und auch gut bebaut; an den höher gelegenen Stellen trifft man nur Alpenweiden und Waldungen. Die Viehzucht bildet den Hauptzweig der Erwerbsthätigkeit; außerdem noch Agrikultur, Bergbau und Kleingewerbe. Hauptort ist Deva, historisch interessant ist der am Zusammenfluß von Cserna und der Zalásd gelegene Marktflecken Vajda-Hunyad, mit einem schönen, von Gubernator Joh. Hunyad erbauten Schlosse, das 1854 abbrannte, aber teilweise restauriert wurde. Vgl. Schmidt, «Die Stammburg der Hunyade in Siebenbürgen» (Hermannst. 1865).

Hunyady (Joh.), berühmter ungar. Held rumän. Abkunft, wurde 1387 zu Hunyad in Siebenbürgen geboren. H. zeichnete sich schon unter Sigismund aus. König Albrecht II. ernannte ihn 1438 zum Banus von Severin, wo er Gelegenheit fand, sich Ruhm gegen die Türken zu erwerben. Nach Albrechts Tode erklärte sich H. für Ladislaw I. gegen die Königswitwe Elisabeth. Er siegte 1442 mit Nikolaus Ujlaki Wojwode von Siebenbürgen und erfocht einen glänzenden Sieg über die Türken. Mit noch größerm Ruhm kämpfte er gegen diese 1443, indem er sie über den Balkan zurückdrängte. Der Papst meinte nun, die Türken aus ganz Europa vertreiben zu können, aber Ladislaw I. schloß mit denselben einen zehnjährigen Waffenstillstand, den auch H. billigte. Der päpstliche Legat fand darin einen Verrat an der Christenheit und der Waffenstillstand wurde gebrochen. H. führte das ungar. Heer bis Varna am Schwarzen Meer. Die Schlacht, die er hier 10. Nov. 1444 lieferte, ging verloren. Wladislaw I. fiel und H. nahm als Reichsstatthalter für den nachgeborenen Sohn Elisabeths, Wladislaw V., die Verteidigung Ungarns, das er mit großem Geschick gegen die wiederholten Einfälle der Türken verteidigte, auf. Er wurde er im Oktober 1448 in Serbien

Digitized by Google

geschlagen und gefangen. Nachdem er aber auf Fürsprache der ungar. Stände seine Freiheit wiedererlangt, ließ er zunächst den serb. Despoten seine ganze Rache empfinden, bis die Stände 1451 einen Frieden vermittelten. Nachdem Wladislaw V. 1453 die Regierung selbst übernommen, sah sich H. in arge Händel mit dem ihm feindlichen Grafen Cilley verwickelt. Indessen bewährte er noch einmal seinen alten Ruhm gegen die Türken durch die heldenmütige Verteidigung Belgrads und einen kühnen Überfall des türk. Lagers, der den Sultan Mohammed II. zum Rückzug zwang. H. starb zu Semlin 11. Aug. 1456. — Sein ältester Sohn, Wladislaw H., wurde, weil er bei einem Streit mit dem Erzfeind seines Vaters, dem Grafen Ulrich Cilley, diesen getötet hatte, zu Ofen 16. März 1457 hingerichtet. Der zweite Sohn, Matthias H., gelangte 1458 als Matthias I. (s. d.) auf den ungar. Thron. Vgl. Teleki, «A Hunyadiah Kora» («Das Zeitalter der Hunyady», Pest 1852—56). Die Thaten und Schicksale des Geschlechts der Hunyady sind von ungar. und deutschen Schriftstellern, Historikern und Dichtern vielfach behandelt worden.

Hu-Pe, d. h. Norden des Sees, nach dem chines. Regierungsalmanach die 11. Provinz des Reichs, wird nördlich von den Provinzen Schen-Si und Ho-Nan, östlich von Ngan-Hwei, südlich von Kiang-Si und Hu-Nan und westlich von den Provinzen Sz'-Tschwan und Schen-Si begrenzt. H. bildet mit der südlich von ihr gelegenen Provinz Hu-Nan (s. d.) eine immense, vorzüglich gut bewässerte und überaus fruchtbare Tiefebene, welche nach einem chines. Sprichwort der Kornspeicher des Reichs ist. Von W. nach O. wird H. von dem Yang-tse-kiang und mehr nördlich von dem sich in ihn ergießenden Fluß Han-kiang ebenfalls von W. gegen O. durchströmt. H. besteht aus 10 Departements, 7 Arrondissements und 60 Kantonen, ist 179946 qkm groß und zählt 27370098 E. Hauptstadt ist Wu-Tschang-Fu, unter 30° 34′ 50″ nördl. Br. und 113° 57′ 30″ östl. L. (von Greenwich), auf dem rechten Ufer des Yang-tse-kiang gelegen, eine befestigte Stadt mit bedeutendem Handel.

Hupfeld (Herm.), verdienter Sprachforscher und Theolog, geb. 31. März 1796 zu Marburg, studierte daselbst, war 1819—22 Professor am Gymnasium zu Hanau, habilitierte sich 1824 an der Universität zu Halle, wurde 1825 in Marburg außerord. Professor der Theologie, 1827 ord. Professor der morgenländ. Sprachen und 1830 auch der Theologie. Im J. 1843 folgte er dem Rufe an Gesenius' Stelle nach Halle. Er starb daselbst 4. April 1866. Er veröffentlichte, außer der unvollendet gebliebenen «Ausführlichen hebr. Grammatik» (Tl. 1, Marb. 1841), die «Exercitationes Aethiopicae» (Lpz. 1825) und «De emendanda ratione lexicographicae semiticae» (Marb. 1827), denen sich später (1846—48) Untersuchungen über die älteste Geschichte der hebr. Grammatik bei den Juden anschlossen. H.s exegetisch-kritisches Hauptwerk ist die «Übersetzung und Auslegung der Psalmen» (4 Bde., Gotha 1855—61), neben welchem noch hervorzuheben sind: «Die Quellen der Genesis aufs neue untersucht» (Berl. 1853), «Untersuchungen über die Feste der Hebräer» (4 Hefte, Halle 1851—64), «Über Begriff und Methode der sog. biblischen Einleitung» (Marb. 1844), «Die heutige theosophische und mythолog. Theologie und Schrifterklärung» (Berl. 1861). Vgl. Riehm, «Dr. Hermann H. Lebens- und Charakterbild» (Halle 1867).

Hüpfmäuse, s. unter Springmäuse.

Hura crepitans *L.*, Sandbüchsenbaum, ist ein zu den Wolfsmilchgewächsen (Euphorbiaceen) gehöriger, auf den Antillen einheimischer Baum von 20 m Höhe. Die Frucht desselben ist durch ihre Bildung ausgezeichnet, indem sie mit einer kleinen Melone mit 12—18 vorspringenden Rippen Ähnlichkeit hat. Interessant wird sie noch dadurch, daß ihre Fächer zur Zeit der Reife mit einem lauten Knall aufspringen und umhergeschleudert werden. Die unreife Frucht höhlt man aus, siedet sie in Öl und macht daraus sehr zierliche Sandbüchsen. In den Gewächshäusern ist diese Pflanzenart ziemlich selten.

Huram, s. Hiram.

Hürde, s. Horde.

Hürdenrennen (Hurdle race), s. u. Steeple chase.

Hurdwar, genauer Hardwar (d. i. Thor des Hari), auch Gangadwara (Gangesthor) genannt, eine gutgebaute Stadt in dem Distrikt Mirat der gleichnamigen Division der brit.-ind. Lieutenant-Gouverneurschaft der Nordwestprovinzen, liegt unter 29° 57′ nördl. Br. und 78° 14′ östl. L. (von Greenwich) 355,5 m über dem Meere am südl. Fuße der Sewalik-Höhen und am rechten Ufer des Ganges, der hier aus dem Gebirge heraustritt. Die Stadt, als solche unbedeutend, zählt kaum 5000 E., ist aber ein sehr berühmter Wallfahrts- und Meßort. Jährlich kommen daselbst über 2 Mill. Pilger aus allen Teilen Indiens (gleichzeitig oft über 300000) an, um das heilige Bad an der Flußtreppe Harika-Pairi zu nehmen, wobei man namentlich an geweihten, durch Astrologen bestimmten Tagen das Wasser zu erreichen sucht. Um den sonst ebenso häufigen wie ungeheuern Unglücksfällen vorzubeugen, ließ die brit. Regierung 1819 eine 30 m breite Treppe von 60 Stufen an dem Flusse anlegen. In H. selbst finden nur die Reichen Unterkunft, die übrigen Pilger kampieren in Zelten oder im Freien. Fast jeder Pilger sucht zugleich Handelsgeschäfte zu machen. Jährlich im April findet eine große Mela oder Messe, alle 11 Jahre eine besonders feierliche, Cumba-Messe genannte, statt, die ein buntes Gewirr von Nationen und Kostümen darbietet. Pferde aus Kabul, Persien, Arabien, Turkestan und Bokhara bilden den Hauptgegenstand des Handels, doch ist überhaupt alles auf dem Markte zu finden.

Huris (arab., d. i. die blendend weißen) heißen die Jungfrauen, welche in Mohammeds Paradies eine der Belohnungen der Seligen ausmachen sollen. Sie sind, nach der Schilderung des Koran, von blendender Schönheit, keiner Unreinigkeit unterworfen, und ihre schmachtenden Blicke gehören bloß dem einzigen Geliebten. In immer grünenden, reichbewässerten Gärten ruhen sie in Lauben, auf grünen Kissen und den schönsten Teppichen, und eine Fülle des süßesten Genusses erwartet den Seligen in ihren Armen, ohne daß sie jemals aufhören, Jungfrauen zu sein.

Huronen, ein vormals mächtiger Indianerstamm Nordamerikas, zur großen irokesischen Sprachfamilie gehörig, nahmen im 17. Jahrh., etwa 30000 Seelen stark, einen ungefähr 6000 qkm großen Landstrich an den östl. Ufern des nach ihnen benannten Sees ein. Die H. waren ein aus vier aneinander grenzenden Nationen gebildeter Bund,

Digitized by Google

zu dem später noch eine fünfte hinzukam. Der Stamm wurde in Clans geteilt und von Sachems oder Häuptlingen regiert, welche durch weibliche Erbfolge bestimmt wurden. Im J. 1632 setzten die Jesuiten die bereits von Franziskanern begonnene Mission bei ihnen fort. In der letzten Hälfte des 17. Jahrh. wurden die H. durch Hungersnot und einen Krieg mit den ihnen verwandten Irokesen (s. d.) teils vernichtet, teils versprengt. Einige ergaben sich ihren Feinden und wurden ihnen einverleibt, andere von den Jesuiten in die Umgegend von Quebec geführt, wo sie sich unvermischt nur in sehr geringer Zahl erhalten haben. Sie zählten 1736 60 oder 70 waffenfähige Männer; 1872 war der Stamm 264 Seelen stark. Die Tionnontates, jene fünfte, später hinzugekommene Nation des Bundes, flohen nach Wisconsin, nahmen jedoch nach ihrer Übersiedelung nach Sandusky in Ohio den Namen Wyandot an und wanderten 1832 in der Stärke von 687 Köpfen nach Kansas aus, wo sie 1855 das Bürgerrecht erhielten. Die H. nannten sich Ontwaonwes, d. h. «wahre Männer», und als Stamm Wendat; ihren unter uns geläufigen Namen erhielten sie von den Franzosen wegen ihrer eigentümlichen Haartracht (hures, Wildschweinsköpfe). Vgl. Parkman, «The jesuits in North-America» (Boston 1867; deutsch, Stuttg. 1877).

Huronische Formation nennt man in Nordamerika das auf die Urgneise (Laurentische Formation) folgende Schichtensystem von krystallinischen Schiefern, welches vom Untersilur discordant überlagert wird. Es besteht aus Glimmer-, Chlorit-, Talk-, Quarzitschiefern, Eisenkieseln, Itacolumit, krystallinischem Kalkstein, Amphiboliten, Magnet- und Roteisensteinen, sowie in Canada aus Konglomeraten. In den südl. atlantischen Staaten führen diese Schiefer Gold und zwar teils direkt eingesprengt, teils an Schwefelkies gebunden. Organische Reste sind in dieser Schichtengruppe bis jetzt nicht gefunden.

Huronsee (engl. Huron Lake), der dritte der fünf großen canad. Seen, halb zu Canada, halb zu den Vereinigten Staaten gehörig, von jenem im O., von diesen, und zwar vom Staate Michigan, im W. begrenzt, ist 410 km lang und, mit Einschluß der im NO. durch die Halbinsel des Kap Hurd und die Gruppe der Manitoulin-Inseln von ihm fast getrennten fjordenreichen und hochuferigen Georgian-bai, 310 km breit. Bei einer sehr unregelmäßigen Gestalt hat der See einen Umfang von 1875 km und bedeckt eine Fläche von 61340 qkm. Derselbe liegt 181 m über dem Meere und ist 240—310 m tief; an manchen Stellen will man sogar bei 550 m noch keinen Grund gefunden haben. Im NW. steht der See durch die Straße von Mackinaw oder Michili-Mackinaw mit dem Michigansee und durch die schmale, 75 km lange und wegen ihrer Stromschnellen gefährliche Straße von Ste.-Marie mit dem Obern See (Lake superior) in Verbindung. Im S. führt der 52 km lange und für Schoner fahrbare Strom St.-Clair in den St.-Clairsee, der eine kreisförmige Gestalt, etwa 50 km Durchmesser und geringe Wassertiefe hat, jedoch in seinem Hauptkanal tief genug ist für kleine Schoner und Dampfschiffe. Aus diesem kleinen Seebecken führt an der Stadt Detroit vorüber der Detroit-Strom, eine 52 km lange Wasserstraße mit dem trefflichen Hafen Amherstburgh auf der canad. Seite, südwärts in den Eriesee. Der H. hat keine guten Häfen, aber die Fischerei in seinen Gewässern ist bedeutend. Gegenwärtig führen an den Ufern des H. und nada mehrere Eisenbahnen.

Hurrah, ein schon im Mittelhochdeutschen kommendes Wort, im 18. Jahrh. als Ruf bei und Jagden gebräuchlich, hat sich seit den freiungskriegen als Schlachtruf bei den Deutschen gebürgert und ist in der deutschen Armee durch Bajonettangriff reglementarisch festgestellt.

Hurrican (engl.), eine spezielle Art von Stürmen (s. d.), welche oft mit äußerster Heftigkeit auftreten und deren Entstehungsgebiet und sächliches Vorkommen sich meist auf den Archipel und einen Teil des Atlantischen Ozeans beschränkt. Eine Eigentümlichkeit des H. ist im Gegensatz zu andern Wirbelstürmen (Tornados oder Tromben, s. d.) große Flächenausdehnung.

Hurtado (Diego H. de Mendoza), s. Mendoza.

Hurtado (Luis H. de Toledo), span. Dramatischer Schriftsteller des 16. Jahrh., geb. gegen 1530 Toledo, wo er um 1570 als Pfarrer der Kirche San Vicente thätig war und nach 1598 starb, schrieb in seiner Jugend Romanzen, welche in die Romanceros aufgenommen wurden, eine Übersetzung der «Metamorphosen» des Ovid (Toledo 1580 u. öfter), und eine große Zahl noch ungedruckter Dichtungen und Schäfernovellen. Als Bühnenwerken werden ihm ferner mit zweifelhaftem Recht zugeschrieben drei dramatische Novellen: «Tragedia Policeana» (Toledo 1548), «Comedia de la Selva y Tibalda» (Toledo 1552), «Egloga Silvia» (Toledo 1552); zwei dramatische Gedichte: «Auto de casto amor» und «Cortes de la muerte» (Toledo 1557; letztere wieder abgedruckt in der «Biblioteca de Rivadeneyra», Bd. 35), ein Epos «Historia de S. Joseph» (Toledo 1598) und der Ritterroman «Palmeirim de Inglaterra» (Toledo 1547). Vgl. C. M. de Vasconcellos, «Palmeirim de Inglaterra» (Halle 1883).

Hurter (Friedr. Emanuel von), ultramontaner Geschichtschreiber, geb. 19. März 1787 zu Schaffhausen, besuchte das dortige Kollegium und bezog 1804 die Universität Göttingen, um evang. Theologie zu studieren. Nachdem er mehrere geistliche Ämter bekleidet, wurde er 1825 Antistes und Pfarrer in Schaffhausen, geriet aber bald mit seinen untergebenen prot. Geistlichen, die ihn des Jesuitismus und Papismus beschuldigten, in Streitigkeiten. In seiner «Geschichte Papst Innocenz' III. und seiner Zeitgenossen» (4 Bde., Hamb. 1834—42), einem durch gediegene Forschung und geistvolle Darstellung ausgezeichneten Werke, rechtfertigte er die päpstl. Hierarchie und verherrlichte das Mittelalter. Endlich forderten ihn seine theol. Kollegen in Schaffhausen auf, sich über seine Stellung zur reform. Kirche offen zu erklären. Seine wissenschaftlichkeit übersprudelnde Verteidigung des Antistes H. von Schaffhausen und seine Amtsbrüder» (Schaffh. 1840), vermochte ihn nicht zu rechtfertigen, sodaß er sich endlich 1841 genötigt sah, seine Stelle niederzulegen. Im J. 1844 trat er in Rom zur kath. Kirche über und publizierte eine Schrift: «Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben» (2 Bde., Schaffh. 1845), um diesen Schritt zu erklären. Im J. 1846 folgte er einem Rufe als k. k. Historiograph nach Wien. Die Ereignisse des J. 1848 verdrängten ihn zwar von seiner Stellung, doch erhielt er dieselbe 1851 wieder. Er starb 27. Aug. 1865 zu Graz. Sein bedeutendstes

Digitized by Google

Werk aus der letztern Zeit ist die «Geschichte Ferdinands II. und seiner Eltern» (Bd. 1—11, Schaffh. 1850—64). Sonst sind noch zu nennen: «Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrh.» (Schaffh. 1840), «Philipp Lang, Kammerdiener Rudolfs II.» (Schaffh. 1851), «Zur Geschichte Wallensteins» (Freiburg i. B. 1855), «Wallensteins vier letzte Lebensjahre» (Wien 1862). Vgl. Heinr. von Hurter, «Friedrich von H. und seine Zeit» (2 Bde., Graz 1876—77).

Hus (Johs.), s. Huß.

Husaren (ungar. huszár, von husz, d. i. zwanzig, weil unter König Matthias I. von je 20 Häusern ein Reiter zum Heere gestellt werden mußte) sind eine leichte, nach ungar. Vorbilde gekleidete, mit Säbel, Pistole, Karabiner bewaffnete Kavallerie, welche besonders zu den Leistungen des Kleinen Kriegs, zum Sicherheits- und Kundschaftsdienst, zur Beunruhigung des Feindes, zu Handstreichen aller Art u. s. w. verwendet wird, aber auch zur geschlossenen Attacke vollständig geeignet und selbst schwerer Kavallerie durch größere Beweglichkeit gewachsen ist. Der Name kommt zuerst in Ungarn unter Matthias Corvinus Ende des 15. Jahrh. vor. Ihre Kleidung war die ungar. Nationaltracht (Dolman) und oft sehr kostbar. Sie leisteten in den österr. Heeren des 16. und 17. Jahrh. treffliche Dienste, daher in Frankreich 1692 nach ihrem Muster ein Husarenregiment errichtet wurde, 1721 ein Husarenkorps in Preußen, 1723 ein zweites; auch in Rußland wurden die H. 1723 eingeführt. Friedrich II. vermehrte die 9 Eskadrons H., welche sein Vater errichtet hatte, allmählich auf 10 Regimenter von 10 Eskadrons, und die preußischen H., für deren Ausbildung besonders Seydlitz und Zieten sorgten, erwarben sich bald einen hohen Ruhm. Auch in kleinern Armeen wurden Husarenregimenter organisiert, von denen aber manche später in Dragoner oder Chevaulegers verwandelt wurden. Die deutsche Armee zählt 20 Husarenregimenter, und zwar 17 preußische (1 Gardehusarenregiment und die Regimenter Nr. 1—16), 2 königl. sächsische (Nr. 18 und 19) und 1 braunschweigisches (Nr. 17). Die ungarischen H. gelten noch immer als Muster einer guten leichten Kavallerie.

Husch (Huşi), Stadt in Rumänien, Kreis Falciu, unweit der russ. Grenze und dem Pruthflusse, hat 20000 E., ist Sitz einer Präfektur, eines Landgerichts und eines der drei moldauischen Bistümer, hat ein Priesterseminar und mehrere Elementarschulen. Der früher ziemlich lebhafte Handelsverkehr mit Rußland hat sich jetzt nach der Eisenbahnlinie Jassy-Ungeni-Kischinew-Odessa gewendet.

Huschke (Georg Philipp Eduard), verdienter Forscher auf dem Gebiete des röm. Rechts, geb. zu Münden 26. Juni 1801, besuchte die Gymnasien zu Gotha und Ilefeld und studierte von 1817 an in Göttingen, dann in Berlin, trat 1821 in Göttingen als Privatdocent im Fache des röm. Rechts und der röm. Rechtsgeschichte auf und folgte 1824 dem Rufe als ord. Professor der Rechte nach Rostock. Nachdem er eine Reise nach Paris gemacht hatte, wurde er 1827 an die Universität zu Breslau berufen. Im J. 1836 wurde er Senior und Ordinarius des Spruchkollegiums, später erhielt er den Titel eines Geh. Justizrats. Eine 1835 infolge der damaligen kirchlichen Streitigkeiten (Vorfälle in Hönigern) gegen ihn eingeleitete Kriminaluntersuchung endete mit völliger Freisprechung von der in erster Instanz über ihn verhängten halbjähriger Festungsstrafe. Im J. 1841 wurde er Direktor des Oberkirchenkollegiums der evang.-luth. Kirche in Preußen.

In seinen rechtshistor. Studien und Forschungen verfolgt H. vorzugsweise die histor.-philol. Richtung. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: die mit Exkursen versehene Ausgabe von Ciceros neuentdeckter «Oratio pro Tullio» in J. G. Huschkes «Analecta literaria» (Lpz. 1826), «Incerti auctoris magistratuum P. R. expositiones ineditae» (Bresl. 1829), «Studien des röm. Rechts» (Bd. 1, Bresl. 1830), «Die Verfassung des Königs Servius Tullius» (Heidelb. 1838), die Ausgabe von des Flavius Syntrophus «Instrumentum donationis» (Bresl. 1838), «Über den zur Zeit der Geburt Jesu gehaltenen Census» (Bresl. 1840), «Über das Recht des Nexum und das alte röm. Schuldrecht» (Lpz. 1846), «Über den Census und die Steuerverfassung der frühern röm. Kaiserzeit» (Bresl. 1847). Diesen schlossen sich später an: «Gajus. Beiträge zur Kritik und zum Verständnis seiner Institutionen» (Lpz. 1855) und «Jurisprudentiae antejustinianae quae supersunt» (Lpz. 1861; 4. Ausg. 1879), «Justiniani institutionum libri IV» (Lpz. 1868), sowie «Die oskischen und sabellischen Sprachdenkmäler» (Elberf. 1856), «Die Iguvischen Tafeln nebst den kleinern umbrischen Inschriften» (Lpz. 1859), «Zu den altitalischen Dialekten» (Lpz. 1872) und «Die neue oskische Bleitafel» (Lpz. 1880). Ferner erschienen: «Das alte röm. Jahr und seine Tage» (Bresl. 1869), «Die Multa und das Sacramentum» (Lpz. 1874), «Das Recht der Publicianischen Klage» (Stuttg. 1874), «Zur Pandektenkritik» (Lpz. 1875), «Die jüngst aufgefundenen Bruchstücke aus Schriften röm. Juristen» (Lpz. 1880), «Die Lehre des röm. Rechts vom Darlehn» (Lpz. 1882). Außerdem veröffentlichte H. mehrere theol. und kirchenpolit., im altluth. Sinne gehaltene Schriften.

Husein, der zweite Sohn des vierten Kalifen 'Ali, des Schwiegersohnes Mohammeds. H.s älterer Bruder Hasan hatte nach der Ermordung seines Vaters 'Ali nach einer nur einige Monate dauernden Scheinregierung das Anrecht auf das Kalifat an Mu'âwija gegen eine Leibrente abgetreten und sich nach Medina zurückgezogen, wo er 669 wahrscheinlich auf Anstiften Mu'âwijas vergiftet wurde. Der jüngere Sohn 'Alis, H., versuchte von Mekka aus seinen Ansprüchen mit den Waffen Geltung zu verschaffen und traf in der Ebene von Kerbela auf die ihn unter Amrs Befehl entgegengesandten Truppen. Hier fiel H. 10. Okt. 680. Auf dem Platze, wo er starb, wurde eine herrliche Moschee errichtet, als Wallfahrtsort bekannt unter dem Namen Meschhed Husain.

Hüsing, eine dünne, aus zwei Hanfsträngen zusammengeschlagene geteerte Leine, welche an Bord vielfach in der Takelage als starker Bindfaden (Bandsel) Verwendung findet.

Huskisson (William), engl. Staatsmann, geb. zu Birch-Moreton in der Grafschaft Worcester 11. März 1770, kam jung nach Paris, wo er an der Erstürmung der Bastille teilnahm und Mitglied des Klubs von 1789 war. Im J. 1792 ging er als Privatsekretär des engl. Gesandten, Lord Gower, mit diesem nach London und wurde daselbst 1793 im Emigrantenbureau angestellt. Der Kriegsminister Dundas wählte ihn 1795 zu seinem ersten Sekretär und der Flecken Morpeth zum Parlaments-

Digitized by Google

mitgliede. Hierauf machte ihn Pitt zum Unterstaatssekretär, Generalsteuereinnehmer des Herzogtums Lancaster und Kommissar des Handelsbureaus. Bei Pitts Austritt 1801 legte er seine Ämter nieder; auch verlor er nach der Auflösung des Parlaments 1802 seinen Sitz im Unterhause. Als Pitt 1804 von neuem an die Spitze der Verwaltung trat, wurde H. vom Flecken Liskeard wieder ins Unterhaus gewählt und von Pitt zum Sekretär der Schatzkammer ernannt. Unter dem Ministerium Grenville mußte er 1806 diesen Posten aufgeben, den er indes durch Percival 1807 wiedererhielt. Seitdem saß er ununterbrochen im Unterhause, zuletzt seit 1823 für Liverpool. Als Canning 1809 aus dem Ministerium trat, schied auch H. aus der Schatzkammer; 1814 wurde er Generaldirektor der Forsten und Mitglied des Geheimen Rats, 1822 Präsident des Handelsamts, 1827 Staatssekretär für die Kolonien, bis er im Mai 1828 sich zurückzog. Als Handelsminister gewährte er allen Ländern unmittelbare Teilnahme an dem Handel mit den früher auf den Verkehr mit dem Mutterlande beschränkten Kolonien; auch hob er mehrere Einfuhrzölle auf und milderte die Verfügungen der Navigationsakte. Bei der Eröffnung der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester (15. Sept. 1830) fiel er beim Einsteigen, kam dabei unter den Wagen und starb infolge der Verletzungen noch an demselben Tage. Eine Auswahl seiner «Speeches» erschien 1831 zu London in drei Bänden.

Huß oder Hus (Johs.), der Reformator Böhmens, geb. 6. Juli 1369 zu Hussinetz bei Prachatitz im südl. Böhmen, war der Sohn wohlhabender Bauern czech. Stammes, studierte seit 1389 zu Prag, erhielt die Priesterweihe, ward 1393 Baccalaureus der freien Künste, 1394 Baccalaureus der Theologie, 1396 Magister der freien Künste. Im J. 1398 begann er Vorlesungen an der Universität zu halten und erwarb sich rasch solches Ansehen, daß er Okt. 1401 Dekan der philos. Fakultät wurde und von Okt. 1402 bis April 1403 das Rektorat der prager Universität bekleidete. Schon bei einer Disputation vom J. 1399 zeigte sich, daß H. in manchen Punkten den Lehren Wiclifes zustimmte. Darin bestärkte ihn die verwandte Gesinnung mehrerer seiner Lehrer zu Prag, wie des Magisters Niklas von Leitomischl, des Stephan Palec und vor allem des Magisters Stanislaus von Znaim. Nach seiner Ernennung zum Pfarrer an der Bethlehemskapelle (1402) trat H. immer entschiedener gegen die Verweltlichung der Kirche auf. Falsch ist die Ansicht der Slawophilen (Nowikow, Hilferding u. a.), H. habe nur die noch vorhandenen Erinnerungen an die altmähr. Kirche, wie sie von Cyrill und Methodius begründet war, erneuert. Man findet bei H. nirgends eine Berufung auf dieselben. H. war ein eifriger Förderer der czech. Sprache. Er gab ihr eine neue Orthographie (lateinisch und czechisch herausg. von Sembera, Wien 1857), welche bis zum Verfall der czech. Bildung galt, zu Anfang des 19. Jahrh. wieder aufgenommen wurde und noch jetzt mit wenigen Veränderungen beobachtet wird. Durch den musterhaften Stil seiner czech. Predigten, Traktate, Briefe u. s. w. (gesammelt von Erben, «Mistra Jana Husi Sebrané spisy české», 3 Bde., Prag 1865—68) gehört H. zu den hervorragendsten czech. Schriftstellern. Auch gilt er als Dichter dreier geistlicher Lieder in czech. Sprache (abgedruckt im «Kralitzer Cancional» 1576).

In seinen kirchlichen Reformbestrebungen ging H. anfangs nicht über die Forderung hinaus, durch eine gründliche Reform der Kirche an Haupt und Gliedern die schreienden Mißstände beseitigt würden, welche die Verweltlichung des Klerus zur Folge hatte. Daher erklärt es sich, daß er nicht nur weite Kreise des Volks für sich gewann, sondern gleichzeitig der Gunst des Königs und des Erzbischofs sich erfreute. König Wenzel berief ihn zum Beichtvater der Königin Sophie. Der Erzbischof Sbynek ernannte 1403 H. und seinen Gesinnungsgenossen Stanislaus von Znaim zu Synodalpredigern. Ein Konflikt entstand mit der Universität. Hier wurden 1403 aus den Schriften Wiclifes 45 Sätze als ketzerische Irrtümer gezeichnet. Vergebens behauptete H., jene Sätze von Wiclife gar nicht in dem Sinne gelehrt, welcher ihnen hier beigelegt werde. Nur die böhm. Nation trat ihm bei, während die drei übrigen mit der Verurteilung Wiclifes einig waren; trotzdem wurde sie nochmals wiederholt. Unterdessen hatten die polit. Verhältnisse eine Spannung zwischen dem röm. Papst und dem König von Böhmen herbeigeführt. Wenzel wünschte die Zustimmung und Unterstützung der Universität Prag, und um sie zu erhalten, verfügte er durch ein Dekret vom Jan. 1409, daß die böhm. Nation in allen Angelegenheiten der Universität drei, die übrigen drei Nationen zusammen nur eine Stimme haben sollten, während sonst jede Nation eine Stimme hatte. Die Folge war, daß Tausende von Studenten und Lehrern auswanderten und die Universität Leipzig gründeten. Welchen Anteil H. an dieser Reform gehabt hat, läßt sich nicht sicher feststellen. Später hat er selbst später behauptet, sie veranlaßt zu haben, und die Universität wählte ihn wegen jenem Ereignis zu ihrem Rektor. Infolge einer Beschwerde der Geistlichen, H. gebe sie der Verachtung des Volks preis, entzog ihm der Erzbischof 1408 den Auftrag als Synodalprediger und entsagte ihm bald darauf alle priesterlichen Funktionen. Ferner veranlaßte er Papst Alexander V., durch Bulle vom 20. Dez. 1409 die Verbreitung Wiclifscher Irrlehren und das Predigen an anderen als den herkömmlichen Orten bei Strafe der Exkommunikation zu verbieten. Infolge dessen ließ der Erzbischof am 16. Juli 1410 mehr als 200 Bände Schriften Wiclifes verbrennen und sprach 18. Juli den Bann über H. aus. Dieser ließ sich nicht einschüchtern, sondern trat auf Kanzel und Kanzel immer energischer für eine Reform der Kirche ein. Der Tod des Erzbischofs (Juli 1411) führte noch einen kurzen Stillstand des Kampfes herbei.

Als aber Papst Johann XXIII. Herbst 1411 einen Kreuzzug gegen König Ladislaus von Neapel einen Ablaß ausschrieb, welcher Mai 1412 auch in Prag feilgeboten wurde, trat H. mit aller Entschiedenheit gegen diesen Mißbrauch auf. Es kam zu lärmenden Volksaufläufen, sodaß der Erzbischof Albik H. mit der Acht, die Stadt mit dem Interdikt bedrohte. Infolge dessen verließ H. Prag und hielt sich auf verschiedenen Burgen befreundeter Großen auf. Diese Zeit der Ruhe benutzte er, seine Ansichten fester zu begründen und in einer Reihe von Schriften darzulegen. Was die Lehre anlangt, so ist H. durchaus von Wiclife abhängig. (Vgl. darüber Loserth, «H. und Wiclif», Prag 1884.) Das Gesetz Christi, d. h. die Offenbarung Gottes in

Digitized by Google

Heiligen Schrift ist die unbedingte Norm und Quelle der religiösen Erkenntnis, hat eine Autorität, weit höher als die Tradition der Kirche und die Aussprüche des Papstes. Die Kirche ist die Gesamtheit der Erwählten und nicht die äußere Gemeinschaft derer, welche den röm. Papst als ihr Oberhaupt, die röm. Hierarchie als das wahre Priestertum anerkennen. In einem praktisch wichtigen Punkte jedoch wich H. von Wiclisse ab: er hat die Lehre von der Transsubstantiation (s. d.) niemals bekämpft, daher auch den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt niemals als zum Heil notwendig, sondern nur als zulässig bezeichnet.

Als das Konzil zu Konstanz in Aussicht stand, sollte auch die Lösung der kirchlichen Wirren Böhmens dort versucht werden. H. war bereit, sich zur Verantwortung zu stellen. König Sigismund gab ihm einen Geleitsbrief, genau in derselben Form wie andern zum Konzil reisenden Personen, und trug drei böhm. Großen auf, für seine Sicherheit Sorge zu tragen. Am 3. Nov. 1414 langte H. in Konstanz an. Da er hier Messe las und in Predigten seine Ansichten frei aussprach, ward er 28. Nov. 1414 auf Befehl des Papstes verhaftet und seit 6. Dez. im Dominikanerkloster gefangen gehalten. Vergebens protestierten die böhm. Großen, vergebens zürnte König Sigismund. In der Nacht des Palmsonntags 1415 ließ der Bischof von Konstanz den Gefangenen auf seine Burg Gottlieben am Rhein in strenge Haft bringen; am 31. Mai wurde er alsdann in das Franziskanerkloster zu Konstanz übergeführt. Als Ankläger H.' waren seine erbittertsten Feinde, unter ihnen Stephan Paleč, von Böhmen nach Konstanz gekommen. Am 5., 7. u. 8. Juni 1415 wurde mit H. verhandelt. Eine Reihe von Sätzen aus seinen Schriften wurden ihm vorgelegt. Einige bezeichnete H. als in seinen Schriften nicht vorhanden, andere erkannte er als sein Eigentum an und erklärte sich bereit, sie zu widerrufen, sobald sie aus der Schrift als irrtümlich erwiesen seien. Sich bedingungslos dem Konzil zu unterwerfen, lehnte H. ab. Darauf wurde er in der öffentlichen Sitzung des Konzils vom 6. Juli 1415 zum Tode verurteilt und dem Magistrat von Konstanz zur Hinrichtung übergeben. Das Urteil wurde sofort vollzogen und H. erlitt mit großer Standhaftigkeit die Qualen des Feuertodes. Sein Todestag wurde in Böhmen lange als nationales und kirchliches Fest gefeiert und erst durch die Heiligsprechung des sog. Johann von Nepomuk (s. d.) völlig verdrängt.

Vgl. «Historia et monumenta Johannis Hussi atque Hieronymi Pragensis» (2 Bde., Nürnb. 1558); Zitte, «Lebensbeschreibung des Magister Johannes H.» (2 Bde., Prag 1789—95); Wendt, «Geschichte von H. und den Hussiten» (Magdeb. 1845); Helfert, «H. und Hieronymus» (Prag 1853, ultramontan); Böhringer, «Die Kirche Christi und ihre Zeugen» (Bd. 2, Abteil. 4, Zür. 1858); Krummel, «Johannes H., eine kirchenhistor. Studie» (Darmst. 1863); Höfler, «Magister Johannes H.» (Prag 1864); Krummel, «Geschichte der böhm. Reformation (Gotha 1866); Palackys einschlägige Partien in seiner «Geschichte von Böhmen» (besonders in der czech. Ausgabe); derselbe, «Documenta Magistri Joannis Hus vitam, doctrinam, causam etc. illustrantia» (Prag 1869); Höfler, «Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung in Böhmen» (3 Bde., Wien 1856—66); Berger, «Johannes H. und König Sigismund» (Augsb. 1872); Lechler, «Joh. Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation» (2 Bde., Lpz. 1872); E. Denis, «Huss et la guerre des Hussites» (Par. 1878).

Huß (Magnus von), berühmter schwed. Arzt, geb. in der Pfarre Torp in Medelpad 22. Okt. 1807. Nachdem er 1835 zu Upsala seine philos. und mediz. Studien beendigt hatte, ward er Lehrer an dem Karolinischen Institut zu Stockholm und erhielt 1840 den Posten eines Oberarztes an dem Serafimer-Lazarett daselbst. Im J. 1846 wurde er zum Professor ernannt und 1860—64 war er als Chef des Medizinalkollegiums und 1860—76 als Generaldirektor der schwed. Irrenheilanstalten thätig. Im J. 1857 erfolgte seine Erhebung in den Adelsstand. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Alcoholismus Chronicus» (2 Bde., Stockh. 1849—51), «Om Sveriges endemiska sjukdomar» (1851), «Om Typhus och Typhoidfeberns statistiska förhållanden och behandling» (1855), «Sällsyntare sjukdoms fall» (1856), «Om Lunginflammationens statistiska förhållanden och behandling» (1860). Dieselben sind ins Deutsche und auch in andere Sprachen übertragen.

Huß-Ausläuten, in manchen österr. Städten die Bezeichnung für das Läuten um 9 Uhr abends, das ursprünglich zum Gebet um Abwehr der Hussiten auffordern sollte.

Hussein Awni Pascha, osman. General und Staatsmann, geb. 1819 zu Dost-Koj, einem Dorfe bei Isparta, im westl. Kleinasien, war schon 1850 Major. Danach wurde er Lehrer an der Harbije Mekteb und 1853 Generalstabsoffizier Omer Paschas. Im Kriege mit Rußland wurde er zum Obersten ernannt und ging 1855 mit dem Serdar Ekräm Omer Pascha nach der abchasischen Küste ab, stand eine Zeit lang in Suchum Kaleh und nahm an der Schlacht am Flusse Ingur teil. Noch im Laufe der Campagne wurde er zum Liwa (Brigadegeneral) befördert. Im Kriege mit Montenegro 1859—60 war er Divisionsgeneral, wurde aber vom Kriegsschauplatze abberufen und an die Spitze der Dar-i-Schura (eine Art allgemeines Kriegsdepartement) gestellt. H. wurde 1864 zum Müschir (Marschall), zum Kommandanten des Gardearmeekorps und zum stellvertretenden Seraskier ernannt, aber 1866 in den Sturz Fuad Paschas mit verwickelt und erst 1867 wieder als Kommandant gegen die Insurgenten auf Kreta verwendet. Nachher befehligte er das Observationskorps an der griech. Grenze, kehrte aber bald als Generalissimus nach Kreta zurück, wo er den Aufstand völlig dämpfte. H. wurde hierauf zum Kriegsminister ernannt und führte nun ein längst geplantes Werk, die Reorganisation der osman. Armee, durch. Nach dem Tode Aali Paschas (Sept. 1871) verlor H. seine Stellung als Kriegsminister und wurde während mehrerer Monate nach Isparta verbannt. Erst nachdem (1872) Midhat Pascha Großvezier geworden, kehrte H. nach Konstantinopel zurück. In der nachfolgenden Zeit gelangte er selber (Febr. 1874) zum Großvezierat und behauptete sich auf diesem Posten bis zum 25. April 1875. Hierauf nach Smyrna, als Generalgouverneur der gleichnamigen Provinz, gesendet, nahm er bald seinen Abschied, trat aber 25. Aug. 1875, gleichzeitig mit Midhat Pascha, als Kriegsminister in das bald danach von Mahmud Nedim Pascha gebildete Ministerium ein, aus dem er jedoch bereits 1. Okt. 1875 ausschied. Hierauf ging H. als Generalgouverneur

Digitized by Google

der Provinz Khudavendighiar nach Brussa. Nach dem Sturze Mahmud Nedim Paschas (11. Mai 1876) kehrte er nach Konstantinopel zurück, um abermals die Stellung des Seraskiers einzunehmen. Bei der am 29. Mai erfolgten Absetzung des Sultans Abd-ul-Asis war H. es, dem die Hauptrolle zufiel. Persönlich erschien er nachts im Palais von Dolma-Bagdsche, um dem Sultan Nachricht von seiner Entthronung zu geben und ihn als Staatsgefangenen zum Palais von Top-Kapu abzuführen. Der Haß der mit den Interessen des gefallenen Herrschers Nächstverbundenen richtete sich daher am heftigsten gegen H. Als in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1876 die osman. Minister sich im Konak (Hause) Midhat Paschas zum Conseil versammelt befanden, drang der Tscherkeß Hassan in die Versammlung ein und es gelang ihm, H. zu töten, bevor er selbst überwältigt wurde.

Hussseinite (Orden des Hauses) im Königreich Tunis, von Achmet Bei (1837—55) gestiftet, besitzt nur eine Klasse, welche von den Prinzen des regierenden Hauses und von ausländischen Prinzen von Geblüt getragen wird. Die Dekoration ist rund, von Gold und mit Diamanten besetzt und wird von einer Diamantagraffe gehalten. Das Band ist grün mit roter Einfassung.

Hußgen (Joh.), s. Ökolampadius.

Hussinetz, Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft und im Gerichtsbezirk Prachatitz im südl. Böhmen, mit (1880) 1731 E. czech. Zunge, deren Haupterwerb in der Feldwirtschaft, teilweise auch im Strumpfwirken und Wollspinnen besteht; auch hat H. eine Fezfabrik, eine Zündhölzchen- und eine Drahtfabrik. In älterer Zeit wurde in der Flanitz bei H. Gold gewaschen und vor Einführung der Holzschwemme war der Bach reich an Perlenmuscheln. H. ist Geburtsort von Johannes Huß, und sein Geburtshaus ist durch eine Gedenktafel mit seinem Brustbild ausgezeichnet.

Hussinetz (Niklas von), aus dem Hause der Piestna, königl. Burggraf auf Prachaticz, Anhänger und Beschützer von Huß, war später Anführer der Taboriten und starb 1420 infolge eines Sturzes vom Pferde.

Hussiten heißen die Anhänger des Johannes Huß (s. d.) in Böhmen. Die Verhaftung und Verbrennung von Huß erregte bei seinen zahlreichen Anhängern unter dem Volk und Adel Böhmens tiefen Unwillen. Im Sept. 1415 sandten 452 böhm. Adelige einen feierlichen Protest an das Konzil und schlossen miteinander ein Bündnis, die freie Predigt des Wortes Gottes auf ihren Besitzungen zu schirmen, dagegen Verordnungen der Bischöfe und des Papstes nur so weit anzuerkennen, als sie mit der Schrift übereinstimmen. Papst Martin V. beschloß, mit Strenge gegen die H. vorzugehen, um die Ketzerei in Böhmen völlig auszurotten. König Wenzel ließ sich auch bewegen, gegen sie einzuschreiten, starb aber schon 16. Aug. 1419. Jetzt beanspruchte sein Bruder Sigismund die Krone Böhmens, aber die H. gaben ihm die Hauptschuld an dem Tode ihres Meisters, weil er das versprochene sichere Geleit nicht hielt, und wollten ihn deshalb nicht als König anerkennen. Eine Reihe blutiger Kriege, Hussitenkriege genannt, war die Folge. Sigismund bot das deutsche Reichsheer gegen die H. auf, aber die Deutschen hatten wenig Neigung, sich für die Interessen seiner Hausmacht zu schlagen. Dadurch ward es den von religiöser und nationaler Begeisterung erfüllten H. möglich, ihre Feinde immerfort zu besiegen. Nachdem sie 1420—27 alle Angriffe siegreich abgeschlagen und ihre Feinde am Wittkowberge, seitdem Ziskaberg genannt (1420), bei Pankraz (1420), bei Deutsch-Brod (1422), bei Aussig (1426), bei Tachau (1427) überwunden hatten, wandten sie sich 1427 zum Angriff und unternahmen verheerende Kriegszüge nach Deutschland. Ihre Feldherren Ziska und Prokop waren Meister der Kriegskunst, bedienten sich namentlich des Geschützes mit großem Geschick und schufen ein treffliches, zum Teil mit Flegeln bewaffnetes Fußvolk, welches der schwer gepanzerten deutschen Reiterei erfolgreich entgegentrat. Charakteristisch für die Heere der H. war die Benutzung verteidigungsfähiger Rüstwagen zur Deckung des Lagers und in der Schlacht, sowie während des Marsches.

Als auch der Kreuzzug gegen die H., geführt von Kardinal Cesarini, mit der Niederlage bei Taus (14. Aug. 1431) endete, sah das Baseler Konzil genötigt, den Weg der Verhandlungen zu betreten. Das führte zunächst zu innern Zwistigkeiten unter den H. Von Anfang an gab es unter ihnen eine gemäßigtere und eine strengere Richtung. Beide erkannten in der Schrift die höchste Autorität in Sachen des Glaubens und des Lebens, wollten aber die Strengern nur gelten lassen wollten, was die Schrift ausdrücklich vorschreibt, ließen die Mäßigtern sich manches gefallen, was die Schrift nicht gerade lehrte, sobald es nur nicht mit ihr streitet. Die Gemäßigtern, weil sie in Universität und Stadt Prag ihre Hauptstütze hatten, Utraquisten genannt, beschränkten ihre Forderungen auf die Anerkennung der vier Prager Artikel (Artikel 1), daß Gottes Wort frei gepredigt, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gespendet, die weltliche Herrschaft und irdischen Güter dem Klerus genommen und alle Todsünden in jedem Stande gestraft werden. Wegen der Forderung des Kelches hießen sie Calixtiner (s. d.), wegen der Forderung der Spendung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie) Utraquisten. Die Strengern verwarfen auch die Lehre vom Fegefeuer, der Anbetung der Heiligen, dem Zölibat u. dgl. m. Sie hatten ihren Stützpunkt in der Feste Tabor und hießen danach Taboriten. Ihr erster Führer war Joh. Ziska (s. d.). Nach dessen Tode wählte die Mehrzahl Prokopius d. Gr. zum Führer, während eine kleine Zahl der Taboriten führerlos blieb. Als nun das Baseler Konzil zu Verhandlungen genötigt sah, gelang es nach vielen vergeblichen Hin- und Herreden, die sogen. Prager Kompaktaten vom 30. Nov. 1433 mit den gemäßigtern H. zu befriedigen. Der Laienkelch ward ihnen zugestanden und auch betreffs der freien Predigt des Wortes Gottes, der Haltung des Klerus und der Sittenzucht wurden wenigstens Versprechungen gegeben.

Damit war die Einheit der H. gebrochen. Denn die Taboriten und Waisen weigerten sich, Frieden mit der Kirche zu schließen. In der Schlacht bei Böhmisch-Brod und Lipan wurden die Taboriten völlig geschlagen (30. Mai 1434), verschwanden als eigene Partei, doch existierten Überreste und Ausläufer derselben unter den Böhmischen Brüdern (s. d.). Die Kompaktaten wurden vom Landtage zu Iglau (5. Juli) feierlich bestätigt. Jetzt wurde auch Sigismund

Digitized by Google

von Ungarn als König von Böhmen anerkannt, aber kaum war er im Besitz der Macht, so versuchte er schon, die den H. gemachten Zugeständnisse wieder aufzuheben; dasselbe Ziel verfolgte sein Nachfolger Albrecht II. (1437—39). Nach dessen Tode entstand in Böhmen so große Verwirrung, daß die H. den Gubernator Georg Podiebrad 1458 zum König von Böhmen erheben konnten. Papst Pius II. erklärte 31. März 1461 die Kompaktaten für aufgehoben und wollte Georg Podiebrad nur dann als König anerkennen, wenn er sich verpflichte, die Ketzerei in Böhmen auszurotten; aber der gegen Böhmen unternommene Kreuzzug wurde glänzend abgeschlagen. Auch Ladislaw II. (1471—1516) mußte auf dem Landtage zu Kuttenberg die Kompaktaten bestätigen und der Reichstag von 1512 verlieh H. und Katholiken volle Gleichberechtigung. Als die deutsche Reformation sich vollzog, trat unter den H. eine Scheidung ein. Einige kehrten zur kath. Kirche zurück, andere schlossen sich den Protestanten an und vereinigten sich mit ihnen im J. 1575 auf Grund der Confessio Bohemica.

Über die Litteratur s. Huß; vgl. ferner: Palacky, «Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs 1419—36» (2 Bde., Prag 1872—74); die einschlägige Partie in Schlesingers «Geschichte Böhmens»; Bezold, «Zur Geschichte des Hussitentums» (Münch. 1874); derselbe, «Sigismund und die Reichskriege gegen die H.» (Münch. 1872); Grünhagen, «Die Hussitenkriege der Schlesier 1420—35» (Bresl. 1872).

Hussitenfest, s. unter Naumburg.

Hussitenschanzen, s. unter Heidenschanzen.

Husten (tussis) nennt man ein hastiges, tönendes, meist krampfhaft, d. h. durch Reflexreizung erfolgendes Ausstoßen der Luft aus den Lungen und obern Luftwegen, wobei in der vorher krampfhaft verengten Stimmritze das Hustengeräusch entsteht. Meist geht eine tiefere und kräftigere Inspiration voraus; ist dies nicht der Fall, so entsteht das Hüsteln. Der H. wird verursacht (ausgenommen bei rein willkürlichem Hüsteln) durch eine Reizung der vom Nervus vagus abstammenden Empfindungsnerven an einer beschränkten Stelle der Unterseite der Stimmbänder, durch den sog. Hustenkitzel. Diese Reizung teilt sich dann dem Reflexcentrum im obern Rückenmark mit und ergreift von da die Bewegungsnerven der Atmungsmuskeln des Brustkastens und der Bauchwände. Der Hustenreiz wird bei gesunden Atmungswerkzeugen durch Eindringen fester oder ätzender Körper in den Kehlkopf und die Luftröhre hervorgebracht (Staub, Flüssigkeit beim Verschlucken, reizende Gase, Tabaksrauch, Schleim), kommt aber auch bei Entzündung und geschwürigen Prozessen der Luftwege zu Stande. In einzelnen Fällen wird er durch die bloße Mitleidenschaft der Atmungswerkzeuge bei Leiden anderer, in der Nähe liegender Organe hervorgerufen; so kann eine Reizung der in der Schleimhaut des Magens sich verbreitenden Äste des Nervus vagus reflektorisch auf die Lungenäste überstrahlen und so den sog. Magenhusten hervorrufen. Sind die Luftwege schon an sich krank, so bringt schon ein sehr leichter Reiz, z. B. die Anhäufung des Schleims, H. zu Wege. Sonach ist der H. keine eigentümliche Krankheit, sondern nur das Symptom eines regelwidrigen Zustandes, der manchmal nach Hinwegnahme der Ursachen schwinden, oft aber auch nicht entfernt werden kann, wie bei der Lungenschwindsucht und den andern Zerstörungskrankheiten der Respirationsorgane.

Hält der H. längere Zeit an, z. B. 8—14 Tage, ohne sich zu vermindern, so ist er immer als ein ernsthafter Zufall zu betrachten, da jeder Katarrh in Lungenentzündung oder Tuberkulose übergehen oder zu allerlei bedenklichen Übeln, wie Emphysem der Lungen, auch Lungenblutungen, Blutandrang nach einzelnen Teilen, besonders nach dem Kopfe, bisweilen auch Berstung von Gefäßen (Nasenbluten, Schlagfluß), Eingeweidebrüchen u. dgl. führen kann. Aus diesem Grunde muß auch in jenen Fällen, in denen die betreffende Grundursache nicht entfernt werden kann, der H. wenigstens systematisch bekämpft werden, was teils durch milde, laue, schleimig-ölige Dinge geschieht (z. B. durch warme Milch, Leinthee, Brustthee, Malzbonbons, Emulsionen), teils durch narkotische, den Hustenkitzel und die Reflexreizbarkeit mildernde Mittel (besonders Morphium, Opium, Blausäure, Bilsenkraut, Belladonna, Chloralhydrat), teils durch schleimlösende Mittel (wie die kohlensauren Alkalien, die meisten Mineralwässer), teils durch Ableitungen auf die Haut (z. B. Pechpapier, Blasenpflaster, Senfteige, warme Breiumschläge), welche man meist vorn auf der Brust anbringt. Am entschiedensten tritt der krampfhafte und schädliche Charakter des H. bei dem sog. Keuchhusten (s. d.) hervor.

Huste nicht (von Pietsch in Breslau), s. unter Geheimmittel, Bd. VII, S. 659.

Hustings (engl.), die Erhöhung oder Bühne, von wo aus die Bewerber um Parlamentssitze Reden an die Wähler halten.

Hustpulver (Französisches), s. Brustpulver.

Husum, Kreis- und Seestadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, im Hintergrunde einer der Insel Nordstrand gegenüber geöffneten Bucht, an der kanalisierten Husum-Aue, 4 km von dem Heverstrom, einem im Süden von Nordstrand hinziehenden Tief, und 6 km von der sichern Reede in demselben gelegen, an der Linie Lübeck-Tönning der Preußischen Staatsbahnen, durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit Nordstrand Pellworm und dem Seebad Wyk auf Föhr verbunden, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und eines Nebenzollamts erster Klasse, hat einen kleinen Hafen, ein Schloß, schönen Stadtpark, ein Gymnasium mit Realgymnasium und zählt (1880) 6267 E., welche neben Handel und Gewerbe auch Ackerbau und Viehzucht treiben. Bedeutend sind die Viehmärkte sowie die Austernparks im Westen vor der Stadt. — H. erhielt im 16. Jahrh. Wisbyer Seerecht und ward 1582, als Herzog Adolf den Bau des Schlosses beendigte, zum Marktflecken und 1608 zur Stadt erhoben; 1634 und 1717 wurde es durch Wasserfluten verheert.

Der Kreis Husum zählt (1880) auf 850 qkm 36825 E.

Huszt, Marktflecken in Ungarn, Komitat Marmaros, Station der Linie Debreczin-Sziget der Ungarischen Nordostbahn, mit (1880) 6228 E., Magyaren und Ruthenen, teils reform., teils griech.-orient. und kath. Religion, Sitz eines königl. Gerichtshofs. Das ausgedehnte Stadtgebiet ist sehr fruchtbar, man erzeugt außer Getreide noch vortrefflichen Flachs. In der Nähe liegt auf einem Berglegel die Ruine der alten Feste H.

Hut nennt man die in den verschiedensten Formen auftretende Kopfbedeckung der Männer

Digitized by Google

und Frauen. Zur Anfertigung von Hüten dienen sehr verschiedenartige Stoffe. Aus Haaren und Wolle werden Filzhüte (s. Filz- und Filzhutfabrikation), aus seidenem Felbel, den man auf Pappe oder groben Filz zieht, Seidenhüte, aus Stroh vom Weizen und Reis Strohhüte gefertigt. Zu groben Filzhüten wird Schaf- und Lammwolle, zu feinen hauptsächlich Hasen- und Kaninchenhaar angewendet. Die Sitte, den Kopf zu bedecken, stammt schon aus dem frühesten Altertum. Bei den Griechen thaten dies indes zunächst nur kränkliche Leute und die niedrigste Volksklasse; auch hatte ihre Kopfbedeckung, mit Ausnahme des aus Filz gefertigten sog. thessalischen H., den insbesondere die Epheben zum Schutz gegen die Sonne trugen, mit den nachherigen Hüten sehr wenig gemein. Runde, auch spitze Hüte kamen zuerst bei den Römern in Gebrauch, die sie bei Schauspielen, Festen und bei Begehung heiliger Gebräuche trugen und die den H. zum Symbol der Freiheit erhoben, weshalb auch die Sklaven bei ihrer Freilassung einen H. erhielten. Nach Cäsars Ermordung setzten Brutus und Cassius den H. als Zeichen der Freiheit zwischen zwei Dolchen auf Münzen, was später die Republik der Vereinigten Niederlande nach der Abwerfung des span. Jochs nachahmte. Allgemeiner wurde die Sitte, Hüte zu tragen, bei den Römern nach Neros Tode. In Deutschland kommen die Hüte zuerst im 10. Jahrh. vor; mannigfaltig war ihre Form bereits im 12. und 13. Jahrh., und 1360 gab es in Nürnberg Hutmacher; etwas später werden sie in Frankreich erwähnt. In Deutschland, Holland und der Schweiz trug man im 16. Jahrh. hohe, spitz zulaufende Hüte mit breiter Krempe, wie man sie in der Schweiz und in Tirol noch gegenwärtig findet. In Frankreich, wo sie unter den vornehmen Ständen um diese Zeit ebenfalls schon etwas Gewöhnliches waren, wurde bereits seit Heinrichs IV. Zeit die eine Krempe aufgeschlagen. Als man unter Ludwig XIV. auch die andere Krempe aufzuschlagen anfing, entstanden nun die sog. dreieckigen Hüte, die fast ein ganzes Jahrhundert in der Mode blieben und allgemeine Verbreitung fanden. In England kamen in den achtziger Jahren des 18. Jahrh. zuerst die runden Hüte in der jetzigen Form auf, die, nachdem man die seit 1796 in Frankreich eingeführten dreieckigen Hüte, mit ungeheuern Krempen, die sog. Bonapartes oder Incroyables, wieder beiseite gelegt, auch hier und in Deutschland Eingang fanden.

Wie die Kleidung überhaupt, ist auch die Form und Farbe der Hüte, namentlich in neuerer Zeit, oft das Symbol polit. Parteien gewesen. So galten schon vor 1848 weiße Filzhüte oft als das Kennzeichen demokratischer Gesinnung. Besonders war das Tragen der sog. Heckerhüte, von meist weißer Farbe, breiter Krempe und kleinem runden oder spitzen Kegel, nach 1849 häufig Gegenstand polizeilicher Verfolgung. Eine polit. Partei in Schweden führte den Namen der Hüte (s. d.).

Geweihte Hüte, vom Papst in der Christnacht geweiht, wurden ehedem von demselben an Fürsten und Feldherren, die sich Verdienste um die röm. Kirche erworben, oder die man für dieselbe zu gewinnen suchte, gleich den weißen Rosen verschenkt. Den letzten erhielt nach der Schlacht bei Hochkirch 1758 der General Daun. — Bankrottierer wurden sonst in Frankreich mit grünen, in Deutschland mit gelben Hüten ausgestellt; auch die Juden mußten sonst in Spanien und anderwärts gelbe Hüte tragen. — In der Heraldik nennt man H. diejenige Wappenverzierung, welche bei bestimmten geistlichen sowohl als weltlichen Ständen die Stelle des Helms oder der Krone vertritt. — Beim kath. Klerus führen die Protonotarien der päpstl. Kurie schwarze Hüte mit Quasten; die Kardinäle rote Hüte mit 15 Quasten.

Bei weltlichen Herren ist der Fürstenhut [illegible] ausgezeichnet, der zwischen der Grafen- und Herzogkrone mitteninne steht. Das Zeichen der deutschen Kurfürsten, der Kurhut, wich von dem Fürstenhut insofern ab, als an demselben keine Metallspangen befindlich waren.

Hutcheson (Francis), der bedeutendste Vertreter der Schule der sog. schottischen Moralphilosophie, die nach dem Vorgange Cumberlands das System auf das Prinzip des Wohlwollens, d. h. auf das ein uneigennütziges Wohlwollen fordernde moralische Gefühl basierte, war im nördl. Irland 8. Aug. 1694 geboren, studierte in Glasgow, ging dann nach Irland zurück, wo er einige Jahre als Prediger einer Dissentergemeinde wirkte, und begründete sich hierauf nach Dublin, um eine Lehranstalt zu gründen. Im J. 1729 wurde er Professor in Glasgow, wo er 1747 starb. Seine Ansichten liefen darauf hinaus, zu zeigen, daß, während [illegible] unter den unsern Willen bestimmenden Affekten die beiden großen Gruppen der selbstsüchtigen und der wohlwollenden unterscheiden, wir nur den letztern und den aus ihnen hervorgegangenen Handlungen unsern Beifall geben, und daß dieser auf einem ursprünglichen, von der Natur [illegible] pflanzten «moralischen Sinn» beruhen [illegible]. Sein Prinzip ist verwandt mit dem von Shaftesbury (s. d.) begründeten «moralischen Geschmack», begründete es in seinem «Enquiry into the original of our ideas of beauty and virtue» (Lond. 1725; deutsch, Frankf. 1762) und in seinem «Essay on the nature and conduct of passions and affections» (Lond. 1728); er führte es näher aus in [illegible] posthum von Leechman mit einer Biographie des Verfassers herausgegebenen «System of moral philosophy» (Glasg. 1755). Auch schrieb er [illegible] pendien der Metaphysik und der Moralphilosophie. Seine Werke erschienen zu Glasgow (5 Bde., [illegible]).

Hutchinson (John), engl. theologischer Schriftsteller, geb. 1674, war Haushofmeister beim Herzog von Somerset, den er auf seinen Reisen durch Europa begleitete und der ihm später bei Hofe eine Sinekure von 200 Pfd. St. jährlich auswirkte. Im J. 1724 veröffentlichte er den ersten Teil seiner «Moses' principia», in welchem er die mosaische Kosmogonie verteidigte und die von Newton aufgestellte Gravitationstheorie angriff; der zweite Teil erschien 1727. Außerdem gab H. bis zu seinem Tode (28. Aug. 1737) noch mehrere Schriften heraus, die von 1749 bis 1765 in 13 Oktavbänden gesammelt erschienen. Sein Religionssystem, das viele Anhänger fand, die Hutchinsonians genannt wurden, ist am besten in den «Thoughts concerning religion» (Edinb. 1743) entwickelt. Die Hauptidee desselben besteht darin, daß die Heilige Schrift alle Elemente sowohl aller rationalen Philosophie als der wahren Religion enthalte.

Hutchinson (John Hely-), berühmter engl. General, geb. zu Dublin 15. Mai 1757 als zweiter Sohn des John Hely-H., Staatssekretärs von Irland, nahm als Oberstlieutenant 1792 an dem Feldzug in der Champagne im Hauptquartier des [illegible]

Digitized by Google

von Braunschweig teil und hob 1794 auf eigene Kosten ein Regiment aus, welches er mit Auszeichnung in Flandern führte. Nachdem er zur Unterdrückung der irischen Rebellion beigetragen, ward er 1796 Generalmajor und kämpfte 1799 in Holland. H. schiffte sich 1801 nach Ägypten ein und übernahm nach der tödlichen Verwundung des Generals Abercromby in der Schlacht von Alexandria (21. März) den Oberbefehl der brit. Armee. Er eroberte Damiette und Ramanieh, schloß Kairo ein und nötigte den General Béliard (27. Juni) zur Kapitulation. Dann wandte er sich gegen Alexandria, schlug alle Ausfälle Menous zurück und zwang diesen endlich 31. Aug., sich mit seiner ganzen 10000 Mann starken Armee zu ergeben. Für diesen glänzenden Feldzug ward H. 1801 zum Lord H. von Knocklofty erhoben. Nachdem er 1803 den Rang eines Generallieutenants erhalten, wurde er 1806 als außerordentlicher Botschafter nach Rußland gesandt und wohnte im Gefolge des Kaisers Alexander der Schlacht von Friedland bei. Nach dem Frieden von Tilsit kehrte er nach England zurück. Er ward 1813 zum wirklichen General befördert. Im J. 1825 folgte er seinem ältern Bruder Richard in dem Titel eines Grafen von Donoughmore und starb 6. Juli 1832.

Sein Neffe, John Hely-H., dritter Graf von Donoughmore, geb. 1787, war Kapitän in der brit. Armee und machte sich 1815 durch die Rettung des zum Tode verurteilten Lavalette (s. d.) bekannt, den er mit Beihilfe Sir Robert Wilsons und des Kapitäns Bruce in engl. Offiziersuniform über die belg. Grenze brachte. Er starb als Lordlieutenant von Tipperary zu Palmerston-House in der Grafschaft Dublin 12. Sept. 1851. Ihm folgte sein ältester Sohn, Richard John Hely-H., Viscount Suirdale, geb. 4. April 1823, als vierter Graf von Donoughmore. Derselbe wurde Febr. 1858 im Ministerium Derby Vizepräsident und später Präsident des Handelsamtes, welche Stelle er bis zur Auflösung des Ministeriums im Juni 1859 bekleidete. Er starb 22. Febr. 1866.

Hutchinson (Thomas Jos.), engl. Forschungsreisender, geb. 18. Jan. 1820 in Stonyford in Irland, widmete sich der ärztlichen Laufbahn und nahm, nachdem er schon 1851 eine Reise nach Westafrika gemacht hatte, 1854—55 als Hauptarzt auf dem Dampfschiff Pleiad an der Niger-Expedition teil. Im J. 1855 wurde H. zum engl. Konsul in der Bai von Biafra und auf der Insel Fernando Po ernannt, welche letztere er seit 1857 im Auftrage der span. Regierung auch als Gouverneur verwaltete; 1861 wurde er Konsul in Rosario in der Argentinischen Republik. Hier durchforschte er das Saladothal nach wild wachsender Baumwolle. Im J. 1870 wurde er als Konsul nach Callao versetzt, zog sich aber 1873 aus dem öffentlichen Dienst zurück und lebt seitdem auf seinem Landgut im Westen von Irland. Von H. erschien «Narrative of the Niger-Tschadda-Binue exploration of 1854—55» (1855), «Impressions of Western Africa» (1858), «Ten years wanderings among the Ethiopians» (1861), «Buenos Ayres and Argentine gleanings» (1865), «Parana and South American recollections» (1868), «Two years in Peru» (1874), «Summer holidays in Brittany» (1876).

Hüte, der um 1738 aufgekommene Name einer polit. Partei in Schweden. Sie ging aus der 1731 gegen Arvid Horn (s. d.) entstandenen Opposition hervor. Die Leitung übernahmen einige Mitglieder der alten holstein. Partei, unter denen Karl Gyllenborg und von Köpken hervorragten. Zu den Führern in späterer Zeit gehörten Axel Fersen der Ältere und C. G. Tessin. Seit 1734, wo Frankreich vergebens versuchte, Schweden in den poln. Successionskrieg hineinzuziehen, gingen ihre Pläne auch auf die auswärtige Politik. Auf dem Reichstage von 1738 gelang es ihnen, die Gegner zu verdrängen, und es folgte rasch eine Umwälzung in den äußern und innern Verhältnissen Schwedens. Horn an der Spitze der Partei der Mützen hatte sich zum Ziel gestellt, durch eine Politik des Friedens und der Sparsamkeit die durch Karls XII. Kriege erschöpfte Kraft der Nation wiederherzustellen. Die H. dagegen stürzten das Reich in neue und unglückliche Kriege (mit Rußland 1741—43, mit Preußen 1757—62). Ihre innere Verwaltung zeigt einen engen Anschluß an das Merkantilsystem; der Ackerbau ward vernachlässigt; Einfuhrverbote, Subventionen, Prämien und Privilegien riefen ein reges kommerzielles und industrielles Leben hervor; dasselbe war aber nur ein künstliches und auf eine massenhafte Banknotenemission gegründet. Die H. mußten 1765 weichen. Zwar gelangten sie 1769—71 wieder zur Macht; ihre Tendenzen waren aber andere. Nach dem Staatsstreich Gustavs III. ward (24. Aug. 1772) die Anwendung der beiden alten Parteinamen streng verboten.

Hueter (Karl Albert Moritz), namhafter Chirurg, geb. 27. Nov. 1838 zu Marburg in Hessen, studierte an der Universität seiner Vaterstadt Medizin, unternahm hierauf eine größere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Frankreich und England, übernahm 1863 eine Assistentenstelle am pathol. Institut, im folgenden Jahre eine solche an der Langenbeckschen chirurgischen Klinik zu Berlin und habilitierte sich 1865 an der dortigen Universität als Docent für Chirurgie. Im J. 1868 wurde er als Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik nach Rostock, 1869 in die gleiche Stellung nach Greifswald berufen und starb 12. Mai 1882 zu Berlin. Seit 1881 vertrat H. den zweiten Wahlkreis des Regierungsbezirks Stralsund im Deutschen Reichstag, wo er als Hospitant der Fortschrittspartei angehörte.

H. hat sich durch eine Reihe scharfsinniger experimenteller und mikroskopisch-pathol. Untersuchungen um die Chirurgie große Verdienste erworben und besonders die Lehre von den Gelenkkrankheiten, vom septischen und pyämischen Fieber, sowie von der Diphtheritis sehr gefördert. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Über die Formenentwickelung des menschlichen Thorax» (Lpz. 1865), «Die septikämischen und pyämischen Fieber» (im «Handbuch der Chirurgie», von von Pitha u. Billroth); «Klinik der Gelenkkrankheiten» (3 Bde., Lpz. 1870—71; 2. Aufl. 1876—78), «Tracheotomie und Laryngotomie» (im «Handbuch der Chirurgie», von von Pitha u. Billroth), «Allgemeine Chirurgie» (Lpz. 1873), «Der Arzt in seinen Beziehungen zur Naturforschung und den Naturwissenschaften» (Lpz. 1878). Auch dirigierte er mit Lücke die «Deutsche Zeitschrift für Chirurgie» (Lpz., seit 1871).

Hutfabrikation (frz. fabrication des chapeaux, engl. hat manufactury), die der Verschiedenheit der Materialien entsprechend auf verschiedene selbständige Industriezweige verteilte Anfertigung von Herren- und Damenhüten. Die wichtigsten dieser

Digitized by Google

Industriezweige sind die Filzhutfabrikation (s. Filz- und Filzhutfabrikation) und die Strohhutfabrikation (s. Strohflechterei). Über Basthüte s. Bast, über Sparteriehüte s. Holzgewebe, über Papierhüte s. Papiermaché. Unter den Hüten aus gewebten Stoffen sind die Seidenhüte hervorzuheben, welche aus einem Pappengestell bestehen, das mit Felbel überzogen ist.

Hutmorchel, s. unter Morcheln.

Hütte, Hüttenwerk, im allgemeinen bauliche Anlagen zur Verarbeitung von Rohmaterialien (Glas-, Schwefel-, Arsen-, Ziegelhütte), im besondern zur hüttenmännischen Gewinnung (Verhüttung, Zugutemachung) von Metallen aus Erzen.

Hutten (Ulrich von), einer der mutigsten Kämpfer für geistige Freiheit im Reformationszeitalter, stammte aus einem alten fränk. Geschlecht. Auf der jetzt in Ruinen liegenden Stammburg seiner Familie, Steckelberg bei Fulda, 21. April 1488 geboren, kam H., 10 J. alt, ins Stift nach Fulda, floh jedoch, um nicht Mönch werden zu müssen, 1504 nach Erfurt, wo er mit mehrern Gelehrten und Dichtern in genaue Bekanntschaft trat. Eine ansteckende Seuche trieb ihn 1505 nach Köln, von wo aus er 1506, als Rhagius, einer der aufgeklärtesten Lehrer dieser Hochschule, verwiesen ward, demselben nach Frankfurt a. O. folgte, wo im nämlichen Jahre die neue Universität eingeweiht wurde. In dieser Zeit wurde er von der damals epidemisch auftretenden Lustseuche ergriffen. Von ihr gepeinigt, ging er 1509 nach Greifswald, wo er anfangs freundlich aufgenommen, mit seinen Gastfreunden, den Lötze, zerfiel. Als er mitten im Winter nach Rostock ging, überfielen ihn ihre Diener, plünderten ihn aus und ließen ihm nicht einmal seine Manuskripte. Todkrank schleppte er sich nach Rostock, wo er gastliche Aufnahme fand. Im J. 1511 kam er auch nach Wittenberg, wo er über die Verskunst ein Werk herausgab; dann ging er nach Pavia, um die Rechte zu studieren. Gerade in die Zeit seines Aufenthalts fiel Pavias Eroberung durch die in Kaiser Maximilians I. Diensten stehenden Schweizer; hierbei aller seiner Habe beraubt, sah er sich genötigt, nach Bologna zu wandern. Gänzlicher Mangel veranlaßte ihn endlich, 1513 kaiserl. Kriegsdienste zu nehmen, in denen er indes nur ein Jahr blieb. Weite Kreise gewann er darauf in der Fehde gegen den Herzog Ulrich von Württemberg, der einen von H.s Vettern gemordet hatte und den er nun in Elegien, Reden und Briefen schonungslos angriff. Noch berühmter wurde er in den Reuchlinschen Händeln mit dem Dominikaner Hoogstraten in Köln, in denen er sich des verfolgten Reuchlin in Schriften aufs kräftigste annahm. Doch sind die «Dunkelmännerbriefe», die heftigste und berühmteste Satire gegen die Feinde Reuchlins, nur zum Teil aus seiner Feder geflossen.

Im J. 1515 ging er noch einmal nach Italien, um Doktor der Rechte zu werden. Er besuchte zuerst Rom, dann Bologna; allein schon 1517 kehrte er über Venedig ins Vaterland zurück, wo er in Augsburg vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt wurde. In Italien hatte er das Treiben der Kurie vollends kennen gelernt und sich mit grimmigem nationalen Haß gegen die welsche Tyrannei erfüllt. Nachdem er die in einem Kloster aufgefundene Schrift des Laurentius Valla «De falso credita et ementita donatione Constantini» herausgegeben hatte, die er spottend dem Papste Leo X. selbst widmete, trat er 1517 in die Dienste des Erzbischofs Albrecht von Mainz, in dessen Angelegenheiten er mehrere Reisen, unter andern auch nach Paris, machte. Im J. 1518 begleitete er den Erzbischof auf den Reichstag nach Augsburg, wo Luther mit Cajetan seine bekannte Unterredung hatte, und wo H. in einer eindringenden Rede die deutschen Fürsten zu einem Kriege gegen die Türken anfeuerte; doch sehr bald des Hoflebens überdrüssig, schloß er sich dem Schwäbischen Bunde an, mit dem er 1519 gegen seinen alten Feind, den Herzog Ulrich von Württemberg, zog, bei welcher Fehde er Franz von Sickingen (s. d.) kennen lernte. Nach Beendigung derselben ging er wieder nach Mainz, sehr bald aber nach Steckelberg, wo er eine eigene Handdruckerei errichtete und, den Übermut und die Schlechtigkeit der röm. Klerisei in vollem Lichte zu zeigen, eine Schrift nach der andern erscheinen ließ. Von Rom aus deshalb bei dem Erzbischof Albrecht angeklagt und der Gunst desselben verlustig, trat er mit Luther, den er anfangs mit den Dunkelmännern zusammengeworfen, in unmittelbare Verbindung; wie der Reformator begann auch er jetzt in deutschen Schriften das Volk gegen Rom zu entflammen. Nirgends mehr sicher vor seinen Feinden fand er zunächst bei Franz von Sickingen eine Freistätte auf der Ebernburg und ging dann nach Basel, aber Erasmus, mit dem er jetzt verfeindet war, stieß ihn zurück; er starb endlich, von Zwingli gütig aufgenommen, auf der Insel Ufenau im Zürichersee 23. Aug. 1523.

Von H. rühren 45 Schriften her, mehrere ungerechnet, bei welchen es nicht mit Gewißheit feststeht, ob sie von ihm geschrieben sind. Eine vollständige Sammlung derselben gab Böcking (5 Bde. und 2 Supplementbände, Lpz. 1859—70) heraus, welcher ein «Index bibliographicus Huttenianus» (Lpz. 1858) vorausgegangen war. Seine «Jugenddichtungen» wurden von Münch (Stuttg. 1838), seine «Gespräche» (Lpz. 1860) von Strauß ins Deutsche übertragen. Außer den ältern Biographien von Burckhard (3 Tle., Wolfenb. 1717—23), Schubart (Lpz. 1791), Wagenseil (Nürnb. 1823) und Bürck (Lpz. 1846) ist besonders die von Strauß («Ulrich von H.», 2 Bde., Lpz. 1857; 2. Aufl. 1871) hervorzuheben. Vgl. H. Prutz, «Ulrich von H.» (im «Neuen Plutarch», Bd. 4, Lpz. 1876); Reichenbach, «Ulrich von H.» (Lpz. 1877).

Hütten oder Lagerhütten werden für Truppen, die voraussichtlich längere Zeit an einem Orte zu lagern haben, erbaut, um sie gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. In diesem Falle werden meist H. zur Aufnahme von 10—30 Mann aus einem Sperrwerk von Stangen, das mit Latten und einer Strohbedachung versehen wird, errichtet.

Hüttenarbeiten, die auf einem Hüttenwerk zum Zweck der Darstellung von Metallen aus Erzen vorzunehmenden Arbeiten, welche je nach Erfordernis entweder auf trockenem Wege, Rösten, Schmelzen, oder auf nassem Wege, d. h. durch Auflösen und Fällen ausgeführt werden. Die dabei beschäftigten Arbeiter nennt man Hüttenarbeiter, den leitenden Beamten Hüttenmeister, den Probierer der Erze Hüttenwardein, den rechnungführenden Beamten Hüttenschreiber oder Hüttenraiter.

Hüttenheim, Baumwollspinnerei bei Benfeld im Bezirk Unterelsaß.

Hüttenkunde ist derjenige Teil der technischen Chemie, welcher die verschiedenen Verfahrungs-

Digitized by Google

arten zur Gewinnung, Ausscheidung und Ausbringung der nutzbaren Metalle aus ihren natürlichen Verbindungen, den Erzen (s. d.), lehrt. Sie zerfällt in die allgemeine H., welche die Grundsätze für Ausscheidung der in den Erzen aufgefundenen Stoffe umfaßt und die chem. und mechan. Prozesse zur Erreichung der verschiedenen Zwecke anwendet, und in die spezielle H., welche die verschiedenen Verfahrungsarten und Vorrichtungen zur Abscheidung und Darstellung der einzelnen Metalle beschreibt. (S. Metallurgie.)

Hüttenrauch, Hüttennicht, Fluggestübbe, Flugstaub, die beim Rösten, Schmelzen oder andern hüttenmännischen Prozessen entstehenden staub-, dampf- oder gasförmigen Produkte, die mit der Zug- oder Gebläseluft aus den Öfen entweder ins Freie ziehen oder in Apparate zur weitern Verarbeitung übergeführt werden. Das Streben, die beim Rösten und Schmelzen auf mechan. oder chem. Wege entstehenden Verluste zu vermindern, sowie den schädlichen Einfluß zu beseitigen, den der H. auf die Vegetation und den tierischen Organismus ausübt, hat zur Anlage kompliziertester Einrichtungen geführt. Flugstaub und Fluggestübbe, durch Zug- oder Gebläseluft mechanisch fortgerissene Erz- oder Beschickungsteilchen fängt man in langen Kanälen, Kammern oder turmähnlichen Gebäuden auf; sublimierbaren Dämpfen von Schwefel, Arsen, Antimon, Quecksilber, Blei, Zink gibt man in ähnlichen Apparaten Gelegenheit zur Abkühlung und Kondensation; Gase, insbesondere schweflige Säure, werden entweder auf chem. Wege in nutzbare Produkte übergeführt oder durch Auffangen unter Wasser möglichst unschädlich gemacht.

Hüttensohle, der ohne oder mit einer Belegung von Holz, Stein- oder Eisenplatten versehene Fußboden einer Hütte.

Hüttenwerk und **Hüttenwesen,** s. unter Metallurgie.

Hüttenzins, die Abgabe, welche einem Hüttenwerk gezahlt wird, das für fremde Rechnung und gegen Rückgabe der Endprodukte Erze oder Hüttenprodukte verarbeitet.

Hutter (Leonhard), streng luth. Theolog, geb. in dem Dorfe Nellingen bei Ulm im Jan. 1563, studierte seit 1581 zehn Jahre lang in Straßburg, besuchte darauf die Universitäten zu Leipzig, Heidelberg und Jena, begann 1594 in Jena theol. Vorlesungen zu halten, folgte aber 1596 einem Ruf nach Wittenberg, wo er 23. Okt. 1616 starb. H. ist einer der entschiedensten und einflußreichsten Vertreter der luth. Rechtgläubigkeit, wie sie in der Konkordienformel zum Ausdruck gebracht ist. Sein «Compendium locorum theologicorum ex scripturis sacris et libro Concordiae collectum» (Wittenb. 1610, neuester Abdruck von Twesten, 2. Aufl., Berl. 1863) ward auf Befehl Kurfürst Christians II. verfaßt und als Lehrbuch auf den Gymnasien benutzt. Es ruht ebenso auf der Konkordienformel, wie die «Loci communes theologici» (Wittenb. 1610). Gegen den Calvinismus erließ H. mehrere heftige Streitschriften. Die wichtigste ist die «Concordia concors» (Wittenb. 1614), welche er der «Concordia discors» (1607) Hospinians entgegenstellte. Der Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg zur reform. Kirche (1613) veranlaßte H. zu der Schrift «Calvinista Aulo-Politicus alter» (Wittenb. 1614).

Hutungen (Hutweiden), s. Weiden.

Hutungsrecht oder Weideservitut, ein aus veralteten wirtschaftlichen Verhältnissen hervorgegangenes Recht, wonach der Besitzer eines Grundstücks auf den Feldern und Grundstücken des andern vor der Aussaat und nach der Ernte, sowie während der Brachzeit seine Herden zu weiden berechtigt ist. Anfangs anscheinend eine unbedeutende und selbst notwendige und nützliche Konzession, wurde das H. höchst nachteilig, als die Inhaber desselben verlangten, daß es fortwährend in alter Weise müsse ausgeübt werden können und keine Änderung erleiden dürfe. Die Inhaber forderten deshalb, daß die Bewirtschaftung stets die gleiche bleiben, der gleiche Teil des Grundstücks brach liegen, die Aussaat nicht früher, die Ernte nicht später als hergebracht vorgenommen werden solle u. s. w. So kam es dahin, daß das H., welches den Berechtigten sehr wenig einbrachte, den Verpflichteten außerordentlich schadete. Die Verpflichteten mußten auf alle Verbesserungen des Wirtschaftssystems verzichten und den Anbau mancher Fruchtarten unterlassen u. s. w. Auch dem Waldbau brachte das H. oft empfindlichen Nachteil. Fast überall ist man daher nach und nach, des Widerspruchs der Berechtigten ungeachtet, zur Aufhebung und Ablösung des H. geschritten (s. Grundlasten), und man konnte dies um so unbedenklicher thun, als das System der Stallfütterung mehr und mehr Eingang fand und sich als vorteilhaft erwies. Namentlich ist auch der Einwand, daß die Schafzucht nur bei dem Bestehen des H. erhalten werden könne, durch die Erfahrung widerlegt worden. Besonders nachteilig erscheinen die Koppelhutungen und Koppelweiden, bei denen mehrere Grundeigentümer ihr Vieh gemeinschaftlich auf ihre Grundstücke treiben. Nicht nur endlose Streitigkeiten gingen daraus hervor, sondern es wurden auch Viehkrankheiten verbreitet.

Huxl., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Huxley.

Huxley (Thomas Henry), einer der ausgezeichnetsten Naturforscher Englands, geb. 4. Mai 1825 zu Ealing in Middlesex, studierte Medizin in London. Als Hilfsarzt des Kriegsschiffs Rattlesnake beteiligte er sich 1846–50 an einer Expedition nach dem Stillen Meer und dem Indischen Archipel, wurde, nach England zurückgekehrt, 1851 zum Mitglied der Königlichen Gesellschaft gewählt, gab 1853 seine Stellung als Schiffsarzt auf und folgte 1854 Eduard Forbes auf dem Lehrstuhl der Naturgeschichte an der königl. Bergschule zu London. Die Resultate der auf seiner Reise gemachten Untersuchungen legte er in der «History of the oceanic hydrozoa» (Lond. 1858) und in zahlreichen Abhandlungen nieder. Er zeigte sich darin als ein Gesinnungsgenosse Charles Darwins und erregte besonders durch seine kühnen Theorien über den Ursprung des Menschengeschlechts in «Man's place in nature» (Lond. 1863; deutsch von V. Carus, Braunschw. 1863) Aufsehen. Diesem Werke, in welchem der Nachweis geführt wird, daß die anatomischen Verschiedenheiten, welche den Menschen vom Gorilla und Schimpanse scheiden, nicht so groß sind als die, welche den Gorilla von den niedrigsten Affen trennen, folgten die «Elements of comparative anatomy» (Lond. 1864), «Lessons in elementary physiology» (Lond. 1866; deutsch von Rosenthal, Lpz. 1871), die berühmte Abhandlung «The physical basis of life» (Lond. 1868), worin er seine

Digitized by Google

Protoplasmatheorie entwickelte, eine Sammlung seiner kleinern Schriften und Vorlesungen unter dem Titel «Lay sermons» (Lond. 1870), «A manual of the anatomy of vertebrated animals» (1871; deutsch von Ratzel, Bresl. 1873), «Practical instruction in elementary biology» (Lond. 1875), «American adresses» (1877; deutsch von Spengel, Braunschw. 1882), «Anatomy of invertebrated animals» (1877; deutsch von Spengel, Lpz. 1878), sowie «The crayfish» (3. Aufl. 1881; deutsch in der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Bd. 48, Lpz. 1880) und «Physiography» (Bd. 63 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1884). Von 1863 bis 1869 fungierte H. als Professor der Anatomie an dem College of Surgeons, 1869—70 als Präsident der Geologischen und der Ethnologischen Gesellschaften, 1870 als Präsident der British Association for the promotion of Science, 1878—72 als Mitglied des londoner Schulrats und seit 1870 als Mitglied der königl. Kommission für Förderung des wissenschaftlichen Unterrichts.

Huy (vläm. Hoey), Stadt in der belg. Provinz Lüttich, an beiden Ufern der Maas und des hier in die Maas mündenden Hoyoux, Station der Linie Lüttich-Namur der Nordbelgischen Bahnen, hat 12594 E., ein Gericht erster Instanz, ein Gymnasium und bedeutende Fabriken, besonders in Papier und Eisenblech, sowie Eisengießerei und Branntweinbrennerei, auch erheblichen Weinbau und jährlich einen großen Viehmarkt, von Deutschen der Pferde wegen stark besucht. In der Nähe befinden sich mehrere Mineralquellen, Eisen-, Zink- und Steinkohlengruben, mit deren Erzeugnissen die Bewohner Handel treiben. Von den Gebäuden sind bloß die 1311 begonnene, nach einem Brande Anfang des 16. Jahrh. restaurierte got. Kollegiatkirche mit einer Einsetzrose von seltener Farbenpracht und schönem Westportal, sowie die gegenwärtig als Staatsgefängnis dienende, die ganze Gegend malerisch beherrschende und 1822 errichtete Citadelle nennenswert. Letztere, ein bastioniertes, stark kasemattiertes Viereck bildend und mit Terrassenbatterien zum Thale abfallend, steht an der Stelle der alten, 1718 von den Holländern geschleiften Festung. Auf der Promenade an der Maas erhebt sich ein 1868 errichtetes Standbild des 1794 in H. geborenen belg. Staatsmannes Jos. Lebeau, von W. Geefs. — Die Stadt H. wurde 1595 von Harauguière im Namen der Generalstaaten, 1675 von den Franzosen unter Marschall Crequi, 1693 von diesen unter Villeroi, endlich 22. Aug. 1703 durch den Herzog Marlborough und Coehoorn erobert. In einer der Vorstädte stand früher die Abtei Neufmoustier (Neumünster), von Peter dem Einsiedler gegründet, welcher hier auch begraben wurde. Im Garten der alten Abtei ist ihm 1858 ein Standbild errichtet worden.

Huydecoper (Balthazar), holländ. Sprachforscher und Dichter, geb. 1695 zu Amsterdam, bekleidete in seiner Vaterstadt das Amt eines Schöffen und starb daselbst 21. Sept. 1778. Als Dichter versuchte er sich in vier Trauerspielen: «De triompherende standvastigheid, of verijdelde wraakzucht» (Amsterd. 1717), nach Calprenèdes Roman Kleopatra; «Edipus» (1720), nach P. Corneille; «Achilles» (1719); «Arsaces» (1722). Ferner lieferte er 1726 eine prosaische und 1737 eine metrische Übersetzung von Horaz' «Satiren» und «Briefen». Eine Sammlung seiner Gedichte erschien nach seinem Tode (Amsterd. 1788). Zehn lat. Gedichte von ihm hat van Santen in die «Deliciae poeticae» (Leid. 1796) aufgenommen. Bedeutendere Verdienste hat H. als Sprachforscher. Seine Anmerkungen zu Vondels Übersetzung von Ovids «Metamorphosen» («Proeve van taal en dichtkunde, in zestmoedige aanmerkingen op Vondel's herschepingen van Ovidius», Amsterd. 1730; neue verbesserte Ausg. durch Lelijveld und Hinlopen, 4 Bde. Leid. 1782—91) und seine Ausgabe und Erklärung der Reimchronik des Melis Stoke (3 Bde. Leid. 1772) dürfen neben den Arbeiten Lambten Kates als der Anfang der wissenschaftlichen nalen Sprachforschung in den Niederlanden

Huygheus (Christian), lat. Hugenius, einer der größten Forscher und Entdecker in den Gebieten der Mathematik, Physik und Astronomie, geb. 14. April 1629 im Haag, wo sein als Dichter bekannter Vater, Konstantin H., Herr von Zeelem und Zuylichem (geb. im Haag 4. Sept. 1596, gest. März 1687), Sekretär, Kabinettsrat und Ratspräsident dreier aufeinander folgender Statthalter von Oranien (Friedrich Heinrich, Wilhelm und III.) war, erhielt durch diesen den ersten Unterricht und besuchte seit 1645 die Universität Leiden, um sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Bald aber wendete er sich der Mathematik zu. Nachdem er 1651 die vorgebliche Quadratur des Kreises, die Grégoire de Saint-Vincent angegeben, gründlich widerlegt hatte, ließ er noch in demselben Jahre seine eigene Quadratur des Kreises und der Hyperbel erscheinen. Hierauf machte er 1655 eine Reise nach Frankreich, wo er sich nebst seinem jüngern Bruder Konstantin vorzüglich mit dem Schleifen und Polieren der Linsen zu den Fernrohren beschäftigte. Nachdem er 1656 seine Abhandlung «De ratiociniis in ludo aleae», das erste wissenschaftliche Werk über die Wahrscheinlichkeitsrechnung, hatte erscheinen lassen, machte er in den folgenden Jahren mehrere Reisen nach England und Frankreich. In Paris erhielt er durch den Minister Colbert einen ansehnlichen Gehalt, eine Wohnung in der königl. Bibliothek und wurde er Mitglied der Akademie. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes verließ er Paris und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er fortan ganz den Wissenschaften lebte. H.' Entdeckungen erstrecken sich über beinahe alle Zweige der sogenannten Wissenschaften. Die Optik verdankt ihm die Verbesserung der Fernrohre; er verfertigte eine Anzahl derselben von ungewöhnlicher Größe und schenkte selbst der königl. Akademie in London deren eins 38 m und das andere 41 m Focus hatte. In seiner Abhandlung «Von dem Lichte» stellte er die Undulationstheorie des Lichts auf und auch gab er eine sinnreiche Erklärung der doppelten Brechung des Lichts im isländ. Kryſtall. Im Jahre 1655 entdeckte er den größten der sieben Satelliten des Saturn, dessen Umlaufszeit er berechnete, und nachher auch den frei schwebenden Ring, womit dem der Saturn umgeben ist. Um die Mathematik und Geometrie machte er sich verdient durch seine Komplanation der Konoide und Sphäroide, seine Methode, die Rektifikation der Kurven auf die Quadratur derselben zurückzuführen, durch die Quadratur der Cissoide; ferner durch die Bestimmung der wahren Gestalt der Kettenlinie, durch die Auffindung der Tautochrone, durch die

Digitized by Google

und Ausbildung der Theorie der Evoluten und durch die Propositionen über die Centrifugalkraft derjenigen Körper, die sich in der Peripherie eines Kreises bewegen. Sein Hauptverdienst aber besteht in der zuerst von ihm vorgeschlagenen und ausgeführten Anbringung des Pendels an die Räderwerke der Uhren, wodurch diese einen sichern und gleichförmigen Gang erhielten. Er war es auch, der die Länge des einfachen Sekundenpendels als Normallängenmaß vorschlug und zugleich zeigte, daß die Länge dieses Pendels das einfachste Mittel gibt, den Weg zu bestimmen, welchen die auf der Oberfläche der Erde frei fallenden Körper in der ersten Sekunde zurücklegen. H. starb im Haag 8. Juni 1695. Seine Werke gab Gravesande (4 Bde., Leid. 1724; 2 Bde., Amsterd. 1728) heraus.

Huysmans (Jorris Karl), franz. Romanschriftsteller, ein Vertreter der neufranz. naturalistischen Schule, geb. 5. Febr. 1848 zu Paris, besuchte die Rechtsschule und war einige Zeit im Ministerium des Innern angestellt, widmete sich aber später ausschließlich der Schriftstellerei. Er schrieb: «Le drageoir aux épices» (Par. 1874), «Marthe» (Brüss. 1876), «Sœurs Vatard» (1869), «Les croquis parisiens» (1880), «En ménage» (1881).

Huysum (Jan van), der ausgezeichnetste Blumen- und Fruchtmaler des 18. Jahrh., geb. zu Amsterdam 15. April 1682, wurde von seinem Vater, Justus H., einem Gemäldehändler und mittelmäßigen Maler (1659—1716), zum Landschaftsmaler gebildet und folgte als solcher der Manier des Nic. Piemont, jedoch in idealerer Auffassung. Erst im reifern Alter fing er an, Blumen- und Fruchtstücke zu malen. In seinen Blumen, die er zuerst auf hellem Grunde darstellte, und die noch schöner sind als seine Früchte, übertraf er alle seine Vorgänger. In den Tautropfen und Insekten, die er dazu malte, wußte er die Natur in der höchsten Wahrheit wiederzugeben. Unglückliche häusliche Verhältnisse machten ihn in den letzten Lebensjahren tiefsinnig. Er starb zu Amsterdam 1749. Meisterstücke von ihm finden sich in den Galerien zu Wien, München, Dresden und besonders in Petersburg. H. hatte drei Brüder, die ebenfalls Maler waren. — Justus van H. war Schlachtenmaler und starb schon im 22. Lebensjahre. — Nikolaus van H., von dessen Lebensumständen nichts bekannt ist, war ebenfalls ein guter Künstler. — Jakob van H., geb. 1680, der 1721 nach London ging, wo er 1740 starb, kopierte die Blumen- und Fruchtstücke seines Bruders Jan in so täuschender Weise, daß sie zu hohen Preisen bezahlt wurden.

Huywald, ein bewaldeter Bergrücken in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, bis 311 m hoch, südlich vom halberstädter Bruche, zwischen Schwanebeck und Dardesheim, mit dem ehemaligen Benediktinerkloster Huysburg.

Huzulen, ruthen. Volksstamm, bewohnt die Gebirge des östl. Galizien und der Bukowina.

Huzwäresch, s. unter Pehlewi.

Hvalöerne, eine Inselgruppe im südl. Norwegen, 20 km südlich von Frederiksstad, unweit der schwed. Grenze, zählt zum Smaalenenes-Amt, zählt (1875) 2476 E. Der Fischfang ist reichlich, auch sind die Inseln als Seebad sehr gesucht.

Hven, schwed. Insel im Öresund, nordwestlich von Landskrona, zählt auf 7,5 qkm (1882) 856 E., gehört zu Malmöhus-Län und ward im Roeskilder Frieden (1658) von Dänemark abgetreten. Tycho Brahe ward 1576 mit der Insel belehnt und ließ hier sein berühmtes Schloß Uranienborg mit der Sternwarte Stjerneborg erbauen, von denen jedoch nur spärliche Trümmer übrig sind.

Hwang-ho, s. Hoang-ho.

Hyacinth, ein Edelstein, eine orangefarbige oder gelbe Abänderung des Zirkons, welche aber auch in etwas anderer Formentwickelung krystallisiert (Deuteroprisma mit der Pyramide kombiniert). Derselbe ist durchsichtig oder stark durchscheinend, wird durch Reiben positiv-elektrisch und entfärbt sich häufig vor dem Lötrohr, ohne zu schmelzen. Sein spezifisches Gewicht beträgt 4,4, die Härte liegt zwischen Quarz und Topas. Seine Bestandteile sind, wie die des Zirkons, Zirkonsäure und Kieselsäure nebst Eisenoxyd als Pigment. Vom Granat unterscheidet er sich durch den stärkern Glanz, die doppelte Strahlenbrechung und die größere Schwere. Er war schon den Alten bekannt und wurde früher mehr als jetzt zu Verzierungen an Uhren, Dosen, Nadeln und Ringen verwendet; auch braucht man ihn, wie Zirkon, zu Unterlagen der Zapfen feiner Wagen, zu Hülsen für die Spindelenden feiner Uhren u. s. w. Die schönsten H. findet man in dem Flußsande von Ceylon, bei Expailly in der Auvergne und im Basalt des Siebengebirges. Der sogenannte H. von Compostella ist nur ein roter Eisenkiesel.

Hyacinthe (Hyacinthus orientalis), ein zu den Liliaceen und zwar zur Unterfamilie der Asphodeleen gehöriges, wegen der Schönheit, der Farbenpracht und des Wohlgeruchs seiner Blumen beliebtes Zwiebelgewächs. Die H. stammt aus dem Orient, kam in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. von Bagdad nach Aleppo und wurde 1596 schon in England kultiviert. Im Laufe der Zeit wurde sie im südl. Frankreich und in Italien naturalisiert und in fast ganz Europa im freien Lande oder in Töpfen erzogen, nirgends jedoch so sehr wie in Holland, insbesondere in Harlem, wo jetzt noch ihrer Kultur über 60 ha gewidmet sind. In Holland wurde auch eine große Anzahl von Varietäten (Sorten) erzogen, die sich voneinander unterscheiden durch die Höhe des Blütenschafts, die Zahl der Blumen und die Größe und Beschaffenheit derselben, die entweder einfach oder gefüllt, d. h. zwei-, drei- oder sogar vierfach sind, hauptsächlich aber durch das Kolorit. Die ursprüngliche blaue oder indigoblaue Farbe wandelte sich nach und nach in Weiß, Rosa, Rot, Karmin, Porzellanblau, Purpur, Violett, das sich gleich dem Blau häufig dem Schwarz nähert; auch findet man bei ihnen Gelb und Orange, wenn auch nicht die reinen und intensiven Farben der Tulpe. Früher mehr als jetzt gab es auch Blumen, welche mit mehr als einer Farbe ausgestattet waren, sog. Bizarren.

Die H. wird meistens durch Brutzwiebeln fortgepflanzt. Die Aussaat kann nur den Zweck haben, neue Farbenvarietäten zu erziehen; doch blühen die Sämlinge meistens erst im fünften oder sechsten Jahre. Eine Zwiebel der H. blüht gewöhnlich mehrere Jahre nacheinander, ja sie scheint sich sogar lange Jahre in ihrem Bestande zu erhalten, in der That aber erneuert sie sich fort und fort, was bei genauerer Untersuchung leicht zu erkennen ist, und zwar von der Mitte aus. Durchschneidet man nämlich zur Blütezeit eine Zwiebel in der Längenachse bis zur Scheibe, aus der die Wurzeln entspringen, so findet man seitwärts am Grunde des

Digitized by Google

Blütenschafts stets eine aus fünf bis sechs Blättchen bestehende Knospe mit dem Blütenstande des nächsten Jahres. Diese Knospe, welche sich im Laufe des Sommers ausbildet und deren Blätter sich im Herbst noch geschlossen in Kegelform über der Zwiebel erheben, drängt nach und nach den alten welkenden Blütenschaft und die je ein Blatt tragenden Zwiebelhäute zur Seite. Nach und nach geben letztere zum Vorteil der neuentstandenen Knospe ihren Saft ab und wenn sie noch mehrere Jahre immer weiter gedrängt an der Peripherie der Zwiebel ankommen, so sind sie längst vertrocknet und zu je einem zarten, im Boden bald verwesenden Häutchen geworden. Der Boden, auf welchem die ganze Zwiebel ruht und in dessen Umkreise die Wurzeln entspringen, geht ebenfalls nach und nach an der Peripherie zu Grunde in dem Maße, als er sich gegen die Mitte erneuert.

Gewöhnlich aber ist die Blüten erzeugende Knospe nicht das einzige Erzeugnis der Zwiebel; meist bilden sich zwischen den Häuten noch Nebenknospen, welche keine Blüten einschließen und deren Entwickelung im allgemeinen sehr langsam von statten geht, die Brutknospen, welche erst dann frei werden, wenn sie auch ihrerseits bis an die Peripherie der Zwiebel gedrängt worden sind. Sie trennen sich dann von selbst von der Mutterzwiebel und stellen dann Brutzwiebeln dar. Sie werden Sorte bei Sorte gesammelt, etikettiert und gepflegt, und werden im dritten oder vierten Jahre blühbar, also früher als die Sämlinge, und haben überdem vor diesen den Vorteil voraus, daß sie die Sorte, der sie entstammen, treu wiedergeben. Manche Varietäten erzeugen sehr reichliche Brut, andere, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, nur geringe. Diesem Übelstand hilft man in Holland dadurch ab, daß man die Scheibe der Zwiebel etwas neben ihrer Mitte durch einen Kreuzschnitt in vier Teile spaltet und dann die Zwiebel pflanzt wie gewöhnlich. Nach dieser Operation entwickeln sich Nebenknospen in ausreichender Zahl zu Brutzwiebeln. Dasselbe erreicht man, wenn man die Zwiebel in der Mitte horizontal durchschneidet. Eine gute gesunde Zwiebel ist fest und voll, ihre Scheibe rein, ohne Moder- und Faulflecken, ihre Schuppen glatt, ohne Schorf, fest aufeinander geschlossen.

Man kultiviert die H. im freien Lande, für Gewächshäuser und Stuben in Töpfen und auf Karaffen. Die Nuancen der Blumen sind bei der H. so zahlreich wie kaum bei einer andern Pflanze, und keine andere eignet sich so gut zu bunten Gruppierungen wie diese, besonders auf nach der Mitte erhöhten runden oder elliptischen Beeten. Sind die Farbenvarietäten sorgfältig etikettiert, so kann man durch verständnisvolle Anordnung derselben bedeutende Effekte erzielen. Da Crocus und Tulpen zu gleicher Zeit in Blüte treten, so lassen sich durch diese die der H. fehlenden Farben ersetzen. Am besten gedeiht die H. in einem reichen, dabei aber leichten und etwas sandigen, 60 cm tief gelockerten Boden. In Harlem ist es Regel, die Zwiebeln in jedem Jahre in frisches Erdreich zu pflanzen, und erst nach vier bis sechs Jahren bringt man sie wieder in denselben Boden. Man pflanzt in kältern Lagen von Mitte September an, sonst gewöhnlich im Oktober, später aber haben die Zwiebeln schon zu sehr auf Kosten ihres Vorrats an Reservestoffen getrieben, und der Flor fällt dann wesentlich geringer aus. Man setzt die Zwiebeln 15 bis 20 cm voneinander in eine mit der Hand bereitete kleine Höhlung, drückt sie bloß seitlich an und bedeckt sie 6—8 cm hoch mit Erde, bei starkem Frost mit Laub oder Stroh, das aber beim Eintritt milderer Witterung immer wieder abgeräumt werden muß. Nach der Blüte hebt man sie, wenn die Blätter vollkommen dürr geworden, vorsichtig aus (etwa Ende Juni), breitet sie, gegen heiße Sonne geschützt, auf trockenem Boden, etwa in Gartenwegen aus, bedeckt sie mit etwas Sand, schneidet nach etwa acht Tagen die Blätter und Stengel ab und bewahrt dann die Zwiebel an einem trockenen kühlen Orte bis zur Pflanzzeit auf.

Die H. ist mehrern Krankheiten unterworfen, die oft den Untergang großer Pflanzungen nach sich ziehen. Am meisten verbreitet ist die Ringelkrankheit. Man erkennt sie beim Durchschneiden des Zwiebelhalses daran, daß sich durch die Schnittfläche ein feiner brauner Ring zieht, der Anfang einer trockenen Zersetzung, welche von oben nach dem Boden der Zwiebel vorschreitet und die Vertrocknung derselben herbeiführt. Der schwarze Rotz tritt anfänglich als Hautkrankheit auf, indem die äußern Schalen der Zwiebel mit schwarzen länglichen oder rundlichen, erhabenen Flecken, auch wohl mit großen, dunkeln, genarbten Krusten besetzt sind. Sorauer («Handbuch der Pflanzenkrankheiten», Berl. 1847) hält einen Pilz (Pleospora hyacinthis) für die Ursache dieser krankhaften Erscheinung. Durch eine andere Pilzform entsteht der weiße Rotz, durch welchen die Zwiebel in eine schmierige, gelbliche Masse verwandelt wird. Auch die Zwiebeln der Gladiolen, Amaryllen, Tulpen und verwandter Gewächse sind dieser oder ähnlichen Krankheiten unterworfen.

Hyacinthe (Pater, mit Familiennamen **Charles Loyson**), berühmter franz. Kanzelredner, geb. 10. März 1827 zu Orléans, wurde 1851 zum Priester geweiht, dann Professor der philos. Klasse am Großen Seminar zu Avignon und 1854 Lehrer der Dogmatik in Nantes. Auf seinen Wunsch jedoch ward ihm ein Vikariat an der Kirche zu St.-Sulpice übertragen, wo er zuerst seine glänzende Beredsamkeit bethätigte. Vier Jahre später in den Orden der Predigermönche (Dominikaner) zu Flavigny, dann in denjenigen der Karmeliter aufgenommen, trat er an verschiedenen Orten, zuletzt in Paris als gefeierter Kanzelredner auf, zu dessen hinreißenden Vorträgen, zuerst in der Madeleinekirche, dann in Notre-Dame, besonders die höhern Gesellschaftsklassen der Kaiserstadt sich drängten. Noch größeres Aufsehen als seine glänzende Beredsamkeit machte der Freimut, mit dem er kirchliche Mißbräuche geißelte. Anfangs schützte ihn der Erzbischof Darboy gegen die Denunziationen der Jesuiten, bis (Juli 1869) nach seinem Auftreten in der Friedensliga der Ordensgeneral ihm Schweigen gebot. Darauf verzichtete H. (20. Sept. 1869) auf die Kanzel von Notre-Dame, trat aus dem Kloster und erhob als ein «Prediger des Evangeliums» seine Stimme für eine gründliche Reform der Kirche. Die Kirche antwortete auf diesen Angriff mit der Exkommunikation. Nach Erklärung der päpstl. Unfehlbarkeit erließ H. Jan. 1871 einen Brief an die franz. Bischöfe, in dem er sie beschwor, ihre Streitigkeiten einzustellen, um vereint eine Reform der Kirche zu erstreben. Im April 1871 sandte H. ein aufmunterndes Schreiben an Döllinger, beteiligte sich am Altkatholikenkongreß in München (Sept. 1871), bezeichnete es jedoch noch

Digitized by Google

Nov. 1871 als seine und Döllingers Absicht, mit Verwerfung des letzten Konzils als eines unfreien, in der Kirche bleiben zu wollen. Nach längerm Aufenthalt in Rom ging H. 1872 nach Genf, vermählte sich und las die Messe in franz. Sprache. Er wurde hierauf exkommuniziert, aber schon wenige Tage später ward er gemäß dem neuen schweiz. Kultusgesetz von der altkath. Gemeinde Genfs zum Pfarrer gewählt und 26. Okt. 1873 eingeführt. Während aber H. trotz aller Proteste der kath. Kirche durchaus ergeben blieb, kamen in seiner Gemeinde die entschieden freien Elemente immer mehr zur Herrschaft, sodaß der Bruch unvermeidlich ward. Im Aug. 1874 legte H. sein Pfarramt nieder, begab sich nach Paris zurück und eröffnete hier 9. Febr. 1879 die «gallikanische Kirche» (der franz. Zweig des Altkatholizismus), welche jedoch nur ein geringes Wachstum aufzuzeigen hat.

Hyacinthus (grch. Hyakinthos), der Sohn des spartan. Königs Amyklas und der Diomede, war ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit und wurde von Apollo und Zephyros (oder Boreas) geliebt. Eifersüchtig auf Apollo, lenkte Zephyros, als einst Apollo den H. im Diskuswerfen unterrichtete, die Wurfscheibe gegen den Kopf des H., sodaß dieser entseelt zu Boden stürzte. Da ihn Apollo nicht mehr ins Leben zurückzurufen vermochte, ließ er, um wenigstens das Andenken an den Geliebten zu verewigen, eine Blume, bezeichnet mit den Klagelauten AI AI, aus seinem Blute entsprießen. Unter dieser Blume, welche nach andern aus dem Blute des Ajax entstanden sein soll, versteht man jedoch nicht sowohl unsere Hyacinthe (s. d.), als die blaue Schwertlilie oder den Türkenbund. H. zu Ehren feierte man zu Amyklä in Lakonien ein dreitägiges Fest, Hyakinthia genannt, welches auch noch in röm. Kaiserzeit mit großem Pomp begangen wurde.

H. hieß auch ein Sohn des Pieros und der Muse Klio und Liebling des thraz. Sängers Thamyris. Auch von ihm wird die Mythe von dem Ende des spartanischen H. erzählt.

Hyaden (grch. und lat. Hyädes), Nymphen, deren Zahl und Abstammung verschieden angegeben werden. Hesiod führt fünf H. als den Chariten ähnliche Nymphen an, Thales zwei, Pherekydes sechs oder sieben, welche vom Zeus den Dionysos zur Pflege erhielten und später von ihm unter die Sterne versetzt wurden. Nach Euripides sind sie Töchter des Erechtheus, drei an Zahl; nach andern soll die Okeanide Äthra dem Atlas zwölf Töchter und einen Sohn Hyas geboren haben. Als dieser auf der Jagd von einer Schlange oder einem Löwen getötet worden war, wurden aus Mitleid von Zeus fünf Schwestern unter dem Namen H. unter die Sterne versetzt. Den Namen H. nämlich führt eine Sterngruppe am Kopfe des Stiers.

Hyakinthia, s. unter Hyacinthus.

Hyalit, s. Glasopal.

Hyalitglas, eine zu Kunstgefäßen verwendete, glänzend schwarze, undurchsichtige Glasmasse, die durch Verschmelzen von Eisenschlacke, Basalt oder Lava mit Kohlenpulver und Knochenasche, oder durch Färben eines gewöhnlichen Glasflusses mit Kobalt-, Mangan- und Eisenoxyd dargestellt wird.

Hyalographie (Glasschrift), die von Böttger und Bromeis erfundene Kunst, mittels Ätzung in Glas Druckplatten herzustellen. Zu dem Zweck wird eine Glasplatte mit Ätzgrund überzogen und die Zeichnung mit der Nadel bis auf das Glas herunter in diesen einradiert. Geätzt wird sodann mit wässeriger Flußsäure, erzeugt durch Zersetzen von Flußspat mit mehr oder weniger verdünnter Schwefelsäure. Nach erfolgter Ätzung wird der Grund mit Terpentin entfernt und die Platte dann auf einen Stein, zum Zweck des Drucks auf der lithographischen Presse, auf eine zweite, starke Glasplatte für die Lichtdruckpresse, oder auf eine Eisenplatte für die Kupferdruckpresse aufgekittet.

Hyalosiderit, s. unter Chrysolith.

Hyalospongien, s. Hexaktinelliden.

Hyalotypie, eine Manier zur Herstellung von Hochdruckplatten. Die Zeichnung wird in derselben Weise auf einer Glasplatte erzeugt wie bei der Hyalographie (s. d.), doch wird sie nicht geätzt, sondern dient als Negativ zur Erzeugung einer Kopie auf lichtempfindlichem Papier, die dann auf Zink umgedruckt und hochgeätzt wird.

Hyalurgie (grch.), Glasbereitung, Glasmacherkunst; Hyalurg, Glasmacher.

Hyäne (Hyaena) ist der Name einer zu den Raubtieren gehörigen Säugetiergattung, welche früher zu den Hunden gerechnet wurde, aber durch den kurzen Katzenkopf, den Mangel eines untern Höckerzahns, durch abschüssigen Rücken, nur vier Zehen an den Vorderfüßen und einem Drüsensack unter dem Schwanze unterschieden ist, sodaß sich die Gattung zwischen Hunde und Katzen mitteninne stellt. Die Kiefer- und Halsmuskeln der H. sind sehr stark, weshalb sie große Knochen zermalmen und ziemlich schwere Tiere mit Leichtigkeit wegtragen können. Sie sind nächtliche, gefährliche, sehr gefräßige, doch feige Raubtiere, welche auch lebende Tiere anfallen, hauptsächlich aber von Aas leben und Leichen, die nicht tief vergraben sind, ausscharren. Sie haben ein widerliches, tückisches Ansehen, das noch vermehrt wird, wenn sie die Haare sträuben. Die bekannteste, fast in allen Menagerien zu findende Art ist die gestreifte Hyäne (H. striata), in Südasien und Nordafrika einheimisch, graubraun, mit unregelmäßigen dunkelbraunen oder schwarzen Querstreifen und einer kurzen Mähne auf Hals und Rücken. In manchen Gegenden, wie in Abessinien, ist sie außerordentlich häufig; sie läßt sich vollständig zähmen. Ihr ähnlich, nur gefleckt, ist die gefleckte Hyäne (H. maculata, s. Tafel: Wilde Hunde und Hyänen, Fig. 9), der sog. Tigerwolf am Kap der Guten Hoffnung. Die braune Hyäne (H. brunnea), welche von den Kapbauern Strandwolf genannt wird, ist weit weniger häufig; sie hält sich vorzüglich am Strande auf und nährt sich vorzugsweise von Meertieren. Eine besondere, aus drei Arten bestehende Unterfamilie der H. bildet das Genus Proteles, Erdwolf (s. d.), dessen häufigste Art Proteles Lalandii (Fig. 10) ist. Wie häufig einst die H. gewesen sein müssen, bezeugt die Menge der fossilen Knochen der untergegangenen Höhlenhyäne (H. spelaea), wie in den Höhlen des Bayreuther Gebirges, auch in den Höhlen von Kirkdale, selbst in Tibet. Eigentliche H. finden sich schon in den mittlern Tertiärgebilden (Miocän) von Griechenland und Indien.

Hyänenhund (Lycaon pictus), eine Hundeform mit einigen Hyänencharakteren (Fehlen einer äußerlich wahrnehmbaren Innenzehe an den Vorderpfoten, Vorhandensein einer Afterdrüse), ist etwas über 1 m lang, dreifarbig, weiß, gelb und

Digitized by Google

schwarz, aber die Farben sind, was nur bei wenigen wilden Tieren der Fall ist, unsymmetrisch verteilt, und kein Individuum gleicht dem andern. Der H. bewohnt Central- und Ostafrika, aber, wie es scheint, nicht die Waldgegenden; er lebt von der Jagd, soll sich mit dem Haushunde kreuzen, und die so erzielten Bastarde werden als vorzügliche Jagdhunde gerühmt. (Abbildung auf Tafel: Wilde Hunde und Hyänen, Fig. 7.)

Hybla (Heraea), im Altertum Stadt im Süden Siciliens, im Binnenlande zwischen Gela und Syrakus, wohl an der Stelle des heutigen Ragusa.

Hybla (Geleatis, auch die kleinere genannt), ursprünglich sikelische, aber früh hellenisierte Stadt im Osten Siciliens, westlich von Catania, in fruchtbarer Gegend am linken Ufer des Symaithos und am Fuße des Ätna, der im Altertum von hier bestiegen zu werden pflegte. Geringe Reste sind beim jetzigen Paternò.

Hybom, Hybose (grch.), Höcker.

Hybriden oder Hibriden, s. Bastardpflanzen.

Hybridisch (hibridisch, hibrid, lat.), von zweierlei Herkunft, blendlingsartig; vox hibrida, ein Wort, das aus Teilen besteht, die verschiedenen Sprachen angehören.

Hydárthros (grch.), die Gelenkwassersucht (s. d.).

Hydaspes (aus dem Sanskrit Vitastā) ist der alte Name des westlichsten Flusses im jetzigen Pendschab (Fünfwasserland) in Vorderindien; sein jetziger Name ist Behat und Djelum. Er fällt in den heutigen Tschināb, einst Tschandrabhāghā (Mondteil), der früher in Sandrophagos hellenisiert wurde, aber durch Alexander, der in diesem so veränderten Namen das Wort «Alexanderfresser» zu erkennen glaubte, den Namen Akesines erhielt. Der heutige Name Tschināb (Sammelwasser) kommt von der Vereinigung des Tschandrabhāghā und des Sūryabhāghā (Sonnenteil). Der H. und der Akesines vereinigen sich mit dem östlichern Rawī (sanskr. Irāvati, grch. Hyarotis); dieser ebenfalls Akesines oder Tschināb genannte dreifache Strom vereinigt sich weiter südlich mit dem Byas (Beja, sanskr. Vipāçā, grch. Hyphasis), der schon lange vor dem Zusammenflusse den von allen diesen Strömen am östlichsten fließenden Setledsch (sanskr. Catadru, grch. Hesydrus) aufgenommen hat. Die Vereinigung des Akesines und des Hyphasis nun heißt Fünfstrom (sanskr. Pantschanada) und fällt bei Mutton in den Indus. Alle diese Ströme erlangten durch den Zug Alexanders (327—326 v. Chr.) eine histor. Bedeutung. Alexander (s. d.) überschritt den Indus, H., Akesines, Hyarotis, Hyphasis und wurde bei der Vereinigung des letztern mit dem Hesydrus von dem Heere genötigt, nordwestlich bis an den H. umzukehren und von da aus dem Laufe des H. und des Indus bis an das Meer zu folgen. Ein Teil des Heers segelte auf etwa 2000 auf dem H. erbauten Schiffen durch den Indus in den Indischen Ocean unter dem Befehl des Nearchos. Auf beiden Seiten des H. hatte Alexander Städte gegründet, Bucephalia, zu Ehren seines Streitrosses Bucephalus, und Nicäa, zu Ehren des Sieges, den er über Porus erfochten.

Hydatiden (grch.), soviel wie Blasenwürmer, s. unter Bandwürmer.

Hyde (spr. Heid), Stadt in der engl. Grafschaft Chester, 11 km im SO. von Manchester, an dem zur Mersey gehenden Tame, mit (1881) 28629 E., die meist mit Baumwollspinnerei sowie in Kohlengruben beschäftigt sind.

Hyde, s. Clarendon (Edward H., Grei

Hydepark, ein Park von 158 ha London. In H. fand 1851 die erste Ausstellung statt. [Schl

Hyder, soviel wie Hydra, s. Lerna

Hyderabad, richtiger Haiderabad, Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Vasallenstaats (Nizamgebiet) im Dekan in Vorderindien, liegt unter 17° 22′ nördl. Br. und 78° östl. L. (von Greenwich), am rechten Ufer des eines Nebenflusses des Kistnah, über den eine schöne Granitbrücke führt, und ist von höchst malerischen Granithöhen umgeben. Stadt, von einer Festungsmauer umgeben, europ. Belagerungsgeschütz nicht zu widerstehen vermag, hat bedeutenden Umfang, aber Straßen. Außer den im ind. Stile erbauten läßten des Nizam und anderer Großen ist auch großartige Wohngebäude des engl. Residenten merkenswert. Von den zahlreichen Moscheen eine nach dem Muster der Kaaba zu Mekka die vornehmste. Auch bestehen zu H. Hindutempel. H. zählt (1881) 263005 E., teils Mohammedaner, hat bedeutende Baumwollmanufakturen und Papierfabriken und war der Hauptmarkt für Diamanten und Edelsteine in dem benachbarten Golkonda (s. d.) gefunden wurden. In der Nähe der Stadt liegen Gärten und verschiedene künstliche Teiche oder Seen. An einem der größern Teiche, dem Hussain-Sagar, liegt 7 km im Norden der Stadt und links Mussi Sakanderabad oder Iskanderabad, eine brit. Militärstation mit 34357 E. Das Vasallenstaat Hyderabad zählt (1881) auf 214190 qkm 9167789 E.

Ein anderes H., die Hauptstadt von Sindh, unter 25° 22′ nördl. Br. und 68° 28′ östl. L. (Greenwich), 29 km von dem östl. Ufer des Indus entfernt, auf einer von diesem und einem Arme desselben, dem Fulaili, gebildeten Insel, auf einer der felsigen Gandscha-Höhen. Die Stadt mit die an der Südseite gelegene Felsenfestung und mehrere Vorstädte mit (1872) zusammen 41122 In der Festung befinden sich der Palast des maligen Emire und ein als Schatzkammer der massiver Turm, große Vorratsgebäude, Zeughaus, eine Kaserne, eine prot. Kirche, Gefängnis u. s. w. Der Bazar, eine lange, durch ganze Stadt gehende Straße, ist sehr belebt ist seit alter Zeit berühmt durch seine Waffen ken und unterhält auch Seide- und Baumwollmanufakturen. Der Handel ist lebhaft nach im Norden, besonders seitdem 1861 die Eisenbahn eröffnet worden, welche von dem westlich gegenüber gelegenen Kotri 185 km weit nach Karatschi im Südwesten zuführt. Etwa 8 km im Norden der Stadt liegt am Fulaili das Dorf Miani, rühmt durch den Sieg von Sir Charles Napier die Sindh-Armee 17. Febr. 1843, sowie durch zweiten Sieg am Fulaili 24. März, welcher Staat von Sindh ein Ende machte.

Hyder-Ali, eigentlich Hyder-Ali Chan haudur, mohammed. Beherrscher (Sultan) Mysore, einer der bedeutendsten ind. Fürsten neuerer Zeit, geb. 1722 als Sohn des Gouverneurs der mysor. Bergfestung Bangalore, 1749 als Freiwilliger in die Armee von My

Digitized by Google

erhielt schon 1752 ein bedeutendes Kommando und wurde später Gouverneur von Dindigal, endlich Oberbefehlshaber der Armee. Er organisierte dieselbe nach franz. Muster und wußte sie so für sich zu gewinnen, daß er sich 1759 zum faktischen Beherrscher von Mysore aufwerfen konnte, indem er dem Radscha zwar den Titel und ein glänzendes Einkommen ließ, ihn aber fern von allen Staatsgeschäften in Gefangenschaft hielt. Er eroberte hierauf Calicut, Bednor, Onor, Cananor und andere kleinere Staaten, sodaß das Reich Mysore 1766 174800 qkm groß war. In demselben Jahre starb auch der Radscha von Mysore und H. wurde vollständig Herrscher dieses Reichs. Der erbittertste Feind der Engländer und in gleichem Maße den Franzosen, welche damals unter ihrem Befehlshaber Lally Tollendal den Engländern die Herrschaft über Indien streitig machten, zugethan, führte er, von den Franzosen unterstützt, mit abwechselndem Glück zwei Kriege mit erstern. Er diktierte 29. März 1769 den Engländern die Artikel eines Friedens vor den Thoren von Madras. Auch mit den Maharatten führte er verschiedene Kriege. Oftmals hart bedrängt und scheinbar selbst vernichtet, wußte er sich doch stets neue Hilfsmittel zu verschaffen, um endlich als Sieger aus dem Streit hervorzugehen. Er starb 7. Dez. 1782 zu Tschitore. Sein Sohn und Nachfolger war Tippo-Saib (s. d.). Die Engländer entwarfen von dem Charakter H.s ein viel zu ungünstiges, die Franzosen dagegen ein allzu günstiges Bild. Er war tapfer, unternehmend und staatsklug, ohne religiösen Fanatismus, sowie auch nicht grausam, scheute aber auch oft keine unedeln Mittel, wenn es die Erreichung wichtiger Ziele für ihn galt.

Hydernaggur oder Bednore, Stadt in Mysore (s. d.).

Hydnum *L.*, Stachelschwamm, Pilzgattung aus der Familie der Hymenomyceten. Man kennt zahlreiche Arten, von denen etwa 50 in Deutschland einheimisch sind. Die Fruchtkörper haben eine verschiedene Gestalt, meist sind sie ziemlich groß und fleischig, oft auch leder- oder holzartig; sie wachsen auf dem Erdboden oder auch an altem Holze. Das Hymenium befindet sich bei den meisten Arten auf der Unterseite der hutförmigen Fruchtkörper; bei einigen flach der Unterlage angewachsenen Arten liegt es auf der Oberseite; es wird stets aus spitzen, einzeln stehenden Stacheln gebildet. Mehrere Arten der Gattung H. sind eßbar, wie z. B. der in Nadelwäldern vorkommende Habichtschwamm, auch Hirschzunge genannt. H. imbricatum *L.*, der einen in der Mitte etwas eingedrückten braunen Hut besitzt und mit dunkelbraunen, später schwarz werdenden Schuppen bedeckt ist. Ferner gehört hierher der am faulenden Holz wachsende Korallenschwamm, H. coralloides *Scop.* mit größerm ästigen Fruchtkörper von weißer, später gelber Farbe; eine ähnliche Gestalt besitzt der ebenfalls an moderndem alten Holze vorkommende Igelschwamm, H. erinaceus *Bull.* Giftig ist keine Art von H., jedoch sind viele wegen der häutigen oder holzigen Beschaffenheit ihrer Fruchtkörper nicht eßbar.

Hydōr (grch. ὕδωρ), das Wasser, häufig in Zusammensetzungen (Hyd... Hydat..., Hydr..., Hydro...).

Hydr... (vom grch. ὕδωρ, das Wasser), Wasser..., wasser...

Hydra (Lernäische), s. Lernäische Schlange.

Hydra, im Altertum Hydrea genannt, griech. Insel nahe der Südostküste von Argolis, besteht aus einem von Südwest nach Nordost streichenden Bergzuge, der fast überall den nackten Fels zeigt oder mit unfruchtbarem Geröll bedeckt, daher fast ganz baumlos ist; nur im westl. Teil findet sich eine kleine, etwas fruchtbarere Strecke. Im Altertum gehörte die damals nur sehr schwach bewohnte und ganz unbedeutende Insel den Bewohnern der Stadt Hermione, denen sie aber von samischen Piraten entrissen und den Trözeniern übergeben wurde. Im 15. (seit 1459—60) und 16. Jahrh. und nachher wieder, nach Vertreibung der Venetianer, namentlich seit 1715, bevölkerten vor den Türken flüchtige Albanesen aus Morea und Rumelien (namentlich aus Megaris) und einige Griechen, besonders aus Monembasia, die Inseln H., Spetsä und Poros. Die Schiffahrt, wodurch sich die Hydrioten ihren Unterhalt zu verschaffen suchen mußten, erweiterte sich nach und nach zum Küstenhandel, und bald galten die Hydrioten als die geschicktesten und kühnsten Matrosen des Mittelländischen Meers. Die eigentümliche Marineordnung, der Charakter und die ganze Lebensweise der Einwohner begünstigten den Handel der Insel, sodaß die Hydrioten (die in Verbindung mit den Spetsioten den Getreidehandel mit dem südl. Rußland fast ausschließlich betrieben) ihre Geschäfte sogar nach Italien und Frankreich, selbst bis in die Ostsee und nach Amerika ausdehnten. Nach Ausbruch des griech. Unabhängigkeitskampfes (1821) ward die zur Kriegsflotte umgewandelte Handelsmarine der griech. Inseln H., Spetsä und Psara ein wichtiges Werkzeug zur Befreiung Griechenlands; insbesondere nahmen die Hydrioten am Befreiungskampf den wärmsten und lebhaftesten Anteil und brachten der Nationalsache bedeutende Geldopfer. Aus H. stammten so namhafte Männer wie die Konduriotis, Miaulis, Bulgaris, Tombasis. Die neue Zeit der Unabhängigkeit war bei den erheblich veränderten Handelsverbindungen und Handelsverhältnissen im Mittelmeer nicht geeignet, ihren Wohlstand rasch wiederherzustellen.

Hydra, die gleichnamige Stadt der Insel, erhebt sich ungefähr an der Mitte der Nordküste amphitheatralisch über dem für sehr sicher geltenden Hafen und zeichnet sich durch reinliche, jedoch enge und steile Straßen, durch schöne, zum Teil mit Marmorarbeiten geschmückte Häuser aus. Sie hat viele Kirchen, eine hellenische und mehrere Gemeindeschulen, ist der Sitz eines griech. Bischofs und eines Friedensgerichts und zählt (1879) 6446 E., welche Baumwoll- und Seidenweberei, Gerberei, Seifensiederei, sowie Schiffbau und bedeutenden Handel treiben.

Hydra (Sternbild), s. Wasserschlange.

Hydrachnidae, s. Wassermilben.

Hydrämie (grch.), die krankhaft wässerige Beschaffenheit des Blutes.

Hydrangea *L.*, Wasserstrauch, Pflanzengattung aus der Familie der Saxifrageen, umfaßt kleine Sträucher mit schwammigem Holz und einfachen, großen, gegenständigen, nebenblattlosen Blättern und in Scheindolden stehenden Blüten, von denen die des Randes oft unfruchtbar sind, dafür aber an Größe zunehmen. Der Kelch hat vier oder fünf Zähne, die Krone vier oder fünf

Digitized by Google

Blätter; Staubgefäße acht oder zehn, Fruchtknoten oft unvollkommen, zwei- oder vierfächerig mit zwei bis vier Griffeln; die Frucht ist eine häutige, zwischen den Griffeln aufspringende vielsamige Kapsel. Die bekannteste und schönste Art ist die Hortensie (s. d.). Mehrere nordamerikan. Arten, soweit sie nicht zu empfindlich sind, werden als Blütensträucher des freien Landes geschätzt und häufig angepflanzt. Aber auch bei diesen empfiehlt es sich, im Winter wenigstens die Wurzeln durch eine leichte Decke zu schützen. H. arborescens *L.*, der virginische Wasserstrauch, bis 1½ m hoch, hat große eiförmige, spitze, gezähnte, beiderseits glatte, grüne Blätter und im Juni kleine weißliche Blumen in großen vielblumigen Scheindolden an den Spitzen der Zweige; stark entwickelte Randblüten fehlen. Von diesem Strauche gibt es eine Abart mit herzförmigen Blättern. H. radiata *Wall.* (H. nivea *Mchx.*) ist ein Ziersstrauch mit breit-eiförmigen, oben schön grünen, unten schneeweißen Blättern und im Juli mit großen flachen, weißen Trugdolden, deren Randblüten teils fruchtbar, teils unfruchtbar sind. Auch einige andere Arten, wie H. pubescens *Desne.*, quercifolia *Bartr.* und heteromalla *Don.*, sind schöne, aber ziemlich empfindliche und der Deckung bedürftige Sträucher.

Hydrangium (grch.), Lymphgefäß; Hydrangiologie, Lehre von den Lymphgefäßen.

Hydrant, soviel wie Feuerhahn (s. d.).

Hydrarchos, ein vorweltliches Säugetier, s. Zeuglodon.

Hydrargillit, Thonerdehydrat, s. unter Aluminium(-Verbindungen).

Hydrargyrōse (grch.), die chronische Quecksilbervergiftung.

Hydrargyrum (vom grch. ὑδράργυρος, d. i. Wasserfilber, flüssiges Silber), die lat. Bezeichnung für Quecksilber; Hydrargyriasis, Quecksilberkrankheit.

Hydrate nennt man in der Chemie nach der frühern dualistischen Anschauung die Verbindungen von wasserfrei existierenden Basen oder Säuren mit Wasser. Man betrachtete dieselben gewissermaßen als Salze, die basischen Hydrate als solche, in denen das Wasser die Rolle der Säure vertritt; in den sauren Hydraten nimmt das Wasser die Stelle der Basis ein. Das basische Kalkhydrat $CaO\,H_2O$ ist nach dieser Anschauung ein Salz oder eine einem Salz korrespondierende Verbindung, in welcher die Säure durch Wasser ersetzt ist; das saure Schwefelsäurehydrat SO_2H_2O ist demnach eine salzähnliche Verbindung, in welcher Wasser an die Stelle einer Basis getreten ist. In der neuern Chemie bezeichnen viele die basischen H. als Hydroxyde (s. d.). (S. Anhydride.)

Hydraulik (grch.), auch Hydrodynamik genannt, ist ein Teil der angewandten Mathematik und im besondern der Hydromechanik (s. d.). Der Name wird in einem weitern und einem engern Sinne gebraucht: im erstern begreift H. die wissenschaftliche Betrachtung alles dessen, was auf die Bewegung tropfbarer Flüssigkeiten Bezug hat; im letztern beschäftigt sie sich nur mit den praktischen Anwendungen, welche von der Bewegung des Wassers gemacht werden, umfaßt also die Wasserbaukunst (Regulierung der Flüsse, Uferbefestigungen, Eindeichungen, Kanal-, Hafen-, Wehr- und Schleusenbau, Ent- und Bewässerung der Ländereien, Anlage von Teichen und Wasserleitungen), ferner die Untersuchung der Quellen, die Wasserhebung, den Bau und die Kenntnis der Wasserräder, Wassersäulenmaschinen u. s. w.

Hydraulische Maschinen, s. Wasserräder.

Hydraulischer Mörtel, s. Cement.

Hydraulische Presse, s. unter Pressen.

Hydraulischer Propeller ist ein Wasserrad, durch welches Schiffe fortbewegt werden. Es sind zweierlei Arten, diesen Strahl zu erzeugen. Bei dem einen Falle ist im untern Raum des Schiffes eine Cisterne aus Eisenblech gebaut, deren Boden durchlöchert ist, sodaß das Wasser Zutritt hat, wenn in der Cisterne so hoch steht wie außenbords. Ein durch Maschinenkraft getriebene Centrifugalrad nimmt dies Wasser auf und wirft es mit großer Geschwindigkeit durch Röhren, welche außenbords münden. Durch die Reaktion dieser Strahlen wird das Schiff in entgegengesetzter Richtung fortbewegt. Da jedoch durch die Bewegung der Räder und andere Reibung zu viel Kraft verloren geht, hat dieser Propeller (hydraulische Reaktion genannt) keine Verbreitung gefunden. Die zweite Art des hydraulischen Propellers ist der Hydromotor (s. d.).

Hydraulischer Widder oder Stoßheber, s. unter Heber.

Hydrea, altgriech. Insel, s. Hydra.

Hydria, altgriech. Wasserkrug mit einem rechten Henkel und zwei am Bauch angebrachten kleinern.

Hydriatrik, s. Kaltwasserkur.

Hydrioten, Einwohner der Insel Hydra (s. d.).

Hydro... (vom griech. ὕδωρ, das Wasser, Wasser...; wasser...

Hydrobat (grch.), Wassertreter, Schwimmer.

Hydrobromsäure, soviel wie Bromwasserstoffsäure, s. unter Brom(-Verbindungen 3).

Hydrocarbür, auch Photogen, Mineralöl und Schieferöl genannt, ist ein zur Beleuchtung mittels Lampen dienendes, farbloses oder gelbliches Öl, welches aus dem bei der trockenen Destillation der bituminösen Schiefer, der Braunkohlen, des Torfs und der Bogheadkohle entstehenden Teer abgeschieden wird. Seine Bereitung und Anwendung datiert von Versuchen, welche Selligue in Paris 1834 anstellte. Seine große Flüchtigkeit und Entzündlichkeit machte das früher im Handel vorkommende H. in bedeutendem Grade feuergefährlich und hatte seinen unangenehmen, den Kopf einnehmenden Geruch. Durch sorgfältiger ausgeführte Reinigung, die jetzt allgemein in den Fabriken vorgenommen wird, hat es diese übeln Eigenschaften verloren, und es wird jetzt von den deutschen Paraffinfabriken unter dem Namen Photogen in den Handel gebracht, um das bestens gereinigten Petroleum gleichzusetzen. (S. Paraffin und Solaröl.)

Hydrocēle (grch.), der Wasserbruch, s. unter Hoden, S. 290ᵇ.

Hydrocellulose, ein Umwandlungsprodukt der Cellulose, welches durch Einwirkung von mäßig verdünnter Schwefelsäure auf Baumwolle, Papier u. dgl. entsteht und angeblich der Zusammensetzung $C_{12}H_{22}O_{11}$ entspricht. Die H. unterscheidet sich von gewöhnlicher Cellulose dadurch, daß sie gewisse Farbstoffe, welche von der Cellulose, Baumwolle u. dgl. nicht aufgenommen werden, direkt und ohne Zuhilfenahme eines andern Körpers fixiert. Auf dieser Eigenschaften hat man die Bildung der H. in der Färberei der Baumwollstoffe zu verwerten

Digitized by Google

gesucht, wobei aber große Vorsicht anzuwenden ist, da die Gewebe leicht dabei zerstört werden.

Hydrocephalus (grch.), Wasserkopf, Gehirnwassersucht (s. d.).

Hydrocharideen (Hydrocharideae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Man kennt gegen 40 Arten, die in den wärmern und gemäßigten Gegenden über die ganze Erde verbreitet sind. Sämtliche Arten sind Wasserpflanzen, in ihrem Habitus sind sie sehr verschieden, hauptsächlich in der Form der Blätter. Die Blüten sind getrenntgeschlechtig und von einer häutigen Scheide eingeschlossen; die Blüte besteht aus zwei meist dreizähligen Blattkreisen, drei oder mehrern Staubgefäßen oder einem ein- bis sechsfächerigen Fruchtknoten. Zur Familie der H. gehört unter andern die sog. Wasserpest (Elodea canadensis), ferner der bekannte Froschbiß, Hydrocharis (s. d.) und die vielfach in Aquarien gezogene Vallisneria spiralis (s. d.).

Hydrocharis *L.*, Froschbiß, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Hydrocharideen. Man kennt nur eine Art, H. morsus ranae *L.*, die in Europa und im mittlern Asien verbreitet ist. Es ist eine Wasserpflanze, welche schwimmende, kreisrunde, an der Basis tief herzförmige Blätter und schöne weiße Blüten besitzt. Sie findet sich in Deutschland ziemlich häufig in stehenden Gewässern, Gräben u. dgl. Da sie sich leicht kultivieren läßt, wird sie vielfach als Zierpflanze in Aquarien gezogen.

Hydrochinone, s. unter Chinone.

Hydrochlorsäure, soviel wie Chlorwasserstoffsäure oder Salzsäure (s. d.).

Hydrocyansäure, soviel wie Cyanwasserstoffsäure oder Blausäure (s. d.).

Hydrodynamik (grch.), s. Hydraulik.

Hydroextrakteur, überhaupt ein Entwässerungsapparat, soviel wie Centrifugaltrockenmaschine. (S. Centrifugen.)

Hydrogen (Hydrogenium), s. Wasserstoff.

Hydrographie (grch.), d. h. wörtlich Beschreibung des Wassers, hat als ein Teil der physik. Geographie die Physik des Wassers der Erdoberfläche überhaupt zum Gegenstande und wird dann auch wohl Hydrologie (Wasserkunde) genannt. Als ein Teil der beschreibenden Geographie beschäftigt sie sich teils mit der Beschreibung der Landgewässer, der Quellen, Flüsse und Seen, und unter hydrographischen Karten versteht man alsdann nichts anderes als Flußkarten, teils mit der Beschreibung des Meers, des Oceans, welche jedoch auch den besondern Namen Oceanographie erhalten hat. Insbesondere aber bezeichnet H. die Beschreibung der Meere mit Rücksicht auf alles dasjenige, was für die Nautik oder Schiffahrtskunde von Wichtigkeit ist, namentlich insofern die Anfertigung von Seekarten und darauf bezüglicher Tabellen auf ihr beruht. In Frankreich und andern Ländern heißen daher Navigations- oder Schiffahrts- und Steuermannsschulen auch hydrographische Schulen. Die neueste Zeit hat seit M. F. Maurys epochemachenden Arbeiten namentlich durch die wichtigen Forschungen des engl. Schiffs Challenger, des deutschen Schiffs Gazelle und des amerik. Schiffs Tuscarora große Fortschritte in der H. des Meers gemacht. Für eine genauere Kenntnis der Flüsse, ihrer Schiffbarkeit und ihrer Kanäle ist Band 15 der «Statistik des Deutschen Reichs» (Berl. 1876), die deutschen Wasserstraßen enthaltend, von Bedeutung; für die Tiefseeforschung sind «Die Annalen der H.» und die Berichte im «Geogr. Jahrbuch» wichtig.

Hydrographisches Papier, eine Art Papier, auf welches man mit reinem Wasser schreibt, wodurch schwarze oder blaue Schriftzüge wie von Tinte hervorgebracht werden. Dasselbe ist ein gewöhnliches Schreibpapier, das mit Galläpfelabsud, resp. einer Auflösung von Blutlaugensalz getränkt und nach dem Trocknen mit höchst feingepulvertem, weißcalciniertem Eisenvitriol eingerieben ist.

Hydroïden (Hydroidea) nennt man eine Ordnung der Pflanzentiere. Die meisten H. sind Kolonientiere in Gestalt von Bäumchen oder Büschchen, häufig umgeben von einem hornigen Überzug, dem Perisark; Stamm und Äste des Bäumchens (Hydroïdpolyps) sind von einem kommunizierenden Hohlraume, dem gemeinsamen Nahrungskanal durchzogen, der sich auch in die Einzelpolypen fortsetzt. Diese Polypen sind häufig ungleichartig entwickelt, und haben die verschieden gestalteten Individuen auch verschiedene Leistungen zu verrichten (s. unter Polymorphismus), namentlich lassen sich Ernährungspolypen und Fortpflanzungspolypen (Gonoblastidien) unterscheiden; auf den letztern, bisweilen auch sonst an der Wand der Polypenbäumchen, entwickeln sich die sog. Geschlechtsgemmen (Gonophoren), die in ihrer höchsten Entfaltung als Medusen (Hydroïdquallen) von meist kleiner Gestalt, einfachem Baue und getrenntem Geschlecht sich loslösen und frei weiterleben; aus den Eiern dieser Medusen entwickeln sich wieder Polypenbäumchen; es findet mithin ein Generationswechsel statt. Aber wie es Hydroidpolypen gibt, die sich ohne freie Medusen vermehren, so gibt es auch zu dieser Gruppe ihrem Baue nach gehörige Medusen (Trachymedusae), die sich direkt ohne Polypengeneration entwickeln. H. gibt es in allen Meeren, aber nur wenig Formen finden sich im süßen Wasser, nämlich Hydra und Cordylophora. (Über beide s. Süßwasserpolypen.)

Hydroïdpolypen, s. unter Hydroïden.

Hydroïdquallen, s. unter Hydroïden.

Hydroiodsäure, soviel wie Jodwasserstoffsäure, s. unter Jod(-Verbindungen).

Hydrologie, s. unter Hydrographie.

Hydrologium (grch.), Wasseruhr.

Hydrolyte (grch.), eine Bezeichnung für die in Wasser auflöslichen Mineralien. Die im Wasser leicht löslichen sind nicht sehr zahlreich, da dieselben, wenn sie nach ihrer Bildung nicht besonders vor dem Zutritt des Wassers geschützt sind, gleich wieder vergehen. Es gehören dazu einige Sauerstoffsalze (Soda, Glaubersalz, Thonerdesulfate, Eisensulfate, die natürlich vorkommenden Alaune, Vitriole, Salpeter), sowie einige Haloidsalze, namentlich Chloride (Steinsalz, Sylvin, Salmiak), auch wenige Säuren (arsenige Säure, Sassolin). Andere spärliche Mineralien sind schwer in Wasser löslich, wie z. B. Gips (1 Teil in 400 Teilen Wasser).

Hydromanie (grch., «Wasserwuth»), übertriebene Vorliebe für das Wasser, namentlich als Heilmittel.

Hydromantie (grch.), Wahrsagung aus dem Wasser.

Hydromechanik heißt diejenige Wissenschaft, welche unter Anwendung der Mathematik die Einwirkung von Kräften auf tropfbare Flüssigkeiten

Digitized by Google

untersucht. Sie zerfällt in zwei Hauptteile: die Hydraulik (s. d.) und die Hydrostatik (s. d.).

Hydrometeore (grch.), die wässerigen Niederschläge, die durch Verdichtung des in der Luft enthaltenen Wasserdampfs entstehen, wie Tau, Reif, Nebel, Wolken, Regen, Schnee, Graupeln, Hagel.

Hydrometer (grch., »Wassermesser«), Instrument zum Messen der Geschwindigkeit des fließenden Wassers (Hydrotachymeter).

Hydromotor, ein von E. Fleischer in Dresden erfundener Apparat zur Bewegung von Schiffen durch das Ausstoßen von Wassersäulen. Der Kessel zur Erzeugung des Dampfes steht mit aufrechten, hohlen, schmiedeeisernen Cylindern in Verbindung, die etwa 1 cbm Rauminhalt haben und deren Zahl, 2, 4, 6, 8, sich nach der Größe der Schiffe richtet. Von dem Fuße der Cylinder gehen Röhren nach außenbords, die sich beim Austreten aus der Schiffswand in der Kielrichtung in zwei Äste nach vorn und hinten teilen. In den Cylindern befinden sich halbkugelförmige schmiedeeiserne Schwimmer mit drehbaren Stangen, die durch den Deckel der Cylinder fahren und mit Nuten versehen sind. Denkt man sich einen der Cylinder mit Wasser gefüllt und den Schwimmer auf seinem höchsten Punkt, so hat letzterer die Stange, in deren Nuten er mit Nasen eingreift, so gedreht, daß diese das Dampfzulaßventil des Kessels öffnet und der Dampf oben in den Cylinder strömt. Er treibt dann das Wasser durch den Fuß des Cylinders außenbords, und zwar mit einer Geschwindigkeit von 20 m pro Sekunde, und die hydraulische Reaktion des Strahls erzeugt die Fortbewegung des Schiffs. Die durch das Sinken des Schwimmers erzeugte weitere Drehung der Stange schließt rechtzeitig das Dampfzulaßventil, läßt den eingetretenen Dampf kondensieren und gewährt durch ein Ventil in der Schiffswand dem Wasser wieder Zutritt zu dem Vacuum in dem geleerten Cylinder. Dadurch geht der Schwimmer in die Höhe und das Spiel beginnt mit den übrigen Cylindern alternierend aufs neue.

Ein auf der Kommandobrücke leicht und sicher zu regierender Hebelapparat setzt den wachhabenden Offizier in den Stand, ohne irgend welchen nach der Maschine erteilten Befehl dieselbe sofort umzukehren, d. h. das Wasser an einer oder an beiden Seiten des Schiffs vorwärts, statt rückwärts ausströmen zu lassen und dadurch letzteres schnell zu drehen oder zum Stillstand und Rückwärtsgehen zu bringen. (Vgl. Dampfschiffahrt, Bd. IV, S. 826[a].)

Hydroncus (grch.), Wassergeschwulst.

Hydronephröse (grch.), die Wassersucht des Nierenbeckens.

Hydrooxygengas, Gemisch von 1 Volum Sauerstoff und 2 Volum Wasserstoff. (S. Knallgas.)

Hydrooxygengas-Mikroskop ist eine Art von Mikroskopen, bei welchen man sich der Flamme einer Mischung von Wasserstoffgas und Sauerstoffgas, nämlich des sog. Knallgases, als Beleuchtungsmittel bedient. Bei den gewöhnlichen Mikroskopen ist die Vergrößerung nur immer für einen Beobachter auf einmal sichtbar. Zu vergrößerten Darstellungen der mikroskopischen Bilder vor einer Versammlung eignet sich dagegen das Sonnenmikroskop (Fig. 1), wenn nur die Gegenstände, deren Bilder vergrößert erscheinen sollen, hinlänglich durchsichtig oder durchscheinend sind. Bei diesen Mikroskopen werden die Gegenstände durch das von einem Planspiegel M reflektierte und durch eine Glaslinse konzentrierte Sonnenlicht beleuchtet. Diese Beleuchtungslinse sitzt am linken Ende des Rohrs B und hat denselben Durchmesser ...

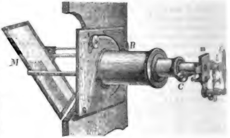


Fig. 1.

das letztere. Das objektive Bild des mikroskopischen Objekts wird durch ein achromatisches ... mikroskopischer Linsen L stark vergrößert, ... weiße Wand oder auf eine gespannte, ... nende, weiße Leinwand geworfen und dadurch ... größern Menge von Beobachtern gleichzeitig ... Da jedoch durch die Vergrößerung das ... sehr intensive Sonnenlicht bedeutend ... wird, so erscheinen die Bilder um so undeutlicher, je stärker die Vergrößerung ist. Zugleich ... Darstellung solcher Bilder immer an das Sonnenlicht gebunden, also bei trübem Wetter oder ... Abend unmöglich. Dies führte darauf, das Sonnenlicht durch das künstliche Licht intensiver ... der Lampen zu ersetzen (Lampenmikroskop). ... nennt derartige Mikroskope, deren objektives ... von vielen zugleich gesehen werden kann, ... tive oder Bildmikroskope. Die ... Drummonds, daß die Leuchtkraft einer ... flamme, in welche ein Strom Sauerstoff ... wird, bedeutend verstärkt wird, wenn man ... Flamme auf ein Stückchen gebrannten Kalk ... gab ein Mittel zur Hervorbringung eines ... kräftigen Lichts, und letzteres wurde dadurch ... verstärkt, daß man statt des Weingeistes ... stoffgas anwendete. Wird die Flamme eines ... chen Knallgasgebläses auf einen kleinen Kalk... der geleitet, so erzeugt sich ein Licht, welches ... Licht einer gewöhnlichen Kerze mehr als ... mal an Stärke übertrifft. Ausgerüstet mit ... höchst intensiven Licht, konstruierte nun John ... 1832 das erste H., indem er in zwei abgesonderten Gasometern Sauerstoffgas und Wasserstoffgas ... bewahrte, beide Gase im Verhältnis von ... zwei in einem Sammelrohr mischte und beide ... gegen einen kleinen Kalkcylinder, der jedoch ... einiger Zeit erneut werden muß, leitete; ... wurde diese Gaszuleitungsröhre von Daniell ... bessert (Daniellscher Hahn). Als H. bedient ... sich eines wie das Sonnenmikroskop (Fig. 1) ... struierten Apparats; es bleibt jedoch dann der ... stat (s. d.), d. i. der Planspiegel M samt zuge...

Digitized by Google

Platte A weg und nur der Teil BE wird in den Kasten gesteckt, der die Lichtquelle enthält. Die Strahlen der letztern leitet man durch die bereits erwähnte große Beleuchtungslinse auf den mikroskopischen Gegenstand. Von diesem letztern wird dann durch ein System mikroskopischer und achromatischer Glaslinsen auf einer weißen Wand ein stark vergrößertes Bild erzeugt, welchem jedoch Schärfe und Deutlichkeit fehlen. Wird statt des Drummondschen Hydrooxygenkalklichts das elektrische Bogenlicht angewendet, so hat man ein photoelektrisches Mikroskop. Das einfachste Schema aller dieser Bildmikroskope ist gegeben, wenn man sich (Fig. 2) eine konvexe Linse von kurzer Brennweite vorstellt, welche so wirkt wie das Linsensystem L in Fig. 1. Eine Sammellinse O (Fig. 2) von

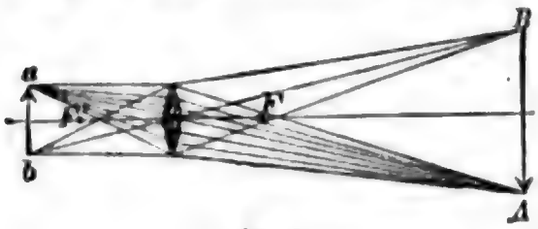


Fig. 2.

kurzer Brennweite erzeugt nämlich von dem mikroskopischen Objekt ab, welches vor dem Brennpunkt F^1, aber diesem nahe liegt, jenseit der Linse O ein umgekehrtes und vergrößertes Bild BA, welches an einer weißen Wand aufgefangen wird. Von dem Objekt ab befindet sich die in der Zeichnung weggelassene große Beleuchtungslinse. Das zwischen zwei Glasplättchen gefaßte Objekt wird kurz vor dem Brennpunkt der Linse L (Fig. 1) zwischen federnde Metallscheiben m geklemmt und läßt sich mittels des Schraubenkopfs C der Linse L nähern und davon entfernen, bis das riesige Bild auf das deutlichste erscheint. Undurchsichtige Objekte erfordern eigentümliche Beleuchtungsvorrichtungen, welche es ermöglichen, daß die Gegenstände auf jener Seite kräftig erhellt werden, die der Linse O (Fig. 2) zugewendet ist. Je kleiner die Brennweite der Linse O (resp. Linse L, Fig. 1), je näher das Objekt dem Brennpunkte F^1 liegt, und je weiter die Wand vom H. entfernt ist, desto größer erscheint das Bild. Die Vergrößerung wird gewöhnlich im Kubus angegeben, während sie nur linear oder höchstens im Quadrat angeführt werden sollte. Derartige Mikroskope haben, weil sie keine scharfen Bilder zu liefern vermögen, nur einen populär belehrenden Zweck. Bei der pariser Belagerung (1870/71) erwiesen sie sich jedoch nützlich zur vergrößernden, von vielen lesbaren Projektion der mittels Taubenpost angelangten mikroskopischen Depeschen.

Hydropath (grch.), Wasserarzt; Hydropathie, Wasserheilkunde; hydropathisch, auf die Wasserheilkunde bezüglich.

Hydropeltidineen, s. Nymphäaceen.

Hydropericardium (grch.), die Herzbeutelwassersucht (s. d.).

Hydrophān (Oculus mundi, Lapis mutabilis), ein matter und an der Zunge klebender Opal von Hubertusburg in Sachsen, welcher, in Wasser gelegt, sich damit vollsaugt, ganz durchscheinend wird und ein dem Edelopal ähnliches schönes Farbenspiel erlangt. Durch Verdunsten des Wassers tritt die frühere matte Undurchsichtigkeit wieder ein.

Hydrophiliden (Hydrophilidae), eine Gruppe der pentameren Käfer mit acht- oder neungliederigen Fühlern, ovalem kräftigen Körper. Einzelne Formen erreichen eine ansehnliche Größe, die meisten leben im Wasser, andere, besonders kleinere (Sphaeridium) in frischem Mist. Der bekannteste Repräsentant ist der sog. Karpfenstecher (Hydrophilus piceus), ein schwarzer, 22 Linien langer Wasserkäfer, der schlecht schwimmt, sich von Vegetabilien ernährt, während seine fleischige Larve ein kühner, von Wassertieren lebender Räuber ist. Die Eier werden in einem, in eine Röhre ausgezogenen, auf dem Wasser flottierenden Cocon abgelegt. Häufig in Mitteleuropa.

Hydrophobie (grch.), die Wasserscheu oder Hundswut (s. d.).

Hydrophorien (grch., d. h. Wassertragefest) wurden von den Griechen insbesondere in Athen und auf der Insel Ägina gefeiert. In Athen hingen die H. mit dem Totenkult zusammen und wurden zunächst den in der großen Deukalionischen Flut Umgekommenen zu Ehren, aber wohl im Zusammenhang mit dem allgemeinen Totenfest wahrscheinlich an einer Kluft begangen, in welche das Wasser der Flut zuletzt abgeflossen sein sollte. Auf Ägina bestand das Fest in einem Wettlauf von Jünglingen, welche mit Wasser gefüllte Amphoren trugen, und wurde zu Ehren des Apollo gefeiert.

Hydrophthalmus (grch.) ist eine meistens angeborene, seltener während des Lebens entstehende, mitunter sehr bedeutende Vergrößerung der Hornhaut des Auges, die immer mit beträchtlicher Vertiefung der vordern Augenkammer, meistens mit andern Krankheiten des innern Auges verbunden ist. Ist gleichzeitig der ganze Augapfel in seinen Dimensionen vergrößert, so bezeichnet man den Zustand als Megalophthalmus.

Hydropisch (grch.), wassersüchtig; Hydropisie, Wassersucht.

Hydrops (grch.), die Wassersucht (s. d.).

Hydrorhāchis (grch.), die angeborene Wassersucht des Rückenmarks.

Hydroskopie (grch.), Untersuchung von Wasser nach seinen Bestandteilen; auch soviel wie Wasserfühlen, die Fähigkeit des Quellenfinders (Hydroskopen).

Hydrostatik ist derjenige Teil der Hydromechanik, welcher die Einwirkung von Kräften auf Flüssigkeiten betrachtet, sofern letztere dabei im Zustande der Ruhe (des Gleichgewichts) bleiben; sie erörtert also die Gesetze des Wasserdrucks in Gefäßen und Röhren, das Verhalten des Wassers gegen darin eingetauchte Körper, das spezifische Gewicht der Flüssigkeiten, deren Zusammendrückbarkeit und deren Ausdehnung durch die Wärme. Die H. hat zum Gegenstande alle Erscheinungen und Gesetze bei der Bewegung von Flüssigkeiten, namentlich beim Ausfluß aus Gefäßen, beim Strömen in Röhrenleitungen, Gerinnen, Kanälen und Flüssen, beim Stoße gegen feste Körper, welche von bewegten Flüssigkeiten getroffen werden, und beim Widerstande der Flüssigkeiten gegen darin sich bewegende feste Körper.

Hydrostatisches Bett oder Wasserbett, ein von dem berühmten engl. Arzt Neil Arnott (geb. 15. Mai 1788 zu Arbroath in Angusshire, gest. in London 2. März 1874) erfundenes Bett zur Verhütung des Aufliegens der Kranken, besteht aus einem wannenartigen, mit Wasser gefüllten

Digitized by Google

Kasten und einem breiten Kautschuktuch darüber, auf welches eine mehrfach gefaltete Decke als Matratze und ein Kopfkissen gelegt wird. Auf dieser Matratze schwimmt der Kranke und spürt nicht den geringsten Druck. [dendruck.

Hydrostatisches Paradoxon, s. unter Bo-

Hydrostatische Wage, s. Aräometer.

Hydrotechnik (grch.), Wasserbaukunst.

Hydrotherapie (grch.), die Wasserheilkunde, s. Kaltwasserkur.

Hydrothionsäure, soviel wie Schwefelwasserstoff, s. unter Schwefel (-Verbindungen).

Hydrothorax (grch.), die Brustwassersucht.

Hydroxyde sind chem. Verbindungen, welche sich vom Wasser dadurch ableiten, daß ein Atom Wasserstoff durch ein Atom eines andern Elements oder ein Radikal vertreten wird, welches alsdann mit der verbleibenden Atomgruppe OH oder Hydroxyl in Verbindung tritt. So entsteht aus Kalium und Wasser (K+HOH) Kaliumhydroxyd (KOH), während 1 Atom Wasserstoff entweicht. Zweiwertige Körper binden auf gleiche Weise zwei Hydroxyle, so z. B. Calciumhydroxyd $Ca(OH)_2$; sechswertige Atomgruppen nehmen sechs Hydroxyle auf, so z. B. Ferridhydroxyd $Fe_2(OH)_6$. Die H., welche Metalle oder Metalle ersetzende Radikale enthalten, entsprechen den frühern Metalloxydhydraten oder basischen Hydraten, so das Kaliumhydroxyd dem Kalihydrat, das Calciumhydroxyd dem Kalkhydrat, das Ferridhydroxyd dem Eisenoxydhydrat. Wird der vertretbare Wasserstoff des Wassers durch ein säurebildendes Radikal ersetzt, so entstehen die Säuren. So leitet sich die Salpetersäure NO_2OH vom Wasser ab, indem NO_2 an die Stelle von einem Atom Wasserstoff getreten ist, oder sie ist eine Verbindung des Radikals NO_2 mit einem Hydroxyl. Und ebenso wie die zwei- und mehrwertigen Metalle zwei und mehr Hydroxyle binden, so ist es auch mit den säurebildenden Radikalen: das zweiwertige Radikal SO vereint sich mit zwei Hydroxylen zu $SO(OH)_2$ oder schwefliger Säure, das zweiwertige Radikal SO_2 verbindet sich mit zwei Hydroxylen zu $SO_2(OH)_2$ oder Schwefelsäure, das dreiwertige Radikal PO verbindet sich mit drei Hydroxylen zu $PO(OH)_3$ oder Phosphorsäure. (S. Anhydride, Hydrate, Oxyde, Salz.)

Hydroxyl heißt in der Chemie die nicht isolierbare, einwertige Atomgruppe OH, deren Existenz in allen Hydroxyden, Hydraten, Säuren, Alkoholen u. s. w. angenommen wird.

Hye (Ant., Freiherr von H.-Glunek), österr. Minister, geb. 26. Mai 1807 zu Gleink (Glunek), im Stift Kremsmünster, dann an der wiener Universität gebildet, wurde 1832 außerord., 1842 ord. Professor des Strafrechts in Wien. Als gefeierter akademischer Lehrer einflußreich bei der Jugend, war er ihr Wortführer in den Märztagen von 1848. Im Sommer desselben Jahres trat er in das Justizministerium, dem er ununterbrochen bis 1867 angehörte. Zugleich war er als jurist. Schriftsteller thätig. Er ist der Schöpfer des Strafcodex von 1852. Von Beust in das Kabinett berufen, war H. vom 27. Juni bis zum 30. Dez. 1867 Justizminister und Leiter des Unterrichtsministeriums. Seit 1869 Mitglied des Herrenhauses, ist H. ein hervorragendes und beredtes Mitglied der liberalen Partei. H. ist ständiger Referent des Reichsgerichts und gibt eine «Sammlung der Entscheidungen des Reichsgerichts» heraus.

Hyères, Stadt im franz. Depart. Var (Provence), 16 km östlich von Toulon, Station der Zweiglinie La-Pauline-H. der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und 4 km vom Meere, amphitheatralisch auf und an einer 204 m hohen Anhöhe gelegen, zählt (1876) 6797, als Gemeinde 12299 E., hat in seinem alten obern, noch von Wällen umgebenen, durch ein festes Schloß aus dem 12. Jahrh. dominierten Teile ein finsteres, in den neuern ein freundlicheres Ansehen und ist seiner herrlichen Lage und des milden Klimas wegen berühmt, deshalb auch ein Sammelplatz von besonders brust- und gemütskranker Nordländern. Orangen, Citronen, Granatäpfel, Oliven und andere Südfrüchte gedeihen hier im Freien, Wein, Obst aller Art werden in Menge gewonnen. Haupterwerbszweig der Einwohner ist Gartenbau und die Kultur von Südfrüchten, ferner Seidenraupenzucht und Seidenspinnerei, Fabrikation von Olivenöl, Branntwein, Parfümerien, Korkwaren und Töpferwaren, sowie die Ausbeutung der nachbarten Küstensalinen. Mit den Produkten wird ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben. Der neugeschaffene Hafen der Salinen hat den Namen Port Pothuau erhalten. — H. war das röm. Castrum Arearum, an dessen Fuß im Mittelalter ein kleiner, vielfach von den Sarazenen heimgesuchter Ort entstand. Diese letztern zerstörten auch die 5 km südlicher gelegene alte Handelsstadt Stabulum H., im Mittelalter Hiedera genannt, deren Überreste mittelalterlicher Befestigungen, namentlich aus dem 12. und 13. Jahrh., ein Schloß (ehemals Komturei der Tempelherren), worin dem das Standbild des hier geborenen Massenets Massillon steht, und in der Umgebung eine Menge moderner Gebäude und Villen. An der Küste hat man durch die seit 1843 veranstalteten Nachgrabungen Reste von Mauern, Gräbern, Brunnen, Wasserleitungen, Fresken, Statuen der röm. Stadt gefunden. Die Reede von H. W. von der Halbinsel (früher Insel) von Giens im O. von einem mit dem Kap Bénat endenden Küstenvorsprung, im S. von den Hyèrischen Inseln begrenzt, dient den Geschwadern der Mittelmeerflotte gewöhnlich zu ihren Seemanövern. Vgl. Denis, «H., ancien et moderne» (4. Aufl., Hyères 1882).

Hyèrische Inseln (Iles d'Hyères), bei den Alten Stoechades Insulae, im Mittelalter auch Aureae genannt, Inselgruppe vor der Küste von Hyères, drei größere Inseln, mehrere kleinere Eilande und Klippen mit wenig Bewohnern, aber vielen Kaninchen und Vögeln. Ile du Levant, die östlichste und größte, die längste, aber nicht über 129 m hoch, dicht bewaldet und mineralogisch interessant wegen des Vorkommens von Asbest, Granaten, Turmalin, Asbest, Titan, Rutil etc., hat ein Leuchtfeuer und eine Kolonie von 300 Strafgefangenen. Porteros, die mittlere, ebenste und wildeste, 4 km lang und 2,5 km breit, bis 207 m hoch, hat 20 E., mehrere Batterien und den tiefen Hafen Port-Maye. Porquerolles, die westlichste, 8 km lang und 2 km breit, bis 150 m hoch, hat starke Befestigungen, einen Leuchtturm und 300 E., sowie lebhaften Verkehr der Küstenfahrer. Franz I. erhob die Inseln als Iles d'Or zu zwei Marquisaten und gab Porquerolles dem Gascogner Ornegan und Port-Cros dem Deutschen Rockendorf.

Digitized by Google

Hyetios (grch.), Regenspender, Beiname des Zeus, entsprechend dem röm. Jupiter pluvius.

Hyetographische Karte, eine Karte, welche die Verbreitung des Regenfalls auf der Erde darstellt.

Hyetometer, Regenmesser.

Hygiēa, grch. Hygieia, die griech. Göttin der Gesundheit, Tochter des Asklepios, wurde von den Griechen gewöhnlich mit ihrem Vater zusammen verehrt. Auf erhaltenen Bildwerken erscheint sie, oft mit ihrem Vater zusammen, als eine Jungfrau von blühenden Formen, welche gewöhnlich ein Gefäß trägt oder eine Schlange, das Symbol der Gesundheit, aus einer Schale oder ihrer Hand essen oder trinken läßt. [(S. Planeten.)

Hygiēa ist auch der Name des 10. Asteroiden.

Hygiēne oder Hygieine (grch.), Gesundheitslehre, Gesundheitskunde ist derjenige Teil der Medizin, welcher lehrt, wie man den physiol. (Natur-) Gesetzen gemäß leben, somit die Gesundheit erhalten und die Lebensdauer verlängern soll. Die allgemeine H. oder öffentliche Gesundheitspflege, die Sorge für die Gesundheit der bürgerlichen Gesellschaft, ist Gegenstand der Staatsarzneikunde und beschäftigt sich mit den Gegenständen, welche Einfluß auf den Gesundheitszustand der ganzen Bevölkerungsmasse haben, insonderheit auf die Entstehung, Ausbreitung und Bekämpfung der Volkskrankheiten oder Seuchen (s. Gesundheitspflege), wohingegen die besondere oder private H., welche auch den Namen Orthobiotik oder Eubiotik (d. h. die Kunst, richtig zu leben), weniger gut Makrobiotik (d. h. die Kunst, lange zu leben) führt, die den einzelnen Menschen treffenden und von diesem selbst abhängigen Ursachen der Gesundheitsstörung (wie Unmäßigkeit, mangelhafte Reinlichkeit u. dgl.) erforscht und im wesentlichen mit der Diätetik (s. Diät) zusammenfällt.

Über die private H. vgl. Hufeland, «Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern» (Berl. 1796; 8. Aufl. 1860; neu bearbeitet von Steinthal, 1873); Hartmann, «Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen» (Wien 1808; neu bearbeitet von Schreber, 10. Aufl., Lpz. 1875); Oesterlen, «Handbuch der H., der privaten und öffentlichen» (3. Aufl., Tüb. 1876); Riant, «Leçons d'hygiène» (Par. 1873; deutsch von Albu, Berl. 1874); Uffelmann, «Handbuch der privaten und öffentlichen H. des Kindes» (Lpz. 1882).

Hygīnus (Gajus Julius), röm. Grammatiker im Zeitalter des Augustus, Schüler des Alexander Polyhistor und Freund des Ovid, war ein Freigelassener des Kaisers, der ihn sehr hoch schätzte und zum Vorsteher der Palatinischen Bibliothek ernannte. Seinen Namen tragen zwei Kompilationen. Die eine führte, vielleicht vom ersten Teile, der Genealogien enthält, den Gesamttitel «Genealogiae», wurde aber vom ersten Herausgeber «Fabulae» benannt, und zwar in Rücksicht auf den zweiten größern Teil, der die Erzählung griech. Mythen aus griech. Quellen enthält und durch die vielen auf griech. Tragödien zurückgehenden Bestandteile besonders wertvoll ist. Die zweite Schrift, in ältern Ausgaben «Poeticon astronomicon», in den Handschriften «De astronomia» betitelt, ist ein Werk über Sternsagen, die Elemente der Himmelskunde und der Sternbilder, ebenfalls nach griech. Lehrbüchern (Eratosthenes u. s. w.). Erstere Schrift benutzte man bis tief ins Mittelalter hinein als Schulbuch; sie ist aber in sehr verstümmelter Form auf uns gekommen. Das letztere Werk ward im Mittelalter viel gelesen und ist etwas besser erhalten. Beide Werke wurden in den «Mythographi latini» von Muncker (2 Bde., Amsterd. 1681), van Staveren (2 Bde., Leid. 1742) und von Bunte (die «Fabulae», Lpz. 1857, die «Astronomia», 1875), die «Fabulae» allein mit kritisch berichtigtem Text von M. Schmidt (Jena 1872) herausgegeben.

Hygīnus, röm. Bischof, ungefähr 136—140. Unter ihm traten die Gnostiker Cerdon und Valentinus in Rom auf.

Hygro... (vom griech. ὑγρός, naß, feucht), Feuchtigkeits..., feucht...

Hygrologie (grch.), Lehre von der Feuchtigkeit der Luft, auch von den Flüssigkeiten der Körper.

Hygrōm (grch.), eine Balggeschwulst mit wässerigem Inhalt.

Hygrométer (grch., die Feuchtigkeitsmesser) sind physik. Instrumente, welche es ermöglichen, eine Kenntnis der Menge des in der Atmosphäre vorhandenen Wasserdampfes zu erlangen. Man kann füglich drei Hauptarten unterscheiden: 1) solche, deren Zweck es ist, die absolute Menge des an einem bestimmten Ort in der Luft vorhandenen Wasserdampfes zu bestimmen; 2) solche, welche das Verhältnis des wirklich in der Luft gegenwärtigen Wasserdampfes angeben zu dem, welcher vorhanden sein könnte, bis ein Niederschlag erfolgen müßte, d. h. bis die Luft gesättigt wäre, und 3) solche, welche ursprünglich nur zu der Erkennung einer mehr oder weniger feuchten Luft bestimmt waren (Hygroskope), sich aber bei Anwendung der nötigen Vorsicht und bei ganz exakter Konstruktion auch als messende Instrumente verwenden lassen.

Die erste Klasse wird gebildet durch diejenigen Instrumente, bei denen man Körper, welche mit großer Gier den Wasserdampf der Luft in sich aufnehmen (absorbieren), dazu benutzt, aus einer bestimmten Menge von atmosphärischer Luft die vorhandene Feuchtigkeit gänzlich aufzusaugen, und dann aus ihrer Gewichtszunahme die Menge des absorbierten Wasserdampfes bestimmt. Es sind dieses die Apparate von Brunner, Haegheus u. a., welche mit absoluter Schwefelsäure, Chlorcalcium, gebranntem Gips u. s. w. arbeiten. Zu den direkt nur relative Resultate gebenden H. gehören vornehmlich die von Daniel, Döbereiner und Körner, ebenso auch, obgleich auf einem andern Prinzip beruhend, das Psychrometer von August (wohl zuerst von Hutton konstruiert). Die erstern (in umstehenden Fig. 1 u. 1a dargestellt) gründen sich darauf, daß man in einem Gefäße die Temperatur so weit erniedrigt (durch Verdampfen von Äther oder dergleichen), bis dasselbe eine Temperatur erreicht hat, bei welcher die in der umgebenden Luft vorhandenen Wasserdämpfe sich verdichten müßten, wenn die Luft diese Temperatur hätte. In nächster Nähe findet dieses aber thatsächlich statt und es erfolgt daher an den Wänden des Gefäßes ein tauartiger Niederschlag, zu dessen Sichtbarmachung z. B. ein um das Gefäß gelegter blanker vergoldeter Ring oder dergleichen benutzt wird. Beobachtet man nun die Temperatur, bei welcher dieser Niederschlag erfolgt (den sog. Taupunkt), so kann man vermittelst der auf andere Weise entworfenen Spannungstabellen des Wasserdampfes sowohl die relative als auch bei Berücksichtigung der eigentlichen Lufttemperatur die absolute Feuchtigkeit finden.

Digitized by Google

Das Augustsche Psychrometer (Fig. 2 u. 2a) besteht aus zwei empfindlichen Thermometern, welche nebeneinander aufgehängt sind und bei denen die Kugel des einen mit einem feinen, gänzlich fettfreien

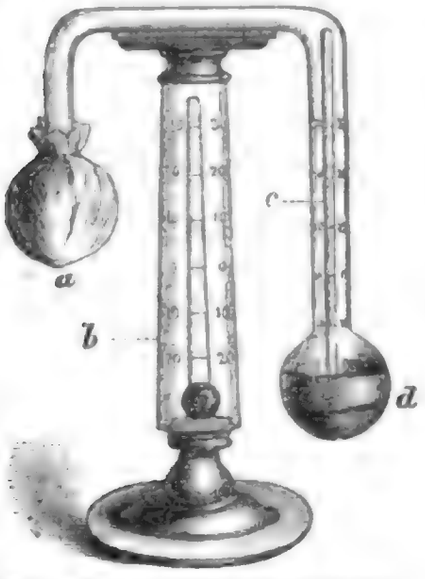


Fig. 1. Daniellsches Hygrometer.
a mit Äther zu befeuchtende Kugel, b Lufthermometer, c inneres Thermometer, d vergoldeter Ring an der Verdunstungskugel.

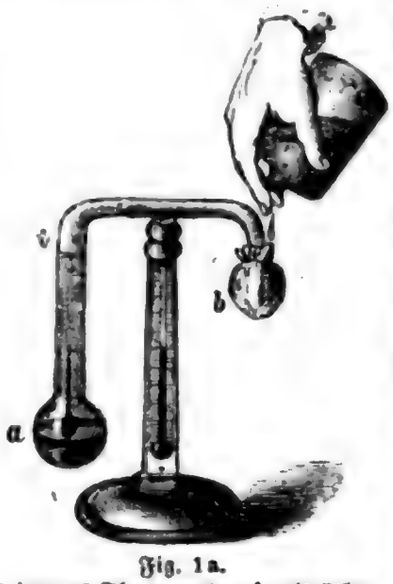


Fig. 1a.
c inneres Thermometer, b mit Äther zu befeuchtende Kugel, a Verdunstungskugel mit vergoldetem Ring.

Musselinüberzug umgeben ist, der durch geeignete Vorrichtungen stets feucht erhalten wird. Durch die Verdampfung des Wassers von der feuchten Kugel wird die Temperatur in deren Nähe vermindert, und zwar um so mehr, je schneller die Verdunstung

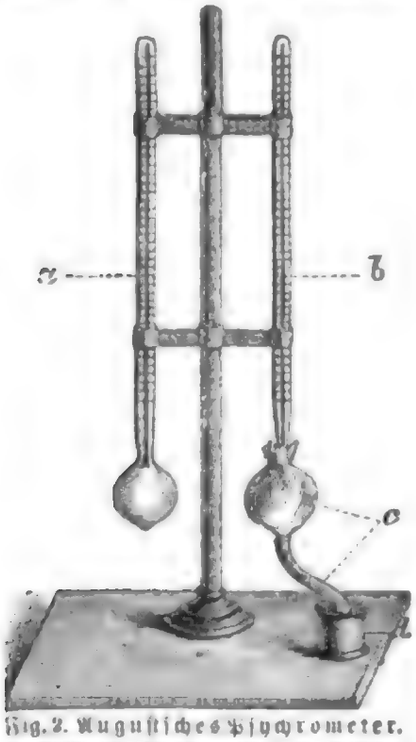


Fig. 2. Augustsches Psychrometer.
a trockenes Thermometer, b feuchtes Thermometer, c Umwickelung der Kugel und Zuleitungsdraht, d innen versilbertes Gefäß für destilliertes Wasser.

Fig. 2a.
Die Umhüllung der Kugel des feuchten Thermometers.

erfolgt, d. h. also je trockener die umgebende Luft, je höher die Lufttemperatur überhaupt und je niedriger der Luftdruck ist. Werden nun diese Daten gleichzeitig beobachtet, so kann man daraus in Verbindung mit der Differenz des trockenen und feuchten Thermometers die Feuchtigkeit der Luft mit Leichtigkeit herleiten. Zu diesem Zweck [illegible] fene Tafeln finden sich in den Lehrbüchern [illegible] Schmid, Mohn, sowie auch in der Samml[illegible] Jelinek.

Die dritte Klasse der H. [illegible] bildet durch diejenigen Instrum[illegible] welche sich auf die Formveränderung organischer Substanzen [illegible] Aufnahme von Wasserdampf [illegible] den. Als solche Körper werden erst Fischbein (Deluc), Darm[illegible] auch einige Pflanzen (z. B. Carex acaulis, der Bart von Geum moschatum u. s. w.), später fast ausschließlich Menschenhaar (zuerst von Sauſſure) angewandt. Das letztere ist seitdem in den verschiedensten Variationen benutzt worden; in neuerer Zeit hat hauptsächlich die Instrumente von Klinkerfues und von Koppe Anspruch auf Genauigkeit. Das Koppesche Haarhygrometer ist in nachstehender Fig. 3 dargestellt. Die Wirkung dieser Instrumente, welche bei Klinkerfues und [illegible] Hinzutreten der Torsion bei [illegible] dung des Bifilarsystems gesteigert wird, ist die, daß bei feuchter [illegible] sich das völlig entfettete Haar ausdehnt und [illegible] Trockenheit sich verkürzt. Durch geeignete Mechanismen wird diese Längenänderung durch einen Zeiger auf einer Skala wahrnehmbar gemacht. Die Justierung oder ursprüngliche Teilung der letztern muß auf experimentellem Wege, indem man das ganze Instrument einmal in völlig trockene, das andere mal in mit Wasserdampf gesättigte Luft bringt, ausgeführt werden. (Ersteres läßt sich durch Wasserdampf absorbierende Körper, letzteres durch Verdampfung von Wasser im geschlossenen Raume erreichen.) Das so gefundene Intervall teilt man dann gewöhnlich in 100 Teile, welche, wenn sie nach den von Regnault (Regnault hat sich überhaupt um die Unter[illegible] der verschiedenen H. große Verdienste [illegible] angegebenen Verhältnissen aufgetragen [illegible] direkt die relative Feuchtigkeit in Prozenten [illegible]

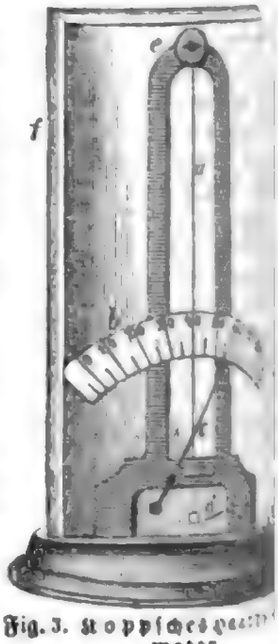


Fig. 3. Koppesches Haarhygrometer.
a entfettetes Haar, b Zeiger auf einer Rolle, an welcher das Ende des Haares gewickelt ist, d Feder zur Spannung des Haares, e Stellstift, [illegible]

Hygrometrie (grch., d. i. Luftmessung), Lehre von der Bestimmung der Luftfeuchtigkeit.

Hygroskop (grch., d. i. Feuchtigkeitsanzeiger), Bezeichnung für Instrumente, welche durch [illegible] ßen Augenschein einen Schluß auf die [illegible]

Digitized by Google

geringere Luftfeuchtigkeit zu machen gestatten. (S. Hygrometer.)

Hygroskopisch und **Hygroskopische Feuchtigkeit**, s. Hygroskopizität.

Hygroskopizität (grch.) nennt man die Eigenschaft der Materie, durch Flächenattraktion dampfförmiges Wasser an ihrer Oberfläche zu verdichten. Diese Eigenschaft kommt in besonders hohem Grade vielen organisierten Gebilden, Haaren, Wolle, Seide, Pflanzenteilen, Stärkemehl zu. Die hygroskopische Eigenschaft dieser Körper ist so groß, daß sie sich völlig trocken nur in einer künstlich ausgetrockneten Atmosphäre aufbewahren lassen. Sobald sie im künstlich getrockneten Zustande der gewöhnlichen Luft ausgesetzt werden, nehmen sie, ohne irgendwie feucht zu erscheinen, in kürzester Frist aus derselben so viel Wasser auf, daß sie ihr Gewicht um 10—20 Proz. vermehren. Die Menge der so absorbierten hygroskopischen Feuchtigkeit ist verschieden nach dem augenblicklichen Wassergehalt der Atmosphäre, derart, daß die betreffenden Körper sich beständig mit dem Wassergehalt der Atmosphäre in ein Gleichgewicht setzen. So geben sie an relativ trockene Luft Wasser ab und nehmen aus feuchterer Wasser auf. Die Kenntnis der Menge der in einer Substanz enthaltenen hygroskopischen Feuchtigkeit ist für viele Zwecke von hoher Bedeutung, so z. B. im Seidenhandel, wo man leicht durch Lagern an einem feuchten Orte die Seide durch Aufnahme von Wasser erheblich beschweren kann. Um den dadurch hervorgerufenen Unreellitäten vorzubeugen, wird Rohseide nur in wasserfreiem Zustande gehandelt, und es bestehen an den Hauptorten des Seidenhandels, so z. B. in Mailand, eigene Anstalten, Konditionierungsanstalten, in denen der Wassergehalt der auf den Markt gebrachten Seide amtlich ermittelt wird. Dem Wollhandel würde durch Errichtung ähnlicher Anstalten großer Vorteil erwachsen, da es nicht gleichgültig sein kann, ob man in einem metrischen Centner Wolle 10 oder 20 kg Wasser kauft.

Wenngleich die H. namentlich bei organisierten Substanzen zu Tage tritt, so ist sie doch aller Materie in mehr oder weniger hohem Grade eigen; selbst das blanke Metall, das Glas, ist mit einer feinen Schicht von Feuchtigkeit bedeckt, deren Größe sich durch Wägung ermitteln läßt, indem man die betreffenden Körper zunächst länger in einer völlig wasserfreien Atmosphäre verweilen läßt, ihr Gewicht in dieser feststellt und sie dann der gewöhnlichen Luft aussetzt, wobei sofort eine Gewichtszunahme bemerkbar wird.

Da die Aufnahme der hygroskopischen Feuchtigkeit auf einer Überführung von dampfförmigem Wasser in den flüssigen, wenn nicht festen Aggregatzustand beruht, so muß dabei die Gesamtmenge der Dampfwärme frei werden, und es muß also ein hygroskopischer Körper, indem er sich mit Wasser beladet, sich erwärmen. Die Größe der dabei stattfindenden Erwärmung ist für einzelne Körper bereits ermittelt worden.

Bei nicht absolut starren Körpern bringt die hygroskopische Eigenschaft nicht selten Formveränderungen, namentlich Ausdehnung oder Zusammenziehung in der Längenachse hervor. Man benutzt dieses Verhalten bei der Konstruktion verschiedener Hygrometer (s. d.), bei denen die Längenveränderungen eines Haares Rückschlüsse auf die Beschaffenheit der Atmosphäre zu machen gestatten. Auf gleiche Ursache ist das allmähliche Verstimmtwerden der Streichinstrumente während der Konzerte zurückzuführen. Die anfangs in einer relativ trockenen Atmosphäre in die richtige Spannung versetzten Saiten verlängern sich in dem Maße, wie die Luft des Saals sich durch den Atem der Anwesenden mit Feuchtigkeit beladet; die Folge davon ist ein Herabgehen der Stimmung.

Hykkara, uralter fester Ort an der Nordwestküste Siciliens, wenig westlich von Panormos (Palermo), jetzt Carini.

Hyksos (d. i. Hirtenkönige) heißen in der Geschichte des alten Ägypten die Könige der 15. und 16. Dynastie des Manethôs, welche nicht einheimischen, sondern semit. Ursprungs waren. Eine wahrscheinlich weit verbreitete Völkerbewegung in Vorderasien veranlaßte die Ägypten zunächst wohnenden semit. Stämme um 2100 v. Chr. zu einem Einfall in das fruchtbare Nilland. Unter ihrem Führer Salatis eroberte eine starke Streitmacht rasch nicht nur das ganze Delta, sondern auch die damalige Reichshauptstadt Memphis, welche die Eindringlinge zum Mittelpunkt ihrer Herrschaft machten. Die einheimischen Dynastien in Oberägypten (Theben), die 13. und 14. des Manethôs, scheinen, wenigstens zeitweilig, ebenfalls von den H. abhängig gewesen zu sein. Erst mit dem Eintritt der 17. Dynastie, um 1680 v. Chr., ermannten sich die oberägypt. Fürsten, auf Äthiopien gestützt, und begannen von Theben aus den langjährigen Kampf mit den H. um den Besitz des unterägypt. Landes. Die Eindringlinge wurden genötigt, Memphis zu verlassen und sich nach Hauaris, in der Nähe des spätern Pelusium, zurückzuziehen. Auch dieses wurde erobert; doch hielten sich die H. (Schasu) wahrscheinlich noch während der ganzen Dauer der 17. Dynastie, soweit sie sich nicht den neuen Herrschern unterwarfen, in dem unzugänglichen Sumpflande des nördl. Delta, bis sie von Thuthmosis III. im Beginn der 18. Dynastie um 1500 völlig vertrieben und nach Palästina zurückgeworfen wurden. So nur sind die Nachrichten der Monumente mit dem Bericht des Manethôs zu vereinigen, der uns, wenn auch nicht aus erster Hand, von Josephus aufbewahrt ist. Die H. haben vielfach das Interesse der Bibelforscher erregt, welche entweder in ihnen die Pharaonen erblickten, zu deren Zeit die Israeliten in das Land Gosen einwanderten, oder dieselben wohl gar selbst israel. Ursprungs sein lassen, obgleich diese erst lange nach der Vertreibung der H. in Ägypten einwanderten und erst in der 19. Dynastie, wie Manethôs' Geschichtswerk berichtet, Ägypten verließen. Eine andere, sehr verbreitete Ansicht über die völlige Vertreibung der H. schon unter dem ersten König der 17. (18.) Dynastie, Amasis I., vertreten besonders de Rougé und Brugsch.

Hyla, der Laubfrosch.

Hylas, der schöne Sohn des Theiodamas, war der Liebling des Hercules, den er auf dem Argonautenzuge begleitete. Durch seine Schönheit entzückt, zogen ihn die Najaden, als er an der Propontis (Marmarameer) ans Land gestiegen war, um Wasser aus dem Askaniosfluß oder aus einer Quelle zu schöpfen, in ihre Fluten hinab. Wehklagend suchte Herakles den Geliebten überall; unterdes aber setzte das Schiff Argo die Reise fort und ließ jenen zurück. Die Einwohner von Kios feierten alljährlich ein Fest, an dem sie ins Gebirge zogen und H. riefen. Auch wird erzählt, daß der Priester an der Quelle opferte und dreimal H. rief,

Digitized by Google

worauf das Echo antwortete. Die Sage ist von griech. und röm. Dichtern mehrfach behandelt worden; auch gibt es, namentlich auf pompejanischen Wandgemälden, Darstellungen derselben.

Hyle bezeichnet bei den griech. Philosophen den Urstoff, die Materie, welche auf dem Höhepunkte des griech. Denkens bei Plato und Aristoteles als das unendliche Reich der Möglichkeiten dem bildenden Formprinzip des Geistes gegenübergestellt wurde. Die älteste griech. Philosophie kannte diesen Dualismus nicht und schrieb dem Urwesen, der Materie, die Selbständigkeit der Bewegung und des Lebens zu, daher man diese Ansicht Hylozoismus genannt hat.

Hylidae, s. Laubfrösche.

Hyllos, Sohn des Hercules und der Deïanira, Gemahl der Jole, wurde mit seinen Geschwistern nach Hercules' Tode durch Eurystheus' Feindschaft überall vertrieben, bis er endlich in Theben bei Theseus oder dessen Sohne Demophon Aufnahme findet. Als Eurystheus die Vertreibung des H. aus Theben mit Waffengewalt zu erzwingen sucht, opfert sich Makaria, Hercules' Tochter, für ihre Geschwister, Eurystheus wird zurückgeschlagen und von H. getötet. Später wird H. von dem Dorierfürsten Ägimios in Thessalien adoptiert, und das Königtum der Dorier geht an ihn über. Auf das Gebot des Delphischen Orakels, die Eroberung des Reichs des Eurystheus erst nach der «dritten Frucht» zu versuchen, dringt er nach drei Jahren in den Peloponnes ein, wird aber von Atreus, dem Nachfolger des Eurystheus, geschlagen und fällt im Zweikampfe mit Echemos, dem Könige von Tegea. Erst dem «dritten Geschlecht» nach ihm gelang die Eroberung des Peloponnes.

Hylobates, s. Gibbons.

Hylobier (grch.), Waldbewohner.

Hylopathismus (grch.), die Anschauung, welche der Materie menschliche Gefühle, Affekte und Leidenschaften zuschreibt.

Hylotheisten (grch.), diejenigen Philosophen, welche Gott und die Materie für eins halten.

Hylozoismus (grch.), s. unter Hyle.

Hymen oder Hymenäos hieß bei den Griechen der Hochzeitsgesang, den die Begleiter der Braut sangen, wenn diese aus dem väterlichen Hause in das des Bräutigams geführt wurde; dann ist H. der Hochzeitsgott selbst, der unter diesem Namen zuerst bei Sappho vorkommt und nachher der Sohn verschiedener Musen, der Urania, Klio, Terpsichore, Kalliope, genannt wird. Nach einigen war er ein sehr schöner Jüngling, welcher frühzeitig starb, oder bei der Vermählung des Dionysos und der Ariadne nach Absingung des Brautliedes die Stimme oder auch das Leben verlor. Auch wird von ihm erzählt, er sei ein schöner, aber armer athenischer Jüngling gewesen, welcher eine Jungfrau aus vornehmer Familie liebte. Als er derselben einst in Mädchenkleidung zum Demeterfeste nach Eleusis gefolgt war, entführten ihn nebst den dort versammelten Jungfrauen Seeräuber, welche H. tötete, als sie auf einer Insel einschliefen. Hierauf kehrte er nach Athen zurück und versprach, die Geraubten zurückzubringen, wenn man ihm die Geliebte gäbe. Dies geschah, und von nun an gedachte man seiner in allen Brautgesängen. Dargestellt wird er als geflügelter und bekränzter Knabe, als ein größerer Eros, mit einer Brautfackel in der Hand.

Hymen (grch.), Jungfernhäutchen, s. unter Geschlechtsorgane, Bd. VII, S. 874a.

Hymenaea *L.*, Heuschreckenbaum, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt nur wenige Arten, etwa acht, welche sämtlich im tropischen Amerika vorkommen. Es sind große Bäume mit lederartigen Blättern, die aus je zwei Fiederblättchen bestehen. Die Blüten sind ansehnlich und weiß gefärbt, sie stehen dicht zusammen, in endständigen Sträußen angeordnet. Die Früchte sind längliche, dickledrartige oder holzige Hülsen, welche nur wenige Samen mit fester Schale enthalten. Die Arten der Gattung H. sind wegen ihres Harzreichtums für die Industrie wichtig, sie liefern einen großen Teil der südamerik. Copale, die für die Darstellung von Lacken und Firnissen ausgedehnte Verwendung finden. Die bekannteste Art ist der in Westindien vorkommende Lokustbaum, H. Courbaril *L.*, dessen Harz am häufigsten in den europ. Handel kommt. Von diesem Baume wird auch das schön braunrot aussehende, sehr harte Holz in den Handel gebracht und zur Herstellung feiner Möbel unter dem Namen Courbarilholz, Bois de Courbaril, verwendet.

Hymenium nennt man in der Botanik diejenige Schicht an den Fruchtkörpern der Pilze, auf welcher die Sporen gebildet werden. Sowohl bei den Ascomyceten als auch bei den Basidiomyceten wird der Ausdruck H. gebraucht, bei den erstern für die Schichten, in welchen sich die Schläuche (asci) oder die Conidienlager bilden, bei den letztern für diejenigen Schichten, in denen die Basidien stehen. (S. Ascomyceten und Basidiomyceten.)

Hymenomycēten nennt man diejenigen Pilze aus der Gruppe der Basidiomyceten, bei denen das Hymenium an der Außenseite der Fruchtkörper liegt und aus kurzen keulenförmigen Basidien besteht, die an ihrem Scheitel je vier Sporen auf pfriemenförmigen kurzen Ästchen, den sog. Sterigmen, bilden. Die Fruchtkörper selbst bestehen aus einem dichten, nicht gallertigen Hyphengeflecht und sind ihrer Form nach außerordentlich verschiedenartig gestaltet, auch die Lage des Hymeniums ist bei den einzelnen Unterabteilungen eine sehr mannigfaltige. Zu den H. gehören die meisten derjenigen Pilze, welche man im gewöhnlichen Leben als Schwämme bezeichnet und die durch ihren hutförmigen, verschieden gefärbten Fruchtkörper charakterisiert sind, wie der Champignon, der Eierschwamm, der Fliegenschwamm, Steinpilz, Stachelschwamm u. s. w. Nach der Ausbildung des Hymeniums unterscheidet man mehrere Unterabteilungen: 1) Agaricini; bei diesen besteht das Hymenium aus strahlenförmigen, blatt- oder leistenartigen Lamellen, die der Unterseite des Fruchtkörpers angewachsen sind. 2) Polyporei; hier bildet das Hymenium eine von zahlreichen cylindrischen oder prismatischen Kanälen durchzogene Masse, die ebenfalls auf der nach unten gekehrten Seite des Fruchtkörpers aufsitzt. 3) Hydnei; das Hymenium bildet hier stachel- oder zahnartige Vorsprünge auf der Unterseite oder besteht aus Röhren oder Falten, die jedoch nicht miteinander verwachsen sind. 4) Clavariei; das Hymenium überzieht den Fruchtkörper auf seiner ganzen Oberfläche und bildet eine gleichförmige glatte Haut, der Fruchtkörper ist meist verästelt oder keulenförmig, nicht hutförmig.

Hymenophyllēen (Hymenophyllāceae), Hautfarne, Abteilung der Farne. Man kennt gegen

Digitized by Google

300 Arten, die zum größten Teil in den Tropen vorkommen. Es sind sehr zarte moosähnliche Farnkräuter mit eigentümlichen, über den Rand des Blattes hinausragenden Fruchthäufchen (sori), die von einem gewöhnlich becherförmigen Schleier umgeben sind. Die Sporangien haben einen vollständigen, schief oder horizontal verlaufenden Ring (s. Farn) und springen der Länge nach auf. Die Blätter bestehen meist nur aus einer einzigen Schicht parenchymatischer Zellen und besitzen keine Spaltöffnungen. In Deutschland findet sich nur eine einzige Art aus der Gattung Hymenophyllum, nämlich H. tunbridgense *Sm.*; sie wächst an feuchten Felsen und Baumstämmen und kommt nur im Uttewalder Grunde in der Sächsischen Schweiz vor.

Hymenophyllites *Göpp.* ist in der Phytopaläontologie die Kollektivbezeichnung für mehrere fossile Farnkräuter, die mit den lebenden Hymenophylleen insofern übereinstimmen, als die Fruchthäufchen oder Sori an der Spitze der Fiederchen sitzen. Die hierhergehörenden Formen finden sich zum größten Teil in der Steinkohlenformation.

Hymenophyllum, s. Hymenophylleen.

Hymenopteren (Hymenoptera), Hautflügler oder Aderflügler, eine sehr umfassende Ordnung der Insekten, zu welcher die Bienen und Ameisen, die Blatt-, Holz-, Raub- und Schlupfwespen gehören. Sie sind von sehr verschiedener Größe (von ¼ Linie, wie das Geschlecht Mymar, bis zu mehrern Zollen), besitzen vier scheinbar nackte, mit wenigen ästförmig verzweigten Adern durchzogene Flügel, welche nur sehr selten fehlen, und von denen die Vorderflügel länger und breiter sind. Die Mundteile sind kauend, die Oberkiefer namentlich stets stark entwickelt und meist mit Zähnelungen versehen. Durch Verlängerung der gegliederten Unterlippe und Zunge können viele auch saugen oder vielmehr Säfte schlappen. Der Brustkasten ist mit harter Horndecke versehen. Ihre Verwandlung ist eine vollkommene. Meist haben sie nur eine Generation, manche Blattwespen eine doppelte, und während manche Ichneumonen nur zwei bis drei Wochen zu ihrer Entwickelung brauchen, dauert diese bei den Holzwespen zwei Jahre. Die Weibchen besitzen entweder einen Legestachel (Bohrer), mit dem sie die Oberhaut der Tiere und Pflanzen durchstechen oder durchsägen, um ihre Eier hineinzulegen, oder sie sind (wie Bienen, Wespen) mit einem verborgenen Wehrstachel versehen, mit dem sie sehr empfindlich stechen können, indem durch den Stachel aus einem mit demselben in Verbindung stehenden Bläschen zugleich ein ätzender Saft in die Wunde gebracht wird. Die H. haben einen bewundernswürdigen Instinkt und gutgeordneten Haushalt, zu welchem sich öfters viele verbinden, und wo häufig die Einrichtung besteht, daß bei den meisten Weibchen, den Arbeiterinnen, die Geschlechtsteile verkümmern. Manche von ihnen bringen allerdings Schaden, so die Ameisen und die meisten Wespen; andere bringen indessen auch Nutzen, so die Honigbiene durch Honig und Wachs, die Eichengallwespe durch Galläpfel, die Ichneumonen oder Schlupfwespen durch Vertilgung vieler schädlicher Insekten. Die Larven der H. sind gewöhnlich fußlos, weiß und weich, selten gefärbt und mit 6, 8 oder 18—22 Füßen versehen. Die Larven der Ameisen, Hummeln, Bienen und Wespen hausen in künstlichen Wohnungen, aus sehr verschiedenartigen Materialien bereitet; die Larven der Raubwespen leben von tierischen und vegetabilischen Stoffen, die der Gallwespen in Pflanzengallen, die der Holzwespen im Kerne des Holzes, die der Blattwespen frei auf Pflanzenblättern, die der Schlupfwespen im Innern anderer Insekten, vorzüglich der Raupen.

Man schätzt die Zahl der bekannten H. auf 15000, was gewiß nur ein geringer Bruchteil der lebenden ist; kennt man doch aus England, das eine der kleinsten, aber allerdings am besten durchforschten Faunen Europas hat, allein schon gegen 1200 Arten Glanzwespen (Chalcididae). Wir teilen die H. in drei große Gruppen: 1) Hymenoptera aculeata, stacheltragende Hautflügler, Weibchen (und Arbeiter) mit Stachel und Giftapparat, bauen meist Zellen und Nester, um in denselben ihre after- und fußlosen Larven aufzufüttern. Hierher gehören die Bienen, Wespen und Ameisen. (S. die betreffenden Artikel.) 2) Hymenoptera entomophaga, insektenfressende H., Weibchen mit einem Legebohrer, die Eier werden an und in Eier, Larven und Puppen anderer Gliedertiere gelegt, in denen schmarotzend sie sich entwickeln; nur die Gallwespen (s. d.) machen hiervon eine Ausnahme. Die übrigen sog. Schlupfwespen (s. d.) werden durch Vertilgung einer unglaublichen Masse schädlicher Insekten sehr nützlich. 3) Hymenoptera phytophaga, pflanzenfressende H., Weibchen mit sägeartigem Legebohrer, die Larven von Gestalt und Farbe der Raupen, aber mit zahlreichern, 18—22 Bauchfüßen (sog. Afterraupen), sind pflanzenfressend und ihr Darmkanal endigt in einem After. Hierher gehören die Blatt- und Holzwespen. (S. die eigenen Artikel.)

Hymettos, ein schon im Altertum durch seine Bienenkräuter und den trefflichen blaugrauen Marmor berühmter Bergrücken in Attika, jetzt Trelowuno, liegt südöstlich von Athen, nimmt seine Richtung von Süden nach Norden und erreicht eine Höhe von 1027 m. Der hier gewonnene, überaus wohlschmeckende Honig, der den Alten für eine besondere Quelle des Reichtums galt, hat bis jetzt seinen Ruhm behauptet.

Hymne oder Hymnus nannten die Griechen einen Preis- oder Lobgesang, welcher zu Ehren der Götter oder Heroen bei feierlichen Opfern und Festen mit Begleitung der Musik und unter Tänzen gesungen wurde und nach den Gottheiten verschiedene Namen und Charaktere, z. B. Dithyrambus, Päan u. s. w., erhielt; dann auch jedes feierlich schwungvolle Loblied. Die Psalmen der Hebräer sind auch H., nur dem morgenländ. Charakter zufolge noch feuriger und erhabener als die H. der Griechen. Die frühesten H. sind noch fast ganz episch, wie z. B. die unter dem Namen des Homer bekannten; sie erzählen die Mythen der Götter. Die spätern, wie die des Pindar und Kallimachos, sind schon mehr lyrischer Art. Die christlichen H. sind ganz lyrisch und sprechen das Gefühl des Menschen aus, der sich zu dem Unsichtbaren erhebt. Sie werden gewöhnlich nur mit figurierter Musik gesungen, denn die langsame und gleichförmig fortschreitende, oft auch im Singen gedehnte Melodie des Chorals hemmt den feurigen Flug des Hymnus. Die ersten H. in der morgenländ. Kirche soll der Bischof Hierotheus, in der abendländischen der heil. Hilarius verfaßt haben; spätere Hymnendichter waren der heil. Ambrosius und die Päpste Gelasius und Gregor d. Gr. Der Gebrauch derselben in der Kirche wurde durch das vierte Konzil zu

Digitized by Google

Toledo 633 bestätigt. Bekannt sind besonders der Ambrosianische Lobgesang, der Lobgesang der Engel und der Marianische Lobgesang. Das evang. Kirchenlied gab mit der lat. Sprache auch den Hymnencharakter auf, obgleich Luther und P. Gerhardt einzelne alte H. in Choräle umdichteten. Fast nur Klopstock nähert sich in seinen religiösen Liedern wieder dem Schwunge der H. Neuere Dichter wenden die H. weniger auf eigentlich religiöse Gegenstände an als auf eine philos.-didaktische Ausströmung tief ergreifender Fragen und Gefühle; so Goethe in Gedichten, wie «Prometheus», «Schwager Kronos» und ähnlichen. H. dieser Art besitzen wir namentlich von Hölderlin; auch Herders H. und Platens Oden haben zum Teil einen verwandten Charakter. (S. Ode.)

Hymnik (grch.), Hymnendichtung, Hymnenpoesie; hymnisch, der H. eigen, darauf bezüglich.

Hymnoden, bei den alten Griechen die Sänger der Hymnen (s. d.).

Hymnograph (grch.), Hymnendichter.

Hymnologie nennt man insbesondere die Kenntnis der Kirchenlieder und der Kirchenliedbichter. (S. Kirchenlied.)

Hyodontidae, eine Familie der Hechte mit nur einer Gattung und einer Art (Hyodon tergisus), gegen 50 cm lang, sehr häufig in den Süßwassern Nordamerikas, dort Moon-eye genannt.

Hyoscyamin, der giftig wirkende Bestandteil des Bilsenkrautes und Bilsensamens (Hyoscyamus niger *L.*), ein Alkaloid, das 1833 von Geiger und Hesse entdeckt und seitdem vielfach untersucht wurde. Die Ergebnisse dieser Arbeiten weichen aber so weit voneinander ab, daß es fraglich erscheint, ob die einzelnen Forscher eine reine Substanz unter den Händen gehabt haben. Nur so viel steht fest, daß es eine schwache Base ist und mit manchen Säuren krystallisierbare Salze gibt. Seine wässerige Lösung wirkt stark erweiternd auf die Pupille.

Hyoscyamus, s. Bilsenkraut.

Hyp..., s. Hypo...

Hypallāge (grch.), d. i. Verwechselung, Vertauschung, heißt eine grammatisch-rhetorische Figur, die in der Vertauschung einzelner Teile des Satzes besteht, z. B. wenn der Begriff eines Beiwortes in ein Hauptwort verwandelt wird, neben welches dann das eigentliche Hauptwort als Genitiv tritt, z. B. «Die Pracht dieser Bäume» statt «Diese prächtigen Bäume»; oder wenn Beziehungsformen der Nomina vertauscht werden, z. B. «Die wichtigern Anfänge der Begebenheiten» statt «Die Anfänge der wichtigern Begebenheiten».

Hypanis hieß im Altertum der russ. Fluß Bug.

Hypante, Hypapante (grch.), d. h. Begegnung, in der griech. Kirche der 2. Febr. (in der röm.-kath. Lichtmeß). Der Name bezieht sich auf das Entgegenkommen Simeons, als das Jesuskind im Tempel erscheint (Luk. 2, 25 fg.).

Hypaspisten (Schildträbanten), Name der Haustruppen der macedon. Könige, die Alexander d. Gr. bedeutend vermehrte. Im Gegensatze zu der schwerfälligen Phalanx waren sie ein sehr beweglicher Teil des schweren Fußvolks, mit welchem Alexander vorzugsweise häufig operierte. Wie die Phalangiten waren sie mit rundem Filzhut und einem erzbeschlagenen Lederkoller bewehrt, trugen aber wahrscheinlich etwas leichtere Schilde als jene und statt der unbehilflichen Sarisse den 8 Fuß langen Spieß der griech. Hopliten.

Hypata, jetzt Neápatra, Hauptstadt der kleinen Landschaft der Anianen im östl. Teile von Nordgriechenland, über dem rechten Ufer des Sperchеios (jetzt Hellada) gelegen.

Hypäthraltempel nennt man die griech. Tempel, welche in Dach und Decke eine Öffnung hatten, sodaß der Raum darunter hypäthros, d. h. unter freiem Himmel befindlich war. Nach Vitruv wären regelmäßig nur gewisse sehr große Tempel hypäthral gewesen. Es sind aber in verschiedenen kleinern Tempeln Reste von Konstruktionen gefunden, welche aus einer solchen Anlage sich erklären, und da die griech. Tempel keine Fenster hatten, so ist es wahrscheinlich, daß die hypäthrale Anlage zum Zweck der Erleuchtung des innern Tempelraums öfter Anwendung gefunden hat. Vgl. Hermann, «Die H.» (Gött. 1844); Roß, «Der H.» («Hellenika», Heft 1, Halle 1846); Böttticher, «Der H.» (Potsd. 1847); Fergusson, «On the temples of Diana at Ephesus and of Apollo at Didyme, as illustrating the Hypaethrum of the Greeks» (Lond. 1877); Chyping, «Mémoire sur le temple hypaethre» (in der «Revue archéologique», Neue Serie, Bd. 35, 1878).

Hypatia aus Alexandria, die geistvolle Tochter des Mathematikers Theon, ebenso berühmt wegen ihrer Schönheit und Sittenreinheit wie wegen ihrer Gelehrsamkeit, widmete sich dem Studium der Mathematik und Philosophie und trat dann in ihrer Vaterstadt als Lehrerin auf. Sie verfaßte mehrere mathem. Schriften. Als Lehrerin der Philosophie beschäftigte sie sich in der Weise des Neuplatonismus, dem sie sich anschloß, insbesondere mit der Erklärung Platonischer und Aristotelischer Schriften. Sie genoß nicht bloß bei Heiden, sondern selbst bei zum Christentum übergetretenen Schülern die höchste Verehrung. Durch das hohe Ansehen, in welchem sie auch bei dem Präfekten von Ägypten stand, geriet sie in den Verdacht, denselben zu den Maßregeln, welche er dem herrschsüchtigen Patriarchen Cyrillus (s. d.) gegenüber traf, bewogen zu haben, und wurde von einem fanatisierten Volkshaufen aus Anlaß der von Cyrill betriebenen Vertreibung der Juden, 415 n. Chr., auf die grausamste Weise ermordet. Vgl. Hahn, «Hypatia» (in «Philologus», Bd. 15, 1860). Das Schicksal der H. wurde von Kingsley (s. d.) in einem kulturhistor. Roman (deutsch, 3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1882) behandelt.

Hyper (grch.), über, in Zusammensetzungen häufig das Übermaß, das Übertriebene bezeichnend.

Hyperämie (grch.) heißt die Überfüllung der Gefäße des Körpers mit Blut. Sind sämtliche Gefäße mit Blut überfüllt, so handelt es sich um allgemeine H. (Plethora, Vollblütigkeit), findet sich aber die H. nur an einzelnen Körperstellen, so nennt man sie eine örtliche. Bei den örtlichen H. sind nur die Haargefäße mit den angrenzenden kleinen Arterien und Venen beteiligt, und zwar in zweierlei Art, entweder durch Erschlaffung der Gefäßwände (aktive H.) oder durch Wachsen der Widerstände in den Venen (passive H.). Die aktive H. heißt auch, weil sie durch einen Lähmungszustand der Arterien zu Stande kommt, Lähmungshyperämie (paralytische, atonische, relaxative), und weil sie am häufigsten die Arterien betrifft, arterielle. Früher nannte man sie Blutwallung (Fluxion) oder Kongestion. Aus ähnlichen Gründen wird die passive H. auch mechanische oder venöse, Blutstauung, Blutstockung genannt. Die arterielle oder kongestive H. entsteht

Digitized by Google

entweder durch allgemeine oder örtliche Steigerung des Blutdrucks, wie z. B. bei erhöhter Herzthätigkeit, bei der sog. kollateralen Fluxion, bei welcher das Blut durch gewisse, in die Blutbahn eingeschaltete Hindernisse gezwungen wird, nach den benachbarten Gefäßen hin auszuweichen und diese zu überfüllen, oder durch Abnahme des Widerstandes, welchen der Blutstrom unter normalen Verhältnissen seitens der Gefäßwände erfährt, wie z. B. nach Entfernung des Luftdrucks bei der Anwendung des Schröpfkopfs oder des Junodschen Schröpfstiefels, nach der Ausschälung großer Geschwülste aus gefäßreichen Gegenden, bei gewissen Gefäßkrankheiten, welche die Elasticität der Gefäßwand vermindern u. s. w. Hierher gehören auch die durch Lähmung oder Erschlaffung der Gefäßmuskulatur entstehenden Blutwallungen, wie sie am ausgesprochensten nach der Durchschneidung gewisser Gefäßnerven und auf reflektorischem Wege durch Reizung sensibler Nerven (Schmerz), sowie durch psychische Vorgänge (Schamröte u. dgl.) beobachtet werden. Die passiven oder Stauungshyperämien (Blutstockungen) entstehen dagegen umgekehrt durch Abnahme des Blutdrucks und Zunahme der Widerstände, welche sich dem strömenden Blute seitens der Gefäßwände entgegenstellen (mechan. Druck, Wirkung der Schwerkraft bei der Senkungshyperämie oder Hypostase, bei welcher es infolge lang anhaltender Rückenlage und geschwächter Herzthätigkeit zu Verlangsamung des Blutstroms und hochgradiger Blutstauung in den Lungen kommt, weiterhin Verschluß der Venen durch Geschwülste und Gerinsel, erschwerter Abfluß des Venenblutes in das rechte Herz, wie bei den meisten Lungen- und Herzkrankheiten u. dgl. m.

Die H. kann nur kurze Zeit anhalten (akut) oder lange dauern (chronisch sein), eine Krankheitserscheinung oder einen normalen Zustand bilden. Die Magenschleimhaut z. B. wird während der Verdauung regelmäßig hyperämisch. In ihren Erscheinungen sind die aktive und die passive H. wesentlich voneinander verschieden. Bei der arteriellen H. röten sich die befallenen Teile, werden heißer, schwellen an, klopfen, Schmerz ist gering oder fehlt ganz, es kommt zu Ausschwitzungen und Blutungen. Die venöse H. dagegen verursacht eine dunkle, bläuliche Färbung des Körperteils, seine Temperatur wird niedriger, Blutungen, Ausschwitzungen, Anschwellungen kommen gleichfalls zu Stande. Bei beiden H. wird die Thätigkeit der erkrankten Organe gestört, jedoch je nach der Art der H. und je nach dem Organ in eigentümlicher Weise. Die aktive H. bedingt vorzugsweise Entzündungserscheinungen (erhöhten Stoffwechsel), die passive Erscheinungen der Wassersucht (daniederliegenden Stoffwechsel), auf Schleimhäuten chronische Katarrhe. Bei der Behandlung sind vorerst die der H. zu Grunde liegenden Ursachen zu erforschen und zu beseitigen. (S. Entzündung, Wassersucht.)

Hyperasthenie (grch.), ein hoher Grad von Kraftlosigkeit und Erschöpfung.

Hyperästhesie (grch.), übermäßige Empfindlichkeit, bei welcher schon geringe Reize in den Nerven oder Sinnesorganen lebhafte Empfindungen oder selbst heftige Schmerzen hervorrufen, beruht meist auf Erkrankungen des Nervensystems. (S. Schmerz.)

Hyperbasis, Hyperbaton (grch.), eine grammatische Figur, Versetzung der Wörter außerhalb ihrer natürlichen Ordnung. Hierzu gehören z. B. Anastrophe, Anakoluthon, Hysteron proteron u. s. w.

Hyperbel (grch.) heißt in der Geometrie eine bestimmte Linie zweiten Grades, einer der drei Kegelschnitte, der entsteht, wenn die schneidende Ebene nicht nur die eine Kegelfläche, sondern zugleich die Oberfläche des entgegengesetzten Kegels trifft. Sie besteht aus zwei voneinander getrennten symmetrischen Zweigen, die man sonst entgegengesetzte oder konjugierte H. nannte; jede derselben hat zwei symmetrische, ins Unendliche fortlaufende Äste. Die beiden Punkte, in denen sich beide Hyperbelzweige am nächsten kommen, heißen Scheitelpunkte, die sie verbindende Gerade die Achse, auch Hauptachse; ihr Mittelpunkt ist der Mittelpunkt der H. Eine zweite Achse der H. schneidet dieselbe nicht in realen Punkten. Die H. sind im allgemeinen nicht ähnlich; bei einer besondern Gestalt heißt die H. gleichseitig. In den Verlängerungen der großen Achse gibt es zwei vom Mittelpunkte gleichweit abstehende Punkte, die Brennpunkte genannt, welche die Eigenschaft haben, daß der Unterschied ihrer Entfernungen von irgend einem Punkte der H. immer gleich der großen Achse ist. Hierauf beruht auch ein einfaches Verfahren, die H. zu konstruieren. Jede von irgend einem Punkte der H. nach einem der beiden Brennpunkte gezogene Linie heißt ein Radius Vector oder Leitstrahl (Leitlinie). Durch den Mittelpunkt der H. gehen zwei Gerade, die Asymptoten der H., welche die H. umschließen und welchen die H. sich mehr und mehr nähert, ohne sie in endlicher Ferne zu erreichen. Ist die H. gleichseitig, so bilden die beiden Asymptoten einen rechten Winkel miteinander. Die mit den Asymptoten parallelen Koordinaten eines Hyperbelpunktes haben ein konstantes Produkt. Wenn bestimmte Potenzen dieser Koordinaten ein konstantes Produkt haben, so heißt die entsprechende Linie eine H. höhern Grades und die H. zweiten Grades die Apollonische H. Vgl. Günther, «Die Lehre von den gewöhnlichen und verallgemeinerten Hyperbelfunktionen» (Halle 1881).

In der Poetik und Rhetorik ist H. oder Hyperbole Übertreibung (übermäßige Vergrößerung, resp. Verkleinerung) des Ausdrucks, z. B. «Sein Ruhm reicht an die Sterne», oder «Das Blut floß auf dem Schlachtfeld in Strömen»; im andern Falle (der Verkleinerung, auch Meiosis genannt) dient diese Redefigur durch den Kontrast der hyperbolischen Form und der Kleinheit des Inhalts zur Darstellung des Lächerlichen. Hyperbolisch heißt überhaupt alles Übertriebene.

Hyperbole, s. unter Hyperbel.

Hyperbolos, athenischer Volksredner, gehörte während der ersten Hälfte des Peloponnesischen Kriegs zu den Männern des gewerblichen, wohlhabenden Bürgertums, die (wie namentlich Kleon) neben dem alten Adel an der Staatsleitung sich zu beteiligen suchten. Von niederer Abkunft, aber als Töpfer, Fabrikant von Lampen und Lampenhändler reich geworden, hatte er neben Kleon seine Laufbahn nach Art dieser Volksredner als öffentlicher Ankläger begonnen. Nach Kleons Tode (422 v. Chr.) trat er als Führer der radikalen Opposition des Kleinbürgertums im Demos in den Vordergrund. Da er jedoch viel unbedeutender war als Kleon, so konnte er weder gegenüber der

Digitized by Google

Aristokratie unter Nikias, noch gegenüber der demokratischen Politik des Alcibiades Terrain gewinnen. Von den polit. Komödiendichtern Eupolis, Hermippos und Platon rücksichtslos verhöhnt, wurde er 418 v. Chr. durch Vereinigung seiner polit. Gegner durch Ostrazismus aus Athen entfernt. Er wurde 411 v. Chr. als Verbannter auf der Insel Samos ermordet.

Hyperboreer, der etymolog. Grundbedeutung nach die Leute jenseit des Nordwindes, hieß in der griech. Mythologie ein sagenhaftes Volk, von welchem man glaubte, daß es ein paradiesisches Land in ewigem Lichte und Frieden, sowie im Genusse steter Jugend und Gesundheit bewohnte, und als das geliebte priesterliche Volk Apollos, dem es mit Musik und Opfern diente, in fortwährenden Festen und Lustbarkeiten ein glückliches Leben führte. Mit dem Namen H. oder Arktiker bezeichnet die moderne Ethnologie eine Reihe von Völkern, die im höchsten Norden der Alten und Neuen Welt wohnen und in Asien mit den Turko-Tungusen, in Amerika mit den Indianern nicht verwandt sind. Dahin gehören in Asien die Jukagiren mit den Tschuwanzen, die Tschuktschen, Korjäken und Kamtschadalen, die Ainu, die Aleutier, in Amerika die Innuitstämme oder Eskimos.

Hyperbulie (grch.), übermäßig gesteigerte Willenskraft.

Hyperemesis (grch.), übermäßiges Erbrechen.

Hyperhidrose (grch.), übermäßiges Schwitzen.

Hypericineen, Hartheugewächse, eine Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen, deren Angehörige in großer Zahl die gemäßigten Zonen der Alten wie der Neuen Welt bewohnen; doch zählt sie auch viele Repräsentanten zwischen den Tropen, besonders in Amerika, ausdauernde Kräuter oder Sträucher, selten wirkliche Bäume, mit einfachen, sitzenden, ganzrandigen, nebenblattlosen, gegenständigen, selten wirtelständigen, gewöhnlich von kleinen durchsichtigen Drüsen durchsetzten Blättern. Die Blüten sind regelmäßig, gewöhnlich fünfteilig, fast immer gelb; Staubgefäße in unbestimmter Zahl, bald frei, bald zu drei oder fünf Bündeln verbunden und dann triadelphisch oder pentadelphisch; Staubbeutel kurz, zweilappig, an ihrer Spitze oft mit einem Drüsenpunkte. Fruchtknoten frei, mit drei oder fünf Fächern und ebenso vielen Griffeln; er wird zu einer drei- oder fünfklappigen Kapsel, seltener zu einer fleischigen Beere. Die fast immer sehr zahlreichen Samen entbehren des Perisperms. Unter den hierher gehörigen Gattungen ist Hypericum (s. d.) die wichtigste.

Hypericum *L.*, Hartheu, die Hauptgattung der Hypericineen. Die Arten derselben, der Mehrzahl nach Kräuter, haben runde oder vierkantige Stengel und einfache, oft mit zahlreichen Öldrüsen durchsetzte und infolge dessen, gegen das Licht gehalten, durchsichtig punktierte Blätter und oft zu rispigen Trugdolden gruppierte Blüten. Die Frucht ist eine drei- oder fünffächerige Kapsel. Bei manchen Arten sind die Kelchzipfel am Rande drüsig gewimpert, bei andern die Blumenblätter und selbst die Staubbeutel schwarz gestrichelt und punktiert. Die häufigste Art ist das Johanniskraut oder gemeine Hartheu, H. perforatum. Andere mehr strauchige Arten werden in den Gärten als Zierde angepflanzt, unter diesen am häufigsten H. calycinum *L.*, aus dem Orient, eine schöne, immergrüne Pflanze mit zahlreichen, oft niederliegenden Stengeln und großen, aber einzeln stehenden Blumen. Der Name calycinum bezieht sich auf den Umstand, daß der Kelch zur Zeit der Fruchtreife noch einmal so groß wird. Andere geschätzte Arten sind H. Androsaemum, das sog. Konradskraut, und H. Kalmianum. Leider ist die schönste Art, H. oblongifolium *Wall.*, im Himalaja, ein bis 2 m hoher immergrüner Busch mit roten Ästen und Zweigen und großen Blättern und Blumen, welche letztere einen gabeläftigen Blütenstand bilden, nicht hart genug, um ohne gute Bedeckung unsern Winter im Freien auszuhalten.

Hyperides (grch. Hypereides), einer der bedeutendsten Redner Athens und ein begabter und patriotischer Staatsmann, war der Sohn des Glaukippos aus dem attischen Demos Kollytos. Nachdem er durch philos. und rhetorische Studien sich vorbereitet (er soll bei Plato und Isokrates gehört haben) begann er, ebenso wie sein älterer Zeitgenosse Demosthenes, seine Laufbahn als Anwalt, betrat aber sich aber bald am polit. Leben und zwar, ähnlich wie Demosthenes, mit welchem er bis zum berühmten lischen Prozeß befreundet war, im entschieden timacedon. Sinne. Nach der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) betrieb er eifrig die Verteidigung Athens. Nach dem Friedensschluß mit Philipp bekämpfte er an der Seite des Demosthenes die Umtriebe der macedon. Partei, stellte sich auf die Seite der Gegner des Demosthenes, als dieser beschuldigt wurde, von Harpalos, dem Schatzmeister Alexanders d. Gr., bestochen worden zu sein. Nach Alexanders Tode feuerte er besonders die Athener zu dem Versuche, durch den sog. Lamischen Krieg das macedon. Joch abzuschütteln, an. hielt am Ende des J. 323 im athenischen Kerameikos die Leichenrede zu Ehren des gefallenen Feldherrn Leosthenes und seiner Genossen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Krannon (322) floh er später die Auslieferung der antimacedon. Redner zur Bedingung des Friedens für die Athener machte, flüchtete H. nach der Insel Ägina, wurde aber dort ergriffen, zu Antipater gebracht und auf dessen Befehl hingerichtet.

Von seinen zahlreichen Reden (52 erlangten die Alten als echt an) waren nur Fragmente erhalten, bis seit 1847 durch die Engländer Harris und Arthur den vier Reden teils in bedeutenden Bruchstücken (Rede gegen Demosthenes, Verteidigungsrede, Rede gegen Lykophron, Grabrede), teils vollständig (Rede für Euxenippos) auf Papyrusrollen in ägyptischen Gräbern entdeckt und veröffentlicht wurden. Textausgaben einzelner Reden besorgten Kenyon (Lond. 1850 u. öfter), Cobet (Leid. 1858), Blaß (Gött. 1848 u. 1858, und in den «Oratores Attici» 1858) und Comparetti (Pisa 1861, 18..). Das Erhaltene findet sich in Müllers «Oratores Attici» (Bd. 2, Par. 1858) und ist zuletzt herausgegeben von Blaß (2. Aufl., Lpz. 1881); eine deutsche Übersetzung lieferte Teuffel (Stuttg. 1865; 2. Aufl. 1881). Vgl. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit» (2. Aufl., Lpz. 1856); Böhnecke, «Demosthenes, Lykurgos und ihr Zeitalter» (Bd. 1, Berl. 1864); «Études sur l'éloquence attique. Lysiade, Demosthène» (Par. 1874).

Hyperion (grch.), d. h. der oben (am Himmel) Wandelnde, ist der Name eines der Titanen, dann der Beiname des Sonnengottes Helios, der nach Hesiod H.s Sohn ist.

Hyperit oder Hypersthenit, ein Gemenge des in erster Linie aus Plagioklas (Te...

Digitized by Google

Hypersthen (s. d.) besteht, wozu sich noch Titaneisen und Magneteisen, ab und zu auch Diallag, Augit und Olivin gesellen. Die Struktur ist oft sehr grobkörnig, der Kieselsäuregehalt verhältnismäßig gering. Diese Felsart, welche dem Gabbro am nächsten verwandt erscheint, besitzt in ihrer typischen Ausbildung keine sonderliche Verbreitung; man kennt sie z. B. von der Paulsinsel an der Küste von Labrador, aus dem Laurentischen Schichtenkomplex in Canada, an der Westküste von Neufundland und an der Mündung des St. Lorenzstroms, von Hitterö in Norwegen, von Arvieu im Depart. Aveyron.

Hyperius (Andr. Gerhard), angesehener Theolog der Reformationszeit, geb. 16. Mai 1511 zu Ypern, studierte zu Paris Philosophie und Theologie, begab sich 1535 auf Reisen, ward für die Reformation gewonnen und 1541 Professor der Theologie zu Marburg, wo er 1. Febr. 1564 starb. H. gehörte der milden Melanchthonschen Richtung an und war einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Theologen seiner Zeit. Seine «Methodi theologiae libri tres» (Bas. 1566) geben eine (unvollendete) systematische Entwickelung der christl. Lehre. Die Schrift «De formandis concionibus sacris» (Marburg 1553) ist die verbreitetste Homiletik des 16. Jahrh. In dem Buche «De recte formando theologiae studio libri IV» (Bas. 1556) gibt H. die erste wissenschaftliche Encyklopädie und Methodologie der Theologie. Ihm verdankt die hess. Kirche die große Landesagende vom J. 1566.

Hyperkatalektisch, s. unter Katalexis.

Hyperkinese (grch.), Muskelkrampf.

Hyperkritik (grch.), übertriebene, zu strenge Kritik.

Hyperlogisch (grch.), über die Vernunft hinausgehend.

Hypermeter (grch.), ein Vers mit einer überzähligen Silbe am Schlusse, welche mit dem Anfangsvokal des folgenden Verses durch Elision verbunden wird.

Hypermetropie, s. Hyperopie.

Hypermnestra war diejenige unter den Danaiden (s. d.), welche ihren Verlobten nicht tötete.

Hyperocha (grch., soviel als Überschuß) nennt man beim Verkauf einer verpfändeten Sache den etwaigen Mehrbetrag des Erlöses gegenüber der Forderung des Pfandschuldners. Die H. ist dem Pfandschuldner zurückzugewähren.

Hyperopie, Hypermetropie (grch., Übersichtigkeit), ist diejenige Form der Ametropie, d. h. des von der Norm abweichenden Refraktionszustandes des Auges, bei dem im Ruhezustande der Accommodation parallel einfallende Lichtstrahlen nicht, wie beim normalen Auge, auf der Netzhaut, sondern erst hinter derselben ihre punktuelle Vereinigung finden. Ein hyperopisches Auge vermag während der Accommodationsruhe also nur konvergent einfallende Strahlen zu einem scharfen Bildpunkte auf seiner Netzhaut zu vereinigen, d. h. Strahlen eines homocentrischen Strahlenbüschels, welche scheinbar von einem hinter dem Auge gelegenen Lichtpunkte ausgehen. Da dieser Punkt unter den gemachten Voraussetzungen der Fernpunkt des Auges ist (s. Accommodation), so kann man also auch die H. als denjenigen Refraktionszustand definieren, bei welchem der Fernpunkt jenseits unendlich liegt, d. h. ein negatives Vorzeichen hat. Das positiv brechende Glas, welches, dicht vor dem Auge (genauer in seiner Knotenpunktsregion) befindlich, den parallelen Strahlen denjenigen Konvergenzgrad gibt, dessen es vermöge seiner H. zur punktuellen Vereinigung der Strahlen bedarf, bezeichnet den Grad der H. Tritt in der H. mithin ein pathol. Refraktionsdefizit zu Tage, so ist dies doch nur ein relatives. Die Brechungsverhältnisse nämlich sind hier meistens ganz dieselben wie bei dem normalen Auge (s. Emmetropie), doch ist die optische Achse des hyperopischen Auges kürzer als die des letztern: die H. ist somit lediglich ein Fehler im Bau des Auges. Während das normale Auge beim Sehen in die Ferne seine Accommodation ruhen läßt, muß das hyperopische dieselbe unter allen Umständen, für Ferne und Nähe, in einem mit dem Grade der H. proportional wachsenden Maße zur Deckung jenes Refraktionsdefizits gebrauchen: dies führt zur Asthenopie (s. d.), welche durch Tragen derjenigen Konvexgläser als Brillen zu vermeiden ist, welche den Grad der H. ausdrücken. Es liegt in dieser Refraktionsanomalie übrigens auch der bei weitem häufigste Causalmoment für die Entwickelung des Schielens nach innen. Accommodationsanspannung und Konvergenzstellung der Sehlinien sind nämlich zwei Funktionen, welche sich innerhalb gewisser Grenzen gegenseitig bestimmen. So kann die Accommodationsanspannung, deren der an H. Leidende zum deutlichen Sehen bedarf, häufig nur mit Einleitung einer vermehrten, nicht mehr durch die Lage des Gesichtsobjekts, sondern lediglich durch das Accommodationsbedürfnis bestimmten Konvergenz erreicht werden. Es ergibt sich hieraus, daß die die H. korrigierenden Konvexgläser in sehr vielen Fällen ein ausgezeichnetes Mittel zur nicht operativen Beseitigung der in Rede stehenden Form des Schielens bilden.

Hyperorthodox (grch., «überrechtgläubig»), in Bezug auf dogmatische Ansichten die orthodoxe Lehre noch überbietend, namentlich auch solche Bibelstellen wörtlich nehmend, welche offenbar bildlich sind.

Hyperosmie (grch.), krankhaft verstärkter Geruch.

Hyperostöse (grch.), die Hypertrophie der Knochen, tritt entweder als eine umschriebene, rundliche oder höckerige Geschwulst, als sog. Exostose (s. d.) oder als eine gleichmäßige diffuse Verdickung des ganzen Knochens (H. im engern Sinne) auf; im letztern Falle betrifft die Knochenneubildung häufig nur die Oberfläche des Knochens, sie kann aber auch die Markräume im Innern des Knochens befallen und die letztern durch neugebildetes Knochengewebe mehr oder minder vollständig zum Verschwinden bringen, wodurch der vordere schwammige (spongiöse) Knochen in eine kompakte, feste, elfenbeinharte Masse verwandelt wird (sog. Sklerose, Eburneation oder Verhärtung des Knochens). Die H., welche am häufigsten die großen Röhrenknochen des Körpers, sowie die Schädelknochen ergreift, ist meist die Folge einer schleichenden Knochen- oder Knochenhautentzündung, tritt nicht selten im Verlaufe der konstitutionellen Syphilis auf und pflegt, wenn sie einmal einen bestimmten Grad erreicht hat, sich nicht wieder zurückzubilden.

Hyperoxyde, s. unter Oxyde.

Hyperphysisch (grch.), über das Natürliche hinausgehend, übernatürlich.

Hyperplasie (grch.), soviel wie Hypertrophie (s. d.).

Hypersophie (grch.), Überweisheit, Superklugheit.

Digitized by Google

Hypersthēn, ein rhombisches Mineral, welches insofern ein Glied der Augitgruppe bildet, als es ebenfalls ein Prisma von 93½° und 86½° Kantenwinkel besitzt und chemisch ein Bisilicat darstellt. Gewöhnlich ist der H. nur derb und eingesprengt, frei ausgebildete Krystalle sind nur auf Hohlräumen trachytischer Gesteine am Mont-Dore (Auvergne) und von Persien, in Auswürflingen des Laacher Sees und in dem breitenbacher Meteoreisen bekannt. Die Spaltbarkeit ist nach der Längsfläche sehr vollkommen, und hier erscheint ein metallartig, oft kupferrot schillernder Glanz, nach dem Prisma deutlich; die bräunlichschwarze Farbe wird durch eingewachsene braune mikroskopische Lamellen hervorgebracht. Die Härte beträgt 6, das spezifische Gewicht 3,3. Chemisch besteht der H., ähnlich wie der Bronzit, aus Kieselsäure, Magnesia und Eisenoxydul ($(Mg, Fe)\,Si\,O_3$), doch begreift er magnesiaärmere und eisenreichere Glieder als der Bronzit; in mehrern hat man daneben einen nicht unbeträchtlichen Gehalt an Thonerde gefunden. Säuren greifen ihn nicht an, vor dem Lötrohr schmilzt er mehr oder weniger leicht. Der H. bildet einen wesentlichen Gemengteil des Hyperits (s. d.), auch einen accessorischen in manchen Gabbros, und findet sich z. B., außer den erwähnten Vorkommnissen, namentlich schön mit farbenspielendem Labradorit zusammen bei der Paulsinsel an der Küste von Labrador.

Hypertrichōse (griech.), übermäßiger Haarwuchs.

Hypertrophie (grch., d. i. Übernährung) nennt man die Massen- und Gewichtszunahme eines Organs, die entweder, wie bei der echten oder wahren Hypertrophie, auf einer Vermehrung der ursprünglichen Gewebselemente (z. B. Muskelgewebe, Fett, Drüsengewebe) beruht oder, wie bei der falschen Hypertrophie, durch eine Neubildung fremdartiger (z. B. Fett, Bindegewebe) zu Stande kommt. In letzterm Falle geht dabei häufig das Organ (z. B. der Muskel) zu Grunde. Bei der echten H. sind entweder die Gewebsteile in normaler Menge vorhanden, aber vergrößert (sog. einfache Hypertrophie), oder es haben alle oder die wesentlichen Gewebselemente an Zahl zugenommen (sog. numerische Hypertrophie, Hyperplasie). Beide Arten gehen vielfach ineinander über. Die H. betreffen bald das ganze Organ, bald nur einen Teil desselben, und dann ist es unentschieden, ob man das Gebilde H. oder Geschwulst (s. d.) nennt. Die Wachstums-, Cirkulations- und Ernährungsgesetze der H. sind ganz dieselben wie die der normalen Gewebe. Die echte H. bewirkt in der Regel eine Steigerung, die falsche dagegen eine Vernichtung der Funktionen des betreffenden Organs. Die Ursachen der H. sind vermehrte Funktionierung (z. B. Herzhypertrophie durch anhaltende Steigerung der Herzthätigkeit), chem. und mechan. Reize aller Art, vikariierende Verrichtung (z. B. Hypertrophie der einen Niere bei Untergang der andern), erbliche Anlage, epidemische und endemische Verhältnisse (wie z. B. beim Kropf) u. dgl. Die meisten Formen der wahren H. erweisen sich einer erfolgreichen Behandlung unzugänglich; nur in vereinzelten Fällen gelingt es, durch andauernde Ruhe und Unthätigkeit des betreffenden hypertrophischen Organs, sowie durch den Gebrauch gewisser den Stoffansatz und die Gewebsbildung erschwerender Medikamente (Jod, Quecksilber, Arsenik u. a.) das übermäßige Wachstum zu beschränken.

Hypertrophie nennt man in der Botanik eine übermäßige Anschwellung einzelner Pflanzenteile. Die Ursachen, welche H. herbeiführen, können sehr verschiedenartiger Natur sein. Am häufigsten wird dieselbe wohl durch Einwirkung von tierischen oder pflanzlichen Parasiten hervorgerufen; dahin gehören z. B. die Gallenbildungen (s. Gallen). Außerdem kann H. erzeugt werden durch Eingriffe in die normale Ernährung der Pflanzen, durch starke Zufuhr von Nährstoffen, z. B. durch starke Düngung oder auch durch Entfernung von einzelnen Zweigen oder Früchten, wodurch den zurückbleibenden Partien reichlichere Nahrung zuteil wird. Nicht selten treten hyperthrophische Erscheinungen auch an sonst ganz normalen unverletzten Pflanzen auf, die Ursache derselben ist dann gewöhnlich nicht mit Sicherheit anzugeben, meist ist sie aber in den vorhandenen Bodenverhältnissen zu suchen.

Hyph..., s. Hypo...

Hyphaene Cucifera *Pers.* (Cucifera thebaica *Desf.*), die Doumpalme Oberägyptens und Äthiopiens, deren Stock (Stamm) sich nach und nach mehrfach gabelig teilt; jeder dieser divergierenden Zweige endigt in eine Gipfelknospe und trägt eine Blätterkrone, sodaß der Wipfel des Baumes von einer Anzahl mehr oder weniger großer Einzelkronen gebildet wird. Die übrigen Arten dagegen, H. coriacea und crinita, beide auf der Ostküste Afrikas, haben stets einen einfachen Stamm mit normalem Palmenwipfel.

Hyphäsis oder Hypanis, s. Hydaspes.

Hyphe nennt man die Zellen oder Zellenfäden der Pilze; die Gestalt derselben ist meist eine schlauch- oder fadenförmige. Entweder sind die H. frei, d. h. nicht zu einem Geflecht vereinigt, wie bei vielen Schimmelpilzen, oder sie sind zu einem verfilzten Gewebe verflochten, wie bei sämtlichen Hymenomyceten, bei den Pilzen, welche an der Bildung der Flechten Anteil nehmen, und bei vielen andern. Man erkennt in diesem Falle den Verlauf der einzelnen H. gewöhnlich nicht mehr deutlich, und der ganze Gewebekörper bekommt, hauptsächlich auf dem Querschnitte, das Ansehen eines echten Parenchyms, da die H. dicht nebeneinander liegen und auch miteinander verwachsen. Ein solches Gewebe heißt auch Pseudoparenchym (s. d.).

Hyphen (grch. «in eins»), das Zusammenziehen zweier Wörter in eins und das Zeichen dafür (Bindestrich).

Hyphomycetos, s. Fadenpilze.

Hypnobat (grch.), Schlaf-, Nachtwandler; Hypnobatie, das Schlafwandeln.

Hypnos, Gott des Schlafs, s. Somnus.

Hypnōse (grch.), soviel wie Narkose; Hypnotika, soviel wie Narkotika.

Hypnotika, einschläfernde Mittel, soviel wie Narkotika (s. d.).

Hypnotismus (grch.), im weitern Sinne der schlafähnliche Zustand, welcher durch die Einverleibung gewisser Substanzen (Narkotika, Alkohol, Blei u. s. w.) oder infolge krankhafter Zustände (bei Gehirnkrankheiten, im Typhus, Scharlach u. s. w.) eintritt. Die schlafenden Personen empfinden äußere Eindrücke nur schwach oder gar nicht und können aus dem Schlafe nur schwer oder nicht erweckt werden, schlafen auch sogleich wieder ein. Den Zustand kann man auch künstlich durch Inha-

lation von Chloroform- oder Ätherdämpfen, das sog. Anästhesieren (s. d.), herbeiführen, wenn man Operationen schmerzlos ausführen will. Während der Operation äußern die Kranken zwar oft Schmerz und verfolgen den Gang derselben, als wenn sie bei Bewußtsein wären, leisten aber keinen Widerstand und wissen nach dem Erwachen nichts von dem Geschehenen. Als H. im engern Sinne bezeichnet man neuerdings den leichten, ohnmachtähnlichen Schlaf, in welchen manche, insbesondere nervöse Menschen verfallen, wenn sie die Augen stark nach innen und oben richten, z. B. einen kleinen glänzenden, in der Entfernung weniger Centimeter vor das Gesicht gehaltenen Körper eine Viertelstunde oder etwas länger unausgesetzt fixieren. Diese auf der Überanstrengung der Augennerven beruhende Methode der Betäubung wurde zuerst in der Mitte des 19. Jahrh. von dem engl. Chirurgen James Braid (geb. 1795 zu Fifeshire in Schottland, gest. in Manchester 25. März 1860, nach welchem der H. auch als Braidismus bezeichnet wurde), sowie von Esdaile in Kalkutta und einzelnen franz. Chirurgen als Anästhetikum bei Operationen benutzt, indessen bald wieder infolge ihrer Unzuverlässigkeit, sowie der Entdeckung zweckmäßigerer und sicherer Anästhetika (Äther, Chloralhydrat und Chloroform) gänzlich verlassen.

Von neuem wurde die Aufmerksamkeit der Ärzte und Laien auf die bereits fast vergessene Entdeckung Braids durch die öffentlichen Experimente und Schaustellungen des dän. Magnetiseurs Karl Hansen gelenkt, welche Ende 1876—80 überall großes Aufsehen erregten und im wesentlichen darin bestanden, daß er aus der Zahl seiner Zuschauer gewisse ihm geeignet erscheinende Versuchspersonen auswählte, dieselben durch längeres Fixieren eines excettierten, stark funkelnden Glases und durch gewisse streichende Manipulationen in einen ohnmachtähnlichen Schlaf versetzte und in diesem Zustande auf seinen Befehl die wunderbarsten Bewegungen und Handlungen ausführen ließ; erst nachdem er die hypnotisierten Personen angehaucht oder mit einem lauten «Wach'!» angerufen, erwachten sie aus ihrem angeblich magnetischen Schlafe, ohne sich nach ihrer Versicherung im mindesten der mit ihnen vorgenommenen zum Teil sehr komischen Manipulationen entsinnen zu können.

Wenn auch die Verhandlungen eines von Hansen 1880 in Wien angestrengten Injurienprozesses (enthalten im «Neuen Pitaval», Neue Folge, Bd. 5, Lpz. 1881) mit Sicherheit ergaben, daß bei seinen Schaustellungen mancherlei Betrug und Täuschung mit unterlief, so sind doch seine Experimente bei einer eingehenden Prüfung durch zuverlässige Naturforscher und Ärzte, unter denen namentlich Berger, Heidenhain, Preyer und Weinhold hervorzuheben sind, nicht nur im allgemeinen bestätigt, sondern auch in vielen Beziehungen erweitert und ergänzt worden. Die genannten Forscher haben streng wissenschaftlich nachgewiesen, daß es sich bei dem angeblichen «Magnetisieren» durchaus nicht um eine geheimnisvolle, von dem Experimentator auf die Versuchsperson überströmende magnetische Kraft oder eine unerklärbare psychische Beeinflussung handelt, sondern daß der H. lediglich die Folge einer eigentümlichen, bei den verschiedenen Personen verschieden ausgeprägten Disposition des Nervensystems zu Stande kommt. Wenn nämlich die länger andauernde Einwirkung gewisser monotoner Sinneseindrücke (anhaltendes Fixieren eines glänzenden Gegenstandes, das einförmige Streichen des Magnetiseurs, das fortgesetzte aufmerksame Behorchen einer tickenden Taschenuhr u. dgl.) bestimmte Teile der Großhirnrinde ermüdet oder gar überreizt werden, so tritt, bei der einen Versuchsperson früher, bei der andern später, ein eigentümlicher Zustand ein, der am besten als Mangel an Selbstbewußtsein und Aufmerksamkeit bezeichnet wird, ähnlich wie nach einer sehr intensiven Erregung der Netzhaut durch sehr grelles Licht eine Ermüdung der lichtempfindenden Organe und damit eine vorübergehende Verminderung der Sehschärfe erfolgt. In diesem hypnotischen Zustande des verminderten Selbstbewußtseins kommen äußere Eindrücke gar nicht mehr zum Bewußtsein, können aber recht wohl noch gewisse reflektorische Bewegungen und Handlungen auslösen, ganz wie ein Mensch, der tief in Gedanken versunken auf der Straße wandelt, alles um sich übersieht und überhört, aber doch instinktiv allen Hindernissen und allen ihm entgegenkommenden Personen ausweicht, ohne sich dessen später entsinnen zu können.

Diese unbewußte Reflexthätigkeit des Hypnotischen ist bisweilen so groß, daß er alles nachahmt, was man ihm vormacht, daß er die Hand- und Fußbewegungen des «Magnetiseurs» nachahmt und Worte, die mittels eines Schalltrichters gegen die Nackengegend oder die Magengrube gerichtet wurden, unwillkürlich nachplappert, selbst wenn dieselben völlig sinnlos sind oder in einer dem Hypnotischen ganz unbekannten Sprache gesprochen werden. Mit der künstlich hervorgerufenen Abwesenheit des Bewußtseins hängt ferner die interessante Erscheinung zusammen, daß die Muskeln der Hypnotischen ganz unempfindlich gegen Schmerzen sind und leicht in Starrkrampf versetzt werden können, wenn man wiederholt leicht mit der Hand über sie hinstreicht. Durch die verdienstvollen Untersuchungen der genannten Forscher sind eine Reihe anscheinend wunderbarer und bis dahin unerklärlicher Erscheinungen, wie der Somnambulismus, der sog. tierische Magnetismus, die häufig beobachtete Ansteckung von Krampfzufällen in Nonnenklöstern und Erziehungsanstalten u. a., unserm Verständnis wesentlich näher gerückt worden.

Litteratur. Weinhold, «Hypnotische Versuche» (Chemn. 1880); Heidenhain, «Der sog. tierische Magnetismus» (Lpz. 1880); Schneider, «Die psychol. Ursache der hypnot. Erscheinungen» (Lpz. 1880); Preyer, «Der H.» (Berl. 1881); Avé-Lallemant, «Der Magnetismus mit seinen mystischen Verirrungen» (Lpz. 1881).

Auch in der Tierwelt sind hypnotische Erscheinungen durchaus nicht selten, ja hier länger gekannt als bei dem Menschen. Schon Athanasius Kirchner erwähnt in seiner «Ars magna lucis et umbrae» (1646) ein «experimentum mirabile», darin bestehend, daß er eine Henne, deren Beine zusammengebunden waren, auf den Boden niederlegte und in querer Richtung von jedem ihrer Augen einen Kreidestrich zog, worauf das Tier auch nach Lösung der Fesseln längere Zeit regungslos liegen blieb. Joh. Nepom. Czermak hat dieses Experiment mit dem nämlichen Erfolg wiederholt; es gelang wohl auch ohne den Kreidestrich, sicherer mit ihm oder wenn den Tieren etwas (ein Holzreiterchen, Stückchen Wachslicht u. s. w.) auf der Schnabelwurzel befestigt wurde. Czermak meint, daß die

Digitized by Google

Tiere diesen fremden Gegenstand unverwandt fixieren und dadurch schließlich in einen so hochgradigen Zustand nervöser Ermüdung geraten, daß sie sogar einschlafen; das Fixieren des Fremdkörpers auf dem Schnabel seitens des Vogels würde also dem obenerwähnten Fixieren eines facettierten Glasknopfs seitens der Versuchspersonen dem Effekt nach entsprechen. Es hält nicht schwer, kleinere Vögel durch Niederlegen, besonders auf den Rücken, Krebse durch Aufrechtstellen auf ihren Stirnstachel und auf die Spitzen ihrer Scheren hypnotisch zu machen. Auch die berühmte fascinierende Zauberkraft des Schlangenblicks scheint bei kleinen Tieren unzweifelhaft, vielleicht sogar bei nervösen Menschen ähnliche Erscheinungen hervorzurufen. Wahrscheinlich ist auch das Sichtotstellen vieler Insekten, das ihnen ihren Feinden gegenüber nur in den seltensten Fällen nützt, sowie der taumelnde Flug vom Nest aufgescheuchter Kiebitze und anderer Vögel weniger Folge einer List und klugen Überlegung, als vielmehr Lähmungserscheinung, hervorgerufen durch das vor Angst geschwundene Selbstbewußtsein. Vgl. Czermak, «Nachweis echter hypnotischer Erscheinungen bei Tieren» (Wien 1873).

Hypnum *Dill.*, Astmoos, eine zu den pleurokarpischen Moosen gehörige Laubmoosgattung, deren ungemein zahlreiche, über die ganze Erde verbreitete Arten einen ästigen, dichtbeblätterten Stengel haben, aus dessen Seiten (meist gegen die Spitze der Äste hin) die langen Stiele der Fruchtkapseln (Büchsen) entspringen. Diese sind eiförmig-länglich oder walzenförmig, mehr oder weniger gebogen, mit gewölbt-kegelförmigem, fast zitzenförmig zugespitztem oder kurzgeschnäbeltem Deckel und vollständig entwickeltem Mundbesatz, welcher aus einer äußern Reihe von 16 quergerippten Zähnen und einer innern gefurchten und gezahnten Membran besteht. Auf dem Deckel der Frucht sitzt anfangs eine halbierte Mütze. Die Astmoose wachsen namentlich auf feuchtem, beschattetem Boden, an schattigen Baumstämmen und Felsen. Der dicke Moosteppich schattiger Fichten- und Tannenwälder, besonders in nebelreichen Gebirgen (Harz, Thüringerwald, Erzgebirge, Fichtelgebirge, Riesengebirge, Böhmer- und Schwarzwald u. s. w.), besteht vorzugsweise aus solchen, oft nur aus Millionen Individuen weniger Arten. Die meisten Astmoose fruktifizieren selten. Sie sind sehr hygroskopisch und dienen daher mehr als andere Moose dazu, die atmosphärischen Wasser aufzusaugen und festzuhalten. Dadurch bewahren sie dem unter ihnen befindlichen Boden die Frische, tragen auch unmittelbar bei ihrer Verwesung zur Humusvermehrung des Bodens bei und gewähren, wenn sie nicht zu dicke Polster bilden, dem aufgehenden Nadelholzsamen ein geeignetes Keimbett. Dieselben sind zugleich nutzbar, da sie getrocknet zu Streu, zum Ausstopfen von Matratzen ꝛc. verwendbar sind.

Hypo... (Hyph... Hyp..., grch.), unter, unten befindlich, häufig in Zusammensetzungen.

Hypobiasmus (grch.), die Zurückführung einer Gleichung auf einen niedern Grad.

Hypochlorite sind die Salze der unterchlorigen Säure, s. unter Chlor(-Verbindungen 2a).

Hypochondriaca (regio), s. Hypochondrium.

Hypochondrie (grch. ὑποχόνδρια, der Unterleib, die Unterrippengegend) oder Milzsucht, lat. Morbus eruditorum s. flatuosus, eine meist allmählich entstehende Geisteskrankheit, welche sich charakterisiert durch die nicht oder nicht hinlänglich begründete, den wirklichen Verhältnissen nicht entsprechende Sorge, die Gesundheit verloren zu haben oder sie bald zu verlieren, und durch eine hierin begründete traurige und trübe Gemütsstimmung, in welcher die Aufmerksamkeit des Kranken anhaltend oder vorwiegend auf die Zustände des eigenen Körpers oder Geistes gerichtet ist. Daher hat man die Krankheit auch geradezu als Pathophobie bezeichnet. Die Hypochonder besitzen infolge einer psychischen Verstimmung ein allgemeines unbestimmtes Krankheitsgefühl, sind jederzeit bestrebt, den Sitz ihrer vermeintlichen Krankheit genau zu ergründen, und verfallen dabei, wegen Mangels bestimmter Krankheitszeichen, auf die verschiedensten Annahmen. Bald halten sie sich für herzkrank, bald für schwindsüchtig, bald für syphilitisch, bald fürchten sie Rückenmarks- oder Gehirnkrankheiten, Impotenz oder Magenkrebs, alles abwechselnd und oft in seltsamem Widerspruch zu ihrem nicht selten blühenden Aussehen. Die sorgsame Untersuchung ihres Pulsschlags, ihrer Zunge, ihres Auswurfs, Urins und ihrer Stuhlentleerungen füllt einen nicht geringen Teil ihres Tagewerks und das Studium von ärztlichen Ratgebern und andern populären mediz. Schriften gehört zu ihren Lieblingsbeschäftigungen, bietet ihnen aber statt Trost und Hilfe immer nur neue Nahrung für ihre hypochondrische Verstimmung. Das schwere Krankheitsgefühl der Hypochonder schließt übrigens die schwache Hoffnung zu genesen nicht aus; daher kommt es, daß Hypochonder, obwohl sie beständig vom Sterben sprechen, doch nur selten Hand an ihr Leben legen und daß sie nicht müde werden, immer wieder neue Ärzte zu Rate zu ziehen und neue Kuren zu versuchen. Außer der geschilderten psychischen Verstimmung werden die Kranken häufig von mancherlei nervösen Beschwerden (Kopf- und Rückenschmerzen, Neuralgien, Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse, Ameisenkriechen und Kältegefühl in den Extremitäten u. dgl.), sowie von verschiedenartigen Störungen im Verdauungsapparate, wie Druck und Völle in der Magengegend, Aufstoßen, Sodbrennen, Auftreibung des Unterleibes und hartnäckiger Verstopfung heimgesucht. Der Ernährungszustand der Kranken ist oft lange Zeit ganz ungestört; allmählich aber, wie bei hohen Graden der Krankheit, magern die Kranken ab und bekommen ein sieches und fahles Aussehen.

Die Krankheit tritt meist bei Männern zwischen dem 20. und 40. Jahre auf; manchmal ist sie angeboren, häufiger wird sie durch schwächende Einflüsse aller Art, namentlich durch übermäßige geistige Anstrengungen, durch geschlechtliche Ausschweifungen, die Entbehrung frischer Luft und eine dauernde sitzende Lebensweise, sowie durch ein unthätiges Leben, durch Übersättigung von Genüssen, durch das anhaltende Unbehagen über getäuschte Hoffnungen, über verfehlte Spekulationen, über ein falsch angewendetes Leben hervorgerufen. Chronische Magen- und Darmkatarrhe, Geschlechtskrankheiten, das Lesen populärer mediz. Bücher, die Beschäftigung mit Krankengeschichten, Todesfällen, sowie der Umgang mit Hypochondern befördern den Ausbruch der Krankheit. Das Leiden hat meist einen langwierigen Verlauf und bleibt häufig in wechselnder Intensität während des ganzen Lebens bestehen.

Digitized by Google

Hinsichtlich der **Behandlung** kommt es vor allen Dingen darauf an, die Ursachen der Krankheit im gegebenen Falle genau zu ergründen und soweit als möglich zu entfernen, da mit Arzneimitteln im allgemeinen wenig gegen die H. auszurichten und nur von einer zweckmäßigen und konsequenten Änderung der Lebensweise eine Heilung der Krankheit zu erwarten ist. Nur dadurch, daß man ihm sein Krankheitsgefühl nimmt, kann man den Hypochonder heilen, und dies kann nur durch eine nützliche Beschäftigung des Kranken, durch eine zweckmäßige Abwechselung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit und angemessene Zerstreuungen erreicht werden. Fleißige Körperbewegungen, insbesondere Turnen, Reiten, Kegeln und Billardspielen, Spaziergänge in anregender Gesellschaft, Holzhacken und Gartenarbeiten, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Jagen und Fußreisen, sowie tiefes und kräftiges Atmen im Freien dienen darum bei der Behandlung der H. als treffliche Heilmittel. Die Diät sei leichtverdaulich und reizlos; alle blähenden, schwer verdaulichen und fetten Speisen, sowie alle erhitzenden und aufregenden Getränke, namentlich starke Weine, Biere und Kaffee, sind streng zu vermeiden. Der Kranke lebe in jeder Hinsicht einfach und mäßig, schlafe nicht zu lange und nicht in erhitzenden Federbetten, esse besonders des Abends wenig und sorge jederzeit durch Klystiere, milde Abführmittel und öfteres Kneten und Reiben des Leibes für die nötige Leibesöffnung; Exceſſe in der Liebe sind durchaus zu meiden. Auch die gehörige Pflege des Hautorgans durch regelmäßige kalte Waschungen und Abreibungen des ganzen Körpers, durch zeitweilige Kaltwasserkuren oder Seebäder ist gewöhnlich von außerordentlich günstiger Wirkung. Niemals aber darf dabei außer Acht gelassen werden, daß die eben geschilderte Lebensweise auch nach erfolgter Heilung noch Jahre hindurch konsequent beibehalten werden muß, weil andernfalls Rückfälle selbst nach längerm Wohlergehen leicht einzutreten pflegen.

Hypochondrium (grch., Regio hypochondriaca) oder **Rippenweiche**, die rechte und linke seitliche Bauchgegend, soweit sie an die Rippen grenzt und mit der Hand unter die Rippen hineingedrängt werden kann, im Gegensatz zu der darunter gelegenen **Darmweiche** oder Regio iliaca, welche an das Darmbein grenzt. (S. Bauch.)

Hypocykloïde, s. unter **Cykloïde**.

Hypocystensaft, s. unter **Cytinus**.

Hypodermatisch (grch.), unter der Haut befindlich.

Hypodrōm (grch.), bedeckter Ort zum Spazierengehen (nicht zu verwechseln mit Hippodrom).

Hypogastrisch (grch.), auf den Unterleib bezüglich.

Hypogäum (grch.), unterirdisches oder in den Fels gehauenes Gewölbe, insbesondere Totengruft, Katakombe; im allgemeinen Raum unter der Erdoberfläche.

Hypogramma (grch.), Unterschrift, besonders die am Fuße von Säulen.

Hypogynisch (unterweibig) nennt man in der Botanik diejenige Insertion der Blütenteile an der Blütenachse, bei der dieselben unterhalb des Gynäceums entspringen. Man bezeichnet demnach z. B. die auf diese Weise befestigten Staubgefäße als hypogynische Staubgefäße (stamina hypogyna). Eine Blüte mit hypogynischer Insertion der Staubgefäße und Kronenblätter nennt man unterweibige Blüte (flos hypogynus). (S. **Blüte**.)

Hypokorisma (**Hypokorismus**, grch.), schmeichelnder, beschönigender Ausdruck, soviel wie Euphemismus.

Hypokrisie (grch.), Gleisnerei, Heuchelei; **hypokritisch**, gleisnerisch, heuchlerisch.

Hypomochlium (grch.), der Stützpunkt des Hebels (s. d.).

Hypophet (grch.), orakeldeutender Priester.

Hypophŏra (grch.), rhetorische Figur, Einwurf gegen eine Behauptung; die Widerlegung des Einwurfs heißt **Anthypophŏra**.

Hypopsalma (grch.), in der Liturgie der griech. Kirche der dem Gesange des Geistlichen respondierende Chorgesang.

Hyporchēma (grch.), ein dem Apollo geweihter, gewöhnlich in kretischen Versen gedichteter, dem Päan nahe verwandter Chorgesang, der aber das Eigentümliche hatte, daß besondere Pantomimen die gesungenen Worte des Chors mit Gebärdenspiel begleiteten.

Hyposcenium (grch.), im griech. Theater der hohle Raum unter dem hölzernen Boden der Bühne, sowie dessen der Orchestra zugekehrte, mit Säulen und Statuen geschmückte Außenwand.

Hyposklerit, ein von Breithaupt so genannter grünlichgrauer bis olivengrüner trikliner Feldspat von Arendal in Norwegen, der aber höchst wahrscheinlich ein mit etwas Augit gemengter Albit ist.

Hypospadie (grch.), angeborener Bildungsfehler der männlichen Harnröhre, wobei diese nicht an der Spitze der Eichel, sondern schon in der Mitte oder selbst an der Wurzel des Penis ihre Öffnung hat und den Urin ausfließen läßt. Geringere Grade der H. beeinträchtigen das Zeugungsvermögen nicht; bei höhern Graden ist der Penis häufig sehr kurz, der Hodensack gespalten und die Beschaffenheit der äußern Genitalien zwitterähnlich. Ein mit H. Behafteter wird **Hypospadiäus** genannt.

Hypostāse (grch.), die Unterlage, Grundlage, dann Stoff oder Gegenstand (einer Rede, Abhandlung u. s. w.), auch soviel wie Wesen, Substanz einer Sache; in der Medizin die Blutstauung in den Lungen bei Schwerkranken (s. unter **Hyperämie**), auch der Bodensatz des Urins.

Hypostasieren (grch. von ὑπόστασις = Wesen, Substanz) heißt in der philos. Kunstsprache «etwas als dinghaft existierend denken». So «hypostasiert» z. B. Plato die Ideen oder Gattungsbegriffe, indem er ihnen eine selbständige Existenz außerhalb der menschlichen Vorstellung zuschreibt; so «hypostasieren» wir alle unsere Wahrnehmungsbilder, indem wir sie für außer uns bestehende Dinge halten.

Hypotenūse (grch.) nennt man in einem rechtwinkeligen Dreieck die dem rechten Winkel gegenüberliegende Seite, im Gegensatze zu den beiden andern Seiten, welche Katheten (s. d.) heißen. Der Lehrsatz, daß das Quadrat der H. gleich ist der Summe der Quadrate der beiden Katheten, heißt Pythagoräischer Lehrsatz (s. d.).

Hypothek (grch. von ὑποθήκη, d. i. Untersatz, Unterlage, Unterpfand). Während der wesentlich an der Person haftende Kredit (s. d.), der Personalkredit, sich erst in neuerer Zeit mächtig gehoben hat, war der vorzugsweise am Unterpfande haftende Kredit, der Realkredit, bereits früher stark entwickelt. Hierbei besaß der Gläubiger ein

Digitized by Google

Pfandrecht, sei es, daß dasselbe sich auf eine bewegliche oder auf eine unbewegliche Sache bezog. Im letztern Falle namentlich bezeichnete man jenes Recht als H. Die H. des modernen Rechts unterscheidet sich wesentlich von der des röm. Rechts. In dem letztern, völlig abhängig von der durch sie gesicherten Schuld, gab sie nur ein in subsidium geltend zu machendes Recht, gegenwärtig ein prinzipales. Der Pfandgläubiger kann nicht mehr, wie im röm. Recht, im Fall der Nichtzahlung den Besitz der Sache fordern, um sie zu verkaufen, vielmehr nur durch Vermittelung des Gerichts seine Befriedigung verlangen. Eine wesentliche Änderung des bis dahin geltend gewesenen Hypothekenrechts wurde bewirkt durch die mecklenb. Gesetzgebung von 1848 und 1857, die in der Abstreifung des accessorischen Charakters der Hypothekenschuld einen großen Einfluß auf die hochwichtige neuere preuß. Gesetzgebung, d. h. die Gesetze über Eigentumserwerb und dingliche Belastung von Grundstücken, Bergwerken und selbständigen Gerechtigkeiten, sowie Grundbuchordnung vom 5. Mai 1872 ausgeübt hat. Hiernach steht neben der H., welche mit Angabe des Schuldgrundes und unter Vorlegung der Schuldurkunde von dem Eigentümer bewilligt wird, die sog. Grundschuld, bei welcher keine Angabe des Schuldgrundes stattfindet. Die Grundschuld soll nur auf den Namen des Eigentümers eingetragen werden können; nur sie soll ein selbständiges Wertobjekt (ein Wertrecht) sein, welches gegen oder ohne Entgelt veräußerlich ist, auch in blanco cedierbar sein, übrigens aber, trotz formeller Selbständigkeit, materiell zur Versicherung einer persönlichen Forderung dienen können. Bei der Grundschuld können auf gestellten Antrag vom Grundbuchamt Zinsquittungsscheine ausgestellt werden, deren Besitz zur Zinserhebung ermächtigt. Diese Einrichtung scheint sich in Mecklenburg, auch in Zürich bewährt zu haben.

Die H., vorkommend für Grundstücke, Gerechtigkeiten, Bergwerke und Seeschiffe, entsteht jetzt durch Buchung im Grund-(Hypotheken-)Buche und setzt gewöhnlich die Einwilligung des Grundeigentümers (Konsensprinzip) oder deren Ersetzung durch Richterspruch (Judikathypothek) voraus. Die frühern vielfachen Bestellungsgründe sind, mit wenigen Ausnahmen, lediglich zu Titeln behufs Erzwingung oder Ersetzung jener Eintragsbewilligung geworden. Die Schuldsumme muß genau angegeben werden, bei Kautions- (sog. Ultimat-)Hypotheken in einem Höchstbetrag. Die H. und die Grundschuld ergreift außer dem Grundstück und den zur Zeit der Eintragung oder später zugeschriebenen unbeweglichen Zubehörstücken (Pertinenzien) und Gerechtigkeiten vor allem natürliche An- und Zuwüchse, dann bewegliches Zubehör des Grundstücks, soweit es dem Grundeigentümer gehört und Zubehör bleibt, ferner Früchte, falls sie dem Eigentümer gehören und zur Zeit der Beschlagnahme ungetrennt auf dem Grundstück stehen oder unveräußert auf demselben lagern, auch an deren Stelle Pacht-(Miet-)Zinsen, endlich, nach neuerm Recht, auch die dem Eigentümer zufallenden Versicherungsgelder für Früchte, bewegliches Zubehör, abgebrannte oder beschädigte Gebäude, wenn solche Gelder nicht statutengemäß zur Wiederherstellung der Gebäude verwandt werden müssen oder verwendet worden sind. Das verpfändete Grundstück kann mit mehrern Pfandrechten belastet werden. Hier sind die Rechte des ersten und der spätern Pfandgläubiger nach röm. Recht ihrer Art nach verschieden. Jetzt dagegen sind die Rechte aller Pfandgläubiger ihrer Art nach gleiche, nur ist der Erfolg ihrer Geltendmachung durch ihren Rang beeinflußt. Dieser Rang richtet sich nicht mehr, wie dort, nach der Rücksicht des Alters des Pfandrechts, der Verwendung auf die Sache oder eines Privilegs, sondern jetzt ausschließlich, bei dem Formalcharakter der H. und Grundschuld, nach der Reihenfolge der Eintragungen im Grundbuche. Mit dem öffentlichen Glauben des Grundbuchs steht die Öffentlichkeit desselben im Zusammenhang für alle, die ein rechtliches Interesse, die Einsicht desselben zu fordern, nachweisen. Wenn vorstehende H. gelöscht werden, so rücken nacheingetragene Hypothekengläubiger, an sich, in die Höhe. Dies wird jedoch in einzelnen Gesetzen nicht als ein unantastbares Recht derselben betrachtet; vielmehr wird dem Bucheigentümer das Recht beigelegt, die Tilgung einer H., zu welcher er durch Befriedigung des Gläubigers, durch Beerbung oder Erlaß einen Rechtstitel erhalten, zu hindern und somit das in der H. liegende bedingte Verwertungsrecht ohne Veränderung der Bedingungen (des «locus») entweder auf einen andern Gläubiger durch Cession zu übertragen oder sich selbst auf den Fall des Grundstücksverkaufs vorzubehalten (Spezialhypothek des Eigentümers). Der Eintritt des Verwertungsrechts, welches mit der hypothekarischen Klage (Pfandklage) geltend gemacht wird, knüpft sich an die Nichterfüllung der obligatorischen Verpflichtung, wobei die Revenuen- oder Kaufgelderverteilung sich nach der Rangordnung der Einschreibungen richtet. (S. Subhastation.) Dieses Verfahren erfolgt getrennt von der Ausübung des allgemeinen Pfandrechts, das im Konkursverfahren statthat. (S. Konkurs.)

Von der größten Bedeutung sind gegenwärtig die die Belastung eines Grundstücks genau angebenden Hypotheken- oder Grundbücher. Schon im Altertum kannte man solche öffentliche Bücher oder öffentliche Beurkundung auf in das Grundstück befestigten Steinen in Chios, Smyrna und an andern Orten, nicht in Rom. In Deutschland schuf Karl d. Gr. für Stifts- und Klostergüter Lagerbücher (Polyptica) mit Bezeichnung des Inhabers, der Abgaben und Dienste, was für das Lehns- und Allodialeigentum nachgeahmt wurde. Etwas später scheinen sich wirkliche Grundbücher in Mähren gebildet zu haben, die sog. Landtafel (vgl. Demuth, «Geschichte der mähr. Landtafel», Brünn 1857), wie man auch noch in neuerer Zeit in Österreich-Ungarn nach dem Gesetze vom 25. Juli 1871 von Land- und Lehntafeln, sowie von «Tabularwesen» spricht. Zu Anfang des 13. Jahrh. wurden im nordwestl. Deutschland, in Köln, Hamburg, Lübeck u. s. w. nach Vorbildern in Belgien, Frankreich und der Schweiz Bücher eingeführt, die die Bedeutung von Schuld- und Pfandbüchern hatten, und war hiermit der Grund zu unsern modernen Grundbüchern gelegt, von denen in einzelnen Staaten noch besondere, im Gegensatz zum Pfande lediglich das Eigentum betreffende Bücher unter den verschiedensten Namen geschieden werden. Gewöhnlich werden dieselben als Realfolien angelegt, wonach jedes selbständige Grundstück ein besonderes Blatt erhält, doch kommen auch Personalfolien vor, da oft ein und derselbe Eigentümer viele, vielleicht sehr

Digitized by Google

OCT 14 1884

kleine selbständige Grundstücke besitzt. Solche auf einem Blatte nur äußerlich vereinte Grundstücke nannte man «walzende Grundstücke» oder «Wandeläcker», und die preuß. Grundbuchordnung von 1872 kennt daneben noch für den zersplitterten Grundbesitz den sog. Artikel, welcher, auf Antrag des Eigentümers ausgefertigt, sämtliche demselben Eigentümer gehörige Grundstücke mit ihren Belastungen aufnimmt. Die Realfolien enthalten 1) ein sog. Titelblatt, welches das Grundstück nach seinen Bestandteilen, deren Größe, Lage, Nummer in der Grundsteuermutterrolle, dem Reinertrage, wohl auch der Kulturart verzeichnet; etwaige Zu- und Abschreibungen werden in Nebenrubriken sichtbar gemacht. Die erste Abteilung bezeichnet sodann den Eigentümer, Zeit und Grund des Erwerbs und enthält Wertbestimmungen, die zweite Abteilung dauernde Lasten und Einschränkungen des Eigentums nebst Veränderungen und Löschungen, die dritte Abteilung H. und Grundschulden, ebenfalls mit Veränderungen und Löschungen. Durch diese Einrichtung kann das gegenüber den General- und stillschweigenden Hypotheken des röm. Rechts wohlthätige Prinzip der Spezialität der Pfandverschreibung, welches Bestimmtheit derselben nach Gegenstand und Forderung verlangt, erreicht werden. Gefährdet ist dasselbe, wo, was nicht überall zulässig ist (z. B. nicht in Hamburg, Mecklenburg), auch Korreal-(Simultan-Gesamtverband-)Hypotheken bestellt werden.

Die Grundbuchämter entsprechen räumlich abgegrenzten Sprengeln, deren Grundstücke einzeln gebucht sind. Die Buchbehörde besteht meist aus einem Richter (auch wohl aus einem Magistratsmitgliede) und einem das Schreibwesen besorgenden Beamten. Diese Beamten sind vielfach subsidiär haftbar für die Folgen jedes Versehens bei den Eintragungen und haftet in letzter Linie der Staat. Die vereidigten rhein.-franz. Hypothekenbewahrer stehen unter Aufsicht der Steuerbehörden und sind kautionspflichtig. Sie besorgen jedoch nur getreue Abschriften der eingereichten Urkunden in das Transskriptionsregister als öffentliches Kontraktsabschriftsbuch und das Inskriptionsregister bezüglich der Hypothekeneinschreibungen. Der Grundbuchrichter hat zu untersuchen, ob das Recht, dessen Einschreibung verlangt wird, eintragungsfähig, ob der Antrag von einer zur Abgabe solcher Erklärung befähigten und der berechtigten Person herrührt, kann aber die Eintragung oder Löschung wegen Mängeln des zu Grunde liegenden Rechtsgeschäfts nicht ablehnen (Prinzip der Legalität). Nach preuß. Recht werden als Beurkundungen der Eintragungen Hypotheken- und Grundschuldbriefe ausgefertigt. Zur Förderung des Realkredits dienen die Hypothekenbanken (s. unter Banken, Bd. II, S. 441), sowie die Hypothekenversicherungsanstalten. (S. Hypothekenversicherung.)

Vgl. Dernburg, «Das Pfandrecht nach den Grundsätzen des heutigen röm. Rechts» (2 Bde., Lpz. 1860—64); Bremer, «H. und Grundschuld» (Gött. 1869); Förster, «Preuß. Grundbuchrecht» (Berl. 1873); «Deutsches Hypothekenrecht» (herausg. von B. von Meibom, Bd. 1—8, Lpz. 1871—81); Roscher, «System der Volkswirtschaft» (10. Aufl., Bd. 2, Stuttg. 1882).

Hypothekarische Klage, Pfandklage, s. unter Hypothek.

Hypothekenbanken oder Bodenkreditbanken, s. unter Banken, Bd. II, S. 441.

Hypothekenbewahrer, s. unter Hypothek.

Hypothekenbriefe, s. unter Hypothek.

Hypothekenbücher, s. unter Hypothek.

Hypothekenrecht, s. unter Hypothek.

Hypothekenversicherung, die einzige, wirklich in praktische Thätigkeit gekommene Art der Kreditversicherung, bezweckt Schutz der Hypothekengläubiger gegen Verluste aus Konkursen oder Subhastationen von Grundstücken. Nachdem die auf Veranlassung von Engel errichtete Sächsische Hypothekenversicherungs-Aktiengesellschaft zu Dresden liquidiert hat, auch ein wiener Institut der Branche eingegangen ist, bestehen gegenwärtig nur zwei Hypothekenversicherungsanstalten, die seit 1862 arbeitende Preußische Hypothekenversicherungsgesellschaft und die Norddeutsche Grundkreditbank von 1869, beide auf Aktien in Berlin; indessen hat die Norddeutsche Grundkreditbank seit 1. April 1883 die Versicherung von Hypotheken gegen Subhastationsverlust vollständig eingestellt. Die Hypothekenversicherer wollen Bürgschaft leisten für Erfüllung der Verbindlichkeiten des Hypothekenschuldners, Kapitalien auf Hypotheken zinsbar unterbringen, (versicherte) Hypothekenforderungen beleihen, erwerben, verpfänden, veräußern, Hypothekendarlehne vermitteln, Kapitalien und Zinsen einziehen, unbewegliches Eigentum erwerben, verwalten, verpfänden, veräußern. Die von ihnen geleistete Assekuranz besteht im Schutze des Gläubigers gegen etwaigen Ausfall bei Subhastationen, gegen Verluste oder Zahlungsverzögerung bei eingeklagten Hypothekenforderungen und in der Garantie der Zinsen gegenüber dem vor Subhastationsverlust geschützten Kapitalisten (Hypothekgläubiger) während der Dauer des Subhastationsverfahrens.

Die H., will sie den Bedürfnissen wirklich abhelfen, muß in folgenden Zweigen organisiert sein: 1) Versicherung gegen Subhastationsverlust, dem Grundbesitzer wie dessen Gläubiger gegenüber; 2) Zinsenversicherung letzterm gegenüber, und 3) wenn bedeutende Fonds vorhanden, welche sich durch Errichtung einer Centralstelle für den Hypothekenverkehr, die jedem Kapitalisten Gelegenheit böte, sein Kapital auf versicherte Hypotheken zu placieren, sehr leicht vergrößern ließen: Kapitalrückzahlungsversicherung; endlich 4) Garantie des Ersatzes für Verluste aus der Kündigung von Hypothekendarlehen. Die H. versichert jetzt noch meist nur Hypotheken, die ohnehin sicher zu sein pflegen, d. h. bei denen der Wert des Unterpfandes die Hypothekenschuld genügend überwiegt; die Anstalten dieser Branche sind in Wirklichkeit mehr Hypothekenkreditinstitute und ihr Assekuranzzweig nur unbedeutend. Da die H. indes nicht spekulieren, sondern der Sicherheit des Bodenkredits dienen soll, so hilft sie gleichwohl in Zeiten der Geldknappheit und größern Schuldenstandes einem wirklich vorhandenen dringenden Bedürfnis ab und ist dann naturgemäß lebensfähig; sie muß jedoch in der Hauptsache durch Betreibung von Wechseldiscont- und Lombardgeschäften, sowie Effektenankauf und -Verkauf u. s. w. notwendigerweise vielfach ins eigentliche Bankfach hinübergreifen.

Hypothese (grch.), d. i. Unterlage, heißt im allgemeinen soviel als Voraussetzung oder Bedingung. Das Anknüpfen eines Gedankens an einen

Digitized by Google

ihm vorausgesetzten erscheint am einfachsten in dem sog. hypothetischen Urteil von der Form: Wenn A ist, so ist B, wo die Gültigkeit des Nachsatzes (θέσις) durch die des Vordersatzes (ὑπόθεσις) bedingt ist. H. im engern Sinne nennt man Voraussetzungen, welche man macht, um für eine Menge von Erscheinungen die Einheit eines Gesetzes und eines Erkenntnisgrundes zu finden, oder Versuche, die Lücken der Erfahrung durch Begriffe zu ergänzen und durch diese jene zu erklären.

Hypothetisch nennt man nach der üblichen Schullogik solche Urteile, in welchen die Aussage des Prädikats vom Subjekt an eine bestimmte Bedingung geknüpft wird (wenn A — B ist, so ist C — D), und weiterhin solche Schlüsse, in denen derartige hypothetische Urteile als Prämissen vorkommen. In der gewöhnlichen Ausdrucksweise heißt hypothetisch alles, was nur bedingungsweise gilt oder behauptet wird.

Hypotricha, s. unter Infusorien.

Hypotypose (grch.), eigentlich Darstellung im Bilde, in der Rhetorik die anschauliche, versinnlichende Darstellung eines Gegenstandes; auch Abriß, Entwurf.

Hypozeuxis (grch.), eine rhetorische Figur, darin bestehend, daß in einer Satzperiode jedes Subjekt ein eigenes Zeitwort erhält. Das Gegenteil der H. ist das Zeugma (s. d.).

Hypsipyle war die Tochter des Königs Thoas von Lemnos. Die Frauen der Insel wurden von Aphrodite, weil diese sich von ihnen vernachlässigt fand, mit üblem Geruch bestraft. Da sie deshalb von ihren Männern gemieden wurden und diese sich Frauen von auswärts holten, ermordeten sie ihre Männer; nur H. rettete ihren Vater. Als die Argonauten auf Lemnos sich aufhielten, wurde H. durch Jason Mutter des Euneos (und Thoas). Später wurde die Rettung ihres Vaters entdeckt, H. mußte fliehen, ward von Seeräubern gefangen und an den König Lykurgos zu Nemea verkauft. Dort verließ sie, um den vorbeiziehenden Sieben gegen Theben eine Quelle zu zeigen, das ihrer Obhut anvertraute Kind Opheltes, von Amphiaraos dann Archemoros genannt, und sollte, da dieses in ihrer Abwesenheit von einer Schlange getötet wurde, zur Strafe dafür sterben, wurde aber durch die Vorstellungen des Amphiaraos und die Dazwischenkunft ihrer Söhne gerettet.

Hypsistarier, eine religiöse Sekte, deren Lehre nach Gregor von Nazianz in einem Gemisch von Heidentum und Judentum bestand; von jenem hatten sie den Gebrauch des Feuers und Lichtes im Kultus entlehnt, von diesem die Beobachtung des Sabbats und gewisser Speisegebote, wogegen die Beschneidung aufgegeben war. Die H. gehören dem 4. Jahrh. an und haben jedenfalls außerhalb Kappadociens keine Verbreitung gefunden.

Hypsometrie, s. Höhenmessung.

Hypsothermometer oder Thermohypsometer nennt man höchst empfindliche Thermometer, deren man sich zum Höhenmessen bedienen kann; sie beruhen darauf, daß die aus dem siedenden destillierten Wasser sich erhebenden Dämpfe stets diejenige Temperatur besitzen, welche der Spannkraft gesättigter Dämpfe entspricht, die dem eben herrschenden Luftdrucke gleich ist, vorausgesetzt, daß die Kugel des Thermometers äußerst nahe der Oberfläche des im offenen Gefäße kochenden Wassers liegt. Bestimmt man also die Temperatur der Dämpfe, welche sich aus dem kochenden, chemisch reinen Wasser erheben, so kann man die Spannkraft, welche den gesättigten Dämpfen bei diesem Siedepunkte zukommen, für den eben stattfindenden Barometerstand setzen. Man kann daher das Thermometer als Barometer gebrauchen und nennt es dann Barothermometer oder auch Thermobarometer. Es wird meist nur zum Höhenmessen (s. d.) verwendet, weil es viel kompendiöser und leichter transportabel ist als das Barometer ist. Dieser Grund war es eigentlich, der zu dessen Erfindung durch Fahrenheit (1724), sowie zu dessen vielseitiger Verbesserung antrieb. Von der Anwendung des Barothermometers zur Höhenmessung hat es eben den Namen H. erworben. Einer Änderung von 2,7 mm im mittlern Barometerstande entspricht erst die Änderung von 0,1° C. beim Siedepunkte. An einem H. (s. beistehende Figur) müssen sich also sehr kleine Bruchteile von Graden noch mit Sicherheit ablesen lassen. Man erteilt daher der Röhre eines solchen Thermometers die gewöhnliche Länge, sorgt aber dafür, daß das Quecksilber erst bei 93° in das Kaliber ss tritt, d. h. daß die Röhre nur den obern Teil der Thermometerteilung, d. i. von beiläufig 93° bis 101° C., erhält. Bei den vom Siedepunkte noch weit abliegenden Temperaturen erfüllt daher das Quecksilber nicht ganz die Kugel oder den Cylinder m des H. Dieses Prinzip kann mannigfach abgeändert werden (Verengerung der Röhre in den obern zwei Dritteln; mehrere Gefäße z. B. m und n in der Figur). Dem H. wird ein zweckmäßiger Kochapparat L beigegeben, der an der Decke eine genügend große Öffnung H für den Abzug des Dampfes haben muß. Man kann das H. auch mit einer Millimeterskala versehen und berechnen, wie viele Millimeter einem Celsiusgrade entsprechen. So z. B. hat man bei derartige H., an welchen jeder Celsiusgrad 300 mm lang ist, und wo je 1 mm Änderung des Siedepunktes am Thermometer je 10 m Höhenunterschied bedeuten, indem die Höhenzunahme nahezu proportional der Abnahme des Siedepunktes ist.

Hypudaeus (lat.), die Wühlmaus.

Hyraceum oder Dassiespiß, ein Surrogat des Bibergeils, s. unter Biber (Säugetiere).

Hyraciden, s. Klippdachse.

Hyrcanum mare, das Kaspische Meer.

Hyrkanien (zend. Vehrkâna, altpers. Varkâna, eigentlich Wolfsland, hieß im Altertum der schmale südl. Küstenstrich des Kaspischen Meers, am Nordabhange des Elburs, einst Coronus. Unter den Achämeniden bildete es einen Teil Parthiens, wie dieses die Inschriften beweisen. Das Land war von vielen kleinen Strömen und Bächen durchflossen, von denen der Syderis (jetzt Aslar) und der Ochus (jetzt Dehasch) hervorzuheben sind, die durch die vom Gebirge in das Kaspische Meer strömenden Wasser machten die Thäler und Niederungen außerordentlich ergiebig an Obst, Getreide und Wein. Die Berggegenden waren dagegen rauh und unfruchtbar. Die Bewohner waren wegen ihrer Wildheit verrufen. H. bildete einen Teil des X.

Digitized by Google

und später des Perserreichs, riß sich unter den Parthern los, wurde einige Zeit unabhängig und behauptete seine Freiheit in vielen Kämpfen. Die Hauptstädte H.s waren Zadracarta, Talabroce, Samariane, Hyrkania (vielleicht das heutige Djurdjân), Cusape (vielleicht Nischapur); als Hauptstadt wird Tape genannt. H. ist das heutige pers. West-Gilan und Masenderan; die bedeutendste Stadt ist Asterabad am Kaspischen Meere.

Hyrkanus, zwei jüd. Hohepriester und Fürsten aus dem Hasmonäischen Geschlecht. Johannes H. I., Simons Sohn, der 135—105 v. Chr. regierte, war anfangs von den Syrern abhängig. Bald wurde er jedoch selbständig, eroberte Sichem, unterwarf sich die Samaritaner und zerstörte ihren Tempel auf dem Berge Garizim (129 v. Chr.); auch zwang er die Idumäer, sich an das Judentum anzuschließen. Er knüpfte mit den Römern ein Bündnis, baute die starke Burg Baris (Antonia) an der nordwestl. Ecke des Tempelbergs und erweiterte sein Gebiet fast wieder bis an die alten Grenzen des Davidischen Reichs. Auch scheint er den Grund zu dem Synedrium (s. d.) gelegt zu haben. Ursprünglich ein Pharisäer, trat er später auf die Seite der Sadducäer. Er hinterließ bei seinem Tode fünf Söhne, von denen Aristobul und Alexander unter dem Titel von Königen regierten.

Hyrkanus II., Enkel des vorigen, Alexanders Sohn, wurde 69 v. Chr. in Jerusalem zum König ausgerufen, trat aber, von seinem jüngern Bruder, Aristobul II., bekämpft, bald ins Privatleben zurück. Von dem Idumäer Antipater angereizt, suchte er nachmals mit Hilfe des Aretas von Petra den Thron wiederzugewinnen, jedoch erfolglos, bis ihn Pompejus 63 v. Chr., das jüdische Königtum abschaffend, zum Hohenpriester und Ethnarchen ernannte. H. besorgte nun den Tempel, Antipater die Regierung. Cäsar bestätigte ihm 47 v. Chr. seine erbliche Hohepriesterwürde und machte den Antipater zum Prokurator Judäas. Als Antigonus, Aristobuls Sohn, mit Hilfe der Parther König und Hoherpriester geworden, verstümmelte er H. durch einen Biß das Ohr, um ihn zum Hohenpriesteramte untauglich zu machen. Die Parther führten ihn 40 v. Chr. mit sich nach Seleucia.

Hyrtl (Jos.), ausgezeichneter Anatom, geb. 7. Dez. 1811 zu Eisenstadt in Ungarn, studierte zu Wien, wo er aus Liebe zu den Naturwissenschaften sich besonders mit Anatomie beschäftigte, sodaß er bereits 1833 als Prosektor an der Universität Anstellung erhielt. Während der vier Jahre, die er diesen Posten bekleidete, arbeitete er fleißig an der Bereicherung des wiener anatom. Museums, und nachdem er 1835 promoviert, wurde er schon 1837 zum Professor der Anatomie in Prag ernannt, 1845 aber in gleicher Eigenschaft nach Wien zurückberufen und im Mai 1847 unter die Mitglieder der kaiserl. Akademie aufgenommen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten betreffen vornehmlich die Anatomie des Gehörorgans, verschiedene Partien der feinern Gefäßlehre und der vergleichenden Anatomie, insbesondere der Fische. Außer zahlreichen Abhandlungen in den «Medic. Jahrbüchern des österr. Kaiserstaats» und andern Fachzeitschriften gehören hierher die «Vergleichenden anatom. Untersuchungen über das Gehörorgan des Menschen und der Säugetiere» (Prag 1845), «Lepidosiren paradoxa» (Prag 1845), «Beiträge zur vergleichenden Angiologie» (Wien 1850), «Beiträge zur Morphologie der Urogenitalorgane der Fische» (Wien 1850), «Das uropoëtische System der Knochenfische» (Wien 1852), «Über die accessorischen Kiemenorgane der Clupaceen» (Wien 1856), «Anatomische Mitteilungen über Mormyrus und Gymnarchus» (Wien 1856), «Das vergleichend-anatom. Museum an der wiener mediz. Fakultät» (Wien 1865), «Die Blutgefäße der menschlichen Nachgeburt» (Wien 1870), «Cranium cryptae Metelicensis» (Wien 1877). Die weiteste Verbreitung unter seinen Schriften haben jedoch gefunden das fast in alle lebenden Sprachen übersetzte «Lehrbuch der Anatomie des Menschen» (Prag 1846; 16. Aufl. 1882) und das «Handbuch der topogr. Anatomie» (2 Bde., Wien 1847; 7. Aufl. 1882), mit dem er diese Richtung der Anatomie in Deutschland begründete. Außerordentliche Verdienste hat sich H. ferner um den technischen Teil der anatom. Wissenschaft erworben, über welchen ausführlich sein sehr geschätztes «Handbuch der praktischen Zergliederungskunst» (Wien 1860) handelt. Seine mikroskopischen Injektionspräparate, die alles in diesem Fach Geleistete an Schönheit übertreffen, sind außerordentlich verbreitet; ebenso berühmt sind seine Gehör- und Hodenpräparate geworden. Das ausgezeichnete Museum für vergleichende Anatomie in Wien wurde von H. gegründet und auch beschrieben (Wien 1869). Als Rektor der wiener Hochschule veröffentlichte er bei deren 500jähriger Jubelfeier die Festschrift «Cryptobranchus Japonicus» (Wien 1865). Seit seiner 1874 erfolgten Emeritierung lebt er in ländlicher Zurückgezogenheit zu Perchtoldsdorf bei Wien.

Hyson (engl.), eine Sorte des grünen chines. Thees.

Hyssopus officinalis *L.*, s. Ysop.

Hystaspes (altpers. und zend Vištâçpa) ist der Vater Darius' I., Königs der Perser, Sohn des Arsanes, Enkel des Ariaramnes, welcher letzterer der Bruder des Cyrus, des Vaters des Kambyses und Großvaters des ersten Perserkönigs war. Nach einer von Herodot (I, 209) erzählten Sage soll Cyrus auf dem Zuge gegen die Massageten durch einen Traum vor den Nachstellungen des damals noch jungen Darius gewarnt worden sein, worauf der den König begleitende Vater das Heer verließ, um in Persien die etwaigen Schritte des Sohnes zu überwachen. Nach der Inschrift von Bisutun unterwarf H. später, unter der Regierung des Darius, die empörten Hyrkanier (517 v. Chr.). Nach Ktesias soll H. mit seiner Gattin bei der Besichtigung der Arbeiten umgekommen sein, welche Darius für die Herrichtung seines noch erhaltenen Grabmals in Nalsch-i-Rustam anstellen ließ. Die Arbeiter sollen durch das Erscheinen von Schlangen erschreckt, die von ihnen gehaltenen Taue des Gerüstes, auf welchem H. die Arbeiten besah, losgelassen haben, wofür sie alle mit dem Tode bestraft wurden. Ein anderer Hystaspes, Enkel des vorigen und rechter Bruder des Xerxes, befehligte in dem Zuge gegen Hellas die Baktrer und Saker.

Von dem H., der nie König war, ist vollkommen verschieden der viele Jahrhunderte früher lebende König der Baktrer H., unter welchem Zoroaster erschien, und den unter den Alten schon Agathias unterscheidet. Die Neuperser, die viele Jahrhunderte aus ihrer Geschichte vergessen haben, verwechseln diese beiden Persönlichkeiten und machen den Kei Guschtasp zum Urvater des Darâ. In den uns

Digitized by Google

erhaltenen Zendbüchern wird er Kavi Vistâçpa genannt, Sohn des Arvadaçpa, neuperſ. Lohraſp, und Bruder des Zairivairi (neuperſ. Zerir). Er ſtritt für Zoroaſters Lehre gegen Turan, namentlich gegen Ardjadaçpa (neuperſ. Ardjaſp). Der 11. Nosk des Zendaveſtâ führte ſeinen Namen und handelte von ihm; aber nach der Sage der Perſer wurden von den urſprünglichen 60 Kapiteln dieſes Buchs 10 nach Alexander nicht wieder aufgefunden. Aus dieſer verlorenen Quelle hat mit vieler Ausſchmückung die neuere Sage der Parſen geſchöpft. Danach war Guſchtaſp der fünfte der Kayanier und regierte 120 Jahre. Nach der Abdankung des Vaters Lohraſp bekehrte ſich Guſchtaſp zur Lehre der Aveſta, wurde aber deshalb von Ardjaſp, König von Turan, angegriffen. Nach der Beſiegung dieſes Königs verbreitete Guſchtaſp die Lehre in alle Länder und ſandte Iſfendiar zu dieſem Zwecke aus. Während eines Zugs des Königs nach Zabuliſtan kam Ardjaſp wieder, zerſtörte Balkh, und löſchte mit dem Blute der Ormazdprieſter die Feueraltäre. Doch wurde die neue Lehre wiederhergeſtellt, und Guſchtaſp hinterließ den Thron ſeinem Sohne Ardirſcho.

[ter), Gebärmutter...

Hyſter... (vom grch. ὑστέρα, die Gebärmut-

Hyſteralgie (grch.), Gebärmutterſchmerz, Gebärmutterkolik.

Hyſtèrie (grch.), Mutterplage, Mutterſtaupe, eine eigentümliche, unter ſehr verſchiedenartigen Symptomen auftretende Nervenkrankheit, welche ſich hauptſächlich durch Störungen der Empfindlichkeit (Senſibilität), der Bewegung (Motilität), der geiſtigen Funktionen und der Ernährung kundgibt und welche faſt nur bei Frauen, und zwar in der Zeit der Geſchlechtsreife vorkommt. Die Senſibilitätsſtörung zeigt ſich entweder als allgemeine Erhöhung der Reizbarkeit (Hyperäſthéſie) in einer Steigerung der Schärfe der Sinne, die häufig Quelle großen Unbehagens wird, ferner in Idioſynkraſien oder auch in einem Zuſtande anhaltender Erregung gewiſſer Nervengebiete. Andererſeits macht ſich häufig Empfindungsloſigkeit geltend. Die Hyperäſthéſie, welche gewöhnlich als Nervenſchwäche bezeichnet wird, verleiht den Kranken eine oft außerordentliche, ans Wunderbare grenzende Schärfe der Sinne, inſofern dieſelben durch den Geruch, das Gefühl, das Gehör Unterſchiede wahrnehmen, welche Geſunden völlig entgehen; Licht iſt ihnen zu hell, eine Farbe zu grell, ein Geruch zu ſtark, ein Geräuſch unerträglich, die Geſunde gewöhnlich finden. Außerdem lieben ſie Sinneseindrücke (z. B. Gerüche), die Geſunden zuwider ſind, während ſie ſolche, die Geſunden angenehm, widerlich finden. In (meiſt einſeitigem) Kopfſchmerz, oft heftigſtem Gelenkſchmerz, Flimmern vor den Augen, Brauſen in den Ohren, anhaltenden unangenehmen Geruchsempfindungen macht ſich die Nervenerregung weiterhin häufig geltend. Aber auch die Empfindungsloſigkeit iſt oft ſo groß, daß ſich dieſe Kranken ohne Schmerzensäußerung ſtechen, brennen und andern ſchmerzhaften Eingriffen unterwerfen laſſen. Daneben haben ſie eine verkehrte Wahrnehmung von innern Organen: Herzklopfen, erſchwertes Atmen, abnorme Gefühle im Magen, in der Speiſeröhre, in welcher häufig die Empfindung entſteht, als ſteige eine Kugel vom Magen zur Kehle hinauf (ſog. hyſteriſche Kugel, globus hystericus) u. dgl. Krämpfe und Lähmung ſind nicht ſelten, ſchwinden aber oft überraſchend ſchnell; die Krämpfe äußern ſich entweder nur als vereinzelte Zuckungen gewiſſer Muskelgruppen, beſonders der Arme, oder als kompliziertere konvulſiviſche Paroxysmen (ſog. Lach-, Wein- und Gähnkrämpfe), oder endlich als heftige Konvulſionen des ganzen Körpers, welche die größte Ähnlichkeit mit epileptiſchen Krämpfen darbieten können. Mit großer Leichtigkeit tritt bei Hyſteriſchen ein oft überraſchend ſchneller Wechſel der Stimmung ein, doch ſind ſie meiſt traurig. Als eigentümliche pſychiſche Erſcheinung macht ſich auch eine Neigung zu Übertreibungen und zu Betrug geltend, während das Denkvermögen ſich in geſunder Weiſe äußert. Doch geht in höhern Graden und bei längerm Beſtehen die Krankheit zuweilen auch in Geiſteskrankheit, insbeſondere in Verrücktheit über. Im Somnambulismus (ſ. d.) findet die Krankheit den höchſten Grad ihrer Ausbildung. Neben der H. kommen oft Krankheiten der Geſchlechtsorgane vor, und dieſe ſind häufig die Urſache derſelben. Doch iſt dies nicht immer der Fall, und auch nicht jede Geſchlechtskrankheit macht hyſteriſch. Man findet die H. häufig bei kinderloſen, unglücklich verheirateten Frauen, Witwen und alten Jungfrauen, und hier iſt, wenn nicht Geſchlechtskrankheiten vorliegen, das niederſchlagende Bewußtſein eines verfehlten Lebens als Urſache anzuſehen. Die Nichtbefriedigung oder unnatürliche Befriedigung des Geſchlechtstriebes trägt an der Krankheit viel ſeltener die Schuld, als oberflächliche Ärzte behaupten. Oft iſt die Anlage zur H. angeboren, auch wird dieſe allgemeine Störung des Nervenlebens durch Blutarmut (infolge von ſtarken Blutverluſten, erſchöpfenden Krankheiten und übermäßig langen Stillens) hervorgerufen. Wo ſich die Grundurſache nicht heben läßt, iſt verſtändiger Zuſpruch, geregeltes, thätiges Leben oft von großem Vorteil; der Krankheit wird in vielen Fällen durch eine vernünftige Erziehung vorgebeugt. Insbeſondere iſt bei der Erziehung der Mädchen ſchon frühzeitig darauf hinzuwirken, daß die letztern ſchon von früher Jugend auf Gemütsbewegungen zu bemeiſtern, unerhebliche Schmerzen leicht zu ertragen lernen und in jeder Beziehung geiſtig und körperlich abgehärtet werden. Iſt die Krankheit einmal ausgebrochen, ſo iſt außer der Beſeitigung eventueller körperlicher Störungen (Bleichſucht, Blutarmut, Gebärmutterleiden u. dgl.) eine fortgeſetzte und verſtändige pſychiſche Behandlung der Kranken von der allergrößten Wichtigkeit, über welche ſich allgemeine Regeln nicht wohl aufſtellen laſſen, ſondern welche in jedem gegebenen Falle nach der Individualität der Kranken von einem erfahrenen und ſachkundigen Arzt im einzelnen genau angegeben und ſodann von der Umgebung der Kranken ſorgfältig und beharrlich durchgeführt werden muß.

Hyſtèriſch, an Hyſterie (ſ. d.) leidend, dadurch bedingt.

Hysterium *Fr.*, Ritzenſchorf, Pilzgattung aus der Familie der Discomyceten. Einige Arten derſelben leben paraſitiſch auf den Nadeln der Coniferen. Sie bilden kleine ſchwarze elliptiſche oder lineale Fruchtkörper, die als Polſter aus den befallenen Blättern hervorbrechen und dann mit einem Längsriß ſich öffnen. Die wichtigſten Arten ſind der Ritzenſchorf auf der Weißtanne, H. nervisequum *Fr.*, und auf Fichten und Kiefern vorkommende H. Pinastri *Schrad.* Bei dem

stern sind die Perithecien strichförmige Polster, die h auf der Mittelrippe der Unterseite hinziehen, i dem letztern sind die Fruchtkörper kürzer und ehr elliptisch geformt. Beide Pilze können in aldungen viel Schaden anrichten, da durch das Blattgewebe wuchernde Mycelium das Blatt seiner Ernährung gestört wird und schließlich stirbt. Die Perithecien entwickeln sich gewöhnh erst, nachdem bereits das Blatt gelb geworden d abgefallen ist. Die Ascosporen reifen erst im chsten Frühjahre und können dann leicht wieder jungen noch zarten Blätter infizieren. Ist der rlust an Nadeln durch die Einwirkung des Pilein bedeutender, so wird natürlich auch die Geternährung der Bäume benachteiligt, dieselben ommen ein kränkliches Aussehen, und wiedert sich die Infektion mehrere Jahre hindurch, so nen die Bäume schließlich zu Grunde gehen.

Hysterocēle (grch.), Gebärmutterbruch, fehlerte Lage der Gebärmutter, wobei dieselbe durch Leisten- oder Schenkelkanal aus der Bauchhöhle h außen tritt und, von einem Bruchsack umkleidet, erlich unter der Haut zu fühlen ist. (S. Bruch.)

Hysterologie, die Schiefheit der Gebärmutter, Verschiebung derselben im Unterleib.

Hysteromanie, Wahnsinn der Frauen mit gechtlicher Aufregung.

Hystéron Próteron (grch., d. h. das Spätere r) heißt eine grammatisch-rhetorische Figur, die n besteht, daß Satzteile und die durch sie ausückten Begriffe nicht in ihrer natürlichen oder richtigen zeitlichen Anordnung aufgeführt werden, sondern was der natürlichen Anordnung oder Zeit nach an zweiter Stelle stehen sollte, vorangestellt wird; es geschieht dies häufig dann, wenn der in einfach logischer Folge zuletzt kommende Begriff für den Sprechenden der wichtigere und deswegen mehr hervorzuhebende ist. Ein Beispiel gibt der Homerische Vers: »Beide, nachdem sie erzog und gebar die göttliche Mutter.«

Hysterophor, Gebärmutterhalter, Instrument zum Stützen der gesenkten Gebärmutter.

Hysteroptose, Gebärmuttervorfall.

Hysteroskopie, die Untersuchung der Gebärmutter vermittelst des Mutterspiegels.

Hysterotomie, der Kaiserschnitt, chirurgische Operation an der Gebärmutter; Hysterotom, Instrument zur Vornahme derselben.

Hystrix (lat.), Stachelschwein.

Hystriziēmus (von hystrix, Stachelschwein), der höchste Grad der Fischschuppenkrankheit (s. d.).

Hytas heißen in der asiat. Türkei geworbene leichte Reiter, welche auf Kriegsdauer oder für einen bestimmten Feldzug verpflichtet werden.

Hythe, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, 7 km westlich von Folkestone am Pas de Calais, an der Grenze des jetzt eingedeichten und bebauten Marschlandes von Romney, mit (1881) 4069 E., besteht aus einer einzigen, längs der Küste sich hinziehenden Straße. H. war einer der Cinque Ports (s. d.), jetzt aber ist der Hafen ganz versandet und die Stadt sehr zurückgekommen.

J

J, der neunte Buchstabe unsers Alphabets, bezeichnet einen Vokal, der mit den e-artigen Lauten) zu den sog. »weichen« oder »palatalen« Vogehört (im Gegensatz zu den nichtpalatalen a, . Früher nahm man in der Sprachwissenmeistens an, daß die Sprache ursprünglich ie drei sog. reinen Vokale a, i, u besessen habe, wurde also i zu diesen Grundvokalen gerech. Die histor. Sprachforschung hat aber gezeigt, wo die Dreiheit a, i, u sich findet (z. B. im chen), sie erst das Resultat der Vereinfachung ursprünglich größern Reihe von Vokalen ist; ben wir z. B. im Deutschen ein seinem Urg nach zwiefaches i, eines gleich ursprüngi, das andere gleich ursprünglichem e all, wo im Deutschen einem i in andern en oder Ableitungen des Wortes ein a gerersteht, ist i aus e entstanden, z. B. in en« neben »Band«). Von allen Vokalen ist i die stärkste Wirkung auf umgebende Laute urch die sog. Epenthese erzeugt es in der vorenden Silbe Diphthong oder Umlaut, auf Weise entstehen im Deutschen ä (e) aus a, ö , ü aus u u. s. w., z. B. »ich schlage«, »du t«, got. slaha—slahis. In vielen Sprachen das i stark ein auf die Aussprache der ihm gehenden Konsonanten, namentlich auch die rale (k, g); so sprachen die Römer kibus (ci- die Italiener tschibo (cibo). Der Buchstabe es Alphabets ist wie alle unsere Buchstaben r lat. Schrift entnommen; da diese aus der griechischen, die griechische aus der phönizischen stammt, geht es also im letzten Grunde auf das phöniz. jod zurück, das sowohl den Konsonanten jod, wie den Vokal i ausdrückt.

Als Abkürzungszeichen steht I in röm. Inschriften, Handschriften u. s. w. für imperator; als Zahlzeichen für 1. In der Chemie ist I das Zeichen oder Symbol für Jod. Auf deutschen Reichsmünzen bezeichnet I den Münzort Hamburg, auf ältern franz. Münzen: Limoges.

I ad graecum pi! (lat.), geh zum griechischen pi (π), d. h. zum Galgen, scher' dich zum Henker!

Jakchos (lat. Jacchus), war ein Beiname oder Name des Dionysos, welchen er wahrscheinlich wie den etymologisch nahe verwandten Namen Bakchos von den Jubelrufen führte, mit denen er bei Festen und Festzügen angerufen wurde.

Jalēmos hieß nach der griech. Mythologie ein Sohn des Apollo und der Muse Kalliope. Er soll jung gestorben und deshalb sein Name wie der des Linos zur Bezeichnung für Klagegesänge gebraucht worden sein.

Jamblichus, neuplatonischer Philosoph, aus Chalcis in Cölesurien, war ein Schüler des Porphyrius und starb um 330 n. Chr. Durch ihn artete die neuplatonische Philosophie in Dämonologie und Theurgie aus, weshalb er auch bei seinen Schülern den Ruf eines Geisterbeschwörers und Wunderthäters erhielt. An dem Kaiser Julian fand er, als Verteidiger des alten Götterglaubens,

Digitized by Google

einen begeisterten Verehrer, was dazu beitragen mochte, ihm den Beinamen des Göttlichen zu geben. Von seinen vielen Schriften sind nächst einigen mathematischen noch übrig ein Bruchstück des Lebens des Pythagoras, über den er manches Seltsame und Fabelhafte berichtet, und eine Ermahnung zur Philosophie, beide von Kießling (Lpz. 1813 u. 1815) herausgegeben. Auch wird ihm eine Schrift über die ägypt. Mysterien, herausgegeben von Parthey (Berl. 1857), beigelegt, deren Echtheit aber verdächtig ist.

Jambus (grch.) heißt in der Metrik ein aus einer kurzen und langen Silbe (⏑ –) bestehender Versfuß, als dessen Erfinder der griech. Dichter Archilochus galt, der ihn schon völlig ausgebildet in seinen Schmähgedichten angewendet hat. Jambische Verse werden nach Dipodien (Doppelfüßen ⏑ – ⏑ –) gemessen. Der bekannteste iambische Vers ist der Trimeter (nach den drei Dipodien benannt) oder Senarius (nach den sechs Füßen), der Vers des Dialogs im antiken Drama. Die Cäsur liegt meist nach der Thesis des dritten Fußes (⏑ – ⏑ – ⏑ | – ⏑ – ⏑ – ⏑ –). Statt des J. kann im ersten Fuße jeder Dipodie, also in allen Versfüßen ungerader Zahl (1, 3, 5) der Spondeus (– –) stehen; außerdem hat der iambische Vers noch manche andere Freiheiten.

Janthe ist der Name des 98. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Japetus, Titane, Sohn des Uranos und der Gäa; ihm gebar die Tochter seines Bruders Okeanos, Klymene (oder Asia), den Atlas, Prometheus, Epimetheus und den Menötios. Als Vater des Prometheus steht er an der Spitze der hellenischen Stammtafel. — J. heißt auch einer der Satelliten des Saturn (s. d.).

Japyden (Japoden), im Altertum ein durch seine Tapferkeit und Wildheit ausgezeichneter illyrischer Stamm im nördl. Dalmatien, im obern Gebiet des Flusses Colapis (jetzt Kulpa), der nordöstl. Teil des sog. Liburnien. Den Römern wurden sie 34 v. Chr. durch Octavian nach Zerstörung ihrer Hauptstadt Metulum (jetzt Metlika oder Möttling) an der Kulpa unterworfen und der Provinz Dalmatien einverleibt, ihr Gebiet später anscheinend zwischen dieser und Pannonien geteilt.

Japygia, die südöstl. Küstenebene Italiens, angeblich von einem Führer eingewanderter Kreter benannt. Der Boden war für Wein- und Ölbau geeignet, Roß- und Schafzucht blühten; die Bewohner gehörten dem illyr. Volksstamme an, wurden indessen früh hellenisiert, hauptsächlich durch den Einfluß Tarents. Schon gegen Ende des 4. Jahrh. v. Chr. ergriffen die Römer von dem Landesteile Besitz, der bei ihnen, wie noch jetzt, Apulia hieß.

Jarbas, s. Hiarbas.

Jason, ein Heros des alten Griechenland, war der Sohn des Äson (Aison), Königs von Jolkos in Thessalien, und der Polymede, nach andern der Polymele, Alkimede oder Polypheme, und hatte den Centauren Chiron zum Lehrer. Schon als Jüngling wohnte er der Eberjagd bei Kalydon bei. Als sein Vater, noch ehe J. volljährig geworden, die Regierung niederlegte, übernahm sie als Vormund Pelias, J.s Oheim. Die Veranlassung zu J.s Zuge nach Kolchis war der gewöhnlichen Sage nach folgende: Pelias ließ einst zu einem feierlichen Opfer des Poseidon (Neptun) alle seine Verwandten, darunter auch J. einladen. Als dieser auf seinem Wege nach Jolkos an den Fluß Anauros kam, fand er die Hera (Juno) in Gestalt einer alten Frau, welche ihn bat, sie über den Fluß zu tragen. J. that dies, ließ aber den einen seiner Schuhe im Schlamme zurück. So kam er zu Pelias, der über den Verlust des Schuhs in Schrecken geriet, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der zu dem Opfer ohne Schuhe käme. Pelias fragte den J., was er wohl mit demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als sein Mörder verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Hera antwortete J., er würde ihn nach Kolchis schicken, um das Goldene Vlies wieder zu holen. Diesen Auftrag erhielt J. nun selbst vom Pelias.

Nach Pindar hatte Pelias seinem Bruder Äson den Thron geraubt. Als J. volljährig geworden, ging er in der Kleidung eines Magnesiers, mit einer Leopardenhaut um die Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet nach Jolkos an den Hof des Pelias. Auch nach dieser Sage kam J. nur mit einem Schuh bei dem Pelias an. Als Pelias, der ihn nicht kannte, sich nach seiner Herkunft erkundigte, antwortete er freimütig, er sei Äsons Sohn, ließ sich dann die Wohnung seines Vaters zeigen und feierte daselbst mit seinen Eltern und seinen Verwandten Pheres, Amythaon, Admetos und Melampus fünf Tage lang das Fest des Wiedersehens. Hierauf gingen sie zu Pelias und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias antwortete, daß er bereit sei, dasselbe J. zu überlassen, wenn dieser zuvor das Goldene Vlies wieder nach Thessalien zurückgebracht haben würde. Auf der Fahrt dahin (s. Argonauten) zeugte J. mit der Hypsipyle (s. d.) auf Lemnos zwei Söhne. Von Medea (s. d.) unterstützt, vollführte er dann seine Aufgabe und kehrte mit ihr, als seiner Gemahlin, nach langem Umherirren in die väterliche Heimat zurück. Hier rächte er die Ermordung seiner Eltern und seines Bruders durch den von Medea bewirkten Tod des Pelias. Dennoch gelangte er nicht auf den Thron von Jolkos. Freiwillig oder gezwungen überließ er denselben dem Alastos, dem Sohne des Pelias, und zog mit seiner Gemahlin nach Korinth. Hier lebten beide zehn Jahre in der glücklichsten Ehe, bis J., der Medea überdrüssig, sich entschloß, Glauke, nach andern Kreusa, die Tochter des korinth. Königs Kreon, zu heiraten und seine Gemahlin und Kinder zu verstoßen. Doch Medea rächte sich schrecklich an der verhaßten Nebenbuhlerin und floh, als J. sie dafür bestrafen wollte, auf ihrem Drachenwagen zum König Ägeus (s. d.) in Athen, nachdem sie zuvor ihre Kinder getötet hatte. Nach einigen soll J. hierauf sich aus Verzweiflung getötet haben. Nach andern wurde er am Meeresufer von einem auf ihn herabstürzenden Stück der Argo, des Schiffs, welches ihn nach Kolchis gebracht hatte, erschlagen. Andere erzählen, er sei später mit Medea ausgesöhnt, mit ihr nach Kolchis zurückgekehrt und habe nach dem Tode seines Schwiegervaters dessen Thron bestiegen.

Jatrie (grch.), ärztliche Thätigkeit und Kunst.

Jatrochemiker oder Chemiatriker nennt man die Anhänger eines mediz. Systems, welches die Vorgänge im gesunden und kranken Körper, sowie die Wirkungen der Heilmittel auf chem. Vorgänge zurückzuführen strebt. Eine solche ärztliche Schule wurde schon im 16. und 17. Jahrh. von Paracelsus und Helmont vorbereitet, von Franz

Digitized by Google

Sylvius sowie von G. E. Stahl eigenartig weiter gebildet. Man versuchte die chem. Vorgänge im Tierkörper auf Gärungsprozesse zurückzuführen, war aber wegen der mangelhaften Kenntnis der chem. Prozesse und des Wesens der Gärung nicht im Stande, die aufgestellten Theorien sicher zu begründen. Die gewaltigen Fortschritte jedoch, welche die Neuzeit in der Chemie überhaupt und in der Zoochemie im besondern gemacht hat, bahnen endlich eine Lösung des großen Problems der Erklärung der chem. Erscheinungen im lebenden Tiere mit Erfolg an. Die physiol. und pathol. Chemie ist daher die Ergänzung der physiol. und pathol. Physik.

Jatromathematiker nannte man im Altertum diejenigen Ärzte, welche noch neben ihrem eigentlichen Berufe mathem. Wissenschaften, besonders Astronomie und Astrologie trieben und wohl auch diese beiden Wissenschaften aus eigenem Aberglauben oder, um sich mehr Ansehen zu verschaffen, mit der Medizin verbanden, ohne gerade in die Klasse der Magier zu gehören. In der neuern Zeit bedeutet dieser Name, welchem der der Jatromechaniker oder Jatrophysiker gleichsteht, die Anhänger einer eigenen mediz. Schule, welche die Gesetze der Physik im lebenden gesunden und kranken menschlichen Körper als das hauptsächlich wirksame Moment nachzuweisen suchte. Die ältere Schule dieses Namens feierte ihren Haupttriumph in der durch Harvey (1616) gemachten Entdeckung des Blutkreislaufs. Schon Santorio Santoro aus Capo d'Istria (1561—1636, Professor zu Padua und Venedig) stellte physiol. Versuche zur Entdeckung physik. Gesetze im tierischen Körper, insbesondere zahllose genaue Messungen und Wägungen zur Bestimmung der Hautausdünstung, der tierischen Wärme, des Stoffumsatzes und des Kreislaufs an, und nach ihm erklärte Alfonso Borelli (1608—79, Professor in Pisa) in dem nach seinem Tode (1679) erschienenen Buche «De motu animalium» (Rom 1680) die Prozesse im lebenden Organismus nach den Gesetzen der Statik und Hydraulik, indem er ihn mit einer einfachen Maschine verglich. Borellis System fand seine meisten Anhänger in Italien, unter denen besonders Lorenzo Bellini (1643—1704, Professor in Pisa) und Giorgio Baglivi (1669—1707, Professor in Rom) zu nennen sind, und in England, wo besonders James Keil, Jurin, Georges Cheyne begeisterte Verbreiter der neuen Lehre waren. In Frankreich wurde dieselbe von Einzelnen nur zum Teil angenommen und in Deutschland nur der Hauptidee nach andern Systemen, z. B. dem von Boerhaave, F. Hoffmann, zu Grunde gelegt. Doch war die damalige Physik noch zu arm an Thatsachen, als daß sie Ausreichendes und Dauerndes für die Begründung der ärztlichen Wissenschaften hätte liefern können. Die neuere, durchaus auf unzweifelhafte mathem. Sätze begründete Physik bietet dessen um so mehr und ist daher auch zu diesem Zwecke allseitig angewendet worden. Die mediz. Wissenschaft der Gegenwart konstatiert, daß eine Menge der wichtigsten Vorgänge im gesunden und kranken menschlichen, tierischen (und pflanzlichen) Organismus rein auf physik. (beziehentlich chemischen) Vorgängen beruht und nach physik. Gesetzen vollständig erklärbar ist.

Jatropha, s. Jatropha.

Jatrotechnik (grch.), praktische Heilkunst, besonders Wundarzneikunst.

Jaxartes, der alte Name des Sir-Darja (s. d.).

Ib., Abkürzung für Ibidem (s. d.).

Ibadhi, mohammed. Sekte, s. Bejasi.

Ibaizabel, der baskische Name der Stadt Bilbao.

Ibar, Fluß im Königreich Serbien, entspringt im türk. Vilajet Novi-Pazar unweit des Fleckens Rožaj, durchfließt das Amselfeld, vereint sich beim Eintritt ins serb. Gebiet mit der Raschka, bildet dann die Grenze zwischen den Kreisen Užica und Čačak und mündet unterhalb Karanovatz in die Serbische Morawa. Unweit von letzterer Stadt befindet sich das berühmte Kloster Žiča, der Krönungsort der alten serb. Könige.

Ibarra oder Imbabura, Hauptstadt der Provinz Imbabura in der südamerik. Republik Ecuador, liegt auf einer schönen Hochebene mit mildem Klima, 2225 m über dem Meere, 15 km im S. des Rio Chota, 100 km im NO. von Quito, nördlich vom stumpfen Kegel des 4582 m hohen Vulkans Imbabura. Die Stadt besitzt vier Kirchen, eine höhere und drei Elementarschulen in ehemaligen Klöstern, ein Regierungsgebäude und ein Hospital und zählt 6000 E., die sich mit Landbau, Viehzucht und Woll- und Baumwollweberei beschäftigen. J. wurde 1597 durch den Präsidenten von Quito, D. Alvaro de Ibarra, angelegt und 6. Aug. 1868 durch ein Erdbeben zu Grunde gerichtet, wobei gegen 8000 Menschen umkamen. Nur zum kleinen Teil wieder aufgebaut, ist es die freundlichste Stadt in den Hochcordilleren.

Ibarra (Joachim), geb. zu Saragossa 1726, gest. in Madrid als Hofbuchdrucker 23. Nov. 1785, erhob in Spanien die Buchdruckerkunst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Aus seinen Pressen gingen Prachtausgaben der Bibel, des «Mozarabischen Missals», der «Geschichte Spaniens» von Mariana (2 Bde., 1780), des «Don Quixote» (2 Bde., 1780) und der span. Übersetzung des Sallust (1772), welche den Infanten Don Gabriel zum Verfasser hatte, hervor.

Ibbenbüren, Stadt im Kreise Tecklenburg des Regierungsbezirks Münster der preuß. Provinz Westfalen, an der Linie Hannover-Rheine der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Berginspektion und zählt (1880) 3908 meist kath. E. Die Stadt liegt zwischen Ausläufern des Teutoburgerwaldes, die hier eine reiche Ausbeute an Steinkohlen, Kohlensandstein, Eisenerz, Galmei, Bleierz und Kalkstein gewähren. Außerdem sind daselbst vorhanden eine Ockerfabrik, eine Stärkefabrik, drei Glashütten für Hohlglas, zwei Dampfmühlen, eine Maschinenfabrik und zwei mechan. Staffelwebereien. — J. gehörte früher zur Diöcese Osnabrück, kam als zur Grafschaft Lingen gehörig 1555 durch Schenkung an Philipp von Spanien, wurde 1632 von Friedrich Heinrich von Oranien erobert und fiel 1703 an Preußen. — Die Landgemeinde Ibbenbüren hat 5254 E.

Iberer (lat. Iberi, Ibēres) nannten die Alten ein Volk, welches nicht nur die ganze Pyrenäische Halbinsel, sondern auch Aquitanien und die nordwestl. Küsten und Inseln des Mittelmeers bis zum untern Rhône hin bewohnte und mit seinen verschiedenen Unterabteilungen einen ganz selbständigen und eigentümlichen Sprachstamm bildete, dessen letzte Reste die heutigen Basken (s. d.) sind. Wie die Untersuchungen von W. von Humboldt [illegible] bings von Kiepert bekundet haben, läßt [illegible] Teil der auf uns gekommenen über-

Orts- und Personennamen aus dem Baskischen erklären. Auf der Pyrenäischen Halbinsel (s. Hispania) zerfielen die J. in eine bedeutende Anzahl von Völkerschaften, deren Kulturstufe jedoch eine sehr verschiedene war. Ackerbau und Viehzucht stand in vielen Gegenden in Blüte. Unter den Industriezweigen hatte im Süden namentlich die künstlerische Bearbeitung der Metalle eine hohe Stufe erreicht, und der Bergbau wurde ziemlich schwungvoll betrieben. Die J. hatten eine weitverbreitete nationale Schrift, die sich in zwei Hauptarten spaltete und deren Ursprung in sehr frühe Zeit hinaufzureichen scheint. Für die civilisierteste iber. Völkerschaft galten die Turdetaner im untern Andalusien, welche geschichtliche Aufzeichnungen, alte Heldenlieder und geschriebene Gesetze besaßen. Auch die Turduler, die einen Teil Lusitaniens innehatten, standen auf einer ziemlich hohen Bildungsstufe. Für den kriegerischsten Stamm galten die Cantabrer im Norden des spätern Altcastilien, welche die letzten Kämpfe mit den Römern (24—18 v. Chr.) bestanden. Als die Vorfahren der Basken sind die Basconen zu betrachten. Die Stämme der Celtiberer waren durch Mischung von J. mit eingewanderten Celten entstanden. Mit den Karthagern standen die J. in einem lebhaften Handelsverkehr, wodurch ihnen auch mancherlei fremde Kulturelemente zugeführt wurden. Iber. Söldner bildeten einen bedeutenden Teil der karthag. Heere. Die röm. Kultur fand bei den civilisierten Völkerschaften bald festen Fuß, sodaß die Latinisierung der Pyrenäischen Halbinsel (seit Augustus) verhältnismäßig rasch vor sich ging. Unter den erhaltenen Resten der altiber. Kultur sind besonders eine Anzahl Münzen hervorzuheben, die Boudard in der «Numismatique ibérienne» (Par. 1859) beschrieben hat.

Iberia hieß bei den Alten einerseits die fast rings von Gebirgen umschlossene, vom Flusse Cyrus, jetzt Kur, durchströmte, an Getreide, Öl und Wein fruchtbare Ebene des kaukas. Isthmus, die im N. durch den Kaukasus vom Lande der Sarmaten geschieden, im W. an Kolchis, im S. an Armenien, im O. an Albania grenzte und die (im Lande selbst Kharthli oder Vêr genannt) seit dem 11. Jahrh. den Namen Georgien (s. d.) oder Grusien trägt. Die Einwohner, die Iberer, trieben vornehmlich Ackerbau und schieden sich in röm. Zeit in vier Kasten: Edle, Priester, gemeine Freie und Leibeigene. Bekannt wurde ihr Land durch den Feldzug des Pompejus 65 v. Chr. Dauernd stand es unter röm. Herrschaft von Trajan bis nach dem Tode Julians; dann unterwarf es der pers. König Sapor II. Unter Anerkennung der pers. Oberhoheit behielt J. seine nationalen Fürsten mit dem Königstitel, die im 5. Jahrh. nahe der alten Hauptstadt Mtzchêth (gewöhnlich Meschitha) die neue Tbilisi (Tiphilis, jetzt Tiflis) erbauten. J. wurde seit dem 4. Jahrh. von Armenien aus christianisiert. — Andererseits wurde vor dem Aufkommen des Namens Hispania der Name J. für die Pyrenäische Halbinsel gebraucht.

Ibēris *L.*, Schleifenblume, eine zu den schötchentragenden Cruciferen gehörige Gattung mit ziemlich vielen ein- oder mehrjährigen, auch strauchartigen Spezies, von denen mehrere in die Gärten Eingang gefunden haben. Sie sind im südl. Europa, auch wohl in Asien zu Hause. In der Gruppe der Thlaspideae, zu der die Iberis-Arten zählen, unterscheiden sie sich nur durch die ungleichen Blumenblätter, deren zwei äußere immer länger sind als die innern, und durch [illegible] drängtern, trugdoldenförmigen Blütenstand sich allmählich traubig verlängert. Die bekannte und in den Gärten häufigste Art ist I. amara einjährig, etwa 20 cm hoch, mit gespreizten, doldenartig gestellten Ästen und weißen, wohlriechenden Blumen. Je nach der Zeit der Aussaat blüht von Mai oder Juni bis September und Oktober. I. umbellata *L.* wird höher und hat noch ausgebreitetere, doldig stehende, einen ausgebreiteten Strauß bildende Äste. Die Blumen sind blauviolett, purpurn, größer, und ihre doldenförmigen Stände verlängern sich nicht in demselben Maße wie bei jener Art. Blütezeit vom Juni bis [illegible]. Bei ihrer vorzugsweise schönen Spielart var. peridiflora (frz. Julienne) strecken sich die ziemlich kurzen Trauben blendendweißer Blumen [illegible] den cylindrisch-kegelförmig, sodaß die Pflanze gefüllten weißen Matronalviole (Hesperis matronalis) ähnlich sieht. Soll sie recht schön werden, so muß man sie schon im Herbst aussäen. Sehr beliebt ist auch ihre Zwergform (var. nana) mit purpurvioletten Blumen. Bei der vorzugsweise zur Topfkultur geeigneten I. sempervirens, einer immergrünen, sind die doldentraubig gestellten Blumen silberweiß. Eine vorzüglich schöne Zierpflanze ist I. semperflorens *L.*, auf Sicilien und in Persien zu Hause, ein kleiner 50 cm hoher Halbstrauch mit immergrünen, substanzreichen, [illegible]förmigen Blättern und blendendweißen [illegible] Blumen. Man überwintert sie frostfrei und zieht sie, wie auch die vorige Art, aus Stecklingen im Sommer, während man die übrigen Schleifenblumen im Herbst oder im März säet.

Iberisches Gebirgssystem nennt man das östlichen Randgebirge, welche in Spanien die [illegible] castil. Hochebenen gegen das Thal und [illegible] des Ebro abgrenzen. Von den Quellen des [illegible] an zieht es sich in einem Viertelkreise [illegible] nach SO., um sich dann nach S. hin weit [illegible] breiten. Der zwischen dem obern Ebro und dem obern Duero, vom castil. Kanal bis zum [illegible] gelegene Teil, etwa ⅓ des Ganzen, enthält aufeinander folgende Gebirgsmassivs, welche [illegible] Einsenkungen voneinander geschieden sind. Sie des Südufers des obern Ebro ziehen auf hohem [illegible] teau die über 1000 m hohen, aus Kalk der Kreide mation bestehenden Montes Obarenes; südwestlich davon erheben sich die Montes de Oca zwischen dem Plateau von Burgos und dem warmen, weinreichen Distrikt der Rioja; im SO. der aus silurischen Schiefersteinen und Jurakalk zusammengesetzte mächtige Gebirgsstock der Sierra de la Demanda, bei der [illegible] der Mons Idubeda, im Cerro de San Lorenzo 2306 m hoch. Davon geschieden erheben sich [illegible] die Sierra de Néila (mit dem 2251 m hohen [illegible] Urbion, Quelle des Duero) und die östlichere Fortsetzung, die Sierra Cebollera mit einem 2175 m hohen Pik. Wiederum im SO., davon geschieden, erhebt sich im O. von Sória die Sierra del Moncayo (der Mons Caunus der Alten), welche die öden Hochplateaus von Sória von den warmen Hügelländern von Tarazona und Borja trennt. Der höchste Gipfel hat 2351 m Höhe. Auch dies Gebirge besteht aus silurischer Grauwacke nebst Juraschichten. Südlich vom Jalon beginnt der zweite Teil des iber. Systems, etwa doppelt so groß als der erste, die Provinzen Teruel, Guadalajara und [illegible] erfüllend. Zunächst ist es der mächtige [illegible]

Digitized by Google

Parameras de Molina, im N. der Sierra de Albarracin, und im O. gegen den Ebro hin in breiten Stufen hinabſinkend. Südlich von Molina lagert öſtlich von der weitgedehnten Serrania de Cuenca die Sierra de Albarracin, in welcher ſich bei der Quelle des Tajo und des Guadalaviar der 1609 m hohe, aus Juralkalk beſtehende Muela de San-Juan in den Montes Univerſales erhebt; nahe im NW. von ihm ſteht der 1800 m hohe Cerro de San-Felipe. Alle dieſe Gebirgs- und Plateaumaſſen ſind niedriger als die im nördlichern Teile. Öſtlich daran ſchließen ſich die Gebirgsmaſſen der nordvalencianiſchen Küſtengebirge.

Iberiſche Halbinſel wird die Pyrenäiſche Halbinſel (Spanien und Portugal) nach dem Volke der Iberer (ſ. d.) genannt. [Sprache.

Iberiſcher Sprachſtamm, ſ. u. Georgiſche

Iberus, alter Name des Fluſſes Ebro (ſ. d.).

Ibex (lat.), der Steinbock.

Ibidem (lat., meiſt abgekürzt: ib. oder ibid.), ebendaſelbſt, an demſelben Orte, beſonders bei Citaten: in derſelben Schrift, auf derſelben Seite.

Ibis nennt man eine Gattung ſtorchartiger Stelzvögel mit langem, nach unten gebogenem Schnabel und nacktem Kopfe, deren zahlreiche, meiſt ſchön gefärbte Arten nur in warmen Gegenden der Alten und Neuen Welt wohnen. Am bekannteſten iſt der heilige Ibis (Ibis religiosa), etwa 40 cm hoch, ganz weiß bis auf die Flügelſpitzen, Schnabel, Kopf, Hals und Füße, welche ſchwarz ſind. Er wurde von den alten Ägyptern heilig gehalten und nach dem Tode einbalſamiert. Er war das Symbol des Thoth, des ägypt. Hermes, des Gottes der Weisheit und aller Kenntnis, daher dieſer Gott auch häufig unter dem Bilde des J. verehrt oder mit einem Ibiskopfe dargeſtellt wurde, wie auch ſein hieroglyphiſcher Name jederzeit mit dieſem Vogel geſchrieben wird. In den Tempeln des Thoth pflegten mehrere J. unterhalten zu werden, und die Schonung dieſer Vögel war ſo allgemein, daß ſie, wie berichtet wird, in den Städten unbeläſtigt auf den Straßen umherliefen. Gegenwärtig ſind ſie im ganzen Lande äußerſt ſelten, dagegen ſüdlich von Chartum häufig. Der Vogel nährt ſich vorzugsweiſe von Inſekten.

Ibiſchſtrauch, ſ. u. Hibiscus. [ren.

Ibiza oder Iviza, ſpan. Inſel, ſ. u. Balea-

Ibn (arab.), ſoviel wie Ben (ſ. d.), d. h. Sohn.

Ibn-al-athir ('Izz al-din 'Ali ben Muhammed al-G'azari), arab. Geſchichtſchreiber, wurde im J. 555 der Hedſchra (1160 n. Chr.) zu Dſhazirat Ibn-'Omar in Meſopotamien geboren und ließ ſich ſpäter in Moſſul nieder, wo er im J. 630 der Hedſchra (1230/31 n. Chr.) ſtarb. Er iſt Verfaſſer von drei größern Geſchichtswerken, deren berühmteſtes von Tornberg unter dem Titel «Ibn-el-Athiri Chronicon quod perfectissimum inscribitur» (Bd. 1—12, Leiden 1858—71) herausgegeben iſt. Dasſelbe beſchreibt die Weltgeſchichte bis zum Jahre 628 (1230/31). Von ſeinem andern geſchichtlichen Werke «'Ibrat ull 'l-absâr» (einer Geſchichte der Dynaſtie der Atâbeks) ſind von Reinaud nur Fragmente (in ſeiner «Historiens des croisades») veröffentlicht.

Ibn-al-Fâridh (Abû Hafs 'Omar), einer der bedeutendſten arabiſchen myſtiſchen Dichter, geb. in Kairo im J. 576 der Hedſchra (1181 n. Chr.), geſt. daſelbſt im J. 632 (1235 n. Chr.). Seine Gedichte ſind zum größten Teil wegen der vielen myſtiſchen Allegorien ſchwer verſtändlich, aber voll der ſchönſten poetiſchen Bilder. Das eine ſeiner Gedichte, «Tâ 'jah» genannt (ſo genannt, weil alle Doppelverſe auf t endigen), iſt von J. von Hammer-Purgſtall unter dem Titel «Das arab. Hohe Lied der Liebe» (Wien 1854) mit Überſetzung herausgegeben, der «Divân» (mit arab. Kommentar) in Marſeille (1853) im Druck erſchienen.

Ibn-'Arabſchâh (Ahmed ben Muhammed al-Iſferâ'ini), ein vielſeitiger arab. Schriftſteller, geſt. im J. 854 der Hedſchra (1450 n. Chr.) zu Damascus, ſeinem Geburtsorte. Er verfaßte eine intereſſante Geſchichte des Tamerlan, herausg. von Jak. Golius (Leiden 1636, und in Kalkutta, 1812; 2. Ausg. 1818) und überſetzt lat. von Manger (Leeuwarden 1767—72), frz. von Vattier (Par. 1658). Großes Intereſſe nimmt ein anderes Werk J.s in Anſpruch, welches eigentlich eine Anweiſung zur Erziehung von Fürſtenſöhnen iſt (arab. u. lat. herausg. von G. W. Freytag unter dem Titel: «Fructus imperatorum et jocatio ingeniosorum», 2 Bde., Bonn 1832—52).

Ibn Batuta, eigentlich Abu Abdallah Mohammed, der bedeutendſte Reiſende der Araber, geb. 1304 zu Tanger in Marokko, begann 1325 ſeine große Reiſe, auf welcher er Ägypten, Syrien, Perſien, Meſopotamien, Arabien, die Oſtküſte Südafrikas, Kleinaſien, die Krim, Südrußland, Chiwa, Bokhara, Chorâſan, Kandahar, Dehli, China, die Hafenplätze Indiens und viele Inſeln des Indiſchen Archipels zum Teil mehrmals beſuchte. Er kehrte 1349 wieder nach ſeiner Heimat zurück, ging aber bald nach Südſpanien und wandte ſich 1352 nach Centralafrika, wo er bis Timbuktu kam. Er ſtarb 1377 in Fes. Sein Reiſewerk gaben Defrémery und Sanguinetti (4 Bde., 1855—59) heraus.

Ibn-Chaldûn (Wali al-din Abû Zeid 'Abd-al-rahmân al-Hadhrami), einer der größten arab. Geſchichtſchreiber, geb. im J. 732 der Hedſchra (1332 n. Chr.) zu Tunis, genoß eine ausgezeichnete Erziehung und trat ſchon früh in den Dienſt des Beherrſchers von Fez. Im J. 784 begab er ſich nach Alexandria, dann nach Kairo, wo er Vorleſungen hielt. Nach einem ſehr bewegten Leben und nachdem er verſchiedene hohe Stellen, namentlich in Ägypten und Syrien bekleidet, ſtarb er als malekitiſcher Großrichter in Kairo im Ramadhân des J. 808 (März 1406). Sein berühmteſtes Werk iſt eine Geſchichte der Anfänge der Nationen, vorzüglich der Araber und Berbern und der Begebenheiten, welche ſich ſpäter zugetragen haben. Voll von intereſſanten Geſichtspunkten iſt die dazugehörige Einleitung, welche noch jetzt für die türk. Staatsmänner die Hauptquelle ihrer ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien bildet. Dieſe Einleitung oder «Prolegomena» ſind wiederholt gedruckt (Par. 1858, mit überſ. von Guckin de Slane, Bd. 1—3, Par. 1863, Beirut 1882), wie auch die Geſchichte der Araber und Berbern (Par. u. Algier 1847—51, mit Überſetzungen von G. de Slane, Bd. 1—3, Algier 1852—56) herausgegeben iſt.

Ibn-Challikân (Schams-al din Abu'l Abbas Ahmed), ein Abkömmling der berühmten Barmeciden, geb. zu Arbela im J. 608 der Hedſchra (1211 n. Chr.), geſt. in Damascus im J. 681 der Hedſchra (1282 n. Chr.) nach einem ſehr wechſelvollen Leben. Er verdankt das große Anſehen, in welchem er noch jetzt ſteht, vor allem ſeinem biographiſchen Geſchichtswerke, welches die «Todesfälle der berühmteſten Perſonen und die Geſchichte der Söhne der

Digitized by Google

Zeit» behandelt. Das Werk, eine der zuverlässigsten Quellen für die Litteraturgeschichte der Araber während des 2. bis 7. Jahrh. der Hedschra, ist wiederholt herausgegeben, zuerst von F. Wüstenfeld (13 Hefte, Gött. 1835 fg.), dann von Guckin de Slane (Par. 1838 fg.), zugleich übersetzt von demselben (Par. 1842 fg.). Vgl. B. F. Tydemann, «Conspectus operis Ibn-Challikani de vitis illustrorum virorum» (Leiden 1809).

Ibn-Doreid (Abû Bekr Muhammed ben al-Hasan), berühmter arab. Schriftsteller, geb. im J. 223 der Hedschra (838 n. Chr.) in Basra und daselbst erzogen. Zwölf Jahre verweilte er in der arab. Landschaft 'Omân, ging dann nach Persien, später nach Bagdad. Hier starb er im J. 321 der Hedschra (933 n. Chr.). J. verfaßte u. a. eine berühmte, aus 230 Versen bestehende Kassîda «Al-Maksûra» zu Ehren des Seldschukenfürsten Ibn-Mikâl und eine von F. Wüstenfeld (Gött. 1854) herausgegebenes genealog.-etymolog. Handbuch und ein Lexikon arab. Dichter. Ausgaben der «Maksûra» lieferten Ever-Scheid (Harderwijk 1768 u. 1786), Haitsma (Franeker 1773) und Boisen (Kopenh. 1828); holländ. Übersetzung von Bilderdijk (Haag 1798 u. 1808).

Ibn-Esra, s. Aben-Esra.

Ibn-Kuteiba (Abû Muhammed Abdallâh ben Muslim), gewöhnlich Ibn-Coteiba genannt, arab. Linguist und Geschichtschreiber, geb. in Bagdad (nach andern in Kufa) im J. 213 der Hedschra (828 n. Chr.), gest. im J. 270 oder 276 (883 oder 889 n. Chr). Von seinen zahlreichen Werken ist das bekannteste das Geschichtswerk «Kitâb al-ma'ârif» (d. i. das Buch der Kenntnisse), herausgeg. von F. Wüstenfeld (Gött. 1850).

Ibn Sina, arab. Philosoph, s. Avicenna.

Ibn-Thofail (Abû Dsah'far), arab. Philosoph, geb. bei Almeria in Spanien, gest. im J. 584 der Hedschra (1188 n. Chr.) zu Marokko, ist Verfasser einer bekannten romanhaften Erzählung von einem Hajj bin Jokdhân, welcher nur durch die denkende Betrachtung der Natur (ohne Offenbarung) zur höchsten Erkenntnis Gottes gelangt sein soll. Das unter dem Titel «Philosophus autodidactus» veröffentlichte Werk hat, nachdem es arabisch und lateinisch von E. Pocock (Oxford 1671 u. 1700) herausgegeben worden war, in Europa das größte Aufsehen erregt. Es ist ins Deutsche von Eichhorn («Der Naturmensch oder Geschichte des Hajj ebn Yokdhan», Berl. 1782) übersetzt worden.

Ibo oder Igbo, Landschaft im Nigerdelta in Afrika, hauptsächlich auf dem Ostufer des Flusses. Die Hauptstadt J. liegt etwa 240 km oberhalb der Nigermündung und hat 6—8000 E. Die J. sind eine sehr stark gebaute Negerrasse; ihre Sprache ist eine der verbreitetsten im Delta.

Ibrahim, die arab. Form für Abraham.

Ibrahim Pascha, der adoptierte Stiefsohn Mehemed-Alis (s. d.), geb. 1789 zu Cavalla in Rumelien, hatte als dessen tüchtigster Feldherr bedeutenden Anteil an der Befestigung und Erweiterung des in Ägypten begründeten Vasallenstaats. Nachdem er 1816—19 die Wahabiten gezüchtigt und aus den heiligen Städten Mekka und Medina vertrieben, führte er 1824 eine Flotte von 163 Segeln mit 20000 Mann ägypt. Hilfstruppen gegen die aufständischen Griechen nach Morea, nahm Candia, stürmte Navarino und unterstützte Reschid Pascha bei der Belagerung von Missolunghi, wurde nach der Vernichtung der türk. Flotte [illegible] von Navarino (s. d.) in Morea blockiert [illegible] sein Heer laut Vertrag vom 16. Sept. [illegible] Ägypten zurück. J. reorganisierte [illegible] ägypt. Heer nach franz. Muster und rückte 1831 in Syrien ein, besetzte Palästina, [illegible] Türken in der Ebene von Zeran, erstürmte 1832 Acre, schlug die Türken bei Homs und Konieh und erzwang 14. Mai 1833 [illegible] den, durch den die Pforte Syrien an Mehemed abtreten und ihn selber zum Administrator Cilicien ernennen mußte. Auch als der Krieg von neuem ausbrach, schlug J. 24. [illegible] türk. Heer bei Nisib dergestalt aufs Haupt, ohne die Einmischung der Mächte der Krieg sein Ende gefunden haben würde. Da [illegible] Statthalter Syriens sich keine Sympathien Volke erworben, so gelang es, die Bewohner ihn aufzuwiegeln. Seine Stellung war unhaltbar, als eine engl.-österr.-türk. [illegible] Sommer 1840 an der syr. Küste erschien, mit der größten Anstrengung brachte er [illegible] nen Rest seines Heeres nach Ägypten zurück, auf sämtliche Früchte des Friedens von [illegible] loren gingen. Er starb zu Kairo 9. [illegible] ein Jahr vor Mehemed-Ali, der ihm von [illegible] die Nachfolge im Vizekönigtume erwirkt hatte.

Ibraila, Stadt in Rumänien, s. Brai[illegible]

Ibrik (türk.), Wasserkanne mit dünn[illegible] und ovalem Bauch.

Ibsamboul, s. Abu-Simbel.

Ibsen (Henrik), namhafter norweg[illegible] geb. zu Skien 20. März 1828, hatte sich [illegible] das Drama «Catilina» bekannt gemacht, [illegible] 1850 seine Stellung als Pharmaceut [illegible] in Kristiania seinen Studien obzuliegen. [illegible] genden Jahre erhielt er eine Anstellung [illegible] maturg an dem von Ole Bull gegründeten [illegible] naltheater zu Bergen, die er 1857 mit einer [illegible] lichen Posten in Kristiania vertauschte. [illegible] dieser Zeit erschienen die Dramen «Gildet [illegible] houg» (1856), «Fru Inger til Østrât» (1857) [illegible] mändene på Helgeland» (1858) und «Kjærl[illegible] Komödie» (1862). Er unternahm 1863 mit [illegible] licher Unterstützung eine Reise ins Ausland, [illegible] sich bis nach Rom erstreckte; seit 1866 [illegible] eine vom Storthing bewilligte Dichterpe[illegible] lebte seitdem im Auslande (Dresden und [illegible] chen). Dieser Periode gehören die [illegible] «Kongs-emnerne» (1864, deutsch: «Die Kron[illegible] denten»), «Brand» (1866), «Peer Gynt» [illegible] «De Unges Forbund» (1869, deutsch: «Der [illegible] Tugend») und «Keiser og Galiläer» (1873), [illegible] denen mehrere auch in Deutschland zur [illegible] rung kamen. Eine Sammlung schöner [illegible] Digte» erschien 1871. J. ist ein ideenreicher [illegible] ter und ein scharfer Satiriker. Namentlich [illegible] er dies in seinen jüngsten Dramen: «Samf[illegible] Stötter» (1877, deutsch: «Die Stützen der [illegible] schaft»), «Et Dukkehjem» (1880, deutsch: «[illegible] «Gjengangere» (1881) und «En Folkefiende» [illegible] wo er mit Menschenkenntnis die Zustände [illegible] genwart, auch die religiösen und soziale [illegible] bleme behandelt.

Iburg, Flecken in der preuß. Provinz [illegible] nover, Landdrostei Osnabrück, 20 km nördl[illegible] der Kreisstadt Melle, am Südabhange des [illegible] burgerwaldes, ist Sitz eines Amtsgerichts, [illegible] altes Schloß auf den Ruinen einer alten Sach[illegible]

Digitized by Google

und ein ehemaliges Benediktinerkloster, zählt (1880) 1010 E., darunter viele Leinweber, und ist ein besuchter Luftkurort.

Ibykus, griech. Lyriker in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr., Zeitgenosse des Anakreon, wurde zu Rhegium in Unteritalien geboren, ging auf Reisen und verweilte namentlich an dem glänzenden Hofe des Polykrates zu Samos. Einer Sage nach, die auch Schiller in seiner Ballade «Die Kraniche des J.» behandelt hat, wurde er auf einer seiner Reisen von Räubern überfallen und ermordet. Seine Drohung, daß die Kraniche, welche während dieser ruchlosen That in der Luft vorbeizogen, ihn einst rächen würden, ging zu Korinth in Erfüllung. Als nämlich dort im Theater, wie Plutarch erzählt, ein Zug Kraniche vorüberflog, sprach einer der Mörder zum andern: «Siehe da die Rächer des J.!» Die Zunächstsitzenden hörten dies und zeigten es der Obrigkeit an, welche die Räuber hinrichten ließ. Von J. erwähnen die Alten sieben Bücher lyr. Gedichte in dem dorisch gefärbten epischen Dialekt, welche heroisch-erotischen Inhalts waren und sich durch Glut der Phantasie und Leidenschaft auszeichneten, wie die noch vorhandenen Bruchstücke beweisen. Sie finden sich am besten gesammelt und kritisch bearbeitet in Bergks «Poetae lyrici Graeci» (4. Aufl., Tl. 3, Lpz. 1882); mit deutscher Übersetzung hat sie Hartung, «Griech. Lyriker» (Bd. 5, Lpz. 1856) herausgegeben.

Icacopflaume, s. unter Chrysobalanus.

Icariens (frz.), Ikarier, nennen sich nach dem Fluge des Ikarus (s. d.) die Anhänger des franz. Kommunisten Cabet (s. d.).

Ich bezeichnet im allgemeinen das Selbstbewußtsein der sich selbst als solche erkennenden geistigen Person. Während das Kind anfänglich von sich wie von jedem andern in der grammatisch sog. dritten Person spricht, beginnt es plötzlich die Einheit des Subjekts und des Objekts in diesem einzigen Falle zu begreifen und sein eigenes Selbst zu erfassen, von welchem Augenblick an es sich als eine sich selbst gleichbleibende Person dem Wechsel seiner Zustände gegenüberstellt. Den Inhalt dieser Ichvorstellung bildet bei jedem Einzelnen das System seiner konstanten Vorstellungen, unter welchen anfangs diejenige des eigenen Körpers die wichtigste ist, später aber die fest gewordenen Formen des geistigen und sittlichen Lebens die Hauptrolle spielen. Das Ich ist somit das letzte und höchste, das konzentrierteste und innerlichste Produkt der psychol. Bewegung, und es bildet seinerseits wieder den vielseitigsten und mächtigsten Ausgangspunkt aller höhern Formen des psychischen Lebens. Diesem «empirischen Ich» gegenüber hat die deutsche Philosophie in Kant und namentlich in Fichte von einem «absoluten oder transscendentalen Ich» gesprochen und darunter das gesetzmäßige Wesen der Weltvernunft verstanden, welche, sich selbst der einzige Gegenstand ihrer Thätigkeit, der Urquell alles vernünftigen Lebens, d. h. des gesamten Weltprozesses, sein sollte. (S. Deutsche Philosophie.)

Ich dien', ursprünglich Devise des Königs Johann von Böhmen, welcher in der Schlacht von Crecy durch Eduard, den sog. Schwarzen Prinzen, getötet wurde. Letzterer nahm Johann den Helmschmuck und mit diesem die obige Devise ab, und seitdem bedienen sich die Prinzen von Wales beider neben ihrem Wappen als persönlicher Symbole.

Ich hab's gewagt, der Wahlspruch Ulrich von Huttens, den er fast stets seinen deutschen Versen als Schluß anhängt.

Ichneumon, auch Pharaonsratte (Herpestes Ichneumon), zu der Familie der Stinkratzen gehörig, findet sich an der ganzen Nordküste von Afrika, besonders in Ägypten, wo das Tier arabisch Nims genannt wird. Es führt seinen griech. Namen von dem Aufsuchen (ἰχνεύεσθαι) und Nachstellen kleiner Tiere, wie Vögel, Mäuse, Schlangen, welche dieses mit dem Schwanze etwa 1 m, ohne ihn nur 60 cm lange Raubtier mit vieler Geschicklichkeit fängt und verzehrt. Auch Eier liebt es. Die alten Ägypter fabelten, daß es besonders den Krokodileiern nachstelle und den Krokodilen selbst in den offenen Rachen schlüpfe und sie so töte. Nach Diodor und Strabo wurde es an einzelnen Orten deshalb verehrt und einbalsamiert. Heute ist es den Fellahs als Hühner- und Eierdieb ebenso verhaßt, wie unsern Landleuten der Marder. In den memphitischen Gräbern ist es häufig abgebildet, wie es jungen Vögeln in ihren Nestern nachstellt.

Ichneumon heißen auch unter den Insekten gewisse Wespenarten. (S. unter Schlupfwespen.)

Ichnūsa, der ältere griech. Name der Insel Sardinien wegen der Ähnlichkeit mit einer Fußsohle (ἴχνος).

Ichor (grch.), in der Mythologie die ätherische Flüssigkeit, welche den Göttern statt des Blutes zugeschrieben wurde; der Lebenssaft; in der Chirurgie soviel wie Jauche (s. d.); Ichorrhämie, Blutvergiftung durch Aufnahme fauliger jauchiger Stoffe in die Blutmasse; Ichorrhöe, die jauchige Geschwürsabsonderung.

Ichthyodonten (grch.), fossile Fischzähne.

Ichthyodorulithen (d. h. Fischlanzenstein) heißen die einer Lanzenspitze ähnlichen Flossenstrahlen fossiler Fische, die, meist härter als das übrige Skelett, häufig isoliert erhalten blieben.

Ichthyolithen (grch.), fossile Fischreste.

Ichthyologie (grch.), Lehre von den Fischen.

Ichthyophăgen (grch., d. i. Fischesser) hießen bei den Alten mehrere Völker; das bekannteste wohnte in Gedrosien, dem heutigen Belutschistan, am Arabisch-Persischen Meer; sie bauten ihre Hütten aus Fischgräten und Muschelschalen.

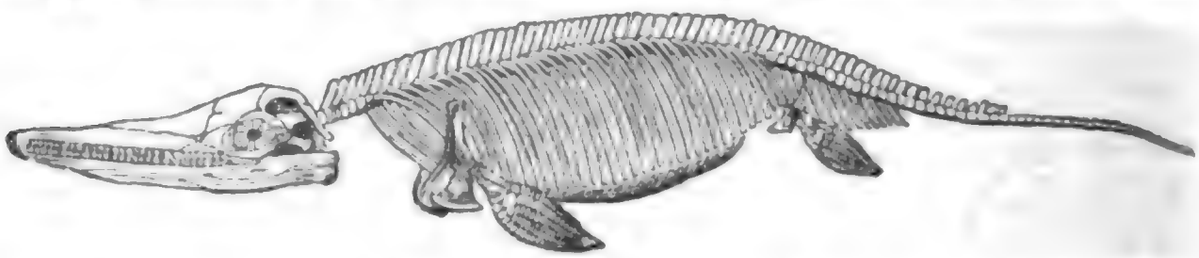
Ichthyophthalm (Fischaugenstein), älteres Synonym für Apophyllit (s. d.).

Ichthyornithen (Ichthyornithes) ist der Name einer ausgestorbenen Vogelgruppe von teilweise sehr ansehnlichen Dimensionen aus der nordamerik. Kreide, welche Zähne und zum Teil an beiden Seiten ausgehöhlte (fischartige, daher der Name Fischvögel) Wirbel besaßen. Die einen (Odontotormae) hatten lange Flügel, die andern (Odontolcae) mit normalem Wirbel waren bei rudimentären Flügeln nicht im Stande zu fliegen. Über die I. publizierte O. C. Marsh ein Prachtwerk «Odontornithes» (1880).

Ichthyosaurus (grch., d. i. Fischechse), ausgestorbene Reptiliengattung, deren Überreste, namentlich in der Liasformation Deutschlands und Englands vielfach vorkommen. Der Kopf dieser Tiere (von denen umstehende Abbildung ein volles Skelett zeigt) ist sehr groß, die langen Kiefer mit mehrern hundert gefalteten Kegelzähnen bewaffnet, die ungeheuern Augen in ähnlicher Weise wie die der Vögel mit einem Knochenringe umgeben, der Hals sehr kurz, der Bauch dick, der Schwanz sehr lang. Statt der Füße besaßen diese fischähnlich gestalteten

Digitized by Google

Tiere Flossen, in ähnlicher Weise wie die der Wale gestaltet. Sie lebten ausschließlich im Meere, nährten sich von Fischen und erreichten 10 und mehr Meter Länge. Man findet im Lias ganze Schichten, die beinahe nur aus versteinerten Exkrementen (Koprolithen) dieser Tiere bestehen, und in denen man noch die Schuppen und die Gräten von den Fischen erkennen kann, die sie gefressen haben. Die wichtigsten Fundstätten von Ichthyosaurierresten



sind: Boll in Württemberg, Banz bei Bamberg und Lyme-Regis an der Südküste von England.

Ichthyosis (grch.), s. Fischschuppenkrankheit.

Ichthys (grch., d. i. der Fisch), das Wort, dessen griech. Schreibweise (ἰχθύς) die Anfangsbuchstaben zu dem die göttliche Sendung Christi bezeichnenden Satze (Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ, d. i. Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland) bildete, galt in der ersten christl. Zeit, wo man eine große Scheu vor dem Bilderwesen der Heiden zeigte, statt der bildlichen Darstellung Christi. Auch der Fisch selbst wurde in dieser Weise symbolisch gebraucht. (Vgl. Christusbilder.)

Icica *Aubl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Burseraceen. Hohe Bäume mit zerstreut stehenden, unpaarig gefiederten, lederartigen Blättern und kleinen zwitterigen oder polygamischen Blüten. Die meisten derselben wachsen im tropischen Amerika, nur wenige im tropischen Asien. Mehrere Arten sind für die Industrie wichtig, da sie das sog. Elemiharz (s. d.) liefern; das brasil. Elemi oder Elemi von Rio stammt von I. icicariba *DC.*, das Elemi von Guaiana wird von I. viridiflora *Lam.* gewonnen. Die ebenfalls in Guaiana einheimische Art I. heptaphylla liefert Kopal. Überhaupt enthalten alle Arten von I. ziemlich reichlich harzartige Stoffe. Von I. altissima in Guaiana wird das sehr feste Holz benutzt, welches als Caranna- oder Cedernholz von Guaiana in den Handel kommt.

Icilius, ein röm. Name, der in der ältern Geschichte der Kämpfe der Plebejer um polit. Rechte öfter vorkommt. Insbesondere soll Spurius J. 492 v. Chr. das für die Entwickelung des Volkstribunats und der Rechte der Plebs wichtige Icilische Gesetz durchgebracht haben, welches die Störung von plebejischen Volksversammlungen unter Leitung der Volkstribunen verbot.

Lucius Icilius Ruga setzte als Volkstribun (456 v. Chr.) die Verteilung des bis dahin unbewohnten Aventins unter die Plebejer durch. Er erscheint in der sagenhaften Geschichte von der Virginia als deren Verlobter und als eins der Häupter der Empörung gegen die Decemvirn (s. d.).

Im J. 409 v. Chr. sollen drei Icilier Volkstribunen gewesen sein und als solche zum ersten mal die Wahl von (drei) Plebejern (neben nur einem Patricier) zu Quästoren, und hernach die von Konsulartribunen an der Stelle von Konsuln durch-

gedruckten Abhandlung von Weigand über J. [illegible] den durch H. Fechner aufs neue ediert (Berl. [illegible]

Icolmkill, Hebrideninsel, s. Iona.

Iconium, der alte Name der Stadt Konia [illegible] in Kleinasien.

Icosandria (grch., d. i. zwanzigmännig), nannte Linné die 12. Klasse seines Systems, [illegible] diejenigen Pflanzen umfaßt, die in ihren zwitterigen Blüten 20 oder mehr perigynisch inserierte Staubgefäße besitzen. (S. Polyandria.) Außerdem zeichnete er auch mit I. eine Ordnung in der 22. Klasse, welche die diöcischen Pflanzen mit icosandrischen Blüten und perigynischer Insertion umfaßt.

Icosandrus (grch., d. i. zwanzigmännig), [illegible] man eine Blüte mit 20 oder mehr als 20 [illegible] Staubgefäßen.

Icosium, alte Stadt, das jetzige Algier.

Icteriden (Icteridae *Brisson*) heißt eine [illegible] tungs- und artenreiche (24 u. 110) Familie [illegible] ähnlicher Vögel des ganzen kontinentalen Amerika, deren Gefieder sich meist in den Farben Schwarz, Gelb oder Orange in verschiedenster Verteilung bewegt. Die meisten von ihnen, die in Wäldern [illegible] sen, bauen höchst kunstreiche beutelförmige Nester, während die steppenbewohnenden ein einfacheres verfertigen. Die zu den J. gehörigen Kuhvögel (Molothrus) sind Brutschmarotzer, wie die Kuckucke.

Ictĕrus, die Gelbsucht (s. d.); I. gravis, bösartige Gelbsucht; I. neonatorum, Gelbsucht der Neugeborenen; I. saturninus, Gelbsucht durch Bleivergiftung.

Ictus (lat.), Hieb, Stoß, Schlag; in der Metrik soviel wie Arsis (s. d.). [Rechtsgelehrter

ICtus, Abkürzung für Iure (Iuris) consultus.

Ida, ein ursprünglich wahrscheinlich nicht griechischer, sondern phrygischer Bergname, mit welchem im Altertum zwei bedeutende Gebirge bezeichnet wurden: 1) ein quellen- und waldreicher Gebirgsstock im nordwestl. Kleinasien, der den südl. Teil der Landschaft Troas einnimmt und dessen höchster Gipfel von den Alten Gargaron (s. d.) genannt wurde; 2) das im Altertum der phrygischen Göttin Rhea-Kybele (die danach auch die »Idäische« genannt wurde) geweihte Gebirge knüpfte [illegible] reiche Mythen, wie die vom Raube des Ganymed (s. d.) und vom Urteil des Paris (s. d.). [illegible] mittlere Gruppe der die Insel Kreta (s. d.) [illegible] ganzen Länge von West nach Ost durchzieht. Gebirge. Der höchste Gipfel dieses gegen [illegible] und Südwesten sich abstürzenden, gegen

Digitized by Google

und Nordosten in niedrigern Rücken und Terrassen allmählich absteigenden Gebirges, welches jetzt Psiloriti genannt wird, ist 2460 m hoch. Unterhalb dieses Gipfels zeigte man eine Grotte, in welcher der nach kretischer Sage auf dem östlichern Gebirgszuge, der Dikte, geborene Zeus von den idäischen Nymphen ernährt und von den Kretern bewacht worden sein sollte. Auch der kretische J. ist reich an Quellen und wenigstens teilweise noch bewaldet, sowie von großer landschaftlicher Schönheit. Sowohl der kretische als der troische J. galt in der griech. Sage als Wohnsitz der Idäischen Daktylen. (S. Daktylen.)

Idaho, ein am 3. März 1863 organisiertes Territorium der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen dem 42.° und 49.° nördl. Br. und 111.° bis 117.° 10′ westl. L. (von Greenwich), ein Gebiet von 219623 qkm, auf denen (1880) 32610 E. leben, darunter 21818 männlichen und 10792 weiblichen Geschlechts; 3379 E. sind Chinesen. J. bildet in seiner äußern Gestalt fast ein rechtwinkeliges Dreieck, dessen Hypotenuse von NW. nach SO. den Felsengebirgen ziemlich parallel läuft und an Montana und Wyoming grenzt, während die Schenkel des durch seine südwestl. Grenze gebildeten rechten Winkels westlich vom Territorium Washington und von Oregon, südlich von Nevada und Utah begrenzt werden. Das Land zeichnet sich besonders durch seinen Gold- und Silberreichtum aus und ist recht eigentlich zum Schutz der Goldgräber organisiert worden. Seine Produktion an Gold, welches zuerst 1860 entdeckt wurde, ward bis 1873 auf 75 Mill. Doll. geschätzt. Die Ergiebigkeit seiner Gold- und Silberminen hat in neuester Zeit bedeutend nachgelassen; indessen muß J. in erster Linie immer auf Ausbeute aus seinen Mineralschätzen bedacht sein. Außerdem bildet Viehzucht einen Hauptzweig seiner produktiven Thätigkeit, da nur 10 Proz. alles Landes dort kulturfähig sind. Anfangs war das an der nordwestl. Grenze gelegene Lewiston mit (1880) 739 E., da die ersten Ansiedler von Westen herkamen, die Hauptstadt; seit 1865 ist es aber das im Südwesten gelegene Boisé-City mit 1899 E., die in ihrer Mehrzahl von Süden und Westen zuzogen. Den Norden durchzieht die Northern-Pacific-Eisenbahn, den Süden die Oregon-Short-Line, den Osten die Utah- und Northern-Bahn. Die Regierung wird wie in allen übrigen Territorien der Vereinigten Staaten von einem auf vier Jahre ernannten Gouverneur und einer vom Volke erwählten gesetzgebenden Versammlung ausgeübt. Die Territorialschuld belief sich 20. Dez. 1883 auf 69248,60 Doll. Für Bildungszwecke sind reichliche Zuwendungen gemacht und besondere Fonds errichtet; indessen sind Schulen, Kirchen und Unterrichtsanstalten erst im Werden. J. ist ursprünglich ein Teil des 1803 von Frankreich gekauften Gebietes Louisiana.

Idäische Daktylen, s. Daktylen (Idäische).

Idalium, ein Vorgebirge und eine Stadt auf der östl. Seite der Insel Cypern, wird von den alten Dichtern häufig erwähnt, weil hier ein Tempel und ein heiliger Hain der Aphrodite waren, die deshalb auch den Beinamen Idalia erhielt.

Idar, Stadt im oldenb. Fürstentum Birkenfeld, am Idarbach und am südl. Abhange des Hochwaldes, ist Sitz eines Gewerberats, hat eine Realschule zweiter Ordnung (in Gemeinschaft mit Oberstein), eine Zeichnen- und Modelleurschule für gewerbliche Arbeiter und eine höhere Töchterschule, und zählt (1880) 3742 E., die sich hauptsächlich mit Achat-, Halbedelstein- und Edelsteinschleiferei und -Schneiderei (Gravierung), sowie auch mit Fabrikation unechter Bijouterie beschäftigen.

Idarwald, Gebirgsrücken in der preuß. Rheinprovinz, ein Teil des Hundsrück (s. d.).

Idas, griech. Heros, Sohn des Aphareus (s. d. und Dioskuren).

Idatius aus Lamego in Galicien, 427 Bischof von Chaves im heutigen Portugal, setzte die Weltchronik des heil. Hieronymus (beziehungsweise des Eusebius [s. d.] von Cäsarea) von 378 bis 468 fort und bereicherte sie mit wertvollen Nachrichten besonders über die Geschichte der Westgoten und der Kirche in Spanien und Frankreich (herausg. von de Aaru, Brüss. 1845).

Ideador, eine Modifikation des Kaleidoskops (s. d.).

Ideal heißt das der Idee Entsprechende, das vollkommene Einssein von Idee und sinnlicher Erscheinung. Im Begriff des J. liegt daher die Forderung, das Einzelne der Idee gemäß zu gestalten; man spricht ebenso von sittlichen und staatlichen wie von wissenschaftlichen und künstlerischen J. Im Reich der natürlichen Wirklichkeit, die den mannigfachsten Zufällen und Trübungen ausgesetzt ist, findet sich diese volle Verkörperung der Idee in der sinnlichen Erscheinung nirgends; sie findet sich nur im Reich der Kunst, deren Wesen darin besteht, uns aus den Schranken der Wirklichkeit zu erheben, indem sie wenigstens im freien Spiel der schöpferischen Phantasie eine Gestalt (sinnliche Erscheinung) erzeugt, die der volle und reine Ausdruck ihres Gehalts (Idee) ist. Dies ist der tiefe Sinn des Schillerschen Gedichts: «Das J. und das Leben». Wie die Ideen, so wechseln auch die J. je nach den verschiedenen Epochen des Menschen und der Menschheit. Nicht mit Unrecht hat man die Geschichte der Kunst die Geschichte der menschlichen J. genannt. Idealisieren heißt daher das Naturschöne in das Kunstschöne erheben. Es ist kein Vorwurf, wenn man vom Porträtmaler sagt, er schmeichle; es kommt nur darauf an, ob er fremde Züge in das Bild hineinlegt oder die vorhandenen nur verklärt und vergeistigt.

Idealismus als Kunstausdruck für die allgemeine Charakterisierung philos. Systeme hat einen verschiedenen und zu Mißverständnissen leicht Veranlassung gebenden Sinn, je nachdem man ihm die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Idee (s. d.) oder den Begriff des Ideals zu Grunde legt. Bezieht man J. auf den franz., engl. und in der allgemeinen Sprache auch deutschen Gebrauch des Wortes Idee, so bedeutet er eine Weltanschauung, welche aus erkenntnistheoretischen Gründen behauptet, daß, was wir für Dinge anzusehen gewohnt sind, nur Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen sind. In diesem Sinne steht dem J. der Realismus (s. d.), resp. der Materialismus entgegen. Dieser J. heißt dogmatischer J., wenn er behauptet, daß die Welt der absoluten Wirklichkeit nur aus Vorstellungen und vorstellenden Wesen bestehe, wie dies Berkeley that; er heißt transscendentaler oder kritischer J., wenn er nur behauptet, daß alles, was wir Menschen von der absoluten Wirklichkeit oder den Dingen an sich wissen, nur Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen sind, wie es durch Kant geschah.

Digitized by Google

Eine zweite Anwendung des Terminus J. beruht auf dem platonischen Begriffe der Idee als des Allgemeinen, und J. in diesem Sinne ist jede Weltanschauung, welche die Welt der sinnlichen Wirklichkeit nur als einen Abglanz der ewigen Ideenwelt betrachtet; dahin gehören die Lehren Platos, der sog. mittelalterliche oder scholastische Realismus, die Philosophie von Malebranche u. s. w. Drittens endlich weist die Anwendung des Terminus J. auf den sittlichen Begriff des Ideals zurück, wie man auch im gewöhnlichen Leben jemand einen Idealisten nennt und ihm J. zuspricht, wenn er, unbeirrt durch äußere Rücksichten, lediglich einem seiner Überzeugung vorschwebenden Ziele zustrebt. In dieser Beziehung ist J. eine Weltauffassung, welche in dem ganzen Universum nichts als die Arbeit zur Realisierung der sittlichen Ideale sieht, wie sie von Fichte aufgestellt und von Spätern unrichtig als subjektiver J. bezeichnet worden ist. In der Verschmelzung endlich des transscendentalen, des Platonischen und des Fichteschen J. ist von Schelling und Hegel der sog. absolute J. aufgestellt worden, der den Weltprozeß in den beiden Richtungen des Realen und des Idealen, d. h. des Physischen und des Psychischen, als eine stufenweise Verwirklichung der göttlichen Ideenwelt auffaßt.

Idealität bezeichnet im Sprachgebrauch der Philosophie seit Kant die Eigenschaft, nur der idealen, d. h. der geistigen Welt anzugehören. So spricht Kant von der transscendentalen J. von Raum und Zeit im Gegensatz zu ihrer empirischen Realität, womit gemeint ist, daß Raum und Zeit innerhalb der Erfahrung als positive und gegebene Elemente gelten, daß ihnen aber außerhalb der Erfahrungsthätigkeit, d. h. mit Rücksicht auf die Dinge an sich, keine Geltung zukommt. (S. Kant und Transscendent.)

Idealrealismus haben sich in neuerer Zeit mit Vorliebe diejenigen philos. Systeme genannt, welche in ihren metaphysischen Anschauungen der physischen und psychischen Welt gleich gerecht werden und zwischen dem Materialismus und dem Spiritualismus dadurch hindurchsteuern wollten, daß sie die sinnliche und die geistige Welt aus einem höhern gemeinsamen Grund herzuleiten dachten. Von Spinoza angelegt, findet sich dies Streben schon in dem sog. absoluten J. Als J. pflegt das System Schopenhauers und besonders dasjenige bezeichnet zu werden, welches in neuester Zeit auch Monismus genannt wird.

Idee ist ein philos. Kunstausdruck, der in der Geschichte mancherlei Wandlungen seiner Bedeutung erfahren hat. Sein Ursprung liegt in der Platonischen Philosophie, welcher die allgemeinen (Gattungs-) Begriffe als das wahre Erkenntnisobjekt und deshalb auch als das wesenhaft Seiende galten. Für die Bezeichnung derselben wählte Plato die Ausdrücke εἶδος und ἰδέα, welche ursprünglich Form, Gestalt bedeuten. Er nahm deshalb der wechselnden Welt der sinnlichen Erscheinungen gegenüber eine wandellose Welt der J. an, an welcher jene nur einen unvollkommenen Teil haben oder von der sie nur eine Nachahmung sein sollte. Dieser platonische Sinn des Wortes J., gegen welchen übrigens namentlich Aristoteles (s. d.) polemisierte, erhielt bei den Neuplatonikern eine pantheistische, bei den Kirchenvätern und den christl. Scholastikern eine theistische Wendung, vermöge deren die J. als die «reinen Formen», als die «vollkommenen Urbilder» angesehen wurden, nach denen die einzelnen Dinge aus dem Wesen, resp. aus dem Willen Gottes hervorgegangen, resp. geschaffen wären. Während aber der scholastische Realismus diese Urgedanken Gottes wiederum nur in den Gattungsbegriffen suchte, neigte der Nominalismus mehr und mehr dazu, diese Ideenwelt als die Urbilder der einzelnen Dinge anzusehen, und indem man sich so gewöhnte, für jedes wirkliche Ding eine J. anzunehmen, schliff sich allmählich die spezifische Bedeutung des Wortes ab, und dasselbe fing an, für jeden beliebigen Vorstellungsinhalt gebraucht zu werden. Die roman. Sprachen und die Ausbildung des wissenschaftlichen Lateinisch fügten sich dieser Umwandlung, und seit Descartes und Spinoza auf der einen, seit Hobbes und Locke auf der andern Seite wurde lateinisch, französisch und englisch: idea, idée, idea, allgemein für den Begriff gebraucht, den wir im Deutschen am besten durch «Vorstellung» ausdrücken. Auch der Sprachgebrauch der deutschen Popularphilosophie des 18. Jahrh. acceptierte dies und ließ das Wort in diesem allgemeinen Sinne in eine Menge von Redewendungen des alltäglichen Lebens übergehen: «Ich habe keine J. davon» u. dgl. Während aber das Englische und das Französische noch heute an diesem abgeblaßten Gebrauch des Wortes festhalten, ist die Sprache der deutschen Philosophie unter dem Einfluß Kants zwar nicht ganz zu dem platonischen, aber doch zu einem demselben nahestehenden Sinne zurückgekehrt. Kant nämlich verstand unter J. diejenigen Erkenntnisbegriffe, welche zwar ohne einen in möglicher Erfahrung aufweisbaren Gegenstand und deshalb der demonstrativen Erkenntnis unzugänglich, doch aus dem innersten Wesen der Vernunft als Prinzipien der Weltauffassung hervorgehen. Seine Nachfolger haben diesen Sprachgebrauch zwar nach manchen Seiten hin modifiziert und auch dem platonischen noch mehr zu nähern gesucht; das Wesentliche davon aber ist allgemein festgehalten worden, und daraus ist auch in den allgemeinern Usus der Sprache die Gewöhnung hinübergeflossen, auf allen Gebieten des menschlichen Denkens unter J. prinzipielle Gesichtspunkte und Betrachtungsweisen zu verstehen, deren Wert in ihrem ursprünglichen Hervorgehen aus dem Wesen der Vernunft wurzele. Vgl. Heyder, «Die Lehre von den J.» (Bd. 1: «Zur Geschichte der Ideenlehre», Frankf. a. M. 1874).

Ideenassociation heißt in der Psychologie die Grundthatsache, daß Vorstellungen sich miteinander derartig vergesellschaften und zu gemeinsamen Gruppen oder zu Reihenbildungen verknüpfen, daß die erneuerte Bewußtwerdung der einen auch diejenige der andern mit sich führt. Der größte Teil des sog. unwillkürlichen Vorstellungsverlaufs beruht auf der Association; der größere Teil ungewollter Erinnerungen, der Spaziergänge der Phantasie, die abenteuerlichen Wendungen des Traumlebens, die rastlose Ideenflucht des Irren, sie alle stehen unter der Herrschaft von Associationen. Aber auch die absichtlichen Denkbewegungen, die willkürliche Erinnerung und das Nachdenken, können ihr Ziel nur dadurch erreichen, daß sie Prozesse der Reproduktion vermöge der Associationen auslösen. Auf die Bedeutung dieser Thatsache aufmerksam geworden zu sein, ist das Verdienst der von Locke angeregten psychol. Denkbewegung der Engländer

zed by Google

des 18. Jahrh., und soweit in der Erklärung derselben Hartley und Priestley, die sog. Assoziationspsychologen, andererseits Reid und in noch anderer Weise Hume auseinandergehen mochten, so waren sie doch einig in der Aufstellung von vier Grundgesetzen, nach denen sich die Vorstellungen verschmelzen sollten: 1) im Verhältnis ihrer Ähnlichkeit, 2) auf Grund ihres Kontrastes, 3) infolge ihrer zeitlichen oder räumlichen Kontiguität, 4) infolge von begrifflichen Beziehungen, z. B. der Causalität, der Inhärenz u. s. w.

Die Psychologie des 19. Jahrh. hat diesem Gegenstande besonderes Interesse zugewendet, und namentlich haben die Untersuchungen von Stuart Mill und von Herbart viel neues Licht darüber verbreitet. Als sicheres Resultat kann die Vereinfachung jener vier Gesetze auf zwei Grundformen angesehen werden: einerseits verschmelzen die Vorstellungen durch Ähnlichkeit, d. h. durch Gleichheit von Elementen ihrer Zusammensetzung; andererseits verschmelzen unverwandte Vorstellungen durch Gleichzeitigkeit, d. h. durch zufällig gemeinsames Auftreten in demselben gemeinsamen Subjekt. Die letztere Form ist von Herbart als Komplikation bezeichnet worden. Für beide Formen, namentlich aber für die letztere, gilt das Gesetz, daß die Assoziation um so fester und sicherer wird, je öfter sie wiederholt wird, was jeder beim Auswendiglernen erfährt. Beiden Formen gegenüber möchte noch auf die wichtige Thatsache hingewiesen werden, daß zwei Vorstellungen, welche, gleichviel auf welche Weise, mit einer dritten verschmolzen sind, dann auch miteinander in eine derartige direkte Verschmelzung treten können, daß sie einander ohne Bewußtwerdung der vermittelnden Vorstellung zu reproduzieren vermögen. Bei der Assoziation durch Ähnlichkeit endlich ist hervorzuheben, daß die letztern nicht nur in Vorstellungselementen, sondern auch in begleitenden Gefühlen bestehen können, wie denn überhaupt für den gesamten Vorgang der assoziativen Reproduktion die Mitwirkung der Gefühle von der allergrößten Bedeutung ist. So wichtig aber dieser Vorgang der Assoziation für die elementaren Prozesse des Seelenlebens ist, so verfehlt war die Tendenz des 18. Jahrh., alle psychischen Erscheinungen aus Assoziationen abzuleiten, und so richtig war die Leibnizsche Lehre, daß der Assoziation die Apperception (s. d.) als eine eigenartige und noch viel wichtigere Funktion gegenübersteht. Aus dem Prozeß der Apperception freilich ergeben sich dann durch die begrifflichen Beziehungen neue und zwar die besten und festesten Assoziationen. (S. Gedächtnis.)

Ideler (Christian Ludw.), Astronom und Chronolog, geb. 21. Sept. 1766 zu Groß-Breese bei Perleberg, wurde 1794 Astronom für die Berechnung der Kalender im preuß. Staate, war 1816—22 Lehrer der Prinzen Wilhelm Friedrich und Karl, dann Studiendirektor des Kadettenkorps, 1821 Professor an der Universität Berlin und 1839 auswärtiges Mitglied des Französischen Instituts. Sein Hauptwerk ist das «Handbuch der mathem. und technischen Chronologie» (2 Bde., Berl. 1825—26; 2. Aufl., Bresl. 1883), das er auch als «Lehrbuch der Chronologie» (Berl. 1831) bearbeitete. Eine Ergänzung dazu bildet «Die Zeitrechnung der Chinesen» (Berl. 1839). Mit Nolte gab J. heraus «Handbuch der franz. Sprache und Litteratur» (Bd. 1, 14. Aufl.; Bd. 2, 8. Aufl.; Bd. 3, 6. Aufl., Berl. 1874), welchem sein Sohn einen vierten Band (2. Aufl., Berl. 1842), sowie einen Einleitungsband («Geschichte der altfranz. Litteratur bis auf Franz I.», Berl. 1842) hinzufügte. Auch zu dem «Handbuch der engl. Sprache und Litteratur» (ebenfalls mit Nolte, Bd. 1, 6. Aufl., Berl. 1844; Bd. 2, 4. Aufl. 1852) verfaßte letzterer einen dritten Teil (Berl. 1838). J. starb 10. Aug. 1846 zu Berlin.

Sein ältester Sohn, Julius Ludwig J., geb. 3. Sept. 1809 zu Berlin, studierte seit 1828 Medizin und Naturwissenschaften zu Berlin, dann Mathematik zu Königsberg. Er habilitierte sich zu Berlin, starb aber schon 17. Juli 1842 daselbst. Er schrieb: «Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum» (Berl. 1832), «Hermapion» (2 Bde., Lpz. 1841), «Die Sage vom Schuß des Tell» (Berl. 1836), und gab Werke von Aristoteles, einen kopt. Psalter und Einhards «Leben und Wandel Karls d. Gr.» (2 Bde., Hamb. 1839) heraus.

Karl Wilhelm J., ein Verwandter der vorigen, geb. 25. Okt. 1795 zu Bendwisch in der Mark, Geh. Medizinalrat und Professor zu Berlin, zugleich Direktor der Abteilung für Geisteskranke in der Charité, gest. 29. Juli 1860 zu Kumlosen (Kreis Westpriegnitz), hat sich besonders als Psychiatriker einen geachteten Namen erworben. Seine Hauptwerke sind: «Grundriß der Seelenheilkunde» (2 Bde., Berl. 1835—38), «Biographien Geisteskranker» (Berl. 1841), «Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns» (2 Bde., Halle 1848—50), «Lehrbuch der gerichtlichen Psychologie» (Berl. 1857).

Idem (lat.), derselbe, dasselbe; idem per idem, Gleiches durch Gleiches (beweisen).

Iden, s. Idus.

Identifizieren (neulat.), als identisch ansehen oder darstellen; davon: Identifikation.

Identisch, s. u. Identität.

Identität (lat.) ist ein philos. Kunstausdruck für das Verhältnis der Gleichheit. Der Satz der logischen I. (principium identitatis) heißt: Jeder Begriff ist sich selbst gleich, A = A, und enthält die Forderung, daß jeder Begriff mit sich selbst durchgängig übereinstimme. Als erster physik. Grundsatz behauptet er die Voraussetzung, daß jedes Ding trotz des Wechsels seiner Zustände in seinem Wesen stets dasselbe sei und bleibe.

In der Mathematik nennt man identisch oder einerlei das, was in Größe und Form übereinstimmt. So sind zwei Ausdrücke identisch, wenn sie beide aus denselben Größen bestehen und auf eine und dieselbe Form gebracht werden können. Eine Gleichung zwischen zwei solchen Ausdrücken nennt man eine identische Gleichung. In der Geometrie braucht man statt identisch den Ausdruck kongruent.

Identitätsphilosophie wird die Philosophie Schellings und Hegels genannt, weil diese Systeme das absolute Wesen oder Prinzip alles Daseins als die Identität der tiefsten Grundbegriffe definierten, nämlich der Begriffe des Subjekts und Objekts, des Idealen und Realen, des Geistes und der Natur, des Denkens und des Seins.

Ideographie (grch., «Begriffsschrift»), eine Schrift, zu welcher nicht Laut-, sondern Begriffszeichen verwendet werden (eine solche Schrift ist z. B. die chinesische); Ideogramm, ein derartiges ideographisches Zeichen.

Ideokratie (Ideokratismus, grch.), Herrschaft der Vernunftbegriffe, das Streben, gegen die

Digitized by Google

bestehenden Rechtsverhältnisse alles nach Vernunftbegriffen zu ordnen; Ideokrat, Vertreter der I.

Ideologie (grch.), eigentlich Ideenlehre, nennen die Franzosen die Wissenschaft, welche sie an die Stelle der Metaphysik gesetzt haben und die eine Art philos. Eklektizismus bezeichnet, dessen Vertreter Destutt de Tracy («Éléments d'idéologie», 5 Bde., Par. 1801—15), Royer-Collard und Cousin (s. d.) waren. Außerdem bezeichnete man mit dem Worte jedes unfruchtbare systematische Denken und Grübeln, namentlich über polit. und soziale Verhältnisse. Besonders nannte Napoleon I. diejenigen, welche seine Politik kritisierten, Ideologen.

Id est (lat., abgekürzt i. e.), das ist, das heißt.

Idhun, s. Iduna.

Idiolatrie (grch.), Selbstanbetung.

Idiom (grch.) heißt ursprünglich allgemein «Eigentümlichkeit», danach auch eigentümliche Ausdrucks- oder Sprechweise, und wird zuweilen auf Grund der letztern Bedeutung im Sinne von Dialekt oder Mundart angewendet.

Idiomata (grch., Mehrzahl von Idiom), in der Dogmatik die «Besonderheiten» einer jeden der beiden Naturen Christi.

Idiopathie (grch.), jede Krankheit, die selbständig und unabhängig von andern Erkrankungen sich entwickelt.

Idiopathisch (grch.) nennt man diejenigen krankhaften Erscheinungen, die unmittelbar aus den Krankheitsursachen hervorgehen, im Gegensatz zu den sympathischen, durch Mitleidenschaft entstehenden. Wenn z. B. nach einer Überladung des Magens außer Ekel und Erbrechen auch Kopfschmerzen und Schwindel erscheinen, so sind erstere Erscheinungen die idiopathischen (d. h. die des kranken Organs), letztere hingegen die sympathischen (d. h. die eines mitleidenden fernen Organs). Das Umgekehrte findet statt, wenn Blutandrang nach dem Gehirn, bei Kopfverletzungen und andern schädlichen Einwirkungen auf dieses Organ, mit Übelkeit und Erbrechen verbunden ist.

Idiosynkrasie (grch.) nennt man eine eigentümliche Empfindlichkeit des Organismus, die sich auf die Art, nicht auf die Stärke des Reizes bezieht. Mit I. Behaftete empfinden Reize in anderer Art als Gesunde, finden Gerüche, welche Gesunden widerlich sind, wie den verbrannter Federn, eines glimmenden Lichts, angenehm, während ihnen Wohlgerüche unausstehlich sind. Auch für andere Sinne (Geschmack z. B.) bestehen I. Hierher gehört auch das abweichende Verhalten mancher Menschen gegen gewisse Speisen und Getränke; so werden manche Personen regelmäßig nach dem Genuß von Erdbeeren, Krebsen u. dgl. von Nesselsucht befallen u. s. w. Wenn dagegen Reize in ihrer eigentümlichen Art, aber mit veränderter Stärke empfunden werden, wenn Hysterische bei dem starken Geruch von Blumen in Ohnmacht fallen, so ist dies keine Erscheinung von I., sondern die Folge einer Hyperästhesie, einer krankhaft gesteigerten Empfindlichkeit der Nerven, wiewohl beide Abänderungen der Sinnesempfindlichkeit nebeneinander vorkommen können. Die I. findet sich vorzugsweise bei der Hysterie (s. d.) und andern Nervenleiden.

Idiot (grch.), ursprünglich ein jeder Einzelne gegenüber dem Staat, hieß bei den Griechen vorzugsweise jeder, der an den Staatsgeschäften keinen Anteil nahm, mithin einerseits der Privatmann im Gegensatz zum Staatsmann, andererseits der Unkundige, der Laie, im Gegensatz zum Kundigen, Eingeweihten, der Ungebildete im Gegensatz zu dem Gebildeten. Die Römer verstanden demnach unter I. unwissende und unerfahrene Menschen, Stümper und Pfuscher in Wissenschaft und Kunst. In diesem Sinne wird das Wort zwar auch gegenwärtig noch gebraucht, in der Regel indes nur für solche geistesschwache Individuen, welche infolge von krankhaften Zuständen des Körpers, beziehungsweise Gehirns schon in der Kindheit geistige Defekte erkennen lassen.

Idiotismus, Idiotie (Medizin), ist der Inbegriff aller Formen von Geistesschwäche (s. d.), welche durch frühzeitige (im Kindesalter, beziehungsweise schon vor der Geburt eintretende) Störung der Gehirnentwickelung zu Stande kommen. Eine erfolgreiche ärztliche Behandlung des I., soweit dieselbe sich nicht gegen körperliche Begleiterscheinungen der Geistesschwäche (Krämpfe u. s. w.) richtet, ist nur in Fällen möglich, wo ungenügende Ernährung, unzweckmäßige Lebensweise die geistige Entwickelung hemmen; sonst kann nur durch zweckmäßigen Unterricht eine möglichst reiche Entfaltung der etwa vorhandenen geistigen Anlagen angestrebt werden.

Idiotismus im sprachlichen Sinne bedeutet eigentlich die Sprechweise des gemeinen Mannes, des Ungebildeten (grch. idiōtes), man versteht aber jetzt gewöhnlich darunter die besondern Eigenheiten, durch welche sich eine Sprache oder ein Dialekt von andern im Ausdruck gewisser Gedankenwendungen unterscheidet, z. B. kann man es einen lateinischen I. nennen, daß nach den Verben des Fürchtens der abhängige Satz mit «daß nicht» (ne) eingeleitet wird. Eine Zusammenstellung der Idiotismen einer Sprache oder eines Dialekts wird als Idiotikon bezeichnet.

Idisen oder, wie sie die viel reichere altnord. Litteratur nennt, Disin sind göttliche weibliche Wesen in der altgerman. Mythologie, welche bald als gütige Schutzgeister, bald als lindernde feindliche Elemente auftreten. Ihnen wurden Opfer gebracht, die sog. Disenopfer. Auch die Walkyren gehören zu den I., wie der erste Merseburger Zauberspruch zeigt. Das Wort ist sehr oft der zweite Bestandteil nord. Eigennamen, wie Freydis, Thôrdis, Asdis u. dgl. (Vgl. Idistavisus.)

Idistavisus (Idistaviso), eine Niederung auf dem rechten Ufer der mittlern Weser, wo im J. 16 n. Chr. die Römer unter Germanicus Armins Cheruskern und deren deutschen Verbündeten einen blutigen Sieg abgewannen. Man sucht den Platz gewöhnlich bei Hessisch-Oldendorf am Fuße des Süntelbergs und des Hohenstein; andere haben sich für die Niederung bei Petershagen, Dören, Wiedensahl und Bückeburg erklärt. Als Deutung von I. hat Jakob Grimm unter Veränderung des Namens in Idisiaviso vorgeschlagen: Wiese der Waldgöttinnen, Feenwiese, Wiese der Idisen.

Idle (spr. Eid'l), Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, 5 km im NNO. von Bradford, nahe der Aire und dem Leeds-Liverpool-Kanal, mit (1881) 6643 E., welche in Steinkohlengruben und Wollwarenfabriken thätig sind.

Idokras, älteres Synonym für Vesuvian (s. d.).

Idōl (grch.) bezeichnet überhaupt einen verehrungswürdigen Gegenstand oder Symbolum, dann aber insbesondere soviel als Abgott, Götze, Götzenbild; daher Idololater ein Abgötterei

Digitized by Google

Treibender, Idololatrie oder Idolatrie Abgötterei, Götzendienst, insofern die Abgötterei in Verehrung eines bildlich dargestellten Gottes besteht.

Idolopöie (grch.), rhetorische Figur, darin bestehend, daß man verstorbene Personen als redend einführt.

Idoměneus, König von Kreta, ein Enkel des Minos, Sohn des Deukalion, führte nach der Ilias mit Meriones, dem Sohne seines Halbbruders, die Kreter in 80 Schiffen gegen Troja und war hier einer der tapfersten Helden. Nach Beendigung des Kriegs kehrte er glücklich mit Meriones in die Heimat zurück. Spätere Sagen berichten von ihm noch Folgendes. Von einem Sturme auf dem Meere ergriffen, habe er gelobt, wenn er glücklich nach Hause zurückkehre, dasjenige zu opfern, was ihm auf dem heimatlichen Boden zuerst begegnen werde. Dieses war sein Sohn. Weil er nun diesen opferte und darauf eine Pest ausbrach, vertrieben ihn die Kreter. Er begab sich nach Italien, hierauf aber nach Kolophon und wurde auf dem Berge Kerkaphos begraben. Nach Diodor wurde sein Grab zu Knosos gezeigt und er dort als Heros verehrt. In nachhomerischer Zeit wurde er zu den Freiern der Helena gezählt.

Idrar-Ndaren oder Idrassen, der zu Marokko gehörige Teil des Atlas. (S. unter Atlas, Gebirge.)

Idria, Bergstadt in der Bezirkshauptmannschaft Loitsch des Herzogtums Krain (Österreich), berühmt wegen ihrer ergiebigen, 1497 entdeckten Quecksilbergruben, Sitz eines Bezirksgerichts und eines Bergamts, liegt in einem tiefen, kesselartigen Thal, welches die Idrizza bewässert, ziemlich zerstreut auf einzelnen Hügeln, und hat (1881) 4284 E., von denen etwa 600 zum Bergwerkspersonal gehören, während die übrigen sich mit Leinwandweberei, Spitzenklöppeln, sowie mit dem Brennen von Wacholderbranntwein beschäftigen. J. hat eine Hauptschule und ein Theater. Unter den Gebäuden zeichnet sich aus das 1527 von den Gewerken während der Herrschaft der Republik Venedig mitten in der Stadt erbaute Schloß Gewerkenegg oder Gewerkenburg, in welchem gegenwärtig das Bergamt ist. Bei demselben ist das Mundloch des St. Antons-Hauptstollen, durch den man das Bergwerk befährt. Dies ist seiner Einrichtung wegen eins der sehenswürdigsten der österr. Monarchie. Die Ausbeute an Quecksilber beträgt (1880) 458807 metrische Ctr. Unter den hier vorkommenden Mineralien ist der Idrialit (s. d.) zu erwähnen. Vgl. «Das Quecksilberbergwerk zu J.» (Wien 1881). [Bd. I, S. 467.

Idria (Bergland von), s. unter Alpen, S. 467.

Idrialin, eine Substanz, welche aus dem Idrialit (s. d.) durch Destillation oder durch Ausziehen mit Terpentinöl erhalten wird, und nach Dumas die Formel C_3H_2 besitzt, nach Goldschmidts neuern Untersuchungen aber die Zusammensetzung $C_{19}H_{14}O_2$ hat.

Idrialit, ein zu Idria in Krain vorkommendes, von Schrötter benanntes Mineral, welches teils selbständige Knollen von blätterigem Gefüge, teils Anflüge auf dem Ganggestein bildet; es hat Härte = 1 bis 1,5, spezifisches Gewicht = 1,4 bis 1,6, ist milde, pistaziengrün, gewöhnlich aber verunreinigt durch Gangschiefer mit Zinnober und dann gräulich- bis bräunlichschwarz, matt bis fettglänzend, löslich in konzentrierter heißer Schwefelsäure mit tief indigoblauer Farbe; beim Verbrennen oder Destillieren gibt es ein feinschuppiges strohgelbes Destillationsprodukt, welches reines Idrialin (s. d.) ist, wobei die Verunreinigung als braunrote Asche zurückbleibt.

Idrisi (Abu Abdallah Muhammed, al-Scherif el-Idrisi), auch el-Edrisi, einer der bedeutendsten arab. Geographen. Aus fürstl. Geschlecht, wurde er in Ceuta, wo sein vom Throne gestoßener Ahn Edris II. eine Zuflucht gefunden hatte, geboren. Schon in früher Jugend kam er nach Cordova, wo er sich mit Eifer den Studien hingab, durchwanderte einen Teil von Spanien, Nordafrika und Kleinasien und folgte später einer Einladung des Königs von Sicilien, Roger II. Eines Tags sprach der König den Wunsch aus, eine Erdbeschreibung zu besitzen, deren Text nicht auf den Angaben geogr. Schriftsteller beruhe, sondern für dessen Abfassung nur die mündlichen Berichte von Reisenden benutzt würden. J. stimmte dem Plane zu und suchte tüchtige und wissenschaftlich gebildete Männer aus, die man in die verschiedenen Gegenden der damals bekannten Erde schickte. Bei ihrer Rückkehr mußten sie dann J. ihre Beobachtungen mitteilen, und so entstand das berühmte Werk, die Geographie des J., welches derselbe 1154 vollendete. Die europ. Welt hat dies Werk erst durch die freilich an vielen Mängeln leidende franz. Übersetzung A. Jauberts (2 Bde., Par. 1836—40) genauer kennen gelernt; denn die von zwei Maroniten, Gabriel Sionita und Johs. Hesronita, veranstaltete Bearbeitung des größern Werks, welche in Rom 1592 und in Paris 1619 (unter dem Titel «Geographia Nubiensis») erschien, ist nur ein dürftiger Auszug. Einzelne Teile des arab. Textes haben J. M. Hartmann («Africa», Gött. 1796, und «Hispania», 3 Bde., Marburg 1802—18), E. F. C. Rosenmüller («Syria», Lpz. 1828), R. Dozy und M. de Goeje («Description de l'Afrique et de l'Espagne», Leid. 1866) herausgegeben. Das Todesjahr des J. ist unbekannt.

Idrisiden (auch Edrisiden) ist der Name einer arab. Dynastie, welche in Nordafrika fast anderthalb hundert Jahre die Herrschaft behauptete. Sie führt ihren Ursprung auf Idris, einen Urenkel des 'Ali zurück, welcher im J. 168 der Hedschra (784 n. Chr.) nach dem nordwestl. Afrika floh und daselbst aus den Gebieten von Telensan und Tedla ein kleines Reich bildete. Seine Regierung war nur kurz, da er im J. 174 (790 n. Chr.) auf Veranlassung des Hârun-al-Raschid vergiftet wurde. Idris' einziger Sohn Idris II. (6 Monate nach des Vaters Tode geboren), der Erbauer von Fez, das er zu seiner Residenz machte, starb nach thatenreicher Regierung im J. 214 (829 n. Chr.). Sein ältester Sohn Muhammed mußte nach dem Willen des Vaters seinen Brüdern mehrere Provinzen überlassen. So ging das in verschiedene Teile zerfallene Reich rasch dem Untergang entgegen. Der letzte eigentliche Herrscher der Dynastie, Jahia, vergaß über der Liebe zu den Wissenschaften die Regierungsgeschäfte und so wurde der Staat im J. 307 (919 n. Chr.) eine Beute des eroberungssüchtigen Mahdi, des Begründers der Fâtimidischen Dynastie.

Idro-See, See in der ital. Provinz Brescia, an seiner Nordostecke von Tirol berührt, wird von dem ihn durchfließenden Chiese gebildet, ist 10 km lang und bis 2 km breit, gegenüber von Rocca d'Anfo 88 m tief und hat etwa 1370 ha Fläche; er liegt in 378 m Höhe und ist sehr reich an Fischen, namentlich an Forellen.

Digitized by Google

Idschmâ (falsch: Idshmaa), arab. Wort, das eigentlich «Übereinstimmung» bedeutet. Man versteht darunter die Übereinstimmung zunächst der Zeitgenossen und nächsten Nachfolger des Propheten Mohammed (daher auch idschmâ' al-aïmmah, d. i. Übereinstimmung der Imâme genannt) über die Lehren der Dogmatik und der Jurisprudenz, beziehungsweise über bisher streitige Punkte derselben. Sammlungen derartiger Entscheidungen, aus denen sich die Übereinstimmung der genannten Autoritäten ergibt, treten den oft dunkeln Aussprüchen des Korân und der Sunna ergänzend zur Seite und können unter Umständen als wirkliche Rechtsquellen angesehen werden.

Idstedt, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Schleswig, Kreis Schleswig, 8 km nördlich der Stadt Schleswig, mit 250 E., ist denkwürdig geworden durch die Schlacht, in welcher 24. und 25. Juli 1850 die Schleswig-Holsteiner (27000 Mann) unter dem preuß. General von Willisen den Dänen (38000 Mann) unter General von Krogh das Schlachtfeld überließen. (S. Schleswig-Holstein.)

Idstein, Stadt im Kreise Untertaunus des Regierungsbezirks Wiesbaden in der preuß. Provinz Hessen-Nassau am Wörsbach und an der Linie Frankfurt a. M.-Limburg der Hessischen Ludwigsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zweier Oberförstereien, hat ein schönes Schloß, welches, nachdem daraus das staatliche Archiv nach Wiesbaden verlegt worden ist, leer steht, eine Baugewerkschule, eine Saffianfabrik, und zählt (1880) 2414 E.

Idumäa hieß die südliche Fortsetzung des ostjordan. Hochlandes von der Südspitze des Toten Meeres bis zum Nordende des Alanitan. Meerbusens; dieser Name ging jedoch seit dem 6. Jahrh. v. Chr. auf das südl. Judäa und die südlich angrenzenden Gegenden über, welche während des babylonischen Exils der Juden von den Edomitern besiedelt worden waren. (S. Edomiter.)

Idumäer, die Bewohner von Idumäa. (S. Edomiter.)

Iduna, richtig Idhun, eine Göttin des nordgerm. Heidentums, Tochter des Zwergs Ivald, Gattin von Bragi, dem Gotte der Dichtkunst, ist vornehmlich als Hüterin der Äpfel bekannt, von deren Besitz die ewige Jugend der Götter abhing. Der Riese Thiazi zwang den von ihm gefangenen Loki, I. samt den Äpfeln ihm zu verraten und zuzuführen; doch gewann sie Loki bald darauf für die Asen zurück. Von andern ihrer Mythen haben sich nur Andeutungen erhalten. Ihr Sitz ist Brunnakr, d. h. Brunnenheld, das Reich mit dem alles belebenden Jungbrunnen.

Iduna, der Name des 176. Asteroiden, s. unter Planeten.

Idus, bei den alten Römern der 13. oder 15. Tag des Monats. (S. Kalender.) Er war dem Jupiter heilig.

Idylle (grch. εἰδύλλιον, d. i. ein kleines Bild) nennt man die dichterische Darstellung einfach-patriarchalischer Lebenszustände. Je mehr die Menschen von dem Naturleben und der Sitteneinfalt der frühesten Zeiten sich entfernten und je stärker der Gegensatz der beengenden Verhältnisse der bürgerlichen Konvenienz hervortrat, um so sehnsüchtiger mußten sie auf das ursprüngliche Naturleben als ein verlorenes ideales Dasein, als ein Leben voll Einfalt und Ruhe zurückblicken, das in der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse Glück und Genüge fand. In der That gehört daher die I. als eigentümliche Dichtform, überall einer solchen [illegible] an, in welcher das einfache Naturleben der Barbarei gegenüber als ein idealer Zustand bereits eine poetische Ferne zurückgetreten war. Darum wählten die Idyllendichter von jeher am liebsten Menschen, Scenen und Vorgänge des ländlichen Daseins, insbesondere des Hirten-, Schäfer-, Fischer- und Jägerlebens, zu ihren Gemälden, und natürlich gab das harmlose Hirtenleben der alten Zeit mit dem Ideal eines Goldenen Zeitalters oder einer Unschuldswelt zu solchen Schilderungen den Stoff. Diese Hirtendichtungen werden auch nach grch. βουκόλος, Rinderhirt) als Bukolische Poesie bezeichnet. Die ersten Spuren der Dichtgattung findet man im Orient, nur noch nicht als für sich bestehende Gattung ausgeprägt ist, sondern bald mehr als Erzählung, wie das Buch Ruth, bald wie Kalidasas «Schakuntala» mehr als Drama mit idyllischem Charakter. Auch bei den Griechen war sie anfangs nur in epischer Art, doch schon mit Beimischung eines dramatischen Elements, wie bei Stesichorus, welcher die Liebe des Daphnis zum Gegenstand wählte. Als selbständige Gattung tritt bei ihnen die I. erst am Anfang des alexandrinischen Zeitalters mit Theokrit auf, der in sorgfältig ausgeführten Bildern vorzugsweise das Naturleben sicil. Hirten zur Anschauung bringt. Ihm schließen sich Bion und Moschus an. Unter den röm. Dichtern nimmt Virgil eine Stelle ein. Aus der Nachahmung Virgils entwickelte die I. der ital. Renaissancedichtung, die diese Form entwickelte sich zur dramatischen, zum Schäferspiel (Pastorale) von Tasso, Guarini, Bonarelli, Alamanni. Und dieses Schäferspiel wanderte nach Spanien, Frankreich, Deutschland und [illegible] mit kokettem Raffinement das naiv Anmutige das widerlich Affektierte und süßlich Sentimentale verzerrend. Diese Unnatur hat fast zwei Jahrhunderte geherrscht, bis die neu erstehende Kraft der deutschen Litteratur eine kräftige Reaktion brachte. Während Salomon Geßner noch ganz der alten verzopft-sentimentalen Richtung huldigte, führte der offene Sinn der sog. Sturm- und Drangperiode für das Volkstümliche und Ursprüngliche wieder zurück zum naiv Guten und naturwirklich Wahren. Die Wendung wird besonders durch die pfälzer J. des Malers Müller bezeichnet; Voß in seiner «Luise» und in seinen andern J. und besonders Goethe in «Alexis und Dora» und dem klassisch vollendeten, idyllischen «Hermann und Dorothea» wußte diese J. [illegible] die Höhe echt antiker Formenhoheit zu heben. In neuerer Zeit hat die J. besonders nach [illegible] hin eine wesentliche Umbildung erfahren. Einerseits eine Steigerung nach dem Volksleben durch Aufnahme der Lokalfarbe des Volkslebens, der Begründer dieser Richtung ist Hebel mit seinen «Alamannischen Gedichten» und seinem «Schatzkästlein». Andererseits eine Steigerung dem konfliktvoll handelnden Leben, welches [illegible] biet des Romans und Dramas ist; der Begründer dieser Richtung ist Immermann in seinem «Oberhausen» und dann besonders Auerbach.

I. c., Abkürzung für Id est (s. d.).

Ierne (Irland), s. Hibernia.

If, vollständig: L'île du château d'If, franz. Depart. Bouches du Rhône, die [illegible] des Hafens von Marseille 2 km von der [illegible]

den Inſeln Pomègue und Ratonneau gelegene, durch Franz I. befeſtigte Felsinſel, welche auch durch Alexandre Dumas' Roman «Monte-Chriſto» bekannt iſt. Auf dem dort durch Franz I. erbauten Schloſſe, das ehemals Staatsgefängnis war, zeigt man das Zimmer, in welchem Mirabeau 1771 gefangen ſaß. [(S. Yverdon.)

Iſſerten, Stadt im ſchweiz. Kanton Waadt.

Iffland (Aug. Wilh.), berühmt als Schauſpieler, Theaterdichter und Dramaturg, geb. 19. April 1759 zu Hannover, wo ſein Vater Regiſtrator bei der Kriegskanzlei war, war für das Studium der Theologie beſtimmt. Durch die Vorſtellungen der Ackermannſchen Geſellſchaft wurde jedoch in ihm die Neigung für die Bühne erweckt; er ging in ſeinem 18. Jahre heimlich nach Gotha, bildete ſich hier unter Leitung des großen Ekhof aus und wurde 1779 Mitglied des damals berühmten mannheimer Theaters. Hier legte er den Grund zu ſeinem Ruhm, den er durch Gaſtvorſtellungen bald über ganz Deutſchland ausbreitete. Zerwürfniſſe mit dem Intendanten, namentlich aber die Kriegsereigniſſe führten ihn 1796 nach Berlin als Direktor des dortigen Nationaltheaters, woſelbſt er 1811 zum Generaldirektor aller königl. Schauſpiele ernannt wurde und 22. Sept. 1814 ſtarb.

Als Schauſpieler nahm J. einen hohen Rang ein, weniger durch poetiſche Auffaſſung, genialeſ Feuer und Macht der Phantaſie als durch die detaillierte Ausarbeitung ſeiner Rollen. Er erwies ſich meiſterhaft in hochkomiſchen wie auch in rührenden Rollen, in Partien hochtragiſchen und heroiſchen Stils, dagegen vermißte man an ihm Schwung der Phantaſie und Wärme des Gefühls. Als Theaterdichter zeichnete ſich J. als tüchtiger Sittenmaler aus. Seine Stücke zeugen von vollendeter Bühnenpraktik, großer Menſchenkenntnis und gemütlich-ſittlichem Streben. Von ſeinen Stücken haben ſich namentlich «Die Jäger», «Dienſtpflicht», «Die Advokaten», «Die Mündel» und «Die Hageſtolzen» auf dem Repertoire erhalten. Als tüchtigen Dramaturgen zeigt er ſich in den theoretiſchen Abhandlungen und Aufſätzen ſeines «Almanach für das Theater» (Berl. 1807—9, 1811—12). An die Sammlung ſeiner «Dramatiſchen Werke» mit einer Selbſtbiographie (16 Bde., Lpz. 1798—1802) ſchloſſen ſich die «Neuen dramatiſchen Werke» (2 Bde., Berl. 1807—9). Eine Auswahl derſelben enthalten die Ausgaben in 11 Bändchen (Lpz. 1827—28) und in 10 Bänden (Lpz. 1844 u. Stuttg. 1858—60).

Vgl. Z. Funck (Kunz), «Aus dem Leben zweier Schauſpieler, J.s und Ludwig Devrients» (Lpz. 1838); K. Dunder, «J. in ſeinen Schriften als Künſtler, Lehrer und Direktor der berliner Bühne» (Berl. 1859); Koffka, «J. und Dalberg» (Lpz. 1865); «Briefe von Auguſt Wilhelm J. und F. L. Schröder an den Schauſpieler Werdy», herausgegeben von O. Devrient (Frankf. a. M. 1881).

Igaſurin, Alkaloid der Brechnüſſe (ſ. d.), iſt äußerſt giftig und bildet weiße, in heißem Waſſer ſchwer lösliche Prismen.

Igel (frz. peigne circulaire, hérisson; engl. porcupine, urchin, squirrel) nennt man die mit kammartig wirkenden Stahlſpitzen beſetzte Walze der Streckmaſchinen und Krempelmaſchinen, ſowie einer Art Hechelmaſchinen. (S. Kammgarn-, Flachsſpinnerei und Baumwollinduſtrie.)

Igel (Erinaceus), eine zu den inſektenfreſſenden Raubtieren gehörige, 14 Arten umfaſſende Säugetiergattung, Typus einer Familie, iſt beſonders merkwürdig durch die Stacheln, welche die obere Körperſeite vom Scheitel an bedecken. Dieſe Stacheln ſind eigentlich zuſammengewachſene Haarbündel und dienen dem Tiere als Schutzwehr, indem der eigene Bau ſeiner Hautmuskeln ihm geſtattet, ſich dergeſtalt zuſammenzurollen, daß er dem angreifenden Feinde nach allen Richtungen ſich kreuzende Spitzen entgegenſtellt. Der in ganz Mittel- und Südeuropa einheimiſche gemeine Igel (E. Europaeus, ſ. Tafel: Inſektenfreſſer, Fig. 6) wird ſehr nützlich, indem er meiſt von Schnecken, Würmern, Inſekten, beſonders aber von Mäuſen lebt. Verſuche haben bewieſen, daß ihm der Genuß Spaniſcher Fliegen nicht nachteilig iſt, auch ſoll die giftige Kreuzotter ihm gleich andern Schlangen, Fröſchen und Kröten eine willkommene Nahrung bieten und ſoll ihr Biß ihm nicht nachteilig ſein, was indes von gediegenen Beobachtern beſtimmt in Abrede geſtellt wird. Daß der J. den Obſtgärten gefährlich werde, indem er die abfallenden Früchte auf ſeine Stacheln geſpießt in ſeine Magazine trage, iſt eine längſt widerlegte Fabel; nur bei Mangel an animaliſcher Nahrung nimmt er zu Obſt ſeine Zuflucht. Die nackten Jungen ſind ſchon nach 24 Stunden mit kleinen Stacheln bedeckt, die anfangs weiß ſind. Die zum Karden des Tuchs von den Römern angewendeten Igelfelle machten ehedem einen wichtigen Handelsartikel aus. Den Winter bringt der J. ſchlafend hin. Er iſt leicht zu zähmen und mit eingeweichtem Brot und Gemüſen zu ernähren. Die übrigen Arten ſind über ganz Europa, das Feſtland Aſiens und Südafrika verbreitet, fehlen aber in Amerika und Auſtralien. Auf den Sunda-Inſeln kommt eine eigentümliche Gattung (Gymnura mit einer Art G. Rafflesii) mit langem nackten Schwanze vor. Ausgeſtorbene Arten werden im Miocän Europas gefunden.

Igel, Dorf in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, Landkreis Trier, 1½ Stunde von Trier, links an der Moſel und an der Linie Trier-Waſſerbillig der Preußiſchen Staatsbahnen, mit 450 E., welche Weinbau treiben. Hier ſteht das ſchönſte Denkmal der Römer diesſeit der Alpen; ein 23 m hoher, aus rötlichem Sandſtein aufgeführter, obeliskenartiger, viereckiger Bau. Der Inſchrift zufolge haben denſelben Secundinius Aventinus und Secundinius Securus ihren verſtorbenen Eltern und Blutsverwandten als Ehrendenkmal errichtet. In vierſeitigen Abteilungen der Seitenflächen befinden ſich verſtümmelte Reliefs.

Igelfiſch (Diodon), ein zu den Plektognathen (ſ. d.) gehöriges, mit langen Stacheln verſehenes Fiſchgeſchlecht, deſſen in den tropiſchen Teilen des Atlantiſchen und Stillen Oceans verbreitete vier Arten ſich aufblähen können. Ihr Fleiſch ſoll zu gewiſſen Zeiten giftig ſein.

Igelhuf, auch Igelfuß oder Straubfuß, früher gebräuchliche Bezeichnungen für einen bisweilen nach der Mauke zurückbleibenden Krankheitszuſtand an den Füßen der Pferde; er beſteht in einer ſchwieligen Verdickung der Haut am Feſſel, auf welcher die Haare wie Igelſtacheln emporſtehen.

Igelkaktus, ſ. Echinocactus.

Igidi, Teil der weſtl. Sahara (ſ. d.).

Igilgilis, alte Stadt in Nordafrika, das jetzige Dſchidſchelli (ſ. d.).

Iglau, eine der älteſten und nach Brünn die volkreichſte Stadt in Mähren, an der böhm. Grenze,

Digitized by Google

Station der Hauptlinie Wien-Tetschen-Mittelgrund der Österreichischen Nordwestbahn und an der Iglawa, über welche hier eine steinerne Brücke führt, hat ein eigenes Gemeindestatut, ist der Sitz eines Kreisgerichts, eines städtisch delegierten Bezirksgerichts, einer Bezirkshauptmannschaft und einer Finanzbezirksdirektion, zählt mit den drei Vorstädten (1880) 22378 deutsche E., hat ein Obergymnasium, eine Landesoberrealschule, eine Mädchenbürgerschule (mit einem weiblichen Fortbildungskurs) und eine gewerbliche Fortbildungsschule. Der schöne Stadtplatz ist 328 m lang und 113,75 m breit. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die altdeutsche St. Jakobspfarrkirche mit einem vortrefflichen Altarblatt und einer 6440 kg schweren Glocke, die wegen des alten Kreuzganges sehenswerte Minoritenkirche, die St. Ignazkirche, die 1876 erbaute evang. Pfarrkirche, das Rathaus, die aus einem von Kaiser Joseph II. aufgehobenen Dominikanerkloster (zum Heiligen Kreuz) hergestellte große Kaserne, das Tuchmeisterhaus und das kleine Kirchlein am Johannesbügel, dessen Erbauung ins J. 799 verlegt wird. Die Industrie ist sehr schwunghaft, es bestehen daselbst zahlreiche Tuchmacherwerkstätten, Spinnereien, Färbereien und Wollzeugwebereien, eine große Bierbrauerei, eine k. k. Cigarrenfabrik mit über 2500 Arbeiterinnen, eine Dampfglasschleiferei, zwei Dampfmühlen und Thonwarenfabriken. Der Handel mit Tuch- und Schafwollzeugen, Flachs und Bauholz ist ziemlich bedeutend. Die Stadt hält vier Jahrmärkte und ist auch ein bedeutender Platz für den Getreidehandel. — J. war ehedem eine Bergstadt; uralt ist ihr Stadt- und Bergrecht, welches schon 1250 von König Wenzel I. erneuert und bestätigt wurde. Am 5. Juli 1436 wurde der Iglauer Vergleich abgeschlossen, in dem Kaiser Sigismund die Prager Kompaktaten beschwor. Im J. 1523 wurde die ganze Stadt ein Raub der Flammen, und während des Dreißigjährigen Kriegs wurde sie zweimal eine Beute der Schweden. Am 4. Dez. 1805 siegte hier der Erzherzog Ferdinand d'Este über ein bayr. Korps unter Wrede.

Iglawa, rechtsseitiger Nebenfluß der Thaya im südwestl. Mähren, entsteht auf dem böhm.-mähr. Plateau bei dem Dorfe Ihlavka, vereinigt sich unterhalb Eibio mit der Schwarzawa und geht nach einem Laufe von 175 km unterhalb Muschau zur Thaya.

Iglesias, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Cagliari, nahe an der Westküste der Insel Sardinien, Endpunkt der Linie Cagliari-J. der Sardinischen Eisenbahn, ist Sitz eines Bischofs und der Mittelpunkt der aufblühenden Montanindustrie auf Blei, Zink, Galmei u. s. w. Die Stadt hat eine Kathedrale von 1215, alte Mauern, eine 1325 von den Aragoniern hergestellte Burg, eine technische Schule, zählt (1881) 12094 E. und handelt mit Öl und Wein.

Iglesias de la Casa (José), span. Dichter, geb. 31. Okt. 1748 zu Salamanca, schloß während seiner Studienzeit auf der dortigen Universität mit seinem Freunde Melendez und andern durch poetisches Talent ausgezeichneten Jünglingen einen Dichterbund, der unter dem Namen der Salamantinischen Schule einflußreich wurde, und bildete sich fast ausschließend nach den klassischen Dichtern seines Vaterlandes, vorzüglich nach Balbuena und Quevedo. Nach vollendeten Studien empfing er 1783 in Madrid die Priesterweihe und wurde Pfarrer von Carbajosa de la Pagrada im Bistum von Salamanca, starb aber schon 26. Aug. 1791. Erst sieben Jahre nach seinem Tode wurden seine Gedichte gesammelt (2 Bde., Salamanca 1798), seitdem aber sehr oft wieder aufgelegt. Neuerdings wurden sie in die «Biblioteca de autores españoles» aufgenommen (Bd. 61, 1869). J. gehört unter die Lieblingsdichter der Nation, und viele von seinen Gedichten leben im Munde des Volks. Dies gilt jedoch nur von den scherzhaften Gedichten in nationalen Kurzversen, aus seiner Jugendperiode, besonders von den sog. Briefchen, «Letrillas», in welchen er mit dem von ihm meisterhaft benutzten Reichtum der span. Sprache an witzigem Doppelsinn die Lächerlichkeiten seines Jahrhunderts und seiner Nation geißelt. Dabei ist seine Sprache von klassischer Reinheit, sein Versbau von ungemeiner Leichtigkeit und seine Gesinnung durch und durch national. Minder gelungen sind seine ernsten Gedichte in ital. Strophen.

Iglò, auch **Neudorf**, Bergstadt in Ungarn, Zipser Komitat, links am Flusse Hernad, an der Kaschau-Oderberger Eisenbahn, mit (1880) 7521 E., Slowaken, Deutsche und Ungarn, hat ein evang. Obergymnasium, Staatslehrerseminar, Bezirksgericht, Bergbau auf Kupfer und Eisen, Eisenhämmer, Steingut- und Papierfabriken, Leinweberei und lebhaften Handel. Früher war J. Vorort der Zipser Freistädte.

Ignamen-Batate, s. unter Dioscorea.

Ignatia amara *L. fil.* hieß früher die Stammpflanze der Ignatiusbohnen; man rechnet sie jetzt zur Gattung Strychnos (s. d.) unter dem Namen Strychnos Ignatia.

Ignatianer, soviel wie Jesuiten.

Ignatius der Heilige, Bischof von Antiochien, angeblich Schüler des Apostels Johannes und deshalb zu den Apostolischen Vätern gerechnet. Er führt den Beinamen Theophoros, d. h. der Gott im Herzen trägt, nach der Legende, weil er das Kind gewesen sei, das Jesus seinen Jüngern als Muster hingestellt habe. Nach der zuverlässigsten Überlieferung ist er zur Zeit des Trajanischen Partherkriegs zu Antiochien selbst während der Anwesenheit des Kaisers im Cirkus von Löwen zerrissen worden (20. Dez. 115). Eine andere Angabe läßt ihn dagegen nach Rom transportiert und dort unter dem Konsulat des Suburranus und Marcellus (103 n. Chr.) den Löwen vorgeworfen werden. Letztere Überlieferung findet sich in den röm. Märtyrerakten des J., welche neuerdings Dressel im Vatikan aufgefunden hat, wogegen sie in den bisher bekannten Akten mit der Angabe, J. sei zur Zeit des Partherkriegs des Trajan Märtyrer geworden, unklar vermischt ist. Die röm. Kirche, welche den Heiligen für sich beanspruchte, feiert, abweichend von den Griechen, sein Fest 1. Febr. Die Sage von der Märtyrerreise des J. von Antiochien nach Rom liegt auch den unter seinem Namen aufbewahrten Briefen zu Grunde. Dieselben sind besonders für die Geschichte des Episkopats im 2. christl. Jahrhundert wichtig, aber die übertriebene Hochschätzung der bischöfl. Würde erregte schon seit dem 17. Jahrh. begründeten Verdacht. Die Briefe liegen in dreifacher Gestalt vor. Die weiteste Recension von dreizehn Briefen wurde allgemein als teils unecht, teils interpoliert erkannt, seit eine kürzere Gestalt von sieben Briefen (an die Epheser, Magnesier, Philadelphener, Trallianer, Smyrnäer, Römer und an Polykarp,

Digitized by Google

welche schon dem Eusebius bekannt, wieder aufgefunden worden war. Doch wurde auch ihre Echtheit schon von Dalläus, neuerdings besonders von Baur und Hilgenfeld bestritten. Eine noch kürzere Gestalt von nur drei Briefen (an die Römer, Epheser und an Polykarp, und auch diese drei in kürzerer Recension) wurde 1845 von Cureton in syr. Text herausgegeben (mit reichem Apparat im «Corpus Ignatianum», Lond. 1849). Der Herausgeber und mehrere deutsche Gelehrte verteidigten die Echtheit der letztern und suchten die bisherige kürzere griech. Gestalt von sieben Briefen als interpoliert zu erweisen. Indessen ist gegenwärtig so ziemlich allgemein anerkannt, daß die drei syr. Briefe nur ein Excerpt aus den sieben griechischen sind. Die Unechtheit der letztern steht aber darum nicht weniger sicher. Schwerlich sind dieselben früher als um 170 n. Chr. entstanden. Eine armenische Übersetzung, welche dreizehn Briefe umfaßt, wurde von Petermann (Lpz. 1849) herausgegeben. Eine neuere Ausgabe seiner Briefe findet sich im zweiten Heft der von Harnack, Gebhardt und Zahn herausgegebenen «Patrum Apostolicorum opera» (Lpz. 1876). Vgl. Zahn, «J. von Antiochien» (Gotha 1873); Harnack, «Die Zeit des J.» (Lpz. 1878).

Ignatius, Patriarch von Konstantinopel, Sohn des Kaisers Michael I., geb. um 790, ward durch Leo V. den Armenier entmannt, wurde nun Mönch und 847 Patriarch. Er kämpfte mächtig gegen die Willkürherrschaft und Sittenlosigkeit des Kaisers Bardas, seines Oheims, der die heiligen Gebräuche der Kirche in Trinkgelagen parodierte, wurde deshalb abgesetzt und Photius an seine Stelle zum Patriarchen erhoben (858). Die hieraus entstandene Kirchenspaltung suchte der Hof durch den Papst Nikolaus I. zu beseitigen. Indem aber dieser für J. sich erklärte (863), ward dadurch der erste Grund zu der Trennung der griechischen von der röm. Kirche gelegt. Kaiser Basilius I. setzte den J. als Patriarchen wieder ein (867); als solcher starb er 878.

Ignatius von Loyola, s. Loyola.

Ignatiusbohnen heißen die Samen von Strychnos Ignatia (Ignatia amara), einem auf den Philippinen einheimischen Baume. (S. Strychnos.)

Ignatjew (Nikol. Pawlowitsch), russ. General und Diplomat, geb. 29. Jan. 1832 in Petersburg, erhielt seine Erziehung im Pagenkorps und in der Nikolaischen Militärakademie, trat 1849 in die Garde ein, avancierte sehr rasch und wurde 1858 bereits General. Während des Krimkriegs war er dem Armeekorps des Generals Berg in den Ostseeprovinzen zugeteilt und leitete 1857—58 eine Expedition nach Chiwa und Bokhara. Nachdem er schon 1856 kurze Zeit als Militärbevollmächtigter in London und Paris diplomatisch thätig gewesen war, ging er 1859 ganz in diese Carrière über, indem ihm der neugegründete Gesandtschaftsposten in Peking übertragen wurde. Hier gelang es ihm, einen für Rußland sehr günstigen Handelsvertrag mit China abzuschließen. Nach seiner Rückkehr von dort 1863 wurde er zum Direktor des Asiatischen Departements im Ministerium des Äußern und darauf (26. Juli 1864) zum Gesandten in Konstantinopel ernannt. In der Geschichte der russ. Orientpolitik ist J.s Amtsführung dadurch folgenreich geworden, daß der anfangs von ihm begünstigte Candiotenaufstand (1866) und Griechenlands Teilnahme für denselben von der russ. Regierung schließlich desavouiert wurden und daß er in Sachen des griech.-bulgar. Kirchenstreits entschieden für die Bulgaren Partei ergriff, dadurch aber zu einer völligen Abwendung des Hellenentums von der Sache Rußlands Veranlassung gab. In den Gang der orient. Ereignisse von 1875 und 1876 griff J. nachhaltig ein, indem er die Interessen der Bosnier und Bulgaren entschieden begünstigte und zu der Politik Midhat Paschas in schroffem Gegensatze stand. Nach der Konferenz der Großmächte vom Dez. 1876 und Jan. 1877 zeitweise abberufen, unternahm J. im März desselben Jahres eine Rundreise an die Höfe von Berlin, Paris, London und Wien, die zu dem Abschluß des Londoner Protokolls vom 31. März erheblich beigetragen hat. Der durch den Berliner Kongreß später wesentlich modifizierte Vertrag von San-Stefano (3. März 1878) war hauptsächlich J.s Werk. Während der letzten Jahre der Regierung Kaiser Alexanders II. nur gelegentlich zu amtlichen Funktionen herangezogen, wurde J. unmittelbar nach der Thronbesteigung Alexanders III. zum Minister der Domänen und zwei Monate später zum Minister des Innern ernannt. Er suchte seine neue Stellung im Sinne der nationalen Partei auszunutzen, vermochte sich in derselben aber nur bis zum Mai 1882 zu behaupten. Vgl. «Aus der petersburger Gesellschaft» (4. Aufl., Lpz. 1875); Sigm. Hahn, «Russ. Staatsmänner und Diplomaten der Gegenwart» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1877, 1. Hälfte); «Russ. Wandlungen» (Lpz. 1882).

Ignipunktur (lat.), in der Chirurgie das Ätzen erkrankter Gewebe und Organe vermittelst eingestochener glühender Eisenstifte.

Ignis et aquae interdictio (lat.), Untersagung des Feuers und Wassers, umschreibende Formel für Verbannung, welche Strafe das ältere röm. Recht nicht kannte. (S. Exil.)

Ignis fatuus (lat.), soviel wie Irrlicht.

Ignobiles (lat.), die Unedeln, s. unter Nobiles.

Ignorant (lat.), ein Unwissender.

Ignorantenbrüder (Fratres ignorantiae, Frères ignorantins, Brüder der christl. Lehre und Schule) heißen die Mitglieder eines Ordens, welchen der Kanonikus zu Rheims, Jean Baptiste de la Salle, 1724 gründete. Sie erteilten in den Volksschulen unentgeltlichen Unterricht im Geiste der kath. Hierarchie. Von den Jesuiten begünstigt, fanden sie rasche Verbreitung und wurden auch nach der Ausweisung des Jesuitenordens (1764) in Frankreich geduldet. In der Revolution (1790) vertrieben, fanden sie eine Zuflucht in Italien. Napoleon I. berief sie 1806 zurück und begünstigte sie. Erst das Unterrichtsgesetz des Ministers Ferry (1882) hat sie aus den öffentlichen Schulen Frankreichs verdrängt.

Ignoranz (lat. ignorantia), Unwissenheit, Unkenntnis; ignorieren, von etwas keine Kenntnis, Notiz nehmen.

Igor, der Name mehrerer russ. Fürsten:

Igor, der Sohn Ruriks, geb. 912, kam nach Oleg zur Regierung und unterwarf die Drevjanen aufs neue. Dann veranstaltete er zwei Feldzüge nach Griechenland; beim ersten im J. 941 wurden ihm seine Schiffe durch Griechisches Feuer verbrannt; beim zweiten Feldzug 944 bot der griech.

Digitized by Google

Kaiser Lakapen gleich im voraus Lösegeld und es kam zu einem Bündnis zwischen J. und Byzanz. Im J. 945 wurde J. bei Erhebung der Abgaben unter den Drevjanen von diesen erschlagen.

Igor Olegowitsch unternahm 1144 einen Feldzug nach Galizien und Polen, war dann kurze Zeit Großfürst von Kiew, mußte ins Kloster gehen und ward 1146 bei einem Volksaufstand in Kiew ermordet. Später nahm man ihn in die Zahl der russ. Heiligen auf.

Igor Swjatoslawitsch, Fürst von Nowgorod-Sjewersk, der Sohn von Swjatoslaw von Tschernigow, geb. 1151, gest. 1202, führte 1185 mit seinem Bruder Wßewolod einen unglücklichen Feldzug gegen die Polowzer, ward am Fluß Kajala geschlagen, gefangen genommen, aber entfloh später. Den Feldzug besingt das älteste Denkmal der russ. (richtiger kleinruss.) Kunstpoesie, das episch-lyrische «Lied vom Heereszug Igors» («Slovo o polku Igorevě»), von einem unbekannten Verfasser, wahrscheinlich einem Kampfgenossen im Gefolge J.s geschrieben. Es wurde 1795 vom Grafen Alexej Musin-Puschkin in einem Sammelbande vom Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrh. gefunden und zuerst in Moskau 1800 herausgegeben. Das Original ging 1812 beim Brande von Moskau unter. Eine zweite Abschrift desselben mit Varianten fand sich 1864 in den Papieren der Kaiserin Katharina II. und wurde von Pekarskij (Petersb. 1864) herausgegeben. Von den zahlreichen Ausgaben und Kommentaren des «Liedes» (von Dobrenskij, Hattala, Erben, Fürst Wjasemskij u. a.) sind besonders die von kleinruss. Verfassern bemerkenswert: Maksimowitsch, Ogonowskij (Lemb. 1876), Potebnja (Kiew 1878); deutsche Übersetzungen von Joseph Müller (Prag 1811), Aug. Boltz (Berl. 1854; mit Originaltext, Grammatik und Glossar) und von Pauker (Berl. 1884; mit Einleitung und Anmerkungen).

Igualada, Stadt in der span. Provinz Barcelona, 70 km im NW. von Barcelona, am Südwestfuße des Montserrat, links an der zum Llobregat gehenden Noya, ist mit Mauern umgeben, hat Baumwollspinnerei, Fabriken von Leinwand, Samt, Tuch, Wollstoffen, röm. Cement und Eisengießereien und zählt (1877) 11882 E.

Iguane, s. Leguane.

Iguanodon ist ein in der obersten Juraformation und in der Kreide namentlich Englands und Belgiens nicht seltenes, jetzt gänzlich ausgestorbenes Reptil und zwar ein Dinosaurier (s. d.) von riesigen Dimensionen. Der J. bewegte sich auf den Hinterbeinen, wobei der kräftige Schwanz als Stütze diente. Seine Zähne haben eine höchst charakteristische spatelförmige Gestalt und waren für Pflanzennahrung eingerichtet.

Iguman, s. Hegumenos.

Igumen, Kreisstadt im russ. Gouvernement Minsk, an dem Flüßchen Igumenka, mit (1882) 2190 E., davon ein Drittel Juden.

Iguvium, alte Stadt, das jetzige Gubbio (s. d.).

Ihaipoor, s. Dschadschpur.

Ihansi, s. Dschansi.

Ihering (spr. Jehring), Rechtsgelehrter, s. Jhering (im Tod).

Ihlow (Christian von), s. Ilow.

Ihna, Fluß in Pommern, Regierungsbezirk Stettin, kommt aus dem Enzigsee im N. von Nörenberg, nimmt oberhalb Stargard, wo sie auf 60 km schiffbar wird, die Faule Ihna auf und mündet nach einem Laufe von 112 km in den Dammschen See.

Ihrâm (arab.), das Pilgergewand der Mekkapilger.

IHS, Monogramm für Jesus nach griech. Schrift (I H Σ), wo H das lange e bedeutet, später von den Jesuiten angenommen, bei denen es auch nach lat. Schrift, wo H also h bezeichnet, als Abkürzung für Jesum habemus socium (Wir haben Jesus zum Bundesgenossen) oder Jesus hominum salvator (Jesus der Menschen Heiland) gedeutet wird.

I. H. S. oder I. H. S. V., Abkürzung für In hoc signo (vinces), d. h. in diesem Zeichen (wirst du siegen).

Ijar, nach dem Babylonischen Exil der zweite, jetzt der achte Monat der Juden, im Schaltjahre der neunte; er hat 29 Tage (vom 5. Mai bis 2. Juni).

Ik, Fluß in den russ. Gouvernements Ufa und Samara, zwischen denen er in seinem ganzen Oberlauf die Grenze bildet, entspringt auf den Ausläufern des Ural und mündet links in die Kama. Er ist 424 km lang und nicht schiffbar. — J. heißt auch ein Fluß im Gouvernement Orenburg, der sich rechts in die Salmara, einen rechtsseitigen Nebenfluß des Ural, ergießt; er ist 265 km lang, ein Gebirgsfluß mit starker Strömung und nicht schiffbar.

Ikaamaui (Te-Ika-a-Maui, d. h. der Fisch des Maui), auch Ahinomaui, die Nordinsel von Neuseeland (s. d.).

Ikarius, ein Heros der Athener, der den nach Attika kommenden Bacchus freundlich aufnahm, wofür ihm dieser die Kenntnis des Weinbaues mitteilte. Nachdem er den ersten Wein gekeltert, fuhr er denselben in Schläuchen umher, um ihn zu verschenken. Da aber einige davon berauscht wurden, so tötete man ihn in der Meinung, daß er sie vergiftet habe, und warf ihn in einen wasserlosen Brunnen oder vergrub ihn unter einem Baume. Aus Betrübnis darüber erhängte sich seine Tochter Erigone an diesem Baume. Zeus oder Bacchus versetzte sie hierauf als die Jungfrau unter die Gestirne, desgleichen ihren treuen Hund Mära als den Hundsstern und ihren Vater als Bootes. Über die undankbaren Athener aber kam eine Pest, oder, wie andere erzählen, eine Raserei über die Jungfrauen, sodaß sie sich wie Erigone erhängten. Zum Andenken ward eine Feier jährlich begangen. Es gibt noch mehrere Wiederholungen eines Reliefs mit der Darstellung des Besuchs von Bacchus bei J.

Ikărus, Sohn des Dädalus (s. d.), ward mit seinem Vater im Labyrinth zu Kreta gefangen gehalten. Er floh mit dem Vater vermittelst künstlich aus Wachs gefertigter Flügel, stürzte aber unterwegs, weil er der Sonne zu nahe flog und diese seine Flügel schmolz, unweit der Insel Samos ins Meer. Sein Vater begrub ihn auf der kleinen, fortan nach ihm benannten Insel Ikaria (einer der Sporaden, jetzt Nikaria), westlich von Samos, und das Meer in der Gegend jener Insel hieß seitdem das Ikarische Meer. Es gibt Darstellungen der Sage unter andern namentlich in einem in der Villa Albani zu Rom zweimal vorhandenen Relief und einem pompejanischen Wandgemälde.

Ikelemba, linker Nebenfluß des Congo (s. d.).

Ikon (arch.), das Bild, Abbild; ikonisch, ein gleiches Bild darstellend; ikonische Statue, Statue in Lebensgröße, im Gegensatze zu Kolossalstatue, auch zu Idealstatue. Ikonoborzen, d. h. Bilderstürmer, Name einer russ. Sekte, deren

Anhänger unter freiem Himmel beten. **Ikonodulie**, gleichbedeutend mit Ikonolatrie. **Ikonograph**, Bildschreiber, einer, der über Porträts berühmter Personen schreibt oder Auskunft gibt; auch ein dem Storchschnabel (s. d.) ähnliches Instrument; **Ikonographie**, gleichbedeutend mit Ikonologie. **Ikonoklast**, Bilderzerbrecher, Bilderstürmer; **Ikonoklasmus**, Bildersturm; **Ikonolaten**, Bilderverehrer; **Ikonolatrie**, Bilderverehrung, Bilderanbetung (s. **Bilderdienst** und **Bilderverehrung**). **Ikonologie**, Bildniswissenschaft, Kenntnis der Bilder, Büsten, Bildsäulen, Münzen, Gemmen u. s. w. des Altertums; auch Kenntnis der Attribute der Götter und Heroen und sonstiger mytholog. Gegenstände; auch Kenntnis der Darstellung der christl. Heiligen. **Ikonomachie**, Bilderstreit, Kampf wegen Verehrung der Heiligenbilder. **Ikonoman**, Bilderschwärmer, einer der für Malerei schwärmt, auch ein schwärmerischer Verehrer von Heiligenbildern. **Ikonostas** (Ikonostaſs), in der griech. Kirche die mit Heiligenbildern bedeckte Wand, welche das Sanktuarium von dem Raum der Gemeinde trennt.

Ikonische Dynastie, s. unter **Seldschuken**.

Ikos, im Altertum Name der zu den Sporaden gehörigen Insel Chelidromia (s. d.).

Ikosaëder, in der Stereometrie ein von zwanzig gleichseitigen Dreiecken begrenztes Polyeder; in der Krystallographie eine Krystallform von zwanzig Dreiecken, von denen jedoch nur acht gleichseitig, die andern gleichschenkelig sind; diese Form entsteht durch Kombination des Pentagondodekaëders mit dem Oktaëder.

Iktinos war der bedeutendste Architekt in Athen unter der Staatsleitung des Perikles, der Erbauer des Parthenon auf der Akropolis zu Athen. Auch wird er der Erbauer des Tempels der Demeter und Persephone in Eleusis und des Tempels des Apollon zu Bassä genannt.

Ikutu-Ja-Congo, Name des Congo (s. d.).

Ilanz (roman. **Glion**), die oberste Stadt am Rhein, liegt im Bezirk Glenner des schweiz. Kantons Graubünden, 692 m über dem Meere, 26 km westsüdwestlich von Chur am Vorderrhein, unweit der Mündung des Glenner, besitzt eine Kirche, eine steinerne Brücke und einige alte Herrenhäuser und zählt (1880) 872 meist reform. E. (352 Katholiken), von denen 63 Proz. romanischer, 35 Proz. deutscher und 2 Proz. italienischer Zunge sind. Schon 766 urkundlich erwähnt, gehörte J. im spätern Mittelalter den Freiherren von Belmont, später den Grafen von Sax, und schloß sich 1424 dem Grauen Bunde an. Im J. 1526 fand hier die Disputation statt, durch welche die Religionsfreiheit in Graubünden eingeführt wurde. Früher als Sitz des oberländischen Adels, des Bundestags und des Landgerichts des Grauen Bundes ein ziemlich lebhafter Ort, ist J. jetzt ein stilles Landstädtchen, dem nur seine Lage an der großen Straße des Rheinthals und am Eingang in das Lugnezerthal einige Bedeutung geben.

Ilawlja oder **Ilowlja**, Fluß im russ. Gouvernement Saratow und im Lande der Donischen Kosaken. Sie entspringt im Kreise Kamyschin von den Wolgahöhen, fließt anfangs südlich, darauf südwestlich und ergießt sich nach einem Laufe von 270 km unterhalb Ilowlinskaja links in den Don. Der Fluß ist nicht schiffbar.

Ilbessan, Stadt in Albanien, s. **Elbassan**.

Ilchan, s. unter **Chan**.

Ilchester oder **Ivelchester**, Dorf in der engl. Grafschaft Somerset, 27 km im SO. von Bridgewater, am Yeo oder Ivel, mit (1881) 2093 E., hieß bei den Bretonen Pont-Ivel-Coed und war zur Römerzeit Hauptstation auf einer jetzt Fosseway genannten Straße. Noch stehen die Ruinen eines Klosters, in welchem Roger Baco geboren oder erzogen worden ist.

Ile (grch.), im macedon. Heerwesen eine Reiterabteilung von durchschnittlich 200 Mann unter Anführung eines **Ilarchen**.

Ile d'Aix, s. Aix.

Ile du Levant (und **Ile du Titan**), eine der Hyerischen Inseln, s. unter **Hyères**.

Ile de Ré, Insel an der Westküste Frankreichs, s. Ré.

Ile d'Yeu (**Ile Dieu**), s. **Dieu**.

Ilena, Stadt in Bulgarien, s. **Elena**.

Ileotyphus, der Unterleibstyphus, s. unter **Typhus**.

Ilerda (jetzt Lerida), alte befestigte Stadt der Ilergeten am Sicoris (jetzt Segre) in Hispania Tarraconensis; hier belagerte Cäsar 49 v. Chr. die Pompejanischen Legaten Afranius und Petrejus und zwang sie zur Kapitulation.

Ilergeten, im Altertum Name eines iberischen Volks in Nordspanien (in der nördl. Hälfte des spätern Aragonien), auf der Nordseite des Ebro. Auf ihrem Gebiete lagen mehrere berühmte span. Städte, so namentlich Osca (Huesca), längere Zeit das Hauptquartier des Sertorius, Ilerda (Lerida) am Sicoris und namentlich der belebte Ebroübergangsplatz Salduba, den Augustus unter dem Namen Caesaraugusta (Saragossa) zur Militärkolonie und Bezirkshauptstadt machte.

Ile Royale, der frühere Name der Insel Cape-Breton (s. d.).

Ilezkaja Saschtschita, kleine Festung im russ. Gouvernement Orenburg, 70 km südlich von Orenburg, rechts vom Ilek. In der Nähe von J. befindet sich ein sehr großes Steinsalzlager.

Ilĭus (Notbrechen), s. **Miserere**.

Ilex *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Ilicineen. Die Arten derselben, etwa 150, sind hauptsächlich in Amerika einheimisch, in Afrika und Australien finden sich nur wenige. Ihre achselständigen, einzeln oder in Trugdolden stehenden Blüten haben einen gezähnten Kelch, eine radförmige, bald getrennt-, bald ganzblätterige Blumenkrone; ihre Frucht ist eine vier bis fünf Steinkerne enthaltende Beere. In Europa findet sich bloß eine Art, der **Hülsen** oder die **Stechpalme** (*I. Aquifolium L.*), ein schöner Strauch oder kleiner Baum mit glänzend grünen, am Rande stachelig gebuchteten (seltener ganzrandigen, wehrlosen) Blättern, welcher von Pommern an bis Portugal in den Küstenländern vorkommt, namentlich in den Niederlanden, Nord- und Westfrankreich und Nordspanien häufig ist und in manchen Ländern (z. B. Holland und England) allgemein als Ziersträuch in vielen Varietäten (z. B. mit ganzrandigen, mit krausen, mit weiß- und gelbgefleckten Blättern) kultiviert wird. Er hat weiße Blüten, scharlachrote Beeren, ein sehr feinfaseriges, hartes, dichtes, gelbliches Holz und liebt den Schatten. Von *I. Paraguayensis Lam.* in Südamerika werden die geigten, lanzett- oder keilförmigen Blätter gleich denen der chines. Theepflanze

als Thee benutzt und unter dem Namen Paraguay- oder Matethee überall verbraucht und ausgeführt. Sie enthalten Coffein und Kaffeegerbsäure. Auch von der nordamerik. Art I. vomitoria *Ait.* werden die Blätter zur Bereitung von Thee verwendet, wegen ihrer Eigenschaften als Arzneipflanze ist sie den Indianern heilig und wird von ihnen bei religiösen Gebräuchen verwendet.

Ilfeld, Flecken im Kreise Zellerfeld der Landdrostei Hildesheim der preuß. Provinz Hannover, an der Südseite des Harzes, 5 km nördlich von der Station Niedersachswerfen-J. der Linie Soest-Altenbeken-Northeim-Nordhausen der Preußischen Staatsbahnen, am Eingang des Behrethals, mit (1880) 1364 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, und hat ein Pädagogium, Papier- und Parkettfabriken. Der Ort verdankt seine Entstehung dem Grafen Ilger II. zu Hohnstein und seinen Ruf der Klosterschule, welche aus dem vom Grafen Ilger III. 1190 daselbst gestifteten Prämonstratenser-Mönch-kloster hervorging. Der letzte Abt Thomas Stange verwandelte 1546 das Kloster in eine evang. Schule und berief 1550 zum Lehrer Michael Neander, damals Konrektor zu Nordhausen, einen Schüler Luthers und Melanchthons, welcher 1559 Stanges Nachfolger, Rektor der Schule und zugleich Stifts- und Klosteradministrator wurde und der Begründer des Ruhms der ilfelder Schule ist. Nachdem 1629—31 unter Nihusius infolge des Restitutionsedikts ein Mönchskloster in J. eingerichtet war, wurde 1634 die Schule wieder ins Leben gerufen und 1867 reorganisiert. F. A. Wolf hat hier 1779—82 gewirkt und seinen Ruf begründet. In den J. 1880—84 wurde das alte Klostergebäude fast gänzlich niedergerissen und aus den reichen Mitteln des Stifts ein den Bedürfnissen der Neuzeit entsprechender Prachtbau aufgeführt. Etwa 4 km von J. liegt der Hohnstein, die größte Burgruine des Harzes. Vgl. J. G. Leuckfeld, «Antiquitates Ilfeldenses» (Quedlinb. 1709); Havemann, «Mitteilungen aus dem Leben Michael Neanders» (Gött. 1841); Förstemann, «Monumenta rerum Ilfeldensium» (Nordh. 1843 u. 1853).

Ilfracombe, Stadt in der engl. Grafschaft Devon, 14 km im NNW. von Barnstaple, am Kanal von Bristol, mit (1881) 6043 E., hat einen Hafen und ist ein beliebtes Seebad.

Ilg (Albert), Kunstschriftsteller, geb. 11. Okt. 1847 zu Wien, studierte zuerst Germanistik, dann Kunstgeschichte daselbst, war hierauf Hilfsarbeiter im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie, wurde 1873 Docent der Kunstgeschichte und 1876 Vorstand der zweiten Gruppe der kunsthistor. Sammlungen des Kaiserhauses. Für die von Eitelberger herausgegebenen «Quellenschriften für Kunstgeschichte» (Wien 1871 fg.) übersetzte und kommentierte er Cenninis «Buch von der Kunst», Heraclius' «Von den Farben und Künsten der Römer», Biondos «Von der hochedeln Malerei», Condivis «Leben des Michel Angelo» (mit Rud. Valdek), Theophilus' «Schedula diversarum artium». Ferner veröffentlichte er: «Über den kunsthistor. Wert der Hypnerotomachia Poliphili» (Wien 1872), «Die Glasindustrie» (mit Lobmeyr und Boeheim, Stuttg. 1874), «Die kunstgewerblichen Fachschulen des k. k. Handelsministeriums» (Wien 1876), «Geschichte und Terminologie der alten Spitzen» (Wien 1876), «Ornamente für Architektur und Kunstindustrie» (Wien 1876), «Wiener Schmiedearbeit des 18. Jahrh.» (mit Kabdebo, Dresd. 1878 ff.), «Zeitstimmen über Kunst und Künstler der Vergangenheit» (Wien 1881). Neuerdings arbeitet J. an einer Geschichte der beiden Architekten Fischer von Erlach.

Ilgen (Karl David), ausgezeichneter Schulmann, geb. 26. Febr. 1763 zu Burgholzhausen bei Eckardtsberga in der preuß. Provinz Sachsen, studierte zu Leipzig Theologie und Philologie, wurde 1789 Rektor der Stadtschule zu Naumburg, 1794 ord. Professor der orient. Sprachen an der Universität zu Jena und 1802 Rektor der Landesschule zu Pforta. Hier trat er als kräftiger und strenger Reformator der verfallenen Schule auf. Nachdem er 1830 seine Entlassung genommen, wendete er sich 1831 nach Berlin und ist dort erblindet 17. Sept. 1834.

J.s vorzüglichste philol. Werke sind die «Hymni Homerici» (Halle 1796) und die «Scolia sive carmina convivalia Graecorum» (Jena 1798). In seinen theol. Schriften erregten seine freimütigen Forschungen über das Buch Hiob: «Naturae et virtutes Jobi» (Lpz. 1788) und die «Urkunde des ersten Buches Mosis in ihrer Urgestalt» (ebd. 1798) Aufsehen. Seine kleinern Abhandlungen erschienen als «Opuscula varia philologica» (2 Bde., Erf. 1797).

Ilhavo, Stadt in der portug. Provinz Beira, Distrikt Aveiro, 6 km im SSW. von Aveiro, am Ufer einer Bai der großen Lagune, welche sich hier in das Land hinein erstreckt, mit (1878) 7721 E., welche Fischfang und Salzgewinnung betreiben. Etwa 3 km im S. der Stadt liegt die große Glas- und Porzellanfabrik Vista-Alegre.

Ili, asiat. Steppenfluß, Gebiet und Stadt in China. Der Fluß Ili, einer der Hauptflüsse Innerasiens, entspringt unter dem Namen Tekes am Nordabhange des Thian-schan oder Himmelgebirges östlich von dem 6860 m hohen Tenri (Geisterkönig) und dem 3470 m hohen Teletsk. Der Fluß durchströmt zuerst in nordöstl. Richtung den südl. Teil der Dsongarei und biegt sich, nachdem er den Namen J. erhalten hat, gegen Süden, indem er südlich von dem westlich streichenden Ausläufer des Alataugebirges verläuft, wendet sich hierauf mehr gegen Nordwesten und ergießt sich, nach einem Laufe von 1150 km, mit einer dreiarmigen, 100 km langen und 22 km breiten Deltamündung in den Balkaschsee. In seinem obern und mittlern Laufe ist er reißend, im untern aber verliert er an Tiefe und bietet der Schiffahrt keine Hindernisse. Das Thal des J. ist historisch merkwürdig als Durchzugsweg der gegen Westen strömenden Völkerwanderungen seit den ältesten Zeiten bis auf die Mongolen im 13. und die Kalmücken im 17. Jahrh.

Die Stadt Ili, auch Küre oder Kura, Gulscha oder Kuldscha oder auch Houei-Yüan genannt, 1 km nördlich vom J. gelegen, wurde 1762 von den Chinesen an der Stelle der schon im 13. und 14. Jahrh. vorkommenden und später als Residenz der Dsongaren-Chane blühenden Ortschaft Almalig oder Armalig (Armalico) gegründet. Die Stadt war früher blühender und bevölkerter als jetzt, zählt noch gegen 20000 E., Dsongaren, Dolanen, Tadschiks und Chinesen. Ihre früheren Befestigungswerke verfallen mehr und mehr. Die Stadt ist schlecht gebaut, die Straßen sind eng und schmutzig und von den öffentlichen Gebäuden

Digitized by Google

die chines. Tempel, die Moscheen, Kasernen, Schauspielhäuser u. s. w., sind nur wenige bemerkenswert. Der Ort entwickelt viele Handwerksthätigkeit und ist ein wichtiger Handels- und Meßort Mittelasiens, welchen selbst Kaufleute aus Kaschmir und Indien besuchen. Nachdem die Dunganen (s. d.) 1866 die chines. Herrschaft in J. gestürzt hatten, gab der Schutz, den flüchtige Kirgisen in J. fanden, für Rußland Veranlassung zur militärischen Besetzung des Landes, die mit der Einnahme der Stadt J. 4. Juli 1871 beendigt war. Doch versprach die russ. Regierung dasselbe beim Einrücken chines. Truppen wieder zu räumen; demnach wurde in dem Grenzvertrag vom 24. Febr. 1881 der größere Teil des Gebiets mit der Hauptstadt wieder an China zurückgegeben.

Ilia (lat., Plural von Ile, der Darm) heißen die Seitenteile des Unterleibes, weil unter ihnen zum Teil die Darmwindungen liegen; daher Os ilium oder ilei, das Darmbein. (S. u. Becken, anatom.)

Ilia, s. Rhea Sylvia.

Iliăcos intra muros peccatur et extra (lat.), «Innerhalb und außerhalb der Mauern von Ilium wird gesündigt», d. h. auf beiden Seiten (und verallgemeinert: auf allen Seiten, überall) werden Fehler gemacht, Citat aus Horaz' «Episteln» (1, 2, 16).

Ilias, das eine der beiden großen Epen des Homer (s. d.). — I. malorum (lat.), Klagelied über eine Menge von Unglücksfällen, Citat aus Cicero «Ad Atticum» (8, 11); I. post Homerum, eine J. nach Homer, d. h. etwas Überflüssiges.

Iliberris (Illiberis, «Neustadt», jetzt Granada), im Altertume Stadt der Turduler in Hispania Baetica am Singulis (Jenil).

Ilicineen (Ilicineae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Sie umfaßt außer Ilex nur noch zwei kleine Gattungen. Es sind baum- oder strauchartige Gewächse mit immergrünen, lederartigen Blättern und regelmäßigen, meist zwitterigen Blüten, die aus einem drei- bis sechsteiligen Kelch, 4—5 Blumenblättern, ebenso vielen Staubgefäßen und einem mehrfächerigen Fruchtknoten bestehen. Die Frucht ist fleischig, beerenartig und enthält 4—5 einsamige Kerne. Zu den J. gehört die Stammpflanze des bekannten Paraguay- oder Matethees. (S. Ilex.)

Ilim, Fluß im russ.-sibir. Gouvernement Irkutsk, Kreis Kirensk, entspringt auf dem Ilimskischen Kamm, der Wasserscheide zwischen der Lena und Angara, fließt nördlich, dann nordwestlich und mündet nach einem Laufe von 540 km rechts in die Angora, die von hier an den Namen Obere Tunguska annimmt. Am rechten Ufer des J. liegt die Stadt Ilimsk, 1631 gegründet, mit 600 E.

Iliniza oder Iliniſſa, Vulkan in der südamerik. Republik Ecuador, einer der Doppelgipfel auf der Westcordillere, zwischen den Provinzen Leon und Pichincha. Der südl. Gipfel hat 5302 m, der nördl. Gipfel 5162 m Höhe.

Ilion, s. Ilium.

Ilios (Ilion), s. Ilium und Troja.

Ilische Tafel (Tabula iliaca) heißt ein kleines, in einer Palombino genannten Marmorart gearbeitetes Basrelief, welches man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. bei den Ruinen des von Tiberius gestifteten Heiligtums des Julischen Geschlechts an der Appischen Straße unweit der Osteria delle Frattocchie fand und deshalb mit dem Namen Ilische Tafel belegte, weil darauf die Hauptbegebenheiten des Trojanischen Kriegs abgebildet sind. Das Ganze war in eine Anzahl von Streifen und Feldern eingetheilt und durch zwei Pilaster in drei Hauptabteilungen geschieden; fast die Hälfte mit dem ersten Pilaster ist verloren gegangen. Dargestellt waren laut den in kleiner Schrift beigefügten Angaben außer der Ilias, welche auch den Stoff für den größten Teil der Darstellungen lieferte, die dem Arktinos beigelegte Aethiopis, die Lesches zugeschriebene kleine Ilias (s. unter Cyklische Dichter) und die Iliupersis (nach Stesichoros, s. d.), welche letztere auf dem Hauptbilde in der Mitte dargestellt ist. Auf den beiden Pfeilern stand, wie der noch rechts erhaltene zeigt, in winzigen Buchstaben eine kurze Inhaltsangabe der Bücher der Ilias. Die beste und treueste Abbildung des jetzt im Kapitolinischen Museum befindlichen Reliefs gab O. Jahn, «Griech. Bilderchroniken» (Bonn 1873), wo auch die übrigen bekannten Fragmente ähnlicher Art behandelt und abgebildet sind. Ein in Taranto befindliches Bruchstück einer Tabula iliaca ist von C. Robert in den «Annali dell' Instituto» (Rom, Jahrg. 1875) veröffentlicht worden.

Ilissos, kleiner Fluß der athenischen Ebene, der am Hymettos entspringt, südlich an Athen vorüberfließt, wo in seinem Bett die Kalirrhoe quillt und, mit dem größern Kephisos vereinigt, in den Phalerischen Meerbusen geht; im Sommer ist sein Bett fast immer völlig trocken.

Ilithyia (grch. Eileithyia) heißt in der griech. und griech.-röm. Mythologie die Geburtsgöttin. Homer spricht sowohl von der einen Eileithyia, als von Eileithyien in der Mehrzahl. Er nennt dieselben Töchter der Hera, wie J. auch sonst heißt. Auch erscheint J. als bloßes Attribut der Hera (Juno) selbst oder der Artemis (Diana). Darstellungen der J. finden sich namentlich auf mehrern Bildwerken mit der Geburt von Athena und Dionysos.

Ilium (grch. Ilion oder Ilios), eine von der griech. Sage mit der mythischen Stadt Troja (s. d.) identifizierte Ortschaft, welche, wie die von Schliemann (s. d.) 1871—73 und 1882 veranstalteten Ausgrabungen bewiesen haben, seit uralter Zeit die nur 64 500 qm umfassende obere Fläche des über dem östl. Rande der troischen Ebene gelegenen Hügels von Hissarlik einnahm. Ursprünglich wahrscheinlich ein bloßes Anhängsel des Heiligtums einer von den Griechen mit ihrer Athene identifizierten und daher Athene-Ilias genannten troisch-phrygischen Gottheit, wurde die Ortschaft nach wiederholter Zerstörung durch Feuer um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. von griech. Ansiedlern wiederhergestellt. Alexander, welcher nach der Schlacht am Granikus in dem Heiligtum der Athene-Ilias Opfer und Weihgeschenke darbrachte, versprach den Bewohnern, ihre Ortschaft zu einer großen, prächtigen und wohlbefestigten Stadt umzuwandeln; dieser Plan wurde aber erst gegen Ende des 4. Jahrh. v. Chr. durch Lysimachus ausgeführt; damals wurde jedenfalls auch der Tempel des Apollo errichtet, von welchem Schliemann bei seinen Ausgrabungen eine sehr schöne Metope aus weißem Marmor entdeckt hat, die in sehr hohem Relief den Sonnengott auf einem Viergespanne darstellt. Diese von den neuern Geographen (aber nicht von den Schriftstellern des Altertums) gewöhnlich Neu-Ilion (Ilium novum) genannte Stadt wurde im Mithridatischen Kriege (85 v. Chr.) durch den

Digitized by Google

röm. Legaten C. Flavius Fimbria nach 11tägiger Belagerung erobert, erholte sich aber von den dabei erlittenen Beschädigungen wieder und bestand noch bis in die spätere röm. Kaiserzeit fort. Vgl. Schliemann, «Ilios. Stadt und Land der Trojaner» (Lpz. 1881); derselbe, «Troja» (Lpz. 1884).

Ilja Muromez (d. i. Elias von Muroma), genannt der «Alte Kosak», der Held des russ. Volksepos, welches sich an den Fürsten Wladimir d. Gr. von Kiew knüpft (der sog. Wladimirsche Cyklus). Geboren in der Stadt Muroma, soll J. von Kindheit an bis zu seinem 30. Lebensjahre lahm an Händen und Füßen gewesen, dann aber genesen sein und durch einen Honigtrunk große Kraft erlangt haben, worauf ihn die Sage zahllose Heldenthaten verrichten und immer unbesiegbar bleiben läßt, bis er zuletzt mit einem großen Haufen Tataren zusammenstößt, sie schlägt, aber während des Kampfes sich ins Jenseits versetzt und sein Heldenroß versteinert. Nach positiven Angaben in russ. Chroniken liegt der Sage eine histor. Person zu Grunde, die um 1188 gelebt hat. Vgl. über das Epos Wollner, «Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen» (Lpz. 1879). — In den russ. Volksliedern des 17. Jahrh. ist J. der Beiname des Jessaul (Prosoßen) des Räubers und Revolutionärs Stenka Rasin.

Ilkeston, Stadt in der engl. Grafschaft Derby, 13 km im NO. von Derby, am linken Ufer des Erewash und an der Leicester-Chesterfield-Eisenbahn, mit (1881) 14119 E., einer schönen alten Kirche, Eisengießereien und Fabriken von Seidenwaren, Strümpfen und Spitzen.

Ilkley, Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, 8 km im NO. von Keighley, an dem rechts zur Ouse gehenden Wharfe, mit (1881) 4733 E. und mehrern Kaltwasserheilanstalten.

Ill, rechtsseitiger Nebenfluß des Rheins, entspringt am Zamthaler Ferner in Vorarlberg, an der Grenze des Kantons Graubünden und mündet 7 km unterhalb Feldkirch nach einem Laufe von 75 km.

Ill (früher Ell oder Hel, Ella, Ellus, Elsus, Illus, Alsa), Fluß im Elsaß, entspringt in den nördlichsten Ausläufern des Jura bei dem Dorfe Winkel, 6 km südwestlich von Pfirt im Kreise Altkirch des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, durchschneidet das an den Jura in der südöstl. Ecke des Elsaß sich anlehnende Hügelland, fließt in nordwestl. Richtung bis nach Altkirch, tritt bei Mülhausen in die eigentliche Ebene des Rheins, durchfließt Straßburg von Westen nach Osten und ergießt sich bei dem Dorfe Wanzenau, 11 km unterhalb Straßburg links in den Rhein. Die J. ist 180 km lang, wovon 99 km, vom Ladhof bei Colmar an, schiffbar sind. Zuflüsse der J. sind links die Larg, Doller, Thur, Lauch, Fecht, der Giesen, die Andlau, Ehn, Breusch und Sassel, rechts die Blind, Lutter, Zichert und Zembs.

Ill., offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Illinois.

Ill., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Illiger (s. d.).

Illanos, ein Stamm auf der Philippineninsel Mindanao, im Westen der Insel, wohnt um die Baia Illana herum. Die I. gehören zu den sog. Piratenstämmen, sie sind, im Gegensatze zu den einheimischen Tagalastämmen, später eingewanderte mohammed. Malaien. Diese Piratenstämme kommen außer auf Mindanao auch auf den Sulu-Inseln vor, deren kleinere ganz von ihnen bewohnt sind, während dieselben auf den größern bloß die Küstengegenden innehaben. Vgl. Blumentritt, «Versuch einer Ethnographie der Philippinen» (Ergänzungsheft Nr. 67 zu «Petermanns Geogr. Mitteilungen», Gotha 1882).

Illapel, Fluß in Chile, s. Chuapá.

Illāta (Illaten, lat., d. i. Eingebrachtes) nennt man das von der Ehefrau in die Ehe mitgebrachte Vermögen im Gegensatze zu dem während der Ehe erworbenen. Der Ehemann hat an den I. ein Verwaltungsrecht. Die Frau hat im Konkurs und nach dem Tode des Mannes meist das Recht der Rückforderung.

Illation der Dos (s. Dotalsystem) ist die Willenserklärung des Bestellers der Dos, durch welche eine Dos begründet wird. Nach manchen Rechten bedarf es der I. nicht, sondern alles, was die Frau in die Ehe mitbringt und während der Ehe erwirbt, wird Dos, soweit es nicht ausgenommen oder gesetzlich vorbehalten ist (Preußen, Sachs.).

Ille, ein 45 km langes Flüßchen im nordwestl. Frankreich, Depart. Ille-Vilaine, welches den **Ille-Rancelanal** speisen hilft. In seiner Höhe kommt sie aus dem Boulet-Teiche, fließt in engem Thale nach Süden, nimmt links den 22 km langen Ilet auf und mündet bei Rennes rechts in die Vilaine.

Ille (Eduard Valentin), Zeichner und Karikaturist, geb. 17. Mai 1823 zu München, besuchte das dortige Gymnasium und dann die Akademie, wo er unter Schnorr und besonders Schwind zu Lehrern hatte. Zuerst versuchte sich J. im religiösen Fache mit Altarbildern, komponierte auch Scenen bürgerlichen Inhalts, wandte sich aber bald dem Zeichnen zu. Dazu boten ihm namentlich die münchener «Fliegenden Blätter» Gelegenheit, welchem Unternehmen J. von Anfang an als Zeichner wie als Redacteur seine Kräfte längere Zeit auch als Redacteur seine Kräfte widmete. Die damit verbundenen «Münchener Bilderbogen», die «Hauschronik» und der «Jugendfreund» enthalten zahlreiche Kostümstudien, Genrebilder und andere wertvolle Beiträge von seiner Hand. Später folgten größere Schöpfungen in Holzschnittform, die sieben Todsünden, in modernem Gewande veranschaulicht (Holzschnitte, Stuttg. 1861), die vier Temperamente (Photographien von Albert, München). Nach seinen Aquarellen «Aus deutscher Sage und Geschichte», mit der Edda beginnend und mit der Wacht am Rhein schließend, erschienen ebenfalls Photographien, welche außerordentliche Verbreitung fanden. Wieder in Holzschnitt kamen J.s Ensemblebilder zu Märchenstoffen: Dornröschen, Rotkäppchen und Froschkönig (Berl. 1876). Andere Leistungen J.s sind: Illustrationen zu Fouqués «Undine», zu Baders «Geschichte von Bern», Fr. Vischers Schartenmeyer-Epos «Der heilige Krieg, zu E. Bormanns «Mei' Leibzig lob ich mir». Für das neue Schloß Schwanstein bei Hohenschwangau schuf J. acht Temperabilder 1884: Scenen aus dem Leben Walters von der Vogelweide, Hans Sachs, die Hauptfiguren des Nibelungenliedes und der Minnesänger; auch ist er Erfinder in der Kinderwelt so beliebten beweglichen Bilderbücher. J. ist seit 1868 Professor der Akademie in München und hat sich auch auf belletristischem Gebiet außer durch zahlreiche Gedichte, Novellen und Schwänke für die «Fliegenden Blätter» auch durch mehrere dramatische Arbeiten bekannt gemacht.

Ille-et-Vilaine, ein nach zwei Flüssen, Ille und Vilaine, benanntes und aus dem ehemaligen

Teile der Oberbretagne gebildetes Departement Frankreichs, grenzt im N. an den Kanal und das Depart. Manche, im O. an Mayenne, im S. an Loire-Inférieure, im W. an Morbihan und Côtes du Nord und hat ein Areal von 6725,83 qkm. Das Departement ist ein im ganzen einförmiges Granitplateau, im Norden von einem Höhenzuge durchschnitten, welcher nirgends die absolute Höhe von 255 m erreicht und die Wasserscheide zwischen dem Kanal und der Vilaine bildet. Fast zur Hälfte ist das Land mit Heiden, Weiden und Wäldern bedeckt, auch hat es viele kleine Seen, Moräste und an der Küste Salzteiche. Die fetten Triften an den Flußufern und die entwässerte Sumpfebene von Dol geben reichen Ertrag. Die Ausbeutung und Fabrikation des Eisens (zwölf Bergwerke), des Bleies, die Leinwandweberei und die besondere Sorgfalt, womit die Landwirtschaft betrieben wird, verbreiten einen gewissen Wohlstand auf dem Lande. Dabei besteht mancherlei Industrie, Schiffbau, Fischerei, Austernfang bei Cancale und Handel in den Städten, namentlich in den sehr regen Handelshäfen St.-Servan und St.-Malo. Das Departement zählt (1881) 615480 E., hat zur Hauptstadt Rennes, zerfällt in die sechs Arrondissements Rennes, St.-Malo, Montfort-sur-Meu, Redon, Vitré und Fougères, und enthält 43 Kantone und 353 Gemeinden. Vgl. Orfin, «Géographie pittoresque du département d'Ille et Vilaine» (Rennes 1882).

Illegal (lat.), ungesetzlich, der Gegensatz von Legal (s. d.).

Illegitim (neulat.), der Gegensatz von Legitim (s. d.), unrechtmäßig, gesetzwidrig; davon: Illegitimität.

Illenau, große Irrenanstalt im Großherzogtum Baden, Kreis Baden, bei Achern, bietet Raum für 400 Kranke.

Iller, rechtsseitiger Nebenfluß der Donau. Sie entspringt als Stillach am Haldenwangeck in den Algäuer Alpen, bildet im untern Laufe die Grenze zwischen Bayern und Württemberg, wird von Kempten an floßbar und mündet nach 170,3 km langem Lauf oberhalb Ulm in die Donau.

Illertissen, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, 62 km im WSW. von Augsburg, rechts an der Iller und an der Linie Ulm-Kempten der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, zählt (1880) 1480 E. und hat bedeutende Schweine- und Rindviehmärkte, eine große Seegrasspinnerei und Korbweidenbau. Dabei steht auf einem Hügel eine große mittelalterliche Burg, jetzt Sitz der königl. Behörden.

Illgen (Christian Friedr.), bedeutender Kirchenhistoriker, geb. 16. Sept. 1786 zu Chemnitz, studierte zu Leipzig, wo er 1818 außerord. Professor der Philosophie, 1823 der Theologie, 1825 ord. Professor, später auch Domherr wurde und 4. Aug. 1844 starb. Im J. 1814 begründete J. die Historisch-Theologische Gesellschaft, deren Organ 1832—75 die «Zeitschrift für histor. Theologie» war.

Illiberal, Gegensatz zu Liberal (s. d.).

Illiberis, s. Illiberris.

Illicite (lat.), unerlaubter-, verbotenerweise.

Illicium *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Magnoliaceen. Man kennt fünf Arten, die teils in Nordamerika, teils im östl. Asien wachsen. Es sind Sträucher oder kleine Bäume mit immergrünen Blättern und roten oder gelblichen Blüten, die einen drei- bis sechsblätterigen Kelch, zahlreiche Blumenblätter, Staubgefäße und Fruchtblätter besitzen. Am bekanntesten ist I. anisatum *L.*, in China einheimisch und häufig kultiviert; von dieser Art kommen die sternförmigen Früchte unter dem Namen Sternanis in den Handel und werden sowohl zu medizinischen Zwecken als auch zur Herstellung feiner Liqueure und als Gewürz verwendet; ihr Geschmack ist ganz ähnlich wie der des gewöhnlichen Anis. Eine andere Art, I. religiosum *Sieb. et Zucc.*, wird in Japan kultiviert und als heilige Pflanze betrachtet. Die Früchte und die Rinde dienen dort zu Räucherungen in den Tempeln.

Illiez (Val d'), ein linkes Seitenthal des Rhône im Bezirk Monthey des schweiz. Kantons Wallis, erstreckt sich 22 km lang vom Grenzkamm zwischen Unterwallis und Hochsavoyen nordöstlich bis Monthey (421 m), wo sein Bach, die Vièze, in das Rhônethal heraustritt. Links wird das Thal von den teils felsigen, teils bewachsenen Vor- und Mittelalpen des Chablais, rechts von dem wilden, vergletscherten Massiv der Dent du Midi (3185 m) umschlossen und den Hintergrund der Thäler Susanfe, En Barme und Les Creuses, durch deren Vereinigung das eigentliche Val d'J. entsteht, bilden die Firn- und Felshäupter der Tour Sallières (3227 m) und des Mont-Ruan (3078 m) und die lange zackige Felsmauer der Dents Blanches (2700 m). Die vergletscherten Gipfel und die kahlen Felsabstürze der östl. und südl. Thalwand bilden einen malerischen Gegensatz zu den grünen Weiden und Waldungen der linken Thalseite und dem üppigen, wohlangebauten Thalgrund, der in seinen untersten Stufen schon Reben- und Edelkastanien aufweist. In den drei Gemeinden Troistorrens, Val d'J. und Champéry, deren saubere, zierliche Holzhäuser in zahlreichen Dörfern, Weilern und Gehöften über das ganze Thal zerstreut sind, zählt das Val d'J. (1880) 3166 E. kath. Konfession und franz. Zunge, deren Haupterwerbsquellen der Ackerbau und die Alpenwirtschaft sind. Als Luftkurort und Touristenstation ist namentlich Champéry (1033 m) bekannt, das mit Monthey durch eine 13 km lange Poststraße, mit der Vallée de Sixt in Faucigny durch den Saumweg über Col de Couz (1970 m) und Col de Golèze und den schwindeligen Fußpfad über den Col de Sageron (2413 m) verbunden ist. In dem (linken) Seitenthal Val de Morgins liegt 1411 m über dem Meere, von Alpweiden und Nadelwaldungen umgeben, das Bad Morgins, dessen Eisensäuerling in Verbindung mit dem tonisierenden Bergklima sich namentlich bei Anämie, Nervenleiden und Skrofulose heilkräftig erweist.

Illiger (Joh. Karl Wilh.), Naturforscher, geb. 19. Nov. 1775 zu Braunschweig, studierte auf dem dortigen Kollegium Carolinum, zu Helmstedt und Göttingen, kehrte 1802 nach Braunschweig zurück und übernahm 1810 die Aufsicht über die königl. Naturaliensammlung in Berlin. Er starb daselbst in der Nacht vom 9. zum 10. Mai 1813. J. gab 1802—7 ein «Magazin für Insektenkunde» (6 Bde., Braunschw.) heraus und veröffentlichte außerdem namentlich «Prodromus systematis mammalium et avium» (Berl. 1811).

Illimani, Berg in den südamerik. Cordilleren in der Republik Bolivia, 20 km südöstlich von La Paz, 6410 m hoch.

Illimitiert (neulat.), unbegrenzt, unbeschränkt.

Digitized by Google

Illinois, der bedeutendste Fluß in dem gleichnamigen Staate Nordamerikas, entsteht im County Grundy im nordöstl. Teile des Staats durch die etwa 72 km südwestlich vom Michigansee stattfindende Vereinigung des Kankakee und des Plaines, deren erster im nördl. Teil von Indiana und deren letzter im südöstl. Wisconsin entspringt. Der J. fließt in westl. Richtung bis Hennepin, dann südwestlich und endlich südlich, bis er nach einem Lauf von 800 km etwa 32 km nördlich von der Mündung des Missouri links in den Mississippi fällt. Er ist breit und tief, sodaß er 390 km lang schiffbar ist; nur an der Mündung des Vermillion hat er Stromschnellen, weshalb von hier ein 150 km langer Kanal bis Chicago gebaut wurde, wodurch die direkte Wasserverbindung zwischen den Seen und dem Mississippi hergestellt ist. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind rechts der Fox, Spoon und Crooked Creek, links der Vermillion, der Mackinaw und Sangamon. Marquette entdeckte den J. zuerst 1673; Lasalle und Hennepin erforschten sein Gebiet 1679 und 1680.

Illinois, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen dem Mississippi, Ohio und Wabash, im S. begrenzt von Kentucky, im O. von Indiana, im N. von dem Michigansee und Wisconsin und im W. von Jowa und Missouri, umfaßt einen Teil des alten Ohiolandes, wo sich seit dem Anfang des 18. Jahrh. franz. Einwanderer aus Canada niederließen, und die von diesen 1803—16 den Indianern abgekauften Ländereien. Der Staat erhielt den Namen von dem gleichnamigen, ihn durchströmenden Flusse, wurde 1809 zum Gebiet erhoben und 3. Dez. 1818 als Staat in die Union aufgenommen. Die Bevölkerung hat sich sehr schnell vermehrt. Dieselbe betrug auf 146 717 qkm 1810 nur 12 282 E., 1830: 157 445, 1850: 851 570, 1870: 2 539 891 und 1880: 3 077 871 E., mit Ausnahme von 46 720 freien Farbigen insgesamt Angehörige der weißen Rasse, welche Ackerbau und Viehzucht treiben, auch mit Manufakturen, namentlich in Eisen und Wolle, sich beschäftigen. In neuerer Zeit haben sich hier viele Deutsche angesiedelt, sodaß diese mit ihren Nachkommen auf ein Fünftel der Gesamtbevölkerung angeschlagen werden können. Der Boden ist meist flach, im Norden hügelig, gerade hier aber sehr fruchtbar. Im Süden ist J. meist trefflich bewaldet. Der Norden besteht aus teils trockenen, teils nassen Prärien und fetten Marschen. Im allgemeinen erweist sich J. als ein sehr ergiebiges Land, das besonders Weizen und Mais, sowie Hülsenfrüchte und Tabak, Hanf und Flachs, Heu und Ahornzucker liefert und, obwohl das Klima schon etwas streng, doch noch den Weinbau begünstigt. Die Prärien bedecken große Herden von Rindern, Schweinen und Schafen, und die Produktion von Wolle, Butter und Käse ist bedeutend. Überaus ergiebige Bleigruben sind im äußersten Nordwesten des Staats. Auch gehört derselbe zu dem großen Illinois-Kohlengebiet, welches von Kentucky aus gegen Nordwesten bis an den Mississippi zieht und 110 000 qkm umfaßt. Die Schiffahrtslinie des Mississippi, Ohio, Wabash, Illinois und anderer Flüsse, die Begrenzung durch den Michigansee begünstigen den Verkehr. Eisenbahnen hatte J. 1850 nur 177, 1880 aber bereits 11 065 km, darunter die den ganzen Staat von Süden nach Norden durchschneidende und in zwei Armen bei Chicago und Dubuque auslaufende, wichtige Illinois-Centralbahn. Nach dem Census von 1880 hat J. mehr unter Kultur befindliches Farmland, produziert mehr Weizen, Mais und Gerste als irgendein anderer Staat der Union. Seit 1862 hat es auch Ohio als Schweine züchtender und schlachtender Staat überholt. Die Staatseinnahmen erreichten für die am 1. Okt. 1882 ablaufende (letzte) Periode von zwei Jahren den Betrag von 7 658 172 Doll., und für dieselbe Zeit die Ausgaben die Höhe von 6 334 242 Doll. Schulden hat der Staat nicht. Bei einer gesamten schulpflichtigen Bevölkerung von 1 037 547 Kindern besuchten 704 041 die Schule. Der Staat bezahlte an 11 2508 Schulen 15 912 Lehrer. Außerdem gab es 28 Colleges (höhere Bürgerschulen) mit 3398 Studenten.

Die Verfassung von J. stimmt in ihren Grundzügen mit der aller andern Unionsstaaten überein. Die Gerichtsorganisation ist die englische, im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten geltende. Die Richter werden vom Volk gewählt. Der Gouverneur wird wie auch die übrigen Exekutivbeamten, außer dem Schatzmeister, vom Volk und zwar auf vier Jahre gewählt. Er bezieht einen Jahresgehalt von 6000 Doll., muß in der Botschaft, welche er zu Beginn jeder regelmäßigen Sitzung zu übersenden hat, Rechenschaft über die von ihm empfangenen und verausgabten Gelder, allgemeine Schätzungen über den zu erhebenden Steuerbetrag unterbreiten. Zugleich besitzt er das Vetorecht; die mit seinem Veto belegten Bills müssen von beiden Häusern der Legislatur mit einer Zweidrittelmehrheit passiert werden, um Gesetze zu werden. Der Senat besteht aus 51, auf vier Jahre vom Volk gewählten Mitgliedern; das Haus aus 153 für die Dauer von zwei Jahren gewählten Repräsentanten. Die Zahl derselben steigt um 6, sobald die Zunahme der Bevölkerung 500 000 Seelen beträgt. In den Kongreß sendet J. außer seinen 2 Senatoren 20 Abgeordnete. Polit. Hauptstadt ist das ziemlich in der Mitte des Staats gelegene Springfield (19 743 E.). Die bedeutendste Stadt von J., sowie des ganzen Westens ist Chicago.

Illipé-Öl, s. unter Bassia *L.*

Illiquid (neulat.), das Gegenteil von Liquid (s. d.), nicht flüssig; unerwiesen, nicht verfügbar.

Illitterat (lat.), ungelehrt, nicht wissenschaftlich gebildet; Illitterata, Laute, die man nicht durch Buchstaben ausdrücken kann, wie Heulen, Stöhnen u. s. w.

Illiturgis (jetzt wahrscheinlich Andujar), alte Stadt der Turdetaner in Baetica, der südlichsten Provinz Spaniens, am Baetis (jetzt Guadalquivir), ehemals ansehnlich, von P. Scipio zerstört und als röm. Kolonie Forum Julium wiedererbaut.

Illkirch-Grafenstaden, Gemeinde im Kreis Erstein des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, besteht aus den beiden Ortschaften Illkirch und Grafenstaden, welche 7,5 km, beziehungsweise 8,5 km südlich von Straßburg an der Ill liegen und zusammen (1880) 4733 E. zählen. Illkirch ist Sitz eines Amtsgerichts, war ehemals ein kaiserl. Dorf und heißt auf alten Karten Ecclesia ad Ellam, Ellofanum, Illkirche oder Illakircha. Im J. 1418 wurde es an die Stadt Straßburg verkauft, welche dasselbe ebenso wie Grafenstaden bis 1735 behielt und dann beide Ortschaften gegen Höhnheim vertauschte, welches dem Prätor Klinglin gehörte. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurden Illkirch

Digitized by Google

und Grafenstaden wiederholt eingeäschert. In Illkirch ist noch das Haus zu sehen, in dem am 30. Sept. 1681 die Kapitulation unterzeichnet wurde, wodurch die Stadt Straßburg an Ludwig XIV. ausgeliefert wurde. — Grafenstaden (Gravenstaden vor dem Hate 1284), das eine Station der Linie Straßburg-Basel der Elsaß-Lothringischen Eisenbahn ist, hat eine 1838 gegründete, sehr bedeutende Maschinenfabrik und Gießerei.

Illo (Christian von), s. Ilow.

Illok, eigentlich «Ujlak», d. i. Neudorf, an der Stelle des röm. Coccium, Marktflecken in Kroatien-Slawonien, Komitat Syrmien, rechts an der Donau, am Fuße der Fruska-Gora, mit 3800 E., größtenteils Serben, ist Sitz eines königl. Bezirksgerichts. Im hiesigen Franziskanerkloster befindet sich die Grabstätte des heil. Franziskus von Kapistran. Auf dem ausgedehnten Ortsgebiete wächst vortrefflicher Rotwein, mit dem lebhafter Handel getrieben wird, wie auch mit Borstenvieh, Branntwein (Slibowitza), Dörrobst; ebenso ist die Fischerei und Schiffahrt sehr gepflegt. Auf einem nahen Berge liegen die Reste des Stammschlosses der altungarischen, ausgestorbenen Magnatenfamilie Ujlaky. J. ist im Besitz des Fürsten Odescalchi.

Illötis manibus (lat.), «mit ungewaschenen Händen», d. h. ohne die erforderliche Vorbereitung und Sorgfalt. [pflichtwidrig.

Illoyal, Gegensatz zu Loyal (s. d.), gesetz-

Illudieren (lat.), mit etwas sein Spiel treiben, es verhöhnen, umgehen (Gesetz), vereiteln.

Illuminaten (lat.), d. i. Erleuchtete. Unter diesem Namen bestanden vier verschiedene Gesellschaften. Im J. 1575 entstand in Spanien ein mystisch-schwärmerischer Verein, dessen Mitglieder Alombrados genannt wurden. Die Inquisition schritt gegen sie ein. Im J. 1623 entstand ein ähnlicher Verein der Guerients in Frankreich, erlag aber bald den Maßregeln der Inquisition. Im J. 1722 bildete sich im südl. Frankreich ein Verein mit mystisch-theosophischen Tendenzen, welcher erst während der Revolution sein Ende fand. Vor allem jedoch heißen J. die Mitglieder eines Vereins, welchen Adam Weishaupt (s. d.) am 1. Mai 1776 gründete. Er selbst nannte ihn zuerst den Orden der Perfektibilisten. Dieser Verein sollte Aberglauben und Unwissenheit bekämpfen, Aufklärung und Tugend verbreiten. Das letzte Ziel, Ersetzung der positiven Religion des Christentums durch die Lehren der natürlichen Religion des Deismus, sowie der monarchischen Staatsverfassung durch die Republik, wurde nur wenigen Eingeweihten mitgeteilt. Um das Ziel zu erreichen, schien die unbedingte Unterordnung des Einzelnen unter den Willen und die Anordnungen des Obern unerläßlich. Deshalb nahm Weishaupt die ganze Organisation vom Jesuitenorden herüber. Als dann 1780 Knigge für den Orden gewonnen wurde, veranlaßte dieser den engern Anschluß der J. an die Freimaurer. In ihrer Blütezeit zählten die J. gegen 2000 Mitglieder, zum Teil in angesehenen und einflußreichen Lebensstellungen. Der Orden zerfiel in drei Klassen mit mehrern Unterabteilungen. Die erste Klasse umfaßte die Novizen, die Minervalen und die kleinen J., die zweite die Freimaurer, und zwar zunächst die symbolische, alsdann die schottische Maurerei, die dritte oder Mysterienklasse umschloß in den kleinen Mysterien die Grade des Priesters und des Regenten, in den großen diejenigen des Magus und des Königs. Im J. 1784 jedoch entzweiten sich Weishaupt und Knigge, und jetzt wurde die wirkliche Tendenz und die Disciplin des Ordens bekannt. Im J. 1784 verbot Kurfürst Karl Theodor von Bayern alle geheimen Gesellschaften, 1785 ausdrücklich die J. und Freimaurer. Darauf wurde entschieden gegen sie eingeschritten. Weishaupt wurde seines Amtes entsetzt, entzog sich aber weiterer Bestrafung durch die Flucht.

Illuminieren (lat.), erleuchten, besonders festlich erleuchten (Häuser, Straßen u. s. w.); farbig ausmalen (Zeichnungen u. dgl.); Illumination, festliche Erleuchtung.

Illuministen (lat.), s. Briefmaler.

Illusion (lat.) heißt im Gebiet der schönen Künste die Täuschung, vermöge welcher man sich der angenehmen Einbildung hingibt, als wäre das Dargestellte die Sache selbst, obschon wir wissen, daß wir es nur mit einer Nachbildung des Wirklichen zu thun haben. Sie ist nur dann ästhetisch, wenn sie als Mittel dient, das Schöne darzustellen, und nicht etwa die Verwechselung des Scheinbaren mit dem Wirklichen selbst zur Absicht hat. Aus diesem Grunde wendet man bei theatralischen Vorstellungen nicht wirkliche Bäume, wirkliches Wasser an, sondern künstliche Mittel, welche in uns die Vorstellung solcher Naturgegenstände erwecken und uns in eine ästhetische J. versetzen. Ein Hauptgrund dieses Wohlgefallens beruht in der Mitthätigkeit, wozu sich unsere Phantasie aufgefordert fühlt, indem sie den Anreiz bekommt, sich in eine sinnliche Umgebung von edlern Formen, wohllautenderer Rede, interessantern Begegnungen oder bedeutungsvollern Begebenheiten hineinzuträumen, als sie die alltägliche Gegenwart zu bieten pflegt. Die J. hat in allen Künsten, vorzugsweise aber in den bildenden und darstellenden, ihren Spielraum.

Illusion nennt man in der Psychiatrie eine Art von Sinnestäuschung, und zwar die falsche («illusorische») Wahrnehmung wirklich vorhandener äußerer Objekte resp. Vorgänge auf Grund von Verknüpfung der durch letztere angeregten Sinneseindrücke mit lebhaften Phantasievorstellungen, sodaß beide (Sinneseindruck und Phantasievorstellungen) zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfließen, z. B. die Auffassung eines beliebigen Geräusches als gesprochenes Wort (Gehörsillusion), eines Baumstumpfes als menschliche Gestalt (Gesichtsillusion). (S. unter Hallucinationen.) Vgl. Sully, «Die Illusionen» (Bd. 62 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1884).

Illustrationen nennt man Bilder, welche in den gedruckten Text der Bücher eingeschaltet sind. Die J. sind älter als die Buchdruckerkunst, denn es gibt Handschriften, in welche Holzschnitte eingedruckt sind. Der Holztafeldruck gab den Anstoß zur Erfindung der Buchdruckerkunst, und da Briefdrucker Buchdrucker wurden, so wurde fortan in Bilderbüchern der Text typographisch hergestellt. Den Übergang bildet eine Ausgabe des «Speculum humanae salvationis» eines unbekannten Druckers, in welchem die erste Hälfte durchaus Holztafeldruck ist, während die zweite Hälfte den Text zu den Bildern im Typendruck enthält. Die ältesten illustrierten gedruckten Bücher sind die von Albrecht Pfister in Bamberg (1461—62) mit den Typen der 36zeiligen Bibel gedruckten Bücher: 1) «Klage gegen den Tod», 2) «Biblia pauperum», 3) Boners «Edelstein», 4) «Die vier Historien». Die

Digitized by Google

J. der damaligen Zeit waren sehr roh, die Verwendung der Holzschnitte läßt auf eine große Naivetät sowohl der Drucker als des Lesepublikums schließen. In der von Peter Schöffer 1492 gedruckten «Sachsen-Chronik» findet man alle größern Städte und viele Porträts; diese J. bestehen aber nur aus drei bis vier Städtebildern, ein paar Ritter-, Damen- und Bischofsbildern, welche willkürlich verwendet wurden; dasselbe Städtebild stellt Rom, Salzwedel, Goslar vor; ein anderes Halberstadt und Münster, ein drittes Hamburg und Hildesheim, der dazugedruckte Name ist das einzig Unterscheidende; ebenso verhielt es sich mit den Porträts. Die in Frankreich gedruckte «Prophezeiung Merlins» hat ebenfalls nur drei Holzschnitte: eine Schlacht, eine Belagerung und einen Edeln mit Gefolge, welche für die verschiedensten Begebenheiten dienen müssen. Eine rühmliche Ausnahme bildet des «Maler Rewich Reise in das gelobte Land», dessen Ansichten und Figuren treue Originale sind. Feine Holzschnitte, wie die in den Büchern Pigouchets zu Paris oder der Brüder Giov. und Greg. da Gregoriis in Venedig, lassen die Verwendung des Buchsbaums vermuten, die nach dem Zeugnis des lyoner Buchdruckers Trechsel schon damals bekannt war.

Außer den Genannten zeichneten sich im 15. Jahrh. durch Verwendung der Holzschnitte folgende Buchdrucker aus: Günther Zainer in Augsburg, Johann Zainer in Ulm, Johann Bämler in Augsburg, Heinrich Quentell in Köln, Anton Koberger in Nürnberg (der hier eine Xylographenschule ins Leben rief, an deren Spitze Michael Wohlgemuth, der Lehrer Dürers und Wilhelm Pleydenwurf standen), Ludwig Hohenwang und Leonhard Hol in Ulm, Bartholomäus Gothan in Lübeck, Martin Schott in Straßburg, Hans Schönsperger in Augsburg, Antoine Vérard und Simon Vostre in Paris. Neben dem Holzschnitt kam auch der Kupferstich in Gebrauch. Sweynheym stach die Tafeln zum «Ptolemäus», welche nach seinem Tode von Arnold Bucking vollendet wurden, in Nicholas de Lorenzos «Monte Santo di Dio» (Flor. 1477) wurden Kupferstiche als J. verwendet. Im folgenden Jahrhundert entwickelte sich die J. zu herrlicher Blüte. In Deutschland hielten es die berühmtesten Maler: Dürer, Cranach, Holbein, nicht unter ihrer Würde, J. zu Büchern zu liefern; außer ihnen thaten sich hervor: der nürnberger Formschneider Hieronymus, Jost Amman (s. d.), Hans Schäufelin und Jost Dienecker, welcher den «Theuerdank» illustrierte, Hans Burgmair in Nürnberg, Daniel Hopfer in Augsburg, Bernhard Jobin in Straßburg, Jakob Lucius, Nikolaus Nerlich, Martin Schöne, Virgilius Solis. Ein in Straßburg gemachter Versuch, Holzschnitte in Farbe zu drucken, mißglückte, die Pressen waren dazu noch nicht geeignet. In Frankreich zeichnete sich Geofroy Tory als Illustrator aus, Italien dagegen zeigte in diesem Jahrhundert einen Rückschritt in der J. Ein gleicher Rückschritt trat im folgenden Jahrhundert auch in Deutschland ein; der Holzschnitt wurde ganz vernachlässigt, man zog es vor, den Büchern Kupferstiche beizugeben. Der Holzschnitt wurde roh und handwerksmäßig geübt und nur zu Kalendern und Volksbüchern verwendet. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wurde der Holzschnitt durch Thomas Bewick (s. d.) wieder zur Kunstleistung erhoben und England fortan die Pflegestätte desselben. In Deutschland waren es zu Anfang des 19. Jahrh. die beiden Unger (Vater und Sohn), nach ihm Fr. W. Gubitz und Fr. W. Unzelmann, welche den Holzschnitt meisterhaft ausführten, ihnen folgte E. Kretzschmar als Bahnbrecher und der im xylographischen Farbendruck unerreichte Heinrich Knösle in Wien. Jetzt hat sich die illustrierte Litteratur über alle Länder verbreitet.

Je nach dem Zwecke kann man mehrere Klassen der illustrierten Litteratur unterscheiden. Die J. in mathem., naturhistor., physik., geolog., technischen und verwandten Werken, deren Holzschnitte die Tafeln in Kupferstich oder Lithographie fast ganz verdrängten, sowie die Porträts, Wappen, Autographen, die Pläne u. s. w. in historischen, die Abbildungen von Gegenständen der Kunst und des Kunstfleißes in kunst- und kulturgeschichtlichen Werken verfolgen vorwiegend didaktische Zwecke. Anders verhält es sich mit den Schriften, denen das Bild mehr zur Zierde als zur Erläuterung dient, den eigentlich sog. illustrierten Werken. Abgesehen von den Kinder- und Jugendschriften gehören hierher diejenigen Erzeugnisse, bei denen die von Künstlerhand gezeichneten Bilder die Hauptsache, der Text mehr oder minder Nebensache ist, dann aber auch die illustrierten Ausgaben hervorragender Litteraturwerke. Die J. sind in diesen Fällen künstlerische Leistungen, welche den Genuß der poetischen Schöpfungen erhöhen. In Frankreich haben geschickte Zeichner, wie die Brüder Devéria und Johannot, Gavarni, Grandville, Meissonnier, Raffet, Bertal, Doré u. a., eine große Fülle geistreicher Erfindungen in illustrierten Büchern und Zeitschriften niedergelegt. In Deutschland lieferten hervorragende Maler auch Zeichnungen zu J. in Holzschnitt, besonders für bedeutende Dichtwerke, wie Ludwig Richter, Adolf Menzel, Schnorr von Carolsfeld, Hosemann, Eugen Neureuther, Kaulbach, Führich, Schrödter, Jordan, Hübner, Bendemann, Andreä, in neuester Zeit Vautier, Thumann, Burger, Diez, Scheuren, Grot Johann u. a. Während bei J. rein künstlerischer Art neben dem Holzschnitt auch noch der Kupfer- und Stahlstich sowie die Lithographie ihr Recht behaupten, herrscht der Holzschnitt unbedingt auf dem Gebiete der journalistischen J.; ja dieselbe ist erst mit und durch den technischen Fortschritt der Xylographie möglich geworden. Die ersten illustrierten Zeitschriften wurden in England begründet, wo das «Penny Magazine» (1832) und einige Zeit darauf die «Illustrated London News» (1842) die Vorbilder für die beiden Hauptklassen aller illustrierten Blätter der Folgezeit geworden sind. In Deutschland erschien 1833—55 das «Pfennig-Magazin»; 1843 wurde die «Illustrirte Zeitung» von Weber in Leipzig begonnen, neben welcher 1857 das von Hallberger zu Stuttgart begründete Blatt «über Land und Meer» erstand. Das «Pfennig-Magazin» wurde der Vorläufer einer großen Anzahl von Blättern für Unterhaltung und Belehrung, unter denen die «Gartenlaube» (Lpz., seit 1853) die größte Popularität erlangte. Andere Arten von illustrierten Blättern bilden die humoristischen und satirischen, deren Reihe in Deutschland mit den «Fliegenden Blättern» (München) begann, sowie die illustrierten Muster- und Modezeitungen, unter denen der «Bazar» und die «Modenwelt» (Berlin) die ersten Stellen einnehmen.

Illustre (frz.), soviel wie Illustris (s. d.).

Digitized by Google

Illustrieren (lat.), ins Licht setzen, erläutern, verdeutlichen (durch Beispiele und besonders durch Abbildungen), mit Illustrationen (s. d.) versehen; Illustrator, Erläuterer, Verherrlicher, besonders Zeichner für illustrierte Werke.

Illustris (lat.), ausgezeichnet, berühmt, erlaucht, seit Konstantin d. Gr. Titel der vornehmsten Senatoren und Magistrate, seit Karl d. Gr. Titel der Herzöge und Grafen, später vornehmer Geistlicher.

Illy, Kirchdorf im franz. Depart. Ardennes, 5 km nordöstlich von der Festung Sedan (s. d.), wurde geschichtlich denkwürdig durch die Schlacht bei Sedan am 1. Sept. 1870. Auf der Hochfläche südwestlich von J. vereinigte sich der rechte Flügel des von Villers Cernay vordringenden preuß. Gardekorps nachmittags um 2 Uhr mit dem linken Flügel des von St.-Menges anrückenden preuß. 11. Armeekorps. Damit war die Einschließung des franz. Heeres vollendet und der Ausgang der Schlacht entschieden.

Illyrien, ein zum cisleithanischen Teile der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehöriges Königreich, grenzt im N. an Salzburg und Steiermark, im O. an Kroatien und das Adriatische Meer, im S. an dasselbe Meer, im W. an Italien und Tirol, und enthält auf 28327 qkm (1880) 1477907 slaw., deutsche und (einschließlich der friaulischen) ital., meist kath. E. Es zerfällt seit 1849 in drei, fünf Kronländer umfassende Verwaltungsgebiete: das Herzogtum Kärnten (s. d.), das Herzogtum Krain (s. d.) und das Küstenland, d. i. die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska (s. d.), nebst der Markgrafschaft Istrien (s. d.) und der reichsunmittelbaren Stadt Triest (s. d.) samt Gebiet. Das Land ist nach den alten Illyriern (s. d.) benannt. Der südl. Teil bis zum Flusse Drilon (jetzt Drina) wurde an der Küste von korinth.-corcyräischen Kolonien besetzt, seit Philipp II. und Alexander zeitweise mit Macedonien verbunden und von den Römern Illyris Graeca genannt. Nördlich davon lag Illyris Barbara bis zum Flusse Arsia (jetzt Aria) in Istrien, in Japydia, Liburnia und Dalmatia eingeteilt. Seeräuberei war ein Haupterwerbszweig der Illyrier, deren Könige deshalb mit den Römern schon früh in Streitigkeiten verwickelt wurden, welche endlich die Besiegung der Königin Teuta 228 v. Chr. zur Folge hatten. Südillyrien blieb seither von Rom abhängig und wurde 168 v. Chr. der Provinz Macedonien einverleibt; Dalmater, Liburner und Japyder wurden zwischen 177 und 129 v. Chr. unterjocht, aber erst durch Octavianus 35—33 v. Chr. vollkommen gebändigt. In der Konstantinischen Reichsordnung unterstanden dem prätorischen Präfekten im Illyricum, wie jetzt das Land genannt wurde, die osteurop. Provinzen, mit Ausnahme Thraziens und des eigentlichen Illyricum, seither Illyricum occidentale genannt, welches dem prätorischen Präfekten von Italien zugewiesen wurde und dem Abendländischen Kaisertum verblieb, bei dessen Verfall (476) es an Odoaker und Theodorich, nach dem Falle des Ostgotischen Reichs aber an die morgenländ. Kaiser fiel. Im 7. Jahrh. wurde das Land durch einwandernde slaw. Völker, Kroaten und Serben, überflutet, denen es sehr bald gelang, sich von der schwachen byzant. Regierung unabhängig zu machen. Unter Karl d. Gr. fielen die Kroaten vorübergehend unter fränk. Herrschaft, machten sich aber bald wieder unabhängig und bildeten ein Königreich, welches auch das ganze dalmat. Binnenland umfaßte und endlich 1090 mit Ungarn vereinigt wurde, während die Seestädte in Abhängigkeit von Venedig gerieten. Aber nach langen Kriegen mit den Türken behielt Venedig nur die Küste von Dalmatien, und Ungarn nur Slawonien und einen Teil von Kroatien, Ragusa wurde bald osman., bald venet. Schutzstaat. Der Friede von Campo-Formio 1797 brachte das venet. Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro unter Österreichs Herrschaft; 12 Jahre später trat J. aufs neue in die Geschichte ein, indem Napoleon I. nach dem Frieden zu Schönbrunn 14. Okt. 1809 die zu J. gehörenden und an Frankreich abgetretenen Länder zu einem besondern Staat unter dem Namen Illyrische Provinzen konstituierte. Nachdem noch ein Teil des von Bayern abgetretenen Deutschtirol (Pusterthal) hinzugekommen war, wurde durch ein kaiserl. Dekret vom 15. April 1811 die Organisation der illyr. Provinzen in militärischer und finanzieller Hinsicht definitiv reguliert. J. blieb nun unter franz. Herrschaft bis zum Sturz Napoleons, worauf es 1815 als Königreich an Österreich kam, aber von Dalmatien getrennt wurde. Seitdem wurde 1822 das ungar. Litorale mit dem Hafen Fiume und der mit J. vereint gewesene Teil von Kroatien zu Ungarn geschlagen, dagegen 1825 auch der Klagenfurter Kreis dem Königreich J. einverleibt und 1849 aus dem Lande die genannten fünf Kronländer gebildet.

Illyrier hießen im Altertum mehrere Völker, welche den östl. Küstenteil des Adriatischen Meers von der Mündung des Po bis zum Jonischen Meer bewohnten. Die ältern Schriftsteller scheiden diese Stämme von ihren östl. Nachbarn, den Thrakern, während die spätern dieselben mit den letztern öfter vermengen. Wenn nicht dieser Vermengung eine Namensähnlichkeit einzelner Stämme zu Grunde liegt, könnte man auf eine Verwandtschaft der J. mit den Thrakern schließen, deren beider Sprachen zu der großen indogerman. Sprachfamilie gehörten. Als illyr. Stämme werden von den alten aufgezählt: die Eneter, Heneter oder Veneter, die Bulinoi, die Manioi, die Autariatai, die Ardiaioi, die Dardanioi u. a. Man hält die J. für die Urbewohner Italiens, die von den vom Norden her vorrückenden oskisch-latinischen Stämmen unterjocht und amalgamiert wurden. Gegenwärtig ist der illyr. Volksstamm bis auf einen schwachen Überrest ausgestorben. Dieser Überrest, der, durch das von ihm occupierte Terrain begünstigt, bis auf die Gegenwart seine Sprache zu erhalten wußte, sind die heutigen Albanesen (von den Türken Arnauten genannt) oder Schkipetaren (d. h. Bergbewohner), wie sie sich selbst nennen. In neuerer Zeit versteht man unter «Illyrier» die Serbo-Kroaten, da sie den Kern der unter Frankreich bestandenen illyr. Provinz bilden. Diese slawischen J. haben mit den alten J. nichts gemeinsam.

Illyrische Litteratur, s. Serbische Sprache und Litteratur.

Illyrismus, die national-polit. Bewegung unter den Südslawen, welche durch den kroat. Schriftsteller und Parteiführer Ljudewit Gaj (s. d.) im J. 1835 hervorgerufen wurde zu dem Zweck, einerseits das kroat. Volk aus seiner Vereinzelung, in der es nicht im Stande war, eine höhere Stufe nationaler Bildung zu erreichen, zu befreien, andererseits,

Digitized by Google

um dem ganzen südslaw. Stamme des «illyrischen» Dreiecks eine gemeinsame Schriftsprache zu schaffen, wofür Gaj die lat. Lettern wählte. Südsteiermark, Kärnten, Krain, Istrien und Görz, Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Serbien und Südungarn bildeten das Gebiet, auf welchem «alle Brüder Groß-Illyriens» im innigen geistigen und litterarischen Wechselverkehr stehen sollten. Die Bewegung, welcher auch einige Zeitschriften dienten, ging bald auf das polit. Gebiet über und kam hier mit dem Magyarismus in Widerstreit, der 31. Mai 1842, 9. Dez. 1843 und 29. Juli 1845 zu blutigen Straßenkämpfen in Agram führte. Es waren Vorspiele der Kämpfe von 1848/49. Der J. beruht übrigens auf einem geschichtlichen Märchen; denn die alten Illyrier hatten mit den Südslawen nichts gemein. Das Schlagwort und die damit verbundenen Aspirationen sind indessen bis heute bei einem namhaften Teile der Südslawen lebendig geblieben. Vgl. Wachsmuth, «Geschichte des J.» (Lpz. 1849), eine Parteischrift im magyar. Interesse.

Ilm, linker Nebenfluß der Saale in Thüringen, entsteht auf der Nordseite des Thüringerwaldes bei dem Dorfe Stützerbach in 575 m Meereshöhe aus der Vereinigung dreier Waldbäche: dem Freibach, dessen Hauptquellen bei der Schmücke 924, am Mordfleck 828 m hoch liegen, dem Taubach, der am Finsterberg in 960 m Höhe entspringt, und der Lengwitz, deren Quelle am Haderstein (713 m) liegt. Das vereinigte Bergwasser durchfließt hierauf den schönen Manebacher Grund, tritt bei Ilmenau aus dem Gebirge und mündet nach einem 105 km langen Lauf bei Großheringen unweit der preuß. Grenze in 117 m Meereshöhe in die Saale. Das Thal der J. ist meist von waldigen Anhöhen eingeengt und bildet höchst anmutige Partien, so besonders in der Umgebung des Badeortes Berka. Der schöne Park zu Weimar sowie der Park zu Tiefurt verdanken der J. einen großen Teil ihrer Reize. Wegen der Erinnerungen an die Glanzepoche der deutschen Litteratur, die sich an Weimar und dessen Umgebungen knüpfen, hat man diese Stadt wohl auch als Ilm-Athen bezeichnet.

Ilme, Fluß in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hildesheim, entspringt im Sollingerwald und mündet unterhalb Eimbeck links in die Leine.

Ilmenau, Stadt im Großherzogtum Sachsen-Weimar, an der Nordseite des Thüringerwaldes und an der Ilm 477 m über dem Meere gelegen, Knotenpunkt der Linie Dietendorf-J. der Preuß. Staatsbahnen und der Sekundärbahn J.-Großbreitenbach, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4593 E. Die Stadt hat zwei Kirchen, Fabriken für Porzellan, Papiermachéwaren, Terralithfiguren, Attrapen, Buch- und Steindruckfarben, Schuhe, Handschuhe; ferner eine Glashütte, mehrere Glasbläsereien (Thermometer, Barometer, chem. und physik. Geräte), Gerbereien und Leimsiederei. Früher trieb J. bedeutenden Bergbau auf silberhaltigen Kupferschiefer; jetzt werden noch in der Nähe Braunstein, Flußspat, Schwerspat und Steinkohlen gewonnen. Eine andere Erwerbsquelle hat sich dem Orte in der 1838 begründeten Kaltwasserheilanstalt eröffnet, zu welcher 1851 Kiefernadelbäder gekommen sind; 1866 wurde ein neues Badehaus erbaut, mit Pension für Kaltwasserkuren, Kiefernadelbäder, künstliche Mineralbäder und Anwendung der Elektricität. J. gehörte einst den Grafen von Käfernburg, [illegible] Burg J. wurde 1290 auf Befehl Kaiser [illegible] von Habsburg zerstört. Der Ort gehörte [illegible] 1585 zur Grafschaft Henneberg und seit 16[illegible] Sachsen-Weimar. Südwestlich über J. erhebt sich der Gickelhahn (s. d.). Vgl. Fils, «Bad J. und [illegible] Umgegend» (2. Aufl., Hildburgh. 1873); [illegible] «J. und seine Umgebung» (2. Aufl., Gotha 1[illegible]

Ilmenium wurde ein von Hermann in [illegible] vermeintlich entdecktes neues Metall genannt, [illegible] Vorkommen er in einem Mineral vom Ilmengebirge nachgewiesen zu haben glaubte. Neuere Untersuchungen zeigten jedoch, daß J. nur mit [illegible] Wolfram und geringen Mengen anderer [illegible] verunreinigtes Niobium (s. d.) ist.

Ilmensee, See im russ. Gouvernement [illegible] Nowgorod, 918,5 qkm groß. An dem nördlichen Gestade desselben, 15 km von Nowgorod, [illegible] der Wolchowfluß aus ihm heraustritt, liegt das prächtige St. Georgs- oder Kloster des heil. [illegible] das in seinem einfach edeln Baustil und [illegible] durch wahre Kunstschätze wichtigen Sammlungen sich vor den meisten übrigen Klöstern Rußlands auszeichnet. Der J. hat trübes, nirgends [illegible] Wasser, ist durch viele Flüsse genährt und [illegible] Fischfang sehr ergiebig, der hier besonders [illegible] Winterszeit betrieben wird. Seine drei [illegible] lichen Zuflüsse sind im Norden die 450 km [illegible] Msta, im Süden der 490 km lange Lowat mit [illegible] nem verwickelten Delta und vielen wasserreichen Zuflüssen, und im Westen der 220 km lange Polon, während der Wolchow den 220 km [illegible] Abfluß des Sees bildet, der sein Wasser [illegible] dogasee zuführt. Der See und seine Kanäle [illegible] zwei der wichtigsten russ. Wasserstraßen, indem [illegible] Wischnii-Wolotschok-Kanal die Msta mit [illegible] Wolgazufluß Twerza und so Petersburg mit [illegible] chan, sowie der Kanal von Welikie-Luki mit [illegible] Düna und des Lowat Riga mit Petersburg [illegible] det. Im Sommer gehen Dampfschiffe von [illegible] gorod längs des Wolchow bis zu den Mündungen des Schelon.

Ilminster, Stadt in der engl. Grafschaft Somerset, 23 km im SSO. von Bridgewater, dem zum Parret gehenden Isle am Chard-Kanal und an der Taunton-Chard-Eisenbahn, mit [illegible] 7341 E., welche mit Malz und Leder handelt, die Fabrikation von Seidenwaren, Tuch und Schuhen betreiben.

Ilori, Stadt im westl. Sudan, in Yoruba, dem rechts zum Niger fließenden kleinen Fluß [illegible] 250 km im NO. von Lagos, nahe der Grenze Nupé, in 412 m Höhe, eine der größten Städte Yoruba, deren Einwohnerzahl auf 70—150 [illegible] schätzt wird. Die meisten Bewohner sind Yoruba, außerdem wohnen hier Nupés, Fulahs, [illegible] und Kanikis. Der Herrscher gehört zu den [illegible]

Ilos war nach der Sage Sohn des Tros, von Laomedon, Großvater von Priamos, [illegible] Ilion (s. Troja) erbaut haben.

Ilosvai (spr. Iloschwa-i, Peter), [illegible] ter, in den Quellen: «Sericeus Petrus Ilosvai», war 1548 Schulmeister in Nagy-Ida und [illegible] nach 1574. Außer andern epischen Gedichten faßte er namentlich das «Von des [illegible] Nikolaus Tholdi ausgezeichneten Thaten». Dieses Gedicht, J.s berühmtestes und [illegible] Werk, hat die ungar. Toldi-Sage vom Untergerettet und bildet die Grundlage aller

Digitized by Google

Bearbeitungen dieses populären Stoffs, auch von Aranys Toldi-Trilogie. J. ist ohne dichterische Begabung, seine Gedichte haben nur stofflich und sprachlich histor. Wert. Die beste Ausgabe seiner Werke lieferte Szilády in den «Alten ungar. Dichtern» (Bd. 4, 1883).

Ilow (Illow, Illo, Ihlow, Christian Freiherr von), General des Dreißigjährigen Kriegs und Gefährte Wallensteins, 1580 auf Leichholz in der Neumark geboren, mit Gräfin Wratislaw, der hussitischen Tochter des Grafen von Fürstenberg, 1628 vermählt, hatte es im kaiserl. Heere bereits bis zum Feldmarschall gebracht und den Freiherrnstand erworben, als er sich durch seine Abneigung gegen das Kaiserhaus und vielleicht auch durch gekränkten Ehrgeiz verleiten ließ, die Pläne Wallensteins (s. d.) zu begünstigen. Seine persönliche Tapferkeit und feurige Beredsamkeit verschafften ihm großen Einfluß auf die Offiziere und die Mannschaft. Er war es, der 12. Jan. 1634 in einer Versammlung der Obersten zu Pilsen diese bestimmte, zu Wallenstein zu halten und zu dem Ende beim Bankett einen Revers zu unterschreiben, in welchem sie auf das feierlichste gelobten, sich in keiner Weise von Wallenstein zu trennen, noch trennen zu lassen. Nachdem J. am 23. Febr. mit Wallenstein, nach dessen Achtung, nach Eger gezogen war, wurde er dort mit den andern Vertrauten desselben am 25. abends beim Bankett auf dem Schlosse ermordet. Sein Leichnam wurde zu Mies bestattet, sein Vermögen konfisziert. J. hinterließ keine Nachkommen.

Ilscha oder Ilza, Stadt im poln.-russ. Gouvernement Radom, zählt (1882) 2754 E., welche starke Töpferei und Fischfang treiben.

Ilse, ein Flüßchen des nördl. Harzes, entspringt auf der Ostseite des Brockens an der Heinrichshöhe und mündet in der Landdrostei Hildesheim der preuß. Provinz Hannover rechts in die Oker. Das Ilsethal beginnt in einer Höhe von etwa 1000 m, an der rauhen Schlucht des sog. Schneelochs, wohin das Wasser des auf dem Gipfel in 1128 m Seehöhe gelegenen Hexenbrunnens abfällt, und stürzt so rasch abwärts, daß auf einer horizontalen Entfernung von 2000 m der Fall 330 m beträgt. Die bald über Rollsteine springende, bald über Felsblöcke schäumend und tosend hinabstürzende J. bildet überaus malerische Gruppen von Kaskaden und erhöht dadurch die Reize des herrlich bewaldeten Thals, welches zu den romantischsten des Harzes gehört und in welchem eine Chaussee in vier Stunden von Ilsenburg bis zum Brockengipfel führt. Oberhalb der Ilsefälle zweigt sich der Fußweg ab, der in drei Stunden, zuletzt sehr steil durch das «Schneeloch», zum Brocken aufsteigt. Der Ilsenstein oder Ilsestein ist der beträchtlichste Granitfelsen des Brockengebirges (436 m über dem Meere) und ragt aus dem Thale zu einer Höhe von 71 m senkrecht empor, umgeben von finstern, furchtbaren Schlünden und Klüften, oben mit einem kolossalen eisernen Kreuz geziert, welches 19. Okt. 1814 Graf Anton von Stolberg-Wernigerode als Denkmal für seine in dem Freiheitskampf gefallenen Freunde errichtete. Der Fels äußert eine stark ablenkende Wirkung auf die Magnetnadel. Ihm gegenüber starren die verwitterten Felsmassen der Westerklippen aus dem Dunkel hoher Tannen empor. Die Anwohner haben an den Ilsenstein eine Sage geknüpft, wonach derselbe als Sitz einer verzauberten, Schätze bewahrenden Prinzessin erscheint. Die Sage ist von Blumenhagen dramatisiert und in neuerer Zeit vielfach behandelt worden.

Ilsenburg, Marktflecken in der Grafschaft und im Kreise Wernigerode des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg (9 km nordwestlich von Wernigerode), liegt 238 m über dem Meere an der Ilse, wo sie aus dem Gebirge tritt, am nordnordöstl. Fuße des Brockens, in romantischer Umgebung, hat ein in neuerer Zeit teilweise neu aufgeführtes gräflich stolbergisches Schloß (Bothobau genannt) mit Schloßkirche und schönem Park, Eisenhütten- und Hammerwerke, Kunstgießerei, Maschinenfabrikation, ein Walzwerk und Drahthütten, Säge- und andere Mühlen, und zählt (1880) 3563 E. Der Fremdenverkehr ist im Sommer sehr bedeutend, besonders seit J. im Mai 1884 durch Eisenbahn mit Wernigerode verbunden ist; auch besteht im Sommer eine tägliche Omnibusverbindung mit dem Brockenhotel. Das Schloß, wahrscheinlich von Heinrich I. erbaut, war einst kaiserl. Burg, kam 1003 durch Schenkung an das Bistum Halberstadt und wurde dann in eine Benediktinerabtei verwandelt, deren Klosterschule besonders zu Ende des 11. Jahrh. in hohem Rufe stand. Nachdem das Kloster 1572 in den Besitz der Grafen von Stolberg gelangt war, wandelten diese es wieder in ein Schloß um und residierten hier bis 1710. Vgl. Jacobs, «Urkundenbuch des Klosters J.» (Halle 1875).

Iltis oder Ratz (Putorius foina), ein zur Gattung der Marder (s. d.) gehöriges Raubtier von 45 cm Länge, mit 15 cm langem Schwanze, dunkelbraunem Bauche, hellerm Rücken, weißer Schnauze und Ohrspitze, ist im gemäßigten Europa einheimisch. Der J. stellt den jungen Hasen, Kaninchen und dem wilden Geflügel nach und ist ein gefährlicher Feind der Hühnerhöfe und Taubenhäuser, die er in Einer Nacht oft völlig leert. Besonders sind seine Räubereien im Winter zu fürchten, wo er in der Nähe der Dörfer einen Schlupfwinkel sucht. Seine Beute schleppt er, sowie auch die Eier, nach seiner Höhle. Sowohl wegen des Schadens, den er anrichtet, wie wegen seines Balgs, der ein gutes Pelzwerk abgibt, wird er eifrig verfolgt.

Iltisam, eigentlich Pacht, bedeutet in der Türkei eine indirekte Steuer, deren Erträgnis von der Regierung gegen einen in der Regel pränumerando zu zahlenden Geldbetrag zeitweilig an Privatpersonen übertragen, d. h. verpachtet wird. Das Iltisamsystem, selber eine Folge schlechter Volkswirtschaft, hat zum Ruin der türk. Finanzen viel beigetragen, und seine Beseitigung längst als eine der notwendigsten Reformen gegolten. Die Erwerber eines J., gewöhnlich armen. Bankiers, heißen Multezim.

Iltisfelle, die Bälge des Iltis (Mustella putorius), haben ein dichtes gelbliches Haar mit braunen oder schwärzlichen Spitzen, und dienen in den Winterfellen als leichtes Pelzwerk, zu Unterfutter, Verbrämungen, Mützen u. a., die langen Haare an Schwanz und Ohr auch zu Pinseln. Die besten Felle liefert die bayr. Hochebene, dann Holland, Norddeutschland, Dänemark, weniger gute Rußland, Polen, Ungarn. Gestreifte Iltisse (M. zorilla) kommen aus Südafrika, gefleckte oder Tigeriltisse (M. sarmatica), etwas kurzhaarig, aus Südrußland. Der virginische Iltis oder Pekan, mit schöner, starker, dunkelbrauner Behaarung, stammt von einer Art Vielfraß (M. canadensis) in den Wäldern Canadas und wird in

Digitized by Google

Rußland zu teuern Herrenpelzen (dort ilki, Einzahl ilka, genannt) verwendet.

Iltschi, Stadt in Ostturkestan, s. Khotan.

Ilur, Dorf im Dekhan in Vorderindien, s. Ellora.

Ilva, alter Name der Insel Elba.

Ilversgehofen, Dorf in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, an der Schmalen Gera, unmittelbar nördlich bei Erfurt, zählt (1880) 3282 E. Das 1855 hier aufgefundene Steinsalzlager besitzt 24 m Mächtigkeit; mit Hilfe von 6 Dampfmaschinen von 294 Pferdekraft werden jährlich an 400000 Ctr. Steinsalz gefördert und gemahlen. Eine Eisenbahn, ausschließlich für den Salztransport bestimmt, führt von den neuen Salinengebäuden nach Erfurt. Außerdem bestehen Fabriken für Cement, Mostrich, Beinschwarz, Lampen und Schwarzblechwaren.

Il y a des juges à Berlin (frz., d. h. es gibt [noch] Richter in Berlin), ein Ausspruch, welcher gewöhnlich, aber durchaus unverbürgt, an den Prozeß des Besitzers einer Windmühle bei Sanssouci anknüpft, der dem Könige Friedrich II. den Verkauf derselben verweigert und bei der Drohung des Königs ausgerufen haben sollte: «Ja wenn das berliner Kammergericht nicht wäre». Der franz. Schriftsteller Andrieux behandelte dies in einer kleinen poetischen Erzählung «Le meunier de Sans-Souci» (1797); der Vers aus derselben: «Oui, si nous n'avions pas de juges à Berlin», ist in der Abkürzung zum geflügelten Wort geworden, welches auch in Deutschland oft citiert wird. Eine pers. Version des Vorganges existiert bereits aus der Zeit Chosru-Anuschirwans (531—579).

Ilyats, Bewohner von Persien, s. unter Persien (geographisch-statistisch).

Ilz, linker Nebenfluß der Donau in Niederbayern, entsteht aus der Bayrischen und der Hochstiftischen oder Passauischen Ilz und mündet bei Ilzstadt, unweit Passaus. Von Fürstened aus ist sie auf 22 qkm flößbar.

Imaginabel (neulat.), denkbar.

Imaginär (lat.), nur in der Einbildung beruhend, eingebildet; imaginäre Größen, in der Algebra alle geraden Wurzeln aus negativen Zahlen.

Imagination, s. Phantasie.

Imagines (lat., Mehrzahl von Imago), bei den alten Römern aus Wachs gefertigte und bemalte Porträtmasken Verstorbener, welche, wahrscheinlich auf Büsten befestigt, an den Hinterwänden des Atrium in kleinen tempelartigen Schränken aufbewahrt und so angeordnet und durch Linien verbunden waren, daß sie den Stammbaum der Familie darstellten. Das Recht, Ahnenbilder zu führen (Jus imaginum), war ein Vorrecht der Nobilität. In der Zoologie ist Imago Bezeichnung für das vollkommen ausgebildete Insekt.

Imâm (arab.), d. i. Vorsteher oder Lehrer, nennt man in den mohammed. Ländern die Mitglieder der dritten oder niedrigsten Klasse der Ulema oder Geistlichen, nämlich die Moscheebeamten, den eigentlichen I. oder Vorbeter, den Wa'iz oder Prediger, den Chodja oder Lehrer und den Muezzin oder Gebetsausrufer. Sie beziehen ein meistens dürftiges Einkommen aus der Dotation der betreffenden Moscheen und gelten für unwissend, da die begabtern «Softa» oder Schüler, aus denen der Ulemastand sich rekrutiert, in die höhern Klassen, die Mufti (s. d.) und Kadi (s. d.), einzutreten vorziehen. Da ursprünglich das öffentliche Vorbeten eine Funktion der Kalifen war, so führten auch diese früher, und noch jetzt der türk. Sultan, den Titel I. Ebenso werden gewisse ausgezeichnete Dogmatiker I. genannt.

Imamat, die Würde eines Imam (s. d.), vorzugsweise die aus der geschichtlichen Bedeutung des Imam als Kalifen sich ergebende eines Glaubensherrschers. Während die islamitische Orthodoxie jedes Familienvorrecht unter den Gläubigen, also auch ein von der Nachkommenschaft Mohammeds beanspruchtes, verleugnet, hatte der Satz, daß die geistlichen und weltlichen Befugnisse des Propheten nach seinem Tode auf seinen Schwiegersohn Ali und dessen Haus zu übertragen seien, schon in frühester Zeit Anhänger gefunden. Später bemächtigte sich die islamitische Mystik dieser Lehre. Man faßte jene Befugnisse unter dem Namen I. zusammen und behauptete, daß diese Würde von 11 Sprossen der Familie Ali, den Imamen, besessen worden sei, als deren berühmtester der Enkel Alis, Hussein, der Märtyrer von Kerbela, zu betrachten ist. An den noch erwarteten zwölften Imam, welcher den Beinamen el Mahdi, der (von Gott) geleitete, führen soll, knüpfen sich messianische Hoffnungen.

Imandra, See im russ. Gouvernement Archangelsk, Kreis Kola, auf der Halbinsel Kola, südlich von der Stadt Kola gelegen, 852 qkm groß; in ihm finden sich echte Perlmuscheln.

Imani, das dritte gesetzliche und heilige Buch der Türken, die Vorschriften zur vernünftigen Einrichtung des Lebens enthaltend.

Imaos, im Altertum Name eines Gebirges im innern Asien (jetzt Thian-schan).

Imarets (arab.), Wohlthätigkeitsanstalten (Hospitäler, Armenküchen u. s. w.) bei den Moscheen.

Imatra, Wasserfall in Finland, etwa 65 km nördlich von Wiborg, nicht weit von dem Ausfluß des Wuoksenstroms aus dem Saimasee. Der Strom, dessen oberer Teil mehr als 200 m breit ist, wird zwischen den Granitfelsen zu nur 45 m Breite zusammengepreßt und fällt auf einer Länge von 700 m mehr als 30 m, davon 10 m völlig senkrecht. Der Fall ist also nicht eigentlich durch seine Höhe oder Breite bedeutend, aber die gewaltigen Wassermassen, welche tobend zwischen den steilen und von dem Druck des Wassers zitternden Felsenufern hinabstürzen, machen einen überaus mächtigen Eindruck.

Imatrasteine, eigentümliche Konkretionen von sandigem und thonigem kohlensauren Kalk, welche sich in einem grauen sandigen Schieferthon bei dem Wasserfall Imatra (s. d.) in Finland finden; sie sind von rundlicher, abgeplatteter oder scheibenförmiger Gestalt und auf der Oberfläche mit parallel verlaufenden ringartigen Rippen und Furchen versehen, auch wohl zu zweien oder dreien seitlich miteinander verwachsen, wodurch brillenähnliche Formen hervorgehen. Manchmal enthalten sie im Innern ein Petrefakt. Es sind den Septarien zu vergleichende Zusammenballungen des kohlensauren Kalkes innerhalb des Thons; mit Unrecht hielt man sie früher für Versteinerungen unbekannter Weichtiere oder sonderbar abgeschliffene Gerölle.

Imbecill (lat.), schwach, blödsinnig; Imbecillität, Schwäche, namentlich Geistesschwäche, Stumpfsinnigkeit.

Imbert (Barthélemy), einer der vorzüglichsten franz. Fabeldichter, geb. 1747 zu Nimes, machte sich durch sein «Jugement de Paris» (Amsterd. u. Par.

Digitized by Google

1772) zuerst als Dichter vorteilhaft bekannt. Bleibenden Ruf sicherten ihm seine anmutigen Fabeln. Eine Auswahl derselben enthalten seine «Oeuvres poétiques» (2 Bde., Haag 1777). Sein Lustspiel «Le jaloux sans amour» erhielt sich lange auf der Bühne. Außerdem sind noch von ihm zu nennen das Lustspiel «Le jaloux malgré lui» und die Tragödie «Marie de Brabant». J. starb zu Paris 23. Aug. 1790.

Imbibition (lat., «Einsaugung, Durchfeuchtung»), das Vermögen der tierischen und pflanzlichen Gewebe, Flüssigkeiten zwischen den kleinsten Teilchen, den sog. Micellen (s. d.), in sich aufzunehmen und dadurch eine Form- und Volumveränderung (Aufquellung) zu erfahren. Die lebenden Zellen nehmen durch J. nur dann Stoffe in sich auf, wenn ihre Lebensenergie geschwächt ist. Diese Schwächung der Lebensenergie kann entweder durch die zur J. dargebotenen, von außen andringenden Stoffe selbst erzeugt werden (Aufnahme von alkalischen und sauern Flüssigkeiten, von Lösungen von Kalisalzen, von destilliertem Wasser u. dgl.) oder durch innere physiol. Zustände, wie übermäßig gesteigerte Thätigkeit oder beginnendes Absterben der Zellen, bedingt sein. Häufig geht mit der J. eine beträchtliche Kraftentwickelung einher; so beträgt nach Jamin die Imbibitionskraft der Stärke und des Holzes 5—6 Atmosphären Druck, und bei trockenen organischen Substanzen kann die Wärmeerzeugung infolge der J. 2—3° C. betragen. Bei der Pflanze beruhen eine Menge der wichtigsten Erscheinungen auf dem Vorgange der J., so die endosmotische Aufnahme von Flüssigkeiten durch die Zelle, das Aufsteigen des Saftes im Holz, das Quellen und Schwinden des Holzes, die Bewegungen hygroskopischer Pflanzenteile u. a. m. Auch im Tierkörper spielt die Imbibitionsfähigkeit der Zellen bei zahlreichen Ernährungsprozessen eine bedeutsame Rolle.

Die Imbibitionsflüssigkeit bewirkt je nach ihrem Volumen eine Vergrößerung des wasseraufnehmenden Körpers. Die Veränderung der Gestalt desselben kann bei diesem Vorgang, welchen man allgemein auch als Quellung bezeichnet, sehr verschiedenartig sein. Ein kugeliger Körper kann nach stattgefundener Quellung ebenfalls noch Kugelform zeigen; er kann aber auch je nach der Verteilung der Imbibitionsflüssigkeit zwischen den Micellen eine andere Gestalt, etwa die eines Ellipsoids annehmen. Da die pflanzlichen organisierten Gebilde nicht homogen sind, sondern meist aus Schichten verschieden gestalteter und mit verschieden großen Wasserhüllen versehenen Micellen bestehen, so müssen, da hierdurch bei Quellung die Verteilung der Imbibitionsflüssigkeit keine gleichmäßige sein kann, innere Spannungen entstehen, welche beim Überwinden der Kohäsion einzelner Schichten zu Rissen führen können. Sind z. B. in einem kugeligen Körper die abwechselnd wasserreichern und wasserärmern Schichten konzentrisch gelagert, so werden bei Quellung sowohl wie beim Austrocknen, sobald die Kohäsion überwunden wird, radiale Risse auftreten. Solches findet an Stärkekörnern immer statt. Diese Spannungen können eine ganz bedeutende Höhe erreichen, da die Anziehungskraft zwischen den Micellen und der eindringenden Flüssigkeit in vielen einzelnen Fällen eine sehr große ist. So findet z. B. in dem Thallus von Laminaria noch Quellung statt, wenn derselbe einem Druck von 40 Atmosphären ausgesetzt ist. Jedenfalls gehört aber ein noch viel höherer Druck dazu, um die Wasseraufnahme und die dadurch bedingte Vergrößerung überhaupt zu verhindern.

Das Verhalten verschiedenartiger Flüssigkeiten zu den organischen Gebilden ist natürlich auch verschieden. Während dieselben in Alkohol, Äther u. s. w. gar nicht quellen, tritt bei Wasser oder schwachen Säuren und verdünnten alkalischen Lösungen eine Quellung ein, und zwar ist dieselbe bei den letztern stärker als bei reinem Wasser. Aber in beiden Fällen geht nach Anwendung wasserentziehender Mittel, wie Alkohol, Glycerin u. dgl., der gequollene Körper wieder auf sein früheres Volumen zurück. Dies findet jedoch nicht statt, wenn starke Säuren oder Alkalien die Quellung hervorrufen. In diesem Falle wird die Micellarstruktur jedenfalls derart geändert, daß die frühere Anordnung der Micelle nicht wieder erreicht werden kann.

Da wie schon erwähnt das Wasser mit großer Kraft von Zellmembranen aufgenommen wird, so kann bei eintretenden Differenzen im Wassergehalt derselben eine lebhafte Wasserbewegung hervorgerufen werden. Es wird deshalb von vielen Botanikern angenommen, daß die J. bei der Leitung des Wassers in der Pflanze eine wichtige Rolle spiele. Die Möglichkeit, durch J. das Wasser in den Zellwandungen auf eine bedeutende Höhe zu schaffen, ist für die Pflanze allerdings vorhanden, doch ist es fraglich, ob auf diese Weise in verhältnismäßig kurzer Zeit so große Quantitäten von Wasser, wie sie z. B. ein reich belaubter Baum bei lebhafter Transpiration verbraucht, fortbewegt werden können; es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß bei der Leitung des Wassers in der Pflanze osmotische Vorgänge die Hauptrolle spielen.

Durch Aufnahme von Wasser oder von Wasserdämpfen — denn auch hierdurch kann bei Kondensation der Gase in der Membran eine Quellung hervorgerufen werden — werden mancherlei Bewegungen erzeugt, die sich beim Aufspringen von Früchten, Antheren, Sporenschläuchen u. s. w. finden. So treten z. B. an den Teilfrüchtchen der Erodium-Arten starke Torsionen bei Quellung, beziehentlich Austrocknen auf und bewirken ein Einbohren derselben in den Boden. Ähnliche Erscheinungen finden sich an den Grannen mancher Haferarten, sowie an den langen Fortsätzen der Federgräser (Stipa pennata). Die Bewegungen, welche diese Gebilde bei Aufnahme von Wasser oder Wasserdampf ausführen, sind zum Teil so ansehnliche, daß man sie als Hygroskope benutzen kann. In manchen Gegenden werden auch wirklich jene korkzieherartig gewundenen Früchtchen von Erodium, die bei feuchter Luft sich aufrollen, bei trockener wieder zusammenrollen, als Hygroskope insofern benutzt, als man aus ihren Bewegungen auf Eintritt von Regen oder schönem Wetter schließt. (S. Erodium.)

Imbriani (Vittorio), ital. Dichter und Kritiker, geb. 27. Okt. 1840 zu Neapel, studierte daselbst, in Zürich und in Berlin Philologie und Philosophie, machte die Feldzüge von 1859 und 1866 mit und lebt in Pomigliano d'Arco bei Neapel. Geschätzt sind seine Sammlungen von Volkssagen und Volksliedern, wie «Canti popolari delle Provincie meridionali» (2 Bde., Tur. 1871—72), «Fiabe toscane» (Neap. 1876), «Canti pomiglianesi» (Neap. 1877), «La novellaja fiorentina» (Livorno 1877), «La novellaja milanese» (Livorno 1878). Von

Digitized by Google

seinen Gedichten erschien eine Sammlung: «Esercizj di prosodia» (Neap. 1874). Seine zahlreichen kritischen und polemischen Schriften haben ihn in zahlreiche Duelle verwickelt.

Imbricatus (lat., hohlziegelförmig), in der Botanik von Pflanzenteilen, die wie Dachziegel sich mit den Rändern und Spitzen decken, wie z. B. die Schuppen der Tannenzapfen.

Imbroglio (ital., d. h. Verwirrung, Verwickelung), in der Musik eine besondere, irreguläre Art der Accentuation, bei welcher in verschiedenen gleichzeitig erklingenden Stimmen die accentuierten und accentlosen Taktteile so miteinander verwechselt oder ineinander gewirrt werden, daß eine Vermischung der geraden und ungeraden Taktart hervorgerufen wird.

Imbros, türk. Imrôs, eine Insel des Ägäischen Meeres, zum türk. Vilajet Dschesairi-Bahri-Sefid gehörig, 24 km im SO. von Samothraki und 22 km im NO. von Lemnos, an der linken Seite des Eingangs zur Dardanellenstraße, 255 qkm groß und mit etwa 2000 E., meist Christen. Die nur 16 km vom Festlande entfernte Insel ist im Hagios Ilias 597 m hoch; Berge und Flächen sind kahl, kaum ein Achtel des Bodens ist kulturfähig, aber der Boden birgt reiche Steinkohlenlager.

Imer (Edouard), franz. Landschaftsmaler, geb. zu Avignon 25. Dez. 1828, besuchte zwar mehrere Ateliers bedeutender Künstler, blieb aber in der Hauptsache Schüler der Natur. Er war ein Landschaftsmaler von feiner Stimmungsfähigkeit und großartiger Auffassung. Seine Motive sind fast aus allen Ländern Europas gewählt. Vorzügliche Werke J.s sind die Ruinen von Crozant, die Wälle von Aigues-Mortes, der Teich von Soumabre (1855), die Gardbrücke (1861), Baumgruppe bei Gizeh, auch lieferte er höchst malerische Ansichten aus Venedig. J. starb zu Harlem 13. Juni 1881.

Imeretien, s. Georgien.

Imeretinskij (Alexander Konstantinowitsch, Fürst Bagration-J.), russ. General, entstammt dem ehemals souveränen Fürstengeschlechte von Imeretien (Landschaft im Gouvernement Kutais), wurde 1837 geboren und besuchte von 1859 bis 1862 die Generalstabsschule (Nikolai-Akademie) zu Petersburg, aus welcher er in den Generalstab des Gardekorps übertrat. An der Niederwerfung des poln. Aufstandes nahm J. 1863 teil, wurde dann Oberst und Flügeladjutant des Kaisers und 1869 bereits Generalmajor und Stabschef des Oberbefehlshabers über die Truppen im Militärbezirke Warschau. In dieser wichtigen Vertrauensstellung blieb J. drei Jahre und wurde dann Gehilfe des Generalinspekteurs der Schützenbataillone, sowie im August 1877 Kommandeur der 2. Infanteriedivision in Kasan. Während des Türkenkriegs führte J. diese Division vor Plewna, erstürmte unter dem Befehle des Generals Skobelew 3. Sept. Lowacz, nahm dann an der Belagerung von Plewna bis zur Eroberung des Platzes teil und überschritt danach den Balkan. Nach dem Friedensschlusse wurde J. Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers, sowie 1879 Chef des Generalstabes im Militärbezirke Petersburg und 1881 Generalprokurator und Chef der Generaldirektion der Militärjustiz.

Imhof (Amalie von), s. Helvig.

Imhoof-Blumer (Friedr.), Numismatiker, geb. 11. Mai 1838 in Winterthur, war anfänglich für einen praktischen Lebensberuf bestimmt, widmete sich aber später klassischen Studien. Eine von Jugend auf gepflegte treffliche Sammlung schweiz. Münzen und Medaillen von nahezu 11 000 Stück schenkte er 1871 dem Museum seiner Vaterstadt, um sich fortan ausschließlich der Numismatik des griech. Altertums zu widmen. Auf ausgedehnten Reisen, namentlich nach Italien und Griechenland, brachte er mit der Zeit eine Sammlung altgriech. Münzen zusammen, die sich auf etwa 16 000 Stück beziffert, wozu noch viele Tausende von sorgfältigen Abgüssen nach antiken Münzen kommen. Die Schätze seiner Sammlung hat er zum großen Teil veröffentlicht in «Monnaies grecques» (Lpz. 1883). [(s. d.).

Imidbasen, sekundäre Ammoniakbasen **Imide** oder sekundäre Amide sind chem. Verbindungen, die sich vom Ammoniak durch Substitution von zwei Atomen Wasserstoff durch zwei einwertige Säure- oder Alkoholradikale oder durch ein zweiwertiges gleiches Radikal ableiten lassen; oder es sind Säuren, resp. Alkohole, deren Hydroxylgruppen durch die zweiwertige Atomgruppe NH ersetzt ist. (S. Amid.)

Imitieren (lat.), nachahmen; Imitation, Nachahmung, in der Kunstindustrie Bezeichnung von Nachbildungen in einem andern, wertlosern Stoffe oder in weniger mühsamer Technik; Imitator, Nachahmer, Nachäffer.

Im Lichten, technischer Ausdruck bei Angabe des Ausmaßes eines hohlen Gegenstandes ohne den Körper, welcher diesen bildet, z. B. eines Fensters ohne den Rahmen.

Immakulat (lat.), fleckenlos, unbefleckt; Conceptio immaculata, unbefleckte Empfängnis (der Jungfrau Maria); Immakulateneid, bei den Katholiken die eidliche Versicherung des Glaubens an die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria (s. Maria und Unbefleckte Empfängnis Mariä).

Immanent (lat.), im Gegensatz teils zu dem Transeunten, teils zu dem Transscendenten (s. d.), heißt alles das, was innerhalb einer Sache oder eines Begriffs bleibt und nicht über sie hinausgeht. Die Philosophie bedient sich daher dieses Ausdrucks in mehr als einer Beziehung. Man unterscheidet z. B. äußere, transeunte Ursachen von innern, immanenten, d. h. solchen, die, wie bei der Selbstbestimmung, in dem sich verändernden Dinge selbst liegen. So nannte Spinoza Gott die immanente Ursache der Welt, um dadurch zu bezeichnen, daß Gott dem Sein nach nicht von der Welt verschieden ist. Kant sprach von einem immanenten Vernunftgebrauche, d. h. einem solchen, der sich auf die Grenzen der gegebenen Erscheinungswelt beschränkt, im Gegensatz zu dem transscendenten, d. h. dem diese Grenze überschreitenden. Ebenso spricht man von einer immanenten Methode, d. h. einer solchen, welche sich durch den Gegenstand der Untersuchung selbst bestimmen läßt, immanenter Entwickelung einer Wissenschaft, einem immanenten, d. h. nicht äußerlichen, sondern in den Gegenstand selbst vertieften Wissen.

Immanieren (lat.), einer Sache wesentlich anhaften, innewohnen; Immanenz, das Innewohnen, Anhaften. (S. Immanent.)

Immanuel (bei Luther: Emanuel, d. i. «Gott [ist] mit uns») wird vom Propheten Jesaja (7, 14) sein eigener, ihm in Aussicht stehender Sohn genannt als göttliches Wahrzeichen für die dem Reiche

Digitized by Google

Juda in Aussicht gestellte Gotteshilfe. Später wurde dann J. als Bezeichnung des Messias gedeutet und durch typische Bibelauslegung auf die Person Jesu bezogen (Matth. 1, 22 fg.).

Immaterial (neulat.) oder Immateriell (frz.), unkörperlich, frei von jeder Beschränkung durch die Materie; davon: Immaterialität.

Immatrikulieren, s. unter Matrikel.

Immediät (neulat.), unmittelbar, bezeichnet besonders in öffentlichen Verhältnissen das Unterbrochensein der gewöhnlichen Gliederung und die selbsteigene Beziehung zur höchsten Spitze oder Stelle. So spricht man von Immediatsachen und Immediatvorstellungen, welche mit Übergehung der nächstzuständigen Behörde gleich bei der höchsten Instanz oder selbst dem Regenten vorgebracht und erledigt werden, besonders aber im ehemaligen Deutschen Reiche von Immediatständen (-städten, -stiftern), d. h. dem Kaiser ohne Zwischenlehnsherrn untergebenen reichsunmittelbaren Ständen. In ähnlicher Weise werden in den Territorien die der Staatsgewalt oder doch den höhern (mittlern) Verwaltungsstellen unmittelbar unterstehenden Immediatstädte von den zunächst in gutsherrlicher Abhängigkeit oder in Unterordnung zu den untersten Verwaltungsbehörden sich befindenden Städten unterschieden.

Immemorialverjährung, s. Verjährung.

Immen, s. Biene.

Immenhausen, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hofgeismar, 6 km im SO. von Grebenstein und 11 km im SO. von Hofgeismar, an der Linie Scherfede-Kassel der Preußischen Staatsbahnen mit (1880) 1308 meist prot. E. In der Nähe wird Eisenerz gegraben. In der 1409 erbauten Kirche wurde die erste evang. Predigt in Hessen gehalten.

Immens (lat.), unermeßlich, unendlich; davon: Immensität.

Immenstadt, Stadt in der bayr. Provinz Schwaben, Bezirksamt Sonthofen, am Austritt der Iller aus den Alpen, an den Linien München-Buchloe-Lindau und J.-Sonthofen der Bayrischen Staatsbahnen, sehr malerisch gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat ein Kapuzinerkloster, eine große Bindfaden-, mehrere Käsefabriken und bedeutende Viehmärkte und zählt (1880) 2738 E. In der Nähe steht die Ruine der Burg Rothenfels, welche eine schöne Aussicht auf den Alpsee bietet.

Immensurabel (neulat.), unmeßbar; Immensurabilität, Unmeßbarkeit.

Immenwolf, Vogelart, s. unter Bienenfresser.

Immer (Albert), prot. Theolog, geb. 10. Aug. 1804 zu Unterseen im Berner Oberland, bezog 1818 das Gymnasium, 1820 die Akademie zu Bern, wandte sich jedoch aus Gesundheitsrücksichten 1824 einem Handwerke zu. Erst 1835 nahm J. die Studien wieder auf, studierte drei Jahre in Bern, ward 1838 Vikar in Burgdorf, besuchte dann noch die Universitäten zu Bonn und Berlin und wurde 1840 Pfarrer in Büren. Im J. 1850 wurde er außerordentlicher, 1856 ord. Professor der Theologie zu Bern; im Herbst 1881 trat er von seinem Amte zurück und starb 23. März 1884. Außer Abhandlungen, Vorträgen und Predigten schrieb J.: «Hermeneutik des Neuen Testaments» (Wittenberg 1873), «Neutestamentliche Theologie» (Bonn 1877).

Immergieren (lat.), eintauchen, untertauchen, versenken; Immersion, das Eintauchen, Untertauchen; bei Verfinsterungen von Himmelskörpern der Eintritt eines Mondes in den Schatten seines Hauptplaneten, resp. (bei Sternbedeckungen) das Verschwinden des Sterns; Immersionstaufe, Taufe durch völliges Untertauchen ins Wasser (bei den Baptisten); Immergeten, Anhänger der Immersionstaufe.

Immergrün oder Sinngrün nennt man einige Arten der zur Familie der Apocyneae gehörigen Gattung Vinca, kleine Sträucher, welche durch eine präsentiertellerförmige Blumenkrone mit langer Röhre und schiefen Saumlappen charakterisiert sind. Der Gattungsname bezieht sich auf die langen, geschmeidigen, zum Binden (vincire) verwendbaren Stengel, der Name J. aber auf die meistens dauernden, lederartigen, glänzendgrünen Blätter. Letztere sind von ovaler oder lanzettlicher Gestalt. In den Gärten häufig ist V. minor *L.*, das kleine J., dessen nichtblühende zahlreiche Stengel niedergestreckt, reich beblättert und wurzelschlagend sind, während die blütentragenden aufrecht stehen. Letztere sind langgestielt, blau, bei einigen Spielarten weiß, violett, rot, purpurn, einfach oder gefüllt. Noch schöner ist V. major, in allen Teilen größer, mit kürzern Blütenstielen und hellblauen Blumen. Bei einer Spielart (var. reticulata) liegt auf den dunkelgrünen Blättern ein zierliches goldgelbes Adernetz. Eine ähnliche Varietät hat man auch vom kleinen J.

Dieser beiden, in Deutschlands Wäldern einheimischen Arten bedient man sich vorzugsweise zur Ausschmückung schattiger und feuchter Stellen des Gartens, doch sind sie auch auf Steingruppen und Böschungen am Platze, insbesondere ihre buntblätterigen Formen. Sehr häufig ist in den Gärten auch die aus Ungarn stammende V. herbacea *W. et Kit.*, eine perennierende krautstengelige Art mit dunkelviolettblauen Blumen. Alle diese Arten blühen schon vom März an bis zum Juni und oft noch einmal im Herbst. Man vermehrt sie durch Teilung der Stöcke oder durch Ausläufer, welche sich häufig schon bewurzelt finden. Das edelste J. aber ist V. rosea *L.*, eine perennierende Art der Antillen und im Gewächshause zu überwintern oder überhaupt unter Glas zu kultivieren. Sie besitzt sehr langgeröhrte dunkelrosenrote, im Schlunde purpurne, eine Spielart weiße, im Schlunde gleichfalls purpurne Blumen.

Immerito (lat.), unverdienterweise.

Immermann (Karl Lebr.), hervorragender dramatischer Dichter und Romanschriftsteller, geb. 24. April 1796 zu Magdeburg, wo sein Vater Kriegs- und Domänenrat war, besuchte das Gymnasium zu Magdeburg. Seine auf der Universität zu Halle 1813 begonnenen jurist. Studien unterbrach er, indem er in die Reihen der Vaterlandsverteidiger trat; am Nervenfieber erkrankt, konnte er jedoch nur am Feldzuge von 1815 teilnehmen. Nach Halle zurückgekehrt, wurde er in einen unter den dortigen Studenten ausgebrochenen Zwist verwickelt; sein «Letztes Wort über die Streitigkeiten der Studierenden in Halle» (Lpz. 1817) wurde bei dem Wartburgfest mitverbrannt. Bald darauf trat er als Referendar in Magdeburg in den Staatsdienst, wurde 1819 Auditeur in Münster, 1823 Kriminalrichter in Magdeburg und 1827 Landesgerichtsrat in Düsseldorf, wohin ihm auch

Digitized by Google

die von ihrem Gatten, dem Freikorpsführer von Lützow, geschiedene Gräfin Elisa von Ahlefeldt (s. d.) folgte. Hier übernahm er die Verwaltung des Theaters, welches er zu einer deutschen Musteranstalt zu erheben gedachte. In der That gelang es ihm, aus zum Teil schwachen Kräften ein vorzüglich geschultes Ensemble zu bilden. Dennoch scheiterte das Unternehmen und J. trat in seine amtliche Stellung zurück. Beschäftigt mit der Abfassung seiner «Memorabilien» (Bd. 1, Hamb. 1840), starb er 25. Aug. 1840.

In seinen Trauerspielen tritt das eingehende Studium, das er Shakspeare gewidmet, hervor. Groß in der Anlage, bedeutsam in der Charakteristik, tief in der Gedankenentwickelung, haben sie etwas Herbes und Schroffes. Im allgemeinen sind jedoch seine Trauerspiele, ebenso wie seine Lustspiele, mehr für die Lektüre als für die theatralische Wirkung berechnet. Es erschienen: «Die Prinzen von Syrakus», ein Lustspiel (1821); die drei Trauerspiele: «Das Thal von Ronceval», «Edwin» und «Petrarca» (1822); «Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten» (1822), veranlaßt durch Pustkuchens «Wanderjahre»; «König Periander», ein Trauerspiel (1823); das Lustspiel «Das Auge der Liebe» (1824); die Tragödie «Cardenio und Celinde» (1826); das dramatische Gedicht «Trauerspiel in Tirol»; das Trauerspiel «Kaiser Friedrich II.»; die Lustspiele «Die Verkleidungen» (1828) und «Die Schule der Frommen» (1829); die Trilogie «Alexis» (1832), die tiefsinnig-phantastische Mythe «Merlin» (1832) und das Trauerspiel «Ghismonda, oder die Opfer des Schweigens» (1839). Ferner schrieb er den Halbroman «Die Papierfenster eines Eremiten» (1822), «Miscellen» (Stuttg. 1830) und das «Reisejournal» (Düsseld. 1833). Auch im Lyrischen, das ihm ferner lag, versuchte er sich in seinen «Gedichten» (Hamm 1822) und der «Neuen Folge» seiner «Gedichte» (Stuttg. 1830). Ein drolliges Märchen ist «Tulifäntchen» (Hamb. 1830; illustriert von Hosemann, Berl. 1861). In eine unerquickliche Fehde mit dem Grafen Platen verwickelt, schrieb er «Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier» (Hamb. 1829). Seine mannhafte, ernste Gesinnung läßt sich am besten aus dem von E. Schenk herausgegebenen «Briefwechsel Mich. Beers» (Lpz. 1837) erkennen. Eine eigentümliche Stellung nimmt J. als Romanschriftsteller ein durch seine «Epigonen» (3 Bde., Düsseld. 1836; 2. Aufl., Berl. 1854), die in der Nachwirkung des Goetheschen «Wilhelm Meister» befangen und trotz einzelner Vorzüge keine einheitliche Komposition sind, namentlich aber durch seinen komischen, jedoch auch an ernsten Partien und meisterhaften Schilderungen aus dem westfäl. Dorfleben reichen «Münchhausen» (4 Bde., Düsseld. 1838—39; 2. Aufl. 1841), einen der besten deutschen Romane. Die Episode daraus: «Der Oberhof», wurde öfter besonders herausgegeben, illustriert von Vautier (4. Aufl., Berl. 1883). Noch ist hervorzuheben J.s Nachdichtung des Epos «Tristan und Isolde» (Düsseld. 1841 und die «Memorabilien» (3 Tle., Hamb. 1840—43). In sorgfältiger Auswahl erschienen seine «Gesammelten Schriften» (14 Bde., Düsseld. 1835—43; neue Ausg. mit Biographie und Einleitungen von R. Boxberger, 20 Bde., Berl. 1883). Putlitz gab J.s «Theaterbriefe» (Berl. 1851) heraus und veröffentlichte «Karl J. Sein Leben und seine Werke» (2 Bde., Berl. 1870).

Vgl. Freiligrath, «Karl J. Blätter der Erinnerung an ihn» (Stuttg. 1842); W. Müller von Königswinter, «Erzählungen eines rhein. Chronisten» (Bd. 1, Lpz. 1860).

Immersion, s. unter Immergieren.

Immerwährender Kalender, ein Kalender, der für alle Jahre eines großen Zeitraums gebraucht werden kann, wenn man für jedes einzelne Jahr das Datum des Ostersonnabends kennt. Da letzteres vom 22. März an bis zum 25. April eintreten, also auf 35 verschiedene Tage fallen kann, so bedarf der Immerwährende Kalender aus 35 Spezialkalendern, in welchen die Monate Januar und Februar doppelt vorkommen, nämlich für die gemeinen Jahre und für die Schaltjahre.

Immigrieren (lat.), einwandern; Immigrant, Einwanderer; Immigration, Einwanderung.

Imminieren (lat.), nahe bevorstehen (von einem Schlimmem), drohen; imminent, nahe bevorstehend, drohend.

Immission ist die richterliche Einweisung in den Besitz einer Sache; im röm. Recht in mannigfacher Anwendung, jetzt meist als Einweisung des Erben in den Besitz des Nachlasses gebräuchlich.

Immobil (lat.) werden Truppenteile genannt, die nicht für den Krieg im freien Felde aufgestellt, sondern nur für den Dienst in der Heimat, also in Garnisonen und Festungen u. s. w. bestimmt sind. Die Unterscheidung zwischen mobilen und immobilen Truppen tritt erst im Moment der Mobilmachung eines Heeres ein, denn im Frieden befinden sich alle Truppenteile im immobilen Zustande.

Immobiliarkredit, s. Landwirtschaftlicher Kredit.

Immobilien (lat.) nennt man im Gegensatz von Mobilien (s. d.) alles unbewegliche dauernde Sitztum, das nicht fortgeschafft werden kann (res soli), weil es in einem Teile des Bodens selbst besteht oder doch mit dem Boden so verbunden ist, daß es, ohne seinen Charakter im ganzen zu verlieren, sich nicht von ihm trennen läßt, z. B. Gebäude. Das Immobiliarvermögen gewährt dieser Unbeweglichkeit wegen und der damit vorgehenden Veränderungen meist sofort in die Augen fallen, in verschiedener Hinsicht eine größere Sicherheit als das Mobiliarvermögen. Auch nach vielen Partikularrechten noch dadurch, daß, wird, daß Veräußerungen und Verpfändungen nur unter gerichtlicher Autorität vorgenommen werden können. Auch lassen sich J. erst innerhalb langer Zeit ersitzen. Durch positive Gesetze sind manche an sich bewegliche Gegenstände den J. gleichgestellt worden, z. B. Schiffmühlen, Nutzungsrechte an unbeweglichen Sachen, hypothekarische Forderungen und Realgerechtsame, auch Staatsrenten, wenn sie im Staatsschuldbuche als unveräußerlich eingetragen stehen. (S. Grundeigentum.)

Immobilisieren, bewegliches Gut unbeweglich machen.

Immobilisierende Verbände, in der Chirurgie solche Verbände, welche, wie der Gipsverband (s. d.), der Kleister- und Wasserglasverband, nach dem Anlegen erhärten und so das verbundene Glied unbeweglich (immobil) machen, dienen hauptsächlich zur Heilung von Knochenbrüchen und Verrenkungen, vieler Knochen- und Gelenkkrankheiten u. dgl.

Immoralität (neulat.), Unsittlichkeit, Sittenlosigkeit.

Digitized by Google

Immortalität (lat.), Unsterblichkeit.

Immortellen, d. i. Unsterbliche, nennt man diejenigen Blumen oder Blütenstände, die, nachdem sie abgeschnitten worden, infolge der trockenhäutigen Beschaffenheit ihrer Blütenhüllblätter ihre Form und ihr frisches Ansehen noch für lange Zeit unverändert bewahren und daher vorzugsweise im Winter, wo es an frischen Blumen mangelt, für die Bouquet- und Kranzbinderei, besonders auch zur Ausschmückung der Särge und Grabstätten, verwendet werden. Es gibt mehrere Pflanzengattungen, deren Arten solche unverwelkliche Blumen besitzen, und fast alle gehören der Familie der Kompositen an. In erster Linie stehen die Angehörigen der Gattung Helichrysum. Ihre zahlreichen, meistens in Südafrika vorkommenden Arten haben Blütenkörbchen mit dachziegelig geordneten, trockenhäutigen, meist glänzend goldgelben, seltener weißen Hüllschuppen. Während man vorzugsweise die Arten mit kleinen kugeligen Blütenkörbchen als J. bezeichnet, nennt man die großköpfigen mit ausgebreiteter Hülle Strohblumen.

Die wichtigste ist die orientalische Immortelle, H. orientale, gewöhnlich französische Immortelle genannt, eine perennierende Pflanze, deren kleine Blütenköpfchen an der Spitze des Stengels gedrängte Doldentrauben bilden, welche vor allen andern das Material zu Trauerkränzen liefern. Sie ist das Objekt eines nicht unerheblichen Handels, ist in Paris nur schwer zu kultivieren, in der Provence dagegen Gegenstand einer ziemlich gewinnreichen Massenkultur. Eigentlich ist sie eine Felsenpflanze, welche am besten in der brennendsten Sonne gedeiht. In Deutschland werden ihre Blumen nicht nur in ihrer natürlichen Färbung verwendet, sondern vielfach auch gebleicht und mit künstlichen Farben ausgestattet. Ähnliche, aber nicht in demselben Maße gebräuchliche Blumen sind die des H. (Gnaphalum *L.*) Stoechas *Don.* und H. arenarium *Monch*, die Sandimmortelle oder Fuhrmannsblume, weil die Fuhrleute gern ihren Hut mit den goldgelben Blütenköpfchen dieser Art schmücken.

Die wichtigsten der Strohblumen sind die einjährigen H. bracteatum *Willd.*, die Malmaison-Immortelle, und H. macranthum *Benth.*, zwei austral. Kompositen mit mehr oder weniger großen gelben, orangegelben, goldbraunen, rosenroten, purpurroten oder atlasweißen Blumen, welche in ihrer natürlichen Färbung (naturell), die weißen dagegen in verschiedenen künstlichen Farben zu Kranz und Bouquet Verwendung finden. Sie werden in vielen Gärten eigens für diesen Zweck erzogen. So auch Xeranthemum annuum, die einjährige Papierblume, mit weißen oder violetten Blumen, welche letztere durch Anwendung verdünnter Säuren gebeizt werden und dadurch eine lebhaft rote Färbung erhalten. Zu den J. werden ferner gerechnet Ammobium alatum *R. Br.* mit weißen Blütenköpfchen in rispigen Doldentrauben, Acroclinium roseum *Hook.* mit rosenroten, auch weißen, Rhodantho Manglesii *Lindl.* mit schön rosenroten, purpur- oder karminrosenroten Blumen, die capischen Helipterum speciosissimum *DC.* mit großen kugelrunden Köpfchen mit weißen und braunen Hüllblättern und H. eximium *L.* mit purpurroten Köpfchen, Gomphrena globosa *L.* mit glänzend violetten, fleischfarbigen, weißen Blumen und andere Arten.

Immunität, abgeleitet vom lat. immunis, d. h. frei von Verpflichtungen gegen den Staat, war im frühen Mittelalter das Privilegium vieler geistlicher, weiterhin auch mancher weltlicher Würdenträger, vermöge dessen sie den Reichsbeamten jeden Eintritt in ihr Gebiet verwehren und neben der Gerichtsbarkeit über die Gutsunterthanen auch die Grafengerechtsame hinsichtlich der dazwischenwohnenden Reichsfreien verwalten konnten. In den J. liegen die Anfänge der spätern selbständigen deutschen Staaten oder Territorien. Jetzt nennt man J. die dem Begriff des Rechtsstaats widerstrebenden, aber doch gewissen privilegierten Ständen zustehende Befreiung von bestimmten öffentlichen Pflichten, insbesondere die früher allgemeine, jetzt teils aufgehobene, teils sehr beschränkte Befreiung der Geistlichkeit (immunitas ecclesiastica) von der Militär- und Steuerpflicht, von der Einquartierungslast, von Staatsfronen und deren Exemtion von dem gewöhnlichen Gerichtsstande.

In physiologischer Hinsicht versteht man unter J. die Unempfindlichkeit gegen nachteilige Einflüsse, resp. ein auf der normalen Organisation beruhender natürlicher Schutz gegen äußere Einwirkungen, besonders gegen Leiden, Schwächezustände u. dgl.

Imnau, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Sigmaringen (Fürstentum Hohenzollern) an der Eyach, 21 km nordwestlich von Hechingen, unfern von Haigerloch, hat eine Mineralquelle (Eisensäuerling), ist daher ein besuchter Badeort und zählt 511 E.

Imola, Stadt in der ital. Provinz Bologna und Hauptort des gleichnamigen Kreises, an der Linie Bologna-Otranto der Italienischen Südbahn, auf einer kleinen, vom Santerno (Vatrenus) gebildeten Insel, in höchst reizenden Umgebungen, ist das vom Diktator Sulla erbaute Forum Cornelii der Römer. Noch gegenwärtig ist der Ort mit Mauern, Türmen und Gräben umgeben, seit 422 der Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 11372, als Gemeinde 29343 E. und hat ein hübsches Theater, ein Gymnasium und eine technische Schule, ein altes Schloß und mehrere ansehnliche Kirchen, darunter die im modernen Geschmack restaurierte Kathedrale und die Kirchen der Dominikaner und der Brüderschaft von San-Carlo. Hauptnahrungszweig der Bewohner ist der Weinbau; man fertigt Leder, Fayence, Glas und betreibt Seidenspinnerei. In der Nähe zahlreiche Mineralquellen. Der hier bereitete Weinstein kommt unter dem Namen Tartaro di Bologna in den Handel.

Imola (Innocenzo da), eigentlich Innocenzo Francucci aus Imola, geb. um 1494, erlernte die Malerei bei Franc. Francia, dann in Florenz bei Mariotto Albertinelli und wurde in der Folge einer der eifrigsten Nachahmer Rafaels, sodaß er sogar einzelne Rafaelische Figuren und Partien geradezu in seine Gemälde aufnahm. Seine Komposition ist meist ziemlich einfach und anspruchslos, sein Kolorit zuweilen nicht ohne Härte; dagegen läßt sich in dem oft schönen und kräftigen Ausdruck der Köpfe die Anmut des Francia erkennen. Seine Hauptwerke sind Fresken zu San-Michele in Bosco bei Bologna, ein Gemälde im Dome zu Faenza und einige Altarblätter in der dortigen Pinakothek. Er lebte meist in Bologna und starb um 1550.

Imoscharh, afrik. Volksstamm, s. Tuarik.

Imoski, Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts im östlichen hochgelegenen

Digitized by Google

Teile von Dalmatien nahe der herzegowin. Grenze, 62 km im OSO. von Spalato, mit (1880) 1182 E., die größtenteils im Handel ihren Erwerb suchen. Der Ort bildet mit 23 andern, von denen einzelne eine größere Einwohnerzahl haben, eine politische Gemeinde von 27443 E. Seine Lage auf einer Höhe, an deren Fuß sich eine weite fruchtbare Thalbucht ausbreitet, und die in der jüngsten Zeit eifrig geförderte Straßenverbindung sowohl mit dem Mittellande und der Küste als mit der Herzegowina geben ihm eine hervorragende Bedeutung.

Imp., Abkürzung für Imperium, Imperator, auch für Imperativus.

Impanatio (vom lat. panis, eigentlich Hineinversetzung ins Brot) ist eine Bezeichnung für die namentlich von den Lutheranern, aber vereinzelt schon in älterer Zeit (bei Rupert von Deutz, gest. 1135, und Johann von Paris, gest. 1306) vertretene Abendmahlslehre, nach welcher zwar keine Verwandlung des Brotes in den Leib Christi, wohl aber eine geheimnisvolle Gegenwart des Leibes Christi in dem Brot behauptet wird.

Impar (lat.), ungleich; impari Marte («mit ungleichem Maß»), in ungleichem Kampf, mit ungleichen Kräften.

Impardonnabel (frz.), nicht zu verzeihen, unverzeihlich.

Impartial (frz.), unparteiisch; Impartiaux (die Unparteiischen), in der franz. Revolutionszeit das Centrum im Konvent.

Impaß (frz.), eigentlich Sackgasse; einen J. machen, impassieren, auch postmeistern, schneiden, reiten, eine bei verschiedenen Kartenspielen gebräuchliche Art des Stechens. Man sticht mit einer niedrigern Karte und spart eine höhere von derselben Farbe auf in der Hoffnung, mit derselben die bei dem Gegner noch vermutete Karte von derselben Farbe zu stechen.

Impassibel (frz.), unempfindlich, gefühllos, kaltblütig.

Impasto, s. Empâtement.

Impatiens *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Balsamineen. Ihre Arten sind saftvolle einjährige Kräuter mit einfachen Blättern und achselständigen Stielen, welche mehrere Blüten tragen. Die bekannteste in Deutschland wachsende Art ist das an schattigen, feuchten Orten, namentlich in Buchenwäldern häufig, oft massenhaft wachsende, gelbblühende Springkraut oder Rührmichnichtan (I. noli me tangĕre *L.*), dessen reifende Kapsel bei gelindem Druck elastisch aufspringt und die Samen von sich schleudert. Mehrere ausländische Arten sind Zierpflanzen geworden, z. B. I. tricornis, glandulifera und candida *Lindl.* aus Indien, welche sich durch ihre Samen leicht vermehren lassen. Man säet dieselben im Frühjahre in Mistbeete oder Töpfe und versetzt die jungen Pflanzen im Juni ins freie Land, wo sie mit ihren saftgrünen Stengeln und schöngefärbten Blumen hübsche Gruppen bilden.

Impatronieren (impatronisieren, frz.), sich als Herr und Gebieter (Patron) in etwas einsetzen.

Impăvidum ferient ruĭnae (lat.), Citat aus Horaz' «Oden» (3, 3, 7), dem die Worte vorhergehen: Si fractus illabātur orbis, d. h. Wenn auch der Himmel zusammenbrechend einstürzt, werden die Trümmer einen Unerschrockenen niederschlagen.

Impeachment (engl., spr. impihtschment), die Anklage, welche vom engl. Unterhause beim Oberhause zu erheben ist, wenn ein Mitglied eines der beiden Parlamentshäuser wegen Hochverrats oder eines andern schweren Verbrechens in Anklagezustand versetzt werden soll.

Impediment (lat.), Hindernis.

Impegnieren (ital.), verpfänden; sich impegnieren, sich zu etwas verpflichten, verbindlich machen; impegniert sein, verwickelt sein in etwas Mißliches, verantwortlich sein.

Impegno (ital.), Verpfändung, Verpflichtung, Obliegenheit, Verwickelung in etwas.

Impenetrabel (lat.), undurchdringlich.

Impennes, s. Urinatores.

Impensen (lat.) im Gegensatz zu Expensen (anderweitiger Aufwand) ist derjenige Aufwand, welchen man auf eine Sache macht, um deren körperlichen Bestand zu erhalten oder zu fördern. Man unterscheidet notwendige, bloß nützliche und Luxus-Impensen, namentlich zu dem Zweck, für welchen der Begriff der J. juristisch im wesentlichen in Betracht kommt: nämlich wenn es sich um Ersatz der auf eine fremde Sache gemachten J. durch den Eigentümer handelt. Bei der Frage nach Art und Umfang des Ersatzes spielt der gute oder der Glaube, welchen der Aufwendende in Bezug auf die Sache hatte, eine Rolle.

Imperativ (lat.) heißt diejenige Form des Verbums, durch welche ein Befehl ausgesprochen wird. In der Grammatik rechnet man gewöhnlich diese Form zu den Modis; sie kann indes nur uneigentlich so bezeichnet werden, da ihr ein bestimmtes Kennzeichen, welches den Modus als solchen bedeutet, wie z. B. beim Konjunktiv und Optativ, fehlt. Die Personalendungen des J. unterscheiden sich zum Teil in ihrer Form von denen des Indikativs; indes hat die zweite Person des Singulars meistens keine Endung, sondern weist nur den reinen Stamm des Verbums auf. Das Deutsche hat nur noch die zweite Person im Singular und Plural, Sprachen auf älterer Stufe, wie Sanskrit, Griechisch und Lateinisch, besitzen auch die dritte Person (z. B. lat. legito, er soll lesen; legunto, sie sollen lesen). Wo in der Grammatik erste Personen des J. aufgeführt werden, sind es entweder imperativisch gebrauchte Konjunktiv- oder Optativformen. Nicht alles, was auf der heutigen Entwickelungsstufe der Sprachen J., nach seiner Bedeutung, genannt wird, ist wirklich die alte Imperativform; so ist z. B. der J. der slaw. Sprachen seiner Bildung nach ein Optativ.

Imperator konnte bei den Römern im weitern Sinne jeder Magistrat heißen, der das Imperium (s. d.) besaß, besonders wenn er den Oberbefehl im Felde führte. Regelmäßig pflegten den Titel die Feldherren nach erfochtenem Siege anzunehmen, gewöhnlich nachdem sie von den Soldaten als Imperatoren unter allgemeinem Zuruf begrüßt worden waren. Dann führte Cäsar diese Bezeichnung als regelmäßigen ständigen Titel vor seinen andern Titeln unmittelbar hinter dem Namen. Dann nahm ihn (zuerst 40 v. Chr.) Octavian als Teil von seinem Adoptivvater ererbten Namens und zwar als Vornamen, und hierauf führten ihn außer Augusts nächsten Nachfolgern alle Kaiser, und zwar, nachdem bei Nero und seinen Nachfolgern in der Stellung des Namens ein langes Schwanken geherrscht hatte, als eigentliches Praenomen oder auch vor ihrem sonstigen Namen. Da dieser Name die Kaiser als Inhaber

Digitized by Google

Imperiums bezeichnet, so wird er auch als Bezeichnung der kaiserl. Gewalt betrachtet, während daneben der frühere Brauch noch immer in der Art fortbestand, daß die Kaiser jedesmal nach erfochtenen Siegen den Titel I. zum ersten, zweiten, dritten mal u. s. w. noch außerdem sich beilegten.

Imperatoria, s. Peucedanum.

Imperceptibel (frz.), unwahrnehmbar.

Imperfektum (lat.) heißt eine der Formen des Zeitwortes, durch welche die Handlung als in der Vergangenheit liegend dargestellt wird. Die Form und Bildung dessen, was man jetzt in den verschiedenen Sprachen I. nennt, ist eine ganz verschiedene. Das eigentliche ursprüngliche I. der indogerman. Sprachen, wie Sanskrit und Griechisch es besitzen, ist eine vom Stamme des Präsens durch bestimmte Kennzeichen, z. B. verkürzte Endungen, Augment, abgeleitete Bildung; das Lateinische bildet sein I. durch Zusammensetzung mit einem Hilfsverbum (ama–bam); von dieser Form stammt das Imperfekt (imparfait u. s. w.) der heutigen roman. Sprachen. Was man in der Grammatik des Neuhochdeutschen oder in andern german. Sprachen I. nennt, ist eigentlich das alte Perfektum, daher das deutsche I. der Form nach dem griech. und lat. Perfektum entspricht. Die ursprüngliche Bedeutung des I. ist, die in der Vergangenheit andauernde Handlung auszudrücken, oder die Handlung als eine im Verhältnis zu einer andern dauernde darzustellen (so im Griechischen und Lateinischen). In Sprachen, deren sogenanntes I. ursprünglich ein anderes Tempus war, wie im Deutschen, hat es andere Funktionen, dient z. B. im Deutschen als Tempus der Erzählung.

Imperforabel (neulat.), undurchbohrbar; Imperforation, soviel wie Atresie (s. d.).

Imperiāl ist der Name einer russ. Goldmünze im Werte von 10 Goldrubeln, die 1755 in ganzen und halben Stücken ausgemünzt wurde. Seit 1817 ist jedoch die Ausprägung von ganzen I. eingestellt und der halbe I. zu 5 Goldrubeln zur russ. Hauptgoldmünze gemacht, der daher jetzt gewöhnlich auch blos I. genannt wird. Der Halbimperial hat gegenwärtig gesetzlich ein Gewicht von 6,5440 g, eine Feinheit von 916⅔ Tausendteilen oder von elf Zwölfteln und demnach ein Feingewicht von 5,9987 g, sodaß sein Wert 16,7361 deutschen Mark entspricht. Im allgemeinen stimmt daher der Halbimperial mit der frühern deutschen Pistole überein, indem er nur etwa ⅓ Proz. geringer als die preuß. und sächs. und etwa ⅔ Proz. besser als die hannov. Pistole ist. Der Halbimperial hat die gesetzliche und thatsächliche Geltung von 5 Rubeln 15 Kopeken Silberwährung, genießt also gegen die letztern ein Aufgeld von 3 Proz.

Imperiāl (lat.), kaiserlich, großartig. Als Substantivum: ein aus Cremor tartari, Citronen, Zucker und Wasser bereitetes erfrischendes Getränk; ein sehr großes Papierformat; in der Buchdruckerkunst eine Schriftgattung von ungefähr 0,08 m Höhe; ein Spiel unter zwei Personen mit der Piquetkarte; eine Art Merinoschaf mit sehr feiner Wolle.

Imperiāldukaten (Imperial zu 3 Rubeln oder russischer Dukaten), russ. Goldmünze im Werte von 3 Goldrubeln (oder 20 frühern poln. Gulden), welche seit 1834 geprägt wird. (S. Dukaten.)

Impériale (frz.), Himmel einer Kutsche, eines Himmelbettes; das mit Sitzen versehene Verdeck eines Wagens.

Imperial gallon, s. unter Gallon.

Imperialismus, der Zustand eines Staates, in welchem die auf die Soldaten gestützte Willkür des Regenten herrscht.

Imperial standard (engl.), die für England gesetzlich geltenden Normalmaße.

Imperium hieß die den röm. Königen, dann in der Republik den höhern Magistraten, namentlich den Konsuln und Prätoren, vom Volke durch eine Lex curiata übertragene höchste militärische, richterliche und exekutive Gewalt. Das Wort I. ist ursprünglich mit Potestas, Amtsgewalt, synonym. Von der Zeit aber, wo es neben den höchsten Magistraten noch Magistrate mit beschränkter Kompetenz gab, wie namentlich die Censoren, blieb das Wort I. nur für die Magistrate in Geltung, welche wenigstens der Theorie nach die volle höchste Amtsgewalt besaßen, während das Wort potestas (Macht, Gewalt) insofern, als es die Macht bezeichnete, welche jedem Magistratus seinem Amte gemäß zukam, sowohl in weiterm Sinne die volle als die beschränkte Amtsgewalt bezeichnen konnte, sodaß dann I. und Potestas (im engern Sinne) verschiedene Begriffe wurden. Das I., als dessen wesentliches Zeichen die Liktoren galten, war mit dem Recht zur Anstellung der höhern Auspicien verbunden und zeigte sich vornehmlich in der Ausübung der höchsten militärischen und richterlichen Gewalt. In den spätern Zeiten der röm. Republik ward den Konsuln und Prätoren nach Niederlegung ihres Amts das I. prorogiert oder verlängert, damit sie als Prokonsuln oder Proprätoren die Provinzen verwalten konnten. Die Juristen der röm. Kaiserzeit unterschieden das imperium merum, d. i. das reine I., das die gladii potestas enthielt, die Kriminalgewalt über Leben und Tod, welche der Kaiser den Provinzstatthaltern und den Präfekten der Stadt und des Prätoriums übertrug, und das sich wesentlich auf die Civiljurisdiktion beziehende imperium mixtum.

Impermeabilität, s. Undurchdringlichkeit.

Impersonale (lat.), unpersönliches Zeitwort, dem kein persönliches Fürwort, sondern nur das unpersönliche «es» vorgesetzt werden kann, z. B. es regnet, es schneit.

Impetigo (lat.), nässender Hautausschlag mit Pustelbildung.

Impetrant (lat.), derjenige, welcher im Prozeßverfahren auf einseitiges Vorbringen hin, namentlich in Arrestsachen und in der Exekutionsinstanz, eine Verfügung gegen seinen Gegner (den Impetraten) erwirkt.

Impetuoso (con impeto, ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Ungestüm, rasch, feurig.

Impĕtus (lat., Angriff), im juristischen Sinne die leidenschaftliche Erregung, worin der Vorsatz zu einem Verbrechen gefaßt wird.

Impferysipel, Impfgegner, Impfgesetz, Impfinstitut, Impflanzette, Impfling, Impfnadel, Impfrotlauf, Impfstoff, s. unter Impfung.

Impfsyphilis, die Übertragung der Syphilis durch die Impfung. (S. unter Impfung.)

Impfung oder Inokulation nennt man die zufällige oder beabsichtigte Übertragung eines Krankheits- oder Ansteckungsstoffs durch eine kleine Verletzung (einen Schnitt, Stich, eine Excoriation) der äußern Haut oder einer Schleimhaut auf ein gesundes Individuum. Man bedient sich der I. in verschiedener Absicht: entweder aus rein wissenschaftlichen Interessen, um experimentell den Nachweis

Digitized by Google

zu führen, ob und durch welche Substanzen (Speichel, Blut, Schleim, Eiter u. dgl.) eine Krankheit auf ein anderes Individuum übertragen werden kann, oder zu diagnostischen Zwecken, um Gewißheit darüber zu erhalten, ob ein krankhafter Prozeß, z. B. ein Geschwür, durch Aufnahme eines kontagiösen Stoffs (z. B. Syphilis) entstand oder nicht; im ausgedehntesten Maße aber als eines prophylaktischen Mittels gegen die Blattern, insofern man durch die künstliche Übertragung des Ansteckungsstoffs der Kuhpocke auf den Menschen die Empfänglichkeit des menschlichen Organismus für das Kontagium der Menschenpocken beträchtlich zu verringern und damit einen wirksamen Schutz gegen die Ansteckung dieser Seuche zu gewähren vermag.

Inwieweit die neuerdings empfohlene J. mit Wut- und Milzbrandgift die Bezeichnung einer wirksamen Schutzmaßregel gegen die Hundswut und den Milzbrand verdient, muß erst noch die Zukunft lehren. (Vgl. Hundswut und Milzbrand.)

Schon sehr früh machte man die Beobachtung, daß die Pocken (s. d.) zur Zeit epidemischen Auftretens besonders gefährlich, in spontan auftretenden Fällen, sowie bei der Übertragung des Blatterngiftes durch kleine Hautverletzungen dagegen ungleich milder und gutartiger verliefen, weshalb die künstliche Einimpfung der Menschenblattern oder Variolation schon im frühen Altertum vielfach geübt wurde. Schon bei den Indern wird ihrer in dem «Attharva-Veda» erwähnt; bei den Chinesen wurde das sog. «Pockensäen» schon sehr frühzeitig derart geübt, daß den Kindern entweder mit Blatterneiter imprägnierte Hemden angezogen oder verkleinerte Pockenschorfe in die Nase gesteckt wurden. Ähnliches ist von den Cirkassiern, Arabern und einigen andern afrik. Völkerschaften bekannt. In die Kulturstaaten Europas wurde die natürliche Blatternimpfung durch Lady Montague, die Gemahlin des engl. Gesandten in Konstantinopel, 1718 eingeführt und fand hier rasch durch Sutton, Tissot, Hensler, Portal, Hufeland u. a. große Verbreitung. Freilich stellte sich gar bald heraus, daß die Variolation weder eine ungefährliche Operation war, noch die Zahl der Blatternkranken in der Gesamtbevölkerung zu vermindern vermochte; im Gegenteil wurde durch sie periodisch die Sterblichkeit in den großen Städten vermehrt, weil jeder Geimpfte leicht eine Quelle der Ansteckung für alle noch nicht Geimpften oder Geblatterten, die in seine Nähe kamen, wurde, weshalb die künstliche Blatternimpfung Ende des 18. Jahrh. immer seltener geübt und schließlich völlig verlassen wurde. Da wurde Edward Jenner (s. d.), Arzt in Berkeley in Gloucestershire, durch die Beobachtung, daß durch Kuhpocken Angesteckte von Blattern nicht befallen wurden, zu der wichtigen Entdeckung geführt, daß die Überimpfung der Kuhpocken auf den Menschen als zuverlässiges Schutzmittel gegen die so gefürchteten Menschenblattern wirkt. Nachdem er zuerst 14. Mai 1796 einen achtjährigen Knaben, James Phipps, mit der Kuhpocke einer Melkerin, Sarah Nelmes, geimpft und darauf zweimal vergeblich der Variolation unterworfen hatte, erfolgte rasch nach weitern Prüfungen die allgemeine Verbreitung der Kuhpockenimpfung in England, wo bereits 1799 das erste öffentliche Impfinstitut errichtet wurde, und waren bis Ende 1800 bereits über 12000 Menschen mit humanisierter Lymphe geimpft. In Deutschland wurde die Vaccination 1799—1800 hauptsächlich durch die Ärzte Ballhorn, Strome[illegible], Heim, Hufeland, Sömmering u. a., in Frankreich durch Aubert, in Italien durch Sacco eingeführt; durch de Carro in Wien gelangte auch Kuhpockengift über Konstantinopel, Bagdad und Bassora nach Ostindien und Ceylon.

Die Kuhpocken- oder Schutzpockenimpfung, Vaccination (vaccinatio) hat sich im Laufe der Zeit als die großartigste und folgenreichste Leistung auf mediz. Gebiet, als eine segensreiche Wohltat für das gesamte Menschengeschlecht erwiesen. Es war nur, daß in Blattern-Epidemien die Sterblichkeit eine außerordentlich große war (so starben [illegible] allein im Königreich Preußen an dieser Krankheit weit über 30000 Menschen), sondern die den Tod Entgangenen blieben oft in schrecklicher Weise verstümmelt, blind, taub, des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt. In der Geschichte der Medizin ist keine Thatsache so fest begründet als der Erfolg der Vaccination, namentlich durch die Bemühungen der engl. Regierung, welche alle einschlägigen Erfahrungen und statist. Erhebungen hierüber zusammenstellt, die Gutachten vieler der größten Ärzte sammelt und die Resultate in einem berühmten Blaubuch («Papers relating to the history and practice of vaccination») niedergelegt hat, welches 1857 dem engl. Parlament vorgelegt wurde und zum gesetzlichen Impfzwang in England führte. Einen absoluten Schutz gewährt die J. allerdings nicht. Es bleibt immerhin möglich, daß ein Geimpfter (Impfling) ausnahmsweise noch von den Pocken befallen wird; ebenso wenig ist aber auch jemand nach dem Überstehen der wahren Pocken vor einer neuen Erkrankung an denselben gefeit. Die J. gewährt ferner nur auf eine gewisse Zeit Schutz, und zwar im allgemeinen auf 10—höchstens 15 Jahre; nach dieser Zeit ist zur neuen Sicherung des Individuums die Wiederholung der J., die Revaccination, notwendig. Bei Ausbruch einer Pockenepidemie namentlich sollten alle diejenigen nochmals impfen lassen, bei welchen die frühere J. bereits länger als 8—10 Jahre zurückliegt. Erkrankt eine geimpfte Person während einer Pockenepidemie an den Menschenpocken, so treten diese jedoch in außerordentlich milder Form, als Varioloiden, auf.

Außer dem Zweifel an der Wirksamkeit sind die Impfgegner, welche hauptsächlich aus Naturärzten, Vegetarianern, Pietisten, einzelnen Geistlichen und den Sozialdemokraten bestehen, gegen Vaccination insbesondere noch geltend, daß auch andere Krankheiten durch die J. auf den Impfling übertragen werden können, insbesondere die Skrofulose und die Syphilis. Wenn auch neuern Untersuchungen über das Wesen der Skrofulose (s. d.) die Möglichkeit einer Übertragung auf den Impfling bei fahrlässiger und unvorsichtiger Ausführung der J. zugegeben werden muß, so läßt sich diese Übertragung doch leicht durch sorgfältige Auswahl der Stammimpflinge, noch sicherer durch die Anwendung reiner Tierlymphe verhüten. Auch die Bedeutung des Impfrotlaufs (Impferysipels), der von der Impfstelle aus auf verschiedene große Strecken sich verbreiten und dann wirklich eine ernste Gefahr bedingen kann, haben die Impfgegner weit überschätzt, denn unter den vielen Millionen von glücklich verlaufenen J. ist die Zahl der in dieser Weise tödlich gewordenen Fälle eine verschwindend geringe. Die Möglichkeit einer Über-

Digitized by Google

der Syphilis gleichzeitig mit den Kuhpocken ist zwar gleichfalls nicht absolut in Abrede zu stellen, aber ebenfalls leicht zu vermeiden, wenn man nur von gesunden Kindern aus gesunden Familien oder nur mit animaler Lymphe impft; in der That fallen die wenigen, sicher beglaubigten Fälle von wirklicher Impfsyphilis (kaum 30—40 Fälle unter einigen hundert Millionen J.) nicht der J. als solcher, sondern lediglich nur der schlechten und nachlässigen Handhabung derselben zur Last. Auch der weitere Einwand der Impfgegner, daß mehr Kinder an Masern, Scharlach, Krupp u. dgl. erkranken als vor der Einführung der Schutzpockenimpfung, ist hinfällig, denn da seit der Austilgung der verheerenden Menschenpocken die Zahl der Kinder überhaupt größer geworden ist, so hat auch notwendig die Zahl jener Erkrankungen zugenommen. In derselben Weise läßt sich der nämliche Einwand in Bezug auf den Typhus entkräften.

Bezüglich der Ausführung der J. ist, wie schon im oben Erwähnten angedeutet, große Vorsicht in der Auswahl des Impfstoffs erforderlich. Man impft entweder mit frischer Kuhpockenlymphe, die von spontan erkrankten Kühen (s. Kuhpocke) entlehnt oder in eigenen Impfinstituten durch Rückimpfung (Retrovaccination) vom Menschen auf das Kalb regeneriert wird (animale Impfung), oder man impft nur vermittelst humanisierter Lymphe von gesunden, zum ersten mal geimpften Kindern. Die alte Streitfrage, welche Methode besser und wirksamer sei, ist noch immer nicht endgültig entschieden; J. mit der wirklichen (originären) Kuhlymphe schlagen häufiger fehl und erregen vielfach viel heftigere örtliche Erscheinungen als die mit humanisierter Lymphe, wogegen die letztere nach der Ansicht vieler Ärzte, nachdem sie durch mehrere Generationen hindurchgegangen, mehr und mehr von ihrer Schutzkraft verliert und deshalb durch zeitweise Rückimpfung auf die Kuh der Auffrischung bedarf. Die Lymphe von revaccinierten Individuen ist in ihrer Wirkung unsicher und wird deshalb ungern benutzt; auch läßt sich beim Abimpfen von Erwachsenen die Übertragung von andern Krankheiten (Syphilis) nicht so leicht vermeiden als beim Abimpfen von Kindern. Wo man rein animale Lymphe aus gut eingerichteten und gut überwachten animalen Impfinstituten beschaffen kann, wird man dieser, namentlich in größern Städten, aus den eben angeführten Gründen den Vorzug geben. Die Lymphe muß dem Eiterbläschen am siebenten oder achten Tage entnommen und soll womöglich frisch, direkt von Arm zu Arm, übertragen werden; doch kann man sich auch, wo dies nicht möglich ist, der konservierten Lymphe bedienen, die man nach dem Ausstechen aus dem Eiterbläschen entweder unvermischt oder mit Glycerin und Wasser verdünnt (Müllersche Glycerinlymphe) in fein ausgezogenen und luftdicht durch Zuschmelzen oder durch Siegellack verschlossenen Glasröhrchen aufbewahrt. Die J. selbst wird mit der Impflanzette (s. die nebenstehende Figur) oder mit der Impfnadel ausgeführt, welche beide sich in der Hauptsache nur dadurch voneinander unterscheiden, daß bei jener die Spitze eingeschlagen werden kann, bei dieser dagegen auf einem geraden Stiele festsitzt. Als Ort der J. pflegt man den Oberarm oder, wie dies zumal bei den Töchtern der bessern Stände in Frankreich und Nordamerika vielfach geschieht, den Oberschenkel zu wählen; in der Regel macht man mehrere [illegible]—10 Impfstellen in einer gewissen Entfernung voneinander, damit die einzelnen Pusteln nicht ineinander überfließen. Auf die geimpfte Stelle legt man etwas Pflaster. Wenn keine Pockenepidemie herrscht, impft man nur gesunde Kinder, kranke erst nach der Genesung, schwächliche mindestens erst nach Ablauf des ersten Jahres. Am dritten Tage nach der J. entsteht an der Impfstelle ein kleines rotes Knötchen, das am fünften bis sechsten Tage zum Bläschen wird, welches am achten Tage linsengroß ist und in der Mitte einen deutlichen Eindruck (Nabel) hat. Vom neunten Tage an wird der vordem klare Inhalt des Bläschens trübe und eiterig, und dieses trocknet später zum braunen Schorf ein, der in der dritten Woche, ausnahmsweise auch erst nach Monaten abfällt und eine anfangs leicht gerötete, später weiße strahlige oder streifige Narbe hinterläßt. Während des Ausbruchs der Pocken besteht ein leichtes Fieber, welches jedoch mit Beginn der Abtrocknung rasch vorübergeht. Das Jucken in der Impfstelle macht die Kinder zum Kratzen geneigt, woran sie indes zu hindern sind. Bei der Revaccination sind die Reaktionserscheinungen in der Regel weit geringer.

Eine Maßnahme, die eine so wichtige und wirksame Waffe gegen die Blatternseuche in die Hand gibt, wie die Schutzpockenimpfung, darf nicht dem guten Willen der Einzelnen überlassen bleiben; vielmehr hat der Staat unzweifelhaft das Recht und die Pflicht, für die geeignetste Ausführung derselben Sorge zu tragen. Ein gesetzlich geregelter Impfzwang erscheint in der That um so gerechtfertigter, als durch den Widerstand einzelner Individuen, welche sich aus Unverstand oder egoistischen Interessen dem Verfahren entziehen, die Wirksamkeit dieser wichtigen Schutzmaßregel wesentlich beeinträchtigt und abgeschwächt wird. In Deutschland wurde aus diesem Grunde zuerst (in Bayern 1807, in Baden 1815, in Hannover 1821) die gesetzliche J. in ausgedehntem Maße eingeführt, dann auch in andern Ländern, während man sich in England, dem Vaterlande Jenners, bis 1857 der Zwangsimpfung erwehrte, bis auch hier das mächtige Gewicht der in dem oben erwähnten Blaubuch enthaltenen Dokumente die Einführung der Impfbill veranlaßte. Im Deutschen Reiche ist trotz lebhafter Agitation der Impfgegner durch das Impfgesetz vom 8. April 1874 die allgemeine zwangsweise J. und Wiederimpfung gesetzlich eingeführt worden, wonach jedes nicht vorher durchblatterte Kind vor Ablauf des ersten Lebensjahres impfpflichtig, und jeder Schüler einer öffentlichen oder Privatlehranstalt innerhalb des Jahres, in dem er das 12. Lebensjahr zurückgelegt hat, der Revaccination zu unterwerfen ist. Waren die J. sowie die Wiederimpfung ohne Erfolg, so müssen sie in den zwei nächstfolgenden Jahren wiederholt werden. Weiterhin wird in der deutschen Armee jeder neueingestellte Soldat der Revaccination unterworfen, eine Maßregel, der allein es zu verdanken ist, daß seit der Einführung des Impfzwangs ein Todesfall an Pocken in der deutschen Armee überhaupt nicht

Digitized by Google

vorgekommen ist, während in der gleichen Zeit die Armeen der Nachbarländer eine nicht unbeträchtliche Zahl von Pocken-Todesfällen aufweisen.

Litteratur. Hoffert, «Kritik der hauptsächlichsten gegen die J. angeführten Einwürfe» (Danz. 1868); Kußmaul, «Zwanzig Briefe über Menschenpocken- und Kuhpockenimpfung» (Freib. i. Br. 1870); Bohn, «Handbuch der Vaccination» (Lpz. 1875); Demme, «Nutzen und Schaden der Schutzpockenimpfung» (Bern 1876); Jacobi, «Das Reichsimpfgesetz vom 8. April 1874. Nach den Materialien des Reichstags dargestellt» (Berl. 1875); Bollinger, «Über animale Vaccination» (Lpz. 1879); Loß, «Pocken und Vaccination» (2. Aufl., Bas. 1880).

Impfzwang, s. unter Impfung.

Imphee, s. Sorghum.

Impietät (lat.), Mangel an Pietät, Pflichtvergessenheit, gottloses, liebloses Betragen.

Implacabel (lat.), unversöhnlich, unerbittlich.

Implantation (lat.), Einpflanzung, Einpfropfung; implantieren, einpflanzen, einpfropfen, einimpfen.

Implizieren (lat.), in etwas mit einschließen, mit einbegreifen; implicite, ohne ausdrückliche Nennung in etwas mit einbegriffen, gleichsam versteckt in etwas enthalten.

Implorant (lat.), derjenige, welcher in der Exekutionsinstanz den Antrag auf gerichtliche Hilfe (Imploration) gegen seinen Gegner (den Imploraten) stellt; auch soviel wie Impetrant.

Impluvium (lat.), eine Vertiefung im Fußboden des röm. Atriums zur Aufnahme des durch das offene Dach hinabfließenden Regens.

Imponderabilien (neulat.), oder unwägbare Stoffe nannte man in der Physik die unbekannten Ursachen, durch welche man die Erscheinungen des Lichts (s. d.), der Wärme (s. d.), der Elektricität (s. d.) und des Magnetismus (s. d.) erklären zu können glaubte. Man nahm für jede Klasse dieser Erscheinungen die Existenz einer eigenen oder, wie bei der Elektricität und dem Magnetismus, gar zweier polar entgegengesetzter, sehr feiner, nicht schwerer, spezifischer Materien an, durch deren Bewegung oder Ruhe, Mangel oder Überfluß u. s. w. unter verschiedenen äußern Bedingungen jene Erscheinungen hervorgebracht würden. Neuere Untersuchungen haben aber darauf geführt, daß die Annahme solcher imponderabler Stoffe als Ursache der genannten Erscheinungen nicht statthaft ist, weil die Erscheinungen des Lichts und der strahlenden Wärme sich als schwingende Bewegungen eines als höchst fein und höchst elastisch vorausgesetzten, im ganzen Weltraume und in den Poren der Körper verbreitet angenommenen Stoffs, d. i. des sog. Weltäthers, ableiten lassen. Und da die Erscheinungen des Lichts und der Wärme vielseitig mit jenen der geleiteten Wärme, der Elektricität und des Magnetismus zusammenhängen und sich manche Erscheinungen des einen Gebiets in solche des andern umwandeln lassen, so müssen auch alle Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus teils auf periodischen Bewegungen jenes Äthers, teils auf Bewegungen der kleinsten Körperteilchen beruhen. Obwohl demnach die J. aus der modernen Naturlehre verschwunden sind, hat man dennoch, analog wie in der neuen Astronomie verglichen mit der ältern, des leichtern Ausdrucks halber, die ältere Sprechweise beibehalten, und man spricht bildlich doch immer von Mengen des Lichts, der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus, als ob sie stofflich wären, meint jedoch dann die Stärken dieser Naturkräfte. Man nimmt zwar auch den obenerwähnten Weltäther als nicht schwer an, doch lag das Wesen der frühern J. in der spezifischen Verschiedenheit der verschiedenen Materien, während jetzt die verschiedenen Bewegungsformen des einen unwägbaren Äthers die verschiedenen Naturkräfte begründen.

Imponieren (lat.), einen mächtigen Eindruck machen, Achtung gebieten.

Import, s. Einfuhr.

Importation (frz.), soviel wie Import; importieren, Waren einführen.

Importun (lat.), unbequem, lästig fallend.

Imposant (frz.), soviel wie imponierend, namentlich bezüglich in die Sinne fallender Eigenschaften.

Impositio silentio (lat.), nach auferlegtem Stillschweigen, mit Auflegung der Verschwiegenheit.

Impost (vom mittellat. impostus), indirekte Abgabe für den Verbrauch irgend einer Ware, wie Salz, Getränke, Getreide u. s. w.

Impostor (lat.), Betrüger; Impostores doeti, gelehrte Betrüger, welche absichtlich Schriften falschen Verfassern unterschieben, eine Stelle absichtlich falsch citieren oder auslegen u. s. w. Besonders werden Impostores in der aus dem 16. Jahrh. stammenden Schrift «De tribus impostoribus» die drei Religionsstifter Moses, Jesus und Mohammed genannt.

Impotenz, männliches Unvermögen oder Mannesschwäche (impotentia coëundi), das Unvermögen, den Beischlaf auszuüben, ist entweder angeboren oder erworben, kann vorübergehend oder dauernd bestehen und beruht bald auf körperlichen, bald auf psychischen Ursachen. Zu den körperlichen Ursachen der J. gehören vorzugsweise: fehlerhafte Bildung des Penis und der Hoden, ein zu jugendliches Alter, körperliche Schwächezustände jeder Art, insbesondere nach fortgesetzten geschlechtlichen Ausschweifungen, angeborene Trägheit zum Geschlechtsgenuß, ferner Trunksucht, übermäßige Fettleibigkeit und manche chronische Vergiftungen (Opium, Blei, Arsenik u. a.); die psychischen Ursachen sind vorzüglich: Haß und Abneigung gegen den andern Teil, Schüchternheit und Mangel an Selbstvertrauen, besonders mit dem Bewußtsein einer ausschweifenden Vergangenheit, ferner übermäßig heftige Begierde zum Beischlaf, besonders bei übergroßer Reizbarkeit des Nervensystems, deprimierende Gemütsbewegungen (Kummer, Sorgen) und anhaltende Anstrengungen des Geistes.

Die Behandlung der J., welche gewöhnlich mit einer tiefen Verstimmung des Kranken einhergeht, erfordert ein sehr sorgfältiges Individualisieren, da die Heilmittel der Krankheit ebenso verschiedenartig sind wie ihre Ursachen. Bei vorhandener körperlicher Schwäche verordne man eine nahrhafte animalische Kost, reichliche Körperbewegung in freier Luft, Aufenthalt auf dem Lande, warme Bäder und kühle Abwaschungen der Genitalien; von den Arzneimitteln pflegen Eisen- und Chinapräparate zu nützen. Den Geschlechtsteilen selbst muß selbstverständlich längere Zeit hindurch völlige Ruhe und Schonung gegönnt werden, sie dürfen weder durch örtliche Mittel, noch durch aufregende Gedanken und Bilder in Thätigkeit versetzt werden, da jedwede Aufregung nur die vorhandene Schwäche

Digitized by Google

steigert. Wo das Unvermögen auf psychischen Ursachen beruht, kann nur eine sachkundige psychische Behandlung seitens eines erfahrenen Arztes die Krankheit beseitigen. Sind beide Hoden durch Krankheiten atrophisch geworden oder ganz entfernt worden, so ist die J. eine dauernde und unheilbare. Alle gegen die J. empfohlenen Geheimmittel sind unnütze Charlatanerien; ebenso muß vor dem Gebrauch aller Aphrodisiaka (s. d.) eindringlich gewarnt werden.

Imprägnation oder Imprägnierung (frz. imprégnation, engl. impregnation), soviel wie Anschwängerung, Tränkung oder Sättigung, wird besonders von gewissen teils der Chemie, teils der Mechanik angehörenden Prozessen gebraucht. So werden poröse Körper, Wolle u. s. w. mit Öl oder Fett, Flüssigkeiten mit Salzen, die sich in ihnen auflösen, oder mit Gasarten, Holz oder Gewebe mit feuerbeständigen Substanzen, um sie selbst flammensicher zu machen, imprägniert. Wichtig ist namentlich das Imprägnieren des Holzes mit verschiedenartigen Stoffen zur Verhinderung der Fäulnis, Schwammbildung und der Zerstörung durch Insekten. (S. Holzkonservierung.)

Imprägnieren, s. Imprägnation.

Impresario (ital.) heißt in Italien der Direktor einer Schauspielergesellschaft, welcher zugleich der Unternehmer auf eigene Gefahr und Kosten zu sein pflegt. Er erhält von den einzelnen Städten umsonst oder gegen Pacht ein Schauspielhaus eingeräumt, wirbt seine Truppe, deren Mitglieder nur von ihm abhängen, und vereinigt in seiner Hand meist sowohl die artistische als technische und ökonomische Leitung des Ganzen. Solange in Italien das improvisierte Lustspiel, die sog. Commedia dell' arte, blühte, entwarf der J. auch meist die Scenarien zu denselben, welche die einzelnen Schauspieler bei der Darstellung ausführten.

Impressionisten heißen die Vertreter einer Richtung der franz. Malerei, welche nicht lange vor 1870 zuerst aufgetaucht ist. Sie wollen die unbedingte Rückkehr zur Natur, auch insofern, als sie die Malerei in freier Luft (nicht im Atelier) verlangen. Ihr Streben ist darauf gerichtet, den Eindruck (impression) festzuhalten, welchen die farbige Oberfläche eines Gegenstandes auf das Auge ausübt, und alle verschwimmenden und verschwebenden Töne wiederzugeben, welche die Luft zu verschiedenen Tageszeiten unter dem Einfluß des wechselnden Lichts annimmt. Die bedeutendsten J. sind: Manet, Claude Monet, Pissaro, Renoir, Bertha Morisot, Sisley, Degas, Caillebotte, Boudin und Legros. Vgl. Duret, «Les peintres impressionistes» (1878).

Imprimatur (lat., d. i. es kann oder mag gedruckt werden), bei der Censur von Druckschriften durch Behörden oder bei der Korrektur die Erlaubnis zum Druck einer Schrift oder eines Bogens.

Improbabel (lat.), verwerflich; (frz.) unwahrscheinlich; davon: Improbabilität.

Improbität (lat.), Unredlichkeit.

Impromptu (frz.), von dem lat. in promptu, im Deutschen Stegreifwitz, nennt man eine unvorbereitete sinnreiche, den Bedingungen des Augenblicks angemessene Äußerung in Prosa oder in Versen, bestehe sie nun in einem einzelnen Witzworte (bon mot) oder in einer zusammenhängenden, abgerundeten Darstellung. Am effektvollsten ist das J., wenn es entweder einzelnen Individuen gegenüber als schnelle Entgegnung (riposte) oder einer ganzen Versammlung gegenüber mit treffenden Beziehungen auf allgemein bekannte Verhältnisse hervortritt. Veranlassung zu J. letzterer Art geben besonders die Tribüne und die Bühne; auf beiden zeichnen sich die Franzosen darin vorzüglich aus. Die deutsche Litteratur hat, ohne den Reichtum der französischen an Stegreifgedichten zu besitzen, doch in dem, was von den sog. Spruchsprechern auf uns gekommen, Meisterhaftes aufzuweisen. Gute Schlag- und Witzworte enthalten auch Zinkgrefs «Deutsche Apophthegmata» (2 Bde., Straßb. 1626—31).

Improperien (d. h. Vorwürfe) heißen von Palästrina komponierte, zuerst 1560 in der päpstl. Kapelle zu Rom aufgeführte, seitdem alljährlich am Karfreitage wiederholte Gesänge, weil sie Vorwürfe des Herrn an sein Volk enthalten.

Impropriation (neulat.), Belehnung mit Kirchengütern; geistliche Pfründe, die ein Laie zu vergeben hat.

Improvement (engl., spr. Imprūwment), Verbesserung.

Improvisade (ital. improvisata), eine Improvisation, improvisiertes Gedicht.

Improvisatoren (improvisatori) heißen in Italien Dichter, die aus dem Stegreif (ex improviso) jedes aufgegebene Thema sogleich ausführen, ihre Verse deklamieren oder unter Begleitung eines Instruments absingen. Bei Völkern von lebhafter und fruchtbarer Phantasie kommt die Gabe des Improvisierens, besonders durch Musik angeregt, häufig vor, z. B. bei Negerstämmen und unter den Arabern. Das lebhafteste Interesse im Abendlande für die improvisierte Poesie, und zwar in lat. Sprache, herrschte von jeher in Italien, an den Höfen von Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Als die griech. Gelehrten, welche im Laufe des 15. Jahrh. von Konstantinopel nach Italien flüchteten, daselbst mit dem Geschmack an ihrer Sprache und Litteratur auch ihre Gebräuche verbreiteten, führte man die Symposien ein, bei denen die Freuden der Tafel durch die des Geistes erhöht wurden. Leo X. liebte sie sehr, und unter den an seiner Tafel versammelten Gelehrten zeichnete sich besonders Andr. Marone (geb. 1474, gest. 1527) als J. aus. Nach Leos Tode fingen auch die J. an, statt in lat. Sprache in der lingua volgare, d. h. in der ital. Sprache, zu improvisieren. Großen Ruf erlangte Silvio Antoniano (geb. 1540 zu Rom); einer der berühmtesten J. aber war Bernardino Perfetti (geb. 1680 zu Siena, gest. zu Rom 1747), von dessen improvisierten Gedichten 1748 zwei Bände erschienen. Auch Metastasio zeigte von früher Jugend an ein seltenes Improvisationstalent. Andere berühmte italienische J. waren Zucco (gest. 1764 zu Verona), der an dem Abbate Lorenzi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ; der Advokat Bernardi in Rom; Ludov. Serio und Ludov. Rossi, beide Opfer der neapolit. Umwälzungen von 1799; ferner Francesco Gianni; Tommaso Sgricci (geb. zu Arezzo 1798, gest. zu Florenz 23. Aug. 1836), der sich im dramatischen Fach wie im lyrischen auszeichnete; Cicconi, der zu Rom 1829 eine ganze Epopöe improvisierte; der auch in Deutschland durch seine Reisen bekannt gewordene Bindocci aus Siena.

Unter den mit Improvisationstalent begabten Frauen wurde keine mehr gefeiert als Maddalena Moralli Fernandez aus Pistoja (gest. 1800), in der Akademie der Arkadier Corilla Olimpica genannt. Nächstdem sind noch als Improvisatricen zu

erwähnen Teresa Bandettini (geb. 1763, gest. 1837), Fortunata Sulgher-Fantastici aus Livorno, Rosa Taddei aus Rom, besonders aber Mazzei, geborene Lanti, und neuerdings die Sicilianerin Giovannina Milli. Auffallend ist es, daß die meisten J. in Toscana oder Venedig, namentlich in Siena und Verona, geboren sind, und daß dieses Talent sich bis auf die Gegenwart an diesen Orten fortgepflanzt hat. In Deutschland, wo Volkscharakter und Sprachform der Improvisation nicht günstig sind, findet sich fast nur in Steiermark und Tirol einiges Talent für die Stegreifdichtung. Unter den wenigen, die damit öffentlich auftraten, ist als der vorzüglichste hervorzuheben O. L. B. Wolff aus Altona (gest. 1851 als Professor in Jena), der bei seinem ersten Auftreten 1825 vieles Aufsehen erregte. Ferner sind zu nennen Dan. Schönemann, M. Langenschwarz, K. Richter, Frau Karoline Leonhardt-Lyser, Ed. Beermann aus Osnabrück und Wilh. Herrmann aus Braunschweig. In Frankreich versuchte sich als J. seit 1824 Eugène de Pradel, dem besonders kleine Gedichte, namentlich die sog. bouts rimés, trefflich gelangen, und in Holland Willem de Clercq.

Improvisieren, ohne alle Vorbereitung sprechen oder dichten. (S. Improvisade und Improvisatoren.)

Impudent (lat.), unverschämt, schamlos; Impudenz, Unverschämtheit; Impudicität, Schamlosigkeit, Unzüchtigkeit.

Impugnationsschrift hieß im frühern gemeinen Prozeß die Prozeßschrift, in welcher eine Partei die Beweisführung des Gegners kritisierte.

Impuls (lat.), Antrieb, Anregung zu etwas.

Impune (lat.), straflos; Impunität, Straflosigkeit.

Impurismus, Sprachunreinheit; Bestrebung, die Sprache zu verunreinigen.

Imputation, s. Zurechnung.

Imputieren (lat.), einem etwas zurechnen, schuld geben, einen beschuldigen; imputabel, zurechnungsfähig; mit Verantwortlichkeit verknüpft; imputativ, zurechnend, beschuldigend.

Imst, Marktflecken und Hauptort im Oberinnthal (Tirol), alten Ursprungs, an der Einmündung des Gurgelthals in das Innthal, nach dem Brande von 1822 neu aufgebaut, 50 km westlich von Innsbruck, Bahnstation der Arlbergbahn, wird vom Malch- und Alpbach durchströmt, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Volks- und Fortbildungsschule, ein Kapuzinerkloster, ein Institut der Barmherzigen Schwestern, die das Spital und die Kleinkinderbewahranstalt versehen, und eine got. Pfarrkirche, und zählt (1880) 2413 E., welche eine Papier- und Holzstofffabrik, zwei Baumwollwebereien, Druckereien, Färberei, größere Gerberei und zwei Bierbrauereien unterhalten. Bemerkenswert ist der Kalvarienberg mitten im Orte (bester Aussichtspunkt); in der Nähe ist die Rosengartlklamm, eine wildromantische Felsenschlucht, Gunglgrün und Vogelbühel, auf der westl. Bergstufe gelegen, mit schöner Aussicht, Schloß Starkenberg (Brauerei) und Altstarkenberg, sowie die Kapelle bei Brennbüchl (s. d.). Die Umgebung beherrschen östlich der pyramidale, 2300 m hohe Tschirant, westlich der Muttenkopf (2767 m) mit großartiger, weitumfassender Aussicht und einer Alpenvereinshütte. J. ist der Ausgangspunkt für die Touren ins Ötzthal, Pitzthal und Kaunserthal, sowie ins Lechthal.

In, chem. Zeichen oder Symbol für Indium.

Inabstinenz (neulat.), Unenthaltsamkeit.

In abstracto (lat., «im abgezogenen [Sinn]») d. h. losgelöst von der sinnlichen Anschauung, an sich betrachtet.

Inachos, der Hauptfluß der altgriech. Landschaft Argolis, wurde zugleich als ältester König desselben verehrt. Gleich den andern Flüssen galt er für einen Sohn des Okeanos. Nach einer Sage entsprang er eigentlich am Lakmongebirge im Lande der Perrhäber (nördlich vom Pindus), vermischte sich im Amphilochischen Argos mit dem Acheloos, und kam von da durch das Meer nach Argos. Im Streite Poseidons mit Hera um den Besitz des Landes soll J. sich für Hera entschieden haben, weshalb Poseidon zur Strafe den J. wasserarm machte.

Inädifikation (lat.), das Einbauen von Baumaterial des einen in ein einem andern gehöriges Grundstück. Das Eingebaute wird nach dem Grundsatz: «Superficies solo cedit», Eigentum des Grundeigentümers, der aber den Materialeigentümer dafür entschädigen muß. Bei späterer Wiederloslösung des Materials aus dem Bau lebt das Eigentum des Materialeigentümers wieder auf, falls der Grundeigentümer in bösem Glauben das fremde Material eingebaut hat. Baute der Materialeigentümer selber ein, so richtet sich sein Ersatzanspruch nach den Grundsätzen der Impensen (s. d.). Im letztern Fall gewährt das preuß. Recht dem Grundeigentümer die Wahl, Abbruch zu verlangen oder den Bauenden zur Übernahme der Baustelle zu nötigen.

Inagua, zwei der Bahama-Inseln im alten Bahama-Kanal, am äußersten Südende des Archipels. Groß-J., 95 km im NO. der Punta de Maisi von Cuba und 118 km nördlich von der Pointe du Môle St.-Nicolas der Insel Haïti, ist 1723 qkm groß und hat den Hauptort Mathew-Town; 15 km im NO. von dieser liegt die 94 qkm große Klein-J. Beide sind Koralleninseln.

Inaktiv (frz.), unthätig, außer Aktivität, außer (namentlich berufsmäßiger) Thätigkeit; davon: Inaktivität.

Inalterabel (frz.), unveränderlich, unwandelbar.

Inama-Sternegg (Karl Theod. von), Nationalökonom und Statistiker, geb. 20. Jan. 1843 zu Augsburg, studierte in München Geschichte, Jurisprudenz und Staatswissenschaften, wurde daselbst 1865 auf Grund einer Preisarbeit über die volkswirtschaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Kriegs (erschienen im «Historischen Taschenbuch», 1864) zum Doktor der Staatswissenschaft promoviert, und war 1865—67 in Gerichts- und Verwaltungspraxis thätig. Er habilitierte sich 1867 als Privatdocent der Staatswissenschaften an der Universität München, wurde 1868 außerord. Professor in Innsbruck, 1871 daselbst ord. Professor, 1877 korrespondierendes Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien, 1880 ord. Professor an der Universität Prag, und übernahm 1881 als k. k. Hofrat und Direktor die Leitung des amtlichen statistischen Bureaus in Wien; gleichzeitig wurde er Honorarprofessor an der dortigen Universität, 1884 Präsident der k. k. statistischen Centralkommission. J. ist ein Vertreter der historischen Schule der Nationalökonomie. Seine Hauptschriften sind: «Verwaltungslehre» (Innsbr. 1870), «Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter» (Innsbr. 1872), «Die Entwickelung der deutschen Alpendörfer» («Historisches Taschenbuch», 1874),

Digitized by Google

«über die Quellen der deutschen Wirtschaftsgeschichte» (Wien 1877), «Die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutschland während der Karolingerzeit» (Lpz. 1878), «Deutsche Wirtschaftsgeschichte» (Bd. 1, Lpz. 1879), sein Hauptwerk. Mit Zingerle gab er heraus: «Die tirolischen Weistümer» (Bd. 1—3, Wien 1875—80).

Inamovibel (frz.), unversetzbar, unabsetzbar; Inamovibilität, Unabsetzbarkeit der Beamten, namentlich der richterlichen.

Inanität (lat.), Leere, Eitelkeit, Nichtigkeit.

Inanition (neulat.), in der Theologie der Stand der Erniedrigung Christi.

Inanition, in der Medizin Entkräftung, Ermattung, Erschöpfung aus Mangel an Nahrung, Aushungern, Verhungern; Inanitionskur, Hungerkur (s. d.).

In annum sequentem (lat.), aufs folgende Jahr.

In antecessum (lat.), nach älterm Herkommen; im voraus, auf Abschlag.

Inappellabel (neulat.), nicht zur Appellation (Berufung) geeignet.

Inapplikabel (frz.), unanwendbar; Inapplikabilität, Unanwendbarkeit; Inapplikation, Mangel an Fleiß, Geschick.

In armis (lat.), unter den Waffen.

Inartikuliert (lat.), undeutlich (in Bezug auf die Aussprache), das Gegenteil von Artikuliert. (S. Artikulierte Töne.)

In aeternum (lat.), auf ewig.

Inauguraldissertation. Dissertation zur Erlangung oder beim Antritt eines akademischen Amts.

Inauguration (lat.) bedeutet die feierliche Einweihung einer Person zu einem Amte, eines Ortes zu einem bestimmten Zwecke u. dgl., besonders durch Vornahme religiöser Handlungen. Sie wurde bei den Römern durch Einholung der Auspicien (s. d.), die den göttlichen Willen offenbarten, vorgenommen und fand, wie es heißt, bei den Königen statt, um ihnen, nachdem sie vom Volke erwählt waren, die religiöse Sanktion für das oberste priesterliche Amt zu gewähren. Unter der Republik bestand sie nur für mehrere Gattungen von Priestern.

In bianco, s. unter Blankett.

In bona pace (lat.), in gutem Frieden.

In brevi (lat.), in kurzem.

Incandescenzlampen, s. unter Elektrische Lampen, Bd. VI, S. 18.

In capita (lat.), nach Köpfen, nach einzelnen Personen gerechnet.

Incarceration (lat.), die Einklemmung, namentlich der Darmbrüche (s. unter Bruch, Bd. III, S. 594b) oder verschlungener Darmpartien. (S. Darmverschlingung.)

Incarnat (lat.), wahrscheinlich eine Abkürzung der lat. Worte in granatis, die hochrote, keineswegs aber fleischfarbene Farbe, obschon dies eine sehr gewöhnliche Annahme ist; dann auch das tiefe Erröten des Antlitzes bei Affekten der Leidenschaft, der Scham u. s. w.; mißbräuchlich wird der Ausdruck sogar statt Carnation (s. d.) angewendet.

Incarnatin nennen die Engländer die etwas blässere Farbe als Incarnat.

Incarnation (vom lat. caro, d. i. Fleisch), «Einfleischung», Fleischwerdung, Menschwerdung, besonders die Menschwerdung Christi.

Incartaden (span.), mutwillige Streiche.

Incastratūra (neulat.), kleiner Behälter in den Altarsteinen zur Aufbewahrung von Reliquien.

In casum (lat.), für den Fall; **in casum contraventionis**, für den Übertretungsfall; **in casum necessitatis**, für den Notfall; **in casum succumbentiae**, für den Fall des Unterliegens und des Streitverlustes.

Ince-in-Makerfield, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 2 km im SW. von Wigan, an der Eisenbahn Wigan-Newton, mit (1881) 16017 E., Baumwollspinnereien und Steinkohlengruben.

Incensatio (mittellat.), in der kath. Kirche das Verbrennen des Weihrauchs beim Gottesdienste und das Beräuchern des Altars.

Incensio lunae (lat., «die Anzündung des Mondes»), Neumond.

Incensorium (Incensarium, mittellat.), Rauchfaß.

Incest, s. Blutschande.

Incestuosus (lat.), das in Blutschande (Incest) erzeugte Kind. Die frühere Rechtsanschauung stellte solche Kinder vielfach, besonders in ihrer Erbberechtigung, zurück. Diese Strenge kennt nur noch der Code Napoléon. Im übrigen werden sie nicht anders als andere uneheliche Kinder behandelt, nur ist Legitimation durch nachfolgende Ehe der Eltern selbstverständlich unmöglich.

Inch (engl., spr. Intsch), der engl. Zoll, der 12. Teil des engl. Fußes = 2,54 cm.

Inchbald (Elizabeth, geb. Simpson), engl. Schauspielerin und Schriftstellerin, geb. 15. Okt. 1753 zu Stanningfield bei Bury St.-Edmunds, betrat zuerst in London die Bühne und heiratete den Schauspieler Inchbald (gest. 1779). Später widmete sie sich dem schriftstellerischen Berufe. Unter ihren dramatischen Werken fanden namentlich die Posse «A Mogul tale» und das Lustspiel «I'll tell you what» Beifall. Auch gab sie «The British theatre, with biographical and critical remarks» (25 Bde., 1806—9) und andere ähnliche Sammlungen heraus. Ihre beiden Romane «A simple story» (1791) und «Nature and art» (1796) erfreuten sich einer sehr günstigen Aufnahme. Sie starb in Kensington 1. Aug. 1821. Ihre Memoiren gab Boaden heraus (Lond. 1832).

Inch-Cape, Felsenbank an der Ostküste der schott. Grafschaft Forfar. (S. Bell-Rock.)

Inchmarnock, zur schott. Grafschaft Bute (s. d.) gehörige Insel.

Inchoativa (vom lat. inchoare, anfangen) nennt man in der Grammatik Verba, die den Anfang einer Handlung oder das Übergehen in einen Zustand bezeichnen (z. B. lat. reminisci, sich ins Gedächtnis zurückrufen, albescere, weiß werden.)

Incident, Incidentsachen, hießen im frühern gemeinen Prozeßrecht solche im Verlaufe des Prozesses auftauchende Fragen, welche nicht unmittelbar die streitige Sache selbst betrafen, wie z. B. Gesuche um Fristverlängerung, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen Versäumnisse. Das Verfahren darüber nannte man Incidentverfahren. (S. Zwischenstreit.)

Incidentia (sc. remedia, «einschneidende Mittel»), bei den Jatromathematikern (s. d.) solche Heilmittel, welche eine Verdünnung der Körpersubstanzen, namentlich verdickter und zäher Säfte bewirken; häufig auch gleichbedeutend mit Drastica. (S. unter Drastisch.)

Incidenzwinkel, soviel wie Einfallswinkel.

Incidierende Mittel, s. Incidentia.

Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdim, s. unter Charybdis.

Digitized by Google

Incineration (neulat.), das Einäschern, Verbrennen zu Asche, auch das Bestreuen mit Asche.

Incipieren (lat.), anfangen; Incipient, Anfänger.

Incision (lat.), das Einschneiden, der Einschnitt, besonders bei Operationen; incisiv, einschneidend; Incisiven, die Schneidezähne; Incīsum, Einschnitt; kurzer Zwischensatz; Incisur, Einschnitt, Aushöhlung.

Incisorium (lat.), chirurgisches Instrument, soviel wie Bistouri.

Incitieren (lat.), anregen, anreizen, antreiben; incitabel, erregbar, reizbar; Incitabilität, Reizbarkeit, Erregbarkeit; Incitamente, incitantia, Mittel zur Anregung der Lebensthätigkeit, Reizmittel; incitativ, anregend, anreizend.

Inclangorium (mittellat.), Glöckchen, womit vor Erfindung der Glocken das Zeichen zum Gottesdienste gegeben wurde.

Inclusi oder Reclusi hießen im Mittelalter Ordensleute, welche bei Städten, Dörfern oder Klöstern sich in Zellen einschlossen, um in strengster Zurückgezogenheit sich beschaulichem Leben hinzugeben. Die weiblichen Ordensleute hießen Inclusä oder Reclusä.

Incoërcibel (frz.), nicht coërcibel, unzähmbar, unsperrbar; incoërcible Gase (Incoërcibilien), Gase, welche nicht in den flüssigen Zustand übergeführt werden können; früher brauchte man Incoërcibilien auch statt Imponderabilien (s. d.).

Incolat, soviel wie Indigenat.

In commune bonum (in communem utilitatem, lat.), zum allgemeinen Besten.

In communi (lat.), insgemein, gemeinschaftlich.

Incomplaisance (frz.), Ungefälligkeit.

In coena domini (lat.), «Beim Mahl des Herrn», Anfangsworte der berüchtigten, in ihrer ursprünglichen Gestalt von Urban V. (1362—70) herrührenden, durch Pius V. 1567 und durch Urban VIII. 1627 zeitgemäß erneuerten Bulle (auch Rachtmahlsbulle genannt). Dieselbe enthält eine umfängliche Verwahrung aller Rechtsansprüche des päpstlichen Stuhls, verbunden mit der feierlichen Exkommunizierung und Verfluchung aller Ketzer. Der Anordnung Pius' V. zufolge sollte sie jährlich am Grünen Donnerstag in allen Kirchen verlesen werden, was sich aber des Widerstandes wegen, den sie nicht nur in Frankreich, wo deshalb 1568 große Unruhen ausbrachen, sondern auch in Deutschland und anderwärts fand, nur in Rom bewerkstelligen ließ. Pius IX. soll 1869 ihre öffentliche Verlesung abgeschafft haben. Vgl. Lebret, «Pragmatische Geschichte der Bulle In coena domini» (4 Bde., Lpz. 1769).

Inconcinn (lat.), nicht concinn (s. d.).

In concreto (lat.), in einem bestimmten Falle. (S. unter konkret.)

In contumaciam verurteilen, s. Kontumaz.

In corpore (lat.), in Gesamtheit, insgesamt.

Incredibile visu (lat.), unglaublich beim Anblick, d. h. man traut seinen Augen nicht.

Incroyable (frz.), Bezeichnung der dreieckigen, mit großen Krempen versehenen Hüte, welche in Frankreich unter dem Direktorium getragen wurden; auch Bezeichnung der Träger solcher Hüte, soviel wie Modegeck, Stutzer.

Incrustation, s. Inkrustation.

In curia (lat.), an öffentlicher Gerichtsstelle, auf dem Rathause.

Incus (Amboß), das mittlere der drei Gehörknöchelchen. (S. unter Gehör, Bd. VII, S. 673b.)

Ind., Abkürzung für Indikativ.

Ind., offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Indiana.

I. N. D., Abkürzung für In nomine Dei (oder Domini), im Namen Gottes (des Herrn).

Indals-elfven, Fluß in Schweden, entspringt an der norweg. Grenze, durchfließt Jemtland unter verschiedenen Namen und nimmt erst in seinem untern Laufe den Namen J. an. Er bildet mehrere Wasserfälle, worunter der 71 m hohe Edforsen, und mündet 20 km nördlich von Sundsvall nach einem Laufe von 400 km in den Kringerfjärden, eine Bucht des Bottnischen Meerbusens.

Indebite (lat.), ohne Verbindlichkeit; Indebitum, Nichtschuld; Indebiti solutio, irrtümliche Bezahlung einer Nichtschuld.

Indecenz (lat.), Verstoß gegen die Schicklichkeit, unschickliche Rede oder Handlung, besonders solche, die sich auf das Geschlechtsverhältnis bezieht.

In defectu (lat.), in Ermangelung, durch Unterlassung.

Indefinītum (scil. pronomen, lat.), unbestimmtes Fürwort, z. B. jemand, irgend einer u. s. w.

Indeklinabel (lat., unbeugsam), nicht deklinierbar (von Wörtern).

Indelebilis (lat.), unzerstörbar; daher im Sprachgebrauch der kath. Kirche der Ausdruck Character indelebilis (s. d.).

Indelikat (frz.), unzart, unfein.

Indelta- (eingeteilte) Truppen heißen die in Schweden auf Grund des Indelningsverks von alters her aufgebrachten Truppen, welche in Friedenszeit den weitaus größten Teil (19 Regimenter zu 2 Bataillonen und 5 Bataillone Infanterie, 5 Regimenter und 1 Jägerkorps Kavallerie, zusammen 23567 Mann Infanterie und 3569 Reiter) des stehenden Heeres bilden und bei der Mobilmachung durch Einstellung von Beväring- (Miliz-) Mannschaften auf ungefähr die doppelte Stärke gebracht werden können. Die Indelta-Soldaten werden vom ländlichen Grundbesitze gestellt und unterhalten. Die Grundstücke der einzelnen Provinzen sind in Gruppen geteilt, deren jede einen Mann zu stellen hat. Der Soldat erhält einen Torp (Wohnhaus mit Acker) und einen jährlichen Lohn in Geld oder Produkten, daneben, wenn er zum Dienste berufen wird, Sold von der Regierung; seit 1875 beziehen die Offiziere und Unteroffiziere statt des Einkommens aus dem Torp u. s. w. feste Besoldung. Die Mannschaft wird geworben und bleibt, solange sie rüstig ist, im Dienste; Mannschaften von 50—60 Jahren sind nichts Seltenes. Die Anfänge dieser eigentümlichen Einrichtung reichen bis in den Beginn des 15. Jahrh. zurück. Der militärische Wert der Indelta-Truppen wird in Schweden selbst nicht hoch angeschlagen, doch sind bisher alle Versuche fehlgeschlagen, eine Reorganisation dieser altgewohnten Einrichtung zwischen der Regierung und dem Reichstage zu vereinbaren.

Indemnisieren (frz.), entschädigen, schadlos halten, Indemnität (s. d.) erteilen.

Indemnität (lat.), d. i. Straflosigkeit, spielt (namentlich in der Zusammensetzung Indemnitybill) im engl. Verfassungsleben eine wichtige Rolle. Wenn die Regierung irgend etwas gethan hat, wozu ihr nach der Verfassung ein formelles Recht

Digitized by Google

nicht zustande, was sie aber im Interesse des Landes für geboten hielt, so kommen die Minister beim nächsten Parlament um eine Indemnitäts-Bill ein, deren Annahme den Verzicht des Parlaments auf eine etwa zu erhebende Anklage enthält. Die der englischen nachgebildeten Verfassungen haben Ähnliches für die Fälle festgesetzt, wo die Regierung gewisse Akte ohne die verfassungsmäßige Zustimmung der Landesvertretung vornehmen würde. In neuerer Zeit wurde historisch bedeutungsvoll die J., welche das preußische Ministerium nach Beendigung des Deutschen Kriegs von 1866 beim Landtage einholte wegen des während der Konfliktszeit ohne Zustimmung der Landesvertretung geführten Staatshaushalts. (S. Preußen.)

Juden oder Hingking, Stadt in der Mandschurei (s. d.).

Judent (engl.) oder Judentgeschäft ist ein seit neuester Zeit im Verkehr mit Ostasien aufgekommenes Geschäft und bedeutet eigentlich den Vertrag, durch welchen ein in Indien bestehendes Handlungshaus von Europäern einem eingeborenen Händler bestimmte europ. Waren zu einem in der Landesmünze festgesetzten Preise zu liefern verspricht. Darunter ist also ein Kauf zu verstehen. Noch gewöhnlicher versteht man aber unter J. denjenigen Vertrag, welchen jene Verkäufer mit einem europ. Fabrikanten oder Handlungshause — in der Regel durch Vermittelung eines Agenten — behufs Anschaffung der Waren abschließt, und dieser Vertrag kann Kommissionsgeschäft oder ebenfalls Kauf sein.

In Deo consilium (lat.), bei Gott ist Rat.

Independence, Stadt im nordamerik. Staate Missouri, an dessen westlichster Grenze, Hauptstadt des County Jackson, liegt rechts am Missouri und ist Station der Missouri-Pacific-Eisenbahn, zählt (1880) 3146 E., war aber früher bedeutender als Ausgangspunkt für die Warenzüge und Reisen nach den westl. Ebenen und den Felsengebirgen. Seit Eröffnung der Pacific-Bahnen ist J. jedoch zur Unbedeutendheit herabgesunken. Neuerdings haben sich zahlreiche Mormonen in J. angekauft.

Independencia, Stadt in der Republik Uruguay, s. Fray-Bentos.

Independenten oder Kongregationalisten heißen die Mitglieder einer in England und Amerika weit verbreiteten kirchlichen Partei, welche die volle Selbständigkeit jeder einzelnen Gemeinde und ihre Unabhängigkeit sowohl vom Staate als von jeder größern Kirchengemeinschaft zum Grundsatze hat. Jede größere oder geringere Anzahl von Christen, welche sich auf Grund freier Übereinkunft in demselben Hause zum Gottesdienste zusammenfinden, bildet eine selbständige Gemeinde. Alle Glieder derselben sind gleichberechtigt. Sie ordnen nach Stimmenmehrheit alle äußern und innern Angelegenheiten. Sie haben keine Behörden und keine amtlich bestellten Prediger, sondern jedes Mitglied kann durch Majoritätsbeschluß zur Predigt und Sakramentsverwaltung berufen und wieder von dieser Funktion entbunden werden. Kein Bekenntnis, keine symbolische Glaubensformel verpflichtet die J., es genügt die Versicherung, daß man an das Evangelium Jesu Christi glaube und die Heilige Schrift als Quelle und Norm des Glaubens anerkenne. Die Entstehung der J. geht zurück auf Robert Brown (s. d.), gest. 1630. Durch John Robinson (gest. 1626) wurden sie in etwas nüchternere Bahnen gelenkt, indem er die Bestellung zum Prediger von dem Besitz gewisser Fähigkeiten und Kenntnisse abhängig machte. Henry Jacob kehrte 1616 von Holland, wo die ersten Gemeinden gebildet waren, nach England zurück und begründete die erste Independentengemeinde in London. Während der Revolution nahm ihre Zahl und ihr Einfluß bedeutend zu, da Cromwell sie begünstigte. Mit seiner Einwilligung beschickten mehr als hundert Independentengemeinden 1658 die Versammlung in der Savoy, wo ein Glaubensbekenntnis und eine Kirchenordnung festgestellt wurde. Auch diesen Beschlüssen wurde bindende, symbolische Autorität nicht beigelegt. Als das Königtum wieder hergestellt und 1662 die Uniformitätsakte erlassen war, brach über die J. eine Zeit schwerer Bedrückung herein. Viele mußten ihren Widerstand im Gefängnisse büßen; noch mehr suchten sich in Amerika eine neue Heimat. In England erhielten auch die J. durch die Toleranzakte Wilhelms von Oranien 1689 staatliche Anerkennung. Seitdem haben sie sich in England und Nordamerika immer mehr ausgebreitet und durch kräftige Vertretung der religiösen Toleranz, sowie durch Pflege christl. Liebesthätigkeit und theol. Wissenschaft Verdienste erworben. Vgl. Fletcher, «History of Independency in England» (4 Bde., Lond. 1862); Barclay, «The inner life of the religious societies of commonwealth» (Lond. 1877).

In deposito (lat.), in (gerichtlicher) Verwahrung.

Inder. Die einzelnen Bestandteile der Bevölkerung von Indien, in ihrer Rassenabstammung sehr verschieden, zeigen auch in Bezug auf Körperbildung, Charakter, geistige Anlagen, Lebensweise und Beschäftigungen eine große Verschiedenheit. Man kann füglich drei verschiedene Völkerschichten unterscheiden, nämlich 1) die arischen Hindu, 2) die sog. Dravidastämme und 3) die Kolh- oder Vindhyastämme. Die arischen Hindu zeichnen sich durch einen schön und regelmäßig gebauten, die mittlere Höhe von 1,65 m aber nur selten überschreitenden, auffallend beweglichen und elastischen Körper, kleine und schön geformte Hände und Füße aus. Ihre Kopf- und Gesichtsbildung ist die der kaukasischen (indoeurop.) Rasse Blumenbachs, nähert sich aber mehr jener der dunkeln romanischen als der der lichten german. Völker Europas. Ihre Augen und Haupthaare sind schwarz, die letztern lang und glatt; die Männer haben einen starken Bartwuchs. Die Hautfarbe zeigt alle Nuancen und Farbenübergänge zwischen dem gelblichen Weiß des Südeuropäers, dem Olivenbraun und der Rußfarbe bis zu völligem Schwarz (letzteres bei gemischten Stämmen). Die Frauen und auch die Männer aus den höhern unvermischten Kasten zeichnen sich in der Regel durch hellere Hautfarbe aus. Die dravidischen Völker im Dekhan haben die kaukasische Schädel- und Gesichtsbildung, aber ihre Hautfarbe ist im ganzen dunkler als die der nördlichern Hindu, von denen sie sich auch durch ihre Sprache unterscheiden. In der Hautfarbe verschiedener Volksstämme im Süden der Halbinsel, namentlich an der Koromandelküste, sticht mehr das Gelb hervor. Durch eine von dem kaukasischen Typus wesentlich abweichende Kopf- und Gesichtsform, eine gröbere und kräftigere Körperbildung unterscheiden sich von den arischen Hindu die sog. Kolh- oder Vindhyastämme, wie die Bhils, Khonds,

Digitized by Google

Kólas, Kandas und andere mehr oder weniger barbarische Volksstämme in dem nördl. Teile der Präsidentschaft Bombay, namentlich auf der Halbinsel Guzerate, in den Thälern des Vindhyagebirges, in der Landschaft Orissa und andern Gegenden, welche für mehr oder weniger mit den fremden Einwanderern vermischte oder ganz unvermischt gebliebene Überreste der Urbevölkerung gehalten werden. Diese Völkerschaften sind im allgemeinen auch dunkler gefärbt als die arischen Hindu, wiewohl unter ihnen auch Stämme mit lichterer Haut vorkommen, wie namentlich bei den Bhils. Die reiche geistige Begabung der arischen Inder geht aus der sehr hohen Stelle hervor, welche sie als uraltes Kulturvolk einnehmen (s. Sanskrit und Indische Religion), sowie aus den Erzeugnissen ihrer Industrie und gewerblichen Thätigkeit, wie z. B. aus ihren durch Feinheit, Güte und Farbenpracht ausgezeichneten Geweben aus Baumwolle und Seide, ihren Shawls und Teppichen. Bemerkenswert ist die hohe Stelle, welche unter den geistigen Kräften der Hindu die Phantasie einnimmt. Hierdurch unterscheiden sie sich sehr wesentlich von den andern asiat. Völkern, namentlich von ihren Nachbarn, den Tibetern und Indochinesen und dem klassischen Kulturvolke Ostasiens, den Chinesen. Der Charakter der Hindu im allgemeinen hat sowohl durch die tiefe Einwirkung verschiedener aus ältester Zeit bis in die Gegenwart bestehender, für unantastbar und heilig gehaltener nationaler Institutionen, wie namentlich der Kasteneinteilung und des spezifisch indischen Polytheismus, des Brahmanismus, als auch infolge der Überherrschung Ostindiens durch fremde Nationen seit fast einem Jahrtausend ein eigentümliches, keineswegs sehr günstiges Gepräge erhalten. Ganz besonders nachteilig hat die Herrschaft der mohammed. Eroberer auf den Charakter der Hindu eingewirkt, obgleich das spezifisch indische Kulturelement von dem arab.-islamitischen immer getrennt geblieben ist. Die Hindu im allgemeinen haben alle Fehler geknechteter Völker. Sie sind wenig kriegerisch, kriechend höflich, aber ebenso falsch und unzuverlässig, lügnerisch, hartherzig, rachsüchtig, grausam und blutdürstig, wissen aber die Leidenschaften, von denen sie innerlich bewegt werden, äußerlich zu verbergen. Kein anderes Volk übertrifft sie in Bezug auf religiösen Fanatismus, Aberglauben und Festhalten an den Überlieferungen und Vorschriften ihrer Religion. Bei Reichen und Vornehmen tritt auch eine üppige Sinnlichkeit stark hervor. Tugenden der Hindu sind Mäßigkeit, die Geschlechtsliebe ausgenommen, Reinlichkeit, Geduld, Vorliebe für friedliche Beschäftigungen, namentlich für den Ackerbau, Lernbegierde und Hochschätzung der Wissenschaft. Einen großen Gegensatz zu den arischen Hindu hinsichtlich ihres Kulturzustandes bilden die Bhils, Kólas, Khonds und andere als Überreste der Urbevölkerung von Vorderindien bezeichnete Volksstämme. Viele von ihnen leben noch im Naturzustande, als Hirten, Jäger und Räuber, ohne Ackerbau und manche selbst ohne Viehzucht. Bei mehrern derselben, wie z. B. bei den Khonds, sind noch jetzt Menschenopfer in Gebrauch; auch sollen dieselben sogar noch jetzt hin und wieder kranke und altersschwache Personen ihrer Familie toten und verzehren. [deráb.)

Inderáb, Stadt im afghan. Turkestan. (S. An-

Indeterminismus, s. unter Determinismus.

Index oder Index librorum prohibitorum heißt das Verzeichnis derjenigen Bücher, welche die kath. Kirche wegen der angeblich darin befindlichen ketzerischen oder sonst verwerflichen Meinungen namentlich den Laien verbietet. Den Namen der Indices librorum expurgatorum oder Indices librorum expurgandorum führen die Verzeichnisse der Schriften, welche nur gebraucht werden dürfen, wenn sie von Stellen gereinigt sind, die der Kirchenlehre zuwiderlaufen. Schon in der frühern Zeit gab es kirchliche Bücherverbote. Als das erste kann das Dekret des Papstes Gelasius' I. «de libris recipiendis et non recipiendis» (496) betrachtet werden. Als sich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst die Zahl der Bücher mehrte, war man um so eifriger bedacht, die Verbreitung kirchenfeindlicher Schriften zu hindern (s. Censur), und nach der Reformation suchte man alle der neuen Lehre günstige Schriften gänzlich zu unterdrücken. Bereits 1546 ließ die Universität Löwen ein Verzeichnis verbotener Bücher drucken, 1557 und 1559 ließ Papst Paul IV. durch die Inquisition in Rom ein Verzeichnis der verbotenen Bücher bekannt machen, welches der erste eigentliche römische J. ist. Gleichzeitig (1558) untersagte er selbst den Theologen und Gelehrten das ihnen früher gestattete Lesen ketzerischer Bücher. Während bisher nur ketzerische Bücher verurteilter Schriftsteller verboten waren, zerfiel der J. nun in drei Klassen. In der ersten Klasse standen die Gelehrten, selbst der kath. Kirche, deren sämtliche Werke dem Verbot unterlagen; in der zweiten die verbotenen Werke derjenigen Schriftsteller, deren übrige Bücher nicht untersagt waren; in der dritten die anonymen Werke. Auf das Lesen der verbotenen Bücher wurde die Strafe der sog. Excommunicatio latae sententiae gesetzt. Der von der Kirchenversammlung zu Trient in der 18. Sitzung (1562) zur Regelung des Verfahrens gegen ketzerische Bücher eingesetzte Ausschuß wurde mit seinen Arbeiten nicht fertig, daher die Kirchenversammlung in ihrer letzten Sitzung diese Angelegenheit dem Papste zur Erledigung überließ. Pius IV. veröffentlichte nun 1564 ein neues Verzeichnis der zu verbietenden Bücher, und so entstand der sog. «Index Tridentinus», welchem zehn Regeln zur Beurteilung ketzerischer Bücher vorgesetzt waren; er wurde unter dem Titel «Index librorum prohibitorum» von 1564 bis 1581 öfter gedruckt. Später von Sixtus V. und Clemens VIII. vermehrt, welche zugleich die Beurteilungsregeln genauer bestimmten, erschien er 1593 in einer neuen, seit 1596 wiederholt gedruckten Ausgabe. Zugleich stiftete Sixtus V. eine eigene Kongregation des J., die das Verzeichnis der verbotenen Bücher fortsetzen, gelehrten und frommen Männern aber das Lesen derselben zu löblichen Zwecken verstatten sollte. Übrigens behielt auch die röm. Inquisition das Recht, Bücher zu verbieten. So mehrte sich nach und nach die Menge der Verbote ungeheuer. Merkwürdig war das Verzeichnis, welches Joh. Maria Brasichelli (eigentlich Wenzell von Brisigella) zu Rom 1607 mit Hilfe des gelehrten Dominikaners Thom. Malvenda herausgab, das aber, nachdem der erste Teil erschienen war, wegen einiger darin vorkommenden Stellen vom Papste 1612 unterdrückt, jedoch nachmals nach einem geretteten Exemplar wieder abgedruckt wurde. Eine sehr vollständige Ausgabe ließ

Digitized by Google

der span. Großinquisitor Antonio a Sotomayor unter dem Titel «Novissimus index librorum prohibitorum et expurgandorum» (Madr. 1648) erscheinen. Der neueste römische J. ist von 1819, welcher seitdem wiederholt in neuen vermehrten Ausgaben erschien und noch alljährlich vermehrt wird. Vgl. Peignot, «Dictionnaire critique, littéraire et bibliographique des principaux livres condamnés au feu, supprimés ou censurés» (2 Bde., Par. 1806); Petzoldt, «Bibliotheca bibliographica» (Lpz. 1865).

Index Florentinus. Das berühmte, in Florenz befindliche Manuskript der Digesten (Pandekten) Kaiser Justinians (von 533 n. Chr.) aus dem Anfang des 7. Jahrh. enthält zugleich ein in griech. Sprache geschriebenes Verzeichnis der 39 Juristen und ihrer Schriften, welche zu den im Gesetzbuch enthaltenen Excerpten gebraucht sind. Dieses wird Index Florentinus genannt.

Indiafaser, die technisch verwendbare Blattfaser von Agave americana. (S. Agave und Aloëhanf.)

Indian oder Welscher Hahn, s. Truthahn.

Indiana, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, im N. an Staat und See Michigan, im O. an Ohio, im S. an den Fluß Ohio und Kentucky und im W. an Illinois grenzend, wurde 1811 zum Territorium erhoben und 1816 als Staat in den Bund aufgenommen. J. hat ein Areal von 94143 qkm und zählte 1820 eine Bevölkerung von 147178 und 1880 von 1978301 E., worunter 20174 freie Farbige. Nur die Gegend am Ohio ist hügelig, alles übrige meist flach und größtenteils Prairieland. Das Klima ist bei einer Lage zwischen 37° 45′ und 41° 52′ nördl. Br. gemäßigt, der Boden fruchtbar und für alle Produkte des mittlern Amerika geeignet. Der Ohio bildet auf einer Strecke von 600 km die Süd- und der Wabash auf 195 km die Südwestgrenze. Letzterer ist bis Lafayette für Dampfboote fahrbar. Ein Schienennetz überdeckt den ganzen Staat nach allen Richtungen; 1850 waren nur 365 km gebaut; seit 1881 sind 8111 km im Betrieb. Der Staat zählt 194013 Farmen. Die Staatsschulden betrugen am 1. Nov. 1881 4876608 Doll. An Fabriken und industriellen Unternehmungen zählte J. 11198 mit einem Gesamtkapital von 65742962 Doll., welche 69508 Arbeiter beschäftigten. An öffentlichen Schulen zählte J. (1880) 11623, zu denen noch 121 Neger- und 285 höhere Schulen kommen. Die Zahl der Schulkinder ward auf 512201 geschätzt. Die Grundzüge der Verfassung von J. sind denen der übrigen Unionsstaaten gleich. Der Gouverneur, Vizegouverneur, Staatssekretär, Schatzmeister, Auditeur, Generalanwalt und Superintendent des Unterrichtswesens werden vom Volk gewählt. Die Amtsdauer des Gouverneurs und Vizegouverneurs ist vier Jahre, die der übrigen genannten Beamten nur zwei Jahre. Der Gouverneur darf nicht vor vier Jahren nach Ablauf seines Amtstermins wiedergewählt werden. Der Staat ist in 92 Counties geteilt. Von seiner Legislatur besteht der Senat aus 50 auf vier Jahre gewählten und das Repräsentantenhaus aus 100 auf zwei Jahre gewählten Mitgliedern. Die richterliche Gewalt wird aus einem obersten, aus vier Richtern bestehenden Gerichtshof, 15 Kreisgerichten und 44 Commonpleas-Gerichten ausgeübt. Sämtliche Richter werden, jene auf sechs, diese auf vier Jahre vom Volke gewählt. Stimmrecht hat jeder in der Union geborene Mann von über 21 Jahren und jeder Fremdgeborene von gleichem Alter, der mindestens ein Jahr in den Vereinigten Staaten und sechs Monate im Staate gewohnt, auch seine Absicht, Bürger werden zu wollen, erklärt hat. Hauptstadt des Staats ist Indianapolis (s. d.). Er schickt 13 Abgeordnete in den Nationalkongreß. J. gehörte ursprünglich zum Nordwestlichen Territorium und wurde durch die sog. Ordonnanz vom 13. Juli 1785 der freien Einwanderung geöffnet. Vgl. «Annual report of the department of statistics and geology of the state of I.» (Indianapolis, seit 1880).

Indianapolis, Hauptstadt des nordamerik. Staates Indiana und des County Marion, zugleich die größte Stadt dieses Staats, zählte 1840 nur 2692, 1860 schon 18611 und 1880 bereits 75076 E. Es liegt inmitten einer fruchtbaren Ebene und ist eine freundliche, von einem Waldgürtel rings umschlossene Gartenstadt, welche im W. vom White River und Fall Creek begrenzt wird und sich von da aus nach den übrigen Himmelsgegenden in einem Viereck ausdehnt. Sie hat sieben öffentliche Parks und hervorragende öffentliche Gebäude, wie das neue Kapitol und Gerichtshaus, eine Blinden-, Taubstummen- und Irrenanstalt, ein Arsenal und verschiedene schöne Kirchen. J. ist ein bedeutender Eisenbahnknotenpunkt; nach 11 verschiedenen Richtungen hin steht es mit den Hauptorten der Union in Verbindung. Täglich laufen hier 78 Züge ein und aus. Auch hat J. bedeutende Fabriken für Wagen und Kutschen, Fässer und Küferwaren, Maschinen, Möbel, Eisen- und Stahlwaren, Branntwein, Sattlerwaren und Stärke, ferner bedeutende Schweineschlächtereien und Holzsägereien.

Indianer, s. Amerikanische Rasse.

Indianer-Territorium (Indian Territory), ein noch nicht organisierter Teil der Vereinigten Staaten von Amerika, welchen sie 1803 mit dem übrigen damaligen Louisiana von Frankreich erworben und den früher östlich vom Mississippi wohnhaften und den ursprünglich auf diesem Landstrich eingesessenen Stämmen reserviert haben. Es liegt westlich vom Mississippi zwischen 33° 35′ und 37° nördl. Br. und zwischen 94° 30′ und 103° westl. L. von Greenwich und wird begrenzt im N. von Colorado und Kansas, im O. von Missouri und Arkansas, im S. von Texas, von welchem es vom 100. Meridian an durch den Red-River getrennt ist, und im W. von Texas und Neumexiko und ist 167540 qkm groß. Der südl. Teil wird durch die Nebenflüsse des Red-River und das übrige Gebiet durch den Arkansas und seine Zuflüsse bewässert. Den nordwestl. Teil bildet die sog. große amerik. Wüste; der Rest besteht meist aus welligen Ebenen von großer Ausdehnung und einigen hügeligen Teilen. Das Klima ist gesund und den größern Teil des Jahres hindurch angenehm; der Boden ebensowohl zum Ackerbau als zur Viehzucht geeignet. Mehrere Indianerstämme, besonders die Cherokees haben sich vorzugsweise auf die Viehzucht geworfen und besitzen Herden von 10—15000 Stück. Die Bevölkerung wird (1880) auf 76895 angegeben. Zwei Eisenbahnen, die Missouri-Kansas-Texas und Atlantic-Pacific durchschneiden das Gebiet. Alle Bemühungen der Bundesregierung, dasselbe zu kolonisieren, sind bisjetzt am Widerstreben der Häuptlinge gescheitert. Die bedeutendsten Stämme sind die Cherokees, welche die verhältnismäßig höchste

Kultur besitzen, die Choc Taws, die Creels, die Seminolen und Chickasaws. Es gibt 28 Postanstalten im Gebiete, das unter der Jurisdiktion des Vereinigten-Staaten-Distriktgerichts von Arkansas steht und von 11 Agenturen verwaltet wird. Den verschiedenen christl. Sekten gehören etwa 7—8000 Indianer an. Nach den zuverlässigsten Berechnungen sind höchstens zwei Fünftel der dortigen Indianer fest angesiedelt, während drei Fünftel nomadisieren.

Indianische Feige, Kakteenart, s. Opuntia.

Indianist, Kenner der Sprachen Indiens, namentlich des Sanskrit.

Indianola, Hafen und Hauptstadt des County Calhoun im nordamerik. Staate Texas, liegt an der westl. Küste der Matagorda-Bai und zählte 1870 1900, 1880 dagegen nur 931 E. Diese Verringerung der Bevölkerung um mehr als die Hälfte war die Folge einer Verwüstung, welche 1875 eine Wasserhose angerichtet hatte, indem sie das halbe Städtchen wegschwemmte. J. war bis dahin ein nicht unbedeutender Handelsplatz gewesen, der den Verkehr des Ostens und des Golfs mit dem reichen Hinterlande vermittelt hatte. Der Hafen ist seicht und gefährlich. Seit Vollendung der Golf-Western-Texas- und Pacific-Eisenbahn steht J. mit Austin und San-Antonio in ständigem Verkehr.

India Rubber, besser Indian Rubber, die engl. Bezeichnung für Federharz oder Kautschuk. (S. Gummi, elastisches.)

Indican $C_{26}H_{31}NO_{17}$ ist ein in den Indigo liefernden Pflanzen enthaltenes Glukosid, welches durch Gärung oder durch Einwirkung chem. Agentien ungemein leicht zerlegt wird und dabei in Indigblau und Indiglucin zerfällt. Es ist als die primäre Materie, in welcher der Indigo in den Pflanzensäften vorkommt, zu betrachten.

Indien nannten die Griechen und Römer das am meisten gegen Osten gelegene Land der Erde, soweit dieselbe bekannt war. Sie verbanden mit diesem Namen keinen begrenzten geogr. Begriff, sondern umfaßten mit ihm die ganze jenseit des Indus gelegene Ländermasse, beide ind. Halbinseln und sogar China, ohne von diesen Ländern etwas Näheres zu wissen. Die Ägypter dagegen und Phönizier standen schon in sehr alter Zeit mit der Westküste von Vorderindien in Schiffahrts- und Handelsverbindungen, und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Ophirfahrten von Salomo und Hiram sich auf J. und nicht auf die Ostküste Afrikas beziehen. Das Wenige, was die Griechen in älterer Zeit von J. wußten, erfuhren sie entstellt und übertrieben auf Umwegen über Persien, wie z. B. durch Ktesias (s. d.). Herodot nennt die dunkelgefärbten ind. Hilfstruppen im Heere des Xerxes «Äthiopier von dem Sonnenaufgange», unterscheidet sie aber ganz richtig von den afrik. Negern. Zu einer ersten wesentlichen Erweiterung ihres Wissens von J. gelangten die Griechen und durch sie die Römer erst durch den Zug Alexanders d. Gr. bis in das ind. Fünfstromland (Pantschanada). Unter den Dynastien der Ptolemäer in Ägypten und den Seleuciden in Syrien, namentlich durch den Zug von Seleucus Nicator bis an den Ganges, sowie durch die Berichte seines Gesandten Megasthenes an den Hof des Königs Sandrokottos (Chandragupta) zu Pataliputra, wurde nicht nur dieses Wissen immer größer, sondern es gelangten auch ind. Naturerzeugnisse und Kunstprodukte in zunehmender Menge, namentlich über Ägypten, nach Europa. Eratosthenes (276—193 v. Chr.) kannte schon die südl. Zuspitzung von Vorderindien sowie Ceylon (Taprobana), verlegte aber den Ganges als östl. Grenzfluß von J. weit nach Nordosten in nur geringe Entfernung südlich von den Bewohnern von Thina (China). Unter dem Kaiser Claudius kamen Gesandte des Königs Rochias von Ceylon nach Rom und unter Marcus Aurelius Antoninus römische über Hinterindien nach China. Claudius Ptolemäus (s. d.) erwähnt bereits Vorder- und Hinterindiens, Ceylons, der Malaiischen Halbinsel (Chersonesus aurea), Javas und anderer ind. Inseln. Im Mittelalter gelangten Erzeugnisse J.s teils auf dem Karawanenwege durch Innerasien nach den Küstenländern des Kaspischen und Schwarzen Meers, teils durch die Araber, welche schon in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed alle ind. Seen befuhren und selbst chines. Häfen besuchten, nach Ägypten, und von dort hauptsächlich durch die ital. Republiken Genua, Pisa, Florenz und Venedig weiter nach dem europ. Westen.

Durch die Reiseberichte von Marco Polo (s. d.), der von Europäern zuerst 1290 Sumatra besuchte, von Oderich von Portenau, der 1330 dort war, und von Nicolo di Conti, einem Landsmanne von Polo, der 1449 von seiner ind. Reise nach Venedig zurückkehrte, lenkte sich die Aufmerksamkeit wieder mehr auf J. und Polos goldreiche Länder Kathay (China) und Zipangu (Japan) hin, welche für Teile von Hinterindien gehalten wurden. Der Gedanke, daß J. durch eine Fahrt gegen Westen erreicht werden könne, gewann um so mehr Raum, als die Ostküste des Landes der Thinae oder Serer (Chinesen) von Ptolemäus um 51, von Marinus Tyrius gar um 96 volle Grade zu weit gegen Osten versetzt wurde, und Toscanelli, Zeitgenosse von Columbus, die Entfernung zwischen Portugal und China nur auf 52 Grade schätzte. Als Columbus 12. Okt. 1492 zuerst die Insel Guanahani betrat, glaubte er sich auf einer ind. Insel unweit der Gangesmündung zu befinden. Erst als 1498 Vasco da Gama (s. d.) den Seeweg nach dem J. des Altertums gefunden und Balboa (s. d.) 1515 zuerst den Großen Ocean erblickt hatte, wurde das Getrenntsein der neuentdeckten Länder des Westens von den Ländern der Inder und Serer im äußersten Osten zur Gewißheit. Der Name J. ist den von Columbus entdeckten Inseln Centralamerikas verblieben, man unterschied dieselben aber als Westindien (s. d.) von dem asiat. Ostindien (s. d.). Der Name «Indianer» wurde später auf alle Urbewohner des neuen Kontinents, ja selbst auf die Bewohner der Inseln der Südsee und Australiens ausgedehnt. Erst in neuerer Zeit hat sich in zweckmäßiger Weise der Unterschied zwischen den Wörtern «Indianer» und «Indier» oder «Inder» als Völkernamen herausgebildet und werden die letztern beiden jetzt nur ausschließlich zur Bezeichnung der Bewohner von Ostindien gebraucht. Der Name J. ist wahrscheinlich von dem des westl. Grenzflusses, des Indus (s. d.), abgeleitet.

Indienne, eigentlich der franz. Name für ostind. Baumwollzeug, feiner Kattun, Zitz. (S. unter Kattun.)

Indifferent (lat.), ununterschieden, gleichgültig; indifferentes Gleichgewicht, s. unter Gleichgewicht.

Indifferente Heilquellen, auch indifferente Thermen oder Akratothermen (vom grch.

σκρατος, ungemischt) genannt, diejenigen Mineralwässer, welche keine hervorstechenden chem. Bestandteile besitzen und hauptsächlich durch ihre hohe Temperatur wirken, wie Gastein, Ragaz, Wildbad, Warmbrunn, Teplitz, Badenweiler, Plombières u. a. Da die meisten indifferenten Thermen in wildromantischen bergigen Gegenden liegen, so werden sie wohl auch als Wildbäder bezeichnet. Man bedient sich ihrer mit Vorteil namentlich gegen chronische Rheumatismen, Gicht, Frauenleiden, gegen Lähmungen, Schwächezustände und zahlreiche andere Krankheiten des Nervensystems.

Indifferentismus (neulat., Gleichgültigkeit), bezeichnet diejenige Denkart, welche bei Gegenständen, die andern von höchstem Interesse sind, gleichgültig bleibt und den Wert dieser Gegenstände dahingestellt sein läßt, weil sie für keinen derselben eine überwiegende Neigung hat oder überhaupt keine Kenntnis davon nimmt. Als ein objektiver Vorwurf gilt der J. da, wo es sich um Dinge handelt, für welche jeder Mensch unbedingt ein Interesse haben sollte; so gibt es einen politischen, philosophischen, religiösen, moralischen und ästhetischen J.

Eine andere Bedeutung hat das Wort J. in der Lehre von der moralischen Freiheit, wo es die Theorie des sog. arbitrium indifferentiae bezeichnet, wonach der Wille des Menschen sich gegen alle denkbaren Bestimmungsgründe vollkommen indifferent verhält, sodaß durch keinen solchen ihm der geringste Zwang aufgelegt werden kann.

Indig, soviel wie Indigo (s. d.).

Indigbitter, veraltete Bezeichnung für Pikrinsäure (s. d.).

Indigblau, Indigotin $C_{16}H_{10}N_2O_2$ ist der färbende Bestandteil des Indigos, welcher 40—80 Proz. davon enthält. Zur Reindarstellung verwandelt man Indigo in eine alkalische Lösung von Indigweiß (s. d.), säuert dieselbe an, wodurch unlösliches Indigweiß in Flocken gefällt wird, und schüttelt anhaltend mit Luft, wobei das Indigweiß durch Aufnahme von Sauerstoff in J. übergeführt wird. Auch auf künstlichem Wege, durch Synthese, läßt sich J. darstellen, und zwar eignet sich hierzu das von Baeyer entdeckte, bereits im Großen ausgeführte Verfahren am besten. Der Ausgangspunkt ist das Benzalchlorid $C_7H_6Cl_2$, ein chloriertes Toluol, welches durch Einwirkung reiner Essigsäure, unter Abspaltung von Chlorwasserstoff, in Zimtsäure verwandelt wird:

$$\underbrace{C_7H_6Cl_2}_{\text{Benzalchlorid}} + \underbrace{C_2H_4O_2}_{\text{Essigsäure}} = \underbrace{C_9H_8O_2}_{\text{Zimtsäure}} + 2HCl$$

Die Zimtsäure gibt bei Einwirkung von konzentrierter Salpetersäure zwei isomere Nitrosäuren $C_9H_7(NO_2)O_2$, von denen aber nur die eine, die Orthonitrozimtsäure, für die Darstellung des Indigblaues verwertbar ist. Diese Säure wird durch Einwirkung von Brom in Orthonitrodibromhydrozimtsäure $C_9H_7(NO_2)Br_2O_2$ übergeführt; läßt man darauf alkoholische Lösung von Kalihydrat wirken, so erhält man Orthonitrophenylpropiolsäure $C_9H_5(NO_2)O_2$. Bei weiterm Erhitzen mit Alkali und Einwirkung reduzierender Substanzen vereinen sich zwei Moleküle dieser Säure, unter Abspaltung von Kohlensäure und Wasser, und bilden Indigblau:

$$\underbrace{2C_9H_5(NO_2)O_2}_{\text{Orthonitrophenylpropiolsäure}} + 4H = \underbrace{C_{16}H_{10}N_2O_2}_{\text{Indigblau}} + 2CO_2 + 2H_2O$$

Das aus Indigweiß erhaltene J. bildet ein amorphes Pulver, das künstlich dargestellte besteht aus mikroskopisch kleinen Kryställnadeln. Es hat eine tiefdunkelblaue Farbe, mit einem Stich ins Purpurrote, beim Reiben wird es metallglänzend. In fast allen Lösungsmitteln ist es unlöslich, von kochendem Chloroform und Anilin wird es in ganz geringen Mengen aufgenommen, in kochendem Terpentinöl löst es sich etwas reichlicher und scheidet sich beim Erkalten in schönen Krystallen daraus ab. Bei vorsichtigem Erhitzen in luftleer gemachten Gefäßen ist es unzersetzt flüchtig, bildet dabei tief purpurfarbenen Dampf, der sich an den kältern Teilen des Gefäßes zu purpurnen Krystallen verdichtet. Durch Einwirkung reduzierender Agentien wird es in Indigweiß (s. d.) verwandelt, mit konzentrierter Schwefelsäure liefert es Indigblauschwefelsäure (s. d.), beim Erhitzen mit Kalihydrat entsteht Anilin, beim Kochen mit wässeriger Lösung von Chromsäure entsteht Isatin.

Indigblauschwefelsäuren. Läßt man auf Indigblau, oder auf sehr fein gepulverten Indigo konzentrierte Schwefelsäure einwirken, so entstehen je nach der Dauer der Reaktion und je nach der Menge der Säure zwei verschiedene Sulfonsäuren, Indigmonosulfonsäure $C_{16}H_9N_2O_2SO_2OH$ und Indigdisulfonsäure $C_{16}H_8N_2O_2\,2(SO_2OH)$.

Indigmonosulfonsäure, Phönicinschwefelsäure, Indigpurpur, Purpurschwefelsäure erhält man, indem man 1 Teil feingepulverten Indigo mit 20 Teilen Schwefelsäure von 66° B. bei gewöhnlicher Temperatur so lange digeriert, bis sich ein Tropfen der Mischung klar in Wasser löst. Die so erhaltene Flüssigkeit ist die Indigkomposition der Blaufärber, Indigtinktur. Wird die Lösung mit Wasser verdünnt, so fällt die Säure in purpurroten, in säurehaltigem Wasser unlöslichen Flocken nieder, die mit verdünnter Salzsäure gewaschen werden, um die überschüssige Schwefelsäure zu entfernen. Getrocknet stellt sie eine blaue Masse dar, die ein rötliches Pulver gibt, welches in reinem Wasser und in Alkohol löslich ist.

Indigdisulfonsäure, Cörulinschwefelsäure, Sulfindigsäure, Sulfindylsäure, lösliches Indigblau wird gebildet, indem man Indigo in rauchender Schwefelsäure löst. Wird die Flüssigkeit mit Wasser verdünnt, so scheidet sich meist etwas Monosäure aus, von welcher abfiltriert wird. Bringt man Wolle in die so erhaltene Flüssigkeit, so färbt sie sich intensiv blau und erschöpft die Lösung völlig an Farbstoff. Die blaue Wolle gibt die Saure an Alkalien leicht wieder ab, unter Bildung von leichtlöslichen blauen Salzen. Versetzt man die durch Verdünnen der ursprünglichen Lösung erhaltene Flüssigkeit mit Kochsalz, so entsteht das Natronsalz der Indigdisulfonsäure, als ein in Salzlösung unlöslicher, in Wasser leichtlöslicher Niederschlag, welcher nach dem Abpressen der Flüssigkeit einen wichtigen Farbstoff, den Indigkarmin, bildet, der im Handel immer in Breiform vorkommt und die Namen blauer Karmin, lösliches Indigblau, gefällter Indigo, Cörulein, Indigotin, Chemisch Blau,

Digitized by Google

Wunderblau führt und vielfach zum Färben von Wolle und Seide dient. [heimisch.

Indigen (lat., «eingeboren»), inländisch, ein-

Indigenat (vom lat. indigena, eingeboren) wird sowohl in dem Sinne von Staatsangehörigkeit als in dem von Ortsangehörigkeit verwendet; gegenwärtig aber hat sich der Sprachgebrauch ziemlich festgesetzt, mit J. die Staatsangehörigkeit zu bezeichnen, während die Ortsangehörigkeit Heimatrecht, Gemeinderecht u. dgl. genannt wird. Nach der Reichsverfassung, Art. 3, besteht für ganz Deutschland ein gemeinsames J. mit der Wirkung, daß der Angehörige eines jeden Bundesstaates in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln ist. Hierdurch wurden alle in den einzelnen Staaten bestehenden Rechtsregeln, wonach Fremde ungünstiger als die eigenen Staatsangehörigen zu behandeln sind, in Ansehung der Angehörigen der übrigen Bundesstaaten aufgehoben und den Einzelstaaten untersagt, rechtliche Ungleichheiten zwischen den eigenen Angehörigen und den Angehörigen der übrigen deutschen Staaten einzuführen. Nachdem durch die Reichsgesetzgebung materiell die Voraussetzungen und Bedingungen der Niederlassung, des Gewerbebetriebs, des Rechtsschutzes und der Rechtsverfolgung für alle Deutsche und für das ganze Reichsgebiet einheitlich und gleichmäßig geregelt worden sind, hat der Art. 3 der Reichsverfassung einen großen Teil seiner praktischen Bedeutung eingebüßt. Die Regeln über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit sind für das Deutsche Reich und seine Gliedstaaten einheitlich festgestellt durch das Gesetz vom 1. Juli 1870, welches sich ganz eng an das preußische Gesetz vom 31. Dez. 1842 anschließt. Es beruht auf dem Grundsatz, daß das Reichsindigenat ohne weiteres durch die Angehörigkeit zu einem deutschen Bundesstaat erworben wird und ipso jure erlischt, wenn man aufhört einem deutschen Staate anzugehören. Erwerbsgründe des J. sind Geburt, Legitimation, Verheiratung mit einem Deutschen und Verleihung (Naturalisation); der Verlust tritt durch die entsprechenden entgegengesetzten Thatsachen ein und außerdem durch zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthalt im Auslande und durch Entziehung zur Strafe, wenn Deutsche, die sich im Auslande aufhalten, im Falle eines Kriegs einer vom Kaiser erlassenen Aufforderung zur Rückkehr nicht Folge leisten, und in einigen andern Fällen. Die rechtliche Wirkung des J. besteht in der Befugnis zur Ausübung der polit. Rechte, insbesondere des Wahlrechts.

Indigestion (lat.), Verdauungsbeschwerde, im weitern Sinne jede Störung der Verdauung, im engern Sinne eine solche, die aus Überfüllung des Magens oder aus Aufnahme unverdaulicher Stoffe in denselben entspringt. Die gewöhnlichern Erscheinungen in letztern Fällen sind: Unbehaglichkeit mit Gefühl von Schwere im Magen, Auftreibung desselben, Unbehagen oder Schmerz beim Eindrücken in die Magengegend, Mangel an Eßlust, Ekel vor Speisen, Aufstoßen, Übelkeit, Erbrechen und Durchfall. Im höhern Grade kommen hinzu: Beengung der Respiration mit gestörter Cirkulation des Blutes und Symptome der Mitleidenschaft des Gehirns, welche sich vom Kopfschmerz bis zur Ohnmacht und zum Hirnschlagfluß steigern können. Die Behandlung der J. fällt mit der des Magenkatarrhs (s. d.) zusammen.

Indigextrakt ist durch Auswaschen mit verdünnten Säuren und Wasser von fremden Stoffen befreiter Indigo.

Indigirka, Fluß in der Provinz Jakutsk in Ostsibirien, entspringt an dem nördl. Abhange des Stanowoi Chrebet. Sie entsteht aus den Quellflüssen Kuidusun und Omekon; die J. fließt zuerst westlich, darauf nördlich bis Saschiwersk und sodann nach Nordosten bis zu ihrer Mündung im Nördlichen Eismeer. Sie ist 1622 km lang; ihr oberer Lauf geht durch eine überaus wilde und waldige Gebirgsgegend, 174 km oberhalb Saschiwersk bildet sie einen furchtbaren Strudel, im mittlern und untern Laufe fließt sie ruhig und bildet an der Mündung ein großes Delta.

Indigkarmin ist indigdisulfonsaures Natron. (S. Indigblauschwefelsäuren.)

Indigkomposition ist eine Lösung von Indigo in Schwefelsäure. (S. Indigblauschwefelsäuren.)

Indigküpe ist die zum Zweck des Blaufärbens dargestellte Lösung von Indigweiß. (S. Blaufärben, Bd. III, S. 147.)

Indiglucin $C_8H_{10}O_6$, ein zu den Zuckerarten gerechneter, aber sehr wenig bekannter Körper, welcher bei der Spaltung des Indicans (s. d.) entsteht.

Indigmühle, s. unter Blaufärben.

Indignation (lat.), Entrüstung, gerechter Unwille; indigniert sein, entrüstet sein.

Indignität oder Erbunwürdigkeit. Indigni (Erbunwürdige) heißen, nach dem Vorgang des röm. Rechts, gewisse Personen, denen wegen Impietät gegen den Erblasser oder dessen Letzten Willen das ihnen durch Erbgang Zukommende (Erbteil oder Vermächtnis) durch gewisse andere Personen mittels Klage abgenommen werden kann. Der Gegenstand der Abnahme heißt: bona ereptitia oder ereptoria (s. Ereptitium), der zur Abnahme Berechtigte: ereptor. Als letzterer erschien nach röm. Recht bald der Fiskus, bald andere erbwürdige Personen, in neuern Rechten pflegen dagegen diejenigen, welche in Ermangelung der indigni zu deren Erbschaftsanteil berufen (d. h. nach Erbrecht berechtigt) worden sein würden, die Ereptionsbefugnis zu erhalten. Auch sind die Fälle der J. in den modernen Rechtsbüchern gegenüber dem röm. Recht bedeutend vermindert worden.

Indigo, einer der wichtigsten Farbstoffe, welcher zum Färben der verschiedensten Gespinstfasern dient und dessen Farbe sich durch hohe Schönheit und große Echtheit auszeichnet. Zur Gewinnung dienen verschiedene, ursprünglich in Ostindien heimische, später aber in die verschiedensten tropischen und subtropischen Länder verpflanzte und kultivierte Indigoferen. Von diesen sind die wichtigsten Indigofera tinctoria *L.*, I. anil *L.*, I. argentea *L'Her.*, I. disperma *L.*; ferner werden benutzt I. pseudotinctoria *R. Br.*, I. angustifolia *L.* u. v. a. Der J. ist nicht als solcher in den Pflanzen enthalten, sondern er entsteht aus einer Muttersubstanz, welche als Indican (s. d.) bezeichnet ist, durch Gärung. Die Indigopflanzen werden zur Zeit der Blüte dicht über dem Boden abgeschnitten und meist im frischen, selten im getrockneten Zustande verarbeitet. Sie werden dabei in Stücke zerschnitten und in geräumigen Behältern mit Wasser übergossen. Der Saft gerät nach kurzer Zeit freiwillig in Gärung, es bildet sich eine Schaumschicht und ein ammoniakalischer Geruch macht sich geltend. In diesem Zustande wird

Digitized by Google

die in Ammoniak gelöste, Indigweiß enthaltende Flüssigkeit in andere Behälter abgezogen, in denen sie durch anhaltendes Schlagen und Rühren mit Schaufeln in innigste Berührung mit der Luft gebracht wird. Der gelblichgrüne Saft färbt sich blau, indem das Indigweiß zu Indigblau oxydiert wird, letzteres ist unlöslich und scheidet sich bei ruhigem Stehen als schlammiger Niederschlag ab. Nach dem Abziehen der klar gewordenen Flüssigkeit wird der Niederschlag an der Sonne getrocknet und im halbtrockenen Zustande zu viereckigen Stücken geschnitten, die dann völlig ausgetrocknet werden.

Im Handel unterscheidet man folgende Indigosorten: 1) Ostindischer J. (von Bengalen, Madras, Koromandel, Java, Manilla); 2) Afrikanischer (von Ägypten, vom Senegal); 3) Amerikanischer J. (von Carolina, Neuorleans, Mississippi, Mexiko, Guatemala, Caracas, Brasil, Domingo, Cuba).

Der J. als solcher ist keine chem. Verbindung, sondern ein Gemenge verschiedener Substanzen, von denen die einzig wertvolle das Indigblau (s. d.) ist, außerdem finden sich darin Indigleim, Indigbraun, Indigrot und verschiedene andere Stoffe; nicht selten ist der J. mit Sand und Erde verfälscht. Als äußere Kennzeichen der Güte dient seine mehr oder weniger große Festigkeit, sein Aussehen, sein Gewicht. Die leichtesten, tiefblau gefärbten, beim Reiben kupferrigrot glänzend werdenden Stücke gelten als die besten.

Indigo (chinesischer). Mit diesem Namen hat man den Farbstoff Kaolien oder Chinesisches Grün (s. d.) belegt.

Indigo (deutscher), gleichbedeutend mit [Waid (s. d.).

Indigo, mineralischer oder **Mineralindigo** ist ein molybdänsaures Molybdänoxyd. (S. Molybdän [-Verbindungen].) Man hat denselben in der Seidenfärberei benutzt.

Indigo (präparierter) ist in Farbmühlen feinzerriebener Indigo. [(s. d.).

Indigo (roter), gleichbedeutend mit Persio

Indigo (schwarzer), Bezeichnung, welche man dem Anilinschwarz wegen seiner großen Echtheit, in der es dem Indigo gleichkommt, gegeben hat.

Indigo artificiel, s. Induline.

Indigofera *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt etwa 200 Arten, die in den wärmern Gegenden wachsen, hauptsächlich aber im südl. und tropischen Afrika einheimisch sind. Einige derselben haben eine große Bedeutung für die Industrie erlangt, da aus ihnen der bekannte blaue Farbstoff Indigo (s. d.) gewonnen wird. Es sind meist strauchartige Pflanzen mit unpaarig gefiederten Blättern und rosenfarbigen oder purpurroten, in Trauben angeordneten Blüten. Die wichtigste Art ist die wahrscheinlich aus Ostindien stammende I. tinctoria *L.* Sie wird schon seit langer Zeit in Indien behufs Gewinnung des Farbstoffs kultiviert, und infolge dessen haben sich auch mehrere Kulturvarietäten entwickelt, zu denen vermutlich auch die ebenfalls in Indien vielfach gebaute I. anil *L.* gehört. I. tinctoria wird jetzt nicht bloß im südl. Asien, sondern auch in bedeutenden Mengen in Amerika gebaut. Von den übrigen zur Indigobereitung verwendeten Arten sind noch zu erwähnen die in Abessinien einheimische I. argentea *L'Her.*, ferner die ostindische I. pseudotinctoria, welche den besten Indigo liefern soll, und die ebenfalls aus Indien stammende I. disperma *L.* Alle diese Arten, sowie verschiedene Varietäten werden sowohl in Amerika als auch in Ostindien, Arabien, Nordafrika u. s. w. kultiviert. Eine aus dem Himalaja stammende Art, I. Dosua *Ham.*, welche in Deutschland den Winter unter leichtem Schutz aushält, wird wegen ihrer schönen Blüten als Zierpflanze in Gärten gezogen.

Indigolösung ist Indigblauschwefelsäure (s. d.).

Indigopflanze, s. Indigofera.

Indigoschwefelsäure, Indigosulfosäure, gleichbedeutend mit Indigblauschwefelsäure.

Indigotin, Handelsname für indigblauschwefelsaures Natron oder Indigkarmin. (S. Indigblauschwefelsäuren.) Namentlich führt das getrocknete Indigkarmin diese Bezeichnung.

Indigotinktur ist Indigblauschwefelsäure (s. d.).

Indigpurpur ist Indigmonosulfonsäure. (S. Indigblauschwefelsäuren.)

Indigschwarz, s. Indigo (schwarzer).

Indigweiß, Indigogen, $C_{16}H_{12}N_2O_2$, chem. Verbindung, welche sich von Indigblau durch einen Mehrgehalt von zwei Atomen Wasserstoff unterscheidet und aus diesem hervorgeht, indem Indigblau in alkalischen Flüssigkeiten mit irgend welchen Reduktionsmitteln zusammengebracht wird. Es ist der wesentliche Bestandteil der Indigküpen der Blaufärber. (S. Blaufärben.) Zur Darstellung bringt man 1 Teil auf das feinste gepulverten Indigo, 2 Teile Kalkhydrat, 1½ Teile Eisenvitriol mit 150 Teilen Wasser in eine gut verschließbare Flasche und schüttelt häufig um, bis in dem Niederschlag keine blauen Körnchen mehr wahrnehmbar sind, und läßt dann zum Absetzen ruhig stehen, worauf die rötlichgelbe Flüssigkeit mittels eines Hebers abgezogen wird. Hierbei ist jeder Luftzutritt sorgsamst zu vermeiden. Das Gefäß, welches zur Aufnahme der Flüssigkeit bestimmt ist, wird zur Hälfte mit ausgekochtem und erkaltetem Wasser, dem Salzsäure zugefügt ist, gefüllt, aus dem obern Teil wird die Luft durch Kohlensäure verdrängt. Die Indiglösung enthält eine Verbindung von Indigweiß mit Kalk. Trifft diese mit der Säure zusammen, so wird sie zersetzt und es wird in Wasser unlösliches Indigweiß in kristallinischen Flocken abgeschieden, welche durch Waschen mit ausgekochtem Wasser von fremden Stoffen befreit werden können. Das J. ist ungemein leicht zersetzbar. Aus der Luft absorbiert es mit größter Begierde Sauerstoff und geht unter Abgabe von zwei Atomen Wasserstoff in Indigblau über. Es ist daher auch nur unter Anwendung besonderer Vorsichtsmaßregeln (Filtrieren in einer sauerstofffreien Atmosphäre, Trocknen in luftleeren Räumen) zu entwässern. Getrocknet bildet es eine weiße, meist etwas graue, seidenglänzende Masse, die in Wasser und verdünnten Säuren ganz unlöslich ist, sich dagegen in Alkohol, Äther und allen alkalischen Flüssigkeiten leicht löst.

Indikation (lat.) oder Heilanzeige, in der Medizin dasjenige Heilverfahren, welches im gegebenen Krankheitsfalle zur Beseitigung der Krankheit oder der Krankheitserscheinungen erforderlich ist. Man pflegt drei Klassen von Heilanzeigen zu unterscheiden: 1) Die ursächliche Indikation (indicatio causalis), deren Aufgabe ist, die Ursachen des Krankseins zu entfernen und damit das letztere selbst zu beseitigen. Durch Erfüllung der ursächlichen J. wird in den meisten Fällen auch die Krankheit behoben; so wird z. B. die Krätzkrankheit sicher geheilt, wenn bei ihr die ursächliche J. erfüllt, d. h. die die Krankheit verursachenden Krätzmilben

Digitized by Google

getötet werden. 2) Die wesentliche Indikation (indicatio essentialis s. morbi) nimmt den wesentlichsten Prozeß in dem Krankheitsfalle in Angriff, in der Voraussetzung, daß von jenem alle übrigen Störungen abhängen und mit ihm beseitigt werden, kann aber nur verhältnismäßig selten auf eine genügende Weise erfüllt werden. 3) Die symptomatische Indikation (indicatio symptomatica) richtet sich im wesentlichen nur nach den Krankheitserscheinungen und sucht, unbekümmert um das Wesen des Krankheitsprozesses, einzelne, besonders lästige Symptome (Schmerzen, Schlaflosigkeit, Erbrechen, Durchfall u. dgl.) zu beseitigen oder zu mildern und drohenden Gefahren, die von Nebenumständen abhängen, rechtzeitig entgegenzutreten. Sehr häufig muß der Arzt die symptomatische J. bei plötzlich eintretender Lebensgefahr zu erfüllen suchen; man pflegt in solchen Fällen von einer indicatio vitalis, d. h. von einer Forderung, das Leben zu erhalten, zu sprechen.

Bisweilen ist ein Heilmittel oder Heilverfahren aus allgemeinen Gründen wohl angezeigt, aber im gegebenen Fall durch gewisse zufällige oder individuelle Umstände verboten oder kontraindiziert; das nennt man eine Gegenanzeige oder Kontraindikation. So kann z. B. Opium bei heftigen Schmerzen wohl im allgemeinen angezeigt, in einem einzelnen Fall aber durch ein gleichzeitig vorhandenes Herzleiden durchaus kontraindiziert sein.

Indikativ (lat.) ist diejenige Form des Zeitworts, welche entsteht durch unmittelbare Verbindung des Stammes, der in den verschiedenen Tempora verschieden gebildet ist, mit den Personalendungen, und die Handlung ohne modale Färbung ausdrückt. In der Grammatik rechnet man gleichwohl diese Form in der Regel zu den Modis, wie Konjunktiv, Optativ. Doch hat der J. nicht, wie die ebengenannten eigentlichen Modi, ein besonderes Moduszeichen, kann also nur uneigentlich zu diesen gerechnet werden.

Indikator (frz. indicateur, engl. indicator) nennt man ein Meßinstrument, mit dessen Hilfe man ein Diagramm erzeugt, welches über die Wirkung des Dampfes in den Arbeitscylindern der Dampfmaschine Aufschluß gibt; außerdem aber auch die auf den Kolben derselben übertragene mechan. Arbeit mißt. Das Messen einer Dampfmaschine mittels des J. nennt man indizieren, die erhaltene Kraft in Pferdestärken indizierte Pferdestärken (die von der Maschine wirklich geleistete Arbeit in effektiven Pferdestärken stellt sich infolge von Reibungsverlusten u. s. w. stets etwas geringer). Schon Watt erkannte in dem von ihm konstruierten J., welcher bereits eine bedeutende Vollkommenheit zeigte, ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Untersuchung der Dampfmaschinen. Gegenwärtig wendet man hauptsächlich zwei Arten von J. an und zwar den von Richards und den von Riedler.

Indikator nennt man in der chem. Analyse, besonders in der volumetrischen Analyse (vgl. Bd. 1, S. 601), Körper, welche durch besonders auffallende Erscheinungen, Farbenveränderungen, Entstehung von charakteristischen Niederschlägen, die Beendigung einer Reaktion anzeigen. Der am längsten angewandte J. ist der Farbstoff des Lackmus, welcher in alkalischen Flüssigkeiten rein blau erscheint, beim geringsten Überschuß von Säuren weinrot wird und in sauren Flüssigkeiten zwiebelrot ist, während der geringste Überschuß von Alkali die weinrote Färbung hervorruft. Rosolsäure, Phenolphtalein u. [illegible] saure Flüssigkeiten kaum, werden aber intensiv beim geringsten Überschuß von Alkali. Stärke zeigt durch intensive Blaufärbung einen Überschuß von Jodlösung beim Titrieren von [illegible] Säure, arseniger Säure an. Neutrales [illegible] saures Kali ist der J. beim Titrieren von Chlorverbindungen, indem der erste Tropfen Silberlösung, welcher nach beendeter Zersetzung der Chloride zugefügt wird, die Entstehung eines roten Niederschlags von chromsaurem Silber hervorruft.

Indiktion, s. unter Indiktionencyklus.

Indiktionencyklus heißt ein regelmäßig wiederkehrender Kreis von 15 Jahren. Etwa seit der Mitte des 4. Jahrh. pflegte man die Jahre der christlichen Zeitrechnung auch mit der Angabe der Indiktion, d. h. der Zahl des Jahres innerhalb jenes Kreises, zu bezeichnen. Man nannte sie im Deutschen auch Römerzinszahl, in Erinnerung daran, daß das lat. Wort ursprünglich soviel wie Steuerschätzung bedeutete, welche im röm. Kaiserreich in festen Terminen revidiert worden war. Ein Indiktionsjahr wird gefunden, wenn 3 zu der Jahreszahl Christi addiert wird und die Summe durch 15 dividiert wird; es ist dann der Rest oder, wenn 0 bleibt, 15, d. h. das letzte innerhalb des Kreises, nach dessen Ablauf man wieder mit 1, 2 u. s. w. zu zählen anfängt. Übrigens sind die Indiktionen selbst in verschiedenen Zeiten und Ländern an verschiedenen Tagen begonnen worden: nach der griechischen oder konstantinopolitanischen Jahreszählung mit 1. Sept.; nach der des Beda (die Cäsarische genannt) mit 25. Sept.; nach der römischen oder päpstlichen mit dem Weihnachtstage oder später mit 1. Jan. [radezu, ...

Indirekt (lat.), Gegensatz zu direkt, ...

Indirekte Steuern sind nach der eigentlichen Bedeutung dieses Ausdrucks solche Steuern, welche nicht unmittelbar von denjenigen entrichtet werden, die sie nach der Absicht des Gesetzgebers auch tragen sollen, sondern von Vermittlern, z. B. Produzenten steuerpflichtiger Lebensmittel, gewissermaßen vorschußweise bezahlt und dann erst die eigentlichen Steuerträger abgewälzt werden. Diese Definition stimmt indes mit dem Sinn, in dem gewöhnlich von indirekten Steuern gesprochen wird, nicht ganz überein. Eine Haus- oder Mietsteuer z. B. wird, auch wenn sie vom Hausbesitzer erhoben und von diesem auf die Mieter gewälzt wird, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch doch als direkte Steuer bezeichnet, und umgekehrt die Stempelgebühr, die z. B. beim Kauf eines Grundstücks zu zahlen und in der Regel wenigstens teilweise wirklich zu tragen ist, gemein als indirekte Steuer gilt. Zutreffender werden daher die indirekten Steuern als solche definiert, welche nicht von bestimmten Personen in planmäßig festgesetzten Beträgen erhoben werden, sondern gewisse Verbrauchsgegenstände oder Verkehrsakte belasten. (S. Oktroi, Steuern, Verbrauchssteuern, Verkehrssteuern.)

Indischer Archipel, ostindischer, asiatischer oder malaiischer Archipel, Australasia oder Notasia, ist der Sammelname für die zahllose Menge größerer und kleinerer Inseln, welche, teils isoliert, teils zu Gruppen vereinigt, sich zwischen dem 92. und 132° östl. L. (v. Greenwich), sowie dem 11.° südl. und [illegible]° nördl. Br. ausbreitet und den Meeresraum ...

Digitized by Google

ſüdöſtl. Aſien und Auſtralien ausfüllt. Der Indiſche Archipel bildet einen Teil der öſtl. Begrenzung des Indiſchen Oceans (ſ. d.) und das Meer zwiſchen den einzelnen Inſeln desſelben gehört dem Stillen Weltmeer als deſſen weſtlichſter Teil an. Das Areal aller Inſeln des Indiſchen Archipels, von denen einige zu den größten der Erde gehören, wird auf 2003208 qkm berechnet. Weſtlich wird der Indiſche Archipel durch Sumatra und deſſen Nebeninſeln Babi, Nias, Sibiru, die Mentawi und Poggi-Inſeln, Engano, Billiton, Banca, die Gruppen der Linga und Bintanginſeln, Singapore u. ſ. w. abgeſchloſſen; ſüdlich durch Java, Madura, Bali, Lombok, Sumbawa, Sumbah oder Tſchindana, Flores, Rotti, Timor, Wetter, Timor-Laut, die Tenimberinſeln und viele andere kleinere; öſtlich durch die Molukken (ſ. d.), ſowie gegen Nordoſten durch die Philippinen begrenzt, welche nicht ſelten als ſelbſtändiger Archipel betrachtet werden. Einen Übergang von dieſen zu Borneo und den nördl. Abſchluß des Indiſchen Archipels bilden Palawan und die Sulu-Inſeln. In der Mitte zwiſchen Borneo und den Molukken, den Philippinen und der ſich öſtlich von Java erſtreckenden Kette kleinerer Inſeln liegt Celebes. Seit alter Zeit nennt man dieſe Inſel mit Borneo, Sumatra und Java die «Großen», die Kette von Inſeln oſtwärts von Java bis Timor-Laut aber die «Kleinen Sunda-Inſeln». (Vgl. Karte: Indiſcher Ocean.)

Kein anderes Land iſt von der Natur, namentlich was das Tier- und Pflanzenreich betrifft, ſo verſchwenderiſch ausgeſtattet. Von Mineralien kommen Gold, Eiſen, Zinn, Kupfer, Diamanten und Steinkohlen vor. In geolog. Beziehung ſind dieſe Inſeln ſehr bemerkenswert, weil ſich durch ſie die lange Vulkanenreihe hinzieht, welche das ſüdl. und öſtl. Aſien von Hinterindien bis Kamtſchatka umgibt. Die Flora des Indiſchen Archipels erzeugt die feinſten und koſtbarſten Gewürze, eine Unzahl der edelſten Früchte, unter denen die des Durian und des Mangoſtanbaums alle andern auf der Erde an Wohlgeſchmack übertreffen, die dauerhafteſten und ſchönſten Holzarten, viele Farbehölzer, die Indigopflanze, die Kokos-, Sago-, Saguwer- und Arecapalme, ſowie eine Menge anderer, allen möglichen ökonomiſchen und techniſchen Zwecken genügender Gewächſe. Mit Bezug auf die Fauna läßt ſich der Indiſche Archipel durch eine zwiſchen Bali und Lombok anfangende, ſich zwiſchen Borneo und Celebes bis zu den Philippinen fortſetzende Linie in eine weſtliche oder indomalaiiſche und eine öſtliche oder auſtralomalaiiſche Hälfte trennen. In der erſtern herrſcht durch das Vorkommen des Elefanten, des Tapir, zweier Rhinocerosarten, des Tigers, des Bären, mehrerer Panther- und vieler Affenarten, unter denen aber der Orang-Utang Borneo und Sumatra ausſchließlich angehört, eine große Übereinſtimmung mit der kontinental ind., ſpeziell hinterind. Fauna, während ſich die auſtralomalaiiſche Region hauptſächlich durch das Verſchwinden der Affen und das Auftreten der Beutelтiere charakteriſiert. Der Indiſche Archipel iſt das eigentliche Stammland und der vornehmſte Wohnſitz der malaiiſchen Völkerfamilie, welche ſich daſelbſt in eine Anzahl von Zweigen verteilt, die ſowohl durch phyſiſche Bildung wie durch die Elemente ihrer Sprachen verbunden ſind. Neuguinea, deren Bewohner nicht dem malaiiſchen Volksſtamm, ſondern dem der Papuas (ſ. d.) angehören, iſt richtiger zu Auſtralien als zu dem Indiſchen Archipel zu rechnen. Fremde Einwanderer überall, namentlich aber auf den Philippinen und Java, ſind die Chineſen. Mit Ausnahme der Gruppen der Anambas und Natunhasinſeln, ſowie Nordborneos, der Inſeln Labuan nördlich von Borneo und der Inſel Singapore im öſtl. Eingange der Malakkaſtraße, ſämtlich britiſch, ferner der Spanien gehörenden Philippinen und des portug. Gouvernements Delli auf Timor iſt jetzt der ganze Indiſche Archipel, zum größern Teil direkt und nur zum kleinern indirekt, dem niederländ. Scepter unterworfen.

Indiſcher Balſam, ſ. Peruvianiſcher Balſam.

Indiſche Feige, ſ. unter Opuntia.

Indiſches Feuer, ſ. unter Realgar.

Indiſche Grammatik. Die Grammatik erwuchs in Indien an dem Studium des Veda zu einer Zeit, als das Verſtändnis der alten Hymnen infolge der im Laufe der Jahrhunderte mit der Sprache vorgegangenen Veränderungen ſich nicht mehr von ſelbſt ergab, ſondern Nachdenken und Kombination nötig machte. Man begann die unverſtändlich gewordenen Wörter und Wortformen zu ſammeln und zu erklären, und damit war der Anfang zu lexikal. und grammatiſchen Studien gemacht. Wie auf allen Gebieten der ind. Geſchichte läßt ſich auch hier die Zeit nur ganz annähernd als mindeſtens ein halbes Jahrtauſend v. Chr. beſtimmen. Doch blieb die Grammatik keineswegs beim Veda ſtehen, ſie wandte ſich vielmehr in ſpäterer Zeit unter nur ſehr gelegentlicher Berückſichtigung des letztern mit Vorliebe der nachvediſchen Sprache zu, welche eben darum, weil ſie bei der Aufſtellung der ſprachlichen Normen zu Grunde gelegt wurde und dadurch für alle Zeiten ein feſtes Gepräge erhielt, während die Volksdialekte, wie früher die alte Sprache, ihren eigenen Weg gingen, im Gegenſatz zu dieſen auch das klaſſiſche oder beſſer das Kunſt-Sanskrit genannt wird. Nordindien war der Hauptſitz der grammatiſchen Studien. Es werden im ganzen acht Schulen genannt, die aber nur zum Teil, dem Namen nach oder aus Citaten bekannt ſind. Pâṇini, der wahrſcheinlich im 3. Jahrh. v. Chr. lebte, iſt zwar nicht der älteſte, aber der berühmteſte ind. Grammatiker, der eben durch ſein großes Anſehen ſeine Vorgänger, die zum Teil der frühern Aindra-Schule angehört haben mögen und deren er mehrere ſelbſt nennt, verdunkelt hat. Seine Grammatik («Ashṭakam Pâṇiniyam»), eins der merkwürdigſten Erzeugniſſe des ind. Geiſtes, iſt ein aus acht Kapiteln beſtehendes Sutrawerk; d. h. ſie iſt aus lauter ganz kurzen nur in dieſem Zuſammenhang und auch dann nur durch eine Erklärung verſtändlichen Sätzen (sûtra) zuſammengeſetzt, welche ohne jede Spur von ſyſtematiſcher Anordnung, nur nach ſprachökonomiſchen und mnemotechniſchen Prinzipien zuſammengefügt, dennoch die ganze Sprache in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen und dieſe Betrachtung mit der größten Schärfe und Vollſtändigkeit durchführen. Pâṇini bezieht ſich in ſeinem Werke auf gewiſſe Sammlungen, welche zum Teil von ihm ſelbſt herrühren, zum Teil von ſeinen Vorgängern überkommen ſein mögen; z. B. auf den «Dhâtupâtha» oder das Wurzelverzeichnis, den «Gaṇâpatha» oder das Verzeichnis der Wörter, welche einer und derſelben grammatiſchen Regel folgen u. ſ. w. An die Grammatik ſchließen ſich ſodann viele erklärende Schriften, ſo die

Digitized by Google

«Vârttika» des Kâtyâyana, das «Mahâbhâshya» des Patañjali, die «Kâçikâ vrtti» des Vâmana und Jayâditya. Die «Siddhântakaumudi» des Bhattojidîkshita und die daraus abgekürzte «Laghukaumudi» des Varadarâja sind Versuche einer Systematisierung Pâninis. Von den Grammatiken anderer Schulen sind zu erwähnen die Kâtantra-Grammatik des Çarvavarman und den «Mugdhabodha» des Vopadeva, welche ein einfacheres Arrangement zeigen. Dasselbe gilt von den Grammatiken der mittelind. Dialekte, des Prâkrit (Vararuci und Hemacandra) und des Pâli (Kaccâyana), sowie von den Grammatiken der dravidischen Idiome. (Über einzelne Werke und Ausgaben s. unter Sanskrit.)

Die Grammatik ist diejenige Wissenschaft, welche die Inder am schärfsten und am vollkommensten ausgebildet haben, und zwar in einer durchaus originellen, von keinem irgendwie nachweisbaren fremden Einfluß beherrschten Weise. Schon der Name vyâkarana, eigentlich das Zerlegen, Zerteilen, ist in hohem Grade für die ind. Grammatik bezeichnend, welche seit ihren Anfängen die Zerlegung der Wörter in ihre Haupt- und Nebenbestandteile, als deren erstere die dhâtus oder Wurzeln (eigentlich Grundlagen, Elemente) erkannt wurden, zu ihrem Hauptbestreben machte. Da die Inder nur ihre eigene Sprache in das Gebiet ihrer Betrachtung zogen und nicht einmal die verschiedenen Phasen derselben von einem histor. Gesichtspunkt betrachten, mußte ihre Auffassung notwendig eine einseitige und oft sogar schiefe und falsche sein; doch ist ihre, wenn auch rein empirische und schematische Methode und zum Teil auch ihre Terminologie an vielen Vorzügen reich und darum auch von erheblichem Einfluß auf die im Anschluß an die Entdeckung des Sanskrit entstandene europ. Sprachwissenschaft gewesen.

Indisches Kaiserreich (British Empire in India), s. Ostindien.

Indischer Kalmus, soviel wie Ingwer.

Indische Litteratur. Die ind. Litteratur geht mit ihren Anfängen bis auf die vorgeschichtlichen Zeiten der arischen Einwanderung zurück. Wir dürfen annehmen, daß die ältesten Hymnen des Veda, welche jener Epoche der Einwanderung und erst partiellen Seßhaftigkeit der arischen Inder angehören, bis tief in das zweite Jahrtausend v. Chr. hineinreichen, wenn auch ihre schriftliche Fixierung in eine sehr viel spätere Periode fällt. Von jener Zeit an bis auf die Gegenwart haben sich die Hindus eine der umfangreichsten und interessantesten Litteraturen geschaffen, und wir zerlegen dieselbe nach den drei Hauptphasen, welche die sprachliche Entwickelung durchmacht, am natürlichsten in die altind., mittelind. und neuind. Litteratur. Die erste umfaßt die im Sanskrit (Altindisch) niedergelegten schriftlichen Denkmäler; wir können dasselbe als lebendige Sprache des Volks rund bis 500 v. Chr. rechnen, müssen dabei aber festhalten, daß es als Litteratur- und Gelehrtensprache bis auf den heutigen Tag weiter existiert. Die mittelind. Epoche begreift die in den Prâkrit oder abgeleiteten Sprachen, zu welcher auch das Pâli gehört, abgefaßte Litteratur. Beide sind, wie das Sanskrit, früh zu Schriftsprachen entwickelt und grammatisch fixiert worden, und die letztere lebt als die Kirchensprache der südl. Buddhisten auf Ceylon noch gegenwärtig fort. Zu der dritten oder neuind. Epoche, welche wir etwa von 1000 v. Chr. an rechnen, gehört die Litteratur der modernen Dialekte Indiens.

Die altindische Epoche zerfällt wiederum in zwei Perioden: die vedische oder geistliche und die nachvedische oder weltliche, auch wohl die klassische Periode oder die Periode des Kunst-Sanskrit genannt. Sie unterscheidet sich von der ersteren zunächst in sprachlicher Hinsicht, indem das klassische Sanskrit dem vedischen gegenüber eine große Einbuße in der Flexion, daneben aber eine gewisse konventionelle Starrheit und Gebundenheit des Ausdrucks zeigt, jenes eine Folge des bis zu einem bestimmten Grade ungehindert vor sich gegangenen Lautverfalls, dieses ein Zeichen der schon früh begonnenen Herrschaft der Grammatik über die Sprache. Ein zweiter Unterschied zwischen den beiden Perioden liegt in der metrischen Form, welche in der älteren, der prosalosen Zeit allein, in der spätern, trotz der sich bald entwickelnden Prosastils, doch vorzugsweise in Betracht kommt. Während die vedische Dichtung als metrisches Prinzip fast ausschließlich die am Versauslaut prosodierende Silbenzählung kennt, ist in der spätern Kunstpoesie die rhythmische Quantitierung zum Durchbruch gelangt; zwischen beiden in der Mitte steht der Çloka, die beliebteste Metrumform des Epos, welches in seinen Hauptteilen noch nicht die vollkommene Ausbildung des klassischen Stils verrät. Auch inhaltlich zeigt sich ein deutlicher Gegensatz zwischen den beiden Perioden, insofern die vedische Dichtung, wenn sie nicht fast nur auf religiöse Dinge bezieht, die Inder noch in einer gewissen Frische und Ursprünglichkeit, während die spätere Litteratur, trotz ihrer Ausdehnung über alle Gebiete, doch den ind. Geist in seiner einseitigen Entwickelung, mit seiner Abkehr von der unbefangenen Anschauung der Außenwelt und seinem Hange, einerseits zur Reflexion und Grübelei, andererseits zum Formlosen und Ungeheuerlichen, vor Augen führt.

Man teilt die vedische Litteratur gewöhnlich in drei Abteilungen: die erste umfaßt die Samhitâs, d. h. die Sammlungen der Lieder und Opferformeln, die zweite die Brâhmanas, d. h. die prosaischen theologischen Schriften, welche sich an die Samhitâs anschlossen und mit diesen die çruti oder den heiligen Text bildeten, d. h. für geoffenbart oder inspiriert galten; die dritte die Sûtras, kurze ebenfalls prosaische Regeln zunächst wie die Brâhmanas von praktisch-ritueller Natur, aber nicht mehr auf Offenbarung (çruti) gehörend, sondern nur die auf Überlieferung beruhende Tradition (smrti) bildend. Die Sûtras umfaßten mit der Zeit nicht nur die ganze wissenschaftliche Litteratur, welche sich an das Studium des Veda anschloß und unter dem Namen Vedânga (Glied des Veda) in sechs Abteilungen zerfiel (çikshâ Phonetik, nirukta Etymologie, kalpa Zeremoniell, vyâkarana Grammatik, chandas Metrik, jyotisha Astronomie), sondern es wurde nach und nach alles, was der wissenschaftlichen Behandlung wert schien, im Sutra-Stil bearbeitet, also auch später gegen die einfachere metrische Form zunächst des Çloka, dann auch anderer kunstvoller Metra aufgegeben, sodaß selbst die trockensten Wissenschaften, wie die Jurisprudenz (in den «Dharmaçastras») und die Lexikographie (in den «Kosha» Versen bearbeitet wurden.

Neben der wissenschaftlichen Litteratur entwickelte sich aber auch frühzeitig in Indien eine, wie man sie nennen würden, schöne Litteratur, zu welcher der

Digitized by Google

Epos **Mahâbhârata** (ſ. d.) den Übergang bildet. Dasſelbe wird weder ſprachlich noch metriſch als klaſſiſch anerkannt, ſteht vielmehr in beiderlei Hinſicht zwiſchen beiden Perioden in der Mitte. Es gehört ſeinen verſchiedenen Beſtandteilen nach verſchiedenen Zeitaltern und verſchiedenen Verfaſſern an und iſt erſt ſpät, jedenfalls noch nicht in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung, in ſeine jetzige Form gebracht worden. Außer durch dieſe ſeine Übergangsſtellung iſt das Mahâbhârata auch als eine ſehr reiche Niederlage alten hiſtoriſchen, freilich erſt aus einer ſagenhaften Umhüllung mühſam herauszuſchälenden Stoffs von Bedeutung, was bei dem gänzlichen Mangel rein geſchichtlicher Werke in alter Zeit (erſt in ſpätern Jahrhunderten finden ſich Königschroniken) doppelt ins Gewicht fällt. Alles dies gilt, wenn auch in beſchränkterm Maße, von dem zweiten großen Epos, dem **Râmâyana** (ſ. d.), welches wenigſtens ſeinem Hauptbeſtandteile nach als das Werk eines Dichters des Vâlmiki, und bereits als ein Kunſtgedicht angeſehen wird.

Die eigentliche Kunſtpoeſie (kâvya) beginnt für uns etwa erſt um 500 n. Chr., nachdem mehrere Jahrhunderte ohne irgend ein bemerkbares litterariſches Denkmal dahingefloſſen ſind, ſei es, daß die Occupation des Nordens durch barbariſche Völker einen Stillſtand in der poetiſchen Thätigkeit herbeiführte oder daß ein Teil der aus den erſten Jahrhunderten unſerer Ära ſtammenden Litteratur verloren ging, oder, was das Wahrſcheinlichſte iſt, daß beide Faktoren zuſammenwirkten, wobei der neben oder nach einer längern Produktionsloſigkeit anzunehmende Verluſt gerade die Übergangsprodukte betroffen hätte, welche durch die ſpätern Meiſterſtücke eines jeden Genres um ſo leichter verdunkelt und der Vergeſſenheit preisgegeben werden konnten.

Die poetiſche Litteratur läßt ſich im Sanskrit wie anderswo in Epos, Lyrik und Drama einteilen, wenngleich die Inder das zweite Genre wenigſtens theoretiſch nicht kennen, ſo ſehr auch, oder vielleicht gerade weil das lyriſche Element (Naturſchilderungen, Liebesergüſſe, Reflexionen, Belehrungen u. ſ. w.) die geſamte ind. Poeſie beherrſcht. Von den epiſchen Kunſtgedichten ſind die berühmteſten die ſog. **Mahâkâvyâni** oder großen Gedichte, zu welchen der «Raghuvaṃça», «Kumârasambhava» und «Meghadûta» des Kâlidâſa, der «Kirâtârjuniya» des Bhâravi, der «Çiçupâlavadha» des Mâgha und das «Naishadhacarita», von einigen auch das «Bhattikâvya» gerechnet werden. Einige von dieſen Gedichten, namentlich das dritte und ſechſte, ſind mehr lyriſcher als epiſcher Natur; alle behandeln ſie mythiſche oder heroiſche Stoffe, die meiſt ſchon in den beiden großen Epen eine beſtimmte künſtleriſche Form gewonnen haben. Sie zeichnen ſich beſonders durch Schönheit der Sprache und durch eine große Mannigfaltigkeit der metriſchen Form aus, indem nicht nur der alte Çloka, ſondern eine Menge rhythmiſch-quantitierender Metra in bunter Folge angewandt werden. In einigen Gedichten, wie in dem wohl fälſchlich dem Kâlidâſa zugeſchriebenen «Nalodaya», und dem «Râghavapâṇḍaviya» des Kavirâja, artet die ſprachliche und metriſche Kunſtfertigkeit zur Spielerei aus. In formeller Beziehung einfacher, aber dem Inhalte nach um ſo ſchwülſtiger und für den europ. Geſchmack unerquicklicher ſind die **Purâṇas**, umfangreiche Gedichte, welche Kosmogonie, Geſchichte, Mythologie, Religion und Philoſophie behandeln, und zwar auf alter Tradition beruhen, wie ſie aber vorliegen, ſehr ſpäten Datums ſind und zu den letzten Ausläufern der epiſchen Poeſie gehören. Auch die Fabel-, Märchen- und Romandichtung hat in Indien in hoher Blüte geſtanden. Wir erwähnen hier nur die Hauptwerke dieſer durch ihren Einfluß auf das Abendland beſonders wichtigen Litteraturgattung, für die Fabel das «Pañcatantra», deſſen Auszug der «Hitopadeça» iſt, für das Märchen den «Kathâsaritsâgara», für den Roman das «Daçakumâracarita», die «Vâsavadattâ» und «Kâdambarî». In der Fabel iſt der Proſaſtil für die Handlung wenigſtens durchgedrungen, während das Raiſonnement die poetiſche Einkleidung trägt; für den Roman iſt eine eigentümliche, ſehr ſchwerfällige und gekünſtelte Proſa herausgebildet worden, welche ſchon in dem älteſten Werke dieſer Art, dem «Daçakumâracarita», ſich zeigt.

Die lyriſche Poeſie, ſoweit ſie ſich von der epiſchen trennen läßt, erſcheint am häufigſten in der Form einzelner zwei- oder vierzeiliger Strophen, alſo in Diſtichen oder Quatrains, die jedes für ſich abgeſchloſſen ſind und ſich nur ſelten zu einem größern Ganzen vereinigen. Meiſt ſind dieſe Sprüche gnomiſcher, didaktiſcher oder erotiſcher Natur, ſo bei den bekannteſten Dichtern dieſer Gattung, Bhartrihari und Amaru. Das Schönſte und Wichtigſte der ſehr bedeutenden ind. Spruchdichtung finden wir in der Sammlung von Böhtlingk («Indiſche Sprüche», 3 Bde., 2. Aufl. 1870—73) in Text und Überſetzung. Größere rein lyriſche Gedichte von einheitlicher Kompoſition ſind im ganzen ſelten; ein Beiſpiel iſt der unter dem Namen des Kâlidâſa gehende «Ritusaṃhâra» (die Schilderung der Jahreszeiten), oder der «Gîtagovinda» des Jayadeva, bei dem die dramatiſche Einkleidung eine mehr äußere iſt.

Das Drama (nâṭya) iſt in Indien ebenfalls ſeit dem Aufblühen der Kunſtpoeſie ſtark vertreten, und zwar durch einige Meiſterwerke neben einer großen Anzahl mittelmäßiger und ſchwacher Produkte. Trotz einer durchaus eigenartigen Entwickelung dürfte ſich griech. Einfluß im einzelnen hier nicht beſtreiten laſſen. Zu den älteſten der uns erhaltenen Stücke gehört das «Mṛcchakaṭikam» des Königs Çûdraka und die drei Dramen des Kâlidâſa, von denen namentlich die «Çakuntalâ» eins der ſchönſten und bei uns am längſten bekannten Werke der ind. Litteratur iſt. Neben Kâlidâſa iſt der geſchätzteſte dramatiſche Dichter Bhavabhûti, welcher ebenfalls drei Stücke geſchrieben hat. Die Dramen der ſpätern Zeit haben weniger poetiſchen Wert und verlieren ſich meiſt in Schwulſt und Künſtelei.

Seine Stoffe entnimmt das ind. Drama vorzugsweiſe der Mythologie und der epiſchen Heldenſage, ſelten der Geſchichte oder dem bürgerlichen Leben. Eigentümlich iſt ihm der von der Theorie ausdrücklich vorgeſchriebene, in allen Fällen glückliche Ausgang der Handlung, ſodaß es eigentlich nur Luſtſpiele gibt, wenngleich das ernſte Schauſpiel (nâṭaka) ſich von der eigentlichen Komödie oder Poſſe (prahasana) in der ganzen Anlage deutlich unterſcheidet. Die Form der Rede iſt aus Proſa und Poeſie gemiſcht; in jener wird der Dialog und die Handlung weiter geführt, während die lyriſche Stimmung in gebundener Sprache ihren Ausdruck findet. Nur die Männer und die vornehmen Perſonen ſprechen Sanskrit, die Frauen und Niedriggeſtellten einen Prâkritdialekt. Der Umfang der Dramen iſt ein ſehr verſchiedener; meiſt ſind fünf

Digitized by Google

Alte vorhanden, doch wechſelt die Zahl derſelben zwiſchen fünf und zehn.

In nahem Zuſammenhang mit der Poeſie ſteht die ſog. Alamkâra (Schmuck, d. h. Redeſchmuck-) Litteratur, Schriften über Rhetorik und Poetik, welche ihre Theorie aus den Meiſterwerken einer jeden Gattung entnehmen und weiter führen, dabei aber auch den Dichtern praktiſche Regeln über Stil und Kompoſition an die Hand geben. Sie ſind bis jetzt faſt ausſchließlich in Indien bearbeitet worden; eine zuſammenhängende Darſtellung der poetiſchen Theorie der Inder gibt es noch nicht.

Die wichtigſten europ. Arbeiten auf dem Gebiete der Sanskritlitteratur ſind: Albrecht Weber, «Ind. Litteraturgeſchichte» (2. Aufl., Berl. 1875); für die älteſte Zeit M. Müller, «History of ancient Sanskrit literature» (Lond. 1859); derſelbe, «The Renaissance of Sanskrit literature in India what can it teach us» (Lond. 1883; namentlich in chronol. Beziehung von höchſter Wichtigkeit). Wegen Monographien über einzelne Litteraturgattungen, ſowie über einzelne Werke und Ausgaben vgl. unter Sanskrit.

Die mittelindiſche Epoche wird durch die in Pâli und Prâkrit abgefaßten Schriften eingenommen. Diejenige Entwickelung der Sprache, welche im weitern Sinne Prâkrit heißt (worunter dann auch das Pâli eingeſchloſſen iſt), rechnen wir rund von 500 v. Chr.; ſie wird durch den weiter um ſich greifenden lautlichen Verfall charakteriſiert, welchen die nicht von der Grammatik beeinflußten Volksdialekte im Gegenſatz zum Sanskrit erleiden. Bald aber entwickelten ſich auch hier wieder zu litterariſchen Zwecken Schriftſprachen, während die geſprochenen Dialekte den natürlichen Weg gingen und ſo allmählich den modernen Idiomen Entſtehung gaben. Das eigentliche Prâkrit im Gegenſatz zum Pâli zerfällt wiederum in mehrere Dialekte, welche in den Grammatiken in ähnlicher Weiſe fixiert wurden wie das Sanskrit. Die Prâkritlitteratur iſt ebenfalls bedeutend, wenn auch nicht ſo umfangreich wie die Sanskritlitteratur. In den verſchiedenen Prâkritdialekten iſt ein Teil der buddhiſtiſchen und der Dſchainalitteratur geſchrieben; ferner gab es epiſche, lyriſche und dramatiſche Dichtungen in Prâkrit, welche aber durchaus nach Sanskritmuſtern abgefaßt ſind und dieſelbe Künſtlichkeit in Sprache und Stil zeigen, wie die ſpätern Produkte der Kunſtpoeſie des Sanskrit. (S. unter Prâkrit.)

Das Pâli ſpielt als die Kirchenſprache der Buddhiſten noch heute ungefähr dieſelbe Rolle, welche das Latein im europ. Mittelalter einnahm. Es hat ebenfalls eine reiche Litteratur aufzuweiſen, nämlich nicht nur den dreiteiligen buddhiſtiſchen Kanon (tripiṭaka), ſondern auch Legendenſammlungen, hiſtor. Werke u. ſ. w. (S. unter Pâli.)

Die neuindiſche Epoche iſt zwar auch reich an litterariſchen Werken; dieſelben ſind aber noch wenig zur Kenntnis der Europäer gelangt und nicht von der Bedeutung wie die Denkmäler der ältern Epochen. Von den nördl. Dialekten hat, namentlich das Hindi und das ſtark mit ſemit. Elementen verſetzte Hinduſtani eine reiche Litteratur aufzuweiſen; nächſtdem das Bengali, wo ſich neuerdings eine ſanskritiſche und eine engl. Schule gegenüberſtehen, und das Mahrathi, deſſen Königschroniken beſonders berühmt ſind. Im Panjabi ſind die heiligen Schriften der Sikhs (ſ. d.) niedergelegt. In der Litteratur aller dieſer Sprachen ſpielt die Überſetzung, vorzugsweiſe aus dem Sanskrit, aber auch aus dem Arabiſchen und Perſiſchen, ja neuerdings auch aus dem Engliſchen, eine große Rolle. — Verhältnismäßig unabhängiger vom Sanskrit iſt die Litteratur der dravidiſchen Sprachen; doch beſteht auch ſie vorherrſchend aus Überſetzungen und Nachbildungen der Kunſtwerke des Sanskrit. (S. Indiſche Sprachen.)

Indiſches Meer, ſ. Indiſcher Ocean.

Indiſcher Ocean oder Indiſches Meer heißt der zwiſchen dem Atlantiſchen und dem Stillen Ocean gelegene Teil des Weltmeers. Seine Grenzen ſind gegen N. die Südküſte von Perſien, Vorderindien und der weſtlichſte Teil von Hinterindien; gegen W. Arabien, die Oſtküſte Afrikas von dem Vorgebirge Guardafui bis zu ſeiner Südſpitze ſowie der 20. öſtl. Meridian bis zum ſüdl. Polarkreiſe; gegen S. der letztere. Seine öſtl. Grenze ſtellt ſich als durch die Weſtküſte von Hinterindien, die Inſel Sumatra und eine von der Südweſtſpitze der Inſel Java längs der Weſtküſte von Auſtralien gezogene, bis zum ſüdl. Polarkreiſe verlängerte Linie gebildet dar. Innerhalb dieſer Grenzen umfaßt er ein Areal von 74011717 qkm, welches, faſt ganz innerhalb der ſüdlichen gemäßigten und heißen Zone der öſtl. Halbkugel gelegen, ſich nur mit ſeinem nordweſtlichſten Teile über den Wendekreis des Krebſes, bis gegen 30° nördl. Br., in die nördlich gemäßigte Zone hinein erſtreckt. Der ſüdl. Wendekreis teilt den Indiſchen Ocean in eine nördl. und ſüdl. Hälfte. Hauptteile desſelben ſind der Meerbuſen von Aden, aus dem die Straße Bab-el-Mandeb in das Rote Meer führt, welches durch den Suezkanal mit dem Mittelländiſchen Meere in Verbindung ſteht; der durch die Meerenge von Ormuz mit dem Golf von Perſien verbundene Golf von Oman; der Golf von Cambay zwiſchen der Halbinſel Guzerat und der Nordweſtküſte von Vorderindien; der ſich nordöſtlich zu der Palkſtraße verengernde Golf von Manaar zwiſchen der Südſpitze von Vorderindien und Ceylon, ſowie der Meerbuſen von Bengalen zwiſchen Vorder- und Hinterindien.

Der Indiſche Ocean iſt nicht reich an Inſeln. Die meiſten derſelben liegen in der Nähe des ihn begrenzenden Feſtlandes. Hierzu gehören Madagaskar, die Mascarenhas, Mauritius, Reunion und Rodriguez; weiter nördlich die Gruppe der Amiranten und Sechellen und noch weiter öſtlich der Chagos-Archipel, nördlich von dieſen die Malediven und Lakediven; öſtlich von der Nordoſtſpitze Afrikas die Inſel Socotora; an der Südſpitze von Vorderindien Ceylon und weſtlich von Hinterindien die Gruppen der Andamanen und der Nicobaren; die ſüdweſtlich von Java gelegenen Kokos- oder Keelinginſeln, ſowie noch weiter gegen Süden Amſterdam, St.-Paul, Kerguelen und die Crozet- und Macdonaldinſeln. Die Hauptflüſſe, welche ſich in den Indiſchen Ocean ergießen, ſind von Afrika der Zambeſi, von Aſien die Vereinigung des Euphrat mit dem Tigris, die Nerbadda, die Kiſtnah, der Godaweri, der Mahanaddy, der Ganges und Brahmaputra, der Irawaddi und der Salween. Die Schiffahrt zwiſchen Europa und dem öſtl. Aſien findet um das Vorgebirge der Guten Hoffnung oder, ſeit der Eröffnung des Suezkanals, durch dieſen ſtatt, während die Straße von Malakka zwiſchen der Malaiiſchen Halbinſel und der Inſel Sumatra, ſowie die Sundaſtraße zwiſchen Sumatra

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

und Java die Hauptverbindungswege zwischen der nördl. Hälfte des Indischen Oceans und dem westl. Teile des Stillen Oceans darstellen und daher für die Schiffahrt und den Handelsverkehr von größter Wichtigkeit sind. (Hierzu eine Karte: Indischer Ocean.)

Indische Philosophie. Die Philosophie hat sich in Indien im engsten Anschluß an die Religion entwickelt, sodaß es hier schwerer ist als anderswo, die Grenzen beider Gebiete abzusteden. Äußerer Einfluß ist weder in ältern noch in neuern Zeiten nachweisbar. Die Anfänge der philos. Betrachtung können wir in Indien bis in das Zeitalter der vedischen Hymnendichtung zurückverfolgen, wo bereits die Fragen nach dem Wesen der Gottheit, nach dem Ursprung der Welt, nach dem Seienden und Nichtseienden u. dgl. aufgeworfen und erörtert werden. Auch die Brahmanas, ritualistische Schriften, welche die zweite Phase der vedischen Litteratur ausmachen, beschäftigen sich abermals mit Betrachtungen dieser Art, wie sich z. B. im Satapathabrâhmana bereits die Vorstellung von einem künftigen Leben und einer Vergeltung nach dem Tode findet. Ihren Höhepunkt erreicht die Spekulation aber erst in den Upanischads, religiös-philos. Abhandlungen, welche Anhänge zu den Brahmanas bilden und wie diese und die Mantras (d. h. Hymnen) für geoffenbart oder inspiriert gelten. In ihnen findet sich bereits der pantheistische Gedanke eines großen allgemeinen Geistes, der allein existiert und mit dem alle übrigen Wesenheiten eins sind, ausgeführt und begründet. Im Laufe der Zeit (gewiß schon ein halbes Jahrtausend v. Chr.) gingen aus den Spekulationen dieser Art die sechs Darçanas, d. h. Anschauungsweisen oder Systeme hervor, welche noch heutzutage das geistige Leben der Hindus beherrschen: der Nyâya, begründet von Gautama, der Vaiçeshika des Kanâda, der Sânkhya des Kapila, der Yoga des Patañjali, die Mimâmsâ des Jaimini und der Vedânta des Bâdaraâyana oder Vyâsa. Diese Systeme gelten für orthodox; sie sind durch eine Art von Kompromiß zwischen dem Brahmanismus und dem Rationalismus zu Stande gekommen, indem der erstere dem letztern durchaus freien Spielraum gewährte, dieser aber dafür die Hauptstützen des bestehenden religiösen und sozialen Systems, d. h. die Autorität des Veda und die Unverletzlichkeit des Kastenwesens, damit aber auch die geistige Herrschaft des Priesterstandes formell anerkannte.

Keins von diesen Systemen also steht im Gegensatz zur Religion; im Gegenteil haben sie alle die Autorität (wozu auch der Veda gehört) als eins der Erkenntnismittel ausdrücklich anerkannt. Auch sonst haben sie mancherlei Berührungspunkte, was sich aus einem bereits durch viele Jahrhunderte erarbeiteten, zum Gemeingut der Gebildeten gewordenen Gedankenschatz erklärt; namentlich stimmen sie alle in dem Hauptziel der Philosophie überein, welches darin bestehen soll, durch wahre Erkenntnis des Wesens der Seele dieselbe von dem Weltenleben, der Wurzel alles Übels, zu befreien. In der Art und Weise aber, wie dies erreicht werden soll, gehen die Systeme weit auseinander. Wir heben nur die wesentlichsten Punkte, in welchen sie voneinander abweichen, hervor. Am meisten rationalistisch sind Nyâya- und Vaiçeshika-Doktrin, welche ursprünglich getrennt waren, später aber zu einem System vereinigt sind. Jene hat es besonders mit der Logik zu thun, deren eigentümliche Ausbildung zuweilen an die Griechen erinnert, diese mit der Metaphysik. Die Welt setzt sich aus Atomen (anu) zusammen, letztere sind unzählig und ewig, jedes hat seine besondere Essenz (viçesha). Ihre Vereinigung wird nach der ältern Anschauung durch eine unsichtbare Kraft (adrshta) bewirkt; nach der spätern wird jedoch die Existenz einer höchsten Seele (paramâtman) angenommen, welche als Weltbildner gilt und der wiederum die lebenden Einzelseelen (jîvâtman) entgegengesetzt werden. Wir haben hier also einen Dualismus, ein übersinnliches Prinzip neben den materiellen Atomen. Noch entschiedener dualistisch (dvaitavâdin) ist das Sânkhya-System, welches den Gegensatz zwischen Natur (prakrti) und Geist (purusha) durchaus festhält und den Unterschied derselben zum höchsten Inhalt der Erkenntnis macht. Nach der spätern populären Auffassung werden beide als männliches und weibliches Schöpfungsprinzip personifiziert. Der Yoga setzt an Stelle der Erkenntnis als höchstes Prinzip, um die Befreiung der Seele zu bewirken, die mit körperlichen Kasteiungen verbundene Meditation, welche aber auf ein leeres Hinbrüten hinauskommt und kaum mehr etwas mit der Philosophie zu thun hat. Auch die Mimâmsâ darf nur wegen ihrer wissenschaftlichen Methode ein philos. System genannt werden, nicht wegen ihres Inhalts, welcher die rechte Erklärung des Veda bildet, aus dem die Pflicht (dharma), d. h. ein Komplex ritueller Vorschriften, abgeleitet wird. Dagegen ist der Vedânta ein streng wissenschaftliches und zwar monistisches (advaitavâdin) System, begründet auf dem Pantheismus der Upanischads. Es existiert nach ihm nur das Eine ohne ein Zweites (ekam evâdvitîyam), als das höchste Denk- und Daseinsprinzip; es heißt hier das Brahma, und die Vereinigung mit ihm durch die richtige Erkenntnis ist das höchste Gut. Nach einer spätern Fassung wurde der Gegensatz zwischen Geist und Erscheinungswelt dadurch beseitigt, daß man die letztere als ein Trugbild (mâyâ) auffaßte und es als Hauptzweck der Philosophie hinstellte, dieses Trugbild durch Erkennung des Brahma zu zerstören.

Diese Systeme, von denen namentlich das letzte bis auf den heutigen Tag in Indien eine Menge von Anhängern zählt, sind uns in derjenigen Form überliefert, welche die dritte Periode der vedischen Litteratur charakterisiert, nämlich in der Sûtraform, d. h. in ganz kurzen, mitunter geradezu rätselhaften Sätzen, welche durchaus eines Kommentars bedürfen. Wann diese Form für die philos. Darstellung üblich wurde, ist bis jetzt ebenso wenig zu entscheiden, als wie die Systeme ihrem Alter nach aufeinander folgen. Die ältesten und berühmtesten Kommentatoren, Kumarila zur Mimamsa, Sankara zum Vedanta, schrieben um 700 und 800 n. Chr.

Zu erwähnen ist noch das in das Mahâbhârata aufgenommene philos. Lehrgedicht »Bhagavad-Gîtâ« (s. d.), welches die Yoga-, Sânkhya- und Vedântalehre zu vereinigen sucht. Von den nicht-brahmanischen Systemen der nâstikas (etwa Nihilisten, Ketzer) kommen außer der nicht sowohl religiösen als philos. Doktrin der Buddhisten und Dschainas (s. d.), namentlich die Tschârvâkas (Materialisten in Betracht); sie verwerfen die Autorität des Veda und lassen als Erkenntnismittel überhaupt nur die sinnliche Wahrnehmung gelten, sie leugnen auch die Verschiedenheit der Seele vom Körper und die Mitwirkung eines geistigen Prinzips bei der Erschaffung

Digitized by Google

der Welt. Es versteht sich danach von selbst, daß sie auch die Oberherrschaft des Priesterstandes und die Unverletzlichkeit des Kastenwesens nicht anerkennen. (Über die wichtigsten Werke über ind. Philosophie, sowie die einzelnen Ausgaben der philos. Werke s. unter Sanskrit.)

Indische Pickles, s. unter Mixed pickles.

Indische Religion. Indien ist das wichtigste Land der Erde für die Geschichte der Religion, die hier in den verschiedensten Formen zur Erscheinung gelangt ist. Die wichtigste ist die religiöse Entwickelung der ind. Arier, in welcher sich auf Grund der zugänglich gewordenen Quellen vornehmlich folgende allmählich eingetretene Stufen unterscheiden lassen:

1) Die alte Lehre der Vedas. Nach den Hymnen, welche in den Vedas enthalten sind, werden die persönlich gedachten, aber bei weitem weniger als bei den Griechen vermenschlichten Naturerscheinungen als Götter verehrt; dieselben haben den Gesamtnamen Devas (die Himmlischen) oder Asuras (die Lebendigen) oder Adityas (die Söhne der Aditi, der als die Göttermutter gedachten Unendlichkeit). Einer der ältesten, bereits der indogerman. Vorzeit angehörenden Götter ist Dyaus, der Himmel, als dessen Gemahlin die Erde (Prithivi) gilt; er tritt aber schon im Veda etwas zurück gegen einen andern, spezifisch ind. Himmelsgott Indra (s. d.), der am häufigsten an der Spitze der Götter erscheint. Sodann genießen eine hohe Verehrung Agni, der Gott des Feuers, Surya oder Savitar, auch Puschan genannt, der Sonnengott, Uschas, die Göttin der Morgenröte, die beiden Asvins oder Reiter, Varuna, ein Himmelsgott, aber auch zugleich der Vorsteher der physischen und sittlichen Weltordnung, häufig in Verbindung mit dem freundlichen Gotte Mitra angerufen, Soma, ursprünglich die Personifikation des berauschenden Trankes aus der Pflanze gleichen Namens, Brihaspati, die personifizierte Kraft des Gebets u. s. w. Über die Verehrung dieser Naturkräfte, welche vielleicht bei dem größern Teile des Volks den Hauptbestandteil der Religion ausmachte, erhebt sich aber schon in den spätern vedischen Schriften, namentlich den Upanischads, der höhere Gedanke eines einzigen unendlichen Urhebers der Welt, durch welchen die als Gottheiten gedachten Naturkräfte walten, und gegen welchen sie nur als untergeordnete, vergängliche Wesen erscheinen. Dieser unendliche Urheber der Welt ist der Brahma (s. d.). Durch sein Wort traten die Wesen der sichtbaren Welt in das Dasein, und eine seiner vorzüglichsten Manifestationen ist die Sonne. Durch Tugend, Schuldlosigkeit und Andacht soll der Mensch seine Seele auf Erden läutern. Nach dem Tode wird die Seele nach Maßgabe ihres frühern Betragens in einen neuen Körper versetzt, sodaß der Mensch als höheres oder niedriger stehendes Wesen, ja als Tier oder Pflanze wiedergeboren wird, ein wesentlicher Unterschied von dem ältern Glauben an eine als Lohn für den frommen Wandel gewährte Unsterblichkeit. Zuletzt kehrt die völlig geläuterte Seele in den Schoß des Urwesens zurück, aus welchem sie hervorging.

2) Die spätere Naturverehrung der Epos und der Purânas, die sich allmählich aus der einfachern Lehre der Vedas entwickelte. Auch hier erscheinen einzelne Naturkräfte, Elemente und Naturwesen als Gottheiten oder als von göttlichen Vorstehern regiert. Die Sagen und Dichter trugen die Geschichte dieser zahlreichen Naturgötter in weit ausgedehnten Kreisen von Mythen vor. Die drei Hauptgottheiten, welche besonders hervortreten und die nachvedische Göttertrias (Trimurti, eigentlich Dreigestalt) bilden, sind Brahma, Siva und Vischnu. Siva, d. h. der Glückliche, wahrscheinlich die Feuerkraft, als Belebering und Zerstörerin des Weltalls gedacht, ist der Hauptgegenstand der Verehrung der zahlreichen Religionspartei der Sivaiten, welche ursprünglich im nördl. Indien ihren Sitz gehabt zu haben scheint, aber nachher auch weiter sich verbreitete. Siva führt die Beinamen Isvara, d. i. Herrscher, Mahâdeva, d. i. großer Gott, Rudra, d. i. Fürchterlicher, Sthânu, d. i. der Beständige, u. s. w. Er wird dargestellt mit weißer Hautfarbe, drei Augen, vier Armen und einen Dreizack tragend, zur Bezeichnung seiner Herrschaft über die drei Welten. Symbole dieses Gottes sind der mit der Spitze nach oben gekehrte Triangel (△), welcher die Flamme andeutet, und das Linga oder der Phallus (s. d.) zur Bezeichnung der belebenden, zeugenden Naturkraft Sivas. Seine Gattin erscheint in verschiedenen Gestalten und heißt bald Bhavâni, d. i. Natur, bald Pârvati, Tochter des Bergs, weil Siva im Gebirge wohnt; bald Durgâ, d. i. Schwernahbare, bald Kâli, als schreckliche Zerstörerin des Weltalls. Abteilungen der Sivaiten sind die Saktas, welche vorzüglich die Bhavâni oder weibliche Naturkraft, die Lingis, die das Linga oder die männliche Naturkraft, und diejenigen, welche den Siva als Ardhanâri, d. i. Mannweib, oder als männliche und weibliche Kraft in sich vereinigend verehren. Vischnu, d. i. der Durchdringer, wahrscheinlich der Äther, als belebendes Prinzip des Weltalls, ist der Hauptgegenstand der Verehrung der Religionspartei der Vischnuiten, welche gegenwärtig die weitverbreitetste in Indien zu sein scheint. Vischnu hat einen mildern Charakter als Siva. Auch er führt zahllose Beinamen; einer der häufigsten ist Hari, d. i. der Grüne; wie er denn auch grünfarbig oder dunkelblau dargestellt wird. Eins seiner Hauptattribute ist die Lotosblume. Oft scheint unter Vischnu auch das Wasser gedacht zu sein, und hierauf bezieht sich vielleicht sein Symbol, der Triangel mit der Spitze nach unten (▽), als Zeichen des Wassers. Seine Gattin heißt Sri, d. i. Glückseligkeit, oder Lakschmi, d. i. Schönheit. Die Verehrung Vischnus scheint besonders bei dem gebildetern Teile des Volks Eingang gefunden zu haben. Der den Vischnu betreffende Mythenkreis erzählt vorzüglich die zehn Verkörperungen desselben oder seine körperlichen Erscheinungen in der Welt, Avatâras, d. i. Hinabsteigungen genannt, welche er annahm, um das Böse zu überwältigen, und mit denen die Purânas sich viel beschäftigen. Diese Verkörperungen enthalten teils physische und religiöse Ideen, teils histor. Sagen. Unter dem Namen Dschagan-nâtha, d. i. Weltherrscher, wird Vischnu auf der Küste Koromandel und anderwärts verehrt.

Neben diesen drei Hauptgöttern erscheint im Volksglauben und in den Sagen der Dichter noch eine große Anzahl Untergötter, welche meist Personifikationen physischer Gegenstände sind. Dahin gehören zuvörderst die vier (oder acht) Welthüter: Indra, d. i. das sichtbare Firmament, Agni, d. i. das Feuer, Yama, d. i. die Unterwelt, Varuna, d. i. das Wasser, Sûrya, d. i. die Sonne, sodann Vayu, d. i. der Wind, Prithivi, d. i. die Erde, und Soma, d. i. der Mond; ferner Skanda oder Kârttikeja, der Führer der Götterheere, Ganeça, der Gott der

Digitized by Google

Klugheit und Gelehrsamkeit, Kâma, der Gott der Liebe, Kubera, der Gott des Reichtums, und Gangâ, die Nymphe des Ganges u. s. w. Diesen folgt eine lange Reihe Halbgötter, Dämonen, heilige Wesen und Helden, z. B. die Gandharvas oder himmlischen Sänger, die Apsaraïas oder himmlischen Nymphen, die Yatschas oder Schatzhüter im Gebirge, die Râtschasas oder Kobolde und die Kinnaras oder Waldmenschen. Die äußere Verehrung dieser Götter bestand und besteht noch gegenwärtig bei den Indiern in Opfern, Gebeten, Waschungen, Wallfahrten zu heiligen Orten und Bußungen. Doch herrscht hierin in den verschiedenen Landschaften und Städten große Verschiedenheit, sowie denn auch an den einzelnen Orten bald dieser, bald jener Gott vorzugsweise verehrt wird, und zwar bald in dieser, bald in jener speziellen Darstellung und Form. Übrigens ist die polit. Einteilung der ind. Bevölkerung und das ganze System der Kasten (s. d.) mit den religiösen Mythen eng verknüpft und durch dieselben geheiligt. Nach den Priestern der Inder, den Brahmanen (s. d.), wird die nationale ind. Religion gewöhnlich Brahmanismus genannt.

3) Der Buddhismus oder die Lehre des Buddha (s. d.), etwa um 500 v. Chr. entstanden, welcher die Götter und das Kastensystem verwirft, die Gleichberechtigung aller Menschen lehrt und das höchste Ziel in die durch Vernichtung der Leidenschaften und wahre Erkenntnis zu erreichende Erloschung der Existenz (Nirvâna) setzt.

4) Die Religion der Dschainas oder der Anhänger des Dschina (Mahâvira), gleichzeitig mit dem Buddhismus entstanden und mit diesem in vielen Stücken verwandt, scheint vom 8. bis 11. Jahrh. n. Chr. im südl. Indien weit verbreitet gewesen zu sein, wo noch jetzt ihr Hauptsitz ist. Prachtvolle alte Marmortempel der Dschainas findet man besonders in der Provinz Guzerate und den Staaten der Radschputs. Sie nehmen die ind. Götterwelt an in Art und Weise der Wischnuiten; hauptsächlich verehren sie ihre 24 ältesten Lehrer, Arhats, d. i. Würdige, oder Tirthakaras, d. i. Erretter genannt, und Bildsäulen derselben sind in den Tempeln aufgestellt. Das Ansehen der Vedas verwerfen sie; doch lesen sie die Purânas. Ihre heiligen Bücher sind zum Teil in der Prâkritsprache abgefaßt. Gleich den Buddhisten empfehlen sie ein schuldloses und ascetisches Leben; nicht das geringste lebende Wesen darf getötet werden, weshalb sie auch Tierhospitäler für alle Arten der Tiere unterhalten. Durch reines Leben wird nach ihrer Ansicht die Seele endlich so geläutert, daß sie zum Nirvâna, d. h. zur vollständigen Identifizierung mit der Weltseele, gelangen kann. Der Hauptort ihres Kultus ist jetzt Balligota, nicht weit von Seringapatam in Mysore, wo auch ihr Oberpriester seinen Sitz hat. Etwa seit dem Beginn unserer Zeitrechnung teilen sich die Dschainas in Svetâmbaras und Digambaras (Weißgekleidete und Nackte), welche beiden Sekten sich aber weniger durch ihre Lehre als durch ihren bei der letztern einer strengern Regel unterworfenen Lebenswandel unterscheiden. Die Gemeinde zerfällt wiederum in Srâvakas, d. i. Hörende oder Laien, und Jatminas, d. i. Strebende oder Priester.

Außerdem gibt es in Indien eine unzählige Menge von Religionssekten, die seit einer Reihe von Jahrhunderten sich entwickelt haben. Ihrem Grundwesen nach sind dieselben gegenwärtig insgesamt monotheistisch und von dem Streben durchdrungen, die Anhänger der verschiedenen religiösen Systeme in Indien zu verschmelzen und zu vereinigen. Die wichtigste unter ihnen sind die Sekte der Sikhs (s. d.), die auch eine Zeit lang eine bedeutende polit. Rolle gespielt hat, und in neuester Zeit der Brahmasomadsch (s. d.), welcher möglichste Annäherung aller Religionen unter Aufhebung der verschiedenen Kultusformen anstrebt.

Eine befriedigende Darstellung der ind. Religion, der leitenden Ideen derselben, des Kultus und der Mythologie in der histor. Entwickelung fehlt noch. Das beste Material dazu lieferten die Engländer Colebrooke («Essays on the religion and philosophy of the Hindus», 2. Aufl., Lond. 1858) und Wilson in zerstreuten Abhandlungen. Vgl. ferner Moore, «Hindu Pantheon» (Lond. 1810; neue Aufl. von Simpson, Madras 1864); Coleman, «Mythology of the Hindus» (Lond. 1832); Muir, «Original Sanskrit Texts, etc.» (Bd. 4, Lond. 1863; 2. Aufl. 1873); Wurm, «Geschichte der ind. Religion im Umriß dargestellt» (Basel 1874); Trumpp, «Die Religion der Sikhs» (Lpz. 1881), und die Arbeiten von Lassen, Benfey, Roth, Max Müller, Albr. Weber, Adalb. Kuhn, Spiegel, de Gubernatis ꝛc.

Indische Sprachen nennt man gewöhnlich die ganze beträchtliche Anzahl der im vordern Indien einheimischen Sprachen, in der Wissenschaft jedoch faßt man unter dieser Benennung nur diejenigen ind. Sprachen zusammen, welche dem indogerman. Sprachstamme zugehören und eine der acht Hauptgruppen desselben bilden. An ihrer Spitze steht das Sanskrit (s. d.), die wenn auch nicht lautlich, so doch flexivisch ursprünglichste der uns erhaltenen indogerman. Sprachen, zu welcher sich das Altiranische, Altarmenische, Altgriechische, Lateinische, Keltische, Germanische und Lettoslawische wie jüngere Schwestern, die auf ind. Boden entwickelten Idiome aber wie Töchter zu ihrer Mutter verhalten. Zunächst entwickelte sich aus derselben die von den Indern mit dem Namen Prâkrit (s. d.) bezeichnete Vulgärsprache (bhâshâ), welche schon im 3. Jahrh. v. Chr., wie Inschriften aus der Zeit des Asoka beweisen, in wenigstens drei Hauptdialekten die Sprache des gewöhnlichen Lebens geworden war, gegenüber dem Sanskrit, das, durch die Grammatiker fixiert, von nun an als Hochsprache nur in den Schulen und in den Werken der Wissenschaft und Litteratur fortlebt. Daher sprechen in den ind. Dramen auch nur Personen von Rang, Fürsten und Brahmanen, in Sanskrit, während sich die Personen aus dem Volke und die Frauen verschiedener Prâkritmundarten bedienen. Namentlich diese Anwendung des Prâkrit in der dramatischen Litteratur mag Veranlassung zu der frühzeitigen grammatischen Bearbeitung desselben gegeben haben. Der gefeiertste Prâkritgrammatiker ist Vararutschi (herausg. von Cowell, Lond. 1854; 2. Abdruck, Lond. 1868), nach ihm Hematschandra (herausg. zu Bombay 1873 und von Pischel, Halle 1877 und 1880; vgl. auch Lassen, «Institutiones linguae Pracriticae», Bonn 1837, und Pischel, «De grammaticis Pracriticis», Bresl. 1874). Die heiligen Bücher der Dschainas sind ebenfalls in einer Mundart des Prâkrit abgefaßt; vgl. Ed. Müller, «Beiträge zur Grammatik des Jaina-Prâkrit» (Berl. 1876), und manche andere, namentlich poetische Sprachdenkmäler.

Aus einer der zur Zeit des erblühenden Buddhismus gesprochenen Prâkritmundarten entwickelte

Digitized by Google

sich das Pâli (s. d.), welches, von den Buddhisten mehrfach zur Abfassung ihrer heiligen Schriften verwendet, so zur heiligen Schriftsprache für diese wurde und sich dann mit dem Buddhismus nach Ceylon und Hinterindien verbreitete. Noch gegenwärtig entspricht die Anwendung des Pâli daselbst ganz der des Lateins in Europa in den frühern Jahrhunderten; Schriften, welche auf eine weitere Verbreitung berechnet sind, besonders die, welche religiöse Gegenstände behandeln, werden in dieser Sprache geschrieben. Unter den einheimischen Grammatiken ragt die des Katschtschayana hervor («Introduction to Katschtschayana's grammar» von d'Alwis, Colombo 1863), auch mehrfach von Europäern bearbeitet; am populärsten ist die vielfach in Pâli und singhales. Sprache kommentierte des Pâlâvatâra, unter den Wörterbüchern die «Abhidhâna-ppadîpikâ» des Moggalana (erstere bearbeitet, letztere herausg. von Clough, Colombo 1824; neue Aufl. des Wörterbuchs von Waskaduwe Subhûti) am geschätztesten. Ein Pâli-engl. Wörterbuch gibt es von Childers («Dictionary of the Pali language», Lond. 1872—75). Neben den heiligen Schriften der Buddhisten, zu welchen Buddhaghosa weitläufige Kommentare schrieb, umfaßt die Pâli-Litteratur unter anderm noch Legendensammlungen und wichtige histor. Werke in Versen.

Schon vor dem 10. Jahrh. hatte sich aus den Prâkritmundarten das Hindûi, vergleichbar dem Romanischen als Tochter des Lateinischen, gebildet. Das von den Hindu selbst modernisierte Hindui führt den Namen Hindi, das gegenwärtig die Litteratursprache vorzugsweise der nichtmohammed. Bewohner Indiens bildet, während sich die Moslems des meist mit dem arab.-pers. Alphabet geschriebenen Hindustani bedienen. Letzteres, ein stark mit pers. und arab. Worten gemischtes Hindi, entstand seit Ende des 12. Jahrh. nach Gründung der Patanischen Dynastie in Delhi, bildete sich aber erst vollständig aus, seit Timur in dieser Stadt sein Heereslager (Urdu) aufgeschlagen hatte; deshalb wird es häufig auch Urdu oder Urdusprache genannt. Gleichzeitig entstand im südl. Indien (Dekhan) durch Einfluß der moslem. Eroberer aus dem Hindi eine ähnliche ind.-moslem. Mischsprache, das Dakhni. In neuerer Zeit hat das von den Briten sehr begünstigte Hindustani das Persische in der Administration und der Diplomatie fast ganz verdrängt; doch ist gegenwärtig ein auch von der Regierung begünstigtes Streben wahrzunehmen, die Sprache ihrer fremden Elemente zu entkleiden und das Hindi wiederherzustellen. Im nördl. Indien war erst Delhi, dann seit Ende des 18. Jahrh. Lucknow der Mittelpunkt der neuen moslem.-ind. Litteratur. Ihre Glanzepoche bildet das 18. Jahrh. Dieselbe ist zwar sehr reich, besteht aber zum großen Teil nur aus mehr oder minder freien Übertragungen aus dem Persischen, Arabischen und Sanskrit. Über mehr als 700 Schriftsteller in Hindi und Hindustani berichtet Garcin de Tassy in der «Histoire de la littérature hindoui et hindoustani» (Bd. 1 u. 2, Par. 1839—47; 2. Aufl., 3 Bde., Par. 1871); vgl. auch desselben «La langue et la littérature hindoustanique de 1850 à 1869» (2. Aufl., Par. 1874) und seine «Revue annuelle» über ind. Sprache und Litteratur (Par. 1872 fg.). Unter den Hilfsbüchern zur Erlernung dieser Sprachen sind hervorzuheben Garcin de Tassys «Rudiments de la langue hindoustani» (Par. 1829) und «Rudiments de la langue hindoui» (Par. 1847), die Grammatiken von Shakespear (5. Aufl., Lond. 1846), Forbes (Lond. 1846) und Duncan (für das Dekhan, Madras 1863), Kelloggs vergleichende «Grammar of the Hindi language» (Allahabad u. Lond. 1876), die Wörterbücher von Shakespear (5. Aufl., Lond. 1846), Forbes (Lond. 1848 u. 1861), Yates (Kalkutta 1847) und Fallon (Benares 1879) über das Hindustani; über das Hindi das Wörterbuch von Thompson (Kalkutta 1846) und Bate (Benares 1875).

Die lokale Grundlage des Hindi und Hindustani bildet die Braj-bhâkhâ, eine Tochter des śûrasenischen Prâkrit, noch jetzt die Sprache des Landes Braj (Bradsch) in Bundelkhund, aber zur Litteratursprache erhoben und namentlich von Dichtern dem gewöhnlichen modernen Hindi vorgezogen. Dasselbe, wenn auch in geringerm Grade, gilt auch von der Pûrbi-bhâkhâ, dem im Osten (purb) von Delhi gesprochenen Dialekt. Unter den zahlreichen andern Provinzialsprachen Indiens, sämtlich Enkeln des Sanskrit, aber grammatisch zu diesem in demselben Verhältnisse stehend, wie die lebenden roman. Sprachen zum Latein, haben sich ebenfalls mehrere eine Litteratur gebildet, deren Hauptwerke jedoch fast nur Übersetzungen aus dem Sanskrit sind, wozu in den letzten Decennien auch Übersetzungen aus dem Arabischen, namentlich aber dem Persischen, Hindustani und europ. Sprachen hinzukommen, sowie eine ziemliche Anzahl von Europäern und Eingeborenen verfaßter Schriften für den Zweck des Unterrichts und der Mission. Die wichtigsten dieser neuind. Sprachen sind: 1) Das Bengali im östl. Teile von Indien, von dem Haughton Grammatik (Lond. 1821) und ein Wörterbuch (Lond. 1834), Yates (Kalkutta 1847) und Forbes (Lond. 1862) Grammatiken lieferten, und in das Ram-Comal-Sen Johnsons engl. Wörterbuch (2 Bde., Serampore 1834) übersetzte. 2) Das Orissa, auch Uriya genannt, das Sutton grammatisch (Kalkutta 1831) und lexikalisch (3 Bde., Kuttack 1841—43) bearbeitete. Praktisches Handbuch von Maltby (Kalkutta 1874). 3) Das Maharatti, von dem Stevenson (Bomb. 1843) eine Grammatik, Molesworth (Bomb. 1831; engl. und mahrattisch, Bomb. 1847) und Padmanji (Bomb. 1863) Wörterbücher lieferten. 4) Das Guzerati im nordwestl. Indien, welches grammatisch von Drummond (Bomb. 1808), lexikalisch von Mirza-Mohammed-Kazim (Bomb. 1846), Karsandas Mulji (Bomb. 1862) und Shapurji Edalji (Bomb. 1863; 2. Aufl. 1868) bearbeitet wurde. 5) Das Sindhi in den Gebieten des untern Indus, für welches Stack sowohl Grammatik (Bomb. 1849) als Wörterbuch (2 Bde., Bomb. 1849—55) lieferte (vgl. auch Ern. Trumpp, «Grammar of the Sindhi language», 1872). 6) Das Penjabi, das von Leach (Bomb. 1838) grammatisch, von Starley (Kalkutta 1850) lexikalisch behandelt worden ist. Die Litteratur dieser Dialekte (vorzugsweise religiösen Inhalts oder in Übersetzungen aus dem Sanskrit bestehend) ist bis jetzt in Europa erst wenig bearbeitet worden. Vgl. John Beames, «Comparative grammar of the modern Aryan languages of India, Hindi, Penjabi, Sindhi, Gujarati, Marathi, Oriya and Bangali» (3 Bde., Lond. 1872—79); Hörnle, «Comparative grammar

Digitized by Google

of the Gaudian languages» (Lond. 1880). Auch die Sprache der Zigeuner gehört hierher. Hauptwerke: Pott, «Die Zigeuner in Europa und Aſien» (Halle 1845); Miklosich, «Die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner in Europa und Aſien» (12 Bde., Wien 1872—80). Das Kawi, d. i. Dichterſprache, deſſen man ſich in Gedichten auf Java und den Nachbarinſeln bediente, iſt ſeiner grammatiſchen Struktur nach eine malaiiſche Sprache, hat aber ſeinen Wörterſchatz wie die Stoffe ſeiner Litteratur meiſt dem Sanskrit entlehnt. Vgl. W. von Humboldt, «Über die Kawiſprache» (3 Bde., Berl. 1836—40). In neuerer Zeit iſt es beſonders von Heinrich Kern wiſſenſchaftlich gepflegt worden.

Die Sprachen des ſüdl. Indien weichen in ihrem grammatiſchen Baue völlig von denen ſanskritiſchen Urſprungs ab und bilden einen eigenen, vom indogermaniſchen verſchiedenen ſog. Dekhaniſchen oder Dravidiſchen Sprachſtamm. Die wichtigſten Sprachen ſind: 1) Das Tamil, auch das Malabariſche genannt, auf den Küſten Koromandel und Malabar. Es hat eine alte und reiche Litteratur. Vgl. John Murdoch, «A classified catalogue of Tamil printed books» (Madras 1865). Berühmt iſt vor allem der «Cural» des Tiruvalluver, eine ethiſche Dichtung (herausg. von Graul, Lpz. 1866). Von den vielen Hilfsmitteln ſind zu nennen die Grammatiken von Beſchi (Madras 1822; neu herausg. von A. Burnell, Trankebar 1876) und Rhenius (Madras 1836; 2. Aufl. 1846), die Wörterbücher von Rottler (4 Bde., Madras 1834—41) und Winslow (Madras 1862). 2) Das Telugu oder Telinga in der Mitte des Dekhan mit Grammatiken von Campbell (Madras 1816; 3. Aufl. 1849) und Brown (Madras 1840), einem Wörterbuche von Campbell (Madras 1821; 2. Aufl. 1848). Von der ebenfalls reichen Telugu-Litteratur gilt dasſelbe wie von der tamuliſchen. Vgl. Brown, «On the language and literature of the Telugu» (2 Tle., Madras 1839—40). 3) Das Kanareſiſche in der Provinz von Karnatik, in der Gegend von Myſore. Die ältere Sprache, das Halakanara, hat ebenfalls eine reiche Litteratur, doch iſt die Zahl der in der gewöhnlichen Sprache abgefaßten Schriften ziemlich gering. Eine Sammlung der hervorragendſten Werke beſorgte der Miſſionar Mögling (6 Bde., Mangalore 1850); Grammatiken ſind vorhanden von Mackerrell (Madras 1821) und Hodſon (Bangalore 1864), ein Wörterbuch von Reeve (4 Bde., Madras 1824—32; neue Ausg. von Sanderſon, Bangalore 1858). Vgl. Kittel, «Kesirâja's Jewel Mirror of grammar» (Mangalore 1872) und «Nâgavarma's Canarese prosody, with an essay on Canarese literature» (Mangalore 1875). 4) Das Malayalam, auf Malabar vom Kap Comorin bis Dilli geſprochen, hat nur eine unbedeutende Litteratur. Grammatiken davon ſchrieben Peet (Cottayam 1841) und Spring (Madras 1839), ein Wörterbuch Bailey (Cottayam 1846) und Gundert (Mangalore). 5) Das Singhaleſiſche auf der Inſel Ceylon, von dem die Sprache der Malediven nur dialektiſch verſchieden iſt. Die ſinghaleſ. Litteratur, die ſich in demſelben Ideenkreiſe wie die des Pâli bewegt, iſt in einer eigenen Schriftſprache, dem Elu, geſchrieben, das ſich von der Sprache des gewöhnlichen Lebens durch reichliche Einmiſchung von indiſchen, namentlich von Sanskritwörtern unterſcheidet. Der berühmteſte ſinghaleſiſche Dichter war Gasco, ein Portugieſe von Geburt. Eine Grammatik lieferte Chater (Colombo 1815), ein Lexikon Clough (2 Bde., Colombo 1821). Vgl. Alwis, «Introduction to Singhalese grammar» (Colombo 1859); derſelbe, «Attanagaluwansa» (Colombo 1866); «Selalihinisandese» (Colombo 1865); «The Sinhalese handbook in roman characters» (2. Aufl., Colombo 1880). Nach Childers und E. Kuhn gehört das Singhaleſiſche vielmehr zu den ſanskritiſchen Sprachen. Von geringerer Bedeutung ſind die Sprachen der Tulu (Grammatik von Brigel, Mangalore 1872) oder Tuluva, der Tuda, der Kota, der Gond, welche ebenfalls dravidiſchen Charakter tragen. Ob die Sprachen einiger Völkerreſte im Innern Vorderindiens, wie z. B. der Chonds, mit den dekhaniſchen Sprachen in Verbindung ſtehen, iſt noch nicht ermittelt. Vgl. noch Caldwells «Comparative grammar of the Dravidian languages» (Lond. 1855; 2. Aufl. 1875); Burnell, «Elements of South Indian palaeography» (Mangalore 1874), ſowie deſſen «Specimens of South Indian dialects» (Mangalore 1873); Beames, «Outlines of Indian philology» (2. Aufl., Lond. 1868); Emil Schlagintweit, «Geographiſche Verbreitung der Volksſprachen Oſtindiens» («Sitzungsberichte der philoſ.-philol. Klaſſe der Königl. Bayr. Akademie der Wiſſenſchaften», 1875); Rob. Cuſt, «Sketch of the modern languages of the East-Indies» (Lond. 1878).

Indiſche Vogelneſter oder Eßbare Neſter, ehedem als Zeichen des Reichtums Indiens häufig angeführt, ſind die fälſchlich ſo genannten löffelartigen Konſolen oder Unterſätze, womit mehrere an der Seeküſte der oſtind. Inſeln ſich aufhaltende Arten der Gattung Salangane (Collocalia) aus der Familie der Cypſeliden oder Mauerſchwalben ihre eigentlichen Neſter an den Felſen befeſtigen. Die in den Handel kommenden Neſter ſtammen vorzugsweiſe von zwei Arten, der Labet (C. nidifica) und der Lintjih (C. fuciphaga). Sie gleichen einem halben Ellipſoid aus einer der weißen Hauſenblaſe ähnlichen Maſſe, ſind 2—3 cm hoch und 5—7 cm breit, etwa je 10 g ſchwer (man rechnet 100 Stück auf 1 kg), hart, ſpröde und löſen ſich durch Kochen in eine zähe Gallerte von einem faden oder höchſtens ſchwach ſalzigen Geſchmack auf, welche bloß durch Gewürze einige Schmackhaftigkeit erhält. Die Neſter beſtehen nur aus dem klebrigen Speichel, der aus zahlreichen, in der Mund- und Rachenhöhle des Vogels angebrachten Drüſen abgeſondert wird. Sie hängen in dichten Reihen in Felſenhöhlen, zu denen man nicht ſelten nur durch Herablaſſen an einem Seil gelangen kann, weshalb auch das Geſchäft des Einſammelns ſehr gefährlich iſt. Die Vögel brüten viermal im Jahre; um ſie nicht zu vertreiben oder gar auszurotten, ſammelt man ihre Neſter jedoch nur dreimal und läßt ihnen eine Brut. Auf den ind. Inſeln werden die Neſter nirgends als Nahrung verwendet, ſondern nur in China als Leckerbiſſen der Reichen. Sie werden, ohne jeden Grund, für ſtimulierend gehalten. Der Stapelplatz des Vogelneſthandels iſt die Stadt Kanton. Die jährliche Geſamteinfuhr wird auf 1200 Pikuls oder ungefähr 85 000 kg veranſchlagt. Der Pikul enthält ungefähr 7000 Stück und wird in beſter Sorte mit 3—4000 Doll. bezahlt, geringere Qualitäten ſind mit 1600—2800 Doll., die ſchechteſten mit 200 Doll. zu haben.

Digitized by Google

Die feinsten Sorten werden nur für den kaiserl. Hof in Peking geliefert.

Indischrot, s. Türkischrot.

Indiskret (lat.), unvorsichtig, unverschwiegen, rücksichtslos, Gegensatz von Diskret (s. d.); Indiskretion, Unvorsichtigkeit, rücksichtslose Plauderhaftigkeit.

Indisponibel (frz.), unverfügbar; indisponiert, unaufgelegt, unpäßlich; Indisposition, Unaufgelegtheit, Unpäßlichkeit.

Indium, chem. Zeichen In, Atomgewicht 113,4, ein in der Natur nur spurenweise auftretendes und nur in zinkischen Erzen und daraus dargestellten Produkten aufgefundenes Metall, von Reich und Richter 1863 entdeckt. Man gewinnt es beim Auflösen von freiberger Zink in Säuren und Digestion der Lösung mit überschüssigem Zink, wobei es neben andern Metallen, Blei, Kupfer, als schwammiger, grauer Niederschlag abgeschieden und dann durch weitläufige chem. Operationen von jenen Metallen zu trennen ist. Das durch Glühen mit Natrium aus seinem Oxyd abgeschiedene Metall ist weiß und glänzend, dem Platin und Zink ähnlich, nicht krystallinisch, weicher als Blei, leicht dehnbar, von 7,4 spezifischem Gewicht, wird durch Hämmern nicht verdichtet, schmilzt bei 176°, weniger flüchtig als Cadmium und Zink. Bleibt an der Luft, selbst beim Schmelzen unverändert glänzend, bei starkem Glühen entzündet es sich an der Luft und verbrennt mit blauer Flamme und braunem Rauch zu gelbem Oxyd. Von verdünnten Säuren wird es unter Entwicklung von Wasserstoff gelöst, das Gas verbrennt beim Entzünden mit rötlichblauer Flamme. In seinen Verbindungen verhält es sich wie ein vierwertiges Element. Die Indiumsalze zeigen im Spektralapparat eine äußerst intensive blaue und eine schwächere violette Linie.

Individuell heißt dasjenige, was bei einem einzelnen Gegenstande seine Natur als besonderes Ding ausmacht. Individualität nennt man daher den Inbegriff der Merkmale, wodurch sich ein Ding von andern seiner Art unterscheidet. Das Individuelle ist Gegenstand der Anschauung und kann nur durch diese erkannt werden. Das Allgemeine oder Generelle dagegen läßt sich nur durch Reflexion und Abstraktion finden. Je vielfältigern Bestimmungen eine Klasse von Dingen zugänglich ist, desto reicher entfaltet sich innerhalb derselben die Individualität, am reichsten da, wo das geistige Leben einer selbständigen Ausbildung fähig ist. Obgleich daher unter Individuum ein Einzelwesen überhaupt verstanden wird, so bezeichnet das Wort doch vorzugsweise das geistige Einzelwesen oder die Person, und die Individualität den Inbegriff der geistigen Eigentümlichkeiten, die eine Person von allen andern ihrer Gattung unterscheiden. Die Ursachen einer bestimmten Individualität liegen teils in der Gesetzmäßigkeit des geistigen Lebens, teils in dem variierenden Verhältnisse des Geistigen zum Körperlichen. Die Frage nach dem Prinzip der Individualität (principium individuationis) hat die Metaphysik, namentlich bei den Scholastikern, lange Zeit beschäftigt und wurde die Veranlassung sehr verschiedener Lehrmeinungen. Sie entstand dadurch, daß man nach Platonischer Art die allgemeinen Begriffe für den Ausdruck des wahren Wesens der Dinge erklärte und dadurch in Verlegenheit geriet, wie man sich die Entstehung der individuellen Bestimmungen, durch welche sich alles Wirkliche thatsächlich zu erkennen gibt, zu denken habe.

Individuum, s. unter Individuell.

Indizien (lat. indicia, Anzeichen) sind Nebenumstände, welche sich mit den Hauptgegenständen einer Beweisaufnahme (s. Beweis, juristisch) in einen derartigen Zusammenhang bringen lassen, daß aus ihrem Vorhandensein ein Schluß auf die Wirklichkeit der eigentlich in Frage befangenen Thatsachen gemacht werden kann. Die Verwertung der J. für den Zweck eines künstlichen (apagogischen, cirkumstantiellen) Beweises, namentlich im Strafverfahren, hat die Prozessualisten viel beschäftigt. Man unterscheidet Anzeichen der Schuld und Unschuld (Gegenanzeichen), desgleichen «allgemeine» Anzeichen, welche (wie z. B. vorherige Drohungen, die Anwesenheit des Verdächtigen am Orte und zur Zeit der That) mit Verbrechen jeder Art in Verbindung stehen können, und «besondere» Anzeichen, die auf den Thatbestand eines bestimmten einzelnen Verbrechens hinweisen, wie z. B. der heimliche Besitz von Prägevorrichtungen auf Münzfälschung, Schwangerschaftssymptome, die nachher plötzlich und ohne daß ein Kind zum Vorschein gekommen ist, wieder aufhörten, auf Verheimlichung der Niederkunft oder selbst Kindestötung. Umstände, welche die notwendige Voraussetzung des Verbrechens bilden oder auf die Geneigtheit einer gewissen Person zu Begehung der sträflichen That schließen lassen, wie schlechter Lebenswandel, gute Gelegenheit und eine besonders mächtige Versuchung zur Verübung, liefern «vorhergehende» Anzeichen, während die Spuren der Gegenwart des Verdächtigen am Orte der That oder unmittelbare Ergebnisse der letztern, wie Blutflecken an den Kleidern des einer Tötung Angeschuldigten, zu den «gleichzeitigen», ferner alle Verdachtsmomente, die sich aus einer Benutzung der durch das Verbrechen zu erzielen gewesenen Vorteile ergeben oder auf ein Schuldbewußtsein hindeuten, zu den «nachfolgenden» Anzeichen gehören. Nach dem Grade des dadurch begründeten Verdachts sind die Anzeichen nahe oder entfernte. Bei der Trüglichkeit des bloßen Scheins und bei der Unmöglichkeit, einmal vollzogene Straferkenntnisse wieder rückgängig zu machen, muß dem Richter, welcher auf J. sein Urteil gründen will, die größte Vorsicht und Zurückhaltung zur Pflicht gemacht werden. Nach der Carolina (s. d.) rechtfertigte das Vorhandensein von «genugsamen und redlichen» Anzeichen lediglich die Anwendung der Marter, um durch das Geständnis einen direkten Schuldbeweis zu erlangen, und die Gesetze, welche seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. mit Abschaffung der Folter vorgingen, geboten bei bloß künstlicher Überführung nur eine gelindere «außerordentliche» Strafe zu verhängen. Erst in der neuern Zeit und seitdem die gewissenhafte Überzeugung der Richter durch die Gesetzgebung von dem Zwange beengender Beweisregeln befreit wurde, ist auch in Deutschland der Indizienbeweis allgemein als gleichwichtig anerkannt. Zu einem vollen Beweise dieser Art gehört jedoch ein solches Zusammentreffen und Ineinandergreifen der Anzeichen, daß es sich nur aus deren Zusammenhang mit dem Verbrechen erklären läßt, und daß die Zurückführung der Verdachtsgründe auf unverfängliche Verhältnisse bloß mit Hilfe der unwahrscheinlichsten Annahmen zu ermöglichen wäre. Die neue Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich

Digitized by Google

bestimmt im §. 260: über das Ergebnis der Beweisaufnahme entscheidet das Gericht nach seiner freien, aus dem Inbegriffe der Verhandlung geschöpften Überzeugung. Vgl. Glaser, «Beiträge zur Lehre vom Beweis» (Lpz. 1883).

Indobritisches Reich, s. Ostindien.

Indochinesische Halbinsel, s. Hinterindien.

Indogermanen ist gegenwärtig in Deutschland der fast allgemein angenommene Gesamtname für die große linguistisch bestimmte Völkerfamilie, welche das ganze westl. Asien und Europa mit nur sehr geringen Ausnahmen bevölkert und seit einigen Jahrhunderten in einzelnen Gliedern sich auch nach Amerika, Australien und einzelnen Gebieten des nördl. und östl. Asien, Afrika und Polynesien verpflanzt hat. Die nähere und fernere Verwandtschaft der einzelnen Sippen und Glieder des großen Stammes zeigt sich zwar auch in der verhältnismäßigen Ähnlichkeit des physischen Typus und in vielen Zügen des Charakters, wie sich dieser in den geistigen, sittlichen und religiösen Schöpfungen der einzelnen Nationen, überhaupt in deren Geschichte widerspiegelt; das sichere Kriterium der Verwandtschaft dieser Völker ist aber die Verwandtschaft ihrer Sprachen, und erst durch die Entdeckung dieser wurde es klar, daß, wie die indogerman. Sprachen aus Einer Ursprache hervorgegangen sind, so auch die indogerman. Völker auf Ein Urvolk zurückgehen, das freilich im Laufe der Geschichte eine Menge verschiedenartiger Elemente sich assimiliert hat. Diese Sprachverwandtschaft, im 18. Jahrh. entdeckt, ist von deutschen Sprachforschern wissenschaftlich begründet und erläutert worden, vor allen nach einigen Vorläufern, zu denen namentlich Friedrich Schlegel gehört (von welchem der Name «Indogermanen» herrührt), von Franz Bopp und dessen Schule. Neben der Bezeichnung J., indogerman. Völker und Sprachen finden sich auch öfters noch die Namen indoeuropäisch (bei Bopp und den engl. Gelehrten, weniger in Deutschland gebräuchlich) und arisch (wie namentlich bei franz. Gelehrten); die Bezeichnungen sanskritisch (W. von Humboldt), japhetisch (Hupfeld, Görres) und mittelländisch (Ewald) haben sich keine allgemeinere Geltung verschaffen können.

Nach den neuesten Forschungen lassen sich sämtliche lebende und ausgestorbene Glieder (soweit sie bekannt) des großen indogermanischen Sprachstammes in acht Unterabteilungen (Sippen, Familien oder Äste) gruppieren, deren jede aus Sprachen besteht, die, wie die Völker, welche sie sprechen, wieder in engerer Verwandtschaft untereinander als mit denen anderer Gruppen stehen. Zwei dieser Unterabteilungen bilden die asiatische, die übrigen sechs die europ. Gruppe der Sprachen des indogerman. Stammes. Die asiat. Gruppe, auch wohl vorzugsweise Arische Gruppe genannt, umfaßt 1) die Indischen Sprachen, an deren Spitze das Sanskrit steht, welches in seiner ältern Form (als Sprache der Veden) überhaupt die weitaus altertümlichste und daher für die Sprachforschung wichtigste Sprache des gesamten Sprachstammes ist. 2) Die Iranischen (Eranischen) Sprachen, nach der Hauptsprache auch pers. Sprachen genannt, als deren beide älteste Glieder das Altpersische der achämenidischen Keilschriften und das Altbaktrische oder Zend zu betrachten sind. Der europ. Gruppe des ganzen Sprachstammes gehören an: 3) Die thraco-illyr. Familie, gegenwärtig bis auf schwache Überreste ausgestorben. Als Überrest der thraz. Sprachen dürfte das Armenische, als Überrest der illyrischen das heutige Albanesische zu betrachten sein. 4) Die griech. Familie. 5) Die Italischen Sprachen, als deren wichtigste Vertreterin das Lateinische gelten muß. Dieses ist wiederum als Vulgärsprache (Vulgärlatein), d. h. als Sprache der röm. Kolonisten, die Mutter der neuern Romanischen Sprachen. 6) Die im Erlöschen begriffenen Sprachen der Kelten. 7) Die Slawischen Sprachen, deren älteste, der Grundsprache am nächsten stehende Form das Kirchenslawische ist, samt der innigverwandten litauischen, lettischen oder baltischen Familie, zu welcher außer dem eigentlichen Litauischen und dem Lettischen auch das Altpreußische gehörte. 8) Die Germanischen Sprachen.

Wo der Sitz des indogermanischen Urvolks zu suchen sei, ist zweifelhaft und die Ansichten darüber gehen ziemlich weit auseinander; während die ältern Gelehrten geneigt waren, denselben nach Mittelasien, etwa in die Hochländer am obern Oxus und Jaxartes zu verlegen, sprechen neuere Forscher (z. B. Latham, Benfey, L. Geiger, F. Müller, Pösche) sich für Ost- oder Mitteleuropa, einige sogar (Penka) für Skandinavien aus. Nach den neuesten kritischen Untersuchungen darüber (von O. Schrader) hat die letztere Ansicht eine größere Wahrscheinlichkeit für sich als die erstere. Jedenfalls hatte das Urvolk bereits einen verhältnismäßig hohen Kulturgrad erreicht und lebte, wie die Untersuchungen von Kuhn, Max Müller, V. Hehn, O. Schrader u. a. ergeben haben, in geregelten Familienverhältnissen, trieb Ackerbau und Viehzucht und besaß feste Ansiedelungen. Die Religion, entsprungen aus einer Verehrung des Lichts, war ein einfacher Naturkultus. Auch über die Art, wie man sich die Verzweigungen des ganzen Sprachstammes in die einzelnen Familien zu denken habe, gehen die Meinungen auseinander. Nach den Forschungen Schleichers löste sich von diesem Urvolk zuerst derjenige Hauptast los, der sich dann wieder in die Germanen, Litauer und Slawen verzweigte. Der zweite Hauptast, welcher sich von den Ursitzen der J. loslöste, begriff die spätern Familien der Kelten, Griechen (mit den thraz.-illyr. Stämmen) und Italer in sich. Die letzte Gruppe, welche von den gemeinschaftlichen Ursitzen auswanderte, war die arische Gruppe: die Inder und die Iranier. Erstere zogen über den Himalaja in das Pendschab, wo die ältesten Hymnen der Veda entstanden, und verbreiteten sich dann weiter über das Gangesland. Die Iranier scheinen von dem alten Baktrien aus das ganze iran. Hochland eingenommen zu haben. Schleicher nimmt demnach drei Gruppen, die nordöstlich-europäische, die südwestlich-europäische und die asiatische, an. Dem gegenüber sind jetzt die meisten Sprachforscher der Ansicht, daß der Sprachstamm sich zunächst in zwei Gruppen, die asiatische (Inder und Iranier) und die europäische, gespalten habe, letztere sich dann erst weiter auflöste. (Vgl. A. Fick, «Die ehemalige Spracheinheit der J. Europas», Gött. 1873.) Beide Ansichten gehen aber von der Voraussetzung aus, daß die einzelnen Gruppen und Familien durch Auswanderung und faktische Trennung vom Urvolk oder einem Teil desselben entstanden seien. Neuerdings hat eine ganz andere Ansicht (begründet von Joh. Schmidt in «Die Verwandtschafts-

Digitized by Google

verhältnisse der indogerman. Sprachen», Weim. 1872), nach welcher zwischen den einzelnen indogerman. Familien keine scharfen Trennungen, sondern nur allmähliche Übergänge anzunehmen sind, einige Verbreitung, doch keine allgemeine Anerkennung gefunden. Eine tiefbegründete Durchforschung des gesamten Sprachstammes hat man den Bemühungen Bopps in dessen «Vergleichender Grammatik» (6 Tle., Berl. 1833—52; 3. Aufl., 3 Bde., Berl. 1868—71) und Schleichers im «Compendium der vergleichenden Grammatik» (4. Aufl., Weim. 1876) zu verdanken. Mit der Bearbeitung einzelner Sprachfamilien haben sich besonders Jak. Grimm (german. Sprachen), Miklosich (slaw. Sprachen), Schleicher (Litauisch und Slawisch), Zeuß, Ebel (Keltisch), Benfey, Pott, G. Curtius (Griechisch), Spiegel, Haug, Justi, F. Müller (Iranisch) u. a. beschäftigt. Seit 1850 gab Kuhn eine «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der deutschen, griech. und lat. Sprachen» und 1856—76 (mit Schleicher) «Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, kelt. und slaw. Sprachen» zu Berlin heraus, welche beiden seit 1876 zur «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogerman. Sprachen» vereinigt wurden; Bezzenberger gibt seit 1876 zu Göttingen «Beiträge zur Kunde der indogerman. Sprachen» heraus. Die erste vollständige Übersicht über den indogerman. Sprachstamm hat Pott in Ersch und Grubers «Allgemeiner Encyklopädie» (Sekt. 2, Bd. 18, Lpz. 1841) geliefert. Vgl. auch Pösche, «Die Arier» (Jena 1878).

Indōl C_8H_7N, Reduktionsprodukt des Indigblaues, entsteht außerdem bei der Fäulnis der Eiweißkörper und bei der Verdauung der Eiweißstoffe unter dem Einfluß des Pankreassaftes. Es findet sich in geringen Mengen, nebst dem ihm homologen Skatol C_9H_9N als Bestandteil der menschlichen Exkremente. Es wird vom Darm aus resorbiert und im Organismus in eine Sulfosäure verwandelt, die im Harn als Kalisalz ausgeschieden wird und hier häufig Veranlassung zum Auftreten von Indigblau wird. Die seit längerm beobachtete Bildung von Indigblau, besonders bei gewissen Krankheiten, führte man früher auf das Vorkommen von Indican im Organismus zurück. Durch neuere Untersuchungen ist aber nicht allein das Unrichtige dieser Anschauung erwiesen, sondern auch die Indolschwefelsäure als regelmäßiger Bestandteil des normalen Harns konstatiert worden.

Indōlenz (lat.), eigentlich Schmerzlosigkeit, bezeichnet überhaupt Unempfindlichkeit, Gleichgültigkeit und Trägheit oder Apathie, also den Zustand, wo wir weder von angenehmen noch unangenehmen Ereignissen leicht zum Handeln erregt werden und daher am liebsten in einer trägen Ruhe ausharren. Dieser Zustand, welcher entweder von Natur angelegt oder durch Abstumpfung der Empfindungen (infolge von Anstrengungen, Kummer oder Ausschweifungen) entstanden sein kann, beruht darauf, daß eine geringe geistige Erregbarkeit von Unentschlossenheit und Langsamkeit im Handeln, sowie umgekehrt ein hoher Grad geistiger Lebensthätigkeit von einer großen Regsamkeit im Handeln begleitet zu sein pflegt. Von solcher I. und Apathie ist wohl zu unterscheiden die auf Überlegung beruhende leidenschaftslose Ruhe.

Indōles (lat.), Naturanlage; indoles animi, Gemütsbeschaffenheit; indoles morbi, die Natur, der Charakter der Krankheit.

Indore oder Indur (ind. Indrawar), Hauptstadt der Besitzungen der Maharattenfürsten Holkar in Britisch-Indien, liegt in einer Ebene am linken Ufer des Katli, wurde erst 1767 gegenüber von Dschemnah oder Alt-Indore erbaut, zählt etwa 15000 E., hat schlechte Häuser aus Lehmziegeln, enge, unregelmäßige Gassen, mehrere Moscheen und zahlreiche Hindutempel, aber keinen einzigen Bau von Interesse. Dagegen hat das 22 km südlicher gelegene Mhau oder Mō, wo sich, unweit einer Stadt gleichen Namens, ein Campement für 3828 eingeborene und 2728 engl. Truppen befindet, ein ganz europ. Ansehen, mit Kirche, Bibliothek, Lesehalle, Theater u. s. w. Das Gebiet des Maharadscha Holkar-Indore, eines Vasallen der brit. Regierung, bildet eine Residentschaft der unter einem polit. Agenten stehenden, zu der Präsidentschaft Bengalen gehörenden Provinz Centralindien. Dasselbe besteht aus einem, von der Nerbudda und dem Vindhya durchzogenen Hauptteile und vier davon getrennt in den Assistent-Agentschaften Bhopal, Westmalwa, Bhopapur und Manupur gelegenen Nebenteilen, zusammen mit einem Areal von 20913 qkm und 635450 Bewohnern, hauptsächlich Maharatten und neben diesen andere Hindu, Mohammedaner, Gönds und Bhils. Das Land ist allenthalben fruchtbar, erzeugt Weizen und andere Getreidearten, Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und besonders Opium in großer Menge. Die Einkünfte des Fürsten belaufen sich auf 300000 Pfd. St. Die Militärmacht beträgt 24800 Mann Infanterie, 3300 Kavallerie und 24 Feldgeschütze. Gründer des Staats war der Maharatte Malhar Rao, ein Sudra aus der Schäferkaste, welcher während der ersten Invasion der Maharatten in Nordhindostan sich zum General in der Armee des Peischwa emporschwang und von diesem 1733 die Stadt I. als Lehn empfing. Der bedeutendste unter seinen Nachfolgern war Dscheswant Rao, der 1804 mit bedeutender Macht in das eigentliche Hindostan einfiel, aber 27. Nov. bei Farrakhabad vom brit. General Lake völlig geschlagen wurde und im Dez. 1805 einen Teil seines Gebietes an die Engländer abtrat, während er in den übrigen Besitzungen bestätigt wurde. Ihm folgte 1811 sein natürlicher und Adoptivsohn Malhar Rao, der 1817 den Krieg mit den Engländern von neuem begann, aber 21. Dez. desselben Jahres bei Mahidpore völlig geschlagen wurde und im Vertrage von Mundessore 18. Jan. 1818 mit seinen Besitzungen in die Reihe der brit. Vasallen trat. Als er 1833 kinderlos starb, fanden Thronstreitigkeiten und Verwickelungen mancher Art statt, bis 1844 Tukadschi Rao Holkar auf den Thron gelangte. Derselbe blieb den Engländern während des Aufstandes 1857 treu und erhielt 1862 unbeschränktes Recht, einen Nachfolger zu adoptieren.

Indossable Papiere sind solche Wertpapiere, welche durch Indossament (s. d.) auf einen andern übertragen werden können. Das wichtigste derselben ist der Wechsel (s. d.), welcher nach deutschem Rechte schon von selbst indossabel ist, auch wenn er nicht ausdrücklich «an Ordre» lautet, vielmehr muß er, damit ihm die Indossabilität entzogen werde, ausdrücklich «nicht an Ordre» gestellt sein. Außerdem sind nach dem deutschen Handelsgesetzbuche noch folgende Wertpapiere indossabel, falls sie ausdrücklich «an Ordre» des Berechtigten gestellt sind: gewisse kaufmännische Anweisungen und

Digitized by Google

Verpflichtungsſcheine (Art. 301), wenn darin die Verpflichtung zur Leiſtung nicht von einer Gegenleiſtung abhängig gemacht iſt; ferner Lagerſcheine (Warrants) über bewegliche Sachen, falls ſie von einer zur Aufbewahrung ſolcher Sachen ſtaatlich ermächtigten Anſtalt ausgeſtellt ſind; ſodann der Ladeſchein des Frachtführers, Connoſſement, Bodmereibrief und Seeverſicherungspolice (Art. 302); endlich Namensaktien; außerdem aber können die Landesgeſetze noch andern Urkunden die Indoſſabilität verleihen (Art. 304). Die Bedeutung dieſer Eigenſchaft iſt aber vor allem die, daß in jedem neuen Erwerber des Papiers (Indoſſator) das Recht gleichſam als ein ganz neues zur Entſtehung kommt, ſodaß derſelbe ſich keine Einreden aus der Perſon eines Vorgängers bei der Geltendmachung des Anſpruchs entgegenſetzen zu laſſen braucht. Die indoſſablen Papiere werden daher bereitwillig, faſt wie Geld, in Zahlung genommen und haben eine außerordentlich große Verkehrsfähigkeit.

Indoſſament oder Indoſſo, vom ital. indossare, d. i. auf dem Rücken übertragen, nennt man die Übertragung der Rechte aus einem Wechſel, einer Anweiſung und andern ſog. Ordrepapieren der Indoſſablen Papiere (ſ. d.) auf einen andern mittels einer vom Remittenten oder dem weitern Inhaber auf die Rückſeite des Papiers gebrachten Bemerkung, meiſtens den Worten «für mich an N. N.». Gleichbedeutend gebraucht man gewöhnlich den Ausdruck Giro (ſ. d.). Die Handlung jenes Übertragens heißt Indoſſieren. Indoſſant iſt der, welcher den Wechſel überträgt; Indoſſatar derjenige, auf welchen er übertragen wird. Der Indoſſatar wird, wenn er ſeinerſeits das Papier auf die nämliche Weiſe weiter begibt, dadurch ſelbſt zum Indoſſanten. Der Indoſſant haftet ſeinen Nachmännern für den richtigen Eingang des Wechſels und kann, wenn deſſen Annahme oder Bezahlung nicht erfolgt, im Wege des Regreſſes wechſelrechtlich in Anſpruch genommen werden, ſofern er ſich nicht durch eine Klauſel im J. ausdrücklich davon befreit hat. Über das Blanco-Indoſſament ſ. Blankett und Giro. Auch die Rechte aus einer Namensaktie können in der Form des J. übertragen werden. — Von dem eigentlichen J. zu unterſcheiden iſt das Prokura-Indoſſament oder J. zum Inkaſſo, welches dem Indoſſator lediglich die Befugnis gibt, in Vollmacht des Berechtigten den Anſpruch aus dem Papier geltend zu machen.

Indoſſo (ital.), ſ. Indoſſament.

Indra, ein ſpezifiſch ind. Gott, der das ſichtbare Firmament und die Region der Wolken, die der Erde den Regen ſpenden, repräſentiert; er wird beſonders in den Hymnen des Veda verehrt, wo wir ihn häufig an der Spitze der übrigen Götter ſehen und gleichſam ſeinen wachſenden Einfluß gegenüber den ältern (indogerman.) Gottheiten Dyaus und Varuna beobachten können. Auch in der frühern epiſchen Zeit iſt J. noch der populärſte und mächtigſte Gott, der ſtreitbare Träger des Donnerkeils, der in ſeinem eigenen Himmel (Svarga), einer Art ſinnlichen Paradieſes, mit den Gandharven (ſ. d.) und Apſaras (ſ. d.) ein ſeliges Leben führt, an dem auch die gefallenen ind. Helden teilnehmen. Als ſeine Gattin gilt Satichi oder Indrani, als ſein Sohn Dſchajanta. Später erblaßt die Geſtalt J.s, der zu einem der vier oder acht Welthüter geworden iſt, neben der Göttertrias Brahma, Viſchnu, Siva. Vgl. beſonders Holtzmann, «J. nach den Vorſtellungen des Mahâbhârata» («Zeitſchrift der Deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft», Bd. 32).

Indragiri, Fluß und niederländ. Vaſallenſtaat in der öſtl. Hälfte der hinterind. Inſel Sumatra. Der Fluß J. entſpringt mit ſeiner Hauptquelle unweit des Ortes Samawang an der Oſtſeite des in der Reſidentſchaft «Padangſche Hochlände» des niederländ. Gouvernements der «Weſtküſte von Sumatra» auf 338 m Meereshöhe gelegenen Landſees von Singkara, teilweiſe ſelbſt aus demſelben, windet ſich in der Richtung nach Oſten durch die öſtl. Hälfte des Bariſſangebirges und fließt dann, durch die Aufnahme einer Anzahl kleinerer Nebenflüſſe zu beiden Seiten immer mächtiger und waſſerreicher werdend, dem Chineſiſchen Meere zu, um ſich zwiſchen 0° 15′ und 0° 40′ mit drei Hauptmündungen in dasſelbe zu ergießen.

Der Vaſallenſtaat Indragiri, zwiſchen 1° ſüdl. und 1° nördl. Br. gelegen, von dem Chineſiſchen Meere ſich weſtwärts bis zur Oſtgrenze der niederländ. Reſidentſchaft «Padangſche Hochlände» ausbreitend, wird in ſeiner Mitte von dem Fluſſe J. durchſtrömt und bildete in älterer Zeit den ſüdlichſten Teil des Reiches Siak, gelangte ſpäter aber zur Unabhängigkeit von demſelben, wurde ſtatt deſſen ein kleiner Vaſallenſtaat der niederländ.-ind. Regierung von 35 800 qkm mit etwa 100 000 E. Er unterſteht in adminiſtrativer Hinſicht der einen Teil der niederländ. Reſidentſchaft «Riouw und Unterhörigkeiten» ausmachenden Aſſiſtent-Reſidentſchaft Lingga. Die Selbſtändigkeit der Sultane iſt nur nominell.

Indrapura (Pik von), Berg auf Sumatra, 2565 m hoch, unter 1° 30′ nördl. Br. und 101° 23′ öſtl. L. (von Greenwich), in der niederländ. Reſidentſchaft Benkulen gelegen, wird ſeinem Ausſehen nach für einen Vulkan gehalten, obgleich derſelbe bis jetzt unerſtiegen iſt.

Indrapura heißt auch ein für die Schiffahrt wichtiger, unter 2° 10′ 35″ nördl. Br. und 100° 49′ 48″ öſtl. L. gelegener vorſpringender Punkt der Weſtküſte von Sumatra.

Indrawar, ſ. Indore.

Indre, ein linker, 245 km langer, nicht ſchiffbarer Nebenfluß der Loire, nach welchem zwei Departements im mittlern Frankreich benannt ſind, entſteht unweit St.-Prieſt la Marche in den granitiſchen Bergen von St.-Marion im Depart. Cher in 436 m Höhe, fließt gegen Nordweſten über La Châtre, Châteauroux, Loches und Montbazon durch ſchöne Wieſengründe, treibt viele Werke und mündet 30 km unterhalb Tours in zwei Armen.

Das Departement Indre, gebildet aus dem weſtl. Teil der alten Provinz Berri und kleinern Stücken von Orléannais und Marche, umfaßt 6795,3 qkm und iſt ein flacher Landſtrich, deſſen höchſter Punkt ſich im Süden nur 459 m hoch erhebt und der mit ſeinen Gewäſſern Cher, Indre und Creuſe mit der Claiſe ganz zum Becken der Loire gehört. Das rechte Ufer des Indre iſt von Teichen und Moräſten bedeckt, welche die Luft feucht und ungeſund machen. Im übrigen Lande iſt das Klima mild und angenehm, der Boden meiſt ſandig und, abgeſehen von ausgedehnten Heiden (5,2 Proz.) und Waldungen (12 Proz.), im ganzen fruchtbar. Doch befindet ſich der Ackerbau in wenig entwickeltem Zuſtande. Hauptſächlich baut man Getreide, Wein, Zuckerrüben und berühmte Kaſtanien. Die Wieſen und Hutungen ſind von großer Ausdehnung,

Digitized by Google

sodaß die Vieh-, besonders die Schafzucht blüht. An der Spitze der Industrie stehen die Eisenerzeugung und die Tuchfabrikation. Außerdem sind Papier-, Baumwollzeug- und Hutfabriken, sowie Baumwoll-, Lein- und Wollspinnereien, Tabaksfabriken, Lohgerberei, Töpferei u. s. w. im Gange. Das Departement gehört zur Erzdiocese Bourges, hat zur Hauptstadt Châteauroux (s. d.), zerfällt in die vier Arrondissements Châteauroux, Le Blanc, La Châtre und Issoudun und zählt (1881) in 23 Kantonen 287 705 E. Vgl. Joanne, «Géographie du département de l'Indre» (Par. 1879).

Das Departement Indre-Loire, aus der alten Provinz Touraine nebst kleinern Teilen von Orléannais, Poitou und Anjou gebildet, umfaßt 6113,7 qkm, ist fast ganz flach und gehört ebenfalls zum Bassin der Loire, welche es beinahe halbiert und hier links den Cher, den Indre und die Vienne, rechts die kleinern Flüsse Brenne und Roumer aufnimmt. Die Gegend zunächst der Loire mit ihren fetten Alluvionen, besonders im Süden, ist sehr fruchtbar und hat vorzugsweise der Touraine zu dem Namen des «Gartens von Frankreich» verholfen. Das 15000 ha große Plateau der Falunières liefert mit seiner ungeheuern Fülle von Meermuscheln und organischen Resten den kostbarsten Dünger. Die höher liegenden Gegenden sind reich an Wald (15,7 Proz.) und Wein, haben aber auch ausgedehnte sandige Heiden, die erst nach und nach dem Pfluge mit Erfolg unterworfen werden. Fast ein Sechstel der Bodenfläche ist unproduktiv, ein Neuntel sind Wiesen. Die Haupterzeugnisse sind Getreide (doch kaum zur Genüge), Hanf, Obst, namentlich die Walnüsse (30000 hl) und die beliebten Pflaumen von Tours, vor allem aber Wein, dessen Anbau etwa ein Zwölftel der Bodenfläche gewidmet ist und von dem 1880 976423 hl gewonnen wurden. Auch baut man im großen Anis und Koriander, Bohnen, sowie Runkelrüben zur Zuckerfabrikation. Unbedeutend ist die Viehzucht und die Industrie. Man unterhält im kleinen Gerbereien, Woll-, Seidenzeug-, Nägel-, Feilen-, Kessel-, Papier- und andere Fabriken. Am wichtigsten sind die Pulverfabrik von Ripault, nächstdem die Buchdruckereien in Tours, besonders das Haus Mame. Der Handel, begünstigt durch die Loire und mehrere Eisenbahnen, führt jedoch mehr Bodenerzeugnisse als Manufakturen aus, besonders Wein, Hanf, getrocknetes Obst, Bausteine u. s. w. Das Departement gehört zum Erzbistum Tours, hat zur Hauptstadt Tours (s. d.), zerfällt in die drei Arrondissements Tours, Chinon und Loches und zählt (1881) in 24 Kantonen und 282 Gemeinden 329160 E. Vgl. Joanne, «Géographie du département d'Indre-et-Loire» (Par. 1881).

Indret, Ort im Arrondissement Nantes des franz. Depart. Niederloire, auf einer Insel in der Loire, mit einer Gießerei und einem Etablissement für Fabrikation von Dampfmaschinen für die Flotte.

Indri (Lichanotus brevicaudatus *L.*), ein ungefähr 90 cm hoher, fast schwanzloser Halbaffe (s. d.) Madagaskars, von grauschwarzer, an den Extremitäten, dem After und den Bauchgegenden weißlicher Färbung. (S. Tafel: Halbaffen, Fig. 1.)

In dubio (lat.), im Zweifel, im Zweifelsfalle.

Indutiomarus, Führer der römerfeindlichen Partei unter den Trevirern, veranlaßte die Erhebung eines Teils der Belgier (Winter 54 auf 53 v. Chr.) gegen die über das belg. Land verteilten röm. Winterlager, fand aber in einem Reitergefecht gegen Labienus den Tod.

Induktion (lat.) heißt in der Logik das Verfahren, durch welches man aus der thatsächlichen Erkenntnis des gleichen Verhaltens einer Anzahl von Arten, resp. Exemplaren eines Gattungsbegriffs zu dem allgemeinen Urteil hinstrebt, es sei dieses Verhalten in dem Wesen des Gattungsbegriffs begründet und käme deshalb allen Arten, resp. Exemplaren desselben zu. Was deshalb in der formalen Logik als vollständige J. bezeichnet zu werden pflegt, der (häufig in der Mathematik angewendete) Fall nämlich, daß man sich vorher der Geltung des Prädikats für alle Arten, resp. Exemplare versichert hat, kann nicht mehr eigentlich als Induktionsschluß bezeichnet werden, weil es keine neue Erkenntnis bringt, sondern nur die schon vorhandene in einen übersichtlichen Ausdruck zusammenfaßt. Die wahre oder sog. unvollständige J. ist überall da erforderlich, wo die Fülle der Arten, resp. Exemplare eines Gattungsbegriffs aus irgend einem Grunde nicht überschaubar ist; vor allem also in den Naturwissenschaften, sei es, daß es sich um Feststellung von Gattungscharakteren, sei es, daß es sich um Aufsuchung von Naturgesetzen handle. Die Gültigkeit dieses Induktionsschlusses ist nun niemals eine absolut demonstrative, sondern beruht in letzter Instanz immer auf der Annahme, mit welcher der menschliche Geist der Auffassung der Dinge entgegentritt, es müsse ein konstant Wirkliches aus einer konstanten und gemeinsamen Ursache hervorgehen. Die Mittel, die Wahrscheinlichkeit eines Induktionsschlusses zu erhöhen und dieselbe möglichst der Gewißheit zu nähern, sind teils quantitativ, teils qualitativ: erstere bestehen in der Vermehrung der einzelnen Fälle, letztere, die wertvollern, in dem (analytischen oder begrifflichen) Nachweise, daß den untersuchten Fällen nichts weiter gemeinsam ist als der Gattungscharakter und das Prädikat, welches man demselben allgemein zuschreiben will. In dieser Beziehung wird die Möglichkeit eines Induktionsschlusses aus nur einer Prämisse möglich, sobald man sicher sein darf, alle Nebenbedingungen entfernt und den Gattungstypus rein dargestellt zu haben; solche Fälle heißen reine Fälle oder prärogative Instanzen. Die Naturwissenschaft, besonders die Chemie, bedient sich derselben sehr häufig zur Aufsuchung der Gesetze. Zur zweifellosen Gewißheit aber wird das auf induktivem Wege Gefundene erst dadurch erhoben, daß es zu gleicher Zeit auf deduktivem Wege aus höhern Begriffen oder Gesetzen abgeleitet wird. Die höchsten Gesetze der Naturwissenschaft sind danach nur induktiv bis zu hoher Wahrscheinlichkeit zu erweisen, finden aber ihre an Gewißheit grenzende Bestätigung eben darin, daß das aus ihnen deduktiv Abgeleitete seinerseits wieder auf induktivem Wege bestätigt wird. Eine Methode, welche sich ausschließlich auf J. gründet, nennt man induktorisch; Wissenschaften, die auf diesem Verfahren wesentlich beruhen, induktive. Vgl. Apelt, «Die Theorie der J.» (Lpz. 1854); Mill, «System der deduktiven und induktiven Logik» (aus dem Englischen von Gomperz, 3 Bde., Lpz. 1873).

Induktion (magnetische und elektrische). Nähert man einem Eisenstäbchen einen Magnetstab, so wird ersteres durch den Einfluß des letztern magnetisch; entfernt man beide Stäbe genügend weit voneinander, so verschwindet wieder der Magnetis-

Digitized by Google

mus im Eisenstäbchen. Man sagt von einem Eisenstäbchen, das nur durch den Einfluß eines nahen Magnets magnetisch geworden, es ist durch Verteilung, Influenz oder J. magnetisch. Um die J. experimentell zu zeigen, nähert man (wie in beistehender Fig. 1) dem in einem Stativ lotrecht eingespannten Eisenstäbchen von oben einen kräftigen Magnetpol, während man das untere Ende des Eisenstabes in Eisenfeile taucht. Es bleibt dann ein Büschel Eisenfeile an dem untern Ende hängen, ein Beweis, daß der Eisenstab zum Magnet geworden ist. Sobald man aber den Magnetpol entfernt, fallen die Eisenfeile ab, weil dann die magnetische J. aufhört, also das Eisenstäbchen nicht mehr magnetisch ist. Bei der magnetischen J. besitzt das Ende des Eisenstäbchens, welches dem erregenden Magnetpol zugewendet ist, mit demselben die entgegengesetzte Polarität, das abgewendete aber die gleichnamige. Auch Stahlstäbchen können durch J. magnetisch werden, jedoch viel langsamer und schwächer; dagegen bleiben dieselben, auch nach der Entfernung des verteilenden Magnets, magnetisch.

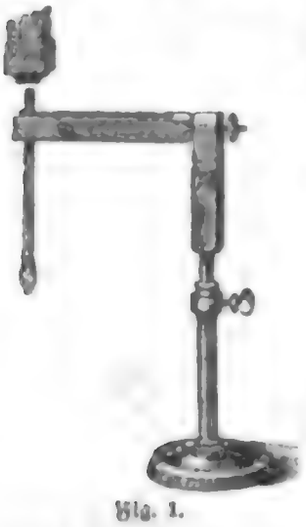


Fig. 1.

In analoger Weise, wie durch Annäherung von Magneten durch J. Magnetismus erregt wird, entsteht auch in Leitern durch Annäherung elektrischer Körper eine J. Man unterscheidet die statische und dynamische Induktion. Die erstere, welche in neuerer Zeit vorherrschend elektrische Influenz genannt wird, ist im Art. Elektricität behandelt. Die dynamische J. wird jetzt kurzweg als J. bezeichnet. Bei derselben entsteht in einem gebogenen und in sich zurückkehrenden, z. B. ringförmigen Draht, in dessen Nähe ein elektrischer Strom geschlossen wird oder ein schon vorhandener Strom an Stärke zunimmt, ein dem entstehenden oder wachsenden Strom entgegengesetzt gerichteter Strom.

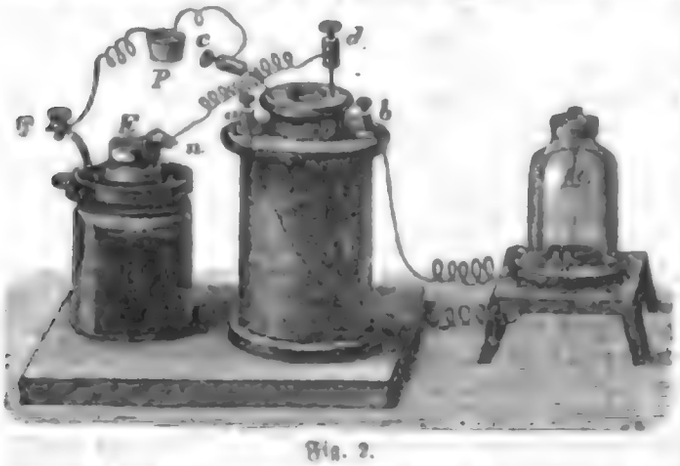


Fig. 2.

Ferner tritt in jener geschlossenen Drahtleitung ein Strom auf, wenn in seiner Umgebung ein bis dahin vorhandener Strom schwächer wird oder ganz aufhört. Dieser Strom hat dieselbe Richtung wie der erregende. Man nennt den erregenden Strom den Haupt- oder Primärstrom, dagegen den erregten Strom Neben-, Sekundär- oder Induktionsstrom. Die Induktionsströme sind stets nur von äußerst kurzer oder augenblicklicher Dauer. Um die Induktionsströme nachzuweisen, benutzt man für den Haupt- und für den Nebenstrom je eine Spule, um welche mit Seide umsponnene Drähte gewunden sind, um die Drahtläufe voneinander zu isolieren. So z. B. sieht man in Fig. 2 eine solche Drahtspirale B, welche aus dickem übersponnenem Kupferdraht gebildet ist, und welche in der Höhlung einer Spirale A steckt, die aus viel mehr Windungen eines weit dünnern übersponnenen Kupferdrahtes besteht. Die Spirale B heißt die Primär- oder Hauptspule, A nennt man dagegen die Sekundärinduktion oder Nebenspule. Die Drahtenden a und b der Nebenspule sind durch Leitungsdrähte mit den Drahtenden eines entfernt aufgestellten Multiplikators M verbunden. Von dem einen Pol n eines konstanten Volta-Elements führt ein Leitungsdraht zu dem Drahtende d der Hauptspule, vom Pol p geht ein Draht zu einem Quecksilbernäpfchen q. Sobald nun ein Draht, welcher an dem Drahtende c der Hauptspule befestigt ist, gleichfalls in das Quecksilbernäpfchen eingetaucht wird, wird das Element E geschlossen, und es cirkuliert dann ein Strom in der Hauptspule B. In dem Moment, in welchem dieser Strom entsteht, wird auch ein Strom in der Nebenspule A induziert, was man aus der Ablenkung der Nadel des Multiplikators M erkennt. Wenn aber der Hauptstrom in B geschlossen bleibt, so kehrt die Multiplikatornadel nach einigen Schwankungen wieder in ihre Gleichgewichtslage zurück: der Induktionsstrom dauert also nur sehr kurze Zeit und der fortdauernde Strom der Hauptspule bleibt ohne weitere Wirkung auf die Nebenspule. Zieht man dann, nachdem die Multiplikatornadel zur Ruhe gekommen ist, das von c kommende Drahtende aus dem Quecksilber des Näpfchens q, um den Strom im Hauptdraht B zu unterbrechen, so erfolgt wieder ein nur sehr kurz dauernder Ausschlag der Multiplikatornadel, jedoch nach einer Richtung, welche der des ersten Ausschlags entgegengesetzt ist. Beim Schließen des Hauptstroms wird also im Nebendraht ein entgegengesetzt gerichteter, beim Öffnen des Hauptstroms dagegen ein ihm gleichgerichteter Strom von nur augenblicklicher Dauer im Nebendraht induziert. Nicht nur durch Schließung und Öffnung des Volta-Elements E allein, sondern auch, wie schon gesagt, durch Schwankungen der Intensität des Hauptstroms werden momentane Induktionsströme erregt.

Auch wenn ein von einem elektrischen Strom durchflossener Draht einem unelektrischen geschlossenen Draht genähert wird (oder auch der letztere dem erstern), entsteht in diesem letztern während der Dauer der Annäherung ein elektrischer Strom, aber in entgegengesetzter Richtung als im erregenden Leiter. Der Strom hört auf, sobald der angenäherte Leiter zur Ruhe kommt. Wird der induzierte Leiter aus dem Bereich des stromführenden Leiters entfernt, so entsteht in ihm der umgekehrte Vorgang wie bei der Annäherung, also ein Strom, welcher mit dem erregenden gleich gerichtet ist. Dies läßt sich experimentell zeigen, wenn (Fig. 2) p mit c, und n mit d durch lange Drähte verbunden sind. Man kann dann die durchströmte Hauptspirale B

Digitized by Google

in die Nebenspule A hinein- und herausschieben, wobei die Induktionsströme in ebenbesprochener Weise auftreten, was der momentane Ausschlag des Multiplikators M anzeigt.

Da der Induktionsstrom nur einen Augenblick währt und, während der Hauptstrom fortdauernd cirkuliert, bereits verschwunden ist, so wird man, um wiederholt Induktionsströme zu erhalten, den Hauptstrom rasch abwechselnd unterbrechen und wieder herstellen müssen. Dies kann in mannigfaltiger Weise bewirkt werden, am einfachsten jedoch durch ein Blitzrad (s. d.), welches in den Hauptstrom eingeschaltet wird. Mit den induzierten Strömen kann man alle Wirkungen der Voltaschen Ketten, besonders kräftig aber die physiologischen, hervorbringen. Zu letzterm Zwecke versieht man die Induktionsrolle A bei a und b je mit einer Metallschnur, welche in je eine metallene Handhabe (Konduktor) endet. Wenn man dann den einen Handgriff in die eine, den andern in die zweite Hand nimmt, so empfindet man bei jeder Öffnung und bei jeder Schließung des Hauptstroms infolge der Induktionsströme einen Schlag. Diese Schläge werden unter sonst gleichen Umständen stärker, wenn man die Hände mit angesäuertem oder gesalzenem Wasser benetzt hat, indem dadurch die Haut für die Elektricität besser leitend geworden ist. Weil man mit Hilfe eines Induktoriums — so nennt man im allgemeinen die verschiedenen, auf dem in Fig. 2 dargestellten Prinzip beruhenden Apparate — mittels eines oder zweier kleiner Volta-Elemente schon sehr empfindliche physiologische Wirkungen erzielen kann, so bedienen sich die Ärzte derartiger kompendiöser Induktionsapparate zu Heilzwecken.

Auch wenn eine Drahtrolle nicht von einer zweiten umschlossen ist, entsteht durch die gegenseitige induzierende Wirkung der einzelnen Windungen, beim Schließen und Öffnen des Hauptstroms in seinem eigenen Drahte ein Induktionsstrom, welchen man **Extrastrom** nennt. Dieser schwächt den Schließungs- und verstärkt den Trennungsschlag, weil er im ersten Fall dem Hauptstrom entgegengerichtet ist, im andern Fall jedoch mit demselben dieselbe Richtung hat. Der Nachweis geschieht an einer Spule mit einem einzigen langen Draht, der an jedem Ende in zwei Teile ausläuft. Je ein Ast wird mit der galvanischen Kette verbunden. Die andern beiden Zweige werden einander genähert. Man sieht nun am letztern bei jedem Öffnen der Kette einen viel kräftigern Funken als beim Schließen. Auch die Extraströme können dazu dienen, um elektrische Schläge durch den menschlichen Körper zu leiten, wenn (Fig. 3) in den Hauptstrom s k u s des Volta-Elements k ein Blitzrad u eingeschaltet, die Nebenschließung aber dadurch hergestellt wird, daß man in je eine benetzte Hand eine der beiden cylindrischen Metallgriffe (Konduktoren) nimmt. Beim raschen Umdrehen des Unterbrechungsrades u erhält der eingeschaltete menschliche oder tierische Körper die entsprechenden Trennungs- und Schließungsschläge vom Extrastrom. Die Stärke der Induktions- und Extraströme ist um so größer, je stärker der Hauptstrom und je länger die Drähte in den Spulen sind, also je mehr Windungen die letztern haben. Da ein Magnet ein System paralleler Kreisströme darstellt (s. **Elektrodynamik**), so muß das Einschieben eines Magnetstabes N S (Fig. 4) in die Induktionsspule A

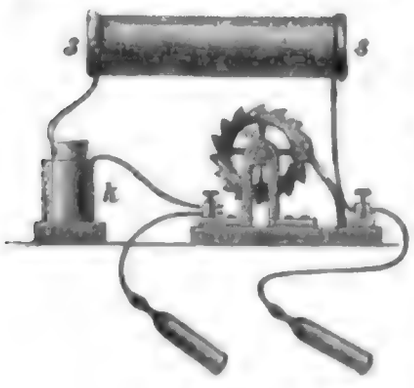


Fig. 3.

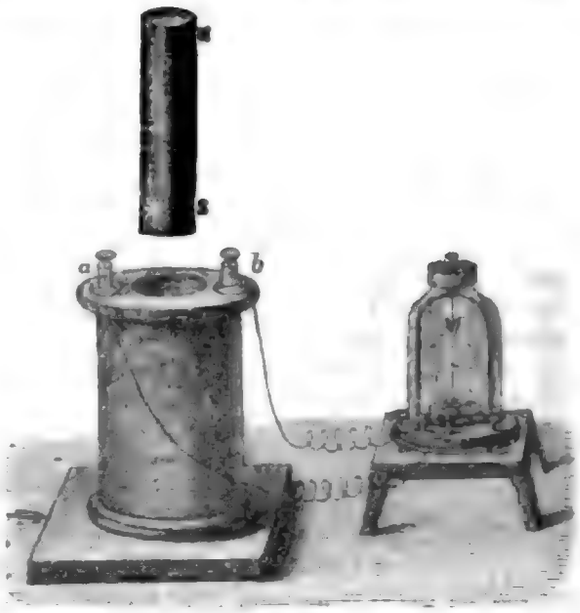


Fig. 4.

und ebenso das Herausziehen aus derselben wirken wie das Ein- und Zurückschieben der durchströmten Hauptspule B in Fig. 2. Je länger der Spulendraht, je kräftiger der Magnet und je größer die Geschwindigkeit bei seiner Bewegung ist, desto stärker ist der hervorgerufene Induktionsstrom. Diese durch bewegte Magnete entstehende J. nennt man **magnetelektrische Induktion**; im Gegensatz davon heißt dann die durch galvanische Ströme erzeugte **Volta-Induktion**. Beide Arten wurden von Faraday entdeckt (1831).

Die magnetelektrische J. tritt auch ein, wenn man die Höhlung der Induktionsspule mit einem weichen Eisenkern oder weichen Eisenstäbchen füllt und diese durch Vorüberführen eines kräftigen Magnetpols magnetisch induziert. Denn das Magnetischwerden der Eisenkerne bewirkt dasselbe wie das Einführen eines Magnetpols in das Innere der Spule, während das Aufhören der magnetischen Induktion dem Zurückziehen des Magnetpols gleichkommt. Auf dieser magnetelektrischen J. beruhen die **magnetelektrischen Maschinen**, bei welchen mit Eisenkernen gefüllte Induktionsspulen vor kräftigen Magnetpolen schnell rotieren; auch den **dynamoelektrischen Maschinen** liegt die magneteleltrische J. zu Grunde.

Versieht man die Hauptspule B eines Induktoriums (Fig. 2) mit einem weichen Eisenkern, so addiert sich zur induzierenden Wirkung der Unterbrechungen des Hauptstroms noch jene, welche beim Entstehen und Aufhören eines Elektromagnets auftritt. Diese Erregungsweise von Induktionsströmen heißt **elektromagnetische Induktion**. Auf derselben beruht der Funkeninduktor von Ruhmkorff, mit dem sich die Spannung

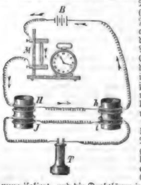
der Volta-Elektricität bis auf jene der Reibungselektricität steigern läßt.

Induktionsapparat (zu Heilzwecken), s. unter Elektrotherapie, Bd. VI, S. 42.

Induktionsmaschinen, Induktionsapparate oder Induktionselektromotoren heißen im weitern Sinne alle jene Apparate, welche dazu dienen, mittels der Induktion (s. d.) kräftige elektrische Ströme in großer Menge zu erzeugen. Da man jetzt die auf der elektrostatischen Induktion, d. i. auf der Influenz beruhenden J. allgemein als Influenzmaschinen (s. d.) bezeichnet, ferner die auf der elektromagnetischen Induktion basierten J. meist Funkeninduktoren (s. d.) oder speziell Ruhmkorffsche Induktionsapparate (s. d.) benennt, so versteht man gewöhnlich im engern Sinne unter J. die auf der magnetelektrischen Induktion basierenden magnetelektrischen und dynamoelektrischen Maschinen, welche in der Elektrotechnik als die mächtigsten elektrischen Stromquellen benutzt und daher in der Praxis auch kurzweg «elektrische Maschinen» benannt werden. Diese letztern darf man mit Elektrisiermaschinen nicht verwechseln, die eine ausgiebige Quelle der Reibungselektricität sind, jedoch bisher in der Elektrotechnik, außer beim elektrischen Zünden von Minen u. dgl. m., keine Anwendung gefunden haben.

Induktionsströme, s. Induktion (physik.).

Induktionswage nennt man zwei miteinander verbundene Induktorien (s. Induktion) von solcher Einrichtung, daß der in der einen Induktionsrolle durch Unterbrechungen des Hauptstroms entstehende Induktionsstrom durch den in der andern Induktionsspule induzierten Gegenstrom aufgehoben wird. Die J. ist zwar eine Erfindung der jüngern Zeit (1880), sie beruht jedoch im wesentlichen auf dem schon früher (1838) von Dove erdachten Differentialinduktor, welcher, unter passender Anwendung des inzwischen erfundenen Mikrophons und Telephons, zur J. umgeformt worden ist. Am bekanntesten ist die J. von Hughes (1881). Dieselbe besteht (s. beistehende Figur) aus zwei aufrecht stehenden Röhren aus Pappe, Holz, Ebonit oder dergleichen, die im obern Teile je eine Drahtrolle H und h und ebenso unten andere Drahtspiralen I und i tragen. Die Windungen dieser Rollen sind voneinander durch Seidenumspinnung isoliert, und die Drahtlänge in je einer Rolle beträgt etwa 100 m. Die beiden obern Rollen werden vom gemeinsamen Hauptstrom der Volta-Elemente B durchlaufen. Letzterer wird periodisch und schallend unterbrochen, z. B. von einem Mikrophon M, welches von einer tickenden Pendeluhr in Vibrationen versetzt wird. Die beiden Induktionsrollen I und i sind entgegengesetzt gewunden und sind miteinander zu einem Stromkreise verbunden, in welchem ein Telephon T eingeschaltet ist. Wenn die Verhältnisse auf beiden Seiten der J., bis auf die Gegenwindungen der Induktionsrollen, gleich sind, so heben sich die Induktionswirkungen auf, und man vernimmt daher durch das Telephon nichts von dem Ticken der Uhr. Sobald man jedoch in die eine der beiden Röhren eine Münze einschiebt, werden auch in dieser elektrische Ströme induziert, wodurch das Gleichgewicht der durch das Telephon kreisenden Induktionsströme gestört erscheint, weshalb man nun den Pendelschlag der Uhr durch das Telephon hören kann. Die J. ist so empfindlich, daß sie die geringsten chemischen oder physik. Unterschiede zweier Metallmassen, von welchen je eine in je eine der Röhren I und i an die gleichklingende Stelle gebracht wird, verrät; sie kann daher dazu dienen, falsche Münzen von echten zu unterscheiden u. dgl. m. Weil ferner das Gleichgewicht der J. schon verschwindet, wenn man eins der Induktorien derselben einer Metallmasse nur nähert, so hat man die J. auch angewendet, verborgene Metalle zu entdecken, z. B. unterirdische Metalladern, submarine Metallgegenstände, die Kugel im Körper der durch Schuß Getroffenen aufzusuchen u. s. w.



Induktiv, s. unter Induktion (Logik).

Induktor, bei den magnetelektrischen und dynamoelektrischen Maschinen derjenige Teil, in dem bei der Rotation desselben der elektrische Strom entsteht. (S. unter Elektrische Maschinen.)

In dulci jubilo (lat., «in süßem Jubel»), der Anfang eines alten, halb lateinischen, halb deutschen Weihnachtsliedes (die zweite Zeile lautet: «Nun singet und seid froh»), welches aus einer das Leben des Mystikers Heinrich Suso (gest. 1365) enthaltenden Handschrift des 14. Jahrh. stammt und früher irrtümlich dem Petrus Dresdensis (gest. 1440) zugeschrieben wurde (vgl. Hoffmann von Fallersleben, «In dulci jubilo», Hannov. 1854); sprichwörtlich soviel wie in Saus und Braus.

Indulgenz, s. Ablaß.

Induline, Nigrosin, Bengalin, Indigo artificiel, Bleu-Noir, Gris Coupier, Blackley Blue bilden zusammen eine Klasse von Anilinfarbstoffen, welche teils in spritlöslicher, teils in wasserlöslicher Form vielfach Verwendung in der Färberei, dem Zeugdruck, der Tinten- und Lackfabrikation finden. Es geht ihnen allerdings der Glanz und die Schönheit des Fuchsins und ähnlicher Farbstoffe ab, dagegen unterscheiden sie sich von jenen aber vorteilhaft durch größere Widerstandsfähigkeit gegen Luft und Licht. Sie dienen namentlich zur Erzeugung von grauen, blauen, violetten, schwarzen Modestoffen und werden dabei entweder für sich, oder mit andern Anilinfarben, Anilinblau, Methylviolett, Curcuma, Orseille verwandt. Zum Färben von Seide werden die spritlöslichen Farben im angesäuerten Seifenbade verwandt; Baumwolle nimmt die Farben nach vorherigem Gallieren und Beizen mit Zinnsalz, Alaun oder Brechweinstein an; Wolle erfordert ein ein- bis zweistündiges Kochen in einer Flotte der wasserlöslichen Verbindungen.

Die chem. Konstitution dieser Farbstoffe ist noch nicht bekannt. Sie entstehen: 1) durch Einwirkung von Amidoazobenzol auf salzsaures Anilin (Dale u. Caro 1864); 2) durch Erhitzen von reinem Azobenzol mit reinem salzsauren Anilin (Caro, Badische Anilin- und Sodafabrik Ludwigshafen 1869, Knosp,

Digitized by Google

Stuttgart); 3) durch Zersetzung von käuflichem Nitrobenzol mit salzsaurem Anilin bei Gegenwart von Reduktionsmitteln (Coupier). Die spritlöslichen Formen der Induline sind die salzsauren Salze verschiedener Basen, die wasserlöslichen Formen sind Natronsalze der aus den Indulinen hervorgehenden Sulfonsäuren.

Indult (lat., d. i. Nachsicht, Zugeständnis) bezeichnet in der Rechtssprache im allgemeinen die Frist, die jemand zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verstattet wird (so z. B. als Lehnsindult wegen Erneuerung der Lehne durch den Nachfolger), dann insbesondere soviel als Anstandsbrief oder Moratorium (s. d.). In der Kirchensprache heißt I. das an Fürsten, Kardinäle oder andere hochstehende Kirchenmitglieder verliehene Recht, den Genuß einer geistlichen Pfründe zu überweisen oder hohe geistliche Ämter mit den Einkünften nach Gefallen zu verleihen. Ein solches I. gelangte z. B. durch Leo X. an König Franz I., durch Alexander VII. an Ludwig XIV. Die Kardinäle haben das I. kraft eines mit Paul IV. abgeschlossenen Vertrags, der sie selbst berechtigt, eine Pfründe in commendam (s. Kommende) zu bestimmen. Die deutschen Bischöfe besaßen ehedem das I. lebenslänglich; seit der Mitte des 17. Jahrh. aber müssen sie es stets nach Ablauf von fünf Jahren erneuern lassen. In einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Kiel und München, braucht man das Wort I. oder Dult für Jahrmarkt oder Messe, angeblich wegen der mit Messen und Ablässen verbundenen Kirchenfeste.

In duplo (lat.), doppelt.

Indur, s. Indore.

Induration (lat.), in der Medizin Verhärtung, [Geschwulst.

Indus oder Sind, Sindhu, der Hauptstrom des westl. Vorderindien, mit einer Stromlänge von 2897 km und einem Flußgebiete von 852500 qkm, entspringt in Tibet unter 32° nördl. Br. und 81° 30′ östl. L. (von Greenwich), in 6500 m Meereshöhe, in unbeträchtlicher Entfernung nördlich von den Landseen Lalas-Tal und Manasarowar, von welchem westlich auch der Setledsch, östlich der Brahmaputra ihren Ursprung nehmen, an dem nördl. Abhange des Bergs Kailasa, dem Paradiese Sivas der ind. Mythologie. Er nimmt gleich zu Anfang die Richtung gegen Nordwesten, verbindet sich 252 km unterhalb seiner Quelle, links mit dem von dem Westabhange des Kailasa herabkommenden Gartop oder Ilang-Scho-Flusse, durchströmt, unter dem Namen Sing-Kabab (Löwenmaul), zuerst ein Hochplateau, dringt bei dem Passe La-Gans-Kiel in eine enge, die Kette des Kuen-lün (s. d.) oder Mustagh von dem Himalaja trennende Thalspalte, fließt durch Ladakh oder Mitteltibet, nimmt unterhalb dessen Hauptstadt Leh, in 3753 m Meereshöhe, den reißenden Zanskar, weiter unten aber den Dras auf und tritt in Baltistan oder Kleintibet ein, wo der von dem Karakorumgebirge herabkommende Schaiyuk auf seiner rechten Seite in ihn einmündet und er den Namen Aba-Sind, d. h. eigentlicher I. erhält. Ungefähr 40 km weiter unten und westwärts nimmt er gegenüber der an ihm liegenden Hauptstadt Iskardo oder Skardo, an seiner rechten Seite den Schai-ghur und weiter unten noch verschiedene andere Gebirgsströme auf. Von Skardo fließt er weitere 135 km gegen Nordnordwesten, worauf er bei Makpou-i Schagaron, unter 35° 48′ nördl. Br. und 74° 30′ östl. L. (von Greenwich), den Gilghit aufnimmt, sich nach Süden umbiegt, indem er, sich einen Weg durch die untere Himalajakette bahnend, die Gegend nördlich von der brit. Festung Attok in einer Strecke von 297 km durchströmt. Unmittelbar oberhalb von Attok ergießt sich, in 320 m Meereshöhe, an seiner westl. Seite der von dem Hindukho herabkommende Kabulfluß in ihn. An dieser Stelle hat der I. eine Breite von 250 m und bei hohem Wasserstande 20—25, bei niedrigem 10—12 m Tiefe. Bis zu Attok geht die Schiffahrt auf dem I. stromaufwärts. Von seiner Quelle bis dahin fällt er in jeder Strecke von 1,5 km 6—7, von dort bis zum Meere, 1515,50 km, nur noch 0,33 m.

Unterhalb Attok tritt der I. in das Salzgebirge (Salt-Range), durchbricht dasselbe bei Ghora-Trup in einem sich bis zu 90 m verengenden, 60 m tiefen Felsenbette, um sich bei Kala-bagh, 185 km unterhalb Attok, mit einer Wassermasse von 450 m Breite aus dem Gebirge in die Ebene zu begeben. Nun fängt er, während er bis dahin hauptsächlich zwischen Felsen strömte, an, sich durch Abspülung seiner flachen, erdigen Ufer zu trüben und nach heftigem Sturzregen letztere zu überschwemmen. Ungefähr 5 km oberhalb Mitankoti verbindet sich an seiner östl. Seite mit ihm der aus dem Zusammenflusse des Dschilam, Dschenab, Rawi und Setledsch, welche in ihrem obern Laufe mit dem des I. das berühmte ind. Pendschab (Fünfstromland) bilden, entstandene Pendschnad, dessen Breite 1700 m, dessen Tiefe 4—5 m beträgt, während der I. selbst bei gleicher Tiefe nur 600 m breit, aber noch einmal so schnellfließend ist. Nach seiner Vereinigung mit dem Pendschnad beträgt die Breite des I. bei niedrigem Wasserstande 2000 m. Oberhalb der Stadt Rori, in der Landschaft Sindh, trennt sich von ihm der Ost-Narra, welcher gegen SO. durch die Wüste läuft und nur bei hohem Wasser das Meer in der östlichen oder sog. Korimündung erreicht. Er durchbricht alsdann ein niedriges Kalkgebirge, worauf sich 29,5 km unterhalb Rori der West-Narra, ein großer permanenter Fluß, von ihm abzweigt, der sich 190 km weit hinwindet und, nachdem er sich zu dem See Mantschur ausgeweitet, mit dem Hauptstrom wieder vereinigt. Alsdann zweigt sich 22 km oberhalb von Hyderabad (s. d.) gegen SO. der breite, aber jährlich wasserärmer werdende Stromarm Fulaili oder Gonni ab, und bald findet die Deltabildung statt, indem der Fulaili als östl. Arm sich in die Korimündung des I. genannte Meereseinbucht ergießt. Unterhalb Tatta tritt die Hauptspaltung in zwei große Arme ein, in den Baggar gegen W. und den Sata oder Wanjam gegen SSW. Dieselben spalten sich jedoch wiederholt. Im ganzen zählt man ohne die Zwischenkanäle und unbedeutenden Arme 13 Ästuarien. Die breiteste, tiefste, allezeit schiffbare ist gegenwärtig die Mündung Vitti. Die Ausdehnung des Deltas längs der Küste beträgt 250 km; die Spitze bei Tatta liegt 126 km von der See, und ebenso weit steigt die Flut. Bei Hochwasser ist das ganze Delta Überschwemmungen ausgesetzt. Der I. verliert sowohl auf seinem Laufe durch dürre und wüste Gegenden als auch durch Abzüge viel Wasser, sodaß er eine weit geringere Wassermasse ins Meer sendet als der Ganges. Er ist sehr fischreich, aber im ganzen für Schiffahrt weniger günstig als dieser und der Irawadi. Das erste brit. Dampfschiff befuhr den Strom 1835, und seitdem nahmen Handel und Verkehr rasch zu. Nachdem 1843 Sindh,

Digitized by Google

1849 das Reich der Sikh brit. Provinzen geworden waren, wurde die große Wichtigkeit des J., des weſtl. Grenzſtroms der brit.-ind. Beſitzungen, in kommerzieller, ſtrategiſcher und polit. Beziehung richtig begriffen und iſt die engl. Regierung ſeit einer Reihe von Jahren bemüht geweſen, ihn nach allen Richtungen ſo nutzbar als möglich zu machen. Zu dem Zwecke entſtand mit großem Koſtenaufwand ein weitläufiges Syſtem ſowohl von Bewäſſerungs- als von Austrocknungskanälen. Auch verdankt dieſen Beſtrebungen der ſtets wichtiger werdende Hafenplatz Karatſchi (ſ. d.) ſein Entſtehen.

Induſienkalk, ein Kalkſtein, welcher der tertiären Süßwaſſerformation der Auvergne angehört und ſich durch zahlreiche kurze Röhren auszeichnet, die von Phryganeenlarven herrühren und aus lauter zuſammengekitteten kleinen Schnecken (Paludina) aufgebaut ſind.

Induſium oder Schleier nennt man in der Botanik diejenigen Gebilde, welche bei den Farnkräutern die Sporangienhäufchen oder Sori bedecken. Sie finden ſich nicht bei allen Farnkräutern, wohl aber bei den meiſten, ihre Geſtalt iſt eine verſchiedenartige, bald ſchild- oder nierenförmig, bald becherförmig oder zerſchlitzt. Dieſe Verſchiedenheit in der Form und außerdem die Art der Anheftung bilden wichtige Unterſcheidungsmerkmale für die ſyſtematiſche Umgrenzung der Gattungen. (S. Farn.)

Induſtrial partnership (engl.), ſ. Partnerſchaft.

Induſtrie (vom lat. industria, Fleiß, Betriebſamkeit) bedeutet urſprünglich überhaupt produktive Thätigkeit, nach dem deutſchen Sprachgebrauch aber ſpeziell die gewerbliche Produktion, alſo die Verarbeitung von Rohſtoffen oder Halbfabrikaten, und zwar namentlich diejenige, welche nicht als kleingewerbliches Handwerk (ſ. d.), ſondern im großen, mit den Hilfsmitteln des Maſchinenweſens und der Arbeitsteilung, oder doch für den Abſatz auf dem großen Markte betrieben wird. (S. Großbetrieb.) Ihre Hauptformen ſind der Fabrikbetrieb (ſ. Fabrik), der große Werkſtattbetrieb, welcher wegen der Natur ſeiner Erzeugniſſe weniger auf die Ausnutzung der Naturkräfte als auf die rationelle Arbeitsteilung angewieſen iſt, und die Hausinduſtrie (ſ. d.). Einzelne Gewerbe, wie namentlich die Weberei, erhoben ſich ſchon früh auf die Stufe des induſtriellen Betriebs, indem ſie ihre Produktion weit über den lokalen Bedarf ausdehnten und für ihre Waren ein weites Abſatzgebiet erwarben. Dieſe Entwickelung wurde um ſo mehr begünſtigt, je mannigfaltiger und enger ſich die Handelsbeziehungen zwiſchen den Nationen geſtalteten, je mehr alle Teile der Erde den Kulturvölkern zugänglich und je beſſere Hilfsmittel dem Verkehr zu Gebote geſtellt wurden. Ihren großartigſten Aufſchwung aber hat die J. erſt in der neuern Zeit genommen, in der einerſeits ihre Produktionskraft durch zahlloſe Erfindungen eine ungeahnte, gewaltige Vergrößerung erhielt, und andererſeits auch der Abſatz ihrer Produkte durch Dampfſchiffe, Eiſenbahnen und andere Verkehrserleichterungen in ebenſo hohem Grade befördert wurde. Die verſchiedenen Länder haben allerdings nicht in gleichem Verhältniſſe an dieſen Fortſchritten teilgenommen, weil nicht für alle gleich günſtige Bedingungen dafür beſtanden. Am meiſten begünſtigt ſind diejenigen Länder, welche mit den beiden Hauptelementen der heutigen J., Kohlen und Eiſen, am reichlichſten ausgeſtattet ſind. Doch kommt auch viel an auf die Verkehrslage und namentlich auch auf die Tüchtigkeit und Geſchicklichkeit der Arbeiterbevölkerung. Durch Vorzüge in dieſer letztern Hinſicht kann eine Nation manche natürliche Vorteile, deren ſich andere Länder erfreuen, mehr oder weniger ausgleichen. Schlimm allerdings iſt es, wenn eine ſolche Ausgleichung nur durch einen übermäßig niedrigen Stand der Löhne möglich wird.

Seit der Entſtehung der neuern centraliſierten Staaten mit ihren wohlfahrtspolizeilichen Beſtrebungen wurden auch faſt überall Verſuche gemacht, die Entwickelung der J. und das Aufwachſen neuer Zweige derſelben auch durch künſtliche Mittel, namentlich durch Schutzzölle, zu befördern. Unter der Herrſchaft der Anſchauungen des Merkantilſyſtems (ſ. d.) geſchah dies hauptſächlich deswegen, weil die J. weit mehr als die Landwirtſchaft geeignet iſt, wertvolle Produkte für die Ausfuhr zu liefern und dadurch eine günſtige Handelsbilanz zu erzeugen. Im 19. Jahrh. dagegen verlangte Liſt erziehenden Schutz der J. deswegen, weil der bloße Agrikulturſtaat auf einer niedern Stufe ſtehe und ſich, um mit den fortſchreitenden Nationen ſich auf der gleichen Höhe zu halten, zu einem exportfähigen Induſtrieſtaat entwickeln müſſe. Nur die tropiſchen Länder ſeien von der Natur auf die Urproduktion als die für ſie vorteilhafteſte wirtſchaftliche Thätigkeit angewieſen. Die Landwirtſchaft ſoll nach dieſer Anſicht, damit die Lebensmittel und Rohſtoffe nicht zum Nachteil der J. verteuert werden, keinen direkten Schutz erhalten, werde jedoch indirekt durch das Vorhandenſein einer zahlreichen konſumtionsfähigen induſtriellen Bevölkerung ebenfalls aus dem Induſtrieſchutz große Vorteile ziehen. In der Wirklichkeit hat indes auch die Landwirtſchaft Schutzzölle verlangt und in vielen Ländern auch erhalten, jedoch ohne deshalb zu der J. in einen feindlichen Gegenſatz zu treten; vielmehr ſind die meiſten Erfolge des Proteklionismus dadurch errungen worden, daß die Vertreter der J. und der Landwirtſchaft ſich über ihre Forderungen verſtändigten und ſie mit vereinten Kräften durchſetzten.

Durch die mächtige Entfaltung der J. wurde das Handwerk auf vielen Gebieten faſt ganz verdrängt und auf andern in eine gedrückte Lage verſetzt. Alle Verſuche indes, dem letztern durch künſtliche Mittel zu Hilfe zu kommen, müſſen zurückgewieſen werden, wenn ſie die größtmögliche Ausnutzung der techniſchen Produktivkräfte und den Abſatz der induſtriellen Maſſenprodukte erſchweren, weil dann ein abſoluter Ausfall in der volkswirtſchaftlichen Produktion und Konſumtion entſteht, wenn auch eine Gruppe von Gewerbtreibenden dabei einen privatwirtſchaftlichen Nutzen haben mag. Allerdings iſt auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß die Ausdehnung der modernen J. in ſozialer Beziehung auch erhebliche Übelſtände in ihrem Gefolge hat. Die ſoziale Frage iſt in ihrer modernen Geſtalt gerade auf dem Boden der J. entſtanden und brennend geworden. Die J. liefert den eigentlichen Typus der «kapitaliſtiſchen Produktionsweiſe». Sie iſt angewieſen auf die Vereinigung von großem Kapital mit großen Arbeiterſcharen; die perſönlichen Beziehungen zwiſchen Arbeitgeber und Arbeiter verſchwinden dadurch faſt vollſtändig, der Arbeiter verliert alle Ausſicht auf Selbſtändigkeit als kleiner

Digitized by Google

Unternehmer, die Arbeit wird eine Ware, deren Marktpreis die Arbeiter dadurch aufrecht zu erhalten oder zu erhöhen suchen, daß sie in geschlossenen Vereinigungen der konzentrierten Macht des Kapitals gegenübertreten. Durch ihr Zusammenwohnen in den häufig erst in der neuesten Zeit rasch aufgeschossenen Industriestädten wird den Arbeitern ihre Organisation nicht wenig erleichtert, und so stehen sich Kapital und Arbeit in fortwährender Kampfbereitschaft gegenüber. Auch ist nicht zu verkennen, daß die industrielle Arbeit wegen der weitgehenden Arbeitsteilung eine einförmigere, mehr abstumpfende und menschlich weniger befriedigende ist als die Handwerksarbeit und daß eben wegen der Einfachheit vieler einzelnen Hantierungen die Frauen- und Kinderarbeit die der Männer oft in einer unerwünschten Ausdehnung verdrängt. Wie schwierige Probleme aber auch die durch die moderne J. hervorgerufenen ökonomischen Widersprüche darbieten mögen, sie dürfen in keinem Falle dazu führen, daß die Verwendung der reellen Macht- und Hilfsmittel der J. zu Gunsten weniger produktiver Arbeitsformen beschränkt werde.

Obenan steht in der industriellen Entwickelung noch immer England, das sich einer glücklichen Vereinigung der oben bezeichneten Vorzüge erfreut. Betrachtet man die Produktion von Kohle und Roheisen als symptomatisch für den Stand der J. überhaupt, so zeigt sich in England in der erstern ein Fortschritt von 103 Mill. (engl.) Tonnen im J. 1868 auf 156 Mill. Tonnen im J. 1882, in der letztern aber innerhalb desselben Zeitraums ein solcher von 4970000 auf 8493000 t. Die Vereinigten Staaten dürften in nicht allzu langer Zeit ihre J. auf eine Höhe bringen, die sie England vollkommen ebenbütig, wenn nicht überlegen macht. Ihre Kohlenproduktion war 1880 schon auf 70 Mill. Tonnen und ihre Roheisenproduktion auf 3900000 t gestiegen. Frankreich behält in gewissen Industriezweigen, die besonders Geschmack und Zierlichkeit verlangen, noch einen Vorsprung. In den Artikeln der Massenproduktion dagegen ist es bereits von Deutschland überflügelt, dessen J. in neuester Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Die Kohlenausbeute betrug 1882 in Deutschland 65 Mill. Tonnen, in Frankreich 1880 nur 19 Mill. Tonnen, und die Roheisenproduktion belief sich in den genannten Jahren auf beziehungsweise 3381000 und 1733000 t (zu 1000 kg). Die spezielle Statistik der J. ist noch nicht genügend ausgebildet und das für die einzelnen Staaten vorliegende Material wenig vergleichbar. Bei der Bearbeitung der in Deutschland am 5. Juni 1882 vorgenommenen Berufszählung ist unter der Bezeichnung J. eine Hauptabteilung gebildet, welche außer der Fabrikindustrie auch den der letztern in technischer und sozialer Beziehung sehr nahe stehenden Bergbau, sowie die Baugewerbe und alle Handwerksbetriebe umfaßt. Bei einer Gesamtbevölkerung von 45213901 Seelen kamen auf diese Abteilung 6396465 Erwerbthätige (darunter 4096243 Unselbständige) und mit Einschluß der Familienangehörigen belief sich die industrielle Bevölkerung auf 16058080 Köpfe.

Vgl. Grothe, «Bilder und Studien zur Geschichte der J.» (Berl. 1870); Haushofer, «Der Industriebetrieb» (Stuttg. 1874); von Scherzer, «Weltindustrien» (Stuttg. 1880).

Industrieausstellungen nennt man diejenigen temporären öffentlichen Veranstaltungen, durch welche ein übersichtliches Bild der derzeitigen Leistungen eines Landesteils, eines Landes oder mehrerer Länder auf industriellem Gebiet im ausgedehntesten Sinn gegeben werden soll. In kleinerm Umfang werden jetzt oft Gewerbeausstellungen genannt. Über die Bedeutung der I. im allgemeinen s. Ausstellungen.

Industriepflanzen nennt man alle diejenigen Pflanzen, die in der Industrie ausgedehnte Verwendung finden. Da in den meisten Fällen enorme Mengen der betreffenden Pflanzen gebraucht werden, so sind die J. zum größten Teile unter den Kulturpflanzen (s. d.). Zu den J. gehören vor allen die Textil- oder Gespinstpflanzen, die ihrer Fasern wegen im großen gebaut werden. Die bekanntesten hiervon sind: der Lein, Linum usitatissimum (Tafel: Industriepflanzen I, Fig. 1), der Hanf, Cannabis sativa (Fig. 3) und einige andere Arten der Gattung Cannabis; auch die Nesselarten aus der Gattung Urtica wurden früher in ausgedehnterm Maße zur Gewinnung von Fasern gebaut, sind aber jetzt fast ganz ohne Bedeutung; dagegen werden einige mit ihnen verwandte Pflanzen in Indien und im südöstl. Asien stark kultiviert, es sind dies die Stammpflanzen des Chinagrases (Boehmeria nivea) und der Ramiefaser (Boehmeria tenacissima). Ferner ist zu erwähnen: die Jutepflanze, Corchorus capsularis (Fig. 1); die Baumwolle, Gossypium herbaceum (Fig. 2) und mehrere andere Arten der Gattung Gossypium mit ihren zahlreichen Kulturvarietäten; einige Arten der Gattung Musa, darunter M. textilis, welche den sog. Manilahanf liefert, die Stammpflanzen der Agave- oder Fourcroyafaser, Agave americana (Fig. 5) und einige andere Arten derselben Gattung; der sog. neuseeländische Flachs, Phormium tenax (Fig. 7).

Zu den Pflanzen, deren Fasern in anderer Weise als zur Herstellung von Geweben, also zur Papierfabrikation u. dgl. verwendet werden, gehören unter anderm eine ganze Reihe Gräser, welche das Stroh zu diesem Zwecke benutzt werden, eine wichtige Rolle spielen in der Papierfabrikation auch die Holzfasern vieler Laub- und Nadelbäume, der Tannen, Fichten, Kiefern, Pappeln, Linden, Ahorne u. s. w.; auch die Fasern der für die Korbwarenindustrie wichtigen Gräser, wie Macrochloa tenacissima (Fig. 6) werden zum Teil bedings zur Herstellung von Papier benutzt. Auch dem Esparto werden zu Flechtwerken usw. das Spanische Rohr, Calamus Rotang, die Stämme mehrerer Palmen, so z. B. die der Carludovica (s. d.) zur Herstellung der sog. Panamahüte verwendet. Zur Fabrikation von Bürsten und Besen dient ebenfalls das Espartogras und außerdem hauptsächlich die Faserbündel der Piassave-Palme, Attalea funifera. (S. Tafel: Palmen.)

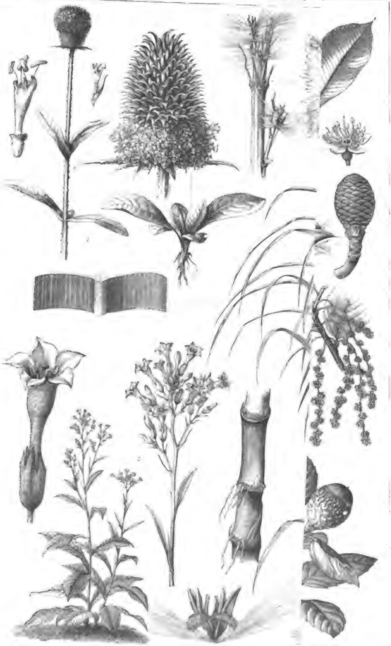
Eine wichtige Gruppe der J. bilden die Kautschuk, Harz, Gummi u. dgl. liefernden Pflanzen. Hierher gehören die Kautschukpflanze Siphonia elastica (Taf. II, Fig. 4), Ficus elastica, die Guttaperchapflanze Isonandra gutta (Fig. 5), die Stammpflanze der der Guttapercha ähnlichen Balata, Sapota Mülleri, ferner die Kopalbäume, den Pflanzen, Hymenaea Courbaril, Dammara australis und ovata, die Dammarpflanze, Agathis Dammara orientalis (Fig. 6), die Sandarakpflanze, Callitris quadrivalvis, die Elemipflanze, Canarium icicariba, I. viridiflora und Arten der

Digitized by Google

1. Jutepflanze (Corchorus capsularis). 2. Baumwollpflanze (Gossypi[…]rochloa tenacissima).

Digitized by Google

Digitized by Google



1. Weberkarde (Dipsacus fullonum). 2. Tabakspflanze (Nicotiana tabacum). ndra gutta).

6. Dammarpflanze (Dammara or

Digitized by Google

Digitized by Google

Bursera, die verschiedenen Terpentin liefernden Coniferen, wie z. B. die Stammpflanze des Canadabalsams, Abies balsamea, der Benzoë liefernde Baum Styrax benzoin, die Peru- und Tolubalsam liefernden Arten der Gattung Myroxylon (s. d.), schließlich noch die zahlreichen Gewächse, von denen Gummigutt und Drachenblut gewonnen werden. An diese letztern schließt sich diejenige Gruppe der J. an, welche Farbstoffe liefern. (S. Farbepflanzen.)

Zu den J. sind ferner zu rechnen eine Anzahl Pflanzen, welche Nahrungsmittel, Gewürze, Öle Fette u. dgl. liefern, die aber für die Industrie insofern von Bedeutung sind, als die Gewinnung jener Stoffe erst durch Verarbeitung der Pflanzen in industriellen Anlagen erfolgen kann. Hierher gehören vor allem die Zucker liefernden Pflanzen, das Zuckerrohr, Saccharum officinarum (Taf. II, Fig. 3), und die Zuckerrübe, ferner die verschiedenen Tabakarten, Nicotiana tabacum (Fig. 2), N. rustica und andere Arten dieser Gattung nebst vielen Kulturvarietäten, die Cichorienpflanze Cichorium Intybus (Taf. II, Fig. 7), der Hopfen, Humulus Lupulus, die Senf liefernden Arten der Gattung Sinapis, schließlich die zahlreichen Pflanzen, von denen Stärkemehl gewonnen wird. (S. Gewürze, Nahrungsmittelpflanzen, Öl und Fett liefernde Pflanzen.)

Weiter sind als wichtige J. zu erwähnen: die Korkeiche, Quercus suber (Taf. II, Fig. 8), die Weberkarde oder Kardendistel, Dipsacus fullonum (Taf. II, Fig. 1), die Seifenwurzel, Saponaria officinalis, die Jod liefernden Algen aus der Familie der Phäosporeen (s. Jod); diejenigen Pflanzen, welche für die Gerberei von Bedeutung sind, wie die Gallen liefernden Eichen (s. Galläpfel) und die gerbstoffreichen Rinden verschiedener Bäume. Zum Schlusse wären vielleicht noch anzuführen diejenigen Bäume und Sträucher, deren Holz entweder zu Bauzwecken oder in der Tischlerei, in der Maschinenfabrikation u. s. w. Verwendung findet.

Industrierecht, s. Handelsrecht.

Industrieritter nennt man Betrüger, die als vornehme Personen auftreten und ihre raffinierte Gaunerei ins Große, Industrie damit treiben.

Industrieschulen. Neben den höhern Schulen, welche bestimmt sind, Personen für die Industrie heranzubilden (Polytechnische Schulen [s. d.] und Gewerbeschulen [s. d.]), beschäftigen sich die J. mit der Elementarbildung des Arbeiters im Hinblick auf seinen künftigen Beruf als Lohnarbeiter in der Industrie; man nennt diese Schulen auch gewerbliche Fachschulen, wie z. B. die der Hausindustrie dienenden Webschulen, Spitzenklöppelschulen, Fachschulen für Holzschnitzerei, für die Spielwarenindustrie, die Instrumentenmacherei, Uhrmacherei u. s. w. Die J. setzen die allgemeine Volks- und Elementarbildung voraus, erteilen theoretischen Unterricht in den für das betreffende Fach nützlichen Wissenszweigen, wie Geometrie, Chemie u. s. w., pflegen meistens in besonderm Maße das Zeichnen und geben oft auch in besondern Lehrwerkstätten den Schülern Gelegenheit zur Übung in praktischen Arbeiten ihres Fachs. Auch empfiehlt es sich, wo es möglich ist, die Arbeit, namentlich der geschicktern und fleißigern Schüler, lohnend zu verwerten, sodaß zugleich ein kleiner Erwerb zu Gunsten der Kinder ermöglicht wird. Handelt es sich darum, einen Gewerbszweig in eine verarmte Bevölkerung einzuführen, so ist es zweckmäßig, Schulen auf öffentliche Kosten zu unterhalten und den Unterricht unentgeltlich zu gewähren.

Industriesystem pflegt man das von Adam Smith (s. d.) begründete System der Volkswirtschaftslehre zu nennen, welches davon ausgeht, daß die Arbeit die Quelle und der Schöpfer des Nationalreichtums sei. Das Wort Industrie ist also hier, dem engl. industry entsprechend, in einem weitern Sinne angewandt und gleichbedeutend mit wirtschaftlicher Arbeit überhaupt.

Inedita (lat.), noch nicht herausgegebene Schriften.

In effectu (lat.), in der That, wirklich.

Ineffektiv (frz.), unwirklich, unwirksam.

In effigie (lat.), im Bildnis, s. Effigies.

Inept (lat.), in der alten Prozeßsprache das in sich Widersprechende; das Unschlüssige, Unklare.

Ineptae, s. Strauße.

Inertia (lat.) oder Trägheit, s. Beharrungsvermögen.

Inés de Castro, s. Castro.

Inessentiell (frz.), unwesentlich.

Inexigibel (frz.), uneintreibbar.

In expensas verurteilen, in die Kosten verurteilen.

Inexpressibles (engl., die Unaussprechlichen), in England übliche Benennung der Beinkleider; das engl. Wort breeches für Beinkleider vermeidet man, da breech in der Einzahl «Steiß» bedeutet.

In extenso (lat.), seiner Ausdehnung nach, vollständig, ausführlich.

Infallibel (ital.), unfehlbar, dem Irrtum nicht unterworfen; Infallibilist, Anhänger der Infallibilitätslehre.

Infallibilität (lat.), d. h. Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens und der Sitten, kommt nach dem Dekret des Vatikanischen Konzils (s. d.) vom 18. Juli 1870 dem röm. Papste zu, wenn er ex cathedra redet, d. h. wenn er als allgemeiner Hirt und Lehrer allen Christen kraft seiner höchsten apostolischen Autorität eine von der ganzen Kirche festzuhaltende Glaubens- oder Sittenlehre verkündigt. Diese Unfehlbarkeit, mit welcher Christus das kirchliche Lehramt ausgestattet hat, ist vermöge der Assistenz des Heiligen Geistes dem Petrus und allen seinen Nachfolgern auf dem röm. Stuhle verliehen; und zwar bedarf es zur Unfehlbarkeit päpstl. Dekrete nicht erst der Zustimmung der Konzilien oder der «allgemeinen Kirche». Die päpstl. Unfehlbarkeit ist die Konsequenz der bis ins kirchliche Altertum hinaufreichenden Unfehlbarkeit der «Kirche». Schon seit dem 4. Jahrh. begann man, die Dekrete der allgemeinen Kirchenversammlungen für unfehlbar zu betrachten, indem man sie für eingegeben vom Heiligen Geiste erklärte. Als danach die Päpste die oberste Regierungsgewalt in der Kirche beanspruchten, kam die Theorie auf, daß alle Konzilienbeschlüsse zu ihrer Gültigkeit der päpstl. Sanktion bedürften, die päpstl. Dekretalen aber volle Gesetzeskraft für die Kirche besäßen. Aber erst die pseudo-isidorischen Dekretalen stellten den Satz auf, daß die röm. Kirche bis ans Ende von jedem Makel des Irrtums unberührt bleibe. Noch das neue, durch Gregor VII. begründete Kirchenrecht fordert zwar unbedingte Unterwerfung unter die Entscheidungen der Päpste, nahm aber den Fall einer Abweichung vom Glauben

Digitized by Google

ausdrücklich aus. Noch Innocenz III. und Innocenz IV. gaben die Möglichkeit, daß ein Papst in Ketzerei verfallen könne, ausdrücklich zu, und ersterer erkannte in diesem Falle die Kirche als seine Richterin an. Der erste Begründer der Unfehlbarkeitslehre ist Thomas von Aquino. Nach ihm hat man dem Papste in Glaubenssachen zu gehorchen wie Christus selbst: nicht das Konzil, dessen Autorität nur von der des Papstes abgeleitet ist, sondern der Papst stellt Glaubensbekenntnisse auf und entscheidet über jede Frage der Lehre; wer sich ihm nicht unterwirft, ist ein Ketzer.

Aber in den kirchlichen Kämpfen des 14. und 15. Jahrh. erhob sich gegen die neue Lehre heftige Opposition. Während Augustinus Triumphus (1320) und Alvaro Pelayo sie verteidigten, verwarf die pariser Sorbonne 1388 die päpstliche J. als ketzerische Meinung und erklärte es für notorische Lehre der Kirche, daß in Sachen des Glaubens vom Papste an ein allgemeines Konzil appelliert werden könne. Das Konzil von Konstanz, dessen Beschlüsse von Martin V., Eugen IV., Nikolaus V., Pius II. ausdrücklich anerkannt worden sind, erklärte in seiner vierten und fünften Session, jede rechtmäßig berufene allgemeine Kirchenversammlung habe ihre Autorität unmittelbar von Christus, und in Sachen des Glaubens, in der Beilegung von Spaltungen und in der Reformation der Kirche sei auch der Papst ihr unterworfen. Aber der Sieg des Papsttums über die großen Konzilien rief die kurialistische Gegenströmung hervor, welche darauf ausging, die Autorität des Papstes über die der Konzilien zu erheben. Hauptvertreter dieser Richtung ist der Kardinal Torquemada, der in seinem Werke über die Autorität des Papstes und des allgemeinen Konzils (1450) wieder den Satz vertrat, daß der Papst auch in Glaubenssachen über den Konzilien stehe, daher alle Entscheidungen der letztern erst durch die päpstl. Zustimmung gültig würden. Die Möglichkeit, daß ein Papst in Ketzerei verfalle, gibt aber auch Torquemada, ebenso wie Thomas von Aquino und alle seine Vorgänger noch zu: doch kam seit seiner Zeit die Lehre auf, daß auch in einem solchen Falle kein Konzil Macht habe, den ketzerischen Papst zu richten. Ähnlich äußern sich der Kardinal Cajetan unter Leo X. und Jacobazzi unter Clemens VII. Doch findet noch im 16. Jahrh. unter den kath. Gegnern der Reformation die kurialistische Theorie keineswegs allgemeine Zustimmung, und noch das Konzil von Trient schweigt darüber.

Die eigentlichen Begründer der konsequenten Unfehlbarkeitslehre sind die Jesuiten, deren Theorie schon der Ordensgeneral Lainez zu Trient vertrat, und Kardinal Bellarmin in seiner Schrift «De Romano Pontifice» vollständig ausbildete. Hiernach kann der Papst in Fragen des Glaubens und der Sitte nicht irren, die ganze Kirche ist aber gehalten, seine Lehren und Befehle unbedingt hinzunehmen. Den Widerspruch der geschichtlichen Thatsachen suchte man teils durch freche Fälschungen, teils durch subtile Distinktionen zu beschwichtigen. Seit dem 16. Jahrh. kam die Unterscheidung auf zwischen dem, was der Papst ex cathedra lehre, und dem, was er als doctor privatus thue, doch blieb zweifelhaft, was unter einem Ausspruche ex cathedra zu verstehen sei. Noch zu Anfang des 18. Jahrh. behauptete ein großer Teil der franz. Bischöfe gegen die Jesuiten, daß zu Aussprüchen ex cathedra die Zustimmung eines allgemeinen Konzils erforderlich sei, eine Ansicht, die noch auf dem Vatikanischen Konzil von der Minorität der Bischöfe verteidigt wurde. Die Definition vom 18. Juli 1870 bestätigt die jesuitische Doktrin, doch läßt auch sie noch in der Anwendung des Grundsatzes auf den einzelnen Fall mancherlei Zweifel offen. Der orthodoxe Protestantismus hat die J. des Papstes ebenso wie die der Konzilien bestritten, dafür aber, da auch er sich von dem Bedürfnisse einer untrüglichen äußern Autorität nicht losmachen konnte, die Unfehlbarkeit des Bibelbuchstabens behauptet. (S. Inspiration.) Indessen nötigte die Konsequenz bald genug dazu, die unfehlbare Bibel mit einer wenigstens nahezu unfehlbaren Auslegung in den Bekenntnisschriften zu umgeben und als Hüter derselben die kirchliche Obrigkeit und den Lehrstand zu betrachten. Die neuere freie Theologie hat das Vorhandensein einer infallibeln kirchlichen Autorität überhaupt bestritten. Vgl. Langen, «Das vatikanische Dogma von dem Universalepiskopat und der Unfehlbarkeit des Papstes» (4 Bde., Bonn 1871—76).

Infamie (lat.) oder Ehrlosigkeit, die durch gewisse Handlungen herbeigeführte oder an gewisse Gewerbe geknüpfte Ehrenminderung einer Person, woraus Zurücksetzung dieser Person in einzelnen rechtlichen Beziehungen folgt. Das röm. Recht, welches die Lehre von der J. in Beziehung auf das alte Sittengericht (s. Censoren) entwickelt hat, unterscheidet infamia facti, die nach administrativem Ermessen in Berücksichtigung der öffentlichen Meinung mit einem unangemessenen Verhalten verknüpft wird, und infamia juris, wo das Gesetz gewisse Vergehungen oder pflichtwidrige Handlungen ausdrücklich bedroht. Letztere war wieder teils infamia mediata zufolge anderweiter Verurteilung, z. B. wegen Diebstahls oder Betrugs, teils infamia immediata als Strafe eines schimpflichen Benehmens oder Gewerbes. Der Entehrte behielt seinen Stand, weswegen die J. nicht mit der Capitis deminutio (s. d.) verwechselt werden darf, wurde aber in allen polit. Rechten eingestellt, verlor die Fähigkeit zu Ämtern und Anklagen, zum Zeugnis, zum Testieren, sowie zur Verheiratung mit einer Standesperson und hatte bei bestimmten Vergehen eine härtere Strafe zu gewärtigen.

Die J. wurde mit dem röm. Recht in Deutschland rezipiert, ja vom Recht des alten Deutschen Reichs und vom kanonischen Recht mit neuen Rechtswirkungen versehen und auf weitere Fälle ausgedehnt, aber dies geschah nicht ohne irrtümliche Verwechselung derselben mit germanistischen Rechtsinstituten. Das heutige Recht kennt sie nicht mehr. Die nach dem Reichsstrafgesetzbuch zulässige «Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte» hängt mit ihr nicht zusammen.

Infandum, regina, jubes renovare dolorem (lat.), «Einen unsäglichen Schmerz befiehlst du zu erneuern, Königin», Citat aus Virgils «Aneide» (II, 3); in der Übersetzung von Schiller lautet es: «O Königin, du weckst der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl.»

Infans (lat.), im juriſt. Sinne das «Kind» unter sieben Jahren, s. unter Alter.

Infant (Infante), vom lat. infans, d. i. Kind, wurde in sehr früher Zeit in Portugal und Spanien der Titel für die sämtlichen Prinzen des königl. Hauses, und ebenso Infantin (Infanta) für die

Prinzessinnen. Dies ist auch gegenwärtig beibehalten, nur daß in Spanien seit dem 14. Jahrh. der jedesmalige Thronfolger den Titel eines Prinzen von Asturien trägt, wie auch in Portugal bis zur Abtrennung Brasiliens der Thronfolger den Titel als Prinz von Brasilien führte. Den Titel J. führen die span. Prinzen auch fort, wenn sie auf fremde Throne gelangen. Das einem J. oder einer Infantin als Leibgedinge angewiesene Gebiet hieß Infantado.

Infantādos, frühere Bezeichnung für die Negrettischafe, einen Typus der Merinos (s. d.).

Infantagium (neulat.), soviel wie Infantado, s. unter Infant.

Infanterie oder Fußvolk ist diejenige Truppengattung, welche sowohl ihrer Zahl als Verwendung nach die Hauptwaffe aller europ. Heere bildet. Sie ist am leichtesten zu beschaffen, am wohlfeilsten auszurüsten und zu erhalten, am schnellsten auszubilden, durch ihre Bewaffnung sowohl für das Feuergefecht als den Kampf mit blanker Waffe geschickt; sie kann jedes Terrain, das überhaupt noch militärisch brauchbar ist, benutzen, weil sie in zerstreuter wie in geschlossener Ordnung kämpft; sie hat in sich sowohl das offensive wie das defensive Element und ist aus all diesen Gründen die selbständigste Truppengattung. Die Unterscheidung in Linieninfanterie (schwere J.) und leichte J. hat, seitdem die gesamte J. mit gezogenen weittragenden Gewehren bewaffnet und mit den Jägern und Schützen gleich ausgerüstet worden ist, ihre Berechtigung verloren, sodaß die Benennungen Grenadiere, Füsiliere, Musketiere lediglich histor. Reminiszenzen dienen. Schon Napoleon I. verlangte nur eine J., aber eine gute. Die heutige Taktik der J. verlangt eine zweckmäßige Verbindung der geschlossenen und zerstreuten Fechtart bei Beweglichkeit und steter Benutzung des Terrains. Wegen des verheerenden Feuers der neuern Waffen kann sich die J. nicht mehr wie früher in größern geschlossenen Kolonnen, sondern nur in Kompagniekolonnen, in Linie oder in zerstreuter Ordnung auf dem Kampfplatze bewegen, muß jegliche Deckung ausnutzen und freie Ebenen in sprungweisem Anlaufe zu überschreiten suchen. Die J., als die natürlichste Truppengattung, ist auch die älteste. Sie bildete schon die eigentliche Kriegsmacht in den Heeren der Griechen und Römer. Im Mittelalter, wo der Lehnsdienst zu Pferde die Reiterei mehr hervortreten ließ, wurde das Fußvolk eine Zeit lang vernachlässigt. Seit Einführung der Feuerwaffen hat es jedoch wieder die Stelle eingenommen, die ihm gebührt. Der Name J., vom span. infante (lat. infans, unmündig), d. i. Knabe, Knecht (wie auch die deutschen Fußtruppen Knechte hießen), kommt zuerst im 15. Jahrh. vor. Das neuerrichtete regelmäßige Fußvolk der Spanier wurde damals infanteria de la ordenanza genannt; der Name ging dann zu den andern Heeren über. Vgl. Rüstow, «Geschichte der J.» (2. Ausg., 2 Bde., Nordhaus. 1864).

Infanteriekanone, s. Kartätschgeschütz.

Infanteriekorps, s. unter Armeekorps.

Infantia Christi, die Kindheitsgeschichten Jesu, die in den apokryphischen Evangelien behandelt sind, s. unter Apokryphen, Bd. 1, S. 762.

Infanticīda (lat.), Kindesmörder; Infanticidium, Kindesmord.

Infantin, s. unter Infant.

Infarkt (infarctus, emphraxis) bezeichnet in der ärztlichen Sprache eine Vollstopfung der Kanäle des menschlichen Körpers, sodaß deren (mehr oder weniger fester) Inhalt, anstatt der Regel gemäß weiter zu rücken, stockt, sich anhäuft und anderweit verändert. So versteht man unter J. Anhäufungen von Salzen (Harnsäure, Kalk u. dgl.) innerhalb der Harnkanälchen, weiterhin Anhäufungen von Kotmassen, namentlich groben, unverdaulichen Speiseresten (Salatblättern, Sehnen u. s. w.), im Darmkanal. In der Geschichte der Medizin spielt die von dem hess. Leibarzt Johann Kämpf (1750) begründete Lehre von den J. des Darms, wonach alle Krankheiten auf der Zurückhaltung eingedickter, innerhalb des Darmkanals zersetzter Kotmassen beruhen, eine außerordentlich wichtige Rolle. Die neuere Medizin bedient sich jedoch des Ausdrucks J. (frz. engorgement) hauptsächlich von den Anschoppungen (Stauungen) des Blutes innerhalb der Gewebe.

Der hämorrhagische oder hämoptoische Infarkt oder Blutknoten entsteht durch plötzlichen Verschluß der blutzuführenden Arterien eines Organteils (s. Embolie), wobei das Blut infolge der eingetretenen Stauung allmählich aus den feinsten Gefäßen aussickert, sich zwischen die Gewebselemente ergießt und so bohnen- bis walnußgroße, dunkelrote, derbe Knoten von keilförmiger Gestalt bildet, welche entweder allmählich durch Aufsaugung wieder verschwinden oder in brandige Erweichung übergehen und dadurch den Tod herbeiführen können. Am häufigsten finden sich die hämorrhagischen J. in den Lungen, der Milz und den Nieren, wo sie sehr verschiedenartige, oft schwer zu deutende Symptome bilden.

Infatigabel (lat.), unermüdlich.

Infatuation (frz.), das Eingenommensein von etwas, Vernarrtsein in etwas, thörichte Vorliebe für etwas.

In favōrem (lat.), zu Gunsten.

Infektion (lat.), die Ansteckung, die Seuche (s. unter Infektionskrankheiten); infektiös, ansteckend, pest- oder seuchenartig.

Infektionskrankheiten nennt man solche Krankheitsformen, die durch eine Infektion oder Ansteckung, d. i. durch die Aufnahme eines spezifisch wirkenden, giftähnlichen Stoffs in den Organismus entstehen. Von den Vergiftungen im gewöhnlichen Sinne unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch, daß die Gifte (s. d.) sofort nach ihrer Aufnahme in den Körper ihre schädlichen Wirkungen entfalten, wogegen die den J. zu Grunde liegenden pflanzlichen oder tierischen Keime erst nach einer gewissen Zeit, während der sie sich innerhalb des Körpers vervielfältigen oder reproduzieren (sog. Inkubationsstadium), mehr oder minder schwere Krankheitserscheinungen hervorrufen. Zu den J. rechnet man gewöhnlich die akuten fieberhaften Exantheme (Blattern, Masern, Scharlach), Typhus, Cholera, Gelbfieber, Pest, Ruhr, Diphtheritis und Wechselfieber, doch zählen manche Ärzte auch die Pyämie, die Tuberkulose, die Syphilis und die sog. Tierkrankheiten oder Zoonosen (Hundswut, Rotz, Milzbrand) hierher. Über Natur, Entstehung und Ausbreitung der diese Krankheiten hervorrufenden Giftstoffe s. Ansteckung, Kontagium und Miasma; über die Verbreitung der J. s. Epidemie, Endemie.

Inferi (lat.), die Bewohner der Unterwelt, auch letztere selbst; Inferien (inferiae), Totenopfer.

Digitized by Google

Inferior (lat.), von niederm Grade, Range, untergeordnet; Inferiorität, das Untergeordnetsein, niederer Grad, Rang, Wert (Gegensatz: Superiorität).

Infernal (infernalisch, lat.), der Unterwelt, Hölle angehörig, höllisch, teuflisch; Infernalität, höllisches, teuflisches Thun, Wesen, teuflische Verruchtheit.

Infernalis lapis, soviel wie Höllenstein (s. d.).

Infertilität (lat.), Unfruchtbarkeit.

Inferum mare (lat.), das untere (Tyrrhenische) Meer, im Gegensatze zum mare superum, dem obern (Adriatischen) Meere.

Infibulation (lat.), Operation, welche durch Anwendung mechan. Mittel die Ausübung des Beischlafs und den Mißbrauch der Genitalien verhindern soll, besteht beim männlichen Geschlecht im Durchstechen der mäßig angespannten Vorhaut vermittelst einer dicken Nadel und dem Einheilen eines ringförmig gebogenen und an den Enden zusammengelöteten Metalldrahts (fibula) in die Vorhaut, beim weiblichen Geschlecht im Einziehen eines ähnlichen Ringes durch die kleinen Schamlippen, wodurch der Scheideneingang verschlossen wird. Die J., deren schon Juvenal und Martial gedenken und die früher im Orient sehr üblich war, wird gegenwärtig als unzuverlässig und schmerzhaft nicht mehr angewandt. Dagegen herrscht bei vielen Völkern Ostafrikas noch heute der Gebrauch, die Schamspalte der Mädchen in den ersten Lebensjahren durch Wundmachen und narbiges Zusammenheilen der Schamlippen teilweise zur Verwachsung zu bringen und erst kurz vor der Verheiratung auf operativem Wege wieder zu eröffnen. Man hat dieses Verfahren gleichfalls mit dem Namen der J. belegt.

Infideles (lat.), Ungläubige.

In fidem (lat., «für die Treue»), zur Beglaubigung, eine namentlich bei der Beglaubigung von Abschriften (in fidem copiae) übliche Formel.

Infiltration (lat.), die gleichmäßige Einlagerung fremdartiger Gewebselemente (Krebs, Tuberkel, Eiterkörperchen u. dgl.) oder Flüssigkeiten (Blut, Galle) in die Zwischenräume der normalen Gewebe, wodurch die letztern dicker und resistenter werden. Bei der J. von fremdartigen Geweben geht das normale durch Atrophie oder Erweichung in der Regel zu Grunde. Als infiltrierte Neubildungen pflegt man diejenigen Neubildungen zu unterscheiden, bei denen die Geschwulstelemente zwischen den Elementen des normalen Gewebes so abgelagert sind, daß nirgends eine Abgrenzung beider stattfindet, im Gegensatz zu den eigentlichen umschriebenen Geschwülsten. (S. Geschwulst.) Die J. von Flüssigkeiten, auch Imbibition (s. d.) genannt, ist oft Leichenerscheinung (Totenflecke).

Infiltration (lat.) oder Einsiderung, Bewässerungssystem, s. unter Bewässerung.

Infimus (lat.), der unterste.

In fine (lat.), am Ende.

Infinitesimalrechnung oder Analysis (s. d.) des Unendlichen, Rechnung mit verschwindenden (unendlich kleinen) und unendlichen (unendlich großen) Größen, nennt man gewöhnlich die Differentialrechnung (s. d.) und Integralrechnung (s. d.).

Infinitiv (lat.) nennt man eine Form des Verbums, die nach den Resultaten der vergleichenden Grammatik ursprünglich nicht zum Formensystem des Verbums gehört, sondern der Casus eines Substantivs ist, ursprünglich also auch die Handlung abstrakt ohne Beziehung auf eine Person oder auf eine bestimmte Zeit ausdrückt. Die indogerman. Ursprache besaß erst die Anfänge dieser Bildung, in den jüngern Entwickelungsstufen der einzelnen Sprachen hat sie aber große Ausdehnung und sehr mannigfaltige Verwendung gefunden. Über die Form des J. läßt sich nichts Allgemeines aussagen, da zu dieser Bildung verschiedenartig gebildete Substantive und verschiedene Casus verwendet wurden. Derartige Casus sind im Laufe der Zeit erstarrt, die eigentliche Bedeutung verloren gegangen, dadurch der J. von der Nominalflexion losgelöst und enger mit dem Verbum verbunden, sodaß derselbe als eine Verbalform erscheint und der Konjugation des Verbums zugerechnet wird. Die weitere Ausbildung dieser grammatischen Kategorie führt dazu, daß der J. an verbalen Eigentümlichkeiten, z. B. der Bezeichnung des Tempus, des Passivums (lat. inf. praes. legere, inf. perf. legisse, inf. pass. legi) partizipiert, was aber nicht in allen Sprachen der Fall ist.

Infinītum (lat.), das Unendliche.

Infizieren (lat.), verpesten, anstecken; davon: Infektion.

In flagranti (lat.), auf frischer That, s. Flagrans; der Ausdruck ist verkürzt aus in flagranti crimine und findet sich im Codex Justinianeus (9, 13, 1), wo es heißt: «Ubi inventi fuerint in ipsa rapina et adhuc flagranti crimine comprehensi», d. h. Wenn sie beim Raube selbst getroffen und bei noch «brennendem Verbrechen» ertappt worden sind.

Inflammabilien (lat.), s. Brennbare Mineralien.

Inflammation (lat.), die Entzündung (s. d.); inflammatorisch, entzündlich.

Inflammieren (lat., frz. enflammer, enflammieren), entflammen, entzünden.

Inflationisten nennt man, namentlich in Amerika, diejenige Partei, welche eine möglichst große Vermehrung der auf Kredit beruhenden Zirkulationsmittel verlangt, indem sie davon eine Erhöhung der Nominalpreise der Waren erwartet, welche den verschuldeten Produzenten eine Erleichterung ihrer Last verschafft und auch den Steuerzahlern bei der Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld zugute kommt. Es kann als ein Sieg der J. angesehen werden, daß die Vereinigten Staaten trotz der Wiederaufnahme der Barzahlungen noch immer 847 Mill. Doll. Papiergeld (legal tender notes) beibehalten haben. Auch die Wiederaufnahme der Silberprägungen auf Grund der Bland-Bill von 1878 hat bis zu einem gewissen Grade einen inflationistischen Charakter, wenigstens solange der Nominalwert des Silberdollars höher steht als sein innerer Wert. Das Gegenteil der Inflation, die Verminderung der fiduziären Umlaufsmittel, heißt Kontraktion. Während die erstere die Schuldner auf Kosten der Gläubiger begünstigt, hat die letztere die umgekehrte Wirkung.

Inflatus (aufgeblasen) nennt man in der Botanik solche Blüten, deren Perigon blasenartig erweitert ist, wie bei Silene inflata. (S. Silene.)

Inflexibilia (lat.), Wörter, die nicht flektiert werden können, wie die Interjektionen, Konjunktionen, Adverbien, Präpositionen; Inflexibilität, Unbeugsamkeit.

Inflexion oder Beugung des Lichts. Als Grimaldi (1665) einen Lichtstrahl durch eine sehr feine Öffnung in ein dunkles Zimmer dringen ließ

Digitized by Google

und in diesen Strahl einen schmalen Körper (ein Haar) hielt, so zeigte sich der Schatten dieses Körpers, wenn er in einiger Entfernung hinter ihm mit einem weißen Schirme aufgefangen wurde, nicht nur breiter, als er unter der Voraussetzung einer geradlinigen Fortpflanzung des Lichts sein durfte, sondern in seiner Mitte waren auch farbige Streifen bemerkbar. Ähnliche Abweichungen von der geradlinigen Fortpflanzung des Lichts beobachtete Grimaldi, wenn er das Licht durch eine äußerst enge Öffnung leitete und auf einem entfernten weißen Schirme auffing. Er nannte diese Ablenkung der Lichtstrahlen, welche eintritt, wenn letztere an den Rändern sehr schmaler undurchsichtiger Körper vorbeigehen, Diffraktion. Newton, der bald darauf (1672) nebst Hooke derartige Erscheinungen studierte, bezeichnete sie als Erscheinungen der Inflexion des Lichts, welche Benennung, neben der neuern Bezeichnung als Beugung des Lichts, beibehalten worden ist. Die erwähnten Versuche wurden vielseitig seit Beginn des 19. Jahrh. erweitert und zum Verständnis gebracht besonders durch Young, Fresnel, Fraunhofer, Herschel und Schwerd. Alle Erscheinungen der Beugung des Lichts finden durch die Wellentheorie des Lichts ihre vollständige Erklärung; sie sind nur eine Folge der Interferenz (s. d.) der Ätherwellen, indem die von verschiedenen Punkten ausgehenden Lichtwellen, wenn sie auf ein Ätherteilchen gleichzeitig wirken, je nach der Phase, in der sie sich befinden (oder je nach der Richtung, nach der sie das Ätherteilchen in Bewegung setzen wollen), sich entweder verstärken, oder auch ganz oder nur teilweise aufheben.

Um den Erscheinungen der J. auf den Grund zu kommen, beginnt man die Versuche mit homogenem oder gleichfarbigem, z. B. mit rotem Lichte. Wenn nun solche Strahlen auf eine sehr enge Spalte fallen, so werden alle in dieser Spalte befindlichen Ätherteilchen in Schwingungen gesetzt, welche Schwingungen sich nach allen Seiten hin verbreiten. Setzt man einen weißen Schirm in einiger Entfernung hinter jene sehr enge Spalte, so wird die Erleuchtung der verschiedenen Stellen desselben von der Gesamtwirkung aller von den Ätherteilchen in jener sehr schmalen Spalte ausgegangenen Schwingungen abhängen. Ist ein Teil dieser Schwingungen in seiner Wirkung auf eine bestimmte Stelle des Schirms einem andern gleichgroßen gerade entgegengesetzt, so heben sich beide Wirkungen auf, und die betreffende Stelle des Schirms erscheint dunkel; wirken aber beide Theile in demselben Sinne, so unterstützen sie sich in der Erleuchtung der betreffenden Stelle. Infolge dessen wechseln auf dem Schirme dunkle und helle, im gewählten Beispiel rote Streifen ab, von welchen der hellste Streif der Lichtspalte parallel und direkt gegenüber, die andern Streifen seitlich von der lichtstärksten Mitte liegen. Wechselt man mit dem farbigen Licht der Spalte, so werden jene farbigen und dunkeln Streifen um so schmaler, je mehr man im Spektrum vom Rot gegen das Violett kommt. Letzteres zeigt die schmalsten Streifen. Wendet man nun das farblose Sonnenlicht an, so erblickt man eine Beugungsfigur, die (wie nachstehende Fig. 1 zeigt) in der Mitte ein breites weißes Feld hat, dem zu beiden Seiten helle und dunkle farbige Streifen folgen. Je schmaler die Spalte, desto breiter und lichtschwächer ist dieses Beugungsbild. Der mittlere weiße Streifen rührt von dem übereinstimmenden Zusammenwirken aller farbigen Strahlen des farblosen Lichts her, er ist daher auch farblos und am lichtkräftigsten. In den seitlichen farbigen Säumen jedoch heben sich bestimmte farbige Strahlen durch Gegenwirkung auf, sodaß dann helle und dunkle Farbenstreifen auftreten, die um so schwächer werden, je weiter sie von der Mitte abliegen. Die farbigen Streifen und Säume sind je nach der Form der Öffnung (rund-, drei-, vier-, sechs-, achteckig u. s. w., lange schmale Spalten u. s. w.) verschieden. Fig. 2 zeigt das Beugungsbild einer kleinen rautenförmigen Öffnung a, Fig. 3 das einer kleinen kreisförmigen Öffnung.

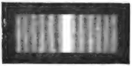


Fig. 1.

Fig. 2.

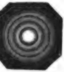


Fig. 3.

Viel schöner und glänzender werden diese Erscheinungen, wenn man statt einer Öffnung viele gleichgestaltete anwendet und die Erscheinung nicht auf einem Schirme auffängt, sondern (Fig. 4) durch ein achromatisches Fernrohr, wie Fraunhofer es zuerst gethan, beobachtet. Die beugende Öffnung a wird dann mittels eines Aufsatzringes C vor das in B befindliche Objektivglas geschoben, worauf man durch das Okular des Fernrohrs nach der Lichtquelle hinsieht und so die Beugungserscheinung auf der Netzhaut vergrößert auffängt. Sowohl mittels Auffangschirmes als mittels Fernrohrs kann man die merkwürdigen Beugungsbilder beobachten, die entstehen, wenn man statt einer einzigen engen Spalte viele solcher engen Spalten dicht nebeneinander in gleichen Abständen (mehrere Hundert auf einen Centimeter) anwendet. Man erhält dann bei weißem Sonnenlichte eine Beugungsfigur, welche in der Mitte einen weißen Streifen zwischen je einem breiten Dunkelstreifen besitzt, worauf je ein vollkommen entwickeltes Spektrum (s. d.) mit Fraunhoferschen Dunkellinien folgt u. s. w. Die Gitterspektren haben dazu gedient, die ihren Fraunhoferschen Linien entsprechenden Wellenlängen zu messen. Vgl. Fraunhofer, «Neue Modifikation des Lichts» (Münch. 1821), und Schwerd, «Die Beugungserscheinungen aus den Fundamentalgesetzen der Undulationstheorie entwickelt u. s. w.» (Mannh. 1835). Zu den farbigen Erscheinungen der J. gehören auch die Farbenschilder der Spinneweben im Sonnenschein, ferner jene, wenn man durch die geschlossenen Augenwimpern, durch den Bart der Vogelfedern nach sonnigem Lichte hinsieht. Ferner gehört hierher das Farbenspiel irisierender Seidenstoffe, der Perlmutter, der Flügeldecken von

Fig. 4.

Digitized by Google

Insekten u. dgl. m. Die J. tritt nicht nur beim Lichte, sondern auch bei den Wärme- und Schallstrahlen und überhaupt bei jeder Wellenbewegung auf, welche sich durch sehr enge Öffnungen oder nur sehr schmale Stäbchen u. dgl. m. fortpflanzt.

In flore (in floribus, lat.), in Blüte; in Wohlstand; auch in Saus und Braus.

Infloreszenz (lat.), Blütenstand.

Influenz (elektrische), s. unter Elektricität, Bd. VI, S. 3.

Influénza (ital.), die Grippe (s. d.).

Influenza, eine ansteckende, von hohem Fieber begleitete Krankheit der Pferde. Man unterscheidet die Brustform der J. (epizootische Brustentzündung) und die sog. Pferdestaupe (Rotlaufform der J.). Die Symptome der J. wechseln in den einzelnen Fällen häufig; man erkennt die Krankheit am schnellsten durch folgende Anzeichen: hohes Fieber, Gelbfärbung der Bindehaut des Auges, Thränen des Auges, vieles Schildern mit den Hinterfüßen, Verweigerung der Haferkörneraufnahme, während Heu und Kleie genossen wird, Atmungsstörung. Die J. verläuft in 3—5, seltener in 10—14 Tagen (Brustform); das Überstehen von Nachkrankheiten oder die Rekonvaleszenz erfordern etwa noch 14 Tage. Die Natur heilt diese Krankheit am besten, ohne Zuthun von Kunsthilfe kommen die meisten Genesungsfälle vor; der Pferdebesitzer muß nur gleich bei Beginn der J. die krankgewordenen Pferde außer Dienst stellen und sie in einem recht luftigen Stalle unterbringen. Gegen sehr hohes Fieber nützt Brechweinstein oder salicylsaures Natron (15—20 g im Saufwasser gelöst, pro Pferd und Tag); gegen Brustfell-, Lungenentzündung sind Senfteige, an die Brustwandungen appliziert, zu benutzen. Ställe, in welchen influenzakranke Pferde gestanden haben, sind zu lüften und leicht zu desinfizieren.

Influenzmaschine (Elektro-Influenzmaschine, Elektromaschine, Elektrophormaschine) heißt eine von Holtz und Töpler fast gleichzeitig (1864) erfundene Elektrisiermaschine, bei welcher anfänglich schwache Reibungselektricität verteilend oder influenzierend ins Spiel kommt, und mittels welcher dann durch weitere elektrische Verteilung (Influenz) starke Elektricitätsmengen erzeugt werden. Die J. von Holtz hat die weiteste Verbreitung gefunden. Ihre Hauptbestandteile sind (wie nachstehende Fig. 1 und 2 zeigen): eine wohlgefirnißte Glasscheibe B, die mittels eines einfachen Mechanismus in sehr schnelle Rotation um die Achse C versetzt werden kann. In geringem Abstande (1 mm) von dieser steht parallel eine zweite, etwas größere, gut gefirnißte Glasscheibe A. Diese fix bleibende Glasscheibe A besitzt in ihrer halben Höhe rechts und links vom Rande je einen Ausschnitt a und a', dessen Saum teilweise mit Papier m s und m's' belegt ist, das in eine Spitze s und s' ausläuft, welche in jenen Ausschnitt hineinragt. Vor der Drehscheibe B, gegenüber den beiden Papierbelegungen, liegt je ein messingener Saugkamm S und S'. Von diesen Kämmen oder Rechen führen Messingstäbchen zu den beiden Konduktoren k und k' der Maschine.

Bringt man einer jener Papierspitzen, z. B. jener bei s, ein geriebenes, mithin negativ elektrisches Stück Hartgummi D nahe, so wird die Papierbelegung mit negativer Elektricität geladen. Diese negative Elektricität wirkt durch die Glasscheibe B verteilend auf den Saugkamm S, die positive Elektricität wird angezogen und strömt [illegible] die gegenüberliegenden Stellen der Glasscheibe [illegible] über, von wo sie die Papierbelegung m s [illegible] influenziert, daß ihre negative Elektricität [illegible] wird, indem ihre abgestoßene positive [illegible] aus der Papierspitze auf die ihr zugewendeten [illegible] der Glasscheibe überströmt. Im Finstern [illegible] man die Lichtbüschel dieser aus den Spitzen [illegible]

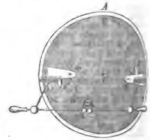


Fig. 1.

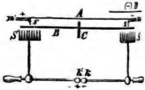


Fig. 2.

den Gegenstellen der Glasscheibe B [illegible] sitiven Elektricität sehen. Auch die [illegible] Untersuchung zeigt dasselbe. Da sich [illegible] des Versuchs die beiden Konduktoren k [illegible] Maschine berühren müssen, so wird die [illegible] negative Elektricität bis an die Spitzen [illegible] Saugkammes S' abgestoßen. Hier [illegible] entgegengesetzte elektrische Prozeß, wodurch [illegible] pierbelegung m's' positive Elektricität, [illegible] bare Scheibe B an den Gegenstellen [illegible] Seiten negative Elektricität erhalten, [illegible] den Lichtpünktchen dieser Stellen der [illegible] B erkennt.

Wenn man jetzt die Scheibe B in der [illegible] gegen die Spitzen der Papierbelegungen [illegible] Achse C mittels eines einfachen [illegible] Rotation versetzt, so wiederholt sich [illegible] legung der oben besprochene elektrische [illegible] art, daß die untere halbe Scheibe, [illegible] negativ-elektrischen Belegung vorbei[illegible] einen halben Kreisring von der Breite [illegible] kämme hat, welcher auf beiden Seiten [illegible] trisch ist, während die obere halbe [illegible] der positiven Belegung vorübergebracht [illegible] beiden Seiten negative Elektricität [illegible] fernerer Rotation der Scheibe kommt [illegible] der negativen Belegung m s der [illegible] Halbring der Glasscheibe vorüber. Die [illegible] negativ-elektrischen Belegung m s [illegible] Elektricität gegen den negativ-elektrischen [illegible] aus und neutralisirt ihn, wodurch [illegible]

Digitized by Google

negativen Elektricität an der Belegung m s gesteigert wird. Das Entgegengesetzte geschieht bei der positiven Belegung m's'. Infolge dieses sich wiederholenden Vorgangs steigert sich die Dichtigkeit und Spannung (das Potential) der entgegengesetzten Elektricitäten auf den Belegungen und auf der sehr schnell rotierenden Scheibe derart, daß schon nach einigen Umläufen der Glasscheibe die Konduktoren k und k' ziemlich weit voneinander entfernt werden können, wobei an der Unterbrechungsstelle reichlich elektrische Lichtentladungen auftreten, indem sich die negative Elektricität von k mit der positiven von k' vereinigt. Hat man jedoch die beiden Konduktoren zu weit voneinander entfernt, so strömen ihre Elektricitäten auf die rotierende Scheibe über, und es kann eine Neutralisierung der Elektricitäten auf der Scheibe und in den Belegungen erfolgen, sodaß das Spiel der Maschine aufhört.

Durch Einschaltung eines Kondensationsapparats (s. d.), kondensierender Röhren, Leidener Flaschen u. s. w. läßt sich die elektrische Spannung, d. i. das elektrische Potential der Pole dieser Maschine sehr bedeutend erhöhen. Weil bei der J. die rotierende Scheibe, wie der Kuchen des Elektrophors, die Sauglämme wie dessen Deckel wirken, so hat man diese Maschinen auch Elektrophormaschinen genannt. Da bei der J. auf der rotierenden Scheibe unweit voneinander entgegengesetzte Elektricitäten von hoher Dichtigkeit vorhanden sind, ferner an der fixen Scheibe die elektrischen Belegungen und die Pole der Maschine wohl isoliert voneinander sein müssen, so vermehrt man durch Trocknung der Glasscheiben und der Isolierstücke die Leistung der Maschine; es dient hierzu die Bestrahlung mittels einer Petroleumflamme u. dgl. m. Auch das erwähnte Befirnissen der Glasscheiben erfolgt, um sie gegen die leitende Feuchtigkeit unempfindlicher zu machen, indem die Harze des Firnisses weniger hygroskopisch sind als das Glas. Um Unregelmäßigkeiten der Entladung bei zu weitem Auseinanderziehen der Konduktoren k und k' zu vermeiden, bringt man in passender Weise Nebenkonduktoren an. Ferner werden zuweilen die J. mit mehr als zwei Ausschnitten und zugehörigen Belegungen versehen; man sagt dann, sie besitzen mehr als zwei Elemente. Die J. kommen in mannigfachen Variationen von Bennet, Nicholson, Varley, W. Thomson, Bertsch u. a. m. vor; sie dienen zu allen Versuchen mit hochgespannter Elektricität und auch um die schönen elektrischen Lichterscheinungen (s. d.) in den Geißlerschen Röhren (s. d.) zu zeigen.

Influieren (lat.), Einfluß üben, einwirken.

In folio, in Folioformat, s. Folio.

In forma, s. unter Forma.

Information oder Gutsbeschreibung, s. unter Ertragsanschlag.

Informationsurteil, s. Belehrungsurteil.

Informativprozeß ist das Verfahren, welches im Auftrag der röm. Kurie bei Verleihung eines Bistums oder einer Konsistorialabtei (d. h. einer solchen, deren Besetzung dem Papste reserviert ist) vorgenommen wird, um die Tauglichkeit des Amtskandidaten und die Ordnungsmäßigkeit der Wahl festzustellen. Derselbe wird am Domizil und den frühern Aufenthaltsorten des Kandidaten, in Österreich und Bayern durch die dortigen Nuntien, in Preußen durch einen preuß. Erzbischof, in Hannover und der oberrhein. Kirchenprovinz durch einen Bischof oder Dignitar des Landes geführt und die Akten nach Rom geschickt. Dort erfolgt dann eine nochmalige Prüfung der letztern (processus definitivus) und eventuell die Präkonisation des Kandidaten in einem Konsistorium. Der Papst kann von dem J. absehen.

Informator (lat.), Lehrer, namentlich Hauslehrer, Hofmeister.

Informieren (lat.), in Kenntnis setzen, unterrichten.

Informität (lat.), Unförmlichkeit, Ungestaltheit, etwas Entstellendes.

In foro (lat.), »auf dem Forum«, d. h. vor Gericht.

Infraktion (lat.), das Brechen, Übertreten (eines Vertrags, Bündnisses, Gesetzes u. s. w.).

Infraktion (lat.), Einknickung, unvollständiger Bruch eines Knochens. (S. Knochenbrüche.)

Infralapsarier, s. unter Prädestination.

Infrigidation (lat.), Abkühlung, Erkältung.

Inful (infula oder auch vitta) hieß bei den Römern die weißwollene Stirnbinde, mit der Priester, Vestalinnen und Opfernde das Haupt turbanartig umwanden. Anfangs ein Zeichen der Demut, wurde die J. nachmals zum Zeichen der Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Opfertiere, Kirchen und Altäre wurden mit ihr behangen, auch die Bittenden (supplices) und die Friedensgesandten legten sie an. In späterer Zeit diente sie den kaiserl. Statthaltern zur Bezeichnung ihrer Würde. Von den heidnischen Priestern ging sie im karolingischen Zeitalter auf die christl. Bischöfe über und erhielt nun für gewöhnlich den Namen der Bischofsmütze (mitra). Eine solche besteht aus zwei flachen, hohen, oben spitz zulaufenden Deckeln von Blech oder Pappe, die mit seidenem Zeug von der Grundfarbe des Meßgewandes überzogen, meist reich gestickt und häufig mit Gold und Edelsteinen besetzt sind. Die beiden Spitzen oder Hörner sollen die beiden Testamente symbolisieren. Die nach vorn zu stehende Seite ist mit dem Kreuze geziert, ebenso wie die hinten herabhängenden zwei Bänder (infulae), die noch an die römische J. erinnern. Ausnahmsweise kann der Papst auch Äbte und Pröpste infulieren, d. h. ihnen das Tragen einer Bischofsmütze gestatten. Auch wird die Bischofsmütze von denen, die zum Tragen derselben berechtigt sind, im Wappen geführt.

Infusion, Aufguß, Infusum nennt man in der Pharmacie wässerige, nicht durch Verdampfen konzentrierte Pflanzenextrakte, welche bereitet werden, indem die entsprechenden Pflanzenteile mit kochendem Wasser übergossen, einer kurzen 5 Minuten dauernden Digestion im Dampfbade ausgesetzt werden, worauf die Flüssigkeit kolliert und der Rückstand nach dem Erkalten abgepreßt wird. Alle Infusionen sollten nur für den augenblicklichen Bedarf angefertigt werden, da sie sehr dem Verderben durch Gärung und Schimmelbildung ausgesetzt sind. Sie wurden in früherer Zeit weit mehr verwandt als gegenwärtig. Wenn eine besondere Menge der zu infundierenden Substanz nicht vorgeschrieben ist, gilt nach der Deutschen Pharmakopöe von 1882 ein Teil auf 10 Teile Kolatur. Offizinell ist nur das Infusum Sennae compositum, Wiener Tränkchen, Laxiertränkchen, bestehend aus einer J. von 5 Teilen Sennesblättern mit 30 Teilen Wasser; in der Kolatur werden 5 Teile Seignettesalz und 10 Teile Manna aufgelöst; die abermalige Kolatur soll dann 40 Teile wiegen.

Digitized by Google

Infusodekokt, s. unter Dekokt.

Infusorien, Infusions- oder Aufgußtierchen, hat man eine Klasse der Protozoen oder Urtiere (s. d.) genannt, welche alle so klein sind, daß sie nur mit dem Mikroskop erkannt und untersucht werden können. Mit den übrigen Protozoen haben sie die Bildung des ganzen Körpers aus einer einfachen, halbweichen, kontraktilen Substanz gemein, welche sich nach außen zu einer zuweilen festen Hautschicht verdichtet und mancherlei Anhänge trägt, nach innen dagegen fast flüssig wird und den ganzen Körper erfüllt, ohne eine eigentliche Leibes- oder Darmhöhle zu bilden. Bei den J. ist die Hautschicht meist dünn, bei wenigen so zart, daß der Körper die verschiedensten Formen annehmen kann, oder zu einem starren, glasartigen Panzer verdickt (Peridinium); bei den meisten ist sie kontraktil, aber fest genug, um dem Tierchen eine beständige, aber stets unsymmetrische Form zu erhalten. Die Bewegungswerkzeuge sind entweder peitschenförmige Geißeln (Monaden) oder kontraktile, formbeständige, meist mit Knöpfchen versehene Saugröhren (Acineta), oder endlich bei der großen Mehrzahl schwingende, bald den ganzen Körper überziehende, bald auf einzelne Zonen beschränkte Wimpern, die willkürlich bewegt werden können und sowohl zum Schwimmen als auch zum Herbeiwirbeln der Nahrung dienen. Bei einzelnen Gattungen werden diese Wimpern an einzelnen Körperstellen so dick, daß sie Haken und Borsten bilden, durch deren Schnellung sich die Tiere springend bewegen können. Zu den Bewegungswerkzeugen gehört auch bei den sog. Glockentierchen (Vorticella) der elastische, mit einem Muskel versehene Stiel, der sich plötzlich schnellend in eine Spirale zurückziehen und wieder ausdehnen kann. Die meisten J. bewegen sich frei kriechend oder schwimmend im Wasser; einige sind mit einem Stiel oder durch eine Hülse angeheftet. Viele leben in gemeinsamen Stöcken, die meisten aber als Einzelindividuen. Die Ernährung geschieht in verschiedener Weise. Die einen leben durch Endosmose in Flüssigkeiten, welche aufgelöste organische Stoffe enthalten (Opalina); andere saugen ihre Beute mittels Saugröhren aus (Acineta); die meisten haben einen Mund, der durch einen zuweilen mit reusenartigen Gebilden umgebenen kurzen Schlund die Nahrung in den innern Körperraum schickt, wo sich blasenförmige Hohlräume darum bilden, die man früher für Magenblasen angesehen hat. Die unverdauten Stoffe gehen durch einen After ab. Der Umtrieb der Säfte wird durch an bestimmten Körperstellen ausgehöhlte, kontraktile Blasen, deren sich eine oder mehrere in einem Individuum vorfinden, bewerkstelligt, welche sich allmählich mit wasserheller Flüssigkeit anfüllen, die bei der Zusammenziehung durch sternförmige Kanäle in die Körpersubstanz hinausgepreßt wird. Bei einigen Gattungen hat man deutlich Öffnungen dieser Blasen nach außen beobachtet.

Die Fortpflanzung geschieht bei den J. auf mehrfache Weise: 1) durch Teilung, indem ein Individuum sich allmählich in zwei spaltet; 2) durch Knospung, indem an der Basis oder dem Stiel festsitzender Arten neue Individuen hervorsprossen. Hierdurch werden die bald baumartig verästelten (Epistylis), bald klumpig zusammengehäuften (Ophrydium) Stöcke der gesellig lebenden J. erzeugt. Endlich 3) auf eigentümlichem Wege, wobei die Konjugation oder Verschmelzung zweier Individuen und der Kern (Nucleus), den alle J. besitzen, eine wesentliche Rolle spielen und letzterer in eine große Menge von Keimkörnern zerfällt. Was man früher für Embryonen gewisser J., wie Stentor, ansah, ist jetzt als eingedrungene Schmarotzerinfusorien erkannt worden. Nervensystem, Sinnesorgane u. s. w. sind bei den J. unbekannt. Alle J. sind Wassertiere; sie nähren sich teils von kleinern mikroskopischen Tierchen und Pflanzen, teils von modernden Substanzen und finden sich überall, wo nur Wasser vorkommt, weit seltener aber im Meere als in süßen Gewässern. Ihr Erscheinen in Aufgüssen vegetabilischer und tierischer Substanzen hat zuerst ihren Namen veranlaßt. Die meisten Arten haben die Fähigkeit, beim Austrocknen der Flüssigkeit oder bei Mangel an Nahrung sich einzukapseln und, in der Kapsel eingeschlossen, in einer Art Scheintod zu verharren, bis Zutritt von Flüssigkeit sie wieder zum Leben erweckt. In diesem eingetrockneten Zustand können sie durch Luftströmungen und Winde weithin verführt werden und so plötzlich an Orten und in Flüssigkeiten auftreten, wo man sie nicht vermuten sollte. Ihr massenhaftes, scheinbar plötzliches Auftreten in Flüssigkeiten wird besonders durch die schnelle Vermehrung mittels Selbstteilung bedingt und hat durch Hervorbringung grüner und roter Färbungen zuweilen zu abergläubischen Auffassungen Veranlassung gegeben. Ob sich J. durch Urzeugung entwickeln können, ist eine jetzt noch lebhaft bestrittene Frage. Ihre Rolle im Haushalt der Natur beruht wesentlich auf der Organisierung und Belebung modernder Stoffe durch Aneignung. Da die meisten gallertartig sind und ihre Körpersubstanz bald nach dem Tode zerfließt, so haben sich nur sehr wenige, mit starren Panzern versehene Arten (Peridinium) in den Ablagerungen der Schichten erhalten. Die Schichtbildung, welche man bisher den J. zuschrieb, gehört entweder andern Protozoen, wie namentlich den sog. Wurzelfüßern oder Rhizopoden, oder den mikroskopischen Kieselpflanzen (Bacillarien) an, die man früher mit Unrecht den J. zuteilte. Man teilt die J. jetzt wesentlich nach den Bewegungswerkzeugen in Sauger (Acineta), Wimperträger und Geißelträger. Werke über die J. haben Ehrenberg, Dujardin, Stein, Claparède und Lachmann, außerdem Balbiani, Engelmann, Bütschli u. a. wesentliche Beiträge geliefert.

Infusorienerde (Kieselguhr, Bergmehl, Tripel, Diatomeenpelit) ist eine bald lose, mehlähnliche, bald etwas festere, kreideähnliche, aber leicht zerreibliche Masse, von weißer, gelblicher und grauer Farbe, welche nach den Untersuchungen insbesondere von Ehrenberg gänzlich oder zum größten Teil aus den kieseligen Panzern mikroskopischer Diatomeen (Infusorien), namentlich der Gattungen Gallionella, Melosira, Navicula, Synedra, Gomphonema, zusammengesetzt wird, deren Skulptur auf das vortrefflichste erhalten ist. Da ein Kieselpanzer von Melosira distans etwa 0,008 mm groß ist, so enthält ein Kubikzoll J. 41000 Millionen solcher Panzer. Die J. findet sich als Lager von zuweilen nicht unbedeutender Mächtigkeit im Gebiet der Tertiärformation, namentlich aber der Torfbildungen, so z. B. bei Oberohe am Südrande der Lüneburger Heide, wo sie stellenweise 10 m mächtig wird, auf dem Moorgrund bei Franzensbad in Böhmen, bei Altenschlirf im Vogelsgebirge, am Habichtswald bei Kassel, unterhalb des Bodens von Berlin; die großartigsten Ansammlungen dieser

Digitized by Google

mikroskopisch-pflanzlichen Überreste entdeckte Fremont im Flußgebiete des Fall-River, eines Arms des obern Columbiaflusses in Oregon; auch in der Umgegend von Richmond in Virginien finden sich massenhafte Ablagerungen derselben. Der sog. Polierschiefer von Bilin in Böhmen ist nur eine ausgezeichnet geschieferte, etwas festere und härtere Abart der J. In technolog. Hinsicht hat die J. vielfache Anwendung gefunden, nicht nur als Rohprodukt, sondern auch geschlämmt, gebrannt und präpariert, so zur Herstellung von Wasserglas, Smalte und Ultramarin, Thonwaaren, Goldleisten, Papiermaché und Dynamit, als Steinkitt, als Füllungsmittel für Seifen, Papier und Siegellack, Kautschuk- und Carbolsäurepräparate. Infolge ihres geringen Wärmeleitungsvermögens hat die J. ferner Anwendung zur Füllung der Hohlräume von Eis- und feuerfesten Geldschränken, sowie von Eiskellern gefunden und erfolgreicher als die Schlackenwolle zur Bekleidung von Dampfröhren. Sie wird endlich auch benutzt als Polier- und Putzpulver und zur Herstellung leichter, auf Wasser schwimmender Steine.

Infusum, s. Infusion.

In futurum (lat.), für die Zukunft.

Inganno (ital.), Betrug; per inganno, betrüglicherweise.

Ingävonen (Ingväonen) nannte man in ältester german. Zeit im Sinne der Mannussage die Abkömmlinge des Ingo (eines der Enkel des Tuisto), einen Hauptteil der eigentlich deutschen Volker, die niederdeutschen, der Hauptsache nach alle jene, die in der spätern Geschichte (mit Einschluß der Angelsachsen, Westfalen, Engern, Ostfalen) als Sachsen und Friesen auftreten.

Ingber, s. Ingwer.

Ingbert (Sankt), Stadt in der bayr. Rheinpfalz, Bezirksamt Zweibrücken, unweit der preuß. Grenze, 19 km westlich von Zweibrücken am Rohrbach, einem Zufluß der Saar, Station der Linie Germersheim-Saarbrücken der Pfälzischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 9811 meist kath. E. Der Ort ist Mittelpunkt einer ansehnlichen Kohlen- und Eisenindustrie. Die Kohlenablagerung von J. hat eine Länge von ungefähr 1800 m. Es sind in derselben 27 bauwürdige und 30 unbauwürdige Flötze bekannt, von denen die erstern eine Mächtigkeit von 24,5 m haben. Die Eisengruben liefern jährlich 50—60 000 Centner Erz, die Eisenwerke große Mengen Roheisen, Stabeisen, Gußwaren, Blech und Draht, einige andere Hütten Alaun und Bittersalz. Die Fabrikation erstreckt sich auf Ruß, Coaks, Glas, Maschinen. Außerdem sind hier eine Pulver- und eine Pfropfenfabrik. In der Nähe befindet sich ein brennendes Kohlenlager.

Ingeborg, Königin von Frankreich, war die Tochter Waldemars I. von Dänemark und seit 14. Aug. 1193 mit Philipp II. August von Frankreich verheiratet, der sich jedoch schon im November mit Zustimmung seiner Bischöfe von ihr trennte und, obwohl J. an den Papst appellierte, 1196 Agnes von Meran heimführte. Innocenz III. setzte es zwar durch, daß Philipp nach dem Tode der Agnes 1201 J. wieder zu seiner Frau annahm, konnte aber nicht verhindern, daß er sie bald nochmals verstieß. Der ärgerliche Handel, bei welchem die Sympathien der Unterthanen sich der unglücklichen Königin zukehrten, wurde erst zu Anfang 1213 beendet, als Philipp, durch den bevorstehenden großen Kampf mit England und dem Kaiser Otto IV. auf ein enges Bündnis mit dem Papste und auf Beseitigung aller Unzufriedenheit im eigenen Lande hingewiesen, J. als Gemahlin und Königin zurückführte. J. starb kinderlos 1226.

Ingegneri (Angelo), ital. Dichter, geb. um 1550 zu Venedig, war Seifensieder, beschäftigte sich daneben eifrig mit Poesie und Litteratur, diente nacheinander den Herzögen von Guastalla, von Urbino, von Savoyen und dem Kardinal Cinzio Aldobrandini zu Rom und starb um 1615. Er ist bekannt durch seine Verehrung für Torquato Tasso, dem er 1578 den Einzug in Turin ermöglichte und dessen Dichtungen er zum Druck beförderte. J. schrieb: «I rimedi contro l'amore di Ovidio, tradotti in ottava rima» (Avignon 1576), «La danza di Venere. Dramma pastorale» (Vicenza 1589), «Il buon segretario» (Rom 1594), «Discorso della poesia rappresentativa» (Ferrara 1598) u. a.

Ingelfingen, Stadt im württemb. Jagstkreise, 3 km im NW. von Künzelsau, an dem zum Neckar gehenden Kocher, mit (1880) 1447 E. Das hier stehende Schloß war ehedem die Residenz der Fürsten von Hohenlohe-J., welche nachher ihren Sitz zu Öhringen nahmen. Schon 1290 war der Ort hohenlohisch; 1806 kam er an Württemberg. Die Bewohner treiben ziemlich starken Weinbau. In der Nähe steht die Burg Lichteneck und weiterhin die Ruinen Zarge und der Kocherstein, einst eine comburger Propstei.

Ingelheim, zwei unweit des Rheins nahe beieinander, an der Linie Mainz-Bingen der Hessischen Ludwigsbahn liegende Marktflecken im Kreise Bingen der hess. Provinz Rheinhessen, bedeutend durch ihren trefflichen Rotwein und ihre histor. Denkmäler und Erinnerungen. Oberingelheim an der Selz mit (1880) 3093 meist prot. E., Sitz eines Amtsgerichts, ist ein ehemaliges Reichsdorf, wird schon 760 als Zubehör der kaiserl. Pfalz in Niederingelheim erwähnt. Es hatte mit diesem zusammen ein Ritter- und Amtsgericht und kaiserlich bestätigte Privilegien. Die uralte, jetzt evang. Kirche hat viele Grabmäler und Glasmalereien, welche Scenen aus Karls d. Gr. Leben darstellen. Die alte Stadtbefestigung ist zum Teil noch vorhanden. Niederingelheim (1880) mit 2693 meist prot. E. ist besonders berühmt durch den Palast Karls d. Gr., der, zwischen 768 und 774 auf der Stelle einer ältern kaiserl. Villa gebaut, auf 100 zum Teil aus Ravenna, zum Teil vom Felsberg im Odenwald stammenden Marmor- und Granitsäulen ruhte. Hier hielt Karl d. Gr. 774 einen Reichstag, und auch unter seinen Nachfolgern, die oft hier residierten, wurden hier mehrere Kirchen- und Reichsversammlungen gehalten. Kaiser Friedrich I. ließ 1151 den Palast ausbessern; Karl IV. überließ ihn 1356 an Kurpfalz. Namentlich in der sog. Bayrischen Fehde 1504, dann im Dreißigjährigen Krieg und zuletzt bei dem Einfall der Franzosen 1689 ist die alte Kaiserpfalz gänzlich verwüstet worden. Der Platz, auf dem der Palast stand, kam 1875 in den Besitz eines Barons de Bary, welcher auf demselben ein neues, großartiges Schloß zu bauen anfing. Nach dem Tode de Barys wurden jedoch die Arbeiten eingestellt. Einige Syenitsäulen, aus dem Palast stammend, finden sich an verschiedenen Orten in den Rheinlanden, so z. B. im Schloß zu Heidelberg, am Brunnen auf dem Schiller-Platz in Mainz, und anderwärts zerstreut; nur eine befindet sich

Digitized by Google

noch in J. in einer Mauer des Schloßgartens. Vgl. Hilß, «Der Reichspalast zu J.» (Oberingelh. 1868). An J. knüpft sich auch die Sage von Eginhard und Emma. Übrigens führen von diesen Orten die 1737 in den Reichsgrafenstand erhobenen und noch jetzt im Rheingau stark begüterten Grafen von J. mit dem Beinamen Echter von und zu Mespelbrunn den Namen. Sie stammen aus einem schon 948 urkundlich erwähnten Reichsministerialengeschlecht, welches ursprünglich als Burgmannen in die kaiserl. Pfalz eingesetzt war.

Ingelmunster, Landgemeinde im Bezirk Rosselaere (Roulers) der belg. Provinz Westflandern, am Wandelbach, an der Eisenbahn Brügge-Courtray, die hier nach Deynze abzweigt, mit 5857 E., bedeutenden Webereien, Teppich- und Spitzenfabriken und einem schönen Schloß des Baron Gilles.

Ingelow (Jean), engl. Schriftstellerin, geb. 1830 zu Ipswich in Suffolk, veröffentlichte schon 1850 «A rhyming chronicle of incidents and feelings». Hierauf folgten 1860 die Erzählungen «Tales of Orris» und 1863 ein Band «Poems» (bis 1884 in 23 Aufl. erschienen), 1865 die Gedichtsammlung «Home thoughts and home scenes and stories told to a child», 1867 «A story of doom and other poems», 1869 «Mopsa the fairy» und die Romane «Off the Skelligs» (4 Bde., 1872), «Fated to be free» (3 Bde., 1875), «Don John» (3 Bde., 1876) und «Sarah de Berenger» (4 Bde., 1881). In ihren Gedichten zart und gefühlvoll und zugleich von originaler Gedankenkraft, entwickelt J. in ihren Romanen ein vorzügliches Erzählertalent und eine lebhafte Erfindungsgabe.

Ingemann (Bernh. Severin), dän. Dichter, geb. 28. Mai 1789 zu Torkildstrup auf der Insel Falster, trat noch als Student 1811 mit einer Sammlung von Gedichten auf. Nachdem er die J. 1818 und 1819 auf einer größern Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien verbracht, übernahm er 1822 die Stelle eines Lektors für die dän. Sprache und Litteratur an der Akademie zu Soröe. Im J. 1842 mit der interimistischen Direktion dieser Anstalt betraut, behielt er diese Stellung bis zur Auflösung der Akademie 1849. Er starb 24. Febr. 1862.

Seinem trefflichen Epos «Waldemar de Store og hans Mänd» (1824; 5. Aufl. 1864) folgten eine Reihe meist auch ins Deutsche übertragener histor. Romane. Dahin gehören: «Waldemar Seier» (1826; neue Ausg. 1872), «Erik Menveds Barndom» (1828; neuere Ausg. 1874), «Kong Erik og de Fredlöse» (1833; neue Ausg. 1873) und «Prinds Otto of Danmark og hans Samtid» (1835). In den folgenden Jahren erschienen unter anderm die dramatische Dichtung «Renegaten» (1838) und die dramatische Erzählung «Salomons Ring» (1839), sowie die beiden romantisch histor. Gedichte «Dronning Margrete» (1836) und «Holger Danskes Sange» (1837), die zu J.s vorzüglichsten Leistungen gehören. Hervorragend ist auch «Kunnuk og Raja» (1842), eine dem Leben der Grönländer entnommene Erzählung. Der Roman «Landsbybörnene» (1852) zählt zu seinen besten Arbeiten. Seitdem gab J. noch «Confirmationsgave» (1854) und die beiden Dichtungen «Tankebreve fra en Afdöd» (1855) und «Guldaeblet» (1856) heraus. Seine «Samlede Skrifter» erschienen in vier Abteilungen, deren erste die «Samlede dramatiske Digte» (6 Bde., Kopenh. 1843; 2. Aufl. 1853), die zweite die «Samlede historiske Digte og Romaner» (12 Bde., 1847—51), die dritte die «Samlede Eventyr and Fortällinger» (12 Bde., 1847—51), die vierte die «Romaner, Sange og Eventyrdigte» (9 Bde., Kopenh. 1845—64) enthält. Nach J.s Tode gab Galskjöt dessen Selbstbiographie («Min Levnetsbog», Kopenh. 1862), «Tilbageblik paa mit Liv og min Forfattervirksomhed fra 1811—37» (Kopenh. 1863) heraus. Vgl. auch «Breve til og fra J.» (1879) und «Brevexling mellem Grundtvig og J.» (1882).

Ingëna, alte Stadt der Abrincatuer, das jetzige Avranches (s. d.).

In genëre (lat.), im allgemeinen; Gegensatz: [in specie (s. d.).

Ingeneriert (lat.), eingepflanzt, angeboren.

Ingenieur. Der Name J. stammt vom span. engeños oder ingenios, ital. ingegni, die Kriegsmaschinen bedeutend. Die Werkmeister derselben hießen engeñeros, ingenieros, ingegneri. Später legte man den Namen J. lediglich den Kriegsbaumeistern bei. S. Genie (militärisch).

Im Gegensatz zu den Militäringenieuren nennt man Civilingenieure diejenigen Techniker, welche die Anlagen von Strom- und Seebauten, Kanälen und Wasserleitungen, Brücken, Straßen und Eisenbahnen, Telegraphen, Maschinenetablissements aller Art leiten. Zuerst trennten die Holländer gegen Schluß des 16. Jahrh. die Aufgaben des Architekten im engern Sinne von denen jener Männer, die sich mit der Herstellung der gewaltigen Wasserbauten beschäftigten und die sie Hydraulik-Architekten nannten. In England entwickelte sich der Ingenieurstand in ähnlicher Weise aus der Berufsklasse der Wasserbautechniker, zu Beginn des 19. Jahrh. aber auch aus jener des Bergmanns, für den zunächst das Bedürfnis nach rationellen Transportmitteln zur Ausbildung der Spurbahnen sowie zur Erfindung der Lokomotive Anregung gab. Heutzutage bezeichnet das Wort «Engineer» allein in Amerika und England eine technische Hilfskraft niederer Kategorie, so insbesondere einen Lokomotivführer, Werkführer u. s. w., während der wissenschaftlich ausgebildete, selbständige Techniker den Titel Civil-Engineer erhält. Die Erziehung der Civilingenieure in England erfolgt meist durch erfahrene Fachgenossen, in deren Dienste sie treten, während sie sich gleichzeitig durch Privatstudium die nötigen mathem.-naturwissenschaftlichen Kenntnisse aneignen. In Frankreich trennte man die Aufgaben der Schaffung öffentlicher Werke zuerst von den verwandten militärischer Natur. Im J. 1795 wurde die École des ponts et chaussées gegründet, deren Abiturienten allein den Titel eines Ingénieur des ponts et chaussées führen. Das Corps des mines sowohl als das Corps des ponts et chaussées kennt drei Rangstufen und Amtstitel, den Ingénieur ordinaire, den Ingénieur en chef und den Inspecteur général. Die J. sind zugleich ihre eigenen Administratoren. In den Vereinigten Staaten von Amerika sind die heterogensten Arten der Ausbildung vertreten. Den militärisch erzogenen United States Engineers stehen die Civilengineers gegenüber, die teils analog ihren Kollegen in England, teils im Auslande, teils in den verschiedenen Instituten des Staats die wissenschaftliche Ausbildung genießen.

Auch die nordamerik. Universitäten besitzen häufig eine Fakultät für Civilengineering. Die J. daselbst gliedern sich ihrem Berufe nach hauptsächlich in Statical-Mechanical und Mining-engineers, z

nachdem sie sich mit den Aufgaben des Bau-, Maschinen- oder Bergwesens beschäftigen. In Österreich besteht eine Berufskategorie, deren Angehörige den gesetzlich geschützten Titel eines autorisierten Civilingenieurs führen und zur Ausübung des Berufs für Privatzwecke ermächtigt sind. Auch die niedern Stellen der Staatsbautechniker tragen die offiziellen Titel Ingenieurassistenten, I., Oberingenieure, während die Inhaber höherer Stufen Bauräte und Oberbauräte heißen. In Deutschland ist an Stelle der obenerwähnten Titel der Ausdruck Baumeister üblich; andererseits wird unter dem Namen I. häufig nur der Kommunikationsbautechniker begriffen. Bei Privatgesellschaften wird wie in Österreich für den technischen Beamten häufig der Titel I. gebraucht. Die bedeutendsten deutschen technischen Hochschulen für die Ausbildung der I. sind in Berlin, Aachen, Hannover, München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und Braunschweig; außerdem in Österreich: Wien, Prag, Brünn und Graz; in der Schweiz: Zürich; in Rußland: Riga.

Ingenieurbelagerungstrain, s. unter Festungskrieg, Bd. VI, S. 737a.

Ingenieurgeograph, soviel wie Geniegeograph.

Ingenieurkomitee, soviel wie Genieko-

Ingenieurkorps oder **Geniekorps**, s. unter Genie (militärisch).

Ingenieuroffiziere der Plätze, s. Genie-direktoren.

Ingenieurpark, s. u. Belagerungspark.

Ingenieurschule, s. Genieschulen.

Ingenieurwesen, s. u. Bauwissenschaft.

Ingeniös (frz.), geistreich, sinnreich, erfinderisch, kunstreich ausgedacht; Ingeniosität, Scharfsinn, Erfindungsgabe u. s. w.

Ingenium (lat.), Geistesanlage, Geist, natürlicher Verstand, auch Mann von Geist.

Ingénue (frz.), unschuldig-naives Mädchen (namentlich als Bühnenrolle).

Ingenuität (lat.), eigentlich der Stand eines Freigeborenen; dann soviel wie Aufrichtigkeit, Freimütigkeit.

Ingenuus, röm. Statthalter in Pannonien zur Zeit der Kaiser Valerianus und Gallianus, ein ausgezeichneter Feldherr, trat 258 n. Chr. an der Spitze der mösischen und pannonischen Legionen als Gegenkaiser auf. Er vermochte sich aber gegen Gallienus und dessen Reiterführer Aureolus nicht zu halten. Nach dem Verlust einer Schlacht bei Mursa (jetzt Essegg) gab er sich selbst den Tod.

Ingermanland, schwed. Name für das alte Ingrien, d. h. das Land der Ingern, russ. Ischoren, von den Finnen Ingerinma genannt, das zwischen dem Ladogasee, der Newa, dem Finnischen Meerbusen, der Narwa und den Gouvernements Pskow und Nowgorod liegt, bildet seit 1710 den größten Teil des russ. Gouvernements Petersburg. Die hier lebenden (etwa 20000) Karelen, größtenteils Protestanten, sind wohlhabender und reinlicher als die russ. Bauern. I., das früher zu Nowgorod gehörte, wurde im 14. Jahrh. von den Schweden erobert, kam im 15. Jahrh. an Rußland, wurde 1617 wieder an Schweden abgetreten und 1702 von Peter d. Gr. erobert.

Ingern, Zweig der Karelier, s. unter Finnen.

Ingersheim, Gemeinde im Kreise Rappoltsweiler des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, an der Fecht, über welche hier eine 1773 erbaute Brücke führt, 5 km nordwestlich von Colmar, zählt (1880) 2442 fast ausschließlich kath. E. und hat bedeutenden Weinbau, Baumwollspinnereien, eine Papierhülsenfabrik, Ziegeleien und Mühlen.

Ingestion (lat.), die Einführung von Nahrungsmitteln und andern Stoffen durch den Mund in den Körper; Ingesta, diese Stoffe selbst.

Inghe, flamländ. Name für die belg. Stadt Enghien (s. d.).

Inghirami, Name einer toscan. Patricierfamilie aus Volterra, die ihren Stammbaum bis weit in das Mittelalter zurückführt. — Tommaso I. (geb. zu Volterra 1470, gest. zu Rom 6. Sept. 1516), als lat. Redner und Dichter bekannt, wurde von Alexander VI. und Leo X. mit Ehren überhäuft und erhielt von Kaiser Maximilian I. die Dichterkrone. Rafael malte sein jetzt im Palast Pitti befindliches Bildnis. Von seinen Werken sind nur sieben Reden auf uns gekommen. — Jacopo I., geb. 1565, gest. 1623, zeichnete sich unter Ferdinand I. und Cosmus II. Medici als Admiral und Diplomat aus und eroberte mit den Galeeren des Stephansordens 1607 Bona, 1623 Aduman. — Curzio I., gest. 1655, ist in der litterarischen Welt durch das Aufsehen bekannt, welches seine «Etruscarum antiquitatum fragmenta» (Frankf. 1637) erregten, bis die Unechtheit der Dokumente besonders durch Leo Allatius nachgewiesen ward.

Francesco I., geb. 1772 zu Volterra, in der Jugend Malteserritter, that sich 1799 als Parteigänger in dem Kleinen Kriege des toscan. Volks gegen die Franzosen hervor. Später wandte er sich dem Studium der Kunst und des Altertums zu, lernte von Hackert die Malerei und ward erst in Volterra, dann in Florenz als Bibliothekar angestellt. Seit 1811 widmete er sich ganz der Altertumswissenschaft, namentlich der etruskischen, und gründete in der aufgehobenen Abtei von Fiesole eine litterarisch-artistische Anstalt, die zugleich als Pflanzschule junger Künstler und für die Veröffentlichung seiner Werke dienen sollte. Unter letztern verdienen besondere Beachtung: «Monumenti etruschi o di etrusco nome» (10 Bde., Flor. 1820—27), «Galleria Omerica» (3 Bde., Flor. 1831—38, mit 390 Kupfern), «Pitture dei vasi fittili» (4 Bde., Flor. 1831—37, mit 400 Kupfern), «Museo etrusco chiusino» (4 Bde., Flor. 1833, mit 216 Kupfern), «Lettere di etrusca erudizione» (Flor. 1828; 1839) und «Storia della Toscana» (16 Bde., Flor. 1841—45, mit Atlas). Mangel an Kritik wie an Sorgfalt der Zeichnungen thun zwar dem Wert seiner Arbeiten Abbruch, doch hat er außerordentlich reiches Material zusammengestellt. I. starb 17. Mai 1846.

Giovanni I., Mitglied des Ordens der Schulbrüder (Scolopi), Bruder des vorigen, geb. zu Volterra 16. April 1779, hat sich als Astronom einen bedeutenden Ruf erworben. Von dem Observatorium der Brera in Mailand ward er zur Leitung der von dem Jesuiten Ximenez im Kollegium seines Ordens (jetzt Kollegium der Scolopi) angelegten Sternwarte nach Florenz berufen. Seine «Effemeridi dell' occultazione delle piccole stelle sotto la luna» (Flor. 1809—30) verschafften ihm zuerst einen europ. Namen, der durch die «Effemeridi di Venere e Giove ad uso de' naviganti, pel meridiano di Parigi» (1821—24), sowie durch seine Teilnahme an dem berliner astron. Atlas noch erhöht wurde. Neben seinen «Tavole astronomiche

Digitized by Google

universali portatili» (Flor. 1811) verdient noch besonders die auf Veranlassung der großherzogl. Regierung entstandene treffliche «Carta geometrica della Toscana» (Maßstab von 1 : 200 000) Erwähnung. J. starb zu Florenz 15. Aug. 1851.

Ingleby (Clement Mansfield), engl. Schriftsteller, geb. 29. Okt. 1823 in Edgbaston bei Birmingham, studierte in Cambridge und wurde 1855 zum Professor der Logik und Metaphysik an dem Midland-Institut in Birmingham ernannt, legte diese Stelle indes schon 1858 nieder und widmete sich seitdem schriftstellerischer Thätigkeit. Außer den philos. Werken «Outlines of logic» (1856), «An introduction to metaphysics» und «The revival of philosophy at Cambridge» (1870) verdienen besonders J.s Schriften zur Shakspeare-Litteratur Erwähnung. Hierhin gehören: «The Shakespeare fabrications» (1859), «A complete view of the Shakespeare controversy» (1861), «Shakespeare's centurie of prayse» (1874), «Shakespeare's allusion-books» (1874), «Shakespeare's hermeneutics» (1875), «The Still Lion, an essay towards the restoration of Shakespeare's text» (1875) und «Shakespeare, the man and his book» (1877).

Inglis (John Eardley Wilmot), brit. Generalmajor, geb. in Neuschottland 1812, nahm 1837 in Canada an der Bekämpfung eines Aufstandes teil, kam dann nach Ostindien und zeichnete sich als Kommandeur des 32. Infanterieregiments im Pendschab 1848 und 1849 mehrfach aus. Im J. 1857 stand er als Oberst in Luknow, als dort 10. Juni der Aufstand der Seapoys ausbrach, übernahm 1. Juli an Stelle des tödlich verwundeten Generals Lawrence den Befehl über die schwache Besatzung, wies vier Stürme ab und hielt sich, obgleich die Wälle durch Minen teilweise eingestürzt waren, bis Campbell 17. Nov. Entsatz brachte. J. wurde zum Generalmajor ernannt, focht 28. Nov. 1857 bei Cawnpore, wo er das Kommando übernahm, schlug die Aufständischen von Gwalior im Febr. 1858 bei Kalpi und wurde später Gouverneur der Jonischen Inseln. Er starb zu Homburg 27. Sept. 1862.

Inglis (Sir Rob. Harry), konservativer Politiker, Führer der Hochkirchenpartei im brit. Parlament, geb. 12. Jan. 1786, wurde in Oxford erzogen und ließ sich 1808 als Barrister einschreiben. Im J. 1824 wurde er für Dundalk und 1826 für Ripon ins Unterhaus gewählt. Seit 1829 vertrat er bis kurz vor seinem Tode die Universität Oxford ununterbrochen in allen Parlamenten und widersetzte sich der Reihe nach der Katholikenemancipation, der Parlamentsreform, der Abschaffung der Kornzölle und der Emancipation der Juden. J. war ein Mann von großer wissenschaftlicher Bildung, fungierte 1847 als Präsident der Britischen Association und nahm 1850 das Ehrenamt eines Professors der Altertumskunde an der königl. Akademie der Künste an. Er starb zu London 5. Mai 1855.

Ingoldsby (Thomas), Pseudonym des engl. Dichters Richard Harris Barham (s. d.).

Ingolstadt, Stadt und Festung im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, am Einfluß der Schutter in die Donau gelegen, Knotenpunkt (mit Centralbahnhof) der Linien München-Bamberg-Hof, Donauwörth-Regensburg und J.-Augsburg der Bayrischen Staatsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und Bezirksamts und hat einschließlich der Besatzung (1880) 15251 E. Unter den drei Pfarrkirchen (zwei katholische, eine protestantische) ist die 1425 im got. Stil erbaute Frauenkirche mit zwei Türmen und schönen Grabmälern hervorzuheben. Sonst sind von Bauwerken noch das alte Residenzschloß, das neue Zeughaus, das ehemalige Universitätsgebäude, das Kriegshospital und das neue Rathaus zu erwähnen. J. besitzt ein Mönchskloster und ein Frauenkloster des Franziskanerordens; letzteres ist zugleich Unterrichtsanstalt für Mädchen. Von höhern Schulen bestehen daselbst eine Latein- und eine Realschule. Zur Zeit Karls d. Gr. (806) noch ein königl. Meierhof, erhielt der Ort 1250 durch Ludwig den Strengen Graben und Mauer, 1312 durch Ludwig den Bayer Wappen und die Privilegien und Freiheiten, welche unter dem Namen der Handveste bekannt sind, und wurde 1392 die Residenz der Herzöge von Bayern-J., nach deren Aussterben das Land an die Herzöge von Landshut und München als gemeinschaftliche Erbschaft überging. Herzog Ludwig der Reiche von Landshut gründete 1472 in J. eine Universität, welche berühmte Lehrer, z. B. Reuchlin, Aventin u. s. w., und die gekrönten Dichter Konrad Celtes, Jak. Locher und Urban Rhegius aufzuweisen hatte. Der Festungsbau ward 1539 durch Reinhard Graf von Solms-Münzenberg begonnen und später von Daniel Specle fortgesetzt. Im J. 1549 erfolgte für Bayern die erste Niederlassung der Jesuiten in J., wo sie an der Universität den theol. Lehrstuhl übernahmen. Nach der 1773 erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens gründete in J. Adam Weishaupt den Orden der Illuminaten. Wegen Unvereinbarkeit der Universität mit einer Festungsstadt wurde erstere 1800 nach Landshut versetzt und von da 1826 nach München verlegt. König Ludwig I. ließ 1827 die durch die Franzosen geschleiften Festungswerke wiederherstellen. Die Festungswerke, deren Erbauung 21 Jahre währte, sind in großartiger Weise ausgeführt. Seit 1872 begannen die Bauten eines erweiterten Festungsgürtels mit großartigen Forts, da nach Beschluß der Reichsregierung J. zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen wurde. J. besitzt nun auch fast sämtliche technische militärische Etablissements, wie Pulverfabrik, Hauptlaboratorium, Geschoßfabrik, Geschützgießerei und bedeutende Kriegsbäckerei. Vgl. Mederer, «Geschichte des Meierhofs J.» (Landsh. 1807); Gerstner, «Geschichte der Stadt J.» (Münch. 1853); Kleemann, «Geschichte der Festung J. bis zum J. 1815» (Münch. 1883).

Ingots (engl.), die durch den Bessemerprozeß erhaltenen Stahlblöcke. (S. unter Eisen und Eisenindustrie, Bd. V, S. 852; vgl. Stahl.)

Ingredions (Ingredienz, lat.), in Mischungen die einzelnen Bestandteile, aus welchen jene bestehen.

Ingremiation (neulat.), Aufnahme in eine Körperschaft (gremium), besonders geistliche.

Ingres (Jean Auguste Dominique), berühmter franz. Historienmaler, geb. 15. Sept. 1781 zu Montauban, ging nach Paris, trat dort bei David 1797 als Schüler ein und gewann 1801 bei der akademischen Konkurrenz den ersten großen Preis und das damit verbundene Stipendium, konnte aber erst 1806 die Reise nach Rom antreten. Da seine Arbeiten in Paris eine kühle Aufnahme fanden, blieb er nach Ablauf seiner offiziellen Studienzeit in Italien (1810—20 in Rom, 1820—24 in Florenz), wo er, aller Hilfsmittel entblößt, seinen Unterhalt durch Porträtmalen kümmerlich erwarb. Die 1813 von der Königin Karoline von Neapel

Digitized by Google

bestellte Odaliske war das erste Bild, welches in Frankreich die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Das Gelübde Ludwigs XIII., in Florenz gemalt (in der Kathedrale zu Montauban) und die Apotheose Homers, in der Ausstellung 1827 (Dedenbild in einem Saale des Louvre) vermehrten seinen Ruf. Sein bedeutendstes Historiengemälde, die Marter des heil. Symphorian, auf der Ausstellung 1834 (in der Kathedrale von Autun), wurde jedoch von den Kunstkritikern so hart mitgenommen, daß sich J. in seine Stelle als Direktor der Französischen Akademie zu Rom zurückzog. Seine zweite Rückkehr von Rom 1841 fiel in die erste Zeit der Reaktion gegen die romantische Schule und war für ihn ein Triumph. Man begrüßte seitdem jede seiner Leistungen, und bei der großen Ausstellung 1855 wurden 40 seiner Bilder in einem besondern Saale vereinigt. Im J. 1862 berief ihn sogar ein kaiserl. Dekret in den Senat. Er starb zu Paris 13. Jan. 1867.

J. gilt in seinem Vaterlande mit Recht für den vornehmsten Vertreter der strengen und stilisierenden Malerei. Sein Talent und Verdienst ist unzweifelhaft, aber sehr überschätzt. Bei allen Vorzügen stilgemäßer und sorgsamer Durchbildung sind die Dürftigkeit der Erfindung, der fehlende Sinn für tiefere Beseelung und feinere Individualisierung, die Kälte und Härte der Färbung, die Glätte und Nüchternheit des Vortrags doch zu auffallende Mängel an seinen Werken. Sein Streben ging dahin, die besten Traditionsmuster mit lebender Modellnatur zu verbinden. Sein Ödipus und die Sphinx (1808), Jupiter und Thetis, Virgil und Augustus, sowie seine gefeierte Stratonike (1836) zeigen die von David für die Darstellung antiker Gegenstände aufgebrachte Behandlungsweise, ja diese noch überbietend in kalter Eleganz. Die Francesca von Rimini (1819) erscheint dagegen wie aus einer alten Handschrift mit Miniaturen herausgeschnitten, und der Einzug König Karls V. in Paris (1822) gleicht einem alten Tapetengemälde. Seine beiden Hauptwerke, die Apotheose Homers und die Marter des heil. Symphorian, verraten den direkten Einfluß der Stanzen des Vatikans, und die Schlüssel Petri (1820), Christus als Knabe unter den Schriftgelehrten (1862) suchen sich dem großen Kirchenstil anzunähern, aber ohne Erfolg. Das Gelübde Ludwigs XIII., die Madonna mit der Hostie, die meergeborene Aphrodite (1848) sowie die Quellnymphe (1859) stützen sich ebenfalls auf weltbekannte Werke Rafaels. Seine Darstellungen von Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer: Rafael und die Fornarina, Rafael und der Kardinal Bibiena, Heinrich IV. und seine Kinder, Ludwig XIV. und Molière u. s. w., haben vor andern Stücken der historischen Genremalerei nur eine bessere Stilisierung voraus. Ganz vortrefflich aber sind zwei kleine Genrebilder, die beide eine Messe in der Sixtinischen Kapelle vorstellen, das eine von 1814, das andere von 1821. Als Lehrer in seinem Atelier zu Paris und auch als Direktor der Villa Medici in Rom (1834—41) betrieb J. den Unterricht seiner Kunst mit einem Ansehen, wie es kein anderer Lehrer besaß. Seine Hauptwerke sind durch treffliche Kupferstiche von Richomme, Calamatta, Henriquel-Dupont, Flameng u. a. vervielfältigt worden. Vgl. «Oeuvres de Jean Auguste I., gravées au trait par A. Reveil» (Par. 1851, mit 102 Kupfertafeln); Delaborde, «I., sa vie, ses travaux, sa doctrine» (Par. 1870); Blanc, «I., sa vie et ses ouvrages» (Par. 1870).

Ingrien, s. Ingermanland.

Ingrossieren (ital.), etwas mit großer («dicker») Schrift ins Reine schreiben, ins Grund- und Hypothekenbuch eintragen; Ingrossator, der Führer eines solchen Buchs; Ingrossation, Eintragung in dasselbe.

In grosso (ital.), s. En gros.

Inguinal (lat.), auf die Leistengegend, die Weichen (inguen) bezüglich.

Inguinalgegend, s. Leiste.

Inguiomer (Ingomar), ein mächtiger cheruskischer Gauhäuptling, der Vatersbruder des Armin, trat 15 n. Chr. in dem Kriege gegen Germanicus seinem Neffen zur Seite, doch wollte er der klugen Strategie Armins sich nicht fügen und verlor dadurch den Sieg bei dem Angriff auf das Heer des Cäcina bei dessen Rückzug durch die Moorgegenden, und vermochte auch im J. 16 keine Erfolge zu erfechten. Bald darauf fiel J. von Armin ab und trat auf die Seite Marbods über.

Ingul, Fluß im russ. Gouvernement Cherson, entspringt im Kreise Alexandrija auf einer Höhe von 250 m und ergießt sich bei der Stadt Nikolajew links in den Liman des südlichen Bug. Er ist 380 km lang, wovon 35 km schiffbar sind.

Ingulez, Fluß im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw und Cherson, ein rechter Nebenfluß des Dnjepr. Der J. fließt im allgemeinen parallel dem Dnjepr und ist 375 km lang, jedoch der zahlreichen Stromschnellen wegen nur auf 35 km schiffbar.

Ingur, Fluß im russ. Gouvernement Kutais in Transkaukasien, entspringt am Hauptrücken des Kaukasus, im Lande der Swaneten, in einer Höhe von 2200 m, fließt zuerst westlich, darauf südwestlich bis zu seiner Mündung ins Schwarze Meer. Er ist 200 km lang und nicht schiffbar. Bei Strabo heißt der J. Riocharis, bei Plinius Singania, bei Arrian Singames.

Ingweiler, Gemeinde im Kreise Zabern des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, an der Moder, 20 km nordöstlich von Zabern, ist Sitz einer Oberförsterei und zählt (1880) 2309 E. und hat eine Krystallglaswarenfabrik, Bleicherei und Hopfenbau. Nach den in J. und Umgegend ausgegrabenen Altertümern ist anzunehmen, daß dieser Ort bereits zur Zeit der Römer bestand; 1345 wurde er vom Kaiser Ludwig dem Bayer mit Mauern umgeben.

Ingwer, Pflanzengattung, s. Zingiber.

Ingwer, Ingber, Rhizoma Zingiberis (Drogue), ist das handförmige, verzweigte Rhizom der Ingwerpflanze Zingiber officinale *Roscoe*. Der Jamaica-J. zeichnet sich durch Geruch und Geschmack aus. Man unterscheidet im Handel schwarzen und weißen J. Der von China exportierte ist schwarz und ungeschält, von seiner Korkrinde nicht befreit, der bengalische ist an den Rändern nicht geschält und ebenfalls von dunkler Farbe, der von Jamaica wird ganz geschält und häufig durch Eintauchen in Kalkmilch im Aussehen verbessert. Letzterer darf nach der zweiten Auflage der Deutschen Pharmakopöe als Arzneimittel nicht verwendet werden. Außerdem wird das frisch in Zucker eingemachte Rhizom vielfach als scharf und brennend schmeckende Dessertspeise gebraucht.

Ingwer (gelber), s. unter Curcuma.

Ingwergewächse (Zingiberëae), eine Unterabteilung in der Familie der Scitamineen (s. d.).

Digitized by Google

Inhaber von Truppenteilen wurden ursprünglich diejenigen Offiziere genannt, denen ein Patent zur Errichtung derselben verliehen worden; später nach Einführung der stehenden Heere wurde damit ein Ehrenposten bezeichnet, mit dem zuweilen bedeutende Gerechtsame, wie z. B. das Recht der Offizierernennung, verbunden waren. In neuester Zeit hat der J. nur noch die Bedeutung einer Ehrenstellung, die an regierende Fürsten, Prinzen oder hochgestellte Militärs verliehen wird.

Inhaber und **Inhaberpapiere**, s. Au porteur.

Inhalation (lat.), Inhalieren, in der Heilkunde die Anwendung gas-, dampf- oder staubförmiger Arzneistoffe durch die Atmungsorgane zur Heilung von Krankheiten. Aufgabe und Heilzweck der Inhalationskur ist einesteils die Beseitigung gewisser örtlicher Affektionen der Luftwege (Kehlkopf, Luftröhre, Lungen), insofern es durch diese Methode ermöglicht wird, die Schleimhaut der Luftwege bis in die feinsten Verzweigungen der Luftröhre hinein mit den fein zerstäubten Arzneimitteln in unmittelbare Berührung zu bringen, anderenteils die Erzielung bestimmter Wirkungen auf den Gesamtorganismus, insofern es leicht gelingt, durch die J. dem Blute gasförmige Arzneistoffe, wie z. B. Amylnitrit, Chloroform, Äther, Stickstoffoxydul u. s. w., ungemein schnell durch die in den Lungen befindlichen dünnwandigen Blutgefäße zuzuführen und hiermit auf kürzestem Wege auf das Centralnervensystem, auf die Gefäßnerven u. s. w. einzuwirken. (S. Anästhesieren.)

J. in einfacherer Form sind früher schon vielfach im Gebrauch gewesen, so unter anderm das Einatmen heißer Wasserdämpfe durch einen Trichter, die von Thomas Beddoes in England (1754—1808) unter der Bezeichnung Anemopathie angewendete Einatmung von Gasen, besonders salpetrigsauren Dämpfen, die namentlich von Raspail (s. d.) empfohlenen, in Form von Cigaretten gerauchten Kampferdämpfe, weiterhin die noch heute vielfach gerühmten narkotischen, mit Belladonna, Opium oder Stramonium versetzten Cigarren gegen asthmatische und katarrhalische Beschwerden u. dgl. m. Allein die ausgedehntere Benutzung arzneilicher Inhalationsmittel datiert erst von dem franz. Arzt Sales-Girons (1858), welcher in mehrern Schwefelthermen Frankreichs (zu Amélie-les-Bains und Vernet, zu Mont-d'ore, Royat u. a.) Inhalationssäle (Salles d'aspiration) für Brustkranke herstellte, in welchen die Luft mit den der Quelle entströmenden Gasarten gemischt wurde, und bald darauf auch einen Apparat (Pulverisateur des liquides) konstruierte, welcher dazu bestimmt war, medikamentöse Flüssigkeiten in feinen Wasserstaub zu zerteilen und diesen durch Einatmen in die Luftröhre einzuführen. Seitdem sind eine große Anzahl derartiger Inhalationsapparate beschrieben worden, die sich, abgesehen von unwesentlichen Modifikationen, hauptsächlich dadurch voneinander unterscheiden, daß bei den einen, den sog. Pulverisateuren (s. beistehende Fig. 1), die medikamentöse Flüssigkeit (a) aus einer feinen Öffnung (b) durch einen Strom komprimierter Luft, den man durch Zusammendrücken eines mit Ventilen versehenen Gummiballons (c) erzeugt, fortgerissen und als feiner Nebel zerstreut wird (Apparate von Matthieu, Bergson, Listers Sprayapparat u. a.), wohingegen bei den andern, den sog. Dampfinhalationsapparaten (s. Fig. 2), die gelösten Arzneistoffe durch den in einem kleinen Kessel (a) vermittelst einer Spiritusflamme (b) erzeugten Dampf des kochenden Wassers in einer Glasröhre, welche rechtwinkelig zum Dampfrohr angebracht ist (c), angesaugt und sodann fein gestäubt und durch ein besonderes cylindrisches

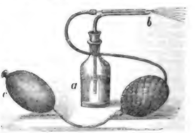


Fig. 1.

Mundstück von Glas (k) in eine bestimmte Richtung geleitet werden (Apparate von Siegle, Lewin u. a.). Bei der Anwendung dieser Apparate sitzt der Kranke in angemessener Entfernung vor dem Nebelstrom und zieht mittels tiefer Atemzüge die zu inhalierenden Arzneistoffe ein; eine solche Sitzung dauert in der Regel 12—15 Minuten.

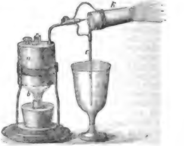


Fig. 2.

Die günstigste Wirkung entfalten die J. bei allen katarrhalischen und entzündlichen Affektionen der Kehlkopf- und Luftröhrenschleimhaut bis in deren feinste Verzweigungen hinein, namentlich beim akuten Katarrh, bei welchem sich J. mit einfachem Wasserdampf, Milch, Lindenblütenthee und Ölemulsion nützlich erweisen, während chronische Katarrhe Einatmungen von Kochsalz, Salmiak und Höllensteinlösungen erfordern; bei Lungenblutungen versetzt man die einzuatmende Flüssigkeit mit Eisenchlorid, Tannin und andern blutstillenden Stoffen, bei starkem Reiz- und Stickhusten, bei Keuchhusten und Asthma mit Opium, Bittermandelwasser und ähnlichen narkotischen Heilmitteln; bei Krupp und Diphtheritis leisten Einatmungen von chlorsaurem Kali, Kalkwasser, Carbolsäure und Milchsäure oft treffliche Dienste. Weniger bewährt dagegen haben sich die J. gewisser Gasarten, welchen man eine Zeit lang besondere Heilkräfte

Digitized by Google

zuschrieb; so haben weder die Kohlensäuregasinhalationen, welche reizmildernd auf die Nerven der Atmungsorgane wirken sollten, noch die gegen den Keuchhusten viel empfohlenen Einatmungen von Leuchtgas, noch die gegen die Lungenschwindsucht angepriesenen Stickstoffinhalationen die erwarteten guten Erfolge gezeigt. Auch die von Lender in Berlin gegen Blutkrankheiten aller Art, Gicht und Rheumatismus empfohlenen Ozoninhalationen haben durchaus nicht den gehegten Erwartungen entsprochen. Dagegen äußern die Einatmungen von Komprimierter Luft (s. d.), die man neuerdings vermittelst der «Pneumatischen Apparate» von Haule, Waldenburg, Fränkel u. a. vornehmen läßt, anerkannt auf asthmatische Leiden einen wohlthätigen Einfluß. Schließlich kann man auch den von den Ärzten jetzt mehr und mehr bei vielen Krankheiten empfohlenen Aufenthalt in einer vom Arom der Kiefer geschwängerten Luft ebenso als Inhalationskur bezeichnen, wie den zu Heilzwecken häufig vorgeschriebenen Aufenthalt an den Gradierhäusern und den Genuß der Seeluft an den Küsten des Meers.

Litteratur. Roß, «Atmopathy and hydropathy» (Lond. 1848); Sales-Girons, «Thérapeutique respiratoire» (Par. 1858); Siegle, «Behandlung durch Einatmungen» (Stuttg. 1865); Waldenburg, «Die lokale Behandlung der Krankheiten der Atmungsorgane» (Berl. 1872); Örtel, «Handbuch der respiratorischen Therapie» (Lpz. 1882).

Inhaltserklärung (im Zollwesen), s. unter Deklaration.

Inhambane, portug. Stadt an der Ostküste Afrikas, 1175 km im SW. von Mosambik, am gleichnamigen Flusse, in 23° 50′ südl. Br., mit 6480 E., hat einen guten Hafen und treibt bedeutenden Handel. J. wurde 1764 erbaut.

Inhärieren (lat.), anhaften, innehaften, innewohnen; auch auf etwas beharren, davon nicht abgehen; davon als Substantivum: Inhärenz; inhäsiv, beharrend, bestätigend.

Inhibieren (lat.), verbieten, Einhalt thun; Inhibition, Verbot, besonders gerichtliches.

Inhibitorialien, im alten Prozeß die Verfügung, durch welche der Appellationsrichter dem Unterrichter verbietet, weiter in der Sache fortzuschreiten.

In hoc signo vinces, s. Hoc signo vinces.

In honōrem (lat.), zu Ehren.

Iñigo (span.), soviel wie Ignaz, daher Iñigaiten, soviel wie Jesuiten, als Schüler des Ignaz Loyola.

In infinītum (lat.), ins Unendliche fort.

In integrum restituieren, in den vorigen Stand wieder einsetzen. (S. Restitution.)

Inis Cealtra, Insel im Lough Derg (s. d.).

Initia (lat.), die Anfänge, Anfangsgründe.

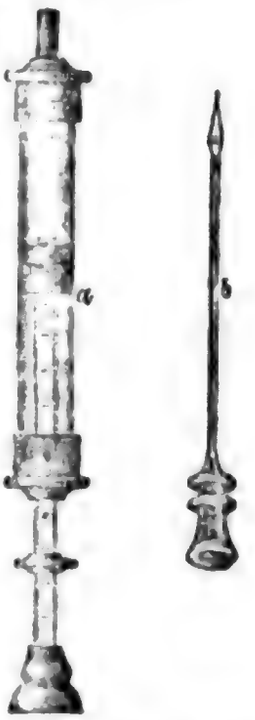
Initialen (lat.) heißen die, namentlich in alten Drucken, oft verzierten und farbigen Anfangsbuchstaben. (S. Majuskeln und Versalbuchstaben.)

Initiative (frz.) bedeutet zunächst den ersten Schritt, die Einleitung zu einer Handlung. Unter Initiative der Gesetzgebung versteht man im konstitutionellen Staate das Recht des einen Gesetzgebungsfaktors, dem andern fertige Gesetzentwürfe zur Annahme vorzulegen. In den konstitutionellen deutschen Staaten stand diese J. bis 1848 in der Regel nur der Staatsregierung zu; die Kammern hatten lediglich das Recht, auf die Vorlage von Gesetzen bei der Regierung anzutragen. Seit 1848 hat man in vielen Staaten (so in Preußen durch die Verfassung vom 31. Jan. 1850) jenes Recht in unbeschränktem Maße auch den Landesvertretungen beigelegt (wie dies in Belgien, Holland, Spanien und den meisten neuern Verfassungen der Fall ist). In England übt nur das Parlament die J.; denn auch die Minister legen Gesetzesvorschläge dem Parlament lediglich in ihrer Eigenschaft als Mitglieder dieses letztern vor. Den Gegensatz vertrat die Napoleonische Konstitution von 1852, indem sie dem Gesetzgebenden Körper dieses Recht absprach.

I. N. J., Abkürzung für: in nomine Jesu, d. i. im Namen Jesu.

Injektion (lat.), Einspritzung, wird von den Ärzten zu verschiedenen Zwecken und mit verschiedenen Substanzen vorgenommen. Man spritzt Flüssigkeiten in natürliche Kanäle und Höhlen des Körpers, um sie wegbar zu machen und Anhäufungen fremdartiger Substanzen aus ihnen zu entfernen (so in den Mastdarm bei Verstopfung, in den innern und äußern Gehörgang) oder um reizende oder adstringierende Flüssigkeiten auf die erkrankte Schleimhaut wirken zu lassen (Harnröhre bei Tripper, Geschlechtsteile des Weibes, Nasenhöhle, Gehörgänge, Fisteln). Zu den J. dienen Wasser oder Lösungen verschiedener Substanzen, selbst Luft (in den innern Gehörgang). In der Anatomie gewährt die künstliche Erfüllung der Blut- und Lymphgefäße mit gefärbten und erstarrenden Flüssigkeiten die wichtigsten Aufschlüsse über Verlauf, Ausbreitung und Anordnung der Gefäße in den einzelnen Organen.

Die subkutane oder hypodermatische Injektion, welche zuerst von Alexander Wood in Edinburgh (1855) in die Praxis eingeführt wurde, bezweckt die Einführung von Medikamenten unter die Haut, wobei die in das lockere Unterhautzellgewebe gespritzten Stoffe sehr rasch von den Lymphgefäßen aufgesaugt und in die allgemeine Säftemasse übergeführt werden. Natürlich können dazu nur Substanzen verwendet werden, die in kleinen Mengen schon eine große Wirkung entfalten (Opium, Morphium, Brechweinstein, Strychnin, Äther u. a.). Man wendet sie an, wenn man auf einen bestimmten Punkt unter der Haut, z. B. auf einen bestimmten Nerven bei Neuralgien einwirken will, oder wenn man eine recht schnelle allgemeine Wirkung wünscht (bei Vergiftungen), namentlich wenn die Einverleibung in anderer Weise (durch den Mund oder After) unmöglich ist. Die subkutane J. wird ausgeführt mit einer kleinen, nur 1 g Flüssigkeit fassenden Spritze von Glas mit einer Fassung von Hartgummi, Silber oder Neusilber (s. beistehende Fig., a), deren Stempelstange mit 10 Teilstrichen versehen ist und so eine ganz genaue Dosierung der



Digitized by Google

einzuspritzenden Flüssigkeit gestattet; auf die Spitze der Spritze wird eine feine, lanzenförmig zugespitzte Canüle oder Hohlnadel (b) aufgesetzt, deren Spitze sehr scharf ist und ohne besondere Schmerzen in die Haut eingestochen werden kann. Die Schnelligkeit und Sicherheit der Wirkung, sowie die Möglichkeit einer genauen Dosierung haben dieser Methode die ausgedehnteste Anwendung verschafft. Vgl. Eulenburg, «Die hypodermatische J. der Arzneimittel» (Berl. 1865; 3. Aufl. 1875).

Nach starken Blutverlusten, wie sie während der Entbindung bei innern Blutungen oder nach Verwundungen vorkommen, hat man auch mit großem Erfolg Blut in die Adern gespritzt. (S. Transfusion.) Eine andere, gleichfalls häufig geübte Form der Einspritzung ist die sog. parenchymatöse Injektion, bei welcher arzneiliche Stoffe (Jodlösungen, verdünnte Säuren, Höllensteinlösungen u. a.) durch Haut und Unterhautzellgewebe hindurch direkt in darunter gelegene Gewebe (Parenchyme) und Organe, besonders in krankhafte Geschwülste, eingespritzt werden, um dieselben auf chem. Wege zu zerstören und zum Absterben zu bringen.

Injektor (frz. injecteur, engl. injector), eine im J. 1858 von Giffard erfundene, mittels eines Dampfstrahls wirkende Vorrichtung zum Speisen der Dampfkessel. (S. unter Strahlapparate.)

Injunktion (lat.), Einschärfung, (gerichtliche) Aufgabe.

Injuriarum belangen, wegen Ehrenkränkung [verklagen.

Injurie (lat.), s. Beleidigung.

Inkameration (von camera, neulat. incamerare), die Einziehung von Gütern und finanziellen Gerechtsamen zum Fiskus. J. fanden besonders auf Grund des Reichsdeputations-Hauptschlusses von 1803 statt. Das am 3. Dez. 1803 erlassene österr. Inkamerationsedikt, durch welches sich Österreich auf Grund einer einseitigen Auslegung des §. 29 des erwähnten Reichsrezesses zahlreiche Besitzungen in der Ostschweiz und in Bayern anzueignen versuchte, veranlaßte jahrelange diplomatische Verhandlungen.

Inkardination (mittellat.), Übertragung der Verwaltung einer bestimmten Kirche an einen fremden Geistlichen; daher Incardinati clerici im Gegensatz zu den einheimischen ordentlichen Geistlichen.

Inkas hießen die Beherrscher, d. h. der herrschende Stamm Perus vor der Eroberung durch die Spanier. Die Urgeschichte dieses Landes ist ebenso dunkel als diejenige der Neuen Welt überhaupt, wo, wie Sagen und Trümmer großartiger Bauwerke beweisen, in unbekannter Vorzeit mächtige Völker gelebt und eine hohe Civilisation geherrscht haben muß, auf welche eine lange Periode der Verödung und der Verwilderung folgte. Zwischen die peruan. Wilden trat (um 1021, nach andern 949 oder 1100) plötzlich ein Fremdling, Manco Capac, der sich einen Sohn der Sonne nannte, ein Volk aus vereinzelten Stämmen bildete und einen Staat nach theokratischen Grundsätzen errichtete, der unter den Nachfolgern zum mächtigsten der historisch nachweisbaren der Neuen Welt anwuchs. Gegen vier Jahrhunderte bestand derselbe. Der 13. J., Atahualpa, verlor Reich und Leben 1533 durch die span. Eroberer. So viel Unsicheres sich auch in der Geschichte eines Volks finden muß, welches mit dem Schreiben unbekannt war (man bediente sich nur der Knotenschnüre der sog. Quipos), sind doch die umständlichsten Nachrichten über Staatseinrichtungen und sittliche Zustände der Peruaner, wie sie zur Zeit der Eroberungen bestanden, durch span. Augenzeugen auf uns gekommen. Sie beweisen, daß die J. nicht allein als weltliche Herrscher, sondern auch als Vertreter und Organe der Gottheit galten, die unbedingteste Unterwerfung verlangten, jedoch mit ebenso großer Güte als Staatsklugheit das Volk regierten, welches, in Kasten geordnet, völlig willenlos sich verhielt. Nur einer der 13 J. war ein eigentlicher Eroberer; die andern vergrößerten durch friedliche Unterjochung roher Volksstämme ihr Reich so, daß es zur Zeit seines Falls sich von Quito bis Chile ausdehnte. Die höchste Blüte hatte es unter Huayna-Capac, der 1475—1525 regierte. Die Staatseinrichtung war sehr geregelt. Für öffentliche Bedürfnisse, für den Kultus, der die Menschenopfer verwarf, und für die Wehrhaftigkeit des Reichs war gesorgt. Noch sind die Trümmer gewaltig großer Magazine und Tempel übrig, und teilweise wird noch gegenwärtig die sog. Inkastraße benutzt, die sich über den Rücken der Andes durch fast 20 Breitengrade hinzog. Im Inkareiche wurden nur eine Sprache, die Hofsprache der Inka, unrichtigerweise Quichua (spr. Kitschua) genannt, und eine Religion geduldet. Der Unterdrückung war überall vorgebeugt; aber die Fürsten und der Adel, Orejones von den Spaniern genannt, verhielten sich stets als abgesonderte Kaste zum Volke und rechtfertigen hierdurch die Vermutung, daß sie die Nachkommen eines fremden erobernden Stammes gewesen sind. Der Ackerbau blühte, und ungeachtet des Mangels an eisernen Werkzeugen wurden viele Handwerke mit Erfolg geübt. Handel kannte man nicht, da jede Verbindung mit den ununterjochten Nachbarvölkern verboten war. Dennoch befand sich das Volk wohl, bis die Spanier erschienen und mit diesen Elend, Verwilderung und Entvölkerung über Peru hereinbrachen. Die Familie des letzten J. starb aus; jedoch leiten von Seitenzweigen derselben mehrere peruan. halbweiße Familien ihren Ursprung ab. Die umständlichsten, wenn auch nicht ganz zuverlässigen Nachrichten über die J. gaben die span. Eroberer selbst, wie Cieza, Balboa, Oliva und zumal Garcilaso de la Vega, welcher mütterlicherseits vom letzten J. abstammte. Vgl. Prescott, «History of the conquest of Peru» (3 Bde., Bost. 1847; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1848); Rivero und Tschudi, «Antiguedades peruanas» (Wien 1852); Wiener, «Essai sur les institutions politiques, religieuses, économiques et sociales de l'empire des Incas» (Par. 1874).

Inkasso (ital.) ist bare Geldleistung eines Schuldners; das Inkassomandat ist also ein Mandat zur Einkassierung einer Geldsumme.

Inkjerman, alte, in Trümmern liegende Stadt in der Krim, vormals genues. Festung, an der Ostseite der Bai von Sewastopol und dem rechten Ufer der Tschernaja, über welche dort eine steinerne Brücke führt, ist durch die Schlacht vom 5. Nov. 1854 während der Belagerung von Sewastopol bekannt geworden. Die Engländer, welche den rechten Flügel des Belagerungsheeres bildeten, hatten die Seite nach der Tschernaja sehr vernachlässigt. Fürst Menschikow ließ sie daher durch General Dannenberg in zwei Kolonnen angreifen, während Fürst Gortschakow gleichzeitig das franz. Beobachtungskorps (Bosquet) beschäftigen sollte. Anfangs glückte der Angriff; die Russen eroberten mehrere Schanzen

Digitized by Google

und drangen unter mörderischem Kampfe bis an das engl. Lager vor, als General Bosquet, gegen den Gortschakow ziemlich unthätig geblieben, mit dem 2. franz. Korps herbeieilte, durch diese frischen Truppen die Schlacht herstellte und nun in Verbindung mit den Engländern den Sieg errang.

Inkl., Abkürzung für Inklusive (s. d.).

Inklination, d. i. Neigung, bezeichnet Zuneigung oder Anhänglichkeit. In der Mathematik versteht man darunter die Neigung zweier Ebenen gegeneinander oder einer Linie gegen eine Ebene. Die Astronomie bezeichnet mit J. die Winkel, welche die Planeten- und Kometenbahnen mit der Erdbahn machen. Im Magnetismus heißt J. der Winkel, den die magnetische Achse einer Magnetnadel mit einer wagerechten Ebene bildet. (S. Magnetismus der Erde.) Inklinieren heißt ein Geschütz oder Gewehr so richten, daß die Mittellinie der Seele sich vorn nach dem Horizont zuneigt.

Inklination (der Seelenachse), s. unter Elevation.

Inklinatorium (mittellat.), Chorstuhl für Altersschwache; in der Physik Instrument zur Bestimmung der Inklination.

Inklusive (neulat.), abgekürzt inkl. oder incl., einschließlich.

Inkognito (ital.), unerkannt, unter fremdem Namen.

Inkohärenz (neulat.), Zusammenhangslosigkeit.

Inkommensurabel (neulat.) heißen zwei Größen, welche kein gemeinschaftliches Maß haben, und deren Verhältnis sich daher durch Zahlen nicht genau ausdrücken läßt, wie z. B. bei der Seite eines Quadrats und dessen Diagonale, oder beim Durchmesser eines Kreises und dessen Peripherie.

Inkommodieren (frz.), belästigen, lästig fallen, beschwerlich fallen; sich inkommodieren, sich Mühe, Umstände machen, fast nur in der Redensart «Inkommodieren Sie sich nicht!» gebräuchlich; Inkommodität, Unbequemlichkeit, Beschwerlichkeit.

Inkomparabel (lat.), unvergleichlich, keiner Steigerung, Komparation (s. d.) fähig.

Inkomparabilia (lat.), Adjektiva, die keiner Steigerung (Komparation) fähig sind, z. B. diejenigen, welche einen Stoff bezeichnen.

Inkompatibilität, s. Kompatibilität.

Inkompetenz (neulat.), Unzuständigkeit, in der Gerichtssprache der Mangel an denjenigen Bedingungen, von welchen das Recht abhängt, eine gewisse Handlung, zumal der öffentlichen Autorität, vorzunehmen, Recht zu sprechen, Befehle zu erlassen u. s. w. (S. Kompetenz.)

Inkomprehensibel (lat.), unbegreiflich.

Inkonform (frz.), ungleichförmig.

Inkonsequent (lat.), nicht konsequent (s. d.), nicht folgerichtig, unbeständig; davon: Inkonsequenz, Folgewidrigkeit u. s. w.

Inkonsistent (ital.), unbeständig, unhaltbar.

Inkontestabel (frz.), unbestreitbar.

Inkontinent (lat.), unenthaltsam; Inkontinenz, Unenthaltsamkeit, in der Heilkunde der unwillkürliche Abgang gewisser Ausscheidungen aus dem Körper.

Inkonvenabel (frz.), unpassend, ungelegen, unschicklich.

Inkonvenient (lat.), soviel wie Inkonvenabel; Inkonvenienz, Übel, Mißstand, Ungelegenheit.

Inkorporation (kirchenrechtlich) ist eine im Mittelalter häufig vorkommende Vereinigung (unio) eines Beneficiums mit einem Stift, Kloster oder einem Kirchenamte. Dieselbe konnte sein: a) quoad temporalia: das Beneficium blieb bestehen, das Kloster aber erhielt die Einkünfte unter der Verpflichtung, einen Vikar dem Bischof zur Einsetzung zu präsentieren und zu besolden; b) quoad temporalia und spiritualia (pleno jure): das Kloster wurde selbst Pfarrei und setzte einen Vikar ein, den der Bischof nur zu approbieren hatte; c) plenissimo jure: die Pfarrei wurde der bischöflichen Jurisdiktion entzogen und der jurisdictio quasi episcopalis eines Klosters u. s. w. unterstellt. Die J., schon durch das Tridentinum verboten und in Deutschland seit 1803 beseitigt, hat heute nur noch Wichtigkeit für die Fragen der Baulast und Besetzung bezüglich früher inkorporierter Beneficien.

Inkorporation (staatsrechtlich) bedeutet die Einverleibung eines polit. Gemeinwesens in ein anderes, sodaß es mit demselben eine öffentlichrechtliche Einheit (unum corpus) bildet. Dahin gehört die Vergrößerung einer Gemeinde, eines Kreises, einer Provinz durch Aufnahme eines Bezirks, der entweder bis dahin einem andern Verbande angehört oder einen eigenen gleichartigen Verband gebildet hat. Vorzugsweise gebraucht man den Ausdruck von dem Falle, daß ein bis dahin unabhängiger Staat mit einem andern in der Art vereinigt wird, daß er ein Bestandteil des letztern wird. Wesentlich für den Begriff ist, daß die publizistische Individualität des inkorporierten Gemeinwesens untergeht, diejenige des andern dagegen auf erweiterter Grundlage fortdauert; dagegen kann eine Verschiedenheit der Gesetze für die früher getrennten Bestandteile in erheblichem Umfange fortdauern.

Inkorrekt (lat.), fehlerhaft; Inkorrektheit, Fehlerhaftigkeit.

Inkorrigibel (lat.), unverbesserlich.

Inkrement (lat.), Wachstum, Zuwachs.

Inkriminieren (neulat.), anschuldigen, zur Last legen; davon: Inkrimination.

Inkrustation oder Inkrustierung (vom lat. incrustatio, d. i. Überrindung), das rindenartige Überziehen organischer oder auch unorganischer Körper durch Steinkrusten, wie es durch viele kalk- oder kieselsäurehaltige Quellen hervorgebracht wird. So finden sich in den Tuffablagerungen kalkhaltiger Quellen oder Bäche und der heißen, kieselsäurereichen Quellen Islands eine Menge Pflanzenteile oder Schneckenhäuser von kohlensaurem Kalk oder von Kieselsäure inkrustiert. Man macht von dieser Eigenschaft der Quellen Gebrauch, um allerlei Gegenstände, z. B. ganze Blumenbouquets, absichtlich inkrustieren zu lassen, wie dies z. B. in Karlsbad geschieht. Auch in den Gradierhäusern der Salinen läßt man zuweilen derartige Objekte, wie Immortellen, Vogelnester u. s. w., inkrustieren.

Im Kunstgewerbe bezeichnet man mit J. das Einlegen mit Edelsteinen, Marmor, Stahl, das Überziehen mit Gold- oder Silberblättchen u. s. w. Über die J. des Glases s. Glasinkrustationen.

Inkubation (lat.; grch. ἐγκοίμησις) nannte man im Altertum das Schlafen in Tempeln und an geweihten Stätten auf den Fellen der eben geopferten Tiere, um divinatorische Träume zu erhalten. Namentlich geschah dies bei den Griechen wie bei den Römern in den Tempeln des Asklepios (Äskulap) und anderer Heilgottheiten, in denen sich die Leidenden zum Schlafe niederlegten, um im Traume eine Offenbarung über das anzuwendende Heilmittel zu erlangen. Meist leiteten die Priester

Digitized by Google

die J. ein und legten die Träume der Kranken aus, oder träumten wohl auch selbst für diese.

Inkubation, in der Zoologie die Bebrütung des Eis oder die Zeit der Entwickelung des Keims im Ei; in der Medizin die Zeit zwischen der erfolgten Ansteckung und dem Ausbruch der Krankheit (Inkubationsstadium). Das Stadium der J., welches auch, da bei den meisten Angesteckten noch gar nichts auf den Anzug einer Krankheit deutet, als Stadium der Latenz oder des Verborgenseins bezeichnet wird, hat bei den verschiedenen Ansteckungskrankheiten eine verschiedene Dauer, bei den meisten akuten zwischen 8 und 14 Tagen.

Inkubus (d. i. Beischläfer) war bei den Römern die Bezeichnung für Geister und Kobolde (Faune und Silvanen), welche die Frauen bei Nacht beschleichen sollten. Dieser Aberglaube entspricht einem ähnlichen der nördl. Völker Europas, sodaß insbesondere auch der Teufel, mit dem die Hexen buhlen sollten, deren J. genannt wurde. (S. Alp, med.).

Inkulpat (neulat.) wird im Inquisitionsprozeß (s. d.) der eines schwerern, von Amts wegen zu untersuchenden Verbrechens Beschuldigte so lange genannt, bis rücksichtlich seiner auf das artikulierte Verhör oder die Spezialinquisition erkannt ist, wo er dann den Namen Inquisit erhält. Bei leichtern Vergehen, namentlich bei den nur auf Anzeige des Verletzten strafbaren, braucht man die Bezeichnung Denunziat.

Inkunabeln, auch Paläotypen oder Alte Drucke, ist die in Deutschland üblichste Benennung der bis zum Jahre 1500 gedruckten Bücher. Der Name J. stammt von dem lat. Worte incunabula, d. h. eigentlich Windeln oder Wickelbänder, tropisch: Geburtsort, Ursprung, weshalb derselbe auch häufig mit Wiegendrucke übersetzt wird. Hains Katalog zählt 16 299 solcher Werke auf, und da die Auflage derselben gewöhnlich 300 war, so mögen von 1450 bis 1500 an 5 Mill. Bücher gedruckt worden sein; von manchen derselben sind nur wenig Exemplare erhalten geblieben, manche sind gar nicht mehr auffindbar, fast alle aber und selbst die weniger seltenen haben teils ein kunstgeschichtliches, teils ein wissenschaftliches Interesse, letzteres besonders die ersten Ausgaben, die sog. editiones principes der ältern Klassiker. Zu den J. im strengsten Sinne des Worts gehören: die Holztafeldrucke, die ersten mainzer Typendrucke, die Donata, die Ablaßbriefe von 1454 und 1455, die 36zeilige Bibel, die 42zeilige Bibel (Faksimilie s. Tafel: Buchdruckerkunst I), das «Speculum humanae salvationis», von welchem eine Ausgabe zur Hälfte reiner Holztafeldruck ist, während in der andern Hälfte der die Bilder begleitende Text Typendruck ist, der Psalter von 1457 u. s. w.

Die ältesten J. unterscheiden sich dadurch von den gegenwärtigen Büchern, daß sie keine Titel haben. Die Bibeln beginnen mit den Worten: «Incipit epistola saneti iheronimi ad paulinum etc.» Der erste Buchstabe dieser Vorrede ist meist prächtig verziert und heißt Initial, ebenso die Anfangsbuchstaben der einzelnen Bücher, welche aber weniger prächtig ausgeschmückt sind als der erste Initialbuchstabe. In ähnlicher Weise beginnen die deutschen Bücher, z. B.: «Je hebet sich an das Buch der haymlichen offenbarung sancti Johannis.» Am Ende des Wortes pflegten die Drucker in einem Schlußworte (Kolophon) anzugeben, zu welcher Zeit, wo und von wem das Buch gedruckt wurde, und diese Angaben bilden die Akten der ältern Buchdruckergeschichte. Aber diese Schlußschriften kamen anfangs nur ausnahmsweise vor, sie fehlen nicht nur in den ersten mainzer Drucken, sondern auch in den ersten straßburger Drucken Mentelins und Eggesteins, sowie in andern J., sodaß nur eine sorgfältige Vergleichung des Typencharakters es möglicht, den Drucker solcher anonymen Werke zu bestellen. Einige der charakteristischsten Typen sind in dem Artikel «Buchdruckerkunst» abgebildet. Eine Sammlung der deutschen Inkunabeltypen, wie sie für die Niederlande in Holtrop «Monuments typographiques des Pays-Bas» (Haag 1868) vorliegt, ist noch nicht vorhanden.

Eine weitere Eigentümlichkeit der ältesten J. besteht darin, daß die Drucker, wie die Kopisten der damaligen Zeit, nur den Text lieferten; die Initialen wurden vom Rubrikator eingezeichnet, der bei den Handschriften zugleich die Revision besorgte, die Satzanfänge mit roten Strichen hervorhob und die Blätter mit fortlaufenden Ziffern versah. Nach und nach emancipierten sich die Drucker von diesen. Bereits in der 42zeiligen Bibel ist die erste Rubrik eingedruckt, ebenso druckte Schöffer in seinem Psalter die Initiale ein, jedoch nicht mittelst der Presse, sondern mit der Hand; der «Sermo ad populum praedicabilis» (Köln, ther Hoernen 1470) ist das erste Buch mit gedruckten Blattzahlen, «J. Nider praeceptorium divinae legis» (Köln, Koelhof 147[illegible]) das erste Buch mit Signaturen. Der 1465 von Sweynheim und Pannartz zu Subiaco gedruckte «Lactantius» hat die erste eingedruckte Randleiste, die jedenfalls zum Ausmalen für den Rubrikator bestimmt war. Später wurden die Initialen und Randleisten so künstlich geschnitten, daß auf ihre Ausmalung gar nicht mehr reflektiert wurde. Die erste Bibel, welche einen Titel trägt, ist von 1486, dieser Titel war aber nur, was man jetzt einen Schmutztitel nennt, eine einzelne Zeile: «Textus Biblie», um die erste Seite des Buchs vor Staub zu schützen. Später wurden diese Titel länger, 1489 lautet er bereits:

Biblia cum concordanti
is: et terminorū hebraico-
rum interpretationibus.

Im J. 1492 hat ein Titel einer venediger Bibel das Bild des Apostels Petrus; 1494 druckte Simon Bivilaqua zu Venedig eine Bibel mit dem Titel:

BIBLIA CVM TABVLA NOVITER EDITA

und seiner Insignie. Titel in unserm Sinne, mit Angabe des Hauptinhalts, des Verfassers, Herausgebers, Buchhändlers und Druckers, sowie der Jahreszahl wurden erst durch die Preßgesetze des folgenden Jahrhunderts hervorgerufen. Manche J. sind den Handschriften so genau nachgemacht, daß sogar die Linien, welche zur Erhaltung der geraden Schriftzeile gezogen wurden, nachträglich in die Druckzeilen eingezeichnet wurden, und zwar kommt dies nicht nur in der frühesten Zeit vor, sondern noch in dem 1494 gedruckten «Lancelot».

In Beziehung auf die Korrektheit sind die J. sehr überschätzt worden. Allerdings sind sie als erste Abdrucke der Handschriften korrekter als spätere Nachdrucke, aber die Handschriften hatten selbst schon durch unzuverlässige Abschreiber an Korrektheit eingebüßt, und die ersten Schriftsetzer waren dieselben Kopisten, welche früher an den Handschriften gesündigt hatten. Ratdolt fügte 1477 einem Werke ein Druckfehlerverzeichnis bei, welches

Digitized by Google

zwei Folioseiten umfaßte. Einem Unfall beim Drucken von Johann Nibers «Leprae morales» (Köln 1476) verdankt man eine (nachstehend reproduzierte) Abbildung der Form der ältesten Lettern. Es war nämlich beim Auftragen der Farbe ein Buchstabe emporgehoben und auf die Schrift gefallen, wo seine Breitseite sich abdruckte; dieser Buchstabe hat ein Loch und bestätigt die alte Überlieferung, wonach die Buchstaben mit Löchern versehen waren, um, ähnlich wie die Perlen, an Fäden gereiht zu werden, damit sie nicht beim Auftragen der Farbe herausgezogen werden mußten, wie jener, bei dem wahrscheinlich der Faden gerissen war.

Inkurabel (ital.), unheilbar.

Inlet, das Leinen- oder Baumwollzeug, welches zur Aufnahme der Bettfedern dient; im Englischen bedeutet Inlet eine kleine Bucht oder Bai.

In loco (lat.), am Orte, an der Stelle.

In locum succedieren, in die erledigte Stelle einrücken.

In magnis et voluisse sat est (lat.), «In großen Dingen genügt auch (schon) gewollt zu haben», Citat aus Properz (III, 1, 7).

In majorem Dei gloriam (lat.), zur größern Ehre Gottes.

In manu (lat.), in der Hand.

In margine (lat.), am Rande.

In medias res (lat.), «mitten in die Dinge hinein», Citat aus Horaz' «Ars poetica» (148), wo Horaz von Homer rühmt, daß er nicht «ab ovo» (nämlich vom Doppelei der Leda, aus welchem Helena hervorging, d. i. vom Uranfange an) beginne, sondern den Zuhörer sofort in medias res (d. i. gleich in die Sache selbst) hineinführe.

In medio (lat.), in der Mitte.

Inn (engl.), Gasthaus, Wirtshaus, dann auch (wie Hotel) soviel wie Amtsgebäude. (S. Inns of Court.)

Wegen ihrer Seltenheit sind die J. Gegenstand des Sammeleifers der Bücherliebhaber geworden. Außer den ältesten werden geschätzt einzelne Kollektionen oder Suiten, z. B. die von Alopa zu Florenz 1494—96 mit Kapitälchen gedruckten sechs griech. Werke (Anthologie, Apollonius Rhodius, Euripides, Kallimachus, die Gnomiker und Musäus), die mailänder griech. Drucke mit einer merkwürdigen runden Schrift, die Drucke von Sweynheim und Pannartz, die Aldinen u. s. w. Proben von Inkunabeldrucken enthalten: Fischer, «Typograph. Seltenheiten» (Mainz 1800); Humphrey, «A history of the art of printing» (Lond. 1868); derselbe, «Master pieces» (Lond. 1870); Sotheby, «Principia Typographica» (Lond. 1853); Holtrop, «Monuments typographiques» (Haag 1868); Madden, «Lettres d'un bibliographe» (Par. 1875); Dibdin, «Bibliotheca Spenceriana» (Lond. 1814—15); Falkenstein, «Geschichte der Buchdruckerkunst» (2. Aufl., Lpz. 1856); Weigel und Zestermann, «Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift» (Lpz. 1866); Butsch, «Die Bücherornamentik der Renaissance» (Lpz. 1878); Faulmann, «Illustrierte Geschichte der Buchdruckerkunst» (Wien 1882).

Bezüglich der Hilfsmittel zur Inkunabelkunde enthalten Panzers «Annales typographici», verbunden mit dessen «Annalen der ältern deutschen Litteratur», die vollständigste Nomenklatur bis 1536. Weit unvollständiger, aber mit etwas mehr Detail ausgestattet und etwas weiter fortgeführt sind Maittaires «Annales typographici». Ein brauchbares Werk über die interessantesten J. ist Serna Santanders «Dictionnaire bibliographique choisi du 15e siècle» (3 Bde., Brüss. 1805—7), welches, zumal von spanischen und niederländischen J., vieles enthält, was bei Panzer fehlt. Das Hauptwerk aber ist Hains «Repertorium bibliographicum» (2 Bde. in 4 Tln., Stuttg. 1826—38). Von französischen J. handelt G. Brunet in «La France littéraire au XVe siècle» (Par. 1865), einem an litterarhistor. Material sehr reichhaltigen, aber in Bezug auf Titelangaben weniger genauen Werke.

Inn, der Oenus der Alten, der bedeutendste Nebenfluß, welchen die obere Donau aus den Alpen aufnimmt, entspringt in Graubünden, 2060 m hoch am Südostabhange des Septimer im obern Engadin, durchströmt dieses sein oberes Längenthal gegen NO. und wendet sich, nachdem er den Gebirgspaß von Finstermünz durchbrochen hat, als wildtobender Bergstrom nach Tirol, wo er das Ober- und Unterinnthal, eins der größten und an Naturschönheiten reichsten Thäler der Alpen, durchfließt. Er wendet sich, 22 km unterhalb Finstermünz, plötzlich gegen NW. und durcheilt den engen Querspalt, welcher hier das Ostende der nördl. rhätischen Centralkette durchschneidet. Bei Landeck tritt er aus diesem seinem obern Querthal von neuem in sein großes, gegen NO. gerichtetes unteres Längenthal, welches, bedeutend niedriger, weiter und sanfter geformt als das Engadin, fruchtbar, wohlbebaut und bevölkert ist, und fließt hier über Innsbruck, Hall, Schwaz, Rattenberg bis Kufstein. Unterhalb dieser Festung tritt der Strom, in nördl. Richtung nach Bayern übergehend, in sein unteres Querthal, welches bis Rosenheim reicht und weder beengt noch tief eingefurcht ist. Bei Rosenheim gewinnt der J., mit dem großen Rosenheimer Moosbruch an seinen Ufern, das wellenförmige Plateau am Fuße der Alpen, welches er in schnellem Laufe, in einem breiten, inselreichen Bett, größtenteils zwischen hohen, erdigen, zuweilen auch felsigen Thalufern durchfließt, verstärkt durch die Alz aus dem Chiemsee und die Salzach aus Salzburg. Bei Passau, wo er nach einem Laufe von 510 km mündet, ist er bedeutend breiter als die Donau selbst. Seine Schiffbarkeit beginnt bei Hall und wird von Rosenheim abwärts bedeutender. Nach ihm ist das Innviertel benannt, das Gebiet zwischen Donau, J. und Salzach, welches durch den Teschener Frieden 1779 von Bayern an Österreich kam, im Frieden zu Wien 1809 von diesem an Bayern und 1816 wieder an Österreich abgetreten wurde. Früher

Digitized by Google

bildete das Innviertel oder der Innkreis mit den Städten Ried, Schärding und Braunau einen der vier Kreise Oberösterreichs; jetzt ist diese Benennung nicht mehr offiziell im Gebrauch.

In natura (lat.), in Natur, leibhaftig, wirklich, z. B. Getreide in natura liefern, soviel wie: wirkliches Getreide, nicht dem Werte nach in Geld, liefern.

Inneres Licht (lumen internum) oder inneres Wort (verbum internum), Bezeichnung der innern Offenbarung göttlicher Wahrheiten und Weisungen, welche verschiedene Mystiker und schwärmerische Parteien ohne jede Vermittelung der geschichtlichen Offenbarung in der Heiligen Schrift (dem «äußern Wort») empfangen zu haben sich rühmten.

Innere Linie, eine der Strategie angehörige Bezeichnung; der Angreifer operiert auf der innern Linie, wenn er sich zwischen die (noch getrennt gedachten) Streitkräfte des Gegners wirft, um dieselben geteilt zu schlagen. Innere Linie ist korrespondierend mit dem in der Taktik vorkommenden keilförmigen oder durchbrechenden Angriff. (S. Operationen.)

Innere Mission nennt man im Unterschied von der äußern Mission (s. d.) die Gesamtheit aller freien, d. h. außeramtlichen Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, die innerhalb der christlichen Gemeinschaft hervortretende geistliche und daraus hervorgehende leibliche Not zu beseitigen. Sie ist Sache der freien Vereinsthätigkeit und nicht Sache des kirchlich geordneten Amtes, dem sie sich dienend und ergänzend zur Seite stellt, indem sie gerade solche Kreise und Verhältnisse aufsucht, welche der amtlichen Einwirkung des Geistlichen sich entziehen. Die innere Mission betrachtet als letzten Grund aller Not den Mangel an lebendigem christl. Glauben und geht daher in letzter Linie auf Stärkung, resp. Erweckung dieses Glaubens aus, doch vergißt sie nicht, daß dies letzte Ziel erst dann erreicht werden kann, wenn zuerst die äußere Not, wie Krankheit, Armut u. dgl. beseitigt oder doch gemildert ist. Zu allen Zeiten, solange die christl. Kirche besteht, hat es mancherlei Bestrebungen bewahrender und rettender Liebe gegeben. (Vgl. besonders G. Uhlhorn: «Die christl. Liebesthätigkeit der alten Kirche», Stuttg. 1882; derselbe: «Die christl. Liebesthätigkeit im Mittelalter», Stuttg. 1884.) Den Namen innere Mission und eine zusammenfassende Organisation haben sie erst seit einigen Jahrzehnten erhalten. In dieser Beziehung kann man als den Vater der innern Mission in Deutschland Joh. Hinrich Wichern (s. d.) betrachten. Nachdem er schon lange in Hamburg mit großer Hingebung im Stillen gewirkt und 1833 das «Rauhe Haus» begründet hatte, wußte er auf dem Kirchentage zu Wittenberg 1848 auch weitere Kreise von der Notwendigkeit und dem Segen der Arbeiten der innern Mission zu überzeugen. Ein «Central-Ausschuß für innere Mission» wurde gebildet, unter dessen Mitgliedern Bethmann-Hollweg, Stahl, Wichern hervorragten, und welcher noch jetzt seinen Sitz in Berlin hat. Derselbe bildet, ohne durch strenge Organisation die Selbständigkeit und Freiheit der einzelnen Vereine zu hindern, einen Mittelpunkt für alle Bestrebungen der innern Mission und veranlaßt alljährlich einen «Kongreß für innere Mission» (im J. 1884 in Karlsruhe). Das Organ desselben sind die «Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause». Fast in allen Teilen des evangel. Deutschland haben sich Vereine gebildet, welche die Arbeit der innern Mission oder einzelnen Zweigen derselben sich widmen.

Die hauptsächlichsten Aufgaben der innern Mission sind die Errichtung von Krippen und Kleinkinderschulen, Rettungshäusern und Kinderheilstätten, die Armen- und Krankenpflege, die Pflege der Idioten und Epileptischen, die Sonntagsschulen und Kindergottesdienste, die Förderung der Lehrlings-, Gesellen- und Jünglingsvereine, die Bekämpfung des Bettels und der Vagabondage, die Errichtung von Herbergen zur Heimat, der Kampf gegen die Trunksucht und die Errichtung von Volks-Kaffeehäusern, die Bestrebungen für strengere Sonntagsheiligung, für Beseitigung der Prostitution, die Fürsorge für Gefangene und entlassene Sträflinge, die Verbreitung guter Schriften u. dgl. m.

Vgl. Busch, «Die innere Mission in Deutschland» (Gotha 1876); Schäfer, «Monatsschrift für innere Mission» (Gütersloh, jährlich 12 Hefte); Martin, «Die innere Mission» (Gütersloh 1882); «Die innere Mission in Deutschland. Eine Sammlung von Monographien über Geschichte und Bestand der innern Mission in den einzelnen Teilen des Deutschen Reichs» (herausg. von Th. Schäfer; 6 Bde., Hamb. 1876—83).

Innerer Sinn, s. unter Sinn und Sinne.

Innerösterreich hießen früher die österr. Länder der Steiermark, Kärnten, Krain, Triest, Görz und Gradiska, im Gegensatz zu Vorderösterreich (Breisgau) und Böhmen.

Innerrhoden, s. Appenzell.

Innerste, der größte, rechts zufließende Nebenfluß der Leine, entsteht aus dem Zusammenfluß mehrerer Bäche bei Clausthal und mündet nach einem Lauf von 75 km unterhalb Sarstedt.

Innervation (lat.), der Einfluß der Nerven auf die Verrichtungen des Körpers und seiner Organe.

Innichen, Marktflecken in Tirol im Pusterthal, Bezirkshauptmannschaft Lienz, an der Linie Villach-Franzensfeste der Österreichischen Südbahn, unweit des Ursprungs der Drau, in wundervoller Lage im Angesicht der großartigsten Dolomiten, ist ein beliebter Sommerfrischort mit (1880) 1085 E. In der Nähe ist das vielbesuchte Innichener Wildbad.

Innkreis, s. unter Inn.

Innocentamente (ital.), unschuldig; als musikal. Vortragsbezeichnung: ungekünstelt, natürlich.

Innōcenz ist der Name von 13 röm. Päpsten:

Innocenz I., 402—417, ließ keine Gelegenheit zur Erweiterung der Macht des röm. Stuhls unbenutzt. In dem Streite Augustins mit Pelagius trat er den Beschlüssen der Synoden von Milevi und Karthago bei (416), damit auch der Verdammung des Pelagianismus. Er ist ein Heiliger der kath. Kirche und der 28. Juli ihm geweiht.

Innocenz II., 1130—43, vorher Gregor genannt, seit 1118 Kardinal-Diakon, mußte anfangs gegen den Gegenpapst Anaklet II. und dessen Beschützer, Roger von Sicilien, kämpfen und sogar nach Frankreich flüchten. Doch fand er besonders durch den Einfluß des heil. Bernhard in allen Ländern außerhalb Italien Anerkennung und regierte seit Anaklets Tode (1138) und Victors IV. Verzicht als alleiniger Papst. Der Deutsche Kaiser Lothar III. nahm von ihm bei seiner Krönung (1133) die Allodien der Gräfin Mathilde als Lehn an, den König

Digitized by Google

Ludwig VII. von Frankreich aber belegte er mit dem Bann, das Land mit dem Interdikt, weil der König den zum Erzbischof von Bourges geweihten Peter von Chartres nicht anerkennen wollte.

Innocenz III., 1198—1216, einer der hervorragendsten Kirchenfürsten, durch Verstand, Wissenschaft und Willenskraft gleich ausgezeichnet, erwarb sich um Befestigung der päpstl. Macht die größten Verdienste. Als Sohn des Grafen Trasimund aus dem alten Geschlecht der Conti in Anagni stammend, war J. 1161 geboren und in der Taufe Lothar genannt. Zu Paris, Rom und Bologna gebildet, gewann er gleichen Ruhm als Theolog, wie als Jurist. Rasch gelang es ihm, mit Hilfe eines Tuscischen Städtebundes Italien von der Gewalt der Deutschen zu befreien; im Kirchenstaat befestigte er die päpstl. Gewalt und führte in Unteritalien die Herrschaft als Vormund des unmündigen Friedrich II. In Deutschlands Angelegenheiten sich zu mischen, gab die zwiespältige Kaiserwahl zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV. (1198) J. erwünschten Anlaß. Anfangs hielt J. seine Entscheidung zurück, als aber Philipp von Schwaben fast den Sieg gewonnen hatte, erklärte er sich 1201 für den Welfen, Otto IV., knüpfte jedoch, als Philipp immer entschiedener siegte, 1207 mit diesem Verhandlungen an. Nach Philipps Ermordung (1208) versöhnte sich Otto mit dem Papst und ward, nachdem er alle Forderungen bewilligt hatte, 1209 zu Rom zum Kaiser gekrönt. Als er jedoch anfing, auch kaiserl. Rechte in Italien geltend zu machen, die Mathildischen Besitzungen sowie das Herzogtum Spoleto besetzte und Unteritalien erobern wollte, sagte sich J. von ihm los, sprach 1211 den Bann und die Absetzung über Otto aus und sandte Friedrich II. als Gegenkönig nach Deutschland, der 1215 gekrönt ward und Otto auf seine Erblande beschränkte. Philipp II. August von Frankreich, der seine Gemahlin verstoßen hatte, zwang J. 1200 durch Bann und Interdikt, sie wieder aufzunehmen. Noch größer war sein Triumph über Johann von England. Als dieser bei einer zwiespältigen Wahl eines Erzbischofs zu Canterbury die Entscheidung J.' nicht annehmen wollte, belegte dieser 1208 den König mit dem Bann, England mit dem Interdikt, und übertrug das Land an Philipp II. von Frankreich, bis Johann unter den größten Demütigungen das Land vom Papst zu Lehn nahm (1213). Noch größere Aussichten, aber geringe Vorteile brachte J. die Gründung des Lateinischen Kaiserreichs (1204). Nach innen richtete sich J.' Thätigkeit besonders gegen die ketzerischen Albigenser oder Katharer in Südfrankreich, gegen die er Kreuzzüge predigen ließ und die Inquisition bestimmter regelte. Ferner förderte J. die Gründung des Franziskaner- und Dominikanerordens, verbot zugleich die Gründung neuer Orden. Gegen Ende seines Lebens (1215) hielt er eine glänzende (die vierte) Lateransynode, wo er die Lehre von der Brotverwandlung, der Entziehung des Abendmahlskelchs, sowie das Verbot des Bibellesens sanktionierte. Seine Schriften erschienen 1552 und 1575 in Köln, seine Briefe gab Baluze (Par. 1682) heraus. Vgl. F. Hurter, «Geschichte J.' III. und seiner Zeitgenossen» (4 Bde., Hamb. 1834—42); Gasparin, «Innocent III» (Par. 1873); Deutsch, «Papst J. III. und sein Einfluß auf die Kirche» (Bresl. 1876); Schwemer, «J. III. und die deutsche Kirche während des Thronstreits 1198—1208» (Straßb. 1882).

Innocenz IV., 1243—54, ein Fieschi aus Genua, führte einen erbitterten Kampf gegen die Hohenstaufen. Im J. 1244 mußte er vor Friedrich II. nach Frankreich flüchten, belegte 1245 seinen Gegner mit dem Bann und versuchte vergeblich, durch Aufstellung der Gegenkönige Heinrich Raspe (1246) und Wilhelm von Holland (1247) ihn zu stürzen. Nach Friedrichs Tod setzte J. den Kampf fort gegen Konrad IV., Manfred und Konradin. Erst 1251 kehrte er nach Rom zurück. Auf der Kirchenversammlung bemühte er sich, jedoch vergeblich, die griech. Kirche mit der römischen wieder zu vereinigen. Westpreußen, das zu seiner Zeit christianisiert wurde, teilte er schon (1243) in die Bistümer von Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland. Die Kardinäle zeichnete er durch rote Hüte aus. Im Kirchenrecht besaß er so bedeutende Kenntnisse, daß man ihn Pater et organum veritatis nannte; er schrieb auch einen Kommentar zu den Dekretalen von Gregor IX. (Straßb. 1478).

Innocenz V., Papst vom 21. Jan. bis 22. Juni 1276, vorher Peter von Tarentasia, geb. zu Moutier, Dominikaner-Provinzial, dann Erzbischof von Lyon und Kardinalbischof von Ostia, war bemüht, einen Kreuzzug zu Stande zu bringen und die zu Lyon 1274 beschlossene Union mit der griech. Kirche zu verwirklichen. Er schrieb «Commentaria in IV libros sententiarum» (Toulouse 1652).

Innocenz VI., vorher Stephan Aubert, geb. zu Brissac, Bischof von Noyon, dann zu Clermont, Kardinal und Großpönitentiar, Papst 1352—62. Er residierte zu Avignon, war rechtskundig und sittenstreng, beseitigte manchen Mißbrauch am Hofe wie in der Verwaltung der Kirche, ließ Karl IV. von Deutschland durch den Kardinal Albornoz zum Kaiser krönen und brachte einen Teil des Kirchenstaats unter seine Oberhoheit zurück.

Innocenz VII., vorher Cosmo Meliorati, geb. zu Sulmona, Bischof von Bologna, päpstl. Schatzmeister und Kardinal, wurde während des päpstl. Schismas 1404 von den Römern gewählt. Ihm gegenüber stand der von den Franzosen gewählte Benedikt XIII.; doch behielt er seine Würde bis an seinen Tod 6. Nov. 1406.

Innocenz VIII., vorher Johann Baptist Cibo, Bischof von Porto, dann von Melfi und Kardinal, regierte als Papst 1484—92. Mit dem König Ferdinand von Neapel, dem er den Herzog Renatus von Lothringen als Gegenkönig entgegenstellte, führte er zwei Kriege, und während er stets zum Kampf gegen die Türken aufforderte, behielt er den Bruder und Nebenbuhler des Sultans Bajazet, von dem er ein Jahrgeld dafür erhielt, in der Gefangenschaft, statt ihn gegen die Türken zu senden. Er erneuerte durch die Bulle «Summis desiderantes» (1484) die Gesetze gegen die Zauberei und Hexerei und bestellte die Inquisitoren Heinrich Krämer und Jakob Sprenger als Hexenrichter für Oberdeutschland. Die Fortschritte der Hussiten in Böhmen suchte er zu hemmen und verdammte 900 Sätze des Pico Mirandola als ketzerisch.

Innocenz IX., vorher Antonio Facchinetti, geb. zu Bologna 1519, war nur vom 29. Okt. bis 30. Dez. 1591 Papst.

Innocenz X., vorher Joh. Baptist Pamfili, geb. zu Rom 7. Mai 1572, Nuntius von Neapel, dann päpstl. Datarius in Frankreich, hierauf Patriarch von Antiochien und Kardinal, regierte 1644—55 als Papst, stand unter dem Einfluß der Witwe

Digitized by Google

seines Bruders, Olympia Maldachini. Er richtete den röm. Ackerbau durch das päpstl. Kornmonopol zu Grunde, verdammte 1651 den Westfälischen Frieden und 1653 fünf Sätze von Cornelius Jansen (s. d.).

Innocenz XI., vorher Benedikt Odescalchi, geb. zu Como 1611, war zuerst Soldat, dann Geistlicher, apostolischer Protonotar und Geh. Sekretär, Kardinallegat von Ferrara und Bischof von Novara, regierte als Papst 1676—89, war von strengen Grundsätzen und ein Feind der Jesuiten, suchte die Finanzen durch Sparsamkeit zu verbessern, unterstützte Österreich gegen die Türken durch Geldvorschüsse und verdammte die vier Grundsätze der gallikanischen Kirchenfreiheit, welche eine Versammlung von Bischöfen und Baronen zu Paris 1682 gegen den Papst aufstellte. Mit König Ludwig XIV., dem der Jesuit Franz la Chaise als Ratgeber zur Seite stand, führte er einen Streit über die Ausdehnung der Regalien bei Besetzung vakanter Bistümer und über die Quartierfreiheit (la franchise). In jenem Streit konnte er nichts ausrichten, in diesem gab jedoch der König zuletzt nach.

Innocenz XII., vorher Anton Pignatelli, geb. zu Neapel 1615, Bischof von Faenza, Legat von Bologna, Kardinal-Erzbischof, regierte als Papst 1691—1700, überließ Ludwig XIV. das von demselben angesprochene Königsrecht und schloß mit ihm Frieden. Seine Nepoten waren, wie er von sich selbst sagte, die Armen, der Lateran sein Hospital.

Innocenz XIII., vorher Michael Angelo Conti, geb. zu Rom 1655, regierte als Papst 1721—24, war zwar gewissenhaft, gerecht und gütig, aber schwach, namentlich Frankreich gegenüber. Den Kaiser belehnte er gegen Empfang des Lehnszinses mit Neapel; vergeblich aber protestierte er gegen die Verleihung von Parma und Piacenza als Reichslehn. Vgl. Max von Mayer, «Die Papstwahl J.' XIII.» (Wien 1874).

Innominatrealkontrakt, d. h. unbenannter Kontrakt heißt der Vertrag, welcher nicht Darlehne, unentgeltliche Leihe, Hinterlegung oder Faustpfandbestellung ist, aber, gleich jenen, dadurch zu Stande kommt, daß A. dem B. eine Leistung macht in Erwartung der Rückgabe des Geleisteten (facio ut des) und B. dieselbe annimmt mit dem Willen, sich zu dieser Rückerstattung zu verpflichten (Realkontrakt). Der J. war nach röm. Recht nicht bindend, wenn er nicht in Form der Stipulation (s. d.) abgeschlossen war; jetzt gilt auch die formlose Übereinkunft.

In nomine (lat.), im Namen, im Auftrag, in Vollmacht.

Innovation (neulat.), in der Botanik das Hervorsprossen neuer Zweige aus ältern Ästen, die entweder adventiv durch Neubildung von Knospen oder durch nachträgliche Entfaltung ruhender Axillarknospen entstehen.

Innsbruck, Hauptstadt von Tirol und Vorarlberg, am Inn, unweit dessen Vereinigung mit der Sill, an der Brenner- und Arlbergbahn, reizend in der Mitte eines breiten Thals gelegen, das im N. von den zerrissenen, schroffen, an 2800 m hohen Kalksteinwänden des Solstein, Brandjoch, Frauhitt und der Sattelspitzen überragt, im S. von dem bewaldeten Mittelgebirge (dem Berg Isel) begrenzt wird, über dem die drei einzelnen Bergriesen, der Patscherkofel, die Rocksspitze (Saile) und die Waldrasterspitze aufsteigen. J. zählt (1880) 20537 E. Die eigentliche Stadt auf dem rechten Ufer des Flusses, über welchen zwei Brücken von Eisenkonstruktion nach den beiden Vorstädten Mariahilf und St. Nikolaus führen, hat schöne breite Straßen und ansehnliche Gebäude, worunter die Franziskaner- oder Hofkirche, im 16. Jahrh. erbaut, im Innern dekorativ und baulich wiederholt umgestaltet, durch das Grabmal Maximilians I. bekannt, der jedoch nicht hier, sondern in Wiener-Neustadt begraben liegt. Dasselbe besteht aus einem Sarkophag von Marmor, auf diesem das 1542 von L. del Duca gegossene eherne Standbild des Kaisers, umgeben von 28 hohen Statuen, von denen zwei (Arthur und Theodorich, s. Tafel: Bildnerei V, Fig. 10) von Peter Vischer in Nürnberg, Chlodwig von Christoph Amberger in Augsburg (gegossen von Löffler), die übrigen teils von Seßlschreiber, teils von Gold in der Zeit von 1513—83 gearbeitet wurden. Von den 24 Marmorreliefs an den Seiten des Sarkophags sind 20 meisterhafte Arbeiten von Alexander Colin aus Mecheln, denen die vier übrigen von den Brüdern Bernhard und Arnold Abel aus Köln an nachstehen; die Zeichnungen zu sämtlichen Reliefs verfertigte der Maler Florian Abel, Bruder der vorigen. Sonst befinden sich in dieser Kirche noch die silberne Kapelle, so genannt wegen eines silbernen Standbildes der Jungfrau Maria, das prächtige Grabmal des Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welser, beide von Colin, und das Denkmal Andreas Hofers (von Schaller). Auch trat in dieser Kirche 3. Nov. 1654 Christine von Schweden feierlich zum Katholizismus über. Vor der Burg, auf dem schönen Rennplatze, steht die bronzene Reiterstatue Erzherzog Leopolds V., von dem tirol. Bildhauer Kasp. Gras und dem Rotgießer Heinr. Reinhart. Ein Gebäude auf dem geräumigen Stadtplatze trägt noch einen schönen Erker, das berühmte Goldene Dach (Goldene Dachl), als letzten Überrest der 1425 von Friedrich IV. mit der leeren Tasche erbauten Residenz. Inmitten der Neustadt (in der Maria-Theresienstraße) erhebt sich eine Denksäule mit Figuren von Benedetti, aus dem Anfange des 18. Jahrh., zur Erinnerung an den Einfall der Bayern und Franzosen von 1703. Am Ende derselben Straße steht eine Triumphpforte, welche 1765 bei Gelegenheit der zu J. gefeierten Vermählung des Großherzogs Leopold von Toscana mit der Infantin Marie Luise errichtet wurde. Der neue Friedhof, 1857 eröffnet, enthält schöne Monumente von den tiroler Künstlern J. Knabl, J. Gasser, J. Müller, A. Grissemann u. a.; die Totenhalle und Kapelle haben Fresken von A. Plattner und Figuren von Mich. Stolz. Hierher wurde auch das früher auf dem alten, am Stadtspital gelegenen, jetzt abgetragenen Friedhof befindliche Grabmal Colins, von ihm selbst gearbeitet, übertragen. Das ansehnliche Theater der Stadt wurde 1846 vollendet. Im ganzen besitzt J. 11 Kirchen, 5 Klöster und 1 Jesuitenkollegium.

Unter den Fabriken sind die für Baumwoll- und Schafwollindustrie sowie für Kaffeesurrogat hervorzuheben, insbesondere aber die Glasmalereianstalt mit einer eigenen Kathedralenglashütte. Die große Baumwollspinnerei ist mit einer Maschinenfabrik verbunden. Die Stadt ist Sitz des Statthalters und des Oberlandesgerichts für das Kronland Tirol und Vorarlberg, eines Landes- und Bezirksgerichts, einer Bezirkshauptmannschaft, der Finanz-Landesdirektion und anderer Behörden. Auch tagt der Landtag für Tirol zu J. Die Universität, 1673

Digitized by Google

durch Kaiser Leopold I. gestiftet, von Kaiser Joseph II. 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wiederhergestellt, 1810 nochmals aufgehoben, endlich 1826 wiederum erneuert, wurde 1869 durch Hinzufügung einer mediz. Fakultät vervollständigt. Die Zahl der Professoren und Lehrer beträgt gegen 60, die der Studierenden zwischen 600—700. Die Universitätsbibliothek zählt über 80000 Bände. Das Statthalterei-Archiv ist eins der bedeutendsten Archive Österreichs. Sonst besitzt J. an höhern Lehranstalten noch ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt und eine Staatsgewerbeschule. Der Gouverneur Karl Graf Chotek gründete 1823 ein Landesmuseum, das Ferdinandeum, mit reichen Sammlungen teils Tirol betreffender, teils daselbst gefundener Gegenstände, Naturalien, Altertümer, Münzen, Kunst- und Gewerbserzeugnisse, sowie einer ansehnlichen, die tirol. Litteratur vollständig umfassenden Bibliothek. Am linken Ufer des Inn steht die schöne und große, neuerbaute Landes-Schießstätte. — J. hieß im Altertum ad Oenum, Oeni pons oder Oenipontum, d. h. Brücke über den Inn, und wurde 1234 von dem Herzog Otto I. von Meran zur Stadt erhoben. Nach der Besitznahme Tirols durch Österreich war es fast ununterbrochen der Sitz der tirol. Landesfürsten bis 1665. In dem Aufstandskriege der Tiroler gegen die Bayern und Franzosen wurde es mehrmals von beiden Parteien genommen und wieder verloren, wodurch es viel litt. In der Nähe liegt die stattliche Prämonstratenserabtei Wilten, sowie das berühmte Lustschloß Ambras (s. d.). Eine schöne Kettenbrücke führt unterhalb der Stadt nach dem Dorf Mühlau.

Vgl. Zoller, »Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt J.« (2. Aufl., Innsbr. 1828); B. Weber, »J. und seine Umgebungen« (Innsbr. 1842); Probst, »Geschichte der Universität zu J.« (Innsbr. 1869); Erler, »Innsbruck« (3. Aufl., Innsbr. 1880); Gwercher, »J. und dessen nächste Umgebung« (Innsbr. 1880).

Inns of Court heißen die engl. Rechtskorporationen, von dem Worte Inn, womit im alten England, gleich dem franz. Hôtel, die Amtsgebäude und Wohnungen der Edelleute bezeichnet wurden. Ihr Ursprung reicht bis ins 13. Jahrh. hinauf im Sinne von Verbindungen zum Studium der Rechtswissenschaft. Die Inns of Court wurden von Masters und andern Beamten verwaltet und waren mit Hörsälen (halls) für Vorlesungen versehen, denen die Studierenden während einer gewissen Anzahl Jahre beiwohnen mußten, ehe ihnen die Praxis in den Gerichtshöfen gestattet war. Dies ist jedoch in späterer Zeit zu einer bloßen Form herabgesunken. Man blieb zwar noch immer verpflichtet, sich in einem der Inns einschreiben zu lassen, mußte aber die Rechtswissenschaft durch Privatstudium oder bei einem der Anwälte, die dort ihre Bureaus (chambers) haben, praktisch erlernen. Die vier großen Inns of Court, die sich im Besitze höchst bedeutenden Vermögens befinden, sind: der Inner Temple und Middle Temple, einst der Sitz des Templerordens, Lincoln's Inn, früher das Hotel des Grafen von Lincoln, mit einer neuen, 1845 eröffneten Halle und Bibliothek, und Gray's Inn, die ehemalige Wohnung des Lords Gray de Wilton. Mit ihnen verbunden sind die Inns of Chancery, in welchen die zum Dienst beim Kanzleigericht bestimmten jungen Leute erzogen wurden, die aber jetzt meist von Attorneys und Sachwaltern bewohnt werden, zum Teil auch eingegangen sind. Das älteste ist Thavie's Inn aus den Zeiten Eduards III.; dann folgen Clement's Inn und sieben andere. Die Kollegiaten der Inns spielten im Mittelalter eine nicht unwichtige Rolle; von ihnen wurden Maskenaufzüge, theatralische Vorstellungen u. dgl. veranstaltet. Das erste histor. Schauspiel: »Ferrex und Porrex«, ward 1561 von ihnen vor der Königin Elisabeth aufgeführt. In neuester Zeit wurden die Einkünfte der Inns zum Teil wieder zur Veranstaltung juristischer Vorlesungen verwendet. Es sind neuerdings auch Prüfungen der Studierenden für die Advokatur eingeführt. Vgl. Pearce, »History of the Inns of Court and Chancery« (Lond. 1848).

In nuce (lat.), »in einer Nuß«, d. h. kurz zusammengedrängt, in Kürze, im kleinen.

Innuit oder Inuit heißt in der Sprache der Eskimos soviel wie Menschen, Volk und ist der Plural zu inuk, Mensch. Die neuere Ethnologie bezeichnet mit diesem Namen diejenigen Stämme im Norden Amerikas, die mit den Grönländern und den Eskimos verwandt sind oder mit ihnen eine einzige Familie bilden. Sie wohnen längs der Küste bis an den Mount Elias (an der Nordwestküste Amerikas) herab. Ihre Namen geben sämtlich auf miut aus, was in der Eskimosprache soviel wie Bewohner bedeutet. Zu ihnen gehören auch, wie die Sprache darthut, die sog. jässigen oder Fischer-Tschuktschen an der nordöstl. Küste Asiens, welche von den Reisenden bald Onkilon oder Angkadli, bald Namollo genannt werden und von den nomadisierenden oder Renntier-Tschuktschen ganz verschieden sind.

Innung (Einung) ist eine Genossenschaft von Angehörigen desselben Gewerbes, gleichbedeutend mit Zunft (s. d.). In der neuern Zeit ist diese Bezeichnung speziell für diejenigen lokalen gewerblichen Fachverbände üblich geworden, welche sich nach Einführung der Gewerbefreiheit und Aufhebung des Zunftzwangs als freie Vereinigungen erhalten oder neu gebildet haben. Die Deutsche (ursprünglich Norddeutsche) Gewerbeordnung von 1869 erklärte (§. 81) alle damals gesetzlich bestehenden J. für fortdauernd, indem sie zugleich das in den meisten Einzelstaaten damals schon durchgeführte Prinzip bestätigte, daß kein Gewerbtreibender zum Eintritt in eine J. gezwungen oder an dem Austritt aus einer solchen verhindert werden könne. Ebenso muß auch der Eintritt allen unter gleichen Bedingungen offen stehen. Eine exekutivische Beitreibung der Innungsbeiträge und Strafgelder soll für diese alten J. künftig nicht stattfinden. Sie können aufgelöst werden durch Majoritätsbeschluß, ihr Reinvermögen darf jedoch alsdann nur so weit unter die Mitglieder verteilt werden, als es aus Beiträgen eben dieser Mitglieder entstanden ist. Der Rest des Vermögens ist, sofern nicht in den Statuten oder Landesgesetzen ein anderes ausdrücklich vorgeschrieben ist, der betreffenden Gemeinde zur Benutzung für gewerbliche Zwecke zu überweisen. Den neugebildeten J. gewährte die Gewerbeordnung ursprünglich keine weitere positive Begünstigung als die, daß sie durch die von der höhern Verwaltungsbehörde zu erteilende Bestätigung ihrer Statuten die Rechte von Korporationen erhielten. In neuester Zeit ist jedoch die Zeitströmung sowohl bei einem Teil der Handwerker als auch in den konservativen Kreisen dem Gedanken einer Rückkehr zu der obligatorischen J.

Digitized by Google

wieder günstig geworden, und diese Tendenzen haben zunächst den Erfolg gehabt, daß durch das Gesetz vom 18. Juli 1881 die Aufgaben und Rechte der neuen J. wesentlich erweitert wurden (§§. 97—104 g der Gewerbeordnung). Als Aufgaben derselben werden außer der Pflege des Gemeingeistes und der Standesehre namentlich bezeichnet (§. 97): Förderung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Meistern und Gesellen, Fürsorge für das Herbergswesen und Arbeitsnachweisung, Regelung und Hebung des Lehrlingswesens, Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Innungsmitgliedern und ihren Lehrlingen. Nach §. 98 steht ihnen ferner auch zu die Errichtung und Leitung von Fachschulen für Lehrlinge, Förderung der weitern Ausbildung der Meister und Gesellen, Veranstaltung von Gesellen- und Meisterprüfungen und Ausstellung von Zeugnissen, Einrichtung gemeinschaftlicher Geschäftsbetriebe, Errichtung von Hilfskassen für Meister und Gesellen, Errichtung von Schiedsgerichten zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Innungsmitgliedern und ihren Gesellen an Stelle der sonst zuständigen Behörde. Über die Punkte, die durch das Innungsstatut zu regeln sind, enthält §. 98 a ausführliche Bestimmungen. Die Statuten unterliegen der Genehmigung der höhern Verwaltungsbehörde und die J. stehen unter der Aufsicht der Gemeindebehörde. Gewerbtreibenden, welche den gesetzlichen und statutarischen Anforderungen entsprechen, darf die Aufnahme in die J. nicht versagt werden. Zu den zulässigen statutarischen Anforderungen gehört insbesondere auch die Ablegung einer Prüfung, die jedoch nur den Nachweis der Befähigung zur selbständigen Ausführung der gewöhnlichen Arbeiten des Gewerbes bezwecken darf. Den Gesellen muß die Teilnahme an den in den Statuten vorgeschriebenen Gesellenprüfungen, sowie an der Begründung und Verwaltung der Einrichtungen gewährt werden, für welche sie Beiträge entrichten oder besondere Leistungen übernehmen, oder die zu ihrer Unterstützung bestimmt sind. Der Austritt aus der J. steht jederzeit frei, sofern die Statuten nicht eine vorgängige Anzeige vorschreiben; doch darf die letztere höchstens sechs Monate vor dem Austritt verlangt werden.

Die neuen J. können unter ihren Namen Vermögensrechte, insbesondere Eigentum und andere dingliche Rechte an Grundstücken erwerben, Verbindlichkeiten eingehen, klagen und verklagt werden. Für alle Verbindlichkeiten der J. haftet den Gläubigern nur das Vermögen derselben, und diese beschränkte Haftbarkeit gilt auch, was von besonderer Wichtigkeit ist, rücksichtlich der von den J. etwa begründeten gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebe. Die Entscheidungen der J. oder der von ihnen errichteten Schiedsgerichte über die obenerwähnten Streitigkeiten sind vorläufig durch die Polizeibehörden vollstreckbar. Die nach den Statuten umgelegten Beiträge und verhängten Ordnungsstrafen können auf Antrag des Innungsvorstandes zwangsweise wie die Gemeindeabgaben beigetrieben werden, ein Recht, welches, wie oben bereits erwähnt worden, den alten J. nicht mehr zusteht. Überhaupt ist die Umbildung dieser letztern nach den für die neuen geltenden Normativbestimmungen in Aussicht genommen, indem das Gesetz von 1881 die Centralbehörden ermächtigt, nach Ablauf des Jahres 1885 die alten J. zur Umgestaltung ihrer Statuten, sofern diese noch nicht erfolgt ist, aufzufordern, und falls dieser Aufforderung nicht in einer bestimmten Frist entsprochen wird, die Schließung dieser J. auszusprechen.

Von besonderer Bedeutung aber sind die durch §. 100 c den neuen J. gewährten Bevorzugungen. Es kann nämlich hiernach für den Bezirk einer J., die sich auf dem Gebiete des Lehrlingswesens bewährt hat, von der höhern Verwaltungsbehörde bestimmt werden, daß Streitigkeiten aus dem Lehrverhältnisse auf Anrufen eines der streitenden Teile von der zuständigen Innungsbehörde auch dann zu entscheiden sind, wenn der Arbeitgeber, obwohl er ein in der J. vertretenes Gewerbe betreibt und zur Aufnahme in dieselbe fähig wäre, der J. nicht angehört; und daß ferner die von der J. erlassenen Vorschriften über das Lehrlingsverhältnis und über die Ausbildung und Prüfung der Lehrlinge auch dann bindend sind, wenn der Lehrherr zu den eben bezeichneten, der J. nicht angehörenden Arbeitgebern gehört. Die Behörden haben es somit in ihrer Hand, den Einfluß der J. auch über den Kreis ihrer Mitglieder hinaus auszudehnen, was darauf hinausläuft, daß auf die außerhalb der J. stehenden Gewerbtreibenden ein indirekter Druck ausgeübt werden kann, um sie zum Beitritt zu veranlassen. Noch deutlicher ist die Tendenz zu einem indirekten Beitrittszwang in einem projektierten dritten Punkte des §. 100 c zu erkennen, der 1881 vom Reichstage abgelehnt, in der Session von 1884 aber von konservativer Seite wieder aufgenommen wurde, und diesmal mit einer schwachen Majorität durchging (vom Bundesrate indes noch nicht genehmigt wurde), nach welchem nämlich die Behörde ermächtigt wird, den nicht zur J. gehörenden Arbeitgebern das Halten von Lehrlingen zu verbieten. Das Gesetz begünstigt auch die Verbindung der J. untereinander, indem es einerseits für die derselben Aufsichtsbehörde unterstehenden, also namentlich derselben Gemeinde angehörenden die Bildung von Innungsausschüssen und für die J. in größern Bezirken die Organisation von Verbänden nach gewissen Normen gestattet.

Innviertel, s. unter Inn.

Ino, Gattin des Athamas (s. d.).

Ino, der Name des 173. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Inoccupation (frz.), Unbeschäftigtheit.

Inoceramus, ein zu den Vogelmuscheln (s. d.) gehöriges Geschlecht ausgestorbener Muscheln, die im Silur beginnend, in der Kreide ihre höchste Entfaltung (41 Arten) und zugleich ihr Ende erreichen.

Inoffensiv (frz.), nicht beleidigend, harmlos.

Inokulation (lat.), die Impfung (s. d.); inokulieren, einimpfen.

Inopportun (lat.), ungelegen, unbequem; davon: Inopportunität.

In optima forma (lat.), in bester Form.

In originali (lat.), im Original, in der Urschrift.

Inosinsäure $C_{10}H_{14}N_4O_{11}$, eine 1847 von Liebig im Fleischsaft entdeckte Säure, welche nur in sehr geringer Menge auftritt und nur als regelmäßiger Bestandteil des Fleisches allgemeineres Interesse hat.

Inosit, Phaseomannit $C_6H_{12}O_6$, ein dem Zucker ähnlicher Körper, von Scherer 1850 im Herzmuskel entdeckt, kommt in den verschiedensten Organen des Tierkörpers, außerdem aber auch im Pflanzenreich verbreitet vor. Beim Kristallisieren

Digitized by Google

aus warmen wässerigen Lösungen nimmt der J. Moleküle Wasser auf, beim Frieren der Lösungen scheidet er sich in wasserfreien Krystallen ab. Er hat einen rein süßen Geschmack, ist nicht gärungsfähig, reduziert alkalische Kupferlösung nicht, ist optisch inaktiv, wird durch verdünnte Säuren nicht verändert. Als Erkennungsmittel des J. dient folgendes Verhalten: verdampft man seine mit Salpetersäure angesäuerte Lösung zur Trockne, fügt Ammoniak und Chlorcalcium hinzu und verdampft wieder, so färbt sich der Rückstand schön rosenrot.

Inosurie, Abart der Zuckerharnruhr, bei welcher im Harn der Kranken nicht Traubenzucker, sondern Muskelzucker (Inosit) gefunden wird. (S. Diabetes.)

Inowrazlaw, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, Provinz Posen, an den Linien Posen-Thorn und J.-Bromberg der Oberschlesischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Landratsamts und einer Reichsbanknebenstelle, hat eine evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein königl. Gymnasium, eine höhere Tochterschule, drei Dampfmühlen und zwei Eisengießereien mit Maschinenfabrik, und zählt (1880) 11558 meist kath. E. Die urkundlich zuerst 1185 erwähnte Stadt liegt auf einem Gipsfelsen in der fruchtbarsten Landschaft der Provinz. Am 22. März 1871 wurde bei J. in einer Tiefe von 130 m ein Salzlager von großer Mächtigkeit erbohrt. Das Salz wird durch eine fiskalische Saline ausgebeutet, die über 400000 Ctr. jährlich produziert, und durch ein Steinsalzbergwerk, das jährlich über 1 Mill. Ctr. Rohsalz produziert. Seit 1876 hat die Stadt ein stark iod-bromhaltiges Solbad. Dabei liegen eine Sodafabrik und mehrere Zuckerfabriken.

Der Kreis Inowrazlaw zählt auf 1653 qkm (1880) 84928 meist kath. E.

In partibus infidelium, d. h. in den Gebieten der Ungläubigen, heißen seit dem 13. Jahrh. diejenigen Bischöfe in der kath. Kirche, welche keine eigenen Sprengel haben, sondern als bloße Titularbischöfe ihren Titel von Ländern erhalten, in welchen kein röm.-kath. Bischofssitz mehr vorhanden ist. Ihr Entstehen geht bis in die Zeit der Kreuzzüge zurück. Die im Morgenlande eroberten Provinzen erhielten von Rom aus Bischöfe; als die Provinzen wieder verloren gingen und hiermit die bischöfl. Sitze daselbst aufhörten, wurden dieselben von den Päpsten doch immerfort als eine unvergängliche Hoffnung auf Restitution und als fortwährende Protestation gegen erlittene Gewalt von neuem besetzt. Mit jenen Titeln werden namentlich Weihbischöfe und apostolische Vikare geschmückt, welche mit wirklich bischöfl. Rechten ausgestattet sind.

In perpetuam memoriam (lat.), zum ewigen Gedächtnis; in perpetuum, auf immer.

In persona (lat.), persönlich, selbst.

In petto (ital.), «in der Brust», zu ergänzen: verschlossen oder beschlossen, aber noch nicht kundgegeben; namentlich in der Redensart: etwas in petto haben, führen, d. h. etwas im Sinne haben, im Schilde führen u. s. w.

In pleno (lat.), im oder vor dem Plenum (s. d.).

In pontificalibus (lat.), in voller Priesterkracht; in Amtstracht.

In praefixo termino (lat.), in der anberaumten Frist.

In praxi (lat.), in der Ausübung; im Gerichtsgebrauch, in der Rechtsanwendung, im gemeinen Leben.

In promptu (lat.), in Bereitschaft, bei der Hand.

In puncto (lat.), hinsichtlich, in Betreff; in puncto puncti oder sexti, in Betreff des sechsten Gebots, d. h. der Keuschheit.

In puris naturalibus (lat.), im reinen Naturzustande, d. h. ohne Kleidung, nackt; Thomas von Aquino braucht den Ausdruck in «Summa totius theologiae» (II, 2, quaest. V, art. 1) mit dem Zusatz ut quidam dicunt (wie manche sagen).

Inquilin (lat.), Einwohner ohne Eigentumsrecht, Mietswohner.

Inquirent und **Inquisit,** s. Inquisitionsprozeß.

Inquisition (inquisitio haereticae pravitatis) oder Heiliges Officium (Sanctum Officium) heißt das in der röm. Kirche zur Ausspürung und Bestrafung der Ketzer (s. d.) bestehende geistliche Gericht. In der alten Kirche hatten die Bischöfe die Pflicht, gegen Ketzer mit kirchlichen Strafen, bis zur Exkommunikation, vorzugehen. Um die Mitte des 3. Jahrh. veranlaßten die Novatianischen Streitigkeiten einzelne morgenländische Gemeinden, mit Rücksicht auf die Ketzer einen eigenen «Presbyter der Buße» zu bestellen. Sobald das Christentum Staatsreligion wurde, traten zu den kirchlichen Strafen bürgerliche hinzu, weil die Ketzerei als ein Verbrechen gegen den Staat galt. Todesstrafe wurde von Theodosius (382) zuerst angedroht und an Priscillian (385) zuerst vollzogen. Angesehene Kirchenväter, wie Chrysostomus und Augustin, bekämpften dies Verfahren, aber Hieronymus wußte es aus 5 Mos. 13, 6 fg. zu rechtfertigen, und auch Leo d. Gr. billigte es. Vollzogen wurde die Todesstrafe von Anfang an von der weltlichen Obrigkeit, damit die Kirche sich nicht mit Blut befleckte. Erst im 12. Jahrh., als mit den Katharern (s. d.) das ketzerische Gift eine bedrohliche Verbreitung fand, entstand die eigentliche J., wie sie unabhängig von den Bischöfen, unmittelbar unter päpstl. Leitung, sich entwickelt hat. Nachdem schon Papst Lucius III. auf dem Konzil zu Verona (1184) genaue Vorschriften über das Verfahren gegen Ketzer erlassen hatte, ergriff Papst Innocenz III. einschneidende Maßregeln. Um 1199 sandte er zwei Cistercienermönche als päpstl. Legaten mit weitgehenden Vollmachten zur Unterdrückung der Katharer nach Südfrankreich, zu welchem Zwecke auch die weltliche Macht aufgeboten wurde. Das vierte Laterankonzil (1215) machte die Ausspürung und Bestrafung der Ketzer zu einer Hauptaufgabe der Bischöfe. Jeder Bischof wurde verpflichtet, seine Diocese persönlich zu durchreisen oder von zuverlässigen Männern durchreisen zu lassen und in jeder Parochie drei Einwohnern von unbescholtenem Ruf das eidliche Versprechen abzunehmen, daß sie alle anzeigen, welche als Ketzer bekannt oder wegen Teilnahme an geheimen Zusammenkünften oder wegen Abweichungen vom gewöhnlichen Wandel verdächtig seien. Die Synode zu Toulouse (1228) verschärfte diese Bestimmungen noch. Die geheimen Zufluchtsstätten der Ketzer sollten erforscht, entdeckte Ketzer gefangen genommen werden. Wer einen Ketzer verbarg, ward mit Verlust des Vermögens oder gar des Lebens bedroht. Jedes Haus, in welchem man einen Ketzer fand, sollte niedergerissen werden. Wer mit einem Ketzer verkehrte oder ihm Almosen gab, ward ebenfalls verdächtig. Gregor IX. entzog die J. der bischöfl. Jurisdiktion, indem er 1232 in Deutschland, Aragonien und Österreich, 1233 in der Lombardei und in Südfrankreich die Dominikaner zu

Digitized by Google

ständigen päpstl. Inquisitoren bestellte. Seitdem war die J. ein päpstl. Institut, welchem sogar die Bischöfe unterstellt waren.

Die Ketzer wurden ausgekundschaftet auf Grund des allgemeinen Gerüchts, geheimer Denunziationen oder der Selbstanzeige. Wer auf die Vorladung des Gerichts nicht erschien, galt als schuldig, wer erschien, wurde eingekerkert, Ankläger und Zeugen wurden dem Angeklagten nicht genannt. Leugnete er, so wurde die Tortur angewandt. Wenn der Beklagte sofort seinen Irrtum abschwor, kam er meist mit kirchlichen Strafen davon, andernfalls traten weltliche Strafen hinzu. Als kirchliche Strafen waren besonders Bußübungen beliebt, darin bestehend, daß die Verurteilten, angethan mit einem Sanbenito (Bußhemd, saccus benedictus), sonntäglich in die Kirche zogen und auf den entblößten Schultern vom Priester mit Ruten gegeißelt wurden. Als bürgerliche Strafen wurden verhängt: Kerkerhaft, häufig auf Lebenszeit, Entziehung des Vermögens, öffentliche Geißelung, der Tod, meist auf dem Scheiterhaufen. (S. Auto de Fé.)

Zunächst wütete die J. in Frankreich, aber schon 1234 wandte sich zu Narbonne, 1242 zu Avignon ein Volksaufstand gegen sie. Seit dem 14. Jahrh. verlor sie an Macht, und auch die Bemühungen, unter Franz I. und Heinrich II. ihr wieder aufzuhelfen, hatten wenig Erfolg. Franz II. übertrug 1559 dem Parlament das Amt der Glaubensrichter und veranlaßte dadurch die sog. Chambres ardentes, «brennende Kammern». So bestand die J. in wechselnder Form und mit wechselnder Macht bis zum J. 1772. Länger hielt sie sich in Spanien. Hier waren seit 1391 die Juden und Mauren mit Gewalt zum Christentum bekehrt. Viele von ihnen blieben im stillen dem väterlichen Glauben treu und gegen sie sollte die J. einschreiten. Ein Reichstag zu Toledo beschloß (1480) die Einsetzung eines Inquisitionsgerichts. König Ferdinand der Katholische sah darin ein bequemes Mittel, die Gewalt des Lehnsadels und des Klerus zu brechen. Papst Sixtus IV. übertrug dem König die Ernennung der Inquisitoren und gestattete, daß die Güter der Verurteilten dem Fiskus anheimfielen. Damit wurde die J. hier ein königl. Institut. Ferdinand ernannte den Dominikanerprior Thomas de Torquemada zum Generalinquisitor; derselbe begann seine Thätigkeit 1481 in Sevilla und führte dieselbe fort bis 1498. In diesen Jahren sollen in Spanien von der J. 8800 Menschen lebendig, 6500 im Bilde verbrannt, 90000 mit Vermögensstrafen und kirchlichen Bußungen belegt worden sein. Ununterbrochen setzte die J. in Spanien ihr blutiges Werk fort, bis das Land unter franz. Herrschaft kam. Joseph Napoleon hob sie 1808 auf, Ferdinand VII. stellte sie 1814 wieder her; aber das Volk widersetzte sich energisch und 1834 wurde sie endlich für alle Zeiten aufgehoben und ihre Güter zur Bezahlung der öffentlichen Schuld verwandt. Von Spanien aus wurde die J. auch in die amerik. Besitzungen eingeführt. Ihre Einführung in die Niederlande, wo ihr unter Karl V. mindestens 50000 Menschen zum Opfer fielen, veranlaßte die Losreißung dieser Provinzen. Nach Portugal kam die J. 1557. Der Großinquisitor, welcher seinen Sitz in Lissabon hatte, wurde vom König ernannt, vom Papst bestätigt. Von Portugal aus kam sie auch nach Indien, wo sie in Goa ihren Sitz hatte. Nachdem bereits früher mehrere Einschränkungen erfolgt waren, wurde die J. in Portugal aufgehoben durch König Johann VI. (1818—26). In Italien war die J. schon 1235 von Papst Gregor IX. eingeführt und besonders 1542 von Papst Paul IV. zur Unterdrückung des Protestantismus verschärft. Napoleon I. hob 1808 die J. in Italien auf, aber Papst Pius VII. stellte sie 1814 wieder her, und erst 1859 ist sie endgültig beseitigt. In der Republik Venedig stand die J. unter der Aufsicht des Staats. In Neapel hinderten die Streitigkeiten zwischen König und Papst ihre Wirksamkeit. In Deutschland wurde die J. bald nach ihrer Begründung eingeführt, aber schon der erste Ketzerrichter Konrad von Marburg wurde 1233 in einem Volksaufstande erschlagen. Um 1367 ernannte Papst Urban V. wieder zwei Dominikaner als Inquisitoren für Deutschland, von denen Walter Karling durch Grausamkeit sich hervorthat. Kaiser Karl IV. begünstigte die J. und Papst Innocenz VIII. gab ihr 1484 eine größere Ausdehnung unter dem Vorwande, daß Deutschland von Hexen und Zauberern bedroht sei. Mit der Reformation verschwand die J. aus Deutschland. In England hat die J., abgesehen von der kurzen Regierung der blutigen Maria, keinen Boden gefunden. Vgl. F. Hoffmann, «Geschichte der J.» (2 Bde., Bonn 1878); Llorente, «Histoire critique de l'inquisition d'Espagne» (4 Bde., Par. 1817; deutsch von Höck, Gmünd 1819).

Inquisitionsprozeß heißt diejenige Form des Strafverfahrens, bei welcher der Richter, Inquirent, in Vertretung der verletzten Rechtsordnung, ohne erst einen privaten Strafantrag abzuwarten, die Spuren und Beweise eines Verbrechens selbst ermittelt, sowie von dem Verdächtigen ein Geständnis zu erlangen sucht, zugleich aber auch von Amts wegen dasjenige erforscht, was zur Entlastung oder Entschuldigung gereichen kann. Der J. ist seit dem Mittelalter unter dem hauptsächlichen Einflusse des kanonischen Rechts und der Praxis in Deutschland allmählich an die Stelle des allerdings mannigfacher Reformen bedürftigen alten Anklageprozesses (s. Anklage) getreten und hat sich in seiner Fortbildung durch die Reichs- und Landesgesetzgebung bis in die neuere Zeit als fast ausschließliche Prozeßform in Deutschland behauptet. Er verlor jedoch seine Geltung, als die neue Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich mit dem 1. Okt. 1879 Gesetzeskraft erhielt. Das nach den Grundsätzen des J. geregelte Verfahren zerfällt in folgende Hauptabschnitte: 1) Die allgemeine Feststellung des Thatbestandes eines Verbrechens ohne Rücksicht auf einen bestimmten Thäter und die Verfolgung aller Spuren, welche zur Entdeckung des Urhebers führen. 2) Die Sammlung der Verdachtsgründe gegen bestimmte Verdächtige, die Vernehmung der letztern über ihr Thun und Lassen, insofern dasselbe mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht werden kann, und die Bestrebung, ein Geständnis von denselben zu erlangen, wozu geeignete Vorhalte, Konfrontationen u. s. w. dienen; nächstdem die vollständige Aufnahme aller andern Beweise, namentlich in der Richtung, um ein vorliegendes Geständnis auf dessen Glaubhaftigkeit zu prüfen. Hierbei können auch Sicherungsmaßregeln, z. B. Verhaftung, Anhalten zur Kautionsstellung oder Abnahme des Handgelöbnisses, gegen den Angeschuldigten eintreten. Dieser selbst wird Inkulpat (s. d.) genannt. Das ganze Verfahren in diesem Abschnitte summarische Untersuchung, von einigen «minder feierliche

Digitized by Google

Spezialinquisition». Ergibt sich kein voller Beweis der Schuld ungeachtet starker Verdachtsgründe, so ergeht ein «von der Instanz entbindendes» Urteil, welches den Angeschuldigten auf so lange befreit, als nicht neue Umstände in Betreff der vorliegenden verbrecherischen That sich gegen ihn ergeben; bisweilen wird auch auf Reinigungseid erkannt. Ist aber der Beweis der Schuld nicht bis zu hoher Wahrscheinlichkeit gebracht oder ist die Nichtschuld als Gewißheit gestellt, so erfolgt ein völlig lossprechendes Erkenntnis. Bei Geständnis oder Überführung wird bei geringern Verbrechen, auf Verlangen des Inkulpaten nach vorgängiger Verteidigung, sofort ein Straferkenntnis gefällt. Liegt dagegen ein Verbrechen vor, welches wenigstens schwere Leibesstrafen nach sich zieht, und ist der Angeschuldigte entweder geständig oder doch halber Beweis gegen ihn vorhanden, so geht das Verfahren 3) in den eigentlichen feierlichen Kriminalprozeß oder die Spezialinquisition über, und es tritt in der Regel nach vorgängigem Erkenntnis das artikulierte Verhör, eine Vernehmung des Angeschuldigten, der jetzt Inquisit heißt, über die in Artikel gebrachten Hauptpunkte der Anschuldigung vor gehörig besetztem Kriminalgericht ein. Diese Spezialinquisition zieht eine Ehrenschmälerung für den durch sie Betroffenen nach sich; daher vorherige Verteidigung zu ihrer Abwendung gestattet zu werden pflegt. Hierauf folgt Verteidigung und Enderkenntnis. Vgl. Glaser, «Handbuch des Strafprozesses» (Bd. 1, Lpz. 1883).

Inquisitor heißt der Vorsteher der Inquisitionsgerichte. (S. Inquisition.)

I. N. R. I. (oder J. N. R. J.), die Anfangsbuchstaben von Jesus Nazarenus Rex Judaeorum (Jesus von Nazareth, König der Juden), angeblich die Überschrift, welche Pontius Pilatus über das Kreuz Jesu setzen ließ. Dieselben Buchstaben waren auch das Erkennungszeichen der ital. Carbonari als die Abkürzung von deren Losungswort «Justum necare reges Italiae» (es ist recht, die Könige [Fürsten] Italiens zu töten).

Insalieren (ital.), einsalzen.

Insalivation (frz.), «Einspeichelung» der Speisen beim Kauen.

In salvo (lat.), in Sicherheit.

Insania (lat.), Irrsinn, Geistesstörung.

Insar, Kreisstadt im russ. Gouvernement Penza unter 53° 52′ nördl. Br. und 62° 3′ östl. L. (von Ferro), am Flusse Insar, mit (1882) 8901 E., welche meist Ackerbau treiben.

Insatiabel (lat.), unersättlich.

Insatz, ein in Frankfurt a. M. gebräuchlicher deutscher Name für Hypothek (s. d.); die hypothekarische Klage hieß danach die Insatzklage.

Inscenieren, in Scene (s. d.) setzen, ein Bühnenstück zur Aufführung vorbereiten; auch in übertragenem Sinne gebraucht.

Inschallah (türk.), d. h. so Gott will, bei den Mohammedanern Ausruf der Ergebung in Gottes Fügung.

Inschan, auch Khingschan genannt, eine Gebirgskette im mittlern östl. Teile des asiat. Kontinents, am linken Ufer des mittlern Hoangho zwischen 108° und 112° östl. L. (von Greenwich), auf der Südgrenze der Mongolei und im N. der chines. Provinz Schan si, bis 2254 m hoch, wurde 1872 von Prschewalski besucht.

Inschrift, Inschriftenkunde, s. Aufschrift und Epigraphik.

Insectivŏra (Insektivören), in der Botanik soviel wie Fleischfressende Pflanzen (s. d.), in der Zoologie soviel wie Insektenfresser (s. d.).

Insekten, auch Kerfe oder Kerbtiere genannt von der äußern Gestalt ihres Leibes, welcher gleichsam eingekerbt erscheint und mit wenigen Ausnahmen aus den drei deutlich geschiedenen Hauptteilen Kopf, Bruststück und Hinterleib besteht, bilden unter den wirbellosen Gliedertieren eine eigene große Abteilung. Sie unterscheiden sich von den verwandten Tierklassen, den Spinnen- und Krustentieren, mit welchen sie die Gliederung des Körpers und der Beine gemeinsam haben, durch die Zahl der Füße, die stets sechs beträgt, die Anheftung derselben an dem Bruststück mit Ausschluß des stets anhanglosen Hinterleibes und meist auch durch die Ausbildung von ein oder zwei Paaren verschieden gebauter Flügel. Ein eigentümliches inneres Skelett fehlt ihnen; dagegen ist ihre Hülle meist hornig oder hart und trägt den Namen des Hautskeletts. Das Nervensystem der J. besteht aus einer durch Längsstränge verbundenen Kette von Knoten, welche in der Mittellinie des Bauchs verläuft (Bauchnervenstrang), und einem gehirnartigen Teile, der in dem Kopfe liegt und mit dem Bauchstrange durch Fäden verbunden ist, die einen Ring um den Schlund bilden. Die Hörwerkzeuge hat von Siebold zuerst bei den Geradflüglern in einer Art Trommel aufgefunden, welche bei der Gattung Acridium im ersten Hinterleibsringe und bei den Gattungen Locusta und Gryllus an den Schienen der Vorderbeine dicht unter dem Knie sich befindet. Das Tasten wird besonders durch Fühlhörner oder Antennen vermittelt, die gleichfalls von mannigfaltigster Bildung sind. Besondere Geschmacks- und Geruchswerkzeuge sind nicht bekannt. Am erkennbarsten sind die Augen, die entweder einfach sind, oder als zusammengesetzte äußerlich eine Menge von Facetten gewahren lassen, z. B. an der Stubenfliege 4000, an Stachelspringkäfern 25000. Daß die Sinne der J. übrigens scharf sein müssen, lehrt die tägliche Erfahrung, z. B. die Schnelligkeit, mit welcher viele einem Schlage ausweichen, ihr rasches Aufspüren angemessener Nahrung, die Sicherheit, mit der sie vergiftete Lockspeisen vermeiden u. s. w.

Ihre Bewegungen sind nicht allein kräftig und sehr ausdauernd, sondern werden oft, namentlich das Fliegen, mit reißender Schnelligkeit ausgeführt, indem die Muskeln der J. nicht nur sehr zahlreich, sondern meist auch unter den günstigsten Bedingungen angeheftet sind. Jeder organische Stoff wird von den J. als Nahrung benutzt, indes ist jede Gruppe von ihnen auf irgend ein bestimmtes Nahrungsmittel angewiesen. So gibt es Käfer, die nur tierische Stoffe verzehren, wie Speckkäfer und Totengräber, andere, die nur an pflanzliche sich halten. Unter den letztern genießen manche nur Samen, andere nur Blätter; ganze Ordnungen, wie Schmetterlinge, nähren sich allein von Pflanzensäften oder sind ausschließlich Raubtiere, wie die Libellen. Da nun die Nahrung entweder flüssig oder fest sein und dann Zerkleinerung erheischen kann, so ergibt sich an den Mundwerkzeugen ein wichtiger Unterschied; sie sind entweder zum Beißen oder zum Saugen eingerichtet, und zwar gehen die saugenden Mundteile durch allmähliche Umwandlungen aus den beißenden hervor, die stets aus einer Ober- und Unterlippe und zwei Paaren seitlich gestellter

Digitized by Google

Kiefern, die horizontal gegeneinander arbeiten, den Kinnbacken (mandibulae) und Kinnladen (maxillae), bestehen. Die Verdauungswerkzeuge sind zwar merklich verschieden von denjenigen höherer Tiere, allein keineswegs von sehr einfachem Bau. Das Blut der Kerfe ist farblos und kalt und läuft nicht in Gefäßen um, obgleich es durch eine Art von Herz, das sog. Rückengefäß, in Bewegung gesetzt wird. Die Atmungsorgane bestehen in vielästigen, den Körper durchziehenden Kanälchen oder Luftröhren (Tracheen), die an den Seiten des Hinterleibes durch eine Reihe von Löchern oder Stigmen ausmünden, niemals in Lungen, bei dem unausgebildeten J., der Larve, bisweilen in Kiemen, wenn ihm anders das Wasser zum Aufenthaltsort angewiesen ist.

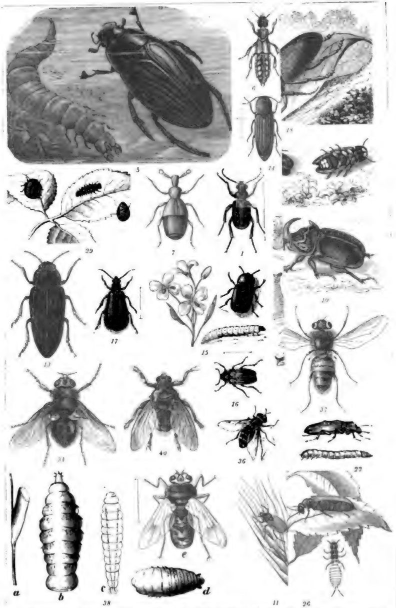
Eine eigentliche Stimme besitzt kein J.; denn die vielfachen, oft sehr lauten Töne desselben gehen nie aus den Luftwegen desselben hervor, sondern entstehen durch andere, oft sehr künstliche Organe infolge von Reibung oder raschen Schwingungen. So wird bei manchen Käfern das Zirpen durch Reibung verschiedener Rumpfteile aneinander, bei den Heuschrecken durch Reibung der Beine an den Flügeldecken bewirkt, bei den Fliegen das Summen durch die Luft, welche aus den vordern Luftlöchern an der Brust aus- und einströmt. Bei den Zweiflüglern befindet sich am ersten Bruststigma eine halbmondförmige, aus Hornblättchen bestehende Scheibe, welche durch die Luftströmung ertönt. Die Geschlechter sind meist gesondert, doch gibt es auch Fälle von einseitiger Fortpflanzung (sog. Parthenogenesis), z. B. bei den Blattläusen. Die meisten legen Eier, nur wenige gebären lebendige Junge. Ihre Fruchtbarkeit ist ungemein groß und wird bei vielen vermehrt durch bald eintretende Zeugungsfähigkeit der Jungen. Ein Paar Schmeißfliegen kann am Ende eines fünfmonatlichen Sommers eine Nachkommenschaft von 500 Mill. haben. Das merkwürdigste Beispiel liefern die Blattläuse, bei denen aus einem Individuum in der fünften Generation schon 5900 Mill. Nachkommen entsprossen sind.

Die meisten J. haben eine Reihe von körperlichen Umänderungen oder Metamorphosen (s. d.) zu durchlaufen, ehe sie als vollkommen ausgebildet in die Periode ihres Lebens gelangen, wo sie eine erneute Verwandlung nicht mehr erfahren und allein zeugungsfähig sind. Es können diese Verwandlungen mehr oder weniger allgemein sein, und daher hat man in der Wissenschaft die Zwischenstufen festgesetzt, welche einer jeden Gruppe von J. unabänderlich zukommen. Das bekannteste Beispiel vollkommener Verwandlung bietet der Schmetterling. Auf ähnliche Weise vollzieht sich die Metamorphose bei Käfern, deren Larven oft für Würmer gehalten werden, und bei Fliegen, deren kopf- und beinlose Larven Maden heißen. Die meist 22beinigen Larven der Blattwespen nennt man Afterraupen. Den J. mit vollkommener Verwandlung (Metabola), bei welchen, wie bei den angeführten, eine ruhende Puppe gebildet wird, stehen die J. mit unvollkommener Verwandlung (Ametabola) gegenüber, zu denen die Geradflügler (Orthoptera), Halbflügler (Hemiptera) u. s. w. gehören, bei denen kein ruhender Puppenzustand existiert und die Larve durch successive Ausbildung der Flügel u. s. w. in den vollkommenen Zustand übergeht. Die Lebensdauer der J. hängt in der Regel von dem Verlauf ihrer Metamorphose ab; die Mehrzahl der Schmetterlinge, Immen und Netzflügler ist einjährig, d. h. aus dem im Herbst gelegten und überwinterten wird im nächsten Sommer ein vollständiges J. gebildet haben, welches gemeiniglich die Begattung nicht lange überlebt, aber den Keim seiner Nachkommenschaft zurückläßt. Bei Käfern, z. B. Maikäfern, dauert der Larvenzustand (der Engerling) oft mehrere Jahre, das vollkommene J. aber lebt höchstens einen Sommer. Nicht gering die Zahl derjenigen J., welche als ausgebildete einige Jahre leben, wie die Bienen.

Die Verbreitung der J. reicht über die ganze bewohnbare Erde. Wiewohl sie selbst in Grönland und auf den höchsten Alpen nicht ganz fehlen, sind sie doch in Äquatorialländern am zahlreichsten artenreichsten und zugleich durch Größe und Pracht der Färbung am meisten ausgezeichnet. Sie leben mehr Luft- als Wassertiere; im Meere hat man nur einen Taumelkäfer (Gyrinus marinus) und eine Wanzengattung (Halobates) rudern sehen. Indessen zeigen sie in Hinsicht auf Ernährung und Lebensweise so viel Mannigfaltigkeit, daß es unmöglich ist, hierüber etwas Allgemeines zu sagen. Ihre geistigen Eigenschaften stehen höher als bei allen andern wirbellosen Tieren ausgebildet und zeigen sich namentlich in ihrem Haushalte (Bienenstaat), in der Sorge für die Jungen, in besondern Kunsttrieben u. s. w., ja diese befähigt sie sogar zu gegenseitigen Mitteilungen, die mindestens bei Bienen und Ameisen unzweifelhaft vorkommen. Die Bedeutung der J. im Haushalt der Natur ist eine ganz enorme, ja es gibt keine Gruppe von Landtieren, die in einer gleich energischen Weise zum Umsatz der Materie, zum Stoffwechsel beitrügen, wie gerade sie, und dazu sind sie in erster Linie berufen durch ihre unberechenbare Anzahl, durch ihre Kleinheit, der sich nichts entziehen kann, durch ihre förmliche Allgegenwart und durch ihre Freßsucht, die ihnen wenigstens in einer bestimmten Lebensperiode, oft aber zeitlebens eigen ist und die sie vor keiner organischen Substanz, und wären es die äußerst giftigen Früchte von Strychnos nux vomica, zurückschrecken läßt. Der unermeßliche, allerdings indirekte Nutzen, den die J. auf diese Art auch dem Menschen bringen, springt nicht sehr in die Augen, und da auch die Bedeutung der Schlupfwespen u. s. w. gern unterschätzt wird und der direkte Vorteil, den Biene, Seidenwurm, Cochenille und Spanische Fliege bieten, wirklich nicht hoch angeschlagen werden darf, so ist man nur zu sehr geneigt, die Welt der J. als eine im großen und ganzen dem Menschen feindliche und schädliche aufzufassen. Und in der That, da ihnen eben nichts Organisches, also auch weder Vorräte der Menschen, noch deren Hausgerät, Kleidung, Bücher, Haustiere, Kulturpflanzen, ja selbst die menschliche Person heilig ist, können sie lästig genug werden.

Als ziemlich weit verbreitete Schmarotzer schädigen den Menschen selbst der Floh (Pulex irritans *L.*, Tafel: Insekten I, Fig. 39), in tropischen Gegenden der Sandfloh (Sarcopsylla penetrans *L.*), verschiedene Läuse (s. d., namentlich die Kopflaus, Pediculus capitis *L.*, Taf. IV, Fig. 44), die Bettwanze (Acanthia lectularia, Taf. IV, Fig. 36), die Mosquitos und Stechmücken (unter ihnen die geringelte Stechmücke, Culex annulatus *Schrank*, Taf. I, Fig. 29), gelegentlich auch einmal innerlich schmarotzende Larven von Biesfliegen (z. B. in Nordamerika unter der Haut Larven von

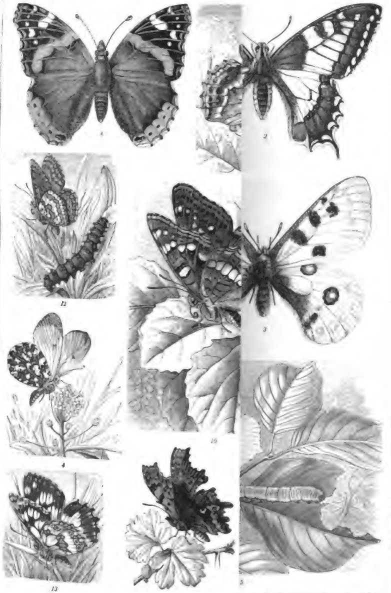
Digitized by Google



1. Sandkäfer (Cicindela campestris *Linné*). 2. Lederlaufkäfer (Carabus ckäfer (Hydrophilus piceus *Linné*). 6. Raubkäfer (Staphylinus erythropterus *Fabricius*). 7. Keulenka 10. Nashornkäfer (Oryctes nasicornis *Linné*). 11. Getreidelaubkäfer (Anisoplia segetum *Herbst*). 12. lineatus *Linné*). 15. Rapsglanzkäfer (Meligethes brassicae *Scopoli*). 16. Speckkäfer (Dermestes l, *Linné*). 20. Rebenstecher (Rhynchites alni *Müller*). 21. Ameisenartiger Buntkäfer (Clerus formicon Blaps producta *Laporte*. 24. Johanniskäfer (Lampyris splendidula *Linné*). 25. Cucujus sanguinolen 29. Siebenpunkt mit Larve und Puppe (Coccinella septempunctata *Linné*). 30. Geringelte Stechmückdicus *Linné*). 33. Ogcodes gibbosus *Linné*. 34. Brummfliege (Musca vomitoria *Linné*). 35. Wilde Rse (Gastrus equi *Fabricius*). 39. Mensel

Google

Digitized by Google

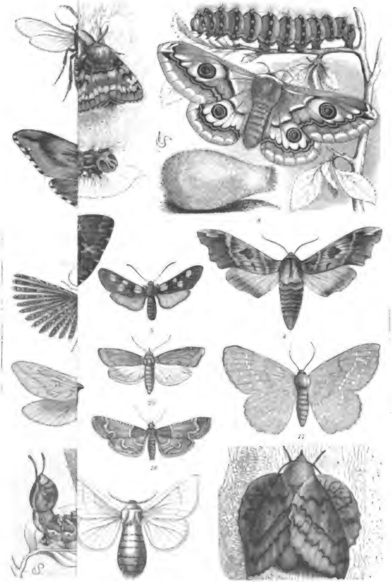


1. Papilio Brookeana *Wallace*. 2. Schwalbenschwanz (Papilio Ma … ienvogel (Rhodocera rhamni *Linné*).
6. Polyommatus Phlaeas *Linné*. 7. Thecla betulae *Linné*. 8. Ad… *Linné*). 11. Silberstrich (Argynnis
Paphia *Linné*). 12. Melitaea Cinxia *Linné*. 13. Damenbret… 16. Noctua trapezina *Linné*.

Zu Artikel: Insekten.

Digitized by Google

Digitized by Google



1. Bienenschwä). 4. Lindenschwärmer (Smerinthus tiliae *Linné*). 5. Blutstropfen (Zygaena lonicerae *Esper*) Pavonia *Linné*). 9. Nagelfleck (Aglia Tau *Linné*). 10. Maulbeerseidenspinner, Weibchen (Bom falcataria *Linné*. 14. Buchenspinner (Stauropus fagi *Linné*). 15. Klebkrauteule (Taeniocampa ısler (Asopia farinalis *Linné*). 19. Apfelwickler (Carpocapsa pomonana *Linné*). ıdactyla *Linné*).

Digitized by Google

Digitized by Google

Cuterebra, sog. Oestrus hominis, in den Stirnhöhlen einigemal Cephalomyia-Larven, s. unter Biesfliegen). Die Biesfliegen (z. B. die Pferdebiesfliege, Gastrus equi *Fabricius*, im Magen des Pferdes, Taf. 1, Fig. 36), die Bremsen (s. d., Taf. IV, Fig. 46, Larve der Rinderbremse, Tabanus bovinus *L.*), die Tsetsefliege (s. d.) in Afrika, die Kolumbaczer Mücke, verschiedene Läuse- und Floharten werden den Haussäugetieren und Vögeln in verschiedener Ausdehnung gefährlich und lästig. Die menschlichen Kleider, Pelz- und Lederwerk werden den Motten und Käfern u. s. w. zur Beute, in den Möbeln, dem Gebälk der Häuser hausen zahlreiche Käferlarven, die Bücher werden von Staub- und Papierläusen zernagt, aber sie alle werden übertroffen durch die universellen Leistungen der Termiten (s. d.) in den Tropen. An den Speisevorräten der Menschen finden viele J. ihren Tisch: die Getreidespeicher werden heimgesucht vom Kornkäfer (s. d., Calandra granaria *L.*), von den Larven des Kornweibels (s. d.), das Mehl vom Mehlwurm (Tenebrio molitor *L.*, Taf. I, Fig. 22) und vom Mehlzünsler (Asopia farinalis *L.*, Taf. III, Fig. 18), Brot und Backwerk werden vom Brotbohrer (Anobium paniceum *L.*) und einigen andern Käfern aufgesucht, Speck findet seinen Abnehmer an den Speckkäfern (s. d., Dermestes lardarius *L.*, Taf. I, Fig. 16), frische Fleischwaren an den Larven verschiedener Aasfliegen (namentlich der Schmeißfliege, Musca vomitoria *L.*, Taf. I, Fig. 33), Käse an den Maden der Käsefliege (s. d.) u. s. w. Die Leimvorräte werden von den kleinen Kolbenkäfern (Corynetes), das Wachs von der Wachsmotte (Galleria mellonella *L.*, Taf. III, Fig. 20) decimiert, und selbst die Apothekerwaren und wissenschaftlichen Sammlungen entgehen nicht der Freßgier der J.

Auch fast sämtliche Zier- und Kulturpflanzen, soweit dieselben wenigstens eingebürgert sind, haben einen und den andern, häufig mehrere, bisweilen viele Feinde unter den J.: die Blumen und Ziersträucher werden namentlich von Blattläusen (s. d.), Schildläusen (s. d.), zahlreichen Schmetterlingsraupen und Gallwespen (z. B. die Rosen durch die Rosengallwespe, Cynips rosae *L.*, Tafel: Insekten IV, Fig. 3) geschädigt; die verschiedenen Gemüse sind von den verschiedensten Räubern heimgesucht, Wurzelgewächse von den Larven der Gartenhaarmücke (Bibio hortulanus *L.*, Taf. I, Fig. 30), zahlreicher Blumenfliegenarten (Anthomyia), besonders auch von der gemeinen Werre (Gryllotalpa vulgaris *Latreille*, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 23), die Spargel von der Spargelfliege (Platyparea poecilloptera *Schrank*), die Kohlpflanzen von zahlreichen Schmetterlingsraupen, von Erdflöhen (s. d.), die Kartoffel in neuester Zeit besonders von dem Coloradokäfer (s. d., Taf. I, Fig. 27), die Möhren von der Larve der Möhrenfliege (Psila rosae), die Zwiebeln von denen der Zwiebelfliege (Anthomyia antiqua *Meig.*), die Schalotten von der Schalottenfliege (Anthomyia platura *Meig.*), die Rettiche von der Rettichfliege (Anthomyia floralis *Fallen*). Auch die Zahl der Feinde unserer Fruchtsträucher und Obstbäume, die sich von ihrem Holz, ihren Blättern, ihren Früchten, sei es von dem Fleisch oder den Kernen, ernähren, ist Legion; von Schmetterlingen sei der Ringelspinner (Bombyx neustria *L.*, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 4), der Schwammspinner (Leparn dispar *L.*, Tafel: Insekten III, Fig. 12), der Blaukopf (Diloba coeruleocephala *L.*, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 5), der Apfelwickler (Carpocapsa pomona *L.*, Taf. III, Fig. 19) genannt, von Wespen die Johannisbeerblattwespe (Tenthredo ventricosa *Klug*, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 20), die schwarze (Emphytus grossulariae), wie die schon genannte gelbe Stachelbeerwespe (Tenthredo ventricosa), die gemeine Wespe (Vespa vulgaris *L.*, Taf. IV, Fig. 16), unter den Fliegen die Kirschfliege (Trypeta cerasi *L.*, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 21), von Geradflüglern der Ohrwurm (Forficula auricularia, Tafel: Insekten IV, Fig. 31), und von Käfern wird bisweilen besonders schädlich der Maikäfer (Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 15). Auch dem Weinstock fehlt es nicht an Verderbern unter den J.; so schadet ihm gelegentlich der Rebenstecher (Rhynchites alni *Müller*, Taf. I, Fig. 20), der Traubenwickler (s. d., Conchylis ambiguella *Hubner*) und vor allen die Reblaus (s. d., Phylloxera vastatrix *Planchon*, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 24); in manchen Jahren bringt die Raupe des Hopfenspinners (Hepialus humuli *L.*, Tafel: Insekten III, Fig. 7) den Hopfenpflanzungen großen Schaden.

Die Landwirtschaft zählt unter den J. gleichfalls außerordentlich zahlreiche Feinde, von denen als die wichtigsten besonders folgende hervorzuheben sind: Die Runkelrüben werden in manchen Jahren schwer heimgesucht von den Larven des schwarzen Aaskäfers (Silpha atrata *L.*) und des matten Aaskäfers (S. opaca), vom grauen Schildkäfer (Cassida nebulosa *L.*), den Raupen der Gamma-Eule (Plusia gamma *L.*, Taf. III, Fig. 16), sowie von der Runkelfliege (Anthomyia conformis), der Raps vom Rapsglanzkäfer (Meligethes brassicae *Scopoli*, Taf. I, Fig. 15), der Sommerrübsen vom Rübsaatrüssler (Scopula margaritalis *Hub.*), die Erbsen vom Erbsenkäfer (Bruchus pisi *L.*) ꝛc. Die Larve der Lattichfliege (Anthomyia lactucae) zerstört die Fruchtstände des Kopfsalats, die Larve der Tinea depressella die Dolden der Möhre. Die Raupen der Ypsilon-Eule (Plusia gamma) wird in manchen Jahren dem Lein, Hanf, Raps, den Kohlpflanzen, Hülsenfrüchten und Zuckerrüben sehr gefährlich. Nicht weniger zählen die Getreidearten unter den J. in verschiedenem Grade gefährliche Feinde, in manchen Jahren merkwürdigerweise einen Laufkäfer (Zabrus gibbus *Fabr.*, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 14), in andern einen Blattkäfer (Anisoplia segetum *Herbst*, Taf. I, Fig. 11), häufiger die Larve des Saatschnellkäfers (Agriotes segetum *L.*, Taf. I, Fig. 14); bisweilen tritt auch die Getreidehalmwespe (Cephus pygmaeus *L.*, Taf. IV, Fig. 1) und in hohem Grade noch die Hessenfliege (s. d., Cecydomyia destructor *Say*) und verwandte Arten (C. tritici *Kirby* und aurantiaca *Wagner*) als Verheerer auf. Aber ihr schädliches Wirken und das des Getreideblasenfußes (Thrips cerealium *Kirby*, Taf. IV, Fig. 30) verschwindet fast gegen die verderbliche Macht der in seltenen über Europa hereinbrechenden Wanderheuschrecke (s. d., Acridium migratorium *L.*, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 22), der einige einheimische Arten (z. B. die sibir. Feldheuschrecke, Acridium sibiricum *L.*, Taf. IV, Fig. 34) in einzelnen Jahren bisweilen gleichkommen. Über garten- und landwirtschaftlich schädliche J. schrieben besonders Bouché, Taschenberg ten. u. a. m.

Digitized by Google

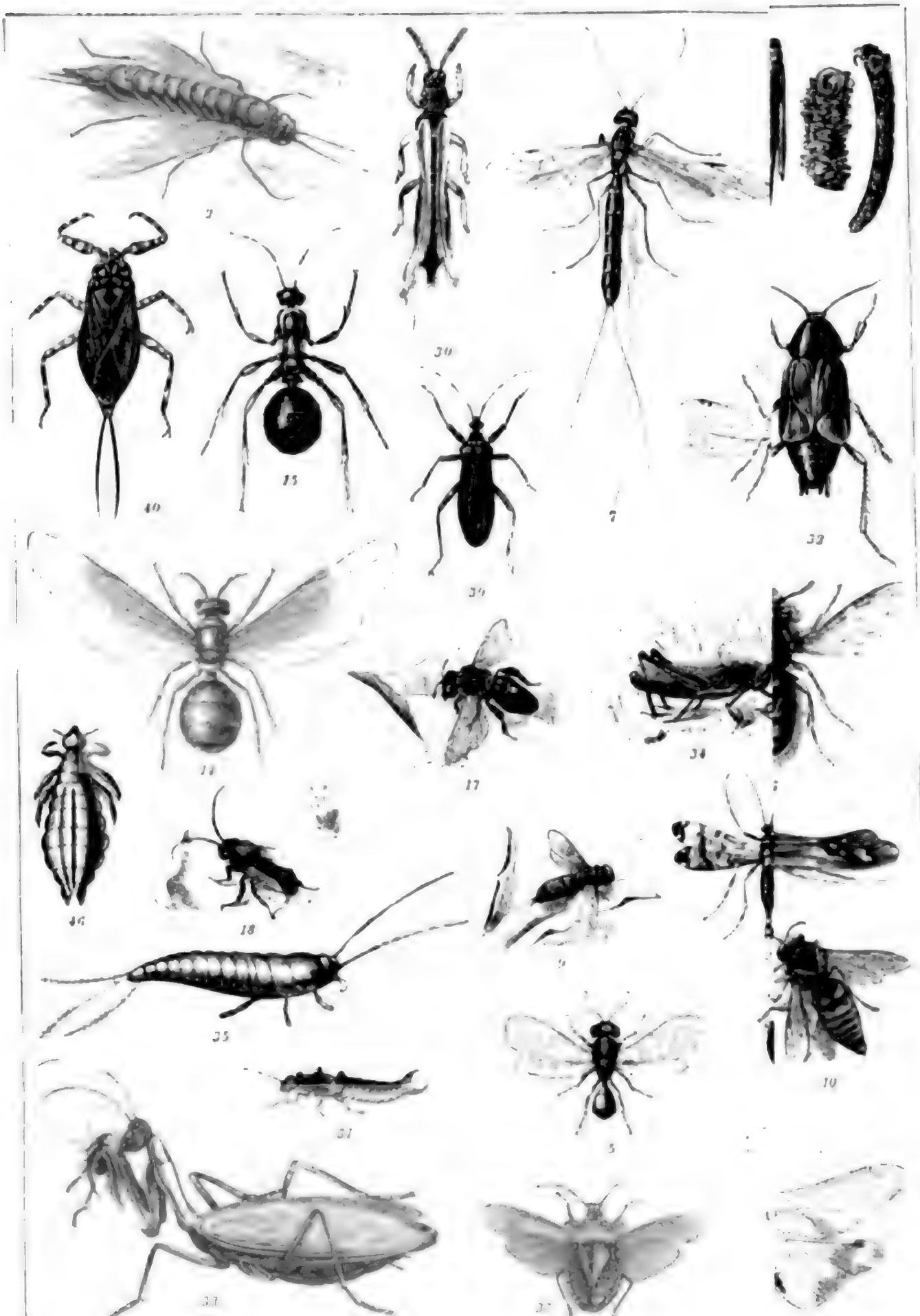
Unter den vielen Gefahren, welche dem Walde drohen, spielen die J. ebenfalls eine hervorragende Rolle. Ausgedehnte Waldgebiete sind schon von diesen kleinen Feinden devastiert worden, Jahr für Jahr hat der Forstwirt Kampf mit ihnen zu bestehen. Die schädlichsten Forstinsekten finden sich in den Ordnungen der Käfer und der Schmetterlinge, dagegen enthalten die Ader- und Geradflügler nur wenige sehr schädliche Arten, Zwei- und Halbflügler nur einige merklich schädliche, die Netzflügler gar keine forstschädlichen, sondern nur nützliche Arten. Unter den Käfern sind vorzugsweise die Familien der Borkenkäfer (Bostrychides) und Rüsselkäfer (Curculionidae) zu erwähnen. Die **Borkenkäfer** sind in Europa durch etwas mehr als 100 Arten vertreten, deren Larven meist in Holzgewächsen, und zwar in der Rinde, dem Bast oder im Holze selbst leben. Die Käfer dringen in das Innere der Bäume durch kleine kreisrunde Bohrlöcher ein und fressen mehr oder weniger regelmäßig verlaufende «Muttergänge» oft von so charakteristischer Form, daß man nach ihnen die Art bestimmen kann. Man unterscheidet Lot- und Wagegänge, je nachdem sie am stehenden Baume senkrecht oder wagerecht verlaufen, Sterngänge, wenn mehrere von einem Punkte ausgehen, Leitergänge u. s. w. Das Weibchen legt zu beiden Seiten der Gänge die Eier in kleine Grübchen ab. Die auskommenden Larven fressen von den Muttergängen abzweigende, mit ihrem Wachstum immer breiter werdende «Larvengänge» und verpuppen sich an deren Ende in einer kleinen Vertiefung, der Puppenwiege. (S. Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 10, Lotgang des Bostrychus typographus; Fig. 12, Wagegang des Hylesinus fraxini.) Unter allen Borkenkäfern ist der gefährlichste der Fichtenborkenkäfer, B. typographus *L.* (Fig. 9 u. 10). Meist finden sich in seiner Begleitung der ähnliche B. amitinus *Eichhoff*, der durch Sterngänge ausgezeichnete B. chalcographus *L.* u. a. m. Schon wiederholt hat er arge Verheerungen angerichtet, so z. B. am Harz in den Jahren 1780—1800; neuerdings 1873—75 im Bayrischen und Böhmerwalde. Die 1868 und 1870 vorausgegangenen großen Stürme hatten hier die ungewöhnlich starke Vermehrung der Käfer begünstigt. Nicht in so großartiger Weise verderblich, aber ebenfalls sehr schädlich wirkt in Tannenbeständen der doppelarmige Wagegänge fressende B. curvidens *Germ.*, in Kiefern B. stenographus *L.* und Hylesinus piniperda *L.*, der als Käfer überdies die jungen Triebe ausfrißt. Ebenso verdienen noch zahlreiche andere Nadelholzbewohner als Bestandsverderber unsere Beachtung.

Weniger haben die reproduktionskräftigern Laubhölzer von Borkenkäfern zu leiden. Ihnen schaden hauptsächlich die Arten der Bastkäfer (Hylesini) und Splintkäfer (Scolytini), letztere sind nur Laubholzbewohner. Hylesinus crenatus *Fabr.* und fraxini *Fabr.* (Fig. 11 u. 12) haben schon oft Eschen getötet oder empfindlich geschädigt, ebenso Scolytus Ratzeburgii *Jans.* Birken, S. destructor *Ol.* Ulmen u. s. w. Mehrere Borkenkäferarten fressen nicht in der Bastschicht, sondern gehen tief in das Holz hinein, so die Nutzholzborkenkäfer Bostrychus (Xyloteres) lineatus *Er.* in Nadelhölzern, B. domesticus *L.* in Laubhölzern, B. dryographus *Er.* und monographus *Fabr.* in Eichen, B. dispar *Fabr.* in verschiedenen Laubbäumen. Von diesen werden einige Arten (dispar, monographus etc.) häufig auch jungen Laubholzheistern schädlich.

In der Familie der **Bockkäfer** (Cerambycidae), welche meist aus Holzbewohnern besteht, finden sich nur einige wirklich schädliche Arten, so Tetropium luridum *L.* in Fichten, Saperda carcharias *L.* und populnea *L.* in Pappeln, Cerambyx cerdo *L.* (heros *Fabr.*) in alten Eichen u. s. w.

Die **Rüsselkäfer** (Curculionidae) zählen in Europa etwa 1000 Arten. Die forstschädlichen treten meist als Kulturverderber auf. Vorzugsweise ist es der große braune Rüsselkäfer, Hylobius abietis *L.* (Curculio pini *Ratz.*), welcher oft ausgedehnte Pflanzungen von jungen Fichten und Kiefern durch Benagen der Rinde fast vollständig zerstört. (Fig. 7 Käfer in natürlicher Größe, Fig. 8 Fichtenstämmchen, dessen Rinde platzweise abgenagt ist.) Viele tausend Mark werden in Deutschland jährlich verwendet, um durch Sammeln dieses gefährlichen Käfers die Kulturen einigermaßen zu schützen. Seine Larve dagegen ist nicht schädlich, da sie sich in den im Boden zurückbleibenden Wurzeln gefällter Bäume entwickelt. Der kleine braune Rüsselkäfer, Pissodes notatus *Fabr.*, schadet durch den Fraß der Larve, welche sich unter der Rinde junger Kiefern entwickelt. Sein Gattungsverwandter P. hercyniae *Herbst* wurde in neuerer Zeit wiederholt in Fichtenstangenhölzern sehr schädlich, unter deren Rinde die Larve lebt. Eine große Anzahl der Rüsselkäfer schadet nur mehr oder weniger empfindlich durch Befressen der Triebe und Blätter, so die den Gattungen Phyllobius und Polydrosus angehörigen, meist schön grün gefärbten Arten. Aus der Familie der **Blätterhörner** (Scarabaeidae) ist als arger Waldfeind vorzugsweise der allbekannte Maikäfer, Melolontha vulgaris *Fabr.*, zu nennen. Weniger ist es die allerdings auch recht nachteilige Zerstörung der Blätter und Blüten durch den Fraß des Käfers, aber weit erheblicher der unterirdische Fraß der Larve, des sog. «Engerlings», an den Wurzeln. Wiederholt gehen oft die Pflanzungen, namentlich die der Kiefern in der mittel- und norddeutschen Ebene, vollständig dadurch zu Grunde. Eine auf fehlerhaften Grundsätzen der Forsteinrichtung beruhende Schlagführung, bei welcher zu große Flächen kahl gelegt werden, vermehrt das Übel.

Den verheerenden Borkenkäfern an Bedeutung nahe stehen einige Insekten aus der Ordnung der **Schmetterlinge**, an erster Stelle der große Kiefernspinner, Gastropacha pini *L.* (Fig. 1 u. 2). Die im Boden überwinternden Raupen beginnen im zeitigen Frühjahr, wenn die Bodentemperatur etwa 6—7° C. erreicht, die Kiefern und fressen die Nadeln aller Altersklassen bis in die Blattscheiden ab. Wiederholter Fraß tötet oft ganze ausgedehnte Bestände. An Gefährlichkeit steht ihm die Nonne, Liparis monacha *L.* (Fig. 2), ziemlich nahe, ihre Raupe weidet auf Kiefern und Fichten, wird aber besonders den letztern verderblich. Einer der größten Nonnenfraße der neuern Zeit war 1853—55 in Ostpreußen. Die Schmetterlinge waren 1853 massenhaft aus Rußland kommend angeflogen, und bis 1855 waren über 2500 ha Nadelholzbestände kahl gefressen. Nachfolgender Borkenkäferfraß vermehrte das Übel. Die Kiefer leidet ferner oft bedeutend durch den Fraß der Kiefernraupe, Trachea piniperda *Panz.*, des Kiefernspanners, Fidonia piniaria *L.*, ferner durch manche Eulenschmetterlinge, wie Retinia buoliana *S. V.* u. a. m. Weniger häufig geschädigt werden die übrigen

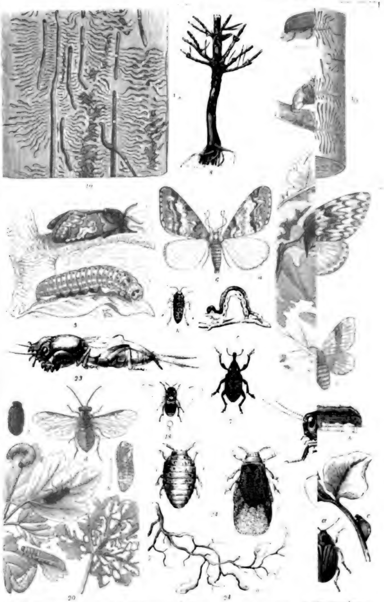


1. Getreidehalmwespe (Cephus pygmaeus *Linné*). 2. Stahlblaue Holzwespe, Weibchen (Sir… 6. Microgaster nemorum *Hartig*. 7. Ichneumon pet…rius *Linné*. 8. Gemeine Stehwes… 11. Sandwespe (Sphex sabulosa *Linné*). 12. Gemeine Wegwespe (Pompilus viatorius *Linné*… rufa *Linné*). 16. Gemeine Wespe (Vespa vulgaris *Linné*). 17. Archigaster Erdbiene (Ap… *lepeletier*). 20. Rothornige Wespenbiene (Nomada ruficornis *Linné*). 21. Lamprohalus (… crassicornis *Schummel*. 25. Ascalaphus macaronius *Scop.*). 26. Europäische Ameisenl… Holzlaus (Psocus longicornis *Fabricius*). 30. Getreide-Blasenfuß (Thrips cerealium *Fa*… (Mantis religiosa *Linné*). 34. Sibirische Feldheuschrecke (Acridium sibiricum *Linné*). 3… *Linné*). 38. Bettwanze (Acanthia lectularia *Linné*). 39. Redu…s personatus *Linné*. 40. (Fulgora candelaria *Linné*). 43. Gemeine Schaumcicade (Aphrophora spumaria *Linné*). 44…

…brana *Rutzeburg*).
…s rostrata *Linné*).
…ameise (Formica
…xylocopa violacea
…). 24. Raphidia
…9. Langfühlerige
…Gottesanbeterin
…Pentatoma rufipes
…r Laternenträger
…alus capitis *Linné*).

Digitized by Google

ed by Google



1. Kiefernspinner (Gastropacha pini *Linné*); 2. Raupe und Cocon desselben. 3. Nia coeruleocephala *Linné*), Raupe und Falter. 6. Großer Frostspanner (Geometra defoliaria (Gelbbotkenkäfer (Bostrichus typographus *Linné*); *a* natürl. Größe, *b* stark vergrößert; 10. Lotgang *n*. 13. Schildkäfer (Cassida nebulosa *Linné*); *a* Käfer von oben, *b* von unten. 14. Getreidelaufk. decemlineata *Say*; *a* Käfer, *b* Eier, *c d e* Larven in verschiedenen Entwickelungsperioden, *f* Puppe (Lophyrus pini *Linné*); 19. Larve und Cocon derselben. 20. Johannisbeerblattwespe (Tent sert., *c* deren Tönnchengespinnst, *d* Wespe vergrößert. 21. Kirschfliege (Trypeta cerasi *Linné*) s (Phylloxera vastatrix *Planchon*); *a* Faserwurzel des

Digitized by Google

Nadelhölzer, z. B. die Fichte, außer durch die Nonne durch die Raupe der Grapholitha pactolana *Zll.*, die unter der Rinde frißt, die Tanne durch Tortrix murinana *Hbn.*, die Lärche durch die die Nadeln aushöhlende Coleophora laricella *Hbn.* Die Laubhölzer sind auch gegen Raupenfraß viel weniger empfindlich wie die Nadelhölzer. Vom Rotschwanz, Dasychira pudibunda *L.*, ganz kahl gefressene Buchenbestände erholen sich im nächsten Jahre vollständig, ebenso vom Eichenprozessionsspinner, Cnethocampa processionea *L.*, kahl gefressene Eichen. Letzterer wird übrigens durch die Giftigkeit seiner Haare, welche Entzündungen der Haut und Schleimhäute erzeugen, gemeingefährlich. Stark befallene Bestände müssen von Menschen und Vieh thunlichst vermieden werden, da in denselben die Luft ganz mit den gefährlichen Haaren erfüllt ist. Vernichtend wirkt kein Raupenfraß im Laubholz, sondern nur schädigend durch Zuwachsverlust und durch Zerstörung der Blüten. Immerhin aber können selbst Kleinschmetterlinge, wie Tortrix viridana *L.* auf Eichen, Frostspanner, Cheimatobia brumata, an den verschiedensten Baumarten und noch sehr viele andere empfindlich schaden. In der Ordnung der Aderflügler (Hymenoptera) sind nur einige wenige Insekten schädlich, namentlich einige Blattwespen, unter diesen vorzugsweise die Kiefernblattwespe, Lophyrus pini *L.* (Fig. 18 u. 19). Als technisch schädlich sind einige Arten der Gattung Sirex zu nennen, deren Larven im Innern des Holzes leben.

Die Vorbeugungsmittel gegen alle die genannten und sonstigen Waldfeinde aus der Insektenwelt bestehen in der Schonung und Pflege nützlicher, insektenfressender Vögel und Säugetiere, in Erziehung möglichst gesunder Bestände, namentlich aber in einer sachverständigen, aufmerksamen Pflege des Waldes durch entsprechende Bestandesgründungen, durch zweckmäßige Durchforstung und eine gute Forsteinrichtung. Unter Voraussetzung dieser Maßregeln lassen sich wenigstens gegen manche Insekten auch Vertilgungsmittel mit Erfolg anwenden, welche sich auf eine genaue Bekanntschaft mit der Lebensweise der einzelnen Insekten stützen müssen. Gegen die Borkenkäfer zieht man durch wohlgeordnete Hiebsfolge, welche Sturmschäden vermindert, und durch regelmäßiges, jährlich mehrmals wiederholtes Werfen von Fangbäumen in Nadelholzwaldungen zu Felde. Die Käfer legen ihre Brut mit Vorliebe in liegende, aber noch nicht ausgetrocknete Bäume. Ehe die junge Käferbrut ausfliegt, werden die Fangbäume entrindet und die Rinden sorgfältig verbrannt. Dasselbe muß geschehen mit stehenden, von Käfern befallenen Nadel- oder Laubhölzern. Den großen Rüsselkäfer vermindert man durch gründliche Stockrodung, man sammelt ihn auf den Schlägen durch Auslegen von Fangrinden und Fangkloben, unter welchen sich die Käfer gern verbergen. Den kleinen Rüsselkäfer (Pissodes notatus) bekämpft man durch Ausrupfen und Verbrennen befallener Pflanzen, die im Sommer durch Welken kenntlich werden. Gegen die Maikäfer hat man bis jetzt noch kein anderes Hilfsmittel gefunden, als das Sammeln der Käfer, da man die Engerlinge direkt nicht vertilgen kann. Erfolg könnte solches Sammeln der auch Feld und Garten schädigenden Tiere freilich nur haben, wenn es ganz allgemein angewendet und gesetzlich angeordnet würde. Vermeidung zu großer, Jahr für Jahr sich aneinander reihender Schläge, also Wechsel derselben, Vermeidung von Kulturmethoden, welche ausgedehnte Bodenlockerung fordern, ist zu empfehlen. Die Raupe des großen Kiefernspinners bekämpft man erfolgreich durch Teerringe, welche man vor dem Aufbäumen der Raupen im Frühjahr nach Entfernung der dicken Rindenschuppen um die Bäume anbringt. Wenig Erfolg hat dagegen das Töten der Eier und Raupen der Nonne bisher gezeigt; diese Raupen sitzen einige Zeit nach dem Ausschlüpfen aus den Eiern gesellschaftlich in sog. »Spiegeln« beisammen und können dann allerdings massenhaft getötet werden. Gegen Kiefernspinner und Kiefereule, deren Puppen im Winter unter der Moos- oder der Nadeldecke ruhen, kann man durch Sammeln nur wenig thun, erfolgreicher ist Eintrieb von Schweinen, welche diese Puppen sehr gern fressen. Der Eichenprozessionsspinner ist durch Zerstörung der Gespinstballen zu vertilgen. Gegen die meisten der nur merklich schädlichen Insekten lassen sich im großen der Kosten wegen keine Gegenmaßregeln ergreifen, höchstens sind einzelne Bäume, einzelne kleinere Bestände oder Saat- und Pflanzschulen zu schützen.

Außer diesen schädlichen Insekten gibt es übrigens auch eine große Menge nützlicher, welche uns im Kampfe gegen die schädlichen unterstützen. Leider kennen wir aber keine Mittel, ihre Vermehrung zu begünstigen. Es sind dies namentlich die Schlupfwespen oder Ichneumonen (Ichneumonidae). Sie legen ihre Eier in die Eier oder Larven der schädlichen Insekten, schmarotzen so innerhalb ihrer Wirte, andere saugen die flüssigen Säfte der Raupen von außen auf. Die infizierten Raupen fressen noch fort wie gesunde, gelangen aber nicht mehr zur vollkommenen Entwickelung und sterben als Larven oder Puppen. Von größter Wichtigkeit für den Gartenbau sind in dieser Hinsicht Microgaster glomeratus und Pimpla instigator, welche letztere vorzugsweise im Ringelspinner und im Blaukopfe (Diloba coeruleocephala) schmarotzt. Ähnlich wirken einige Fliegenarten, die Tachinen. Es ist ein sicheres Zeichen, daß ein größerer Insekten-, namentlich Raupenfraß bald beendet sein wird, wenn die Ichneumonen, Tachinen und Schmarotzerpilze massenhaft auftreten.

Außer den größern Werken Ratzeburgs (s. d.) vgl. Ratzeburg, »Die Waldverderber und ihre Feinde« (7. Aufl., herausg. von Judeich, Berl. 1876); Heß, »Der Forstschutz« (Lpz. 1878); Henschel, »Leitfaden zur Bestimmung der schädlichen Forst- und Obstbauminsekten« (2. Aufl., Wien 1876); Altum, »Forstzoologie« (3. Abteil., 2 Bde., »Insekten«, 2. Aufl., Berl. 1881—82); Eichhoff, »Die europ. Borkenkäfer« (Berl. 1881).

Das Reich der Kerfe zieht ebenso sehr an durch seinen Reichtum an Formen und durch seinen Farbenglanz als durch den Ausdruck einer nimmer rastenden Thätigkeit und das Wunderbare der Organisation. Daher erklärt es sich, warum die Insektenkunde oder Entomologie (s. d.) von jeher so hoch in Gunst gestanden und eine größere Zahl von Bearbeitern aufzuweisen hat, als die übrigen Klassen des Tierreichs zusammengenommen. Infolge dieser allseitigen Bestrebungen mehrt sich das schon jetzt etwa 160 000 Arten umfassende Verzeichnis in das Unübersehbare, während die Anatomie, Entwickelungsgeschichte, Physiologie und Systematik der J. täglich neue Aufklärung erhalten. In Bezug auf die

Digitized by Google

systematische Anordnung wurden verschiedene Systeme aufgestellt, indem Linné die einzelnen Ordnungen nach der Zahl und Bildung der Flügel, Fabricius nach der Struktur der Mundteile unterschied. Die Ordnung der Flügellosen oder Apteren, die man früher noch aufstellte, ist jetzt meist verlassen und die dazu gerechneten Kerfe sind den andern Ordnungen zugeteilt worden, sodaß man jetzt mit Berücksichtigung in erster Linie der Verwandlung zwei Hauptgruppen unterscheidet: I. Insecta ametabola, Insekten ohne, und II. Insecta metabola, Insekten mit vollkommener Verwandlung.

Diese beiden Hauptgruppen werden nun nach Beschaffenheit der Mundteile, Flügel u. s. w. in folgende Ordnungen geteilt:

I. Ametabola. A. Orthoptera (s. d.) mit beißenden Mundteilen, zwei meist ungleich geaderten Flügelpaaren: 1) Thysanusa (s. d., Tafel: Insekten IV, Lepisma saccharina *L.*, Fig. 35; Podura glacialis, Fig. 36); 2) Orthoptera genuina (s. Orthoptera), a) Cursoria (Blatta, Taf. IV, Fig. 32, s. Schaben, b) Gressoria (Mantis, Taf. IV, Fig. 33, s. Mantiden), c) Saltatoria (Gryllotalpa, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 23, Acridium, Fig. 22, Tafel: Insekten IV, Fig. 34, s. Schrecken); 3) Dermatoptera (Forficula, Taf. IV, Fig. 31, s. Ohrwürmer); 4) Corrodentia (Psocus, Taf. IV, Fig. 29, s. Holzlaus); 5) Amphibiotica (Perla, s. Uferfliege, Taf. IV, Fig. 28, Ephemera, s. Eintagsfliegen, Libellula, s. Wasserjungfern). B. Hemiptera, Halbflügler (s. d.), mit saugenden Mundteilen; 1) Heteroptera (s. Wanzen, Pentatoma, Taf. IV, Fig. 37, Acanthia, Fig. 38, Reduvius, Fig. 39, Nepa, Fig. 40, Naucoris, Fig. 41); 2) Homoptera, a) Cicadinae (s. Cicaden, Laternenträger, s. d., Taf. IV, Fig. 42, Aphrophora, s. Kuckucksspeichel, Taf. IV, Fig. 43), b) Phytophthires (Blattläuse, s. d., Schildläuse, s. d., mit der Reblaus, s. d., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 24, und der Cochenille, s. d., Tafel: Insekten IV, Fig. 44, a Männchen, b Weibchen), c) Parasita (Laus, s. d., Taf. IV, Fig. 46, Weibchen, Pelzfresser, s. d., dazu Philopterus, Taf. IV, Fig. 45).

II. Metabola. C. Neuroptera, Netzflügler (s. d.), mit beißenden Mundteilen und häutigen Vor- und Hinterflügeln: 1) Planipennia (Myrmeleon, Ameisenlöwe, s. d., Taf. IV, Fig. 26, Ascalaphus, Fig. 25, Panorpa, Skorpionsfliege, s. d., Fig. 23, Rhaphidia, Kamelhalsfliege, s. d., Fig. 24); 2) Trichoptera (s. Köcherjungfern, Taf. IV, Fig. 21 u. Fig. 22); 3) Strepsiptera (s. Strepsipteren, Xenos, Taf. IV, Fig. 27). D. Coleoptera (s. Coleopteren), Käfer mit beißenden Mundteilen, Vorderflügel (Flügeldecke) hart und hornig: 1) Pentamera (Cicindela, Tafel: Insekten I, Fig. 1, Carabus, Laufkäfer, s. d., Fig. 2, Dyticus, Schwimmkäfer, s. d., Fig. 3, Gyrinus, Fig. 4, Hydrophilus, s. d., Fig. 5, Staphylinus, Raubkäfer, s. d., Fig. 6, Clavicornia, Fig. 7, Hister, Stutzkäfer, Fig. 8, Necrophorus, Totengräber, s. d., Fig. 9, Meligethes, Fig. 15, Dermestes, Speckkäfer, s. d., Fig. 16, Lucanus, Hirschkäfer, s. d., Fig. 12, Melolontha, Maikäfer, s. d., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 15, Anisoplia, Laubkäfer, s. d., Taf. I, Fig. 11, Oryctes, Nashornkäfer, s. d., Fig. 10, Buprestis, Prachtkäfer, s. d., Fig. 13, Elater, Schnellkäfer, s. Elateriden, Agriotes, Fig. 14, Lampyris, Johanniswürmchen, s. d., Fig. 24, Clerus, Taf. I, Fig. 21); 2) Heteromera (Blaps, Trauerkäfer, s. d., Fig. 23, Tenebrio, Mehlwurm, s. d., Fig. 22, Lagria, Fig. 17, Lytta, Spanische Fliege, s. d., Fig. 25, Meloë, Maiwurm, s. d., Fig. 26); 3) Tetramera (Rüsselkäfer, s. d., dabei der Rebenstecher, Fig. 20, Borkenkäfer, s. d., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 9 u. 10, Bockkäfer, s. d., darunter den auf Weiden lebenden Weber, Tafel: Insekten I, Fig. 18, und der schöne süddeutsche Alpenbock, Fig. 19; die Blattkäfer, s. d., zu denen der Coloradokäfer, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 16, gehört); 4) Trimera (Coccinella, s. Coccinelle, Tafel: Insekten I, Fig. 28). E. Hymenoptera, s. Hymenopteren, Hautflügler, mit beißenden Mundteilen und häutigen Vor- und Hinterflügeln: 1) Aculeata (Bienen, s. d., Tafel: Biene und Bienenzucht, Fig. 1—8, Xylocopa, Tafel: Insekten IV, Fig. 19, Eucera, Fig. 18, Andrena, Fig. 17, Nomada, Fig. 20, Wespe, s. d., Fig. 16, Ameisen, s. d., Fig. 14 u. 15, Mutilla, Fig. 13, Sandwespe, Fig. 11, Bienenwolf, s. d., s. Tafel: Biene und Bienenzucht, Fig. 13, Wegwespe, Tafel: Insekten IV, Fig. 17, Siebwespe, Fig. 8, Goldwespe, Fig. 9, Bembex, Fig. 10); 2) Entomophaga, Schlupfwespen (s. d., Ichneumon, Taf. IV, Fig. 7, Microgaster, Fig. 6, Telenomus, Fig. 5, Ibalia, Fig. 4, hierher auch die Gallwespe, Fig. 3); 3) Phytophaga (Blattwespen, s. d., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 18, 19 u. 20, Holzwespen, s. d., Tafel: Insekten IV, Fig. 2, Cephus, Fig. 1). F. Lepidoptera, Schmetterlinge (s. d.), mit saugenden Mundteilen und zwei beschuppten Flügelpaaren. a) Macrolepidoptera, Großschmetterlinge: 1) Rhaplocera, Tagfalter (s. d., Papilio, Tafel: Insekten II, Fig. 1 u. 2, Parnassius, Fig. 3, Anthocharis, Fig. 4, Rhodocera, Fig. 5, Polyommatus, Fig. 6, Thecla, Fig. 7, Vanessa, Fig. 8 u. 9, Cimenitis, Fig. 10, Argynnis, Fig. 11, Melitaea, Fig. 12, Melanagria, Fig. 13); 2) Sphingidae, Schwärmer (s. d., Sphinx, Fig. 2, Acherontia, Fig. 3, Smerinthus, Fig. 4); 3) Xylothropha, Holzbohrer (Thyris, Taf. II, Fig. 14, Sesia, Taf. III, Fig. 1, Hepialus, Fig. 7); 4) Cheloniariae, Bärspinner (Zygaena, Fig. 5, Arctia, Fig. 6, Lithosia, Taf. II, Fig. 15); 5) Bombyces, Spinner (s. d., Saturnia, Fig. 8, Aglia, Fig. 9, Bombyx mori, Seidenspinner, s. d., Fig. 10, Lasiocampa, Fig. 11, Liparis, Fig. 12, und Liparis monacha, die Nonne, s. d., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 13, Liparis neustria, Ringelspinner, s. d., Fig. 4, Stauropus, Tafel: Insekten III, Fig. 14, Drepana, Fig. 13); 6) Noctuina, Eulen (s. d., Thaeniocampa, Tafel: Insekten III, Fig. 15, Plusia, Fig. 16, Noctua, Taf. II, Fig. 16, Diloba, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 5); 7) Geometridae, Spanner (Geometra, Taf. III, Fig. 17, Hibernia, Frostspanner, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 6, a Mann, b Weib, c Raupe). b) Microlepidoptera, Kleinschmetterlinge: 1) Pynalidae, Zünsler (s. d., Asopia farinalis, Mehlzünsler, s. d., Taf. III, Fig. 18); 2) Tortricina, Wickler (s. d., Carpocapsa, Fig. [illegible] Tineina, Schaben (s. d., Galleria, Fig. [illegible] s. d.); 4) Pterophoridae, [illegible], Fig. 21). G.

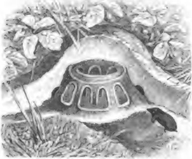
INSEKTENFRESSER.

6. Igel (Erinaceus Europaeus *Linné*).

11. Tanrek (Centetes ecaudatus *Illiger*).

8. Maulwurf (Talpa Europaea *Linné*).

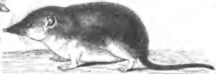
2. Südafrikanischer Rohrrüßler (Macroscelides typicus *Smith*).



10. Durchschnitt der Burg des Maulwurfs.

1. Tana (Cladobates tana *Wagner*).

4. Zwergspitzmaus (Sorex pygmaeus *Pallas*).



3. Gemeine Spitzmaus (Sorex vulgaris *Linné*).

7. Schädel des Igels.

5. Schädel der Wasserspitzmaus.

9. Schädel des Maulwurfs.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

Zu Artikel: Insektenfresser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Diptera, Fliegen (s. d.), mit saugenden Mundteilen und häutigen, meist nackten Vorder- und zu Halteren (s. d.) verwandelten Hinterflügeln. a) Diptera genuina: 1) Tipulidae, Schnaken (s. d., Culex, Taf. I, Fig. 29); 2) Crassicornia, Haarmücken (Taf. I, Fig. 30); 3) Tabanidae, Bremsen (s. d., Tabanus, Larve, Taf. IV, Fig. 46); 4) Tanystomata (Asilus, Taf. I, Fig. 31, Ogcodes, Fig. 32); 5) Stratiomyidae; 6) Muscidae (Musca, Fig. 33, Tachina, Raubfliege, s. d., Fig. 34, Trypeta, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 21); 7) Syrphidae, Schwebfliegen (s. d., Syrphus, Taf. I, Fig. 35); 8) Oestridae, Biesfliegen (s. d., Gastrus, Fig. 36). b) Pupipara, Lausfliegen (s. d., Hippobosca, Taf. I, Fig. 38, Braula, Bienenlaus, s. d., Tafel: Biene und Bienenzucht, Fig. 16). c) Aphaniptera, Floh (s. d., Pulex, Taf. I, Fig. 37).

Hauptwerke über die J. lieferten Joh. Christian Fabricius (s. d.), Latreille, Kirby und Spence, Burmeister, Erichson und Graber. Vgl. auch die Litteratur zu dem Art. Entomologie, Bd. VI, S. 198.

Insektenbestäubung, s. unter Bestäubung.

Insektenfressende Pflanzen, s. Fleischfressende Pflanzen.

Insektenfresser (Insectivora) heißen kleinere Raubtiere von meist plumpem Bau, mit langem, spitzem Kopfe, scharfen Vorderzähnen, meist kleinen, aber spitzen Eckzähnen und zahlreichen Backenzähnen, welche mit kegelförmigen, scharfen Spitzen ineinandergreifen. Sie sind alle Sohlengänger, deren Füße fünf mit Krallen versehene Zehen haben, und unterscheiden sich von den eigentlichen Raubtieren durch den Besitz eines Schlüsselbeins, die Bildung des Gehirns, der Geschlechtsteile und des Mutterkuchens, sowie durch manche untergeordnete Einzelheiten der Organisation, wodurch sie mit den Nagetieren mehr übereinstimmen. In unsern Gegenden ist diese Ordnung vertreten durch die Spitzmäuse (s. d.), darunter Sorex vulgaris *L.*, pygmaeus *Pallas* und fodiens *Pallas*. (Tafel: Insektenfresser, Fig. 3, 4 u. 5), den Igel (s. d., Erinaceus europaeus *L.*, Fig. 6 u. 7) und den Maulwurf (s. d., Talpa europaea, Fig. 8, 9 und 10); in Afrika durch die Springrüßler (s. d., Macroscelides, z. B. typicus *Smith*, Fig. 2), die Otterigel (s. d., Potamogale), in Madagaskar durch die Madagaskarigel (s. d., Centetes, z. B. der Tanrec, C. ecaudatus *Illiger*, Fig. 11) und die Goldmulle (Chrysochloris *Cuvier*, drei Arten), deren Haar einzig von allen Säugetieren metallisch glänzen; in Asien durch die Spitzhörnchen (s. d., Cladobates, z. B. den Tana, C. tana *Wagner*, Fig. 1). Alle J. leben hauptsächlich von Insekten. Fossile Formen, darunter die ausgestorbenen Mysarachne und Plesiosorex, finden sich im südfranz. Miocän. Am besten an die J. schließen sich auch die früher zu den Halbaffen gestellten Flattermaki (Galeopithecus) an, merkwürdige Tiere, welche die Charaktere der Halbaffen, Beuteltiere und J. in sich vereinigen und ähnlich wie die fliegenden Eichhörnchen und manche Beuteltiere zwischen der vordern und hintern Extremität und zwischen letzterer und der Schwanzspitze eine Hautfalte als Fallschirm haben. Von den zwei Arten lebt die eine (Galeopithecus volans *Pallas*, Tafel: Halbaffen, Fig. 3) auf Malakka, Sumatra und Borneo, die andere auf den Philippinen.

Insektenpulver (Persisches), ein als Mittel zur Vertreibung, ja Tötung von Flöhen, Wanzen und andern der Insektenwelt angehörigen Parasiten angewendetes Pulver, welches aus den Scheibenblüten einiger in Kaukasien wild wachsenden Arten der Kompositengattung Pyrethrum, namentlich des P. carneum und roseum, besteht. Beide Arten sind perennierende Kräuter mit fiederteiligen Blättern und einzelnen endständigen Blütenkörbchen von der Größe derjenigen unserer gemeinen Wucher- oder Käseblume (Chrysanthemum Leucanthemum), deren Blüten und Samen in Dalmatien auch in großer Menge zu J. verarbeitet werden. Die Strahlblüten sind blaß- oder rosenrot, die kleinen Scheibenblüten gelb. Das daraus bereitete Pulver kommt höchst selten rein zu uns, indem es meist schon im Vaterlande der genannten Pflanzen mit den Scheibenblüten anderer Kompositen, namentlich von Kamillenarten vermengt wird. Obwohl diese Pflanzen bei uns im Freien aushalten, so würde sich ihr Anbau doch nicht verlohnen, da in unserm Klima die Scheibenblüten nicht den insektenvertreibenden, noch unbekannten Stoff in der erforderlichen Menge zu entwickeln scheinen. Man findet sie jetzt in unsern Gärten bisweilen als Zierpflanzen. Das erste Exporthaus für das J. wurde bereits 1842 zu Tiflis gegründet, die Hauptfabrikation jedoch 1854 nach Wien verlegt.

Insektivören, s. Insectivora.

Insel (lat. insula, frz. île, engl. island, span. isla, portug. ilha, dän. und schwed. ö oder holm, fries. oge, isländ. ey oder holmi, russ. ostrow, arab. dschesireh) nennt man gewöhnlich kleinere, rings von Wasser umflossene, zusammenhängende Teile der festen Erdoberfläche. Aber auch die Kontinente sind rings von Wasser umgeben und der bloß quantitative Unterschied reicht daher zur Begriffsbestimmung nicht aus: Grönland, Neuguinea, Borneo, Sumatra, Madagaskar heißen J., wie das kleine St. Helena oder Helgoland; dagegen gilt Australien (Neuholland) als Kontinent. Der Unterschied ist vielmehr ein qualitativer. Von Meer umgebene Länder heißen dann J., wenn sie nicht, wie ein Kontinent oder ein Erdteil (s. d.), durch eine Gesamtheit physischer Bestimmungen in sich abgeschlossene Teile der festen Erdform bilden (d. h. wenn bei ihnen keine der charakteristischen Formen des Festlandes, nämlich Gebirgsganzes, orogr. und hydrogr., klimatolog., botan., zoolog. und ethnogr. Verhältnisse u. s. w., den scharf ausgeprägten Stempel der Selbständigkeit, das Gepräge der Individualität, trägt), sondern wenn sie in dieser Beziehung von andern Formgesamtheiten beherrscht erscheinen. So heißt Madagaskar dem beherrschenden afrik. Hochlande gegenüber eine J., dagegen Australien, in der Mitte und gegenüber der südind. und Südsee-Inselwelt, ein Kontinent.

Kleine J. pflegt man auch Eilande und die von zwei Armen eines Flusses gebildeten Werder oder Wörth zu nennen. Eine Anzahl nahe beisammen liegender J. heißt eine Inselgruppe oder Archipel, und eine in gerader Linie nacheinander fortlaufende Reihe derselben eine Inselkette. Ein vom Meer umflossenes, von einer Seite mit dem Festlande zusammenhängendes Land nennt man eine Halbinsel (s. d.). Was die Entstehung der J. betrifft, so unterscheidet die neuere Geologie seit Leopold von Buch zwei ihrem Charakter nach wesentlich verschiedene Arten. Die einen, welche langgestreckt und schmal erscheinen und an den gegenüberliegenden Enden meist in Spitzen auslaufen,

Digitized by Google

müssen sowohl vermöge ihrer geognost. Beschaffenheit als wegen der Verteilung ihrer Gebirge und des auffallenden Parallelismus ihrer Richtung untereinander als abgerissene Teile des festen Landes, als Stücke ehemaliger Kontinente betrachtet werden, weshalb man sie auch Kontinental- oder Gestade-Insel nennt.

Die andere Art von J. aber, pelagische oder oceanische Insel genannt, welche sich in ihrem Haupttypus mehr der runden als der elliptischen Gestalt nähern, begreift rein selbständige Bildungen und in sich abgeschlossene Individuen unter sich, die ihre Entstehung entweder vulkanischen Wirkungen und Einflüssen verdanken oder der unermüdeten Thätigkeit der in der Tiefe des Meers wohnenden Korallentiere. Hierher gehört die große Anzahl der jährlich noch in der Südsee und im Indischen Meere entstehenden Koralleninseln, die aber bei dem Mangel des individuellen Gepräges ihrer gesamten Naturverhältnisse den Kontinenten gegenüber doch nur als partikuläre Existenzen erscheinen. Die Gestalt beider ist wesentlich voneinander verschieden. Im erstern Falle nämlich ragen diese J. hoch aus dem Meere hervor, haben eine mehr oder minder vollkommene Kegelgestalt und häufig jetzt noch thätige Vulkane; im zweiten bilden sie niedrige, ebene Flächen, welche in ihrer Mitte stets niedriger bleiben als die sie umgebende, an den Ufern aufgeworfene Korallenmauer.

Den gesamten Flächeninhalt aller bekannten J. der Erde berechnet man, Australien als Festland angenommen, zu etwa 7200000 oder 8800000 qkm. Die größten J. sind Grönland, Neuguinea und Borneo; ihnen zunächst stehen Madagaskar, Sumatra, Nipon, Großbritannien. Die meisten J. liegen im Becken des Großen Oceans, den Erdteil Oceanien (s. d.) bildend.

Inseln der Seligen waren nach einem griech. Mythus glückliche Inseln am Westrande der Erde im Ocean, wo die auserwählten Lieblinge der Götter, dem Tode entrückt, in Wonne und Fülle des Überflusses lebten. Dieselbe Idee liegt schon dem Homerischen Elysium (s. d.) zu Grunde. Hesiod schilderte die Inseln der Seligen besonders als Aufenthaltsort des vierten Geschlechts der Heroen. Bei den spätern Dichtern, z. B. bei Pindar, sowie in der röm. Poesie, namentlich seit dem Zeitalter des Augustus, erhielten dann die Inseln der Seligen oder das Elysium allerhand Ausschmückungen. Auch suchte man diese Inseln in der wirklichen Welt, im Westen jenseit der Säulen des Hercules im Atlantischen Ocean, und wollte sie in Inseln unfern der Westküste von Afrika gefunden haben. Neuere glaubten sie in den jetzigen Canarischen Inseln wiederzufinden. Eine Beschreibung gibt Muret im ersten Abschnitt des fünften Buchs seiner «Variae lectiones» (neue Ausg. von Wolf, Halle 1791).

Inseln des Stillen Oceans, s. Oceanien.

Inseln über dem Winde (oder Inseln im Winde) und **Inseln unter dem Winde**, s. unter Antillen.

Inselsberg, einer der besuchtesten Höhenpunkte des mittlern Deutschland, am Nordwestende des Thüringerwaldes, an der Grenze des preuß. Kreises Schmalkalden und des Herzogtums Gotha, ist 916 m hoch und bietet eine weite Aussicht. Auf seinem Gipfel stehen ein Turm und zwei Gasthäuser.

Inselt, soviel wie Talg (s. d.).

Insensibel (lat.), unempfindlich, unempfänglich für äußere Einflüsse; davon: Insensibilität.

Inseparables (frz.) oder die Unzertrennlichen nennt man einige kleine Papageien, welche zur Gruppe Zwergpapagei (Psittacula) mit befiederten Wangen gehören und sich durch ihren großen Geselligkeitstrieb auszeichnen, sodaß sie in der Gefangenschaft nicht einzeln am Leben bleiben, sondern der Tod des einen gewöhnlich auch den Tod des andern nach sich zieht. Besonders werden der brasilianische Sperlingspapagei (Psittacus passerinus) und der Taubenpapagei (P. pullarius) wie noch einige andere Arten mit dem Namen der Unzertrennlichen belegt und in Menagerien öfters gezeigt. Die brasil. Zwergpapageien halten in Flügen von Tausenden zusammen und richten großen Schaden in den Maisfeldern an; eingefangen werden sie sehr zutraulich, dauern aber in der Gefangenschaft nicht lange aus.

Inserat ist die allgemeine Bezeichnung für alle gegen Bezahlung (Insertionsgebühren) in öffentliche Blätter, Zeitungen, Journale u. s. w. aufgenommene Mitteilungen, Bekanntmachungen und Anzeigen. Wenn dieselben vorzugsweise im Interesse des Einsenders (Inserent) geschehen und den Charakter des Angebots, der Empfehlung oder der Reklame tragen, so bezeichnet man sie als Annonce (s. d.).

Inserieren, einfügen, einschalten, besonders in öffentliche Blätter einrücken oder einrücken lassen.

Insertion, das Einrücken-(Inserieren-)lassen in öffentliche Blätter. — In der Anatomie bezeichnet man mit J. den Ansatz des Muskels an den zu bewegenden Knochen; in der Botanik die Stelle, an welcher ein Pflanzenteil einem andern angefügt ist. [Inserat.

Insertionsgebühren, s. unter Annonce und

Insessores, s. Nesthocker.

Ins Freie fallen, frei werden, bergmännische Bezeichnung für das Verhältnis, wenn ein Bergwerkseigentum oder Grubenfeld durch Aufgabe des Bergbaurechts besitzerlos wird.

Insgemein, in der Buchführung eine Rubrik für verschiedenartige Ausgaben, welche in keine der übrigen Rubriken passen.

Insidien (lat.), Hinterhalt, Nachstellung; insidiös, hinterlistig, ränkevoll.

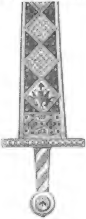
Insignien (lat.) nennt man alle äußern Andeutungen der Macht und der Würde, des Standes, der Amtsgewalt und der Auszeichnung. Die I. der Könige bei den Römern waren die goldene Krone, der elfenbeinerne Stuhl und die mit Beilen ihnen vorangehenden 12 Liktoren, welche auch in der röm. Republik beibehalten wurden und hier die Konsuln, sowie die übrigen hohen Magistratspersonen begleiteten. Die I. der römisch-deutschen Kaiser waren die Reichskleinodien, bestehend aus einem vollständigen Ornat in Unter- und Obergewändern, einer breiten Stola, Strümpfen, Sandalen und Handschuhen, Krone, Scepter und Reichsapfel. Auch drei Schwerter, eine Lanzenspitze u. a. gehören dazu. Die einzelnen Stücke stammen aus verschiedenen Zeiten, die gewebten und gestickten Stoffe sind Arbeiten von Sarazenen auf Sicilien, so besonders der prachtvolle Mantel vom J. 1133. Diese Krönungsinsignien der frühern deutschen Kaiser werden gegenwärtig in der k. k. Schatzkammer zu Wien aufbewahrt. (Hierzu eine Tafel: Insignien.)

Digitized by Google

INSIGNIEN.

1. Deutsche Kaiserkrone.

2. Reichsapfel.

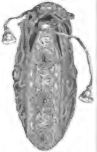


3. Schwert.

4. Der römische Kaiser deutscher Nation in vollem Ornate.

5. Scepter.

6. Kaisermantel.



7. Sandale.

8. Kaiserliche Handschuhe.

9. Sandale.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gegenwärtig bilden Krone und Scepter die J. der europ. Monarchen. Zu den J. der Ritterschaft gehören Helm und Schild (das Wappen), als J. der Heere sind Fahnen und Adler zu betrachten. Ebenso sind die Marschallsstäbe, der Stab des Lordmayors in London, die Roßschweife der türk. Paschas J. ihrer Würde. Die J. der hohen kath. Geistlichkeit bestehen in Pallium, Inful, Stab und Ring, für den Papst insbesondere noch in der Tiara, der dreifachen Krone. Die Hand ist J. der Gerechtigkeit und das Beil die der hohen Gerichtsbarkeit. Dem Begriff nach verschieden von J. ist das Symbol (s. d.).

Insinuation und **Insinuieren**, s. Zustellung.

Insipid (lat.), unschmackhaft, abgeschmackt, salbern.

Inskription (lat.), Einschreibung, Inschrift; auch soviel wie Immatrikulation.

Insolation (lat.), Bestrahlung durch direktes Sonnenlicht; in der Medizin soviel wie Sonnenbad und Sonnenstich (s. d.); insolieren, der Sonne aussetzen, Körper an der Sonne trocknen; insolierte Körper, solche Körper, die dadurch einige Zeit selbstleuchtend werden.

Insolation (lat.) heißt im allgemeinen die Bestrahlung eines Körpers durch die Sonne. Die J. oder Bestrahlung der Erde von der Sonne und andererseits die Ausstrahlung der Wärme der Erde gegen den kalten Weltraum sind die Faktoren, von welchen die Temperaturverhältnisse an der Erdoberfläche und indirekt überhaupt alle meteorolog. Prozesse abhängen. Die Kenntnis der J. eines Ortes ist daher ein wichtiges Element für das Studium seines Klimas. Die Größe der J. läßt sich mittels Instrumente messen, die jetzt allgemein Aktinometer (s. d.) heißen, und die in verschiedener Weise zuerst (1838) von Herschel (er nannte sein Instrument Heliometer) und fast gleichzeitig von Pouillet (Pyrheliometer), dann in jüngerer Zeit von Crova, Waterston, Ericsson, Secchi, Violle, Stewart, Hirn, Langley (Bolometer) u. a. m. angeordnet worden sind. Mittels solcher Instrumente gewinnt man die Daten zur Berechnung der gesamten Strahlung der Sonne in einer bestimmten Zeit, ferner zur Ermittelung der Sonnenkonstante, d. i. der Anzahl von Wärmeeinheiten oder Calorien, welche 1 qcm Fläche von den senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen an der obern Grenze der Atmosphäre der Erde in einer Minute empfängt, und endlich des Betrags der Sonnenstrahlen, die von der Erdatmosphäre absorbiert werden.

Zur Messung der Stärke der J. dienen auch im Sonnenlicht befindliche Maximumthermometer mit schwarzer Kugel im luftleeren Glasballon (s. beistehende Fig. 1). Die Maximumtemperatur eines solchen Instruments abgezogen von

Fig. 1.

der Angabe eines gewöhnlichen, möglichst gleichen Maximumthermometers mit blanker Kugel, welches unter sonst gleichen Umständen im Schatten liegt, gibt den größten Wert der J. für den Tag der Beobachtung. In neuerer Zeit hat man auch von Campbell erfundene und von Stokes verbesserte Sonnenschein-Autographen (Fig. 2) zur Messung der Dauer der J. Der Apparat besteht im wesentlichen aus einer kugelförmigen Glaslinse mit schalenförmig gebogenem Brett, in welches vermöge kräftiger J. ein Loch gebrannt wird.

Fig. 2.

Je senkrechter die Sonnenstrahlen den Erdboden treffen, desto kräftiger erfolgt die J. Dieselbe ist daher im Sommer und zur Mittagszeit am größten. Nach Violle beträgt die oben definierte Sonnenkonstante 2,5 Calorien, von welchen je nach den Verhältnissen des Sonnenstandes, des Dunstgehaltes u. dgl. m. 25—50 Proz. in der Atmosphäre absorbiert werden. Die verschiedenen Strahlen des Sonnenspektrums werden nicht in gleichem Maße von der Atmosphäre absorbiert, sondern je höher der Sonnenstand, desto mehr werden von den nach dem violetten Ende hin liegenden Strahlen, verglichen mit den Farben gegen das Rot hin, absorbiert. Es findet also in Bezug auf die verschiedenen farbigen Strahlen eine auswählende oder «selektive Absorption» statt. Wegen Dünnheit der Luft in den obern Regionen ist daselbst ihre Erwärmung durch Absorption gering, dagegen wird die direkte J. mächtig empfunden. In den untern Luftschichten wächst zwar die Absorption mit der Dichte der Luft, indessen erwärmen sich doch die untern Schichten vorzugsweise infolge der dunkeln Wärmestrahlen, welche der Erdboden reflektiert, nachdem er die Sonnenstrahlen absorbiert hat. Hierbei wirkt der Wasserdampf der Luft unterstützend mit, indem er die dunkeln Wärmestrahlen nicht durchläßt, sondern dieselben teils absorbiert, teils reflektiert. Letzteres auch dann, wenn der Wassergehalt der Luft in Form von Nebel und Wolken vorhanden ist.

Insolent (lat.), ungebührlich, unverschämt, frech; Insolenz, Unverschämtheit u. s. w.

In solidum, s. Solidarisch.

Insolubel (lat.), unlöslich.

Insolvenz (lat., d. i. Zahlungsunfähigkeit), s. Bankrott.

Insoziabel (lat.), unvereinbar, unverträglich, ungesellig.

In spe (lat.), in (der) Hoffnung, zukünftig.

In specie (lat.), insonderheit, im Einzelnen, auch in klingender Münze.

Inspectio (lat.), Besichtigung, Untersuchung; I. legalis, gerichtliche Untersuchung, namentlich

Digitized by Google

eines Leichnams; **I. ocularis**, Okularinspektion, richterlicher Augenschein (s. d.).

Inspektion (lat.), d. i. Inaugenscheinnahme, Prüfung, ob eine Sache in der vorschriftsmäßigen Ordnung sich befinde, daher auch eine zu diesem Zwecke bestellte Behörde, heißt besonders in der Heeresorganisation die obere Behörde gewisser Truppengattungen, welche bezüglich ihrer technischen Leistungen einer speziellen Aufsicht und Leitung bedürfen, wie Artillerie, Ingenieure und Pioniere, Jäger und Schützen. Auch die Festungen, das Militärbildungswesen und die Remontierung sind meist unter besondere Inspekteure gestellt. **Inspizierung** heißt daher die von einem höhern Vorgesetzten unternommene Besichtigung einer Truppe zur Prüfung ihres Materials und ihrer militärischen Leistungen.

Inspersion (lat.), Einstreuung, Bestreuung.

Inspiration (lat.), die Einatmung, im Gegensatz zur Exspiration, Ausatmung. (S. **Atmung**.)

Inspiration (lat.), d. h. Eingebung, eigentlich Einhauchung, heißt in der theol. Sprache eine übernatürliche Einwirkung des göttlichen Geistes auf den Menschengeist, durch welche der dieser Einwirkung Teilhaftige göttlicher Kundgebungen, Belehrungen u. s. w. teilhaftig wird. Es war eine Vorstellung des ganzen heidnischen und jüd. Altertums, daß nicht bloß Priester und Priesterinnen, sondern auch Weise, Künstler, Dichter mit der Gottheit im unmittelbaren Verkehr ständen und göttliche Mitteilungen empfingen. (S. **Offenbarung**.) Daher haben alle Religionsstifter beansprucht, daß sie für unmittelbar von Gott gelehrt gehalten würden. Auf solche unmittelbare göttliche Kundgebungen führten die hebr. Propheten ihre Reden und Aussprüche zurück, und das spätere Judentum betrachtete auch das Gesetz und sämtliche heiligen Schriften als von Gott eingegeben, eine Vorstellung, welche auch auf die neutestamentlichen Schriftsteller überging und später nach Feststellung einer neutestamentlichen Schriftsammlung vom Alten Testament auch auf das Neue übertragen wurde. Allmählich bildete sich so die Vorstellung aus, daß die biblischen Schriftsteller nicht bloß übernatürliche Mitteilungen und den Auftrag, sie niederzuschreiben, von Gott empfangen hätten, sondern daß auch die niedergeschriebenen Worte vom göttlichen Geiste eingegeben seien. Doch lehnte man seit Ende des 2. Jahrh. die ältere Ansicht ab, daß die Propheten und Apostel unbewußte und willenlose Werkzeuge des Heiligen Geistes gewesen seien. Die mittelalterliche Theologie hat diese Inspirationslehre festgehalten, ohne sie weiter zu bilden.

Eine neue Bedeutung erlangte sie erst für den ältern Protestantismus, welcher sich genötigt sah, der absoluten Unfehlbarkeit der päpstl. Kirche (s. **Infallibilität**) die nicht minder absolute Unfehlbarkeit des Bibelbuchstabens gegenüberzustellen, da man beiderseits in Sachen des Glaubens eine fixe und fertige, schlechthin unantastbare äußere Autorität verlangte, der Protestantismus diese aber nicht in der «Kirche», sondern nur in «Gottes Wort» erkennen zu dürfen überzeugt war. Infolge dieser wesentlich veränderten Stellung zur Schrift wurde auch die Inspirationslehre zu ihren äußersten Konsequenzen ausgebildet, während die röm. Kirche noch im Tridentinum bei den ältern schwankenden Bestimmungen darüber verharrte. Allerdings finden sich noch bei den Reformatoren, namentlich bei Luther und Zwingli, sehr freisinnige Äußerungen über die Schrift und über den Wert einzelner Bücher derselben, ja die luth. Theologie nahm sogar einen Anlauf zur Erneuerung der historisch-dogmatischen Bibelkritik. Aber wie schon Luther im Kampfe nicht bloß gegen Rom, sondern auch gegen Zwingli und die «Schwarmgeister» auch wieder auf dem Buchstaben der Bibel bestand, so mußte das allgemein prot. Verlangen nach «Reinheit der Lehre» und die Auffassung der Bibel als eines göttlich gegebenen Lehrcodex freiere Regungen bald genug in den Hintergrund drängen. Seit dem 17. Jahrh. bildete sich so das Lehrstück von der absoluten Untrüglichkeit des Bibelbuchstabens vollständig aus. Der Heilige Geist oder die dritte Person der Trinität ist hiernach nicht allein der primäre, sondern streng genommen der einzige Verfasser des Bibelbuchs, die menschlichen Schriftsteller nur seine «Hände und Federn». Der Heilige Geist hat diesen nicht etwa bloß die Gedanken eingegeben und den Ausdruck derselben vor Irrtum bewahrt, sondern er hat ihnen auch die Worte diktiert, daher alles Einzelne in der Schrift, nicht bloß alles Dogmatische, sondern auch alles Historische, Chronologische, Geographische, Naturgeschichtliche darin absolut irrtumslos und für den Glauben schlechthin verbindlich ist. Selbst das Vorhandensein grammatischer und stilistischer Ungenauigkeiten und die Möglichkeit des Eindringens falscher Lesarten wurde geleugnet. Als die fortschreitende Forschung in den Bibelhandschriften zahllose Varianten, die philol. Betrachtung auch allerlei Verschiedenheiten des Stils, namentlich im Neuen Testament, im Vergleich mit der klassischen Gräcität viele Spuren einer schon gesunkenen Sprache entdeckte, hatten die Orthodoxen schwere Mühe, sich mit diesen Thatsachen zurechtzufinden. Einmal durchlöchert, ging die altprot. Inspirationslehre Schritt für Schritt ihrer Auflösung entgegen.

Schon die Socinianer und Arminianer hatten die I. auf die Bewahrung der biblischen Schriftsteller vor jedem Irrtum beschränkt; Georg Calixtus (s. d.) wollte die positive I. nur auf Mitteilung der zur Erlösung notwendigen Wahrheiten beziehen und hielt im übrigen ebenfalls die negative Bewahrung vor Irrtum für ausreichend. Seit dem 18. Jahrh. mehrten sich die Angriffe auf die Inspirationslehre. Die Eigentümlichkeit der biblischen Schriftsteller macht sich nicht nur im Stil, sondern auch in der Auffassung und Darstellung bis ins einzelnste bemerklich. Außer den einander vielfach widersprechenden und sonst unglaubhaften geschichtlichen Berichten, ihrem teilweise sagenhaften, teilweise tendenziösen Charakter zeigte sich auch noch im Neuen Testament eine Mehrheit von zum Teil einander ausschließenden Lehrweisen und eine durchgängige Abhängigkeit der religiösen Vorstellungsform von der Weltanschauung und den Bildungsvoraussetzungen des Altertums. Hierzu kam endlich die litterarhistor. Kritik, welche in weit umfassenderm Grade denn je von der durchgängigen Echtheit der biblischen Bücher Abzüge machte und die geschichtliche Entstehung derselben rein menschlich zu erklären wußte. Die moderne Orthodoxie hat die meisten dieser wissenschaftlichen Ergebnisse geleugnet und jede Anwendung der histor. Kritik auf das «göttliche Wort» als einen Frevel am Heiligtum von sich gewiesen. Dennoch ist auch sie fast durchgängig von dem ungläubigen Zeitgeiste ange-

Digitized by Google

steckt, indem sie die altorthodoxe Inspirationslehre als unhaltbar bezeichnet und dafür einer geistigern Auffassung sich rühmt, die jedoch nichts ist als eine Erneuerung der von den Vätern der Orthodoxie als häretisch abgewiesenen Ansicht Calixts. Gibt man einmal bei der Entstehung der Bibel auch eine menschliche Seite zu, so muß man auch die Möglichkeit menschlichen Irrtums und ebendamit das Recht der Kritik, welcher sich keine äußern Schranken ziehen lassen, zugestehen. Die freie Theologie der Gegenwart hat den Begriff der J. auf die religiöse Begeisterung zurückgeführt, die bleibende Bedeutung der Schrift aber in ihrem spezifisch religiösen Gehalte gesehen. Sofern im geschichtlichen Christentum die Idee der vollkommenen Religion thatsächlich verwirklicht ist, besitzen wir in den biblischen Schriften die Urkunden über deren geschichtliche Begründung, wie dieselbe im Alten Testament vorbereitet, im Neuen Testament aber vollends offenbart worden ist. Eben darum ist der religiöse Inhalt der Schrift «Gottes Wort», d. h. Gesetz und Evangelium, welche in ihrer untrennbaren Zusammengehörigkeit die Ordnung der vollkommenen Erlösungsreligion darstellen.

Inspirationsgemeinden, s. Inspirierte.

Inspirieren (lat.), einem etwas einhauchen, einflößen, eingeben. (S. Inspiration.)

Inspirierte oder Inspirationsgemeinden. Als bald nach 1700 die Camisarden (s. d.) in den Cevennen durch die Gewalt der Waffen ausgerottet oder unterworfen wurden, retteten sich einige ihrer Anführer und Propheten durch die Flucht. Sie kamen 1706 nach London und wandten sich 1711 nach den Niederlanden und nach Deutschland. Sie gründeten in Halle und Berlin rasch wieder verschwindende Gemeinden, gewannen dagegen bleibenden Einfluß in der Wetterau. Ihre Anhänger, welche eigene Gemeinschaften bildeten, hießen J., weil sie sich fortgehender Eingebungen (Inspirationen) des Heiligen Geistes rühmten. In der Lehre stimmten sie mit der evang. Kirche im wesentlichen überein, verwarfen nur deren äußere Ordnungen, vor allem das Predigtamt und die Sakramente. Als Häupter der J. in der Wetterau traten vor allen mehrere Separatisten aus Schwaben hervor: Eberhard Ludwig Gruber (1665—1728) in Himbach, früher Repetent in Tübingen und Pfarrer bei Göppingen, Johann Friedrich Rock (1678—1749), gräflich Isenburgischer Hofsattler in Himbach, und Ernst Christoph Hochmann von Hochenau (1670—1721) in Schwarzenau bei Berleburg. Am 4. Juli 1716 gaben die J. sich zu Büdingen ihre Verfassung, nämlich «die 24 Regeln der wahren Gottseligkeit und heiligen Wandels», und gründeten in den Rheinlanden und in benachbarten Ländern eine Anzahl von Gemeinden. Allmählich aber ließ die Begeisterung nach, viele waren seit 1725 nach Germantown in Pennsylvanien übergesiedelt, andere schlossen sich den Herrnhutern an, und die J. schienen verschwunden zu sein. Erst 1816 erstand ihnen in dem straßburger Schneider Michael Krausert ein neues Werkzeug, worauf um 1820 zahlreiche fast vergessene Gemeinden im Elsaß, in der Pfalz und in der Wetterau wieder hervortraten. Wegen staatlicher Bedrückung wanderten seit 1841 die meisten J. nach Amerika aus, wo sie in Ebenezer bei Buffalo eine blühende, in teilweiser Gütergemeinschaft lebende Kolonie begründeten. Auch in Canada und Jowa haben sie Niederlassungen begründet. Vgl. M. Göbel, «Geschichte der wahren Inspirationsgemeinden» (in der «Zeitschrift für histor. Theologie», 1854—57).

In spiritualibus (lat.), in geistlichen Angelegenheiten. [davon Inspektion (s. d.).

Inspizieren (lat.), besichtigen, beaufsichtigen;

Installation (mittellat.) nennt man die Einweisung in ein Amt, besonders in ein geistliches, und zwar an dem Orte, wo der Berufene seine Wirksamkeit äußern soll.

Instant (lat.), Bittsteller, Ansucher.

Instanz (lat., von instare, bei etwas bestehen, eine Sache verfolgen) bezeichnet die Gerichte in ihrer stufenweisen Über- und Unterordnung. (S. Gericht, Gerichtsbarkeit.) Absolutio ab instantia, «Entbindung von der J.», Endigung des Prozesses ohne ein entscheidendes Urteil in der Sache selbst. (S. Urteil.)

In statu quo (lat.), in dem Zustand, in welchem (sich etwas befindet), im gegenwärtigen Zustande.

Instaurieren (lat.), wieder in Stand setzen, wieder aufrichten, erneuern; davon: Instauration.

Inster, ein rechter Nebenfluß des Pregel in Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, der durch seinen Zusammenfluß mit der Pissa und der Angerapp den Pregel entstehen läßt.

Insterburg, Kreisstadt und Garnisonsort im ostpreuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, 90 km östlich von Königsberg, an der Angerapp und Inster, welche sich hier zum schiffbaren Pregel vereinigen, freundlich gelegen, Station der Linien J.-Memel-Königsberg-Eydtkuhnen, J.-Lyck, Thorn-J. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Land- und Amtsgerichts, eines Landratsamts, einer Handelskammer und einer Reichsbankkommandite, hat ein Schloß, zwei evang. Kirchen, ein Gymnasium mit Realgymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Fortbildungsschule, eine Provinzialstrafanstalt, ein bedeutendes Landgestüt, eine landwirtschaftliche Versuchsstation und zählt (1880) 18745 meist prot. E. J. treibt bedeutenden Handel mit Getreide, Flachs u. dgl. Zahlreiche Genossenschaften, darunter der Vorschußverein mit einem Umsatz von nahezu 30 Mill. Mark, unterhalten ein reges gewerbliches Leben. — J. ist als Schloß vom Deutschen Orden erbaut worden, war eine Komturei und wurde 1317 in eine Pflege verwandelt. Nachdem 1525 die Pflege aufgehoben und J. der Sitz eines Amts geworden war, wurde der Ort 1583 zur Stadt erhoben.

Der Kreis Insterburg zählt 1200 qkm mit (1880) 71349 meist prot. E.

Instigieren (lat.), anreizen, anstiften, aufhetzen; instigante diabolo, auf Anreizung des Teufels; Instigation, Anreizung u. s. w.

Instillation (lat.) oder Einträufelung, in der Medizin die tropfenförmige Anwendung von Flüssigkeiten auf kranke Körperstellen, ist namentlich bei Krankheiten der Augen und des Gehörorgans üblich und wird meist vermittelst besonderer Vorrichtungen (Glasstäbchen, Tropfenzähler u. dgl.) ausgeführt.

Instinkt (lat.) oder Naturtrieb nennt man bei tierischen Wesen jeden bewußtlosen und unwillkürlichen Antrieb ihrer Thätigkeit. Er äußert sich teils im Begehren oder Vermeiden, teils im Schaffen oder Zerstören u. dgl. Der J. ist meist angeboren, da er sich oft sogleich mit dem Dasein eines

Digitized by Google

tieriſchen Weſens äußert; doch mag manches, was man aus Unkenntnis der Tierſeele oder aus Unachtſamkeit auf dieſelbe für J. erklärt, wohl ein Ergebnis teils wiederholter Beobachtung, teils der Nachahmung und Angewöhnung ſein. Es gibt J., welche allen tieriſchen Geſchöpfen gemein ſind, z. B. der Nahrungs- und Geſchlechtstrieb, andere, welche nur beſondern Tierarten eigen ſind, z. B. den Waſſervögeln der Trieb, im Waſſer zu ſchwimmen. Noch andere Triebe ſind an periodiſche Bedingungen und Verhältniſſe gebunden, z. B. bei Zugvögeln der Trieb zu Verſammlungen und Wanderungen. In den J. der Tiere, insbeſondere inſofern ſie ſich, z. B. bei den Bibern, Bienen u. ſ. w., als Kunſttriebe äußern, iſt viel Überraſchendes und Unerklärbares, indem manches Tier in demjenigen, was ſeine Intereſſen angeht, vermöge ſeines J. klüger und ſcharfſinniger zu Werke zu gehen ſcheint, als der denkende Menſch nur irgend könnte. Man hat daher den J. auch wohl als eine unbewußt und blind wirkende Vernunft aufgefaßt, weil er einerſeits mit den Wirkungen der Vernunft wetteifert, andererſeits ohne Willkür und ohne Bewußtſein ſeine Bewegungen mit derſelben Blindheit verrichtet, womit die ſog. Reflexbewegungen im Muskelſyſtem auf die ihnen entſprechenden Reize eintreten.

Am beſtimmteſten und ausgeprägteſten treten die J. bei den Tieren auf, während die Naturanlage des Menſchen auf die Entwickelung der vernünftigen Überlegung berechnet iſt. Beim Menſchen wird daher der J. von der geiſtigen Bildung verdrängt; bei Verwilderung tritt er wieder hervor und macht auch in Zuſtänden der Krankheit ſich nicht ſelten geltend. So zeigt ſich z. B. in Fiebern ein größeres Verlangen nach Flüſſigkeiten; bei großer Schwäche Durſt nach Wein; bei Perſonen, die viel Säure im Magen haben, ein Trieb zu erdigen Mitteln (Kreide, Thon). Öfters iſt dies ein J., welcher ein inneres, der Krankheit angemeſſenes Bedürfnis verkündigt, deſſen Befriedigung nicht nur unſchädlich, ſondern ſogar heilſam iſt. Aus demſelben J. picken die Hühner viel Kalk zu der Zeit, wo ſie Eier legen; aus demſelben J. trinkt der Eskimo in der ſtrengen Polarkälte Thran in Menge, um den intenſiven Atmungs- und Verbrennungsprozeß im Innern ſeines Körpers durch reichliche Zufuhr von Kohlen- und Waſſerſtoff zu unterhalten. Aber auch mitten in die Thätigkeiten der bewußten Vernunft miſcht häufig ein gewiſſer J. ſich wirkſam und erfolgreich ein. Denn das, was man einen richtigen Takt zu nennen pflegt ſowohl im Urteil als in der Handlungsweiſe, iſt vielfach ein der bewußten Überlegung zu Hilfe kommender dunkler Antrieb, welcher dort ergänzend fortwirkt, wo die bewußte Überlegung für ſich allein nicht ausreicht. Während die ältere Auffaſſung an Stelle der Vernunft des Menſchen dem Tiere den J. zuſprach, erkennt die neuere Naturforſchung (Darwin und Nachfolger) nur quantitative Unterſchiede der gleichen Seelenvermögen bei Menſch und Tieren an und erklärt die inſtinktiven Handlungen als «ererbte Gewohnheiten». Das Wandern der Zugvögel, früher als ein unbegreiflicher Naturtrieb angeſehen, erklärt ſich ſehr einfach als eine Anpaſſung an die äußern Verhältniſſe, wenn man annimmt, daß dieſe Vögel urſprünglich Standvögel waren, die unter ganz allmählich ſich einſtellenden klimatiſchen Änderungen im Laufe der Jahrtauſende Strichvögel und ſchließlich Zugvögel wurden, ſodaß die zu überfliegenden Meere und der Wandertrieb ſich miteinander bildeten und kein Individuum merklich anders lebte, als ſeine nächſten Ahnen und Enkel. Triebe geſellig lebender Tiere (ſowie des Menſchen), welche zu gemeinſamen Handlungen führen (der Neſtbau der Bienen, das Töten der Drohnen und Räuber), werden als Sozialinſtinkte bezeichnet; die Eigentums- und Lebensachtung bei dem Menſchen, die Nächſtenliebe, Vaterlandsliebe u. ſ. f. als analoge J. aufgefaßt.

Inſtitor heißt im röm. Rechtsleben der Gehilfe oder Verwalter, welchen der Inhaber eines Gewerbes zum Zweck ſeiner Entlaſtung von Geſchäften oder ſeiner Vertretung in Abweſenheit angeſtellt hat. Die vom röm. Recht für dieſes Verhältnis entwickelten Grundſätze, beſonders diejenigen über die Haftung des Prinzipals aus Rechtshandlungen des J. (actio institoria), finden heutzutage auf die in einem Gewerbebetrieb oder einem Handelsgeſchäft zu gleichem Zweck angeſtellten Perſonen Anwendung. Doch hat die Regulierung von deren Rechtsverhaltniſſen auch das Handelsgeſetzbuch in die Hand genommen. (S. Handlungsdiener.)

Inſtituieren (lat.), einrichten, unterweiſen oder anweiſen; Inſtitut, Einrichtung, Anſtalt, insbeſondere Privaterziehungsanſtalt.

Institut de France (Inſtitut von Frankreich), die höchſte offizielle Körperſchaft für Wiſſenſchaft und Kunſt in Frankreich, iſt, nach der heutigen Geſtaltung, der Geſamtname für die fünf Akademien: Académie française, Académie des inscriptions et belles-lettres, Académie des sciences, Académie des beaux-arts und Académie des sciences morales et politiques. Jedes Mitglied einer dieſer fünf Akademien heißt Membre de l'Institut de France. Nachdem durch ein Dekret des Konvents vom 8. Aug. 1793 die drei zuerſt genannten Akademien, ſowie die Académie de peinture et de sculpture und die Académie d'architecture aufgehoben waren, beſchloß das Direktorium durch ein Geſetz vom 25. Okt. 1795 die alten Geſellſchaften durch eine neue zu erſetzen, die den Namen Institut national des sciences et des arts führen ſollte. Dasſelbe zerfiel in drei Klaſſen: Classe des sciences physiques et mathématiques (60 Mitglieder), Classe des sciences morales et politiques (60 Mitglieder), Classe des littérature et beaux-arts (48 Mitglieder), alſo im ganzen 144 Mitglieder in 24 Sektionen. Bonaparte, der ſelbſt Mitglied des Inſtituts war und dieſe Ehre ſehr hoch ſchätzte, bildete 1802 eine Kommiſſion, auf deren Gutachten das Nationalinſtitut 23. Jan. 1803 eine neue Einrichtung und vier Klaſſen erhielt: die erſte für die mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften; die zweite für franz. Sprache und Litteratur, die dritte für Geſchichte und alte Litteratur, die vierte endlich für die ſchöne Kunſt. Bezeichnend für ſeinen Charakter iſt, daß er die Classe des sciences morales et politiques, d. i. Philoſophie, Geſchichte, Jurisprudenz, Staatsökonomie und ſogar Geographie, unterdrückte; er lehnte alſo ſich der alten Organiſation der Akademien an, indem er nun die beiden Kunſtakademien in eine einzige Klaſſe verſchmolz. Nach der Wiederherſtellung des Königtums gab Ludwig XVIII. durch Ordonnanz vom 21. März 1816 dieſen vier Klaſſen den Namen Akademie wieder, aber beſtimmte in dieſer Akte auch deren Zuſammenſetzung, indem er alle mißliebigen Mitglieder ausſchloß und durch neue Akademiker erſetzte. Der Name Inſtitut, ohne Zuſatz, wurde beibehalten und

Digitized by Google

es bestand aus folgenden Akademien: Académie française, Académie des inscriptions et belles-lettres, Académie des sciences, Académie des beaux-arts. Durch Ordonnanz vom 26. Okt. 1832 wurde die 1803 eingegangene Klasse für die moralischen und polit. Wissenschaften, die Académie des sciences morales et politiques, als eine fünfte Akademie mit zuerst nur 30 Mitgliedern wiederhergestellt.

Die Académie française, welche noch immer ihre ursprünglichen Statuten besitzt und aus 40 Mitgliedern besteht, hat die Bestimmung, die Sprache zu reinigen und festzustellen, die Schwierigkeiten derselben zu erläutern und den Charakter und die Grundsätze derselben aufrecht zu erhalten. Ihre gewöhnlichen Arbeiten bestehen daher in Debatten über alles, was auf Grammatik, Rhetorik und Poetik Bezug hat; ferner in kritischen Bemerkungen über die Vorzüge und Mängel der franz. Schriftsteller und in Vorarbeiten für Musterausgaben von franz. Klassikern und besonders für die Abfassung eines Wörterbuchs, welches bei linguistischen Streitigkeiten die höchste Instanz vertritt.

Die Académie des inscriptions et belles-lettres trägt den Namen der alten seit dem 16. Juli 1701 bestehenden Körperschaft, die 1663 gegründet wurde, nicht um Inschriften zu erklären, sondern um dieselbe für Ludwig XIV. zu machen. Sie entstand aus einer Kommission von vier Mitgliedern der Académie française, und hieß La petite Académie. Ihre Aufgabe wurde bald diejenige, die sie noch heute ist, sich vorzugsweise mit der Geschichte und Altertumswissenschaft, mit dem kritischen und philol. Studium der Sprachen des klassischen Altertums, des Morgenlandes und Mittelalters, zu beschäftigen, sowie mit der Erläuterung der Urkunden und Quellen für die Geschichte, insbesondere Frankreichs. Unter den von ihr herausgegebenen Werken sind außer den «Mémoires» noch besonders hervorzuheben die «Collection de notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque royale et d'autres bibliothèques publiques» und die große, von den Benediktinern der Kongregation von St.-Maur begonnene «Histoire littéraire de la France». Sie besteht aus 40 ordentlichen, 10 freien Mitgliedern (Membres libres), 8 Associés étrangers, die das Recht haben, sich Membres de l'Institut zu nennen, und 50 Korrespondenten. Wie die Französische Akademie, hat sie keine Sektionen.

Die Académie des sciences zerfällt in 11 Sektionen (Geometrie, Mechanik, Astronomie, Geographie und Schiffahrt, allgemeine Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Ökonomie, Anatomie und Zoologie, Medizin und Chirurgie) mit zusammen 66 ordentlichen, 10 freien Mitgliedern, 2 immerwährenden Sekretären (78 Mitgliedern), 8 fremden Associés, 100 Korrespondenten. Sie ist die Fortsetzung der berühmten von Colbert 1666 gestifteten alten gleichnamigen Gesellschaft. Sie gibt heraus: 1) die Protokolle ihrer Sitzungen, 2) die Sammlung ihrer Mémoires, 3) eine Sammlung der von verschiedenen Gelehrten überreichten Mémoires.

Die Académie des beaux-arts ersetzt die vom Maler Lebrun 1648 gestiftete, 1655 patentierte, und 1664 von Colbert eingerichtete Académie de peinture et de sculpture, sowie die von demselben Staatsmann 1671 gestiftete Académie d'architecture. Sie besteht aus 5 Sektionen mit 40 ordentlichen, ferner 10 freien Mitgliedern, 1 Secrétaire perpétuel (51) und 10 Associés étrangers, sowie aus einer unbestimmten Zahl von Korrespondenten. Ihr liegt es besonders ob, die Aufgaben zu stellen, die Programme abzufassen und als Schiedsrichter aufzutreten für die jährlichen Prix de Rome in der Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Kupferstecherei und musikalischen Komposition; die ersten Preisträger werden Zöglinge der franz. Académie de Rome. Sie gibt unter andern das «Dictionnaire général des beaux-arts» heraus.

Die Académie des sciences morales et politiques zählt laut Dekret vom 15. April 1855 40 ordentliche, 6 freie Mitglieder, 1 Secrétaire perpétuel (47 Mitglieder), 6 auswärtige und 45 Korrespondenten und zerfällt in 6 Sektionen: Philosophie; Moral; Gesetzgebung, Staatsrecht und Jurisprudenz; Nationalökonomie und Statistik; allgemeine Geschichte und Geschichtsphilosophie; Politik, Administration und Finanzen.

Es gibt somit 266 franz. und 22 fremde Mitglieder des Institut de France. Jede dieser fünf Akademien bildet eine Körperschaft für sich; eine jede hat ihre wöchentliche und ihre Jahressitzung, jede einen oder auch zwei ständige Sekretäre. Doch bildet der Komplex wiederum eine besondere Korporation, deren Interessen durch bestimmte, aus den fünf Akademien gebildete Kommissionen überwacht werden. Das Institut de France hat vier trimestrielle und eine feierliche Jahressitzung am 25. Okt. Die ordentlichen Mitglieder erhalten 1200 Frs. Indemnität und Präsenzgelder, die freien Mitglieder nur die letztern; sie tragen bei feierlicher Gelegenheit eine Uniform (schwarz mit grüner Stickerei), zu deren Anlegung auch die auswärtigen Mitglieder befugt sind.

Institutionen (lat., d. i. Belehrungen, Erörterungen, dann Einrichtungen) nennt man vorzugsweise einen Teil des Corpus juris (s. d.), welcher eine encyklopädistische Übersicht des Römischen Rechts (s. d.) enthält und, obgleich zunächst zur Einleitung in das Rechtsstudium bestimmt, Gesetzeskraft hat. Die J. wurden unter Justinian im J. 533 durch die Gesetzgebungskommission mit Benutzung des gleichnamigen Lehrbuchs des Gaius (s. d.) ausgearbeitet.

Im kirchenrechtlichen Sinne ist Institution die Übertragung eines kirchlichen Amtes durch den geistlichen Obern, falls sein der Regel nach freies Verleihungsrecht beschränkt ist. Institutio collativa nennt man speziell die Verleihung eines dem Patronatrecht unterworfenen Beneficiums, institutio canonica die des Papstes bei Ämtern, für welche Landesherren ernennen. Die J. gibt ein Recht auf das Amt, die mit demselben verbundenen Befugnisse und den Besitz desselben. Der letztere wird indessen erst erworben durch Einweisung, für welche gleichfalls die Bezeichnung institutio (corporalis) üblich ist.

Instradieren (ital.), den Weg, die Route anweisen, vorschreiben.

Instruktion (lat.) ist soviel als Belehrung, Unterricht, Anweisung; dann bezeichnet es aber auch die Verhaltungsvorschriften, die dem Bevollmächtigten von den Vorgesetzten gegeben werden. Instruktor bezeichnet einen Lehrer, vornehmlich bei einem Prinzen, zum Unterschied von den eigentlichen Erziehern desselben.

Instruktion. Nach der preuß. Prozeßordnung von 1781 und der darauf beruhenden Allgemeinen

Digitized by Google

Gerichtsordnung für die preuß. Staaten war der Richter verpflichtet, von Amts wegen den Civilprozeß vollständig zu «instruieren», selbst die Prozeßmaterialien zu sammeln, die erheblichen Thatsachen durch eigene Untersuchung aufzuklären, alle dazu nur irgend vorhandenen Mittel anzuwenden und zu erschöpfen. Dieser Grundsatz ist bereits durch die preuß. Gesetzgebung mit der Verordnung vom 21. Juli 1846 wieder verlassen worden. Das Gegenteil besagt die sog. Verhandlungsmaxime, welche wie den frühern gemeinen so den heutigen deutschen Prozeß beherrscht.

Instruktionsmaxime, s. u. Verhandlung.

Instrument, juristisch soviel wie Urkunde; Instrumentszeugen, die bei Errichtung einer Urkunde zugezogenen Urkundspersonen. (S. Urkunde.)

Instrument (lat.) heißt im allgemeinen ein Werkzeug, welches zu wissenschaftlichen, künstlerischen oder technischen Zwecken dient, daher man von mathematischen, astronomischen, physikalischen, chirurgischen und andern J. spricht. Insbesondere aber in der Musik hat das Wort Heimatsrecht erlangt, weil sich das J. hier gleichsam in ein lebendiges, an Sprache und Ausdruck eigentümliches Wesen verwandelt.

Musikalische Instrumente nennt man alle Werkzeuge, Körper und Maschinen, die zur Klangerzeugung verwendet werden. Nach den verschiedenen Weisen, wie sie intoniert, d. h. zum Erklingen gebracht werden, lassen sie sich in drei Klassen teilen: in Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente. Die Saiteninstrumente teilt man wieder in Streich- oder Bogeninstrumente und in harfenartige, die Blasinstrumente in Holz- und Messinginstrumente ein. Eigentlich gibt es nur zwei Arten der Tonerzeugung; entweder ist ein in Schwingung gesetzter fester, elastischer Körper oder ein gebrochener Luftstrom das tongebende Element. Als klingende Körper können die verschiedenartigsten Stoffe in sehr verschiedenartiger Form und Anwendung dienen, z. B. Metall- und Darmsaiten, Holz- und Metallblättchen oder Zungen, gegerbte Tierfelle, Glas- und Metallglocken u. s. w., die wiederum entweder durch Reibung, wie Violon, Violoncello, Bratsche, Violine, Gambe und Harmonika, oder durch Reißen, wie Harfe und Guitarre, oder durch Schlagen mit Hammer oder Klöppel, wie Pianoforte, Hackebrett, Pauken und Tamtam, oder durch Wind, wie Oboe, Klarinette, Fagott, Physharmonika und die Zungenwerke in der Orgel, zum Erklingen gebracht werden. Von der zweiten Art sind nur wenige Blasinstrumente, nämlich die Flöte, die Schnabelflöte (flûte douce), das Flageolet, der Czakan und alle Labialstimmen der Orgel. Trompete, Horn und Posaune rechnet man in der Regel zur ersten Gattung. Ob aber wirklich die Lippen des Bläsers, wie bei den Zungenstimmen, und nicht vielmehr der durch sie gepreßte Luftstrom, wie bei den Labialstimmen, das eigentliche Agens sei, ist noch zu erweisen. Die ältesten, schon bei den Ägyptern, Hebräern und Griechen bekannten J. waren harfen- und zitherartige Saiten-, sowie flöten- und trompetenartige Blasinstrumente. Geigeninstrumente mit Bogen waren den Alten unbekannt und wurden seit dem frühen Mittelalter in reichster Mannigfaltigkeit ausgebildet. Spätern Ursprungs sind Fagott und Oboe; die Klarinette wurde erst um 1690 erfunden. Die Klavierinstrumente verdanken ihren Ursprung (vor dem J. 1500) nicht bloß dem Versuche, das ältere Hackebrett mit einem bequemen Mechanismus zu versehen, sondern vornehmlich dem Bestreben, ein passendes Instrument für freie accordliche, nicht contrapunktische Harmonie zu gewinnen. Gleichzeitig oder ein wenig früher ist die endliche Vervollkommnung der Orgel zu setzen, obwohl die ersten Anfänge ihrer Erfindung in die vorchristl. Zeit hinaufreichen. Von den zahlreichen neuerdings erfundenen J. hat nur die Physharmonika eine große Verbreitung gefunden. — Über die genannten musikalischen J. vgl. die einzelnen Artikel.

Instrumentālis, grammatikalischer Casus (s. d.), zur Bezeichnung des Mittels oder Werkzeugs, existiert noch z. B. in den slaw. und litauischen Sprachen.

Instrumentalmusik heißt alle durch bloße Instrumente ausgeführte Musik, im Gegensatze zur Vokalmusik, deren Darstellungsmittel die menschliche Stimme ist. Im Ursprunge ist die J. mit der Gesangmusik gleich alt und hat sich auch derselben zur Seite gehend entwickelt, ihre volle Selbständigkeit in allen Gattungen aber erst erlangt, nachdem der Kunstgesang seinen Höhepunkt erreicht oder bereits überschritten hatte. In Verbindung mit dem Gesange nimmt die J. die Form der Begleitung an; hier ist sie nicht das erste, sondern das zweite, was aber seit Beethovens 9. Symphonie vielfach verkannt wird. Vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrh. haben sich die Italiener um die Ausbildung der J. die größten Verdienste erworben. Im 17. Jahrh. traten die Franzosen hinzu; vom 18. an besonders die Deutschen, die zunächst in allem, was die Orgel betraf, und dann seit Haydn in der selbständigen Kammer- und Orchestermusik das Höchste erreichten. (S. Musik.)

Instrumentation, Instrumentierung, die Anordnung der Instrumente (Tonwerkzeuge) in Instrumentaltonstücken oder Vokalstücken mit Instrumentalbegleitung. Man gebraucht den Ausdruck sowohl in Bezug auf ein einzelnes Instrument, als auch, und zwar vorzugsweise, auf die gleichzeitige Verwendung einer Mehrheit verschiedener Instrumentengattungen. Die J. eines mit verschiedenen Instrumentengattungen besetzten Tonstücks verlangt, neben der charakteristischen Verwendung jedes einzelnen Instruments, ebenso charaktervolle als wohlklingende Kombinationen aller in dem Stücke vorkommenden Instrumente. Man kann die J. eines Tonsatzes als eine von der eigentlichen Erfindung und Anlage desselben gesonderte Beschäftigung ansehen, doch muß bei allen guten Tonstücken die J. so natürlich und charakteristisch erscheinen, als gehörten der Tongedanke und seine instrumentale Umkleidung ursprünglich zusammen. Zur J. wird vorausgesetzt: genaue Kenntnis der spezifischen Charaktereigentümlichkeiten, des Umfangs, der Klangfarbe, Technik und Notirungsart eines jeden Instruments; ferner sorgfältiges Studium der aus Mischung verschiedener Instrumentengattungen und Arten hervorgehenden Klangwirkungen. Kenntnis hiervon ist vorzugsweise aus den Partituren der Meisterwerke und aus Vergleichung derselben mit der Wirkung in den Ausführungen zu schöpfen. Die J. gestaltet sich verschieden je nach der Zusammensetzung der benutzten Instrumente. In dieser Hinsicht findet unter den Tonwerken verschiedener Zeiten ein großer Unterschied

Digitized by Google

multuarischen Widersetzlichkeit gegen Anordnungen oder Handlungen der Obrigkeit, und von einem bloßen Auflauf, d. h. einer öffentlichen Zusammenrottung. — In Ungarn hieß bis zu den Ereignissen von 1848 J. das allgemeine Aufgebot des Reichsadels zur Verteidigung der Grenzen, was bei dringenden Gefahren vom König ausging, wo dann jeder Adelige verbunden war, in Person bewaffnet im Felde zu erscheinen, wie z. B. 1809 bei Raab gegen Eugène Beauharnais.

In suspenso (lat.), schwebend, unentschieden, im Ungewissen, in Zweifel.

Intabulation (neulat.), Einfassung mit Tafelwerk, Vertäfelung; auch Eintragung in die «Tabellen», namentlich des Hypothekenbuchs.

Intaglio, s. unter Gemme.

Intakt (lat.), unberührt, unverletzt, frisch.

Intaphernes (altpers. Vindafranâ) war einer der sechs Perser, die mit Darius vereint den falschen Smerdis, den Magier Gaumata töteten. J. soll, nach Herodot, im Kampfe mit dem Usurpator ein Auge verloren haben. Nach desselben Geschichtschreibers Angabe soll er auch bald nach Darius' Thronbesteigung mit fast allen seinen Söhnen und Hausgenossen getötet worden sein, weil er mit Gewalt in den Palast habe dringen wollen, wobei er den ihm widerstehenden Wächtern Nasen und Ohren abgehauen habe. Der Gattin sei auf ihr Flehen das Leben eines von ihr zu wählenden Verwandten zugestanden worden; sie habe ihren Bruder bezeichnet, weil sie diesen nach dem Tode ihrer Eltern nicht ersetzen, dagegen später mit einem andern Gatten andere Kinder haben könne. Der König habe aus großer Gnade noch den ältesten Sohn freigegeben, die andern aber töten lassen. Dieselbe Sage findet sich auch anderswo im Orient verbreitet. Die Inschrift von Bisutun bestätigt glänzend Herodots Angabe insofern, als sie unter den sechs Verschworenen wirklich den J., Sohn des Dospares (Vayaspâra) nennt; sie empfiehlt aber J., wie seine Genossen und deren Familien, dem Wohlwollen der Nachfolger des Königs. Da der Text mindestens zehn Jahre nach Darius' Thronbesteigung verfaßt ist, J. also noch lange nachher gelebt hat, mag die von Herodot erzählte Geschichte auf einer Sage beruhen.

Intarsia (Intarsiatūr, ital.), Bezeichnung für die künstlerische Einlage von Holz in Holz, im Unterschied von Mosaik als Zusammensetzung von Steinen, sowie im Unterschied von Tauschierarbeit als der Einlage eines Metalls in ein anderes. Man legte ein helleres Holz in ein dunkleres, oder umgekehrt, färbte auch später die Hölzer. Die Arbeit war in früherer Zeit vorzugsweise italienisch, und zwar fällt die Blüte in das 15. Jahrh., in die Zeit der Frührenaissance. Aus dieser Epoche sind noch viele und schöne J. erhalten, zumal in den Kirchen an den Chorstühlen, so z. B. im Chor der Kirche Santa-Maria Novella in Florenz. Diese Beispiele sind meistens ornamental gehalten. Als aber die Kunst in das 16. Jahrh. hinüberging, erweiterte sie sich nach Gegenstand und Anwendung. Sie bedeckte nun Möbelstücke, insbesondere Kabinettkästen mit bildlicher Darstellung, mit Architekturen, Landschaften und auch Figuren. So wurde sie am Ende des 16. und im 17. Jahrh. alsdann auch in Augsburg, Nürnberg, am Rhein und in Holland geübt, und als sich unter Ludwig XIV. die franz. Kunstindustrie erhob, fand sie in Paris als

Digitized by Google

Marqueterie einen blühenden Sitz, den sie im ganzen 18. Jahrh. behauptete. Selbst in den Empirestil ging sie hinüber und hat in den letzten Jahrzehnten unter dem zweiten Kaiserreich erneuerten Aufschwung genommen. Die spezifisch franz. Phantasie- und Luxusmöbel im Stil Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. haben diesen Schmuck vor andern bevorzugt. Neuerdings werden Intarsien oder Marqueteriearbeiten, sowohl für Möbel als auch für Lambris (Täfelwerk einer Wand), auch in England mit großer Feinheit und Vollendung verfertigt, während die deutsche Kunstindustrie statt dessen die geschnitzte Arbeit begünstigt.

Intarsiatur, s. Intarsia.

Intĕger vitae scelerisque purus (lat.), «Der im Lebenswandel Unbescholtene und von Schuld Reine», Citat aus Horaz' «Oden» (I, 22, 1).

Integral (neulat.), ein Ganzes ausmachend, für sich bestehend, als Substantiv eine Art holländ. Staatspapiere, als integrierende Teile der Staatsschuld.

Integralrechnung heißt derjenige Teil der Infinitesimalrechnung oder höhern Analysis, welcher aus einer gegebenen Gleichung zwischen den Differentialen zweier oder mehrerer veränderlicher Größen eine Gleichung zwischen diesen Größen selbst auffinden lehrt. Das Integral eines gegebenen Differentials ist diejenige Funktion einer oder mehrerer veränderlicher Größen, durch deren Differentiation jenes Differential entsteht; es wird durch das dem Differential vorgesetzte Zeichen $\int$ bezeichnet. Z. B. $\int x^5 dx = \frac{1}{6}x^6 + y$, wenn y von x nicht abhängt, sodaß besondern Werten y (der Integrationskonstante) partikuläre Integrale des gegebenen Differentials entsprechen. Von besonderer Wichtigkeit ist das bestimmte Integral einer gegebenen Differentialformel, welches abhängt von der Untergrenze, von der Obergrenze und von den Konstanten (Parametern) der Formel, und deshalb die Quellen der transscendenten Funktionen erschließt. Die zu integrierenden Differentialgleichungen betreffen entweder Differentiale oder partiale Differentialquotienten erster oder höherer Ordnung. Die J. wurde, wie die Differentialrechnung, zuerst um 1666 in England von Newton und nicht lange nachher in Deutschland von Leibniz, dem die Schöpfungen Newtons nicht unbekannt geblieben waren, erfunden und seitdem insbesondere durch Bernoulli, Euler, d'Alembert, Lagrange, Gauß, Abel, Jacobi, Cauchy u. a. außerordentlich ausgebildet und bereichert. Vgl. Navier, «Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung» (aus dem Französischen von Wittstein, 4. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1875); Harnack, «Die Elemente der Differential- und Integralrechnung» (Lpz. 1881); Pasch, «Einleitung in die Differential- und Integralrechnung» (Lpz. 1882).

Integrieren (lat.), etwas als wesentlichen Teil zu einem Ganzen fügen, in der Mathematik: das Integral zu einem Differential bestimmen, auch allgemein: die Integralrechnung anwenden; integrierend (integrant), zum Ganzen gehörig und notwendig, es mit zusammensetzend und bildend.

Integrität (lat. Integritas), Zustand der «Ganzheit und Vollständigkeit», Unversehrtheit, Unverdorbenheit; in der Theologie eine dogmatische Eigenschaft der Bibel, wonach sie durch spätere Hände weder verstümmelt, noch verfälscht, noch durch Zufall verkürzt oder alteriert worden sein soll.

Integumentum (Eihülle) nennt man in der Botanik die Hüllen, welche in der Samenknospe den Eikern oder Nucleus umgeben. Sie sind entweder einfach oder doppelt vorhanden; in letzterm Falle unterscheidet man ein äußeres und ein inneres J. Die J. schließen am Scheitel des Eikerns nicht dicht zusammen, sondern lassen einen engen Kanal frei, die sog. Mikropyle oder den Keimmund, durch den der Pollenschlauch hindurch bis zum Eikern vordringt. (S. Befruchtung.)

Intellektuell (lat.) oder Intellektual bezeichnet im allgemeinen das, was sich auf das Wissen oder die Erkenntnis bezieht. In diesem Sinne spricht man z. B. von intellektueller Bildung, im Unterschied von der moralischen des Willens und der ästhetischen des Geschmacks. Im engern Sinne unterscheidet man intellektuelle Erkenntnisse von sinnlichen oder sensuellen und versteht darunter solche Erkenntnisse, die durch Verknüpfung und Entwickelung der Begriffe ohne Beihilfe der Erfahrung und sinnlichen Anschauung gewonnen werden können, und die man auch Verstandes- oder Vernunfterkenntnisse im Gegensatz zu sinnlichen Wahrnehmungen nennt. In diesem Sinne bietet nicht bloß die Philosophie, sondern auch die Mathematik ein intellektuelles Wissen dar. Objekte der Erkenntnis, welche gar kein Gegenstand der Erfahrung werden können, heißen intelligibel, d. h. nur durch Denken erkennbar. Solche intelligible Objekte bezeichnen die Begriffe Gottes, des Geistes u. s. w. Intellektualismus oder Intellektualphilosophie nennt man diejenige philos. Weltanschauung, nach welcher die Objekte der wahren Erkenntnis nicht im Bereiche der sinnlichen Wahrnehmung liegen, sondern die Quelle des Wissens über sie allein in dem Verstande und der Vernunft zu suchen ist. Dem Intellektualismus steht der Empirismus (s. d.) und Sensualismus (s. d.) entgegen. Eine noch engere Bedeutung erhielt das Wort «intellektuell» in den Systemen Fichtes und Schellings als Prädikat für die sog. intellektuelle Anschauung, unter welcher das oberste Prinzip alles Wissens verstanden wurde, für welches Fichte die absolute Spontaneität des Ich, Schelling die Identität aller Gegensätze in dem Absoluten erklärte.

Intelligenz (lat.) bezeichnet Verständnis, Einsicht, Erkenntnis; sodann die Vermögen, solche Einsicht zu erwerben, und endlich ein Wesen, welches durch solche Vermögen charakterisiert ist. Deshalb gelten nicht die Tiere, sondern erst der Mensch für eine J., indem sich seine Vorstellungen und Begriffe zu einem von den unmittelbaren sinnlichen Empfindungen unabhängigen, in sich selbst zusammenhängenden, bewußtvollen Gedankenkreise ausbilden, innerhalb dessen seine Überzeugungen von Wahrheit und Irrtum wurzeln. In demselben Sinne legen wir auch höhern geistigen Wesen, selbst dem höchsten, Gott, eine J. bei, deren Merkmale wir nach der Analogie dessen, was wir in uns selbst finden, bestimmen. Im speziellen Sinne nennt man intelligent jeden, der ein Gebiet des Wissens oder Handelns mit Klarheit beherrscht.

Intelligenzblätter, Titel für Zeitungen mit bloßen Annoncen, namentlich amtlichen Bekanntmachungen; Intelligenzcomptoir oder -Bureau soviel wie Adreßcomptoir (s. d.).

Intelligibel, s. unter Intellektuell.

Intemperanz (lat.), Unmäßigkeit.

Intempestiv (lat.), unzeitig.

Digitized by Google

Intendant, ſ. unter Intendantur.

Intendantur, eine den Haushalt des Heers verwaltende, beaufſichtigende und kontrollierende Behörde, die im deutſchen Heere den Armeekorps und den Diviſionen beigegeben iſt; an der Spitze desſelben ſteht ein Intendant, dem mehrere Intendanturräte zur Seite ſtehen. In der franz. Armee führt die Geſamtheit des den gleichen Zwecken dienenden Perſonals die Bezeichnung Intendanz. — Auch der obere Leiter einer Hofbühne heißt Intendant, die ihm unterſtellte Behörde Intendanz.

Intendanz, ſ. unter Intendantur.

Intenſion (lat.), d. i. Anſpannung, braucht man für erhöhte innere Wirkſamkeit im Gegenſatze der Extenſion oder Ausdehnung. So ſpricht man von einer J. oder Intenſität eines Gefühls, um die Stärke oder Innigkeit desſelben anzuzeigen. Intenſives Leben nennt man ein ſolches, welches man nicht nach der Zeitdauer, ſondern nach der innern Wirkſamkeit und ſeinem Gehalte nach beurteilt. Licht, Wärme, Kraft u. ſ. w., inſofern ſie einer Meſſung fähig ſind, heißen intenſive Größen im Gegenſatze zu den räumlich ausgedehnten oder extenſiven Größen. Das Licht der Sonne hat mehr Intenſität als das des Mondes, galvaniſche Ströme verſchiedener Batterien haben verſchiedene Intenſitäten u. ſ. w.

Intenſität, ſ. unter Intenſion.

Intenſiv, ſ. unter Intenſion.

Intenſive Wirtſchaft nennt man im Gegenſatz zur extenſiven Wirtſchaft diejenige Form des landwirtſchaftlichen Betriebes, bei welcher das Betriebskapital, namentlich alſo auch der Aufwand für Löhne, Dünger, Kraftfutter u. ſ. w. im Verhältnis zu der bewirtſchafteten Fläche vergleichsweiſe groß iſt. Es wird alſo unter ſolchen Umſtänden ein großer Rohertrag mit großen Koſten erzielt, und es wird von den konkreten Preisverhältniſſen abhängen, ob bei intenſiver Wirtſchaft das geſamte Grund- und Betriebskapital einen größern oder geringern Gewinn ergibt als bei extenſiver Wirtſchaft.

Intonsivum (lat., zu ergänzen verbum), ein Zeitwort, welches eine Verſtärkung ausdrückt.

Intention (lat.), nicht zu verwechſeln mit Intenſion (ſ. d.), heißt Richtung und wird gewöhnlich von der Richtung des Wollens, der Abſicht des Handelnden, gebraucht, von welcher der äußere Erfolg, die Wirkung der Handlung, abweichen kann. Der moraliſche Wert der Handlungen richtet ſich nach der J. und nicht nach dem Erfolg; doch wird dabei gefordert, daß zur Ausführung guter J. nur gute Mittel in Anwendung gebracht werden.

Intentionalismus, die Lehre, daß der Zweck die Mittel heilige.

Inter absontes (lat.), unter den Abweſenden.

Interamna (jetzt Terni), im Altertum Stadt im ſüdl. Umbrien am Nar, angeblich Heimat des Hiſtorikers Tacitus, ſowie der Kaiſer Tacitus und Florianus. — Eine andere Stadt J. mit dem Beinamen Lirinas lag am Liris in Latium (vielleicht das jetzige Terano).

Inter arma silent leges (lat.), «Unter den Waffen ſchweigen die Geſetze», d. h. im Kriege ſchweigt Geſetz und Recht, geht Gewalt vor Recht, Citat aus Ciceros Rede «Pro Milone» (IV, 10). — Offenbar dieſem Citat nachgebildet iſt: Inter arma silent musae, wörtlich: «Unter den Waffen ſchweigen die Muſen», d. h. im Kriege treten Kunſt und Wiſſenſchaft zurück, gedeihen Kunſt und Wiſſenſchaft nicht.

Intercalāris (lat.), eingeſchaltet; annus intercalaris, Schaltjahr; dies intercalaris, Schalttag.

Intercedendo (lat.), durch Verwendung, durch Fürſprache.

Intercedieren (lat.), dazwiſchentreten, ſich ins Mittel legen, ſich verwenden.

Intercellularräume nennt man in der botan. Hiſtologie alle diejenigen Zwiſchenräume, welche im Gewebeverband entweder dadurch entſtehen, daß die einzelnen Zellen teilweiſe ſich voneinander trennen, oder dadurch, daß einzelne Zellen oder Zellgruppen zerſtört werden und ſo eine von den umgebenden Zellen eingeſchloſſene Lücke gebildet wird. Man unterſcheidet nach der Entſtehungsweiſe zwei Gruppen von J., die ſchizogenen und die lyſigenen; die erſtern entſtehen beim Auseinanderweichen der Zellen, die letztern durch Zerſtörung der Zellen durch Auflöſung der Membran, Verſchleimung derſelben und ähnliche Umwandlungsprozeſſe. Die Geſtalt der J., ebenſo der Inhalt und ſomit auch die Funktion derſelben können ſehr verſchiedenartig ſein. Zwiſchen den großen Höhlungen im Innern mancher Stammorgane, wie z. B. der Bambusſaſtengel, die ja auch nichts anderes als J. ſind, bis zu den kleinſten, nur mit ſtarker Vergrößerung wahrnehmbaren Kanälchen gibt es alle Übergänge.

Nach dem Inhalte unterſcheidet man luftführende und ſekretführende J.; die erſtern ſind viel häufiger als die letztern, faſt in jedem fertigen Gewebe finden ſich zahlreiche, mit Luft erfüllte J.; ſie liegen in der Regel dort, wo die Zellen mit ihren Kanten früher zuſammenſchloſſen, und ſtehen untereinander in Verbindung, ſie bilden alſo ein zuſammenhängendes Syſtem, das mit der umgebenden Luft durch die Spaltöffnungen kommunizieren kann. Die Funktion dieſer Art von J. iſt jedenfalls, die Durchlüftung der im Innern der Pflanze liegenden Gewebe zu ermöglichen, was für die Atmung ſowohl als auch für die Tranſpiration von großer Wichtigkeit iſt. Bei den Landpflanzen bilden dieſe Art von J. meiſt nur enge Kanäle, und nur in dem ſog. Schwammparenchym der Blätter (ſ. Blatt) finden ſich größere Lücken; bei den Waſſerpflanzen dagegen, hauptſächlich bei den untergetauchten Teilen derſelben, nehmen die J. anſehnliche Dimenſionen ein, ſie bilden hier gewiſſermaßen Luftreſervoire, die ebenfalls für den Ernährungsprozeß von Bedeutung ſind, in manchen Fällen wohl auch zugleich als Schwimmorgane dienen. Die großen Hohlräume, die in vielen Stämmen durch Zerſtörung des Marks entſtehen, haben wohl kaum eine phyſiol. Bedeutung.

Die ſekretführenden J. teilt man nach ihrer Geſtalt ein in Intercellularlücken und Intercellulargänge. Die erſtern ſind kurze, lugelige, ringsum von Zellen umſchloſſene Hohlräume, die mit Harz, Gummi, Öl oder dergleichen angefüllt ſind; derartige drüſenartige Gebilde finden ſich in den Familien der Myrtaceen, Diosmeen, Rutaceen u. a., wo ſie die durchſcheinenden Punkte in den Blättern bilden. Die Intercellulargänge ſind lange Röhren, welche die Gewebe auf weite Strecken hin durchſetzen; ſie ſtehen oft miteinander durch Verzweigungen und Anaſtomoſen in Verbindung. Je nach ihrem Inhalte unterſcheidet man Harzgänge (ſ. d.), Gummigänge (ſ. d.), Milchſaftröhren, ölführende Gänge.

Digitized by Google

Von den Intercellulargängen ſind diejenigen Gänge oder Röhren entwickelungsgeſchichtlich verſchieden, die entweder aus einzelnen außerordentlich langgeſtreckten Zellen beſtehen, wie die Milchſaftröhren der Euphorbiaceen, oder durch Fuſion mehrerer Zellen gebildet werden, wobei die Querwände ähnlich wie in den Gefäßen (ſ. d.) reſorbiert werden. Zu den auf dieſe Weiſe entſtandenen Räumen gehören z. B. die reich verzweigten Milchſaftgänge vieler Kompoſiten.

Interception (lat.), Auffangung, Wegnehmung.

Interceſſion (lat.) iſt im Civilrecht zunächſt ſoviel als Bürgſchaft (ſ. d.). Als J. bezeichnet man es aber auch, wenn für eine fremde Schuld ein Pfand beſtellt wird (ſog. kumulative J.) oder jemand die Schuld eines andern übernimmt (ſog. privative J.). Jede Art der J. iſt nach röm. Recht den Frauen verboten, was heutzutage nicht mehr ausnahmslos gilt.

Intercident (lat.), dazwiſchenfallend (von Ereigniſſen u. ſ. w.), unterbrechend.

Intercidona, bei den altital. Völkern eine der drei Gottheiten, welche die Wöchnerinnen und neugeborenen Kinder gegen die Quälereien des Waldgottes Silvanus ſchützten. [Zwiſchenſatz.

Interciſion (lat.), Unterbrechung, Einſchnitt,

Intercoſtal (lat.), zwiſchen den Rippen gelegen; Intercoſtalneuralgie, Neuralgie (ſ. d.) im Verlauf der Zwiſchenrippennerven.

Interdictio aquae et ignis (lat.), ſ. Ignis et aquae interdictio.

Interdikt bezeichnet im röm. Recht eine beſondere Art des gerichtlichen Verfahrens, deſſen weſentlichſte Beſtandteile waren: ein Erlaß der um Rechtshilfe angegangenen Magiſtratus (Staatsbeamten) und, mangels ſofortiger Befolgung, gegenſeitige Zuſage einer prozeſſualiſchen Wettſumme durch die Parteien, woran ſich ſodann ein gewöhnlicher Civilprozeß über die Frage, wer recht habe, anſchließen konnte. Im heutigen Recht iſt das Wort J. für das Civilrecht nur noch ein Name, aber man bezeichnet mit demſelben noch eine Reihe der aus dem röm. Recht entnommenen Klagen, beſonders die Beſitzklagen.

Im kath. Kirchenrecht (dem proteſtantiſchen iſt es fremd) bedeutet J. Unterſagung des Gottesdienſtes und gehört zu den kirchlichen Strafen. Dasſelbe iſt einmal ein Interdictum locale, Einſtellung der kirchlichen Thätigkeit für einen beſtimmten Bezirk, entweder ein ganzes Land (interdictum generale) oder einen Teil desſelben (interdictum particulare). Dies J. wurde aber im Mittelalter ſchon dahin gemildert, daß die Spendung der Taufe, der Firmung, des Bußſakraments, des Abendmahls an Kranke und Sterbende, die Leſung einer täglichen ſtillen Meſſe u. ſ. w. nicht dadurch ausgeſchloſſen ſein ſollte. Nichtsdeſtoweniger war es das ganze Mittelalter hindurch eine gefährliche Waffe gegen den Staat, indem durch Verhängung des J. die Leidenſchaften des Volks aufgeregt und die Regierungen zur Nachgiebigkeit der Kirche gegenüber veranlaßt wurden. Es iſt gegenwärtig außer Gebrauch gekommen; dagegen iſt das ſog. Interdictum personale, d. h. Ausſchließung von den öffentlichen feierlichen Akten des Gottesdienſtes und dem kirchlichen Begräbniſſe noch im Gebrauch. Dasſelbe iſt Laien gegenüber eine mildere Art der Exkommunikation (ſ. Kirchenbann) und Geiſtlichen gegenüber (interdictio ingressus in ecclesiam) eine mildere Art der Suspenſion.

Interdizieren (lat.), unterſagen, verbieten.

Intereſſe (lat.), d. h. daran gelegen ſein, bezeichnet, im Gegenſatze von Gleichgültigkeit, den Anteil, welchen man an einer Sache nimmt, und in Hinſicht des Gegenſtandes ſelbſt den Wert und die Wichtigkeit, die er für uns hat. Dem ſinnlichen Menſchen iſt nur das Sinnliche, der Nutzen und Gewinn, intereſſant, und man nennt daher dieſen Anteil J. im niedern Sinne und den Gewinnſüchtigen ſelbſt einen intereſſierten Menſchen. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geſchlecht ein eigentümliches J. Davon unterſcheidet man das, was allen Menſchen intereſſant ſein ſollte, weil es an ſich Wert hat. Intereſſant in dieſer Bedeutung iſt das, was vornehmlich den Geiſt beſchäftigt, insbeſondere das, was ſich auf die Menſchheit und deren Beſtimmung bezieht. In dieſem Sinne erhebt ſich das wiſſenſchaftliche, äſthetiſche, ſittliche und religiöſe J. über alle andern Arten desſelben.

J. im juriſtiſchen Sinne, id quod interest, heißt der Nutzen oder Schaden, welchen jemand bei der Handlung eines andern oder irgend einem Ereigniſſe hat. Dieſes J. iſt ein bloß faktiſches, wenn es zufällig aus der rechtmäßigen Handlung eines andern, ſowohl eines Einzelnen als des Staats, entſteht; es iſt ein rechtliches, wenn auf ſeiten des Handelnden eine Verbindlichkeit vorhanden war, die Handlung ſelbſt als ſchädlich zu unterlaſſen oder doch mit Vorſicht zu üben, und in dieſer Beziehung hat dann der Beſchädigte ein rechtliches J. bei der Sache. Das J. faßt dreierlei in ſich: 1) die bloße Erhaltung des Beſtehenden, die Rückgabe oder den Erſatz des Werts einer weggenommenen oder beſchädigten Sache; 2) den poſitiven Verluſt, welchen jemand außer dieſem Werte noch erlitten hat (damnum emergens); 3) den Gewinn, welchen er ohne die beſchädigende Handlung würde gemacht haben (lucrum cessans).

Intereſſen werden im gewöhnlichen Leben die Zinſen (ſ. d.) eines Kapitals genannt, die Berechnung der Zinſen Intereſſenrechnung.

Intereſſenharmonie iſt dasjenige gegenſeitige Verhältnis der verſchiedenen Schichten und Klaſſen der Geſellſchaft, bei welchem jeder einer einzelnen Gruppe zufallende Vorteil auch günſtige Folgen für alle übrigen hat, mindeſtens aber den letztern niemals Schaden bringt. Monopole und Privilegien für einzelne Gruppen wirken im allgemeinen ſtörend für die J.; daß jedoch die letztere durch das freie Spiel der einzelwirtſchaftlichen, ihrer Natur nach egoiſtiſchen Intereſſen ſich ganz von ſelbſt entwickele, wird zwar von Baſtiat und ſeinen Anhängern als eine Art von Dogma aufgeſtellt, aber durch die Erfahrung keineswegs beſtätigt. Es zeigt ſich bei voller wirtſchaftlicher Freiheit allerdings eine gewiſſe Tendenz zur Ausgleichung aller einſeitigen Vorteile; hohe Löhne der Arbeiter z. B. kommen infolge der geſteigerten Konſumtionsfähigkeit derſelben auch wieder dem Kapital, d. h. den Produktionsunternehmern zugute, und umgekehrt ruft raſche Anſammlung von neuem Kapital vermehrte Nachfrage nach Arbeit hervor; die Blüte der Induſtrie kommt auch der Landwirtſchaft zu ſtatten u. ſ. w. Indes widerſtreben die Einzelnen meiſtens ſolchen Gewinnausgleichungen nach Kräften, indem z. B. der Unternehmer den Lohn möglichſt niedrig

Digitized by Google

das Kapital den Zins möglichſt hoch zu halten ſucht. So erzeugt das Selbſtintereſſe fortwährend empfindliche Reibungen im wirtſchaftlichen Organismus, und eine volle und dauernde J. erſcheint nur als ein Ideal, welches weder in der beſtehenden Geſellſchaftsordnung, noch auch in irgend einer andern jemals endgültige Verwirklichung finden wird.

Intereſſenten nennt man diejenigen, welche an einer Sache ein rechtliches Intereſſe haben.

Intereſſenvertretung. Wenn auch die beſtehende wirtſchaftliche Ordnung jeden zunächſt auf ſich ſelbſt anweiſt und ihn mit denjenigen, die eine gleiche Erwerbsthätigkeit betreiben, in einen Konkurrenzkampf ſtellt, ſo ergeben ſich doch für die einzelnen wirtſchaftlichen Gruppen auch gemeinſchaftliche Intereſſen, und es hat den Beteiligten ſtets nahe gelegen, ſich zur Wahrung und Förderung derſelben zu vereinigen und Organe zu ihrer Vertretung zu ſchaffen. Eine ſolche J. eines einzelnen Gewerbes oder auch eines ganzen Standes oder einer Bevölkerungsklaſſe kann auf rein privater Initiative, auf freier Vereinigung beruhen, wie z. B. die zahlreichen Fachverbände von Gewerbtreibenden und die Gewerkvereine (ſ. d.) der Arbeiter. Die Zünfte dagegen bildeten eine J. der Handwerke, die, wenigſtens in ihrer ſpätern Geſtalt, durch ſtaatlichen Zwang geſchaffen war. Einen andern Charakter wieder haben diejenigen Organe der J., die vom Staate mit der Aufgabe betraut ſind, Gutachten und Ratſchläge über die in deren Bereich fallenden Angelegenheiten zu geben, wie z. B. die Handels- und Gewerbekammern. Eine noch bedeutſamere Stellung nimmt der preuß. Volkswirtſchaftsrat ein, der allerdings bisher nur auf dem Verordnungswege ins Leben gerufen iſt. Derſelbe ſoll nämlich als J. unmittelbar, indeß nur mit beratender Stimme, bei der Vorbereitung der wirtſchaftlichen Geſetze mitwirken. Es fehlt gegenwärtig auch nicht an Beſtrebungen, welche die Volksvertretung, das Parlament, in eine J. auflöſen wollen, und es haben in der That die einzelnen Intereſſengruppen in jüngſter Zeit, z. B. im Deutſchen Reichstag, ihren ſpezifiſchen Standpunkt ſehr unverhüllt geltend gemacht. Auch mag mancher als Ideal noch immer die alte ſtändiſche Gliederung der Volksvertretung betrachten, die auch in ihrer Art eine J. bildete, bei der allerdings neben den wirtſchaftlichen auch beſonders ſtändiſche, polit. und ſoziale Intereſſen in Betracht kamen.

Interfascikularcambium, ſ. unter Dikotyledonen.

Interfektion (lat.), Tötung, Totſchlag.

Interferenz (von dem aus dem Latein ſtammenden engl. Worte to interfere, d. i. ſich einmiſchen, dazwiſchentreten) bezeichnet in der Phyſik diejenigen Vorgänge in den Wellenbewegungen, welche bei dem Zuſammentreffen zweier oder mehrerer Wellen eintreten. Wenn nämlich eine Waſſer-, Schall- oder Lichtwelle an einem beſtimmten Punkte anlangt und ſich über ihn hinaus weiter verbreitet, ſo erteilt ſie dem an dieſem Punkte befindlichen Körper- oder Ätherteilchen in jedem Augenblick eine beſtimmte Geſchwindigkeit, wie ſie gerade der Stelle der Welle, an welcher ſich dieſes Teilchen befindet, entſpricht. Wenn zwei oder mehrere Wellen an dieſen Teilchen zuſammenkommen, ſo erhält dasſelbe eine Geſchwindigkeit, wie ſie der geſamten Einwirkung dieſer Wellen gemäß iſt. Treffen z. B. zwei ſolche Wellenzüge, welche von verſchiedenen Punkten ausgehen, aber nahe die gleiche Richtung in ihrer Fortpflanzung beſitzen, zuſammen, ſo wird die Geſchwindigkeit, welche ein ihrer gemeinſchaftlichen Einwirkung unterworfenes Teilchen einnimmt, von beiden Wellenzügen abhängen und in jedem Augenblicke die reſultierende ſein aus denjenigen Geſchwindigkeiten, welche jeder Wellenzug einzeln demſelben erteilen würde. Wie groß in jedem Augenblicke dieſe Reſultierende wird, hängt von dem Gange der beiden Wellenzüge ab. Treffen dieſelben z. B. ſo zuſammen, daß ſie beide dem Teilchen eine Bewegung nach derſelben Seite erteilen, ſo wird die Reſultierende gleich der Summe der Geſchwindigkeiten, welche jeder Wellenzug einzeln erzeugt hätte, ſein; die beiden Wellenzüge werden ſich alſo in ihrer Wirkung verſtärken. Treffen dagegen die beiden Wellenzüge gerade umgekehrt ſo zuſammen, daß ſie dem Teilchen eine Geſchwindigkeit nach entgegengeſetzten Seiten erteilen, ſo wird die daraus reſultierende Geſchwindigkeit die Differenz der beiden Geſchwindigkeiten, welche jeder Wellenzug einzeln erzeugt hätte, ſein; beide Wellenzüge ſchwächen ſich alſo in ihrer Wirkung oder heben ſich, wenn ſie gleich ſtark ſind, gänzlich auf, ſodaß das Teilchen, welches ihrer vereinten Wirkung ausgeſetzt iſt, völlig in Ruhe bleibt. Bei Waſſerwellen erſcheint die Oberfläche des Waſſers an dieſen letztern Stellen in Ruhe; bei Schallwellen verſchwindet an ihnen der Schall; bei Lichtwellen erſcheinen ſolche Stellen dunkel. Die J. der Wellen gibt zu mannigfachen Erſcheinungen Veranlaſſung. Wenn ein Zug von fortſchreitenden Wellen mit den reflektierten Wellen desſelben Zugs zuſammentrifft, ſo bilden ſich ſog. ſtehende Wellen, d. h. es bleiben gewiſſe Stellen in Ruhe, während andere in eine beſtimmte, regelmäßig hin- und hergehende Bewegung geraten, Dies geſchieht z. B. auf der Oberfläche des Waſſers oder in den angeblaſenen Pfeifen, deren Ton eben dies Reſultat der J. zwiſchen den direkt erzeugten und den vom untern Ende der Pfeifen reflektierten Wellen iſt. Durch die J. finden ferner die ſog. Farben dünner Platten (z. B. der Seifenblaſen oder angelaufenen Fenſterſcheiben), die Newton'ſchen Ringe, die ganze Klaſſe der Beugungs- oder Inflexionserſcheinungen (ſ. Inflexion) ebenſo wie die farbigen Ringſyſteme in den auf eine gewiſſe Weiſe geſchliffenen und in einem Polariſationsapparat dem Durchgange des polariſierten Lichts ausgeſetzten Platten doppeltbrechender Kryſtalle ihre Erklärung.

Die J. des Lichts wurde von Grimaldi ſamt der darauf beruhenden Inflexion entdeckt (1665). Als er nämlich Licht durch zwei feine, nahe beieinander befindliche Öffnungen in das dunkle Zimmer treten ließ, ſo beobachtete er auf dem weißen Schirme, welcher das Licht auffing, zwar die mittlern Stellen, welche von beiden Öffnungen Licht erhielten, heller, als wenn ſie nur durch eine Öffnung Licht empfingen, dagegen fand er ſeitwärts von dieſer hellern Mitte, und zwar an Orten, wo noch beide Öffnungen Licht gleichzeitig hinſandten, dunkle Streifen, die augenblicklich verſchwanden, wenn die eine der Öffnungen geſchloſſen wurde. Derartige Verſuche werden am einfachſten mit homogenem, d. i. einfarbigem, z. B. rotem Licht gemacht. Damit die beiden Lichtquellen in jeder Beziehung gleich ſeien, bedient man ſich der Interferenzſpiegel von Freſnel (ſ. umſtehende Fig. 1). Dieſelben beſtehen aus zwei ſchwarzen gläſernen oder

Digitized by Google

metallenen Planspiegeln A und C, die miteinander bei B einen äußerst stumpfen Winkel bilden, welcher sich mittels sehr feiner Schraube S verändern läßt. Dieser Doppelspiegel kann durch die

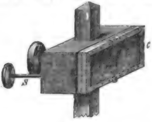


Fig. 1.

hölzerne Schraube T an einem Ständer in verschiedener Höhe befestigt werden. Leitet man (Fig. 2) im Finstern auf solche Spiegel a und b die Lichtstrahlen einer kräftigen einfarbigen, z. B. roten Lichtlinie c (im Querschnitt als Punkt gezeichnet)

Fig. 2.

in sehr schiefer Richtung, so werden sich die von beiden Spiegeln reflektierten Strahlen unter sehr spitzem Winkel schneiden. Je zwei der reflektierten, in einem Punkte d sich schneidenden Strahlen haben meist ungleich lange Wege c e d und c e' d zurückgelegt. Je nachdem nun die Differenz dieser Wege ein ganzes Vielfaches einer Wellenlänge, oder ein ungerades Vielfaches einer halben Wellenlänge beträgt, werden sich die in d zusammentreffenden Strahlen unterstützen oder aufheben. Man sieht daher für den ersten Fall helle und für den zweiten Fall dunkle Streifen (Fig. 3), welche sich abwechselnd folgen und Interferenzstreifen heißen. Bei kräftigem Sonnenlicht fängt man dieselben an einem weißen Papierschirm auf, bei schwachem Licht beobachtet man sie mit einer Lupe. Die Farbe der hellen Streifen stimmt mit derjenigen der Lichtquelle c überein, und ihre Breite nimmt ab, je näher ihre Farbe vom Rot gegen das Violett im Spektrum (s. d.) rückt. Wegen dieser verschiedenen Breite der einfach farbigen Interferenzstreifen erscheint bei Versuchen mit weißer Lichtquelle c in der Mitte ein weißer Streif, weil hier alle Farbengattungen aufeinander fallen und gleiche sich verstärkende Phasen der Wellen interferieren. Seitlich davon fallen auf Stellen, welche wegen der J. einer bestimmten Farbe dunkel gewesen wären, helle Streifen einer andern Farbe, sodaß zu beiden Seiten der weißen Mitte verschiedenfarbige Interferenzstreifen auftreten, welche um so lichtschwächer sind, je mehr sie von der Mitte abliegen.

Fig. 3.

Auch die J. dunkler Wärmestrahlen läßt sich nachweisen, indem man die Maxima und Minima der Interferenzstreifen mittels sehr schmaler, höchst empfindlicher Thermometer oder Thermosäulen aufsucht. Die J. von Schallwellen wird durch mannigfache Apparate von Herschel, König u. a. m. dargethan, am einfachsten nach Hopkins (1838), wenn man einen hohlen hölzernen Apparat, der unten in zwei Zweige ausmündet (Fig. 4), sehr nahe über

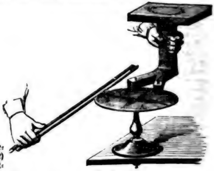


Fig. 4.

zwei gleich große, nach einerlei Richtung schwingende Teile einer großen tönenden Platte (A A' oder B B') hält; es bildet dann der Sand oben auf der Membrane eine Resonanz- oder Klangfigur (s. d.), und der ursprüngliche Ton wird verstärkt. Keins von beiden findet aber statt, wenn das Instrument über Teile gehalten wird, welche nach entgegengesetzten Seiten (A B oder A' B') hinschwingen.

In tergo (lat.), auf dem Rücken, der Rückseite.

Intérieur (frz.), das Innere; in der Malerei die Inneransicht eines Zimmers, auch soviel wie Familienbild.

Interim heißen mehrere, auf Karls V. Wunsch aufgestellte Formeln, welche «inzwischen» (interim) bis zur endgültigen Entscheidung der Religionsstreitigkeiten durch ein Konzil, als Grundlage einer Vereinigung der Katholiken und Protestanten im Deutschen Reich dienen sollten. Man unterscheidet das Regensburger, das Augsburger und das Leipziger J. 1) Das Regensburger Interim. Während des Regensburger Reichstags traten auf des Kaisers Wunsch Theologen beider Parteien zusammen, von den Katholiken Eck, Pflug und Gropper, von den Protestanten Melanchthon, Bucer und Pistorius, um eine Vereinbarung betreffs der Lehre zu treffen. Als Grundlage der Verhandlungen diente das sog. «Regensburger Buch», das aus Gesprächen zwischen Bucer und Gropper hervorgegangen war. Man einigte sich nur über einige untergeordnete Punkte, und auch nur diese als Lehrnorm beider Parteien anzuerkennen, weigerten sich die Fürsten, sodaß ein J. gar nicht zu Stande kam. 2) Das Augsburger Interim. Auf dem Augsburger Reichstag 1548 beauftragte der Kaiser die Theologen Joh. Pflug, Michael und Joh. Agricola, ein J. zu entwerfen. In demselben wurde freilich der Abendmahlskelch und die Priesterehe zugestanden, dagegen in fast allen andern Punkten die kath. Lehre, wenn auch in milder Form, festgehalten. Der Kaiser befahl im Reichstagsabschied den Protestanten die Beobachtung dieses J. Von den Fürsten widersprachen nur wenige, doch setzte das evang. Volk dem J. einen so energischen

Interkalārfrüchte sind die Früchte eines kirchlichen Beneficiums vom Zeitpunkte der Erledigung bis zur Wiederbesetzung desselben. Während im Mittelalter die Bischöfe die Früchte des ersten Vakanzjahres beanspruchten (fructus annales), die Päpste bei gewissen Ämtern bestimmte Fruchtquoten (jus deportuum), so fallen sie heute dem Kapitalvermögen des Beneficiums oder dem Nachfolger zu, oder fließen in Fonds (Interkalarfonds), die zur Bestreitung allgemeiner kirchlicher Bedürfnisse gebildet worden sind.

Interlaken, Dorf im gleichnamigen Bezirk im Oberlande des schweiz. Kantons Bern, liegt 568 m über dem Meere in der reizenden Thalniederung zwischen dem Thuner- und Brienzersee, dem sog. Bödeli, links von der Aare. Das eigentliche J. umfaßt nur den Komplex von Gebäuden, der die Stelle des alten Doppelklosters J. einnimmt, das Schloß, das Krankenhaus u. s. w. Mit dem am linken Aareufer vom Brienzersee bis zur Aarbrücke bei Unterseen sich hinziehenden Dorfe Aarmühle bildet es eine Gemeinde von (1880) 2121 meist reform. E. Im weitern Sinne wird mit dem Namen J. das ganze Ufergelände der Aare im Bödeli bezeichnet, mit Einschluß des Dorfes Matten und des altertümlichen Städtchens Unterseen (1995 E.), welches gegenüber Aarmühle auf dem rechten Ufer am Fuß des Harder (1530 m) liegt. Die Lieblichkeit und Fruchtbarkeit des Bödeli, die Nähe der Seen und des Hochgebirges, das milde Klima (Jahresmittel 8,8 C.) und die gesunde Luft vereinigen sich, um J. zu einem der besuchtesten klimatischen Kurorte der schweiz. Alpen, zu einer weltberühmten Sommerfrische und Ausgangsstation für Ausflüge in den Alpen zu machen. Die eigentliche Saison dauert nur drei Monate. Zahlreiche, trefflich eingerichtete Pensionen und Gasthöfe dienen zur Unterkunft für die Fremden, deren Zahl alljommerlich 20—30 000 beträgt. Der Höheweg, eine stattliche Doppelallee von Nußbäumen, bildet eine ganze Straße von Hotels und mit dem Kursaale den Mittelpunkt des Touristenverkehrs. Die besuchtesten Punkte der Umgebung sind die Parkanlagen des Kleinen Rugen (739 m), die Heimwehfluh mit prachtvoller Aussicht auf die Seen und die Alpen (Jungfrau) und die Ruine Unspunnen. Neben dem bedeutenden Fremdenverkehr, der die Haupterwerbsquelle des Ortes bildet, sind auch die Parketterie- und die Liqueurfabrikation (Alpenkräutermagenbitter) von Belang. Von Därligen am Thunersee führt eine 8,5 km lange Eisenbahn, die sog. Bödelibahn, nach J. und weiter nach Bönigen am Brienzersee; beide Seen werden von Dampfbooten befahren. Außerdem führen Fahrstraßen von J. auf beiden Ufern des Thunersees nach Thun und auf dem rechten des Brienzersees nach Brienz. Nach NW. zieht eine Straße zu dem hochgelegenen Kurort St. Beatenberg (1148 m), nach SO. eine andere nach Grindelwald mit Abzweigung nach Lauterbrunnen.

Das Dorf J. entstand erst in neuerer Zeit um das Augustinerdoppelkloster J. (lat. inter lacus = Unterseen), welches 1130 gegründet und 1528 aufgehoben wurde. Im östl. Flügel des Mönchsklosters befindet sich seit 1836 das Amtskrankenhaus; an der Stelle des Nonnenklosters stehen die Gefängnisse; der Chor der Klosterkirche dient als anglikan. und röm.-kath. Kapelle. Die übrigen Gebäude samt dem 1750 erbauten Schlosse bilden

den Amtssitz des Amtsbezirks J., welcher (ohne die Seeflächen) 679 qkm mit 24 954 E. umfaßt und sich über die Thäler des Lütschinen, das Gebiet des Brienzersees, das Bödeli und das Habkerenthal erstreckt. Vgl. Ober, «Interlaken et ses environs» (Bern 1861); Meyer-Ahrens, «J. im Berner Oberland» (Bern 1869); Gelpke, «J. in histor., klimatischer u. s. w. Beziehung» (Berl. 1870); Gerber, «Europ. Wanderbilder Nr. 7» (Zür. 1878).

Interlinear (mittellat.), zwischenzeilig, zwischen den Zeilen geschrieben oder gedruckt; Interlinearversion, eine zwischen den Zeilen des Urtextes stehende, gewöhnlich wörtlich genaue Übersetzung.

Interlokut (neulat.) oder Zwischenurteil hießen im frühern gemeinen Prozeßrecht die im Laufe des Prozesses ergehenden gerichtlichen Entscheidungen, diejenigen, welche dem Endurteil vorausgingen. Das wichtigste derselben war das Beweisinterlokut, ein bedingtes Endurteil, welches die Entscheidung der Sache nur noch vom Ausfall der den Parteien auferlegten Beweise abhängig machte. (S. Beweis, Entscheidungen, Urteil.)

Interludium (neulat.), Zwischenspiel.

Interlunium (lat., zu ergänzen tempus), Zwischenmond, d. i. Neumond.

Intermaxillärknochen oder Zwischenkieferknochen (Os intermaxillare s. incisivum), ein bei den Fischen, Vögeln und Säugetieren zwischen den beiden Oberkieferknochen eingeschalteter Knochen, welcher mit den letztern durch die Intermaxillarnähte (Suturae intermaxillares) verbunden ist und die Schneidezähne der Oberkiefer trägt. Beim Menschen verwächst der J. schon sehr bald nach der Geburt mit dem Oberkiefer und wurde aus diesem Grunde Jahrhunderte hindurch dem Menschen abgestritten, bis Goethe und Vic d'Azyr fast gleichzeitig sein Vorhandensein am Menschenschädel nachwiesen.

Intermediär (frz.), ein Zwischenglied bildend; intermediat, zwischenliegend; als Substantivum: Zwischenzeit.

Intermedium (lat.), Zwischenzeit, in der Chemie ein Stoff, welcher die chem. Verbindung anderer Stoffe vermittelt.

Intermezzo (ital.) oder Zwischenspiel. Schon die Alten kannten im Drama gewisse kurze, abgerissene, locker aneinandergeknüpfte Darstellungen, durch welche sie den Übergang von einem Stücke zu dem andern machten und zugleich längere Zwischenräume der Zeit ausfüllten. Die neuern Intermezzi bestanden anfangs in Madrigalen (s. d.), welche zwischen den Aufzügen abgesungen wurden und auf das Stück Beziehung hatten, aber bald, von ihrer ersten Bestimmung sich entfernend, zu selbständigen Stücken geworden sind. Als eins der ältesten und schönsten Intermezzi gilt Bardis «Il combattimento d' Apolline col serpente». Auch in den ältern franz. Opern kamen Intermezzi unter dem Namen Rondeaux (s. d.) oder Sarabanden vor.

In termino (lat.), am gesetzten Termin.

Intermittens (lat., intermittierend), aussetzend; Febris intermittens, das aussetzende oder Wechselfieber (s. d.); Pulsus intermittens, intermittierender Puls, ein aussetzender oder unterbrochener Pulsschlag, wobei einzelne Pulsschläge ganz ausbleiben, beruht entweder auf gestörter Innervation des Herzens oder auf krankhaften Veränderungen des Herzmuskels.

Internät, soviel wie Alumnat (s. d.).

International (neulat.) nennt man das, was zwischen verschiedenen Nationen besteht oder vorgeht. So spricht man von einem internationalen Recht, und zwar sowohl einem öffentlichen (Völker- und Staatenrecht) als auch einem internationalen Privatrecht (welches zwischen den Gegensätzen der beiderseitigen bürgerlichen Gesetzgebung die Entscheidung trifft), ferner von dem internationalen Verkehr im Gegensatz zu dem innern Handel der einzelnen Länder. Das Interesse für alles Internationale, die Zahl und der Umfang der ins Gebiet des Internationalen gezogenen Gegenstände, sowie die Ausbildung des internationalen Rechts haben sich in neuester Zeit außerordentlich gesteigert, wie z. B. die internationalen Vereine für Post und Telegraphie, die internationalen Wasser- und Eisenstraßen, die internationalen Kongresse, Gerichte u. s. w. Über das öffentliche internationale Recht s. Völkerrecht.

Internationale, eigentlich Internationale Arbeiterassociation (International Working Men's Association), ist eine kosmopolit. Arbeiterverbindung, welche ihr Entstehen der londoner Weltausstellung von 1862 verdankt, auf welcher engl. Arbeiter mit franz. Arbeitern fraternisierten. Aus diesen ersten Annäherungen von Arbeitern verschiedener Nationen entwickelte sich der Plan eines festen Bundes, der 28. Sept. 1864 in St. Martinshall zu London begründet wurde. Den engl. Urhebern des Plans schwebte hauptsächlich die Idee vor, die Organisation der Gewerkvereine (s. d.) international zu erweitern. Die franz. Delegierten hatten weitergehende sozialistische Projekte, gehörten indes noch einer gemäßigten, von Proudhon ausgehenden Richtung an. Die kommunistischen Tendenzen, die bald immer mehr zur Vorherrschaft gelangten, waren von Anfang an hauptsächlich durch Deutsche vertreten, und namentlich erlangte Karl Marx, der gemeinschaftlich mit F. Engels schon 1847 in dem kommunistischen Manifest die Arbeiter zu einer internationalen Vereinigung aufgefordert hatte, alsbald eine leitende Stellung in dem neuen Bunde. Er wurde der Verfasser der Inauguraladresse und der Statuten, welche auf dem internationalen Kongreß in Genf 1866 endgültig bestätigt wurden. Das Programm der Association läßt sich in den Worten zusammenfassen: Vor 1789 hatten wir die Regierung der Aristokratie, seitdem die der Bourgeoisie; es ist nun Zeit, daß die Arbeiterklassen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hand nehmen! Die Emancipation der Arbeiter sei weder eine lokale, noch eine nationale, sondern eine internationale Aufgabe, sie umfasse alle Länder, in denen die moderne Gesellschaft bestehe, sie könne nur durch das planmäßige Zusammenwirken der Arbeiter aller Länder gelöst werden. Die sog. kapitalistische Produktionsweise oder die ökonomische Unterwerfung des Arbeiters unter den Aneigner der Arbeitsmittel, d. h. der Quellen des Lebens, liege der Knechtschaft in allen ihren Formen, dem sozialen Elend, der geistigen Verkümmerung und der polit. Abhängigkeit zu Grunde. Diese Kapitalistenherrschaft müsse gebrochen werden u. s. w. Für 1865 war ein Kongreß der J. nach Brüssel einberufen, kam aber nicht zu Stande, weil die belg. Regierung die Zusammenkunft verbot; dagegen fanden Kongresse statt: 3. bis 10. Sept. 1866 in Genf, 2. bis 8. Sept. 1867

Digitized by Google

Internieren (neulat.) heißt einschließen oder wenigstens an einen bestimmten Ort verweisen unter Verbot, sich von dort zu entfernen. Es kommt dies z. B. bei politischen Flüchtlingen vor, die man in das Innere des Landes verweist, um sie zu hindern, von den Grenzdistrikten aus weitere polit. Umtriebe zu unternehmen.

Internodium, in der Botanik diejenigen Teile der Stammorgane, welche zwischen je zwei aufeinanderfolgenden Blättern liegen.

Internuntius (lat.), Botschafter, Geschäftsträger; insbesondere ein päpstl. Gesandter zweiten Ranges in Staaten, bei denen wegen Geringfügigkeit der Geschäfte kein Nuntius nötig war. Auch hieß J. früher der österr. Gesandte in Konstantinopel, da Österreich mit der Pforte früher nur Waffenstillstand schloß und daher nur einen einstweiligen Vertreter dort unterhielt; später ging der Name auch auf den wirklichen Gesandten daselbst über, ist aber gegenwärtig ebenfalls außer Gebrauch.

Interpellation (lat.), im parlamentarischen Sinne eine an die Regierung gerichtete Anfrage um Auskunftserteilung über eine bestimmte Angelegenheit der innern oder äußern Politik. Die Geschäftsordnung des Deutschen Reichstags bestimmt, daß J. an den Bundesrat von 30 Mitgliedern des Reichstags unterzeichnet sein müssen. An die Beantwortung der J. oder deren Ablehnung darf sich eine sofortige Besprechung des Gegenstandes der J. schließen, wenn mindestens 50 Mitglieder darauf antragen.

Im juristischen Sinne ist J. die Mahnung, welche der Gläubiger an seinen Schuldner richtet, und welche von rechtlicher Wirksamkeit ist, wenn die Schuld fällig ist und wenn sie zu rechter Zeit und nicht an unpassendem Orte erfolgt. Eine besondere Form ist dafür nicht erforderlich. Die rechtliche Wirkung der J. ist namentlich die, daß der Schuldner in Verzug gerät, und daß die Verjährung der Klage auf Erfüllung der Schuld unterbrochen wird. Der Rechtssatz: dies oder lex interpellat pro homine, bedeutet, in gewissen Fällen treten die Wirkungen des Verzugs auch ohne J. des Gläubigers ein. (S. Verzug.)

Inter pocula (lat.), «zwischen den Bechern», d. i. beim Trinken.

Interpolieren (lat.), aufputzen, verfälschen, heißt in der philologischen Kritik den ursprünglichen Text einer Schrift durch Einschaltung einzelner Wörter, Sätze oder Abschnitte verfälschen, daher man solche Stellen und Schriften interpolierte, die Handlung selbst Interpolation und den Verfertiger solcher Verfälschungen einen Interpolator nennt. Diese Sitte ist, wenigstens in Hinsicht der griech. und röm. Schriftdenkmale, sehr alt. Onomakritos namentlich hat schon unter Pisistratus die unter des Musäos Namen in Umlauf befindlichen alten Seherspräche, die er sammelte und herausgab, interpoliert. Im Laufe der Zeit ist dies dann noch vielfach, teils in mehr planmäßiger Weise, teils gelegentlich geschehen. Auch jüd. und christl. Gelehrte trugen selbstgemachte Stellen oder Verse in die Werke anderer über, um ihren eigenen Lehren dadurch höheres Alter und Ansehen zu verschaffen. Die Nachweisung und Ausscheidung solcher Zusätze von fremder Hand, mit der sich schon alexandrinische Grammatiker, wie Aristarchus, beschäftigten, ist Aufgabe der Kritik.

In der Mathematik heißt J. zwischen zwei Glieder einer an ein bestimmtes Gesetz gebundenen

Reihe von Größen mehrere Glieder so einzureihen, daß sie, wenn auch nicht ganz, doch so nahe als möglich dem in der genannten Reihe herrschenden Gesetze sich anschließen.

Interpret (lat.), Ausleger, Dolmetsch.

Interpretation (lat.) bezeichnet die Erklärung oder Auslegung von Schriften, Gesetzen, Willenserklärungen von Privatpersonen und Richtersprüchen u. s. w. Die Auslegung ist überall da notwendig, wo der Sinn nicht durch den Wortlaut selbst sich als klar und unzweideutig herausstellt (deklarative Auslegung), oder wo die Worte durch ihre zu weite Fassung über die Absicht hinausgehen (restringierende Erklärung), ingleichen wo für einen zweifelhaften Fall keine unmittelbare Entscheidung vorliegt und deshalb ein Rechtssatz oder Willensausdruck, der ähnliche Fälle behandelt, heranzuziehen ist (ausdehnende Erklärung). Mit Rücksicht auf die Mittel und die Bedeutung der J. werden zwei Arten unterschieden. Die doktrinelle oder wissenschaftliche erfolgt im einzelnen Falle durch den Richter, der dabei teils an gewisse allgemein angenommene, auch wohl durch die positive Gesetzgebung festgestellte Regeln (Gesetzesanalogie, natürliche Rechtsgrundsätze u. dgl.), teils an wissenschaftliche Autoritäten oder an Entscheidungen (Präjudizien) der höhern Gerichte sich zu halten pflegt. Grundregel ist hierbei, daß der Sinn zunächst aus den Worten mit Berücksichtigung des zeitlichen und örtlichen Sprachgebrauchs (grammatische Auslegung), sodann aber, wenn kein Ergebnis erlangt wird, durch Erforschung der Absicht des Gesetzgebers (logische Auslegung) klarzustellen sei. Wenn eine Bestimmung so unklar oder mehrdeutig ist, daß die doktrinelle J. zur Feststellung der Absicht des Gesetzgebers nicht ausreicht (was sich praktisch in der verschiedenen Rechtsprechung der Gerichte zeigt), dann wird eine sog. authentische J. durch den Gesetzgeber notwendig.

Interpungieren (interpunktieren, lat.), die Interpunktionszeichen setzen. (S. Interpunktion.)

Interpunktion (lat.) nennt man die gesetzmäßige Anwendung gewisser Schriftzeichen, durch welche die Verbindung und Trennung dessen, was in einer Rede dem Sinne nach zusammengehört oder getrennt werden muß, sowie die Hebung und Senkung der Stimme angedeutet werden, sodaß sie in ersterer Hinsicht der logischen Deutlichkeit, in der andern der Vollkommenheit des mündlichen Vortrags dient. Die neuere, größtenteils grammatische J. ist angeblich eine Erfindung des alexandrinischen Grammatikers Aristophanes, welche von den folgenden Grammatikern mehr ausgebildet wurde, sich aber zu Karls d. Gr. Zeiten schon wieder so verloren hatte, daß dieser für nötig fand, sie durch Warnefried und Alcuinus herstellen zu lassen. Sie bestand anfangs nur in einem auf dreifache Art angebrachten Punkte oder Stigma (daher in der Diplomatik die Benennung Stigmatologie) und bisweilen noch in einem Striche, die beide auf sehr verschiedene Art geformt wurden. Da man aber bei dem Gebrauch dieser Zeichen keine bestimmten Regeln befolgte und sich ihrer zur notdürftigen Abteilung der Sätze sehr willkürlich bediente, so behielt die J. noch immer viel Schwankendes, bis zu Ende des 15. Jahrh. die gelehrten venet. Buchdrucker Manutius die Interpunktionszeichen vermehrten und sich ihrer nach festern Regeln bedienten. Ihr Beispiel wirkte bald so allgemein, daß man sie als Schöpfer der gegenwärtigen Interpunktionsmethode betrachten kann. Die allgemein üblichen eigentlichen Interpunktionszeichen sind das Komma, Semikolon, Kolon, Punktum, ferner das Fragezeichen, das Ausrufzeichen, die Parenthese und der Gedankenstrich; bloße Lesezeichen sind das Teilungszeichen (z. B. Kolonialwaren-Geschäft), das Anführungs- oder Citationszeichen und der Apostroph. In sehr gründlicher und logischer Weise erörtert die J. in der deutschen Sprache Beckers «Ausführliche deutsche Grammatik» (2. Aufl., 2 Bde., Frankf. 1842).

Interregnum (lat.), d. i. Zwischenreich, heißt überhaupt die Zeit von dem Tode oder der Entsetzung des bisherigen bis zur Wahl eines neuen Oberhaupts. So bezeichnete man bisweilen die oft längere Zeit dauernde Erledigung des poln. Throns, sowie nicht minder die Zeit des Vikariats im Deutschen Reiche mit diesem Namen. Vorzugsweise aber hat man in der Geschichte Deutschlands mit dem Namen J. die Zeit vom Tode König Konrads IV. bis zur Wahl Rudolfs I., 1254—73, benannt, als kein eigentliches Oberhaupt an der Spitze des Reichs stand. (S. Deutschland und Deutsches Reich, geschichtlich, Bd. V, S. 233b.)

Interrex (lat., d. h. Zwischenkönig), im alten Rom Bezeichnung desjenigen Senators, welcher in der Zwischenzeit zwischen dem Tode eines Königs und der Wahl eines neuen, oder, in der Zeit der Republik, wenn aus irgend welchen Gründen kein patricischer Magistrat mehr vorhanden war, nach bestimmten Regeln von den Patriciern im Senat aus ihrer Mitte bestellt wurde, um die Auspicien fortzuführen und auf einen Nachfolger überzuleiten, d. h. beziehungsweise die oberste Regierung zu leiten und durch Komitien neue Konsuln wählen zu lassen und alsdann als solche zu verkünden. Jeder J. hatte die Würde nur fünf Tage inne, und wurde sodann von einem Nachfolger abgelöst, bis unter der Leitung eines der Interreges (nur der erste war nicht dazu befugt) der neue König oder oberste Magistrat bestellt war.

Interrogativum (zu ergänzen: pronomen), fragendes Fürwort.

Interrogatoria, s. Fragestücke.

Interrogieren (lat.), fragen, ins Verhör nehmen; Interrogation, Frage.

Interruptio (lat.), rhetorische Figur, die Unterbrechung der Rede im Affekt.

Interscapilium (lat.), der Raum zwischen den Schulterblättern.

Interseptum (lat.), Scheidewand; Zwerchfell.

Interstitium (lat., «Zwischenraum»), Pause zwischen den Unterrichtsstunden; nach kanonischem Recht die Frist, welche zwischen dem Empfang einer Weihe und dem Empfang der nächst höhern einzuhalten ist.

Intertrigo (lat.), das Wundsein der Haut, besonders zwischen zwei sich berührenden Hautflächen. (S. Hautwolf.)

Intertritur (lat.), Abnutzung durch Reiben.

Interusurium (lat.) heißt der Vorteil, der sich ergibt, wenn vor Verfallzeit eine Schuld bezahlt wird, welche keine oder andere als landesübliche Zinsen trägt; ein Vorteil für den Schuldner, wenn die Zinsen größer als die landesüblichen waren, sonst ein Vorteil für den Gläubiger. Der von dem Gläubiger für frühzeitige Zahlung öfters gewährte Abzug heißt im Handel Disconto (s. d.) oder

Digitized by Google

gattungen und deren taktische Abteilungen, ebenso für größere Truppenkörper durch die Reglements bestimmt, kann aber nach den Terrain- und Gefechtsverhältnissen vergrößert oder verkleinert werden. Nur darf im ersten Falle nicht die Verbindung verloren gehen, im zweiten nicht die freie Bewegung gehindert und dem feindlichen Geschützfeuer eine zu gedrängte Aufstellung geboten werden. Das J. ist nicht mit der Distanz zu verwechseln, welche den Abstand hintereinander stehender Truppen oder Geschütze bezeichnet.

Intervenieren (lat.), dazwischentreten, in eine Angelegenheit sich als Vermittler mengen; in der Rechtssprache: in einen anhängigen Rechtsstreit als Nebenpartei mit eintreten; im kaufmännischen Sinne: einen Wechsel per honor acceptieren oder einlösen.

Intervention (lat.), d. h. Dazwischenkunft, heißt im Völkerrecht die Einmischung eines Staats in die Angelegenheiten eines andern. Diese Einmischung kann nach den Gründen ihrer Veranlassung wie nach den Mitteln ihrer Ausführung sehr verschieden sein. Es gibt daher eine J. in die innern (Form und Prinzip der Regierung, Civil- und Strafrecht) und in die äußern Angelegenheiten eines Staats; eine von dem intervenierten Staate selbst oder doch von einer Partei, von einzelnen Persönlichkeiten desselben verlangte J. und eine solche ohne derartige Veranlassung; eine unmittelbare oder eine mittelbare, eine bewaffnete J. oder unbewaffnete u. s. w. Die Hauptfrage ist aber die: Gibt es ein Recht zur J.? Zunächst müssen alle Fälle ausgeschieden werden, die nicht hierher gehören, namentlich das Anerbieten der »guten Dienste«, die eigentliche Mediation, ferner alle auf Garantie-, Protektorats-, Unions-, Föderations-, Suzeränetäts- u. dgl. Verhältnisse rechtlich begründete Einmischungen; desgleichen alle jene Fälle, wo die J. seitens des andern Staats entweder ausdrücklich erbeten oder doch ohne Widerspruch angenommen wurde, dann wo ohne Wissen oder Willen eines Staats durch dessen Angehörige eine Einmischung in die Angelegenheiten eines andern stattgefunden, beziehungsweise einer polit. Partei Unterstützung gewährt worden ist. Aber auch abgesehen von allen diesen Fällen bleibt die aufgeworfene Frage eine ebenso schwierige wie bestrittene. Die wichtigsten Fälle, in denen sie in neuer Zeit angeregt wurde, sind: der mexik. Krieg, die Angelegenheit der sog. Ligne d'Italie, der nordamerik. Krieg, die cubanische Frage, die Einheit Italiens, der Fall Duchesne, die orient. Verwickelungen. Die Frage wird aber meistens so formuliert: J. oder Nichtintervention? und während sie prinzipiell bald in dem einen, bald in dem andern Sinne beantwortet wird, werden doch in beiden Fällen bisweilen Ausnahmen zugelassen.

Von allen bisherigen Meinungen wird nun die Souveränetät der Staaten, als der Subjekte des Völkerrechts, folglich auch der J., zum Ausgangspunkt genommen. Während aber eben daraus die einen grundsätzlich die Widerrechtlichkeit jeder J. und ganz besonders der in innern Angelegenheiten ableiten, folgern daraus die andern, daß es lediglich im Ermessen eines Staats liege, darüber zu entscheiden, ob zu seiner Selbsterhaltung (und das Selbsterhaltungsrecht könne doch nicht bestritten werden) eine J. nötig sei; daß aber auch gerade der völkerrechtliche Verband unserer Kulturstaaten dem

einen gegen den andern gewisse Pflichten auferlege, welche zur J. drängen könnten; daß endlich es Zustände gebe, die entweder für bestimmte einzelne oder für alle im Völkerrechtsverbande stehende Staaten wegen ihrer Völkerrechtswidrigkeit das Recht der J., ja die Pflicht dazu provozieren. Blickt man hierbei auf die Stimmung in den maßgebenden Kreisen, so ist es gegenwärtig eigentlich allein der Papst, welcher das Prinzip der J. unbedingt, freilich nur im Interesse der Kirche ausgesprochen und das Prinzip der Nichtintervention verworfen hat (Encyclica vom 8. Dez. 1864, Satz 62), während die meisten Staaten, namentlich das Deutsche Reich, England, Frankreich, Nordamerika, die gegenteilige Anschauung vertreten. Freilich hat übrigens die Erfahrung gelehrt, daß man sich auch bei dem entschiedensten Anschluß an das Nichtinterventionsprinzip keineswegs hindern ließ, vorkommendenfalls sog. diplomatische oder militärische Pression und Ähnliches zur Erreichung gewisser Zwecke ins Werk zu setzen. Vom praktisch-polit. Standpunkte aus erledigt sich jene Frage dahin, daß jede eigentliche J. die Kriegsfrage in ihrem Schoße trägt. Entweder wird nämlich gegen eine der kriegführenden Mächte oder gegen beide Teile zugleich mit den Waffen interveniert, oder, was der Hauptfall, die J. findet statt in die Verfassungs- und Regierungsangelegenheiten des fremden Staats und zwar entweder mit sofortiger Anwendung der Waffengewalt oder doch mit deren Inaussichtstellung. Demgemäß fällt praktisch die Frage nach der Rechtmäßigkeit der J. mit der nach der Rechtmäßigkeit des Kriegs zusammen. Jedoch nimmt die Interventionsrechtsfrage auch an allen Fortschritten des Völkerrechts und insbesondere an der Verminderung der Kriege teil, sodaß jedenfalls ein Staat, zur Beseitigung ihm unerträglicher Zustände in einem andern Staate, zuerst immer die mildern Mittel, z. B. Abbrechung der «guten Beziehungen» oder der ganzen internationalen Verbindung u. dgl. m. anwenden wird. Dazu kommt, daß unser Völkerrecht es gestattet, gegen absolut widerrechtliche Vergewaltigungen in einem Staate dem leidenden Teile die von ihm erbetene «accessorische Kooperation» zu gewähren, ferner, absolut völkerrechtswidrige Zustände in einem Staate, z. B. ziel- und zügellose, ganz Europa gefährdende Anarchien, unter allgemeiner Zustimmung selbst mit Gewalt zu beseitigen, und endlich gegen rechtswidrige J. von Rechts wegen zu intervenieren. Immer aber ist festzuhalten, daß ein Recht zur J. stets als eine Ausnahme, und zwar nur im Interesse der eigenen Selbsterhaltung oder zur Aufrechthaltung des für alle wesentlichen Völkerrechtszustandes, vom Prinzip der Nichtintervention zu erachten sei.

Vgl. außer den völkerrechtlichen Schriften von Heffter, Holtzendorff, Bluntschli u. a.: Rotteck, «Das Recht der Einmischungen in die innern Angelegenheiten eines fremden Staats» (Freiburg 1845); Hautefeuille, «Le principe de Non-Intervention et ses applications» (Par. 1863); Parthe, «Die J. in Mexiko» (Lpz. 1864); Stapleton, «Intervention and Non-Intervention» (Lond. 1866).

Intervention (im Wechselrecht), s. u. Ehrenannahme.

Intervertieren (lat.), unterschlagen; Interversion, Unterschlagung.

Interviewer (engl., spr.: Interwjuër, von interview, Zusammenkunft, Unterredung), der Besucher, besonders ein Journalist, der berühmte Persönlichkeiten besucht, um sie über ihre Ansichten und Absichten auszufragen und dann darüber in Zeitungen Bericht zu erstatten. [zeiten.

Inter vivos (lat.), «unter Lebenden», bei Leb-

Intestabel (lat.), unfähig, als Zeuge aufzutreten oder ein Testament zu machen.

Intestäterbfolge heißt die Erbfolge, welche, im Gegensatz zu der freien Verfügung des Erblassers für den Todesfall, auf Gesetzen beruht und eintritt, wenn weder ein Erbvertrag noch ein gültiges Testament vorhanden sind. (S. Erbrecht.) Die Bezeichnung ab intestato (d. i. ohne Testament oder Vermächtnis) erben ist dem röm. Recht charakteristisch. Man sah bei den Römern die Testamentserrichtung in dem Maße als die Regel an, daß man dem gegenüber den Eintritt von andern Erben als Erbfolge «ohne Testament» bezeichnete. Erst wenn der Wille des Erblassers selbst nicht ausgesprochen war, trat das Gesetz ergänzend ein. Eine Übertragung jenes Gegensatzes in unsere heutigen Verhältnisse könnte jedoch leicht zu Irrungen Anlaß geben. Es war nämlich in älterer Zeit unter jener Erbfolge ab intestato im röm. Sinne keineswegs die der Blutsverwandten zu verstehen, wie das jetzt der Fall ist; das röm. Recht stellte vielmehr in Achtung der Souveränetät des Familienvaters (pater familias) als das allein wirkende Band die agnatio (s. Agnaten) hin, die Verbindung durch eine und dieselbe väterliche Gewalt (patria potestas). Daher ging eine Berechtigung zur Erbfolge über weibliche Mitglieder der Familie nicht hinaus (mulier familiae suae et caput et finis est), und die zunächst berufenen Intestaterben waren diejenigen, welche durch den Tod des pater familias gewaltfrei wurden, die sui, ohne daß es auf die Nähe der Verwandtschaft oder darauf ankam, ob diese väterliche Gewalt überall durch Verwandtschaft begründet war. Gemäß diesem Grundsatze folgte, wenn sui nicht vorhanden waren, der nächste Agnat und in dritter Reihe die Gentilen. (S. Gentes.) Die Härte, welche darin lag, ward vom prätorischen Rechte und durch Senatsbeschlüsse allmählich beseitigt, bis endlich Justinian die J. ganz auf das Prinzip der Blutsverwandtschaft gründete und nur für die Adoption noch eine Nachwirkung der frühern Auffassung bestehen ließ. Daher ist gegenwärtig J. im wesentlichen gleichbedeutend mit Blutserbfolge, da die Erbberechtigung der Agnaten sich nur bei den adeligen Stammgütern einzelner Gegenden oder Familien erhielt. Die Erbfolge ab intestato wird ausgeschlossen, sobald der Erblasser testiert, d. h. ein Testament (s. d.) errichtet. Diese rechtliche Möglichkeit, seinen Willen einseitig über das natürliche Leben hinaus zu verlängern, ist dem weniger abstrakt auffassenden altdeutschen Rechte fremd gewesen; dasselbe kannte nur Intestaterben oder Erbverträge. Aber die röm. Institution gewann durchaus die Oberhand, sodaß nicht bloß die Testamente in Übung kamen, sondern auch die altdeutsche J. der Parentelenordnung vom röm. Rechte verdrängt ward, bis sie in neuerer Zeit wieder in einzelnen Gesetzen Aufnahme fand.

Intestinalmykosis, s. unter Mikrococcus.

Intestinum (lat.), Darm, Mehrzahl Intestina, Därme, Eingeweide; intestinal, auf die Eingeweide bezüglich.

In thesi (lat.), im Hauptsatze; in der Behauptung; ferner: in der Regel, im allgemeinen (der

Digitized by Google

3 1884

colsi» (Mail. 1874), «In villa» (Mail. 1876) und «Isabella Clara d'Austria» (Mail. 1878).

Intrada (span.), in der Musik soviel wie Entrée (s. d.); Intraden, soviel wie Staats- und landesherrliche Einkünfte.

Intraitable (frz.), schwer zu behandeln, störrisch.

Intraktabel (lat.), soviel wie Intraitable.

Intramolekulare Atmung, s. unter Atmung.

Intramurān (lat., von intra muros, d. i. innerhalb der Mauern), innerhalb der Mauern befindlich oder geschehend; in geschlossenem Raume, nicht öffentlich. Über intramurane Hinrichtung s. unter Todesstrafe.

Intra muros (lat.), innerhalb der Mauern, in geschlossenem Raum, nicht öffentlich. Vgl. Iliacos.

Intransigenten (ital.), Unversöhnliche, die sich auf keine Verhandlung mit dem Gegner einlassen; in der Politik namentlich von den grundsätzlichen Gegnern einer Staatsregierung gebraucht.

Intransitiva nennt man in der Grammatik solche Verba, die nicht mit einem Objekt im Accusativ verbunden werden, z. B. liegen, fallen, aufstehen u. dgl., während die Transitiva mit einem solchen Objekt verbunden werden können (z. B. legen, fällen, anfangen u. dgl.). Die Grenze zwischen transitiv und intransitiv ist indes eine flüssige, manche Verba, die in der Regel ohne Objekt, intransitiv, gebraucht werden, nehmen gelegentlich ein Objekt an, z. B. schlafen (den Schlaf des Gerechten schlafen), gehen (die Straße gehen) u. s. w.

Intreccio (ital.), Intrigue, kurzes Bühnenstück.

Intrigue (frz., vom lat. intricare, Ränke, Schwierigkeiten machen) heißt die absichtliche Verknüpfung oder Verwickelung von Handlungen und Personen zu einem bestimmten Zwecke. Im Drama versteht man darunter besonders die entweder mehr zufällig zusammentreffenden oder absichtlich herbeigeführten Verhältnisse oder Umstände, durch welche die Hauptpersonen gehindert, geneckt, irregeführt und in Verlegenheit gesetzt werden. Von der Tragödie ist daher die J. ausgeschlossen, wenn sie nicht, wie in Shakspeares «Othello», im Wesen der das Grundmotiv bildenden tragischen Leidenschaft selbst liegt; und von diesem Gesichtspunkt aus sind Lessings «Emilia Galotti» und Schillers «Kabale und Liebe» durchaus falsch gebaut. Im Lustspiel dagegen hat die J. den weitesten Spielraum; ja man nennt Stücke, in welchen die J. so überwiegt, daß sie zur Hauptsache wird und die Charaktere nur zu ihrer Schürzung und Lösung da zu sein scheinen, Intriguenstücke, im Gegensatz zu den Charakterstücken, in welchen die J. bloß zur schärfern Hervorhebung der Charaktere dient. Das Intriguenstück ist mehr belustigenden und nedischen Charakters, wobei das Komische darin zunächst auf den Verhältnissen und Lagen der Personen beruht; doch wird dadurch die Zeichnung der Charaktere und deren Einfluß auf die Entwickelung der Handlung keineswegs vom Intriguenstück ausgeschlossen. Muster in dieser Gattung sind die span. Mantel- und Degenstücke (comedias di capa y espada). Das kühnste und auch so ziemlich letzte Stück dieser Art ist Beaumarchais' «Mariage de Figaro». Das ältere deutsche Lustspiel hielt sich von diesen mehr äußerlichen Neckereien des Intriguenstücks fern; erst die Nachahmer Scribes haben sie auch auf den deutschen Bühnen heimisch gemacht. In der Theatersprache bezeichnet man mit Intrigant alle diejenigen

Charaktere, welche durch Ränke, Hinterlist oder überhaupt durch boshafte und gemeine Motive in das Getriebe der dramatischen Handlung eingreifen. Früher bestand dieses Fach selbständiger, jetzt fällt es meist mit dem Charakterfach zusammen.

In triplo (lat.), dreifach.

Introduktion (lat.) nennt man in der Musik einen kurzen, meist pathetischen Instrumentalsatz, der einem Hauptsatze, z. B. einem Rondo, Konzert- und Symphoniesatze, einer Ouverture, Fuge, einem Gesangstücke u. s. w., als Einleitung vorausgeht. Vom Vorspiele oder Präludium unterscheidet sich die J. dadurch, daß sie keine abgeschlossene Form hat, während jenes ein in sich abgerundetes Stück ist. In der Oper heißt J. das erste Stück unmittelbar nach der Ouverture, welches die Scene eröffnet; hier bezeichnet J. sowohl Gesang als Instrumentalmusik.

Introite, nam et hic Dii sunt (lat.), «Tretet ein, denn auch hier sind Götter», die lat. Übersetzung von Worten des Herallid, welcher aus Aristoteles' «De partibus animalium» (I, 5) bekannt sind. Lessing setzte die Worte als Motto seinem «Nathan» vor.

Introitus (lat.), Eingang, Einleitung zu etwas; in der kath. Kirche der erste Teil der Messe. Er beginnt damit, daß der Priester und der Meßdiener (Meßner) wechselsweise den 42. Psalm hersagen; dann folgen das Confiteor, die Formel des öffentlichen Schuldbekenntnisses, die Absolution und der eigentliche I., aus einigen Bibelversen bestehend.

Intuition (lat.), wörtlich Anschauung, wird in der Erkenntnistheorie derjenige Akt des erkennenden Vorstellens genannt, durch welchen der Gegenstand unmittelbar aufgefaßt wird. Die J. steht deshalb im Gegensatz zu allem demonstrativen Wissen, welches sein Objekt mittelbar durch Verstandesoperationen erkennt. J. liegt bei jeder Wahrnehmung des äußern wie des innern Sinnes vor: oft ist in der Philosophie auch behauptet worden, daß die Erkenntnis des höchsten Prinzips aller Dinge, der Gottheit, nur durch unmittelbare J. möglich sei. Diese Forderung ist charakteristisch für alle Formen des Mystizismus (s. d.).

Intumeszenz (neulat.), Anschwellung, Geschwulst.

In turno (lat.), im Kreise, reihum.

Intus (lat.), inwendig, innen.

Intussusception (lat.), Aufnahme in das Innere, besonders innige Aneignung fremder, in den organischen Körper aufgenommener Stoffe; in der Medizin die Einstülpung eines Darmstücks in das andere (sog. Darminvagination, Volvulus). Dieselbe erfolgt gewöhnlich derart, daß ein einzelner Darmabschnitt in lebhafter Thätigkeit und stark zusammengezogen ist, während die benachbarten Abschnitte gelähmt, erweitert und bewegungslos sind, wodurch es geschehen kann, daß die verengte Darmpartie sich in den gelähmten Abschnitt hineinschiebt und so einen mehr oder weniger vollständigen Verschluß des Darmrohrs herbeiführt. Die entferntere Ursache der J. besteht meist in einem katarrhalisch-entzündlichen Zustand der Darmwand, der das Zustandekommen partieller Lähmungen des Darmrohrs begünstigt; am häufigsten kommt deshalb die Krankheit bei kleinen Kindern und bei Greisen vor. Die J. kann sich von selbst, d. h. durch entsprechende peristaltische Bewegungen des Darms ausgleichen; viel häufiger kommt es aber durch fortgesetzte Strangulation des eingestülpten Darmstücks zu einer schweren, meist tödlichen Unterleibsentzündung. Die Symptome und die Behandlung der Krankheit gleichen denen der Darmverengerung (s. d.).

Intussusception, in der Botanik Bezeichnung für diejenige Art des Wachstums von Membranen, Stärkekörnern ꝛc., bei der durch Aufnahme neuer kleinster Teilchen der betreffenden Substanz, sog. Micelle, zwischen den bereits vorhandenen eine Volumenvergrößerung stattfindet. Unter Intussusceptionstheorie versteht man diejenige Theorie, nach welcher das Wachstum jener Körper durch J. stattfindet; dieselbe ist von Nägeli in exakter Weise begründet worden und ist für die genauere Kenntnis der Wachstumsvorgänge in der Pflanze von außerordentlicher Wichtigkeit. Der Intussusceptionstheorie gegenüber steht die sog. Appositionstheorie, nach welcher das Wachstum z. B. der Stärkekörner durch fortwährende Auflagerung neuer Schichten stattfinden soll. Diese letztere Theorie hat nur wenige Anhänger unter den Botanikern und entbehrt auch der genauern mechan. Begründung. Sie ist in früherer Zeit hauptsächlich von Dippel vertreten worden; neuerdings hat Strasburger dieselbe durch mehrere Untersuchungen zu stützen gesucht.

Innit, s. Innuit.

Inula *L.*, Pflanzengattung, s. Alant.

Inulin, eine dem Stärkemehl nahe Substanz, welche sich im Alant (s. d.) findet.

Inundation (lat.), Überschwemmung.

Inunktion (lat.), die Einsalbung, das Einreiben; Inunktionskur, die Schmierkur, namentlich mit grauer Quecksilbersalbe. (S. unter Syphilis.)

In usu (lat.), im Gebrauch.

In usum Delphini, s. unter Dauphin.

Inv., Abkürzung von Invenit (s. d.).

Invagination (lat.), Einschiebung in eine Scheide; in der Medizin soviel wie Intussusception (s. d.).

Invalenz (lat.), Kraftlosigkeit, Unvermögen.

Invalescieren (lat.), erstarken, an Kraft zunehmen.

Invalide (lat.) heißt ein für den Kriegsdienst im Felde körperlich nicht mehr tauglicher Soldat. Man unterscheidet gewöhnlich Halb- und Ganzinvaliden, je nachdem dieselben noch zu Dienstleistungen in der Garnison zu verwenden sind oder nicht. Für Krieger, welche dem Vaterlande ihre Gesundheit geopfert, zu sorgen, war schon in Athen und Rom üblich. Im Mittelalter nahmen sich ihrer die Klöster und seit den Kreuzzügen die geistlichen Ritterorden, besonders die Johanniter an. Seit Einführung der stehenden Heere erhalten sie Gnadengeschenke, Pensionen oder Aufnahme in Invalidenkompagnien und Invalidenhäusern. Ludwig XIV. errichtete zuerst ein solches (1671), das später von Napoleon I. besonders reich dotiert wurde. Die Stelle als Gouverneur der J. war in Frankreich lange Zeit ein hoher Ehrenposten, ist aber 1883 aufgehoben worden. In England begründete Karl II. zu Chelsea ein Invalidenhaus für die Landtruppen und Wilhelm III. in Greenwich ein Seehospital. Außerdem wurden früher den im engl. Dienst Verwundeten noch Prämien nach bestimmter Taxe für jede Beschädigung des Körpers bezahlt, z. B. für einen Fuß 20 Pfd. St., für beide Augen 100 Pfd. St., während jetzt die Betreffenden je nach

Digitized by Google

dem Grade ihrer Erwerbsunfähigkeit Pensionen verschiedenen Betrags beziehen. In Deutschland stiftete Friedrich II. zuerst ein Invalidenhaus, das 1748 vollendet wurde und die Überschrift «Laeso, sed invicto militi» trägt. In Österreich wurde 1751 zu Prag, 1783 zu Wien ein Invalidenhaus errichtet; das zu Pest schon 1727.

Im weitern Sinne werden als J., besonders in neuester Zeit, alle Personen bezeichnet, welche körperlich dauernd unfähig sind, ihrem Erwerbe überhaupt oder in vollem Maße nachzugehen und demzufolge mehr oder weniger der Beihilfe entweder durch Unterstützung oder durch Versicherung bedürfen. Hauptsächlich macht sich diese Lage bei den Arbeitern geltend; bei den Bergarbeitern wird schon seit Jahrhunderten für die J. gesorgt und neuerdings dehnt sich diese Sorgfalt auf alle «J. der Arbeit» aus. (S. Invaliditätsversicherung, Invalidenkassen.)

Invalidenkassen sind genossenschaftliche Vereinigungen meist von Arbeitern, welche gegen bestimmte periodische Beiträge ihren Mitgliedern eine bestimmte Unterstützung für den Fall dauernder Arbeitsunfähigkeit zusichern. Die J. bilden die bis jetzt fast ausschließliche, meist aus der Initiative der Beteiligten hervorgegangene Verwirklichung der Invaliditätsversicherung (s. d.). Sie stehen fast immer in engem Zusammenhang mit andern, größtenteils Berufsgemeinschaften, sei es mit Betrieben (Fabriken u. s. w.) und Betriebsgruppen, wobei dann regelmäßig die Arbeitgeber durch Zuschüsse und Vertretung in Vorstand und Generalversammlung beteiligt sind, sei es mit Berufsverbänden der Arbeiter allein. Zu den erstern gehören außer den Fabriks- und den seltenen Innungsinvalidenkassen die bei weitem ältesten und in Deutschland bedeutendsten Träger der Invaliditätsversicherung, die Knappschaftsvereine, zu den letztern vorzugsweise die Gewerkvereine. In beiden Kategorien pflegt die Invaliditätsversicherung nur einen integrierenden Teil des Vereins, beziehungsweise der Kasse, gänzlich mit den übrigen Zwecken und Leistungen derselben verbunden, zu bilden. Die deutschen Gewerkvereine dagegen, mit Einschluß der Buchdrucker, haben, wie ihre Kranken- und Begräbniskassen, so auch ihre J. als selbständige Kassen, wenn auch häufig obligatorisch für alle Vereinsmitglieder, errichtet, was dem Wesen der Versicherung entsprechender ist und durch die neueste Gesetzgebung allgemein durchgeführt werden soll.

Die J. erheben ihre Beiträge meist wöchentlich oder monatlich, beziehungsweise bei jeder Lohnzahlung (wobei jedoch die freien Arbeiterinvalidenkassen bei Arbeitslosigkeit u. s. w. längere Stundung gewähren) und zahlen die Unterstützungen ebenfalls in wöchentlichen oder monatlichen Renten (Pensionen) aus; wohl nur einige Trades Unions geben bei Unfallinvalidität eine einmalige Kapitalabfindung. Fast ausnahmslos besteht eine absolute Carenzzeit (s. d.). Der Invaliditätsanspruch muß auf ärztliche Bescheinigung begründet sein, bei einem Teile der J. ist die Untauglichkeit für den besondern Beruf, bei einem andern Teile die Arbeitsunfähigkeit überhaupt maßgebend, doch pflegt bloße Nebenbeschäftigung den Pensionsanspruch nicht aufzuheben, sondern die Pensionierung als Halbinvalide zu bewirken. Die Beiträge wie die Pensionen sind in der Regel entweder nach Lohn und Dienstalter oder nach freier Wahl von verschiedener Höhe, bleiben jedoch wohl ausnahmslos unter dem Durchschnittslohn; rationell werden aber auch die Beiträge für die gleiche Pension nach dem Beitrittsalter abgestuft (so bei den J. der deutschen Gewerkvereine).

Invaliditätsversicherung ist derjenige Zweig der Arbeiterversicherung, welcher die Unterstützung oder Versorgung der Arbeiter für den Fall dauernder Arbeitsunfähigkeit bezweckt. Die Invalidität entsteht hauptsächlich aus drei Ursachen: Unfälle (worunter die Betriebsunfälle), Siechtum (andauernde unheilbare Krankheit) und Altersschwäche. Die Unfallversicherung bildet also, abgesehen von der Entschädigung für solche Unfälle, welche nur eine vorübergehende Arbeitsunfähigkeit herbeiführen, einen Teil der J., welcher jedoch, zumal hinsichtlich der Betriebsunfälle, durch die neue Gesetzgebung und Praxis gesondert behandelt zu werden pflegt. Im Gegensatz zu der Kranken- und Begräbnisversicherung hat die J. bisher weder in Deutschland noch im Auslande sich erheblich ausgebreitet, ist vielmehr im wesentlichen auf einige besonders geeignete Berufe, wie Bergarbeiter, Buchdrucker, Maschinenbauer, beschränkt geblieben. Die ganze Natur der J. dürfte dieselbe auf genossenschaftliche Invalidenkassen (s. d.) hinweisen, während die Mitwirkung des Staats durch ein Normativgesetz, Beschaffung zuverlässiger Rechnungsgrundlagen und dauernde Aufsicht sehr ersprießlich sein würde.

Invariabel (frz.), unveränderlich.

Invasion (lat.) heißt Einfall in ein fremdes Gebiet. Insbesondere versteht man darunter einen solchen Einfall, der nicht auf bleibende Eroberung, sondern, zunächst wenigstens, nur auf einen vorübergehenden Zweck berechnet ist, sei dieser nun strategischer, ökonomischer oder polit. Art, wie z. B. die französische J. in Spanien 1823 zur Wiederherstellung der königl. Gewalt.

Invasionskrankheiten, s. unter Ansteckung.

Invecta et illata (lat. Eingebrachtes und Eingeführtes), die bewegliche Habe, welche ein Pächter oder Mieter in die gepachteten oder gemieteten Räume eingebracht hat.

Invektive (lat.), «anfahrende», beleidigende Rede, Schmähung, grober Ausfall.

Invenit (lat., abgekürzt inv., «hat es erfunden») wird am linken untern Rande von Kupferstichen zu dem Namen des Künstlers gesetzt, nach dessen Gemälde oder Zeichnung der Stich ausgeführt ist.

Inventarisieren, das Inventarium aufnehmen.

Inventarium (lat.), ein Befundschein über das Ergebnis einer Besichtigung und Erörterung, besonders einer Vermögensaufnahme oder Verzeichnung von bestimmten Vermögenskomplexen, z. B. von Handlungen und andern Gewerbeetablissements, von Wirtschaftszubehör, die selbst wieder J. genannt werden. Im letztern Sinne unterscheidet man auf Landgütern das lebende Inventar oder den Viehstand von dem toten (Acker- und Wirtschaftsgeräte). Man pflegt das J. bei Verpachtungen nach einer Taxe zu überlassen und den Pächter zu verpflichten, bei Beendigung des Kontrakts Stücke desselben Werts zurückzugeben oder Fehlendes in Geld auszugleichen. Inventarien werden bei der Übernahme von Vormundschaften über das Vermögen der Pflegebefohlenen, bei Sterbefällen über die Hinterlassenschaft, bei der Übernahme eines verpachteten Grundstücks, zur Aufstellung des

Digitized by Google

Kapital-Contos für ein kaufmännisches Geschäft ꝛc. errichtet. Kaufleute sind sogar durch das Gesetz verpflichtet, ihren Vermögensstand von Zeit zu Zeit aufs neue aufzunehmen. (S. Inventur.) Über die Rechtswohlthat des J. s. Beneficium inventarii.

Invention (lat.), Erfindung, Kunstgriff; bei Sebastian Bach Bezeichnung für kleine Tonstücke, welche einen Einfall, eine momentane Empfindung zum Ausdruck bringen.

Inventur (neulat.) ist die Aufnahme des Standes eines Handlungsvermögens, um eine etwaige Insolvenz, einen Rückgang oder den Zuwachs und die davon entfallenden Vorteile zu ermitteln. Es werden dabei alle Einrichtungen, Vorräte und Außenstände nach ihrem Zeitwerte in Rechnung gebracht, für verloren erachtete Forderungen und früher mit in Ansatz gekommene, jetzt aber völlig entwertete Gegenstände abgeschrieben, und die auf dem Vermögen haftenden Schulden den Aktiven, um die Bilanz zu ziehen, gegenübergestellt. Das Deutsche Handelsgesetzbuch, Art. 29–31, schreibt den Kaufleuten vor, alljährlich, oder, wenn dies die Beschaffenheit des Geschäfts nicht gestattet, wenigstens aller zwei Jahre den Befund aufzuzeichnen und diese von den Handlungsinhabern unterschriebene Aufzeichnung, welche ebenfalls J. heißt, gehörig aufzubewahren. (S. Handelsbücher.) Eine solche J. kann auch außer der Zeit nötig werden, z. B. bei Trennung und Veränderung von Handelsgeschäften, bei Fallimenten, bei bevorstehender Liquidation des Geschäfts.

Inverary, Hauptstadt der schott. Grafschaft Argyll (s. d.).

In verba magistri jurāre, s. Jurare in verba magistri.

Inverneß, Grafschaft in Nord- oder Hochschottland, die größte des Königreichs, zwischen Roß, Nairn, Elgin, Banff, Aberdeen, Perth, Argyle und dem Atlantischen Ocean, der im Nordosten den Murraybusen oder Moray-Firth bildet, hat ein Areal von 11022,6 qkm, wovon 3141,5 auf die dazugehörigen 250 Inseln kommen, und zählt (1881) 90414 E. Das Festland ist außerordentlich rauh, wild und gebirgig, aber malerisch schön, und steigt im Ben-Nevis, dem höchsten Berge des brit. Archipels, 1332 m hoch auf. Zahlreich sind die Seen und Bergwasser in tiefeingefurchten Thalspalten, ausgedehnt die Wald-, Heide- und Moorstrecken. Kulturboden findet sich hauptsächlich in den niedrigen Gegenden am Moray-Firth, an einigen Seen und Flüssen. Rinder- und Schafzucht bilden die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Die Hauptabdachung findet gegen Nordosten statt, wie der Lauf der größern, durch ergiebigen Lachsfang bedeutenden Flüsse Spey, Findhorn, Nairn, Neß, Beauley, Foyers (mit zwei herrlichen Wasserfällen) andeutet. Die Grafschaft zerfällt in zwei gleiche Teile durch den langen und tiefen Thalspalt (Glenmore oder Großes Glen), welcher in Südwestrichtung vom Moray-Firth zum Loch-Linnhe an der Westküste streicht, die Seen Neß und Lochy enthält und von dem Caledonischen Kanal durchschnitten wird. Unter den Inseln, welche zu den mittlern und nördl. Hebriden gehören und die Gebirgsnatur des Festlandes teilen, sind die namhaftesten Skye, Harris (der südl. Teil von Lewis), Norduist, Süduist, Benbecula, Barra und St.-Kilda. Die kelt. Sprache herrscht im allgemeinen vor, das Englische ist fast nur bei den hohern Klassen in Gebrauch. Die Grafschaft zerfällt in 35 Kirchspiele und schickt ein Mitglied ins Parlament.

Die Hauptstadt Inverneß, im Hintergrunde des Moray-Firth, am Nordende von Glenmore und am Flusse Neß, der hier in den Inverneß-Firth fällt und dessen Eingang durch das Fort George gedeckt ist, zählt (1881) 17366 E. meist engl. Abkunft. Dieselbe hat einen guten Hafen, ein befestigtes Schloß, 12 Kirchen und Kapellen, breite, schöne Straßen, eine 1880 vollendete Stadthalle, vor derselben eine Fontäne mit dem Palladium der Stadt, dem rhomboidischen Steine Clach-na-Cudain, eine Akademie, eine Kollegiatschule, eine Hochschule, eine Schule für Kunst und Wissenschaft, ein Gefängniß (Tolbooth), eine Besserungsanstalt; ferner Gerberei, Tuchfabrikation, Salmenfischerei, sowie bedeutenden Handel in Wolle und Schafen, Eisenwerke, Brauerei, Sägemühlen, Schiffbau, und ist der Hauptmarktplatz für die Bergschotten. In der Nähe von J. hatten die alten caledonischen Könige ihren Sitz. Historisch merkwürdig wurde die Stadt durch ein glückliches Gefecht des Prätendenten Karl Eduard, welches dieser im Febr. 1746 nach dem siegreichen Treffen bei Falkirk gegen den General Loudon bestand, wogegen er 7 km im Nordosten von J., bei Culloden, 27. April 1746 völlig geschlagen wurde.

Inversion (lat., d. i. Umkehrung) bezeichnet als stilistische und rhetorische Figur die Versetzung eines Wortes oder Satzteils aus seiner der strengen grammatischen Konstruktion nach ihm gebührenden Stelle an eine andere, um den Begriff desselben herauszuheben, z. B. «Dans le temple des juifs un instinct m'a poussée» (Racine, «Athalie», II, 5), statt: «Un instinct m'a poussée dans le temple des juifs.» In der deutschen Sprache ist das Verbum ebenfalls an eine bestimmte Stelle gebunden, und zwar in der Frage, sowie im Befehls- oder Wunschsatze stets an die erste, im affirmierenden oder negierenden Satze stets an die zweite, in einem abhängigen Satze dagegen an das Ende. Bisweilen wird die J. auch angewandt, um den Ton auf ein Wort zu legen, z. B. «Errungen hat er seine Palme, der treue Streiter». Auch wird sie oft, namentlich in der Poesie, durch den Wohlklang und Rhythmus hervorgerufen, wie z. B. «Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle, Mich faßt die Welt in ihren Riesenarm» (Schiller, «Braut von Messina», II, 1). Verwerflich ist dagegen die J., wie sie in neuerer Zeit oft in dem nachlässigen Stile der Zeitungsreporter, in kaufmännischen Briefen, Annoncen u. s. w. vorkommt, z. B. «Die Garnison ist gestern Abend wieder eingerückt, und sind deshalb die öffentlichen Gebäude von heute früh an wieder mit Militärposten besetzt», oder «Die erste Sendung Matjesheringe ist eingetroffen, und verkaufen wir dieselben das Stück zu u. s. w.»

Inversion, in der Medizin soviel wie die Umstülpung eines Organs (der Gebärmutter, der Augenlider, des Mastdarms).

Inversion wird in der Militärsprache jede Abweichung von der normalen Stellung einer Truppenabteilung genannt; so befindet sich z. B. ein Bataillon in J., wenn bei der Aufstellung in Linie sich dessen Züge vom rechten Flügel ab nicht in ihrer Nummerfolge aneinander reihen. In früherer Zeit wurde ein großer Wert auf die Beibehaltung der normalen Stellung gelegt und nach Eintritt einer J. stets dahin gestrebt, dieselbe durch

Digitized by Google

Zwischenbewegungen wieder zu beseitigen; in neuester Zeit hat man den Grundsatz aufgestellt, daß jede Truppenabteilung auch in der J. zu kämpfen wissen müsse.

Inversion heißt in der technischen Chemie die durch Einwirkung verdünnter Säuren oder eines löslichen, von der lebenden Hefe erzeugten und abgesonderten Ferments erfolgende Umdrehung des rechtsseitigen Polarisationsvermögens des Rohrzuckers in eine linksseitige Polarisation, welche dadurch hervorgerufen wird, daß der bei dieser Reaktion entstehende Fruchtzucker eine die rechtsseitige Drehung des gleichfalls gebildet werdenden Traubenzuckers übersteigende Linksdrehung besitzt. Einzelne Schriftsteller gebrauchen, jedoch sehr fälschlicherweise, denselben Ausdruck auch für die durch Diastase bewirkte Verzuckerung des Stärkemehls.

Inversor, s. Gyrotrop.

Invertebrata, wirbellose Tiere.

Invertin ist ein lösliches Ferment, welches von lebender Hefe abgesondert wird und die Eigenschaft besitzt, den nicht gärbaren Rohrzucker unter Aufnahme der Elemente von 1 Molekül Wasser zu spalten und ihn in ein Gemenge von je 1 Molekül Fruchtzucker und 1 Molekül Traubenzucker, welche beide garungsfähig sind, zu zerlegen.

Invertzucker nennt man technisch das Gemenge von 1 Molekül Traubenzucker und 1 Molekül Fruchtzucker, welches aus dem Rohrzucker hervorgeht, wenn seine Lösungen mit verdünnten Säuren erwärmt oder mit Invertin (s. d.) versetzt werden. (S. Inversion, chemisch.)

Inverurie (Inverury), Stadt in der schott. Grafschaft Aberdeen, an der Mündung des Urie in den Don und am Aberdeenkanal, Station der Hauptlinie Aberdeen-Lossiemouth der Great North Railway of Scotland, zählt (1881) 2931 E.

Investigieren (lat.), auf-, ausspüren, nachforschen; davon: Investigation.

Investitur (d. i. Einkleidung, vom lat. investire) nennt man ursprünglich die feierliche Einweisung in das Recht des Besitzes irgend einer unbeweglichen Sache. Sodann bezeichnet das Wort überhaupt soviel als Belehnung (s. d.), im Kirchenrecht aber die Belehnung des Bischofs (s. d.) mit Ring und Stab.

Investiturstreit heißt der zwischen dem röm. Papst und dem deutschen König geführte Streit um die Investitur (s. d.) der Bischöfe. Gregor VII. sprach auf einer Synode 1075 seinem Gegner Heinrich IV. das althergebrachte Recht ab, die Bischöfe und Äbte mit Ring und Stab zu belehnen. Nun waren aber diese kirchlichen Würdenträger zugleich Inhaber bedeutender Reichslehne, und zwar der einzigen, welche der König frei an ihm ergebene Personen verleihen konnte. Wäre die Wahl dieser Würdenträger an Klerus und Volk und damit unter päpstl. Einfluß gekommen, so wäre dadurch die Macht des deutschen Königs bedeutend geschwächt. Deshalb der lange, hartnäckige Kampf, welcher um diese Frage geführt ward. Heinrich IV. ließ auf einer Synode zu Worms, 24. Jan. 1076, den Papst absetzen, aber dieser bedrohte 1078 alle, welche die Investitur vom König empfingen, mit der Exkommunikation, 1080 diesen selbst mit dem Bann. Gregor VII. starb 1085 auf der Flucht. Heinrich IV., obgleich gebannt, übte die Investitur nach wie vor, ebenso Heinrich V., obgleich die Päpste Victor III., Urban II., Paschalis II. die Bestimmungen Gregors mehrmals wiederholten. Paschalis II. und Heinrich V. schlossen 1111 ein Konkordat, in welchem der König auf die Investitur verzichtete, der Papst den Bischöfen die Herausgabe der weltlichen Güter zumutete. Dagegen protestierten nicht bloß die deutschen Bischöfe, auch das Laterankonzil vom J. 1112 sah darin einen Hochverrat an der Kirche. Endlich kam durch das Wormser Konkordat 1122 zwischen Calixt II. und Heinrich V. eine Vereinbarung zu Stande, wonach der König auf die Investitur mit Ring und Stab verzichtete und kanonische Wahl der Bischöfe zuließ, dagegen die Beaufsichtigung der Wahl und die Belehnung des Gewählten (vor der Konsekration) mit den weltlichen Gütern und Rechten durch das Scepter zugestanden erhielt. Schon Kaiser Lothar II. verlangte 1125 von den Prälaten nur den allgemeinen Unterthaneneid und gestattete die Konsekration vor der weltlichen Belehnung.

Inveterieren (lat.), veralten, verjahren; davon: Inveteration.

Invicem (lat.), wechselsweise, gegenseitig.

Invidiös (lat.), neidisch, mißgünstig, gehässig.

Invigilieren (lat.), aufpassen, wachen auf etwas.

Invincibel (lat.), unbesiegbar.

In vino veritas (lat.), «im Weine ist Wahrheit», d. h. der Wein löst die Zunge, der Berauschte spricht die Wahrheit; der Ausdruck findet sich schon in griech. Form in Platos «Symposion» und wird in Plinius' «Naturalis historia» (XIV, 28) als sprichwörtlich erwähnt.

Inviolabel (lat.), unverletzlich.

Invisibel (lat.), unsichtbar.

Invita Minerva (lat.), «wider den Willen der Minerva», d. h. ohne Fähigkeit, ohne aufgelegt zu sein (etwas zu unternehmen), sprichwörtliche Redensart, welche von Cicero («Tusculanae», I, 31, «Ad familiares», XII, 25) und Horaz («Ars poetica», 385) angeführt wird.

Invitatorium (lat.) heißt in der röm.-kath. Kirche ein Vers, welcher am Anfang der Frühmesse, der Matutin, abwechselnd mit je zwei Versen des 94. Psalms («Venite, exultemus domino») gesungen oder gebetet wird. Jedes Fest und jedes Officium vom Tage hat sein besonderes I., dessen Schlußworte gewöhnlich «Venite, adoremus» sind. Nur das Officium vom Epiphaniasfeste und das der drei letzten Tage in der Karwoche hat kein I.

Invitieren (lat.), einladen; davon: Invitation.

Invocavit (lat.) heißt der erste Fastensonntag von den Anfangsworten von Psalm 91.

Invoice (engl.), spezifizierte Warenrechnung, Faktur.

Invokation (lat.), Anrufung, Anflehung.

Involūcrum (lat.), in der Botanik soviel wie Hülle (s. d.).

Involution einer Größe ist ein nicht mehr gebräuchlicher Ausdruck für Potenzierung der Größe. In der neuern Geometrie sagt man nach dem franz. Geometer Desargues 1639, daß drei Paare von Punkten einer Geraden in J. sind bei einer bestimmten Relation der Punkte, welche aus fünf derselben den sechsten finden lehrt und von reichen Folgen begleitet ist. Ebenso kommt in Betracht eine J. von sechs Geraden einer Ebene, welche einen Punkt gemein haben, und eine J. von sechs Ebenen, welche eine Gerade gemein haben.

Involutionsperiode, s. u. Menstruation.

Digitized by Google

Involventia (lat., zu ergänzen remedia), einhüllende Mittel.

Involvieren (lat.), einwickeln, einschließen, mit in sich begreifen.

Invulnerabel (lat.), unverwundbar; davon: Invulnerabilität.

Inzersdorf am Wienerberge, Dorf in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Sechshaus, Gerichtsbezirk Hietzing, 3 km südlich von Wien, an der Linie Meidling-Wiener-Neustadt der Österreichischen Südbahn, zählt (1880) 8317 E., darunter 2039 Czechoslawen, die in den dortigen Ziegeleien arbeiten, und hat eine Heilanstalt für Nerven- und Gemütskranke. Die Ziegeleien von J. sind nicht nur die größten in Österreich-Ungarn, sondern vielleicht in ganz Europa; ihren Aufschwung danken sie dem Industriellen Alois Miesbach, nach dessen Tode (1857) sie an die Familie Drasche übergingen; die jetzige Firma heißt: Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft. Der Ort wird schon im 12. Jahrh. genannt und gab einem Adelsgeschlechte den Namen, das bis zum Schluß des 13. Jahrh. in seinem Besitze war.

Inzucht, Bezeichnung im weitern Sinne für die Paarung von Haustieren, welche einer bestimmten Rasse oder einem bestimmten Rassetypus, im engern Sinne für die Paarung von Tieren, welche ein und derselben Herde, ein und derselben Familie angehören. In letzterm Falle findet sehr häufig Verwandtschafts-, sogar Inzestzucht (vom lat. incestus, Blutschande) statt, unter welch letzterer man die Paarung von Tieren versteht, welche in auf- oder absteigender, oder in gleicher Linie direkt miteinander verwandt sind, z. B. Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester. Reinzucht fällt häufig mit J. zusammen, ist aber nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit der letztern, da z. B. zwei in ihren Eigenschaften voneinander abweichende Tiere einer und derselben Rasse, Herde u. s. w. miteinander gepaart werden können, ohne daß zunächst, wegen dieser Verschiedenheit, Reinzucht stattfindet. Die J. wendet man namentlich dort an, wo ganz bestimmte, einer Rasse, Herde, Familie eigentümliche, nach irgend einer Nutzungsrichtung hin hervorragende Qualitäten in den Nachkommen befestigt oder potenziert werden sollen. Noch mehr gilt dies für die Verwandtschafts- und für die Inzestzucht, mit welcher allerdings die Gefahr einer Schwächung der Nachkommen verbunden ist, welcher aber manche Rassen, z. B. die berühmten Shorthorns, ihre Entstehung und ihre vorzüglichen Eigenschaften verdanken.

Vgl. Nathusius, «Vorträge über Viehzucht und Rassenkenntnis» (Berl. 1872); Settegast, «Tierzucht» (4. Aufl., Bresl. 1878).

Jo war der Sage nach die Tochter des Inachos, oder des Jasos, oder des Peiren, in welche sich Zeus verliebte. Um seine Liebe zu verheimlichen, verwandelte Zeus die Jo in eine schöne weiße Kuh. Hera aber erbat sich die Kuh von ihrem Gemahl zum Geschenk und übergab hierauf dieselbe dem allsehenden Argos (Panoptes) zur Bewachung. Zeus erteilte jedoch dem Hermes den Befehl, ihren Wächter zu töten. Aber in demselben Augenblick, als dieses geschehen, sandte Hera der Jo eine Bremse, von der sie durch alle Welt gejagt wurde, bis sie am Nil Ruhe fand. Als Heimat der Sage und der Jo ist Argos anzusehen, wo das Wesen der Jo mit dem Zeus- und Heradienste auf das innigste verbunden war. Hauptquelle für ihre Wanderungen ist des Äschylus «Prometheus», womit aber wieder vieles in den «Schutzflehenden» nicht vereinbar ist. Von Argos aus kam sie danach an das Meer, welches von ihr den Namen des Jonischen erhalten haben sollte; hierauf gelangte sie durch die Skythische Wüste zum Prometheus, welcher ihr den Weg ankündigte, den sie weiter zu nehmen hätte. Zuletzt gelangte sie nach Ägypten, wo sie Erlösung von ihren Leiden fand, durch Zeus Mutter des Epaphos wurde und den Isisdienst stiftete. Daß sie mit der Isis (s. d.) geradezu identifiziert wurde, dazu gab namentlich die Kuhgestalt Veranlassung. Zahlreiche Darstellungen der Sage von Jo sind auf Vasen und in Wandgemälden erhalten. Vgl. Engelmann, «De Ione» (Berl. 1868); Overbeck, «Griech. Kunstmythologie» (Bd. 1: «Zeus», Lpz. 1871).

Jo ist auch der Name des 85. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Io., offizielle Abkürzung für den nordamerikan. Staat Jowa.

Jod oder Jodine (abgeleitet vom grch. ἰοειδής, d. i. veilchenfarbig), chem. Zeichen I, Atomgewicht 127, ein nichtmetallisches, zu den Haloiden gehörendes Element, 1811 von Courtois entdeckt, aber erst von Davy und Gay-Lussac genauer untersucht und als Element erkannt. Das J. ist in der Natur sehr weit verbreitet, kommt aber immer nur sehr spärlich und nie im freien Zustande, sondern nur in Verbindungen vor. Es findet sich in einzelnen seltenen Mineralien als Jodsilber, als Jodquecksilber, als Jodammonium, spurenweise in Phosphoriten, Steinkohlen, in sehr vielen Heilquellen, im Meereswasser, in dem Caliche, aus welchem durch Raffination der Chilisalpeter dargestellt wird, in sehr vielen Landpflanzen und den daraus dargestellten Produkten, reichlicher in Meerespflanzen und in den im Meere lebenden Tieren, angeblich soll es auch Bestandteil der Atmosphäre sein. In verhältnismäßig größter Menge findet es sich in den Meeresalgen, Fucus, Laminaria u. a. Diese Gewächse haben eine besondere Befähigung für die Aufspeicherung von Jodverbindungen, in keinem lebenden Naturprodukt findet es sich annähernd in so reichlicher Menge wie in diesen. Dieselben sind daher auch, solange man in Europa J. dargestellt hat, der Ausgangspunkt der Fabrikation des J. gewesen; in den letzten Jahren hat jedoch die europ. Fabrikation in dem sich immer mehr steigernden Import von chilenischem J. eine so erhebliche Konkurrenz erfahren, daß viele Fabriken ihren Betrieb eingestellt haben. In Europa sind nur zwei Distrikte der Jodgewinnung vorhanden: die Umgegend von Glasgow, wo im J. 1882 aber nur noch eine große Fabrik thätig war, und die Westküste von Frankreich, wo im J. 1878 10 oder 12 Fabriken gearbeitet haben sollen. Der Handel hat das J. stets als Spekulationsartikel betrachtet, wodurch die Preise Schwankungen von 9 bis zu 75 Mark pro Kilogramm erfahren haben.

Zur Jodgewinnung dienen an der schott. Küste Laminaria digitata (0,70—0,45 Proz. J.), L. saccharina (0,28 Proz.), Fucus serratus (0,09 Proz.), F. nodosus (0,06 Proz.), F. vesiculosus (0,03 Proz.); an der franz. Küste werden F. vesiculosus, nodosus, siliquatus, serratus, loreus, esculentus, bulbosus, saccharinus, digitatus stenolobus, digitatus stenophyllus verarbeitet. Diese Algen, welche zum Teil tief unter Wasser wachsen, werden auf mühsame Weise geerntet, an der Sonne getrocknet und meist in Gruben verbrannt. Die dabei

Digitized by Google

zurückbleibende Asche heißt in Schottland Kelp, in Frankreich Vareck. Bei der Darstellung der Asche geht eine große Menge J. durch die übermäßige Hitze verloren. Um diesen Verlusten vorzubeugen, sind verschiedene andere Arbeitsmethoden in Vorschlag gebracht; dieselben haben sich aber bislang im Großbetrieb nicht einzubürgern vermocht.

Bei Glasgow wird der Kelp mit warmem Wasser ausgelaugt und die erhaltene Lauge in offenen Pfannen verkocht, wobei die sich abscheidenden Salze herausgefischt werden. Zuerst fällt dabei vorzugsweise Kochsalz aus, welches wegen seines Gehalts an Glaubersalz in Sodafabriken verwertet wird; bei zunehmender Konzentration scheidet sich ein Gemenge von schwefelsaurem Kali und schwefelsaurem Natron ab, welches als Soft sulfates bezeichnet wird. Schließlich läßt man die Flüssigkeit erkalten und erhält eine Kristallisation von Chlorkalium. Die hierbei verbleibende Mutterlauge wird weiter verdampft, worauf nochmals Chlorkalium kristallisiert. Die letzte Mutterlauge, die Jodlauge, enthält alle Jodverbindungen in konzentrierterer Form, daneben aber noch kohlensaure Alkalien, Schwefelalkalien, schwefligsaure Salze ꝛc. Durch Ansäuern mit Schwefelsäure werden diese Salze zersetzt, unter Abscheidung des in den Sulfiden und Sulfiten enthaltenen Schwefels. Die von letzterm getrennte Flüssigkeit wird in einem eisernen Kessel unter Zusatz von Braunstein erwärmt, wobei das freigemachte J. mit den Wasserdämpfen sich leicht verflüchtigt. Um das J. zu verdichten, ist der Kessel mit einem Bleideckel versehen, von welchem die Dämpfe durch zwei weite Rohren in zwei Reihen von thonernen Vorlagen, die so ineinander gefügt werden, daß der Hals der ersten in eine Bodenöffnung der folgenden reicht, geführt werden. In den Vorlagen sammelt sich das J. als kristallinische Kruste, während das gleichzeitig verdichtete Wasser durch eine im Bauch befindliche, nach unten gekehrte kleine Öffnung abtropft. Das so gewonnene J. wird in kleinen, aus Eichenholz gefertigten Fässern zu einem engl. Centner Nettogewicht verpackt und in den Handel gebracht. Die als Nebenprodukte gewonnenen Salze trugen früher zur Rentabilität der Jodindustrie erheblich bei; allein dieser Vorteil ist auf ein Minimum reduziert, seitdem die Umgegend von Staßfurt den Handel der Kalisalze beherrscht und deren Preis herabgedrückt hat.

Die franz. Jodfabrikation unterscheidet sich von der schottischen durch die Art der Abscheidung des J. aus der Jodlauge. Statt durch Destillation gewinnt man dort das J. durch einen Fällungsprozeß, durch Einleiten von Chlor.

Das käufliche J. bildet grauschwarze, dem Graphit ähnliche Stücke oder schuppige Massen. Durch Sublimation läßt es sich leicht in schöne, glänzend schwarze Kristalle verwandeln; ganz dünne Kristallamellen sind braunrot durchscheinend. Sein spezifisches Gewicht ist 4,948 bei 17°. In Wasser ist es sehr schwer löslich, doch erteilt es dem Wasser, welches nur $^1/_{7000}$ J. enthält, eine gelbbraune Farbe; ein Zusatz von Jodkalium befördert die Löslichkeit sehr. In Weingeist und Äther ist J. leicht löslich, die Lösungen sind intensiv braun; in Schwefelkohlenstoff und in Chloroform löst es sich mit violetter Farbe; letztere beiden Agentien entziehen selbst minimale Spuren desselben seinen wässerigen Lösungen beim Schütteln und dienen durch die dabei eintretende charakteristische Färbung als sichere Nachweisungsmittel des J. Es schmilzt bei 113—115° C. und siedet über 200° C.; sein schon bei geringstem Erwärmen entstehender Dampf ist dunkelviolett, der gesättigte Dampf bei höchsten Temperaturen blau gefärbt. J. färbt Stärkemehl intensiv blau. Fügt man zu einer wässerigen Jodlösung verdünnten Stärkekleister, so wird die Flüssigkeit bei Spuren von J. himmelblau, bei größern Mengen undurchsichtig dunkelblau. Das Stärkemehl dient als Nachweisungsmittel für J. und umgekehrt wässerige Jodlösung als Erkennungsmittel des Stärkemehls. Hierbei ist aber zweierlei zu beachten, nämlich die Jodstärke-Reaktion tritt nur in kalten, nicht in warmen Flüssigkeiten auf, und ferner wird sie nur durch freies, nicht durch gebundenes J. hervorgerufen. Will man daher Salze auf einen Jodgehalt prüfen, so ist das J. daraus frei zu machen, was am zweckmäßigsten durch Zusatz von wenigen Tropfen roter rauchender Salpetersäure geschieht.

Das J. und seine Verbindungen finden Verwendungen in der Medizin, in der Photographie, namentlich aber wird das J. in größten Mengen bei der Darstellung verschiedener Teerfarbstoffe gebraucht. Alle Bemühungen, dasselbe hier durch das leichter zugängige Brom zu ersetzen, sind bislang fruchtlos gewesen.

In seinen Verbindungen zeigt J. große Analogien mit dem Chlor und dem Brom, es unterscheidet sich von diesen Elementen im allgemeinen durch schwächere Affinitäten und wird infolge dessen sowohl durch Brom wie namentlich durch Chlor aus seinen Verbindungen abgeschieden. Von den Jodverbindungen sind zu erwähnen:

1) Jodsäuren. Ähnlich wie das Chlor (vgl. Bd. IV, S. 320), so bildet auch das J. verschiedene Säuren, die teils als Hydrate, teils als Anhydride bekannt sind; es sind jedoch nur zwei davon genauer studiert, nämlich:

a) Jodsäure, als Hydrat $(IO_2)OH$, als Anhydrid I_2O_5, entsteht durch Einwirkung konzentrierter Salpetersäure auf J., kristallisiert in sechsseitigen Tafeln von saurem Geschmack, ist leicht in Wasser und Alkohol löslich, läßt sich unverändert auf 100° erhitzen, verwandelt sich bei 130° in ein Anhydrohydrat I_2O_5H und geht bei 170° in Anhydrid über, welches unzersetzt bis gegen 300° erhitzt werden kann. In Berührung mit Wasser wird das Anhydrid zu gewöhnlicher Jodsäure. Die Jodsäure verbindet sie mit Basen zu meist gut kristallisierbaren Salzen. Dieselben entstehen neben Jodmetallen bei Einwirkung von basischen Oxydhydraten auf J., so z. B.

$$6K(OH) + 6I = 5KI + (IO_2)OK + 3H_2O.$$

Die Jodsäuresalze werden durch Reduktionsmittel leicht in Jodmetalle verwandelt, so gibt iodsaures Kali oder Kaliumiodat beim Erhitzen mit Kohle Jodkalium und Kohlensäure.

b) Überjodsäure, Hyperjodsäure. Die der Überchlorsäure entsprechende Überjodsäure $(IO_3)OH$ läßt sich nur auf Umwegen erhalten, ein Anhydrid derselben existiert nicht, wohl aber tritt sie mit verschiedenem Sättigungsvermögen und in verschiedenen Kondensationszuständen auf; es sind mit Sicherheit sechs solcher Säuren nachgewiesen.

2) Jodwasserstoffsäure HI. Farbloses, in Wasser ungemein leicht lösliches Gas, entsteht wie die Bromwasserstoffsäure durch Einwirkung von Wasser auf Jodphosphor. Für alle Verwendungen

Digitized by Google

stellt man die wässerige Lösung nach Pettenkofers Verfahren dar: In einer Porzellanschale wird 1 Teil gewöhnlicher Phosphor mit 24 Teilen Wasser von 60—70° übergossen und unter Umrühren mit 2 Teilen J. vermischt; hat sich dies gelöst, so wird der größere Teil der Flüssigkeit von dem Phosphor abgegossen und in ein Gefäß gebracht, worin 14 Teile J. sich befinden. Von diesem löst sich ein Teil in der entstandenen Jodwasserstoffsäure zu einer braunen Flüssigkeit, die wieder zu dem Phosphor gegossen wird. Der Phosphor entfärbt die Lösung sofort und es wird dann die Flüssigkeit abwechselnd mit dem J. und dem Phosphor zusammengebracht, bis alles J. gelöst ist. Endlich wird die Flüssigkeit destilliert, wobei eine wässerige Säure mit einem Gehalt von annähernd 40 Proz. Jodwasserstoff übergeht, während in der Retorte ein Rückstand verbleibt, der im wesentlichen aus Phosphorsäure besteht.

Die wässerige Jodwasserstoffsäure ist eine farblose Flüssigkeit von scharfsaurer Beschaffenheit; verdampft man die verdünnte Säure, so konzentriert sie sich mehr und mehr, bis ihr Siedepunkt auf 127° C. gestiegen ist; bei letzterer Temperatur destilliert eine Säure von 1,7 spezifischem Gewicht mit einem Gehalt von 57 Proz. Jodwasserstoff. Alle Oxydationsmittel zersetzen die Jodwasserstoffsäure sehr leicht unter Abscheidung von J.; in lufthaltigen Gefäßen aufbewahrt, besonders unter Einwirkung des Lichts, färbt sie sich durch Oxydation des Wasserstoffs braun von freigewordenem J. Jodwasserstoffsäure findet vielfache Verwendung teils zur Darstellung von Jodverbindungen, teils bei der Darstellung organischer Verbindungen.

3) Chloriod. Beide Elemente geben zwei Verbindungen:

a) Jodchlorür, einfach Chloriod ICl, entsteht, wenn man Chlorgas so lange auf trockenes J. wirken läßt, bis dieses flüssig geworden ist; die braune Flüssigkeit erstarrt in der Kälte zu Kristallen, die nicht ohne Zersetzung in Wasser löslich sind.

b) Jodchlorid, dreifach Chloriod ICl_3, entsteht durch anhaltende Einwirkung von trockenem Chlor auf trockenes, erwärmtes J. als bei 25° schmelzende, unverändert flüchtige, in Wasser ohne Zersetzung zu erleidende lösliche Kristalle.

4) Jodphosphor, als Phosphoriodür PI_2 und Phosphoriodid PI_3 bekannt, von denen nur letzteres weitere Bedeutung hat. Das Jodid erhält man, indem man 31 Teile Phosphor in trockenem Schwefelkohlenstoff löst und nach und nach 381 Teile J. zufügt. Durch Destillation wird der größere Teil des Schwefelkohlenstoffs entfernt, worauf das Jodid in großen roten Kristallblättern sich ausscheidet.

5) Jodstickstoff NI_3, höchst gefährliche, leicht äußerst heftig explodierende Substanz, welche als schwarzer Niederschlag beim Vermischen von alkoholischer Jodlösung mit konzentriertem Ammoniak erhalten wird; darf niemals getrocknet werden, weil die geringste Erschütterung, das Herabfallen eines Luftstäubchens ihn zur Explosion bringt.

Die weitern Verbindungen mit den Metallen s. bei den einzelnen Metallen.

Jodargyrit, natürliches Jodsilber, Mineral, s. Jodit.

Jodate, soviel wie iodsaure Salze.

Jodäthyl, Äthyliodid C_2H_5I, organische, vielfach verwandte Verbindung, entsteht bei der Einwirkung von Jodphosphor auf Alkohol unter gleichzeitiger Bildung von phosphoriger Säure. Zur Darstellung werden in einer tubulierten Retorte 10 Teile Jod in 10 Teilen absolutem Alkohol gelöst, die Flüssigkeit durch Eis abgekühlt und ganz allmählich 1 Teil Phosphor in kleinen Stücken eingetragen. Nach mehrstündigem Stehen, nachdem alles Jod gelöst ist, wird dekantiert und die Flüssigkeit destilliert, wobei das J. in unreinem Zustande übergeht. Um es zu reinigen, wird zuerst gepulvertes Jod eingetragen, bis die Flüssigkeit sich braun färbt, dieselbe wird dann mit verdünnter Natronlösung durchschüttelt, mit Wasser wiederholt gewaschen, über Chlorcalcium getrocknet und rektifiziert. Das J. ist eine schwere, in Wasser untersinkende, darin unlösliche Flüssigkeit von angenehm ätherischem Geruch, siedet bei 72° C. J. dient namentlich in der organischen Chemie zur Darstellung äthylierter Verbindungen, in denen Äthyl die Stelle von einem Wasserstoffatom vertritt, während dabei das ausgeschiedene Wasserstoffatom sich mit dem Jod zu Jodwasserstoff verbindet.

Jodblei, s. unter Blei (-Verbindungen 9).

Jodcadmium oder Cadmiumiodid, s. unter Cadmium (-Verbindungen 5).

Jodchlorid, s. unter Jod (-Verbindungen 3b).

Jodchlorür, s. unter Jod (-Verbindungen 3a).

Jodeisen (Eisenjodür und Eisenjodid), s. unter Eisen (-Verbindungen 4).

Jodexanthem, ein eigentümlicher Hautausschlag infolge chronischer Jodvergiftung (s. d.).

Jodgrün, eine der schönsten Anilinfarben, wird erhalten durch Erhitzen von essigsaurem Rosanilin mit Jodmethyl und Methylalkohol. Es ist das pikrinsaure Salz der als Dijodmethylat des Trimethylrosanilins bezeichneten Base.

Jodide, s. unter Jodmetalle.

Jodine, s. Jod.

Jodismus, s. Jodvergiftung.

Jodit, Jodargyrit, natürliches Jodsilber, ist das natürlich im Mineralreiche vorkommende Jodsilber AgI, welches, dem hexagonalen System angehörig, gewöhnlich dünne, biegsame und durchscheinende Blättchen und blätterige Aggregate bildet, von perlgrauer, gelber und grünlicher Farbe, lebhaftem Fettglanz, sehr geringer Härte und dem spezifischen Gewicht 5,7. Zusammengesetzt ist es aus 54 Proz. Jod und 46 Proz. Silber. Vor dem Lötrohr schmilzt es auf Kohle leicht, färbt die Flamme rotblau und hinterläßt ein Silberkorn. Ältere Fundpunkte sind Chanarcillo in Chile, Mazapil in Mexiko, Guadalajara in Spanien; neuerdings ist es auf der Grube Schöne Aussicht bei Dernbach in Nassau in bisweilen mehrere Millimeter großen Kristallen vorgekommen.

Jodkalium, s. u. Kalium (-Verbindungen).

Jodkaliumsalbe (Unguentum kalii iodati) ist nach der Deutschen Pharmakopöe eine Mischung von 2 Teilen fein geriebenem und in 1 Teil Wasser gelöstem Jodkalium mit 17 Teilen Paraffinsalbe.

Jodlauge nennt man in der Jodfabrikation die durch Aussieden und Auskristallisieren soweit wie möglich von fremden Salzen befreite Flüssigkeit, in welcher die Jodverbindungen in einem für die Abscheidung des Jods genügend konzentrierten Zustande enthalten sind. (S. unter Jod.)

Jodmetalle. Jod verbindet sich mit allen metallischen Elementen und gibt mit vielen derselben

Digitized by Google

mehrere verschiedene Salze, die im allgemeinen den Oxydulen und Oxyden entsprechend sind. Da, wo zwei solche Salze vorkommen, bezeichnet man das mit der geringern Zahl von Jodatomen als Jodür, das mit der höhern Zahl von Jodatomen als Jodid, z. B. Eisenjodür FeI_2, Eisenjodid Fe_2I_6. Die wichtigern der J. finden bei den einzelnen Metallen Erwähnung.

Jodmethyl, Methyljodid CH_3I, dem Jodäthyl entsprechende Verbindung, die namentlich in der Teerfarbenindustrie vielfach Verwendung findet. Die Darstellung kann auf gleiche Weise wie beim Jodäthyl (s. d.) beschrieben, geschehen, nur unter Anwendung von Methylalkohol, oder bequemer, indem man Phosphor und Methylalkohol in einen Kolben bringt, der mit einem Rückflußkühler verbunden ist; zwischen dem Kolben und dem Rückflußkühler ist ein Vorstoß eingeschaltet, dessen in den Kolben reichendes Ablaufende mit Glasbroden gefüllt ist, auf welche das zu verwendende Jod geschichtet wird. Der Methylalkohol wird im Wasserbade zum Sieden gebracht, der im Rückflußkühler verdichtete Dampf gelangt als Flüssigkeit mit dem Jod in Berührung, sättigt sich mit demselben, wodurch beim Herabtropfen der Lösung immer geringe Mengen von Jod dem Phosphor zugeführt werden und die Reaktion höchst ruhig und ohne jegliche Gefahr verläuft. Die Flüssigkeit wird schließlich von dem zurückbleibenden Phosphor dekantiert, in Wasser gegossen, worin das J. unlöslich ist, und schließlich rektifiziert. In seinen Eigenschaften ist das J. dem Jodäthyl sehr ähnlich, sein spezifisches Gewicht ist 2,2, es siedet bei 44° C.

Jodoform, Triiodmethan, Formyljodid, Methenyltriiodid CHI_3, die dem Chloroform entsprechende Jodverbindung, 1822 von Serullas entdeckt, entsteht bei der Einwirkung von Jod auf Alkohol bei Gegenwart von wässerigem Alkali oder von Lösungen kohlensaurer Alkalien. Außer dem gewöhnlichen Alkohol liefern auch die demselben homologen höhern Alkohole, Aceton und andere Körper J., aus Methylalkohol, Äther, Chloroform und andern ist dagegen kein J. zu erhalten. Zur Darstellung löst man nach Mohr 5 Teile kohlensaures Kali und 6 Teile Jod in 12 Teilen Wasser und erwärmt nach Zusatz von 6 Teilen Alkohol, bis die Flüssigkeit entfärbt ist. Nach dem Erkalten kristallisiert das J. Die dabei zu erzielende Ausbeute entspricht ungefähr einem Drittel des angewandten Jods, der Rest desselben bleibt als Jodkalium gelöst. Das J. bildet kleine glänzende, gelbe Kristallblättchen von süßlichem Geschmack und eigentümlichem, vielen höchst widerwärtigem Geruch, unlöslich in Wasser, löslich in 50 Teilen kaltem und 10 Teilen kochendem Alkohol, leicht löslich in Äther. Aus der alkoholischen Lösung scheidet es sich bei langsamem Verdunsten in großen Kristallen ab. Es schmilzt zwischen 115 und 120°, bei höherer Temperatur wird es unter partieller Zersetzung verflüchtigt. Das J. wird in neuerer Zeit vielfach in der Medizin und Chirurgie verwandt.

Jodphosphor, s. u. Jod (-Verbindungen 4).

Jodpräparate nennt man die in der Heilkunde verwandten, Jod enthaltenden Substanzen. Seitdem die in gewissen Krankheiten äußerst wirksame Heilkraft vieler Jodverbindungen erkannt war, hat man sich mit Vorliebe dieser Präparate bedient und nach und nach eine Masse derselben, häufig sehr überflüssigerweise, in den Arzneischatz gezogen. Namentlich franz. Ärzte und Apotheker haben sich in der Aufstellung immer neuer iodhaltiger Arzneiformeln hervorgethan. Mit der Herausgabe der Deutschen Pharmakopöe, und namentlich der zweiten Auflage, hat eine sehr erwünschte Sichtung derselben stattgefunden und es sind gegenwärtig nur noch die folgenden offizinell: Ferrum iodatum, Eisenjodür, s. unter Eisen (-Verbindungen 4a); Hydrargyrum biiodatum, Quecksilberjodid, und Hydrargyrum iodatum, Quecksilberjodür, s. unter Quecksilber (-Verbindungen); Jodoform (s. d.); Jod (s. d.); Kalium iodatum, Jodkalium, s. unter Kalium (-Verbindungen); Natrium iodatum, Jodnatrium, s. unter Natrium (-Verbindungen); Plumbum iodatum, Jodblei, s. unter Blei (-Verbindungen 9); Syrupus Ferri iodati, Jodeisensirup, s. unter Eisen (-Verbindungen 4a); Tinctura Iodi, Jodtinktur (s. d.); Unguentum Kalii iodati, Jodkaliumsalbe (s. d.).

Jodquecksilber, s. unter Quecksilber (-Verbindungen).

Jodsäure, s. unter Jod (-Verbindungen 1).

Jodschnupfen, s. unter Jodvergiftung.

Jodschwefel (Sulfur iodatum) der ersten Auflage der Deutschen Pharmakopöe. Jod und Schwefel lassen sich unter lebhafter Wärmeentwickelung zusammenschmelzen, ohne dabei aber eine chem. Verbindung einzugehen, oder wenn eine chem. Vereinigung stattfindet, so ist sie so loderer Art, daß sie durch die gewöhnlichen Lösungsmittel, selbst durch Abdunsten von Jod bei mittlerer Temperatur, zersetzt wird. Nach der Vorschrift der Pharmakopöe soll der J. dargestellt werden durch Zusammenreiben und nachheriges gelindes Erhitzen von 1 Teil Schwefelblumen und 4 Teilen Jod. In die zweite Auflage der Pharmakopöe ist dieses Präparat nicht wieder aufgenommen.

Jodsilber, künstliches, s. unter Silber.

Jodsilber, natürliches, oder Jodargyrit, s. Jodit.

Jodstärke. Stärkemehl im festen wie im gequollenen Zustande wird durch Jod intensiv blau gefärbt. (S. Jod.) Verreibungen von 1 Teil Jod mit 60 Teilen Stärke waren früher als Amylum iodatum offizinell.

Jodstickstoff, s. unter Jod (-Verbindungen 5).

Jodtinktur (Tinctura Iodi) der Pharmakopoe ist eine Lösung von 1 Teil Jod in 10 Teilen Alkohol. Die erste Auflage der Pharmakopöe führte außerdem noch eine Tinctura Iodi decolorata, bestehend aus Jod, unterschwefligsaurem Natron, Wasser, von jedem 10 Teile, versetzt mit 16 Teilen Ammoniak und 75 Teilen Weingeist. Letzteres Präparat ist durch die zweite Auflage der Pharmakopöe beseitigt. Wässerige oder Lugols Jodtinktur heißt eine Lösung von 1 Teil Jod und 1,5 Teilen Jodkalium in 24 Teilen Wasser.

Jodüre, s. unter Jodmetall.

Jodvergiftung oder Jodismus, diejenigen Krankheitserscheinungen, welche durch den übermäßigen Gebrauch von Jod und Jodpräparaten hervorgerufen werden, kommt am häufigsten in chem. Fabriken bei der gewerbsmäßigen Beschäftigung mit Jodpräparaten, ferner bei zufälliger oder absichtlicher Vergiftung mit der offizinellen Jodtinktur und bei dem länger fortgesetzten medizinischen Gebrauch von Jod, Jodoform und Jodkalium vor. Die akute Jodvergiftung gibt sich durch eine heftige Magen- und Darmentzündung mit brennenden Schmerzen im Rachen, Schlund und Magen,

Digitized by Google

Erbrechen, reichlichen Stuhlentleerungen, Harnverhaltung, heftigen Kopfschmerzen, Ohnmachtsanfällen und raschem Kräfteverfall zu erkennen; die erbrochenen Massen sehen gewöhnlich mehr oder weniger blau (Jodreaktion) und besitzen den spezifischen Jodgeruch. Die chronische Jodvergiftung hat in der Regel einen hartnäckigen Katarrh der Schleimhäute, insbesondere der Rachen- und Nasenschleimhaut (d. i. den sog. Jodschnupfen), ferner Kopfschmerzen, Verdauungsstörungen, Gliederzittern und einen eigentümlichen knötchen- oder pustelartigen Hautausschlag (Joderanthem), mitunter auch den Schwund gewisser Drüsenorgane (Schilddrüse, weibliche Brustdrüse, Hoden) zur Folge. Die Behandlung besteht bei der akuten Vergiftung in größern Gaben von Weizen- oder Stärkemehlkleister, Zuckerwasser, Zuckermagnesia und Eiweiß, bei dem chronischen Jodismus in der sofortigen Unterbrechung der Jodzufuhr, und einer allmählichen Kräftigung des Körpers durch Bäder, eine milde leichtverdauliche Nahrung und fleißige Körperbewegung im Freien.

Jodwasserstoff, Jodwasserstoffsäure, s. unter Jod (Verbindungen 2).

Jodzink, s. unter Zink (-Verbindungen).

Jodzinnober, s. Quecksilberiodit.

Jokaste, bei Homer Epikaste genannt, die Tochter des Menökeus und Schwester des Kreon, war die Gemahlin des theban. Königs Laios, dem sie den Ödipus gebar.

Jolaos war der Sohn des Iphikles, des Halbbruders von Hercules, und der treueste Gefährte des Heros bei seinen Thaten. Besonders tritt seine Hilfe bei dem Kampfe mit der Hydra hervor. Er fand seinen Tod, nachdem er bei dem entscheidenden Kampfe der Herakliden mit Eurystheus die größten Heldenthaten verrichtet hatte. Nach andern tötete er Eurystheus selbst in dieser Schlacht, zu der er von den Toten zurückgekehrt war.

Jole, Tochter des Eurytos von Öchalia, kam als Kriegsgefangene in die Gewalt des Hercules und wurde bei seinem Tode, dessen unschuldige Ursache sie war, seinem Sohne Hyllos vermählt.

Jolith, Name für die veilchenblauen Varietäten des Minerals Cordierit (s. d.), insbesondere vom Cabo de Gata in Spanien.

Jolkos, uralte thessalische Stadt im innersten nördl. Winkel des Pagasäischen Meerbusens (jetzt Golf von Volo) auf der Halbinsel Magnesia. Die Lage der Stadt ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen; ihre Bedeutung fällt ganz in mythische Zeit, in welcher von hier die Argonauten (s. d.) ausgezogen sein sollten.

Jon, der mythische Stammvater der Jonier, war nach der Sage von Deukalion (s. d.) ein Sohn von Xuthos, Bruder von Achaios, Enkel von Hellen, Urenkel des Deukalion. Nach attischer Sage wurde Kreusa, des Erechtheus Tochter, in Attika Gemahlin des Xuthos. Nach Euripides in der Tragödie «Jon» war J. ein Sohn des Apollo, der ihn heimlich mit Kreusa vor ihrer Vermählung mit Xuthos erzeugt hatte. In einem Kästchen von der Mutter in der nämlichen Höhle ausgesetzt, in welcher sie vom Apollo umarmt worden, bringt Hermes auf das Bitten des letztern das Kind nach Delphi, wo es erzogen wird. Da die später eingegangene Ehe der Kreusa mit Xuthos kinderlos bleibt, so beschließt Apollo, seinen inzwischen herangewachsenen Sohn dem Xuthos als eigenen Sohn zu übergeben. Es geschieht dies mit Hilfe eines Orakels, und Xuthos nimmt den vermeintlich gefundenen Sohn mit väterlicher Liebe auf. Kreusa indes sucht den ihr unbekannten Jüngling zu vergiften und flieht, als das Verbrechen offenbar wird, zum Altar, wohin sie J. verfolgt. Hier stellt sich aber heraus, daß J. ihr eigener Sohn sei, und Athene weissagt schließlich, daß auch Xuthos von Kreusa noch Kinder bekommen werde: Achäos und Doros, daß J.s Söhne den vier Stämmen des Landes die Namen geben werden, und daß dann Abkömmlinge, nach ihm Jonier benannt, Inseln und Küsten Europas und Kleinasiens besiedeln werden. Der attische Stolz sträubte sich dagegen, daß J. von einem Fremden abstammen sollte, und setzte deshalb an die Stelle des Xuthos Apollon.

Andere erzählen, daß J., von den Athenern im Kriege gegen die Eleusinier zum Anführer gewählt, siegte, worauf die Athener ihn als König anerkannten und sich nun ebenfalls Jonier nannten. Er teilte Attika in vier Stämme (Phylä), die er nach seinen Söhnen benannte. Nach einer andern Sage erhielt J. von dem Könige Selinus von Ägialos (dem nachmaligen Achaja) dessen Tochter Helike mit der Nachfolge auf dem Thron, baute, König geworden, eine Stadt, der er den Namen seiner Frau gab, und legte den Einwohnern den Namen Jonier bei. Endlich wird auch angegeben, er habe die ion. Kolonisation in Kleinasien geleitet.

Jon von Chios, griech. Schriftsteller, aus einem reichen und angesehenen Geschlecht, brachte den größten Teil seines Lebens teils in Athen, teils auf Reisen zu. Im J. 478 v. Chr. kam er als junger Mann zuerst nach Athen, wo er, wohl kurz vor 422, auch gestorben ist. Er fand in dem Kreise des Kimon, sowie hernach in dem des Perikles Aufnahme und war mit Äschylus wie mit Sophokles persönlich bekannt. J. war selbst schriftstellerisch vielfach thätig, als Dichter wie in Prosa. In ion. Prosa verfaßte er namentlich «Erinnerungen», in welchen er vorzugsweise seine Erlebnisse von den fremden Orten, welche er aufsuchte, beschrieb, und die bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit bedeutenden Männern eine wichtige Quelle für die Historiker geworden sind.

Als Dichter war J. in den verschiedensten Gattungen der lyrischen Poesie mit Auszeichnung thätig; insbesondere dichtete er Elegien und Dithyramben. Eine Sammlung der sämtlichen erhaltenen Bruchstücke gibt es nicht; die prosaischen stehen im 2. Bande der «Fragmenta historicorum» von Müller, die aus den Tragödien in den «Poetae tragici» von Nauck, die lyrischen im 2. Bande der «Poetae lyrici» von Bergk (4. Aufl., Lpz. 1882).

Jona (spr. Eiönä), irisch Icolmkill, im Mittelalter auch Eona, Hyona und Hy, kleine Hebrideninsel, zur schott. Grafschaft Argyle gehörig und nahe vor der Südwestecke der Insel Mull gelegen, ist nur 28 qkm groß und von 250 Menschen bewohnt, aber als Heimatsstätte alter Civilisation berühmt. Schon zur Zeit der Druiden war sie heilig und sollte bei der allgemeinen Überflutung der Welt allein nicht verschlungen werden. Dorthin kam 565 aus Irland der heil. Columba, gründete ein Kloster und wurde Apostel der Pikten. Er starb 595. Nach ihm erhielt das Eiland den Namen I Columbkill, d. h. Insel Columbas Zelle. Die Klosterschule von J. blieb bis zur Reformation eine berühmte, von den vornehmsten Schotten

Digitized by Google

besuchte Lehranstalt mit reicher Bibliothek. Noch sieht man die Ruinen einer Kathedrale, eines Mönchs- und eines Nonnenklosters und einer Kapelle des heil. Oran, eines Genossen Columbas, auf dem Kirchhof. Die Kapelle ist das älteste dieser Denkmale, nur 12 m lang und 6 m breit und in kunstlosem Stile gebaut, wahrscheinlich norweg. Ursprungs. Die Kathedrale, gegen Ende des 11. Jahrh. erbaut, bildet ein Kreuz von 49 m Länge und 7 m Breite; ihr viereckiger Turm hat noch die Höhe von 21,3 m. Nach der Tradition sind hier 48 schottische, 4 isländische, 8 norweg. Könige und ein König von Frankreich begraben. J. wird nebst Staffa (s. d.) viel von Touristen von Oban aus besucht.

Ionicus, in der griech. und röm. Metrik ein viersilbiger Fuß, in welchem entweder die beiden ersten oder die beiden letzten Silben kurz und die übrigen beiden lang sind. Im erstern Falle heißt der Fuß Ionicus a minore (◡ ◡ –́ –), im letztern Ionicus a maiore (–́ – ◡ ◡).

Jonier nannte sich ein sehr ausgedehnter Zweig des griech. Volks, der vor der sog. dorischen Wanderung hauptsächlich über die Nord- und Ostküste des Peloponnesos, über Megaris, Attika und Euböa verbreitet war, aber auf Grund der dorischen Wanderung und ihrer weitern Folgen sich genötigt sah, mit Ausnahme von Attika das griech. Festland zu räumen und (nach jetziger Annahme) bald nach der Mitte des 10. Jahrh. v. Chr. über die Inseln des Ägäischen Meeres und über die mittlern Teile der Westküste Kleinasiens sich als Auswanderer zu verbreiten. Nach ihnen ward seitdem der Küstenstrich Kleinasiens vom Flusse Hermos an bis südlich des Mäandros, mit Einschluß der Inseln Chios und Samos, Jonien (Ionia) genannt. Eine Art religiöser und polit. Mittelpunkt der großen und blühenden ion. Zwölfstädte bildete das sog. Panionion, ein Heiligtum des Poseidon am Vorgebirge Mykale bei Priene, wo alljährlich das Fest der Panionia gefeiert und auch Beratungen über gemeinsame Angelegenheiten gepflogen wurden. Auch fanden Festversammlungen im Tempel des Apollon auf der Insel Delos statt. Der bedeutende Reichtum, zu welchem die meisten dieser Städte infolge der Fruchtbarkeit des Landes und mehr noch durch ihren ausgedehnten Seehandel, ihre Kolonisationen und ihre Industrie gelangten, weckte später die Eroberungslust ihrer Nachbarn. So gelang es (um 560 v. Chr.) dem König Krösus von Lydien, die sämtlichen ion. Städte des Festlandes sich zu unterwerfen, und als dann Cyrus diesen König gestürzt und sein Reich erobert hatte (549 v. Chr.), brachte dieser mit leichter Mühe bis 540 auch die sämtlichen griech. Städte Kleinasiens und der benachbarten Inseln (außer Samos) in seine Gewalt. Der Versuch, welchen die J. unter Führung des Aristagoras von Milet 500 v. Chr. machten, mit Unterstützung von Athen und Eretria und in Verbindung mit den griech. Städten am Hellespont, in Äolis, in Karien und auf der Insel Kypros das pers. Joch abzuwerfen, mißlang. Die Städte wurden insgesamt durch die Feldherren des Königs Darius I. wieder unterworfen, 495 v. Chr. nach hartem Widerstande auch Milet, und anfangs hart behandelt und entwaffnet, dann aber denselben gegen Zahlung eines bestimmten Tributs an den Perserkönig die Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten überlassen. Die spätern Niederlagen bei Salamis, Platää, Mykale und am Eurymedon brachten den griech. Städten Kleinasiens die Freiheit von Persien und veranlaßten sie, sich dem athenischen Seebunde anzuschließen. Nach der Auflösung desselben gegen Ende des Peloponnesischen Kriegs kamen sie zunächst in die Gewalt der Spartaner, die sie schließlich in dem sog. Antalkidischen Frieden (387 v. Chr.) wieder den Persern preisgaben. Nach der Zertrümmerung des Perserreichs durch Alexander d. Gr. teilten sie unter den sog. Diadochen die Schicksale der übrigen Bruchstücke des macedon. Weltreichs. Mit Besiegung des Königs Antiochus d. Gr. von Syrien durch die Römer wurden sie größtenteils für frei erklärt (189 v. Chr.), endlich aber 129 v. Chr. zur neu eingerichteten röm. Provinz Asia geschlagen und gediehen unter der Herrschaft der röm. Kaiser noch einmal zur Blüte. Gegenwärtig sind, zum Teil infolge der Jahrhunderte andauernden türk. Herrschaft, jene einst so blühenden Städte, mit Ausnahme von Smyrna, verödet, zu elenden Dörfern herabgesunken oder verkommen. Während Jonien seit seiner Unterwerfung unter die Perser niemals wieder eine größere selbständige polit. Rolle gespielt hat, ist es für die Entwickelung der griech. Kultur von der höchsten Bedeutung gewesen. Es ist die Wiege der epischen wie der elegischen Poesie, und ihm gehören die Anfänge der Geschichtschreibung (Logographen) und der Philosophie, sowie auch der rationellen Medizin (Hippokrates) und anderer Wissenschaften an. Auch ist hier ein eigentümlicher Stil der Architektur, die Jonische Baukunst, ausgebildet worden, der in den großen Tempeln zu Samos, Ephesos, Milet u. s. w. seine glänzendste Vertretung fand. Endlich nimmt auch die Jonische Malerschule, durch deren Meister (Zeuxis, Parrhasios u. a.) das Malerische im engern Sinne und der Reiz der Illusion in die Kunst eingeführt wurde, eine wichtige Stelle in der Entwickelung der griech. Malerei ein.

Jonische Dialekte, s. unter Griechische Sprache.

Jonische Inseln nennt man die im Jonischen Meere, an der Westküste von Albanien und Griechenland gelegenen, seit 1864 dem neugriech. Königreiche einverleibten sieben Inseln mit mehrern kleinern umliegenden Eilanden, mit einem Gesamtflächenraum von rund 2614 qkm; davon kommen auf Korfu (Kerkyra) 712,3, Paxos (Paxoi) 19, Sta.-Maura (Leukas) 285,3, Thiaki (Ithaka) 97,5, Cephalonia 664, Zante (Zakynthos) 427, Cerigo (Kythera) 377 qkm, welches letztere vor den die Südspitzen des Peloponnesos bildenden beiden Halbinseln liegt. Die Inseln zählen (1879) 231 174 E. meist griech. Abstammung, sind gebirgig (bedeutendste Höhe der Elato auf Cephalonia, 1520 m hoch) und in den Thälern und den Ebenen fruchtbar; die wichtigsten Erzeugnisse (zugleich Ausfuhrartikel) sind Öl, Korinthen (auf allen Inseln außer Korfu), vortrefflicher Wein und Südfrüchte; Getreide wird wenig und ungenügend für den Gebrauch gebaut, daneben auch etwas Flachs und Baumwolle; berühmt sind Zante und Korfu wegen ihrer Blumenzucht. Die Viehzucht beschränkt sich auf Schafe und Ziegen; der Fischfang ist bedeutend, Industrie- und Fabrikwesen noch ziemlich zurück. Das Klima ist mild und gesund, besonders Korfu bekannt als Aufenthalt für Brustkranke,

by Google

doch werden die meist vulkanischen Inseln von Erdbeben heimgesucht. Waldungen gibt es außer prächtigen Olivenhainen nicht; auch an genügender Bewässerung ist Mangel. Dampfschiffahrtsverbindungen der Inseln untereinander und mit dem übrigen Griechenland und dem Auslande werden durch die Griechische Dampfschiffahrtsgesellschaft, den Österreichischen Lloyd und die italienische Trinakria bewerkstelligt; mit Straßen und Wegen sind die Inseln infolge der frühern engl. Verwaltung unvergleichlich besser versorgt als das übrige Griechenland. Seit der Vereinigung mit Griechenland ist das Freihafensystem der Inseln abgeschafft und die 1825 in Korfu gegründete Universität (Akademie Guilford) eingegangen. Jetzt gelten hier die griech. Gesetze mit Ausnahme der privatrechtlichen, für welche ein eigener Civilcodex rechtskräftig geblieben ist. In administrativer Hinsicht werden die Inseln in drei Nomarchien geteilt: Korfu (1120,5 qkm mit 106 109 E.), Cephalonia (810,4 qkm mit 80 543 E.) und Zante (437,9 qkm mit 44 522 E.). Die Insel Cerigo bildet eine Eparchie der Nomarchie Argolis und Korinthia.

Die älteste Geschichte der Jonischen Inseln fällt mit der des übrigen Griechenland zusammen, dessen Schicksale die Inseln teilten; schon im frühesten Altertum waren dieselben von Griechen bewohnt und von einheimischen Stammesfürsten regiert; Ithaka ist speziell bekannt als das Vaterland des Odysseus, Leukas aus der Legende Sapphos. Korfu (Kerkyra) als korinthische Kolonie und in steter Rivalität mit der Mutterstadt gab den letzten Anstoß zum Peloponnesischen Kriege. Auch unter macedon. und röm. Herrschaft kamen die Inseln an Griechenland; bei der Teilung des Römischen Reichs fielen sie dem byzant. Kaisertume zu und bildeten im 7. und 8. Jahrh. einen Teil des Thema Longobardia, im 9. bis 11. Jahrh. das Thema Cephalenia. Infolge eines Kriegs der sicilischen Normannen mit diesem Reiche sind sie seit 1186 den Byzantinern verloren gegangen; 1215 kamen sie an das Despotat Epirus, später an die Dynastie Anjou von Neapel. Nachher hat Venedig seit 1386 Korfu, die übrigen Inseln um den Ausgang des 15. Jahrh. gewonnen, sie dann durch Proveditoren regiert und gegen die Angriffe der Türken siegreich behauptet. Nach dem Untergange der Republik Venedig 1797 kamen sie an Frankreich, wurden aber schon 1799 von den Russen und Türken erobert, worauf sie der russ. Kaiser Paul durch den Vertrag mit der Pforte vom 21. März 1800 in eine Republik der «sieben vereinigten Inseln» verwandelte, die unter der Hoheit der Pforte und dem Schutze Rußlands stehen sollte, aber unter heftigen innern Parteiungen nur bis 1807 bestand, wo Rußland im Frieden von Tilsit sie an Napoleon I. überließ. Auch die Franzosen vermochten sich nicht im Besitze zu erhalten; 1809 und 1810 wurden die Inseln von den Engländern besetzt, mit Ausnahme von Korfu, welches erst nach dem Ersten Pariser Frieden im Juli 1814 an letztere sich ergab. Durch den in Paris 5. Nov. 1815 zwischen England, Österreich, Preußen und Rußland abgeschlossenen Vertrag wurden die Inseln sodann unter dem Titel «Vereinigter Staat der sieben Jonischen Inseln» zu einem freien, besondern Staate unter dem Protektorat der brit. Krone konstituiert. Nach diesem Vertrage hatte letztere das Besatzungsrecht samt dem Oberbefehl und übte ihre Schutzrechte durch einen Lord-Oberkommissar aus, welcher die innere Verwaltung sowie die Verhältnisse zur Schutzmacht durch einen von einer Nationalversammlung beratenen Ausschuß regeln sollte. Die Verfassung vom 26. Aug. 1817 verlieh der Schutzmacht eine fast unumschränkte Gewalt. Dauernde Unzufriedenheit, geheime Umtriebe, selbst offener Aufruhr begleiteten von Anfang an das engl. Regiment (trotz vieler durch dasselbe erzielten materiellen Verbesserungen), namentlich zur Zeit des griech. Freiheitskampfes, als die Jonier mit den übrigen Griechen vereinigt zu werden strebten. Die heftigste Opposition erweckten später gewaltsame Maßregeln des Lord-Oberkommissars Howard Douglas 1839, 1841 und 1842, und seitdem besonders trat immer entschiedener das Streben der Bevölkerung nach Vereinigung mit dem Königreich Griechenland hervor. In einer Petition vom 27. März 1848 verlangte man Preßfreiheit, unmittelbare Wahlen der Volksvertreter, Bildung eines ion. Heeres u. s. w. Da die brit. Regierung nichts gewährte, brach 27. Sept. ein Aufstand auf Cephalonia aus, der sich bald über die andern Inseln ausbreitete, aber mit Gewalt unterdrückt wurde. Auch ein am 30. und 31. Aug. 1849 auf Cephalonia ausgebrochener neuer greuelvoller Aufstand, welcher von einer Partei ausging, die als «Jung-Jonien» und «Rhizospasten» radikale Zwecke, besonders aber den der Vereinigung mit Griechenland verfolgte, wurde durch brit. Truppen niedergeschlagen. Das am 10. Nov. 1849 eröffnete Parlament brachte wenig mehr als eine Erweiterung des Wahlrechts, und die nächsten Parlamente wurden wegen ihrer feindseligen Haltung bald aufgelöst. Da die nationale Bewegung sich immer mehr steigerte, wurde der als Philhellene bekannte Gladstone nach den Jonischen Inseln gesandt, der dem im Jan. 1859 berufenen Parlament nicht unwichtige Reformen vorschlug, während dieses einstimmig die Vereinigung der Inseln mit Griechenland verlangte. Diese Erklärung vom 27. Jan. 1859 ward der Königin von England übermittelt, aber die brit. Regierung verweigerte noch mehrmals das stets sich erneuernde Verlangen. Erst nach der Thronrevolution in Griechenland (Okt. 1862) änderte sich die Politik der brit. Regierung gegen die Inseln sowohl als gegen Griechenland überhaupt. Als durch die Wahl der griech. Nationalversammlung und das Londoner Protokoll vom 13. Juni 1863 der dän. Prinz Georg, Bruder der Prinzessin von Wales, König der Hellenen geworden, erklärte England, das Protektorat aufgeben und die Vereinigung der Inseln mit Griechenland genehmigen zu wollen. Am 5. Okt. 1863 wurde hierauf die Einverleibung mit Griechenland vom Parlament zu Korfu feierlich erklärt und durch den Londoner Vertrag vom 14. Nov., welcher die Inseln an Griechenland abtrat, auch von den Schutzmächten des Pariser Vertrags vom 5. Nov. 1815, unter der Bedingung der dauernden Neutralisierung Korfus genehmigt. Am 28. Mai 1864 wurden durch den Lord-Oberkommissar Sir Henry Storks die Inseln dem griech. Kommissar Th. Zaimis in aller Form übergeben.

Vgl. Davy, «The Ionian Islands under British protection» (Lond. 1851); Ansted, «The Ionian Islands» (Lond. 1863); Kirkwalls, «Four years in the Ionian Islands» (2 Bde., Lond. 1864); von Reumont, «Kleine histor. Schriften» (Gotha 1882);

Digitized by Google

A. Freiherr von Warsberg, «Odyſſeeiſche Landſchaften» (3 Bde., Wien 1878—79).

Joniſches Meer heißt das Mittelländiſche Meer zwiſchen der Weſtküſte von Epirus und dem Königreich Griechenland und der Oſtküſte von Calabrien und Sicilien, unſtreitig nach den Joniern, welche vor der doriſchen Wanderung auch auf der Weſtküſte des Peloponnes ſeßhaft waren. Dasſelbe bildet den Meerbuſen von Tarent zwiſchen Calabrien, Baſilicata und Terra d'Otranto; ferner den Korinthiſchen Golf (Golf von Patras oder Lepanto), zwiſchen dem Peloponnes und dem griech. Feſtlande; dann den von Arkadien (Cyparijſiſchen Buſen) und den von Koron (Meſſeniſchen Buſen) im Weſten und Südweſten des Peloponnes; endlich den Golf von Arta zwiſchen Griechenland und dem türk. Vilajet Janina.

Joniſche Säule und **Joniſcher Stil**, ſ. Säulenordnung und Bauſtile.

Joniſche Schule werden die älteſten griech. Philoſophen, die in der Erklärung der Natur eine gemeinſame Richtung verfolgten, deshalb genannt, weil ſie aus Jonien ſtammten. Thales, Anaximander, Anaximenes, nach manchen Einteilungen auch Heraklit, Anaxagoras und Diogenes von Apollonia werden zu ihr gerechnet. (S. Griechiſche Philoſophie.) Vgl. R. Seydel, «Über den Fortſchritt der Metaphyſik unter den älteſten ion. Naturphiloſophen» (Lpz. 1870).

Joniſcher Vers, ſetzt ſich entweder aus dem aufſteigenden oder dem abſteigenden Ionicus (ſ. d.) zuſammen. Bei den Alten war die erſtere Gattung die beliebtere. Bekannt iſt die in dieſem Versmaß gedichtete Ode des Horaz (III, 12) «Miserarum est | neque amori | » u. ſ. w. (⏑⏑–⏑– | ⏑⏑–⏑– |).

Jophon, ein Sohn des Sophokles, war ſelbſt auch tragiſcher Dichter. Er ahmte dem Vater nach, und hatte noch bei Lebzeiten desſelben Erfolge, die freilich zum Teil auf deſſen Beihilfe geſchoben wurden. J. ſoll beantragt haben, dem greiſen Sophokles, von dem er ſich zurückgeſetzt glaubte, die Verwaltung ſeines Vermögens zu entziehen, worauf Sophokles durch Vorleſen eines eben gedichteten Chorlieds aus dem «Ödipus auf Kolonos» bewies, daß er im vollen Beſitze ſeiner Geiſteskräfte ſei. Die erhaltenen Bruchſtücke der Tragödien des J. ſtehen in der Sammlung der Fragmente der griech. Tragiker von Nauck.

Jos, jetzt Nios, eine der Cykladen ſüdlich von Paros und Naxos, ein kleines bergiges Eiland mit gutem Getreideboden und trefflichen Ankerplätzen. Nach einer alten Sage ſollte hier Homer beſtattet ſein, deſſen Grab der holländ. Graf Vaſch van Krienen 1771 wiedergefunden haben wollte. Die Inſel zählt (1879) 2113 E. und gehört zur Eparchie Thera der griech. Nomarchie Cykladen.

Jota, griech. Name des Vokals J (ſ. d.).

Jotazismus (grch.) hieß bei den Alten einerſeits eine gewiſſe fehlerhafte Ausſprache des i oder j, andererſeits die häufige Wiederholung des j, wie Junio Juno jure irascitur.

Jowa (ſpr. Eiowe), einer der Vereinigten Staaten von Amerika, zwiſchen dem Miſſiſſippi und Miſſouri und begrenzt von den Staaten Wisconſin und Illinois im O., Miſſouri im S., Nebraska und dem Gebiete Dakota im W. und dem Staate Minneſota im N., war früher ein Teil des großen Nordweſtgebietes, welches 1831 ſeine erſten Anſiedler erhielt. Seit 1836 gehörte es als Diſtrikt zum Territorium Wisconſin, wurde aber 1838, wo es kaum 23000 E. hatte, als Territorium organiſiert und 1846 als Staat in die Union aufgenommen. Derſelbe zählte 1850 auf 145099 qkm 192214, 1860 bereits 674948, 1870: 1194020 und 1880: 1624615 E., worunter 261650 Fremdgeborene. Das Land iſt ohne Gebirge, auf weiten Strecken eine hügelige Hochebene, die teilweiſe die Waſſerſcheide zwiſchen dem Miſſiſſippi und Miſſouri bildet. In den erſtern fließen in ſüdöſtl. Richtung unter vielen andern der 480 km lange Jowafluß und der weit längere Keoſagua oder Des Moines, der für Dampfer über 150 km aufwärts ſchiffbar iſt. Das Uferland der Flüſſe iſt meiſt vortrefflich bewaldet; dann folgen baumloſe Prairien, die wohl drei Viertel der Oberfläche einnehmen, teils mit Gras, teils mit Gebüſch, insbeſondere mit Saſſafras beſtanden. Der Boden iſt im allgemeinen überaus fruchtbar, zum Getreidebau wie zur Viehzucht geeignet und der höher gelegene Teil des Landes ganz geſund. Weizen, Mais, Tabak, Ahornzucker, Butter, Käſe und Wolle bilden den Hauptertrag der Landwirtſchaft. Daneben entwickelt ſich auch allmählich eine induſtrielle Thätigkeit. Auch iſt der Staat reich an Blei- und Kupferlagern. An Eiſenbahnen beſitzt er (1880) 7187 km. Schulen beſtehen 12635 mit 425160 Schülern. Die Verfaſſung und die Gerichtsorganiſation von J. unterſcheiden ſich nicht von den entſprechenden Einrichtungen der übrigen Unionsſtaaten. Der Gouverneur und die übrigen Exekutivbeamten werden auf zwei Jahre gewählt. Die Seſſionsperioden der aus Senat und Abgeordnetenhaus beſtehenden Legislatur ſind zweijährig. Jener zählt 49 auf vier Jahre gewählte Mitglieder, deſſen eine Hälfte jedes zweite Jahr ausſcheidet. Die Zahl der Repräſentanten beläuft ſich auf 100. Stimmberechtigt bei den Wahlen iſt jeder, welcher nicht weniger als 21 J. alt, wenigſtens ſechs Monate in dem Staat und 60 Tage im Bezirk gewohnt hat. In den Kongreß ſendet J. außer ſeinen zwei Senatoren elf Abgeordnete. Die richterliche Gewalt liegt in den Händen eines Obergerichts, von zwölf Diſtriktsgerichten und ſolchen andern Gerichten, welche von der Geſetzgebung kreiert werden. Die Richter erwählt das Volk auf nur vier Jahre. Die Staatsſchuld beträgt (1881) 245495 Doll. Der Staat iſt in 99 Bezirke geteilt. Staatshauptſtadt war bis 1854 Jowa-City (7123 E.) und ſeitdem Des Moines (ſ. d.).

Ipecacuanha. Unter dieſem braſil. Namen, welcher «brechenerregendes Kraut» bedeutet, kommen die Wurzeln oder Wurzelſtöcke verſchiedener exotiſcher Pflanzen in den Handel, welche früher alle als «Brechwurzel» in der Heilkunſt angewendet wurden, während gegenwärtig faſt nur noch die eigentliche offizinelle Brechwurzel in Gebrauch iſt. Dieſe berühmte Drogue ſtammt von Cephaëlis Ipecacuanha *Willd.* (Psychotria Ipecacuanha) ab, einer zur Familie der Rubiaceen gehörigen Pflanze, die in den Urwäldern Braſiliens wild wächſt und jetzt im tropiſchen Südamerika (z. B. Peru) auch angebaut wird. Sie iſt eine ziemlich unſcheinbare, krautartige, perennierende Pflanze mit knotig-gegliedertem, geringeltem, kriechendem, fadenförmigem Wurzelſtock, aufrechtem, höchſtens 30 cm hohem Stengel, gegenſtändigen, eilanzettförmigen Blättern und kleinen, in ein endſtändiges Köpfchen geſtellten Blüten, welche eine röhrig-präſentiertellerförmige weiße Blumenkrone und einen

Digitized by Google

fünfzähnigen oberständigen Kelch besitzen. Aus dem unterständigen Fruchtknoten entsteht eine anfangs rote, zuletzt schwarzblaue Beere. Die J. wurde 1648 durch Piso und Markgrav bekannt, aber erst 1797 durch den portug. Flottenarzt Dr. Bernardino Antonio Gomes wieder aufgefunden. Sie ist in Brasiliens Wäldern fast ausgerottet. Ihre Wurzelstöcke kommen unter dem Namen Radix I. griseae in den Handel. Nur diese Sorte ist offizinell. Nach der Beschreibung der Deutschen Pharmakopöe sind die Wurzeläste wurmförmig gekrümmt, bis 15 cm lang, im mittlern Teil höchstens 5 mm dick, nach beiden Seiten etwas dünner und meist unverzweigt; die graue oder bräunlichgraue Rinde ist dicht und ziemlich regelmäßig geringelt, innen weißlich, von körnigem Bruch, sie trennt sich leicht von dem cylindrischen, hellgelblichen Holzkern.

Eine zweite Sorte, Radix I. nigrae s. striatae s. peruvianae, stammt von Psychotria emetica *L. fil.* ab, einer in Peru und Neugranada einheimischen Rubiacee, welche sich unter andern Merkmalen durch achselständige Blütentrauben von der brasilianischen unterscheidet. Ihre getrockneten Wurzeln sind viel stärker, ringförmig eingeschnürt und auf schwarzem Grunde gestreift. Eine dritte Sorte, die Radix I. undulatae s. farinosae, ist die Wurzel einer in Brasilien und Mexiko wachsenden einjährigen Rubiacee, der Richardsonia scabra *St. Hil.* Sie hat behaarte Stengel und Blätter, Blütenköpfchen und eine drei- bis vierknopfige, nicht aufspringende Kapsel mit schildförmigen Samen. Ihre Wurzeln sind fadenförmig, bräunlich, undeutlich geringelt, wurmförmig hin- und hergebogen. Eine vierte Sorte, Radix I. albae s. lignosae, liefert Jonidium Itubu *Humbdt.* (Viola Ipecacuanha *L.*), eine zur Familie der Veilchengewächse gehörende brasil. Pflanze; eine fünfte, die Radix I. americanae s. succoflavae, eine nordamerik., zur Familie der Wolfsmilchgewächse gehörende Pflanze, die Euphorbia Ipecacuanha *L.* Die erstere dieser beiden letzten Droguen besteht aus 4—6 mm dicken gebogenen, warzigen, querrissigen, schmutzig-weißen Wurzelstöcken, die letztere aus höckerigen, rötlichen oder blaßgelben, inwendig weißen Wurzeln.

Alle diese Brechwurzeln enthalten ein brechenerregendes Alkaloid, das Emetin (s. d.). Die J. wird in der Heilkunde vielfach verwandt, indem dieselbe ein mildes, Magen und Darmkanal wenig affizierendes Brechmittel liefert. In kleinern, nicht brechenerregenden Gaben dient die J. als Beruhigungsmittel bei Nerven- und Gefäßaufregungen, als schleimlösendes und auswurfbeförderndes Mittel bei Katarrhen, Verdauungsstörungen und bei der Ruhr. Man gibt sie in Pulverform, Aufguß, als alkoholischen oder weinigen Auszug und (namentlich Kindern) in Sirup.

Ipeh, Münze, s. Dong.

Ipek (serb. Peč), Stadt im europ.-türk. Vilajet Kosovo, in der serb. Geschichte als Sitz des Patriarchen berühmt, zählt etwa 10000 E., von denen je ein Drittel mohammed. Albanesen, mohammed. Serben und griech. Serben sind. Sie liegt 15 km östlich der nordöstlichsten Spitze Montenegros, an dem linken Ufer der Bistrica, welche sich in den Bjeli Drin ergießt. Die Bewohner beschäftigen sich mit Seidenzucht, Tabak- und Obstbau.

Iphigenia (grch. Iphigeneia), die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, nach einer andern Sage des Theseus und der Helena, aber von Klytämnestra an Kindesstatt angenommen, sollte auf des Sehers Kalchas Rat der Artemis geopfert werden, um die Göttin zu versöhnen, welche, auf Agamemnon erzürnt, durch Windstille die zur Eroberung Trojas bestimmte griech. Flotte an dem Auslaufen aus dem Hafen von Aulis zurückhielt. Unter dem Vorwande, daß sie mit Achilles vermählt werden solle, wurde sie von ihrer Mutter herbeigeholt und zum Altar geführt. Doch in dem Augenblicke, wo der Opferpriester ihr den Todesstoß versetzte, ward sie von der Göttin nach Taurien entrückt, durch eine Hirschkuh ersetzt und unsterblich oder, wie Euripides erzählt, von Artemis zu ihrer Priesterin gemacht. Der grausamen Sitte des Landes gemäß hatte sie hier jeden anlandenden Fremden der Göttin zum Opfer zu bringen. Als nun J.s Bruder Orestes (s. d.), in Verzweiflung über den begangenen Muttermord herumirrend, hier anlangte, um nach dem Ausspruche des Orakels der Artemis Bild zu holen, und ebenfalls der Göttin geopfert werden sollte, erkannte die Schwester den Bruder, der diese nebst der Bildsäule der Artemis entführte und glücklich in die attische Landgemeinde Halä oder Brauron bei Marathon brachte, wo J. als Priesterin starb und als Tochter des Theseus in die heroische Genealogie des Landes aufgenommen wurde.

Nach Hesiod und andern Dichtern ward sie zur Göttin Hekate, wie sie denn eigentlich ursprünglich selbst eine Erscheinungsform der Göttin Artemis ist. Mehrere Städte und Völker behaupteten, zum Teil indem sie den Kult der tauriſchen mit dem der auf einem Stier reitenden Artemis (Tauropolos) gleichsetzten, den Kultus und das Bild der tauriſchen Artemis durch die J. erhalten zu haben. Die Sagen von der J. in Aulis und in Taurien und ihrem von dort nach Griechenland gebrachten Kultus sind nachhomerischen Ursprungs und haben von früh an den Künsten reichen Stoff geboten. Vorzugsweise wurden dieselben für das Drama benutzt, und außer zahlreichen andern griech. Tragikern hat Äschylos, welcher von der Entrückung der J. nichts erzählt zu haben scheint, die Sage von der Opferung, und haben Euripides und Sophokles beide Sagen in Verbindung mit der Orestessage behandelt. Eine Erneuerung des antiken Stoffs unternahm Racine in dem Trauerspiel «Iphigénie» und Goethe in seiner «J. auf Tauris». Zu Opern wurde der Stoff verarbeitet namentlich durch Gluck («J. in Aulis» und «J. in Tauris»). Auch gibt es in Vasenbildern, Reliefs und Wandgemälden viele Darstellungen beider Sagen durch die bildenden Künste.

Iphigenia ist auch der Name des 112. Asteroiden. (S. Planeten.)

Iphikles, der Halbbruder des Hercules, Vater des Iolaos, war Gefährte des Hercules auf einzelnen Zügen.

Iphikrates, athenischer Feldherr, als Sohn eines Schuhmachers um die Mitte des Peloponnesischen Kriegs geboren, zeichnete sich zuerst in dem Korinthischen Kriege von 395—387 v. Chr. und dann im Thebanischen von 378—362 durch persönliche Tapferkeit, durch Herstellung einer trefflichen Mannszucht in seinem Heer und vorzugsweise durch Einführung einer neuen Bewaffnung und Taktik aus. Er schuf die sog. Peltasten, eine Art leichtbewaffneter Fußsoldaten, und gab damit den damals aufkommenden Soldtruppen ihren

Digitized by Google

Halt und ihre charakteristische Eigentümlichkeit. Seine großen Feldherrntalente entwickelte er namentlich bei dem Siege, den er 390 bei Korinth über die Spartaner erfocht. Im J. 379 v. Chr. wurde er von dem Perserkönig Artaxerxes II., als dieser den Empörer Nektanabis in Ägypten bekriegen wollte, über das zahlreiche griech. Söldnerheer gesetzt, verließ aber, da er sich von dem eifersüchtigen Satrapen Pharnabazos in seinen Unternehmungen behindert sah, das Heer heimlich und kehrte 374 nach Athen zurück, um 373 den damals von den Spartanern bedrängten Kerkyräern zu Hilfe zu eilen. J. starb 352 zu Athen. Sein Leben ist von Cornelius Nepos in einem kurzen Abriß beschrieben worden. Vgl. C. Rehdantz, «Vitae Iphicratis, Chabriae et Timothei» (Berl. 1845).

Iphitos, Sohn des Eurytos von Ochalia, Freund des Hercules (s. d.), wurde von diesem in einem Anfall von Wahnsinn von der Zinne seiner Burg in Tiryns gestürzt.

Iphofen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Scheinfeld, 9 km im SO. von Kitzingen, am Steigerwald in 269 m Höhe, Station der Linie Passau-Regensburg-Nürnberg-Würzburg der Bayrischen Staatsbahnen, hat eine schöne Pfarrkirche von 1590 im german. Spitzbogenstil, Rathaus, Bürgerspital, eine Gipsmühle und eine Bierbrauerei und zählt (1880) 1895 E., welche Wein- und Getreidebau treiben. [(s. d.).

I. p. i., Abkürzung für In partibus infidelium

Ipolyság, Marktflecken in Ungarn, Komitat Hont, am rechten Ufer der Eipel (ungar. Ipoly), mit 2400 E., Sitz des Honter Komitats, treibt Wein-, Getreide-, Tabak- und Melonenbau; die Umgebung ist fruchtbar und anmuthig.

Ipomoea oder Trichterwinde, eine in vieler Beziehung der Gartenwinde (s. d.) ähnliche Gattung aus der Familie der Convolvulaceen, ebenfalls einjährig, in Südamerika einheimisch. Die in den Gärten verbreitetste Art ist I. purpurea, mit windenden, bis 3 m hoch steigenden Stengeln und prächtigen purpurnen, weißen, weißen und innen rosenroten, incarnatroten, rosenroten (var. erubescens), lebhaft roten (var. kermesina), dunkelblauen, dunkelvioletten, dunkelblutroten Blumen. Während die Gartenwinde sich am besten in größern oder kleinern Gruppen ausnimmt, ist die Trichterwinde für die verschiedensten Dekorationszwecke verwendbar, zur Ausschmückung kahler Baumstämme und ärmlich belaubter Sträucher, zur Bekleidung von Spalieren und Laubgängen, mit Hilfe von Stangen zur Herstellung von Säulen und Pyramiden u. s. w. Mehrere tropische Arten liefern die offizinelle Jalapenwurzel. (S. Jalape.)

Ips, Stadt in Niederösterreich, s. Ybbs.

Ipsära oder Psara, bei den Alten Psyra, kleine felsige Insel im ägäischen Meer, 18 km westlich von der Nordwestspitze der Insel Chios gelegen und zum türk. Sandschak Chios oder Sakys des Vilajets Dschesairi-Bahri-Sefid gehörig, zählte vor dem neugriech. Befreiungskriege mehr als 30000 durch Handel und Schiffahrt wohlhabende Bewohner und bildete während desselben nebst Hydra und Spetsä die griech. Hauptseemacht (J. war die Heimat des Seehelden Kanaris), wurde aber trotz tapfern Widerstandes 3. Juli 1824 von den Türken unter Chosrew Pascha erobert und verwüstet. Die Hauptstadt Ipsara, auf der Südseite der Insel, hat jetzt wenig über 500 E., die sich durch Fischfang nähren.

Ipso dixit (lat.), s. Autosepha.

Ipso fecit (lat.), hat es selbst gemacht.

Ipso facto (lat.), durch die That selbst.

Ipso jure (lat.), durch das Recht selbst, infolge des Rechts, schon an und für sich.

Ipsus, Stadt in der kleinasiat. Landschaft Großphrygien, in der Nähe von Synnada, ist historisch merkwürdig durch die Schlacht im Sommer 301 v. Chr., in der König Antigonus samt seinem Sohne Demetrius Poliorketes von Seleukus Nikator und Lysimachus gänzlich geschlagen und seines Reichs wie seines Lebens verlustig wurde.

Ipswich (spr. Ipsitsch), Parlamentsborough, Municipal- und Hauptstadt der engl. Grafschaft Suffolk, an der Eisenbahn, 109 km im Nordosten von London, an dem schiffbaren Orwell, welcher in 18 km Entfernung in eine tiefe Bucht der Nordsee mündet, ist in ihrem untern Teile eng und unregelmäßig gebaut, aber reinlich, lebhaft und wohlhabend und hat viele Häuser, die, wie namentlich das alte Rathaus (Guildhall), mit Schnitz- und Bildwerk in erhabener Arbeit verziert sind. Die Neustadt besitzt schöne Gebäude, wie die Post (1880), die Kornbörse (1881), das neue Museum (1881). Sie sendet zwei Mitglieder in das Parlament. Mit der auf dem rechten Ufer des überbrückten Orwell gelegenen Vorstadt Stoke-Hamlet zählt J. (1881) 50546 E. Unter den 16 Kirchen ist die St.-Mary's-Church mit einer großen Orgel und 10 Glocken aus dem 14. Jahrh. erwähnenswert. Ein schönes Gebäude umfaßt die Lateinschule und eine Bibliothek. Außerdem hat J. ein litterarisches und ein Handwerkerinstitut (1862), beide mit Bibliotheken, ein kleines Theater, eine Mäßigkeitshalle, eine Irrenanstalt, Schiffswerften, eine Fabrik für Maschinen und Ackerbaugeräte, Malzdarren, Brauereien, Seifenfabriken, Papier- und Schnupftabaksmühlen. Seit 1842 besitzt die Stadt ein Trockendock von 32 Acres Fläche.

Ipswich (spr. Ipsitsch), Stadt im County Essex im nordamerik. Staate Massachusetts, 5 km oberhalb der Mündung des Ipswichflusses in den Atlantischen Ocean (Golf von Maine), 35 km nordöstlich von Boston, zählte 1870 noch 3720, dagegen 1880 nur 1196 E., hat einen vortrefflichen Hafen und bedeutende Baumwoll-, Strumpfwaren-, Schuh- und Stiefelfabriken, ein Irrenhaus, 6 Kirchen und 10 öffentliche Schulen. J. gehört zu den ältesten engl. Niederlassungen auf amerik. Boden und wurde 1633 angelegt. Seine früher ziemlich bedeutende Schiffahrt ist in neuerer Zeit ganz bedeutungslos geworden.

Iput, Fluß in den russ. Gouvernements Smolensk, Tschernigow und Mohilew, ein linker Nebenfluß des Ssosch, welcher sich in den Dnjepr ergießt. Der J. ist 400 km lang, 12—36 m breit, 1—2 m tief und nur für kleine Fahrzeuge schiffbar.

Iquique (spr. Ikike), Seehafen im Depart. Tarapaca, welches im Mai 1883 von Peru an Chile abgetreten wurde, war bis gegen 1850 ein kleines Fischerdorf, jetzt eine Stadt von (1876) 11717 E., verdankt sein Aufblühen der Ausfuhr des in der Pampa von Tamarugal gewonnenen Salpeters. Von der fast gänzlichen Zerstörung durch das Erdbeben vom 13. Aug. 1868 hat sich die Stadt durch den mehr und mehr aufblühenden Handel schnell wieder erholt. Seit 1875, wo die Stadt abbrannte,

Digitized by Google

führt eine 113 km lange Eisenbahn nach den Salpeterlagern bis La Noria. Die Stadt litt 9. Mai 1877 abermals bedeutend durch ein Erdbeben. Bei J. fand 21. Mai 1879 ein Seetreffen zwischen Chilenen und Peruanern statt.

Ir, chem. Zeichen für Iridium.

Ira (Eira), im Altertum Name eines Bergs im Hochgebirge des nordöstl. Messenien, im Quellgebiet der Neda, keilartig in arkadisches Gebiet vorgeschoben. Auf den Abhängen dieses Bergs, dessen Gipfel als Burg verschanzt war, hielten sich unter Aristomenes' Führung während der letzten Jahre des zweiten Messenischen Kriegs die Messenier gegen die Spartaner, bis endlich diese 631 v. Chr. die Festung erstürmten. Bei der Erneuerung des messenischen Staats durch Epaminondas wurde (369 v. Chr.) auf dem Westabhange des alten Festungsbergs ein neues J. angelegt. [(Ira).

Ira Aldridge, Schauspieler, s. Aldridge

Irade (arab.), Wille, speziell der großherrliche Wille, wird in der türk. Amtssprache ein Aktenstück genannt, welches ungefähr der Kabinettsordre in europ. Staaten entspricht.

Ira furor brevis est (lat.), «Der Zorn ist eine kurze Raserei», Citat aus Horaz' «Episteln» (I, 2, 62).

Irâk (arab. iraq) heißt bei den orient. Schriftstellern im weitern Sinne der ganze Landstrich, der von der Syrischen Wüste bis zum Elbursgebirge ganz Mesopotamien und Medien umfaßt. Es wird daher unterschieden in Irâk-el-adjami, persisches Irâk, und Irâk-el-arabi, arabisches Irâk. Ersteres, auch Djabal, Berg, genannt, bildet den größten Teil des westl. Persien, begreift in sich die Städte Hamadan, Ispahan und Teheran und ist in der Hauptsache dem alten Medien fast identisch; es ist die wichtigste der elf Provinzen des Persischen Reichs. Das eigentliche J. nach der ursprünglichen Bedeutung ist indessen das arabische, das als südöstlichste Provinz der asiat. Türkei heute ganz Mesopotamien und Chaldäa umfaßt. Der Chef der Regierung von J. ist der Pascha von Bagdad. Bei den arab. Geographen ist jedoch Mesopotamien von J. unterschieden. Die bedeutendsten Städte sind jetzt Bagdad, Hillah, Hit, Kufa, Kerkuk und Basra. Im Arabischen nennt man die Städte Kufa und Basra die beiden J., el-'iraqân, d. i. die beiden Schlauchriemen. Dieses ist die ursprüngliche Bedeutung des dunkeln Wortes, das später als Niederung erklärt ist; die neuere Ableitung, als aus einem altpers. Aryaka, «arisches Land», entstanden, ist sicher falsch.

Iran (von einem altpers. Worte Ariyana, noch erhalten im Zend [Airyanem vaêdscho] und in der Parsisprache [Eran]) ist ursprünglich das Land der Arier. Der Name Ariana, der sich bei den klassischen Schriftstellern findet, begriff im ganzen ausdrücklich Ostiran, Afghanistan und Balutschistan. Bei den alten Persern findet sich dieser Ausdruck als ein geographischer nicht; denn die von den Alten Aria genannte Provinz des Achämenidenreichs ist aus dem altpers. Haraiva, neupers. Herat entstanden, und ist fälschlich mit dem Ausdrucke Aria verwechselt worden. Unter den Parthern und Arsaciden findet sich zuerst nachweisbar der Unterschied zwischen J., dem Lande der Arier, und Aniran, dem Lande der Nichtarier, d. i. der nördl. Barbaren tatar.-altaischen Stammes. Ein Titel der Sasaniden (225—651) war König von J. und Aniran. Doch ist der Name Aniran älter, denn die Griechen sprechen von einem Volksstamme der Anariaken. Die jetzigen Perser kennen nur den Gegensatz von J. und Turan (s. d.), dem südl. Teile Hochasiens. Im weitern Sinne ist J. das große Tafelland, das zwischen dem Hindukuh, den Gebirgszügen Chorasans sich bis an die Ausläufe des Kaukasus erstreckt, zwischen dem Kaspischen und Persischen Meere liegt und Afghanistan, Balutschistan und das Neupersische Reich umfaßt. Die Ostgrenze bildet das Industhal, die Westgrenze das Kurdische Gebirge, im Altertum Zagrus und Kambelidus genannt. Die mittlere Höhe des Plateaus ist 1000—1300 m, in der Mitte befindet sich eine große Salzwüste. Jetzt ist J. im engern Sinne der offizielle Name des Neupersischen Reichs, und die Bedeutung variiert mit der Grenze desselben. Die von bedeutenden Gelehrten angenommene Form Eran ist nur eine unnötige und mit der heutigen Aussprache unvereinbare Änderung. Vgl. Ritter, «Erdkunde von Asien» (Bd. 6, Berl. 1838), und Spiegel, «Eran, das Land zwischen Indus und Tigris» (Berl. 1863).

Iranier nennt man alle Völker, welche iranische Idiome sprechen, die aber keineswegs einer und derselben Abstammung sind. Dies zeigt schon ein Vergleich des Typus der im Nordosten wohnenden Galtschas und der im Kaukasus angesiedelten Osseten mit jenem der Perser und Afghanen. Während die letztern dolichocephal sind und von dunkler Komplexion, zeigt unter den erstern die Mehrzahl der Individuen den brachycephalen mit lichter Komplexion verbundenen Charakter. Aber auch sonst kann man aus den Schichtungsverhältnissen der iranischen und der ihnen benachbarten Völker auf die nicht homogene Abstammung der heutigen Iranier schließen. So enthalten die iranischen Balutschen Elemente der in den heutigen Brahuis (s. d.) noch fortlebenden Dravidabevölkerung, welche den Alten unter dem Namen der schlichthaarigen Äthiopen bekannt war. Im Westen ist frühzeitig eine Mischung der iranischen Stämme mit den benachbarten Semiten eingetreten, von der namentlich die heutigen Kurden Zeugnis geben. Im Norden, wo die Iranier mit den Türkenstämmen zusammenstießen, hat sich frühzeitig eine Mischbevölkerung erzeugt, welche in der Regel beider Sprachen mächtig ist und die man in vielen Fällen bloß nach den kulturhistor. Momenten der Seßhaftigkeit und des Nomadentums klassifizieren kann. Man nennt dort (in Chiwa, Bokhara, Samarkand u. s. w.) in gleicher Weise den seßhaften Tadschik, wie der Iranier überhaupt heißt, und Türken Sart, während man die nomadischen Stämme beider als Özbeg bezeichnet.

Iranische Dynastie (der Seldschuken), s. unter Seldschuken.

Iranische Sprachen nennt man nach ihrer Heimat eine der acht Familien des indogerman. Sprachstammes, welche mit der ind. Gruppe zunächst verwandt ist und von mehrern Sprachforschern auch nach dem bekanntesten Idiom derselben die persische genannt wird. Die beiden ältesten bekannten iranischen Sprachen sind das Altpersische und Altbaktrische. Das Altpersische, die Sprache der alten Arier in Persien und Medien und das Idiom der achämenidischen Könige, war vor der Entzifferung der in dieser Sprache geschriebenen Keilschriften von Bisutun und Persepolis vollständig unbekannt. Diese Dokumente sind die einzigen

by Google

überbleibsel der Sprache der alten Perser, die diese selbst die arische nannten. Das Altbaktrische, gewöhnlich Zend (s. d.) genannt, ist die Sprache, in welcher das sog. Zendaveſta (s. d.), die heiligen Schriften der Parsen, abgefaßt ist. Unter mittelirani|chen Sprachen versteht man die namentlich in den Kommentaren zu den Zendschriften erhaltenen Sprachen des Huzvâresch oder Pehlewi und des Pârsi (fälschlich auch Pâzend genannt), welches letztere dem Neupersischen schon ziemlich nahe steht. Auch die Mundart der sog. Pehlewi-Münzen, wie der Inschriften aus der Zeit der Sasanidenherrschaft gehören hierher. Die wichtigste unter den neuiranischen Sprachen ist die Persische Sprache (s. d.), welche eine sehr reiche und gefeierte Litteratur entwickelt hat und als geläuterte Schriftsprache (Deri, d. h. Hofsprache) den nur erst teilweise näher bekannten Volksmundarten der einzelnen Provinzen (Talyſch, Ghilek, Masenderani, Tat u. s. w.) gegenübersteht. Eigene Nebenstämme der iranischen Sprachen bilden einerseits das Afghanische oder Paſhtu (Pakhtu, s. d.) und Balutschische, andererseits die Mundarten der Kurden (s. d.). Die ganz isolierten Osseten im Kaukasus sprechen auch eine iranische Mundart. Eine sehr alte Abzweigung vom iranischen Stocke bildet das Armenische, welches zwar entschieden der iranischen Sprachfamilie zugehört, aber manche eigentümliche Elemente enthält. Die philol. Erforschung der ältern iranischen Sprachen beginnt erst mit dem Ende des dritten Jahrzehnts des 19. Jahrh. Unter den Deutschen haben sich um dieselbe namentlich Olshausen, Lassen, Bopp, Herm. Brockhaus, Windischmann, Oppert, Haug, Spiegel, F. Müller, Jos. Müller, Justi, Roth, Bartholomae, Hübschmann u. a., unter den Franzosen Burnouf, Hovelacque, Darmesteter, unter den Dänen Westergaard, unter den Engländern Rawlinson, Thomas verdient gemacht. (Über die Litteratur der neuiranischen Sprachen vgl. die besondern Artikel.)

Irapuato, Flecken im merik. Staate Guanajuato, 50 km im SSW. von Guanajuato, an der Eisenbahn von Meriko nach Guadalajara, in 1797 m Höhe, mit 10000 E.

Iravati, Fluß des Pendschâb (s. d.).

Irawadi oder Irawaddi, einer der bedeutendsten Ströme Hinterindiens, mit einem Laufe von 1716 km und einem Flußgebiete von 380560 qkm, entspringt unter 28° 5′ nördl. Br. und 97° 58′ östl. L. (von Greenwich) aus zwei Hauptquellen in dem südl. Abhange des Pat-koï, einer Verlängerung des Alpengebirges Yun-ling, welches sich an das östl. Ende des Himalaja anschließt. Beide Quellarme des J. treten bald zusammen, derselbe fließt alsdann in südl. Richtung bis Bamo, wo er sich, nach Aufnahme des Taping, gegen W. wendet, aber bald wieder gegen S. biegt und bis zu den Städten Amarapura (s. d.) und Ava (s. d.) auf seinem linken Ufer, zwischen welchen er den Mjit-nge aufnimmt, diese Richtung beibehält. Hierauf wendet er sich wieder gegen W., später aber, nachdem der Khyen-dween, sein beträchtlichster, gleichfalls in dem Pat-koigebirge entspringender Nebenfluß, sich rechts in ihn ergossen hat, mit einer zweiten Biegung nach S., um fortan in dieser Richtung, mit leichten Krümmungen abwechselnd gegen O. und gegen W., dem Meerbusen von Bengalen zuzuströmen. Kurz oberhalb der Stadt Meadan betritt der J. die Provinz Pegu von Britisch-Birma und durchfließt dieselbe, fast genau in ihrer Mitte, in der Länge von 420 km. Die Deltabildung des J. beginnt 144 km unterhalb der Stadt Prome, indem derselbe sich in einen östlichen, als Fluß von Rangun oder Sirian in den Golf von Martaban mündenden, und einen westl. Hauptarm spaltet, welcher letztere als Bassinfluß in den Meerbusen von Bengalen fließt. Dieser Arm ist in seinen untersten 60 km für die größten Schiffe und weitere 100 km noch für solche von 300 t befahrbar. Zwischen diesen Hauptarmen ergießen sich noch mehrere schwächere, mit ihnen in Verbindung stehende Nebenarme, wie der Pjamelan, J., Dallo und Lan, in das Meer. Der J., die eigentliche Lebensader von Birma und der Hauptverkehrsweg daselbst, an welchem auch alle größern Städte liegen, ist für die Schiffahrt außerordentlich bequem und bis Bamo (s. d.) für Dampfschiffe, von dort aber, wenigstens in der Regenzeit, bis zur Grenze von Yun-nan noch für größere Prauwen befahrbar. In neuester Zeit sind große Eindeichungen angelegt und werden noch fortgesetzt, um das Heraustreten des J. über seine Ufer, soweit derselbe engl. Gebiet durchströmt, möglichst unschädlich zu machen.

Irazú, Vulkan bei Cartago (s. d.) in Costa-Rica.

Irbis, s. unter Leopard.

Irbit, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, auf der osturalischen oder asiat. Seite desselben, an dem Einflusse des Irbit in die Niza, 645 km östlich von Perm, seit 1863 durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit den westsibir. Städten am Tobol, Irtysch, Ob und andern Flüssen in Verbindung stehend, ist von Tataren angelegt, die die Stadt Irbeisk nannten. Später zog die Entdeckung reicher Eisenminen in der Nähe von J. russ. Ansiedler hierher. J. hat drei Kirchen, eine Börse, ein Theater, eine Kreis- und eine Pfarrschule, eine städtische Bank, einen großen Kaufbazar und (1882) 4212 E. Die Stadt ist nach Nishnij-Nowgorod der bedeutendste Meßort des Russischen Reichs. Seit 1643 wird hier vom 1. Febr. bis zum 1. März ein Markt gehalten, vier Wochen nach der sibir. Messe von Tjumen, welches 150 km östlicher liegt. Die Messe wird von etwa 20000 Kaufleuten, Russen, Armeniern, Griechen, Tataren, Persern ꝛc. besucht.

Irchel (der), ein Molasserücken des schweiz. Hügellandes, erhebt sich im Kanton Zürich, nordwestlich von Winterthur bei der Mündung des Töß in den Rhein zu 690 und 681 m. Während die Höhe des Rückens dicht bewaldet ist, sind seine Abhänge, namentlich gegen SW. und SO., mit Rebbergen bedeckt, welche den besten Wein des Kantons Zürich liefern.

Irdene Waren, s. Thonwaren.

Ireland (engl., spr. Eir'länd), soviel wie Irland.

Irenäus, einer der berühmtesten christl. Kirchenlehrer des 2. Jahrh., ein geborener Kleinasiat und Schüler Polykarps von Smyrna, übersiedelte um 155 nach Rom und einige Zeit später nach Gallien und wurde 177 Bischof von Lyon, wo er 202 angeblich in einer Christenverfolgung des Kaisers Septimius Severus als Märtyrer starb. J. wurde später unter die Heiligen versetzt; die kath. Kirche feiert sein Gedächtnis 28. Juni. Seiner Richtung nach war er wie die meisten Kleinasiaten Vertreter eines der Spekulation abholden, streng an die überlieferte Lehre sich anschließenden kirchlichen Realismus, der namentlich jeder spiritualistischen Verflüchtigung der geschichtlichen Thatsachen des Christentums

Digitized by Google

entschieden entgegentrat. In der Bekämpfung des Gnostizismus zeigt er Scharfsinn und Gelehrsamkeit. Innerhalb der kath. Kirche suchte er den im Kampfe gegen die Gnostiker so notwendigen innern Frieden nach Kräften aufrecht zu erhalten und bemühte sich namentlich in dem Streite Victors von Rom mit den kleinasiat. Kirchen zu vermitteln. Sein Hauptwerk ist die um 180 verfaßte Widerlegung der verschiedenen gnostischen Parteien, die großenteils zwar nur in einer schlechten lat. Übersetzung unter dem Titel «Contra haereticos» erhalten, aber als Quellenschrift für die Dogmengeschichte von größter Wichtigkeit ist. Ausgaben besorgten Stieren (2 Bde., Lpz. 1851—53) und Harvey (Cambridge 1857). Eine deutsche Übersetzung in Auswahl veranstaltete Hayd (2 Bde., in der «Bibliothek der Kirchenväter», Kempten 1869). Vgl. Ziegler, «J., der Bischof von Lyon» (Berl. 1871); Gouilloud, «Saint-Irénée et son temps» (Lyon 1876); Montet, «La légende d'Irénée» (1880).

Ein anderer Irenäus, Bischof in Syrien, erlitt im 3. Jahrh. den Märtyrertod unter dem Kaiser Diocletian und hat zum kirchlichen Jahrestage den 25. März.

Irēne, richtiger (grch.) Eirene, die Friedensgöttin, eine Tochter des Zeus und der Themis, die jüngste der Horen (s. d.), hatte in Athen einen Altar, an dem ihr unblutige Opfer dargebracht wurden. Infolge eines für die Athener sehr günstigen Friedens mit Sparta wurde der Eirene seit 374 v. Chr. alljährlich ein öffentliches Opfer dargebracht, und ihr eine Statue mit dem als Kind dargestellten Gott des Reichtums Plutos auf dem Arme auf dem Markte zu Athen errichtet, von der die sog. Ino-Leukothea in München eine Nachbildung ist. Eine andere Statue der Göttin stand im Prytaneion. In Rom errichtete Vespasian der Friedensgöttin (Pax) einen prächtigen Tempel.

Irene ist auch der Name des 14. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Irēne, ein häufig auftretender Name der Kaiserinnen und Prinzessinnen des byzant. Hofs. Die berühmteste derselben, die später auch kanonisiert worden ist, war die durch ihre Schönheit und ihren Geist, aber auch durch ihre Herrschsucht und Gewaltthätigkeit bekannte Athenerin, seit 769 mit 17 Jahren die Gemahlin des isaurischen Kaisers Leo IV., nach dessen Tod sie seit 780 n. Chr. die Regentschaft für ihren Sohn Konstantin VI. führte. Als eifrige Anhängerin des Bilderdienstes suchte sie mit Hilfe des Patriarchen Tarasios seit 787 die Herrschaft der Partei der Bilderfeinde zu vernichten: eine Maßregel, die ihr den dauernden Dank der griech. Orthodoxie gewann. Ihre Herrschsucht hat sie aber später auch so weit getrieben, ihren eigenen Sohn, der sich 790 von ihrer Bevormundung losgemacht und sie beiseite geschoben hatte, mit List zu umgarnen, endlich zu stürzen und sogar (797) blenden zu lassen. Sie selbst wurde durch ihren Finanzminister Nikephoros 31. Okt. 802 entthront und zuerst nach einer Insel der Propontis, dann nach Lesbos verbannt, wo sie 9. Aug. 803 starb.

Irēne, Tochter des byzant. Kaisers Isaak (II.) Angelos, war zuerst mit dem normannischen Prinzen Roger und nach dessen frühem Tode mit Philipp, Herzog von Schwaben, vermählt (1197). J., oder wie sie in Deutschland genannt wurde, Maria, die «Rose ohne Dorn und Taube sonder Gallen» (wie Walter von der Vogelweide sang), gewann in Deutschland große Beliebtheit. In e[illegible]jähriger Ehe hatte sie von Philipp vier Töchter, von denen Beatrix im August 1212 mit Kaiser Otto IV. (den Welfen) vermählt wurde, eine jüngere Beatrix 1219 den König Ferdinand von Castilien heiratete. Als Philipp 21. Juni 1208 ermordet worden war, starb auch J. schon zwei Monate später (28. Aug.) auf der Burg Staufen und wurde in dem Kloster Lorch bestattet.

Irēnik (grch.), Friedenslehre; irenisch, friedenstiftend (besonders zwischen Religionsparteien), vermittelnd, versöhnend.

Iresine *L.*, eine zur Familie der Amarantaceen gehörige Gattung, bei der die Blätter wie bei andern Gattungen dieses Pflanzengeschlechts in lebhaften, bunten Farben ausgestattet sind und deshalb zur Herstellung von Teppichbeeten benutzt werden, wozu sie auch durch ihren niedrigen, mehr oder weniger buschigen Wuchs vorzüglich geeignet sind. Bei I. Herbstii *Hook.* (Achyranthes Verschaffelti *Lem.*) sind die rundlichen, oder breit und tief gerandeten Blätter schwarzpurpurrot mit karmoisinroten Rippen und Adern, bei einer Varietät hellgrün mit goldgelbem Adernetz, und bei I. Lindeni *Vanh.* Stengel und Blattstiele blutrot, und die Blätter dunkelrot, hellrot gerippt und geadert. Eine dritte Art, I. Wallisii *Ortg.*, ist kleiner, gedrungener, reicher belaubt und hat braunpurpurne, wie Bronze schimmernde Blätter. Diese Pflanzen gehören den warmen Landstrichen Amerikas an, Brasilien, Ecuador und Columbien, werden im Warmhause überwintert, im Frühjahr mit Leichtigkeit durch Stecklinge vermehrt und treiben dichtbuschig, und zur Bedeckung des Bodens sind besonders dadurch geschickt gemacht, daß man die Zweige mehrmals entspitzt oder sie beim Einpflanzen am Boden niederhakt.

Ireton (Henry), General unter Cromwell, geb. 1610, stammte aus einer in der Grafschaft Nottingham ansässigen Familie und widmete sich anfangs dem Rechtsfache. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs bot er seine Dienste der Parlamentspartei an und schwang sich durch Cromwells Unterstützung, dessen Tochter Bridget er heiratete, bald zum Generalkommissar empor. In der Schlacht von Naseby 1645 befehligte er den linken Flügel des Parlamentsheeres gegen den Prinzen Ruprecht von der Pfalz, wobei er geschlagen und gefangen, nach dem Siege des rechten Flügels unter Cromwell aber wieder befreit wurde. Als Karl I. von den Schotten ausgeliefert und in die Hände der Truppen geraten war, suchte J. ihn im Verein mit Cromwell für den Independentismus zu gewinnen: auf die Armee gestützt sollte Karl das Parlament von den presbyterianischen Elementen reinigen. Nachdem jedoch dieser Ausgleich gescheitert, war J. Mitglied des Gerichtshofs, der Karl zum Tode verurteilte. Im Aug. 1649 begleitete er seinen Schwiegervater zur Unterwerfung Irlands, übernahm nach dessen Abzug den Oberbefehl und gelangte nach blutigen Kämpfen 1651 zur Eroberung des letzten irischen Platzes Limerick; wenige Tage darauf (26. Nov. 1651) raffte ihn ein Fieber hin. Cromwell ließ ihn in der Westminster-Abtei beisetzen; nach der Restauration wurden seine Gebeine ausgegraben und öffentlich verbrannt.

Irgis (der große), ein linker Nebenfluß der Wolga im russ. Gouvernement Samara, entspringt von den Ausläufern des Obschtschi Syrt und fließt

Digitized by Google

in sehr gewundenem Laufe der Wolga zu, in welche er gegenüber von Wolsk mündet. Seine Länge beträgt 1051 km, seine Breite 45—75 m, seine Tiefe 1—3 m, auf ihm findet ein lebhafter Verkehr von kleinen Fahrzeugen statt.

Jri, Fluß, s. Eurotas.

Iriarte (Juan de), span. Philolog, geb. 15. Dez. 1702 zu Orotava auf Teneriffa, studierte in Paris und Rouen die alten Sprachen, darauf (1724) Jurisprudenz in Madrid, wo er auf Verwendung seines Freundes Juan Ferrera eine Anstellung bei der königl. Bibliothek erhielt, wurde 1732 deren Bibliothekar, 1742 Interpret im Ministerium des Auswärtigen, 1743 Mitglied der königl. Akademie und starb 23. Aug. 1771. Seine vorzüglichsten Werke sind der Katalog der griech. Handschriften der königl. Bibliothek, wovon aber nur der erste Band (Madr. 1769) erschien; eine lat. Grammatik, an der er sein ganzes Leben gearbeitet hatte, die nach seinem Tode sein Neffe Tomás de Iriarte (s. d.) herausgab (Madr. 1771), und endlich seine lat. und span. Epigramme und Sprichwörter (refranes), nebst einigen lat. epischen Gedichten, ebenfalls erst von seinem Neffen Tomás und Domingo als «Obras sueltas» (2 Bde., Madr. 1774) veröffentlicht. Eine Auswahl seiner span. Epigramme steht in der Sammlung «Poetas liricos del siglo XVIII» (Madr. 1878), einige seiner Prosabriefe im «Epistolario Español» («Biblioteca Rivadeneyra», Bd. 62).

Iriarte (Tomás de), auch Yriarte, span. Dichter, Neffe des vorigen, geb. 18. Sept. 1750 zu Orotava auf Teneriffa, studierte in Madrid, erhielt nach seines Oheims Tode das Amt des Interpreten im auswärtigen Ministerium, wurde 1776 Archivar des obersten Kriegsrats und starb 17. Sept. 1791. Seiner unter dem Anagramm Tirso Imareta herausgegebenen Originalkomödie «Hacer que hacemos» (Madr. 1770) folgten mehrere für das königl. Theater verfaßte Übersetzungen von Dramen Voltaires und Destouches' und einige Originalstücke. Seinen Ruf verdankt er hauptsächlich dem didaktischen Gedichte «La musica» (1779) und den «Fabulas literarias» (1782), die beide viele Auflagen erlebten und in die meisten europ. Sprachen übersetzt wurden. Besonders machte das letztere Werk, das litterarische Zustände zum Gegenstande hat, bei seinem Erscheinen durch die Repliken der Angegriffenen viel Aufsehen. Außer mehrern Streitschriften und einer Übersetzung der ersten vier Gesänge der «Aeneïs» verfaßte er im Auftrage des Grafen Florida-Blanca mehrere Elementarbücher für Schulen, übertrug Campes «Neuen Robinson», ließ 1788 die Komödien «La señorita mal criada», «El señorito mimado» und «El dón de gentes» erscheinen und schrieb in Andalusien, wohin er sich 1790 begeben, den Monolog «Guzman el bueno», sowie eine Satire auf den in den span. Schulen damals noch herrschenden schlechten Geschmack in makkaronischem Latein. J. brachte es in der Korrektheit und Eleganz der Verse zu großer Vollkommenheit. Die von ihm 1787 (6 Bde., Madr.) veranstaltete Sammlung seiner Werke erschien in vermehrter Ausgabe (8 Bde., Madr. 1805). Seine Gedichte stehen auch in dem Sammelwerk «Poetas liricos del siglo XVIII» («Biblioteca Rivadeneyra», Bd. 63).

Iridaea edulis, s. Sarcophyllis.

Irideen (Iridéae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Man kennt gegen 700 Arten, die mit Ausnahme der kalten Zonen fast über die ganze Erde verbreitet sind; die meisten derselben finden sich in den um das Mittelmeer gelegenen Gegenden und in Südafrika. Es sind perennierende, krautartige Pflanzen mit meist knolligem oder zwiebelartigem Wurzelstock und schwertförmigen oder linealischen, in der Regel zweizeilig gestellten Blättern, die am Grunde scheidenartig dem Stengel ansitzen. Die Blüten sind zwitterig und nicht selten unregelmäßig; sie werden von einer scheidenartigen Spatha gestützt. Das Perianth steht über dem Fruchtknoten und ist im untern Teile dem letztern angewachsen; es besitzt sechs Lappen oder Zipfel, die in zwei Kreisen stehen, oft auch von verschiedener Form sind. Staubgefäße und Narben sind je drei vorhanden; die Frucht ist eine dreifächerige, mit drei Längsrissen aufspringende Kapsel. Viele Arten der J. werden wegen ihrer schönen und ansehnlichen Blüten als Zierpflanzen gezogen, so z. B. Arten der Gattungen Iris, Gladiolus, Crocus.

Irideklomie (grch., d. i. Ausschneiden der Regenbogenhaut) ist eine sehr häufig ausgeführte Augenoperation, bei welcher ein Stück der Regenbogenhaut (Iris) ausgeschnitten (eine künstliche Pupille gebildet) wird. Sie kommt hauptsächlich zur Verwendung bei Verschluß oder Verdeckung der natürlichen Pupille durch Verwachsungen der Iris oder Hornhautnarben, um den Lichtstrahlen einen neuen Weg ins Auge zu öffnen, oder um die abnorm gesteigerte Spannung des Auges beim Grünen Star zu vermindern.

Irideremie (grch.), s. Aniridie.

Iridisieren der Wolken, eine nicht selten zu beobachtende atmosphärische Erscheinung, welche ihre Entstehung ganz ähnlichen Gründen wie der Regenbogen (s. d.) verdankt. Man beobachtet dasselbe, wenn weiß aussehende Wolken, deren Ränder mit dem Horizont parallel und die der Form nach Cirro-strati sind, in der Nähe der Sonne stehen, am besten mit einem auf der Rückseite geschwärzten Spiegel. Es zeigen sich darin selten scharfe Lichtkränze, wohl aber lebhafte prismatische Farben in Gestalt von Streifen, welche mit dem Rande der Wolke parallel sind und zuweilen einen Abstand von 10° von der Sonne haben. Meistens sind diese Streifen im Innern grün und ringsum von einem roten Rande umgeben. Sie sind völlig unregelmäßig in der Wolke zerstreut, sodaß sich ihr Abstand von der Sonne schwer angeben läßt.

Iridium, chem. Zeichen Ir, Atomgewicht 193, ein sehr spärlich vorkommendes Metall der Platingruppe, findet sich teils als Metall, teils als Osmium-Iridium in den beim Lösen des Platins verbleibenden Rückständen. Zur Trennung von den übrigen Metallen werden diese Rückstände mit Chlornatrium gemengt und in einem feuchten Chlorstrom geglüht. Dabei wird Osmiumsäure verflüchtigt, die in einer Vorlage zu sammeln ist, während das J. teilweise in lösliches Natrium-Iridiumchlorid verwandelt wird. Letzteres wird in Wasser gelöst, die Lösung mit kohlensaurem Natron versetzt, eingedampft, der Rückstand geglüht, wobei Iridiumsesquioxyd zurückbleibt, welches durch Waschen mit Wasser von den Salzen befreit und durch gelindes Erhitzen in einer Wasserstoffatmosphäre zu Metall reduziert wird. Das so erhaltene schwammförmige J. hat ein spezifisches Gewicht von 15,9. Es ist äußerst schwer, schwieriger

Digitized by Google

als Platin, schmelzbar; durch das Schmelzen erhöht sich das spezifische Gewicht auf 22,4. Das geschmolzene Metall ist hart, in der Kälte spröde, bei Weißglut etwas hämmerbar. Seine Farbe ist weiß, zwischen der des Silbers und des Zinns. In allen Säuren, selbst in Königswasser ist es unlöslich. Mit Platin legiert es sich leicht. Die Iridiumplatinlegierung zeichnet sich durch dieselbe Widerstandsfähigkeit gegen einwirkende Agentien, welche dem Platin eigentümlich ist, aus, übertrifft das Platin aber durch sehr bedeutende Härte, wodurch sie auch gegen mechan. Angriffe resistent wird. Wegen dieser Eigenschaften sind die in neuerer Zeit hergestellten Normalmetermaße aus einer Legierung von 90 Platin mit 10 Iridium angefertigt. Aus derselben Legierung sind auch Schreibfedern gemacht. Das Iridiumoxyd ist in der Porzellanmalerei als intensiv schwarze Farbe benutzt.

Iringsweg wurde von den altgerman. Völkern die Milchstraße genannt. Der Name geht zurück auf einen altgerman. Gott Iring, welcher nach Jak. Grimm Heimdall (s. d.) ist. Der Name des Gottes hat sich erhalten im Eigennamen Iring, welcher im Nibelungenliede vorkommt.

Iris (der Regenbogen), bei Hesiod eine Tochter des Thaumas und der Okeanide Elektra und Schwester der Harpyien, eine jungfräuliche Göttin, ist neben Hermes die windschnelle Botin der Götter, namentlich des Zeus und der Hera. Schon bei Homer ist sie ganz zur mythischen Person geworden und ihre Entstehung aus der Anschauung des Regenbogens ganz verwischt. Daß jedoch die physische Erscheinung des Regenbogens der Mythe von J. zu Grunde liegt, ist wohl nicht zu bezweifeln. Dem Grundbegriffe nach ist J. die den Verkehr zwischen Himmel und Erde vermittelnde Botin. Dargestellt wird sie als eine schöne geflügelte Jungfrau mit einem Heroldsstab und einer Kanne oder Blume.

Iris ist ferner der Name des 7. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Iris (Pflanzengattung), s. Schwertlilie.

Iris (grch.), Regenbogenhaut, s. unter Auge, Bd. II, S. 197b.

Irische Leinwand oder irländische Leinwand, unrichtige Bezeichnung für halbbaumwollene Leinwand.

Irisches Meer heißt der zwischen Irland und Großbritannien gelegene Meeresteil, 320 km lang von SW. nach NO., und 230 km breit von O. nach W. (im 54.° nördl. Br.), 37112 qkm groß. Von S. führt der 77,5 km breite St. Georgskanal, von N. der 39,5 km breite Nordkanal hinein. Zwischen Dublin und Anglesey findet sich die größte Tiefe, nämlich über 150 m; im Nordkanal dagegen hat man zwischen Belfast und der schott. Küste 280 m gemessen.

Irische Spitzen, s. unter Spitzen.

Irisches System (Haftsystem), s. unter Gefängniswesen, Bd. VII, S. 638a.

Irisch-römisches Bad, ein Schwitzbad in heißer, trockener Luft. Derartige Badeanstalten waren schon in frühester Zeit bei mehrern orient. Völkern, bei Ägyptern, Chaldäern und Phöniziern beliebt. Die Römer, welche sie hier kennen lernten, führten sie überall ein, wohin sie kamen, in Spanien, Frankreich, Großbritannien, Deutschland u. s. w.; sie verwendeten in Rom selbst ungeheure Summen auf jene großartigen «Thermen», welche in riesenhaften Verhältnissen und mit glänzender Ausstattung namentlich Antoninus, Caracalla, Diocletian u. a. errichteten. (S. Bad.) Auch in Griechenland hatten die Römer dergleichen Badeinstitute hergestellt, welche später die Türken in Konstantinopel vorfanden und bald als «türkische» Bäder fast über den ganzen Orient verbreiteten. Auf Anregung des engl. Politikers Urquhart, der diese öffentlichen Bäder in der Türkei kennen gelernt hatte, wurden 1856 in Irland durch den Dr. Rich. Barter in St.-Ann's-Hill bei Cork derartige, mit wesentlichen Verbesserungen, insbesondere einem gut regulierten Ventilationssystem versehene heiße Luftbäder errichtet, und kamen bald in England sowie in Deutschland, wo 1860 Dr. Luther in Rudersdorf bei Wittenberg das erste «irisch-röm. Bad» gründete, als kräftiges und wertvolles Heilmittel ganz allgemein in Aufnahme, sodaß jetzt fast jede größere Stadt eine solche Anstalt besitzt.

Das irisch-röm. Bad ist keineswegs ein einfaches Bad, sondern schließt in einer gewissen Reihenfolge alle gewöhnlichen Bäder in sich ein. Kalte und warme Luft, warmes und kaltes Wasser, regelrechtes Massiren (Kneten) u. s. w. gehören sämtlich als wesentliche Hilfsmittel zu diesem Bade. Wenigstens drei Zimmer mit besondern Einrichtungen sind erforderlich, um die sich aneinanderreihenden Manipulationen vorzunehmen. Auch schon die Römer hatten hierzu ihr Frigidarium (das Zimmer zum Entkleiden), das Tepidarium (das Zimmer zur Vorbereitung mit mäßigem Wärmegrad der Luft), das Sudatorium als eigentliches Schwitzzimmer mit höherm Hitzegrad, und schließlich das Lavatrum, wo Abwaschungen mit lauem Wasser, kalte Bäder und Oleinreibungen gebraucht wurden. Bei den Badeeinrichtungen kommt es vor allem darauf an, der Luft in den Räumen, in welchen gebadet werden soll, den gehörigen Wärmegrad zu geben. Zu diesem Zwecke tritt die vom Feuerherde emporsteigende erhitzte Luft in einen aus Mauersteinen bestehenden Kanal, welcher unter dem Fußboden der Badezimmer hinläuft, dann unmittelbar in eine weite Thonröhre übergeht, die gleichfalls in Windungen unter dem Fußboden, doch auch in den Seitenwänden des Zimmers hinläuft, bis sie endlich in den Schornstein ausmündet. Der über diesem Wärmekanal liegende Fußboden der beiden eigentlichen Badezimmer besteht aus 8 cm dicken durchlöcherten Thonplatten. So teilt sich denn die Wärme der im Kanal hinstreichenden Luft durch Ausstrahlung auch dem Fußboden, den Wänden und dem Luftinhalte der Badezimmer mit. Das eine der letztern, das Tepidarium, liegt etwas ferner vom Feuerherde, zeigt stets eine Luftwärme von + 36 bis 37° R. und dient dazu, daß der Badende völlig entkleidet in ihm ganz ruhig so lange verweilt, bis der hervorbrechende Schweiß Tropfen zu bilden beginnt, d. h. nach Verschiedenheit der Konstitution des Badenden etwa 25—40 Minuten. Nunmehr begibt sich der Badende in das unmittelbar daneben, gerade über dem Feuerherd liegende Sudatorium, in welchem die Luftwärme beständig etwa + 45° R. beträgt. Hier bleibt er so lange, bis der Schweiß auf der Haut reichlich herabrieselt, d. h. etwa 12—18 Minuten. Die Güte und Reinheit der erhitzten Luft wird dadurch gleichmäßig erhalten, daß die Zimmerluft mit der äußern Atmosphäre in doppelter Weise in Verbindung steht: einmal durch ein an der obersten Stelle der Zimmerdecke befindliches, nach außen mündendes

Digitized by Google

Abzugsrohr, welches die im Badezimmer sich anhäufenden Dünste gleichmäßig abführt, und dann durch ein in der einen Zimmerwand etwa 1 m über dem Fußboden befindliches Zugangsrohr. Beide Rohre haben Vorrichtungen zum Öffnen und Abschließen.

Sobald der Badende im Sudatorium in genügenden Schweiß versetzt worden ist, reibt der Badediener den Schweiß am ganzen Körper mittels eines wollenen Faufthandschuhs ab und knetet dann etwa 4—6 Minuten lang alle Muskeln des Körpers tüchtig durch. Hierauf tritt der Badende in das benachbarte, nicht erwärmte Lavacrum, wo ihn der Badediener sofort vom Scheitel aus mit mehrern Liter lauwarmen Wassers übergießt, darauf am ganzen Körper tüchtig abseift und abermals zur Entfernung der Seife entweder mit lauem Wasser oder mit einer kalten Brause oder Douche überschüttet. So abgekühlt und gereinigt, geht man zu dem Zimmer zurück, in dem man sich ausgekleidet hatte (Frigidarium), und lagert sich zu behaglicher Ruhe auf einer Matratze, die so eingerichtet ist, daß alle Glieder des Körpers in bequemster Stellung verharren. Hierdurch wird dem Ausbruche eines zweiten Schweißes vorgebeugt und der Haut die natürliche Spannkraft (Tonus) wiedergegeben, die durch das vorausgehende Schwitzen einigermaßen beeinträchtigt wurde.

Die Wirkung des irisch-röm. Bades sowohl auf den gesunden als auf den kranken Körper ist ohne Frage eine ganz außerordentliche, indem es aus rein physik. Ursachen den Schweiß leichter und kräftiger fördert, als selbst das russ. Dampfbad. Denn je trockener die Luft ist, um so begieriger und rascher löst sie alles Wasser, welches in ihre Nähe kommt, in Wasserdampf auf. Daher wird auch die wasserarme Luft des irisch-röm. Bades dem Körper des Badenden Wasserdampf in Form von Schweiß weit schneller und reichlicher entziehen, als die schon von Wasserdämpfen hinreichend gesättigte Luft des russ. Bades. In der That verliert der Körper im irisch-röm. Bad gewöhnlich 2—5 Pfd. an Gewicht. Als kräftig schweißtreibendes Mittel gehört also das irisch-röm. Bad zu denjenigen Kurmethoden, welche den Stoffwechsel des Körpers energisch anregen. Der größte Vorzug des röm. Bades besteht aber darin, daß es mehr als irgend ein anderes diätetisches Hilfsmittel die Oberhaut des ganzen Körpers, soweit sie schon verbraucht ist, gründlich beseitigt, dazu aber auch kräftiger als irgend ein anderes Mittel die Hautthätigkeit anregt und wiederum die Haut selbst abhärtet und unempfindlich gegen äußere Erkältung macht. Empfohlen wird das irisch-röm. Bad zu Heilzwecken sowohl gegen chronische Hautausschläge, insbesondere Flechten, als auch gegen gewisse Blutkrankheiten, chronische Metallvergiftungen, vor allem aber gegen Gicht und Rheumatismus, sowie bei den durch diese Krankheiten erzeugten Lähmungen, Kontrakturen, Anschwellungen u. s. w. Als rein diätetisches, Krankheiten vorbeugendes und gleichsam belebendes Mittel paßt es im allgemeinen für Personen, die eine sitzende Lebensweise führen. Unbedingt nachteilig wirkt es dagegen bei Neigung zu Gehirnschlag, Blutspeien und Herzfehlern, bei Krebs, Tuberkulose und Rückenmarksleiden.

Vgl. »Bemerkungen über das altröm. Bad in seiner verbesserten Form« (Dessau 1860); Wilson, »The Eastern or Turkish bath« (Lond. 1861).

Irisdruck, s. unter Farbendruck.

Irisglas, s. unter Irisieren.

Irisieren, die Farben des Regenbogens zeigen; in den Farben des Regenbogens schillern ist im kunstgewerblichen Sinn die Bezeichnung für das Sichtbarwerden, resp. Hervorbringen regenbogenfarbiger Ringe, Flecken und Streifen innerhalb durchsichtiger Materialien, wie des Glases (Irisglas). Bei der Herstellung bunter Gewebe, Buntpapiere u. s. w. ist J. dasjenige Verfahren, mittels dessen man die Farben allmählich ineinander übergehen läßt. Auch nennt man J. eine galvanische Metallfärbung, durch welche namentlich auf kupfernen und messingenen Gegenständen, die zuvor eine dünne galvanische Vergoldung erhalten haben, ein prächtiger regenbogenfarbiger Schimmer hervorgebracht wird.

Irispapier (frz. papier irisé, engl. irised paper), eine Sorte Buntpapier, bei welcher die ganze Fläche mit verschiedenfarbigen Streifen bedeckt ist, die an ihren Rändern ineinander verfließen.

Irissorinae oder Baumhöpfe, eine aus einer Gattung und 12 Arten bestehende, auf den Kontinent von Afrika beschränkte Unterfamilie der Kuckucksvögel (s. d.), ohne Federbusch auf dem Kopf, mit 12 langen Steuerfedern und meist metallischer Färbung.

Istapeten (frz. papiers irisés, engl. irised paper hangings), Tapeten, bei welchen zwei oder mehrere nebeneinander aufgetragene Farben durch verwaschene Mitteltöne ineinander übergehen, wodurch ein regenbogenartiges Aussehen hervorgebracht wird.

Irkutsk, eins der beiden Gouvernements Ostsibiriens, zwischen 50° 25′ und 62° nördl. Br., grenzt im W. an das Gouvernement Jeniseisk, im N. an die Provinz Jakutsk, im O. an letztere, im SO. an das Transbaikalische Gebiet, im S. an das Chinesische Reich und umfaßt westlich und nördlich vom Baikalsee das Gebiet der untern Angara und das der obern Lena bis zur Mündung des Witim. Das Gouvernement besitzt, nachdem 1851 Transbaikalien davon getrennt worden, 800 768,4 qkm mit (1880) 387 413 E., ist sehr gebirgig, reich an edeln Metallen und Pelztieren und zerfällt in fünf Kreise: J., Balagansk, Werchoiensk, Kirensk und Nischne-Udinsk.

Die Hauptstadt Irkutsk liegt am rechten Ufer der Angara, gegenüber dem Einfluß des 386 km langen Irkut, 66 km vom Baikalsee und 6110 km von Petersburg. Hier wurde 1661 von den Kosaken eine Festung angelegt, die 1686 städtische Rechte erhielt. J. ist jetzt die volkreichste und bedeutendste Stadt von ganz Sibirien, Sitz des Generalgouverneurs und der Regierung Ostsibiriens sowie eines Erzbischofs. Sie zählt (1879) 33800 E., darunter viele Beamte, polit. Verbannte, Soldaten und Kaufleute, die einen lebhaften Handel treiben. Der Ort ist gut gebaut, hat breite gepflasterte Straßen, 23 russ., eine kath. und eine prot. Kirche, 9 Hospitäler, ein Gymnasium, ein Seminar, eine höhere technische Schule, zu der 22. Okt. 1882 der Grundstein gelegt wurde, Leder-, Seife- und Lichtfabriken, eine große kaiserl. Tuchfabrik für die sibir. Truppen, ein Theater, eine Bibliothek und Mineralienkabinett. Die Stadt verdankt ihren Wohlstand besonders ihrer günstigen Lage als Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen China, der Ostküste Asiens und Petersburg und als Hauptstapelplatz für die russ. und chines. Waren, namentlich für die aus Kiachta gebrachten Theevorräte und für Pelzwerk. Ein großer Jahrmarkt findet hier vom 1. Dez. bis

Digitized by Google

1. Jan. statt. Seitdem (1861) die Einfuhr des Thees über die baltischen Häfen und die westl. Grenzen des Reichs freigegeben ist, hat J. von seiner Handelsthatigkeit verloren. Eine große Feuersbrunst zerstörte 22. bis 24. Juni 1879 fast die ganze Stadt.

Irland (geographisch-statistisch). J., englisch Ireland, bei den Iren Erin genannt, die westliche der beiden großen brit. Inseln, ein mit Großbritannien (s. d.) vereinigtes Königreich, von diesem durch die Irische See, den Nord- und St.-Georgskanal getrennt, im N., W. und S. vom Atlantischen Meere umflossen, zwischen 51° 26′ und 55° 21′ nördl. Br. (Malin Head) und 5° 20′ und 10° 26′ westl. L. von Greenwich, umfaßt mit Einschluß der etwa 565 qkm enthaltenden Küsteneilande ein Areal von 84252 qkm. Die größte Länge von N. gegen S. beträgt 350, die größte Breite 280, die geringste 140 km, der Küstensaum 2250, mit den kleinern Krümmungen über 3750 km, und kein Punkt des Landes ist über 80 km vom Meere entfernt. Die Insel hat eine weit kompaktere Gestalt als Großbritannien und ist, wie dieses, an der Ostküste vorherrschend flach und arm an guten Häfen. Desto zerrissener und ausgezackter, reicher an tiefeinschneidenden Seearmen (Loughs), Baien und Buchten, an vorspringenden Halbinseln und Vorgebirgen sind die übrigen Gestade, besonders das westliche. Wohl kein Land zeigt sich reicher an natürlichen Häfen; 14 gewahren den größten Schiffen, 17 den Fregatten und 37 den Küstenfahrern sichern Schutz; dazu kommen 25 gute Ankerplätze für die Sommerzeit. Das Relief der Oberfläche bietet eine ganz eigentümliche Verteilung von Hoch- und Tiefland dar. Tiefebene herrscht entschieden vor und nimmt in großer Breite und höchstens 90 m Seehöhe die Mitte der Insel ein. Sie erstreckt sich ununterbrochen von der Dublin- und Dundalkbai bis zur Galwaybai, setzt sich aber aus diesem Centrum in verschiedenen Richtungen in mehr oder weniger schmalen Streifen bis zu den Küsten fort. Der Geschiebethon, Sand und Kies der Ebene ruht fast durchweg auf Kohlenkalkstein, vereinzelt auch auf obern Kohlenschichten, Reste der weggeführten ehemaligen Kohlenbedeckung; diese bilden im Nordwestteile noch jetzt ein hohes Tafelland, auf welchem hier und da bis 600 m hohe Gipfel aufsteigen, die jedoch nirgends in bestimmtem Zusammenhang stehen, nirgends ausgedehnte Ketten oder eine größere Gebirgslandschaft bilden. Die meisten der Berggruppen finden sich an oder nahe an der Küste und sind im ganzen von primären Schichten und Granitmassen gebildet. Im äußersten SW. der Insel enthalten die Berge von Kerry im 1041 m hohen Carntual (in den Macgillycuddys-Reels) den Culminationspunkt von ganz J.; ihm folgt der Lugnaquilla in Wicklow mit 926,3 m Höhe, der Galtymore auf der Grenze von Tipperary und Limerick in den Galty Mounts mit 919 m, der Mweelrea im County Mayo mit 819 m, der Slieve Donard in den Mournebergen im County Down mit 852 m.

Die Flusse J.s sind nicht reißend und zum Teil bis zur Quelle schiffbar. Der Hauptfluß ist der Shannon (s. d.), der auf der Westseite der Insel mündet. Von den übrigen münden im Süden: der Lee bei Cork, der Blackwater bei Youghal, der Barrow (s. d.) in den Waterford-Hafen; im Osten: der Slaney bei Wexford, der Liffey bei Dublin, der Boyne unterhalb Drogheda; der Bann und der Foyle im N.; der Erne und der Moy im NW.; der Corrib bei Galway im W. Unter den zahlreichen Süßwasserseen (Loughs) sind die bedeutendsten in Ulster: der Neagh (396 qkm, bei 3 bis 6 m Tiefe), vom Bann durchflossen, der obere und untere Erne (s. d.), vom Erne durchströmt; in Connaught: der Conn, Mask (89,8 qkm), Corrib (175,7 qkm), Allen, Ree, Derg (19,5 qkm; letztere drei im Shannonlaufe), und in Munster die wegen ihrer romantischen Lage berühmten drei Seen von Killarney (insgesamt 27,7 qkm). Im W. vom Corrib liegen etwa 130 Seen. Alle Seen J.s bedecken 1841,4 qkm. Die Kanäle J.s bilden mit den schiffbaren Flüssen eine 614 km lange innere Wasserstraße. Die zwei wichtigsten führen von Dublin nach dem Shannon, nämlich der Grand-Canal (zwischen 1765—1809 mit einem Kostenaufwand von 2 Mill. Pfd. St. erbaut, 264 km, und mit den Verzweigungen 311,5 km lang) und der Royal-Canal (1789 begonnen und für 1421954 Pfd. St. erbaut, 122 km lang). Der Lagankanal verbindet Belfast mit dem Neaghsee und der Ulsterkanal letztern mit dem Erne, sodaß eine schiffbare Straße zwischen der Belfast- und Donegalbai hergestellt ist. Der Newrykanal verbindet den obern Bann und Lough Neagh mit dem Carlingford Lough. Der Barrowkanal verbindet den untern Barrow mit einem Zweige des Grand-Canal und ist 68,25 km lang. (Hierzu eine Karte: Irland.)

Der Boden J.s ist im allgemeinen fruchtbarer als der von Großbritannien, und selbst die Bergabhänge haben Weiden und Futtergräser. Lehm, auf Kalk liegend, herrscht vor, ist überall die Ursache der Fruchtbarkeit und bildet in vielen Gegenden so trefflichen Boden, wie ihn Europa kaum anderwärts hat. Wo man ihn brach liegen läßt, bedeckt er sich sofort mit den feinsten Weidekräutern, daher der alte Name des grünen Erin oder der Smaragdinsel. Eine die Ertragsfähigkeit des Bodens sehr vermindernde Eigentümlichkeit sind die ausgedehnten Moore (bogs). Sie teilen sich in Grasmoore, die zum Teil im Sommer beweidet werden, in unzugängliche Sumpfmoore, in seichte, mit Schilf und Rohr bewachsene Seen (hallow bogs) und in Torfmoore, und bedecken 11430 qkm. Die Moore, bisher bezüglich des Brennstoffs nur gering ausgenutzt, sind über die ganze Insel zerstreut, besonders dicht zusammengedrängt in der centralen Ebene, wo sie meist auf dem Kalkboden lagern. J. war noch vor einigen Jahrhunderten ziemlich gut bewaldet, aber Kriege, Waldbrände, fortschreitende Versumpfung haben den Waldbestand sehr reduziert.

Das Klima ist bei den vorherrschenden westl. und südwestl. Seewinden gemäßigt und die Feuchtigkeit der Atmosphäre für die Fruchtbarkeit des Bodens günstig; die Jahreszeiten sind unregelmäßiger als in England, aber die Temperatur milder und im ganzen Jahre im Durchschnitt höher. Im Norden ist die mittlere Jahrestemperatur 8,9° C., in der Mitte 10°, im S. 11,1° C. Regen fällt besonders im Winter häufig; auf den Westküsten zählt man 208 Regentage im Jahre, innerhalb deren 916 mm fallen; Schnee und Frost sind selten dauernd. Das Klima, die Gebirgsgegenden und die Moore begünstigen das Gedeihen mancher eigentümlicher Pflanzen. Man findet in J. fast alle in Großbritannien lebenden Tiere. Das Rotwild wird immer seltener.

Digitized by Google

Digitized by Google

gitized by Google

Teil des Landes haben jedoch die Pächter at will inne, d. h. solche, denen in jedem Augenblick die Pacht gekündigt werden kann. Dieses System ging aus der Armut der irischen Pächter hervor und mußte notwendig dazu beitragen, die Armut zu vermehren. Der sog. irländische Bauer ist in der Regel ein bloßer Tagelöhner, der für andere arbeitet und dafür eine Erd- oder Lehmhütte mit einem Stückchen Land erhält, worauf er Kartoffeln pflanzt; seinen Pachtzins arbeitet er meist im Tagelohn ab. In den letzten Jahrzehnten hat jedoch die Anzahl der kleinern Farms oder Pachtgüter, bis zu 12 ha, bedeutend abgenommen, die der größern dagegen ist im Verhältnis gewachsen.

Die landwirtschaftliche Betriebsamkeit in Ackerbau, Milchwirtschaft und Viehzucht steht in J. lange nicht so hoch als in England und Schottland; doch hat sich der Ackerbau in der neuesten Zeit etwas gehoben. Bis zur Mitte des 18. Jahrh. war J. fast ausschließlich Weideland; 1881 waren von dem gesamten Flächeninhalt des Landes: Ackerland 24,5 Proz., Weideland 49,3, Plantagen 1,6, Sümpfe, Berge, Wüstland, Städte u. s. w. 22,2 Proz. Die erwähnten Übelstände bildeten ergiebige Quellen nicht nur der Armut, sondern des agrarischen Verbrechens. Man versuchte daher wiederholt, denselben zu steuern; aber erst durch die Land Bill von 1870 wurden mittels der Feststellung bestimmter Pachtnormen und mittels des gesetzlichen Schutzes, den sie den Pächtern gegen die Übergriffe der Grundherren angedeihen läßt, die noch bestehenden Mängel der ländlichen Verhältnisse J.s in ebenso umfassender als staatsmännischer Weise zu heilen versucht. Das Land besitzt sieben Ackerbauschulen (farm-schools) unter Leitung des Commissioners für Nationalerziehung. Im Norden und Osten des Landes ist der Boden gut bestellt, am schlechtesten im Westen. Weizen und Gerste gedeihen des feuchten Klimas wegen weniger gut als Hafer, auch ist der irische Weizen nicht so fein wie der englische. Die reichlich angebaute Kartoffel ist von vorzüglicher Güte und neben Hafer- und Gerstenbrot die Hauptnahrung des Volks (die Jahresproduktion wird auf 43870000 hl berechnet); daher das unermeßliche Unglück, wenn die Kartoffelernte mißrät. Der Wiesenbau liegt noch vernachlässigt. Die Viehzucht ist nicht mit dem Ackerbau verbunden, und die Milchwirtschaft liefert nur Butter, die großenteils nach London geht. Mastvieh wird besonders in einigen Teilen von Leinster und Munster gezogen. Das einheimische Schaf, das ein haariges Vlies hat, ist nicht mehr häufig; aber durch Kreuzung mit dem engl. Stamme ist ein anderes langwolliges entstanden. Die irischen Pferde sind stark und sicher. Schweine werden besonders von den Milchwirten meist mit Kartoffeln gemästet. Der Viehstand jeder Art hat in neuerer Zeit bedeutend zugenommen, ein Beweis des sich hebenden Wohlstandes. J. liefert viel Schlachtvieh für den engl. Markt, während es noch immer nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf erzeugt. Die Fischerei wird mit Erfolg betrieben.

Die Leinweberei, die Stapelmanufaktur J.s, wurde im 17. Jahrh. von dem Grafen von Strafford gegründet, welcher Leinsamen aus Holland einführte und Spinner und Weber aus den Niederlanden und Frankreich kommen ließ. Der Leinwandhandel, der schon um 1670 begründet war, erhielt zu Anfang des 18. Jahrh. Begünstigung von

Erbrechen, reichlichen Stuhlentleerungen, Harnverhaltung, heftigen Kopfschmerzen, Ohnmachtsanfällen und raschem Kräfteverfall zu erkennen; die erbrochenen Massen sehen gewöhnlich mehr oder weniger blau (Jodreaktion) und besitzen den spezifischen Jodgeruch. Die chronische Jodvergiftung hat in der Regel einen hartnäckigen Katarrh der Schleimhäute, insbesondere der Rachen- und Nasenschleimhaut (d. i. den sog. Jodschnupfen), ferner Kopfschmerzen, Verdauungsstörungen, Gliederzittern und einen eigentümlichen knötchen- oder pustelartigen Hautausschlag (Jodexanthem), mitunter auch den Schwund gewisser Drüsenorgane (Schilddrüse, weibliche Brustdrüse, Hoden) zur Folge. Die Behandlung besteht bei der akuten Vergiftung in größern Gaben von Weizen- oder Stärkemehlkleister, Zuckerwasser, Zuckermagnesia und Eiweiß, bei dem chronischen Jodismus in der sofortigen Unterbrechung der Jodzufuhr, und einer allmählichen Kräftigung des Körpers durch Bäder, eine milde leichtverdauliche Nahrung und fleißige Körperbewegung im Freien.

Jodwasserstoff, Jodwasserstoffsäure, s. unter Jod (Verbindungen 2).

Jodzink, s. unter Zink (-Verbindungen).

Jodzinnober, s. Quecksilberiodid.

Jokaste, bei Homer Epikaste genannt, die Tochter des Menökeus und Schwester des Kreon, war die Gemahlin des theban. Königs Laios, dem sie den Ödipus gebar.

Iolaos war der Sohn des Iphikles, des Halbbruders von Hercules, und der treueste Gefährte des Heros bei seinen Thaten. Besonders tritt seine Hilfe bei dem Kampfe mit der Hydra hervor. Er fand seinen Tod, nachdem er bei dem entscheidenden Kampfe der Herakliden mit Eurystheus die größten Heldenthaten verrichtet hatte. Nach andern tötete er Eurystheus selbst in dieser Schlacht, zu der er von den Toten zurückgekehrt war.

Iole, Tochter des Eurytos von Öchalia, kam als Kriegsgefangene in die Gewalt des Hercules und wurde bei seinem Tode, dessen unschuldige Ursache sie war, seinem Sohne Hyllos vermählt.

Iolith, Name für die veilchenblauen Varietäten des Minerals Cordierit (s. d.), insbesondere vom Cabo de Gata in Spanien.

Iolkos, uralte thessalische Stadt im innersten nördl. Winkel des Pagasäischen Meerbusens (jetzt Golf von Volo) auf der Halbinsel Magnesia. Die Lage der Stadt ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen; ihre Bedeutung fällt ganz in mythische Zeit, in welcher von hier die Argonauten (s. d.) ausgezogen sein sollten.

Ion, der mythische Stammvater der Jonier, war nach der Sage von Deukalion (s. d.) ein Sohn von Xuthos, Bruder von Achaios, Enkel von Hellen, Urenkel des Deukalion. Nach attischer Sage wurde Kreusa, des Erechtheus Tochter, in Attika Gemahlin des Xuthos. Nach Euripides in der Tragödie «Ion» war J. ein Sohn des Apollo, der ihn heimlich mit Kreusa vor ihrer Vermählung mit Xuthos erzeugt hatte. In einem Kästchen von der Mutter in der nämlichen Höhle ausgesetzt, in welcher sie vom Apollo umarmt worden, bringt Hermes auf das Bitten des letztern das Kind nach Delphi, wo es erzogen wird. Da die später eingegangene Ehe der Kreusa mit Xuthos kinderlos bleibt, so beschließt Apollo, seinen inzwischen herangewachsenen Sohn dem Xuthos als eigenen Sohn zu übergeben. Es geschieht dies mit Hilfe eines Orakels, und Xuthos nimmt den vermeintlich gefundenen Sohn mit väterlicher Liebe auf. Kreusa indes sucht den ihr unbekannten Jüngling zu vergiften und flieht, als das Verbrechen offenbar wird, zum Altar, wohin sie J. verfolgt. Hier stellt sich aber heraus, daß J. ihr eigener Sohn sei, und Athene weissagt schließlich, daß auch Xuthos von Kreusa noch Kinder bekommen werde: Achäos und Doros, daß J.s Söhne den vier Stämmen des Landes die Namen geben werden, und daß dann Abkömmlinge, nach ihm Jonier benannt, Inseln und Küsten Europas und Kleinasiens besiedeln werden. Der attische Stolz sträubte sich dagegen, daß J. von einem Fremden abstammen sollte, und setzte deshalb an die Stelle des Xuthos Apollon.

Andere erzählen, daß J., von den Athenern im Kriege gegen die Eleusinier zum Anführer gewählt, siegte, worauf die Athener ihn als König anerkannten und sich nun ebenfalls Jonier nannten. Er teilte Attika in vier Stämme (Phylä), die er nach seinen Söhnen benannte. Nach einer andern Sage erhielt J. von dem Könige Selinus von Ägialos (dem nachmaligen Achaja) dessen Tochter Helike mit der Nachfolge auf dem Thron, baute, König geworden, eine Stadt, der er den Namen seiner Frau gab, und legte den Einwohnern den Namen Jonier bei. Endlich wird auch angegeben, er habe die ion. Kolonisation in Kleinasien geleitet.

Ion von Chios, griech. Schriftsteller, aus einem reichen und angesehenen Geschlecht, brachte den größten Teil seines Lebens teils in Athen, teils auf Reisen zu. Im J. 478 v. Chr. kam er als junger Mann zuerst nach Athen, wo er, wohl kurz vor 422, auch gestorben ist. Er fand in dem Kreise des Kimon, sowie hernach in dem des Perikles Aufnahme und war mit Äschylus wie mit Sophokles persönlich bekannt. J. war selbst schriftstellerisch vielfach thätig, als Dichter wie in Prosa. In ion. Prosa verfaßte er namentlich «Erinnerungen», in welchen er vorzugsweise seine Erlebnisse von den fremden Orten, welche er aufsuchte, beschrieb, und die bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit bedeutenden Männern eine wichtige Quelle für die Historiker geworden sind.

Als Dichter war J. in den verschiedensten Gattungen der lyrischen Poesie mit Auszeichnung thätig; insbesondere dichtete er Elegien und Dithyramben. Eine Sammlung der sämtlichen erhaltenen Bruchstücke gibt es nicht; die prosaischen stehen im 2. Bande der «Fragmenta historicorum» von Müller, die aus den Tragödien in den «Poetae tragici» von Nauck, die lyrischen im 2. Bande der «Poetae lyrici» von Bergk (4. Aufl., Lpz. 1882).

Iona (spr. Ionä), irisch Icolmkill, im Mittelalter auch Eona, Hyona und Hy, kleine Hebrideninsel, zur schott. Grafschaft Argyle gehörig und nahe vor der Südwestecke der Insel Mull gelegen, ist nur 28 qkm groß und von 250 Menschen bewohnt, aber als Heimatsstätte alter Civilisation berühmt. Schon zur Zeit der Druiden war sie heilig und sollte bei der allgemeinen Überflutung der Welt allein nicht verschlungen werden. Dorthin kam 565 aus Irland der heil. Columba, gründete ein Kloster und wurde Apostel der Pikten. Er starb 595. Nach ihm erhielt das Eiland den Namen I Columbkill, d. h. Insel Columbas Zelle. Die Klosterschule von J. blieb bis zur Reformation eine berühmte, von den vornehmsten Schotten

Digitized by Google

An der Spitze der vollziehenden Gewalt steht der in Dublin residierende Vizekönig und Generalgouverneur (Lord Lieutenant-General), dessen erster Sekretär, zugleich Geheim-Siegelbewahrer und Mitglied des Geheimen Staatsrats der Königin, die Verwaltungsgeschäfte führt, und dem ein aus dem ersten Richter und andern von der Krone ernannten Personen zusammengesetzter Rat zur Seite steht. Der Vizekönig ist dem brit. Ministerium untergeordnet, bezieht einen Jahresgehalt von 20000 Pfd. St. und unterhält einen förmlichen Hofstaat, bestehend aus dem Oberhofmeister und Generalintendanten, dem Oberkammerherrn, dem Kanzler des Ordens des heil. Patricius und dem Ordensassistent und Wappenkönig (Ulster King of arms). Im Justizdepartement sind die obersten Staatsbeamten der Lordkanzler, der Lordrichter des Appellationsgerichtshofs (Lord Justice of the Court of appeal), der Archivar (Master of the rolls), der Lord-Oberbaron des Schatzkammergerichts, der Richter und der Kronbeamte des Admiralitätsobergerichts für J., der Generalanwalt (Attorney general) und der Generalfiskal (Solicitor general). Seit der Union (1800) wird J. im brit. Reichsparlament durch 28 Peers (106 haben keinen Sitz) im Oberhause, dagegen im Unterhause von einer durch die Reformbill von 1832 auf 103 vermehrten Anzahl gewählter Abgeordneten vertreten. Dazu wählen die 32 Grafschaften 64, die Städte Dublin, Cork, Limerick, Waterford, Belfast und Galway 12, die Boroughs 25 und die Universität von Dublin 2 Mitglieder. J. hat 4 Militärdistrikte mit den Hauptquartieren zu Dublin, Cork, Curragh (permanentes Lager) und Belfast, und 8 Subdistrikte mit Depots. Die 31000 Mann zählende Miliz besteht aus 12 Artillerieregimentern, 21 Infanterieregimentern und 14 Rifflekorps. Der Reinertrag der irischen Einnahmen betrug 1879 6616455 Pfd. St. Davon entfielen 1880 auf die Accise 4068335, auf Stempelgebühren 648067, auf Einkommensteuer 470808, und auf die Posten (1870) 331116 Pfd. St. Die Schuld belief sich 1883 auf 31784162 Pfd. St. mit jährlichen Zinsen von 952616 Pfd. St. Das Wappen J.s ist eine goldene Harfe mit silbernen Saiten in blauem Felde.

Vgl. de Beaumont, «J., in sozialer, polit. und religiöser Beziehung» (deutsch, 2 Bde., Braunschw. 1840); Clement, «Reisen in J.» (Kiel 1843); Benedey, «Irland» (2 Bde., Lpz. 1844); Helfferich, «Skizzen und Erzählungen aus J.» (Berl. 1858); Jul. Rodenberg, «Die Insel der Heiligen» (2 Bde., Berl. 1860); Murphy, «Ireland industrial, political and social» (Lond. 1870); Black, «Picturesque tourist of Ireland» (Edinb. 1879); A. von Lasaulx, «Aus J.» (Gera 1878); Richardson, «Ireland in 1880» (Lond. 1880); Mac Grath, «Pictures from Ireland» (3. Aufl., Lond. 1883); Maine, «Early history of institutions» (Lond. 1875) behandelt das alte irische Recht («The Breton Laws») unter dem Gesichtspunkt der vergleichenden Rechtswissenschaft.

Geschichte. Die ersten bekannten Bewohner des Landes waren Kelten, welche der Insel den Namen Erin, d. i. die westl. Insel, gaben, woraus die Griechen Jerne, die Römer Hibernia bildeten. In dem langen Zeitraume, als Britannien röm. Provinz war, sind die geschichtlichen Nachrichten über J. nur spärlich vertreten. Die zahlreichen irländ. Chronisten, die indes nicht vor dem 10. Jahrh. schrieben, haben diese frühe Epoche mit den

doch werden die meist vulkanischen Inseln von Erdbeben heimgesucht. Waldungen gibt es außer prächtigen Olivenhainen nicht; auch an genügender Bewässerung ist Mangel. Dampfschiffahrtsverbindungen der Inseln untereinander und mit dem übrigen Griechenland und dem Auslande werden durch die Griechische Dampfschiffahrtsgesellschaft, den Österreichischen Lloyd und die italienische Trinakria bewerkstelligt; mit Straßen und Wegen sind die Inseln infolge der frühern engl. Verwaltung unvergleichlich besser versorgt als das übrige Griechenland. Seit der Vereinigung mit Griechenland ist das Freihafensystem der Inseln abgeschafft und die 1825 in Korfu gegründete Universität (Akademie Guilford) eingegangen. Jetzt gelten hier die griech. Gesetze mit Ausnahme der privatrechtlichen, für welche ein eigener Civilcodex rechtskräftig geblieben ist. In administrativer Hinsicht werden die Inseln in drei Nomarchien geteilt: Korfu (1120,5 qkm mit 106 109 E.), Cephalonia (810,4 qkm mit 80 543 E.) und Zante (437,9 qkm mit 44 522 E.). Die Insel Cerigo bildet eine Eparchie der Nomarchie Argolis und Korinthia.

Die älteste Geschichte der Jonischen Inseln fällt mit der des übrigen Griechenland zusammen, dessen Schicksale die Inseln teilten; schon im frühesten Altertum waren dieselben von Griechen bewohnt und von einheimischen Stammesfürsten regiert; Ithaka ist speziell bekannt als das Vaterland des Odysseus, Leukas aus der Legende Sapphos. Korfu (Kerkyra) als korinthische Kolonie und in steter Rivalität mit der Mutterstadt gab den letzten Anstoß zum Peloponnesischen Kriege. Auch unter macedon. und röm. Herrschaft kamen die Inseln an Griechenland; bei der Teilung des Römischen Reichs fielen sie dem byzant. Kaisertume zu und bildeten im 7. und 8. Jahrh. einen Teil des Thema Longobardia, im 9. bis 11. Jahrh. das Thema Cephalenia. Infolge eines Kriegs der sicilischen Normannen mit diesem Reiche sind sie seit 1186 den Byzantinern verloren gegangen; 1215 kamen sie an das Despotat Epirus, später an die Dynastie Anjou von Neapel. Nachher hat Venedig seit 1386 Korfu, die übrigen Inseln um den Ausgang des 15. Jahrh. gewonnen, sie dann durch Proveditoren regiert und gegen die Angriffe der Türken siegreich behauptet. Nach dem Untergange der Republik Venedig 1797 kamen sie an Frankreich, wurden aber schon 1799 von den Russen und Türken erobert, worauf sie der russ. Kaiser Paul durch den Vertrag mit der Pforte vom 21. März 1800 in eine Republik der «sieben vereinigten Inseln» verwandelte, die unter der Hoheit der Pforte und dem Schutze Rußlands stehen sollte, aber unter heftigen innern Parteiungen nur bis 1807 bestand, wo Rußland im Frieden von Tilsit sie an Napoleon I. überließ. Auch die Franzosen vermochten sich nicht im Besitze zu erhalten; 1809 und 1810 wurden die Inseln von den Engländern besetzt, mit Ausnahme von Korfu, welches erst nach dem Ersten Pariser Frieden im Juli 1814 an letztere sich ergab. Durch den in Paris 5. Nov. 1815 zwischen England, Österreich, Preußen und Rußland abgeschlossenen Vertrag wurden die Inseln sodann unter dem Titel «Vereinigter Staat der sieben Jonischen Inseln» zu einem freien, besondern Staate unter dem Protektorat der brit. Krone konstituiert. Nach diesem Vertrage hatte letztere das Besatzungsrecht samt dem Oberbefehl und übte ihre Schutzrechte durch einen Lord-Oberkommissar aus, welcher die innere Verwaltung sowie die Verhältnisse zur Schutzmacht durch einen von einer Nationalversammlung beratenen Ausschuß regeln sollte. Die Verfassung vom 26. Aug. 1817 verlieh der Schutzmacht eine fast unumschränkte Gewalt. Dauernde Unzufriedenheit, geheime Umtriebe, selbst offener Aufruhr begleiteten von Anfang an das engl. Regiment (trotz vieler durch dasselbe erzielten materiellen Verbesserungen), namentlich zur Zeit des griech. Freiheitskampfes, als die Jonier mit den übrigen Griechen vereinigt zu werden strebten. Die heftigste Opposition erweckten später gewaltsame Maßregeln des Lord-Oberkommissars Howard Douglas 1839, 1841 und 1842, und seitdem besonders trat immer entschiedener das Streben der Bevölkerung nach Vereinigung mit dem Königreich Griechenland hervor. In einer Petition vom 27. März 1848 verlangte man Preßfreiheit, unmittelbare Wahlen der Volksvertreter, Bildung eines ion. Heeres u. s. w. Da die brit. Regierung nichts gewährte, brach 27. Sept. ein Aufstand auf Cephalonia aus, der sich bald über die andern Inseln ausbreitete, aber mit Gewalt unterdrückt wurde. Auch ein am 30. und 31. Aug. 1849 auf Cephalonia ausgebrochener neuer greuelvoller Aufstand, welcher von einer Partei ausging, die als «Jung-Jonien» und «Rhizospasten» radikale Zwecke, besonders aber den der Vereinigung mit Griechenland verfolgte, wurde durch brit. Truppen niedergeschlagen. Das am 10. Nov. 1849 eröffnete Parlament brachte wenig mehr als eine Erweiterung des Wahlrechts, und die nächsten Parlamente wurden wegen ihrer feindseligen Haltung bald aufgelöst. Da die nationale Bewegung sich immer mehr steigerte, wurde der als Philhellene bekannte Gladstone nach den Jonischen Inseln gesandt, der dem im Jan. 1859 berufenen Parlament nicht unwichtige Reformen vorschlug, während dieses einstimmig die Vereinigung der Inseln mit Griechenland verlangte. Diese Erklärung vom 27. Jan. 1859 ward der Königin von England übermittelt, aber die brit. Regierung verweigerte noch mehrmals das stets sich erneuernde Verlangen. Erst nach der Thronrevolution in Griechenland (Okt. 1862) änderte sich die Politik der brit. Regierung gegen die Inseln sowohl als gegen Griechenland überhaupt. Als durch die Wahl der griech. Nationalversammlung und das Londoner Protokoll vom 13. Juni 1863 der dän. Prinz Georg, Bruder der Prinzessin von Wales, König der Hellenen geworden, erklärte England, das Protektorat aufgeben und die Vereinigung der Inseln mit Griechenland genehmigen zu wollen. Am 5. Okt. 1863 wurde hierauf die Einverleibung mit Griechenland vom Parlament zu Korfu feierlich erklärt und durch den Londoner Vertrag vom 14. Nov., welcher die Inseln an Griechenland abtrat, auch von den Schutzmächten des Pariser Vertrags vom 5. Nov. 1815, unter der Bedingung der dauernden Neutralisierung Korfus genehmigt. Am 28. Mai 1864 wurden durch den Lord-Oberkommissar Sir Henry Storks die Inseln dem griech. Kommissar Th. Zaïmis in aller Form übergeben.

Vgl. Davy, «The Ionian Islands under British protection» (Lond. 1851); Ansted, «The Ionian Islands» (Lond. 1863); Kirkwalls, «Four years in the Ionian Islands» (2 Bde., Lond. 1864); von Reumont, «Kleine histor. Schriften» (Gotha 1882);

Digitized by Google

König Jakob I. faßte nun den Plan, die Lage J.s durch polit. und soziale Reformen zu verbessern. Er wollte zuvörderst die Willkür der irischen Häuptlinge, die im Laufe der Zeit eigentlich engl. Barone geworden, brechen und die Iren überhaupt zu persönlich freien Männern, gleich den Engländern, machen. Zu diesem Zwecke begann er jedoch wieder mit Konfiskationen. Er verlangte von jedem irischen Großen den Lehnbrief, der sein Besitzrecht begründete, und war die Urkunde nicht vorhanden oder entdeckte man nur einen Formfehler, so zog man die Güter zu Gunsten der Krone ein. Von 800000 Morgen Landes, die auf diese Weise dem Könige im Norden der Insel anheimfielen, wurde der beträchtlichere Teil der irischen Bevölkerung gänzlich entzogen und an Schotten oder engl. Spekulanten verkauft. Die sonst trefflichen Anstalten, welche Jakob zur Civilisierung der Insel machte, konnten diese Ungerechtigkeit nicht ausgleichen. Überdies blieben die Katholiken zufolge des Supremateides, der den König als kirchliches Oberhaupt bezeichnete, von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Der Papst hingegen ermunterte die Eidesweigerer (recusants) zur Standhaftigkeit und führte neben der prot. Kirche eine neue kath. Hierarchie in der ganzen Insel ein.

Zu dem kirchlichen Zwiespalt, der hierdurch von neuem angefacht wurde, gesellte sich während der Regierung Karls I. noch das polit. Zerwürfnis. Die verworrene Lage der Dinge in Schottland und England benutzend, entwarfen die Iren unter der Leitung Roger Mores und O'Neills den Plan zu einer Verschwörung, die am 23. Okt. 1641 zum Ausbruch kam. Die fanatische Priesterschaft riß das Volk zu einem furchtbaren Blutbad hin, sodaß in wenigen Tagen auf verschiedenen Punkten der Insel 40—50000 prot. Engländer niedergemetzelt wurden und noch mehr auf der Flucht umkamen. Um die Verschwörung zu unterdrücken, landete nach der Hinrichtung Karls, dem man diese Bluthat sogar mit zur Last legte, Cromwell 15. Aug. 1649 in J. mit einem zahlreichen und kriegserfahrenen Heere, nahm die Städte Drogheda und Wexford mit Sturm und ließ die Bevölkerung ohne Unterschied niederhauen. Die Iren wurden dadurch von solchem Schrecken ergriffen, daß sie meist ihre festen Plätze freiwillig aufgaben und in die Moräste entflohen. Binnen neun Monaten hatte Cromwell fast die ganze Insel unterworfen, worauf er den Oberbefehl seinem Schwiegersohn Ireton überließ, der das auf die völlige Ausrottung der Katholiken gerichtete Blutwerk fortsetzte. Der Protektor erließ hierauf den Befehl, die sämtlichen Iren von ihrem Grund und Boden nach der westl. Halbinsel, in das frühere Königreich Connaught, zu drängen und unter Aufsicht der prot. Bevölkerung in die festen Städte einzuschließen. Doch konnte dieser Plan nur teilweise ausgeführt werden. Das urbare Land, das frei wurde, erhielten Soldaten und engl. Kolonisten, während Hunderttausende von Eingeborenen heimatlos umherirrten.

Die Restauration des Königtums änderte die unglückliche Lage der kath. Irländer wenig. Karl II. stellte zwar die Religionsverfolgung ein, aber die Protestanten behielten die den Eingeborenen entrissenen Güter. Nur einige Iren, die noch vermögend genug waren, einen weitläufigen Rechtsstreit zu beginnen, gewannen auf diesem Wege ihren Grundbesitz wieder zurück. Die kath. Reaktion, welche mit der Thronbesteigung Jakobs II. begann, erregte unter den Iren große Freude. Nachdem Jakob die engl. Krone verloren, erschien er zu Anfang des J. 1689 mit einem franz. Korps von 5000 Mann in J. Die Katholiken strömten ihm scharenweise zu; bald war sein Heer auf 38000 Mann angewachsen, und die engl. Truppen verloren alle Plätze bis auf Londonderry und Enniskillen. Doch im Frühjahr 1690 landete König Wilhelm III. mit einer bedeutenden Armee und schlug das kath. Heer entscheidend 1. Juli am Boyneflusse unweit Drogheda und 12. Juli 1691 bei Aughrim. Der Aufstand war hiermit zu Ende und die Insel der neuen Dynastie fast ganz unterworfen. Im August überlieferten die Katholiken ihren letzten Platz, Limerick, wobei mit dem engl. General Ginkel ein Vertrag zu Stande kam, nach welchem die kath. Iren freie Religionsübung, wie dieselbe unter Karl II. bestanden, erhalten sollten. Über 12000 Irländer, die für Jakob II. gekämpft hatten, gingen in freiwillige Verbannung. Durch einen Beschluß des engl. Parlaments wurden jetzt nochmals 1 Mill. Morgen Landes konfisziert und an Protestanten verteilt. In den Städten aber bildeten die Protestanten sog. Oranische Gesellschaften (Orangemen), die mit fanatischem Eifer die kath. Bevölkerung verfolgten und bedrückten. Um jede Regung des kath. und nationalen Elements niederzuhalten, wurden überdies barbarische Strafgesetze gegen den Katholizismus, die sog. Penal laws, eingeführt. Nach diesen Gesetzen mußten die höhern kirchlichen Würdenträger die Insel verlassen; niedere Priester durften ihre Grafschaften nicht verlassen; kein Katholik durfte ein öffentliches Amt bekleiden, Grundeigentum erwerben, eine Ehe mit Protestanten eingehen, frei testiren u. s. w.

Obschon diese Gesetze von den prot. Beamten nicht immer streng gehandhabt wurden, so nährten sie doch bittern Haß und riefen jene revolutionären Verbindungen hervor, welche die neuere Geschichte der Insel entscheidend beeinflußten. Ums J. 1760 traten die Whiteboys, d. i. weiße Burschen (von den Hemden, die sie über den Kleidern trugen), auf. Es waren brotlose Tagelöhner, Arbeiter, vertriebene Pächter, die sich des Nachts versammelten, um harte Grundherren, Pfarrer, Agenten, Beamte zu strafen oder zu morden, worauf sie gewöhnlich wieder geheimnisvoll verschwanden. Kein Ire konnte gegen sie vor Gericht zeugen ohne sich ihrer Rache auszusetzen, was sie besonders unerreichbar machte. Neben ihnen erschienen 1763 die Hearts of oak, d. i. Eichenherzen, die sich gegen die drückenden Straßenbaufronen auflehnten. Im ganzen änderte diese rohe Selbsthilfe die Lage des Landes nicht. Erst mit dem Freiheitskampfe der nordamerik. Kolonien nahm das Volk einen allgemeinen Aufschwung und nötigte der bedrängten Regierung einige Zugeständnisse ab. Da Frankreich mit Angriffen auf die irische Küste drohte und das Land von Truppen fast entblößt war, so stifteten die Irländer 1779, angeblich zum Schutze des Landes, ein Korps irischer Freiwilliger, das nach zwei Jahren 50000 Mann zählte. Um einen allgemeinen Aufstand zu verhindern, sah sich das engl. Parlament 1782 genötigt, den Irländern die legislative Unabhängigkeit zu gestatten. Zugleich wurden die Strafgesetze gegen die Katholiken, wenn auch nicht ganz abgeschafft, doch bedeutend gemildert. Besonders drückend blieben für die Katholiken die Zehnten, die sie allenthalben an die prot. Pfarrer

Digitized by Google

entrichten mußten, während sie überdies noch für ihr eigenes Kirchenwesen zu sorgen hatten. Die Härte, mit welcher viele Pfarrer diese Zehnten eintrieben, brachte 1786 einen geheimen Verein zu Wege, dessen Mitglieder sich Rightboys, d. i. Rechtsburschen, nannten, dem Volke das eidliche Versprechen abnahmen, den Zehnten gar nicht oder nur zu einem bestimmten Betrage abzuführen, und die Wortbrüchigen bestraften.

Aus den Freiwilligen, die sich schon seit mehrern Jahren aufgelöst hatten, trat im Nov. 1791 zu Dublin der Bund der Vereinigten Irländer (United Irishmen) zusammen, an dem auch viele Protestanten teilnahmen und der insgeheim die Einleitung einer Revolution betrieb, welche J. in eine unabhängige Republik verwandeln sollte. Die Katholiken benutzten die Verlegenheit der brit. Regierung und forderten 1792 auf einer großen Versammlung zu Dublin völlige Rechtsgleichheit mit den Protestanten. Das brit. Parlament suchte den Sturm zu beschwören, indem es die Hindernisse gegen irländ. Handel und Gewerbthätigkeit, sowie die berüchtigten Penal laws bis auf wenige Reste aufhob. Die Katholiken erhielten das Recht der Sachwalterschaft vor Gericht und durften von nun an auch Ehen mit Protestanten schließen. Man schaffte 1793 die Strafen ab, in welche Katholiken verfielen, wenn sie am Sonntage nicht die prot. Kirche besuchten; auch wurde ihnen das Recht der Teilnahme an den Parlamentswahlen, ohne jedoch selbst wahlfähig zu sein, und die Zulassung zu Ämtern niedern Ranges verstattet. Da weitere Forderungen unerfüllt blieben, so ließ der Bund seine revolutionären Absichten um so kühner hervortreten, und die Regierung beschloß endlich, die Bewegung mit Gewalt zu dämpfen. Die seit 1782 in J. eingeführte Habeas-Corpus-Akte wurde aufgehoben, in die Städte eine starke Besatzung gelegt, der Bund aber aufgelöst und entwaffnet. Im Vertrauen auf franz. Hilfe ließen sich jedoch die Verschworenen nicht entmutigen. Endlich im Dez. 1796 erschien an der irländ. Küste eine bedeutende franz. Flotte mit 25000 Mann Landungstruppen unter dem General Hoche, die jedoch infolge widriger Zufälle und der Ungeschicklichkeit der Befehlshaber unverrichteter Sache umkehren mußte.

Die brit. Regierung schärfte nun ihr Verhalten und stellte die ganze Insel unter Kriegsrecht. Der Bund der »Vereinigten Irländer« trat 1797 zu neuer geheimer Thätigkeit zusammen. An der Spitze stand ein Direktorium von fünf Männern, deren Namen nur den Geschäftsführern der vier Provinzialausschüsse bekannt waren. Schon zählte der Bund über 500000 Verschworene, als im Jan. 1798 die Regierung von einem verräterischen Mitgliede vollständigen Aufschluß erhielt. Ungeachtet dieser Entdeckung und der Verhaftung mehrerer Häupter brach der Aufstand im Mai auf mehrern Punkten des Landes los. Eine bedeutende Militärmacht verhinderte indes die völlige Entwickelung der Empörung; die Hauptmacht der Insurgenten erlitt bei Vinegar-Hill 21. Juni eine entscheidende Niederlage. Kolonnen durchzogen dann die Insel und erstickten den Aufstand in Blut. Kaum war das Blutbad vorüber, so erschien im Aug. 1798 ein franz. Geschwader mit einem Korps von 1060 Mann unter Befehl des Generals Humbert in der Killalabai an der Nordküste von County Mayo; allein die brit. Truppenmacht hemmte den Zuzug der Iren, und nach einigen unglücklichen Gefechten mußten die Franzosen sich ergeben. Eine andere franz. Expedition, die sich im September der Küste näherte, wurde von dem brit. Admiral Warren aufgefangen. Auch mehrere spätere franz. Landungsversuche bis in den Nov. 1798 scheiterten. Die engl. Regierung faßte nach dieser Katastrophe den Entschluß, eine Vereinigung des irländ. Parlaments mit dem britischen einzuleiten. Der erste Antrag indes, den man dem irländ. Parlament 1799 machte, wurde mit Unwillen verworfen. Die brit. Regierung nahm hierauf ihre Zuflucht zur Bestechung. Die verrotteten Flecken (Rotten boroughs), von denen die Mehrzahl der irländ. Parlamentssitze abhing, wurden ihren Eigentümern mit Gold aufgewogen, wozu das brit. Parlament als Entschädigung ungefähr 1600000 Pfd. St. bewilligte.

Durch diese Operation kam 26. Mai 1800 die legislative oder die sog. Finalunion zwischen J. und Großbritannien mit großer Stimmenmehrheit zu Stande. J. sollte fortan 32 gewählte Peers, darunter 4 Bischöfe, ins brit. Oberhaus, 100 Deputierte der Grafschaften, Städte und Flecken ins Unterhaus senden. Ferner sollten die Irländer mit den Briten gleiche Rechte und Freiheiten genießen und zwischen beiden ein völlig freier Verkehr stattfinden. J. verpflichtete sich dagegen, für die ersten 20 Jahre zwei Fünfundzwanzigteile der gesamten Staatslasten zu tragen. Mit dem J. 1801 trat das Vereinigte Parlament ins Leben. Um die Masse des Volks zu gewinnen, hatte der Minister Pitt auch eine völlige polit. Emancipation der Katholiken versprochen; aber Georg III. war zu diesem Zugeständnisse nicht zu vermögen, und die schon ausgearbeitete Akte kam gar nicht zur Verhandlung. Über diesen Wortbruch erbittert, begannen die irländ. Katholiken schon 1802 zu einem Verein (Catholic Association) zusammenzutreten, der sich die Durchführung der Emancipation zum Zweck setzte und fortan den Mittelpunkt aller irischen Angelegenheiten bildete. Erst durch die Agitation O'Connells aber und die Mitwirkung der öffentlichen Meinung in England wurde die Regierung endlich bewogen, eine Emancipationsbill vor das Parlament zu bringen, die angenommen und 13. April 1829 von Georg IV. bestätigt wurde. Ein neuer Eid, den auch die Katholiken leisten konnten, trat an die Stelle des frühern, und gab denselben die Möglichkeit, Sitz im Parlament zu nehmen. Auch erhielten sie die Fähigkeit, alle öffentlichen Ämter, mit Ausnahme des Lord-Kanzleramtes, zu bekleiden.

Dieser Sieg ermunterte die Katholiken zu neuen Forderungen. Die Bestrebungen der Volkspartei waren nunmehr auf den Widerruf der Union mit Großbritannien gerichtet, zu welchem Zweck O'Connell die sog. Repeal-Association stiftete, der das Ministerium Grey 1833 mit der Irischen Zwangsbill (Irish coercion bill) entgegentrat. Durch diese Bill erhielt der Lordlieutenant von J. die Macht, Volksversammlungen ohne weiteres zu verbieten und das Kriegsrecht zu proklamieren, und um ihr Nachdruck zu geben, wurden ein Heer von 36000 Mann und 6000 bewaffnete Polizeidiener nach J. entsendet. Allerdings ward die Zwangsbill bald wieder aufgehoben, und unter der Statthalterschaft Lord Mulgraves, seit 1835, schien sich sogar eine Versöhnung zwischen Volk und Regierung anzubahnen. Als aber im Aug. 1841 die Tories

ized by Google

nochmals ans Ruder kamen, begann O'Connell von neuem die Repeal-Agitation, und zwar mit so bedrohlicher Wirkung, daß die Behörden ihn 1843 verhaften und zu einjähriger Gefängnisstrafe verurteilen ließen. Dieses Verfahren wurde freilich von dem Gerichtshof des Oberhauses für ungültig erklärt, hatte jedoch zur Folge, daß die Bewegung von nun an etwas gemäßigter auftrat. Bald darauf drängte die fürchterliche Hungersnot, welche die Insel im Herbst 1845 und besonders seit dem Sommer 1846 heimsuchte, alle andern Interessen in den Hintergrund. Um sie zu lindern, bewilligte das brit. Parlament beträchtliche Summen, dennoch kamen Tausende vor Hunger und Elend um und Hunderttausende wanderten nach Amerika. Mitten in dieser Krise starb O'Connell, den bereits eine neue, radikalere Partei, das Junge Irland, überflügelt hatte. Anarchische Ausbrüche, Gewaltthätigkeiten, agrarische Mordthaten zerrütteten das Land; die materielle Not hatte die gesetzlichen Bande völlig gelockert.

Unter solchen Umständen mußte das Land die festländischen Revolutionen von 1848 mächtig empfinden. Die Führer Jung-Irlands, Smith O'Brien, Mitchel, Duffy, Meagher u. s. w. suchten durch eine Sendung nach Paris mit der Provisorischen Regierung anzuknüpfen, während unverhohlen Rüstungen und Waffenübungen vorgenommen wurden. Die energischen Maßregeln der Regierung vereitelten jedoch den Ausbruch, noch ehe man zum Losschlagen bereit war. Die Habeas-Corpus-Akte wurde suspendiert, die aufrührerischen Zeitungen unterdrückt, und Smith O'Brien, von dem Volke als König von Munster begrüßt, nach einem ohnmächtigen Aufstandsversuch (5. Aug.) gefangen genommen und nebst seinen Gefährten zum Tode verurteilt, welche Strafe indes in Deportation umgewandelt ward. In kurzer Zeit war die Ruhe wiederhergestellt; aber der materielle Notstand blieb unvermindert. Hunger und Krankheit decimierten die Bevölkerung; Grundstücke wurden verlassen, ganze Strecken lagen unbebaut, und es begann eine fast fluchtähnliche Massenauswanderung nach Amerika. Wohl trat nach diesem Abgange eines Teils der Bevölkerung im allgemeinen eine Besserung ein. Der Ackerbau hob sich wieder, und auch die Industrie fing an, durch das Beispiel der londoner Weltausstellung ermuntert, ihren Wetteifer durch eine öffentliche Ausstellung zu bekunden. Den intellektuellen Bedürfnissen wurde durch die Errichtung von höhern Bildungsanstalten unter dem Namen der Queen's Colleges Rechnung getragen, die, von konfessionellen Differenzen unabhängig, Katholiken und Protestanten dieselben Vorteile gewährten. Allein von kath. wie von prot. Seite regte sich bald eine heftige Opposition gegen diese Schulen, und der religiöse Hader führte mehr als einmal, zuletzt in Belfast 1863, zu blutigen Auftritten, die immer wieder Ausnahmegesetze nötig machten.

Unterdessen bereitete sich eine neue Schilderhebung vor, diesmal von Amerika aus, wo jetzt Millionen von Irländern lebten, die alle von wütendem Haß gegen die engl. Regierung beseelt waren. In der Hoffnung auf einen Bruch zwischen den Vereinigten Staaten und England, die durch die Haltung Englands während des amerik. Bürgerkriegs genährt wurde, bildete sich ein geheimer Bund, der nach einer in den Sagen J.s berühmten Kriegerkaste den Namen der Fenier erhielt und sich die völlige Losreißung J.s von England und die Herstellung einer irischen Republik zum Zwecke setzte. (S. Fenier.) An der Spitze des Bundes in Amerika stand John O'Mahoney, in Irland James Stephens. Seit 1863 wurde die fenische Organisation in Amerika offen betrieben; nach dem Ende des amerik. Bürgerkriegs im April 1865 machte sie sich auch in J. bemerklich. Doch das energische Auftreten der Regierung, die im Sept. 1865 das journalistische Organ der Fenier «The Irish People» unterdrückte, mehrere Häupter und zahlreiche Teilnehmer der Verschwörung verhaftete, das Waffenverbot proklamierte und die in J. stehende Militärmacht verstärkte, beugte dem beabsichtigten Aufstande vor. Auch während des J. 1866 genügte die Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte, die Fenier im Zaum zu halten, und als im Frühling 1867 thatsächlich Aufstandsversuche stattfanden, wurden dieselben ohne Mühe in wenigen Tagen unterdrückt. Ebenso erfolglos waren die bis 1871 periodisch wiederholten fenischen Unternehmungen gegen Canada.

Wenn aber der Fenianismus in seinem Hauptbemühen erfolglos blieb, so hat er mittelbar unleugbar Großes für J. gewirkt. Denn den fenischen Umtrieben und der Gärung, welche dieselben in J. hervorriefen und erhielten, war es zu danken, daß die engl. Staatsmänner endlich die Irische Frage mit Energie einer umfassenden Lösung entgegenführten. Während der Jahre 1865—67 war die Unterdrückung der revolutionären Symptome, die Bestrafung der Mitglieder und Helfershelfer der Verschwörung die nächste Pflicht; von 1868 an begann die reformierende Thätigkeit zur Beseitigung der Grundübel, auf welche die irische Unzufriedenheit mit der engl. Herrschaft zurückzuführen war: der anglikanischen Staatskirche und der Tyrannei der fremden Grundherren über die einheimischen Pächter. Man bezeichnete diese beiden Probleme mit dem Namen der Kirchenfrage und der Landfrage. Indem das Ministerium Gladstone durch die Irische Kirchenbill von 1869 die anglikanische Kirche in J. entstaatlichte und mit den andern irischen Religionsgemeinschaften auf gleichen Fuß stellte, durch die Landbill von 1870 die gerechten Beschwerden der irischen Pächter gegen die Grundherren in den wesentlichsten Punkten milderte, wurde wenigstens für einige Zeit der Schwungkraft der revolutionären Agitation gegen die engl. Herrschaft die Spitze abgebrochen. Allerdings gaben die vollen Wirkungen dieser Politik sich nicht unmittelbar kund. Noch während der Session von 1871 mußte die engl. Regierung um die Ermächtigung zu außerordentlichen Maßregeln für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe in J. nachsuchen, und eine neue Agitation der irischen Nationalpartei für die Gewährung dessen, was als Home Rule, d. h. abgesonderte Verwaltung und parlamentarische Selbstregierung J.s bezeichnet wird, begann noch während der Herbstmonate desselben Jahres. (S. Home Rulers.) Diese Agitation äußerte sich zuerst in vergleichsweise gemäßigter Form, durch entsprechende Forderungen der Home-Rule-Fraktion der irischen Parlamentsmitglieder unter der Führung Butts und Shaws, nahm aber eine entschiedenere Wendung seit 1878, als die radikalen Nationalisten unter der Führung Parnells anfingen, über die gemäßigten Home Rulers die Oberhand zu erlangen. Die Gründung der Land-Liga im J. 1879

Digitized by Google

durch den Fenier Michael Davitt brachte die parlamentarische Partei der Home Rulers mit den fenischen Revolutionären in unmittelbaren Zusammenhang. Während die Home Rulers die polit. Lossreißung von England forderten, vertraten die Land-Liguers die soziale Emancipation J.s mittels der Vertreibung der Grundherren und der Rückgabe des irischen Landes an das irische Volk, und beide Parteien gingen einen Bund ein, indem 1880 Parnell die oberste Leitung der Land-Liga übernahm. Obgleich jedoch das neue Ministerium Gladstone seine Bereitwilligkeit erklärte, den Übelständen J.s gerecht zu werden, ließ die Agitation nicht nach. Sie steigerte sich vielmehr unter der eifrigen Mitwirkung der amerik. Fenier zu so revolutionärer Gewaltsamkeit, daß 1881 eine Zwangsbill und später die Verhaftung Davitts, Parnells und anderer Führer der Bewegung notwendig wurden. Auch eine gleichzeitig durchgeführte neue Landbill, welche der Sache der irischen Pächter die umfassendsten Zugeständnisse machte, that den Machinationen der revolutionären Partei keinen Einhalt. Der Terrorismus der Land-Liga, unterstützt durch die Nov. 1881 gegründete fenische Mördergesellschaft der «Irischen Unüberwindlichen», machte 1882 eine noch strengere Zwangsbill notwendig, und erst nach der Verhaftung und Hinrichtung der Rädelsführer der «Unüberwindlichen» (Anfang 1883) trat eine verhältnismäßige Beruhigung ein. Diese hat seitdem Fortschritte gemacht, trotz der von Amerika aus durch O'Donovan Rossa geleiteten Versuche der fenischen Dynamitfaktion, die engl. Regierung durch Explosionen einzuschüchtern. (S. Großbritannien.)

Die alten irischen Chroniken hat O'Connor unter dem Titel «Rerum Hibernicarum scriptores veteres» in der Urschrift und mit lat. Übersetzung herausgegeben (4 Bde., Lond. 1814—26). Vgl. die Geschichtswerke von Cox (2 Bde., Lond. 1689—90), Mac Geoghegan (3 Bde., Par. u. Amsterd. 1758—63), O'Halloran (2 Bde., Lond. 1779), Leland (3 Bde., Lond. 1773 u. Dubl. 1814), Plowden (2 Bde., Lond. 1805), Gordon (2 Bde., Lond. 1806), Hegewisch («Übersicht der irländ. Geschichte», Altona 1806), Lindau («Geschichte J.s», fortgesetzt von Brandes, 2 Bdchn., Dresd. u. Lpz. 1829—46), O'Driscol (2 Bde., Lond. 1827), Moore (2 Bde., Lond. 1835), Lappenberg (in Ersch und Grubers «Encyklopädie», Selt. II, Bd. 24, Lpz. 1846), Haverty («History of Ireland», Lond. 1860), Mitchel («History of Ireland», 2 Bde., Glasg. 1869), Richey («Lectures on the history of Ireland», Dubl. 1869), Mac Gee («A popular history of Ireland», Lond. 1870), Froude («The English in Ireland in the 18th century», 3 Bde., Lond. 1872—74), O'Curry («Lectures on the manuscript materials of ancient Irish history», Lond. 1874); ferner Killen, «The ecclesiastical history of Ireland» (2 Bde., Lond. 1875); Lecky, «History of England in the XVIII. century» (Bd. 2, 3. Aufl., Lond. 1883); derselbe, «The leaders of public opinion in Ireland. Swift, Hood, Grattan and O'Connell» (2. Aufl., Lond. 1871). [Moos.

Irländisches Perlmoos, s. Carragheen.

Irma, der Name des 177. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Irmak (arab.), Fluß.

Irmensäulen, s. unter Irmin.

Irmin oder Irmino, der Name des mythischen Ahnherrn des vornehmsten, ältesten und großten westgerman. Stammes, der Hermionen. Nach aller Wahrscheinlichkeit war J. Beiname des von den Schwaben Ziu, von den Bayern Eru genannten Gottes, des sächs. Tiu (Ty), des nordischen Tyr, wie ja auch der sächs. Mönch Wittekind ihn als Mars auffaßt. Abgeleitet ist der Name J. von einer Wurzel ra = sich erheben, und bedeutet daher ursprünglich: der Erhabene. In allen german. Dialekten hat sich dieser Name als erster Teil von Kompositis erhalten und gibt dem Begriffe, welchem er beigefügt ist, seine größte Ausdehnung und Steigerung (althochdeutsch irman, altnord. iormun), z. B. irmin diot, das ganze Menschenvolk; irmin got, der höchste Gott; irmansûl, die allgemein verehrte Säule; iormungandr, das größte Ungeheuer u. dgl. Auch in Eigennamen, wie Ermanrich, kommt das Wort vor.

Die Irmensäule (irminsûl) gehört zu dem Kultus des J.; man kennt deren zwei in der deutschen Geschichte: die eine, von Karl d. Gr. zerstört, am Eresberge in Westfalen, die andere bei Schedungen a. d. U., der alten thüring. Königsburg. Zu denken sind die Irmensäulen als hochragende Holzsäulen oder gewaltige Baumstämme, die, in einem heiligen Haine errichtet, das Hauptheiligtum eines ganzen Volks waren, welches dem J. dort die feierlichsten Opfer brachte. Die Zerstörung einer Irmensäule war daher der völligen Besiegung des Volks und Zerstörung seiner staatlichen Unabhängigkeit gleich.

Irmisch (Thilo), Botaniker, geb. 14. Jan. 1816 zu Sondershausen, studierte in Halle Theologie und Philologie und beschäftigte sich nebenbei mit Botanik. Nach Beendigung seiner Studienzeit wurde er Lehrer am Gymnasium zu Sondershausen, in welcher Stellung er bis zu seinem 28. April 1879 erfolgten Tode verblieb. Seine auf Botanik Bezug habenden Arbeiten behandeln morphologische Themata. Die wichtigsten davon sind: «Zur Morphologie und Biologie der monokotylischen Knollen- und Zwiebelgewächse» (Berl. 1850) und «Beiträge zur vergleichenden Morphologie der Pflanzen» (4 Bde., Halle 1854—63).

Irmsburg, s. unter Vineta.

Irnerius, auch Warnerius genannt, hervorragender ital. Jurist, wahrscheinlich lombard. Herkunft, an dessen Lehrthätigkeit zu Bologna die Überlieferung die Wiederbelebung des röm. Rechts in Italien geknüpft hat. Er lebte um die Zeit von 1090 bis 1130. In Urkunden wird er erwähnt von 1113 bis 1125. Um 1116 stand er im Dienst Kaiser Heinrichs V.

Irnis, Flecken im Kanton Tessin, s. Giornico.

I. R. O., in England Abkürzung für: Inland Revenue Office, d. i. Steueramt.

Irokesen oder Iroquois ist bei den neuern Ethnographen der gemeinsame Name für eine Gruppe mehr oder minder sprachlich nahe verwandter, einst mächtiger und einflußreicher Indianerstämme des östl. Nordamerika geworden. Die Iroquoisnation zerfällt in zwei Gruppen, eine größere nördliche und eine kleinere südliche. Die nordl. Gruppe zerfällt abermals in zwei Abteilungen, eine östliche und westliche. Jene wurde von den sog. Fünf Nationen, wie sie die Engländer, oder Iroquois, wie sie die canad. Franzosen nannten, diese durch die Wyandots oder Huronen (s. d.) und die Attionandarons oder Neutrale Nation gebildet. Die eigentlichen I. oder die Fünf Nationen, nämlich die Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayugas und Senecas, hatten ihre Wohnsitze im Süden

Digitized by Google

des St. Lorenz und des Ontariosees und breiteten sich von dem Hudson bis zu den obern Zweigen des Alleghanyflusses und zum Eriesee aus. Die polit. Konföderation, welche dieselben bildeten, war schon vor Ankunft der Europäer sehr mächtig und in stetigen blutigen Kriegen teils mit stammverwandten, teils mit fremden Nationen begriffen. In der Kriegführung zeigten sie weit mehr Intelligenz als die ihnen benachbarten Nationen des Algonkin-Lenapestammes und waren auch in der Agrikultur, der Anfertigung der Waffen wie der übrigen Kunstfertigkeiten weiter vorgeschritten. Ihre Macht und ihre Vorteile über ihre Nachbarn wurden bald noch dadurch erhöht, daß sie zuerst mit den Europäern in Berührung kamen und von diesen den Gebrauch der Feuerwaffen kennen lernten. Ihr Anteil an den Kriegen zwischen Engländern und Franzosen in jenen Gegenden ist nicht unbedeutend. Seitdem ihre Nachkommen aus dem Gebiet der Union nach dem Westen versetzt worden sind, leben nur noch einige Reste in Canada in der Nähe der großen Seen. In den J. 1714 und 1715 wurden von der Konföderation als sechste Nation noch die Trümmer der Tuscaroras aufgenommen. Letztere waren nach unglücklichen Kriegen mit den Bewohnern Carolinas ausgewandert, wo sie einst die mächtigste Nation waren und mit den ausgestorbenen Meherrins (Tutelos) und den Nottoways die Gruppe der südl. Iroquois bildeten. Durch den amerik. Sprachforscher H. Hale ist in neuester Zeit die Verwandtschaft der Irokesen-Idiome mit der Sprache der im Süden wohnenden Tschirokesen nachgewiesen worden. Vgl. Schoolcraft, »History of the Iroquois« (Neuyork 1846).

Ironie (grch.). Der Begriff der J. ist hauptsächlich durch Sokrates in die Welt gekommen. Dieser pflegte gewöhnlich so zu philosophieren, daß er irgend einen, der auf sein Wissen stolz war, veranlaßte, über einen Gegenstand des menschlichen Wissens zu sprechen. Wenn nun dieser seine Weisheit darlegte, machte ihm Sokrates Einwürfe, scheinbar um sich zu belehren, in Wahrheit aber, um den Vortragenden auf die Lücken und innern Widersprüche seines Wissens aufmerksam zu machen und durch diese Kritik des falschen Wissens in ihm und andern die Lust zum wahren philos. Wissen anzuregen. Sokrates war also unter dem Scheine des Nichtwissens recht eigentlich der wahrhaft Wissende. So ist es gebräuchlich geworden, unter dem Namen der J. eine Redewendung zu verstehen, die spottend das Gegenteil von dem sagt, was sie eigentlich meint, lobt, was sie tadeln, tadelt, was sie loben will. Eine tiefere Bedeutung hat die J. wieder durch die sog. Romantische Schule erhalten. Insofern Sokrates, um die Gedanken seiner Gegner zu widerlegen, diese nicht nur klar überschauen, sondern frei und bewußt über ihnen stehen mußte, verstanden die Romantiker, namentlich Novalis, Fr. von Schlegel, Solger und Tieck, unter der J. das notwendige Gegenstück der künstlerischen Begeisterung, das Schweben des Künstlers über seinem Stoff, sein freies Spiel mit ihm, oder, wie es Tieck ausdrückt, jene letzte Vollendung eines Kunstwerks, jenen Äthergeist, der befriedigt und unbefangen über dem Ganzen schwebt. Diese romantische Theorie der J. war anfänglich von F. von Schlegel aus der Fichteschen Lehre von der Freiheit des absoluten Ich mit Beziehung auf die Form der Goetheschen Dichtung entwickelt worden; aber freilich ging auch Schlegel zuerst so weit, daß die J. zu einem Hinwegsetzen über alles Wesentliche und jeden Ernst, zu einem blasierten Überalleshinaussein wurde. Gegen diese Bedeutung der J. hat Hegel angekämpft, und diese vornehmlich ist es, die man im Auge hat, wenn in neuerer Zeit von der »berüchtigten« romantischen J. gesprochen wird.

Ironside (engl., spr. Eir'nseid, d. h. Eisenseite), Beiname des engl. Königs Edmund (s. d.).

Iron-sides (engl., spr. Eir'n seids), puritan. Reitertruppe Oliver Cromwells. (S. Eisenseiten.)

Ironton, Stadt und Hauptort des County Lawrence im nordamerik. Staate Ohio, rechts am Ohio, 227 km oberhalb Cincinnati, wurde 1849 als Stadt angelegt, 1865 als solche inkorporiert und zählte (1880) 8857 E. J. liegt im Mittelpunkte der Hanging Rock genannten Eisenregion, die sich bis in den Nordosten von Kentucky erstreckt, und hat bedeutende Eisenproduktion und -Handel. Seine Hauptfabrikate bilden Nägel, Sicheln, Sägen, Öfen, Maschinen und Kessel.

Iroquois, s. Irokesen.

Irradiation nennt man in der physiol. Optik jene Erscheinung, vermöge welcher ein recht heller Gegenstand auf dunklem Grunde aus der Ferne vergrößert erscheint. Umgekehrt verhält es sich mit einem dunklen Gegenstand auf sehr lichtem Grunde. Vermöge der J. erscheint, wie dies die nachstehende Fig. 1 zeigt, z. B. bei kräftiger Beleuchtung und weitem Abstand vom Auge von den beiden gleichen innern Quadraten das weiße auf dunklem Grunde größer als das schwarze auf hellem Grunde; ersteres zeigt sich also größer, letzteres kleiner als sie wirklich sind. Vermöge der J. scheint die beleuchtete Mondessichel zu einer größern Kugel zu gehören, als der dunkle Teil desselben.

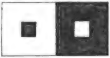


Fig. 1.

Fig. 2.

Ebenso sieht man die Fixsterne mit freiem Auge als Scheibchen, obwohl sie sich wegen des unmeßbar kleinen Sehwinkels als helle Punkte zeigen sollten. Infolge der J. greifen bei genügender Entfernung vom Auge die benachbarten weißen Stellen im Mittelpunkt der Fig. 2 über ihren schwarzen Verbindungspunkt hinaus, sodaß sie durch einen weißen Streifen verbunden erscheinen. Deshalb wird auch ein feiner Draht im hellsten Sonnenlicht und ein Haar vor dem lichtesten Teil einer Leuchtflamme nicht wahrgenommen. Die J. wurde seit Kepler (1604) nach verschiedenen Hypothesen erklärt. Nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft nimmt man an, daß selbst bei der vollkommensten Accommodation, wegen der Abweichungen im Auge, statt der Bildpunkte kleine Zerstreuungskreise oder, wegen der eigentümlichen Gestalt des Auges, kleine Zerstreuungsellipsen auf der Netzhaut zu Stande kommen; das Licht auf der letztern greift infolge dessen über die idealen Grenzen des Bildes hinaus.

Irrational (lat., verhältniswidrig) bedeutet eigentlich eine Zahl, die sich weder durch ganze Einheiten noch durch Teile der Einheit völlig genau ausdrücken läßt, also in Bezug auf die Einheit

Digitized by Google

inkommensurabel ist. Dahin gehören alle Wurzeln ganzer Zahlen, die sich nicht selbst unter den ganzen Zahlen befinden, also die meisten Wurzeln und die Logarithmen der meisten Zahlen.

Irrationalismus (neulat.), Vernunftwidrigkeit, Mangel an Vernunft.

Irredenta oder Italia irredenta (das unerlöste Italien) ist ein aus radikalen, republikanischen und sozialdemokratischen Elementen bestehender Verein, der alle Ländergebiete, in welchen der größte Teil der Bevölkerung italienisch spricht, mit dem Königreich Italien vereinigt wissen will. Er bildete sich zu einer öffentlichen, auf der ganzen Halbinsel verbreiteten Partei 1878 nach dem Berliner Kongreß. Die Thatsache, daß bei der dortigen Verteilung der orient. Welt Italien leer ausging, während Österreich zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina ein europ. Mandat erhielt und England den Besitz der Insel Cypern sich bereits gesichert hatte, rief große Aufregung in Italien hervor. Eine 21. Juli 1878 in Rom gehaltene Volksversammlung, in welcher Menotti Garibaldi den Vorsitz führte, verlangte die Besetzung von Triest und Trient und anderer Gebietsteile. Die Ministerien Cairoli und Depretis sahen diesen Kundgebungen, welche zunächst gegen Österreich gerichtet waren, ruhig zu. Auf der Liste der von Italien zu annektierenden Länder standen folgende Gebiete: Südtirol, Görz, Triest, Istrien, Dalmatien, Kanton Tessin, Nizza, Corsica, Malta. Die unter dem Titel «Italicae Res» veröffentlichte Broschüre, welche von dem Militärattaché bei der österr.-ungar. Botschaft in Rom, dem Oberst Haymerle, verfaßt war, wies die Verzweigungen, die Agitation und die Ziele der J. genau nach und machte die Regierung Italiens selbst für die Exceſſe dieser extremen Partei verantwortlich. Menotti Garibaldi wagte sogar 1881 dem Ministerium mitzuteilen, daß er und seine Partei beschlossen hätten, 100 Bataillone Freiwilliger zu errichten und bat, nicht um die Erlaubnis zur Aufstellung dieser Bataillone, sondern nur um die Genehmigung einer Uniform, und der Kriegsminister hatte viele Mühe, das Ministerium zu einem Beschlusse zu vermögen, wonach die Bildung solcher Bataillone nicht geduldet werden sollte. Der Haß der Irredentisten gegen Österreich ging so weit, daß mehrere derselben den Beschluß faßten, den Kaiser Franz Joseph, der 17. Aug. 1882 seinen Einzug in Triest hielt, während desselben zu ermorden. Von den zwei Attentätern wurde den Tag vorher der eine, der triestiner Deserteur Oberdank, verhaftet und durch den Strang hingerichtet, der andere, der Apotheker Ragosa, welcher entflohen war, auf ital. Gebiet verhaftet und von den Geschworenen in Udine freigesprochen. Die Regierung fing endlich an, gegen die Kundgebungen der J. schärfer einzuschreiten, zumal da sie zu Anfang des Jahres 1883 dem deutsch-österr. Defensivbündnis beizutreten wünschte. In der Kammersitzung vom 13. März 1883 sprach sich der Minister Mancini aufs schärfste über die J. aus und warf ihr vor, daß es ihr weniger um Triest und Trient, als um den Sturz der Monarchie zu thun sei.

Irreformabel (lat.), unabänderlich.

Irregulär (neulat.), unregelmäßig.

Irreguläre Truppen werden diejenigen Truppenkörper genannt, deren Organisation und Fechtweise von der in Europa üblichen abweicht. So können bezüglich der russ. Armee teilweise die Kosaken hinzugerechnet werden, obgleich sie speziell diese Bezeichnung nicht führen, wogegen andere Formationen auch offiziell diesen Namen tragen, wie z. B. die Kutais Irreguläre Reitende Division, das Dagestan Irreguläre Reiterregiment u. s. w. Werden in besondern Fällen Truppenaufgebote gebildet, die außerhalb des Rahmens des regulären Heeres stehen, wie die Freischaren Garibaldis, mit denen er nach Sicilien und Neapel zog, die franz. Francs-Tireurs im Kriege 1870 und 1871 u. s. w., so müssen auch diese in gewissem Sinne als irreguläre Truppen bezeichnet werden.

Irregularität bezeichnet im kathol. Kirchenrecht (dem evangelischen ist der Begriff fremd) ein Hindernis, welches eine Person vom Empfange der geistlichen Weihen ausschließt, oder einen Kleriker von der Ausübung der mit seiner Weihestufe verbundenen Funktionen, oder von der Erlangung einer höhern Weihestufe. Sie hat ihren Grund entweder in einem Mangel (i. ex defectu) der Eigenschaften, die zur ordentlichen Amtsversehung erforderlich sind (z. B. aetatis, scientiae, corporis, d. h. anstoßerregende Gebrechen), oder in einem Vergehen, das sich der Kandidat hat zu Schulden kommen lassen (i. ex delicto).

Irrelevant (neulat.), unerheblich.

Irreligiosität (lat.), Mangel an Religiosität, Religionslosigkeit.

Irrenanstalten (früher auch Irrenhäuser, vielfach auch Asyle genannt) sind zur ärztlichen Behandlung, resp. zur Verpflegung von Geisteskranken bestimmte und zu diesem Behufe mit besondern Einrichtungen ausgestattete Hospitäler. Diese Einrichtungen sollen einesteils eine genaue Überwachung der Irren gewährleisten, sodaß dieselben weder sich noch andern Schaden zufügen können, andernteils möglichst günstige hygieinische Bedingungen, insbesondere auch eine zweckmäßige Beschäftigung ermöglichen. Hierzu dienen teils bautechnische Vorkehrungen, wie verwahrte Fenster, festkonstruierte Isolierzimmer (früher Tobzellen genannt), noch viel mehr aber ein besonders geschultes Krankenwarteperſonal, endlich Werkstätten, Gärten, Felder u. dgl. m., wo die Kranken unter der Leitung von Angestellten arbeiten. Daneben finden sich gewöhnlich noch Räume zur geselligen Unterhaltung, zu Vergnügungen, religiösen Übungen, zu Schulunterricht u. s. w. Zur ärztlichen Behandlung bettlägeriger Kranker dienen Räume (Infirmerie), welche die gewöhnlichen Hospitaleinrichtungen darbieten; die Wohn- und Schlafräume der übrigen Kranken pflegt man jetzt meist ganz wie im gewöhnlichen Leben auszustatten. Dasselbe gilt auch für den Baustil im ganzen und großen, während man früher vielfach ein kloster- oder schloßartiges Äußere erstrebte, was zum Teil darauf zurückzuführen ist, daß viele der ältern J. von selbst ein solches Äußere (und auch manche entsprechende innere Einrichtungen) darbieten, weil sie aus Klöstern, beziehungsweise Schlössern in J. umgewandelt (adaptiert) worden sind. Bei Neubauten wendet man neuerdings, wo es sich um größere Anstalten handelt, gewöhnlich das «Pavillonsystem» an, wie bei den gewöhnlichen Hospitälern.

In Deutschland ruht die gesamte Oberleitung in der Hand des ärztlichen Direktors, dem auch die Verwaltung, geistliche Pflege u. s. w. unterstellt ist und der von der vorgesetzten Verwaltungsbehörde kontrolliert wird; in andern Ländern existieren

Digitized by Google

besondere Kommissionen zur Überwachung der J., sowie zur Verhütung von Mißbräuchen in denselben (in England Commission in lunacy). Die Zahl der Irren in den einzelnen Anstalten schwankt ungefähr zwischen 100 und 1200; die öffentlichen (vom Staat, Provinzen oder Gemeinden unterhaltenen) J. sind gemeiniglich viel größer als die Privatanstalten.

Geschichtliches. Früher wurden die Irren nur aus polizeilichen Gründen aus der Gemeinschaft der Gesunden entfernt und bald in Gefängnissen zusammen mit Verbrechern und Vagabunden, bald in Armen- und Arbeitshäusern, meist in den schlechtesten Lokalitäten, detiniert. Mit der fortschreitenden Erkenntnis, daß die Geisteskrankheiten zum Teil wie viele andere Krankheiten heilbar sind, daß Zwangsmittel hierbei meist völlig entbehrlich, ja nur schaden (s. Conolly), strebte man mehr eine ärztliche Behandlung an und erkannte alsbald, daß eine solche meist nur in besondern Anstalten zweckmäßig durchführbar sei. Wenn nun auch schon vorher an manchen Orten Häuser zur ausschließlichen Aufnahme Irrer bestanden, so z. B. St.-Lukes in London (seit 1751), Waldheim in Sachsen (seit 1787) u. a., so trat dieser Umschwung doch erst zur Zeit der Französischen Revolution ein, als der berühmte Irrenarzt Pinel (der ältere), der mit Gefahr seines Lebens vom franz. Konvent die Erlaubnis erwirkte, den Irren in der Anstalt Bicêtre bei Paris die Ketten abzunehmen, Grundsätze für das wissenschaftliche Studium wie für die rationelle Behandlung der Geistesstörungen aufstellte, welche später von seinem Schüler Esquirol (s. d.) noch weiter ausgebildet wurden. In Deutschland brachte im Anfang dieses Jahrhunderts Langermann den Grundsatz zur Geltung, daß für die erfolgreiche Behandlung der Irren vor allem eine Trennung der frisch Erkrankten von den unheilbar Blödsinnigen notwendig sei, und es entstanden so besondere Anstalten für Heilbare (Heilanstalten) einerseits, für Unheilbare andererseits (Pflegeanstalten); Sonnenstein in Sachsen (1811) war die erste reine Heilanstalt in Deutschland, der alsbald zahlreiche andere nachfolgten. Etwas später hielt man es für zweckmäßiger, je eine Heil- und Pflegeanstalt nebeneinander zu errichten («relativ verbundene Heil- und Pflegeanstalten»), so in Halle und Illenau in Baden, was jedoch wenig Nachahmung fand. Alle die genannten J. waren zunächst «geschlossene» Anstalten, d. h. mit Vorkehrungen versehen, um das Entweichen der Kranken möglichst sicher zu verhindern. Indem sich in der Folgezeit die Überzeugung Bahn brach, daß die Irren meist viel mehr Freiheit vertragen, als man gewöhnlich denkt, und daß die anhaltende Beschäftigung im Freien ein vorzügliches Mittel gegen anhaltende Erregungszustände und Verfall in tierischen Zustand darbietet, worauf insbesondere auch die in Gheel (s. d.) gemachten Erfahrungen hinwiesen, verband man die geschlossenen J. mit gewöhnlichen ländlichen Gehöften, auf denen die arbeitsfähigen, weniger streng zu überwachenden Irren wohnen und mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt werden («Ackerbaukolonien»). Die erste derartige, in größerm Maßstabe angelegte J. «mit freier Verpflegung» ist die Ferme agricole Fitz-James im Depart. Oise (Frankreich), welche die Gebrüder Labitte neben ihrer geschlossenen Anstalt in Clermont einrichteten. In Deutschland folgten alsbald Einum in Hannover, Zschadraß in Sachsen, letzteres zur großen geschlossenen Anstalt Colditz gehörig. Während man nun die freie Verpflegungsform ursprünglich nur für schon längere Zeit Kranke, insbesondere Unheilbare für zweckmäßig hielt, beginnt man jetzt auch frisch Erkrankte derselben teilhaftig werden zu lassen. Es entstehen so J., welche in der Hauptsache durch ländliche Gehöfte gebildet werden, neben welchen zwar noch eine geschlossene Anstalt vorhanden ist, indes als ein mehr untergeordnetes Anhängsel. Ein Beispiel hierfür ist Alt-Scherbitz bei Schkeuditz (Provinz Sachsen), wo die Geisteskranken und ihre Pfleger selbständig ein großes Rittergut bewirtschaften, eine Form der J., die mutmaßlich zahlreiche Nachahmungen finden wird. Doch werden insbesondere große Städte für die rasche Unterbringung frisch erkrankter, insbesondere heftig erregter Irren immer geschlossener Anstalten bedürfen, deren Einrichtungen sich mehr und mehr denen gewöhnlicher Hospitäler nähern müssen (sog. Stadtasyle).

Vgl. Damerow, «Über die relative Verbindung der Irren-Heil- und Pflegeanstalten» (Lpz. 1840); Brandes, «Die Irrenkolonien» (Hannov. 1865); Erlenmeyer, «Übersicht der öffentlichen und privaten J. in Deutschland und Österreich» (Neuwied 1875); Lähr, «Die Heil- und Pflegeanstalten für psychisch Kranke des deutschen Sprachgebiets» (Berl. 1882).

Irrenbehandlung, s. Geisteskrankheiten und Irrenanstalten.

Irreparabel (frz.), unersetzlich, unwiederbringlich, nicht wieder gut zu machen.

Irresistibel (frz.), unwiderstehlich.

Irresolut (ital.), unschlüssig, unentschieden.

Irresponsabel (frz.), unverantwortlich.

Irrevokabel (frz.), unwiderruflich.

Irridieren (lat.), verlachen, verspotten, verhöhnen; Irrision, Verlachung u. s. w.; irrisorisch, verspottend.

Irrigateur (frz.), eine Art Klystierspritze. (S. unter Klystier.)

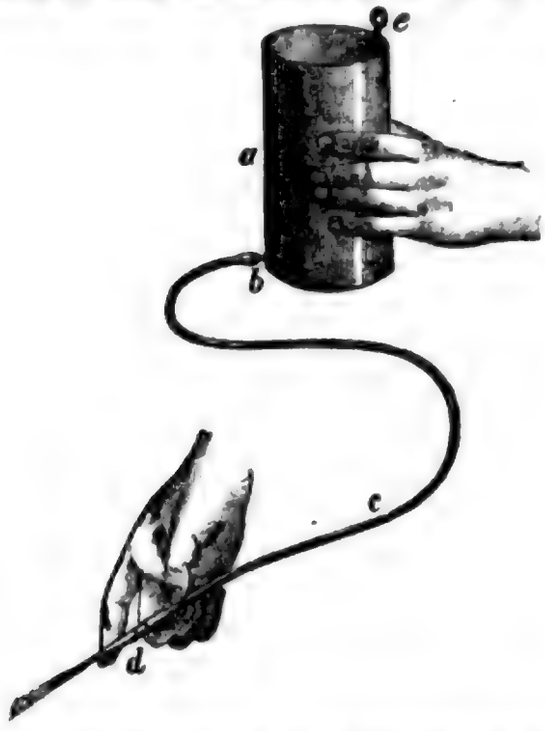
Irrigation (frz.), Bewässerung.

Irrigator (vom lat. irrigare, bespülen), Spülkanne oder Wunddouche, frz. Irrigateur, ein zur Irrigation oder Berieselung dienender Apparat, welcher ursprünglich nur zur Abspülung und Reinigung eiternder Wundflächen benutzt wurde, gegenwärtig aber auch zu verschiedenen andern medizinischen Zwecken allgemeine Verwendung findet. In seiner einfachsten Form (s. die umstehende Figur) besteht der J. aus einem cylindrischen, meist ½—1 l Flüssigkeit fassenden Blechgefäß (a), an dessen Boden sich eine Öffnung mit einem kurzen Ansatzrohr (b) zum Aufstecken eines 1—1½ m langen Gummischlauchs (c) befindet, welch letzterer an seinem freien Ende ein gleichfalls durchbohrtes Endstück von Bein oder Hartgummi (d) trägt. Wird nun beim Gebrauch das mit Wasser gefüllte Gefäß a in die Höhe gehalten, so dringt aus dem Endstück d ein ununterbrochener Wasserstrahl, dessen Stärke durch Höherheben oder Senken des Gefäßes beliebig reguliert werden kann. Das Unterbrechen des Strahls erfolgt durch Tiefsenken des Gefäßes oder durch Zuklemmen des Gummischlauchs vermittelst der Finger oder wohl auch eines besonders hierzu angebrachten Hahns. Durch die Öse (e) kann man den J. während des Gebrauchs auch an jeden beliebigen Nagel aufhängen.

Der J. zählt zu den nützlichsten chirurgischen und medic. Apparaten. In der Chirurgie ist er beim

Digitized by Google

Verbinden von eiternden Wunden und Geschwüren ganz unentbehrlich, während er in der Medizin zum Ausspülen der Nase (sog. Nasendouche), des Magens (sog. Magendouche), der Blase, der innern weiblichen Genitalien (sog. Gebärmutterdouche), sowie zur Entleerung des Darms (bei



hartnäckiger und habitueller Verstopfung) mit größtem Nutzen verwendet wird. In den letztgenannten Fällen wird das Endstück d je nach dem beabsichtigten Zweck mit der Magensonde, dem Mutterrohr, Katheter u. dgl. durch ein kurzes Gummirohr in Verbindung gesetzt.

Irritabilität (lat.), Reizbarkeit, Erregbarkeit, in der Physiologie die Fähigkeit der tierischen und pflanzlichen Gewebe, auf bestimmte Einflüsse, sog. Reize zu reagieren, d. h. sich in der jedem eigentümlichen Weise in Thätigkeit zu setzen. So schließen sich die Blätter der Mimose bei Berührung und öffnen sich im Sonnenlicht, der gereizte Nerv verursacht eine Empfindung oder setzt einen Muskelapparat in Bewegung. Der Begriff der J. wurde von dem engl. Arzt Glisson (1597—1677) in die Medizin eingeführt und von Gorter in Harderwijk (1688—1762), namentlich aber von A. von Haller (s. d.) ausgebildet, dessen Verdienst besonders darin beruht, den Muskeln eine selbständige, von dem Nerveneinfluß unabhängige J. beigelegt zu haben, eine Ansicht, die vielfach bekämpft, durch die neuesten Forschungen aber sichergestellt worden ist. (S. Muskeln, Nerven.)

Irritantia (sc. remedia, lat.), «reizende» Heilmittel, welche namentlich das Gefäß- und Muskelsystem zu lebhafterer Thätigkeit anregen, im Gegensatz zu den Excitantia, den «erregenden» Mitteln, welche insbesondere die sensiblen Nerven zu energischerer Thätigkeit anspornen.

Irritieren (lat.), anreizen, aufreizen, ärgern; oft auch (unter Anlehnung ans Deutsche) «irre» machen, beirren; Irritation, Aufreizung, Erbitterung; irritativ, irritatorisch, anreizend u. s. w.

Irrlicht, Irrwisch, in Norddeutschland auch Tückebote, sind angeblich kleine, flammenartige und leuchtende, besonders in sumpfigen Gegenden vorkommende Erscheinungen, welche meist durch den leisesten Luftzug fortbewegt werden und von einem Orte zum andern hüpfen sollen. Man hat diese Erscheinung für Wasserstoffgase gehalten, die sich aus faulenden Körpern entwickeln und schon durch die bloße Berührung der Luft entzünden; man hat namentlich auf das selbstentzündliche Phosphorwasserstoffgas hingewiesen; aber die Schilderungen glaubwürdiger Beobachter von J. (List, Knoch, Tschudi, Ule u. m. a.) stellen der Richtigkeit obiger Annahmen gewichtige Bedenken entgegen, und die wahre Erklärung dieser Erscheinungen hängt noch von weitern Beobachtungen ab.

Irrsinn, s. Geisteskrankheiten.

Irrsterne, soviel wie Kometen.

Irrtum heißt subjektive Gewißheit eines objektiv unrichtigen Gedankens oder das Fürwahrhalten eines falschen Urteils. Veranlaßt wird der J. durch den Schein, d. h. durch subjektive Verhältnisse, welche mit objektiven verwechselt werden. Diesen Schein nannten die Alten species veri, und mit Recht behaupteten sie, daß jeder J. einen solchen Schein voraussetze, weil, wenn der Verstand wirklich einsieht, daß eine Thatsache nur subjektiv ist, er solche unmöglich für wahr halten kann, und folglich niemand das Falsche mit Willen für wahr hält. Dieser Schein bezieht sich entweder auf die logische Form oder auf die Materie des Urteils. Im ersten Falle entsteht der logische, im andern der materielle J. Eine Erkenntnis, die sich selbst widerspricht, ist logisch falsch, z. B. wenn man wähnt, ein Geist habe Fleisch und Bein. Der materielle J. besteht in dem Widerspruche der Gedanken und Urteile mit den Gegenständen, z. B. wenn die Alten meinten, die Sonne bewege sich um die Erde. Der formelle J. läßt sich aus logischen Grundsätzen erkennen, weil er seinen Widerspruch in sich selbst trägt; der materielle nicht, weil über die Erkenntnis eines bestimmten Gegenstandes die bloß formellen Gesetze des Denkens nicht entscheiden. Formelle Irrtümer beseitigt die Logik, materielle die Naturlehre, Geschichte und andere Wissenschaften. Verknüpft man mit einem J. mehrere andere, deren vermeintliche Wahrheit man auf jenen stützt, so heißt jener der Grundirrtum. Das Irren ist allerdings an und für sich menschlich, d. h. als Folge der Beschränktheit des Menschen überhaupt und immer möglich; es entsteht daher mit psychol. Notwendigkeit, indem von vornherein das unbefangene Denken jeden Vorstellungsinhalt, ohne seine Berechtigung zu prüfen, für wahr hält; jeder einzelne J. aber ist, weil eine Prüfung des Wahren stattfinden kann, ein überwindlicher (error vincibilis); einen unüberwindlichen J. (error invincibilis) gibt es nicht; relativ unüberwindlich ist der, welcher unter gewissen Verhältnissen nicht zu vermeiden war.

Irrumpieren (lat.), feindlich einbrechen, einfallen; davon: Irruption.

Irrwisch, s. Irrlicht.

Irschemesch, judäische Stadt, s. Beth-schemesch.

Irtysch (talmüdisch Ierxis), ein linker Nebenfluß des Ob in Westsibirien, entspringt in den Schneebergen Kairatyn im chines. Reiche; sein oberer Lauf, der bis zum See Saisan geht, wird des trüben Wassers wegen Kara-Irtysch, d. h. Schwarzer J. genannt. Nach seinem Austritt aus dem Saisan geht der Lauf des J. fast durchweg durch ein Tiefland, das nicht über 100 m absolute Höhe besitzt,

zed by Google

nimmt links Ischim, Tobol und Konda auf, rechts Om, Tara und Demjanka und mündet unterhalb Samarowsk. Die Länge des J. beträgt 4408 km, die Breite im mittlern und untern Laufe 6—800 m. Im Frühling bei der Schneeschmelze steigt das Niveau häufig um 6—9 m und überschwemmt das Ufer zu beiden Seiten 6—17 km weit. Der J. bedeckt sich im Anfang des November mit Eis, das sich erst zu Ende des April wieder in Bewegung setzt. Er bildet einen wichtigen Verkehrsweg in Westsibirien, da er bis Buchtarminsk, also bis an den Fuß des Gebirges schiffbar ist. Am J. liegen von bedeutendern Städten: Semipalatinsk, Omsk und Tobolsk.

Irún oder Yrún, d. h. Guter Ort, Stadt in der baskischen Provinz Guipuzcoa des Königreichs Spanien, nahe am linken Ufer des Grenzflusses Bidassoa, 3 km von dessen Mündung, 1 km von der franz. Grenze, ist die letzte Station der Spanischen Nordbahn, deren Gleis bis zu der auf der franz. Seite gelegenen Grenzstation Hendaye führt, und zählt (1877) 7040 E. In der Nähe sind Eisengruben und ein Eisenbrunnen. J. wurde im Nov. 1874 durch die Karlisten belagert und 4. bis 6. und 9. Nov. bombardiert; doch mußte die Belagerung schon 11. Nov. aufgegeben werden.

Irvine, Stadt in der schott. Grafschaft Ayr, 17 km nördlich von Ayr, am Firth of Clyde, unweit der Mündung des Irvine River und an der Eisenbahn Ayr-Glasgow, zählt (1881) 8503 E., welche etwas Handel und Schiffbau treiben, Musselin, Jaconnet, Tauwerk und Leder fabrizieren.

Irving (Edward), einer der Hauptgründer der nach ihm gewöhnlich genannten Sekte der Irvingianer (s. d.), geb. 15. Aug. 1792 zu Annan in der schott. Grafschaft Dumfries, wurde 1810 Lehrer der Mathematik zu Haddington, 1812 Leiter der Schule zu Kirkaldy, 1819 Gehilfe des Pfarrers Chalmers in Glasgow und 1822 Prediger in London. Von Anfang an war seine Aufmerksamkeit auf die herrliche Endvollendung des Gottesreichs gerichtet, welche die Schrift verheißt. Seit 1830 an verschiedenen Orten hervortretende Erscheinungen des «Zungenredens» brachten ihn zu der Überzeugung, daß diese Endvollendung nahe bevorstehe. Wegen der Behauptung, Jesus habe die Menschheit angenommen, nicht nach ihrer ursprünglichen Reinheit, sondern wie sie durch die Sünde verderbt war, wenn auch selbst ohne Sünde, wurde J. 1833 von der schott. Nationalkirche ausgeschlossen. Jetzt sammelte er seine Anhänger zu abgesonderten Gemeinschaften. Er starb zu Glasgow 7. Dez. 1834. Seine Vorträge erschienen als «Oracles of God» (Lond. 1822) und «Sermons, lectures and speeches» (3 Bde., Lond. 1828). Von seinen sonstigen Schriften sind zu nennen: «Babylon and infidelity» (1825), «Lectures on the Apocalypse» (1828), «Last days» (1829), «The Church with her endowment of business» (1830), «Facts connected with the recent manifestations» (1832). Vgl. die Biographien von Hohl (St. Gallen 1839; 2. Aufl. 1851), Wash. Wilks (Lond. 1854), Mrs. Oliphant (2 Bde., Lond. 1862) und W. W. Andrews (Neuyork 1873).

Irving (John Henry Brodribb), berühmter engl. Schauspieler, geb. 6. Febr. 1838 zu Keinton in Somersetshire, betrat mit 18 Jahren in Sunderland die Bühne, spielte dann eine Reihe von Jahren bei verschiedenen Gesellschaften und wurde 1866 für das St.-James-Theater in London engagiert. Im J. 1870 spielte J. im Vaudevilletheater in London; seit 1871 entwickelte er im dortigen Lyceumtheater auch eine hervorragende Begabung für das höhere Drama. In die vorderste Reihe zugleich der engl. Schauspieler und Theaterdirektoren trat J. seit 1874 durch seine Aufführungen Shakspearescher Dramen. Im Herbst und Winter 1883/84 unternahm er mit seiner Truppe eine Tour durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Seine dortigen Erlebnisse beschrieb sein Sekretär Joseph Hatton in «Henry Irving's impressions of America» (2 Bde., 1884).

Irving (Washington), einer der geistreichsten und beliebtesten amerik. Schriftsteller, geb. 3. April 1783 zu Neuyork, studierte daselbst seit 1800 die Rechtswissenschaft im Columbia-College und unternahm dann, von der Schwindsucht bedroht, eine zweijährige Reise durch Europa, von der er genesen wieder zurückkehrte. Er machte sich zuerst bekannt durch «Letters of Jonathan Oldstyle» in dem von seinem Bruder zu Neuyork herausgegebenen «Morning Chronicle», die später gesammelt wurden (deutsch von Spiker, Berl. 1824), und durch die Herausgabe der humoristischen Zeitschrift «Salmagundi» (1807—8). Hierauf schrieb er seine launige «History of New York by Diedrich Knickerbocker» (Neuyork 1809). Er gab jetzt den Gedanken auf, Sachwalter zu werden, und trat mit seinen Brüdern in Handelsverbindung. Als diese durch den Krieg mit England 1812 unterbrochen wurde, diente er als Adjutant des neuyorker Gouverneurs Tompkins. Nach dem Frieden trat er in sein kaufmännisches Geschäft zurück. Auf einer Geschäftsreise in England 1815 sammelte er Stoff zu Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens der Engländer, die er, als seine kaufmännische Laufbahn mit dem Verlust seines Vermögens geendigt, in seinem «Sketch-book of Geoffrey Crayon» (2 Bde., Lond. 1820) veröffentlichte. Sie wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen; ebenso «Brace-bridge-Hall, or the humorists» (2 Bde., Lond. 1823). Im Sommer 1822 besuchte J. die Rheingegenden, lebte dann einige Zeit in Paris und 1824 wieder in England, wo er seine «Tales of a traveller» (2 Bde., Lond. 1824) erscheinen ließ. Nachdem er unmittelbar darauf Südfrankreich bereist hatte, ging er 1825 nach Spanien, wo er während eines vierjährigen Aufenthalts die auf die Geschichte der Entdeckung Amerikas sich beziehenden Schriften und Manuskripte im Escorial durchforschte. Die erste Frucht dieser Studien war seine «History of the life and voyages of Christopher Columbus» (4 Bde., 1828—30), die er in den «Voyages and discoveries of the companions of Columbus» (Lond. 1831) ergänzte. Span. Chroniken und die Handschriften des Antonio Agapida gaben ihm dann den Stoff zur «Chronicle of the conquest of Granada» (2 Bde., Lond. 1829).

Nach seiner Rückkehr aus Spanien wurde er Sekretär bei der amerik. Gesandtschaft in London, wo er sein Buch «Alhambra» (2 Bde., Lond. 1832) schrieb. Im Mai 1832 kehrte er nach Amerika zurück, bereiste die westl. Staaten des Mississippi und lebte dann in Washington, bis er 1841 die Gesandtenstelle am madrider Hofe erhielt. Inzwischen erschienen von ihm «Miscellanies» (3 Bde., Lond. 1835—36), enthaltend: «A tour on the prairies» und «Abbotsford and Newstead-Abbey»,

Digitized by Google

«Astoria» (Lond. 1836) und «Adventures of Captain Bonneville» (3 Bde., Lond. 1837). Außerdem veröffentlichte er 1839 und 1840 im «Knickerbocker's Magazine» eine Reihe von Artikeln in der Manier des «Sketch-book», die (1855) unter dem Titel «Wolfert's Roost» gesammelt wurden. In Madrid, wo er bis 1846 lebte, setzte er seine histor. Untersuchungen fort, deren Resultate er in seiner «History of Mahomet and his successors» (2 Bde., Lond. 1850) niederlegte. Einen noch größern Leserkreis fand «Oliver Goldsmith, a biography» (Lond. 1849; deutsch, Berl. 1858). Den Abschluß seiner langjährigen litterarischen Thätigkeit bildete «The life of George Washington» (6 Bde., Neuyork 1855—59; deutsch, 5 Bde., Lpz. 1856—59). J. starb 28. Nov. 1859 auf seinem nahe bei Tarrytown am Hudson gelegenen Landsitze Sunnyside.

Eine Auswahl aus seinen Schriften, illustriert von H. Ritter und W. Camphausen, erschien englisch und deutsch 1856 zu Leipzig. Vgl. Pierre Irving, «Life and letters of Washington Irving» (5 Bde., Lond. 1861—67). Derselbe veröffentlichte auch J.s «Spanish papers and other miscellanies» (3 Bde., Neuyork 1866). Eine treffliche Biographie ist Launs «Washington J. Ein Lebens- und Charakterbild» (2 Bde., Berl. 1870).

Irvingianer heißen nach dem Prediger Ed. Irving (s. d.) die Anhänger einer seit 1830 zuerst in Schottland und England hervortretenden Sekte, welche die baldige Wiederkunft Christi erwartet und durch Erneuerung der Gaben und Ämter der ersten Christenheit die Kirche auf den Eintritt dieser Endvollendung vorbereiten will. Sie selbst nennen sich «katholisch-apostolische Gemeinden». Der anglikan. Prediger Lewis Way, welcher 1816 über die Wiederkunft Christi schrieb, hielt seit 1826 auf seinem Landsitz Albury in der Grafschaft Surrey alljährlich eine Versammlung, in welcher die Endvollendung der Kirche besprochen wurde. Im J. 1829 wurde die Erwartung ausgesprochen, daß die Wiederkunft des Herrn und das Tausendjährige Reich nahe bevorstehe. Diesem Kreise gehörte auch Irving an. Henry Drummond, ein reicher Bankier, gründete zur Verbreitung dieser apokalyptischen Erwartungen eine eigene Zeitschrift. Im J. 1830 zeigten sich an verschiedenen Orten Schottlands Beispiele des apostolischen Zungenredens; 1831 wurde auch Irvings Gottesdienst von Männern und Frauen unterbrochen, welche in «Zungen» redeten. Schon 1832 wurden durch den Mund solcher Propheten mehrere «Apostel» bezeichnet, während jüngere Männer als «Evangelisten» das Land durchzogen, um neue Anhänger zu werben und ältere Geistliche als «Engel» den einzelnen Gemeinden vorgesetzt wurden. Auch Irving wurde, als er von der schott. Nationalkirche ausgeschlossen ward, zum «Engel» geweiht. An der Spitze der Bewegung stand, zumal nach Irvings frühem Tode, der Advokat Cardale, ein Mann von eisernem Willen, welcher auch bald die fortgehenden Offenbarungen der «Propheten» der Beurteilung durch das geistliche Amt unterstellte. Im J. 1835 wurde die Organisation der Gemeinden durch die Bestallung von zwölf Aposteln abgeschlossen. Dem «Engel» wurden in der Leitung der einzelnen Gemeinde sechs «Älteste» und sieben «Diakonen» beigeordnet. Damit waren die Eph. 4, 11 fg. vorgesehenen vier Ämter wiederhergestellt. Die zwölf Apostel versammelten sich zunächst auf dem Landsitz Albury, um die Verfassung der Gemeinden nach alttestamentlichen Typen zu vollenden, erließen 1835 ein «Zeugnis» an den König von England und an die anglikan. Geistlichkeit, 1836 an alle geistliche und weltliche Regenten der Christenheit. Alsdann verteilten sie die ganze Christenheit unter sich und unternahmen 1838 weite Missionsreisen, von welchen sie jedoch 1840 enttäuscht zurückkehrten. Alsdann wurde eine reichgegliederte Gottesdienstordnung eingeführt, welche mit der römisch-katholischen eng verwandt ist. Der alttestamentliche Zehnte ward erneuert.

Ein eigentümlicher Brauch ist die 1847 eingeführte und auf die Offenbarung Joh. 7, 2 fg. begründete «Versiegelung» der Gläubigen durch Handauflegung der Apostel und Salbung mit Öl. Nach Ansicht der J. wird, wenn Christus kommt, die Gemeinde der Gläubigen ihm entgegen in die Luft entrückt. Die Juden kehren nach Palästina zurück, bis Christus mit seinem «Leibe», den Heiligen, wiederkehrt, den Thron Davids und die zwölf Stühle der Apostel aufrichtet und alle Weissagungen des Alten Testaments erfüllt. Damit beginnt das Tausendjährige Reich, nach dessen Ablauf die zweite Auferstehung und das Endgericht erfolgt. Seit 1843 versuchten die J. auch auf dem europ. Festlande Anhänger zu gewinnen. In Genf mußte 1837 gegen irvingianische Irrtümer unter den Studierenden eingeschritten und Professor Preiswerk entlassen werden. Dennoch gründeten die J. Gemeinden in Basel, Bern, Zürich, Solothurn und Genf. In Deutschland fanden sie in den hochkirchlichen Kreisen Anknüpfungspunkte. In Berlin gewannen sie die Prediger Köppen und Rothe. Der Professor der Theologie Thiersch in Marburg wirkte alsdann in München für seine neue Überzeugung, Gemeinden entstanden in zahlreichen Orten Deutschlands. Solange als möglich bleiben die J. in der Landeskirche und sammeln nur einzelne Gläubige um ihre Sendboten. Deshalb kann die Zahl ihrer Anhänger nicht mit Genauigkeit angegeben werden.

Litteratur. Jakobi, «Die Lehre der Irvingianer» (Berl. 1853); Iselin, «Die neuen Apostel und ihre Lehre» (Bern 1853). Von den eigenen Schriften der Sekte vgl. außer ihren offiziellen Büchern, Liturgien u. s. w. besonders Luß, «Über den Ratschluß Gottes mit der Menschheit und der Erde» (2 Bde., Frankf. 1847); Thiersch, «Über christl. Familienleben» (Frankf. 1854); Böhm, «Schatten und Licht» (Frankf. 1855). Ferner: Köhler, «Het Irvingisme» (Haag 1876); Edw. Miller, «The history and doctrine of Irvingism» (2 Bde., Lond. 1878).

Isaak, nach der hebr. Stammsage der Sohn Abrahams, den ihm Sarah gebar, als beide schon in hohem Alter waren. Er sollte von seinem Vater in frommer Hingebung an Gottes Befehl auf dem Berge Moria geopfert werden, entging aber diesem Schicksal durch ein Wunder. Die Sage schildert ihn ebenso wie Abraham als Nomadenfürsten, der auf Kanaans und Philistäas Weideplätzen umherzog. Doch weiß die Überlieferung, welche ihn mit Abraham und Jakob unter die Patriarchen des israel. Volks zählt, von ihm, außer seiner Verheiratung mit Rebekka aus Mesopotamien, durch welche er die Verbindung mit dem Stammlande der Familie fortgesetzt habe, nur wenig zu erzählen. Die Sage legt ihm zwei Söhne bei, Esau, den Stammvater der Edomiter, und Jakob, den Stammvater

Digitized by Google

der Israeliten. Vgl. Bernstein, «Ursprung der Sagen von Abraham, J. und Jakob» (Berl. 1871).

Isaak I. Komnenos, byzant. Kaiser, war der Sohn eines dem Kaiser Basilios II. nahe befreundeten Offiziers, des Manuel Erotikos Komnenos, und kam durch seine Verheiratung mit Katharina, Tochter des letzten Bulgarenkönigs Wladislaw (nach 1018), in den Besitz großer Reichtümer. Als einer der größten Grundbesitzer in Paphlagonien hatte er seinen Sitz in Kastamona (jetzt Kastamuni), südwestlich von Sinope. Die mistrauische Eifersucht der alten Kaiserin Theodora entzog ihm (1055) sein Kommando in Asien. Dafür stellte ihn nach deren Tode die große griechische grundbesitzende Aristokratie des Reichs als Gegenkaiser auf bei ihrer Erhebung gegen Theodorus' Nachfolger Michael VI. Stratiotikos. Am 8. Juni 1057 auf der Ebene von Gunadia als Kaiser proklamiert, zwang J. nach einem Siege bei Nicäa den alten Michael VI., am 31. Aug. 1057 abzudanken. Am 2. Sept. selbst gekrönt, begann J. mit starker Hand die seit 30 Jahren eingerissenen Mißstände zu beseitigen und überall zu reformieren. Doch wurde er schon 1059 so krank, daß er den Finanzminister Konstantin (X.) Dukas zu seinem Nachfolger ernannte. J. starb zwei Jahre später als Mönch.

Isaak (II.) Angelos, byzant. Kaiser, gehörte zu einer griech. Adelsfamilie, die in dem kleinasiat. Philadelphia heimisch war. Isaak, ein Enkel des Konstantin Angelos und einer Tochter des Kaisers Alexios I. Komnenos, war zu Anfang des J. 1185 als Gegner des grausamen Usurpators Andronikos Komnenos aufgetreten, besiegt, aber als wenig gefährlich von dem Sieger geschont worden. Als aber am 11. Sept. 1185 ein Polizeiagent des Andronikos auf eigene Hand den J. verhaften wollte, erschlug letzterer seinen Gegner, floh dann in die Sophienkirche in Konstantinopel und wurde hier bei der allgemeinen Erhebung des Volks als Gegenkaiser ausgerufen (12. Sept.). J. ließ die Ermordung des Andronikos durch den Pöbel der Residenz zu. Er hatte das Glück, daß der Feldherr Alexios Branas die bis nach Thrazien vorgedrungenen sicil. Normannen vollständig überwand und daß nachher die Empörung desselben Feldherrn durch seinen Schwager, den Markgrafen Konrad von Montferrat (1187), gedämpft wurde. Andererseits veranlaßte der unerhörte Druck der Steuern den Abfall der Wlachen und Bulgaren, die (seit 1186) niemals wieder unterworfen werden konnten. Wegen seiner Unfähigkeit wurde J. 10. April 1195 durch eine Verschwörung entthront und sein Bruder Alexios III. als Kaiser proklamiert, der J. blenden ließ und gefangen hielt. Als aber Alexios III. vor dem Angriff des Kreuzheers die Hauptstadt verließ, wurde J. am 18. Juli 1203 wieder auf den Thron erhoben, zugleich mit seinem Sohn Alexios IV. Doch riß schon 29. Jan. 1204 der Oberstkämmerer Alexios Dukas Murtzuphlos die Herrschaft an sich und räumte Alexios IV. aus dem Wege. Um dieselbe Zeit starb auch J. eines natürlichen Todes.

Isabeau, Isabella (Elisabeth) von Bayern, Königin von Frankreich, Tochter des Herzogs Stephan II. von Bayern-Ingolstadt, geb. um 1371, wurde 17. Juli 1385 mit dem kaum 17jährigen König Karl VI. von Frankreich vermählt. Nachdem dieser 1392 in Wahnsinn verfallen, überließ sie sich einem ausschweifenden Lebenswandel. Erst seit 1402 beteiligte sich J. an den polit. Umtrieben, unterstützt durch ihren Liebling, den Herzog Ludwig von Orléans, und durch ihren Bruder, Herzog Ludwig den Bärtigen von Bayern. Sie erwirkte beim König die Verordnung vom 26. April 1403, kraft deren ihn ein Staatsrat, an seiner Spitze die Königin, vertreten sollte. Seitdem übte sie in Verbindung mit dem Herzog von Orléans ein arges Erpressungssystem, bis Herzog Johann von Burgund beiden entgegentrat und 23. Nov. 1407 den Herzog von Orléans ermorden ließ. Aus Haß gegen ihren Sohn, den Dauphin Karl (VII.), wollte sie durch den Vertrag von 1420 die franz. Krone an Heinrich V. von England bringen. Von den Engländern selbst verachtet und zurückgesetzt, zumal seit dem Tode ihres Gemahls (1422), verbrachte sie den Rest ihres Lebens im Palast St.-Paul zu Paris. Hier starb sie 24. Sept. 1435.

Isabella, der Name des 210. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Isabella I. von Castilien, Tochter Johanns II. von Castilien-Leon, geb. 22. April 1451, bestieg, nachdem sie 1469 den Thronerben von Aragonien Ferdinand (s. d.) den Katholischen geheiratet hatte, 1474 den durch den Tod ihres Stiefbruders Heinrich IV. erledigten Thron Castiliens. Schon ihre Heirat war ein Akt der Feindschaft gegen ihren Bruder und die ihn beherrschende Partei gewesen, welche, auf Portugal gestützt, die Tochter des Königs, Johanna, als die Thronerbin durchsetzen und J. nach Portugal hin hatte vermählen wollen: der Tod Heinrichs brach Johannas Einfluß völlig, sie ward unter der Angabe, daß ihre Mutter, eine portug. Prinzessin, sie im Ehebruch mit Beltran de la Cueva (daher Juana Beltraneja genannt) geboren habe, vom Throne ausgeschlossen, und J. erhielt mit Ferdinand die Herrschaft in Castilien, nach dem Tode von dessen Vater (1476) auch in Aragonien. Die Bedeutung dieser Doppelregierung liegt in der Vereinigung der hispanischen Reiche zu einem nationalen, dem span. Großstaate, ein Ziel, dem die innere und äußere Politik des eng verbündeten Herrscherpaars gleichmäßig zustrebte. Nach außen durch den Krieg gegen Portugal, das für Juana Beltraneja eintrat, und die nach zehnjährigem Kampfe erfolgte Eroberung Granadas (1492); nach innen durch die Zusammenfassung der feudalen Institutionen in der starken Hand der Monarchie: Organisierung der städtischen Hermandad, Verbindung der großen Ritterorden mit der Krone, Schöpfung des religiös-polit. Instituts der Inquisition zur Vernichtung der Mauren, Juden und aller politischen wie kirchlichen Widersacher, Einfluß auf die Kirche besonders durch das Besetzungsrecht der Bischofsstühle. Die geeinte Macht brach sich auswärts Bahn, besonders durch die Eroberung Neapels (1501—3), und von unermeßlichen Folgen wurden die Entdeckungsfahrten des Columbus. Nicht lange nach der Gewinnung Neapels starb J. zu Medina del Campo, 26. Nov. 1504. Ihr Denkmal zu Madrid wurde 30. Nov. 1883 enthüllt. Vgl. Prescott, «Geschichte Ferdinands und J.s» (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1843); Nervo, «I. la Catholique, reine d'Espagne, sa vie, son temps, son règne 1451—1504» (Par. 1874).

Isabella II. (Maria Luise), ehemalige Königin von Spanien, geb. 10. Okt. 1830, ist die Tochter König Ferdinands VII. und seiner vierten Gemahlin, Maria Christina. Da Ferdinand VII. keinen

Digitized by Google

Sohn hatte und zufolge der bestehenden, auf dem Salischen Gesetz beruhenden Thronfolgeordnung nach seinem Tode die Krone seinem Bruder Don Carlos zugefallen wäre, hob er bei der Aussicht auf einen aus seiner vierten Ehe zu erwartenden Leibeserben das Salische Gesetz 29. März 1830 auf, infolge dessen die ihm bald darauf geborene Tochter Thronerbin wurde. Für den Fall seines Todes ernannte Ferdinand VII. durch Testament seine Gemahlin bis zur Volljährigkeit dieser Tochter zur Vormünderin derselben und zur Regentin des Reichs. Dieser Fall trat bereits 29. Sept. 1833 ein, worauf Maria Christina als Königin-Regentin an die Spitze der Regierung trat. Nachdem aber der durch den Prätendenten Don Carlos und dessen Anhänger entzündete Bürgerkrieg durch Esparteros siegreiche Waffen gedämpft war, sah sich die Königin-Regentin genötigt, 12. Okt. 1840 abzudanken und Spanien zu verlassen, worauf Espartero zum Regenten und Vormund der Königin J. erwählt wurde. Doch auch Espartero vermochte nicht seine Stellung bis zum Eintritt der Volljährigkeit der jungen Königin (19. Okt. 1844) zu behaupten. Durch ein Bündnis der Progressisten und der Christinischen Partei gestürzt und von General Narvaez aus Madrid verdrängt, schiffte sich Espartero nach England ein, worauf die neuen Cortes J. (8. Nov. 1843) für majorenn erklärten. Die Frage ihrer Verheiratung gab zu einem diplomatischen Zerwürfnis zwischen Frankreich und England Veranlassung. Die Königin J. wurde 10. Okt. 1846 mit ihrem Vetter Franz d'Assis Maria Ferdinand, dem Sohne des Infanten Franz de Paula, vermählt, wobei gleichzeitig die Heirat ihrer einzigen Schwester, der Infantin Luise Fernanda, mit dem Sohne Ludwig Philipps, dem Herzog von Montpensier, abgeschlossen ward.

Seit ihrer Selbstregierung suchte J. die Parteien, sowohl die Progressisten als die Karlisten, zu versöhnen. Gutmütig und wohlthätig, wenn auch oft unter dem Einfluß ihrer Umgebungen stehend und sinnlichen Genüssen in hohem Grade hingegeben, genoß sie eine große Popularität, zumal sie längere Zeit an den konstitutionellen Formen festhielt. Am 20. Dez. 1851 gebar sie eine Tochter, die Infantin Maria Isabella Franziska. Als sie sich 2. Dez. 1852 mit ihrem Kinde in die Kirche von Atocha begeben wollte, versuchte ein exaltierter Priester, Martin Merio, einen Mordanfall auf sie, brachte ihr jedoch nur eine leichte Wunde bei. Seit diesem Ereignis ergab sie sich den Einflüssen der klerikal-absolutistischen Partei, welche die liberale Konstitution mit Vernichtung bedrohte. Es trat infolge dessen die von O'Donnell geleitete Revolution von 1854 ein, welche beinahe den Sturz der Dynastie herbeigeführt hätte. Inmitten der polit. Parteikämpfe schloß sich die Königin immer enger an eine engherzige bigotte Camarilla an und namentlich gestattete sie einer übel beleumundeten Nonne (Patrocinio), ihrem Beichtvater Claret und ihrem Günstling, dem Intendanten Marfori, den größten Einfluß auf Regierungsangelegenheiten. Ihre fernere Regierungszeit, während welcher die reaktionär-absolutistischen Ministerien Narvaez und Gonzalez Bravo mit der progressistischen Mehrheit der Cortes in Konflikt lagen, ist durch eine Reihe von kleinern Erhebungen, in denen der Unwille des Volks sich kundgab, gekennzeichnet. Endlich machte eine Revolution, zu welcher die verschiedenen liberalen Parteiführer, wie Prim, Serrano, Topete u. a., sich verbunden hatten, im Sept. 1868 ihrer Regierung ein Ende.

J. hatte sich neuerdings an Napoleon III. enger angeschlossen und verabredete mit ihm auf den 18. und 19. Sept. 1868 eine Zusammenkunft in den beiden Grenzorten Biarritz und San-Sebastian. Hier sollte ein Vertrag abgeschlossen werden, wonach J., wenn Napoleon den Krieg mit Deutschland beginne und zu diesem Zweck seine Truppen aus Rom abberufe, span. Truppen zum Schutz des Papstes dahin absenden solle. J., eben noch von Pius IX. durch Übersendung der «Goldenen Rose», als Anerkennung ihrer «dem Heiligen Stuhl geleisteten Dienste und ihrer großen Tugenden» beehrt, war diesem Projekt sehr zugethan. Aber in dem Moment, wo die franz.-span. Allianz abgeschlossen werden sollte und die beiden Majestäten schon auf dem bezeichneten Posten sich befanden, brach der Aufstand in Cadiz 18. Sept. aus und verbreitete sich schnell über ganz Spanien. J. mußte 30. Sept. San-Sebastian verlassen und in das Exil gehen. Sie nahm ihren Aufenthalt zunächst in dem Schlosse Pau, von wo sie einen Protest gegen die Revolution erließ, dann in Paris. Am 25. Juni 1870 dankte sie zu Gunsten ihres Sohnes Alfons ab und kündigte dies den Spaniern in einem Manifest an. Mit ihrem Gemahl schloß sie einen Vertrag, wonach sie für immer getrennt voneinander blieben. Als ihr Sohn Alfons im Dez. 1874 auf den span. Thron berufen wurde, erlaubte er ihr nicht sofort die Rückkehr nach Spanien. Erst 30. Juli 1876 begab sie sich dahin und nahm ihren Aufenthalt in Sevilla, kehrte aber, da sie mit dem Heiratsprojekt ihres Sohnes, der sich mit der Prinzessin Mercedes, Tochter des Herzogs von Montpensier, verlobte, nicht einverstanden war, 1877 nach Paris zurück. Doch kam sie nach einiger Zeit wieder nach Spanien zurück. Kinder J.s sind: Maria Isabella Franziska, geb. 20. Dez. 1851, vermählt 13. Mai 1868 mit dem neapolit. Prinzen Gaetan, Grafen von Girgenti, Witwe seit 26. Nov. 1871; Alfons XII. (s. d.); Maria della Paz, geb. 23. Juni 1862, vermählt 1883 mit dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern; Maria Eulalia, geb. 12. Febr. 1864.

Isabella I. (irrig Jolanthe genannt), zweite Gemahlin des Deutschen Kaisers Friedrich II., war durch ihre Mutter die Erbin des Königreichs Jerusalem und brachte bei ihrer Vermählung mit dem Kaiser 9. Nov. 1225 diese Krone ihm zu, während freilich ihr Vater Johann von Brienne den Titel fortführte. Sie starb bald nach der Geburt ihres Sohnes Konrad IV., 26. April 1228, in Andria.

Isabella II., dritte Gemahlin des Kaisers Friedrich II. und Schwester des engl. Königs Heinrich III., geb. 1214, wurde 15. Juli 1235 in Worms dem Kaiser vermählt, begleitete ihn vielfach auf seinen Feldzügen gegen die lombard. Städte und starb 1. Dez. 1241. Zwei Kinder überlebten sie: die durch ihre unglückliche Ehe mit Albrecht dem Unartigen von Meißen bekannte Margarete, und Heinrich (auch Carlotto) genannt, welcher im Dez. 1253 starb.

Isabellen-Orden, königl. amerik. Orden Isabellas der Katholischen in Spanien, 24. März 1815 von König Ferdinand VII. gestiftet, zerfällt in Großkreuze, Kommandeurs und Ritter. Die Dekoration ist ein [illegible]mailliertes Kreuz, dessen

by Google

Winkel mit goldenen Strahlen ausgefüllt sind und auf dessen Mitte ein runder blauer Schild mit dem goldenen Namenszuge des Stifters und weißer Einfassung mit den Worten «Por Isabella Catolica» ruht. Das Kreuz hängt an einem grünen Lorbeerkranz und wird an einem weißen, zweimal gelbgestreiften Bande getragen.

Isabellfarbe bezeichnet eine bräunlich-weißlichgelbe Färbung, wie sie z. B. Milchkaffee zeigt. Die Benennung soll diese Farbe nach dem Namen der span. Prinzessin Isabella, der Tochter Philipps II., erhalten haben, welche, als ihr Gemahl, Erzherzog Albrecht von Österreich, 1602 Ostende belagerte, gelobt haben soll, ihr Hemd erst nach der Einnahme dieser Stadt zu wechseln. Da nun aber die Belagerung drei Jahre lang dauerte (bis 1604), so hatte während dieser Zeit das Hemd die durch obigen Namen jetzt bezeichnete Färbung angenommen.

Isabey (Jean Baptiste), franz. Miniaturmaler und Zeichner, geb. 11. April 1767 zu Nancy, kam 1786 nach Paris, besuchte dort Davids Atelier und erwarb seinen Unterhalt mit Porträtmalen in Miniatur. Er war im Treffen sehr glücklich und verband mit kraftvollem Ausdruck feine, gefällige Behandlung. Im J. 1792 malte er Barrère, Saint-Just, Carrier, Collot d'Herbois und andere namhafte Personen jener Zeit. Noch mehr Erfolg hatten seine Zeichnungen mit schwarzer Kreide und dem Wischer. Seine Sepiazeichnung: die Barke, wo er sich selbst in Schifferkleidung auf dem See von Enghien, seine Frau und seine Kinder auf einem Kahne rudernd, abgebildet, fand großen Beifall in der Ausstellung von 1796. Als Hausfreund der Familie Bonaparte verfertigte er das Porträt des Generals Bonaparte in ganzer Figur, auf der Terrasse von Malmaison (gestochen von Lingé). Außer der talentvollen und reizenden Behandlung, die J.s Werke darbieten, sind dieselben auch meist ihrer histor. Wichtigkeit wegen von Wert. Dahin gehören besonders seine Stücke aus dem J. 1804: drei große Sepiablätter, welche die beiden Besuche des Ersten Konsuls in der Manufaktur der Gebrüder Sevest zu Rouen und bei dem Kattunfabrikanten Oberkampff in Jouy, sowie die Parade im Schloßhofe der Tuilerien (wobei die Pferde von Carle Vernet gezeichnet sind) vorstellen; sodann seine Zeichnungen für die Krönung Napoleons I. Diese Blätter, in den Museen zu Versailles und Paris aufbewahrt und in Kupferstichen vorhanden, haben neben dem Verdienst der Komposition noch das Interesse, daß die ersten Civil- und Militärpersonen damaliger Zeit darauf porträtmäßig abgebildet sind. J. stand in besonderer Gunst bei Napoleon I., der ihn zu seinem Ceremonien- und Kabinettsmaler ernannte. Den Kaiser malte er auch im Krönungskleide auf einer Porzellanplatte. Von Talleyrand nach Wien gerufen, fertigte J. daselbst die von Godefroy gestochene schöne Zeichnung in gewischter Kreidemanier, die alle Mitglieder des Kongresses in Porträts sehr ähnlich darstellt. Zur Ausstellung von 1817 lieferte er ein großes Aquarell, die Ansicht der Prachttreppe des pariser Museums, eine elegante Scene von äußerst pikantem Effekt und vielleicht das Meisterwerk des Künstlers. Auch Karl X. ernannte ihn zu seinem Kammermaler und Hofzeremonienordner. Er starb zu Paris 18. April 1855.

Isabey (Eugène Louis Gabriel), des vorigen Sohn, geb. 22. Juli 1804 zu Paris, ein Schüler des Vaters, bearbeitete mit vielem Erfolg das Fach der Marinemalerei. Hauptstücke dieser Art fertigte er im Auftrag der Juliregierung für das histor. Museum in Versailles: das Seegefecht im Texel (1839), der Transport der Leiche Napoleons I. (1843), die Abreise der Königin Victoria (1846). Von seinen spätern Gemälden sind zu nennen: der Alchimist (1859), Versuchung des heil. Antonius (1869) u. s. w. Auch hat man von ihm innere Ansichten alter Kirchen und anderer Baulichkeiten, staffiert mit Scenen des Verkehrs, die durch brillante Darstellung reich kostümierter Figuren von sehr malerischer Wirkung sind.

Isabeypapier, soviel wie Bristolpapier (s. d.).

Isafjord, Handelsplatz auf Island (s. d.).

Isagoge (grch., d. i. Einleitung) nennt man gewöhnlich den Inbegriff von Vorkenntnissen, die zu dem Studium eines größern wissenschaftlichen Ganzen nötig sind. Der ältere Sprachgebrauch bezeichnete damit häufig das, was wir jetzt die encyklopäd. Darstellung einer Wissenschaft nennen, jedoch mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfnis der Lernenden.

Isagoras, der Führer der attischen Edelleute, die im J. 510 v. Chr. bei dem Einmarsch der Spartaner unter Kleomenes I. und der attischen Emigranten unter dem Alkmäoniden Kleisthenes sich letztern zum Kampfe gegen den Tyrannen Hippias anschlossen. Nach des Hippias Vertreibung entbrannte bald heftiger Kampf zwischen J. und Kleisthenes um die dominierende Stellung in Attika. Als daher im J. 508 Kleisthenes dem Demos die Hand bot und durch die Schöpfung seiner neuen Organisation der zehn «Phylen» die Macht der attischen Ritterschaft zu erschüttern begann, rief J., der als erster Archonte im Amte stand, im Frühling 507 die Spartaner zu Hilfe. Die Reaktion aber, die J. und Kleomenes I. nun begannen, und die Besetzung der Akropolis durch spartan. Krieger trieb Bürger und Bauern von Attika zu allgemeiner Empörung. Kleomenes mußte nach drei Tagen die Burg und das Land der Athener räumen und hatte Mühe, J., der Attika für immer verließ, vor der Rache des Demos zu retten.

Isaktscha oder Isaktschi, Stadt in Rumänien, Dobrudscha, rechts an der Donau, 37 km im OSO. von Galatz, ist schwach befestigt und zählt 4000 E.

Isambert (François André), namhafter franz. Rechtshistoriker und Advokat, geb. zu Aunay (Eure-Loire) 30. Nov. 1792, ein Zögling des Grafen Lanjuinais, wurde 1818 Advokat und erwarb sich großes Verdienst durch seinen «Recueil général des anciennes lois françaises» (29 Bde., Par. 1821—33), wobei er mehrere Mitarbeiter hatte. Ferner gab er heraus einen «Traité du droit public et du droit des gens» (5 Bde., Par. 1823), den «Traité sur la voirie» (3 Bde., Par. 1825—30), den «Code électoral et municipal, ou code des droits civiques» (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1831). Unter der Restauration entschiedener Oppositionsmann und Jesuitenfeind, knüpfte er seinen Namen an wichtige polit. Prozesse, worüber seine interessanten «Plaidoyers» (3 Bde., Par. 1831) Auskunft geben. J. beteiligte sich lebhaft bei den Vorgängen in den ersten Tagen der Julirevolution und wurde 27. Aug. 1830 zum Rat am Cassationshof ernannt. Er redigierte die von den 221 durchgesehene und verbesserte Charte und trat im Okt. 1830 in die Deputiertenkammer. Unter dem Ministerium Périer

wandte er sich wieder zur Opposition. Nach der Februarrevolution von 1848 im Depart. Eure-Loire in die Constituante gewählt, hielt er sich hier zum republikanischen Centrum. Er starb 13. April 1857. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «Recherches historiques sur le système électoral français» (Par. 1830) und «État religieux de la France et de l'Europe» (Par. 1843—44). Seine «Pandectes françaises», eine Sammlung der franz. Gesetze u. s. w. von 1789 bis auf die neueste Zeit, sind unbeendigt geblieben.

Isametralen (thermische) nannte Dove die Linien gleicher Abweichung der Temperatur eines Monats vom normalen Monatsmittel.

Isandula, Ort auf einer Anhöhe in der Nähe von Roorke's Drift und Oskarsburg am Buffalofluß, auf der Natalseite des Zululandes in Südafrika, an der Straße nach Greytown gelegen. Hier erlitt 22. Jan. 1879 eine engl. Truppenabteilung unter General Chelmsford eine empfindliche Niederlage durch die Zulukaffern unter Ketschwayo.

Isangrim, s. Isegrim.

Isanomalen nennt Dove die Linien, welche auf der Landkarte alle die Punkte miteinander verbinden, in welchen die Temperatur um gleich viel Grade von der mittlern Temperatur des Parallelkreises, auf welchem der Ort liegt, abweicht. Fig. 2 der Tafel Isothermen bringt die J. der Temperatur für Juli; die beigesetzten Zahlen bedeuten bei den roten Linien das Plus, bei den blauen das Minus bezüglich der normalen Temperatur. Wo von letzterer keine Abweichung stattfindet, laufen beiderlei Kurven parallel ohne Ziffer.

Isar (der Isarus der Alten, im Mittelalter Ysara und Isura), einer der bedeutendsten südl. Nebenflüsse der deutschen Donau, entspringt am hintern Grabenkahrspitze im tirol. Karwendelgebirge, fließt zuerst westlich durch das Hinterauerthal, wendet sich dann nordwärts durch die Scharnitz nach Bayern, das sie oberhalb Mittenwald erreicht, wo sie Isarquerthal und Isarwinkel durchschneidet und weiter, in nordöstl. Richtung, lange parallel mit dem Inn, das seenreiche Oberbayern (vormals Isarkreis) und den kornreichen, südlich der Donau gelegenen Teil Niederbayerns in nahezu gleiche Hälften teilt. Durch ihre Nebenflüsse, von welchen Loisach und Amper die bedeutendsten sind, steht sie mit den vielen Seen des Berg- und Vorlandes vom Eib-, Walchen- und Kochel- bis zum Ammer- und Würmsee und mit den großen Moorflächen (Dachauer-, Ismaninger- und Erdingermoos) in Verbindung. Bei Tölz verläßt sie das Gebirge, in dessen Grenzen ihre wildromantischen Ufer wenig bewohnt sind. Durch schön bewaldete Hügel fließt sie in breitem Bett mit vielen Sandbänken mit stark wechselndem Wasserstand, nur mühsam flößbar, der Schiffahrt unzugänglich nach München, von dort durch dichter bewohnte und bebaute, aber meist flache und reizlose Landschaft nach Freysing und Landshut, und weiter zur Donau, die sie nach 362 km langem Lauf unfern Deggendorf bei Isargmünd erreicht. Das gesamte Flußgebiet, der Kern der altbayr. Lande, erstreckt sich auf 9416 qkm. Die Floßfahrt ist von geringer Bedeutung, die Benutzung der J. zur Holztrift hat beinahe vollständig aufgehört.

Isardschik, Fleden in Serbien, s. Grobka.

Isaschar (genauer: Issachar, d. h. «es gibt Lohn») ist der Name eines der 12 israel. Stämme, als deren Stammvater die Sage einen gleichnamigen Sohn Jakobs von der Lea bezeichnet. Bei der Eroberung Palästinas unter Josua fiel diesem Stamme die Ebene Jesreel zu nebst Umgebung bis ostwärts zum Jordan.

Isatin $C_8H_5NO_2$, Oxydationsprodukt des Indigo, s. Indigblau.

Isatis *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen. Man kennt gegen 30 Arten, die in Europa, Nordafrika und im nördl. und mittlern Asien vorkommen. Es sind ein- oder zweijährige, aufrechte, krautartige Pflanzen mit gelben, in Trauben angeordneten Blüten. Die wichtigste Art ist der Waid oder Färberwaid, I. tinctoria *L.*, welcher im mittlern und südl. Europa, sowie im Orient auf sonnigen Plätzen wild wächst. Der Stengel wird 0,45 bis 1 m hoch und ist wie die spannenlangen, ganzrandigen, mit ihrer pfeilförmigen Basis denselben umfassenden Blätter von seegrüner Farbe. Nach oben verästelt er sich in eine aus zahlreichen Blütentrauben bestehende Rispe. Die Blüten sind vierblätterig, klein und gelb. Die schwärzlichen Schötchen hängen an haarfeinen Stielchen. Die Blätter geben Indigblau und waren schon den Alten als Farbematerial bekannt. Im Mittelalter wurde er allgemein angebaut und in Deutschland besonders in Thüringen erzeugt, wo die fünf Städte Erfurt, Gotha, Langensalza, Tennstädt und Arnstadt wegen ihres (bei den drei erstgenannten noch jetzt nicht völlig eingegangenen) Waidbaues und Waidhandels die fünf Waidstädte hießen. Die große Wohlfeilheit des Indigo hat den Waid ziemlich außer Anwendung gebracht; nur während der Kontinentalsperre legte man sich eifriger auf seinen Anbau, der besonders auf trockenem Lehmboden mit Vorteil betrieben wird. Die Blätter werden dreimal im Jahre bei trockenem Wetter abgeschnitten, in kleine kugelige Ballen geformt, in Wannen mit Wasser übergossen und, indem man dieses bei einer Temperatur von 15—20° C. erhält, in Gärung gebracht. Nach etwa 20 Stunden zieht man die Flüssigkeit ab, scheidet durch Kalkwasser den Farbestoff ab, der als gelbe Masse niederschlägt, und behandelt diese mit Salzsäure. Dann bleibt blos der blaue Farbestoff (das Indigblau) übrig, das in Holzformen bei 60—80° C. getrocknet wird. Gegenwärtig wird der Waid nur zur Bereitung einer besondern Art Indigküpe, der sog. Waidküpe, angewendet. Farbereicher als der deutsche Waid ist der französische oder languedocsche, der vorzüglich aus der Provence und Normandie kommt. Die Samen des Waid enthalten ein dem Leinöl gleichkommendes Öl. Die einen scharfen Saft enthaltenden Blätter wurden früher äußerlich gegen Geschwüre angewendet. (S. Tafel: Farbepflanzen, Fig. 7.)

Isaure (Clémence), die Erneuerin der Jeux floraux (s. d.).

Isauricus (der Isaurier), Beiname des röm. Prokonsuls Publius Servilius, auch Beiname der oström. Kaiser Leo III. und Zeno.

Isaurien, eine Landschaft in der Mitte des Südens von Kleinasien, zwischen Pamphylien, Lykaonien und Cilicien, auf den nördl. Abhängen des cilicischen Taurus, war im Altertum wegen der Raubsucht seiner (den Pisidiern verwandten) Bewohner berüchtigt. Die Isaurier, welche frühzeitig auch als Piraten das östl. Mittelmeer beunruhigten, behaupteten [illegible] und in dem angrenzenden

by Google

Ischewskoje, an der Straße von Spassk nach Kasimow, mit 7629 E., hat eine Tuchfabrik, in welcher jährlich 40000 Arschin Tuch fabriziert werden, eine Lederfabrik und viele Böttcherwerkstätten.

Ischia (spr. Iskia), bei den Alten Aenaria genannt, kleine Insel vulkanischen Ursprungs, am Eingange des Meerbusens von Neapel, 10 km südwestlich vom Vorgebirge Miseno, berühmt durch reizende Lage, große Fruchtbarkeit, trefflichen Wein und heiße Bäder. Sie gehört zum Kreise Pozzuoli der ital. Provinz Neapel, hat bei 10 km Länge, 6 km Breite und 39 km Umfang einen Flächenraum von 96,3 qkm und (1881) 25020 E. Der höchste Berg der Insel ist der Vulkan Epomeo (s. d.). Die Hauptorte sind Borgo d'Ischia an der Ostküste, mit 6266 E. und einem bedeutenden Hafen, der durch ein 200 m hoch auf einem Basaltfelsen liegendes Kastell, früher Staatsgefängnis, beschützt wird, Forio (s. d.) und Barano mit 4429 E. Die berühmtesten Bäder sind die von Casamicciola (s. d.), die Dunstbäder (Stufe) von Castiglione, San-Lorenzo und Sta.-Restituta bei dem Dorfe Lacco. Die ersten Bewohner der Insel, die Euböer, wurden gleich den Syrakusanern, den nachfolgenden Besitzern derselben, durch heftige Ausbrüche des Epomeo vertrieben. Lange blieb nun die Insel unbewohnt, bis die benachbarten Neapolitaner sie mit neuen Kolonisten besetzten, die aber bald unter die Herrschaft der Römer sich beugen mußten. Kaiser Augustus hatte daselbst einen Palast, dessen Trümmer noch jetzt vorhanden sind. Wegen der schon im Altertum auf I. und Procida verfertigten großen thönernen Vasen gab man beiden Inseln zusammen den Namen Pithecusä; doch hieß auch I. allein Pithecusa. Die Insel hat namentlich in neuerer Zeit viel von Erdbeben zu leiden gehabt, so 2. Febr. 1832 und 4. März 1881, am meisten aber durch das furchtbare Erdbeben vom 28. Juli 1883, welches Casamicciola, Forio und Lacco Ameno fast völlig zerstörte und bei welchem über 2300 Menschen umkamen. Vgl. Kaden, «Die Insel I.» (Luzern 1883).

Ischias (Ischialgie, grch.), Hüftweh (s. d.).

Ischim, bei den Kirgisen Isel oder Esel genannt, ein linker Nebenfluß des Irtysch im Lande der sibirischen Kirgisen und in den Gouvernements Akmolinsk und Tobolsk in Westsibirien, entspringt auf den Ausläufern des Altai und mündet bei Ust-Ischimsk nach einem Laufe von 1740 km. Er ist nur wenig schiffbar und arm an Fischen.

Ischion (Ischium, grch.), Hüfte, Hüftgelenk, os ischii, das Sitzbein; ischiadisch, auf das Sitzbein bezüglich.

Ischkodra, Stadt in der europ. Türkei, s. Skutari.

Ischl, Marktflecken in Oberösterreich, Bezirkshauptmannschaft Gmunden, im Mittelpunkte des Salzkammerguts, an der Salzkammergutsbahn, 467 m über dem Meere auf einer von der Traun und der Ischl gebildeten Halbinsel gelegen und umgeben von hohen pittoresken Kalkalpen, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2124, als Gemeinde 7678 E. Der Markt wurde 1822 zum Kurort erhoben und wird jetzt jährlich von mehr als 6000 Kurgästen und einer großen Anzahl Touristen besucht. I. hat Sol-, Fichtennadel- und Salzdampfbäder, Inhalations- und Molkenkur, Schwefelquell- und Kaltwasserheilanstalt und ist seit 1856 der regelmäßige Sommeraufenthalt der kaiserl. Familie, sowie der Lieblingsaufenthalt des

österr. Adels, der Wiener und vieler Ausländer geworden. Bemerkenswert sind die kaiserl. Villa mit prächtigem Park, das 1875 erbaute neue Casino, die kath. Pfarrkirche mit schönen Freskogemälden, das Theater, das Amtshaus mit Bezirksgericht und zahlreiche Villen. In den Salzsiedewerken, zu welchen die Sole aus dem in der Nähe befindlichen Salzberg, sowie von Hallstatt in Röhren unterirdisch geleitet wird, werden jährlich 200000 Ctr. Salz gewonnen. Vgl. Kottowitz, «Kurort I. in Österreich» (2. Aufl., Linz 1882); «I. und seine Umgebung» (6. Aufl., bearbeitet von Geuter, Gmunden 1883).

Ischma, linker Nebenfluß der Petschora in den russ. Gouvernements Wologda und Archangelsk, entspringt am Timangebirge, hat einen nördl. Lauf von 436 km Länge und mündet unterhalb Ust-Ischma. Sie kann von kleinern Fahrzeugen befahren werden. [(s. d.).

Ischoren, der russ. Name für Ingermanland

Ischurie (grch.), die Harnverhaltung, die Unmöglichkeit, den Harn zu lassen.

Isdegerd, s. Jezdegerd.

Ise, ein etwa 40 km langes Flüßchen in der preuß. Landdrostei Lüneburg, welches an der Grenze der Altmark entspringt und bei Gifhorn rechts in die zur Weser gehende Aller mündet.

Isebel (grch. Jesabel), die Tochter des tyrischen Astarteprieſters und Königs Ithobal und Gemahlin des israel. Königs Ahab, welche ihren Gatten völlig beherrschte, den phönizischen Kultus des Baal und der Astarte in Israel einführte, die Jahvepropheten, besonders I.s thatkräftigen Gegner Elias (s. d.), verfolgen ließ, schließlich aber mit dem ganzen Hause Ahabs von der blutigen Rache des Königs Jehu ereilt wurde. Ihr Name ist in der Apokalypse (2, 20) symbolische Bezeichnung eines abgöttischen verführerischen Weibes geworden.

Iseghem, Stadt im Bezirk Rousselaere (Roulers) der belg. Provinz Westflandern, rechts am Mandelbach, an der Linie Brügge-Courtray der Westflandrischen Eisenbahn, mit 9261 E., Linnen- und Wollwebereien, Lein- und Tabaksbau.

Isegorie (grch.), die den Athenern durch Solon verbürgte Gleichberechtigung zu freier Meinungsäußerung.

Isegrim, althochdeutsch Isangrim, heißt in der deutschen Tiersage der Wolf, ursprünglich der Hauptträger derselben, dessen Zwistigkeiten und Feindschaft mit Reinhart dem Fuchs einen wesentlichen Teil des Inhalts bilden. Den Titel «Isengrimus» führt ein von einem südländ. Dichter am Anfang des 12. Jahrh. verfaßtes lat. Gedicht in Distichen (herausg. von Jak. Grimm in seinem «Reinhart Fuchs» und von E. Voigt, Halle 1884). Auch die älteste deutsche Bearbeitung, von Heinrich dem Glichesäre, ist nach I. benannt und heißt «Isengrines nôt» (herausg. von J. Grimm a. a. O.), wofür erst der Umdichter des 13. Jahrh. «Reinhart» gewählt hat. (S. Reineke Vos.)

Isel, Berg (Hügel) bei Innsbruck, 629 m hoch, war Hauptschauplatz der Kämpfe im J. 1809 unter Andreas Hofer. Auf dem breiten Plateau sind Anlagen, der Schießstand des Kaiserjägerregiments und mehrere patriotische Denkmäler; es gewährt eine schöne Aussicht über Innsbruck und das Innthal. Die Brennerbahn führt in einem 653 m langen Tunnel unter dem Berg I. hindurch.

Iselastische Spiele sind die zur Feier des Einzugs der Sieger bei den großen Nationalfesten der Hellenen angestellten Wettkämpfe.

Iselin (Isaak), philos. Schriftsteller, geb. zu Basel 17. März 1728, der Sohn Jakob Christoph I.s (geb. 1681 zu Basel, gest. daselbst 1737 als Professor der Theologie), der ebenfalls als histor. und polit. Schriftsteller bekannt ist, studierte die Rechte in Göttingen und ging dann zu seiner weitern Ausbildung auf Reisen. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er 1754 Mitglied des Großen Rats und 1756 Ratsschreiber. Er starb zu Basel 15. Juni 1782. Sein Hauptwerk ist die «Geschichte der Menschheit» (2 Bde., Frankf. u. Lpz. 1764; 5. Aufl., Basel 1786). Nächstdem sind zu erwähnen seine «Vermischten Schriften» (2 Bde., Zür. 1770) und seine «Ephemeriden der Menschheit» (7 Bde., Basel u. Lpz. 1776—82), die R. Z. Becker bis 1786 fortsetzte.

Isonäoum (neulat.), soviel wie Eisenach.

Isenburg, Standesherrschaft im Großherzogtum Hessen und der preuß. Provinz Hessen-Nassau, 825 qkm umfassend, größtenteils gebirgig, liefert Getreide, Flachs, Tabak und viel Holz, auch Eisen und Salz und hat treffliche Viehzucht und Fischerei. Die bedeutendste Stadt ist Offenbach (s. d.).

Die gegenwärtigen Fürsten und Grafen von I., von deren Stammburg in dem gleichnamigen Flecken bei Koblenz sich nur wenige Ruinen erhalten haben, gehören zu den ältesten deutschen Dynastengeschlechtern. Als der Ahnherr des Hauses erscheint Rembold I., Graf von I., 1092—1137. Nach vielfachen Spaltungen der Familie wurde 1712 das Erstgeburtsrecht eingeführt. Damals bestanden bereits die beiden noch gegenwärtig fortblühenden Hauptlinien: I.-Offenbach-Birstein und I.-Büdingen, gestiftet von den Söhnen Wolfgang Ernsts (gest. 1633), nämlich jene von Wolfgang Heinrich, gest. 1635, diese von Johann Ernst, gest. 1685. Die erste teilte sich in die Speziallinien I.-Offenbach, die aber schon wieder mit ihrem Begründer, Johann Philipp, 1718 erlosch, und I.-Birstein, die in der Person Wolfgang Ernsts I., der auch Offenbach ererbte, von Kaiser Karl VII. 1744 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Wolfgang Ernsts jüngerer Bruder, der Graf Wilhelm Moritz (gest. 7. März 1772), gründete, mit Philippseich abgefunden, den Nebenast I.-Philippseich mit dessen gleichnamiger Nebenlinie. I.-Birstein hatte eine Stimme im wetterauischen Grafenkollegium wie bei dem oberrhein. Kreise. Durch seinen Beitritt zum Rheinbund erlangte der Fürst Karl von I.-Birstein 1806 nicht nur selbst die Souveränetät, sondern auch die Oberhoheit über die Besitzungen von I.-Büdingen, ingleichen über die der Grafen von Schönborn-Heusenstamm und Lerchenfeld. Durch die Wiener Kongreß-Akte ward jedoch das Fürstentum 1815 als mediatisiertes Land unter die Souveränetät des Kaisers von Österreich gestellt, nachher aber zum größten Teile als Standesherrschaft der Hoheit des Großherzogs von Hessen untergeben. Letzterer verleibte es den Provinzen Starkenburg und Oberhessen ein und überließ einen Teil davon an Kurhessen für hanauische Ämter zur Entschädigung. Von dem Fürstentum I. besitzt I.-Offenbach-Birstein (seit 1861 kath. Konfession) unter preuß. Hoheit die Ämter Birstein und Langenselbold, unter großherzogl. hess. Hoheit

by Google

die Ämter Offenbach, Dreieich und Wenings. Der jetzige Standesherr ist Fürst Karl von I., geb. 29. Juli 1838, litterarisch bekannt unter anderm durch die Schrift «Die neue Ära in Baden» (Frankf. 1866), in der er seinen Gegenstand vom kath. und großdeutschen Standpunkte aus beleuchtete. — An der Spitze des gräfl. Nebenastes I.-Philippseich, welcher im Großherzogtum Hessen das Paragium Amt Philippseich besitzt, steht der Graf Ferdinand, geb. 15. Okt. 1841, der den Titel Erlaucht führt und als Chef seines Hauses Mitglied der Ersten Kammer in Hessen-Darmstadt ist. Der jüngere Bruder des obenerwähnten Grafen Wilhelm Moritz, des Begründers des Nebenastes Philippseich, Graf Georg August von I., geb. 5. Nov. 1741, gest. 21. Nov. 1822 als bayr. Generallieutenant, stiftete die gräfl. Nebenlinie Isenburg-Philippseich. Sein Sohn, Graf Wilhelm Christoph (geb. 15. Juni 1782, gest. 29. Febr. 1860), bayr. General der Infanterie, ist der Vater des gegenwärtigen Hauptes dieses Nebenzweigs, des Grafen Georg, geb. 7. Sept. 1813.

In der zweiten Hauptlinie I.-Büdingen gründeten die vier Söhne des Stifters derselben wieder vier Speziallinien, nämlich I.-Büdingen, I.-Wächtersbach, I. zu Meerholz und I. zu Marienborn, welche letztere 1725 ausstarb, womit deren Besitzungen an I. zu Meerholz fielen. Die Linie I.-Büdingen zu Büdingen (die Hauptlinie) besitzt unter großherzogl. hess. Oberhoheit die Ämter Büdingen und Mockstadt. Der gegenwärtige Standesherr, Fürst Bruno von I. (geb. 14. Juni 1837), ist der Sohn des Fürsten Kasimir II. von I. (geb. 14. Dez. 1806, gest. 16. Febr. 1861). Letzterer succedierte infolge Abtretungsurkunde vom 1. Nov. 1848 seinem Vater, dem Fürsten Kasimir Ernst von I., großherzogl. hess. Generallieutenant, der 1840 mit seiner gesamten Nachkommenschaft von dem Großherzog von Hessen in den Fürstenstand erhoben wurde. Die Linie I.-Wächtersbach besitzt 110 qkm unter hess. und preuß. Oberhoheit. Standesherr ist der Fürst Ferdinand, geb. 24. Okt. 1824, welcher seinem Vater, dem Grafen Adolf von I. (geb. 26. Juli 1795, gest. 22. Aug. 1859), durch Abtretungsurkunde vom 9. Okt. 1847 folgte und 1865 in den kurhess. Fürstenstand erhoben wurde. Die Linie I. zu Meerholz, die unter preuß. Oberhoheit das Amt Meerholz, unter hessischer das Amt Marienborn besitzt, hat zum Haupte den Standesherrn und Grafen Karl, geb. 26. Okt. 1819. Vgl. Simon, «Geschichte des reichsständ. Hauses Isenburg und Büdingen» (3 Bde., Frankf. 1865).

Isenburg, Flecken in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, an der Sayn, mit 678 E. und den Resten der Stammburg des Hauses I.

Isenschnippe, Schloß bei Gardelegen (s. d.).

Iseosee, Lago Sobino oder d'Iseo (Lacus Sevinus), der See des Oglio (s. d.), liegt 197 m über dem Meere, südlich vom Val Camonica, auf der Grenze der ital. Provinzen Bergamo und Brescia. Im obern Teile ein malerischer Klusensee, von N. nach S. gerichtet, im untern ein Grossionsee, S-förmig nach W. umbiegend, ist er 24 km lang, 2—5 km breit, 62 qkm groß und bis 298, im Mittel 150 m tief. Außer dem Oglio, der zwischen Lovere und Pisogne in den See tritt und bei Sarnico denselben wieder verläßt, empfängt er bei Castro die Borlezza. Mitten aus dem See ragt zwischen den kleinen Eilanden San-Paolo und Loreto der malerische Monte d'Isola mit den Fischerdörfern Siviano und Peschiera und der großartigen Ruine des Castello di Martinengo hervor. Das westl. Ufer ist steil und wird von den Felsterrassen des Monte-Bronzone (1330 m) und des Monte-Torezzo gebildet; ein Bergpfad führt über dasselbe von Lovere nach Sarnico. Das östl. Ufer, an dem sich die kühne Felsenstraße von Pisogne nach Iseo hinzieht, wird vom Monte-Guglielmo (1955 m) beherrscht. Die wichtigsten Ortschaften des Sees sind am rechten Ufer (Provinz Bergamo): Lovère (Lanceris), am Nordende, Marktflecken mit 2937 E., und Sarnico, Städtchen mit bedeutender Seidenindustrie und 1857 E.; am linken Ufer (Provinz Brescia) Pisogne, stadtartig gebautes Dorf mit Eisenindustrie und 3926 E., und Iseo, Flecken mit 2546 E., merkwürdig durch die ausgedehnten Moränenhügel des alten Oglioglетschers. Zwischen Iseo, Sarnico und Lovere wird der See von Dampfbooten befahren. Obwohl weniger großartig als die übrigen lombard. Seen, bietet doch der I. eine Reihe malerischer Landschaftsbilder dar. Von Iseo führt eine Fahrstraße südöstlich durch die Ebene nach Brescia, von Sarnico aus eine andere nach Palazzolo am Oglio und der Bahn Bergamo-Brescia.

Iser, rechter Nebenfluß der Elbe, entspringt 800 m über der Ostsee auf der Iserwiese, einer sumpfigen Hochebene im Isergebirge, am südöstlichen Fuße der Tafelfichte, bildet auf eine kurze Strecke die Grenze zwischen der preuß. Provinz Schlesien und Böhmen, fließt dann nach Böhmen und mündet nach einem Laufe von 125 km oberhalb von Altbunzlau. Militärisch wichtig wurde die Iserlinie in den ersten Tagen des Deutschen Kriegs von 1866. Das österr. Korps Clam-Gallas hielt nebst der Kavalleriedivision Edelsheim zur Deckung der linken Flanke gegen die von Sachsen her vordringende preuß. Erste Armee und die Elbarmee die Iserlinie besetzt. Diese Truppen wurden später durch die sächs. Truppen, welche nach Böhmen zurückgingen, bis auf 60000 Mann verstärkt und dem Befehle des Kronprinzen von Sachsen unterstellt, vermochten jedoch trotz tapfern Widerstandes die Iserlinie nicht zu halten. Die Kämpfe bei Münchengrätz, Hühnerwasser und Podol (25. bis 27. Juni) fielen durchweg günstig für die preuß. Waffen aus und bewirkten die Vereinigung der Ersten Armee mit der Elbarmee. Die Schlacht von Gitschin (29. Juni) nötigte das österr.-sächs. Heer zum Rückzuge nach Horzitz und zur Vereinigung mit der Hauptarmee bei Königgrätz unter Benedek. (S. Deutscher Krieg von 1866.)

Isera, Ort bei Roveredo (s. d.) in Südtirol.

Iseran, ein wenig praktikabler Col oder Paß von 2769 m Höhe inmitten der Grajischen Alpen, aus dessen Gletschern die Isère nach W., der Orco, ein linker Nebenfluß des Po, nach O. herabkommt. Der nach SO. gerichtete Paß führt zu einem 4015 m hohen Gipfel, welcher als Mont-Iseran bezeichnet wird. Von der Quelle der Isère zu der des Orco führt von O. nach W. gerade über die Gletschermassen der Col di Galisia in das Val di Locana.

Isère (bei den Alten Isăra), der bedeutendste linke Nebenfluß des Rhône in Frankreich, entspringt in mehr als 2300 m Seehöhe aus den Gletschern an der Nordseite des Iseran im franz. Depart.

Digitized by Google

Savoyen. Derselbe fließt in mehrern starken Bogen westwärts über Moutiers-en-Tarentaise (480 m), Conflans und Montmélian (254 m), tritt dann nahe oberhalb Fort Barraux in das Isère-Departement, geht hier südwestwärts nach Grenoble (213 m), dann in einem Bogen nach Westen über Romans (107 m) im Depart. Drôme und mündet nach einem Laufe von 290 km, wovon 156 schiffbar sind, bei Cousoulin nahe oberhalb Valence. Oberhalb Grenoble durchfließt die I. 48 km weit das fruchtbare Graisivaudan (s. d.). Links nimmt die I. mehrere reißende Gewässer auf: den 150 km langen Arc, der das Thal Maurienne in Savoyen durchfließt, die Bréda mit zahlreichen Wasserfällen und einer wilden Gebirgslandschaft, und den Drac (s. d.).

Das Departement Isère, aus dem nördl. Teile des Dauphiné mit den Landschaften Graisivaudan und Viennais gebildet und zum Bistum Grenoble gehörig, zählt (1881) auf 8289,34 qkm 580271 E., hat zur Hauptstadt Grenoble (s. d.) und zerfällt in die 4 Arrondissements Grenoble, St.-Marcellin, La-Tour-du-Pin und Vienne mit 45 Kantonen und 560 Gemeinden. Im Stromgebiete und am linken Ufer des Rhône gelegen, wird das Departement noch durch eine große Anzahl Gewässer befruchtet, den Guier, Bourbre, die I. mit dem Drac. Im Osten liegen viele kleine Seen, Teiche und Moräste. Über die Hälfte des Areals ist Gebirgsland, besonders hoch im Südosten, wo die Rouins 3634 m, der St.-Tailleser 2861 m, der Pic de Belledonne 2981 m, die imposante Meije oder Aiguille du Midi im Pelvoux-Massiv 3987 m, an der Grenze der Mont d'Olan 3883 m emporragen. Das Klima ist in der Alpenregion gesund, mehr kalt als warm und sehr veränderlich. Der Ackerbau gewährt das nötige Getreide, besonders viel Roggen. Hanf, Obst, Mandeln, Nüsse und Runkelrüben werden gebaut. Der Wein kommt dem am Rhône wachsenden Côte-Rotie nahe. Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht sind von großer Wichtigkeit, nicht unerheblich die Seidenkultur. Die Käse von Sassenage, unterhalb Grenoble, sind sehr geschätzt. An Mineralien ist dies Departement eins der reichsten Frankreichs, besonders wichtig sind die Eisenminen. Auch gibt es viele Mineralquellen und mehrere Bäder (Allevard, Uriage), sowie bei St.-Vif eine Quelle, die brennbares Gas ausströmt (Fontaine ardente), eins der sieben Wunder des Dauphiné. Neben dem Hüttenbetriebe, besonders im Gèrethale, der Stahl- und Kupferwarenfabrikation sind am bedeutendsten die Garnspinnerei und Weberei von Kattun und Hanfleinwand, deren Mittelpunkt Voiron, die Manufakturen und Fabriken in Leder, Handschuhen (Grenoble), Papier (Rives), Tapeten, Branntwein, Liqueur und Seide. Diese Erzeugnisse nebst Wein, Holz, Hanf und Wolle bilden die Hauptartikel der Ausfuhr. Der Transitoverkehr wird gefördert durch den Rhône, die Lyoner Eisenbahn und die mit dieser verbundenen Bahnen nach Grenoble und Chambéry.

Isergebirge, die nordwestl. Fortsetzung des Riesengebirges. (S. Sudeten.)

Iserlohn, Kreisstadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, liegt am kleinen Flusse Baar in reizvoller Gebirgsgegend, an der Linie Letmathe-I. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und einer Handelskammer und zählt (1880) 18611 meist prot. E. Die Stadt hat drei evang. und eine kath. Kirche und besitzt ein Realgymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Knabenmittelschule und eine (königl.) kunstgewerbliche Fachschule für Metallindustrie mit vollständigen Lehrwerkstätten. Seit 1877 wird die Stadt durch eine Quellwasserleitung mit vortrefflichem Wasser versorgt. Auf dem Marktplatz erhebt sich seit 1883 ein Kriegerdenkmal mit dem von Otto Geyer modellierten, von Gladenbeck in Berlin gegossenen Kolossalstandbild des Kaisers Wilhelm. I. gehört zu den ältesten und bedeutendsten Fabrik- und Handelsplätzen Westfalens. Die vorzüglichsten Erzeugnisse der Industrie sind Messing- und Bronzewaren, Nadeln aller Art (insbesondere Nähnadeln), kurze Eisenwaren, Reit- und Fahrgeschirrbeschläge und Beschläge zu Reiseeffekten, Neusilber-, Nickel- und Britanniawaren. Der Name I. wird auf die schon von alters her hier blühende Eisenindustrie zurückgeführt. In der Mitte des 18. Jahrh. bildete sich die jetzt als Aktiengesellschaft (Märkisch-Westfälischer Bergwerksverein) betriebene Messinggewerkschaft zur Gewinnung von Galmei. Die Nähnadelfabrikation in I. datiert nachweislich schon aus dem J. 1784; die Nähnadelfabrik von Stephan Witte u. Comp. ist die größte des Kontinents. In der Nähe von I. liegt die Dechenhöhle (s. d.).

Der Kreis Iserlohn zählt auf 331 qkm (1880) 61000 E.

Isernia, Stadt in der ital. Provinz Campobasso (Molise), 38 km westlich von Campobasso, äußerst malerisch auf einem Hügel zwischen der Valle Caprina und delle Prece gelegen, mit (1881) 9015 E., ist das antike Aesernia, von welchem Reste der cyklopischen Einfassung und die 1627 m lange, durch den Kalkfels gebrochene Wasserleitung stehen. Wiederholt ist die Stadt durch Erdbeben zerstört worden, zuletzt 1805.

Isewi (arab.), Jesubekenner, in der Türkei die offizielle Bezeichnung der Christen.

Isfahân, s. Ispahân.

Is fecit, cui prodest (lat., d. h. der hat es gethan, dem es nützt), kriminalistischer Grundsatz: der Thäter ist in jemand zu vermuten, der an der That ein besonderes Interesse hatte. (Vgl. Cui bono?)

Isgoi, ein nur in der ältesten Periode der russ. Geschichte vorkommendes Wort, dessen Abstammung und Bedeutung noch nicht klar gelegt ist, bezeichnet einen Menschen, der aus dem Geschlechts-, Gemeinde- oder Standesverbande, in dem sein Vater lebte, ausgeschieden und auf eigene Faust gestellt ist.

Isidorus, der Heilige, Mönch zu Pelusium in Ägypten (daher Pelusiota), war um 370 zu Alexandria geboren, zog sich früh in die Einsamkeit zurück und benutzte das Ansehen, welches der Ruf der Heiligkeit ihm verschaffte, um in Streitigkeiten wegen der Lehre für die kirchliche Rechtgläubigkeit einzutreten. Er starb um 440. Seine mehr als 2000 Briefe (Par. 1638) sind für die Geschichte jener Zeit höchst wertvoll.

Isidorus Hispalensis, geb. zu Cartagena in Spanien um 560, seit 600 Bischof von Sevilla, gest. 4. April 636, war ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit. Von seinen Schriften, welche während des ganzen Mittelalters hohes Ansehen genossen, sind hervorzuheben: «De ecclesiasticis

Digitized by Google

officiis libri duo», ein liturgisches Werk; «Sententiarum sive de summo bono libri tres», eine Art Glaubenslehre meist nach den Aussprüchen von Gregor d. Gr. und Augustin; «Originum seu etymologiarum libri XX», eine lat. Encyklopädie, durch welche viele Fragmente antiker Schriftsteller allein auf uns gekommen sind; «Historia Gothorum» (neueste Ausg. von Mösler, Tüb. 1803); «Historia Vandalorum et Suevorum», «Liber de scriptoribus ecclesiasticis» (schließt sich an die gleichnamigen Werke von Hieronymus und Gennadius), «De differentiis verborum libri III», «Synonymorum libri II», «Liber glossarum», «De natura rerum» («Lehrbuch der mathem. und physik. Geographie») u. s. w. Die nach seinem Namen benannte Kanonensammlung wird ihm dagegen irrig zugeschrieben; noch weniger hat er Anteil an der sog. Pseudo-Isidorischen Sammlung. Die beste Ausgabe seiner gesammelten Werke besorgte Faustus Arevalo (7 Bde., Rom 1791—1803). Die altdeutschen Bruchstücke von J.' Traktat «De fide catholica contra Judaeos» gab Weinhold mit Glossar heraus (Paderb. 1872). Vgl. Hertzberg, «Die Historien und die Chroniken des J. von Sevilla» (Gött. 1874).

Isigny, Stadt im franz. Depart. Calvados, Arrondissement Bayeux, 30 km im WNW. von Bayeux, an der untern Aure, die 2 km weiter in das Ästuar der Vire geht, 10 km vom Meere, an der Linie Neuilly-J. der Französischen Westbahn, zählt (1876) 2104, als Gemeinde 2750 E., welche bedeutenden Handel mit Butter (Export nach England), Vieh, Schafwolle u. s. w. treiben. Das alte Schloß aus dem 18. Jahrh. ist zum Stadthaus umgewandelt. Der Hafen nimmt Schiffe von 4000 t auf.

Isis, eine ägypt. Göttin, die von den Griechen mit der Demeter verglichen wurde. Ihr Name lautete hieroglyphisch Hes oder His (nach neuern Ägyptologen dagegen Eset). Sie gehörte nebst ihrem Bruder und Gemahl Osiris zu den ältesten Göttern Ägyptens, und Herodot sagt, daß diese beiden Götter am allgemeinsten in allen Teilen des Landes verehrt wurden. Den ältesten Lokalkultus hatten beide in dem oberägypt. This, der ersten ägypt. Königsresidenz, von welcher Menes, der älteste histor. König, ausging, um Memphis zu gründen. Andere berühmte Heiligtümer der J. waren in Philä, Memphis, Busiris. Ihr Kultus verbreitete sich später vor andern nach Griechenland und Rom, wo gegen die Mißbräuche bei der Feier der Isismysterien öfters eingeschritten werden mußte. Sie wird in der Regel mit einem Sonnendiskus zwischen Kuhhörnern oder auch mit dem Throne, ihrem hieroglyphischen Namenszeichen, auf dem Kopfe, dargestellt. (S. Tafel: Ägyptische Mythologie, Fig. 8.) Ihr Mythus ist auf das engste mit dem des Osiris (s. d.) verbunden.

Isis, der Name des 42. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Isis, Name des obern Laufs der Themse (s. d.).

Isjum, Kreisstadt im russ. Gouvernement Charkow, am Donez, 141 km südöstlich von Charkow, mit (1882) 24 651 E., treibt ansehnlichen Handel mit Wolle, Bauholz, Honig und Wachs und hat eine große Wollwäscherei, drei Talgsiedereien, zwei Wachssiedereien und mehrere Töpfereien.

Iskander (d. i. Alexander), Pseudonym des Schriftstellers Alexander Herzen (s. d.).

Iskanderijeh, s. Alexandria (in Ägypten).

Iskanderûn, kleinasiat. Hafenort, s. Alexandrette.

Iskardo, Hauptstadt von Baltistân (s. d.)

Iskar oder Iskra, der Oskios der Griechen und Oscus der Römer, ein rechter Nebenfluß der Donau, entspringt in 960 m Höhe bei Samakow am Rilo-Dagh und durchschneidet in engem Thale den Balkan, wonach er in vielfach gewundenem Laufe, weder floßbar noch schiffbar, Bulgarien durchzieht und nach einem Laufe von 240 km oberhalb der Alutamündung in die Donau fällt.

Iskimid, s. Ismid.

Iskudar, türk. Stadt in Kleinasien, s. Skutari.

Isla (José Francisco de), span. Satiriker, geb. im April 1703, nach andern erst 1714 zu Segovia, zeichnete sich als Mitglied des Ordens der Jesuiten in mehrern Klostern als Lehrer und Prediger aus und ging 1767 nach der Vertreibung der Jesuiten aus Spanien nach Bologna, wo er im Dez. 1783 starb. Schon in seinen Jugendwerken «La juventud triunfante» (1727) und «Dia grande de Navarra» (Madr. 1746) zeigte er sich als talentvollen Satiriker. Eine bleibende Stelle in der span. Litteratur erwarb ihm seine unter dem Namen Don Francisco Lobon de Salazar herausgegebene «Historia del famoso predicador Fray Gerundio de Campazas, alias Zotes» (Madr. 1758), die in dem ironisch dargestellten Lebenslaufe des Helden die span. Predigermönche jener Zeit in solcher Weise persifliert, daß das Buch von der Inquisition verboten wurde und der zweite Teil erst 1770 mit fingiertem Druckorte «Campazas (d. i. Madrid) a costa de los herederos de Fray Gerundio» erscheinen konnte. Es ist das vorzüglichste Sittengemälde Spaniens im 18. Jahrh. Eine franz. Übersetzung dieses Werks besorgte Cardini (Par. 1822), eine englische Baretti (Lond. 1771), danach eine deutsche Bertuch (Lpz. 1773). In den spätern Ausgaben («Coleccion de varias piezas relativas á la obra de Fray Gerundio», 3 Bde., Campazas 1804 u. öfter) erschien das Werk mit einem aus dem Italienischen übersetzten dritten Teile vermehrt. Unter seinen Übersetzungen aus dem Französischen ist die nach seinem Tode erst (7 Tle. in 4 Bdn., Madr. 1797 u. öfter) erschienene des «Gil Blas» von Lesage berühmt und merkwürdig dadurch, daß J. sie für einen von einem Spanier 1635 verfaßten Roman ausgab, den Lesage in einer Abschrift benutzt habe. (Vgl. Francesón, «Essai sur la question de l'originalité de ‚Gil Blas'», Lpz. 1857.) Nach seinem Tode erschienen auch seine «Cartas familiares» (6 Bde., Madr. 1790) und «Rebusco de sus obras literarias» (2 Bde., Madr. 1797). Eine Auswahl seiner Werke gab 1850 P. F. Monlau heraus. Sie bildet den 15. Band der «Biblioteca Rivadeneyra».

Isla-Christina, Ort bei Ayamonte (s. d.) in der span. Provinz Huelva.

Islâm, d. i. «Hingabe (des Menschen) an Gott», wird die von Mohammed verkündigte Religionslehre (der Mohammedanismus) von den Bekennern derselben genannt. Die Quellen derselben sind die zumeist als göttliche Offenbarungen geltenden Aussprüche ihres Stifters, welche teils in dem zuerst unter dem Kalifen Abu-Bekr ohne alle chronol. oder sachliche Ordnung gesammelten Korân, teils in der sog. Sunna (Tradition, die beiden Hauptwerke darüber sind die Sammlungen

Digitized by Google

des Buchâri und Muslim) zusammengestellt wurden. Beide, Korân und Sunna, sind nichts weniger als wirklich systematisch geordnete Lehrbücher des muslimischen Glaubensinhalts, sondern eben nur Sammlungen der Aussprüche des Propheten Mohammed, deren Verständnis mit vielfachen, nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist, weil die oft abgerissenen, bunt durcheinander gewürfelten Aussprüche des heterogensten Inhalts häufig sich direkt widersprechen. Dieser Umstand erschwert die Aufgabe, scharf begrenzte dogmatische Begriffe aus Korân und Sunna zu ziehen. Dennoch haben die mohammed. Theologen ein in sich konsequentes dogmatisches System aufgestellt, das ohne allen Zweifel in vielfacher Beziehung von dem ursprünglichen J. verschieden, aber jetzt allgemein gültig ist. Mohammed selbst war kein systematischer Kopf. Sicher meinte er es in der ersten Zeit seiner Entwickelung mit der Religion ernst und hatte den besten Willen, sein durch innere Streitigkeiten zerklüftetes Volk sittlicher zu machen und zu einigen. Er bezeichnete sich selbst in der ersten Zeit als Reformator und Wiederhersteller der reinen, dem Abraham geoffenbarten Religion, welche durch Juden und Christen in gleicher Weise gefälscht sei. Er erkannte die ganze Reihe der biblischen Personen, von Adam bis Christus, als von Gott gesandte Propheten an, welche gleichfalls der reinen wahren Religion zugethan gewesen seien, und verlangte erst später, als der letzte und größte Prophet, als das Siegel der Propheten anerkannt zu werden. Als der eigentliche Mittelpunkt dieser wahren Religion galt ihm der Glaube an die Einheit Gottes, als des Schöpfers und alleinigen Herrschers der Welt und des Menschen, dessen ganzes Leben durch Gottes Hand geleitet werde und von Gott von Ewigkeit vorher bestimmt sei, dem der Mensch sich mit dem lebendigsten Glauben hinzugeben habe.

Außer dem Glauben an Gottes Einheit forderte er aber auch den Glauben an die Sendung des Propheten, an ein Leben nach dem Tode, an den Tag des Gerichts, an welchem die von Gott Erwählten für die ewigen Freuden des Paradieses, die von Gott Verworfenen aber für die ewigen Qualen der Hölle bestimmt werden. Da die geistigen Kräfte des Menschen nicht zureichen, um Gott, der erkannt werden will und soll, zu erkennen, so hat sich Gott eben zum letzten mal durch die Sendung des Propheten Mohammed geoffenbart und durch diese Sendung des letzten und größten der Propheten allen Menschen Gelegenheit gegeben, die wahre Lehre von Gott und von der Bestimmung des Menschen und der Welt kennen zu lernen. Wer nun noch im Unglauben verharrt, der verfällt der ewigen Verdammnis in jenem Leben, denn er gehört zu den von Ewigkeit her Verworfenen. Der J., dessen Stifter selbst nur als Mensch, aber als die vorzüglichste aller Kreaturen angesehen sein wollte, ist nach der Ansicht desselben dazu bestimmt, Gemeingut der gesamten Menschheit, also Weltreligion zu werden. Wer sich ihm widersetzt, ist ein Feind Gottes und der wahren Religion. Mit je innigerm Glauben die ersten Anhänger Mohammeds an diesem hingen, je tiefer sie von der Wahrheit der von ihm verkündigten Lehre überzeugt waren, desto strenger glaubten sie sich auch verpflichtet, mit aller Macht die diesem feindlichen Elemente zu bekämpfen und das Reich seiner Herrschaft zu erweitern und auszudehnen. Hatte doch Mohammed selbst den Kampf gegen die Ungläubigen als eine Hauptpflicht für seine Anhänger hingestellt. So bestimmt dieses Hauptgebot, dessen Erfüllung wie die der andern kanonischen Pflichten, nämlich des Gebets, des Almosens, des Fastens während des Monats Ramadhân und der Pilgerfahrt nach Mekka, zu den Grundpfeilern des J. gehört, lautet, so unbestimmt sind die Aussprüche des Korân über verschiedene Dogmen des J. Dies hat später die heftigsten Streitigkeiten, z. B. über den Begriff der Einheit Gottes, über die Prädestination, über das Unerschaffensein und die Ewigkeit des Korân, über die Nachfolge des Propheten veranlaßt.

Die Sittenlehre des Korân und der Sunna ist unstreitig die beste Seite des J. Sie beruht völlig auf dem tiefsten und lebendigsten Glauben an Gott und die Sendung des Propheten. Freigebigkeit, Wohlthätigkeit, Brüderlichkeit der Gesinnung, Treue, Mäßigung werden allenthalben in eindringlichster Weise vorgeschrieben, aber diese Tugenden sollen nicht um weltlicher Rücksichten oder irdischen Vorteils wegen, sondern lediglich nur um Gottes und seines Lohnes willen geübt werden, sie sollen also nicht nur äußerlich legale Handlungen, sondern ein Ausfluß der innern sittlichen Gesinnung sein. So tief diese Anschauungen auch sind, so tief auch namentlich die Lehre vom Glauben im J. gefaßt wird (vgl. L. Krehl, »Beiträge zur Charakteristik der Lehre vom Glauben im J.«, Lpz. 1877), so zweifelhaft erscheint auf der andern Seite der Wert dieser Moral, wenn man bedenkt, daß der Standpunkt dessen, der sie lehrte, ein durchaus partikularistischer war und diese Bethätigung der sittlichen Gesinnung seiner Meinung nach nicht allen Menschen, sondern nur den Muslims gegenüber in das Werk gesetzt werden sollte. So zog er zwischen den Bekennern seiner Religion und den Andersgläubigen eine unübersteigliche Scheidewand und nährte einen religiösen Partikularismus, welcher notwendig einen unbesiegbaren, starren Glaubensstolz zur Folge haben mußte, der sich denn auch im Laufe der Zeit in der verschiedensten Weise geltend gemacht hat.

Korân und Sunna enthalten zugleich auch alle Bestimmungen und Gesetze für das Staats-, Civil-, Kriminal- und Polizeirecht, welche, da sie von dem Religionsstifter selbst herrühren, als für alle Zeiten gültige Offenbarungen gehalten wurden. Reichen diese gesetzlichen Bestimmungen für die im Laufe der Jahrhunderte in der mannigfachsten Weise veränderten Verhältnisse des bürgerlichen und staatlichen Lebens natürlich auch nicht mehr aus, so muß dennoch bei allen Rechtsentscheidungen auf die im Korân und in der Sunna gegebenen Bestimmungen als auf die letzte Instanz zurückgegangen werden, und so beruht auch die mohammed. Rechtswissenschaft, wie die Theologie, auf der wissenschaftlichen Erklärung des Korâns und der Sunna. Das alte zum Staatsgesetz gewordene Gebot Mohammeds, den J. mit dem Schwerte in der Welt zu verbreiten, bis dieselbe entweder bekehrt ist oder sich ihm unterworfen hat und Tribut zahlt, haben die nächsten Nachfolger Mohammeds nach Kräften zu befolgen gesucht. Kaum nach Verlauf eines Jahrhunderts nach dem Tode des Propheten war die Herrschaft des J. durch Waffengewalt weit über die Grenzen Arabiens hinaus, nach Syrien, Persien, Ägypten, über die ganze Nordküste Afrikas bis tief nach Spanien verbreitet. Trotz der mit

ed by Google

der Zeit entstehenden großen Zerklüftung im Innern des gewaltigen Weltreichs und des Absterbens und Abfallens großer Teile eroberte der J., immer wieder gekräftigt durch frische sich ihm unterwerfende Volksstämme Asiens, weiteres Terrain, bis endlich die Osmanen den Halbmond auf der Hagia Sophia in Konstantinopel aufpflanzten und ihre siegreichen Heere bis vor die Thore von Wien sendeten. Seitdem begann aber der Glanz und die Macht des J. mehr und mehr zu sinken.

Zu dem ganz unleugbaren Verfall desselben haben die verschiedenartigsten Ursachen teils religiöser, teils polit. Natur beigetragen. In einem Reiche, welches durch die Gewalt der Waffen Völker so verschiedenartiger Natur in sich vereinigt hatte, wie das mohammedanische, mußten sich diese Nationalitäten notwendig geltend machen und innere Reibungen verursachen, welche für den Bestand des Staats als solchen mehr oder weniger gefährlich waren. Gefährlicher waren die innern Streitigkeiten religiöser Natur. Gegen das starre Dogma, welches behauptete, daß der Korân unerschaffen sei, daß der Mensch keinen freien Willen besitze und daß sein Schicksal von Ewigkeit her bestimmt sei, machten sich bald freiere Richtungen (Mutaziliten) geltend, deren Entstehen durch die genauere Bekanntschaft mit der griech. Philosophie notwendig bedingt war, Richtungen, für welche einzelne Kalifen selbst Partei nahmen, während andere wieder gegen sie die ganze Macht des Staats aufboten und mit Feuer und Schwert dieselben zu unterdrücken suchten. Wir verdanken diesen Streitigkeiten eine große Zahl der wichtigsten dogmatischen und religionsphilos. Schriften der arab. Litteratur; Werke, welche die von ihnen behandelten Gegenstände zum Teil mit einem solchen philos. Tiefsinn erfassen, daß diese ganze Litteratur zu den bedeutendsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes zu rechnen ist. Diese Schriften besprechen nicht nur die Hauptlehren der mohammed. Dogmatik, sondern auch Fragen, die in einem theokratischen Staate, wie der des Kalifats es war, von wesentlichster Bedeutung sind und an die Frage über den Primat des Papstes sehr lebhaft erinnern, nämlich die über das Imâmat, d. h. die Frage darüber, wer berechtigt sei, die Herrschaft über den Staat und die Gesamtheit der Gläubigen (Muslims) auszuüben. Mohammed war (8. Juni 632) gestorben, ohne irgend welche Bestimmung über seine Nachfolge zu treffen. Unter seinen nächsten Verwandten schienen sein Schwiegersohn und Vetter Ali und sein Schwiegervater Abu-Bekr die größte Anwartschaft auf die Nachfolge zu haben. Man wählte Abu-Bekr, den ältern und erfahrenern. Ali kam erst nach der Ermordung des dritten Kalifen, des Othmân, an die Reihe und wurde in Medina erwählt; ihm stellten sich zwei Parteien schroff entgegen, von denen die eine in Syrien den Muâwija zum Gegenkalifen wählte, während die andere (die sog. Châridschi oder Chawâridsch) behauptete, weder Ali noch Muâwija sei zur Nachfolge berechtigt. So trat schon in der zweiten Hälfte des 7. Jahrh. eine tiefer greifende Spaltung unter den Muslims ein, welche durch die Verquickung von religiösen und polit. Motiven für die Entwickelung des ganzen J. von dem nachhaltigsten Einfluß gewesen ist, indem sich von jener Zeit an drei Parteien gegenüberstehen, deren gegenseitiger Kampf im wesentlichen nie ganz geruht hat, nämlich zuerst die Schia oder Schi'iten (s. d.), d. i. die Anhänger des Ali und seiner Nachkommen, welchen sie nicht nur die Berechtigung zur Nachfolge im Kalifat, sondern auch höhere göttliche Natur zusprechen. Diesen standen die (orthodoxen) Sunniten (der bei weitem größte Teil der Muslims) und sodann die Châridschis oder Chawâridsch (Ausgetretene oder Empörer) gegenüber, deren Wesen in einem mehr oder weniger zügellosen Independentismus bestand.

So zerklüfteten sich die Bekenner des J. schon in relativ sehr früher Zeit in eine große Anzahl von schroff sich gegenüberstehenden (die Mohammedaner zählen selbst 72 häretische Sekten) Sekten. Trotzdem hat es für den J. eine Zeit gegeben, während welcher in den Ländern seiner Bekenner die Wissenschaften und die Künste (mit Ausnahme der Malerei) in der höchsten Blüte standen. Es waren dies die glanzvollen Zeiten der Abbâsiden, welche von pers. Herrschern unterstützt auch pers. (also indogerman.) Kultur in das arab. Reich verpflanzten. Den ersten Anstoß gaben die vorzüglich durch den Kalifen Mamûn angeregten, durch gelehrte, des Griechischen kundige Syrer zunächst vermittelten Beschäftigungen mit griech. Philosophie und Dichtkunst, an welche sich bald eigene, wirklich hervorragende Leistungen auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Philosophie, Medizin, Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie anschlossen, von denen ein sehr beträchtlicher Teil erhalten ist. Die mohammed. Gelehrten vom 9. bis 13. Jahrh. können in der That als die eigentlichen Bewahrer und Fortsetzer der griech. Wissenschaft angesehen werden. In gewisser Beziehung selbständig bildeten sich die eigentlich religiösen Wissenschaften, Exegese des Korân und Traditionslehre (Sunna) aus, denen sich später die Dogmatik und die Rechtswissenschaft anschloß. Die ganze Wissenschaft der Religion zerfällt in zwei Hauptteile: die eigentliche Glaubenslehre und die praktische Theologie und Rechtslehre. Jene hat es mit den «Grundpfeilern» (d. i. Lehre von der Einheit Gottes, seinem Wesen und seinen Eigenschaften, der Lehre von der Prädestination, dem Gerichtstag, und der Sendung des Propheten) zu thun, diese behandelt die «Zweige», d. h. die gesetzlichen Vorschriften der auf jenen beruhenden Folgerungen. In jener muß Übereinstimmung der Rechtgläubigen herrschen, in dieser gibt es vier Schulen, welche nach ihren Stiftern Hanbaliten, Schâfi'iten, Mâliten und Hanifiten heißen, zu welchen letztern sich die heutigen Türken bekennen.

Es war natürlich, daß der zum Teil sehr schnell verlaufende Entwickelungsprozeß des J., währenddessen die Geister heftig aufeinanderplatzten, Entartungen der mannigfachsten Gestalt und Natur und infolge dessen zahlreiche Bestrebungen zur Folge hatte, welche eine Rehabilitation des ursprünglichen Alten und eine Reformation bezweckten, die aber nur sehr teilweise von Erfolg begleitet waren. Als die bedeutendste und nachhaltigste dieser Bestrebungen muß man die von der im 18. Jahrh. in Arabien aufgetauchten und dort weit verzweigten Sekte der Wahhâbiten (vgl. Burckhardt, «Notes on the Bedouins and the Wahabys», Lond. 1830, deutsch, Weim. 1831; W. G. Palgrave, «Narrative of a year's journey through Central and Eastern Arabia», Bd. 1, Lond. 1865) in das Werk gesetzten Reformation ansehen. Auch sie ist jetzt im Rückgang begriffen. An der starren Orthodoxie des J. scheitern alle diese eine Besserung anstrebenden Anläufe,

Digitized by Google

und durch sie ist eine Erstarrung in dem ganzen J. entstanden, welche der Vorläufer einer, wie es scheint, unausbleiblichen Zersetzung desselben ist. Noch ist die Zahl seiner Anhänger (man zählt deren etwa 208,5 Mill.) eine sehr große, noch hat er ein sehr ausgedehntes Ländergebiet (aber nur im südl. Klima, für das er berechnet zu sein scheint) inne, noch hat der Glaube in ihm eine unleugbare Kraft und Gewalt, aber die sozialen Zustände des mohammed. Orients sind zum Teil so zerrüttet, daß an eine Regeneration desselben kaum gedacht werden kann. Die Gesamtheit der Mohammedaner verteilt sich folgendermaßen: Russisches Reich 7 700 000 (und zwar europ. Rußland 2 700 000, asiat. Rußland 5 Mill., wovon auf den Kaukasus fast 2 Mill., auf Sibirien 60 000, auf Centralasien 3 Mill. kommen), Osmanisches Reich 15 250 000 (und zwar europ. Türkei 2 600 000; asiat. Türkei 12 650 000); Bulgarien 600 000, Bosnien und Herzegowina 450 000, Griechenland 40 000, Rumänien 30 000, Serbien 15 000, Montenegro 4000; nichtrussisches Centralasien 5 Mill.; Persien, Afghanistan und Baluchistan 8 Mill.; unabhängiges Arabien 3 700 000, China 4 Mill., Indobritisches Reich (1881) 50 121 585; Malakka und die Inseln des Ostindischen Archipels und des Indischen Ozeans 13 500 000; Afrika 100 Mill.; insgesamt also etwa 208,5 Mill. Seelen.

Vgl. Wolff, «Die Drusen und ihre Vorläufer» (Lpz. 1845); Garcin de Tassy, «L'islamisme d'après le Coran» (3. Aufl., Par. 1874); Scholl, «L'islam et son fondateur» (Neuchâtel 1874); Arnold, «Islam, its history, character and relation to christianity» (Lond. 1874; deutsch, «Der Islam», Berl. 1874); A. von Kremer, «Geschichte der herrschenden Ideen des J.» (Lpz. 1868); derselbe, «Kulturgeschichtliche Streifzüge auf dem Gebiete des J.» (Lpz. 1873); derselbe, «Kulturgeschichte des Orients unter den Kalifen» (2 Bde., Wien 1875); Osborn, «Islam under the Arabs» (Lond. 1876); Bosworth Smith, «Mohammed and the Mohammedanism» (2. Aufl., Lond. 1876); Vámbéry, «Der J. im 19. Jahrh.» (Lpz. 1875).

Island, d. i. Eisland, die im hohen Norden zwischen 63° 24′ bis 66° 33′ nördl. Br. und 6° 59′ westl. bis 4° 9′ östl. L. (von Ferro) 260 km von Grönland und 1010 km von Norwegen entfernt gelegene, zu Dänemark gehörige Insel. Bei einer Längenausdehnung von 490 km und einer Breite (von N. nach S.) von 375 km umfaßt die Insel ein Areal von 104 785 qkm, von denen nur 42 068 bewohnbar sind. Im W. und N. schneiden tiefe und bedeutende, im O. kleinere Fjorde in das Land ein und bilden vortreffliche Häfen in großer Zahl. Diese fehlen nur an der Südküste, wo in einer Strecke von 185 km die hohen Gletscherplateaus fast unmittelbar aus der See aufsteigen und nur einen schmalen, von Sandriffen belagerten Landstreifen übrig lassen. Der nordwestl. Teil J.s besteht aus einer über 13 700 qkm großen, selbst wieder vielfach zerklüfteten Halbinsel, welche zwischen den großen Meeresbuchten Breithifjord und Hunafloi mittels eines nur 7,5 km breiten Isthmus mit dem übrigen Lande zusammenhängt. Mit Ausnahme schmaler Küstenstriche und einer ausgedehntern Flachlandsbucht an dem nördlich von Reykjavik gelegenen Faxafjord ist die ganze Insel ein Gebirgsland von durchaus vulkanischer Natur, ein flachgewölbtes, nahe der Mitte etwa 700 m erhobenes Plateau mit aufgesetzten Bergmassen, unzähligen Kegeln und Kuppen, das aus ältern und jüngern vulkanischen Gesteinen besteht. Die Hochebene, die namentlich im Innern eine schauerliche Lavawüste bildet, fällt bald sanft, bald in bis 300 m aufstarrenden Felswänden zu den zerschnittenen Küsten ab, durchfurcht von tiefen Spalten, Flußthälern und Seebecken, und überdeckt mit Felsblöcken, Geröll, Sand- und Lavafeldern (Hraun), Schnee- und Eismassen. Inselartig erheben sich aus letztern die mit Gletschern («Jokulls») belasteten Berge von 1000 bis zu 2000 m, deren dichtgestellte Massen den Süden der Insel vom Norden absperren, sodaß der Verkehr zwischen diesen beiden Teilen nur auf einigen wenigen, durch völlig pflanzenlose Gegenden ziehenden Wegen ermöglicht wird. Unter den vielen Vulkanen, welche, wie die häufigen Erdbeben, oft furchtbare Verwüstungen angerichtet haben, ist die 1557 m hohe Hekla (s. d.) der bekannteste, der seit 1727 ruhende Öräfajökull (1959 m) aber der höchste. In unmittelbarem Zusammenhange mit den vulkanischen Kräften J.s steht die große Anzahl von lauwarmen Quellen (Laugar, d. i. Bäder), heißen Springquellen (Hverar), unter denen der Geiser (s. d.) die berühmteste, von Schwefelquellen (Namur, eigentlich Minen oder Gruben), Schwefelpfuhlen und Schlammvulkanen. Die Flüsse, gewöhnlich nicht über 150 km lang, haben teils starkes Gefälle mit Kaskaden, teils durchfließen sie in ebenem Terrain festen Weide- und Wiesenboden, teils auch ausgedehnte Sumpfstrecken. Unter den Seen ist außer dem Myvatn mit seinen vulkanischen Umgebungen im Norden noch der Thingvallavatn im Südwesten bemerkenswert.

Das Klima ist unbeständig, feucht und nebelig. Das angetriebene Eis liegt an der Nord- und Ostküste bisweilen bis zum Juni oder Juli, erreicht aber nie die Südwestküste. Orkane sind nicht selten. Zu Reykjavik beträgt die mittlere Temperatur des Jahres + 4,1°, des Winters − 1,5°, des Sommers + 12° C., dagegen zu Akureyri an der Nordküste die des Jahres 0°, des Winters −6,1°, des Sommers + 7,5° C. Getreide kommt nur ausnahmsweise zur Reife, und außer zwei Arten von Zwergbirke, dann einigen Weidenarten und dem Vogelbeerbaume gedeiht kein Baum. Die Heidel- und Erdbeeren reifen erst im August oder September. Brot ist außerhalb der Hafenorte ein Leckerbissen. Strandhafer, Löffelkraut, Engelwurz, Isländisches Moos und gewisse Arten von Tangen werden als Nahrungsmittel gebraucht. Der Anbau von Kartoffeln und Küchengewächsen, insbesondere von Kohl, nimmt von Jahr zu Jahr zu. Den Hauptreichtum des Landes bildet die Viehzucht, durch vorzüglichen Wiesenwachs und ausgedehnte Weiden begünstigt. Obgleich Torf und Braunkohlen (Surturbrand) vorhanden sind, bedient man sich vielfach als Brennmaterial des Treibholzes und der eingeführten Steinkohlen, auch wohl getrockneten Schafmistes. Von nutzbaren Mineralien findet man Sandstein, Zeolith, Kalkspat, Chalcedon, Porzellanerde und in geringem Umfange Schwefel, dessen Ausbeutung (Schwefeldistrikt von Krisuvik) jedoch erst neuerdings wieder durch Engländer begonnen hat, nachdem dieselbe längere Zeit infolge von Erschöpfung der Gruben ins Stocken geraten war. Von Tieren sind der Polarfuchs mit bläulichem Pelz und der Seehund, von Vögeln die Schneehühner, Schwäne und besonders die Eidergänse von Wichtigkeit. Hauptgegenstände des sehr

Digitized by Google

ergiebigen Fischfangs sind der Kabeljau und der Hakall, ein Haifisch mit thranhaltiger Leber. Den wichtigsten Teil der Viehzucht bildet die Zucht der Schafe, die zuweilen vier Hörner haben und treffliches Fleisch sowie gute Wolle liefern. Rindvieh, meist ungehörnt, wird hauptsächlich der Milch wegen gezogen. Bedeutender ist die Zucht von Pferden, die zwar klein, aber flink, ausdauernd und mit magerer Kost zufrieden sind. Die seit 1770 aus Lappland eingeführten Renntiere haben sich in die einsamsten Gegenden zurückgezogen.

Die Zahl der Bewohner, die sich sämtlich zur luth. Kirche bekennen, ist trotz der großen Fruchtbarkeit der Frauen ziemlich stationär geblieben. Sie belief sich zu Anfang des 12. Jahrh. etwas über 50000, 1703 auf 50444, 1801 nur auf 47240, 1855 auf 64603, 1. Okt. 1880 auf 72440. Davon lebten 75 Proz. von der Viehzucht und nahezu 10 Proz. von der Fischerei. Infolge häufiger Epidemien ist die Sterblichkeit sehr groß; von 1000 Lebenden stehen nur 472 im 1. bis 20., 456 im 20. bis 60. und 72 über dem 60. Lebensjahre. Skorbut, Gicht, Leberleiden, Grippe, Maulsperre sind gewöhnliche Krankheiten. Die **Isländer** sind german. Abkunft, ernst und treu, gastfrei und patriotisch, von reinen Sitten und nicht gemeiner Ausbildung, namentlich auch sehr vertraut mit der in den Sagas und Gedichten aufbewahrten ältern Geschichte ihres Vaterlandes. Ihre Sprache ist noch immer die alte norwegische, fast in ursprünglicher Reinheit, und besitzt eine reiche, höchst bedeutende Litteratur. Obgleich die Kinder ihren Unterricht regelmäßig nicht in Schulen, sondern nur von ihren Eltern unter Aufsicht der Geistlichen erhalten, dürfte sich doch kaum ein Isländer finden, der nicht lesen und schreiben könnte. Die Industrie beschränkt sich auf den Hausfleiß, welcher die Wolle (teilweise zu Strümpfen und Handschuhen) verarbeitet. Handwerker gibt es nur wenige auf der Insel. Jeder ist in allen Stücken sein eigener Handwerker. Der Handel war bis 1854 königl. Monopol, ist aber seitdem allen dän. Unterthanen freigegeben, gegen gewisse Abgaben, oder unter Voraussetzung der Reciprozität auch ohne solche, aber auch Fremden gestattet. Letztern sind 6 Häfen geöffnet. Autorisierte Handelsplätze gibt es (1882) 34. Die wichtigsten Gegenstände des Umsatzes sind vor allem die Fischereiprodukte (Stock- und Plattfisch, Thran, Fischeier, Fischleim), Talg und gesalzenes Schaffleisch, Wolle, wollene Strümpfe und Handschuhe, Eiderdunen, Federn, Schaf- und Fuchsfelle, Schwanfedern und Pferde. Der Hauptmarkt für die Produkte des Fischfangs ist Spanien, für Wolle und Pferde England; das übrige geht meist nach Kopenhagen.

I. hat seit 5. Jan. 1874 seine eigene Verfassungsurkunde, die mit 1. Aug. 1874 in Kraft trat und neben einem Gesetze vom 2. Jan. 1871 über die verfassungsmäßige Stellung I.s im Reiche die staatsrechtlichen Verhältnisse der Insel regelt. Die Volksvertretung (Althing) besteht aus 30 vom Volke gewählten und 6 vom König ernannten Mitgliedern und teilt sich in zwei Kammern, in deren oberer die 6 ernannten und 6 gewählte Mitglieder sitzen, während die übrigen 24 gewählten Mitglieder die untere Kammer bilden. Sie hat das Steuerbewilligungsrecht und beschließenden Anteil an der gesetzgebenden Gewalt. In politisch-administrativer Hinsicht hat die Insel einen Landeshauptmann über sich; sie zerfällt in zwei Ämter, das Süd- und Westamt und das Nord- und Ostamt. An der Spitze der Ämter stehen zwei Amtmänner in Reykjavik für das Süd- und Westamt und in Mödruvellir bei Akureyri für das Nord- und Ostamt. Das erstere zerfällt in 14 Sysler, von denen indessen mehrere in einer Hand vereinigt sind, das letztere in 6 Sysler; die Sysselmänner, welche diesen Bezirken vorstehen, sind zugleich Richter erster Instanz, Verwaltungsbeamte, Kasseneinnehmer u. s. w. Als zweite Instanz besteht in Reykjavik unter dem Vorsitz des Landeshauptmanns ein Landesobergericht, von dem an das Höchste Gericht in Kopenhagen appelliert wird. In kirchlicher Hinsicht bildet die ganze Insel ein Bistum (früher zwei) mit einem eigenen Bischof, unter welchem (1870) 20 Propsteien, 141 Pfarreien und 299 Kirchen stehen. Militär und befestigte Punkte gibt es auf I. nicht. Hauptort der Insel ist **Reykjavik** (s. d.). Außerdem sind bemerkenswert: **Akureyri** (s. d.) und **Isafjord**, nächst Reykjavik die wichtigsten Handelsplätze; **Bessastadir**, früher Sitz der Gelehrtenschule, jetzt ein großer Hof mit Kirche und Observatorium; **Hafnarfjord**, mit einem der besten Häfen der Insel; **Skalholt**, mit einer schönen Kirche, früher Bischofssitz, wie auch **Holar** (im Westen von Akureyri), mit massiver Domkirche.

Geschichtliches. Die Insel I., früher irrtümlich für das alte Thule (s. d.) gehalten, seit 795 von irischen Mönchen an einzelnen Stellen der Süd- und Ostküste bewohnt, erhielt den größten Teil seiner Bevölkerung von Norwegen, wo es zuerst durch die zwischen 860—870 aufeinander folgenden Reisen des Nadd-Odd, des Gardar, des Flole bekannt wurde. Von letzterm erhielt es wegen des vielen Treibeises, das er in den Buchten aufgehäuft fand, den Namen Island, d. h. Eisland. Der erste, welcher sich zunächst (870) an der Südküste, bleibend (seit 874) in dem spätern Reykjavik einen festen Wohnsitz gründete, war der Norweger Ingolf mit seinen Angehörigen und Verwandten. Bald folgten demselben andere aus der Heimat nach. Da nämlich gleichzeitig der König Harald Haarfager durch Besiegung der übrigen Könige Norwegens sich zu dessen Alleinherrscher, durch Besteuerung der Odalsgüter die freien Grundbesitzer zu seinen Pächtern gemacht, zogen alle, die den neuen Verhältnissen sich nicht fügen mochten, außer Landes und meist nach I. Während die Verfassung der einzelnen Niederlassungen auf der Insel anfangs auf der priesterlichen und zugleich richterlichen Gewalt der Tempelvorsteher (Goden) beruhte und eine monarchisch-aristokratische war, bildete sich seit der Vereinigung der Einzelherrschaften für das Land eine aristokratisch-republikanische Gesamtverfassung aus. Den Grund dazu legte (930) Ulfljot's für die ganze Insel gültige Gesetzgebung und seine Errichtung des Althing, einer aus den kundigsten Männern aller Bezirke zusammengesetzten Versammlung, die unter dem Vorsitze des »Gesetzsprechers« jeden Sommer 14 Tage lang auf der großen Thingvallaebene die oberste Gerichtsbarkeit übte und über die Angelegenheiten des Landes berief. Neben dieser Versammlung wurden seit 965 eine Anzahl ähnlicher Things für die einzelnen Bezirke der Insel eingerichtet, diesen endlich auch 1004 durch Njal ein besonderes höchstes Gericht (das Fünftegericht) beigefügt. Das Christentum wurde 1000 angenommen und wenig später (1080—1105) zwei

Digitized by Google

Bischofssitze in Holar und Skalholt errichtet. Die hiermit eingeführte Kenntnis lat. Schrift und Sprache, abendländ. Litteratur und Gelehrsamkeit fand auf J. einen um so empfänglichern Boden, als Dichtkunst und geschichtliche Erzählung bereits mehr denn anderwärts im german. Norden gepflegt wurden. Häufig unternahmen auch die Isländer in früherer Zeit Reisen vorzugsweise nach dem Norden, und dies führte (983) zur Entdeckung Grönlands und (um 1000) eines Teils von Amerika, den man Helluland, Markland und Vinland nannte. Später fühlte man sich nach dem Orient und nach Europa zur Befriedigung der religiösen und wissenschaftlichen Bedürfnisse gezogen. Die staatlichen Verhältnisse wie die Blüte des geistigen Lebens und reger Verkehr nach außen hatten um den Anfang des 13. Jahrh. ihren Höhepunkt erreicht (s. Snorri Sturluson), als infolge zunehmender Macht und gegenseitiger Eifersucht einzelner Großen es dem König Hakon V. von Norwegen 1262 gelang, die Vereinigung der Insel mit Norwegen einzuleiten, welche sein Nachfolger Magnus VI. 1264 vollendete. Mit Norwegen gelangte J. 1380 an Dänemark, bei dem es auch verblieb, als Norwegen 1814 mit Schweden vereinigt wurde.

Gegen Ende des 14. Jahrh. gerieten Wissenschaften und Künste, welche seit der Einführung der norweg. Herrschaft zu sinken begannen, in gänzlichen Verfall; doch hoben sie sich allmählich wieder, seitdem König Christian III. von Dänemark die Reformation 1540 einzuführen begann, die aber erst 1551 völlig durchgeführt wurde. Im 17. Jahrh. wurde die Insel von algier. Seeräubern heimgesucht, welche 1627 eine Masse Menschen mordeten und raubten. Im 18. Jahrh. hatte sie 43 Jahre Mißwachs und 18 mal Hungersnot zu ertragen. Dennoch bildeten sich seit der Mitte des 18. Jahrh. auf J. mehrere Gesellschaften, die wesentlich zur Verbreitung der Aufklärung und Bildung des Volks beitrugen. Während des Kriegs zwischen England und Dänemark 1809 bemächtigte sich ein zu den Engländern übergelaufener dän. Matrose, Jörgen Jörgensen, der mit einem armierten engl. Handelsschiffe nach Reykjavik gekommen war, der unbewaffneten Stadt und der höchsten Gewalt, wurde aber nach anderthalb Monaten (Aug. 1809) von den Engländern selbst wieder verjagt, gerade als eine gegen ihn gerichtete Verschwörung im Ausbruche begriffen war. Auf J. herrschte 1824 und 1825 abermals große Hungersnot, namentlich infolge heftiger vulkanischer Ausbrüche in den vorhergehenden Jahren, und 1827 eine heftige Epidemie, die nicht minder zahlreiche Opfer forderte. Nachdem das Althing volle neun Jahrhunderte bestanden, wurde es im Anfang des 19. aufgelöst und erst zufolge der königl. dän. Verordnung vom 8. März 1843 reorganisiert; heftige Verfassungskonflikte, welche mit Dänemark seit 1848 sich ergaben, fanden in dem Verfassungsgesetz vom 5. Jan. 1874 ihren Abschluß.

Vgl. Thienemann und Günther, «Reise im Norden Europas, vorzüglich in J. in den J. 1820 und 1821» (Lpz. 1827); Ebel, «Geogr. Naturkunde von J.» (Königsb. 1850); Sartorius von Waltershausen, «Physik.-geogr. Skize von J.» (Gött. 1847), und dessen «Geolog. Atlas von J.» (Gött. 1853); Schleißner, «J., undersögt fra et lägevidenskabligt Synspunkt» (Kopenh. 1849); Winkler, «J., seine Bewohner, Landesbildung und vulkanische Natur» (Braunschw. 1861); Preyer und Zirkel, «Reise nach J. im Sommer 1860» (Lpz. 1862); K. Maurer, «J. von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaats» (Münch. 1874); Coles, «Summer travelling in Iceland» (Lond. 1882); Kalund, «Bidrag til en historisk-topografisk Beskrivelse af Island» (2 Bde., Kopenh. 1877—82); Lok, «Guide to Iceland» (Charlton 1882); Thoroddsen, «Islands beskrivelse» (Kristiania 1883).

Isländisches Moos oder Lungenmoos nennt man eine Pflanze aus der Klasse der Flechten, nämlich die isländische Tartschenflechte (Cetraria Islandica), welche im Norden Europas, in Island, Norwegen und Schweden im Flachlande häufig wächst, in Deutschland aber mehr auf Bergen gefunden wird, übrigens durch fast ganz Europa verbreitet ist. Sie bildet 4—10 cm hohe dichte Rasen, welche aus einem meist aufrechten, unregelmäßig geschlitzten und gelappten, oben grau grünen oder bräunlichen, unterseits weißlichen Laube von lederartiger, etwas knorpeliger Substanz besteht, mit linealischen, rinnigen, durch kurze Borstchen gewimperten Lappen. Die bei uns sich ziemlich selten entwickelnden Früchte bilden schüsselförmige, glänzend braune Organe, welche an den Rändern breiter Abschnitte des Laubes stehen. In Nordamerika dient das Isländische Moos als Nahrungsmittel, indem man ihm einen Teil seiner Bitterkeit mittels Einweichen in Wasser entzogen hat. Außer seinem magen- und nervenstärkenden Bitterstoff (Cetrarin) enthält es viel Stärkemehl (Flechtenstärke, Lichenin) in seinen Zellen; in der Arzneikunde wird es bei verschiedenen Brustleiden, langwierigen Katarrhen, Blutspucken und Auszehrung angewendet und als Thee, als Gallerte oder auch mit Chokolade verbunden, welche man dann Moosschokolade nennt, gegeben. Namentlich erweist es sich in Verbindung mit Carragheenmoos (s. d.) und dem Wurzelstock des Engelsüßfarn (Polypodium) als Thee gegeben als ein sehr wirksames Mittel gegen Heiserkeit und Husten. (Vgl. Tafel: Flechten, Fig. 7.)

Isländische Sprache und Litteratur, s. u. Nordische Sprachen und Litteraturen.

Islas-Chafarinas, s. unter Presidios.

Islay, eine der innern Hebriden (s. d.).

Isle, alte Form des franz. Ile (Insel).

Isle, Fluß im mittlern Frankreich, kommt aus dem westl. Teile der Berge von Limousin und fließt durch die Depart. Obere Vienne, Dordogne und Gironde, nimmt links die Obere Vézère und rechts die Dronne auf und mündet bei Libourne rechts in die Dordogne nach einem Lauf von 235 km, von denen 143 schiffbar sind.

Isle (sur les Sorgues), Stadt im franz. Depart. Vaucluse, 22 km östlich von Avignon, reizend an der zum Rhône gelegenen Sorgue gelegen, Station der Linie Avignon-Pertuis der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1876) 5736, als Gemeinde 6508 E., hat Seidenhaspeleien und -Spinnereien, Wollspinnereien, Fabrikation von Wolldecken, Alpentuch, Hüten, Lederriemen, Konserven und handelt mit Trüffeln und eingemachten Früchten.

Isle dius magister, s. Agricola (Joh.).

Isle Bonaparte, 1809—14 Name der Insel Réunion (s. d.).

Isle Bourbon, vor der Französischen Revolution und 1814—48 Name der Insel Réunion (s. d.).

Digitized by Google

bien, darauf die Hauptstadt des von Rußland abgetretenen bessarab. Grenzgebietes von Rumänien, und seit dem Frieden von San-Stefano am 3. März 1878 wieder im Besitze Rußlands, am linken Ufer des Kilia- oder nördl. Donaumündungsarmes, zwischen Reni und Kilia, 60 km im Osten von Galacz gelegen, war vor 1790, wo Suworow 22. Dez. die früher starke Festung erstürmte, noch ungleich wichtiger und zählte damals 30000 E. Schon früher, 6. Aug. 1770, hatten es die Russen genommen, und 26. Sept. 1809 geschah dies zum dritten mal. Nachdem der Ort durch den Bukarester Frieden von 1812 an Rußland gekommen, hob er sich wieder, indem er zugleich Hauptstation der russ. Donauflotte wurde. Mit der 1810 von Moldauern, Armeniern, Griechen u. s. w., welche das türk. Gebiet verlassen hatten, nahe unterhalb der Festung neugegründeten und bloß dem Handel und dem Gewerbe gewidmeten Stadt Tutschkow erhielt J. 1830 eine ganz abgesonderte Verwaltung. Die Doppelstadt zählte 1835 erst 16000, 1856 schon 31779 E. und nahm lebhaften Anteil an der Ausfuhr des Produktenreichtums von Südrußland. Zufolge des Pariser Friedens von 1856 wurden die Festungswerke geschleift, und J.-Tutschkow ist seitdem nur noch Handelsplatz mit (1882) 16329 E., lebhafter Schiffahrt und ansehnlicher Ausfuhr von Getreide, Wolle, Talg und Fellen.

Ismail Pascha, Vizekönig (Chedive) von Ägypten, der Sohn Ibrahim Paschas, geb. zu Kairo 31. Dez. 1830, erhielt zu Paris eine europ. Erziehung, wurde nach seiner Rückkehr zu verschiedenen diplomatischen Missionen nach Konstantinopel, Rom und Paris verwandt und hierauf von Said Pascha in den ägypt. Staatsrat berufen. Im J. 1861 führte er bei längerer Abwesenheit Said Paschas stellvertretungsweise die Regierung und wurde dann nach dem Sudan zur Unterdrückung eines Aufstandes geschickt, welche Aufgabe er schnell und energisch erledigte. Nach dem am 18. Jan. 1863 erfolgten Tode Saids trat J. die Regierung an und bekannte sich sofort zu den liberalen und reformatorischen Grundsätzen seines Vorgängers. Er hat sich große Verdienste um Ägypten erworben durch Erweiterung des Kanalsystems, durch Förderung des Baues des Suezkanals, durch Anlegung eines trefflichen Eisenbahnnetzes im Delta, durch großartige Hafenbauten in Alexandria, durch Errichtung von Schulen. Aber seine maßlose Verschwendungssucht brachte ihn und das Land um alle Vorteile seiner wirtschaftlichen Reformen. Obgleich er der Besitzer und Bewirtschafter des größten Teils des nutzbaren Bodens war, wodurch große Summen in seine Kasse flossen, griff er doch, um seine Einkünfte zu erhöhen, zu den schlimmsten Mitteln: im Lande wurden Zwangsanleihen gemacht, manche Jahressteuer zweimal erhoben, den Beamten kein Gehalt, den Lieferanten der Betrag ihrer Rechnungen nicht ausbezahlt. Da er durch Aufstellung eines ansehnlichen Heeres und einer Flotte das Mißtrauen der Pforte erregte, so kam es zu einem Konflikt, in welchem letztere, von den meisten europ. Großmächten unterstützt, den Chedive zur Auslieferung seiner Panzerschiffe nötigte (1870). Aber die reichen Geschenke, welche er bei einem Besuche in Konstantinopel darbrachte, verschafften ihm den Erlaß des Fermans vom 8. Juni 1873. Durch denselben wurde das bisherige Erbfolgerecht, wonach dem jeweiligen Chedive sein

Digitized by Google

ältester Bruder folgte, dahin abgeändert, daß zunächst der älteste Sohn des Chedive nachfolgen sollte, und solche Zugeständnisse gemacht, durch welche die Regierung des Chedive beinahe völlig unabhängig wurde.

Als Zeichen der Anerkennung der Oberhoheit des Sultans hatte der Chedive jährlich einen Tribut von etwa 9 Mill. Mark zu bezahlen, und im Russisch-Türkischen Kriege von 1877 mußte er der Pforte auf seine Kosten 6000 Mann zur Verfügung stellen. Seine Versuche, in der Richtung nach Süden seine Macht auszudehnen, hatten nicht alle einen guten Erfolg. Er eroberte zwar 1874 im Sudan die Provinz Darfor und verleibte sie Ägypten ein; aber sein Angriff auf Abessinien mißlang, er wurde mehrmals geschlagen und konnte kaum den Hafenplatz Massaua retten. Im J. 1875 mußte J., um den dringendsten Geldverlegenheiten zu entgehen, die noch in seinen Händen befindlichen 177000 Stück Suezkanal-Aktien um 4 Mill. Pfd. St. an die engl. Regierung verkaufen. Und doch mußte 1876 die Ausbezahlung der Coupons der Schulden der Daira, d. h. des Privatbesitzes des Chedive, auf ein Vierteljahr suspendiert werden. Zuletzt kam es so weit, daß er durch engl. Beamte sein Finanzwesen untersuchen ließ; daß, auf den Ausspruch der engl.-franz. Kommission, der Chedive seinen gesamten Grundbesitz an den Staat abtrat; daß in das neue Kabinett von 1878 der Engländer Wilson als Finanzminister, der Franzose de Blignières als Minister für öffentliche Arbeiten aufgenommen wurde und der Chedive selbst nur der Vollstrecker der Beschlüsse des Ministerrats sein sollte.

Diese Abhängigkeit vom Ministerrat ertrug er nicht lange. Zuerst wollte er durch eine Soldatenemeute in Kairo das Ministerium zum Rücktritt bringen; aber dieser am 18. Febr. 1879 ausgeführte Plan mißlang. Dann machte er seinen Staatsstreich vom 7. April: er legte den Konsuln der fremden Mächte den Entwurf einer finanziellen Reform vor, wollte den europ. Mächten immerhin ein Aufsichtsrecht in Finanzsachen zugestehen, beharrte aber auf der Entfernung der fremden Minister und berief ein aus lauter Eingeborenen bestehendes Ministerium. Aber Wilson und Blignières, welchen der Chedive ihre Entlassung zugeschickt hatte, weigerten sich, ohne ausdrückliche Ermächtigung ihrer Regierungen von ihrem Ministerposten zurückzutreten. In diesem Konflikt brachte eine Note der deutschen Reichsregierung die Entscheidung. Sie protestierte gegen das vom Chedive 22. April erlassene Dekret, wodurch die internationale Finanzkontrolle beseitigt werden sollte, und sprach jenem Dekret jede rechtsverbindliche Kraft ab. Sämtliche Großmächte schlossen sich diesem Protest an. Da J. dem Rate der Großmächte, freiwillig abzudanken, nicht folgte, so erhielt er 26. Juni vom Sultan den Befehl, sein Amt niederzulegen, und sein Sohn Tewfik Pascha wurde zum Chedive ernannt. J., welcher eine Civilliste von 50000 Pfd. St. erhielt, verließ Ägypten und begab sich mit seinen zwei jüngern Söhnen, Hussein Kamil Pascha und Hassan Pascha und mit seinem Harem nach Neapel und von dort, da sein Harem zu einer Interpellation in der ital. Kammer führte, 1881 nach Rom, nachdem er seinen Harem fortgeschickt hatte. (S. Ägypten.)

Ismailia, ägypt. Stadt auf dem Isthmus von Suez, am Suezkanal, an der Eisenbahn von Sagasig nach Suez und am Timsahsee 1863 regelmäßig angelegt. Hier ist der von Kairo aus durch das Wadi Tumilath gegrabene Süßwasserkanal durch die Schleuse von Nefisch mit dem maritimen Kanal verbunden und wendet sich dann in südl. Richtung dem Binnenhafen von Suez zu. Die Stadt ist eine besondere Mohafza oder Gouverneurschaft, Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, hat ein vizekönigl. Schloß, breite Straßen und mit Bäumen besetzte regelmäßige Plätze, zählt aber 1877 nur noch 1897 E. — J. ist auch der jetzige Name von Gondoloro (s. d.).

Ismailier, mohammed. Sekte, s. unter Assassinen.

Ismene, Tochter des Ödipus (s. d.), nach der ältern Dichtung von einer zweiten Frau, nach den Tragikern von Jokaste (s. d.). Bei Sophokles erscheint sie im «Ödipus auf Kolonos» und in der «Antigone» als die mildere, aber weniger entschlossene und opferbereite Schwester der Antigone.

Ismene, der Name des 190. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Ismid oder **Iskimid**, das alte Nikomedia (s. d.) in Bithynien, Hafenstadt im nordwestl. Kleinasien, zum Vilajet Konstantinopel gehörig, 50 km im Ostnordosten von Isnik (dem alten Nicäa), an der Karawanenstraße und im Hintergrunde des Golfs von J. (Sinus Astacenus) des Marmarameers, auf hohen Hügeln gelegen, durch Eisenbahn mit Haidar Pascha bei Skutari, gegenüber von Konstantinopel, verbunden, mit etwa 3000 Häusern, ist der Sitz eines Paschas, eines griech. Metropoliten und eines armen. Erzbischofs, hat einen großen Hafen und zählt 15000 E. Hauptsächlich kommen Salz und das in den nahen Wäldern geschlagene Holz für die türk. Regierung zur Ausfuhr. Den freundlichen Außern der Stadt entspricht durchaus nicht das Innere mit seinen verfallenen Häusern, schmuzigen Gassen und armseligen Bazars. Von der alten Prachtstadt Nikomedia sind nur noch Mauern der Akropole, beim Arsenal ein schönes röm. Mauerwerk und eine große Cisterne vorhanden. Die Hauptzweige des Erwerbs sind Seidenweberei, Töpferei und Küstenschiffahrt.

Ismir, der türk. Name von Smyrna (s. d.).

Isnik (Iznikmid), Stadt im türk.-asiat. Vilajet Chodawendikjar, Sandschak Brussa, am östl. Ufer des Sees Isnik-Göll mit 500 E., ist das alte Nicäa (s. d.).

Isny, Stadt in Württemberg, Donaukreis, 15 km östlich von Wangen, an der bayr. Grenze und an der Linie Pfullendorf-J. der Württembergischen Staatsbahn, zählt (1880) 2601 E. und hat ein reiches Spital, eine Maschinenwerkstätte, einen Stahlhammer, Fabrikation von Zwirn, Seide, Peitschen u. s. w. Die frühere Benediktinerabtei, 1090 gegründet, ist jetzt Residenz der Grafen von Quadt-J. Von 1365 bis 1803 war J. Freie Reichsstadt.

Iso ..., griech. Vorsilbe, dem deutschen Gleich... entsprechend, bezeichnet, im Gegensatz zu Hetero..., das Gleiche (sowohl an Zahl, wie an Wert), Gleichartige, Gleichgestaltete.

Isobaren oder **Isobarometrische Linien**, s. unter Isolinische Linien.

Isobuttersäure, s. unter Buttersäure.

Isochimenen (von ἴσος, gleich, und χειμών, der Winter) sind Linien, welche auf einer Landkarte alle Orte, welche dieselbe mittlere Wintertemperatur besitzen, verbinden.

Isochromatisch (grch.), gleichfarbig.

Digitized by Google

Isochromfirnis ist ein Firnis, welcher vorzugsweise zum Überziehen von Ölbildern dient; derselbe wird hergestellt, indem man 1 Teil Mastix in 3 Teilen Terpentinöl löst und 2 Teile venet. Terpentin zufügt.

Isochronisch (grch.), gleichzeitig, in gleicher Zeit erfolgend, gleiche Zeit hindurch.

Isocyansäure, s. u. Cyan(-Verbindungen 2).

Isodynamische Linien, s. Isoklinische Linien.

Isoëteen (Isoëteae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der heterosporen Lycopodiaceen. Sie umfaßt nur die Gattung Isoëtes (s. d.).

Isoëtes *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Isoëteen. Man kennt gegen 10 Arten, die meist in Europa und in den Mittelmeerländern vorkommen. In Deutschland finden sich zwei Arten, welche beide unter Wasser auf dem Grunde von Seen leben, die bekannteste davon ist I. lacustris, sie hat einen knolligen Stamm und pfriemenförmige, stielrunde, oft ziemlich lange Blätter; die Makro- und Mikrosporangien sitzen in den Achseln derselben, die Makrosporen haben eine höckerig verdickte Oberfläche.

Isogamä, s. unter Algen.

Isogeothermen (grch.), auf Erdkarten gezogene Linien, welche die Orte mit gleicher Bodenwärme verbindet.

Isogönische Linien, s. unter Isoklinische Linien.

Isohypsen, Linien, die auf Karten alle Punkte von gleicher Meereshöhe miteinander verbinden.

Isoklinische Linien verbinden auf der Landkarte alle diejenigen Orte, wo die Neigung oder Inklination einer in ihrem Schwerpunkt aufgehangenen Magnetnadel, isodynamische Linien, wo die Intensität des Erdmagnetismus, isogonische Linien, wo die Abweichung der Magnetnadel von dem geogr. Meridian, isobarometrische Linien oder Isobaren endlich, wo die mittlern auf die Meeresfläche reduzierten monatlichen Barometerstände gleichgroß sind. Fig. 3 der Tafel: Isothermen zeigt die Isobaren über 760 mm Barometerstand in roten, unter 760 mm in blauen Linien. Die von den Isobaren abhängige Richtung der vorherrschenden Winde ist durch Pfeile ausgedrückt. Alle diese Linien haben einen unregelmäßigen, von der Konfiguration und Natur der Kontinente, der Meeresströmungen u. s. w. abhängigen Gang.

Isokrätes, einer der berühmtesten griech. Redner und Lehrer der Beredsamkeit, geb. zu Athen 436 v. Chr., bildete sich durch das Hören der Vorträge der Sophisten Prodikos, Tisias und Gorgias und des Staatsmanns und Redners Theramenes, sowie durch den Umgang mit Sokrates. Am öffentlichen Auftreten als Redner vor Gericht und in der Volksversammlung hinderte ihn eine schwache Stimme und eine gewisse Schüchternheit. I. wandte sich, nachdem er eine Zeit lang für andere Gerichtsreden verfaßt, einerseits dem Unterricht in der Beredsamkeit in einem ernstern Sinne zu, als die Sophisten ihn erteilten, andererseits einer litterarischen Thätigkeit, indem er Reden verfaßte, in welchen er Fragen des allgemeinen Wohls behandelte. So tief und weitgreifend sein Einfluß als Lehrer der Beredsamkeit, einer vollendeten Darstellung und eines feinen abgerundeten Stils ist, so kurzsichtig und unpraktisch zeigt er sich als Politiker. Freilich ermüden seine Reden, deren höchster Wert in der kunstvollen Form besteht, durch Weitschweifigkeit und Überladenheit. Doch genoß er großen Ruhm in ganz Hellas, bis er sich im 98. Jahre nach der Schlacht von Chäronea 338 v. Chr. selbst den Tod gab, wie es heißt, aus Schmerz über den Verlust der Freiheit seines Vaterlandes durch Philipp. Doch stimmt diese Aussage schlecht mit der polit. Auffassungsweise des I., der sich wiederholt für die Einigung der Hellenen unter Philipp gegen die Perser ausgesprochen hat.

Von 60 Reden, die man noch zu Plutarchs Zeiten unter seinem Namen kannte, von denen aber nicht die Hälfte für echt gehalten wurde, sind noch 21 übrig, unter denen der «Areopagitikos», worin er den Athenern rät, zur Verfassung des Solon und Kleisthenes zurückzukehren, und in gewissem Sinne auch der «Panegyrikos», in welchem die Griechen zur Eintracht gegen die Perser ermuntert werden, und der «Panathenaikos», eine Lobrede auf Athen, die erste Stelle einnehmen. Die Echtheit der Rede «An Demonikos» wird bestritten. I.' sämtliche Reden sind in die Sammlungen der «Oratores Attici» aufgenommen. Neuere Ausgaben veranstalteten Bremi (Gotha u. Erfurt 1831), Baiter (Par. 1846), Benseler (2. Aufl. von Blaß, Lpz. 1878—79), Schulausgaben ausgewählter Reden Schneider (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1859—60; 2. Aufl. 1874—75) und Rauchenstein (5. Aufl., Berl. 1882). Deutsche Übertragungen sämtlicher Reden lieferten Benseler (4 Bde., Prenzl. 1829—31; mit griech. Text nur Tl. 1 u. 2, Lpz. 1854) und Christian (8 Bde., Stuttg. 1833—46; 3. Aufl. 1869); der «Panathenaikos» und «Panegyrikos» wurden mehrfach besonders (z. B. von Flathe, ersterer Stuttg. 1858, letzterer Lpz. 1862) übertragen. Vgl. Blaß, «Die attische Beredsamkeit» (2. Abteil., «I. und Isäos», Lpz. 1874); Girardo, «Cenno storico-critico della vita ed opere d'Isocrate» (Neap. 1875).

Isola (ital.), Insel.

Isola, Flecken bei Pirano (s. d.) in Istrien.

Isola-Bella und **Isola-Madre**, Inseln im Lago-Maggiore. (S. Borromeische Inseln.)

Isola della Scala, Flecken in der ital. Provinz Verona, 18 km südlich von Verona, zwischen dem Tartaro und dessen Nebenflusse Piganzo, Station der Linie Verona-Legnago-Adria der Oberitalienischen Bahnen, hat ein Theater, treibt Seilerei und zählt (1881) als Gemeinde 6005 E.

Isola grossa oder Isola lunga, Insel im Adriatischen Meere, an der Küste von Dalmatien, zur Bezirkshauptmannschaft Zara gehörig, 91 qkm groß, im Velastraza, 10 km südöstlich von Birbini, 347 m hoch. Quellen fehlen dem Kalkfels, aus welchem die ganze Insel besteht; dennoch gewinnt man reichlich Wein, Feigen und Oliven. Auch Salz wird an den Küsten gewonnen.

Isolani (Joh. Ludw. Hektor, Graf von), kaiserl. Reitergeneral im Dreißigjährigen Kriege, geb. zu Görz 1580, stammte aus cyprischem Adelsgeschlecht und trat, wie sein Vater, in kaiserl. Kriegsdienste, in denen er 1599 bis 1603 gegen die Türken kämpfte. Im J. 1602 wurde er gefangen, entkam aber und erhielt bald darauf das Kommando eines Kroatenregiments. In den ersten Jahren des Dreißigjährigen Kriegs focht er gegen den Grafen Peter Ernst von Mansfeld, dann unter Savelli in Pommern. Später zum General ernannt, wurde er 1631 bei Sibilbach und 1632 bei Lützen, wo er 28 Schwadronen des linken Flügels führte, geschlagen; 1633

Digitized by Google

siegte er bei Eger über Taupadel. Als Feldzeugmeister erhielt er 1634 das Generalat über alle Kroaten und von den Wallensteinschen Gütern die Herrschaften Aicha und Friedenstein. Auch wurde ihm im folgenden Jahre zum Lohn für seinen Abfall von Wallenstein der Grafentitel verliehen. Später focht er bei Nördlingen, mit Piccolomini in den Niederlanden, mit Gallas in der Picardie und in Burgund, 1637 unter Werth in Hessen, 1638 in Pommern, 1639 am Oberrhein gegen Herzog Bernhard von Weimar und Guébriant und starb im März 1640 zu Wien. J. war einer der verwegensten Reiterführer des kaiserl. Heeres und wegen seiner verheerenden Züge ungemein gefürchtet.

Isolatoren, im allgemeinen alle die Elektricität nichtleitenden Stoffe, speziell auch die aus Glas- oder Porzellan (in neuerer Zeit auch aus Hartgummi) hergestellten, auf einem eisernen Winkel befestigten Glocken, welche zum Tragen von den elektrischen Strom leitenden Drähten dienen und die Ableitung des Stroms in die Erde verhindern. (S. unter Telegraphie.)

Isolda, der Name des 211. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Isolde, die Geliebte Tristans (s. d.).

Isolepis *R. Br.*, Zartried, zur Familie der Cyperngräser gehörige, außerordentlich zahlreiche Gattung mit meist vielblütigen Ähren und dachziegeligen, gleichartigen Schuppen, dreispaltigem, abfallendem Griffel und meist dreiedigen Samen (Nüßchen). Wegen ihres eleganten Wuchses werden vorzugsweise zwei Arten geschätzt und in Gewächshäusern und Stuben kultiviert: I. gracilis *Nees* aus Ostindien, mit fadenförmigen, dreikantig zusammengedrückten Halmen und gehäuften einfachen oder mehrfach zusammengesetzten Ährchen, und I. pygmaea *Kunth.*, in Südeuropa, Chile, Peru u. s. w. einheimisch, mit vasenbildenden, fadenförmigen Halmen und einzelnen, elliptischen, stumpfen Ährchen. Beide Riedgräser sind als Einfassung von Blumentischen und sonstigen Gruppierungen mit Vorteil zu benutzen. Sie wachsen in jedem nahrhaften Boden, verlangen aber viel Wasser und werden deshalb besser durch stets mit Wasser gefüllte Untersetzer getränkt. Man kann sie jederzeit durch Teilung der Stöcke vermehren.

Isolieren (frz.; vom ital. isola, Insel), absondern, trennen, heißt in der Lehre von der Elektricität einen Körper durch schlechte Leiter oder sog. Nichtleiter der Elektricität von der Verbindung mit dem Erdboden und andern Leitern absondern und somit verhindern, daß die Elektricität, die man ihm mitteilt, sich von ihm auf diese verbreitet. (S. Elektricität.)

Isolierende Sprachen, s. unter Sprachwissenschaft.

Isolierhaft, s. Einzelhaft.

Isoliermasse heißt in der Maschinentechnik die zur Umhüllung von Dampfröhren ꝛc. dienenden, die Wärme schlecht leitenden Materialien. (S. unter Dampfleitung, Bd. IV, S. 815[b].)

Isolierschemel (frz. tabouret électrique, isolatoir; engl. isolating-stool), ein bei Versuchen mit der Elektrisiermaschine dienender Schemel, auf welchen die zu elektrisierende Person tritt und der durch Glas- oder Porzellanfüße (welche die Elektricität nicht leiten) von der Erde isoliert ist.

Isolierschichten sind Trennungsschichten zwischen einzelnen Mauerteilen oder zwischen Mauer und Erdreich, welche das Aufsteigen der vom Boden oder von dem umgebenden Erdreich eindringenden Feuchtigkeit in den Fugen des Mauerwerks verhindern sollen und daher aus einem für Wasser undurchlässigen Material, z. B. Asphaltguß, Asphaltplatten, Dachpappe, Glas-, Zink- oder Bleiplatten, auch Cementschicht oder Schichten von Klinkern, in Cement gemauert, bestehen. — Einen ähnlichen Zweck erfüllen die Isolierungsmauern, d. h. parallel zu andern aufgeführte schwächere Mauern, die durch einen Luftraum, möglichst mit Ventilation, von erstern getrennt und nur bisweilen durch einzelne Binder mit jenen verbunden sind. Sie dienen zur Abhaltung von Feuchtigkeit, Wärme, Kälte oder Schall, und kommen bei Kellerwohnungen, Eiskellern, Treibhäusern, an Abtrittgruben liegenden Kellern u. s. w. vor.

Isomer (vom grch. ἰσομερής, von gleichen Teilen) nennt man in der Chemie Verbindungen, welche gleiche prozentische Zusammensetzung, aber verschiedene Eigenschaften haben. Diese Verschiedenheit kann äußerlich sein, krystallinische oder amorphe Gestalt, verschiedene Krystallform, verschiedener Schmelz- und Siedepunkt, verschiedene Farbe. Körper, welche diese Eigentümlichkeiten besitzen, bezeichnet man auch als physikalisch isomere, oder als verschiedene Modifikationen derselben Substanz. Das Quecksilberjodid z. B. in einer gelben und scharlachroten Modifikation bekannt, das schwefelsaure Chromoxydkali kommt als grüne zerfließliche Masse und als in schönen violetten Oktaedern krystallisierender Chromalaun vor, das Chinin als amorphe und wohl krystallisierte Substanz, von der Weinsäure kennt man zwei verschiedene Krystallformen u. s. w. Bei andern Körpern äußert sich die Verschiedenheit in verschiedenem chem. Verhalten. Derartige Fälle von Isomerie kommen namentlich bei organischen Verbindungen vor und bei diesen unterscheidet man wieder zwischen eigentlich isomeren, die gleiche prozentische Zusammensetzung und eine gleiche Zahl von Atomen im Molekül haben, und polymeren, die bei gleicher prozentischer Zusammensetzung sich durch verschiedene Zahlen der gleichen Atome im Molekül unterscheiden. Als Beispiele von eigentlich isomeren oder auch metameren Körpern mögen folgende dienen. Ein Körper, aus dessen prozentischer Zusammensetzung sich die empirische Formel $C_2H_4O_2$ ableiten läßt, kann entweder Essigsäure CH_3COOH oder Ameisensäure-Methyläther $HCO.O.CH_3$ sein; ein Körper, dessen empirische Formel $C_4H_{10}O$ ist, kann entweder Äthyläther $C_2H_5.O.C_2H_5$, oder Methylpropyläther $CH_3.O.C_3H_7$, oder Butylalkohol C_4H_9OH sein, und von letzterm sind allein acht isomere möglich, von denen bereits sechs bekannt sind. Als einfachste Beispiele von polymeren Körpern dienen die Kohlenwasserstoffe von der allgemeinen Formel C_nH_{2n}, die alle gleiche Zusammensetzung, aber die verschiedensten Eigenschaften haben; der erste dieser Kohlenwasserstoffe, das Äthylen C_2H_4, ist ein Gas, das Butylen C_4H_8 (von dem drei isomere existieren) ist ebenfalls noch gasförmig, das Amylen C_5H_{10} ist eine bei 35° siedende Flüssigkeit; die noch mehr kondensierten, hierher gehörenden Körper sind teils Flüssigkeiten von immer mehr steigendem Siedepunkt, teils starre krystallisierende Substanzen. Die Ursachen der phys. Isomerie beruhen in einigen Fällen auf Dimorphismus, in andern Fällen sind sie aber nicht zu erklären. Die eigentliche Isomerie und die Polymerie ist immer auf das

Digitized by Google

Vorhandensein verschiedener Radikale zurückzuführen. So haben wir in der Essigsäure das Radikal Methyl CH_3 mit Carboxyl COOH vereint, in dem ihr isomeren Ameisensäure-Methyläther ist der Wasserstoff der Carboxylgruppe der Ameisensäure HCOOH durch Methyl CH_3 ersetzt. Auf ganz gleiche Weise erklären sich alle andern isomeren und polymeren Körper, deren Studium zu den wichtigsten Aufgaben der Chemie gehört. (S. auch Allotropie.)

trisch, gleich an Maß.

Isometrie (grch.), Maßgleichheit; isometrisch, gleich an Maß.

Isometrische Projektion ist eine Art des geometr. Zeichnens und speziell der orthographischen Projektion, bei welcher man sich den Gegenstand in die Ecke eines Würfels versetzt denkt, mit dessen Diagonale die Sehlinien parallel laufen. Die drei Dimensionen erscheinen dabei auf der Bildfläche in gleichmäßiger Verkürzung. Die isometrische Projektion eignet sich besonders zu Generalansichten eines Gegenstandes.

Isomorphe Körper, s. Isomorphismus.

Isomorphismus oder Isomorphie (vom griech. ἴσος gleich, μορφή Gestalt) bezeichnet die Fähigkeit zweier oder mehrerer verschiedener chemischer Substanzen, in einer übereinstimmenden oder wenigstens sehr ähnlichen Form zu kristallisieren. Mitscherlich begründete zuerst die Lehre vom J. und stellte den Satz auf, daß es chem. analog zusammengesetzte Substanzen seien, welche die gleiche Kristallform annehmen. So sind z. B. die kohlensauren Salze von Calcium ($CaCO_3$), Magnesium ($MgCO_3$), Zink ($ZnCO_3$), Eisen ($FeCO_3$), Mangan ($MnCO_3$), alle isomorph, weil sie sämtlich in Rhomboëdern kristallisieren, welche nur durch äußerst geringe Winkeldifferenzen ihrer Kanten (im ganzen nur $2^1/_2{}^\circ$) formell voneinander abweichen; so sind ferner die Metalle Arsen, Antimon, Tellur, Wismut isomorph (hexagonal); andere isomorphe Gruppen bilden Zinnstein (SnO_2), Rutil (TiO_2), Zirkon ($ZrO_2 + SiO_2$), alle übereinstimmend tetragonal, sodann die rhombischen schwefelsauren Salze von Baryum (Schwerspat, $BaSO_4$), Strontium (Cölestin, $SrSO_4$) und Blei (Bleivitriol, $PbSO_4$), ferner z. B. Apatit, Pyromorphit, Mimetesit, Vanadinit (pyramidal-hemiedrisch-hexagonal), unter den Erzen die gleichen Schwefelungsstufen RS_2 von Eisen, Kobalt, Mangan, Nickel, auch die rhombischen Antimonglanz (Sb_2S_3), Wismutglanz (Bi_2S_3), Selenwismut (Bi_2Se_3). Bei allen diesen unmittelbar analog zusammengesetzten Substanzen ist nicht nur die Atomzahl, sondern auch die Summe der Wertigkeiten übereinstimmend; ein J. kann aber auch da zu Stande kommen, wo bei anscheinend ungleichartig konstituierten Verbindungen insofern eine relative Analogie vorliegt, als bei beiden die Summe der Wertigkeiten in einem ganz einfachen Verhältnis steht, z. B. bei den triklinen Mineralien Anorthit $CaAl_2Si_2O_8$ (Valenzensumme 32) und Albit $Na_2Al_2Si_6O_{16}$ (Valenzensumme 64).

Da indessen mitunter auch Substanzen eine große Ähnlichkeit der Formentwickelung aufweisen, ohne daß die chem. Konstitution irgend eine Analogie erkennen läßt (z. B. Augit und Borax, Kalkspat und Rotgültigerz), so erblickt man ein entscheidendes Merkmal für den wirklichen J. noch darin, daß ein Kristall der einen Substanz, in die Lösung der andern gelegt, fähig ist, darin wie in seiner eigenen weiter zu wachsen, was bei jenen Fällen des bloß scheinbaren J. nicht erfolgt. Hängt man z. B. einen Kristall von dunkelweinrotem Chromalaun in eine gesättigte Lösung von farblosem Kalialaun, so wächst er darin wie in seiner eigenen Solution unmittelbar fort. Die für sich isomorphen chem. Grundverbindungen, wie die anfangs genannten Salze, haben die Eigenschaft, in schwankenden und unbestimmten Verhältnissen zu einem homogenen und nicht etwa ein mechan. Gemenge darstellenden Individuum zusammen kristallisieren zu können, welches alsdann vermöge seiner Form mit in die isomorphe Gruppe hineingehört; so gibt es rhomboëdrische Kristalle, welche zugleich aus kohlensaurem Calcium, Magnesium und Eisen bestehen; man nennt dergleichen isomorphe Mischungen. Wenn zwei Verbindungen von analoger chem. Konstitution sich in verschiedenen Proportionen mischen, und dabei doch Kristalle von übereinstimmender Form erzeugen, so darf man daraus umgekehrt auf den J. dieser Verbindungen schließen.

Isonandra *Wight.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen. Man kennt sechs Arten, die auf Ostindien und Ceylon wachsen. Es sind Bäume mit lederartigen Blättern und kleinen unansehnlichen Blüten. Die wichtigste Art ist der Guttaperchabaum, I. gutta *Hook.* (s. Tafel: Industriepflanzen II, Fig. 5); er wird bis gegen 20 m hoch und enthält reichlich Milchsaft, welcher beim Ausfließen aufgefangen wird und nach einiger Zeit zu einer schwammigen Masse erstarrt. (S. Guttapercha.)

Isonzo, Fluß in der zum Cisleithanischen Teile der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehörigen gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska, entspringt am westl. Fuße des Terglou und fließt in vielen Krümmungen durch ein meist enges Gebirgsthal, die Stadt Görz berührend, dann in östl. Begrenzung der friaulischen Ebene, nachdem er in seinem untern Laufe den Namen Sdoba angenommen hat, seiner Mündung in den Golf von Triest zu, welchen er 8 km südlich von Monfalcone erreicht. Er hat eine Länge von 127 km, ist aber nur in der Nähe seiner Mündung schiffbar. Seine Zuflüsse sind die Idria und Wippach am linken, der Coritenza und der Torre am rechten Ufer.

Isopathie (grch.), s. unter Homöopathie.

Isoperimetrisch heißen Planfiguren von gleichem Perimeter, Raumfiguren von gleicher Oberfläche. Unter den Planfiguren gleichen Umfangs hat der Kreis den größten Flächeninhalt; unter den Körpern gleicher Oberfläche hat die Kugel den größten Rauminhalt.

Isopoden, s. Asseln.

Isopsephisch (grch.), gleichstimmig, von gleichem Zahlenwert; isopsephische Verse sind solche, in welchen die Zahl der Buchstaben des einen Verses der des andern gleich ist, eine Künstelei, in der sich namentlich der Epigrammendichter Leonidas von Alexandria versuchte.

Isopurpursaures Kali, Granatbraun $C_8H_4N_5O_6(OK)$, Farbstoff für Wolle und Seide, entsteht beim Vermischen einer heißen wässerigen Lösung von 1 Teil Pikrinsäure (s. d.) mit einer Lösung von 2 Teilen Cyankalium. Die Flüssigkeit färbt sich dabei rot, und es scheidet sich nach kurzem Stehen das Salz als roter kristallinischer Niederschlag ab, der in heißem Wasser löslich ist. Die in dem Salz enthaltene Säure ist in freiem Zustande nicht bekannt, da sie bei ihrer Abscheidung sich sofort zersetzt.

Digitized by Google

Isorrhachien, Linien gleicher Flut. (S. unter Ebbe und Flut.)

Isotelie, im alten Athen die verdienten Metöken als Auszeichnung gewährte teilweise Gleichstellung mit den Bürgern.

Isotheren (von ἴσος, gleich, und θέρος, Sommer) sind Linien, die auf einer Landkarte alle Orte, welche dieselbe mittlere Sommertemperatur besitzen, verbinden.

Isothermen (vom grch. ἴσος, gleich, und θερμός, warm) nennt man die von A. von Humboldt zuerst gezeichneten Linien, die auf einer Landkarte alle diejenigen Orte miteinander verbinden, welche dieselbe mittlere Temperatur besitzen. Bei der Konstruktion dieser Linie hat man aber auf die Höhe der Beobachtungsorte über dem Meere Rücksicht zu nehmen. Da nämlich die Erhebung über die Meeresfläche die mittlere Temperatur erniedrigt, so müssen alle mittlern Temperaturen höher gelegener Orte um eine dieser Erhebung entsprechende Größe erhöht werden. Erst die Verbindung aller Orte, welche nach dieser Reduktion auf das Niveau des Meers gleiche mittlere Temperatur besitzen, lieferte die J. Jede J. wird nach dem mittlern Temperaturgrade, der auf ihr herrscht, benannt, z. B. die J. von 25°, von 20° u. s. w. Fig. 1 der Tafel Isothermen zeigt die J. für die mittlere Temperatur über der Erdoberfläche für den Monat Juli. Die J. unter 0° sind in blauer Farbe gedruckt.

Isotrŏp nennt man Körper, welche in allen ihren kleinsten Teilchen, sowie nach allen Richtungen hin gleiche physik. Beschaffenheit, wie z. B. gleiche Kohäsion, Elasticität u. s. w. haben, sodaß sie den Schall, das Licht, die Wärme, Elektricität u. s. w. nach allen Seiten in derselben Weise und Stärke leiten. Zu den isotropen Mitteln gehören die amorphen, d. h. nicht krystallisierten Körper, wie Luft, Wasser, ungepreßtes Glas u. dgl. m. Körper, welche nicht isotrop sind, heißen anisotrop oder heterotrop; zu ihnen gehören alle krystallisierten Körper mit Ausnahme derjenigen des regulären Krystallsystems; ferner Hölzer, indem diese nach den Richtungen der Fasern eine größere Elasticität besitzen als in der Richtung der Markstrahlen und Jahresringe.

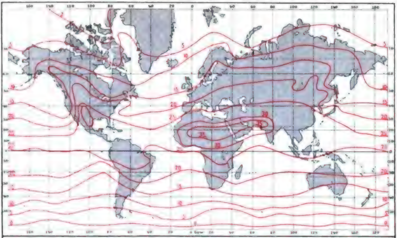
Isouard (Nicolo), auch Nicolo de Malte genannt, Opernkomponist, geb. 1775 auf der Insel Malta, wurde von seinem Vater, einem Franzosen, frühzeitig für den Seedienst und dann für den Kaufmannsstand bestimmt; als Commis bildete er sich nebenbei in der Musik aus, namentlich in Neapel unter Sala und Guglielmi. Im J. 1794 entsagte er dem Kaufmannsstande und ging nach Florenz, wo er seine erste Oper «Avviso ai maritati» auf die Bühne brachte (in Livorno 1795 «Artaserse» als sein zweites Werk). Der Erfolg führte zu seiner Berufung in seine Heimatsinsel, zuerst als Organist an der Kirche St. Johannes von Jerusalem in Lavalette, später als Kapellmeister des Malteserordens. Nach der Eroberung der Insel durch die Franzosen lebte er als Privatmann und komponierte verschiedene Opern, wie «Rinaldo d'Asti», «Il barbiere di Seviglia», «L'improvisata in campagna» u. s. w. Im J. 1799 wandte er sich nach Paris; obwohl er hier, durch R. Kreutzer unterstützt, bald Zugang zur Bühne der Komischen Oper fand, gelang es ihm doch erst nach Jahren, namentlich mit den Opern «Michel Ange» (1802) und «Intrigue aux fenêtres» (1805), die Gunst des Publikums zu gewinnen. Von dieser Zeit an bis zur Rückkehr Boieldieus aus Rußland (1811) war J. der Beherrscher der Opéra-Comique. Die höchste Stufe der Beliebtheit errang er durch «Cendrillon» («Aschenbrödel», 1810), welche Oper J.s Ruhm auch im Auslande verbreitete. Musikalisch höher stehen die Opern «Jeannot et Colin» und besonders «Joconde» (beide 1814), die Früchte gewissenhaftern Arbeitens, zu dem er später seinem Rivalen Boieldieu gegenüber sich genötigt sah. Er starb 23. März 1818. Die Zahl der von J. komponierten Opern beträgt gegen 50; in denselben zeigt sich Frische und Gewandtheit bei häufiger Flüchtigkeit der Arbeit.

Isovaleriansäure, s. unter Baldriansäure.

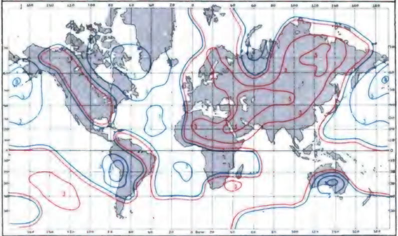
Ispahân oder Isfahân, einst die große und blühende Haupt- und Residenzstadt Persiens von Schah Abbas d. Gr. bis auf Nadir-Schah, liegt in der Provinz Irak Adschmi in einer schönen, wohlbewässerten und gutkultivierten Mulde des iranischen Plateau an dem mit mehrern herrlichen Brücken überspannten Steppenflusse Sajendeh Rud in 1554 m Höhe, in 32° 39′ nördl. Br. und 69° 24′ östl. L. (von Ferro), in sehr gesundem Klima, das nur im Herbst Fieber bringt. Obschon die Stadt als Centralpunkt der pers. Industrie, als wichtiger Stapelplatz für die Produkte des Umlandes und seiner Schulen wegen noch Bedeutung hat, ist sie doch von ihrer frühern Größe gänzlich herabgesunken und besteht großenteils aus wüstliegenden Gärten und Häusern. Zur Zeit der größten Blüte, im 17. Jahrh., hatte sie mit den Vorstädten über 30 km Umfang und 600000, nach andern über 1 Mill. E. Gegenwärtig zählt J. bei 8 km Umfang etwa 40000 E. und hat 60 große und kleinere Moscheen, gegen 50 Gelehrtenschulen, 80—100 öffentliche Bäder, 20 Karawanserais, sowie, mitten durch die Stadt ziehend, eine fast 5 km lange Reihe von Bazars. Die Straßen sind eng und schmutzig. Im Süden der Stadt liegt die Vorstadt Dschulfa, welche Schah Abbas d. Gr. 1603 den aus ihrem Vaterlande, namentlich aus dem Weberorte Eski-Dschulfa am Aras hierher versetzten 34000 Armeniern (jetzt 2000) als Wohnort angewiesen hatte. Die Armenier besitzen von den ehemaligen glänzenden 13 noch 6 elende Kirchen und ein Nonnenkloster, das den Wohnsitz des armen. Bischofs abgibt, die Katholiken eine Kirche mit einem kleinen Dominikanerkloster. Die Strecke zwischen Dschulfa und der eigentlichen Stadt besteht aus einem Trümmerfelde. Den Fluß überspannt hier eine großartige Brücke in einer Doppelreihe von 34 Bogen, und in dem Raume zwischen der Brücke (Tschehar-Bagh) und der Stadt liegen noch mehr oder weniger erhaltene Reste von Palästen. Die beiden großen, von Schah Abbas herrührenden Paläste sind der Tschihul-sutun, d. h. die 40 Säulen, und der Hascht-Bihischt, d. h. die 8 Paradiese, umgeben von großen Gärten voller Fontänen und von einer fast 5 km langen Erdmauer umzogen. Überall sieht man in ihnen Vergoldung, Spiegel, Malereien und Arabesken. Den angenehmsten Aufenthalt bietet der Haft Tast, d. h. die 7 Höfe, in dem schönen Garten von Sa'adetabad, links vom Flusse, etwa 6,5 km von der Mitte der Stadt. Der nun fast verödete, von einer Doppelreihe von Arkaden umgebene Maidan-i-Schah, 600 m lang und 215 m breit, ist einer der größten aller Plätze. An diesem Platze stehen auch die große Moschee Lutf-Ollah mit einer Kuppel aus glasierten Ziegeln und die Hauptmoschee (Mesdschid-i-Schah),

ISOTHERMEN.

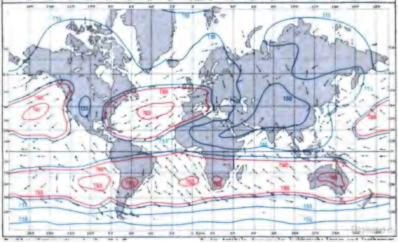
1. Juli-Isothermen.



2. Juli-Isanomalen der Temperatur.



3. Juli-Isobaren und vorherrschende Winde.



Digitized by Google

Digitized by Google

die prachtvollste des Morgenlandes, mit einem Kollegium zahlreicher Lehrer, das als mohammed. Universität gelten kann. Die Industrie der Stadt, einst hoch berühmt, liefert noch immer Seiden- und Baumwollzeuge aller Art, wollene Stoffe, Hieb- und Schußwaffen, Pulver und Bijouterien, Samt, Goldbrokate, weiße Musseline, Schuhwerk, Sättel und Pferdegeschirre, Pfeifenschläuche, Holzmosaik, Lackmalerei, Papier und Glas. Auch ist J. Mittelpunkt des Binnenverkehrs im eigentlichen Persien.

J., das Aspadana der Alten (in Medien), blühte schon seit dem 10. Jahrh., obschon es durch Kriege viel zu leiden hatte. Vom Schah Abbas I. (1586—1628) anstatt Kaswin zur Residenz erhoben, wurde es im 16. Jahrh. eine der bedeutendsten Weltstädte. Die Afghanen unter Mir Mahmud eroberten und verwüsteten die Stadt, 12. bis 28. Okt. 1722, und seitdem war ihre Blüte dahin. Nadir Schah vertrieb zwar 1729 die Afghanen, aber die Stadt kam nicht wieder empor, da der Kurde Kerim Chan, der sie 1749 gewann, die Residenz nach Schiras und der Kadschare Feth Ali 1796 nach Teheran verlegte.

Ispan (ungar.), Gespan, s. Komitat.

Ispica, Thal bei Modica (s. d.) in Sicilien.

Isprawnik, Chef der Kreispolizei in Rußland, seit Katharina II. ein Wahlposten, jetzt von der Regierung ernannt.

Israel, Israeliten ist der biblisch-religiöse, theokratische Name des Volks der Hebräer (s. d.), sofern dieses seit Mose den Jahve als den allein wahren Gott der Welt und als seinen Nationalgott verehrte. Der Ursprung des Namens wird von der Sage auf Jakob zurückgeführt, welchem von Gott selbst der Name «Israel» als «Gotteskämpfer» beigelegt worden sei. Seit der Reichsspaltung (975 v. Chr.) wurde J. im engern Sinne und im Gegensatz zum Reiche Juda von dem größern Nordreich der 10 Stämme angenommen und gebraucht, welches auch Reich Ephraim (s. d.) hieß.

Issel, s. Yssel.

Isselburg, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Rees, an der alten Issel und der westfäl. Grenze, 5 km im NO. von Empel, mit (1880) 1340 E., hat Steingut- und Holzschuhfabrikation und das Eisenwerk Aktiengesellschaft Isselburger Hütte. [(s. d.).

Issetsk, Eisengußwerk bei Jekaterinburg

Issoire, Arrondissementshauptstadt in dem franz. Depart. Puy-de-Dôme, an der Crouse, nahe ihrer Mündung in den Allier, 32 km im SSO. von Clermont, Station der Linie St.-Germain-des-Fossés-Nîmes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, ist Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz und eines Handelstribunals, hat ein Kommunal-Collége, ein Hospiz, Weinbau, Branntweinbrennereien, Fabriken für Ackerbaumaschinen, Wollzeuge, Schuhwaren u. s. w., treibt Handel mit Wein, Vieh, Äpfeln und Walnußöl und zählt (1876) 6089, als Gemeinde 6250 E. Die Stadt (mittellat. Iceiodurum) hatte in den Religionskriegen viel zu leiden und wurde 1574 von den Herzögen von Guise und Anjou völlig zerstört.

Issoudun (mittellat. Exoldunum), Arrondissementshaupt- und Fabrikstadt im franz. Depart. Indre, 27 km im NO. von Châteauroux, am Théols, Station der Linie Paris-Orléans-Agen der franz. Orléansbahn, hat Ackerbau- und Gewerbekammern, ein Kommunal-Collége, eine Bibliothek, ein Gefängnis, Hospital und Waisenhaus und zählt (1876) 11 293, als Gemeinde 13 703 E. Der Weiße Turm, aus dem 13. Jahrh., ist der einzige Rest von den ehemaligen Befestigungen. In der Nähe werden Brüche von lithographischen Steinen bearbeitet.

Issue-Department (engl.), die Abteilung der Englischen Bank, welche mit Ausgabe der Noten beschäftigt ist.

Issus, Seestadt in Cilicien, an der Ostküste des Meerbusens gleichen Namens (jetzt Golf von Iskanderun), wahrscheinlich das jetzige Dorf Jüzler im Liwa Bellan des Vilajet Adana, ist durch den Sieg berühmt, den etwas südlich von dieser Stadt, auf der schmalen Strandebene des Flüßchens Pinaros, Alexander d. Gr. im Nov. 333 v. Chr. über Darius Kodomannos erkämpfte, wobei ihm das ganze pers. Lager nebst der Familie Darius' III. in die Hände fiel. Eine zweite Entscheidungsschlacht wurde, 194 n. Chr., etwas weiter südwärts, zwischen dem Gestade und den Höhen des Amanos, von Pescennius Niger gegen den siegreichen Feldherrn seines Gegners, des Kaisers Septimius Severus, geschlagen.

Issy, Dorf im Arrondissement Sceaux des franz. Depart. Seine, unmittelbar südwestlich vor dem Hauptwalle von Paris und nahe links der Seine gelegen, hat große chem. Fabriken und zählt (1876) 7356, als Gemeinde 9484 E. Das früher dabei befindliche Fort Issy, das westlichste der südl. Verteidigungslinie von Paris, auf einem Hügel 1 km östlich der Seine, wurde im Deutsch-Französischen Kriege bereits 16. Jan. 1871 von den Deutschen zum Schweigen gebracht, infolge der Kapitulation von Paris (s. d.) besetzt und 7. März, wie die übrigen Forts der Südfront, wieder geräumt. Nachdem Paris in die Gewalt der Commune gefallen, ließ Thiers die südl. Forts räumen, worauf die Commune dieselben in Besitz nahm. Die Armee von Versailles nahm 29. April den Park von J. und hatte gegen das Fort bereits die zweite Parallele eröffnet, als die Aufständischen dasselbe in der Nacht zum 9. Mai heimlich räumten. Die franz. Truppen besetzten hierauf Fort J. und bereiteten von dort aus durch Geschützfeuer den Sturm auf den Hauptwall vor. Das Fort hatte durch die beiden Belagerungen stark gelitten, wurde jedoch nach dem Friedensschlusse wieder hergestellt. Fort J. bildet jetzt einen Stützpunkt des neu erbauten, auf 12—14 km im SW. des Hauptwalls vorgeschobenen Lagers von St. Cyr und Palaiseau.

Issyk-kul, See in Ostturkestan, im gleichnamigen Distrikt der russ. Provinz Semirjetschensk, 5122 qkm groß, erstreckt sich von 42° 10′ bis 42° 45′ nördl. Br. und 94° bis 96° östl. L. (von Ferro). Inmitten der nördl. Abhänge des Thian-Schan 1750 m hoch gelegen, wird er im N. von dem Gebirge Kungei-Ala-Tau begrenzt, im S. vom Terskei-Ala-Tau. Der bedeutendste Punkt an den Ufern des Sees ist Karakol im O.

Istambol Efendi oder Kadhi, der Efendi, Kadhi, von Konstantinopel, einer der höchsten Würdenträger in der Körperschaft der Ulema, ist nach alttürk. Staatseinrichtung der eigentliche Stadtrichter von Konstantinopel. Außer seinen richterlichen Befugnissen besitzt derselbe auch polizeiliche, eine Aufsicht über den Handel und die Industrie der Hauptstadt, sowie über gewisse Lebensmittel, wie Mehl, Butter und Öl, welche er durch seine Naibs untersuchen läßt.

Digitized by Google

Istambul, der türk. Name von Konstantinopel (s. d.).

Istandia, Insel, s. Dia.

Istar, altsemitische Göttin, s. Astarte.

Istävonen (Istväonen) sind nach altgerman. Stammessage die Abkömmlinge des Isto, eines Enkels des Tuisto; jener Teil der im engern Sinne deutschen Völker, die den Römern der Kaiserzeit am mittlern und untern Rhein begegneten, also die Masse der später sog. fränkischen Stämme.

Ister (Istros), alter Name der untern Donau.

Isterabâd, pers. Provinz und Stadt, s. Astarabad.

Isthmien oder Isthmische Spiele, s. unter

Isthmus (grch.), eigentlich jeder schmale Zugang, hieß bei den Alten zwar im allgemeinen jede Erdenge oder Landzunge, vorzugsweise aber die Landenge bei Korinth (s. d.) zwischen dem Korinthischen und Saronischen Meerbusen, welche den Peloponnes mit dem Festlande Hellas verbindet und deren Durchstechung bereits zu den Zeiten der Römer, freilich ohne glücklichen Erfolg, zu wiederholten malen versucht, seit Winter 1881/82 in der Ausführung begriffen ist. Hier stand ein dem Poseidon geweihter berühmter Tempel. Außer ältern Kunstwerken stand in diesem namentlich eine von Herodes Atticus geweihte Gruppe aus Gold und Elfenbein: Poseidon und Amphritite auf einem von vier Rossen aus vergoldetem Erz gezogenen Wagen. Der Tempel stand innerhalb einer weiten Umfassungsmauer, innerhalb deren sich noch viele andere Tempel und Heiligtümer, sowie auch Alleen von Pinien oder Fichten und Statuen von Siegern in den Isthmischen Spielen befanden. Außerhalb derselben war ein Theater und ein Stadium von weißem Marmor, wo aller zwei Jahre und zwar im ersten und dritten Jahre einer Olympiade, wahrscheinlich im Sommer und im Frühlinge, die Isthmischen Spiele oder Isthmien (Ἴσθμια) mit außerordentlicher Pracht gefeiert wurden. Diese Spiele waren der Sage nach von Sisyphos zur Erinnerung an den Meergott Melikertes gestiftet und von Theseus dem isthmischen Poseidon zu Ehren erneuert worden. Die hier angestellten Wettkämpfe bestanden in gymnastischen Kämpfen und Wettrennen zu Roß und zu Wagen, ähnlich den zu Olympia gehaltenen Agonen (s. d.), und außerdem in musischen Wettkämpfen, namentlich von Kitharöden in Zitherspiel mit Gesang, wozu dann in späterer Zeit wie bei andern Festen auch noch dramatische Aufführungen kamen. Ganz Griechenland mit Ausnahme der Eleer nahm an den Isthmien teil. Die Sieger erhielten einen Kranz aus Eppich-, später aus Fichtenzweigen. Vgl. J. H. Krause, «Die Pythien, Nemeen und Isthmien» (Lpz. 1841).

Istib oder Schtiplje (das alte Astibon), Stadt in der europ. Türkei, im Vilajet Kossowa, 67 km im SO. von Uskjüb, unweit links der zum Vardar gehenden Bregalnitza, hat mehrere hübsche Moscheen, einen großen Bazar, mehrere Fontänen und 15—20000 meist christl. E. Dabei liegt eine Burgruine auf einem syenitischen Hügel.

Istmo oder Panama, Staat der Konföderation von Columbia. (S. Panama.)

Istria, der Name des 183. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Istrien, früher auch Histerreich genannt, eine gefürstete Markgrafschaft des cisleithanischen Teils der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, welche nebst der Grafschaft Görz und Gradiska und der Stadt Triest samt Gebiet das zum frühern Königreich Illyrien gehörige Verwaltungsgebiet «Küstenland» bildet, grenzt im N. an Triest, Görz und Krain, im O. an Kroatien und den Meerbusen des Quarnero, im S. und W. an das Adriatische Meer, umfaßt nebst den Quarnerischen Inseln 4953,29 qkm und zählt (1881) 292006 E. Die fast ausschließlich kath. Bevölkerung besteht zu zwei Dritteln aus Slawen (Kroaten im Osten, Serben in der Mitte und im Süden und Slowenen im Nordwesten), während das übrige Drittel vorzugsweise in den Städten und an den Küsten dem ital. Volksstamme angehört. J. ist eine buchten- und hafenreiche Halbinsel, die in ihrem südl. Teile spitz zuläuft und mit Einschluß von Triest eine Küstenentwickelung von 430 km darbietet. Es hat einen durchaus steinigen Kalkboden, der indes in den meisten Gegenden für die Kultur gewonnen ist. Am untern Isonzo, südlich von Görz, beginnt im Karst (Carso) ein vielfach zerklüftetes, nacktes und dürres Kalksteinplateau, das gegen Südosten nach Fiume hinzieht und steil gegen den Triester Meerbusen abfällt. Diese Karstbildung herrscht auch in der Halbinsel J. vor, welche im Nordosten am Golf von Quarnero eine hohe Bergkette bildet, dort im Monte-Maggiore 1400 m aufsteigt, und an der Meeresseite steile Felsküsten hat. Die namhaftesten Flüßchen sind der Quieto an der Westküste und die Arsa an der Ostküste. Das Klima ist italienisch warm, überaus trocken, namentlich im Sommer, wo es nur wenig, im Juli und August in der Regel gar nicht regnet. Die Küsten sind den heftigsten Winden ausgesetzt, namentlich dem Sirocco aus Südsüdost und der gefürchteten Bora aus Nordost.

Das Land ist reich an Öl, Feigen, Südfrüchten, besonders aber an Wein, dessen beste Sorten in den Gegenden von Capo d'Istria, Muggia, Pirano, Parenzo und Dignano gebaut werden, und von dem die roten Sorten Refosco und Terrano auch auswärts bekannt sind; ferner an Zucker- und Wassermelonen und an Salz. Die Waldungen liefern jetzt nur noch wenig, aber vortreffliches Schiffbauholz und zur Ausfuhr viel Galläpfel, Knoppern, Eichenrinde, Holzkohlen, sowie die Rinde der Korkeiche (bei Galetano und im Kaiserwalde bei Pola). Die wichtigsten Nahrungszweige der Bewohner sind Schiffbau, Schiffahrt, Fischfang, Seesalzgewinnung, Wein- und Ölbau, sowie Viehzucht. Fabriken sind nur wenige vorhanden, dagegen ein großes Steinkohlenbergwerk bei Carpano, sowie Alaungruben bei Sovignano; ferner wird bei Pola Quarzsand für die Glasperlenfabrik in Murano gegraben. Man zählt an der Küste und auf den Inseln 80 Häfen und 30 Reeden. Pola als der Centralkriegshafen der Monarchie ist der wichtigste Seeplatz des Landes. Lussin-Piccolo, eine der Quarnerischen Inseln, ist bedeutend als Sitz der wichtigsten Reede der österr. Handelsmarine, sowie der meisten Werften für größere Seeschiffe. Obschon J. in administrativer Beziehung zu dem Küstenlande gehört, so besitzt es dennoch, als eigenes Kronland, seinen besondern Landtag, der in Parenzo zusammentritt und (nach der Landesordnung vom 26. Febr. 1861) aus 30 Mitgliedern zusammengesetzt ist, aus den 3 Bischöfen, 5 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 8 Abgeordneten der Städte und Märkte, 12 Abgeordneten der übrigen Gemeinden und 2 Abgeordneten der Handelskammer zu Rovigno. Die

Digitized by Google

polit. Einteilung umfaßt ſechs Bezirkshauptmannſchaften, die gerichtliche 16 Gerichtsbezirke. Die Gerichtsbezirke Mitterburg (Piſino), Caſtelnuovo und Teile der Bezirke Volosca, Albona und Pinguente (d. i. das ſog. öſterreichiſche J.) gehörten 1815—66 zum Deutſchen Bunde.

Iſtria oder Hiſtria führt ſeinen Namen von dem illyriſchen J., welches 177 v. Chr. der röm. Herrſchaft unterworfen wurde. Seit Auguſtus' Zeiten gehörte J. bis zur Arſia zu Oberitalien, während die jenſeit der Arſia wohnenden Liburner zu Illyricum gerechnet wurden. J. teilte fortan die Schickſale Italiens und Illyricums. Im 7. Jahrh. drangen Slowenen, Kroaten und Serben nach J. vor, deſſen Küſten und Inſeln jedoch ſtets mit Italien im Zuſammenhange blieben. Pipin, Karls d. Gr. Sohn, unterwarf die Halbinſel dem Fränkiſchen Reiche, bei deſſen Auflöſung ſie dem Deutſchen Reiche zufiel. Seit Mitte des 10. Jahrh. bildete J. eine eigene Markgrafſchaft, die aber ſeit 961 zum Herzogtum Kärnten gehörte, bis ſie 1173 an die Grafen von Andechs, Herzöge von Meran, kam. Als der Markgraf Heinrich von Andechs als Teilnehmer an dem Morde König Philipps vom König Otto IV. geächtet wurde, gelangte 1208 (das weſtliche) J. an den Patriarchen von Aquileja, der aber in der Folge faſt alles an Venedig verlor. So war bis 1797 der größte Teil der Halbinſel den Venetianern unterworfen; nur der nordöſtl. Teil, die ſog. Grafſchaft J. (das deutſche J.), beſtehend aus den Gebieten von Mitterburg (Piſino), Pedena-Bellai und Caſtelnuovo, nach der Achtung der Andechſer ein Beſitztum der Grafen von Görz, war nach dem Tode des Grafen Albert IV. 1374 an Öſterreich gefallen und zum Herzogtum Krain geſchlagen worden. Nach dem Frieden von Campo-Formio beſetzte Öſterreich auch den venet. Teil des Landes, zu welchem noch mehrere venet. Beſitzungen geſchlagen wurden. Als aber Öſterreich 1805 in dem Frieden zu Preßburg auf ſämtliche venet. Beſitzungen Verzicht geleiſtet hatte, mußte es auch das venetianiſche J. an Frankreich abtreten. Das deutſche J. folgte 1809 dieſem Schickſale nach. Später wurde es durch Napoleon mit den illyr. Provinzen vereinigt, 1814 aber von Öſterreich zurückerobert. Vgl. Stieglitz, «J. und Dalmatien» (Stuttg. 1845); «J., hiſtor., geogr. und ſtatiſt. Darſtellung der iſtriſchen Halbinſel» (Trieſt 1863).

Iſtrien (Herzog von), ſ. **Beſſières** (Jean Baptiſte).

Iſturiz (Don Francisco Xavier de), ſpan. Staatsmann, geb. 1790 zu Cadiz, machte ſich politiſch zuerſt dadurch bekannt, daß er nach der Reſtauration König Ferdinands VII. den Mißvergnügten ſein Haus zu Cadiz als Verſammlungsort anbot. Hier wurde der Aufſtand vorbereitet, der unter Quirogas und Riegos Leitung 1. Jan. 1820 in Spanien ausbrach. Nach der Wiederherſtellung der Konſtitution begab ſich J. nach Madrid. Im J. 1822 zum Mitglied der Cortes, 1823 zum Präſidenten derſelben erwählt, ging er mit nach Sevilla und dann nach Cadiz. Nach der Reſtauration zum Tode verurteilt, flüchtete er nach England. Im J. 1834 kehrte er nach Spanien zurück, wurde von der Provinz Cadiz zum Procurador bei den Cortes erwählt und brachte 1835 den Aufſtand der Milicia urbana zu Stande, der aber durch den General Queſada unterdrückt wurde. Er wurde dann Präſident der Kammer der Procuradoren, die aber Mendizabal im Jan. 1836 auflöſte. Nach Mendizabals Falle übernahm J. 15. Mai 1836 das Miniſterium des Auswärtigen und den Vorſitz im Miniſterrate. Doch mußte er, nachdem die Königin-Regentin gezwungen worden war, die Konſtitution von 1812 zu proklamieren, nach Liſſabon flüchten, von wo er ſich nach England einſchiffte. Kurze Zeit nachher ging er nach Paris, wurde dann in die Cortes von 1838 erwählt und Präſident des Kongreſſes. Nach dem Rücktritt des Miniſteriums Narvaez im Febr. 1846 trat J. an die Spitze des neuen Kabinetts, das ſchon im April wieder Narvaez weichen mußte. Doch einige Wochen ſpäter ward letzterer wieder durch das Kabinett J.-Mon-Pidel verdrängt, unter welchem 10. Okt. die Doppelheirat der Königin Iſabella und ihrer Schweſter zu Stande kam, das aber ſchon im Dezember desſelben Jahres infolge der Haltung der Cortes zurücktrat. J. war dann einige Zeit ſpan. Geſandter in London und ging 1856 in außerordentlicher Sendung nach Petersburg. Später war er abermals ſpan. Geſandter in London, 1862 Präſident des Staatsrats zu Madrid und 1863—64 Geſandter in Paris. Er ſtarb 16. April 1871.

Iſtvánffy (Nik.), bedeutender ungar. Hiſtoriker, geb. 1538 in Kiſaßzony-Falva im Komitat Baranya, ſtudierte in Bologna und begann ſeine Laufbahn 1562 als Sekretär des Primas Oláh. Nach deſſen Tode (1568) wirkte er als Sekretär bei der ungar. Hofkanzlei in Wien, worauf ihn Maximilian II. 1576 zum Vizekanzler, Rudolf II. ſpäter zum Palatin-Stellvertreter ernannte. Er beſaß das Vertrauen beider Fürſten und wurde oft mit wichtigen polit. Sendungen betraut. J. ſtarb 1615. Eine wertvolle Quelle der Zeitgeſchichte iſt ſein groß angelegtes Werk «Historiarum de rebus Hungaricis libri XXXIV», welches zuerſt Köln 1622 (herausg. durch den Kardinal Peter Pázmány), in ungar. Überſetzung 1870 erſchien.

Iſubutylcarbinol, ſ. **Amylalkohol**.

Iſvornik, ſ. **Zwornik**.

Iſwóſchtſchik (ruſſ.), Droſchkenkutſcher, auch für das Gefährt ſelbſt gebraucht: Droſchke, Fiaker.

It., Abkürzung für item (ſ. d.).

Itabirit iſt ein körnig-ſchieferiges oder dichtes Geſtein, welches aus blätterigem Eiſenglanz, Magneteiſen und Quarzkörnern beſteht, und acceſſoriſch gediegen Gold, Talk, Chlorit, Strahlſtein enthält; es bildet unter anderm eine an 300 m mächtige, zum Teil deutlich geſchichtete Ablagerung an der Sierra da Piedada bei Sabara in Braſilien, wo der Pik von Itabira daraus beſteht.

Itacismus, ſ. **Itazismus**.

Itaconſäure, ſ. unter **Aconitſäure**.

Itakolumit (Gelenkquarz, elaſtiſcher Sandſtein, elaſtiſcher Quarz), ein ſchieferiges, hellfarbiges Geſtein, beſtehend aus kleinen und feinen Quarzkörnchen und Blättchen von Glimmer, Talk und Chlorit. Indem die dünnen Glimmerhäutchen Lagen zwiſchen den vorwaltenden Quarzkörnern bilden oder ſich gelenkartig um die einzelnen herumſchmiegen, erlangen dieſe eine gewiſſe Verſchiebbarkeit, woraus für manche Varietäten die Fähigkeit hervorgeht, in dünnen Platten deutlich elaſtiſche Biegſamkeit zu zeigen. Von acceſſoriſchen Mineralien finden ſich Eiſenglanz, Eiſenglimmer, Magneteiſen, auch gediegen Gold; die braſilianiſchen J. ſind das eigentliche Muttergeſtein der dortigen im Schuttlande ſich findenden Diamanten. Die ausgedehnteſte Verbreitung beſitzt der

Digitized by Google

J. in Brasilien, wo er, verknüpft mit alten krystallinischen Schiefern und meistens auf Gneis lagernd, sich durch 17 Breitegrade hindurch in zwei mächtigen, deutlich getrennten Schichtenzonen verfolgen läßt, welche nach Hartt wahrscheinlich untersilurischen Alters sind (Berg Itacolumi, Serra do Carrassa, do Itambé, do Canastra u. a. O.). Auch in den Staaten Nordcarolina, Südcarolina, Georgia, wo das Gestein wie in Brasilien Diamanten führt, im südl. Ural, in der portug. Provinz Trasos Montes findet sich J.

Itala, s. Vulgata.

Italia. Der Name J. ist von dem kleinen Gebiet der Italer in der äußersten Südspitze erst allmählich, definitiv zu Cäsars Zeit auf die ganze, ihrer Konfiguration nach zusammengehörige mittlere Halbinsel Südeuropas im Süden der Alpen ausgedehnt worden, welche durch den Bergzug konstituiert und zusammengefaßt wird, den das Altertum unter dem gemeinsamen Namen Apenninus begreift. Die drei im W., S. und O. umgebenden Meere hießen im Altertum das Tyrrhenische, das Sicilische oder Jonische und das Adriatische. Die natürliche Gliederung des Landes in drei Teile, einen nördlichen, mittlern, untern oder südlichen, tritt auch in der antiken Einteilung und Bewohnung deutlich hervor: der nördliche im Po-Thale, zwischen Alpen und Apenninus wurde im Altertum bis auf Cäsar als Gallia transpadana und G. cispadana zu Gallien gerechnet. Der mittlere Teil wird charakterisiert durch die zusammenhängende Kette des Apenninus, welche näher der Ostseite entlang zieht und dadurch im allgemeinen nur im W. längere Wasseradern, größere Ebenen, bedeutendere Staaten ermöglicht. Im südl. Teile lockert sich die Bergkette zu einer allgemeinern wellenförmigen Bewegtheit des Bodens, welche freilich in der Südwestspitze wieder zu einem scharfen Grat (Sila saltus) sich zusammenzieht. (Hierzu eine Karte: Das alte Italien.)

Als Ureinwohner J.s erscheinen vier Stämme, die in histor. Zeit teilweise auf weit voneinander getrennten Gebieten übrig geblieben waren: die Liburner im N. und SO. der Halbinsel; die Ligurer, einst sehr zahlreich am Tyrrhenischen Meer; die Tyrsener oder Etrusker im nordwestl. Mittelitalien, dessen übrige Bevölkerung, wie Latiner, Umbrer, Volsker, Sabiner u. a., nach Sprache und Sitte zusammengehörig die vierte Gruppe bildet, für welche es indessen an einem gemeinsamen Namen fehlt. Dazu kamen in histor. Zeit Kelten in Oberitalien und Griechen im Süden, durch deren starke Küstenbesiedelung Unteritalien verhältnismäßig früh den Namen Großgriechenland empfing.

In Oberitalien waren im NO. die Landschaften Histria und Venetia, welches südlich von dem Atasisfluße (jetzt Etsch) begrenzt wurde. Das fruchtbare, wasserreiche Thal des Padus (jetzt Po), des großten italischen Flusses, war ursprünglich von Etruskern in zwölf Stadtrepubliken besiedelt, um 400 jedoch von kelt. Völkern erobert, welche die ganze Landschaft dann als Gallia transpadana und cispadana bewohnten. Das Bergland am Sinus Ligusticus (jetzt Golf von Genua) war Liguria. In Mittelitalien bildeten die nördl. Hälfte die fruchtbare Landschaft Etruria im W., Umbria im O., beide schied der Tiberisfluß, der auch im S. die Grenze gegen die untere Hälfte von Mittelitalien blieb. Hier lag Latium im W. Picenum im O., zwischen beiden das Bergland der Sabiner und mehrerer anderer Gebirgsstämme, wie der Vestini, Marrucini, Aqui, Marsi, Peligni. In Unteritalien folgten von N. bis zur Südwestspitze die drei Landschaften Campania, Lucania Bruttium, denen im O. Samnium, Apulia, Calabria etwa entsprachen. Die drei großen Inseln Kyrnos (Corsica), Sardinia, Sicilia gehörten etwa vom 3. Jahrh. v. Chr. an politisch zu J. [illegible] Nissen, »Italische Landeskunde« (Bd. 1, Berl. 18[illegible]).

Italia irredenta, s. Irredenta.

Italica, s. Corfinium.

Italica (Italique), die liegende lat. Druckschrift (Kursiv), welche zu Anfang des 16. Jahrh. von Aldus Manutius zu Venedig erfunden wurde.

Italicus, Sohn des Flavus (Bruder des Cheruskerhelden Armin) und einer Tochter des Kattenfürsten Actumer, war in Italien römisch erzogen und wurde 47 n. Chr. an die Spitze der Cheruskerberufen, wo er jedoch nicht lange sich zu behaupten vermochte. Einmal vertrieben, dann durch Hilfe der Longobarden mit Gewalt zurückgeführt, ging J. zuletzt als Haupt einer Partei unter.

Italien (geographisch-statistisch) bildet eine (auch als die Apenninische bezeichnete) Halbinsel, die zwischen 37° 56′ bis 46° 40′ nördl. Br. und von 24° 13′ bis 36° 11′ östl. L. (von Ferro) gelegen, nur im N. mit dem Festlande zusammenhängt, wo sie im W. von Frankreich und im N. und O. von der Schweiz und Österreich begrenzt, sonst aber im W. und S. vom Mittelländischen, im O. vom Adriatischen Meere umgeben wird. Mit den geographisch dazu gehörigen größern Inseln Sardinien, Sicilien, Corsica und den kleinern Elba, den Lipareen, Tremiten, Malta u. s. w.) enthält die Halbinsel einen Flächenraum von etwa 330000 qkm. Die Länge der eigentlichen Halbinsel von Nordwest nach Südost beträgt etwa 1200 km, die Breite von West nach Ost 150—230 km, die Breite der beiden südl. Landzungen 35—105 km. Der Küstenumriß der Halbinsel beträgt 3213 km Länge, der Siciliens 1016 km, der Sardiniens 1098 km, ausschließlich der kleinen Inseln 6341 km. (Hierzu die Karten: Italien [Übersichtskarte]. Ober- und Mittelitalien. Unteritalien.)

In geographisch-politischer Hinsicht besteht J. aus dem Königreich J., den zu Frankreich gehörigen Landschaften Savoyen und Nizza nebst der Insel Corsica (s. d.), dem Fürstentum Monaco (s. d.), der Republik San-Marino (s. d.) und der der Krone England gehörenden Insel Malta (s. d.) nebst Zubehör. J. wird im Norden vom übrigen Europa durch die Alpen (s. d.) getrennt, die sich wie in einem Halbkreise von dem westlichsten Teile derselben, den Seealpen, bis zu dem östlichsten, den Julischen, um Nord-J. herumziehen und ihre größte Höhe auf der ital. Seite im Montblanc erreichen. Im Süden der nach J. steil abfallenden Alpenketten breitet sich die tiefe lombard. Ebene mit östl. Abdachung aus, welche an vielen Stellen gegen das Adriatische Meer, längs dessen Küste sie bedeutende Lagunen bildet, durch Dämme geschützt werden muß und sich südwestlich sanft zum Apennin (s. d.) erhebt, welcher die Gestalt der ganzen Halbinsel bestimmt. Außer der lombard. Ebene finden sich ebene Striche auf der Westseite J.s am untern Arno, sodann weiter nach Süden die Campagna di Roma mit den Pontinischen Sümpfen

Digitized by Google

ITALIEN.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Digitized by Google

ei Neapel die Campagna Felice, an
te sich der Vesuv erhebt. Auf der
apulische Ebene (tavoliere di Puglia)
ste. Der Boden J.s ist meist höchst
in der trefflich angebauten lombard.
chwer und marschenartig, in den meist
gen auf den Höhen dürr, in den Thä-
r, in den Maremmen (s. d.) am Mit-
in der röm. Campagna steppenartig;
wo er um Capua und Neapel nur sei-
schen Beschaffenheit die ausgezeichnete
it verdankt, im ganzen leicht und we-
zsfähig. Das Klima J.s gehört, mit
der hohen Gebirgsgegenden, durch seine
en schönsten von Europa. Man unter-
r Hauptregionen: 1) Ober-J. im Nor-
pennin, wo das Réaumursche Thermo-
Winter zuweilen noch bis zu 13° Kälte
Schnee oft wochenlang die Fluren bedeckt
die adriatischen Lagunen sich mit Eis
vo die edeln Südfrüchte nur an begün-
ellen im Freien gedeihen; 2) Mittel-J.
a bis zu 41° 30′ südl. Br., wo ein eigent-
nter nur in den Gebirgen stattfindet, blei-
s und Schnee in den Thälern selten sind
Ölbaum und Orangen im Freien überall
iederungen gedeihen; 3) Unter-J. bis auf
chste Spitze, wo das Thermometer nur
ten unter 3° Kälte fällt und Schnee ebenso
, wo die Aloë und die feinsten Südfrüchte
n überwintern; 4) die südlichste Spitze Nea-
icilien und Malta, wo das Thermometer
unter den Gefrierpunkt fällt, neben der
Feige auch die Dattelpalme und das Zucker-
deihen und Aloë und Papyrus zur Ein-
von Feldern benutzt werden. Im Som-
der Himmel fast fortwährend heiter, und
de mäßigen die große Hitze; doch leidet das
eshalb häufig an Dürre und wird im Som-
ter vom Sirocco heimgesucht. Noch schäd-
sind in manchen Gegenden, namentlich in
kan. Maremmen, der röm. Campagna und
upt in vielen Küstengegenden Mittel- und
-J.s, die dem Boden entströmenden, unter
amen Malaria (s. d.) oder Aria cattiva be-
n Dünste. Unter-J. und Sicilien mit dem
werden häufig von Erdbeben und vulkani-
Ausbrüchen heimgesucht.

ter den zahlreichen Seen J.s sind am Süd-
nge der Alpen der Lago-Maggiore, der Lu-
rsee, der Comersee, der Iseosee und der Garda-
in Mittel-J. die Seen von Perugia, Bol-
und Bracciano, in den neapolit. Abruzzen
See von Celano oder Fucino besonders hervor-
ben. Unter den Flüssen J.s ist der Po (s. d.)
bedeutendste und wichtigste. Außerdem sind in
r-J. noch die Etsch, die Brenta, die Piave und
Tagliamento, und im übrigen J. der Arno in
scana, der Tiber, der Garigliano, der reißende
lturno und der Sele zu erwähnen. Die zahl-
chen, von dem Apennin ins Adriatische Meer
menden Flüsse sind sämtlich kleine, nicht schiff-
re Küstenflüsse. Nur in Ober-J. wird die Schiff-
rt durch Kanäle befördert, so namentlich durch
n Naviglio-Grande von Mailand nach Torna-
nto, durch die Kanäle von Bere-Guardo, Pavia,
n Naviglio della Martesana, den Canale-Bianco
. s. w. Unter den Mineralquellen sind die Ther-
en auf der Insel Ischia und die salinisch-erdigen
Thermen von Pisa und Lucca sehr berühmt. Die vorzüglichsten Produkte der Halbinsel sind: Eisen, Kupfer, Blei, Salz, Schwefel, Alaun, Marmor und Pozzolana; Mais, Reis, Wein, Öl, Rosinen, Kastanien, Südfrüchte, Obst, Süßholz und Johannisbrot, Galläpfel, Hanf und Flachs; Esel, Maulesel, Seidenraupen und Bienen, Seetiere aller Art.

Die Bevölkerung der ganzen ital. Halbinsel beträgt fast 30 Mill., welche der Nationalität nach größtenteils Italiener sind, die aber nach dem Dialekt der Sprache in viele Stammesabteilungen zerfallen. In Friaul (der Provinz Udine) gehört der größte Teil der Bewohner dem Volksstamme der Friauler und Furlaner an, etwa 370000 Seelen; auch leben daselbst 27000 Slowenen. Namentlich in der Provinz Turin wohnen 135000 Franzosen mit provençalischem Dialekt, in den Sette und den Tredeci-Communi (an der tiroler Grenze) und an andern Orten der Lombardei und Venetiens über 20000 Deutsche, im Neapolitanischen und der sicil. Caltanissetta etwa 55000 Arnauten, in der neapolit. Provinz Campobasso ungefähr 3000 Slawen, deren Sprache mit der kroat. Mundart Ähnlichkeit hat, auf Sardinien 7000 Catalonier, auf der Maltagruppe Malteser und Engländer, endlich als Handelsleute vielfach zerstreut über 20000 Griechen, Armenier u. s. w.

Das gegenwärtige **Königreich Italien** ist aus den Provinzen des frühern Königreichs Sardinien (mit Ausnahme von Savoyen und Nizza, die 1860 an Frankreich abgetreten wurden) einschließlich der Lombardei und Venetiens, aus dem ehemaligen Kirchenstaate und den annektierten Staaten, nämlich den Herzogtümern Parma und Modena, dem ehemaligen Großherzogtum Toscana und dem frühern Königreiche beider Sicilien zusammengesetzt. Dasselbe grenzt im N. an die Schweiz und Österreich (Tirol, Kärnten, Görz und Gradiska), im W. an Frankreich, wird sonst vom Mittelländischen und Adriatischen Meere umflossen und umschließt mit dem Gebiete seiner Provinzen Forlì und Pesaro-e-Urbino die Republik San-Marino. Es umfaßt ein Areal von 288539,8 qkm und (nach der Volkszählung vom 31. Dez. 1881) 28459628 E. (99 auf 1 qkm). Die einzige überseeische Besitzung, Assab-Bai am Roten Meere, zählt auf 632 qkm (1881) 1193 E. Das ganze Königreich zerfällt in 16 Landesteile (Compartimenti) und 69 Provinzen; dieselben sind (mit Angabe der Bevölkerung der Landesteile nach dem Census von 1881) folgende: I. **Piemont** (mit den 4 Provinzen Alessandria, Cuneo, Novara und Turin, insgesamt 29494,1 qkm mit 3070250 E.); II. **Ligurien** (mit den 2 Provinzen Genua und Porto-Mauricio, insgesamt 5407 qkm und 892373 E.); III. **Lombardei** (mit den 8 Provinzen Bergamo, Brescia, Como, Cremona, Mantua, Mailand, Pavia und Sondrio, insgesamt 24205,1 qkm und 3680615 E.); IV. **Venetien** (mit den 8 Provinzen Belluno, Padua, Rovigo, Treviso, Udine, Venedig, Verona und Vicenza, insgesamt 24025 qkm und 2814173 E.); V. **Emilia** (mit den 8 Provinzen Bologna, Ferrara, Forlì, Modena, Parma, Piacenza, Ravenna und Reggio-Emilia, insgesamt 20749,6 qkm und 2183391 E.); VI. **Umbrien** (mit nur 1 Provinz, Perugia, 9474,1 qkm und 572060 E.); VII. **Marken** (mit den 4 Provinzen Ancona, Ascoli-Piceno, Macerata und Pesaro-Urbino, insgesamt 9835,8 qkm und 939279 E.);

Digitized by Google

VIII. Toscana (mit 8 Provinzen Arezzo, Florenz, Grosseto, Livorno, Lucca, Massa-Carrara, Pisa und Siena, insgesamt 24062,2 qkm und 2208869 E.); IX. Latium (nur 1 Provinz, Rom, 12170,2 qkm und 903472 E.); X. Abruzzen und Molise (mit den 4 Provinzen Aquila, Campobasso, Chieti und Teramo, insgesamt 17008,3 qkm und 1317215 E.); XI. Campanien (mit den 5 Provinzen Avellino, Benevento, Caserta, Neapel und Salerno, insgesamt 16556,7 qkm und 2896577 E.); XII. Apulien (mit den 3 Provinzen Bari, Foggia und Lecce, insgesamt 20510 qkm und 1589064 E.); XIII. Basilicata (nur 1 Provinz, Potenza, 10354,2 qkm und 524504 E.); XIV. Calabrien (mit den 3 Provinzen Catanzaro, Cosenza und Reggio-Calabria, insgesamt 15048 qkm und 1257883 E.); XV. Sicilien (mit den 7 Provinzen Caltanissetta, Catania, Girgenti, Messina, Palermo, Siracusa und Trapani, insgesamt 25798 qkm und 2927901 E.); XVI. Sardinien (mit den 2 Provinzen Cagliari und Sassari, insgesamt 23842 qkm und 682002 E.). Die Hauptstadt des Königreichs J. ist seit 1871 Rom. J. zählt 8257 Gemeinden, darunter 11 eine Bevölkerung von mehr als 100000 und 53 eine solche von 30—100000 Seelen haben. Die Städte mit über 100000 E. (mit Angabe der Einwohnerzahl von 1881) sind: Neapel (463172), Mailand (295543), Rom (273268), Turin (230183), Palermo (205712), Genua (138081), Florenz (134992), Venedig (129445) und Bologna (103998). Die herrschende Kirche ist die römisch-katholische (die Arnauten in Süd-J. sind griechisch-uniert), welche unter 47 Erzbischöfen und 198 Bischöfen steht und zu welcher sich 99,70 Proz. bekennen. Die andern Konfessionen (etwa 62000 Protestanten und 38000 Juden) haben vollkommene Kultusfreiheit.

Die Landwirtschaft ist der Hauptnahrungszweig, indem etwa zwei Dritteil der Gesamtbevölkerung in derselben Beschäftigung findet. Die Bauern sind meistens Pächter der großen Gutsbesitzer, von Zwangsrechten und Zehnten jedoch bereits seit der franz. Herrschaft befreit. Nur 15 Proz. des Flächeninhalts sind unproduktiv; von den übrigen 85 Proz. sind: 40,8 Proz. Äcker, Gärten und Weinland, 21,3 Proz. Wiesen und Weiden, 22,9 Proz. Waldungen und Kastanien- und Olivenhaine. Der Ackerbau, welcher sich meist mit dem Anbau von Weizen beschäftigt, wird am fleißigsten in Ober-J., Toscana und den ehemals neapolit. Provinzen gepflegt; in vielen Gegenden, so namentlich auf den Inseln Sicilien und Sardinien, welche einstens die Kornkammern des alten Rom waren, ist er sehr vernachlässigt. Das erzeugte Getreide deckt nicht den Bedarf des Landes, und nur an Mais und Reis, wovon der letztere in der Provinz Novara und in den Po-Niederungen gebaut wird, werden bedeutende Mengen ausgeführt. Kartoffeln werden jetzt in allen Landschaften gezogen, viel wichtiger ist jedoch der Anbau der Hülsenfrüchte. Für die Ausfuhr dienen Hanf (dessen jährliche Produktion, einschließlich Flachs, auf etwa 1650000 metr. Ctr. anzuschlagen ist), besonders aus den Marken, Umbrien, der Emilia und den südl. Provinzen, Krapp (im Neapolitanischen), Sumach (in Sicilien) und Süßholz. Sonst wird in verschiedenen Gegenden Tabak gezogen, Safran auf den Inseln, das Zuckerrohr und die Baumwollstaude im Süden. Letztere wird hauptsächlich in Salerno, Calabrien, Sicilien und Sardinien gewonnen. Der Obstbau ist überall blühend, insbesondere die Kultur der edeln Südfrüchte, welche für die neapolit. und sicil. Provinzen, in denen man die Früchte vom Johannisbrotbaum sogar als Viehfutter benutzt, wichtige Stapelwaren ausmachen. In denselben Provinzen gedeihen am besten die Olivenbäume, die aber auch in andern Teilen des Königreichs einen Hauptgegenstand für die landwirtschaftliche Thätigkeit (bei sehr beträchtlichem Export von Olivenöl) bilden. Im ganzen beträgt die Olivenölproduktion gegen 1700000 hl. J. nimmt in Hinsicht auf den Weinbau die zweite Stelle in Europa ein (nur von Frankreich in der Produktionsmenge übertroffen). Es produziert jährlich im Durchschnitt 27,1 Mill. Hektoliter, davon die köstlichsten und edelsten Sorten im Neapolitanischen und in Sicilien, nicht minder auf der Insel Elba; berühmt sind Lacrimae Cristi und Vino greco vom Fuße des Vesuvs, ferner die Weine von Syrakus und Marsala. Hiermit steht die Kultur der Rosinen in Verbindung, namentlich in Calabrien, auf Sicilien und den Liparischen Inseln. Der Viehstand des Königreichs zählt (1876) 657544 Pferde, (1881) 293868 Maultiere, 674246 Esel, 4783232 Stück Rindvieh, 8596108 Schafe, 2016307 Ziegen und 1163916 Schweine, außerdem wenige Dromedare in Santo-Rossore bei Pisa. Hervorzuheben ist hierbei die Zucht der Maultiere und Esel, von denen die letztern in Toscana zu der schönsten Rasse in Europa gehören, sowie in Ober-J. die Rindviehzucht. Berühmt ist die Käseproduktion (namentlich die Bereitung von sog. Parmesankäsen und Strachino) und die Erzeugung von Würsten (Salami), welche einen ansehnlichen Exportartikel bilden, viel wichtiger ist indessen während der letzten Jahre der Handel mit Eiern geworden, von denen 1883 für 31 Mill. Mark ausgeführt wurden. Die Forstkultur, welche in Toscana am ansehnlichsten, genügt in der Produktion von Brennholz nicht für den Bedarf. Die Seefischerei liefert Thunfische (an den Westküsten von Unter-J. und Sicilien, sowie bei der Insel Sardinien), ferner Sardellen, Korallen an den afrik. und sardin. Küsten und Schwämme in den auswärtigen Handel.

Der Bergbau liefert namentlich Eisen, Kupfer, Silber, Blei, Quecksilber, Kohlen u. s. w. Der Ertrag war 1882 folgender: 242083 t an Frisch- und Gußroheisen. Reiche Eisenlager finden sich auf Elba und Sardinien, sowie in den Gebirgen der Provinzen Bergamo und Brescia. Ferner Kupfererz, 24065 t, von Agordo in den venet. Alpen, von Aosta, aus Toscana u. s. w.; Bleierz, 46334 t, namentlich in den Provinzen Genua und Lucca und auf Sardinien; Zinkerz, 91366 t, aus den reichen Lagern Sardiniens und der Lombardei (Serianathal); Golderz, 12202 t (daraus Gold über 130 kg, im Wert von etwa 456000 Lire), von den Schwefelkiesen des Monte-Rosa, weniges gediegen im Aostathale und in mehrern Alpenflüssen; Silbererz, 1449 t, von der Insel Sardinien; Quecksilber, 139716 kg, aus den Minen im Territorium von Castellazzara und bei Sta.-Fiora in Toscana, sowie in Gosaldo (Venetien); Mangan, 6978 t, im Aostathale, in Ligurien und Sardinien; Antimon, 1450 t, in Toscana und auf Sicilien; Anthracit im Aostathale; Braunkohlen, am bedeutendsten in

Digitized by Google

SCHWEIZ
UNGARN
KÄRNTEN
STEIERMARK
KRAIN
Laibach
TRIEST
ISTRIEN
Fiume
KROATIEN
WALLIS
Lausanne
JURA
AIN
HAUTE SAVOIE
SAVOIE
Grenoble
ISÈRE
HAUTES ALPES
BASSES ALPES
ALPES MARITIMES
VAR
TOULON
FRANKREICH
PIEMONT
TURIN
ADRIATISCHES MEER
Sinigaglia
Ancona
Ortona
MOLISE
ABRUZZEN
Erklärungen.
Maßstab 1 : 2800000.

, auf Sardinien und in der Provinz
An brennbaren Mineralien überhaupt
164 737 t gewonnen. Das wichtigste berg-
e Produkt liefern die Schwefellager; 1882
man 445 918 t; die Romagna (17 Gruben)
t Durchschnitt nur ein Zehntel, das Neapo-
e ein Vierzigstel von der Menge Siciliens,
529 Gruben kommt, welche in einer 170 km
Zone liegen; Mittelpunkte der Förderung
genti (auf das etwa die Hälfte der Produk-
mmt), Caltanissetta, Lercara und Catania.
ewinnung auf Sicilien beschäftigt etwa
Arbeiter, und 1880 wurden hier 312 862 t
en. Der in einem mit Gips wechsel-
en Mergel liegende Schwefel scheint der
n Tertiärformation anzugehören. Seesalz
zahlreichen Salzgärten, am meisten bei Cag-
uf Sardinien und bei Trapani auf Sicilien,
ber auch auf Elba, in der Emilia und in den
nzen Bari und Rom gewonnen; Quellsalz aus
eiden Salinen zu Volterra und Sallomag-
(zusammen 1882: 10255 t); Steinsalz,
) t, aus Calabrien. Mit Ausnahme von
linien und Sicilien gilt im Königreiche das
nonopol. Alaun gewinnt man bei Montioni
r Provinz Florenz und zu Tolfa bei Civita-
ia. Marmor, 143 700 t, durch 8000 Arbeiter
va 600 Brüchen bei Carrara, Massa und Serra-
; wichtig sind auch die Alabasterbrüche, na-
tlich bei Volterra, und die Alabasterarbeiten.
den trefflichsten Bausteinen hat J. einen sehr
en Reichtum; dazu gehören auch die trefflichen
agnaschiefer, welche in 70 Brüchen gefördert
den. Wetzsteine (kieselhaltiger Kalk) zum Sen-
wetzen, aus 40 Brüchen, namentlich aus dem
Seriana, sind ein ansehnlicher Ausfuhrartikel.
nsstein liefern die Liparischen Inseln. Nennens-
t sind außerdem Asphalt (1880 mit einer Pro-
tion von 34 700 t, in den Provinzen Rom, Ca-
ta, Chieti und Syrakus), Petroleum, 1882 183 t,
züglich bei Caserta, Val del Pescara), Bernstein
i Catania auf Sicilien), Talk, Amianth, Gra-
it, 4147 t, Baryt, Kaolin, Ocker, Topfstein, Feld-
at und lithographische Steine.

Die gewerbliche Industrie ist am ansehnlich-
n in Seide, Strohflechtereien, Papier-, Thon-
aren und Korallenwarenfabrikation. Berühmt
nd auch die ital. Darmsaiten, die Streichinstru-
ente von Cremona, die Violinen und Guitarren
us Turin, die Violoncelle aus Arezzo, die Harfen
us Neapel, die Blasinstrumente aus Mailand,
ie Schlaginstrumente aus Bergamo, die Hanf-
veberei, die Mehlpasten (Ausfuhr 1881: 65 000
metr. Ctr.), die Salami aus Florenz, Verona und
Ferrara, die Mortadellen aus Prato und Bologna,
die Handschuhe. Im Schiffbau nimmt J. einen
höchst ehrenvollen Platz unter den Seestaaten ein;
am wichtigsten ist derselbe in Ligurien, besonders
zu Sestri di Ponente; doch sind auch die Werften
von Genua, Castellamare di Stabia, Procida,
Chioggia und Venedig sehr beschäftigt. Unter den
europ. Staaten, welche die Seidenraupenzucht be-
treiben und somit Seidencocons, rohe und filierte
(gesponnene) Seide erzeugen, steht J. obenan; am
bedeutendsten ist die Seidenzucht in Piemont, der
Lombardei und Venetien; drei Viertel der Seiden-
ernte Europas kommen von hier. Die durchschnitt-
liche Jahresproduktion von Rohseide, welche jedoch
infolge der Seidenraupenkrankheit beträchtlich ab-
genommen hat, kann auf 2 300 000 kg geschätzt
werden. Rohseide wird in 5300 Gemeinden produ-
ziert und (1876) mit 1 824 707 Spindeln versponnen. Die Seidenspinnerei hat ihren Hauptsitz in der Lombardei, namentlich in der Provinz Como, welche an der Gesamtspindelzahl mit 78,8 Prozent partizipiert, worauf Piemont mit 17,1 Prozent folgt. Im ganzen finden (1876) 185 729 Menschen ihren Erwerb in der Produktion roher und filierter Seide. Die Seidenweberei ist am blühendsten in Como und Genua, nächstdem in Rom, Mailand, Turin, Florenz und Siena. Etwa sieben Achtel der Seidenproduktion gehen ins Ausland. Für die Hanfverarbeitung sind etwa 500 000 Menschen, 60 000 Spindeln und 750 mechan. Webstühle thätig, deren jährliche Produktion einen Wert von 70—80 Mill. Lire hat. Wolle verarbeiteten, hauptsächlich in Piemont, Venetien, Toscana und Ligurien, (1876) 540 Fabriken mit 305 386 Spindeln, 2573 mechanischen nebst 5989 Handwebstühlen bei einer Arbeiterzahl von 23 557 Personen. Die Baumwollindustrie, deren Hauptsitze Piemont, Lombardei, Ligurien und Salerno sind, beschäftigt im ganzen Königreiche J. (1881) gegen 985 000 Feinspindeln und (1876) 67 842 Webstühle. Leder und geschätzte Lederwaren liefern noch Turin, Mailand, Brescia, Parma, Modena, Livorno und Catania. Die Glasindustrie hat ihre frühere Bedeutung verloren und deckt den einheimischen Bedarf bei weitem nicht mehr; doch sind immer noch einige blühende Glasfabriken vorhanden; die Perlen-, Mosaik- und Schmelzfabriken zu Venedig und Murano, welche in ihren Fabrikaten (Schmelz- und Glasperlen) den Weltmarkt beherrschen, beschäftigen über 2500 Arbeiter. Die Erzeugung von Kameen und Mosaiken hat ihren Hauptsitz zu Rom; sonst werden Kameen vorzugsweise in Neapel, Mosaiken in Florenz hergestellt. Durch seine Arbeiten in Elfenbein und Horn sind Florenz, Livorno und Arezzo ausgezeichnet, durch Arbeiten in Schildpatt Neapel. Die Fabrikation des Papiers (1882 in 209 Fabriken mit 148 Maschinen und 311 Bütten) hat sich außerordentlich entwickelt; von Papier aller Sorten wurden 1880: 80 000 Ctr. ausgeführt. Die Maschinenindustrie hat eine nur untergeordnete Bedeutung, doch bestehen umfangreiche Etablissements zu Genua, Sampierdarena, Sestri di Ponente, Pietrarsa bei Neapel, Turin, Mailand ꝛc. Terracotten, Majolika, Fayence und Thongefäße (namentlich große Ölkrüge) werden für etwa 10 Mill. Lire gearbeitet. Von Wichtigkeit ist die Strohflechterei, welche nahe an 14 Proz. der Gesamtbevölkerung beschäftigt und namentlich in der Gegend um Florenz, wo sie bereits seit 300 Jahren betrieben wird; 1878 wurden ausgeführt: Strohgeflechte für 14,5 Mill., nicht garnierte Strohhüte für 11,5 Mill. Mark. In der Eisenindustrie steht die Lombardei obenan; doch müssen raffiniertes Eisen, Stahl und verschiedene Eisenwaren im Wert von 70 Mill. Lire jährlich eingeführt werden. Die Fabrikation von Gold- und Silberwaren ist in J. ein alter, sehr wichtiger Zweig des dortigen Gewerbfleißes und zumal in Rom, Mailand, Neapel, Genua, Venedig und Catania in großer Blüte; weltberühmt sind die Filigranarbeiten aus Genua und die kleinen Goldketten aus Venedig. Zu Florenz, Turin, Mailand und Venedig ist die Bronzeindustrie zu bedeutender Entwickelung gelangt. Die Korallenfischerei, welche namentlich an den Küsten von Afrika und Sardinien

Digitized by Google

stark betrieben wird, beschäftigte 1874 über 400 Fahrzeuge und über 3700 Menschen und lieferte 110000 kg im Gesamtwert von 4665000 Lire. Die Hauptplätze für den Verkauf von Korallen sind Genua, Livorno und Neapel. Der Preis pro Kilogramm ist für die kleinern Korallen durchschnittlich 1 Lire, für die von mittlerer Güte 30 Lire, für die besten 100—120 Lire. Die Korallenschleiferei, ebenfalls vorzüglich in Genua, Livorno und Neapel, beschäftigt Tausende von Menschen, in Genua allein 6000 Schleifer, welche durch die 24 dortigen Händler ihren Unterhalt finden. Die Liqueurfabrikation befindet sich auf einer hohen Stufe, namentlich in Piemont und der Lombardei; der Wermut aus denselben Landschaften gibt einen ausgezeichneten Handelsartikel ab. Exportiert wird sehr guter Essig. Die Erzeugung von Chemikalien dehnt sich immer mehr aus, Borsäure aus den Lagunen Toscanas, Weinstein- und Citronensäure werden massenhaft gewonnen und gelangen zur Ausfuhr; wichtig ist auch die starke Fabrikation von Chinin in Genua und Mailand. Auf Sicilien, in Apulien und Ligurien werden sehr viel Seifensiedereien unterhalten. Die Erzeugung von Zündkerzchen aus Wachs wird in großartigem Maßstab betrieben, namentlich in Turin, Mailand und Neapel; die Ausfuhr davon belief sich 1881 auf 1790000 kg.

Bezüglich des auswärtigen Handels weisen die amtlichen Tabellen für 1882 in der Einfuhr einen Wert von 1345400000 Lire und in der Ausfuhr einen Wert von 1155800000 Lire nach. Die Schiffahrtsbewegung ergab 1883 für die Lange Fahrt 17610 angekommene und 16661 ausgegangene Schiffe, die erstern mit 5724312 t, die letztern mit 5575681 t, für die Küstenschiffahrt 93686 angekommene und 93890 ausgelaufene Schiffe mit 12741069, beziehungsweise 12792264 t. Bei Betreibung des großen Fischfangs sind 1883: 1264 Fahrzeuge von 9654 t angekommen und 1288 Fahrzeuge von 9986 t abgegangen. Die wichtigsten der 58 Häfen sind die 11 erster Klasse: Ancona, Brindisi, Cagliari, Chioggia, Civitavecchia, Genua, Livorno, Messina, Neapel, Palermo, Venedig. Leuchttürme gibt es 200. Die ital. Handelsflotte belief sich 1883 auf 7471 registrierte Schiffe von 973333 t, darunter 201 Dampfer von 107452 t. Die maritime Inskription ergab 1883: 185017 Seeleute. Die großen Dampfergesellschaften: die Comp. Rubattino-Florio (jetzt Navigazione generale italiana, Bruzzo, Rocco Piaggio, haben sämtlich ihren Sitz in Genua, das sich namentlich seit Eröffnung der Gotthardbahn zum ersten Hafenplatz Italiens aufgeschwungen hat. Der Binnenhandel, dessen Mittelpunkte Mailand, Turin, Florenz und Bologna sind, ist fast überall lebhaft und steigert sich mit der Hebung der Kommunikationsmittel, für die in neuerer Zeit viel geschieht.

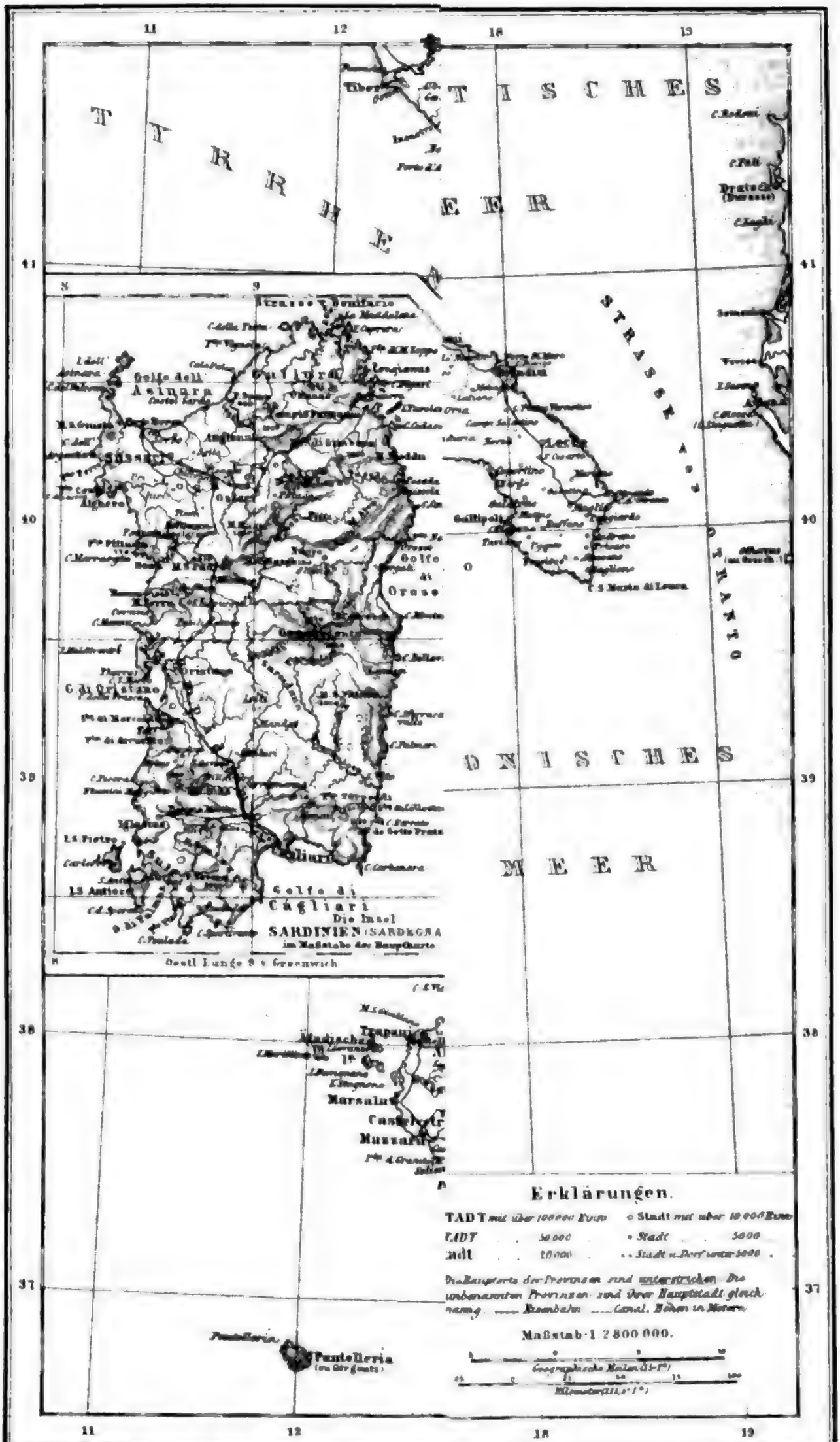
Das gesamte Eisenbahnnetz, welches 1865 erst 3500 km umfaßte, hatte sich Ende 1883 auf 9666 km ausgedehnt; dasselbe zerfällt in folgende fünf Gruppen: a) Oberitalienische Eisenbahnen, ursprünglich teils Staatsbahnen, teils Privatbahnen, seit 1. Juli 1876 sämtlich im Besitz des Staats, welcher 1. Juli 1878 auch den Betrieb provisorisch bis auf weiteres übernommen und die Oberleitung einem Verwaltungsrat anvertraut hat, welcher dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten untergeordnet ist und seinen Sitz in Mailand hat; b) Römische Eisenbahnen, ursprünglich gleichfalls teils Staats-, teils Privatbahnen, durch Vertrag vom 17. Nov. 1877 aber sämtlich in den Besitz des Staats übergegangen, Verwaltungsrat und Betriebsdirektion in Florenz; c) Südbahn, eine Privatbahn; d) Calabrisch-Sicilianische Bahnen, schon als Staatsbahnen gebaut und noch im Besitz des Staats, aber durch Vertrag vom 28. Okt. 1871 seit 1. Jan. 1872 auf 15 Jahre in Betriebsverwaltung der Südbahngesellschaft; e) Sardinische Eisenbahn, Privatbahn mit dem Sitz der Direktion in Rom; ferner noch verschiedene kleinere Privatbahnen.

Die Landstraßen umfaßten 1880: an Nationalstraßen (d. h. vom Staat gebaute und erhaltene) 8197, Provinzialstraßen 27286, obligatorische Kommunalstraßen 47152, zusammen 82635 km.

Die Post zählte Ende 1882: 3497 Bureaus im Königreich und 5 im Ausland; ihre Einnahmen beliefen sich auf 32660886, ihre Ausgaben auf 27729464 Lire. Das Telegraphennetz umfaßte Ende 1882 an Länge der Linien 27613 km, an Länge der Drähte 93799 km, unterseeische Kabel 175 km mit 1747 Bureaus, ohne die den Eisenbahnen oder andern Gesellschaften gehörenden. Die Zahl der Depeschen belief sich 1882 auf 6454942 (davon 5190909 interne und 521180 internationale Privatdepeschen, 373807 amtliche Depeschen, 165697 Dienstdepeschen und 203349 Transitdepeschen), die Einnahme einschließlich des Wertes der offiziellen Depeschen 12423102 Lire, die Kosten des Dienstes auf 7974932 Lire, die außerordentlichen Ausgaben auf 459000 Lire. Zur Förderung des Handels und Verkehrs tragen ferner bei: die Italienische Nationalbank zu Rom, die Bank von Neapel, die Toscanische Nationalbank zu Florenz, die Römische Bank, die Bank von Sicilien zu Palermo, die Toscanische Kreditbank für Industrie und Handel, welche sechs sämtlich das Recht der Notenausgabe besitzen, ferner (Ende 1883) 118 Gesellschaften für den gewöhnlichen Kredit, 252 Volksbanken, 13 Institute für den Agrarkredit und 8 solche für den Bodenkredit; die (1863) mit Frankreich, Belgien, Großbritannien, Rußland und den Niederlanden, (1865) mit dem Deutschen Zollverein und (1870) mit Spanien abgeschlossenen Handelsverträge, sowie der (1867) mit dem Norddeutschen Bunde abgeschlossene Schiffahrtsvertrag. Im J. 1882 bestanden in J. 357 gewöhnliche und 3488 Postsparkassen, erstere mit 1037139 Einlegern und einem Einlagenbestand von 119025152,6 Lire, letztere mit 591238 Einlegern und 13178002,8 Lire Einlagen. Das Münzsystem ist das des lat. Münzvertrags; die Rechnungsmünze ist die Lira zu 100 Centesimi = 1 Franc = 81 Pf. deutscher Reichswährung. Maße und Gewichte sind die metrischen.

Unterricht und Bildung. Die geistige Bildung des im ganzen hochbegabten Volks ist großenteils noch unentwickelt. Im J. 1881 waren unter den 22011155 über 10 Jahre alten Bewohnern 13470185 Analphabeten, d. h. 61 Proz., und dabei ist seit 1861 der Prozentsatz schon von 72 auf 64,8 gefallen, sodaß also eine Besserung stattfindet. Am weitesten ist die Volksbildung in Piemont und der Lombardei vorgeschritten. Der Unterricht in der Volksschule ist obligatorisch. Für denselben gab es im J. 1882: 41423 öffentliche Lehranstalten mit 1850619 Zöglingen (1008547 Knaben, 842072 Mädchen). Die Kosten für die öffentlichen Volksschulen werden von den Gemeinden bestritten. Private Volksschulen gab es 5797 mit 125516

Digitized by Google


TYRRHENISCHES MEER
IONISCHES MEER
Golfo dell Asinara
Golfo di Orosei
Golfo di Cagliari
Die Insel SARDINIEN (SARDEGNA) im Maßstabe der Hauptkarte
Westl. Länge v. Greenwich
Pantelleria
Erklärungen.
Maßstab 1 : 2 800 000.

Digitized by Google

lern (45370 männlich, 80146 weiblich). rdem bestanden zur Heranbildung von Lehrern ormalschulen mit (1882) 1440 Zöglingen, von rinnen 73 Normalschulen mit 7174 Schülerin: Höhere Mädchenschulen, eine Art von Real: m, 1861 in Mailand begonnen, gibt es 8. Viel : steht es um den höhern Unterricht. Der Se: lrunterricht und zwar der humanistische wird) in 329 Lyceen (mit 12390 Schülern) und Gymnasien (mit 42811 Schülern), der reali: e in 413 technischen Schulen (mit 24833 Schü: erteilt. Es bestehen im Königreich 21 Uni: täten (mit 2—4 Fakultäten), nämlich 17 Staats: ilten, welche im Wintersemester 1881—82 esamt 11440 Studenten zählten, die sich folgen: aßen verteilten: Neapel 3265, Turin 1787, ua 922, Pavia 724, Rom 816, Bologna 795, 596, Genua 634, Palermo 593, Modena 191, ma 206, Catania 247, Siena 189, Messina , Sassari 91, Cagliari 128 und Macerata 105; rdem bestehen noch 4 Provinzialanstalten zu zerino, Ferrara, Perugia und Urbino mit 94, 78 und 64 Studierenden. An allen Universi: n zusammen sind 1655 Docenten thätig. Mit Universitäten sind noch besondere Kurse und jeder ist eine Schule für Pharmacie verbunden. i Universitäten sind anzureihen: das königl. ere Studieninstitut in Florenz, das königl. höhere nische Institut in Mailand, die wissenschaftlich: erarische Akademie in Mailand, 3 Tierarznei: ulen zu Turin, Mailand und Neapel, die Stern: rten in Turin, Padua, Palermo, Mailand, apel, Florenz, die königl. Ingenieurschulen zu m, Bologna, Neapel und Turin. Auch sind den iversitäten zu Padua, Palermo, Pavia und Pisa genieurkurse beigegeben. Ferner bestehen 76 se: idäre technische Institute mit (1880) 7358 Eleven, von 41 Staatsanstalten; 25 vorbereitende nau: he Schulen. Höhere Spezialschulen sind: das nigl. Industriemuseum zu Turin, mit 33 Eleven d sehr zahlreichen Zuhörern (unentgeltlicher Unter: ht); es ist technische Bildungsanstalt und Lehrer: ldungsschule für Ingenieure, insbesondere aber r Lehrer an technischen Instituten und Gewerbe: ulen, sowie für Agrar- und Industriedirektoren; e königl. höhere Handelsschule zu Venedig bildet hrer, Konsuln, Nationalökonomen, Statistiker ꝛc.; e königl. höhern Ackerbauschulen zu Mailand und ortici; die königl. höhere Schiffahrtsschule zu enua, seit 1871; die höhere Schule für die Schwe: lgruben zu Palermo. Außerdem sind vorhanden: ie archäol. Schulen in Pompeji und Rom für das Studium der dortigen Monumente; die Schule für Sozialwissenschaften zu Florenz; die städtische höhere unstgewerbeschule zu Mailand; 6 Handels- und 78 gewerbliche Fachschulen verschiedener Art; das Forstinstitut zu Vallombrosa bei Florenz; 23 prak: tische und 19 niedere Ackerbauschulen; 7 landwirt: schaftliche Spezialschulen; die Bergschulen zu Cal: tanissetta, Agordo und Iglesias, die Spezialschule für die Gewinnung und Bearbeitung von Marmor zu Carrara; das königl. Musikinstitut zu Florenz, die königl. Musikkonservatorien zu Mailand, die königl. Musikkollegien zu Neapel und Palermo, die königl. Musikschule zu Parma, das Musiklyceum zu Bologna. Für militärische Ausbildung bestehen: a) für Offiziere: die Kriegsschule zu Turin (für die höchste Ausbildung und den Generalstab), die Ar: tillerie- und Genie-Applikationsschule ebenda; b) zur Heranbildung von Offizieren: die Militärakademie zu Turin (für Artillerie und Genie), die Militär: schule zu Modena (für Infanterie und Kavallerie), die Marineakademie zu Livorno; c) zur Vorberei: tung für die Militärakademie und die Militärschule: die Militärkollegien zu Neapel, Rom, Mailand und Florenz; d) die Normalinfanterieschule zu Parma, die Normalkavallerieschule zu Pinerolo. Wissenschaft: liche Bibliotheken gibt es etwa 500; die des Staats belaufen sich auf 31. Die Magliabecchiana zu Flo: renz hat 280000 Bände und 14000 Manuskripte, die Bibliothek zu Parma 205400 Bände, die zu Turin 200000 Bände. In den röm. Klöstern be: finden sich gegen 800000 Bände und 307945 Ma: nuskripte. Als Förderungs- und Hilfsanstalten für Wissenschaften und Künste sind hervorzuheben: die vielen Akademien, die Accademia della Crusca in Florenz, die Museen und Galerien, die 25 Akade: mien, Institute und Schulen für die schönen Künste, die zahlreichen municipalen Zeichenschulen, nament: lich in Toscana und Umbrien; 267 eigentliche Mu: sikschulen mit 896 Lehrern und 8863 Zöglingen.

Die Staatsverfassung des Königreichs ist eine konstitutionell-monarchische und beruht auf dem bereits dem vormaligen Königreiche Sardinien verliehenen Grundgesetze vom 4. März 1848, wel: ches auf alle mit demselben vereinigten Länder aus: gedehnt worden ist. Danach übt der König, dessen Thron im Mannsstamme des Hauses Savoyen erblich ist, die gesetzgebende Gewalt in Gemein: schaft mit zwei Kammern aus. Die Erste Kammer, der Senat, ist aus einer unbestimmten Anzahl von Mitgliedern zusammengesetzt (Ende 1883: 359), die der König auf Lebenszeit aus 21 Kategorien von Staatsbürgern ernennt. Zu diesen gehören die Würdenträger und hohen Staatsbeamten, die Bi: schöfe, die Deputierten (nach drei Legislaturen), Personen, welche sich in ausgezeichneter Weise um das Vaterland verdient gemacht haben, solche, die seit 3 Jahren 3000 Lire direkte Steuern zahlen u. s. w. Jeder Senator muß das 40. Lebensjahr zurückgelegt haben. Die Prinzen der königl. Fa: milie haben mit 21 Jahren Sitz, mit 25 Jahren Stimme im Senat. Der König ernennt den Präsi: denten und Vicepräsidenten und kann den Senat beauftragen, über Verbrechen des Hochverrats und über Staatsminister, die von der Zweiten Kammer angeklagt wurden, zu richten. Die Zweite Kam: mer, die der Deputierten, besteht aus 508 Mitglie: dern, welche von den Wahlkollegien in Gemäßheit des Wahlgesetzes vom 22. Jan., bestätigt durch Dekret vom 24. Sept. 1882 auf die Dauer von 5 Jahren direkt gewählt werden. Um Wähler zu sein, muß man die bürgerlichen und polit. Rechte genießen, das Alter von 21 Jahren zurückgelegt haben, lesen und schreiben können und den Nach: weis liefern, den obligatorischen Elementarunter: richt mit gutem Erfolge genossen zu haben, oder entweder an direkten Staats- und Provinzial: steuern jährlich mindestens 19,80 Lire zahlen oder als Pächter bäuerlicher Gründe einen Jahrespacht von mindestens 500 Lire leisten oder einen Grund: besitz kontraktmäßig mit Teilung des Ertrags be: wirtschaften und von diesem jährlich mindestens 80 Lire entrichten, oder für ihr Wohnhaus, Handels- oder Industrieetablissement einen Mietzins von 150—400 Lire zahlen, oder endlich der Klasse der sog. Capacitäten angehören, zu welchen letztern die Mitglieder der Akademien und Handelskammern,

Digitized by Google

die Professoren und Doktoren, die Beamten, Anwälte u. s. w. gerechnet werden. Die Wähler sind zu Deputierten wählbar, wenn sie das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben. Nicht wählbar sind Seelsorger und Mitglieder geistlicher Kapitel, Staats- und Hofbeamte (mit Ausnahme der Minister, der Generalsekretäre in den Ministerien, der Präsidenten und Räte des Staatsrats, der Cassations- und Appellhöfe, der höhern Offiziere, der Mitglieder der obern Räte für Unterricht, Sanität, Bauten und Bergwerke, der ord. Professoren an den Universitäten und diesen gleichgestellten Instituten), ferner Sindaci und Provinzialdeputierte, Personen, die von Industrie- und Handelsgesellschaften, welche vom Staate subventioniert oder garantiert sind, Gehalt oder Vergütung beziehen, endlich solche, welche vom Staate Konzessionen erhalten oder mit demselben Arbeitsverträge eingegangen sind. Die Zahl der wählbaren vom Staate bezahlten Funktionäre und Beamten, welche in die Kammer eintreten können, darf 40 nicht übersteigen; hierin sind jedoch die Minister und Generalsekretäre nicht enthalten. Erhält ein Deputierter ein besoldetes Staatsamt oder wird er in diesem befördert, so muß er sich einer neuen Wahl unterziehen. Die Deputiertenkammer ernennt selbst den Präsidenten und die Vizepräsidenten. Ihr müssen zuerst alle Finanzgesetze vorgelegt werden. Weder Senatoren noch Deputierte erhalten irgend eine Besoldung oder Vergütung. Der König versammelt alljährlich beide Kammern. Wird die Deputiertenkammer aufgelöst, so muß innerhalb vier Monaten eine neue berufen werden.

Der König sanktioniert die Gesetze und übt allein die vollziehende Gewalt aus. Derselbe bekennt sich mit seinem Hause zur röm.-kathol. Kirche, wird mit vollendetem 18. Jahre großjährig und legt bei seiner Thronbesteigung in Gegenwart beider Kammern einen Eid ab, das Grundgesetz zu beobachten. Der König residiert zu Rom, welches am 3. Febr. 1871 zur Hauptstadt J.s erklärt wurde. Er verleiht folgende Ritterorden: den Höchsten Orden der Verkündigung Marias (della Ss. Annunziata), von Herzog Amadeus VI. von Savoyen 1362 gestiftet, mit neuen Statuten vom 3. Juni 1869, in Einer Klasse, nur an Fürsten und die höchsten Würdenträger; den Orden des heil. Mauritius und Lazarus (gestiftet durch Herzog Amadeus VIII. 1434) in fünf Klassen; den Militärorden von Savoyen (gestiftet durch König Victor Emanuel I. von Sardinien, 14. Aug. 1815, reorganisiert 28. Sept. 1855) in fünf Klassen; den Civilorden von Savoyen (gestiftet durch König Karl Albert von Sardinien, 29. Okt. 1831) in Einer Klasse; den Orden der Krone von J. (gestiftet durch Victor Emanuel II., 20. Febr. 1868). Die Beziehungen des Papstes zum ital. Staate sind durch das sog. Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 geregelt. (S. Kirchenstaat.)

Mit der Staatsverwaltung sind in der höchsten Instanz die Ministerien betraut, deren es neun gibt, nämlich: 1) das Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten; 2) das Kriegsministerium; 3) das Ministerium der Marine, welchem ein consiglio superiore di marina untergeordnet ist; 4) das Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel, von dem ein consiglio di statistica ressortiert; 5) das Ministerium der öffentlichen Arbeiten; 6) das Ministerium der Gnade, der Justiz und der Kulte; 7) das Ministerium der Finanzen und des Schatzes; 8) das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, welchem ein Unterrichtsrat beigegeben ist, und 9) das Ministerium des Innern. Sämtliche Ministerien haben ihren Sitz in Rom. Ferner bestehen ein Staatsrat, welcher auch über Kompetenzkonflikte entscheidet, und unabhängig von den Ministerien ein Rechnungshof.

In administrativer Beziehung zerfällt J. in 69 Provinzen, welche aus 16 Compartimenti (s. oben S. 701 fg.) zusammengefaßt werden; diese sind in 284 Kreise (circondarii) geteilt. Die Provinz ist eine moralische Person, deren Angelegenheiten von dem Provinzialrate und der Provinzialdeputation verwaltet werden. Der Provinzialrat besteht nach dem Gemeinde- und Provinzialgesetz vom 20. März 1865 aus 20—60 Mitgliedern, die von den berechtigten Gemeindewählern der einzelnen Kreise der Provinz auf fünf Jahre gewählt werden. Dieser Rat versammelt sich jährlich einmal und wählt aus seiner Mitte die Provinzialdeputation von 4—10 Mitgliedern, an deren Spitze der vom König ernannte Präfekt steht. Letzterer ist der Repräsentant der vollziehenden Gewalt in der Provinz und wird von einem Präfekturrate unterstützt. Jedem Kreise ist ein Unterpräfekt vorgesetzt, in Venetien und der Provinz Mantua ein Distriktskommissariat. In jenen Kreisen, in deren Hauptorten die Präfekten ihren Sitz haben, werden von diesen die Geschäfte der Unterpräfekten besorgt. Die Organe der Gemeindeverwaltung sind (nach dem neuen Gesetz vom 20. März 1865) ein Gemeinderat von 15—80 Mitgliedern, die von den wahlberechtigten Staatsbürgern auf fünf Jahre gewählt werden, und eine Gemeinde-Giunta, die aus einem vom Könige auf drei Jahre ernannten Vorsteher (sindaco) und aus 2—10 vom Gemeinderate aus seiner Mitte gewählten Beisitzern gebildet ist (wozu in den größten Gemeinden noch vier Ersatzmänner kommen). Außerdem hat jede Gemeinde einen Sekretär und ein Gemeindeamt zu bestellen. Als Finanzoberbehörde ist in jeder Provinz eine Finanzintendanz, als Unterrichtsbehörde ein Provinzialschulrat errichtet. Ferner hat jede Provinz einen Sanitätsrat, eine Postdirektion, ein Centralbauamt. Für größere Gebiete sind eingesetzt die 10 Landes-Telegraphendirektionen, die 35 Forstdepartements, die 10 Bezirksbergämter.

Die Rechtspflege in Civil- und Strafsachen wird auf Grund des Gerichtsgesetzes vom 6. Dez. 1865 ausgeübt von 4 Cassationshöfen (Turin, Florenz, Neapel, Palermo, zu welchen nach 1870 noch Rom gekommen ist), 24 Appellhöfen, 92 Assisenhöfen (für Verbrechen und Preßvergehen), 162 Civil- und Korrektionstribunalen, 27 Handelstribunalen, 1815 Prätoren (Einzelgerichte in Civil- und Strafsachen) und von den Vermittlern (conciliatori), ferner von den Militär- und Seegerichten. Als Justizgesetzbücher gelten der Civilcodex, die Civilprozeßordnung und das Handelsgesetzbuch vom 31. Okt. 1882, der Strafcodex vom 20. Nov. 1859, modifiziert unter dem 26. Nov. 1865, die Strafprozeßordnung vom 26. Nov. 1865, der Militär- und Marinestrafcodex vom 28. Nov. 1869. In Toscana gilt der toscan. Strafcodex vom 20. Juni 1853. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1883 auf 1544361667, die Ausgaben auf 1537226185 Lire; die Staatsschuld berechnete sich 1. Jan. 1883 auf 526665577 Lire.

Heer und Flotte. Das piemont. Heer, das nur 5 Divisionen zählte, hat sich nach und nach zu

gitized by Google

dem jetzigen ital. Heere erweitert. Nach dem Kriege von 1859 nahm dasselbe die von Österreich entlassenen lombard. Soldaten in sich auf und wurde in 8 Divisionen formiert; im Mai 1860 wurden die Truppen Toscanas und der Emilia übernommen und die Zahl der Divisionen auf 14 gebracht; 1861 traten die Mannschaften der Armee des Königreichs beider Sicilien hinzu und infolge des Gesetzes vom 17. März 1861, welches Victor Emanuel zum König von Italien ausrief, wurde dasselbe Italienisches Heer benannt. Nach den Reorganisationen von 1863, 1864 und 1865 sollte dies Heer eine Kriegsstärke von 311 978 Mann, 42 867 Pferden, 538 Geschützen besitzen. Bei den Kriegsrüstungen von 1866 sah man sich genötigt, neue Truppenkörper zu errichten, und nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 und der Besetzung Roms wurde das Heer auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht und unter Anlehnung an das deutsche Muster wesentlich umgestaltet. Die hierdurch bedingten Veränderungen werden im J. 1885 zum Abschlusse gelangen, nachdem durch Gesetz vom 29. Juni 1882 die Kriegsstärke des ital. Heeres um 100 000 Mann erhöht worden ist. Nach dem die frühern Gesetze vom 19. Juli 1871 und 7. Juni 1875 zusammenfassenden und ordnenden Gesetze vom 26. Juli 1876 sind alle waffentüchtigen Männer vom 21. bis 39. Lebensjahre militärpflichtig; ausgeschlossen hiervon sind nur die zu Zwangsarbeiten, Zuchthaus u. s. w. Verurteilten. Jede Jahresaushebung zerfällt in drei Gruppen, von denen die Mannschaften der ersten und zweiten Gruppe nacheinander im stehenden Heere, in der Mobilmiliz (Landwehr) und in der Territorialmiliz (Landsturm) zu dienen haben, die der dritten Gruppe aber ihrer Dienstpflicht nur in der Territorialmiliz genügen. Die Zuteilung zur dritten Gruppe des Ersatzes erfolgt unter Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse (einziger Sohn eines lebenden Vaters, Erstgeborener vater- und mutterloser Waisen u. s. w.), bei Zuteilung zu allen drei Gruppen findet Losung statt. Die erste Gruppe dient 8—9 Jahre im stehenden Heere, 4—3 Jahre in der Mobilmiliz und 7—8 Jahre in der Territorialmiliz, nur die Kavalleristen gehören 9 Jahre dem stehenden Heere und 10 Jahre der Territorialmiliz an. Die zweite Gruppe gehört 5—6 Jahre dem stehenden Heere, 4—3 Jahre der Mobilmiliz und 10 Jahre der Territorialmiliz an. Im Frieden wird die erste Gruppe auf 3 Jahre (bei der Kavallerie 5 Jahre) zum aktiven Dienste berufen; die zweite Gruppe dient nur 5 Monate. Alljährlich wird die Zahl der Mannschaften der ersten Gruppe des Ersatzes durch Gesetz bestimmt. Jünglinge, welche auf der Universität, einer technischen oder höhern Handelsschule studieren oder die vorgeschriebene Prüfung bestehen, können ihrer Dienstpflicht als Einjährig-Freiwillige genügen, wenn sie eine alljährlich durch Dekret festzusetzende Summe, die für die Kavallerie 2000 Lire, für die übrigen Waffen 1500 Lire nicht übersteigen darf, einzahlen. Die dritte Gruppe (Territorialmiliz) wird im Frieden binnen je 4 Jahren einmal auf einen Monat zum Dienste einberufen, doch ist es zulässig, die 30tägige Übungszeit auf mehrere Jahre zu verteilen. Die Organisation des ital. Heers ist durch die Gesetze vom 30. Sept. 1873, 7. Juni 1875, 22. März 1877, 29. Juni 1882 und 8. Juli 1883 geregelt. Die Kriegsstärke des Heers beträgt mit Einschluß der Stäbe 1 990 000 Mann, wovon 690 000 auf das stehende Heer, 300 000 auf die Mobilmiliz und 1 Mill. Mann auf die Territorialmiliz entfallen. Nach den Listen ist diese Kopfstärke bereits vorhanden, jedoch in etwas anderer Verteilung (stehendes Heer 751 000 Mann, Mobilmiliz 341 000, Territorialmiliz 1 021 000 Mann).

Das stehende Heer besteht außer der Generalität, dem Generalstabe u. s. w. und der Militärverwaltung aus folgenden Truppenverbänden: 96 Infanterie- und 12 Schützenregimenter (Versaglieri) zu 3 Bataillonen von 4 Kompagnien, 6 Regimenter Alpentruppen (zusammen 20 Bataillone mit 72 Kompagnien), 98 Infanteriekompagnien der 87 Militärbezirke; 24 Kavallerieregimenter (2 Regimenter davon werden 1885 aufgestellt) zu 6 Schwadronen, 5 Remontedepots; 12 Feldartillerieregimenter zu 10 Batterien und 3 Trainkompagnien, 3 Brigaden reitende Artillerie zu 2 Batterien (die 3. Brigade wird 1885 aufgestellt), 5 Regimenter Festungsartillerie zu 12 Kompagnien, 2 Brigaden Gebirgsartillerie zu 4 Batterien, 5 Kompagnien Artilleriehandwerker und 1 Veteranenkompagnie der Artillerie; 2 Sappeurregimenter zu 14 Sappeur- und 2 Trainkompagnien, 1 Pontonnierregiment von 8 Pontonier-, 2 Lagunen- und 4 Trainkompagnien, 1 Genieregiment von 4 Eisenbahn-, 6 Telegraphen-, 4 Sappeur- und 2 Trainkompagnien; 12 Legionen (darunter eine zur Vorbereitung für diesen Spezialdienst) Karabinieri; 12 Sanitätskompagnien; 4 Invalidenkompagnien; 15 Strafkompagnien. Jedes Regiment besitzt außer den angegebenen Kompagnien u. s. w. ein Depot.

Die Mobilmiliz besteht aus 48 Infanterieregimentern zu 3 Bataillonen von 4 Kompagnien, 18 Schützenbataillonen (Versaglieri) zu 4 Kompagnien und 36 Alpenkompagnien, 13 Brigaden Feldartillerie zu 4 Batterien und 1 Trainkompagnie, 32 Kompagnien Festungsartillerie, 4 Gebirgsbatterien, 16 Sappeur-, 4 Pontonier-, 2 Eisenbahn- und 3 Telegraphenkompagnien, 12 Sanitätskompagnien und 11 Kompagnien Verpflegungstruppen. Für die durch ihre Lage besonders gefährdete und unter Umständen auf selbständige Verteidigung angewiesene Insel Sardinien besteht eine besondere Mobilmiliz von 3 Infanterieregimentern zu 3 Bataillonen von 4 Kompagnien, 1 Schützenbataillon von 4 Kompagnien, 1 Schwadron Kavallerie, 1 Brigade Feldartillerie von 2 Batterien und 1 Trainkompagnie, 1 Festungskompagnie, 1 Zug Gebirgsartillerie, 1 Geniekompagnie, 1 Sanitätskompagnie und 1 Kompagnie Verpflegungstruppen.

Die Territorialmiliz besteht aus 320 Infanteriebataillonen zu 4 Kompagnien, 30 Bataillonen Alpentruppen (72 Kompagnien), 100 Kompagnien Festungsartillerie, 30 Geniekompagnien, 12 Sanitätskompagnien und 12 Verpflegungskompagnien.

Bewaffnung. Sämtliche Infanterietruppen sind mit dem Vetterli-Hinterlader, welcher nach dem System Bertoldo zu einem Repetiergewehr umgearbeitet werden soll, bewaffnet. Zehn Regimenter der Kavallerie führen Lanzen, die übrigen Korbsäbel, und sämtliche Regimenter außerdem Hinterlade-Karabiner. Die reitenden Batterien sind mit 7 cm-Geschützen, die Feldbatterien mit 9 cm- (72 Batterien) oder 7 cm (48 Batterien) -Geschützen bewaffnet, die Gebirgsbatterien mit 7 cm-Gebirgsgeschützen; 800 schwere Geschütze sind für die Festungen mit voller Ausrüstung vorhanden, darunter

Digitized by Google

Küstengeschütze schwersten Kalibers, und noch 600 schwere Geschütze für den Belagerungstrain und die Festungen werden beschafft. Der Belagerungstrain besteht aus 2 Parks von je 200 Geschützen. Jeder Park bildet 33 Abteilungen zu je 20 Fahrzeugen und bedarf 22 Festungsartillerie-Kompagnien zu 200 Mann nebst technischer Artillerie, ferner mindestens 2480 Zugtiere, um je 6 seiner Abteilungen gleichzeitig fortschaffen zu können.

Friedensstärke und Ersatzbedarf. Bei der Infanterie und den Schützen ist die Kompagnie 105, das Regiment 1300 Mann stark, bei den Alpentruppen die Kompagnie 135 Mann, bei der Kavallerie die Schwadron 169 Mann und 150 Pferde, das Regiment 1100 Mann und 900 Pferde, bei der Artillerie die reitende Batterie von 6 Geschützen 128 Mann und 100 Pferde, die leichte Feldbatterie 85 Mann und 68 Pferde, die schwere Feldbatterie 121 Mann und 88 Pferde, die Gebirgsbatterie von 6 Geschützen 100 Mann; die Feldbatterien haben im Frieden nur die Hälfte ihrer Geschütze bespannt. Die Kompagnien der Festungsartillerie sind 100 Mann, die Sappeur- und Pontonierkompagnien 104, die Eisenbahn-Kompagnien 110 Mann stark.

Die Höhe des für das stehende Heer im J. 1884 auszuhebenden Ersatzes ist auf 80000 Mann bestimmt worden, von denen 25000 Mann nur zwei Jahre hindurch im aktiven Dienste verbleiben.

Kriegsstärke. Bei der Infanterie und den Schützen ist die Kompagnie 225, das Bataillon 920 Mann stark, bei den Alpentruppen ist die Kompagnie wie im Frieden 135 Mann stark, bei der Kavallerie die Schwadron 150 Mann, das Regiment, bei welchem noch 2 Züge Guiden aufgestellt werden, 950 Mann, bei der Artillerie die reitende Batterie 160 Mann, die leichte Feldbatterie 148 Mann, die schwere Feldbatterie 184 Mann, die Gebirgsbatterie 150 Mann, die Festungskompagnie 205 Mann, bei der Genietruppe die Sappeur- und Telegraphenkompagnie 186 Mann, die Eisenbahn-Kompagnie 218 Mann, die Pontonier- und Lagunenkompagnie 206 Mann stark. Die Karabinieribataillone sind 500 Mann stark. Das ital. Heer bedarf zur Mobilmachung 40000 Pferde.

Kriegsformation des Heers. Die 12 Armeekorps starke Feldarmee erster Linie wird in 4 Armeen zu 3 Korps gegliedert. Jedes Armeekorps besteht aus 2 Infanteriedivisionen (zu 12 Infanteriebataillonen und 24 Geschützen, nebst Artilleriepark, Sanitätszug und Verpflegungssektion) und einer Reserve von 3 Schützenbataillonen, 6 Schwadronen, 4 Feldbatterien (32 Geschütze), 2 Geniekompagnien mit Brückentrain und 1 Bataillon Karabinieri, sowie den Hilfs-Dienstzweigen. Außerdem werden 3 selbständige Kavalleriedivisionen, jede 4 Regimenter und 2 reitende Batterien = 24 Schwadronen und 12 Geschütze stark, aufgestellt. Der streitbare Stand eines mobilen Armeekorps beträgt 29000 Mann mit 80 Geschützen, einer Kavalleriedivision 3200 Mann und 12 Geschütze. Die Mobilmiliz formiert 12 Infanteriedivisionen zu je 4 Regimentern Infanterie und 4 Batterien (= 12 Bataillone und 32 Geschütze). Die Alpentruppen (20 Bataillone und 8 Gebirgsbatterien des stehenden Heers, 30 Bataillone Territorialmiliz, 36 Kompagnien und 4 Gebirgsbatterien Mobilmiliz) sind 35300 Mann und 72 Gebirgsgeschütze stark, der Belagerungstrain 8800 Mann Festungsartillerie und 400 Geschütze. Außerdem treten zur Feldarmee noch 23 Bataillone Finanzwache hinzu, soweit dieselben nicht den Besatzungstruppen an der Grenze oder den Küsten zugeteilt worden sind.

Militärische Landeseinteilung. Durch das am 1. Juli 1884 in Kraft getretene Gesetz vom 8. Juli 1883 ist J. in 12 Armeekorpsbezirke und 24 Territorialdivisionen mit zusammen 87 Militärbezirken eingeteilt worden; Sitze von Generalkommandos befinden sich in den Städten Turin, Alessandria, Mailand, Piacenza, Verona, Bologna, Ancona, Florenz, Rom, Neapel, Bari und Palermo. Die 87 Militärbezirke sind nach Maßgabe der Dichtigkeit der Bevölkerung über das ganze Land verteilt und umfassen je 2—500000 E.; die Armeekorps-Bezirke sind nahezu gleich stark bevölkert und liefern den Ersatz für je ein Armeekorps; 24 Hauptbezirkskommandos üben die Kontrolle über den Geschäftsbetrieb der Bezirkskommandos aus, denen je 1—2 Infanteriekompagnien unterstellt sind.

Landesverteidigung, Festungen. Die lombard. Ebene ist zu Lande und zu Wasser leicht zugänglich, während die gebirgige, mit wenigen Straßen ausgestattete und sehr ungleichmäßig angebaute Halbinsel dem Eindringen feindlicher Heere weniger ausgesetzt ist und durch die Flotte, deren natürlicher Sammelplatz bei einem Kriege gegen Frankreich die Bucht von Madalena an der Nordspitze der Insel Sardinien ist und jetzt stark befestigt wird, sowie einige Kriegshäfen und Küstenbefestigungen genügend sichergestellt werden kann, wenn im Innern einige Centralfestungen (Rom und Bologna) die Verteidigung unterstützen. Die Befestigung der Alpengrenze und der von der See her nach der lombard. Ebene führenden Zugänge war deshalb dringend geboten und ist im Laufe der letzten Jahre mit dem Aufwande beträchtlicher Mittel im wesentlichen völlig durchgeführt worden.

Gegen Österreich hin bietet der Abschnitt zwischen Isonzo und Etsch neben dem sumpfigen venetian. Küstenlande der Verteidigung große Vorteile und ist durch eine Menge Forts und Batterien gesperrt worden. Verona wurde im Norden und Osten verstärkt und zu einem Brückenkopfe umgestaltet, Mantua aber bildet den Hauptstützpunkt der Ostfront, behindert feindliche Operationen auf beiden Po-Ufern und ist seiner centralen Lage wegen gleichzeitig von Bedeutung für die Westfront; Borgoforte und Peschiera sind nur als vorgeschobene Werke Mantuas von Bedeutung, und Pizzighettone ist ein unbedeutender Brückenkopf an der Adda.

Gegen Frankreich bildet die Wasserscheide zwischen Rhône und Po den natürlichen Verteidigungsabschnitt J.s, also die zerklüfteten, trotz ihrer geringen Höhe sehr schwierig zu übersteigenden Seealpen und weiter nördlich die hohen Ketten der Cottischen und Grajischen Alpen bis zum Mont blanc hin. Den wichtigsten Zugang dieser Front bildet der Mont-Cenis, der auf der Straße vom Mont-Genevre oder mittels der Eisenbahn überschritten werden kann. Sperrforts bei Susa, Exilles, Fenestrelle und auf dem Rücken des Mont-Cenis sichern alle in Betracht kommenden Straßen. Die nächstdem strategisch wichtige Straße über den kleinen St. Bernhard sperrt Fort Bard an der Dora balten. Weiter nach Süden sind der Col di Tenda und Ventimiglia als Sperrpunkte befestigt. Die Alpensperren gewähren dem ital. Heere die notwendige Zeit, dem Gegner in das Gebirge entgegenzugehen und ihn dort auf selbstgewählten

Digitized by Google

und vorbereiteten Schlachtfeldern zum Schlagen zu zwingen. Genua, Alessandria und weiterhin Piacenza bilden die Stützpunkte der Westfront. Im südlichen J. ist sodann noch am Volturno in Capua ein Stützpunkt der Verteidigung geschaffen, welcher die von der durch Befestigungen schlechterdings nicht zu schützenden Bucht von Neapel nach Rom führende Straße und Bahn sperrt. An der Küste befinden sich, abgesehen von kleinern Anlagen, die Festungen Venedig, Ancona, Messina, Gaëta, Spezia und Genua; Tarent und die Bucht von Maddalena an der Straße von Bonifacio werden befestigt. Venedig, Spezia und Tarent sind, beziehungsweise werden die Hauptkriegshäfen J.s und dementsprechend mit Arsenalen, Werften, Docks und Magazinen aller Art ausgestattet.

Die Seemacht J.s bestand im J. 1876 aus 14 Panzerschiffen, 9 hölzernen Fregatten oder Korvetten, 7 Kanonenbooten, 6 Transportschiffen und 18 kleinern Fahrzeugen; diese Schiffe waren meistens alt und hatten nur noch geringen Gefechtswert. Im J. 1877 begann die Reorganisation, durch welche eine wirkliche Schlachtflotte eigentlich erst geschaffen worden ist, und gegenwärtig besitzt J. bereits 7 Turmschiffe, die den stärksten Schlachtschiffen jeder andern Flotte sowohl an passiver Widerstandskraft, wie an Artillerie und Maschinenstärke merklich überlegen sind. Es sind dies die Panzerschiffe Duilio, Dandolo, Italia, Lepanto, Ruggiero di Lauria, Francesco Morosini und Andrea Doria, von denen die zwei zuletzt genannten noch im Bau sind, aber 1885 verwendungsfähig werden. An ältern Schlachtschiffen sind 4 Panzerfregatten (Maria Pia, San-Martino, Ancona und Castelfidardo), sowie ein Widderschiff (Affondatore) vorhanden, welche leichtere Artillerie führen und nur 12 Knoten laufen. Diese Schiffe werden zwar auf hoher See den neuern Konstruktionen anderer Mächte nicht ebenbürtig sein, in der Küstenverteidigung jedoch mit Vorteil Verwendung finden können. J. besitzt sodann noch 3 eiserne Panzerkorvetten von 15 Knoten Fahrt, 22 Torpedoboote 1. Klasse und 21 Torpedoboote 2. Klasse, zu denen bis zum Schlusse des J. 1884 noch 4 Widderschiffe und 8 Torpedoboote für die Hafenverteidigung hinzukommen werden. Daneben werden bis zum J. 1888 noch für die Küstenverteidigung einige ältere Holzschiffe (2 Fregatten und 3 Korvetten), ferner 4 alte, mit Gürtelpanzer versehene Kasemattschiffe und 3 schwer armierte, zur Verwendung als schwimmende Batterien geeignete, alte Panzerboote zur Verfügung stehen. Im J. 1885 werden 4 Torpedo-Rammkreuzer (Stahlschiffe mit Deckpanzer, sehr schwer armiert und mit Lanzierstationen für Fischtorpedos sowie einem Sporn versehen, von großer [17 Knoten] Fahrgeschwindigkeit) die Schlachtflotte um eine neuartige Schiffsgattung verstärken (Giovanni Bausan, Ätna, Vesuv und Stromboli). An Avisos sind 3 ältere von 12—15 Knoten Fahrt und zwei neuere Stahlschiffe von 16 Knoten Fahrt vorhanden, und 1885 werden 2 Torpedo-Avisos vollendet werden. Die Zahl der Torpedoboote wird ebenfalls noch weiter (auf 70) vermehrt werden; die vorhandenen sind meistens Thornycroft-Boote von großer Beweglichkeit und 30, resp. 20 m Länge, von denen die großern bis zu 22½ Knoten laufen. An kleinern Fahrzeugen besitzt die Flotte 4 Kanonenboote, 2 Stallschiffe, 4 Transportschiffe, 6 kleine Dampfer und die zum Hafendienst erforderlichen Fahrzeuge. Im J. 1883 sind 47½ Mill. Lire auf den Schiffbau verwendet worden.

Der Hauptausrüstungshafen der Flotte ist Spezia, für das Adriatische Meer Venedig, doch wird Tarent mit Aufwand bedeutender Mittel zu einem Kriegshafen ersten Ranges ausgebaut.

Das Personal der Flotte bestand im J. 1884 aus 540 Seeoffizieren und Marine-Ingenieuren, 430 Beamten, Ärzten und Maschinistenoffizieren, 15055 Steuerleuten, Matrosen, Torpedern, Artilleristen, Handwerkern und Krankenwärtern.

Die Flagge ist rot, silbern und grün wagerecht gestreift und enthält in dem silbernen Streifen das Wappen des Königreichs (ein silbernes Kreuz im roten Felde, umgeben von der Kette des Annunciatenordens mit daranhängendem Ordenskreuze; Schildhalter zwei Löwen; auf dem mit einem Purpurmantel behängten Schilde ruht die Königskrone).

Litteratur. Vgl. außer der offiziellen, bandweise erscheinenden «Statistica del regno d'Italia» und den zeitweiligen Publikationen der einzelnen Ministerien, wie: «L'Italia economica nel 1873» (2. Aufl. 1874), «Annuario statistico italiano» (1878 fg.) und «Annali di Statistica» (1871 fg.); Correnti und Maestri, «Annuario statistico italiano» (Turin 1864 fg.); Fabi, «Corografia d'Italia» (3 Bde., Mail. 1854); Zuccagni-Orlandini, «Corografia fisica, storica e statistica dell' Italia» (12 Bde., Flor. 1845); «Dizionario corografico-universale d'Italia» (160 Hefte, Mail. 1857); Altavilla, «Il regno d'Italia. Dizionario geografico-storico-statistico» (Turin 1875); «J., eine Wanderung von den Alpen bis zum Ätna» (Stuttg. 1875); Maestri, «L'Italia economica 1867—70» (4 Bde., Flor.); Brachelli, «Geographie und Statistik des Königreichs J.» (Lpz. 1871); «Archivio di statistica, fondato da T. Pateras» (Rom 1876 fg.); Ellena, «La statistica di alcune industrie italiane» (Rom 1879); «Codice politico-amministrativo del regno d'Italia» (3 Bde., Rom 1879—81); «Die Streitkräfte J.s; Publikation des Wiener Militärwissenschaftlichen Vereins» (Wien 1881); «Notizie sulle condizioni dell' agricoltura in Italia» (3 Bde., 1880—82), sowie die Resultate größerer Enqueten, welche seit 1868 erschienen. Ferner die zahlreichen Reisebeschreibungen und die Reisehandbücher, unter denen die von Förster, Lossow, Baedeker und Gsell-Fels die verbreitetsten sind.

Geschichte. Die ältesten geschichtlich bekannten Bewohner der ital. Halbinsel wurden im Altertum selbst für Autochthonen gehalten, bilden aber, mit Ausnahme der Etrusker, nach den Ergebnissen der neuern histor.-philol. Forschung ein Glied des großen indogerman. Stammes, welches mit dem Namen der ital. Völker bezeichnet wird. (S. Italische Völker und Sprachen.) Die Geschichte dieser Völker ist eng mit der Entwickelungsgeschichte des Römischen Reichs verbunden und geht seit der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. in derselben auf. (S. Rom und Römisches Reich.)

Die erste Periode der Geschichte des modernen J. umfaßt die Zeit von dem Untergange des alten Weströmischen Reichs bis zur Begründung des neuen abendländischen Kaisertums, oder die Zeit der Bildung german. Staaten durch die Einwanderung deutscher Völker (476—774 n. Chr.). Im J. 476 stürzte Odoakar den röm. Kaiser Romulus Augustulus und bemächtigte sich des Throns unter dem Titel eines Königs von J., das auf diese Weise

Digitized by Google

zuerst wieder abgesondert aus der Ländermasse des Römischen Reichs hervortrat. Noch mehr geschah dies durch Theodorich den Großen, der 493 Odoakars Reich stürzte, ganz J. mit den Goten eroberte und als König über dasselbe herrschte. So blühend auch sein Reich war, so schnell ging es nach seinem Tode infolge innerer Haltlosigkeit und eines kräftigen Angriffs von außen zu Grunde. Die Siege der byzant. Feldherren Belisar und Narses machten ihm schon in der Mitte des 6. Jahrh. ein Ende und gewannen J. dem Byzantinischen Reiche. Ein Statthalter wurde unter dem Titel Exarch über J. gesetzt, der in Ravenna seinen Sitz hatte. Doch diese Statthalter vermochten ebenso wenig als die frühern weström. Kaiser die andringenden german. Eroberer abzuhalten, und so fielen schon 568 die Langobarden unter Alboin ins Land und eroberten in kurzer Zeit fast ganz Ober- und einen bedeutenden Teil von Mittel- und Unteritalien. Erst mit der Konstituierung des Langobardenreichs ist der Übergang J.s aus dem Altertum in das Mittelalter vollendet. Nunmehr gedieh der große Prozeß, in den J. durch die Völkerwanderung, durch die Mischung mit dem german. Element geraten war, zu dem Resultat, daß die schon vom Christentum mannigfaltig veränderte röm. Civilisation durch die german.-mittelalterlichen Staatsformen und sozialen Zustände von Grund aus umgestaltet wurden. Neben dem neuen Reiche und gewissermaßen im staatsrechtlichen Gegensatze zu diesem und als Vorläufer der spätern ital. städtischen Republiken entwickelte sich um diese Zeit aus den Flüchtlingen, welche vor den Stürmen der Völkerwanderung ihre Freiheit in die adriat. Lagunen gerettet hatten, das Gemeinwesen von Venedig, während das durch die Siege der Langobarden auf Ravenna, die Romagna und die Pentapolis (die fünf Seestädte Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) beschränkte Exarchat, ein Teil der Seeküste von Unteritalien (wo Amalfi und Gaëta eigene Herzöge griech. Nation hatten), sowie Sicilien und Rom mit der Umgegend (wo ein sog. Patricius in des byzant. Kaisers Namen regierte) vorerst noch im schwankenden Besitz des byzant. Kaisers verblieben. Doch auch die geringe Abhängigkeit vom byzant. Hofe verschwand in einem großen Teile dieser Besitzungen ganz, als Kaiser Leo der Isaurier im Anfange des 8. Jahrh. durch seine Bilderstürmerei die orthodoxen Italiener erbitterte. Der Papst Gregor II. stellte sich an die Spitze der Bewegung gegen den byzant. Kaiser und verbündete sich mit den Langobarden. Diese nahmen den größten Teil des byzant. Gebietes in Italien in ihren Besitz, gerieten aber mit den Päpsten in Streit, welche sich deshalb an den fränk. König Pipin um Unterstützung wendeten. Für seine Salbung zum Könige der Franken und seine Ernennung zum röm. Patricius und Schirmvogt des päpstl. Stuhls bekriegte Pipin der Kleine die Langobarden und schenkte das denselben entrissene Exarchat dem Papste Stephan II. Karl der Große machte dem Reiche der Langobarden ein Ende, indem er den König Desiderius besiegte und das Land 774 mit der fränk. Monarchie vereinigte.

Hiermit beginnt die **zweite Periode** der Geschichte J.s (774—961), die Herrschaft der Karolinger samt dem darauffolgenden Zwischenreich umfassend. Der Übergang der Herrschaft über J. an den Frankenkönig war besonders deshalb von Wichtigkeit, weil aus ihr die Erneuerung der röm. Kaiserwürde (800) im Abendlande hervorging und durch sie der vorzüglichste Grund zur geistlichen und weltlichen Herrschaft des Papstes gelegt wurde. Trotz seiner Salbung zum röm. Kaiser vermochte Karl d. Gr. nicht, ganz J. sich zu unterwerfen. Vergebens waren seine Unternehmungen gegen das langobard. Herzogtum Benevent und die Republiken in Unteritalien, wo besonders Neapel, Amalfi und Gaëta durch Schiffahrt und Handel zu großem Reichtum gelangten. Diese sowie auch andere freie Städte, Rom ausgenommen, schlossen sich von neuem fester an das Byzantinische Reich. Das übrige J. blieb dagegen unmittelbarer Bestandteil der fränk. Monarchie bis zur Teilung im Vertrage von Verdun (843), zufolge dessen es nebst der Kaiserwürde Lothar I. zufiel. Dieser überließ die Regierung 850 seinem Sohne Ludwig II., dem besten der ital. Fürsten aus karolingischem Stamme. Nach Ludwigs II. Tode (875) wurde J. der Zankapfel des ganzen Hauses, bis es zuletzt 880 in den Besitz Karls des Dicken kam, der die ganze fränk. Monarchie zum letzten mal vereinigte. Mit seiner Absetzung 887 begann in J. eine Zeit der Gesetzlosigkeit und der bürgerlichen Kriege. Zwei langobard. Herzöge, Berengar I. von Friaul und Guido von Spoleto, stritten sich um die Krone. Endlich wurde Guido 888 zum König und 891 zum Kaiser von J. gewählt, und ihm folgte bei seinem Tode 894 sein Sohn Lambert, der 898 starb. Zwar machte der karolingische König der Deutschen, Arnulf, 896 sein Recht auf die ital. Königs- und Kaiserkrone wieder geltend; doch konnte er sie nicht behaupten. Nach Arnulfs Tode 899 kämpften wieder Berengar I., der schon 894 als König gekrönt worden war, der König Ludwig von Niederburgund, den der Papst 901 zum Kaiser krönte, und der König Rudolf I. von Oberburgund um die Herrschaft. Endlich gelangte Berengar I. zum ruhigen Besitz derselben und wurde 915 zum Kaiser gekrönt. Doch vermochte er nicht, bei der innern Auflösung das Reich gegen die sich seit 890 wiederholenden räuberischen Einfälle der Sarazenen und der Ungarn, die 899 zum erstenmal J. beunruhigt hatten, wirksam zu verteidigen. Nach seiner Ermordung 924 überließ Rudolf II. von Oberburgund 930 gegen Abtretung des Arelatischen Reichs seine Ansprüche auf J. an den Grafen Hugo von Provence.

Immer tiefer sanken die polit., sozialen und sittlichen Zustände J.s in dieser kaiserlosen Zeit. Hugo suchte sich vergeblich auf dem Throne J.s zu befestigen, und wurde 945 durch seinen Neffen, den Markgrafen Berengar II. von Ivrea, gestürzt. Ihm folgte in der Regierung sein kaum erwachsener Sohn Lothar; Berengar wurde dessen erster Rat. Straflos plünderten die Ungarn die Lombardei aus. Nachdem Lothar, angeblich von Berengar vergiftet, 950 gestorben war, ließ dieser sich und seinen Sohn Adalbert zu Königen wählen. Letzterer sollte die Witwe Lothars, Adelheid, heiraten. Seinen Mißhandlungen und ihrem Kerker entronnen, fand diese Schutz in der Burg Canossa. Hier von Berengar II. belagert, bat sie den deutschen König Otto I. um Beistand, der 951 über die Alpen zog, sich Pavias bemächtigte und sich mit Adelheid vermählte. Auf dem Reichstage zu Augsburg 952 erhielten jedoch Berengar und sein Sohn Adalbert als Vasallen Ottos I. das Königreich J. zurück. Als aber Klagen des Papstes Johann XII. gegen Berengar einliefen, begab sich Otto 961 abermals nach J., ließ ihn

Digitized by Google

absetzen und sich 2. Febr. 962 zum Kaiser krönen. Während dieser Periode behaupteten in Unteritalien die Republiken Neapel, Gaëta und Amalfi gegen das langobard. Herzogtum Benevent ihre Unabhängigkeit. Dies geschah um so leichter, da Benevent vielfach geteilt war und die Republiken mit den Herzögen einen gemeinschaftlichen Feind in den Sarazenen zu bekämpfen hatten, welche sich seit 827 in Sicilien festgesetzt und die Insel den byzant. Kaisern bis 902 gänzlich entrissen hatten. Schon 836 von den Neapolitanern um Hilfe angegangen, hatten sie sich auch auf das Festland geworfen und sich auch hier vier verschiedener Städte (Tarent, Bari u. a.) bemächtigt. Selbst nachdem Kaiser Ludwig II. und der byzant. Kaiser Basilius der Macedonier die Sarazenen mit vereinigter Kraft 866 geschlagen hatten, vermochte sich jener dennoch nicht in Unteritalien zu behaupten. Das Land blieb im geteilten Besitz der Byzantiner, langobard. Fürsten, einzelner Städte und der Sarazenen, die sich wechselseitig verbündeten und bekriegten, je nachdem die augenblickliche polit. Lage es erheischte.

Mit dem Übergange der Kaiserwürde an die deutschen Könige durch Ottos I. Krönung beginnt die dritte Periode der Geschichte J.s (961—1056), die Zeit der entschiedenen Herrschaft der deutschen Kaiser, unter deren Schutze und begünstigt durch den von ihnen aufrecht gehaltenen Frieden im Innern sich das städtische und hierarchische Element, jedoch noch völlig von den Kaisern beherrscht, zu entwickeln begann. Otto I. gab die ital. Reichslehne an Deutsche und den ital. Städten Vorrechte, welche ihre spätere freie Verfassung, Selbständigkeit und Macht begründeten. Als Papst Johann XII. gegen Otto die Waffen ergriff, setzte letzterer ihn ab, ließ Leo VIII. wählen, züchtigte die rebellischen Römer und machte den Papst ganz von sich abhängig. Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abwesenden Kaiser in Rom vertreten wollten, versuchte 980 ein edler Römer, der Konsul Crescentius, in Rom die alte Freiheit wiederherzustellen. Mit Eroberungsversuchen auf Unteritalien beschäftigt, die kläglich scheiterten, ließ Otto II. die ruhmvolle Verwaltung des Crescentius ungestört, aber Otto III. machte derselben ein Ende, setzte Päpste seiner Wahl ein und hielt die Römer durch Gewalt im Zaume. Nach Ottos III. Tode (1002) ließ sich der Markgraf Harduin von Ivrea von seinen Freunden in Pavia zum König von Italien wählen und blieb es bis an seinen Tod, obwohl eine Gegenpartei König Heinrich II. von Deutschland herbeirief, der 1014 in Rom zum Kaiser gekrönt wurde. Heinrichs Nachfolger in der Königs- und Kaiserwürde, Konrad II., suchte seit 1026 mit kräftiger Hand Ruhe und Ordnung unter den widerspenstigen Vasallen und Städten herzustellen, unter denen schon Mailand mächtig sein Haupt erhob. Ununterbrochen wüteten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte gegen die über sie Grafenrechte übenden Bischöfe, beider gegen den Adel und der Städte unter sich. Das republikanische Rom, von der Familie des Crescentius geleitet, konnten weder Heinrich II., noch Konrad II., noch die Päpste zum Gehorsam bringen. Als Heinrich III., Konrads Sohn und Nachfolger, 1046 nach J. kam, fand er in Rom drei Päpste. Er setzte sie alle drei ab und besetzte den päpstl. Stuhl mit würdigen Geistlichen. Diese Reform hob das Ansehen des Papsttums, das später Heinrichs Nachfolgern verderblich wurde. Heinrich III. starb 1056, nachdem er mächtig, wie seit Otto I. kein Kaiser, über J. geherrscht.

Mit Heinrichs III. Tode beginnt die vierte Periode der Geschichte J.s (1056—1250), die Zeit des großen Kampfes zwischen den Kaisern und Päpsten um die Obergewalt und zwischen den Kaisern und den ital. Städten, die Zeit der Reaktion des röm.-ital. Elements gegen das feudalistisch-germanische. In der langen Minderjährigkeit Heinrichs IV. gelang es der besonders durch Hildebrand, den nachherigen Papst Gregor VII., geleiteten Politik der Päpste, eine Opposition, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, gegen die weltliche Macht vorzubereiten. In seinem folgenden Kampfe mit der kaiserl. Macht stützte sich der Papst vorzüglich auf die mächtige Gräfin Mathilde von Tuscien und die Normannen, welche seit 1016 in Unteritalien aufgetreten waren und nach allmählicher Verdrängung der Byzantiner und Araber aus Unteritalien und Sicilien hier ein Königreich bildeten, dessen Krone seit 1130 ihre Fürsten vom Papste zu Lehn trugen. Gregor VII. demütigte 1077 Heinrich IV.; Urban II. wiegelte die eigenen Söhne gegen den Kaiser auf. Konrad, der älteste Sohn Heinrichs IV., wurde 1093 zum König von J. gekrönt, und nach Konrads Tode (1101) gelang es dessen Bruder Heinrich, den Vater vom Kaiserthrone zu verdrängen. Heinrich V. geriet jedoch bald in harte Kämpfe mit dem Papste, besonders um das Erbe der Markgräfin Mathilde, welches das 12. Jahrh. hindurch fortwährende Streitigkeiten zwischen der Kirche und dem Reiche erregte. Diese verschärften sich noch dadurch, daß die Päpste gegen die Kaiser die oberital. Kommunen unterstützten. Handel und Industrie blühten in diesen Städten mächtig auf, trotz der zahllosen Fehden untereinander. Darunter gehörte die, welche 1111 mit der Zerstörung von Lodi durch die Mailänder endigte, und die zehnjährige Belagerung von Como durch Heere aller lombard. Städte (1118—28). Die Unterwerfung dieser Stadt erhob Mailand zur ersten Macht der Lombardei, mit der sich die meisten benachbarten Städte verbanden. Andere bildeten um ihre Nebenbuhlerin Pavia einen entgegengesetzten Bund. Streitigkeiten zwischen Mailand und Cremona veranlaßten 1129 zwischen beiden Vereinen den ersten Krieg, dem der Streit Lothars II. und Konrads III. um die Krone bald eine andere Richtung gab. In Rom erhob sich der von Gregor VII. gefesselte Freiheitssinn in dem Maße wieder, als seine Nachfolger minder kräftig regierten, und Arnold von Brescia gelang es, für kurze Zeit das Scheinbild einer röm. Republik wiederherzustellen. Friedrich I. suchte seine Pläne auf Befestigung der kaiserl. Macht über J. und die Hierarchie mit großer Ausdauer und Kraft durchzuführen, die zuletzt aber doch an der Übermacht der sich auftürmenden Hindernisse scheiterte. Zwar gewannen weder die Päpste noch die widerspenstigen Städte, welche sich seit 1167 zum Lombardischen Bunde einigten, entscheidende Vorteile über den Kaiser. Allein auch diesen nötigte ein Reihe von Unglücksfällen, mit dem Papste Alexander III., den lombard. Städten und König Wilhelm II. von Sicilien im Frieden von Venedig 1177 ein Kompromiß einzugehen.

Durch die Erwerbung des Reichs beider Sicilien für sein Haus gewann Heinrich VI. nicht nur ein ansehnliches Erbreich, sondern vernichtete auch eine der Hauptstützen der päpstl. Gewalt in ihrem Streite

Digitized by Google

mit der kaiserlichen. Er regierte zwar nur sieben Jahre; aber kein Kaiser hat in J. mächtiger geherrscht. Nach seinem Tode 1197 brach die deutsche Reichsgewalt in J. jäh zusammen. Papst Innocenz III. übernahm die Führung der nationalen Partei. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgestreites in Deutschland gelang es diesem Papste, der die Vormundschaft über Friedrich II. führte, die weltliche Herrschaft des Heiligen Stuhls im Patrimonium Petri und Mittelitalien neu zu begründen. Seine Anschläge auf Tuscien gelangen zwar nicht, doch brachte er den Tuscischen Bund gegen die Wiederherstellung der Reichsgewalt zu Stande. Als Otto IV., der als Günstling des Papstes in die Höhe gekommen war, sich dennoch anschickte, die Reichsgewalt geltend zu machen, und auch in Unteritalien einfiel, bannte ihn der Papst und ließ Friedrich II. als Gegenkönig 1212 nach Deutschland ziehen. In Florenz gab der polit. Parteigeist 1215 den ursprünglich aus Privatbeleidigungen entstandenen Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei Vorwand und Nahrung, und es entstanden hier die Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen für die päpstl. und kaiserl. Partei. Die päpstlich gesinnten Städte der Lombardei erneuerten 1226 den Lombardischen Bund. Die Regierung Friedrichs II. wurde dadurch zu einem Kampfe auf Leben und Tod mit der Hierarchie und den Städterepubliken J.s gedrängt. Anfangs mit wechselndem Glücke von dem Kaiser geführt, traf ihn später Schlag auf Schlag. Nach seinem Tode 1250 gewannen allmählich die Guelfen den Sieg über die Ghibellinen. Die Bolognesen hatten schon 1249 in der Schlacht bei Fossalta Friedrichs Sohn Enzio gefangen, der nie wieder frei wurde. In Toscana hatten die Siege der Ghibellinen von Florenz 1248 und ein neuer nach der Schlacht von Monte-Aperto (1260) nur vorübergehende Wirkung. Mit dem Tode Konrads IV. 1254 war der Fall der staufischen Herrschaft so gut wie entschieden, trotz der Tapferkeit und Ausdauer, womit Manfred für sie kämpfte. Nur in der trevisan. Mark hatte die ghibellin. Partei durch Ezelin die Oberhand, bis er in dem gegen ihn unternommenen Kreuzzuge aller Guelfen unterlag.

Die fünfte Periode der Geschichte J.s umfaßt die Zeit vom Sturze des staufischen Hauses und der Reichsgewalt bis zur Gestaltung der neuern Staaten (1250—1492), den Zeitraum des Siegs des röm.-ital. Elements, der sich zunächst in der Übermacht der päpstl. Gewalt und der entschiedenen Selbständigkeit der ital. Städterepubliken aussprach. Doch nicht lange erfreute sich das Papsttum seines Siegs, sondern es verfiel jetzt franz. Einflusse und die städtische Freiheit unterlag zahlreichen Tyrannen. Diese Periode umfaßt jedoch auch die Blütezeit des spezifisch ital. Lebens, die Zeit der Renaissance und der Gründung der modernen Kultur.

Seit Karl I. aus dem Hause Anjou durch die Päpste König von Neapel und Reichsvikar in Tuscien geworden war, bekamen die Namen der Guelfen und Ghibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Franzosen. Diesen Parteien gesellten sich in den Republiken noch die des Adels und die des Volks bei, welche letztere fast überall den Sieg davontrug. Ein anderes Interesse, das des Handels und der Schiffahrt, trieb die Seerepubliken gegeneinander zu den Waffen. Die Genueser unterstützten 1261 den byzant. Kaiser Michael VIII. Palãologus bei der Wiedereroberung Konstantinopels gegen die Venetianer; sie vernichteten auch bei Meloria 1284 die Seemacht der Pisaner und vollendeten ihre Herrschaft auf dem Meere durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola 1298. Florenz vollendete seine Demokratie durch die gegen den Adel gerichteten «Ordnungen der Gerechtigkeit» und die Guelfenpartei daselbst befestigte ihre Herrschaft durch besondere Institutionen. Doch schon 1300 teilte eine neue Parteiung, von Pistoja aus verbreitet, in Florenz und ganz Toscana die Guelfen selbst in zwei Faktionen, die Schwarzen und die Weißen, bis letztere vertrieben wurden. In der Lombardei erhob sich 1302—6, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, in den meisten Städten das Volk und verjagte sie, darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrschaft von Mailand verdrängt hatten. Da erschien plötzlich nach langem Zwischenraume ein deutscher Kaiser, Heinrich VII., in J., um die kaiserl. Herrschaft wiederherzustellen. Zwar errang er mannigfaltige Vorteile; am Ende aber mußte er doch mit seinen Plänen scheitern, da die mitgebrachte Macht und die kaiserl. Partei in J. zu schwach waren. Vorzüglich war es Florenz, das seine Entwürfe vereitelte und lange seine Hegemonie in dem in viele Herrschaften zersplitterten J. bewahrte. Das ghibellinische Pisa kam 1314 an Uguccione della Faggiuola, und Lucca, 1316 an Castruccio Castracani. Padua fiel 1318 dem Hause Carrara anheim; Alessandria ererbten, sowie Tortona 1315 und Cremona 1322, die Visconti zu Mailand; Mantua, wo seit 1275 die Bonacolsi geherrscht hatten, kam 1328 an die Gonzaga; in Ferrara befestigte sich 1317 die lange bestrittene Herrschaft der Este; Ravenna beherrschten schon seit 1273 die Polenta; in Verona nebst mehrern andern Städten (Vicenza, Parma) war seit 1312 Can della Scala Reichsvikar; in Bologna wurde 1337 Taddeo de' Pepoli zum Signore ausgerufen u. s. w.

Diese kleinen Fürsten hielten den Vergrößerungsabsichten Roberts von Neapel, den Papst Clemens V. zum Reichsvikar in J. ernannt hatte, die Wage, und Kaiser Ludwig der Bayer, der 1327 nach J. kam, um die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, sah sich selbst mit den Ghibellinen in Händel verwickelt. Von den Brescianern gerufen, erschien 1330 der König Johann von Böhmen in J. Vom Papste begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Versöhner und Friedensstifter spielend, würde es ihm vielleicht gelungen sein, seine Macht in J. zu begründen, hätten nicht die Florentiner nebst Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel u. a. 1332 sich ihm entgegengestellt. Nach seinem Sturze begann Mastino della Scala, der die Hälfte der Lombardei und Lucca beherrschte, die Freiheit der ganzen Lombardei zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz den Widerstand und erregte ihm einen Bundeskrieg, in welchem es nichts gewann als Sicherung seiner Freiheit. In Rom herrschte Cola Rienzi 1347 und 1354. Die Genueser, der beständigen Streitigkeiten der ghibellinischen Spinola und Doria und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle diese Familien und gaben sich in Simon Boccanera den ersten Dogen. Überall in ganz J. herrschte 1347 eine entsetzliche Hungersnot und 1348 eine Pest, der Schwarze Tod, welcher zwei Dritteile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war

Digitized by Google

DAS ALTE ITALIEN.

Zu Artikel: Italien.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

Digitized by Google

die Geißel der Söldnerbanden, die nach dem Frieden den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, wie die des Grafen Werner 1348 und des Fra Moriale 1354.

So verfiel denn mit dem Sturz der kaiserl. Gewalt J. im 14. und 15. Jahrh. in immer größere polit. Zerrüttung, und eine Auflösung aller sittlichen Bande trat ein, während damit ein unter diesen Verhältnissen doppelt wunderbares Aufblühen der Künste, Wissenschaften und Gewerbe parallel ging. In dieser Anarchie treten vorzüglich fünf Staaten hervor, um die sich die übrigen gruppieren: Neapel, der Kirchenstaat, Florenz an der Spitze von Toscana, Mailand unter den Visconti, und Venedig. Zunächst versuchte es noch einmal Karl IV., das kaiserl. Ansehen herzustellen. Er erschien 1355 in J., unterwarf sich fast ganz Toscana, scheiterte aber an der Parteiwut des Volks von Siena und Pisa. Dem Papste Innocenz VI. gelang es (1354—60), durch den Kardinal Albornoz den Kirchenstaat herzustellen. Aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs Äußerste gebracht und von Florenz unterstützt, fielen 1376 alle eroberten Städte wieder ab, worauf sich während des großen Schisma die Freiheit dieser Städte befestigte. Genua unterwarf sich 1353 dem Giovanni Visconti, der Bologna 1350 von den Pepoli gekauft hatte. Aber seine Unternehmung gegen Toscana scheiterte an dem Widerstande der verbündeten toscan. Republiken. Einen andern Bund gegen Giovanni Visconti schlossen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardei, bis sie am Ende nach vielfachen Kämpfen der letztern mit den Visconti gegen Anfang des 15. Jahrh. aus Gegnern der Viscontischen Eroberungspläne ihre Nebenbuhler wurden. Giangaleazzo Visconti erwarb 1395 vom König Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogtum, unterwarf sich 1399 Siena, 1400 Perugia und 1402 Bologna, sodaß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn stand. Allein nach seinem Tode 1402 ging während der Minderjährigkeit seiner Söhne ein großer Teil seiner Staaten wieder verloren. Als in Ladislaus von Neapel, der, das Schisma benutzend, sich des ganzen Kirchenstaats bemächtigte, 1409 ein neuer Eroberer erstand, wagte wiederum Florenz allein ihm zu widerstehen. Doch diese Gefahr war nur vorübergehend; Ladislaus starb 1414. Bald erhoben sich dagegen die Visconti wieder. Der Herzog Filippo Maria Visconti eroberte (1416—20) alle seine Staaten in der Lombardei zurück; auch unterwarf sich ihm 1421 Genua. Da verband sich Florenz 1425 gegen ihn mit den Venetianern, die alles Land bis zur Adda eroberten und im Frieden von Ferrara 1428 behielten. In Perugia gelang es Braccio da Montone, sich 1416 zum Herrn der Stadt und ganz Umbriens nebst Rom zu machen. In Siena gelangten 1430 die Petrucci zur Herrschaft.

Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner und bei der beständigen Beunruhigung des aragon. Königs Alfons in Neapel durch die Partei der Anjou war jetzt keine gefährliche Übermacht in J. mehr vorhanden, obwohl gegenseitige Eifersucht noch häufige Kriege erregte, in welchen die beiden Parteien unter den ital. Miet-soldaten, die Bracceschi, nach Braccio da Montone, und die Sforzeschi, nach Sforza Attendolo so genannt, einander stets feindlich gegenüberstanden. Dem Francesco Sforza gelang es, nach dem Aussterben der Visconti 1447, sich 1450 zum Herrn des mailänd. Staats zu machen. Als die Venetianer mit einigen Fürsten sich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenossen an Florenz, wo sich um diese Zeit das Haus Medici erhob. Mailand, wo die Sforza sich befestigten, Venedig, das die Hälfte der Lombardei besaß, Florenz, das durch Lorenzo Medici weise geleitet wurde, der Kirchenstaat, der größtenteils dem Heiligen Stuhle zurückgegeben war, und Neapel, das unfähig war, seine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen, bildeten im 15. Jahrh. das polit. Gleichgewicht J.s, sodaß in den fortgesetzten Fehden dieser Staaten keiner der Unabhängigkeit des andern furchtbar werden konnte.

In der sechsten Periode der ital. Geschichte, einer Übergangsperiode (1492—1559), wurde indes dieses Gleichgewicht der ital. Machtverhältnisse zunächst durch das Eingreifen der franz. Politik zerstört. In dieser Periode bildet der Untergang der Florentinischen Republik das wichtigste Ereignis. In kulturgeschichtlicher Hinsicht ist für sie das Erwachen der streng kirchlichen, antireformatorischen Bewegung, welche in der folgenden Epoche unter span. Einfluß zum vollkommenen Durchbruch kam, charakteristisch. Die Wahl des Papstes Alexander VI. Borgia 1492 eröffnet dieselbe. Zwei Jahre später zog Karl VIII. von Frankreich, der Erbe des Hauses Anjou, heran, um Neapel und Sicilien zu erobern. Zwar trat Lodov. Sforza, Moro genannt, erst sein Bundesgenosse, als Feind wider ihn auf; allein Papst Alexander VI., um seinen Sohn Cesare Borgia zu erheben, begünstigte des Königs Pläne. Karl eroberte Neapel schnell, verlor es aber sehr bald wieder durch die Eifersucht der übrigen größern Mächte an Alfons II. von Aragon. Auch Karls VIII. Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholischen aus dem mit ihm wiedereroberten Neapel 1504 verdrängt. Glücklicher war Ludwig XII. gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht gestützt, 1500 sich unterwarf. Cesare Borgias Versuche auf eine weltliche Herrschaft im Kirchenstaate wurden durch den Tod seines Vaters 1503 vereitelt, worauf der kriegerische Papst Julius II. den Kirchenstaat an das Papsttum zurückbrachte. Er schloß mit Kaiser Maximilian I., Ferdinand dem Katholischen und Ludwig XII. 1508 die Ligue von Cambrai gegen die Vergrößerungsabsichten der Venetianer, deren Schlauheit aber diesen Bund bald zu trennen wußte, und sodann 1509 mit den Venetianern, Spaniern und Schweizern zur Vertreibung der Franzosen aus J. die Heilige Ligue, die aber damals ihren Zweck noch nicht erreichte. Der Streit zwischen den Sforza und später zwischen Kaiser Karl V. mit den Franzosen um Mailand dauerte fort und endete erst durch Franz' I. von Frankreich Niederlage bei Pavia 1525. Infolge davon blieb Mailand dem Franc. Sforza, dem bei seinem Tode 1540 sein Sohn Filippo in der Regierung folgte. Die mediceischen Päpste, Leo X. (1513—21) und Clemens VII. (1525—34), waren eifrig auf Vergrößerung ihres Hauses bedacht. Karl V., unter den seit der Schlacht von Pavia sich ganz J. beugte, vereitelte zwar Clemens' VII. Anschläge, seine Macht zu schwächen; er eroberte und plünderte 1527 Rom; aber bald mit dem Papste auf Kosten von Florenz versöhnt, wendete er sich gegen diese Stadt, welche die Familie des Papstes vertrieben hatte. Nach ruhmvollem Widerstande erlag dieselbe der Übermacht (1530) und erhielt nun in

Digitized by Google

Alessandro de' Medici den ersten erblichen Herzog. Nach dem Aussterben des Mannsstammes der Markgrafen von Montferrat gab Kaiser Karl V. dieses Land 1536 dem Gonzaga von Mantua. Aus Parma und Piacenza, die Papst Julius II. für den Heiligen Stuhl erobert, machte Papst Paul III. 1545 ein Herzogtum und gab es seinem Bastard Pietro Luigi Farnese, dessen Sohn Ottavio 1556 die kaiserl. Belehnung erhielt. Genua fand in Andrea Doria 1523 seinen Befreier von der franz. Herrschaft, den 1547 die Verschwörung Fiescos nicht zu stürzen vermochte. Karl V., der schon seinen Sohn Philipp II. mit Mailand belehnt hatte, überließ 1553 auch Neapel demselben, und hiermit wurde auf Jahrhunderte, zum Unglück für das ganze geistige und polit. Leben J.s, österr.-span. Einfluß hier vorherrschend; im Frieden zu Château-Cambrésis (1559) wurde Piemont dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen zurückgegeben.

Hiermit beginnt die siebente Periode der Geschichte J.s, die Zeit wechselnder Abhängigkeit bald von Spanien, bald von Österreich, bald von Frankreich, bis zum Wiener Frieden (1815). In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hob sich J., soweit dies bei dem Verlust des Welthandels durch die Veränderung der Handelswege möglich war, in längerm Frieden, der bis zum Erbfolgestreit über Mantua und Montferrat fortdauerte, wodurch die Not des Dreißigjährigen Kriegs auch über J. kam. Seine Bedrängnis in Deutschland nötigte Kaiser Ferdinand II., jene beiden Länder 1631 Frankreichs Schützlinge, Karl von Nevers, zu Lehn zu geben, dessen Geschlecht bis zum Spanischen Erbfolgekriege im Besitz blieb. Durch den Abgang des Hauses della Rovere fiel Urbino 1631 dem päpstl. Stuhle anheim. Der Friede J.s wurde mit Ausnahme der Unternehmungen Ludwigs XIV. auf Savoyen und Piemont in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. nicht gestört und schien durch den Turiner Neutralitätsvertrag von 1696 auf lange Zeit gesichert zu sein, als der Spanische Erbfolgekrieg ausbrach. Österreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Montferrat, behielt die erstern beiden für sich, indem Mantua wegen Felonie des geächteten Herzogs eingezogen wurde, und gab letzteres an Savoyen. Im Utrechter Frieden von 1714 bekam Österreich noch die Insel Sardinien und Neapel, Savoyen aber die Insel Sicilien, die es 1720 gegen Sardinien an Österreich abtrat. Parma und Piacenza erhielt, als 1731 das Haus Farnese ausstarb, der span. Infant Karl. In dem poln. Thronfolgekriege von 1733 eroberte Karl Emanuel von Savoyen, mit Frankreich und Spanien verbunden, Mailand und behielt davon im Wiener Frieden von 1738 Novara und Tortona. Der Infant Karl wurde König beider Sicilien und trat dafür Parma und Piacenza an Österreich ab. Als die Mediceer 1737 ausstarben, erhielt der Herzog Franz Stephan von Lothringen nach der Bestimmung des Wiener Präliminarfriedens Toscana, das er 1745, wo er Kaiser wurde, zur Secundogenitur des österr.-lothring. Hauses machte. Im Österreichischen Erbfolgekriege eroberten die Spanier 1745 Mailand, wurden aber durch Karl Emanuel daraus vertrieben, welchem Maria Theresia zum Dank einige mailänd. Landschaften abtrat. Massa und Carrara fielen 1743 als Erbe an Modena. Parma und Piacenza eroberte der span. Infant Philipp, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogtum im Aachener Frieden von 1748 zurück. So teilten sich im 18. Jahrh. die Häuser Lothringen, Bourbon und Savoyen in ganz J., bis auf den Kirchenstaat, Modena und die alten Republiken, denen erst die Französische Revolution ein Ende machte.

Im Sept. 1792 drangen die franz. Truppen zuerst in Savoyen ein, wurden zwar 1793 auf einige Zeit wieder vertrieben, behaupteten es aber doch am Ende des Jahres. Der franz. Nationalkonvent hatte schon im Febr. 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. Im April 1794 rückten die Franzosen im Piemontesischen und Genuesischen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Österreichern, Sardiniern und Neapolitanern aus J. nochmals vertrieben. Nachdem 1796 Napoleon Bonaparte den Oberbefehl des franz. Heeres in J. erhalten, zwang er zunächst den König von Sardinien zum Frieden, in welchem Nizza und Savoyen an Frankreich abgetreten werden mußten. Nachdem er sodann die österr. Lombardei erobert, dem Herzog von Parma und dem Papst Kontributionen auferlegt und dem König von Neapel solche Furcht eingeflößt hatte, daß dieser um Frieden bat, errichtete er 1797 aus Mailand, Mantua, dem Teile von Parma diesseit des Po und Modena die Cisalpinische Republik. Der Kirchenstaat wurde 1798 in eine Römische Republik, Genua in eine Ligurische Republik umgewandelt. Auch Venedig wurde von den Franzosen besetzt und dieser aristokratischen Republik eine neue Form gegeben. Im Frieden zu Campo-Formio ward sodann das venet. Gebiet bis an die Etsch an Österreich überlassen und der Überrest mit der Cisalpinischen Republik vereinigt. Der König von Sardinien schloß zwar mit Frankreich 25. Okt. 1797 einen Allianz- und Subsidienvertrag; doch 1798 fand die infolge der zweiten Koalition von Neapel her in Rom angegriffene franz. Direktorialregierung für gut, den König von Sardinien zur Abtretung seiner Staaten auf dem festen Lande zu nötigen. Neapel selbst wurde vom General Championnet 1799 besetzt und in eine Parthenopeische Republik verwandelt, Toscana aber von Piemont von den Franzosen militärisch verwaltet. Infolge der Siege der Koalition wurden indes die Franzosen wieder aus Neapel und Rom und dem ganzen übrigen J. bis auf Genua vertrieben, und der König von Sardinien wie der Papst kehrten in ihre Hauptstädte zurück. Doch durch seinen glänzenden Feldzug von 1800 vernichtete Bonaparte fast alle die Vorteile der Koalirten in Oberitalien, das er zum größten Teil wieder eroberte. Im Lunéviller Frieden von 1801 wurde der Besitz Venedigs für Österreich bestätigt; der Herzog von Parma erhielt Toscana als Königreich Etrurien, Parma aber wurde mit Frankreich vereinigt. Die Cisalpinische und die Ligurische Republik wurden von Österreich und Frankreich verbürgt und mit letzterer die eingeschlossenen Reichslehne vereinigt. Nun ward auch der König von Neapel zum Frieden zu Florenz 28. März 1801 genötigt, in welchem er Piombino, den Stato de' Presidii (Orbetello und Umgegend), welchen Frankreich wiederum an Etrurien überließ, und seine Hälfte der Insel Elba abtreten, seine Häfen den Engländern und Türken verschließen und eine franz. Armee in sein Reich nehmen mußte. Infolge des Friedens zu Amiens von 1801 mußten die Franzosen Neapel, Rom und Elba räumen. Die Republiken Genua und Lucca erhielten durch den Ersten Konsul noch 1801 neue

Digitized by Google

greß bis zur Besitzergreifung Roms durch Victor Emanuel (Sept. 1870), ihre Signatur gegeben. Durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses erhielt der König von Sardinien seine Staaten wieder, nach den Grenzen von 1792, nebst der ehemaligen Republik Genua; der Kaiser von Österreich vereinigte mit seiner Erbmonarchie das neuerrichtete Lombardisch-Venetianische Königreich; das Haus Österreich-Este bekam wieder die Souveränetät in Modena, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara; die Kaiserin Marie Luise erhielt Parma, Piacenza und Guastalla; der Erzherzog Ferdinand von Österreich wurde wieder Großherzog von Toscana; die Infantin Marie Luise erhielt Lucca; der Kirchenstaat wurde mit Ausnahme des am linken Ufer des Po gelegenen Landstrichs gänzlich hergestellt; der König Ferdinand IV. ward wieder als König beider Sicilien anerkannt. Im Besitz der Insel Malta blieben die Engländer, während die Republik San-Marino und der Fürst von Monaco unter allen polit. Umgestaltungen, die J. seit der Französischen Revolution erlebt, sich mehr oder minder unversehrt erhalten hatten. So wurde das österr. Übergewicht in J. fester als jemals begründet; auf der See aber und an den Küsten gebot England. Hiermit war indes unter den Volkern J.s der Wunsch nach Einheit und Unabhängigkeit, den die Napoleonische Gewaltherrschaft im Süden wie im Norden der Halbinsel erweckt hatte, nicht unterdrückt. Die neuen reaktionären Regierungen riefen die Freiheitsidee wach. Fast allgemein trat das Verlangen nach repräsentativen Verfassungen auf, und vergebens suchten sich die Regierungen, vorzüglich Neapel, Rom und Turin, gegen geheime polit. Gesellschaften, wie Unitarier, Carbonari ꝛc., selbst gegen die Freimaurer durch Ketzergerichte, Jesuiten und geheime Polizei zu schützen.

Der Geist des Carbonarismus erschütterte vorzüglich Neapel und Sicilien, wo der König Ferdinand I. 1820 eine freisinnige, der spanischen von 1812 ähnliche Konstitution versprechen mußte, auch Sardinien, wo der König Victor Emanuel I. 1821 zu Gunsten seines Bruders Karl Felix resignierte. Die Kabinette der Großmächte Europas beschlossen indes schleunige Unterdrückung jeder Revolution. Österreich trat, mit Zustimmung der übrigen, auf dem Kongreß zu Laibach versammelten Mächte, mit gewaffneter Hand für die legitimen Rechte der königl. Macht in Neapel und Sicilien, sowie in Sardinien ein. Ein viertägiger Kampf der Österreicher mit dem Revolutionsheere von Neapel (7. bis 10. März 1821) und ein dreitägiger mit der Föderationspartei in Piemont (vom 7. bis 9. April 1821) stellten die Ruhe und alte Ordnung in J. wieder her. Seitdem wurde in Übereinstimmung mit den auf den Kongressen zu Laibach und zu Verona hinsichtlich J.s festgestellten polit. Grundsätzen das Repressivsystem mit der größten Strenge geübt. Während man aber von seiten der Regierung in mehrern Staaten durch Jesuiten und ähnliche Mittel die Reaktion systematisch betrieb, erstarkten auch von neuem die geheimen Gesellschaften. Ihnen suchten die Regierungen durch die strengsten Maßregeln und selbst Grausamkeiten gegen politisch Verdächtige zu steuern; so in Neapel, ganz besonders aber in Modena. Minder streng waren die Maßregeln im Lombardisch-Venetianischen Königreiche, Parma und Lucca, sowie in Toscana und im Kirchenstaate. Pius VII., durch dessen Staats-

sekretär Kardinal Consalvi viel zur Versöhnung der Gemüter und Befestigung der Ruhe im Innern gethan und das Verwaltungssystem wohlthätig geordnet wurde, sowie seine Nachfolger Leo XII. und Pius VIII. begnügten sich, die Carbonari sowie alle andern geheimen Gesellschaften mit dem Banne zu belegen, ohne die Teilnehmer an frühern polit. Verbindungen zur Rechenschaft zu ziehen. Letzteres war auch in Parma und Lucca sowie in Toscana der Fall, seitdem Leopold II. 1824 seinem Vater Ferdinand III. gefolgt war.

Als 1830 infolge der franz. Julirevolution eine allgemeine europ. Bewegung ausbrach, hielt man auch in J. die Umstände für geeignet, um sich für nationale und polit. Freiheit zu erheben. Ehe dies geschah, hatte im Königreich beider Sicilien 8. Nov. 1830 Ferdinand II. und während der ersten Unruhen im Kirchenstaat 2. Febr. 1831 Gregor XVI. den Thron bestiegen. Besonders der Herzog von Modena, Franz IV., suchte, obschon die Zeichen der Aufregung sich bereits kundgaben, das Repressivsystem mit aller Härte aufrecht zu erhalten, sodaß nun in Modena zuerst der polit. Sturm ausbrach. Zwar ward ein erster Aufstand vom 3. zum 4. Febr. 1831 durch Militärgewalt erstickt; als sich aber zugleich (4. Febr.) Bologna erhob, stand auch ganz Modena auf, und der Herzog mußte nach Mantua flüchten. Unruhen in Parma 12. Febr. veranlaßten am 15. die Herzogin Marie Luise ebenfalls zur Flucht. Die Stadt Ancona hatte sich bereits 8. Febr. für die Revolution erklärt; später sah sich der Papst auch in Rom selbst bedroht. Gregor XVI. war nicht im Stande, mit Gewalt die Unruhen zu dämpfen, an denen sich zwei napoleonische Prinzen, von denen der eine damals starb, der andere später der Kaiser der Franzosen wurde, beteiligten. Am 26. Febr. traten die Abgeordneten der aufgestandenen Provinzen zusammen und proklamierten die völlige Emancipation der in ihrer Versammlung vertretenen ital. Provinzen von der zeitlichen Herrschaft des Papstes und die Vereinigung derselben in Einen Staat unter Einer Regierung, die aus einem Präsidenten, einem Ministerrathe und einer Gesetzgebenden Consulta bestehen sollte, welche 4. März bereits erwählt wurden. Doch die Kabinette der Großmächte hatten schon die Intervention beschlossen. Mit seinen eigenen und österr. Truppen rückte der Herzog von Modena, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, 9. März in seiner Residenz ein und General Zucchi begab sich mit einem Teile der Bürgergarden auf das bolognes. Gebiet. Die Österreicher hatten indes schon 5. März Ferrara besetzt und rückten am 13. auch in Parma ein. Die Bologneser wählten den General Zucchi zum Oberbefehlshaber und verlegten, als die Österreicher Bologna sich näherten, 20. März die Provisorische Regierung nach Ancona, worauf auch Bologna 21. März von den Österreichern besetzt wurde. Nach einem Gefecht der Aufständischen bei Rimini (25. März) sah sich die Provisorische Regierung zur Auflösung genötigt. Am 27. März wurde auch Ancona den Österreichern übergeben und 4. April, nachdem die Italiener 30. März die Waffen gestreckt, Spoleto durch die päpstl. Truppen besetzt.

Der Herzog von Modena regierte seit seiner Rückkehr mit strenger Härte. Auch die päpstl. Regierung begann eine drückende Reaktion; doch fiel es ihr sehr schwer, die Ruhe zu erhalten, nachdem die Österreicher Ancona und Bologna geräumt hatten. Erneute Unruhen im Kirchenstaate veranlaßten 1832 ein abermaliges Einrücken der Österreicher und gaben dem franz. Ministerium den Vorwand, seinerseits 22. Febr. 1832 Ancona zu besetzen, wogegen der Papst vergebens protestierte. In Parma suchte nach ihrer Rückkehr die Herzogin Marie Luise durch Milde die Gemüter zu versöhnen. In der sardin. Monarchie bewahrte der König Karl Albert, der 1831 den Thron bestieg, die Ruhe mit Kraft und unterdrückte mit Strenge alle polit. Umtriebe. Karl Albert hielt zwar auch an dem absolutistischen System fest, aber er sorgte für eine wohlwollende und ehrliche Regierung und für die Ausbildung einer tüchtigen Armee. So trat überall in J. wieder äußerlich Ruhe ein. Ancona ward im Dez. 1838 von den Franzosen geräumt, die österr. Truppen verließen gleichzeitig den Kirchenstaat, und die kurz zuvor erfolgte Amnestie im Lombardisch-Venetianischen Königreich (Oktober) schien sogar einen nachhaltig versöhnenden Eindruck auf die Gemüter zu machen. Doch die Gründe zur Unzufriedenheit waren nicht gehoben, und die rührige Thätigkeit der Verbannten und Ausgewanderten steigerte die allgemeine Gärung. Vor allem wirkte die seit 1834 von Mazzini organisierte Geheimgesellschaft des «Jungen Italien» mit republikanischer Tendenz. Eine lange Reihe verunglückter Verschwörungen in den verschiedenen ital. Staaten veranlaßte blutige Strafurteile. Tiefen Eindruck machte es namentlich, als die beiden Söhne des österr. Admirals Bandiera, die auf Veranlassung Mazzinis eine Landung in Calabrien versuchten, dort gefangen und auf Befehl der neapolit. Regierung (Juli 1844) erschossen wurden. Auch die Schilderhebung zu Rimini im Kirchenstaate (Sept. 1845), die nur Abstellung der schlimmsten Beschwerden über das Priesterregiment forderte, ward niedergeschlagen. Trotzdem ging im stillen die Bewegung der Geister mehr und mehr vorwärts. Gegenüber dem radikalen Pessimismus der Mazzinisten drang bei den gebildeten Ständen eine gemäßigte liberale Richtung durch. Großen Einfluß übten polit. Schriften, welche die Hoffnung auf eine Wiedererhebung J.s in verschiedener Weise anregten. Die eine, von dem Geistlichen Vincenzo Gioberti («Über das sittliche und polit. Primat der Italiener», 1843), in mittelalterlichen Reminiscenzen befangen, schwärmte, daß das Papsttum berufen sei, abermals an die Spitze der Halbinsel zu treten und eine neue Ära herbeizuführen. Die andere, vom Grafen Cesare Balbo («Über die Hoffnungen J.s»), hielt sich dagegen an die bestehenden Verhältnisse und traf das Richtige. Balbo bezeichnete schon das Königreich Sardinien (Piemont) als das Schwert J.s und den Führer der nationalen Bewegung, weil hier Fürst und Volk am mannhaftesten seien. Nicht minder wirkten verschiedene polit. Gelegenheitsschriften und Erzählungen Massimo d'Azeglios.

Unter diesen Verhältnissen wurde der Tod Gregors XVI. (1. Juni 1846) und die Erwählung des Kardinals Mastai Ferretti als Pius IX. zum Papste ein epochemachendes Ereignis. Als Pius IX. mit versöhnenden Maßregeln, namentlich Amnestie begann, grobe Mißbräuche beseitigte, materielle Erleichterungen eintreten ließ und zugleich Vorbereitungen traf, eine Reform der Verfassung und Verwaltung anzubahnen, wurde er als Hort der liberalen und einheitli[illegible] Bestrebungen in der ganzen

Digitized by Google

Halbinsel gepriesen. Zunächst ward das benachbarte Toscana von diesem Umschwung ergriffen, bald auch Sardinien. Der Verkündigung von Umgestaltungen in Gesetzgebung und Rechtspflege folgten die freiere Bewegung der Presse und die Verheißung eines nationalen ital. Zollvereins. Dagegen standen Neapel und Österreich in feindlicher Haltung zu der neuen Politik. In Neapel war es gelungen, die gewaltsamen Versuche, die im Sommer des J. 1817 gemacht wurden, nochmals zu unterdrücken. Österreich hielt in der Lombardei das alte System aufrecht und gab in der Besetzung Ferraras (Aug. 1847) eine ziemlich unzweideutige Kriegserklärung gegen die päpstl. Politik. Von den kleinen Staaten wies Modena, wo seit Jan. 1846 Herzog Franz V. seinem Vater gefolgt war, jede Reform zurück. Ebenso Parma, wo nach dem Tode Marie Luisens im Dez. 1847 die bisher in Lucca regierenden Bourbons succedierten, während das Fürstentum Lucca vertragsmäßig an Toscana (Okt. 1847) überging. Die Herzöge von Parma und Modena verließen sich auf den Schutz Österreichs und unterwarfen sich durch Vertrag vom 24. Dez. 1847 vollständig der österr. Militärhoheit. Die Stellung Österreichs in J. gestaltete sich indes immer schwieriger. Überall wurde der Haß gegen die Fremdherrschaft systematisch gepflegt und der ganzen Bevölkerung allmählich eine offensive Richtung gegen Österreich gegeben. Da brach in Sicilien, das alle Reformwünsche hartnäckig abgewiesen sah, 12. Jan. 1848 ein offener Aufstand aus. Auch Neapel selbst ward von der Bewegung ergriffen und der König glaubte einem allgemeinen Aufstande nur begegnen zu können, indem er (29. Jan. 1848) ein neues Ministerium berief und eine konstitutionelle Verfassung zusagte. Für Sicilien erwiesen sich indessen diese Konzessionen als ungenügend; die Revolution steuerte dort auf die Konstitution von 1812 und die vollständige Trennung der Insel vom Festlande hin. Nachdem Neapel vorangegangen, folgten Sardinien (Fundamentalstatut vom 8. Febr. und Konstitution vom 4. März 1848), Toscana (17. Febr.) und selbst der Kirchenstaat (14. März) mit konstitutionellen Verfassungen.

Unterdes waren im Lombardisch-Venetianischen Königreich bereits blutige Auftritte vorgefallen, und die Regierung hatte 20. Febr. 1848 das Standrecht verkündigt. Als die Nachrichten von der pariser Februarrevolution eintrafen, brach überall der Sturm los. Der mailänder Aufstand vom 18. bis 22. März zwang die österr. Kriegsmacht unter Radetzky, die lombard. Hauptstadt zu räumen und sich auf Verona zurückzuziehen, während gleichzeitig, 22. März, Venedig durch die voreilige Kapitulation der österr. Autoritäten unabhängig ward und in Parma und Modena die Gewalten zusammenfielen. In denselben Tagen überschritt König Karl Albert von Sardinien, der sich zum Vorkämpfer für die ital. Unabhängigkeit berufen glaubte, die lombard. Grenze. Die österr. Kriegsmacht ward auf die Minciolinie und das Festungsviereck Verona, Mantua, Peschiera, Legnago zurückgedrängt, während ganz J. sich anschickte, den Kampf gegen sie aufzunehmen. Die Regierungen sahen sich außer Stande, dem nationalen Drange zu widerstehen; röm., toscan. und neapolit. Truppen setzten sich in Bewegung, die Reihen der Unabhängigkeitskämpfer zu verstärken. Österreich, damals in seinem Innern erschüttert, erwies sich bereit, Bedingungen einzugehen, welche Oberitalien zum größten Teil die Unabhängigkeit sicherten. Allein die Italiener überschätzten ihre eigene Stärke, und die Zerwürfnisse zwischen Liberalen und Radikalen machten dem Könige von Sardinien seine Aufgabe äußerst schwer.

Als erster Anfang der Reaktion in J. ist der 15. Mai 1848 anzusehen, wo König Ferdinand II. seine Hauptstadt Neapel bombardieren ließ und die eben beschworene Verfassung wieder umstürzte. Entscheidend über das Schicksal J.s wurden aber die militärischen Erfolge der Österreicher, vor allem der Sieg von Custozza (25. Juli), dem rasch die Einnahme von Mailand und der Waffenstillstand vom 9. Aug. folgten. Nun erhielt, zum größten Unglück für die ganze Halbinsel, die äußerste demokratische Partei in Mittelitalien das Übergewicht. In Rom ward der von Pius IX. zum Minister berufene Graf Rossi (15. Nov.) meuchlerisch ermordet und die Gewalt völlig der republikanischen Partei überantwortet. Verkleidet entfloh der Papst (24. Nov.) nach Gaëta. Auch in Toscana drängte die äußerste Partei zu einem ähnlichen Ausgange hin. Nachdem sich der Großherzog die Berufung einer konstituierenden Versammlung, die über die polit. Gestaltung J.s selbständig entscheiden sollte, hatte aufdrängen lassen, verließ derselbe plötzlich 7. Febr. 1849 Florenz und begab sich nach Gaëta zum Papst. In denselben Tagen trat zu Rom eine konstituierende Versammlung zusammen und proklamierte die röm. Republik. Sardinien ließ sich zwar zur Erneuerung des Kriegs gegen Österreich fortreißen; aber nach der unglücklichen Schlacht von Novara 23. März 1849 mußte es um Waffenstillstand bitten, und Karl Albert legte verzweifelnd die Krone zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel II. nieder. (S. Italienischer Krieg von 1848/49.) Die nächste Frucht der Niederlage Sardiniens war die Herstellung der österr. Macht, nicht nur in der Lombardei, wo in blutig unterdrückten Bewegungen, namentlich zu Brescia, die Revolution ihre letzten unglücklichen Versuche machte, sondern auch in Modena, Parma und Toscana. Zu gleicher Zeit landete eine franz. Armee, um in Verbindung mit span. und neapolit. Truppen die päpstl. Herrschaft zu restaurieren. Verschiedene Angriffe wurden durch Garibaldi abgeschlagen; doch mußte Rom (3. Juli) fallen.

In Sicilien neigten die Dinge ebenfalls zu Ende. Der Entsetzung des Hauses Bourbon und Erwählung eines sardin. Prinzen zum König (1848) war der Kampf mit der neapolit. Streitmacht gefolgt, der mit Unterwerfung der Insel ohne alle Bedingungen endete. Die Restauration begann nun allerwärts. In der Lombardei, Modena, Parma, Toscana und den päpstl. Legationen übte Österreich ein scharfes Militärregiment. Am gewaltsamsten aber trat die Restauration in Neapel auf. Endlich fiel auch Venedig, das unter dem Diktator Daniel Manin heldenmütigen Widerstand geleistet hatte. Am 28. Aug. 1849 zog Radetzky in die Stadt als Sieger ein, und der letzte Rest des revolutionären Widerstandes auf ital. Boden war somit überwunden. Das Lombardisch-Venetianische Königreich trat in die Reihe der Provinzen des österr. Gesamtstaats, während ungeachtet einzelner versöhnender Maßregeln, z. B. Herstellung des Freihafens von Venedig, die Militärdiktatur ebenso wie der geheime Widerstand fortdauerten. Rom,

Digitized by Google

das der Papst im April 1850 wieder betrat, blieb von franz. Truppen besetzt, und die neuen Verwaltungsorganisationen stellten das geistliche Regiment mit stillschweigender Beseitigung der Verfassung von 1848 wieder her. In Neapel wurden die öffentlichen Freiheiten auch in ihren kümmerlichen Resten aufgehoben und die Urheber und Teilnehmer der Bewegungen von 1848 mit der rücksichtslosesten Grausamkeit verfolgt. In Toscana, welches durch eine Militärkonvention vollends an Österreich geknüpft war, kehrten Absolutismus und Priesterherrschaft stärker als je zurück; die verfassungsmäßigen Garantien wurden erst suspendiert, dann aufgehoben (Mai 1851). Die starke Zunahme der Räubereien, namentlich in Mittelitalien, die fast ununterbrochene Handhabung des Standrechts, die Fortdauer geheimer Verbindungen, die wiederholten Ausbrüche des Hasses gegen die bestehenden Gewalten, z. B. die mazzinistische Emeute zu Mailand (6. Febr. 1853) und die Ermordung des Herzogs Karl III. von Parma (26. März 1854), charakterisierten die polit. Zustände.

Nur das Königreich Sardinien unter Victor Emanuel II. verfiel diesen Zuständen nicht und bewahrte die Errungenschaften der Bewegung von 1848. Das Ministerium Massimo d'Azeglio, sofort nach der Schlacht von Novara gebildet, schloß den Frieden mit Österreich (6. Aug. 1849) und rettete durch eine kräftige und liberale Regierung Sardinien aus seiner verzweifelten Lage. Ihm folgte 1852—59 das Ministerium Cavour, das, im vollen Einverständnis mit dem Parlament, unausgesetzt bestissen war, die Ordnung und Freiheit durch weise Gesetze zu sichern und die Kraft des Staats, namentlich Armee und Finanzen, wiederherzustellen. Während Sardinien durch seine liberale und nationale Politik die Sympathien der ital. Völker gewann, verhehlten die übrigen Regierungen der Halbinsel ihre Unzufriedenheit darüber nicht, und namentlich erfolgten wiederholte Reibungen mit Österreich und dem Papsttum, welche sogar zu einem diplomatischen Bruch führten. So stand Sardinien in J. völlig isoliert da, während es der Geschicklichkeit und Energie des Grafen Cavour gelang, andere Bundesgenossen zu finden. Auf seinen Rat erfolgte der Beitritt zu der engl.-franz. Allianz gegen Rußland, 26. Jan. 1855, demgemäß im April sardin. Truppen nach der Krim abgingen, und im Friedenskongreß zu Paris, Februar bis April 1856, nahmen die sardin. Gesandten neben denen der Großmächte ihren Sitz ein. Diese Gelegenheit benutzte Cavour, um die den europ. Frieden bedrohende Lage J.s zur Sprache zu bringen. Für den Augenblick hatte dieser «Schmerzensschrei» keinen greifbaren Erfolg, aber Cavour hatte die Sympathien der Westmächte gewonnen; auch mit Rußland gelang es, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Um so schärfer wurde der Antagonismus gegen Österreich, und nach wiederholten Reibungen wurde im März 1857 abermals der diplomatische Verkehr zwischen den Höfen von Wien und Turin abgebrochen. Sardinien ließ die Festung Alessandria verstärken, Österreich antwortete mit entsprechenden militärischen Demonstrationen. Die Verhältnisse drängten immer mehr zum vollständigen Bruch, und für diesen Fall sicherte Cavour im voraus sich den aktiven Beistand Frankreichs. Zu Plombières (Aug. 1858), wo er mit dem Kaiser Napoleon III. zusammentraf, fanden geheime Abmachungen statt, nach denen die Österreicher aus J. vertrieben werden sollten. Um das polit. Bündnis zu befestigen, ward eine Heirat zwischen der ältesten Tochter Victor Emanuels, Prinzessin Clotilde, und dem Vetter des Kaisers, Prinzen Napoleon, eingeleitet. Österreich täuschte sich nicht über die drohende Gefahr; nach dem verhängnisvollen Neujahrsgruße des franz. Kaisers ward sofort die österr. Kriegsmacht in J. verstärkt (Jan. 1859). Sardinien rüstete gleichfalls, und aus allen Teilen der Halbinsel strömten Freiwillige zu den sardin. Fahnen. Da stellte ein österr. Ultimatum vom 19. April 1859 die Forderung, daß Sardinien sogleich entwaffne und die ital. Freiwilligen entlasse. Nachdem 26. April zu Turin eine ablehnende Antwort erfolgt, überschritt das österr. Heer bereits 29. April die sardin. Grenze. Es war ohne Zweifel die Absicht, Sardinien niederzuwerfen, bevor die Franzosen zur Hilfe kämen; doch dies mißlang. Binnen Monatsfrist zwang die vereinigte franz.-sardin. Armee den Feind, das sardin. Gebiet wieder zu räumen. Nach der Entscheidungsschlacht bei Magenta, 4. Juni, mußten die Österreicher sich auf die Minciolinie und das Festungsviereck zurückziehen, während Napoleon III. und Victor Emanuel 8. Juni 1859 ihren Einzug in Mailand hielten. (S. Italienischer Krieg von 1859.)

Der Ausbruch des Kriegs gab den Anstoß zu einem vollständigen polit. Umschwung in Mittelitalien. Der ital. Nationalverein, gestiftet von dem Exdiktator Manin, machte eine erfolgreiche Propaganda für die Idee, daß J. von der Fremdherrschaft nur durch Vereinigung unter dem sardin. Königshause befreit werden könne. Seit Anfang 1859 stieg die Aufregung in Mittelitalien von Tag zu Tag, und als der Krieg wirklich eintrat, stürzten die Regierungen hier rettungslos zusammen. Großherzog Leopold II. von Toscana mußte 27. April 1859 sein Land verlassen. Nach der Schlacht von Magenta entflohen gleichfalls die Herzogin Luise von Parma und der Herzog Franz V. von Modena. Bologna und die benachbarten Legationen, die sog. Romagna, schüttelten das päpstl. Joch ab. Überall bildeten sich provisorische Regierungen, welche den sardin. Schutz beanspruchten; hier und da ward sofort König Victor Emanuel proklamiert. Kaiser Napoleon III., welcher schon in seinem Kriegsmanifest (3. Mai) «ein freies J. bis zum Adriatischen Meere» verheißen hatte, rief jetzt durch Proklamation vom 8. Juni die Italiener auf, sich für die Befreiung des Vaterlandes zu bewaffnen und unter die sardin. Fahnen zu eilen. In einer Circularnote vom 19. Juni bezeichnete Cavour als Ziel des Kriegs geradezu die vollständige Ausschließung Österreichs aus der Halbinsel und die Herstellung eines starken Königreichs. Aber diese Politik erregte Bedenken bei Kaiser Napoleon, der wohl die österr. Fremdherrschaft in J. brechen, aber dafür den franz. Einfluß an die Stelle setzen wollte. Die Bildung einer selbständigen ital. Großmacht lag nicht im Interesse Frankreichs. Überdies war des franz. Kaisers geheimer Lieblingsplan, das erledigte Großherzogtum Toscana seinem Vetter, dem Prinzen Napoleon, zu überweisen, an dem Widerstreben der ital. Patrioten und Staatsmänner gescheitert. Zu alledem kamen polit. Rücksichten, namentlich auf die Haltung Preußens und Deutschlands. Die Folge war, daß Napoleon III. nach einer zweiten

Digitized by Google

siegreichen Schlacht bei Solferino (24. Juni) Friedensverhandlungen mit Österreich anknüpfte. Bereits 11. Juli 1859 unterzeichneten die Kaiser von Frankreich und Österreich zu Villafranca die Friedenspräliminarien, denen auch König Victor Emanuel beitrat. Demgemäß trat Österreich die Lombardei, mit Ausnahme der Festungen Mantua und Peschiera, an Napoleon III. ab, und dieser übergab dieselbe dem König von Sardinien; die vertriebenen Fürsten von Toscana und Modena sollten in ihre Staaten zurückkehren. Außerdem ward die Bildung einer ital. Konföderation unter dem Ehrenpräsidium des Papstes vorgesehen, welcher auch das österr. Venetien beitreten sollte.

Die Präliminarien von Villafranca machten anfangs in J. einen tief niederschlagenden Eindruck. Cavour legte das Ministerium nieder; an seine Stelle trat im Juli 1859 Rattazzi. Die sardin. Regierung mußte jetzt ihre Kommissare und Truppen aus den insurgierten Staaten zurückrufen; aber diese thaten nun ihrerseits den entscheidenden Schritt. In Toscana detretierte eine Nationalversammlung 16. Aug. die Absetzung der bisherigen Dynastie; dasselbe geschah bald darauf in Modena und Parma. Gleichzeitig ward in Florenz 17. Aug. ein Kriegsbund zwischen diesen drei Staaten abgeschlossen, welcher auch die Romagna unter seinen Schutz nahm. Später vereinigten sich Parma, Modena und Romagna unter der gemeinschaftlichen Regierung des Diktators Farini zu einer Staatseinheit, dem sog. Gouvernement Emilia. In Toscana führte der Ministerpräsident Ricasoli das Staatsruder. Unterdessen waren in Zürich (6. Aug.) die Gesandten von Österreich, Frankreich und Sardinien zu einer Friedenskonferenz zusammengetreten. Am 10. Nov. 1859 endlich schloß man daselbst auf Grundlage der Präliminarien von Villafranca die definitiven Friedenstraktate ab. Es wurde der Vertrag vollzogen, durch welchen Napoleon III. definitiv die eroberte Lombardei an Sardinien übergab. Der Plan einer ital. Konföderation, sowie ein Artikel, welcher die Rechte der Fürsten von Toscana, Parma und Modena wahren sollte, erhielt nur in dem franz.-österr. Friedenstraktat Aufnahme. Gleich darauf beantragten Frankreich und Österreich einen Kongreß zum Behuf der vollständigen Pacifikation J.s. Dieser Plan scheiterte aber, da der Papst Pius IX. sich weigerte, den Kongreß zu beschicken, wenn nicht die Integrität des Kirchenstaats von vornherein gesichert und die empörte Romagna ihm zurückgegeben würde. So mußten die Verträge von Zürich ein toter Buchstabe bleiben, und Cavour, welcher im Jan. 1860 wieder an die Spitze des sardin. Kabinetts trat, konnte seine Annexionspolitik unbehindert zu Ende führen. Von England war er dabei aufs entschiedenste begünstigt; Frankreich dagegen ließ sich für seine Zustimmung einen hohen Preis zahlen. Schon im Jan. 1859 war zwischen Napoleon und Victor Emanuel ein geheimer Vertrag unterzeichnet worden, wonach, wenn das ganze Lombardisch-Venetianische Königreich und Parma und Modena erobert würden und in sardin. Besitz gelangten, dafür die sardin. Provinzen Savoyen und Nizza an Frankreich abgetreten werden sollten. Nach den Präliminarien von Villafranca hatte Napoleon diese Forderung fallen lassen. Nunmehr aber beanspruchte er die Abtretung als eine geogr. Notwendigkeit. Sardinien mußte sich fügen, und durch den Traktat vom 24. März 1860 wurden Savoyen und Nizza förmlich an Frankreich abgetreten. Dagegen vereinigte König Victor Emanuel durch Dekret vom 18. März 1860 das Gouvernement Emilia und durch Dekret vom 22. März das Großherzogtum Toscana mit seinen Staaten, nachdem zuvor (11. und 12. März) in beiden Landen eine allgemeine Volksabstimmung sich mit ungeheuerer Majorität für die Annexion ausgesprochen hatte. Die Proteste der vertriebenen Fürsten von Modena (22. März), Toscana (26. März), Parma (28. März) und des Papstes (19. April) blieben wirkungslos. Das Fürstentum Monaco kam infolge der Abtretung von Nizza unter das Protektorat Frankreichs.

Nunmehr ward auch Unteritalien von der Einheitsbewegung ergriffen. Vergebens hatte Cavour wiederholt versucht, mit den Regierungen von Rom und Neapel sich zu verständigen und dieselben zum Anschluß an die nationale Sache zu bewegen. Ebenso erfolglos waren die Mahnungen zu liberalen Reformen geblieben, welche die Westmächte nach dem Pariser Kongreß von 1856 an beide Höfe gerichtet hatten. Im Kirchenstaat beharrte Pius IX. auf dem reaktionären Zwangssystem. Die revolutionären Bewegungen von Umbrien und den Marken im Frühjahr 1859 wurden gewaltsam niedergeschlagen und hart bestraft. Zugleich verstärkte man das päpstl. Heer durch Werbungen im Auslande und stellte den franz. General Lamoricière an dessen Spitze. Am 22. Mai 1859 war König Ferdinand II. von Neapel gestorben und diesem sein Sohn Franz II. gefolgt, der an dem System des Vaters festhielt, ohne dessen Energie zu besitzen. Überall in Unteritalien wandten sich die Sympathien und Hoffnungen der Bevölkerung nach Sardinien hin: hier war eine starke Aktionspartei entschlossen, die günstigen Umstände zu benutzen. Als militärischer Führer derselben trat der General Garibaldi auf. Am 6. Mai 1860 fuhr Garibaldi mit 1062 ital. und 5 ungar. Freiwilligen auf zwei Dampfschiffen von Genua ab und landete 11. Mai bei Marsala an der Westküste Siciliens. Sofort erhob sich die Bevölkerung gegen die neapolit. Herrschaft und strömte Garibaldi zu, der als Diktator »im Namen des Königs Victor Emanuel« die Regierung übernahm. Die neapolit. Truppen mußten bis Ende Juli die ganze Insel räumen. Nur in der Citadelle von Messina behauptete sich eine neapolit. Besatzung. Dann setzte Garibaldi mit seinem Freiwilligenheere nach dem Festlande von Neapel über, und auch hier brach bei seinem Erscheinen die bourbon. Herrschaft zusammen. Bereits 7. Sept. hielt der Diktator seinen triumphierenden Einzug in die Hauptstadt Neapel, während Franz II. mit dem treu gebliebenen Teil seines Heers sich in die feste Stellung bei Capua und Gaëta zurückzog. Gleichzeitig brachen im Kirchenstaat neue Unruhen aus.

In diesem Moment schritt die sardin. Politik in Unteritalien ein. Die revolutionäre Diktatur Garibaldis hatte längst beim Kabinett in Turin Besorgnis erregt, da der Diktator, trotz seiner persönlichen Hingebung für König Victor Emanuel, andererseits sich doch nicht von der Verbindung mit radikalen und mazinistischen Elementen fernhielt. Ein Ultimatum Cavours vom 7. Sept. 1860 kündigte der päpstl. Regierung an, daß Sardinien eine Unterdrückung der Volksbewegung im Kirchenstaat

Digitized by Google

durch die fremden Soldtruppen des Papstes nicht gestatten werde, und verlangte gebieterisch die sofortige Auflösung dieser Fremdenregimenter. Gleich darauf, 11. Sept., drang ein sardin. Heer in den Kirchenstaat. Die päpstl. Armee wurde bei Castelfidardo 18. Sept. entscheidend geschlagen, und der Überrest derselben mußte in Ancona (29. Sept.) kapitulieren. Umbrien und die Marken proklamierten jetzt den König Victor Emanuel, während in dem sog. Patrimonium Petri die päpstl. Autorität durch die franz. Besatzung von Rom aufrecht erhalten blieb. Dann überschritt 9. Okt. das sardin. Heer die Grenzen von Neapel, nahm 1. Nov. die Festung Capua und zwang den größten Teil der königl. neapolit. Truppen, auf päpstl. Gebiet überzutreten, wo man sie entwaffnete. König Franz II. mit dem Rest seiner Getreuen wurde in Gaëta eingeschlossen und belagert. Damit war die Annexion Unteritaliens thatsächlich entschieden. Formell ward dieselbe durch eine allgemeine Volksabstimmung mit ungeheuerer Majorität sanktioniert, in Neapel und Sicilien 21. Okt., in Umbrien und den Marken 4. bis 5. Nov. Am 7. Nov. 1860 zog König Victor Emanuel unter dem Jubel der Bevölkerung in die Hauptstadt Neapel ein, und Garibaldi legte die Gewalt in seine Hände nieder.

So hatte die sardin. Politik einen großen Erfolg gewonnen, aber sie hatte dabei das bestehende Völkerrecht ganz außer Acht gelassen. Gegenüber der Expedition Garibaldis waren die Pflichten der Neutralität verletzt, und der Besitznahme Unteritaliens war nicht einmal eine Kriegserklärung gegen die dortige Regierung vorangegangen. Nur die brit. Regierung, im Hinblick auf die engl. Revolution von 1688, nahm offen für Sardinien Partei und erkannte sofort offiziell den neuen Zustand in Unteritalien an (30. Okt.). Dagegen erklärten die übrigen Mächte laut ihre Mißbilligung. Frankreich (14. Sept.), Rußland, Spanien und Bayern riefen ihre Gesandten aus Turin ab; Österreich hatte den diplomatischen Verkehr noch nicht wieder aufgenommen. Preußen erließ wenigstens eine tadelnde Note. Über diese Demonstrationen kam man jedoch nicht hinaus. Napoleon III. nahm sofort wieder die Stellung eines wohlwollenden Vermittlers ein. Ein franz. Memorandum (Oktober) hielt den Grundsatz der Nichtintervention aufrecht. Dagegen versprach der franz. Kaiser, Sardinien bei einem etwaigen Angriff auf das österr. Venetien nicht zu unterstützen. Die Souveräne der drei Ostmächte, welche damals (22. bis 26. Okt.) in Warschau zusammenkamen, konnten sich über eine gemeinsame aktive Politik nicht einigen. So behielt die sardin. Regierung freie Hand, ihr Werk zu vollenden. Die drei festen Punkte, welche noch dem König Franz II. gehörten, wurden belagert und zur Übergabe gezwungen. Gaëta kapitulierte 13. Febr. 1861, die Citadelle von Messina 13. März und Civitella-del-Tronto 20. März. Damit war die ganze Halbinsel J., mit Ausnahme des österr. Venedig, der Republik San-Marino und des Patrimonium Petri, nebst den Inseln Sicilien und Sardinien unter dem Scepter des Königs Victor Emanuel II. vereinigt, welcher nunmehr durch das Gesetz vom 17. März 1861 den Titel «König von J.» annahm. Die vertriebenen Fürsten von Toscana (26. März), Modena (30. März), Neapel (5. April), Parma (10. April) und der Papst (15. April) protestierten gegen diesen Titel, welcher den neubegründeten Zustand gewissermaßen sanktionieren sollte. Auch in der europ. Diplomatie zeigten sich viele Bedenklichkeiten. Doch England (30. März), die Schweiz und Griechenland gingen mit dem Beispiel der Anerkennung voran, dann folgte auch Frankreich (15. Juni 1861), und bis zum Frühjahr 1866 ward das neue Königreich J. von allen europ. Mächten, außer Österreich und dem Papst, anerkannt.

Der neue ital. Staat hatte von vornherein mit großen innern Schwierigkeiten zu kämpfen. Die sofort vollzogene Unifikation der Schulden aller bisherigen Einzelstaaten gab eine Gesamtstaatsschuld von über 3000 Mill. Lire (Francs); dazu kam infolge der notwendigen Reorganisation der neuen Provinzen, der Armee, Flotte u. s. w. ein jährliches Defizit von über 300 Mill. Die staatsfeindlichen Parteien, einerseits die republikanischen Mazzinisten, andererseits die Anhänger der vertriebenen Dynastien, zettelten immer neue Umtriebe an. Die Geistlichkeit zeigte zum Teil offene Widersetzlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge und ward dabei von Rom aus ermuntert. Im Süden der Halbinsel tauchten viele Räuberbanden auf, welche sich zunächst aus verabschiedeten und desertierten neapolit. Soldaten gebildet hatten. Dieses Räuberwesen (Brigantaggio) ward durch die vertriebene neapolit. Dynastie, welche in Rom ihren Sitz genommen hatte, und durch die päpstl. Behörden gefördert. Endlich wurde die Stellung der ital. Regierung noch durch das Ungestüm der Aktionspartei erschwert, welche, gehoben von den raschen Erfolge der J. 1859 und 1860, nunmehr darauf hindrängte, daß das Werk der Einigung vollendet, daß auch Rom und Venedig gewonnen würden. Der Ministerpräsident Cavour seinerseits hielt zwar gleichfalls diese nationalen Ansprüche fest, konnte jedoch nach den bestimmten Warnungen des franz. Memorandums vom Okt. 1860 nicht auf solche Eroberungspläne eingehen. Als man im März 1861 im ital. Parlament zu Turin die Stadt Rom förmlich als die unentbehrliche und natürliche Hauptstadt J.s in Anspruch nahm, stimmte Cavour bei, betonte aber zugleich, daß man nicht anders als im Einverständnis mit Frankreich nach Rom gehen könne. Die röm. Frage, erklärte er, sei nicht anders zu lösen, als durch die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt und den Grundsatz einer «freien Kirche im freien Staate».

Mitten in dieser verwickelten Situation starb der Graf Cavour (6. Juni 1861). Sein Nachfolger im Ministerium wurde der Exdiktator von Toscana, Ricasoli, welcher im ganzen das Programm Cavours festhielt, zugleich aber sich bemühte, Frankreich gegenüber eine größere Unabhängigkeit zu gewinnen. Die Folge war, daß die franz. Regierung eine entschiedene Kälte zeigte und es sogar ablehnte, die ital. Vergleichsvorschläge vom 10. Sept. an den Papst zu übermitteln. Ricasoli sah hierdurch seine Stellung erschüttert und trat 2. März 1862 zurück. Ein neues Kabinett mit ähnlichem Programm folgte unter dem Vorsitz von Rattazzi. Napoleon III. beharrte jedoch dabei, daß Rom mit dem Patrimonium Petri unter der Herrschaft des Papstes bleiben müsse, und versuchte sowohl in Rom wie in Turin, freilich vergebens, auf Grundlage des territorialen Statusquo eine Aussöhnung zwischen dem Papsttum und dem Königreich J. zu

Digitized by Google

vermittelt. Da beschloß die Aktionspartei auf eigene Hand vorzugehen. Zuerst begann eine Freischarenbewegung in der Lombardei, die schon im Entstehen (Mai 1862) von den ital. Behörden unterdrückt wurde. Gefährlicher zeigte sich ein zweiter Versuch gegen Rom, den Garibaldi selbst in Sicilien organisierte. In einer feurigen Rede (zu Palermo 29. Juni 1862) bezeichnete er den Kaiser Napoleon als denjenigen, der allein J. seine «natürliche» Hauptstadt Rom vorenthalte, und rief das Volk zur Selbsthilfe auf. Bei seiner großen Popularität war zu befürchten, daß die Bewegung großartige Dimensionen annehmen würde, und ein feindlicher Zusammenstoß mit der franz. Besatzung von Rom hatte unberechenbare Folgen haben können. So schritt die Regierung mit der größten Energie ein. Der König erließ eine warnende Proklamation (3. Aug.), Heer und Flotte wurden aufgeboten, der Belagerungszustand über Sicilien und Neapel verhängt. Obschon Garibaldi nur den geringen Zulauf von etwa 2000 Freiwilligen erhielt, eröffnete er doch 7. Aug. den Feldzug. Nachdem er einen großen Teil Siciliens durchzogen, gelang es ihm, von Catania aus nach dem Festlande (24. Aug.) überzusetzen. Doch schon 29. Aug. erfolgte ein Zusammenstoß mit den regulären Truppen am Aspromonte in Calabrien, wobei Garibaldi verwundet und gefangen wurde. Seine Gefährten ergaben sich und wurden schon 5. Okt. amnestiert. Die Aktionspartei war also entschieden besiegt; doch hatte durch diesen Sieg das Ministerium Rattazzi zugleich alle Popularität verloren und sah sich 1. Dez. 1862 zur Abdankung genötigt.

Darauf trat in J. zunächst eine Periode der Ernüchterung ein. Das neue Ministerium, in dem der Exdiktator der Emilia, Farini, und nach dessen Rücktritt (März 1863) der Finanzminister Minghetti den Vorsitz übernahm, erklärte, daß vor allem an die Regelung der innern Angelegenheiten energische Hand angelegt werden müsse. Man hielt zwar das Cavoursche Programm im Prinzip fest, aber die Unterhandlungen mit Frankreich wegen der röm. Frage ließ man ruhen. Dagegen beschäftigten sich Regierung und Parlament mit der innern Reorganisation des Reichs. Besonders wichtig war das Gesetz zur Unterdrückung des Brigantentums vom 21. Aug. 1863. Außerdem wurden Handelsverträge mit Frankreich, England, Rußland, Belgien, dem Deutschen Zollverein u. s. w. eingeleitet und abgeschlossen. Beim Ausbruch des deutsch-dän. Konflikts begann die Aktionspartei sich wieder zu regen. Garibaldi forderte durch Proklamation vom 15. Dez. 1863 die Italiener auf, dem König Victor Emanuel die Diktatur zu übertragen, um unter seiner Führung Venedig und Rom zu erobern. In einem zweiten Manifest vom 21. Jan. 1864 verkündigte er die Einsetzung eines neuen Central-Aktionskomitee. Doch die Regierung trat diesen Umtrieben kräftig entgegen, und so ward die Ruhe nicht weiter gestört. Dagegen zeigte jetzt Frankreich in der röm. Frage ein größeres Entgegenkommen. Gegenüber der anscheinenden Wiederannäherung zwischen den drei Ostmächten mochte es Napoleon III. wünschenswert erscheinen, das Verhältnis zu J. wieder enger zu knüpfen. Andererseits fühlte sich derselbe verletzt durch die Hartnäckigkeit, mit welcher der Papst seit Jahren alle seine Ratschläge zurückgewiesen hatte. Am 15. Sept. 1864 ward daher eine Konvention zu Paris unterzeichnet, wonach Frankreich versprach, binnen zwei Jahren seine Besatzungstruppen aus Rom zurückzuziehen. Dagegen verpflichtete sich die ital. Regierung, das Gebiet des Papstes nicht anzugreifen und gegen jeden Angriff von außen zu schützen, auch einen verhältnismäßigen Teil der päpstl. Staatsschuld zu übernehmen und der Reorganisation der päpstl. Armee kein Hindernis in den Weg zu legen. In einem angehängten Protokoll von demselben Datum mußte Victor Emanuel überdies die Verpflichtung übernehmen, binnen sechs Monaten den Sitz der Regierung von Turin in eine andere Stadt zu verlegen. Darüber kam es in Turin 20. bis 22. Sept. zu Tumulten, welche gewaltsam unterdrückt werden mußten. Um den Sturm zu beschwören, entließ der König 23. Sept. 1864 das Ministerium Minghetti. Das neue Kabinett, unter Vorsitz des Generals La Marmora, führte zunächst einen langwierigen Notenwechsel mit der franz. Regierung über die wirkliche Bedeutung der September-Konvention. Das Ende davon war, daß für den nicht unwahrscheinlichen Fall, wenn die päpstl. Herrschaft nach Abzug der Franzosen durch einen Aufstand der röm. Bevölkerung gestürzt würde, sowohl J. als Frankreich sich die vollkommene Freiheit der Aktion vorbehielten. Gleichzeitig ging die ital. Regierung energisch an die Durchführung der September-Konvention. Schon 24. Okt. ward der Gesetzentwurf über Verlegung der Hauptstadt nach Florenz dem Parlament vorgelegt und mit überwiegender Majorität angenommen. Der König sanktionierte denselben 12. Dez. 1864. Man bereitete sodann die Übersiedelung der Regierungsbehörden unverweilt vor, und ein diplomatisches Rundschreiben vom 26. April 1865 erklärte Florenz auch dem Auslande gegenüber zur Residenz. Am 15. Sept. trat dann das neugewählte Parlament in Florenz zusammen.

Das Bündnis mit Preußen, dessen Ziel für J. die Eroberung Venetiens war, wurde durch den General Govone 8. April 1866 in Berlin abgeschlossen. Österreich, welches im Nov. 1865 einem ital. Unterhändler die Abtretung Venetiens, trotz der günstigsten Bedingungen, abgeschlagen hatte, bot 5. Mai J. die Abtretung Venetiens an, falls J. in dem Deutschen Kriege von 1866 neutral bleibe. J. lehnte das Anerbieten ab, worauf Österreich in einem mit Napoleon III. abgeschlossenen geheimen Vertrage vom 9. Juni für gewisse Fälle Venetien an Frankreich abtrat, aus dessen Hand J. es erhalten sollte. Nachdem der von Napoleon vorgeschlagene Kongreß an dem Widerspruch Österreichs gescheitert war und die Feindseligkeiten in Deutschland begonnen hatten, erließ König Victor Emanuel 20. Juni sein Kriegsmanifest und übernahm selbst den Oberbefehl. (S. Italienischer Krieg von 1866.) Nach dem preuß. Siege bei Königgrätz trat Kaiser Franz Joseph I. Venetien 4. Juli öffentlich an Napoleon III. ab, und dieser beeilte sich Victor Emanuel davon zu benachrichtigen, indem er hinzufügte, daß J. somit ohne weiteres Blutvergießen das Ziel seiner Bestrebungen erreichen könne (5. Juli). Aber in der Antwortsdepesche Visconti-Venostas wurde jeder Gedanke eines Separatfriedens zurückgewiesen: J. könne einer doppelten Pflicht nicht untreu werden, der Verpflichtung gegen das verbündete Preußen und der Rücksicht auf die ital. Bevölkerung des Trentino, deren Befreiung gleichfalls Gegenstand aller Anstrengungen sein müsse. Nachdem

Digitized by Google

aber Preußen 23. Juli erklärt hatte, daß es die ital. Ansprüche auf das Trentino nicht unterstützen könne, verstand J. sich zum Abschluß eines förmlichen Waffenstillstandes zu Cormons 11. Aug. und zur Räumung Welschtirols. Am 3. Okt. wurde in Wien der Friede zwischen J. und Österreich geschlossen. Die österr. Truppen räumten 9. Okt. das Festungsviereck, 16. Okt. Venedig, der von Napoleon zu diesem Zweck abgesandte General Leboeuf übergab 18. Okt. die Stadt im Namen des Kaisers einer Kommission des Gemeinderats, und die ital. Truppen hielten ihren Einzug. Am 21. und 22. Okt. fand die Volksabstimmung über die Vereinigung Venetiens mit dem Königreiche J. statt; dieselbe ergab 647246 Ja und nur 69 Nein. Das venet. Plebiszit wurde durch eine Deputation zu Turin 4. Nov. dem Könige Victor Emanuel überreicht, welcher noch an demselben Tage das Annexionsdekret vollzog. Am 7. Nov. 1866 hielt der König seinen feierlichen Einzug in Venedig.

In Gemäßheit der Septemberkonvention von 1864 zogen die Franzosen am Schlusse des J. 1866 von Rom ab, und bei Eröffnung der Parlamentssession 15. Dez. 1866 konnte Victor Emanuel II. verkünden, daß das Vaterland fortan von jeder Fremdherrschaft befreit sei. Die nächste Aufgabe war eine Besserung der Finanzverhältnisse. Zu diesem Zwecke wurden kraft des Gesetzes vom 15. Aug. 1867 viele Kirchengüter eingezogen und dem Verkauf ausgesetzt, eine Maßregel, welche keine gründliche Abhilfe schuf. Die Wiederbesetzung des Kirchenstaats durch franz. Truppen im Okt. 1867, infolge des ungestümen Drängens Garibaldis, der bei Mentana geschlagen wurde (s. Kirchenstaat), und des zweideutigen Benehmens des Ministeriums Rattazzi war ein harter Schlag für das ital. Nationalgefühl. General Menabrea übernahm 27. Okt. die Bildung eines aus der altpiemont. Partei, der sog. Consorteria, entnommenen Kabinetts, welches eine wesentlich franz. Färbung hatte. Mit Österreich gestalteten sich die Verhältnisse freundlicher; 23. April 1867 wurde ein ital.-österr. Handelsvertrag abgeschlossen. Am 19. Nov. 1869, unmittelbar nach der Parlamentseröffnung, gab das Ministerium Menabrea seine Entlassung, nachdem die Präsidentenwahl im Abgeordnetenhause auf den Oppositionskandidaten Lanza gefallen war. Der König übertrug darauf ebendiesem die Neubildung des Kabinetts, und nach längern Schwierigkeiten kam 12. Dez. ein Ministerium zu Stande, worin Lanza den Vorsitz und das Innere, Visconti-Venosta das Auswärtige, Sella die Finanzen übernahm. Auch in dieser Session handelte es sich vorzugsweise um die Finanzlage, und eine systematische Erhöhung beinahe aller Steuern wurde genehmigt, ohne daß darum die endliche Beseitigung des Defizits gelang. Dem Vatikanischen Konzil gegenüber versuchte die ital. Regierung keinerlei Einwirkung. Inzwischen hatte an der Spanischen Frage der Deutsch-Französische Krieg sich entzündet, wobei die Sympathien des ital. Volks zwischen den Bundesgenossen von 1859 und 1866 geteilt waren. Als Frankreich sich zur Republik umgestaltete, eilte Garibaldi mit seinen beiden Söhnen den Franzosen zu Hilfe. Die Haltung der ital. Regierung war anfangs zweideutig; der Abschluß einer ital.-franz. Allianz war im Mai 1870 nur an der Weigerung Napoleons III., den Kirchenstaat zu räumen, gescheitert. Darauf wurde zwar die Neutralität J.s offiziell verkündet (24. Juli 1870), aber gleichzeitig begann die Regierung trotz der Finanznot sehr umfassende Rüstungen zu Wasser und zu Lande. Die raschen Siege Deutschlands riefen auch in J. rasche Entschlüsse hervor.

Eine franz. Depesche vom 2. Aug. 1870 hatte in Florenz die Abberufung der franz. Occupationstruppen aus Civitavecchia angezeigt und hinzugefügt, daß also beide Mächte, Frankreich und J., auf den Boden der Septemberkonvention zurückversetzt seien. Darauf antwortete Visconti-Venosta 4. Aug.: die ital. Regierung werde ihrerseits genau den für sie aus jenem Vertrage hervorgehenden Verpflichtungen nachkommen. Im Parlament kam es deshalb zu den lebhaftesten Debatten; die Linke tadelte die Wiederherstellung der Konvention und beantragte deren sofortige Kündigung. Der Sturz des franz. Kaisertums machte allen Bedenklichkeiten ein Ende. Die Regierung entschloß sich 6. Sept. für die Besetzung Roms, machte 7. Sept. den auswärtigen Mächten Mitteilung hiervon, der König richtete ein vorbereitendes Schreiben an den Papst, und 11. Sept. marschierte die ital. Armee unter General Cadorna im Kirchenstaat ein. Civitavecchia wurde 16., Rom 20., der sog. Leoninische Teil 22. Sept. besetzt. Eine allgemeine Volksabstimmung 2. Okt. ergab 133 681 Ja für die Annexion und 1507 Nein, worauf der Kirchenstaat durch königl. Dekret vom 8. Okt. dem Königreich J. einverleibt wurde. Eine Cirkulardepesche Visconti-Venostas vom 18. Okt. zeigte den auswärtigen Mächten die vollzogene Thatsache an, woran weder die Proteste noch die Bannflüche Pius' IX. etwas ändern konnten. Damit hatte die ital. Einheitsbewegung ihr Ziel erreicht.

Hiermit beginnt die **neunte Periode** der Geschichte J.s. Das Gesetz über die Verlegung des Regierungssitzes nach Rom wurde 26. Jan. 1871 vom Parlament angenommen. Das Garantiegesetz vom 13. Mai, von beiden Kammern genehmigt, regelte das Verhältnis zwischen Staat und Kirche und stellte die Prärogativen des Papstes fest. (S. Kirchenstaat.) Der Papst erkannte das Garantiegesetz mit allen seinen Konsequenzen nicht an, benutzte aber die ihm darin zugestandene Unverletzlichkeit zu maßlosen Angriffen auf auswärtige Regierungen und Fürsten, wofür die schützende ital. Regierung keine Verantwortung übernehmen wollte. Am 30. Juni wurde die Regierung nach Rom verlegt und 2. Juli nahm der König Besitz von seiner neuen Residenz, dem Quirinal. Die meisten Gesandtschaften folgten; die französische und österreichische zögerten noch. Das Parlament wurde 27. Nov. in Rom eröffnet. Für die Reorganisation der Armee, für die Verstärkung der Marine und für Befestigungswerke bewilligten die Kammern reichliche Mittel. Die kirchlich-polit. Fragen, welche mit dem Garantiegesetz noch nicht erledigt waren, wurden von der Regierung und von den Kammern weder geschickt noch energisch in Angriff genommen. Nicht genug, daß der König im Garantiegesetz auf seine Patronatsrechte bei Ernennung der Bischöfe verzichtete: er überließ auch die ihm durch jenes Gesetz zustehende Ernennung der Geistlichen für die Pfarreien königl. Patronats dem Vatikan und machte von seinem Recht, denjenigen Bischöfen, welche der Staatsregierung nicht die gesetzmäßige Anzeige von ihrer Ernennung erstatteten, das Exequatur zu verweigern, einen sehr schwachen Gebrauch. Das ital.

Digitized by Google

Klostergesetz wurde zwar auch auf Rom ausgedehnt und die dortigen Klöster aufgehoben, aber den Ordensgeneralen, hinter welchen auswärtige Einflüsse standen, wurde ihre Stellung und ihre Rente gesichert und der Antrag Mancinis auf Ausweisung der Jesuiten 20. Mai 1873 von der Abgeordnetenkammer verworfen. Die größten Fehler wurden auf dem Gebiete des Unterrichtswesens gemacht. Der Volksschulunterricht und die meisten höhern Lehranstalten waren in den Händen des Klerus, und die bischöfl. Priesterseminarien entzogen den theol. Fakultäten an den Universitäten fast alle Studierenden. Hier war gründliche und rasche Abhilfe absolut notwendig. Statt dessen wurden auf den Antrag der Regierung 1873 sämtliche theol. Fakultäten aufgelöst und die Erziehung und Ausbildung der jungen Kleriker vollständig den Bischöfen überlassen. Die von dem Unterrichtsminister Correnti beabsichtigte Reform der Volksschule und der Sekundärschulen (Gymnasien und Realschulen) im Sinne einer wirksamen Staatsaufsicht scheiterte an den Bedenklichkeiten seiner Kollegen. Er nahm 16. Mai 1872 seine Entlassung. Sein Nachfolger Scialoja nahm den Plan teilweise wieder auf und legte der Kammer ein Gesetz über Einführung des obligatorischen Elementarunterrichts vor. Aber die Kammer verwarf 4. Febr. 1874 den Entwurf. Das Räuberwesen, an welchem Beamte verschiedener Art, selbst Polizei und Geistliche, sich beteiligten, nahm allmählich solche Dimensionen an, daß die Regierung außerordentliche Maßregeln in Vorschlag brachte, welche in dem im Juni 1875 von den Kammern genehmigten Sicherheitsgesetz Ausdruck fanden.

Das Ministerium Lanza-Sella, welches seit 14. Dez. 1869 im Amt gewesen war, nahm infolge der Finanzdebatten des J. 1873 am 25. Juni seine Entlassung. In dem neuen Kabinett vom 10. Juli übernahm Minghetti das Präsidium und die Finanzen, während Visconti-Venosta das Auswärtige behielt. Die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten gestalteten sich günstig. Nur Frankreichs Haltung erschien als eine fortwährende Bedrohung des jungen Königreichs, und zwar zeigte sich Thiers als Präsident nicht wohlwollender als die Klerikalen. Bis 1874 lag eine franz. Fregatte, der Orénoque, in Civitavecchia zum Schutze des Papstes vor Anker. Als die polit. Situation in Frankreich einer legitimistisch-klerikalen Restauration unter König Heinrich V. (dem Grafen Chambord) zuzutreiben schien, hielt das Ministerium es für angezeigt, im Interesse der Integrität J.s dem König die Reise nach Wien und nach Berlin anzuraten. Von Minghetti und Visconti-Venosta begleitet, traf der König 17. Sept. in Wien, am 22. in Berlin ein. Die Neuwahlen vom 8. Nov. 1874 verschafften dem Kabinett Minghetti die Mehrheit in der Abgeordnetenkammer und sicherten ihm die Annahme seiner Finanzvorlagen. Das 25jährige Regierungsjubiläum des Königs wurde 23. März 1874 unter allgemeiner Teilnahme des Landes gefeiert. Am 5. April 1875 erwiderte der Kaiser Franz Joseph in Venedig, 18. Okt. Kaiser Wilhelm in Mailand den Besuch Victor Emanuels. Ein Tadelsvotum der Kammer über Ungerechtigkeiten bei Erhebung der Mahlsteuer veranlaßte 19. März 1876 den Rücktritt des Kabinetts Minghetti. Das neue Kabinett vom 24. März bestand aus lauter Mitgliedern der Linken: Depretis übernahm das Präsidium und die Finanzen, Nicotera, der ehemalige Garibaldinische Offizier, das Ministerium des Innern. Aus den Händen dieses Ministeriums nahm Garibaldi die ihm schon 19. Dez. 1874 bewilligte Dotation von 100000 Frs. Rente an. Um eine sichere Mehrheit zu haben, löste das Ministerium die Kammer auf und ordnete Neuwahlen an. Bei diesen errang die einst von Cavour gegründete Regierungspartei kaum 100 Sitze; die Linke zählte mehr als 400 Mitglieder, darunter über 100 von der äußersten Linken. Ein Gesetz gegen die Mißbräuche der Geistlichen in der Ausübung ihres kirchlichen Amtes wurde zwar von der Abgeordnetenkammer 24. Jan. 1877 genehmigt, aber vom Senat 8. Mai verworfen. Ein anderes Gesetz, wonach der Elementarunterricht für das sechste bis neunte Lebensjahr obligatorisch sein sollte, wurde von beiden Kammern genehmigt, nebst der von Cairoli beantragten Bestimmung, daß der Religionsunterricht in den Volksschulen nur fakultativ sein und nur auf besonderes Verlangen der Eltern in besondern Unterrichtsstunden erteilt werden sollte. Die Feier des 30jährigen Verfassungsfestes 3. Juni, an welchem Tage zugleich Pius IX. sein 50jähriges Bischofsjubiläum feierte, gestaltete sich zu einer glänzenden Huldigung für den verfassungstreuen König.

Das Ministerium Depretis reichte, da es der Mehrheit der Kammer nicht mehr sicher zu sein glaubte, 16. Dez. 1877 seine Entlassung ein. Bei der Neubildung des Kabinetts übernahm Depretis aufs neue das Präsidium, Crispi das Innere.

Am 9. Jan. 1878 starb Victor Emanuel, der Begründer der ital. Einheit; 7. Febr. starb Papst Pius IX. Jenem folgte auf dem Throne sein ältester Sohn als Humbert I., diesem auf dem päpstl. Stuhle Kardinal Pecci als Leo XIII. Am 19. Jan. leistete der König im Parlament den Verfassungseid und erließ für alle polit. Verbrechen und Preßvergehen vollständige Amnestie. In der 7. März eröffneten neuen Session veranlaßte die Wahl Cairolis zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer das Ministerium Depretis zum Rücktritt. Cairoli übernahm 21. März das Präsidium des neugebildeten Kabinetts; doch zeigte er weder in der äußern noch in der innern Politik die nötige Umsicht und Vorsicht, duldete die Versammlungen, welche die Annexion von Triest und Trient verlangten, und schritt nicht gegen die sozialistischen Vereine und die Italia irredenta (s. Irredenta) ein. Im Zusammenhang mit den Plänen der Umsturzparteien stand das 17. Nov. von dem Koch Passanante gegen den König in Neapel verübte Attentat, wobei der König leicht, Cairoli schwerer verwundet wurde. Weitere Unruhen (Bombenwerfen u. s. w.) fanden in Florenz und Pisa statt. Beim Wiederzusammentritt der Kammern 20. Nov. wurde in der mehrtägigen Debatte über die innere Politik das Ministerium für die unsichern Zustände des Landes verantwortlich gemacht und das verlangte Vertrauensvotum von der Kammer abgelehnt, worauf 18. Dez. der Rücktritt des Ministeriums Cairoli und die Bildung eines neuen Ministeriums Depretis erfolgte. Dieses legte 17. März 1879 der Kammer einen Gesetzentwurf über Wahlreform vor, der jedoch den demokratischen Vereinen nicht genügte. Diese verlangten, Garibaldi an ihrer Spitze, zu allererst Einführung des allgemeinen Stimmrechts und Abschaffung des Abgeordneteneides und stellten noch weitere Forderungen in Aussicht. Infolge eines Mißtrauensvotums, das die

Digitized by Google

Kammer in der Frage der Abschaffung der Mahlsteuer dem Ministerium Depretis gab, reichte dieses 3. Juli seine Entlassung ein, worauf Cairoli 16. Juli ein neues Kabinett bildete, in welchem er die Präsidentschaft und das Auswärtige übernahm. Die Kammer wurde 2. Mai 1880 aufgelöst und Neuwahlen angeordnet. Dieselben ergaben das Resultat, daß von der Rechten 160, von der Linken 346 Mitglieder gewählt wurden. Die neue Kammer beschloß 10. Juli, daß die Mahlsteuer zunächst bedeutend ermäßigt und vom 1. Jan. 1884 an ganz abgeschafft werden solle. Depretis legte als Minister des Innern 31. Mai 1880 einen neuen Wahlgesetzentwurf vor, der zugleich die Listenwahl (scrutinio di lista) enthielt. Nach dem neuen Entwurf sollte das zur Ausübung des Wahlrechts befähigte Alter auf das vollendete 21. Lebensjahr herabgesetzt, die Kategorie derjenigen Wähler, welche, ohne Rücksicht auf den Census, vermöge ihres Bildungsgrades wahlberechtigt waren, bedeutend erweitert, der Census bei der ländlichen Bevölkerung und noch mehr bei der städtischen niedriger gestellt und auf diese Weise die Zahl der Wähler von 650000 auf 2600000 vermehrt werden. Nur diejenigen, welche weder lesen noch schreiben könnten, sollten durchaus von der Ausübung des Wahlrechts ausgeschlossen sein. Das Listenwahlgesetz bestimmte, daß die 508 Wahlkreise, in welchen bisher je ein Abgeordneter gewählt wurde, auf 131 beschränkt werden sollten, von welchen jeder eine verhältnismäßig größere Zahl von Abgeordneten zu wählen hätte.

Der Wahlgesetzentwurf kam erst Anfang 1882 zur Annahme, ebenso die Einführung der Listenwahl, letztere mit dem Zusatz, daß den Minderheiten eine Vertretung von höchstens 38 Stimmen zugesichert, und daß diese Minoritätsvertretung nur auf diejenigen Wahlkreise, welche fünf Abgeordnete zu wählen haben, ausgedehnt werden sollten.

Das Ministerium Cairoli bewies gegenüber den republikanischen und sozialdemokratischen Vereinen, deren es mehr als 200 gab, große Schwäche. Mehrere Minister verlangten energisches Einschreiten, aber Cairoli und der Minister des Innern, Zanardelli, ließen jene aus dem Kabinett scheiden und ergänzten dieses durch Aufnahme radikalerer Persönlichkeiten. Zu dieser innern Krisis kam 1881 noch eine äußere. Jahrelang hatte J. mit Frankreich um den größern Einfluß in Tunis gestritten. Jetzt kam Frankreich J. zuvor, und während ersteres beharrlich jede Absicht eines Angriffs auf Tunis ableugnete, erfolgte der Einmarsch der Franzosen in Tunis und der Abschluß des Vertrags von Bardo. Die von dem franz. Ministerium düpierte und von der franz. Presse mit hochmütiger Gleichgültigkeit behandelte ital. Regierung suchte die deutsche Reichsregierung und die andern Kabinette zu einer Intervention zu veranlassen; aber alle lehnten ab. Das Ministerium Cairoli konnte sich nach dieser diplomatischen Niederlage nicht mehr halten; Depretis übernahm 27. Mai 1882 die Präsidentschaft des neuen Kabinetts, in welchem das Ministerium des Auswärtigen Mancini übertragen wurde. Die Regierung kam endlich zu der Einsicht, daß nur der Anschluß an das deutsch-österr. Defensivbündnis ihr eine feste Stütze bieten konnte. Aber dieser Anschluß war nur dann möglich, wenn die ital. Regierung mit der Italia irredenta vollständig brach. Von Depretis und Mancini begleitet, unternahmen der König und die Königin im Okt. 1882 eine Reise nach Wien. Seitdem ging J. in allen auswärtigen Fragen, zunächst in der ägypt. Krisis, Hand in Hand mit Deutschland und Österreich. Zur Wahrung seiner Handelsinteressen im Orient erwarb es sich das Gebiet der Assab Bai (im Roten Meere) und legte dort einen Hafen an, ohne jedoch die Anerkennung seiner Souveränetät über diese Kolonie von der Pforte und von England erlangen zu können. In den ersten Wochen des J. 1883 trat J. in aller Form dem Zweibund bei und erweiterte dadurch dasselbe zu einer Tripleallianz. Diese hatte, wie jenes, die Aufrechterhaltung des Friedens und, für den Fall eines Angriffs von außen, die gegenseitige Verteidigung zum Ziel. Von großem Einfluß für die Fortentwickelung der zwischen Deutschland und J. bestehenden Sympathien war der Besuch, welchen der deutsche Kronprinz 17. Dez. 1883 im Quirinal, der Residenz des Königs Humbert, machte.

Von großer Entscheidung für die Gestaltung der innern Politik waren, nachdem die Kammer 5. Okt. 1882 aufgelöst war, die Neuwahlen vom 29. Okt., welche auf Grund des neuen Wahlgesetzes und der Listenwahl erfolgten. Das Resultat der Wahlen war ein Sieg des Ministeriums und des gemäßigten liberalen Fortschritts; doch war die Zahl der Radikalen und Republikaner von 30 auf 50 gestiegen. Am 2. Juni 1882 verlor J. seinen Nationalhelden Garibaldi, der auf seiner Insel Caprera starb. Nach Wiedereröffnung der Kammern 17. Jan. 1883 verursachte eine Interpellation über die innere Politik, bei deren Beantwortung sich Depretis 19. Mai gegen eine Parteipolitik und für eine gesunde Realpolitik aussprach, eine Ministerkrisis. Diejenigen Mitglieder des Kabinetts, welche auch mit der äußersten Linken, mit Republikanern und Irredentisten, noch Fühlung hatten, Zanardelli und Baccarini, die Minister der Justiz und der öffentlichen Arbeiten, wurden 22. Mai durch gemäßigtere Männer, den Senator Giamuzzi-Sacco und den Abgeordneten Genala, ersetzt. Das Marineministerium übernahm 13. Nov. der Admiral del Santo, während dem bisherigen Marineminister Acton der Oberbefehl über das Mittelmeergeschwader übertragen wurde. Die Finanzlage des Landes hatte sich infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs wesentlich gebessert; das Budget von 1882 hatte, nachdem die verschiedenen Minister jahrelang mit großen Defizits gearbeitet hatten, einen Überschuß von 12 Mill. Infolge dessen war es möglich, daß der König 1. März 1883 das Dekret unterzeichnete, wodurch der Zwangskurs aufgehoben wurde und der Austausch des Papiers gegen Metall vom 12. April an stattfinden sollte. Die Katastrophe von Ischia, welche Insel 28. Juli 1883 von einem Erdbeben, bei dem mehr als 2000 Menschen umkamen, betroffen wurde, erregte besonders in Deutschland große Teilnahme.

In dem schon seit 1880 schwebenden Prozeß zwischen der Regierung und der Kongregation der Propaganda, wobei es sich darum handelte, ob das Gesetz vom 7. Juli 1866 über die Einziehung der Kirchengüter auch auf die unbeweglichen Güter der Propaganda, im Wert von etwa 10 Mill. Lire, Anwendung finde, entschied der römische Cassationshof, als letzte Instanz, 29. Jan. 1884 für die Anwendung des Gesetzes und für die Umwandlung dieser Güter in Staatsrente. Da hierdurch das Vermögen der Propaganda in die Gewalt des Staates kam, der nur

Digitized by Google

seine Rententitel dafür hergab, und dasselbe, wie das Vermögen aller andern Gesellschaften, den Staats-, Provinzial- und Gemeindesteuern unterworfen wurde, so legte die päpstliche Kurie, mit Berufung auf das Garantiegesetz, bei den Mächten einen Protest gegen diese Maßregel ein, wogegen die Regierung erklärte, daß es sich nur um eine innere Angelegenheit J.s handle, in welche sich einzumischen keine fremde Macht das Recht habe, wie denn auch keine einzige Macht irgendwelche Einmischung in diese Frage versuchte. Das von dem Unterrichtsminister Baccelli vorgelegte Gesetz über Reorganisation der Universitäten wurde 28. Febr. 1884 von der Kammer mit einer Mehrheit von nur zehn Stimmen genehmigt, aber von dem Centralbureau des Senats einstimmig abgelehnt. Der Kammerpräsident Farini legte 11. März 1884 seine Präsidentenwürde nieder, weil die Kammer in einer untergeordneten Frage gegen seine Entscheidung sich ausgesprochen hatte. Da bei der Wahl seines Nachfolgers der Regierungskandidat Coppino 19. März nur durch die Stimmen der Minister und der Generalsekretäre die absolute Mehrheit erhielt und die Rechte lauter weiße Stimmzettel abgab, so reichte das Ministerium, das keine zuverlässige Kammermehrheit zu haben glaubte, 20. März sein Entlassungsgesuch ein. Depretis, mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt, nahm die neuen Minister weder aus der Mitte der Rechten, noch aus der Zahl der sog. Pentarchisten (Cairoli, Crispi, Nicotera, Zanardelli, Baccarini), sondern aus den Reihen der gemäßigten Linken und stellte 3. April das neue Kabinett der Kammer vor. In demselben behielten Depretis, Mancini, Magliani, Genala, Ferrero ihre Portefeuilles, während die Minister der Marine, des Unterrichts, des Ackerbaues und der Justiz zurücktraten und an ihrer Stelle Brin, Coppino, Grimaldi, Ferracin neu eintraten. Darauf wurde 7. April der konservative Abgeordnete Biancheri zum Kammerpräsidenten gewählt. Infolge einer irredentistischen Ansprache vom 12. Mai sah sich auch der Senatspräsident Tecchio zum Rücktritt genötigt.

Bei dem Auftreten der Cholera in Toulon und Marseille verfügte J. die strengsten Sperrmaßregeln nicht bloß gegen Frankreich, sondern auch gegen die von der Seuche gar nicht betroffene Schweiz, was Veranlassung zu diplomatischen Verhandlungen zwischen der Schweiz und J. gab, leichtere Maßregeln gegen Österreich, konnte aber dadurch nicht verhindern, daß die Cholera seit Ende Juli auch im ital. Gebiet auftrat. Am meisten Erkrankungen und Todesfälle fanden in Spezia, in Busca (Provinz Cuneo) und in Neapel statt. König Humbert traf, in Begleitung des Ministerpräsidenten Depretis, 26. Aug. selbst in Busca ein und besuchte die Cholerakranken in den Spitälern und Privatwohnungen; Anfang September reiste er auch nach Neapel, wo er in aufopferndster Weise für Besserung der sanitären Verhältnisse wirkte.

Ein freudiges Ereignis für das königl. Haus war die am 21. April erfolgte Geburt eines Prinzen, des Sohnes des Herzogs von Genua, Prinzen Thomas, und der bayr. Prinzessin Isabella, deren Vermählung 19. April 1883 stattgefunden hatte.

Litteratur. Von den Quellenschriften zur Geschichte J.s ist außer denen Muratoris (s. d.) vor allem geschätzt das reichhaltige «Archivio storico italiano» (seit 1838), von Vieusseux zu Florenz gegründet. Unter den Bearbeitungen der ital. Geschichte sind hervorzuheben: Muratori, «Annali d'Italia» (12 Bde., Mail. 1741—49 u. öfter; deutsch von Baudis, 9 Bde., Lpz. 1745—50), an welche sich Coppis «Annali d'Italia dal 1750—1861» (Flor. 1848 fg.) anschließen; ferner die Werke von Bossi (19 Bde., Mail. 1819), Campiglio (7 Bde., Mail. 1837—67), Balbo (Tur. 1841 u. öfter), La Farina, C. Cantù («Storia degli Italiani», 6 Bde., Tur. 1854; 4 Bde., 1859) u. s. w. Hierzu kommen von deutschen Arbeiten: Lebret, «Geschichte von J.» (9 Bde., Halle 1778—87); Leo, «Geschichte der ital. Staaten» (5 Bde., Hamb. u. Gotha 1829—32); Reumont, «Beiträge zur ital. Geschichte» (6 Bde., Berl. 1853—57). Unter den zahlreichen Arbeiten über das Mittelalter sind hervorzuheben: Sismondi, «Histoire des républiques italiennes du moyen âge» (16 Bde., Par. 1809—18; 2. Aufl., Bd. 1—8, 1818; deutsch, 16 Bde., Zür. 1807—24); Troya, «Storia d'Italia del medio evo» (3 Bde., Neap. 1839—51); Morbio, «Storia de' municipj italiani» (6 Bde., Mail. 1841—46), nebst vielen andern Schriften über denselben Gegenstand; La Farina, «Studj sul secolo XIII» (Flor. 1842); Hegel, «Geschichte der Städteverfassung von J.» (2 Bde., Lpz. 1847). Die neuere Zeit haben Botta (s. d.), Ferrari («Histoire des révolutions d'Italie», 4 Bde., Par. 1858), Ranke («Die röm. Päpste») und Reuchlin («Geschichte J.s von der Gründung der regierenden Dynastien bis auf die Gegenwart», 4 Bde., Lpz. 1859—73) bearbeitet. Unter den zahlreichen Arbeiten über die jüngste Epoche der ital. Geschichte (seit 1814) sind von besonderer Bedeutung die von Montanelli («Memorie sull' Italia dal 1814 al 1850», 2 Bde., Tur. 1854—55), La Farina («Storia d' Italia dal 1815 al 1850», 2. Aufl., 2 Bde., Mail. 1864), Bianchi («Storia della diplomazia europea in Italia dal 1815 al 1861», Tur. 1865—72), Butt («The history of Italy from the abdication of Napoleon I.», 2 Bde., Lond. 1860), Rey («Histoire de la renaissance politique de l'Italie 1814—61», Par. 1864) und Anelli («Storia d'Italia dal 1814 al 1863», 4 Bde., Mail. 1864). Über die Revolutionen und Kämpfe von 1848 und 1849 schrieben Gualterio («Gli ultimi rivolgimenti italiani», Flor. 1852), Ranalli («Le istorie italiane dal 1846 al 1853», Flor. 1855), Pisacane («Der Krieg in den J. 1848—49», deutsch von Cloßmann, Chur 1852), (Schönhals) «Erinnerungen eines österr. Veteranen aus dem Kriege der J. 1848 und 1849» (6. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1852). Werke über den Krieg von 1859 und die folgenden Ereignisse verfaßten Lecompte (Par. 1860), Bazancourt (2 Bde., Par. 1859—60), Rüstow und Boggio (Tur. 1864). Besonders sind aber die Publikationen des österr. und ital. Generalstabes hervorzuheben. Die Litteratur zur neuesten Geschichte J.s ist bis 1872 am vollständigsten bei Reuchlin benutzt und verzeichnet. Einzelne wichtige Thatsachen zur Geschichte des Jahres 1866 enthält die Broschüre des Generals A. La Marmora: «Un po' più di luce» (Flor. 1873; deutsch, Mainz 1873; 2. Aufl. 1874).

Italienischer Krieg von 1813/14. Der Kaiser Napoleon I. hatte im April 1813 in Italien und Illyrien die Aufstellung eines 80000 Mann starken Heeres unter dem Vizekönig von Italien (Eugen Beauharnais) angeordnet; doch waren, als Österreich 17. Aug. den Krieg erklärte, erst 46000 Mann mit 130 Geschützen beisammen, die zum Schutz der Grenze von Villach bis Adelsberg standen;

Digitized by Google

42000 Österreicher mit 120 Geschützen rückten unter Feldzeugmeister von Hiller ohne Widerstand zu finden über Agram und Karlstadt nach Neustadtl und Fiume vor; die Kroaten vertrieben die franz. Generale und schlossen sich an, auch das Küstenland und Istrien unterwarfen sich, und 11. Sept. wurde Pola besetzt, tags darauf Capo d'Istria übergeben, wobei zwei brit. Kriegsschiffe mitwirkten. An der Drau hatten einige kleine Gefechte zwischen den Vortruppen und vom 21. bis 24. Aug. ein hartnäckiger Kampf um Villach stattgefunden, welches die Österreicher nahmen, aber 29. Aug. nach Zerstörung der Brücke räumten und, des Beitritts Bayerns zur Sache der Verbündeten bereits gewiß, über Sachsenburg nach Tirol abrückten, wo die Landesschützen aufgeboten wurden. Der Vizekönig stand mit vier Divisionen bei St. Martin, Villach, Wurzen und Aßling, nahm 6. Sept. Feistritz nach tapferm Widerstande der österr. Brigade Vecsey und schob eine Division nach Krainburg. Bei Uttik wurden ital. Kolonnen 8. Sept. zersprengt und auch bei St. Marein erlitten die Italiener 13. Sept. starke Verluste, ebenso bei Weixelburg 16., bei Großlaschitz, Zirknitz, Tarvis, Aßling. Das Heer des Vizekönigs war durchbrochen und ging bis zum 6. Okt. hinter den Isonzo zurück, die Österreicher folgten und nahmen 5. Okt. Laibach nach fünftägiger Beschießung. In Tirol hatten Landesschützen 11. Sept. die Mühlbacher Klause überfallen und die Franzosen bis Trient geworfen, wo dieselben Verstärkung erhielten und ins Pusterthal bis Toblach vordrangen, aber nach heftigem Kampfe bei Percha zum Rückzuge gezwungen wurden. Hiller rückte im Pusterthal vor, worauf der Vizekönig vom Isonzo Mitte Oktober hinter die Etsch abzog; bei Bassona fanden 29. bis 31. Okt. hierbei Gefechte statt. Im Etschthal drangen die Österreicher siegreich vor, nahmen 26. Okt. die Stellung bei Volano, 30. Okt. Trient, entsendeten Truppen gegen Venedig und Palmanuova, sowie den untern Po und hielten Ala und Roveredo mit 8000 Mann besetzt. Hillers Hauptmacht, 24000 Mann, wandte sich gegen Vicenza, doch wurde deren Vorhut bei Caldiero vom Vizekönig, der mit 15000 Mann aus Verona vorgerückt war, zurückgeworfen (15. Nov.).

Der Vizekönig kehrte jedoch wieder an die Etsch zurück, und Hiller folgte auf Verona mit der Vorhut, zog aber seine Hauptmacht an den Alpone, um Verstärkungen abzuwarten. Am 15. Dez. übernahm der österr. Feldmarschall Graf Bellegarde den Oberbefehl, und 11. Jan. 1814 schloß sich Murat, der König von Neapel, den Verbündeten an und versprach mit 30000 Mann auf dem rechten Ufer des Po gegen Genua vorzurücken, wohin auch von Livorno aus 8000 Engländer und Sicilianer unter Lord Bentinck marschieren sollten. Murats Truppen standen bereits auf röm. Gebiet, mit Genehmigung des franz. Kriegsministeriums. Der Vizekönig ließ nur im Kastell von Verona Besatzung und führte sein 35000 Mann und 90 Geschütze starkes Heer 3. Febr. von der Etsch nach Mantua und hinter den Mincio; eine aus Truppen, welche aus Spanien zurückgekehrt, gebildete Division hielt Alessandria besetzt. Die Österreicher folgten und am 8. kam es am Mincio zur Schlacht, welche jedoch unentschieden blieb, da beide Heere angriffen und auf einzelnen Teilen des Schlachtfeldes Vorteile errangen. Der Vizekönig blieb hinter dem Mincio stehen, während die Österreicher Mantua und Legnago blockierten. Inzwischen war bis Mitte November auch Oberdalmatien, im Dezember Istrien und 29. Jan. 1814 Ragusa von den Österreichern besetzt worden, und Cattaro hatte sich 7. Jan. an die Engländer ergeben. Die österr. Brigade Nugent war von Triest über das Meer nach Goro geschafft worden, hatte Ferrara besetzt und sich dem vor Venedig stehenden Einschließungskorps angeschlossen, nahm im Dezember Forlì und im Februar Bologna und Modena, während Murat sich fast aller seiner Plätze Mittelitaliens durch Unterhandlungen bemächtigte und Mitte Februar gegen Piacenza aufbrach. Die Franzosen hatten Rom, Pisa, Livorno geräumt, Ancona hatte 18. Febr. kapituliert. Murat besetzte nach langem Zögern 7. März Reggio und schob seine Vorhut bis Parma; er schloß 15. März Piacenza ein, nachdem Lord Bentinck gegen Genua abmarschiert war. Dieser Platz wurde 17. April zu Lande und zur See blockiert und ergab sich tags darauf. Auf Grund der Nachricht von Napoleons Abdankung war 17. April im Schlosse Schivazzo Rizzino bei Mantua Waffenstillstand vereinbart worden, der 24. zu Mantua durch eine Militärkonvention ergänzt wurde. Die Franzosen räumten Italien, die Österreicher besetzten Oberitalien, Murat behielt Neapel, und in den übrigen Teilen Italiens wurden die frühern Herrscher wieder eingesetzt.

Italienischer Krieg von 1815. Der König Murat von Neapel hatte zu Anfang des J. 1815 sein Heer auf 94000 Mann gebracht und mit Napoleon verhandelt. Nachdem Napoleon 26. Febr. in Frankreich gelandet war, sammelte Murat 30000 Mann 13. März bei Ancona und ließ 8000 Mann durch den Kirchenstaat auf Florenz marschieren, 10000 Mann blieben bei Neapel als Reserve stehen. Der österr. General Frimont hielt die Polinie und sammelte ein Korps von 34000 Mann bei Ferrara. Am 28. März rückten die Neapolitaner ohne Kriegserklärung über Rimini vor, besetzten 2. April Bologna, schlossen am 5. die Citadelle von Ferrara ein und kamen bis an den Po; ein Angriff auf den Brückenkopf bei Ochiobello wurde 8. April seitens der Österreicher zurückgeschlagen. Da beschloß General Frimont das auf einer Front von 80 km auseinandergezogene neapolit. Heer anzugreifen, und überschritt am 13. den Po, um zunächst Bologna zu gewinnen. Die Neapolitaner wurden in einer Reihe von Einzelgefechten zurückgeworfen, und Murat vereinigte am 19. hinter dem Ronco 28000 Mann in starker Stellung zur Schlacht. General Frimont hatte am 17. Bologna und Imola besetzt und sendete 12000 Mann über Perugia nach Foligno, um Murat im Rücken zu bedrohen, während 20000 Mann über Forlì gegen Ancona marschierten und 3000 Mann nach Terni rückten, um gegen Neapel hin Deckung zu geben. Nugent hatte am 16. Florenz besetzt und zog gegen Rom, und die neapolit. Garden waren, von Florenz zurückgerufen, über Foligno am 26. in Fano eingetroffen. Am 21. ging die Vorhut der österr. Hauptkolonne nach leichtem Gefecht über den Ronco und nahm Forlimpopoli, und tags darauf beantragte Murat von Cesena aus Waffenstillstand, der indessen abgelehnt wurde. Murat ging 26. nach Rimini und, auf die Nachricht vom Eintreffen der Umgehungskolonne in Arezzo, nach Ancona und Macerata zurück, wo er 29. mit den Garden eintraf.

Die österr. Umgehungskolonne stand am 29. April bei Tolentino in starker Stellung und schlug 2. und

Digitized by Google

3. Mai den Angriff des doppelt so starken neapolit. Heeres zurück, welches durch diese Niederlage in Unordnung geriet; am 4. griff die österr. Vorhut Macerata an, worauf sich die neapolit. Truppen auflösten, und tags zuvor hatte sich die Citadelle von Aquila einem österr. Streifkorps ergeben. Murat führte die Trümmer seines Heers, noch 14000 Mann, eilends über Pescara nach Popoli und Capua, verlor unter beständigen Kämpfen gegen die nachrückenden Österreicher einen großen Teil der Artillerie und des Trains, übertrug 14. Mai zu San-Germano den Oberbefehl dem Kriegsminister Macdonald und 18. Mai, nachdem eine Division überfallen und auseinander gesprengt worden war und nur noch 10000 Mann beisammen waren, in Capua an General Carascosa mit der Vollmacht, unter Preisgebung seines Throns eine Konvention abzuschließen. Hierauf begab sich Murat nach Neapel und von dort nach Frankreich, und am 20. wurde zu Casalanza eine Konvention abgeschlossen, der zufolge die Österreicher das Königreich Neapel für König Ferdinand IV. besetzten. Pescara ergab sich 28. Mai, Ancona 1. Juni, Gaëta erst 5. Aug. Vgl. Collella, «Campagna d'Italia 1815» (Turin 1847); «Österreich. militär. Zeitschrift» (Wien 1819).

Italienischer Krieg von 1848/49. Zu Anfang des J. 1848 entstand in Italien unter dem Schutze des Papstes Pius IX. und des Königs Karl Albert von Sardinien eine revolutionäre, die Beseitigung der Fremdherrschaft anstrebende Bewegung, welche um Mitte März die Empörung der lombard. und venet. Städte zur Folge hatte. Der österr. Feldmarschall Graf Radetzky verfügte in Oberitalien nur über 70000 Mann, worunter sich 16 dort ausgehobene Bataillone befanden, von denen sich 9 dem Aufstande anschlossen. Vom 18. bis 22. März fand in Mailand ein Straßenkampf statt, Venedig rief die Republik aus und wurde von der österr. Garnison geräumt, ebenso gingen Cremona, Bergamo, Brescia, Treviso, Udine, Osoppo und Palmanuova verloren. Radetzky erkannte, daß er Verstärkungen abwarten müsse, und versammelte seine Truppen unter dem Schutze des Festungsvierecks zwischen Etsch und Mincio bis 4. April. Aus ganz Italien erhielten die Aufständischen Zuzug; 45000 Sardinier rückten in zwei Kolonnen über Mailand und Pavia 25. März in die Lombardei ein, 5000 Freischarler rückten 24. März nach Brescia, wo mit Hilfe sardin. Offiziere ein lombard. Korps von zwei Divisionen formiert wurde, in Venedig standen 9000 Aufständische, auf dem Festlande Venetiens 11000 unter Zucchi und dem sardin. General Lamarmora, aus Toscana trafen Anfang April 5000, aus Parma und Modena 4000, aus dem Kirchenstaate unter dem sardin. General Durando 15000 Mann bei Ferrara ein, aus Neapel 15000 Mann bei Bologna. König Karl Albert übernahm zu Anfang April den Oberbefehl und hatte damals 96000 Mann zur Verfügung, zu denen binnen zwei Monaten 45000 Mann Verstärkungen stoßen sollten. Der König beschloß, anzugreifen und die numerische Überlegenheit seines Heeres auszunutzen; er überschritt 8. April den Mincio, wobei es bei Goito (s. d.) und tags darauf bei Valeggio zu Gefechten gegen die österr. Vortruppen kam, und Graf Radetzky sammelte seine Feldtruppen unter den Werken von Verona; 8000 Mann unter Feldmarschalleutenant Welden schützten im Verein mit den Landesschützen Tirol gegen die ital. Freischaren und deckten die Verbindung mit Verona. Karl Albert beschloß, Peschiera zu belagern, und 30. Mai zog die österr. Garnison, da alle Lebensmittel verzehrt waren, nach Kroatien ab und räumte den Platz. Ein am 19. April gegen Mantua geplantes Unternehmen scheiterte dagegen vollständig, und der thatkräftige Gouverneur, General von Gorczkowski, verhinderte sogar die Einschließung des Platzes.

Das sardin. Heer besetzte 27. April die Stellung von Somma-Campagna und Sta.-Giustina und griff an den beiden folgenden Tagen vergeblich Pastrengo an, welches erst am 30. April nach dreistündigem, blutigem Kampf erstürmt wurde. Der König beschloß, nunmehr Radetzkys Hauptmacht bei Verona anzugreifen, wurde aber 6. Mai bei Sta.-Lucia (s. d.) von den nur halb so starken Österreichern zurückgeschlagen. Seit dem 17. April drangen unter Feldzeugmeister Graf Nugent 25000 Österreicher vom Isonzo her unter beständigem Gefecht im Venetianischen vor, erreichten 3. Mai die Piave, trieben die dort versammelten röm. und venetian. Truppen zurück, schlossen 11. Mai Treviso ein, griffen 24. Mai Vicenza an und stießen, noch 15000 Mann stark, in Verona zu Radetzky. Dieser führte sein Heer bei Nacht in drei Kolonnen über Mantua zum Treffen bei Curtatone 29. Mai, kämpfte tags darauf ohne Erfolg bei Goito, sandte hierauf 12000 Mann nach Verona und marschierte mit 31000 Mann nach Vicenza, ließ am 10. Juni die Monti Berici stürmen und erzwang, nachdem noch gegen Abend das Kloster Madonna del Monte genommen worden war, am nächsten Morgen die Kapitulation der Festung. Die neapolit. Hilfstruppen waren inzwischen nach Hause zurückgekehrt, und aus dem innern Österreich kamen Verstärkungen heran, welche die Strada d'Allemagna und die von Trient durch die Valsugana nach Verona führende Verbindung eröffneten, sowie Treviso 14. Juni zur Kapitulation zwangen. Das Heer des Königs war auf 75000 Mann gebracht und schloß vom 13. bis 27. Juli Mantua ein, Radetzky hatte 58000 Mann beisammen, ließ von Tirol her Truppen gegen Rivoli vorgehen, entsetzte 14. Juli Ferrara und beschloß, die weit ausgedehnte Stellung des sardin. Heeres zu durchbrechen. Nach einigen kleinen Gefechten erlitt Karl Albert am 23. Juli und den beiden folgenden Tagen bei Somma-Campagna (s. d.) und in der Schlacht bei Custozza eine entscheidende Niederlage; die Österreicher verfolgten, schlugen bei Volta 27. und 28. Juli nochmals die sardin. Nachhut und folgten fechtend bis Mailand, wiesen 2. Aug. einen Vermittelungsversuch Englands zurück und warfen das vor der Stadt aufgestellte, noch 42000 Mann starke sardinische Heer 4. Aug. nach kurzem Kampfe, an dem nur 28000 Österreicher teilnahmen, in größter Auflösung in die Straßen der Stadt, worauf König Karl Albert noch in der Nacht Verhandlungen einleitete und Mailand räumte, 9. Aug. Waffenstillstand schloß und darein willigte, daß die Österreicher Modena, Parma und Piacenza besetzten und dort die frühern Regierungen wiederherstellten. Eine österr. Brigade drang auch in die röm. Legationen ein und besetzte Bologna; Peschiera wurde 26. Juli eingeschlossen und ergab sich 14. Aug.; die in der Lombardei noch den Widerstand fortsetzenden Freischaren wurden zersprengt oder über die Grenze der Schweiz gedrängt, zuletzt (1. Sept.) auch Garibaldis Korps. Vor Venedig

Digitized by Google

war das wichtige Fort Malghera 27. Mai von den Österreichern genommen und die Stadt 16. Juni auf der Landseite eingeschlossen worden; doch erfolgte die Übergabe erst 25. Aug. 1849, nachdem durch den Friedenschluß zu Mailand jede Aussicht auf auswärtige Hilfe geschwunden war.

König Karl Albert rüstete sich während des Waffenstillstandes zur Fortsetzung des Kriegs und hatte zu Anfang 1849 wieder eine Feldarmee von 90000 Mann beisammen, hinter denen noch 27000 Mann Besatzungstruppen standen; er kündigte 12. März 1849 den Waffenstillstand und wollte am Ticino aufmarschieren und dann auf Mailand vorrücken. Radetzky hatte die schnelle Versammlung seines Heeres bei Pavia geschickt vorbereitet und brachte durch sein energisches Vorrücken die Sardinier, welche 20. März Magenta besetzt hatten, sogleich zum Stehen, schlug dieselben tags darauf bei Mortara und in mehrern kleinen Gefechten und bestimmte den König, das ganze Heer bei Novara zur Schlacht zu versammeln. Dorthin wandten sich auch die österr. Kolonnen, und 23. März erlitt König Karl Albert bei Novara (s. d.) eine entscheidende Niederlage, welche seine sofortige Abdankung zur Folge hatte. Darauf gewährte Radetzky am 24. morgens Waffenruhe, empfing am Nachmittag bei Vignale den neuen König Victor Emanuel und schloß 26. Waffenstillstand behufs Einleitung der Friedensverhandlungen; 20000 Österreicher besetzten inzwischen die Lomellina und die Hälfte von Alessandria. Die in die Lombardei eingefallenen Freischaren hatten einige Aufstände veranlaßt, doch wurden diese rasch unterdrückt; nur Brescia leistete hartnäckigen Widerstand selbst nach siebentägigem Bombardement aus dem Kastell, wurde aber 30. März durch Feldmarschalllieutenant Baron Haynau eingeschlossen und 1. April mit Sturm genommen. Radetzky ließ nunmehr Toscana, Pisa, Florenz besetzen, stellte die frühern Regierungen wieder her und unterwarf Bologna und Ancona (nach 26tägiger Belagerung, am 19. Juni), sowie die Legationen. Am 6. Aug. 1849 wurde zu Mailand Frieden geschlossen; Sardinien verlor kein Gebiet, mußte jedoch 75 Mill. Frs. Kriegsentschädigung zahlen.

Italienischer Krieg von 1859. Sardinien verfolgte unablässig das Ziel, die Österreicher aus Italien zu vertreiben, erkannte jedoch, daß dies ohne auswärtige Hilfe nicht erreicht werden könne, und gewann Frankreich zum Bundesgenossen durch die Teilnahme am Orientkriege und die Zusicherung, Nizza und Savoyen an Frankreich nach erreichtem Erfolge abtreten zu wollen. Im Vertrauen auf sein gutes Recht und die eigene Kraft, sowie den vorherrschenden Einfluß im Deutschen Bunde nahm Österreich den Kampf an und verlangte 23. April 1859 in einem an die Regierung zu Turin gerichteten Ultimatum die Abrüstung Sardiniens. Auf die nach drei Tagen erfolgte Ablehnung rückten 29. April österr. Kolonnen über den Ticino in die Lomellina ein, während schon 24. April das sardin. Heer sich kriegsbereit am Po, bei Alessandria und Turin, versammelte und an demselben Tage aus Frankreich die Truppentransporte, mittels der Bahn nach Turin und über See nach Genua, begannen. Kaiser Napoleon III. hatte die ital. Frage bereits beim Neujahrsempfange dem österr. Gesandten, Freiherrn von Hübner, gegenüber angeregt, und seitdem hatten in Österreich, wie in Frankreich und Sardinien Rüstungen stattgefunden, sodaß die Operationen unmittelbar nach der Kriegserklärung beginnen konnten.

Unter dem Oberbefehl des Kaisers Napoleon wurden sehr rasch 120000 Franzosen mit 312 Geschützen nach Italien geschafft, wo König Victor Emanuel 60000 Sarden mit 90 Geschützen (mit Einschluß der Alpenjäger Garibaldis) versammelt hatte; die österr. Feldarmee in Italien bestand anfänglich unter Graf Gyulai (s. d.) nur aus 110000 Streitbaren mit 364 Geschützen, hinter denen 44000 Mann Besatzungstruppen im Lombardo-Venetianischen Königreich standen. Am 2. Mai waren die Österreicher ohne Widerstand bis an den Po und die Sesia vorgedrungen und das sardin. Heer hatte sich zwischen Alessandria und Casale vereinigt; drei franz. Korps standen in Genua, zwei bei Turin. Gyulai demonstrierte auf der ganzen Front, ließ die Bahnbrücke bei Tortona zerstören und ein Korps auf das rechte Po-Ufer übergehen, sammelte dann vier Korps um Vercelli und rückte auf Turin los; am 8. erreichte seine Vorhut die Dora baltea. Da ging die Nachricht ein, daß sich die franz. Korps bereits mit der sardin. Armee bei Alessandria vereinigt hätten, worauf Gyulai eine Verteidigungsstellung auf dem linken Ufer des Po und der Sesia, zwischen Pavia und Vercelli, zurückging und diese befestigen ließ. Kaiser Napoleon traf 14. Mai über Genua in Alessandria ein und ließ am 16. die franz. Hauptmacht rechts vom Lenaro zusammenziehen, weshalb Gyulai ein neu eintreffendes Korps (25000 Mann) zur Verstärkung seines linken Flügels 18. Mai nach Piacenza und Stradella schob und Vercelli am 19. räumte. Am folgenden Tage kam es gelegentlich einer Rekognoszierung auf dem rechten Po-Ufer zum Gefecht von Montebello (s. d.).

Inzwischen waren vier sardin. Divisionen bei Vercelli auf das linke Po-Ufer gerückt und gegen die Sesia vorgedrungen; Garibaldi war am 20. nach Borgomanero und am 23. bei Sesto-Calende an den Ticino gekommen, hatte den Fluß überschifft, Varese erreicht und dort den Aufstand organisiert; ein Angriff des Feldmarschalllieutenants Urban gegen Varese wurde am 25. abgeschlagen, 27. Como von den Alpenjägern besetzt, aber 31. Mai Varese von Urban, der inzwischen Verstärkungen erhalten hatte, eingenommen, worauf sich Garibaldi ins Gebirge nach Cassano zurückzog. Die Hauptmasse der Franzosen war in Erwartung eines Angriffs der Österreicher bei Montebello und Voghera zusammengezogen, doch beschloß Kaiser Napoleon, als dieser Angriff ausblieb, dieselbe mit dem sardin. Heere zu vereinigen und dann die Umgehung des österr. Heeres über Novara und Mailand fortzusetzen. Am 26. Mai begann der Flankenmarsch über Vercelli mittels der Bahn, sowie auf der Straße über Mortara. Um Raum für den Aufmarsch links der Sesia zu gewinnen, warfen die Sarden am 30. die österr. Vortruppen zurück, und das Gefecht bei Palestro 31. Mai ließ erkennen, daß die Hauptmacht der Verbündeten an der Sesia stehe. Napoleons Hauptquartier befand sich zu Vercelli, und 1. Juni besetzten die Franzosen Novara. Gyulai ließ seinen rechten Flügel zurückgehen und wies die in Mailand angekommenen Verstärkungen (10000 Mann) an, nach Magenta und dem Brückenkopfe San-Martino vorzurücken; am 2. ließ Gyulai das ganze Heer hinter den Ticino zurückgehen, dessen obern Lauf Feldmarschalllieutenant Urban in Varese deckte;

Digitized by Google

aber nachmittags ging die von Novara vorgerückte franz. Gardedivision Camou bei Turbigo über den Fluß, stellte dort eine Brücke her und setzte sich am Naviglio grande fest, während die franz. Gardedivision Mellinet bis nahe an den Brückenkopf von San-Martino heranrückte. Die Österreicher räumten in der Nacht den unhaltbar gewordenen Brückenkopf, doch mißlang die Sprengung der Ticinobrücke; sie erreichten am 3. bei Magenta eine Stärke von 40000 Mann und konnten binnen einem Tage auf die doppelte Stärke durch Heranziehung der nächsten Korps gelangen, weshalb Gyulai beschloß, eine Schlacht anzunehmen. Napoleon hatte am 3. ein franz. Korps nach Turbigo, zwei franz. Korps und drei sardin. Divisionen nach Novara und Galliate vorgeschoben und für den 4. den Vormarsch dieser Truppen nach Magenta befohlen, was zur Schlacht bei Magenta (s. d.) führte. Zwar mußten die Österreicher Magenta räumen, doch hatten sie 5. Juni immerhin 70000 Mann zur Fortsetzung des Kampfes zur Stelle und konnten das inzwischen von Piacenza nach Pavia gelangte Korps des linken Flügels heranziehen; indes befahl Gyulai, Mailand und Pavia zu räumen, und ließ das Heer in drei Kolonnen hinter die Adda zurückgehen. Kaiser Franz Joseph hatte Ende Mai die Verstärkung der in Italien stehenden Armee um drei Korps, sowie die Aufstellung einer Küstenarmee angeordnet und sich nach Verona begeben, um den Oberbefehl persönlich zu übernehmen.

Die Franzosen waren zunächst bei Magenta stehen geblieben, hatten 8. Juni Mailand besetzt und rückten langsam gegen die Adda vor. Zwei österr. Brigaden (Roden und Boër) kämpften bei Melegnano ruhmvoll gegen zwei franz. Korps und hielten deren Vormarsch bis zur Nacht auf, doch ging das österr. Heer infolge dieses Gefechts hinter den Chiese zurück und räumte Piacenza und Pizzighettone, sowie die Herzogtümer und Legationen. Die Franzosen folgten langsam über Cassano, die Sarden über Vaprio, und nur die Alpenjäger Garibaldis griffen, über Bergamo vorauseilend, 15. Juni die Nachhut Urbans bei Castenedolo an, wurden aber zurückgeschlagen. Bis zum 20. blieb die österr. Armee in der Stellung zwischen Lonato und Castiglione und ging dann hinter den Mincio zurück; sie war nunmehr in zwei Armeen (1. Feldzeugmeister Graf Wimpffen, II. General der Kavallerie Graf Schlik) gegliedert und 10 Armeekorps nebst 2 Kavalleriedivisionen stark, von denen indessen je ein Korps am Curtatonie, an den nach Tirol führenden Pässen und am untern Po stand. Die Franzosen standen am 20. um Brescia und Bagnolo, die Sarden bei Calcinatello am Chiese, Garibaldi am Gardasee und das nachgekommene franz. Korps des Prinzen Napoleon in Piacenza und Toscana. Am 21. überschritten die Verbündeten den Chiese, zogen sich zu einer Schlacht näher zusammen und rückten am 24. zum Angriff gegen den Mincio vor, und zwar 50000 Sarden gegen Pozzolengo, 66000 Franzosen gegen Cavriana, 44000 Franzosen gegen Guidizzolo. Aber auch die österr. Armee rückte aus der Stellung hinter dem Mincio vor, überschritt den Fluß am 23. auf sechs Kriegsbrücken und lagerte mit 23000 Mann bei Pozzolengo, mit 56000 Mann bei Solferino und Volta, mit 61000 Mann bei Guidizzolo und Cerlungo, um am 24. gegen Lonato und Castiglione vorzugehen und eine Schlacht zu liefern, bevor das verbündete Heer durch das Eintreffen des auf 60000 Mann geschätzten franz. Reservekorps verstärkt worden sei. Beide Heere trafen im Vormarsch am 24. morgens aufeinander, woraus sich die Schlacht bei Solferino (s. d.) entwickelte.

In der Nacht gingen die Österreicher in die alten Stellungen hinter dem Mincio zurück und am 28. bis hinter die Etsch, um das Eintreffen von Verstärkungen abzuwarten; ihre Truppen waren trotz der erlittenen Verluste ungebrochen und kampfbereit. Die Verbündeten kamen am 24. nicht über San-Martino, Cavriana und Solferino hinaus, am 25. besetzten zwei franz. Korps Pozzolengo und Volta, und erst am 27. beschloß Napoleon, Peschiera einzuschließen und den Mincio zu überschreiten, zog 3. Juli das bei Casalmaggiore am Po eingetroffene franz. Reservekorps nach Goito zur Armee heran und besetzte an demselben Tage Villafranca, Somma-Campagna, Castelnuovo und Valeggio mit den übrigen Korps; die Sarden standen vor Peschiera und Garibaldi, sowie die sardin. Division Cialdini an der Grenze von Tirol, welche vom 6. österr. Korps und den Landesschützen in einer Reihe von Gefechten (bei Vormio 2. und 3. Juli, am Stilfser Joch 8. Juli, bei Rocca d'Anfo vom 21. Juni bis 8. Juli) erfolgreich verteidigt wurde. Angesichts des in starker Stellung befindlichen österr. Heeres und der seitens des Deutschen Bundes betriebenen Rüstungen (ein großer Teil des preuß. Heeres war kriegsbereit, und die Befehle für die Versammlung desselben am Rhein waren bereits erlassen) hielt Kaiser Napoleon die Beendigung des Kriegs für ratsam und bot 6. Juli Waffenstillstand an, der am 8. abgeschlossen wurde und zugleich den Ende Juni im Adriatischen Meere eröffneten Flottenoperationen ein Ende machte. Am 11. Juli trafen die beiden Kaiser in Villafranca zusammen, worauf ein Vertrag zu Stande kam, in welchem Österreich die Lombardei ohne Mantua und Peschiera an Frankreich und durch dieses an Sardinien abtrat, wogegen Toscana und Modena an die frühern Herrscher zurückfallen sollten. Dieser Vertrag bildete die Grundlage der Friedensverhandlungen, welche in Zürich 10. Nov. zum Abschluß gelangten.

Vgl. «Der Krieg in Italien 1859» (Wien 1872); «Campagne de l'empereur Napoléon III en Italie» (Par. 1862); [Preuß. Generalstab] «Der ital. Feldzug des J. 1859» (Berl. 1862; 3. Aufl. 1872).

Italienischer Krieg von 1866. Als die gegensätzliche Politik Preußens und Österreichs auch nach dem Abschluß der Gasteiner Konvention den baldigen Ausbruch eines Kriegs zwischen den beiden deutschen Großmächten erwarten ließ, verbündete sich Italien mit Preußen, um Venetien zu erobern, und begann 11. März zu rüsten. Mitte Juni waren die Armee (20 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision, zusammen 210000 Streitbare) und ein Freiwilligenkorps unter Garibaldi (36000 Mann mit 40 Geschützen) völlig kriegsbereit, die Flotte in Dienst gestellt und 70000 Mann Besatzungstruppen in den Festungen versammelt. Österreich hatte 21. April die Südarmee auf Kriegsfuß gesetzt und Mitte Juni in Italien 75000 Mann Feldtruppen, 13000 Mann in Tirol, 16000 Mann in Istrien und Friaul, sowie 39000 Mann Besatzungstruppen in den venet. Festungen bereit, die Flottille auf dem Gardasee war verstärkt und die Flotte ausgerüstet und bei Fasana versammelt worden. Um Mitte Mai begann bereits die Vorschiebung ital. Truppen an die österr. Grenze. Man

Digitized by Google

stellte zwei Heere auf, eins unter König Victor Emanuel am Mincio (126000 Mann), das zweite unter General Cialdini am untern Po (84000 Mann); das Freiwilligenkorps Garibaldis sammelte sich zwischen Brescia und Rocca d'Anfo und war gegen Tirol bestimmt. Cialdini sollte den Po überschreiten und, das Festungsviereck umgehend, gegen die Verbindungen der österr. Südarmee wirken, um den Vormarsch der vom König geführten Hauptarmee zu erleichtern.

Am 9. Mai übernahm Feldmarschall Erzherzog Albrecht in Verona den Befehl über die Südarmee und versammelte dieselbe auf dem linken Etschufer zwischen Lonigo und Montagnana mit der Absicht, eins der beiden, ihm nach Stärke und Aufstellung wohlbekannten feindlichen Heere mit seiner ganzen Macht während des Vormarsches anzugreifen. Am 14. Juni waren alle Feldtruppen der Südarmee versammelt und am 20. erklärte Sardinien den Krieg und ging 23. über den Mincio. Die Italiener gelangten bis nahe Villafranca, Roverbella und Prentina, eine gegen Peschiera entsendete Abteilung wurde durch das Feuer dreier Forts zurückgetrieben, und zwei Divisionen marschierten gegen Mantua und Borgoforte. Der Rest des Heeres sollte am 24. auf das linke Mincio-Ufer folgen und Cialdini am 26. den Po überschreiten; man nahm an, die Österreicher würden an der Etsch den Angriff erwarten. Erzherzog Albrecht hatte alle Vortruppen an sich gezogen und das Heer am 23. auf das rechte Etschufer geführt, er wollte am 24. auf den Höhen von Somma-Campagna und Custozza aufmarschieren, und diese Stellung sollte an demselben Tage auch das ital. Heer besetzen. Beide Heere stießen im Vormarsch aufeinander, woraus sich die Schlacht bei Custozza (s. d.) entwickelte. Die geschlagenen Italiener eilten nach Cremona zurück, und Cialdini, welcher schon 23. einige Abteilungen auf das linke Poufer hatte übergehen lassen, zog diese auf die Nachricht von der Niederlage der Hauptarmee zurück und führte sein Heer nach Modena und Bologna. Erzherzog Albrecht hatte nach dem Siege auf den Höhen zwischen Verona und Valeggio Stellung genommen, um Cialdini anzugreifen, sobald dieser an die Etsch vorzurücken versuche, ging 30. Juni auf das rechte Mincio-Ufer über und lieferte 1. und 2. Juli einige kleine Gefechte gegen die ital. Vortruppen.

Erzherzog Albrecht mußte indes 4. Juli infolge der Nachrichten von den Niederlagen des österr. Heeres in Böhmen den Rückzug antreten, verstärkte 8. Juli die Festungsbesatzungen, sendete ein Korps durch Tirol nach der Donau und führte den Rest seiner Feldtruppen hinter die Piave. Am 11. wurde der Erzherzog zum Oberkommandanten der gesamten Armee ernannt und befahl den Rückzug hinter den Isonzo, von wo aus fünf Brigaden mittels der Bahn nach Wien gesendet wurden. Die am Isonzo und in Istrien belassenen 42000 Mann Feldtruppen traten unter Befehl des Feldmarschalleutenants Freiherrn von Maroicić. Die Italiener versuchten 5. Juli vergeblich den Brückenkopf Borgoforte durch Bombardement zu gewinnen, worauf Cialdini denselben belagern ließ; am 18. räumte die Besatzung die ganz unhaltbar gewordenen Werke. Am 8. Juli hatte Cialdinis Hauptmacht den Po bei Sermide überschritten und marschierte auf Rovigo, dessen Werke von der nach Padua abrückenden österr. Besatzung gesprengt wurden. König Victor Emanuel war am 10. nach Ferrara aufgebrochen und hatte einen Teil seines Heeres Cialdini als Verstärkung zugewiesen; der König wollte mit drei Korps die Festungen belagern und Cialdini sollte mit fünf Korps (150000 Mann) an den Isonzo und über die Alpen vordringen, die Flotte Lissa angreifen. Am 20. wurde jedoch die ital. Flotte bei Lissa (s. d.) entscheidend geschlagen und mußte unter den Kanonen von Ancona Schutz suchen. Cialdini erreichte 25. den Torre, am 26. kam es bei Versa zu einem lebhaften Gefecht zwischen den beiderseitigen Vortruppen, und die von Kaiser Napoleon vermittelte Waffenruhe machte weiterm Kampfe ein Ende.

Das Freiwilligenkorps Garibaldis war 23. Juni zwischen dem Gardasee und Stilfser Joch gegen Tirol vorgegangen, welches von 17000 Mann Landesschützen und kaiserl. Truppen unter Generalmajor Freiherrn von Kuhn verteidigt wurde. Auf die Nachricht von der Niederlage des ital. Heeres bei Custozza ging Garibaldi nach Lonato und Desenzano zurück und ging erst 3. Juli wieder vorwärts. An diesem Tage wiesen 600 Mann Kaiserjäger bei Monte-Suello den viermal wiederholten Angriff der 2800 Mann starken ital. Brigade Corte blutig zurück, am 4. wurden die Alpenjäger bei Vezza im Valcamonica abermals geschlagen, erreichten aber am 11. bei Spondalunga einen kleinen Erfolg gegen die österr. Nachhut. Als die österr. Südarmee nach dem Isonzo abgezogen war, drang Garibaldi mit größerer Macht vom Idrosee her vor, doch ließ Kuhn vom Stilfser Joch und am Tonale Vorstöße ausführen, welche am 16. und 18. Gefechte veranlaßten und dem Vormarsch der Freikorps Einhalt thaten. Am 16. schloß Garibaldi Fort Ampola, ein mit 200 Mann und 2 Geschützen besetztes Blockhaus, ein und zwang dasselbe am 19. durch Beschießung vom Monte-Croce her zur Ergebung; aber 21. wurden bei Becca 9 Bataillone Alpenjäger von 5000 Mann Landesschützen und österr. Truppen mit großem Verlust geschlagen. Die ital. Division Medici war 20. nach Südtirol eingerückt, hatte 22. bei Cismon und Primolano österr. Vortruppen zurückgedrängt, wurde aber 23. bei Borgo durch den hartnäckigen Widerstand von 5000 Mann Österreichern aufgehalten. Am 25. trat Waffenruhe ein. Nördlich vom Gardasee hatten die Alpenjäger überhaupt sich nicht festsetzen können, da die österr. Flottille am 20., 24. und 25. Juli den hierauf abzielenden Unternehmungen erfolgreich entgegentrat. Italien schloß sich dem 27. Juli zwischen Preußen und Österreich vereinbarten Präliminarfrieden nicht an, und die Südarmee am Isonzo sollte deshalb auf 130000, die Truppen in Tirol auf 22000 Mann verstärkt werden. Darauf hin ging Cialdini hinter den Tagliamento zurück, auch räumten die Italiener ihre Stellungen in Tirol, worauf 12. Aug. zu Cormons auf vier Wochen Waffenstillstand geschlossen wurde. Am 24. Aug. wurde durch Vertrag Venetien an Frankreich und von diesem an Italien abgetreten, und im Wiener Frieden vom 3. Okt. übernahm Italien den auf Venetien entfallenden Teil der österr. Staatsschuld.

Italienische Kunst. Die Entwickelung der christl. Architektur Italiens aus der antiken ist stufenweise erfolgt, wie das Christentum selbst allmählich und zum Teil unter schroffen Wechseln zur Herrschaft gelangte. In den Kapellen der Katakomben Roms und in den größern Räumen (oeci)

Digitized by Google

der Privathäuſer, wo die Glieder der erſten Chriſtengemeinden zuſammenkamen, iſt der Typus vorgezeichnet, nach welchem die großen Kirchen der Konſtantiniſchen Zeit emporwuchſen, und wenn eine Ähnlichkeit der Form (das überhöhte Mittelſchiff) mit den Gerichtshallen oder Baſiliken (ſ. d.) ihnen den Namen geben ließen, der ihnen in doppeltem Sinne, im kirchlichen und im architektoniſchen, geblieben iſt, ſo rechtfertigt dies keineswegs die Annahme, daß heidniſche Baſiliken in chriſtliche umgewandelt worden ſeien. Wie im Äußern, im Vorhof und den durch den Ritus geforderten Anneren, ſo unterſcheiden ſich auch im Innern letztere weſentlich von erſtern, obgleich die allgemeine Ähnlichkeit der Form des Hauptbaues bleibt. Die großen Baſiliken der Konſtantiniſch-Theodoſianiſchen Zeit in Rom, die des Erlöſers (St. Johann im Lateran), die Vatikaniſche oder St. Peter, die Oſtienſiſche oder St. Paul, waren durchaus ſelbſtändige Bauten, von denen letztere, bis 1823 beſtehende und im weſentlichen nach dem urſprünglichen Plane wieder aufgebaute, die Baſilika der Kaiſerzeit am beſten repräſentierte, während die innere Einrichtung in San-Clemente ſichtbar iſt, obgleich die Kirche in ihrer jetzigen Geſtalt, wie ſie auf dem neuerdings zum Teil wieder ausgegrabenen alten Bau errichtet iſt, um manche Jahrhunderte jünger iſt. Die Rundform wandte man nur für Mauſoleen (von denen die der Konſtantia und Helena bei Rom nachmals in Kirchen umgewandelt wurden) wie für Baptiſterien an. Als nach dem vollſtändigen Siege des Chriſtentums im Abendlande die verlaſſenen Tempel und Baſiliken verfielen, wenn nicht gewaltſame Zerſtörung erfolgte, verwandte man ihren Schmuck, namentlich die Säulen, für den Kirchenbau, häufig ohne Gefühl für Harmonie und Symmetrie, je mehr der Kunſtſinn überhaupt ſchwand. Die Ausſchmückung der Apſis oder des Chorhalbrundes in der Rückwand mit muſiviſchen Darſtellungen hatte ſchon früh begonnen, und es ſind namentlich die röm. Kirchen, welche von der Konſtantiniſchen Zeit an bis zu der des gänzlichen Verfalls der Kunſt einen reichen Schatz dieſer Werke enthalten, die mit dem Wiederaufblühen der Kunſt im 13. Jahrh. aufs neue beginnen. Die fortwährenden Beziehungen Roms zu Ravenna, ſowohl als es Sitz der byzant. Statthalter Italiens wie die Hauptſtadt des oſtgot.-ital. Königreichs war, förderten die Verbreitung des Baſilikenſtils im adriatiſchen Küſtenlande. Die Grablapelle der Galla Placidia in Ravenna mit ihrem reichen Muſivſchmuck war den Bauten Theodorichs vorausgegangen, von denen ſein Mauſoleum, ſpäter Sta.-Maria della Rotonda, am beſten erhalten iſt, und dieſe Stadt bietet die beiden bedeutendſten Beiſpiele des modifizierten Baſilikenſtils und des aus dem Orient herübergekommenen Kuppelbaues dar, Sant'-Apollinare in claſſe, 549 geweiht, und San-Vitale, in der letzten Zeit der Gotenherrſchaft begonnen und nach 13 Jahren 565 von Kaiſer Juſtinian vollendet und mit Muſiven geſchmückt, zur Zeit als die Sophienkirche Konſtantinopels, die bedeutendſte byzant. Kuppelkirche, im Bau war.

Während der byzant. Stil ſich namentlich längs den adriatiſchen Küſten und nach Unteritalien verbreitete und in der venetianiſchen St. Markuskirche, die zwar im erſten Drittel des 9. Jahrh. entſtand, aber in ihrer heutigen Geſtalt dem 11. Jahrh. angehört, ſein größtes und eigentümlichſtes Muſter darbietet, ſahen Oberitalien und die Mittelmeerſeite der Halbinſel ein Gemiſch von ſpätröm. Traditionen mit verſchiedenen, teilweiſe fremdländiſchen Einflüſſen während der longobard. und fränk. Herrſchaft. Die fremden Elemente, die in den lombard. Kirchen, in Pavia, Mailand (Sant'-Ambrogio), Monza, Brescia am ſtärkſten hervortreten, ſchwächen ſich ab, je mehr man ſüdlich vordringt. Während die Johanniskirche zu Florenz (das heutige Baptiſterium), deren Baugeſchichte nie aufgeklärt worden, ein Achteck mit Zeltdach, antikiſierenden Eindruck macht, mahnt die dortige Apoſtelkirche, deren Erbauung durch die Sage Karl d. Gr. beigemeſſen wird, und die jetzt verlaſſene Abtei Sant'-Antimo bei Montalcino an die röm. Baſilikenform. In Rom fuhr man fort, die während und nach der Gotenzeit entſtandenen Kirchen mit Muſiven zu ſchmücken; im Süden entwickelte ſich ein Stil, der das byzant. Element mit dem arabiſchen verſchmolz und bei weitem mehr als in Oberitalien, Venedig ausgenommen, durch Reichtum des Schmucks, ſo im Muſiv wie überhaupt in der Ornamentik, auf die Sinne wirkte. Der Übergang von dieſen verſchiedenen Richtungen zu dem roman. Stil vollzog ſich ſo allmählich, daß es nicht immer leicht iſt, die Scheidelinie zu ziehen. Der ſpäter ſehr umgewandelte Dom von Como, der von Lucca wie mehrere andere Kirchen dieſer Stadt, der Dom von Piſa, die ſeit lange abgetragene Baſilika San-Piero Scheraggio zu Florenz, die von San-Miniato bei dieſer Stadt, die Abteikirche von Fieſole und die Kollegiatkirche von Empoli, gehören ſämtlich dem 11. Jahrh. an. Doch haben die meiſten ſpäter teilweiſe Umbauten erlitten oder wurden durch Reſtaurationen verändert. Im Innern Säulenſtellungen, teilweiſe mit einer Kuppel, die Stirnſeiten entweder mit mehrfarbigen Marmorplatten belegt oder mit Reihen von Zwergſäulchen geſchmückt. Noch währte in Mittelitalien dieſe Bauweiſe, als namentlich in Sicilien die großen Kirchenbauten emporſtiegen, in denen zu dem Byzantiniſch-Arabiſchen das Normanniſche hinzutrat. Der Dom von Cefalu, die Rogerskapelle in Palermo, der Dom von Monreale wie der palermitaniſche entſtanden im 12. Jahrh. In dasſelbe Jahrhundert fällt die Erbauung des Baptiſteriums von Piſa und des Glockenturms des dortigen Doms, von denen erſteres ſchon eine neue Zeit verkündet. Im 13. Jahrh. gewinnt die got. Baukunſt Verbreitung und bleibt das ganze 14. Jahrh. in Herrſchaft, ein immerhin langer Zeitraum für einen Kunſtſtil, der im Lande durchaus keine Traditionen hatte und zu Anfang auch von Ausländern geübt worden zu ſein ſcheint, bis einheimiſche Meiſter ſich ſeiner bemächtigten und durch Umgeſtaltung mittels nationaler Elemente ihm das Bürgerrecht erwarben. Namentlich Mittelitalien, Toscana, Umbrien, die Marken ſind es geweſen, wo unter beſtimmendem Einfluß der zu Anfang des 13. Jahrh. entſtandenen Orden der Franziskaner und Dominikaner die Gotik heimiſch ward, für die Kirche wie für den Palaſt, und von hier iſt ſie nach dem Süden gelangt, wo normann. Importationen ihr den Weg gebahnt hatten. An organiſche Entwickelung, an Kenntnis der Grundgeſetze dieſes Stils iſt nicht zu denken; nach innen und außen iſt der Charakter ein verſchiedener, überall klingen die Reminiſcenzen der Antike wie der roman. Bauart durch, und wenn etwas Großartiges, häufig Anmutiges geſchaffen wird, ſo bleibt es doch ein Amalgam

Digitized by Google

verſchiedenartiger Elemente. Auch in jüngſter Zeit hat der Italiener von der jahrhundertelang von ihm misachteten Gotik nur das Äußerliche begriffen und höchſtens bei Reſtaurationen etwas an den Stil ſeiner eigenen Werke der gedachten Epoche ſich Anſchließendes produziert.

Die Mehrzahl der bedeutenden Kirchenbauten des got. Stils gehört Mittel- und Oberitalien an. Die gedoppelte Kloſterkirche St. Franciscus zu Aſſiſi macht den Anfang, die Dome von Siena, Orvieto und Arezzo, Sta.-Maria del Fiore in Florenz, die St. Antoniuskirche (Il Santo) zu Padua, die mächtigen Kloſterkirchen der Franziskaner und Dominikaner in Florenz und Venedig folgen, der Dom von Neapel ſchließt ſich mit unbeſtimmter Haltung dem von Orvieto an. Der deutſche Meiſter Jakob, bei den Italienern Lapo, Nicola Piſano, Lapos Schüler Arnolfo, Lorenzo Maitani von Siena, die Dominikaner Riſtoro und Siſto ſind die am meiſten genannten Künſtler. Piſa hat von ſeinem Meiſter Giovanni, Nicolas Sohne, das ſchönſte Campo santo der Welt, Florenz von dem berühmteſten Maler des 14. Jahrh., Giotto, den ſchönſten Glockenturm. Aus dem letzten Drittel dieſes Jahrhunderts iſt Roms einzige größere Kirche dieſes Stils, Sta.-Maria ſopra Minerva, von mächtigen Verhältniſſen, aber nüchtern. Erſt gegen Ende dieſes Jahrhunderts wurden zwei der mächtigſten, aber nicht mehr reinen got. Kirchenbauten begonnen, der Dom von Mailand von heimiſchen Meiſtern begonnen, unter dem Beirat zahlreicher auch fremder Architekten (Heinr. Arler von Gmünd) vollendet, und San-Petronio zu Bologna, von welchem nur das Langhaus zur Ausführung gelangte. Neben dieſen kirchlichen ſteigen die Profanbauten empor, großenteils von denſelben Künſtlern. In Toscana von Lapo die Burg der Grafen Guidi zu Poppi und der ältere Teil des Palazzo del Podestà in Florenz, die mächtigen Gemeindepaläſte zu Florenz und Siena von Arnolfo und von Agoſtino und Agnolo, in Umbrien die Gemeindepaläſte von Perugia und Gubbio, der Hallenbau von Or San-Michele in Florenz von Orcagna, die Brunnenbauten Sienas, die, wenn überhaupt, nur im Entwurf von Orcagna herrührende Loggia des florentiniſchen Gemeindepalaſtes mit der Andeutung baldiger Rückkehr zur Antike in ihren gewaltigen Bogen, der ältere Teil des vielgeſtaltigen Dogenpalaſtes in Venedig und zahlreiche Gemeinde- und Gerichtshäuſer. Überdies große Kloſterbauten, von denen die Certoſa bei Florenz und die von Pavia ſo ziemlich Mitte und Ende der Epoche bezeichnen, und Burgen wie Paläſte.

Der got. Stil hatte auch außerhalb Italiens ſeinen Höhepunkt überſtiegen, als in dieſem Lande die mehr oder minder glückliche Rückkehr zu der antiken Architektur begann, wie man ſie in röm. Bauten vor ſich hatte, dadurch gefördert, daß man auch in der Gotik das roman. Element nie völlig beiſeite gelaſſen hatte. Der bahnbrechende Künſtler dieſer Epoche, welche man die der Renaiſſance benannt hat, war Filippo Brunelleschi, der mit ſeiner den florentiniſchen Dom vollendenden Kuppel der ſpätern Zeit ein in ſeiner Art unübertroffenes Vorbild gab, die Baſilikenform der erſten chriſtl. Jahrhunderte mit nötigen Modifikationen wieder zur Geltung brachte, den ſpezifiſch florentiniſchen Palaſtbau in dem nach ſeinem Tode (1446) vielfach veränderten Palazzo Pitti veredelte und zu ungeahnter Größe ausbildete. Nächſt ihm hatte den größten Einfluß auf die Entwickelung der Architektur dieſer Zeit der gelehrte Leone Battiſta Alberti, ebenſo großer Theoretiker als ausübender Künſtler. Die Thätigkeit der Frührenaiſſance oder des Quattrocento, wie man dieſe Epoche zu benennen pflegt, war mehr dem Palaſt- als dem Kirchenbau zugewandt. In Florenz und Siena, wie in der ſieneſer Landſchaft in Pienza, entſtanden im 15. Jahrh. die meiſten großartigen und in ihrer Art muſtergültigen Paläſte, in erſterer Stadt Medici nachmals Riccardi, Tornabuoni heute Corſi (neuerdings ganzer Vorderteil umgewandelt), Rucellai, Gondi und als ſchönſter von allen Strozzi, meiſt nebſt manchen kleinern mit ſchönen Säulenhöfen, die Façaden eine Veredlung des herkömmlichen ſtrengen florentiniſchen Stils, zum Teil mit antikiſierenden Kranzgeſimſen, in Siena die Bauten der Piccolomini. Michelozzo Michelozzi, Alberti, Giuliano und Antonio da San Gallo, Bernardo Roſſelino, Giuliano und Benedetto da Majano, Simon Pollajuolo genannt Cronaca, Luciano Laurana, Meo del Caprina waren die bedeutendſten, auch in Rom, Neapel, Urbino, in Städten der Marken u. ſ. w. thätigen Meiſter Mittelitaliens, von denen mehrere ins 16. Jahrh. hineinreichen, neben ihnen namentlich als Militärarchitekt der gelehrte Francesco di Giorgio Martini. In der Lombardei entwickelte ſich langſam ein Stil, der mit dem die Romagna beherrſchenden, auch bei großartigen Verhältniſſen angewandten Backſteinbau zuſammenhängt und gegen Ende des Jahrhunderts unter den Fürſten des Hauſes Sforza unter Einwirkung des Urbinaten Bramante zur Vollendung gelangte. Venedig zeigt einen eigentümlichen, neben der Lokalität auch durch die Verbindung mit dem Orient bedingten, antikiſierende mit got.-ſüdital. und byzant. Formen vereinigenden, durch Glanz des Materials und Reichtum des Ornaments gehobenen, mehr durch das Detail als durch Maſſeneffekte wirkenden Stil, der an den Werken der Familie Lombardi in Kirchen wie in Paläſten hervortritt.

Beim Abſchluß des 15. Jahrh. hatte die Frührenaiſſance namentlich in Mittelitalien ſchon längſt einen Charakter anzunehmen begonnen, der nun entſchieden in die Hochrenaiſſance überging, die nun ihrerſeits ungefähr ein Jahrhundert lang herrſchte. Es war vor allen der ſchon genannte Bramante, welcher, von Mailand nach Rom gezogen, der von Brunelleschi in Aufnahme gebrachten Bauweiſe eine ihr noch fehlende Strenge, Feſtigkeit und Regelmäßigkeit verlieh. Mit ihm beginnt zu Rom die Periode einer eigentümlich neurömiſch-antiken Baukunſt, des reinern, freilich auch trockenern Stils, der einfachen, regelrechten, allem phantaſtiſchen Schmuck abholden Bauordnung, die ſich mit ihrem Enſemble an die Traditionen der altröm. Architektur des Kaiſerzeitalters anſchließt und gleichſam der höchſte Ausdruck dieſes Fachs in der modernen Kunſt geblieben iſt. Bramantes vorzüglichſte Gebäude zu Rom ſind der Palaſt der Cancelleria, der des Kardinals von Corneto (Giraud-Torlonia), die Loggien im Vatikan u. ſ. w. Zur Peterskirche hat er wenigſtens den Plan entworfen, und was dieſe groß und majeſtätiſch macht, geht weſentlich doch auf Bramantes Entwürfe zurück. Unter ſeinen Nachfolgern waren zwei tüchtige Architekten, die in ſeinen Grundſätzen glücklich fortarbeiteten: Baldaſſare Peruzzi, der Baumeiſter der Farneſina und des Palazzo Maſſimi, und Antonio da San-Gallo

Digitized by Google

der Jüngere (Ant. Picconi), von welchem der Plan zum Palast Farnese herrührt. Auch Rafael und Michel Angelo wirkten als Baukünstler in Rom. Ersterer beendigte die Loggien des Vatikans und hinterließ als Baumeister der Peterskirche einen unausgeführten Plan. Letzterer baute die mächtige Kuppel dieser Kirche und das Kranzgesimse am Palast Farnese, die von dem gewaltigen und großartigen Geiste des Meisters zeugen, während andere Bauten (der Palast der Konservatoren u. s. w.) schon sein Hinüberneigen zum Barocken andeuten. Bis zur Mitte des 16. Jahrh. erlebte die Baukunst in Rom ihre Glanzepoche. Auch nachher bewahrte sie noch ein halbes Jahrhundert hindurch ein stattliches Gepräge, aber der Geschmack war bereits im Sinken. Vignola zeigte sich maßvoll und hielt mit seinem Lehrbuche der Architektur wenigstens die Detailformen lange vor gröberer Ausartung zurück. Dagegen ist Domenico Fontana plump und überladen (neuerer Teil des Vatikanischen Palastes, Villa Negroni). Verona brachte drei in der antikisierenden Richtung bedeutende Architekten hervor: Fra Giovanni Giocondo, der zugleich mit San Gallo und Rafael Baumeister der Peterskirche in Rom war; Giovanni Mario Falconetto, welcher in Padua die Paläste del Capitano und Giustiniano al Santo erbaute; Michele Sanmicheli, von welchem die Paläste Canossa, Bevilacqua in Verona und der Palast Grimani in Venedig herstammen. Gleichzeitig bereicherte der Florentiner Jacopo Sansovino die Lagunenstadt mit der Ausbeute seiner röm. Studien (San Giorgio, Bibliothek von San Marco, Façade der Zecca, Palast Corner della Cà grande). Andrea Palladio wußte sich einen klaren, zierlichen und leichten, der spätern Entwickelung der Antike am meisten anschließenden Stil zu bilden, der in Europa herrschender Geschmack wurde. Seine Vaterstadt Vicenza hat viele Paläste von ihm aufzuweisen, und in Venedig sind die Kirchen San Giorgio Maggiore und il Redentore seine Hauptbauwerke. Unter den Architekten derselben Zeit und Richtung sind noch zu nennen: Galeazzo Alessi, Schüler Michel Angelos, der in Genua viele Kirchen, Paläste und Villen erbaute, und der Florentiner Bartolommeo Ammanati, welcher den Palast Pitti erweiterte und die drei alten Bauordnungen in die drei Stockwerke des Hofs verteilte. Die Baumeister dieses Zeitraums gleichen sich darin, daß sie die Formen und Verhältnisse der alten (dorischen, ionischen, korinthischen, römischen und toscanischen) Säulenstellungen entschiedener als die Frührenaissance wieder aufnahmen und nur in neuen Kombinationen derselben Neues versuchten. Da sie aber dabei ohne gehörig strenge Kritik verfuhren, so gerieten sie auf Abwege, die bald zu willkürlichen Vermischungen und Modifikationen der verschiedenen Säulenordnungen und zu andern architektonischen Verkehrtheiten hinführten.

Seit dem Ende des 16. Jahrh. und infolge der großen kath. Reaktion änderte sich die ital. Kunst auf eine Art, wodurch sich die Werke des 17. Jahrh. (Secento) eben nicht zu ihrem Vorteil auszeichnen. Wie anderwärts Nüchternheit die Oberhand gewann, so hier der äußere Prunk. Es entwickelte sich eine kirchliche Architektur, die von ihrer Richtung auf scenischen Effekt und ihrer spitzfindigen Gesuchtheit einen bestimmten Charakter erhält. In zahlreichen, namentlich von dem Jesuitenorden aufgeführten Bauwerken wiederholt, bildet diese Architektur unter dem Namen des Jesuitenstils eine besondere Klasse. Sant'Andrea della Valle, il Gesù, Sant'Ignazio zu Rom sind die ersten Muster dieses Baustils. Die Architektur verlegt sich aufs Haschen nach malerischem Effekt und will nur noch Dekoration sein. Doch behielt die Gesamtanordnung eine gewisse Großartigkeit und imponierende Wirkung, sodaß sie Nachahmung fand, und dieser neue Baustil verbreitete sich aus Italien über ganz Europa. Seine Hauptbeförderer waren vier besonders in Rom thätige Architekten: Giacomo della Porta, Carlo Maderno, welcher die Peterskirche vollendete und ihr die unglückliche Façade gab; Lorenzo Bernini, der Baumeister der Kolonnade des Petersplatzes, der Scala Regia des Vatikan u. s. w.; Francesco Borromini, der bei dem Streben, seinen Nebenbuhler Bernini zu überbieten, der Ausschweifung seiner Einbildungskraft gar keinen Zügel mehr anlegte. Gleichzeitig mit diesen Meistern besorgte Baldassare Longhena in Venedig viele Bauten, unter welchen die Kirche der Madonna della Salute am leidlichsten ist. Die Architektur des 18. Jahrh. zeigte sich zwar maßvoller in der Form, aber ungleich matter als ihre nächste Vorgängerin. Die Florentiner Alessandro Galilei und Ferdinando Fuga bauten die Façade der Laterankirche, die von Sta.-Maria Maggiore und den Palazzo Corsini in Rom; der Sicilianer Juvara und der Neapolitaner Vanvitelli waren in Piemont und Neapel thätig. Piranesi, der treffliche Zeichner von antiken Bauwerken, war ein unbedeutender Architekt. Erst im letzten Drittel des 18. Jahrh. bildete sich eine bessere Schule, aus welcher Simonetti, Morelli, Rafael Stern, Luigi Poletti, die namhaftesten röm. Architekten neuerer Zeit, hervorgingen. Die Gegenwart versucht sich in den verschiedenartigsten Richtungen, noch am besten in der Nachahmung der Hochrenaissance, während sie beim Restaurieren und Vollenden mittelalterlicher Bauwerke ein Verständnis des Stils und eine Geschicklichkeit der Technik an den Tag legt, die den letzten Jahrhunderten durchaus fehlten. Die bedeutendste Leistung in dieser Richtung bleibt die nahezu vollendete Façade des florentiner Doms, nach dem Plane des E. de Fabris ausgeführt.

Die **Skulptur** machte die ersten Versuche ihrer Thätigkeit an dem Reliefschmuck von Sarkophagen vornehmer röm. Christen, wobei zwar die Gegenstände der Darstellung neu, die Form und technische Behandlung aber antik waren. Die große eherne Bildsäule des heil. Petrus, in St. Peter zu Rom, und die Marmorstatue des heil. Hippolytus, im christl. Museum des Vatikan, zwei Werke aus dem 5. Jahrh., haben ein ganz ähnliches Verhältnis zur antiken Plastik. Seit dem 6. Jahrh. stockt für viele Menschenalter die Entwickelung. Werke der Kleinkunst, Goldschmiedearbeiten, Elfenbeinschnitzereien befriedigen das Kunstbedürfnis. Nur in Friaul stößt man noch im 8. Jahrh. auf stattliche Werke der monumentalen Skulptur (Cividale), wahrscheinlich Ausläufer der ravennatischen Kunst. Byzanz, wo die Kunstbildung keine so stürmischen Unterbrechungen erfuhr, konnte nicht aushelfen. Die Skulptur fand hier in der Zeit nach Justinian, offenbar infolge der Bilderscheu, welche sich besonders gegen volle, runde, plastische Darstellungen kehrte, keine Pflege. Die Technik des Bronzegusses wurde nicht vergessen, aber statt der Reliefs kam die gravierte Zeichnung der Gestalten auf. Bronzethüren [illegible] eingegrabenen Figuren wurden in

Digitized by Google

Byzanz auch für ital. Kirchen (Venedig, St. Paul bei Rom, Amalfi) angefertigt. In Rom erhielt ſich die Kunſt des Marmorſchnittes noch von der Antike her und wurde die Kunſt, aus Marmorſcheiben und dünnen Steinplatten Muſter zuſammenzuſetzen, fleißig geübt. Werke der «Marmorii», zum Bodenbelag und zur Wandverkleidung verwendet, kann man von Rom bis nach Sicilien hinunter bemerken. Auch ein ſpäteres Künſtlergeſchlecht, die ſog. Kosmaten, nach einem Gliede einer großartig die Kunſt betreibenden Familie Kosmas benannt, trieben faſt ausſchließlich dekorative Plaſtik, deren Wirkung ſie gern durch muſiviſchen Schmuck erhöhten. Im allgemeinen ging die Tradition völlig verloren, ſodaß am Anfange unſers Jahrtauſends die ital. Skulptur erſt wieder die techniſche Geſchicklichkeit und den Formenſinn ſich neu erwerben mußte. Wie traurig es mit derſelben beſchaffen war, lehren die Portalſkulpturen an San-Zeno in Verona, der Façadenſchmuck der Dome von Modena, Ferrara, Piacenza, der Baptiſterien in Parma und Piſa. Steife regungsloſe Geſtalten, ſchlechte Proportionen, ausdrucksloſe Köpfe, konventionell gezogene Falten ſind allen dieſen Werken gemeinſam. Einen gewiſſen Aufſchwung nahm die ſüdital. Plaſtik unter den Hohenſtaufen. Insbeſondere die unter ihnen geprägten Münzen (Augustales) verraten Kenntnis der Antike. Doch blieb dieſe Beſſerung für das Schickſal der ital. Skulptur bedeutungslos. Erſt gegen die Mitte des 13. Jahrh. begann, und zwar in Toscana (Piſa), ein entſchiedener Umſchwung, von welchem die neuere Kunſt Italiens datiert.

Nicola Piſano (geb. zu Anfang des 13. Jahrh., geſt. 1278) befreite ſie aus den Banden der Routine und Kirchendisciplin und zeigte ihr die Bahn einer neuen Entwickelung. Derſelbe folgte bei ſeinen Skulpturen antiken Vorbildern und gelangte dadurch ſowohl als durch Naturbeobachtungen zu einer für dieſe Zeit überraſchenden Schönheit der Form und Gediegenheit der Technik (die berühmten Prachtkanzeln im Baptiſterium zu Piſa und im Dom zu Siena). Nicola war ſeinen mitlebenden Kunſtgenoſſen ſo weit vorausgeeilt, daß ſie nicht unmittelbar in ſeine Fußſtapfen eintraten. Sein Sohn Giovanni Piſano (gegen Mitte des 13. Jahrh. geboren, nach 1321 geſtorben) lenkte von der Nachahmung antiker Skulpturen wieder ab; ſein Streben ging mehr aufs Natürliche und Mannigfaltige, auf einen bewegtern, leidenſchaftlichern Stil (Kanzel in Sant'-Andrea zu Piſtoja). Obwohl häufig in ſeinen Figuren unſchön, im Ausdruck nicht glücklich, auch in der Behandlung teilweiſe noch unfrei, fand doch ſeine Darſtellungsweiſe, in der ſich zum erſten mal der individuell und volkstümlich ital. Kunſtgeiſt ſelbſtändig und bewußt ausſprach, großen Anklang und weite Verbreitung. Der bedeutendſte ſeiner Schüler, Andrea Piſano (um 1270 geboren, gegen 1350 geſtorben), wußte den harten Realismus ſeines Meiſters durch Sinn für Schönheit und Einfachheit zu mäßigen und lieferte 1330 ein großartiges Werk, die ältere mit Reliefs geſchmückte Erzthür des florentiniſchen Baptiſteriums, die unter den plaſtiſchen Erzeugniſſen des ital. Mittelalters nur an den 1359 von Orcagna ausgeführten Skulpturen des Altartabernakels in Or San-Michele würdige Seitenſtücke hat.

Das ſchon bei dieſen Meiſtern ſehr hervortretende Naturſtudium wurde nun die Grundlage, auf der ſich die ital. Bildhauerei durch eine Reihe toscan. Künſtler weiter entwickelte und in ſelbſtändiger Weiſe erhob. Jacopo della Quercia, in ſeinen Bildwerken am Hauptportal von San-Petronio zu Bologna und ſeinen Skulpturen in ſeiner Vaterſtadt Siena, näherte ſich der vollen Freiheit des neuen Stils, der faſt gleichzeitig zu Florenz von Lorenzo Ghiberti mit den weltberühmten Reliefs an den beiden neuern Thüren des dortigen Baptiſteriums begründet und von Donatello in voller Schärfe des Realismus ausgebildet, ja bis zu erſchreckender Naturwahrheit getrieben wurde (Marmorſtatuen an Or San-Michele und am Glockenturm). Luca della Robbia, Ghibertis und Donatellos Zeitgenoſſe, nimmt neben dieſen Meiſtern eine beſondere Stelle ein. Derſelbe entfernte ſich nicht ſo weit wie jene von dem ältern Stil, indem er bei aller Natürlichkeit, Lebensfülle und Mannigfaltigkeit doch einen Zug feierlicher Idealität und eigentümlicher Zartheit ſeinen Geſtalten aufdrückte (Marmorreliefs im Nationalmuſeum und Bronzethüren im Dom zu Florenz). Außerdem war er der Schöpfer einer neuen Gattung der Plaſtik, die durch ihn und ſeine Familie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht wurde. Es ſind dies die Terracotten mit einem weißen oder farbigen Glaſurüberzuge, die in ganz Toscana zahlreich und weit in das 16. Jahrh. hinein vorkommen, ganze Altäre wie Altartafeln, Friese, Lunetten und Einzelfiguren in Haut- und Basrelief oder freiſtehend. Die Mehrzahl der übrigen Zeitgenoſſen wurde in die von Donatello betretene naturaliſtiſche Richtung hineingezogen. Am bedeutendſten darunter ſind Andrea Verrocchio, der größte Erzbildner des Quattrocento, und Antonio Pollajuolo, bei welchen die realiſtiſche Formenzeichnung beſonders ſichtbar iſt. Bei letzterm ſtreift ſie bereits an manieriſtiſche Übertreibung. Andere toscan. Bildhauer zeigen ſich minder herb naturaliſtiſch als jene und in Auffaſſung und Formgefühl dem Luca della Robbia näher verwandt. So der Marmorarbeiter Antonio Roſſellino, Deſiderio da Settignano, Mino da Fieſole, Benedetto da Majano u. ſ. w., von denen es auch treffliche Porträtbüſten gibt. Andere ital. Meiſter dieſes Zeitraums können es zwar mit den toscaniſchen nicht aufnehmen, verdienen jedoch immerhin Beachtung, namentlich Aleſſandro Leopardo in Verona und Andrea Riccio in Padua.

Die Werke der bisher genannten Meiſter waren vorzugsweiſe für die Ausſchmückung der Kirchen und Grabmäler beſtimmt; Bildniſſe ausgenommen, finden ſich profane Skulpturen des 14. und ſogar des 15. Jahrh. ſelten. Als aber mit dem Studium der klaſſiſchen Litteratur die Kunſt ſich von der excluſiv kirchlichen Richtung losmachte, behandelte ſie gleichmäßig Vorgänge aus der heiligen wie aus der weltlichen Geſchichte, aus der Allegorie wie aus der Mythologie. Was Giovanni Piſano angeſtrebt und nach ihm Donatello noch entſchiedener verſucht und bewerkſtelligt hatte, das ging als Vermächtnis auf die Folgezeit über und wurde im 16. Jahrh. mit den umfaſſendſten Mitteln der Darſtellung und im ausgedehnteſten Kreiſe der Anſchauung zu völligem Abſchluß gebracht. Den Übergang in die freie Formenbehandlung des Cinquecento fanden zuerſt Giovanni Franceſco Ruſtici, Andrea Sanſovino und Jacopo Sanſovino. Letzterer war lange und viel in Venedig beſchäftigt, wo ſeine Hauptwerke die Loggietta am Turme San-Marco, die berühmten Koloſſalſtatuen

Digitized by Google

des Mars und Neptun an der »Rieſentreppe« des Dogenpalaſtes u. ſ. w. ſind. Alfonſo Lombardi von Ferrara, Antonio Begarelli von Modena, von dem große Gruppen aus Thon herrühren, Girolamo Santacroce und Giovanni da Nola, die Hauptrepräſentanten der neapolit. Bildhauerſchule, gehören gleichfalls zu den ausgezeichneten Meiſtern derſelben Zeit. Doch über alle hinausragend, als Gipfel der Skulptur nicht bloß für Italien, ſondern auch für die neuere Welt überhaupt, erſcheint ſchon am Ende des 15. Jahrh. der Florentiner Michel Angelo Buonarrotti, welcher die menſchliche Geſtalt groß und frei in der breiteſten und meiſterhafteſten Weiſe darſtellte. Unſtreitig beſteht ſein Hauptverdienſt in dem großen Stil der Zeichnung, in der tiefen Kenntnis der Anatomie und in der vortrefflichen Behandlung des Marmors. Nur dachte er ſich ſeine Figuren oft in gewaltſamen Bewegungen, deren Abſicht nicht ſelten rätſelhaft bleibt (die Koloſſalſtatue des Moſes in San-Pietro in Vincoli und der Chriſt in der Minerva zu Rom, der David, die Mediceergräber in San-Lorenzo zu Florenz). Seine Nachahmer übertrieben ſeine Fehler, ohne ſeine Vorzüge zu haben. Man ſetzte nunmehr das Ziel der Bildhauerei in ein äußerliches Spiel mit Formen ohne Seele, verdrehte die Glieder, überhäufte die Muskeln und verſchwendete mechan. Fleiß an Nebendinge. Am wenigſten Selbſtändigkeit zeigen die Künſtler, welche unter den Augen des Meiſters bei ſeinen Arbeiten halfen: Raffael da Montelupo und Fra Giovanni Angelo Montorſoli. Zu ſeinen tüchtigern Nachfolgern gehören: Guglielmo della Porta, Benvenuto Cellini, der berühmte Goldſchmied, Niccolo, genannt Tribolo. Sein Nebenbuhler Baccio Bandinelli unterliegt, ohne es zu wollen, ſeinem Einfluß. Selbſtändiger und talentvoller ſteht vom letzten Drittel des 16. Jahrh. an Gian Bologna von Douai (geſt. 1608), der in ſeinen namentlich in Florenz zahlreichen Arbeiten Anmut der Form und Geſchick der Gruppierung, aber zugleich ſchon Hinneigung zum überwiegend dekorativen Genre zeigt.

Durch die letzten Cinquecentiſten waren die Grenzen und Geſetze der Skulptur ſchon mehr als gebührlich erweitert und verkannt worden. Die Bildhauer des 17. Jahrh. überſchritten vollends alles Maß. Bei der einmal in der Zeit liegenden Sucht nach Sinnenreiz und Theateresſelt verfiel ſie in den maleriſchen Stil, der fortan ſo die kirchliche wie die Profanſkulptur beherrſchte. Derſelbe charakteriſirt ſich durch niedrige Auffaſſung, ſchauſpielermäßige Stellungen, gezierten Ausdruck, ſchlaffe, aufgedunſene Formen, bauſchige und knitterige Gewänder, überladene Zieraten, und hat als Gegengewicht gegen ſo viele und ſo große Fehler nur einen gewiſſen Schwung in der Erfindung, den Schein maleriſcher Wirkung und ungewöhnliche Fertigkeit in der Behandlung. Die Hauptbeförderer dieſes Stils waren Aleſſandro Algardi aus Bologna und Lorenzo Bernini aus Neapel, beide, beſonders letzterer, auch namhafte und thätige Architekten. Von beiden finden ſich in Rom berühmte Werke, unter welchen für Algardi das Basrelief der Umkehr Attilas, in der Peterskirche, für Bernini unter ſeinen überaus zahlreichen Arbeiten die Gruppe der heil. Thereſe in Sta.-Maria della Vittoria, am bezeichnendſten ſind. Stefano Maderno mit ſeiner heil. Cäcilia in der Kirche dieſer Heiligen zu Rom, und Fiammingo mit ſeinem heil. Andreas in St. Peter ebendaſelbſt machen zwei rühmliche Ausnahmen in dieſer Zeit des Kunſtverfalls, während die einſt vielbewunderten Marmorſtatuen der Kapelle Sta.-Maria della Pietà de' Sangri in Neapel, von Sammartino, Corradini und Queirolo die größte techniſche Virtuoſität in Verbindung mit der ärgſten Geſchmackloſigkeit an den Tag legen und den Ausgang der Berniniſchen Richtung um die Mitte des 18. Jahrh. aufzeigen. Um dieſelbe Zeit lag in Rom wie in Florenz die Skulptur gänzlich danieder. Dann begann eine Reaktion infolge der Einwirkung größern Verſtändniſſes der Antike. Der Venetianer Antonio Canova iſt der erſte, der in ſeinen Werken wieder einen echt plaſtiſchen Ton anſchlägt. Die neuere ital. Skulptur hat zwei Hauptſchulen, die Canovaſche, die ſich von Rom aus über die ganze Halbinſel verbreitete, und die Thorwaldſenſche. Zu erſterer gehören, mit größerer oder geringerer Eigentümlichkeit, Baruzzi von Imola, Finelli aus Carrara, die Römer Tadolini und Finelli, zu letzterer vor allen der Carrareſe Pietro Tenerani, der bedeutendſte der ital. Bildhauer der Neuzeit und ſelbſt wieder Begründer einer zahlreichen Schule. Unabhängiger, obgleich nicht frei von Canovaſchem Einfluß, iſt der Toscaner Lorenzo Bartolini (geb. 1777, geſt. 1850), ein genialer Künſtler, der das ernſteſte Naturſtudium mit dem der Antike vereinigte. Der Mailänder Pompeo Marcheſi (geb. 1790, geſt. 1858), ein Schüler Canovas, der zu viele koloſſale Porträt- und Dekorationsſtatuen geliefert, hat ſich durch ſeine figurenreiche Gruppe der Pietà in San-Carlo in Mailand am bekannteſten gemacht. Zu den talentvollſten Bildhauern neueſter Zeit ſind zu zählen die Lombarden Vela, dann Monteverde, Tabacchi, Tantardini, der Sieneſe Dupré und der Römer Jacometti, neben denen noch die Florentiner L. Pampaloni und P. Fedi Erwähnung verdienen. Der immer ſtärker eindringende Naturalismus, von welchem ſich nur röm. Bildhauer zuweilen freier erhalten, bringt in die monumentale Skulptur gar häufig ſtörende Züge. Dagegen hat derſelbe der Genreplaſtik, welche namentlich in Unteritalien (Marſili, Barbella) in Bronze und Terracotta ſchwunghaft betrieben wird, zu einer erfreulichen Blüte verholfen, auch ſonſt die techniſche Virtuoſität in der Behandlung des Marmors namhaft gehoben.

Die Malerei beginnt, wie die Skulptur, in den Katakomben von Rom, wo man die Wände und Decken der Grabkammern mit allegoriſchen und bibliſch-ſymboliſchen Darſtellungen in der üblichen ſpätröm. Weiſe, in Waſſerfarben oder in Enkauſtik, bemalte. Vom 4. Jahrh. an wurde jedoch ſtatt dieſer beiden Arten der Wandmalerei die bisher vorzugsweiſe nur für Fußböden in Anwendung gebrachte Moſaik als Hauptkunſt kirchlicher Ausſchmückung gewählt. Kaiſer Konſtantin und ſeine Nachfolger bedeckten damit die Wände, Altarniſchen und Kuppeln der Kirchen, die ſie in der neuen Hauptſtadt des Reichs erbauten. In gleicher Weiſe wurden auch die Baſiliken und Baptiſterien Italiens, in Rom und in Ravenna mit Moſaiken geſchmückt. Schon von allem Anfange zeigen dieſelben eine vollkommene Abkehr von der Antike, hervorgerufen dadurch, daß keine Muſter vorlagen, unter veränderten Verhältniſſen, unter dem Einfluſſe des prunkvollen Kaiſerhofs neue Typen geſchaffen werden mußten. Dazu kam die Natur des

Digitized by Google

Materials, welches sich für verwickelte Gruppen und Kompositionen schlecht eignet, und die Bestimmung der Bilder, welche, im Hintergrunde der Apsis oder über dem Triumphbogen angebracht, von weitem schon auf den Beschauer wirken sollten. So kam der eigentümliche Mosaikstil zu Stande. Ernste Feierlichkeit, großartige Ruhe läßt sich ihm nicht absprechen. Freilich gingen diese Eigenschaften im Laufe der Zeit verloren. Am Ende des vorigen Jahrtausends herrscht die Starrheit, Leblosigkeit und Härte der Gestalten und des Ausdrucks vor, um so auffälliger, als der Prunk und der Putz der Gewandung geblieben ist. In Byzanz trat der Verfall viel langsamer ein, sodaß im 11. Jahrh. der Abt von Montecassino zur Wiederbelebung des vergessenen Kunstzweigs Künstler aus Byzanz kommen ließ, welche außerdem auch in Venedig, Salerno, Palermo (Capella Palatina und Monreale) eine reiche Wirksamkeit entfalteten. Von Montecassino ging dann wieder ein belebender Einfluß namentlich auf Rom aus, und seitdem kam die Mosaikmalerei abermals in Aufnahme. Die Mosaiken im Baptisterium in Florenz aus dem 13. Jahrh. von einem Klosterbruder Jacobus und später von Andrea Tafi sind das glänzendste Beispiel dieser Nachblüte der Mosaikmalerei. In den andern Gattungen der Malerei läßt sich der byzant. Einfluß nur in beschränktem Maße oder gar nicht nachweisen. Zu der Annahme einer vollständigen Herrschaft des byzant. Stils in der ital. Kunst bis in das 13. Jahrh. hat die äußere Ähnlichkeit verleitet, welche allerdings zwischen frühmittelalterlichen Werken in Italien und byzant. Gemälden vorhanden ist, leicht aber aus der gleichen streng kirchlichen Bestimmung der Bilder, dann aus dem gemeinsamen altchristlichen Ursprunge und aus dem hier und dort beliebten Rückblick auf ältere Vorbilder erklärt werden kann. Den Anfang der Besserung und den zunächst nur leisen Versuch des selbständigen Schaffens trifft man bei Cimabue (zweite Hälfte des 13. Jahrh.) an, neben welchem noch die Sienesen Guido und Duccio di Buoninsegna genannt werden müssen. Sie beginnen die einzelnen Gestalten und die Köpfe zu beleben, auch durch hellere Farben ihre Gemälde anmutiger zu schaffen. In der Komposition halten sie noch an dem mittelalterlichen, überlieferten Stil fest.

Cimabues Schüler, Giotto, ging entschieden von dieser Darstellungsweise ab und wurde der Gründer der neuen ital. Malerei. Derselbe erweiterte den vorgeschriebenen Kreis der Kunstaufgaben durch viele neue Beziehungen und bediente sich anstatt der herkömmlichen, von der Kirche geheiligten, gewissermaßen liturgischen Formen einer eigenen, schon realistischen Ausdrucksweise, während sich bei ihm reichliche Anwendung der Allegorie mit den Anfängen histor. Darstellung und der Benutzung des Porträts vereinigt. Zugleich änderte er in der Technik, und durch die Mischung der Farben mit Eigelb und Pergamentleim (die sog. Temperamalerei) bekamen seine Tafelbilder ein weit helleres, freundlicheres Ansehen als die ältern, bei welchen man für das Farbenmischen ein zähes Bindemittel gebrauchte, das meist nachgedunkelt hat. Giottos Wirksamkeit erstreckt sich nicht allein auf Florenz, sondern über ganz Italien. Man findet Fresken und Altartafeln von ihm in Padua, Assisi, Bologna, Rom, Neapel. Sein Einfluß auf seine Zeitgenossen war ein durchgreifender, und alle Maler des 14. Jahrh. sind von seinem Stil berührt, von seiner Art zu schildern mit fortgerissen. Fortan entwickelte jeder einzelne seine eigene Originalität. Zugleich bildeten sich größere Kollektivindividualitäten, und es traten an die Stelle der bisher allein und allgemein gangbaren nach ältern Vorbildern arbeitenden Malerei die verschiedenen Malerschulen Italiens. Giottos Hauptschüler waren Taddeo Gaddi und Giotto di Stefano, genannt Giottino. Von den vielen, die in Giottos Weise arbeiteten, sind besonders zu nennen Giovanni da Melano, Orcagna (Verfertiger der zwei berühmten Fresken des Campo santo von Pisa: der Triumph des Todes und das Weltgericht), Angelo Gaddi, Spinello Aretino, Nicolo di Pietro und Lorenzo Monaco (Camaldulenser), der ziemlich weit ins 15. Jahrh. hinüberreicht und als der letzte bedeutende Giottist gelten kann.

Das 15. Jahrh. läßt in der ital. Malerei eine neue Phase eintreten, in welcher man die Formen naturgemäßer durchzubilden und die Darstellungsmittel geläufiger zu machen suchte. Die ersten Schritte hierzu geschahen in Florenz durch Paolo Uccello und Masolino da Panicale. Viel weiter gingen sodann drei höchst Begabte: Masaccio an San-Giovanni im obern Arnothale, der durch massenhaftere Auffassung und stärkere Schattengebung den Gegenständen mehr Rundung erteilte und die Kunst der Gruppierung aufs entschiedenste förderte (Fresken in Carmine zu Florenz), Fra Filippo Lippi, welcher die Erscheinungen des Lebens bereits entschieden mit realistischer Lust und Tendenz auffaßte (Fresken im Dom von Prato und in dem von Spoleto), und Fra Giovanni da Fiesole, der, ganz im Gegensatz mit Fra Filippo, hauptsächlich nach Seelenausdruck strebte und die geistige Bedeutung der menschlichen Gesichtsform genauer veranschaulichte (Fresken im Kloster San Marco zu Florenz). Das in Fiesoles Werken hervortretende innige religiöse Gefühl findet man auch mit individuellen oder lokalen Modifikationen bei seinen Zeitgenossen Gentile da Fabriano, bei den Sienesern Taddeo di Bartolo und, infolge von Einwirkung dieses Meisters, bei den Malern der umbrischen Schule, besonders bei Niccolò von Foligno, dem sog. Alunno. Außer diesen spiritualistischen Bestrebungen einzelner Künstler geht die allgemeine Richtung der Malerei viel mehr auf genaueres Erfassen der Natur und auf leichteres Handhaben der Kunst, wozu man vorzüglich durch die Bekanntschaft mit Bildern von van Eyck und Hugo van der Goes und der von Antonello da Messina aus den Niederlanden nach Italien hingebrachten neuen Ölmalerei angetrieben wurde. Sandro Botticelli, Filippino Lippi, Cosimo Rosselli und Alessio Baldovinetti huldigten mehr oder weniger dieser Richtung. Vor allem aber zeigen die Werke von Benozzo Gozzoli und Domenico Ghirlandajo die freieste, reichste und höchste Ausbildung des naiven florent. Realismus, der mehr und mehr die ideale, kirchliche und histor. Bedeutung des Gegenstandes aus den Augen verlor und das wirkliche Leben seines Landes und seiner Zeit in treuer Schilderung dafür eintauschte.

Während die ebengenannten Maler aus ihrer Umgebung vornehmlich Porträt- und Kostümfiguren auffaßten, durch welche sie ihre Darstellungen aus der heiligen Geschichte bereicherten, und auch die Landschaft sich bei ihnen geltend machte,

Digitized by Google

richteten andere ihr Hauptaugenmerk auf das Studium des Nackten und der Anatomie, wobei sie freilich zum Teil in Härte und Trockenheit verfielen. Dahin gehören zunächst Andrea dal Castagno, Antonio Pollajuolo und Andrea Verrocchio, sodann Luca Signorelli, der sich auf dieser naturalistischen Bahn am freiesten und glücklichsten bewegte (Wandgemälde in der Kapelle der Madonna di San-Brizio am Dom von Orvieto). Einige Künstler fingen an, aufs klassische Altertum zurückzugehen und sich hier nach Mustern eines strengen und hohen Geschmacks umzusehen. Francesco Squarcione aus Padua hatte von seinen Reisen in Griechenland und Italien eine große Anzahl Antiken heimgebracht, womit er in seiner Vaterstadt eine Studienanstalt eröffnete, die sich bald eines zahlreichen Besuchs von Schülern erfreute. Der berühmteste und größte Künstler, der aus dieser Schule hervorging, Andrea Mantegna, studierte mit größtem Eifer, soweit es bei den beschränkten Mitteln seiner Zeit anging, Anatomie, Perspektive, Gewandwesen, Trachten und Baulichkeiten des Altertums. Seine Werke (Kartons im Schlosse Hamptoncourt bei London, Fresken in der Eremitanerkirche zu Padua), in welchen sich ein deutliches Streben nach optischer Illusion und histor. Treue kundgibt, übten einen weitverbreiteten Einfluß. Giovanni Bellini von Venedig, Pietro Perugino, der Hauptmeister der umbrischen Schule, und Francesco Francia bilden unter den Quattrocentisten ein eigentümliches Künstlertriumvirat und haben in ihrer Darstellungsweise eine offenbare Verwandtschaft, einen Familienzug von schlichter Anmut und Holdseligkeit. Alle drei, nebst ihren gleichzeitigen Anhängern und Geistesverwandten Cimo da Conegliano, Vittore Carpaccio, Bernardino Pinturicchio, sind wie die Morgenröte, die den Sonnenaufgang ankündigt.

Mit den vorgenannten Meistern schließt die zweite selbständige Kunstperiode der ital. Malerei. Hinter jenen großen Männern kommen die Riesen, die Cinquecentisten. Wieweit auch die Maler der Schulen von Toscana, Umbrien, Bologna, Ferrara, Padua und Venedig die Kunst beim Ablaufe dieses Zeitraums, um den Beginn des 16. Jahrh., gebracht haben, so fehlt ihr doch noch manches zu einer in allen Teilen vollkommenen Darstellung. Diese letzte Vollendung bewerkstelligen vorzüglich sechs Meister, welche die größten Namen der Malerkunst führen. Voran steht Leonardo da Vinci, der am frühesten zu einer höhern Anmut und Weichheit der Zeichnung, zu einem bessern Verständnis des Einzelnen und einer größern Haltung des Ganzen gelangte. Die höchste Freiheit der Bewegung, den kühnsten, früher nicht geahnten Schwung in den Linien erhielt sodann die Malerei durch Michel Angelo, der, im Besitze des gründlichsten anatom. Wissens, mit dem Bau des menschlichen Körpers innigst vertraut war. Die zwei großen Kartons der Schlacht bei Anghiari und des Überfalls der Badenden im Pisanerkriege, welche die genannten beiden Meister bei der Konkurrenz für die im Palazzo Vecchio zu Florenz auszuführenden Gemälde verfertigten, sind verloren gegangen, was um so mehr zu bedauern, als gerade diese Kartons von allen Seiten die jüngern Künstler zum Studieren herbeizogen und dadurch vom entschiedensten Einfluß auf die Entwickelung der Kunst wurden. Die vielseitigen Naturstudien der Florentiner, welche in Leonardo und Michel Angelo ihre höchste Ausbildung erreicht hatten, die naive, innige und fromme Auffassung der kirchlichen Aufgaben, wie sie sich am reinsten in Perugino, Bellini und Francia dargestellt, liefen in Rafael Santi gleichsam in eine Spitze zusammen und kamen bei diesem zur edelsten, schönsten und anmutigsten Ausgestaltung. Die Zeit, in welcher Rafael und Michel Angelo wetteifernd in Rom wirkten (1508—20), bezeichnet den Höhepunkt, das Heldenalter der ital. Kunst. Correggio, mit einer seltenen Empfänglichkeit für die Wirkungen des Lichts und der Farben bis in ihre zartesten Abstufungen begabt, steigerte die Behandlung des Helldunkels, des Gruppenkontrastes und Totaleffekts zur Vollkommenheit. Dabei erreichte er in der Malerei des Nackten eine wunderbare Weichheit (morbidezza), im Auftrag der Farben einen Schmelz, welcher das Ganze wie den Guß eines Spiegels, wie den Fluß eines Emails erscheinen läßt. Damit verband er eine Auffassung, bei welcher Sanftheit und Milde in den Charakteren, fein sinnliche Lust und Heiterkeit im Ausdruck, schwellende Rundlichkeit in Formen und Linien spezielle Unterscheidungsmerkmale sind. In Venedig war es Giorgione, welcher zuerst in der Auffassung einen größern, lebendigen Charakter und Ausdruck, in der Behandlung einen breiten, markigen, fetten Vortrag und eine leuchtende, harmonische Färbung aufbrachte. Bei seinem frühen Tode aber blieb es Tizian vorbehalten, die in Giorgiones Bildern atmende herbe Glut zu sänftigen und ohne Nachteil für die Kraft zu veredeln und das Kolorit, zumal in der Fleischfarbe, bis zur lebendigsten Wahrheit und Wärme auszubilden. Neben diesen großen Meistern bildeten sich noch verschiedene andere Künstler, die zwar nicht zu solcher Höhe wie jene gelangt sind, aber in eigentümlicher Auszeichnung ihren Platz zu deren Seiten behaupten. So in Florenz Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto, in Siena Sodoma und Domenico Beccafumi, in Verona Gianfrancesco Carotto, in Venedig Palma Vecchio, Pordenone und Paris Bordone, in Ferrara Dosso Dossi. In Mailand waren Bernardino Luini, Cesare da Sesto, Gaudenzio Ferrari, Andrea Solario die besten Schüler Leonardos. Michel Angelos bedeutendster und selbständigster Schüler ist Daniele Ricciarelli von Volterra (Kreuzabnahme in Sta.-Trinita de' Monti zu Rom). Giulio Romano hat den größten Namen unter Rafaels Schülern, zu welchen noch Perino del Vaga, Gianfrancesco Penni, Bartolommeo Ramenghi von Bagnacavallo, Garofalo u. a. gehören. Correggio fand seinen berühmtesten Nachfolger in Parmegianino. Unter Giorgiones Schülern war der bedeutendste Fra Sebastiano del Piombo. Dieser trat später in Rom in ein näheres Verhältnis zu Michel Angelo, und hieraus entstand das berühmte Bild der Auferweckung des Lazarus (jetzt in der Nationalgalerie zu London), welches er im Wettstreite mit Rafaels Transfiguration malte. Tizian hatte wenig eigentliche Schüler, zählte aber um so mehr Nachahmer. Die besten dieser Tizianisten sind Bonifazio und Moretto.

Von der Mitte des 16. Jahrh. ab wird in den ital. Malerschulen das Sinken der Kunst immer sichtbarer. Es beginnt eine Nachahmungsperiode ohne Schaffenskraft und Seelendrang. Man kopierte die größten Meister, griff von ihnen jedoch

Digitized by Google

nicht viel mehr als Äußerlichkeiten auf, die man natürlich übertrieb. In den Werken der letzten Leonardisten in Mailand, Luini, Lomazzo, Figino, finden sich noch matte Nachklänge von dem Meister, aber das liebliche Lächeln der Leonardoschen Frauenköpfe ist zu gezierter Liebäugelei verzerrt. Sermoneta und einige andere Rafaelisten in Rom zeigen sich minder unangenehm, aber auch bei ihnen tritt schnell die Entartung ein, wie sie in den Werken der Zuccari und ihrer Schüler, des Cavalier' d'Arpino u. a. bemerklich ist. Vollkommen verwildert erscheinen sodann die Schulen der Schüler Rafaels, die mantuanische des Giulio Romano, die genuesische des Perino del Vaga und die neapolitanische des Polidoro da Caravaggio. Bei den Florentinern galt vor allem die Nachahmung Michel Angelos. Vasari, Bronzino, Salviati, Alessandro Allori sind gerühmte Michel-Angelisten dieser Periode, aber unerquickliche Manieristen, bei denen endlich aller Sinn für Farbe verloren ging und deren massenhafte Produktion die Schnellmalerei verklagt. Nicht besser ging es in Parma, Modena und Cremona den Correggesken Lelio Orso, Bernardino Gatti, Bernardino Campi, bei welchen die ohnehin schon etwas kokettierende Grazie Correggios in unschöne Geziertheit und schwächliche Süßlichkeit ausartete. Dagegen erhielt sich keine Schule so lange in achtbarer Stellung als die venetianische. Unter ihren Meistern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. thaten sich besonders Tintoretto und Paolo Veronese hervor, letzterer eins der blühendsten Talente und auch im überwiegenden Dekorativen noch voll Reiz. Jacopo Bassano, ein angesehener Meister derselben Zeit und Schule, zog die biblischen Geschichten aus der höhern Sphäre des vornehmen venet. Lebens in die Bauernwelt herab. Auch malte er eigentliche Genrestücke und Landschaften mit Menschen- und Tierstaffage und errichtete für alle Arten eine förmliche Bilderfabrik, die im In- und Auslande vielen Absatz hatte.

Am Ende des 16. Jahrh. und um den Anfang des 17. bildete sich, zu gleicher Zeit und in gleichem Sinne mit der von Papst Paul III. an fortschreitenden, durch das Tridentiner Konzil und die neuen Orden getragenen kirchlichen Restauration, auch eine Restaurationsperiode der Kunst, wo die alten Formen, wenn auch nicht mit neuem Geiste beseelt, wenigstens mit neuem Glanze angethan wurden. Die Malerei sollte, wie die Skulptur und Architektur, ihre Secentisten erhalten. Da die naive, fromme Sinnesweise und die religiöse sowohl als die ästhetische Begeisterung verloren waren, so ersetzte man diese durch ein rein malerisches, scenisches Prinzip, nach welchem es vorzüglich darauf ankam, den Schein aller Gegenstände für eine gewisse Entfernung, mit genauer Beobachtung der Gesetze der Linien- und Luftperspektive, in Form und Farbe wiederzugeben, während die Gefühlsrichtung den durch die Kirche wie durch die Litteratur herrschend gewordenen, im Kampfe gegen die prot. Reform erstarkten, aber zugleich verengerten Anschauungen entsprach. Einzelne religiöse ideale Typen, wie die Mater dolorosa, Christus mit der Dornenkrone, wurden erst jetzt ausgebildet. In Rom versuchte zunächst Federigo Baroccio durch ein weniger oberflächliches Anschließen an die Vorzüge der großen Meister das eingerissene Verderben aufzuhalten. Doch waren er selbst und seine Schüler zu sehr davon ergriffen, als daß sie etwas Besonderes hätten ausrichten können. Einen bessern Erfolg hatten einige spätere Florentiner, Cigoli, Cristofano Allori, Jacopo da Empoli, Matteo Rosselli, die sich durch Reichtum des Kolorits und durch ein manchmal nicht erfolgloses Streben nach sinnlicher Schönheit auszeichneten, wenn sie im Ausdrucke auch oft weichlich oder affektiert sind. Am erfolgreichsten für die Wiedererhebung der neuen Malerkunst wirkten die Carracci in Bologna, die unter den Malern das waren, was die Eklektiker unter den Philosophen und Borromini, Bernini, Algardi unter den Architekten und Bildhauern des sog. Jesuitenstils. Lodovico Carracci stellte zuerst den Grundsatz auf, man solle die Natur nachahmen und damit das Studium der Antike und der größten neuern Meister für den Teil verbinden, wovon jeder das Vorzüglichste geleistet hat (Michel Angelo in der Zeichnung und Bewegung, Rafael in Komposition und im Ausdruck, Correggio im Helldunkel und im Graziösen, Tizian im Kolorit und Vortrag). Er bildete seine beiden Neffen Annibale und Agostino und eröffnete sodann, in Gemeinschaft mit diesen, eine Malerakademie, in der er nach jenem Grundsatze der Malerkunst, wenn auch nicht zu einem rein geistigen und poetischen, doch zu einem äußerlichen, in seiner Art höchst bedeutenden Aufschwung verhalfen. Ihre begabtesten Schüler waren Domenichino, Francesco Albani, Guido Reni, Guercino, Giovanni Lanfranco. Nach ähnlichen Prinzipien, obschon mit weit geringerm Erfolge, stifteten die Procaccini in Mailand eine Schule, aus welcher eine beträchtliche Anzahl von Zöglingen hervorging.

Diesen eklektischen Schulen gegenüber und in Opposition mit ihnen bildete sich eine andere Richtung, die grundsätzlich nichts als die Natur zu Rate zog und davon gewöhnlich die naturalistische heißt. Das Haupt dieser Naturalisten war Michel Angelo Amerighi von Caravaggio, der durch scharfe Auffassung, in Verbindung mit immer sehr geschlossen gewählter Beleuchtung und meisterlicher Handhabung der Darstellungsmittel, Werke von ungemeiner Lebendigkeit und erstaunlicher Wirkung hervorbrachte. Obschon viele seiner Bilder etwas Abstoßendes hatten, weil er in Benutzung der Natur ohne alle Auswahl, ohne alle Berücksichtigung jener jedesmaligen Aufgabe verfuhr, und die gemeinen, rohen Charaktere mit den behandelten historischen Gegenständen im grellsten Widerspruche standen, so fand er doch in Italien zahlreiche Nachfolger. Die namhaftesten darunter sind Giuseppe Ribera lo Spagnoletto, Bartolommeo Manfredi aus Mantua, die Neapolitaner Massimo Stanzioni und Andrea Vaccaro, der Genueser Bernardo Strozzi und Domenico Feti aus Rom. Zu der naturalistischen Richtung kam im weitern Verlaufe des 17. Jahrh. eine neue Kunstweise hinzu, welche sich ebenfalls feindlich gegen die Schule der Carracci stellte und ihren Hauptgründer an Pietro da Cortona fand. Gleichgültig gegen die Bedeutung seiner Aufgaben und unbekümmert um Naturwahrheit erstrebte dieser ausschließlich das Hervorbringen blendender und gefälliger Wirkungen, welches ihm, bei einem ausgezeichneten Talent, in hohem Grade gelang, zumal bei großen Deckenmalereien (Plafonds im Palast Barberini zu Rom und in der Galerie Pitti), wo jenes wilde Feuer,

Digitized by Google

jene handwerksmäßige Fertigkeit, welche die Italiener Spirito, Brio nennen, so recht eigentlich hingehören. Seine Bilder scheinen wie ein Hauch auf die Fläche geblasen. Dieser Vorzug (das Sfumato der Italiener), nebst der geschickten Benutzung der Räumlichkeiten, der trefflichen malerischen Anordnung, der entschieden gewählten Beleuchtung und der blühenden Färbung, hat jenem Meister das Lob des geistreichsten Handwerkers eingetragen.

Von 1650 ab beginnt in allen Teilen Italiens abermals, und diesmal unaufhaltsam, ein Sinken der Malerei, das bis gegen 1750 die gänzliche Ausartung derselben herbeiführte. Die Auffassung wird immer geringer, die Technik erscheint mehr und mehr vernachlässigt. Die alten Schulen verlieren sich ganz, und an ihre Stelle treten vielerlei Manieren, wobei man drei Hauptmassen unterscheidet. Die meisten Maler dieser Periode sind der Nachahmung der Carracci und ihrer berühmtesten Schüler zugethan; sie bilden das Heer der Akademiker. Simone Contarini von Pesaro, Carlo Cignani, Andrea Sacchi, Carlo Maratta, Benedetto Gennari, Alessandro Tiarini, Lionello Spada, Sassoferrato und Carlo Dolci zählen zu den namhaftesten Meistern dieser Richtung, Männer, denen es keineswegs an zum Teil sehr schönem Talent fehlte, die sich aber über das eingerissene akademische Wesen doch nicht zu erheben vermochten, obgleich einer und der andere, so Sacchi im St. Romuald, einen Anlauf nahmen. Ihre Werke, obwohl noch am sorgsamsten durchgebildet, lassen meist kalt. Die beiden letztgenannten sind die anziehendsten, obgleich nicht die begabtesten aus dieser Genossenschaft. Man hat von ihnen viele Gemälde, die als Andachtsbilder sehr gesucht wurden, ja noch jetzt viele Freunde finden und für die schwächliche und süßliche religiöse Gefühlsweise ihrer und unserer Zeit sehr charakteristisch sind. Eine kleinere Anzahl von Malern verfolgte den von Caravaggio eingeschlagenen Weg. Der Hauptmeister dieser Richtung ist Salvator Rosa, dem sich Calabrese, Spagnuolo u. a. als minder bedeutend anreihen. Viele Maler endlich folgten der Manier des Pietro da Cortona und verschlimmerten diese noch. An ihrer Spitze stehen Luca Giordano, Romanelli, Solimene, Tiepolo, und zu ihrem Troß gehört die ganze venet. und neapolit. Schule dieser Zeit. Das Ganze macht bei ihren Bildern immer noch Wirkung, da sie sich namentlich auf geschickte Massenverteilung verstanden, ist aber häufig kaum mehr als Schein und Schminke. Giordanos Decke der Galerie im Palast Medici-Riccardi zu Florenz ist das glänzendste Werk dieser ganzen Richtung. In der Veduten- und Prospektmalerei haben Bolognese, Panini, Canaletto und sein Schüler Francesco Guardi das Beste geliefert. Obgleich die übrigen Gattungen der Genremalerei in Italien nie allgemeinere Verbreitung erlangten, sind doch hier Aniello Falcone und Michel Angelo Cerquozzi als Schlachtenmaler, Sinibaldo Scorza und Benedetto Castiglione als Maler von Landschaften mit Tier- und Menschenfiguren, Mario de' Fiori als Blumenmaler anzuführen, aber freilich mit den in diesen Fächern berühmten Meistern der holländ. Schule nicht zu vergleichen. Unter den ital. Historienmalern des 18. Jahrh. erhob sich nur Pompeo Batoni von Lucca (geb. 1700, gest. 1787), der Nebenbuhler Rafael Mengs', über seine Zeitgenossen, ohne jedoch dauernd zu wirken. Ebenso wenig gelang es den Neuern. Die einen von ihnen folgten der frühern Richtung der einheimischen Eklektiker oder Akademiker und hatten ihren namhaftesten Meister an Vincenzo Camuccini zu Rom. Andere suchten eine Stütze in der franz. Schule Davids: so Andrea Appiani in Mailand und Pietro Benvenuti in Florenz. Noch andere, wie Francesco Coghetti, Tommaso Minardi, schlossen sich an die Bestrebungen der deutschen Künstler an, welche zu Rom in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. die romantische Richtung einleiteten. Unter den Neuern und Neuesten ist kein ital. Maler zu europ. Berühmtheit gelangt, obgleich die Namen Sabatelli, Hayez, Nenci, Podesti, Luigi Mussini, Ussi, Saltini, Cassioli, Induno, Pagliano, Bianchi, Pasini, Bertunni u. a., von denen die erstern sich schon der Camuccini-Benvenutischen Zeit anreihten, die jüngern teilweise dem Einflusse der franz. Realisten folgten, guten Klang haben.

Litteratur. Außer den Schriften Vasaris (s. d.), den Arbeiten über einzelne Schulen von Malvasia, Baglione, Passeri, Ridolfi, de Dominici u. m. a., und den Werken über die Geschichte der bildenden Künste im allgemeinen (wie von Kugler und Lübke) sind noch hervorzuheben: Rumohr, «Ital. Forschungen» (3 Bde., Berl. 1827); A. Ricci, «Storia dell' Architettura in Italia» (3 Bde., Modena 1857 fg.); J. Burckhardt, «Geschichte der Renaissance in Italien» (Stuttg. 1868); Cicognara, «Storia della scultura in Italia» (3 Bde., Veneb. 1813—18); Lanzi, «Storia pittorica dell' Italia» (Bassano 1809 fg.; deutsch von Quandt, 3 Bde., Lpz. 1830—33); Rosini, «Storia della pittura italiana» (2. Aufl., 7 Bde., Pisa 1848—52); Crowe und Cavalcaselle, «History of painting in Italy» (Lond. 1864 fg.; deutsche Ausg. von Max Jordan, 6 Bde., Lpz. 1869—76); W. Lübke, «Geschichte der ital. Malerei» (2 Bde., Stuttg. 1878); J. Burckhardt, «Der Cicerone» (5. Aufl. von W. Bode., Lpz. 1884); Mothes, «Die Baukunst des Mittelalters in Italien» (5 Bde., Jena 1882—84).

Italienische Litteratur wird im allgemeinen in fünf Hauptepochen eingeteilt. Die erste umfaßt das Erwachen der Poesie in Italien, anfänglich unter provençal. Einfluß, und das Auftreten der ersten großen Dichter und Schriftsteller Italiens. Die zweite ist durch die Herrschaft der klassischen Studien bezeichnet; die dritte zeigt die glückliche Verschmelzung echt ital. Bildung mit der antiken; die vierte umfaßt die Zeiten des Verfalls unter franz. Einfluß; die fünfte endlich ist die Epoche des allmählichen Aufschwungs im Dienste patriotischer und revolutionärer Ideen, und reicht bis zur Gegenwart.

Erste Periode. Die Bekanntschaft mit der provençal. Lyrik reizte einzelne Italiener, sich in ähnlichen Gesängen, und zwar anfänglich sogar in provençal. Sprache, zu versuchen, wie dies namentlich von dem Marchese Alberto Malaspina, Meister Ferrari aus Ferrara, Lanfranc Cigala aus Genua, Guillelma von Rosers, Buvarello aus Bologna u. v. a., namentlich aber von dem berühmtesten unter allen, von Sordello von Mantua, bekannt ist. Gleichzeitig wurden die Italiener mit der altfranz. Litteratur bekannt, besonders mit den «Chansons de Geste», und manche, wie Rusticiano von Pisa, Brunetto Latini, Aldobrandino von Florenz, Riccold von Verona, Riccola von Padua, bedienten

Digitized by Google

sich der altfranz. Sprache, um Romane, Chroniken u. a. abzufassen. Bald aber, seit dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrh., traten in allen Teilen Italiens, zuerst in Sicilien, dann in Toscana und im röm. Gebiete, Dichter auf, welche zwar noch im Geiste und in der Form der Provençalen, aber doch in einheimischer Sprache dichteten. Der Hof Friedrichs II. zu Palermo war der erste Mittelpunkt, von wo sich Poesie und Bildung über Italien verbreiteten. Friedrich II. selbst, sein Kanzler Petrus de Vineis, sein natürlicher Sohn König Enzio traten als Dichter auf, denen sich Guido delle Colonne, Jacopo da Lentino, Mazzeo Riccio, Jacopo und Rinaldo d'Aquino, Arrigo Testa, Tommaso di Sasso, Ranieri und Ruggerone von Palermo und viele andere anschlossen. Zu den ältesten Gedichten gehört das vielbesprochene, der Zeit Friedrichs II. angehörende Liebesgespräch, welches einem sonst unbekannten Dichter, Ciullo (Cielo?) d'Alcamo zugeschrieben wird. In Italien selbst traten Guittone d'Arezzo, Bonaggiunta Urbiciani aus Lucca, Guido Guinicelli aus Bologna, Guido Ghislieri, Fabrizio und Onesto aus Bologna, Guido Lapo aus Mantua, Folcalchiero de' Folcalchieri aus Siena, Dante da Majano und dessen sagenhafte Geliebte Nina und viele andere auf. Sie alle überstrahlte an Geist und Tiefe der Freund Dantes, Guido Cavalcanti aus Florenz (gest. 1300). Diese Dichter, fast ohne Ausnahme, ergehen sich in konventionellen, kalten Liebesklagen, ohne daß ein tieferes religiöses oder polit. Gefühl zum Vorschein käme, und haben daher nur noch ein sprachliches Interesse. Ganz verschieden von solchen Künsteleien sind die wenn auch rohen, doch eine Innigkeit des Gefühls verratenden Gedichte des Mönchs Jacopone da Todi (gest. um 1306), dem sogar das «Stabat mater» zugeschrieben wird. Durch höhere polit. und wissenschaftliche Bildung zeichnet sich der Kanzler von Florenz, Brunetto Latini, aus (gest. 1294). Über alle die genannten, im ganzen unbedeutenden Dichter erhebt sich einsam, ohne Vorgänger und Nachfolger, der Riesengeist Dante Alighieris. Außer durch die «Divina commedia» hat er auch durch seine lyrischen Gedichte, vorzüglich in der «Vita nuova» und im «Convivio», alle Vorgänger weit überflügelt und zugleich im «Convivio» das erste großartige Beispiel wissenschaftlicher Prosa in Italien aufgestellt. Natürlich reizte der von ihm in der «Divina commedia» angeschlagene Ton andere zur Nachahmung. Wenn aber auch des Federigo Frezzi «Quadriregio» (oder «Quadriregno») nicht ganz ohne poetischen Wert ist, steht dieses Gedicht doch in seiner chaotischen Anlage unendlich gegen die herrliche Gliederung der «Divina commedia» zurück, und des Fazio degli Uberti (gest. nach 1366) «Dittamondo» ist vollends eine geistlose Produktion. Von sonstigen gedruckten Nachahmungen sind die «Fimerodia» des Jacopo del Pecora, Ciprianis «Purgatorio», Varanos «Visioni» u. s. w. zu nennen. Als der einzige Gegner Dantes ist der als Ketzer 1327 verbrannte Cecco (Francesco) d'Ascoli zu nennen, dessen wunderliches Gedicht «Acerba» ein Gemisch von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Aberglauben darbietet. Mehr der volksmäßigen Dichtung als der herrschenden Kunstpoesie gehören des Francesco Barberino (gest. 1348) «Documenti d' amore» und «Del reggimento e de' costumi delle donne» an.

Einen zweiten Glanzpunkt dieser Periode bildet Francesco Petrarca, der sich allerdings aus dem breiten Strome der Lyrik weniger bedeutend als Dante erhebt, da es ihm nicht an hervorragenden Vorgängern und Nachfolgern gefehlt hat. Zu den erstern gehört vor allen der Rechtsgelehrte Cino da Pistoja (gest. 1336). Man ist gewohnt, in Petrarca nur den Liebesdichter der Laura zu bewundern, in dem er dieser Gattung der Poesie für die folgenden Jahrhunderte Sprache, Ton und Farbe gegeben; er selbst aber gründete seinen Ruhm viel mehr auf seine lat. Schriften. Unter den Zeitgenossen und Nachfolgern Petrarcas sind außer Boccaccio noch etwa zu nennen: Antonio da Ferrara, Francesco degli Albizzi, Sennuccio del Bene, Zenone de' Zenoni und der florent. Glockengießer Antonio Pucci, welcher zuerst den Ton der burlesken Poesie anschlug. Der dritte große Schriftsteller dieses Zeitraums ist der um die Prosa hochverdiente Giovanni Boccaccio aus Certaldo. Derselbe behandelte zuerst die Prosasprache künstlerisch mit dem größten Erfolg in dem berühmten «Decamerone», während in seinen übrigen Schriften, in denen er den rom. Periodenbau nachzuahmen sucht, der Stil schwerfällig ist. Durch ihn ist die Novelle eine Lieblingsdichtung der Italiener geworden. Unter seinen Nachfolgern in diesem Zeitraume sind nur der (um 1400 gestorbene) Franco Sacchetti («Novelle») und Ser Giovanni («Pecorone») zu nennen. Bei der frühen Bekanntschaft der Italiener mit den Provençalen und Franzosen wurden auch die bei jenen beliebten Ritterromane häufig in Italien übertragen und nachgeahmt. Solche Werke sind die «Reali di Francia», die Jugendgeschichte Karls d. Gr.; ferner der «Guerino il meschino», die Romane von Lancelot, von Tristan, vom König Meliadus u. a. Eigene Erfindung scheint der «Fortunatus Siculus ossia l' avventuroso Siciliano» des Bosone da Gubbio, eines Zeitgenossen Dantes, zu sein. Fast wissenschaftlichen oder auch ascetischen Inhalts sind der «Trattato dell' agricoltura» von Piero de' Crescenzi, die Werke des Dominikaners Jacopo Passavanti (gest. 1357), von Domenico Cavalca (gest. 1342), die «Ammaestramenti degli antichi» von Bartolommeo da San-Concordio und der «Trattato del governo della famiglia» von Angelo Pandolfini (gest. 1446).

Die an Wechseln der Schicksale so reiche Zeit hatte früh schon zur Aufzeichnung der gleichzeitigen Geschichte gereizt. Als das älteste in dieser Art wurden früher die in neapolit. Mundart geschriebenen «Diurnali» (giornali) des Matteo Spinelli, welche den Untergang des Königs Manfred berichten, die Geschichtswerke des Ricordano Malespini (gest. nach 1286) und das Bruchstück florent. Geschichte 1280—1312 von Dino Compagni angeführt; es ist jedoch in der neuesten Zeit nachgewiesen worden, daß diese Dokumente in der uns vorliegenden Gestalt unecht sind und einer viel spätern Zeit angehören. Zu erwähnen ist vor allem das große weltbistor. Werk des Giovanni Villani aus Florenz (gest. 1348), das von dessen Bruder, Matteo Villani, und des letztern Sohne, Filippo Villani, bis 1364 fortgesetzt worden ist. Außer diesem gibt es noch eine bedeutende Zahl zum Teil bisjetzt ungedruckter bistor. Schriften, wie die von Pace da Certaldo, Donato Velluti, Paolino Pieri, Goppo Stefani, Monaldi u. s. w. Auch ein lat. Schriftsteller, Albertinus Mussatus (gest. 1330), dessen «Historia

Digitized by Google

Augusta» zum Teil in Hexametern geſchrieben iſt, ſowie der berühmte Reiſende Marco Polo aus Venedig ſind hier zu nennen.

Zweite Periode. Das 15. Jahrh. iſt die Blütezeit der Philologie in Italien. Die Bemühungen Boccaccios und Petrarcas, das Studium des Altertums, vorzüglich der griech. Sprache zu erwecken, unterſtützt von den griech. Gelehrten, welche ſchon vor dem Fall von Konſtantinopel nach Italien ausgewandert waren, trugen in jener Zeit reiche Früchte. Dieſer philol. Eifer ging ſelbſt ſo weit, daß das Studium der Mutterſprache in Vernachläſſigung geriet. Die Namen der großen Philologen dieſer Zeit ſind Johannes von Ravenna, Guarino von Verona, Joh. Aurispa, Barzizza, Vittorino da Feltro, Francesco Filelfo, Merula und vor allen Poggio Bracciolini, Laurentius Valla, Leonardo Bruni, Ambrogio Traverſari, Chriſtophorus Landinus, Angelus Polizianus, Marſilius Ficinus, Picus Mirandulenſis; die der Griechen Chryſoloras, Beſſarion, Conſtantinus Lascaris, Chalkondylas, Gemiſthus Plethо; die der Antiquare Flavio Biondo, Pomponius Laetus, Platina; die der lat. Dichter Matteo Veggio, Veſpaſiano Strozzi, Battiſta Mantovano, Ant. Beccadelli (gewöhnlich Panormita genannt), Giovio Pontano, Marullus Tarchaniota. Zur Förderung der philol. Studien entſtanden auch ſchon mehrere gelehrte Geſellſchaften oder Akademien (ſ. d.). Deſto ärmer iſt dieſer Zeitraum an Geiſtesprodukten in der Mutterſprache. In dieſer Beziehung ſind nur zu nennen Giuſto de' Conti (geſt. 1449), ein ſchwacher Nachahmer Petrarcas, deſſen Gedichte («La bella mano») dem Geiſte nach noch dem 14. Jahrh. angehören, und der luſtige Barbier Burchiello in Florenz (geſt. 1448), deſſen burleske Sonette gegenwärtig zum Teil völlig unverſtändlich geworden ſind. Erſt gegen das Ende dieſer Zeit erhebt ſich wieder die nationale Poeſie und erreicht in dem 16. Jahrh. ihren höchſten Glanzpunkt. Auch diesmal ging die erſte Anregung von Florenz aus, und zwar von der Umgebung des Lorenzo de' Medici (geſt. 1492). Obgleich mit Staatsgeſchäften belaſtet, fand dieſer doch noch Muße, einige anmutige Dichtungen zu ſchreiben. Viel zierlicher ſind die berühmten Stanzen des Angelo Poliziano (geſt. 1494), worin derſelbe zuerſt zeigte, welcher Anmut die Ottave fähig ſei. Auch dichtete derſelbe das erſte unabhängige dramatiſche Werk, die «Favola d' Orfeo». Früher hatte man nur die Stücke des Plautus und des Terenz zuerſt in lat. Sprache, dann in Überſetzungen dargeſtellt. Die ſchon im 14. Jahrh. auch in Italien üblichen ſog. Myſterien brachten der poetiſchen Litteratur keinen Gewinn.

Der Sagenkreis von Karl d. Gr. hatte ſchon früh in Frankreich, zumal in der Provence, den Stoff zu romantiſchen Dichtungen geliefert, welche in Italien teils zu Volksbüchern wurden, teils Dichter zur Nachahmung reizten. So gab es wohl ſchon mit Ende des 14. Jahrh. viele ſolcher Ritter-Epopöen, darunter die bekannteſten: «La tavola ritonda», «I reali di Francia», «Buovo d' Antona», «La spagna», «La regina Ancroja», «Altobello e re Trojano», «Innamoramento di re Carlo», «Leandra» von Durante da Gualdo. Dieſe alle verdunkelte der «Morgante maggiore» von Luigi Pulci, welcher die glänzende Reihe der romantiſchen Rittergedichte Italiens eröffnet. Bei weitem edler an Geſinnung, reicher an Erfindung iſt der «Orlando innamorato» des Bojardo, welcher dem Arioſt, ſeinem Fortſetzer, bedeutend vorarbeitete. Außer dieſen beiden großen romantiſchen Epopöen iſt nur noch der «Mambriano» von Francesco Cieco da Ferrara (geſt. 1495) zu nennen. Als Gegenſatz zur frivolen Richtung der Zeit iſt der treffliche Schüler Savonarolas, Girolamo Benivieni (geſt. 1542), zu nennen, deſſen Gedichte («Rime spirituali») ein wahrhaft frommes Gemüt bekunden. Weniger bekannt, weil die Inquiſition den Druck des Werks verhinderte, iſt die «Città di vita» des Matteo Palmieri (geſt. 1475), gewiſſermaßen ein letzter Nachklang der Poeſie des Dante. An Lyrikern war auch dieſer Zeitraum nicht arm, obſchon keiner ſich einen bleibenden Ruhm erwarb. In der burlesken Art des Burchiello dichteten Bern. Bellincioni (geſt. 1491), Feo Belcari, Ant. Alamanni, Giov. Acquietini u. a.; in der Art des Petrarca Francesco Cei aus Florenz, Gasparo Viſconti aus Mailand und vorzüglich Serafino Aquilano aus Aquila im Neapolitaniſchen, Ant. Tebaldeo aus Ferrara (geſt. 1537) und Bernardo Accolti aus Arezzo, mit dem Beinamen l'Unico, welchen er ſich als Improviſator erworben.

Die Proſa mußte die Vernachläſſigung der Mutterſprache noch mehr empfinden als die Poeſie, für welche ſich wenigſtens ſeit Petrarca Norm und Stil gebildet hatten. Dieſer Zeitraum hat daher keinen ausgezeichneten Proſaiker aufzuweiſen; nur einige Novellendichter und Hiſtoriker ſind zu nennen. Unter die erſtern gehören Gentile Sermini aus Siena, Giov. Sabadino aus Bologna («Novelle Porretane»), vorzüglich Maſuccio Salernitano, von dem man 50 Novellen («Novellino») hat. Als Hiſtoriker treten hervor: Pandolfo Collenuccio (geſt. 1504), der eine Geſchichte Neapels ſchrieb, und Bernardino Corio (geſt. 1519), der eine Geſchichte von Mailand verfaßte. Eine größere Zahl hiſtor. Werke finden ſich in lat. Sprache, darunter die ausgezeichnete Geſchichte jener Zeit und des Baſeler Konzils von Sylvius Piccolomini (Pius II.), die erſte bedeutende Geſchichte von Venedig von Marcantonius Sabellicus (geſt. 1506), die ältere Geſchichte Venedigs von Bern. Giuſtinianus (geſt. 1489), die Geſchichte von Genua von Georgius Stella (geſt. 1480). Auch zwei Künſtler, von welchen der eine zu den größten aller Zeiten gehört, haben ſich als Schriftſteller ausgezeichnet: Leon Battiſta Alberti (geſt. 1472), der außer einigen Gedichten einen Dialog: «Della famiglia», und Leonardo da Vinci (geſt. 1519), der einen «Trattato della pittura» ſchrieb.

Dritte Periode. Das 16. Jahrh. zeigt einerſeits die höchſte Blüte der ital. Poeſie und Bildung, andererſeits den Beginn des Verfalls. Mit den Kämpfen für die polit. Freiheit verſchwindet auch der freie ſchöpferiſche Geiſt. Die abſolute Fürſtengewalt und die Reaktion der Kirche gegen das Eindringen der Reformation erſtickten die Forſchung und die edle klaſſiſche Bildung. Im Anfang des 16. Jahrh. blühen noch die klaſſiſchen Studien, und viele ausgezeichnete Männer verſchmähen es noch, ſich der Mutterſprache zu bedienen. Viele der beſten neuern lat. Dichter, wie Sadoletus, Sannazar, Vida, Navagerus, Faërnus, Marcantonius Flaminius, Marcellus Palingenius Stellatus, Aonius Palearius (als Ketzer 1570 verbrannt), der Arzt und Naturforſcher Girolamo Fracaſtoro und manche andere, gehören dieſem Zeitraume an; ja ſelbſt ein epiſches Gedicht, die «Syrias» des Angelio da Barga,

Digitized by Google

erschien ungefähr gleichzeitig mit der «Gerusalemme liberata» des Tasso. Ganz in der Art, wenn auch nicht im Geiste des Altertums, schrieb der Graf Giangiorgio Trissino die «Italia liberata da' Goti». Weit poetischer erscheint Luigi Alamanni in dem der Ilias nachgebildeten «Avarchide», noch mehr in dem «Girone il cortese» aus dem Sagenkreise des Artus. Das Verdienst, seinem Vaterlande das erste, dem Nationalsinn wahrhaft genügende romantische Epos geliefert zu haben, gebührt dem Lodovico Ariosto, der in dem «Orlando furioso» allerdings Bojardo nachahmte und fortsetzte, aber diesen an Anmut, geistreicher Schalkheit und Schönheit der Sprache weit überflügelt. Eine Menge geistloser Nachahmer, wie Lodovico Dolce, Vincenzo Brusantini aus Ferrara, der übelberüchtigte Pietro Aretino, Dragoncino da Fano und viele andere, sind nur zu erwähnen. Zu den bessern Dichtern dieser Zeit gehört der Vater Tassos, Bernardo Tasso (gest. 1569), dessen großes Heldengedicht «Amadigi» nur durch den Ruhm des Sohnes verdunkelt ward. Torquato Tasso, der Lieblingsdichter seines Volks, hat, wie kein anderer, seiner Muttersprache die süßesten Töne zu entlocken gewußt. Aber oft wird der Genuß seines Werks durch Anschmiegen an fremde Vorbilder und durch die Dürftigkeit der Ausführung gestört. Die in seinem Wesen vorhandenen Gegensätze, welche er nicht auszugleichen vermochte und wodurch er sein Leben verbitterte, spiegeln sich auch in seinem besten Werke, in der «Gerusalemme liberata», noch mehr in der unglücklichen Weise, wie er in den spätern Jahren dies Werk zu einer «Gerusalemme conquistata» umgearbeitet hat. Seine «Sette giornate», in reimlosen Versen, seine letzte poetische Arbeit, sind durch scholastische Gelehrsamkeit entstellt. Sein Beispiel reizte eine Menge obskurer Dichter, sich ebenfalls im Epischen zu versuchen; aber ihre Werke, wie der «Fido amante» von Curzio Gonzaga, «Il mondo nuovo» von Giov. Giorgini, «La Malteide» von Giov. Fratta, «La Gerusalemme distrutta» von Francesco Potenzano, sind vergessen.

Wenn in Tasso sich der Ernst einer sittlichen Gesinnung und einer bis zur Schwärmerei, zum Trübsinn und zur Ascetik gesteigerten Religiosität offenbart, so zeigt sich dagegen in vielen andern die den Gebildeten jener Zeit bei weitem mehr zusagende Frivolität und die Verspottung alles Heiligen. Aus dieser Geistesrichtung gingen viele teils epische, teils satirische Dichtungen des 16. und 17. Jahrh. hervor. Dahin gehören die Schriften des liederlichen Mönchs Teofilo Folengo (Merlino Coccajo, gest. 1544), des, wo nicht Erfinders, doch glücklichsten Bearbeiters der sog. makkaronischen Poesie. Man hat von ihm unter andern das «Maccaronicorum opus», das «Caos del tri per uno» und den anmutigen «Orlandino». Außerdem gehören hierher eine Reihe kleiner epischer Dichtungen, wie die «Gigantea» von Benedetto Arrighi (oder, nach andern, von Girolamo Amelonghi), «La Nanea» und «La guerra de' mostri» von dem geistreichen Antonio Francesco Grazzini, genannt Il Lasca, einem der besten Novellendichter Italiens. Die im Nationalcharakter liegende Lust an Spaß, Satire und Schlüpfrigkeit sprach sich am häufigsten in burlesken Gedichten in terza rima, gewöhnlich Capitoli genannt, aus. Fast alle Dichter dieser Zeit und viele ernste Gelehrte und Staatsmänner haben zu dieser Gattung Beiträge geliefert, am ausgezeichnetsten Francesco Berni, nach welchem [illegible] die scherzhafte Poesie auch wohl poesia Berne- nannte. Neben ihm sind sein Freund Gio- Mauro und Cesare Caporali zu nennen. schmutzigste aller ital. Schriftsteller, Pietro Are- hat sich auch in dieser Gattung hervorgethan den bessern Satiren im echt röm. Sinne ge- die des Antonio Vinciguerra und vorzüglich Ercole Bentivoglio (gest. 1573). Die didak- Poesie, freilich eine mehr gelehrte als echt n- nale Dichtungsart, bei welcher stets Virgil als ster galt, hat einige vorzügliche Werke aufzu- Dahin gehören die «Coltivazione» des schon wähnten Luigi Alamanni und die «Api» des G- Rucellai (gest. 1526). In zweiter Reihe stehen beiden Gedichte über die Jagd: «La caccia» eine von Tito Giovanni Ganzarini, genannt Scandianese, das andere vorzüglichere von Er- da Valvasone, die «Nautica» von Bernar- Baldi (gest. 1617), von dem man auch einige liche Idyllen hat, und die «Fisica» von Pan- Rosso (gest. 1569). Außerdem ist noch Luca- fillo (gest. 1584), auch sonst bekannt durch s- mals sehr beliebte Werk «Le lagrime di San-Pe- als Dichter des «Podere», des «Vendemmia» der «Due Pellegrini», der «Balia» u. a. anzu-

Noch im 16. Jahrh. versuchten es mehrere matische Werke in lat. Sprache zu dichten. beste davon ist der «Imber aureus» des Ar- Tilesio und der «Christus» von Angelo Mar- (gest. 1551). Die Bewunderung der Alten be- des der dramatischen Poesie der Italiener und Tragödie Abbruch. Was hiervon in dieser hervortritt, zeigt sich mehr oder weniger als Nachahmung der Alten. So die «Sofonisba» Trissino, die «Rosmunda» des Giovanni Ru- der «Torrismondo» des Tasso, die «Canace» Sperone Speroni, die «Orazia» des Pietro tino, die «Meropo», deren Stoff von drei ver- denen Dichtern, von Ant. Cavallerino, von - und von Pomponio Torelli, bearbeitet w- Eigentümlicher, aber ganz undramatisch sin- «Sofonisba» des Galeotto del Carretto und die gödien des Giambattista Giraldi, welcher selbsterfundene Fabeln bearbeitete. Auch die mödie entstand aus der gelehrten Nachahmung Alten und diente nur zur Erheiterung der Höfe der höhern Gesellschaft. Diese gelehrte Ko- (commedia erudita) ward zuerst fast gleich von Bernardo Dovizio da Bibiena, Ariosto Machiavelli bearbeitet; doch scheinen die An- Ariosts auf die Priorität die gegründetsten. hat von Ariosto fünf Komödien, wovon die ersten anfänglich in Prosa geschrieben waren Bibiena das Stück «Calandra», von Mach- «La clizia» und «La mandragola», alle in Prosa. Die Stücke des Ariosto beruhen mehr den Sitten der Alten als auf denen seines und die der beiden andern sind voll von Obsc- ten. Weniger bedeutend erscheinen die «Simi- des Trissino, die Komödien des P. Aretin- Grazzini, des Lodov. Dolce, des Firenzuola Parabosco, des Ercole Bentivoglio, des Gell- vieler andern. Besser sind die Komödien des G- maria Cecchi und des Francesco d'Ambra. von dem Philosophen Giordano Bruno hat fü- burlesk-komisches Stück in Prosa: «Il cande- erhalten. Während die Höfe und die vorn- Welt sich an diesen Nachbildern des Alter-

Digitized by Google

ergötzten, hatte das Volk seine eigene Komödie, die sog. Commedia dell' arte, bei welcher nur der Plan und der Hauptinhalt der Scenen vom Dichter angegeben wurde, der Dialog selbst aber den Schauspielern überlassen blieb. Hieraus bildeten sich die echt ital. Masken (s. d.). Unter den Dichtern dieser meist verloren gegangenen Stücke zeichneten sich aus: Flaminio Scala, Angelo Beolco, Andrea Calmo, der in venet. Mundart schrieb. Auch das Schäferdrama, die Pastorale, erreichte im 16. Jahrh. die höchste Blüte. Als erste Spuren dieser Gattung können der «Ameto» des Boccaccio und die «Arcadia» des Sannazar gelten; in eigentlich dramatischer Form tritt sie aber erst auf in der «Favola di Cefalo» oder «L'aurora» von Niccolo da Correggio Visconti (gest. 1506). Diesem folgten viele andere Erzeugnisse dieser Art, wie die «Egle» des Giraldi, «Il sacrifizio» von Beccari, «Callisto» und «Il pentimento amoroso» von Luigi Groto, «Lo sfortunato» von Argenti u. s. w. Alles dies verdunkelte indes der «Aminta» des Tasso, als dramatisches Werk ein schwaches Produkt, aber bezaubernd durch die Lieblichkeit der Sprache. Das größte und ausgezeichnetste Werk dieser Gattung ist aber der «Pastor fido» des Giambattista Guarini (gest. 1612) geblieben. Schwache Nachahmungen davon sind der «Alceo» des Ant. Ongaro, «La danza di Venere» des Angelo Ingegneri und die «Filli di Sciro» des Grafen Guidobaldo de' Bonarelli (geb. 1607). Die Chöre in diesen Pastoralen wurden gewöhnlich gesungen, und daraus entstand der Gedanke, ganze Stücke mit Musik zu begleiten. Die ersten derartigen Versuche machte man noch im 16. Jahrh., indem sich Ottavio Rinuccini (gest. 1621) und der Musiker Jacopo Peri zu diesem Zweck vereinigten. Jener schrieb die «Dafne», und dieser setzte die Musik dazu, sodaß die erste Oper (opera per musica) entstand, der bald mehrere andere von dem nämlichen Dichter folgten. Der große Anklang, den diese Erzeugnisse fanden, hat die Oper zum eigentlichen Lieblingsdrama der Italiener gemacht, wodurch die Ausbildung der Tragödie auf lange Zeit gehindert ward.

Fast alle Schriftsteller des 16. Jahrh. haben, wenn auch nur einige, Rime, d. h. lyrische Gedichte, hinterlassen. Außer den großen Dichtern Ariosto, Tasso, Guarini sind indessen vorzugsweise als Lyriker nur zu nennen: der Kardinal Pietro Bembo, ein etwas pedantischer Nachahmer Petrarcas, Francesco Maria Molza, Giovanni Guidiccioni, Giov. della Casa (zugleich durch ein Werk über den geselligen Umgang: «Il Galateo», bekannt), Annibale Caro, dessen Übersetzung der «Aneis» geschätzt ist, Angelo di Costanzo (gest. 1591) und der große Michel Angelo Buonarrotti (gest. 1564). Auch einige Frauen erlangten in dieser Art ziemlichen Ruhm, wie die Vittoria Colonna (s. d.), Veronica Gambara (gest. 1550) und Gaspara Stampa (gest. 1554). Die berüchtigte Tullia d'Aragona darf ebenfalls nicht unerwähnt bleiben.

Der Roman ist bei den Italienern bis auf die neuere Zeit durch die Novelle und das romantische Epos ersetzt worden. Das 16. Jahrh. zählt eine große Menge Novellendichter, wovon indes keiner die Frische und Anmut Boccaccios erreicht hat. Die berühmtesten sind Matteo Bandello, dessen Novellen, 214 an der Zahl, meist wirkliche Begebenheiten enthalten und nachlässig in der Sprache, wenn auch nicht ohne Anmut geschrieben sind. Schmutzig und lüstern sind die Novellen des Mönchs Angelo Firenzuola (gest. 1548), wie auch dessen Übersetzung des «Goldenen Esels» des Apulejus, und nicht viel besser die vortrefflich geschriebenen «Cene» des schon erwähnten Lasca. Interessanter sind die «Diporti» von Girolamo Parabosco und die «Ecatommiti» des Giraldi; unbedeutend, doch auch weniger frech, die «Sei giornate» des Sebastiano Erizzo. Außer diesen größern Sammlungen hat man noch einzelne, zum Teil vortreffliche Novellen, wie von Machiavelli, von Giov. Brevio und Luigi da Porta. Ernstere Gegenstände liebte man, nach dem Vorbilde der Alten, in dialogischer Form zu behandeln. Derart sind die «Asolani» des Bembo, viele, freilich etwas weitschichtige Dialogen des T. Tasso, die Dialogen des Sperone Speroni, die des Lodovico Dolce, des Muzio und vieler andern. Höchst geistreich in dieser Art schrieb Giambattista Gelli aus Florenz, dessen «Circe» und vorzüglich dessen oft von der Inquisition verbotene «Capricci del bottajo» als Muster gelten. Berühmt zu seiner Zeit war der «Cortigiano» des Grafen Castiglione (gest. 1529), worin derselbe das Bild eines vollkommenen Hofmanns aufstellt.

Kein anderes Volk hat im 16. Jahrh. eine so große Anzahl polit. Schriftsteller und Geschichtschreiber aufzuweisen als die Italiener. Zu den eigentlich polit. Schriftstellern und Staatsmännern gehört vor allen Niccolò Machiavelli. Als großer, tiefblickender Staatsmann zeigt er sich in den «Discorsi sopra la prima decade di T. Livio», in den Büchern «Dell' arte della guerra», vorzüglich in dem «Principe». Auch seine «Istorie fiorentine» sind ein Meisterwerk. Diesen Werken nicht gleich, aber doch achtungswert sind die «Discorsi sopra C. Tacito» von Scipione Ammirato (gest. 1601), sowie dessen Geschichte von Florenz; die «Discorsi politici» von Paolo Paruta und das weniger bekannte «Della ragione di stato e relazioni universali» von Giov. Bottero (gest. 1617). Die allgemeine Geschichte ihrer Zeit haben lateinisch geschrieben Paolo Giovio (gest. 1552), Bern. Rucellai, Galeazzo Capra und Giorgio Florio; italienisch aber der berühmte, wenn auch nicht sehr zuverlässige Francesco Guicciardini, Pier Francesco Giambullari, Giambattista Adriani und Patrizio de' Rossi. An Spezialgeschichten einzelner Städte und Zeiträume ist vorzüglich Florenz sehr reich, und besonders ist es der Untergang der Freiheit im Anfang des 16. Jahrh., welcher viele, zum Teil selbst dabei beteiligte Männer beschäftigt hat. Die vorzüglichsten sind: Jacopo Nardi (gest. 1555), Filippo Neri, Giov. Cavalcanti (gest. 1556), Benedetto Varchi (gest. 1565), Bernardo Segni (gest. 1558), Gino Capponi und dessen Sohn Neri Capponi. Die Geschichte Venedigs stellte zuerst in einem größern Werke dar der Kardinal Pietro Bembo; er sowie Paolo Paruta arbeiteten im Auftrage der Republik. Genua hatte an Jacopo Bonfadio und Uberto Foglietta, Ferrara an Giraldi Cinzio und Giambattista Pigna ausgezeichnete Geschichtschreiber. Für Neapel ist nur die wenig zuverlässige Arbeit des Angelo di Costanzo und die ungleich bessere von Gianantonio Summonte (gest. 1602) zu nennen. Auch die Geschichte fremder Länder wurde von Italienern vielfältig bearbeitet, doch meist in lat. Sprache. Von italienisch geschriebenen Arbeiten dieser Art sind zu nennen: «Lo scisma d' Inghilterra» von dem als Sprachpuristen bekannten

Digitized by Google

Bernardo Davanzati, und die «Commentarj delle cose d' Europa» von Lodovico Guicciardini. Die Arbeiten der deutschen Reformatoren zwangen die kath. Kirche, auch ihrerseits an die Darstellung der Kirchengeschichte zu gehen, und so entstanden im 16. Jahrh. die «Annales ecclesiastici» des Cäsar Baronius (gest. 1607). Die hohe Blüte der Kunst im 16. Jahrh. gab Veranlassung, sowohl über die Kunstgeschichte als über die Theorie und Praxis der Kunst zu denken und zu schreiben. So entstanden die «Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti» von Giorgio Vasari (gest. 1574) und «Il riposo», ein Gespräch über Malerei und Skulptur von Rafaello Borghini. Die Architektur insbesondere fand tüchtige Bearbeiter an Andrea Palladio und Vincenzo Scammozzi. Auch das von ihm selbst geschriebene Leben des abenteuerlichen, aber talentvollen Goldarbeiters Benvenuto Cellini (gest. 1571) und einige von dessen Schriften über Goldschmiedekunst, Skulptur u. s. w. sind nicht ohne Wert. Die Litteraturgeschichte, ein Glanzpunkt Italiens, begann erst im 16. Jahrh. mit den wenig bedeutenden Werken von Giammaria Barbieri und Francesco Doni. Auch die Philosophie, bisher fast nur im Dienste der Kirche, äußerte jetzt zum ersten mal ein selbständiges Leben. Doch sind die Werke des Girolamo Cardano, Giordano Bruno und Giulio Cesare Vanini meist lateinisch geschrieben.

Vierte Periode. Das 17. Jahrh., il seicento, bezeichnet den durch die kirchliche Reaktion, besonders durch den Jesuitismus herbeigeführten Verfall der klassischen Studien und der Poesie; sein verderblicher Einfluß verbreitete sich auch über den größten Teil des 18. Jahrh., in dessen zweiter Hälfte sich erst ein neuer Umschwung in der Entwickelung der nationalen Litteratur der Italiener vorbereitete. Doch erwachten trotz aller Hindernisse, welche kirchliche Verfolgung in den Weg legte, die Naturwissenschaften und wiesen bereits im Anfange dieses Zeitabschnitts eine Reihe bedeutender Vertreter auf. Gelehrte Vereine bildeten sich, wie die Lincei zu Rom schon 1605, welche zwar mehr als einmal wieder eingingen, endlich aber neuerdings durch Pius IX. wieder ins Leben gerufen wurden. Noch bedeutender trat die Accademia del Cimento in Rom auf, freilich um nach kurzer Blüte wieder zu verstummen. Unter den Männern, die sich um die Astronomie und die Naturwissenschaften überhaupt unsterbliche Verdienste erwarben, nimmt den ersten Platz Galileo Galilei ein. Neben ihm stehen seine Schüler Vincenzo Viviani und Evangelista Torricelli, di Cassini, Vater, Sohn und Enkel; die Astronomen Giambattista Riccioli und Francesco Grimaldi; die Naturforscher Marcello Malpighi, Lorenzo Bellini und vor allen der Arzt und Dichter Francesco Redi aus Arezzo (gest. 1698), Hauptverfasser des berühmten Dithyrambus «Baco in Toscana». Auch die philos. Wissenschaften haben eine Zahl ausgezeichneter Männer aufzuweisen, z. B. den unglücklichen Tommaso Campanella (gest. 1639), welcher interessante «Poesie filosofiche» hinterließ. Der neuern Zeit näher steht Giambattista Vico (gest. 1744), dessen «Principj di scienza nuova» Epoche machten. Die Geschichte fand zwar trotz der Ungunst der Zeiten viele Bearbeiter, aber darunter nur wenige, welche Selbsterlebtes schilderten. Zu diesen kann man noch rechnen Arrigo Caterino Davila (ermordet 1631), welcher «Delle guerre civili di Francia» schrieb. Ebenso verfaßte Guido Bentivoglio (gest. 1644) die «Storia delle guerre di Fiandra» so treu, als sein Standpunkt es erlaubte. Die übrigen Geschichtswerke dieses Zeitraums sind ohne Ausnahme nur die Früchte gelehrter Forschung und Sammlerfleißes. Daher gehören die lat. Schriften des Jesuiten Famiano Strada (gest. 1649), die Geschichte Neapels von Francesco Capecelatro (gest. 1670), Venedigs von Battista Nani (gest. 1678), die Geschichte seiner Zeit von Pietro Giov. Capriata aus Genua und die zahlreichen, aber ungründlichen Arbeiten des Gregorio Leti. Unter den spätern Geschichtschreibern verdient Erwähnung Pietro Giannone (gest. 1748), dessen großes Werk die «Storia civile del regno di Napoli» ist. Als bedeutende Sammler treten in diesem Zeitraume hervor: Lodovico Ant. Muratori (gest. 1750), dessen zahlreiche Werke größtenteils lateinisch geschrieben sind, und der Marchese Scipione Maffei (gest. 1755). Auf dem Gebiet der Kirchengeschichte ist ein höchst ausgezeichnetes Werk zu nennen, die «Geschichte des Tridentinischen Konzils» von dem Venetianer Fra Paolo Sarpi (gest. 1623). Die Kunstgeschichte wurde sowohl in zusammenhängender Darstellung als in einzelnen Untersuchungen vielfältig bearbeitet. So sind von ältern zu erwähnen: Filippo Baldinucci (gest. 1696), der den Vasari zu vervollständigen und zu berichtigen suchte, Carlo Dati (gest. 1675) und die Lebensbeschreibungen vieler Künstler von Giovanni Baglione. Am eifrigsten erwiesen sich die Italiener in der Bearbeitung ihrer eigenen Litteraturgeschichte, für welche in diesem Zeitraume, außer den ältern Rossi und Cinelli (gest. 1706), Fontanini, Gimma, Crescimbeni, Quadrio, Mazucchelli (gest. 1768), vor allen Tiraboschi thätig waren.

Am deutlichsten zeigt sich der Verfall der ital. Nationallitteratur bei den Dichtern dieser Periode. Der verdorbene Geschmack, welchem bereits Guarini in seinem «Pastor fido», der dem ganzen 17. Jahrh. als eins der größten Meisterwerke der Dichtkunst galt, gehuldigt hatte, gelangte jetzt durch Giambattista Marini (gest. 1625) zu völliger Entwickelung und mustergültiger Herrschaft. Derselbe steht an der Spitze aller ital. Dichter des 17. Jahrh. Obgleich mit ihren Mängeln behaftet, erhebt er sich doch durch Phantasie und melodische Fülle des Ausdrucks hoch über den bei weitem größten Teil der andern und drückt der ganzen poetischen Litteratur der Folgezeit ihren eigentümlichen Charakter auf. Seine beiden tonangebenden Hauptwerke sind «La strage degli innocenti» und «Adone», ersteres christl.-kath. Natur, letzteres antik-mytholog. Inhalts. Besonders die letztere halb epische, halb idyllische Dichtung mit ihren Schlüpfrigkeiten, Wortspielen, Antithesen, Metaphern und Gleichnissen wurde das Vorbild einer großen Anzahl tändelnder und schwulstiger Nachahmer (Marinisten), unter denen Claudio Achillini und Girolamo Preti das Äußerste von Unsinn und Geschmacklosigkeit erreichten. Auch als Lyriker übte Marini, obgleich er selbst besonders im Sonett noch immer für seine Zeit Vorzügliches leistete, einen sehr nachteiligen Einfluß, insofern er der erste ital. Dichter von Talent und Ruf war, der die reine, käufliche Gelegenheitspoesie pflegte und die Spielarten derselben, das Lob-, Hochzeits- und Leichengedicht (Panegirici, Lodi, Epitalamj und Lagrime) als gleichberechtigt mit der freien Kunstschöpfung im Reiche der Dichtkunst einbürgerte. Die Kriecherei

ſeiner Lobgedichte, die Frivolität ſeiner Lodi wurde von ſeinen Schülern nur noch überboten. Während die Werke der Mariniſten längſt verſchollen, haben die einiger anderer Dichter dieſer Periode, die ſich entweder ganz oder wenigſtens teilweiſe von dem Marinismus fern hielten, ihren Ruf bis auf die Gegenwart bewahrt. Dahin gehört vor allem das komiſche Heldengedicht «La secchia rapita» von Aleſſandro Taſſoni (geſt. 1635), unſtreitig das bedeutendſte ital. Dichtwerk des ganzen Jahrhunderts. Unter den zahlreichen komiſchen und parodierenden Heldengedichten, welche jene Zeit hervorbrachte, verdienen nur noch «Lo scherno degli Dei» von Francesco Bracciolini (geſt. 1645) und «Il malmantile racquistato» von Lorenzo Lippi (geſt. 1664) Erwähnung. Auf dem Gebiete der Satire zeichneten ſich außer Trajano Boccalini (geſt. 1613) nur zwei Dichter aus: der Landſchaftsmaler Salvatore Roſa (geſt. 1673), deſſen ſtreng moraliſche Satiren, wie es ſcheint, aus Improviſationen hervorgegangen waren, und Benedetto Menzini (geſt. 1708) aus Florenz, der ſich auch als Lyriker und Didaktiker verſuchte. Die meiſten Lyriker des 17. Jahrh. waren nur Gelegenheitsdichter. Doch ſchlugen einzelne mehr oder minder ſelbſtändige Pfade ein. Dahin gehört vor allen Gabriello Chiabrera aus Savona (geſt. 1637), der ſich in allen Gattungen der Poeſie verſuchte, aber in der Lyrik ſich von der Nachahmung Petrarcas, des bisher faſt ausſchließlichen Vorbildes dieſer Gattung von Poeſie, losſagte und vorzugsweiſe Pindar und Anakreon, jenen für ſeine heroiſchen Canzonen, dieſen für ſeine Liebeslieder, in freier Nachahmung und eigene neue Formen ſchaffend, zum Muſter nahm. Während er die Weichlichkeit ſeiner mariniſtiſchen Zeitgenoſſen vermeidet, verfällt er indes in Schwulſt und hochtrabendes Pathos. Seine Schüler, die Pindariſten, erhoben ſich nicht über die Nachahmung des Meiſters, bildeten aber doch immer eine Art von Gegengewicht gegen den Marinismus. Neben Chiabrera ſchlug unter den Lyrikern von Bedeutung noch Fulvio Teſti aus Modena (geſt. 1646), der das Vorbild zu ſeinen Canzonen in Horaz fand, einen ſelbſtändigen Weg ein.

Eine lebendigere Bewegung zeigte ſich in der Lyrik im letzten Viertel des Jahrhunderts, als der Marinismus hinzuſterben begann. Die Bewegung knüpft ſich vorzugsweiſe an die Namen Francesco Fedi aus Arezzo (geſt. 1698), den berühmten Naturforſcher und Sprachkenner, Francesco Filicaja aus Florenz (geſt. 1707) und Aleſſandro Guidi aus Pavia (geſt. 1712), von denen die beiden erſten den Blick wieder auf die klaſſiſche Vergangenheit der ital. Lyrik zurückwandten, während Guidi das Streben Chiabreras, ſeiner Nation einen Pindar zu ſchaffen, von neuem aufnahm. So wurde eine neue Geſchmacksrichtung vorbereitet, welche von Rom, das insbeſondere durch die Königin Chriſtine von Schweden zu einem Mittelpunkt der litterariſch-poetiſchen Thätigkeit erhoben worden war, ſich raſch über ganz Italien verbreitete und ebenſo, wie bisher der Marinismus, ihren Einfluß auch auf Frankreich und Deutſchland erſtreckte. Getragen wurde dieſelbe durch die 1690 von Crescimbeni und Gravina geſtiftete Akademie der Arcadia, welche, im Gegenſatze zu dem ausgearteten Marinismus und dem hohlen, pathetiſchen Pindarismus, eine natürlichere Richtung anſtrebte, aber nur eine neue Modepoeſie in idylliſchem Gewande ſchuf, die ſechs Jahrzehnte hindurch, mit Ausnahme des Dramas, die belletriſtiſche Litteratur beherrſchte. Die Arcadier ſtellten auch eine Theorie des Geſchmacks auf, und zwar verfaßte Menzini eine Poetik, während Muratori die Grundzüge der Äſthetik aufſtellte. Die erſten Dichter dieſer neuen Richtung neigen noch vielfach zum Marinismus oder Pindarismus hin. In ihrer ganzen Eigentümlichkeit zeigt ſie ſich zuerſt bei dem talentvollen Innocenzo Frugoni aus Genua (geſt. 1768). Die namhafteſten unter den Arcadiern ſind Euſtachio Manfredi (geſt. 1738), der die petrarkiſche Canzone in voller Reinheit wiederherſtellte, Giambattiſta Zappi (geſt. 1719), der im Sonett Vorzügliches leiſtete, und Francesco Lemene aus Lodi (geſt. 1704), der beſonders das Madrigal, nach dem Vorbilde des Taſſo, pflegte. Ein eigentümliches Streben als Lyriker zeigte gegen Ende des Zeitraums der Römer Paolo Rolli (geſt. 1767), welcher die Italiener nicht nur mit der Litteratur der Engländer (Milton) bekannt machte, ſondern auch Horaz, die röm. Elegiker und Anakreon nicht ohne Grazie nachahmte.

Bei der Vorherrſchaft, welche in dieſer ganzen Periode die Lyrik behauptete, traten die übrigen Gattungen der Poeſie in den Hintergrund. Auf epiſchem Gebiet iſt, außer den bereits erwähnten komiſchen Heldengedichten, der «Ricciardetto» des Nicolo Forteguerri das Intereſſanteſte. Faſt nur dem Litterarhiſtoriker noch bekannt ſind der «Mondo nuovo» von Tommaſo Stigliani und der «Mondo creato» von Gaſparo Murtola aus dem Anfange des 17. Jahrh. Bedeutender iſt «Il conquisto di Granata» von Girolamo Graziani (geſt. 1675). Viel ſchwächer ſind «Boemondo» von Scumproni und das «Imperio vendicato» von Ant. Carraccio. Manches Eigentümliche zeigen der «Adamo» von Tommaſo Campailla und die «Visioni sacre e morali» von Alfonſo Varano (geſt. 1788). Die Novelle, früher eine ſo beliebte Dichtgattung der Italiener, tritt im 17. Jahrh. ganz in den Hintergrund. Bei dem immer ſteigenden Intereſſe an der Oper konnte das Drama zu keiner Bedeutung gelangen. Zur Zeit der Herrſchaft des Marinismus wurde die komiſche und tragiſche Bühne vorzugsweiſe von geſchmackloſen Nachahmungen und Überſetzungen ſpan. Stücke eingenommen. Ganz vergeſſen ſind die Tragödien des Giovanni Delfino und des Antonio Carraccio, und erſt gegen das Ende des Jahrhunderts und ſpäter, wo man mit dem franz. Theater bekannt wurde, verſuchten es einige, in dieſer Art zu dichten. Der Berühmteſte zu ſeiner Zeit war Pier Jacopo Martelli (geſt. 1727), welcher ſich ſogar eines dem franz. Alexandriner nachgebildeten und nach ihm martellianiſch genannten Verſes bediente, der indes bald, wenigſtens im Tragiſchen, gänzlich aufgegeben wurde. Rühmliche Erwähnung verdient dagegen die «Merope» des Scipione Maffei. Neben dieſem Stück ſind nur noch die Tragödien des Mathematikers Antonio Conti (geſt. 1749) zu nennen, während die Werke des Pietro Chiari längſt der Vergeſſenheit anheimgefallen ſind. Dagegen ergötzte die Commedia dell' arte noch immer das Volk, und Flaminio Scala (geſt. 1620) und Tiberio Fiorillo (geſt. 1694), zu denen man noch den Maler Salvator Roſa zählen kann, erwarben ſich großen Beifall. Mehrere talentvolle Dichter, wie Giambattiſta della Porta, der Herzog von Sermoneta, Filippo Gaetano,

Digitized by Google

Scipione Errico u.a., arbeiteten vorzüglich in Neapel mit Glück für das Theater. Girolamo Giglio (gest. 1722) kopierte jedoch nur Racine und Molière. Die Oper erhielt ihre dramatische Ausbildung am Ende des 17. Jahrh. durch Apostolo Zeno (gest. 1750), der auch Oratorien dichtete, und durch den musikalischen Lyriker Pietro Trapassi, genannt Metastasio (gest. 1782).

Fünfte Periode. Bereits um die Mitte des 18. Jahrh. begann sich eine vollständige Umwälzung für die nationale Litteratur der Italiener einzuleiten, die von einem Aufschwung des öffentlichen Lebens ebensowohl vorbereitet als begleitet war. Das Studium des klassischen Altertums wurde zu neuem Leben erweckt, und die Verehrung und Nacheiferung Dantes drängte die Vorliebe für Petrarca zurück. Außerdem begannen auch die engl. und deutsche Litteratur ihren Einfluß zu üben. Dazu trat noch der sich entwickelnde Journalismus als mächtiges Förderungsmittel der Produktion. Der bedeutendste Name im Anfange dieser Bewegung ist Gasparo Gozzi (gest. 1786), der sowohl durch eigene Schöpfungen in Prosa und Poesie wie auch als Journalist und Kritiker dort neue Bahnen brach, hier als Vorbild wirkte. Bereits 1758 verteidigte er mit glänzendem Erfolge Dante gegen die Angriffe des Arcadiers Saverio Bettinelli und brachte der herrschenden Geschmacksrichtung eine entscheidende Niederlage bei. Von England her empfing er die Anregung zu seinem Wochenblatt «Osservatore periodico» (1761). In seinen eigenen Dichtungen bekundet er, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, einen ihm eigentümlichen sittlichen Adel. Neben Gozzi wirkte nicht minder erfolgreich Giuseppe Baretti (gest. 1789) durch seine Zeitschrift «Frusta letteraria» (seit 1763), in der er den verkehrten Zeitgeschmack angriff. Um dieselbe Zeit (1763) erschien die Übersetzung des Ossian von Melchiore Cesarotti (gest. 1808) und die Dichtung «Il Giorno» von Giuseppe Parini (gest. 1799), welche Werke eine weitgreifende Wirkung übten. Während Ossian der Phantasie des Italieners eine neue ideale, den ursprünglichen Adel der Menschennatur in ungeschwächter Kraft offenbarende Welt eröffnete, führte Parini mit dem genannten Werke die Dichtung zur Natur zurück. Mit den Oden Parinis beginnt eine neue Aera für die Lyrik, welche jedoch jetzt in demselben Maße, als der arcadische Geschmack die Herrschaft verlor, in eine bescheidenere Stellung zurücktrat. Dagegen wurde die didaktisch-satirische und didaktisch-epische Dichtung nach dem Vorgange der «Sermoni» Gozzis und des «Giorno» Parinis in mancherlei Formen kultiviert. Auch der «Cicerone» des Gian Carlo Passeroni entsprang aus demselben Streben nach sittlicher Kräftigung der Nation. Aurelio Bertola (gest. 1798), der Geßners Idyllen jenseit der Alpen einführte und auch sonst in umfassenderer Art, als bisher geschehen, die deutsche Litteratur in Italien bekannt machte, zeichnete sich als Fabeldichter aus. Von eigentlichen Lehrgedichten sind außer der «Riseide» des Giambattista Spolverini (gest. 1762) noch hervorzuheben: «Stato rustico» von Vincenzo Imperiali und die «Coltivazione de' monti» von Bartol. Lorenzo (gest. 1822), denen später noch die «Bachi di seta» von Betti und die didaktischen Poesien Aricis (gest. 1836) folgten.

Der Umschwung der nationalen Litteratur wurde jedoch erst durch das neue Aufblühen des Dramas, insbesondere der Tragödie, vollendet. Seit [illegible] letzten Jahrzehnten des 17. Jahrh. war die [illegible] ebenso wie die Sitten der höhern Gesellschaft [illegible] die ital. Sprache, ganz dem franz. Einfluß [illegible] fallen. Reformator der komischen Bühne [illegible] Carlo Goldoni, der zwar nicht das Ideal [illegible] Lustspieldichters erreichte, dessen Stücke jedoch [illegible] durchaus nationales Gepräge tragen. Von [illegible] Gegnern beherrschte Carlo Gozzi mit seinen [illegible] chenspielen eine Zeit lang die ital. Bühne. Schöpfer der nationalen ital. Tragödie wurde Vittorio Alfieri, nächst Parini der bedeutendste Dichter [illegible] Zeit. Alfieri, von hoher Vaterlandsliebe und Begeisterung für die untergegangene Größe [illegible] Volks erfüllt, wußte in dem Grade das Interesse der Nation für die Tragödie zu erwecken, daß [illegible] selbe seitdem in der ital. Litteratur eine hervorragende Dichtart geblieben ist. Der talentvolle Nachfolger Parinis und Alfieris war Vincenzo Monti (gest. 1828), in welchem jene Verehrung Dantes, die zur Neugestaltung der ital. Poesie wesentlich mitgewirkt, die bedeutendsten Früchte trug. Zugleich Dramatiker und sinnvoller Lyriker, beherrschte er die poetische Litteratur während der Zeiten der Revolution und des ersten franz. Kaiserreichs. Neben ihm wirkten noch drei bedeutendere Dichter: Ippolito Pindemonte (gest. 1828), Giov. Fantoni, genannt Labindo (gest. 1807), und Ugo Foscolo (gest. 1827), die sich sämtlich als Lyriker besondern Ruhm erwarben. Der einflußreichste unter denselben war unstreitig Foscolo, unter dessen lyrischen Poesien «I sepolcri» allgemeine Bewunderung erregten. Das meiste Aufsehen unter seinen Werken machten jedoch die «Ultime lettere di Jacopo Ortis» (1802), ein in der Komposition [illegible] Goethes «Werther» nachgebildeter, in der Ausführung aber durchaus origineller Roman.

Die geistige Wechselwirkung der Völker, welche zugleich mit der Wiedergeburt des Nationalbewußtseins überall im Gefolge der Napoleonischen Herrschaft auftritt, machte sich alsbald auch in Italien geltend. Es bildete sich ein Kreis jüngerer Dichter, welche, nach Vorgang der deutschen und engl. Romantiker, in das Mittelalter zurückgriffen, dessen litterarische und künstlerische Schätze mit Eifer an das Licht gezogen und bewundert wurden. Es begann bereits im zweiten Jahrzehnt auch in Italien der Kampf zwischen Klassizismus und Romantizismus, welcher im Laufe der Zeit zu Gunsten der Prinzipien des letztern ausschlug. Der künstlerisch Bedeutendste hat diese neue Schule auf dem Gebiete der Tragödie geleistet. In der lyrischen und epischen Poesie und in den Mischformen beider, die man nach deutschen und engl. Vorbildern behandelte (Romanze, Ballade, lyrisch-epische Erzählung), zeigt sich zwar der Romantizismus am getreuesten und eigentümlichsten, aber seine Schöpfungen auf diesen Gebieten haben mit wenigen Ausnahmen nur geringen Kunstwert. Dagegen wurde die ital. Litteratur durch die Romantiker mit einer ganz neuen Litteraturgattung, dem vaterländischen geschichtlichen Roman, bereichert. Das Vorbild für diesen wurden die berühmten «I promessi sposi» (1827) des Alessandro Manzoni, des Hauptes der neuen Schule, der sich auch als Lyriker ausgezeichnet und im dramatischen Fach durch seine beiden wahrhaft histor. Tragödien «Il conte di Carmagnola» und «Adelchi» eine neue Bahn gebrochen hat. Etwas später trat der Graf Giacomo

Leopardi auf, welcher zwar aus der romantischen Schule hervorging, aber sich doch in seinen «Canti» als ein klassischer Dichter im wahren Sinne des Wortes bewährt. Manzoni und Leopardi sind die Ausgangspunkte für die meisten Dichter der jüngsten Litteraturepoche geworden. Zunächst an Leopardi schließen sich an Marchetti, Alessandro Poerio, Terenzio Mamiani, die Dichterin Ferrucci; mehr der Richtung Manzonis folgen Giovanni Berchet, Tommaso Grossi, Niccolo Tommaseo, Prati, Torti, Sestini u. a. Eine jüngere Dichtergruppe, keiner jener beiden Richtungen ausschließlich huldigend, hat sich in Oberitalien durch Aleardo Aleardi, Giulio Carcano, Scolari, Bellini, in Mittelitalien durch Carducci gebildet. Die neue Dichterschule, die zu Rom in jüngster Zeit um den Fürsten Torlonia entstand, knüpft an Leopardi an, folgt aber auch vielfach deutschen und engl. Vorbildern. Andere beliebte Lyriker der neuern Zeit sind Romani, Carrer, Arici, Dall' Ongaro, Rossetti, Bazzoni, Imbriani, Prati, Parzanese, Guadagnoli u. s. w. Die polit. und satirischen Poesien Giuseppe Giustis (gest. 1850), unstreitig des genialsten ital. Dichters der neuesten Zeit, übten auf den Geist und die polit. Bestrebungen der ital. Nation den größten Einfluß aus.

Das dramatische Fach im besondern anlangend, so sind in der Tragödie als die bedeutendsten Nachfolger Manzonis besonders hervorzuheben Giovanni Battista Niccolini (gest. 1861), für dessen vorzüglichstes Stück «Arnaldo da Brescia» gilt, und Silvio Pellico (gest. 1854), unter dessen Tragödien «Francesca da Rimini» den meisten Beifall fand. Andere Tragödiendichter sind Carlo Marenco, De Cristoforis, Rossini, Ventignano, Campagna u. s. w. Daneben wurde mit Erfolg auch das eigentliche Drama von Giacinto Battaglia, Giacometti, Gualtieri, Fortis, Balbo, De Virgilii angebaut. Besonders seit etwa 1850 entwickelte sich auf der ital. Bühne ein regeres Leben, indem teils engl. und deutsche Stücke mehr und mehr Eingang fanden, teils ausgesetzte Preise und andere Maßnahmen jüngere Talente zu dramatischen Versuchen anregten. Namentlich fanden die Stücke von Giuf. Revere und Dall' Ongaro, in Neapel die von Tommaso Arabia großen Beifall. Als Dichter von Operntexten trug Felice Romani viel zu den Erfolgen bei, welche die Komponisten Bellini und Donizetti mit ihren Werken errangen. Neben Romani verdienen Pepoli, Cammarano und Ferretti genannt zu werden. Der berühmteste Lustspieldichter der neuern Zeit ist Alberto Nota (gest. 1847), neben welchem nur noch Gherardi del Testa, Paolo Ferrari, Giancarlo Cosenza, Paolo Giacometti, ferner Bon und Fambri zu nennen sind. Den vaterländischen histor. Roman nach Vorgang Manzonis pflegten Massimo d'Azeglio, Cesare Cantù, Tommaso Grossi, Guerrazzi, Bazzoni, Rosini, Varese, Carcano, Bresciani, Vittorio Versezio, Corelli, Ranieri, Tommaseo, Fanfani, Tigri, Barrili, Castelnuovo, Farina u. s. w. Als Vertreter der sonst so beliebten Novelle sind neben Cesare Balbo noch Pietro Thouar, Giulio Carcano, Tullio Dandolo, Dall' Ongaro, Versezio, Ghislanzoni und Verga hervorzuheben. Auch lieferten mehrere Frauen anmutige Novellen. Die sentimentale Erzählung hat in De Amicis ihren besten Vertreter gefunden.

Die wissenschaftliche Geschichtschreibung begann zwar seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ebenfalls ihre Entwickelung, wurde aber durch das Mißtrauen des weltlichen und geistlichen Absolutismus sehr gehindert. Zur Blüte gelangte sie erst seit dem polit. Umschwunge, der zunächst in Piemont und dann in den Geschicken der ganzen Halbinsel eintrat. Namentlich war es die Geschichte des Vaterlandes, die von vielen Italienern ebenso gründlich als geistvoll, wenn auch öfters unter dem Einflusse bestimmter polit. oder kirchlicher Tendenzen bearbeitet wurde. In frühere Zeit gehören, außer den Arbeiten Deninas (gest. 1813), besonders die geschichtlichen Werke von Carlo Botta (gest. 1837) und die neuere Geschichte Neapels von Pietro Colletta (gest. 1831). Die erste allgemeine Weltgeschichte erhielten die Italiener durch Cesare Cantù. Die Geschichte Italiens im allgemeinen wurde meist mit Rücksicht auf die Einheitsidee bearbeitet, wie von Zeni, Cesare Balbo, Borghi, Cantù, La Farina u. a. Muratoris «Annalen» fanden ihren Fortsetzer in Coppi. Vorzügliche Arbeiten über die früheste Geschichte der Halbinsel lieferten Micali, Garzetti, Mazzoldi, Vannucci, Ranieri, über das Mittelalter Troya, Baudi di Vesme, Michele Amari, Tosti, Giuseppe de Cesare und viele andere. Die Geschichte der neuen und neuesten Zeit behandelten Farini, Gualterio, La Farina, Ranalli, Anelli, Montanelli, Carutti, Pepe, Bianchi u. s. w. In der kriegsgeschichtlichen Litteratur nehmen die Werke von Ercole Ricotti und Mariano d'Ayala eine hervorragende Stellung ein. Unter den zahlreichen Arbeiten über die Geschichte einzelner Staaten, Landschaften und Städte sind von anerkanntem Werte die neuern Geschichtswerke über Sicilien von Amari, Palmieri, Alessi, über Venedig von Romanin, über Piemont und Zubehör von Cibrario, Sclopis, Gallenga, Nicomede Bianchi, über Genua von Canale, Serra, Varese, über die Lombardei von Cesare Cantù, über Lucca von Mazzarosa, über Florenz von Gino Capponi, über Pavia von Carlo Magenta und viele andere. Kirchengeschichtliche Arbeiten schrieben Salzano, Tosti, Capecelatro, Bianchi Giovini, Anelli. Die Geschichte der nationalen Kunst schrieben, außer Lanzi, besonders Rosini, Cicognara, Ranalli, Marchese, Guasti, Selvatico; die der Litteratur Corniani, Ugoni, Maffei, Cimorelli, Emiliani-Giudici, Cereseto, Ambrosoli, Sanfilippo, Cantù, Settembrini, De Sanctis, Bartoli, Finzi u. s. w. Als Organ für die histor. Forschung wurde 1842 zu Florenz das «Archivio storico italiano» von Vieusseux begründet; auch traten seitdem histor. Kommissionen und Vereine zu Turin, Parma, Bologna, Modena, Florenz, Genua und anderwärts zusammen. Unter den histor.-polit. Schriften haben besonders die von Massimo d'Azeglio, Balbo, Gioberti und Mazzini einen mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Gestaltung der Dinge geübt. Auf rechtsphilos. Gebiete erlangten die Werke von Filangieri (gest. 1788) über die Gesetzgebung und von Beccaria (gest. 1793) über Verbrechen und Strafen nachhaltige Bedeutung. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts war die Philosophie besonders durch Romagnosi vertreten. In enger Verbindung mit den polit. und kirchlichen Idealen, welche die verschiedenen Parteien zu verwirklichen strebten, standen die philos. Systeme und Arbeiten von Galuppi, Rosmini, Gioberti, Mancino, Mamiani, Ferrari u. a. In jüngster Zeit wandte man sich mit Vorliebe und großem Erfolge dem Studium

Digitized by Google

der neuern deutschen Systeme, insbesondere der Hegelschen Philosophie zu. Vgl. Mariano, «La philosophie contemporaine en Italie» (Par. 1868); Ferri, «Essai sur l'histoire de la philosophie en Italie au 19e siècle» (2 Bde., Par. 1869). Auch auf den übrigen Gebieten der Wissenschaft, wie namentlich der Mathematik, Astronomie und Physik, der Anatomie und Physiologie, der Naturgeschichte, der Bauwissenschaft, ferner der Jurisprudenz, Nationalökonomie und Pädagogik, ist Italien, seit sich der Staat mehr von dem kirchlichen Einflusse emancipierte, rasch vorwärts geschritten. Auf die Wiederbelebung der Altertums- und Sprachstudien sind neuerdings die Arbeiten der Deutschen von nicht geringer Einwirkung gewesen. Unter den klassischen Philologen haben sich Facciolati, Forcellini, Fea, Angelo Mai, Vallauri, Grosso, unter den Archäologen Inghirami, Borghesi, Avellino, Minervini, Cavedoni, Spano, Graf Rossi (altchristl. Kunst), als Ägyptologen Rosellini und Peyron, als Orientalisten Castiglioni und Amari einen europ. Ruf erworben. Das Studium des Sanskrit wurde in Italien durch Gorresio und Flecchia begründet. Ausgezeichnete Linguisten sind Biondelli und Ascoli. Um die eigene Sprache haben sich Cesari, Giordani, Parenti, Monti, Perticari, Gherardini, Nannucci, Tommaseo, Puoti, Carena, Fanfani verdient gemacht. Neuerdings wandten sich mehrere jüngere Kräfte, wie D'Ancona, Teza, Zambrini, Rajna, D'Ovidio, Renier, Graf, Caix u. a. der wissenschaftlichen Bearbeitung der ältern ital. Sprachdenkmäler, andere der Sammlung von Volksliedern, Sagen u. s. w., sowie der Dialektforschung zu.

Von den Arbeiten über ital. Litteraturgeschichte sind, außer den zahlreichen Schriften über die Geschichte der Litteratur und der Gelehrten einzelner Provinzen und Städte, namentlich folgende hervorzuheben: Crescimbeni, «Storia della volgar poesia» (6 Bde., Rom 1698; Vened. 1731); Quadrio, «Storia e ragione d'ogni poesia» (7 Bde., Bologna 1739; Mail. 1741—52); Mazzucchelli, «Gli scrittori d'Italia» (Bd. 1—6, Brescia 1753—63), in alphabetischer Ordnung, aber nur die beiden ersten Buchstaben umfassend; Tiraboschi, «Storia della letteratura italiana» (14 Bde., Modena 1772—83; 16 Bde., 1787—94; 12 Bde., Rom 1785; 16 Bde., Mail. 1822—26 u. öfter), an den sich fast alle spätern Arbeiten anlehnen, und der an Lombardi in der «Storia della letteratura italiana nel secolo XVIII» (4 Bde., Modena 1827—30) und Levati in dem «Saggio sulla storia della letteratura italiana ne' primi 25 anni del secolo XIX» (Mail. 1831) Fortsetzer fand; Corniani, «Secoli della letteratura italiana» (9 Bde., Brescia 1818—19; fortgesetzt von Ticozzi, 2 Bde., Mail. 1832—33); Ugoni, «Della letteratura italiana» (3 Bde., Brescia 1820—22 u. öfter); Maffei, «Storia della letteratura italiana» (2. Aufl., 4 Bde., Mail. 1834); Emiliani-Giudici, «Storia della letteratura italiana» (2. Aufl., 2 Bde., Flor. 1855); Rovani, «Storia delle lettere e belle arti in Italia» (3 Bde., Mail. 1856—58); Ambrosoli, «Manuale della letteratura italiana» (2. Aufl., 4 Bde., Flor. 1864); Sanfilippo, «Storia della letteratura italiana» (3 Bde., Palermo 1863); Settembrini, «Lezioni di letteratura italiana» (3 Bde., Neap. 1869—72); De Sanctis, «Storia della letteratura italiana» (2 Bde., Neap. 1870—71); am gründlichsten die «Storia letteraria d'Italia scritta da una società di amici sotto la direzione di Pasquale Villari» (5 Bde., Mail. 1870 fg.) und Bartoli, «Storia della letteratura italiana» (Bd. 1—7, Flor. 1878—[illegible]; deutsch durch von Reinhardstöttner, Bd. 1, Lpz. 1880. Rour, «Histoire de la littérature contemporaine en Italie» (Par. 1874); L. von Ranke, «Zur Geschichte der ital. Poesie» (Berl. 1837); Ruth, «Geschichte der ital. Poesie» (2 Bde., Lpz. 1844—47. Cereseto, «Storia della poesia in Italia» (3 Bde., Mail. 1857); Ebert, «Handbuch der ital. Nationallitteratur» (Marb. 1863); Wolf, «Die ital. Nationallitteratur» (Berl. 1860); Klein, «Geschichte des ital. Dramas» (4 Bde., Lpz. 1866—69); Koerting, «Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaissance» (Bd. 1—3, Lpz. 1878—[illegible]. Die besten ital. Zeitschriften, welche ein periodisches Bild der Bewegung auf litterar. Gebiete geben, sind die «Rivista Europea» (Flor.) und «La nuova antologia» (Rom); vorzüglich aber das von Graf, Novati und Renier herausgegebene «Giornale storico della letteratura italiana» (Turin).

Italienische Malerei, s. unter Italienische Kunst.

Italienische Musik. Unter den eigentlich musikalischen Völkern ist das italienische das älteste und zugleich dasjenige, welches uns die Musik des Altertums auf lebendige Weise übermittelt hat. Als die erste folgenreiche Bildung, die der antiken Musik als etwas Neues gegenübertrat, muß die Singschule angesehen werden, in welcher unter Leitung der Bischöfe von Rom die christl. Liturgie eine feste und kunstmäßige musikalische Gestalt erhielt. Diese röm. Sängerschule hatte schon Jahrhunderte bestanden, als Papst Gregor d. Gr. um 600 die kirchlichen Melodien neu ordnete, reinigte, mehrte und in einem Antiphonar sammelte, welches das Grundbuch für das ganze Abendland wurde. Sänger aus der päpstl. Schule gingen in den nächsten Jahrhunderten in die westl. und nördl. Länder, wo der ausgestreute Same bald über Erwarten gedieh. Der Kern der Melodien Gregors d. Gr. hat sich als sog. Gregorianischer Gesang in der Kunst wie in der kirchlichen Liturgie bis auf den heutigen Tag erhalten und muß als unzerstörbar angesehen werden. In diesem Gesange sind die Melodien nach hebräische und der Form nach griech. Elemente enthalten. Der große Tonlehrer Guido von Arezzo im 10. Jahrh. vervollständigte Gregors Werk, indem er Methoden erfann, welche das bisher schwierige musikalische Studium erleichterten.

Bis dahin war Italien der Lehrer und Leiter der gesamten Kunstmusik. Vom 11. Jahrh. an trat es etwas zurück, während in England, Frankreich und Deutschland die Mehrstimmigkeit erfunden und die Instrumentalmusik vervollkommnet wurde. Die ital. Musik bewahrte sich die Reinheit des Kunstgesanges, in welcher sie von jeher alle Nationen übertraf, und pflegte mit Vorliebe die feinern musikalischen Instrumente, erlangte aber erst gegen Ende des 15. Jahrh. wieder eine tonangebende Bedeutung. Um 1500 erfand Petrucci in Venedig den Musikdruck mit beweglichen Typen, wodurch dieser Ort länger als ein Jahrhundert hindurch das Centrum der Musikverbreitung wurde. Die größten Komponisten und Sänger Europas zogen nach Italien, hauptsächlich nach Rom, um in päpstl. Dienste zu kommen, und endlich erstand in Giovanni Palestrina derjenige Meister, in welchem die kirchliche Kunstmusik kulminierte. Seine Kompositionsweise

ist als «Palestrinalstil» ein ebenso dauerhaftes Gebilde geworden, wie der «Gregorianische Gesang», dessen vollendetste künstlerische Verkörperung in ihm erblickt werden muß.

Die ital. Musik stand jetzt abermals an der Spitze der Bewegung. Sämtliche Formen der damaligen Tonkunst wurden von ihr teils vollendet, teils neu geschaffen. Vollendetes lieferte Palestrinas Zeitgenosse Marenzio im Madrigal, und Neues schuf dieselbe Zeit gegen Ende des 16. Jahrh. durch eine besonders von Florenz ausgehende Bewegung, welche die Oper und das Oratorium ins Leben rief. Diese folgenreiche Neuerung hat nach und nach die gesamte europ. Tonkunst von Grund aus umgestaltet; freilich ist es der ital. Musik nicht beschieden gewesen, das, was sie hier erfand und zuerst ausbildete, auch bis zur wirklichen Vollendung zu führen. Aber noch im ganzen 17. Jahrh. herrschte sie im Reiche der Tonkunst unumschränkt. Monteverde und Cavalli gaben mit ihren Opern Vorbilder für alle Länder, und Carissimi führte gleichzeitig das Oratorium zu einer Höhe, welche keiner seiner Zeitgenossen wetteifernd zu erklimmen wagte und erst 100 Jahre später von Händel auf einem vollkommenern Wege wieder erreicht wurde. Neben Carissimi wirkte der große Orgel- und Fugenmeister Frescobaldi, welcher für das Spiel seines Instruments eine ebenso gesetzgeberische Bedeutung erlangte, wie einige Jahrzehnte später Corelli für das der Violine. Dabei hatte das fast unersättliche Verlangen nach schönem Gesang selbst eine widernatürliche Befriedigung nicht gescheut, und ital. Castraten waren an allen Höfen, auf allen Operntheatern in Europa zu finden.

Als dann gegen Ende des 17. Jahrh. sowohl in Frankreich wie in Deutschland und England nationale Kräfte von außerordentlicher Begabung sich regten, um dem Italienischen das Feld streitig zu machen, war es Al. Scarlatti, welcher der Oper einen nachhaltigen Impuls gab und damit die Superiorität der ital. Musik aufs neue herstellte. Die Musikschulen, Konservatorien genannt, welche in Italien allenthalben errichtet wurden, viel früher als in andern Ländern, bildeten vorzügliche Musiker in Masse aus, besonders Komponisten, Sänger, Violinisten und Cembalisten (Klavierspieler). Insbesondere wurde die neapolitanische, durch Scarlatti gegründete Schule wichtig, da sie im ganzen 18. Jahrh. den Ton angab, nicht nur in der Oper, sondern auch in der Kirchen- und Konzertmusik. So allgemein und unbestritten schien damals die Herrschaft der ital. Musik in Europa anerkannt zu sein, daß selbst die größten Komponisten der Deutschen (wie Händel, Hasse, Graun, Gluck, Mozart) ihre Opern italienisch schrieben, eine Verherrlichung der ital. Sprache und Musik, deren sich keine andere Kunst rühmen kann. Die siegreiche Beteiligung dieser Ausländer war freilich zugleich ein Beweis der abnehmenden Kraft der geborenen Italiener, obwohl letztere sich eine erstaunliche und originale Produktivität bis auf die Gegenwart zu erhalten wußten. Die Neapolitaner Pergolese und Piccinni gestalteten die neuere Form der komischen Oper (Opera buffa), und viele Gleichbegabte neben und nach ihnen versorgten die Operntheater und Kirchenchöre unablässig mit neuen Werken.

Im 19. Jahrh. sind es besonders zwei Männer, welche die ital. Musik charakterisieren: die erste Hälfte desselben gehörte Rossini, die andere, die Gegenwart, wird von Verdi beherrscht. Weiter als bis auf Rossini reicht das auch nicht zurück, was auf ital. Theatern noch lebendig erhalten ist. Dieses Preisgeben der musikalischen Vergangenheit hat wesentlich zur Verflachung der ital. Musik beigetragen. Dennoch besitzt diese Musik in einer noch immer mustergültigen Gesangskunst, in der energischen Recitation einer schönen Sprache und in einer leichten, mit den einfachsten Mitteln wirksamen Komposition fortwährend so bedeutende Mittel, daß es ihr nicht schwer fallen wird, in der Theater- wie in der Kirchenmusik ihren bisherigen Rang zu behaupten. Nur auf dem Konzertgebiete, d. h. im großen Oratorium und in der selbständigen Instrumentalkunst, ist die ital. Musik zurückgeblieben. Unvollkommene Versuche, das hierin Versäumte nachzuholen, gehören erst der jüngsten Zeit an und haben bisher nur geringen Erfolg gehabt. Es kann nicht nachdrücklich genug gesagt werden, daß die ital. Musik in ihrer eigenen Geschichte das beste Vorbild besitzt, nämlich das 17. Jahrh., in welchem sie in allen drei Hauptgattungen der Musik gleich groß dastand und von allen andern Nationen bewundert und nachgeahmt wurde. (S. Musik.)

Italienische Philosophie. Italien, als das Mutterland der europ. Bildung, hat auch auf den Gang der Philosophie direkt und indirekt die lebhaftesten Einflüsse ausgeübt. Von hier aus verbreiteten sich mit dem Beginn des Mittelalters im Gefolge der kirchlichen Civilisation die Reste der antiken Wissenschaft in Gestalt von Lehrbüchern, Kompilationen und Auszügen über die andern Völker Europas, und auch an den logisch-metaphysischen Untersuchungen des sog. Universalienstreites (s. Scholastik) beteiligte man sich hier um so eifriger, als die kirchliche Macht in Rom diese Gedankenbewegung im Interesse der Glaubenseinheit überwachen zu sollen meinte. Später bildete das sicil. Reich Friedrichs II. eins der hauptsächlichsten Eingangsthore für die arab. Philosophie und das in derselben vorwaltende Studium des Aristoteles, zugleich aber auch für die damit im Zusammenhang stehenden, größtenteils auf den Neuplatonismus zurückweisenden Geheimlehren heterodoxer Mystik. Als dann die Lehre des Aristoteles in die kirchliche Wissenschaft hineingesogen und zur logisch-metaphysischen Form derselben ausgearbeitet wurde, war es ein Italiener, Thomas von Aquino, welcher durch die geschmackvollere und umfassende, das Detail der Einzelwissenschaften durchdringende Ausführung der Gedanken des Deutschen Albert von Bollstädt diesen Prozeß vollendete und damit die christl. Scholastik auf ihren Höhepunkt führte. Sein großartig einheitliches, von der kath. Kirche noch heute für kanonisch erklärtes System fand seine poetische Verklärung in dem größten Werke der ital. Litteratur, in Dantes «Göttlicher Komödie».

Aber schon bei Dante beginnt ein anderes Element wirksam zu werden, durch welches Italien die moderne Geistesbewegung vorbereitete: das Studium des klassischen Altertums. Der Humanismus führte zunächst zu einer Erneuerung des Platonismus, der, hauptsächlich durch Gemistos Plethon, Bessarion und Ficinus vertreten, in der unter Auspizien der Mediceer blühenden Akademie zu Florenz seinen Sitz hatte, meistens aber durch neuplatonisierende Deutungen getrübt wurde. Dieselbe philol.-histor. Richtung brachte auch eine

Digitized by Google

Erneuerung des reinen Aristotelismus mit sich, in der sich Ermolao Barbaro und Leonicus Thomaeus hervorthaten. Doch trat später, namentlich an der Universität Padua, ein lang sich hinspinnender Kampf zweier entgegengesetzter Auffassungen des Aristoteles zu Tage, von denen die eine — besonders durch Pomponatius (1462—1525) ausgebildet — sich im naturalistischen Sinne an dem spätgriech. Kommentator Alexander von Aphrodisias anschloß (daher Alexandristen), die andere, in Andreas Cäsalpinus (1509—1603) gipfelnd, die mystisch-pantheistische Lehre des Averroës (daher Averroisten) acceptierte. Die Polemik, welche der Humanismus im Interesse des litterarischen Geschmacks gegen die formalistische Sterilität der Scholastik führte, hat in Italien namentlich Laurentius Valla begründet.

Im 16. Jahrh. begann auch in der ital. Wissenschaft das humanistische vor dem naturphilos. Interesse zurückzutreten. Jetzt wies Bernh. Telesio auf den Werth sorgfältiger empirischer Forschung hin und stiftete zur Förderung derselben in seiner Vaterstadt die Cosentinische Akademie der Wissenschaften; jetzt prägte Cardanus die pythagoräische Zahlenmystik in eine mit abergläubischen Elementen vielfach versetzte allgemeine Causalitätslehre um; F. Patrizzi entwarf auf neuplatonischer Grundlage, mit Benutzung der neuen Entdeckungen, sein phantastisches Natursystem. In wahrhaft großartiger Weise aber gestaltete Giordano Bruno (verbrannt 1600) die Kopernikanische Lehre durch metaphysische Begriffe des Spätscholastikers Nikolaus Cusanus zu einem tiefsinnigen und gedankenvollen System aus. Alle diese Bestrebungen klärten sich endlich in Galilei ab, der durch methodische Verwertung des Experiments und der mathem. Deduktion zum Begründer der theoretischen Naturwissenschaft wurde. Gleichzeitig gab Th. Campanella den metaphysischen Untersuchungen eine ausführlich erkenntnistheoretische Grundlage und damit eine subjektivistische Wendung, welche, obwohl in unvollkommener Form, die kritische und idealistische Tendenz der modernen Philosophie einleitete.

So gingen von Italien eine große Menge fruchtbarer Gedanken aus, welche in der europ. Philosophie mächtig weiter wirkten und in den übrigen Kulturvölkern zu ihrer wissenschaftlichen Vollendung geführt wurden; die Italiener selbst aber traten mit dem 17. Jahrh., zumeist infolge der zerrissenen und traurigen Zustände der Nation, aus der schöpferischen Bewegung der Philosophie heraus. Nur auf einem beschränkten Gebiete, demjenigen der Geschichtsphilosophie, gab Italien noch einmal im 18. Jahrh. einen bedeutenden Anstoß durch Vico, welcher zuerst dem abstrakten Standpunkte der Naturbetrachtung die lebendige Versenkung in das Leben der Völker entgegenhielt. Im übrigen zeigte Italien im 17. und 18. Jahrh. nur schwache Nachklänge der Bewegungen, die sich in der engl., franz. und deutschen Philosophie abspielten.

Ähnliches gilt von der ital. Philosophie des 19. Jahrh., welche zwar eine große Lebendigkeit des Interesses und eine umfangreiche Mannigfaltigkeit der Richtungen, aber keine bedeutenden, originellen Leistungen aufweist. Zuerst erwachte das philos. Interesse im Gefolge des polit. Liberalismus und im Anschluß an die franz. Philosophie des 18. Jahrh., wie es Genovesi, Beccaria, Filangieri und Romagnosi beweisen. Später zeigte sich der vereinigte Einfluß von Kant, den Schotten und den franz. Spiritualisten hauptsächlich in den Arbeiten von Galluppi. Auch andere deutsche Philosophen gewannen Einfluß, so namentlich Hegel in Männern wie Vera und Spaventa, und in neuester Zeit vielfach Herbart. Daneben läuft, im Zusammenhange mit polit. Bestrebungen, die Tendenz, auf Grund einer platonisierenden Erkenntnistheorie eine den Bedürfnissen des Glaubens entgegenkommende Metaphysik zu gewinnen; diesen «Tomismus» haben hauptsächlich Rosmini-Serbati, Gioberti und Mamiani ausgebildet. Überhaupt tritt, wie bei allen roman. Völkern, auch bei den Italienern die nahe Beziehung der philos. Theorie zu den Problemen des öffentlichen Lebens hervor. Namentlich ist es der Gegensatz des Klerikalismus, den in Gestalt des Thomismus besonders Liberatore vertritt, und der freisinnigen Kritik, wie sie von Männern wie Ferrari und Franchi geübt wird. Den letztern treten neuerdings die Anhänger des Positivismus (s. d.) zur Seite, unter denen Villari, Ardigo, Turbiglio gewannt sein mögen. Den besten Überblick über alle diese sich gegenwärtig bekämpfenden Richtungen gewährt die seit 1870 erscheinende Zeitschrift «La filosofia delle scuole italiane».

Vgl. außer den Werken über die allgemeine Geschichte der Philosophie (am Schluß des Artikels Philosophie) noch: B. Spaventa, «La filosofia italiana dal 16 secolo» (Modena 1860); L. Ferri, «Essai sur l'histoire de la philosophie en Italie au 19e siècle» (Par. 1869); Giovanni, «Storia della filosofia in Sicilia» (2 Bde., Palermo 1873).

Italienische Sprache. Die ital. Sprache ist wie die übrigen roman. Sprachen, nicht unmittelbar aus dem gebildeten klassischen Latein entstanden, sondern vielmehr aus der in den letzten Jahrhunderten des Römischen Reichs mehr und mehr herabgekommenen Sprache des gemeinen Volks, der Lingua Romana rustica. Unter dem zerrüttenden Einfluß der Sprachen der german. Eroberer, welchen noch eine Anzahl aus denselben entlehnter Wörter bekunden, bildete sich jene lat. Volkssprache während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters langsam und allmählich zu dem Italienischen um, welches noch lange den Namen Lateinische oder Römische Sprache führte, im Gegensatz zu der Lingua Francisca und Theotisca, wie man die Sprachen der german. Eroberer nannte. Später entstand dann für die neue Sprache der Name Lingua vulgaris (volgare) im Unterschied von dem Latein, welches als Grammatica oder «Grammatice loqui» bezeichnet wurde. Keineswegs war aber diese neue vulgäre Sprache in allen Teilen Italiens die nämliche, sondern, wie schon in der Römerzeit das Latein vom Volke anders in Asien und anders im nördl. Italien gesprochen wurde, so entstanden auch jetzt eine große Menge verschiedener Mundarten, die gegenwärtig noch allenthalben im Verkehr des gewöhnlichen Lebens, selbst von den höhern Ständen gebraucht werden und teilweise eine nicht geringe litterarische Ausbildung erhalten haben. Dante, im 13. und 14. Jahrh., zählt in seinem Buche «De vulgari eloquio» wenigstens 14 solcher Mundarten auf, welche er sämtlich, ohne die florentinische auszunehmen, für untauglich zu höhern Geisteswerken erklärt; weshalb er denn auch auf eine nirgends heimische, aber allen Gebildeten gemeinsame Hochsprache, die er vulgare illustre, aulicum, curiale,

cardinale nennt, hinweist. Die Geschichte hat seine Ansicht bestätigt, denn die Sprache, die man die Italienische nennt, ist eigentlich an keinem Orte Italiens die eigentliche Volkssprache. Hiernach muß es auch als eine Anmaßung der Florentiner gelten, wenn sie, weil ihre Mundart der Schriftsprache näher steht als irgend eine andere ital. Mundart, verlangen, jene solle nicht Lingua italiana, sondern fiorentina oder höchstens toscana genannt werden. Die heutigen ital. Mundarten erfuhren zwar seit der Zeit Dantes mannigfache Veränderungen, aber die meisten von ihnen behielten die von dem Dichter angegebenen Grundzüge. Zunächst ist der Gegensatz der nördl. und der südl. Mundarten zu bemerken. In der erstern herrschen die Konsonanten, auch in den Endungen der Wörter, und starke Verstümmelungen der ursprünglichen röm. Laute vor, im Süden dagegen der Vokal und vorzüglich die dunkeln Laute u und o. In der Mitte, in Toscana und dem Kirchenstaat, worauf der Einfluß der Fremden verhältnismäßig geringer gewesen, hat die Sprache am meisten röm. Form und Betonung beibehalten. Der Norden von Italien zerfällt wieder in drei deutlich geschiedene Sprachklassen. In der Mitte tritt der german. Einfluß in sprachlichen Rauheiten und Verstümmelungen besonders hervor. Im Osten hat sich in dem dem Meere zugewandten Leben Venedigs eine weichlichere Mundart ausgebildet, welche unter allen italienischen am meisten litterarisch ausgebildet wurde. Im Westen ist der Einfluß des Französischen vorherrschend, weniger im Genuesischen, weit mehr jedoch im Piemontesischen.

Neben diesen Mundarten findet sich schon sehr früh, seit dem 12. Jahrh., wie Dante richtig bemerkt, eine edlere, d. h. den ursprünglichen röm. Formen am nächsten stehende und ebendeshalb bildsamere Sprache, welche zuerst in Sicilien am Hofe Friedrichs II., dann aber auch von den meisten Dichtern in allen Landstrichen Italiens gebraucht wird. Mit dem 14. Jahrh. verschwinden, wenigstens in der Poesie, die Spuren sowohl mundartlicher Verschiedenheit als auch franz. und provençal. Formen und Ausdrücke, die bei den ältesten Schriftstellern noch sehr häufig vorkommen. Die Sprache der Poesie, jetzt eine wahrhaft konventionelle, aber durch den Gebrauch von Jahrhunderten geheiligte, ist vorzüglich von Dante mit vollem Bewußtsein, später von Petrarca und Boccaccio ausgebildet, fixiert worden: diese Sprache ist wesentlich die nämliche geblieben seit den Zeiten Dantes bis auf die Gegenwart. Nicht ganz so verhielt es sich mit der Prosa. Die ältesten Schriftsteller waren auch hier Toscaner oder Florentiner, und unter ihnen nimmt Boccaccio mit Recht den ersten Rang ein; nur daß derselbe, durch das Studium der alten Klassiker verleitet, seiner Sprache eine unnatürliche Fülle und einen schwerfälligen Periodenbau zu geben suchte, welcher lange Zeit die ital. Prosa entstellte und bis in die neueste Zeit Nachahmer fand. Da es Italien bisher an einem Mittelpunkte der nationalen Gesamtbildung fehlte, auch kein Prosaiker so überwiegenden Einfluß zu gewinnen vermochte, daß er allgemein als Muster und Vorbild hätte betrachtet werden können, so geschah es stets, daß bei dem Erscheinen eines bedeutendern Schriftwerks über dessen stilistischen Wert, oft sehr heftig, gestritten wurde. Am verderblichsten hat im 17. und bis über die Mitte des 18. Jahrh. hinaus der Einfluß des Französischen auf die ital. Sprache gewirkt, indem viele Italiener aus Vorliebe für die Franzosen und deren damalige philos. Bildung dahin gelangten, die Eigentümlichkeiten ihrer edeln Sprache zu verleugnen und im Grunde Französisch mit ital. Worten zu schreiben. Erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. und im Anfang des 19. machten ebenso patriotisch gesinnte als gründlich gebildete Männer, wie Monti, Perticari u. a., diesem Unwesen ein Ende. So hat die ital. Sprache sich nicht einer stetigen, gleichförmig fortschreitenden Ausbildung erfreut, wohl aber mehrere Schwankungen des Steigens und Fallens erlebt; wie denn die Zeit Dantes, Petrarcas, das 14. Jahrh., von den Italienern mit Recht das erste Goldene Zeitalter ihrer Sprache, daher il buon secolo, auch wohl il Trecento genannt wird. Nach kurzer Vernachlässigung im 15. Jahrh., wo das Studium der klassischen Sprachen die Teilnahme aller Gebildeten im höchsten Maße in Anspruch nahm, erhob sie sich im 16. durch Ariosto, Guarini, Tasso zu dem höchsten Gipfel formeller Ausbildung, um im 17. und 18. dem verderblichen Einfluß des Gallizismus zu unterliegen und dann wieder einer neuen Regeneration entgegenzugehen. Über die gegenwärtige ital. Schriftsprache vgl. Gelmetti, «La lingua parlata di Firenze e la lingua letteraria d' Italia» (Mail. 1874).

Die Italiener konnten sich bis auf die jüngste Zeit nicht rühmen, die Grammatik ihrer Sprache mit wissenschaftlicher Gründlichkeit bearbeitet zu haben. Der erste, welcher Beobachtungen über die Sprache sammelte, war der Kardinal Bembo, dessen Arbeit, vielleicht schon 1500 begonnen, doch erst 1525 unter dem Titel «Prose» erschien. Nur mehrere kleine, unbedeutende Arbeiten von Fortunio, Liburnio, Marcantonio Flaminio traten noch etwas früher ans Licht. Die «Prose» selbst, in Gesprächsform, sind weder gründlich noch vollständig und halten sich ausschließlich an Boccaccio und Petrarca. Die Bemühungen des Grafen Giangiorgio Trissino, die Orthographie zu regeln und durch neue Schriftzeichen zu fixieren, hatte nach langem Streit nur den Erfolg, die Buchstaben v und j als eigentümliche Konsonanten einzuführen. Von andern grammatischen Arbeiten machten zu ihrer Zeit Epoche und haben einen bleibenden Einfluß geübt: der «Ercolano» des Varchi (Flor. 1570 fg.), dessen Zweck war, die Ansprüche der Florentiner auf Alleinherrschaft in der Sprache geltend zu machen; die «Avvertimenti della lingua» von Salviati (2 Bde., Vened. u. Flor. 1584—86), worin weitschweifig nur von den Buchstaben, vom Nomen und vom Artikel gehandelt wird; «Della lingua toscana» von Buommattei (Flor. 1648), die erste ziemlich vollständige, von der Accademia della Crusca als die ihrige adoptierte und mehrmals herausgegebene Grammatik. Eine reiche Fundgrube von Beobachtungen und Beispielen sind die «Osservazioni della lingua italiana» von Cinonio (Marcantonio Mambelli, Tl. 1, Forlì 1685; Tl. 2, Ferrara 1644; von Lamberti neu herausg., 4 Bde., Mail. 1809—13), worin in alphabetischer Ordnung von dem Verbum und von den Partikeln gehandelt wird. Lehrreich ist die Arbeit von Daniele Bartoli, «Il torto e'l diritto del non si può» (Rom 1665 u. öfter; mit Amentas Zusätzen 2 Bde., Neap. 1717). Die erste systematische, vollständige und mit guten Beispielen ausgestattete Grammatik,

Digitized by Google

aus welcher fast alle Neuern geschöpft haben, sind die «Regole et osservazioni» von Corticelli (Bologna 1745 u. öfter; beste Ausg. von Parenti, Reggio 1826). Fleißige Arbeiten über einzelne Teile der Sprachlehre haben seitdem Mastrofini, «Teoria e prospetto de' verbi italiani» (2 Bde., Rom 1814), Nannucci (seit 1813), Gherardini, Antolini u. a. geliefert. Die meisten neuern Grammatiken von Italienern, wie von Ambrosoli, Ponza, Biagioli, Valentini, Robello, Troya, Semeria, Puoti, de Stefano, Rodinò, Zaccaro u. s. w. sind im ganzen nicht von Bedeutung. Die zahlreichen grammatischen Arbeiten der neuesten Zeit fußen meist auf deutschen Forschungen. Auch in Deutschland sind viele ital. Grammatiken erschienen; die meisten aber, wie die von Jagemann, Flathe, Philippi, Fornasari, Frühauf, Fogolari, Manitius, Sauer, Keller u. a., sind nur für das gewöhnliche Bedürfnis gearbeitet und beruhen auf Corticelli. Die erste selbständige Arbeit ist die «Ital. Sprachlehre» von Fernow (2 Tle., Tüb. 1804); sehr brauchbar die von Mussafia (Wien 1860; 8. Aufl. 1875). Als der erste gelungene Versuch einer histor.-etymolog. Bearbeitung der Sprache ist Blancs «Ital. Grammatik» (Halle 1844), noch immer die einzige echt wissenschaftliche Arbeit dieser Art, zu nennen.

Die Lexikographie beginnt in Italien ebenfalls im 16. Jahrh. mit den dürftigen Wörtersammlungen von Minerbi (1535), Fabricio de Luna (1536) und Accaritio (1543). Etwas reicher sind schon Alunnos «Le ricchezze della lingua volgare» (1543) und «Della fabbrica del mondo» (1546). Das erste mehr vollständige Lexikon ist das «Memoriale della lingua» von Pergamini (1568). Endlich erschien, zuerst in Venedig (1612), das «Vocabolario degli Accademici della Crusca», welches mit pedantischer Strenge sich fast ausschließlich auf die Schriftsteller des Trecento und auf Florentiner beschränkte, mit großem Fleiß alle Verstümmelungen, alle schmutzigen Ausdrücke und Redensarten des Pöbels gesammelt, aber die Umgangssprache und die Sprache der Wissenschaften und Künste gänzlich außer Acht gelassen hat. Eine zweite, wenig veränderte Ausgabe erschien zu Venedig 1623, die dritte, bedeutend vermehrte (3 Bde., 1691), die vierte (6 Bde., 1729—38) zu Florenz, die fünfte, begonnen 1840, ist erst bis zum Buchstaben D angelangt. Das Werk erlebte eine große Zahl von Nachdrucken, Auszügen und Bearbeitungen. Unter letztern sind hervorzuheben die von Ant. Cesari (6 Bde., Verona 1806), besonders aber die von Giuseppe Manuzzi (4 Bde., Flor. 1836—44; 2. Aufl. 1862 fg.). Das erste nicht florentin., sondern wahrhaft ital. Wörterbuch ist das «Dizionario enciclopedico» von Francesco Alberti (6 Bde., Lucca 1797—1805). Unter den seitdem erschienenen größern Wörterbüchern dieser Art sind besonders hervorzuheben: «Dizionario della lingua italiana» (7 Bde., Bologna 1819—26), das große «Dizionario universale della lingua italiana» von Mortara, Bellini, Codagni und Mainardi (8 Bde., Mantua 1845—56), die Wörterbücher von Tommaseo und Bellini (Tur. 1864 fg.), Carena (2 Bde., Tur. 1851—53), Bolza (Wien 1851—53), Fanfani (2 Bde., Flor. 1855; 2. Aufl. 1865), «Vocabolario dell' uso toscano» (Flor. 1863), Trinchera (2 Bde., Mail. 1864), Rigutini (Flor. 1874) u. s. w. Synonymische Wörterbücher haben Tommaseo (5. Aufl., Mail. 1867) und Zecchini (neue Aufl. Tur. 1864) veröffentlicht. Von den in Deutschland erschienenen Wörterbüchern stehen die von Jagemann, Kramer, Castelli, Veneroni und Flathe der Crusca nach; das reichhaltigste und beste ist das «Gran dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano» von Valentini (2 Bde., Lpz. 1831—37), der auch ein sehr brauchbares Taschenwörterbuch (11. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1882) verfaßt hat; das neueste ist das Handwörterbuch von H. Michel (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1884).

Italienisch-Französisch-Österreichischer Krieg von 1859, s. Italienischer Krieg von 1859.

Italienisch-Österreichischer Krieg von 1848 und 1849, s. Italienischer Krieg von 1848/49.

Italienisch-Österreichischer Krieg von 1866, s. Italienischer Krieg von 1866.

Italijski (Fürst), s. Suwórow-Rymnikski.

Italiker, s. unter Italische Völker und Sprachen.

Italioten, im Altertum die griech. [von Großgriechenland]

Italique, s. Italica.

Italisch wird in dem neuern Sprachgebrauch gewöhnlich in der Weise von Italienisch unterschieden, daß man mit diesem alles das, was im Mittelalter und der Neuzeit Italien oder dessen Bewohner betrifft, mit italisch hingegen alles das alte Italien oder seine Bevölkerung Betreffende bezeichnet. So spricht man von italischen Gottheiten, Münzen, Sprachen, Völkern, in der Geschichte der Philosophie von einer Italischen Schule (der des Pythagoras) u. s. w.

Italische Völker und Sprachen. Italische Völker nennt man im weitern Sinne alle diejenigen sprachlich untereinander mehr oder minder verschiedenen Völker, welche im Altertum die ital. Halbinsel bewohnten. Dahin gehören zunächst in Oberitalien die Ligurer in dem nach ihnen benannten Ligurien (s. d.), die wenigstens in großen Massen wohl erst im 5. Jahrh. v. Chr. eingewanderten Gallier und im heutigen Venetien die Veneter, jedenfalls eine Völkerschaft illyr. Stammes. Auf der eigentlichen Halbinsel lassen sich drei italische Urstamme unterscheiden: die Etrusker, die Japygischen Volkerschaften und die eigentlichen italischen Völker. Die Etrusker, deren Verwandtschaft und Sprache noch immer ein Rätsel ist, bewohnten Etrurien (s. d.). Die Japyger saßen im äußersten Südosten Italiens, in Apulien (wo sie jedoch schon um 100 v. Chr. gräcisiert waren) und der messapischen oder calabrischen Halbinsel und waren, wie eine kleine Anzahl in ihrer Sprache abgefaßter Inschriften bekundet, ein Zweig indogerman. Stammes. Die eigentlichen Japyger nebst den Messapiern, Calabriern und Sallentinern erhielten ihre Sprache noch bis in die röm. Kaiserzeit. Die übrigen Völkerschaften, die von den ältern griech. Schriftstellern unter dem Namen der Opiker, von den spätern unter dem der Italiker zusammengefaßt wurden, bilden eine der Familien des indogerman. Volker- und Sprachenstammes. Ihre Sprache steht nach einer neuern Ansicht dem kelt. Sprachzweig am nächsten, doch nicht so nahe, daß man mit Sicherheit eine italisch-kelt. Ursprache annehmen könnte. Die italische Sprachgruppe zerfällt in zwei Abteilungen, die lateinische und die umbrisch-sabellische. Dialekte des

lateinischen Zweigs wurden vor der Begründung griech. Kolonien und der Einwanderung der Samniten nicht bloß in Latium, von den eigentlichen Latinern, sondern auch von den Ausonern in Campanien, den eigentlichen Italern in den später von den Lucanern und Bruttiern bewohnten Gebieten, sowie vielleicht auf der östl. Hälfte Siciliens von den Siculern gesprochen. Aus der Sprache der Latiner in Latium ging die lat. Sprache hervor, welche mit der Unterwerfung Italiens durch die Römer die herrschende und deshalb die römische (lingua Romana) genannt wurde. (S. Römische Sprache.) Nach dem Untergange des Weströmischen Reichs bildeten sich aus letzterer die Romanischen Sprachen (s. d.). Der umbrisch-sabellische Zweig zeigt sich in viele Dialekte zersplittert, von denen das Umbrische im engern Sinne (im eigentlichen Umbrien) und das Oskische, welches sich mit den Eroberungen der Samniter auch über Campanien und weiter nach Süden ausbreitete, aus einer ziemlichen Anzahl von Inschriften (wie die Iguvinischen Tafeln in umbrischer, das Stadtrecht von Bantia in oskischer Sprache) näher bekannt sind, während für die Dialekte der Volsker, Marser u. a. nur wenige Inschriften Zeugnis ablegen. Um die Erklärung jener epigraphischen Denkmäler wie die wissenschaftliche Durchforschung der italischen Sprachen überhaupt haben sich in der neuesten Zeit vorzugsweise deutsche Gelehrte, wie, nach Vorgang von Grotefend, Lassen und Lepsius, Kirchhoff und Aufrecht («Umbrische Sprachdenkmäler», 2 Bde., Berl. 1849—51), Mommsen («Die unteritalischen Dialekte», Lpz. 1850), Corssen, Huschke, Bücheler («Umbrica», Bonn 1883) u. a., und außerdem einige Italiener und Franzosen, wie Fabretti und Bréal («Les tables Eugubines», Par. 1875), Verdienste erworben und bereits Erfolge für Ethnographie, Sprach-, Rechts- und Religionsgeschichte erzielt.

Itamaraca, Insel an der Küste der brasil. Provinz Pernambuco, nur durch einen sehr schmalen Meeresarm vom Lande getrennt, ist ungemein fruchtbar und liefert Baumwolle, Zucker und Seesalz. J. war zur Zeit der Herrschaft der Holländer, welche sich 1563 hier niederließen, der belebteste Punkt der Küste Brasiliens.

Itapalma, soviel wie Mauritiapalme (s. d.).

Itaparica, brasil. Insel gegenüber Bahia (s. d.).

Itapicurú, Küstenfluß in der brasil. Provinz Bahia, ist seiner Untiefen, Stromschnellen und Fälle wegen für die Schiffahrt ohne Bedeutung. — Ein anderer Küstenfluß Itapicuru in der brasil. Provinz Maranhão ist in seinem untern Laufe für Dampfer fahrbar; an ihm liegt der wichtige Handelsplatz Itapicurúm mirim.

Itapua oder Villa de la Encarnacion, Stadt in der südamerik. Republik Paraguay, 200 km im SO. von Asuncion, am rechten Ufer des Paraná, 1614 durch die Jesuiten gegründet. Die Kirche war eine der schönsten in den Missionen, bis dieselbe durch den Diktator Francia eingeäschert wurde.

Itasca, kleiner See im nordamerik. Staat Minnesota, liegt 500 m hoch unter 47° 10′ nördl. Br., nahe dem Gipfel der Hauteurs de Terre an der Wasserscheide der dem Norden und dem Mexikanischen Golf zuströmenden Gewässer. Er wurde 13. Juli 1832 von Schoolcraft entdeckt, und gilt als der Ursprung des Mississippi, der sich hier als kleines Bächlein in den See ergießt und als 3—4 m breiter Fluß aus ihm heraustritt.

Itatiaya oder Itatiayossu, der höchste Berg Brasiliens, in der Serra da Mantiqueira, auf der Grenze der Provinzen Rio de Janeiro, Minas Geraes und São Paulo, 2712 m hoch, 1871 von Glaziou erstiegen.

Itawa, Distrikt in Ostindien, s. Etawa.

Itazismus nennt man die heutige, neugriech. Aussprache des Altgriechischen; der Name ist abgeleitet vom Buchstabennamen i und stammt daher, daß die Neugriechen die in alter Zeit verschieden ausgesprochenen Vokale und Diphthonge ι, υ, η, ει, οι alle gleichmäßig wie i aussprechen. Die Neugriechen sind meistens eifrige Verfechter dieser wie auch anderer Eigentümlichkeiten der heutigen Aussprache (z. B. der des Diphthongen αι wie ä) und halten dieselbe für uralt, obwohl die Wissenschaft längst nachgewiesen hat, daß dieselbe in alter Zeit nicht stattfand, wenn auch Anfänge derselben zum Teil in die vorchristl. Zeit zurückgehen. Die nicht itazistische Aussprache nennt man Etazismus, abgeleitet vom Buchstaben η, der danach wie langes e auszusprechen ist. Die etazistische Aussprache ist in Deutschland durch Erasmus eingeführt, daher auch Erasmische Aussprache genannt, während der J. von Reuchlin verteidigt wurde, daher auch Reuchlinische Aussprache genannt.

Item (lat.), ferner, desgleichen, auch bloßes Füllwort zur Fortführung, entsprechend dem deutschen: nun; als Substantiv: das Fernere, Weitere; auch Posten in einer Rechnung.

Ite, missa est (scil. concio), d. h. «geht» (die Versammlung) «ist entlassen», die Worte, mit welchen in der alten Kirche der Schluß des Gottesdienstes den Anwesenden angekündigt wurde. (S. Messe.)

Itenez, Fluß in Brasilien, s. Guaporé.

Iterativa (vom lat. iterare, wiederholen, zuweilen auch Frequentativa genannt) heißen in der Grammatik solche Verba, welche die wiederholte Handlung bezeichnen, z. B. lat. clamitare, oft rufen (clamare), dictitare, oft sagen (dicere). Mit der Bedeutung der Wiederholung verbinden sich nicht selten Nebenbegriffe, namentlich der der Verkleinerung, Wenigkeit, z. B. im Deutschen «sticheln» = oft ein wenig stechen, «streicheln» = oft ein wenig streichen.

Ith, ein langer und schmaler bewaldeter Gebirgsrücken im W. der Leine, welcher sich von der in der Einsenkung gelegenen Straße von Eichershausen von SSO. nach NNW. auf der Grenze des braunschweigischen Kreises Holzminden und der preuß. Landdrostei Hannover 22 km weit hinzieht. Über seinen über 356 m hohen Rücken erhebt sich am Nordwestende der 392 m hohe Lauensteiner Kopf.

Ithaca, Flecken im nordamerik. Staat Neuyork, Hauptort des County Tompkins, an der Südspitze des Cayugasees, in sehr schöner Umgebung, steht durch die Cayuga- und Susquehanna-Bahn mit Owego und durch Dampfboote mit den Hauptorten des Cayugasees in Verbindung, zählt (1880) 9105 E. und ist ein betriebsamer Ort mit blühenden Fabriken und lebhaftem Handel. J. ist Sitz der Cornell-Universität, welche durch reiche Schenkungen des Bürgers Ezra Cornell und Landbewilligungen der Vereinigten Staaten gegründet wurde. Ihr Freibrief vom 27. April 1865 bestimmt, daß die Anstalt dem Staat und

Digitized by Google

dem Volk, jedoch keiner religiösen Sekte oder polit. Partei angehören solle, und daß die sog. Realfächer (namentlich Technik und Landwirtschaft) völlig gleichberechtigt neben den klassischen Studien betrieben werden müssen. Die Eröffnung fand 7. Okt. 1868 statt. Ihre Bibliothek besteht aus etwa 50000 Bänden.

Ithaka, jetzt Thiaki, nach Paxo die kleinste der sieben Jonischen Inseln (s. d.), umfaßt 97,5 qkm und liegt westlich von der griech. Landschaft Akarnanien, südlich von Leukas (Sta.-Maura), nordöstlich von Cephalonia, von letzterer Insel durch den 7 km breiten Viskardokanal getrennt. Im Altertum war die Insel als Vaterland und Reich des Odysseus (s. d.) berühmt, politisch aber ganz unbedeutend. Die Versuche älterer und neuerer Geographen, die in der Odyssee geschilderten Örtlichkeiten auf der Insel nachzuweisen, sind durchaus verunglückt. Die der Insel selbst gleichnamige Stadt der histor. Zeit des Altertums lag im nördlichsten Teile, unterhalb des jetzt Oxoi genannten Bergs auf einem Plateau zwischen zwei Buchten; die erhaltenen Reste beweisen, daß dieselbe bis in die röm. Zeit fortbestanden hat. Die auf dem jetzt Aëto genannten Rücken des die nördl. und die südl. Hälfte der Insel verbindenden Isthmus erhaltenen Reste einer altertümlichen Befestigung, welche man fälschlich auf den Palast des Odysseus bezogen hat, stammen von einem alten Kastell Alkomenä oder Alalkomenä. Das heutige Thiaki bildet mit einigen kleinern Inseln eine Eparchie (Bezirk) des Nomos (Kreises) Kephallenia mit (1879) 12222 E., erzeugt nicht den nötigen Bedarf an Brotkorn, wohl aber reichlich Wein, Korinthen und Öl. Die an dem auf der Ostseite tief einschneidenden Golf von Molo gelegene Haupt- und Hafenstadt Vathy oder Ithaki zählt (1879) 4711 E., die hauptsächlich Schiffahrt, Schiffbau und Fischerei betreiben. Auch werden an der Küste Schwämme gefischt und von neapolit. Tauchern rote Korallen gewonnen. Vgl. Gell, «The geography and antiquities of Ithaca» (Lond. 1807); Schreiber, «I., oder Versuch einer geogr.-antiquarischen Darstellung der Insel nach Homer und den neuern Reisenden» (Lpz. 1829); Leake, «Travels in Northern Greece» (4 Bde., Lond. 1835); Schliemann, «I., der Peloponnes und Troja» (Lpz. 1869); R. Hercher, «Homer und das I. der Wirklichkeit» (im «Hermes», Bd. 1, Berl. 1865).

Ithóme, die centrale Bergmasse Messeniens, zwischen der obern und der untern Ebene des Flusses Pamisos, der den I. auf der Ostseite bespült. Bis 850 m höher emporsteigend, war der Gipfel dieses Systems, dessen südl. Kuppe Eua (jetzt St. Basilios) steiler, die nördliche (I. im engern Sinne, jetzt Burkano) sanfter zur Ebene abfällt, in griech. Urzeit dem Dienst des pelasgischen Zeus (Ithomatas, des messenischen Landesgottes) geweiht. Zur Zeit des ersten Messenischen Kriegs (735—716 v. Chr.) zog sich die Masse streitbarer Messenier unter Aristodemos auf das verschanzte I. zurück, wo sie sich bis 716 gegen die Spartaner hielten. Auch in dem 464 v. Chr. ausbrechenden Kriege aufständischer Heloten und Messenier wurde der I. wieder (bis 455 v. Chr.) jahrelang gegen die Spartaner behauptet. Als Epaminondas 369 v. Chr. den messenischen Staat wiederherstellte, wurde der I. die Akropolis der neuen, in einem Thale an seinem Westfuße angelegten Stadt Messene, und blieb nun bis tief in die Römerzeit eine der wichtigsten Festungen Griechenlands.

Itinerarium (lat.), ein Verzeichnis der auf einer Straße zwischen zwei Hauptorten sich findenden Stationen und Halteplätze, mit Angabe ihrer Entfernungen voneinander. Aus dem Altertum sind namentlich erhalten: 1) Die «Itineraria Antonini», nämlich das «Itinerarium provinciarum», eine Anzahl Reiserouten durch die röm. Provinzen Europas, Asiens, Afrikas enthaltend, und das «Itinerarium maritimum», die üblichsten Küsten- und Seewege anzeigend. Ihre Veröffentlichung mit den Berichtigungen und Erweiterungen, welche sie im Laufe der Zeit erfuhren, soll nach Pinder und Parthey unter Antoninus Caracalla, nach dem die Itinerarien ihren Namen tragen, stattgefunden haben. Ursprünglich auf den Gebrauch der Staatsdiener und Militärs beschränkt, nahmen sie früh etwa die Stelle unserer Reise- und Postbücher ein. Sie wurden fortwährend revidiert und vermehrt; die Gestalt, in der die Itinerarien uns vorliegen, gehört der Zeit des Diocletian an. 2) Das «Itinerarium Burdigalense» oder «Hierosolymitanum», verfaßt von einem Christen 333 n. Chr. für die von Burdigala (Bordeaux) nach Jerusalem Reisenden. Herausgegeben wurden diese beiden Itinerarien am besten von Pinder und Parthey (Berl. 1848). 3) Das «Itinerarium Alexandri», eine um 340 n. Chr. verfaßte kurze Schilderung des Zugs Alexanders d. Gr. nach Persien, die zuletzt von Volkmer (Naumb. 1871) herausgegeben wurde. Endlich 4) mehrere Itinerare durch das Heilige Land (in Beziehungsweise Beschreibungen desselben), die in neuerer Zeit Tobler (St. Gallen 1869, und zusammen mit Molinier, Bd. 1, Genf 1879) veröffentlichte. Dazu kommen dann noch die «Descriptiones terrae sanctae ex saeculo VIII, IX, XII et XV», die Tobler ebenfalls (Lpz. 1874) herausgab. Ferner ist ziemlich vollständig die Kopie einer Art von Welkarte erhalten, welche die Itinerarien der gesamten den Römern bekannten Welt kartographisch darstellte, in der Peutingerschen Tafel (s. d.).

Itio in partes (lat., «das Gehen in Parteien»), auf dem Reichstag des alten Deutschen Reichs die gesonderte Abstimmung der Römisch-Katholischen und der Evangelischen in Religionssachen (vgl. Ire eundi in partes); dann überhaupt Abstimmung auf diese Art.

Iton, Fluß in Frankreich, entspringt in der Landschaft Perche (Depart. Orne), fließt in nordöstl. Richtung durch das Depart. Eure, verliert sich zwischen Damville und Evreux auf 15 km unter dem Boden und mündet nach einem Lauf von 140 km oberhalb Louviers links in die Eure.

Itri, Stadt in der ital. Provinz Caserta, 11 km im NNW. von Gaeta, in den Bergen südöstl. von Fondi, mit Burgruinen, zählt (1881) 6375 E. Der Diavolo (eigentlich Michele Pezza), der 1799—1806 diese Gegend unsicher machte, war hier zu Hause.

Itsch-ili, türk. Sandschak in Kleinasien, Vilajet Adana, das westliche, gebirgige Cilicien des Altertums, gebildet durch das Thal des vom Göl-Dagh kommenden, reißenden Göl-Su, des alten Kalykadnus. Der Hauptort ist Ermenek mit 4000 E.

Ittenbach (Franz), Historienmaler, 18. April 1813 in Königswinter geboren, gehört zu den Anhängern der religiös-romantischen Richtung der Düsseldorfer Schule, wo er unter Schadow sei-

Digitized by Google

1832 lernte. Er bereiste mit demselben auch 1839 Italien, kehrte nach zwei Jahren nach Deutschland zurück und wählte hier zuerst München, dann aber Düsseldorf zum Aufenthalt. Zunächst fand er Gelegenheit, bei der monumentalen Auszierung der Apollinariskirche zu Remagen a. Rhein sich mit Deger u. a. zu beteiligen (1844), wo namentlich die Gestalt des Kirchenpatrons und St. Peters von ihm herrühren. Andere Wandgemälde entwarf er 1864 für die St. Quirinskirche in Neuß. Zahlreich sind seine Altargemälde. Die berliner Nationalgalerie hat von J. ein Historienbild, die heil. Familie auf der Flucht nach Ägypten, 1868. Der Stil J.s ist fern von der üblichen Strenge des eigentlichen Nazarenismus, zeichnet sich vielmehr durch große Lieblichkeit aus, die allerdings etwas monoton wirkt. Auch als Porträtmaler hat er Tüchtiges geleistet. J. starb als Professor der Akademie in Düsseldorf 1. Dez. 1879.

Ituräa, im Altertum eine Landschaft östlich vom obern Jordan, deren Ausdehnung sich jedoch nicht mit Gewißheit nachweisen läßt; möglicherweise ist sie im heutigen Djédûr zu suchen, also südöstlich vom Großen Hermon (Dschebel esch-Schêch) und südwestlich von Damascene, im W. der Pilgerstraße (Derb el-Hadj) von Damascus nach Mekka. Der Name des Landes wird auf Jetur, den Sohn Ismaels, zurückgeführt (1 Mos. 25, 15). Die raublustigen Ituräer, welche oft die nach Damascus führenden Handelsstraßen unsicher machten, befehdeten nicht selten die Israeliten, wurden 107 v. Chr. durch Antigonos, den Bruder des Hasmonäers Aristobulos, besiegt und gewaltsam zum Judentum bekehrt, später durch Pompejus gezüchtigt; unter Kaiser Claudius kam ihr Gebiet an die Provinz Syrien. Wie ehemals J., so bietet noch heute Djédûr treffliche Weideplätze. Vgl. Münter, «De rebus Ituraeorum» (Kopenh. 1824).

Iturbide (Don Augustin de), Kaiser von Mexiko, geb. 27. Sept. 1783 zu Valladolid (jetzt Morelia) in Mexiko, der Sohn eines eingewanderten biscayischen Edelmanns und einer reichen Creolin, führte 1810 zur Zeit des ersten Aufstandes in Mexiko das Kommando über die königl. Truppen seiner Provinz und kämpfte mit Glück gegen die Insurgenten. Im J. 1816 befehligte er die Nordarmee und wurde im Febr. 1821 vom Vizekönig Apodaca zum Oberbefehlshaber des ganzen königl. Heeres ernannt, schloß sich aber der Partei der Insurgenten an und stellte sich an ihre Spitze. In seinem Aufruf von Iguala forderte er für Mexiko die Einführung einer konstitutionellen Regierung, und da der Vizekönig nicht darauf einging, bestieg er selbst 18. Mai 1822 unter dem Namen Augustin I. als Kaiser den Thron von Mexiko und wurde als solcher, nachdem der neugewählte Kongreß 22. Juni einmütig die Kaiserwürde in J.s Familie für erblich erklärt hatte, 21. Juli gekrönt. Als indes in kurzem der öffentliche Schatz erschöpft war, erhob sich eine starke Opposition gegen ihn. Mehrere der bedeutendsten Generale verschworen sich zu seinem Sturz; J. legte daher 20. März 1823 seine Vollmacht in die Hände des Kongresses nieder. Der Kongreß bewilligte ihm und seiner Familie einen Jahrgehalt unter der Bedingung, daß er in Italien seinen Aufenthalt wähle, worauf er mit seiner Familie nach Livorno gebracht wurde. Doch behielt er viele Anhänger in Mexiko. Unterrichtet von der durch diese zu seinen Gunsten angestifteten Verschwörung, ging er 1824 mit seiner Familie nach London, in der Absicht, nach Mexiko zurückzukehren. Allein der mexik. Kongreß erklärte ihn 28. April 1824 in die Acht und befahl seine unverweilte Hinrichtung, sobald er landen würde. Dennoch betrat J. 16. Juli 1824 in Verkleidung den mexik. Boden, wurde aber vom General Garza erkannt, verhaftet und 19. Juli bei Padilla erschossen. Seiner Witwe und ihren fünf Kindern setzte der Kongreß ein Jahrgeld von 8000 Doll. unter der Bedingung aus, daß sie sich in Columbia oder Nordamerika aufhielte. Dieselbe lebte seitdem meist zu Philadelphia. Von seinen beiden Söhnen starb der ältere, Angelo, 1872 in der Stadt Mexiko und hinterließ einen Sohn, welchen Kaiser Maximilian als zukünftigen Thronerben adoptiert hatte; der jüngere starb in ärmlichen Verhältnissen zu Neuilly bei Paris 9. Mai 1873. Vgl. «Statement of some of the principal events in the public life of Augustin de Iturbide, written by himself» (von Quin, Lond. 1824; deutsch, Lpz. 1824).

Itys, der Sohn der Philomela (s. d.).

Itz, Nebenfluß des Main, entspringt im W. vom Bleßberge im Thüringerwalde, 5 km im ONO. von Eisfeld, fließt in südl. Richtung durch Sachsen-Meiningen und Sachsen-Coburg in den bayr. Regierungsbezirk Oberfranken und mündet hier nach einem Lauf von 70 km gegenüber von Breitengüßbach rechts in den Main. Der Itzgrund, das Thal der J. unterhalb Coburg, ist sehr fruchtbar.

Itzehoe, Kreisstadt des Kreises Steinburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, an der schiffbaren Stor, 97 km nordwestlich von Altona und 24 km nördlich von Glückstadt und an der Linie Elmshorn-Heide der Holsteinischen Marschbahn, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts nebst Strafkammer, hat ein Realprogymnasium, ein adeliges Fräuleinstift und ein Kreisgefängnis und zählt (1880) 9850 E. Von öffentlichen Gebäuden ist außer den beiden Kirchen das 1834 erbaute Ständehaus bemerkenswert. Die Fabrikthätigkeit erstreckt sich auf Tabak, Cement, Cichorien, Fischernetze u. s. w.; auch bestehen mehrere Brauereien, Brennereien und eine große Zuckerraffinerie (die zweitgrößte des europ. Kontinents). Von Bedeutung sind die Pferde- und Viehmärkte, der Getreide-, Kohlen- und Eisenhandel und der Schiffahrtsverkehr mit 26 eigenen Fahrzeugen, besonders mit Hamburg und Altona. J. hat acht Armenstiftungen, deren ansehnlichste, das Hospital zu St. Georg (Jürgenshof), 1240 von Graf Adolf IV. zu Holstein gestiftet wurde, und ein allgemeines Krankenhaus (das Julienstift). Der älteste Stadtteil J.s, die Burg, hat seinen Namen von der durch Karl d. Gr. 809 wider die Dänen und Wenden angelegten Burg, welche seitdem als Esseveldoburg, Eselsfleth oder Ezeho vorkommt. Graf Adolf IV. zu Holstein verlieh der Stadt 1238 lübisches Recht und Stadtgerechtigkeit. Vom 12. Jahrh. an war J. Residenz der holstein. Grafen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt mehrmals von den Schweden erobert und 1657 zum großen Teil niedergebrannt. Bis 1864 war J. der Versammlungsort der holstein. Provinzialstände.

Ihenplitz (Heinr. Aug. Friedr., Graf von), preuß. Staatsmann, geb. 23. Jan. 1799 zu Großbehnitz bei Rauen, studierte in Berlin anfangs Naturwissenschaften, dann ebenda und in Göttingen die Rechte. In den Staatsdienst eingetreten,

Digitized by Google

wurde J. Assessor beim Kammergericht zu Berlin, dann Regierungsrat zu Stettin, Oberregierungsrat und Direktor der Generalkommission zu Berlin, Vizepräsident zu Posen und Chefpräsident zu Arnsberg. Er nahm indes 1848 seine Entlassung, um den nach dem Tode seiner Mutter ihm zugefallenen ausgedehnten Besitz in der Kurmark zu verwalten. J. saß in der Herrenkurie des ersten Allgemeinen Landtags als Vertreter des Fürsten Wittgenstein, dann in der Ersten Kammer, darauf im Herrenhause, in welches er 1854 auf Lebenszeit berufen wurde. Im März 1862 trat J. als Minister für Ackerbau wieder in den Staatsdienst, übernahm aber schon im Dezember das Handelsministerium. Infolge der heftigen Angriffe, die seitens Laskers gegen seine Eisenbahnpolitik erhoben wurden und ihm eine Begünstigung des Gründertums bei Eisenbahnunternehmungen schuld gaben, nahm er im März 1874 seine Entlassung und wirkte seitdem nur noch als Mitglied des Herrenhauses. J. gehörte 1867—70 als konservativer Abgeordneter des vierten Wahlkreises (Stallupönen-Goldapp-Darkehmen) des Regierungsbezirks Gumbinnen dem Norddeutschen Reichstage an. Er starb 15. Febr. 1883 auf seinem Gute Kunersdorf bei Wriezen.

Itzibu, Itsibu, japan. rechteckige Silbermünze, bis 1872 geltend, etwa = 1,186 Mark.

Itzstein (Joh. Adam von), liberaler Politiker, geb. 18. Sept. 1775 zu Mainz, wurde nach vollendeten Studien 1798 Accessist bei dem kurmainz. Amte Amorbach, dann Syndikus daselbst und später Stadtdirektor in Amorbach. Nachdem die Besitzungen des Fürsten von Leiningen, zu denen Amorbach gehörte, unter bad. Oberhoheit gekommen, wurde er 1810 Oberamtmann in Schwetzingen und 1819 Hofgerichtsrat in Mannheim. Im J. 1822 zum Landtagsabgeordneten gewählt, nahm er den lebhaftesten Anteil an den Verhandlungen, wurde aber nach Auflösung der Kammer als einer der oppositionellen Führer pensioniert. Doch erschien er seit 1831 wieder auf dem Landtage und nahm fortan an der Spitze der Opposition an allen folgenden Landtagen bis 1850 den einflußreichsten Anteil. Von mehrern Wahlbezirken 1848 in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, schloß er sich dort der äußersten Linken an, welche ihm (Juni 1848) ihre Stimmen zur Reichsverweserwürde gab. An der bad. Revolution vom Mai 1849 hatte J. keinen persönlichen Anteil. Infolge seiner Teilnahme an dem Rumpfparlament in Stuttgart schloß er sich jedoch den flüchtigen Revolutionsmännern an und hielt sich einige Zeit in der Schweiz und im Elsaß auf, während ihm 1850 die bad. Regierung das Staatsbürgerrecht entzog. Später lebte J. auf seinem Gute Hallgarten im Rheingau, wo er 14. Sept. 1855 starb.

Iulus, s. Ascanius.

Iva, ein feiner Liqueur, welcher aus der Iva, wie im Oberengadin die Achillea moschata (Moschusschafgarbe oder Wildfräuleinkraut) heißt, in Samaden und auch in Chur bereitet wird. Es sind davon drei Sorten im Handel: 1) Ivabitter, gelblichgrün; 2) Ivadoppelbitter, dunkelbraun, sehr stark und fein; 3) Fleur d'Iva oder süßer J., ein gewürzig süßer Tafelliqueur.

Ivanhoe-Baths, s. u. Ashby-de-la Zouch.

Ivanić (spr. Iwanitsch), Stadt und Festung in Kroatien, Komitat Belovár, in der ehemaligen warasdiner Militärgrenze, links an der Lonja, mit ungefähr 700 E., Serben und Kroaten, die mit Honig, Wachs und Weinstein Handel treiben. Die Festung hat strategische Wichtigkeit. Etwa 5 km nördlich liegt das Kloster J. (Ivanić-Kloster).

Ive (Antonio), ital. Schriftsteller, geb. 1851 zu Rovigno in Istrien, studierte in Wien Philologie und Litteraturgeschichte, wurde 1875 Professor am Lyceum zu Capodistria und trat Ende 1876 eine wissenschaftliche Reise durch Europa an, auf welcher er 1879 zu Paris eine wichtige Handschrift aus dem 14. Jahrh., den berühmten Roman des Fierabras enthaltend, entdeckte. Er veröffentlichte «Canti popolari istriani raccolti a Rovigno e annotati» (Turin 1877), «Novelline popolari rovignesi» (Wien 1877), «Fiabe popolari rovignesi» (Wien 1878), «Raccolta di proverbi istriani» (Wien 1881).

Ivernia (Iverna), s. Hibernia.

Ivica oder Ibiza, span. Insel im Mittelländischen Meere. (S. Balearen.)

Ivrea, das alte Eporedia, Stadt in der ital. Provinz Turin, links an der Dora Baltea, über welche eine röm. Brücke führt, Station der Linie Chivasso-J. der Oberitalienischen Bahnen, 29 km im NO. von Turin, zählt (1881) 10413 E., hat eine Kathedrale, ein Priesterseminar, ein Lyceum und Gymnasium, und ist Hauptort des Kreises J., der auf 1545,5 qkm 169363 E. zählt. J. ist unregelmäßig gebaut, von altem, malerischem Aussehen. Die Stelle der alten Wälle nehmen Promenaden ein. Ehemals war die Stadt Hauptort der Markgrafschaft Ivrea, die Karl d. Gr. nach Eroberung des Lombardenreichs daselbst gründete. Nach der Absetzung Karls des Dicken 887 bewarben sich die Markgrafen von J. um die ital. Königskrone, welche auch der Markgraf Berengar II. um 950 auf kurze Zeit erlangte. Wie er, so behielten auch seine Nachkommen, welche zugleich Herzöge in Burgund waren, die Markgrafschaft J. bei, bis Kaiser Heinrich II. 1014 dieselbe den Söhnen des aufrührerischen Markgrafen Arduin wegnahm und dem Reiche einverleibte. Bei diesem blieb sie, bis 1218 Kaiser Friedrich II. den Grafen Thomas von Savoyen damit belehnte, dessen Nachkommen sie auch behielten. Die Franzosen nahmen sie 1554, 1641 und 1704; 1800—11 war sie die Hauptstadt des franz. Depart. Doire.

Ivry, Stadt im Arrondissement Sceaux des franz. Depart. Seine, unmittelbar südöstlich von der Umfassungsmauer von Paris und unweit westlich der Seine gelegen, hat eine berühmte Glas-, Porzellan- und Thonwarenfabrik, sowie bedeutende Fabrikation von Stearinlichtern und zählt (1881) 18442 E. Das dabei befindliche Fort d'Ivry, das östlichste der südl. Verteidigungslinie von Paris (s. d.), erhebt sich auf einem Hügel 1 km westlich der Seine, wurde im Deutsch-Französischen Kriege nicht angegriffen und erst zufolge der Kapitulation von Paris von deutschen Truppen besetzt, welche dasselbe 7. März 1871 räumten. Als Paris in die Gewalt der Commune gekommen war, ließ Thiers die Truppen aus den südlich der Stadt gelegenen Forts zurückziehen, und Fort J. wurde von den Communards besetzt. Am 25. Mai flog das Pulvermagazin auf, und bei der hierdurch entstehenden Unordnung konnten einige Schwadronen Chasseurs und Dragoner des Korps de Cissey sich des Forts bemächtigen. Späterhin wurde Fort J. umgebaut.

Ivry-la-Bataille, Flecken im franz. Depart. Eure, an der Linie Dreux-Elbeuf der Eisenbahn

wurde namhaft durch den am 14. März 1590 von König Heinrich IV. über das Heer der Ligue erfochtenen Sieg. Auf dem Schlachtfelde ist eine 17 m hohe Pyramide errichtet worden.

Iwan oder Joán ist der Name mehrerer russ. Großfürsten und Zare:

Iwan I. Danilowitsch, genannt Kalita (d. h. der Geldbeutel), 1328—40, Großfürst von Moskau, suchte, obgleich abhängig von den Tataren, über die andern russ. Fürsten sich zu erheben und Moskau zur Hauptstadt Rußlands zu machen, was ihm zum Teil schon dadurch gelang, daß es statt Wladimir der Sitz des Metropoliten wurde; außerdem bewirkte er, daß die von den Teilfürsten dem Chan zu entrichtende Steuer nicht mehr durch tatar. Baskaken, sondern durch moskauische Steuereinnehmer erhoben wurde, was zur Begründung seiner Obergewalt erheblich beitrug und zu dem Beinamen «Kalita» Veranlassung gab. Er starb 31. März 1340.

Iwan II., 1353—59, der jüngere Sohn J.s I., folgte seinem Bruder, Simeon dem Stolzen, in der Regierung. Er war weder den Streitigkeiten mit den andern russ. Fürsten noch dem Kampfe mit den Litauern gewachsen, die ihm große Länderstrecken am Dnjepr entrissen.

Iwan III. Wassiljewitsch, herrschte 1462—1505. Es gelang ihm nach und nach die andern russ. Fürstentümer, wie Twer, Moshaisk und Wologda, mit dem moskowitischen Großfürstentum zu vereinigen. Im J. 1478 unterwarf er das mächtige Nowgorod und 1480 befreite er sich gänzlich von der Oberhoheit der Tataren, indem er die durch die Teilungen der Chanate und Timurs Eroberungen herbeigeführte Schwäche des Chans von Kiptschak klug benutzte. Im Nov. 1472 vermählte er sich mit Sophia, einer Tochter des Thomas Paläologus, Nichte des letzten byzant. Kaisers, durch welche der zweiköpfige byzant. Adler in das russ. Wappen kam. J. stellte zuerst Einheit und Unteilbarkeit des Reichs als Reichsgesetz auf und war der erste, der sich Zar von Großrußland nannte. Auf Grundlage der «Kiesskaja Prawda» wurde unter J. der «Ssudébnik» (Gesetzbuch) verfaßt. J. starb zu Moskau 27. Okt. 1505, nachdem er seinen Sohn Wassilij zum Nachfolger ernannt hatte.

Iwan IV. Wassiljewitsch, der Schreckliche genannt, 1533—84, geb. 25. Aug. 1530, folgte seinem Vater, Wassilij IV., 3. Dez. 1533 und ließ sich 16. Jan. 1547 zum Zaren krönen. Wiewohl J. an ungezügelter Herrschsucht alle seine Vorgänger übertraf, unterließ er im eigenen Machtinteresse doch nicht, sein Reich der westeurop. Bildung zugänglich zu machen. Er zog deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte nach Rußland, legte die ersten Buchdruckereien an, begründete den Handel durch einen Vertrag mit der Königin Elisabeth, nachdem die Engländer den Seeweg nach Archangel gefunden hatten, errichtete 1556 ein stehendes Heer, die Strelitzen, eroberte 1552 Kasan und 1554 Astrachan. Als er aber Livland den Deutschen Rittern zu entreißen versuchte, verbanden sich die Polen, Schweden und Dänen gegen ihn. Von Stephan Bathori bedrängt, wandte sich J. an Papst Gregor XIII. mit der Bitte, den Frieden zu vermitteln. Letzterer, in der Hoffnung, den Zaren, welcher Hinneigung zur röm.-kath. Kirche vorspiegelte, zu gewinnen, entsendete seinen Nuntius Possevin, der 1582 zwischen Stephan Bathori und J. einen zehnjährigen Waffenstillstand erwirkte, zufolge dessen J. seinen Ansprüchen auf Livland entsagte. Gegen Nowgorod, dessen Freiheitssinn ihn aufbrachte, unternahm er 1570 einen Zug und mordete dort binnen sechs Wochen an 60000 Menschen. Nicht weniger wütete er in Twer, Moskau und an andern Orten. Seinen ältesten Sohn, Iwan, brachte J. eigenhändig um. Am Ende seiner Regierung unternahm Jermak seinen Zug nach Sibirien. J. starb 18. März 1584 und hatte seinen zweiten Sohn, Feodor, zum Nachfolger.

Iwan V. Alexejewitsch, Peters I. Halbbruder, geb. 27. Aug. 1666, gest. 29. Jan. 1696, nahm, obgleich er 1682 Zar wurde, wegen Kränklichkeit und Schwachsinn an der Regierung wenig und seit 1689 gar keinen Teil.

Iwan VI., geb. 24. Aug. (n. St.) 1740, war der Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel-Bevern und der russ. Großfürstin Anna Karlowna. Die Kaiserin Anna Iwanowna nahm ihn gleich nach seiner Geburt aus den Händen ihrer Nichte, erklärte ihn zu ihrem Sohne und gab ihm eine Wohnung neben ihrem Zimmer. Sterbend ernannte sie ihn zu ihrem Nachfolger und ihren Günstling Biron zum Vormund und Regenten während der Minderjährigkeit desselben. Biron ließ nach der Kaiserin Tode, 28. Okt. 1740, dem Prinzen huldigen, und als er selbst verbannt wurde, übernahmen die Eltern J.s die Regentschaft. Doch schon 6. Dez. 1741 bemächtigte sich Peters I. Tochter Elisabeth des Throns. Der junge J. wurde anfangs zu Iwangorod bei Narwa gefangen gehalten; 1756 aber brachte man ihn auf die Feitung Schlüsselburg, dann an einige andere feste Orte, und nach der Thronbesteigung Katharinas II. wieder nach Schlüsselburg. Als hier Mirowitsch, ein Edelmann aus der Ukraine, der als Lieutenant bei der Besatzung in Schlüsselburg stand, mit Hilfe eines untergeschobenen Befehls der Kaiserin den Versuch machte, den Gefangenen zu befreien, wurde J. von den andern Offizieren 5. Dez. 1764 ermordet, wozu sie durch einen kaiserl. Befehl ermächtigt waren. Die Kapelle in Schlüsselburg, wo man ihn begrub, wurde später zerstört.

Iwangorod, russ. Festung im Gouvernement Sjedlez an der Mündung des Wieprz in die Weichsel, 90 km oberhalb von Warschau. Das kleine Städtchen, Station der Linie Kowel-Mlawa der Weichselbahn, liegt auf dem rechten Weichselufer und ist mit bastioniertem Hauptwall und drei in geringem Abstande vor diesem liegenden kleinen Werken befestigt. Auf dem linken Weichselufer liegt ein zweistöckiger, kasemattierter, mit Erdwall umgebener Thurm (Fort Gortschakow), welcher in Verbindung mit drei Erdwerken einen Brückenkopf bildet. Im J. 1877 wurde die Erweiterung der Festung beschlossen und bis 1884 durchgeführt. Es wurden auf dem rechten Weichselufer sechs, auf dem linken drei vorgeschobene Werke im Abstande von 2 bis 4 km vom Hauptwall beziehungsweise Fort Gortschakow erbaut, ferner eine feste Brücke zwischen der Stadt und Fort Gortschakow; doch ist diese Brücke im Frühjahre 1884 durch die Hochflut der Weichsel fast vollständig zerstört worden. Die Festung J. soll durch Herstellung noch einiger Gürtelforts zu einer großen Lagerfestung umgewandelt werden; dieselbe bildet mit Warschau, Nowo-Georgiewsk und Brest-Litowsk das poln. Festungsviereck, innerhalb dessen sich die russ. Hauptarmee im Falle eines Kriegs

Digitized by Google

gegen Deutschland und Österreich-Ungarn versammeln würde, und ist als Stützpunkt an der Weichsel, sowie als Eisenbahnknotenpunkt von strategischer Bedeutung.

Iwangorod, alte russ. Festung rechts an der Narowa, Narwa gegenüber, im Gouvernement Petersburg, von Iwan III. Wassiljewitsch 1492 erbaut, später schwedisch und durch Feldmarschall Scheremetjew 1704 zurückgewonnen, dann eingegangen. Die Werke sind gänzlich verfallen und liegen inmitten der neuerdings entstandenen Vorstädte.

Iwanow (Alexander Andrejewitsch), russ. Maler, geb. 1806 zu Petersburg, machte seine Studien an der dortigen Kunstakademie und erregte zuerst Aufmerksamkeit durch sein Gemälde: Christus und Magdalena (1832), das sich jetzt in der Galerie der kaiserl. Eremitage befindet. Um sich weiter auszubilden, wurde er auf Kosten der Regierung nach Italien geschickt und brachte über 20 Jahre in Rom zu. Während des größten Teils dieser Zeit war er mit seinem kolossalen Gemälde: Christi Erscheinung vor dem Volke, beschäftigt, zu dessen Ausstellung er nach Petersburg zurückkehrte, wo er als Professor der Akademie 15. Juli 1858 starb. Nach seinem Tode erschienen seine «Darstellungen aus der heiligen Geschichte, hinterlassene Entwürfe» mit einer Biographie J.s von Botkin (Lief. 1—8, Berl. 1879—84).

Iwanowo, großes Fabrikdorf im europ.-russ. Gouvernement Wladimir, an der Uwoda und der Eisenbahn Schuja-Kineschma, der bedeutendste Ort in Rußland für die Zitzfabrikation, hat 24 Zitzfabriken, die jährlich für ungefähr 2½ Mill. Rubel Zitze fabrizieren, außerdem zwei Baumwollwebereien, eine Baumwollspinnerei, eine Maschinenfabrik, stark besuchte Wochen- und Jahrmärkte und zählt (1880) 11909 ansässige E., mit der stets wechselnden Bevölkerung der Fabrikarbeiter aber über 20000.

Iwanowscher Jahrmarkt oder **Postnowskischer Jahrmarkt,** eine 1859 gegründete Messe im russ. Gouvernement Perm, im Kreise Schadrinsk, 30 km von Schadrinsk und 7 km von dem Dorfe Masljanski, an der Straße nach Jalutorowsk, wo ein großer Jahrmarkt auf freiem Felde, bei einer Kapelle, vom 24. Aug. bis 5. Sept., abgehalten wird. Im J. 1860 wurden für 1558937 Rubel Ware zugeführt, jetzt übersteigt diese Summe 4 Mill. Rubel. Die Hauptartikel des Handels sind Baumwoll-, Woll-, Seidenwaren, Galanteriewaren, getrocknete Früchte, Eisenwaren, Pelzwerk, Leder, Farben, Thee, Zucker und Pferde.

Iwarancusawurzel, s. u. Andropogon.

Iwaschinzow (Nikolai), russ. Hydrograph und Reisender, geb. 1. Mai 1819, trat in russ. Marinedienst, begleitete 1853 die russ. Expedition unter Perowski gegen Chiwa, wobei das Gebiet des Sir Darja aufgenommen wurde, und leitete dann 1854—68 die Aufnahme und Erforschung des Kaspischen Meeres. Er starb als Kontreadmiral und Präsident der mathem. Sektion der Geographischen Gesellschaft zu Petersburg 25. Jan. 1871. J. schrieb «Die geogr. Erforschung des Kaspischen Meeres» (russisch, 2 Bde. mit Atlas, Petersb. 1866—69) und ein Werk über 38 russ. Reisen um die Erde (Petersb. 1849—50).

Iwein, Held einer Dichtung, die dem Sagenkreise von Artus angehört. Auf bretonischer Grundlage von teilweise mythischem Charakter beruhend, wurde der Stoff in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. durch Chrétien de Troies dichterisch bearbeitet in seinem «Chevalier au Lyon» (herausg. von Holland, 2. Aufl., Hann. 1880). J., ein Ritter an Artus' Hofe, besteht das Abenteuer am Zauberbrunnen, erschlägt den Inhaber desselben und erlangt durch Vermittelung einer Kammerfrau Laudes die Hand seiner Witwe Laudine, die dadurch ihrem Lande einen Schirmherrn geben will. Nach einer Zeit auf Abenteuer ausziehend, versäumt er die rechtzeitige Rückkehr, verliert dadurch Laudines Gunst, wird wahnsinnig, besteht zahlreiche weitere Abenteuer, unter denen die Befreiung eines Löwen, der mit einem Drachen kämpft und von da an ihn begleitet, und wird endlich mit Laudine wieder versöhnt. Chrétiens Gedicht als Quelle folgte Hartmann von Aue in seinem «Iwein». Der uns erhaltene bretonische Text (in den «Mabinogion», 3 Bde., Clandovery 1831—50; deutsch in Simrocks Martes «Artussage», Quedlinb. 1842) ist nicht die Quelle des franz. Gedichts, sondern schon von diesem beeinflußt.

Ixia *L.*, Gattung kapischer Zwiebelgewächse mit schwert- oder linienförmigen Blättern, einer sechsteiligen, regelmäßigen Blütenhülle mit ausgebreitetem Saum, drei zurückgekrümmten Narben, einer häutigen Kapsel und mit kugelrunden Samen. Die Blumen stehen in größerer oder geringerer Zahl in einer Ähre auf einem Schaft, der meistens höher ist als die Blätter. Bei I. crocata *L.* sind die Blumen hochorangefarbig, am Grunde der Perigonblätter mit einem schwarzbraunen, durchscheinenden Flecken; bei I. crispa *Thbg.* sind sie blau, hellviolett, weiß, rosa u. s. w., und die Blätter am Rande zierlich gekräuselt; I. grandiflora *Delar.* hat sehr große purpurschwarze, weiß contourierte, I. maculata *L.* blaue, blaßblaue, weiße, purrote, rosenrote, violette, oft gefleckte, I. viridiflora *Lam.* kupferig-grüne, im Grunde mit einem samtschwarzen Fleck verzierte Blumen. Die im Oktober ganz flach und je nach der Größe der Töpfe zu je drei bis fünf zu pflanzenden Zwiebeln unterhält man in einem temperierten Raum bei mäßigem Begießen und zur Zeit des besten Wachstums an einer recht sonnigen Stelle, nach der Blüte im April, Mai und Juni an einem trockenen, gegen Regen geschützten Ort im Freien. Vermehrung geschieht durch Brutzwiebeln. Alle zwei Jahre hebt man, wenn Blätter und Stengel trocken geworden, die Zwiebeln aus, trennt die Brut ab und hebt jene wie diese für sich in Papierbeuteln an einem trockenen Orte bis zur Pflanzzeit auf.

Ixille, s. unter Coraline.

Ixion, König der Lapithen in Thessalien, ein Sohn des Phlegyas oder des Antion oder auch des Ares, heiratete Dia, des Deioneus Tochter, welcher ihm den Peirithoos gebar. Er versprach seinem Schwiegervater reiche Brautgeschenke und führte diesen, als er ihn zur Erfüllung seines Versprechens anhalten wollte, in eine mit feurigen Kohlen erfüllte Grube. Infolge seines Verbrechens mit Wahnsinn geschlagen, versagten ihm Götter und Menschen, ihn zu sühnen; zuletzt that es Zeus selber. Zeus verstattete ihm, an der Göttertafel teilzunehmen. Hier entbrannte er für Hera; diese aber täuschte ihn und er umarmte statt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die Centauren entsprungen sein sollen. Zur Strafe dafür ließ Zeus ihn mit Schlangen an ein Rad fesseln, das ewig im Kreise herumgetrieben wurde. Es liegt dabei, wie auch

aus bildlichen Darstellungen deutlich ersichtlich ist, ursprünglich die Anschauung der Sonne als eines Rades zu Grunde. Nachdem daraus die erzählte Mythe sich entwickelt hatte, wurde dann später auch von J. mit seinem Rade erzählt, daß er wie Sisyphos und andere seine Strafe in der Unterwelt abbüße.

Irmiquilpan, Stadt im mexikan. Staat Hidalgo, an der Tula, 60 km nordwestl. von Pachuca, in schöner Gebirgsgegend 1709 m hoch gelegen, mit warmem, für den Anbau der tropischen, sowie der europ. Früchte geeignetem Klima, zählt 12000 E.

Ixodes, s. Holzbock.

Ixodiden, s. Zecken.

Ixora *L.*, eine Pflanzengattung der Rubiaceen mit ziemlich vielen Arten, meistens Tropenbewohnern, und in unsern Feuchtwarmhäusern wohlgelitten. Der Name ist nach dem eines malabarischen Götzen gebildet. Ihr Gattungscharakter setzt sich aus folgenden Merkmalen zusammen: Kelch mit eiförmiger Röhre und kleinem, vierzähnigem Rande; Blumenkrone trichterförmig mit schlanker, stielrunder Röhre und kurzem vierteiligen, ausgebreiteten Rande und vier festsitzenden Staubbeuteln am Schlunde; Frucht eine steinfruchtartige, mit dem bleibenden Kelch gekrönte, fast kugelige, zweifächerige Beere. Sie sind schöne, immergrüne Ziersträucher mit gegenständigen Blättern, zugespitzten oder in eine Granne ausgebenden Afterblättern und zierlichen scharlachroten, rosenroten, blaßroten, weißen oder bunten, oft wohlriechenden Blüten in endständigen, oft dreiteiligen Doldentrauben. Eine der am längsten bekannten und geschätztesten Arten ist I. coccinea *L.*, in Indien Feuerbrand und Buschflamme genannt, mit prächtig zinnoberroten, langröhrigen, kugelig-dolbig gesammelten Blüten und roten Stengeln. Die Handelsgärten führen eine ziemliche Anzahl willig und reichblühender Arten und Formen, unter diesen I. crocata *Lindl.*, I. grandiflora *Ker.*, I. hybrida splendens und Duchess of Teck u. a., welche letztere den großen Vorzug besitzt, schon als kleine Pflanze zu blühen. Man überwintert diese prächtigen Pflanzen bei + 12—15° C., hält sie von Staub, Schmutz und Insekten rein, sorgt im März und April nach dem Einpflanzen und auch im Sommer für feuchte Wärme und gibt ihnen bei warmer Witterung reichlich Luft und bei heißer Sonne Schatten. Manche Arten lassen sich durch Wurzelschossen, alle aber mit großer Leichtigkeit durch Stecklinge unter Glocken und im Warmbeet vermehren.

Ixworth, Schloß bei Bury Saint-Edmunds (s. d.) in der engl. Grafschaft Suffolk.

Iynx, die Tochter des Pan und der Echo, die Dienerin der Io, wurde von der Hera (Juno) in einen Vogel, den sog. Wendehals (Iynx torquilla), verwandelt, weil sie Zeus zu dem Liebeshandel mit Io verführt hatte. Nach dem Vorgange Jasons, der nach Aphrodites Rat Medea dadurch für sich gewonnen haben sollte, daß er die I. mit Füßen und Flügeln auf ein vierspeichiges Rad band und dieses unter Aussprechung von Zauberformeln umdrehte, gebrauchte man diesen Vogel in der angegebenen Weise als Mittel, jemand verliebt zu machen.

Izabal, Nzabal oder Atzabal, Dorf in Mittelamerika, Republik Guatemala, Departementshauptort, 180 km im NO. von Guatemala, am Nordfuße des Micogebirges und am Süduser des Izabalsees oder Laguna Dulce, von welchem ein 20 km langer Kanal zur Hondurasbai führt, mit (1880) 611, als Kommune 3830 E., wovon 1488 Eingeborene. Das Klima ist mörderisch, und der Weg zum Orte zu Wasser und zu Lande sehr schwierig. Dennoch hatte J. lange fast den ganzen Export von Belize und vom östl. Yucatan monopolisiert; seit 1865 hat sich der Transit nach Westen gewendet und der Handel J.s ist seitdem sehr gesunken.

Izeds, die guten Genien im Reiche des Ormuzd, s. unter Dämonen.

Izlás (spr. Islaasch), Stromenge an der untern Donau, 38 km südwestlich von Alt-Orsowa, zwischen den Ortschaften Drenkowa und Swinitza, unterhalb Piwolin, wo das Strombett der Donau durch eine Reihe von Felsenriffen und Bergkuppen zusammengepreßt wird. Der eigentliche J. hat eine Länge von 3982 m, die mit ihm verbundenen Stromengen von Groß- und Kleintachtalia ungefähr 2300 m. Die nahezu 1800 m langen Felsenriffe, welche den Fluß quer durchziehen, bestehen aus braunrotem, hornsteinartigem Schiefer und Quarzporphyr; sie füllen das hier stellenweise nur 350—948 m breite Donaubett dergestalt aus, daß nur am rechten oder serb. Ufer eine kaum 38 m breite fahrbare Wasserstraße bleibt.

Izsó (spr. Ischoo, Nik.), ungar. Bildhauer, geb. 1830 in Horváti im Komitat Borsod, studierte in Sárospatak, war 1848—49 Honvéd und widmete sich nach der Katastrophe von Világos der Bildhauerkunst, erst in Pest bei Ferenczy, dann in Wien bei Gasser und in München, wo er mit dem Trauernden Schäfer seinen Ruf begründete; heimgekehrt vollendete er die Csokonai-Statue für Debreczin und das Petöfi-Denkmal für Budapest, außerdem zahlreiche Porträtbüsten und Genrestatuetten, alles von scharf ausgeprägtem nationalen Charakter. Er starb als Professor an der Kunstschule zu Budapest 29. Mai 1875.

Iztaccihuatl, d. h. Weiße Frau, Berg im SO. des Thals von Mexiko, unmittelbar nordlich vom Popocatepetl, in 19° 10′ nördl. Br. und 80° 55′ westl. L. (von Ferro), 5207 m hoch.

Jod.

J, Jod oder Jot (vom griech. ἰῶτα), der zehnte Buchstabe unsers Alphabets, ist ein Konsonant und der einzige ursprüngliche Palatal (Gaumenlaut) der indogerman. Sprachen; er steht in so naher Verwandtschaft mit dem Vokal J (daher die Bezeichnungen i consonans und i vocalis), daß die vergleichende Grammatik oft nicht sicher entscheiden kann, welcher von beiden Lauten in bestimmten Fällen der ursprüngliche ist. Das Jod übt von allen Konsonanten den größten Einfluß namentlich auf vorhergehende Konsonanten aus, und die neuere Grammatik hat für die durch dasselbe hervorgebrachten Konsonanten-

Digitized by Google

veränderungen den besondern Kunstausdruck Zetazismus eingeführt (abgeleitet vom griech. Buchstabennamen Zeta, weil der Laut des Zeta [= dz] aus dj hervorgegangen ist); in den Wirkungen auf vorangehende Silben verhält sich jod fast ganz wie i (s. d.). Einzelnen Sprachen ist der Laut jod ganz verloren gegangen, z. B. dem Griechischen, indem derselbe entweder mit andern Konsonanten verbunden wird, wie im zeta, oder ausfällt, daher es im Griechischen nur den Vokal i gibt. Das Lateinische besaß sowohl i wie jod, schrieb aber beide mit dem einen Zeichen i. Ein besonderes, deutlich aus dem J abgeleitetes Zeichen für das Jod kam erst in den lat. Druckschriften des 16. und 17. Jahrh. auf und namentlich durch die holländ. Philologen und Ernesti ziemlich allgemein in Anwendung. Von den german. Sprachen hatte das Gotische ein eigenes Zeichen für Jod (ᛃ), das im Alphabet die 15. Stelle zwischen n und u einnahm. In den althochdeutschen und mittelhochdeutschen Handschriften findet sich stets nur das vokalische i, und erst seit dem 16. Jahrh. erscheint auch in deutschen Drucken, nach dem Vorgange der lateinischen, das konsonantische j, welches in der Reihenfolge des Alphabets gleich hinter das i gestellt wurde.

In den neuern Alphabeten, welche das Zeichen j besitzen, ist dasselbe der Ausdruck sehr verschiedener Laute: in den slaw. Sprachen mit lat. Schrift (Serbisch, Slowenisch, Böhmisch, Sorbisch) entspricht es meist unserm j, ebenso im Italienischen; im Französischen dagegen drückt es den weichen, tönenden Laut zu sch aus, im Spanischen (neben x) unser ch, z. B. Mejico (Mexico), spr. Mechico, im Englischen dsch (d. h. d mit frz. j), während als Zeichen unsers j das y dient. Die kirchenslaw. Schrift, z. B. des Serbischen, und das heutige russ. Alphabet haben kein Zeichen für jod, obwohl die Sprachen den Laut besitzen.

Jab, Insel aus der Gruppe der Carolinen (s. d.).

Jabalpur, s. Dschabalpur.

Jabes in Gilead, eine palästinensische Stadt des Ostjordanlandes, welche in der Geschichte der israel. Richter und des Königs Saul erwähnt wird. Ihre Lage wird mit großer Wahrscheinlichkeit in den heutigen Ruinen Ed-Deir («Kloster»), drei Stunden östlich vom Jordan, auf einem Hügel an der Südseite des Wadi Jâbis vermutet, welcher, etwas südwärts Beisân (s. Bethsean) gegenüber, von Osten her in den Jordan einmündet und in dem der alte Name J. noch erhalten ist.

Jabetnik (etwa Amtmann), in der ältesten Zeit Rußlands ein Beamter für Verfolgung von Verbrechen, in späterer Zeit bedeutet das Wort einen Denunzianten und falschen Ankläger.

Jablochkoffsche Kerze, s. unter Elektrische Lampen.

Jablonna, Dorf bei Warschau (s. d.).

Jablonoi-Chrebet (d. h. Apfelgebirge), ein Gebirge in Ostsibirien, das östl. Glied der Taurischen Alpen in Transbaikalien, erstreckt sich bedeutend weiter nach NO. hin als die westlichern Parallelketten dieses Gebirgssystems; die weitere Fortsetzung des J. bildet die Wasserscheide zwischen Lena und Amur, also zwischen dem Eismeer und dem Stillen Ocean, und ist ein hohes, rauhes Gebirge, das noch fast ganz unerforscht ist, da nicht einmal die Höhen annähernd bestimmt sind.

Jablonowski, fürstl. Familie in Polen, der mehrere ausgezeichnete Männer angehören.

Stanislaw J., geb. 1634, wurde, nachdem er sich im Kampfe gegen die Kosaken, Tataren und Schweden hervorgethan und dem Johann Sobieski in der siegreichen Schlacht bei Chocsim 1673 zur Seite gestanden, 1682 Großhetman der Krone. Berühmt ist sein Rückzug aus der Bukowina, durch welchen J., nachdem er sich hier 1685 mit dem poln. Heere gegen die überlegenen Heeresmassen der Türken und Tataren glücklich verteidigt hatte, dasselbe aus sehr schwieriger Lage befreite. Er starb 1702.

Joseph Alexander J., geb. 4. Febr. 1712, wurde Wojwode von Nowogrodek und erhielt 1743 die Würde eines deutschen Reichsfürsten. Er verließ 1768 nach dem Ausbruche der Unruhen sein Vaterland und wählte Leipzig zu seinem Aufenthalte, wo er 1. März 1777 starb. Im J. 1765 setzte er drei Preise für drei von ihm gestellte Aufgaben aus der poln. Geschichte, der polit. Ökonomie, der Physik und Mathematik aus, deren erste Verteilung durch die Naturforschende Gesellschaft in Danzig 1766 erfolgte. Diese erkannte den Preis für J.s Aufgabe, die Ankunft des Lech in Polen gründlicher als bisher zu erweisen, der Abhandlung Schlözers zu, der das Dasein des Lech in das Reich der Fabeln verwies. Fürst J. sah dies als eine unstatthafte histor. Ketzerei an und schrieb dagegen die «Vindiciae Lechi et Czechi» (Lpz. 1770; neue Ausl. 1775). Außerdem entzog er jener Gesellschaft die Preisverteilung und gründete 1768 in Leipzig die noch bestehende «Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften», die aber erst 1774 ins Leben trat. J. schenkte derselben ein Kapital, von dessen Zinsen die Gesellschaft früher drei goldene Preismedaillen mit dem Bildnisse des Fürsten prägen ließ; gegenwärtig besteht der Preis in 700 Mark. Vgl. «Acta societatis Jablonovianae» (6 Bde., Lpz. 1772—73), «Nova acta societatis Jablonovianae» (9 Bde., Lpz. 1802—45) und «Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft» (23 Bde., Lpz. 1817—82).

Die Familie J. besteht noch in Rußland und Österreich, sie besitzt große Güter in Polen, Volhynien und Galizien. An der Spitze der ältern, seit 1878 erloschenen Linie stand seit 1855 Fürst Stanislas J. (geb. 10. März 1799, gest. im Aug. 1878). Er war während des Aufstandes 1831 Hauptmann in der poln. Artillerie und gab eine militärische Schrift «Wspomnienia o bateryi pozycyjnej artillerii» (Posen 1860) heraus. Auch übersetzte er Jonsacs «Histoire de Stanislas J.» (4 Bde., Lpz. 1775—76) ins Polnische (Posen 1868). An der Spitze der jüngern Linie steht seit 1864 Fürst Karl J., geb. 13. März 1807, Oberstlandmarschall in den vereinigten Königreichen Galizien und Lodomerien.

Jablunka oder Jablunkau, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Teschen des österr. Herzogtums Schlesien, in rauher Gebirgsgegend der Beskiden am Zusammenfluß der Olsa und Lomna und an der Kaschau-Oderberger Bahn gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 3371 E., die Leinwandfabrikation betreiben. Hier führt die Hauptstraße durch den sog. Jablunkapaß (601 m über dem Meere) von der Olsa zur Waag nach Ungarn; derselbe wird von der Kaschau-Oderberger Eisenbahn überschritten. Die 9 km südlich von dem Städtchen befindliche, kriegsgeschichtlich denkwürdige Schanze wurde 1541 errichtet, als Schlesien von den Türken, die fast ganz Ungarn überschwemmt hatten, bedroht war. Im Dreißigjährigen Kriege

Digitized by Google

eroberte sie 1625 das Mansfeldsche Korps und hielt sich ein ganzes Jahr lang darin; 1645 aber bemächtigte sich ihrer der schwed. General Königsmark. Im ersten Schlesischen Kriege nahm sie Friedrich d. Gr.; im Siebenjährigen Kriege geriet sie durch mehrmalige Bestürmung ganz in Verfall. In neuerer Zeit hat man die Schanze von neuem in Verteidigungsstand gesetzt.

Jablunkagebirge, s. unter Karpaten.

Jabot (frz.), Hemd-, Brustkrause an Herrenhemden.

Jaca, uralte Ciudad von (1877) 4155 E., Bischofsitz und Waffenplatz mit starker Citadelle in der span. Provinz Huesca, 55 km im NNW. von Huesca, am linken Ufer des Aragon 790 m hoch in seinem fruchtbaren von Osten nach Westen gerichteten Thale sehr malerisch gelegen, ist die Hauptstadt von Hocharagonien; auf der Nordseite tritt der Fuß der Pyrenäen bis auf 4 km heran, während sich südlich die 1760 m hohe Peña de Oroel erhebt. Die kreisrunde Stadt selbst ist von starken alten, schwarzen Mauern mit sechs got. Thoren eingeschlossen und zeigt im Innern ein Gewirr finsterer, öder Gassen. Unter den Kirchen ist die got. dreischiffige Kathedrale bemerkenswert. Die Citadelle auf einem nahen Hügel bietet eine prachtvolle Aussicht.

Jacamars (Galbulidae) heißt eine Familie der Kuckucksvögel vom Habitus der Bienenfresser mit lebhaft metallischem, meist grünem Gefieder; sie bewohnen in 7 Gattungen und 19 Arten das tropische Südamerika östlich von den Anden.

Jacaranda *Juss.*, Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen. Man kennt gegen 30 Arten, die namentlich den Tropengegenden Amerikas angehören. Es sind Bäume mit gegenständigen meist doppelt gefiederten Blättern und großen blauen oder roten Blüten. Von einer in Brasilien einheimischen Art, J. brasiliana *Pers.*, stammt das Palisander- oder Jacarandaholz, auch Succadan- oder Zuckertannenholz genannt, ein sehr hartes rotgefärbtes Holz, welches eine schöne Politur annimmt und deshalb für die Möbeltischlerei eine große Bedeutung hat. Übrigens ist es sehr wahrscheinlich, daß unter diesem Namen auch noch das Holz einiger anderer brasilianischen Bäume in den Handel kommt. Von einigen andern, ebenfalls in Brasilien wachsenden Arten werden die Blätter als Surrogat der Sarsaparille gegen Syphilis angewendet, sie führen in der Pharmakognosie den Namen Folia Carobae, da in dem Heimatlande die Pflanzen Caroba genannt werden.

Jacaré oder Brillenkaiman, s. unter Alligator.

Jacatupéstärke, eine südamerikanische Stärkesorte. (S. unter Stärke.)

Jacént (lat., «liegend»), verlassen, herrenlos.

Jacet (lat.), auf Grabinschriften: Hier liegt.

Jachin und **Boas** (d. h. «er stellt fest» und «in ihm ist Stärke»), Name der zwei mächtigen Erzsäulen, die in der Vorhalle des Salomonischen Tempels standen (1 Kön. 7, 15–22; Jer. 52, 21 fg.).

Jachja (ursprünglich arabisch = Jehuda), Name einer jüdischen, an Staatsmännern und Schriftstellern reichen Familie in Portugal, Spanien, Italien und der Türkei aus dem 12. bis 17. Jahrh. Der bekannteste darunter ist Gedalja J. (1520–90), Verfasser der litterarhistor. Chronik: «Schalschelet ha-Kabbala» (Vened. 1587; Krakau 1596; Amsterd. 1697).

Jachmann (Eduard Karl Emanuel), kaiserlich deutscher Vizeadmiral, geb. zu Danzig 2. März 1822, besuchte das Gymnasium zu Marienwerder, machte seine erste Reise 1839–44 auf dem der preuß. Seehandlung gehörigen Schiff Kronprinz nach Westindien und diente 1844–48 auf der Korvette Amazone im Mittelmeer und an der Küste Amerikas. Im J. 1845 wurde er Marinelieutenant, befehligte 1849–52 eine Kanonenbootsflotille in Stralsund und kam dann als Decernent in die Marineabteilung des Kriegsministeriums zu Berlin. Als erster Lieutenant machte er 1853–54 auf der Gefion eine Reise nach Südamerika, Westindien und Nordamerika unter dem Befehl des Commodore Schröder. Dann war J. drei Jahre Oberwerftdirektor zu Danzig und wurde Korvettenkapitän. Nachdem J. 1857–59 Direktor einer Abteilung der neuerrichteten Admiralität gewesen war, wurde er Sept. 1859 Kapitän zur See und nahm 1859–62 als Kommandant der Fregatte Thetis an der preuß. Expedition nach Ostasien und China teil. Als Chef des Stationskommandos der Ostsee in Danzig führte er während des Deutsch-Dänischen Kriegs von 1864 den Befehl über die preuß. Streitkräfte in der Ostsee und lieferte 17. März 1864 der dän. Flotte das Seegefecht bei Jasmund (Rügen), wofür er Kontreadmiral wurde. J. war 1864–67 Chef der Marinestation zu Kiel, auch alljährlich Chef der Übungsgeschwader in der Nord- wie Ostsee. Im J. 1867 wurde J. zum Präses des Marineministeriums ernannt und 1868 zum Vizeadmiral befördert. In dieser für die weitere Organisation der preuß. Marine bedeutungsvollen Zeit, während welcher namentlich die Entwickelung des Offizierkorps und Flottenpersonals, die Begründung einer starken Panzerflotille, die Einrichtung des Torpedowesens, die Beendigung des Jadehafens, der Beginn der Bauten zu Kiel und die völlige Herstellung der dortigen Hafenbefestigungen erfolgte, verblieb J. in seiner Stellung, bis nach der Wiedererstehung des Deutschen Reichs Heer und Flotte Preußens an dasselbe überging. Als General von Stosch 31. Dez. 1871 zum Marineminister ernannt wurde, trat J. in den Ruhestand, nachdem er während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870–71 Oberbefehlshaber in der Nordsee gewesen war, und zog sich dann nach Oldenburg zurück.

Jachmann-Wagner, s. Wagner (Johanna).

Jacht (engl. Yacht, Jagd, Jagdschiff) nennt man ein einmastiges, verdecktes Seeschiff von durchschnittlich 60–100 t Gehalt, das eine Spezialität der Ostsee und hauptsächlich auf den dän. Inseln, an der Ostküste Schleswig-Holsteins, in Mecklenburg und an der westl. preuß. Küste in Gebrauch ist. Die Ostseejacht eignet sich ihrer Bauart nach sehr gut zur Bewegung in den kurzen Wellen der Ostsee bei Stürmen, kann durch wenige Menschenhände gehandhabt werden und segelt gut. Sie ist fast ausschließlich Küstenfahrer. In England hatte man früher ähnliche Fahrzeuge bei den Kriegsflotten, die zum Schnellsegeln gebaut waren und den Post- und Depeschendienst versahen. Diese ursprüngliche englische J. ist schon seit langer Zeit außer Gebrauch, aber man hat den Namen auf die Lustfahrzeuge reicher Engländer übertragen, die zwar zum Schnellsegeln eingerichtet, jedoch keineswegs nach dem Modell der alten J. konstruiert sind. Dieselben repräsentieren vielmehr alle Klassen von Fahrzeugen, wenn auch in keiner

Digitized by Google

bedeutendern Größe als durchschnittlich 3—400 t, und sind vielfach mit Dampfkraft ausgerüstet. Man macht mit ihnen Vergnügungsreisen in alle Meere der Erde. In England besteht auch ein großer Jachtklub, dem Hunderte von Besitzern solcher Fahrzeuge angehören und der jährlich Wettfahrten unter den Mitgliedern oder mit Jachtklubs anderer Nationen abhält, die sich dem englischen nachgebildet haben. Man nennt auch alle für fürstl. Personen bestimmten Lustfahrzeuge J.

Jacini (Stefano), ital. Nationalökonom und Staatsmann, geb. 1827 zu Casalbuttano (Provinz Cremona), studierte, nachdem er zu Hofwyl bei Bern seine Vorbildung erhalten, auf verschiedenen ital. und ausländischen Universitäten die volkswirtschaftlichen und philol. Fächer und zog 1851 die Aufmerksamkeit auf sich durch eine Schrift über die Zustände des Grundeigentums und der ackerbauenden Bevölkerung der Lombardei. Einige Jahre später beauftragte ihn der österr. Generalgouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, Erzherzog Maximilian, die Ursachen der wirtschaftlichen Übelstände des Veltlin zu untersuchen. J. bezeichnete in seiner Schrift «Le condizioni economiche della Valtellina nel 1858» die österr. Fremdherrschaft als die einzige Ursache jener Übelstände und erregte damit großes Aufsehen in ganz Europa. Cavour ernannte ihn nach Annexion der Lombardei im Jan. 1860 zum Minister der öffentlichen Arbeiten in dem neugebildeten Kabinett, dessen Mitglied er über ein Jahr blieb. Die gleiche Stellung nahm er dann zum zweiten mal in dem im Sept. 1864 von General La Marmora gebildeten Kabinett ein und behielt sie bis 1867. Drei Jahre später, 1870, wurde er zum Senator ernannt. Als Minister hat sich J. um die Einrichtung der Posten, Telegraphen und Eisenbahnen in dem neuen Königreich Italien verdient gemacht und namentlich mit unermüdlichem Eifer für die Herstellung der St. Gotthardbahn gewirkt. Später erschienen noch von ihm: «Due anni di politica italiana» (Mail. 1868), «Sulle opere pubbliche in Italia nel loro rapporto collo stato» (Mail. 1870), «Sulle condizioni della cosa pubblica in Italia dopo il 1870» (Rom 1872), «Un po' di commenti sul Trattato di Berlino» (Rom 1878), «Sulla politica estera» (Rom 1879), «I conservatori e la evoluzione naturale dei partiti politici in Italia» (Rom 1879), «Relazione sulla decima circoscrizione» (Rom 1882).

Jack (engl.), Kosename für John, von ähnlichem Gebrauch wie im Deutschen Hans, namentlich Spitzname der Matrosen (eigentlich J. tar, Hans Teer, woraus in mißverstandener Deutung der Ausdruck «Teerjacke» entstanden ist); Old Jack, in der Matrosensprache die brit. Flagge; Jack of all trades, Mensch, der in allen Sätteln gerecht ist; Jack-an-apes, Hans Affe; Jack pudding, Hanswurst.

Jacke (frz. jaquette, engl. jacket), kurzes, anschließendes Ärmelkleid, ist herzuleiten von Jakob, Jacques, ebenso wie Hänslein (kurzer Oberrock im 15. Jahrh.) von Hans.

Jackmaschine, vom engl. jack-frame (frz. banc à bobines), Spulenmaschine, eine veraltete Konstruktion der Baumwollvorspinnmaschine.

Jackson, Stadt und Hauptort des County Jackson im nordamerik. Staate Michigan, auf beiden Seiten des Grand-River nahe seiner Quelle, zählt (1880) 16 105 E., ist Kreuzungspunkt von sechs Eisenbahnen: nämlich der Michigan-Central-, des Jackson-Arm der Lake-Shore- und Michigan-Southern-, der Fort-Wayne-J. und Saginaw-, der Grand-River-Valley- und der Airline der Michigan-Southern-Bahn, zeichnet sich durch große industrielle Thätigkeit aus und liefert namentlich Thonröhren, Backsteine, Wagen, Möbel, Ackerbau-Maschinen und -Gerätschaften und Töpferwaren. Hier befindet sich das Staatszuchthaus.

Jackson, Hauptstadt des nordamerik. Staates Mississippi, am linken Ufer des Pearl-River und an der Kreuzung der Neuorleans-J.- und Great-Northern- und der Great-Northern- mit der Vicksburg- und Meridian-Eisenbahn, zählt (1880) 5204 E. Hauptgebäude J.s sind das Staatshaus, die Gouverneurwohnung, Irren-, Blinden- und Taubstummenanstalten, das Staatszuchthaus und das Rathaus. Die Umgegend erzeugt gute Baumwolle.

Jackson (Abraham Revers), namhafter amerik. Frauenarzt, geb. 17. Juni 1827 zu Philadelphia, bis 1870 praktischer Arzt in Strondsburg im Staat Pennsylvanien, seitdem in Chicago, woselbst er ein berühmtes Frauenhospital errichtete. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Removal of large urethro-vesicle calculus» (1858), «Succesful removal of both ovaries» (1866), «Non-ovarian menstruation» (1870), «Vesico-vaginal fistula» (1871), «Treatment of uterine fibroids by the use of ergotine» (1874).

Jackson (Andrew), der siebente Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika (1829—37), geb. 15. März 1767 zu Waxhaw unweit Camden in Südcarolina, von irländ. Abkunft, trat nach einer abenteuerlichen Jugend in seinem 18. Jahre zu Salisbury in Nordcarolina bei einem Advokaten ein und ward, ohne daß er viel studiert hatte, nach einigen Jahren zur Praxis zugelassen. Nachdem er 1788 zum öffentlichen Ankläger im jetzigen Staate Tennessee ernannt worden, zog er nach Nashville und wurde, als Tennessee in die Reihe der Unionsstaaten trat, Mitglied des Bürgerausschusses, der 1796 das Grundgesetz entwarf, bald nachher Repräsentant des jungen Staats im Kongreß und 1797 Senator. Er kehrte jedoch bald nach Tennessee zurück, wurde hier 1799 zum Oberrichter erwählt, zog sich aber 1805 von allen öffentlichen Ämtern zurück. J. bewirtschaftete seine Farm Hermitage bei Nashville, als 1812 bei dem Ausbruche des Kriegs mit England der Staat Tennessee ihm als Generalmajor den Oberbefehl über die Miliz anvertraute. An der Spitze von 2500 Mann segelte er den Mississippi hinab, schlug die Creek-Indianer, die, von den Spaniern in Pensacola unterstützt, das Land verwüsteten, nach Florida zurück und bemächtigte sich sogar der Stadt Pensacola. Als darauf die Engländer Neuorleans bedrohten, erhielt J. daselbst mit dem Rang eines Generalmajors vom Kongreß den Befehl über die Linientruppen. Es gelang ihm, den Engländern ein wohlgerüstetes Heer entgegenzustellen und denselben 8. Jan. 1815 eine entscheidende Niederlage beizubringen. J. zeichnete sich 1817—18 in dem Kampfe gegen die Seminolen aus, nahm als erster Gouverneur 1821 das von den Spaniern abgetretene Florida in Besitz und wurde 1823 für Tennessee abermals zum Senator gewählt.

J. wurde 1828 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt und trat 4. März 1829 sein Amt

Digitized by Google

an. Die Geschichte seiner Verwaltung ist die der modernen demokratischen Partei, deren Seele er war. Sturz der Vereinigten-Staaten-Bank, Ermäßigung des Tarifs, Souveränetät der Einzelstaaten in allen dem Bunde nicht ausdrücklich vorbehaltenen Fragen, «strikte Interpretation» der Verfassung, Ablehnung aller Verbesserungen in den Einzelstaaten durch die Bundesregierung und zwangsweise Verpflanzung der Indianer auf das rechte Mississippi-Ufer, das waren die Grundsätze und Maßregeln, zu denen sich die neue demokratische Partei bekannte und die J. rücksichtslos durchzuführen suchte. Im Sommer 1832 brach in Südcarolina eine von den Sklavenhaltern angeschürte, den Bestand des Bundes bedrohende Widersetzlichkeit gegen den Zolltarif aus, und in dieser Lage wurde J. nochmals zum Präsidenten gewählt. Er erließ gegen Südcarolina einen Aufruf, der Kraft mit Versöhnlichkeit verband, und begann zugleich kriegerische Rüstungen, um dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Nachdem diese Gefahr durch die Ermäßigung des Tarifs abgewendet, führte die Bankangelegenheit zu neuen Verwickelungen. J. setzte der Erneuerung des Privilegiums dieser Anstalt sein Veto entgegen, weil er darin ein Monopol erblickte, welches nur die Geldaristokratie begünstige, und ließ sogar die bei der Bank niedergelegten Staatsgelder zurückziehen. Infolge dieser Maßregel mußte die Bank ihre Unterstützung des Verkehrs beschränken, während zugleich Hunderte von Zettelbanken auftauchten, die nur das Papiergeld schwindelhaft vermehrten und so die Hauptursache der Krisis von 1837 wurden. In seiner auswärtigen Politik gelang es ihm, die aus dem Revolutionskriege noch schwebenden franz. Ansprüche zu erledigen und die freundschaftlichen Beziehungen zu England aufrecht zu erhalten. Im März 1837 zog sich J. nach seinem Landsitz Hermitage in Tennessee zurück, wo er 8. Juni 1845 starb.

Vgl. Parton, «Life of Andrew J.» (3 Bde., Neuyork 1860); von Holst, «Die Administration Andrew J.s» (Düsseld. 1874); derselbe, «Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten seit der Administration J.s» (Bd. 1, Berl. 1878).

Jackson (John Adams), amerik. Bildhauer, geb. 1825 zu Bath (Maine), wurde in Boston unter Johnston ausgebildet und ging 1851 nach Paris, wo er einige Porträtbüsten fertigte. Er kehrte 1858 nach Neuyork zurück, ließ sich aber später in Florenz nieder. Seine Hauptwerke sind: Eva und der tote Abel (in Philadelphia), das lesende Mädchen, Musidora, Kriegerdenkmal (in Lynn), Hylas, Hirtenknabe aus den Abruzzen u. s. w.

Jackson (Thomas Jefferson, genannt Stonewall), bedeutender südstaatlicher General im amerik. Bürgerkriege, geb. 21. Jan. 1826 zu Clarksburg in Virginien, wurde von 1842 ab in der Militärschule zu Westpoint erzogen und 1846 als Offizier in die Artillerie eingestellt. J. that sich im mexik. Kriege hervor, sodaß er das Brevet als Major erhielt, nahm aber schon 1852 den Abschied und wirkte von da an bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs als Professor der Mathematik an der Militärschule zu Lexington in Virginien. Im J. 1861 schloß er sich den Konföderierten mit Begeisterung an, organisierte schon im April 1861 als Oberst ein Regiment und wurde noch im Mai General und Befehlshaber eines selbständigen Korps bei Harpers-Ferry. J. half die erste Schlacht bei Bull-Run (21. Juli 1861) für den Süden dadurch entscheiden, daß er mit seiner Brigade fast unter den Augen des unfähigen Bundesgenerals Patterson dem bedrängten Beauregard zu Hilfe kam. Nach dem amtlichen Schlachtberichte stand J. im heißesten Kampfe wie ein stonewall (Steinwall), wovon er und seine Brigade diesen Zunamen erhielten. Gegen Ende 1861 zum Generalmajor ernannt, behauptete er bis zum Frühjahr 1862 das wichtige Shenandoahthal, vertrieb daraus im Mai 1862 den Bundesgeneral Banks und nahm, bis zum Potomac vorrückend, eine so drohende Stellung ein, daß von Washington her das Korps Mac Dowells gegen ihn entsendet werden mußte. Zugleich rückte Fremont mit einem Korps von Westvirginien gegen ihn an. J. schlug 8. Juni bei Croß-Keys Fremont, darauf den Unionsgeneral Shield bei Port Republik und führte sein Korps nach Richmond. Während der siebentägigen Schlacht vor Richmond siegte J. bei Gaines-Mills 27. Juni gegen Porter, wurde aber 1. Juli mit in die Niederlage von Malvernhill verwickelt. In dem Augustfeldzuge am Rapidan und Rappahannock bildete er die Vorhut des konföderierten Heers unter Lee und entschied durch seine kühnen Operationen den zweiten Sieg von Bull-Run (s. d.). Bei dem darauffolgenden Einfall Lees in Maryland führte J. wieder dessen Vorhut, marschierte nach Überschreitung des Potomac auf Frederick und nahm 13. Sept. Harpers-Ferry, wo 14000 Mann unter Miles die Waffen streckten. Bei Antietam (17. Sept.) hielt er den Hauptangriff aus und wurde zum Rückzug nach Virginien gezwungen. Bei Fredericksburg (13. Dez.) befehligte J. den rechten Flügel und verhinderte den Übergang Franklins über den Rappahannock, wodurch hauptsächlich der Sieg über Burnside entschieden wurde. Zur Belohnung wurde J. zum Generallieutenant befördert. Bei Eröffnung des Frühjahrsfeldzugs von 1863 griff J. bei Chancellorsville 2. Mai den rechten Flügel Hookers an und jagte ihn in die Flucht. Hier wurde sein Korps irrtümlich von einem südcarolinischen Regimente beschossen und er selbst schwer verwundet. Er starb 10. Mai 1863 in Guineas Station. Vgl. Cooke, «Stonewall J., a military biography» (Neuyork 1866).

Jacksons Blechmetall, eine bronze- oder messingartige Legierung, die zu gegossenen und gepreßten Waren verwendet wird.

Jacksonville, Hauptort des County Duval im nordamerik. Staate Florida, am linken Ufer des St.-John-Flusses, 25 km von dessen Mündung, am Ausgangspunkte der den Staat quer durchschneidenden J.-Pensacola- und Mobile-Eisenbahn, zählt (1880) 7650 E. und hat starken Holzhandel.

Jacksonville, Stadt und Hauptort des County Morgan im nordamerik. Staate Illinois, 46 km westlich von der Hauptstadt Springfield, zählt (1880) 10927 E., liegt mitten in fruchtbarer Prairie am Kreuzungspunkte von vier Eisenbahnen, nämlich der Jacksonville-Abteilung der Chicago- und Alton-Eisenbahn mit der Toledo-Wabash- und Western-, der Proria-, Pekin- und J.-, sowie der J.-Northwestern- und Southeastern-Eisenbahn, und ist Sitz des Blindeninstituts und der Taubstummen- und Irrenanstalt des Staats, sowie einer Privatirrenanstalt und verschiedener höherer Schulen.

Jackstag, eine an der vordern und obern Kante der Raaen angebrachte eiserne Stange. Sie läuft durch eiserne, in der Raa befestigte Augbolzen

Digitized by Google

und wird durch sie in etwa 2 cm Entfernung von ersterer gehalten. Am J. wird die obere Kante des Segels, das zu diesem Zweck mit starken Bindlöchern (Gaten) in regelmäßigen Zwischenräumen versehen ist, mittels dünnen Tauwerks befestigt.

Jacmel, Stadt in der Republik Haïti in Westindien, 44 km im SW. von Port-au-Prince, an einer halbrunden Bai der Südküste, zwischen dem Kap Maréchaux und dem Kap Jacmel, auf welchem ein Leuchtturm steht, mit etwa 6000 E., die bedeutenden Handel treiben; 16 km östlich liegt das Dorf Cayes de Jacmel, so genannt nach seinen Korallenriffen.

Jacob, s. Jakob.

Jacob (Alexandre André), franz. Schriftsteller, bekannt unter dem Pseudonym Erdan (s. d.).

Jacob (Bibliophile), Pseudonym des franz. Schriftstellers Paul Lacroix (s. d.).

Jacobäa, s. Jakobäa.

Jacobi (Abraham), Professor am New-York Medical College und New-York College of Physicians and Surgeons und Präsident der State Medical Society des Staats Neuyork, geb. 6. Mai 1830 zu Hartum in Westfalen, besuchte das Gymnasium zu Minden und studierte in Greifswald, Göttingen und Bonn Medizin. In den rhein. Kommunistenprozeß verwickelt, saß er von 1851 bis 1853 in Berlin und Köln in Untersuchungshaft und wurde darauf wegen Majestätsbeleidigung zu Gefängnishaft verurteilt. Im Sommer 1853 auf freien Fuß gesetzt, ging er nach England und von da nach Neuyork, wo er sich als praktischer Arzt niederließ und bald auch eine ausgedehnte schriftstellerische und Lehrthätigkeit entwickelte. Unter den litterarischen Arbeiten J.s sind zu nennen: die in Gemeinschaft mit E. Nöggerath herausgegebenen «Contributions of obstetrics and uterine and infantile pathology in 1858» (Neuyork 1859), «Dentition and its derangements» (Neuyork 1862), «The raising and education of abandoned children in Europe» (Neuyork 1870). Von 1868 bis 1871 war J. Mitherausgeber des «American Journal of obstetrics and diseases of women and children».

Jacobi (Friedr. Heinr.), namhafter deutscher Philosoph, geb. zu Düsseldorf 25. Jan. 1743, wurde von seinem Vater, einem wohlhabenden Kaufmann, ebenfalls für den Kaufmannsstand bestimmt. In Genf, wo er sich zwei Jahre aufhielt, gewann er eine solche Liebe zu wissenschaftlicher Beschäftigung, daß er nur ungern 1762 in seine Vaterstadt zurückkehrte, um des Vaters Handlung zu übernehmen. Nachdem er mehrere Jahre das Handelsgeschäft getrieben, wurde er durch die Vermittelung des Grafen von Goltstein 1772 zum Mitgliede der jülich-bergischen Hofkammer ernannt. Durch seinen ältern Bruder wurde er 1771 mit Wieland bekannt; noch mehr aber wirkte Goethe auf ihn ein, dessen Bekanntschaft er 1774 machte. Nach dem Tode seiner Frau (geborene von Clermont aus Vaels bei Aachen) folgte er 1779 einem Rufe nach München, wo er Geheimrat wurde. Infolge der polit. Bewegung ging er 1794 nach Holstein und hielt sich dann bald in Wandsbeck und Hamburg, bald in Eutin auf, bis er 1804 einen Ruf an die neuzubildende Akademie der Wissenschaften in München erhielt. Im J. 1807 wurde er Präsident der Akademie, legte aber diese Stelle 1813 nieder. J. starb 10. März 1819.

Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Woldemar» (2 Bde., Flensb. 1779; Ausg. letzter Hand, Lpz. 1826), «Eduard Allwills Briefsammlung» (Bresl. 1781; Ausg. letzter Hand, Lpz. 1826), «Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelssohn» (Bresl. 1785; neue Aufl. 1789), «David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus» (Bresl. 1787), Sendschreiben an Fichte (Hamb. 1799). J. hat sowohl als Dichter wie als Philosoph auf die deutsche Litteratur einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Wie seine beiden Romane durchweg den Stempel des Philosophischen und Didaktischen tragen, so ist auch seine Philosophie eine poetische, gefühlvolle und religiöse zu nennen. Seine philos. Schriften geben, in meistens aphoristischer Form und frei von aller steifen Schulterminologie, das kämpfende Nachdenken eines religiös erregten Geistes mit eindringlicher Beredsamkeit zu erkennen. Man bezeichnet den Standpunkt seiner Philosophie als Gefühlsphilosophie, weil er die Vernunft für ein unmittelbar sicheres Gefühlsvermögen, alle Verstandeserkenntnis durch Nachdenken hingegen nur für ein abgeleitetes Wissen von minderm Werte ansah. Von diesem Standpunkt führte er heftigen Streit gegen Mendelssohn, Kant, Fichte und Schelling. Die mit dem letztern durch J.s Schrift «Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung» (Lpz. 1811; 2. Aufl. 1822) veranlaßte Streitigkeit wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. An seine «Werke» (6 Bde., Lpz. 1812—24) schließt sich der von F. Roth herausgegebene «Auserlesene Briefwechsel» (2 Bde., Lpz. 1825—27). Später erschien «Briefwechsel zwischen Goethe und J.» (Lpz. 1846); Gildemeister, «J. G. Hamanns Leben und Schriften» (Bd. 5: «Briefwechsel J.s mit Hamann», Gotha 1868); Zöppritz, «Aus Friedrich Heinrich J.s Nachlaß» (2 Bde., Lpz. 1869). Vgl. Schlichtegroll, Weiller und Thiersch, «Friedrich Heinrich J. nach seinem Leben, Lehren und Wirken» (Münch. 1819); Kuhn, «J. und die Philosophie seiner Zeit» (Mainz 1834); Rößler, «De philosophandi ratione Friderici Henrici J.» (Jena 1848); Deycks, «Friedrich Heinrich J. im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen» (Frankf. 1848); Fricker, «Die Philosophie des Friedrich Heinrich J.» (Augsb. 1854); Zirngiebl, «Friedrich Heinrich J.s Leben, Dichten und Denken» (Wien 1867); Harms, «Über die Lehre von Friedrich Heinrich J.» (Berl. 1876).

Jacobi (Joh. Georg), deutscher Dichter, der ältere Bruder des vorigen, geb. 2. Sept. 1740 zu Düsseldorf, studierte seit 1758 zu Göttingen und Helmstedt Theologie und ward sodann als Professor der Philosophie und Beredsamkeit nach Halle berufen. Seine «Poetischen Versuche» (Düsseld. 1764) brachten ihn mit Gleim in persönliche Bekanntschaft, welcher ihm 1769 ein Kanonikat in Halberstadt verschaffte. Im J. 1784 folgte J. einem Rufe nach Freiburg i. Br. als Professor der Litteratur. Nachdem er noch eine zweite vermehrte Ausgabe seiner «Sämtlichen Werke» (7 Bde., Zür. 1807—13; neueste Aufl., 4 Bde., 1825) besorgt, starb er 4. Jan. 1814. Er hatte sich nach franz. Dichtern, insbesondere nach Gresset und Chaulieu gebildet, und erst in seinen spätern Jahren erhob er sich von der Weichheit seiner frühern Gedichte zu männlich-kräftigerer Empfindung. Seine Biographie lieferte sein Freund von Ittner (Zür. 1822). Vgl. «Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg J.» (Straßb. u. Lond. 1874).

Jacobi (Karl Guſt. Jak.), ausgezeichneter Mathematiker, geb. 10. Dez. 1804 zu Potsdam, beſuchte das dortige Gymnaſium, ſtudierte in Berlin Mathematik, Philoſophie und Philologie, habilitierte ſich daſelbſt 1824 als Privatdocent für Mathematik und wurde 1825 Lehrer der Mathematik an der Univerſität Königsberg, wo er 1827 eine außerord. und 1829 die ord. Profeſſur der Mathematik erhielt. In dieſe Zeit fallen J.s epochemachende Entdeckungen im Gebiete der elliptiſchen Funktionen. Nachdem J. ſeit 1843 aus Geſundheitsrückſichten einige Zeit in Italien gelebt, nahm er nach ſeiner Rückkehr als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und königl. Penſionär ſeinen Wohnſitz zu Berlin, wo er auch ſeine Lehrthätigkeit an der Univerſität fortſetzte, bis er 18. Febr. 1851 ſtarb. Die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen über faſt alle Zweige der Analyſis hat er meiſt in Crelles «Journal für die reine und angewandte Mathematik» ſowie in den «Monatsberichten» der berliner Akademie und andern periodiſchen Schriften niedergelegt. Ein Teil derſelben erſchien in den «Mathem. Werken» (3 Bde., Berl. 1846—71) geſammelt. Von ſeinen ſelbſtändigen Werken ſind «Fundamenta nova theoriae functionum ellipticarum» (Königsb. 1829) und der «Canon arithmeticus» (Berl. 1839) hervorzuheben. J.s «Vorleſungen über Dynamik» wurden von Clebſch (Berl. 1866) herausgegeben. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin hat 1880 die Herausgabe der geſammelten Werke J.s veranſtaltet, von welchen bisher drei Bände erſchienen ſind.

Jacobi (Moritz Hermann), Bruder des vorigen, geb. 21. Sept. 1801 zu Potsdam, widmete ſich dem Baufach und wirkte als Baumeiſter in Königsberg, bis er 1835 als Profeſſor der Civilbaukunſt nach Dorpat ging. Im J. 1837 nach Petersburg berufen, wurde er daſelbſt 1839 Adjunkt, 1842 außerordentliches und 1847 ordentliches Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, ſowie ſpäter ruſſ. Staatsrat. Er ſtarb zu Petersburg 10. März 1874. Seinen Ruf begründete J. namentlich durch ſeine Erfindung der Galvanoplaſtik (1839) und der Anwendung des Elektromagnetismus zur Bewegung von Maſchinen, ſowie durch die von ihm mit Augeraud 1850 zu Petersburg in großem Maßſtabe angeſtellten Verſuche mit dem galvaniſchen Kohlenlicht. Außer einigen frühern Schriften, wie «Die Galvanoplaſtik» (Petersb. 1840) und «Mémoire sur l'application de l'électro-magnétisme au mouvement des machines» (Petersb. 1835), hat er Abhandlungen in den «Mémoires» der petersburger Akademie veröffentlicht. Vgl. Wild, «Zum Gedächtnis an Moritz Hermann J.» (Lpz. 1876).

Jacobini (Ludovico), Kardinal und päpſtl. Staatsſekretär, geb. 6. Mai 1832 zu Genzano, wurde in Rom erzogen, früh in der Kongregation der orient. Riten verwendet, 1862 zum päpſtl. Hausprälaten, während des Vatikaniſchen Konzils zum Unterſtaatsſekretär und 1874 zum Erzbiſchof von Theſſalonich in partibus infidelium ernannt. In demſelben Jahre ſandte Pius IX. J. als Nuntius an den wiener Hof, wo er den Ausbruch ſchärferer Konflikte zwiſchen Öſterreich und der Kurie zu verhindern wußte. Deshalb beauftragte ihn Leo XIII., die erſten Ausgleichsverhandlungen mit der preuß. Regierung zu führen. Im Sept. 1879 hatte J. zu dieſem Zweck in Gaſtein mehrere Unterredungen mit dem Fürſten Bismarck. Am 19. Sept. 1879 wurde J. zum Kardinal und 1880 nach Ninas Rücktritt zum Staatsſekretär der päpſtl. Kurie ernannt. [mittel.

Jacobis Königstrank, ſ. unter Geheim-

Jacobowice, Landgut bei Lublin (ſ. d.).

Jacobs (Chriſtian Friedr. Wilh.), gleich ausgezeichnet als Humaniſt wie als erzählender Schriftſteller und Überſetzer, geb. 6. Okt. 1764 zu Gotha, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ſtudierte zu Jena und Göttingen Philologie, erhielt 1785 eine Lehrerſtelle an dem Gymnaſium zu Gotha, 1802 zugleich eine Anſtellung bei der öffentlichen Bibliothek und folgte 1807 einem Rufe nach München als Lehrer der alten Litteratur am Lyceum und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Im J. 1810 nach Gotha zurückgekehrt, wurde er daſelbſt Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts, 1831 Direktor aller Kunſtſammlungen und Geh. Hofrat, legte 1842 ſeine Ämter nieder und ſtarb 30. März 1847.

Außer mehrern Sammelwerken von Bemerkungen zur Kritik und Erklärung der Alten veröffentlichte er Ausgaben der «Antehomerica» des Tzetzes (Lpz. 1793), des Bion und Moſchus (Gotha 1795), der «Anthologia Graeca» (13 Bde., Lpz. 1794—1814; neue Bearbeitung, 4 Bde., Lpz. 1814—17), des Achilles Tatius (2 Bde., Lpz. 1821), der «Imagines» des Philoſtratus (mit Welcker, Lpz. 1825) und der Tiergeſchichte des Älian (2 Bde., Jena 1832). Von den Überſetzungen ſind zu nennen: die des Velleius (Lpz. 1793), eine Sammlung gelungener Übertragungen der griech. Anthologie unter dem Titel «Tempe» (2 Bde., Lpz. 1803) und des Demoſthenes «Staatsreden und Rede für die Krone» (Lpz. 1805; 2. Aufl. 1833). Seine «Beiträge zur ältern Litteratur» erſchienen in drei Bänden (Lpz. 1835—43), ſeine Reden und Abhandlungen über Gegenſtände des klaſſiſchen Altertums u. ſ. w. als «Vermiſchte Schriften» (Bd. 1—3, Gotha 1823—24; Bd. 4—8, Lpz. 1829—44). Hierzu veröffentlichte Düntzer als Band 9 J.' «Briefwechſel mit Franz Gölder» (Lpz. 1862). Um den Unterricht in der griech. Sprache erwarb er ſich ein weſentliches Verdienſt durch ſein treffliches, oft neu aufgelegtes «Elementarbuch der griech. Sprache» (zuerſt, 4 Bde., Jena 1805). Seine belletriſtiſchen Schriften, wie «Alwin und Theodor» u. ſ. w., zeichnen ſich durch reinen Sinn und lebendige Schilderungen aus. Die meiſten derſelben erſchienen geſammelt unter dem Titel «Schriften für die Jugend» (3 Bde., Lpz. 1842—44), «Erzählungen» (7 Bde., Lpz. 1824—37), «Ährenleſe aus dem Tagebuche des Pfarrers zu Mainau» (2 Bde., Lpz. 1823—25) und in der «Schule für Frauen» (7 Bde., Lpz. 1827—29). Einen Abriß ſeines Lebens gab J. ſelbſt in den «Perſonalien» (Lpz. 1840; 2. Aufl. 1848). Aus ſeinem Nachlaß veröffentlichte Wüſtemann Vorleſungen unter dem Titel «Hellas» (Berl. 1852).

Paul Emil J., der Sohn des vorigen, geb. 18. Aug. 1802 zu Gotha, erwarb ſich als Maler, beſonders durch eine Reihe von Geſchichtsbildern im Schloſſe zu Hannover, ſowie durch die Gemälde Judith und Holofernes, Simſon bei Delila, Suſanna im Bade, die trauernde und ſiegreiche Germania u. ſ. w. einen geachteten Namen. Er ſtarb 6. Jan. 1866 zu Gotha.

Jacobſen (Jens Peter), beliebter dän. Novelliſt, geb. 7. April 1847 zu Thiſted in Jütland,

Digitized by Google

widmete sich anfangs der Botanik und war eifrig für die Verbreitung der darwinistischen Theorie thätig. Seit 1872 wandte er sich der Belletristik zu und gilt in seinem Vaterlande als einer der Hauptführer der realistischen Schule. Von seinen Werken sind zu nennen: «Fru Marie Grubbe» (1876), «Niels Lyhne» (1880) und die Sammlung «Mogens og andre Noveller» (1882).

Jacobsen (Sophus), norweg. Landschaftsmaler, geb. 7. Sept. 1833 zu Frederikshald in Norwegen, bildete sich anfangs nach Naturstudien, welche ihm die Natur der heimatlichen Landschaft lieferte. Eine Anzahl solcher Gemälde, besonders Mondschein- und Herbstlandschaften, kommen in den Sammlungen seines Vaterlandes, in Kristiania, in Stockholm u. s. w. vor. Nach diesen ersten erfolgreichen Versuchen verließ er die Heimat und damit zugleich die bisherige Richtung, trat 1833 in die Akademie zu Düsseldorf ein und folgte insbesondere der Mal- und Empfindungsweise Hans Gudes. Die Mehrzahl seiner seitdem entstandenen Werke stellen deutsche Gegenden vor. Sie fanden ebenfalls weitverbreiteten Beifall und wurden besonders gern nach Amerika bestellt.

Jacobson (Eduard), beliebter Possenschriftsteller, geb. 10. Nov. 1833 zu Groß-Strehlitz in Oberschlesien, studierte Medizin in Berlin, wo er seitdem lebt. Er trat zuerst 1856 mit dem Schwank «Faust und Gretchen» als Bühnendichter auf und produzierte seitdem mit O. F. Berg, O. Girndt, G. von Moser, J. Rosen, R. Kneisel, größtenteils aber allein, eine große Anzahl zugkräftiger Possen, zu deren beliebtesten gehören «Singvögelchen», «Beckers Geschichte», «500000 Teufel», «Der Postillon von Müncheberg», «Humor verloren — Alles verloren», «Die Galoschen des Glücks», «Ebbe und Flut», «Die Lachtaube» und das (100.) Jubiläumsstück «Ein gemachter Mann».

Jacobson (Heinr. Friedr.), deutscher Rechtslehrer, geb. 8. Juni 1804 zu Marienwerder, studierte 1823–28 zu Königsberg, Berlin und Göttingen und habilitierte sich hierauf zu Königsberg, wo er 1831 eine außerord., 1836 eine ord. Professur der Rechte erhielt und 19. März 1868 starb. Als Ergebnisse seiner Quellenforschungen in den Archiven und Bibliotheken Preußens und anderer deutscher Länder erschienen unter anderm die «Kirchenrechtlichen Versuche» (2 Bde., Königsb. 1831–33) und die von Urkunden und Regesten begleitete «Geschichte der Quellen des Kirchenrechts des preuß. Staats» (3 Bde., Königsb. 1837–44). Letzterm Werke folgte «Das evang. Kirchenrecht des preuß. Staats und seiner Provinzen» (2 Bde., Halle 1864–66), die erste wissenschaftliche Gesamtarbeit für diesen Teil der Rechtswissenschaft.

Jacobus, s. Jakobus.

Jacobus a Voragine, s. Voragine (Jak.

Jacoby (Joh.), hervorragender polit. Charakter, geb. 1. Mai 1805 in Königsberg, von israel. Abkunft, studierte daselbst Medizin und ließ sich 1830 in seiner Vaterstadt als Arzt nieder. Wegen seiner «Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen» (Mannh. 1841), worin er die Notwendigkeit einer Verfassung darthat, des Hochverrats angeklagt, ward er von dem berliner Kriminalgericht zu 2½jähriger Festungsstrafe verurteilt, aber 1843 vom Kammergericht freigesprochen. Zwei Flugschriften, «Preußen im J. 1845» und «Das königl. Wort Friedrich Wilhelms III.», verwickelten ihn abermals in eine Untersuchung, infolge deren er zu 2½jähriger Festungsstrafe verurteilt, aber von dem ostpreuß. Tribunal ebenfalls freigesprochen wurde. J. begab sich 1848 nach Frankfurt a. M., saß im Vorparlament und wurde in den Funfziger-Ausschuß gewählt. Im Juni trat er in die (22. Mai eröffnete) preuß. Nationalversammlung ein, zu deren hervorragendsten Mitgliedern er gehörte. Er arbeitete namentlich für Organisation der sog. Volkspartei. In Berlin wurde er 1849 wieder in die Zweite Kammer gewählt, welche 27. April aufgelöst wurde. Hierauf begab er sich nach Frankfurt a. M. und trat dort an die Stelle Friedr. von Raumers in die Deutsche Nationalversammlung. Nach deren Auflösung ging er mit dem Rumpf nach Stuttgart und von da nach Baden und in die Schweiz, wo er in Verner am Genfersee seinen Aufenthalt nahm. In Preußen des Hochverrats angeklagt, stellte sich J. in Königsberg, wurde aber von dem dortigen Geschworenengericht (8. Dez. 1849) freigesprochen.

Erst seit 1858 beteiligte sich J. wieder am öffentlichen Leben, namentlich mit der Broschüre «Die Grundsätze der preuß. Demokratie» (Berl. 1859). Im Herbst 1863 wurde er von dem zweiten berliner Wahlkreise ins Abgeordnetenhaus gewählt und beteiligte sich 1864 und 1865 an den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses. Der Session im Frühjahr 1866 wohnte J. nicht bei, weil er eine sechsmonatliche Gefängnisstrafe zu verbüßen hatte, die ihm wegen einer 1863 gehaltenen Wahlrede zuerkannt war. Auf Grund einiger inkriminierter Stellen in seiner Lebensbeschreibung Heinrich Simons (Berl. 1865) wurde er 1866 zu einer vierzehntägigen Gefängnisstrafe verurteilt. Der große Umschwung der nationalen Verhältnisse, der 1866 eintrat, blieb ohne Einfluß auf J., der allmählich in der starren Konsequenz seiner Grundsätze, die ihn schließlich auf den sozialdemokratischen Standpunkt führten, aus der Gemeinschaft mit allen seinen frühern Parteigenossen heraustrat. Vom zweiten berliner Wahlkreise 1866 wieder in das Abgeordnetenhaus entsandt, hielt J. sich in der äußersten Opposition und votierte regelmäßig für Verweigerung des Budgets. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 ließ der Generalgouverneur der Küstenlande, General Vogel von Falckenstein, mit einigen Stimmführern der radikal-sozialpolit. Demokratie auch J. in Haft nehmen, um deren Agitationen ein Ziel zu setzen. Er starb an den Folgen einer Steinoperation 6. März 1877 in Königsberg. Schon vor seinem Tode waren seine «Gesammelten Schriften und Reden» (2 Bde., Hamb. 1872; 2. Aufl. 1877) erschienen.

Jacoby (Louis), Kupferstecher, geb. 7. Juni 1828 zu Havelberg, studierte am Realgymnasium zu Perleberg, ging dann aber zu dem berühmten Stecher Professor Mandel nach Berlin, wo er alsbald mit bedeutenden Arbeiten auftrat. Zu den ersten gehörten die Geschichte und die Sage nach Kaulbach (Original im Treppenhause des Museums in Berlin), die nachtwandelnde Lady Macbeth nach demselben u. s. w. Hierauf verweilte er über vier Jahre in Paris und vollendete den Stich der Hunnenschlacht nach dem Bilde des berliner Museums. Nach einem Abstecher nach Spanien weilte J. zwei Jahre in Rom, wo ihn hauptsächlich die Aquarelle nach Rafaels Schule von Athen beschäftigten, welche als Grundlage für seinen Stich nach diesem

Digitized by Google

Gemälde dienten. Im J. 1863 erhielt er einen Ruf als Profeſſor ſeines Fachs an die wiener Akademie. Während dieſer Zeit entſtanden die Bildniſſe des öſterr. Kaiſerpaares nach Winterhalter. Im J. 1882 kehrte er nach Berlin zurück als Beirat der Reichsdruckerei. Von ſeinen vielen Porträts ſind die gelungenſten: General de la Motte Fouqué nach Pesne für die Werke Friedrichs d. Gr., Cornelius, das von Olfers nach Zeichnung von Kaulbach, Graf York nach der Büſte von Rauch für die Biographie Droyſens, endlich nach eigenen Zeichnungen die des Kunſthiſtorikers E. Guhl, Karl Ritters, Mommſens, Henzens und der wiener Profeſſoren Brücke und Rokitanſky. In neueſter Zeit iſt J. mit dem Stich der Hochzeit Alexanders mit der Roxane nach dem Gemälde Soddomas in der Farneſina zu Rom beſchäftigt.

Jaconnet, Jacquet oder Jaquenette iſt ein feiner, glatter Baumwollſtoff (aus Garn Nr. 80—150), dichter gewebt als Muſſelin und im weſentlichen mit dem baumwollenen Batiſt übereinſtimmend, von dem er ſich jedoch durch eine weichere Appretur unterſcheidet.

Jacoponus, der Verfaſſer des «Stabat mater», ſ. Benedictis (Jacobus de).

Jacotot (Jean), bekannt durch ſeine eigentümliche Unterrichtsmethode, die Jacototſche Methode, geb. 4. März 1770 zu Dijon, praktizierte als Advokat, wurde dann Profeſſor der Humanitätswiſſenſchaften, hierauf Kapitän der Artillerie, ſpäter Sekretär im Kriegsminiſterium und, nachdem er einige Zeit Subſtitut des Direktors der Polytechniſchen Schule und Profeſſor der Mathematik in Paris geweſen, als Profeſſor der franz. Sprache und Litteratur nach Löwen berufen. Hier trat er ſeit 1818 mit ſeiner Methode des Univerſalunterrichts hervor. J. ſtarb zu Paris 31. Juli 1840. Die Grundſätze, auf welche ſich die neue Unterrichtsmethode weſentlich ſtützte, waren etwa folgende: Wer etwas feſt will, kann es. Der menſchliche Geiſt vermag ſich ſelbſt zu unterrichten ohne anweiſenden Lehrer. Die Geiſtesanlagen (intelligences) ſind bei allen gleich. Die Methode J.s geht, wie die Peſtalozzis, darauf hinaus, den Geiſt in Thätigkeit zu ſetzen und aufs höchſte zu kräftigen. In Beziehung auf das Lernen, das Erwerben von Kenntniſſen das Erkennen und die Einſicht in das Weſen der menſchlichen und natürlichen Dinge, die durch die Erfahrung geboten werden, ſtellt J. die unausgeſetzte Übung und Stärkung des Gedächtniſſes an die Spitze. Der Sprachunterricht, namentlich der Leſe-Unterricht, iſt in ſeiner Methode am weiteſten entwickelt worden. Aber auch auf Mathematik, Geographie, Geſchichte und Naturkunde, ſelbſt auf Muſik und Zeichenkunſt wurde dieſelbe angewendet. Die neuere Pädagogik hat einige Prinzipien J.s adoptiert, wie auch die Vogelſche Lehrmethode und verſchiedene andere neue Fibeln ſich zum Teil auf J. gründen. Vgl. «J.s Univerſalunterricht, oder Lernen und Lehren nach der Naturmethode» (deutſch von Krieger, Zweibr. 1833), bearbeitet von Weingart (Ilmenau 1830), Braubach (Marburg 1830), Krieger (Zweibr. 1830) und Hoffmann (Jena 1835). Der Methode J.s iſt die Hamiltons (ſ. d.) ähnlich.

Jacq., bei naturwiſſenſchaftl. Namen Abkürzung für Jacquin (Nikolaus Joſeph, Freiherr von).

Jacquard (Joſeph Marie, nach andern Charles), der Erfinder der Jacquardmaſchine, geb. 7. Juli 1752 in Lyon, war als Kind in einer Fabrik broſchierter Seidenſtoffe beſchäftigt, wurde dann Buchbinderlehrling, hierauf Schriftgießergehilfe, wendete ſich aber ſpäter der Seidenweberei wieder zu und richtete 1772 bei Lyon eine Werkſtätte für gemuſterte Seidenſtoffe ein. Doch hatte er hiermit kein Glück und mußte in einem Gipsbruch zu Bugey bei Lyon Beſchäftigung ſuchen. Als Teilnehmer an der Verteidigung Lyons gegen die Armee des Konvents floh er nach der Übergabe der Stadt 1793 und diente hierauf bis 1795 in der Rheinarmee. Nach Lyon zurückgekehrt, widmete er ſich mit Eifer der Idee einer Verbeſſerung der ſog. Zugſtühle (der zu jener Zeit zum Weben gemuſterter Stoffe allgemein gebräuchlichen Vorrichtungen). Dieſe Stühle enthielten eine große Anzahl von Schnüren, die durch langwierige Arbeit vorgerichtet und beim Weben von einem Gehilfen des Webers mit der Hand in beſtimmter Ordnung angezogen wurden, um die Kettenfäden des Gewebes in der erforderlichen Weiſe für jeden Einſchuß zu heben. Schon vor 1790 hatte J. den Gedanken gefaßt, durch einen mechaniſchen Apparat den Ziehjungen entbehrlich zu machen. Im J. 1801 konnte er den allerdings noch unvollkommenen Apparat im Modell und im folgenden Jahre im Großen ausführen. Veranlaßt durch eine Preisaufgabe, konſtruierte er hierauf eine Maſchine zum Netzſtricken, die ihm 1804 eine goldene Medaille und eine Staatsbelohnung von 3000 Frs., ſowie eine Anſtellung im Conservatoire des arts et métiers in Paris verſchaffte.

Als er hier die Reſte einer von Vaucanſon für die Muſterweberei beſtimmten, höchſt komplizierten Maſchine ſah und dieſelbe wiederherſtellte, erkannte er mit genialem Scharfblick die als Grundlage einer zweckmäßigern Maſchine beizubehaltenden Beſtandteile. Bald darauf kehrte er nach Lyon zurück und hatte bis 1808 ſeinem Apparat eine völlig neue Geſtalt gegeben, in welcher die frühere Konſtruktion bei weitem übertroffen war. Schon 1812 zählte man in und um Lyon 18000 Jacquardſtühle. Seit 1815 verbreiteten ſich dieſelben auch nach andern Ländern; 1834, beim Tode des Erfinders, waren mehr als 30000 derartige Webſtühle im Gebrauch; gegenwärtig hat die Erfindung J.s überall die früher üblichen Vorrichtungen zum Muſterweben faſt ganz verdrängt. Dieſe Maſchine macht es möglich, die größten und künſtlichſten Muſter in den verſchiedenſten gewebten Stoffen durch einen Weber ohne alle Beihilfe auszuführen, den Muſtern eine früher völlige unthunliche Ausdehnung zu geben, jeden Stuhl mit ſehr geringem Zeitaufwand für ein neues Muſter vorzubereiten und ein beiſeite gelegtes jeden Augenblick ohne neu zu treffende Vorrichtungen weiter zu weben. J. ſtarb in Oullins bei Lyon am 7. Aug. 1834; 1840 wurde ihm in Lyon ein bronzenes Standbild errichtet. Vgl. Grandſard, «J., sa vie etc.» (Lille 1869; 2. Aufl. 1875); Kohl, «Geſchichte der Jacquardmaſchine nebſt der Biographie J.s» (Berl. 1873).

Jacquardmaſchine (frz. jacquarde, machine jacquarde; engl. Jacquard machine, Jacquard loom, French draw-loom), eine nach dem Erfinder, Joſeph Marie Jacquard (ſ. d.), benannte, ausſchließlich zur Erzeugung von Muſtern dienende ſelbſtthätige Vorrichtung, die an jedem Webſtuhl angebracht werden kann. Über die Konſtruktion derſelben ſ. unter Weberei.

Jacquardwebſtuhl oder Jacquardſtuhl, jeder mit dem Jacquard-Mechanismus verſehene Webſtuhl. (S. unter Weberei.)

Digitized by Google

Jacquemart (Albert), franz. Gelehrter, geb. 1808 in Paris, wurde 1865 Bureauvorstand in der Zollverwaltung. Er starb zu Paris 14. Okt. 1875. J. schrieb: «Flore des dames» (eine Botanik für Frauen, Par. 1841), «Nouveau langage des fleurs» (1841), «Histoire artistique, industrielle et commerciale de la porcelaine» (1861), «Histoire de la céramique» (1873).

Jacquemart (Jules Ferdinand), franz. Radierer und Stecher, Sohn des vorigen, geb. in Paris 1837. J. versteht Figurales mit außerordentlicher Bravour zu schildern, und seine Blätter nach Meissonier, Reynolds, Greuze, Hals u. a., besonders die nach Rembrandt, gehören zu den besten im Fache, besonders aber excelliert er in der Wiedergabe toter Gegenstände, im materiell Stofflichen und andererseits wieder in der geistreichen, äußerst malerischen Behandlung von Straßenansichten u. dgl. Treffliche Leistungen in dieser Gattung enthalten das «Journal l'Art», die «Gazette des beaux arts» und andere pariser Kunstblätter. Zu den «Gemmes et joyaux de la couronne» von Barbet de Jouet, ferner zu dem genannten und andern Werken seines Vaters hat J. Abbildungen in Radierung geliefert, welche den Gipfelpunkt der Kunstfertigkeit und Technik mit dem Werkzeuge der Nadel bezeichnen. J. starb in Nizza 26. Sept. 1880.

Jacquerie, Name des Bauernaufstandes, welcher durch die Auflösung, in der Frankreich in der Mitte des 14. Jahrh. durch die Kriege mit Eduard III. von England sich befand, 1358 herbeigeführt wurde. Weil die Edelleute ihre Bauern spottweise «Jacques bon homme» zu nennen pflegten, wurde der Aufstand J. genannt. Den Anlaß zum Aufstande gaben die Verwüstungen, welche König Karl der Böse von Navarra in der Umgegend von Paris anrichtete und die den Landmann besonders trafen. Da die Bauern von dem verwilderten und schwelgerischen Adel auf das härteste bedrückt wurden, so wendeten sie sich zugleich gegen diese ihre nächsten Peiniger, legten Hunderte von Schlössern in Schutt, ermordeten die Edelleute und schändeten deren Frauen und Töchter. Bald verbreitete sich der Aufruhr aus der Gegend von Beauvais und Clermont in die Landschaften Brie, Soissonnais, Laonnais und an den Ufern der Marne und Oise. Schließlich vereinigten sich die Edelleute aller Parteien, und es gelang ihnen, die Bewegung in Blut zu ersticken.

Jacques, franz. Form des Namens Jakob, doch heißt der jüd. Patriarch auch im franz. Jacob.

Jacquet (Jean Gustave), franz. Maler, geb. in Paris 25. Mai 1846, einer der besten Schüler Bouguereaus, hat sich als Bildnis- und Genremaler mit Glück versucht. Sein erster Erfolg war: Bescheidenheit und Traurigkeit, allegorische Gestalten (1865); einigermaßen histor. Charakter nehmen die Bilder der Auszug der Lanzknechte und der Halt der Lanzknechte an. Rein genrehaft zeigte er sich in dem Fest in der Touraine (1873), obwohl auch hier altertümliches Kostüm den Gruppen erhöhten malerischen Reiz verleiht.

Jacquet (Nanny), Schauspielerin, s. Adamberger (Maria Anna).

Jacquin (Nikol. Jos., Freiherr von), namhafter Botaniker, geb. in Leiden 16. Febr. 1727, studierte Medizin und ließ sich 1752 in Wien als Arzt nieder, von 1755 von 1759 machte er eine größere Reise nach Amerika im Auftrage Franz' I. Nach seiner Rückkehr wurde er Professor der Chemie und Botanik in Schemnitz, später erhielt er eine ähnliche Stellung in Wien und wurde zugleich Direktor des Schönbrunner Gartens; 1797 wurde er in den Ruhestand versetzt und erhielt 1806 die Freiherrenwürde. Er starb in Wien 24. Okt. 1817. Seine Arbeiten betreffen lauter systematische Themata. Die wichtigsten darunter sind: «Selectarum stirpium americanarum historia» (Wien 1763 u. 1780), «Hortus botanicus Vindobonensis» (3 Bde., Wien 1770—76), «Flora austriaca» (5 Bde., Wien 1773—78), «Plantarum rariorum horti Caesarei Schönbrunnensis descriptiones et icones» (4 Bde., Wien 1797—1804).

Jacta alea esto, s. Alea jacta est.

Jacut, geogr. Schriftsteller der Araber, s. Jakut.

Jadar, Fluß im Königreich Serbien, entspringt auf dem Berge Debeli Zer, im Kreise Valievo und mündet westlich von Ljeschnitza rechts in die Drina.

Jadar (der Schwarze Jadar), Fluß in Bosnien, entspringt auf dem Königsberg an der steilen Burg Ruschlat und mündet nach Aufnahme der Kladina links in die Drina, südlich von Zwornik.

Jadassohn (Salomon), Komponist und Theoretiker, geb. 13. Aug. 1831 in Breslau, trat 1848 in das leipziger Konservatorium, wurde Ende 1849 zwei Jahre lang Liszts Klavierschüler in Weimar, worauf er sich als Klaviervirtuos produzierte. Im J. 1854 begann J. bei Hauptmann in Leipzig erstere Studien in der Theorie der Musik. Nachdem er sich schon durch verschiedene größere und kleinere Kompositionen bekannt gemacht hatte, wurde er 1871 Lehrer der Komposition und des Klavierspiels am leipziger Konservatorium, aus welcher Thätigkeit auch sein theoretisches Werk: «Die Lehre vom reinen Satze» (3 Bde., Lpz. 1883) entsprungen ist. In seinen Kompositionen ist eine Vorliebe für den Kanon bemerklich, die er mit Hauptmann teilt und die bei beiden besonders durch Klengels Klavierkanons angeregt wurde.

Jade nach offizieller, Jahde nach gewöhnlicher Schreibart, ein 22 km langer Küstenfluß im Großherzogtum Oldenburg, fließt aus dem Bareler Hochmoor in den 190 qkm großen Jadebusen der Nordsee, welcher durch wiederholte Meereseinbrüche in die friesländ. Landschaft Rüstringen infolge einer Reihe von Sturmfluten entstanden ist, von denen die sog. Eisflut vom 17. Jan. 1511 fünf Kirchspiele verschlang. Ein 2 km breites Fahrwasser, das in seiner Hauptströmung durch die 3—4 m steigende Flut niemals zufriert, führt in die See hinaus. Der breite innere Teil des Jadebusens ist flach, am Eingang aber für die größten Kriegsschiffe tief genug. Die günstigen Verhältnisse des Busens sowie die militärisch-politisch wichtige Lage desselben veranlaßten die preuß. Regierung, durch Staatsvertrag vom 20. Juli 1853 von Oldenburg zwei kleine, zu den Gemeinden Heppens und Neuende gehörige Landstreifen am Ost- und Westende der engsten Stelle des Busens zur Anlegung eines Kriegshafens käuflich zu erwerben. Dieses sog. Jadegebiet zählte zur Zeit der Erwerbung auf 340 ha nur 109 E. Nachdem die Besitzergreifung 23. Nov. 1854 erfolgt, begann 18. Juli 1855 eine besondere Kommission die Arbeiten zur Hafenanlegung. Bei der Einweihung des Kriegshafens durch König Wilhelm I. 17. Juni 1869 erhielt derselbe den Namen Wilhelmshaven (s. d.). Südlich

gitized by Google

vom Kriegshafen liegt der Handelshafen, welcher durch einen Erdwall von der Jade getrennt ist, und unweit westlich desselben mündet der im Bau begriffene Ems-Jadekanal. Das ganze Jadegebiet ist durch Gesetz vom 23. März 1873 seit 1. April 1873 mit der Provinz Hannover und zwar dem Landdrosteibezirk Aurich (Kreis Aurich) vereinigt.

Jadeït, ein von Damour unterschiedenes Mineral, welches einen Teil des sog. Nephrits ausmacht, und wie der eigentliche Nephrit im Orient zu Siegelsteinen, Säbelgriffen, Amuletten, Idolen verarbeitet wird, sich auch als Steinbeile hergerichtet exotisch in schweizer Pfahlbauten und in Südfrankreich findet. Der J. begreift diejenigen Nephrite, welche sich durch einen Gehalt an Thonerde (bis 25 Proz.) und Natron (bis 14 Proz.) auszeichnen; es sind ursprünglich derbe Massen von splitterigem Bruch, härter (Härte = 6,5 bis 7) und schwerer (spezifisches Gewicht 3,2 bis 3,4) als der eigentliche Nephrit, durchscheinend, von geringem Glasglanz, manchmal perlmutterartig, apfel- bis smaragdgrün, bläulichgrün, grünlichweiß. Der Kieselsäuregehalt beträgt 55—60 Proz.; vor dem Lötrohr schmilzt das Mineral leicht zu halbklarem Glas. Die mikroskopische Untersuchung hat ergeben, daß es aus faserigen Individuen innig zusammengewoben ist, welche aller Wahrscheinlichkeit nach zur Augitgruppe gehören. Roher J. findet sich in gewaltigen Blöcken in der Umgegend von Mogoung in Birma, eingebettet in rötlichgelbem Thon. Vgl. H. Fischer, «Nephrit und J.» (Stuttg. 1875).

Jadrin, Stadt im russ. Gouvernement Kasan, unter 55° 56′ nördl. Br. und 63° 52′ östl. L. (von Ferro), nicht weit vom linken Ufer der Sura, mit (1882) 2531 E., hat Lederfabrikation.

Jadwiga, Königin von Polen, s. Hedwig.

Jaëll (Alfred), Klaviervirtuos, geb. in Triest 5. März 1832 als Sohn eines Violinisten, wurde anfangs für dasselbe Instrument gebildet, ging dann zum Klavier über, welches er bald so völlig beherrschte, daß er einer der bekanntesten Virtuosen seiner Zeit wurde. Sein Vortrag war elegant, zierlich und brillant ohne Größe. J. machte viele Kunstreisen, nahm aber zuletzt seinen Wohnsitz in Paris, wo er 25. Febr. 1882 starb.

Jaën, Hauptstadt (Ciudad) der gleichnamigen nordöstlichsten Provinz (13426 qkm mit [1883] 429985 E.) des span. Königreichs Andalusien, liegt 92 km östlich von Cordova in 519 m Höhe links über dem gutangebauten Thale des Guadalbullon malerisch am nordöstl. Fuße und Abhange des Monte Jabalcuz, der mit einem großen, noch jetzt als Festung dienenden maurischen Kastell gekrönt ist. Die Stadt zählt (1877) 24395 E., ist von alten, mit vielen Zinnen und Türmen versehenen, aus der Araberzeit stammenden Mauern umgeben und hat steilansteigende, aber reinliche Straßen, gutgebaute Häuser, einen Dom, 12 Pfarrkirchen, Hospitäler, Kasernen, ein Theater, einen Stierkampfplatz für 8000 Personen auf 11 marmornen Rundstufen, sowie einen hübschen Platz nebst Promenade. J. ist Station der Linie Espeluy-J. der Andalusischen Eisenbahn und Sitz eines Bischofs, hat ein Instituto, eine Bibliothek, ein Gemälde- und Skulpturenmuseum und eine ökonomische Gesellschaft. Die bemerkenswertesten Gebäude sind die Kirche des Nonnenklosters Sta.-Clara und die im höchsten Teile der Stadt am Konstitutionsplatz gelegene Kathedrale, ein im röm. Stil aufgeführtes Bauwerk des 16. Jahrh., mit zwei Türmen und großer Marmorpracht im Innern. In der Maurenzeit war J. eine sehr blühende, wohlhabende, im 12. Jahrh. angeblich von 600 Seidenbau treibenden Dörfern umgebene Handelsstadt. Jetzt ist der Ort sehr herabgekommen, und die Bevölkerung treibt hauptsächlich Ackerbau. Das Klima ist wegen seiner Milde berühmt. Das im Osten gelegene Thal des Rio Tercero, ein romantischer Gebirgsgrund, ist voll der üppigsten Vegetation, mit vielen Mühlen, Landhäusern und den sehr besuchten Bädern von Jabalcuz, deren Mineralquellen 29° C. Wärme haben. J. war seit dem 8. Jahrh. im Besitz der Araber, die es Dschijan nannten, wurde aber denselben nebst dem ganzen Gebiet 1246 durch Ferdinand III. von Castilien entrissen.

Jaën-China, s. unter Chinabaum.

Jaffa, im Altertum und Mittelalter Joppe (das Japho der Bibel), befestigte See- und Hafenstadt im türk. Vilajet Syrien, 56 km nordwestlich von Jerusalem, ist stufenartig an einen felsigen Kegelberg hinaufgebaut, der sich bis ans Meer erstreckt, und auf der Landseite von prachtvollen Obstgärten umgeben. Das Innere zeigt eine wirre Häusermasse mit engen, krummen und schmutzigen Gassen, ohne Denkmäler aus dem Altertum. Ein hervorragendes Gebäude ist das feste, von span. Mönchen bewohnte Franziskanerkloster. Obschon der wichtigste Handelsplatz der palästinensischen Küste, ist doch die Reede nur für kleine Schiffe zugänglich. Die Zahl der Einwohner wird auf 8000 angegeben. J. ist einer der ältesten Häfen der Welt. Vor Anlegung von Cäsarea war es der einzige Hafen Judäas, daher von Strabo der Hafen von Jerusalem genannt. Später fiel es den Syrern zu, wurde aber von den Makkabäern zurückerobert. Dann aber war es bis zur röm. Herrschaft Sitz von Seeräubern, weshalb es von Vespasian geschleift und eine Festung an seiner Stelle angelegt wurde. An J. knüpft sich der Mythus von der hier an den Felsen geschmiedeten Andromeda, sowie die Sage vom Propheten Jonas. Hierher ließ auch von Tyrus König Salomo die Baumaterialien zum Tempel schaffen. Der Apostel Petrus hatte hier die Erscheinung von dem Tuche, welches, mit allerlei Tieren angefüllt, vom Himmel kam. Unter Konstantin d. Gr. wurde die Stadt zum Bischofssitz erhoben. Zu ihrer Hauptblüte gedieh sie durch die Kreuzzüge, wo sie als Hauptlandungsplatz der Kreuzfahrer eine große Bedeutung erhielt und darum ein steter Zankapfel zwischen den streitenden Parteien war, bis sie 1268 gänzlich für die Christen verloren ging. Von den aus Ägypten heranziehenden Franzosen unter Bonaparte wurde die Stadt 1799 erstürmt, worauf sie der Schauplatz des über die türk. Gefangenen verhängten Blutbades war. Mehemed-Ali nahm sie 1832, doch wurde sie ihm von den Türken mit engl. und österr. Hilfe 1841 wieder entrissen.

Jaffé (Phil.), namhafter Geschichtsforscher, geb. 17. Febr. 1819 zu Schwersenz bei Posen, studierte zu Berlin Geschichte, gewann 1843 mit seiner «Geschichte des Deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen» (Berl. 1843) einen von der philos. Fakultät ausgeschriebenen Preis und veröffentlichte die «Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III.» (Hannov. 1845). Großes Verdienst erwarb sich J. durch sein Werk «Regesta pontificum Romanorum ad annum 1198» (Berl. 1851). Da er als Jude

Digitized by Google

von der akademischen Wirksamkeit in Preußen ausgeschlossen war, studierte er 1850—53 in Berlin und Wien Medizin, wurde aber 1854 zum Mitarbeiter bei der Herausgabe der «Monumenta Germaniae historica» unter Pertz' Leitung berufen; seine Arbeiten für die «Monumenta», für die er lange in Italien reiste, gehören zu dem Besten, was die philol.-histor. Kritik geleistet hat. Doch kam J. mit Pertz in Konflikt, sodaß er 1863 aus dieser Stellung schied, nachdem er 1862 zum außerord. Professor der Geschichte an der berliner Universität ernannt war. Daneben schuf J. in seiner «Bibliotheca rerum Germanicarum» (6 Bde., Berl. 1864—73) ein Meisterwerk. Schließlich verfiel J. in Schwermut und machte 3. April 1870 zu Wittenberg seinem Leben ein Ende. Nach seinem Tode veröffentlichte Wattenbach die im Verein mit J. bearbeitete «Ecclesiae metropolitanae Coloniensis codices» (Berl. 1874).

Jaffé (Theod. Jul.), Schauspieler, geb. 17. Aug. 1823 zu Berlin, gab das Studium der Rechte auf, um sich der Bühne zuzuwenden. Nachdem er schon 1842—44 auf dem Liebhabertheater Urania gespielt, darauf im Gesang von Elsler und Kugler in Berlin und Gentiluomo in Wien ausgebildet worden war, debütierte er 1844 in Troppau. Seine nächsten Engagements, in denen er als Sänger und Schauspieler wirkte, führten ihn nach Lübeck, Halle, Magdeburg und Köln. Im J. 1847 kam er nach Bremen und trat nun ausschließlich im Schauspiel auf. Im J. 1849 wurde J. Mitglied des weimar. Hoftheaters, kam 1853 als Schauspieler und Regisseur an das Stadttheater in Breslau, 1856 an das Hoftheater in Braunschweig und wurde 1864 nach Dresden berufen, um Dawison zu ersetzen. J. ist ein vortrefflicher Charakterspieler. Shylock, Narciß, Franz Moor, Mephisto, Richard III., Jago, Nathan, Tartüffe, Wurm u. s. w. sind seine Hauptrollen.

Jaffna oder Dschafnapatam, Stadt an der Südwestküste der Insel Jaffna, welche am Nordende der Insel Ceylon an der Palkstraße liegt, von Ceylon nur durch eine sehr schmale, untiefe, für Schiffahrt unbrauchbare, nicht selten fast wasserarme Meeresstraße getrennt. Einige andere, ebenfalls sehr kleine Inseln decken den Zugang zu der Stadt von der Palkstraße aus, sind zugleich aber für die Schiffahrt hinderlich. Die Stadt hat ein von den Portugiesen erbautes, jetzt verfallendes Fort und zählt 34 713 E., die hauptsächlich von Fischerei und dem Handel mit der gegenüberliegenden Küste von Vorderindien leben. J. war der letzte Ort auf Ceylon, den die Portugiesen 1658 an die Holländer abtreten mußten. Diese letztern mußten ihrerseits wieder 1795 Trincomali, Jaffna, Calpentyn, Negombo, und 16. Febr. 1796 mit der Hauptstadt Colombo ganz Ceylon an die Engländer abtreten.

Jagd oder Weidwerk. Die J. umfaßt die Kunst der regelrechten Verwertung des nützlichen Wildes, indem dasselbe nach bestimmten Grundsätzen geschont oder erlegt wird, und der zweckmäßigsten Verminderung der Raubtiere. In den ältesten Zeiten nur dem Triebe der Selbsterhaltung entsprungen, und dann, wie auch noch heute bei vielen wilden Völkern, aus dem Bedürfnis nach Nahrung, Kleidung und zum Schutze der Herden mit Eifer betrieben, ist die J. nach und nach ein männliches Vergnügen geworden, das fortwährend bei fast allen civilisierten Nationen in hohem Ansehen steht. Durch allmähliche Ausbildung der Grundbesitzverhältnisse wurde indes die ursprünglich für jeden Mann freie J. gewissen Beschränkungen unterworfen, woraus das Jagdrecht (s. d.) und die Jagdgesetze entstanden. Auch stellte man gewisse Regeln fest, nach denen sie ausgeübt werden sollte, und es entwickelte sich allmählich die Jagdwissenschaft, die in den meisten Staaten einen Teil der Forstwissenschaft ausmacht. Die Jagdwissenschaft zerfällt in Jagdzoologie, Wildschutz, Wildzucht, Jagdkunde und Jagdtechnologie. Die Jagdzoologie oder die Naturgeschichte des nützlichen und schädlichen Wildes umfaßt die Benennung und systematische Einteilung der jagdbaren Tiere, die Kenntnis ihres innern und äußern Baues, ihrer Abänderung nach Alter und Geschlecht, ihrer Fortpflanzung, Lebensweise, Nahrung, ihres Aufenthalts, ihrer Fährten (s. d.) und Spuren. Die Wildzucht beschäftigt sich mit den zweckmäßigsten Mitteln, in den Jagdrevieren einen normalen Wildstand zu erhalten, und setzt daher genaue Kenntnis des richtigen Verhältnisses der Geschlechter, der zuträglichsten Nahrung, der günstigsten Standorte und der Krankheiten des Wildes voraus. Der Wildschutz hat die Aufgabe, das nützliche Wild vor schädlichen Einflüssen zu bewahren, besonders Raubtiere zu vertilgen, Wilddiebereien und Raubjägerei fernzuhalten, Beunruhigung der Reviere während der Satz- und Brütezeit zu vermeiden. Die Jagdkunde umfaßt die Lehre von der regelrechten, echt weidmännischen Ausübung der verschiedenen Jagdarten behufs der vorteilhaftesten Benutzung des Wildes und zugleich der zweckmäßigsten Schonung des Wildstandes. Die Jagdtechnologie endlich behandelt die Kenntnis der Mittel, um des Wildes habhaft zu werden, als: Schußwaffen, Fallen, Schlingen, Jagdzeug (Tücher, Netze, Lappen).

Man teilt die J. in hohe und niedere, in mehrern Staaten in hohe, mittlere und niedere ein. Diese Einteilung hatte in frühern Zeiten eine wichtige Bedeutung, indem nur gewissen Ständen die eine oder andere Jagdart gestattet, die hohe meistens ausschließliches Recht des Landesfürsten war. Gegenwärtig wird diese Einteilung wenig berücksichtigt; sie ist auch ganz willkürlich und weder auf eine wissenschaftliche noch praktische Basis gestützt. Zur hohen J. rechnet man Hochrot- (Hirsche) und Niederrotwild (Rehe), Elen-, Dam- und Schwarzwild (edel), Bären, Luchse und Wölfe (unedel); Stein- und Gamswild sowie Mouflon sollen ebenfalls zur hohen J. gezählt werden; an Federwild: Schwäne, Trappen, Kraniche, Auer-, Birk- und Haselwild, Fasanen, große Brachvögel, Folen (Nachtreiher), sämtliche große Raubvögel, die zur J. verwendet werden können (als edel, die übrigen als unedel). Zur Niederjagd zählen: a) Haarwild: Hasen, Kaninchen, Biber, Eichhörnchen (edel), Dachse, Ottern, Füchse, Marder, Iltis, Wiesel, wilde Katzen (unedel); b) Federwild: Schnepfen, Hühner, Gänse, Enten, Wachteln, Schnären, alle Drosseln, kleine Brachvögel, Lerchen und alle kleinen Vögel (edel), Busarde, kleine Eulen und alle Rabenarten (unedel). Zur Mitteljagd rechnete man Rehe und Schwarzwild, Wölfe, Birk- und Haselhühner und große Brachvögel.

Die gebräuchlichen Jagdarten sind folgende: 1) Eingestellte Jagen, bei denen das abzujagende Revier mit Tüchern (Zeug) und Lappen

Digitized by Google

eingefaßt wird. Dieselben sind bestätigt, wenn man durch die mit Sorgfalt angestellte Versuche genau weiß, wie viel Wild in dem abzujagenden Bezirke steht; nicht bestätigt, wenn das Revier, ohne daß sich die Jäger früher genau von dem darin enthaltenen Wildstande überzeugt haben, mit Tüchern umstellt wird. Die eingestellten Jagen sind gegenwärtig besonders wegen der großen Auslagen für Tücher und der bedeutenden Arbeit selten. Man hat sie vorzüglich für Rot-, Dam-, Reh- und Schwarzwild in Anwendung gebracht. 2) Parforce-Jagen, bei denen das Wild mit Meuten von Parforce-Hunden, die von Hatzleuten (Piqueurs) überwacht werden, gejagt und von den berittenen Jägern so lange verfolgt wird, bis es sich stellt oder von den Hunden gefangen wird. Diese Jagdart ist besonders auf Hirsche, Sauen und in England auch auf Füchse gebräuchlich. Ähnlich ist die Hasenhetze mit Windhunden, an die sich das Vugfieren der Hasen anschließt, bei dem ein paar Reiter den Hasen auf freiem Felde so lange verfolgen und sich ihm bei seinen Wendungen vorwerfen, bis er sich duckt und fangen läßt. 3) Treib- oder Klapperjagen, bei denen das Wild durch Treiber, zuweilen mit Klappern versehen, aufgescheucht und den Jägern zugetrieben wird. 4) Jagen mit Wildbodenhunden oder Bracken, wobei die Hunde das Wild aufsuchen und unter stetem Bellen (Geläute) verfolgen; es wird dann von den an den Wildwechseln aufgestellten Jägern erlegt. 5) Der Anstand (s. d.), bei dem sich der Jäger morgens oder abends an bekannten Wildwechseln, besonders an Orten, wo das Wild zur Äsung aus dem Walde tritt, aufstellt und dasselbe schießt. 6) Das Pirschen (Bürschen) oder der Pirschgang (auch Weidwerken genannt) wird vom einzelnen Jäger betrieben, wobei er mit Berücksichtigung der Jägerregeln in Bezug auf Wind, Standort u. s. w. das Wild anschleicht und erlegt. Sowohl beim Anstand als beim Pirschgang kann während der Brunstzeit der Hirsch durch Nachahmen des Brunstgeschreies, der Rehbock durch den künstlichen Laut der Ricke (das Blatten), der Fuchs durch das Nachahmen des Tons eines geängstigten Hasen oder einer Maus (Reizen) vom Jäger zum Schusse gebracht werden. 7) Die Suche mit dem Hühnerhund ist eine der angenehmsten Jagdarten, wobei ein wohldressierter Hühner- oder Vorstehhund im Galopp oder im Trabe kreisend das Wild sucht, wenn er es gefunden hat, ruhig steht oder ihm langsam nachzieht, bis dasselbe, wenn es aus dem Lager auffährt oder auffliegt, geschossen wird. Die Suche wird vorzüglich auf Hasen, Rebhühner, Wachteln, Schnepfen und Fasanen ausgeübt. 8) Das Frettieren ist nur bei Kaninchen üblich, wobei die vom Frettchen aus dem Bau gejagten Kaninchen in vor den Röhren aufgestellten Netzen gefangen oder beim Herausfahren aus dem Baue geschossen werden. 9) Die Baize (s. d.) ist eine in Europa fast gar nicht mehr gebräuchliche J. mit Falken auf Reiher, Feldhühner, Enten, Hasen u. dgl. Dachse werden im Spätherbst, Füchse besonders zur Zeit, wenn sie Junge haben, mit Dachshunden in den Bauen aufgesucht, ausgegraben und totgeschlagen; Fischottern mit Otterhunden gefangen und mit Spießen totgestochen oder geschossen. Raubtiere, als Wölfe, Füchse, Marder, Iltise, werden mit Eisen (Schwanenhals-, Teller- und Wechseleisen) oder in Fallen gefangen; Auer- und Birkhähne auf der Balz geschossen; kleine Vögel mit Garnen, Schlingen, Dohnen u. s. w. gefangen. Jeder Jäger soll genaue Kenntnis vom Verbrechen, Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen des Wildes, vom zweckmäßigsten Wildtransport und dem vorteilhaftesten Herrichten und Aufbewahren der Wildhäute haben. In den meisten Staaten müssen die Berufsjäger nach der Lehrzeit sich einer Prüfung unterziehen und erhalten bei befriedigenden Kenntnissen einen Freibrief.

Vgl. Döbel, «Neueröffnete Jäger-Praktika» (4. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1828); Bechstein, «Vollständiges Handbuch der Jagdwissenschaft» (2. Aufl., 4 Bde., Gotha 1820—22); Jester, «Die kleine J., zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber» (5. Aufl. von Riesenthal, Lpz. 1884); Hartig, «Lehrbuch für Jäger» (11. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1877); aus dem Winckell, «Handbuch für Jäger» (4. Aufl. von Tschudi, 2 Bde., Lpz. 1865; 5. Aufl. 1878); Gräße, «Jägerbrevier» (2. Aufl., Wien 1869), hierzu als Band 2 «Hubertusbrüder» (2. Aufl., Wien 1875); Dunoyer de Noirmont, «Histoire de la chasse» (3 Bde., Par. 1868); Gödde, «Die J. und ihr Betrieb» (Berl. 1874); Miller, «Das Jagdwesen der alten Römer und Griechen» (Münch. 1883); Schwappach, «Grundriß der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands» (Berl. 1883). Von Zeitschriften über J. sind zu nennen: «Jagdzeitung» (gegründet von Albert Hugo, Wien 1857), «Deutsche Jagdzeitung» (gegründet von von Ivernois, Berl. 1872), «Illustrierte Jagdzeitung» (gegründet von W. H. Ritzsche, Lpz. 1873).

Jagdbar heißt im allgemeinen jedes wilde Tier, welches nach Gesetzen, Verordnungen, Herkommen in den Bereich des Jagdbetriebes fällt; im speziellen jedes nützliche Wild, welches je nach den verschiedenen Landesgesetzen, nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit erlegt werden darf. Bei der deutschen hohen Jagd heißt ein Hirsch jagdbar, wenn er wenigstens 12 Enden hat und 300 Pfd. wiegt, mit 10 Enden ist er schlecht jagdbar, darunter nicht jagdbar oder gering (auch Schneider). Bei der sog. französischen oder Parforcejagd weicht das Ansprechen der Hirsche vom dritten Lebensjahr an von dem bei der deutschen Jagd gebräuchlichen ab. Er heißt dann, wenn er das zweite Gehörn aufsetzt, Hirsch vom zweiten Kopf, im vierten Jahre vom dritten Kopf, im fünften vom vierten Kopf; im sechsten Jahre also, wenn er das dritte mal sein Gehörn erneuert hat, wird er schlecht jagdbar, im nächsten siebenten jagdbar, im achten Jahre vom zweiten Kopfe jagdbar, im neunten Jahre vom dritten Kopfe jagdbar u. s. f. genannt.

Jagdfalke, s. unter Falke.

Jagdfolge, s. unter Jagdrecht.

Jagdgerechtigkeit, s. unter Jagd.

Jagdgeschütze (frz. canon de chasse) heißen die am Bug eines Kriegsschiffs aufgestellten (in der Regel zwei) Geschütze, welche ihre Schußrichtung in der Bewegungsrichtung des Schiffs haben und daher namentlich dem Zweck der Verfolgung dienen. Als solche haben sie eigentlich nur bei Kreuzern und Avisos Sinn. Den Gegensatz zu den J. bilden die am Heck des Schiffs aufgestellten Heckgeschütze (frz. canon de retraite), welche ihr Feuer gegen den Verfolger richten.

Jagdgewehre dienen vorzugsweise zur Erlegung jagdbarer Tiere. In der allgemeinen Einrichtung sind sie den zum Kriegsgebrauch bestimmten Handfeuerwaffen (s. d.) verwandt, doch kommen bei den J. auch wesentliche Eigentümlichkeiten vor, welche namentlich durch die Art der Geschosse

Digitized by Google

sowie die besondern Verhältnisse, unter welchen die J. in Thätigkeit treten, bedingt werden. Für die sog. niedere Jagd bedient man sich ausschließlich des Schrotschusses, für welchen der bei Kriegsgewehren jetzt gänzlich verworfene glatte Lauf am dienlichsten ist, da durch vorhandene Züge die Schrotkörner beim Verlassen des Laufs mehr als nützlich auseinander geschleudert werden, andererseits die Züge durch die unregelmäßigen Anschläge jener leiden und verbleien würden. Aus diesen Ursachen spielen glatte Jagdgewehre, welche auch Flinten heißen, teils als einläufige glatte Schrotgewehre, teils als zweiläufige oder Doppelflinten eine hervorragende Rolle, namentlich die letztern. Für die hohe Jagd wendet man gezogene Gewehre oder Büchsen an, die in ihrem Kaliber meist mit den Militärgewehren übereinstimmen. Man hat einläufige oder Pirschbüchsen und zweiläufige oder Doppelbüchsen. Um mit derselben Waffe die niedere wie die hohe Jagd ausüben zu können, hat man J. mit einem glatten und einem gezogenen Lauf, welche Büchsflinten, und solche mit zwei nebeneinander liegenden glatten und einem darunter liegenden gezogenen Lauf, welche Drillinge genannt werden. Mit den gezogenen Läufen schießt man in der Regel Langgeschosse aus Blei, oder gegen Wild mit sehr widerstandsfähiger Haut aus härterm Material. Revolver- oder Magazingewehre kommen in neuerer Zeit ebenfalls als J. vor, namentlich wo es sich um Erlegung gefährlicher Raubtiere handelt. Gegen solche werden auch die bei Kriegshandfeuerwaffen verpönten Explosionsgeschosse angewendet.

Die Hinterladung hat auf dem Gebiete der J. eine verhältnismäßig willigere Aufnahme gefunden, als es bezüglich der Kriegsgewehre in den meisten Heeren der Fall war, insbesondere aber hatte in Verbindung hiermit die gasdichte Einheitspatrone (s. Handfeuerwaffen, Bd. VIII, S. 798) bei J. bereits Jahrzehnte hindurch eine sehr ausgedehnte Verbreitung gefunden, ehe bei Kriegswaffen an dieselbe gedacht wurde. Dies schließt nicht aus, daß noch heute perkussionierte Vorderlader in Händen von Jägern vielfach vorkommen. Gebräuchliche Perkussionsvorderlader sind hauptsächlich noch einläufige Flinten vom Kaliber 16—20 mm, Doppelflinten vom Kaliber 12—20 mm und die Pirschbüchsen von 11—15 mm. Die Laufslängen schwanken bei den Flinten zwischen 600 und 900 mm, bei den Büchsen zwischen 600 und 750 mm, einläufige Flinten kommen mit Läufen bis 1 m Länge vor.

Die Seele der Flintenläufe muß durchaus glatt und von gleichbleibender Weite sein. Günstig für den Schrotschuß wirkt es indes ein, wenn bis zu einem Drittel der Laufslänge eine mäßige konische Erweiterung (Fall) stattbat. Das Bestreben, die Streuung der Schrote beim Verlassen des Laufs zu vermeiden, hat in neuerer Zeit zu den mannigfachsten Versuchen Anlaß gegeben, die Seele der Läufe anders zu gestalten. Hierher gehören unter anderm die in England aufgekommenen Choke bored-Läufe oder Läufe mit Würgebohrung, bei welchen die Bohrung des Laufs etwa 10—15 cm von der Mündung auf eine Länge von 5—10 cm sich erweitert und dann wieder auf das ursprüngliche Kaliber sich verengt. Das Kaliber eines J. richtet sich nach seiner Verwendungsart, d. h. je nachdem die Kugel oder Schrotladung eine große oder kleine sein soll. Für Schrotgewehre schwankt dasselbe zwischen 15,8 und 19,8 mm, am meisten verbreitet ist das Kaliber von 17,6 mm. Der Einfluß des Kalibers auf die Tragweite ist bei Schrotgewehren erheblich. Die vielfach unter Nicht-Jägern verbreitete Ansicht, daß große Kaliber weiter und besser schießen als kleine, ist irrig, denn man kann nicht die Pulvermenge in gleichem Verhältnis mit der Erweiterung der Bohrung vergrößern, wie überhaupt das Pulverquantum beim Schrotschuß nicht allzu groß sein darf, da bei zu vielem Pulver die Schrote auseinander geworfen werden.

Nachdem das preuß. Zündnadelgewehr und damit das Hinterladungsgewehr überhaupt zuerst in 1848/49 Proben seiner Brauchbarkeit abgelegt hatte, machte sich bald auf dem Gebiet der J. das Bestreben geltend, von den Vorteilen der Hinterladung Nutzen zu ziehen. Eine Umwandlung der perkussionierten Vorderlader zur Hinterladung lag am nächsten und es entstanden, zuerst von dem berliner Büchsenmacher Barella fabriziert, die sog. Schnellader, bei welchen die Perkussionszündung beibehalten wurde, die Läufe vor der Schwanzschraube abgeschnitten und mit einem Bewegungs- oder Verschlußmechanismus versehen wurden. Der Schaft wurde, der notwendigen Bewegung der Läufe halber, geteilt. Das Gewehr schoß eine Papierpatrone mit Boden aus Kattun, ergab indes häufige Versagung und konnte daher nicht zur weitern Verbreitung gelangen. Allgemeinen Anklang dagegen fand das von dem Büchsenmacher Lefaucheux (s. d.) in Paris um 1852 konstruierte und nach ihm benannte Lefaucheurgewehr, das erste zur Hinterladung eingerichtete J., welches eine Einheitspatrone und zugleich eine gasdichte Patrone schoß. Dieses J. ist noch überall im Gebrauch, hauptsächlich in Frankreich, etwas weniger in Belgien. In Deutschland und England nimmt seine Anwendung von Jahr zu Jahr ab, da die vielfachen demselben und namentlich der Patrone anhängenden Mängel die Einführung neuerer und besserer Gewehrsysteme begünstigt haben.

Einen erheblichen Fortschritt gegenüber dem Lefaucheurgewehr bezeichnet die Konstruktion des Centralfeuer- oder Lancastergewehrs. Als Erfinder des Centralfeuergewehrs ist wohl ein Gewehrfabrikant Bernimolin in Lüttich anzusehen, der bereits 1850 derartige Gewehre herstellte (eher als Lancaster in England), die aber in Ermangelung einer geeigneten Patrone sich nicht recht einzuführen vermochten. Gegenwärtig darf dieser Fehler als beseitigt angesehen werden. Die gegenwärtig übliche Centralfeuerpatrone hat eine Hülse von Karton mit verstärktem Pappboden und Metallkappe, die mit einem vorstehenden Rand versehen ist. In der Mitte des Bodens befindet sich ähnlich wie bei den Metallpatronen mit Centralzündung für Kriegsgewehre ein in einer Zündglocke sitzendes Zündhütchen mit einem als Amboß dienenden Schlagstift. (Vgl. Handfeuerwaffen, Bd. VIII, S. 803, Textfigur 23.)

Nach allgemeiner Annahme der Metallpatronen in den Armeen lag der Gedanke nahe, solche auch bei Schrotgewehren zu verwenden. Lange Zeit hindurch gelang es indes nicht, dem das Pulver bedeckenden Pfropfen den nötigen Reibungswiderstand entgegenzusetzen. Im J. 1883 ist es jedoch einem Metallpatronenfabrikanten Rynoch in

Digitized by Google

Birmingham gelungen, eine Centralfeuermetallhülse unter dem Namen Perfelthülse aus dünnem Meſſingblech herzuſtellen.

Eine dritte Gruppe von J. mit Hinterladung bilden die Zündnadelgewehre. (S. Handfeuerwaffen.) Der Erfinder der letztern, N. von Dreyſe (ſ. d.), konſtruierte noch vor Annahme des Zündnadelgewehrs in Preußen ein von vorn zu ladendes J. dieſer Art, das indes wegen einzelner Unzuträglichkeiten nur eine beſchränkte Verbreitung fand. Für Jagdzwecke brauchbar gemacht wurde die Zündnadelkonſtruktion erſt durch das von F. von Dreyſe (ſ. d.) konſtruierte, von hinten zu ladende, ſelbſtſpannende Zündnadelgewehr mit ſeitwärts beweglichen Läufen, das allen Anforderungen an ein J. in vollem Maße genügt. Eine andere Art von Zündnadelgewehren, eigentlich ein Mittelding zwiſchen ſolchen und Centralfeuergewehren, ſind die 1858 von dem Gewehrfabrikanten Teſchner in Frankfurt a. O. konſtruierten.

Für den gezogenen Lauf der Büchsflinten, ebenſo wie für Doppelbüchſen und Drillinge wählt man nicht das gleiche Kaliber wie für den Schrotlauf, ſondern gibt jetzt auch dem beim Militärgewehr zur Zeit als das beſte erkannten Kaliber von 11 mm den Vorzug. Das Geſchoß iſt cylindro-ogival, die Pulverladung bis zu 5 g ſtark, die Patronenhülſe von Metall. Früher war unter den Jägern vielfach die irrige Anſicht verbreitet, als bedürfe es auch für Büchſen eines großen Kalibers, um mittels des ſtarken Geſchoſſes eine große ſtark ſchweißende Wunde zu erzeugen und ſo dem verwundeten Wilde leicht folgen zu können; in neuerer Zeit iſt man indes davon zurückgekommen und ſieht allgemein ein, daß durch das große Kaliber der Schußeffekt geſchädigt wird. Für die Büchsflinten findet ſowohl Centralfeuer- als Zündnadelſyſtem (letzteres wegen der Metallpatrone mit Schlagſtift) Anwendung. Doppelbüchſen erhalten der Gewichtsverminderung halber ſehr kurze, nur etwa 520 mm lange Läufe, die ſehr genau zueinander liegen müſſen, damit das auf der Laufſchiene befindliche Viſier und Korn zu beiden Läufen paßt.

Für Pirſchbüchſen, welche noch mehrfach mit größerm Kaliber (16,6 mm) ſowohl im Syſtem Lefaucheux als mit Centralfeuer vorkommen, bürgert ſich jetzt vielfach der feſtſtehende Lauf mit Cylinder- oder mit Blockverſchluß (ſ. Handfeuerwaffen) vom Kaliber 11 mm ein, unter Anwendung der Metallpatrone und des cylindro-ogivalen Geſchoſſes. Solche ſchließen ſich meiſt hinſichtlich ihrer Schloß- und Verſchlußeinrichtung den beſtehenden Kriegswaffen an. So iſt in Deutſchland der Mechanismus des M/71 (Mauſer) ſehr verbreitet.

Vgl. Adf. Zimmer, «Die Jagd-Feuergewehre» (2. Aufl., Darmſtadt 1877).

Jagdhoheit, ſ. unter Jagdrecht.

Jagdhorn, ſ. unter Horn (Blasinſtrument).

Jagdhund wird im allgemeinen jeder zur Jagd taugliche und dazu abgerichtete Hund genannt. Faſt jede Art des Jagdbetriebes mit Hunden bedient ſich ihrer eigenen Abarten, die gerade zu dem beſtimmten Zwecke am paſſendſten ſind, z. B. bei der Hochwildjagd der Leit- und Bluthunde, bei Bären- oder Saujagd der Saurüden, Bärenbeißer und Doggen, bei der Dachsjagd der Dachshunde, bei der Hühnerjagd der Vorſtehhunde u. ſ. f. Im ſpeziellen aber nennt man J. die beim Jagen Laut gebenden Hunde, wie Bracken, Wildbodenhunde, Teckeln, Otterhunde, Meutehunde u. ſ. f.

Jagdhunde (Canes venatici), nördl. Sternbild in einer ſternarmen Gegend des Himmels zwiſchen dem Großen Bären und dem Bootes, welcher die beiden Jagdhunde Aſterion (nördl.) und Chara (ſüdl.) an der linken Hand führt; den am Halsbande des ſüdl. Hundes befindlichen Stern 3. Größe benannte Flamſteed zu Ehren Karls II. von England Cor Caroli. Derſelbe iſt ein Doppelſtern 3. und 7. Größe und hat eine Diſtanz von 20″. Das Sternbild der J. iſt reich an Nebelflecken. Es enthält den von Meſſier entdeckten berühmten Spiralnebel, den Sir John Herſchel als kreisförmiges, im Innern und am Rande verdichtetes Gebilde beſchreibt, während das mächtige Spiegelteleſkop von Lord Roſſe ſeine ſpiralförmige Struktur enthüllte. Dieſer Nebel gibt ein kontinuierliches Spektrum, was darauf hindeutet, daß er aus einzelnen Sternen beſteht. In der That iſt es Bond und Roſſe gelungen, einzelne Teile desſelben in Sterne aufzulöſen. [Fig. 6.]

Jagdleopard, ſ. Gepard. (Tafel: Katzen I,

Jagdrecht iſt der Inbegriff derjenigen geſetzlichen Beſtimmungen, die ſich auf das Verbot und die Erlaubnis des Jagens von Wild beziehen. Nach röm. Rechte galten wilde Tiere, die noch niemand in ſeinen Beſitz gebracht hatte, als herrenloſe Sachen. Hieraus folgte, daß die Jagd auf eigenem Grund und Boden jedermann geſtattet, auf fremden Gütern aber ohne Erlaubnis des Eigentümers nur als Beſitzſtörung anzuſehen war, wofür der Jäger mittels Erſtattung des durch ſein Eindringen angerichteten Schadens aufkam, ohne daß er das erlegte Wild herauszugeben brauchte. Nach älterm deutſchen Recht iſt das J. Ausfluß des Grundeigentums. Allmählich wird das J. vom Grundeigentum getrennt, durch Einforſtungen von Waldungen der Markgenoſſenſchaften ſeitens der deutſchen Könige (Bannforſte) entſteht ein J. an fremdem Grund und Boden. Ferner übten die Grundherren die Jagd auf den Leihegütern ihrer Hinterſaſſen aus. Das J. des Bauernſtandes wird mit Ausgang des Mittelalters beſchränkt, ihm dann auch ganz entzogen. Indem die Jagd- und Forſtberechtigungen der Könige allmählich auf weltliche und geiſtliche Territorialherren übergingen, entwickelte ſich ſeit dem 16. Jahrh. das Jagdregal der Landesherren, d. h. das J. wurde ohne Rückſicht auf Grundeigentum ausſchließliche Befugnis des Landesherrn. Die Waldungen von Markgenoſſenſchaften und Gemeinden wurden der fiskaliſchen Befugnis, die wilden Tiere als herrenloſes Gut an ſich zu nehmen, unterworfen. Dazu kam die Ausbildung von Jagdhoheit und Jagdpolizei, d. h. der Inbegriff der Befugniſſe des Landesherrn in Anſehung der Jagd vermöge ſeiner oberaufſehenden Gewalt in Rückſicht des allgemeinen Wohls. Die theoretiſche Behandlung des J. als Jagdregals unterſchied hohe, mittlere und niedere Jagd. Zu erſterer gehörte regelmäßig die Jagd auf Hirſche, Bären, Wildſchweine, Auerhähne, Faſanen. Dieſe hohe Jagd war in Deutſchland faſt durchgängig Regal. Der Landesherr verlieh ſein J. vielfach weiter, welches abgeleitete Recht Jagdgerechtigkeit genannt wurde. Vgl. Stieglitz, «Geſchichtliche Darſtellung der Eigentumsverhältniſſe an Wald und Jagd in Deutſchland» (Lpz. 1832).

Die Ausbildung des Jagdregals hat namentlich den bäuerlichen Grundbeſitz lange Zeit ſchwer

Digitized by Google

geschädigt. Das Wild verwüstete Saaten und Äcker, und der wehrlos gemachte Landmann mußte noch dazu Jagdfronen, besonders Treiber- und Trägerdienste, Wildbrets- und Jagdzeugfuhren verrichten, hin und wieder die Jäger ins Quartier, die fürstl. Jagdhunde ins Futter nehmen, oder eigene Abgaben, wie Wolfsjagddienstgelder, Hecken-, Wald- und Wildhufenbeiträge, Wildhafer, Jagdgülden, erlegen. Dem Wilddiebe drohte schwere Freiheits- und im Wiederholungsfalle selbst Lebensstrafe; aber auch andere Jagdfrevel und Vergehen wurden nach den strengsten Gesetzen beurteilt. Erst seit dem 18. Jahrh. war man auf den Schutz des Feldes und Waldes gegen die Beschädigungen durch das Wild mehr bedacht, und es ergingen Vorschriften wegen Beschränkung des Wildstandes, sowie über Vergütung der Wildschäden. Zugleich wurden die Gesetze über die Wilddieberei, welche trotz aller Strenge in vielen Gegenden Deutschlands ihren demoralisierenden Einfluß äußerte, mit den allgemeinen strafrechtlichen Grundsätzen mehr in Einklang gebracht. In Frankreich zerstörte endlich die Revolution von 1789 das J. auf fremdem Grund und Boden, und in Deutschland, wo die Reste alter Unfreiheit und Abhängigkeit im Wege allmählicher Reform und zum Teil durch Ablösung beseitigt wurden, mußte jenes Recht mit der auch den Bauern zugewiesenen Stellung von Vollfreien und echten Eigentümern immer mehr in Widerspruch geraten. Durch die Gesetzgebung von 1848 wurde daher in allen deutschen Landen der Rechtssatz aufgenommen, daß in dem Grundeigentum die Jagdbefugnis zugleich enthalten sei. Mit dem J. auf fremdem Grund und Boden kam auch die sog. Jagdfolge (Wildfolge) oder das besonders erworbene Recht, verwundete Tiere in das Revier eines Dritten hinüber zu verfolgen und dort in Besitz nehmen zu dürfen, fast überall in Wegfall. Um jedoch den Zuschuß, welchen die Jagd zu den Ernährungsmitteln liefert, vor sinnloser Verwüstung zu bewahren, bestimmt die neuere Jagdpolizeigesetzgebung nach dem Vorgange des franz. Rechts, daß nur größere Grundeigentümer die Jagd selbständig ausüben dürfen, während die Besitzer von kleinern Stellen zu Jagdverbänden zusammentreten und die so gebildeten Reviere verpachten müssen. Außerdem wird durch die Einführung von periodisch zu erlaufenden Jagdkarten der Andrang unberufener Schützen beschränkt, desgleichen durch Bestimmungen zum Schutze der Feldfrüchte und zur Schonung des Wildes in der Hegezeit sowohl das Beste des Landbaues wahrgenommen, als für die Erhaltung des Wildes in mäßiger Zahl gesorgt. Über die in Preußen geltenden gesetzlichen Bestimmungen über die Jagd vgl. «Sämtliche Jagdgesetze für die königl. preuß. Staaten» (3. Aufl., Berl. 1880).

Jagdregal, s. unter Jagdrecht.

Jagdspinnen ist eine Bezeichnung für die keine Netze verfertigenden, herumschweifenden Spinnen (Vagabundae), namentlich für die Arten des Geschlechts Dolomedes. (S. unter Spinnen.)

Jagdstück, ein Gemälde, welches entweder das Schauspiel einer ganzen Jagd oder eine einzelne Scene einer solchen zum Gegenstande hat. Die Darstellung erlegter Beute mit den Jagdhunden und ähnlicher charakteristischer Umgebung gehört wohl auch zum Teil hierher, bildet aber zugleich den Übergang zum Stillleben oder eigentlichen Tierstück (s. d.). Alle diese Abstufungen sind in zahlreichen Werken niederländ. Meister des 17. bis 18. Jahrh. repräsentiert. Vorher sind J. seltener, in Deutschland trat zuerst der ältere Cranach mit Hirsch- und Schweinsjagden auf.

Jagdtücher sind aus grober Leinwand angefertigte Tücher, die in der Regel 160 Schritte stellen (lang sind). Sie heißen auch «dunkles Zeug», im Gegensatz zu den Jagdnetzen, die auch «lichtes Zeug» genannt werden. Die hohen J. sind etwa 3 m hoch, sie sind auf Rollen aufgewickelt, und vier davon machen ein «Fuder» aus. Die Mitteltücher oder «dänisches Zeug» sind bei der nämlichen Länge 2,5 m hoch, und es wird auf ein Fuder ein Tuch mehr gerechnet; die Halbtücher stellen ebenfalls auf 160 Schritte Länge 2 m hoch, haben kein Gemäsch und werden nur auf Sauen, Rehe, Füchse u. dgl. gebraucht. Ein Roll- oder Lauftuch stellt ebenso hoch und weit wie ein hohes Jagdtuch, besteht aber aus je fünf Abteilungen, die durch die Saumleinen und Ringe entweder auseinander- oder zusammengezogen werden können; hierher zu rechnen sind auch die Tuch- oder Federlappen («Blendzeug»), die auch da aushelfen können, wo die J. nicht mehr ausreichen. Die J. werden zu Hauptjagden und bestätigten Jagden gebraucht; erstere finden gegenwärtig nicht mehr statt, letztere nur noch an wenigen Orten und in beschränktem Maße.

Jagdwissenschaft, s. unter Jagd.

Jagello oder Jagjello, der Sohn Olgerds, der Enkel Gedimins, wurde 1381 nach dem Tode seines Vaters Großherzog von Litauen und behauptete sich in dieser Würde gegen seinen Oheim Kjeystut, den er gefangen nehmen und ermorden ließ, und gegen dessen tapfern Sohn Witold, mit dem er sich versöhnte. Nachdem er das Christentum angenommen und sich mit der Königin Hedwig vermählt hatte, bestieg er 1386 als Wladislaw II. den poln. Thron. Seine fortwährenden Kämpfe mit den Deutschen Rittern in Preußen und sein Bestreben, Litauen in Verbindung mit Polen zu erhalten, sind die Hauptmomente seiner 48jährigen Regierung. Die Deutschen Ritter besiegte er in der großen Schlacht bei Tannenberg 1410, die für Polen zunächst zwar nur geringen Erfolg hatte, mit der aber des Ordens gänzlicher Verfall begann. Die Verbindung Polens mit dem von besondern Herzögen beherrschten Litauen blieb nur eine lose, und zuletzt trat Litauens Herzog Swidrigaylo in offenem Kampfe gegen Polen auf, ward aber bei Oëzmiana (1432) besiegt. J. gründete 1400 die Universität zu Krakau, die noch gegenwärtig seinen Namen trägt. Auch ist er der Gründer des Bistums Wilna. Er starb 1434 in Grodek bei Lemberg und wurde zu Krakau beigesetzt.

Jagellonen ist der Name der von Jagello (s. d.) gestifteten Dynastie, die in Polen und Litauen, Böhmen und Ungarn geherrscht hat. In Polen regierten sieben Könige aus dem jagellonischen Hause (1386—1572) in vier Generationen. Auf Jagello selbst folgten dessen Söhne (von seiner vierten Gemahlin Sophie, Fürstin von Kiew) Wladislaw III. und Kasimir IV., dann des letztern drei Söhne: Johann Albrecht, Alexander und Sigismund I., zuletzt Sigismunds Sohn, Sigismund August, mit dem der jagellonische Regentenstamm in Polen ausstarb. Mit Sigismund III., einem Sohne des Königs Johann von Schweden und der Schwester Sigismund Augusts, Katharina, kam 1587 eine weibliche Linie der Jagellonen wieder auf den poln. Thron und

regierte in deſſen Söhnen Wladiſlaw IV. und Johann Kaſimir noch bis 1668. In Böhmen und zugleich in Ungarn regierten zwei Jagellonen: Wladiſlaw II., der älteſte Sohn des poln. Königs Kaſimir IV. (geſt. 1516), und jenes Sohn, Ludwig II., welcher 1526 bei Mohacs blieb, Gemahl von Maria, der Enkelin des Kaiſers Maximilian I. Mit Ludwigs Schweſter, Anna, erloſch hier das jagelloniſche Haus; dieſe heiratete den Erzherzog Ferdinand von Öſterreich, dem ſie die Kronen von Böhmen und Ungarn zubrachte.

Jagemann (Chriſtian Joſ.), ein um die Verbreitung der ital. Litteratur in Deutſchland verdienter Gelehrter, geb. 1735 zu Dingelſtedt im Eichsfeld, trat mit dem 17. Jahre in den Auguſtinerorden, entfloh aber aus dem Kloſter zu Konſtanz und erhielt eine Hauslehrerſtelle in Dänemark. Doch vom Heimweh getrieben, kehrte J. nach zwei Jahren in die Heimat zurück und mußte zur Sühne nach Rom pilgern. Inzwiſchen hatte er die ital. Litteratur ſo lieb gewonnen, daß er nach erhaltener Prieſterweihe in Florenz zu bleiben beſchloß und hier die Stelle als Beichtvater bei den Deutſchen daſelbſt annahm. Nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland wurde er Direktor am kath. Gymnaſium zu Erfurt, und 1775 Privatbibliothekar der Herzogin Anna Amalie in Weimar, wo er zum Proteſtantismus übertrat. Er ſtarb 4. oder 5. Febr. 1804. Durch ſeine «Geſchichte der freien Künſte und Wiſſenſchaften in Italien» (3 Bde., Lpz. 1777—81), eine Bearbeitung von Tiraboſchis «Storia della letteratura italiana», und durch ſein «Magazin der ital. Litteratur und Künſte» (8 Bde., Weim. u. Halle 1780—85) trug er viel bei zur genauern Kenntnis der ältern ital. Litteratur.

Ferdinand J., Sohn des vorigen, geb. zu Weimar 24. Aug. 1780, erwarb ſich den Ruf eines nicht unbedeutenden Porträt- und Hiſtorienmalers. Er war Schüler Tiſchbeins in Kaſſel und Füegers in Wien, bildete ſich dann in Paris und Rom weiter aus und kehrte 1810 nach Weimar zurück, wo er 9. Jan. 1820 ſtarb.

Jagemann (Karoline), Tochter von Chriſtian Joſeph J., geb. zu Weimar 25. Jan. 1777, erhielt ihre künſtleriſche Ausbildung als Schauſpielerin und Sängerin in Mannheim unter Beck und Iffland und wurde 1797 am weimariſchen Theater angeſtellt. Durch ihre außerordentliche Schönheit wie durch ihre ſeelenvolle Stimme, ihren trefflichen Vortrag und ihr im Tragiſchen ergreifendes Spiel riß ſie ſowohl in der Oper als im Schauſpiel alles zur Bewunderung hin. Auch gewann ſie die Neigung des Großherzogs Karl Auguſt, der ſie zur Frau von Heygendorf erhob. Im J. 1828, nach Karl Auguſts Tode, verließ ſie Weimar und die Bühne, lebte abwechſelnd in Berlin, Mannheim, Dresden und auf ihrem Gute und ſtarb 10. Juli 1848 in Dresden.

Jager oder **Außenklüver** heißt auf Schiffen das äußerſte oder dritte dreieckige Segel an dem verlängerten Bugſpriet, d. h. dem ſchräg nach vorn über den Bug hinausliegenden Maſte. Die erſte Verlängerung des Bugſpriets iſt der Klüverbaum, die zweite der Außenklüver oder Jagerbaum. Von deſſen Spitze führt ein ſtraff geſpanntes Tau nach der Vorbramſtenge, der dritten Verlängerung des Fockmaſtes, der Außenklüverleiter, und an ihm wird der Jager mit eiſernen oder Holzringen befeſtigt und geheißt.

Jäger gehörten früher zur leichten Infanterie, waren mit gezogenen Büchſen und Hirſchfängern bewaffnet, rekrutierten ſich vorzugsweiſe aus Forſtleuten und wurden ſorgfältig im Schießen und Felddienſt ausgebildet. Seitdem aber die geſamte Infanterie mit gezogenen Gewehren bewaffnet worden, iſt der Grund ihres frühern Beſtehens fortgefallen, da jetzt die geſammte Infanterie eine gute Schießausbildung erhält, und im zerſtreuten Gefecht und im Felddienſt ausgebildet wird. Wo J. noch beſtehen, ſucht man ihnen durch guten Erſatz noch ein gewiſſes Übergewicht zu erhalten; doch iſt ſchon mehrfach in den größern Heeren der Gedanke ausgeſprochen, ſie vollſtändig mit der Infanterie zu verſchmelzen. J. wurden zuerſt während des Dreißigjährigen Kriegs errichtet, in Preußen ſpäter durch Friedrich II. (1740), in Öſterreich, das ſeine Panduren und Kroaten hatte, ein deutſches Jägerkorps 1758 (1788 die tiroler Scharfſchützen), in Rußland unter Katharina II., in Frankreich unter Ludwig XV. (S. Berſaglieri und Scharfſchützen.) Reitende J. gab es vorübergehend in Öſterreich und Preußen; Frankreich hat deren noch in den Chasseurs à cheval.

Jäger (Albert), öſterr. Hiſtoriker, geb. 8. Dez. 1801 zu Schwaz in Tirol, trat in den Benediktinerorden und wurde 1845 Profeſſor der Geſchichte zu Innsbruck, 1851 zu Wien. J. ſchrieb: «Tirol und der bayr.-franz. Einfall 1703» (Innsbruck 1844), «Der Streit des Kardinals Nikolaus von Cuſa mit Herzog Sigismund von Öſterreich» (2 Bde., Innsbr. 1861), «Kaiſer Joſeph II. und Leopold II., Reform und Gegenreform» (Wien 1867), «Tirols Rückkehr unter Öſterreich» (Wien 1871).

Jäger (Emil Friedr. Oskar), Hiſtoriker, geb. 26. Okt. 1830 zu Stuttgart, beſuchte das Gymnaſium zu Stuttgart und das niedere Seminar zu Schönthal, ſtudierte Theologie und Philologie zu Tübingen, war 1852—54 Lehrer in der Erziehungsanſtalt zu Freyimſelde bei Halle a. d. S., 1855—59 Lehrer am Gymnaſium, an der Oberreal- und Polytechniſchen Schule zu Stuttgart, dann am Gymnaſium in Ulm, wurde 1859 Gymnaſiallehrer in Wetzlar, dann Rektor des damaligen Progymnaſiums zu Mörs, und 1865 Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnaſiums zu Köln. Seine wichtigſten Publikationen ſind: «John Wycliffe und ſeine Bedeutung für die Reformation» (Halle 1854), «Geſchichte der Römer» (Gütersloh 1861; 5. Aufl. 1883), «Geſchichte der Griechen» (Gütersloh 1866; 4. Aufl. 1881), «Die Puniſchen Kriege, nach den Quellen erzählt» (3 Bde., Halle 1869—70). Die neue Ausgabe von Schloſſers «Weltgeſchichte für das deutſche Volk» (Oberhauſen 1870; 4. Ausg., Berl.) wurde von ihm und Th. Creizenach beſorgt; deren Fortſetzung, «Geſchichte der neueſten Zeit» (20. Aufl., 3 Bde., Berl. 1884), iſt im entſchieden nationalen Sinne geſchrieben. Auf pädagogiſchem Gebiet veröffentlichte J. einige weitverbreitete Hilfsbücher für den Geſchichtsunterricht, und «Aus der Praxis. Ein pädagogiſches Teſtament» (Wiesb. 1883).

Jäger (Guſtav), Naturforſcher und Hygieniſt, geb. 23. Juni 1832 zu Bürg in Württemberg, ſtudierte in Tübingen Medizin, war dann eine Zeit lang Docent der Zoologie in Wien, legte hierauf daſelbſt ein Seewaſſeraquarium und als Direktor einer Aktiengeſellſchaft einen Tiergarten an, ging 1867 nach Stuttgart und war ſeit 1867 Lehrer der Zoologie an der Land- und Forſtwirtſchaftlichen Akademie zu Hohenheim, ſpäter auch Lehrer der Zoologie und

Digitized by Google

Anthropologie am Polytechnikum zu Stuttgart. Im Frühjahr 1884 legte er ſeine Lehrthätigkeit nieder und lebt ſeitdem als Arzt in Stuttgart. In weitern Kreiſen wurde J. insbeſondere durch ſeine angebliche «Entdeckung der Seele» bekannt, nach welcher es hauptſächlich die verſchiedenen ſpezifiſchen Duftſtoffe (ſog. «Luſt-» und «Unluſtſtoffe») in der Ausdünſtung des Menſchen wie der Tiere ſind, die nicht nur die mannigfachen Affekte, Triebe und Inſtinkte erzeugen, ſondern wahrſcheinlich auch hinſichtlich der Formungskräfte wie der Entwickelung und Vererbung eine bedeutſame Rolle ſpielen, eine Lehre, welche von ſeiten der Naturforſcher ſofort den entſchiedenſten Widerſpruch erfuhr. Auch das von J. eingeführte neue Bekleidungsſyſtem, welches Leinen und alles übrige Pflanzenfaſergewebe in jedweder Form als unbedingt nachteilig verwirft und lediglich wollene Unterkleider und Kleider geſtattet (ſog. «Normalkleidung»), hat bei vorurteilsfreier Prüfung den übermäßigen Empfehlungen J.s und ſeiner Anhänger nicht allenthalben entſprochen.

Von ſeinen Werken ſind hervorzuheben: «Zoolog. Briefe» (3 Lfgn., Wien 1864—76), «In Sachen Darwins contra Wigand» (Stuttg. 1874), «Die Darwinſche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion» (Stuttg. 1869), «Lehrbuch der allgemeinen Zoologie» (2 Bde., Lpz. 1871—78), «Die menſchliche Arbeitskraft» (2 Bde., Münch. 1878), «Seuchenfeſtigkeit und Konſtitutionskraft» (Lpz. 1878), «Die Normalkleidung als Geſundheitsſchutz» (Stuttg. 1880; 3. Aufl. 1883), «Die Entdeckung der Seele» (Lpz. 1878; 3. Aufl., 2 Bde., 1883—84). Seit 1881 gibt er ein der Fortbildung ſeiner Lehre und Praxis gewidmetes «Monatsblatt» heraus.

Jäger (Guſtav), Hiſtorienmaler, geb. zu Leipzig 12. Juli 1808, erhielt ſeinen künſtleriſchen Unterricht auf den Akademien in Dresden und München, wo er von 1830 bis 1836 blieb. Seine Richtung wendete ſich dem religiöſen Geſchichtsfache im Sinne romantiſch-nazareniſcher Empfindung zu, wobei ihn das Beiſpiel Julius Schnorrs beſonders anſpornte. Nach einjährigem Aufenthalte in Rom ging er nach München zurück, um dort in den Kreis der großen Kunſtbewegung einzutreten, welche unter der Ägide König Ludwigs begonnen hatte. Die monumentalen Aufgaben boten ihm auch Gelegenheit, ſich im Fresko eine bedeutende Fertigkeit zu erwerben, in welcher Technik er nun bei der maleriſchen Auszierung des neuen Königsbaues mit Gießmann den Habsburger- und Hohenſtaufenſaal ausführte. Später folgte noch der Nibelungenſaal daſelbſt (1850), doch hatte J. unterdeſſen München verlaſſen, um die Leitung der Akademie in Leipzig zu übernehmen. Groß iſt die Zahl der Bilder, die er in Ölmalerei ausführte, die trefflichſten für mehrere Gotteshäuſer in der Nähe Leipzigs, ferner Bileam und der Eſel, Magdalena wäſcht des Herrn Füße, die Grablegung (1846) u. a. Im J. 1848 malte er das Herderzimmer im Schloß zu Weimar. Er ſtarb in Leipzig 19. April 1871.

Jäger (Herm.), verdienter Gärtner und Gartenſchriftſteller, geb. 7. Okt. 1815 in Münchenbernsdorf bei Gera, trat im Belvedere zu Weimar in die Lehre, bereiſte dann Italien, Frankreich, Belgien und England und wurde 1844 Hofgärtner in Eiſenach, 1873 Hofgarteninſpektor daſelbſt. Seit 1857 iſt J. Mitherausgeber von Regels «Gartenflora», auch gab er zahlreiche Schriften und Abhandlungen über Gartenbau, Blumenzucht, Baumſchnitt ꝛc. heraus.

Jäger (Johs.), Humaniſt, ſ. **Crotus Rubianus**.

Jägerndorf (böhm. Carnow), ein gegenwärtig teils zum leobſchützer Kreiſe des Regierungsbezirks Oppeln der preuß. Provinz Schleſien, größtenteils jedoch zum öſterr. Herzogtum Schleſien gehöriges Fürſtentum, ehedem ein Beſtandteil des Herzogtums Ratibor-Troppau, tritt erſt 1429 als ein beſonderes Fürſtentum auf, als Nikolaus V., ein Enkel Herzog Johanns I. von Ratibor, ſeinen Sitz in der Stadt J. aufſchlug. Als deſſen Sohn Johann 1483 kinderlos geſtorben war, kam das Fürſtentum an deſſen Schweſter und Erbin Barbara und ihren Gemahl Georg von Schellenberg. Dieſer verkaufte das Ländchen 1523 an den hohenzoll. Markgrafen Georg den Frommen (geſt. 1543); deſſen Sohn Georg Friedrich ward 1557 von Kaiſer Ferdinand I. mit J. belehnt, überließ aber das Fürſtentum nebſt den Herrſchaften Beuthen und Oderberg 1595 dem Kurprinzen Joachim Friedrich von Brandenburg als Geſchenk, welches dieſer, nachdem es ihm 1598 auch als Kurfürſten beſtätigt war, nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich 1603 übernahm. Der Kurfürſt trat ſchon 12. April 1607 J. nebſt Beuthen und Oderberg an ſeinen zweiten Sohn Johann Georg zur ſelbſtändigen Regierung ab mit dem Vorbehalt, daß nach dem Ausſterben der männlichen Nachkommenſchaft desſelben die Länder auf immer mit dem Kurſtaat Brandenburg vereinigt werden ſollten. Kaiſer Rudolf II. erklärte jedoch dieſelben als durch den Tod Georg Friedrich's erledigte Lehne, die an Böhmen zurückfallen müßten, verſagte allen Verträgen innerhalb des brandenb. Hauſes ſeine Genehmigung und verlangte die Räumung. Johann Georg behauptete ſich indes im Beſitz. Nachdem aber ſchon 1617 Beuthen und Oderberg auf dem Rechtswege der Krone Böhmen zugeſprochen, erklärte 22. Jan. 1621 Kaiſer Ferdinand II. den Johann Georg wegen ſeiner Parteinahme für den von den Böhmen zum König erwählten Friedrich V. von der Pfalz in die Reichsacht, und J. wurde nach kaiſerl. Reſolution vom 15. März 1622 durch Lehnbrief vom 13. Mai 1623 dem Fürſten Karl von Liechtenſtein übertragen. Johann Georg kämpfte bis zu ſeinem Tode (2. März 1624) im Verein mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen vergeblich für ſein Recht. Auch ſeinem Sohne, dem Markgrafen Ernſt (geb. 18. Jan. 1617), welcher bei dem Beginn der böhm. Unruhen erſt ein Jahr alt war, blieb ſein Erbe vorenthalten. Mit dem kinderloſen Tode deſſelben (24. Sept. 1642) gingen ſeine Anſprüche auf Brandenburg über. Der Große Kurfürſt Friedrich Wilhelm erklärte die Einziehung des Fürſtentums für rechtswidrig und erlangte 1686 als Entſchädigung den Kreis Schwiebus. Allein da dieſer, zufolge eines geheimen Traktats mit dem damaligen Kurprinzen Friedrich, 1694 wieder an den Kaiſer zurückzugeben war, ſo machte König Friedrich II. 1740 die hierdurch wieder begründeten Anſprüche Preußens auf Schleſien geltend und erlangte in dem den erſten Schleſiſchen Krieg beendigenden Frieden 1742 unter anderm auch den diesſeits der Oppa gelegenen Teil der Fürſtentümer J. und Troppau nebſt dem vorher zu Mähren gehörigen Diſtrikt Katſcher. Im preuß. Anteil von J. iſt der Hauptort Leobſchütz (ſ. d.).

Im öſterreichiſch gebliebenen Anteile des Fürſtentums iſt der Hauptort die **Stadt Jägerndorf** an der Oppa, am Fuße des Burgbergs, an der Mähriſch-Schleſiſchen Eiſenbahn und durch Zweig-

Digitized by Google

bahn nach Leobschütz mit der Oberschlesischen Eisenbahn verbunden. Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts. Dieselbe zählt (1880) 11792 E. und hat ein fürstl. Liechtensteinisches Schloß, eine schöne Dekanatskirche, ein Minoritenkloster, eine Hauptschule und eine Realschule. Auch sind noch die Trümmer der Burgen Lobenstein und Schellenberg vorhanden. Der Ort unterhält starke Tuchfabrikation, Maschinenfabriken, Woll- und Leinweberei. Im Mai 1745 fanden bei J. zwei Gefechte zwischen den Preußen und Österreichern statt, und 11. Jan. 1779 zogen die letztern in einem Gefechte den kürzern. Vgl. Biermann, «Geschichte der Herzogtümer Troppau und J.» (Teschen 1874).

Jägersdorf (Groß-Jägersdorf), s. Groß-jägerndorf.

Jagga, s. Dschagga.

Jaggernaut, s. Dschaggarnath.

Jaggery, Palmzucker, Jagara- oder Jagrezucker ist der in Ostindien und auf den Ostindischen Inseln aus Palmsaft bereitete Zucker; er ist völlig identisch mit dem gewöhnlichen Rohrzucker.

Jaghistân, s. Dardistân.

Jagić (spr. Jagitsch, Vatroslav, d. i. Ignatius; russisch schreibt er sich Ignatij Wikentijewitsch J.), einer der bedeutendsten slaw. Philologen der neuern Zeit, geb. 6. Juli 1838 zu Warasdin, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und das zu Agram, studierte dann in Wien klassische Philologie, besonders unter Bonitz, und zugleich slaw. Sprachen unter Miklosich. Darauf ward er 1861 Gymnasiallehrer in Agram, schrieb sprachliche Lehrbücher und philol. Abhandlungen besonders in die von ihm 1863 mit Rački gegründete Zeitschrift «Književnik». Als einige Jahre darauf die Südslawische Akademie der Wissenschaften errichtet wurde, ward J. eins der ersten Mitglieder derselben. Auf seinen Antrag begann dieselbe die «Scriptores Croatici» herauszugeben, deren erste Bände J. redigierte. Seine Stelle am Gymnasium gab J. 1870 auf. Er war dann neben Daničić Sekretär der Südslawischen Akademie, folgte aber bald einem Rufe nach Odessa und ward daselbst 1871 außerord., 1872 ord. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft. Der Wunsch, sich ausschließlich mit Slawistik zu beschäftigen, veranlaßte ihn, 1874 einen Ruf an die Universität Berlin auf den daselbst neuerrichteten Lehrstuhl der slaw. Sprachen anzunehmen. Hier gründete er 1875 im «Archiv für slaw. Philologie» ein Centralorgan für diese Wissenschaft. Nach dem Tode Sresnewskijs, zu dessen Nachfolger an der Universität und an der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg gewählt, siedelte J. im Herbst 1880 dahin über und steht in dem Range eines Wirkl. Staatsrats.

Außer einer großen Zahl wertvoller größerer Abhandlungen im «Književnik», in dem «Rad» der Südslawischen Akademie, in deren «Starine» und Ausgaben alter kroat. Dichter in den «Stari pisci» sind die Hauptwerke von J.: «Primjeri starohrvatskoga jezika» («Proben der altkroat. Sprache», 2 Tle., Agram 1864—66), «Historija književnosti naroda hrvatskoga i srbskoga» («Geschichte der Litteratur des kroat. und serb. Volks», 1. Tl., Agram 1867), die Einleitung zu Račkis Ausgabe des Assemanischen Evangelistars (Agram 1865), «Quatuor Evangeliorum codex glagoliticus ed. V. J.» (Berl. 1879), «Zakon Vinodolski» («Das Gesetzbuch von Vinodol», Petersb. 1880), «Specimina linguae Palaeoslovenicae ed. V. J.» (Petersb. 1882), «Quatuor Evangeliorum codex Marianus glagoliticus ed. V. J.» (Berl. u. Petersb. 1883), «Kritiko-paleograficeskija statji» («Kritische Abhandlungen über Paläographie», Petersb. 1884).

Jagni-Dagh oder Nagni-Dagh, Berg in Armenien, wurde geschichtlich namhaft durch die Schlacht am Aladscha Dagh (s. d.) 13. bis 15. Okt. 1877, in welcher die Russen unter Großfürst Michael den Türken unter Mukhtar Pascha eine vollständige Niederlage beibrachten. Der linke Flügel der Türken stand auf dem J. in verschanzter Stellung.

Jago (span.), Jakob.

Jagodina, Hauptort des gleichnamigen Kreises im Königreich Serbien, an der Belitza, 1½ km links von der Morawa, 110 km im SO. von Belgrad, Station der Hauptlinie Belgrad-Nisch der Serbischen Bahnen, hat ein Untergymnasium, und zählt 5000 E.

Jagst oder Jaxt, ein reißender Fluß, der bei Walxheim im württemb. Oberamte Ellwangen in 458 m Höhe entspringt, anfangs in südl., dann in nördl., zuletzt aber in südwestl. Richtung an Ellwangen, Crailsheim, Kirchberg und Langenburg vorüberfließt, dann eine Strecke weit die Grenze zwischen Württemberg und Baden bildet und bei Jagstfeld, Wimpfen gegenüber, in 126 m Höhe, nach 242,8 km Laufes, in den Neckar mündet. Nach ihm ist der Jagstkreis benannt, einer der vier Kreise des Königreichs Württemberg, von 5138,92 qkm mit (1880) 407613 E. und der Hauptstadt Ellwangen. Derselbe ist in 14 Oberämter getheilt. Zwischen Jagstfeld, einem Dorfe im Oberamt Neckarsulm mit 1020 E. und Solbädern, an den Linien Neckargemünd-Jagstfeld und Neckarelz-Jagstfeld der Badischen Staatsbahnen und Bietigheim-Osterburken der Württemberg. Staatsbahnen, und Kochendorf liegt die 1820 gegründete Saline Friedrichshall mit Salinenamt und Solbad. In nordöstl. Richtung befindet sich 30 km oberhalb der Marktflecken Jagsthausen, mit 846 E., der Geburtsort des Ritters Götz von Berlichingen, dessen eiserne Hand nebst röm. Altertümern in einem der dortigen drei Schlösser gezeigt wird. Das Stammschloß des Ritters, Berlichingen, liegt in der Nähe in Trümmern. Sein steinernes Grabmal ist in der prächtigen Kirche des bei dem nahen Dorfe Schönthal an der J. gelegenen evangel. Seminars, eines ehemaligen Cistercienserklosters, zu sehen.

Jaguapalme, s. Maximiliana.

Jaguar, Unze, Onze oder Amerikanischer Tiger (Felis Onça, Tafel: Katzen II, Fig. 7), heißt das größte und gefährlichste, zum Katzengeschlecht gehörige Raubtier Amerikas, das, den Schwanz ungerechnet, etwa 1,5 m lang, rostgelb, am Bauche weiß und an den Seiten mit vier bis sechs Längsreihen großer schwärzlicher Ringflecken mit einem Mittelfleck gezeichnet ist. Auch gibt es eine schwarze Abart, die schwarze Onze, deren Flecken und Ringe nur bei unter gewissen Winkeln auffallenden Lichtstrahlen wahrgenommen werden. Der J. hält sich am liebsten in der Nähe großer Ströme auf, denn er schwimmt ebenso geschickt, als er auf Bäume klettern kann. Es ist daher kein Tier vor ihm sicher, und er wird selbst dem Menschen gefährlich. Die Indianer töten ihn gewöhnlich mit kleinen, aus Blaserohren abgeschossenen, stark vergifteten Pfeilen, welche von dem J. nicht beachtet werden, da sie beim Eindringen kaum stärker als

Digitized by Google

ein Dorn stechen, ihn aber bereits binnen einer Viertelstunde töten. S. Jade.

Jahde, Jahdebusen und **Jahdegebiet,** s. Jade.

Jahn (Friedr. Ludw.), der sog. «Turnvater», geb. 11. Aug. 1778 zu Lanz in der Priegnitz, wo sein Vater Prediger war, besuchte 1791—95 das Gymnasium zu Salzwedel und dann kurze Zeit das zum Grauen Kloster in Berlin und studierte 1796—1802 in Halle, Göttingen und Greifswald, wo er mit Ernst Moritz Arndt in freundlichem Verkehr lebte, Theologie und Philologie. Eine Frucht dieser Studien ist die Schrift «Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes, versucht im Gebiete der Sinnverwandtschaft, ein Nachtrag zu Adelungs und eine Nachlese zu Eberhards Wörterbuch» (Lpz. 1806). Aus Haß gegen die Franzosen wollte er im Herbst 1806 in das preuß. Heer eintreten, erreichte dasselbe aber erst nach der Schlacht von Jena und flüchtete dann mit diesem bis Lübeck. Während der nächsten Jahre unternahm er mehrere Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands, um Sprachforschungen zu machen und das Nationalgefühl zu wecken, und arbeitete an seiner Schrift «Deutsches Volkstum» (Lübeck 1810; 2. Aufl. 1817). Im Herbst 1809 ging er nach Berlin, wo er 1810 als Hilfslehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster und an der Plamannschen Erziehungsanstalt angestellt wurde und 1811 seine Turnanstalt in der Hasenheide eröffnete. In dem Schmerze über die Demütigung Deutschlands, insbesondere Preußens, faßte er den Entschluß, die Wiederherstellung des Volksgeistes durch die Entwickelung der physischen und moralischen Volkskraft zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Das Mittel dazu glaubte er besonders in der Turnkunst gefunden zu haben. Gleichzeitig wirkte er auch als Schriftsteller für Belebung des deutschen Nationalsinns unter der Jugend, wodurch er nicht wenig für Erhebung des Volks in dem großen Kampfe von 1813 beitrug. Infolge eines Rufs König Friedrich Wilhelms III. ging er 1813 nach Breslau, trat in das Lützowsche Korps und wurde von hier mehrfach von dem König zu Sendungen verwendet. Mit dem Lützowschen Korps und als Führer eines Bataillons Freiwilliger nahm er an den Feldzügen von 1813 und 1814 teil und zog 1815 mit in Paris ein. Nach der Rückkehr in die Heimat hielt er seit 1817 in Berlin Vorlesungen über deutsches Volkstum und wurde vom Staate als Turnlehrer angestellt. Wie weit J. mit Wort und That bei Begründung der Burschenschaft in Jena teilnahm, ist nicht genau festzustellen, daß er aber dabei nicht ohne wesentlichen Einfluß war, ist gewiß.

Durch sein freies und derbes Wesen der herrschenden Reaktionspolitik gegenüber geriet er in den Verdacht eines Demagogen, und es erfolgte die Schließung der Turnplätze. J. selbst sah sich 14. Juli 1819, als er eben einem Rufe als Professor der Geschichte nach Greifswald zu folgen im Begriff stand, als Demagog verhaftet, zuerst nach Spandau, dann nach Küstrin gebracht und hierauf 1820 vor eine Immediatkommission in Berlin gestellt. Bis zur Entscheidung als Festungsgefangener in Kolberg unter Aufsicht gehalten, wurde er 1824 zu zweijähriger Festungsstrafe verurteilt, 1825 indes freigesprochen. Dennoch untersagte man ihm, seinen Aufenthalt in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt und innerhalb 10 Meilen von Berlin zu nehmen. Er wählte Freiburg an der Unstrut zum Aufenthaltsorte, wurde aber 1829, weil er der Jugend durch demagogische Umtriebe ein gefährliches Beispiel gegeben haben sollte, nach Kölleda verwiesen. Erst später gestattete man ihm, wieder nach Freiburg zurückzukehren, wo er auch blieb. Im Nov. 1840 erhielt er nachträglich das Eiserne Kreuz. Eine große Teilnahme erregte 1844 sein Aufruf, ihn so weit zu unterstützen, daß ihm sein Besitztum in Freiburg verbleibe. Im Frühjahr 1848 wurde J. von dem Wahlbezirk, in dem er wohnte, in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er sich zur äußersten Rechten hielt. Er starb zu Freiburg 15. Okt. 1852. Auf seinem Grabhügel daselbst wurde ihm 1859 ein Denkmal gesetzt (Bronzebüste von Schilling), ein größeres Bronzestandbild (von Encke) 11. Aug. 1872 auf dem Turnplatze in der Hasenheide bei Berlin, auf einem Steinhügel, zu dem deutsche Turner aus allen Gauen und selbst aus überseeischen Ländern Steinblöcke sandten. Die 1863 von der deutschen Turnerschaft begründete Pensionskasse für die Hinterlassenen von Turnlehrern wurde ihm zu Ehren Jahn-Stiftung genannt. Von seinen durch kernige, freilich auch manchmal gezierte Sprache ausgezeichneten Schriften sind zu erwähnen: «Runenblätter» (Naumb. 1814), «Neue Runenblätter» (Naumb. 1828), «Merke zum deutschen Volkstum» (Hildburgh. 1833) und «Selbstverteidigung» (Lpz. 1863). Außerdem gab er mit Eiselen «Die deutsche Turnkunst» (Berl. 1816) heraus. Vgl. die Biographien J.s von Pröhle (Berl. 1855; 2. Aufl. 1872), Angerstein (Berl. 1861), Diesterweg (Frankf. 1864), Rothenburg (Minden 1871), Euler (Stuttg. 1881).

Jahn (Heinr. Albert), Altertumsforscher, Sohn des Philologen Karl Christian J. (geb. 24. Febr. 1777 zu Olsnitz im sächs. Vogtlande, gest. als Professor der Philologie in Bern 31. Juli 1854), wurde geb. 9. Okt. 1811 zu Bern, studierte daselbst, sowie in Heidelberg und München Theologie und Philologie, war 1836—38 Lehrer am Gymnasium in Biel, seit 1838 in Bern, und erhielt 1853 daselbst eine Anstellung als Archivadjunkt, später als Bibliothekar. Seine philologische Thätigkeit erstreckte sich namentlich auf die griech. Kirchenväter; auf historisch-archäolog. Gebiete schrieb er unter andern: «Der Kanton Bern, deutschen Teils, antiquarisch-topogr. beschrieben» (Bern u. Zür. 1850), «Chronik oder geschichtliche, ortskundliche und statistische Beschreibung des Kantons Bern alten Teils» (Bern u. Zür. 1857), «Die keltischen Altertümer der Schweiz, zumal des Kantons Bern» (Bern 1860), «Emmenthaler Altertümer und Sagen» (Bern 1865), «Die Geschichte der Burgundionen und Burgundiens bis zum Ende der 1. Dynastie» (2 Bde., Halle 1874) u. s. w.

Jahn (Otto), ausgezeichneter Philolog, Archäolog und Kunsthistoriker, geb. 16. Juni 1813 zu Kiel, erhielt seine Gymnasialbildung erst in seiner Vaterstadt, dann zu Schulpforta und widmete sich zu Kiel, Leipzig und Berlin philol. und archäol. Studien. Nachdem er sich einen Winter in Kopenhagen aufgehalten, ging er mit Unterstützung der dän. Regierung 1837 nach Paris, dann nach der Schweiz und im Herbst 1838 nach Italien. Nach seiner Rückkehr, Herbst 1839, habilitierte er sich in Kiel, wurde aber Michaelis 1842 als außerord. Professor der Archäologie und Philologie nach Greifswald berufen, wo er 1845 eine ord. Professur erhielt, und folgte 1847 einem Rufe nach Leipzig für das Fach der klassischen Altertumswissenschaft, wo er teils durch archäol. wie philol. Vorlesungen, teils durch eine archäol. Gesellschaft und als Direktor des archäol. Museums

höchst erfolgreich wirkte. Infolge seiner Teilnahme an den Bewegungen 1848 und 1849 wurde er 1851 seines Amtes entsetzt. Seitdem lebte er als Privatmann zu Leipzig, bis er Ostern 1855 als Professor der klassischen Philologie und Archäologie, sowie als Direktor des akademischen Kunstmuseums nach Bonn übersiedelte, wo er auch die Übungen des archäol. und seit 1861 gemeinschaftlich mit Ritschl die des philol. Seminars leitete. Er starb 9. Sept. 1869 in Göttingen, wohin er zum Besuch seiner Freunde gereist war.

J.s wissenschaftliche Thätigkeit ist eine sehr umfassende, indem sie sich nicht blos auf die Kritik und Exegese der altklassischen Schriftsteller und die Archäologie beschränkt, sondern auch in gleicher Gediegenheit die Gebiete der musikalischen und litterarhistor. Kritik wie der Geschichte der Musik umfaßt. Zu seinen archäol. Arbeiten, von denen er einen Teil in den «Archäol. Aufsätzen» (Greifsw. 1845) und den «Archäol. Beiträgen» (Greifsw. 1847) gesammelt hat, gehören unter andern: «Telephus und Troilus» (Kiel 1841), «Die Gemälde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi» (Kiel 1841), «Pentheus und die Mänaden» (Kiel 1842), «Paris und Oinone» (Greifsw. 1845), «Die hellen. Kunst» (Greifsw. 1846), «Peitho, die Göttin der Überredung» (Greifsw. 1847), «Die Ficoronische Cista» (Lpz. 1852), «Wandgemälde des Columbariums der Villa Pamfili» (Münch. 1857), «Der Tod der Sophonisbe» (Bonn 1859), «Die Lauersforter Phalerä» (Bonn 1860), «Darstellungen griech. Dichter auf Vasenbildern» (Lpz. 1861), «Röm. Altertümer von Vindonissa» (Zür. 1862), «Über bemalte Vasen mit Goldschmuck» (Lpz. 1865) u. s. w. Seiner «Beschreibung der Vasensammlung König Ludwigs» (Münch. 1854) hat er eine ausführliche Einleitung über Vasenkunde vorausgeschickt. Von J.s philol.-kritischen Arbeiten sind außer der trefflichen kritischen Bearbeitung des Juvenal (Bd. 1, Lpz. 1852) hervorzuheben: die Ausgaben des Persius (Lpz. 1843; Text allein, Lpz. 1851), des Censorinus (Berl. 1845), des Florus (Lpz. 1852), des «Brutus» (3. Aufl., Berl. 1865) und «Orator» (3. Aufl., Berl. 1869) des Cicero, der «Periochae» des Livius (Lpz. 1853), der «Psyche et Cupido» (Lpz. 1856) des Apulejus, der «Elektra» des Sophokles (Bonn 1861), des «Symposion» des Platon (Bonn 1864). Schätzbare Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte bilden die Abhandlung «Über Goethe's Iphigenie» (Greifsw. 1843), die Ausgabe von «Goethes Briefe an leipziger Freunde» (Lpz. 1849) und die Schrift «Ludwig Uhland» (Bonn 1863). Unter den Früchten seiner musikalischen Studien ist vor allem «W. A. Mozart» (4 Bde., Lpz. 1856—59; 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1867) hervorzuheben, eine mustergültige Arbeit. Sonst sind, außer Aufsätzen in der «Musikalischen Zeitung», noch zu nennen: «Über Mendelssohns Paulus» (Kiel 1842) und die kritische Ausgabe des Klavierauszugs von Beethovens «Leonore» (Lpz. 1851), außerdem «Biographische Aufsätze» (Lpz. 1866), die Ausgabe von «Goethes Briefe an Christian Gottlob von Voigt» (Lpz. 1868), «Aus der Altertumswissenschaft. Populäre Aufsätze» (Bonn 1868). Aus J.s Nachlaß veröffentlichte Michaelis «Griech. Bilderchroniken» (Bonn 1873).

Jähns (Friedr. Wilh.), Komponist und Musikschriftsteller, geb. 2. Jan. 1809 zu Berlin, wurde zum Bühnensänger ausgebildet, ließ sich aber später als Gesanglehrer zu Berlin nieder, wo er bald zu den Hervorragendsten seines Fachs zählte. Er begründete 1845 einen Gesangverein, den er bis 1870 als Direktor leitete. J. wurde 1849 königl. Musikdirektor, 1870 Professor. Als Komponist lieferte er Klavier- und Gesangstücke, Duos und Trios. Ein Hauptverdienst erwarb er sich durch seine Sammlung von selten Gedrucktem und Geschriebenem, was auf Karl Maria von Weber Bezug hat; dieselbe ging 1881 in den Besitz der Musikabteilung der königl. Bibliothek in Berlin über. Auf Grund dieser Sammlung schrieb J.: «Karl Maria von Weber in seinen Werken» (Berl. 1871) und «C. M. von Weber. Eine Lebensskizze» (Lpz. 1873).

Jähns (Max), Militärschriftsteller, geb. 18. April 1837 zu Berlin, besuchte die von seinem Großvater K. F. von Klöden begründete Gewerbeschule daselbst, trat 1854 zu Aachen in das 28. Infanterieregiment und wurde 1857 Offizier. Bald darauf veröffentlichte er einige Dichtungen: das Märchenepos «Reinhart» (Berl. 1859) und «Ein Jahr der Jugend», lyrische Gedichte (Dresd. 1861). Im J. 1859 bezog J. die berliner Kriegsakademie, wurde dann Regimentsadjutant und schrieb die «Geschichte des 2. rheinischen Infanterieregiments Nr. 28» (Köln 1865). Anfang 1865 nahm er den Abschied, um sich germanistischen Studien zu widmen; die Ereignisse des J. 1866 führten ihn jedoch in den Dienst zurück; er versah während des Kriegs ein Decernat im Kriegsministerium, und als dann Anfang des J. 1867 beim Großen Generalstab der Nebenetat für wissenschaftliche Zwecke eingerichtet wurde, war J. der erste in denselben aufgenommene Offizier; er ward der geogr.-statist. Abteilung überwiesen. Im J. 1870 fungierte J. als Kommissar des Generalstabs für die Eisenbahn Weißenburg-Paris; 1872 erfolgte seine Berufung auf den Lehrstuhl der Geschichte der Kriegskunst an der Kriegsakademie; 1878 ward er zum Major befördert. Von größern Werken erschienen: «Roß und Reiter in Leben, Sprache, Glaube und Geschichte der Deutschen» (Lpz. 1872), «Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart» (Lpz. 1873), «Die Schlacht bei Königgrätz» (Lpz. 1876) und das «Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance», mit einem Atlas von 100 Tafeln (Lpz. 1880). Außerdem sind noch hervorzuheben die «Jugenderinnerungen K. F. von Klödens» (Lpz. 1874).

Jahr nennt man in der Regel den Zeitabschnitt, welcher den einmaligen Wechsel der in regelmäßiger Aufeinanderfolge stets wiederkehrenden vier Jahreszeiten umfaßt. Alle Verrichtungen des Ackerbaues sind so eng an denselben geknüpft, daß der Mensch, lange ehe er seine astron. Ursachen völlig erkannt hatte, ihn als einfachstes Maß der Zeit benutzt hat. Daher ist dieser Zeitabschnitt für die Geschichte das wichtigste aller Zeitmaße, indem die Kenntnis, wie bei den verschiedenen Kulturvölkern die Länge und der Anfang des Jahres bestimmt wurde, die Grundlage der gesamten Chronologie bildet. Die alten Kulturvölker mit Ausnahme der Ägypter kannten vermutlich nur das Mondjahr. Man wählte als Einheit für das Zeitmaß die Summe von 12 aufeinanderfolgenden Mondumläufen, da man wahrnahm, daß diese Periode etwa mit der des einmaligen Wechsels der Jahreszeiten zusammenfiel. Da aber ein Umlauf des Mondes um die Erde sehr nahe 29½ Tage erfordert, so erhielt man ein Jahr von 354 Tagen Länge, also eine Periode, die um 11 Tage

Digitized by Google

zu kurz war. Trotzdem war dieses Mondjahr bei den alten Griechen und Römern und ist noch jetzt bei den Mohammedanern in Gebrauch. Die Unregelmäßigkeit dieser Zeitrechnung, welche die Römer von Zeit zu Zeit durch Einschiebung eines Schaltmonats auszugleichen suchten, führte bei den meisten civilisierten Völkern bald zu ihrer Abschaffung, nur die Mohammedaner behielten sie bei, da sich an die Zeit des Neumondes gewisse religiöse Gebräuche knüpften. Bei den alten Ägyptern findet man die Zählung des J. zu 12 Monaten, jeden zu 30 Tagen, und 5 Zusatztage. Da dieses J. von 365 Tagen um etwa 6 Stunden zu kurz ist, so mußte im Laufe einer Periode von 1460 J. (der Sothisperiode) jede Jahreszeit nacheinander in die 12 Monate fallen und nach Ablauf derselben wieder zu demselben Datum zurückkehren. Die Mängel des Mondjahres führten endlich zur Annahme des Sonnenjahres, welches den Zeitraum eines einmaligen Umlaufs der Erde um die Sonne (oder, nach dem irrigen Glauben der Alten, der Sonne um die Erde) umfaßte.

Das **Sonnenjahr** ist entweder ein **astronomisches**, oder ein **bürgerliches**. Das erstere umfaßt die Periode, innerhalb welcher die Sonne von einem bestimmt gewählten Anfangspunkte der Zählung zu diesem wieder zurückkehrt. Je nach der Wahl dieses Anfangspunktes ist dasselbe ein siderisches, tropisches oder anomalistisches J. 1) Das **siderische Jahr** oder **Sternjahr** ist die wahre Umlaufszeit der Erde, nach deren Ablauf die Sonne wieder bei demselben Fixstern der Ekliptik erscheint, seine Dauer beträgt nach Hansen 365 Tage 6 Stunden 9 Minuten 9,35 Sekunden. 2) Das **tropische Jahr** ist die Zeit, welche die Sonne gebraucht, um vom Frühlingspunkte ausgehend wieder zu demselben zu gelangen. Da nun der Frühlingspunkt jährlich um 50,2″ in der Ekliptik zurückweicht, so erreicht die Sonne denselben wieder, ehe sie einen eigentlichen Umlauf vollendet hat, und das tropische J. ist um 20 Min. 22,91 Sek. kürzer, als das siderische, nämlich um diejenige Zeit, welche die Sonne gebraucht, um in ihrer Bahn den Bogen von 50,2″ zurückzulegen. Da aber das Zurückweichen der Äquinoktialpunkte nicht immer genau gleichbleibt, sondern allmählich im Wachsen begriffen ist, so nimmt auch das tropische J. in jedem Jahrhundert um 0,535 Sek. ab. Noch durch eine andere Ursache verändert das tropische J. seine Dauer, durch die Nutation oder die periodische Schwankung der Erdachse. Durch dieselbe entstehen Schwankungen in der Bewegung der Äquinoktialpunkte, welche sich nach Ablauf einer Periode von 19 J. wiederholen. Sieht man von diesen Schwankungen ab, so erhält man das **mittlere tropische Jahr**, dessen Länge (1800) 365 Tage 5 Stunden 48 Min. 46,42 Sek. betrug. Der Name «tropisches Jahr» rührt daher, daß die alten Astronomen seine Länge nach dem Eintritt der Sonne in die Wendekreise (tropicus) bestimmten, in welchen die Mittagshöhe der Sonne ihren größten und kleinsten Wert erreicht. 3) Das **anomalistische Jahr** ist der Zeitraum von einem Durchgang der Erde durch ihre Sonnennähe bis zum nächsten. Da der Punkt der Sonnennähe infolge der Störungen der übrigen Himmelskörper im Mittel jährlich um 11,5″ in der Ekliptik vorrückt, so ist das anomalistische J. im Mittel um 4 Min. 39,15 Sek. länger als das siderische, seine Dauer beträgt daher 365 Tage 6 Stunden 13 Min. 48,5 Sek. Unserm Kalender liegt das tropische J. zu Grunde, da dieses den Wechsel der Jahreszeiten begreift. Dasselbe wird zum bürgerlichen J. dadurch, daß man die gemeinen J. mit dem 365. Tage abschließt, und die Summe der überschießenden Stunden, Minuten, Sekunden jedem 4. J. als 366. Tag anhängt, indem man im Februar einen Tag (Schalttag) einfügt. **Großes** oder **platonisches Jahr** nennt man die Periode von etwa 26000 J., innerhalb welcher der Weltpol einen Umlauf um den Pol der Ekliptik vollendet.

Kirchenjahr nennt man die Folge der kirchlichen Sonn- und Feiertage. Dasselbe beginnt in der prot. und römisch-kathol. Kirche mit dem 1. Advent.

Jahrbücher, s. **Annalen** und **Chronik**.

Jahresring, s. unter **Holz**, Bd. IX, S. 344ᵃ.

Jahreszeiten werden gewöhnlich vier angenommen, nämlich Frühling (s. d.), Sommer (s. d.), Herbst (s. d.) und Winter (s. d.). Die vier Perioden, welche durch den Stand und den Lauf der Sonne scharf voneinander unterschieden sind, nennt man die **astronomischen J.**, zum Unterschiede von den **meteorologischen**, unter welchen man den mit den astronomischen J. nicht immer zusammenfallenden Wechsel der Witterung versteht. So hat das Jahr in der heißen Zone nur zwei J., die **trockene** J. und die **Regenzeit**.

Jahrgebung, die Erteilung der **venia aetatis**, der Alt, wodurch einem Minderjährigen die Rechte des Volljährigen erteilt werden.

Jahrhundert bezeichnet zunächst eine Summe von 100 Jahren. In der christl. Zeitrechnung erhält das Wort «Jahrhundert» eine besondere Bedeutung insofern, als man die J. nach der Zahl zu benennen pflegt, sodaß das erste J. die Jahre von 1 bis mit 100, das zweite die Jahre 101 bis mit 200 u. s. w. in sich schließt. (S. **Chronologie**.) Wir befinden uns demnach gegenwärtig im 19. J., welches mit dem 1. Jan. 1801 seinen Anfang genommen hat und mit dem 31. Dez. 1900 endigen wird; denn das je 100. Jahr, welches dem betreffenden J. seinen Namen gibt, muß bereits verflossen sein, wenn von dem Ablaufe eines J. die Rede sein soll. So einfach und klar die Sache auch ist, erhob sich doch gegen Ende des 18. J. ein gewaltiger Streit darüber, ob man den Anfang des bevorstehenden 19. J. auf den 1. Jan. 1800 oder 1801 zu setzen habe. In der Kalenderkunde wird jedes 100. Jahr als **Säkularjahr** bezeichnet. Im Julianischen Kalender ist jedes Säkularjahr auch zugleich Schaltjahr, im Gregorianischen Kalender dagegen nur je das vierte Säkularjahr ein Schaltjahr. Das erste Schaltjahr nach der Gregorianischen Kalenderverbesserung war das Jahr 1600; das nächste wird das Jahr 2000 sein.

Jahrmarkt, s. **Markt** und **Messen**.

Jahrzeit heißt bei den Juden der durch Fasten und Gebete begangene Sterbetag der Eltern, auch wohl sonstiger naher Verwandten, eine Sitte, welche sich zumal in Deutschland und Polen seit dem Mittelalter gebildet hat. Es pflegt auch dabei im Hause oder in der Synagoge ein Licht: «Jahrzeitlicht», gebrannt zu werden.

Jahve, die ursprüngliche Aussprache des heiligen Gottesnamens im Alten Testament, wofür nach dem Vorgange des Franziskaners Galatin, insbesondere aber durch den Einfluß Luthers in der prot. Kirchensprache **Jehovah** gebräuchlich wurde, obgleich in der Lutherschen Bibel dafür überall «der Herr» (HERR) gesetzt ist. Die Aussprache «Jehovah» rührt von dem Umstand her,

Digitized by Google

daß die Massoreten, jene alten jüd. Gelehrten, durch deren Hände unsere heutigen hebr. Texte gegangen sind, überall im Alten Testament unter die Konsonanten des heiligen Gottesnamens Jhvh (יהוה) die Vokale des Wortes Adonâi (der Herr) setzten, um anzudeuten, daß beim öffentlichen Schriftenlesen für Jhvh vielmehr Adonâi gesprochen werden sollte. Der Name J. galt nämlich infolge buchstäblich engherziger Ausdeutung des zweiten Gebots (nach Lutherscher Zählung) und des Verbots 3 Mos. 24, 16 für zu heilig, als daß man ihn in den Mund nehmen dürfe. Nach der Überlieferung der Juden (2 Mos. 3, 14) bedeutet derselbe «Ich werde sein der ich sein werde», «der Seiende», bezeichnet also das reine wahre Sein, die Wirklichkeit und Wesenhaftigkeit Gottes. Übrigens wird an der angeführten Stelle der Name J. als neuer Gottesname im Zusammenhange mit einer neuen Offenbarung des Wesens Gottes eingeführt, was in Verbindung mit vielen andern Spuren darauf hinweist, daß derselbe erst seit der mosaischen Zeit bei den Hebräern in Gebrauch kam, und zwar im Zusammenhange mit einer neuen Entwickelungsstufe ihres Gottesbewußtseins überhaupt. Im Unterschied von allgemeinern Bezeichnungen des göttlichen Wesens, wie El, Elohim, El-Schaddâi, Adonâi, welche auch bei andern Völkern semit. Abkunft sich finden, ist J. der Name für den Bundesgott Israels.

Jaihûn, arab. Name des Amu (s. d.).

Jaik, der ehemalige Name des Flusses Ural (s. d.).

Jaila, d. h. Hochfläche, ein Höhenzug im südl. Rußland, welcher die Südküste der Halbinsel Krim begleitet und stellenweise einen flachen Kamm trägt, eine 155 km lange Jurakalkkette, der Südküste so nahe gelegen, daß nur ein schmaler Uferstrich übrigbleibt. Sie zerfällt in zwei Stücke, in deren Mitte der Berg Demirdschi und der 1523 m hohe Tschatyr-Dagh oder Palath-Gora, d. h. Zeltberg, steil und isoliert steht.

Jains, ind. Religionssekte, s. Dschainas.

Jaitza (eigentlich Jaice), Stadt im Kreise Travnik in Bosnien, links am Verbas, der zur Save geht, 391 m über dem Meere, 47 km südlich von Banjaluka, in malerisch schöner Umgebung, zählt (1879) 3228 E., zur Hälfte Mohammedaner, zur andern Hälfte teils röm.-kath., teils griech.-orient. Christen, und hat ein altes Schloß mit interessanten Katakomben, acht Moscheen und eine kath. Pfarrkirche. Die Pliva ergießt sich hier in prächtigem, 30 m hohem Sturz links in den Verbas. J. war ehemals Hauptstadt des Königreichs Bosnien. Bei J. fand 7. Aug. 1878 ein Gefecht zwischen den Österreichern und den bosnischen Insurgenten statt.

Jaiwa, linker Nebenfluß der Kama im russ. Gouvernement Perm, entspringt im mittlern Ural und fließt zunächst nach SW., darauf nach S. und schlägt in seinem untern Laufe eine nordwestl. Richtung ein; er mündet etwas unterhalb der Stadt Dedjuchin. Seines starken Gefälles wegen bildet er viele Stromschnellen und ist nur bei hohem Wasserstand für kleine Fahrzeuge gangbar.

Jak, Grunzochse, s. Yak.

Jakint, russ. Sinolog, s. Bitschurin.

Jako, ein Name des grauen Papageis, s. unter Papageien.

Jakob, nach der hebr. Stammsage Isaaks zweiter Sohn und der Stammvater der Israeliten. Die volkstümliche Überlieferung hat seine Lebensgeschichte mit sichtlicher Vorliebe ausgemalt. Nach derselben wußte er von seinem ältern Bruder Esau (s. d.) das Recht der Erstgeburt durch ein Linsengericht an sich zu bringen und erschlich später auf Anstiften seiner Mutter Rebekka von seinem Vater auch den Segen des Erstgeborenen und mit diesem die Verheißung Abrahams. Die Rache des schwer beleidigten Bruders fürchtend, floh er zu seinem Verwandten Laban in Mesopotamien, welchem er 14 Jahre um den Preis seiner Töchter Lea und Rahel, und noch 6 Jahre, um eine Herde zu erwerben, diente. Danach entzog er sich diesem mit Weibern, Kindern und Eigentum durch die Flucht und, als er verfolgt wurde, durch gütlichen Vergleich, kehrte nach Kanaan zurück und weidete auf dessen Triften, nachdem er sich mit seinem Bruder ausgesöhnt hatte. Es werden ihm nach der Sage zwölf Söhne zugeschrieben, sechs von Lea: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Issaschar und Sebulon; zwei von Rahel: Joseph und Benjamin; je zwei von seinen beiden Mägden Bilha und Silpa: Dan und Naphtali, und Gad und Asser. Joseph erscheint als Lieblingssohn des Vaters, den die neidischen Brüder verderben wollen und in die Sklaverei nach Ägypten verkaufen, wo er schnell zum Statthalter aufsteigt und Vater und Brüder zu sich nach Ägypten beruft. Hier weist Joseph ihnen Wohnsitze an im weidereichen Land Gosen, wo J. im 147. Lebensjahre gestorben sein soll. Vgl. Bernstein, «Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und J.» (Berl. 1871).

Jakob von Nisibis, öfter Jakob der Große genannt, Heiliger, lebte lange Zeit als Eremit in den kurdischen Bergen, wurde 309 zum Bischof von Nisibis gewählt und starb 338. Er baute 313—320 die große nach ihm benannte Kirche. Die Legende erzählt, er habe die Stadt Nisibis vor dem Perserkönig Sapores II. wunderbar gerettet. Schriften von ihm sind nicht erhalten.

Jakob I., König von Schottland 1424—37, geb. 1393, Sohn Roberts III. Dieser schickte ihn 1406, um ihn den Nachstellungen seines Oheims, des nach der Krone strebenden Herzogs von Albany, zu entziehen, nach Frankreich. Das Schiff wurde an die engl. Küste getrieben, und Heinrich IV. hielt es für geraten, den Prinzen als Unterpfand des Friedens festzuhalten. Nach dem Tode des geistesschwachen Robert III. riefen zwar die Schotten den jungen J. als König aus, aber der Herzog von Albany, welcher Reichsverweser geworden, betrieb die Auslösung des Gefangenen ebenso lässig, wie seit 1420 Albanys Sohn und Nachfolger Murdoch. Nach Heinrichs V. Tode verstanden sich die Engländer endlich, um die Schotten von dem Bündnis mit dem franz. Dauphin abzubringen, gegen ein hohes Lösegeld zur Freilassung des Prinzen. Eine Vertragsbedingung war auch die Vermählung J.s mit einer Engländerin. Er wählte Johanna Beaufort, eine Lancaster, die er selbst in dem Gedicht «The Kings Quhair» gefeiert hat. J. kehrte im März 1424 nach Schottland zurück, fand aber das Reich in Auflösung. Die Regenten hatten die Krongüter verschleudert und dem Adel jede Zügellosigkeit gestattet. Der König begann seine Herrschaft mit Einziehung der Krongüter, zog Murdoch und dessen Anhang zu strenger Rechenschaft, suchte das Bürgertum zu heben und den Trotz des Adels zu brechen.

Die Verbindungen J.s mit Frankreich, welche sich seit 1428 anbahnten und in der Verlobung von J.s

Tochter Margareta mit dem Dauphin (Sommer 1428) einen Ausdruck fanden, verwickelten ihn 1436 mit England in Feindseligkeiten. Während J. an der Grenze das Schloß Roxburgh belagerte, trat der Adel zu einer Verschwörung gegen des Königs Leben zusammen, die dessen eigener Oheim, Walter Stuart, Graf von Athol, leitete. Als J. den Anschlag erfuhr, entließ er das Heer und zog sich mit seiner Gemahlin in ein Dominikanerkloster bei Perth zurück. Durch einen seiner Diener wurde jedoch der Aufenthalt verraten. In der Nacht vom 20. Febr. 1437 drang Robert Graham mit einer Verschwörerbande in das Kloster und ließ den König ermorden. Ihm folgte sein siebenjähriger Sohn J. II. auf dem Throne.

Jakob II., König von Schottland, Sohn des vorigen, geb. 1430, folgte 1437 seinem Vater auf dem Throne, zeichnete sich durch Bildung und Gelehrsamkeit aus und wurde bei der Belagerung von Roxburgh 3. Aug. 1460 durch das Zerspringen einer Kanone getötet. Seine Dichtungen wurden von Tytler (Edinb. 1783) und von Thomson (Ayr 1824) herausgegeben. (S. Schottland, Geschichte, und Stuart.)

Jakob I., König von Großbritannien und Irland 1603—25, als König von Schottland (seit 1567) J. VI. genannt, Sohn der Königin Maria und Henry Darnleys, geb. zu Edinburgh 19. Juni 1566, wurde nach der erzwungenen Abdankung seiner Mutter 24. Juli 1567 zum König von Schottland gekrönt. Seine Kindheit verlebte J. zu Stirling unter der Aufsicht des presbyterianischen Historikers Buchanan. Kaum zum Jüngling erwachsen, schloß er sich der kath. Partei an, welche unter Lennox 1583 eine Zeit lang die prot. Lords verdrängte und die Befreiung Maria Stuarts anstrebte, aber schon 1586 wandte er sich der prot. Politik und speziell der Königin Elisabeth zu, mit der er das Bündnis zu Berwick schloß. Damit gab er seine eigene Mutter preis, sicherte sich aber durch die enge Verbindung mit Elisabeth die Nachfolge auf dem engl. Thron, die ihm durch das Erbrecht Marias zustand. Im prot. Interesse war auch seine Heirat mit der dän. Prinzessin Anna, die er selbst aus Norwegen 1589 heimführte. Ebenso war es ganz im Einklang mit Elisabeth, wenn er, wie diese in England, neben den Katholiken die Presbyterianer Schottlands unterdrückte und die anglikanische Kirchenform einzuführen suchte. Im J. 1603 zum König des vereinigten Großbritannien ausgerufen, war er bestrebt, diese Personalunion zu einer kirchlich-politischen, straff monarchischen Einheit zu konsolidieren. Der Haupthebel dazu sollte der Anglikanismus sein, dessen Anhänger, in den Genuß aller Rechte und Besitztitel der geistlichen und weltlichen Verwaltung gesetzt, ihn rückhaltslos unterstützten. Um so mehr widerstrebten alle Widersacher dieser Prinzipien nördlich und südlich des Tweed, und so kam es bald zu klaffendem Zwiespalt in den vereinigten Reichen. Die Pulververschwörung, welche kath. Fanatiker 1605 gegen Königtum und Parlament, gegen alle prot. Faktionen zugleich, anstifteten, führte durch ihr Mißlingen nur zur fast gänzlichen Vertilgung des Papismus, aber die prot. Parteien selber stellten sich darum nicht minder schroff gegeneinander, um so mehr, als der König sich gewissenlosen Günstlingen überließ, die nach Belieben mit dem Vermögen und der Ehre der Nation schalteten. Längere Zeit lenkte ihn ein Schotte Robert Carr und dessen lasterhafte Frau, nach deren Sturz aber bis an seinen Tod der gewandte und glänzende George Villiers, später Lord Buckingham. Die stete Geldverlegenheit J.s zwang ihn 1610 und 1614, das Parlament zu berufen, aber beide Sitzungen endigten nach den heftigsten Scenen resultatlos. Dadurch ward wieder die auswärtige Politik lahm gelegt. Im J. 1612 nahm J. eine Freundschaftsstellung zu den deutschen Unionsfürsten ein; deren Haupt Friedrich V. von der Pfalz vermählte sich mit der einzigen Tochter J.s, Elisabeth. Bald darauf ward mit derselben Tendenz der Prinz Henry von Wales einer franz. Prinzessin versprochen. Nachdem aber dieser eifrig prot. Prinz, wie es hieß durch das Gift der Carrs, noch im selben Jahre gestorben war, wandte sich J. mit der Werbung für den jetzigen Thronfolger Karl um eine span. Prinzessin der entgegengesetzten Richtung zu, erlitt aber hier 1623 eine völlige Abweisung. J. starb 8. April 1625.

Man hat von J. mehrere Schriften, die vom Bischof Montacute als «Opera» (Lond. 1619) herausgegeben wurden und für des Königs schriftenhaft-gelehrten Charakter sehr bezeichnend sind. Auch als Dichter trat er auf in den «Essays of a prentice in the divine art of poesie» (Edinb. 1584). Vgl. Nichols, «The progresses, processions and festivities of James I.» (3 Bde., Lond. 1828); Disraeli, «Inquiry into the literary and political character of James I.» (Lond. 1816); Rafid und Prendergast, «Calendar of the state papers relating to Ireland of the reign of James I. 1606—8» (Lond. 1874); Gardiner, «History of England from the accession of James I. to the disgrace of chiefjustice Cook» (2 Bde., 1863, mit zwei Fortsetzungen 1869 u. 1875).

Jakob II., König von Großbritannien und Irland, 1685—88, zweiter Sohn Karls I., Enkel des vorigen, geb. 24. Okt. 1633, erhielt den Titel eines Herzogs von York. Nach der Einnahme der Stadt York durch das Parlamentsheer, 24. Juni 1646, wurde er mit seinen Geschwistern im St.-Jamespalast zu London unter der Obhut des Grafen von Northumberland gefangen gehalten, entkam jedoch 1648 zu seiner Schwester Maria, der Gemahlin Wilhelms II. von Oranien. Erst nach der Hinrichtung seines Vaters ging er zu der Mutter, Henriette, Heinrichs IV. Tochter, nach Frankreich und trat 1652 als Freiwilliger unter Turennes Fahne, mußte aber nach dem Frieden von 1655 Frankreich verlassen. Er sammelte hierauf die brit. und irischen Flüchtlinge um sich und kämpfte in der span. Armee unter Condés und Don Juans von Österreich Befehl bis Ende 1659 gegen seinen Freund Turenne. Nach der Restauration des Hauses Stuart erhielt er von seinem Bruder Karl II. als Großadmiral den Oberbefehl über die brit. Seemacht und siegte 13. Juni 1665 über die holländ. Flotte vor Hardwich. Die katholisierenden Neigungen, welchen sich Karl in der Folge hingab, fanden in J., dem hierin seine Gemahlin Anna, Tochter des Kanzlers Grafen Clarendon, gleichgesinnt war, den lebhaftesten Förderer; parallel damit bewegte sich die Freundschaft mit Ludwig XIV., der Haß gegen Holland und die Absicht, ein unparlamentarisches, absolutes Königtum zu errichten. J. war daher die Seele des Cabalministeriums, das seit 1670 diese Ziele verfolgte. Er selbst trat nach dem Tode seiner Gemahlin im Frühjahr 1672 zum Papsttum

Digitized by Google

über und kommandierte in dem gleich darauf ausbrechenden Kriege gegen Holland in zwei großen Seeschlachten mit großer Unerschrockenheit. Der Umschwung, der durch den Krieg zu Gunsten des Parlaments eintrat und in der Testakte gipfelte, kostete ihm zeitweise den Verlust seiner Ämter; aber geflissentlich vertiefte er den Bruch durch seine Ehe mit der stockkath. Maria von Modena, wodurch, da Karl ohne rechtmäßige Erben war und J. aus erster Ehe nur zwei Töchter, Maria und Anna, hatte, für England die Aussicht auf eine kath. Dynastie erwuchs. Obwohl die Regierung durch die Vermählung von J.s Tochter Maria mit Wilhelm III. von Oranien wieder in nationalere, prot. Bahnen lenken wollte (1677), mußte J. doch 1679 als Anstifter einer angeblichen Katholikenverschwörung England verlassen. Doch gelang es dem König infolge einer Reaktion gegen die von Shaftesbury geleitete radikale Partei, welche geradezu die Exklusion J.s zu Gunsten des unehelichen Sohnes Karls, des Herzogs von Monmouth, anstrebte, wieder Boden zu fassen; J. kehrte zurück und folgte Febr. 1685 seinem Bruder ohne Schwierigkeit auf dem Thron. Gleich im Beginn konnte er die whiggistisch-presbyterianischen Aufstandsversuche Lord Argylls in Schottland, Monmouths in Dorset blutig unterdrücken. Darauf versuchte er durch schrankenlose Ausübung seines Dispensationsrechts, d. h. des königl. Privilegs, trotz der Testakte, Nichtanglikaner in Heer, Justiz und Verwaltung anzustellen, durch Mißbrauch seines Suprematsrechts über die anglikan. Kirche, welches er durch die sog. Hohe Kommission gegen widerstrebende Geistliche exekutieren ließ, durch die Indulgenzerklärungen zum Schutz aller von der herrschenden Kirche abweichenden Richtungen, durch eine immer ungescheuter geübte Propaganda und durch enge Bundesgenossenschaft mit Ludwig XIV. sein Ziel, die Herstellung einer katholischen absoluten Monarchie, zu erreichen. Bei der Aussicht, daß nach J.s Tode in Ermangelung männlicher Nachkommen seine beiden prot. Töchter Maria und Anna zur Regierung kommen würden, kam es trotz steigender Entrüstung zu keiner Empörung, bis sich das Gerücht verbreitete, daß die Königin schwanger sei. Am 10. Juni 1688 endlich wurde die Niederkunft der Königin mit einem Prinzen verkündet; das war das Signal zum allgemeinen Abfall. Sieben Häupter der sonst feindlichen Parteien der Whigs und Tories luden jetzt Wilhelm von Oranien nach England ein, indem sie den Thronerben für unecht erklärten. J. wollte einlenken, aber es war zu spät. Als J. von den Zurüstungen hörte, geriet er in solche Furcht, daß er im Sept. 1688 plötzlich alle seine verhaßten Verordnungen widerrief, die Katholiken aus den Ämtern entfernte und auch die Echtheit des Kronprinzen von 12 Richtern untersuchen ließ. Der Prinz von Oranien landete im Nov. 1688. Der König, von allen, selbst seiner Tochter Anna verlassen, floh 23. Dez. 1688 nach Frankreich, wo ihm Ludwig XIV. das Lustschloß St.-Germain einräumte. Das Parlament erklärte ihn 22. Jan. 1689 des Throns verlustig und sprach denselben dem Prinzen von Oranien als Wilhelm III. zu. Von Frankreich aus unterhielt J. eine stete Verbindung mit seinen Anhängern (s. Jakobiten), durch deren Unterstützung er Versuche machte, den verlorenen Thron wieder zu erlangen. Er starb zu St.-Germain 16. Sept. 1701.

Jakob III., der Prätendent, auch der Ritter von Sankt Georg genannt, der Sohn des vorigen, geb. in London 10. Juni 1688, wurde 1701 von Frankreich, Spanien, dem Papste und den Herzögen von Modena und Parma öffentlich als König anerkannt, dafür aber vom brit. Parlament als Hochverräter erklärt. Bei Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs ward es J.s Aufgabe, mit Hilfe Ludwigs XIV. den von seinem Vater verlorenen Thron Englands wieder zu erobern. Im März 1708 verließ eine franz. Flotte von 32 großen Schiffen, ein Heer und den Prätendenten an Bord führend, den Hafen von Dünkirchen, um an der schott. Küste zu landen. Allein der brit. Admiral Byng zwang die Flotte, unverrichteter Sache umzukehren. J. machte nun die Feldzüge in Flandern unter dem Marschall Villars mit und kämpfte nicht ohne Auszeichnung bis zum Abschlusse des Utrechter Friedens (1713). Frankreich mußte in diesem die prot. Erbfolge in Großbritannien anerkennen und demnach den Prätendenten aus Frankreich verweisen. Nach der Thronbesteigung Georgs I. erhoben sich indes die zahlreichen Jakobiten in England und in Schottland zu Gunsten des letzten Stuart. Im Herbst 1715 standen in den Hochlanden 10—15000 Jakobiten unter Führung des Grafen Mar unter den Waffen, die auf eine Ladung J.s harrten. Er erschien endlich, nachdem schon die in England eingedrungenen Schotten bei Preston besiegt waren, 2. Jan. 1716, fast ohne Begleitung und wurde 27. Jan. zu Scone als J. VIII. gekrönt.

Er hatte gehofft, die durch den span. Minister Alberoni geleitete große politische Kombination, welche Schweden und Spanien miteinander verbinden sollte, für sich benutzen zu können, aber die Siege der Quadrupleallianz machten diesen Entwürfen ein jähes Ende. Im März 1719 kam er als Flüchtling an den Hof von Madrid, verlor aber auch hier bald allen Boden, ging im August nach Livorno und lebte, nachdem er sich mit einer Sobiesli, Maria Clementine, vermählt hatte, in Rom. Erst 1727, nach dem Tode Georgs I., entschloß er sich, sein Glück wieder zu versuchen. Mit Unterstützung des Papstes begab er sich nach Genua, um von da nach England zu gehen, mußte jedoch bald das Unsinnige dieses Schrittes einsehen. Noch einmal wollte sich endlich der franz. Minister Fleury unter Ludwig XV. der Familie Stuart gegen England bedienen und ließ 1740 derselben Vorschläge machen. J., zu alt und zu verzagt, um an die Spitze einer Expedition zu treten, rüstete 1744 seinen Sohn Karl Eduard (s. d.) mit Vollmacht aus. Den Siegen des jungen Abenteurers, der im Sommer 1745 in Schottland landete, wurde 27. April 1746 durch die Niederlage bei Culloden, und damit allen Hoffnungen der Stuarts, ein Ende gemacht. J. starb zu Albano 2. Jan. 1766.

Jakob I. (Jayme), der Eroberer, König von Aragonien, folgte 1213 seinem in der Schlacht bei Muret gefallenen Vater Peter II. und erhielt seinen Beinamen davon, daß er 1229—35 die Balearen und im folgenden Jahrzehnt das ganze Königreich Valencia eroberte. Vor seinem Tode 25. Juli 1276 teilte er jedoch wieder seinen Besitz, sodaß die Balearen als Königreich Mallorca dem jüngern Sohn Jakob, alles übrige aber dem ältern Peter III. zufiel. J. hat sich auch als Gesetzgeber verdient gemacht und beschrieb sein eigenes Leben in span. Sprache.

Digitized by Google

Jakob II. (Jayme), der Gerechte, König von Sicilien und Aragonien, erhielt die erstere Würde dadurch, daß sein Vater Peter III. von Aragonien, welcher von den Sicilianern nach der Sicilischen Vesper 1282 zum König ausgerufen wurde, ihm die Insel überließ. Als J. aber 1291 durch den Tod seines ältern Bruders Alfons III. selbst König von Aragonien wurde, gab er auf Andringen des Papstes 1295 nicht nur die Insel auf, sondern bekriegte auch seinen Bruder Friedrich II., welchen sich Sicilien jetzt zum König erwählte. Er erhielt dafür vom Papst Bonifaz VIII. Sardinien zu Lehn. Durch eine besondere Konstitution vereinigte J. 1319 die Reiche Aragonien, Valencia und Catalonien auf alle Zeit, doch so, daß jedes seine besondere Verfassung und Gesetzgebung behielt. J. hinterließ die Herrschaft 1321 seinem Sohne Alfons IV.

Jakob, Herzog von Kurland, geb. in Mitau 28. Okt. 1610, war der Sohn des seines Herzogtums für verlustig erklärten Herzogs Wilhelm. Er trat die Regierung 1639 an und schloß mit fast allen seefahrenden Mächten Handelsverträge ab. In Afrika erwarb er Gambia und die St. Andreasinsel und vom Grafen Warwick die Insel Tabago in Amerika. Sein Name hat sich in Kurland in dem von ihm angelegten Jakobskanal und besonders in der von ihm gegründeten Stadt seines Namens erhalten. Obwohl J. sich im poln.-schwed. Kriege die Neutralität zu wahren wußte, wollte Karl X. von Schweden doch Kurland zum schwed. Lehnsfürstentum machen. Als ihm das auf dem Wege der Bestechung mißlang, nahm der schwed. Feldmarschall Graf Duglas 30. Sept. 1658 den Herzog und seine Familie in Mitau gefangen, führte sie nach Riga, dann nach Iwangorod, bis der Friede von Oliva 8. Juli 1660 dem Herzog und seiner Familie die Freiheit wiedergab. In dieser kurzen Zeit hatten die Schweden sein Land ruiniert, die Holländer die kurländ. Forts in Tabago und Gambia überrumpelt. Dennoch hinterließ J., als er 1. Jan. 1682 in Mitau starb, seinem Nachfolger Friedrich Kasimir ein neu aufblühendes Land.

Jakob (Ludw. Heinr. von), staatswissenschaftlicher und philos. Schriftsteller, geb. zu Wettin 26. Febr. 1759, studierte Theologie in Halle, wo er auch 1780 Lehrer am Gymnasium wurde, 1785 sich habilitierte und 1791 eine Professur der Philosophie erhielt. Im J. 1807 folgte er einem Ruf nach Charkow als Professor der Staatswissenschaften. Nachdem er 1809 in Petersburg an den Beratungen über Gegenstände der Gesetzgebung teilgenommen hatte, bald darauf im Finanzministerium angestellt worden war, ging er 1816 als Professor der Staatswissenschaften wieder nach Halle. Er starb im Bade Lauchstädt 22. Juli 1827.

Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Prolegomenen zur praktischen Philosophie» (Halle 1787) und «Grundriß der allgemeinen Logik u. s. w.» (Halle 1788; 4. Aufl. 1800), durch die er viel für Verbreitung der Kantischen Philosophie wirkte; «Lehrbuch der Nationalökonomie» (Halle 1805; 3. Aufl. 1825), in welchem er zuerst in Deutschland die Theorie des Nationalreichtums als eine von der Staatswirtschaft verschiedene Wissenschaft vortrug; «Grundsätze der Polizeigesetzgebung und Polizeianstalten» (Lpz. 1809), «Einleitung in das Studium der Staatswissenschaften» (Halle 1819), «Entwurf eines Kriminalgesetzbuchs für das Russische Reich» (Halle 1818), «Staatsfinanzwissenschaft» (2 Bde., Halle 1821; neue Aufl. von Eisele, 1836). Die von ihm herausgegebenen «Essais philosophiques sur l'homme, ses principaux rapports et sa destinée» (Halle 1818) sollen den Russen Politika zum Verfasser haben. Über seine unter dem Namen Talvj als Schriftstellerin bekannte Tochter s. Robinson.

Jakobäa von Holland, auch von Bayern genannt, Erbtochter Wilhelms VI. von Bayern, Grafen von Holland und Hennegau, geb. 25. Juli 1401, kam nach dem Tode ihres Vaters 1417 als Witwe des Dauphins von Frankreich in den Besitz von Holland und Hennegau, zu einer Zeit, wo jene Länder durch zwei Parteien, die Hoeks und die Kabeljaus, in die größte Zerrüttung versetzt waren. Auf Anstiften der erstern vermählte sie sich mit dem Herzog Johann von Brabant, trennte sich jedoch bald, angeblich wegen zu naher Verwandtschaft, wieder von diesem und verband sich mit dem Herzog Humphrey von Gloucester. Der verstoßene Gemahl machte ihr mit seinem Anhange Holland streitig, und als er plötzlich gestorben, erhob ihr Vetter, Philipp der Gute von Burgund, Erbansprüche darauf. Nach heldenmütigem Widerstande, während der Papst auf Philipps Betrieb ihre Ehe mit Humphrey für ungültig erklärte, dieser aber schließlich J. verließ, um sich mit ihrer Hofdame Eleonore von Cobham zu vermählen, schloß J. 1429 Frieden mit Philipp, indem sie sich gegen Anerkennung ihres Erbrechts verpflichtete, nicht ohne Einwilligung des Herzogs von Burgund eine neue Ehe einzugehen. Gleichwohl vermählte sie sich, nachdem ihre Ehe mit dem Herzog von Gloucester vom Papst gelöst war, heimlich mit einem Edelmann, Franko von Borsele. Kaum hatte Herzog Philipp davon Kunde erhalten, so ließ er Franko von Borsele gefangen nehmen. Um diesem das Leben zu retten, mußte J. 1433 ihrem Vetter ihre Länder abtreten, die nun mit dem burgund. Gebiet vereinigt wurden. J. starb 9. Okt. 1436 auf Schloß Teilingen am Rhein. Vgl. Löher, «J. von Bayern» (2 Bde., Nördl. 1862—66).

Jakobäa, auch Jakobe und Jakobine genannt, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden-Baden und Mechtildens von Bayern, geb. 16. Jan. 1558, ward, ungeachtet ihre Eltern Protestanten waren, von ihrem Oheim katholisch erzogen. Sie heiratete 16. Juni 1585 Johann Wilhelm, den Sohn des blödsinnigen Herzogs Wilhelm IV. von Jülich. Nachdem ihr Gemahl seinem Vater 1592 in der Regierung gefolgt, verfiel auch er in völligen Blödsinn, und J. geriet nun mit den Nebenbuhlern um die Macht im Lande in Streit, während sie zugleich durch ihr anstößiges Leben Ärgernis erregte. Ihre Schwägerin Sibylle brachte es endlich dahin, daß J. 1595 von den Landständen beim Kaiser verklagt ward. Ehe der langwierige Prozeß sich entschied, fand man J. im Sept. 1597 erdrosselt im Bett. Der Mord wurde dem Hofmarschall Schendern zugeschrieben. Vgl. Stieve in «Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins» (Bd. 13) und Goecke in «Zeitschrift für preuß. Geschichte» (Bd. 15). J. ist Gegenstand einiger dramatischer Arbeiten geworden, unter denen Kuglers Trauerspiel «Jakobäa» (Stuttg. 1850) am bekanntesten ist.

Jakobe oder Jakobine, Herzogin von Jülich, s. Jakobäa.

Digitized by Google

Jakobeny, Dorf im Gerichtsbezirk Dorna-Watra, Bezirkshauptmannschaft Kimpolung in der Bukowina, liegt im südwestl. Teil des Landes an der goldenen Bistritza, in einer waldreichen Gebirgslandschaft, durch welche die Straße von Suczawa nach Bistritz zieht, zählt (1881) 547 E., hat bedeutende Mineralquellen und ist Hauptsitz des vom griech.-orient. Religionsfonds betriebenen Eisenbergbaues. Das Gutsgebiet J. zählt 1916 E.

Jakobi (zu ergänzen dies), Tag des heil. Jakobus, der 25. Juli.

Jakobiner, religiöser Orden, s. u. Dominikaner.

Jakobiner (Jacobins) nannte man die Mitglieder des polit. Klubs, der auf den Gang der großen Französischen Revolution den entscheidendsten und verhängnisvollsten Einfluß ausgeübt hat. Gleich nach dem Zusammentritt der Generalstände von 1789 bildete sich in Versailles der polit. Klub Breton, der die verschiedenen Nuancen liberaler und revolutionärer Mitglieder der Versammlung in sich vereinigte und den Gang der parlamentarischen Debatte stark beeinflußte. Erst mit der Übersiedelung des Hofs und der Versammlung von Versailles nach Paris gewann aber dieser Verein seine höhere Bedeutung. Er ließ sich (Nov. 1789) in einem Saale des Jakobinerklosters nieder (daher die anfangs nur von den Gegnern gebrauchte Bezeichnung J.), adoptierte den Namen «Gesellschaft der Verfassungsfreunde» (Société des amis de la constitution), nahm nun auch Mitglieder, die nicht zur Nationalversammlung gehörten, in sich auf und hielt regelmäßige und öffentliche Sitzungen. Zugleich setzte er sich mit der Agitation, deren Sitz die Hauptstadt war, in nähern Zusammenhang und fing an, durch Gründung affiliierter Vereine in allen Teilen des Landes einen beispiellosen Einfluß zu begründen, durch den er nachher Frankreich terrorisierte. Noch waren indessen viele gemäßigte Elemente im Klub vorhanden und das Manifest, welches er im Febr. 1790 erließ, hatte noch nicht die Ziele, welche später verfolgt wurden. Schon im Laufe des J. 1790 aber gewann das Streben, die monarchische Ordnung Frankreichs völlig zu zerstören, ein Übergewicht in dem Klub. Alle exaltierten Meinungen, alle wild-revolutionären und anarchischen Tendenzen schlossen sich ihm an. Der Gang der Ereignisse, namentlich der Tod Mirabeaus und die Flucht des Königs machten eine längere Verschmelzung der Parteien in dem Klub unmöglich. In dem Kampfe über die Unverletzlichkeit des Königs schieden sich die republikanischen und konstitutionellen Elemente. Die Gemäßigtern traten aus (Juli 1791) und bildeten eine besondere Vereinigung in dem Kloster der Feuillants (s. d.).

Als die Nationalversammlung sich auflöste (Sept. 1791), erfolgten die Wahlen zur Legislativen überwiegend unter dem Einfluß des Jakobinerklubs. Gleich anfangs trat eine große Anzahl Mitglieder der neuen Versammlung in den Klub ein, und die beiden republikanischen Nuancen, welche dort die Mehrheit bildeten, die Girondisten und die Anhänger Robespierres, Dantons u. s. w., waren jetzt in dem Klub vereinigt. Aus ihm ging nach dem Sturze des unfähigen Feuillantministeriums (März 1792) das neue Ministerium hervor, und der Lauf der folgenden Ereignisse, die Kriegserklärung, der Sturz des Königtums, die Berufung des Nationalkonvents u. s. w. ward großenteils von dem Klub bestimmt. Im Frühjahr 1792 tauchte zuerst im Klub die «rote Mütze» als Abzeichen der «Freiheit und Gleichheit» auf, wurde aber auf Betrieb Pétions und Robespierres nach wenigen Tagen wieder verbannt; erst seit dem Aufstand vom 20. Juni und seit dem Auftauchen der «roten Fahne» (26. Juli) kam die eine wie die andere mehr und mehr als Symbol der revolutionären Gesinnung in Aufnahme. Mit dem Zusammentritt des Nationalkonvents (Sept. 1792) erreichte der Klub den Höhepunkt seiner Bedeutung. Während die Girondisten (s. d.) anfingen, sich von ihm zurückzuziehen, gewann Robespierre dort das volle Übergewicht, und unter seiner Leitung entfaltete nun der Klub die furchtbare Macht seiner Organisation durch ganz Frankreich. Die Agitation für den Tod des Königs, der Sturm, dem (Ende Mai 1793) die Girondisten erlagen, die Aufwiegelung der Massen gegen den besitzenden Mittelstand und die Anfänge der Blutherrschaft wurden wesentlich mit Hilfe der J. ins Werk gesetzt. Der Klub bereitete die Gewaltmaßregeln vor, die blutigen Schreckensakte, die Denunziationen und Inquisitionen, die Terrorisierung jeder unabhängigen Meinung, sowie auch die revolutionäre Propaganda in den angrenzenden Gebieten, die seit Sept. 1793 ins Leben trat. Der Konvent gab dazu nur die Form der Genehmigung; die Wohlfahrts- und Sicherheitsausschüsse waren nur Abzweigungen des jakobinischen Einflusses. Robespierres Macht stützte sich wesentlich auf den Klub. An ihn lehnte sich die revolutionäre Oligarchie; aus dem Klub ausgeschlossen zu werden durch die sog. Reinigungen, war seit Ende 1793 das sichere Vorzeichen der Guillotine. Aber der Sturz, den die eigenen Helfershelfer Robespierres 9. Thermidor 1794 dem Diktator und dessen nächstem «Schweife» bereiteten, brachte auch den J. den Todesstoß. Vergebens suchten dieselben gegen die immer mächtiger werdende Reaktion anzukämpfen. Ein Gesetz vom 16. Okt. verbot die Affiliation der Klubs, und 11. Nov. 1794 ward ohne Widerstand der Jakobinerklub für immer geschlossen, das Sitzungsgebäude später demoliert. Der mißlungene Aufstand vom 12. Germinal und 1. Prairial 1795, sowie die kommunistische Verschwörung Babeufs waren die letzten Lebenszeichen des alten Jakobinismus; der Versuch, unter der Direktorialregierung im Juli 1799 das jakobinische Klubwesen zu reorganisieren, fand bereits 13. Aug. sein Ende. Vgl. Zinkeisen, «Der Jakobinerklub» (2 Bde., Berl. 1852—53); A. Schmidt, «Pariser Zustände während der Revolutionszeit» (Tl. 1, Jena 1874); Taine, «Origines de la France moderne» (Bd. 2: «La conquête Jacobine», Par. 1881).

Jakobinermütze, s. Freiheitsmütze.

Jakobiten nannten sich die Monophysiten (s. d.) nach dem Mönche Jakob Baradäus (s. d.), der sie nach ihrer Zerstreuung unter Justinians Regierung zu einer selbständigen Religionspartei wieder vereinigte. Sie hatten in Syrien, Ägypten und Mesopotamien zahlreiche Gemeinden mit Bischöfen und Patriarchen und vermochten sich unter der Herrschaft der Araber um so eher zu behaupten, als sie sich sowohl von der griech. wie von der röm. Kirche getrennt hielten. Doch kam es in Ägypten 1352 zu einer Verfolgung, die vielen das Leben kostete. In ihrer Religionsübung nunmehr eingeschränkt, bildeten die ägyptischen J. seitdem eine besondere Sekte, die noch jetzt unter dem Namen der Koptischen Christen besteht. Innere Uneinigkeiten und polit. Ursachen veranlaßten um dieselbe Zeit eine Absonderung der abessin. und mesopotam.

Digitized by Google

Monophysiten. Die J. in Syrien und Mesopotamien, gegenwärtig aus etwa 30—40000 Familien bestehend, haben ungeachtet mancher Einigungsversuche der röm. Kirche bis auf die Gegenwart ihre Unabhängigkeit behauptet. Sie stehen unter zwei Patriarchen, von denen der eine zu Diarbekr die syrischen, der andere im Kloster Saphran bei Mardin die mesopotam. Gemeinden regiert. Die Beschneidung vor der Taufe und den Lehrsatz von der einigen Natur Christi (weshalb sie Monophysiten heißen) haben sie mit den Kopten gemein; in Verfassung und Liturgie aber weichen sie weniger als die übrigen monophysitischen Gemeinden von der orthodoxen griech. Kirche ab.

Jakobiten hießen in England die Anhänger des 1689 vom Throne vertriebenen Königs Jakob II. (s. d.), sowie seines von den kath. Mächten als Jakob III. (s. d.) anerkannten Sohnes und seines Enkels, des Prätendenten Karl Eduard (s. d.). Viele Engländer, Schotten und Irländer folgten Jakob II. nach Frankreich und förderten hier unter Beihilfe des franz. Kabinetts die Intriguen und Expeditionen, welche dem männlichen Zweige des Hauses Stuart (s. d.) die brit. Krone wieder verschaffen sollten. Die Namen Macdonald, Walsh, Fitzjames, Berwick, Dillon, Mac Mahon u. a. sind durch diese Flüchtlinge in Frankreich heimisch geworden. Von größerer Bedeutung als diese Ausgewanderten war indes die Partei, welche die vertriebene Dynastie daheim unter den engl. Tories und in Schottland behielt. Der zahlreiche Adel Hochschottlands blieb überwiegend jakobitisch und bildete in seinen Söhnen und Clanleuten die tapfern Insurgentenscharen Jakobs III. und seines Sohnes, bis die Schlacht bei Culloden (27. April 1746) und die ihr folgenden Blutgerichte den Widerstand erstickten. Doch bewahrten die Schotten bis in die neuere Zeit eine schwärmerische Verehrung für ihr untergegangenes Königshaus, die ein beliebtes Element der Kunst- und Volkspoesie wurde. Unter den vielen darauf bezüglichen Dichtungen und Memoiren sind zu nennen: «Culloden papers» (Lond. 1815); Hoggs «Jacobite relics» (2 Bde., Edinb. 1819); Chambers' «Jacobite memoirs» (Edinb. 1834); Jesse, «Memoirs of the Pretenders and their adherents» (2 Bde., Lond. 1845).

Jakobsberg, s. unter Porta Westphalica.

Jakobsbrunnen, s. unter Nablus.

Jakobskraut, s. unter Senecio.

Jakobslauch (Allium lusitanicum *Lam.*, frz. Ciboule de Saint-Jacques), in manchen Gegenden Deutschlands auch Johannislauch, Fleischlauch, Hohllauch, Schlotten, in Thüringen Klöwen (d. i. Klauen) genannt, eine ausdauernde Zwiebelart mit zahlreichen, sehr langen, dunkelrotbraunen Zwiebelchen auf einem gemeinsamen Boden; ihnen entspringen viele graugrüne, steife, dicke, röhrige Blätter (Schlotten). Die für den Küchengebrauch zu schwachen Brutzwiebeln werden im August 30 cm weit auf Beete mit alter Kraft, am besten in sandigen Boden, gepflanzt, brauchen im Winter gar nicht oder doch nur bei sehr harten Frösten gedeckt zu werden und bedürfen im Frühjahr der Bodenlockerung und reichlichen Begießens. Für den sofortigen Gebrauch nimmt man die Zwiebeln auf, wenn die Zwiebeln zwar ausgewachsen, aber die Blätter noch grün sind, für den Winterverbrauch, wenn die Blätter gelb zu werden beginnen. Diese wegen ihres milden Geschmacks zu empfehlende Zwiebelart erzeugt bisweilen einige Blütenstengel mit einer Dolde blaßvioletter Blüten, aber keinen Samen. Die Vermehrung geschieht stets durch abgetrennte Brutzwiebeln.

Jakobsleiter oder Sperrkraut, s. unter Polemonium.

Jakobslilie oder Lilie von St. Jago, s. Amaryllis.

Jakobsmuschel, s. unter Kammmuschel.

Jakobsstab ist der Name für die drei in gerader Linie und nahe gleichen Abständen voneinander stehenden Sterne δ, ε, ζ im Orion, gleichbedeutend mit dem Gürtel des Orion; ferner die Bezeichnung für ein in früherer Zeit zum Winkelmessen benutztes Instrument, bestehend aus einem langen, in gleiche Teile geteilten Stab, auf welchem rechtwinkelig und verschiebbar ein in ebensolche Teile geteilter Querstab befestigt war. Durch Visieren vom Ende des langen Stabes aus konnte man den beweglichen Querarm so weit verschieben, bis er unter demselben Gesichtswinkel erschien, wie der zu messende Gegenstand. Durch Ablesen der Teilung konnte man diesen Winkel dann bestimmen. Regiomontanus benutzte den J. zur Bestimmung von Kometendurchmessern.

Jakobstadt, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kurland, links an der Düna, zählt (1881) 5402 E., meist Juden und Polen, welche Handel mit Flachs, Hanf und Korn treiben. J. wurde 1670 vom Herzog Jakob von Kurland gegründet.

Jakobus. Im Neuen Testament führen drei Männer diesen Namen, J. der Ältere, der Jüngere, und J., ein leiblicher Bruder Jesu.

Jakobus der Ältere war der Sohn des Zebedäus, Bruder des Evangelisten Johannes, und vor seiner Berufung zum Apostelamt ein Fischer (Matth. 4, 21). Sein glühender Eifer wider die, welche den Messiasglauben von sich wiesen, vielleicht auch seine streng judenchristl. Richtung wird durch die Erzählung Luk. 9, 51—54 und den ihm und seinem Bruder beigelegten Beinamen Boanerges, d. h. Donnersohn (Mark. 3, 17), veranschaulicht. Unter den Zwölfen bildet er mit Petrus und Johannes gewissermaßen den engern Ausschuß und erscheint immer in unmittelbarer Umgebung Jesu. Später war er eins der Häupter der Gemeinde zu Jerusalem, doch ward er bereits im J. 44 durch Herodes Agrippa hingerichtet. Nach einer spätern Sage soll er das Christentum nach Spanien gebracht haben; im 9. Jahrh. bildet sich die Sage aus, daß sein Leichnam in einem marmornen Sarge von Palästina nach Compostella in Spanien geschwommen sei. Seitdem gilt er als der Schutzheilige dieses Landes. Die griech. Kirche feiert seinen Festtag am 30. April, die lateinische am 25. Juli.

Jakobus der Jüngere war der Sohn des Alphäus. Daß er ein Vetter Jesu gewesen sei, beruht auf unsichern Kombinationen. Er gehörte auch zu den Aposteln und hieß, im Unterschied von dem vorhergenannten, J. «der Kleine», d. h. der Jüngere (Mark. 15, 40). Über seine Schicksale ist nichts Näheres bekannt. Die griech. Kirche hat ihm den 9. Okt. als Festtag geweiht.

Wohl zu unterscheiden von ihm ist ein dritter, Jakobus der Bruder des Herrn, ein Sohn Marias und Josephs (Matth. 13, 55; Mark. 6, 3). Dogmatische Gründe haben es veranlaßt, daß man ihn in alter und neuer Zeit nicht als leiblichen Bruder Jesu anerkennen wollte, daher man ihn bald zum Stiefbruder Jesu (zum Sohne Josephs aus einer frühern Ehe) machte, bald mit dem vorerwähnten Sohn des Alphäus identifizierte und als Schwester-

Digitized by Google

sohn der Maria bezeichnete. Neben Petrus und Johannes erscheint dieser J. als die bedeutendste Persönlichkeit in der Urgemeinde zu Jerusalem. Er befand sich daselbst noch 59 n. Chr., nachdem mittlerweile sämtliche noch überlebende Apostel sich anderwärtshin gewendet hatten. Ob er nach dem Tode des gleichnamigen Zebedeiden förmlich ins Apostelkollegium aufgenommen worden ist, muß zweifelhaft bleiben; jedenfalls aber genoß er doch in Jerusalem und überall in judenchristl. Kreisen das höchste Ansehen. Als Paulus von Antiochien aus nach Jerusalem reiste, um sich mit den ältern Aposteln über das Recht der Heidenmission zu verständigen, stimmte auch er jenem Vergleiche bei, welcher den Paulus gewähren ließ, den Urapostеln aber nach wie vor die Judenmission unter bleibender Beobachtung des mosaischen Gesetzes auch im Christentum vorbehielt (Gal. 2, 9, vgl. 1, 19). Der Bericht, den die Apostelgeschichte (Kap. 15) über diesen Vorgang gibt, ist geschichtlich unzuverlässig. Nachmals erscheint dieser J. als das Haupt der streng judenchristl. Partei, in dessen Auftrag bald nachher Gesandte nach Antiochien kamen, um den Petrus, welcher, den freien Grundsätzen des Paulus eine Zeit lang folgend, mit Heidenchristen Tischgemeinschaft gehalten hatte, zur jüd. Gesetzbeobachtung zurückzuführen (Gal. 2, 12); ja sein Einfluß war so groß, daß auch die übrigen dort anwesenden Judenchristen, einschließlich des Barnabas, sich von der Gemeinschaft der Heidenchristen zurückzogen. Seitdem scheint es zwischen den Parteien des Paulus und J. zum entschiedenen Bruch gekommen zu sein, und als Paulus bei seiner letzten Anwesenheit in Jerusalem jüd. Fanatikern in die Hände fiel, hoben J. und die Seinen nicht die Hand auf, den Heidenapostel zu retten. Auch in der spätern Überlieferung wird er als Judenchrist von äußerster Gesetzesstrenge geschildert. Die Tradition macht ihn zum ersten Bischof von Jerusalem, ja zum Oberbischof der gesamten Christenheit, von dem selbst ein Petrus Befehle empfing, und legt ihm wegen seiner strengen Gesetzesbeobachtung den Namen des «Gerechten» bei. Nach der christl. Sage wurde er kurz vor der Zerstörung von Jerusalem, da er Jesum nicht lästern wollte, von den Juden von der Zinne des Tempels gestürzt. Dagegen berichtet eine freilich der Interpolation verdächtige Stelle bei Josephus, daß er nach Abberufung des röm. Prokurators Festus auf Veranlassung des Hohenpriesters Ananus gesteinigt worden sei (62 n. Chr.). Sein Gedächtnistag in der griech. Kirche ist der 23. Okt., in der lateinischen (gemeinsam mit Philippus) der 1. Mai. Unter dem Namen dieses J. findet sich im Neuen Testament ein Brief an «die Zwölf Stämme in der Zerstreuung», der zu den Hauptdokumenten der judenchristl. Richtung in der christl. Urzeit gehört. Der Brief, welcher in der alten Kirche erst ziemlich spät zur allgemeinen Anerkennung kam und noch im 4. Jahrh. zu den «widersprochenen» Schriften zählte, ist wahrscheinlich erst längere Zeit nach dem Tode des J., ums J. 90 n. Chr., entstanden. Um seiner Hochstellung der Werke und seine Polemik gegen die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben willen bezeichnete Luther diesen Brief als eine «strohherne Epistel». — Kommentare lieferten W. Schmidt (Lpz. 1878), G. F. D. Erdmann (Berl. 1881) und W. Beyschlag (Gött. 1882); vgl. auch von Soden, «Der Jakobusbrief» («Jahrbücher für prot. Theologie», 1884, I). Die kirchlichen Legenden über die verschiedenen Jakobus sind behandelt von Lipsius, «Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden» (2. Bd., 2. Hälfte, Braunschw. 1884). [de).

Jakobus a Voragine, s. Voragine (Jak.

Jakob vom Schwert (Militärorden des heiligen), span. Orden, nachweislich schon 1175 vom Papst Alexander III. bestätigt, hatte bis 1493 einen eigenen Großmeister, an dessen Stelle seitdem der König trat. Das Ordenszeichen ist ein kreuzförmig gestaltetes rotes Schwert, welches auf der Brust getragen wird. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen die Kommandeure und Ritter ein Kleid und einen Mantel von weißer Farbe mit dem Ordenszeichen und dann hängt die Dekoration an einer dreifachen goldenen Kette am Halse.

Jakſa, ehemalige Stadt am Amur, s. Albasin.

Jakub Beg, Beherrscher von Kaschgar, geb. zu Taschkent 1820 als Sohn eines sunnitischen Mollah, wurde jung Soldat im Dienste des Chan von Kholand, heiratete 1852 die Tochter des Gouverneurs von Taschkent und wurde bald darauf Kommandant der Festung Akmeschid am untern Syr Darja (jetzt russ. Fort Perowsk). Im J. 1864 nahm J. an der Verteidigung der Festungen Tschimkent und Taschkent gegen die Russen teil und wurde, nachdem General Tschernjajew diese Plätze erobert hatte, vom Chan von Kholand 1865 nach Kaschgar gesendet, um in dem dort entstandenen, von China abgefallenen Reiche den Oberbefehl über die Truppen zu führen. Im Herbst 1865 nahm er den nominellen Beherrscher von Kaschgar, Buzurk, gefangen und sendete denselben nach Kholand; er erklärte sich an dessen Stelle als Herrscher und legte sich die Bezeichnung Atalik Ghazi (Herr der Gläubigen) bei. J. eroberte das Alpenland Sarighkul und die Stadt Urumtsi 1872, doch gelang es den Chinesen, ihm 1876 den östlichsten Teil seiner Besitzungen und die Stadt Urumtsi wieder zu entreißen. Am 31. Mai 1877 wurde J. von einem seiner Hofbeamten ermordet.

Jakuhühner (Penelopinae) heißt eine Unterfamilie der amerik. Waldhühner (Cracidae) von meist ansehnlicher Größe, deren Luftröhre verlängert ist und unter der Brusthaut vor der Muskulatur eine Schleife bildet. Die 30 Arten dieser Vogelgruppe leben truppweise in Wäldern von Mexiko bis Venezuela und Paraguay und liefern ein ausgezeichnetes Wildbret.

Jakut (Abu Abdallah J., ben Abdallah, Schihâb ed-din el-Hamawi), einer der bedeutendsten geogr. Schriftsteller der Araber, war nicht arab., sondern griech. Abkunft. Er ist wahrscheinlich im J. 574 oder 575 der Hedschra (1178 oder 1179 n. Chr.) auf griech. Boden geboren, kam aber frühzeitig als Kriegsgefangener nach Bagdad, wo ihn ein arab. Kaufmann kaufte, ihm eine gute Erziehung geben und ihn dann in Handelsgeschäften größere Reisen machen ließ. Später fing er einen ausgedehnten Handel mit Büchern an. Streitigkeiten, teils religiöser, teils polit. Natur, zwangen ihn von Bagdad zu fliehen. Nach mannigfaltigem Umherirren kam er nach Aleppo, in dessen Nähe er seinen Wohnsitz nahm und am 20. Ramadhân 626 der Hedschra (14. Aug. 1229) starb. Seine zwei geogr. Hauptwerke sind das große geogr. Wörterbuch «Mu' dscham al-buldân» (herausg. von F. Wüstenfeld, 6 Bde., Lpz. 1866—73) und das sog. «Al-Moschtarik», ein Wörterbuch der geogr. Homonyme (herausg. von F. Wüstenfeld, Gött. 1846).

Digitized by Google

Jakuten, der nordöstlichste Zweig des türk.-tatar. Völkerstammes im nordöstl. Sibirien, welcher im 14. Jahrh. aus den Baikalgegenden in das Thal der Lena gedrängt worden zu sein scheint, ist hauptsächlich im Gebiet Jakutsk, zersprengt aber auch im Gouvernement Jeniseisk ansässig; der einheimische Name ist Sacha (Mehrzahl Sachalar). Ursprünglich ausgezeichnete Pferdehirten und Jäger, geben sie sich jetzt auch mit Viehzucht ab. Das größte Talent haben sie für den Handel; außerdem sind sie auch geschickte Zimmerleute, Steinmetzen und Metallarbeiter. Während ihre Zahl 1795 auf 50066 Köpfe angegeben wurde, übersteigt dieselbe jetzt (1878) 100000. Sie sind, wenigstens dem Namen nach, Christen. Das Jakutische, der altertümlichste und reinste Dialekt aller Turksprachen, ist die allgemeine Verkehrssprache von Irkutsk bis Ochotsk und vom Eismeer bis an die chines. Grenze. Vgl. Middendorff, «Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens» (4 Bde., Petersb. 1848—75); Böhtlingk, «Über die Sprache der J.» (Petersb. 1851); F. Müller, «Unter Tunguſen und J.» (Lpz. 1882). (S. Tafel: Asiatische Menschenstämme, Fig. 6 u. 7.)

Jakutsk, ruſſ. Gebiet (Oblaſt) in Oſtſibirien, grenzt im O. und SO. an den durch Ukas vom 20. Dez. 1858 von ihm abgetrennten und zum oſtſibir. Küſtengebiet geſchlagenen Seedistrikt Ochotsk, im NO. an das Tſchuktſchenland, im N. an das Eismeer von der Anabara- bis zur Tſchaunmündung, im W. an Jeniseisk, im S. an Irkutsk, Transbaikalien und das Amurgebiet und zählt (1880) auf 3929193 qkm 243443 E. Es iſt ein rauhes, größtenteils ganz unwirtbares und ödes Land, ausgezeichnet durch ſeinen großen Waſſerreichtum, indem ihm, außer der untern Lena mit der Olekma, dem Aldan und Wiljui, noch die anſehnlichen Ströme Anabara, Olenek, Jana, Indigirka und Kolyma angehören. Obwohl der größte Teil des Bodens nicht Tiefebene, ſondern bergig und, beſonders im Südoſten, gebirgig iſt, finden ſich doch auch weite Tundraſtrecken, welche im Sommer oberflächlich auftauen, während unterhalb die Erdſchichten bis in 200 m Tiefe gefroren bleiben. Aber es ſind dieſe kalten Gegenden zugleich die an Pelztieren reichſten und die von hier gewonnenen Felle zum Teil die geſuchteſten. Nächſt den Fellen bilden die von der Lenamündung kommenden Mammutzähne, ſowie das vom Archipel von Neuſibirien herbeigeſchaffte Lüchowſche Elfenbein den wichtigſten Handelsartikel. Die einheimiſchen Bewohner ſind Jakuten (ſ. d.), Jukagiren und Tunguſen, welche von Jagd, Fiſchfang und Renntier-, zum Teil auch von Rinder- und Pferdezucht leben. Das Gebiet zerfällt in die fünf Kreiſe J., Olekminsk, Wiljuisk, Werchojansk und Kolymsk.

Die Hauptſtadt Jakutsk (unter 62° 2′ nördl. Br. und 130° öſtl. L. von Greenwich), am linken Ufer der hier 7 km breiten und inſelreichen Lena gelegen und 1632 gegründet, iſt Sitz des Gouverneurs, eines Polizeimeiſters und anderer Behörden. Der Ort hat gerade, ungepflaſterte Straßen, hölzerne Häuſer, ſechs Kirchen, ein Kloſter nebſt Kirche, eine alte Koſakenfeſte, ſowie eine allgemeine Bürger- und Miſſionsſchule und zählt (1882) 4778 E. Derſelbe iſt Hauptplatz für den nordſibir. Pelzhandel. Alljährlich findet vom 1. Juli bis 1. Aug. eine ſtarkbeſuchte Meſſe ſtatt. Obwohl nicht die nördlichſte, muß doch die Stadt als eine der kälteſten der Erde gelten.

Jalapa oder Xalapa (ſpr. Chalapa), das alte aztekiſche Xalapan, Hauptſtadt des mexik. Staates Veracruz, 112 km im Nordweſten der Seeſtadt Veracruz, oberhalb der Region des Gelben Fiebers, auf der alten Hauptſtraße nach der 230 km entfernten Kapitale Mexiko, 1315 m über dem Meere, am Oſtrand des Plateau überaus reizend am Fuße des Baſaltbergs Macultepetl zwiſchen prachtvollen Gärten gelegen, mit einer äußerſt fruchtbaren, prachtvollen, zwar regenreichen, aber geſunden, an Wäldern reichen Umgebung, in welcher die Produkte der heißen und der gemäßigten Zone ſich in eigentümlicher Weiſe vereinigen. Die Stadt, Endpunkt der Bahn Veracruz-J., hat ſteile Straßen, iſt aber gut gebaut und reinlich, und zählt 12400 E. Sie iſt Sitz der Staatsbehörden und biſchöflicher Hauptort, hat vier Kirchen, unter welchen die ſchöne Hauptkirche am Marktplatz viel Koſtbarkeiten und Gemälde altſpan. Meiſter beſitzt, ein altes, ſchon 1555 begründetes Franziskanerkloſter auf einer Anhöhe, drei Hoſpitäler und mehrere Mittelſchulen. Seitdem der Verkehr von Veracruz nach dem Innern den Weg über Orizaba eingeſchlagen, iſt J. nicht mehr ein Hauptentrepôt und hat daher an Lebhaftigkeit und Wohlſtand verloren. Die Umgegend iſt durch die wunderbare Mannigfaltigkeit der Flora für die Botaniker von großer Bedeutung. Die nach der Stadt benannte Jalapenwurzel (ſ. Jalape) wird jedoch weniger in deren Umgebung als viel mehr in den weiter ſüdlich gelegenen Gebirgsgegenden von Huatuſco und Córdoba gewonnen.

Jalape, Jalapenwurzel, Jalapenknollen (Tubera Jalapae), Drogue, die Knollen von Ipomoea Purga, von birnförmiger oder geſtreckter Form, von weniger als 1 cm Durchmeſſer bis Fauſtgröße. Sie laufen in eine meiſt kurze Spitze aus, tragen nur einige Millimeter dicke Stengelanſätze und ſind von runzeliger, höckeriger, graubrauner Oberfläche, ohne Blattnarben und Nebenwurzeln. Das Gewebe iſt ſehr dicht, auf dem Bruch mehlig, glatt oder hornartig, aber weder holzig noch faſerig; dasſelbe iſt weiß oder graubräunlich gefärbt und läßt dunkle Harzzellen in konzentriſchen Reihen, die nicht durch ſtrahlenförmige Gefäßbündel unterbrochen werden, erkennen. Die J. iſt von fadem Geſchmack, kratzend nachſchmeckend, häufig rauchartig riechend.

Die Stammpflanze der echten J. (nicht zu verwechſeln mit der falſchen Jalape, ſ. Jalapenſtengel) iſt eine in den Wäldern am öſtl. Abhange des mexikaniſchen Gebirges wild wachſende, aber auch kultivierte Convolvulacee, an deren unterirdiſchen Stamm die Knollen von verſchiedener Größe ſich anſetzen. Die Ernte der Knollen erfolgt in den Frühlingsmonaten, ſie werden dabei ihrer Größe nach ſortiert, häufig auch zerſchnitten und über gelindem Feuer 10—12 Tage lang getrocknet. Die im trockenen Zuſtande erſcheinenden Harzzellen ſind friſch mit Milchſaft gefüllt. Sie enthalten reichliche Mengen (10—18 Proz. der trockenen Knolle) von Harz (ſ. Jalapenharz), außerdem Zucker, Gummi, Salze, unter denen oxalſaurer Kalk. Die beſte Sorte kommt von Veracruz und wird hiernach als Veracruz-Jalape benannt. Eine geringere Sorte, mit geringerm Harzgehalt und aus langen, rübenförmigen Stücken beſtehend, bildet die leichte oder Tampico-Jalape. Die J. dient in der Medizin als draſtiſches Purgiermittel und außerdem in der Pharmacie zur Darſtellung des Jalapenharzes.

Digitized by Google

Auch die Wurzeln vieler andern Arten der Trichterwinde werden in ihrem Vaterlande als Purgiermittel gleich der J. angewendet. Früher wurden mehrere in Südamerika einheimiſche Arten der Wunderblume (Mirabilis), beſonders Mirabilis Jalapa, dichotoma und longiflora, welche bei uns jetzt allgemein als Zierpflanze gezogen werden und gleichfalls purgierende Wurzeln beſitzen, irrtümlich für die Stammpflanze der J. gehalten. Die Wurzeln dieſer letztern Pflanzen werden auch mit dem Namen der unechten J. belegt.

Jalapenharz (Resina Jalapae), das Harz der Jalapenknollen, wird für pharmaceutiſche Zwecke dargeſtellt, indem die grobgepulverten Knollen mehreremal mit Weingeiſt extrahiert und die filtrierten Tinkturen zur Wiedergewinnung des Alkohols, zweckmäßig unter Zuſatz von etwas Waſſer, im Dampfbade deſtilliert werden. Das dabei zurückbleibende Harz wird anhaltend mit immer erneuertem Waſſer bearbeitet, bis das letzte Waſchwaſſer farblos bleibt. Das Harz wird dann im Waſſerbade getrocknet, bis eine erkaltete Probe ſpröde und zerreiblich wird, und ſchließlich zu Stangen ausgerollt. Es iſt braun, auf dem Bruche glänzend, an den Rändern durchſcheinend, leicht zerreiblich, leicht in Alkohol, aber nicht in Schwefelkohlenſtoff löslich. Das J. beſteht größtenteils aus Convolvulin (ſ. d.).

Jalapenſtengel, falſche Jalape (Stipites Jalapae), nicht offizinelle Droque, die Wurzeln von Ipomoea Ozizabensis *Pell.*, kommen von verſchiedener Dicke, Schwere und Farbe vor und ſind Stücke einer ſpindelförmigen Wurzel. Der Querſchnitt zeigt in Kreiſen angeordnete, ſtarke deutlich poröſe Gefäßbündel, welche auf der Bruchfläche als Faſern hervortreten und die Wurzel holzig erſcheinen laſſen (Unterſcheidungsmerkmal von der echten Jalape). Die J. enthalten ein Harz, welches aber nicht mit dem der Jalapenknollen identiſch iſt, ſondern in ſeinen Eigenſchaften mit dem Scammoniumharz (ſ. d.) übereinſtimmt.

Jalapin oder auch Jalapenſtengelharz, ſ. Scammonium.

Jali, im Türkiſchen Meeresufer, Küſte, bedeutet ſpeziell die Ufervillen am Bosporus, nach welchen der Sultan, die türk. Großen, die bei der Pforte beglaubigten Diplomaten u. ſ. w. für die Sommermonate von Konſtantinopel ihre Reſidenz verlegen. Die berühmteſten J. des Sultans ſind das von Dolma-Bagdſche, von Tſchiragân und von Beilerbeg. Eine Binnenlandvilla wird Kjöſchk oder Tſchiftlek genannt.

Jaliſco, mexikan. Staat, ſ. Xalisco.

Jallandar, ſ. Dſchalandhar.

Jallieu, Stadt im franz. Depart. Iſère, ſ. u. Bourgoin.

Jalomitſa, einer der letzten, unterſten Nebenflüſſe der Donau von der linken Seite in Rumänien, zwiſchen dem Ardſchiſch und dem Buſeo fließend. Sie entſpringt auf dem Südabhange des Fogaraſcher Gebirges in den Tranſylvaniſchen Alpen, am Bucsecs, ſtrömt nach SO. und dann nach O., und mündet etwas unterhalb von Hirſowa, nach einem Laufe von 224 km, auf welchem ſie 11 751,3 qkm entwäſſert.

Jalon (Meßfahne) heißt eine 3—4 m lange, farbig angeſtrichene, unten mit einem eiſernen Schuh, oben mit einem Fähnchen verſehene Stange, welche zum Abſtecken von Punkten im Terrain benutzt wird.

Jalon, Fluß in Spanien, entſpringt in Altcaſtilien, Provinz Soria, am Oſtende der Sierra Miniſtra, und fließt faſt ganz in der Provinz Saragoſſa in einem ſehr tiefen Thale, das durch ſein Waſſer äußerſt fruchtbar gemacht iſt. Er mündet bei Alagon rechts in den Ebro, einige 20 km oberhalb Saragoſſas, in etwa 200 m Höhe, nach einem Laufe von 180 km. Durch die Menge ſeines Berieſelungswaſſers, welches er abgibt, iſt er einer der wichtigſten Flüſſe Spaniens. Während ſeines ganzen Laufs wird der J. von der Eiſenbahn Madrid-Saragoſſa begleitet.

Jalouſie (frz.), Eiferſucht, Neid.

Jalouſieglas, ſ. Muſſelinglas.

Jalouſien (frz.) ſind Vorrichtungen an Fenſtern oder Thüren, welche dazu dienen, die Öffnung durch ſich gegenſeitig überdeckende Platten oder Brettchen ſo zu ſchließen, daß man den Einblick und die Sonnenſtrahlen abhalten, aber doch Luft und Licht einlaſſen kann. Die Platten der J. beſtehen aus Holz, Eiſenblech, Zinkblech oder auch Glas, ſind um ihre horizontale Mittelachſe drehbar und werden durch einen Rahmen (des Fenſterladens oder der Thür) zuſammengehalten, innerhalb deſſen ſie ſich mittels eines Stabes mit Handgriff gemeinſchaftlich verſtellen, d. h. nach Belieben öffnen oder ſchließen laſſen

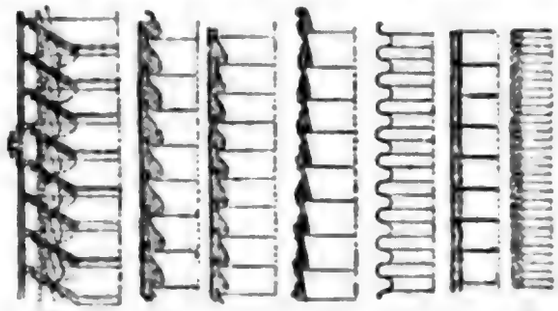


Fig. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

(ſ. vorſtehende Fig. 1). Man bringt ſie vorzugsweiſe in wärmern Klimaten, doch auch anderswo an Wohnhäuſern zum Schutz vor Hagelſchlag an; außerdem wendet man ſie bei Glockenböden an Türmen, um den Schlagregen abzuhalten und den Schall durchzulaſſen, bei Ventilationsfenſtern u. ſ. w. an. Wenn die einzelnen Brettchen feſt im Rahmen ſtehen, ſodaß ſie zwar Licht und Luft einlaſſen, aber doch vor der Witterung ſchützen, nennt man dergleichen Läden Perſiennes.

Jalouſie-Rouleau (Zug- und Rolljalouſien) nennt man zum Unterſchied von den Läden diejenigen beweglichen J., welche ſich wie ein Rouleau mittels eines Mechanismus beliebig auf- und zuſammenziehen, öffnen und ſchließen oder auf eine Walze auf- und abwickeln laſſen. Sie dienen entweder als Schattenſpender an Fenſtern von Wohnungen und bei Gewächshäuſern oder zum Verſchluß von Schaufenſtern an Verkaufsläden. Die Zugjalouſien an Wohnungsfenſtern beſtehen aus einer Anzahl loſer dünner Brettchen von 3—4 mm Stärke und 60—70 mm Breite, welche auf an Längsgurten oder Ketten befeſtigten Quergurten aufruhen, an beiden ausgeſchnittenen Enden in Drahtführungen gehen und mittels einer Schnur ſich beliebig aufziehen und herabgleiten laſſen. Mittels einer andern Doppelſchnur laſſen ſich die Brettchen in beliebig ſchräge Lage bringen, beziehungsweiſe ganz aneinander legen, indem man den hintern Gurt weniger oder mehr in die Höhe

Digitized by Google

zieht. Bei völligem Aufziehen legen sich diese Holzjalousien hinter eine, am Sturz des Fensters angebrachte verzierte blecherne Schutzblende (Fig. 8).

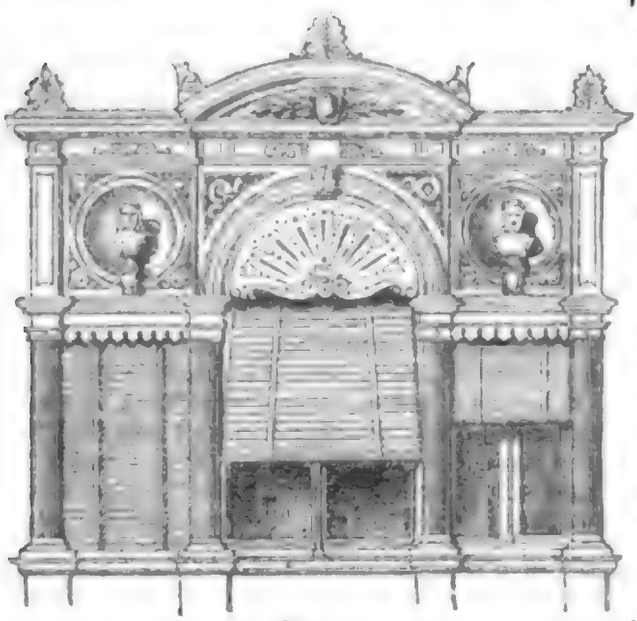


Fig. 8.

Profile von Schattenspendern und Holzrouleaus zeigen Fig. 6 u. 7. Die Rolljalousien (auch Rollläden) bestehen aus schmalen, auf Leinwandgurte oder Drell aufgeleimten oder an Stahlbändern oder Stahlplättchen befestigten Stäben (Fig. 2 u. 3), die sich entweder vollständig überdecken oder einen geringen Zwischenraum zwischen sich lassen oder schlitzartig durchbrochen sind, sodaß bei ganz geschlossener Öffnung noch etwas Licht einfallen kann, und welche sich mittels eines Mechanismus auf einer Rolle oder Welle aufwickeln lassen. Auch können sie nach Art von Marquisen schräg gestellt werden.

Zum sichern Verschluß von Läden verwendet man Rolljalousien von Stahlplatten (Panzerjalousien) oder von Stahlwellblech (Fig. 4, 5, 9—13). Die

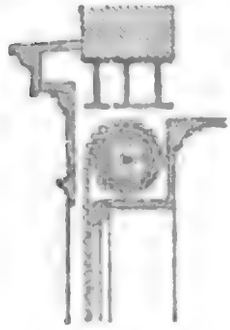


Fig. 9.

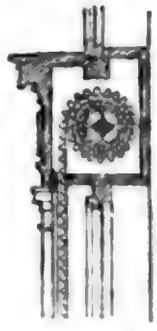


Fig. 10.

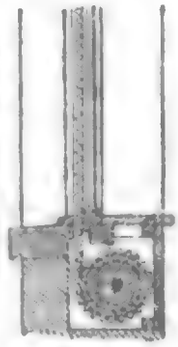


Fig. 11.

Rollladenwalze, auf welche sich die J. aufwickelt, kann in verschiedener Weise, je nach dem vorhandenen Platze angebracht werden; gewöhnlich befindet sich dieselbe über der Öffnung in einem Holzkasten unterhalb der Deckenbalken oder Eisenträger (Fig. 9). Bei vorhandenen Oberlichten oder bei Ladenthüren wird dieselbe inmitten der Öffnung angebracht (Fig. 10). Bisweilen befindet sie sich aber auch unterhalb der Öffnung in der Brüstung (Fig. 11). Letztere Anordnung bietet den Vorteil, daß man Rolljalousien auch bei geringer Höhe anbringen und einen Teil des Schaufensters offen lassen und als Oberlicht benutzen kann. — Eine andere Art von Rolljalousien ist die mit seitlicher, horizontaler Bewegung, bei der die Rolle vertikal stehend hinter einem der Gewände sich befindet. Die Bewegung der Rollläden erfolgt je nach der Größe und Schwere mittels Hand durch Riemen, durch Ketten oder durch Zahnräder mit Transmission (Fig. 12 u. 13) oder auch durch Federkraft. Welche Art der bewegenden Kraft die geeignetste, hängt außerdem von lokalen Verhältnissen ab.

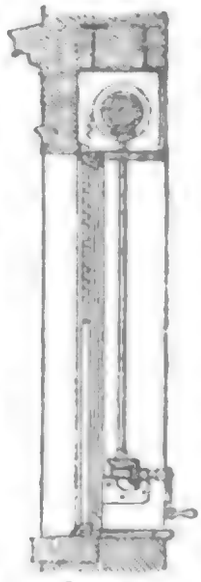


Fig. 12.

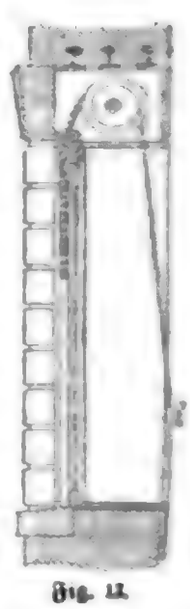


Fig. 13.

Jaloux (frz.), eifersüchtig, neidisch, mißgünstig.

Jalpuch, ein östlich vom Pruth, diesem parallel von N. nach S. fließender Strom, welcher als letzter linker Nebenfluß der Donau gelten kann, einschließlich des in seinem Laufe liegenden, 22 km langen und 7 km breiten Jalpuchsees etwa 60 km lang. Einer der Abflüsse dieses letztern zur Donau oder deren Mündungsarm Kilia mündet nahe westlich bei Ismail.

Jalta, Stadt im russ. Gouvernement Taurien, am südl. bergigen Ufer der Halbinsel Krim mit (1882) 2064 E., am Schwarzen Meere in reizender Umgebung herrlich gelegen, als Sommeraufenthalt und Seebad sehr besucht. 4 km westlich von J. liegt das kaiserl. Schloß Livadia (s. d.).

Jalnit, Telut oder Bonham, Gruppe der Marschallinseln im Großen Ocean, in der Kette der Ralikinseln, in 6° 8′ nördl. Br. und 169 bis 170° östl. L. von Greenwich. Die etwa 40 Inselchen sind sehr fruchtbar, 90 qkm groß und zählen 500 E. Die Gruppe wurde 1809 von Kapitän Patterson entdeckt. Der deutsche Kapitän von Werner schloß 29. Nov. 1878 mit den Häuptlingen der Inseln einen Vertrag, nach welchem der Hafen von J. eine deutsche Kohlenstation wurde.

Jam (aus dem Tatarischen), die Bezeichnung für Poststationen, wie solche in Rußland zuerst von den Mongolen eingerichtet wurden; den Dörfern, die an den Heerstraßen lagen, ward die Verpflichtung auferlegt, die Boten und Beamten des Chan zu befördern. Die moskowitische Regierung dehnte diese Einrichtung aus. Die Bauern (Jamszczíki), die zur Beförderung der zarischen Beamten und Boten verpflichtet waren, erhielten Freiheit von andern Abgaben und Steuern. Jetzt ist diese Einrichtung aufgegeben worden und das Wort Jamszczik bezeichnet den Postknecht.

Jamagrod, s. Jamburg.

Jamalcin, Synonym für Berberin (s. d.).

Jamaika, eine von den Großen Antillen, südlich von Cuba, mit einem Areal von 10859,4 mit den dazugehörigen Caymansinseln von 11443 qkm, durch ihre Produktenfülle und ihre Lage die wichtigste Besitzung der Engländer in Westindien,

ursprünglich Yamaye oder Janahica genannt, wurde von Columbus auf seiner zweiten Reise 1494 entdeckt und 1514 auf königl. Befehl mit dem Namen Isla de Santiago belegt. Diego, Columbus' Sohn, war der erste span. Gouverneur auf der Insel. Unter span. Oberherrschaft wurden die zahlreichen Urbewohner mit unerhörter Grausamkeit verfolgt und die Bevölkerung bedeutend gelichtet. Die Briten bemächtigten sich 1655 der Insel, die sie nun J. nannten. Ihre Bevölkerung stieg seitdem wieder, namentlich auch, indem viele unzufriedene königlich Gesinnte und mehrere Pflanzer aus Barbadoes sich dahin wendeten. Ein furchtbares Erdbeben 1692, das fast der ganzen Oberfläche der Insel eine andere Gestalt gab, und die darauf folgende Pest schwächten die Bevölkerung der Insel abermals. Dieselbe belief sich 1834 auf 358836 Seelen, und zur Zeit der Sklavenemancipation 1838 gab es 322000 Sklaven. Seitdem wurden viele freie Arbeiter, namentlich Kulis, eingeführt, so 1848—56 gegen 18000. Im J. 1881 zählte man 580804 E. J. ist von W. gegen O. von bewaldeten Urgebirgen, den Blauen Bergen, durchzogen, die den östl. Teil erfüllen und dort bis 2300 m hoch aufsteigen, während deren Ausläufer in den übrigen Teilen weniger hoch erscheinen. Die Thäler sind eng und nicht mehr als ein Zwanzigstel des Areals ist ebener Boden. Viele kleine Flüsse rinnen durch sie herab, und Mineralquellen springen an verschiedenen Stellen. Die meist steile Küste hat auf 825 km Länge 16 sichere Haupthäfen und 30 Buchten und Reeden mit gutem Ankergrunde.

Das Klima ist am Tage heiß, in der Nacht feucht und kühl; die mittlere Temperatur des Sommers beträgt 21½°, die des Winters 19° R. Die Ebenen sind ungesund und oft vom Gelben Fieber heimgesucht. Auf den Bergen dagegen ist das Klima sehr gesund und fieberfrei. Der Boden zeigt sich überaus fruchtbar und bringt alle Tropengewächse hervor. Vornehmlich wird der Zuckerbau und die Bereitung des Rum (Jamaika-Rum) betrieben, welche nebst den Kaffeeplantagen, dem Piment- und Ingwerbau die Hauptstapelprodukte J.s liefern. Seit Freigebung der Sklaven hat sich der Plantagenbau bedeutend gemindert, kommt aber nach und nach wieder empor. Für das J. 1881 wird der Wert der Einfuhr auf 1393000, der Ausfuhr auf 1179000 Pfd. St. angegeben. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Kaffee, Ingwer, Piment, Rum und Zucker. Außer Kolonialwaren hat J. in seinen Waldungen kostbare Holzarten, namentlich Mahagoni- und Campecheholz, sowie vortreffliche Weiden und daher zahlreiche Viehherden. Blei ist in Menge vorhanden, und auch an Kupfer, Silber, Zink, Antimon, Eisen, Mangan, Serpentin u. s. w. fehlt es nicht. Der Schiffsverkehr wird für das J. 1881 auf 794 angegeben. Die Einnahmen und Ausgaben beliefen sich 1881 auf 563000 und 679000 Pfd. St., die Schuld auf 921000 Pfd. St. Die Insel hat 40 km Eisenbahnen. Die Kolonie hat schon seit zwei Jahrhunderten eine Volksvertretung. Ein durch die Krone bestellter Gouverneur steht an der Spitze der Verwaltung. Ihm zur Seite stehen ein von ihm selbst ernanntes Ministerium (executive committee) von 47 auf Lebenszeit im Amte bleibenden Mitgliedern und zwei Kammern, der Council oder die Upper-Chamber und das House of Assembly. Seit der Vollendung der Sklavenemancipation wurden die polit. Rechte auch der farbigen Bevölkerung zugänglich gemacht. Der im Okt. 1865 im Distrikt von Port Morant an der Ostede der Insel ausgebrochene Aufstand der Farbigen, welchen die Gegenpartei zu einer furchtbaren Metzelei benutzte, wurde endlich blutig unterdrückt. Der Führer, ein wohlhabender Mulatte und Baptistenprediger, J. Gordon, ward gehängt und Hunderte seiner Anhänger wurden erschossen. Der Gouverneur Eyre wurde deshalb 11. Dez. 1865 zurückberufen, indessen in einer namentlich auf Betreiben von John Stuart Mill gegen ihn und seine Hauptwerkzeuge eingeleiteten Untersuchung freigesprochen. Dagegen genehmigte die engl. Regierung eine von J. aus in Vorschlag gebrachte Änderung in der Verfassung der Insel, indem sie dem frühern Repräsentativsystem einen Verwaltungsrat substituierte, an dessen Spitze der Gouverneur stehen sollte. J. zerfällt in drei Grafschaften: Surrey im Osten, Cornwall im Westen und Middlesex, welche in 22 Kirchspiele eingeteilt sind. Die Hauptstadt Kingston (s. d.), Haupthafen, ist seit 1845 durch Eisenbahn mit der frühern Hauptstadt Santiago (7000 E.) verbunden. Andere Häfen sind Morant-Bay, Port-Morant, Sant-Ann's-Bay, Savanna la Mar u. s. w. Als eine Dependenz von J. werden die 220—340 km nordwestlicher gelegenen Caymansinseln (584 km mit 2400 E.) betrachtet, eine Gruppe Koralleneilande, unter welchen das größte, Grand-Cayman, bewohnt ist, und zwar von Nachkommen der engl. Boucaniers, die sich als Lotsen auszeichnen. Vgl. Gardner, «A history of J.» (Lond. 1873); C. Sinclair u. Fife, «The handbook of J. for 1883» (Lond. u. Jamaika 1883).

Jamaikapfeffer, s. Pimenta.

Jamaks, s. unter Janitscharen.

Jaman (Dent und Col de), Berg und Paß der Saanegruppe (s. Alpen 18) im schweiz. Kanton Waadt. Die Dent de J. erhebt sich 5 km östlich von Montreux auf der Wasserscheide zwischen der Saane und dem Genfersee als steiler, teils felsiger, teils bewachsener Kegel zu 1879 m Höhe über dem Meere und gehört der mittlern Juraformation an. Am Nordfuße des Berges liegt die Höhe (1485 m) des Col de J., dessen Paßweg, zum größern Teil Saumpfad, zum kleinern Fahrstraße, in etwa sechs Stunden von Montbovon (795 m) im freiburgischen Saanethal nach Montreux am Genfersee führt. Sowohl die Paßhöhe wie der Berg, dessen Gipfel von jener aus in circa einer Stunde erreicht wird, bieten eine prächtige Aussicht über die Hochalpen des Berner Oberlandes, des Wallis und der Montblancgruppe, die Voralpen der Waadt, der Gruyère und des Chablais und über den See und das waadtländische Hügelland bis zum Jura.

Jambi (Djambi), Fluß und Vasallenstaat der Niederländer auf der Insel Sumatra in Hinterindien. Der Fluß J. ist in der Mitte zwischen den fast parallel mit ihm in der Richtung von Westen gegen Osten strömenden Flüssen in der östl. Hälfte von Sumatra, nämlich dem Indragiri (s. d.) nördlich und dem Musi oder Fluß von Palembang südlich von ihm gelegen. Er entspringt in der Landschaft Korintji in den Vorbergen des Sumatra in seiner ganzen Länge von Norden nach Süden durchziehenden Barissangebirges und ergießt sich unter 1° südl. Br. und 104° 50′ östl. L. von Greenwich in die Chinesische Südsee. Der niederländ. Vasallenstaat J., dessen Selbständigkeit sehr unbedeutend ist, bildet in administrativer Hinsicht eine unter einem

Digitized by Google

Kontrolleur, der zugleich die Stelle eines polit. Agenten bei dem Sultan von J. wahrnimmt, stehende Abteilung der niederländ. Residentschaft Palembang. Das Reich J. breitet sich von dem Barissangebirge, in seiner Mitte von dem Fluß J. durchströmt und nördlich von dem kleinen Vasallenstaat Indragiri, südlich von Palembang begrenzt, bis zu der Chinesischen Südsee aus. Hauptort ist J., am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses, der bis hierhin für europ. Schiffe von mittlerer Größe befahrbar ist, ungefähr 60 km von seiner Mündung gelegen. J. ist Sitz des Sultans. Östlich und unterhalb von J. liegt an dem Zusammenfluß des J. und der Kompeh Muára-Kompeh, wo sich eine holländ. Garnison befindet. Die Bevölkerung von J., wie die von den angrenzenden Distrikten von Palembang und Indragiri, besteht aus Malaien, denen aber schon seit mehrern Jahrhunderten spezifisch javanische Volkselemente beigemengt sind. Sie ist im allgemeinen fanatisch mohammedanisch gesinnt und gilt für falsch, unzuverlässig und den Niederländern abgeneigt. Bemerkenswert in J. wie in dem nördl. Palembang sind die von Jahr zu Jahr spärlicher werdenden Überreste der Kubu, eines sehr eigentümlichen, außer allem Verkehr mit der übrigen Bevölkerung lebenden Volksstammes.

Jambosa *DC.*, Pflanzengattung aus der Familie des Myrtaceen. Es werden etwa 60 Arten unterschieden, die sämtlich den Tropen angehören und von denen einige wegen ihren eßbaren Früchte an vielen Orten in den Tropengegenden der Alten und Neuen Welt kultiviert werden. Es sind Bäume mit einfachen lederartigen Blättern und ziemlich großen Blüten. Am bekanntesten ist die im ind. Archipel wildwachsende J. vulgaris *DC.*, deren gelbliche, etwa apfelgroße Früchte sowohl frisch wie eingemacht gegessen werden; dasselbe gilt von den roten, wie Rosen riechenden Früchten der J. domestica, die als Rosenäpfel oder auch als Malaienäpfel bezeichnet werden. Beide Arten werden häufig kultiviert. Von einigen andern Arten werden ebenfalls die apfelähnlichen Früchte gegessen, so von der ostindischen J. aquea *Rumph*, von der auf Trinidad einheimischen J. purpurascens *DC.* Außerdem wird das Holz einiger Arten wegen seiner Festigkeit als Bauholz und in der Möbeltischlerei, verwendet, so von der auf Java wachsenden J. lineata *DC.*

Jamburg, auch Jamagrod genannt, Kreisstadt im russ. Gouvernement Petersburg, rechts an der Luga, Station der Linie Petersburg-Reval der Baltischen Eisenbahn, 30 km östlich von Narwa, mit (1882) 8972 E., treibt ansehnlichen Handel mit Bau- und Brennholz.

Jameray, der eigentliche Name des Gelehrten Valentin Duval (s. d.).

James (engl.), Jakob; doch heißt auch im Englischen der jüd. Patriarch Jakob nicht James, sondern Jacob.

James (George Payne Rainsford), engl. Schriftsteller, geb. 1801 zu London, eröffnete seine litterarische Laufbahn mit einigen kleinen Novellen, welche unter dem Titel «String of pearls» (2 Bde.) erschienen. Demnächst veröffentlichte er in schneller Folge eine Reihe von spannenden Romanen, wovon namentlich «Richelieu, a tale of France» (1829), «Darnley», «De l'Orme» (1830), «One in a thousand» (1835) und «Morley Ernstein, or the tenants of the heart» (1842) Erwähnung verdienen. Nicht minder fruchtbar und gewandt zeigte er sich als histor. Schriftsteller. Sein erster Versuch auf diesem Felde war «The history of chivalry» (1830). Diesem folgte: «Memoirs of great commanders» (1832), «History of the life of Edward the Black Prince» (1836), «Life and times of Louis XIV» (4 Bde., 1838), «Life of Richard Cœur de Lion» (4 Bde., 1841—49) u. s. w. Nachdem er noch mehrere Romane, darunter «Arabella Stuart» (1843) und «Arrah Neil» (1845) herausgegeben, siedelte er nach Amerika über, wo er 1852 zum brit. Konsul in Norfolk (Virginien) ernannt wurde. Er schrieb hier «Aims and obstacles» (1851), «Pequinillo» (1852), «A life of vicissitudes» (1852), «Agnes Sorel» (1853), «The Old Dominion» (1856) und «Lord Montagu's page» (1858). Im J. 1858 als Generalkonsul nach Venedig versetzt, starb er dort 9. Juni 1860. Aus seinem Nachlaß erschien noch der Roman «Bernard Marsh» (2 Bde., Lond. 1864). Seine Romane sind mehrfach ins Deutsche übersetzt.

James (Sir Henry), berühmter engl. Geodät, geb. 1803 in Truro in Cornwallis, absolvierte die königl. Militärakademie in Woolwich, erhielt 1825 sein Patent als Lieutenant in dem Genielorps und 1844 den Posten eines Direktors der geolog. Vermessung von Irland. Im J. 1846 wurde er zum Direktor der Admiralitätsarbeiten in Portsmouth, 1852 zur obersten Leitung des «Ordnance Survey» des Vereinigten Königreichs und 1857 zum Dirigenten des topogr. und statist. Departements des Kriegsministeriums ernannt, ein Posten, den er bis 1870 bekleidete. In seiner militärischen Laufbahn rückte J. 1857 zum Oberst, 1868 zum Generalmajor und 1874 zum Generallieutenant auf. Außer dem wurde er 1860 in den Ritterstand erhoben. Er starb 14. Juni 1877.

Unter den teils von ihm selbst verfaßten, teils unter seiner Leitung herausgegebenen wissenschaftlichen Werken sind zu nennen: «Notice of the arrangements which have been made for taking meteorological observations at the principal foreign stations of the Royal Engineers» (Lond. 1851), «Ordnance trigonometrical survey of Ireland» (Lond. 1858), «Abstract of the principal lines of spirit levelling in England and Wales» (Lond. 1861), «Account of the principal triangulation of the United Kingdom» (Lond. 1864) und «Record of the expedition to Abyssinia» (Lond. 1870). J. ist auch der Erfinder eines photographischen Prozesses, dem er den Namen Photozinkographie beilegte und mittels dessen es ihm gelang, ein Fakfimile des ganzen «Domesday-Book» in 32 Bänden herzustellen. Durch denselben Prozeß entstanden seine «Facsimiles of national manuscripts from William the Conqueror to Queen Anne», «Facsimiles of national manuscripts of Scotland» (1867 fg.) und «Facsimiles of national manuscripts of Ireland» (Dublin 1874).

Jameson (Anna), engl. Schriftstellerin, geb. in Dublin 19. Mai 1797, eine Tochter des Hofmalers der Prinzessin Charlotte, Murphy, erregte zuerst Aufsehen durch ihr auf einer Reise in Italien geschriebenes «Diary of an ennuyée». Nach ihrer Verheiratung mit Rob. Jameson ließ sie «Loves of the poets» (1829), «Characteristics of women etc.» (1833), «Beauties of the court of Charles II.» (1833) und «Visits and sketches at home and abroad» (4 Bde., 1834) erscheinen. Zu ihren «Characteristics of the female characters of Shakspeare» zeichnete sie die meisten Radierungen selbst. Längere

Digitized by Google

Zeit verweilte sie in Weimar, Wien und Dresden, wo sie zu Goethe und der Prinzessin Amalie von Sachsen, deren dramatische Werke sie unter dem Titel «Pictures of the social life of Germany» (Lond. 1840) übersetzte, in näherer Beziehung stand. Durch die Berufung ihres Gemahls zu einer hohen richterlichen Funktion in Obercanada lernte sie 1834 auch Amerika kennen und schrieb «Winter-studies and summer-rambles in Canada» (Lond. 1838). Ferner veröffentlichte sie «Handbook to the public galleries of art» (Lond. 1841), «Companion to the most celebrated private galleries of art in England» (Lond. 1844), «Sacred and legendary art, or legends of the saints and martyrs» (Lond. 1847; 4. Aufl. 1865), «Legends of the monastic orders, as represented in the fine arts» (Lond. 1849; 3. Aufl. 1866), «Legends of the Madonna» (Lond. 1853; 3. Aufl. 1865). Ihre letzte Arbeit war eine «History of Our Lord and his precursor St. John the Baptist, as represented in Christian art», die von Lady Eastlake vollendet wurde (2 Bde., Lond. 1864). Sie starb zu London 17. März 1860.

Jameson oder Jamesone (George), schott. Porträtmaler, geb. 1586 zu Aberdeen, Sohn eines Architekten, bildete sich unter Rubens zu Antwerpen und wurde der vorzüglichste Maler, der bis dahin aus Schottland hervorgegangen war. Er zeichnete sich vorzüglich als Porträtmaler aus (Marquise Huntley, Johnston), doch hat man von ihm auch histor. Bilder und Landschaften. Seine besten Gemälde fallen in die Zeit nach 1630 und sind im Besitze schott. Familien. Er malte anfangs auf Holz, später auf Leinwand, die er mit einem besondern Farbenton grundierte, um die Schattenpartien transparent zu machen. Sein Kolorit ist schön und klar. J. starb zu Edinburgh 1644, woselbst im Stadthause seine Reihe Bildnisse der Könige Schottlands sich befindet. Gestochen sind Bildnisse von ihm in Pinkertons «Scottish gallery, or portraits of eminent persons of Scotland» (Lond. 1799).

Jamesonit, ein dem rhombischen System angehörendes Mineral mit einem Prismenwinkel von 101° 20′, in langsäulenförmigen, parallel oder radial gruppierten Individuen, auch in stengeligen Aggregaten, von vollkommener basischer Spaltbarkeit, beträchtlicher Milde, stahlgrauer bis dunkel bleigrauer Farbe und dem spezifischen Gewicht 5,6. Die chem. Analysen führen auf die Formel $Pb_2Sb_2S_5$, deutbar als $2PbS + Sb_2S_3$, was einer Zusammensetzung aus 50,61 Proz. Blei, 29,83 Antimon und 19,56 Schwefel entspricht. Das Mineral findet sich in Cornwall, bei Nertschinsk in Sibirien, in Estremadura in Spanien.

James-River, der größte Strom Virginiens, entsteht nahe an der westl. Grenze des Staats aus der Vereinigung der Flüsse Jackson und Cowpasture, fließt in östl. und südöstl. Richtung durch die Blauen Berge nach Lynchburg und von dort in nordöstl. Richtung nach Richmond. Hier fällt er über bedeutende Stromschnellen, verliert seinen Charakter als wildes Bergwasser und wird von Bermuda Hundred, wo der Appomattox zufließt, selbst für große Kriegsschiffe fahrbar. In zahlreichen Windungen nimmt der J. jetzt in südöstl. Richtung seinen Lauf nach der Chesapeakbai, in welche er bei Fort Monroe mündet. Er ist im ganzen 720 km lang und 240 km (bis Richmond) der Ebbe und Flut unterworfen. Seine Hauptnebenflüsse sind der Appomattox auf dem rechten und der Chickahominy auf dem linken Ufer. Während des Secessionskriegs hatte der J. und seine genannten Nebenflüsse eine große militärische Bedeutung, da er lange die Scheidelinie zwischen den kämpfenden Mächten bildete. Der J. wurde 1862 von Mac Clellan und 1864 von Grant als Verpflegungs- und Operationslinie für das Unionsheer benutzt und auch durch den Kampf des konföderierten Schiffs Merrimak gegen die hölzernen Unionsschiffe und das Panzerfahrzeug Monitor 8. März 1862 denkwürdig.

Jamesthee, auch Labradorthee, Bezeichnung für die Blätter von Ledum latifolium, s. Ledum.

Jamestown, Stadt auf der Insel Sankt Helena (s. d.).

Jamitzer, s. Jamnitzer.

Jammu, Stadt in Kaschmir, s. Djchamu.

Jamnia ist der griechische, seit den Zeiten der Makkabäer gebrauchte Name für die im Alten Testament erwähnte Philistäerstadt Jabne (auch Jabneël), welche, zwischen Ekron und der Küste gelegen, nordwestlich am Meere eine gleichnamige Hafenstadt besaß, von dem judäischen Könige Usia erobert ward, seit der Makkabäerzeit sehr volkreich, von Juden und Syrern bewohnt und abwechselnd beherrscht, nach Vespasians Eroberung Sitz einer jüd. Akademie, von 73 bis 117 n. Chr. auch des Synedriums wurde. J. ist das Ibelim der Kreuzfahrerzeit. Heute besteht noch Jebnah als ein großes Dorf auf einer kleinen Anhöhe an der Südwestseite des Wadi Rubin.

Jamnitz (slaw. Jemnice), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Datschitz in Mähren, am Schelletauerbach, der zur Thaya geht, in flacher und durch ihre Fruchtbarkeit bekannter Gegend, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) mit dem Schloßgrunde (Podoli) 2710 E., zumeist slaw. Zunge. — J. ist eine der ältesten Städte Mährens, war unter den Premisliden Hauptort einer Provinz, die an Glieder der Familie verliehen wurde, und enthält noch interessante Baureste aus der alten Zeit. Die Stadtkirche wurde am Schlusse des 14. Jahrh. erbaut. An der Stelle des alten Schlosses steht ein im modernen Stile gebautes, dem Marquis Pallavicini gehörig, mit ausgedehnten und gut gepflegten Gartenanlagen.

Jamnitzer (Wenzel), auch Jamitzer oder Gamitzer genannt, der berühmteste deutsche Goldschmied des 16. Jahrh., geb. zu Wien 1508, lebte aber zu Nürnberg, wo er 1534 Meister wurde und 15. Dez. 1585 starb. Auf J.s Namen werden eine Menge Arbeiten ohne alle Beglaubigung geschrieben; so auch eine Anzahl Ornamentstiche mit Entwürfen für Gegenstände der Goldschmiedekunst. Beglaubigt von ihm sind nur wenige Werke, darunter vor allen der Merkelsche Tafelaufsatz, jetzt im Rothschildschen Besitz in Frankfurt, ein großer Pokal im Besitz des Deutschen Kaisers, eine Kassette im Grünen Gewölbe zu Dresden und eine kleine Anzahl Gegenstände im Nationalmuseum und in der «Reichen Kammer» in München. Sein Stil ist der der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., die Ornamente der Hochrenaissance mit reicher Verwendung von Figuren und zierlichsten Nachbildungen von Tierchen, Gräsern, Blumen u. s. w., die sehr naturalistisch gehalten sind.

Von Wenzel J. werden zwei Brüder genannt, Bartel und Albrecht, beide Goldschmiede, doch

Digitized by Google

nur von dem letztern sind ein paar Stücken nachweisbar, eins im Besitz des Großherzogs von Baden, eins im Grünen Gewölbe in Dresden. Bekannter ist Christoph J., wahrscheinlich ein Sohn Wenzels und ebenfalls ein Goldschmied, der zu Nürnberg lebte, geb. 1563, gest. 1618. Von ihm gibt es ein «Groteskenbuch», mit einer Anzahl sehr bizarrer aus Krebsen, Muscheln, Insekten u. s. w. gebildeter Ornamentstiche. In der Schatzkammer zu Wien existiert von ihm eine große vergoldete Silberschale mit seinem Namen und der Jahreszahl 1604. Auf ihr ist in einer Reihe getriebener Figuren in Hochrelief der Triumph Amors dargestellt, eine etwas barocke, aber treffliche Arbeit.

Jampol, Kreisstadt im russ. Gouvernement Podolien, unter 48° 14′ nördl. Br. und 28° 15′ östl. L. von Greenwich, am linken Ufer des Dnjestr, mit (1882) 4305 E., ist ein Stapelplatz für Getreide, Flachs und Holz, welche Gegenstände auf dem Dnjestr abwärts geführt werden. [(s. d.).

Jamrud, Fort am Ausgang des Khaiberpasses

Jamschtschik heißt in Rußland der Postillon.

Jämtland, soviel wie Jemtland.

Jamunderſee, Strandsee im preuß. Regierungsbezirk Köslin, 24 qkm groß, durch eine schmale Öffnung mit der Ostsee verbunden.

Jan (niederl.), Johann.

Janauſchek (Fanny, eigentlich Franziska Magdalena Romance), namhafte Schauspielerin, geb. zu Prag 20. Juli 1830, wurde vom Kapellmeister Stegmayer im Gesang, von Baudius in der Deklamation unterrichtet; doch wandte sie sich später dem recitierenden Drama zu. Nachdem sie zuerst in Prag aufgetreten war, spielte sie seit 1845 an kleinern Bühnen, kam 1847 nach Köln und 1848 nach Frankfurt a. M., wo sie bis 1860 blieb. Im Nov. 1861 wurde sie Mitglied des dresdener Hoftheaters, schied jedoch 1863 aus diesem Verband und begab sich nach Nordamerika, wo sie seit 1867 mit außerordentlichem Erfolge auftrat. Daselbst erwarb sie sich auch in der engl. Sprache eine solche Fertigkeit, daß sie mit großem Beifall in dieser Sprache tragische Frauencharaktere spielte. Ihre wesentliche Bedeutung besteht in der Darstellung hochtragischer Rollen (Klärchen, Gretchen, Desdemona, Julia u. s. w.); sie erinnert in Bezug auf Adel und Plastik der Haltung und Bewegungen, sowie auf hinreißende Gewalt des Spiels vielfach an die franz. Tragödin Rachel.

Janbo oder Yambô, von der Lage am Meere auch Janbo-el-Bachr genannt, bei den Alten Jambia, Seestadt der türk.-arab. Provinz Hedschâz und Hafenplatz von Medina, von welchem sie fast 200 km westlich entfernt ist, liegt am Rande einer dürren Ebene zwischen kahlen Bergen und dem Roten Meere und besteht aus einer langen Reihe weit auseinanderliegender, blendendweißer, aus Kalk- und Korallengestein erbauter Häuser. Im Nordwesten liegt die sehr tief ins Land eindringende, vom Stadthafen völlig getrennte Bucht Scherm-Janbo mit bequemer Einfahrt und gutem Ankergrunde, geräumig genug, eine ganze Flotte aufzunehmen. Die Einwohner von J., auf 5—7000 geschätzt, treiben hauptsächlich Handel, der durch direkte Dampfbootverbindung mit Suez und Dschidda (nach Medina) vermittelt wird. Auch wird der Ort durch den Zug der Pilgerkarawane belebt, auf deren von Kairo nach Mekka führenden Landstraße J. das dritte Viertel bezeichnet und als «Thor der heiligen Stadt» gilt. Die Einfuhr und der Transporthandel sind bedeutend. Auf der Straße nach Medina, das von Kamelen in vier Tagen erreicht wird, liegt 30 km entfernt die Mutterstadt des Hafenorts, Janbo-Nakh (die Palmenstadt), wo die Wohlhabenden unter Dattelpflanzungen ihre Landhäuser haben.

Jane (engl.), Johanna.

Janesville, Stadt im nordamerik. Staate Wisconsin (s. d.).

Janet, franz. Maler, s. Clouet.

Janet (Paul), franz. Philosoph, geb. zu Paris 30. April 1823, besuchte die Normalschule, war 1845—48 Lehrer am Gymnasium zu Bourges, dann Professor der Philosophie an der Fakultät zu Straßburg (bis 1857), hierauf Professor der Logik am Lyceum Louis-le-Grand (bis 1864), und wirkt seitdem an der Sorbonne in Paris. Er ist Mitglied der Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften (1864) und einer der geistvollsten und gründlichsten Philosophen in Frankreich. J. schrieb: «La famille» (1855), «Histoire de la philosophie morale et politique» (1858), «Le philosophie du bonheur» (1862), «Le matérialisme contemporain en Allemagne» (1864), «Le cerveau et la pensée» (1866), «Les problèmes du XIX^e siècle» (1872), «Philosophie de la Révolution française» (1875), «Les causes finales» (1876), «La philosophie française contemporaine» (1879), «Les origines du socialisme contemporain» (1883) ꝛc.

Jangtſekiang, s. Yang-tse-kiang.

Janhagel (auch Hanshagel), soviel wie Pöbel. Jan (Hans) bedeutet hier soviel wie Narr, Hagel soviel wie hergelaufenes Volk, Gesindel.

Janiculum, s. unter Janus.

Janin (Jules Gabriel), berühmter franz. Kritiker und Romandichter, geb. 16. Febr. 1804 zu St.-Etienne, begann seine Schulbildung in seiner Geburtsstadt und vollendete dieselbe in Paris, wo er sich durch Privatunterricht die Existenzmittel erwarb und Beiträge für Theaterzeitungen lieferte. Sein erster zweibändiger Roman «L'Âne mort et la femme guillotinée» erschien 1829; ihm folgten «La confession» (1830), ein polit.-religiöser Roman, und «Barnave» (1831), ein Tendenzroman gegen die Orléans. Trotzdem kam der Verfasser bei dem König Ludwig Philipp wieder in Gnade und wurde 1836 dramatischer Feuilletonist des «Journal des Débats», wo er ein eigenes kritisches Genre schuf, nämlich die Kritik, die ihren Gegenstand beiseite setzt, indem sie in munterm, witzigem, pikantem Geplauder alles Mögliche nur oberflächlich berührt. Diese Schreibart fand großen Anklang. Jedes Feuilleton von J. war ein Ereignis. Die von ihm aufgebrachte Benennung «Kritikerfürst» (prince des critiques) wurde auf ihn selbst angewandt. Unter dem Titel «Histoire de la littérature dramatique» (6 Bde., Par. 1857) sammelte er aus seinen in den «Débats» geschriebenen Artikeln eine Auswahl. Außerdem veröffentlichte er noch im Roman- und Novellenfach: «Le chemin de traverse» (2 Bde., 1836), «La religieuse de Toulouse» (2 Bde., 1850), «La fin d'un monde et du neveu de Rameau» (1864); im Genre der Reisebilder und malerischen Länderbeschreibungen: «Voyage en Italie» (1839), «La Normandie historique, pittoresque et monumentale» (1842—43, mit Kupfern) und «La Bretagne historique» (1844). Ferner erschienen: «Béranger et son temps» (1866), «Paris et Versailles il y a cent ans» (Par. 1874)

Digitized by Google

und «Contes et nouvelles» (Bd. 1, Par. 1876). Nachdem J. 1870 in die Académie française aufgenommen war, starb er 20. Juni 1874 zu Paris (Passy); die Leiche wurde in der Familiengruft zu Evreux beigesetzt. Nach seinem Tode erschien eine Sammlung seiner Schriften als «Oeuvres diverses» (12 Bde., Par. 1876—77). Vgl. Piedagnel, «Jules J. 1804—74» (Par. 1874; 2. Aufl. 1877).

Janina, s. Jannina.

Janisch (Antonie), Schauspielerin, geb. 1850 zu Wien, debütierte, von dem Ehepaar Gabillon ausgebildet, 1867 im Burgtheater daselbst und kam darauf an das Wallnertheater in Berlin, wo Frau Peroni-Glaßbrenner ihre Ausbildung fortsetzte. Seit 1869 wirkte sie am Thaliatheater in Hamburg, seit 1872 am Burgtheater in Wien. Im folgenden Jahre vermählte sie sich mit dem Grafen Ludwig Arco-Walley und lebte bis 1875 der Bühne fern, kehrte aber dann zum Burgtheater zurück. Sie wirkt mit Erfolg sowohl im naiven, wie sentimentalen und tragischen Fach, auch in Konversationsrollen.

Janitor (lat.), Thürhüter, Pförtner.

Janitscharen nennt man die türk. Miliz, welche 1329 von dem osman. Sultan Orkhan aus jungen, zum Übertritt zum Islam gezwungenen christl. Gefangenen errichtet, aber erst von Sultan Murad I. um 1360 vollständig organisiert, mit verschiedenen Vorrechten ausgestattet und bis auf die Zahl von 12000 Mann gebracht worden ist. Murad verordnete, daß sich die Truppe aus gefangenen Christen rekrutieren sollte, von denen jeder fünfte Mann für sie bestimmt war, und ließ sie von dem Derwisch Hadschi Bektasch einsegnen. Dieser verlieh dem Korps auch den Namen Jenitscheri, d. i. neue Krieger, und gab durch Auflegen des Ärmels seines weißen Filzrocks auf das Haupt eines der Befehlshaber Veranlassung, daß dasselbe mit hohen weißen Filzmützen (Börk), von denen eine Art Ärmel (Ketsche) herabhing, ausgestattet wurde. Die Zahl der J. nahm bald sehr zu, weil man regelmäßig auch den zehnten Teil aller Christenkinder der europ. Türkei dazu nahm, die durch besondere Erziehung im Adschem Oglan (d. h. unerfahrene Knaben) zum Eintritt in das Korps vorbereitet wurden. Die Vorrechte, deren sich die J. erfreuten, veranlaßten auch viele junge Türken in das Korps einzutreten. Darum nahm man späterhin keine Kriegsgefangenen mehr dazu, und gegen Ende des 17. Jahrh. hörte auch der Zehnte der Christenkinder auf. Überdies gab man einer Menge Moslems aller Klassen, ja selbst Christen die Erlaubnis, sich gegen Erlegung von Geld in die Musterrolle (Essan) des Korps einschreiben zu lassen, wofür sie zwar keinen Sold, aber mancherlei sonstigen Vorteil, z. B. Steuerfreiheit, erblich erhielten, ansässig sein und bürgerliche Gewerbe betreiben durften und nur im Falle des Kriegs zu Kriegsdiensten verpflichtet waren. So gab es zwei Arten von J., die regelmäßig organisierten, die in Kasernen in Konstantinopel und einigen andern Städten untergebracht waren, und deren Anzahl unter Sultan Soliman 40000, in ihrer Blütezeit wohl 100000, zuletzt aber wohl nur 25000 betragen hat, und die unregelmäßigen, Jamaks genannt, die durch alle Städte des Reichs in einer Anzahl von gegen 400000 zerstreut lebten. Jene waren in Ortas, d. i. Horden, von denen jede ihre besondere Oda, d. i. Kaserne, hatte, eingeteilt, deren Zahl von 80 später bis auf 196 stieg, und die sowohl in Bezug auf Vorrechte wie auf Mannschaft und Abzeichen u. s. w. sich mannigfaltig unterschieden. Nr. 11 hatte den ersten Rang, zur 61. Orta gehörte der Sultan, die 65. war von Murad II. aufgelöst worden, weil ein Glied derselben bei der Entthronung Hand an Osman II. gelegt hatte; die 1. bis 62. Orta wurden unter dem Namen Bulut zusammengefaßt und bildeten die Besatzung der Hauptstadt und einiger Grenzplätze.

An der Spitze sämtlicher Ortas stand der Aga, welchem der Kiaja-Beg oder Unterbefehlshaber zugeteilt war. Die Macht des Aga war fast unbegrenzt und fand nur in der Furcht vor einem Aufstande eine Schranke; er hatte Gewalt über Leben und Tod, und alle Beförderungen hingen von ihm ab. Die J. waren gut bewaffnet und das bestausgebildete Fußvolk Europas; sie wurden gut verpflegt und reichlich besoldet. In Friedenszeiten verrichteten sie Polizeidienst und waren nur mit einem langen Stabe versehen; im Kriege aber führten sie eine lange schwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Messer und ein Pistol im Gürtel. Sie dienten nur zu Fuße und bildeten die Kerntruppe des türk. Heers. Aus den J. wurden auch die Leibwachen des Sultans ergänzt. Mehrere Ortas waren für die wichtigsten Festungen oder die Flotte bestimmt. Anfänglich standen die J. unter strenger Mannszucht. Als aber die osman. Herrscher zu Serailsfürsten herabsanken, wurden die J. zuchtlos, faul, unkriegerisch, und polit. unzuverlässig. Ihre Geschichte verzeichnet neben glänzenden Kriegsthaten eine Menge Empörungen, Ermordungen von Sultanen, Vezieren, Agas ꝛc. und zügellose Greuel aller Art. Mehrere Sultane versuchten vergeblich unter den J. die alte Ordnung wiederherzustellen, wobei es mehrfach zu schrecklichen Serailsrevolutionen kam. Erst dem Sultan Mahmud II. gelang es, sie zu vernichten. Die J. zu Konstantinopel hatten sich nämlich im Mai 1826 zu der Errichtung der neuen Miliz (Nizam-dschedid) bereit erklärt, dann aber 15. Juni dagegen empört und die Köpfe der vornehmsten Staatsbeamten verlangt. Allein der damalige Aga Hussein-Aga schlug die Empörer mit Hilfe der dem Sultan treu gebliebenen Topdschi (Kanoniere), Kumbaradschi (Bombardiere) und Bostandschi (Wächter der großherrlichen Gärten), die durch die Entfaltung der Fahne des Propheten und den vom Mufti und den Ulemas über die J. ausgesprochenen Bann fanatisiert waren, auf dem Platze Etmeidan zurück und ließ ihre Kasernen beschießen und verbrennen. Am 17. Juni wurde das Janitscharenkorps für immer abgeschafft und der Name J. mit einem Fluche belegt. Ein besonderer Gerichtshof urteilte die Schuldigen ab, und jeder Versuch der J., sich wieder zu erheben, wurde in Blut erstickt, sodaß die Zahl der Hingerichteten im Sept. 1826 sich auf 15000 und die der Verbannten auf mehr als 20000 belief. Die amtliche Darstellung der Janitscharenauflösung (Konstant. 1828; franz. von Caussin de Perceval, Par. 1833) hat der Historiograph Es-Seid-Mohammed-Essad beschrieben.

Janitscharenmusik oder türkische Musik, eigentlich die wildlärmende Militärmusik der Türken, nennt man überhaupt jede Musik, bei der die melodieführenden Blasinstrumente von einer Menge Lärminstrumenten zur Hervorhebung des Rhythmus begleitet oder vielmehr übertäubt werden. Die hauptsächlichsten dieser Lärminstrumente sind die große und kleine Trommel, die Becken, der mit Schellen behangene halbe Mond, der Tamtam, der

Digitized by Google

Triangel u. s. w., welche die Türken keineswegs erfunden, sondern nach asiat. Weise nur zusammengestellt haben. Schon das Altertum war reich an solchen lärmenden Rhythmusschlägern. In Europa finden diese Schallwerkzeuge vorzugsweise nur in der Militärmusik Anwendung; in Italien darf aber ein solcher Chor von Lärminstrumenten (Banda) auch in den Orchestern nicht fehlen.

Janitza oder Jenidsche-i-Vardar (Tauriana), Stadt im türk. Vilajet Salonichi, 50 km im WNW. von Salonichi, auf einer Anhöhe unweit nördlich des Bitterwassersees von J., 25 km westlich vom Vardar, mit etwa 1500 E., welche Tabak bauen. Im Dez. findet hier drei Wochen lang eine bedeutende Messe statt. Bei dem nahe gelegenen Dorfe Allah Kilissin stehen die Ruinen von Pella, der Residenz Philipps II. und des Geburtsortes Alexanders des Großen.

Janjakobschristen, Taufgesinnte (s. d.).

Jankau (Jankowitz), Dorf in Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Selčan, Gerichtsbezirk Wotitz, 52 km im SSO. von Prag, namhaft durch die Schlacht am 6. März 1645, in welcher die Schweden unter Torstenson die Kaiserlichen unter Hatzfeld vollständig schlugen.

Jan Mayen, eine gewöhnlich zu Dänemark gerechnete Insel im Nördlichen Eismeer, etwa 350 km im NNO. von Island, zwischen 70° 49′ und 71° 9′ nördl. Br., und zwischen 7° 53′ und 9° 5′ westl. L. (von Greenwich), besteht aus zwei, durch einen 3 km breiten niedrigen Isthmus verbundenen Gebirgsstücken. Im nördl. Stücke erhebt sich der 1943 m hohe erloschene Vulkan Beerenberg, welcher nach O. hin steil zum Meere abfällt und mit 300 m hohen Wänden endet. Einige seiner Gletscher reichen bis zum Meere hinab. Die Insel ist unbewohnt, nur die Seehundfänger von Schottland und Kristiania besuchen sie, und auf dem Isthmus ist seit 1882 die meteorologische Station Wilczek eingerichtet. Die Insel ist wahrscheinlich schon 1607 von Henry Hudson gesehen worden; 1611 fand Jan Mayen dieselbe wieder auf.

Jänner, namentlich in Österreich gebräuchliche Form für Januar.

Jaennicke (Joh. Friedr.), Keramiker, geb. 7. Jan. 1831 zu Frankfurt a. M., war erst Kaufmann, trat dann in den Eisenbahndienst, in dem er noch als Kontrollvorsteher an der Hessischen Ludwigsbahn in Mainz thätig ist. Daneben widmete sich J. natur- und kunstwissenschaftlichen sowie kunstgewerblichen Studien. Außer mehrern entomolog. Arbeiten veröffentlichte er namentlich: «Handbuch der Aquarellmalerei» (Stuttg. 1875; 2. Aufl. 1877), «Handbuch der Ölmalerei» (Stuttg. 1878), «Grundriß der Keramik» (18 Lfgn., Stuttg. 1878—79), sein Hauptwerk, und als Ergänzung dazu eine «Übersicht der gesamten keramischen Litteratur» (Stuttg. 1882). Unter dem Pseudonym Friedrich Montanus erschien von J. auch ein Touristenführer «Der Odenwald».

Jannina, Janina oder Joánnina, Hauptstadt des südwestlichsten Vilajets der europ. Türkei, liegt in der Gegend des alten Orakelortes Dodona im Innern des Landes, in einem bergumkränzten Längenthale, dem bis 500 m hohen Plateau von J., an der Westseite des wegen seines Torfgrundes schwärzlichen Sees von Jannina, ist Sitz des türk. Generalgouverneurs und zählt 26000 E., darunter 15000 Griechen (mit Einschluß der Fremden), 8500 Türken und 2500 Juden. Von dem unter Ali Pascha vorhandenen Glanz und europ. Gepräge der Stadt ist nichts mehr vorhanden. Der frühere Kulia oder das Demir-Kule, d. h. Eisenschloß, ein fünf Stock hohes Fort nebst darübergelegenem Palast, ist jetzt eine Ruine. Der Pascha bewohnt die von Trümmern und einem Graben umgebene sog. Festung, ein auf einer felsigen Landzunge erbautes Fort, das sich in traurigem Zustande befindet. Der Festung gegenüber liegen auf einer Insel ein kleines Dorf, mehrere Klöster und die Reste des Sommerpalastes, in welchem Ali Pascha sein Ende fand. J. besitzt 7 Kirchen, 18 Moscheen, 2 Synagogen, griech. Kollegium, Bibliothek und Hospital. Die betriebsamen Griechen haben den Ort zu einer bedeutenden Gewerb- und Handelsstadt gemacht. Im Norden des Sees von J. liegt Sagori oder Zagore, der Hauptort der Sagorzen, eines kleinen Freistaats von 44 Dörfern und etwa 25000 E., mit einer durch einen Ferman vom 3. Juni 1850 von der türk. Regierung anerkannten Verfassung. Die Stadt J. kommt zuerst im 9. Jahrh. als dem Byzantinischen Reiche unterworfen vor. Seit dem 11. Jahrh. war sie abwechselnd in den Händen der Normannen, Byzantiner, Catalanen und Serbier. Dann wurde sie von eigenen Despoten regiert, die bald von Konstantinopel, bald von den Grafen von Cephalonia abhingen, bis es sich 1431 den Türken unterwarf. Im 18. und im Anfange des 19. Jahrh. war J. ein Hauptsitz neugriech. Geistesbildung. Bei dem Bombardement durch Ali Pascha 1820 litt die Stadt ungemein.

Janocki (Joh. Daniel), erster poln. Bibliograph, geb. 1720 in Birnbaum (im Posenschen), gest. 29. Sept. 1786 in Bomst, hieß eigentlich Jenisch und stammt aus einer deutschen Familie, trat aber dann zum Katholizismus über und änderte seinen Namen. Er war Bibliothekar der großen Bibliothek Andreas Zaluskis in Warschau. Von seinen zahlreichen Werken ist das hauptsächlichste: «Janociana» (2 Bde., Warschau 1776—79; Bd. 3, von Linde, Warschau 1819), mit vielen Nachrichten über alte poln. Schriftsteller.

Janow, Stadt im russ. Gouvernement Lublin in Polen, an einem kleinen Nebenfluß des San, ungefähr 12 km von der galiz. Grenze, zählt (1882) 6415 E., und hat Metallwarenfabriken.

Janowitz, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Wongrowitz, an der Welna, 6 km nördlich von Lopienno, mit (1880) 795 E.

Janowitz (Janovice), Stadt in Böhmen, Bezirkshauptmannschaft und Gerichtsbezirk Klattau, an der Angel und an der Linie Pilsen-Eisenstein der Pilsen-Priesener Bahn, zählt (1880) 1192 E. slaw. Zunge, die durchweg vom Ackerbau leben. Die alte Feste, der Stammsitz der Herren von J., zeigt nur noch wenige Reste.

Janowitz, Dorf im Bezirke Römerstadt im nördl. Teile von Mähren, mit 578 E. deutscher Zunge (1880), ist Hauptsitz der gräfl. Harrachschen Eisen- und Leinenindustrie.

Jansen (Cornelis), gewöhnlich in latinisierter Form Jansenius, berühmter niederländ. Theolog, von dem die Sekte der Jansenisten (s. d.) den Namen führt, geb. 28. Okt. 1585 zu Acquoi bei Leerdam, studierte zu Löwen, Paris und Bayonne, wo er sich hauptsächlich mit dem Studium der Schriften Augustins beschäftigte. Sodann ging er

nach Löwen zurück, wo er 1617 Doktor, 1630 Professor der Theologie wurde und den strengen Augustinismus, besonders über den freien Willen und die göttliche Gnade lehrte, dadurch aber mit den Jesuiten in Streit geriet. Im J. 1635 ward er Bischof zu Ypern. Kaum hatte er sein berühmt gewordenes Werk «Augustinus, seu doctrina St. Augustini de humanae naturae sanitate, aegritudine, medicina etc.», an dem er 22 Jahre lang gearbeitet, vollendet, als er 6. Mai 1638 zu Ypern starb. Dieses Werk erschien 1640 zu Löwen durch Libertus Fromond und Kalen. [Läsare.

Jansen (Erich), religiöser Schwärmer, s. unter **Jansenisten**, eine kleine kath. Kirchenpartei in den Niederlanden, werden so genannt nach dem niederländ. Theologen Cornelis Jansen (s. d.). Der zuerst von Augustin und von Pelagius geführte Streit über das Verhältnis der göttlichen Gnade und der menschlichen Freiheit war von der kath. Kirche nie zum entschiedenen Austrag gebracht: dieselbe ehrte Augustin als größten Lehrer der Kirche und vertrat doch in der Praxis durchaus semipelagianische Grundsätze. Neu angefacht ward der Streit durch Jansens «Augustinus» (1640), worin die Lehre Augustins den Jesuiten gegenüber als die wahre Lehre hingestellt war. Jansens Werk ward 1642 von Urban VIII. in der Bulle In eminenti als ketzerisch verboten, fand dagegen auch außer den Niederlanden viel Beifall. In Frankreich wirkte Jansens Studiengenosse, Jean Duvergier de Hauranne, Abt zu St.-Cyran, in demselben Geiste, Anton Arnauld, Mitglied der Sorbonne, griff in seinen Schriften («De la fréquente communion», «La théologie morale des Jésuits») die Jesuiten offen an. Blaise Pascal stellte in seinen «Lettres provinciales» (1656) ihre Moral entschieden bloß. Aber die Jesuiten bewirkten, daß Arnauld aus der Sorbonne ausgestoßen ward, worauf ihn seine Schwester, Äbtissin im Kloster Port-Royal, aufnahm, wodurch dieses Sitz und Mittelpunkt der Jansenistischen Bewegung ward. Innocenz X. verdammte 1653 fünf Sätze aus Jansens «Augustin» als calvinistische Ketzerei, und auch der Einwand seiner Anhänger, dem Papste stehe wohl die Entscheidung zu über das droit, über die Zulässigkeit von Glaubenssätzen, nicht aber über das fait, d. h. ob diese Sätze in dem behaupteten Sinne von Jansen gelehrt seien, was sie bestritten, ward (1656) durch eine Bulle abgewiesen, die behauptete, Jansen habe die Sätze in demselben Sinne gelehrt, in dem sie verdammt seien. Die Entschiedenheit, mit der Ludwig XIV. die Ausrottung der J. betrieb, zwang viele zur Auswanderung in die Niederlande.

Im J. 1693 gab ein Priester des Oratoriums, Paschasius Quesnel, das Neue Testament mit Anmerkungen im Sinne Jansens heraus. Auf Betrieb der Jesuiten ward 1709 das Kloster Port-Royal aufgehoben, 1713 in der Bulle Unigenitus 101 Sätze Quesnels als ketzerisch verdammt und damit offener Semipelagianismus zur Kirchenlehre erklärt. Diese Bulle spaltete die franz. Geistlichkeit in die Partei der Konstitutionisten oder Acceptanten, welche die Bulle annahmen, und der Appellanten, welche vom Papste an ein Konzil appellierten, an ihrer Spitze der Erzbischof Noailles. Letztere wurden von Clemens XI. (1719) durch das Breve Pastoralis officii exkommuniziert. Darauf hin unterwarfen sich viele, auch der Widerstand des Parlaments war von kurzer Dauer, ja 1720 ward die Bulle Unigenitus für Frankreich anerkannt und zum Reichsgesetz erhoben, worauf 1728 auch Noailles sich unterwarf, andere J. zahlreich nach den Niederlanden auswanderten. Unter dieser Bedrückung entartete der Jansenismus immer mehr zur Schwärmerei. In Frankreich verschwand er als gesonderte Gesellschaft bald. In den Niederlanden bilden die J. (seit 1723) unter dem Erzbischof von Utrecht und den Bischöfen von Harlem und Deventer ein eigenes, von Rom unabhängiges Kirchenwesen. Sie nennen sich selbst Schüler des heil. Augustin, erklären sich für Glieder der kath. Kirche, erkennen den Papst als sichtbares Oberhaupt der Kirche an, verwerfen jedoch seine Unfehlbarkeit. Papst Clemens XIV. suchte eine Wiedervereinigung herbeizuführen, starb jedoch zu früh. Pius VI. und Leo XII. dagegen verfuhren unduldsam verfluchend gegen sie, wodurch die Spaltung nur vergrößert ward; seit Leo XII. (1825) wird jede Neuwahl eines Jansenistischen Bischofs mit dem Bannfluche beantwortet. Die J. zählen 25 Gemeinden mit 6000 Seelen. Mit den Altkatholiken traten sie so weit in Beziehung, als der Erzbischof von Utrecht den altkath. Bischof weihte. Vgl. Leydecker, «Historia Jansenismi» (Utr. 1695); Reuchlin, «Geschichte von Port-Royal» (2 Bde., Hamb. u. Gotha 1839—44); Nippold, «Die altkath. Kirche des Erzbistums Utrecht» (Heidelb. 1872); Fuzet, «Les Jansénistes du 17e siècle» (Par. 1877).

Jansenius, s. Jansen (Cornelis).

Janson (Kristoffer Nagel), norweg. Dichter, geb. zu Bergen 5. Mai 1841, wurde 1872 Lehrer zu Bonheim, erhielt 1876 vom Storthing einen Dichtergehalt, entsagte aber demselben 1882 und ging als unitarischer Priester nach Amerika. Die meisten und besten seiner Gedichte und Erzählungen sind in der Landesmundart geschrieben; so sein Erstlingswerk: die Novellen «Fraa Bygdom» (1866), die «Norske Digt» (1867); ferner die Erzählungen «Han og ho» (1868), «Marit Skjölte» (1868), «Torgrim» (1872), «Den Bergtekne» (1876), das Epos «Sigurd Bresteson» (1872) und die Dramen «Jon Arason» (1867) und «Austanfyri Sol og vestanfyri Maane» (1879). Auch in dem großen histor. Roman hat er sich versucht, aber mit wenig Erfolg.

Janssen (Johs.), Historiker, geb. 10. April 1829 zu Xanten am Niederrhein, studierte Philologie und Geschichte an der Akademie zu Münster und an den Universitäten zu Löwen, Bonn und Berlin. Im J. 1854 habilitierte er sich als Privatdocent der Geschichte in Münster, wurde aber noch in demselben Jahre Professor der Geschichte für die kathol. Schüler am Gymnasium zu Frankfurt a. M. Im J. 1875 wurde er vom Kreise Malmedy-Schleiden-Montjoie zum Mitgliede des Reichstags erwählt, wo er dem Centrum angehörte, nahm aber bei der Neuwahl im J. 1876 kein Mandat wieder an. Im J. 1860 war er in den geistlichen Stand getreten und wurde 1880 vom Papste zum päpstl. Hausprälaten und apostol. Protonotar ernannt. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: «Wibald von Stablo und Korvei» (Münster 1854), «Geschichtsquellen des Bistums Münster» (Bd. 3, Münster 1855—56), «Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik» (Frankf. a. M. 1861), «Frankfurts Reichskorrespondenz» (2 Bde., Freib. i. Br. 1863—73), «Schiller als Historiker» (Freib. i. Br. 1863), «Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften» (3 Bde., Freib. i. Br. 1868), «Zeit- und

Digitized by Google

Lebensbilder» (Freib. i. Br. 1875; 3. Aufl. 1879), «Friedr. Leopold Graf zu Stolberg» (2 Bde., Freib. i. Br. 1877—78). Von seiner «Geschichte des deutschen Volks seit dem Mittelalter», die er in einseitig kathol. Auffassung darzustellen sucht, sind seit 1876—84 drei Bände (bis zum Augsburger Religionsfrieden von 1555) in zwölf Auflagen erschienen.

Janssen (Peter Joh. Theod.), Historienmaler, geb. in Düsseldorf 12. Dez. 1844, empfing durch seinen Vater, den Kupferstecher Johann Theodor J., Zeichenunterricht und studierte dann auf der Kunstschule seiner Vaterstadt. Als Sieger in der Konkurrenz erhielt er den Auftrag, das krefelder Rathaus auszumalen, eine Arbeit, die ihn fünf Jahre beschäftigte. In dem Saale daselbst ist die Befreiung Deutschlands durch Hermann den Cherusker dargestellt. Für Bremen malte er 1872 das große Wandbild, die Kolonisierung der Ostseegestade vorstellend. Für Amerika entstand das Ölgemälde: Verleugnung Christi durch Petrus. In all diesen groß angelegten Schöpfungen bekundet der Künstler sich als Naturalist, als gediegener Charakteristiker und zeigt besondern Sinn für histor. Auffassung. Ein idealeres Thema, welches er indessen ebenfalls mit gewaltiger Kraft behandelt hat, ist der Freskencyklus aus der Prometheussage, welchen er für die Innendekoration der berliner Nationalgalerie lieferte. Im J. 1874 vollendete er sein Gemälde: vor der Sempacher Schlacht. Ein Cyklus von Scenen aus der Geschichte Erfurts in Kartonzeichnungen entstand 1882 für das dortige Rathaus.

Janssen (Pierre Jules César), geb. 22. Febr. 1824 zu Paris, Mitglied der pariser Akademie und des Bureau des longitudes, sowie Direktor des astrophysikalischen Observatoriums in Meudon bei Paris, ist einer der hervorragendsten Astrophysiker der Jetztzeit. Bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsternis am 18. Aug. 1868 faßte er den Gedanken, die Protuberanzen der Sonne mittels des Spektroskops auch ohne die Gelegenheit einer Finsternis zu beobachten und führte diesen Gedanken fast gleichzeitig mit dem Engländer Norman Lockyer mit Erfolg aus. Seitdem hat er viel zur Vervollkommnung der spektroskopischen Beobachtungen, sowie der Sonnenphotographie beigetragen. Im Winter 1870 verließ er das von den Deutschen belagerte Paris im Ballon, um die am 22. Dez. dieses Jahres in Algier sichtbare totale Sonnenfinsternis zu beobachten. Auch später hat er sich an zahlreichen astronomischen Expeditionen beteiligt.

Janssens (Abraham) van Ruysem, berühmter niederländ. Historienmaler, Zeitgenosse Rubens', geb. zu Amsterdam 1575, gest. 1632. Viele Kirchen in Flandern besitzen Gemälde von seiner Hand; am berühmtesten sind seine Grablegung und die Madonna mit dem Kinde in der Karmeliterkirche zu Antwerpen. Auch die Galerien zu München, Wien, Dresden und Berlin bewahren Bilder von ihm. J. war ein tüchtiger Zeichner und trefflicher Kolorist, welcher an der Spitze einer Anzahl Gleichgesinnter die Nachahmung der Italiener gegenüber dem nationalen Prinzip des Rubens vertrat. — Cornelis J., wahrscheinlich in Flandern geboren und in Amsterdam 1665 gestorben, erwarb sich den Ruf eines vortrefflichen Porträt- und Historienmalers. — Victor Honorius J., geb. zu Brüssel 1664, gest. daselbst 1739, ist in Wien, wo er eine Zeit war, durch gute Bilder in Kirchen vertreten.

Jantra, rechter Nebenfluß der Donau im Fürstentum Bulgarien, entspringt südlich von Gabrowa, am Nordabhange des Balkan, fließt nach NNO. und an Tirnowa vorüber und mündet nach einem Lauf von 150 km östlich von Sistowa, gegenüber der Mündung des Weda.

Jantschinscher Park, s. unter Mohilew.

Jantsekiang, Fluß in China, s. Yang-tsekiang.

Januar (lat.), im Deutschen Jenner oder Jänner, auch Hart- oder Eismonat genannt (althochdeutsch Hartmânet, Wintarmânoth), der erste Monat des Jahres, hat 31 Tage und soll den Namen durch Numa Pompilius nach dem röm. Gotte Janus erhalten haben, welchem der erste Tag dieses Monats gewidmet war. — Während der ersten zwei Drittel des Monats steht die Sonne im Zeichen des Steinbocks, während des letzten in dem des Wassermanns. Der J. ist in Deutschland meist der kälteste Monat; in ihm erreicht die Winterwitterung gewöhnlich ihre volle Höhe. Als Lostage (s. d.) gelten im J.: Neujahr, Sta. Genoveva (3.), Fabian Sebastian (20.), St. Vincenz (22.) und St. Pauli Bekehrung (25.).

Januarius, der Heilige, Bischof von Benevent, wurde zu Anfang des 4. Jahrh. unter Kaiser Diocletian, nachdem er vielen andern Martern nicht unterlegen, zu Puzzuoli enthauptet. Sein Körper ist in Neapel in der unterirdischen Kapelle der nach ihm benannten Hauptkirche beigesetzt. Sein Haupt nebst zwei Fläschchen angeblichen Blutes, welches eine fromme Matrone bei der Enthauptung desselben aufgefangen haben soll, wird in einer prachtigen Kapelle verwahrt, welche vier Gemälde von Domenichino schmücken. Das Blut soll die wunderthätige Eigenschaft haben, auch wenn es noch so hart geronnen, wieder flüssig zu werden, sobald es in die Nähe des Hauptes gebracht wird. In der Regel wird dreimal im Jahre, namentlich am Sterbetage des Heiligen, den man auf den 19. Sept. verlegt hat, das Wunder unter dem Herbeiströmen von zahllosen Gläubigen und Neugierigen, außerdem noch bei besondern Veranlassungen, wie Erdbeben, allgemeine Kalamitäten u. s. w., in Scene gesetzt. Fließt das Blut nicht, so gilt dies für ein schlimmes Zeichen, das schon oft Neapel in große Unruhe versetzte. J. ist der Schutzpatron des frühern Königreichs Neapel.

Januarius-Orden, im vormaligen Königreich beider Sicilien vom König Karl III. am 6. Juli 1738 gestiftet, zerfiel in Rechtsritter und Ehrenritter, welche katholisch sein mußten. Die Dekoration war ein achtspitziges, weiß emailliertes Goldkreuz mit runden Knöpfen auf den Spitzen und goldenen Lilien in den Winkeln, auf der Vorderseite den Oberkörper des heil. Januarius zeigend. Das Band war ponceaurot. Der Orden ging nach der Annexion des Königreichs in Italien ein.

Janus, ein einheimischer Gott der Römer und Lateiner. Seiner Grundbedeutung nach ein Himmelsgott, ein Gott des himmlischen Lichts, der die Thore des Himmels morgens öffnete, abends schloß, wurde er dann einerseits als Gott des anbrechenden Tags, des beginnenden Monats, des Jahres verehrt, andererseits als Öffner und Schließer (Patulcius, Clusius), als Herr über jeden Aus- und Eingang und Verkehr, als Gott alles Anfangs und Beginnens überhaupt. Das Symbol des J. waren Thore oder vielmehr freistehende gewölbte

Digitized by Google

Thorbogen, welche ebenfalls J. genannt wurden, während man die in Häuser führenden Thüren mit einem abgeleiteten Worte ianuae bezeichnete. Die Janusbogen waren wenigstens ursprünglich gegen Osten und Westen gewandt, weil J. die Thore des Himmels am Morgen und am Abend öffnet und schließt. Am berühmtesten ist der J. (J. Geminus, Quirinus) am Forum mit zwei Thoren, welche zum Beginn eines Kriegs geöffnet, nach Beendigung jedweden Kriegszustandes, was in Rom freilich äußerst selten, der Sage nach in der Königs- und in der republikanischen Zeit je nur einmal vorkam, geschlossen wurden. Bildlich wurde J. in ähnlichem Sinne mit zwei Gesichtern dargestellt, als der Gott, der zugleich nach Sonnenauf- und Untergang, nach vorn und hinten blickend alles auf einmal überschaut und so jeden Wechsel und jedes neue Beginnen übersieht und beherrscht. Nach Ovid hatten die Statuen des J. einen Stab (Scepter) und einen Schlüssel in den Händen, nach Plinius und andern gab man den Fingern von Bildsäulen desselben die Stellung, daß die der rechten Hand die röm. Zahl für 300, die der linken die für 65 bildeten. Nach der Sage herrschte J. in der Urzeit als König. Sein Wohnsitz war das nach ihm benannte Janiculum auf dem rechten Tiberufer. Unter seiner Regierung landete dann Saturn. Deshalb, glaubte man, zeigten die ältesten röm. Asse auf der Vorderseite ein Janushaupt, auf der Rückseite ein Schiff. Saturn lehrte J. den Ackerbau und viele nützliche Erfindungen. An dessen Regierung knüpften die Sagen von dem goldenen Zeitalter des menschlichen Geschlechts an.

Janus Pannonius, der bedeutendste ungar. Humanist des 15. Jahrh., geb. 29. Aug. 1434 zu Czezmicze in Slawonien, daher gewöhnlich Johannes von Czezmicze (früher fälschlich: Cesinge) genannt, studierte in Ferrara und Padua und wurde 1458 Koadjutor seines Oheims, des Bischofs Witáz von Großwardein. König Matthias ernannte ihn 1459 zum Bischof von Fünfkirchen. Nachdem er 1464 den Feldzug gegen die Türken mitgemacht, ließ er sich 1471 in die Verschwörung ein, welche sein Oheim, nunmehr Primas von Ungarn, gegen König Matthias angezettelt hatte. Nach dem Fehlschlagen dieses Unternehmens flüchtete J. nach Kroatien, wo er in Bärenburg, Ende 1472, starb. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien in zwei Bänden (Utrecht 1784; mit zahlreichen Nachträgen in Eugen Abels «Analecta», Budapest 1880). Außer guten Übersetzungen aus dem Griechischen und mehrern eigenen Reden, sind besonders seine in formeller Beziehung vollendeten Gedichte von Bedeutung.

Janvier de la Motte (Eugène), franz. Staatsmann, geb. 27. März 1823 zu Angers, wurde 1850 Unterpräfekt in St.-Etienne, 1852 Präfekt im Depart. Lozère, 1856 im Depart. Eure, 1869 im Depart. Morbihan, 1870 aber zur Disposition gestellt. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs zog er sich in die Schweiz zurück, wurde aber 1871 auf Veranlassung des Präsidenten Thiers verhaftet, wegen verschwenderischer Verwaltung angeklagt und zum Ersatz einer Summe von 110832 Frs. verurteilt, deren Verwendung während seiner Verwaltung von ihm nicht gerechtfertigt werden konnte. J. gründete hierauf 1874 zu Angers ein bonapartistisches Journal: «Le Courrier d'Anger» und wurde 1876 zu Vernay in die Deputiertenkammer gewählt. Er starb 27. Febr. 1884 zu Paris.

Japan, in der Landessprache Nipon oder, zum Unterschied von der gleichnamigen Insel, O Dai Nipon (d. h. das große Nipon) genannt, ein großes und höchst merkwürdiges Inselreich im Osten von Asien, breitet sich von 25° 50′ bis 47° nördl. Br. und 123° 23′ bis 152° 40′ östl. L. von Greenwich aus. Es besteht aus den vier Hauptinseln Nipon, Kiusiu, Sikok'f und Jesso oder O Sima Jesso und einer großen Menge kleinerer und ganz kleiner Inseln. Die Gesamtzahl aller Inseln wird von den Japanern selbst auf 3850 berechnet. Die Nordgrenze des Reichs bildet seit dem Vertrage mit Rußland vom 7. Mai 1875 die Kurilische Straße zwischen dem Kap Lopatka auf Kamtschatka und der Insel Schumschu; im O. und S. wird es von dem Stillen Ocean, im W. von der Japanischen See und dem Meer von Ochotsk bespült. Der Flächeninhalt sämtlicher Inseln beträgt 382447 qkm, von denen 224731 auf die Insel Nipon, 38735 auf Kiusiu, 18222 auf Sikok'f, 93252 auf Jesso und die Kurilen und 4828 auf die Liu-Kiu kommen.

Nicht ganz die Hälfte des Gesamtareals ist Kulturland; die andere wird von den unfruchtbaren Gebirgszügen im Innern der größern Inseln, dem bisjetzt noch niemals für Ackerbau benutzten Innern von Jesso und den Kurilen, sowie den vielen kleinern, zum Teil aus nackten Felsmassen bestehenden Inseln eingenommen. Alle großern japan. Inseln sind Gebirgsländer und werden meistens parallel mit ihrer Längsachse von hauptsächlich aus Syenit, Granit, Glimmerschiefer und Gneis bestehenden, 12—1500 m hohen Bergketten durchzogen. Stellenweise werden dieselben durch größere Massengesteine, wie Trachyt, Dolerit, Basalt und Augitporphyr, unterbrochen, deren Auftreten die Nähe von Vulkanen anzeigt. Von diesen sind zu erwähnen: auf den Kurilen der Vulkan auf der Insel Alaid, westlich von der Insel Paramushir, südlich von der Kurilischen Straße, dessen Höhe auf 3000—3500 m geschätzt wird; der Pik Sarytschew auf Matana, und die noch thätigen Vulkane auf den andern Kurilen Urup, Jetorup und Kunashir; auf Jesso eine Anzahl teils ausgebrannter, teils noch thätiger Vulkane und unter ihnen der hohe Manje in der Mitte der Insel; auf Nipon der 4231 m hohe Fusi, japanisch Fusi no Jama, der Asama-Jama, der Siro-Jama und der Jake-Jama; auf Kiusiu der 1253 m hohe Wunzen, japanisch Wunzen no Take, der Asono-Jama, der Mi-Take und der Kiri-Sema. Die meisten von ihnen sind noch jetzt thätig. Auch auf den Liu-Kiu, auf einigen kleinern Inseln in der Nähe von Nipon und Kiusiu gibt es teils noch thätige, teils erloschene Vulkane. Die japan. Vulkane bilden eins der Hauptglieder der langen Kette von Feuerbergen, welche sich durch sie von Hinterindien über die Sunda-Inseln, Molukken und Philippinen bis nach Kamtschatka und den Aleuten hinzieht. Erdbeben, oft sehr verwüstender Art, kommen in J. sehr häufig vor. Zu erwähnen ist auch die merkwürdige, an die sog. Fjordbildung erinnernde Gestaltung der meist ziemlich steilen Küsten von Kiusiu, Sikok'f und der südlichern Hälfte von Nipon. Die vielen, mehr oder weniger geräumigen, häufig durch vorliegende Inseln und Klippen gegen alle Winde geschützten Baien, Buchten und Ankerplätze sind für die inländische Schiffahrt längs der Küste wichtig. Die Zahl der Flüsse ist auf allen größern japan. Inseln

Digitized by Google

eine sehr große, aber sie sind zu untief, zu reißend und von zu sehr wechselndem Wasserstand, als daß die Schiffahrt Nutzen von ihnen ziehen könnte. Eine Ausnahme hiervon macht eigentlich nur der gegenwärtig sogar vielfach von Dampfschiffen befahrene Fluß Jodo (japan. Jodo-Gawa) auf Nipon. Bei der sehr beträchtlichen geogr. Breitenausdehnung des japan. Archipels zeigen die klimatischen Verhältnisse der einzelnen größern Inseln eine große Verschiedenheit. (Hierzu Karte: China, Korea und Japan, Bd. IV, S. 275.)

Die Nähe des asiat. Kontinents macht sich in dem schroffen Gegensatz der mittlern Temperatur des Sommers zu der des Winters geltend. Die mittlere Temperatur des Sommers ist in Nagasaki + 27,7, die des Winters aber + 8,4. In den Monaten Juli und August steigt das Thermometer oft auf 36 bis 37° C., während daselbst im Winter Schnee und Eis gar nicht selten sind. Das Klima im nördl. Teil von Nipon und auf Jesso ist rauh und die Winter daselbst zeichnen sich durch die Menge des Schnees aus. In den Wintermonaten wehen häufig anhaltende Stürme aus Osten und Nordosten, während vom August bis zum Oktober Cyklone oder Drehstürme von furchtbar zerstörender Kraft in den südlichern Teilen des Reichs häufig sind.

Produkte. An Metallen und andern nutzbaren Mineralien ist J. eins der reichsten Länder der Erde. Silber und namentlich Gold sind häufig; ferner Kupfer, das beste der Erde, und Eisen, ebenfalls von vorzüglicher Güte, außerdem Antimon, Zinn, Blei, Zink, Mangan, Kobalt, Arsenik, Quecksilber, Steinkohlen, Braunkohle, Graphit, Bernstein, Petroleum, Schwefel, Baryt, Gips, verschiedene Marmorarten, Flußspat, Alaunerde, Jaspis, Achate, Feueropale, Granaten, Bergkrystall, farbige Quarze, Asbest, Turmalin, Glimmer, Feldspat, sowie Porzellan- und Töpfererden von vorzüglichster Güte. Salz wird hauptsächlich aus dem Meere gewonnen. Die Flora zeichnet sich durch die große Menge von Gattungen bei einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Arten aus und ist auffallend reich sowohl an nutzbaren Gewächsen als an schönblühenden Zierpflanzen. Die hauptsächlichsten Nahrungspflanzen sind: Reis in verschiedenen Varietäten, Gerste, Weizen, Hirse, Kafferkorn (Sorghum vulgare), Japanische Hirse (Panicum japonicum), Buchweizen, verschiedene Arten von Dioscorea, Ipomea, Dolichos, Phaseolus, Pisum; ferner Arachis hypogaea, Brassica orientalis u. v. a. Hierher gehören auch der Thee und das auf den Liu-Kiu und in dem südl. Teile von Kiusiu in beträchtlicher Menge angepflanzte Zuckerrohr. Von großer ökonomischer Wichtigkeit sind die Baumwollpflanze und verschiedene Arten des Maulbeerbaums für die Zucht der Seidenraupe. Zur Bereitung der vielen Arten des vortrefflichen Papiers dienen drei Broussonetia-Arten, Daphne papyrifera, Stellera Ganpi u. a. Der unübertreffbare Lack wird von Rhus vernix, von ihm und von Rhus saccedanea ein Surrogat des Bienenwachses, von Sapindus Makurosi ein Surrogat der Seife gewonnen. Außer der Baumwollpflanze liefern noch Cannabis sativa, Urtica nivea, Dolichos hirsutus und polystachyos, Musa bassijo, Zingiber mijoga und Canna indica den Stoff für feinere und gröbere Gespinste. Vortreffliches Holz gewährt hauptsächlich die durch besonders schöne Arten vertretene Familie der Coniferen. Außer zahlreichen Arten der Gattungen Retinispora, Cryptomeria, Thujopsis, Abies und Pinus sind hier besonders Cuninghamia Sinensis, Sciadopitys verticillata und Salisburia adiantifolia (Ginqua biloba) zu erwähnen. Auch der Kampferbaum (Camphora officinalis), sowohl seines vortrefflichen Holzes als der Menge des aus ihm gewonnenen Kampfers wegen, sowie das Bambusrohr, welches bis zum 40. Breitengrade in einer Menge von Spielarten vorkommt und die allgemeinste Anwendung findet, ist hervorzuheben. Ungleich weniger artenreich ist die japan. Landtierfauna. Von wild lebenden Säugetieren sind ein hauptsächlich auf Jesso lebender Bär (Ursus Thibetanus), eine Affenart (Inuus speciosus), ein Hirsch, eine Gazelle (Antilope crispa), ein Fuchs, ein Wolf, sowie mehrere Arten wilder Hunde und ein Hase die bemerkenswertesten. Die Zahl der Haussäugetiere wie der Pferde und Rinder ist gering, die der Ziegen und Schafe ganz unbedeutend. Schweine werden nur für den Gebrauch der Ausländer gezüchtet. Von Vögeln finden sich in J. im gezähmten Zustande Hühner, Enten und Tauben; von wilden eine Menge von Wasser-, Strich-, Zug- und Standvögeln, welche mit ähnlichen Arten des mittlern Europa und Asien entweder identisch oder doch ähnlich sind. Eine ungleich größere Menge von tierischem Nahrungsstoff liefert den Japanern das an allen Küsten ganz besonders belebte Meer.

Bewohner. Mit Ausnahme von Jesso und den Kurilen, wo die Japaner nur spätere Einwanderer und Ansiedler sind, den Hauptteil der Bevölkerung aber die Ainos (s. d.) bilden, und den Liu-Kiu, wo seit Jahrhunderten durch Vermischung von Chinesen und Japanern mit den ursprünglichen Bewohnern, welche wahrscheinlich Malaien waren, ein neuer Volksstamm von mildem Charakter und liebenswürdigen Sitten entstanden ist, besteht die Bevölkerung des Japanischen Reichs, die Europäer und Nordamerikaner, welche sich daselbst neuerdings niedergelassen haben, abgerechnet, aus den Japanern, einem der homogensten und am meisten unvermischten Völker der Erde. Dieselben bilden einen Zweig der turan. oder mongol. Völkerfamilie und sind wahrscheinlich in vorhistor. Zeit von dem asiat. Festlande eingewandert. Durchaus irrig erscheint die Ansicht derer, welche den Ursprung der heutigen Japaner auf die Vermengung eingewanderter Chinesen mit Ainos zurückführen wollen. In der Gesichts- und Schädelbildung und ebenso auch in dem Körperbau der Japaner ist der spezifische Typus der mongol. Rasse unverkennbar. Hinsichtlich der Größe und Körperkraft stehen sie unter den german. Volksstämmen Europas und ungefähr mit den Bewohnern Italiens und des südl. Frankreich auf gleicher Stufe. Die Frauen zeichnen sich durch kleine und zarte Gestalten aus. Die Hautfarbe zeigt alle Übergänge von einem gelblichen Weiß bis zu einem bräunlichen Gelb. Haupthaar und Pupillen sind fast ohne Ausnahme schwarz; der Bart der Männer ist im ganzen schwach. Beide Geschlechter zeichnen sich durch Kleinheit und schöne Form der Hände und Füße aus. In geringer Beziehung sind die Japaner den in dieser Beziehung am meisten bevorzugten europ. Nationen gleichzustellen. Auffassungsvermögen, Urteilskraft und Gedächtnis sind bei ihnen in hohem Grade entwickelt. Im allgemeinen herrscht bei ihnen wie bei den Chinesen der Verstand vor der Phantasie vor.

Sie haben deshalb eine besondere Anlage für die mathem. Wissenschaften und sind auch sehr gewandte Kaufleute. Eine sehr hervorstechende Eigentümlichkeit in der geistigen Anlage der Japaner ist ihre besondere Befähigung für die Aufnahme fremder Bildungselemente, sowie ihr Streben nach Aneignung derselben. Hierdurch unterscheiden sie sich von allen andern Asiaten, namentlich aber von den Chinesen. Zu ihren Tugenden gehören Vaterlandsliebe, Tapferkeit, ein nicht selten sich zu heroischer Todesverachtung erhebender Mut und ein hoch entwickeltes Ehrgefühl, Arbeitslust, Fleiß und Ausdauer, Gastfreiheit, Mildthätigkeit gegen Arme und Dankbarkeit. In Bezug auf ein feines, sich nach keiner Seite hin verleugnendes Gefühl für Reinlichkeit übertrifft sie kein anderes Volk. Gegen Freunde sind sie treu und jeder Aufopferung fähig, bei der Wahl derselben aber äußerst vorsichtig. Als Charakterfehler sind hauptsächlich Mißtrauen, Mangel an Wahrheitsliebe, Rachsucht und eine große Neigung zu sinnlichen Ausschweifungen hervorzuheben. Die Zahl der Einwohner betrug 1881 im ganzen 36357368, wovon 167896 auf Jesso und Kurilen, 356801 auf die Liu-Kiu, 156 auf die Bonin-Inseln kommen. Die Sprache der Japaner (s. Japanische Sprache, Schrift und Litteratur) ist eine eigentümliche, polysyllabische; ihre Schriftzeichen sind aus den chinesischen abgeleitet, werden aber als phonetische und nicht als ideographische gebraucht.

Die verbreitetste Religion ist der Sin-to oder Kamikultus (japan. Kami-no-mitsi, d. h. Weg der Kami). Das Wort Sin-to ist ein chinesisches, von den Japanern übernommenes und bedeutet Weg des Geistes. Diese ursprüngliche Landesreligion gleicht der Religion der meisten turan. Völker vor dem Auftreten des Buddhismus und Islams. In der ältesten und einfachsten Form des Sin-to wird der Himmel, als Sitz der Gottheit in abstracto, mit letzterer identifiziert. Gegenstände der Verehrung sind die Himmelskörper, die Elemente und alle Naturkräfte, als Ausflüsse oder Manifestationen der Gottheit. Der höchste und heiligste Gegenstand der Anbetung ist die Sonne. Auch die Seelen Verstorbener, welche sich um das Vaterland verdient gemacht oder sich durch Tugend ausgezeichnet haben, werden unter dem Namen von Kami göttlich verehrt. Als später (284 n. Chr.) die chines. Schriftzeichen in J. eingeführt wurden und sich mit ihnen die chines. Kultur verbreitete, wurde mit dem Sin-to eine neue Theo- und Kosmogonie in Zusammenhang gebracht, eine Um- und Nachbildung der Schöpfungsmythen der Chinesen und ihrer drei Perioden: der himmlischen, irdischen und menschlichen Götter. Zugleich wurde der Ursprung von Zin-mu-ten-wo, dem Stifter des Reichs und der noch herrschenden Dynastie der Mikado (667 v. Chr.), auf die Gottheit zurückgeführt, und die Zahl der Kami wuchs immer mehr, bis sie endlich auf 3132 stieg. Hierzu kamen, wahrscheinlich unter dem Einflusse des Systems von Laotje (s. d.) eine Menge von Dämonen und zwischen Menschen und Göttern stehender, Sju-go-zin genannter Halbgötter. Die Tempel des Sin-to, Mi-ja genannt, sind einfache, mit Stroh gedeckte Holzgebäude von nur mäßigem Umfang ohne allen äußern und innern Schmuck. Das Hauptgerät in ihnen ist ein hellpolierter Metallspiegel (Kogami) und ein Bündel weißer Papierstreifen (Gohei), als Symbole der höchstmöglichen Reinheit der Seele, des Körpers und des Lebenswandels, welchen der Sin-to seinen Anhängern als erstes und vornehmstes Gesetz vorschreibt. Götzendienst findet in den Mi-jas nicht statt. Einige von den ältesten derselben, wie namentlich der zu Isje auf Nipon, genießen hohe Verehrung und finden jährlich Wallfahrten vieler Tausende zu ihnen statt. Dem Sin-to gegenüber steht der Buddhismus (japan. Buds-do, d. h. Weg von Buddha), der 552 von Korea aus in J. eingeführt wurde. Dieses Ereignis ist für J. von großter Bedeutung gewesen, da hauptsächlich die buddhistischen Geistlichen Verbreiter der chines. Kultur waren. Auch wurde von ihnen eine Menge nutzbarer Gewächse und Zierpflanzen eingeführt. In frühern Jahrhunderten von der japan. Regierung bald begünstigt, bald unterdrückt, wurde der Buddhismus 1623 aus polit. Gründen zur Staatsreligion erhoben und gelangte dadurch zwar zu großem Reichtum und Einfluß, niemals aber zu dem Ansehen, in welchem der Sin-to bei den Japanern gestanden hat und noch steht. Das Aufhören des Sgogunates in neuester Zeit hat auch auf das Ansehen, den Einfluß und die Vermögensverhältnisse des Buddhismus höchst nachteilig eingewirkt. Gleichwie in China erscheint auch in J. der Buddhismus nicht in seiner ursprünglichen Einfachheit und ethischen Reinheit, sondern als vielgestaltige, den Sinn verwirrende Idolatrie mit einem ganzen Pantheon ausheimischer Gottheiten. Eine Art Verschmelzung des Sin-to mit dem Buds-do zeigt sich in dem schon vor Jahrhunderten erstandenen Rijo-bu-Sin-to, d. h. zweiseitigem Sin-to, der seine meisten Verehrer in den niedern Volksklassen zählt. In ihm erscheinen mehrere dem Sin-to angehörige Gottheiten in gröberer, mehr materieller Gestalt. Die dritte Religion in J. ist das mehr moral-philos. als dogmatische System des Confucius (s. d.), japan. Sju-to, welches gegen Ende des 3. Jahrh. n. Chr. gleichfalls über Korea nach J. gelangte. Anhänger des chines. Philosophen, zu dessen Andenken nur 17 Tempel bestehen, sind nur Gelehrte und Höhergebildete. Seit den letzten Jahren besteht in J. vollkommene Glaubensfreiheit.

Auf das Unterrichtswesen verwendet die gegenwärtige Regierung ganz besondere Sorgfalt. Viele Hunderte junge Japaner sind von ihr schon nach Deutschland, England und Nordamerika geschickt worden, um daselbst eine höhere wissenschaftliche oder technische Erziehung zu genießen. Selbst eine Anzahl junger japan. Damen wurden und werden noch in Nordamerika erzogen. Im J. 1872 wurde J. in sieben Unterrichtskreise mit ebenso viel Inspektoren geteilt. Jeder der letztern hat 20—30 Schulen zu beaufsichtigen. Die Lehranstalten zerfallen in hohe, mittlere und elementäre. In Tokio sind von höhern Anstalten die Dai-Gakko oder Universität, die Go-Gakko oder Schule für fremde Sprachen, die Shi-Ham-Gakko oder Ausbildungsschule für Lehrer, sowie eine große höhere Schule und mehrere Vorbildungsschulen für Mädchen thätig. Auch ließ die Regierung in Jedo und andern Orten Hospitäler und medic. Lehranstalten unter der Leitung europ. Ärzte und Lehrer errichten. Ein wichtiges Zeichen des Anschlusses der Japaner an die Civilisation des Westens ist auch die rasch zunehmende Entwickelung der einheimischen Tagespresse. In Jedo gibt es 18 Zeitungen.

Digitized by Google

Das Heerwesen begann schon der Sgogun Stotsbashi 1866 mit Hilfe franz. Offiziere und Unteroffiziere nach europ. Muster zu reorganisieren, und der seit 1870 unumschränkt regierende Mikado hat diese Reorganisation fortgesetzt. Durch Erlaß vom 28. Dez. 1872 wurde die allgemeine Wehrpflicht mit Freiloſung, Loskauf und dreijähriger aktiver Dienstpflicht eingeführt. Das stehende Heer wurde allmählich verstärkt, und seit 1879 sind an Stelle der französischen durchweg die deutschen Heereseinrichtungen den dortigen zu Grunde gelegt worden, worauf die franz. Militärkommission 1880 J. verlassen hat. Die militärische Landeseinteilung, sowie die Vorschriften über den Ersatz des Heeres, die Organisation der Truppen und deren Ausbildung sind mit unwesentlichen Abänderungen nach Maßgabe der deutschen Heer- und Wehrordnung u. s. w. eingeführt worden, und bei Tokio hat man sogar ein nach preuß. Muster eingerichtetes Gestüt nebst Remontedepôt geschaffen, um die Pferdezucht zu heben und besseres Material für die Remontierung der berittenen Truppen zu gewinnen. Seit 1875 ist das Heer in drei Teile gegliedert: das stehende Heer (Jobigun), die Reserve (Kobigun) und die Landwehr (Kokumingun). Die Militärpflicht dauert vom 17. bis 40. Jahre. Der nötige Ersatz wird durch Losung aus den diensttauglichen 20jährigen Männern bei der Musterung bestimmt, dient drei Jahre im stehenden Heer, fünf Jahre in der Reserve und tritt dann zur Landwehr über. Alle diensttauglichen, aber nicht militärisch ausgebildeten Militärpflichtigen gehören ebenfalls der Landwehr an. Das stehende Heer zählt gegenwärtig 35500 Mann und kann auf eine Kriegsstärke von 116000 Mann, durchweg militärisch ausgebildete Mannschaft mit gutgeschulten Offizieren, gebracht werden, nämlich 53000 Mann Feldtruppen, 20000 Besatzungs- und Ersatztruppen (Reserve) und 43000 Mann Landwehr. Die Landwehr ist neuerdings reorganisiert worden, sodaß die Aufstellung von durchweg aus militärisch ausgebildeter Mannschaft zusammengesetzter Landwehrinfanterie in der ungefähren Stärke der Infanterie des stehenden Heers für den Kriegsfall gesichert ist. Das ganze Staatsgebiet ist in sechs Militärbezirke geteilt, deren Stabsquartiere die Städte Tokio, Osaka, Kumamotu (auf Kiusiu), Nagoja, Hiroshima und Shendai sind. Drei nur dem Mikado verantwortliche und von diesem unmittelbar ihre Befehle empfangende Centralbehörden leiten die militärischen Angelegenheiten: das Kriegsministerium, der Generalstab und die Generalinspektion der Armee.

Das stehende Heer umfaßt (1884) folgende Truppen: Garde: 2 Infanterieregimenter zu 2 Bataillonen, 1 Schwadron, 1 Feldbatterie und 1 Gebirgsbatterie, mit Einschluß der Telegraphentruppe des Generalstabes im Frieden 150 Offiziere, 4000 Mann. Linientruppen: 14 Infanterieregimenter zu 3 Bataillonen, 2 Schwadronen, 9 Abteilungen Feldartillerie zu 2 Batterien (zum Teil Gebirgs-), 9 Kompagnien Küstenartillerie, 9 Geniekompagnien, 6 Trainkompagnien. Die Bataillone sind in 4 Kompagnien zu 4 Zügen gegliedert und 752 Köpfe stark, die lediglich zum Ordonnanzdienst bestimmten Schwadronen zählen je 144 Mann und 129 Pferde, die Feld- und Gebirgsbatterien besitzen 6 bespannte Geschütze, die Kompagnien der Genietruppe sind 153, des Trains 84 Mann stark. Die Infanterie erhält das Muratagewehr (verbessertes Mausergewehr, welches in der Gewehrfabrik von Osaka gefertigt und von der Garde bereits geführt wird), führt jetzt Albini-Brändlin- oder Enfield-Snider-Gewehre, welche jedoch gleichartige Munition verwenden lassen. Die Feldartillerie ist seit Ende 1884 mit Kruppschen Stahlgeschützen bewaffnet; bei jeder Abteilung ist Material zur Aufstellung einer dritten Batterie vorhanden. Die Küstenartillerie und der Train führt Spencerkarabiner, die Genietruppe das Muratagewehr. Für den innern Sicherheitsdienst besteht eine 18500 Mann starke, sehr tüchtige Gendarmerie, daneben für die Hauptstadt Tokio 1 Bataillon Fußgendarmen (6 Kompagnien, 1612 Mann), nach dessen Muster 1885 in sämtlichen Hauptorten der Militärbezirke Gendarmerieabteilungen aufgestellt werden sollen. Bei der Artillerie und dem Geniekorps bestehen besondere Stäbe höherer Offiziere für die technische Leitung und den Unterricht an den Militärschulen. Bei allen Truppen sind Handwerkerabteilungen außerhalb der angegebenen Etatsstärken für die Instandhaltung des Materials vorhanden; doch wird die Neuanfertigung der gesamten Bekleidung und Ausrüstung in Staatswerkstätten durch Civilhandwerker besorgt. Die Intendanturbeamten und Militärärzte gehören dem Offizierkorps an und werden durch militärisch organisiertes Hilfspersonal unterstützt. Die technischen Institute und Bildungsanstalten der Militärverwaltung sind anfänglich von Europäern eingerichtet und geleitet worden, doch stehen jetzt durchweg Japaner, welche zu deren Leitung völlig befähigt sind, an deren Spitze. Die sechs Militärbildungsanstalten stehen unter einem besondern Generalinspektor und befinden sich sämtlich zu Tokio; es sind dies die Unteroffizierschule, die Offiziervorschule (Yonen Gacko, Kadettenanstalt), die Offizierschule, die Schieß- und Turnschule, die Roßarztschule und die Kriegsakademie. Von technischen Anstalten sind zu nennen: zwei Pulverfabriken unweit Tokio, zwei große Arsenale zu Tokio und Osaka (mit Gewehr- und Munitionsfabrik, Artilleriewerkstatt; in Osaka außerdem Geschützgießerei und Geschoßfabrik), sechs Hospitäler in den Hauptorten der Militärbezirke, ein Artilleriemuseum und ein Offizierscasino zu Tokio, wo sich auch die Bureaus und Archive des Kriegsministeriums und des Generalstabes befinden. Die Feldarmee besteht aus der selbständigen Gardebrigade und 4 Infanteriedivisionen nebst 1 Reservedivision, zusammen 66 Bataillone Infanterie und 30 Feld- oder Gebirgsbatterien nebst den erforderlichen Genietruppen, Parks und Trains. Die Kavallerie bildet 12 Züge, die den Korps- und Divisionsstäben zugeteilt werden, und je 2 oder 3 Infanteriedivisionen werden zu einem Armeekorps zusammengestellt.

Die Kriegsflotte wurde seit 1860 vom Sgogun durch Ankauf ausrangierter europ. Schiffe gebildet, welche 1874 bereits 128 Schiffe, darunter 2 Panzerschiffe zählte. Im J. 1872 wurde zu Tokio eine Marineschule errichtet. Unter dem Marineministerium stehen 2 Admiralitäten als Kommando- und Verwaltungsbehörden für die beiden Seebezirke, in welche die Küsten J.s geteilt sind. Die Admiralität zu Jokuhama verwaltet den Ostbezirk (Hodaido und den Nordosten des Reichs), die Admiralität zu Miwara (auf Nipon am innern Meere gelegen) den Westbezirk; eine Linie von Kap

ed by Google

Noto nach Kap Sino-Misaki scheidet die beiden Seebezirke. Die Bucht von Tokio wird stark befestigt; dort sind 7 Forts im Bau, für welche schwere Geschütze beschafft sind. Nach der Vollendung dieser Werke werden die Zugänge zum innern Meere ebenfalls befestigt werden. Bei Fuka-Ura und nördlich von Yokoska werden Kriegshäfen angelegt; in Yokoska befindet sich ein großes, 1867 errichtetes Marinearsenal. Die Marine besitzt 24 Kohlendepôts und 10 Kohlengruben (auf Kiusiu), ferner Ausrüstungsmagazine zu Tsusima, Nagasaki und Kobe; Sitz des Marineministeriums ist Tokio. Außer der Marineschule zu Tokio ist noch eine Mechanikerschule zu Yokoska vorhanden. Die Reorganisation der Marine fand zunächst unter Leitung franz. Seeoffiziere und Ingenieure statt, seit 1873 sind dieselben jedoch durch englische ersetzt worden. Neuerdings sind auch in Nagasaki und Yokosuka Arsenale angelegt worden, um dem Bedarf der vergrößerten Flotte zu genügen. Die Friedensstärke der Marine beträgt 200 Offiziere und 3760 Mann. Die Flotte besteht aus 6 Panzerschiffen, 11 ungepanzerten Kreuzern, 8 Kanonenbooten, 6 Transportschiffen und 6 Torpedobooten mit insgesamt 196 Geschützen. Das stärkste Schiff ist das 1877 zu Poplar bei London gebaute Kasemattschiff Fu-so, das 13 Knoten läuft und im März 1878 nach J. gelangt ist, und unter den Kreuzern befindet sich ein ganz aus Stahl gebauter Rammkreuzer Tsu-Kuschi von bedeutender Fahrgeschwindigkeit (17 Knoten) und starker Armierung (8 Armstrongkanonen). Die Schiffe führen teils Armstrong-, teils Kruppsche Geschütze. Für den Transportdienst stehen der Regierung vertragsmäßig auch die Dampfschiffe der Gesellschaft Mitsui-Bischi zur Verfügung.

Finanzen, Handel, Orden. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1882/83 auf 66814122 Yens (zu 4 Reichsmark), die Ausgaben auf ebenso viel, die Staatsschuld auf 349771177 Yens. Für Hebung des Handels und Verkehrs ist in neuerer Zeit viel geschehen. An Eisenbahnen sind (1884) 217 km in Betrieb, nämlich die Linien Tokio-Jokuhama, Uyeno-Kumagaye, Hiogo-Osaka, Osaka-Kioto, Kioto-Otsu und (auf Jesso) Otarunai-Sapporo. Die Zahl der Telegraphenstationen beträgt 112, die Länge der Linien 6323 km. Mit dem 1. Juli 1877 ist J. dem Weltpostverein beigetreten. Die Legung des telegr. Kabels der großen Nordisch-Chinesischen und J.-Extension-Telegraphengesellschaft zwischen Nagasaki und Shanghai wurde schon 4. Aug. 1871 beendigt. Die Peninsular and Oriental Steam Company und die Messagerie Française vermitteln zweimal im Monat über Hongkong den Personenverkehr zwischen J., dem südöstl. Asien, Australien und Europa, während zwischen San Francisco und Jokuhama durch die Schiffe der Pacific Mail Steamship Company eine regelmäßige monatliche Verbindung besteht. Außerdem bestehen mehrere von Japanern mit japan. Kapital gegründete Dampfschiffahrtsgesellschaften für den Handelsverkehr längs der Küste und auf den größern Binnenwässern, wie dem See Biwako und dem Jodofluss. Der Wert der Einfuhr betrug 1882 im ganzen 29403000, der der Ausfuhr 37238000 Yens. J. hat zwei Ritterorden, den der aufgehenden Sonne, 1875, und den der Goldblume, 1876 gestiftet.

Die Geschichte J.s beginnt mit dem J. 667 v. Chr., wo Zin-mu-ten-wo, von dem noch unerwiesen ist, ob derselbe ein Eingeborener der japan. Inseln oder der Führer einer Schar von Auswanderern und Eroberern aus dem östlichen asiat. Festlande war, das Japanische Reich und einen Herrscherstamm, der bis in die Gegenwart hineinreicht, gründete. Die erste Grundlage des Reichs geschah auf Nipon in der Landschaft Jamato. Mit dem ersten Tage des J. 660 v. Chr. beginnt auch die japan. Zeitrechnung. Der Stifter baute seinen ersten Palast, das Dairi, zu Kaschwabara an der Südostseite des Bergs Wanebi, breitete seine Herrschaft weiter aus, wurde polit. und religiöser Gesetzgeber der Japaner und starb 585 v. Chr. Seine Nachfolger, Mikado genannt, deren 122ster gegenwärtig den Thron von J. innehat, regierten lange Zeit als unumschränkte Herrscher und als höchste Priester des Sin-to. Nach dem «Nippon-Ki», der ältesten Chronik von J., kamen zuerst 33 v. Chr. Bewohner von Minana im südl. Korea nach J. Lebhafter und folgenreicher waren die Beziehungen beider Länder zueinander in dem für J. hochwichtigen Zeitabschnitt zwischen dem Ende des 2. und der letzten Hälfte des 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Denn innerhalb dieser Periode, die mit den Kriegen der japan. Kaiserin Jin-Ko (192—201 n. Chr.) gegen Korea beginnt und mit der Einführung des Buddhismus (552) abschließt, erhält J. aus China durch Vermittelung von Korea seine Schrift (284) und alle Anfänge seiner spätern wissenschaftlichen und technischen Bildung.

Die erste historisch festgestellte Beziehung zwischen China und J. fand erst zwischen 239—243 n. Chr. unter der Regierung des 16. Mikado, Woo-Jin (201—270), statt, wo die Beherrscher beider Reiche infolge des neuentstandenen Verhältnisses von Korea zu Japan einander Gesandtschaften zuschickten. Unter dem 12. Mikado, Kei-Ko (71—131 n. Chr.), wurden die bis dahin noch Kuma-osi genannten Bewohner der Insel Kiusiu und von 110 an auch die bis dahin noch selbständigen, den Namen Atsuma-Jebis führenden Stämme, wahrscheinlich Ainos, im Norden und Nordosten der Insel Nipon unterworfen. Dieselben empörten sich später (368 und 581), bis endlich Abe Hirafe, Feldherr des 38. Mikado, der Kaiserin Sai-mai (655—668), sie von Nipon vertrieb und den nördl. Teil dieser Insel für immer dem Japanischen Reiche einverleibte. Dadurch, daß bei weiterer Ausbreitung und innerer Ausbildung des Reichs die 16 Provinzen (japan. Kol) von den Mikados an ausgezeichnete Personen, jüngere Sprossen ihrer Familie oder andere Begünstigte als erbliche Lehne verliehen wurden, gewann die Regierungsform allmählich den Charakter einer Feudalmonarchie. Die Träger dieser Lehne, Daimio, standen nämlich zu dem Mikado, als Reichsoberhaupt, fast in demselben Verhältnis von Abhängigkeit und Dienstpflichtigkeit wie die großen Vasallen von Frankreich und England im Mittelalter zu den Beherrschern dieser Länder. Nur 18 dieser alten und ursprünglichen Reichslehne bestanden noch, als 1867 die neue Verfassung in J. gegründet wurde. Die Vasallen führten häufig Krieg unter sich sowohl, als auch gegen den Mikado, um sich von der Lehnspflichtigkeit frei zu machen. In diesen Kriegen gelang es 1192 einem Feldherrn des Mikado, Jori-tomo, seine Ernennung zum Kronfeldherrn (Zi-i-dai-Sogun), die Erblichkeit dieser Würde in seiner Familie und einigen Anteil an der Regierung vom

Digitized by Google

Mikado zu erlangen. Unter dem 91. Mikado, Kame-yama (1260—75), und dessen Nachfolger, Go ouda (1275—88), fanden 1274 und 1281 zwei erfolglose Expeditionen von Khoubilaï-Chan, Kaiser von China, zur Unterwerfung J.s statt, welche Marco Polo (s. d.), der an dem Hofe Khoubilaïs lebte, veranlaßten, das in Europa noch gänzlich unbekannte J. unter dem Namen Zipangu (von dem chines. Je-pen-kouë) dort bekannt zu machen.

Die Verleihung der erblichen Sgogun-Würde an Yori-tomo wurde sowohl dadurch, daß die Sgogune fortwährend ihre Macht auf Kosten des Mikado zu erweitern strebten, als auch noch mehr dadurch, daß sie selbst in andern mächtigen Daimios Nebenbuhler und Prätendenten fanden, dem Reich sehr verderblich. Gegen Ende des 16. Jahrh. gelang es dem Tojodomi Fide-Josi, einem Mann von dunkler Herkunft, aber großer Tapferkeit und Staatsklugheit, der unter dem Namen Taiko oder Taiko-Sama Nationalheld der Japaner geworden ist, sich zu der Würde des Sgogun hinaufzuschwingen. Er starb während eines Kriegs mit Korea 1598 und hatte für seinen sechsjährigen Sohn Fide-Jori eine aus sechs der vornehmsten Daimios bestehende Regentschaft eingesetzt, mit Minamoto-no-Jiejasou, dem mächtigen Fürsten von Okasaki an ihrer Spitze. Nach Taikos Tode entbrannte der innere Krieg aufs neue, indem die meisten der Daimios sich der Oberherrschaft über sie, welche jetzt Jiejasou für Fide-Jori ausübte, wieder zu entziehen strebten. Jiejasou gelang es aber nicht nur, seine Macht über dieselben noch mehr auszubreiten und zu befestigen, sondern sie auch erfolgreich gegen Fide-Jori und dessen Anhänger zu gebrauchen. Er nötigte 1603 den 107. Mikado, Goyo-zei (1587—1612), ihn zum Sgogun zu ernennen, während an Fide-Jori nur die nächstfolgende Reichswürde, die eines Nai-Daizin, verliehen wurde. Mit Fide-Jori erlosch 1615 die von Taiko gegründete Sgogun-Linie. Jiejasou aber wurde so Meister aller Verhältnisse in J., daß er dem Reiche jene merkwürdige, in der Weltgeschichte einzig dastehende Verfassung geben konnte, die erst in der Revolution von 1867 ihr Ende fand.

Die zweite Hälfte des 16. Jahrh. wurde für J. auch durch die Einführung des Christentums daselbst merkwürdig und folgenreich. Im J. 1543 wurden drei Portugiesen auf der Reise von Siam nach Macao nach der kleinen japan. Insel Tanegasima, südlich von Kiusiu, verschlagen. Zwei von ihnen waren Fernan Mendez Pinto und Diego Zeimota. Sie sind die ersten Europäer, welche japan. Boden betreten haben. Im J. 1549 begab sich der berühmte Jesuit Franziskus Xaver (s. d.) nach J. und predigte daselbst in den verschiedensten Gegenden, selbst zu Miako, der Residenz des Mikado, das Christentum. Dasselbe hatte 1552, als Xaverius J. wieder verließ, bereits feste Wurzeln gefaßt. In den folgenden Jahrzehnten breitete es sich immer weiter aus. Einige der Vornehmsten unter den japan. Christen schickten sogar eine feierliche Gesandtschaft nach Madrid und Rom ab, die 1582 Nagasaki verließ, 1585 in Spanien ankam und von König Philipp II. mit größter Auszeichnung empfangen wurde. Von dort begab sie sich nach Rom, wo Gregor XIII. und dessen Nachfolger Sixtus V. sie gleichfalls auf die ehrenvollste Weise empfingen, und kehrte über Venedig, Mailand und Genua, wo sie sich wieder einschiffte, 1590 nach J. zurück, begleitet von 17 Priestern der Gesellschaft Jesu. In J. hatten indessen Feindschaft und Erbitterung gegen das Christentum die Oberhand gewonnen. Schon Taiko hatte der weitern Verbreitung desselben entgegengewirkt; die blutige und grausame gänzliche Ausrottung der japan. Christen und die Vertreibung aller Portugiesen aus J. fand aber erst unter Jiejasou und dessen beiden Nachfolgern, Minamoto-no-Fide-Tada und Minamoto-no-Je-Mitsu, 1613, 1622—29 und 1637—39 statt. Die Schlußscenen der Christenverfolgung bildeten die Erstürmung des Kastells von Simabara (12. April 1638) in der Landschaft Arima auf Kiusiu, in welches sich der Rest der japan. Christen zugleich mit einem Teil der in Aufstand gegen ihren Daimio geratenen Bevölkerung von Arima und der nahe gelegenen Insel Amakusa geworfen hatte. Auch wurden 60 Portugiesen, welche von Macao gekommen waren, um wieder Zulassung in J. zu erlangen, nachdem ihre Landsleute im Jahre vorher von dort für immer verbannt worden waren, auf dem Marktplatze von Nagasaki hingerichtet.

Unterdessen waren 1609 auch Holländer mit zwei Schiffen nach J. gekommen und hatten von Jiejasou unter höchst günstigen Bedingungen die Zulassung zu freiem Handel daselbst erhalten, sowie die Erlaubnis, auf der Insel Firato an der Westküste von Kiusiu eine Faktorei aufzurichten. Infolge hiervon wurde der Handelsverkehr mit den Japanern für sie außerordentlich gewinngebend. Aber nach dem Tode von Jiejasou wurde der Freibrief vom 30. Aug. 1611 beschränkt, und 21. Mai 1641 wurden die Holländer gezwungen, ihre Faktorei auf Firato zu verlassen und die kleine Insel Desima bei Nagasaki (s. d.), welche 1637—39 letzter Aufenthalt der Portugiesen gewesen war, zu beziehen. Später wurde die Ausfuhr von edeln Metallen aus J. verboten und von 1790 an auch die des Kupfers auf 6000 Pikuls im Jahre beschränkt, sodaß die Vorteile der Holländer in J. nur sehr mäßige waren. Trotzdem hat aber ihre Faktorei zu Desima, mit welchen lästigen Beschränkungen der persönlichen Freiheit der Aufenthalt daselbst auch für die Holländer verbunden war, bis in die Neuzeit fortbestanden. Auch mußten sie früher alle Jahre, seit 1790 aber nur alle vier Jahre, eine Reise nach Jedo zur Überbringung von kontraktmäßig bestimmten Geschenken an den Sgogun unternehmen. Die Engländer, welche 1613 ebenfalls einen Handelskontrakt mit J. geschlossen und eine Faktorei auf Firato errichtet hatten, zogen dieselbe schon 1623 wieder ein, weil sie mit den Holländern nicht konkurrieren konnten. Die letztern waren von den europ. Völkern, die Chinesen aber, denen verstattet wurde, jährlich mit zehn Dschunken Nagasaki zu besuchen und für etwa eine Million Gulden an Waren einzuführen, von den asiat. Völkern die einzigen, mit denen J., wiewohl in sehr beschränkter Weise, von dem Beginn des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrh. in Verbindung stand.

Die von Minamoto-no-Jiejasou gegründete Staatseinrichtung, welche sein zweiter Nachfolger, der Sgogun Minamoto-no-Je-Mitsu, dadurch zum Abschluß brachte, daß er den Japanern, die bis dahin in Handels- und Schiffahrtsverkehr mit den meisten ostasiat. Reichen gestanden und als angeworbene Truppen sogar in der Armee der Holländisch-Ostindischen Kompagnie gedient hatten, bei Todesstrafe verbot, ihr Vaterland zu verlassen, und allen Verkehr mit dem Auslande auf die Zulassung

Digitized by Google

weniger Niederländer und Chinesen unter sehr drückenden Bedingungen beschränkte, war eine so eigentümliche, daß ihresgleichen in der Weltgeschichte nicht wiedergefunden wird. Ihr Hauptzweck war, sich selbst durchaus unverändert fortzuerhalten. Hierzu diente hauptsächlich das feste und unverrückbare Verhältnis, in welches alle Teile der japan. Staatsmaschine zueinander gebracht wurden, und ferner der als feste Richtschnur für die leitende Macht, d. h. die der Sgogune, angenommene Grundsatz, daß jedes von Jiejasou und dessen ersten Nachfolgern erlassene Gesetz für alle spätern Sgogune von bindender Kraft war. Haupt des Staats war noch immer der Mikado, obgleich die Zügel der Regierung sich nicht mehr in seinen Händen befanden. Selbst seinem mehr mittelbaren Einflusse als höchster Priester des Sin-to-Kultus wurde dadurch, daß Jiejasou den Buddhismus zur Staatsreligion erhob, ein Gegengewicht gegeben. Unsichtbar vor dem Volke und außer aller Gemeinschaft mit den Reichsvasallen, den Daimios, lebte der Mikado wie ein Gefangener in seinem weitläufigem Palast zu Miako, dem Dairi, allein umgeben von seinen 12 Frauen, von Priestern und den Beamten seiner Hof- und Haushaltung. Um ihn fortwährend in seinem Thun und Treiben zu überwachen, namentlich alle Annäherung und jeden Verkehr zwischen ihm und den Daimios zu verhüten, war in seiner Nähe ein hoher Beamter des Sgogun mit dem Titel Ofosidai angestellt. Die Gelder für die Aufrechthaltung eines sehr eigentümlichen, enorme Summen verschlingenden Hofstaats war der Sgogun verpflichtet, dem Mikado aus den Reichseinkünften zufließen zu lassen. Der Einfluß des letztern auf die Angelegenheiten des Reichs erstreckte sich kaum weiter als auf die oberste Leitung des Sin-to-Kultus und die Verleihung der höchsten Titel und titulären Würden, entweder aus eigenem Antriebe oder auf Anfrage dazu von dem Sgogun.

Eigentliches Haupt der Staatsverwaltung war der Sgogun, oder Kubo, Kubo-Sama, Tenka-Sama, d. h. Herr des Reichs, und in letzterer Zeit, namentlich von den Nordamerikanern und Engländern, auch Tailon oder Tailoun genannt. In seinen Händen ruhten sowohl die Gesetzgebung als die Verwaltung und oberste Leitung aller innern Angelegenheiten des Reichs. Außerdem war er sowohl Chef des Heers und aller Verteidigungsmittel als auch höchster Gebieter über alle finanziellen Kräfte des Reichs. Seit Taiko und Jiejasou hatte die Hofhaltung der Sgogune, deren Sitz das großartige Kastell zu Jedo war, einen entschieden kriegerischen Charakter beibehalten. Beschränkt wurde die Macht der Sgogune nicht nur durch ihre Beziehungen zu den Mikados, sondern auch noch ungleich mehr dadurch, daß die von einem Sgogun erlassenen Gesetze für alle seine spätern Nachfolger von bindender Kraft waren. Hierzu kamen noch die Vorschriften einer sehr entwickelten, alle Lebensverhältnisse berührenden, fast Gesetzeskraft besitzenden Hofetikette. Dem Sgogun stand ein Ministerkollegium oder Reichsrat (japan. Go Lod-ji-oo) zur Seite, meistens sechs bis acht Mitglieder zählend. Sie waren Minister des Hauses, zugleich aber im Namen ihres Herrn mit der ganzen Staatsverwaltung beauftragt, welche sie nach Departements unter sich verteilten. Zu ihrer Unterstützung dienten die sog. jüngern Reichsräte (japan. O Waka-Tosijori), in der Regel gleichfalls sechs bis acht, welche eine Art von Souschefs der einzelnen Departements darstellten. Die Macht dieses Reichsrats war eine sehr große und nahm in dem Maße zu, als die Herrschergewalt der Sgogune aus den obenerwähnten Gründen beschränkter wurde. Minamoto-Jiejasou war der Stifter dieses Rats, zu dessen Mitgliedern er treuergebene Diener ernannte, denen er zugleich den Rang von Daimios der niedrigsten Klasse verlieh. Die Ernennung derselben geschah auch später durch den Sgogun, wiewohl auf Präsentation einer oder mehrerer Kandidaten durch den Ministerrat. Der Reichsrat besaß eine sehr umfassende Macht. Er überwachte den Sgogun, um bei demselben nicht die leiseste Regung zu polit. Neuerungen und Reformen aufkommen zu lassen, während zugleich jedes seiner Mitglieder durch alle übrigen fortwährend scharf beobachtet wurde. Derselbe hielt sich von dem wirklichen Zustande des Reichs bis in dessen fernste und innerste Winkel fortwährend genau unterrichtet, sowohl auf dem Wege regelmäßiger, offizieller Kenntnisgabe als auch noch mehr durch die Mitteilungen sehr zahlreicher, über das ganze Reich verbreiteter Spione (japan. O Metske). Die richterliche Macht war nicht von der Administration getrennt. Die Gesetze waren sehr kurz und bestimmt, auch einem jeden Japaner seit seiner frühesten Jugend wohlbekannt; die Jurisdiktion außerordentlich streng, aber unparteiisch. Auf die meisten Verbrechen stand Todesstrafe. Bei vornehmen Verbrechern fand das Harakiri (s. d.), d. h. das entweder freiwillige oder ihnen anbefohlene Bauchaufschneiden, statt. Bei leichtern Vergehen wurden Vornehme auch in buddhistische Mönchsklöster gesteckt oder nach der östlich von Nipon gelegenen kleinen Insel Fatsisiu verbannt. Die provinzielle Regierung wurde in den fünf Kronlandschaften (japan. Golinai Kolf), welche Jiejasou sich und seinen Nachfolgern reserviert hatte, sowie in den sog. fünf kaiserl. Städten Jedo, Miako, Ohosaka, Sakai und Nagasaki und verschiedenen kleinern durch Gouverneure (japan. Go-Bugio) ausgeübt. Dieselben gehörten zur ersten und vornehmsten Klasse der Leibwächter des Sgogun. Für jeden dieser Orte wurden zwei Gouverneure ernannt, die sich, zu gegenseitiger Kontrolle, alle Monate, allein zu Nagasaki alle Jahre ablösten. Sie mußten ihre Frauen und Kinder als Unterpfänder für ihre Anhänglichkeit an den Sgogun stets in Jedo zurücklassen. Jedem von ihnen stand eine Anzahl niederer Beamten (japan. Go-Kuinin), die ebenfalls zur Leibwache des Sgogun gehörten, zur Seite.

Mit Ausnahme der Kronlandschaften und sog. kaiserlichen Städte war das Reich in die Gebiete der Reichsvasallen (japan. Daimio) verteilt, deren Anzahl ursprünglich den 68 Landschaften (japan. Kolf) entsprach, in welche die acht großen Hauptprovinzen (japan. To, d. h. Wege) geteilt wurden. Die Daimios hatten diese Landschaften als erbliche, ihnen von den Mikados erteilte Lehne inne. Es lag aber in dem Interesse von Taiko und Jiejasou, die Macht und den Einfluß dieser Daimios soviel wie möglich zu verringern und mit den ihnen abgenommenen Ländereien ihre Anhänger und Freunde zu belehnen. Daher kam es, daß die Zahl der Daimios während des letzten Sgogunats von 68 auf mehr als 250 gestiegen war, von denen nur noch 18 sog. Koluſio Daimio, d. h. in Besitz alter, ihren

Digitized by Google

Vorfahren von den Mikados verliehener Reichslehne, waren. Alle übrigen waren Lehnsträger des Sgogun. Die Macht dieser Daimios beschränkte sich hauptsächlich auf die Ausführung der von dem Sgogun für das ganze Reich erlassenen allgemeinen Gesetze und Verordnungen. Ihre eigene Gesetzgebung bezog sich nur auf Gegenstände untergeordneter Art. Auch waren ihnen als Ratgeber und um zu verhüten, daß sie von ihrer Macht Mißbrauch machten, Beamte des Sgogun zugefügt, die für alle gesetzwidrigen Handlungen der Daimios der Regierung in Jedo mit ihrem Leben verantwortlich waren. Diese hatten das Recht, wenn der Daimio ihren Ermahnungen und der als weitere Folge hiervon von dem Reichsrat an ihn ergehenden Aufforderung, seine Würde niederzulegen, kein Gehör schenken möchte, denselben zu töten, in welchem Falle sie freilich selbst verpflichtet waren, sich nachträglich durch das Harakiri das Leben zu nehmen. Außer den direkten Abgaben an Geld und Naturalien, welche alle Daimios dem Sgogun jährlich als eine Art von Tribut (japan. Fassal) zu entrichten hatten, lagen ihnen noch verschiedene, aus dem Verhältnis ihrer Lehnspflichtigkeit resultierende Dienstleistungen ob, z. B. der Unterhalt von Truppenkontingenten. Die Einkünfte des Sgogun bestanden in dem Ertrage der Kronlandschaften, sowie dem der fünf sog. Reichsstädte und den unter diesen stehenden kleinern, dem Fassak der Daimios, dem Ertrage der Minen und Bergwerke, sowie endlich dem Überschusse aus dem Handel mit den Niederländern und Chinesen. Die Armee betrug 200000 Mann und bestand aus den Hatamoto genannten Leibwachen des Sgogun (80000 an der Zahl), und den Kontingenten der einzelnen Daimios. Nur die Befehlshaber und höhern Offiziere waren beritten. Mit den Hatamotos wurden eine Menge höherer und niederer Beamtenstellen besetzt. Eine Kriegsflotte bestand seit der Abschließung des Reichs bis 1854 in J. nicht.

In materieller Hinsicht war der Einfluß der neuen Verfassung glücklich. Während mehr als zwei Jahrhunderten herrschte vollkommene Ruhe und die Wohlfahrt des Landes sowie die Bevölkerung nahmen stetig zu. Letztere lernte, infolge ihrer Abschließung, aus den Erzeugnissen ihres eigenen Landes allen Anforderungen selbst eines hochentwickelten, feinern und gebildetern Lebensgenusses zu genügen. Die Gesamtmasse der jährlich von den Niederländern und Chinesen eingeführten ausländischen Gegenstände war zu unbedeutend und wurde absichtlich zu so unnatürlich hohen Preisen beim Verkauf letzter Hand aufgetrieben, daß nur die Allerreichsten und Vornehmsten sich damit in sehr geringer Menge versehen konnten. Außerdem wachte die Regierung zu Jedo fortwährend mit größter Strenge gegen die Einführung fremder Sitten, Gebräuche und Lebensbedürfnisse. Die durch das Abschließungssystem so sehr verminderten Beziehungen zu China hatten auch zur Folge, daß die geistige Kultur der Japaner, eine Tochter der chinesischen, sich immer mehr von dem typischen Formzwange der letztern emancipierte und einen mehr selbständigen und eigentümlichen, der ursprünglichen, von jener der Chinesen durchaus abweichenden Geistesanlage der Japaner mehr entsprechenden Charakter gewann. Zu großer Vollkommenheit brachten es die Japanesen in der Fabrikation des Porzellans und der mannigfachsten größern und kleinern verlackten, teilweise mit Gold, Silber und Perlmutter eingelegten Gerätschaften. Ebenso berühmt sind ihre Metallarbeiten aller Art, von kolossalen, aus Kupfer gegossenen Buddhabildern und prachtvollen Bronzevasen jeglicher Größe und Gestalt bis zu den allerkleinsten, zierlich ciselierten und mit verschiedenen Metallen eingelegten Gegenständen der verschiedensten Art. In der Legierung von Metallen brachten sie es zur Meisterschaft und ihre Säbel sind von unvergleichlicher Härte, Schärfe und Politur. Ebensolche Meister wurden sie in dem Weben und Färben seidener Stoffe, von den allerschwersten Gold- und Silberbrokaten bis zu leichtern Zeugen für täglichen Gebrauch; in der Bereitung unzähliger, für alle möglichen Zwecke dienender, häufig das Leder vertretender Papierarten u. s. w. Ihre xylographierten, häufig mit den naturgetreuesten, schön und korrekt gezeichneten Abbildungen, gleichfalls in Holzschnitt, versehenen Bücher übertreffen die chinesischen sehr an Schönheit. In ihren Schnitzwerken aus Holz, Elfenbein und Bambus zeigten sich, trotz ihrer naturalistischen Auffassung, Spuren wirklichen Kunstgefühls, wie auch häufig auf ihren Gemälden und Zeichnungen. Dem Land- und Ackerbau wurde im ganzen Reiche von der Regierung des Sgogun die größte Aufmerksamkeit und Aufmunterung zuteil und der Landbau erreichte eine außerordentliche Vollkommenheit. Zur Verhütung von Hungersnot unterhielt die Regierung in allen Teilen des Reichs Reismagazine, welche zusammen den mittlern Ertrag einer reichlichen Jahresernte in sich faßten. Für die Erneuerung dieser Vorräte wurde stets gesorgt. Trat nun einmal Mißernte ein, was gerade bei Reis nicht selten stattfindet, so wurde der Reis aus den Regierungsmagazinen gegen einen mäßigen, den von günstigen Jahren kaum überschreitenden Marktpreis an die Bevölkerung verkauft. Ebenso war die Regierung in Jedo für die Aufrechthaltung des außerordentlich lebhaften innern Handelsverkehrs im ganzen Reiche fortwährend besorgt. Wege, Brücken, Gastbäuser jeder Art längs der erstern waren vortrefflich angelegt und unterhalten. Die große Heerstraße zwischen Miako und Jedo in der Landschaft Tokai-do ist ein Meisterstück von Schönheit und Zweckmäßigkeit. Infolge der strengen, überaus wachsamen Polizei und der unparteiischen, aber strengen Kriminalrechtspflege herrschte überall die vollkommenste Sicherheit der Person und des Eigentums. Auch die Stellung und das Verhältnis der verschiedenen Volksklassen zueinander war ein sehr wohlgeordnetes und darauf berechnet, alle Unzufriedenheit und innern Bewegungen zu verhüten. Die Bevölkerung zerfiel nämlich in bestimmte, aber keineswegs so schroff wie die ind. Kasten voneinander geschiedene Klassen: 1) die Daimios; 2) die Sei-mios, oder der auf sie folgende höhere Adel, welche aber gewöhnlich als unterste Rangklasse den Daimios zugezählt wurden, da auch sie sich im Besitz von Lehnen, wiewohl nur kleinern, befanden; 3) die Beamten, Offiziere und Soldaten; 4) die Priester des Sin-to und des Buddhismus; 5) Ärzte, Gelehrte, Künstler u. s. w., insofern sie nicht Beamte des Sgogun und der Daimios waren, wodurch sie höhern Rang und das Recht, zwei Säbel zu tragen, erhielten; 6) die Kaufleute; 7) die Landbauer; 8) Schiffer, Fischer, Handwerker, Arbeitsleute u. s. w. Alle diese verschiedenen Klassen hatten ihre bestimmten Rechte und jede von

Digitized by Google

ihnen war gegen Unterdrückung durch eine höhere geschützt. Auch war der Übergang aus einer niedern in eine höhere Klasse, persönlicher Verdienste wegen, durchaus nicht selten, und eheliche Verbindungen zwischen Personen höherer und niederer Klassen fanden statt. In der Regel ging das Amt, der Erwerbszweig und die Lebensbeschäftigung des Vaters auf den Sohn über. Außerhalb des Verkehrs mit der übrigen Bevölkerung und mit ihr «in keiner Gemeinschaft des Feuers und Wassers» stehend, als «unrein» verachtet und gemieden, waren die Jeta oder Jetori, eine Art von Paria, welche sich mit dem Abdecken des gefallenen Viehs, der Lederbereitung u. s. w. beschäftigten. Aber auch sie hatten ihre Rechte, und ihr Haupt wurde selbst an dem Neujahrstage in den Palast des Sgogun zugelassen, um diesem ein paar Ledersandalen zu überreichen.

Aber die Verfassung hatte auch sehr große Schattenseiten. Die vorgeschriebene Beobachtung einer Menge kleinlicher Gebräuche und Ceremonien nahm den besten Teil der Zeit weg und machte die Gesinnung selbst mehr und mehr kleinlich. Bei aller Geschäftigkeit und unermüdlichem Fleiße der Japaner zeigte sich nirgends höheres Streben, Ehrgeiz und hierdurch geleitete Thätigkeit. Noch nachteiliger, ja in hohem Grade entsittlichend, wirkte die Regierung auf die Gesinnung des Volks durch das tausendgliederige, über das ganze Land verbreitete Spioniersystem. Sie bediente sich desselben als eines Hauptmittels, um von allem, was selbst im Innersten der Familien geschah, unterrichtet zu bleiben. Hiervon aber waren Mißtrauen und Argwohn im gegenseitigen Verkehr selbst nahestehender Personen, übertriebene äußere Höflichkeit, Augendienerei, Falschheit und Unzuverlässigkeit die unausbleiblichen Folgen. Auch benutzte die Regierung den Hang der Japaner zu sinnlichen Ausschweifungen zu ihren Absichten. Aus diesem Grunde waren das Bordellwesen und die öffentliche Prostitution für die Regierung eine Sache von größter Wichtigkeit, ausgebreiteter als in irgend einem andern Lande und eigentümlich organisiert. Die hierzu gehörenden Anstalten bildeten die einzigen öffentlichen Vergnügungsorte der Japaner, und ihr Besuch war mit keiner Schande verbunden. Die Regierung begünstigte und beschützte dieselben als vortreffliches Mittel zur Beobachtung und Überwachung eines großen Teils der Bevölkerung.

Die Regierung des Sgogun hatte bis zur Mitte des 19. Jahrh. alle Ansuchen auswärtiger Mächte, um mit J. in Handels- und Freundschaftsbeziehungen zu treten, mit rücksichtslosester Konsequenz zurückgewiesen. Die Engländer, welche 1674 nach J. kamen, um ihre frühern, 1623 freiwillig aufgegebenen Handelsverbindungen mit diesem Lande wieder anzuknüpfen, wurden abgewiesen. Letzteres widerfuhr auch den russ. Gesandten Laxman 1782 und Resanow, der sich vom 9. Okt. 1804 bis 19. April 1805, ohne etwas zu erreichen, in der Bai von Nagasaki aufhielt. Ebenso erfolglos blieben neuere Versuche der Engländer 1803 und 1811 und gleichfalls die Sendungen eines franz. Geschwaders nach J. unter Admiral Cecille, sowie eines nordamerikanischen unter Commodore Biddle, beide 1846. Dessenungeachtet aber war seit der Erwerbung von Californien durch Nordamerika und dem Entstehen von San-Francisco, seit der teilweisen Öffenstellung von China infolge des Friedens von Nanking 1842 und der großen Zunahme des Walfischfangs, hauptsächlich durch engl. und nordamerik. Schiffe, in den japan. Meeren, welche dieselben zu sehr befahrenen gemacht hatte, mit vieler Sicherheit anzunehmen, daß die Regierung zu Jedo sehr bald nicht mehr im Stande sein würde, das System der Abschließung von der Außenwelt aufrecht zu erhalten. Den Nordamerikanern war es vorbehalten, durch eine aus 12 Kriegsschiffen bestehende und von Commodore Perry ebenso einsichtsvoll als energisch geleitete Expedition, welche 8. Juli 1853 in der Bai von Jedo erschien, die verschlossenen Pforten des Japanischen Reichs zu öffnen. Am 31. März 1854 wurde zu Kanagawa ein Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen J. und Nordamerika geschlossen, dessen Ratifikationen 21. Febr. 1856 zu Simoda ausgewechselt wurden. Die amerik. Schiffe erhielten Zugang zu Simoda auf Nipon und Hakodate auf Jesso. Ein von den Engländern 14. Okt. 1854 zu Nagasaki durch Admiral Stirling den Japanern abgedrungener und 9. Okt. 1855 ratifizierter Vertrag öffnete denselben außer den genannten Häfen auch noch Nagasaki. Dieselben Häfen wurden auch den Russen unter Admiral Putjatin in einem 7. Febr. 1855 zu Nagasaki geschlossenen und 7. Dez. 1856 ratifizierten Handels- und Grenzvertrage offen gestellt. J. entsagte hierbei seinen Ansprüchen auf die Kurilen nördlich von Urup. Den erwähnten Verträgen folgten bald nachher neue, und zwar mit Nordamerika 17. Mai 1857, ratifiziert zu Washington 30. Mai 1858; mit den Niederländern, die schon durch einen Handelsvertrag vom 30. Jan. 1856 aus ihrem frühern Verhältnis auf der Insel Desima herausgetreten waren und gleiche Freiheiten wie Amerika, Rußland und England erhalten hatten, 23. Aug. 1856, 16. Okt. 1857 und 18. Aug. 1858; mit England unter Lord Elgin 27. Aug. 1858; mit Frankreich unter Baron Gros 9. Okt. 1858, ratifiziert 22. Sept. 1859. Den Vertragsmächten wurden vom 1. Jan. 1859 an die Häfen Hakodate, Nagasaki und Kanagawa, vom 1. Jan. 1860 an Niegata und ein anderer Hafen an der Westküste von Nipon, vom 1. Jan. 1863 an auch Hiogo offen gestellt. Den Ausländern ward erlaubt, an den genannten Orten Grundbesitz zu erwerben, Häuser und Kirchen zu bauen, ihre Religionsgebräuche auszuüben, auch vom 1. Jan. 1862 an sich des Handels wegen in Jedo niederzulassen. Ihre Gesandten und Konsuln sollten das Innere des Landes bereisen können. Von der Einfuhr ward nur Opium, von der Ausfuhr nur gemünztes Kupfer ausgeschlossen. Unter gleichen Bedingungen schlossen auch Portugal 1860 und Preußen durch Graf Eulenburg für sich und den Zollverein 24. Jan. 1861 und die Schweiz 6. Febr. 1864 Handelsverträge mit J. Spätere Handelsverträge schloß J. mit Belgien 1866, mit Schweden und Norwegen 1868, mit dem Norddeutschen Bunde 1868, mit Österreich-Ungarn 1869, sowie später auch noch mit den Sandwichinseln und China.

Mit dem Abschluß schon von den ersten dieser Handels- und Freundschaftsverträge mit dem Auslande hörte auch das von dem dritten Sgogun der letzten Dynastie derselben, Minamoto-no-Jje-Mitsu, für die Japaner erlassene Verbot, ihr Vaterland zu verlassen, auf. Schon 1860 besuchte eine Gesandtschaft des Sgogun Nordamerika und eine zweite 1862 die Weltausstellung in London und mehrere

Digitized by Google

europ. Höfe. Von dem auf diese Weise gänzlich veränderten Verhältnis des Japanischen Reichs zu dem Auslande war aber die Erschütterung und hierauf der Umsturz des Sgogunates die unvermeidliche Folge. Zugleich aber trat auch, bei der großen Befähigung der Japaner für die Aufnahme fremder Bildungselemente, eine neue Kulturperiode für sie ein. Denn alle Quellen moderner europ. Wissenschaft, Kunst und Industrie standen ihnen mit einem male offen. Als Perry zuerst 1853 der Regierung zu Jedo den Handelsvertrag abnötigte, war seit 17 Jahren Minamoto-no-Jiejosi Sgogun, ein verständiger und wohlgesinnter Fürst. Derselbe wurde, weil er seine Zustimmung zu dem Vertrage mit Nordamerika gegeben hatte, auf Anstiften der konservativen Partei entweder ermordet oder aber, wie andere meinen, zum Selbstmord durch Bauchaufschneiden genötigt. Ihm folgte sein minderjähriger Sohn, Minamoto-no-Jiesada, unter der Vormundschaft des Regenten (japan. Gotairo) Jie-Kamon-no-Kami. Hauptvertreter des Konservativismus und der feindlichen Gesinnung gegen die Regierung war der Daimio von Mito. Auf ihn lenkte sich ein starker Verdacht, daß er, um das Sgogunat an sich zu bringen, Jiesada vergiftet habe, als dieser 1857 plötzlich ohne Thronerben starb. Nach der von Jiejasou getroffenen Bestimmung mußte nämlich, im Fall, daß ein Sgogun starb, ohne natürliche Nachfolger zu hinterlassen, das Sgogunat auf die dem Hause Minamoto nahe verwandten Daimios von Mito, Kidjou und Owari übergehen. Der Regent Jie-Kamon-no-Kami setzte aber durch, daß der Daimio von Kidjou zum Sgogun ernannt, der von Mito seiner Würden und Rechte entsetzt, dagegen der Sohn desselben zum Sgogun bestimmt wurde, im Fall daß der neuerwählte, damals ebenfalls noch minderjährige Sgogun Minamoto-Jie-Motsi ohne Erben sterben würde. Dieses letztere fand 19. Sept. 1866 statt und nun folgte in dem Sgogunate unter dem Namen Hitotsubashi oder Stotsbashi der erwählte Sohn des Fürsten von Mito. Der Regent Kamon-no-Kami war schon 24. März 1860 auf Anstiften des letztern ermordet und dieser selbst von einem nahen Verwandten des Regenten 1861 aus Rache erschlagen worden.

Bei der eigentümlichen Einrichtung der japan. Staatsmaschine konnte es nicht fehlen, daß die Veränderung, welche sie durch die Offenstellung der Häfen und die Zulassung der Ausländer in J. erlitten hatte, die Macht des Sgogun in ihren Grundfesten erschütterte. Sehr bald machten sich der Regierung zu Jedo feindliche Parteien mehr und mehr geltend, an deren Spitze die mächtigern der Daimios standen. Ein Teil von ihnen, hauptsächlich im Süden des Reichs, namentlich auf den Inseln Kiusiu und Sikok, näherten sich mehr und mehr dem Mikado als ihrem ursprünglichen Lehnsherrn, indem sie die Offenstellung des Reichs durch die Regierung in Jedo für einen willkürlichen Eingriff in die Reichsverfassung erklärten, wodurch das Sgogunat sich selbst seiner Rechtsstellung beraubt habe. Sie hofften durch den Sturz desselben zu ihrer frühern größern Selbständigkeit zurückzugelangen. Der Fremdenhaß, von diesen Daimios geschürt, fand seinen Ausdruck in einer Reihe von Mordthaten, deren erstere hauptsächlich von dem Fürsten von Mito ausgingen. Opfer hiervon waren zuerst ein Offizier, ein Beamter und ein Matrose eines russ. Kriegsschiffs; hierauf ein Diener der franz. und ein Dolmetscher der engl. Gesandtschaft und wenig später (1860) zwei holländ. Schiffskapitäne. Am Abend des 15. Jan. 1861 wurde Heusken, Sekretär und Dolmetscher der nordamerik. Gesandtschaft, in einer Straße von Jedo erschlagen, und 6. Juli 1861 fand daselbst ein nächtlicher Anfall auf die Wohnung des engl. Gesandten, Sir Rutherford Alcock, statt, bei welcher Gelegenheit derselbe, sowie zwei seiner Gesandtschaftssekretäre verwundet wurden. Am 14. Sept. 1862 wurden die Engländer Lenox Richardson, Clarke, Marshall und Mrs. Borodaile auf einem Spazierritte zwischen Kanagawa und Kawasaki in der Nähe von Jokuhama angegriffen und Richardson erschlagen.

Die Stellung der Europäer in J. wurde immer unsicherer und bedenklicher. Hierzu trug wesentlich die zunehmende Schwäche der zwischen den Parteien schwankenden Regierung des Sgogun bei. Die von ihr zum Zwecke des Schutzes und der Sicherheit der Ausländer erlassenen Befehle wurden nicht nur von den den Fremden feindlichen Daimios wenig beachtet, sondern aus ihrer eigenen Haltung ging auch unzweideutig hervor, daß sie es mit den mit dem Auslande geschlossenen Handels- und Freundschaftsverträgen keineswegs aufrichtig meine. Im März 1863 verlangte Graf Russell, daß der engl. Gesandte bei dem Sgogun darauf andringen solle, daß die Regierung desselben wegen des Anfalls auf die engl. Gesandtschaftswohnung Abbitte und zugleich einen Schadenersatz von 440 000 Doll. leiste, den Erben von Lenox Richardson wegen der Ermordung desselben aber 170 000 Doll. auszahle und zugleich den Daimio Shimadsu, der die Veranlassung dazu gegeben, hinrichten lasse. Der ersten Hälfte von der Forderung des engl. Ministeriums konnte die Regierung entsprechen, die Hinrichtung von Shimadsu aber war ihr unmöglich, da der letztere sich bei seinem mächtigen Vilegesohn und Verwandten, dem Daimio von Satsuma, aufhielt und dieser die Auslieferung seines Verwandten verweigerte. Am 24. Juni zeigte der Reichsrat den europ. Gesandten und Konsuln an, der Sgogun habe von dem Mikado, dem eigentlichen Gebieter über J., die Weisung erhalten, die den Fremden geöffneten Häfen wieder zu schließen. Die Vertreter des Auslandes gaben aber nicht nach. Der engl. Admiral Kuper begab sich im August desselben Jahres vor Kagosima, der stark befestigten und gut verteidigten Hauptstadt des Fürsten von Satsuma, mußte aber bald, ohne großen Schaden angerichtet zu haben, wieder von dort zurückkehren. Die Auslieferung von Shimadsu unterblieb, dagegen aber bezahlte Satsuma später die von ihm für die Erben von Richardson verlangten 170 000 Doll. Im folgenden Jahre wurden von dem Daimio von Nagato in der Straße von Simonoseki, zwischen Kiusiu und Nipon, Feindseligkeiten gegen europ. Schiffe verübt. Infolge hiervon rückte im Sept. 1864 ein aus engl., franz., holländ. und nordamerik. Schiffen bestehendes Geschwader unter dem engl. Admiral Kuper vor Simonoseki, zerstörte die Festungswerke daselbst, führte sämtliche Kanonen fort und zwang den Fürsten von Nagato, die Straße von Simonoseki für alle Zeiten offen zu stellen und mehrere Millionen Kriegsentschädigung zu zahlen. Hierauf begaben sich die Repräsentanten der vier Mächte mit der Flotte vor Jedo, wo sie,

Digitized by Google

ach einer Konferenz mit dem Reichsrate (5. und Okt.), erwirkten, daß die Regierung des Sgogun e Garantie für die von dem Fürsten von Nagato zahlende Kontribution übernahm, ihn seiner Würden entsetzte, den fremden Gesandten das Recht ugestand, sich in Jedo aufzuhalten, und sich zugleich erpflichtete, den Mikado zur Anerkennung der von em Sgogun mit den fremden Mächten geschlossenen Verträge zu bewegen. Bald nachher, 21. Nov. 1864, urden zu Kamakura wieder zwei engl. Offiziere rmordet, und 21. April 1865 beschloß die Regierung des Sgogun in Übereinstimmung mit dem Mikado, daß alle Angehörige der Staaten, zwischen enen und J. keine Verträge stattfänden, aus dem ande entfernt werden sollten.

Die Machtlosigkeit und Unzuverlässigkeit der Regierung zu Jedo wurde von Tag zu Tag deutlicher, gleichem Maße aber erstarkte das Ansehen und ie Macht des Mikado dadurch, daß sich die mächtigern Daimios von Kiusiu, Sikok'f und dem südl. Nipon immer fester an ihn anschlossen. Jetzt entand in J. ein Bürgerkrieg. Der Fürst von Naato stand mit einer Anzahl anderer Daimios, nter ihnen auch Satsuma, gegen den Sgogun auf. Dieser anfangs für den Sgogun unglückliche, später ber günstigere Krieg dauerte bis Ende 1867. Am 9. Sept. 1866 starb der Sgogun Minamoto-Jie-Motsi und ihm folgte Stotsbashi oder Hitotsubashi, er Sohn des Fürsten von Mito, ein kluger, enerischer, freisinniger und für den unbeschränkten Verkehr mit dem Auslande gestimmter Mann. Zuerst schickte er einen Gesandten nach Petersburg, m mit der russ. Regierung ein Übereinkommen hinsichtlich der Rußland und J. gemeinschaftlich ehörenden Insel Sachalin zu treffen, wodurch wischen den Unterthanen beider Länder häufig attfindende Zwistigkeiten wegfielen. Es kam zu inem vorläufigen Vertrag, der 1875 dadurch, daß J. seiner Ansprüche auf Sachalin entsagte und iergegen die russ. Kurilen erhielt, seinen festen Abschluß erhielt. Alsdann trachtete er die mit den remden Mächten geschlossenen Verträge vollständig ur Ausführung zu bringen und namentlich den Mikado zu bewegen, 1. Jan. 1868 den Hafen von Hiogo und die Stadt Ohosakka dem fremden Verehr zu öffnen. Letzteres fand, zugleich mit der Offenstellung des Hafens von Jedo, auch 29. Jan. 1868 statt. Inzwischen war 3. Febr. 1867 zu Miako der Mikado Komei-ten-no gestorben und sein 7jähriger Sohn Mutsou-Hito als 122. Mikado eit dem Stifter des Reichs ihm nachgefolgt. Das rste Geschäft desselben war die Beilegung des Streites zwischen dem Sgogun und dem Daimio von Tjosjou-Nagato und den andern, diesem verbündeten Fürsten. Als bei einer Zusammenkunft von Daimios mit dem Mikado die Abschaffung des Sgogunates zur Sprache kam, erklärte Stotsbashi, dem kurz vorher, 18. Okt. 1867, der Mikado den höchsten Ehrentitel, Kubo-Samo, verliehen hatte, ich 8. Nov. bereit, die Reichsregierung niederzuegen. Der Mikado nahm die Abdankung nicht an, berief aber eine Versammlung der Daimios zur Änderung der Verfassung nach Miako, an welcher jedoch die des Nordens und Ostens von Nipon unter dem Vorgeben, daß sie mit der bestehenden Verfassung zufrieden seien, teilzunehmen verweigerten. Stotsbashi erließ 17. Nov. eine Proklamation, worin er erklärte, daß die veränderten Beziehungen des Staats zum Auslande eine einheitliche Regierung, und zwar die des Mikado allein, notwendig machten, und daß für die Feststellung einer neuen Reichsverfassung ein beschließender Rat berufen werden müßte. Im Dez. 1867 wurden die Vertreter des Auslandes, welche sich zu Ohosakka in der Nähe des Sgogun befanden, von dem Zurücktritt desselben und daß der Mikado fortan alleiniger Herrscher in J. sei, unterrichtet.

Stotsbashi aber hatte sich bei der Niederlegung des Sgogunats nicht auch schon gleichzeitig aller faktischen Macht entäußert, da er selbst den Übergang des Reichs zu einer neuen Verfassung leiten wollte. Die ihm feindlichen Daimios, namentlich Satsuma, wußten aber den Mikado zu bewegen, das Sgogunat für abgeschafft und Stotsbashi aller seiner Ämter, Würden und Titel verlustig zu erklären. Hierauf begab sich Stotsbashi mit gegen 30000 Mann Truppen von Ohosakka nach Miako, um die ihm feindlichen Daimios von dort zu vertreiben und wieder Herr der Situation zu werden. Bei Fushimi, halben Wegs zwischen beiden Städten, kam es 26. Jan. 1868 zu einer dreitägigen Schlacht zwischen ihm und den Daimios von Satsuma und Nagato, in der die letztern Sieger waren. In einem fast gleichzeitigen Seegefecht vor Jokuhama aber unterlagen die Schiffe von Satsuma. Stotsbashi zog sich von Fushimi nach Ohosakka zurück, wo er sich 30. Jan. nach Jedo einschiffte, um sich daselbst in das buddhistische Kloster Oujeno zurückzuziehen. Die Anhänger des Mikado verfolgten die von Stotsbashi, rückten in Ohosakka ein, sprengten das Schloß des Sgogun in die Luft, legten einen Teil der Stadt in Asche und rückten dann nach Hiogo vor. Bei ihrem Einzug daselbst, 4. Febr., fielen Schüsse auf das Zollamtsgebäude, den Aufenthalt der europ. Gesandten, und verwundeten drei Europäer. Die Japaner wurden aber durch die amerik., engl. und franz. Wachtmannschaften, denen sich bald nachher die Matrosen und Seesoldaten der vor Hiogo liegenden Kriegsschiffe anschlossen, in die Flucht geschlagen. Der Mikado ließ den Vertretern des Auslandes eine Entschuldigung hierfür machen, versprach den Ausländern seinen Schutz sowie Aufrechthaltung ihrer Verträge mit dem Sgogun und lud die Gesandten ein, sich nach Ohosakka zurückzubegeben. Der Offizier, der eigenmächtig den Befehl zum Schießen auf das Gesandtschaftsgebäude gegeben, wurde zum Tode verurteilt. Dessenungeachtet aber fand schon 8. März wieder ein Angriff auf die Bemannung einer Dampfschaluppe des franz. Kriegsschiffs Dupleix statt, wobei 10 Franzosen getötet wurden. Die Hinrichtung der bei dem Angriff auf die Schaluppe am meisten beteiligten 11 Japaner schon am 16. März gewährte hierfür vollständige Genugthuung. Der Mikado legte überhaupt mehr und mehr das Bestreben an den Tag, die Beziehungen zwischen J. und dem Auslande zu befestigen. Der 23. März war zu dem ersten Empfange des franz., engl. und niederländ. Gesandten bei dem Mikado zu Miako bestimmt. Die von Preußen, Italien und Nordamerika, welche sich von Hiogo nach Jokuhama begeben hatten, sollten nach ihrer Rückkehr von dort von ihm empfangen werden. Aber nur der franz. Gesandte, Léon Roches, hatte den 23. Audienz. Denn als der engl. Gesandte, Sir Harry Parkes, sich nach dem Palast des Mikado begab, geschah auf ihn und seine Eskorte ein Angriff durch mehrere Japaner, wodurch

Digitized by Google

12 Menschen und 4 Pferde verwundet wurden. Die Angreifer wurden aber ohne Mühe unschädlich gemacht. Die Audienz von Parkes konnte infolge hiervon erst 26. März stattfinden. Der Mikado versprach strenge Bestrafung der Schuldigen, Schadlosstellung der Verwundeten und die Verhütung ähnlicher Angriffe für die Zukunft durch Androhung der schwersten Strafen. Die Hauptschuldigen wurden hingerichtet, die Verwundeten entschädigt.

Mit dem Zurückzuge von Stotsbashi nach Oujeno war aber der Bürgerkrieg nicht beendigt. Er gewann jetzt erst größere Ausdehnung. An die Spitze der den südl. Daimios und dem Mikado feindlichen Fürsten der Nordprovinzen stellte sich ein Bruder von Stotsbashi sowie der Daimio Aidsen. Dieser schlug die Truppen des Mikado 10., 17., 22. Mai in der Nähe von Jedo; 2. Juni ward ein Oheim des Mikado, der zu den eifrigsten Gegnern von Stotsbashi gehörte, in Jedo ermordet. Auch der Oberpriester von Miako trat gegen den Mikado auf. Am 4. Juli machten die Truppen des Mikado einen Anfall auf Jedo, wurden zurückgeschlagen, waren aber am folgenden Tage glücklicher. Bei dieser Gelegenheit ging die Hälfte der Stadt in Flammen auf. Der Bürgerkrieg, von dem indessen die in den Vertragsstädten weilenden Fremden nur indirekt berührt wurden, dauerte unter wechselndem Glück fort und fand seinen Abschluß hauptsächlich dadurch, daß sich 6. Nov. 1868 Aidsen, Sendai und andere mächtige Daimios des Nordens dem Mikado unterwarfen, während die Zahl der Anhänger von Satsuma sich fortwährend verminderte und derselbe sich endlich in seine Provinz zurückziehen mußte. Im Dezember war der Mikado im Besitz voller Herrschermacht. Am 2. Dez. hielt er seinen Einzug in Jedo und 13. Febr. 1869 wurden in öffentlicher Audienz die fremden Gesandten von ihm empfangen, die während des Bürgerkriegs eine neutrale Stellung eingenommen hatten.

Damit begann aber für J. eine so gänzliche und so schnell fortschreitende Umgestaltung seiner sämtlichen Staats- und Bildungsverhältnisse, wie die Weltgeschichte kein zweites Beispiel darbietet. An der Spitze dieser immer weiter eilenden Fortschrittsbewegung steht der jugendliche Mikado Mutsu-Hito (geb. 3. Nov. 1851), sie mit ebenso vieler Klugheit als Kraft und Konsequenz leitend, dem zur Seite sich eine Anzahl gleichgesinnter höchster Beamten befindet, die entweder ihre Bildung in europ. Ländern oder Nordamerika genossen oder doch diese Länder bereist und das spezifische Wesen der europ. Kultur der Gegenwart, ihre Wirkung und Ausstrahlung nach allen Seiten hin, durch eigene Anschauung kennen gelernt und begriffen haben. Die wichtigste der sich rasch nachfolgenden Reformen war die Aufhebung des Verhältnisses der Daimios als erblicher Lehnsträger des Mikado zu dem Reiche. Diese Maßregel, welche J. aus einem Feudalstaate in eine absolute, später sich zu einer konstitutionellen gestaltenden Monarchie umschuf, wurde durch den Mikado mittels einer Berufung sämtlicher Daimios nach Jedo behufs gemeinsamer Beratung über die Angelegenheiten des Reichs eingeleitet. Wegen Rangstreitigkeiten teilten sich die Daimios in eine höhere und eine niedere Kammer, von denen die letztere 18. April, die erste 3. Juli tagte. In dieser wurde die Wiedererhebung des Sin-to-Kultus zur Staatsreligion, die
der Daimiowürde, die Ernennung der
erblichen Gouverneuren der Landschaften,
als Lehn besessen und jetzt wieder an den
zurückgegeben hatten, die Verschmelzung des
torialen Adels, der Daimios, mit dem
Mikado, den Kuges, zu einem
Kuazoku genannten, beschlossen. Hiervon
die fremden Gesandten 23. Sept. 1869 in
gesetzt. Die Ernennung der Daimios zu
Gouverneuren der früher von ihnen als
gehabten Landschaften hatte dieselben,
ter anderm Namen, doch faktisch fortbestehen
Der Sache selbst wurde erst 29. Aug.
dem Mikado, an den sich in letzter Zeit die
Satsuma, Tjosjou-Nagato, Fizen, Tosa
fester angeschlossen hatten, durch einen
ein Ende gemacht. Den Daimios wurde
sich von Ende Oktober an als einfache
in Jedo niederzulassen, unter Zusicherung
Zehnteils ihrer frühern Landeseinkünfte.
frühern Lehne wurden eingezogen und
gierungsbeamte verwaltet. Jedermann
Zukunft zu Staatsämtern zugelassen
nen und die Wahl zu den höchsten
durch Kenntnisse und Geschicklichkeit,
durch vornehme Geburt bedingt werden.

Hieran schloß sich, ebenfalls 1871, eine
teilung des Reichs in drei Städte
Miako und Ohosakka, und 44
(Ken). Jedo erhielt den offiziellen
d. h. Hauptstadt des Ostens, Miako
alten, Kioto, oder Hauptstadt des Westens.
wurde Residenz und das Schloß des
selbst Wohnsitz des Mikado. Die
den Kurilen bildet ein besonderes
unter dem Namen Hokkaido und
Fall mit den unter einem von dem
nannten Vizekönig (japan. Wo) stehenden
Kius. Beide letztern Kens sind der
für die Kolonien (japan. Kai-ta-
geordnet. An der Spitze der übrigen
ein Präfekt oder Präsident (japan.
Unterpräfekt (Gon-Rei) mit einem
(San-ji) und einem zweiten (Gon-San-ji)
unter diesen Beamten ein Ten-ji und
den einzelnen provinzialen Verwaltungs-
vorstehen. In den drei Städten stehen
verneur (Chi-ji), ein Untergouverneur
an der Spitze der Verwaltung. Die
sten Beamten sind dieselben wie in den
der Spitze der Staatsgeschäfte steht das
(Staatsrat) mit drei Präsidenten
(Sangi), von denen die meisten zugleich
Ministerien sind. Die Ministerien belaufen
elf, nämlich das Ministerium des Auswärtigen,
Innern, der Finanzen, des Kriegs, der
Unterrichts, für Landwirtschaft und Handel,
öffentlichen Arbeiten, der Justiz, des
und das der Posten. Alle diese Ministerien
soweit es die lokalen Verhältnisse erlauben,
Europa nachgebildet. Außerdem besteht
roïn (Senat), gegenwärtig aus
meist ehemaligen höhern Beamten zusammengesetzt,
ferner das Sanjiin (conseil d'état),
21 Assessoren. Oberster Gerichtshof ist das
nin, aus 19 Richtern der obern Klassen gebildet.
früher barbarische und unerbittlich strenge
justiz ist bedeutend gemildert worden.

wesen wurde 1872 nach dem Muster des englischen von Fitzroy Rice umgeformt. Statt der frühern, aus den Kontingenten der Daimios und den Truppen des Sogogun bestehenden Heeresmacht wurde eine stehende Armee aus Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Genietruppen und eine Kriegsflotte geschaffen. Andere wichtige Neuerungen sind die Einrichtung eines Generalpostamts (1873), um die überseeische Post von J. aus selbst zu leiten; die Einführung der europ. Gregorianischen Zeitrechnung, indem der 1. Jan. 1873 zum 1. Jan. des J. 2533 seit der Stiftung des Reichs kreiert und die Einteilung des Jahres in 12 Monate, 52 Wochen und jede Woche in 7 Tage geteilt wurde; die Einführung des nordamerik. Münzsystems (1871), die Gründung von Bankinstituten nach europ. Muster, von Assekuranzgesellschaften u. s. w. Auch entstanden Eisenbahnen und Telegraphenverbindungen.

Im Widerspruch mit dem so äußerst regen Bestreben der Regierung des Mikado, die Kultur des Westens in J. einzubürgern, steht ihre fortdauernde Abneigung gegen das Christentum. Den Fremden wurde die freie Ausübung desselben erlaubt, der Übertritt zu ihm den Japanern aber verboten. Als bald nach der Offenstellung der japan. Häfen sich auf Kiusiu, namentlich in der Nähe von Nagasaki, durch die Thätigkeit französischer kath. Missionare christl. Gemeinden bildeten und die Zahl der Neugetauften täglich zunahm, ließ die Regierung 16. Juli 1867 170 japan. Christen in das Gefängnis werfen, verurteilte 1868 4100 zur Deportation und erließ im Jan. 1870 neue geschärfte Befehle gegen den Übertritt zum Christentum, indem zugleich 3000 Christen in die verschiedenen Provinzen verteilt wurden. Erst 1873 gab die Regierung dem fortgesetzten energischen Andringen der Vertreter des Auslandes nach und versprach 21. Febr., fortan von allen Verfolgungen der japan. Christen abstehen zu wollen. Auch der Buddhismus wird jetzt, als nicht ursprüngliche und nationale Religion, nur noch geduldet. Seine zahlreiche Geistlichkeit verarmt und seine prachtvollen und reichgeschmückten Tempel verfallen zusehends. Eine beträchtliche Anzahl metallener Buddhastatuen und kolossaler kunstreich gegossener Glocken, dem Gewicht nach viele Centner, sind aus den Buddhistentempeln und Klöstern als altes Kupfer nach England und Nordamerika verkauft worden. Auch erließ die Regierung Gesetze, wie z. B. das vom 12. Jan. 1873, welches den zahlreichen buddhistischen Mönchen, Priestern und Nonnen zu heiraten erlaubte, das Verbot des Fleischgenusses aufhob, ihnen verstattete, bürgerliche Kleidung zu tragen u. a. m., wodurch der Buddhismus in seinem Innersten erschüttert wurde. Eine sehr wichtige Neuerung war auch die Bildung eines Parlaments, welches durch eine Proklamation des Mikado vom 14. Tage des 4. Monats des 8. Jahres der Periode Mei-tsi eingeleitet und 20. Juni 1875 in Kioto durch den Mikado in Person eröffnet wurde.

Das Verhältnis von J. zu dem Auslande war während dieser Periode fortschreitender Reformen nur vorübergehend durch Verwickelungen mit Korea und China getrübt. Die letztern fanden wegen der Besetzung eines Teils von Formosa (s. d.) 1874 durch die Japaner statt, infolge der Ermordung der Bemannung eines japan. Schiffs durch die Bevölkerung dieser Insel. Ein Krieg zwischen China und J. schien unvermeidlich. Durch die Vermittelung des engl. Gesandten Sir Harry Parkes kam das Zerwürfnis beider Staaten aber dennoch 31. Okt. zu einem gütlichen Austrage. China bezahlte den Japanern 500000 Thails Entschädigung und diese verließen Formosa wieder. Den Verwickelungen mit Korea (s. d.) lag der Umstand zu Grunde, daß der Beherrscher dieses Reichs, der einzige ostasiat. Fürst, welcher jetzt noch an dem System gänzlicher Abschließung von dem Auslande festhält, sich anmaßte, dem Mikado Vorwürfe über die Reformen zu machen, sich sogar 1872 erdreistete, demselben zu befehlen, seine Residenz nach Kioto zurückzuverlegen und ihm dafür, daß er gewagt habe, ohne seine Erlaubnis nach Tokio überzusiedeln, mehrere Millionen Dollars zu bezahlen. J. begnügte sich damit, seine Faktorei zu Fusankai an der Küste von Korea einzuziehen und alle Beziehungen zu dem Beherrscher dieses Landes abzubrechen. In J. selbst offenbarte sich während dieser Zeit in Aufständen der Bevölkerung verschiedener Provinzen wiederholt das Bestreben, der fortschreitenden Reform aller innern Verhältnisse Einhalt zu thun. Diese reaktionären Bewegungen, die auch im Brande des kaiserl. Palastes zu Tokio 5. Mai 1873 und im Mordversuche auf den Premierminister Iwakura Tomomi, 14. Jan. 1874, Ausdruck fanden, wurden aber ohne Mühe unterdrückt.

Im Okt. 1873 wurde die erste japan. Notenbank in Tokio gegründet; es folgte hierauf eine zweite in Ohosakka, welche später ebenfalls nach Tokio verlegt wurde, dann eine zu Jokuhama und eine zu Nijgata. Das Bankgesetz von 1876 nahm die Gesetzgebung über das Zettelbankgeschäft der Vereinigten Staaten als Vorbild an. Am 1. Juli 1877 trat J. dem Weltpostverein bei. Eine lebhafte Agitation strebte die Abänderung der Zollverhältnisse an, und am 1. Juli 1879 wurde der Ausfuhrzoll auf eine ganze Reihe von früher zollpflichtigen Gegenständen aufgehoben. Auch beansprucht die japan. Regierung das ausschließliche Recht, Tarife festzusetzen und alle auf den fremden Handel bezüglichen Verordnungen in den diesem geöffneten Häfen zu treffen. Nachdem schon 1876 eine Ausstellung japan. Landeserzeugnisse stattgefunden hatte, wurde 1. März 1881 die zweite Nationalausstellung durch den Mikado in Person eröffnet, welche von 31000 Ausstellern beschickt worden war. Regierung und öffentliche Meinung wendeten sich entschieden den deutschen Heereseinrichtungen zu; am 27. Okt. 1879 wurde die Wehr- und Heerordnung veröffentlicht, welche, gänzlich nach deutschem Muster geschaffen, auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht ruht; die bis dahin in J. thätig gewesene franz. Militärkommission verließ 1880 das Land.

Was die Territorialveränderungen J.s in neuester Zeit anbetrifft, so wurde 1875 auch der südl. Teil der Insel Sachalin an Rußland abgetreten; dagegen vergrößerte sich das Areal des Staats 1876 durch die Besitzergreifung der Bonin-Inseln; ferner wurden im Juni 1879 die Liu-Kiu-Inseln, welche bis dahin den Herrscher von J. nur als ihren Lehnsherrn anerkannt hatten, unter dem Namen Okinawa-Ken dem Japanischen Reiche einverleibt; der König dieser Gruppe, Shotai, wurde nach Tokio berufen und ihm hier ein Palast zum Aufenthalt angewiesen. Die Beziehungen J.s zu den europ. Mächten waren die besten; am 23. Mai 1879 besuchte Prinz Heinrich von Preußen mit der deutschen Korvette «Prinz Adalbert» Tokio, wo er vom

Digitized by Google

Mikado auf das zuvorkommendste empfangen wurde, und im August desselben Jahres erschien hier die ital. Korvette «Pisani» mit dem Herzog von Genua als Kommandanten an Bord. Auch der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, General Grant, hatte kurze Zeit vorher das Land bereist. Das Deutsche Reich machte Jokuhama zu einer Flottenstation.

Dagegen erregten Ende Okt. 1876 die ihrer Vorrechte und Einkünfte beraubten Samurai (Adeligen) auf Kiusiu einen Aufstand, der sich bald nach dem Südwesten Nipons fortpflanzte; erst nach neunmonatlichem blutigen Kriege wurde im Sept. 1877 diese Rebellion auf Kiusiu unterdrückt. Auch von andern Unglücksfällen wurde J. in der neuesten Zeit sehr schwer betroffen; von Mitte Juni 1878 bis in den Okt. 1879 wütete die von Kiusiu nach Nipon eingeschleppte Cholera, zumeist in Hiogo und Ohosaka; trotz sofort angeordneter Quarantänemaßregeln, wegen deren es sogar zu einem vorübergehenden Konflikt mit dem deutschen Gesandten von Eisendecher kam, ließ sich dennoch die Seuche nicht völlig lokalisieren. Große Feuersbrünste suchten 1879 Jokuhama, Tokio und Hakodate heim; letztere Stadt sank dabei zur Hälfte in Trümmer. In der Nacht vom 21. zum 22. Febr. 1880 fand von Tokio bis über Jokuhama hinaus ein Erdbeben statt, welches als das stärkste seit demjenigen von 1855 bezeichnet wird. In Tokio war die Zerstörung sehr bedeutend, noch größer in Jokuhama.

Litteratur. Außer den ältern Werken von Kämpfer (s. d.), Thunberg (s. d.), Titsing, Meilan, Golownin und Siebold (s. d.) sind von neuern Schriften über J., deren Zahl eine sehr große ist, besonders hervorzuheben: Mac Farlane, «J., an account geographical, physical and historical» (Lond. 1852); Fraissinet, «Le Japon» (2 Bde., Par. 1856; 2. Aufl. 1864); Georges Bousquet, «Le Japon de nos jours et les échelles de l'extrême Orient» (2 Bde., Par. 1877); Hawks «Bericht über die nordamerik. Expedition unter Perry» (3 Bde., Neuyork 1856); Neumann, «Das Reich J. und seine Stellung in der westöstl. Bewegung» (Münch. 1857); Lühdorf, «Acht Monate in J.» (Brem. 1858); die verschiedenen Reisewerke von W. Heine (s. d.); Alcock, «The capital of the Tycoon» (2 Bde., Lond. 1863); Fortune, «Yedo and Peking» (Lond. 1863); der offizielle Bericht über «Die preuß. Expedition in Ostasien» (Berl. 1864 fg.), sowie die Reisewerke mehrerer Mitglieder derselben, wie Werner (2 Bde., Lpz. 1863), Maron, Spieß; ferner Griffis, «The Mikados empire» (2 Bde., Lond. 1870—74); Mohnike, «Die Japaner» (Münster 1872); Mitford, «Tales of Old-Japan» (2 Bde., Lond. 1871; deutsch von Kohl, 2 Bde., Lpz. 1875); Adams, «The history of J. from the earliest period to the present time» (2 Bde., Lond. 1874—75; deutsch von Lehmann, Bd. 1, Gotha 1876); Heine, «J., Beiträge zur Kenntnis des Landes und seiner Bewohner in Wort und Bild» (Dresd. 1880); Rend, «J., its history, traditions and religions» (2 Bde., Lond. 1880); Bird, «Unbeaten tracks in J.» (2 Bde., Lond. 1880; deutsch, Jena 1882); Rein, «J. nach Reisen und Studien» (Bd. 1, Lpz. 1881); Metchnikoff, «L'empire japonais» (Genf 1881); Statow, Mason und Hawes, «A handbook for travellers in Central and Northern J.» (Jokuhama 1881); Black, «Young J.» (2 Bde., Lond. 1880); Dixon, «The land of the morning, an account of J. and its people» (Lond. 1883); Liebscher, «Japans landwirtschaftl. allgemeinwirtschaftl. Verhältnisse» (Berl. 1883); Dresser, «J., its architecture, art and manufactures» (Lond. 1882); Crowe, «Highways and byways in J.» (Lond. 1883); Holtham, «Two years in J.» (Lond. 1883); Depping, «Le Japon» (Par. 1883).

Japanische Erde, Synonym für Gutta-Percha.

Japanisches Meer, der westliche Teil des Großen Ozeans, O. von dem japan. Inselreiche, gegen W. von der Halbinsel Korea und dem jetzt zu Rußland gehörigen östlichsten Kontinentalasien begrenzt. Dasselbe erstreckt sich von 54.° nördl. Br. Der südl. Eingang in das Meer, die Straße von Korea zwischen der genannten Halbinsel und der japan. Insel Kiusiu, der nördlich gegenüberliegende Ausgang aus dem Japanischen Meer die Meerenge zwischen dem russ. Festlande und der Insel Sachalin oder Tatarka. Außerdem führen noch drei Seewege in der Richtung von W. gegen O. aus dem Japanischen Meer in den Großen Ocean, die die japan. Inseln Kiusiu und Sikoku einander trennende Meeresausbreitung, westlich die Straße von Simonoseki mit den Gotto-Capellen hinein, östlich aber der sog. Kanal, der wieder aus ihr hinausführt, die Straße von Tsugarustraße zwischen Nipon und der japan. Insel Jesso, und die Straße von La Pérouse zwischen Jesso und Sachalin. Die letztere führt nicht unmittelbar in den Großen Ozean, sondern in den, Meer von Ochotsk genannten Teil des Japanischen Meeres. Der nördl. Teil des Japanischen Meeres, etwa von 45° nördl. Br. an, wird von vielen Geographen als «Tatarischer Golf» von dem Japanischen Meere getrennt.

Japanisches Papier, die Benennung durch das spezifische Gewicht bestimmte Druck- oder auch Schreibpapier.

Japanische Sprache, Schrift und Litteratur. Die japan. Sprache trägt in ihrem den Charakter der sog. turanischen Sprachen, aber einen eigenen, von allen andern verschiedenen Sprachstamm und unterscheidet sich sonderheit von dem Chinesischen und den andern ostasiatischen durch ihre Mehrsilbigkeit. Die Grundlage der heutigen Schriftsprache ist der Yamáto-Dialekt, der von der neuern Sprache nicht unbedeutend abweicht, aber von allen Gebildeten verstanden wird. In demselben sind weise die zu großen Sammlungen vereinigten chinesischen Gedichte des 8. bis 15. Jahrh. abgefaßt. Später hat die starke Einwirkung der Schriftstellerei den Japanern chines. Wörter und Redensarten in Überfülle zugeführt. Viele der bedeutendsten japanischen Werke schreibt man sogar rein chinesisch. Was die Schrift angeht, so besteht sie zum Ausdruck der Laute seiner Sprache aus Syllabaren, denen eine größere oder geringere Zahl abgekürzter und zugleich ihrer Form nach veränderter chines. Charaktere (von denen aber die Bestimmung ganz abgesehen wird) zu Grunde liegt: das einfache, aus 47 leicht zu lernenden Zeichen bestehende, aber meist nur zu Erläuterungen verwendete Katakana, die schwierige, der sog. Grasschrift (Sósho) entstammte Firakana. Die Schriftsteller lieben es, ihre Silbenschrift mit chines. Charakteren zu mischen und oft unveränderte chines.

graphischer Geltung einzumengen, welches Ver-
ren sonst nirgends seinesgleichen hat. Man
eibt wie in China mit Pinseln, scheitelrecht
von der Rechten zur Linken.
Die japan. Litteratur ist sehr reich in allen
hern. Außer den Reichsannalen nimmt von den
Europa bisjetzt näher bekannten Werken die
ße chines.-japan. Encyklopädie (105 Bde., Jedo
4) den ersten Rang ein. Von allen Provinzen
wichtigen Städten des Reichs gibt es geogr.-
ogr. Beschreibungen mit reichem histor. Detail.
n den japan. Landkarten hat Siebold mehrere
Europa bekannt gemacht. Die Naturgeschichte,
nentlich die Botanik, hat viele Bearbeiter gefun-
. Auch zahlreiche chines. Werke dieser Art sind
Japan wieder neu bearbeitet worden, darunter
berühmte Pen-tsao (31 Bde., 1769). Vor-
flich ausgestattet ist die Litteratur der chines.
japan. Lexikographie. Zum Studium des
nskrit sind ebenfalls Hilfsmittel vorhanden;
h gibt es Glossare für die Sprache der Aino und
reaner. Der Buddhismus und Confucianismus
pen eine reiche Litteratur hervorgerufen. Die
edizin und Pharmacie sind in ihrer Art gut ver-
ten, und zahlreich finden sich die Schriften über
ndwirtschaft und Gewerbskunde. Der japan.
ndelsstand hat seine Adreßbücher, ebenso die grö-
n Städte; der Adel seinen Hofkalender u. s. w.
s genaueste Werk über die Verwaltung und Re-
rungsform des Reichs ist der «Spiegel des Kriegs-
sens» (5 Bde., Jedo 1818). Reich und mannig-
tig ist auch die poetische Litteratur. Die Japa-
en besitzen viele, zum Teil sehr alte Dichtungen
ytholog. und histor. Inhalts. Ihr berühmtestes
isches Gedicht ist «Fei-ke-monogatari» oder die
mantische) Geschichte der Feike-Dynastie, welches
ch 1183 verfaßt und durch einen blinden Sänger
ter dem Volke verbreitet wurde. Dasselbe ward
ederholt gedruckt und umfaßt 12 Bände. Der
rischen Gattung gehören unter anderm an die be-
hmte Gedichtsammlung Manjo-sju aus dem
Jahrh. (30 Bde.), die Gedichte des Sjotets (gest.
59) u. a. Die epigrammatische Gattung sowie
s Drama sind nicht minder vertreten; sehr zahl-
ch aber sind die Romane. Dahin gehören: das
ben des Fürsten Iwagi (12 Bde.), die Thaten der
rühmten Jungfrau Kagami (5 Bde.), die sieben
ücklichen und die sieben unglücklichen Dinge
Bde.), die sechs Wandschirme in Gestalten der
rgänglichen Dinge (herausg. von Pfizmaier,
ien 1847), die Liebesabenteuer der Otoba und
s Tansitsi (2 Bde.) u. a. Auch belletristische Ta-
penbücher erscheinen jährlich. Die christl. Littera-
r ist nicht bedeutend. Das Neue Testament soll
hon im 17. Jahrh. (Miako 1613) japanisch vor-
anden gewesen sein. Obgleich schon im 17. Jahrh.
e Jesuiten verschiedene Grammatiken und Wör-
rbücher der japan. Sprache veröffentlichten, ist
och das eigentliche Studium derselben erst in
euester Zeit in den Bereich der orient. Forschung
ezogen worden. Außer Siebold (s. d.) haben sich
nter den Franzosen einigermaßen de Rosny, unter
en Engländern Medhurst, Alcock und Aston, unter
en Deutschen J. J. Hoffmann aus Würzburg, der
ahre Begründer der japan. Grammatik für Europa
1868), und Pfizmaier um die Kunde dieser Sprache
nd Litteratur verdient gemacht; umfangreichere
Sammlungen japan. Bücher befinden sich zu Leiden,
Paris, London, Wien und Petersburg.

Japanisches Wachs, ein Pflanzenfett, welches nicht mit dem Chinesischen Wachs (s. d.), zu verwechseln ist. Es findet sich in den Zellen des Samengewebes von Rhus succedanea, eines in Japan und China einheimischen, aber auch in Ostindien kultivierten Baumes. Die Samen werden im Herbst geerntet, dann etwa 14 Tage lang getrocknet, schwach geröstet und heiß gepreßt, wobei sie etwa 25 Proz. Fett liefern. Das Japanische Wachs kommt meist in großen Blöcken von 40—50 kg Gewicht, neuerdings aber auch in kleinern Scheiben in den Handel. Von blaßgelber Farbe, an der Luft färbt es sich dunkler. Es ist so hart wie Bienenwachs und hat überhaupt die meisten Eigenschaften desselben, es läßt sich wie dieses in der Hand kneten und formen, der Schmelzpunkt liegt bei den verschiedenen Sorten zwischen 48 und 55° C. Nach den Untersuchungen von Berthelot besteht es aus Dipalmitin und gehört daher zu den Fetten und nicht zu den Wachsarten, wenn es auch in seinen äußern Eigenschaften diesen sehr ähnlich ist. Das Japanische Wachs bildet einen wichtigen Handelsartikel, es wird namentlich auf der Insel Kiusiu, auf Sikok und den Lin-tschin-Inseln gewonnen und kommt teils über Nagasaki und Ohosakka, teils über Shanghai und Hongkong nach Europa. Es ist ein wertvolles Kerzenmaterial. Vgl. Wiesner, «Die Pflanzenstoffe» (Lpz. 1873).

Japára, s. Dschapara.

Japhet, d. i. der Weiße, war nach der biblischen Erzählung der dritte Sohn Noahs. Seine Nachkommen, die Japhetiten, breiteten sich angeblich vorzugsweise im nördl. Asien und in Europa aus, weshalb er nach dem mosaischen Bevölkerungssystem als Stammvater der dort verbreiteten weißfarbigen Völker, der Armenier, Meder, Griechen, Thrazier u. s. w., genannt wird. In arab. Sagen heißt er der Stammvater der Türken (durch seinen Sohn Turk) und Barbaren; er soll elf Söhne gehabt haben, welche als Stammväter ebenso vieler asiat. Nationen bezeichnet werden.

Japura oder Yapura, s. Caqueta.

Jarama, span. Fluß in Neucastilien, entspringt in der Sierra de Guadarrama, am Fuß der 2127 m hohen Cebollera, nimmt rechts den Lozoya und Manzanares, links den Henares und Tajuña auf und mündet unterhalb von Aranjuez, nach einem Laufe von 199 km rechts in den Tajo.

Jaransk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wjatka, am rechten Ufer des Jaran, mit (1882) 2931 E., die sich mit Anfertigung hölzerner Gerätschaften, Leinweberei und Talgsiederei beschäftigen.

Jararaca (Trigonocephalus Jararaca) heißt eine äußerst giftige, bis 1,5 m lange Schlange Brasiliens und Surinams, die mit noch einigen Verwandten, z. B. der Lanzenschlange (T. lanceolatus, von den Antillen) und der Kufie (T. atrox) eine der größten Plagen Südamerikas bildet.

Jarchi, jüd. Gelehrter, s. Raschi.

Jarcke (Karl Ernst), konservativer Publizist, geb. zu Danzig 10. Nov. 1801, studierte in Bonn und Göttingen die Rechte und trat wie sein Freund Phillips in Köln 16. Febr. 1825 zur röm.-kath. Kirche über. Hierauf habilitierte er sich in Bonn als Docent, erhielt den Professortitel und ging dann als Advokat nach Köln. Später erhielt er die Erlaubnis, an der Universität zu Berlin Vorlesungen zu halten, wo er das «Polit. Wochenblatt» gründete. Im J. 1832 folgte er einem Rufe als Rat in die Hof- und Staatskanzlei zu Wien, wo er auch

Digitized by Google

nachher die Erziehung der Prinzen von Nassau leitete. In der Hof- und Staatskanzlei wurde er bis 1848 verwendet. Er starb 28. Dez. 1852. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen das «Handbuch des gemeinen Strafrechts» (3 Bde., Berl. 1827—30), die anonym erschienene Schrift «Die franz. Revolution von 1830» (Berl. 1831), «Karl Ludw. Sand und sein an Kotzebue verübter Mord» (Berl. 1831), «Über die austrägalgerichtliche Entscheidung der Streitigkeiten unter den Mitgliedern des Deutschen Bundes» (Wien 1833), «Die ständische Verfassung und die deutschen Konstitutionen» (Lpz. 1834) und die «Vermischten Schriften» (4 Bde., Münch. 1839—54). Nach seinem Tode erschien, von G. Phillips herausgegeben: «Prinzipienfragen» (Paderb. 1854).

Jardin (frz.), Garten; J. des plantes (ehemals J. du roi), der botan. Garten in Paris, verbunden mit zoolog. Garten.

Jardinière (frz.), eigentlich Gärtnerin, dann Blumentisch, große Vase oder Becken zum Aufnehmen von Blumen oder Blumentöpfen, auch Blumenkopfputz; in der Kochkunst eine Garnitur von gekochten Gemüsen, mit der man Fleischstücke verziert; Suppe à la J. wird bereitet aus Fleischbrühe, in welcher kleingeschnittene Stücke verschiedener Gemüse weichgekocht werden.

Jarensk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wologda, unweit des Zusammenflusses der Jarenga mit der Wytschegda, unter 62° 5′ nördl. Br. und 66° 10′ östl. L. (von Ferro), mit (1882) 1169 E., treibt bedeutenden Handel mit Bauholz, das nach Archangel geflößt wird. In der Nähe der Stadt sind große Salzsiedereien.

Jargon (frz.; ital. gergo, span. jerga), Bezeichnung für eine zu besondern Zwecken gebildete oder aus verschiedenen Sprachen oder Dialekten gemischte Sprache, wie z. B. das Jüdisch-Deutsch, das Rotwelsch oder die Gaunersprache, die lingua franca an den Mittelmeerküsten, das Pitchon-Englisch im Verkehr zwischen Engländern und Chinesen, das Neger-Englisch in Westindien, die indian.-engl. Mischsprache der Pelzhändler an der Küste von Oregon in Nordamerika (vorzugsweise das Jargoon genannt) u. s. w. Wenn man einen Volksdialekt gegenüber der Schriftsprache als J. bezeichnet, so ist das eine mißbräuchliche Anwendung des Wortes, hervorgegangen aus der Vorstellung, der Dialekt sei eine verderbte Schriftsprache.

Jargonium, ein Metall, welches der engl. Chemiker Sorby in einigen Zirkonen 1868 irrtümlich gefunden zu haben glaubte.

Jarimlik, s. unter Jirmilik.

Jarkend (Jarkand, Yarkand), Stadt im chines. Ostturkestan, 1195 m hoch am mittlern Laufe des Flusses J. gelegen, der, als Sarafschan auf den Nordabhängen des Karakorum entspringend, in nordöstl. Richtung den westl. Teil des Landes durchfließt und links in den Tarimfluß mündet. Die auf 60 000 Seelen geschätzte Bevölkerung der Stadt besteht zum größten Teile aus Eingeborenen, zu denen 3000 Andidschaner und Kholander, 2000 Baltistaner, 2000 Badakschaner, 1000 Kaschmirianer, 500 Dunganen und als einzige Nichtmohammedaner wenige eingewanderte Hindus kommen. Durch ein ausgedehntes künstliches Bewässerungssystem ist die sandige Lehmebene, auf welcher J. liegt, überaus ertragsfähig gemacht; man baut viel Getreide und Obst und treibt bedeutende Vieh-, besonders Pferdezucht. Die Industrie liefert außer den häuslichen Bedürfnissen Teppiche und Filz. Im Handel werden noch ausgeführt Seide, Hanf und Goldstaub, welcher namentlich im östl. Teile des Gebietes bei Khotan gewonnen wird. Die Einfuhr erstreckt sich auf verschiedenartige Stoffe, Leder, Brokat, Anilinfarben, Thee, Zucker, Opium und Schießbedarf; sie liegt in den Händen der Engländer, Russen und Chinesen. Die Stadt ist mit einer 10 m hohen, zinnengekrönten Mauer aus Luftziegeln umgeben, welche noch ein Graben umzieht. Die Straßen sind breit und reinlich, die Häuser einstöckig. Die Koranschulen haben ein ansehnlicheres Äußere. Auf der Nordwestseite der Stadt liegt das Fort Jengischehr, mit Gräben und Mauern umgeben, die nur durch ein Thor Einlaß gewähren in das Fort und in die in demselben befindliche kleine Stadt mit eigenem Bazar. J. war unter Jakub Beg zweite Hauptstadt des Reichs Kaschgar, wurde aber 21. Dez. 1877 wieder von den Chinesen genommen. Vgl. Henderson, «Lahore to J.» (Lond. 1873).

Jarl (skandinav., daraus das engl. Earl [s. d.]), in den altskandinav. Reichen ein vom Könige eingesetzter Statthalter.

Jarlsberg-Laurvig, Amt im südl. Norwegen, Kristiania-Stift, umfaßt den südlichsten Teil des Westufers des Kristianiafjords, zählt (1879) auf 2229 qkm 91 900 E. und ist mithin das bevölkertste Amt Norwegens. Die mittlere Höhe beträgt nur 145 m. Das Klima ist mild und der Pflanzenwuchs besonders kräftig. Ackerbau und Viehzucht sind von Bedeutung, sowie auch die Fischerei, Schiffahrt, Schiffbau und Ausfuhr von Holz und Eis ergiebige Nahrungszweige. Das Bergwerk Jarlsberg liefert etwas Zink, Kupfer und Blei. Im Amte liegen die Städte Laurvig (7855 E.), Holmestrand (2207 E.), Sandefjord (2307 E.) und Tönsberg (5080 E.), die älteste Stadt Norwegens, 871 gegründet, jetzt wegen seiner Fischfangerexpeditionen ins Eismeer bekannt. Seit 1881 steht das Amt durch die sog. «Grafschaftsbahn» mit Kristiania in regem Verkehr. Das Gut Jarlsberg, das dem Amt den Namen gab, ist das größte Norwegens, liegt in der Nähe von Tönsberg und ist seit 1683 im Besitz der gräfl. Familie Wedel-Jarlsberg.

Jarlyk (türk., d. i. Urkunde, Erlaß), früher in Rußland die Bezeichnung für die Erlasse, resp. Privilegien der Chane; jetzt die für gewisse Contremarken im Zollwesen und eine Art Etiketten.

Jarmarka, Jarmonka (vom deutschen «Jahrmarkt»), in Rußland Name der Messen.

Jarmeritz (slaw. Jaroměřice), Stadt im Gerichtsbezirke Budwitz der Bezirkshauptmannschaft Znaim in Mähren, Station der Linie Wien-Teschen-Mittelgrund der Österreichischen Nordwestbahn, mit (1880) 2331 E. deutscher Zunge, deren Erwerb vornehmlich im Ackerbau besteht. J. war der Hauptsitz einer der größten Domänen des Landes, die infolge der böhm. Rebellion vom Kaiser Ferdinand II. eingezogen und 1624 an die Herren, später Grafen von Questenberg verkauft wurde. Diesen dankt das Schloßgebäude mit seinen weitläufigen Gartenanlagen, sowie die im ital. Stile gebaute und mit schönen Fresken gezierte Pfarrkirche ihr Entstehen. Von den Questenbergs ging die Herrschaft J. an die Grafen Kaunitz-Rietberg über.

Jarmolinzy, Stadt im russ. Gouvernement Podolien, Kreis Proskurow, 25 km südl. von Proskurow, mit 3000 E., hat zwei sehr bedeutende Jahr-

Digitized by Google

märkte, vom 27. bis 30. Juni und vom 15. bis 20. Dez., auf welchen hauptsächlich Vieh verkauft wird.

Jarnac, Stadt im Arrondissement Cognac des franz. Depart. Charente, am rechten Ufer der Charente, Station der Linie Saintes-Angoulême der Französischen Staatsbahnen, zählt (1876) 4979 E., die hauptsächlich Branntweinbrennerei und Handel mit dem besten, Champagne genannten Cognac betreiben. — Die Stadt ist geschichtlich namhaft durch das Treffen vom 13. März 1569 zwischen Katholiken und Hugenotten, in welchem der Prinz von Condé fiel und zu dessen Andenken bei dem durch ausgedehnte Garten- und Parkanlagen ausgezeichneten Dorfe Triac, 5,9 km von J., eine Pyramide errichtet wurde. In dem nahen Dorfe Grands-Maisons sind Altertümer aus der kelt.-röm. Zeit und 1864 ein Dolmen oder Steintisch von 5 m Länge, 2,75 m Breite und 0,70 m Dicke aufgefunden worden, der auf einem Platze von J. aufgestellt ist.

Jarochowski (Kasimir von), poln. Geschichtschreiber, geb. 12. Sept. 1829 in Klein-Sokolniki im Posenschen, besuchte das Mariengymnasium in Posen und wurde schon als Primaner 1846 in den Polenprozeß verwickelt und eingezogen. Darauf studierte er in Berlin die Rechtswissenschaft, nahm 1848 an dem Aufstande der Polen in der Provinz Posen teil und trat 1862 als Kreisrichter in Posen in den preuß. Staatsdienst, den er 1879 als Amtsrichter aufgab. Es erschien von ihm «Wielkopolska w czasie pierwszej wojny szwedzkiej» («Geschichte des Schwedenkriegs von 1655—57», Posen 1864), dann eine Quellensammlung «Teka Podoskiego» (6 Bde., Posen 1854—61), ferner die umfassende Geschichte der ersten sieben Herrscherjahre Augusts II.: «Dzieje panowania Augusta II.» (Bd. 1 u. 2, Posen 1856—74). Ferner hat er eine Reihe von Vorträgen über dieselbe Epoche: «Opowiadania i studia» (5 Bde., Posen u. Warschau 1860—84) und eine Geschichte der neuen poln.-litterarischen Zustände im Posenschen («Literatura poznańska», Posen 1880) veröffentlicht.

Jaromarsburg, s. unter Arkona.

Jaromierz (slaw. Jaroměř), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Königinhof im nordöstl. Böhmen, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 6555 E. slaw. Zunge, liegt an der Elbe, über welche zwei Kettenbrücken gehen, und ist Station der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn. Die Stadt hat eine Bürgerschule, ein Krankenhaus eine Zuckerfabrik, Jutefabrik, Spinnerei, Weberei, drei Kunstmühlen, Cichorienfabrik, Ziegelbrennereien und sehr lebhafte Produktenmärkte. — Seit Beginn des 14. Jahrh. königl. Leibgedingstadt und namentlich vom Kaiser Karl IV. durch Privilegien begünstigt, wurde die Stadt 1421 durch die Hussiten, dann wieder 1648 durch die Schweden arg mitgenommen, sodaß sie ihre frühere Bedeutung nicht mehr gewinnen konnte. Bei dem Brande durch die Schweden ging auch das reichhaltige städtische Archiv zu Grunde.

Jaroslaw oder Jaroslawl, ehemals ein Großfürstentum, jetzt ein zu Großrußland gehöriges Gouvernement, welches auf 35612,5 qkm (1882) 1051948 E. in zehn Kreisen zählt. Das Land ist meist flach, nicht sonderlich fruchtbar und wird von der Wolga und deren Nebenflüssen Mologa, Scheksna und andern bewässert, enthält auch mehrere Moräste und einige Seen, wie den sehr fischreichen Nero bei Rostow, aus dem die Welsa fließt. Es bringt nicht genug Getreide, mehr Gemüse hervor, und hat einige Viehzucht und ansehnliche Webereien.

Die Hauptstadt Jaroslaw, am Einflusse des Kotorost oder Kotoroßl in die Wolga, 260 km im NO. von Moskau gelegen und mit diesem durch eine Eisenbahn verbunden, Sitz eines Civilgouverneurs und Erzbischofs, zählt (1882) 30275 E. und hat 66 Kirchen, drei Klöster, ein geistliches Seminar, ein von einem Demidow gestiftetes Lyceum mit adeliger Pension sowie zwei Kreis-, zwei Pfarr- und eine Flachsspinnschule. Es bestehen viele Fabriken, besonders Leinwand- und Baumwollwebereien, Glockengießereien, Bleiweiß- und Seidenfabriken und ein nicht unbedeutender Handel mit Petersburg und Moskau. Auch im Kreise J. wird viel Leinwand gewebt. In demselben liegt das Kirchdorf Welikoje Selo mit 3849 E., der Mittelpunkt der Fabrikation von Leinwand, die als «Jaroslawsche» in ganz Rußland bekannt ist. Jährlich werden hier 60000 Stück Leinwand im Werte von 6 Mill. Rubel fabriziert. Der wichtigste Handelsplatz in diesem Gouvernement und im ganzen centralen Rußland ist aber Rybinsk (s. d.).

Jaroslaw, Stadt im mittlern Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, liegt am Rande des galiz. Hügellandes am Sanflusse, der zur Weichsel geht, ist Station der Linie Krakau-Lemberg der Galizischen Karl-Ludwigsbahn und zählt (1880) 12422 E., zumeist poln. Nationalität, die Ackerbau, Fabrikation von Leinwaren, Ziegeln, Topfwaren und Branntwein betreiben. Die Stadt hat eine Staatsoberrealschule, ein Männer- und ein Frauenkloster.

Jaroslaw I., Großfürst von Kiew 1015—54, der hervorragendste von den vielen Söhnen Wladimirs I., hatte als künftiges Erbteil von seinem Vater Nowgorod erhalten. Nach dem Tode desselben setzte Sswjätopolk von Turow sich in den Besitz von Kiew, worauf er einige der übrigen Brüder durch Mord beseitigte. Im J. 1019 war es J. gelungen, Sswjätopolk völlig zu besiegen. Nach dem Tode seines ältern Bruders Mstislaw (1039) war er Herr des ganzen damaligen Rußland mit Ausnahme des polotzkischen Teils. Unter den von ihm gegründeten Städten sind besonders Jaroslaw an der Wolga und Jurjew (Dorpat) im Lande der Liven zu nennen. Auch die unter der Bezeichnung «Rüsskaja Prawda» bekannte Sammlung von Verordnungen und Satzungen wird ihm zugeschrieben. Die bis auf Iwan IV. sich fortsetzende Entwickelung des Systems der Teilung der Fürstentümer nimmt mit den Söhnen J.s ihren Anfang.

Jarotschin, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Pleschen, 12 km im NW. von Pleschen, unweit der Lutinia, Station der Posen-Kreuzburger und Ols-Gnesener Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß mit Waffensammlung und Park und zählt (1880) 2505 meist kath. E., worunter 1300 Polen. In der Nähe ist eine Glashütte.

Jarovit, bei den polabischen Slawen der Gott des Kriegs, bedeutet eigentlich die Frühlingssonne, welche über den Winter siegt, und hatte seine Tempel in Wolgast und Havelberg.

Jarra, Flüssigkeitsmaß, s. Gerra.

Jarretière (frz.), Strumpfband; Ordre de la J., Hosenbandorden.

Jarrow, Stadt in der engl. Grafschaft Durham, 25 km im NNO. von Durham, am rechten

Digitized by Google

Ufer des Tyne und an der Durham-South-Shields-Eisenbahn, mit (1881) 25531 E. und bedeutenden Kohlengruben und Bootswerfte.

Järta (Hans), schwed. Staatsmann, geb. 11. Febr. 1774, Sohn des Generallieutenants Freiherrn Karl Hierta, studierte in Upsala und war seit 1791 in der königl. Kanzlei angestellt. Infolge der auf dem Reichstage von 1800 zwischen dem Könige und dem Adel eintretenden Spannung schloß er sich denjenigen Adeligen an, welche dem Adelstande entsagten. Er nahm den Namen J. an und trat aus dem Staatsdienste. Als die Revolution von 1809 ausbrach, ward er, nachdem er die neue Verfassung ausgearbeitet, als Staatssekretär dem Handels- und Finanzdepartement vorgesetzt. Nachdem er 1811 seine Entlassung aus dem Ministerium genommen, ging er 1812 als Landeshauptmann nach Falun, lebte seit 1822 als Privatmann in Upsala, wurde 1837 Chef des Reichsarchivs und zog sich 1844 von allen öffentlichen Geschäften zurück. Er starb 6. April 1847. J. war zuletzt ein erklärter Feind des modernen Liberalismus, obschon er in seiner Jugend als eifriger Republikaner mit ironischer Schärfe dem «ancien régime» entgegengetreten war. Seine neuen Grundsätze hat er in seiner Zeitschrift «Odalmannen» (Falun 1822—23) ausgesprochen. Mit Geijer verfocht er das der Klassizität bei dem Schulunterricht gebührende Übergewicht in der Schrift «Om Sveriges lärowerk» (Stockh. 1832). Von gründlichen Quellenstudien zeugt sein 1832 von der Akademie der Geschichte und der Altertümer gekrönter «Försök att framställa Svenska Lagfarenhetens utbildning ifrån Gustaf I. anträde till Regeringen intill slutet af 17. århundradet» (Stockh. 1838).

Sein ältester Sohn, **Karl Thomas J.**, geb. zu Stockholm 2. Sept. 1802, früher Lektor am Gymnasium zu Westerås, seit 1839 Professor der Staatswissenschaft an der Universität zu Upsala und bekannt als Verfasser einiger von der schwed. Akademie gekrönter Preisschriften, starb 8. Nov. 1841.

Jarves (James Jackson), amerik. Schriftsteller, geb. 20. Aug. 1818 in Boston, besuchte 1838 die Sandwichinseln, blieb dort bis 1848, bereiste in der Folge Californien, Mexiko und Centralamerika und schrieb über diese Länder Reiseberichte und geschichtliche Abhandlungen. In Honolulu gab er das erste dort überhaupt gedruckte Blatt heraus. Später lebte J. längere Zeit in Florenz.

Järvi (finn.), See.

Jasak (türk.), in Rußland eine Abgabe, welche alljährlich einmal von den Nomadenstämmen in Geld oder Tierfellen erhoben wird. Nach dem russ. Gesetzbuch (Svod zakonov) wird sie erhoben von den einheimischen nichtrussischen Völkern im Gouvernement Perm, von den sibir. Kirgisen und überhaupt von den Völkern, die noch in kein volles Unterthanenverhältnis zu Rußland getreten sind.

Jasalmir, s. Dschessalmir.

Jasaul (türk.), ein fürstl. Hausbeamter in Persien und Mittelasien, eine Art Leibgardist.

Jasch, s. Jassy.

Jaschmak, der Schleier der Türkinnen.

Jaskier (Nikol.), poln. Rechtsgelehrter, geb. 1504 in Lemberg, studierte dort und in Krakau, ward Geheimschreiber des Senats in letzterer Stadt und starb hier 1560. Seine für die Geschichte des deutschen Rechts in Polen wichtigen Werke sind: «Juris provincialis quod Speculum Saxonum vulgo nuncupatur libri tres» (Krakau 1535), «Juris provincialis Maideburgensis liber vulgo Weichbild nuncupatus» und «Promptuarium juris provincialis Saxonici, quod Speculum Saxonum vulgatum et municipalis Maideburgensis».

Jasło, Stadt im westl. Teile von Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, liegt am nördl. Abfalle der Karpaten, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend, am Zusammenfluß der Quellbäche der Wisłoka, die zur Weichsel geht, hat ein Obergymnasium und zählt (1880) 3302 E., zumeist poln. Rasse, die sich vorwiegend mit Feldwirtschaft und Viehzucht befassen.

Jasma (Jazma), musselinenes Kopftuch [orient.].

Jasmin (Jasminum *L.*), eine sehr artenreiche Pflanzengattung, welche vorzugsweise in Indien (Ostindien) und nur wenige in der wärmern gemäßigten Zone heimische, bisweilen sehr hohe, weniger windende Sträucher, selbst Bäume umfaßt und für sich die kleine Familie der **Jasminēen** bildet. Ihre weißen oder gelben, köstlich duftenden Blumen haben eine trichterförmige, vier- bis zwölfspaltige, in der Knospenlage gedrehte Blumenkrone. Die Frucht wird zu einer Beere.

Am bekanntesten ist der **gebräuchliche Jasmin** (J. officinale *L.*), 2—3 m hoch, mit weißen, duftenden Blumen und unpaarig gefiederten Blättern, ursprünglich in Indien zu Hause, jetzt selbst in Italien häufig verwildert und mit anderm in allen Hecken auf dem Wege zu den pentelischen Marmorbrüchen zu finden. Man kennt von ihm auch eine gefüllt blühende, eine gelbblühende, eine weißbuntblätterige Form. Er wird in Gärten häufig kultiviert. Der **Malabar-Jasmin** (J. grandiflorum *L.*) ist dem vorigen ähnlich, aber kantige Stengel und Blumen mit zugespitzten Kelchzähnen und stumpfen, eiförmigen Kronzipfeln; er duftet noch stärker und wird in Indien zur Bereitung des in der Parfümerie so geschätzten Jasminöls benutzt. Der **Winter-Jasmin** (J. nudiflorum) ist von steifem Wuchs und trägt seine großen gelben, wohlriechenden Blumen im Spätwinter an den noch blattlosen Ästen bei geringer Wärme. Man schneidet die Sträucher dem Flor zurück, um eine möglichst große Menge junger Triebe hervorzurufen, an denen sich im nächsten Winter die Blüten entwickeln. Der **Azorischer Jasmin** (J. azoricum *L.*) ist ein buschiger Strauch mit dreizähligen Blättern, zierlicher, doldiger Stellung und weißen, duftigen Blüten. Von den übrigen Arten unterscheidet sich der **Nepaul-Jasmin** (J. heterophyllum *Roxb.*) durch die Größe seiner dreizähligen, nur an den Endblättchen reduzierten Blätter. Der **Sambac-Jasmin** (J. Sambac *Vahl.*) kann an Stäben und etwas windend werden. Die leicht abfallenden weißen Blüten reproduzieren sich, hat man sie zurückgeschnitten, oft während mehrerer Jahre. In Ostindien werden die Blumen in Häusern, Tempeln gestreut und in China zum Parfümieren des Thees benutzt.

Alle diese Sträucher können, ohne sich zu schädigen, eine Temperatur von —3 bis 4° C. aushalten, gedeihen sich aber nur da vollkommen hart, wo der Strauch nicht geschützt zu werden braucht. Die empfindlichste, in geschützten Lagen im Freien ausdauernde Art ist das in Südeuropa einheimische **Jasminum fruticans** *L.* Durch die kleinen dreizähligen

d er dem Ginster ähnlich und seine Blüten sind b und nicht sehr merklich wohlriechend.

Falscher Jasmin, bisweilen auch kurzweg smin, wird in einigen Gegenden der Pfeifenauch (Philadelphus, s. d.) genannt.

Jasmin (Jacques) oder Jaquou Jausmin, nz. Patoisdichter, geb. 6. März 1798 zu Agen t-Garonne), Sohn eines Schneiders, war Haarusler und trat 1825 zuerst mit dem im Volkslekt seiner Vaterstadt geschriebenen Gedicht «Me mouri» («Ich muß sterben») auf. Seine Hauptrke sind: «Lou chaliberi» («Das Charivari», 25), ein komisches Heldengedicht; «Lou tres de ai» («Der dritte Mai», 1830), bei Gelegenheit der richtung des Standbildes Heinrichs IV. zu Nérac; as papillotos» («Die Papilloten»), von denen die te Sammlung 1835, die zweite 1843 erschien, und viele vortreffliche Stücke enthalten; «L'abuglo Castel-Cuillé» («Das blinde Mädchen von Ka-l Cuillé», 1836); «Lous dous frays-bessous» Die beiden Zwillingsbrüder», 1847). J. starb zu gen 5. Okt. 1864. Vgl. Babain, «J., sa vie et ses vres» (Par. 1867).

Jasmineen, s. Oleaceen.

Jasminöl ist der durch Enfleurage auf fettes Öl ertragene Blumenduft der Blüten von Jasminum icinale. Es läßt sich zwar aus diesen Blüten durch ampfdestillation ein eigenes ätherisches Öl in sehr ringer Menge abscheiden, dasselbe besitzt aber bei eitem nicht die Lieblichkeit und Feinheit des Gechs wie das durch Enfleurage gewonnene. Aus esem Grunde findet auch letzteres ausschließlich rwendung in der Darstellung feiner Parfüms. wird namentlich in Grasse und Nizza dargestellt.

Jasmund, Halbinsel, s. unter Rügen.

Jasmunder Bodden, s. unter Bodden.

Jaspierte Stoffe, feinflammig melierte Gebe. (S. Chinierte Stoffe.)

Jaspis heißt ein zu dem Quarz gehöriges Miral, welches bunt oder einfarbig, teils zwischen las- und Fettglanz steht, teils nur schimmernd d matt, übrigens undurchsichtig, höchstens an den nten durchscheinend ist, derb in Massen, unregelßigen Knollen oder Schichten vorkommt und vorjegend aus Kieselsäure besteht, gemengt mit etwas honerde und Eisenoxyd, welches rötlich, oder senoxydhydrat, welches gelb und braun färbt. esonders unterscheidet man: 1) gemeinen Jaspis, meist einfarbig, zuweilen gestreift, gefleckt er gewolkt, blut- bis scharlachrot, gelblichbraun s pechschwarz, selten grün; 2) Achatjaspis, nzentrisch oder bandförmig parallel gestreift, vorglich in Weiß, Gelb und Rot; 3) Bandjaspis, r oft ganze Schichten, wie in Sibirien, zusammenßt, bandförmig parallel gestreift, in Grün, Blau, elb, Rot, Braun und Grau, im Bruche flachuschelig; mancher sog. Bandjaspis ist indes nur rschiedenfarbig gestreifter Felsittuff; 4) Kugeljaspis, meist mit konzentrischen Ringen, in Kuelform entstanden, härter, in verschiedenen Färingen, wie roter, graulichweißer und kastanienauner Kugeljaspis, letzterer häufig mit Dendriten, Ägypten; solcher mit fleischfarbigen und gelben ingen findet sich zu Mühlheim i. Br.; 5) Porellanjaspis, dies ist nur halbverglaster Schierthon, bildet zerborstene Massen und eckige Stücke, weilen mit Pflanzenabdrücken, von Grau durch elb bis Schwarz; 6) Basaltjaspis, ebenfalls in eigentlicher J., sondern ein im Basalt eingeschlossener halbverglaster und gebrannter Mergel und Grauwackenschiefer. Der J. wurde früher häufiger verarbeitet, wird aber auch jetzt noch geschliffen zu Tischplatten, Dosen, Vasen u. s. w. verwendet.

Jaspopal, s. unter Opal.

Jasselniczi (von Jassly, d. h. die Krippe), ein Hofbeamter der moskowitischen Zaren, Gehilfe des Marschalls (Konjusci), der an der Spitze der Verwaltung des zarischen Marstalls stand, oft auch selbständig letztern verwaltete.

Jassy oder Jasch, Hauptstadt der Moldau, am Abhange des vom linken Ufer des sumpfigen Bachlui sanft aufsteigenden, kahlen Kopo, in hügeliger Umgebung zwischen Weingärten malerisch gelegen, die Residenz eines orthodoxen Metropoliten und der Sitz eines Präfekten, eines Appellationsgerichtshofs, eines Gerichtshofs erster Instanz und anderer Behörden, ist Station der Zweiglinie Paschkani-J. der Lemberg-Czernowitz-J.-Bahn, sowie der Linie J.-Ungheni der Rumänischen Staatsbahnen und hat 80000 E., worunter sehr viele Juden, eine Anzahl Slopzen, Griechen, Armenier und Deutsche sich befinden. Die Bauart ist unregelmäßig, jedoch ist neuerdings viel für die Verbesserung und Verschönerung der Stadt geschehen. Von den mehr als 40 griech. Kirchen tritt die in neuester Zeit errichtete, jetzt im Ausbau begriffene viertürmige Kathedrale, die alte Kirche der drei Heiligen und die Kirche des Klosters St.-Spiridion, welches ein großartiges Hospital für Kranke aller Nationen und Religionen hat, hervor. J. besitzt außerdem eine röm.-kath., eine evang. und eine armen. Kirche und von Unterrichtsanstalten eine Universität, ein theol. Seminar, drei Gymnasien, ein Lehrerseminar, eine Kunst- und eine Musikschule u. s. w. Das Administrationspalais, ein weitläufiges Gebäude, welches 1880 abgebrannt, ist jetzt im neuen Stil restauriert und bedeutend erweitert worden; es enthält die Bureaus der Gerichts- und Verwaltungsbehörden. — J. soll nach einer Inschrift zur Zeit der Römerherrschaft unter dem Namen Jassiorum municipium bekannt gewesen sein; wahrscheinlich ist es aber viel spätern Ursprungs. Es ward erst im 14. Jahrh. Stadt genannt und hat seinen Namen von den im 11. Jahrh. mit den Kumanen eingewanderten Jassen oder Jazygen. Residenz der moldauischen Fürsten wurde die Stadt (anstatt des ältern Suczawa) durch Alexander Lapuschnean seit 1564. Das der Stadt gegenüber auf einem Berge gelegene Kloster Cetatzuia oder die Citadelle war ehemals eine Festung. J. wurde durch Sultan Soliman 1538 und durch Johann Sobieski 1686 eingeäschert. Außerdem ward J. von den Russen mehrfach besetzt und geräumt, sowie im 18. Jahrh. und auch 1854 von den Österreichern. Am 9. Jan. 1792 ward hier zwischen Rußland und der Pforte der Friede geschlossen. Außerordentlich litt J. in dem 1821 hier ausgebrochenen Aufstande der griech. Hetärie unter Ypsilantis, infolge dessen es 10. Aug. 1822 von den Janitscharen zerstört wurde. Seit der Vereinigung der beiden Donaufürstentümer und der Erhebung Bukarests zur Hauptstadt der gemeinsamen Regierung hat J. viel von seiner frühern Bedeutung als Sitz der moldauischen Hospodare verloren und ist zu einer stillen Provinzialstadt herabgesunken; auch der früher nicht ganz unansehnliche Handel nimmt ungeachtet der seit 1870 bestehenden Eisenbahnverbindung mit Österreich und Rußland mehr und mehr ab.

Digitized by Google

Jastrow, Stadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Deutsch-Krone, unweit der Küddow, an der Linie Posen-Stolpmünde der Preußischen Staatseisenbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 5456 meist evang. E. und hat eine Maschinenfabrik, Wollspinnerei, Fabrikation von Schuhwaren und Tuch, Ackerbau und besuchte Pferdemärkte. J. erhielt 1603 Stadtrechte.

Jasykow (Nikolai Michailowitsch), russ. Dichter, geb. 1805 in Simbirsk, studierte in Petersburg und Dorpat, trat dann 1831 in den Staatsdienst in Moskau, verließ denselben aber schon 1833 krankheitshalber, ging nach Simbirsk, dann nach Italien und in die Schweiz und starb 1846 in Moskau. Seine besten Werke sind das dramatisierte «Volksmärchen vom goldenen Vogel» («Skazka o žarptice») und das Gedicht «An den Rhein». Im Alter verfiel J. in einen religiösen Mystizismus. Eine vollständige Ausgabe seiner (meist lyrischen) Gedichte erschien 1858 (2 Bde., Moskau).

Jász-Alpáthi, Stadt mit geregeltem Magistrat im ungar. Komitat Jazygien-Großkumanien-Szolnok, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 9752 E., meist Magyaren, welche Ackerbau treiben.

Jászay (spr. Jaassa-i, Paul), ungar. Historiker, geb. 1809 zu Szántó im Komitat Abaúj, war Sekretär bei der ungar. Hofkanzlei und später im Ministerium Batthyányi. Er starb 1852. Er schrieb zwei Monographien über die Friedensschlüsse von Gyarmat 1625 und von Szöny 1627, und ein großangelegtes Werk: «A magyar nemzet napjai a mohácsi vész után» («Die Tage der ungar. Nation nach der Schlacht bei Mohács», Bd. 1, Pest 1846), das die ersten fünf Monate nach der Katastrophe von Mohács auf Grund archivalischer Forschungen mit eingehendster Genauigkeit behandelt. Sein hinterlassenes Werk «A magyar nemzet napjai a legrégibb idötöl az arany bulláig» («Die Tage der ungar. Nation von den ältesten Zeiten bis zur Goldenen Bulle») gab Fr. Toldy heraus (Pest 1855).

Jász-Berény, Stadt mit geregeltem Magistrat im ungar. Komitat Jazygien-Großkumanien-Szolnok, links an der Zagyva, Station der Linie Hatvan-Szolnok der Ungarischen Staatsbahnen, mit (1880) 21507 E., meist kath. Magyaren, die Getreidebau und Viehzucht (namentlich Schafzucht) betreiben. J. hat einen königl. Gerichtshof, ein Bezirksgericht, ein Gymnasium, drei Kirchen und ein hübsches Stadthaus. Das Stadtgebiet hat eine große Ausdehnung. Im Stadtarchiv zeigt man das angebliche Schlachthorn des altungar. Heerführers Lehol.

Jászen, s. Jazygen.

Jászó (Jossau), Marktflecken links an der Bodva im ungar. Komitat Abauj, eine alte Deutschenansiedelung mit blühendem Bergbau, jetzt von Slowaken und Magyaren bewohnt; in der Nähe sind Marmorbrüche und eine sehenswerte Höhle. J. ist Sitz der zweiten Prämonstratenserabtei in Ungarn.

Jatagan, s. Yatagan.

Jātaka (spr. Dschātaka, d. h. Geburt, Existenz) ist der Name einer Sammlung von Legenden aus den Vorgeburten Buddhas, welche im 3. Jahrh. v. Chr. in Pâli (s. d.) aufgezeichnet sein soll und erst zum Teil veröffentlicht ist («The Jâtaka, together with its commentary, edited in the original Pali by V. Fausböll», Bd. 1 u. 2, Lond. 1877—79; translated by T. W. Rhys Davids, Bd. 1, Lond. 1880). Wichtig ist diese Sammlung besonders dadurch, daß sie die ältesten nachbaren Quellen vieler Fabeln und Erzählungen hält, welche später ihren Weg in die ind. und Märchensammlungen und von da auch dem Occident gefunden haben.

Jäteeisen, s. unter Gartengeräte.

Jäten, eine Gartenarbeit, welche die Entfernung des Unkrautes zum Zweck hat, also der ein- oder mehrjährigen wildwachsenden Pflanzen, welche mit dem Dünger, durch den Wind, die Vögel u. s. w. in den Boden gekommen sind und nun den Kulturgewächsen durch Entziehung von Nahrung, Luft, Licht und Raum zur Ausbildung nachteilig werden. Zur Ausführung dieser Arbeit bedient man sich einer leichten Gartenhacke, des Jätemessers oder des Scharreisens.

Handelt es sich um einjähriges Unkraut, wie Greiskraut (Senecio vulgaris), Vogelmiere (Alsine media), schwarzen Nachtschatten (Solanum nigrum), Knöterich (Polygonum Convolvulus und P. aviculare) u. a., so wartet man, um zu jäten, auf warme und trockene Witterung ab, damit das ausgejätete Unkraut bald verwelkt und seine Lebensfähigkeit verliert. Perennierendes Unkraut, wie Quecke, Ackerwinde (Convolvulus arvensis), Ackerdistel (Sonchus arvensis) u. a. sollte man nach einem Regen, wenn der Boden locker und feucht, aber nicht schmierig ist, ausgejätet werden, damit die meistens tief gehenden Wurzeln leicht ausgezogen werden können. Hat sich das perennierende Unkraut schon stark ausgebreitet, so wird es am sichersten durch tiefes Graben im Herbst oder Frühjahr beseitigt, wobei alle Wurzeln sorgfältig gelesen und auf die Seite geschafft werden müssen. Am nachteiligsten wird das Unkraut auf Gemüsebeeten. Hier wird es am besten mit der Hacke ausgezogen, doch muß der Boden einen genügenden Grad von Feuchtigkeit besitzen, den man ihm vorher durch Überbrausen gibt.

Jateorrhiza Calumba (Cocculus palmatus), s. unter Columbowurzel.

Játiva oder San-Felipe de J., malerisch gelegene Ciudad von (1877) 14534 E. in der Provinz Valencia, liegt, von zwei Burgen überragt, am Fuße der Sierra de las Agujas in einer wohlbewässerten und fruchtbaren Ebene am linken Ufer des Albáida, eines rechtsseitigen Nebenflusses des Júcar, und an der Eisenbahn Almansa-Tarragona, 56 km im SSW. von Valencia, hat maurischen Charakter, ist gut gebaut und hat ein Spital, schöne Spaziergänge, wasserreiche, künstliche Brunnen, eine Börse für den Seidenhandel und einen Stierkampfplatz für 10000 Menschen. In der Zeit der Römer war sie unter dem Namen Saetabi oder Saetabis (auch mit dem Zusatze Augusta rum) bekannt und erhielt ihren jetzigen Namen von den Mauren, die in ihrer Umgebung einen ausgedehnten Festungsbau trieben. Den Beinamen San-Felipe erhielt sie im Erbfolgekriege, wo sie von den Truppen Philipps V. erstürmt und zum Teil zerstört wurde.

Jatrōpha *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen. Die Arten derselben gehören meist den Tropengegenden Amerikas an, sind Sträucher mit handförmig geteilten, selten ungeteilten Blättern; die Blüten stehen in endständigen Trauben und sind monöcisch. Die wichtigste Art ist J. Curcas *L.*, von welcher die Schwarzen oder Großen amerikanischen Brechnüsse, auch Purgiernüsse

e als stark purgierende Mittel in der vendung finden. Das aus den Samen Öl, als Oleum infernale, Höllenöl, Curcadis sive Ricini majoris bekannt, n Eigenschaften und wird deshalb ähn: Samen selbst verwendet.

nd. Volksstamm, s. Dschats.

uer (dän., d. h. Riesenstuben), s. Dol: angbauten.

t (Chevalier Amédée Emilien Probe), ntalist, geb. zu Aix in der Provence 79, Schüler von Sylvestre de Sacy, er: ter von 18 J. bei der ägypt. Expedition tscher eine Anstellung, ging 1802 wieder Orient mit Sébastiani und wurde teils tscher, teils als Unterhändler in Kon: l, Persien, Paris und Warschau ge: Später widmete er sich ausschließlich dem der orient. Sprachen und dem öffent: terricht im Türkischen, Persischen und n in seiner Stellung als Professor an der hule lebender orient. Sprachen und am e France; 1811 wurde er Staatsrat in entlichen Diensten und Pair von Frank: . starb zu Paris 30. Jan. 1847. Er war der Akademie der Inschriften und Mit: am «Journal asiatique», und schrieb: nts de la grammaire turque» (2. Aufl., 831) und eine Übersetzung der arab. Geo: Edrisis (2 Bde., Par. 1836–40).

uche, Bezeichnung sowohl für die flüssigen ente, für den Harn der Haustiere, als auch aus dem eigentlichen, mit Stroh vermisch: alldünger ablaufende, in der Hauptsache eben: aus Harn bestehende Flüssigkeit, welcher jedoch e oder geringere Mengen von den Bestand der festen Exkremente, von den löslichen Stoff: s Streustrohes, von atmosphärischen Nieder: en u. s. w. beigemischt sind. Die Zusammen: g der J. ist eine sehr wechselnde, je nach der er Tiere, nach dem Futter, welches dieselben ert haben, nach der Menge der in der J. ge: und suspendierten festen Exkremente, nach Maße der Verdünnung mit atmosphärischen erschlägen, nach der Behandlungsart des Dün: im Stalle und auf der Dungstätte u. s. w. Anhalt kann die von E. Wolff angegebene Zu: mensetzung der J. sowohl wie des Harns der tigsten Haustiere dienen; es sind enthalten in 0 Gewichtsteilen

	Jauche	Frischer Harn von			
		Pferd	Rind	Schaf	Schwein
asser	982	901,0	938,0	872,0	967,0
rganische Sub: stanz	7	71,0	35,0	83,0	28,0
ickstoff	1,5	15,5	5,8	19,3	4,3
hosphorsäure	0,1	—	—	0,1	0,7
ali	4,2	15,0	14,2	22,3	8,3
atron	1,0	2,5	6,4	5,4	2,1
alk	0,3	4,3	0,1	1,6	—
agnesia	0,4	2,4	0,1	3,1	0,3
chwefelsäure	0,7	0,6	1,3	3,0	0,2
hlor und Fluor	1,2	1,5	0,3	0,1	—
ieselsäure und Sand	0,2	0,8	3,5	6,5	2,3

Harn und J. sind demnach reich an Stickstoff und Kali, dagegen arm an Phosphorsäure. Über die Düngung mit J. s. Gülle. Vgl. Heiden, «Leitfaden der gesamten Düngerlehre» (2. Aufl., Hannov. 1882); Wolff, «Praktische Düngerlehre» (9. Aufl., Berl. 1883).

Jauche (Ichor, Sanies), in der Medizin die übelriechende mißfarbige Flüssigkeit, welche beim Brand sowie in unreinen Wunden und Geschwüren durch die faulige Zersetzung des Eiters und den molekulären Zerfall der Gewebe entsteht. In den meisten Fällen beruht die Jauchebildung auf der Anwesenheit zahlloser niederster Organismen (Bacterien), welche eine rasche Fäulnis oder Putreszenz der Gewebe und Säfte zur Folge haben. Die J. selbst wirkt außerordentlich zerstörend und korrodierend auf die benachbarten gesunden Gewebe und verursacht, in die Blut- und Säftemasse des Körpers aufgenommen, die gefährliche Jauchevergiftung des Blutes oder Sevtikämie (s. d.). Verhüten läßt sich die letztere nur durch die energische und sachkundige Anwendung der antiseptischen Wundbehandlungsmethoden. (S. Wunde.)

Jauchert, s. Juchart.

Jauer, ehemaliges Fürstentum, im südl. Teile des gegenwärtigen preuß. Regierungsbezirks Liegnitz, hatte eine Flächenausdehnung von 3050 qkm und zerfällt jetzt in die landrätlichen Kreise J., Bunzlau, Löwenberg, Hirschberg und Schönau. Es entstand, als 1314 die Söhne des Herzogs Bolko von Schweidnitz sich in das väterliche Erbe teilten und der mittlere derselben, Heinrich, das Fürstentum Löwenberg und den um J. gelegenen Teil des Fürstentums Schweidnitz erhielt, worauf sich derselbe Herzog von Schlesien, Herr zu Fürstenstein und J. nannte und seine Residenz zu J. nahm. Nach seinem 1346 erfolgten Tode kam sein Fürstentum an seinen Neffen Bolko II. von Schweidnitz. Nach dem Tode Bolkos kamen 1392 die Fürstentümer J. und Schweidnitz an die Krone Böhmen, von da nachmals durch Friedrich d. Gr. Eroberung an Preußen. Die ehemalige Hauptstadt des Fürstentums und jetzige Kreisstadt Jauer, in anmutiger Gebirgsgegend an der Wütenden Neisse (Zufluß der Katzbach) und an der Linie Naudten-Liegnitz-Frankenstein der Breslau-Freiburger Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Landratsamts und Amtsgerichts, sowie der Schweidnitz-Jauerschen Fürstentumlandschaft und zählt (1880) 10603 E., darunter 2962 Katholiken. Die 1865 renovierte kath. Stadtpfarrkirche zu St. Martin wurde 1267–90, die aus Holz und Lehm errichtete evang. Friedenskirche zum Heiligen Geist 1655 erbaut. Das alte piastische Fürstenschloß ist seit 1746 in ein Zuchthaus verwandelt. J. hat ein evang. Gymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Hospital und Fabriken für Maschinen, Leder, Buckskin und Teppiche, Cigarren, Holzschnittwaren, Wagen und Handschuhe und bedeutenden Zuckerrübenbau. Weit versendet werden die beiden letztern Artikel, sowie die jauerschen Bratwürste und Bienenkörbe. Schon seit 1404 unterhält die Stadt einen großen wöchentlichen Getreidemarkt, der besonders das Riesengebirge versorgt. [34677 E.

Der Kreis Jauer zählt auf 328 qkm (1880)

Jauernig, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Freiwaldau in Österreichisch-Schlesien, an einem Seitenbache der Neisse, die zur Oder geht, in einer fruchtbaren Fläche am Fuße des Johannesbergs, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2292 E. (mit dem anstoßenden Dorfe J. 3382 E.) deutscher Zunge, die sich auch zum großen Teil mit

Digitized by

städtischen Gewerben befassen. Der Name, verunstaltet aus Girgeneck, rührt vom Herzoge Georg von Münsterberg her, der das Schloß auf dem nachbarlichen Berge erbaut hat. Nach der Zerstörung desselben durch die Hussiten 1429 wurde es von Johann Thurgo wiederhergestellt und nach ihm Johannesberg genannt. Das Schloß ist der Sommeraufenthalt der Fürstbischöfe von Breslau.

Jaufen (der) heißt ein früher viel begangener Saumpaß der südl. Ötzthaler Alpen (s. Alpen 11) in Tirol, der von Sterzing (946 m) an der Brennerbahn in circa 11 Marschstunden über das Jaufenjoch (2094 m) und durch das Passeierthal nach Meran (320 m) führt.

Jaune (frz., spr. schohn), gelb.

Jaune anglais, Victoriaorange, Ammoniaksalz der Trinitrocressylsäure, dient zum Färben von Wolle und Seide.

Jaune brillant ist Schwefelcadmium; s. unter Cadmium (-Verbindungen 3). Mit demselben Namen wird auch das Neapelgelb (s. d.) oder antimonsaure Bleioxyd bezeichnet.

Jaune de Steinbuhl ist Baryumchromat, s. Baryum (-Verbindungen 11).

Jaune fixe ist Baryumchromat, s. Baryum (-Verbindungen 11).

Jaune indienne soviel wie Purree (s. d.).

Jauner (Franz), Schauspieler und Direktor, geb. 1834 zu Wien, betrat daselbst am Burgtheater 1854 zuerst die Bühne, nachdem er vorher drei Jahre lang Praktikant der Hofburgkanzlei gewesen war. Im J. 1855 ging er nach Mainz, lebte dann einige Zeit in Paris, hierauf in Hamburg (Stadttheater), seit 1858 in Dresden; 1871 schied er aus dem Verband des dresdener Hoftheaters und wurde Mitglied des wiener Carl-Theaters, das er von 1872 bis 1878 leitete, zugleich führte er 1875—80 die Direktion der Hofoper in Wien; 1881 übernahm er das Ringtheater daselbst, das aber schon 8. Dez. niederbrannte. Seitdem lebte er dem Theater fern, übernahm aber 1884 die Direktion des Theaters an der Wien. J. ist ein scharf charakterisierender Darsteller und ein geschickter Direktor.

Seine Gattin, Emilie, geborene Krall, geb. um 1833, war eine beliebte Sängerin, entsagte aber 1871 der Bühne.

Jaunthal (frz. Val de Bellegarde) heißt die mittlere Thalstufe des Jaunbachs (frz. Jogne), der im schweiz. Kanton Bern im Abländschenthal entspringt, bei der freiburgischen Grenze in das eigentliche J. tritt und dasselbe durch den Engpaß La Tzintre verläßt, um durch die Thalstufe von Charmey der Saane zuzufließen, die er unweit Broc, 3 km östlich von Bulle erreicht. Das J. ist ein wildromantisches Alpenthal, von steilen Berglehnen umschlossen, über deren Weiden und Nadelwaldungen die kahlen Hörner und Felsmauern der Schopfenspitze (2106 m), des Schafbergs (2215 m), der Gastlosen (1937 m), der Hohmatt (2158 m) und anderer Gipfel der Saanegruppe (s. Alpen 18) aufsteigen. Hauptort des Thals, das eine eigene Gemeinde des freiburgischen Bezirks Greyerz (frz. Gruyère) bildet, ist das Dorf Jaun, 1047 m über dem Meere, 17 km östlich von Bulle auf dem rechten Ufer des Jaunbachs gelegen, mit der Pfarrkirche des Thals und der Ruine der Burg Bellegarde. Die Gemeinde zählt (1880) 868 E. meist kath. Konfession und deutscher Zunge, deren Haupterwerbsquelle die Alpenwirtschaft ist. Auch der Touristenverkehr ist nicht unbedeutend, seitdem das Thal durch die kühn angelegte, 39 km lange Kunststraße von Bulle über den Bruchberg (1506 m) nach Boltigen mit dem Saanenthal und dem bernischen Simmenthal verbunden ist. Im Mittelalter zur Grafschaft Greyerz gehörig, kam das J. bei der Teilung derselben zwischen Bern und Freiburg an letzteres.

Jaup (Heinr. Karl), hessen-darmstädtischer Staatsmann, geb. 27. Sept. 1781 zu Gießen, studierte zu Göttingen und habilitierte sich 1804 als Privatdocent in Gießen, wo er 1804 außerord., 1806 ord. Professor der Rechte wurde. Er trat 1815 als Geh. Referendar im Staatsministerium zu Darmstadt beschäftigt und 1820 zum Staatsrat ernannt, trat 1824 an die Spitze der Gesetzgebungskommission und ward 1828 Präsident des rhein. Cassationshofs. Als freisinniger Anhänger der konstitutionellen Richtung berufen, ward J. 1832 zum Landtagsabgeordneten gewählt, zog sich aber die Ungunst der Regierung zu und wurde 1833 in den Ruhestand versetzt. Er nahm teil an dem Vorparlament und wurde als Abgeordneter zur Nationalversammlung gewählt, aber schon im Aug. 1848 sein Mandat niederlegte, da ihn kurz zuvor der Großherzog von Hessen an die Spitze des Ministeriums berufen hatte. Indem er die liberale Staatsorganisation durchzusetzen suchte, gelang es ihm, der Regierung mehr Ruhe und Festigkeit zu bewahren, als die meisten deutschen staatlichen Ministerien damals zeigten. (S. Hessen.) Aber schon im Juni 1850 nahm er seine Entlassung und ward mit dem Prädikat eines Geheimen zweiten Präsidenten des Oberkonsistoriums ernannt. Er starb 5. Sept. 1860 in Darmstadt. Außer kleinern Abhandlungen hat J. die Zeitschrift «Germanien, Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik» (5 Bde., Gieß. 1808—11), eine Monographie über die «Auflösung des Deutschen Bundes» (Gieß. 1814) und die staatsrechtliche Zeitung «Der Staatsbote» (Darmst. 1826—27) herausgegeben.

Jauréguiberry (Jean Bernard), französischer Admiral, wurde 26. Aug. 1815 geboren, trat in den franz. Marinedienst ein und machte den Krimkriege teil, war kurze Zeit Gouverneur von Senegal, beteiligte sich am Kriege gegen China als Schiffskommandant und war 1870 Vizeadmiral. Als Frankreich seine Flotte aus den chinesischen Gewässern zurückgezogen hatte, übernahm er bei der Loirearmee den Befehl über die 1. Division des 16. Armeekorps und führte dieselbe mit Auszeichnung bei Coulmiers, sowie am 2. Dez. bei Villepion, wofür er zum Vizeadmiral befördert wurde. Nach der Teilung der Armee übernahm er an Stelle des Generals Chanzy den Befehl über das 16. Armeekorps, welches er 8. Dez. in der Tangency zum Angriff führte. J. verteidigte vom 15. Dez. Vendôme und wurde bei Le Mans durch das Eintreffen der deutschen II. Armee mit Übermacht Bemühens überrascht, sein stark mitgenommenes Korps wieder schlagfertig zu machen. Am 8. Jan. 1871 von General Chanzy auf Tours nach Château-du-Loir entsendet, um dort den Befehl über den rechten Flügel zu übernehmen, leitete mit Umsicht die Operationen auf dem Ufern des Loir. Beim Rückzuge führte J. das Korps von Le Maus nach Laval. Nach dem Waffenstillstandsschluß trat J. wieder in den Marine-

Digitized by Google

71 Marinepräfekt zu Toulon und …inett Waddington 4. Febr. 1879 …terium, dessen Leitung er im Sept. … aber im Kabinett Freycinet 30. Jan. … übernahm. Als die Kammer die …er Prinzen von Orléans von den …n des Heeres und der Flotte be… …us dem Kabinett. J. ist seit 1879 … Mitglied des franz. Senats.

… y Aguilar (Juan de), Dichter und …scanischem Geschlecht, um 1570 zu …n, lebte um 1607 in Rom, wo er …ng von Tassos «Aminta» erscheinen …er sich in der Malerkunst ausbildete. …ückkehr ins Vaterland wurde er Stall… …önigin Isabella, der ersten Gemahlin …, und starb zu Madrid im Jan. 1649. …chung von Tassos «Aminta» (Rom …erbessert mit J.s «Rimas», Sevilla …g immer eins der vollendetsten Muster …ng und bei weitem seiner freien Be… …on Lucans «Pharsalia» (Madr. 1684) …, in welcher er dem Gongorismus hul… …er früher in dem «Discurso poetico» …4) angegriffen hatte. Außerdem ver… …n größeres Originalgedicht: «Orfeo» …24), das mit Unrecht auch Don Augustin …e y Torres zugeschrieben wird, sowie … Zahl lyrischer Gedichte. J. war mehr …er als Dichter. Seine sämtlichen poeti… …ke sind in der «Coleccion» des Fernandez …, Madr. 1789—1819) wieder abgedruckt, …n mit dem «Aminta» auch in der «Biblio… …utores españoles» (Bd. 42). Als Maler … der florentin. Schule an; besonders sollen …träts, worunter eins von Cervantes, ge… …wesen sein. Einen «Discurso apologetico» … Malerei veröffentlichte er 1633.

…rès (Constant Louis Jean Benjamin), franz. …l, geb. 3. Febr. 1823, trat 1841 in die Ma… …d wurde 1861 Fregattenkapitän und befeh… …870 im Nordseegeschwader als Linienschiffs… …, trat aber im November zur Landarmee …nd kämpfte an der Loire und in der Perche … die Truppen des Großherzogs von Mecklen… … Nach dem Frieden wurde er Kontreadmiral …1871 im Tarndepartement in die National… …mmlung gewählt, wo er sich dem linken Cen… … anschloß; 1875 wurde er zum lebenslänglichen …ator gewählt. Er befehligte 1876 ein Geschwa… …m Mittelmeer, wurde 1878 Vizeadmiral, 1879 …andter in Spanien, später in Petersburg, 1883 …rkommandierender des Evolutionsgeschwaders.

Jausmin (Jaquou), s. Jasmin (Jacques).

Jauts, ind. Volksstamm, s. Dschats.

Java, die kleinste der sog. Großen Sunda-Inseln, …r von ihnen und allen übrigen, das Niederlän…ch-Indische Reich bildenden Inseln die wichtigste, …gleich eins der schönsten und ergiebigsten Länder …r Erde, erstreckt sich von WNW. gegen OSO., …wischen 105° 10′ und 114° 30′ östl. L. von Green…wich, sowie 5° 52′ und 8° 46′ südl. Br. Die Länge …on J. beträgt 1070, seine Breite 67—208 km, …ein Flächeninhalt (mit Madura) 131 733 qkm. Die Insel wird westlich durch die Sundastraße von Sumatra, nördlich durch die Javasee von Borneo, nordöstlich durch die Madurastraße von Madura und südöstlich durch die Balistraße von Bali getrennt, südlich vom Indischen Ocean bespült. J. ist ein spezifisch vulkanisches Gebirgsland. Nur längs seiner ganzen nördl. und zum Teil auch seiner östl. Küste zieht sich ein 2—14 km breiter Streifen niedrigen, teilweise selbst morastigen, durch Anspülung aus dem Meere wie aus zahlreichen Flüssen immer breiter werdenden Alluviallandes hin. Von der Mündung des Solo, denen des Kali Mas und des Porrong, der beiden untern Delta-Arme des Brantas, an der Ostküste erstrecken sich dagegen das Gebiet dieser beiden Hauptflüsse J.s bildende Ausdehnungen von Flachland bis fast über ein Tritteil der Insel hinein. An der West- und Südküste fällt das Land beinahe allenthalben steil gegen das Meer ab und bildet an vielen Stellen ein 100 und mehr Meter hohes, senkrechtes, unnahbares Ufer ohne Landungsplatz. Die geolog. Grundlage der Insel besteht hauptsächlich aus tertiärem Kalk, der, von der Küste nach dem Meere zu mehr und mehr anschwellend, sich in einer Anzahl längerer und kürzerer, teilweise einander paralleler, von Westen nach Osten streichender Gebirgsketten von 500—1000 m über das Meer erhebt. Diese sedimentäre Meeresformation aber zeigt sich in einer etwa zwei Fünfteile der Insel betragenden Ausdehnung, von 45 Vulkanen, und zwar 28 thätigen, durchbrochen und mit den Auswurfsstoffen der letztern überdeckt. Nirgendwo anders auf der Erde findet sich auf einer gleichen, verhältnismäßig geringen Raumesausbreitung eine so beträchtliche Anzahl von Feuerbergen wieder. Unter den noch thätigen sind, von Westen nach Osten gezählt: der Gedeh, 2998; der Guntur, 1982; der Slamat, 3426; der Merapi, 2866; der Klout, 1731; der Seméru, der höchste Berg der Insel, 3666; der Tengger, 2656; der Lamóngan, 1666, und der Raon, 3400 m hoch, die merkwürdigsten. Der kreisförmige Krater des letztern mit 7380 m Durchmesser ist der größte auf der Erde. Andere vulkanische Erscheinungen, wie Solfataren, Salse, Kohlensäure ausströmende Mofetten, heiße Mineralquellen u. s. w., finden sich auf J. häufig. Heftige Erdbeben sind verhältnismäßig ziemlich selten. Eins der heftigsten, den westlichsten Teil der Insel bis tief in ihr Inneres außerordentlich verwüstenden, war das bei Gelegenheit der großen Eruption des Vulkans auf der Insel Krakatowa in der Sundastraße 26. bis 27. Aug. 1883.

Das Klima im Innern der Insel ist ebenso angenehm als gesund. Weniger gesund sind die niedrigen Gegenden der Nordküste, namentlich dort, wo sich Strandmoräste und ausgebreitete Reisfelder befinden. Am ungesundesten ist die Umgegend der alten Stadt Batavia (s. d.). Die durch die geogr. Lage von J. bedingte Hitze wird sehr durch die periodischen Seewinde gemäßigt. Von der letztern Hälfte des Oktober bis zur ersten Hälfte des April findet unter Herrschen des Nordwest-Monsuns die Regenzeit mit sehr schweren Gewittern statt. Die Zahl der Flüsse ist groß; bei der geringen Breite der Insel sind aber nur zwei derselben, Brantas und Solo, auf weitere Strecken für die Schiffahrt mit nicht sehr tief gehenden Fahrzeugen brauchbar. An Erzeugnissen des Mineralreichs ist J. arm. Von Metallen kommt nur Eisen in geringer Menge und Güte sowie etwas Flußgold vor. In den Kratern der Vulkane findet sich Schwefel und Schwefelarsenik, von den Salzquellen enthalten mehrere Jodium. Auch Bergöl kommt an verschiedenen Stellen vor. Ungleich reicher ist die Flora von J., welche sich

Digitized by Google

durch seltene Schönheit auszeichnet. Außer den zahllosen, allen technischen und ökonomischen Zwecken entsprechenden einheimischen Pflanzen hat auch noch eine bedeutende Anzahl von Kulturgewächsen anderer heißer Länder daselbst einen sehr günstigen Boden gefunden, wie hauptsächlich der Kaffeestrauch, der Ropallatus, die Tabakspflanze, der Zimtbaum, der Theestrauch und seit 1854 auch der Chinabaum. Unter den einheimischen Kulturpflanzen sind der Reis, die Kokos-, Pinang- und Arengpalme, die Indigopflanze und das Zuckerrohr und von eigentlichen ind. Gewürzen auch die Pfefferranke bemerkenswert. Eine größere Menge der herrlichsten Früchte als auf J. gibt es nirgends auf der Erde. Zu erwähnen sind die Manga (von Mangifera Indica *L.*) mit zahlreichen Arten; die Mangustane (von Garcinia mangustana), die Durian (von Durio zibethinus), die Nangka (von Artocarpus integrifolia), die Pompelmus (von Citrus decumana), die Rambutan (von Nephelium lappaceum), der Blimbing (von Averrhoa Bilimbing), die aus dem heißern Amerika, namentlich aus Mexiko schon zur Zeit der ersten Niederlassung der Europäer nach J. eingeführten Früchte verschiedener Anona-Arten und endlich die fast wild wachsende Ananas. Von den Früchten der in allen Tropenländern einheimischen Banane, malaiisch Pisang, gibt es auf J. mehr als 50 Arten. Etwa drei Viertel des Areals befinden sich im Kulturzustand; ein Fünftel etwa ist mit sehr üppigem, an vortrefflichen Holzarten reichem Urwalde bestanden. Einer geregelten Forstkultur sind die ausgestreckten Wälder von Tectona grandis, dem Teakbaume des kontinentalen Indien, in neuerer Zeit unterworfen. Auch die Fauna von J. ist in allen Tierklassen sehr reich an Arten. Sie trägt einen entschieden kontinental-ind. Charakter. Von Säugetieren kommen vor: eine Rhinocerosart (R. Javanicus), eine wilde Ochsenart (Bos Sondaicus), der gestreifte Tiger und eine Pantherart (Felis pardus), Hirsche, Rehe, mehrere Arten wilder Schweine, verschiedene Affenarten, unter denen ein Gibbon (Hylobates leuciscus) der merkwürdigste, und viele kleinere Säugetiere aus allen zoolog. Unterabteilungen. Die Pferde sind klein, aber stark und dauerhaft. Ein noch wichtigeres Haustier ist für die eingeborene Bevölkerung der Büffel, wegen seiner großen Nützlichkeit bei dem Landbau. Rindvieh wird hauptsächlich seines Fleisches wegen gezüchtet, Ziegen und Schafe finden sich nur in geringer Anzahl. Unter fast 200 Arten von Vögeln, von denen sich viele durch Farbenpracht auszeichnen, sind die ihre eßbaren Nester an verschiedenen Stellen, hauptsächlich aber in den Höhlen des Kalkvorgebirges Karang-Bollong an der Südküste bauenden Schwalben (Collocalia esculenta) hervorzuheben. Alle Flüsse und Flußmündungen wimmeln von Kaimans (Crocodilus biporcatus), und das Meer ist längs der ganzen Küste außerordentlich fischreich. Die Insekten-, namentlich Käferfauna von J. ist eine der reichsten und schönsten der Erde.

Die Bevölkerung von J. zählte Ende 1880 mit Madura 19794505 Seelen, wovon 38708 Europäer, 206931 Chinesen, 10516 Araber und 2547 andere Asiaten waren. Die übrigen sind Javaner und bilden einen Zweig der malaiischen Völkerfamilie. Die Bewohner von J. treiben meist Landbau. In der Anlage bewässerter Reisfelder werden sie weder von den Chinesen, noch von den Japanern übertroffen. Alle Javaner mit Ausschluß [illegible] etwa 2000, Bedui's oder Bedawis genannt, [illegible] dhisten in der Residentschaft Bantam und [illegible] 4000 Brahma-Anbetern im Tenggergebirge [illegible] Residentschaft Pasuruan bekennen sich zum [illegible] obgleich die meisten bloß äußerlich.

Geschichtliches. J. war schon Ptolemäus [illegible] Namen nach als Jabadiu bekannt. Ihre [illegible] Geschichte ist aber völlig dunkel. Die [illegible] Beziehungen zwischen J. und dem vorderindischen Lande werden durch die vielen ind. [illegible] Altertümer, Inschriften, Überreste von [illegible] sowohl dem Buddhismus als dem Brahmanismus angehörender Tempelbauten bewiesen, [illegible] überall finden und unter denen die von Brambanan, Boro-Budor (s. d.), Loro-Gongreng, [illegible] Sewu, Kalassan und Sukn die bemerkenswertesten sind. Im 15. Jahrh. bestanden auf J. [illegible] tige Hindureiche, das von Padjadjaran im [illegible] und das von Modjopahit im Osten der Insel. [illegible] gegen Ende des 15. Jahrh. auf J. der Islam [illegible] geführt wurde, stürzte zuerst 1474 das Reich [illegible] jopahit, 1480 aber auch Padjadjaran [illegible] Aus diesem entstand das Königreich Bantam, [illegible] aus jenem, außer mehrern kleinen Staaten, [illegible] Cheribon u. s. w., das Kaiserreich Mataram. [illegible] Araber besuchten J. bereits in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed und die Chinesen noch früher. Von Europäern gelangten die Portugiesen 1522 unter Henriquez Lerne von Malakka [illegible] nach J. und richteten verschiedene Handelsfaktoreien daselbst auf, wurden aber, nachdem die Holländer unter Cornelius Houtmann 1596 nach Bantam gekommen waren, von diesen vertrieben. Die Holländer errichteten die Engländer unter Sir John [illegible] ebenfalls eine Faktorei in Bantam, welche [illegible] von ihnen wieder verlassen wurde, nachdem die Holländer allmählich die herrschende Macht [illegible] dischen Archipel geworden waren und ihre [illegible] gründete Hauptstadt Batavia (s. d.) [illegible] Blüte und großem Reichtum erhoben hatte. [illegible] Batavia breiteten die Holländer sich immer [illegible] längs der Nordküste nach Osten aus. Hierdurch die Veranlassung zu Kriegen mit [illegible] herrschern des die beiden östl. Drittteile [illegible] fassenden Reichs Mataram gegeben, [illegible] zum Nachteile und zur Schwächung des letztern [illegible] fielen. Im J. 1749 mußte der Beherrscher [illegible] sein Reich der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie abtreten, welche es seinem Sohne [illegible] übergab, dasselbe aber 1755 in die beiden [illegible] ander unabhängigen Reiche von Surakarta [illegible] Solo und Djocjakarta teilte, welche beide [illegible] immer mehr verkleinert und geschwächt, [illegible] noch bestehen, in administrativer Hinsicht [illegible] als Provinzen von J. gelten. Das Reich [illegible] wurde von den Holländern 1808 ihrem [illegible] einverleibt. Die großen Mißbräuche und [illegible] heiten, welche sich im ganzen Verwaltungssystem der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie [illegible] zweiten Hälfte des 18. Jahrh. mehr und mehr [illegible] tend machten und zu ihrer Auflösung [illegible] ten, die Kriege von Holland mit England seit [illegible] sowie die wechselvolle, mit seiner Einverleibung [illegible] das franz. Kaiserreich endende polit. Lage des [illegible] infolge der Französischen Revolution, wirkten [illegible] nachteilig auf alle innern Verhältnisse von J. [illegible] Dem Generalgouverneur Daendels (s. d.), [illegible] der gleich nach seiner Ankunft auf J. [illegible]

Digitized by Google

gründlichen Reform aller veralteten und zerrütteten Verhältnisse daselbst überging, verdankt J. die prachtvolle Heerstraße, welche sich in ihrer ganzen Länge von Anjer im Westen nach Banjuwangi im Osten hinzieht. Sein Nachfolger, Generalgouverneur J. W. Janssens, mußte J. schon 18. Sept. 1811 den Engländern übergeben. J. ward nun eine Dependenz von Britisch-Indien und Sir Stamford Raffles (s. d.) Lieutenantgouverneur hiervon, bis durch den Londoner Traktat vom 13. Aug. 1814 zwischen England und Holland letzteres seine frühern ind. Besitzungen zurückerhielt.

Die Bestrebungen des neuen niederländ. Generalgouverneurs Baron G. A. G. P. van der Capellen, um die tiefgesunkene Produktion von J. wieder zu heben, wurden durch den Aufstand von Diepo Negoro, eines Prinzen aus dem Fürstenhause von Djocjakarta, infolge dessen ein Krieg, 1825—30, im Innern von J. entstand, wieder für längere Zeit unterbrochen. Mit dem Ende dieses Kriegs, der den Niederländern mehrere der schönsten Provinzen im Innern der Insel einbrachte, beginnt eine neue Ära großer Blüte für J. Hierzu trug namentlich das 1830 von dem Generalgouverneur Grafen Johannes van den Bosch, 1830—33, eingeführte sog. Kultursystem wesentlich bei. Dasselbe machte den Staat zum Produzenten auf allen sich nicht in Privatbesitz befindlichen Ländereien auf J. und zugleich zum Verkäufer der daselbst gewonnenen Bodenerzeugnisse in Holland, durch Vermittelung der 1824 gegründeten Niederländischen Handelsgesellschaft (Nederlandsche Handelmaatschappij), deren Privilegien wiederholt erneuert wurden, zuletzt, durch Beschluß des Königs der Niederlande vom 21. Dez. 1871, für den Zeitraum vom 1. Jan. 1875 bis 31. Dez. 1899. Dieses System, dessen Grundlage die gezwungene Arbeit der Bevölkerung gegen einen von der Regierung festgesetzten verhältnismäßig geringen Lohn ist, hat Holland viele Hunderte von Millionen Gulden eingetragen und gewährt demselben, nach Deckung sämtlicher, sowohl durch seine übrigen ostind., als auch durch seine westind. Besitzungen verursachten Unkosten, einen baren Überschuß von 40—60 Mill. Fl. im Jahre. In den letzten 20 Jahren haben sich indessen die Stimmen, in Holland wie auf J., immer lauter gegen das Kultursystem erhoben und ist die Regierung gezwungen gewesen, dasselbe auf Kaffee, Zucker und Chinarinde zu beschränken.

J. ist der Sitz des Generalgouverneurs und aller höchsten Verwaltungsbehörden des niederländ.-ostind. Reichs in dessen Hauptstadt Batavia (s. d.). Die Insel wird gegenwärtig in die Provinzen (Residentschaften) Bantam, Batavia, Krawang, Preanger-Regentschaften, Tjeribon, Tegal, Pekalongan, Samárang, Japára, Rembáng, Surabája, Pasuruan, Besuki, Probolingo, Banjuwangi, Banjumás, Bagelen, Kadu, Madiun, Kediri, Surakarta und Djocjakarta eingeteilt. Hierzu kommt noch die in administrativer Beziehung zu J. gerechnete, eine besondere Residentschaft bildende Insel Madura mit einem Areal von 5280 qkm und einer Bevölkerung von 472 Europäern, 763 373 Eingeborenen, 3702 Chinesen und 155 fremden Orientalen. Die ganze Insel ist von vorzüglich angelegten und unterhaltenen Heerstraßen durchzogen. Das Postwesen ist sehr gut geregelt. An Eisenbahnen sind (1883) 608 km in Betrieb: von Samárang nach Fort Willem I. und nach Djocjakarta, von Batavia nach Buitenzorg, die Staatsbahnen von Surabája nach Pasuruan, von Bangil nach Malang, von Sidhardjo nach Madiun, und von Kertosono nach Kediri, ferner die Bahnen von Buitenzorg nach Sukabumi und von Batavia nach Tandjong Priok. Telegraphendrähte (3773 km) breiten sich nicht nur über die ganze Insel aus, sondern verbinden sie auch mit Sumatra, Singapur und Australien. Eine regelmäßige Verbindung von J. mit allen übrigen Teilen des niederländ.-ind. Archipels sowie mit Singapur wird durch 27 Schiffe der Niederländisch-Indischen Dampfschiffahrtsgesellschaft vermittelt, während auch eine direkte Dampfschiffahrtsverbindung zwischen J. und Holland durch die Schiffe der Dampfschiffahrtsgesellschaft Niederland, durch die Schiffe der Compagnie des Messageries Maritimes zwischen Batavia, Neapel und Marseille, durch die Società Rubattino e Co. zwischen Batavia und Genua, durch den Rotterdamschen Lloyd zwischen Batavia und Rotterdam, sowie auch zwischen Java und Australien besteht.

Vgl. außer dem Werke von Junghuhn (s. d.) Raffles, «History of J.» (2 Bde., Lond. 1817; neue Aufl. 1830); Roorda van Eysinga, «Iets over Nederlandsch India» (Bd. 1—4, Kampen 1836—50); De Bruyn Kops, «Statistiek van den handel en den scheepvaart op J. en Madura» (2 Bde., Batavia 1857—59); Müller, «Beschreibung der Insel J.» (aus dem Holländischen, Berl. 1860); Barrington d'Almeida, «Life in J.» (2 Bde., Lond. 1864); Hofdijk, «In't hartje van J.» (Amsterd. 1882); Hoola van Nooten, «Fleurs, fruits et feuillages de l'île de J.» (3. Aufl., Brüssel 1882); Veth, «J., geographisch, ethnologisch, historisch» (3 Bde., Haarlem 1882). [lusien.

Javalcuz, Badeort bei Jaen (s. d.) in Anda-

Javanische Sprache und Litteratur. Die javanische Sprache ist ein Zweig des sog. malaiisch-polynesischen, sich von der Malaiischen Halbinsel und der Insel Sumatra, seinen Centralpunkten, westwärts bis nach Madagaskar, östlich aber über den Malaiischen Archipel und dessen nordöstlichste Provinz, die Philippinen, bis zu den Carolinen und andern, noch östlicher gelegenen Inselgruppen im Stillen Ocean, wie den Archipelen der Freundschafts- und Societätsinseln, Neuseeland u. s. w. ausbreitenden Sprachstammes. Die javanische Sprache ist einer der wichtigsten und interessantesten Zweige dieses Stammes. Sie verdankt diese Eigentümlichkeit dem Umstand, daß schon in einer sehr alten, chronologisch nicht mehr bestimmbaren Zeit zwischen Vorderindien und Java ebenso lange dauernde als ausgebreitete, in das ganze Volksleben auf dieser Insel eindringende und dasselbe durchdringende Beziehungen stattfanden. Auf die Bevölkerung von Java, die, wie man annehmen kann, zur Zeit, wo zuerst eine Einwanderung von Vorderindien nach dieser Insel geschah, noch in einem rohen Naturzustande verkehrte, übertrug sich das spezifisch ind. Kulturelement sehr bald und zugleich dauerhaft. Einer der Hauptfaktoren derselben aber war die Sprache. So entstand allmählich durch die Aufnahme einer Menge fremder, dem Sanskrit angehörender Elemente in das ursprünglich auf dieser Insel herrschende malaiisch-polynesische Idiom die gegenwärtige javanische Sprache.

Da die ausheimische, ind. Kultur und mit ihr die ind. Sprache nicht in gleichem Maße auf der ganzen Insel, und zwar in ihrem westlichsten Teile weniger

Digitized by Google

als in ihrem östlichern Teile, ostwärts von dem Flusse Losari, Eingang und Verbreitung fanden, so entwickelten sich bei der Bevölkerung von Java sehr bald zwei die Grenzen einer bloßen Dialektverschiedenheit überschreitende Idiome. Es entstanden die sog. Sundasprache im Westen von dem Flusse Losari und die eigentliche javanische im Osten desselben. Die erstere ist roher, unausgebildeter und der ursprünglichen Sprache auf Java, vor seinen Beziehungen zu der ind. Kultur, näher stehend als die letztere. Diese zerfiel wieder in einen Volksdialekt, Biasa Ngoko, den höher Stehende gegen Niedrigere, und einen feinern und gewähltern, Biasa Kromo, den Niedrigere gegen höher Stehende noch heute gebrauchen. Auch bildete sich auf Java eine litterarische, dem Sanskrit nahe stehende Sprache, das Kawi, heraus, von dem aber mehr als zweifelhaft ist, ob es jemals gesprochen wurde. Das Kawi ist dem Sanskrit sehr nahe verwandt und unterscheidet sich von diesem hauptsächlich durch seinen Mangel an Flexionen. Zu der Volkssprache auf Java, wie sie gegenwärtig noch besteht, verhält sich das Kawi ähnlich wie das Sanskrit zu dem Prakrit in Vorderindien. Gegenwärtig wird das Kawi nur noch von wenigen Javanen verstanden. Mit Bezug auf die Kawisprache ist das berühmte Werk von Wilhelm von Humboldt: «Über die Kawisprache auf der Insel Java» (3 Bde., Berl. 1836—39) noch immer von großem Werte. Von litterarischen Werken, die erhalten geblieben, sind hauptsächlich zu erwähnen die Heldengedichte «Ardjona-Wiwâha» (herausg. von Friederich, Batavia 1851, und von Kern, Haag 1871), «Boma Kawja» (von Friederich, Batavia 1852), «Brâtâ-Joudâ» (von Kern, Haag 1873), «Inscription from the Kawi or ancient Javanian language, taken from a stone, found in Surabaja. Translated into the modern idiom by Nata Kasuma and rendered into English by Crawfurd» (Batavia 1826), «Kawi-oorkunden. Met inleiding and transcriptie door A. B. Cohen Stuart» (Batavia 1870), «Romo» (herausg. von Winter, Batavia 1847). Diese Dichtwerke im Kawi sind meistens nur Übersetzungen aus den Mahabharata und Ramayana. Auch Übersetzungen von ihnen in das Javanische sind vorhanden, wie z. B. «Brâtâ-Joudâ. Indisch-Javanisch heldendicht» (herausg. von Cohen Stuart, 2 Bde., Batavia 1860), «Brâtâ-Joudâ. Râmâ en Ardjonâ-Sâsrâ. Drie Jav. heldendichten in javaansche proza verkort door C. F. Winter, uitgeeven door T. Roorda» (Amsterd. 1848), «Bratawidjaga, Raden Demang. Zededicht Bidajatoussalik» (Batavia 1864). Vgl. Dulaurier, «Mémoire, lettres et rapports relat. au cours de langues malaye et javanaise, fait de 1840—42» (Par. 1843).

Javea, ehemals Xabea, Stadt in der span. Provinz Alicante, 8 km im SO. von Dénia, am südl. Fuße des 712 m hohen Mongo, an der Mündung des Küstenflusses Gorgos, von alten Mauern mit diden Türmen umgeben, zählt (1877) 6331 E. Der Hafen, aus welchem hauptsächlich Früchte ausgeführt werden, wird von zahlreichen Küstenfahrern besucht. Das Telegraphenkabel von den Balearen schließt sich hier an.

Javellesche Lauge, s. Eau de Javelle.

Jaworów, Stadt im mittlern Galizien, westlich von Lemberg in flacher Gegend gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Erziehungsanstalt für Mädchen im Basilianer-Nonnenkloster und zählt 9072 E., teils Polen, teils Ruthenen, die den städtischen Gewerben zumeist [illegible]. Der Absatz ihrer Produkte, zu denen auch Töpferwaren und Branntwein zu zählen sind, vornehmlich nach Lemberg.

Jaxt, Nebenfluß des Neckar, s. Jagst.

Jay (Antoine), franz. Schriftsteller, geb. [illegible] 1770 zu Guitres im Depart. Gironde, [illegible] Rechte, wurde 1802 Advokat und übernahm den Unterricht der Kinder des Minister[illegible]. Seine Beantwortung der von der [illegible] Akademie 1806 aufgegebenen Preisfrage «... littéraire du 18e siècle» erhielt 1810 den Preis und sein «Éloge de Montaigne» das Accessit. In demselben Jahre ward er redacteur des «Journal de Paris»; auch [illegible] «Glaneur» oder «Essais de Nicolas [illegible] heraus. Im J. 1813 erhielt er die [illegible] Geschichte am Athenäum, und während der [illegible] Tage ward er vom Depart. Gironde in [illegible] tiertenkammer gewählt. Nach der zweiten [illegible] ration gab er eine «Histoire du ministère [illegible] dinal Richelieu» (2 Bde., Par. 1815) heraus, nahm seitdem nebst Etienne teil an der Redaktion des «Constitutionnel» und der von ihm [illegible] gründeten «Minerve». Die liberale Zeitung von ihm, Jouy, Arnault und Norvins [illegible] tenen «Biographie des contemporains» [illegible] und Jouy eine Gefängnisstrafe in Clichy zu. Während der Dauer derselben [illegible] das Buch «Les hermites en prison, [illegible] lations de Ste.-Pélagie» (2 Bde., 1823). Der Julirevolution wurde J. zum [illegible] Akademie der Wissenschaften und der [illegible] Akademie gewählt. Von ihm erschien [illegible] «Oeuvres littéraires» (4 Bde., Par. [illegible]). starb 9. April 1854 zu Chambreville.

Jayanta, s. Dschaintia.

Jayme, s. Jakob.

Jazma, s. Jasma.

Jazygen (ungar. Jászok, d. h. [illegible] heißen die Einwohner eines besondern [illegible] Komitat Jazygien-Großkumanien-Sp[illegible] ungar. Namen Jász-Ság führt. Die [illegible] Könige pflegten neue Kolonien unter [illegible] dingungen, z. B. des Kriegsdienstes, [illegible] zu welchen auch die Jász-ok oder Pfeil[illegible] hörten. Solche Namen übertrug die [illegible] Sprache in ähnlich klingende Namen, [illegible] den die Jászen zu «Jazyges» (vom [illegible] jász), und sogar zu «Philistaei», [illegible] Worte Pfeil (altdeutsch pfil). Noch bei [illegible] 1751 spricht «de Jazygibus seu Philistaeis [illegible] manis». Dergleichen gelehrte Spielereien [illegible] anlassung zu sehr wunderlichen Behauptungen, sich auf Herodot u. s. w. beriefen. Das [illegible] Jászen oder J. umfaßte 1100 qkm und [illegible] Hauptort Jász-Berény (s. d.). Die Jazygier [illegible] Zahl 68000 übersteigt, sind reine Magyaren, [illegible] kennen sich größtenteils zur kath. Kirche. [illegible] bildete der Jazygierdistrikt mit Kleinkumanien drei adelige Distrikte, welche [illegible] Maria Theresia in ihren uralten Privilegien [illegible] tigt wurden und später Sitz und Stimme auf [illegible] Landtage erhielten. Ihr Oberrichter war [illegible] latinus, der als solcher zugleich Oberhaupt [illegible] Jazygier und Kumanier hieß. Der Distrikt [illegible] mals zum Heveser Komitat gehörte, wurde [illegible]

Digitized by Google

mit einem Teil von Großkumanien und vom Heveser Komitat zu einem neuen, dem Jazyger-Großkumanier und Szolnoker Komitat vereinigt, dessen Hauptort Szolnok ist.

J. C. oder J. Chr., Abkürzung für Jesus Christus oder auch Jahr Christi.

Jeaffreson (John Cordy), engl. Schriftsteller, geb. 14. Jan. 1831 zu Framlingham in Suffolk, wurde 1859 in Lincoln's Inn an die Barre berufen, praktizierte indes nicht, sondern widmete sich der schriftstellerischen Thätigkeit. Erwähnung verdienen zunächst J.s Romane, die er 1854 mit «Crewe Rise» eröffnete und unter denen besonders «Miriam Copley» (1859), «Live it down» (1863), «A noble woman» (1868) und «A woman in spite of herself» (1872) Anerkennung fanden. Größern Erfolg hatte er mit einer Reihe kulturhistorischer Bücher, wie «A book about doctors» (1860), «A book about lawyers» (1866), «A book about the clergy» (1870), «Annals of Oxford» (1871), «Brides and bridals» (1872), «A book about the table» (1874), «A young squire of the 17th century» (1877). Zum Inspektor der Dokumente an dem Staatsarchiv in London ernannt, nahm J. auch teil an den Arbeiten der königl. Kommission über histor. Manuskripte. Als Biograph hat er sich durch sein «Life of Robert Stephenson» (1864) und durch das Aufsehen erregende Werk «The real Lord Byron» (2 Bde., 1883) bekannt gemacht.

Jeanet, soviel wie Englisches Leder.

Jeanne d'Arc oder die Jungfrau von Orléans, geb. als die Tochter wohlhabender Landleute 6. Jan. 1412 in dem damals zur franz. Provinz Bassigny (Gouvernement Champagne) gehörigen, am linken Ufer der Maas gelegenen Dorfe Domrémy, wurde, gleich ihren Geschwistern, in patriarchalisch-bäuerlicher Einfachheit erzogen. Sie konnte nähen und spinnen, aber weder lesen noch schreiben; ihre Religionskenntnisse verstiegen sich nicht über den naiven Glauben jener Zeit. Vor andern Mädchen zeichnete sie sich durch Einfachheit und Sittenreinheit aus. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß J. von den physischen Eigentümlichkeiten und Schwächen ihres Geschlechts nicht berührt wurde, und hierin eine der wesentlichsten Ursachen ihrer Ekstasen und Visionen wie aber auch andererseits der bewundernswerten Ausdauer ihrer physischen Kräfte zu suchen sei. Im Alter von 13 J. glaubte sie zum ersten mal, als sie sich zur Mittagsstunde im Garten ihres Vaters befand, eine überirdische Stimme zu hören, die sie zur Sittsamkeit und zu fleißigem Kirchenbesuche ermahnte. Sie gelobte schon damals, lebenslang Jungfrau zu bleiben. Indes hat Zustände visionärer Verzückung, wie J. sie gehabt, das religiöse Empfindungsleben des Mittelalters an Tausenden hervorgebracht, und die anfänglichen Visionen, die sie schon im 13. J. hatte, unterschieden sich mit ihren auf Sittenreinheit und Kirchlichkeit gerichteten Mahnungen kaum von den gewöhnlichen; das Neue aber war die politische Richtung, welche dieselben unter dem Elend der Zeit bei J. nahmen.

Durch die Eroberungen Heinrichs V. hatten die Engländer mehr als die Hälfte von Frankreich an sich gerissen; ihre Bundesgenossen waren der Herzog von Burgund und Isabella, die Gemahlin des wahnsinnigen Karl VI. Im südlichen Frankreich behauptete sich nur mit Mühe der 19jährige Dauphin, nachmals König Karl VII. Das Geburtsdorf J.s hing letzterm an. J. mochte ungefähr 15 J. alt sein, als ihre «Stimmen» ihr geboten, nach Frankreich zu gehen und für den Dauphin in den Krieg zu ziehen. Doch bewahrte sie das Geheimnis. Unterdes war der Dauphin während der Belagerung von Orléans durch die Engländer im Okt. 1428 in die bedrängteste Lage geraten. Da erhielt J. durch ihre Stimmen und in Träumen den Auftrag, jene Stadt zu entsetzen und den Dauphin nach Rheims zur Krönung zu führen. Sie wandte sich heimlich, anfangs durch Vermittelung ihres Oheims, an Baudricourt, den Befehlshaber von Vaucouleurs, der ihre Anträge als die einer Närrin erst zurückwies, sie dann aber in männlicher Tracht und Rüstung und unter Bedeckung zum Dauphin nach Chinon sendete. Karl, dem sie hier ihren überirdischen Beruf mitteilte und in Rücksicht seiner Geburt versicherte, er sei der wahre König von Frankreich, konnte sich zunächst nicht überzeugen. Erst nachdem zu Poitiers angesehene Männer die Herkunft und den Wandel J.s geprüft und achtbare Matronen ihre Jungfräulichkeit bezeugt hatten, zweifelte man nicht länger an ihrer höhern Sendung. Nach manchen Verzögerungen zog endlich die 17jährige Jungfrau in Männertracht, mit einem Schwerte aus der Kirche zu Fierbois und einer weißen, mit Lilien und Gottes Bildnis geschmückten Fahne ausgerüstet, an der Spitze begeisteter Scharen nach Orléans, das Dunois verteidigte. Am 29. April 1429 warf sie sich mit Lebensmitteln in die Stadt, und vom 4. bis 8. Mai vertrieb sie in verschiedenen Ausfällen die Engländer aus ihren Schanzen und nötigte dieselben, die Belagerung aufzuheben. J. wurde nach diesem wichtigen Siege der Schrecken der Feinde und bei den durch jahrelange Niederlagen entmutigten Franzosen der Gegenstand religiöser Verehrung. Kampfesmut und Nationalgefühl erwachten durch die wunderbare Erscheinung des Mädchens plötzlich beim Volke und unter den Truppen. Ungeachtet dieser Huldigungen blieb J. weiblich bescheiden. Nur wenn kriegserfahrene Männer ihren kühnen Anordnungen widersprachen, berief sie sich bestimmt auf die göttliche Sendung. Gegen Hohe und Niedere aber wußte sie ihre weibliche Würde streng zu bewahren. Nach der Befreiung von Orléans ging sie an den zweiten Teil ihrer Sendung. Unter ihrer Führung zog der Dauphin von Gien aus mit einem kleinen Heere nach Rheims, indem er unterwegs Auxerre und Châlons unterwarf, Troyes aber unter J.s Befehl eroberte. Am 17. Juli 1429 ging die Krönung vor sich. J. hielt während derselben mit ihrer Fahne an der Seite Karls, warf sich dann vor ihm nieder und begrüßte ihn als König.

Auch jetzt aber hielt sie keineswegs, wie wohl früher behauptet worden ist, ihre Aufgabe für beendigt. Vielmehr wollte sie, und zwar unter wachsendem Widerstande einer höfischen Partei, schließlich gegen den Willen des Königs selbst Frankreichs Boden von den Fremden reinigen. Zunächst riß sie Karl gegen Paris mit fort. Aber nach einem fruchtlosen Angriff auf die Hauptstadt, wobei J. am Schenkel schwer verwundet ward, zog sich das Heer nach der Loire zurück. Jenseit derselben erhob Karl im Dez. 1429 die Jungfrau und ihre ganze Familie in den Adelsstand. Im J. 1430 zeichnete sich J. bei der Einnahme von St.-Pierre-le-Moutier durch ihre verzweifelte Tapferkeit aus, die allein den Sieg entschied. Überdrüssig der Hofintriguen, wandte sich J. darauf mit einer kleinen Schar wieder nordwärts in die Isle-de-France, siegte bei Lagny und warf

Digitized by Google

sich dann in das belagerte Compiègne. Bei einem Ausfall wurden die Ihrigen von der Übermacht zurückgeschlagen. J. deckte mit der letzten Schar den Rückzug, wurde abgeschnitten, vom Pferde gerissen und dem Herzog von Burgund übergeben. Als die Engländer die Kunde vernahmen, zündeten sie im Lager Freudenfeuer an und ließen in allen unterworfenen Städten kirchliche Dankfeste anordnen, während die Franzosen und der träge König zu ihrer Rettung nichts unternahmen. J. wurde nach Rouen gebracht und dem geistlichen Gericht als Zauberin und Ketzerin übergeben.

Ein langer, abscheulicher Prozeß, bei dem übrigens die Formen des kirchlichen Rechts gewahrt wurden, begann im Jan. 1431. Den Beschuldigungen wegen Zauberei, welche durch das Zeugnis eines Priesters, der sich als Freund und Beichtvater bei der Gefangenen eingeführt hatte, unterstützt wurden, begegnete sie mit Unerschrockenheit und klaren, bestimmt widerlegenden Antworten, welche selbst auf eine Anzahl der Richter großen Eindruck machten. Trotzdem endete der Prozeß nach vier Monaten mit Verurteilung der Jungfrau zum Feuertode. J. hatte sich ungeachtet der physischen und moralischen Leiden, die man ihr auflegte, wunderbar standhaft und ergeben benommen; als sie aber 24. Mai zum Scheiterhaufen abgeführt wurde, entschloß sie sich unter dem Drängen der Geistlichen zu einem Widerruf, der ihre Strafe in ewiges Gefängnis verwandelte. Dies genügte jedoch dem Fanatismus ihrer Feinde nicht. Man sperrte sie mit drei rohen Soldaten zusammen, nahm ihr die weibliche Kleidung, sodaß sie sich zum Gebrauch hingelegter Männerkleider entschließen mußte, und betrachtete dies, wie einige in der Verzweiflung ausgesprochene Worte als Rückfall. Schon 31. Mai 1431 wurde sie wieder zum Scheiterhaufen geführt. Der Mut und die fromme Ergebung, die sie bewies, rührten selbst ihre Richter und überzeugten sogar den Henker von ihrer Unschuld. Nach der Volkssage stieg eine weiße Taube aus den Flammen zum Himmel empor. Auf Ansuchen ihrer Familie wurde der Prozeß schon 1450 revidiert und die Anklage 1456 für unbegründet, die Jungfrau für unschuldig erklärt. Zu Domremy, Versailles, Rouen, Orléans und Compiègne sind ihr Denkmäler gesetzt worden. Unter den Dichtungen, welche die romantische Gestalt J.s zu verherrlichen suchten, ragt besonders die Tragödie Schillers hervor. Voltaires «Pucelle d'Orléans» ist eine zwar witzige, aber frivole Persiflage.

Litteratur. Für die Geschichte der J. ist Quicherat, «Procès de condamnation et de réhabilitation de J., etc.» (5 Bde., Par. 1841—50) das die gesamten Quellen umfassende Hauptwerk; vgl. außerdem noch Wallon, «Jeanne d'Arc» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1867); Boucher de Molandon, «Première expédition de J.» (Orléans 1874). Gute deutsche Arbeiten über J. haben K. Hase (Lpz. 1861) und Cysell (Regensb. 1864) und Th. Sickel («Sybels histor. Zeitschrift», Bd. 4, 1860) geliefert.

Jeannette (frz.), Hannchen; auch Bezeichnung für ein goldenes Kreuz mit einem Herzen darüber, an einem Samtband am Halse getragen, Jeannettenkreuz.

Jean Paul, s. Richter (Joh. Paul Friedr.).

Jean Potage (frz., «Hans Suppe»), soviel wie Hanswurst (s. d.).

Jebus ist ein älterer Name der Stadt Jerusalem (s. d.) und speziell des Berges Zion (s. d.). Die in der Umgegend wohnenden kriegerischen und von Königen regierten Jebusiter werden im Alten Testament zu dem vielgegliederten Volke der Kanaaniter gerechnet, waren aber von Hause aus wahrscheinlich ein Stamm der ursprünglich arischen (japhetitischen) Amoriter (s. d.). Erst David gelang es, ihre stark befestigte Burg auf dem Zion zu erobern, und Salomo machte das Volk fronpflichtig.

Jechaburg, ein Dorf mit (1880) 309 E. in der Unterherrschaft des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen, westlich von Sondershausen, an der Wipper-Aue, am südl. Abhange des 367 m hohen Frauenbergs, auf dessen Platte einst die 873 von König Ludwig II. gegründete Frauenkirche stand. Das Dorf liegt an der Stelle, wo Bonifacius 731 den Altar der Göttin Jecha zerstört haben soll, und war ehemals berühmt wegen seiner 1001 gestifteten Propstei, welche 1525 im Bauernkriege zerstört und 1572 völlig aufgehoben wurde.

Jechnitz, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Podersam im nordwestl. Böhmen, Station der Linie Pilsen-Duz der Pilsen-Prieseer Eisenbahn, zählt (1880) 1498 E. deutscher Zunge, die mein Ackerbau und Viehzucht treiben. Dabei liegt das gräflich Cerninsche Schloß Petersburg, welches 1640 von Hermann Cernin von Chudenitz erbaut und mit den reichsten Mitteln der damaligen Ornamentik ausgestattet wurde.

Jedburgh, Hauptstadt der schott. Grafschaft Roxburgh, 60 km im SO. von Edinburgh am Jed, 5 km von seiner Mündung in den zum Tweed gehenden Teviot und an einer Zweigbahn der Berwick-Edinburgher-Bahn, hat Wollfabrikation und zählt (1881) 3400 E. Der Ort, 845 gegründet und seit 1160 königl. Burg, hat Ruinen einer Abtei, welche für das vollkommenste Denkmal der sächs. und got. Architektur in Schottland gelten.

Jedlersdorf, eigentlich Groß-Jedlersdorf, Dorf in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft und Gerichtsbezirk Korneuburg, liegt nördlich von Wien in der Ebene des Marchfeldes an der brünner Reichsstraße, hat ein Etablissement der Maschinenfabrik der wiener Lokomotiv-Aktiengesellschaft, sowie der ersten österr. Jutespinnerei und Weberei, eine Nieten-, Schrauben- und Schraubenmutterfabrik, Nähmaschinenfabrik, Spiritus- und Preßhefefabrik, Malzfabrik, Gummiguttaperchafabrik, eine Holzimprägnieranstalt und Werkstätten der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn und der Nordwestbahn samt Arbeiterkolonien und zählt (1880) 6367 E. (1870 erst 1724 E.).

Jedo oder Jeddo, der frühere Name der Hauptstadt Japans, jetzt Tokio (s. d.) genannt.

Jeetzel, auch Jeeze, ein linker Nebenfluß der Elbe in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, kommt aus dem Drömling genannten Sumpfe beim Dorfe Alt-Ferchau und mündet bei Hitzacker in die Elbe nach einem Laufe von 80 km, von denen sie auf 37,5 km von Salzwedel an für kleine Kähne fahrbar ist.

Jefferson, Stadt und Hauptort des County Marion im nordamerik. Freistaat Texas, zwischen den beiden Flüßchen Big-Cypreß-Creek und Little-Cypreß-Creek, 5 km oberhalb ihrer Mündung in den Cadda-Lake, der mit dem Red-River in Verbindung steht, Station eines Nebenarms der Texas- und Pacific-Eisenbahn, zählt (1880) 3260 E. und hat eine Gießerei, Sägemühlen und Backsteinbrennereien. In der Nähe finden sich Kohlen- und

Digitized by Google

Eisenlager. Der Big-Cypreß-Creek ist bis hierher selbst für große Dampfer schiffbar und macht die Stadt zum Ausgangspunkt eines lebhaften Handelsverkehrs, namentlich für Häute, Baumwolle, Vieh und Wolle.

Jefferson (Thomas), der dritte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, 1801—9, geb. 2. April 1743 zu Shadwell in Virginien, studierte von seinem 18. Jahre an Jurisprudenz, ließ sich 1767 in seinem Heimatsstaate als Advokat nieder und wurde 1769 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung in Virginien, wo er bereits damals einen Versuch zur Emancipation der Sklaven machte. Als sich der Widerstand gegen die Politik der brit. Regierung in den Kolonien zu regen begann, gesellte sich J. den eifrigen Patrioten zu. In den Kongreß von 1775 gewählt, nahm er hier eine entschieden revolutionäre Haltung an und war als Mitglied jenes berühmten Ausschusses thätig, in dem auch Adams, Franklin, Sherman und Livingstone wirkten. J. entwarf mit diesen die von den virgin. Abgeordneten vorgeschlagene Unabhängigkeitserklärung, die nach lebhaften Erörterungen mit wenigen Veränderungen vom Kongreß 4. Juli 1776 angenommen wurde. Im Oktober desselben Jahres auf seinen Sitz im Kongreß verzichtend, trat er in die Gesetzgebende Versammlung von Virginien, in der er eifrig darauf hinarbeitete, das feudal-aristokratische Grundgesetz dieses Staats gemäß den Prinzipien der Unabhängigkeitserklärung umzugestalten. Von 1779 bis 1782 war er Gouverneur von Virginien, und trat im Nov. 1783 in den Kongreß zurück, dem er bis Juni 1784 angehörte. Er gab den ersten Anlaß zu dem Gesetze, welches die Sklaverei aus den nordwestl. Territorien, damals dem einzigen Landbesitz der Union, ausschloß. Mit Adams und Franklin zum Gesandten für den Abschluß europ. Handelsverträge ernannt, vereinigte er sich mit diesen im Sommer 1784 in Paris. Nach Franklins (Juli 1785) erfolgter Rückkehr blieb J. noch vier Jahre als alleiniger Gesandter in Paris.

Im Herbst 1789 nach Amerika zurückgekehrt, trat er Ende März 1790 als Staatssekretär in Washingtons Kabinett ein, dem er bis zum 31. Dez. 1793 angehörte. Der Kampf, den er in dieser Stellung gegen seinen Kollegen Alexander Hamilton, den Finanzminister, führte, legte den Grund zur spätern Parteiorganisation der Föderalisten und Republikaner (Whigs und Demokraten), und J. wurde der eigentliche Vater der amerik. Demokratie. Nach seinem Rücktritt zog er sich auf sein Landgut Monticello in Virginien zurück, wurde aber im Frühjahr 1797 zum Vizepräsidenten unter John Adams gewählt. Er trat den verhaßten Maßregeln des Präsidenten (Aufruhr- und Fremdenbill u. s. w.) entgegen, entwarf 1798 zum angeblichen Schutz der Einzelstaaten die gegen die Geltendmachung der dem Bunde zustehenden Rechte gerichteten Virginia- und Kentucky-Beschlüsse und stürzte die föderalistische Partei, sodaß er 1800 als Sieger zum Präsidenten gewählt wurde, welche Würde er infolge seiner Wiederwahl bis 1809 bekleidete.

Die bedeutendste Maßregel seiner ersten Amtsperiode bildete die Erwerbung Louisianas. Der Hauptakt seiner zweiten Präsidentschaft bestand in dem durch die Feindseligkeiten mit England herbeigeführten Embargo, welches übrigens das eigene Land noch schlimmer als den Feind traf. Er starb am 50. Jahrestage der von ihm 1776 entworfenen und unterzeichneten Unabhängigkeitserklärung, 4. Juli 1826, mit John Adams an einem Tage. Sein Leben beschrieben Tucker (2 Bde., Philad. 1837), Randall (3 Bde., Neuyork 1857), Randolph (Neuyork 1871) und Parton (Boston 1874). Seine gesammelten Schriften, darunter seine Selbstbiographie und sein noch jetzt als Autorität betrachtetes Handbuch der parlamentarischen Praxis, wurden zuerst 1853—55 vom Kongreß in neun Bänden veröffentlicht.

Jefferson-City, Stadt und Hauptort des County Cole und des nordamerik. Staats Missouri, liegt auf einer anmutigen Höhe am rechten Ufer des Missouri, 165 km westlich von seinem Zusammenfluß mit dem Mississippi, 157 km westlich von St.-Louis, mit welchem es durch die Missouri-Pacific-Eisenbahn verbunden ist, und zählt (1880) 5271 E. Hauptgebäude sind das Staatskapitol, das Staatsgefängnis und die Gouverneurwohnung. Das Vereinigten-Staaten-Distriktsgericht für den westl. Distrikt von Missouri hält hier seine regelmäßigen Sitzungen.

Jeffersonville, Stadt im County Clarke des nordamerik. Staats Indiana, rechts an den Fällen des Ohio, gegenüber der Stadt Louisville in Kentucky, mit welcher es durch eine bedeutende Brücke verbunden ist, Endpunkt des südl. Armes der Ohio- und Mississippi- und der J.-, Madison- und Indianapolis-Eisenbahn, zählt (1880) 10422 E. Der Fluß ist hier 1,5 km breit und für die größten Schiffe zu allen Jahreszeiten fahrbar. J. hat viele Fabriken, darunter namentlich für Eisenbahnlokomotiven und -Wagen und nimmt an der Prosperität der großen Nachbarin teil.

Jeffrey (Francis, Lord), berühmter engl. Kritiker, geb. 23. Okt. 1773 in Edinburgh, wurde 1794 an die schott. Barre berufen, wo er rasch eine angesehene Stellung als Sachwalter gewann. Über die Grenzen Schottlands hinaus verbreitete sich sein Ansehen durch die Gründung der «Edinburgh Review» 1802, welche berühmte Zeitschrift er 27 Jahre lang leitete, bis er 1829 zu dem Ehrenposten des Dekans der jurist. Fakultät Schottlands aufstieg. Die hervorragenden Verdienste, welche J. sich während jenes Zeitraums um die Vertretung der Interessen der Whigpartei erworben, fanden eine öffentliche Anerkennung durch seine Erhebung zum Lord-Advokaten von Schottland in dem Reformministerium Lord Greys (1830), worauf er auch, zuerst für Perth, dann für Edinburgh ins Parlament gewählt wurde. Nach dem Sturze des Ministeriums Grey 1834 wurde er Lord-Oberrichter in Schottland. Er starb 26. Jan. 1850. Eine Sammlung seiner Beiträge zur «Edinburgh Review» gab er 1843 in vier Bänden heraus. Von seinem Freunde Lord Cockburn erschien «Life and correspondence of Francis, Lord J.» (2 Bde., 1852).

Jeffreys (George), Lordkanzler unter Jakob II. von England, geb. 1643 zu Acton in Wales, wurde dadurch bekannt, daß er bei den Assisen zu Kingston, wo viele Advokaten der Pest wegen nicht erschienen waren, 1666 außerordentlicherweise das Recht erhielt, als Sachwalter aufzutreten. Bald wußte er sich in London Clienten und Popularität zu erwerben. Sein Einfluß in der City und der Eifer, womit er die Wünsche des Hofs durchsetzte, verschafften ihm die Protektion des Herzogs von York. Er wurde erst Richter, dann Oberrichter zu Chester und 1680 Oberrichter der King's-Bench, in

Digitized by Google

welcher Stellung er dem Hofe die größten Dienste leistete. Die wahren oder vermeintlichen Verschwörungsversuche in den letzten Regierungsjahren Karls II. gaben ihm Gelegenheit, unter der Form des Rechts die blutigsten Greuel zu verüben. So brachte er auch den alten Republikaner Algernon Sidney aufs Schafott. Noch höher stieg seine Macht und Brutalität unter Jakob II.; das Blut, in dem Monmouths Empörung erstickt wurde, haftet an keinem Namen mehr als dem seinen. Zum Lohn wurde er zum Peer erhoben und erhielt das Amt des Lordkanzlers. Im J. 1686 trat er in die vom Könige errichtete Hohe Kommission, wo er die alte Rücksichtslosigkeit gegen die Bischöfe bewies. Als für Jakob die Krise gekommen, war J. es, der ihn im Sept. 1688 zum Einlenken gegen die Protestanten und das Parlament bestimmen wollte. Doch war es zu spät. Er wollte nach des Königs Sturz entfliehen, ward aber entdeckt und in den Tower gesteckt, worin er starb, bevor er zur Rechenschaft gezogen werden konnte, 19. April 1689.

Jefremow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, an der Zweigbahn Uslowaja-Jelez der Wiasma-Rjaschsker-Eisenbahn, mit (1882) 7402 E., hat Seifensiedereien, Lichtfabriken, Töpfereien und Ziegeleien, Getreide-, Öl- und Viehhandel.

Jegorjewsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Rjäsan, an einer Zweigbahn der Moskau-Rjäsaner Eisenbahn, mit (1882) 5101 E., hat Baumwollspinnereien, Webereien und Färbereien; jährlich finden hier fünf Jahrmärkte statt.

Je-hol, s. Dschehol.

Jehovah, s. Jahve.

Jehovahblümchen, s. unter Saxifraga.

Jehu, Sohn des Josaphat, war ein Feldherr des israel. Königs Joram, den der Prophet Elisa durch einen seiner Schüler zum König von Israel salben ließ. Als solcher, der zehnte in der Reihe, eröffnete er eine neue Dynastie, die fünfte, und regierte 880—858 v. Chr. Gleich nach seiner Salbung wurde er von dem Heere als König begrüßt, erschoß den König Joram mit einem Pfeil, eilte nach Jesreel, tötete auch den König von Juda, Ahasja, und dessen Brüder, und bestieg den Thron. Darauf rottete er die ganze Familie Ahabs bis auf den letzten Mann aus, zerstörte den Tempel des Baal zu Samaria und ließ alle Baalspriester grausam umbringen. Um seiner Herstellung der Jahvereligion willen hat ihm die theokratische Geschichtschreibung alle diese Bluttaten zum hohen Verdienste angerechnet. Die Syrer von Damascus, die Schwäche im Reiche Israel benutzend, das jetzt der wirksamen Hilfe Judas entbehren mußte, entrissen dem J. das ganze Land östlich vom Jordan. Nach 22jähriger Regierung starb J. in Samaria.

Jehuda (Leone), jüd. Schriftsteller, Sohn Abravanels (s. d.).

Jeja, Fluß in Ciskaukasien, entspringt nördlich von dem Posten Iljinskoi im Gouvernement Stawropol und fließt in westl. Richtung dem Asowschen Meere zu, wo sie sich in den Liman von Jeisk ergießt. Sie ist 235 km lang, nicht schiffbar, und bildet großenteils die Grenze zwischen dem Kubanischen Gebiet und dem Lande der Donischen Kosaken.

Jejsk, Kreis- und Hafenstadt in dem russ. Gebiet der Kubanischen Kosaken, 225 km nordnordwestlich von dessen Hauptstadt Jekaterinodar (s. d.), an der Mündung der Jeja auf einer Landzunge, welche den Jejsker Liman von dem Asowschen Meere trennt, wurde erst 1848 [illegible] (1882) 29529 E., darunter viele Kaufleute, dustriellen Etablissements hat J. [illegible] reien, Ziegelbrennereien, Ölmühlen, [illegible] siedereien, Töpfereien und zwei große [illegible] Der Seehandel mit dem Auslande ist [illegible] tig. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel [illegible] treide, Wolle und Leinsaaten.

Jekaterinburg oder Katharinenburg, von Peter d. Gr. 1723 gegründete und [illegible] rina I. benannte Kreisstadt des russ. [illegible] ments Perm, auf der asiat. Seite [illegible] an der sog. Silbernen Hauptstraße [illegible] Endpunkt der Hauptlinie Perm-J. der Ural-bahn, 390 km im Südosten von Perm [illegible] malerisch am Ostsaume des erzreichen [illegible] Katharinenburger Urals, an beiden Ufern [illegible] der hier durch einen Damm zu einem [illegible] erweitert ist, in einer von Bergen [illegible] hügeligen Ebene. Wegen ihrer Lage [illegible] reichsten Erzschürfe ist die Stadt der [illegible] uralischen Bergbaues, hat gerade, breite [illegible] zwei Kathedralen, zehn Kirchen, ein [illegible] ein Institut zur Vorbereitung von [illegible] Steigern und Beamten, ein weibliches [illegible] zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, ein [illegible] für uralische Merkwürdigkeiten, mehrere [illegible] häuser, ein Theater, ein Gefängnis, ein [illegible] hof und eine Handelsbank und zählt (1882) [illegible] Die Stadt ist Hauptsitz des Oberbergamts [illegible] Ural, hat einen Münzhof für Kupfergeld, [illegible] Eisen- und Kupferschmelzhütte, zahlreiche [illegible] und andere Fabriken, auch zwei Münz-stätten, bedeutende Steinschneidereien und -schleifereien, namentlich eine große Anstalt für Arbeiten in Malachit, Jaspis, Porphyr und Aventurin, welche die Kaiserl. Petersburg schmücken, sowie ansehnliche [illegible] schereien im Isset. Der Handel mit Getreide aus dem Gouvernement Orenburg, Eisen, geschliffenen edeln Steinen u. s. w. bedeutend. In geringer Entfernung [illegible] Eisengußwerke von Issetsk, 11 km [illegible] das Berg- und Hüttenwerk Berefowsk, [illegible] in der Entfernung von 26 km das Werk [illegible] schinsk, wo das Gold durch Amalgamation [illegible] Erze geschieden wird.

Jekaterinenstadt oder Katharinenstadt, die größte und wichtigste deutsche Kolonie im Gouvernement Samara, im Kreise Nikolajewsk, 200 km westsüdwestlich von der Kreisstadt, am linken Ufer der Wolga, mit 4654 E., wurde von dem holländ. Auswanderer Baron Demidow gegründet und blühte bald auf; die Kolonisten haben hauptsächlich Landbau, namentlich Weizen- und Tabaksbau. Die Produkte werden auf der Wolga ausgeführt und die Bewohner der Kolonie zeichnen sich durch Wohlhabenheit aus. In J. befindet sich ein Denkmal der Kaiserin Katharina II.

Jekaterinodar (Katharinengabe), Hauptort des russ., zu Ciskaukasien gerechneten Gebiets der Kubanischen Kosaken, welches früher das Land der Tschernomorischen, d. h. am Schwarzen Meere wohnenden Kosaken genannt wurde (s. Kuban), liegt am rechten Ufer des Kuban am Einfluß des Karassuk in denselben in sumpfiger Umgebung und ist selbst eine Pfützenstadt mit kleinen, meist aus Lehm erbauten Häusern in breiten, gerade Straßen. Die Stadt wurde 1792 erbaut.

Digitized by Google

Sitz des Hetmans des Kubanischen Kosakenheers, zählt (1882) 32303 E. und hat jährlich drei Jahrmärkte, auf denen ein bedeutender Viehhandel getrieben wird. Die sonst offene Stadt wird nur durch die Sümpfe und durch einen mit niedrigem Wall und schmalem, wenig tiefem Graben umschlossenen Krepost (verschanztes Lager) gesichert. Innerhalb dieser ärmlichen Festung befinden sich das Militärhospital, sechs Kirchen, darunter die massive Kathedrale mit reicher Silberpracht, ein Gymnasium, zwei Talgschmelzereien u. s. w.

Jekaterinograd, kleiner befestigter Ort im Terekschen Landstrich in Ciskaukasien, an der Grusinischen Heeresstraße, 38 km westlich von Mosdok, in einer Ebene gelegen mit (1882) 2359 E. J. besitzt ein von Potemkin errichtetes und von Woronzow erneuertes Triumphthor.

Jekaterinopol oder **Kalniboloto**, Flecken im russ. Gouvernement Kijew im Kreise Swenigorod, 20 km südlich von der Kreisstadt an der Straße nach Uman, am Zusammenfluß des Flüßchens Kalniboloto mit dem Gailoi Tukitsch mit (1882) 3757 E. Bei J. befinden sich große Lignitlager.

Jekaterinoslaw, Gouvernement in Süd- oder Neurußland, zwischen Charkow und Pultawa im N., Cherson im W., Taurien im S., dem Asowschen Meere und dem Lande der Donischen Kosaken (in welchem Taganrog liegt) im O., zählt, mit dem Stadtgouvernement Taganrog und dem Lande der Asowschen Kosaken zu einem Verwaltungsbezirke verbunden, auf 67720 qkm (1882) 1532045 E. Das Land ist eine steppenartige, grasreiche Ebene, die nur im Westen des Dnjepr und längs dieses Stroms selbst einige Abwechselung erleidet, wo die unter dem Namen der Porogi bekannten Wasserfälle durch zum Teil romantische und fast gebirgige Gegenden hindurchstürzen. Das Klima ist mild und gesund. Bei der südl. Lage des Landes wachsen hier Aprikosen, Pfirsichen, Kirschen, Maulbeerbäume, Mandel- und Feigenbäume, und auch die Rebe, Melone und Arbuse gedeihen im freien Felde. Eine besonders häufig vorkommende Frucht ist der Schlehdorn, aus dessen Beeren man den Schlehenwein, **Ternewka**, bereitet. Außer dem Ackerbau bilden der Seidenbau und die veredelte Schafzucht durch span. Merinos das Hauptaugenmerk der Regierung, die den Wohlstand dieser in der Mitte des 18. Jahrh. erworbenen Gebiete eifrig zu heben sucht. Bereits sind hier Hunderte von Kolonien aus den verschiedensten Nationen angelegt. Man findet neben Deutschen Tataren und Perser, neben Großrussen und Kosaken Griechen, Georgier und Armenier, neben Magyaren und Serben Moldauer, Walachen, Bulgaren und Albanesen oder Arnauten nebeneinander. Chortitz ist der Hauptort der deutschen, Nachitschewan der armen. Kolonisten. Ackerbau und Viehzucht gewähren der Bevölkerung reichen Ertrag. Auch der Handel ist bedeutend und wird durch die Hafenorte Taganrog, Mariupol und Berdjänsk begünstigt; dagegen ist die Industrie noch sehr unbedeutend. Der Boden birgt auch Steinkohlen, was bei dem Holzmangel von Bedeutung ist. Das Land wurde 1802 zum jetzigen Gouvernement organisiert und zerfällt in acht Kreise.

Die **Hauptstadt Jekaterinoslaw**, am rechten Ufer des Dnjepr oberhalb der Stromschnellen 1786 von Potemkin gegründet und nach Katharina II. benannt, durch Zweigbahn nach Sinelnikowo mit der Eisenbahn Losowo-Sewastopol verbunden, ist Sitz eines Civilgouverneurs und des Bischofs von J. und Taganrog und hat einen Domänenhof, ein Medizinalamt und ein chirurgisches Institut, eine evang., eine kath. und neun griech. Kirchen, eine Synagoge, ein Priesterseminar, ein Gymnasium, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, eine Realschule, sowie mehrere Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten und (1882) 33973 E. Auch befindet sich hier ein Palast Potemkins, schöne Parks und öffentliche Gärten, sowie ein Denkmal der Kaiserin Katharina II. Der Ort ist ein Hauptstapelplatz für den Handel nach Odessa und unterhält zwei Jahrmärkte.

Jelabuga, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wjatka an der Toima, 7 km von deren Mündung in die Kama, mit (1882) 7577 E., hat Eisengießereien, Glockengießereien und Getreidehandel.

Jelängerjelieber, Pflanze, s. **Lonicera** und **Syringa**; in Süddeutschland bezeichnet man mit J. auch das Pensée (Gartenstiefmütterchen, Viola tricolor).

Jelatma, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tambow, 400 km nördlich von Tambow, am linken Ufer der Oka, mit (1882) 7107 E., hat große Seilereien und Schmiedewerkstätten, die namentlich landwirtschaftliche Geräte anfertigen, und treibt einigen Handel mit Getreide und Mehl.

Jelez, Kreisstadt im großruss. Gouvernement Orel an der Sosna und der Eisenbahn Orel-Grjasi, 220 km im OSO. von der Gouvernementsstadt Orel, hat 16 Kirchen, 2 Klöster, 3 Schulen, ein Hospital, ein sehr großartiges Gefängnis, eine öffentliche Bank, eine Wagenfabrik, Glockengießerei, Eisengießerei, Taufabrik, Lederfabrik und 153 Mühlen, und zählt (1880) 37779 E., welche ansehnlichen Handel mit Vieh und Getreide treiben.

Jelinek (Karl), Meteorolog, geb. 23. Okt. 1822 zu Brünn in Mähren, besuchte das Gymnasium daselbst, studierte in Wien die Rechte und daneben Mathematik und Physik, und wurde 1843 Assistent an der wiener Sternwarte, 1847 Adjunkt an der Sternwarte zu Prag. Im J. 1852 erhielt er am polytechnischen Institut zu Prag den Lehrstuhl für höhere Mathematik und wurde 1863 zum Direktor der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus zu Wien ernannt. Diese Anstalt verdankt J. ihre vorzügliche Einrichtung. Im J. 1874 wurde J. Mitglied der wiener Akademie der Wissenschaften. Er starb 19. Okt. 1876 zu Wien.

Jelisawetgrad (Elisawetgrad), Stadt im Gouvernement Cherson, im Kreise Bobrinez, am Flusse Ingel, 266 km nördlich von Cherson und 78 km nördlich von Bobrinez, an den Eisenbahnen J.-Charkow und J.-Birsula, mit (1882) 63064 E. darunter viele Juden, hat Tabaksfabriken, Talgsiedereien, Lichtfabriken, Lederfabriken und vier bedeutende Jahrmärkte.

Jelisawetpol (Elisabethpol) oder **Gandscha**, Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, 44153 qkm mit (1880) 629410 E., im russ. Transkaukasien, 214 km im Südosten von Tiflis, am **Gandscha-Thraja**, einem Nebenfluß des Kur, eine echt asiat. Stadt von großem Umfange, mit engen Gassen, festungsartigen Häusern, die flache Erddächer und fensterlose Außenmauern haben, zerfällt in vier Quartiere, zwei Armenier- und zwei Tatarenstädte, und zählt (1882) 18505 E., welche bedeutenden Obst-, Wein- und Seidenbau treiben. Gandscha, im Mittelalter Gandsak, Kanga oder

Digitized by Google

Kendshe genannt, war einst die Hauptstadt des Chanats Gandschin in Georgien, ist aber durch mehrfache Eroberungen gesunken, wurde 1804 von den Russen erstürmt, kam aber erst 1813 auf immer an Rußland. Auch ist sie durch Paskewitschs Sieg, den dieser 25. Sept. 1826 über Abbas Mirza hier davontrug, denkwürdig geworden. In der Umgebung liegen ungeheuere Ruinen, in denen häufig altpers., parth., sassanid., griech. und röm. Münzen gefunden werden. Das merkwürdigste Denkmal ist die Schamkorsäule, deren Erbauung Alexander d. Gr. zugeschrieben wird.

Jellachich de Buzim (Joseph, Graf), österr. Feldzeugmeister und Banus von Kroatien, geb. 16. Okt. 1801 zu Peterwardein, erhielt auf der Theresianischen Ritterakademie zu Wien seine Erziehung und trat 1819 in das 3. Dragonerregiment als Unterlieutenant ein. Er stieg bis 1841 zum Obersten des 1. Banal-Grenzregiments auf, mit welchem er 1845 gegen die Bosnier einige Gefechte bestand. Die Kroaten erbaten sich 1848 J. als Banus, und der Kaiser ernannte denselben gleichzeitig zum Feldmarschallieutenant und kommandierenden General des vereinigten Banal-Warasdiner-Karlstädter Kommandos. Gestützt auf das slaw. Element, wirkte nun J. den magyar. Tendenzen entgegen, und vergebens bemühte sich der magyar. Einfluß, den Banus zu beseitigen. An dem offenen Bruche mit Ungarn und den folgenden Ereignissen hatte J. den wichtigsten Anteil. Er überschritt mit 40000 Mann Grenztruppen im Sept. 1848 die Drau und eröffnete damit den Krieg. Nach einem blutigen Gefecht bei Ofen schloß er einen dreitägigen Waffenstillstand, währenddessen er nach Wien abzog, wo er sich mit den zur Unterwerfung der Hauptstadt versammelten Truppen vereinigte. J. wirkte mit zur Einnahme von Wien und kämpfte auch in dem Treffen bei Schwechat gegen die Ungarn. Im Winterfeldzuge 1848/49 stand J. unter dem Fürsten Windischgrätz und befehligte den rechten Flügel; er nahm Altenburg und Raab und schlug die Ungarn bei Moor. Im März 1849, nachdem bereits Ofen gefallen war, zum Feldzeugmeister ernannt, erhielt er den Auftrag, seine Truppen mit der Südarmee zu vereinigen und dort die Leitung zu übernehmen. Anfangs erlangte er einige Vorteile über Bem, drängte diesen über die Römerschanze und den Franzenskanal zurück, erstürmte Neusatz und besetzte die Bácska. Aber der Angriff, den er 14. Juli 1849 auf die überlegene ungar. Armee bei Hegyes unternahm, ward mit ansehnlichem Verluste abgeschlagen und J. sah sich zum Rückzug hinter die Donau gezwungen. Sein durch Krankheiten geschwächtes Heer nahm an der im Aug. 1849 erfolgenden Entscheidung keinen unmittelbaren Anteil mehr. Nach Beendigung des Kampfes kehrte er nach Agram als Banus zurück, war Civil- und Militärgouverneur von Kroatien und Slawonien, übte jedoch wenig Einfluß mehr. Er erhielt den Oberbefehl über das Beobachtungsheer, welches Österreich im Febr. 1853 gegen Montenegro zusammenzog, und wurde 1855 in den erblichen österr. Grafenstand erhoben. In letzter Zeit physisch wie geistig zerrüttet, starb er 19. Mai 1859 zu Agram. J. hat auch eine Sammlung «Gedichte» (Wien 1851) veröffentlicht.

Franz, Freiherr von J., der Vater des vorigen, österr. General, geb. 4. Febr. 1746 zu Petrinia aus alter kroat. Familie, trat 1763 bei dem ersten Banal-Grenzregiment in das österr. Heer, w[urde] 1789 dem Türkenkriege bei und zeichnete [sich] 1794 Oberst des kroat. Scharfschützenkorps, [der] Rheinarmee, sowie 1796 unter dem Erzher[zog] rühmlichst aus. Im Febr. 1797 zum Gener[al] befördert, verteidigte er 22. und 23. Mär[z] Feldkirch gegen Oudinot und Masséna. [Im] 1800 ward J. zum Feldmarschallieutenant [und] zum Divisionär in Peterwardein, nachher [in] stadt ernannt. Bei dem Ausbruch des Krie[ges] 1805 sollte er wiederum Vorarlberg [be]wurde aber infolge der Kapitulation von [Ulm] seiner Stellung bei Feldkirch umgangen. [Er] trat J. in den Ruhestand, that jedoch [1809] Divisionär zu Agram wieder für kurze Zeit [Dienst]. Er starb zu Szala-Apathy 7. Febr. 1810.

Jellinek (Adolf), namhafter jüd. Theolog, Kanzelredner, geb. 26. Juni 1821 zu Drslowitz in Ungarisch-Brod in Mähren, studierte zu [Prag] Leipzig orient. Sprachen und Philosophie, [wurde] von der leipziger israel. Gemeinde als Rabbiner und Prediger angestellt, ging er 1857 in [gleicher] Eigenschaft nach Wien, wo er im Bet ha-Midrasch auch ein Seminar für jüd. Theologie begründete, gehört unter seinen Glaubensgenossen der [Partei] gemäßigten Fortschritts an. Er veröffentlichte [mehrere] rere Predigtsammlungen («Predigten», [3 Bde.] Wien 1862—66, «Zeitstimmen», 2 Bde. [1872] u. s. w.). Ferner erschien von ihm «Sefat Emim, oder Erklärung der in den Talmuden vorkommenden pers. und arab. Wörter» (mit Nachtrag 1847). Hauptsächlich beschäftigte [er sich] Geschichte der jüd. Litteratur und namentlich [der] Kabbala. Dahin gehören die Schriften «Beiträge zur Geschichte der Kabbala» (Heft 1 u. 2, Leipzig [1852] —52), «Auswahl kabbalistischer Midraschim», [ferner] «Philosophie und Kabbala» (Lpz. 1854). Weiter verbreitet sind seine «Bet ha-Midrasch, Sammlung kleiner Midraschim» (Bd. 1—4, Leipzig 1853—57; Bd. 5 u. 6, Wien 1873—77) und «Der jüd. Stamm, [Neue] Studien und Skizzen» (Wien 1869). Von [seinen] in neuester Zeit: «Der jüd. Stamm in [seinen] Sprichwörtern» (2 Tle., Wien 1881—[82]), [eine] bibliogr. Monographien unter dem Titel «Kontres Midrasim» in hebr. Sprache (Wien 1877—[82]) [und] dere Schriften.

Sein jüngerer Bruder, Herman[n], [geb.] 22. Jan. 1823 zu Drslowitz in Mähren, [studierte] sich seit 1842 zu Leipzig philol. Studien, [nahm] lebhafter Teilnahme an den Parteikämpfen [auf] polit. und kirchlichem Gebiete nahm, [wurde] aus Leipzig ausgewiesen, wandte er sich [nach] lin, wo ihn dasselbe Schicksal traf, kam [im] 1848 nach seiner Heimat. Bald darauf [nach] die Märzrevolution nach Wien, wo er [an] Tagesblättern wirkte. Obschon er im [Lande] stande nicht persönlich gegen die Kaiserl. [Truppen] kämpfte, wurde er doch verhaftet, [aber] vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt [und] 23. Nov. mit seinem Genossen Becher [erschossen].

Jellinge, Dorf in Jütland, Amt Veile, [mit] berühmter Königshof, hat noch zwei [Hügel], einen von Gorm dem Alten (s. d.) und [einen] Harald Blauzahn, sowie die Grabkirche [Gorms] und seiner Gemahlin Thyra.

Jelnja, Kreisstadt im russ. Gouvernement [Smo]lensk, ostsüdöstlich von Smolensk, an [einem] der Desna, mit (1882) 3861 E., hat einen [Han]del mit Hanf, Öl und Fischen.

Digitized by Google

Jelschau, ungar. Stadt, s. Elsch.

Jemappes, Dorf unweit Mons in der belg. Provinz Hennegau, an der Linie Brüssel-Quiévrain der Belgischen Staatsbahnen, mit 10816 E., ist namhaft durch den Sieg der Franzosen unter Dumouriez 6. Nov. 1792 über die Österreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen. Letztere standen, 26000 Mann stark, in starker, aber zu ausgedehnter verschanzter Stellung bei J. Dumouriez rückte von Valenciennes her mit 46000 Mann (zur Hälfte Nationalgarden) vor und traf 5. Nov. vor der österr. Stellung ein. Am 6. Nov. früh begann die Schlacht. Die Österreicher verteidigten das Dorf Quaregnon drei Stunden lang gegen den franz. linken Flügel; dann trat eine zweistündige Kampfpause ein. Um Mittag erfolgte der allgemeine Angriff der Franzosen; J. wurde zwar genommen, aber im Centrum flohen die geschlagenen Heerhaufen in Auflösung zurück. Da warf sich ihnen der junge General Egalité (Sohn des Herzogs von Orléans, der spätere König Ludwig Philipp) entgegen und führte sie wieder zum Angriff vor, ebenso an einer andern Stelle Dumouriez' Kammerdiener Renard, der die Marseillaise anstimmte. Unter dem begeisternden Gesange stürmten die Bataillone die feindliche Stellung. Die Österreicher, welche 6500 Mann und 8 Geschütze verloren, mußten den Rückzug nach Brüssel antreten und infolge der Niederlage von J. bald ganz Belgien räumen. Der Verlust der Franzosen betrug 4000 Mann.

Jemen oder Yemen, d. h. rechte Seite, das von der Kaaba (in Mekka) aus rechts oder südlich gelegene Land, nennt man die Südwestecke der Halbinsel oder den Landstrich zwischen Hedschas, Nedschd, Hadramaut und dem Roten Meere. Die Alten belegten diesen Teil der Arabischen Halbinsel mit dem Namen des Glücklichen Arabien (Arabia felix), vielleicht weil es in seinem Handel mit Weihrauch, Myrrhen, Zimt und andern Kostbarkeiten die Quelle üppigen Reichtums besaß. Die Geschichte J.s reicht in das höchste Altertum. J. war das älteste der arab. Königreiche. Die Abkömmlinge von Kahtan und Himjar sollen 2500 Jahre über die südl. Hälfte Arabiens direkt, über die nördl. Hälfte indirekt geherrscht haben. Die Geschichte dieser Könige ist auf Stein- und Metalltafeln eingegraben, von denen eine große Zahl im Britischen Museum aufbewahrt werden. Der wichtigste himjaritische Staat war der von Saba, mit der Hauptstadt Mariaba, jetzt Marib. J. wurde 529 n. Chr. durch die Abessinier (Axumiten), 571 (oder 693) von den Persern und 1517 von den Türken erobert. Doch 1630 trieb der Häuptling Khasûn die Türken wieder aus, denen nur einige Küstenplätze verblieben, und 1761 fand Niebuhr hier den Imâm von Sana als Herrscher über 30 Provinzen. Am 25. April 1872 nahmen die Türken wieder das Land, welches nun ein türk. Vilajet ist; die östl. Distrikte, Marib, Jam, Zaade u. s. w. erkennen die türk. Herrschaft nicht an. Die Zahl der Bewohner wird auf 2½ Mill. geschätzt. Die Kunde J.s, namentlich des Binnenlandes, wurde in neuerer Zeit besonders durch die Reisen Wallins und die auf Befehl der Ostindischen Kompagnie durch Saunders, Grieve und Carter veranstaltete Küstenaufnahme gefördert, sowie durch Maltzan, Wrede, Palgrave.

Jemtland (Jämtland), Provinz in Nordschweden, grenzt nördlich an Lappland, westlich an Norwegen, östlich an die bottnischen Küstenprovinzen und südlich an Herjeådalen, ist 37120 qkm groß, davon etwa 8 Proz. Gewässer sind (der Storsjön 417, Kallsjön 154, Torren 100 qkm), und zählt (1883) 77551 E. Die Provinz bildet eine Hochebene, zum Teil silurischen Gebildes; trotzdem ist das Land wegen des in den zahlreichen Mooren und Sümpfen heimischen Frostes nicht besonders für den Ackerbau geeignet, dagegen ist die Viehzucht und der Waldbetrieb bedeutend. Bei der nördl. Lage und der bedeutenden Höhe über dem Meeresspiegel (Minimum etwa 300 m, einzelne Spitzen weit höher: Sylfjellet 1790, Areslutan 1472, Snasahögen 1464 m) ist das Klima streng, aber überaus gesund. In alter Zeit gehörte J. zu Norwegen, seit dem Brömsebro-Frieden (1645) aber zu Schweden und bildet (seit 1810) mit Herjeådalen das Jemtlands-Län, welches auf 50771 qkm (1883) 88186 E. zählt und nur eine einzige Stadt hat, Östersund am Storsjön mit 3725 E.

Jemtländisches Leder, ein sehr geschmeidiges, wasserdichtes Leder, das im nördlichen Schweden und jetzt auch in Deutschland aus Kalb-, Schaf- und Ziegenfellen auf eigentümliche Art bereitet wird. (S. unter Lederfabrikation.)

Jena, Stadt im Verwaltungsbezirk Apolda des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, am linken Ufer der Saale beim Einfluß der Kleinen Leutra, Station der Saalbahn und der Weimar-Geraer Bahn. Von den Befestigungen der Stadt stehen noch die vier Ecktürme und ein alter Thorweg; der Graben ist in einen parkartigen Spaziergang umgewandelt, mit den Denkmälern von Oken, Fries, Döbereiner und Friedrich Gottlob Schulze. Auf dem Marktplatze steht das altertümliche Rathaus und die eherne Statue des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen, von Drake; auf dem Eichplatze das 1883 enthüllte Denkmal der Deutschen Burschenschaft, von Donndorf. J. hat drei evang. Kirchen (darunter die schön restaurierte Stadtkirche zu St. Michaelis mit 97 m hohem Turm), eine evang. Kapelle, eine kath. Kirche, seit 1876 ein Gymnasium (Carolo-Alexandrinum), zwei Privatrealschulen, eine höhere Töchterschule mit Seminar, zwei Bürgerschulen, die zweite mit dem pädagog. Seminar der Universität verbunden. J. zählt (1880) 10337 meist prot. E., es ist Sitz des Oberlandesgerichts für die thüring. Staaten mit Ausnahme von Schwarzburg-Sondershausen, jedoch mit Einschluß der preuß. Kreise Ziegenrück, Schmalkalden und Schleusingen, und eines Amtsgerichts. Der Monumentalbau des Oberlandesgerichts beherrscht mit der neuen Landesirrenanstalt und der Erziehungsanstalt von Dr. H. Stoy die westl. Vorstadt. J. hat Fabrikation geräucherter Fleischwaren, eine große optische Anstalt und mehrere wissenschaftliche Gesellschaften (Medizinisch-Naturwissenschaftliche Gesellschaft, Verein für thüring. Geschichte und Altertumskunde, Geographische Gesellschaft für Thüringen). Zu einem eigentümlichen Schmuck gereichen der Stadt die an ihren Häusern bei Gelegenheit des 1858 gefeierten 300jährigen Jubiläums der Universität angebrachten Gedenktafeln verstorbener berühmter Männer. — J. besaß schon 1029 städtische Rechte, war 1672—90 Hauptstadt des Herzogtums Sachsen-Jena, kam hierauf an Sachsen-Eisenach und mit diesem 1741 an Sachsen-Weimar. Ihren Ruf verdankt die Stadt der Universität und der Schlacht von 1806. Vgl. Schreiber und Färber, »J. von seinem Ursprung

Digitized by Google

bis zur neuesten Zeit» (Jena 1850); Günther, «J. und die Umgegend» (Jena 1857); Ortloff, «J. und Umgegend» (3. Aufl., Jena 1876).

Den Plan, eine Universität in J. zu stiften, faßte Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige von Sachsen, als er 1547 als Gefangener Karls V. durch J. geführt wurde und hier eine Zusammenkunft mit seinen drei Söhnen hatte. Die Anstalt sollte statt der ihm entrissenen Universität Wittenberg die Pflegerin der Wissenschaften und Erhalterin der reinen evang. Lehre werden. Drei Klöster mit ihren Gütern wurden sogleich zur Begründung derselben angewiesen. Nachdem die lange vergeblich erbetene kaiserl. Bestätigung erwirkt war, wurde die Universität 2. Febr. 1558 feierlich eröffnet. Sie ist gegenwärtig die gemeinsame Universität der herzogl. sächs. Länder, von denen sie auch nach einer bestimmt festgesetzten Repartition die nötigen Geldzuschüsse erhält. Die Blüteperiode der Universität fällt in die Regierungszeit Herzog Karl Augusts zu Ende des 18. Jahrh. unter Goethes Leitung. Durch die Schriften und Vorlesungen jenaischer Professoren, wie Erhard Schmid und Reinhold, ward die Kantsche Philosophie zuerst allgemein anerkannt und verbreitet. Fichte, Schelling und Hegel lehrten eine Zeit lang in J. Dieser philos. Glanzperiode gehörten noch viele Männer von großem wissenschaftlichen Ruf und weitreichender Wirksamkeit an, wie die Gebrüder Schlegel, Voß, Fries, Krause u. s. w., in späterer Zeit Oken. Ein eigentümliches und vorzügliches Verdienst erwarb sich die Universität J. dadurch, daß sie fast ununterbrochen die neuen Prinzipien, welche sich von Zeit zu Zeit im Gebiete der Wissenschaften geltend machten, mit bereitwilliger Empfänglichkeit aufnahm und mit eigenem Eifer förderte und pflegte. Als die Verbreiterin der Kantschen Philosophie ging auch die erste Litteraturzeitung für Deutschland, von Schütz 1785 gegründet, von J. aus und trug, wie die seit 1804, nach Übersiedelung der Schützschen nach Halle, von Eichstädt besorgte «Jenaische allgemeine Litteraturzeitung» und die 1842—48 unter dem Titel «Neue Jenaische Litteraturzeitung» herausgegebene, viel zur Verbreitung neuer geläuterter Ansichten und gründlicher Wissenschaftlichkeit bei. Die in J. zuerst angeregte Feier des Wartburgfestes und die Stiftung der Burschenschaft daselbst, sowie der Umstand, daß Sand (s. d.) zuletzt sich in J. aufhielt, brachten der Universität mannigfache Nachteile, namentlich 1819 das Verbot des Besuchs derselben von seiten preuß. Unterthanen, das erst 1825 wieder aufgehoben wurde. Es lehrten (Sommer 1884) an ihr 35 ord., 8 ord. Honorar- und 19 außerord. Professoren, sowie 12 Privatdocenten; Vorlesungen hält ferner ein Gymnasialprofessor. Immatrikuliert waren 611 Studenten, zum Besuch der Vorlesungen berechtigt im ganzen 636. Zur Universität gehört ein landwirtschaftliches Institut, eine Bibliothek von 200000 Bänden, ein Münzkabinett, ein archäol., zoolog., anatom., german. und ethnogr. Museum, ein physiol. Institut, ein chem. Laboratorium, ein botan. Garten und eine Sternwarte. Im J. 1884 wurden die beiden neuerbauten Institute, das physikalische und zoologische, eingeweiht.

Vgl. Eichstädt, «Annales academiae Jenensis» (Bd. 1, Jena 1823); Biedermann, «Die Universität J.» (Jena 1858); Schwarz, «Das erste Jahrzehnt der Universität J.» (Jena 1858); Keil, «Geschichte des jenaischen Studentenlebens» (Lpz. 1858).

Der Ort ist auch geschichtlich denkwürdig durch die verhängnisvolle Schlacht bei Jena und Auerstädt 1806. Der Oberfeldherr des preuß.-sächs. Heeres, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, welcher den linken Flügel seiner nördlich vom Thüringerwaldes genommenen Aufstellung von Napoleon auf dem rechten Ufer der Saale vorgehen sah, entschloß sich, die Saale zu überschreiten, das Korps des Fürsten Hohenlohe, 40000 Mann (Preußen und Sachsen), sollte bei J. diesen Übergang decken, erhielt aber strengen Befehl, kein Gefecht zu veranlassen. General Rüchel, der mit 20000 Mann bei Eisenach gestanden, rückte in die von der Hauptarmee verlassene Stellung bei Weimar. Dann setzte sich der Oberfeldherr in Bewegung, kam am 14. Okt. bei Auerstädt (s. d.) auf Davout und wurde geschlagen. Napoleon hatte am 13. das 4. Korps (Soult), die Reservekavallerie und die Garde über J. marschieren lassen. J. wurde von den französischen Vortruppen unter Tauentzien geräumt, und die Franzosen fanden den Landgrafenberg, die wichtigste, alle Wege beherrschende Höhe, unbesetzt. Sogleich wurden alle auf die Hochfläche führenden Schluchten für das Geschütz brauchbar gemacht. Das 5. Korps (Lannes) rückte in der Dunkelheit auf den Landgrafenberg, besetzten die Garden, in der Mitte der Kaiser biwakierte. Die übrigen Korps waren im Anmarsch. Am 14. morgens 6 Uhr befahl Napoleon den Befehl zum Angriff, den ein dichter Nebel begünstigte. Tauentzien hielt sich in Cospeda und Lützeroda bis 8½ Uhr, dann erhielt der Fürsten Hohenlohe, der noch immer an eine Schlacht glaubte, den Befehl, in die Stellung Klein-Romerstädt zurückzugehen, wo dieser Übermacht aufmarschierte. Die Franzosen kamen durch Raum zur weitern Entfaltung. Das 7. Korps (Augereau) kam aus dem Thüringerwald herauf, auch das 4. (Soult) rückte allmählich in Linie ein. Bei Vierzehnheiligen entspann sich ernster Kampf, der anfangs für die Preußen günstig verlief. Indessen gewann Napoleon Zeit, seine ganze Macht (ungefähr 100000 Mann) zu vereinigen und ordnete den allgemeinen Angriff an. Eine Division, aus dem Isserstädter Forst vorbrechend, trennte die Verbindung der Sachsen, welche Schnecke besetzt hatten, mit den Preußen. Auf dem linken Flügel ging Soult mit zwei großen Kolonnenmassen vor, Lannes und Ney gegen Vierzehnheiligen. Hohenlohe konnte sich noch immer nicht zum Rückzuge entschließen, da brach endlich die Standhaftigkeit der erschöpften Truppen. Sie fingen an zu weichen, und da sie sich von beiden Seiten umfaßt sahen und immer frische franz. Bataillone vorgingen, so löste sich der Rückzug in Flucht auf. Um 2 Uhr nachmittags traf General Rüchel mit seinem Korps ein und griff sofort an, um die Schlacht wiederherzustellen; doch nach kurzem Gefecht wurde auch er geschlagen und sein Korps in die allgemeine Auflösung verwickelt. Die Trümmer des sächs. Heeres gingen größtenteils nach Erfurt, doch nur einzelne Abteilungen, so namentlich das sächs. Grenadierbataillon Windel, führten den Rückzug in guter Ordnung aus. So war an demselben Tage das verbündete Heer in zwei Schlachten geschlagen, und es folgten nun schmachvollen Kapitulationen der meisten Festungen; das Hohenlohesche Korps streckte bei Prenzlau die Waffen. Die Schlachten bei J. und Auerstädt waren entscheidend für den ganzen Krieg.

Digitized by Google

Klopfleisch, «Die Schlacht bei J.» (Jena 1862); Müffling, «Darstellung der Schlacht bei J. und des Treffens bei Auerstädt» (Weim. 1807); Höpfner, «Der Krieg von 1806 und 1807» (4 Bde., Berl. 1849; 2. Aufl. 1855).

Jeni (türk.), neu, kommt in zusammengesetzten Orts- u. s. w. Namen häufig vor.

Jenikale, Stadt auf der Halbinsel Krim, s. Kertsch.

Jenil oder **Genil** (Singulir), Fluß in Andalusien, im südl. Spanien, entspringt in der Sierra Nevada, am Fuße des 3170 m hohen Picachode Veleta, im Cirkus des Corral de Veleta, in 2859 m Höhe wunderbar klar und smaragdgrün aus dem Genilgletscher, ergießt sich reißend hinab in das Becken von Granada, bewässert dann mittels mehrerer aus der Maurenzeit stammender Kanäle die berühmte Vega von Granada und ergießt sich bei Palma del Rio in den Guadalquivir. Er ist 220 km lang und weder schiffbar noch flößbar.

Jenischeher, Stadt in Thessalien, s. Larisa.

Jenische Sprache, soviel wie Rochemer Loschen (Gaunersprache), s. unter Rotwelsch.

Jenissei, der längste der sibir., dem nördl. Eismeer zugehenden Riesenströme, welcher der Länge nach das russ. Gouvernement Jenisseisk (s. d.) durchfließt, entspringt unter dem Namen Kem auf dem chines. Gebiete westlich von dem großen See Kossogol, von welchem ihn das Khangaigebirge trennt. Der Strom fließt unter dem Namen Chua-Kema durch den See Dabja-Nor zwischen dem Tannu-Ola- und dem Sajanischen Gebirge gegen W., zuletzt unter dem Namen Da-Kem oder Großer Kem, wendet sich aber plötzlich nach N., durchbricht mit Wasserfällen und Stromschnellen das Sajanische Gebirge, tritt auf das russ. Gebiet, nimmt unweit Minusinsk links den Abakan auf und verläßt unterhalb Krasnojarsk das Bergland. In der Ebene nimmt er viele Nebenflüsse auf, namentlich rechts die Angara (s. d.), die Podkamennaja- (Steinige) und die Nishnaja- (Untere) Tunguska, und mündet nahe dem Mündungsgolf des Ob in einem 380 km langen, 15—70 km breiten und überaus fischreichen Ästuar, welches als Jenisseibusen oder Liman der 70 Inseln bezeichnet wird und alljährlich bis zum Juni, oft das ganze Jahr hindurch mit Eis verstopft ist. Die Länge des J. beträgt 5610 km, sein Stromgebiet, in welches mittels der Angara das riesige Becken des Baikalsees (s. d.) mit der Selenga gezogen wird, 2698000 qkm. Seine Breite ist sehr verschieden, seine Tiefe fast überall bedeutend. Die Ufer sind meist auf der rechten Seite höher als auf der linken, mehrenteils sehr malerisch und mit Wald bedeckt. Die Fahrbarkeit beginnt schon bei Minusinsk, wird aber weiterhin zwischen Krasnojarsk und Jenisseisk durch Stromschnellen gehemmt. Die südlichste Stadt am J. ist Minusinsk (53° 42′ nördl. Br.), die nördlichste Turuchansk (65° 55′ nördl. Br.), die letzte Winterwohnung Krestowsk rechts am Liman (etwa 72° nördl. Br.). Innerhalb dieser ungeheuern Strecke liegen, außer Krasnojarsk, Jenisseisk und Turuchansk, nur 3 Klöster und 133 kleinere Ansiedelungen am Strom. Unter dem 56.° nördl. Br. ist der J. 162 Tage, unter dem 66.° 240 Tage, unter 70° 5′ 252 Tage und unter dem 72.° 295 Tage mit Eis bedeckt.

Jenisseisk, eins der beiden großen Gouvernements Ostsibiriens, zu beiden Seiten des Jenissei (s. d.) von der chines. Grenze bis zum Polarmeere ausgebreitet, zerfällt in die sechs Kreise Krasnojarsk, J., Atschinsk, Kansk, Minusinsk und Turuchansk. Auf seinem ungeheuern Areal von 2571428 qkm zählt es nur (1880) 428517 E., im Norden hauptsächlich aus Juraken, einem samojed. Stamme, und Jakuten, im Süden aus Ostjaken, Tungusen und Tataren bestehend. Das Land ist meist eine wüste Ebene, indem die Bodennatur der Jenisseischen Steppe, die bis zur Lena hinüberreicht, die vielen Moräste und die arktische Kälte der mittlern und nördlichern Landstriche dieses Gouvernements fast allen Anbau hindern. Der südl. Teil ist sehr gebirgig; das Sajanische Gebirge, welches mit dem Altai in Verbindung steht, bildet die Grenze zwischen Rußland und China und ist reich an Gold, Silber, Eisen u. s. w. Im Süden, an der Grenze Chinas, kommen Gemüse und einzelne Strauchfrüchte gut fort; namentlich gedeiht auch hier die chines., 1,5 bis 2 kg schwere Gurke. Fischfang in den großen Strömen und in vielen wasserreichen Seen und Jagd sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner. Der Pelzhandel und die Viehzucht bieten die Haupterwerbszweige dar. Die Haupthandelsplätze sind Krasnojarsk, J. und Turuchansk; besonders bildet die Stadt J. jährlich auf einige Wochen durch ihre große Messe im August den Sammelplatz fast aller Bewohner des großen Steppenlandes. Die Hauptstadt des Landes ist Krasnojarsk (s. d.); die Stadt Jenisseisk, die dem Gouvernement den Namen gegeben, zählt (1882) 7181 E. In diesem Gouvernement, im äußersten Norden, auf der sog. Samojedenhalbinsel, die durch die tief einschneidenden Jenissei- und Chatangagolfe gebildet wird, befindet sich zugleich der nördlichste Felsenvorsprung des asiat. Kontinents, das Kap Tscheljuskin, sonst häufiger Kap Sjewerowostotschnoi (Nordostkap) genannt, unter 77° 55′ nördl. Br. Durch den Taimurbusen ist das Kap von dem westlichern Kap Taimur getrennt, welches nicht viel südlicher liegt.

Jenkinson, engl. Familie, s. u. Liverpool.

Jenner, s. Januar.

Jenner (Edward), der erste Entdecker der Schutzkraft der Kuhpocken gegen Menschenblattern (s. unter Impfung, S. 551), geb. 17. Mai 1749 als Sohn eines Geistlichen zu Berkeley in der engl. Grafschaft Gloucester, lernte anfangs bei einem Wundarzt in Sudbury bei Bristol und setzte seit 1770 seine chirurgischen Studien namentlich unter seinem Landsmann John Hunter in London fort. Nachher ließ er sich in seinem Geburtsort als Wundarzt nieder, wo er neben seiner Praxis sich viel mit naturhistor. Studien beschäftigte. Auf die Schutzkraft der in seiner Gegend öfters herrschenden Kuhpocken (beim Rindvieh) gegen die Menschenblattern schon früher durch die Äußerung einer Bäuerin aufmerksam gemacht, verfolgte er diesen Gegenstand seit 1775 und kam auch durch unermüdete Ausdauer 1788 so weit, daß er mit sich selbst über das Verhältnis der Kuhpocke zur Menschenpocke einig wurde. Eine abermals ausbrechende Kuhpockenepidemie gab ihm Gelegenheit, seine Entdeckung praktisch anzuwenden. Am 14. Mai 1796 impfte er zum ersten mal einem achtjährigen Knaben, James Phipps, die Kuhpocken von der Hand einer Melkerin, Sarah Nelmes, ein und erzielte das Resultat, daß die demselben später eingeimpften Menschenblattern ohne alle Wirkung blieben. Er machte seine Entdeckung in der Schrift «An inquiry into the causes and effects of the

Digitized by Google

Variolae vaccinae» (Lond. 1798, mit Abbild., deutsch von Ballhorn, Hannov. 1799) bekannt, wodurch sie bald Anerkennung in reichem Maße erhielt und sich schnell über ganz Europa und Amerika verbreitete. Seine Freunde bildeten zur Verbreitung der neuen Entdeckung die Royal-Jennerian-Society, deren Präsident er selbst wurde. Dem James Phipps baute J. aus Dankbarkeit ein Haus und pflanzte eigenhändig Rosen in dessen Garten. Seine letzten Lebensjahre verlebte er teils in Cheltenham, teils in Berkeley, wo er 26. Jan. 1823 starb. Seine weitern Beobachtungen über den Gegenstand seiner hauptsächlichsten Forschungen teilte J. in einer Reihe von Schriften mit, die jedoch gegenwärtig selbst in England zu den Seltenheiten gehören. Das engl. Volk ehrte J.s Verdienste im J. 1802 durch eine Nationalbelohnung von 10000 Pfd. St., im J. 1807 durch eine zweite von 20000 Pfd. St. und im J. 1857 durch die Errichtung einer Statue im Trafalgar-Square zu London. Vgl. Baron, «Life and correspondence of J.» (Lond. 1827; 2 Bde., 1838; 2. Aufl., Lond. 1850); Choulant, «Edward J., Biographie und Charakteristik» (Lpz. 1829); Burggraeve, «Monument à Edouard J. ou histoire générale de la vaccine» (Brüss. 1875).

Jenny, eine in den J. 1763—67 in England von James Hargreaves erfundene und von ihm nach seiner Tochter benannte Spinnmaschine, die ursprünglich zur Verarbeitung von Baumwolle bestimmt war, jetzt aber für diesen Zweck durch die verbesserte Mulemaschine (Selfactor) vollständig verdrängt ist und nur noch in der Streichgarnspinnerei sowie als Zwirnmaschine benutzt wird.

Jenotajewsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Astrachan, nordwestlich von Astrachan, an einem Arm der Wolga und an der großen Straße nach Moskau gelegen, mit (1882) 2510 E., hat Thransiedereien, Fischfang und Schiffahrt.

Jensen (Adolf), Komponist, geb. in Königsberg 12. Jan. 1837, hat sich größtenteils autodidaktisch zum Musiker gebildet, machte sich besonders durch die Komposition einstimmiger Lieder mit Klavierbegleitung einen Namen, mußte aber seiner schwachen Gesundheit wegen auf eine Wirksamkeit im praktischen Leben größtenteils verzichten und starb bereits 23. Jan. 1879 in Baden-Baden. Seine «Lieder» bezeichnen einen selbständigen Weg in Schumanns Weise. Außer denselben hat J. besonders noch Klaviermusik geschrieben.

Jensen (Jens Arnold Diedrich), dän. Marineoffizier und Reisender, geb. 24. Juli 1849 zu Flensburg, bekannt durch seine Forschungsreisen in Grönland; er begleitete 1877 die Expedition des Geologen Steenstrups, leitete 1878 eine eigene Expedition zur Erforschung der südl. Distrikte und besuchte 1879 mit Kornerup den noch wenig bekannten Küstenstrich zwischen Holsteinborg und Egedesminde.

Jensen (Wilh.), deutscher Romanschriftsteller, geb. 15. Febr. 1837 zu Heiligenhafen in Holstein, auf den Gymnasien zu Kiel und Lübeck gebildet, studierte in Kiel, Würzburg und Breslau Medizin, zog später nach München, 1865 nach Stuttgart. Er war seit 1868 Redacteur der «Schwäbischen Volkszeitung», 1869 der «Norddeutschen Zeitung» in Flensburg; 1872 zog er nach Kiel, später nach Freiburg i. Br. Zu seinen vorzüglichsten Romanen gehören der historische aus dem Dreißigjährigen Krieg «Minatka» (1871), «Nirwana» (4 Bde., Bresl. 1877), «Die Namenlosen» (3 Bde., Schwerin 1873), «Sonne und Schatten» (2 Bde., Berl. 1873), «Nach hundert Jahren» (4 Bde., Schwerin 1873), «Flut und Ebbe» (Mitau 1877), «Um den Kaiserstuhl» (2 Bde., Berl. 1878), «Fragmente» (2 Bde., Bresl. 1878), «Nach Sonnenuntergang» (2 Bde., Berl. 1879), «Das Pfarrhaus von Ellernbrook» (2 Bde., Stuttg. 1879), «Vom Heiligen Römischen Reich deutscher Nation» (3 Bde., Berl. 1882), der histor. Roman «Versunkene Welten» (2 Bde., Bresl. 1883), «Metamorphosen» (Bresl. 1883), «Der Teufel in Schiltach» (Berl. 1883), «Vom alten Stamm» (3 Bde., Berl. 1884). Von seinen Novellen sind zu nennen: «Magister Timotheus» (Schlesw. 1866), «Novellen» (Schlesw. 1868), «Neue Novellen» (Stuttg. 1869), «Die braune Erica» (Berl. 1868; 3. Aufl. 1878), «Im Pfarrdorf» (Berl. 1868; 2. Aufl. 1875), «Unter heißerer Sonne» (Braunschw. 1869), «Eddystone» (Berl. 1872), «Nordlicht» (3 Bde., Berl. 1872), «Drei Sonnen» (3 Bde., Schwerin 1873), «Aus dem 16. Jahrh.» (Bielefeld 1877), «Karin von Schweden» (2. Aufl., Berl. 1882), «Aus stiller Zeit» (Bd. 1—3, Berl. 1881—84), «Über die Wolken», «Der Pfeifer vom Dusenbach». In poetischer Form schrieb er: «Gedichte» (Stuttg. 1869; 2. Aufl., Berl. 1872), «Lieder aus Frankreich» (Berl. 1870; 2. Aufl. 1873), das epische Gedicht «Die Insel» (Berl. 1874; 2. Aufl. 1878), «Holzwegtraum, ein Sommernachtsgedicht» (Stuttg. 1879), «Um meines Lebens Mitte», «Stimmen des Lebens» (1881); ferner die Tragödien «Dido» (Berl. 1870), «Juana von Castilien» (Berl. 1872), «Der Kampf fürs Reich» (Freiburg 1884). J.s Produktionslust kommt eine außerordentlich bewegliche Phantasie zu Hilfe, die ihren Stoff bisweilen in recht phantastische Formen kleidet; anzuregen, zu erschüttern weiß er wie wenige.

Jentzen (Friedr.), Architekturmaler, geb. in Schwerin 13. Juli 1815, besuchte die berliner und münchener Akademie. Von einer ital. Reise datiert ein Gemälde des Forums in Rom (1855). Die meisten seiner übrigen Arbeiten entstanden in Deutschland und haben auch heimatliche Baulichkeiten und Landschaften zum Gegenstande, die der Künstler stets charakteristisch wiederzugeben verstand. Eins seiner bekanntesten Bilder ist die Ansicht des schweriner Schlosses, effektvoll ferner Ruine Heidelberg, Treppenhalle im würzburger Schloß, der Kreuzgang zu Steingaden, Dom in Güstrow u. s. w.

Jentzsch (Karl Alfred), Geolog, geb. 29. März 1850 zu Dresden, studierte auf dem Polytechnikum daselbst und auf der Universität zu Leipzig Mathematik und Naturwissenschaften und wurde 1875 Geolog der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg und Vorstand des Provinzialmuseums daselbst; auch habilitierte er sich an der dortigen Universität. Er veröffentlichte: «Die geologisch-mineralogische Litteratur Sachsens» (Lpz. 1874), «Bericht über die geolog. Durchforschung der Provinz Preußen» (2 Bde., Königsb. 1877—78), «Die Moore der Provinz Preußen» (Königsb. 1878), «Die Zusammensetzung des altpreuß. Bodens» (Königsb. 1879), «Berichte über die geolog. Durchforschung des norddeutschen Flachlandes» (Bd. 1, Königsb. 1881).

Jephtha, nach der hebr. Tradition einer der sog. Richter in Israel, ein natürlicher Sohn Gileads, wurde von seinen Halbbrüdern aus dem väterlichen Hause vertrieben und wendete sich nach dem Lande Tob, jenseit des Jordan, wo er bald als Anführer einer Freibeuterschar sich großen Ruf erwarb.

Digitized by Google

Daher riefen ihn seine Landsleute, die Gileaditer, als sie von den benachbarten Ammonitern bekriegt wurden, zu Hilfe und stellten ihn an die Spitze ihres Heers. Ehe er jedoch zu Felde zog, that er das Gelübde, wenn Jahve ihm den Sieg verleihe, ihm das zu opfern, was ihm bei seiner Heimkehr zuerst begegnen würde. Dies war aber seine einzige Tochter, die er getreu seinem Worte zum Opfer darbrachte. Nachdem er Israel von äußern Feinden befreit, richtete er über dasselbe sechs Jahre lang. Die Erzählung stammt aus sehr alter Zeit, in welcher Menschenopfer bei den Israeliten noch nichts Ungewöhnliches waren.

Jepifan, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, am linken Ufer des Don, 94 km südöstlich von Tula, mit (1882) 4697 E., hat Talg- und Wachsschmelzereien und unbedeutenden Handel.

Jequirity-ophthalmie ist eine eigentümliche Augenentzündung, welche entsteht, wenn die Augenlider an ihrer Innen- oder Außenfläche mit dem Körneraufguß von Abrus precatorius (Jequirity) benetzt werden. Sie betrifft hauptsächlich die Bindehaut der Lider und des Augapfels und ähnelt am meisten der kruppösen Bindehautentzündung. In neuester Zeit ruft man diese Krankheit absichtlich hervor, um mittelst derselben veraltete Fälle von ägyptischer Augenkrankheit zur Verheilung zu bringen.

Jeřábek (spr. Jerschabek, Franz), czech. Schriftsteller und Dichter, geb. 26. Jan. 1836 in Lobolka, studierte in Leitmeritz Theologie und in Prag klassische Philologie, und wirkt daselbst als Professor an einer Lehranstalt. Er trat zuerst als Lyriker auf, ging aber dann zum Drama über. Sein populärstes Stück ist das Lustspiel «Služebník svého pana» («Der Diener seines Herrn», 1871), dem sich «Die Wege der öffentlichen Meinung» (1865), «Das Lustspiel» (1861) und die histor. Tragödie aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges «Der Sohn des Menschen» (1878), alle drei ebenfalls in czech. Sprache, anschließen. Auch hat sich J. als Publizist verdient gemacht und ist Mitglied des böhm. Landtags und des österr. Reichsrats.

Jerapetra, Ortschaft an der Südküste der Insel Candia (s. d.).

Jeremiade, Klagelied, Jammerklage (nach den Klageliedern Jeremiä).

Jeremias, ein hebr. Prophet, der zweite unter den sog. Großen Propheten, dessen Weissagungen im Kanon des Alten Testaments erhalten sind, war der Sohn eines Priesters Hillia und zu Anathoth geboren. Noch im Jünglingsalter, im 13. Jahre der Regierung des Königs Josias, 629 v. Chr., trat er zu Jerusalem als Prophet auf. Seine mit der verhängnisvollen polit. Lage der Dinge nur allzu sehr übereinstimmenden Unglücksweissagungen brachten König und Volk gegen ihn auf. Als er zu widerstandsloser Unterwerfung unter die Babylonier mahnte, widrigenfalls Jerusalem dem Schicksale gänzlichen Unterganges nicht entrinnen werde, ward er als Landesverräter verfolgt und mißhandelt. Der König Zedekias ließ ihn ins Gefängnis setzen, aus welchem nach der Zerstörung Jerusalems Nebukadnezar ihn befreite (588 v. Chr.). Der König von Babylon gestattete ihm auch, zu Mizpa in Judäa zu bleiben, von wo er später von den zurückgebliebenen Juden gezwungen wurde, mit ihnen nach Ägypten auszuwandern. Hier geht seine Spur verloren. Die spätere Sage verlegt sein Grab nach Kairo; nach den Berichten des Hieronymus und Tertullianus wurde er zu Tode gesteinigt. Die spätere Legende knüpft mancherlei Erzählungen und Hoffnungen an seinen Namen. J.' Weissagungen wurden durch seinen Schreiber Baruch aufgezeichnet. Dieselben sind in der gegenwärtigen Gestalt wohl mehrfach überarbeitet und mit spätern Zusätzen versehen, im ganzen aber von unzweifelhafter Echtheit. Eine alte Überlieferung schreibt ihm auch die «Klagelieder Jeremiä» zu (metrisch übersetzt von Riegler, Erlangen 1814), Elegien über die Verwüstung Jerusalems, welche zu den schönsten Erzeugnissen der hebr. Poesie gehören. Kommentare über den J. lieferten Hitzig (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1866) und Umbreit (Heidelb. 1843).

Jeremias, genannt der Priester von Bulgarien, wahrscheinlich identisch mit Bogumil, dem angeblichen Begründer der Sekte der Bogomilen (s. d.), lebte um Mitte des 10. Jahrh. n. Chr. Demselben werden eine Reihe im Volke sehr beliebter, aber von der Kirche als ketzerisch verurteilter und verfolgter Bücher der altbulgar. Litteratur (die sog. Lügenbücher) zugeschrieben, die dann auch in die serb. und russ. Litteratur übergingen. Es sind dies apokryphe Erzählungen des Alten und Neuen Testaments, oft sehr poetischen Inhalts, aber der kirchlichen Auffassung nicht entsprechend, und phantastische Krankheitsbeschwörungen. In den letztern liegen wohl Volkstraditionen vor, die J. aufgezeichnet und in Umlauf gebracht hat; in den Erzählungen sind zum Teil Übersetzungen aus dem Griechischen oder Lateinischen nachgewiesen.

Jeremias Gotthelf (Pseudonym), s. Bitzius (Albert).

Jeremie, Stadt in der westind. Republik Haïti, 190 km westlich von Port-au-Prince, an der Nordküste der großen südl. Halbinsel und an der Mündung des Großen Flusses, mit etwa 5000 E. Der Hafen bietet keinen Schutz gegen die Nordwinde und wird nur wenig besucht.

Jerez de la Frontera, s. Xeres de la Frontera.

Jerezwein, s. Xereswein.

Jerichau (Jens Adolf), vorzüglicher Bildhauer, geb. 17. April 1816 in Assens auf Fünen, kam im Alter von 14 J. zu einem Maler in Odense in die Lehre, entwich aber im zweiten Lehrjahre nach Kopenhagen. Hier wurde er Zögling der Akademie, wandte sich der Bildnerei zu und ging 1839 nach Rom, wo er sich kurze Zeit des Unterrichts von Thorwaldsen erfreute. Sein erstes bedeutendes Werk war ein Relief zu einem Friese im königl. Schlosse zu Christiansborg bei Kopenhagen, die Hochzeit Alexanders mit der Roxane darstellend. Im J. 1846 vollendete er eine kolossale Gruppe: Hercules und Hebe, in der er bei einer strengen Richtung nach der Antike einen klaren Sinn für Schönheit und Fähigkeit zu einem großartigen Stile bethätigte. Eine andere Gruppe stellt einen Jäger dar, der von einem Panther, dessen Junge er genommen, angefallen wird. Für den Senator Abendroth in Hamburg arbeitete er dann eine Penelope in Marmor und für die Prinzessin Albrecht von Preußen einen kolossalen Christus in Marmor. Hierauf fertigte er die Gruppe Adam und Eva nach dem Sündenfalle (der Prinzessin von Wales gehörig). Im J. 1849 ging er nach Kopenhagen zurück und erhielt hier die Anstellung als Professor bei der Akademie, deren Direktor er später ward. Zu seinen neuern Arbeiten gehören: die Engel des Todes und der Auferstehung; eine schlafende Schnitterin unter Blumen; badende Mädchen;

Digitized by Google

ein Sklavenpaar in Ketten; die kolossale Statue des Königs David, Gegenstück von der Moses-Statue Bissens vor der Frauenkirche; ein auferstandener Christus; Mädchen mit Tauben, andere mit Kätzchen u. s. w. Eine bedeutende Schöpfung ist das geistreich erfundene Kolossalporträt Oersteds. Er starb 25. Juli 1883 in Kopenhagen.

Jerichau-Baumann (Elisabeth), Gattin des vorigen, bekannt als Malerin, ward 21. Nov. 1819 in Warschau geboren und erhielt ihre künstlerische Ausbildung in Düsseldorf. Nachdem sie mit einigen Bildern aus dem poln. Volksleben Aufmerksamkeit erregt, ging sie 1845 nach Rom und machte das dortige Volksleben zum Gegenstande ihrer Darstellungen. Ihre Auffassungs- und Darstellungsweise ist vorherrschend energisch, nicht selten, besonders in historischen Stoffen, düster; doch weiß die Künstlerin auch den zarten Gehalt ihrer Aufgaben, wie z. B. das Wechselverhältnis zwischen Mutter und Kind, mit Innigkeit zur Darstellung zu bringen. Später schilderte sie das nordische Volks- und Bauernleben mit Erfolg, wie ihr Hauptbild, die Strandungsscene am Ufer von Jütland, beweist. Sie starb 11. Juli 1881 in Kopenhagen.

Jericho, einst eine der blühendsten Städte Palästinas, 9 km westlich vom Jordan, 21 km nordöstlich von Jerusalem, von diesem durch eine öde, felsige Gegend getrennt, wurde im Westen von hohen Kalksteinbergen begrenzt und lag in der wohlbewässerten, fruchtbaren, an Palmen, Rosen (Oleander), Balsam und Honig reichen Jordanebene (Ghôr). Die Stadt war von Nordosten her der Schlüssel zum Lande, wurde deshalb von den Israeliten bei der Eroberung Kanaans unter Josua zuerst angegriffen und nach siebentägiger Belagerung erobert und geschleift. Später wurde sie vom König Ahab befestigt; auch scheint sie nachher der Sitz einer Prophetenschule gewesen und im Makkabäerkrieg vom Syrer Bacchides abermals befestigt worden zu sein. Herodes d. Gr., der hier residierte und starb, verschönerte sie; unter Vespasian wurde sie wieder zerstört, unter Hadrian von neuem aufgebaut. Im Zeitalter der Kreuzzüge traf sie wiederholt das Schicksal der Verwüstung und endlich gänzliche Zerstörung. Ein ärmliches Dorf, Er-Riha, bewahrt noch ihren Namen, hat aber keine Ruinen aufzuweisen. Vielmehr scheinen die 2 km nordwestlich, nahe südlich von Ain-es-Sultan oder dem Elisabrunnen befindlichen Ruinen, namentlich auch ein Aquädukt, die Überbleibsel J.s zu sein.

Jericho-Rose, s. unter Anastatica und Asteriscus.

Jerichow, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Jerichow II, 3 km von der westl. Elbseite, 10 km südlich von Schönhausen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1841 E., welche fast ausschließlich Ackerbau und Viehzucht treiben. Die Stadt ist wend. Ursprungs. — Der Burg J. geschieht urkundlich zuerst 937 Erwähnung; 1144 wurde in J. ein Prämonstratenser-, nachheriges Cisterciensermönchskloster gestiftet, deren Kirche im roman. Baustil durch Friedrich Wilhelm IV. renoviert wurde.

Der Kreis Jerichow I zählt auf 1381 qkm (1880) 69039 meist prot. E.; Kreisstadt ist Burg. — Der Kreis Jerichow II hat 1379 qkm mit 54697 meist prot. E. und hat zur Hauptstadt Genthin.

Jermak oder German Timofejew, der Eroberer Sibiriens, war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Ataman der Donischen Kosaken und ward infolge seiner Räubereien vom Zaren Iwan dem Grausamen geschlagen und geächtet. Darauf begab er sich auf Einladung der russ. Kaufleute Strogonow, die im Ural große Salzwerke hatten, aber durch die Einfälle der sibir. Völker belästigt wurden, mit 540 Genossen dahin. J. rückte zu Schiff auf den Flüssen Tschusowaja, Tagil und Tura nach Osten vor und schlug zuerst die Wogulen. Dann zog er gegen den Chan Kutschum und nahm 25. Okt. 1581 dessen Residenz Isker oder Sibir ein, worauf sich alle Völker bis zum Irtysch teils freiwillig, teils durch Waffengewalt unterwarfen. Das so eroberte Land schenkte J. dem Zaren Iwan, der ihn infolge dessen nicht nur begnadigte, sondern auch reich beschenkte und zum Fürsten von Sibirien machte. Die Kämpfe mit Kutschum erneuerten sich 1584, und J. selbst ertrank 5. Sept. 1584, vom Feinde überfallen, im Irtysch dort, wo der Wagaj in denselben mündet. J.s Thaten gingen ins russische Volkslied über. Chomjakow schrieb ein Drama «Jermak» (Moskau 1832) und in Tobolsk ist J. ein Denkmal errichtet worden. Eine Monographie über J. findet sich in Kostomarows «Russkaja istorija v žizneopisanijach» («Russ. Geschichte in Biographien», 2. Aufl., Bd. 1, Petersb. 1880).

Jermolow (Alexei Petrowitsch), russ. Feldherr und Staatsmann, geb. zu Moskau 4. Juni 1777, aus einer verarmten Adelsfamilie, diente mit Auszeichnung in Polen, bei der österr. Armee in Italien und 1796 im Kaukasus. Unter Paul verabschiedet und nach Kostroma verwiesen, trat er nach der Thronbesteigung Alexanders I. wieder in Militärdienste, wohnte den Feldzügen von 1805 und 1807 sowie 1812—13 bei und befehligte 1815 das 2. Armeekorps des russ. Heers, das unter Barclay de Tolly in Frankreich einrückte. Er wurde 1817 Generalgouverneur der transkaukas. Provinzen und Oberbefehlshaber des kaukas. Heers. Zugleich ging er als außerordentlicher Botschafter an den pers. Hof, um dem brit. Einflusse daselbst entgegenzuarbeiten. Nach der Rückkehr in sein Gouvernement war er eifrigst bemüht, russ. Handelsunternehmungen zu befördern und deutsche Kolonien zu gründen. Er züchtigte nach mehrjährigen Kämpfen das räuberische Bergvolk der Tschetschenzen, vertrieb den treulosen Amalat Beg und schlug 1826 den Angriff der Perser zurück, welche unter Abbas-Mirza den Frieden gebrochen hatten, fiel jedoch 1827 trotz dieser Erfolge bei Kaiser Nikolaus in Ungnade, worauf General Paskewitsch den Oberbefehl der Armee gegen Persien übernahm. Seitdem lebte J. zurückgezogen in Moskau, beschäftigte sich mit Schriftstellerei und ward 1831 zum Mitgliede des Reichsrats erhoben. Er starb zu Moskau 23. April 1861. Auszüge aus seinen Memoiren sind von Pogodin (Mosk. 1863) und seine Aufzeichnungen über den Feldzug von 1812 von seinem Sohne (Mosk. 1863) herausgegeben worden.

Jerobeam ist der Name zweier Könige des Reiches Israel:

Jerobeam I., nach gewöhnlicher Zeitrechnung 975—954 v. Chr., war der Sohn Nebaths aus dem Stamme Ephraim und wurde noch bei Lebzeiten Salomos, in dessen Diensten er stand, von dem an der Spitze der Mißvergnügten stehenden Propheten Ahia als künftiger Beherrscher der 10 Stämme bezeichnet, mußte aber deshalb nach Ägypten fliehen. Als indes nach Salomos Tode der alte Widerwille

Digitized by Google

...aimiter gegen die Vormacht von Juda und ...ische Dynastie durch die Unklugheit König ...ns zum offenen Aufstand gereizt ward und ...n übrigen Stämme zum Abfall mit fort... ...e J. zum König des «Reichs Israel» (oder ...) gewählt. J. befestigte Sichem und Pnuel ...lte ersteres zu seiner Residenz, die er jedoch ...ch Thirza verlegte. Die Lostrennung der ...Reichshälfte von dem Reiche Juda ist natür... ...der spätern theokratischen Geschichtschrei... ...s eine arge Freveltat, die Errichtung von ...dern Jahves zu Dan und Bethel als eine ...inigung der wahren Religion durch heid... ...Wesen aufgefaßt und verurteilt worden.

...beam II., 825—784 v. Chr., war der Sohn ...hfolger des Joas. Er war einer der wenigen ...n Fürsten des nördl. Reichs, unter dem sich ... zu einer freilich nur vorübergehenden Blüte ...Wie er im Kampfe gegen die Moabiter die ...r des Reichs nicht bloß behauptete, sondern ...weiterte, so machte er sich auch die beiden ...(Damascus und Hamath) zu Verbündeten und ...pete auch im Innern Ordnung und Wohl... ...An dem Stierdienste Jahves hielt er, wie ...Nationalregierung treuen Könige in Israel, ...lo fest, und Verehrung Baals und der Astarte ...unter und nach ihm fort, daher ihm die Pro... ...Amos und Hosea den Untergang seines ... durch die Assyrer verkündigten.

...ôme (frz.), Hieronymus.

...ôme (König von Westfalen), s. Bonaparte ...nymus). — Der Sohn desselben, Napoleon ..., wird irrtümlich bisweilen auch als J. be... ...t, s. Napoleon (Joseph Charles Paul).

...oschin (Nikolaus von), verfaßte um 1335 ...plan des Hochmeisters des Deutschen Ordens ...ronike von Pruzinlant», in der Hauptsache ...gereimte Übersetzung der lat. Ordenschronik ...eter von Dusburg mit wenigen Zusätzen und ...prachlich von Wert. Sie ist am besten von ...rehlke herausgegeben in «Scriptores rerum ...icarum» (Bd. 1, Lpz. 1861).

...rrold (Douglas William), engl. Humorist ...Dramatiker, geb. 3. Jan. 1803 in London, ... erst an Bord eines Kriegsschiffs, widmete sich ...bald zu London der Schriftstellerei. Sein nau... ...s Drama «Black-eyed Susan» (1823) eroberte ...die Gunst des Publikums, in der er sich durch ...rent day», ein meisterhaftes Bild aus dem ...chen Leben, befestigte. In schneller Folge ver... ...tlichte jetzt J. Lustspiele, Schwänke und melo... ...matische Stücke. Als das Witzblatt «Punch» ...ündet wurde, nahm J. an der Redaction des... ...n teil und trug nicht wenig zu dessen Erfolgen ... Seine «Caudle lectures» und die «Story of a ...her» erschienen zuerst im «Punch». Außerdem ...nahm er die Redaction des «Illustrated Maga... ...», in welchem «The chronicles of Clovernook», ...s seiner besten Werke (gesammelt Lond. 1846), ...öffentlicht wurden. Nach Eingehen dieses Blat... ...begann er ein anderes: «Douglas Jerrold's ...lling Magazine», für welch es er unter anderm Erzählung «St.-Giles and St.-James» schrieb. ...ch seine «Men of character» (3 Bde., Lond. ...38) und «Punch's letters to his son» (Lond. ...43) wurden zuerst in Zeitschriften mitgeteilt. Von ...nen Stücken haben mehrere, wie «Time works ...anders», «Bubbles of the day» und «Retired ...in business» (1851), einen bleibenden Wert. Seit 1852 war er auch Herausgeber der polit. Zeitung «Lloyd's Weekly London Newspaper». Er starb zu London 8. Juni 1857. Seine «Life and remains» veröffentlichte sein Sohn (Lond. 1858; 2. Aufl. 1869). Eine unvollständige Sammlung seiner Werke erschien zu Philadelphia (5 Bde., 1869).

Sein Sohn, William Blanchard J., wurde geb. 1826 in London. Von seinen Lustspielen und Possen hatten besonders «As cool as a cucumber» (1850) und «The chatterbox» (1859) Erfolg. Einen Ausflug nach Schweden beschrieb er in «Swedish sketches» (1852), während ein längerer Aufenthalt in Frankreich ihm Veranlassung zu den Werken «Imperial Paris» (1855) und «The children of Lutetia» (1864) gab. Nach dem Tode des Vaters übernahm er auch die Herausgabe von «Lloyd's Weekly Newspaper». Eine Reise nach Spanien beschrieb er in «A trip through the vineyards of Spain» (1864). Später erschienen von ihm: «At home in Paris, at peace and at war» (2 Bde., 1871), «The Cockaynes in Paris» (illustriert von Doré, 1871), «London» (illustriert von Doré, 1872), «The christian vagabond» (1873), «Cent per cent, a story written upon a bill stamp» (1874). Aufsehen erregte sein «Life of Napoleon III.» (Bd. 1—4, Lond. 1874—82), wozu die Exkaiserin Eugenie und die bonapartistische Partei ihm Materialien lieferten. Auch veröffentlichte er «Egypt under Ismail Pasha» (1879), «The Belgium of the East» (1882), und «The life of George Cruikshank» (2 Bde., 1882). Er starb 9. März 1884.

Jersey, die größte und südlichste der Normannischen Inseln (s. d.), 116 qkm groß mit (1881) 52455 E.; Hauptort ist St.-Hélier.

Jersey-City, Stadt und Hauptort des County Hudson im nordamerik. Staate Neujersey, liegt am Hudson, da wo er sich zur Bai von Neuyork erweitert, der Stadt Neuyork westlich gegenüber, mit welcher es durch fünf Dampffähren verbunden ist. Während die Bevölkerung 1850 nur 6856 E. zählte, war sie 1860 auf 29227, 1870 auf 82546 und 1880 auf 120722 E. gestiegen. Dieses selbst für amerik. Anschauungen unverhältnismäßig schnelle Wachstum ist teils der Inkorporation mehrerer benachbarter Ortschaften, teils der Blüte der Stadt Neuyork zuzuschreiben, deren überschüssige Bevölkerung sich in hohem Maße auch J. zuwendet. Es gehen von hier aus der Morriskanal und sechs Eisenbahnen, nämlich die Erie-, Pennsylvania-Central-, die Neujersey Central-, die Neujersey-Northern-, die Neujersey Midland- und die Neuyork- und Newark-Eisenbahn. In handelspolit. Beziehung gehört J. zum Zollhausbezirk Neuyork.

Jersitz (poln. Jerzyce), Landgemeinde im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Posen, westlich von der Stadt Posen am Bahnhofe, mit (1880) 5954 meist kath. E., hat Maschinen- und Eisenwaren-, Knochenmehl-, Leim-, Dachpappenfabriken, Ziegelbrennereien und Gemüsebau.

Jerusalem, einst die Residenz der jüd. Könige und der glanzvolle Mittelpunkt des mosaischen Monotheismus, ist jetzt eine über Schutt und Trümmern schlecht und winkelig gebaute Landstadt im asiat. türk. Vilajet Syrien mit (1872) etwa 21000 E., von denen etwa 4000 der jüd., 13000 der mohammed. und 7000 der christl. Religion angehören. Die Stadt liegt auf dem Ostabhange des Gebirges Juda, 760 m über dem Mittelmeere; im Osten, Süden und Westen ist sie von tiefen Thälern eingeschlossen; die Gegend

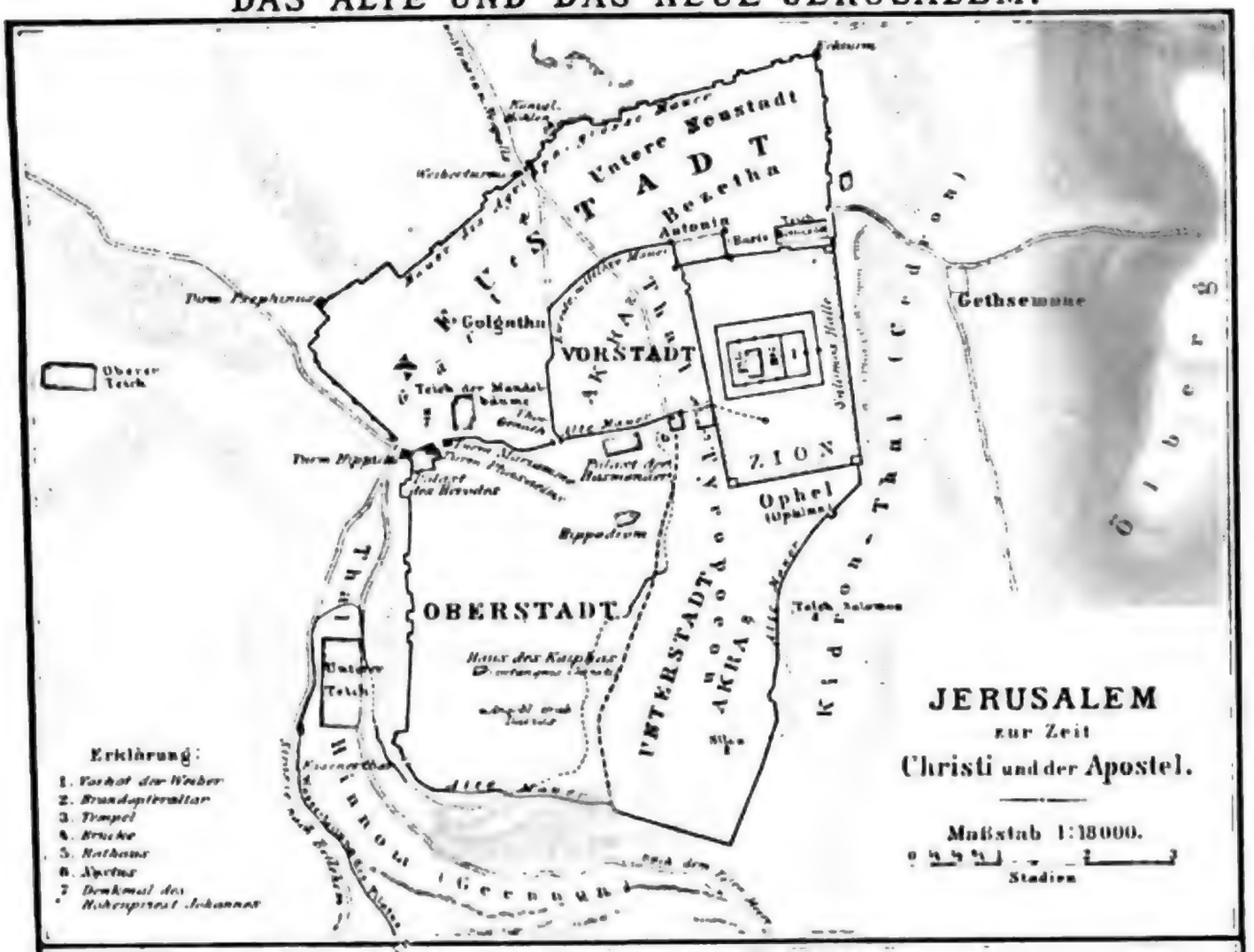
Digitized by Google

umher ist felsig, kahl und dürr. Die Bauart ist massig und unschön; terrassierte Gewölbe und Kuppeln ruhen auf schwerfälligen Quaderwänden; Zimmerholz wird nur zu Thüren und Fensterrahmen verwendet. Der allgemeine Eindruck der Straßen ist düster und unfreundlich; doch gewährt die Stadt aus der Ferne, namentlich vom Ölberge aus gesehen, einen imposanten Anblick. Dieselbe ist mit einer, zuletzt unter dem Sultan Suleiman dem Prächtigen (1536—39) restaurierten stattlichen Ringmauer mit 34 Türmen umgeben und hat außer zwei verschlossenen fünf offene Thore, von denen eins gegen Westen, eins gegen Norden, eins gegen Osten und zwei gegen Süden gerichtet sind. Neben wenigen freien Plätzen hat J. innerhalb der Ringmauer 170 Gassen, fast alle winkelig, und Sackgassen in großer Zahl. Die Hauptstraßen trennen auch die Hauptquartiere: die von Norden kommende Damascus- und Bazarstraße das mohammed. Quartier (östlich) vom christlichen (westlich), ebenso die südl. Fortsetzung dieser Straße das jüdische (östlich) vom armenischen (westlich). Die vom Jâfathor gegen Osten zum Harâm laufende Hauptstraße trennt anfänglich das Christenquartier (nördlich) vom armenischen (südlich), dann das mohammedanische (nördlich) vom jüdischen (südlich). Der Handel ist gering; nach außen versendet J. nur Seife und Sanctuarien, d. h. aus Perlmutter, Olivenholz u. dgl. gearbeitete religiöse Erinnerungsgegenstände, als Crucifixe, Rosenkränze u. dgl. Auch beruht seine Wichtigkeit lediglich auf seiner religiösen Bedeutung, indem es den drei großen monotheistischen Religionen gleichmäßig als heilige Stadt gilt. J. ist der Sitz eines röm., griech. und armen. Patriarchen, sowie von 1842 bis 1881 eines evang. Bischofs (durch England und Preußen).

An histor. Bauwerken und sog. heiligen Stätten ist J. reich; die großen Epochen, die über die Stadt hingegangen, haben fast ausnahmslos ihre Spuren zurückgelassen. Vor allem ist der Harâm-esch-Scherif merkwürdig, wie die Mohammedaner den jetzt eins ihrer vornehmsten Heiligtümer bildenden jüd. Tempelplatz nennen, welcher seit 3000 Jahren von den Anwohnern als Kultusstätte hochgehalten worden. Auf Salomo ist die Anlegung der Hochterrasse zurückzuführen, über welcher der Felsendom oder die sog. Omar-Moschee sich auf der Stelle des frühern Jahvetempels und seiner Binnenhöfe erhebt. Die untere Area des Harâm, ein künstlich geebneter oblonger Platz, aus welchem jene Hochterrasse hervorragt, ist in ihrer Nordhälfte von den Hasmonäern, in ihrer Südhälfte von Herodes d. Gr. angelegt. An die erstern erinnert auch der abgeschrägte Fels am Nordostwinkel des Harâm, während die großartigen Substruktionen der Südseite die Prachtliebe und Kunstfertigkeit der Zeit des genannten Fürsten, der Turm Hippicus und mehrere Stadtmauerreste seine und seiner Nachfolger Sorge um die Sicherheit J.s bezeugen. Aus der vorexilischen Zeit sind innerhalb wie außerhalb der Stadt Kunstteiche erhalten; in den Felsen ausgehauene unterirdische Wasserbehälter und Treppenstufen scheinen eine noch frühere Periode zu beurkunden. Von Hadrian, dem Wiedererbauer J.s nach der Zerstörung durch Titus, rührt die Disposition der jetzigen Stadtmauer, sowie charakteristische Arbeiten an der Umfassungsmauer des Harâm her. Auch das Mauerwerk einiger großer Cisternen in der Stadt weist auf die röm. Kolonie der Ælia Capitolina hin, und der Ecce homo-Bogen ist ein Triumphbogen, scheint zur Verherrlichung Siegs des Septimius Severus errichtet worden sein. Von der byzant. Periode verkünden die Grundbauten der Kirche des Heiligen Grabes, das Goldene Thor, die St. Annen- und die Mariengrabkirche, von der ersten mohammed. Zeit die Moschee, die Aksa und die seldschukischen, dem sog. Stephansthore im Osten der Stadt, Kreuzfahrern verdankt J., die entstellenden bauten der letzten Jahrhunderte sowie die gestellte Kuppel abgerechnet, die heilige Grabkirche in ihrer jetzigen Gestalt, die Reste des Konvents und der großen lat. Marienkirche extra muros und eine mehr der Zerstörung anheimgefallene Kirche ten. Aus der Ejubiten- und Mamlukenzeit die Stadt zahlreiche, sowohl religiösen Wohlthätigkeitszwecken gewidmete Werke tektur, unter denen vor allen das Chan Residenz Saladins, und das Gerichtsgebäude Mechkemeh, zu erwähnen sind. Der neuern gehören an, außer den Mauer- und Turm Suleimans, mehrere Brunnen und das große Armenhaus der unter dem Namen bekannten Sultanin Churrem, gewöhnlich der heil. Helena genannt, endlich aus der Zeit die engl. Christuskirche, das österr. der Via dolorosa, die russ. Kathedrale Pilgerherbergen dieser Nation vor der Stadt, das Kloster der Zionsschwestern, staurierte Kirche St. Anna, die lat. Patriarchat mit dem Palaste des Patriarchen unweit thors, die neue Synagoge der Aschkenasim, Knabenwaisenhaus, das Diakonissenhaus Kumi, das Asyl für die Aussätzigen, bischöfl. Schulhaus für Knaben und das haus von Montefiore. Noch unvollendet Anstalten zum Besten der deutsch-prot. Kirche, Hospiz, Schule und Pfarrhaus am Johannisplatz (Muristan).

Das gepriesenste Heiligtum der Mohammedaner ist der sog. Felsen Gottes, die von der der Omar-Moschee eingeschlossene höchste Moriabergs. Eine besonders wohlerhaltene der westl. Umfassungsmauer des Tempels unter dem Namen Kotel hamearaba heute von den Juden verehrt und nach ihrem der Klageplatz der Juden genannt. Die ist vor allem die Grabeskirche mit der kapelle, der Auferstehungsstätte und dem berge, der Stätte der Passion, heilig. Die daner besitzen außerdem das die Stelle kirche einnehmende Pseudograb Davids; riengrab im Josaphatthale verehren sie sten gemeinschaftlich. An der heiligen haben sechs Kirchengemeinschaften Anteil: Katholiken oder Lateiner, die Griechen, die die jakobitischen Syrier, die Kopten und sinier. Die griech. und armen. Klöster für nahme von Tausenden orient. Pilger Das dem Franziskanerorden gehörige Salvator ist der Sitz des Pater Custos cri, welcher dem über die ganze Levante Klosterkomplex der Terra Santa einem vom Salvatorkloster unterhaltenen der Casa Nova, finden abendländ. Christen nahme und Pflege. An Hospizen besitzen dem in J. das preußische des Johanniterordens

DAS ALTE UND DAS NEUE JERUSALEM.



das österreichische, jenes vorzüglich, doch nicht ausschließlich prot., dieses kath. Pilgern gewidmet, sowie vor dem Westthore das russische für russ. Pilger. Auch sind neuerdings große Hotels mit allem modernen Comfort entstanden. Von Hospitälern sind das preußische, von dem rhein.-westfäl. Diakonissenverein unterhaltene für Kranke jeder Nation und Religion, das englische und Rothschildsche für Juden und das russische für griech.-kath. Christen die wichtigsten.

Der altkananitische Name J.s, Salem («Stein»), scheint von den ersten Ansiedlern semit. Stammes herzurühren. Dann sollen die aus Ägypten vertriebenen Hyksos den Platz in Besitz genommen und Jebus (s. d.) genannt haben. In die eigentliche Geschichte tritt die Stadt erst zur Zeit Davids ein. Dieser König eroberte Zion (s. d.), die Burg der Jebusiter, nahm daselbst, in der «Stadt Davids», dauernd seinen Wohnsitz und brachte auch die Bundeslade, das Nationalheiligtum Israels, in seine neue Residenz. Der Tempelbau Salomos auf dem Hügel Moria gab den Anlaß zu einer beträchtlichen Erweiterung. Von den Nachkommen Salomos verstärkten und vermehrten verschiedene die Befestigungen; dennoch wurde die Stadt etwas über 400 Jahre nach dem Tempelbau von Nebukadnezar erobert und ihre Einwohner in die babylonische Gefangenschaft abgeführt (588 v. Chr.). Nach einem halben Jahrhundert begann ihr Wiederaufbau, und die Verbannten kehrten allmählich in sie zurück; doch konnte sie ihre frühere polit. Bedeutung nicht wiedergewinnen, sondern folgte dem allgemeinen Schicksal Vorderasiens, indem sie nacheinander unter pers. und macedon. Botmäßigkeit geriet. Lange Zeit war sie nunmehr der Zankapfel zwischen den Diadochen-Dynastien der Ptolemäer und der Seleuciden, bis anderthalb Jahrhunderte vor Christus das tapfere Priestergeschlecht der Hasmonäer ihr wieder die Unabhängigkeit erfocht. Pompejus eroberte sie 63 v. Chr., wodurch sie in die sich immer entschiedener zur Botmäßigkeit gestaltende Sphäre des röm. Einflusses gezogen wurde. Ein Jahrhundert später versuchte sie mit äußerster Kraftanstrengung dieses Joch abzuschütteln, wurde aber 70 n. Chr. von Titus erobert und geschleift. Aus dieser Zeit finden sich bei dem jüd. Geschichtschreiber Josephus höchst bemerkenswerte Nachrichten über ihre Lage, ihre Prachtbauten und Befestigungen. Sie bestand aus einer Oberstadt, aus einer sich nördlich an jene anlehnenden Unterstadt, welche von einer als Akropolis sie überragenden Burg den Namen Akra bekommen hatte, und Vorstädten, wie Ophel im Süden und Bezetha im Norden des Tempels. Ober- und Unterstadt hatten je ihre besondern Ringmauern, und kurz vor dem Kriege war dazu noch eine die nördl. Neustadt umschließende dritte Mauer gekommen. Außerdem hatte der Tempelplatz seine besondere Befestigung. Derselbe galt als der Schlüssel der Stadt und ihn deckte auf der einzig angreifbaren Nordseite die von Herodes d. Gr. herrlich ausgebaute Burg Antonia, welche früher unter dem Namen Baris Residenzschloß der Makkabäer gewesen war. Inmitten des geräumigen Tempelplatzes bildeten die Hochterrassen des prachtvollen Gotteshauses eine Art von Citadelle. (Hierzu eine Karte: Das alte und das neue Jerusalem.)

Eine über das Binnenthal führende Brücke verband das Heiligtum mit der Oberstadt, in welcher die Paläste der Herodianer und Makkabäer, den West- und Ostpunkt der Nordseite einnehmend, sich besonders auszeichneten. Zur Zeit des Josephus hatte J. einen Umfang von ungefähr 1½ Wegstunden und zählte 200—250000 ständige Einwohner, war also viel größer und volkreicher als die heutige Stadt. Angelegentlich hat man sich in der neuesten Zeit um die Topographie des alten J. bemüht. Aus den zu diesem Zwecke veranstalteten Nachgrabungen de Saulcys, Vogüés, namentlich aber der unter dem Namen The Palestine exploration fund bekannten Gesellschaft (seit 1865) ergibt sich, daß stellenweise der Schutt 25 m, ja an einem Orte sogar 40 m hoch aufliegt; daß eine schmale Schlucht unmittelbar am Westrande des Tempelplatzes sich hinzog, über die zwei steinerne gewölbte Brücken führten; daß die südl. Haràmsmauer an der Ost- und Westecke einst doppelt so hoch als gegenwärtig über das Fundament emporragte, eine ziemlich tiefe, von Nordwest herkommende Schlucht einst die Nordostecke des jetzigen Tempelplatzes von dem Rücken des Tempelhügels trennte; daß ein Aquädukt aus der Umgegend von Bethlehem Wasser bis zum Tempelplatze leitete, während eine andere höher laufende Leitung, deren besterhaltene Spuren beim sog. Grabe Rahels sich finden, Wasser in die obere Stadt brachte. Mit diesen Aquädukten stand ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes System von Cisternen und Kanälen in Verbindung. In dem Felsentunnel zwischen der Mariaquelle und dem Siloahteiche entdeckte man einen Schacht, durch den einst Wasser auf den Rücken des Tempelbergs hinaufbefördert wurde. (Über den Bethesdateich s. Bethesda.) Von archäol. Funden ist der interessanteste eine jener von Josephus erwähnten Stelen, die in zweisprachiger Inschrift den Nichtjuden vor dem Betreten des innern Vorhofs warnten. Einen kritischen Bericht über die Arbeiten und den jetzigen Stand der topogr. Erforschung des alten J. nebst Aufzählung der topogr. Hauptwerke gibt K. Zimmermann, «Karten und Pläne zur Topographie des alten J. Nebst Begleitschrift» (Bas. 1876).

Nachdem J. ein halbes Jahrhundert wüst gelegen, baute es Hadrian (130 n. Chr.) als heidnische Stadt unter dem Namen Ælia Capitolina wieder auf, wobei auch das alte Ortsheiligtum des Jahve als Tempel des Jupiter Capitolinus wiederhergestellt wurde. Eine röm. Veteranenkolonie wurde nun daselbst angesiedelt und den Juden, nach einem letzten verzweifelten Aufstandsversuche unter Bar Kochba (132—135), der Besuch der Stadt und das Bewohnen der Umgegend untersagt. Konstantin ließ 327 über der traditionellen Stätte der Passion und Auferstehung eine großartige Basilika aufführen, und J., wahrscheinlich schon längst vorzugsweise von Christen bewohnt, wurde auch offiziell eine christl. Stadt, welche es, die Occupation der Perser von 614 bis 628 abgerechnet, gegen 300 Jahre lang blieb, bis 637 der Kalif Omar es dem neuaufblühenden arab. Weltreiche einverleibte. J. erhielt jetzt den arab. Namen El-Kuds (das Heiligtum). Schon 969 verloren die abbasidischen Kalifen die Stadt an die fatimidischen von Ägypten und diese wieder 1077 an das Seldschukengeschlecht der Ortokiden, deren Roheit gegen die abendländ. Pilger die Kreuzzüge hervorriefen. Am 15. Juli 1099 wurde sie von den fränk. Rittern unter Gottfried von Bouillon erobert und noch einmal zur Hauptstadt eines selbständigen Reichs gemacht das unter dem Bruder und Nachfolger Gottfrieds,

Digitized by Google

Balduin I., den Titel eines Königtums annahm und in der Mitte des 12. Jahrh. auf einige Zeit zu großer Blüte gelangte. Außer Balduin (1100—18) regierten im Königreich J. nacheinander sein Vetter Balduin II. (1118—31), dessen Tochter Melisendis mit ihrem Gemahl Fulco von Anjou (1131—42), deren Sohn Balduin III. (1143—63), dessen Bruder Amalrich (1162—73), dessen Sohn, der aussätzige Jüngling Balduin IV., und endlich der schwache Usurpator Veit von Lusignan, unter welchem die Stadt 1187 von dem ägypt. Sultan Saladin dem Christentum wieder entrissen wurde. Noch einmal gelangte Kaiser Friedrich II. 1229 in ihren Besitz. Seit 1244 aber hat sie unter der ungestörten Herrschaft des Islam gestanden, und das Königreich J. wurde eine gegenstandslose Titulatur verschiedener europ. Regentenhäuser. Die Ejubiten aus Saladins Familie verloren die Stadt 1382 an die Mamluken-Sultane Ägyptens, denen sie 1517 die Osmanen unter Selim I. entrissen. Mit der türk. Herrschaft verschwand der letzte Rest ihrer mittelalterlichen Blüte; sie versank in eine gegen die frühern Epochen unerhörte Verarmung und Unbedeutsamkeit, aus der sie sich erst seit dem Orientkriege (1854—56) wieder allmählich erhebt.

Vgl. Tobler, «Topographie von J.» (2 Bde., Berl. 1853—54); derselbe, «Denkblätter aus J.» (2. Aufl., St. Gallen 1856); Wilson, «Ordnance survey of J.» (Lond. 1866); Morrison, «The recovery of J.» (Lond. 1871); Wolff, «J. nach eigener Anschauung und den neuesten Forschungen» (3. Aufl., Lpz. 1872); Sepp, «J. und das Heilige Land» (2. Aufl., 2 Bde., Regensb. 1873—76); Baedeker, «Palästina und Syrien» (Lpz. 1875; 2. Aufl. 1880); F. A. und O. Strauß, «Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift» (2. Aufl., Lpz. 1877); C. Neumann, «Die heilige Stadt und deren Bewohner» (Hamb. 1877); Zimmermann und Socin, «Plan des heutigen J. mit Umgebung» (Lpz. 1881); F. de Saulcy, «Jérusalem» (Par. 1882).

Jerusalem (Joh. Friedr. Wilh.), einer der besten deutschen Kanzelredner des 18. Jahrh., geb. 22. Nov. 1709 zu Osnabrück, studierte in Leipzig und Leiden Theologie und ging dann als Hofmeister nach Göttingen. Im J. 1742 ernannte ihn der Herzog Karl von Braunschweig zu seinem Hof- und Reiseprediger, sowie zum Lehrer und Erzieher des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand. Durch ihn wurde der Herzog zur Stiftung des Collegium Carolinum in Braunschweig bewogen. J. wurde in der Folge Propst der Klöster St. Crucis und Ägidii, 1749 Abt von Marienthal, 1752 Abt des Klosters Riddagshausen und 1771 Vizepräsident des Konsistoriums zu Wolfenbüttel. Am Abende seines Lebens traf ihn das Unglück, daß sein Sohn, Karl Wilhelm J. (geb. zu Wolfenbüttel 21. März 1747), welcher zu Wetzlar den Reichshofratsprozeß studierte, sich 29. Okt. 1772 aus Liebesschmerz erschoß, welches Ereignis von Goethe als Ausgang zu «Werthers Leiden» benutzt worden ist. J. starb 2. Sept. 1789. Einer der aufgeklärtesten Männer seiner Zeit, wirkte er als Kanzelredner ganz im Geiste Mosheims. Neben seiner «Sammlung einiger Predigten» (2 Bde., Braunschw. 1788—89) sind seine «Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion» (2 Bde., Braunschw. 1768—79; neue Aufl. 1785) zu nennen, zu denen seine «Nachgelassenen Schriften» (2 Bde., Braunschw. 1792—93) die Fortsetzung bilden. «Philos. Aufsätze» seines Sohnes gab Lessing heraus (Braunschw. 1776).

Jerwen, Kreis des russ. Gouvernements Estland, nach der Kreisstadt auch Weißensteinscher Kreis genannt, nimmt den mittlern Teil Estlands ein und ist 2989 qkm groß mit 47749 E., meist Esten luth. Konfession; nur die Stadtbevölkerung ist deutsch.

Jerxheim, Dorf im Herzogtum Braunschweig, Kreis Helmstedt, an den Linien Holzminden-Stassfurt und Braunschweig-Oschersleben der Braunschweiger Eisenbahn, hat Malz-, Zucker- und Spritfabriken und zählt (1880) 1801 E.

Jesaias, der erste unter den sog. Großen Propheten des Alten Testaments, wirkte unter der Regierung der jüd. Könige Usias, Jotham, Achas und Hiskias, ungefähr 759 bis über 700 v. Chr. hinaus, als Volksführer und Prophet und soll unter König Manasse eines gewaltsamen Todes gestorben sein. Er war der Sohn des sonst unbekannten Amoz aus dem Stamme Benjamin und weissagte zu Jerusalem. Unter dem König Achas beschäftigten ihn besonders die polit. Verwickelungen des Reiches Juda mit den Königen Rezin von Damascus und Pekah von Israel, von denen er vergeblich abmahnte. Unter Hiskias behandelte er in seinen Reden häufig die drohende Macht der assyr. Könige Salmanassar und Sanherib. Was von den unter seinem Namen im Alten Testament enthaltenen Prophezeiungen von ihm selbst herrührt, sichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten hebr. Dichtern. Seine Sprache vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchsten Würde und Majestät, und an Fülle und Kraft der dem schönsten Ebenmaß kommt ihm die Poesie keines andern Propheten gleich. Der Inhalt seiner Dichtungen sind Strafreden und Klagen über die Sünden des Volks, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Aussichten in eine schönere Zukunft. Hoheit des Gefühls und der Gesinnung spricht aus jedem Zuge, und alles trägt den Stempel der echten Begeisterung. Der zweite Abschnitt seines Buchs, Kap. 40—66, der an dichterischem Wert dem ersten Teil keineswegs nachsteht, ist von einem andern in der Babylonischen Gefangenschaft lebenden Propheten abgefaßt. Doch enthält auch der sog. «erste Teil» des J. einige Kapitel von späterer Hand. Unter den neuern Übersetzern und Erklärern sind Ewald («Die Propheten des Alten Bundes», 2. Aufl., Bd. 1, Gött. 1867), Gesenius (3 Bde., Lpz. 1820—21; Bd. 1, 2. Aufl. 1829), Hitzig (2 Tle., Heidelb. 1833) und Knobel (4. Aufl. von Dieftel, Lpz. 1872) zu erwähnen.

Jeschil-Irmak, d. h. Grüner Fluß, im Altertum Iris, Fluß in Kleinasien, entspringt etwa 63 km im SO. von Tokat und mündet nach einem Lauf von 250 km östlich von Samsun in das Schwarze Meer.

Jesd oder **Yesd**, Handelsstadt fast im Mittelpunkte Persiens, Provinz Irak-Adschmi, 300 km im OSO. von Ispahan, in einer Oase, bildet den Knoten in dem Netz der Karawanenstraßen, welche Schiras, Ispahan, Kaschan, Meschhed, Herat, Kandahar und Kirman miteinander verbinden, und ist für Persien wohl der bedeutendste Stapelplatz des ind. Handels. Der Warenumsatz daselbst ist sehr lebhaft. Außer den von Indien kommenden Waren verführt J. in die westl. Provinzen bis nach Tebriz hin auch die Erzeugnisse seines eigenen Gewerbfleißes, darunter Seidenzeuge, Baumwollstoffe,

Digitized by Google

..ebe, Opium, Farbestoffe und gefärbte ..Zucker, Papier und Waffen als die nam..
.. Die Stadt hat einen bedeutenden Um..
.. von einer Lehmmauer umschlossen, besitzt ..e Moscheen und Karawanserais, bietet aber ..Sehenswertes dar; viele Häuser liegen in ..
Unter den Einwohnern, deren Zahl auf ..geschätzt wird, gibt es außer Juden, hier ..n den fanatischen Mohammedanern hart be..Gebern oder Anhänger des Parsismus mit Feuer- und Lichtdienst, die sich in diesem ab..en Asyl erhalten haben. Die weitere Um.. der Oase von J. ist eine sterile Ebene. Die ..elbst, vom kleinen Gewässer Mehris und ..hen Kanälen befruchtet, erzeugt Trauben, ..en, Feigen und Granaten. Auch finden sich ..Nähe Blei, Steinsalz und Marmor.

..i, Stadt in der ital. Provinz Ancona, 28 km SW. von Ancona, an dem Küstenfluß Esino ..a der Linie Rom-Ancona der Römischen Eisen..n, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, ..ymnasium, ein Seminar, Weinbau, Fabriken ..apier, Leder, Leinwand, Tauwerk und Seife ..ählt (1881) 19462 E.

..si (Samuele), vorzüglicher ital. Kupferstecher, 1789 in Mailand, wurde in Longhis Schule ..det. Seine erste größere Arbeit war die Ver..ng der Hagar nach Guercino in der Brera zu ..land. Diesem von der mailänder Akademie preisgekrönten Werke folgte 1831 die Ma..ta mit Johannes und dem heil. Stephan nach Bartolommeo im Dom zu Lucca. Dann aber ..dte sich J. mit Entschiedenheit dem Studium ..aels zu und wurde einer der trefflichsten Nach..ner dieses Meisters. Zuerst lieferte er (1834) ..en Bildnis von Papst Leo mit den beiden Kar..linen Rossi und Giulio de' Medici aus der ..lerie Pitti. J. ging 1842 mit der Platte nach ..ris, um den Druck zu leiten, und übernahm ..ls den Stich des damals eben in San-Onofrio ..Florenz entdeckten Freskogemäldes, welches ein ..endmahl darstellt. Während er sich mit der Aus..rung des Stichs beschäftigte, der nicht vollendet ..rde, lieferte er die Vierge à la vigne, eins der an..tigsten und vollendetsten neuern Werke des Grab..hels. J. starb 17. Jan. 1853 zu Florenz.

Jesid, Name mehrerer Kalifen (s. d.).

Jesiden, s. Jeziden.

Jesino, ital. Fluß, s. Esino.

Jesreel ist der Name einer altisraelit. Stadt ..n nordwestl. Fuß des Gebirges Gilboa, an deren ..telle jetzt das ärmliche Dorf Zerin liegt. Dieselbe ..mmt mehrfach in der israel. Königsgeschichte vor ..id war Residenz des Königs Ahab. Die Stadt ..g am Ostrande der nach ihr genannten Ebene J., ..elche, auch Ebene Esdrelon oder Megiddo, ..ute Merdich ibn 'Amir («Wiese des Sohnes ..mirs») genannt, seit Deboras Zeiten vielfach als ..chlachtfeld diente.

Jesse (John Heneage), engl. Schriftsteller, geb. ..08 in London, erlangte eine Anstellung in der ..dmiralität, die er viele Jahre hindurch bekleidete. ..ls Schriftsteller machte er sich zuerst durch die ..ichtung «Mary Queen of Scots» (1829) und durch ..ie Gedichtsammlung «Tales of the dead» (1830) ..ekannt. Seinen Hauptерfolg errang er jedoch durch ..ine Reihe histor. Werke, wie «Memoirs of the ..ourt of England during the reign of the Stuarts» (4 Bde., 1839—40), «Memoirs of the court of England from the revolution of 1688 to the death of George II.» (3 Bde., 1843); «George Selwyn and his contemporaries» (4 Bde., 1844), «Memoirs of the pretenders and their adherents» (2 Bde., 1845), «Richard III. and his contemporaries» (1861) und «Memoirs of the life and reign of king George III.» (3 Bde., 1867). Außerdem erschien von ihm «Literary and historical memorials of London» (2 Bde., 1847), «London, its celebrated characters and remarkable places» (3 Bde., 1871) und «History of celebrated Etonians» (2 Bde., 1875). J. starb 7. Juli 1874.

Jessen, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Schweinitz, 6 km westlich von Schweinitz, rechts an der Schwarzen Elster, am Fuße des Windmühlenbergs, Station der Linie Wittenberg-Falkenberg-Kohlfurt der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2591 meist prot. E., welche Tuchweberei und Weinbau treiben.

Jessnitz, Stadt in Anhalt, Kreis Dessau, an der Mulde, 7 km nördlich von Bitterfeld, Station der Linie Magdeburg-Dessau-Leipzig der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4060 meist prot. E., welche Wollspinnerei und Fabrikation von Pappe mit Holzschleiferei und Plüschweberei betreiben und Fabriken für Papier, Woll- und Halbwollwaren, bunte wollene Tischdecken u. s. w. unterhalten.

Jesso, die nördl. Hauptinsel Japans, s. Japan.

Jessore, s. Dschessore.

Jesuaten des heiligen Hieronymus (Jesusdiener) hießen die Mitglieder eines der Armen- und Krankenpflege gewidmeten Ordens. Derselbe wurde von Johannes Colombino aus Siena 1365 in seiner Vaterstadt begründet, 1367 von Papst Urban V. bestätigt, erhielt 1426 durch Johann von Fossignone eine besondere Regel, nahm später die Regel Augustins an und erhielt durch Papst Pius V. die Privilegien der Bettelorden. Im J. 1668 wurde der inzwischen reich gewordene Orden durch Papst Clemens IX. aufgehoben und seine Güter im Kriege gegen die Türken verwandt.

Jesuiten. Der Jesuitenorden oder die Gesellschaft Jesu (Societas Jesu) ward 1531 von Ignatius von Loyola (s. d.) gestiftet und 27. Sept. 1540 von Papst Paul III. bestätigt. Paul III. und sein Nachfolger Julius III. verliehen dem Orden die ausgedehntesten Privilegien. Seine Mitglieder verbanden die Vorrechte der Bettelmönche mit denjenigen der Weltgeistlichen; von jeder weltlichen und geistlichen Aufsicht und Jurisdiktion frei, durften sie priesterliche Handlungen überall und an jedermann vornehmen, konnten für alle Vergehen Absolution erteilen, Güter erwerben, Niederlassungen begründen und von der Beobachtung der mönchischen Verpflichtungen sich dispensieren.

Der Orden gliedert sich in vier Klassen oder Stände: die Novizen, die Scholastiker, die Koadjutoren und die Professen. Die Novizen werden erst nach strenger Prüfung ihrer Verhältnisse und Absichten, sowie nach schweren Exercitien angenommen. Sie leben in besondern Noviziathäusern und werden hier zwei Jahre lang genau überwacht und in Übungen der Selbstverleugnung und des Gehorsams geprüft. Wer diese Probe besteht, legt die drei Mönchsgelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab und tritt in die Klasse der Scholastiker ein. Diese müssen in einem der Ordens-

Digitized by Google

kollegien zwei Jahre Rhetorik und Litteratur, dann drei Jahre Philosophie, Physik und Mathematik studieren, darauf fünf Jahre lang selbst diese Wissenschaften lehren. Dann erst beginnt das Studium der Theologie, welches ebenfalls fünf Jahre umfaßt. Nach Vollendung der Studien müssen noch ein Jahr lang die Übungen des Noviziats wiederholt werden, dann erst empfängt der Zögling die Priesterweihe und legt sein Gelübde ab entweder als Koadjutor oder als Professe. Die Koadjutoren widmen sich ihr Leben lang dem Unterricht der Jugend an Schulen und Universitäten, sowie in Familien. Die Professen legen noch ein viertes Gelübde ab, nämlich das Versprechen unbedingten Gehorsams gegen jede Anordnung des Papstes. Sie bilden die einflußreichste Klasse des Ordens, bilden allein die Generalkongregation, bekleiden die höchsten Ämter und übernehmen die wichtigsten Missionen. An der Spitze des ganzen Ordens steht der General, welcher auf Lebenszeit gewählt wird, seinen Wohnsitz in Rom hat und über alle Mitglieder eine unbedingte Regierungs- und Jurisdiktionsgewalt ausübt. Ihm zur Seite stehen als Ratgeber fünf Assistenten, welche das Recht haben, ihn vor die Generalkongregation zu bescheiden und seine Absetzung zu veranlassen. In den Provinzen wird der General vertreten durch den Provinzial. Ihm sind die Superioren untergeordnet. Jedem Superior sind Konsultoren und ein Admonitor beigegeben. Außerdem werden für besondere Institute Präfekten und für die weltlichen Geschäfte Prokuratoren bestellt.

Schon beim Tode des Stifters 1556 zählte die Gesellschaft 1000 Glieder in 12 Provinzen. Die erste war Portugal, wo Xaver und Rodriguez 1540 auf Einladung des Königs Kollegien angelegt hatten. Nicht minder schnell ging es mit der Verbreitung der Gesellschaft in den ital. Staaten und in Spanien. Auch im kath. Deutschland, namentlich in Österreich und Bayern, nahm der Orden sehr schnell zu, hauptsächlich auf den Universitäten zu Wien, Prag und Ingolstadt. Den Protestantismus auszurotten und die unbeschränkte Macht des Papstes auch gegen die Ansprüche der weltlichen Fürsten und der Bischöfe sicherzustellen, war das Ziel der J. Deshalb bemächtigten sie sich der Jugend durch Anlegung von Schulen und der Erwachsenen durch Umgang, Beichtstuhl und Predigtamt. Als der zweite General des Ordens, Lainez, 1565 starb, war diese Richtung und der ihr entsprechende thatkräftige Geist bereits entschieden in das innere Leben des Ordens eingedrungen, sodaß das Beispiel klösterlicher Frömmelei, welcher sich sein Nachfolger Franz Borgia ergab, unwirksam blieb. Die folgenden Päpste und Generale gestatteten dem Orden Freiheit von allem mönchischen Zwange, und bald setzten die Erfolge die Zweckmäßigkeit des Lainezschen Systems ins Licht. Mit besonderm Eifer widmete sich der Orden zugleich der Heidenmission. Im portug. Ostindien bekehrten Franz Xaver 1541—52 und die ihm nachgeschickten Gehilfen in Goa, Travancore und Ceylon Hunderttausende zum Christentum und dehnten ihre Mission auch über Cochinchina, Malakka, Japan und China aus, freilich ohne dauernde Erfolge. Auch in Brasilien und Paraguay entfalteten die J. eine ausgebreitete Missionsthätigkeit; doch beruhte hier und anderwärts das Geheimnis ihrer Erfolge auf der Äußerlichkeit ihrer Bekehrungen und der weitgehenden Nachgiebigkeit gegen heidnische Anschauungen und Gewohnheiten. Ihre Hauptthätigkeit blieb aber auf die geistliche Beherrschung Europas und auf die Ausrottung des Protestantismus gerichtet. Die Gegenreformation in Österreich, Bayern und den geistlichen Territorien Deutschlands wurde hauptsächlich von den J. geleitet, und es gelang ihnen in diesen Ländern vollkommen, die Spuren, welche die Reformation zurückgelassen, zu vertilgen, wogegen in Ungarn die Türken, in Norddeutschland, England und Skandinavien die prot. Regierungen dem Umsichgreifen des Ordens eine Schranke setzten. Claudius Aquaviva, aus dem Geschlecht der Herzöge von Atri, der vierte General der J., 1581—1615, wurde der Schöpfer ihrer Pädagogik und seine «Ratio et institutio studiorum Societatis Jesu» der Lehrplan der Jesuitenschulen (s. d.). Bereits 1618 hatte sich die Zahl ihrer Mitglieder auf 13 112 gemehrt, die in 32 Provinzen verteilt waren.

Dennoch fehlte es auch innerhalb der kath. Kirche selbst den J. nicht an Feinden. Universitäten, Bischöfe, Pfarrer, vor allem die alten Mönchsorden wurden durch die Privilegien und den steigenden Einfluß der Gesellschaft zur Eifersucht gereizt und auch Staatsmänner fürchteten ihre Einmischung in polit. Händel. Während Portugal unter den Königen Johann III. und Sebastian ganz in ihre Hände geriet, wehrten in Frankreich das Parlament und die hohe Geistlichkeit die Versuche der J., sich einzudrängen, 20 Jahre lang entschlossen ab. Dennoch erlangten sie 1562 zuerst unter fremdem Namen als Väter des Kollegiums von Clermont und unter Verzichtleistung auf den Gebrauch ihrer wichtigsten Freiheiten in Frankreich Zulassung, wußten sich allmählich festzusetzen und erwiesen sich dem Hofe und den Herzögen von Guise in den Religionskriegen als unersetzbare Bundesgenossen. Sie erweiterten auch allmählich ihre Vorrechte und wußten sich, trotz des Verdachts der Teilnahme an Heinrichs III. Ermordung, zu behaupten. Zwar wurden sie wegen des Attentats ihres Schülers Chatel auf Heinrich IV. (1594) aus Frankreich verwiesen, aber sie hielten sich dessenungeachtet in Toulouse und Bordeaux auf und erlangten auf Fürsprache des Papstes von Heinrich IV. schon 1603 die Erlaubnis der Rückkehr nach Frankreich, wo sie als Beichtväter des Hofs bald wieder die vorige Rolle spielten. Der Teilnahme an Heinrichs IV. Ermordung durch Ravaillac konnte man sie nicht überweisen. Das Buch aber, worin der span. Jesuit Mariana (s. d.) den Königsmord verteidigt, halfen sie selbst mit verurteilen. Zu noch höherm Ansehen gelangten die J. im Deutschen Reiche, wo Ferdinand II. und III. ihnen vollständig vertrauten. Große polit. Talente entwickelten sie während des Dreißigjährigen Kriegs. Sie waren die Seele der Liga und machten sich für ihre Verdienste dadurch belohnt, daß sie 1629 die zufolge kaiserl. Mandats von den Reichsständen wieder herausgegebenen kath. Kirchengüter zum Nachteil der Orden, denen sie gehört hatten, an sich zogen.

Harte Kämpfe hatte dagegen die Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. in Frankreich zu bestehen; der alte Haß der Universität zu Paris war noch nicht erstorben, als Pascals «Lettres provinciales» (1656—57) die laxe Moral der J. öffentlich bloßstellten und Innocenz XI. mit Berufung auf das Zeugnis dieses Buchs über 65 Sätze jesuitischer Kasuisten 1679 sein Verdammungsurteil

Digitized by Google

aussprach. Der Orden rächte sich dafür an den Jansenisten (s. d.) durch die von den jesuitischen Beichtvätern Ludwigs XIV., Lachaise und Letellier, ausgewirkten königl. Dekrete und durch die Bulle Unigenitus (s. d.). Besonders berüchtigt ist der jesuitische Probabilismus geworden, welcher alles erlaubte, was sich mit wahrscheinlichen Meinungen verteidigen ließ und ein förmliches System von Beschönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art aufstellte, bald durch willkürliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man sich nur etwas anderes zu denken brauchte als man sagte und that, um wegen der gröbsten Sünden vor sich selbst gerechtfertigt zu sein. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart, das theatralische Unwesen ihrer Schulen, Ärgernisse ihres sittlichen Lebens, wie sie namentlich in dem skandalösen Prozeß des Jesuiten Girard (1731) zu Tage kamen, außerdem die von ihnen betriebenen Handelsspekulationen steigerten die Opposition gegen sie. Derartigen Spekulationen diente namentlich auch das von ihnen unter span. Hoheit aus den Indianern in Paraguay (s. d.) und Uruguay gebildete theokratische Gemeinwesen, in dem sie unumschränkt herrschten. Als durch einen Tauschvergleich Spanien sieben Pfarrbezirke jenes Gebietes 1750 an Portugal überließ, bewog der Widerstand, den die Indianer unter Anführung der J. den portug. Truppen leisteten, die beteiligten Mächte, jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Leugnens kamen die J. in Portugal hierüber in eine peinliche Untersuchung, die noch nicht beendigt war, als 1758 ein meuchelmörderischer Angriff auf das Leben König Josephs I., welcher wahrscheinlich von ihnen veranlaßt war, ihre Austreibung (3. Sept. 1759) veranlaßte. Bis zu dieser ersten Niederlage zählte der Orden 24 Profeßhäuser, 669 Kollegien, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuser, 335 Residenzen, 273 Missionen in heidnischen und prot. Ländern und 22589 Glieder aller Grade.

Auch in Frankreich, wo der Minister Choiseul-Amboise sowohl als die Pompadour gegen die J. eingenommen waren, brachte ihnen der Handel, den sie allen päpstl. Befehlen zum Trotz fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten sie durch ihren Abgeordneten, den Pater Lavalette, unter dem Vorwande einer Mission zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Erzeugnisse dieser und der benachbarten westind. Inseln fast allein an sich zog. Als jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Mill. an Wert den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy zu Marseille, an welches Lavalette diese Ladung an Zahlungsstatt gesendet hatte, weil die J. keinen Ersatz leisten wollten, einen Prozeß gegen sie anhängig, der nicht nur ihre Verurteilung zur vollen Entschädigung dieses Hauses, sondern auch die Aufdeckung anderer Mißbräuche ihres Ordens nach sich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: «Entweder bleibe der Orden wie er ist, oder höre auf zu existieren» («Sint, ut sunt, aut non sint») jede Abänderung der Ordensverfassung verweigerte, hob ein königl. Dekret 1764 den Orden als eine bloß polit. Gesellschaft auf.

Aus Spanien wurden die J. 1767 durch den Minister Aranda und bald darauf auch aus Neapel, Parma und Malta verbannt, und zuletzt sprach Papst Clemens XIV. in der Bulle Dominus ac redemtor noster vom 21. Juli 1773 die völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu in allen Staaten der Christenheit aus. Diese Maßregel wurde allenthalben rasch und gewaltsam ausgeführt. Übrigens geschah den Exjesuiten weiter kein Leid, als daß sie ihre Häuser verlassen, ihr Ordenskleid ablegen, allen Verbindungen miteinander entsagen und sich entweder unter andere Orden oder unter die Aufsicht der Bischöfe begeben mußten. In Portugal wie in Spanien gestattete man ihnen keinen Aufenthalt, während sie im Kirchenstaate, in Oberitalien, in Deutschland, wo man bei ihrer Auflösung am schonendsten verfuhr, in Ungarn, Polen und selbst in Frankreich als Privatpersonen geduldet wurden. Auffallend mild zeigte sich Friedrich II. von Preußen gegen die J. Dieselben mußten zwar in den preuß. Staaten ihr Ordenskleid und ihre Verfassung aufgeben, durften sich aber unter dem Namen der Priester des königl. Schulinstituts dem Jugendunterricht widmen. Doch auch diese Anstalt hob Friedrich Wilhelm II. auf, und so blieb ihnen nur noch Rußland. Aus diesem Reiche hatte sie zwar schon Peter d. Gr. 1719 vertrieben; allein mit dem östl. Teile Polens wurden 1772 wieder mehrere Häuser ihres Ordens Rußland einverleibt. Die Kaiserin Katharina behielt sie auch, aus polit. Gründen, nach der Aufhebung bei, und Tschernyschews und Potemkins Gunst verschaffte ihnen sogar die Erlaubnis, 1782 einen Generalvikar zu wählen.

Inzwischen hatten sich die Umstände in Rom zu ihrem Vorteil geändert. Clemens XIV. war 1774 gestorben, und sein Nachfolger Pius VI. zeigte sich bald als Freund der noch nicht erloschenen Gesellschaft Jesu. Die Exjesuiten blieben angesehene Geistliche, denen wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren außer Italien gegen 9000, die wahrscheinlich immer noch in fester Verbindung und unter geheimen Obern standen. Ein Versuch 1787, als Vicentiner wieder aufzuleben, schlug ihnen fehl. Die Väter des Glaubens aber, ein geistlicher Orden, den Paccanari, ein schwärmerischer Tiroler und ehemaliger päpstl. Soldat, unter dem Schutze der Erzherzogin Mariana 1795 meist aus Exjesuiten sammelte und mit Hilfe des Papstes als eine neue Gesellschaft Jesu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit setzte, wurden von den geheimen Obern der echten J. nie als ihresgleichen anerkannt. Desto mehr kam der Gesellschaft die Gunst Pius' VII. zu statten. Dieser bestätigte sie 1801 in Weißrußland und Litauen und stellte sie im stillen 1804 auf der Insel Sicilien wieder her. Seinen ersten freien Schritt nach dem Sturze Napoleons bezeichnete Pius VII. durch die Wiederherstellung des Ordens der J. für die ganze Christenheit in seiner vorigen Gestalt mittels der Bulle Sollicitudo omnium vom 7. Aug. 1814. Schon 11. Nov. 1814 erfolgte in Rom die feierliche Eröffnung ihres Noviziats. Auch traten sie daselbst 1824 in den Besitz des Collegium Romanum, und ihre Zahl mehrte sich zu Rom in wenigen Jahren sehr bedeutend. Als daselbst ihr Ordensgeneral, Pater Ludw. Fortis, im Jan. 1829 gestorben, wählte man 9. Juli desselben Jahres den Pater Joh. Roothaan zum General. Derselbe hatte 1853 den Pater Beckx als Ordensgeneral zum Nachfolger. Als dessen Nachfolger wurde 24. Sept. 1883 der bisherige Assistent der deutschen Nation, Antonius Anderledy (8. Juni 1819 zu Brieg

Digitized by Google

geboren, seit 1838 Mitglied des Ordens) gewählt. In Modena wurde 1815 den J. ein Kollegium eingeräumt; zu gleicher Zeit fanden sie in Sardinien und Neapel Eingang.

In Spanien wurden die J. 29. Mai 1815 durch Ferdinand VII. wieder in den Besitz aller seit 1767 ihrem Orden in Spanien entzogenen Rechte und Güter eingesetzt. Der polit. Umschwung Spaniens im März 1820 hatte ihre abermalige Verbannung aus diesem Lande, die Herstellung der absoluten Gewalt 1823 wieder ihre Rückkehr zur Folge. Die 1835 erfolgte abermalige Aufhebung des Ordens hat seine Wirksamkeit nur vorübergehend unterbrochen. Portugal beharrte standhaft bei der Verordnung vom 3. Sept. 1759, welche die J. aus dem Reiche verwies. Dom Miguel stellte zwar 1832 die Gesellschaft Jesu wieder her, jedoch ohne Anspruch auf ihre früher besessenen Güter, Privilegien und Vorrechte. Durch Dom Pedro wurde, nachdem dieser 1833 Lissabon erobert, jenes Dekret aufgehoben, aber sie fanden Gelegenheit, sich später in Portugal wieder einzunisten. In Frankreich gewährte Ludwig XVIII. den J. Duldung, während der Julirevolution 1830 wurden sie vertrieben, blieben aber heimlich im Lande, bis 1845 der General sie abrief und die Regierung ihre Niederlassungen auflöste. Unter Napoleon III. gewannen sie von neuem Einfluß, bis infolge Dekrets vom 29. März 1880 etwa 2500 J. ausgewiesen wurden.

In Belgien, wo durch die J. zum Teil die Revolution von 1830 herbeigeführt ward, sind sie seit der Trennung dieses Staats von den Niederlanden immer heimischer geworden, sodaß es ihnen möglich wurde, zu Mecheln 4. Nov. 1834 eine Universität in ihrem Geiste zu eröffnen. In England besitzen sie seit dem Anfang des 19. Jahrh. zu Stonyhurst bei Preston in Lancashire und zu Hodderhouse Kollegien ihres Ordens mit Erziehungsanstalten, und ihre Rührigkeit hat in neuerer Zeit sich sehr bemerkbar gemacht. In Irland wurden 1825 Ordenshäuser und Schulen errichtet. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben die J. zu Georgetown ein Erziehungshaus, und ihre Zahl ist daselbst sehr im Zunehmen. In den Staaten Südamerikas haben sie unter den vielen polit. Umwälzungen mancherlei Verfolgungen erlitten, wußten sich aber stets wieder festzusetzen. In Rußland wurden die J. durch den Ukas vom 1. Jan. 1817 zunächst aus Petersburg und Moskau verwiesen, dann ihr Orden durch den Ukas vom 25. März 1820 für das ganze Russische Reich und Polen für immer aufgehoben. In der Schweiz war es der Kanton Freiburg, der schon 1818 ein Jesuitenkollegium wiederherstellte. Später gelang es den J., auch im Kanton Schwyz und hauptsächlich in Luzern Fuß zu fassen, wo indes ihre Berufung (Herbst 1844) zu einem Wendepunkt der gesamten eidgenössischen Entwickelung führte. (S. Schweiz.) Mit der Niederwerfung des Sonderbundes (1847) brach zugleich der Einfluß der J., und sie wurden aus der Schweiz ausgetrieben. In den deutschen Staaten waren vor 1848 die J. in Bayern als Redemptoristen (s. d.) geduldet; unter demselben Namen gründeten sie in Österreich Erziehungshäuser.

Die polit. Stürme von 1848 waren augenblicklich für die J. verhängnisvoll, doch wurden sie in Österreich förmlich wiederhergestellt, während man in Preußen, wo die Verfassung der kath. Kirche fast völlige Unabhängigkeit gewährt hatte, und in mehrern kleinern Staaten ihrer Thätigkeit freien Raum ließ. Sie benutzten diese Freiheit in historischer Weise, daß durch Reichsgesetz vom 1872 die J. und verwandten Orden (Redemptoristen, Lazaristen, Priester vom Heiligen Geist, Gesellschaft vom Herzen Jesu) aus dem Reich ausgewiesen wurden.

Innerhalb der kath. Kirche ist der Einfluß besonders unter Pius IX. unheilvoll geworden. Durch die Verkündigung der unbefleckten Empfängnis (8. Dez. 1854) wurde eine alte Meinung trotz der entgegenstehenden Behauptung der Franziskaner zum kirchlichen Dogma erhoben. Der Syllabus und die Encyclica vom 8. Dez. verkündeten die Grundsätze der J. Ihr Werk war das Vatikanische Konzil (1870) und die Verkündigung der päpstl. Unfehlbarkeit. Die Presse, in welcher die Missionsbischöfe beherbergt, das Collegium Germanicum (das röm. Seminar zur Erziehung deutscher Theologen) und die anderweiter einflußreicher Stellungen am Hofe waren bereits in den Händen des Ordens. Dominikaner, welche von alters her im Kongregationen des Index und des heil. Offiziums waren, wurden durch ihren, den J. unterwürfig gegebenen General Jandel völlig in der jesuitischen Richtung geleitet.

Die Gesellschaft Jesu verteilt sich in 22 Provinzen: die englische, aragonische, österreichisch-ungarische, belgische, castilische, deutsche, irländische, lyoner, mexikanische, neapolitanische, niederländische, römische, sicilische, venetianische, dann die von Champagne, Maryland, Missouri, Neuyork, Turin, Toulouse benannten, oder in die fünf Assistenzen Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien, England. Die Assistenz England ist zusammengesetzt aus den Provinzen England, Irland, Maryland und Missouri; die Assistenz Deutschland aus der deutschen, österr.-ungar., galiz., belg. und der Provinz; die Assistenz Frankreich aus den Provinzen Champagne, France, Lyon, Toulouse und Neuyork (abgezweigt von Lyon); zur Assistenz Spanien gehört auch die Provinz Mexiko. Im Jahr 1892 zählte der Orden im ganzen 11 058 Mitglieder, davon in Italien 1558, in Deutschland (d. h. Deutschland, Ungarn und Belgien) 2875, in Frankreich und Kolonien 2798, in Spanien mit Mexiko 1937, in England und Nordamerika 1894.

Vgl. unter den von Caranon («Bibliographie historique de la Compagnie de Jésus») vollständig verzeichneten Schriften über die Geschichte der J. besonders die von Rochemonteix (4 Bde., Lpz. 1803), Scheffer (Par. 1844), Rousselot (Par. 1826), Sylv. Jordan (Altona 1839), Schwab (Darmst. 1840), Ellendorf (Darmst. 1839), Buß (Mannh. 1843), Crétineau-Joly (6 Bde., 1844—46), Sugenheim («Geschichte der J. in Deutschland», 2 Bde., Frankf. 1847), Lainez (Münst. 1864), Rippold (Mannh. 1867), Zirngiebl (Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu, Münch. 1870), von Schulte («Die neuern kath. Orden und Kongregationen», Berl. 1872), Theiner («Der Jesuitenorden nach seiner Geschichte und seinen Grundsätzen», 2. Aufl., Detmold 1870), Gruber («Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung, Doktrin geschildert», Berl. 1873), Stahlberg (Berl. 1876), Ranke («Die röm. Päpste in den letzten vier Jahrhunderten», 6. Aufl. 1874).

Digitized by Google

Jesuitenschulen. Der Jesuitenorden sucht seit seiner Gründung vor allem durch die Erziehung der Jugend für seine Zwecke zu wirken. Der Studiengang wurde durch die «Ratio et institutio studiorum societatis Jesu» (1588 entworfen, 1599 gedruckt) des Generals Claudius Aquaviva geregelt. Die Gelehrsamkeit, der Eifer und Fleiß, welche die Jesuiten auf ihre Schulen verwendeten, verschafften diesen bald großen Ruf, wozu der Verfall des Jugendunterrichts in den kath. Ländern und die durch die Schulverbesserungen der Protestanten auch unter den Katholiken angeregte Sehnsucht nach besserm Schulunterricht nicht wenig beitrugen. Die Schulen der Jesuiten waren teils Studia inferiora (Gymnasien), teils Studia superiora; eine vollständige Anstalt umfaßte beide. Die Studia inferiora zählten fünf Klassen, die aufwärts folgende Namen führten: infima, media, suprema classis Grammaticae, Humanitas, Rhetorica. In den drei Grammatikalklassen wurde die Grammatik gelehrt. In der Humanitätsklasse bezog sich der Unterricht einzig und allein auf Vorbereitung für die Beredsamkeit, die den Hauptgegenstand der Rhetorikklasse ausmachte. Der Unterricht in diesen Anstalten bezweckte nur die Erlernung der lat. Sprache, welche die Schüler nicht nur lesen und schreiben, sondern auch sprechen lernen sollten. Über den formalen Zweck des Sprachunterrichts kamen sie nicht hinaus. Cicero war das gesetzlich vorgeschriebene Muster für den Stil. Das Studium des classischen Altertums war dagegen völlig untergeordnet und absichtlich vernachlässigt. Die griech. Sprache wurde zwar gelehrt, aber die Leistungen waren gering; die Muttersprache wurde ganz zurückgesetzt. Die Studia superiora umfaßten den philos. und theol. Kursus. In jenem, welcher zwei bis drei Jahre dauerte, wurden Aristotelische Philosophie und Mathematik gelehrt; in diesem, welcher vierjährig war, und zu dem nur Fähige nach vollendetem philos. Kursus übergingen, erstreckte sich der Unterricht über die Heilige Schrift, die hebr. Sprache, scholast. Theologie und Casuistik. Auf die Zucht in den Schulen legte man großen Wert.

Die Leistungen der alten J. sind sehr verschieden beurteilt worden. In keinem Falle läßt sich leugnen, daß die Jesuiten die Zwecke, die sie beim Unterricht mit Konsequenz verfolgten, in einem hohen Grade erreichten. In der formalen Bildung durch das Latein haben sie viel geleistet. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. 1773 wurden auch die Schulen derselben aufgehoben. Seit der Wiederherstellung des Ordens 1814 suchte sich derselbe da, wo er auftreten durfte, auch wiederum eifrigst des Jugendunterrichts teils mittelbar, teils durch Errichtung von eigenen Lehranstalten der mannigfachsten Art zu versichern. Diese modernen Jesuiteninstitute weichen zwar gemäß der veränderten Zeitbildung von den frühern J. wesentlich ab; aber der Grundzug der jesuit. Pädagogik, die Erziehung des Menschen im Interesse der jesuit. Zwecke, ist geblieben. In Belgien und Österreich liegt der höhere Unterricht großenteils in ihren Händen.

Jesuitenstil nennt man in der Baukunst diejenige Ausartung der Spätrenaissance, welche seit der Mitte des 17. Jahrh. vorzugsweise von den Jesuiten in ihren Bauten, Kirchen wie Palästen, angewendet worden ist. Das Charakteristische dieses Stils ist großartige, überladene Pracht besonders bei Dekoration der innern Räume. Das Organische der Architektur ist verschwunden; dafür hat das Ornament mit Anwendung von Architekturformen aller Art und willkürlichem Zierat überhand genommen. Säulen, Pilaster, Gesimse, Giebelfelder, Statuen, besonders Engelbüsten, Festons, Schnecken, Muscheln, Draperien, Wolken u. s. w. sind in willkürlichster, bedeutungsloser Weise neben- und übereinander gestellt. Dazu gesellt sich die reichste Anwendung von Vergoldung, Malerei und, besonders in Italien, der kostbarsten Materialien, wie Porphyr, bunter Marmor, Lapis lazuli u. s. w.

Jesus. Seit in der christl. Kirche der Sinn für ein geschichtliches Verständnis ihrer Ursprünge erwacht ist, regte sich in ihr das Bedürfnis, frei von den dogmatischen Voraussetzungen einer frühern Zeit das Lebensbild dessen, nach dessen Namen sie sich nennt, auf rein geschichtlichem Wege zu gewinnen. Je fester jedoch das unmittelbare Interesse, welches die Frömmigkeit an der Person Jesu Christi nahm, mit den kirchlich überlieferten Vorstellungen über ihn zusammengewachsen war, desto schwerer hielt es gerade auf diesem Gebiet, zu unangefochtenen Ergebnissen zu gelangen. Die neuerdings durch die Schriften von Renan, Schenkel und Strauß angebahnten Untersuchungen über das «Leben Jesu» beweisen zwar einerseits, wie mächtig das Verlangen nach einem wirklich geschichtlichen Bilde seiner Person sich wieder regt, andererseits aber zugleich, mit welchen Hindernissen, Vorurteilen und leidenschaftlichen Erregungen jeder Versuch, das Leben J. als ein wahrhaft menschliches verständlich zu machen, noch fortwährend zu kämpfen hat. Doch auch abgesehen hiervon, sind die Schwierigkeiten, die sich einem solchen, ebensowohl vom echt religiösen als vom wissenschaftlichen Standpunkte aus notwendigen Unternehmen entgegenstellen, bei der Beschaffenheit unserer Quellen so groß, daß wir wohl kaum jemals hoffen dürfen, sie völlig zu überwinden. Denn schon in den ältesten auf uns gekommenen Darstellungen ist das Bild Jesu Christi durch den Reflex desselben in der religiösen Vorstellung seiner ersten Bekenner, durch die Anschauungen und Erwartungen der von einer mächtigen religiösen Bewegung getragenen Urgemeinde, teilweise auch durch die Gegensätze und Parteimeinungen, welche die Entwickelung des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters bedingten, hindurchgegangen.

Die Evangelien bieten zunächst nur geschichtliche Denkmäler der bestimmten Weise, in welcher sich jenes Bild in dem Geiste der Urkirche spiegelte; und wenn es auch noch vielfach möglich ist, durch fortschreitende Forschung zu den ursprünglichen Lehren, Thaten und Schicksalen J. zurückzugelangen, so muß man doch ebenso oft bei bloßer Wahrscheinlichkeit stehen bleiben und öfter noch anerkennen, daß die Quellen zu lückenhaft sind, um den ursprünglichen Sachverhalt festzustellen. Hierzu kommt, daß diese Quellen selbst durch die vielfachen Veränderungen hindurchgegangen sind, ehe sie ihre kirchlich überlieferte Gestalt erhielten, daß uns in ihnen kein einziger Bericht eines Augenzeugen erhalten ist, und daß gerade dasjenige Evangelium, dem man noch heute in konservativ-kirchlichen Kreisen die Abkunft von einem unmittelbaren Jünger J. zuzuschreiben pflegt, das Johannes-Evangelium, wegen seines ideellen Charakters am wenigsten von allen geeignet erscheint, der nüchternen Geschichtsforschung eine sichere Grundlage zu bieten. Aber auch über den Ursprung und das gegenseitige Verwandtschaftsverhältnis der relativ zuverlässigern Evangelienschriften ist die Kritik

Digitized by Google

noch lange nicht zu übereinstimmenden Ergebnissen gelangt. Bei dieser Sachlage wird die Forschung sich darein ergeben müssen, daß sie nicht sowohl eine eigentliche Biographie als vielmehr nur ein «Charakterbild» J. zu liefern im Stande ist. Sind wir auch über Thaten und Schicksale J. nur sehr unvollständig unterrichtet, so besitzen wir doch in seinen Reden und Aussprüchen, welche die drei ersten Evangelien überliefern, einen freilich bereits durch die Anschauungen einer spätern Zeit mehrfach entstellten, da und dort mit Zusätzen und Weiterbildungen umkleideten, aber in allem Wesentlichen echten Kern.

«Das Echteste des Echten», für die geschichtliche Würdigung des Selbstbewußtseins J. von unschätzbarem Werte, sind die in der sog. Bergpredigt (s. d.) zusammengestellten Sprüche. Aus ihnen, ebenso wie aus einer Reihe verwandter Gnomen und Gleichnisse können wir den innersten Mittelpunkt der Lehre J. erkennen. Sie sind der unmittelbarste, noch durch keine dogmatische Reflexion hindurchgegangene Ausdruck eines Gemüts, das wie kein anderer Mensch vor ihm und nach ihm in der religiösen Idee, als seinem eigentlichen Lebensinhalte, aufging, eines Gemüts, über welches ein tiefer innerer Friede, der Friede eines mit seinem Gott einigen, und in dieser Einigkeit heldenhaft starken, seiner selbst und des höchsten Ziels alles menschlichen Strebens unerschütterlich gewissen, darum auch wie kein anderes zur Verkündigung und Verwirklichung der ewigen göttlichen Heilsordnung befähigten und berufenen Lebens ausgebreitet liegt. Das Neue und Eigentümliche in dem Evangelium J. liegt eben in dieser idealen Vollendung der religiösen Idee, dieser vollkommen sichern Zusammenfassung des Höchsten und Größten, was als fromme Ahnung und sittliches Streben schon vorher in der Menschheit lebendig war, aber nicht in der Form einer Theorie, eines wohldurchdachten theol. Systems, sondern als unmittelbare und fast unwillkürliche Darstellung dessen, was als innere Gewißheit und eigenste persönliche Erfahrung in dem Selbstbewußtsein J. thatsächlich gegeben war. Die Predigt J. von der Ankunft und von den Ordnungen des göttlichen Reichs hat ihren Hintergrund in einem Gottesbewußtsein, das sich ebenso hoch über die gesetzliche Äußerlichkeit des jüd. Monotheismus als über die selbst bei den Philosophen noch tief in das Naturleben verflochtene Gottesidee der heidnischen Welt erhebt. Ihr sprechendster Ausdruck ist das Wort «der himmlische Vater», welches J. mit stillschweigender Beseitigung der alttestamentlichen Gottesnamen zur stehenden Benennung Gottes erhoben und dadurch in den Mittelpunkt des religiösen Bewußtseins gestellt hat. Wie dieses Wort das gleiche Gegründetsein alles menschlichen Lebens in seinem Dasein und Verlauf in der ewigen göttlichen Liebe hervorhebt, so bezeichnet es zugleich alle natürliche und sittliche Ordnung der Welt als von derselben Liebe getragen und alles ein Menschenherz allein befriedigende und beseligende Streben als allein in der Liebesgemeinschaft mit dem unendlichen Urquell des Lebens sich vollendend.

So schließt unmittelbar an den Vaternamen für Gott die Idee der Sohnschaft bei ihm als der höchste Ausdruck religiös-sittlicher Vollendung des Menschen sich an. In welchem Sinne er auch den Namen Menschensohn auf seine Person angewendet haben mag, jedenfalls hängt derselbe eng mit dem Sohnesverhältnis zusammen, in welchem er selbst zu dem himmlischen Vater stand, und welches er den Seinen nicht als ein metaphysisches Geheimnis [illegible] Wesens, sondern als das rechte religiöse [illegible] hältnis kennen lehrte, in das auch sie [illegible] treten könnten und sollten. Es ist die [illegible] ähnlichkeit, der dem göttlichen Urbilde [illegible] den menschlichen Vollkommenheit, [illegible] gesprochen und als deren ideale [illegible] volle, ungeteilte Leben des Gemüts [illegible] scheint. In der Lehre vom Gottesreich [illegible] im ersten Evangelium meist heißt: [illegible] ist nun die Sohnesidee als die Grund[illegible] umfassenden religiös-sittlichen Gem[illegible] wickelt. Wie diese das notwendige Er[illegible] zur Vateridee, so ist das göttliche Rei[illegible] Form, in welcher die Gottessohnsch[illegible] Menschen sich verwirklicht. Die Bedi[illegible] tritts in dieses Reich ist das tiefinnerli[illegible] eigenen Ohnmacht und Hilfsbedürfti[illegible] türlichen und gegenüber dem göttlichen [illegible] haften Menschen, die reine Empfänglic[illegible] Beistand von oben, wie sie gerade [illegible] Gedrückten und Geringgeachteten in [illegible] ehesten angetroffen wird, die volle, [illegible] haltlose Hingabe des ganzen Herzens [illegible] lichen Willen und an das von Gott[illegible] Menschen dargebotene Heil. In diesem [illegible] keinerlei äußere Vorzüge und Unterschi[illegible] schen, sondern nur die rein sittliche [illegible] solche, welche nicht das Ihre sucht, [illegible] und Herzensreinheit, die Friedfertigkeit [illegible] mütige Kindessinn, vor allem aber [illegible] leugnung, welche freudig bereit ist, [illegible] geben, wenn dieses Opfer im Dienste [illegible] fordert wird. Dies ist die «Gerechtig[illegible] lichen Reichs, nach welcher die Menschen [illegible] zu trachten haben. Dieses Reich schildert [illegible] Reihe von herrlichen Gleichnissen, [illegible] alle andern Güter unendlich übertrifft, [illegible] bald in seinem äußern und innern, [illegible] und das ganze Menschenleben nach allen [illegible] lichen Beziehungen hin umspannenden [illegible] dringenden Wachstum, bald wieder in [illegible] je nach der menschlichen Empfänglich[illegible] denen Erfolgen und seiner durch mensch[illegible] wohl zeitweilig getrübten, aber alles [illegible] Welt sicher ausscheidenden und bewältigen[illegible] wirklichung.

Es leuchtet ein, daß auf der idealen [illegible] Standpunktes alle jene äußern Unterschi[illegible] Betracht kommen, welche Abstammung, [illegible] Lebensstellung, Stand und Beruf unter [illegible] schen aufgerichtet haben. Gerade die Geringen [illegible] Welt, die Armen und Verachteten sind [illegible] befähigt, in dasselbe einzutreten. In [illegible] sind alle gleich, Söhne des himmlischen Vaters, [illegible] der untereinander, keiner darf hier [illegible] Meister nennen oder über die andern [illegible] sondern wer sich selbst erniedrigt und [illegible] und wer am meisten dient, nimmt die höchste [illegible] Früheres Eintreten und längeres Wirken [illegible] keinen höhern Lohn; der scheinbaren [illegible] willigkeit, dem göttlichen Willen sich zu [illegible] Tugendstolz und der heuchlerischen Frömmigkeit [illegible] selbst der offenbare Ungehorsam und [illegible] selbstgerechten Pharisäer und Schriftgelehrten [illegible] des Arztes nicht bedürfen, bleiben [illegible] Zöllner und Sünder, welche [illegible] Aufnahme. Gerade die Verlorenen [illegible] des himmlischen Vaters unablässig [illegible]

Digitized by Google

treulosen Arbeitern im Weinberge wird das Reich wieder entzogen werden, an die Stelle der geladenen Gäste, die zum Feste zu kommen verschmähten, werden Bettler und Krüppel von der Straße berufen, die letzten werden die ersten, die ersten die letzten sein.

Es ist zunächst der Gegensatz gegen die geistlichen Obern des israel. Volks, diese blinden Führer der Blinden, mit ihrer Selbstgefälligkeit, ihrer Anmaßung, ihrer äußerlichen, nur zu oft in Heuchelei ausartenden Frömmigkeit, der überall durch diese Reden und Gleichnisse hindurchklingt. Ihnen gegenüber preist J. die Unmündigen und Einfaltigen, die Armen und Geringen, die Zöllner und reuigen Sünderinnen selig. Aber in der Konsequenz dieses Gedankens lag überhaupt das Hinwegsehen über alle äußern Unterschiede, auch über den der Nationalität. Es gehört zu den spätern Weiterbildungen der Überlieferung, wenn J. der ausdrückliche Auftrag an seine Jünger zur Heidenbekehrung oder die bestimmte Weissagung von dem förmlichen Übergange des Reichs von den als Volk verworfenen Juden zu den Heiden in den Mund gelegt wird: in manchem Gleichnisse, welches in den Quellen schon unzweifelhaft diese Deutung erhalten hat, blickt die ursprüngliche Beziehung auf rein innerjüd. Verhältnisse noch durch. Aber manche Erfahrung von dem überraschenden Glauben in der heidnischen Welt und von dem beharrlichen Unglauben gerade der Angesehenen und Höhergestellten in Israel, als derer, welche doch eigentlich des Volkes Geschicke bestimmten, legte J. allmählich auch den Ausblick auf die Heidenwelt nahe, und im Anschluß an alttestamentliche Vorbilder und prophetische Aussprüche verkündigte er: Viele würden kommen von Morgen und von Abend, um im Reiche Gottes mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische zu sitzen.

Dennoch hat J. selbst mit seiner persönlichen Wirksamkeit und mit den unmittelbar seinen Jüngern gegebenen Weisungen sich nur an «die verlorenen Schafe des Hauses Israel» gewandt und ist nur gelegentlich und vorübergehend mit den Heiden in Berührung gekommen. Sein Lebensberuf wies ihn zunächst an das eigene Volk. War doch auch der ganze Anschauungskreis, in dem er herangewachsen, der des Alten Testaments. Alle jene Bilder, in denen sich seine Rede bewegt, selbst die charakteristischen Ausdrücke, in welche er den Inhalt seines Evangeliums hineinlegt, sind dorther entnommen. Aber er hat sie aus den unerschöpflichen Tiefen seines Selbstbewußtseins heraus umgestaltet, vergeistigt und alles, was darin den rein sittlichen Ideen, die ihn erfüllten, widersprach, stillschweigend beseitigt. In allen Anschauungen und Vorstellungen, welche nicht unmittelbar den Mittelpunkt des religiösen Bewußtseins betrafen, ist er ein Sohn seines Volks und seiner Zeit. Wie er die Vorstellungen von Engeln und Dämonen teilte, wie er selbst die Zukunft des von ihm gegründeten Reichs nur unter alttestamentlichen Bildern sich veranschaulichte und, als ihm die Notwendigkeit seines Todes gewiß geworden, ohne alle Schwärmerei seine persönliche Wiederkunft in den Wolken des Himmels erwarten konnte, so ist ihm auch das Alte Testament selbst unzweifelhaft göttlichen Ursprungs und göttlicher Autorität, und er wollte, was es lehrte und vorschrieb, nicht abschaffen, sondern nur besser verstehen lehren. Hierdurch bestimmt sich auch seine Stellung zum mosaischen Gesetz. Seine Polemik gilt niemals diesem selbst, sondern nur seiner Auffassung als einer äußern Rechtsnorm und der beengenden und äußerlichen Auslegungsweise der Gesetzeslehrer; ausdrücklich und feierlich lehnt er die Unterstellung ab, als sei er gekommen es aufzulösen. Er will das Gesetz erfüllen, indem er seine Forderungen statt auf die äußere That auf die innere Gesinnung bezieht; ohne ängstlich am Buchstaben zu hängen, dringt er überall auf seinen sittlichen Geist und lehrt, um es recht zu halten, alle Konsequenzen ziehen, die darin liegen. Aber gerade dadurch hat er es hinausgehoben für sich selbst: was im Gesetze wohl auch enthalten war, aber oft nur andeutungsweise, gleichsam im Hintergrunde, neben und hinter einer Masse sittlich wertloser Vorschriften, das hat er in den Mittelpunkt des Bewußtseins gerückt und damit das Gesetz nicht blos «erfüllt», sondern «vollendet».

Ähnlich wie sein Verhältnis zum Alten Testament überhaupt, ist auch seine Stellung zur alttestamentlichen Messiasidee. Er hat sie auf sich bezogen, nicht in bewußter Absichtlichkeit oder gar, wie man gesagt hat, nach innerm Widerstreben; sie bot sich ganz von selbst seinem Bewußtsein dar als volkstümlicher Ausdruck dessen, was in seinem Innern lebte. Wie er die Idee des Gottesreichs aus dem nationalen Anschauungskreise entlehnt und dennoch einen unendlich tiefern und reichern Gehalt in sie hineingelegt hat, so hat er auch den Messiasglauben vergeistigt und verklärt. Aber von einem Entschlusse, die Messiasrolle auf sich zu nehmen, kann ebenso wenig die Rede sein als von einer allmählich an der Hand der Schrift in ihm reifenden Überzeugung, daß mit jenen Weissagungen niemand anders gemeint sein könne als er selbst. Es war die thatsächliche Erfahrung seines persönlichen Sohnesverhältnisses zu Gott im rein sittlich-religiösen Sinne des Wortes, welche ihm nicht nur die Idee der allgemeinen Sohnschaft aller Frommen überhaupt, sondern in und mit derselben zugleich die übergreifende Erhabenheit seines eigenen Selbstbewußtseins, gegenüber allem, was er von Äußerungen des religiösen Lebens um sich her wahrnahm, zur Gewißheit erhob. Hiermit zugleich erwachte der Drang, mitzuteilen, was in ihm war, zu retten, zu helfen und zum Vater zu rufen, wo immer er konnte, das Reich Gottes zu predigen, zuerst als nur im nahen Anzuge begriffen, danach in der mächtigen Bewegung der Geister, die sich um ihn scharten, als trotz seiner noch bevorstehenden Vollendung schon angebrochen. Die unwillkürlich sich aufdrängende, durch sein persönliches Wirken thatsächlich verwirklichte Notwendigkeit eines persönlichen Mittelpunktes für die im Volke und aus dem Volke sich gestaltende Gemeinde von Gotteskindern entlockte ihm ganz von selbst das bezeichnende Wort, durch welches er sich selbst und den Seinen wie dem ganzen Volke die Stellung seiner Person zu der Reichsgemeinde Gottes verständlich machen konnte. Aus dem Bewußtsein seiner Gottessohnschaft erzeugte sich ihm ganz von selbst das Bewußtsein seines Messiasberufs als die ihm allein mögliche Vorstellungsform für das, was er war und was er eben darum wollte und wollen mußte. So nahm er das Bekenntnis seiner Jünger zu ihm als dem Messias hin, da es zum ersten mal sich äußerte, wie überrascht über den wunderbar treffenden Einblick in das Geheimnis seines Innern, als eine unmittelbare Offenbarung des Vaters im Himmel, danach als notwendige Bedingung des Eintritts in die Gemeinschaft, von der er thatsächlich der Mittelpunkt war. Zuletzt tritt er offen vor allem Volke, ja mit absichtlicher

Digitized by Google

Anlehnung an alttestamentliche Vorbilder als der Messias auf und bleibt, im festen Vertrauen auf den Beistand des Vaters, bei dem Bekenntnis seines Messiasberufs, auch der obersten geistlichen Behörde in Jerusalem gegenüber, die ihn, wie er voraus wußte, dafür als Gotteslästerer in den Tod schickt. Er ist seiner Sache so unerschütterlich gewiß, daß er freudig auch Leiden und Schmach, ja den Verbrechertod am Kreuze auf sich nimmt: der Vater, dessen Reich zu verkünden er gekommen ist, wird ihn, das muß er erwarten, um die Sache dieses Reichs hinauszuführen, auch von den Toten erwecken und herrlich zurückführen.

Gegenüber der unerschöpflichen Größe dieses Selbstbewußtseins, die in sich selbst die Bürgschaft trägt für die bleibend grundlegende Bedeutung seiner Person auf jede erdenkliche Zukunft der religiösen Entwickelung der Menschheit hinaus, wäre es kleinlich, über etwas mehr oder weniger von äußern biographischen Nachrichten über seine Schicksale und Thaten sich zu ereifern. Dieses Selbstbewußtsein ist kein Mythus, mochten noch so viele Einzelheiten seines Lebens in mythischen Nebel gehüllt oder die lehrhafte Dichtung in der Gemeinde hinzugethan sein. Auch diese Mythen und Dichtungen selbst sind gerade in ihrer strahlenden Schönheit der Reflex eines Lebens, das weit reicher und größer war, als es die fromme Phantasie jemals sich ausmalen kann. Mögen alle jene Wunder, die uns berichtet werden, als von ihm gethan oder an ihm geschehen, der schärfsten kritischen Prüfung anheimfallen (die Wissenschaft hat auch ihnen gegenüber keinen andern Maßstab als die allgemeinen Gesetze rein geschichtlicher Forschung); wie groß muß doch der gewesen sein, von dem man nur so Außerordentliches erwarten und glauben konnte, dessen Bild man nur in solchem Verklärungsglanze würdig meinte malen zu können! Wenn irgend etwas wunderbar heißen darf, so bleibt seine Person und sein Wirken das größte Wunder der Geschichte. Dieser seiner einzigen Größe gegenüber nimmt sich doch alles, was man über sein äußeres Leben feststellen kann, auch bei dem denkbar größten Vertrauen in die Zuverlässigkeit unserer Berichte, sehr ärmlich aus.

Der äußere Rahmen seiner Lebensgeschichte bezeichnet fast nur die Stelle, wo er auftrat, um den Geschicken der Menschheit neue Bahnen zu weisen. Ein armer Zimmermannssohn aus Nazareth, unter dürftigen Umständen aufgewachsen, in stiller Verborgenheit lebend, bis der Geist in ihm ihn erst zum Taufwasser im Jordan, dann zum einsamen Nachdenken in die Wüste, dann mitten in das Gewühl des Lebens hineinführt, um in den volkreichen Umgebungen des Galiläischen Sees mit der Botschaft vom Gottesreich aufzutreten; der verhältnismäßig kurze Zeit, vielleicht nicht viel länger als ein Jahr, heilend und lehrend umherzieht, zuerst in den Städten am See, danach, als er hier wenig Glauben findet, im ganzen Lande Galiläa bis zu den Grenzen Phöniziens und Samariens hin, bei seinem ersten Auftreten eine sturmartige Bewegung der Geister erregend, bald immer heftiger angefeindet von den geistlichen Führer des Volks, gegen die er die schärfsten Pfeile seiner Rede richtet, von den wankelmütigen Volksmassen bald angestaunt und umlagert, bald wieder verlassen, vergessen oder verfolgt, und nur von einem kleinen Kreise von Jüngern umgeben, denen es vergönnt war, tief in sein Inneres zu blicken, und die in guten und bösen Tagen treu zu ihm hielten; zuletzt, als die Entscheidung naht, diese selbst am Sitze der theokratischen Macht in Jerusalem aufsuchend, vom Volke noch einmal einen Augenblick jubelnd begrüßt und dann aufgegeben für immer; trotz aller Gefahren, die ihn umdräuen, freimütig im Tempel lehrend und jedem, der ihm naht, schlagfertig Rede stehend, zuletzt verraten, gefangen, gegeißelt und verhöhnt, als Verbrecher verurteilt, ausgeliefert an die röm. Obrigkeit und als Aufrührer ans Kreuz geschlagen: das ist in wenigen Zügen der einfache Verlauf seiner äußern Lebensgeschichte.

Aber hinter dieser geringen Erscheinung leuchtet eine geistige Größe auf, wie sie die Welt vorher und nachher nie wieder sah, ein Leben von unerschöpflich reichem innern Gehalt, von dem eine Macht ausging, welche die Menschheit erneute, und die noch heute, nach fast zwei Jahrtausenden, trotz alles Widerstrebens die erste geistige Macht in der Geschichte ist. Es offenbart sich hier, daß das, was die Geschicke der Welt regiert, nicht der äußere Erfolg oder die Gewalt noch so staunenswerter äußerer Ereignisse ist, nicht die Macht, welche über unermeßliche Schätze und Heerscharen gebietet, auch nicht die zähe, an eingewurzelten Vorurteilen sich festklammernde Gewohnheit, auch nicht das Genie, welches sich blitzartig neue Hilfsquellen eröffnet, nicht der Verstand, welcher die verborgensten Geheimnisse des Naturlebens bloßlegt, nicht die Ideenfülle der Kunst, der Scharfsinn der Wissenschaft oder der blendende Witz, sondern die selbstverleugnende Hingabe des Herzens an die ewigen sittlichen Ordnungen Gottes in der Welt, das äußerlich unscheinbare, aber innerlich unerschöpfliche Gemütsleben in Gott, das Leben im Ewigen und das Streben zum Ewigen hin, aus dem alles Endliche stammt, die sittlich-religiöse Idee und ihre Verkörperung im persönlichen Bewußtsein und Wollen. Der arme Zimmermann von Nazareth hat nicht gehabt, wo er sein Haupt hinlegen konnte, und zwei Jahrtausende hat die Menschheit in ihm den fleischgewordenen Gott, ihr himmlisches Haupt und ihren ewigen König gesehen, und noch heute kennt die Geschichte keinen größern Namen als den seinen.

Die wichtigsten neuern Schriften über das Leben J. sind von Strauß («Das Leben J. kritisch bearbeitet», 2 Bde., Tüb. 1835; 2. Aufl. 1840; und «Das Leben J. für das deutsche Volk bearbeitet», 4. Aufl., Bonn 1877), Hase («Leben J.», 5. Aufl., Lpz. 1865, und «Geschichte J.», Lpz. 1876), Neander (5. Aufl., Hamb. 1852), Renan («Vie de Jésus», Par. 1863; 15. Aufl. 1877; deutsch, 3. Aufl., Lpz. 1870), Schenkel («Das Charakterbild J.», 4. Aufl., Wiesb. 1873), Schleiermacher (Berl. 1864), Weizsäcker («Untersuchungen über die evang. Geschichte», Gotha 1864), Keim («J. von Nazara», 3 Bde., Zür. 1867—72, und «Geschichte J.», 2. Aufl., Zür. 1874), Wittichen («Das Leben J. in urkundlicher Darstellung», Jena 1876), Weiß («Das Leben J.», 2. Aufl., Berl. 1883). (S. Christus und Christentum.)

Jesus-Christus-Orden, in Brasilien vom Kaiser Pedro II. am 9. Sept. 1843 gestiftet, zerfällt in Großkreuze, Kommandeure und Ritter; die Dekoration ist die nämliche, wie die des Christusordens in Portugal, und wird auch an demselben Bande, jedoch mit Blau umsäumt, getragen.

Jesus-Christus-Wurzel, s. Adlerfarn.

Jesus Maria, Silberminen bei Concepcion (s. d.) im mexik. Staate Chihuahua.

Jesus-Namensfest, Gedächtnisfeier Jesu, um 1721 vom Papst Innocenz XIII. zu einem

Digitized by Google

allgemeinen Kirchenfest erhoben, fällt auf den zweiten Sonntag nach Epiphanias.

Jesus Nazarenus Rex Judaeorum (lat., d. h. Jesus von Nazareth, König der Juden), die Überschrift, welche Pontius Pilatus, angedeutet durch die Anfangsbuchstaben I. N. R. I., angeblich über das Kreuz Jesu setzen ließ. (Vgl. I. N. R. I.)

Jesus Sirach, s. Sirach.

Jet (frz. jais), die dem Englischen entnommene Bezeichnung für Gagat (s. d.), namentlich wenn dieser durch Drehen oder Schleifen fabrikmäßig zu Schmuck, Knöpfen, Rosenkränzen u. s. w. verarbeitet ist. Im franz. Depart. Aude bestand bis ins 17. Jahrh. eine besondere Zunft von Jet-Rosenkranzdrechslern (patenôtriers en jais). In Württemberg blühte früher in Balingen und Gmünd die Jetindustrie. Gegenwärtig ist Whitby in Yorkshire (England) als Gewinnungs- sowie als Verarbeitungsort des J. berühmt. Der sog. unechte Jet ist schwarzgefärbtes Hartgummi; derselbe unterscheidet sich von dem echten durch sein geringeres Gewicht.

Jetolin (Anilinschwarz), s. unter Tinte.

Jeton (vom frz. jeter herrührend), Auswurfsmünze, nennt man in der Numismatik ein meist rundes oder auch eckiges Gepräge, welches weder zu den Kursivmünzen noch zu den Medaillen gehört. Von letztern unterscheiden sich die J. hauptsächlich dadurch, daß sie im Metall dünn und in der Gravierung mehr flach, münzähnlich gearbeitet sind. Man teilt sie in vier Hauptklassen ein: in Marken oder Zeichen, in Rechen- oder Raitpfennige, in J. im engern Sinne (welche wieder in geschichtliche, religiöse, Münzmeister- und Familien-Jetons, Spielmünzen, Zahlpfennige u. s. w. zerfallen) und in die sog. Bet- oder Anhängepfennige, die der Mehrzahl nach oval, gehenkelt und aus Messing sind, von denen ein großer Teil zur Erinnerung an Wallfahrts- und Gnadenorte, zur Ehre der Landespatrone oder der Heiligen überhaupt dient. Die Marken, welche im 14. Jahrh. zuerst in Frankreich vorkommen und aus verschiedenen Metallen bestehen, sind Zeichen für bestimmte Gebühren oder für geleistete Verpflichtungen (Anweisungen), welche dann gegen kursive Münzen ausgetauscht werden können, auch benutzt man sie in neuerer Zeit im Verkehr als Abonnements- und Empfehlungszeichen. Die Rechenpfennige, welche ebenfalls aus Frankreich stammen, hatten die Bestimmung, bei dem Rechnen anstatt der heutigen Ziffern verwendet zu werden, wozu man sich eigens verfertigter in Linien abgeteilter hölzerner Tafeln bediente (Rechenbretter, Rechenmaschinen). Der Zweck der Jetons im eigentlichen Sinne des Wortes ist wohl hauptsächlich der gewesen, einzelne Begebenheiten des öffentlichen oder Privatlebens der Nachwelt zu überliefern. Auch sie haben in Frankreich ihren Ursprung und verbreiteten sich von da aus bald nach den Niederlanden und nach Deutschland. Die Münzmeister- und Familien-Jetons führen in der Regel auf einer Seite das Wappen der betreffenden Familie und sind vor dem 16. Jahrh. mit gotischer, sog. Mönchschrift versehen. Vgl. J. de Fontenay, «Manuel de l'amateur de Jetons» (Par. 1854), und Joseph Neumann, «Beschreibung der bekanntesten Kupfermünzen» (5 Bde., Prag 1868).

Jettatura (ital.), s. Böser Blick.

Jettenstuben (Jättestuer, d. h. Riesenstuben), s. Dolmen und Gangbauten.

Jeu (frz.), Spiel, in der Orgel soviel wie Register; jeu à bouche, Labialstimme; jeu à anches, Zungenstimme; grand jeu, plein jeu, volles Orgelwerk; jeu parti, Streitgedicht in Form eines Wettgesanges bei den Provençalen; bezog sich dasselbe auf eine Liebesfrage, so hieß es jeu d'amour.

Jeunesse dorée (frz.), d. h. goldene Jugend, ursprünglich Bezeichnung für die jungen Männer der pariser Bourgeoisie, welche nach dem 9. Thermidor 1794 im Gegensatz zu den sog. Sansculottes sich einer stutzerhaften Tracht bedienten und als Rächer der Opfer der Schreckensherrschaft auftraten. Sie waren mit großen Stöcken versehen und bandten mit den Jakobinern auf allen öffentlichen Plätzen an. Ihr Führer war das Konventsmitglied Fréron, Redacteur des «Orateur du peuple». Nach Adolf Schmidt, «Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789 bis 1800» (Bd. 1, Jena 1874), soll der Ausdruck Jeunesse dorée jedoch erst seit 1824 zur Bezeichnung jener Vorkämpfer der Contrerevolution gebräuchlicher geworden sein. Jetzt bezeichnet der Ausdruck die reichen, lebenslustigen, vergnügungssüchtigen jungen Männer einer Großstadt.

Jeux floraux (frz., d. i. Blumenspiele) hießen die poetischen Wettkämpfe, welche zu Toulouse unter dem Vorsitze der Académie des jeux floraux stattfanden. Ihre Entstehung reicht ins 14. Jahrh. zurück. Eine Anzahl Bürger von Toulouse suchte der gesunkenen Poesie der Troubadours (s. d.) durch Stiftung einer poetischen Gesellschaft aufzuhelfen. Sieben derselben entboten unter dem Namen der Sept trobadors de Tolosa 1323 in einem poetischen Einladungsbrief alle Freunde der «fröhlichen Kunst oder Wissenschaft» (gay saber) auf den 1. Mai 1324 zu einem poetischen Wettstreite nach Toulouse, bei welchem dem Sieger ein Preis und der Titel eines «Doktors der fröhlichen Wissenschaft» verheißen wurde. Arnaud Vidal de Castelnaudary gewann damals den Preis, ein goldenes Veilchen. Schon im folgenden Jahre konstituierte sich die Gesellschaft als Consistori de la gaya sciensa mit einem Kanzler und sieben Mantenedors. Im J. 1355 wurden die Preise um eine wilde Rose für das beste Sirventes oder Pastourelle und um eine Ringelblume für das beste Tanzlied vermehrt; zur Aufmunterung der jüngern Kunstgenossen diente eine Nelke, alle drei von Silber, dem Erwerber des ersten Preises wurde außerdem der Titel Baccalaureus und dem aller drei Preise der Titel Doktor oder Meister (maestre) erteilt. Vgl. Gatien-Arnould, «Monuments de la littérature romane, publiés sous les auspices de l'académie des jeux floraux» (3 Bde., Toulouse 1841—51); «Las Joyas del gay saber» (herausg. von Noulet, Toulouse 1849). Auch in Catalonien und Aragonien bildeten sich gegen Ende des 14. Jahrh. Filialgesellschaften; die zu Barcelona verteilt noch heute jährlich Blumenpreise. Trotz des Verlustes ihres Palastes und Gartens in der bei einer Belagerung geschleiften Augustinervorstadt von Toulouse hielt die Muttergesellschaft ihre, wenn auch später beschränkten Sitzungen im Stadthause bis 1484 fort.

Als in diesem Jahre die ganze Einrichtung in Gefahr war zu Grunde zu gehen, belebte eine Bürgerin von Toulouse, Clémence Isaure, sie durch Anschaffung neuer kostbarer Preisblumen und durch eine reiche testamentarische Stiftung, und die Gesellschaft nahm nun den Namen Jeux floraux

Digitized by Google

an. Wie früher karge Mittel, so störte später der Überfluß die Verfolgung des Zwecks der Gesellschaft. Das Stiftungsvermögen wurde in Festen verpraßt, in Geschenken an die Mitglieder vergeudet, sodaß endlich der Akademiker Laloubère von Toulouse den König Ludwig XIV. um Umgestaltung der Gesellschaft in eine Akademie bat. Als solche führte sie seit 1695 den Namen Académie des jeux floraux; der König ernannte ihr einen Kanzler, 35 Mainteneurs oder Richter und 20 Maîtres. Das Einkommen derselben wurde auf 1400 Livres bestimmt, wovon 1000 zur Anschaffung von Preisblumen und 400 zur Bestreitung der Festkosten und anderer Ausgaben verwendet werden sollten. Den ersten Preis, ein goldenes Tausendschön (Amaranthe), gewann die beste Ode; die andern drei waren wie früher ein Veilchen, eine wilde Rose und eine Ringelblume von Silber. Die silberne Rose wurde 1745 in eine goldene umgewandelt; zugleich wurde bestimmt, daß, wer sie dreimal errungen, zum Maître ès jeux floraux ernannt werden solle. Jeder, ohne Unterschied des Landes und Geschlechts, durfte sich um die Preise bewerben. Im J. 1773 wurde das Kanzleramt abgeschafft, das Siegel der Gesellschaft einem beständigen Sekretär, das Präsidium einem alle drei Monate unter den Mitgliedern durch das Los gewählten Modérateur anvertraut. Diese Einrichtungen haben sich fast unverändert bis heute erhalten und nur durch die Revolutionsstürme von 1790—1806 eine Störung erlitten. Das seit 1696 erscheinende «Recueil annuel de l'académie» erlitt um 1700—3 und 1790—1806 Unterbrechungen. Vgl. Poitevin Peitavi, «Mémoire pour servir à l'histoire des jeux floraux» (Toulouse 1815). Eine jüngere Entwickelungsphase der Jeux floraux sind die jährlichen poetischen Feste südfranz. Städte, bei denen besonders in südfranz. Mundarten dichtende Sänger (Félibres = qui fait des livres) mit litterarischen Erzeugnissen um Blumen und andere Preise in Wettbewerb treten. Vgl. Böhmer, «Die provençal. Poesie der Gegenwart» (Heilbr. 1876).

Jever, Hauptstadt des Jeverlandes im Großherzogtum Oldenburg, 13 km von der Meeresküste, an der Linie Sande-J. der Oldenburger Staatsbahn und am Sieltief, einem schiffbaren, nach dem Hafen Hooksiel führenden Kanal, ist Sitz eines Amts und Amtsgerichts und zählt (1880) 5306 meist prot. E. Der Ort hat, seitdem die Festungswälle abgetragen und in Anlagen verwandelt worden, ein sehr freundliches Ansehen erhalten. Unter den Gebäuden verdienen, außer den zwei Kirchen, die Synagoge, das Sophienstift, das Rathaus, das Schloß mit einer aus dem 16. Jahrh. stammenden kunstvoll geschnitzten Decke im Audienzsaal und das im 16. Jahrh. gestiftete Mariengymnasium mit ansehnlicher Bibliothek Erwähnung. Die prot. Kirche enthält das in Künstlerkreisen bekannte Edo Wiemken-Grabmal. Der Gewerbfleiß erstreckt sich besonders auf Lederbereitung, Bierbrauerei und Ziegelbrennerei. Der Handel ist ziemlich belebt; die Pferde- und Rindviehmärkte sind bedeutend. Der Hafen der Stadt liegt bei Hooksiel (s. d.). Die Stadt J. zählt zu den ältesten Orten Frieslands und soll schon im 6. Jahrh. bestanden haben.

Das Jeverland, ein Teil des alten Friesland, bildete von jeher wie noch jetzt eine eigene Herrschaft (Erbherrschaft Jever). Dasselbe besteht teils aus sterilem Sandboden, teils aus fruchtbarer Marsch, welche durch eine Menge Siele oder Schleusen des überflüssigen Wassers sich entledigt, zugleich aber durch künstliche Deiche vor dem eindringenden Meere gesichert ist. Im Mittelalter zerfiel das Land in die drei Häuptlingsschaften Östringen, Rüstringen und Wangerland, welche 1359 in Edo Wymken ein gemeinsames Oberhaupt erhielten und unter diesem Herrschergeschlecht blieben, bis die Erbtochter Maria, die ihr Land 1532 dem brüsseler Lehnhof aufgetragen hatte, dasselbe 1573 testamentarisch an den Grafen Johann XVI. von Oldenburg vererbte. Des letztern Sohn, mit welchem das alte oldenb. Haus 1667 ausstarb, vermachte das Land seinem Schwestersohn, dem Fürsten Johann von Anhalt-Zerbst. Bei dem Aussterben dieses Hauses 1793 kam es als Kunkellehn an die Kaiserin Katharina II. von Rußland, einer geborenen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die hierdurch Sitz und Stimme auf dem Deutschen Reichstage erhielt. Kaiser Alexander I. trat es 1807 an Holland ab; 1818 wurde es zum Großherzogtum Oldenburg geschlagen. Vgl. «Ammerland. Jeverland im Großherzogtum Oldenburg» (Schlesw. 1865); Vornsand, «Kurzer Abriß der Geschichte Jeverlands» (Oldenb. 1875).

Jevons (William Stanley), engl. Philosoph und Nationalökonom, geb. 1835 in Liverpool, ging 19jährig nach Australien, wo er bis 1859 an der Münze in Sydney angestellt war, graduierte 1862 an der Universität London und wurde 1866 zum Professor der Logik, der Moralphilosophie und der Nationalökonomie an Owens-College in Manchester ernannt. Von 1868 bis 1872 war er Examinator in der Nationalökonomie an der Universität London, von 1874 bis 1875 Examinator in der Moralphilosophie an der Universität Cambridge, 1876—80 am University-College in London. Er starb 13. Aug. 1882 beim Baden in der Nähe von Hastings. J. schrieb: «Pure logic, or the logic of quality apart from quantity» (1864), «The coal question» (1865), «A lecture on trade societies» (1868), «The theory of political economy» (1871; 2. Aufl. 1879), «Money and the mechanism of exchange» (1872; Bd. 21 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», deutsch, Lpz. 1876), «The principles of science» (2 Bde., 1874; 2. Aufl. 1877), «Studies in deductive logic» (1880), «The state in relation to labour» (1881) und «Methods of social reform and other papers» (1883).

Jewdokimow (Nikolai Iwanowitsch, Graf), russ. General, geb. um 1800, focht unter Jermolow im Kaukasus und nahm 1829 als Major am Türkenkriege teil. Danach wurde er wieder in Kaukasien verwendet und zeichnete sich mehrfach in den Kämpfen gegen die Bergvölker aus. J. wurde 1847 Generalmajor und 1856 Generallieutenant; als solcher leitete er die Operationen gegen Schamyl, eroberte nach mehrjährigen Kämpfen im April 1859 Schloß Weden und nahm Schamyl gefangen. Der ganze östl. Kaukasus kam dadurch unter russ. Botmäßigkeit, und J. wurde Generaladjutant und in den Grafenstand erhoben. In den J. 1861—64 unterwarf J. sodann auch die Bergvölker des westl. Kaukasus und siedelte dieselben, soweit sie nicht nach der Türkei auswanderten, im Kubangebiet unter den dortigen Kosaken an, während Russen ihre Besitzungen erhielten. J. wurde General der Infanterie und empfing bedeutende Schenkungen an Grundbesitz, blieb jedoch in Kaukasien als Gehilfe des Statthalters Großfürsten Michael, und zog sich 1870 in den Ruhestand zurück.

Jeypore, indobrit. Schutzstaat, s. Dschaipur.

Jeż (spr. Jesch, Thomas Theod.), Pseudonym des poln. Schriftstellers Sigismund Wilkowski (s. d.).

Jezdechast, Bergfestung in der pers. Provinz Farsistan auf dem Wege von Ispahan nach Schiras, 125 km südsüdöstlich von Ispahan, mit 2000 E., auf einem rings steil abfallenden Felsen in 1920 m Höhe gelegen.

Jezdegerd oder Jezdedierd (pehlwi Jazdekart, grch. Isdigerdes) ist der Name mehrerer Könige aus der Dynastie der Sassaniden. Von einigen Schriftstellern wird als Sohn Behrams IV. ein Jezdegerd Nerm, d. i. der Sanfte, genannt, der indessen nur 72 Tage regiert hätte (nicht 72 Jahre, wie der «Modjmel-et-Tewarikh» sagt), und der von den meisten Historikern gar nicht genannt wird. Ihm wäre 399 sein Sohn gefolgt:

Jezdegerd I., der gewöhnlich als Sohn Behrams IV. angeführt wird. Er regierte von 399 bis 420; selten ist ein Fürst verschiedener beurteilt worden. Die Perser nennen ihn Bezehkar, die Araber el-athim, d. h. den Bösewicht, und verdammen ihn als einen gottlosen, unzüchtigen und grausamen Herrscher. Dagegen sind die christl. Autoren seines Lobes voll und schildern ihn als einen gerechten und milden Fürsten; Kaiser Arcadius soll ihn sogar mit der Vormundschaft seines Sohnes Theodosius II. betraut und letzterer einen 100jährigen Frieden mit ihm geschlossen haben. Da der Bischof Maruthas von Martyriopolis ihn von einem Kopfleiden heilte, soll er ein Freund der Christen gewesen sein; Synoden wurden sogar in seinen Hauptstädten Ktesiphon (399) und Modain, wohl Coche (Febr. 410), abgehalten. Da soll gegen Ende seiner Regierung christl. Fanatismus, namentlich die unverantwortliche Zerstörung eines Feuertempels durch den Bischof Abdas oder Audas von Ahvaz (Susiana), den J. veranlaßt haben, sich den Christenverfolgungen nicht zu widersetzen, welche unter seinem Sohn Behram V. Gur fortdauernd wüteten. Er soll durch den Schlag eines ungebändigten Rosses getötet worden sein.

Jezdegerd II., der Soldatenfreund (Sipah-dost), Enkel des vorigen, Sohn Behrams V. Gur, regierte von 440 bis 457, war ein Feind der Christen und der Juden, welche letztern fabeln, er sei von einem Drachen in seinem Palast gefressen worden. Seine Beziehungen zu Byzanz sind ziemlich dunkel: die Orientalen schildern ihn als einen gerechten und mächtigen Fürsten, der sein Reich erweiterte. Von ihm sind sehr viele Münzen vorhanden. Er hinterließ dem Thron zwei sich befeindende Söhne, Hormizdas III. und Piroses (Firuz).

Jezdegerd III., der letzte Sassanide (632—651), Sohn des Schahriyar, eines von seinem Vater Khosrev Parviz getöteten Prinzen, soll vor der Wut dieses Königs durch die List seiner Großmutter Schirin gerettet worden sein. Nach einer Reihe von Fürsten, die sich in kurzem Zeitraum nachfolgten, erhob das Volk den J. zum König, obgleich er sehr jung war, 15 oder 16, nach Tabari sogar nur 9 J. alt. Sein Regierungsantritt, der in das Jahr von Mohammeds Tod fiel, gilt den Parsen als Beginn der Jezdegerdischen Ära (Dienstag, 16. Juni 632). Schon 634 von den Arabern angegriffen und bei Koß-en-Nati am Euphrat von Abu-Obeid, Omars Feldherrn, geschlagen, rüstete sich J. zum Verzweiflungskampf und lieferte an der Spitze von 120000 Persern den Arabern die blutige Schlacht bei Kadesiah (636), nicht weit von Kufa. Drei Tage lang hielt J. den Arabern Stand, bis der Tod seines Feldherrn Ferruhzad am vierten Tage den Sieg des Islam entschied. Der König floh aus seiner Hauptstadt Ktesiphon nach Holwan, während die Araber bis an den Tigris vorrückten und die Feste Nahrschir nahmen; 28 Monate später fiel auch die Hauptstadt in die Hand der Araber unter Saad, wo sie eine unermeßliche Beute eroberten. Mehrere Jahre noch widerstand J. dem Vordringen der Araber, bis die entscheidende Schlacht bei Nehavend (642) den Siegern den Weg nach Iran, Merv, Chorasan und Herat öffnete. Da floh der jugendliche König über die Grenzen seines einstigen Reichs an den Oxus (Dschihan) und soll, von den Türken und Chinesen Hilfe erflehend, dort ein bedeutendes Heer zusammengebracht haben. Er betrachtete sich auf jeden Fall als Herrscher, wie Münzen aus seinem 19. und 20. Jahre beweisen. Er soll dort nach einer Sage getötet worden sein, als er einem Fährmann ein kostbares Geschmeide anstatt einer kleinen Münze anbot. Mit ihm erlosch, nach 426jähriger Herrschaft, das Geschlecht der Sassaniden.

Jezdegerdische Ära, s. Jezdegerd III.

Jezid (Jesid), Name mehrerer Kalifen (s. d.).

Jeziden (Jesiden, Jesidäer, Jesidis) heißen die Anhänger einer religiösen Sekte, welche sich auf dem Gebirge Sindschar in Mesopotamien angesiedelt hat. Ihre Religion ist ein Gemisch verschiedenartiger religiöser Lehren, besonders verbreitet ist der Glaube an Zauberei. Als ihren Stifter ehren sie den Scheich Jezid, als ihren Reformator den Scheich Adi. Ihre Zahl wird auf 2—300000 Seelen angegeben. Vgl. Layards Werk über «Ninive» (deutsch, Lpz. 1850).

Jezira, d. h. Schöpfung, ursprünglich der Name des 1. Buches Mosis (grch. Genesis). Das sog. Buch (Sepher) J., das von einigen dem Patriarchen Abraham, von andern dem Akiba (1. Jahrh.) zugeschrieben wird, stammt nach Sprache und Ideengang aus dem 7. oder 8. Jahrh. Es hat zum Zweck, die Schöpfung in ihren mannigfachen Erscheinungen (Zahlenkombinationen und Buchstabenpermutationen) als Einheit darzustellen, wie sie auf den 32 Weisheitswegen (22 Buchstaben des hebr. Alphabets und 10 Zahlen) durch den göttlichen Willen, der sich zugleich als Wort und Schriftbild manifestiert, entstanden sind. Die erste Ausgabe mit fünf Kommentaren erschien Mantua 1562. In das Lateinische wurde es mehrfach übersetzt, in das Deutsche von Meyer (Lpz. 1830).

Jezo oder Jesso, die nordöstl. Hauptinsel von Japan (s. d.).

Jhansi, Stadt in Indien, s. Dschansi.

Jhering (spr. Jehring, Rud. von), einer der namhaftesten Lehrer des röm. Rechts, geb. 22. Aug. 1818 zu Aurich in Ostfriesland, widmete sich zu Heidelberg, München und Göttingen dem Studium der Rechte. Da ihm die Zulassung zum hannov. Staatsdienst versagt ward, so wandte er sich 1840 nach Berlin, wo er Savigny und Stahl hörte und sich zur akademischen Laufbahn vorbereitete. Nachdem J. 1842 bei der dortigen jurist. Fakultät promoviert hatte, habilitierte er sich im folgenden Jahre für röm. Recht. Seine «Abhandlungen über das röm. Recht» (Lpz. 1844) verschafften ihm bereits 1845 eine ord. Professur zu Basel, die er 1846 mit einer solchen zu Rostock vertauschte. Im J. 1849 ging er

Digitized by Google

in gleicher Eigenschaft nach Kiel und von dort 1852 nach Gießen, dann 1868 nach Wien, wo er bei seinem Abgange nach Göttingen 1872 vom Kaiser von Österreich in den erblichen Adelsstand erhoben wurde. J.s Hauptwerk ist «Geist des röm. Rechts» (Bd. 1—3, Lpz. 1852—65), das zu den bedeutendsten Arbeiten neuerer Zeit auf diesem Gebiete gehört und ins Italienische, Russische und Französische übertragen worden ist. In neuerer Zeit ist ein größeres noch nicht beendetes Werk: «Der Zweck im Rechte» (Bd. 1, Lpz. 1877, 2. Aufl. 1884; Bd. 2, 1883) hinzugekommen (übersetzt ins Russische). Sonst sind noch hervorzuheben: «Civilrechtsfälle ohne Entscheidungen» (Lpz. 1847; 4. Aufl., Jena 1881), «Die Jurisprudenz des täglichen Lebens» (Jena 1870; 5. Aufl. 1883; übersetzt ins Italienische, Griechische und Ungarische), seine Schrift «Über den Grund des Besitzesschutzes» (Jena 1868; 2. Aufl. 1869; übersetzt ins Italienische und Französische) und eine Reihe gediegener Abhandlungen in den von ihm herausgegebenen «Jahrbüchern für die Dogmatik des röm. und deutschen Privatrechts» (Jena 1856 fg.) Weite Verbreitung fanden, auch in Laienkreisen, seine Schriften: «Der Kampf ums Recht» (Wien 1872; 7. Aufl. 1884), von welcher 19 Übersetzungen erschienen sind, und «Das Trinkgeld» (Braunschw. 1882).

Jičin, s. Gitschin.

Jig (engl.), s. Gigue.

Jigat, Stadt in Ostindien, s. Dwaraka.

Jigirmilik, s. Jirmilik.

Jijona, Stadt in der span. Provinz Alicante, 21 km nördlich von Alicante, am Südfuße der Sierra Carrasqueta und rechts am Cosco, mit (1877) 6287 E., liefert berühmten Honig und den Turron genannten Marzipan, ferner Leder und Schuhwerk. Die Stadt liegt in einem engen Thale, welches im W. drei Hügel beherrschen, auf deren einem noch der Blayturm aus alter Zeit steht.

Jimenes, span. Staatsmann, s. Ximenes (Francesco).

Jireček (Jos.), böhm. Philolog und Litteraturhistoriker, geb. 9. Okt. 1825 zu Hohenmauth in Böhmen, besuchte das Gymnasium in Leitomischl, und studierte in Prag Philosophie und Rechte. Darauf trat er 1850 als Beamter in das österr. Unterrichtsministerium ein, war 1871 Kultusminister im Kabinett Hohenwarth und lebt seitdem in Prag. Im J. 1875 ward er zum Präsidenten der böhm. Gesellschaft der Wissenschaften ernannt, zugleich ist er seit 1878 Mitglied des böhm. Landtags, und seit 1879 auch des österr. Reichsrats. An seine amtliche Thätigkeit knüpfen sich Schriften über die ruthen. Sprache, über die griech. nichtunierte Kirche in Österreich, ein «Handbuch über das österr. Unterrichts und Prüfungswesen» (Wien 1868). Hauptsächlich widmete er sich aber der Erforschung der Sprache, Litteratur und Geschichte Böhmens. Von seinen diesbezüglichen Arbeiten in czech. Sprache sind zu nennen neben einer Ethnographie und Grammatik eine «Anthologie der czech. Litteratur» (3 Bde., Prag 1858—61), ein «Bio- und bibliograph. Lexikon der böhm. Schriftsteller» (2 Bde., Prag 1874—76), «Hymnologia bohemica» (Prag 1878), Ausgaben von Blahoslavs «Böhm. Grammatik», Slavatas «Memoiren», Koldins «Böhm. Stadtrecht», Talimils «Chronik» (mit zwei deutschen Übersetzungen, Prag 1878; in «Fontes rerum Bohemicarum, III»); ferner in deutscher Sprache: «Die Echtheit der Königinhofer Handschrift» (Wien 1868; die beste Schrift zur Verteidigung derselben), eine deutsche Übersetzung der Gedichte dieser und der Grünberger Handschrift (Prag 1879), eine Biographie Slavatas (Prag 1876). Endlich besorgte er die Herausgabe der Werke seines Schwiegervaters Paul Jos. Schafarik (s. d.).

Jireček (Hermenegild), Bruder des vorigen, slaw. Rechtshistoriker, geb. 13. April 1827 zu Hohenmauth in Böhmen, vorgebildet auf den Gymnasien zu Leitomischl und Prag, studierte in Prag Philosophie und Rechte. Seit 1853 Beamter im österr. Unterrichtsministerium, ward er 1883 Ministerialrat daselbst. In den J. 1875—77 erteilte er dem Kronprinzen Erzherzog Rudolf Unterricht im Czechischen. Von seinen Werken sind zu nennen: «Über Eigentumsverletzungen und deren Rechtsfolgen nach dem altböhm. Rechte» (Wien 1855), «Das slaw. Recht in Böhmen und Mähren bis in das 13. Jahrh.» (czech., 3 Bde., Prag 1863 fg.), «Entstehen christl. Reiche im Gebiete des heutigen österr. Kaiserstaats» (Wien 1865), «Das Recht in Böhmen und Mähren bis zum Schlusse des 13. Jahrh.» (2 Abteil., Prag 1865—66), «Codex juris bohemici» (8 Bde., Prag 1867—84), «Svod zákonův slovanských» («Sammlung slaw. Volksgesetze», Prag 1880).

Jireček (Konstantin Joseph), böhm. Historiker, geb. 24. Juli 1854 in Wien, Sohn von Joseph J., besuchte das Gymnasium der Theresianischen Akademie in Wien und studierte in Prag Philosophie. Nachdem er hier einige Zeit Docent der Geschichte gewesen, begab er sich zu archival. Forschungen nach Ragusa, ward 1879 nach Bulgarien berufen als Generalsekretär des Unterrichtsministeriums, war 1881—82 daselbst Unterrichtsminister, darauf Präsident des Unterrichtsrats und machte sich um Entwickelung des dortigen Schulwesens sehr verdient. Im J. 1884 übernahm er eine Professur der allgemeinen Geschichte in Prag. Sein Hauptwerk ist eine «Geschichte der Bulgaren» (czech. u. deutsch, Prag 1877; vervollst. russ. Ausg., Odessa 1878). Außerdem schrieb er eine bulgar. Bibliographie (bulg., Wien 1872), «Die Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel» (Prag 1877), «Die Handelsstraßen und Bergwerke Serbiens im Mittelalter» (Prag 1879), «Das Typikon des heil. Sava» (serb., Belgr. 1874), sowie mehrere Abhandlungen, namentlich über Verhältnisse der Balkanhalbinsel, in deutschen, czech., serb., bulgar. Publikationen.

Jirmilik bedeutet im Türkischen Zwanziger. Beias-jirmilik, d. h. weißer Zwanziger, Silber-Medschidieh, von den Griechen Kłosár genannt, ist eine Silbercourantmünze von 20 Guruschi oder türkischen Piastern, im Gewicht von 24,685 g und von einer Reinheit von 830 Tausendteilen, sodaß dieselbe (zum Preise von 152 Mark für 1 kg Feinsilber) für 3,035 Mark Feinsilber enthält. Jirmi-para (= 20 Para), auch Jirmilik, Jarimlik, d. h. Halber (nämlich Piaster), heißt der vierzigste Teil des Medschidieh, ebenfalls eine Silbermünze, von derselben Feinheit wie letzterer und verhältnismäßigem Gewicht, also ein Stück von ½ Gerschi oder türk. Piaster = 0,076 Mark.

J. N. R. J., s. I. N. R. I.

Joab war der Schwestersohn und Oberfeldherr des Königs David. Wie er als Führer des judäischen Heeres im Kampfe Davids mit Isboseth, dem als Gegenkönig aufgestellten Sohn des verstorbenen Königs Saul, gegen Sauls Feldherrn Abner

Digitized by Google

siegreich zu Felde zog und diesen meuchlings erdolchte, so führte er auch später Davids Kriege erfolgreich, kämpfte insbesondere gegen Davids aufrührerischen Sohn Absalom und erstach ihn, sowie auch seinen eigenen Vetter, den Heeroberſten Amasa, und schloß sich zuletzt an Davids Sohn Adonia an, wurde aber wegen seiner Bluttha...n gemäß dem Letzten Willen Davids auf Befehl Salomos am Altar des heiligen Zeltes zu Jerusalem getötet.

Joachim I., Kurfürst von Brandenburg, geb. 21. Febr. 1484, ältester Sohn des Kurfürsten Johann Cicero, erhielt durch den Bischof Dietrich von Lebus eine gelehrte Erziehung und bewahrte sein Interesse für die humanistischen Tendenzen auch nachdem er, kaum 15jährig, 1499 seinem Vater in der Kurwürde gefolgt war. Gegen die Reformation Luthers nahm J. schon 1521 in Worms eine feindliche Haltung ein. Im Sommer 1525 nahm er teil an dem kath. Bündnis von Dessau und vertrat fortan auf den Reichstagen von Speier 1526 und 1529 und Augsburg 1530 das streng kath. Interesse. Für Land und Haus jedoch erwuchsen ihm aus dieser Politik geringe Vorteile: seine Familienallianz zerfiel durch den Übertritt seiner Vettern Albrecht und Georg zum evang. Glauben; der Feindseligkeit mit dem unter Friedrich III. reformierten Dänemark und Pommern suchte er durch den Vertrag auf Schloß Grimnitz (26. Aug. 1529), wodurch er die Erbansprüche an Pommern nur für den Fall des Aussterbens des regierenden Geschlechts vorbehielt, die Spitze abzubrechen; aber seine Hoffnung, dadurch Pommern auf der kath. Seite zu halten, sah er 1532 vereitelt. Seine eigene Gemahlin Elisabeth, eine dän. Prinzessin, welche er durch ehebrecherischen Verkehr mit der Frau eines berliner Bürgers, Hans Hornung, aufs schwerste beleidigt hatte, ward evangelisch und mußte vor dem erzürnten Gatten heimlich nach Wittenberg entweichen (25. März 1528). In seinem Lande erreichte er durch Einführung des röm. Rechts (Joachimische Konstitution 1527), herrisches Regiment, besonders die blutige Bestrafung des verwilderten Adels, doch keine rechte Ordnung, wie durch die langjährigen Räubereien Hans Kohlhases (1523—31) an den Tag kam. Die durch ihn gegründete, anfangs blühende Universität Frankfurt a. O. ward durch Wittenberg verdunkelt. Der Staatshaushalt blieb zerrüttet. Schließlich teilte J. noch seine 1516 durch Zossen, 1517 durch die Neumark vergrößerten Besitzungen unter Hinwegsetzung über die Hausordnung Albrechts Achilles unter seine Söhne Joachim und Johann. J. starb 11. Juli 1535.

Joachim II., genannt Hektor, Kurfürst von Brandenburg, Sohn des vorigen, geb. 13. Jan. 1505, in humanistischem Geist und zugleich kath. Gesinnung erzogen, brachte im April 1539 den »Frankfurter Anstand« zu Gunsten der Protestanten zu Stande und nahm 1540 und 1541 an den Religionsgesprächen zu Hagenau, Worms und Regensburg eifrig teil. In Regensburg und auf dem Naumburger Fürstentage (im Okt. 1541), danach auf dem Reichstage in Speier 1542 trat er für die Bewilligung der Türkenhilfe ein und übernahm den Oberbefehl über das Reichsheer in Ungarn (Sommer 1542). Sein offener Übertritt zur Reformation war schon vorher erfolgt (1. Nov. 1539 zu Spandau); 1540 gab er dem Lande die Kirchenordnung, welche das evangelisch umgestaltete Bistum in enger Verbindung mit dem Fürstentum und auch das ceremoniale Außenwerk der alten Kirche zum guten Teil bestehen ließ. Doch suchte J. in Freundschaft mit dem kaiserl. Hause zu bleiben, hielt sich daher von dem Kriege gegen Karl V. 1546 fern und sandte sogar 1547 gegen die Zusicherung, die Bistümer Magdeburg und Halberstadt für seinen zweiten Sohn zu reservieren, 400 Reiter unter Führung des Kurprinzen gegen seine Glaubensgenossen; als aber gegen das span. Regiment dann unter Herzog Moritz' Führung die große Fürstenverschwörung sich bildete, unterstützte J., seit 1550 durch seinen Rat Lambert Distelmeyer geleitet, wenigstens diplomatisch Karls Gegner. Wesentlich Distelmeyers Staatsklugheit gelang es auch, das Erzstift Magdeburg, wo 1552 J.s Sohn Sigismund Erzbischof, 1566 sein Enkel Joachim Friedrich Administrator wurde, an das Kurhaus zu fesseln. Die 1537 mit Herzog Friedrich von Liegnitz geschlossene Erbeinung vermehrte die Aussicht auf dereinstigen Besitz in Schlesien, die Versöhnung mit den fränk. Vettern, welche von dem kath. Joachim I. zurückgestoßen waren, sowie die Mitbelehnung mit dem Herzogtum Preußen seitens der poln. Krone (1569) bereitete die Annexion der deutschen Nordostmark vor. Die innere Regierung erschwerte sich der Kurfürst durch eine ungemessene Prunklust, welche die Finanzen des Staats völlig zerrüttete. J. war zweimal verheiratet, 1524—34 mit einer Tochter Herzogs Georg von Sachsen, danach mit Hedwig, Schwester des poln. Königs Sigismund II. Er starb 3. Jan. 1571.

Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg, Sohn des Kurfürsten Johann Georg, geb. 27. Jan. 1546, wuchs auf dem Schloß Zechlin auf und wurde 1566, als er gerade an dem Türkenkriege Maximilians II. teilnahm, zum Administrator von Magdeburg erwählt. Es gelang ihm, das von ihm völlig evangelisierte Stift zum frühern Wohlstande zu erheben. Trotz seiner geistlichen Würde heiratete er 1570 seine Tante, Katharina von Küstrin, und trotz seiner Ehe wollte er wieder im Reiche den an Magdeburg haftenden Primat behaupten. Hierin fand er jedoch seitens der kath. Mehrheit hartnäckigen Widerstand; 1582 und 1591 wurde ihm auf den Reichstagen die Zulassung versagt. Da nun auch sein Sohn Johann Georg als postulierter Bischof von Straßburg heftigem Widerstand der Katholiken begegnete, ward J. im Gegensatz zu seinem streng luth. Vater mit Sympathie für die reform. Tendenzen erfüllt, welche den Kampf mit der kath. Reaktion allein auf sich nahmen. Im J. 1598 Kurfürst geworden, setzte er 1599 den Geraischen Hausvertrag auf Grundlage der Hausordnung Albrechts Achilles durch, wonach alle Marken mit ihren Anwartschaften (Preußen, Pommern, die schles. und rhein. Gebiete) an die Kur gebunden, die fränk. Lande aber zur Sekundogenitur bestimmt wurden. Im Innern kämpfte J. lange vergebens gegen die seine Gewalt einengenden Ansprüche der Stände, denen er 1602 ihre Privilegien bestätigen mußte. Erst nach der Errichtung des Staatsrats (Dez. 1604) konnte er fester auftreten; wiederholt erlangte er jetzt namhafte Summen für Landesverwaltung und Türkenkrieg von ihnen bewilligt; als Staatsgrundgesetz mußte er schon 1599 die Konkordienformel bewilligen. J. ist der Gründer des Finowkanals und des Joachimsthaler Gymnasiums (24. Aug. 1607). Er starb plötzlich 18. Juli 1608.

Digitized by Google

Joachim I. Napoleon, König von Neapel, s. Murat.

Joachim (Jos.), ausgezeichneter Violinspieler, wurde als Sohn israel. Eltern 28. Juni 1831 zu Kittsee bei Preßburg geboren und kam frühzeitig nach Wien auf das Konservatorium, wo Jos. Böhm sein Lehrer war. Schon 1843 machte er in Leipzig durch sein Violinspiel Aufsehen und gewann Mendelssohns Teilnahme, der von nun an seine Studien leitete, während Hauptmann sein Lehrer in der Theorie wurde. Sein Aufenthalt in Leipzig, wo er auch im Gewandhausorchester und als Lehrer des Konservatoriums eine Anstellung erhielt, dauerte bis 1850, worauf er eine Reise nach Paris unternahm und auch hier seinem Talent Anerkennung verschaffte. Noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe als Konzertmeister nach Weimar, vertauschte aber schon 1853 diese Stelle mit der eines Konzertdirekters bei der Hofkapelle in Hannover und blieb daselbst bis 1868. In diesem Jahre zog er nach Berlin, wo er als Direktor der königl. Hochschule für Musik in den Senat der königl. Akademie der Künste eintrat. Auf allen seinen Kunstreisen, die namentlich alljährlich nach London gerichtet sind, hat sich J. als ein Virtuos im edelsten Sinne bewiesen. Er zeigt eine außerordentliche technische Meisterschaft, verbunden mit einem nur dem Künstlerisch-Idealen zugewandten Streben. Als Komponist hat er sich durch verschiedene Violin- und Orchesterstücke bekannt gemacht, von denen sein »Konzert in ungar. Weise« für Violine und Orchester das bedeutendste ist. Bei sonstiger Vielseitigkeit steht er doch Schumanns Art und Richtung am nächsten.

J.s Gattin Amalie, geborene Weiß, geb. 1839 zu Marburg in Steiermark, wirkte bis zu ihrer Verheirathung 1863 als Hofopernsängerin an den Hofbühnen zu Wien und Hannover, seitdem nur noch als Konzertsängerin, wo sie als Altistin besonders im Oratorium einen hohen Rang einnimmt.

Joachimsorden, ein 1755 von 14 Herzögen, Fürsten, Grafen und Edeln gestifteter Orden mit dem Zweck, die minder bemittelten Mitglieder desselben durch die reichern zu unterstützen. Derselbe bestand 1820 noch, ist aber seitdem erloschen.

Joachimsthal, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, 19 km von Eberswalde, zwischen den Seen Grimnitz und Werbellin, zählt (1880) 2000 E., welche Ackerbau, Ziegelei und Kalkbrennerei treiben und bedeutende Steinbrüche bearbeiten. Im W. des Sees liegt die Schorfheide, der reichste Jagdgrund an Hochwild in Deutschland, mit dem königl. Jagdschloß Hubertusstock. Kurfürst Joachim Friedrich stiftete hier in der Ukermark am 24. Aug. 1607 ein Gymnasium, welches 1650 nach Berlin verlegt wurde und 3. Mai 1880 nach dem Dorfe Wilmersdorf bei Berlin übersiedelte. Dicht bei J. am Ufer des Grimnitzsees befinden sich die Ruinen des früher berühmten Jagdschlosses Grimnitz, in welchem 1529 der Erbvertrag zwischen Brandenburg und Pommern geschlossen wurde.

Joachimsthal, Bergstadt in Böhmen, 18 km nördlich von Karlsbad und nur 6 km von der sächs. Grenze, liegt in 733 m Meereshöhe an der südl. Abdachung des Erzgebirges inmitten hoher Berge im Thale des Weseritzbachs, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, einer Berg- und Hüttenverwaltung, und zählt (1880) 6628 E. Die schöne Dekanatskirche, welche 1873 mit dem größten Teil der Stadt verbrannte, wurde 1[illegible] führt. In der Nähe liegt die Ruine des Schlosses Freudenstein. Auf dem nahen [illegible] (1260 m hoch) steht seit 1884 ein 20 m hoher Aussichtsturm. Der Bergbau erstreckt sich [illegible] (jetzt nur noch unbedeutend), Uran, [illegible] Nickel. Bedeutend ist die Glasfabrikation, [illegible] Tabak-, Cigarren- und Cigarrettenfabrikation. Gegend von J. gehörte im Anfange des [illegible] den Grafen von Schlick, welche aus dem [illegible] nenen Silber seit 1519 Guldengroschen [illegible] unter dem Namen Joachimsthaler [illegible] chem Rufe gelangten, daß derselbe in der [illegible] Form Thaler (s. d.) ein bleibender [illegible]

Joahas, König des Reiches Israel [illegible] v. Chr., konnte, obwohl ein tapferer [illegible] immer tiefern Sinken des durch die [illegible] wälzung unter seinem Vater Jehu sehr [illegible] und von den Syrern Hasael und [illegible] fortwährend bedrängten Reichs keinen [illegible] Dazu kam der religiöse Zerfall durch den [illegible] dienst, der unter ihm in der Residenz Samaria [illegible] neuen Aufschwung nahm.

Joahas, ein jüngerer Sohn und Nachfolger des Königs Josia von Juda, wegen seiner [illegible] vom Volke auf den Thron erhoben, [illegible] wurde nach kaum dreimonatlicher Regierung vom Pharao Necho II. abgesetzt und nach Ägypten gebracht, wo er in der Gefangenschaft starb.

Joaillerie (frz.), Juwelierkunst, Juwelenhandel; Joaillier, Juwelier.

Joánes (Vicente), span. Maler, gen. de la Higuera 1523, gest. zu Bocairent [illegible] dierte wahrscheinlich in Italien und [illegible] stiftete dann eine eigene Schule zu Valencia, viel für die dortigen Kirchen arbeitete [illegible] nur religiöse Gegenstände. Seine Richtung ganzen die der in Italien gebildeten Lehrer, obwohl auch ein gewisser Einfluß der [illegible] Manieristen sich bei ihm kundgibt. Sein [illegible] ist meist etwas stumpf. Vorzügliche Proben Talents sind die Taufe Christi im Dom zu [illegible] das Abendmahl daselbst in der Kirche [illegible] Nikolaus, anderes in der Dominikanerkirche.

Joan-Martinsinseln, der früher [illegible] Amiranten (s. d.).

Joann, s. Iwan.

Joanne (Adolf Laurent), franz. [illegible] steller, geb. 15. Sept. 1813 zu Dijon, [illegible] und wurde 1836 Advokat, wandte sich [illegible] 1839 ganz der Schriftstellerei zu. Er [illegible] die »Illustration«, für welche er bis 1[illegible] Besonders bekannt sind seine »Itinéraires« [illegible] alle Teile Europas, im ganzen 120 [illegible] Beschreibungen der einzelnen franz. Departements und sein »Dictionnaire géographique de la France« (3. Aufl. 1881). J. starb 1. März 1[illegible]

Joannes Damascenus, s. Johannes Chrysorrhoas.

Joannina, s. Janina.

João (portug.), Johann.

Joas, König von Israel und Nachfolger [illegible] Joahas 841—825 v. Chr., gewann nicht nur [illegible] Syrern die unter seinem Vater verlorenen [illegible] Städte wieder ab, sondern schlug auch den [illegible] Amazia von Juda, der ihn mit Krieg überzogen hatte, in der Schlacht bei Bethsemes, nahm ihn gefangen, besetzte Jerusalem und plünderte [illegible] des Tempels und Königshauses.

Digitized by Google

Joas, Sohn des Ahasja, König von Juda 874—840 v. Chr., war durch seine (Halb-) Tante, die an den Hohenpriester Jojada vermählte Königstochter Joseba, den Metzeleien seiner Großmutter Athalja bei deren Thronusurpation entzogen worden und ward nach sechsjähriger Verborgenheit im Tempel als siebenjähriger Knabe durch Jojada beim Sturz der Athalja zum König ausgerufen. Unter der Leitung des Hohenpriesters war des jugendlichen Königs Streben auf Förderung des theokratischen Kultus und Instandhaltung des Tempels gerichtet. Aber nach Jojadas Tod wandte sich der schwache Fürst dem Götzendienst zu, ließ sogar den durch seinen Widerspruch unbequem gewordenen Propheten Sacharja, Sohn des Jojada, steinigen und wußte den Syrer Hasael, der Jerusalem bedrohte, nur mit Gold, Schmuck und Weihgeschenken des Tempels zum Abzug zu bewegen. Die allmählich steigende Unzufriedenheit führte schließlich zur Empörung, welcher er zum Opfer fiel.

Jobber, Stockjobber, heißt in England eigentlich derjenige, welcher in Fonds oder Aktien für eigene Rechnung spekuliert, dann aber auch der, welcher dem Differenzgeschäft, der Agiotage oder dem sog. Börsenspiel (Stock jobbery) obliegt.

Jobeljahr, s. Halljahr.

Jobsiade, s. Kortum (Karl Arnold).

Jobst, Markgraf von Mähren, s. Jodocus.

Joch (Gebirgsjoch), s. unter Einsattelung.

Joch, Geschirr bei der Anspannung des Rindes. Man unterscheidet zwei Arten von J., das Stirnjoch und das Nackenjoch. Ersteres, welches aus einer gepolsterten, der Form der Stirn angepaßten, mittels Riemen an die Hörner befestigten Metallplatte besteht, an welche die Zugketten angehakt werden, ist die zweckmäßigste Art der Anschirrung, da dieselbe die vollkommenste und für das Tier den geeignetsten Kraftaufwand erfordernde Ausnutzung der Muskelkräfte zum Zwecke des Zugs gestattet. Das Nackenjoch, welches sowohl in Form eines Lederpolsters als eines hölzernen Gestells, und zwar als doppel- und als einfaches J., angewandt wird, ist nur dort empfehlenswert, wo es sich um Gewöhnung junger Tiere an Zugarbeit handelt.

Joch als Feld- und Waldmaß bezeichnet ein Stück Land, welches ein Ochsengespann (Joch) in einem Tage umzupflügen im Stande ist. Als gesetzliches Maß bestand bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (1. Jan. 1876) das J. in Österreich, wo es auch jetzt noch zur Anwendung kommt. Dieses österr. oder sog. Wiener Joch umfaßt ein Areal von 1600 Quadratklaftern (57600 Quadratfuß) oder 5754,64 qm und entspricht somit 0,57546 ha oder 1,422 engl. Acres. Die Landwirte rechnen das J. zu drei Metzen Aussaat. Ferner war und ist in gleicher Weise das J. in Ungarn in Gebrauch, wo es normalmäßig 1100—1200 und 1300 wiener Quadratklaftern groß ist, gewöhnlich aber zu 1200 Quadratklaftern = ⅔ wiener J. gerechnet wird. Außerdem war das J. unter dem Namen Jück, Juck oder Juch bis Ende 1871 ein Feldmaß im Großherzogtum Oldenburg, wo zweierlei Jück vorkamen: das Katasterjück oder alte Jück von 64000 Quadratfuß = 56,028 a und das neue Jück von 51840 Quadratfuß = 45,383 a = $^{81}/_{100}$ alte Jück; 40 alte Jück machten einen Bau.

Joch heißt in der Baukunde eine Abteilung bei mehrfach nebeneinander vorkommenden Konstruktionen derselben Art; so z. B. bei hölzernen Brücken die unter jedem Balken oder Träger befindliche Reihe eingerammter, stützender Pfähle, oder auch der Raum zwischen denselben (Brückenjoch); bei Bogenbrücken einen Bogen samt zugehörigen Pfeilern; bei Gewölben (namentlich in Kirchen) den Teil zwischen zwei Quergurten oder Gurtbögen (Gewölbjoch); bei Hänge- und Sprengwerken auch die tragenden Teile oder Bockkonstruktionen.

Joch (jugum ignominiosum) hieß bei den Römern eine aus Spießen errichtete galgenförmige Pforte, durch welche gefangene Heere, der Waffen und des Kriegerschmucks beraubt, schimpflich ziehen mußten. Die Römer haben diesen Schimpf ihren besiegten Feinden mehrmals angethan, aber auch selbst erfahren: so bei den Caudinischen Pässen durch die Samniter, vor Numantia und in Afrika durch Jugurtha.

Joch (jugum) nennt man in der beschreibenden Botanik die erhabenen Rippen auf den Teilfrüchtchen der Umbelliferen. Außerdem bezeichnet man mit J. an gefiederten Blättern ein einzelnes Paar gegenüberstehender Blättchen.

Jochacker, s. Juchert und Joch.

Jochanan ist Johannes Hyrkanus I. (s. d.).

Jochbeine (Wangenbeine, Ossa zygomatica s. malaria s. jugalia), zwei kurze dicke Knochen, welche am äußern und obern Teil des Gesichts liegen und den hervorragendsten Teil der Wange bilden. (S. unter Gesicht, Bd. VII, S. 907[b].)

Jöcher (Christian Gottlieb), der Verfasser des «Gelehrten-Lexikon», war 20. Juli 1694 zu Leipzig geboren, wo er anfangs Medizin, dann Theologie studierte. Nachdem er sich 1714 habilitiert, erhielt er 1730 eine ord. Professur in der philos. Fakultät, 1732 die Professur der Geschichte. In der Philosophie gehörte er der Wolfschen Richtung an. Im J. 1742 wurde er Universitätsbibliothekar. J. starb 10. Mai 1758. Sein «Allgemeines Gelehrten-Lexikon» (4 Bde., Lpz. 1750—51) ergänzte Adelung bis J (2 Bde., Lpz. 1784—87), Rotermund bis Rin (Bd. 1—6, Abteil. 8, Brem. 1810—22).

Jochmus (Aug. Giacomo J., Freiherr von Cotignola), General und Minister des Äußern und der Marine im Reichsministerium 1849, geb. 27. Febr. 1808 zu Hamburg, war für den Kaufmannsstand bestimmt, ging aber 1827 als Philhellene nach Griechenland, wo er am griech. Befreiungskampf rühmlich teilnahm. Im J. 1835 verließ J. den griech. Dienst und trat in die engl.-span. Legion unter de Lacy Evans. Hier wurde er zum Chef des Generalquartiermeister-Stabes, dann für die Einnahme Iruns 17. Mai 1837 zum Brigadegeneral, im Juni zum Chef des Generalstabes beim Armeekorps von Cantabrien ernannt. Hierauf wurde er von Palmerston nach Konstantinopel gesendet, um den Feldzugsplan für den Krieg in Syrien zu entwerfen. Im Juli 1840 ging er nach Syrien, während ihn zugleich die Pforte zum Divisionsgeneral und Pascha ernannte. Von Admiral Stopford zum Chef des Generalstabes des türk.-engl.-österr. Heers im Libanon ernannt, war er im November 1840 bei der Einnahme von St.-Jean d'Acre thätig, übernahm im Dezember den Oberbefehl und beendete bis 16. Febr. 1841 den Feldzug. J. blieb im türk. Dienste und war bis Anfang 1848 dem Kriegsministerium zu Konstantinopel zugeteilt. Die Märzrevolution veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Deutschland, wo ihm Erzherzog Johann 17. Mai 1849 im Reichsministerium das Portefeuille des Äußern und der Marine übertrug. Nach Auflösung des

Digitized by Google

Ministeriums im Dez. 1849 zog sich J. ins Privatleben zurück. Im Mai 1859 wurde er zum österr. Feldmarschalllieutenant ernannt und nach dem Frieden von Villafranca in den Freiherrenstand erhoben. Er starb 14. Sept. 1881 in Bamberg. Seine «Gesammelten Schriften» gab Thomas heraus (Bd. 1—4, Berl. 1883—84).

Jocketa, Dorf mit 213 E. in der Amtshauptmannschaft Plauen des sächs. Regierungsbezirks Zwickau, 9 km nordnordwestlich von Plauen auf der Höhe über dem romantischen Triebthal an der Mündung der Trieb in die Elster, Haltestelle der Linie Leipzig-Hof der Sächsischen Staatsbahnen, welche hier auf einem 68 m hohen, 281 m langen Viadukt mit zwei Bogenreihen das Elsterthal überschreitet; durch einen der untern drei Bogen führt die Bahnlinie Wolfsgefährt-Weischlitz mit der unter J. gelegenen Haltestelle Barthmühle. Die Umgegend hat Eisenlager und Eisenwerke.

Jockey (engl., spr. Dschokeh), ein in die meisten europ. Sprachen übergegangenes engl. Wort, bezeichnet eigentlich den professionellen Reiter, der die Pferde bei den Wettrennen «steuert» und zu diesem Behufe eine regelmäßige Schule durchmachen muß. Doch werden auch die Sportliebhaber, die nicht selten ihre eigenen Pferde auf der Rennbahn lenken, J. genannt; die von ihnen für die Förderung des Rennwesens gebildeten Vereine heißen Jockey-Klubs.

Jocrisse, eine Figur der franz. Komödie. Er bildet eine der zahlreichen Typen der komischen Bedienten und ist namentlich die volkstümliche Verkörperung der Albernheit und Ungeschicklichkeit. Dann ist er aber auch ein tölpischer Ehemann, der unter dem Pantoffel steht und sich im Haushalt um die kleinen Geschäfte bekümmert, die dem Mann am wenigsten zukommen, also soviel wie Topfgucker.

Jocus (lat.), Scherz; auch der Genius des Scherzes; Jocusstab, Stab mit einem Brustbilde, welches die Freude oder auch ein Zerrbild mit Schellenkappe vorstellt; Jocicausa (im klassischen Latein: per jocum), Spaßes halber; extra jocum oder joco remoto, Spaß beiseite; inter jocos et seria, unter Scherz und Ernst; jocos, scherzhaft, spaßig; Jocosa, scherzhafte Dinge, Possen; Joculator, Spaßmacher Gaukler; davon Jongleurs (s. d.).

Jod, Haloid, s. unter J (als Vokal).

Jodelle (Etienne), Sieur de Lymodin, geb. zu Paris 1532, der Dramatiker des Dichterkreises des sog. Siebengestirns (Pleiade), ist als solcher von Bedeutung, insofern er zuerst mit den mittelalterlichen Formen des Dramas, den Mysterien, Moralitäten und Farcen, brach und den Versuch unternahm, nach dem Vorbilde der antiken Tragödie und Komödie komponierte Dramen in franz. Sprache zu verfassen. Durch die beiden noch unvollkommenen, litterarhistorisch aber interessanten Tragödien «Cléopâtre captive» (1552) und «Didon se sacrifiant» (1553), sowie eine etwas leichtfertige Komödie «Eugène» wurde er der Begründer des klassizierenden franz. Dramas. Bei dem Mangel an gebildeten Schauspielern im 16. Jahrh. wurden seine Stücke nur selten gespielt. Eines besondern Charakters entbehren seine lyrischen Gedichte (Sonette, Oden, Elegien, Chansons), meist erotischen Inhalts und im Geschmacke seiner Zeit. Seine Eitelkeit und Unzuverlässigkeit brachten ihn nach einigen Jahren ungeteilter Bewunderung um Ansehen und Freundschaften, und ein ungezügeltes Leben führte ihn in ein frühes Grab (Juli 1573). Nach seinem Tode erschienen seine «Oeuvres» (Par. 1574; beste Ausg. von Marty-Laveaux, 2 Bde., Par. 1868—70). J. war auch Maler, Bildhauer und Architekt.

Jodeln, eine bei den Bewohnern der Alpen ursprüngliche Gesangsart, deren Eigentümlichkeit im Übergange von den Brusttönen zum Falset (Fistel) besteht. Bald bildet es den Refrain eines Gesangstextes, bald auch tritt es selbständig hervor.

Jodine, s. Jod (mit J als Vokal).

Jodocus oder Jobst, Markgraf von Mähren seit 12. Nov. 1375, war ein überaus unruhiger und ländersüchtiger Fürst, welcher die Verlegenheiten und Zwistigkeiten seiner Vettern von der königl. Linie der Luxemburger, der Könige Wenzel von Böhmen und Sigismund von Ungarn, benutzte, um als Freund oder Feind ihnen ihre Länder abzudrängen. J. erwarb so nach und nach den Pfandbesitz von Luxemburg, der Landgrafschaft Elsaß, der Mark Brandenburg und der Lausitz, des nordwestl. Ungarn und einmal sogar der Regentschaft in Böhmen. Aber da diese Pfänder ihn in viele Kriege verwickelten, hatte er von ihnen geringen Vorteil und sie dienten ihm nur als Quellen der Erpressung. Nach dem Tode des deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz bewarb J. sich um die Nachfolge und wurde wirklich 1. Okt. 1410 erwählt, starb aber, ehe er ins Reich kommen konnte, 17. Jan. 1411 angeblich an Gift. Da er kinderlos war, fielen die Pfandgüter an ihre Herren zurück.

Jodocus Pratensis, s. Josquin Desprez.

Jodoigne (lat. Geldonia, vläm. Geldenaken), Städtchen im Bezirk Nivelles der belg. Provinz Brabant, 38 km im OSO. von Brüssel, an der Geete, Station der Linie Tirlemont-Namillies der Belgischen Staatsbahnen, mit 4332 E., Wollspinnerei, Tabaksfabriken und Steinbrüchen. Der Ort wurde 1194 durch Herzog Heinrich II. von Brabant zur Stadt erhoben. — In der Nähe, bei Ramillies, siegte 23. Mai 1706 der Herzog von Marlborough über den Marschall de Villeroi.

Joel, der Sohn Pethuels, einer der ältesten hebr. Propheten, der zweite unter den sog. zwölf kleinen im Kanon des Alten Testaments, weissagte im Reiche Juda um 860 v. Chr. Sein Orakel wurde durch eine große Dürre und schwere Heuschreckenverheerung veranlaßt, indem ihm die öffentliche Not Gelegenheit bietet, das Volk zur Buße zu mahnen und ihm den Beistand Jahves, den Sieg über alle Heiden und eine dauernde Zeit des Friedens in Aussicht zu stellen. Die Sprache ist altertümlich, aber hochpoetisch und malerisch. Kommentare mit Übersetzungen lieferten Credner (Jena 1831), Meier (Tüb. 1841), Hitzig in der Schrift «Die zwölf kleinen Propheten» (Lpz. 1838; 4. Aufl. 1881), Wünsche (Lpz. 1872) und Merx (Halle 1879).

Johann ist der Name von 23 röm. Päpsten:

Johann I. regierte als Papst 523—526, ward von Theodorich, König der Ostgoten, ins Gefängnis geworfen, weil er an der Spitze einer Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt, um Kaiser Justinian I. um Schonung der Arianer zu bitten, diesen zur Vernichtung derselben zu bestimmen suchte. Er ist ein Heiliger der kath. Kirche; der 27. Mai ist ihm geweiht.

Johann II. oder Mercurius, 532—535, bestätigte in den Streitigkeiten der Theopaschiten die Formel: «Einer aus der Trinität ist gekreuzigt.»

Digitized by Google

Johann III. regierte 560—573.

Johann IV., geb. zu Salona, regierte 640—642, verdammte die Lehre der Monotheleten und verwarf die von Sergius auf Befehl des Kaisers Heraklius verfaßte Unionsformel (die sog. Ekthesis).

Johann V., aus Antiochien, regierte 685—686.

Johann VI., ein Grieche, regierte 701—705, bewog durch Androhung göttlicher Strafe den Herzog von Benevent, Gisulph, zur Rückgabe der dem Exarchat entrissenen Städte.

Johann VII., ebenfalls ein Grieche, regierte nur 705—707.

Johann VIII., ein Römer, Papst 872—882, verlieh die Kaiserkrone zunächst Karl dem Kahlen (875) und nach dessen Tode Karl dem Dicken (881). Beide waren nicht im Stande, ihm die gewünschte Unterstützung gegen die Sarazenen zu gewähren, sodaß er genötigt war, diesen einen jährlichen Tribut zu zahlen. Auf der Synode zu Ravenna 877 entzog er den niedern Klerus dem weltlichen Gericht und gestattete ihm das unbedingte Appellationsrecht nach Rom. Den von Hadrian II. gebannten Patriarchen von Konstantinopel, Photius, erkannte er an in der Hoffnung, einen günstigen Vergleich mit dem griech. Kaiser Basilius und die Bulgarei wieder für seine Jurisdiktion zu erhalten. Deshalb beschickte er auch das zweite Konzil zu Konstantinopel (879). Da er sich aber in seiner Hoffnung getäuscht fand, widerrief er seine Anerkennung des Photius und erklärte das Konzil für nichtig.

Johann IX., geb. zu Tivoli, ein Benediktiner, regierte 897—900. Dem ital. Kaiser Lambert (gest. 898) hatte er, bedrängt von den röm. Großen, eine Mitwirkung bei der Papstwahl zugestehen müssen.

Johann X., früher Bischof von Bologna, dann Erzbischof von Ravenna, kam durch Theodora auf den päpstl. Stuhl und regierte 914—928. Er besiegte die Sarazenen 916 bei Garigliano, wurde aber durch Marozia, Theodoras Tochter, ins Gefängnis geworfen und dort erdrosselt.

Johann XI., ein Sohn der Marozia und des Papstes Sergius III., Papst 931—932, wurde durch seinen Bruder Alberich gestürzt, in der Engelsburg eingekerkert und starb 936 im Gefängnis.

Johann XII., ein Sohn Alberichs, Papst 955—964, änderte zuerst seinen Namen Octavianus um, als er den päpstl. Stuhl bestieg, was seitdem gewohnlich wurde. Kaum 18 J. alt, wurde er Papst, schändete aber sich und seine Würde durch die gröbsten Ausschweifungen. Um sich gegen den König Berengar II. von Italien zu behaupten, rief er 960 den deutschen König Otto I. zu Hilfe, krönte ihn als Sieger (962), wurde aber von demselben wegen Treulosigkeit abgesetzt (963); er starb 964.

Johann XIII., geb. zu Rom, Bischof von Narni, bestieg 965 den röm. Stuhl, wurde bald darauf von den röm. Großen vertrieben, von dem Kaiser Otto I. aber wieder eingesetzt, unter dessen Schutz er bis 972 regierte.

Johann XIV., vorher Peter, Bischof von Pavia, wurde 983 Papst durch den Kaiser Otto II., der ihn auch Bonifacius VII. gegenüber schützte; gleich nach Ottos Tod aber (983) kam er in die Gewalt des Gegenpapstes. Er starb 984 in der Engelsburg im Kerker.

Johann XV., geb. zu Rom, regierte als Papst 986—996, erklärte die Beschlüsse der von Hugo Capet zu Rheims gehaltenen Synode (991), welche den Erzbischof von Rheims, Arnulph, absetzte und dessen Stelle Gerbert übertrug, für ungültig. Gerbert begab sich zu Otto III., der ihn zum Erzbischof von Ravenna, dann zum Papst erhob. Arnulph mußte jedoch im Gefängnis bleiben und ward erst von Hugos Nachfolger, Robert, wieder eingesetzt. Er vollzog die erste päpstl. Kanonisation an dem Bischof Ulrich von Augsburg.

Johann XVI., vorher Philagathus, wurde nach Gregors V. Vertreibung durch den Usurpator Crescentius (997) auf den päpstl. Stuhl erhoben, aber durch den Kaiser Otto III. wieder gestürzt, der ihn mit Crescentius auf der Engelsburg in Haft setzen und blenden ließ.

Johann XVII., genannt Sicco, wurde 1003 Papst, starb aber schon in demselben Jahre.

Johann XVIII., vorher Fanasus oder Fasanus, Papst 1003—9, starb als Mönch.

Johann XIX., vorher Graf von Toscanello, erkaufte sich als Laie durch Bestechung den päpstl. Stuhl und regierte 1024—33. König Knut d. Gr. von Dänemark wallfahrtete zu ihm und traf mit ihm eine Übereinkunft wegen Verteilung der Pallien und der Zahlung des Zehnten und des Peterspfennigs.

Johann XX., vorher Peter Julian, geb. zu Lissabon, war früher Arzt, wurde dann Geistlicher, Kardinal und Bischof von Tusculum, 1276 Papst, starb aber schon 1277, von einer einfallenden Decke erschlagen. Er hat Briefe, philos. und mediz. Schriften hinterlassen. Er zählte sich, weil die Sage eine Päpstin Johanna (s. d.) als J. VIII. auf Petri Stuhl gesetzt hatte, als J. XXI.

Johann XXII., Papst 1316—34, geb. zu Cahors 1244, hieß vorher Jakob von Ossa oder Euse. Gewandt, gelehrt und tüchtiger Kanonist, wurde er Roberts, des Sohnes Karls II. von Neapel, Kanzler, später Bischof zu Fréjus, 1310 Erzbischof von Avignon, Kardinal und Bischof von Porto. Er wurde 7. Aug. 1316 zu Lyon zum Papst erwählt und behielt seinen Sitz in Avignon. Abhängig von Frankreich, suchte er den Streit zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich von Österreich zu benutzen, um die päpstl. Herrschaft über Deutschland zu befestigen. Lange vermied er die Entscheidung, erst als 1323 der Sieg sich Ludwig zuneigte, erklärte er sich gegen ihn. Ludwig zog nach Rom und ließ sich durch Bischöfe krönen. Berühmte Rechtsgelehrte sprachen dem Papste das Recht ab, in bürgerlichen Angelegenheiten die Entscheidung zu treffen, die Franziskaner stellten sich auf die Seite des Kaisers und dieser ließ 1328 Nikolaus V. zum Gegenpapst wahlen. Kaum hatte aber Ludwig Italien verlassen, so nahm J. 1330 Nikolaus V. gefangen, zwang ihn, seiner Würde zu entsagen, und trennte hierauf durch ein Edikt Italien vom Deutschen Reiche. J. starb 1334 im Alter von 90 J. Er gab die Clementinen (s. d.) und die Extravaganten (s. d.) heraus, mit denen das Corpus juris canonici schließt.

Johann XXIII., Papst 1410—15, Neapolitaner, hieß vorher Balthasar Cossa, studierte zu Bologna die Rechte, wurde unter Bonifacius IX. Kämmerer, dann Protonotar, 1402 Kardinal und 1410 auf dem Konzil zu Pisa zum Nachfolger Alexanders V. erwählt. Um das kirchliche Schisma zu beseitigen, faßte das Konzil zu Konstanz den Beschluß, die drei damals in der Kirche vorhandenen Päpste (Gregor XII., Benedikt XIII. und J. XXIII.) sämtlich zur freiwilligen Abdankung zu bewegen. Wirklich versprach J. 2. März 1415, der

Digitized by Google

päpstl. Krone zu entsagen, entfloh jedoch gegen seinen Eid 21. März heimlich mit seinen Anhängern nach Schaffhausen. Der nun gegen ihn eingeleitete Kriminalprozeß überwies ihn einer Anzahl grober Schandthaten, wie Mord, Blutschande, Unzucht und Räubereien aller Art, sodaß er 29. Mai feierlich abgesetzt, dann zu Freiburg festgenommen, hierauf aber im Schlosse Gottlieben bei Konstanz, später zu Mannheim und endlich zu Heidelberg in Haft gehalten wurde. Im J. 1419 kaufte er sich los, ging nach Italien, ward vom Papst Martin V. begnadigt und starb im Nov. 1419 zu Florenz, nachdem er kurz zuvor zum Kardinalbischof von Tuscoli und zum Dekan des Kardinalkollegiums ernannt worden war.

Johann von Luxemburg, König von Böhmen, ältester Sohn des Grafen Heinrich III. von Luxemburg, des nachherigen deutschen Königs Heinrich VII., und Margaretens von Brabant, war geb. 10. Aug. 1296. Als sein Vater zum König gewählt war, trugen ihm die mit der Regierung Heinrichs von Kärnten unzufriedenen Böhmen die Krone ihres Landes mit der Hand der Elisabeth, der Tochter König Wenzels IV. von Böhmen, des letzten männlichen Sprossen der Przemysliden für seinen Sohn an, und dieser vermählte sich mit ihr 1310. Anfangs unter der Leitung des Erzbischofs Peter von Mainz, gelang es ihm, die Krone zu gewinnen und zu behaupten. In den Wirren, welche nach seines Vaters Tode 1313 durch die zwiespaltige Kaiserwahl verursacht wurden, hielt er sich zur Partei Ludwigs des Bayern und folgte diesem ins Feld, so oft nicht die stets wieder emporlodernde Flamme des Aufruhrs seine Anwesenheit in Böhmen nötig machte. So war er 1315 in Italien, 1322, nachdem er von den Höfen zu Avignon und Paris und aus Luxemburg zurückgekehrt, wieder in Prag. In demselben Jahre nahm er einen vorzüglichen Anteil an dem Siege bei Mühldorf; auch focht er 1324 für den König von Frankreich in Lothringen und unterstützte 1328 denselben im Kampfe gegen die Flamländer. Dann eilte er mitten im Winter 1329 den Deutschen Rittern nach Preußen zu Hilfe, wobei er ein Auge einbüßte, und war noch in demselben Jahre wieder in Frankreich, wo ihn König Philipp VI. zum Statthalter von Gascogne einsetzte. Seine enge Verbindung mit Frankreich führte zu der Vermählung seines Sohnes, des nachherigen Kaisers Karl IV., mit Blanca von Valois. Trotz seiner Irrfahrten erweiterte er die Grenzen des Königreichs durch Erwerbung des Herzogtums Breslau 1327 kraft eines Vertrags mit dem kinderlosen Herzog Heinrich, sowie auch dadurch, daß er fast alle übrigen schles. Fürsten seiner Hoheit unterwarf. So legte er den Grund zu dem von seinem Sohne Karl IV. organisierten, großen deutsch-slaw. Ländervereine. Als er 1330 im zerrissenen Italien als glücklicher Eroberer auftrat, machte er sich dem Kaiser Ludwig verdächtig, als strebe er nach der Kaiserkrone, verständigte sich aber 1331 mit demselben und begab sich, nachdem er in Prag neue Gelder erhoben, nach Paris und Avignon. Hier vermählte er sich 1334 zum zweiten mal mit Beatrix von Bourbon. Da seinem Sohne Johann, den er mit Heinrichs von Kärnten Tochter Margareta vermählt hatte, von seiten Österreichs und mehrerer Fürsten die Erbschaft von Kärnten und Tirol streitig gemacht wurde, geriet er 1335 in langwierige Händel und zuletzt kam es auch noch zu einem völligen Bruch zwischen ihm und dem Kaiser. Er verlor 1340 durch ein rheumatisches Leiden auch sein zweites Auge, weshalb er auch J. der Blinde genannt wird. Die Erhebung seines Sohnes Karl IV. zum Gegenkönig gegen Kaiser Ludwig nötigte ihn zur Flucht nach Frankreich und er fiel auf Seite der Franzosen in der mörderischen Schlacht bei Crecy 26. Aug. 1346. Vgl. Schötter, «J., Graf von Luxemburg und König von Böhmen» (2 Bde., Luxemb. 1865).

Johann ohne Land, König von England, 1199—1216, geb. zu Oxford 24. Dez. 1166, war der jüngste Sohn und der Liebling Heinrichs II., nahm aber dessenungeachtet an den Empörungen gegen seinen Vater teil. Als sein älterer Bruder, König Richard I. Löwenherz, auf dem Kreuzzuge war, suchte J. die Regentschaft an sich zu reißen, und als jener in Deutschland gefangen saß, verband er sich mit Philipp II. von Frankreich, um dem Bruder die Krone zu rauben. Der Anschlag scheiterte nur an der Festigkeit der Bischöfe und des Regentschaftsrats; doch wurde J. nach Richards Befreiung begnadigt. Bei Richards Tod 1199 sollte eigentlich die Krone dem zwölfjährigen Herzog Arthur von Bretagne zufallen, Sohn Gottfrieds, eines verstorbenen ältern Bruders. Allein J. wußte die Großen zu gewinnen und wurde 27. Mai 1199 als König gekrönt. In seinen franz. Staaten lernte er hierauf die schöne Isabella, die Tochter des Grafen von Angoulême, kennen und vermählte sich mit ihr, während er seine erste Gemahlin Hadwise von Gloucester verstieß. Der Umstand indes, daß Isabella schon dem Grafen Hugo de la Marche verlobt war, verwickelte ihn in Krieg mit seinen franz. Vasallen. Auch begann 1202 der König Philipp das Interesse seines Eidams, des jungen Arthur, zu vertreten und fiel mit einem starken Heere in die Normandie ein. Arthur geriet hierbei in die Gefangenschaft J.s und wurde zu Rouen ermordet (April 1203). Aber die franz. Vasallen fielen nun von J. ab und die englischen begaben sich in ihre Heimat. Binnen zwei Jahren hatte er alle Besitzungen bis auf einen Teil von Poitou und Guienne verloren. Um diese Zeit brachen auch die Streitigkeiten des Königs mit dem Papst Innocenz III. aus. Dieser hatte den Kardinal Stephan Langton eigenmächtig zum Erzbischof von Canterbury ernannt und belegte England, da der König die Bestätigung verweigerte, 1208 mit dem Interdikt, bald darauf den König selbst mit dem Bann. J. schwur Rache, jagte die Geistlichkeit aus dem Lande, zog deren Güter ein, sperrte die Ordensbrüder in die Klöster und ließ sich den Treueid von seinen Großen erneuern, die sich um so weniger weigerten, als sie selbst von der Priesterherrschaft hart gedrückt wurden. Allmählich aber regte sich, durch J.s Gewaltthaten hervorgerufen, die Lust zum Abfall. Der Papst wagte deshalb 1212 den König, der obendrein im Bunde mit dem ebenfalls gebannten Kaiser Otto IV., seinem Neffen, war, des engl. Throns für verlustig zu erklären, trug Philipp von Frankreich die Vollstreckung des Urteils auf und predigte gegen J. förmlich den Kreuzzug.

Während sich Philipp rüstete, trat jedoch der Papst aus Besorgnis vor der franz. Übermacht 1213 durch seinen Legaten mit J. zu Dover in Unterhandlung. J. unterwarf sich hier (13. Mai) den schimpflichsten Bedingungen. Er willigte nicht nur in die Einsetzung Langtons, die Restitution aller

Digitized by Google

geistlichen Güter und in eine bedeutende Entschädigungssumme, sondern nahm auch die Kronen von England und Irland vom Papst zu Lehn und versprach einen Lehnzins von 1000 Mark Silber. Dafür untersagte nun der Papst dem franz. König den früher befohlenen Angriff auf England und nahm bei J.s Streitigkeiten mit seinen Baronen die Partei des erstern. Die Barone aber verbanden sich im Jan. 1215 mit der unbefriedigten Geistlichkeit, um das von der Krone allmählich unterdrückte öffentliche Recht als allgemeine Schutzmauer gegen Despotie wieder aufzurichten. Der Erzbischof-Primas Langton war die Seele des Bundes. Am 27. April erschienen die Verbündeten vor Oxford und stellten dem König Forderungen, welche auf den Freiheitsbrief Heinrichs I. und die sog. Gesetze Eduards des Bekenners begründet waren. Als J. dieses Ansinnen verwarf, griffen die Barone zu den Waffen, nahmen London und zwangen den König (19. Juni 1215) auf einer großen Wiese zwischen Staines und Windsor die Freiheiten zu bewilligen, die unter dem Namen der Magna Charta (s. d.) als das Fundament der engl. Staatsverfassung betrachtet werden. Alsbald bewog er aber gegen sein Versprechen den Papst als den Oberlehnsherrn, diese Freiheiten durch eine Bulle zu verdammen und die Widerspenstigen mit dem Kirchenbann zu belegen. Der Bürgerkrieg brach nun wieder aus, und J. verübte mit seinen brabantischen Miettruppen so furchtbare Grausamkeiten, daß die aufs Äußerste getriebenen Barone dem Kronprinzen Ludwig, dem Sohn Philipps II. von Frankreich, die engl. Krone anboten. Ludwig erschien im Mai 1216 mit einem starken Heere, wurde zu London gekrönt und unterwarf sich bei dem geringen Widerstande, den ihm J. leistete, fast das ganze südl. und östl. England. In dieser Lage starb J. unter neuen Zurüstungen zur Bewahrung seiner Krone 19. Okt. 1216. Ihm folgte sein neunjähriger Sohn Heinrich III. unter dem Protektorat des Grafen Wilhelm von Pembroke.

Johann II. der Gute, zweiter König von Frankreich (1350—64) aus dem Hause Valois als Nachfolger seines Vaters Philipp VI., hatte eine sehr unruhige Regierung durch die Fehden mit Karl dem Bösen von Navarra und durch die Erneuerung des Kriegs mit Eduard III. von England. In der Schlacht bei Maupertuis (in der Nähe von Poitiers) 18. Sept. 1356 von Eduards Sohn, dem Schwarzen Prinzen, besiegt und gefangen, konnte J. lange Zeit seine Freiheit nicht erwirken, da sein Sohn, der Dauphin und spätere König Karl V., durch die Streitigkeiten mit Karl von Navarra, den Communeaufstand in Paris unter Etienne Marcel und die damaligen Bauernaufstände (Jacquerie) außer Stande war, die Bedingungen der Engländer zu erfüllen. Endlich kam es zum Frieden von Bretigny 8. Mai 1360, in welchem Eduard III. zwar auf die franz. Krone verzichtete, dafür aber Guienne, Saintonge, Angoumois, Poitou, Calais u. s. w. frei von aller Oberhoheit und eine große Geldsumme als Lösegeld des Königs zugesagt erhielt. Darauf hin wurde J. freigelassen. Weil aber seine jüngern Söhne, welche er als Geiseln für die Ausführung des Vertrags gestellt hatte, aus England entflohen und J. selbst kein Mittel fand, jenes Geld aufzubringen, kehrte er freiwillig in die Gefangenschaft zurück, um in derselben 8. April 1364 zu sterben. Im Königtum folgte ihm Karl V.; der nächste Sohn, Philipp der Kühne, war schon 1363 mit dem heimgefallenen Herzogtum Burgund ausgestattet worden.

Johann II. Kasimir, König von Polen, geb. 21. März 1609, Sohn König Sigismunds III. und seiner zweiten Gemahlin, der Erzherzogin Konstanze von Österreich, schlug nach seines Vaters Tode 1632 bei dem Reichstage seinen ältern Stiefbruder Wladislaw zum Könige vor und wurde, nachdem dieser den poln. Thron bestiegen, mit ansehnlichen Domänen begabt. Im J. 1640 ließ er sich in den Jesuitenorden aufnehmen und bald nachher durch Innocenz X. zum Kardinalpriester ernennen; doch schon 1646 lebte er wieder in Polen, vom Papste seiner geistlichen Gelübde entbunden. Nach Wladislaws Tode, 20. Nov. 1648, nahm er die ihm dargeboteue Krone an und vermählte sich mit dessen Witwe. Seine Regierung war ein fortgesetzter Kampf gegen die unter Chmielnicki aufständigen Kosaken, gegen die Russen und Schweden, die eine Zeit lang ganz Polen besetzt hielten, sodaß J. nach Oppeln in Schlesien zu flüchten genötigt ward, und gegen innere Unruhen und Verschwörungen. Den Krieg mit Schweden endete der Friede zu Oliva 3. Mai 1660, zufolge dessen Polen die Insel Ösel, Estland und, mit Ausnahme einer einzigen Wojwodschaft, auch Livland verlor, und den mit Rußland der Friede zu Andrussow 14. Jan. 1667, in welchem J. Weiß- und Rotrußland samt der Ukraine bis an den Dnjepr an Rußland abtreten mußte. Die allgemeinen Zerwürfnisse im Innern des Reichs bestimmten ihn endlich, in der Reichstagsversammlung 16. Sept. 1668 dem Throne zu entsagen. Im folgenden Jahre begab er sich nach Frankreich, wo ihn Ludwig XIV. mit mehrern Abteien beschenkte. Er starb zu Nevers 16. Dez. 1672 und wurde in der Jesuitenkirche zu Paris beigesetzt, 1676 aber in die Kathedrale zu Krakau geschafft, wo man ihm ein prächtiges Denkmal errichtete.

Johann III. Sobieski, König von Polen, geb. 2. Juni 1624 zu Olesko (in Galizien), wurde nebst seinem Bruder Marcus Sobieski von seinem durch Tugend und kriegerischen Mut gleich achtungswürdigen Vater, Jakob Sobieski, Kastellan von Krakau, auf das sorgfältigste erzogen und sodann auf Reisen gesandt. Beide Brüder befanden sich in der Türkei, als 1648 des Vaters Tod sie in die Heimat rief. Damals war Polen durch Chmielnickis Siege an den Rand des Verderbens gelangt. Sofort ergriffen beide die Waffen, um das Mißgeschick ihres Vaterlandes zu wenden. Marcus Sobieski fiel in dem Treffen bei Batow am Bog; J. wurde durch Mut und Tapferkeit bald der Gegenstand der Bewunderung seiner Nation und der Schrecken der Tataren und Kosaken. Er erhielt 1665 das Krongroßmarschallamt, wurde 1667 Krongroßfeldherr und Wojwode von Krakau und, nachdem er 11. Nov. 1673 die Schlacht bei Chocsim gegen die Türken gewonnen, die hier 28000 Mann verloren, 21. Mai 1674 einstimmig zum König von Polen erwählt, worauf er 1676 sich nebst seiner Gemahlin Marie Kasimire Luise, einer Tochter des Marquis Lagrange d'Arquien und Witwe des Wojwoden Johann Zamoiski, in Krakau feierlich krönen ließ. Als 1683 die Türken Wien belagerten, eilte er mit 20000 Polen herbei und rettete in Verbindung mit den ebenfalls herbeigekommenen deutschen Hilfsvölkern die Kaiserstadt durch die Schlacht vom 12. Sept. 1683, in der er auch die Fahne Mohammeds erbeutete, die er an den Papst

Digitized by Google

sendete. Seine spätern Unternehmungen gegen die Türken waren weniger vom Glück begünstigt. Er starb 17. Juni 1696. Vgl. Salvandy, «Histoire du roi Jean Sobieski et du royaume de Pologne» (6. Aufl., 2 Bde., Par. 1876; deutsch, Stuttg. 1829) und «Briefe des Königs J. an seine Gemahlin» (deutsch von Ochsle, Heidelb. 1827).

Sein ältester Sohn, Jakob Sobieski, geb. 2. Nov. 1667, wurde, als sich ihm nach König Augusts II. Absetzung 1704 Aussichten auf den poln. Königsthron eröffneten, nebst seinem Bruder Konstantin auf Veranlassung Augusts II. aufgefangen, der beide anfangs in die Pleißenburg zu Leipzig, dann Jakob auf dem Königstein verwahren ließ und erst nach dem Frieden zu Altranstädt freigab. Er starb 19. Dez. 1734. Von seinen beiden Töchtern verheiratete sich die ältere, Marie Charlotte, mit Latour d'Auvergne, Herzog von Bouillon; die jüngere, Marie Clementine, mit dem brit. Prätendenten Jakob III., von dem sie sich aber seiner Ausschweifungen wegen trennte; sie starb in einem Kloster in Rom 1735.

J.s zweiter Sohn, Alexander Sobieski, geb. 6. Dez. 1677, wies mit Rücksicht auf seinen gefangenen ältern Bruder und in Betracht der Wankelmütigkeit des poln. Volks alle Anträge, die man ihm in Absicht auf die poln. Krone machte, zurück. Er ging später nach Rom, wo er Kapuziner wurde und 19. Nov. 1714 starb.

Der dritte Sohn, Konstantin Sobieski, geb. 3. Mai 1680, verheiratete sich mit einer Gräfin Wessel und starb 28. Juli 1726 kinderlos. — Der letzte Nachkomme, Maximilian Johann Sobieski, starb 1875 zu Covington in Nordamerika.

Johann I., König von Portugal, genannt der Unechte als natürlicher Sohn des Königs Peter I., erhob sich nach dem Tode seines Bruders Ferdinand 1383 gegen die Nachfolge der Tochter desselben Beatrix, welche mit Johann I. von Castilien vermählt war, und wurde nach seinem Siege bei Aljubarrota 1385 über die Castilier von den Ständen als König anerkannt, von den Castiliern aber erst nach langem Kriege 1411. So wurde J. der Gründer einer zweiten portug. Dynastie, welche darauf bedacht war, im Innern die Macht des Adels einzudämmen und nach außen hin sich durch Erwerbungen an der afrik. Küste zu verstärken; 1415 ward Ceuta erobert und seit 1418 begann J.s jüngerer Sohn Heinrich, genannt der Seefahrer, als Großmeister des Christusordens seine Thätigkeit, durch welche das westl. Afrika entdeckt und schließlich Handel und Herrschaft der Portugiesen bis nach Indien ausgedehnt wurde. J., der an Stelle Coimbras Lissabon zur Residenz machte, starb 1433.

Johann II., der Vollkommene, König von Portugal 1481—95, der Sohn Alfons' V., unterwarf den Adel seinen Gerichten und unterdrückte den Aufruhr desselben; von den Führern desselben wurden Herzog Ferdinand von Braganza enthauptet, Herzog Jakob von Viseo, wie jener ein Vetter des Königs, von diesem selbst 1483 erstochen. Für die Ausdehnung der portug. Herrschaft in Afrika war J. wie seine Vorfahren eifrig bemüht; unter ihm wurde im Golf von Guinea Fuß gefaßt, und Bartholomäus Diaz entdeckte 1486 die Südspitze Afrikas, welche J. wegen der nun sichern Aussicht, nach Indien gelangen zu können, Kap der Guten Hoffnung nannte. Der unter päpstl. Vermittelung mit Spanien geschlossene Vertrag von Tordesillas überwies den Portugiesen alle Entdeckungen östlich einer Linie, welche 350 Meilen westlich von den Azoren gezogen wurde. Da J.s einziger Sohn Alfons schon 1491 gestorben war, ging die Krone bei seinem Tode 1495 auf einen Vetter Emanuel, Herzog von Beja, über, den Bruder des ermordeten Herzogs von Viseo.

Johann III., König von Portugal 1521—57, Sohn Emanuels d. Gr., schloß sich ganz an Kaiser Karl V. an, dessen Schwester Katharina er heiratete und dessen Tochter Johanna er mit seinem Sohne Johann vermählte. Noch war das Ansehen Portugals im Steigen, besonders da gerade in dieser Zeit die Besitzungen in Indien an Ausdehnung und Ertrag zunahmen. Aber im Innern wurde schon der Keim des Zerfalls sichtbar durch den steigenden Einfluß der Jesuiten, welche nach dem Tode J.s durch dessen Bruder, den Kardinal Heinrich, als Regenten für den unmündigen König Sebastian, den Sohn des schon 1554 gestorbenen Prinzen Johann, die ganze Regierung in ihre Hand bekamen.

Johann IV., König von Portugal 1640—56, ist der Befreier des Landes von der 60jährigen verderblichen Herrschaft der Spanier. Entsprossen aus dem Hause der Herzöge von Braganza, einer Nebenlinie der von Johann I. begründeten Dynastie, erhob er sich mit einer Anzahl Unzufriedener gegen die Spanier und bemächtigte sich 1. Dez. 1640 fast ohne Blutvergießen Lissabons. In wenigen Tagen war das ganze Land im Aufstande, der Feind vertrieben, J. als König ausgerufen. Doch blieb der Thron des ersten Braganza fortwährend gefährdet und der Kampf gegen Spanien wurde durch einen gleichzeitigen Krieg mit Holland erschwert, welches während der span. Herrschaft sich Brasiliens bemächtigt hatte, dieses nicht herausgeben wollte und jetzt obendrein Ceylon eroberte. Da J.s ältester Sohn Theodosius 1653 gestorben war, folgte ihm 1656 der zweite, Alfons VI.

Johann V., König von Portugal 1706—50, gewann durch die Unterstützung Englands im Spanischen Erbfolgekriege eine Erweiterung Brasiliens, in welchem 1730 zuerst Diamanten entdeckt wurden. Er versuchte das Land von dem übermächtigen Einflusse der Jesuiten zu emancipieren, gründete 1720 die Akademie der portug. Geschichte und schränkte die Inquisition ein. Vom Papst Benedikt XIV. erhielt er für sich und seine Nachfolger 1748 den Titel des «allertreuesten Königs». In seinen letzten Jahren ließ er sich von dem Franziskaner Gaspard leiten. J. starb 31. Juli 1750.

Johann VI., König von Portugal 1816—26, hatte als Regent für seine gemütskranke Mutter Maria I. von Brasilien aus, wohin sich der Hof vor den Franzosen geflüchtet, die Regierung des namentlich durch engl. Waffen wieder befreiten Portugal dem engl. Marschall Beresford übertragen, gegen welchen als Fremden und Vertreter des Absolutismus sich bald Unzufriedenheit erhob. Am 24. Aug. 1820 empörte sich das Militär in Oporto, und das ganze Land schloß sich der Bewegung an, bei welcher namentlich auch die Rückkehr des Hofs nach Lissabon verlangt wurde. In der That kehrte J. 4. Juli 1821 nach Portugal zurück und beschwor die span. Verfassung von 1812, welche die Cortes mit geringen Abänderungen zu der ihrigen gemacht hatten. Bald begannen aber reaktionäre Bewegungen, an deren Spitze die Königin Carlotta, Schwester Ferdinands VII. von Spanien, und ihr jüngerer Sohn

Digitized by Google

Dom Miguel traten. Letzterer zog im Mai 1823 einige Regimenter auf seine Seite und brachte auch den Vater in seine Gewalt, der nun die Verfassung aufhob, die Klöster erneuerte und der Geistlichkeit die eingezogenen Güter zurückgab. Da J. jedoch auf die Absicht, alle Liberalen zu vernichten, nicht einging, suchte ihn Miguel ganz beiseite zu schieben. Der Anschlag mißlang dadurch, daß der König 9. Mai 1824 auf ein engl. Schiff flüchtete und von hier aus, durch die Gesandten der Großmächte unterstützt, den Sohn für einen Hochverräter erklärte. Miguel mußte, da diesmal die Truppen dem Könige treu blieben, sich unterwerfen und wurde auf Reisen geschickt, worauf J. die Verfassung wieder in Kraft setzte. J. starb 10. März 1826, und mit seinem Tode löste sich die Verbindung Portugals mit Brasilien, da sein Sohn Dom Pedro, welcher bisher für den abwesenden Vater das letztere regiert hatte, Brasilien nicht mit Portugal vertauschen wollte und daher zu Gunsten seiner unmündigen Tochter Donna Maria da Gloria der Krone Portugals entsagte.

Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen, 1525—32, geb. 30. Juni 1468, vierter Sohn des Kurfürsten Ernst (s. d.), ward am Hofe seines mütterlichen Verwandten, Kaiser Friedrichs III., erzogen, focht unter Maximilian I. gegen die Ungarn und Venetianer und führte nach des Vaters Tode in voller Eintracht zusammen mit seinem Bruder Friedrich dem Weisen die Regierung bis zu dessen Tode (6. Mai 1525). J.s erste Handlung war darauf die energische Unterdrückung des Bauernkriegs, zugleich mit entschiedener Sicherung der Reformation in dem Kurgebiet. Der kath. Reaktion gegenüber verband er sich 1526 zu Gotha-Torgau mit Philipp von Hessen und setzte mit diesem in Speier den dem Evangelium günstigen Reichstagsbeschluß durch. In den Packschen Händeln mäßigte er 1528 mit Erfolg den kriegerischen Eifer Philipps, trat aber 1529 auf dem zweiten Reichstage in Speier neben diesem um so entschlossener auf, unterzeichnete als führender Fürst die «Protestation» und behauptete nach mehrern Schwankungen, die im «Marburger Kolloquium» ihren schroffsten kirchlich-polit. Ausdruck fanden, auf dem Augsburger Reichstage gegen das persönliche Andrängen des Kaisers seine protest. Haltung. Da war es, wo er sich den Namen des «Bekenners» erwarb. Die Folge war der Schmalkaldische Bund, der Dez. 1530 unter seiner Mitwirkung und Führung zu Stande kam. J. hatte das Glück, diese Politik im Nürnberger Religionsfrieden (1532) zum ersten Siege zu führen, und zu sterben (16. Aug. 1532), bevor er die Unsicherheit desselben erkennen konnte.

Johann Friedrich der Großmütige, Kurfürst von Sachsen, 1532—47, Sohn Johanns des Beständigen, geb. 30. Juni 1503 zu Torgau, regierte nach des Vaters Tode (Aug. 1532) in streng protest. Sinne den Staat, nach außen als führender Fürst den Schmalkaldischen Bund vertretend, nach innen durch Visitationen, Kirchenordnungen, Pflege der wittenberger Universität u. s. w. die Landeskirche ausbauend. Im J. 1535 erhielt er persönlich zu Wien die Bestätigung der Kurwürde. Die Ausbreitung des evang. Geistes in Nieder- und Oberdeutschland unter der Ägide des Schmalkaldischen Bundes, wobei J., freilich meist von dem thatkräftigen Landgrafen Philipp von Hessen fortgerissen, in vorderster Reihe stand, die Verjagung des Katholikenführers Herzog Heinrich von Braunschweig 1542 und seine Gefangennehmung 1545 drängten Karl V. dahin, 1546 kriegerisch gegen den Bund einzuschreiten. Der geächtete J. führte mit Philipp von Hessen das Bundesheer, welches im Herbst 1546 ohne entscheidende Schlacht durch Karl V. auseinander manövriert wurde. Infolge des Einfalls des Herzogs Moritz in sein Stammland eilte J. im November dorthin zurück, trieb den Herzog über das Erzgebirge, erlag aber am 24. April 1547 auf der Lochauer Heide hinter Mühlberg a. E. den vereinigten Truppen des Kaisers und des Herzogs. Der Kur beraubt, zum Tode als Rebell verurteilt, erkaufte sich J. durch die Kapitulation Wittenbergs das Leben, blieb aber Karls Gefangener, bis die Empörung desselben Moritz den Kaiser bewog, J. zu entlassen. Sept. 1552 heimgekehrt, bestrebte er sich vergebens, die Kur wieder zu erlangen. Er starb, nachdem er noch 1553 die an seinen Bruder Johann Ernst vergebene «Pflege» Coburg bei dessen Tode geerbt hatte, zu Jena, dem Hauptsitze der vor Moritz geretteten «Ernestinischen Lande», 3. März 1554.

Johann Friedrich II. oder der Mittlere, Herzog von Sachsen, ältester Sohn des vorigen, geb. 8. Jan. 1529, hatte sich nach der Schlacht bei Mühlberg nach Gotha gerettet und übernahm sodann mit seinem Bruder Johann Wilhelm (geb. 11. März 1530), zugleich im Namen des noch unmündigen Bruders, Johann Friedrichs III. (geb. 17. Jan. 1537), die Administration des zufolge der Wittenberger Kapitulation der Ernestinischen Linie zugeteilten Länderteils. Durch seinen Vater veranlaßt, stiftete er 1547 die Universität Jena, die er aber erst 1558 einweihen konnte. Nach dem Tode des Vaters sollten zufolge testamentarischer Anordnung die drei Söhne gemeinschaftlich die Regierung führen, doch schon im März 1557 überließen die beiden jüngern dem ältern Bruder die Regierung auf bestimmte Zeit allein. Nach dem kinderlosen Ableben Johann Friedrichs III. 1565 teilten die beiden Brüder die Lande in zwei gleiche Teile, den weimarischen und gothaischen, von denen der erste dem jüngern, der andere dem ältern Bruder auf drei Jahre eingeräumt wurde. J. richtete viel Verwirrung an nicht nur durch seine Einmischung in die von Flacius Illyricus und andern jenaer Professoren gegen die Wittenberger geführten theol. Streitigkeiten, sondern auch durch seine Parteinahme für Wilhelm von Grumbach (s. d.), der, von ihm unterstützt, Würzburg angriff und deshalb 1563 in die Acht erklärt wurde. Da J. weder durch Vorstellungen und Bitten noch durch Drohungen bewogen werden konnte, dem Geächteten und dessen Anhängern seinen fernern Schutz zu versagen, so erklärte der Kaiser ihn selbst 1566 in die Acht und ließ 1567 seine Unterthanen an seinen Bruder Johann Wilhelm weisen, worauf der Kurfürst August von Sachsen, beauftragt mit der Vollziehung der Acht, 13. April 1567 den Grimmenstein durch Kapitulation einnahm. Grumbach und seine Anhänger wurden sofort hingerichtet, J. aber gefangen zuerst nach Dresden, dann nach Wien und hierauf zu ewigem Gefängnis nach Wienerisch-Neustadt gebracht, wohin ihm 1572 seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter Friedrichs III. von der Pfalz, folgte, die daselbst 8. Febr. 1594 starb. J. selbst, während des Türkenkriegs 1595 nach Steier gebracht, starb hier infolge eines Falles 9. Mai 1595.

Digitized by Google

Johann Wilhelm, Herzog zu Sachsen, geb. 11. März 1530 in Torgau, als zweiter Sohn Johann Friedrichs des Großmütigen, regierte seit 1554 mit seinem Bruder Johann Friedrich II. gemeinsam und kämpfte 1557—58 für Heinrich II. von Frankreich. Bei der Teilung mit seinem Bruder 1565 erhielt er die fränk. Landesteile und nahm seinen Sitz in Coburg. Er mußte die Acht an seinem Bruder vollstrecken helfen und erhielt dafür vom Kaiser dessen Länder zugesprochen. J. starb 2. März 1573 zu Weimar.

Johann Kasimir, Herzog von Sachsen-Coburg, geb. 12. Juni 1564 als dritter Sohn Herzog Johann Friedrichs II., wurde nach der Gefangennahme seines Vaters von seiner Mutter Elisabeth sorgfältig erzogen und übernahm 1586 mit seinem Bruder Johann Ernst die Regierung, bis 4. Dez. 1596 die Teilung erfolgte, in welcher J. Coburg, Johann Ernst Eisenach erhielt. Im Dreißigjährigen Kriege suchte er anfangs neutral zu bleiben, schloß sich aber später an Gustav Adolf an. Er starb 16. Juli 1633.

Johann, Herzog von Sachsen, geb. 22. Mai 1570 zu Weimar als Sohn des Herzogs Johann Wilhelm, regierte mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm gemeinsam bis zu dessen Tod 1602 und übernahm dann die Vormundschaft über die Söhne desselben und die Regierung des weimarischen Landesanteils. Er that viel für Schule und Kirche, starb aber schon 31. Okt. 1605.

Johann Ernst, Herzog von Sachsen-Weimar, ältester Sohn des Herzogs Johann, geb. 21. Febr. 1594 zu Altenburg, folgte 1605 seinem Vater unter der Vormundschaft der Kurfürsten Christian II. und Johann Georg I. von Sachsen und übernahm 1615 die Regierung selbst. Er trat in die Dienste Friedrichs V. von der Pfalz, später in die Christians von Dänemark. Er unterwarf 1626 fast ganz Schlesien, wurde dann von Wallenstein hart bedrängt, schlug sich aber nach Ungarn durch, wo er 4. Dez. 1626 zu St. Martin plötzlich starb.

Johann Adolf II., Herzog von Sachsen-Weißenfels-Querfurt, kursächs. Generalfeldmarschall und Reichs-Generalfeldzeugmeister, geb. 4. Sept. 1685, befehligte 1702 am Rhein das querfurtsche Kontingent, trat in hess. Dienste und zeichnete sich bei Hochstädt, Turin und als Reiteroberst bei Malplaquet aus, worauf er 1709 als Generalmajor in kursächs. Dienste trat. J. kämpfte während des Nordischen Kriegs auf den verschiedensten Kriegstheatern und zeichnete sich namentlich vor Stralsund, sowie 1716 in Polen aus, befehligte 1718 die sächs. Hilfstruppen in Ungarn und während des Polnischen Thronfolgekriegs 1733 und 1734 in Polen, leitete gemeinsam mit dem russ. Feldmarschall Münnich die Belagerung von Danzig und wurde 1735 kursächs. Generalfeldmarschall und Generalfeldzeugmeister des Reichs. Im J. 1736 gelangte er zur Regierung, übernahm 1742 den Oberbefehl über die sächs. Truppen und führte diesen auch während des zweiten Schlesischen Kriegs. J. starb beim Besuche der leipziger Messe 16. Mai 1745; er war der letzte Herzog von Sachsen-Weißenfels-Querfurt. Vgl. «Leben und Thaten des Herzogs J.» (Frankf. u. Lpz. 1744).

Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen, 1611—56, Sohn des Kurfürsten Christian I., geb. 5. März 1585, wurde 23. Juni 1611 der Nachfolger seines verstorbenen Bruders Christian II. Er nahm seit 1607 an der Regierung teil und vermählte sich in demselben Jahre in zweiter Ehe mit der Tochter des Markgrafen Albert Friedrich von Brandenburg, Magdalene Sibylle. Den größten Teil der Zeit seiner langen Regierung füllte der Dreißigjährige Krieg, in welchem der der Jagdlust und dem Trunk unmäßig ergebene Fürst durch sein unentschiedenes religiös und politisch beschränktes Benehmen die übelste Rolle spielte. Durch den Hofprediger Hoë von Hoënegg, welcher ganz im österr. Sinne handelte, beraten, schloß er sich 1620 dem Kaiser Ferdinand II. an, unterwarf diesem die Lausitz, die ihm schon vorläufig als Hypothek zugesichert war, und 1621 auch Schlesien. Unzufrieden wegen der Ächtung Friedrichs V. von der Pfalz, der Übertragung der Kurwürde an Maximilian von Bayern, wegen der Intriguen über die Lausitz und der Rekatholisierungsversuche in Böhmen und Schlesien, begann er mehr und mehr sich vom Kaiser abzuwenden. Durch den Brandenburger Hans Georg von Arnim, vordem Wallensteins Waffengefährten, geleitet, brachte er 1631 einen Bund der prot. Stände zu Leipzig zusammen, der ihnen eine selbständige Stellung zwischen Schweden und Habsburg sichern sollte, aber nur zum Anschluß Sachsens an Gustav Adolf führte. Ebendeshalb gab er sich nicht bedingungslos den Schweden hin, und fortwährend schwankend gedieh bald sein Plan, sich ganz von Schweden loszusagen, zur Reife. Im Frieden, welchen er mit dem Kaiser zu Prag 30. Mai 1635 abschloß, erhielt er die ihm bisher verpfändete Lausitz erb- und eigentümlich. Nachdem der Kurfürst 6. Okt. 1635 dem Königreich Schweden den Krieg erklärt, wurde sein Land von dem kaiserl. Heere und nachher von den Franzosen nicht minder wie von Schweden furchtbar heimgesucht, bis er sich mit Schweden 27. Aug. 1645 zu Kötzschenbroda bei Dresden zu einem Waffenstillstande vereinigte. Im Westfälischen Frieden ward er im Besitze der Lausitz sowie der Bistümer Meißen, Merseburg und Naumburg bestätigt, das Erzbistum Magdeburg aber nur auf die Lebenszeit des Administrators August ihm überlassen, nach dessen Tode es an Brandenburg fiel. Er starb 8. Okt. 1656. Zufolge seines Testaments entstanden durch seine vier Söhne nächst der Kurlinie noch drei regierende Linien, Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz.

Johann Georg II., Kurfürst von Sachsen 1665—80, Sohn des vorigen, geb. 10. Juni 1613, suchte die Schulden, in welche ihn seine prunkvolle Regierung stürzte, die übrigens Dresden zur schönsten deutschen Residenz, zur Stätte der musikalischen und theatralischen Genüsse und schöner Kunstsammlungen machte, durch franz. Subsidien und Abhängigkeit von Ludwig XIV. zu decken. Das brachte ihn gegen das ausgesprochene Interesse seines Hauses zu dem Entschluß, 1663—64 die Exekution des mainzer Erzbischofs Johann Philipp gegen das prot. Erfurt, den alten Zankapfel zwischen Sachsen und Mainz, zuzulassen und 1667 dem Schutzrecht über die Stadt zu entsagen, nachdem er das 1664 geschlossene Bündnis mit Frankreich noch verstärkt hatte. Die weitern Übergriffe Ludwigs führten ihn zwar auf die Seite Kaiser Leopolds I. zurück; 1673 kämpfte ein sächs. Hilfskorps gegen Turenne. Dann aber schloß J. aus Eifersucht gegen Kurbrandenburg und aus Sehnsucht nach den Subsidien sich aufs neue an den König, dem er 1679 ganz geheim, sogar ohne Vorwissen seines Geheim-

Digitized by Google

rats seine Unterstützung bei der Wahl zum röm. König zusagte. Gemahlin J.s war seit 1638 Magdalena Sibylla von Brandenburg-Bayreuth, die ihm außer seinem Nachfolger Johann Georg III. eine Tochter Erdmuthe Sophie schenkte. Er starb zu Freiberg 1. Sept. 1680.

Johann Georg III., Kurfürst von Sachsen, 1680—91, einziger Sohn des vorigen, geb. 20. Juni 1647, hatte schon 1673 als Anführer eines sächs. Armeekorps gegen die Franzosen seinen kriegerischen Sinn bewährt. Mit Willensfestigkeit trat er nach des Vaters Tode gegen die Anmaßungen seiner Vettern auf. Die Beziehungen zu Frankreich brach er alsbald ab und stellte sein nach Brandenburgs Vorgang gebildetes stehendes Heer in den Dienst des Kaisers. Im J. 1683 trug er mit seinen 20000 Sachsen wesentlich zur Entsetzung Wiens bei. In Person schloß er 1684 mit der Republik Venedig einen Subsidienvertrag, zufolge dessen 3000 Mann Sachsen bis 1687 in Morea gegen die Türken fochten; auch unterstützte er 1686 den Kaiser bei der Eroberung Ofens. Bei dem Ausbruche des Reichskriegs 1688 war er der erste aller deutschen Fürsten, der gegen Ludwig XIV. am Rhein erschien; doch mußte er sich bei den mangelnden Streitkräften zunächst damit begnügen, die Grenzen zu decken. Im J. 1690 übernahm er das Kommando der Reichsarmee, konnte aber auch jetzt nicht viel ausrichten. Nachdem er bereits kränkelnd den Feldzug von 1691 eröffnet, starb er zu Tübingen 12. Sept. 1691.

Johann Georg IV., Kurfürst von Sachsen, 1691—94, der älteste Sohn und Nachfolger des vorigen, geb. 18. Okt. 1668, erhielt wenige Tage nach seiner Geburt von seinem Großvater mütterlicher Seite, dem König Friedrich III. von Dänemark, den Titel eines Erben von Dänemark und Norwegen. Frühzeitig fesselte ihn die Liebe zu der schönen Magdalena Sibylle von Neitschütz (geb. 1675), Tochter seines Gardeobersten. Um J. von dieser Neigung abzuziehen, wurde er zur Reichsarmee an den Rhein gesendet. Hier befand er sich, als sein Vater starb. Nach Antritt der Regierung schien er anfangs dem polit. System seines Vaters treu bleiben zu wollen und trat deshalb auch 1692 mit dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg in engere Verbindung. Auf Andringen desselben mußte er sich 1692 mit der verwitweten Markgräfin von Brandenburg-Ansbach, Eleonore Erdmuthe Luise, einer geborenen Prinzessin von Sachsen-Eisenach, vermählen. Bald darauf aber schloß J. ein Bündnis mit dem Kaiser (20. Febr. 1693), der dafür Sibylle von Neitschütz zur Reichsgräfin von Rochlitz erhob, und führte ein Hilfskorps an den Rhein. Zwistigkeiten mit den andern deutschen Fürsten im Lager bewogen ihn bald nach Dresden zurückzugehen, wo er, erst 26jährig, 27. April 1694 an den Blattern starb.

Johann (Nepomuk Maria Joseph), König von Sachsen, einer der gelehrtesten Fürsten der neuern Zeit, Bruder und Nachfolger König Friedrich Augusts II., wurde 12. Dez. 1801 geboren als jüngster Sohn des Prinzen Maximilian und dessen erster Gemahlin, einer Prinzessin von Parma. Der Prinz machte unter guter Anleitung umfassende Studien. Eine Reise nach Italien 1821—22 mit seinem ältern Bruder Clemens, der dort starb, befestigte seine Vorliebe für die ital. Litteratur. Im J. 1828 ließ er als eine Frucht seiner ital. Sprachstudien die ersten zehn Gesänge von Dantes «Hölle» und 1833 die übrigen Gesänge der «Hölle», mit einem («Philalethes» unterzeichneten) Vorwort und Anmerkungen, zur Privatverteilung drucken. Überdies nahm er vielen Anteil an dem 1824 gestifteten Sächsischen Altertumsverein, in welchem er lange Zeit den Vorsitz führte. Nach Erwählung seines ältern Bruders zum Mitregenten übernahm er das Kommando der Kommunalgarden, das er viele Jahre hindurch führte. Ferner erhielt er Sitz und Stimme im Geheimen Rat und, als dieser aufgelöst wurde, den Vorsitz im Staatsrat. Einen Beweis seiner erfolgreichen Dante-Studien lieferte er in der metrischen Übertragung der «Divina commedia» mit kritischen und histor. Erläuterungen (3 Bde., Lpz. 1839—49; 2. Aufl. 1865—66, sowie drei unveränderte Abdrücke 1868, 1871 u. 1877).

Nachdem er infolge des plötzlichen Ablebens seines Bruders 9. Aug. 1854 den Thron bestiegen, führte er die Regierung in dessen Geiste fort. In der schlesw.-holstein. Angelegenheit nahm er eine durchaus bundesgemäße Stellung ein, der zufolge Sachsen im Verein mit Hannoveranern Ende Dezember 1863 Holstein besetzten, von dort aber, nachdem Österreich und Preußen die Occupation in die Hand genommen hatten, auf Grund des Bundesbeschlusses vom 5. Dez. 1864 wieder zurückgezogen wurden. Als Preußen infolge der Bundestagssitzung vom 14. Juni 1866, in welcher Sachsen zu Gunsten des österr. Mobilisierungsantrags gegen Preußen gestimmt hatte, den Bundesvertrag für gebrochen erklärte und ein Heer in Sachsen einrücken ließ, zog sich J. mit der sächs. Armee nach Böhmen zurück und blieb bis nach dem am 21. Okt. abgeschlossenen Frieden in Österreich. Am 3. Nov. 1866 kehrte er nach Dresden zurück. Gegenüber den neu sich bildenden staatlichen Verhältnissen des Norddeutschen Bundes, sowie beim Ausbruche des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871, nicht minder aber auch bei der Konstituierung des Deutschen Reichs bewahrte er feste Bundestreue. (S. Sachsen.) J. starb nach längerer Krankheit 29. Okt. 1873 in Pillnitz.

Vermählt war J. seit 10. Nov. 1822 mit Amalie Augusta (geb. 13. Nov. 1801, gest. 8. Nov. 1877), einer Tochter des Königs Maximilian Joseph von Bayern und Schwester der verwitweten Königin Maria von Sachsen. Von den drei Prinzen und sechs Prinzessinnen, welche dieser Ehe entsprossen, leben: sein Nachfolger, König Albert (s. d.); Prinz Georg (s. d.); Prinzessin Elisabeth, geb. 4. Febr. 1830, vermählt seit 1850 mit Ferdinand, Herzog von Genua, der 1855 starb. Vgl. von Falkenstein, «J., König von Sachsen» (Dresd. 1878).

Johann I., König von Dänemark, Norwegen und Schweden, war schon als Knabe 1457 von den Schweden als Nachfolger seines Vaters Christian I. von Oldenburg anerkannt worden und galt, als er 1481 diesem in den andern Reichen nachfolgte, auch in Schweden als Oberherr, obwohl die thatsächliche Regierung in den Händen des Reichsverwesers Sten Sture lag. Von Nebenbuhlern bedrängt, entsagte letzterer 1497 ganz zu Gunsten J.s. Nun zog J. 1500 mit einem zahlreichen Söldnerheer, der «großen Garde», und holstein. Rittern gegen die Bauernrepublik der Ditmarschen, erlitt aber bei Hemmingstedt eine gewaltige Niederlage. Das ermutigte auch die Schweden zur Losreißung von der drückenden Union; sie eroberten 1501 Stockholm, nahmen J.s Gattin gefangen und wählten sich wieder Reichsverweser, erst Sten Sture, nach dessen

Digitized by Google

Tod 1504 seinen frühern Gegner Swante Sture, endlich 1512 dessen Sohn Sten Sture. J. aber war um so weniger im Stande, Schweden zu unterwerfen, weil er gleichzeitig auch mit Lübeck und den Hanseaten wegen ihrer Handelsbeziehungen dorthin in einen für die dän. Flotten verderblichen Krieg geraten war, und kaum war dieser beigelegt, als er selbst Febr. 1513 starb. Seine Ansprüche auf Schweden gingen auf seinen Sohn Christian II. über.

Johann III., König von Schweden 1569—92, war der zweite Sohn Gustav I. Wasa und vom Vater mit Finland ausgestattet worden, während der ältere Bruder Erich XIV. 1560 in Schweden nachfolgte. Zwischen beiden Brüdern brach offene Feindschaft aus, als J. sich mit der kath. Katharina aus dem poln. Königshause der Jagellonen verheiratete und die geforderte Hilfe gegen Polen im livländ. Kriege versagte. Nach Stockholm vorgeladen, kam er nicht, wurde zum Tode verurteilt, mit Gewalt in Abo 12. Aug. 1563 gefangen genommen und dann auf dem Schlosse Gripsholm in strengster Haft gehalten, während welcher die Wutanfälle Erichs ihn wiederholt in Todesgefahr brachten. In einer Anwandlung von Reue ließ Erich den Bruder (8. Okt. 1567) plötzlich frei, zu seinem Verderben. Denn J. und sein jüngerer Bruder Karl von Südermanland erhoben nun offenen Aufruhr, überfielen Erich in Stockholm (18. Sept. 1568), ließen ihn von den Ständen absetzen und zu ewiger Gefangenschaft verurteilen. An seiner Statt wurde J. 24. Jan. 1569 zum Könige erwählt und er sicherte sich die Krone 1577 durch die Ermordung Erichs. Der lange Krieg, welchen er mit Russen und Polen um den Besitz der livländ. Provinzen zu führen hatte, erschöpfte die Hilfsmittel Schwedens, und der Friede, welchen er 1582 mit Polen schloß, brachte ihm nur einen Teil Livlands und Estland. Den Bekehrungsversuchen des Jesuiten Antonio Possevino kam J. so weit entgegen, daß man an seinen heimlichen Übertritt glaubte. Als jedoch sein Sohn Sigmund 1587 in Polen König geworden war und Karl von Südermanland Neigung zeigte, unter der Fahne des Lutbertums die Nachfolge Sigmunds in Schweden zu hintertreiben, lenkte J. wieder ein: die Jesuiten wurden ausgewiesen, jeder Übertritt mit Verbannung bestraft. J. starb 17. Nov. 1592.

Johann II., Fürst von Liechtenstein, s. Liechtenstein.

Johann, Graf von Brienne, s. Brienne de Châtelet (Jean de).

Johann der Unerschrockene, Herzog von Burgund, erbte dieses Land 1404 von seinem Vater Philipp dem Kühnen, welchem es 1363 als heimgefallenes Kronlehn von seinem Vater dem König Johann dem Guten von Frankreich verliehen war. Er erbte aber auch den Haß gegen den Herzog Ludwig von Orléans, welcher während der Geisteskrankheit des Königs Karl VI. die Regierung führte, und J. ließ diesen 1407 in Paris ermorden. Der aus dieser blutigen That entsprungene Krieg zwischen J. und seinem Vetter, dem Dauphin Karl VII., sollte endlich 1419 durch eine Zusammenkunft auf der Brücke von Montereau beendet werden. Aber bei dieser Gelegenheit wurde J. von den Begleitern des Dauphin erstochen. J.s Sohn, Philipp der Gute, schloß sich deshalb ganz den Engländern an, um den Dauphin der Nachfolge zu berauben.

Johann (Baptist Jos. Fabian Sebastian), Erzherzog von Österreich, 1848—49 deutscher Reichsverweser, geb. 20. Jan. 1782 zu Florenz als Sohn des Großherzogs Peter Leopold von Toscana, des nachherigen Kaisers Leopold II., und der Marie Ludovica, Tochter König Karls III. von Spanien. Er erhielt seine Erziehung in Florenz und Wien, wurde im Kriege mit Frankreich schon im Sept. 1800 Generalissimus des österreich. Heeres in Bayern, jedoch 3. Dez. 1800 bei Hohenlinden geschlagen, und zog sich, da der Friede von Lunéville vorläufig den Krieg beendete, wieder in das Privatleben zurück, wurde dann zum Generaldirektor des Genie- und Fortifikationswesens in Österreich ernannt und wirkte namentlich in den Kämpfen von 1805 und 1809 für die Bewaffnung und Erhebung des Volks in Tirol. Im J. 1809 erhielt J. den Oberbefehl über die 80000 Mann starke österr. Südarmee gegen den Vizekönig Eugen, welchen er in dem Kampfe bei Sacile am 16. April 1809 besiegte. Er wandte sich dann nach Norden, wurde jedoch am 14. Juni bei Raab geschlagen. Daß die verspätete Ankunft seines erschöpften Heeres bei Wagram nicht schuld an dem Verluste der dort stattfindenden Schlacht war, ist aktenmäßig festgestellt. Im J. 1815 befehligte J. die österr. Reserven am Oberrhein und zwang die Festung Hüningen am 26. Aug. 1815 zur Übergabe. Seit jener Zeit widmete sich der Erzherzog fast ausschließlich seinen naturwissenschaftlichen und histor. Studien und wandte sich mit besonderer Vorliebe den Alpenländern, insbesondere der Steiermark zu, für die er von großer kulturhistor. Bedeutung wurde durch seine rege Teilnahme an allen Gegenständen des öffentlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Lebens im Lande. Im J. 1811 schon begründete er durch das Geschenk seiner reichen wissenschaftlichen Sammlungen das Museum und die höhere Lehranstalt «Joanneum» in Graz. Die Mißgunst des wiener Hofs, welche sich den populär gewordenen Prinzen, der 1827 die Tochter des Postmeisters Plochl in Aussee heiratete, zuwandte, schwand nach dem Tode des Kaisers Franz. Anna Plochl (geb. 1804) wurde zur Baronin von Brandhofen, später zur Gräfin von Meran erhoben und lebt in Graz. Der einzige Sohn dieser Ehe ist der im J. 1839 geborene Graf Franz von Meran. Im J. 1848 ernannte der geflüchtete Kaiser Ferdinand J. zu seinem Stellvertreter; wegen seiner deutschnationalen Gesinnung wählte ihn dann die Nationalversammlung in Frankfurt a. M. zum deutschen Reichsverweser. Allein bald wurde ihm die Unhaltbarkeit dieser Stellung, in welcher er für Österreich mannhaft eintreten zu müssen glaubte, klar; nach dem Abschlusse des sog. Interims resignierte er am 20. Dez. 1849, verließ Frankfurt und kehrte nach Steiermark zurück, wo er zumeist sein Palais in Graz bewohnte. Er starb 10. Mai 1859 zu Graz. Am 8. Sept. 1878 wurde ein großes Brunnenmonument zu Graz, welches des Erzherzogs überlebensgroße Figur zeigt, enthüllt.

Vgl. von Leitner, «Johann Baptist, kaiserl. Prinz und Erzherzog von Österreich», in dem Werke Flubels: «Ein treues Bild des Herzogtums Steiermark» (Graz 1860), die beste Biographie J.s; ferner Schimmer, «Das Leben und Wirken des Erzherzogs Johann von Österreich» (Mainz 1849); Schneidawind, «Das Leben des Erzherzogs Johann von Österreich» (Schaffhausen 1849); Ant. Schlossar, «Erzherzog Johann von Österreich und sein Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark» (Wien 1878); derselbe, «Erzherzog Johann Baptist von Österreich» (Wien 1880).

Digitized by Google

Johann von Österreich, gewöhnlich Don Juan d'Austria genannt, natürlicher Sohn Kaiser Karls V. von der schönen regensburger Bürgerstochter Barbara Blomberg, ward 24. Febr. 1547 in Regensburg geboren und wuchs seit 1550 unter dem Namen Geronimo im Dorfe Leganes unweit Madrid bei Pflegeeltern geringen Standes heran. Im J. 1554 übergab man ihn der Gemahlin Quixadas, Madalena da Ulloa, und seitdem wurde er auf dem Schlosse Villagarcia unweit Valladolid erzogen. Karl V. hatte bereits durch ein geheimes Codicill vom 6. Juni 1554 den Knaben als seinen Sohn anerkannt und aufs dringendste seinem Thronfolger anempfohlen. Philipp II. erkannte ihn Sept. 1559 als Sprößling des Hauses Österreich an. Seitdem hieß der Knabe Don Juan d'Austria und erhielt eine fürstl. Hofhaltung, erst in Valladolid, dann in Madrid. Im J. 1561 bezog er mit dem Infanten Don Carlos und Alexander Farnese von Parma die Hochschule zu Alcala und blieb daselbst bis Ende 1564. J. zeigte entschiedene Neigung zum Kriegswesen, erhielt aber erst 1568 den Befehl über ein Geschwader von 33 Galeeren, mit denen er (Juni bis September) glücklich gegen die afrik. Seeräuber kämpfte. Dann unterdrückte er den Aufstand der Moriscken in Granada nach langwierigem Kampfe (April 1569 bis Nov. 1570). Eine glänzendere Laufbahn eröffnete sich für J., als im Mai 1571 Papst Pius V., Spanien und Venedig sich zu einer «ewigen Liga» gegen die Türken vereinigten und ihn zum Oberbefehlshaber ihrer Flotte bestellten. Am 7. Okt. 1571 schlug er die glorreiche Seeschlacht bei Lepanto (s. d.). Doch die Früchte des Siegs gingen durch die Eifersucht der Verbündeten verloren, und Venedig trat schon im März 1573 von der Liga zurück. Dennoch nahm J. im Okt. 1573 Tunis ein. Diese Eroberung ward indes von der span. Politik weder gehörig gewürdigt noch verteidigt, und so fiel Tunis schon im Sept. 1574 wieder den Türken zu.

J. hatte erst daran gedacht, sich eine selbständige Herrschaft in Morea und Albanien zu erkämpfen, dann aber ein Königreich in Tunis zu begründen. Philipp II. wies solche Pläne entschieden zurück und verweigerte seinem Stiefbruder auch die Erhebung zum Infanten von Spanien, übertrug ihm dagegen die Statthalterschaft über die span. Provinzen in Italien und 1576 die Statthalterschaft in den Niederlanden. J. reiste von Madrid aus verkleidet durch Frankreich und traf 4. Nov. 1576 in Luxemburg ein, wo den Winter hindurch über einen Vergleich mit den niederländ. Ständen verhandelt wurde. Am 7. April 1577 erließ er das sog. Edictum perpetuum, welches die Versöhnung besiegeln sollte, zog 1. Mai in Brüssel ein und ward daselbst 4. Mai als Statthalter und Generalkapitän anerkannt. Aber Wilhelm von Oranien verweigerte seine Unterwerfung, und der Aufruhr brach bald von neuem aus. So hielt J. schon im Juli es für geraten, sich nach Namur zurückzuziehen. Nachdem ihm die Stände im Okt. 1577 den Gehorsam aufgekündigt, entsetzten sie ihn 7. Dez. förmlich der Statthalterschaft. Als Ende des Jahres Alexander Farnese mit einem span. Heere in den Niederlanden ankam, eröffnete J. die Feindseligkeiten und erfocht 31. Jan. 1578 bei Gembloux einen Sieg. Aber Philipp II., dessen Mißtrauen durch J.s Pläne gegen England und Schottland erregt war, ließ es an der gehörigen Unterstützung fehlen. So zog der Krieg sich ohne Entscheidung hin, bis J. 1. Okt. 1578 im Lager bei Namur plötzlich (wahrscheinlich durch Gift) starb. J. wurde dramatisch von Delavigne und G. von Putlitz (Berl. 1860), episch von Frankl (Lpz. 1846) behandelt.

Vgl. «Histoire de Don Jean d'Autriche» (Amsterd. 1690); Havemann, «Das Leben des Don Juan d'Austria» (Gotha 1865).

Der jüngere Don Juan d'Austria, geb. 7. April 1629, ein natürlicher Sohn des Königs Philipp IV. von Spanien und der Schauspielerin Maria Calderon, wurde Großprior von Castilien, nahm 1642 am Kriege gegen Portugal teil, unterdrückte 1647 den von Masaniello geleiteten Aufstand in Neapel, wurde Statthalter in Italien, schlug 1652 den Aufstand in Catalonien nieder und zeichnete sich im Kriege gegen Frankreich als Feldherr aus. Im J. 1656 ward er Statthalter in den span. Niederlanden und kämpfte anfangs mit Glück, verlor aber zuletzt gegen Turenne 14. Juni 1658 die Schlacht in den Dünen; der Rest seiner Truppen wurde bei Oudenaarde vernichtet. Nachdem mit Frankreich der sog. Pyrenäische Friede (1659) geschlossen war, erhielt er 1660 den Oberbefehl im Kriege gegen Portugal, wurde aber 8. Juni 1663 bei Estremoz entscheidend geschlagen und legte 1664 das Kommando nieder. Die Königin-Witwe Maria Anna, welche für ihren unmündigen Sohn Karl II. die Regentschaft führte, ernannte ihn zum Vizekönig von Aragonien. Später rief ihn Karl II. an den Hof zurück und ernannte ihn zum ersten Minister. Don Juan starb 17. Sept. 1679. Vgl. «Vita di Don Giovanni d'Austria» (Köln 1688).

Johann von Gott, s. Gott (Johann von).

Johann von Leiden, eigentlich Johann Bockelson, auch Bockold genannt, Führer der Wiedertäufer (s. d.), Sohn eines Schulzen im Haag und einer leibeigenen Westfälin, wurde um 1510 in Leiden geboren und ließ sich, nachdem er als Schneidergeselle weit umhergewandert, in seiner Vaterstadt als Schneider nieder. Doch lag ihm Lebensgenuß und heiteres Spiel mehr am Herzen als sein Handwerk. In den poetischen Vereinen versuchte er sich als Dichter und Schauspieler, wobei ihm sein gewinnendes Äußeres und seine Rednergabe zu statten kamen. Von der Lehre der Wiedertäufer ergriffen, ward er einer ihrer wildesten und begabtesten Wanderpropheten. So kam er mit Jan Matthys 1533 nach Münster, unterstützte diesen mit Eifer und Erfolg bei seinem Bekehrungswerk und ward, als Matthys im Frühjahr 1534 fiel, dessen Nachfolger. J. warf nun die alte Verfassung der Stadt um, richtete Münster als das Königreich Zion ein, bestellte Richter und bildete die Gesetzgebung in phantastisch verworrener Weise nach den theokratischen Anschauungen des Alten Testaments. Seine Ausrufung zum König von Zion vollendete das abenteuerliche und wahnwitzige Werk. J., der sich der Welt als den auserwählten König der Apokalypse ankündigte, führte die Vielweiberei ein, schwelgte in Üppigkeit und königl. Pracht, verübte mit priesterlicher Salbung blutige Thaten und machte die Stadt zum Schauplatz zahlloser religiös-fanatischer und grobsinnlicher Ausschweifungen. Nach mehrern vergeblichen Angriffen ward im Juni 1535 die Stadt Münster durch den Bischof erobert. Der Schneiderkönig wurde mit den übrigen Rädelsführern gefangen genommen, 23. Jan. 1536 unter

Digitized by Google

furchtbaren Martern hingerichtet und sein Körper in einem eisernen Käfig an einem hohen Turme der Stadt aufgehängt. In Meyerbeers Oper «Der Prophet» (Text von Scribe) sind die Schicksale J.s dramatisch, in Hamerlings «König von Sion» episch behandelt. Vgl. Cornelius, «Geschichte des münsterischen Aufruhrs» (2 Bde., Lpz. 1855—60); Hase, «Neue Propheten» (2. Aufl., Lpz. 1860); Keller, «Geschichte der Wiedertäufer» (Münst. 1880).

Johann von Ligne, Herzog von Arenberg (s. d.).

Johann von Nepomuk, s. Nepomuk.

Johann von Schwaben, s. Johannes, genannt Parricida.

Johann von Soest, eigentlich J. Grumelkut, deutscher Schriftsteller des 15. Jahrh., geb. 1448 zu Unna in Westfalen, lebte in der Jugend in Soest und wurde auf Veranlassung des Herzogs von Kleve zum Sänger ausgebildet. Nach manchen Wanderungen kam er 1471 nach Heidelberg, wurde kurfürstl. Singemeister daselbst, später Arzt, und lebte zuletzt in Frankfurt a. M.; er starb 1506. Er veröffentlichte eine Autobiographie in Reimen und übersetzte aus dem Niederländischen die romant. Dichtung «Margarete von Limburg» (1471—80).

Johann von Speyer, Buchdrucker, s. Spira.

Johann, Abt von Viktring (daher Victoriensis) in Kärnten 1307—47 und bis 1341 auch Kaplan der Herzöge von Kärnten und Österreich, schrieb seit 1341 an einer Geschichte Österreichs und Kärntens, welche er durch Zusätze allmählich zu einer Reichsgeschichte erweiterte. Es ist dies Werk «Liber certarum historiarum» eine durch Zuverlässigkeit ausgezeichnete Darstellung der Geschichte des 13. und 14. Jahrh. Die beste Ausgabe enthält Böhmers «Fontes rerum Germanicarum» (Bd. 1).

Johanna, eine zu den Comoren (s. d.) gehörige Insel. [unter Planeten.)

Johanna, der Name des 127. Asteroiden. (S.

Johanna, die Päpstin, eine der Fabel angehörende Persönlichkeit, soll zwischen Leo IV. (gest. 855) und Benedikt III. (gest. 858) als Johann VIII. den Stuhl Petri innegehabt haben. Die Tochter eines engl. Missionars, in Mainz oder in Ingelheim geboren, soll sie in Fulda mit einem Mönche des Klosters ein vertrautes Verhältnis angeknüpft haben und mit diesem in Mannskleidern nach Athen geflohen sein. Von dort nach Rom gekommen, ward sie zuerst Notar der Kurie, später Kardinal, endlich Papst, bis sie auf einer Prozession entbunden ward und starb. Dies sei der Grund zur Einführung der sella stercoraria, die, um das Geschlecht des Papstes vor seiner Ordination zu prüfen, faktisch seit Mitte des 11. Jahrh. bis auf Leo X. benutzt ward. Diese seit dem 13. Jahrh. allgemein berichtete Erzählung ward zuerst von dem Reformierten Blondel (Mitte des 16. Jahrh.) als unhistorisch bezeichnet. Sie scheint entstanden zu sein als Verhöhnung des Weiberregiments unter Johann X. bis XII. (919—963). Vgl. Döllinger, «Die Papstfabeln des Mittelalters» (Münch. 1863).

Johanna, Königin von Frankreich und Gemahlin Ludwigs XII., war diesem noch zur Zeit, als er Herzog von Orléans war, von ihrem Vater, Ludwig XI., aufgezwungen worden, obwohl sie von abstoßender Häßlichkeit war. Vergebens suchte sie diesen Mangel durch treue Hingebung vergessen zu machen, wie denn der Herzog allein durch ihre Fürsprache bei ihrem Bruder, dem Könige Karl VIII., aus langer Gefangenschaft freikam, welche sie freiwillig geteilt hatte. Kaum war er durch den Tod Karls selbst König geworden (1498), so betrieb er auch schon bei dem Papste Alexander VI. die Scheidung, um sich unmittelbar, nachdem sie durch Alexanders Sohn, den damaligen Kardinal Cäsar Borgia, vollzogen war, zu Anfang 1499 mit Anna von Bretagne, der Witwe seines Vorgängers, zu vermählen.

Johanna I., Königin von Neapel, folgte, da ihr Vater Karl von Calabrien schon 1328 gestorben war, unmittelbar ihrem Großvater, dem Könige Robert, im J. 1343 nach. Ihren ersten Gatten Andreas von Ungarn ließ sie 1345 erdrosseln. Zwar kam nun König Ludwig I. von Ungarn herbei, um den Bruder zu rächen, und erlangte auch für den Augenblick großen Anhang; da er jedoch den Prinzen Karl von Durazzo, der sich zuerst für ihn erhoben hatte, 1347 ermordete und auch sonst gewaltthätig war, so schlug die Stimmung gleich nach seinem Abzuge zu Gunsten J.s um, welche sich inzwischen mit einem Vetter Ludwig von Tarent 1346 vermählt hatte, und sie konnte aufs neue die Herrschaft antreten, welcher sie 1352 auch die Anerkennung Ungarns verschaffte. Der durch Förderung der Litteratur und Künste erhöhte Glanz des Hofs stand in grellem Gegensatze zur Armut und Bedrückung des Volks. Empörungen fehlten auch ferner nicht; größere Schwierigkeiten erhoben sich jedoch erst, als J. in dem Kirchenschisma für Clemens VII. in Avignon, den Gegner des röm. Papstes Urban VI., Partei ergriff, der seinerseits sie bannte, als Lehnsherr absetzte und das Land Karl dem Kleinen von Durazzo als König Karl III. verlieh. J., welche inzwischen eine Zeit lang mit dem Könige Jakob III. von Mallorca verheiratet gewesen war und endlich in vierter Ehe sich mit einem Abenteurer, dem Prinzen Otto von Braunschweig, verbunden hatte, suchte sich einen Halt zu schaffen, indem sie den Herzog Ludwig I. von Anjou zum Sohn und Erben erklärte. Aber ehe sie von ihm Hilfe erhielt, ward sie gefangen und auf Befehl Karls III. 1382 erdrosselt.

Johanna II., Königin von Neapel 1414—35, war die Tochter Karls III. aus der Linie Durazzo und Nachfolgerin ihres Bruders Ladislaus. Bei ihrer Thronbesteigung 44 J. alt, gedachte sie ihren Liebhaber Pandolf Alopo neben dem von ihr erwählten Gemahl, dem Grafen Jakob von Bourbon, beizubehalten. Bourbon beseitigte zwar den erstern, ließ aber bald J. im Stich und zog heim. Nun versuchte Herzog Ludwig III. von Anjou, gestützt auf das seinem Großvater Ludwig I. von J. I. verliehene Erbrecht, Neapel zu erobern, worauf J. den König Alfons V. von Aragonien herbeirief und 1421 zum Erben ernannte. Er vereitelte auch die Pläne des Anjou; als er jedoch selbständig sich an die Ordnung des zerrütteten Reichs machte und den Liebhaber der Königin, Caraccioli, einsperrte, adoptierte sie aus Rache 1423 den bisher feindlichen Ludwig und es gelang ihr, sich mit dessen Hilfe zu behaupten. Nach Ludwigs Tode setzte sie seinen Bruder René zum Erben ein. Sie starb 1435. Mit J. erlosch das von Karl I. von Anjou begründete Königshaus von Neapel, welches 1443 endgültig unter die Herrschaft der Aragonier kam.

Johannard (Jules), Mitglied der pariser Commune, geb. 1843 zu Baume, eine Zeit lang bei einem Handelshause angestellt, wurde Mitglied der

Digitized by Google

Internationale und im Juli 1870 wegen sozialdemokratischer Umtriebe zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Die Revolution des 4. Sept. befreite ihn; J. wurde zum Hauptmann der Nationalgarde, und nach dem 18. März 1871 zum Mitglied der Commune gewählt; er gehörte zum Ausschuß der auswärtigen Angelegenheiten, wirkte als Civilkommissar bei dem General La Cecilia, verwaltete das zweite Arrondissement und unterzeichnete 22. Mai den Aufruf zum Widerstand. Nach der Einnahme von Paris gelang es ihm, nach England zu entkommen.

Johannes, der Täufer, war nach der evang. Erzählung der Sohn des jüd. Priesters Zacharias und seiner Gattin Elisabeth. Er trat, nach der Zeitbestimmung des Lukas, im 15. Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius (29 n. Chr.), in der Wüste Juda als Bußprediger und Verkündiger der nahen Ankunft des Messiasreichs auf. Der Taufe, welche er als Symbol der Reinigung von den Sünden im Jordan vollzog, hat sich auch Jesus unterworfen, bei welcher Gelegenheit die ältere Evangelienüberlieferung den Geist Gottes auf Jesum herabkommen und eine Stimme vom Himmel ihn als den Sohn Gottes beurkunden läßt. Sämtliche Evangelien setzen voraus, daß er Jesum als den Messias prophetisch erkannt habe. Matthäus erzählt ausdrücklich, er habe darum der Taufe Jesu wehren wollen, und der vierte Evangelist verwandelt die Stimme vom Himmel über Jesus geradezu in ein dreimal wiederholtes Zeugnis des Täufers für Jesum als das Gotteslamm, das der Welt Sünden trägt. Doch hat daneben derselbe Evangelist noch die Notiz, daß J. auch nach dem Auftreten Jesu zu taufen fortgefahren habe, freilich mit ungeschichtlicher Motivierung. Die ältern Evangelien lassen den Täufer später an Jesu Beruf wieder zweifelhaft werden und bei letzterm durch Abgesandte anfragen, ob er wirklich der Messias sei. Diese Anfrage ist wahrscheinlich geschichtlich, beweist aber nur um so mehr, daß J. Jesum früher nicht als den Messias anerkannt haben kann. Sie soll aus dem Gefängnisse heraus geschehen sein, in welches Herodes Antipas den unbequemen Bußprediger geworfen hatte, nach den Evangelien, weil er den Fürsten wegen der unerlaubten Verbindung mit Herodias, der Gemahlin seines Halbbruders Herodes (in den Evangelien fälschlich Philippus genannt), zur Rede stellte, nach Josephus überhaupt aus Furcht vor dem steigenden Einflusse des J. auf die Volksmassen. Ebenso sicher wie die Gefangennahme des Täufers steht geschichtlich seine auf Befehl des Antipas erfolgte Enthauptung. Späterhin findet sich im Orient eine gnostische Partei, die Mandäer, fälschlich auch Sabier (s. d.) genannt, welche in J. die höchste Offenbarung der Gottheit verehrt haben sollen. Ein geschichtlicher Zusammenhang dieser spätern sog. Johannisjünger mit dem Täufer ist jedoch nicht zu erweisen.

In der christl. Kirche ist dem J. nach Joh. 3, 30 der Tag der Sommersonnenwende oder der 24. Juni als Festtag geweiht. Doch wird das Johannisfest in den meisten Ländern nicht mehr kirchlich gefeiert. (Vgl. Johannisfeuer.) Um so größere Bedeutung hat derselbe bei den Freimaurern erlangt, die an diesem Tage ihr höchstes Jahresfest zu begehen pflegen, weil J. in England früher als Schutzpatron der Bauleute galt. Die kath. Kirche hat außerdem den 29. Aug. dem Gedächtnisse der Enthauptung des Täufers geweiht.

Johannes, der Evangelist, d. h. nach der kirchlichen Überlieferung der Verfasser des vierten Evangeliums, war einer der Zwölf, welche Jesus bald nach seinem öffentlichen Auftreten zu seinen Jüngern berief. Er war der Sohn des Zebedäus, eines Fischers am Galiläischen See, und trieb bis zu seiner Berufung durch Jesus das Gewerbe seines Vaters. Nach der ältesten Tradition bildete er mit seinem Bruder Jakobus und Simon Petrus gewissermaßen den engern Ausschuß des Jüngerkollegiums und wird als ein eifriger, aber ungestümer Anhänger Jesu geschildert. In der Urgemeinde zu Jerusalem erscheint er mit Petrus und Jakobus, dem Bruder des Herrn, als eine der Säulen des Judenchristentums, denen Paulus mühsam die Anerkennung seiner Heidenmission abdringen mußte. Die spätere Sage entwirft dagegen unter dem Einflusse des nach ihm benannten Evangeliums ein wesentlich anderes Bild von ihm. Hiernach wird er als der sanfte, fast weiblich-zarte Lieblingsjünger Jesu geschildert, als der Vertreter seiner höchsten Geheimnisse, der an des Meisters Busen lag wie der göttliche Logos selbst am Busen des ewigen Vaters. Die alte Erwartung, daß J. die Wiederkunft Jesu noch erleben werde, prägte sich später in der Sage aus, daß er nicht sterben könne, sondern in der Verborgenheit dem Anbruch des messianischen Tags entgegenschlummere. Die gewöhnliche Überlieferung läßt ihn wenigstens alle andern Apostel überleben und hochbetagt unter Trajan sterben. Nach der kirchlichen Sage soll er sich in seinen spätern Lebensjahren nach Ephesus gewendet haben. Andere Sagen knüpfen sich an seine angebliche Verbannung unter Domitian nach Patmos und an sein noch abenteuerlicheres Ölmärtyrertum in Rom. Sein Festtag in der kath. Kirche ist der 27. Dez., sein Symbol ist der Adler; er selbst wird abgebildet als Jüngling mit mädchenhaften Zügen, öfters mit einem Kelch in der Hand, aus dem eine Schlange emporsteigt. Die zwiespältige Tradition des kirchlichen Altertums über ihn hat auch die Kritik der unter seinem Namen auf uns gekommenen Schriften des Neuen Testaments außerordentlich erschwert. Daß der Verfasser der Offenbarung des J. oder der Apokalypse nicht zugleich das Evangelium und die Briefe des J. geschrieben haben könne, ist unzweifelhaft: nicht bloß der stilistische Charakter, sondern auch der ganze Gedankenkreis und Standpunkt ist dort ein völlig anderer wie hier. Während nun aber die Schleiermachersche Schule die Apokalypse dem Evangelium opferte, hat die neuere Kritik unwiderleglich bewiesen, daß die erstere ungleich größern Anspruch auf johanneische Abkunft habe, als das Evangelium.

Die Offenbarung des Johannes war, solange man in ihr nur ein prophetisches Kompendium der Welt- und Kirchengeschichte sah und die Zukunft aus ihr herauslesen wollte, eine der dunkelsten Schriften der Bibel und für die sog. »reichsgeschichtliche« Auslegung alter und neuer Zeit eine unerschöpfliche Fundgrube apokalyptischer Träume. Seitdem aber die neuere Wissenschaft sie aus den Vorstellungen und Erwartungen ihrer eigenen Zeit heraus zu erklären versuchte, ist das alte Rätselbuch zu einer der geschichtlich verständlichsten Schriften unsers Kanon und zu einer der wertvollsten Urkunden der christl. Urzeit geworden. Das Buch ist, wie wir jetzt wissen, bald nach Neros Tode, während Galbas kurzer Regierung (Juni 68 bis Jan. 69), wahrscheinlich in

Digitized by Google

Kleinasien auf Grund der Visionen, welche der Verfasser während seines Aufenthalts auf der Insel Patmos gehabt zu haben versichert, geschrieben. Damals unter dem frischen Eindrucke der Neronischen Christenverfolgung und des kürzlich ausgebrochenen jüd. Kriegs, in welchem sich die Geschicke des Volks, das seinen Messias verworfen, zu erfüllen begannen, in banger Erwartung noch weit größerer Schrecknisse, welche der als Antichrist wiederkehrende Nero, diese Personifikation des gottlosen Heidentums, der Christengemeinde nach der Meinung der Zeitgenossen bereiten sollte, kleidete der Verfasser die Befürchtungen und Hoffnungen der, wie er meinte, unmittelbar bevorstehenden Zukunft in die herkömmliche Form eines apokalyptischen Gemäldes, in welchem das Wüten des antichristl. Heidentums gegen die Messiasgemeinde, der von furchtbaren Zeichen in der äußern Natur begleitete Entscheidungskampf des wiederkehrenden Nero mit dem wiederkehrenden Christus, der Sieg über den antichristl. Gegner und die ganze heidnische Welt, der Anbruch des 1000jährigen Reichs und, nach dem Ablaufe des letztern, die nochmalige Entfesselung und endliche Vernichtung des Satans und die Herabkunft des himmlischen Jerusalems auf die erneuerte Erde geschildert wird. Das Buch will die Christen zur Standhaftigkeit im Bekenntnis und zur unverfälschten Bewahrung ihres Glaubens ermahnen, auf das bevorstehende Märtyrertum vorbereiten, zugleich aber mit froher Hoffnung auf den nahe bevorstehenden überschwenglichen Lohn ihrer Treue im Messiasreiche erfüllen. Ob der J., welcher als Verfasser sich nennt, wirklich der Apostel, oder ein anderer gewesen sei, wird noch immer gestritten; sein Standpunkt ist der des Judenchristentums.

Dagegen sind in dem nach ihm benannten Evangelium des Johannes die Gegensätze jener Zeit, in welcher der Apokalyptiker weissagte, schon verklungen, die heidnische Welt erscheint nicht mehr als der Sitz der antichristl. Macht, sondern als die Pflanzstätte des von den Juden verworfenen Glaubens an Jesus. Die glühende Messiaserwartung des Apokalyptikers mit ihren sinnlichen, echt jüd. Zukunftsgemälden hat der Verkündigung eines rein geistigen Kommens Jesu Christi Platz gemacht, und während das Judentum für den Verfasser schon als eine ihm innerlich fremd gewordene Erscheinung in der Vergangenheit liegt, bietet sich ihm in der philos. Idee des «göttlichen Logos», des «göttlichen Schöpferworts» und Offenbarungswillens das lösende Wort für das Rätsel der persönlichen Erscheinung des Erlösers und der Schlüssel zum Verständnisse des über alle beschränkte partikuläre Religionsformen übergreifenden, rein geistigen und universellen Wesens des Christentums dar. Die geschichtliche Darstellung dient hierbei nur zur durchsichtigen Hülle des Gedankens, daß der ewige, in Christus fleischgewordene Logos als das Leben und das Licht der Menschen erschienen sei, um im Kampfe mit der Finsternis und dem aus der Finsternis geborenen Unglauben der Juden seine ewige Herrlichkeit offenbar zu machen und alle, die aus Gott geboren sind, durch Mitteilung der wahren Erkenntnis zu dem ewigen Leben zu führen, welches schon auf Erden beginnt. Von diesem rein ideellen Gesichtspunkte aus ist nicht nur der geschichtliche Stoff frei ausgewählt und gestaltet, sondern meist unter Anknüpfung an überlieferte Aussprüche Jesu eine lange Reihe tiefsinniger Reden komponiert, welche sich alle um die Person Jesu als des fleischgewordenen Wortes, der der Weg, die Wahrheit und das Leben sei, um seine Herabkunft vom Himmel und seine Rückkehr zum Vater, um den Glauben der vom Vater ihm zum Eigentum gegebenen Jünger und um den Unglauben der in der Finsternis beharrenden Welt, um die bevorstehende Sendung des Geistes, der die Seinen in alle Wahrheit leiten, die Welt aber ihres Unglaubens überführen werde, bewegen. Der ganze Gedankenkreis erinnert an die Zeiten der Apologetik auf der einen, an die des Gnostizismus auf der andern Seite. Mit dieser innern Eigentümlichkeit des Buchs stimmt seine späte äußere Bezeugung (erst seit circa 150 n. Chr.) und der gänzliche Mangel eines Einflusses desselben auf die dogmatische Entwickelung der Kirche vor dem Ende des 2. Jahrh. überein. Die trotz des größten Unterschiedes doch wieder unverkennbaren Berührungen mit der Offenbarung des J. weisen nebst andern Momenten auf die «johanneische» Kirche Kleinasiens als die Heimat dieses Evangeliums. Mit dem Evangelium stehen und fallen auch die drei Johanneischen Briefe im Neuen Testament, welche nach Stil und Gedankengehalt demselben nahe verwandt sind. Namentlich der erste Brief rührt wahrscheinlich von demselben Verfasser her, ist aber erst nach dem Evangelium geschrieben.

Das geschichtliche Verständnis der Apokalypse ist in der Hauptsache schon durch Ewald und Lücke, das des Evangeliums und der Briefe nach den schüchternen Versuchen Bretschneiders erst durch Baur und seine Schüler, besonders Köstlin, Zeller und Hilgenfeld, begründet worden. Vgl. zur Offenbarung Lücke, «Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung des J.» (2. Aufl., 2 Tle., Bonn 1849—52) und die Kommentare von Ewald (2 Bde., Gött. 1861—62), De Wette (Lpz. 1848, 3. Aufl. von Moller 1862), Düsterdieck (2. Aufl., Gött. 1865) und Volkmar (Zür. 1862); für das Evangelium besonders Baur, «Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien» (Tüb. 1847); Köstlin, «Der Lehrbegriff, das Evangelium und die Briefe des J.» (Berl. 1843); Hilgenfeld, «Das Evangelium und die Briefe J.» (Halle 1849) und «Die Evangelien» (Lpz. 1854); Scholten, «Das Evangelium nach J.», aus dem Holländischen von H. Lang (Berl. 1867); A. Thoma, «Die Genesis des Johannesevangeliums» (Berl. 1882) und die Werke über das Leben Jesu von Strauß und Keim. Die Kommentare von Lücke (über das Evangelium, 3. Aufl., 2 Tle., Bonn 1840—43, und die Briefe, 3. Aufl. von Bertheau, 1856), Baumgarten-Crusius (Jena 1843—45), De Wette (5. Aufl. von Brückner, 1863), Meyer (6. Aufl. von B. Weiß, Gött. 1880), Tholuck (7. Aufl., Gotha 1857), Hengstenberg (2. Aufl., 3 Bde., Berl. 1867—71), Düsterdieck (über die Briefe, 2 Bde., Gött. 1852—56), Huther (desgleichen, 2. Aufl., Gött. 1861), Ewald (2 Bde., Gött. 1862), Luthardt (2. Aufl., Nürnb. 1875), Keil (Lpz. 1881) huldigen noch der ältern Ansicht. Über die kirchlichen Legenden über J. vgl. Lipsius, «Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden» (Bd. 1, Braunschw. 1883).

Johannes, monophysit. Bischof von Ephesus, im 6. Jahrh., lebte meist am kaiserl. Hofe zu Konstantinopel und genoß besonders bei Justinian große Gunst. Dieser gab ihm den Auftrag, die im Reiche noch vorhandenen Heiden zum Christentum zu bekehren, und J. soll in Kleinasien 70000 Heiden

bekehrt und 96 christl. Kirchen erbaut haben. J. schrieb eine Geschichte der christl. Kirche bis zum J. 585, von welcher bisher nur Bruchstücke aufgefunden sind. Vgl. Schonfelder, «Die Kirchengeschichte des J. von Ephesus» (München 1862); Land, «J., Bischof von Ephesus, der erste syr. Kirchenhistoriker» (Leid. 1856).

Johannes I. Tzimiskes, byzant. Kaiser, von Geburt ein Armenier aus Hierapolis am Euphrat bei Armida, war der Neffe oder Vetter des kriegerischen Kaisers Nikephoros II. Phokas. Durch kränkende Zurücksetzung tief erbittert, folgte J. der Aufforderung der mit ihrem Gemahl zerfallenen Kaiserin Theophano und ermordete mit ihrer Hilfe in der Nacht vom 10. zum 11. Dez. 969 in der byzant. Hofburg den Kaiser, um dann selbst den Thron zu besteigen. Vor allem wichtig wurde für das Reich die glänzende Abwehr des russ. Großfürsten Swätoslaw von Kiew, der 971 zu Silistria den Griechen unterlag, die Wiedergewinnung der Donaugrenze für das Byzantinische Reich, und die Wiedereroberung syr. und mesopotam. Landschaften (974 und 975) auf Kosten der Araber südwärts bis nach Berytos und ostwärts bis Nisibis. Durch einen Agenten des mit ihm verfeindeten Staatsministers Basilios vergiftet, starb J., erst 51 Jahre alt, am 10. Jan. 976 in Konstantinopel.

Johannes II. Komnenos, byzant. Kaiser, Sohn des Komnenen Alexios I. und der Irene Dukaina, Bruder der Geschichtschreiberin Anna Komnena, geb. etwa 1088 n. Chr., 1104 mit der magyar. Prinzessin Pyrisla (Ladislas' I. Tochter) vermählt, folgte 15. Aug. 1118 seinem Vater als Kaiser. Als tüchtiger Heerführer und Diplomat gewann J. den Seldschuken in Kleinasien einen erheblichen Teil dieses Landes wieder ab, vernichtete am Balkan die Petschenegen und übte nach Ausgleichung eines gefährlichen Konflikts mit Venedig (1126) den bedeutendsten Einfluß auf Ungarn, wie auf die fränk. Staaten in Syrien aus, während er zugleich sein Reich, durch den Minister Aruchos unterstützt, im Innern tüchtig verwaltete. Der Graf Raimund von Antiochia mußte im J. 1137 Lehnsmann des Kaisers werden. Unter den Vorbereitungen zu einem großen militärisch-polit. Zuge nach Jerusalem starb J. 8. April 1143 in Cilicien; ihm folgte sein Sohn Manuel.

Johannes III., byzant. Kaiser, s. unter Dukas.

Johannes, Negûsa-Nagast, d. i. Oberkönig oder Kaiser von Abessinien, führte ursprünglich den Namen Kasa (Lidj Kassai), und war Untergouverneur von Adowa und Umgegend. Seit 1863, als der Wägschüm Göbäzé von Lastä den rechtmäßigen Gouverneur von Tigré, Räs Barin, vertrieben, war er Untergebener des Göbäzé. Aber gegen diesen, den mächtigen Feind und Nebenbuhler des Kaisers Theodoros, rebellierte er, unterwarf sich 1867 den Hailu, Gouverneur von Hamasén, eroberte die für uneinnehmbar geltende Bergfeste Amba Zion in Tigré, und nahm schon im Oktober 1867 die Stellung eines Königs von Tigré ein. Während der Vorbereitungen des englisch-abessinischen Feldzugs unterhandelte er im November 1867 mit dem engl. Oberst Merewether, später mit Major Grant, und schloß am 25. Febr. 1868 mit dem engl. Oberkommandanten Sir Robert Napier einen Vertrag, worin er Neutralität versprach. Nach dem Falle des Theodoros belohnte ihn Napier durch Überlassung vielen Kriegsmaterials und reicher Vorräte. Bald nach dem Abzug der Engländer begann zwischen Kasa und Göbäzé der Kampf um den Kaiserthron. Schließlich wurde Göbäzé, welcher mit fünffach überlegenem Heer vor Adowa gerückt war, von Kasa am 14. Juli 1871 geschlagen, gefangen und auf Amba Salámá eingeschlossen, wo er bald starb. Darauf ließ sich Kasa am 21. Jan. 1872 in Axum krönen und nahm den Namen J. an. Indessen war seine Stellung noch wenig befestigt; Räs Adal, der Herrscher von Godjám, rebellierte noch im selben Jahre. Durch ihn beschäftigt, mußte J. die Wegnahme der Provinzen Bogos und Halhal durch die Ägypter unter W. Munzinger geschehen lassen. Als jedoch 1875 die ägyptischen Truppen unter Arakel Bei von Massaua aus durch Hamasén anrückten, machte J. mit Räs Adal Frieden, und rieb die Ägypter in dem Thale Gudda-Guddi (nach der linken Bergwand auch Gundet genannt) vollständig auf, 18. Nov. 1875.

Zu gleicher Zeit wurde eine ägypt. Heeresabteilung, die unter Munzinger von Tadjura aus nach Schoa eindringen und gemeinschaftlich mit Menilek, König von Schoa, gegen J. vorgehen sollte, durch die Galla bei Aussa niedergemacht. Eine neue ägypt. Armee, welche unter Prinz Hassan im Februar 1876 von Massaua aus bis zum obern Mareb vordrang und bei Gura ein starkes Fort errichtete, wurde 7. März 1876 bei Gura vollständig bis auf wenige Flüchtlinge (darunter Prinz Hassan) vernichtet. Seit dem Sommer 1879 unterwarf sich auch König Menilek von Schoa J.' Oberhoheit, sodaß jetzt wirklich Abessinien unter ihm geeinigt ist. Seit 1879 hat sich J. wiederholt schriftlich an verschiedene europäische Höfe mit der Bitte gewandt, ihm zur Wiedergewinnung der von den Ägyptern geraubten Landschaften und eines Stücks Meeresküste mit einem Hafen behilflich zu sein; auch an Kaiser Wilhelm kamen solche Schreiben, welche dann die Mission G. Rohlfs' an ihn im Winter 1880/81 zur Folge hatten; unter dem 10. April 1883 hat er die Bitte an Kaiser Wilhelm wiederholt. J. arbeitet mit Energie an der Ordnung und Einigung seines Reichs. Die wilden Gallastämme wurden gezüchtigt, die Mohammedaner im Reich, welche den Übertritt zum Christentum verweigerten, zur Auswanderung gezwungen. Nach einem am 3. Juni 1884 in Adowa unterzeichneten Vertrag zwischen der britischen Regierung und König J. (vermittelt durch Admiral Hewett) wurde die Ein- und Ausfuhr über Massaua freigegeben und 1. Sept. 1884 das von Ägypten weggenommene Bogosland wieder an Abessinien zurückgegeben. Hauptresidenz des J. ist Samará in der Landschaft Tabra Tabor. Vgl. Gerh. Rohlfs, «Meine Mission nach Abessinien» (Lpz. 1883).

Johannes Chrysorrhoas aus Damascus, deshalb gewöhnlich Joannes Damascenus genannt, geb. um 700, stand als Schatzmeister in Diensten des Kalifen und hieß als solcher Al-Mansur. Im J. 730 wurde er Mönch im Kloster Saba bei Jerusalem und starb um 760. Seine «Auseinandersetzung des orthodoxen Glaubens» faßt die Ergebnisse der ganzen bisherigen dogmatischen Entwickelung der griech. Kirche abschließend zusammen. Außerdem schrieb er eine Dialektik, polemische Schriften gegen die sog. Bilderstürmer und einen Dialog zwischen einem Christen und Sarazenen. J. gilt noch gegenwärtig in der griech. Kirche als [illegible] Norm. Die beste Ausgabe seiner Werke [illegible] quien (2 Bde., Par. 1712).

Johannes Chrysostomus, [illegible] Konstantinopel, s. Chrysostomus.

Digitized by Google

Johannes, genannt Parricida, eigentlich Johann von Schwaben, geb. 1290, wurde der Mörder seines Oheims, König Albrechts I. (s. d.). Sein Vater Rudolf, gleich Albrecht ein Sohn König Rudolfs I. von Habsburg, war über die österr. Stammlinie mitbelehnt. Seiner Mutter Agnes aber war die Grafschaft Kyburg besonders verschrieben, und überdies ihm von derselben, einer böhm. Königstochter, nach Wenzels III. Tode gegründete Näherrechte auf Böhmen vererbt worden. Als nun J., zur Volljährigkeit herangewachsen, den König wiederholt um sein Erbteil bat, verweigerte dieser sogar die Auslieferung Kyburgs, auf das zuletzt J. seine Wünsche beschränkte. Hierüber erbittert, verschwor sich J. mit den oberschwäb. Rittern Walther von Eschenbach, Rudolf von Balm, Rudolf von der Wart, Konrad von Tegernfeld, Walther von Castelen u. a., welche gleichfalls Kränkungen erlitten hatten, gegen des Königs Leben. Als Albrecht 1. Mai 1308 auf einer Reise von Baden im Aargau nach Brugg bei Windisch über die Reuß gesetzt war, drängten sich die Verschworenen an ihn und mordeten ihn auf dem Grund und Boden seines Stammguts. Die Verschworenen entflohen, jeder einzeln, J. aber ist verschollen. Nach einigen soll er später von Papst Clemens V. zu Avignon Verzeihung erhalten haben und als Augustinermönch zu Pisa gestorben sein; nach andern als Mönch, ohne daß man ihn erkannt, auf dem Stammgute Eigen gelebt und erst bei seinem Tode, 1368, sich zu erkennen gegeben haben. Kaiser Heinrich VII. sprach bald nach seinem Regierungsantritt zu Speier über die Mörder seines Vorfahren die Acht aus. Vorher aber schon hatten Elisabeth, die Gemahlin, und die verwitwete Ungarnkönigin Agnes, die Tochter des Ermordeten, grausame Rache an den Verschworenen geübt.

Johannes Secundus, eigentlich Jan Nicolai Everaerts, einer der berühmtesten neuern lat. Dichter, geb. 10. Nov. 1511 im Haag, studierte zu Bourges die Rechte, widmete sich jedoch dann der schönen Litteratur und Dichtkunst. Auch zeichnete er sich durch seine Kenntnisse in der Malerei, der Bildhauer- und Kupferstecherkunst aus. Zur Ausbildung seiner Talente reiste er nach Italien, darauf nach Spanien, wo er Sekretär des Kardinals Tavera, Erzbischofs von Toledo, wurde. Er starb 8. Okt. 1536 zu Utrecht. Unter seinen anmutigen erotischen Dichtungen in klassischem Latein sind seine «Basia» (Utr. 1539 u. öfter; deutsch von Passow, Lpz. 1807, und von Fröbel, Rudolstadt 1821) am bekanntesten. Seine «Opera poetica», bestehend in Elegien, Oden, Epigrammen und vermischten Gedichten, wurden zuerst von seinen Brüdern, Nicolai Gaudius und Andreas Marius, die gleichfalls als Dichter sich auszeichneten (Par. 1541; neue Ausg., Gött. 1748), am vollständigsten und besten aber von Bosscha (2 Bde., Leid. 1821) herausgegeben.

Johannes der Presbyter, Erzbischof oder Priester Johannes hieß im Mittelalter ein christl. Fürst im Innern Asiens, dessen Person jedoch mit so vielen Sagen umsponnen ist, daß man dieselbe in neuerer Zeit als eine mystische Fiktion angesehen hat. Die Sage von einem mächtigen christl. Fürsten dieses Namens in Innerasien brachte zuerst 1145 der Bischof von Gabala (in Syrien) nach Europa, und der Chronist Otto von Freising war der älteste Geschichtschreiber, der diese Kunde verbreitete. Plötzlich kam auch ein langes, lateinisch abgefaßtes, vom Chronisten Alberich 1165 erwähntes Schreiben des rätselhaften Presbyters an die abendländ. Fürsten zu Tage. Dieses Schreiben ist offenbar das Werk eines nestorianischen Christen und verrät Spuren von dem Einflusse der damals im Morgenlande schon sehr bekannten und auch in die Märchensammlung «Tausend und eine Nacht» aufgenommenen fabelhaften Reisen des Seefahrers Sindbad. Das Zeitalter nahm jedoch an den Wunderdingen des Sendschreibens keinen Anstoß, und Papst Alexander III. schrieb sogar 1177 an den Priesterkönig eine Antwort, die sein eigener Leibarzt Philippus zu bestellen beauftragt wurde. Ferner erhielten verschiedene christl. Mönche, die im 13. Jahrh. aus polit. und religiösen Gründen nach Asien zu den Chanen der Mongolen geschickt wurden, wie 1246 Plan Carpin vom Papste Innocenz IV., 1248 André de Lonjumel und 1253 Ruysbroek oder Rubruquis vom König Ludwig IX. von Frankreich, den Auftrag, dem Priester Johannes nachzuforschen. Besonders eifrige Forschungen stellten die Portugiesen an. Das äußerste Ziel, welches Heinrich der Seefahrer anfänglich im Auge hatte, war das Land des afrik. Erzpriesters Johannes, also das christl. Abessinien, welches die Geographen damals das dritte Indien nannten. Mit dem christl. Abessinien oder Äthiopien unterhielt man schon früh von Rom aus schriftlichen Verkehr, und seit 1243 wurden dorthin Missionen gesendet.

Seit Mitte des 14. Jahrh. übertrug man auf die Könige Äthiopiens geradezu den Titel Erzpriester Johannes, und Botschafter derselben erreichten nicht bloß die röm. Kurie, sondern auch die Höfe weltlicher Fürsten, z. B. 1427 König Alfons V. von Aragonien. Während Bartholomäus Diaz 1486 die ganze Westküste Afrikas befuhr und dessen Südende entdeckte, gingen Alfonso Paiva und Pero de Covilham als Botschafter Johanns II. von Portugal über Kairo nach Abessinien, um bei dem Erzpriester Johannes (Preste João) günstigen Empfang für künftige Entdecker zu erbitten. Paiva starb unterwegs zu Kairo, aber Covilham schlich sich 1487 nach Abessinien durch und wurde dort auf Befehl des sog. Erzpriesters zurückgehalten. Zur See gelangten die Portugiesen erst 33 Jahre später nach Abessinien, und 16. April 1520 wurden sie in dessen Ausfuhrhafen Massaua feierlichst empfangen. Hier erreichten sie also das ursprüngliche Ziel Heinrichs des Seefahrers. Statt eines mächtigen Reichs fanden sie aber nur ein ärmliches Gebiet, rohe Bewohner und ein verwahrlostes jakobitisches Christentum. Abessinien blieb nun bis ins 17. Jahrh. unter dem Namen Regnum presbyteri Joannis bekannt. In neuerer Zeit machte man viele, aber mißlungene Versuche, das Rätsel von dem asiat. Priesterkönig zu lösen (z. B. Karl Ritter in einer berühmten Abhandlung Bd. 1 der «Erdkunde von Asien»). Erst dem deutschen Orientalisten Gust. Oppert, Bruder des Keilschriftforschers Jul. Oppert, gelang es in der Schrift «Der Priester Johannes in Sage und Geschichte» (Berl. 1864; 2. Aufl. 1870) durch Vergleichung aller abendländ. und morgenländ. Berichte das Dunkel aufzuhellen. Hiernach bezieht sich die im 12. Jahrh. nach Europa gelangte Kunde von einem mächtigen christl. Staate, dessen Beherrscher den Titel Priester Johannes führte, auf das Reich des Kur-Chan von Karalitai oder Chorchan der Carachitanen, von dem der erwähnte Ruysbroek spricht. Die Liao-Dynastie der Kitan beherrschte 906—1125 den Norden Chinas, bis die tungusischen

Digitized by Google

Dschurdschen, die Vorfahren der heutigen Mandschuren, deren Reich zerstörten und die Dynastie Kin gründeten. Den von den Abendländern nicht verstandenen Titel «Kur-Chan» mochte man mit Juchan, der syr. Form von Jochanan (Johannes) verwechseln. Der jakobitische Bischof Barhebräus (1126—86) identifizierte zuerst den «König Juchanan» mit dem Ung-Chan des Mongolenstammes Kerait, welcher Stamm nach seiner Angabe bereits 1007 das nestorianische Christentum annahm; wie denn auch Raschid-eddin, der berühmte pers. Hofhistoriograph der Mongolen, ausdrücklich von diesem Stamme sagt, daß er sich zur Lehre Jesu bekannt habe. Aber Ung-Chan, der von Dschingis-Chan vernichtet wurde, ist nie nach Karakitai gekommen, und der Usurpator Kutschluk kann daher nicht der erste König-Presbyter des unter ihm zu Grunde gegangenen Staats gewesen sein. Seitdem J. nicht mehr in Äthiopien oder Indien zu suchen war, folgten die Gelehrten der Angabe des Barhebräus.

Vgl. Zarncke, «Der Priester Johannes» (Lpz. 1876); Schott, «Kitai, Karakitai und der Priester Johannes» in Ermans «Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland» (Bd. 23, Berl. 1864).

Johannes vom Kreuze, span. Mystiker, s. Cruz (San-Juan de la).

Johannes vom Lateran (Orden des heiligen), ehemaliger päpstl. Civilorden, 1560 von Papst Pius IV. gestiftet, ward schon lange nicht mehr verliehen, ohne eigentlich aufgehoben worden zu sein.

Johannes von Salisbury, hervorragender Kirchenmann und Gelehrter des 12. Jahrh., geb. zu Salisbury in Südengland um 1115, studierte in Paris, zog sich dann drei Jahre lang in das Kloster Moutier-la-Celle zurück, ging 1151 wieder nach England und wurde Sekretär des Kanzlers, spätern Erzbischofs Thomas Becket. In dieser Stellung nahm er an den kirchlichen Kämpfen den bedeutendsten Anteil. Im J. 1176 ward J. zum Bischof von Chartres erwählt und starb 25. Okt. 1180. Von seinen Schriften sind die bedeutendsten: «Entheticus, sive de dogmate philosophorum», ein Lehrgedicht in Distichen, welches die Grundgedanken alter und christl. Philosophen entwickelt; «Policraticus sive de nugis curialium et vestigiis philosophorum l. VIII», ein System kirchlich-polit. Ethik; «Metalogicon l. IV», eine Darstellung der wahren und der falschen Wissenschaft. Für die Geschichte jener Zeit sind auch seine Briefe von großer Bedeutung. Eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltete Giles (5 Bde., Oxford 1848). Vgl. H. Reuter, «Johannes von Salisbury» (Berl. 1842); Schaarschmidt, «J. nach Leben und Studien» (Lpz. 1862).

Johannesen (Edvard Holm), norweg. Seefahrer, geb. zu Balstrand unweit Tromsö 1844, ist wegen seiner kühnen Fahrten in dem Karischen Meere ruhmlichst bekannt geworden. Nowaja-Semlja hat er zu wiederholten malen (1870 und 1871) rings umsegelt. Im August 1878 entdeckte er nordöstlich von der Jenisseimündung die Insel Ensomheden oder Einsamkeit (s. d.).

Johanngeorgenstadt, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg im Erzgebirge, 740 m hoch am Fastenberge über dem Schwarzwasser gelegen, ist Station der Linie Schwarzenberg-J. der Sächs. Staatsbahn, Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4411 E., welche Bergbau auf Wismut und Eisenstein, ferner Handschuhfabrikation, Kunsttischlerei und Porzellanmalerei treiben. Die Stadt wurde von vertriebenen böhm. Protestanten 1654 gegründet und nach einem totalen Brande 1867 größtenteils neu aufgebaut.

Johannisapfel, s. Strauchapfel.

Johannisbad, Wildbad und Luftkurort im Riesengebirge, Marktfleden im böhm. Bezirk Trautenau, 2 km von der Station Freiheit (Zweigbahn der Österreichischen Nordwestbahn, Anschluß in Trautenau) entfernt, Poststation und (während der Saison) Telegraphenstation, liegt anmutig in einer Meereshöhe von 580—630 m am Südabhange des 1299 m hohen Schwarzenbergs. Die Quelle des seit zwei Jahrhunderten bestehenden Bades ist eine 29° C. warme Akratotherme (von mineralischen Bestandteilen freies Wasser, wie Gastein, Wildbad u. a.) und wird besonders gegen Nervenleiden, beginnende Rückenmarksleiden, rheumat. Affektionen, Frauenkrankheiten und Lähmungszustände empfohlen. Zur Trinkkur dient auch die Thermalquelle und eine zu den alkalisch-salinischen Eisensäuerlingen gehörige Eisenquelle. J. wurde 1883 von 2344 Kurgästen besucht. Der Ort, in dem sich auch während der Saison ein Mineralwasserlager und eine Ziegenmolkenbereitungsanstalt befinden, zählt 75 Häuser mit 280 seßhaften E., ist von ausgedehnten Nadel- (Fichten-) Waldungen umgeben und bildet einen bequemen Ausgangspunkt zu mehrern der Glanzpartien des Riesengebirges. Vgl. Pauer, «J. im Riesengebirge» (neueste Aufl., Wien 1880).

Johannisbeerstrauch (Ribes), zu den Ribesiaceen gehöriges Obstgehölz, das von verwandten Arten sich durch das Fehlen der Stacheln und durch schlaff oder im Bogen herabhängende Trauben grünlicher Blüten, sowie durch säuerlich-süße Beeren unterscheidet. Die in den Gärten häufigste Art ist der gemeine Johannisbeerstrauch (Ribes rubrum *L.*), dessen Urheimat Skandinavien ist, von wo die Normannen ihn zuerst in die Gärten des nördl. Frankreich eingeführt haben sollen (uva marina). Von Skandinavien hat er sich durch das nördl. Rußland nach Sibirien und bis nach Nordamerika verbreitet. Seine Beeren sind als Dessertfrucht sehr beliebt, insbesondere als Konserve. Auch bereitet man aus ihnen Saft, Sirup und Wein vorzüglicher Qualität. Die Gärtner führen eine ziemlich große Anzahl von Sorten, welche sowohl in der Größe der Trauben und der Beeren, wie in der Schmackhaftigkeit der letztern verschieden sind. Die bekanntesten Sorten sind unter den rotfrüchtigen die Kaukasische, die Holländische, die langtraubige, die Kirsch-Johannisbeere, die Versailler, die große von Boulogne; unter den rosenroten die Champagner; unter den weißen die Brandenburger und die Holländische.

Der J. erfordert zu seinem Gedeihen einen nahrhaften und etwas frischen (nicht nassen) Boden und wird am besten als niedriges Kronenbäumchen oder auch, auf Ribes aureum veredelt, in Hochstammform erzogen. Auch ist für ihn die Form des Horizontalkordons (s. Kordon) geeignet. Man pflanzt ihn im Herbst oder zeitigen Frühjahr in Abständen von 1—1½ m. Beim Schnitt muß man vor allem auf Entwickelung kräftiger Triebe hinarbeiten, die seitliches Fruchtholz bilden. Man schneidet sie auf 10—12 Augen zurück, läßt aber letzteres unberührt. Auch wird alles alte, steril gewordene, schwache oder schlecht gestellte Holz entfernt. Ältere Pflanzungen werden durch kräftige Düngung wieder regeneriert. Man vermehrt den J. durch Stecklinge, Ableger, Ausläufer, wie auch durch Veredelung.

Digitized by Google

Der schwarzfrüchtige Johannisbeerstrauch (Gichtbeerstrauch, R. nigrum *L.*) hat größere, glockige und behaarte Blüten in geringerer Anzahl in der Traube, rostfarbige schwarzpunktierte Zweige und Ästchen, auf der Unterseite mit vielen stark riechenden Drüsen besetzte Blätter und meistens schwarze Beeren. Ursprünglich ist dieser Strauch in feuchten Wäldern der Nordhälfte Europas und in Nordasien zu Hause. Wem der starke Geruch der Beeren nicht zuwider, zieht diese als Dessertfrucht den roten Johannisbeeren vor. Die besten Sorten sind die Neapolitanische und die Ambrafarbige.

Einige Arten des J. sind als Ziersträucher für Parkanlagen sehr geschätzt, vor allen andern R. aureum *Prsh.*, der sog. Chokoladestrauch, sich schon im zeitigen Frühjahr mit gelben, würzig duftenden Blüten bedeckend, im Herbst mit roten Blättern geschmückt, häufig zur Unterlage für Hochstämme der roten Johannisbeere benutzt, und R. sanguineum *Prsh.* mit schönen purpurroten Blüten in langen Trauben, auch mit fleischfarbigen (var. carneum grandiflorum) und gefüllten (var. flore pleno).

Johannisberg, s. Jauernig.

Johannisberg, Berg bei Nauheim (s. d.).

Johannisberg oder Bischofsberg, schönes Bergschloß im Rheingaukreise des Regierungsbezirks Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, 3 km von den Stationen Geisenheim und Östrich-Winkel der Linie Frankfurt-Niederlahnstein-Koblenz der Preußischen Staatsbahn, 5 km oberhalb Rüdesheim, hat teils durch den namentlich auf dem sich 104 m über den Rheinspiegel erhebenden Schloßberge in einem rötlichen kalkfreien Taunusschieferboden wachsenden vortrefflichen Rheinwein (den ausgezeichneten Schloß-Johannisberger), teils durch die diplomatischen Zusammenkünfte, die mehrmals hier stattfanden, Berühmtheit erlangt. Das Bergschloß, 1722—32 auf den Ruinen eines alten, 1106 gegründeten Benediktinerklosters erbaut, gehörte früher nebst Zubehör zum Bistum Fulda, wurde 1807 von Napoleon dem Marschall Kellermann geschenkt, 1816 aber vom Kaiser Franz dem Fürsten Metternich und dessen direkten männlichen Nachkommen zu Lehn gegeben, sodaß also die Fürsten von Metternich nur Nutznießer, keineswegs aber Eigentümer des J. sind. Das Schloß dient der fürstl. Familie zum Sommeraufenthalt. Von der vor dem Schlosse befindlichen Terrasse genießt man eine der lohnendsten Aussichten auf den Rheingau und in die Rheinpfalz bis zum Donnersberge; auch sieht man die Germania des Niederwalddenkmals. Auf dem freien Platze vor der Schloßkirche steht seit 1854 ein Standbild Johannes des Täufers. Bei dem Schlosse liegt das Dorf Johannisberg mit zwei Heilanstalten, einigen Villen, einer Maschinen- und einer Pianofortefabrik; es zählt 1300 E. und ist wegen gesunder Lage beliebter Luftkurort. Der hier gebaute Wein (Dorf-Johannisberger) ist geringer als der Schloß-Johannisberger.

Johannisblume heißt in manchen Gegenden Deutschlands die gemeine weiße Wucherblume (s. Chrysanthemum), in andern das Wohlverleih (s. Arnica).

Johannisblut, s. unter Cochenille.

Johannisbrot nennt man die Früchte des in den Ländern am Mittelländischen Meere wild wachsenden Johannisbrotbaums (Ceratonia Siliqua *L.*), auch Bockshorn oder Karobenbaum genannt. Derselbe ist die einzige Art der Gattung Ceratonia und gehört zur Familie der Leguminosen. Es ist ein schön- und dichtbelaubter Baum von apfelbaumartigem Wuchse, mit immergrünen, lederartigen, unpaarig gefiederten Blättern und unscheinbaren, blattachselständigen, grünlichroten Blütentrauben, deren kleine Blüten polygamisch sind und bloß einen Kelch, keine Blumenkrone besitzen. Den Namen J. haben die nicht aufspringenden Hülsen, welche in den Apotheken bei uns Siliquae dulces heißen, braun, 10—12 cm lang, glänzend und innen fleischig-markig sind, deshalb erhalten, weil sie nach der Sage Johannes dem Täufer in der Wüste zur Nahrung dienten. Sie besitzen einen angenehmen süßen Geschmack, aber einen widerlichen Geruch. In ihrem Vaterlande sind sie ein wichtiges Nahrungsmittel der ärmern Volksklasse, werden daselbst auch als Futter für Schweine, Rinder und Pferde benutzt und zur Bereitung eines starken Branntweins verwendet. Bei uns dienen sie mehr zur Näscherei. In Ägypten und namentlich auf Cypern wird aus ihnen ein Sirup bereitet, in welchem man andere Früchte einmacht. Das harte Holz des Johannisbrotbaums ist sehr geschätzt, und Rinde und Blätter dienen zum Gerben. Die Kultur des Johannisbrotbaums ist im Orient uralt. Sie hat sich von dort über alle Mittelmeerländer verbreitet und wird in Europa namentlich im Süden Spaniens und Portugals, wo es förmliche Wälder dieses Baums gibt, und auf Sicilien betrieben.

Johannisbrunnen, Mineralquelle in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Unterlahnkreis, bei der Station Zollhaus der Linie Zollhaus-Diez der Preußischen Staatseisenbahnen, im Aarthale, Eigentum einer Aktiengesellschaft in Köln.

Johannisburg, Kreisstadt in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, am Ausflusse des zum Narew gehenden Pischflusses aus dem Rosch-See, in 116 m Höhe, 53 km von Lötzen, Station der Linie Allenstein-J. der Preußischen Staatsbahnen, mit (1880) 2973 meist prot. E., ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, eines Hauptzollamts und zweier Oberförstereien. Das ehedem sehr wichtige, 1345 erbaute Schloß lag im NO. der Stadt um den jetzt noch den Namen Schloßplatz führenden freien Platz. Erhalten ist noch ein Flügel davon, das sog. Knappenhaus, jetzt in Privatbesitz.

Der Kreis Johannisburg zählt auf 1675,4 qkm (1880) 46628 meist prot. E.

Johannischristen oder Johannisjünger, s. Sabier.

Johannis Empfängnis, der 24. Sept.

Johannis Enthauptung, der 29. Aug.

Johannisfest, s. unter Johannes (der Täufer).

Johannisfeuer oder Würzfeuer ist wahrscheinlich ein heidnischer, in die christl. Kirche übergegangener Gebrauch. In den ältesten Zeiten der Kirche pflegte man in der Nacht vor dem Johannistage Feuer anzuzünden, über die man hinwegsprang, um durch den aufsteigenden Dampf den Teufel von sich zu bannen. Noch jetzt werden in vielen Gegenden Deutschlands am Vorabende des Johannisfestes auf den Bergen Holzhaufen verbrannt oder auch Schüsse abgefeuert.

Johannisgürtel, s. Lycopodium.

Johannisjünger oder Johannischristen, s. Sabier.

Digitized by Google

Johanniskäfer, s. Maikäfer.

Johanniskraut, Pflanzenart, s. Hypericum.

Johannislauch, s. Jakobslauch.

Johannisorden heißen verschiedene geistl. Bruderschaften, welche den Apostel Johannes zu ihrem Schutzpatron haben. Im J. 1205 begründeten Kreuzritter zu St.-Jean d'Acre den Ritterorden von St. Johannes dem Täufer und St. Thomas zum Schutz der Pilger und zum Kampfe gegen die Ungläubigen. Der Orden breitete sich in Italien und Spanien aus, that sich im Kampfe gegen die Sarazenen hervor, ging aber später in dem Johanniterorden (s. d.) auf.

Johannistag, soviel wie Johannisfest, s. unter Johannes (der Täufer).

Johannistrieb oder Augustsaft nennt man die erneute Vegetationsthätigkeit, welche bei manchen dem Wechsel der Jahreszeiten unterworfenen Pflanzen nach starker Trockenheit in den Monaten Juni und Juli durch lebhafteres Saftsteigen sich zu erkennen gibt.

Johanniswedel, s. Spiraea.

Johanniswein, der 27. Dez. als Namenstag Johannes' des Evangelisten, an welchem in kath. Kirchen Wein geweiht wird, der dadurch vor Vergiftung und anderm Schaden geschützt werden soll.

Johanniswürmchen (Lampyris) heißt ein Geschlecht der weichhäutigen Käfer (Malacodermata [s. d.]) mit gegen 20 europ. Arten, deren Männchen und Weibchen sich sehr unterscheiden; letztere sind meist ohne Flügel und Flügeldecken, larvenähnlich, erstere haben weiche, dünne, aber breite Flügeldecken und ein gutes Flugvermögen. Die häufigste Art in Mitteleuropa ist L. splendidula *L.* (s. Tafel: Insekten I, Fig. 24), die im Juni und Juli fliegt. Über ihr Leuchtvermögen s. unter Leuchtende Tiere.

Johanniswurzel heißt in vielen Gegenden Deutschlands der Wurzelstock des Wurmfarns. (S. Aspidium und Farnkrautwurzel.)

Johannit, s. Uranvitriol.

Johanniterinnen heißen die Mitglieder eines im 13. Jahrh. in Frankreich gestifteten Frauenordens des heil. Johannes von Jerusalem, welcher sich der Krankenpflege widmete, 1610 wegen zu freien Lebens reformiert ward, 1624 sich dem Johanniterorden anschloß und während der Französischen Revolution sich auflöste.

Johanniterorden. Bereits 1048 legten Kaufleute aus Amalfi zu Jerusalem eine Kirche nebst einem Mönchskloster an, womit sie bald ein Hospital nebst einer dem heil. Johannes Eleemon, dem Patriarchen von Alexandria, geweihten Kapelle verbanden. Hiervon führten die Mönche, welche verpflichtet waren, kranke und arme Pilger zu verpflegen, den Namen Johanniter oder Hospitalbrüder. Dieselben erhielten bald große Besitzungen und 1113 von Papst Paschalis II. eine eigene Ordensverfassung. Ihr erster Vorsteher hieß Gerhard; der zweite, Raimund von Puy, verwandelte im Anfange des 12. Jahrh. den Orden in einen geistl. Ritterorden, nahm den Titel eines Meisters an und teilte sämtliche Mitglieder in drei Klassen: in Ritter zur Kriegführung, in Kaplane zum geistl. Dienst und in dienende Brüder zur Verpflegung der Kranken und Geleitung der Pilgrime. Der Orden bildete und breitete sich allmählich immer mehr aus, gewann in fast allen christl. Ländern große Besitzungen und Einfluß und erhielt von den Päpsten, die ihn begünstigten, große Vorrechte. So kam es, daß auch dieser Orden, nachdem er eine Zeit lang streng seine Gelübde befolgt und tapfer die Ungläubigen bekämpft hatte, zu entarten anfing, in Streitigkeiten mit den Templern und der Geistlichkeit im Morgenlande geriet und dadurch zum Verlust Palästinas mit beitrug. Nach der Eroberung Jerusalems durch Saladin (1187) verlegte er seinen Sitz nach Ptolemais, und als auch dieses ein Jahrhundert später verloren ging, begaben sich die Ritter nach Cypern, wo ihnen der König dieser Insel die Stadt Limisso einräumte. Sie behielten jedoch den Ort nur 18 Jahre, bis sie 1309 Rhodus eroberten und hier ihren Hauptsitz aufschlugen, weshalb sie auch Rhodiserritter genannt wurden. Hier hatten sie ernste Kämpfe mit den Türken zu bestehen, und berühmt ist ihre tapfere und glückliche Verteidigung unter dem Großmeister Peter von Aubusson gegen die Türken unter Mohammed II., welche 1479 die Stadt Rhodus mit einer ungeheuern Übermacht belagerten. Allein die Angriffe der Türken wiederholten sich, und, von Europa verlassen, wurde der Großmeister Philipp de Villiers de l'Isle Adam nach der hartnäckigsten Gegenwehr von Sultan Soliman II. gezwungen, Rhodus 24. Dez. 1522 zu übergeben. Die Ritter verweilten nun nacheinander an mehrern Orten, bis ihnen Karl V. 1530 die Inseln Malta, Gozzo und Comino unter der Bedingung eines beständigen Kriegs gegen die Ungläubigen und die Seeräuber und der Rückgabe dieser Inseln an Neapel, wenn es dem Orden gelange, Rhodus wieder zu erobern, eigentümlich als kaiserl. Lehn überließ, wovon sie nun auch Malteserritter genannt wurden.

Unter Jean de Lavalette, der seit 1557 Großmeister war, die Hauptstadt und Festung Lavalette baute und 1568 starb, schlugen sie 1565 einen Angriff Solimans II. zurück und behaupteten darauf ihre Selbständigkeit bis zur Französischen Revolution. Schon früher hatten sie, infolge der Reformation, ihre Güter in England, den Niederlanden und Skandinavien verloren; jetzt war dieses auch in Frankreich der Fall. Als Malta von Bonaparte auf dessen Zuge nach Ägypten angegriffen wurde, kapitulierte der Großmeister Hompesch 12. Juni 1798 ohne allen Widerstand. Im Sept. 1800 eroberten die Engländer die Insel, und obschon im Frieden zu Amiens bestimmt wurde, daß sie dem Orden zurückgegeben werden sollte, blieb doch England seitdem im Besitz derselben. Zum Besten des Ordens hatte Hompesch, bald nachdem er Malta verlassen, auf seine Würde Verzicht geleistet, worauf 16. Dez. 1798 der Kaiser Paul I. von Rußland zum Großmeister erwählt wurde. Allein die Wahl desselben fand wegen seiner Religion vielen Widerspruch, besonders beim Papste, und der Kurfürst von Pfalzbayern, Max Joseph, hob sogar 21. Febr. 1799, um den Streitigkeiten mit Rußland auszuweichen, den Orden in seinen Staaten gänzlich auf und zog dessen Güter ein. Gleiches geschah infolge der Zeitereignisse fast in allen Staaten, wo der Orden noch Besitzungen hatte, 1810—11 auch in Preußen, wo dafür 1812 der preußische J., eine weltliche Adelsgenossenschaft, gestiftet wurde. Die einzigen noch übrigen Trümmer der Besitzungen des kath. Ordens waren das Großpriorat in Böhmen und zwei dergleichen in Rußland, die jedoch 1810 gleichfalls aufgehoben wurden. Nach Pauls I. Tode ernannte oder bestätigte der Papst nacheinander mehrere Italiener als Großmeister des Ordens, welcher nach dem Verluste von

Digitized by Google

Malta zu Catania in Sicilien seinen Sitz genommen hatte. Nach dem Sturze Napoleons suchte der Orden auch seine Restauration zu bewerkstelligen, aber ohne Erfolg. Der Papst erlaubte ihm 1826, den Sitz des Ordenskapitels nach Ferrara zu verlegen, später nach Rom, wo er sich seitdem befindet; außerdem besitzt der Orden Paläste in Venedig, Neapel und Prag. Ein eigener Zweig des Ordens besteht in Spanien, wo er in der Reihenfolge der königl. Dekorationen unmittelbar nach dem Goldenen Vlies rangiert. Die Kleidung der Ritter ist im Frieden ein schwarzer Mantel mit einem achtspitzigen weißen Kreuze, dem sog. Malteserkreuze, auf demselben und auf der Brust; im Kriege sollten sie einen roten Waffenrock mit einem schlichten Kreuz auf Brust und Rücken tragen.

Vgl. Villeneuve-Bargemont, «Monuments historiques des Grandemaitres de l'ordre de St.-Jean de Jérusalem» (2 Bde., Par. 1829, mit Kupfern); Falkenstein, «Geschichte des J.» (2. Aufl., Zeitz 1866—67); Winterfeld, «Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem» (Berl. 1859); Spencer-Northcote, «Geschichte des Johanniterritterordens» (aus dem Englischen von Studemund, Münst. 1874); Shaw, «Malta sixty years ago» (Lond. 1875); Delaville le Roulx, «Les archives, la bibliothèque et le trésor de l'ordre de St.-Jean de Jérusalem à Malte» (Par. 1883).

Nachdem die Ballei Brandenburg des J. durch das Säkularisationsedikt vom 30. Okt. 1810 und die Urkunde über Auflösung derselben vom 23. Jan. 1811 als erloschen erklärt und an ihrer Stelle der «Königlich Preußische J.» gestiftet worden war, wurde durch Kabinettsordre vom 15. Okt. 1852 unter Aufhebung der entgegenstehenden Bestimmungen die Ballei Brandenburg wieder aufgerichtet und dieselbe einer der ursprünglichen Stiftung des Ordens entsprechenden gemeinnützigen Bestimmung wiedergegeben. Die Ballei erhielt eine Einrichtung, welche, an die ersten alten Stiftungszwecke der Verbruderung anknüpfend, den Dienst und die Pflege der Kranken zur Aufgabe machte. In dieser seitdem bewährten Organisation zählt der J. (Anfang 1884) 1 Herrenmeister (den Prinzen Albrecht von Preußen), 18 Kommendatoren, 2 Ehrenkommendatoren, 1 Ordenshauptmann (General der Infanterie von Treskow), 562 Rechts- und 1523 Ehrenritter, welche sämtlich dem Adel angehören und evangelisch sind. Der Orden gliedert sich in 13 Genossenschaften sowohl in den preuß. Provinzen als auch im Anschluß an dieselben in Sachsen, Württemberg, Mecklenburg und Hessen, die sämtlich in der Errichtung von Krankenanstalten eine anerkennenswerte Thätigkeit entwickelt haben, sodaß die Zahl derselben 1884 bis auf 34 gestiegen war, von denen sich 33 in Deutschland, 1 zu Beirut in Syrien befinden. Die Pflege der Kranken und Verwundeten bildete während der Feldzüge in Schleswig-Holstein, des Deutschen Kriegs von 1866 und des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 den Hauptzweig der Thätigkeit des Ordens. Im Laufe des Jahres 1883 verpflegte er in seinen 34 Krankenhäusern 7159 Personen, zusammen 282521 Tage. Vgl. Herrlich, «Die Ballei Brandenburg des J.» (Berl. 1874).

Johannot (François), Zeichner und Lithograph, geb. zu Offenbach in Hessen-Darmstadt, stammte von einer franz. Familie, die nach der Zurücknahme des Edikts von Nantes sich in Deutschland niederließ; er arbeitete zu Anfang des 19. Jahrh. und machte gleichzeitig mit Senefelder (s. d.) lithographische Versuche, wobei er an Charles André aus Offenbach einen Associé hatte. Doch siedelte J. mit seiner Familie nach Paris über und gründete daselbst mit seinem Associé die erste lithographische Anstalt, die kein besonderes Glück machte. Er hinterließ drei Söhne, Charles, Alfred und Tony.

Charles J., geb. zu Frankfurt a. M. 1793, war Kupferstecher, lieferte Umrisse zum Leben der heil. Genoveva von Brabant (12 Blätter, Par. 1813) sowie Vignetten für die Werke von Bouilly und starb zu Paris 1825.

Alfred J., geb. zu Offenbach 21. März 1800, erlernte bei seinem älteren Bruder die Kupferstechkunst und verfertigte die Kupfer und Vignetten zu den Ausgaben der franz. Übersetzungen von Walter Scott, Cooper und Byron. Später übertrug er auf die Malerei die leichte, mehr geistreiche als tiefe Weise, die seinen Kupferstichen eine so günstige Aufnahme verschafft hatte. J. starb zu Paris 7. Dez. 1837.

Tony J., geb. zu Offenbach 9. Nov. 1803, bethätigte sich zuerst als Kupferstecher und half seinem Bruder und Lehrer Alfred bei dessen Kupfern und Vignetten. Er trat 1831 ebenfalls als Maler mit romantischen Genrebildern auf, in denen er gleiche Verdienste wie sein Bruder zeigte. Unter anderm malte er im Auftrage Ludwig Philipps für das Historische Museum zu Versailles die Schlacht bei Rosbecque, die Schlacht bei Fontenay, die Erstürmung des Engpasses Méandre, die Königin Victoria in Eu. In seinen Werken zeigt er sich als etwas oberflächlicher, aber eleganter und gewandter Maler. Größern Ruf hat er sich indes als Zeichner und Kupferstecher erworben. In den zahlreichen Radierungen, Kupferstichen und Holzschnitten, die von oder nach ihm für Prachtausgaben angefertigt wurden, muß man die Fruchtbarkeit und Erfindungskraft seines Zeichnertalents bewundern. J. starb zu Paris 4. Aug. 1852.

John (Eugenie), bekannt unter dem Pseudonym E. Marlitt, vielgelesene deutsche Romanschriftstellerin, geb. 5. Dez. 1825 zu Arnstadt in Thüringen, die Tochter eines Malers, wurde im 16. Jahre von der regierenden Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen wegen ihrer schönen Stimme als Pflegetochter angenommen. In Sondershausen besuchte sie ein Jahr lang die höhere Töchterschule und ging dann auf Kosten der Fürstin behufs ihrer musikalischen Ausbildung nach Wien, wo sie drei Jahre lebte. Sie betrat auch die Bühne, mußte jedoch um eines plötzlich auftretenden Gehörleidens willen der theatralischen Laufbahn entsagen und kehrte als Vorleserin in die Umgebung der Fürstin zurück. Nachdem sie 1863 ihre Stellung aufgegeben hatte, ging sie nach Arnstadt, trat 1865 mit der Novelle «Die zwölf Apostel» zum ersten mal in die Öffentlichkeit, und zwar sofort vor dem großen Leserkreise der «Gartenlaube». Dieser Novelle folgten die Romane «Goldelie» (1866), womit sie ihren litterarischen Ruf begründete, «Blaubart» (1866), «Das Geheimnis der alten Mamsell» (2 Bde., 1867), «Reichsgräfin Gisela» (2 Bde., 1869), «Heideprinzeßchen» (2 Bde., 1871), «Die zweite Frau» (1874), «Im Hause des Kommerzienrats» (2 Bde., 1877), «Im Schillingshof» (2 Bde., 1880). Die Romane sind spannend und von lebhafter Darstellung. Sämtliche Arbeiten wurden zuerst in der «Gartenlaube», dann erst in Buchform veröffentlicht und

Digitized by Google

sind in vielen Auflagen erschienen. Körperlich leidend, lebt die Schriftstellerin im Familienkreise ihres Bruders zu Arnstadt.

John (Franz, Freiherr von), österr. Feldzeugmeister, geb. 20. Nov. 1815 zu Bruck an der Leitha, wurde bei Beginn des ital. Aufstandes 1848 zum Hauptmann befördert und im Hauptquartier des Feldmarschalls Grafen Radetzky verwendet. Bei den Kämpfen in Mailand, bei Sta.-Lucia, Montanara, Goito, Sona und namentlich in der Schlacht bei Custozza zeichnete er sich aus. In den spätern Jahren war J. Generalstabschef der Truppen in Toscana und im Römischen und wurde 1857 zum Obersten und Kommandeur des Infanterieregiments Kaiser Franz Joseph Nr. 1 befördert. Während des Kriegs von 1859 war J. als Generalstabschef des 6. Armeekorps in Südtirol, bis er nach Abschluß des Friedens von Zürich zum Chef des Generalstabes der Zweiten Armee im Lombardisch-Venetianischen Königreich ernannt wurde, in welcher Stellung er 1861 zum Generalmajor aufrückte. Im Kriege gegen Preußen und Italien 1866 war J. Generalstabschef der Südarmee, die unter dem Befehl des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht 24. Juni den Sieg bei Custozza erfocht, für welchen J. am Tage nach der Schlacht die Ernennung zum Feldmarschallleutenant erhielt. Als infolge der für Österreich unglücklichen Ereignisse auf dem nördl. Kriegsschauplatze der Erzherzog an die Spitze der ganzen Armee gestellt wurde, stand J. denselben abermals als Chef des Generalstabes zur Seite. Nach beendetem Kriege wurde J. zum Chef des Generalstabes ernannt und mit der Leitung des Kriegsministeriums betraut, im Okt. 1866 aber definitiv als Kriegsminister in die Regierung berufen und 1867 von der Stelle eines Generalstabschefs enthoben. Doch schon im Jan. 1868 schied er aus dem Ministerium. J. wurde 1869 Generalkommandant in Graz, 1873 Feldzeugmeister, 1874 nochmals Chef des Generalstabes der Armee und blieb dies bis zu seinem am 26. Mai 1876 zu Wien erfolgten Tode.

John (Richard Eduard), ausgezeichneter deutscher Rechtslehrer, geb. 17. Juli 1827 zu Marienwerder in Westpreußen, machte seine Studien seit Ostern 1847 zu Leipzig, Berlin und Göttingen und habilitierte sich 1853 als Privatdocent in Königsberg, wo er 1856 eine außerord. und 1859 eine ord. Professur erhielt. Im Mai 1862 für den Wahlkreis Labiau-Wehlau in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, gehörte er der Fortschrittspartei, seit 1866 der nationalliberalen Partei an. Nach Errichtung des Norddeutschen Bundes legte J. im Frühjahr 1867 sein Mandat nieder. Nachdem er seit Ostern 1868 ein Jahr als ord. Professor der Rechtswissenschaft in Kiel gelehrt, folgte er einem Rufe in gleicher Eigenschaft nach Göttingen. Im Sept. 1870 wurde er zum Mitgliede des hanseatischen Oberappellationsgerichts zu Lübeck gewählt, und übernahm darauf Ostern 1876 die durch Zachariäs Tod erledigte Professur für Strafrecht an der Universität Göttingen. Sein «Entwurf nebst Motiven zu einem Strafgesetzbuche für den Norddeutschen Bund» (Berl. 1868) ist auf das Zustandekommen des Norddeutschen Strafgesetzbuchs von hervorragendem Einfluß gewesen. Später veröffentlichte er «Das Strafrecht in Norddeutschland. Beurteilung des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund» (Berl. 1870). Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: «Über Landzwang und widerrechtliche Drohungen» (Gött. 1852), «Das Strafrecht in Norddeutschland seit den Rechtsbüchern» (Bd. 1, Lpz. 1858), «Die Lehre vom fortgesetzten Verbrechen» (Berl. 1860), «Kritik des preuß. Gesetzentwurfs über die Verantwortlichkeit der Minister» (Lpz. 1863), «Kritik strafrechtlicher Entscheidungen des preuß. Obertribunals» (Berl. 1866), «Über die Todesstrafe» (Berl. 1867), die Darstellung des «Strafprozesses» für Holtzendorffs «Encyklopädie der Rechtswissenschaft» (Lpz. 1870; 4. Aufl., Lpz. 1882), «Die Verbrechen gegen den Staat» in Holtzendorffs «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Berl. 1874). Von einem Kommentar der deutschen Strafprozeßordnung ist der erste Band (Erlangen 1884) erschienen.

John Bull, s. Bull.

Johnson (Andrew), der 17. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika (1865—69), geb. 29. Dez. 1808 in Raleigh, der Hauptstadt von Nordcarolina, erlernte das Schneiderhandwerk, ging 1824 nach Laurent Courthouse in Südcarolina und im folgenden Jahre nach Greenville in Tennessee, wo er sich verheiratete, durch seine Frau erst lesen und schreiben lernte und in einem kleinen Blockhause seine Werkstätte als Schneider eröffnete. Hier beteiligte sich J. zuerst als Whig, bald aber als Demokrat und eifriger Verehrer Jacksons an der Politik. Er wurde 1828 Alderman, 1830 Bürgermeister des Ortes, wirkte 1833—43 als Abgeordneter und Senator in der Legislatur und trat 1843 als Repräsentant in den Kongreß, dem er 10 Jahre lang angehörte. Im J. 1853 wurde J. zum Gouverneur seines Staats und 1855 zum zweiten mal zu dieser Würde erwählt, welche er nach Ablauf seines zweiten Amtstermins 1857 mit einem Sitz im Vereinigten-Staaten-Senat vertauschte. Als 1861 der Bürgerkrieg hereinbrach, war J. der einzige südl. Senator, der tapfer auf seinem Posten blieb und mit beredten Worten für die Aufrechterhaltung der Union kämpfte. Besonderes Aufsehen erregte seine Rede vom 5. Febr. 1861, in welcher er, der bisher der weitgehendste demokratische Parteigänger gewesen, die Sezessionisten aufs bitterste angriff. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten kehrte J. in seine Heimat zurück und wurde im Frühjahr 1862 von Lincoln zum Militärgouverneur von Tennessee mit dem Range eines Brigadegenerals ernannt, in welcher Stellung ihn die Wahl zum Vizepräsidenten der Union traf.

Infolge der Ermordung Lincolns wurde J., kaum sechs Wochen nach dessen zweitem Amtsantritt, 15. April 1865 Präsident der Vereinigten Staaten. Er trat jedoch jetzt auf die Seite der besiegten Sezessionisten und kam diesen mit einer Milde entgegen, welche alle Früchte des blutigen Kriegs zu vernichten drohte. Namentlich provozierte er durch sein Veto vom 19. Febr. 1866 gegen die vom Kongreß fast einstimmig angenommene Bill über die Bedingungen der Wiederzulassung der Rebellenstaaten (sog. Reconstructions-Bill), durch seine leidenschaftlichen, aber unbegründeten Anklagen der Führer des Kongresses, sowie durch sein Veto vom 27. März 1866 gegen die bürgerliche Gleichberechtigung der Schwarzen den offenen Bruch mit der großen Freiheitspartei des Landes, der er doch seine Erhebung verdankte. Bald wurden auch die Kabinettsmitglieder in diesen Konflikt gezogen. Da der Kriegsminister Stanton auf der Seite des Kongresses stand, erhielt Stanton seine Entlassung und J. ernannte im Aug. 1867 den General Grant

Digitized by Google

zum provisorischen Kriegsminister. Stanton wich unter Protest, übernahm aber, da der Senat die von J. angeführten Gründe für seine Entlassung mißbilligte und Grant nach der Resolution des Senats sofort zurücktrat, 15. Jan. 1868 das Kriegsdepartement wieder. Darauf hin ernannte J. 21. Febr. 1868 den General Thomas zum provisorischen Kriegsminister und erteilte an Stanton den Befehl, alles seiner Obhut vertraute öffentliche Eigentum an diesen zu übergeben. Stanton weigerte sich, dem Befehl Folge zu leisten; der Senat erklärte die Absetzung für ungesetzlich und das Repräsentantenhaus nahm 22. Febr. mit 126 gegen 47 Stimmen eine Resolution an, den Präsidenten in Anklagezustand zu versetzen. Der Prozeß begann 23. März vor dem Senat; doch wurde J. vom Senat freigesprochen, da die zur Verurteilung verfassungsmäßig notwendige Zweidrittelmajorität fehlte. Im J. 1874 wurde J. zum Vereinigten-Staaten-Senator von Tennessee gewählt, starb aber schon 31. Juli 1875 in der Grafschaft Carter im Staate Tennessee.

Vgl. Savage, «Life and public services of Andrew J.» (Neuyork 1865); Moor, «Speeches of Andrew J.» (Bost. 1865); Foster, «Life and speeches of Andrew J.» (Philad. 1866). Der Staatsprozeß J.s ist behandelt in «Impeachment and trial of Andrew J.» (Philad. 1868).

Johnson (Eastman), amerik. Genremaler, geb. in Lovell bei Freiburg in Maine 29. Juli 1824, ging 1849 nach Düsseldorf und bildete sich dort zwei Jahre lang in seinem Berufe aus, hielt sich dann vier Jahre im Haag und später in Belgien, Italien und Frankreich auf und kehrte 1856 nach den Vereinigten Staaten zurück. Er lebt hier meistens in Neuyork und widmet seinen Pinsel hauptsächlich dem Treiben der Neger unter sich und dem ländlichen Stilleben. Seine bedeutendsten Bilder sind der Savoyarde, Kartenspieler, die alte Kentuckyheimstätte, der barfüßige Junge, der Dorfschmied, die Jugendjahre von Abraham Lincoln und zahlreiche andere, die durch ihren gemütlichen Ton anziehen.

Johnson (Samuel), ausgezeichneter engl. Schriftsteller, geb. 18. Sept. 1709 zu Lichfield in der Grafschaft Stafford, studierte einige Zeit in Oxford, übernahm dann eine Unterlehrerstelle an der Schule zu Market-Bosworth (Leicestershire), gab sie jedoch bald wieder auf, lebte einige Zeit in Birmingham, heiratete 1735 eine ältliche Witwe, die ihm 800 Pfd. St. zubrachte, und errichtete nun bei Lichfield eine Erziehungsanstalt. Da er jedoch nur drei Zöglinge erhielt, ging er 1737 mit Garrick, einem seiner Schüler, nach London. Hier schrieb er für das «Gentleman's Magazine» u. a. vom 19. Nov. 1740 bis 23. Jan. 1743 seine «Verhandlungen des Senats von Lilliput», in denen er die damaligen engl. Parlamentsverhandlungen darstellte. Dem bereits früher erschienenen Gedicht «London» (1738), einer Nachahmung der dritten Satire Juvenals, ließ er das «Life of Richard Savage» (1744) folgen, das seine Tüchtigkeit als Prosaiker und seinen feinen Beobachtungsgeist beurkundete. Endlich erschien 1747 der Plan zu seinem engl. Wörterbuche, für welches ihm ein Honorar von 1575 Pfd. St. zugesichert wurde. Während der sieben Jahre, welche er an diesem Werke arbeitete, dichtete er noch «The vanity of human wishes», eine Nachbildung der zehnten Satire Juvenals; auch gab er 1750—52 die fast allein von ihm verfaßte Zeitschrift «The Rambler» heraus. Sein «Dictionary of the English language» (2 Bde., Lond. 1755) erlebte viele Auflagen (zuletzt bearbeitet von Latham, 2 Bde., Lond. 1864—66) und ist eine klassische Autorität geworden. Die Wochenschrift «The Idler», die er 1758—60 herausgab, enthält meist eilig geschriebene, minder wertvolle Beiträge als der «Rambler». Seinen weitverbreiteten polit. Roman «History of Rasselas, prince of Abyssinia» (Lond. 1759; deutsch unter andern von Bärmann, 2 Bde., Hamb. 1840) schrieb er in kurzer Zeit, um die Kosten des Begräbnisses seiner Mutter und ihre Schulden zu bezahlen. Im J. 1765 erschien seine längst angekündigte Ausgabe des Shakspeare, die aber ein tiefes Eindringen in den Geist des Dichters vermissen läßt. Unter dem Ministerium des Grafen Bute erhielt er 1762 eine Pension von 300 Pfd. St. Seinen eifrigen Toryismus zeigte er namentlich in seinen polit. Flugschriften «The false alarm» (1770) und «Taxation no tyranny» (1775). Eine Reise nach Schottland und den Hebriden 1773 schilderte er in der «Journey to the Western Isles of Scotland» (Lond. 1775). Die darin geäußerten Zweifel gegen die Echtheit der Dichtungen Ossians verwickelten ihn in eine heftige Fehde mit Macpherson (s. d.). Seine letzte litterarische Arbeit waren die «Lives of the most eminent English poets» (Lond. 1779—81; neueste Ausg., 3 Bde., Oxf. 1864—65; deutsch von Blankenburg, 2 Bde., Altenb. 1781). J. starb zu London 13. Dez. 1784. Seine Werke wurden von Hawkins (15 Bde., Lond. 1787—89) und von Murphy (12 Bde., Lond. 1792; neue Ausg. 1824) gesammelt. Eine berühmte Lebens- und Charakterschilderung J.s lieferte Boswell (2 Bde., Lond. 1791 u. öfter; Ausg. von Croker, 5 Bde., Lond. 1831 u. öfter). Eine neuere Ausgabe dieser Biographie wurde von Fitzgerald bearbeitet (3 Bde., Lond. 1874); eine andere von Napier (5 Bde., Lond. 1884).

Johnst., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Johnston (George).

Johnston (Albert Sidney), amerik. General der konföderierten Staaten, geb. in Kentucky 1803, trat 1826 in die reguläre Armee als Offizier, kämpfte an der Indianergrenze, dann unter General Scott in Mexiko, war 1855 Oberst eines Kavallerieregiments, mit welchem er 1. April 1850 in die Hauptstadt der Mormonen, Utah, am Großen Salzsee einzog, und schloß sich 1861 der Sache der Südstaaten an. Er befehligte 1862 auf dem linken Ufer des Mississippi und marschierte aus der Stellung bei Bowlinggreen nach Corinth, als der Unionsgeneral Grant im Februar Fort Henry und Donelson erobert hatte. Am 6. Mai 1862 griff er Grant bei Shiloh an, wurde dabei schwer verwundet und starb noch an demselben Tage.

Johnston (Alexander Keith), engl. Kartograph, geb. 28. Dez. 1804 zu Kirkhill in Schottland, studierte Medizin, trat aber später in das Atelier eines Graveurs ein, machte große Reisen und starb 6. Juli 1871 zu Ben Rhyding in Schottland. Seine Hauptwerke sind: «National atlas» (1843), «Physical atlas» (1848; 2. Aufl. 1856), «Dictionary of geography» (1855) und «Royal atlas of modern geography» (1855).

Johnston (George), schott. Naturforscher, geb. 1798, gest. als Arzt zu Berwick-on-Tweed 3. Juli 1855, schrieb «History of British sponges and lithophytes» (1842), «History of British zoophytes» (2. Aufl., 2 Bde., 1847), «Introduction to

Digitized by Google

conchology» (1850), «Natural history of the eastern borders» (Bd. 1: «Botany», 1854) u. s. w.

Jöhstadt, ehemals Josephstadt, Stadt im Königreich Sachsen, Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, 11 km im SO. von Annaberg, in 789 m Höhe, am Schwarzwasser, mit (1880) 2341 E., treibt starken Grenzhandel und fabriziert Spitzen und Band. Der ärmliche Ort in sehr rauher Gegend hängt mit dem böhm. Örtchen Dürrenberg zusammen.

Joigny, Stadt im franz. Depart. Yonne, Hauptstadt eines Arrondissements, 25 km im NNW. von Auxerre, auf einem Hügel am rechten Ufer der Yonne, an der Linie Paris-Lyon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat ein Tribunal erster Instanz und eins des Handels, sowie ein Kommunal-Collége und zählt (1876) 6317 E., welche Weinbau treiben, Kreide und Sandstein brechen, Leinwand, Tuch, Waffen, Jagdgeräte, Pelzwerk fabrizieren und Pferdemärkte halten. Die Stadt (mittellat. Joviniacus) gehörte ehedem zur Champagne. Geoffroi I. gründete 996 das mächtige Feudalhaus der Grafen von J., das bis 1703 bestand.

Joint-stock-company (engl.), soviel wie Aktiengesellschaft.

Joinville, Stadt im franz. Depart. Obermarne, in reizender Gegend am Fuße eines Bergs, am rechten Ufer der Marne, über die hier eine Brücke führt, und an der Linie Blesme-Chaumont-Gray der Ostbahn gelegen, hat eine sehr alte Kirche (Notre-Dame) und zählt (1876) 3904 E., welche Hohöfen, Eisengießereien, Manufakturen von wollenen Strümpfen, Hüten u. s. w. unterhalten. Die Stadt war der Hauptort der alten gleichnamigen Baronie, die 1551 von König Heinrich II. zu Gunsten des Herzogs Franz von Guise in ein Fürstentum verwandelt wurde. Auf dem nahen Berge stand das 1790 abgetragene Stammschloß der Herzöge von Guise. Unter den ältern Baronen von J. ist Jean Sieur de Joinville (s. d.) der berühmteste. Ihm wurde hier 23. Juni 1861 eine Statue errichtet. Der dritte Sohn des Königs Ludwig Philipp erhielt den Titel eines Prinzen von J. [cisca.

Joinville, Ort in Brasilien, s. **Dona-Fran-**

Joinville (François Ferd. Philippe Louis Marie von Orléans, Prinz von), der dritte Sohn des Königs Ludwig Philipp von Frankreich, geb. 14. Aug. 1818, widmete sich seit 1834 dem Seewesen. Im J. 1839 ward er Kommandant der Fregatte Belle-Poule, auf welchem Schiffe er 1840 die Asche Napoleons nach Frankreich brachte. Als Kontreadmiral befehligte er 1844 die Seeexpedition nach Marokko, und 1846 wurde er Vizeadmiral. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 befand er sich mit seiner Gemahlin in Algier, wohin er seinen Bruder, den Herzog von Aumale, begleitet hatte. Die beiden Prinzen ließen die Republik proklamieren und gingen dann über Gibraltar nach England zu ihrer Familie. J. protestierte von Claremont aus ebenfalls gegen das Verbannungsdekret der Nationalversammlung. Obgleich dasselbe nicht aufgehoben ward, wollte die Orleanistenpartei diesen populären Prinzen zum Präsidenten der Republik vorschlagen. Der Prinz vermählte sich 1. Mai 1843 mit Doña Francisca, geb. 2. Aug. 1824, der Tochter des verstorbenen Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien. Aus der Ehe entsprangen: Prinzessin Françoise Marie Amélie von Orléans, geb. 14. Aug. 1844, die sich 1863 mit ihrem Cousin, dem Herzog von Chartres, vermählte, und Prinz Pierre Philippe Jean Marie von Orléans, Herzog von Penthièvre, geb. 4. Nov. 1845. Nach Ausbruch des amerik. Bürgerkriegs begab sich J. 1861 in Begleitung seines Sohnes und seiner beiden Neffen, des Grafen von Paris und des Herzogs von Chartres, nach Neuyork. Hier ließ er seinen Sohn in die Marineschule der Vereinigten Staaten eintreten, während die Neffen einige Monate im Unionsheere als Infanterieoffiziere Dienste nahmen. Der Prinz selbst machte im Stabe McClellans den Feldzug von 1862 in Virginien mit. Bei Ausbruch des Kriegs 1870 bot er vergebens dem Kaiser, dann der Republik seine Dienste an; unter angenommenem Namen trat er in die Armee Aurelle de Paladines, später in die Chanzys, wurde aber im Jan. 1871 auf Befehl Gambettas aus Frankreich ausgewiesen. Nach Aufhebung des Verbannungsdekrets gegen die Orléans nahm J. seinen Sitz in der Nationalversammlung ein, in die ihn Febr. 1871 das Depart. Obermarne gewählt hatte. Bei den Neuwahlen 1876 trat er von der Kandidatur zurück. Seit 1872 ist er Vizeadmiral der franz. Marine. Als Seemann von Fach veröffentlichte J. in der «Revue des deux Mondes» (1844—52) mehrere Studien über die franz. Marine, sowie einen Aufsatz über den Krieg in China, die Aufsehen erregten. Drei dieser Aufsätze erschienen später selbständig unter dem Titel «Études sur la marine» (Par. 1859).

Joinville (Jean, Sieur de), der erste bedeutende Historiker der Franzosen, geb. um 1223, trat in den Dienst des Königs Thibaut IV. von Navarra, Grafen von Champagne, und war Seneschall und Großmeister desselben, als er 1245 den Entschluß faßte, sich Ludwig IX. auf dessen Kreuzzug anzuschließen. Zur Bestreitung der Ausrüstungskosten verpfändete er einen Teil seiner Güter und schiffte sich sodann mit 9 Rittern und 700 bewaffneten Männern zugleich mit Ludwig IX. in Marseille ein. Da er aber auf der Insel Cypern, wo man anlegte, seinen Rittern und Leuten den Sold nicht mehr bezahlen konnte, trat er mit seiner kleinen Armee in des Königs Dienst. Mit dem König kehrte er 1254 nach Frankreich zurück und lebte von da an oft an dessen Hofe. J. starb um 1318. Seine «Histoire de St.-Louis» (eigentlich «Mémoires»), eins der kostbarsten Werke der histor. Litteratur des Mittelalters, wurde vielfach, am besten von Michel (1859) und de Wailly (1874) herausgegeben und ins Deutsche übertragen von Driesch (Trier 1853). Vgl. Didot, «Études sur la vie et les travaux de Jean sire de J.» (Par. 1870).

Jojachin, auch Jechonja und Chonja, Sohn und Nachfolger des Königs Jojakim von Juda, wurde nach dreimonatlicher Regierung im J. 599 v. Chr. wegen seiner und seines Vaters Abtrünnigkeit von Nebukadnezar, nach Belagerung und Eroberung Jerusalems, mit vielen Einwohnern nebst den Schätzen des königl. Palastes und den goldenen Geräten des Tempels nach Babel in die Gefangenschaft abgeführt, erhielt jedoch von Nebukadnezars Sohn und Nachfolger Evilmerodoch 561 v. Chr. die Freiheit wieder und blieb am Hofe dieses Königs sein Leben lang.

Jojakim oder Eljakim, Sohn des Josias, wurde nach Absetzung seines jüngern Bruders Joahas von dem ägypt. König Necho II. 610 v. Chr. als Vasallenkönig über Juda eingesetzt. Nachdem

Digitized by Google

er im J. 604 den Chaldäern zinsbar geworden, suchte er 601 seine Selbständigkeit wiederzugewinnen und bewirkte dadurch, daß ein chaldäisches Heer gegen Judäa anrückte. Indes erlebte er die Eroberung Jerusalems nicht und erfuhr erst im Tode (599) die Mißhandlung, welche Jeremias berichtet.

Jókai (spr. Johkoi, Maurus), bedeutender ungar. Dichter und Publizist, geb. 19. Febr. 1825 in Komorn, studierte in Preßburg, Pápa (mit Petőfi) und Kecskemét, erlangte 1846 das Advokatendiplom, widmete sich jedoch, ohne jemals die Advokatur auszuüben, frühzeitig der litterarischen Wirksamkeit und schrieb schon 1842 sein erstes Werk, das Drama «A zsidófiú» («Der Judenknabe»). Im J. 1846 erschien sein erster Roman «Hétköznapok» («Werktage»), mit dem er sogleich die Gunst des Publikums gewann. Im nächsten Jahre übernahm er die Redaction des damals tonangebenden belletristischen Wochenblatts «Életképek» («Lebensbilder»). Gleichzeitig erschien die erste Sammlung seiner Novellen «Vadon virágai» («Blumen der Wildnis», 2 Bde.). An der polit. Bewegung von 1848 nahm J. hervorragenden Anteil; er war mit Petőfi der Führer der Jugend, welche am 15. März die «Zwölf Punkte» (Preßfreiheit u. s. w.) erkämpfte. Nach dem Freiheitskriege mußte er längere Zeit als Flüchtling im Lande herumirren, da er geächtet war; doch entkam er der Verhaftung. Sein erstes Werk nach der Revolution waren die «Forradalmi csataképek», 1849 («Revolutionsschlachtenbilder»).

J.s selbständige Werke füllen gegen 300 Bände; auf allen Gebieten der schönen Litteratur, namentlich aber auf dem des Romans, schuf er Werke von bleibendem Wert. Seine bedeutendsten Romane sind: «Erdély aranykora» («Siebenbürgens goldene Zeit», 1851), «A két szarvú ember» («Der Mann mit zwei Hörnern», 1852), «Török világ Magyarországon» («Die Türkenherrschaft in Ungarn», 1852), «Egy magyar nábob» («Ein ungar. Nabob», 1854), «Kárpáthy Zoltán» («Zoltán Kárpáthy», 1855), «Politikai divatok» («Polit. Moden», 1861), «Uj földesúr» («Der neue Gutsherr», 1862), «Mégis mozog a föld» («Und sie bewegt sich doch», 1866), «A kőszivü ember fiai» («Die Söhne des Mannes mit dem steinernen Herzen», 1867), «Fekete gyémántok» («Schwarze Diamanten», 1873), «A jövö század regénye» («Der Roman des künftigen Jahrhunderts», 1874), «Az arany ember» («Der Goldmensch», 1875), «Enyém, tied, övé» («Mein, dein, sein», 1876), «Az élet komédiásai» («Komödianten des Lebens», 1877), «A ma» («Das Heute», 1881), «Szeretve mind a vérpadig» («Geliebt bis zum Schafott», 1882), «A löcsei fehér asszony» («Die weiße Frau von Leutschau», 1884) u. s. w. Von seinen Dramen sind «König Koloman» (1855), «Manlius Sinister» (1856), «Georg Dózsa» (1858), «Die Martyrer von Szigetvár» (1859) und «Milton» (1878) die bedeutendsten. Seine polit. Gedichte erschienen 1880 in zwei Bänden. Fast alle seine Romane erschienen in deutscher Übersetzung. Seit 1858 war J. ununterbrochen als Redacteur thätig; früher redigierte er das große polit. Tagesblatt «Hon» («Vaterland»), jetzt ist er Chefredacteur des Regierungsblatts «Nemzet» («Nation»). Das humoristische Wochenblatt «Üstökös» («Komet») war unter seiner Leitung und Mitarbeit (1858—81) ausgezeichnet.

Seit der Wiederherstellung der ungar. Verfassung war J. stets Abgeordneter. Er gehört der liberalen Regierungspartei an, zu deren schlagfertigsten Rednern er zählt. Seit 1848 ist J. mit Rosa Laborfalvi, der ersten Tragödin Ungarns, verheiratet. In der neuesten Zeit redigierte er den ungar. Teil des vom Kronprinzen Rudolf herausgegebenen Prachtwerks «Österreich-Ungarn in Wort und Bild». Vielseitigkeit, Originalität, Fruchtbarkeit, überaus reiche und lebendige Phantasie, fesselndes Erzählertalent und gesunder Humor sind die glänzenden Vorzüge J.s.

Joki (finn.), soviel wie Fluß.

Joklama (türk.), Zollämter; Joklamanaziri, der oberste Zollrevisor.

Joktan, der arab. Sage nach der Stammvater der Joktaniden, welche die Gegend um Jemen und das Glückliche Arabien bewohnten.

Jokuhama, Jokohama oder Yokuhama, ein dem Verkehr mit dem Auslande geöffneter japan. Hafenplatz, liegt auf der Insel Nipon, an der Westküste der Bai von Jedo, 37 km nördlich von deren Eingang bei Kap Sagami, 22 km im SSW. von Jedo und 4 km südlich von der Stadt Kanagawa, von der J. durch die geräumige Jokuhama-Bai getrennt ist. Als der durch die Verträge von Japan mit Nordamerika vom 31. März 1854 und 21. Febr. 1855 und mit England vom 14. Okt. 1854 und 9. Okt. 1855 dem Fremdenverkehr geöffnete Hafen Simoda als hierfür unzweckmäßig erkannt wurde, sollte an dessen Stelle Kanagawa treten, ein Ort, der, zu den unmittelbaren Besitzungen des Sgogun gehörig, wegen seiner Lage am Meere und zugleich an der großen Straße von Jedo nach Miako, Ohosaka und dem Süden von Nipon ganz besonders gut zum Handelsplatz gewählt erschien. Während der brit. Gesandte Sir Rutherford Alcock mit den Ministern des Sgogun noch über die für die Niederlassung der engl. Kaufleute zu wählende Stelle unterhandelte, hatten diese schon eigenmächtig angefangen, sich in der Nähe des Fischerdorfes J., einer menschenleeren Stelle am Strande, einzurichten, wie sehr der Gesandte auch von dieser Stelle abriet. Die japan. Regierung gab ihre Zustimmung. Der neugegründete Ort ward 20. Nov. 1866 ein Raub der Flammen, wurde aber sehr bald glänzender wieder aufgebaut. J. bildet ein längliches Viereck, welches drei Hauptstraßen von Osten nach Westen und mehrere Querstraßen von Süden nach Norden durchziehen. Dem Strande entlang bildet eine Reihe schöner Gebäude den sog. Bund. Östlich von der europ. liegt die japan. Stadt. Der Palast des japan. Gouverneurs und eine Anzahl reicher japan. Kaufläden befinden sich daselbst in der Curiostraße. Am Nordende gelangt man über eine Brücke nach dem Dorfe, welches der Stadt den Namen gab. Im Westen der Stadt erheben sich die Bluffs, eine in das Meer vorspringende Anhöhe, wo das brit. Gesandtschaftshotel und die Wohnungen mehrerer europ. und ameril. Kaufleute u. s. w. liegen. Die Bevölkerung beträgt (1881) 63048 Seelen, unter denen 3000 Fremde. Zwischen J. und Tokio besteht schon seit 1873 eine Eisenbahn, während die Schiffe der Pacific Mail Steamship Company eine regelmäßige monatliche Verbindung zwischen J. und San-Francisco in Californien unterhalten. Im J. 1882 besuchten 283 fremde Schiffe von 410753 t Gehalt J. Die Einfuhr hatte einen Wert von 81408000, die

Digitized by Google

Ausfuhr von 106 704 000 Reichsmark. Von allen dem Fremdenverkehr geöffneten Häfen ist J. bis jetzt noch der wichtigste.

Jökul, in Island Bezeichnung für Gletscher.

Jola (Yola), Hauptstadt von Adamaua (s. d.).

Joliba, s. unter Niger.

Joliet, Stadt und Hauptort des County Will im nordamerik. Staate Illinois, 48 km südwestlich von Chicago, auf beiden Seiten des Desplainesflusses, mitten in einem äußerst fruchtbaren Thale, am Kreuzungspunkte der Chicago-Rock-Island- und Pacificbahn mit der Chicago- und Alton- und Michigan-Central-Eisenbahn, sowie am Illinois-Michigan-Kanal gelegen, zählt (1880) 16 145 E., hat Fabriken für Ackergerätschaften, Säge- und Mahlmühlen und betreibt einen bedeutenden Ausfuhrhandel mittels des Illinois-Michigan-Kanals. Die Steinbrüche J.s liefern vortreffliches Material, das weithin exportiert wird. Das hier mit einem Kostenaufwand von mehr als einer Million Dollars errichtete Staatszuchthaus ist eins der schönsten Gebäude seiner Art in den Vereinigten Staaten.

Jolin (Johan Kristoffer), beliebter schwed. Schauspieler, Bühnendichter und Novellist, geb. 28. Dez. 1818 zu Stockholm, studierte zu Upsala und war 1845—68 an dem königl. Theater seiner Vaterstadt als Schauspieler angestellt, zugleich 1849—56 als Dramaturg, 1857—68 als Direktor der Elevenschule. Von seinen zahlreichen, auch im Auslande öfters aufgeführten dramatischen Werken sind hervorzuheben: «En komedi» (1845), «Skal och kärna» (1846), «Mäster Smith» (1847), «Ung Hansea dotter» (1860), «Mjölnarfröken» (1865); von den novellistischen: «Affallingarne», «Rosen bland kamelior», «Vinglaren» u. a. Von der Sammelausgabe seiner Schriften erschienen bisher die «Erzählungen und Skizzen» (Bd. 1—6, Stockh. 1872—81); die Serie der Romane ist seit 1882 im Erscheinen begriffen. Als lyrischer Dichter erhielt J. (1845, «Fjellbruden») einen Preis der schwed. Akademie.

Jolle heißt ein kleines leichtes Boot. Gewöhnlich nennt man auf größern Schiffen das kleinste der mitgeführten Boote J., ohne Rücksicht auf Form und Bauart. In Hamburg bezeichnet der Name J. eine bestimmte Klasse von etwa 7 m langen Booten, die vorn und hinten spitz sind, durch einen Mann, den Jollenführer, mit zwei Rudern fortbewegt werden und als Fährboote dienen.

Jolly (Jul.), bad. Staatsmann, geb. zu Mannheim 21. Febr. 1823, studierte 1840—44 zu Heidelberg und Berlin die Rechtswissenschaften, habilitierte sich im Sommer 1847 als Privatdocent in Heidelberg und wurde 1857 außerord. Professor. Im J. 1861 trat er als Rat in das Ministerium des Innern unter Lameys Präsidium ein. In Verbindung mit Roggenbach, Mathy und Bluntschli strebte er die Einigung von Deutschland im Anschluß an Preußen an und galt als einer der entschiedensten Führer der nationalen Partei. Als die bad. Regierung 1865 in das Lager der mittelstaatlichen Bundespolitik überging, trat er aus dem Ministerium aus und wurde in den Verwaltungsgerichtshof versetzt. Der Sieg Preußens über Österreich und den alten Bund im Sommer 1866 führte ihn in das Ministerium des Innern zurück, und er wurde nun 27. Juli an Lameys Statt Präsident desselben. Nach Mathys Tode wurde ihm das Staatsministerium und damit die Leitung des Gesamtministeriums übertragen (12. Febr. 1868). J. und die von ihm geleitete Regierung erneuerte und belebte wieder die staatliche Reformthätigkeit in liberalem Sinne. Um die Einigung Süddeutschlands, zunächst Badens mit dem Norden, hat J. sich große Verdienste erworben. J. führte in Versailles die auf den Beitritt Badens zum Norddeutschen Bunde bezüglichen Verhandlungen. Er war dann seit 1871 Mitglied des Bundesrats. Aber auch für die freie Gestaltung der bad. Zustände hat er Bedeutendes geleistet. Im Sept. 1876 trat er aus dem Ministerium und übernahm bald darauf das Präsidium der Oberrechnungskammer.

Jolly (Philipp Gust.), Physiker, Bruder des vorigen, geb. in Mannheim 26. Sept. 1809, widmete sich nach Absolvierung des Gymnasiums mathem.-physik. Studien in Heidelberg, Wien und Berlin, habilitierte sich 1834 in Heidelberg, wurde 1839 außerord., 1846 ord. Professor und folgte 1854 einem Rufe an die Universität in München. Nach der Publikation zweier selbständiger Schriften: «Anleitung zur Differential- und Integralrechnung» (Heidelb. 1846) und «Die Prinzipien der Mechanik» (Stuttg. 1852), wendete er sich der Experimentalforschung zu. Die Physik der Molekularkräfte erweiterte er durch Aufdeckung der Gesetze der endosmotischen Erscheinungen; die Wärmelehre bereicherte er durch seine Untersuchungen über die Ausdehnung der Gase durch die Wärme. Durch seine Arbeiten über die Zusammensetzung der Atmosphäre wurden die kleinen Schwankungen, die sich in derselben vollziehen, festgestellt, und durch die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der analytischen Wage und Anwendung der Wage auf Probleme der Gravitation gelang es ihm, die Masse der Erde und deren mittlere Dichtigkeit zu bestimmen. In allen Fällen waren es Vereinfachungen der Meßmethoden, welche zum Ziele führten, und die zugleich Veranlassung wurden zur Konstruktion exakterer Meßapparate. Die verbreitetsten sind: das Lufthermometer, die Federwage, das Kupfereudiometer und die Quecksilberluftpumpe.

Sein Sohn Ludwig J., geb. 12. März 1843 in Heidelberg, seit 1874 ord. Professor in der staatswissenschaftlichen Fakultät in Tübingen, verfaßte Arbeiten über die Militärsteuer, Verwaltungsrechtspflege, engl. und franz. Unterrichtswesen, die Verteilung der öffentlichen Armenlast, sowie mehrere Abschnitte in Schönbergs «Handbuch der polit. Ökonomie».

Sein zweiter Sohn, Friedrich J., geb. 24. Nov. 1844 zu Heidelberg, studierte Medizin in München und Göttingen und habilitierte sich 1871 in Würzburg als Privatdocent mit einer Abhandlung «Über den Gehirndruck und über die Blutbewegung im Schädel». Im J. 1873 folgte er einem Rufe als Extraordinarius für Psychiatrie und Direktor der psychiatrischen Klinik nach Straßburg, woselbst er 1875 zum Ordinarius ernannt wurde. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Bericht über die Irrenabteilung des Julius-Spitals» (Würzb. 1873), der Artikel «Hysterie und Hypochondrie» in von Ziemßens «Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie» (Lpz. 1877), «Untersuchungen über den elektrischen Leistungswiderstand des menschlichen Körpers» (Straßb. 1884).

Jolof (Yolof, Wolof, Dscholof), Negerstamm im westl. Afrika, zwischen Senegal und

Digitized by Google

Gambia, bis an die Meeresküste. Der Name Wolof (Singular: U-olof, Plural: J-olof) stammt von Djolof, dem Namen eines Reichs, zu dem Wallo, Cayor, Baol, Sin und Salum als Provinzen gehörten. Dies Reich ging im 16. Jahrh. infolge der Angriffe der Fulah unter. Die Sprache der J. steht unter den afrik. Idiomen isoliert da; sie wird in ganz Senegambien, namentlich in den Ländern Cayor, Wallo, Djolof, Dakar, Baol, Sin, Salum und den Ansiedelungen von St.-Louis am Senegal, Gorée, gegenüber Cap Verde, und Bathurst, an dem Gambia, gesprochen. Die J. sind teils Mohammedaner, teils Fetischanbeter. Vgl. Boilat, «Esquisses sénégalaises» (Par. 1853).

Jomard (Edme François), franz. Geograph und Archäolog, geb. zu Versailles 17. Nov. 1777, nahm 1798 an dem Feldzuge nach Ägypten teil, wo er die alten Denkmäler des Landes zeichnete und beschrieb; 1802 leitete er die topogr. Arbeiten längs der böhm. Grenze und in der Oberpfalz, wurde aber 1803 nach Paris zurückberufen, um an der Redaction der «Description de l'Égypte» teilzunehmen; 1818 wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften, 1828 Custos der Karten und Pläne auf der königl. Bibliothek, 1839 Konservator dieses Departements. Er starb 22. Sept. 1862 zu Paris. J. hat kleinere Schriften über Gegenstände des Unterrichtswesens der Geographie, besonders Afrikas, sowie über ägypt. Altertumskunde veröffentlicht.

Jomelli, s. Jommelli.

Jomini (Henri, Baron), russ. Generallieutenant, vorher General des franz. Kaiserreichs, bekannt als Militärschriftsteller, geb. 6. März 1779 zu Peterlingen (Payerne) im Waadtlande, trat in die Schweizergarde in Paris ein und widmete sich nach deren Auflösung dem Kaufmannsstande. Die Revolution in der Schweiz führte ihn 1799 ins Waadtland zurück, wo er Oberstlieutenant der Miliz und Generalsekretär der Kriegsangelegenheiten wurde. Seines Amts bei dem Eintritt der Reaktion verlustig, trat er 1803 zu Paris in ein Handlungshaus, veröffentlichte 1804 seinen «Traité des grandes opérations militaires» (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1818) und wurde darauf zum Bataillonschef und Adjutanten Neys, 1805 aber vom Kaiser zum Obersten befördert. Als Chef im Generalstabe Neys wohnte er den Feldzügen von 1806 und 1807 in Preußen und in Polen bei, wurde franz. Baron und folgte 1808 Ney nach Spanien. Bei seinem Chef verleumdet, wurde J. 1809 zur Disposition gestellt, aber 1811 von Napoleon zum Brigadegeneral befördert. Später zum kaiserl. Historiographen ernannt, erhielt er beim Beginn des Feldzugs von 1812 den Auftrag, die Geschichte der Großen Armee zu schreiben. Er war erst Gouverneur von Wilna und dann von Smolensk. Nach der Schlacht von Lützen wurde er wieder Generalstabschef des Marschalls Ney. J. jedoch, erbittert über die ihm gewordene Zurücksetzung, verließ während des Waffenstillstandes die franz. Fahnen und ging zu den Verbündeten über. Kaiser Alexander erhob ihn zum Generallieutenant und Adjutanten. Doch nahm J. an dem Kriege gegen Frankreich keinen thätigen Anteil. Im J. 1815 folgte er Alexander nach Paris und begleitete 1828 den Kaiser im Feldzuge gegen die Türken. Sehr verdient machte er sich um die Gründung der Militärakademie zu Petersburg. Zur Rechtfertigung seines Abfalls von Frankreich veröffentlichte er 1815 und 1821 zu Paris seinen Briefwechsel mit dem General Sarrazin, Baron Mounier und Capefigue. In der neuern Kriegslitteratur erwarb er sich einen ausgezeichneten Namen durch die «Histoire critique et militaire des campagnes de la révolution» (5 Bde., Par. 1806; 3. Aufl. unter Mitwirkung des Obersten Koch, 15 Bde., Par. 1819—24). Außerdem veröffentlichte er: «Vie politique et militaire de Napoléon, racontée par lui-même au tribunal de César, d'Alexandre et de Frédéric» (4 Bde., Par. 1827; deutsch von Bas, 4 Bde., Tüb. 1828—29), dazu als Supplement «Précis politique et militaire de la campagne de 1815» (Par. 1839), «Précis de l'art de la guerre» (Petersb. 1830; 6. Aufl., Par. 1855; die frühere Aufl. deutsch von Wagner, Berl. 1831, und von Bilderling, 2 Bde., Lpz. 1837—39). J. gab auch eine Reihe von Kartenwerken heraus. Später lebte J. litterarisch beschäftigt zu Lausanne, seit 1855 zu Brüssel, siedelte aber bald nach Passy bei Paris über, wo er 24. März 1869 starb. Vgl. Sainte-Beuve, «Le général J.» (Par. 1869); Lecomte, «Le général J., sa vie et ses écrits» (Par. 1860).

Jommelli (Nicolo), gewöhnlich Jomelli geschrieben, bedeutender ital. Komponist, geb. 11. Sept. 1714 zu Aversa im Neapolitanischen, trat im Alter von 16 J. in Neapel in das Konservatorium di Sant' Onofrio, dann in das Della Pietà de' Turchini, in denen seine Hauptlehrer Durante, Leo und Feo waren. Seine ersten Kompositionen, die er veröffentlichte, waren Ballette und Cantaten, und in seinem 23. J. brachte er die erste Oper «L' errore amoroso» auf die Bühne. Dieselbe hatte Erfolg, sowie auch sein «Odoardo», der das Jahr darauf (1738) zur Aufführung kam. Bereits 1741 hatte J. durch seine Opern, wie «Ricimero», «Astianatte», «Ezio», «Merope» u. s. w., einen in Italien gefeierten Namen erworben, und insbesondere erregte «Merope» in Venedig großen Beifall, sodaß man ihm die Direktorstelle an einem der dortigen Konservatorien übertrug. In dieser Stellung, in der er auch seine ersten Kirchenkompositionen verfaßte, und unter andern für Wien die zwei Opern «Achille in Sciro» und «Didone» schrieb, blieb er bis 1748. Sodann wandte er sich nach Rom, wo er 1749 Kapellmeister an der Peterskirche wurde, und folgte 1754 einem Rufe als Kapellmeister des Herzogs Karl von Württemberg nach Stuttgart, wo er zahlreiche Opern komponierte, von denen aber die meisten dort verbrannten. Darauf kehrte er 1758 nach Italien zurück, wo er teils in seiner Vaterstadt, teils in und bei Neapel lebte und daselbst noch verschiedene Opern, wie «Armida», «Demofoonte», «Ifigenia», auf die Bühne brachte, reife Produktionen, die aber seinen Landsleuten nicht mehr recht gefallen wollten. J. starb zu Neapel 28. Aug. 1774. An Reichtum der Erfindung den meisten seiner ital. Zeitgenossen ebenbürtig, stand er ihnen jedoch an Kraft des musikalisch-dramatischen Ausdrucks und an Mannigfaltigkeit der Mittelbenutzung voran. Seine Kirchenkompositionen, von denen das «Requiem» allgemein bekannt ist, sowie seine Oratorien enthalten viel bleibend Schönes.

Jonas, hebr. Prophet, der Sohn des Amitthai, stammte aus der Stadt Gath Hachefer im Stamme Sebulon und trat unter der Regierung Jerobeams II. auf. Die wunderbare Erzählung, welche das unter seinem Namen im Kanon befindliche Buch enthält, hat man, doch schwerlich mit

Digitized by Google

Grund, für eine Überarbeitung des Mythus von Hercules gehalten, der die Hesione von einem Meerungeheuer dadurch befreit haben soll, daß er in den Rachen desselben sprang und drei Tage und drei Nächte lang die Eingeweide des Ungeheuers zerfleischte. Ebenso grundlos ist die Berufung auf den Mythus von der Andromeda, welche am Gestade Joppes, wo auch J. sich einschiffte, einem Meerungeheuer zum Fraße ausgesetzt und von Perseus gerettet wurde. Die hebr. Sage läßt den Propheten, um der von Jahve ihm übertragenen Sendung als Bußprediger nach Ninive zu entfliehen, zur See gehen, aber zur Strafe für seinen Ungehorsam bei einem furchtbaren Sturme von den Schiffern ins Meer geworfen werden, wo ihn ein Fisch verschlang, in dessen Bauch er drei Tage und drei Nächte sich aufgehalten haben soll, worauf der Fisch ihn ans Land spie. Zum zweiten mal nach Ninive geschickt, verkündete er der unbußfertigen Stadt ihren baldigen Untergang, erzürnte aber, als Jahve schließlich dennoch die Niniviten um ihrer endlichen Bekehrung willen verschont, und mußte sich erst durch das Wunderzeichen vom Kürbis (genauer: Ricinus) von seinem Unrecht überzeugen lassen. Die lehrhafte Tendenz der Erzählung, welche übrigens schon einer sehr späten Zeit (dem 4. Jahrh.) angehört, liegt auf der Hand; sie soll das Nichteintreffen älterer prophetischer Verkündigungen über das heidnischen Völkern bevorstehende Gericht begründen und dem Volke Israel seinen Unmut darüber verweisen. Übrigens wird das angebliche Grab des Propheten noch heute in der Gegend des alten Ninive gezeigt.

Jonas (Justus), Freund und Gehilfe Luthers, geb. 5. Juni 1493 zu Nordhausen, wurde 1521 Professor der Theologie und Propst in Wittenberg und entfaltete den regsten Eifer für die Sache der Kirchenverbesserung. Er begleitete Luther nach Worms, unterstützte ihn bei der Übersetzung des Alten Testaments und bei der Kirchenvisitation, nahm an dem Marburger Gespräch sowie an der Abfassung der sog. Torgauer Artikel teil und war auch auf dem Reichstage zu Augsburg gegenwärtig. Zugleich wirkte er durch eigene und durch Übertragung fremder Schriften. So übersetzte er mehreres von Luther, vor allem aber die «Apologie der Augsburger Konfession» von Melanchthon ins Deutsche. Im J. 1541 wurde J. nach Halle berufen, um hier das Kirchen- und Schulwesen zu reformieren. Der Schmalkaldische Krieg vertrieb ihn von hier (1546), und nach mancherlei Irrfahrten wurde J. 1551 Hofprediger in Coburg, 1553 Oberpfarrer in Eisfeld, wo er 9. Okt. 1555 starb. Vgl. Knapp, «Narratio de Justo J.» (Halle 1817); Hasse, «J.' Leben» in Meurers «Leben der Altväter der luth. Kirche» (Bd. 2, Abteil. 2, Lpz. 1862).

Jonas (Ludw.), bedeutender prot. Prediger, geb. 11. Febr. 1797 zu Neustadt a. d. Dosse, bezog 1812 das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, kämpfte 1815 als Freiwilliger gegen Napoleon I., und studierte dann bis 1819 zu Berlin Theologie. Nachdem J. als Lehrer am Kadettenhause zu Berlin und am Militärwaisenhause zu Potsdam thätig gewesen war, ward er 1823 Prediger in Schwerinsburg und Wussekken bei Anklam, 1833 Prediger an der Nikolaikirche zu Berlin, wo er bis an seinen Tod (19. Sept. 1859) wirkte. Als vertrauter Schüler Schleiermachers leitete J. die Herausgabe von dessen litterarischem Nachlaß und beförderte die Reden und Abhandlungen, die «Dialektik» und die «Christliche Sitte» selbst zum Druck. Im Verein mit gleichgesinnten Freunden trat J. zu allen Zeiten der immer stärker werdenden Reaktion gegenüber mit Mannhaftigkeit für die Freiheit der Kirche ein. Als Prediger und Seelsorger erfreute er sich großen Ansehens und weitreichender Wirksamkeit.

Jonathan, der Sohn des jüd. Königs Saul, ist ein Lieblingsheld der alttestamentlichen Sage, die ihn mit allen Vorzügen ausstattet und namentlich seine innige Freundschaft mit dem jungen Helden David, dem Nebenbuhler seines Vaters, anziehend schildert. Er fiel mit seinem Vater und seinen Brüdern in der großen Schlacht gegen die Philistäer auf dem Gebirge Gilboa.

Jonathan oder vielmehr Bruder J. (Brother J.) bezeichnet die Personifikation des amerik. Volks und die zusammenfassende Charakteristik seiner Individualität, wie John Bull (s. d.) die des englischen und Vetter Michel die des deutschen. Nach einigen soll die Benennung von Jonathan Trumbull, Gouverneur von Connecticut zur Zeit des Revolutionskriegs, herrühren, den man in der Armee vertraulicherweise so bezeichnet habe. Es scheint jedoch, daß der Name zuerst von den Engländern gebraucht wurde, vermutlich wegen des häufigen Vorkommens dieses und anderer alttestamentlichen Namen im puritanischen Neuengland.

Jonathan Apphus oder der Makkabäer, der jüngste Sohn des jüd. Priesters Mattathias, wurde nach seines Bruders Judas Makkabäus Tode 161 v. Chr. Heerführer der Juden, seit 153 auch Hoherpriester und Statthalter, und 143 durch Diodotus Tryphon hingerichtet.

Jonckbloet (Wilh. Jos. Andreas), ausgezeichneter niederländ. Litterarhistoriker, geb. 6. Juli 1817 im Haag, besuchte hier das Gymnasium und bezog 1835 die Universität Leiden, wo er sich zuerst dem Studium der Medizin und dann der Rechte widmete, sich aber später dem der niederländ. Sprache und Litteratur zuwandte. Im J. 1847 wurde er Professor am Athenäum in Deventer und 1854 Professor der niederländ. Sprache und Litteratur an der Universität Groningen, legte aber dieses Amt nieder, als er vom Distrikt Winschoten in die Zweite Kammer der Generalstaaten gewählt worden war. Im J. 1877 wurde er zum Professor der niederländ. Litteratur zu Leiden ernannt, welche Stelle er bis 1883 bekleidete. Außer durch die Herausgabe verschiedener mittelalterlicher Gedichte hat er sich besonders durch seine «Geschiedenis der Middennederlandsche Dichtkunst» (3 Bde., Amsterd. 1851—54), durch die scharfsinnige «Étude sur le roman de Renart» (Groning. 1863) und die «Geschiedenis der Nederlandsche letterkunde» (3. Ausg., Groning. 1881 fg.; deutsch von Berg, 2 Bde., Lpz. 1870—72) Verdienste erworben.

Jones (Ernst), Chartistenführer, Dichter und Redner, geb. 25. Jan. 1819 in Hannover, studierte in Göttingen und trat 1844 als Barrister in die Gesellschaft des Middle-Temple in London ein. Im J. 1845 schloß er sich offen der chartistischen Bewegung an, die seitdem an ihm einen ihrer talentvollsten Führer hatte. Sein Redetalent bewies er in zahlreichen Volksversammlungen; als Organe des Chartismus gab er die Zeitungen und Wochenschriften «The Labourer», «Notes of the People» und «People's Paper» heraus. Im J. 1848 betrieb J. die Versammlung eines Chartisten

Digitized by Google

konvents in London, sowie eine von demselben ausgehende Monstreprozession nach den Parlamentshäusern. Wegen einer bei dieser Gelegenheit gehaltenen aufrührerischen Rede wurde J. zu zwei Jahren Einzelhaft verurteilt, die er 1848—50 in London abbüßte. Nach seiner Freilassung fing er als Advokat zu praktizieren an. Schon 1841 hatte er den Roman «The wood-spirit» veröffentlicht. Im J. 1854 erschien von ihm «The maid of Warsaw and the tyrant Czar, a tale of the last Polish insurrection», 1855 «Women's wrongs, a series of tales» und einige auf den Krimkrieg bezüglichen Gedichte, 1856 «The song of the lower classes», 1857 «Songs of democracy» und «The revolt of Hindustan». J.' Gedichte zeichnen sich durch Kraft und Schwung der Sprache, feurige, echt dichterische Empfindung und humanistischen Idealismus aus. J. ließ sich bald nachher in Manchester nieder, wo er als Advokat eine geachtete Stellung errang. Ende 1867 war er Hauptverteidiger der in Manchester gefangenen Fenier. J. starb 26. Jan. 1869.

Jones (Inigo), engl. Architekt, geb. zu London 1572, zeigte als Tischlerlehrling ein so hervorstechendes Talent für Malerei und Baukunst, daß Graf Pembroke (nach andern Graf Arundel) ihn in beiden unterrichten ließ und dann mit sich nach Frankreich, Deutschland und Italien nahm. J. verweilte längere Zeit in Venedig, studierte in Vicenza die Meisterwerke des Palladio und machte sich bald so bekannt, daß Christian IV. von Dänemark ihn 1604 als Hofbaumeister nach Kopenhagen berief und seinem Schwager, Jakob I. von England, empfahl, der ihn zum Generalbauinspektor bestellte. Seine Anhänglichkeit an Karl I. brachte ihn ins Gefängnis, aus welchem er sich durch Aufopferung des größten Teils seines Vermögens befreite. J. starb 21. Juli 1651. Von ihm rührt der Plan zu dem großartigen Spital von Greenwich her. Seine bedeutendsten Bauwerke sind der Bankettsaal im Palast Whitehall, die Flußfaçade von Somerset-House, die Kapelle von Lincolns-Inn, das Schloß des Grafen Pembroke zu Wilton in Wiltshire und der Palast Ambresbury in derselben Grafschaft. In seinem Stil erscheint er als Nachahmer Palladios; er hat das Verdienst, den Stil der spätern Renaissance zuerst kräftig der engl. Kunst vermittelt zu haben. Eine Sammlung seiner Zeichnungen gab Will. Kent (Lond. 1727; beste Ausg. mit Erläuterungen, 2 Bde., Lond. 1770) heraus. Er selbst schrieb ein «Essay on Stonehenge» (Lond. 1655; neue Aufl. 1725 u. 1815). Vgl. Cunningham, «Life of Inigo J.» (Lond. 1848).

Jones (John Paul), Seeheld und Begründer der Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 6. Juli 1747 zu Arbigland in Schottland, kam 1759 zu einem Kaufmann nach Whitehaven in Cumberland in die Lehre, und ein Jahr später reiste er im Auftrage seines Herrn nach den amerik. Kolonien. Nach beendigter Lehrzeit trieb er kurze Zeit Sklavenhandel und machte dann als Kauffahrer verschiedene Reisen in die westind. Gewässer. Beim Ausbruch des amerik. Unabhängigkeitskriegs bot er 1775 dem Kongreß seine Dienste an. Er wurde Lieutenant an Bord der Brigg Alfred, bald darauf Kapitän über das Schiff Providence. Mit der kleinen, aus etwa sechs Schiffen bestehenden Flotte des Kongresses begann er nun die ersten kühnen und erfolgreichen Kämpfe gegen die brit. Seemacht. Im Nov. 1777 wurde er nach Frankreich geschickt, um daselbst ein größeres Kommando zu übernehmen. Da jedoch die franz. Regierung mit der Kriegserklärung an England zögerte, so unternahm J. 10. April 1778 von Brest aus mit der Korvette Ranger von 18 Kanonen einen Kreuzzug gegen die nördlichen brit. Küsten auf eigene Hand. Er landete in Whitehaven, zündete daselbst mehrere Schiffe an, vernagelte die Kanonen und nahm das Schloß des Grafen Selkirk. Die Expedition endete mit der Wegnahme der brit. Korvette Drake an der irländ. Küste. Im Aug. 1779 erhielt J. ein großes Schiff von 40 Kanonen, den Richard, und wurde Commodore eines aus franz. und nordamerik. Schiffen zusammengesetzten Geschwaders. Der eigentliche, gegen Liverpool gerichtete Anschlag scheiterte. Doch setzte J. die ganze brit. Küste in Schrecken, nahm 23. Sept. nach einem furchtbaren Kampfe allein das überlegene brit. Schiff Serapis und brachte es in den Texel. Mit 350 Kriegsgefangenen und reicher Beute kehrte er nach Brest zurück. Auf Einladung der Kaiserin Katharina II. trat er später als Kontreadmiral in russ. Dienste und trug 1788 wesentlich zum Siege über die türk. Flotte bei. Doch die Eifersucht Potemkins und des Prinzen von Nassau bewog ihn, schon im nächsten Jahre Rußland wieder zu verlassen. Er zog sich nach Paris zurück und starb daselbst fast vergessen 18. Juli 1792. Die unter seinem Namen erschienenen «Mémoires» (Par. 1789; 2 Bde., Edinb. 1830) dürften wohl kaum authentisch sein. Seine Biographie lieferten Sherburne (Washingt. 1826) und Simms (Neuyork 1845). In Romanen wurde sein abenteuerliches Leben unter andern von Cooper («The pilot», 1823), Allan Cunningham («Paul J.», 3 Bde., Lond. 1826; deutsch von Lindau, 3 Bde., Dresd. 1827—28) und Alex. Dumas («Le capitaine Paul») behandelt.

Jones (Owen), engl. Architekt und Kunstschriftsteller, geb. 1809 in Wales, widmete sich dem Baufach und verbrachte mehrere Jahre auf Reisen im südl. Europa und Ägypten. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er das Prachtwerk «Plans, elevations and sections of the Alhambra» (Lond. 1842), ferner «Designs for mosaic and tesselated pavements» und «Views on the Nile from Cairo to the second cataract» (Lond. 1843). Bei Errichtung des zur Welt-Industrieausstellung bestimmten Gebäudes in Hydepark, 1850, ward ihm die Ausschmückung der innern Räume übertragen, die er mit so glänzendem Erfolg ausführte, daß er 1852 einen ähnlichen Auftrag bei dem neuen Krystallpalast zu Sydenham erhielt. Nach seinem Plane wurden die verschiedenen Säle erbaut und eingerichtet, die er in den «Handbooks to the Grecian, the Alhambra, and the Egyptian courts of the Crystal Palace» beschrieben hat. In den polychromatischen Verzierungen der Skulpturen des Griechischen Hofs führte er die Ideen aus, die er bereits in dem «Attempt to defend the principles which should regulate the employment of colours in decorative art» (Lond. 1851) entwickelt hatte. Die unter seiner Aufsicht errichtete prachtvolle St.-James-Hall in Piccadilly erhöhte seinen Ruf als geschmackvoller Dekorateur. Über den artistischen Teil der Welt-Industrieausstellung berichtete J. in der vortrefflichen «Introduction to the Catalogue of the department of practical art» (Lond. 1852). Sein Hauptwerk ist jedoch die «Grammar of ornament» (Lond. 1856), welche 100 von ihm selbst entworfene

Digitized by Google

Illustrationen enthält und zu den schönsten Erzeugnissen der typographischen und chromolithographischen Kunst gehört. Außerdem veröffentlichte er: «One thousand and one initial letters» (1864) und «Examples of Chinese ornament» (1866—67). Er starb 19. April 1874.

Jones (Sir William), berühmter Orientalist, geb. 28. Sept. 1746 zu London, besuchte die Universität zu Oxford, wo er sich dem Studium der morgenländ. Litteratur widmete, war dann Erzieher des jungen Grafen Spencer, bereitete sich seit 1770 zum Rechtsgelehrten vor, wurde 1783 zum Richter am Obertribunal in Kalkutta ernannt und bei dieser Gelegenheit in den Ritterstand erhoben. In Indien beschäftigte er sich mit der wissenschaftlichen Erforschung des Landes, gründete 1784 die Asiatische Gesellschaft in Kalkutta und studierte eifrig die Sanskritsprache. Sein ganzes Leben war von dem Gedanken beseelt, den Orient und Occident in engere geistige Verbindung zu bringen. J. starb 27. April 1794.

Von seinen Arbeiten sind zu erwähnen: «Grammar of the Persian language» (Lond. 1771; 9. Aufl. 1809), «Poëseos Asiaticae commentarii» (Lond. 1774; wieder abgedruckt von Eichhorn, Lpz. 1777), die Ausgabe und Übersetzung der «Moallakat, or seven Arabian poems» (Lond. 1783), die Übersetzung von Kalidasas «Sakuntala» (Kalkutta 1789) und der «Gesetze» des Manu (Kalkutta 1794), zahlreiche Beiträge zu der von ihm herausgegebenen «Asiatic Miscellany» (3 Bde., Kalkutta 1785—88) und den «Asiatic Researches» (Kalkutta 1788). Eine vollständige Ausgabe seiner Schriften besorgte seine Witwe (6 Bde., Lond. 1799). Die von ihm nachgelassenen Sammlungen kamen an Colebroole (s. d.), der daraus unter anderm die «Digest of Hindoo law» herausgab. Vgl. J.' Biographie von Lord Teignmouth (Lond. 1804; neue vermehrte Ausg. von Wilks, 2 Bde., Lond. 1840).

Jonesboro, Dorf und Hauptort des County Clayton im nordamerik. Staate Georgia, 32 km südlich von Atlanta. Hier schlugen 31. Aug. 1864 die Nordstaatlichen unter Howard den südstaatlichen General Hardee.

Jongleurs, von dem mittellat. joculator, provenç. joglar, joglador, altfrz. joglère oder joglóor, hießen bei den Provençalen und Nordfranzosen die Spielleute von Profession, zum Unterschied von den gelehrten und höfischen Kunstdichtern, den Troubadours und Trouvères im engern Sinne. Die J. befanden sich entweder in deren Sold, verrichteten Botendienste und trugen deren Lieder unter Instrumentenbegleitung vor, was übrigens, wenn auch seltener, die Kunstdichter bisweilen selbst thaten, oder sie gehörten zu dem Hofpersonal kleinerer und größerer Fürsten Frankreichs, als welche sie auch den Namen Ménestrels, in England Minstrels, führten, besonders, wie es scheint, wenn sie selbst dichteten und Musikinstrumente zu handhaben verstanden, oder sie lebten unabhängig, vom Vortrage epischer, satirischer Dichtungen und Verserzählungen, vom Spiel musikalischer Instrumente, womit sie adeligen, bürgerlichen und ländlichen Kreisen auf Burgen und Märkten Unterhaltung schafften, und waren als solche teils wegen ihres Lebenswandels, teils weil sie meist auch Künste niederer Art, wie Tanz, gymnastische und Gaukelspiele, mimisch-dramatische Vorstellungen, Produktion abgerichteter Tiere damit verbanden, bei allem Wohlgefallen, das ihre Künste bereiteten, verachtet, sodaß Kirchenbann und Landesverweisung über sie verhängt wurden. In Begleitung der tiefer stehenden, der eigentlichen Vorfahren unserer Jahrmarktskünstler, befanden sich auch weibliche Kunstgenossinnen (Jongleresses). Die an größern Höfen dienenden J. standen gewöhnlich unter einem Roi des ménéstrels, Direktor oder Kapellmeister, und in den Städten bildeten die Spielleute eine besondere Zunft (Corporation des ménétriers), die durch Ordnungen geregelt war. Dem französischen J. entspricht in Deutschland der spilman. (Vgl. Freymond, «J. und Menestrels», Halle 1883; Vogt, «Leben und Dichten der deutschen Spielleute», Halle 1876.) Gegenwärtig versteht man unter J. lediglich die Meister in allen Übungen der Körpergewandtheit und Äquilibristik. Schon die Alten, namentlich die Römer, kannten diese Tausendkünstler, die man im allgemeinen Praestigiatores, d. i. Wundermänner, nannte. Bekannt waren besonders die Messerwerfer (Ventilatores) und die in steter Bewegung sich umhertreibenden Ballspieler und Kugelwerfer (Pilarii). Die größten Meister dieser Art aber lieferten aus tausendjähriger Überlieferung Indien und zum Teil Vorderasien. Von den Hindu zu einer Kunst erhoben, wurden diese Jonglerien ein Gewerbe, das in China, an der Küste Koromandel und auf den beiden Halbinseln diesseit und jenseit des Ganges noch gegenwärtig betrieben wird.

Jönköping, Län und Stadt in Südschweden. Das Jönköping-Län umfaßt den nordwestl. unfruchtbarsten Teil des smäländischen Hochlandes und zählt (Ende 1883) auf 11575 qkm 196652 E. Gewässer nehmen 900 qkm ein; Wälder nehmen etwa 29 Proz. der Festlandoberfläche ein, 15½ Proz. sind Wiese, nur 9¼ Proz. angebautes Land. Die Viehzucht und der Ackerbau sind von großer Bedeutung. — Die Stadt Jönköping liegt an der Südspitze des großen Sees Wettern, zwischen diesem und den kleinen Seen Munksjön und Rocksjön, in reizender Lage, von bedeutenden Höhen umgeben. J. ist Station der Linie Falköping-Malmö der Schwedischen Staatsbahnen, der Sitz des Landeshauptmanns, des Göta-Hofgerichts, einer Privatbank und einer Mobiliar-Feuerversicherungsanstalt und zählt (1883) 18321 E. Von den zahlreichen Fabriken sind besonders hervorzuheben: die Zündholzchenfabrik, deren Erzeugnisse weltberühmt sind (die Produktion 1881 ward auf 3½ Mill. Reichsmark geschätzt), und die Fabrik für Asphaltpappe; ferner Damast- und Drillichwebereien, Dampffärberei, mechan. Werkstätte, Parfümerien, Cigarren und Schnupftabak u. s. w. J. ist eine uralte Stadt; 1809 ward hier Frieden mit Dänemark geschlossen.

Jonquille, s. unter Narcisse.

Jonson (Benjamin), gewöhnlich Ben Jonson genannt, berühmter dramatischer engl. Dichter und Shakspeares Freund, geb. 11. Juni 1574 (nach andern 1573) zu Westminster, mußte, nachdem er in der dortigen Schule seine erste Bildung erhalten hatte, das Handwerk seines Stiefvaters, eines Maurers, ergreifen. Er wurde jedoch dieser Beschäftigung bald überdrüssig, ließ sich anwerben und machte den Feldzug in Flandern mit. Nachdem er in seinem 20. Jahre nach England zurückgekehrt, besuchte er die Universität zu Cambridge. Mangel an Subsistenzmitteln führte ihn jedoch alsbald von dort auf die londoner Bühne, und ein Zweikampf,

Digitized by Google

in welchem er seinen Gegner tötete, brachte ihn ins Gefängnis, wo er katholisch wurde, später jedoch zum Protestantismus zurückkehrte. Nach seiner Freilassung wurde er Dramaturg und schrieb unter anderm die zwei geistreichen Lustspiele «Every man in his humour» (1596) und «Every man out of his humour» (1599). J. war indes kein Nachahmer seines großen Zeitgenossen Shakspeare, indem er die Sitten und Eigentümlichkeiten seiner Landsleute in derber Natürlichkeit schilderte, ohne sie, wie jener, im Lichte der Romantik zu verklären. Das Publikum zollte dem neuen Dichter Beifall. Auch die Königin Elisabeth begünstigte ihn, und er schrieb für diese «Cynthia's revels», denen er den «Poetaster» (1601) folgen ließ. Dadurch wurde er in einen heftigen Federkrieg mit Dekker und Marston verwickelt. Zu dem von Raleigh gestifteten Mermaid-Klub, an welchem Shakspeare, Beaumont und Fletcher teilnahmen, gehörte auch J. Nach der Thronbesteigung Jakobs I., der ihn zuerst wegen des in Gemeinschaft mit Chapman und Marston gedichteten satirischen Schauspiels «Eastward Hoe» einkerkern ließ, wurden seine poetischen Talente vielfach zur Verherrlichung von Hoffestlichkeiten in Anspruch genommen, und so entstanden seine allegorischen, unter dem Namen Masken (Masques) bekannten Gelegenheitsstücke. Neben seinen wenig dramatischen Trauerspielen «Sejanus» und «Catiline» schrieb er seit 1605 einige seiner vorzüglichsten Lustspiele, wie «Volpone», «Epicoene» und den «Alchymist». Das Schäferspiel «The sad shepherd» blieb unvollendet. Jakob I. ernannte ihn 1619 zum Hofdichter mit einem Gehalt von 100 Mark, welche Karl I. auf 100 Pfd. St. erhöhte. J. starb 16. Aug. 1637 und ruht in der Westminster-Abtei. Sein Grabstein hat die Inschrift «O rare Ben Jonson». Seine Werke wurden am vollständigsten von Gifford (7 Bde., Lond. 1816; in 3 Bdn. 1872), von Procter (Lond. 1838) und von Cunningham (3 Bde., Lond. 1870) herausgegeben. Vgl. Baudissin, «Ben J. und seine Schule» (2 Bde., Lpz. 1836), und Mézières, «Contemporains et successeurs de Shakspeare» (2. Aufl., Par. 1864).

Jonvalturbine, auch Henschelturbine genannt, eine von Jonval nach Henschels Angaben ausgeführte Turbine, bei welcher das Wasser in axialer Richtung hindurchströmt. (S. unter Wassermotoren.)

Joppe, s. Jaffa.

Joram oder Jehoram, König des Reiches Israel 893—880 v. Chr., Bruder und Nachfolger des Ahasja, konnte sein Land von dem unter seinem Vater Ahab eingeführten Baalsdienst nur zum Teil reinigen, und führte gemeinschaftlich mit Josaphat von Juda einen ziemlich erfolglosen Unterjochungskrieg gegen den abtrünnigen Moabiterkönig Mesa. Auch in dem von Ahab überkommenen Erbkriege mit Syrien wurde das von dem Syrerkönig Benhadad II. belagerte Samaria nur wie durch ein Wunder befreit. Den letzten Feldzug machte J. mit Ahasja von Juda gegen Benhadads Mörder und Nachfolger, Hasael von Syrien-Damask, dem er Ramoth-Gilead entriß. Im Kampfe jedoch verwundet, erlag er alsbald zu Jesreel dem mörderischen Pfeile des inzwischen zum König ausgerufenen Jehu, welcher jetzt am Hause Ahabs die religiöse Rache zu vollziehen begann.

Joram oder Jehoram, König des Reiches Juda 889—881 v. Chr., Sohn und Nachfolger Josaphats, war ein gewaltthätiger und abgöttischer Regent, welcher großes Unglück über sein Land brachte. Alsbald nach seinem Regierungsantritt ließ er seine sechs Brüder und mehrere Fürsten mit ihnen umbringen, und verführte sein Volk zum ausländischen Götzendienst seines Weibes Athalja, einer Tochter Ahabs. Zum innern Verfall kam der äußere. Die abgefallenen Edomiter vermochte er nicht wieder zu unterwerfen. Philistäer, verbündet mit Arabern und Phöniziern, fielen in Juda ein und plünderten Jerusalem. Nach all diesen Unglücksfällen starb J. an einer Eingeweidekrankheit, die ihm als Strafe der Prophet Elias angedroht haben sollte.

Jorat (Le, deutsch Jurten) heißt das breite, waldige, von zahlreichen Flußthälern und Bachschluchten durchschnittene Molasseplateau, das nordöstlich von Lausanne im schweiz. Kanton Waadt die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Neuenburger- und des Genfersees (Rhein und Rhône) bildet. Nach N. geht der J. allmählich in die Hochebene des Gros de Vaud über; südlich senkt er sich mit steilerm Abfall gegen das Ufergelände des Genfersees. Der höchste Punkt erhebt sich 9 km nordöstlich von Lausanne bei Montpreveyres zu 928 m Höhe über dem Meere, 453 m über dem Genfersee. Der Name J. ist nach Gatschets ortsetymologischen Forschungen (Bern 1867) keltisch und bedeutet wie Jura, Joux u. s. w. Wald.

Jordaens (Jak.) oder Jordaans, niederländ. Maler, geb. zu Antwerpen 19. Mai 1593, war ein Schüler des Adam van Noort. In Antwerpen kopierte er Werke von ital. Meistern. Bald sah er sich mit Bestellungen überhäuft, zumal da Rubens selbst ihn an seinen Werken teilnehmen ließ. Unter anderm fertigte er die Kartons zu Tapeten, welche der König von Spanien bei Rubens bestellt hatte. Seine Ölgemälde gingen fast an alle europ. Höfe. Eine große Sicherheit und Leichtigkeit der Darstellung, eine bedeutende, obwohl nicht vielseitige Kraft der Charakteristik und ein reiches, volles, aber auch grelles Kolorit sind fast an allen seinen Gemälden zu bemerken. Ihre Gegenstände sind außer den bestellten heiligen Geschichten namentlich große Bacchanalien. Besonders gern behandelte er das Bohnenfest (schönstes Bild in der wiener Galerie). Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen (Berlin), die Vertreibung der Händler durch Christus (Paris). J. starb 18. Okt. 1678.

Jordan (hebr. Jarden, bei den Klassikern Jordanes, bei den jetzigen Anwohnern Scheriat-el-Kebir genannt) ist der Hauptfluß Palästinas, dessen Bodenrelief er durch sein tief eingesenktes Längenthal El-Ghôr ein ganz eigentümliches Gepräge gibt. Der in seiner Art überhaupt einzige Strom ist ein Binnenwasser, das sich in die tiefste Kluft der Erdrinde ergießt, zugleich ein Längenbegleiter des syrisch-palästinischen Gebirgszugs im fast vollständigen Parallelismus mit der nahen Küste. Sein Quellbezirk liegt am südl. Ende des Antilibanon (s. d.). Dort entspringt am Großen Hermon oder Dschebl-esch-Schêch in 563 m Höhe sein längster und wasserreichster Arm, der Nahr-Hâsbâni bei Hâsbaja. Südlicher, in 383 m Seehöhe, bei Bâniâs, dem alten Paneas oder Cäsarea-Philippi, entfließt einer ehemals dem Pan heiligen Grotte (Paneion) der Nahr-Bâniâs, der östl. und berühmteste Quellarm. Diesem nahe westlich, in 185 m Seehöhe, bei Tell-el-Kâdi (Dan der Bibel), nimmt seinen Ursprung der Nahr-Leddan, der Kleine J. bei Josephus

Digitized by Google

genannt. Das vereinigte Wasser der beiden letztern Arme ergießt sich in den Hauptarm Hâsbâni innerhalb einer 15 km langen und 6 km breiten unpassierbaren Sumpfebene (Ard-el-Hûleh), die südwärts in den 5 km langen und ebenso breiten, etwa 8 m tiefen, schlammigen Schilfsee Bahr-el-Hûleh (d. h. See der Thalebene), den See Merom der Bibel oder Samachonitis der Klassiker, übergeht. Von hier beginnt die merkwürdige Depression des Ghor. Nach dem Austritt aus dem Schilfsee ist der Fluß träge und trüb, klärt sich aber bald und tritt in den größern, schönen See von Tiberias oder Gennezareth (s. d.), der 190 m unter dem Meeresspiegel liegt und von der üppigsten Vegetation umgeben ist. Aus dem Südende desselben strömt der J. 30 m breit und 1,5 m tief in Zickzackwindungen, mit starkem Gefälle und 27 gewaltigen Stromschnellen, an den Ufern mit Tamarisken und Schilfröhricht bewachsen, durch das 7—20 km breite Ghor, das teils mit kahlen Hügeln bedeckt ist, teils überall da, wo Wasser vorhanden, eine in üppigster, fast tropischer Vegetation prangende, an andern Stellen aber, besonders auch im Süden, eine nackte und wüste, salzige Thonebene bildet. Der J. mündet 109 km in direkter Entfernung vom Tiberiassee 170 m breit, aber nicht tief, in zwei Armen in das Tote Meer (s. d.). Von den zahlreichen, aber nur periodischen Nebenflüssen des J. sind bemerkenswert an der linken Seite der Wadi Jarmûk oder Scheriat-el-Mandhûr (Hieromax), welcher vom Haurangebirge kommt und 7,5 km unterhalb des Tiberiassees mündet, und der Serka (Jabok der Bibel). Als die tiefste Depression der Erdoberfläche zeigt die Jordanspalte eine große Anzahl heißer Quellen. Der J. gewährt bei seinem starken Gefälle und der wechselnden, oft sehr geringen Tiefe keine Verkehrsstraße; doch ist er neuerdings mehrfach befahren worden. Abgesehen von der Brücke der Töchter Jakobs (Dschisr-benât-Yakûb) gleich unterhalb des Bahr-el-Hûleh (Merom), über welche die Landstraße von Damascus nach der Meeresküste führt, und von einigen Brücken der Quellenarme oberhalb des Huleh, hat der J. jetzt und seit lange auf seinem ganzen Laufe abwärts von Gennezareth keine einzige gangbare Brücke, doch an drei oder vier Stellen Reste zerstörter Brücken. Dafür gibt es eine Anzahl Furten, deren mehrere auch bei hohem Wasserstande zu passieren sind. Solche Übergänge werden, auch abgesehen von dem wunderbaren Durchzuge der Israeliten unter Josua (Jos., Kap. 3), schon im Alten Testament öfters erwähnt. Vgl. außer den Werken über Palästina: Lynch, «Narrative of the United States' expedition to the river J. and the Dead Sea» (Philad. 1849; deutsch von Meißner, Lpz. 1850), und dessen offiziellen «Report» (Baltimore 1852); Karl Ritter, «Der J.» (Berl. 1850); «The river J., pictorial and descriptive» (Lond. 1858); Adams, «The J. and its valley» (Lond. 1880).

Jordan, Kanal zwischen dem Salt-Lake (s. d.) und dem Utahsee.

Jordan (Henri), namhafter Altertumsforscher, geb. 30. Sept. 1830, studierte in Bonn und Berlin, habilitierte sich hier als Privatdocent und wurde 1867 Professor in Königsberg. Er veröffentlichte: «Catonis praeter librum de re rustica quae extant» (Lpz. 1860), «Forma Urbis Romae» (Berl. 1874), «Topographie der Stadt Rom im Altertum» (Bd. 2, Berl. 1871; Bd. 1: Abteil. 1, 1878, Abteil. 2, 1882 fg.), «Kritische Beiträge zur Geschichte der lat. Sprache» (Berl. 1879), und bearbeitete die 3. Aufl. von Prellers «Röm. Mythologie».

Jordan (Joh. Peter), slaw. Philolog und Publizist, geb. 15. Febr. 1818 in Zischkowitz in der sächs. Oberlausitz, studierte in Prag slaw. Sprachen unter Hanka und Schafarik, und gab eine «Grammatik der wendisch-serb. Sprache in der Oberlausitz» (Prag 1841; nach Dobrowskys System) heraus, auch schrieb er einiges in seiner wendischen Muttersprache. Im J. 1842 begab er sich nach Leipzig, begann die «Jahrbücher für slaw. Litteratur» herauszugeben und habilitierte sich zugleich als Docent der slaw. Sprachen an der dortigen Universität. Auch ist er der Verfasser der anonymen Schriften: «Slawen, Russen, Germanen» (Lpz. 1842) und «Der zweifache Panslawismus» (Lpz. 1847), die seiner Zeit viel Aufsehen machten. Die offene Parteinahme J.s für die österr. Slawen in den Wirren von 1848 hatten seine Absetzung von der Universität zur Folge. Er begab sich nach Prag, gründete und redigierte dort die «Slawischen Centralblätter» und war einer der Veranstalter und Leiter des dortigen Slawenkongresses (1848). Nach Einbruch der Reaktion 1850 zog sich J. ganz von der litterarischen Thätigkeit zurück und befaßte sich mit industriellen Unternehmungen. Im J. 1867 siedelte er nach Wien über, redigierte bis 1873 die dortige Zeitschrift «Zukunft» und ist überhaupt vielseitig in der dortigen föderalistischen und kath. Presse thätig. Von J.s Schriften sind noch zu nennen: «Geschichte des böhm. Volkes und Landes» (3 Bde., Lpz. 1844), ein poln.-deutsches (Lpz. 1845) und ein böhm.-deutsches Taschenwörterbuch (1847), «Handwörterbuch der böhm. und deutschen Sprache» (2 Bde., Prag 1866), «Schematismus der gesamten kath. Kirche Österreich-Ungarns» (Bd. 1, 2 Abteil., Wien 1880—82).

Jordan (Ludw. Andr.), deutscher Reichstagsabgeordneter, geb. 24. Febr. 1811 zu Deidesheim in der Bayr. Pfalz, Weingutsbesitzer und 1848—52 Bürgermeister daselbst, wurde 1857 Präsident der pfälzischen Handelskammer. Er war 1845—55 und 1862—72 Mitglied des bayr. Abgeordnetenhauses, wo er sich der freisinnigen und deutschnationalen Partei anschloß. Zu Landau wurde er 1868 in das Zollparlament und 1871 in den Deutschen Reichstag gewählt; hier war er Mitglied der nationalliberalen Partei. Er starb 1. Juli 1883 zu Deidesheim.

Jordan (Max), Kunstschriftsteller, geb. 19. Juni 1837 zu Dresden, studierte in Jena, Berlin, Bonn und Leipzig und widmete sich nach einer ital. Reise der Kunstgeschichte. Er wurde 1870 Direktor des städtischen Museums in Leipzig, habilitierte sich 1872 an der Universität daselbst und wurde 1874 Direktor der königl. Nationalgalerie zu Berlin, 1875 auch Docent an der Universität daselbst und 1880 Geh. Regierungsrat und vortragender Rat im Ministerium der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten. J. verfaßte die deutsche Ausgabe der «History of painting in Italy» von Crowe und Cavalcaselle (6 Bde., Lpz. 1869—76) und von deren «Tizian» (2 Bde., Lpz. 1877) und schrieb: «Das Malerbuch des Lionardo da Vinci» (Lpz. 1873), «Beschreibendes Verzeichnis der Kunstwerke in der königl. Nationalgalerie zu Berlin» (Berl. 1876).

Jordan (Rud.), ausgezeichneter Genremaler, geb. 4. Mai 1810 zu Berlin, begann seine Studien unter Wach, wandte sich 1830 nach Rügen, wo er Studien nach der Natur machte. Schon mit dem ersten Bilde, das Innere einer Lotsenhütte (1831),

Digitized by Google

im Beſitz des Kaiſers Wilhelm, bekundete er ſein beſonderes Talent für die Darſtellung des Lebens an der See in Natur und Menſchen. Seine eigentlichen Kunſtſtudien begann J. 1833 zu Düſſeldorf unter der Leitung von Schadow und Sohn. Im J. 1834 trat er mit ſeinem Heiratsantrag auf Helgoland hervor, welches Bild raſch allgemeine Popularität erlangte (Berlin, National-Galerie). Ein Meiſterſtück war auch ſein Lotſen-Examen (1842). Eine längere Studienreiſe in die Normandie gewährte ihm die Motive zu einer Reihe größerer Bilder ernſten Inhalts, wie z. B.: alle Boote kehrten zurück, nur eins fehlte (im Beſitz des Lord Ellesmere zu London), die Schiffbrüchigen, das Begräbnis des Seemanns (1874). Beſonderes Intereſſe wandte J. dem Leben des holländ. Volks, vor allem den durch originelles Koſtüm und ſcharf ausgeprägten Charakter ausgezeichneten Bewohnern der einſamen Inſeln der Zuiderſee (namentlich des Eilandes Marken) zu. Hierher gehören von ſeinen Bildern: die Witwe und ihr Troſt, die Hochzeit auf dem Eiland Marken, in der Kirche, Begräbnis des jüngſten Kindes u. ſ. w. Eins dieſer Bilder bezeichnet er ſelbſt als Een oude mannen huis (1865). Später entſtanden die Genrebilder: nach durchwachter Nacht, die junge Witwe, die erſte Lüge, das glückliche Alter u. ſ. w. Eine größere Anzahl von Aquarellen, Radierungen und Illuſtrationen haben ebenfalls dazu beigetragen, J. den beſten deutſchen Genremalern anzureihen. Zu ſeinen Schülern gehören Benjamin Vautier, Geertz, Georg Diefenbach und Albert Kindler. Eine Frucht einer ital. Reiſe waren: die röm. Oſteria, der Milchladen, die Bettlerin u. a.

Jordan (Sylveſter), deutſcher Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 30. Dez. 1792 zu Omes, einem Weiler bei Innsbruck, ſtudierte in Landshut die Rechte, war dann Hauslehrer in Wien, hierauf kurze Zeit beim Landgericht zu Roſenheim in Bayern angeſtellt. Später war er Sachwalter in Landshut und München, habilitierte ſich 1821 in Heidelberg und folgte im Sept. desſelben Jahres dem Rufe als außerord. Profeſſor der Rechte nach Marburg, wo er im folgenden Jahre ord. Profeſſor wurde. Im Okt. 1830 als Vertreter der Univerſität in die kurheſſ. Ständeverſammlung gewählt, nahm er bedeutenden Anteil an der Entwerfung der Verfaſſung von 1831 und übte auch auf die Verhandlungen des erſten konſtitutionellen Landtags entſcheidenden Einfluß. Dadurch zog er ſich aber das Mißfallen der Regierung zu, und als ihn nach Auflöſung des Landtags die Univerſität wieder zu ihrem Vertreter wählte, gab ihm das Miniſterium keinen Urlaub. Der Beſchluß der Ständeverſammlung, daß dem Eintritt J.s nichts im Wege ſtehe, war der Anlaß ihrer Auflöſung (18. März 1833). Im Juni 1839 wurde J. plötzlich in Unterſuchung genommen, vom Amte ſuspendiert und ins Gefängnis geſetzt, weil er in die hochverräteriſchen Verbindungen von 1832 und 1833 verflochten ſein ſollte. Die ungewöhnlich lange Dauer ſeines Prozeſſes und die endliche Verurteilung in erſter Inſtanz (1843) zu Caſſation und fünfjähriger Feſtungsſtrafe verliehen dem Prozeſſe eine Berühmtheit. Endlich im Mai 1845 ward er gegen Kaution zunächſt aus dem Gefängnis entlaſſen und im Okt. 1845 in oberſter Inſtanz freigeſprochen. Im J. 1848 nahm J. teil an dem Vorparlament und ward mit dem Titel eines Geh. Legationsrats als Bevollmächtigter Kurheſſens an den Bundestag geſandt. Auch ſaß er als Abgeordneter eines kurheſſ. Wahlbezirks in der Deutſchen Nationalverſammlung, wo er im gemäßigten Sinne zu wirken ſuchte. Später lebte J. zu Frankfurt dann zurückgezogen in Kaſſel, wo er 15. April 1861 ſtarb. Vgl. außer ſeiner «Selbſtverteidigung in der wider ihn geführten Kriminalunterſuchung» (Mannh. 1844) die drei «Verteidigungsſchriften» J.s von A. Boden (Frankf. 1843—44). Ferner ſchrieb er: «Verſuche über allgemeines Strafrecht» (Marburg 1818) und «Lehrbuch des allgemeinen und deutſchen Strafrechts» (Marburg 1831).

Jordan (Wilh.), namhafter deutſcher Dichter und Äſthetiker, geb. 8. Febr. 1819 zu Inſterburg in Oſtpreußen, ſtudierte 1838—42 in Königsberg, wo er auch promovierte, und widmete ſich dann erſt zu Berlin, ſeit 1844 zu Leipzig der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit. Wie ſeine erſten poetiſchen Arbeiten, darunter die «Irdiſchen Phantaſien» (Königsb. 1842) und «Schaum» (Lpz. 1846), bekunden, huldigte er dem oſtpreuß. Liberalismus und der junghegelſchen Philoſophie. Gründliche Studien verrät ſeine «Geſchichte der Inſel Haïti» (2 Bde., Lpz. 1846—49). Mit ſeiner Monatsſchrift «Die begriffene Welt» (Lpz. 1844—45) ſuchte er mit zuerſt die populäre Darſtellung der Naturwiſſenſchaften in die Unterhaltungslitteratur einzuführen. Im Herbſt 1846 wegen eines angeblich atheiſtiſchen Toaſtes aus Leipzig und Sachſen verwieſen, wandte ſich J. zunächſt nach Bremen, im Frühjahr 1848 nach Paris und dann nach Berlin, wo ihn der oberbarnimſche Kreis in die Deutſche Nationalverſammlung wählte. Hier gehörte er erſt zur Linken, bis er in der Folge mit ſeiner Partei brach und ſich mehr der Gagernſchen zuwandte. Schon im Mai 1848 war er in den Flottenausſchuß und von dieſem zum Sekretär erwählt worden. Im Herbſt 1848 berief ihn hierauf Duckwitz als Marinerat in das Reichsminiſterium des Handels. Vom Reichsverweſer durch definitives Patent als Miniſterialrat beſtätigt, blieb J. in dieſer Stellung bis zur Auflöſung der deutſchen Flotte. Von der Bundesverſammlung penſioniert, lebt er ſeitdem zu Frankfurt a. M.

J.s erſte größere poetiſche Arbeit iſt «Demiurgos. Ein Myſterium» (3 Bde., Lpz. 1852—54), eine umfängliche, epiſch-dramatiſch-metaphyſiſche Dichtung, voll tiefer Gedanken und poetiſcher Partien, in der er auch die Darwinſche Theorie von dem Urſprung der Spezies dichteriſch ahnend vorwegnahm. Von ſeinen dramatiſchen Arbeiten ſind die Tragödie «Die Witwe des Agis» (Frankf. 1858), die Luſtſpiele «Die Liebesleugner» (Frankf. 1855), «Tauſch enttäuſcht» (1856; 2. Aufl. 1884) und «Durchs Ohr» (1865; 5. Aufl. 1884), ſowie die Schauſpiele «Der falſche Fürſt» (1856), «Graf Dronte» (1856) und «Arthur Arden» (Frankf. 1872) zu nennen. Übertragungen lieferte J. von Sophokles (2 Bde., Berl. 1862), ſowie von den «Gedichten» Shakſpeares (Berl. 1861) und mehrern Schauſpielen desſelben: «Macbeth», «König Lear», «Richard III.», «Romeo und Julie», «Othello», «Cymbeline» (Hildburgh. 1865 fg.). Sein Hauptwerk iſt das Doppel-Epos «Die Nibelunge» (erſtes Lied: «Sigfridſage», Frankf. 1868; 12. Aufl. 1884; zweites Lied: «Hildebrants Heimkehr», Frankf. 1874; 7. Aufl. 1884). J. hat dieſe Dichtung ſchon mehrere Jahre vor ihrem Erſcheinen als reiſender Rhapſode mit großem Erfolg in über 200 Städten der Alten und der Neuen Welt frei vor-

getragen. Der Geschichte und Technik des Epos gewidmet sind seine Schriften: «Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim» (Frankf. 1868), «Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik» (Frankf. 1869), «Epische Briefe» (Frankf. 1876), «Andachten» (Frankf. 1877), «Erfüllung des Christentums» (Frankf. 1879). Ferner sind zu nennen: «Strophen und Stäbe», eine Sammlung kleinerer Gedichte (Frankf. 1871), und seine neue Übersetzung und Erklärung der Odyssee (Frankf. 1875), sowie der Ilias (Frankf. 1881).

Jordan (Wilh.), Geodät, geb. 1. März 1842 zu Ellwangen in Württemberg, studierte an der Polytechnischen Schule zu Stuttgart Ingenieurwissenschaften und wurde 1868 Professor der Geodäsie am Polytechnikum in Karlsruhe. In den J. 1873—74 nahm er teil an der Expedition von Gerhard Rohlfs in die Libysche Wüste und veröffentlichte über seine astron. und geodätischen Beobachtungen das Werk «Physische Geographie und Meteorologie der Libyschen Wüste» (Kassel 1876). Im J. 1881 wurde er Professor an der Technischen Hochschule in Hannover. J. hat noch mehrere Schriften geodät. Inhalts veröffentlicht, und ist seit 1872 Hauptredacteur der «Zeitschrift für Vermessungswesen».

Jordanes, Geschichtschreiber des 6. Jahrh., auch Jornandes genannt, von Geburt ein Alane, der sich aber selbst zu den Goten rechnet, war in seinen jüngern Jahren Notar, später aber Geistlicher, und zwar vermutlich Bischof von Croton. Er schrieb 551 zwei noch erhaltene Werke, welche von einer ausgebreiteten Belesenheit in der griech. und röm. Litteratur Zeugnis geben und für uns von großem Werte sind. Das erste, einem Vigilius, vielleicht dem damaligen röm. Papste, gewidmete Werk: «De origine actibusque Romanorum» oder «De summa temporum», ein Abriß der Weltgeschichte bis auf seinen Zeitgenossen Justinian, hat nur noch mittelbare Bedeutung. Dagegen ersetzt das andere: «De origine actibusque Getarum», eine Geschichte der Goten von ihrem Ursprunge bis gegen den Sturz der Ostgotenherrschaft in Italien, den Verlust mehrerer bedeutender Quellenwerke, namentlich der 12 Bücher gotischer Geschichte des Cassiodor, und es dient mithin, bei aller Mangelhaftigkeit des Inhalts und der Form, als einzige unschätzbare Quelle für eine Reihe von Begebenheiten aus der got. Geschichte und der Völkerwanderung. Von den letzten Zeiten berichtet er teils nach der Chronik des Marcellinus Comes, teils aus eigener Kenntnis. Unter den vielen Ausgaben des J. ist die beste die von Theod. Mommsen, «Jordanis Romana et Getica», in «Monumenta Germaniae historica auctorum antiquissimorum» (Bd. 15, Berl. 1882) mit litterarischer Einleitung.

Jordansfest, soviel wie Wasserweihe (s. d.).

Jörg (Joh. Christian Gottfr.), ein besonders um die Geburtshilfe verdienter Mediziner, geb. 24. Dez. 1779 zu Predel bei Zeitz, studierte zu Leipzig, wo er sich 1805 als Privatdocent habilitierte. Anfangs war er als praktischer Arzt, Geburtshelfer und besonders auch als Orthopäd thätig. Auf letzterm Gebiete erwarb er sich nicht geringe Verdienste, indem er mildere Methoden und Maschinen einführte und dieselben in mehrern Schriften, wie «Über die Klumpfüße» (Marburg 1806) und «Über die Verkrümmungen des menschlichen Körpers» (2. Aufl., Lpz. 1816), verbreitete. Eine bleibende Stelle hat sich jedoch J. besonders in der Geschichte der Geburtshilfe gesichert, indem er hier, durch die Schriften Boërs geleitet, die willkürlichen geburtsärztlichen Operationen zu beseitigen, dagegen aber der Naturthätigkeit im Geburtsakte ihr Recht wiederzugeben suchte. Dabei gründete er seine Ansichten auf eine ausgebreitete Kenntnis des physiol. und pathol. Lebens des Weibes. Seit 1810 Professor der Geburtshilfe und Direktor der Entbindungsschule zu Leipzig, wirkte er in dieser Stellung bis zu seinem Tode, der 20. Sept. 1856 erfolgte.

Von J.s fachwissenschaftlichen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: «Über das Gebärorgan des Menschen und der Säugetiere» (Lpz. 1808), «Über das physiol. und pathol. Leben des Weibes» (2 Bde., Lpz. 1807), «Die Zeugung des Menschen und der Tiere» (mit 10 Tafeln, Lpz. 1815), «Die Fötuslunge im geborenen Kinde» (Grimma 1835), «Die Geburt als gesundheitsgemäßer Entwickelungsakt» (Lpz. 1854), «Lehrbuch der Hebammenkunst» (5. Aufl., Lpz. 1855), «Handbuch der Geburtshilfe» (3. Aufl., Lpz. 1833), «Handbuch der Krankheiten des Weibes» (3. Aufl., Lpz. 1831), «Handbuch der speziellen Therapie für Ärzte» (Lpz. 1835), «Handbuch zum Erkennen und Heilen der Kinderkrankheiten» (2. Aufl., Lpz. 1836), «Die Zurechnungsfähigkeit der Schwangern und Gebärenden» (Lpz. 1837). Für ein größeres Publikum berechnet sind die Schriften: «Der Mensch auf seinen körperlichen, gemütlichen und geistigen Entwickelungsstufen» (Lpz. 1845), «Zehn Gebote der Diätetik» (Lpz. 1847; 2. Ausg. 1858), «Gesundheitskatechismus» (Lpz. 1850) und «Die Erziehung des Menschen zur Selbstbeherrschung» (4. Aufl., Lpz. 1853).

Jörg (Jos. Edmund), einer der Führer der ultramontanen Partei in Bayern, geb. 23. Dez. 1819 zu Immenstadt im Algäu, machte seine theol. Studien in München. Als mehrjähriger Amanuensis Döllingers ward er zum histor. Fach angeleitet, trat 1847 in den Archivdienst und erhielt 1852 das Amt eines Kreisarchivars von Niederbayern auf Schloß Trausnitz bei Landshut. Als Frucht seiner fleißigen Quellenstudien erschien sein Hauptwerk: «Geschichte des großen Bauernkriegs» (Freiburg i. Br. 1850). Später veröffentlichte er noch die Tendenzschriften: «Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung» (2 Bde., Freiburg i. Br. 1857) und «Geschichte der sozialpolit. Parteien in Deutschland» (Freiburg i. Br. 1867). J. übernahm 1852, nach Guido Görres' Tod, die Redaction der «Histor.-polit. Blätter», für welche er zahlreiche Abhandlungen verfaßte und in deren «Zeitläuften» nachher seine ganze schriftstellerische Thätigkeit aufging. Seit 1865 Mitglied der bayr. Kammer, sah er sich durch den Ausfall der Landtagswahl von 1869 neben Ludwig Weis u. a. an die Spitze einer oppositionellen Majorität, der Partei der «Patrioten», gestellt und veranlaßte durch die von ihm verfaßte, gegen den Ministerpräsidenten Fürsten von Hohenlohe gerichtete Adresse (Febr. 1870) den Sturz desselben, konnte aber im Juli 1870 die bewaffnete, von ihm als Referenten beantragte Neutralität Bayerns in dem ausbrechenden Kriege und im Jan. 1871 die Verwerfung der Versailler Verträge nicht durchsetzen. Im Okt. 1875 verfaßte und verteidigte er als Referent die Adresse der neugewählten Kammer, worin in schroffem Ton die Entlassung des Ministeriums gefordert wurde. Aber der König nahm die Adresse nicht nur nicht an, sondern versicherte auch die Minister seines vollen Vertrauens.

Digitized by Google

Der von J. eingebrachte Initiativgesetzentwurf wegen Erlassung eines neuen Landtagswahlgesetzes, zu dessen Annahme eine Zweidrittel-Mehrheit gehörte, wurde 28. Juni 1876 verworfen. Im J. 1881 zog er sich vom parlamentarischen Leben vollständig zurück. J. war auch 1868 Mitglied des Zollparlaments, in welchem er sich der Süddeutschen Fraktion anschloß, und 1871—78 Mitglied des Reichstags, in welchem er der Centrumspartei angehörte.

Jorio (Passo di San, deutsch Jöriberg) heißt ein Saumpaß der ital. Schweiz, der in circa 9 Stunden von Bellinzona im schweiz. Kanton Tessin nach Gravedona am Comersee in der ital. Provinz Como führt. Der Weg zum J. zweigt bei Giubiasco (7 km südlich von Bellinzona) von der Gotthardbahn und Straße ab und steigt östlich durch Val Morobbia zur Paßhöhe (1956 m) hinauf, welche die Grenze zwischen der Schweiz und Italien und die Wasserscheide zwischen dem Ticino und der Adda bildet. Auf der ital. Seite gabelt sich der Weg, um einerseits über Brencio, andererseits über Garzeno und Germaseno Gravedona zu erreichen. Rauh, schattenlos, schlecht unterhalten, wird der früher belebte Paß, trotz der prächtigen Aussicht, welche die Paßhöhe und der Abstieg zum Comersee bieten, wenig mehr begangen.

Joris (Pio), ital. Maler, geb. 1843 zu Rom, wo weniger der akademische Unterricht als das Vorbild des ausgezeichneten Vertreters span. Genremalerei, Fortuny, Einfluß auf seine Richtung hatte, in der eine fröhliche Farbenpracht, lebendige Komposition und zierlicher Geschmack die vorherrschenden Momente bilden. J. bewegt sich mit gleicher Gewandtheit auf dem Felde des Genres wie auf dem der Landschaft. Zu seinen frühesten Arbeiten gehört das römische Bauermädchen und der trinkende Hirt, dann entstanden: das Konzert von Genazzaro, der Sonntagsmorgen, die Heimkehr zum Kloster (1873), Forio d'Ischia, die Taufe auf Ischia (1878), beim Antiquar u. s. w. J. machte viele Reisen, sowohl in Deutschland, Frankreich und England als auch in Spanien und im eigenen Vaterlande. Die span. Reise 1871 reifte in dem toledaner Bettler und dem span. Tanz zwei seiner gelungensten Schöpfungen. Neben der Öltechnik zeichnet er sich als Aquarellist besonders aus.

Jorisz oon und **Joristen**, s. David Joris.

Jork, Hauptort der Marsch Altes Land (s. d.).

Jörmungandr oder **Midhgardhsschlange** ist in der german. Mythologie die große Schlange, welche um die ganze Erde herumliegt. Sie ist die Personifizierung des Weltmeeres. Nach der Edda ist sie die Tochter Lokis und der Riesin Angrbodha; ihr Hauptgegner ist Thor, welcher einst beim Weltuntergang von ihr getötet wird.

Jörmunrek, got. König, s. Ermenrich.

Jornandes, s. Jordanes.

Joruba, s. Yoruba.

Jorullo (spr. Choruljo), ein Vulkan in Mexiko, Staat Michoacan unter 18° 53′ 30″ nördl. Br. und 103° 21′ 45″ westl. L. von Greenwich, entstand in der Nacht zum 29. Sept. 1759 unter großem Erdbeben. Weithin bedeckte sich die Ebene mit Hunderten von brennenden Auftreibungen, ähnlich kleinen Kegeln, welche man Chornitos (d. h. Schmelzöfen) genannt hat, und in der Mitte dieser Erhebungen erschien ein Berg aus Schlacken und Asche, dessen Gipfel (1225 m) die umgebenden Gefilde um 517 m überragte. A. von Humboldt untersuchte 1804 den Vulkan und beschrieb den Vorgang nach noch lebenden Zeugen.

Josaphat, König von Juda 914—889 v. Chr., Sohn und Nachfolger des Assa, suchte als eifriger Verehrer Jahves eine religiös-sittliche Reform durchzuführen, die Rechtspflege zu ordnen, den Wohlstand durch Handel zu heben. Vor allem beseitigte er den Sonnen- und Astartendienst. Gleichwohl leistete er dem israelit. Könige Ahab, dessen Schwester Athalja auch von J.s Sohn Joram zur Ehe genommen wurde, wider die damascenischen Syrer, und dessen Sohne Joram wider die abtrünnig gewordenen Moabiter Kriegshilfe, und machte von den verbündet ins Land Juda eingefallenen, dann aber uneins gewordenen Ammonitern, Moabitern und Maonitern in dem seitdem nach J. benannten «Thale Josaphats» bei Thekoa reiche Beute.

Josaphat-Thal, bei Thekoa auf dem Gebirge Juda, ungefähr in der Mitte zwischen Bethlehem und Hebron, erhielt diesen und andere Namen: «Thal des Königs», «Thal des Gerichts», «Thal des Segens», von der Segnung mit Beute, welche König Josaphat von Juda hier den Ammonitern, Moabitern und Maonitern abgenommen hatte. Früher hieß es «Thal der Pyramide» (nämlich: Absolons, 2 Sam. 18, 18). Ohne Zweifel wegen der Bedeutung des Namens Josaphat (d. h. Jahve richtet) verlegte der Prophet Joel in dieses «Thal des Gerichts» die Entscheidungsschlacht der Endzeit gegen die heidnischen Völker. Erst zur Zeit der Kirchenväter wurde das J. östlich bei Jerusalem gesucht.

Josefinos, s. Afrancesados.

Joseph, nach der hebr. Tradition der spät geborene Sohn Jakobs (s. d.) und der Rahel, wurde von seinen Brüdern, die ihn wegen der Liebe des Vaters beneideten, an midianitische Händler verkauft, durch welche er in das Haus Potiphars, eines vornehmen Staatsbeamten in Ägypten, kam. Der keusche Widerstand gegen die Zumuthungen der Frau Potiphars brachte ihn zwar ins Gefängnis; doch die trostvolle Auslegung, die er dem gleichfalls verhafteten königl. Mundschenken von einem Traume gab, bahnte ihm den Weg zum Glücke. Denn da der Mundschenk wieder zu Gnaden gekommen, erinnerte er sich bei Gelegenheit eines Traums, den Pharao gehabt hatte, des Traumdeuters im Kerker. J. wurde gerufen, deutete den Traum des Königs von sieben fetten und sieben magern Kühen auf sieben fruchtbare und sieben unfruchtbare Jahre, die Ägypten nacheinander zu erwarten habe, und gab dem Könige den Rat, in den fruchtbaren Jahren Vorräte für die Zeit des Mangels zu sammeln. Zum Großvezier ernannt, führte er seine Vorschläge so geschickt aus, daß in den Hungerjahren das Volk, um nicht Hunger zu leiden, gegen Kornlieferungen aus den königl. Magazinen leibeigen wurde. Dafür nannte ihn der König «Erhalter des Lebens» und gab ihm die Tochter des Oberpriesters zu Heliopolis, Asnath, zur Frau, die ihm zwei Söhne, Manasse und Ephraim, gebar. Die ihm eingeräumte höchste Gewalt nach dem Könige benutzte er, wie die Sage weiter erzählt, um seinem Vater Jakob und seinen elf Brüdern, die er nach Ägypten gezogen, das Land Gosen zur Wohnstätte einzuräumen, wofür Jakob den beiden Söhnen des J. gleiches Erbrecht mit seinen eigenen Söhnen gewährt habe. Wie viel Geschichtliches der Sage zu Grunde liege, ist nicht gewiß; jedenfalls ist sie als israel. Sittengemälde von großem Interesse und durch ihre

Digitized by Google

lebendige und anziehende Darstellung ein für die dichtende und bildende Kunst sehr geeigneter Stoff.

Joseph, der Gatte der Maria (s. d.) und Vater Jesu, war ein Zimmermann zu Nazareth in Galiläa. Die ältesten Geschlechtsregister Jesu machen ihn zu einem Nachkommen Davids und setzen die natürliche Erzeugung Jesu in rechtmäßiger Ehe voraus. Als aber die Sage von der jungfräulichen Geburt Jesu, die sich schon bei Matthäus und Lukas findet, aufgekommen war, galt J. nur noch als der Verlobte Marias und Pflegevater Jesu. Aus demselben dogmatischen Interesse bildete sich später die Meinung, er habe auch nach Jesu Geburt mit Maria keinen ehelichen Umgang gepflogen, sondern dieselbe erst als 80jähriger Greis und als Vater von sechs Kindern, die er mit der Salome erzeugt, zum Weibe genommen. Dafür brachten die Juden die Sage auf, Maria habe mit einem Soldaten Panthera in Beziehung gestanden und so Jesum außer der Ehe geboren. Abenteuerliche Sagen über J. finden sich auch noch in der arabisch geschriebenen apokryphischen »Historia Josephi fabri lignarii«. Sein Gedächtnis wird in der kath. Kirche 19. März gefeiert.

Joseph von Arimathia, d. i. von Ramathaim, war nach der Erzählung der Evangelien (Mark. 15, 43) Beisitzer des Synedriums zu Jerusalem und ein geheimer Freund Jesu, dessen Leichnam er sich von Pilatus erbat und in einem neuen Felsengrabe in seinem Garten beisetzen ließ. Nach der spätern Tradition hat J. zu den 70 Jüngern gehört und in England zuerst das Evangelium verkündigt.

Joseph Barsabas, mit dem Beinamen Justus, wird in der Apostelgeschichte (1, 23) als ein angesehenes Mitglied der ältesten Christengemeinde zu Jerusalem genannt, welcher mit Matthias (s. d.) bei der Ergänzung des Apostelkollegiums zur Wahl gestellt wurde. Das Los entschied jedoch für seinen Mitbewerber.

Joseph I., röm.-deutscher Kaiser, 1705—11, der ältere Sohn Leopolds I. (s. d.), geb. zu Wien 26. Juli 1678, empfing schon 1689 die ungar. und 1690 die röm. Königskrone. Mit Kraft und Eifer setzte er den von seinem Vater überkommenen Spanischen Erbfolgekrieg gegen Frankreich fort, und es gelang ihm auch, durch Eugens und Marlboroughs Waffensiege die Franzosen nach und nach aus Italien und den Niederlanden zu vertreiben, ja Ludwig XIV. so gefährlich in dessen eigenen Grenzen zu bedrohen, daß dieser wiederholt um Frieden bitten mußte. Um aber während der Zeit des Kampfs nicht gehindert zu werden, verglich er sich unter Englands Vermittelung mit dem Schwedenkönig Karl XII., der 1706 auf dem Wege von Polen nach Sachsen rücksichtslos seinen Weg durch Schlesien genommen hatte, und gewährte in den 1707 geschlossenen Traktaten den schles. Protestanten Religionsfreiheit und die Rückgabe von 220 ihnen von den Jesuiten früher entrissenen Kirchen. Zugleich zwang er den Papst, seinen Bruder Karl als König von Spanien anzuerkennen. J. sprach über die Kurfürsten von Bayern und Köln 1706, sowie über den Herzog von Mantua 1708, weil diese ihren Reichspflichten zuwider mit dem Reichsfeinde sich verbunden hatten, die Acht aus, bemächtigte sich des Kurfürstentums Bayern und begann dasselbe zu zerteilen. Auch gelang es ihm, den Aufstand der Ungarn, der noch bei Lebzeiten seines Vaters, von Frankreich angeschürt, sich erneuert hatte, zu besiegen. Seine Fürsorge für das Reich bewies er dadurch, daß er die Fortdauer des Reichstags von Regensburg befestigte, die Thätigkeit des Reichskammergerichts neu belebte und die Reichsstandschaft der im Dreißigjährigen Kriege durch Bayern mediatisierten Stadt Donauwörth wiederherstellte. Dem Bauernstande suchte er bereits manche Erleichterungen der Leibeigenschaft zu verschaffen. J. war ein kenntnisreicher und einsichtsvoller Herrscher, voll deutscher Gesinnung, bei aller Anhänglichkeit an die Lehren seiner Kirche gegen Andersdenkende tolerant. Leidenschaftlich liebte er die Jagd. J. starb 17. April 1711 an den Blattern. Ihm folgte als Kaiser sein Bruder Karl VI. (s. d.).

Joseph II., röm.-deutscher Kaiser, Sohn Kaiser Franz' I. und Maria Theresias (s. d.), wurde in Wien 13. März 1741 geboren. Am 6. Okt. 1760 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie Luise von Parma, welche schon 27. Nov. 1763 starb. Auch seine zweite Ehe, die er mit der Prinzessin Marie Josephe von Bayern 22. Jan. 1765 schloß, ward bald wieder (28. Mai 1767) durch den Tod aufgelöst. Seine einzige Tochter starb im achten Lebensjahre 23. Jan. 1770. Nach dem Hubertusburger Frieden wurde J. zum röm. König gewählt und gekrönt (27. März und April 1764), und nach dem Tode seines Vaters folgte er diesem auf dem Kaiserthrone (18. Aug. 1765). Zugleich erklärte Maria Theresia ihn zum Mitregenten der österr. Monarchie. Doch behielt sie die eigentliche Regierung und überließ dem Sohne vollständig nur die Oberleitung des gesamten Kriegswesens. In diesem Wirkungskreise machte er mit Hilfe des Grafen Lascy, zum Teil nach dem Muster Friedrichs II., viele zweckmäßige Einrichtungen. Um sich für seinen Regentenberuf umfassender vorzubereiten, unternahm er Reisen ohne Gepränge, meist unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein. So besuchte er Ungarn, Böhmen, Mähren, Italien, Spanien, Frankreich, Holland, und benutzte eine dieser Reisen, um 25. Aug. 1769 Friedrich d. Gr. im Lager bei Neisse einen Besuch zu machen, den derselbe 3. Sept. 1770 im Lager zu Mährisch-Neustadt erwiderte. Aller Herzen gewann J. durch sein leutseliges Wesen, namentlich bei seinem Besuch in den Niederlanden 1776 und bei seiner Anwesenheit zu Paris 1777. Ein Beweis seiner landesväterlichen Fürsorge war es, daß er bei Gelegenheit einer Hungersnot in Böhmen und Mähren 1770 die Kriegsmagazine öffnen, wohlfeiles Getreide aus Ungarn nach Böhmen einführen und die reichen Landbesitzer gegen festgesetzte bare Zahlung zur Auslieferung eines bestimmten Quantums Korn zur Verteilung an die Armen zwingen ließ. In der auswärtigen Politik war es vorzugsweise J.s Einfluß, welcher die bedächtige Maria Theresia bewog, bei der ersten Teilung Polens mitzuwirken. Damals erwarb Österreich das Königreich Galizien und Lodomerien (1772), und bald darauf erzwang man von der Türkei die Abtretung der Bukowina (1777). Dagegen schlugen J.s Pläne auf Bayern infolge der Intervention Friedrichs II. (s. Bayrischer Erbfolgekrieg) fehl, und im Frieden zu Teschen (1779) mußte Österreich sich mit dem Innviertel begnügen. In der innern Regierung der österr. Staaten hatte Maria Theresia sich die Entscheidung vorbehalten und gestattete ihrem Sohne, abgesehen von dem Militärwesen, nur einen sehr geringen Spielraum für seine Reformpläne.

Digitized by Google

Nach dem Tode Maria Theresias (29. Nov. 1780) ward J. Alleinherrscher der österr. Monarchie. Bezüglich der auswärtigen Politik war er seit dem Frieden von Teschen gegen Preußen erbittert und suchte dagegen eine Stütze an Rußland. Im Juni bis Juli 1780 besuchte er die Kaiserin Katharina II. zu Mohilew und Petersburg, und hier ward eine polit. Verbindung angeknüpft, welche sich mit der Zeit noch enger gestaltete. Zunächst begann J. Händel mit der Republik Holland, indem der sog. Barrière-Traktat gekündigt wurde und die holländ. Besatzungen die Grenzfestungen in den österr. Niederlanden (Belgien) räumen (1781) mußten. Auch forderte er, daß die vertragsmäßige Sperrung der Schelde aufhöre, und als Holland dies verweigerte, drohte er mit Krieg. Doch kam unter franz. Vermittelung zu Versailles 8. Nov. 1785 ein Vertrag zu Stande, demgemäß die Schelde für die Schiffahrt geschlossen blieb, Österreich aber eine Entschädigungssumme von 10 Mill. Fl. erhielt. Um dieselbe Zeit nahm J. mit Unterstützung Rußlands seine Pläne gegen Bayern wieder auf, indem er einen Austausch von ganz Pfalz-Bayern gegen die österr. Niederlande in Vorschlag brachte. Die Sache scheiterte indes abermals an dem Widerstande Friedrichs II., welcher 1785, um weitere österr. Übergriffe in Deutschland zu verhindern, den Fürstenbund (s. d.) stiftete. Zuletzt dachte J. sich im Osten zu vergrößern. Nach einem abermaligen Besuche bei der Kaiserin Katharina II. zu Cherson Mai 1787 erklärte er als russ. Bundesgenosse im Febr. 1788 den Krieg gegen die Türkei, der von österr. Seite mit wechselndem Glück geführt wurde, aber J. erlebte das Ende desselben nicht; erst Leopold II. schloß 1791 den Frieden zu Sistowa.

Wichtiger und erfolgreicher war die Regententhätigkeit J.s im Innern seines Reichs, wo er sich als entschiedenster Vertreter des aufgeklärten Despotismus bewies und ein System des Centralismus einführte. Um die Abgesondertheit seiner einzelnen Staaten, die der Anwendung gleichmäßiger Verwaltungsprinzipien und Reformen hinderlich war, aus dem Wege zu räumen, verband er zum ersten mal die österr. Länder zu einem in 13 Regierungsbezirke geteilten Staatsganzen (Gesamtstaat) und suchte dasselbe durch Gleichheit der Einrichtungen zu befestigen. Er verordnete Begründung der Abgaben auf die Grundsteuer, nach Umfang und innerm Wert des Bodens, drang auf Aufhebung der Leibeigenschaft, setzte die gegenseitige Freizügigkeit in den böhm.-österr.-deutschen Landen fest und veranstaltete seit 1783 die Ausarbeitung einer allgemeinen Gerichts- und Konkursordnung und neuer Gesetzbücher, in denen Gleichheit vor dem Gesetze und statt der Todesstrafen Zwangsarbeit, Brandmarkung und Anschließen im Gefängnis anbefohlen wurde. Große Fürsorge widmete J. auch den Interessen der Gewerbe und des Handels. Er ließ neue Fabriken anlegen, ermunterte die Industrie durch Geldvorschüsse und Belobungen, hob fesselnde Monopole auf, machte Fiume zu einem Freihafen, legte einen neuen Hafen zu Carlopago in Dalmatien an und verschaffte seinen Unterthanen die freie Schiffahrt auf der Donau bis ins Meer. Ebenso forderte er Künste und Wissenschaften und belebte die Akademie der bildenden Künste durch ausgesetzte Preise. Er stiftete Bibliotheken, Sternwarten, Wohlthätigkeitsanstalten und eine Menge Schulen für Bürger und Landmann, gründete die Universität zu Lemberg und die Medizinisch-chirurgische Militärakademie zu Wien. Er milderte den Preßzwang, indem er die Büchercensur aus den Händen der Geistlichen in die freisinniger Gelehrter übertrug und die Tagespresse ganz frei gab.

Hauptsächlich aber richtete sich seine reformatorische Thätigkeit gegen das überwuchernde Kirchenwesen. Der österr. Hierarchie wurde jede Verbindung mit Rom und jede Korrespondenz mit der päpstl. Kurie ohne höhere Erlaubnis untersagt. Alle päpstl. Bullen und sonstigen kirchlichen Erlasse wurden dem Placetum regium unterworfen. Insbesondere verordnete er, die Bullen Unigenitus (s. d.) und In coena domini (s. d.) aus allen Ritualen herauszunehmen. Auch begann er eine Reform des Klosterwesens. J. hob 1782—90 an 700 Klöster auf, verminderte die Zahl der Ordensgeistlichen von 63000 auf 27000 und stellte die ältern Mönchsorden unter die Aufsicht der Bischöfe, denen er auch alle zeither vor das Forum des Papstes gehörigen Dispensationen in Ehesachen übertrug. Zugleich erließ er 13. Okt. 1781 das berühmte Toleranzedikt, welches den Protestanten und nichtunierten Griechen freie Religionsübung verstattete. Selbst den Zustand der Juden verbesserte er. Papst Pius VI. glaubte durch persönliche Besprechung mit dem Kaiser diesen schnellen Gang der Reformen hemmen zu können, und kam Ostern 1782 selbst nach Wien. Derselbe vermochte jedoch nichts durchzusetzen. Indessen stieß die Durchführung der Josephinischen Reformen selbst in den deutschen Erblanden auf hartnäckigen Widerstand, der vom kath. Klerus möglichst geschürt wurde. Besonders in Tirol kam es zu offener Widersetzlichkeit.

Noch schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse in den außerdeutschen Landen. In Ungarn verschmähte er es, sich als König besonders krönen zu lassen; er ließ die Krone des heil. Stephan nach Wien abführen. Das Land wurde als Provinz behandelt, nach deutsch-bureaukratischer Weise reorganisiert, und sogar die deutsche Sprache, als Universalsprache des Reichs, sollte hier in allen amtlichen Geschäften eingeführt werden. Die Beschwerden der Ungarn und die Bitten um Einberufung des ungar. Reichstags blieben unerhört, sodaß wiederholt Unruhen ausbrachen. Namentlich in Siebenbürgen entbrannte 1784 ein furchtbarer Aufstand der walach. Bauern unter Horjah gegen den magyar. Adel, welcher mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußte. In den österr. Niederlanden geriet J. zunächst mit der kath. Geistlichkeit in Konflikt durch seine Kirchenreformen und die Stiftung des Generalseminariums zu Löwen (1786). Dann wollte er auch das Gerichtswesen und die Verwaltung umgestalten, und da die Stände widerstrebten und gar Unruhen ausbrachen, wurde die alte Landesverfassung (joyeuse entrée) ganz aufgehoben (Juni 1789). Es brach darüber ein allgemeiner Aufstand los unter Leitung der Advokaten van der Noot und van der Mond, und bis zu Ende 1789 waren alle belg. Provinzen insurgiert und erklärten sich für unabhängig; nur Luxemburg blieb in des Kaisers Gewalt. Auch in Ungarn war die Unzufriedenheit so hoch gestiegen, daß man einen Ausbruch befürchten mußte. Um diese Gefahr zu beschwören, erklärte J. im Jan. 1790 alle während seiner Regierung für Ungarn erlassenen Verordnungen, mit Ausnahme des Toleranzedikts und der Abschaffung der Leibeigenschaft, für aufgehoben.

Digitized by Google

Damals siechte der Kaiser schon hin, von körperlichen Leiden, Familienunglück und dem schmerzlichen Bewußtsein einer fruchtlosen Lebensthätigkeit aufgerieben. Er starb zu Wien 20. Febr. 1790. Sein Nachfolger in Österreich wie in der deutschen Kaiserwürde war sein Bruder Leopold II. (s. d.). Auf dem ehernen Standbilde J.s, das ihm sein Neffe, Kaiser Franz I., 1807 in Wien setzen ließ, stehen die Worte: Josepho secundo, qui saluti publicae vixit non diu, sed totus.

Vgl. Groß-Hoffinger, «Lebens- und Regierungsgeschichte J.s II.» (Stuttg. 1835—37); Schlosser, «Geschichte des 18. Jahrh.» (5. Aufl., 8 Bde., Heidelb. 1864—66); Arneth, «Geschichte Maria Theresias» (7 Bde., Wien 1863—76); derselbe, «Maria Theresia und J. II.» (3 Bde., Wien 1867); derselbe, «J. II. und Katharina von Rußland. Ihr Briefwechsel» (Wien 1869); derselbe, «J. II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel 1781—90» (2 Bde., Wien 1872); Beer, «J. II., Leopold II. und Kaunitz. Ihr Briefwechsel» (Wien 1873); Schmidt, «Kaiser J. II. Ein Lebensbild» (Berl. 1875); Leistner, «Kaiser J.s II. unvergeßliche Gedanken, Aussprüche und Bestrebungen» (Wien 1878); Beer, «Joseph II.» (im «Neuen Plutarch», Bd. 9, Lpz. 1882). Eine eingehende Würdigung von J.s deutscher Politik gibt Ranke in «Die deutschen Mächte und der Fürstenbund» (Bd. 1, Lpz. 1871).

Joseph, König von Neapel und später von Spanien, s. Bonaparte.

Joseph, Fürsten von Liechtenstein, s. unter Liechtenstein.

Joseph (Friedr. Wilh. Hollandinus), Prinz von Hildburghausen, österr. Feldmarschall und des Deutschen Reiches Feldzeugmeister, geb. 8. Okt. 1701, trat als Stabskapitän 1719 in das österr. Regiment Seckendorf und war 1733 bereits Generalmajor, kämpfte 1734 bei Parma und Guastalla, zeichnete sich 1735 als Feldmarschallieutenant beim Rückzug des Heeres mehrfach aus und vertrieb die Spanier aus Mantua. Im J. 1736 unterdrückte J. als Feldzeugmeister einen Aufstand der Kroaten, kämpfte 1737 in Bosnien gegen die Türken, wurde vor Banjaluka zurückgeschlagen, entschied jedoch das Treffen bei Korina zu Gunsten der Kaiserlichen, deckte 1739 den Rückzug nach dem Gefecht bei Krozka und trug 23. Juli 1739 wesentlich zum Sieg in der ebendort gelieferten Schlacht bei. J. wurde 1739 Reichsfeldzeugmeister und Ritter des Goldenen Vließes, auch von der Kaiserin Maria Theresia zum österr. Feldmarschall ernannt, trat jedoch nach Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekriegs in bayr. Dienste und verteidigte Braunau. In den J. 1746—48 kämpfte J. an der Spitze von 5000 in holländ. Solde stehenden Bayern gegen die Franzosen, während des Siebenjährigen Kriegs aber auf Seite der Kaiserin. Er befehligte die Reichsexekutionsarmee und wurde mit dem franz. Heere des Herzogs von Soubise zugleich bei Roßbach von Friedrich d. Gr. derartig geschlagen, daß er die Feldherrnlaufbahn aufgab und sich ganz ins Privatleben zurückzog. J. starb 4. Jan. 1787.

Josephine (Marie Rose), Kaiserin der Franzosen, erste Gemahlin Napoleons I., geb. 23. Juni 1763 auf der Insel Martinique, wo ihr Vater, Joseph Tascher de la Pagerie, königl. Hafenkapitän war. Ihre Familie stammte aus der franz. Landschaft Blaisois (Blois); ihre Mutter, die jede Auszeichnung verweigerte, starb erst 1807. Obschon J. nur die in den Kolonien gewöhnliche Bildung erhielt, glänzte sie doch frühzeitig durch natürliche Anmut des Geistes und Herzens. Im Alter von 15 J. kam sie nach Frankreich und heiratete 13. Dez. 1779 ihren Landsmann, den Vicomte Alexandre Beauharnais (s. d.). Die Sprößlinge dieser nicht glücklichen Ehe waren Eugen, der nachmalige Herzog von Leuchtenberg (s. d.), und Hortense, die nachherige Gemahlin des Königs Ludwig Bonaparte von Holland, die Mutter Napoleons III. Der Gemahl J.s wurde während der Schreckenszeit ins Gefängnis geworfen und hingerichtet. Die Schritte, die sie zu seiner Befreiung that, zogen auch ihre Verhaftung nach sich. Schon sollte sie vor dem Revolutionstribunal erscheinen, als die Katastrophe vom 9. Thermidor eintrat. Im Gefängnis hatte sie die Bekanntschaft der nachherigen Gattin Talliens, der spätern Fürstin Chimay, gemacht. Auf Verwenden derselben nahm Tallien auch sie am andern Tage aus dem Gefängnis, verschaffte ihr wieder einen Teil ihrer konfiszierten Güter und machte sie mit Barras bekannt, der fortan ihr Freund und Beschützer wurde. Barras, in dessen Gesellschaften sie glänzte, vermittelte auch ihre Vermählung mit Napoleon Bonaparte.

Dieser junge, damals noch unberühmte General hatte für die nicht sowohl durch regelmäßige Schönheit als durch Anmut ausgezeichnete Frau eine lebhafte Neigung gefaßt. Der Civilakt wurde 9. März 1796 vollzogen; die kirchliche Einsegnung soll erst 1804, drei Tage vor der Krönung, auf Verlangen des Papstes durch den Kardinal Fesch stattgefunden haben. Zwölf Tage nach der Vermählung begab sich Bonaparte als Oberbefehlshaber zur Armee von Italien. Mitten in den Schlachten und Siegen konnte er aber seine Gattin so wenig vergessen, daß er sie durch Junot nachführen ließ. Während der ägypt. Expedition lebte sie zu Malmaison, das sie an sich gebracht hatte. Nach der Rückkehr Bonapartes schloß sie sich noch enger an ihn. Sie half durch Einfluß und Verbindungen seine polit. Erfolge vorbereiten. Nach dem 18. Brumaire bezog sie mit ihm den Palast Luxembourg und 1800 die Tuilerien. An ihren kleinen Hof wußte sie nach den Absichten Bonapartes selbst die royalistische Partei zu fesseln. Mit Geschmack entfaltete sie einen außerordentlichen Luxus, der zwar die Industrie belebte, ihr aber schon damals die größten Geldverlegenheiten bereitete. Der Anlauf, den Bonaparte zum Thron nahm, erfüllte sie mit Besorgnis und dem Vorgefühl des Unglücks. Im Verein mit Fouché bot sie alles auf, den letzten Schritt wenigstens hinauszuschieben. Am 2. Dez. 1804 setzte ihr Napoleon die Kaiserkrone eigenhändig auf. Ihre Ehe war unfruchtbar geblieben; die Befestigung der neuen Dynastie machte aber einen Thronerben wünschenswert. Nach 1807 ließ Napoleon ihr den Vorschlag machen, die Ehescheidung von ihm zu verlangen; doch hierzu war sie nicht zu vermögen. Napoleon suchte ihr nun fortgesetzt, doch ohne Härte, die Notwendigkeit einer Trennung im Interesse Frankreichs und seiner polit. Schöpfungen einzureden. Endlich nach heftigen Scenen und harten Kämpfen gab sie ihre Einwilligung.

Die Trennung der Ehe wurde 16. Dez. 1809 gesetzlich ausgesprochen. J. lebte nun mit kaiserl. Titel und Luxus zu Navarre in der Nähe von Evreux, erst sehr eingezogen, bald aber umgeben von ihren alten Hofleuten. Sie bewahrte eine schwärmerische

Digitized by Google

Neigung für Napoleon, blieb mit demselben in Briefwechsel und empfing mehrmals dessen Besuche. Auch sah sie zuweilen den jungen König von Rom. Der Sturz des Kaisers brach ihre geistige und physische Kraft. Die fremden Monarchen, besonders Kaiser Alexander, bewiesen ihr große Rücksichten. Sie starb 29. Mai 1814 an einer Halsentzündung. In der Kirche zu Ruel, unweit Malmaison, wurde sie bestattet. Ihre beiden Kinder errichteten ihr daselbst 1822 ein Denkmal, auf dem sie in knieender Stellung dargestellt ist.

Vgl. «Lettres de Napoléon à J. pendant la première campagne d'Italie, le consulat et l'empire» (Par. 1827); «Lettres de J. à Napoléon et à sa fille» (2 Bde., Par. 1833; deutsch von Elsner, 2 Bde., Stuttg. 1838—39); Aubenas, «Histoire de l'impératrice J.» (2 Bde., Par. 1857—59).

Josephsbad, Bad bei Tetschen (s. d.).

Josephsehe (Engels- oder Jungfernehe, Matrimonium virgineum) nennt man im Hinblick auf die Ehe zwischen Joseph und Maria (Matth. 1, 25) eine Ehe, bei welcher nach einem vorhergegangenen Übereinkommen die geschlechtlichen Beziehungen ausgeschlossen bleiben.

Josephs Grab, s. unter Nablus.

Josephshöhe, Kuppe des Auerbergs (s. d.) im Unterharz.

Josephson (Jak. Axel), namhafter schwed. Tondichter, geb. zu Stockholm 27. März 1818, von jüd. Abkunft, trat in der Jugend zum Christentum über, absolvierte seine akademischen Studien in Upsala, wo er 1842 promovierte, widmete sich dann der Musik, erhielt nach mehrjährigen Studienreisen 1849 eine Anstellung als Musikdirektor an der obengenannten Universität und 1868 den Professorstitel. Als Dirigent der dortigen akademischen Kapelle und Philharmonischen Gesellschaft hat er eine erfolgreiche Wirksamkeit geübt. Seine melodiösen Lieder, Romanzen und Männerchöre (z. B. «Vårt Land», «Rings Drapa», «Islossning», «Korsriddarne», «Arion») sind allgemein beliebt; auch mehrere seiner Kompositionen im Kirchenstil (ein «Kyrie», ein «Quando Corpus» u. a.) sind von bleibendem Wert. Er starb zu Upsala 29. März 1880.

Sein Bruder Ludwig Oskar J., geb. 20. Febr. 1832 zu Stockholm, jetziger Direktor des neuen Theaters in Stockholm, hat als Bühnendichter und Dramaturg sich einen Namen gemacht.

Josephstadt, vormals Pleß genannt, Stadt und Festung in Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Königinhof, Gerichtsbezirk Jaromer, an der Elbe und der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn, die hier nach Liebau abzweigt, hat (1880) 5963 E. Die 1781—87 erbaute Festung ist eine der wichtigsten in der österr. Monarchie, ward aber bisher noch nicht belagert. Sie bildet ein längliches, bastioniertes Achteck, das regelmäßig und stark befestigt ist; die Festung besitzt ein ausgedehntes Minensystem. Mit der Festung ist ein verschanztes Lager verbunden.

Josephsthal, böhm. Eisenwerk bei Chlumetz.

Josephus (Flavius), Sohn des Mattias, jüd. Geschichtschreiber, geb. 37 n. Chr. zu Jerusalem aus dem Priesterstande, schloß sich der Sekte der Pharisäer an. Bei dem Ausbruch des Aufstandes der Juden gegen die röm. Oberherrschaft übernahm er die Verwaltung von Galiläa und hielt in der Festung Jotapata eine siebenwöchentliche Belagerung unter Vespasian und Titus aus. Als die Festung durch Verrat überliefert worden war, floh er, wurde aber ergriffen und dem röm. Feldherrn überliefert. Dieser wollte ihn dem Nero übersenden, als es J. gelang, durch die Prophezeiung, daß Vespasian einst Kaiser werden würde, sich dessen Gunst und die Freiheit zu verschaffen. Als er mit Titus vor Jerusalem gezogen war, forderte er mehrere mal, obwohl vergeblich, seine Landsleute zur Unterwerfung auf. Nach der Eroberung Jerusalems ging er mit Titus nach Rom. Er schrieb hier seine «Geschichte des jüd. Kriegs» in sieben Büchern, erst in hebr. Sprache, dann griechisch, ein für die Geschichte jener Zeit außerordentlich wichtiges Werk, aber durchweg von dem Streben beherrscht, seine Landsleute den Römern in einem möglichst empfehlenden Licht erscheinen zu lassen. Weitere Schriften von ihm sind die «Jüd. Altertümer» in 20 Büchern, welche mit Benutzung der gelehrten Überlieferung und vieler jetzt verlorener Quellen die Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis gegen das Ende der Regierung Neros behandeln; ferner zwei Bücher vom «Altertum des jüd. Volks», welche gegen Apion, einen alexandrinischen Grammatiker und erklärten Widersacher der Juden, gerichtet sind und wertvolle Bruchstücke aus alten histor. Schriftstellern enthalten; endlich auch eine interessante Geschichte seines eigenen Lebens. Die Schrift «De Maccabaeis» wird dem J. mit Unrecht zugeschrieben. Die beste Ausgabe seiner Werke ist von Havercamp (2 Bde., Amsterd. 1726); später wurden sie herausgegeben von Oberthür (3 Bde., Lpz. 1782—85), von Richter (6 Bde., Lpz. 1825—27), Dindorf (2 Bde., Par. 1847) und Murray (2 Bde., Lond. 1874). Ein «Topographisch-histor. Lexikon zu den Schriften des Flavius J.» veröffentlichte G. Boettger (Lpz. 1879), ins Deutsche übersetzt wurden die «Jüd. Altertümer» von Kaulen (2. Aufl., Köln 1883). Das in den «Jüd. Altertümern» enthaltene Zeugnis von Jesus rührt nicht von J. her, sondern ist interpoliert. Vgl. auch Destinon, «Die Quellen des Flavius J.» (Kiel 1882).

Josepin, röm. Maler, s. Cesari (Giuseppe).

Josia, König von Juda, 642—610 v. Chr., war als achtjähriger Knabe auf den Thron gekommen, erlebte den Einfall der Skythen in Palästina, schaffte den Götzen- und Gestirndienst seines Vaters und Großvaters, der Könige Amon und Manasse, wieder ab und führte nach Auffindung eines (neuen) Gesetzbuchs (des 5. Buchs Moses) durch den Hohenpriester Hilkia eine durchgreifende Reform des jüd. Kirchenwesens ins Leben (624—623 v. Chr.). In der Schlacht bei Megiddo (nicht Magdolos) fiel er als assyr. Vasall gegen den auf einem Kriegszuge gegen Assyrien begriffenen Necho II. von Ägypten.

Josias (Friedr. J.), Prinz von Sachsen-Coburg, geb. 26. Dez. 1737 zu Coburg, der dritte Sohn des Herzogs Franz Josias, trat 1756 als Rittmeister in österr. Dienste, nahm am Siebenjährigen Krieg teil und erhielt 1786, inzwischen zum Feldmarschalllieutenant aufgestiegen, das Generalkommando in Galizien. Im Türkenkrieg von 1788 befehligte er unter Laudon ein Armeekorps und besetzte die Moldau. Nach der Eroberung von Chocsim und dem in Gemeinschaft mit Suworow erfochtenen Siege bei Fokschani schlug er die türk. Hauptarmee bei Martinestie, wofür er zum Feldmarschall erhoben wurde, und zog in Bukarest ein. Nach dem Frieden mehrere Jahre kommandierender General in Ungarn, wurde er 1792 infolge der

Digitized by Google

Niederlage von Jemappes zum Oberbefehlshaber der österr. Armee gegen die Franzosen ernannt. Er siegte März 1793 bei Aldenhoven und Neerwinden und brachte Belgien wieder in österr. Gewalt. Aber die unheilvolle Politik Thugut's lähmte seine Kriegführung und vereitelte den Erfolg dieser Siege. Zwar eroberte J. 1794 die franz. Plätze Condé, Valenciennes, Quesnoy, Landrecies und warf die Franzosen viermal über die Sambre zurück, doch wurde er 26. Juni bei Fleurus geschlagen und mußte Belgien räumen. Er nahm darauf den Abschied und zog sich nach Coburg zurück, wo er 28. Febr. 1815 starb. Vgl. A. von Witzleben, «Prinz Friedrich J. von Coburg-Saalfeld» (3 Tle., Berl. 1859).

Jósika (spr. Johschika, Nikol., Freiherr von), ungar. Romanschriftsteller, geb. 28. April 1796 zu Torda in Siebenbürgen, beendigte mit 16 Jahren seine juristischen Studien, trat 1811 in die Armee, wurde 1813 Lieutenant, 1814 Oberlieutenant, 1815 Hauptmann und nach dem Frieden königl. Kämmerer. Im J. 1818 verließ er den Dienst und kehrte nach Ungarn zurück, wo er sich der Landwirtschaft widmete. Im J. 1834 erschien J. auf dem siebenbürg. Landtage, wo er sich aber durch sein energisches Auftreten gegen die österr. Regierung so unbeliebt machte, daß er zum Landtag nicht mehr einberufen wurde. Inzwischen hatte er auch seine litterarische Thätigkeit begonnen. Schon seine ersten Versuche: «Irány» («Tendenz») und «Vázlatok» («Skizzen»), die 1834 erschienen, fanden Beifall. Bis zum Freiheitskriege von 1848 veröffentlichte er dann gegen 60 Bände Romane, die sämtlich in Budapest erschienen und in fremde Sprachen, besonders ins Deutsche (die ältern von Herm. Klein, die spätern von seiner Gattin Julie J., einer Tochter des Grafen Karl Podmaniczky) übersetzt wurden. Die bedeutendsten sind: «Abafi» (2 Bde., 1836; deutsch 1839), «Zrinyi a költö» (4 Bde., 1840; deutsch: «Der Dichter Zrinyi», 1844), «Az utolsó Bátory» (3 Bde., 1838; deutsch: «Der letzte Bátory», 1839), «A csehek Magyarországban» 4 Bde., 1840; deutsch: «Die Böhmen in Ungarn», 1840), J. István (5 Bde., 1847; deutsch: «Stefan J.», 1851). Nachdem J. 1847 wieder als Deputierter des siebenbürg. Landtags eifrig für die Union Ungarns und Siebenbürgens gewirkt hatte, nahm er an der Bewegung von 1848 als Mitglied der Magnatentafel lebhaften Anteil. Nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 wurde er zum Mitglied des in Pest eingesetzten Gnadengerichts ernannt. Nach der Katastrophe von Világos floh er ins Ausland und lebte bis 1864 in Brüssel, hierauf in Dresden, wo er 27. Febr. 1865 starb.

Von seinen spätern Werken sind die bedeutendsten die beiden in deutscher Sprache verfaßten Romane «Eine ungar. Familie während der Revolution» (4 Bde., Braunschw. 1851) und «Die Familie Mailly» (2 Bde., Lpz. 1852); ferner in ungar. Sprache, aber ohne den Namen des Verfassers: «Esthor» (3 Bde., 1853), «A szegedi boszorkányok» (3 Bde., 1854; deutsch: «Die Hexen von Szegedin», 1865), «II. Rákóczi Ferencz» (4 Bde., 1861; deutsch: «Franz Rákóczy II.», 1868), «A Cegváriak» («Die Leute von Cegvár», 3 Bde., 1865) u. a. Die Treue und Lebensfrische, mit welcher J., in der Manier W. Scotts, aber ohne antiquarische Breite, das polit. und soziale Leben der Vergangenheit Ungarns schildert, treffliches Erzählertalent, reiche und von Bizarrerie freie Phantasie und tüchtige Charakterzeichnung sind die Vorzüge seiner Romane, mit denen J. den ungar.-histor. Roman begründete. Die Herausgabe seiner interessanten Memoiren «Emlékirat» (4 Bde., 1865) wurde durch seinen Tod unterbrochen.

Josippon b. Gorion (daher Gorionides, auch Pseudojosephus) nennt sich der Verfasser der mit einer Menge sagenhafter Zusätze und Ergänzungen versehenen, in ziemlich reinem Hebräisch geschriebenen Bearbeitung des Flavius Josephus, die wahrscheinlich dem 10. Jahrh. angehört und aus Italien stammt. Die vollständige, mit lat. Übersetzungen und Anmerkungen versehene Ausgabe ist die von Breithaupt (Gotha 1707).

Josquin Desprez oder De Près, lat. Jodocus Pratensis, der größte Kontrapunktist und Komponist vor Orlando Lasso und Palestrina, wurde zu Condé im Hennegau um 1450—55 geboren und erhielt frühzeitig von dem berühmten Ockenheim (s. d.) musikalischen Unterricht. Nachdem er eine Zeit Musikmeister an der Kathedrale von Cambrai gewesen, ging er unter dem Pontifikat Sixtus' IV. (1471—84) nach Rom, wo er als Sänger in der päpstl. Kapelle angestellt wurde und sein Ruf als Tonsetzer sich fest begründete. Nach dem Tode jenes Papstes wandte er sich nach Ferrara an den Hof Hercules' I. von Este, von da nach Paris, wo er bei Ludwig XII. in Dienste trat und eine Pfründe in St.-Quentin erhielt. Diese vertauschte er (etwa um 1515) mit einer andern in seiner Vaterstadt Condé, wo er auch 25. Aug. 1521 starb. J. hatte viele Schüler und war der überall anerkannte Lehrmeister seiner Zeit. Seine Kompositionen, hauptsächlich kirchlicher Art, wurden besonders auch durch den um 1500 aufkommenden Musikdruck in ganz Europa verbreitet.

Josselin, Stadt im franz. Depart. Morbihan, Arrondissement Ploërmel, 12 km im WNW. von dieser Stadt, in 40 m Höhe, an der kanalisierten Oust in reizendem Thale, hat Nagelfabrikation, Gerberei und wichtige Mahlmühlen, ein Schloß der Rohans aus dem 14. und 15. Jahrh. und zählt (1876) 2712 E. In der Kirche Notre-Dame befindet sich das prächtige Grabmal des Connétable de Clisson, welcher hier 1409 starb.

Jost (Isaak Markus), namhafter jüd. Historiker, geb. 22. Febr. 1793 zu Bernburg, besuchte das Gymnasium zu Braunschweig, studierte in Göttingen und Berlin Philologie und übernahm 1816 die Leitung einer Schule in Berlin, der er bis 1835 vorstand. Sodann folgte er einem Rufe als Oberlehrer an die jüd. Realschule zu Frankfurt a. M., wo er bis zu seinem Tode wirkte. Er starb 25. Nov. 1860. Seine Hauptwerke sind die «Geschichte der Israeliten» (9 Bde., Berl. 1820—29), an welche sich die «Neuere Geschichte der Israeliten 1815—45» (3 Tle., Berl. 1846—47) anschließt, und die «Geschichte des Judentums und seiner Sekten» (3 Bde., Lpz. 1857—59). Von J.s übrigen Schriften sind hervorzuheben: «Allgemeine Geschichte des israel. Volks» (2 Bde., Berl. 1831—32) und eine Übersetzung der Mischna mit Text und Kommentar (6 Bde., Berl. 1832—34). Er gab die «Israel. Annalen» (Frankf. 1839—41) und 1841—42 mit Creizenach die hebr. Zeitschrift «Zion» heraus. J. gehörte zu den Begründern des Instituts zur Förderung der jüd. Litteratur und war nebst Philippson und Goldschmidt Mitherausgeber des «Jahrbuchs für die Geschichte der Juden» (Lpz.).

Digitized by Google

Joſt von Mähren, ſ. Jodocus.

Joſua (hebr. Jehoſchua, Jeſchua, d. i. Jeſus), nach der hebr. Überlieferung der Eroberer Kanaans, das er ſchon zu Lebzeiten des Moſes ausgekundſchaftet haben ſoll, und als Anführer des Volks der Nachfolger Moſes'. Er ſoll das Land Kanaan unter die 12 Stämme verteilt, das Volk 25 Jahre regiert und ſein Leben bis auf 110 Jahre gebracht haben. Das im Kanon befindliche Buch, welches J.s Namen trägt, iſt erſt in der nachexiliſchen Zeit zuſammengetragen worden und bildete urſprünglich einen Beſtandteil eines zuſammenhängenden Ganzen, das erſt in der letzten Redaction von den jetzigen fünf Büchern Moſes geſchieden wurde. Die Samariter haben ein Buch J. (arab. und lat. von Juynboll, Leid. 1848), das die Ereigniſſe vom Tode des Moſes bis zur Zeit des röm. Kaiſers Alexander Severus chronikenartig erzählt und nur zum Teil mit dem altteſtamentlichen Buch gleichen Namens übereinſtimmt. Das Buch J. wurde mit Kommentar herausgegeben von Delitzſch und Keil (Lpz. 1863).

Jotham, ein Sohn des iſrael. Richters Gideon entging allein dem Blutbade, welches ſein Halbbruder Abimelech unter den Gideonsſöhnen anrichtete, und ſprach in ſeiner berühmt gewordenen Fabel (Richt. 9) vom Berge Garizim herab einen Fluch aus über Abimelech und die Bürger von Sichem, der bald ſich erfüllen ſollte.

Jotham, König des Reichs Juda 758—742 v. Chr., führte ſchon für ſeinen ausſätzig gewordenen Vater Uſia die Regentſchaft. Ein frommer König, baute er eine Pforte des Tempels und fuhr fort, wie ſein Vater, Jeruſalem und andere Städte zu befeſtigen. Gegen die Ammoniter führte er einen glücklichen Krieg und zwang ſie zur Tributpflicht. Unter J.s Regierung trat der Prophet Jeſaja auf.

Jötun, d. h. Freſſer, iſt die allgemeinſte altnordiſche Bezeichnung für den Rieſen in der german. Mythologie (daneben þurs, hüne). Sie wohnten in Jötunheim (der Rieſenwelt), zeichneten ſich durch ihre Größe und Stärke aus und waren die Gegner der Götter. Bald treten ſie als dumm, bald als klug auf, ſodaß ſie ſelbſt die Götter überliſten. Die J. ſind verkörperte Naturkräfte, daher gehören zu ihrem Geſchlecht Ägir, der Herr des Meeres, Hrsvelgr, der Windbeherrſcher u. a. Meiſt hauſten ſie in Bergen; ihr Kopf und Herz war nicht ſelten aus Stein. Noch heute lebt im Volksmund eine Reihe von Sagen über die Rieſen fort.

Jotunfjeldene (die Rieſengebirge), eine ziemlich in der Mitte Norwegens gelegene wilde und öde Gebirgsgruppe, die höchſte in Skandinavien, ſtößt im S. an Valders, im W. an Sogn und ſenkt ſich nach O. und N. zum Gudbrandsthale herab. Ihre geſamte Länge beträgt 56—67, die Breite etwa 60 km. Von den vielen, durch einſchneidende Thaltiefen, ſchöne Alpenſeen (wie Gjendin, Tyin und Bygdin) und Gletſcher voneinander getrennten Spitzen ſind die bedeutendſten: Store-Galdhöpig (2560 m) und der ſchöne Glittretind (2550 m). Einer der intereſſanteſten Punkte der in neuerer Zeit oft von Touriſten beſuchten J. iſt der Beß-egg, ein ganz ſchmaler Kamm zwiſchen den Seen Besvandet und Gjendin, in beide ſteil hinabfallend.

Joubert (Barthélemy Catherine), franz. General, geb. 14. April 1769 zu Pont de Vaux (Depart. Ain), ſollte zu Dijon die Rechte ſtudieren, als die Revolution ausbrach. J. trat im Dez. 1791 in ein Freiwilligenbataillon und wohnte dem Feldzug von 1792 in der Rheinarmee bei, wo er Lieutenant wurde. Im J. 1793 zum Kapitän befördert, kämpfte er in der Alpenarmee und geriet in ſardin. Gefangenſchaft. Bald entlaſſen, wurde er 1794 in der Armee von Italien als Generaladjutant angeſtellt und 1795 zum Oberſten und Brigadier und bald darauf zum Brigadegeneral ernannt. Im Feldzug von 1796 gewann er Bonapartes Vertrauen und wurde 1797 Diviſionsgeneral. Ihm wurde die wichtige Stellung von Rivoli anvertraut, die er bei Alvinczys zweitem Entſatzverſuch von Mantua 12. Jan. 1797 tapfer verteidigte, bis Bonaparte ihm Verſtärkung brachte und 14. Jan. den Sieg bei Rivoli gewann. J. übernahm die Verfolgung und eroberte 3. Febr. Trient. Unter heftigem Widerſtand drang er 20. März durch das Etſchthal in das Eiſack- und Puſterthal und vereinigte ſich 8. April bei Villach mit Bonaparte. Nachdem er kurze Zeit den Befehl in Holland, dann in Mainz geführt, übernahm er im Okt. 1798 an Brunes Stelle den Oberbefehl über die Armee von Italien, beſetzte Piemont und bewog den König von Sardinien zur Abdankung. Ebenſo wollte er Toscana zur Republik machen. Allein das Direktorium trat dieſer eigenmächtigen Handlungsweiſe entgegen. J. begab ſich nach Paris, erhielt aber bald an Moreaus Stelle den Oberbefehl in Oberitalien. Im Juli 1799 ging er zur Armee ab mit dem Befehl, Suworow baldmöglichſt eine entſcheidende Schlacht zu liefern. Er verſammelte dazu ſeine ganze Streitmacht in einer ſtarken Stellung bei Novi, wo er 15. Aug. plötzlich angegriffen wurde. J. fiel gleich nach Beginn der Schlacht. Moreau übernahm den Befehl, wurde aber geſchlagen. Die Gebeine J.s ließ ſpäter Bonaparte in dem Fort La Malgue bei Toulon beiſetzen, das ſeitdem J.s Namen trägt.

Joudpore, ſ. Dſchódpur.

Jouffroy (Théodore Simon), franz. Publiziſt und Philoſoph, geb. 7. Juli 1796 zu Pontets, einem Dorfe des Jura, ſtudierte 1814 auf der Normalſchule zu Paris Philoſophie und wurde 1817 Maître de conférences an der Normalſchule. Im J. 1824 gründete er mit Paul François Dubois und Damiron das Journal «Le globe», 1829 wurde er als Suppléant zur Profeſſur der alten Philoſophie berufen, bis ihm nach der Julirevolution die Vorleſungen über die Geſchichte der modernen Philoſophie übertragen wurden. Zu gleicher Zeit wurde er auch bei der Normalſchule Lehrer der Philoſophie, 1832—37 war er am Collége de France Profeſſor. Als Couſin Miniſter des Unterrichts wurde, ernannte er J. zum Mitglied des Univerſitätsrats. Als Deputierter von Pontarlier (Depart. Doubs), das er ſeit 1831 in der Kammer vertrat, gehörte er zu den Doctrinaires. J. gab die «Esquisses de philosophie morale» von Dugald-Stewart (Par. 1826) und die «Oeuvres» von Reid (6 Bde., Par. 1836) mit wertvollen Einleitungen heraus. Seine «Mélanges philosophiques» (Par. 1833; 5. Aufl. 1875), von denen nach ſeinem Tode eine neue Folge erſchien (1843; 3. Aufl. 1872), enthalten die wichtigſten ſeiner im «Globe» erſchienenen Artikel. Von ſeinen Vorleſungen an der Sorbonne erſchien der «Cours de droit naturel» (4. Aufl., 2 Bde., 1866). Er ſtarb 1. März 1842.

Jougne (Col de), Jurapaß an der Grenze des ſchweiz. Kantons Waadt und des franz. Depart. Doubs. Der Paß iſt einer der älteſten Übergänge des ſüdweſtl. Jura und verdankt ſeine Wichtigkeit

Digitized by Google

und Frequenz hauptsächlich dem Umstande, daß hier die Orbe und ihr Zufluß Jougnenaz die hohen Ketten am Ostrande des Jura quer durchschneiden und durch ihre Klusen leichten Zugang zu den niedrigern, plateauartigen Höhenzügen des westl. Jura gestatten. Zur Römerzeit führte die Heerstraße von Lousonna (Lausanne) über Urba (Orbe) nach Ariolica (Pontarlier) durch den Col de J., und auch im Mittelalter war derselbe einer der wichtigsten Verkehrswege des Jura, auf der Ostseite durch die Burg Les Clées in der Klus der Orbe, auf der Westseite durch die Felsenfeste des Fort de Jour gedeckt. Jetzt führen durch den Paß eine Fahrstraße von Orbe (452 m) über Vallaigues (858 m) und Jougne nach Pontarlier (870 m) und die 58 km lange Jougnebahn Cossonay-Pontarlier, die bei Daillens (443 m) von der Linie Lausanne-Yverdon der Schweizerischen Westbahn abzweigt, in großen Krümmungen nach Vallorbe (764 m) hinaufsteigt, dann in der malerischen Klus der Jougnenaz die franz. Grenze überschreitet und über Jougne und Touillon (1000 m Scheitelpunkt der Bahn) das Fort de Jour erreicht, bei dem sie sich mit der Linie Neuchâtel-Verrières-Pontarlier vereinigt.

Joujou (frz.), Spielzeug, besonders eine an einer Schnur auf- und niederrollende Scheibe.

Joujougold, Goldlegierung, welche zur Anfertigung geringwertiger Waren dient, mit einem Feingehalt von 130—250 Tausendteilen.

Joule (James Prescott), engl. Physiker, wurde 24. Dez. 1818 als Sohn eines Bierbrauers in Salford geboren und widmete sich erst spät wissenschaftlichen Studien. J. ist einer der Begründer der mechan. Wärmetheorie (s. unter Wärme), da es ihm fast gleichzeitig mit Julius Robert Mayer (s. d.), jedoch auf anderm Wege gelang, das mechan. Äquivalent der Wärme zu entdecken und festzustellen, daß ein Verhältnis der Äquivalenz bestehe zwischen Arbeit und Wärme. In Gemeinschaft mit Sir William Thomson begann J. 1852 eine Reihe von Untersuchungen über die Thermaleffekte bewegter Flüssigkeiten. Zugleich beschäftigten ihn Experimente über die Wirkungen des Magnetismus auf die Ausdehnung von Stahl und Eisen und die Erfindung eines Instruments zur genauen Messung elektrischer Ströme. Die Resultate seiner Forschungen machte er teils durch öffentliche Vorträge, teils in den Schriften der Royal Society bekannt; am wichtigsten sind unter den letztern die Abhandlungen «Discovery of the laws of the evolution of heat by electricity» und «Discovery of the mechanical equivalent of heat» (deutsch von Spengel, Braunschw. 1872).

Jour (frz.), d. i. Tag, davon **du jour**, womit im innern Dienst der Truppen die Funktion desjenigen Offiziers oder Unteroffiziers bezeichnet wird, welcher für den Tag die allgemeine Ordnung und den pünktlichen Dienstbetrieb zu überwachen hat. Gewöhnlich werden bei der Kompagnie (Eskadron, Batterie) ein Lieutenant und ein Unteroffizier, beim Bataillon (Kavallerieregiment) ein Hauptmann (Rittmeister) und ein Lieutenant täglich dazu kommandiert, in größern Garnisonen ein Stabsoffizier, in großen Truppenlagern und in den Angriffsarbeiten einer belagerten Festung noch ein General du jour. Bei dringenden Fällen hat der Offizier du jour die vorläufigen Befehle zu geben. Auch die Adjutanten fürstl. Personen haben wechselnd du jour. Ebenso wird der Ausdruck im Civildienst für die zur Besorgung laufender Geschäfte eines Tags bestimmten Beamten gebraucht.

Jourdan (Jean Baptiste, Graf), Marschall und Pair von Frankreich, geb. 29. April 1762 zu Limoges, wo sein Vater Chirurg war, trat, 16 J. alt, in ein Infanterieregiment, das mit dem Hilfskorps nach Amerika ging, wurde 1790 Kapitän in der Nationalgarde zu Limoges, 1791 Bataillonschef und zeichnete sich 1792 bei Namur unter Dumouriez aus, sodaß er in der Nordarmee erst zum Brigade-, dann zum Divisionsgeneral ernannt wurde. Nach der Absetzung Houchards erhielt er den Oberbefehl über die Nordarmee und besiegte 16. Okt. 1793 bei Wattignies die Österreicher. Sein Widerspruch gegen einen Winterfeldzug mit dem schlecht ausgerüsteten Heere veranlaßte den Konvent, ihn außer Thätigkeit zu setzen, doch wurde er schon im Frühjahr 1794 wieder zum Kommando berufen. Nach mehrern unentschiedenen Gefechten schlug er 26. Juni die Österreicher bei Fleurus und drängte dieselben nach der Einnahme von Brüssel bis an die Roer zurück, erstürmte hier 2. Okt. deren Verschanzungen und nötigte sie dadurch, bis hinter den Rhein zurückzuweichen. Am 6. Sept. 1795 ging er unter dem feindlichen Feuer bei Düsseldorf über den Rhein, belagerte Castel und Mainz, wurde jedoch von dem österr. General Clerfayt 11. Okt. bei Höchst geschlagen und mußte das rechte Rheinufer räumen. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1796 setzte er von neuem über den Fluß, wurde aber vom Erzherzog Karl aufs linke Rheinufer zurückgetrieben. Ein zweiter Versuch verlief anfangs glücklicher; Erzherzog Karl stand gegen Moreau, der südlich der Donau vordrang. J. kam bis in die Oberpfalz, wurde aber durch den herbeieilenden Erzherzog bei Amberg 24. Aug. und Würzburg 3. Sept. geschlagen. Sein Heer floh in Auflösung bis Düsseldorf. J. legte das Kommando nieder und trat 1797 in den Rat der Fünfhundert. Im Frühjahr 1799 übertrug ihm das Direktorium den Oberbefehl über die Donau-Armee. Er überschritt den Rhein bei Basel 1. März, wurde aber vom Erzherzog Karl 22. März bei Ostrach und am 25. bei Stockach völlig geschlagen und darauf von der Armee abberufen. Bei den Wahlen im Mai gelangte J. wieder in den Rat der Fünfhundert, widersetzte sich dem Gewaltstreich vom 18. Brumaire und wurde zur Deportation bestimmt; doch übertrug ihm der Erste Konsul 1800 die Reorganisation Piemonts. Im J. 1803 trat J. in den Senat, erhielt 1804 bei Gründung des Kaiserreichs die Würde eines Marschalls und Sitz im Staatsrat und wurde dem König Joseph zur Seite gegeben, und in dieser Stellung war er 1806 in Neapel, besonders aber 1808 und 1809, sowie 1812 und 1813 in Spanien thätig. Als Majorgeneral des Königs Joseph hatte er an der Niederlage der Franzosen bei Vittoria 21. Juni 1813 wesentlichen Anteil. Ludwig XVIII. erhob ihn 1815 in den Grafenstand. Als Vorsitzender in den Kriegsrat berufen, der Ney verurteilen sollte, fiel er in Ungnade, als sich dieser Rat für nicht zuständig erklärte. Im J. 1816 erhielt er die 7. Militärdivision und 1819 die Pairswürde. Seiner Gesinnung nach Republikaner, wendete er sich mit Begeisterung der Julirevolution zu, übernahm einige Tage das Ministerium des Auswärtigen und wurde 11. Aug. 1830 Gouverneur des Invalidenhauses. J. starb 23. Nov. 1833. Er gab heraus: «Précis des opérations de l'armée du Danube sous les ordres du

Digitized by Google

général J.» (Par. 1799) und «Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1796» (Par. 1819).

Jourde (François), Mitglied der pariser Commune, geb. 1843 zu Chassagne im Depart. Puy-de-Dôme, besuchte eine Realschule, trat dann in ein Bankhaus ein und erwarb sich bedeutende finanzielle Kenntnisse. Während der Belagerung von Paris (1870) wurde J. zum Sergeanten in der Nationalgarde und im Febr. 1871 zum Sekretär des Verteidigungsausschusses des 5. Arrondissements ernannt; am 18. März gehörte er zum sog. «Comité central» und war, solange die Commune ihre Herrschaft in Paris behauptete, mit der Leitung des Finanzwesens beauftragt. Er verfuhr mit Mäßigung und Geschick, nahm zwar das Geld der Französischen Bank in Beschlag, widersetzte sich aber allen gewaltsamen Maßregeln. Als die franz. Truppen in die Hauptstadt eindrangen, wurde J. verhaftet (30. Mai) und zur Deportation nach Neucaledonien verurteilt. Nach der Amnestie kam J. nach Frankreich zurück.

Journal (vom franz. jour, Tag) bezeichnet im allgemeinen Tagebuch, beziehungsweise Tageblatt. In kaufmännischen Geschäften bezeichnet man mit J. teils ein Grundbuch der einfachen Buchhaltung (das Memorial, s. d.), teils das Sammelbuch der doppelten Buchhaltung für die am Ende des Monats auf das Hauptbuch zu übertragenden Posten. (Die Bildung dieser Posten bezeichnet man mit «journalisieren».) Das Schiffsjournal (frz. journal [livre] de bord, engl. logbook oder ship's journal, ital. diario) hat die Bestimmung, von Tag zu Tag für jede Reise Auskunft zu geben über alles, was sich auf die Vorbereitung zu derselben, deren Beginn, Fortsetzung und Schluß bezieht. Es wird unter Aufsicht des Schiffers von dem Steuermann, bei dessen Verhinderung aber von ersterm selbst oder von einem durch diesen zu bestimmenden Schiffsmann geführt und enthält in verschiedenen Rubriken die Beschaffenheit von Wind und Wetter, den eingeschlagenen Weg, die zurückgelegten Distanzen, die ermittelte geogr. Breite und Länge, den Wasserstand bei den Pumpen, ferner die durch das Lot ermittelte Wassertiefe, jedes Annehmen eines Lotsen und die Zeit seiner Ankunft und seines Abgangs, die Veränderungen im Personal der Schiffsbesatzung, die im Schiffsrat gefaßten Beschlüsse, die Beschreibung aller dem Schiffe oder der Ladung zugestoßenen Unfälle, endlich die auf dem Schiffe begangenen strafbaren Handlungen und die verhängten Disciplinarstrafen, sowie die vorgekommenen Geburts- und Sterbefälle. Bei Unfällen und daraus hervorgehenden Havarien hat es die Beweiskraft der kaufmännischen Bücher; aus ihm wird die Verklarung oder Erklärung über dergleichen Unfälle im Auszuge entnommen und diese von der Mannschaft beeidigt. Die Führung des Schiffsjournals ist von den Gesetzen der seefahrenden Nationen ausdrücklich vorgeschrieben; im Deutschen Reich können die Landesgesetze bestimmen, daß sie auf kleinern Fahrzeugen (Küstenfahrern ꝛc.) nicht erforderlich sei. Vgl. Art. 486—488 des Deutschen Handelsgesetzbuchs, sowie §§. 61—64 des deutschen Reichsgesetzes über die Beurkundung des Personenstandes.

Journal ist im Französischen, Englischen, Italienischen (giornale) und in andern neuern Sprachen auch die Bezeichnung für Zeitschrift im allgemeinen, namentlich für politische und täglich erscheinende Zeitschriften.

Journalière (frz.), früher gebräuchlicher Ausdruck für die regelmäßige Fahrgelegenheit zur Kommunikation zwischen zwei Orten.

Journalismus ist die Bezeichnung für das gesamte Zeitschriftenwesen, die periodische Litteratur; Journalisten heißen die Schriftsteller, die für Zeitschriften thätig sind.

Jouvenet (Jean), franz. Historienmaler, geb. zu Rouen 21. Aug. 1647, erhielt den ersten Unterricht in der Malerei durch seinen Vater, Noel J., einen mittelmäßigen Künstler, und machte dann in Paris seine Studien nach Poussin, wo er sich bald vielen Ruf erwarb. In seinem 29. J. malte er die Heilung des Gichtbrüchigen als Votivtafel für die Kirche Notre-Dame. Bereits 1675 in die Akademie erwählt, lieferte er als Aufnahmestück das Gemälde Esther vor Ahasverus. Bald darauf wurde er auch zum Professor, nachher 1707 zum beständigen Direktor der Akademie erwählt. Er starb zu Paris 5. April 1717. Die Hauptgemälde aus seiner Blüteperiode waren die Bilder für die Kirche St.-Martin-aux-Champs, die zwölf Apostel für die Invalidenkirche und seine berühmte Kreuzabnahme für die Kapuzinerkirche. In seinem 69. J. durch Schlagfluß an der rechten Hand gelähmt, gewöhnte er sich, mit der linken zu malen, worin er es zu einer solchen Fertigkeit brachte, daß er noch das Magnifikat im Chor von Notre-Dame ausführte. Seine bedeutendsten Gemälde, darunter auch die Kreuzabnahme, befinden sich im Louvre. Im ganzen besitzt er, abgesehen von zuweilen mangelhafter Perspektive, die korrekte Zeichnung der damaligen franz. Schule; in der Kraft des Ausdrucks, zumal des schmerzlichen, ist er zuweilen den übrigen Nachfolgern Poussins und Lebruns überlegen. Auch ist sein Kolorit hier und da von der größten Schönheit und Wärme.

Jour (Val de), Hochthal im westl. Teile des schweiz. Kantons Waadt an der Grenze der franz. Depart. Jura und Doubs, bewässert von der Orbe, die aus dem kleinen Lac des Rousses (1075 m) kommt, bei La Cure aus dem franz. Val des Rousses in das schweizerische J. übertritt und nach 60 km langem Lauf als Thièle (Zihl) bei Yverdon (437 m) in den Neuenburgersee mündet. Das J., links von dem bewaldeten Rücken des Mont-Risoux (1423 m), rechts von der Kette des Mont-Tendre (1680 m) umschlossen, erstreckt sich 20 km lang, an der Sohle 1—1½ km breit in nordöstl. Richtung von der franz. Grenze bis zur Dent de Vaulion (1483 m), deren felsige Vorstufen als Querriegel das Thal abschließen. Wie die meisten Längsthäler des Jura ist auch das J. eine einförmige Mulde, reich an Nadelwäldern und Bergweiden, mit rauhem Klima und spärlichem Ackerbau. Den Hauptschmuck der Landschaft bilden die beiden Seen (von zusammen 9,3 qkm Areal), welche die Orbe in dem Thale bildet: der Lac de Joux (1009 m über dem Meere, 9 km lang, 1—1½ km breit, 26 m tief) und der kleine Lac Brenet, der, mit jenem durch einen schmalen Durchlaß verbunden, keinen sichtbaren Abfluß hat, sondern seine Wasser durch Trichterlöcher unterirdisch gegen das Thal von Vallorbe entleert, wo dieselben 2½ km nördlicher und 226 m tiefer als Source de l'Orbe wieder zu Tage treten.

Die Wald- und Bergwildnis des J. wurde erst im 12. Jahrh. urbar gemacht, nachdem 1140 eine Prämonstratenserabtei (L'Abbaye du Lac de Joux)

Digitized by Google

DEC 1 1884

in dem Thale gegründet worden. Bei der Eroberung des Waadt 1536 wurde das Kloster säkularisiert und das Thal kam an Bern, unter dessen Herrschaft die Bevölkerung namentlich durch Einwanderung franz. Protestanten rasch zunahm. Seit 1803 bildet es den Bezirk La Vallée des schweiz. Kantons Waadt und zählt (1880) auf einem Areal von 173 qkm in drei weit zerstreuten Gemeinden 5507 E. meist reform. Konfession und franz. Zunge, deren Haupterwerbsquellen neben ausgedehnter Alpenwirtschaft und etwas Ackerbau die Uhrenindustrie, die Bijouterie, die Spieldosen- und die Messerfabrikation und der Holzhandel sind. Hauptort des Bezirks ist das Dorf Le Sentier (1026 m) in der Gemeinde Le Chénit, an der großen Poststraße, die das ganze Thal der Länge nach durchschneidet und sich einerseits über La Cure und Les Rousses an die Poststraße von St.-Cergues anschließt, andererseits bei Le Pont (zwischen dem Lac de Joux und dem Lac Brenet) sich teilt, um bei Vallorbe, Croy und Cossonay die Jougnebahn zu erreichen. Eine Bahn von Le Pont nach Vallorbe ist projektiert. Direkt zum Genfersee führt die Fahrstraße Le Brassus-Rolle über den Col du Marcheiruz (1450 m).

Joux, franz. Sperrfort im Depart. Doubs, 7 km von der Grenze der Schweiz, 4 km im SSO. von Pontarlier, neuerdings umgebaut und verstärkt, sperrt im Verein mit Fort La Cluse die Eisenbahn und Straße nach Neuchâtel. Im alten, 1877 durch eine Dynamitexplosion zerstörten Fort J. starb 1803 der auf Befehl des Ersten Konsuls Bonaparte von Haiti weggeführte und hier gefangen gehaltene Toussaint Louverture. Auch Mirabeau war hier 1775—76 auf Veranlassung seines Vaters eingekerkert. Durch den hier beginnenden Engpaß bewerkstelligte die auf dem Rückzug befindliche franz. Armee Bourbakis 1. Febr. 1871 ihren Übertritt auf schweizer Gebiet.

Jouy (Victor Joseph Etienne, genannt de J.), franz. dramatischer Dichter, geb. in dem Flecken Jouy bei Versailles 1764, durchlebte als Militär eine sehr bewegte Jugend, verließ 1797 den Soldatenstand und begann die administrative Laufbahn, die er bald wieder aufgab, um sich ausschließlich der Litteratur zu widmen. Seit 1798 machte er sich durch Novellen und einige gute Vaudevilles bekannt. Später trat er als Dichter in der komischen Oper, in der großen Heldenoper und in der Tragödie mit vielem Erfolg auf. Nachdem seine «Vestalin» (1807) mit der Musik von Spontini ungewöhnlichen Beifall erhalten, erschienen nacheinander auf der Bühne: «Ferdinand Cortez» (Musik von Spontini, 1809), «Les Bayadères» (1810), «Les Amazones» (1812), «Les Abencerages» (Musik von Cherubini, 1813), «Guillaume Tell» (Musik von Rossini) und «Tippo Saib». Im J. 1812 begann er den «Ermite de la Chaussée d'Antin» in der «Gazette de France» zu veröffentlichen, und dieses Werk (5 Bde., Par. 1812—14), sowie die ähnlichen, als «L'ermite de la Guiane» (3 Bde., Par. 1816), «L'ermite en province» (14 Bde., Par. 1818—27), «Les ermites en prison» (2 Bde., Par. 1823) und «Les ermites en liberté» (2 Bde., Par. 1824), zu denen er jedoch verschiedene Mitarbeiter hatte, fanden eine sehr günstige Aufnahme, besonders bei dem liberalen Publikum. Es sind flüchtige Skizzen, welche damals die Tageschronik der Sitten, Moden und Abgeschmacktheiten der Zeit bildeten. Im J. 1815 wurde J. in die Französische Akademie aufgenommen. Unter der Restauration behauptete er seinen Schriftstellerruf durch neue litterarische Produktionen, und seine Tragödie «Sylla» (1822) erlebte zahlreiche Vorstellungen. J. war ein eifriger Vorkämpfer der liberalen Sache. Nach 1830 ernannte ihn Ludwig Philipp zum Bibliothekar des Louvre. J. starb zu St.-Germain-en-Laye 4. Sept. 1846. Seine «Oeuvres complètes» (27 Bde. mit Anmerkungen) erschienen zu Paris 1823—28.

Jovanović (spr. -itsch, Stephan, Freiherr von), österr. Feldmarschalllieutenant, geboren zu Pazariste im Ottolaner Bezirk der ehemaligen Militärgrenze 5. Jan. 1828, kroat. Abkunft, trat 1845 in das österr. Heer, kämpfte 1848—49 unter Radetzky in Italien und wurde 1850 in den Generalstab versetzt, in welchem er 1852 zum Hauptmann befördert wurde. Späterhin wurde er Adjutant des in Süddalmatien befehligenden Generals Rodich, dann 1861—65 österr. Generalkonsul in Sarajewo. J. lehrte als der beste Kenner von Bosnien, Montenegro, Herzegowina und Krivoscie 1865 als Oberst in den Militärdienst zurück, zeichnete sich 1866 im Kriege gegen Italien aus, erhielt 1869, als der Aufstand in Süddalmatien ausbrach, in Cattaro den Befehl über eine Gebirgsbrigade und blieb dort, nachdem die Aufständischen durch Verhandlungen zur Einstellung der Feindseligkeiten veranlaßt worden waren. Er wurde 1875 Freiherr, 1876 Feldmarschalllieutenant und übernahm 1877 in Spalato den Befehl über die 18. Truppendivision. Im folgenden Jahre führte er mit außerordentlichem Geschick die Besetzung der Herzegowina aus und unterwarf das ganze Land binnen wenigen Tagen und fast ohne Verlust. J. behielt dort den Oberbefehl und die Leitung der Verwaltung, unterdrückte 1882 den Aufstand in der Krivoscie und wurde danach zum Statthalter in Dalmatien und Militärkommandanten zu Zara ernannt.

Jovanović (spr. -itsch, Wladimir), serb. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 28. Sept. 1833 in Schabatz, studierte in Ungarisch-Altenburg und Hohenheim Landwirtschaft. Darauf war er Beamter und Redacteur in Belgrad, mußte jedoch seiner freisinnigen Tendenzen halber 1860 seine Heimat verlassen, lebte in Belgien, England, Italien, der Schweiz; hier gab er zu Genf die serb.-franz. Zeitung «Sloboda — La Liberté» (1864—66) heraus. Im J. 1866 ging er nach Pest, war einer der Hauptbegründer und Leiter des jungserb. Nationalvereins «Srpska Omladina»; 1869 mit dem Bulgaren Karavelov zu Peterwardein verhaftet, wurden beide der Mitschuld an der Ermordung des Fürsten Michael von Serbien angeklagt, aber vom Gericht in Pest freigesprochen. Erst 1872 kehrte J. nach Serbien zurück, trat in den Staatsdienst und ward Mitglied der Skupschtina (Volksvertretung). Bei Ausbruch des serb.-türk. Kriegs ward er Finanzminister, brachte die zur Kriegführung nötige Anleihe zu Stande; auch führte er die Prägung serb. Goldmünzen nach franz. Münzsystem ein. Nach seiner Dimissionierung Ende 1879 ward er Präsident des Rechnungshofs, darauf im Juni 1880 wieder Finanzminister, doch trat er schon im Oktober 1880 mit dem Kabinett Ristić zurück. Neben einer Reihe nationalökonomischer und polit. Schriften in serb. Sprache, darunter Übersetzungen von Werken Roschers und Mills, schrieb J. «Les Serbes

Digitized by Google

et la mission de la Serbie dans l'Europe d'Orient» (Par. 1870), «The emancipation and unity of the Serbian nation» (Genf 1871) u. a.

Jovellanos (Don Gaspar Melchor de), eigentlich Jove-Llanos, span. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 5. Jan. 1744 zu Gijon in Asturien, schlug anfangs die geistliche, dann die jurist. Laufbahn ein und trat als Dichter zuerst mit dem Lustspiel «El delincuente honrado» auf (neueste Ausg., Madr. 1880, Bd. 61 der «Biblioteca universal»). Dann schrieb er «Pelayo», eine Tragödie im franz.-klassischen Geschmack, und gab unter dem Namen Jovino seine «Ocios juveniles», lyrische und satirische Gedichte, heraus. Im J. 1778 zum Beisitzer des obersten Kriminalgerichtshofs in Madrid befördert, wurde er Mitglied der drei Akademien. Doch ward er 1790 aus Madrid verbannt, weil er sich seines Freundes Cabarrus (s. d.) annahm. Im J. 1797 ernannte ihn Godoy, der Friedensfürst, zum Justizminister, entsetzte ihn aber alsbald wieder seines Amtes, verbannte ihn 1798 nach Gijon, ließ ihn 1801 nach der Kartause von Valdemuza auf der Insel Mallorca abführen und 1802 in das Staatsgefängnis von Bellver bringen. Hier schrieb J. unter anderm die poetischen Briefe «Sobre la vida retirada» und «Sobre los vanos deseos y estudios de los hombres». Nachdem er 1808 seine Freiheit erlangt, zog er sich in seine Vaterstadt zurück und wurde ein eifriges Mitglied der den Kampf gegen die franz. Usurpation leitenden Centraljunta. Als sich diese Anfang 1810 in Flucht auflöste, war er es, der die Ernennung einer Regentschaft und die Zusammenberufung der Cortes veranlaßte. Undank, Verfolgung und Verarmung waren indes sein Lohn. Er zog sich nach Muros zurück, wo er seine berühmte Verteidigungsschrift «A mis compatriotas» (2 Bde., Coruña 1811) schrieb. Im J. 1811 kehrte er nach Gijon zurück. Er starb 27. Nov. 1811. Vgl. Ceán-Bermudez, «Memorias para la vida de J.» (Madr. 1814); Antillon, «Noticias historicas de J.» (Palma 1812), und die Biographie J.' von Huber in «Zeitgenossen» (dritte Reihe, Bd. 3). Eine Sammlung seiner Werke besorgte Don Ramon Maria Cañedo (7 Bde., Madr. 1830—32; vermehrte Aufl., 8 Bde., Barcel. 1839; neueste Ausg. von Nocedal, 2 Bde., Bd. 46 u. 50 der «Biblioteca de autores españoles», Madr. 1858—59). Eine Sonderausgabe der «Oraciones y discursos» erschien 1880 in Madrid.

Jovial (lat.), auf den Planeten Jupiter bezüglich; daher, da den Astrologen Jupiter als Frohsinn wirkend gilt, soviel wie frohsinnig, aufgeräumt, lustig; Jovialität, heitere Laune, Gemütsart; Joviali|st, am poln. Hofe ehemals eine Art Hofnarren; Joviallinie, eine angeblich Jovialität verratende Linie im Antlitz und zwar die zweite Hauptlinie von der Stirn nach unten.

Jovianus (Flavius Claudius), röm. Kaiser, geb. 331, der Sohn des Comes Varronianus, hochgestellter Offizier in der Leibwache des Kaisers Julian, wurde nach des letztern Tode auf dem pers. Feldzuge in Assyrien am 27. Juni 363 n. Chr. durch die Wahl der Offiziere an die Spitze des Reichs gestellt. Er erkaufte von den Persern den Rückzug über den Tigris durch einen schimpflichen Frieden. In den kirchlichen Zeitfragen zu Toleranz gegen Heiden und Arianer geneigt, persönlich ein Anhänger des Symbols von Nicäa, starb J. schon in der Nacht vom 16. zum 17. Febr. 364 auf dem Marsch nach Konstantinopel zu Dadastana (auf der Grenze von Galatien und Bithynien).

Jovilabium ist ein nach Art eines Tellurium konstruiertes bewegliches Modell des Jupiter und seiner Monde, mit dessen Hilfe sich die gegenseitigen Stellungen dieser Himmelskörper, sowie die Ein- und Austritte der Trabanten in den Schatten des Jupiter näherungsweise bestimmen lassen.

Jovinianus, röm. Mönch, trat um 388 gegen die in der Kirche um sich greifende Überschätzung äußerlicher Werke mit großer Kraft auf. Wie aus einem Briefe des Ambrosius, besonders aber aus mehrern Gegenschriften des Hieronymus hervorgeht, bekämpfte J. die Verdienstlichkeit des Fastens und des Mönchtums sowie den Cölibat des Klerus, überhaupt jede nicht mit heiliger Gesinnung verbundene Ascese. Vom röm. Bischof Siricius, bald darauf auch von Ambrosius verdammt, wurde der Erfolg seines Strebens vereitelt. Vgl. Lindner, «De Joviniano et Vigilantio» (Lpz. 1840).

Joyeuse entrée, vlām. Blyde-Incomste, d. i. fröhlicher Einzug, hieß die staatsrechtlich wichtige Charte, welche seit Wenceslas (1356) die Herzöge von Brabant und Limburg vor ihrem Einzuge in die Residenz in Gegenwart der Stände beschwören mußten. Das historisch und faktisch bedeutendste unter den darin enthaltenen Privilegien war, daß, sobald der Herzog in irgend einer Hinsicht dem Wortlaute derselben zuwiderhandeln würde, kein Unterthan weiter zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet sein sollte. Die ursprüngliche Charte, welcher die 1312 erlassenen Gesetze von Cortenberg Herzog Johanns II. von Brabant zu Grunde lagen, bestand aus 59 Artikeln, zu denen später noch drei Zusätze Philipps des Guten (1430, 1451 und 1457) und zwei Zusätze Karls V. (1515) kamen. Der letzte Beherrscher Brabants, der diese Charte, deren Geltung der Rastatter Vertrag von 1714 besonders anerkannte, beschwor, war Kaiser Franz II. (31. Juli 1792).

Juan, s. Don Juan und Johann von Österreich.

Juan-de-Fuca-Straße, s. San-Juan-de-Fuca-Straße.

Juan di Dio, s. Gott (Johann von).

Juan Fernandez ist der Name für eine aus zwei größern Haupt- und mehrern Nebeninseln bestehende, etwa 7 Längengrade im Westen der Küste von Chile und in der Breite von Valparaiso in 33° 38' südl. Br. und etwa 79—81° westl. L. von Greenwich einsam im Großen Ocean gelegene Inselgruppe, welche zu Chile gehört und als ein Departement der Provinz Valparaiso betrachtet wird. Die beiden Hauptinseln sind J. oder Mas a Tierra (95 qkm) und Mas a Fuera (85 qkm). Unter den übrigen Eilanden der Gruppe ist Sta.-Clara oder Goat-Island (59 qkm) im SW. von J. die umfangreichste. Die Hauptinseln sind gebirgig (der Yunque auf J. 983 m hoch, Mas-a-Fuera hat 1840 m Höhe) und haben ein sehr angenehmes und gesundes Klima. Die Hauptinsel, stark bewaldet mit Waldbäumen zu Brennholz und wilden Obstbäumen, 565 km von Valparaiso entfernt, besitzt an der Nordostküste einen guten Hafen (San Juan Bautista oder Cumberland-Bay). Im 16. und 17. Jahrh. war sie ein beliebter Zufluchtsort für Boucaniers. Gegenwärtig wird sie vielfach als Wasserstation von den Schiffen benutzt und ist von der Republik Chile seit 1877 verpachtet an A. von Rodt. Von dem Kapitän Harding des Schiffs Cinque Ports ließ sich 1704 ein schott. Seemann Alexander

Selkirk, mit Kleidung, Waffen u. s. w. versehen, auf J. aussetzen, wo derselbe einsam bis 1709 lebte. Die Geschichte dieses Mannes, die 1729 zu Edinburgh erschien, soll Defoe einen Teil des Stoffs zum Robinson (s. d.) gegeben haben.

Juarez (Benito), 1861—72 Präsident der mexik. Republik, geb. 21. März 1806 im Dorfe San-Pablo Guetatao im Staate Oaxaca als Sohn armer indian. Eltern, welche er früh verlor, entlief nach Oaxaca, wo er in einem wohlhabenden Kaufmanne einen Gönner fand. Später studierte J. hier die Rechte und ließ sich 1834 als Advokat nieder. Schon früh nahm er an der Politik seines Staats regen Anteil und wurde Mitglied der Gesetzgebung, später Sekretär, dann Richter, zuletzt Oberstaatsanwalt des höchsten Gerichtshofs. Im J. 1846 trat er in den mexik. Kongreß, den er aber 1847 wieder verließ, weil er in diesem Jahre zum Gouverneur seines Staats gewählt ward. In dieser Stellung, die er bis 1852 bekleidete, bewährte er sein Geschick als Verwaltungsbeamter, sorgte für das Unterrichtswesen, baute Straßen und widmete dem vernachlässigten Bergbau seine besondere Aufmerksamkeit. Er war eben wieder ins Privatleben zurückgetreten, als er durch Santa-Anna, der inzwischen die höchste Gewalt von neuem an sich gerissen, verbannt wurde. J. hielt sich einige Zeit in Havana, dann in Neuorleans auf, kehrte aber, als sich der Indianergeneral Alvarez zu Santa-Annas Sturz erhob, im Frühjahr 1855 nach Mexiko zurück. Hier schloß er sich Alvarez an, der ihn als provisorischer Präsident im Okt. 1855 zum Minister des Auswärtigen, des Kultus und der Justiz ernannte. Als solcher erklärte J. in dem berühmten, nach ihm benannten J.-Gesetze alle kirchlichen und militärischen Privilegien für abgeschafft. Als sich Alvarez im Dez. 1855 von der Präsidentschaft zurückzog, legte auch J. seine Ämter nieder und wurde wieder Gouverneur von Oaxaca. Im J. 1856 trat er in den Kongreß und hatte in dieser Stellung den Hauptanteil an der Verfassung von 1857. Bei der ersten, auf Grund dieser abgehaltenen Präsidentenwahl siegte Comonfort, während J. zum Präsidenten des höchsten Gerichtshofs erwählt und als solcher zugleich Vizepräsident der Republik wurde.

Nachdem Comonfort Anfang Jan. 1858 die Flucht ergriffen, ward J. gemäß der Verfassung sein Nachfolger. Die vereinigte Priester- und Soldatenpartei stand gegen ihn und hatte die Hauptstadt und die bedeutendsten Städte des Landes inne. J. mußte von einem Orte zum andern fliehen, bis er endlich Anfang 1859 seinen Regierungssitz nach Veracruz verlegte, wo er im April von den Vereinigten Staaten als der rechtmäßige Präsident anerkannt wurde. Von hier aus führte er auch den Hauptstreich gegen seine Gegner durch Erlassung der sog. Reformgesetze, welche das ungeheuere Kirchenvermögen für Nationaleigentum erklärten und dessen Verkauf anordneten, sowie religiöse Freiheit und bürgerliche Eheschließung einführten. Es folgte ein Kampf auf Leben und Tod, der 22. Dez. 1860 durch die Niederlage Miramons bei San Miguel-Calpulalpan zu Gunsten J.' sich entschied. Dieser hielt bald darauf seinen Einzug in die Hauptstadt und wurde von den europ. Mächten anerkannt, 11. Juni 1861 aber von einer ungeheuern Majorität zum Präsidenten gewählt. Zum ersten mal nach jahrelangen Kämpfen schien die Zukunft des Landes gesichert und glückverheißend, als Napoleon III., Entschädigungsfragen zum Vorwande nehmend, Ende 1861 in Mexiko einbrach und schließlich durch franz. Bajonette den Erzherzog Maximilian von Österreich zum Kaiser von Mexiko machte. (S. Mexiko.) Seitdem wütete im Lande ein erbitterter Guerrillakrieg, den die Fremden gegenüber J. unterhielten. Letzterer leistete einen zähen und zum Teil erfolgreichen Widerstand.

Unter diesen Umständen weigerte sich J. im Widerspruch mit der Verfassung vom 5. Febr. 1857, die Gewalt dem legalen Vizepräsidenten, General Jesus Gonzalez Ortega, zu übergeben. Solange noch die Franzosen im Lande und Maximilian den Kaiserthron behauptete, strebte die republikanische Nationalpartei nur die Vertreibung der äußern Feinde an und ließ die Frage, ob J. die Exekutivgewalt rechtmäßig innehabe, unerörtert. Als jedoch durch die Hinrichtung des Kaisers Maximilian 19. Juli 1867 in Queretaro, zu welcher J., durch die bestehenden Gesetze gezwungen und durch polit. Rücksichten bestimmt, seine Zustimmung gegeben hatte, die europ. Einmischung beseitigt worden war, machte sich sofort eine ziemlich starke Gegnerschaft bemerkbar, welche bei der im August ausgeschriebenen Zusammenberufung der Wahlkörper den General Porfirio Diaz als Kandidaten aufstellte. Indes siegte J. bei der Präsidentenwahl im Dez. 1867, wenn auch mit weit geringerer Mehrheit als 1861, trat nun die Regierung für die Zeit bis 30. Nov. 1871 an und unterdrückte sofort mit blutiger Strenge verschiedene Aufstandsversuche, die später wiederholt verstärkter ausbrachen. Bei der Präsidentenwahl von 1871 stellte sich weder für J. noch für seinen Gegenkandidaten Porfirio Diaz eine absolute Mehrheit heraus, sodaß dem Kongreß die Entscheidung zufiel. Dieser wählte J., welcher 16. Sept. für die nächste vierjährige Periode zum Präsidenten ausgerufen wurde. Der Friede wurde 1872 wiederhergestellt; J. aber starb bereits 18. Juli 1872 an einem Schlaganfall.

Juba, Fluß im nordöstl. Afrika, s. Dschub.

Juba, König von Numidien, der Sohn Hiempsals II., eines Urenkels des Masinissa, stand in dem Kampfe zwischen Cäsar und Pompejus auf der Seite des letztern. Cäsars Legat, Quintus Curio, wurde mit zwei Legionen, die er nach Afrika übergeführt hatte, durch ihn und den Pompejaner Attius Varus 49 v. Chr. vernichtet. Nach der Schlacht bei Pharsalus sammelten sich bei ihm unter Quintus Metellus Scipio die Pompejaner. Mit diesen unterlag er den Waffen Cäsars in der Schlacht bei Thapsus 46, nach deren Verlust er sich selbst tötete. — Sein Sohn, Juba II., wurde in Rom erzogen. Augustus, der ihn mit der jüngern Kleopatra, einer Tochter des Triumvirs Antonius und der Kleopatra von Ägypten, verheiratete, gab ihm im J. 30 das väterliche Reich zurück, nahm es ihm zwar 25 wieder, gab ihm aber dafür Mauretanien. Er starb 23 n. Chr. Durch zahlreiche histor., kultur- und kunstgeschichtliche, geogr. und noch andere Schriften erwarb er sich großen Ruf. Die Fragmente derselben hat C. Müller in den »Fragmenta historicorum Graecorum« (Bd. 3, Par. 1849) gesammelt.

Jubaea *H. B. K.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen. Man kennt nur eine einzige in Chile einheimische Art, die J. spectabilis *H. B. K.* Es ist eine hohe Palme mit gefiederten Blättern. Aus dem Stamme wird eine Art Sirup oder

Digitized by Google

Palmenhonig gewonnen, der zur Bereitung von Speisen verwendet wird. Zu ähnlichen Zwecken wird auch das Perikarp der gelblichen Früchte benutzt.

Jubal, nach 1 Mos. 4, 21 der Stammvater aller Tonkünstler und Erfinder der Musik.

Jubarte (Balaenoptera boops) heißt die Walfischart, welche die bedeutendste Länge (bis 30 m) unter allen lebenden Tieren erreicht. Die J. ist von schwärzlicher, nach dem Bauch hin weißlicher Farbe, ihre Kiefer sind schmal, der obere kürzer als der untere. Sie lebt in den nördl. Meeren und wird gelegentlich auch an die Küsten Deutschlands verschlagen.

Jubeljahr, Erlaßjahr oder Ablaßjahr, heißt bei den Juden das Halljahr (s. d.). Auch die kath. Kirche hat ein J. und verbindet damit einen Ablaß, Jubelablaß genannt. Papst Bonifacius VIII. versprach durch eine Bulle vom 22. April 1300 vollkommenen Ablaß allen Römern, welche 30, allen auswärtigen Pilgern, welche 15 Tage lang wenigstens einmal täglich die Kirchen der Apostel Petrus und Paulus zu Rom besuchen würden. Zugleich verfügte er, daß dies J. alle 100 Jahre wiederkehren solle. Aber die reiche Einnahme, welche die Stadt Rom wie der päpstliche Schatz durch diese Einrichtung gewonnen hatte, veranlaßte Papst Clemens VI. 1343, auf Bitten der Römer jedes 50. Jahr als J. zu bestimmen. Urban VI. verkürzte 1389 die Frist auf 33, Paul II. 1470 auf 25 Jahre. Papst Alexander VI. führte 1500 einen besondern Ritus ein. Am Christabend, 25. Dez., begibt sich der Papst in feierlicher Prozession in die Peterskirche, schlägt dreimal mit einem Hammer gegen die vermauerte heilige Pforte (Jubelpforte, goldene Pforte) des heil. Petrus, welche alsdann vom Maurern bloßgelegt wird und bis zum 24. Dez. des nächsten Jahres geöffnet bleibt. Bonifacius IX. sandte Ablaßkrämer herum, welche vollkommenen Ablaß verkauften gegen Erlegung der Summe, welche die Reise nach Rom kosten würde. Außerdem wurden von den Päpsten in verschiedenen Ländern Kirchen bestimmt, deren Besuch denselben Ablaß einbrachte, wie die Wallfahrt nach Rom. Als Clemens VII. 1525 ein J. ausschrieb, trat Luther mit aller Entschiedenheit dagegen auf; doch hat die kath. Kirche diese Einrichtung bis auf den heutigen Tag festgehalten. Außer diesen regelmäßigen J. bewilligten manche Päpste ein J. beim Antritt des Pontifikats. Vgl. Hache, «Geschichte des päpstl. J.» (Halberst. 1825); Paulus, «Geschichtliche und rechtliche Prüfung des Jubelablasses» (Heidelb. 1825).

Jubilate (lat., «jubilieret») heißt der dritte Sonntag nach Ostern nach dem Anfangswort von Psalm 66.

Jubiläum (lat., vom hebr. Jobel, eine Art Posaune zum Blasen im Halljahr [s. d.]), Jubelfeier, Fest zur Erinnerung an ein Ereignis, welches vor einem oder mehrern Jahrhunderten, einem halben oder Vierteljahrhundert stattfand; Jubilär, derjenige, auf welchen sich das J. bezieht.

Jubilieren (lat.), jubeln, Jauchzen.

Jubis (frz.), an der Sonne getrocknete Trauben- oder Küstenrosinen aus der Provence.

Juca, s. unter Manihot.

Júcar, Fluß im südl. Spanien, entspringt in der Provinz Cuenca in 1646 m Höhe am Südabhange der Sierra de Albarracin, durchfließt die Provinzen Cuenca, Albacete und Valencia, nimmt links den Cabriel auf, gibt hierauf vier Kanäle zur Bewässerung der fruchtbaren Reisfelder seines Thals ab und mündet nach einem Laufe von 506 km bei Cullera in den Golf von Valencia.

Juchart, Juchert, Jauchert, ursprünglich soviel wie Joch (s. d.), hatte in Bayern (dort auch Morgen oder Tagewerk genannt) 400 Quadratruten = 34,073 a, in Württemberg und Hohenzollern (auch Mannsmahd oder Tagewerk genannt) 1½ Morgen oder 576 Quadratruten = 47,718 a; in der Schweiz 40000 Quadratfuß = 36 a.

Juchnow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, an der Ugra, einem linken Nebenflusse der Oka, mit (1882) 3072 E., hat große Branntweinbrennereien und Gerbereien.

Juchten, s. Juften.

Jück, s. unter Joch.

Juckausschlag oder Juckblattern (Prurigo), s. unter Jucken.

Juckbläschen, ein bläschenförmiger, mit heftigem Jucken verbundener Hautausschlag, beruht entweder auf Ekzem (s. d.), oder auf Krätze (s. d.), oder bildet eine eigenartige Hautkrankheit, den sog. Juckausschlag oder die Juckblattern. (S. unter Jucken.)

Jucken (pruritus) heißt eine eigentümliche schmerzhafte Empfindung (Hyperästhesie) der äußern Haut oder gewisser Stellen der Schleimhäute (After, Scheide u. s. w.), welche zum Kratzen und Reiben Anlaß wird. Die Empfindung selbst ist verschiedener Art: brennend, stechend, nagend, kriebelnd u. s. w. Ein geringerer Grad dieses Hautschmerzes ist der Kitzel. Das J. begleitet viele Hautausschläge und ist hier am bedeutendsten beim Nesselausschlag; der sog. Juckausschlag (Juckblattern, Prurigo), bei welchem sich flache stecknadelkopf- bis hanfkorngroße heftig juckende Knötchen auf der Haut bilden, hat von dieser Erscheinung den Namen. Dieser echte Juckausschlag findet sich besonders häufig bei der armen und dürftig ernährten Bevölkerung, beginnt fast ausnahmslos schon in der frühesten Jugend und bleibt nicht selten durch das ganze Leben bestehen; Lieblingsstellen der Juckblattern sind die Streckseiten der untern, in geringerm Grade der obern Extremitäten, die hintere Fläche des Rumpfes, die Brust und der Unterleib, wohingegen die Beugeflächen der Extremitäten immer von ihnen verschont bleiben. Auch die Umgegend von Geschwüren juckt oft. Nicht selten tritt auch das J. auf nach der Heilung von Hautausschlägen (Gürtelrose, nässende Flechte, Pocken u. s. w.), bei der Ablösung von Hautschorfen, in frischen und alten Narben. Die häufigste Ursache des J. sind aber Schmarotzer (Krätzmilben, Läuse, Madenwürmer im Mastdarme, in der Scheide), die oft übersehen werden, und Schmutz. Auch die Einwirkung reizender Substanzen auf die Haut bedingt oft J., so z. B. gar nicht selten das Auflegen von Heftpflaster. Zu den innern Ursachen des J. gehören Alkoholmißbrauch, der Genuß reizender und scharfer Nahrungsmittel und Gewürze. Manche Menschen bekommen auch nach dem Genusse anscheinend ganz unschuldiger Dinge (Krebse, Erdbeeren, Käse) meist mit Nesselausschlag verbundenes Hautjucken. Ebenso stellt sich J. oft bei solchen ein, welche viel Tabak rauchen; nicht selten auch bei Gelbsüchtigen. Endlich kann das J. auch bedingt sein von Nervenerkrankungen, die entweder ihren Sitz haben an dem peripherischen oder an dem centralen Ende der Nerven. Das J. und Kitzeln in den Schleimhäuten

Digitized by Google

(Nase, Kehlkopf) hängt oft ab von dem entzündungsähnlichen Katarrh derselben.

Am häufigsten kommt das J. vor an den Geschlechtsteilen, an der Aftermündung (s. unter After, Bd. 1, S. 199b), an der innern Schenkelfläche, den Waden, den Brüsten. Es setzt aus oder hält ununterbrochen an, wird beim Schwitzen, in der Wärme (im Bett), im Frühjahr, im Winter, auf Diätfehler stärker oder zeigt sich dann überhaupt erst. Das J. besteht in verschiedenem Grade, vom leichtesten Kitzel bis zum furchtbarsten Schmerz. Kratzen bis aufs Blut schafft oft Erleichterung; mitunter steigert sich der Schmerz bis zur Besinnungslosigkeit. In so schweren Fällen stellt sich nicht selten Gereiztheit, Schwermut ein, der Schlaf, die Ernährung leiden, es tritt zuletzt wirkliches Fieber ein, und solche Kranke werden leicht wahnsinnig oder enden die Qual durch Selbstmord. Die Behandlung muß sich auf die Hebung der Ursache richten: Töten und Entfernen der Schmarotzer, Reinlichkeit, Vermeidung schädlicher Genüsse; bei peripherischem Nervenschmerz Durchschneidung der Nerven. Wo dem Grunde des Übels nicht beizukommen ist, sucht man den Schmerz zu lindern durch schmerzstillende Mittel, Chloroform, Narkotika, Blasenpflaster, Eis, Essigwaschungen u. dgl. Gegen den chronischen Juckausschlag erweisen sich tägliche lauwarme Bäder, unter Umständen mit Zusatz von Schwefelleber, Sublimat oder Soda, sowie Einreibungen mit grüner Schmierseife, Leberthran oder Teerpräparaten nützlich.

Jucker, kleine, leichte Blutpferde engl. oder arab. Ursprungs.

Jucundi acti labores (lat.), d. h. Angenehm (sind) die gethanen Arbeiten, etwa soviel wie: nach gethaner Arbeit ist gut ruhen; Citat aus Ciceros «De finibus» (II, 32, 105).

Jucundität (lat.), Annehmlichkeit.

J. U. D., Abkürzung für Juris utriusque doctor, Doktor beider Rechte (nämlich des röm. und kanonischen Rechts), vgl. Utriusque juris.

Jud oder Judae (Leo), Mitarbeiter Zwinglis in der schweiz. Reformation, geb. 1482 zu Germar im Elsaß, studierte in Basel, wirkte später als Pfarrer zu St. Pilt im Elsaß, ward 1519 Nachfolger Zwinglis zu Einsiedeln, 1523 Pfarrer an der Peterskirche zu Zürich, wo er 19. Juni 1542 starb. Mit unermüdlichem Eifer stand er Zwingli zur Seite, übersetzte die meisten seiner Schriften ins Deutsche oder ins Lateinische, schrieb einen großen und einen kleinen Katechismus und war der eigentliche Urheber der schweiz. Bibelübersetzung. Vgl. C. Pestalozzi, «Leo J.» (Elberf. 1860).

Juda erscheint in der israel. Stammessage als der vierte Sohn Jakobs (s. d.) von der Lea und spielt in einer der beiden Überlieferungsreihen der Josephgeschichte eine hervorragende Rolle. Von ihm wird der beim Auszuge aus Ägypten zahlreichste und bevorzugte «Stamm J.» abgeleitet, welchem beim Eindringen des Volkes Israel in Kanaan der ganze Süden des Landes mit dem damals fruchtbaren «Gebirge J.» in der Mitte, der «Wüste J.» östlich davon bis zum Toten Meere, der reichgesegneten «Niederung» (Sephela) westlich bis zum Mittelmeere (größtenteils von Philistäern besetzt) und dem eigentlichen «Südlande» (Negeb) mit Weidetriften zufiel, die den Übergang zu den Wüsten des Peträischen Arabien bildeten und hauptsächlich von Simeoniten bewohnt wurden. In der zweiten Hälfte der Richterperiode hatte der Stamm J. die Hegemonie über die andern Stämme und gewann die größte Bedeutung, seitdem David aus demselben zum König erkoren wurde. Mit der Reichstrennung (975 v. Chr.) unter Rehabeam ging der Name J. auf das kleinere Südreich über, welches, aus den Stämmen J., Benjamin, Simeon und Levi bestehend, dem Königshause Davids treu blieb, sich unter den Segnungen der Erbmonarchie stetiger und glücklicher entwickelte als das Nordreich Israel, und seinen natürlichen, polit. und religiösen Mittelpunkt in Jerusalem mit seinem Tempel besaß. Gegen die Gefahren religiöser und polit. Art, von denen das Reich J. allerdings auch fast jederzeit bedroht war (Überhandnehmen heidnischen Wesens, äußerer Ceremoniendienst und Werkheiligkeit, Angriffe von außen und Parteiung im Innern), eiferten nicht nur die Propheten, sondern dagegen richteten auch theokratische Könige, wie Asa und Josaphat, Joas, Hiskia und Josia ihre Reformbestrebungen. Gleichwohl wurde das Reich J. schon seit König Ahas assyrischer, vorübergehend auch ägyptischer und zuletzt seit Eljakim chaldäischer Vasallenstaat. Schließlich eroberten und zerstörten die Chaldäer unter Nebukadnezar Jerusalem, führten den letzten König (den 19. der ganzen Reihe), Zedekia, mit dem größten Teile seines Volks ins Babylonische Exil (588—538 v. Chr.) weg und machten so dem Reiche ein Ende. Da das aus dem Exil zurückkehrende Volk fast ausschließlich den Stämmen J., Benjamin und Levi angehörte, so ging der Name J. auch wieder auf die auf den Trümmern Jerusalems und der Umgegend sich ansiedelnde neue Volksgemeinde über und hat sich als Nationalitätsbezeichnung bis auf den heutigen Tag erhalten.

Judäa, s. Palästina.

Juda ha-Levi (ben Samuel), arab. Abulhassan, jüd. Dichter, lebte um 1080—1140 in Castilien, von wo er gegen Ende seines Lebens nach Palästina wanderte. Dem Lebensberufe nach Arzt, war er einer der berühmtesten jüd. Dichter des Mittelalters. Von seinen Liedern, die sich durch Innigkeit der Empfindung und Wohllaut der Sprache auszeichnen, sind die meisten religiösen Inhalts und in fast alle Ritualien, zumal die orientalischen aufgenommen; eine Sammlung derselben ist von Luzatto begonnen, aber nicht zu Ende geführt worden. Nicht minder bekannt ist J. durch sein Werk «Kusari», welches in fünf Abschnitten die wichtigsten Gegenstände des Judentums in Gesprächsform behandelt. Das arab. Original ist bisher nicht veröffentlicht. Die hebr. Übersetzung durch Jehuda ibn Tibbon ist (seit 1506) oft gedruckt, kommentiert und übersetzt worden; von Buxtorf in das Lateinische 1660, von Dav. Cassel in das Deutsche 1853 und 1869. J. heißt nicht Juda Ben Halevi und ist nicht Verfasser des «Sabbatliedes Lecha Dodi», wie H. Heine im «Romancero» angibt. Vgl. Geiger, «Diwan des Abu'l Hassan Juda ha-Levi» (Bresl. 1851).

Judas der Galiläer, nach seiner Vaterstadt Gamala am Ostufer des Sees Gennezareth von Josephus der Gaulanite genannt, leitete in Gemeinschaft mit einem Pharisäer Saddok den gegen den röm. Census des Quirinius gerichteten Aufstand der Galiläer (7 n. Chr.), die aber zersprengt wurden. Obgleich dabei auch J. selbst ums Leben kam, so gab es doch seitdem eine radikale pharisäische Partei unter den Juden, die sich an die Familie des J. anschloß, den gewaltsamen Widerstand

Digitized by Google

gegen die Römerherrschaft predigte und schließlich den großen jüdischen Krieg der Jahre 66—70 n. Chr. herbeiführte. (S. Zeloten.)

Judasbaum, s. unter Cercis.

Judas Ischarioth, so genannt von seiner Vaterstadt Karioth im Stamme Juda, hieß derjenige unter den Jüngern Jesu, welcher ihn nach der evang. Erzählung an das jüd. Synedrium verriet, danach aber, von Reue über das Geschehene übermannt, sich selbst das Leben nahm. Nach Matthäus hatte er sich erhängt, die Apostelgeschichte läßt ihn einen Abhang herabstürzen und mitten entzwei bersten. Als Motiv des Verrats setzen der erste und der vierte Evangelist Habsucht voraus, was, abgesehen von allem andern, schon im Hinblick auf die geringe Summe, die Matthäus als Verräterlohn nennt (30 Silbersekel = 60 Mark), wenig wahrscheinlich ist. Daher erklären Neuere den Verrat aus der Absicht des Judas, Jesum dadurch zur schleunigern Aufrichtung des Messiasreichs zu zwingen, was freilich in den Quellen nicht angedeutet ist und psychologisch ebenfalls seine Bedenken hat. Am wahrscheinlichsten bleibt die Annahme, daß J. in Jerusalem bei dem Zögern Jesu, das Messiasreich aufzurichten, und unter dem mächtigen Eindrucke des Tempels und seiner Herrlichkeit an der Sache seines Meisters irre geworden und mit dem Fanatismus eines Renegaten der jüd. Obrigkeit die Hand geboten habe, ihn als Empörer wider die gesetzliche Ordnung zu richten.

Judas Jakobi, d. h. der Sohn des Jakobus, erscheint bei Lukas im Apostelverzeichnisse als einer der zwölf Jünger Jesu. Bei Markus wird an seiner Stelle Thaddäus, bei Matthäus Lebbäus genannt. Beide Namen hat man schon im Altertum für bloße Beinamen des Judas gehalten und ihn zu einem Sohne des Alphäus und Bruder des jüngern Jakobus gemacht. Nach der edessenischen Legende soll J. mit dem Apostel Thomas eine Person sein. Wieder eine andere Tradition identifiziert ihn mit dem Apostel Simon. Eine vierte, ebenfalls schon vor alters vollzogene Kombination jenes Judas mit dem gleichnamigen Bruder Jesu gab die Veranlassung, ihm den im Neuen Testament enthaltenen Brief beizulegen, dessen Verfasser sich «Bruder des Jakobus» nennt, d. h. des bekannten Jakobus des Gerechten, Bruders Jesu und angesehenen Gemeindehaupts in Jerusalem. Erst als Brief eines Apostels kam dieser Brief des Judas seit dem 4. Jahrh. in den kirchlichen Kanon. Die Umstände, unter welchen dieser Brief entstand, deuten auf die nachapostolische Zeit. Der Gedächtnistag des J. in der griech. Kirche ist der 19. Juni, in der römischen (mit Simon gemeinsam) der 28. Okt. Vgl. Lipsius, «Apokryphe Apostelgeschichten und Apostellegenden» (Bd. 1 und Bd. 2, 2. Hälfte, Braunschw. 1883 u. 1884).

Judas Lebbäus oder Judas Thaddäus, s. Judas Jakobi.

Judas Makkabi oder Makkabäus (d. i. Hammer), jüd. Heerführer, stammte aus dem Geschlecht der Hasmonäer und leitete nach dem Tode seines Vaters, des Priesters Mattathias, den Befreiungskampf der Juden gegen den syr. König Antiochus Epiphanes und dessen Nachfolger. Von dem J. 166 v. Chr. an schlug er die syr. Feldherren Gorgias, Lysias und Nikanor in mehrern Schlachten und war eben, wie es heißt, im Begriff, mit den Römern ein Bündnis abzuschließen, als ihn ein übermächtiges Heer der Syrer unter Bacchides zu einem neuen Kampfe nötigte, in welchem er (160 v. Chr.) sein Leben verlor. Der Bericht über seine Kriegsthaten im ersten Makkabäerbuche ist im ganzen geschichtlich treu, wenn auch im offiziellen Stile eines hasmonäischen Reichschronisten verfaßt; der im zweiten Buche, wo J. allein mit allen Ehren überhäuft wird, um die übrigen Glieder des Fürstenhauses in den Schatten zu stellen, ist nicht bloß sagenhaft, sondern auch durch tendenziöse Färbung beeinflußt.

Judeich (Joh. Friedr.), verdienter Forstmann, geb. 27. Jan. 1828 zu Dresden, besuchte die Kreuzschule daselbst und studierte dann an der Forstakademie in Tharand und an der Universität Leipzig. Seit 1849 war er bei der sächs. Forsteinrichtungsanstalt beschäftigt, trat 1857 als Forstmeister für die im böhm. Riesengebirge gelegene Waldherrschaft Hohenelbe in den Dienst des Grafen von Morzin und übernahm 1862 die Direktion der Forstlehranstalt zu Weißwasser. Im J. 1866 wurde er als Oberforstrat und Direktor an die Akademie zu Tharand berufen, 1876 zum Geh. Forstrat, 1878 zum Geh. Oberforstrat ernannt. Außer durch zahlreiche Abhandlungen in forstlichen Zeitschriften hat er sich als Schriftsteller einen Namen erworben durch sein Lehrbuch «Die Forsteinrichtung» (Dresd. 1871; 4. Aufl. 1885); er tritt darin für die von Preßler begründete «Reinertragslehre» ein. Das bekannte Handbuch von Ratzeburg: «Die Waldverderber und ihre Feinde», bearbeitete er in 7. Aufl. vollständig neu (Berl. 1876). Seit 1868 leitet er die Redaction des «Tharander forstlichen Jahrbuchs». Im J. 1873 erschien der erste Jahrgang seines «Deutschen Forst- und Jagdkalenders» (2 Bde., Berl.), seit 1882 fortgesetzt von J. und Behm unter dem Titel «Forst- und Jagdkalender».

Juden heißen die Israeliten oder Hebräer (s. d.) seit dem Babylonischen Exil als Nachkommen ihrer Vorfahren aus dem Königreich Juda. Seit 536 v. Chr. waren nach und nach mit Erlaubnis der pers. Könige Tausende von J. aus den babylon. Staaten nach Palästina zurückgekehrt. Hier hatten sie 521—516 v. Chr. den Tempel wieder erbaut, die verödeten Städte allmählich wieder bevölkert, das Mosestum neu begründet und auf Veranstaltung Nehemias Jerusalem 444 mit einer Mauer umgeben. Von Hohenpriestern und Beamten regiert, lebten die palästinischen J., gleich ihren zahlreichen Brüdern in Babylonien, bis auf Alexanders d. Gr. Eroberungen 331 ungestört unter pers. Hoheit, dann kurze Zeit unter Antigonus und Seleukus, und seit Ptolemäus Lagi, welcher nach der Eroberung Jerusalems 301 eine starke Kolonie nach Alexandria abführte, fast 100 Jahre unter ägypt. Herrschaft. Die syr. Könige, denen Judäa anheimfiel, suchten die J. mit Erpressungen und seit 174 selbst mit Religionsverfolgungen heim. Antiochus Epiphanes ließ den olympischen Jupiter im Tempel aufstellen, verbot die Beschneidung, befahl Schweine zu opfern, verwüstete das Land und ließ viele dem Gesetz treu Bleibende hinrichten. Solches Elend weckte Beacisterung. Judas Makkabi sammelte die Rechtgläubigen um sich, schlug die Syrer, zog siegreich in Jerusalem ein und stellte 164 v. Chr. den Tempeldienst wieder her. Nach seinem Tode (160) vollendeten seine Brüder Jonathan und Simon das Befreiungswerk; der König von Syrien mußte Frieden schließen und Simon wurde als Hoherpriester und Volksfürst anerkannt. Simons

Digitized by Google

Sohn, Johannes Hyrkanus, erweiterte als König und Hoherpriester, 135—105 v. Chr., das Gebiet seines unabhängigen Landes durch Eroberungen in Samaria und Idumäa; doch schon unter seinen Enkeln, Hyrkanus II. und Aristobulus, büßte das Land seine Unabhängigkeit wieder ein. Pompejus, durch die um den Thron streitenden Brüder herbeigerufen, eroberte 63 v. Chr. Jerusalem und machte Judäa vom röm. Syrien abhängig. Antigonus, ein Sohn des Aristobulus, errang indes mit Hilfe der Parther 42 v. Chr. die Königswürde wieder.

Allein Herodes, der Sohn des Landverwesers Antipater aus Idumäa, behauptete sich mit Hilfe der Römer, eroberte 37 v. Chr. Jerusalem, ließ den Antigonus und dessen Anhänger hinrichten und endlich 30 v. Chr. auch den alten Hyrkanus, den letzten männlichen Sproß des Hauses der Hasmonäer. Nur durch Unruhen, Druck und ausländischen Beistand sich aufrecht haltend, blieb der Fremdling verhaßt, obwohl er 19 v. Chr. den Tempel prachtig aufbaute. Sein Sohn und Nachfolger Archelaus wurde 8 n. Chr. vom Kaiser Augustus abgesetzt, Judäa zu Syrien geschlagen und von Prokuratoren (Landpflegern) verwaltet. Kaiser Claudius erteilte allen J. des Römischen Reichs das Bürgerrecht. Doch die Willkurlichkeiten der Römer, die Geldererpressungen der Prokuratoren und der Parteienhaß mehrten die Unzufriedenheit, die 66 n. Chr. in offene Empörung gegen Rom ausbrach, welche nach einem, besonders durch die Zelotenpartei unterhaltenen hartnäckigen Kampfe im August 70 n. Chr. mit der Eroberung Jerusalems durch Titus, der Einäscherung des Tempels, der Niedermetzelung und Wegführung vieler Hunderttausende von J. endigte. Die Ländereien Judäas wurden zum Teil veräußert und die J., die bereits in Persien, Arabien, Kleinasien, Ägypten, Cyrene, Griechenland und Rom ziemlich zahlreich waren, vollends nach allen Ländern hin zerstreut. Vom Kaiser Nerva geschützt, hatten die ägyptischen J. unter Trajan eine um so härtere Behandlung zu erdulden. Ihre letzten Versuche, das röm. Joch abzuschütteln, in Cyrene 115, auf Cypern 116, in Mesopotamien 118, in Palästina unter Bar-Kochba endeten 135 n. Chr. unter dem Kaiser Hadrian mit einem entsetzlichen Blutbad und der Verödung Judäas. Viele ihrer Lehrer wurden hingerichtet und scharfe Verordnungen gegen die J. erlassen, jedoch zum Teil durch Antoninus Pius wieder aufgehoben. Gegen Ende des 2. Jahrh. traten zwar wieder bessere Zeiten für die J. ein; seitdem aber mit dem Kaiser Konstantin 330 das Christentum zur Herrschaft gelangte, wurden sie durch kaiserliche Edikte und Konzilienbeschlüsse immer harter betroffen.

Um diese Zeit schon finden sich die J. in Illyrien, Spanien, den Balearen, Gallien und in einigen Städten am Rhein; sie trieben Ackerbau, Handel und Gewerbe, besaßen Grundstücke, wurden zu Ämtern und Militärdienst berufen und hatten eigene Gerichtsbarkeit. Im J. 418 wurden sie vom Militärdienst ausgeschlossen; auch erfolgte 429 die Aufhebung des Patriarchats zu Tiberias, und immer mehr sahen sie sich im Laufe des 5. Jahrh. eingeschränkt. Ungleich war ihr Los in den verschiedenen Ländern nach dem Untergange des Weströmischen Reichs. Während sie in Italien, Sicilien und Sardinien ziemlich unangefochten lebten, hatten sie im Byzantinischen Reiche viele Bedrückungen und in Frankreich und dem westgot. Spanien im 6. und 7. Jahrh. grausame Verfolgungen zu erdulden. Im Parthischen und seit 226 im Persischen Reiche war ungeachtet einzelner Verfolgungen im 5. und 6. Jahrh. ihr Los erträglich. Die J. in Palästina, welche mit Hilfe der Perser 614 Jerusalem einnahmen, träumten sogar die Wiederherstellung der alten Selbständigkeit, wurden jedoch vom Kaiser Heraklius gedemütigt. Die Herrschaft des Islam, der nach Besiegung der Judenstämme von Chaibar, 627, sich Westasien, Persien, Ägypten, Afrika, Spanien und Sicilien nach und nach unterwarf, änderte wesentlich die Lage der J. in jenen Ländern. Abgesehen von einzelnen Bedrückungen und Verfolgungen, wie in Mauritanien 790 und in Ägypten 1010, lebten sie unter den Kalifen und arab. Fürsten in ziemlicher Ruhe und nahmen im maurischen Spanien an Zahl und Bildung seit dem 8. Jahrh. zu. Mancher unterrichtete Jude war Rat, Schreiber, Astrolog oder Leibarzt der maurischen Könige, und die Stürme, die sie z. B. in Granada 1066 und in Cordova 1148 trafen, waren meist nur eine Folge anderer polit. Ereignisse. Jüd. Gemeinden gab es im 9. Jahrh. auch in Kairwan, Fez und Marokko; in Babylonien verringerte sich ihre Zahl seit dem 11. Jahrh., dagegen stieg sie in Palästina durch häufige Ansiedelungen; selbst bei den mongol. Chans standen sie in Ansehen.

Trauriger war ihr Schicksal in dem christl. Europa, zumal in den halbkultivierten, unter Lehnswesen, Faustrecht und Priestergewalt stehenden Westländern. Im Byzantinischen Reiche hatten sie im Anfang und gegen Ende des 8. Jahrh. Verfolgungen zu erleiden, die ihre Übersiedelung in das Land der Chasaren, eines hunn. Volksstammes an der Wolga, veranlaßten. Günstiger war für sie das folgende Jahrhundert; dagegen hatten sie zu Anfang des 11. Jahrh. unter Kaiser Basilius II. wieder harte Stürme zu bestehen. In Italien war gegen beträchtliche Geldopfer ihr Zustand leidlich. Glückliche Zeiten verlebten sie in Neapel, wo sie nur 1261 verfolgt wurden, in Trani, Otranto, Salerno, Rom, Lucca und, besonders in späterer Zeit, in Toscana, der Lombardei und Savoyen, wo erst 1435 eine Verfolgung gegen sie ausbrach. Die Päpste nahmen sich fast durchgehends ihrer an. Seit dem 13. Jahrh. mußten sie indes Absonderungszeichen tragen und seit dem 15. in eigenen Quartieren (ghetti) wohnen. Auf Sicilien, wo sie Grundeigentum und eine geregelte Kommunalverfassung besaßen, wurden sie weder von den Arabern noch von den Normannen bedrückt und auch von Friedrich II. geschont. Später aber mußten sie schwere Abgaben zahlen und seit 1296 auch Abzeichen an ihrer Tracht tragen. Nachdem man seit 1428 vergebens sie zu bekehren versucht hatte, wurden sie 1493 auf Befehl Ferdinands des Katholischen, 100000 Seelen an der Zahl, aus der Insel vertrieben; sie wendeten sich nach Neapel, während die heimlichen J. oder neuen Christen noch bis 1570 von der Inquisition verfolgt wurden. In blühendem Zustande befanden sie sich im 8. und 9. Jahrh. in Frankreich, namentlich in Paris, Lyon, Languedoc und Provence; sie hatten Grundbesitz, und ein magister Judaeorum verwaltete ihre Angelegenheiten. Bald aber fing die unter den schwachen Karolingern emporstrebende Geistlichkeit an, sie zu bedrücken. Königen, Bischöfen,

Digitized by Google

Lehnbesitzern und Städten mußten sie zugleich das Recht ihrer jämmerlichen Existenz abkaufen. Zur Rechtfertigung wiederholter blutiger Aufstände und Hinrichtungen, seit dem 11. bis in die Mitte des 14. Jahrh., wurden Geschichten von Hostiendurchstechungen, gemordeten Christenknaben und Brunnenvergiftungen gegen sie ersonnen. Abwechselnd vertrieben und wieder aufgenommen, erhielten sie endlich gegen hohe Summen Schutz und die Verlängerung ihrer Privilegien; doch schon 1395 wurden sie für immer aus dem mittlern Frankreich vertrieben. In England, wo sie schon im 9. Jahrh. vorkommen, brach am Krönungstage des Königs Richard Löwenherz (1189) ein blutiger Tumult gegen sie aus. Auch hatten sie trotz ihres von Johann ohne Land für 4000 Mark Silber erkauften Freibriefs unter Heinrich III. viel zu leiden, mit welchem Richard von York, Prinz Eduard und die Universität zu Oxford wetteiferten. Man nahm ihnen Habe und Synagoge und 1270 die Befugnis des Grundbesitzes, suchte sie seit 1280 zu bekehren und wies sie endlich 1290 aus dem Lande, worauf sie meist nach Deutschland und Frankreich auswanderten.

Im Deutschen Reiche waren die J. als sog. Kammerknechte Eigentum der Kaiser, die sie verkauften und abtraten. Man findet sie im 8. Jahrh. in den Rheinstädten, im 10. in Sachsen und Böhmen, im 11. in Schwaben, Franken und Wien, im 12. in Brandenburg und Schlesien. Sie mußten Leibzoll, Kopf-, Gewerbe- und Krönungssteuer und andere Abgaben zahlen und wurden von den Landesherren willkürlich verpfändet, verschenkt und verjagt. Großes Elend brachten über sie die Kreuzzüge, sowie die Volksaufstände und Austreibungen in Leobschütz 1163, Wien 1196, Mecklenburg 1225 und 1330, Breslau 1226 und 1319, Brandenburg 1243, Frankfurt 1241 und 1346, Pforzheim 1271, München 1285, Weißensee 1303, Überlingen 1331, Nördlingen 1290 und 1384, Deggendorf 1337, Weißenfels 1368, Nürnberg 1390, Prag 1391 und 1422, Regensburg 1476 und Passau 1478, und insbesondere die Verfolgung bei Gelegenheit des Schwarzen Todes in den J. 1348—50. Österreich ausgenommen, wurde Deutschland damals von J. fast entvölkert; sie wurden zu Tausenden gemordet, verbrannt, und viele stürzten sich selbst in die Flammen der brennenden Synagogen. Bald darauf siedelten sie sich wieder im Rheinischen und Fränkischen Kreise, in Hessen, Sachsen und Brandenburg an. Blutige Verfolgungen in Schlesien veranlaßte der Franziskaner Capistranus (1452—55). Seit dem 13. Jahrh. war ihnen eine auszeichnende Tracht auferlegt, und wiederholt wurden seit dem 14. Jahrh. alle ihre Schuldforderungen durch den Kaiser für nichtig erklärt. Nur hier und da hatten sie Bürgerrechte und unbewegliches Eigentum; im allgemeinen waren ihnen nur Handel und Wucher gestattet, und selbst das Gesetz hatte für sie härtere Strafen. In verschiedenen Orten mußten sie in eigenen Judenstraßen wohnen, und aus mehrern Reichsstädten, zumal seit dem 15. Jahrh., wurden sie völlig verwiesen: so aus Ulm 1380, Magdeburg 1384, Augsburg 1440, Liegnitz 1447, Bamberg 1475, Glatz 1492, Salzburg 1498, Nürnberg 1499 und Regensburg 1519. In der Schweiz, wo sie schon im 13. Jahrh. erwähnt werden, durften sie liegende Gründe besitzen; doch auch hier begannen 1348 die Verfolgungen. Im J. 1401 wurden sie in Winterthur und Schaffhausen bedrängt und 1424 aus Zürich gewiesen, wo sie jedoch 1451 und 1490 wieder sich aufhalten durften. Das Konzil zu Basel befahl 1434, allen J. das Christentum zu predigen. Aus Genf wurden sie 1490, aus Thurgau 1491 vertrieben. Mehr Ruhe und Schutz, ja seit 1264 sogar gewisse Vorrechte, genossen sie in Polen und Litauen. Von König Kasimir III. begünstigt, vermehrte sich ihre Zahl seit 1348 ansehnlich durch die aus der Schweiz und Deutschland einwandernden Flüchtlinge. In Rußland findet man sie im 10. sowie im 14. Jahrh.; doch wurden sie in späterer Zeit ausgewiesen. In Ungarn, wo sie seit dem 11. Jahrh. vorkommen und Grundbesitz haben durften, wurden sie in den letzten Jahren des 14. und 15. Jahrh. verfolgt.

Im christl. Spanien blieben die J. bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrh. in ziemlich ungestörtem Genuß ihrer nicht unbedeutenden Rechte; sie fanden Anstellung, waren von den Königen bevorzugt, besaßen Ländereien und hatten eigene Gerichtsbarkeit. Doch mit der Armut des Adels, der Macht der Priester und den aus den Wuchergeschäften der J. entstandenen Mißbräuchen wuchsen Haß und Verfolgung. Allmählich nahm man ihnen die Befugnis, beliebig zu wohnen, schmälerte ihre Rechte und erhöhte ihre Steuern. In Aragonien wurden sie zur Zeit eines Regenmangels aus den Städten verwiesen; in Sevilla, Cordova, Toledo, Valencia, Catalonien und Mallorca richtete ein Aufstand in den J. 1391 und 1392 eine große Niederlage unter ihnen an; nur durch die Taufe oder durch die Flucht nach Afrika vermochten sie sich zu retten. Das ganze 15. Jahrh. hindurch waren Verfolgungen, gewaltsame Bekehrungen und Inquisitionstyrannei gegen die Getauften, die nicht auswandern durften, an der Tagesordnung. Zu Tausenden seit 1480 verbrannt, wurden sie endlich 1492 gänzlich vertrieben. Von den 300000, die nach Portugal, der Provence, Italien, Afrika und der Türkei auswanderten, hatte nach acht Jahren etwa der zehnte Teil, arm und elend, eine Zufluchtsstätte gefunden. In Portugal, wo sie schon im 11. Jahrh. vorkommen, lebten sie unter einem Großrabbinen in sieben Distrikte verteilt; eine absondernde Kleidung mußten sie seit 1429 anlegen. Im J. 1492 wurden 80000 aus Spanien geflüchtete J. gegen acht Goldpfennige Kopfgeld auf acht Monate in Portugal aufgenommen, nach deren Ablauf die Ärmern zur Taufe, die Wohlhabendern zur Auswanderung sich genötigt sahen. König Emanuel befahl 1495 die Verweisung aller J. aus Portugal und ließ den Armen die Kinder unter 14 Jahren wegnehmen und nach den Schlangeninseln einschiffen. Über 2000 getaufte J. wurden 1506 in Lissabon ermordet. Die Leiden der heimlichen J. auf der Pyrenäischen Halbinsel währten ohne Unterbrechung bis zur Aufhebung des Auswanderungsverbotes 1629. Erst 1773 ward der Unterschied zwischen alten und neuen Christen gänzlich aufgehoben.

So war zu Anfang des 16. Jahrh. das westl. Europa beinahe von J. entvölkert; die meisten lebten noch in Deutschland, Italien, Polen, in den osman. und afrik. Staaten. Nicht sehr beträchtlich war ihre Zahl in den entferntern asiat. Reichen, in Arabien, wo es noch gegenwärtig unabhängige J. in Hedschas, schwarze in Mokka, weiße in Sennaar gibt; in Persien, wo sie unter Druck in Unwissenheit leben; in Afghanistan, wo sie von Kabul aus

Digitized by Google

weln und ein Synedrium einberufen. Die Beschränkungen von 1808 waren nur temporär. Durch die Verfassungen von 1814 und 1830 und das Gesetz von 1831, kraft dessen der Staat die Rabbinen besoldet, wurde die Gleichstellung oder sog. Emancipation der französischen J. vollendet. Gleiche Grundsätze herrschen in Belgien, wo sie ebenfalls vollständig emancipiert sind. Die seit 1655 wieder in England zugelassenen J. erlangten 1723 das Recht, Grundeigentum zu erwerben. Die Naturalisationsakte für sie von 1753 wurde zwar später wieder zurückgenommen; dennoch lebten sie in ungestörter Freiheit. Seit 1830 erhielten sie Zutritt zu den Korporationen, seit 1833 zur Advokatur und 1845 ging im Oberhause auch die Bill durch wegen ihrer Zulassung zur Aldermanswürde. Zum Parlament sind sie seit 1858 gleichfalls zugelassen worden. In dem frei gewordenen Holland fanden 1603 die portugiesischen J. ein Asyl; sie sowohl als die deutschen J. lebten hier frei, wiewohl vom Bürgertum ausgeschlossen, das sie erst seit 1796 erhielten. Das Staatsgrundgesetz von 1814 bestätigte ihre vollständige Emancipation. In Dänemark, wo sie seit 1600 auftraten, erhielten sie 1738 viele Freiheiten und 1814 fast unbeschränktes Bürgerrecht. In Schweden gibt es erst seit 1776 J. zu Stockholm und in drei andern Städten; nur einzelne von ihnen erhalten als Auszeichnung das Bürgerrecht. Die Umwandlung des Grundgesetzes im J. 1855 hat auch dort ihre Lage verbessert. Norwegen versagt ihnen bisjetzt jeden Aufenthalt.

Aus dem eigentlichen Rußland, wo Peter I. sie wieder aufgenommen hatte, wurden sie, 35000 Seelen an Zahl, unter der Kaiserin Elisabeth 1743 vertrieben. Unter der Kaiserin Katharina II. fanden sie sich wieder ein; von Alexander I. wurden sie mit gewerblichen Freiheiten begünstigt, von Nikolaus I. vertrieben. Dagegen wohnen sie unter dem russ. Scepter in Kurland, in der Krim (Odessa und Cherson), in Grusien, in Kaukasien und den ehemals poln. Landesteilen. Den günstigen Intentionen der Kaiser Alexander II. und Alexander III. entsprechen nicht immer die Maßregeln unterer Verwaltungsinstanzen. Der früher furchtbare Druck der Militärpflicht ist durch die neue Militärgesetzgebung Rußlands bedeutend gemildert. Auch in Polen fanden sie bei der Regierung Schutz, obgleich sie durch den Druck des Adels, die Vorurteile des Volks und zuweilen durch Aufstände, wie 1649 in der Ukraine und 1654 in Litauen, viel zu erdulden hatten. Unter eigener Gerichtsbarkeit, vom Staatsleben ausgeschlossen, als Handeltreibende, Branntweinschenker u. dgl. gestaltete sich hier ihre Lebensweise und Weltanschauung auf eigene Art, sodaß sie den spanischen und deutschen J. nachstanden. In Ungarn, wo sie 1685 Ofen verteidigen halfen, haben sie gesetzlich ihre volle Gleichstellung erlangt, desgleichen in Siebenbürgen. In der Schweiz waren sie nur in Endingen und Langenau geduldet; sie wurden 1543 und, nachdem sie wieder Eingang gefunden, 1616 aus Basel, 1622 aus Appenzell, 1634 aus Zürich, 1655 aus Schaffhausen entfernt; später thaten einige Kantone Schritte zu größerer Duldung. Infolge der Handelsverträge mit andern Staaten, welche fremden J. Aufenthalt und gewisse Verkehrsrechte in der Schweiz verstatteten, wurden in neuester Zeit die J. für die ganze Schweiz in gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern eingesetzt. In Spanien, wo sie erst seit 1837 wieder

geduldet sind, gibt es äußerst wenige J. In Portugal, wo sie keine Staatsbürgerrechte haben, gibt es fast nur deutsche und englische J. Durch Engländer und Holländer wurden die Einwanderungen der J. in Amerika veranlaßt, so 1625—54 in Brasilien und 1639—64 in Cayenne. Als freie Bürger leben sie in Surinam, wo sie 1664 einwanderten, in Jamaica, wo sie 1650 sich ansiedelten und 1831 emancipiert wurden, in Canada, wo 1832 ihre Emancipation erfolgte, und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sie schon 1778 allen übrigen Konfessionen gleichgestellt wurden; ebenso in Australien, wo viele J. sich angesiedelt haben.

Das mannigfaltigste Bild gewährte seit dem 16. Jahrh. das Los der J. in Deutschland. Von Ehre und Bürgertum, Grundbesitz und Zünften, selbst von vielen Handelszweigen ausgeschlossen, zu Wucher und Kleinhandel genötigt, stets von harten Gesetzen gehemmt, erkauften sie ihre Existenz mit erniedrigenden, unter mehr als 60 Benennungen ihnen auferlegten Abgaben. In mehrern Orten wurden sie gar nicht geduldet, aus andern vertrieben und selten wieder zugelassen. Meist nahm man nur eine festgesetzte Zahl auf, und das Gesetz teilte sie in zahllose Klassen. Obgleich ihnen Kaiser Karl V. 1530 und 1541 den Reichsschutz gewährte, wurden sie doch aus verschiedenen Staaten vertrieben, namentlich 1551 aus Bayern, 1555 aus der Pfalz, 1573 aus der Mark Brandenburg und 1670 aus den österr. Erblanden. Auch gab es gegen sie gerichtete Volkstumulte, z. B. 1574 in Mähren, 1614 und 1615 in Frankfurt a. M. und Worms, 1730 in Hamburg und 1779 im Elsaß. Nur hier und da erhielten sie Vergünstigungen; seit 1528 wurden sie in Fürth, seit etwa 1604 in Hamburg und Altona (die portugiesischen J. mit Bürgerrechten) und 1671 in der Mark Brandenburg aufgenommen. In Österreich gab es um diese Zeit geadelte J. Die jüd. Gemeinde in Prag erhielt 1649 wegen ihres Wohlverhaltens bei der Verteidigung der Stadt einige Privilegien; auch gab es seit 1697 wieder eine jüd. Gemeinde in Wien. Im ganzen aber dauerten die harten, unduldsamen Schutzprivilegien und Judenordnungen, z. B. in Leipzig von 1682, in Preußen von 1730 und 1750, in Bayern von 1732, in Glogau von 1743, in Dresden von 1746 und 1772, in Lothringen von 1753, in Österreich von 1755 und in Schwarzburg von 1756, sowie die kränkendste Behandlung der J. fort, bis polit. und religiöse Freiheit als Gemeingut anerkannt wurden. Namentlich traten Lessing, Mendelssohn und Dohm seit 1778 kräftig für die J. auf, und das österr. Toleranzedikt von 1782 hatte in mehrern deutschen Staaten eine Reihe wohlthätiger Verordnungen für die J. zur Folge. Im J. 1797 wurde die Stellung der J. auch in Böhmen verbessert und seit 1803 in ganz Deutschland, Heldburg in Meiningen ausgenommen, der Leibzoll aufgehoben. Eine noch bessere Zukunft eröffnete sich den J. infolge der Auflösung des Deutschen Reichs. Nachdem Westfalen ihnen 1808 das Bürgerrecht und eine Gemeindeverfassung verliehen, folgten ähnliche Schritte in Hessen 1808, in Baden 1808 und 1811, in Anhalt-Dessau und Waldeck 1809, in Württemberg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen und Frankfurt 1810 und 1811, in Mecklenburg und Bayern 1813. Das preuß. Edikt vom 11. März 1812 gewährte ihnen eine beinahe vollkommene Gleichstellung. Allein seit 1814 erfolgten in verschiedenen deutschen Staaten hinsichtlich der J. Rückschritte, obgleich die Deutsche Bundes-Akte die Aufrechthaltung der denselben verliehenen Rechte aussprach. Sie wurden in Hessen, Sachsen-Weimar und Mecklenburg in ihren Rechten beschränkt, in Hannover, Hamburg und Frankfurt des Bürgertums beraubt, aus Lübeck und Meiningen vertrieben und 1819 sogar mit Volkstumulten heimgesucht. In Preußen wurden sie von Lehr- und Gemeindeämtern wieder entfernt, von der Beförderung im Militär und in den Rheinlanden vom Geschworenengericht ausgeschlossen, auch ihnen 1824 untersagt, Verbesserungen im Gottesdienst vorzunehmen, und 1834 sogar in Berlin Bekehrungspredigten für sie eingeführt. Dagegen wurde ihnen in Württemberg mit wenigen Einschränkungen durch das Gesetz vom 25. April 1828 das volle Bürgertum erteilt; in Kurhessen wurden sie 1833 emancipiert. Auch in Braunschweig, Hannover und Sachsen geschah einiges zur Verbesserung ihrer Lage.

Die deutschen Verfassungen und Gesetzgebungen, welche aus den polit. Stürmen des J. 1848 hervorgingen, insonderheit die Verfassung des preuß. Staats vom 31. Jan. 1850, sprachen auch die volle Gleichstellung der J. mit den übrigen Staatsgenossen aus. Mit der Abschaffung oder Abänderung jener Verfassungen wurde jedoch jene Gleichstellung mehr oder weniger wieder aufgehoben. Dennoch hat die Reaktion gerade in Betreff der J. sich weniger energisch und konsequent beweisen können. Nachdem schon in einigen deutschen Staaten (Hamburg, Frankfurt a. M., Baden, Württemberg) ihre Gleichstellung ausgeführt worden, hat die Gesetzgebung des Deutschen Reichs (von 1871 an) die Unabhängigkeit der Ausübung bürgerlicher und polit. Rechte vom Glaubensbekenntnis festgestellt. Dasselbe ist in Österreich-Ungarn der Fall und diesem Vorbilde ist auch die neueste Verfassung des Osmanischen Reichs gefolgt. In sämtlichen Kulturländern Europas und Amerikas hat sich die Gleichstellung der J. vollzogen. (Vgl. Judentum.)

In der neuesten Zeit waren die J. mehrfachen Verfolgungen ausgesetzt, namentlich in den östl. und südöstl. Gouvernements von Rußland, wo die untern Volksklassen das Eigentum der J. zerstörten, deren Läden plünderten und jüd. Einwohner mißhandelten, sodaß letztere zahlreich nach Amerika auswanderten. Auch Deutschland war seit 1880 der Schauplatz einer lebhaften antisemitischen Bewegung, als deren Wortführer namentlich der Hofprediger Stöcker in Berlin auftrat und welche zur Bildung von antisemitischen Vereinen in vielen Orten Deutschlands führte. Im Deutschen Reichstage kam anläßlich einer Interpellation 20. Nov. 1880 die Judenfrage zur Sprache, bei welcher Gelegenheit die Regierung erklärte, daß sie nicht beabsichtige, eine Änderung des bestehenden Rechtszustandes, welcher die Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse in staatsbürgerlicher Hinsicht ausspreche, eintreten zu lassen.

Die Gesamtzahl der J. auf der ganzen Erde wird auf 8 Mill. veranschlagt. Nach den neuesten Zählungen kommen auf das Russische Reich 2797880 (davon auf Polen 815433), auf Österreich-Ungarn 1643708, auf das Deutsche Reich 561612 (davon auf Preußen 363790), europ. Turkei 70000, Niederlande 82470, Großbritannien und Irland 46000, Frankreich 49439, Italien 35356, Schweiz 7373,

Digitized by Google

Belgien 3000, Dänemark 3946, Schweden 2993, Norwegen 34, Spanien 402, Griechenland 2652, Rumänien 400000, Serbien 3492.

Vgl. über die Geschichte und Verfassung der J. außer den Schriften des Josephus (s. d.) die Werke von Leo, Zunz, Jost, Grätz und Cassel; ferner Depping, «Les juifs dans le moyen âge» (Par. 1834; deutsch, Stuttg. 1834); Weber und Holtzmann, «Geschichte des Volkes Israel» (2 Bde., Lpz. 1867); Palmer, «A history of the jewish nation from the earliest times to the present day» (Lond. 1874); Murray, «History of the jews» (2 Bde., Lond. 1874); Saulcy, «Sept siècles de l'histoire judaïque» (Par. 1874); die Monographien: Stobbe, «Die J. in Deutschland während des Mittelalters» (Braunschw. 1866); Kayserling, «Geschichte der J. in Spanien und Portugal» (2 Bde., Berl. 1861—67); Bloch, «Die J. in Spanien» (Lpz. 1875) und Cassel's Artikel «Juden» in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber (Sekt. 2, Bd. 27); Engelbert, «Statistik des Judentums im Deutschen Reiche» (Frankf. a. M. 1875).

Judenbart, s. Saxifraga.

Judenbaum, s. unter Cercis.

Judenburg, Stadt in der obern Steiermark, liegt auf einer aus der Thalsohle aufsteigenden Hochfläche am rechten Ufer der Mur in reizender Umgebung, Station der Linie St. Valentin-Tarvis der Kronprinz-Rudolfbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 4039 E. deutscher Zunge. J. hat noch Reste der alten Befestigung in Ringmauer und Thor; seit dem Brande 1810 sind viele Häuser teils neu gebaut, teils in moderner Weise umgebaut worden. Bemerkenswert sind die vormalige herzogliche Burg, jetzt Regierungsgebäude, die Stadtpfarrkirche mit dem unter dem Namen Römerturm bekannten isoliert stehenden Stadtpfarrturme, die Magdalenenkirche mit alten Glasmalereien, die Gebäude der ehemaligen Klöster und das Haus der Landesburgerschule. Eisenindustrie ist seit dem frühesten Mittelalter Hauptgewerbe der Stadt.

Judenchristen heißen die Christen jüd. Abkunft. Die älteste Christengemeinde bestand ausschließlich aus Juden und unterschied sich von den übrigen Volksgenossen nur durch den Glauben an die Messianität Jesu; wie sie daher das Messiasreich lediglich für Israel bestimmt glaubte, so hielt sie auch an der religiösen Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes fest. Als das Evangelium durch griechisch redende Juden unter ihren Volksgenossen in der Zerstreuung gepredigt wurde, gesellten sich den jüd. Messiasgemeinden in griech. Städten bald eine größere oder kleinere Zahl heidnischer Proselyten (s. d.) hinzu, welche nach den vom Gesetz für die Proselyten des Thores vorgeschriebenen Grundsätzen (3 Mos. 17 u. 18) behandelt und gleichsam als Schutzverwandte Israels betrachtet wurden. Aber als danach Paulus in Syrien, Cilicien, Lykaonien u. s. w. Gemeinden, die aus reinen Heiden bestanden, gesammelt hatte, verkündigte er die Gleichberechtigung von Heiden und Juden in der Messiasgemeinde und die Aufhebung der Verbindlichkeit zur Gesetzeserfüllung zunächst für die Heidenchristen, danach für alle Gläubigen ohne Unterschied. Die Folge dieser Heidenpredigt waren endlose Kämpfe zwischen J. und Heidenchristen. Unter erstern läßt sich eine mildere und eine strengere Partei unterscheiden. Jene gestand den Gläubigen aus den Heiden ihre Freiheit vom Gesetz zu, betrachtete sie aber als Proselyten, gewissermaßen als Christen zweiten Grades, und hielt für die J. die Pflicht der vollen Gesetzesbeobachtung aufrecht. Diese forderte einfach die Beschneidung und volle Gesetzeserfüllung der Heiden als Bedingung ihrer Teilnahme am Messiasreich. Anfangs zurückgedrängt, erneuerte die strengere Partei bald ihre Versuche, die Heidenchristen zur Beschneidung zu zwingen und gab, wie es scheint, in Jerusalem das Signal zu einer Reaktion, deren Folge der engste Anschluß der Urgemeinde an die Bestimmungen des jüd. Ceremonialgesetzes war. Petrus zog sich auf Andringen des Jakobus (s. d.), des Bruders Jesu, von den Heidenchristen zurück und stellte als Bedingung der wiederherzustellenden Gemeinschaft die Forderung, daß dieselben der jüd. Lebenssitte sich fügen sollten, während Paulus seinerseits die letzten Konsequenzen seines gesetzesfreien Evangeliums zog und jeden Gläubigen, der sich beschneiden lasse, des christl. Heils verlustig erklärte. Aber die J. suchten ihre nationalen Privilegien auch im Christentum zu behaupten, und es gelang allmählich, nicht nur die gläubigen Heiden an die auf ein förmliches Dekret der Apostel zurückgeführten Proselytengesetze (Apostelg. 15, 28 fg.) zu binden, sondern auch zahlreiche Heidengemeinden in größere oder geringere Abhängigkeit von Jerusalem und der Autorität der ältern Apostel zu bringen. Trotzdem trat unter den J. selbst unter alexandrinischen Einflüssen eine Richtung hervor, welche dem Paulinismus nahe verwandt war und bei der innern Entwickelungsfähigkeit des eigentlichen Judenchristentums war der Streit schon gegen Ende des 1. Jahrh. zu Gunsten zwar nicht der paulinischen Theologie, wohl aber des gesetzesfreien Heidenchristentums entschieden. Dazu kam, daß innerhalb des Judenchristentums noch eine dritte Richtung aufkam, die der essäischen J., welche zwar sehr eifrig für ihre dualistisch-ascetischen Grundsätze agitierte und wie es scheint unter den jüd. Christen allmählich die Oberhand gewann, aber dadurch nur die Kluft zwischen den beiden Hauptteilen der Messiasgemeinde erweiterte. Schon um die Mitte des 2. Jahrh. waren die J. eine kleine Minorität, die man duldete, soweit sie sich selbst als duldsam erwies. In diesen kleinen, hinter der Entwickelung der Großkirche zurückgebliebenen Kreisen erhielten sich die ursprünglichen Vorstellungen der Urgemeinde ziemlich unverändert. Aber eine spätere Zeit sah in ihnen arge Ketzereien. So namentlich in der Vorstellung, daß Christus kein Gott, sondern ein natürlich erzeugter Mensch gewesen, auf den erst bei der Taufe der Heilige Geist herabgekommen sei. Ein Teil der J. nahm allmählich das Dogma von Jesu übernatürlicher Zeugung an, lehnte aber seine Gottheit beharrlich ab. Noch bis ins 4. Jahrh. erhielten sich in Palästina und Syrien kleine judenchristl. Gemeinden, welche sich selbst mit dem ursprünglichen Namen Nazaräer oder auch Ebioniten (d. h. die Armen) nannten. Seit dem 5. Jahrh. ist die Sekte völlig verschwunden.

Judendeutsch heißt der bei den Juden deutscher und poln. Abkunft seit dem Ende des Mittelalters gebräuchliche Dialekt, welcher infolge der Abgeschlossenheit von dem allgemeinen Leben viele hebräische, nach verderbter und veralteter Form gebildete oder zusammengesetzte, überhaupt viele provinzielle, aus dem Leben verschwundene, auch aus

Digitized by Google

der Fremde stammende Ausdrücke enthält. Durch Übersetzungen der Heiligen Schrift, der Gebete und Erbauungsschriften, aber auch durch schlecht sprechende Eltern und Lehrer wurde er ausgebildet und verbreitet, beginnt aber seit Eintritt der Juden in die europ. Kultur allmählich zu schwinden.

Judendorn, s. unter Zizyphus.

Judenfolie, soviel wie Zinnfolie. (S. unter Folie.)

Judenfrischen oder auch fälschlich Anlaufsfrischen heißt diejenige Modifikation des Frischprozesses (s. unter Eisenerzeugung, Bd. V, S. 897), bei der man einzelne Brocken des gefrischten Eisens zu Stangen anschweißt und ausschmiedet.

Judengasse, s. Ghetto.

Judengenossen heißen in Luthers Bibelübersetzung die sog. Proselyten, d. h. Heiden, welche sich zur Verehrung des einen Gottes bekehrt und dem jüd. Gottesdienst angeschlossen hatten.

Judengold, s. Musivgold.

Judenhut, die Kopfbedeckung, welche im Mittelalter die Juden tragen mußten. Er läuft spitz zu und kommt in den verschiedensten Farben vor.

Judenkirsche, s. Physalis.

Judenmission, s. Mission.

Judenpech, soviel wie Asphalt (s. d.).

Judenquartier, s. Ghetto.

Judentum bezeichnet den Glauben und den durch diesen bedingten Inhalt der Religionsideen und Gesetze der Juden. Insofern der letztgenannte Name für dies Volk vornehmlich nach der Rückkehr aus dem Babylonischen Exil gebraucht wird (s. Juden), versteht man unter J. die Gestaltung des Hebraismus, wie er sich seit dieser Zeit entwickelt hat. Die Quellen für Erkenntnis des J. sind die heil. Schriften (des Alten Testaments) und die an diese sich anschließenden, erläuternden und erweiternden talmudisch-rabbinischen Schriften. Während die in den biblischen Schriften niedergelegten Ideen als der Kern des J. zu allen Zeiten festgehalten wurden, hat es doch im Lauf der Jahrhunderte und bei der Zerstreuung in so viele Länder in der Art, wie dieser Glaubenskern in die Erscheinung trat, mannigfache Entwickelungen erfahren. Das strenge Festhalten an dem Monotheismus, der Glaube an Gott als Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, an die Allgegenwart und Allwissenheit desselben, vermöge deren das Schicksal und die Handlungen jedes einzelnen Menschen unter seiner Fügung und Vorsehung stehen, die Überzeugung von Gott, als dem Urbild der Heiligkeit und Tugend, dem der Mensch durch Erfüllung der göttlichen Gebote nachzustreben habe u. dgl., bilden diesen Kern des J. In der Entwickelung desselben können fünf Perioden angenommen werden.

Die erste Periode reicht von der Rückkehr aus dem Babylonischen Exil bis zur Auflösung des Reichs durch Titus und heißt die Zeit des »Zweiten Tempels« (530 v. Chr. bis 70 n. Chr.). Der Hang zu Götzen-(Natur-)Kulten ist gänzlich verschwunden, die heil. Schriften werden gesammelt und als unverbrüchliche Norm des Lebens anerkannt; die Aufgabe, das alte Gesetz mit den Bedürfnissen der Zeit durch Deutung (Midrasch) in Einklang zu bringen, beschäftigt jahrhundertelang die hervorragendsten Geister. Durch die Bekanntschaft mit dem Leben und den Schriften der Perser, Griechen und Römer werden die Geister angeregt, neue Ideenkreise erzeugt, und durch die abschreckenden Laster der heidnischen Völker die Neigung zur Abschließung gegen außen, das Selbstbewußtsein, im Besitz einer edlern, wahrhaft göttlichen, religiösen Erkenntnis zu sein, genährt. Neue Elemente schärften schon früher vorhandene Spaltungen und bilden sich zu selbständigen Parteien aus. (S. Pharisäer und Sadducäer.) Die gedrückten Zustände unter dem Joch röm. Gewaltherrschaft verstärken den Glauben an die Erfüllung prophetischer Verheißungen und kräftigen nicht minder das Ideal irdischer Herrlichkeit und sittlicher Größe, wie man es durch einen Gesalbten Gottes (Messias) erwartete.

In der zweiten Periode drängt der Untergang der staatlichen Selbständigkeit, die Zerstörung des Tempels, das Aufhören des Opferdienstes, die zunehmende Zerstreuung nach verschiedenen Ländern den Kreis jüd. Glaubensideen zusammen auf Abwehr gegen außen; das erstarkende und bald feindselige Christentum auf Erhaltung des überlieferten Gutes, auf unabläßiges Forschen und Sinnen über die göttlichen Vorschriften. Das Studium des Gesetzes ist das höchste Ziel geistiger Bestrebungen in einem Zeitraum von beinahe einem Jahrtausend. Die Grundlage, welche das J. im Laufe dieser Zeit durch den Talmud erhielt, hat sich ungeachtet des Widerspruchs der Karäer (s. d.) und anderer bald wieder verschwundener Sekten bei der großen Mehrheit der Juden behauptet und im 6. bis 10. Jahrh. von Palästina und Babylonien, später von Italien und Syrien aus sich über alle von Juden bewohnte Länder, soweit Nachrichten vorhanden sind, verbreitet.

In der dritten Periode, vom 10. bis 16. Jahrh., dringen zumal in den unter mohammed. Herrschaft stehenden, später auch in christl. Ländern, wissenschaftliche Elemente, besondere philos. Studien in das J. ein. Es gilt, die Überlieferung mit den Ergebnissen freier Forschung in Einklang zu bringen. Heftige Kämpfe entspinnen sich. Die naivgläubige Anschauung, die an anthropomorphisierender Darstellung Gottes keinen Anstoß genommen, wurde von der philos. Spekulation rektifiziert. Andererseits bildeten sich zuerst in kleinem Umfang, dann in immer weitern Kreisen mystische (kabbalistische) Richtungen aus, welche den religiösen Vorschriften geheime, phantastische Bedeutungen beilegten, abergläubische Vorstellungen erzeugten und auf Abwege, die dem ursprünglichen J. fern liegen, hinleiteten. Mehr oder minder gewaltsame Versuche zu Bekehrungen forderten zur Abwehr heraus und leiteten zu einer Polemik an, die der rohen Gewalt erliegen mußte.

Die vierte Periode, vom 16. bis gegen das Ende des 18. Jahrh., verlegt den Schwerpunkt des J. in die mittlern und östl. Länder Europas; der Westen dieses Erdteils ist durch grausame Verfolgungen fast von Juden entvölkert und die zahlreichen Keime höherer Entwickelungen vernichtet. Vom bürgerlichen Leben, vom Handwerk, vom Landbau, von öffentlichen Ämtern, vom regelmäßigen Gewerbebetrieb ausgeschlossen, auf Kleinhandel und Geldgeschäfte angewiesen, ist es die Aufgabe des J., die religiösen Schranken immer fester und enger zu ziehen. Wissenschaftliche Bearbeitungen der Religion traten in den Hintergrund; nur die nationale Litteratur, Talmud und Hagada, ward mit Zähigkeit festgehalten. Von erbarmungslosen Feinden rings umgeben, war die Gemeinde selbst

Digitized by Google

von einem starken Geist der Zusammengehörigkeit und des Gemeinsinns, der Opferwilligkeit und des Brudersinns beseelt.

Die bessere Zeit, mit welcher die fünfte und neueste Periode des J. beginnt, gleichzeitig mit dem Aufgeben mittelalterlicher Vorurteile am Ende des 18. Jahrh., führte das J. auch zur Erkenntnis der im Laufe trauriger Zustände eingewurzelten Mißbräuche, zur Verbesserung gottesdienstlicher Einrichtungen, zur Einführung regelmäßiger deutscher Predigten, zur Reform des Religionsunterrichts für die Jugend. Solche Änderungen konnten nicht ohne heftige Kämpfe im Innern der Gemeinde vor sich gehen. Viele glaubten das Wesen des J. mit den hergebrachten Formen unlöslich verwachsen, und nicht selten stellten Regierungen sich auf die Seite derjenigen, welche die Treue gegen die ererbte Religion mit dem Festhalten an gewohnten Mißbräuchen verwechselten. Andererseits gaben viele der Gebildetern mit dem ihnen aufgezwungenen Mißbrauch auch den geistigen Inhalt des Glaubens auf. So kam es, daß fast alle Nachkommen Mendelssohns und sonstige hervorragende Geister, wie Ludwig Börne, Heinrich Heine, Eduard Gans, Rahel (Varnhagen) u. s. w., aus dem J. schieden. Mit dem Anfang des fünften Jahrzehnts des 19. Jahrh. fand das J. sein Selbstbewußtsein wieder. Man begann das Bleibende und Ewige von dem Vergänglichen und Zufälligen zu sondern, Mißbräuchliches und Unzeitgemäßes auszuscheiden, das religiöse von dem nationalen Element abzulösen. Die lebhafte Erregung der Geister ging in manchen Gemeinden bis zur Spaltung; es fehlte auch nicht an Mißgriffen, wie an der Eindrängung Unberufener. Zunächst handelte es sich um öffentliche, gemeinsame Institutionen, da im Privatleben es jedem unbenommen war, wieviel von den alten Normen, wie Speisegesetze, Sabbatfeier u. s. w. er beibehalten wollte; bald ging man aber auch zu den wichtigern Fragen über Geltung und Überlieferung, Verpflichtung auf den Talmud, Verbindlichkeit des Ceremonialgesetzes über. Der radikale Fortschritt wurde vertreten von Männern wie Holdheim und dem etwas gemäßigtern Geiger, während ihnen gegenüber S. R. Hirsch und Hildesheimer für das unbedingte Festhalten am Hergebrachten sich entschieden, andere wieder, wie Frankel, Mich. Sachs, einen Mittelweg einzuschlagen versuchten. Die mehrfach von 1844 und später von 1868 an wiederholten Rabbinerversammlungen und Synoden blieben bisjetzt ohne sichtliche Wirkungen. Fruchtbarer und förderlicher für Erkenntnis und Wissen sind die der neuern Zeit angehörigen Anstalten zur Ausbildung von Rabbinern und Predigern, wie das jüd.-theol. Seminar in Breslau (seit 1854), die Hochschule für die Wissenschaft des J. (seit 1872), das Seminar für das orthodoxe J. (seit 1873) in Berlin und die Landesrabbinerschule in Budapest (seit 1877).

Bei der Zerstreuung der Juden gibt es keinen religiösen Mittelpunkt, keine Centralorgane, keine oberste Autorität. Der Rabbiner ist der Lehrer, der Interpret des Gesetzes; seine Autorität beruht in seiner Gelehrsamkeit und der sittlichen Achtung, die er genießt. Die Selbstverwaltung der einzelnen Gemeinden ist ein Recht, das auch in den schlimmsten Zeiten nicht angetastet worden; dafür ist ihnen die Beschaffung der nötigen Geldmittel fast überall [illegible] worden, nur selten haben die Regierungen ihnen materielle Beihilfe geleistet. Nach dem jüd. Herkommen ist jeder Jude verpflichtet beizutragen zur Erhaltung des Gotteshauses, der Lehranstalten, sonstiger für den Ritus notwendiger Institutionen, zur Armenpflege; außerdem bestehen in vielen Gemeinden Anstalten für Krankenpflege, Totenbestattung, auch wohl für Ausstattung armer Bräute, für arme Wöchnerinnen, für Versorgung von Armen mit Heizung, Brot u. s. w. In Frankreich, Belgien, Holland und manchen deutschen Ländern sind die Rabbiner mehr oder weniger Staatsbeamte und erhalten wohl auch ihren Gehalt oder einen Zuschuß von seiten des Staats; in Preußen fand bisher gesetzlich die Nötigung für einen jeden Juden statt, zu der jüd. Gemeinde des Ortes, dem er als Einwohner angehört, beizutragen.

Die Glaubenssätze des J. sind behandelt worden von Formstecher, Hirsch, Steinheim, Frankel und in neuester Zeit von Stein (3 Tle., Mannh. 1876 fg.) u. a. Außerdem vgl. Geiger, «Das J. und seine Geschichte» (3 Bde., Bresl. 1865—71); derselbe, «Allgemeine Einleitung in die Wissenschaft des J.» (herausg. von seinem Sohn Ludw. Geiger, Berl. 1875); Wahrmund, «Babyloniertum, J. und Christentum» (Lpz. 1882).

Judenviertel, s. Ghetto.

Judenzopf, s. Weichselzopf.

Juderia (span.), s. Ghetto.

Judex (lat.), Richter; J. ad quem (zu ergänzen: appellatur), der Oberrichter, an welchen, J. a quo, der Unterrichter, von welchem appelliert wird; J. curiae, in Ungarn Titel des Oberlandrichters.

Judhanf, soviel wie Jute (s. d.).

Judic (Anne), geborene Damiens, beliebte franz. Schauspielerin, geb. 17. Juli 1850 zu Semur (Côte-d'Or), bereitete sich auf dem pariser Konservatorium für das Theater vor, von Rozier im Gesang unterrichtet. Sie debütierte 1867 auf dem Gymnasetheater, ließ sich hierauf als Sängerin in dem Café-Concert Eldorado, 1871 in Belgien hören und nahm 1872 ein Engagement an dem Theater der Folies-Bergères in Paris an, das sie dann mit dem Gaîtétheater und endlich mit den Bouffes-Parisiens vertauschte. Auf den Bühnen dieser Theater feierte sie als Herzogin von Gerolstein, Königin Carotte u. s. w. bald Triumphe, die sich noch mehrten, als sie 1876 Mitglied der Variétés wurde und Partien wie die Schöne Helena, Perichole u. a. spielte.

Judica, Name des fünften Fastensonntags, nach dem Anfangswort von Psalm 43, 1.

Judicarien (ital. Giudicaria), der südwestlichste Teil Tirols, umfaßt das Thal der mittlern Sarca und dessen südwestl. Fortsetzung, das Thal des obern Chiese (Val Bona). Hauptorte sind Stenico, Tione und Condino.

Judicium (lat.), Urteil, Urteilsvermögen, auch Urteilsspruch, Gericht, Gerichtshof; judizieren, urteilen, beurteilen, entscheiden, richten, auch hinrichten; judiziös, scharfsinnig, verständig, sinnreich; judizial, gerichtlich; judiziär, gerichtlich, die Gerichte betreffend.

Judicum (Judicum liber, lat.), das alttestamentliche «Buch der Richter».

Judikät (lat.), Urteil; Judikation, Beurteilung, Aburteilung; judikatorisch, richterlich.

Jüdisch-deutscher Dialekt, s. Judendeutsch.

Digitized by Google

Jüdische Litteratur. Demselben Zeitalter, welches den Übergang aus dem Hebraismus zum Judentum bildet, gehört der Anfang der jüd. Litteratur an, die, auf der hebräischen wurzelnd und meist in der hebr. Sprache fortschreitend, bald pers. Religionsbegriffe, griech. Philosophie und röm. Recht, später arab. Poesie und Philosophie und europ. Wissenschaft in sich aufnahm, was aber alles dem väterlichen Glauben sich unterordnen mußte. Die jüd. Litteratur zerfällt in zehn Perioden.

Die erste Periode reicht bis 143 v. Chr. Durch Esra vorbereitet, schloß die Intelligenz des jüd. Volks sich immer fester an den Inhalt des Pentateuch und der Propheten an. Es wurden Auslegungen und Zusätze der ältern Geschichte (Midraschim), sowie griech. Übersetzungen gefertigt und mehrere der sog. Hagiographa, einzelne Psalmen, Teile der Sprüche Salomos, Koheleth, die Bücher der Chronik, Teile von Esra und Nehemia, Esther und Daniel geschrieben; die ältern Bücher erfuhren mannigfache Ergänzungen und Umgestaltungen. Ebenso gehören die Leistungen der großen Synagoge (s. d.) dieser Epoche an, gegen deren Schluß (190—170 v. Chr.) auch Schriftsteller in ihrer Persönlichkeit, z. B. Sirach und Aristobulus, auftraten. Die Lehrer hießen Soferim (Schriftgelehrte) oder Weise, und das Aramäische war endlich Volkssprache in Palästina geworden.

Die zweite Periode geht von 143 v. Chr. bis 115 n. Chr. Der Midrasch oder die Erforschung der heil. Schriften teilte sich in Halacha und Hagada; jene begriff die Ausbildung des Gesetzes zu praktischer Anwendung, diese war der Inbegriff der religiösen, ethischen und geschichtlichen Auslegungen. Beide, anfangs nur mündlich vorgetragen und fortgepflanzt, schufen sich erst spät und allmählich schriftliche Denkmäler. Diese Entwickelung beförderten die öffentlichen Schrifterläuterungen in Schulen und Synagogen, die Autorität des Synedriums, der Sektenkampf und die Einwirkungen der griech. Kultur. In diesen Zeitraum fallen verschiedene griech. und aramäische Versionen (s. Targum), sämtliche biblische Apokryphen (s. d.) und die ersten christl. Schriften; auch wurden Gebete, Auslegungen, Lieder und Spruchsammlungen verfaßt. Zu bemerken sind der griech. Dichter Ezechiel, der Verfasser des ersten Buchs der Makkabäer, Jason, Josephus, Philo, Johannes, und als Gründer der mündlichen Gesetzeslehre Schamai, Hillel, Jochanan ben Saccai, beide Gamaliel, Elieser ben-Hyrcan, Josua ben-Chananja, Ismael und der berühmte Akiba. Rabbi oder Weisheitsschüler wurde ein Ehrenname der Gesetzkundigen.

Die dritte Periode umfaßt die J. 135—475. Die Unterweisung in Halacha und Hagada wurde jetzt die Hauptthätigkeit der namentlich seit Hillel im nordl. und südl. Palästina und seit 219 in Babylonien blühenden Schulen. Die hervorragendsten Männer waren diejenigen, welche die Mischna und den Talmud durch Rechtsbescheide, Unterricht und Sammlungen gründeten, z. B. Elieser ben-Jakob, Jehuda, Jose, Meir, Simeon ben-Jochai, Jehuda der Heilige, Nathan, Chija, Rab, Samuel, Jochanan, Hunna, Rabba, Rawa, Papa, Asche und Abina. Als letzte Autorität in dieser Beziehung ist Mar ben Asche (gest. 25. Sept. 467) zu betrachten. Nächstdem wurden Auslegungen, Zusätze zum Sirach, ethische Abhandlungen, Erzählungen, Fabeln und Geschichtliches geschrieben, die Gebete bereichert, das babylon. Targum zum Pentateuch (gewöhnlich Onkelos genannt) und Propheten vollendet und durch den jüngern Hillel 360 das Kalenderwesen festgestellt; auch fehlte es nicht an masoretischen Leistungen und Versuchen im Fache der Heilkunde und Astronomie. Die meisten palästinensischen Lehrer verstanden Griechisch, und fast alle apokryphischen Bücher waren den Juden bekannt. Nach dem Untergange der Akademien in Palästina wurde Persien, namentlich die Schulen zu Sura, Pumbeditha und Nehardea, der Mittelpunkt jüd. Lehre. An Sabbat- und Festtagen hörte man in den Schulen Vorträge; die Gesetzlehrer hießen vor der Sammlung der Mischna Tanaim, die Vortragenden Weise und die Erklärer Amoraim, wie auch die nachmischnischen Lehrer genannt werden. Von der Litteratur der griech. Juden dieser Periode haben sich nur Fragmente, z. B. von den Bibelübersetzungen des Aquila und Symmachus, und einzelnes in Anführungen bei Kirchenvätern erhalten.

Die vierte Periode reicht von 475 bis 740. Damals redeten die Juden längst nicht mehr hebräisch, sondern die jedesmalige Landessprache. Im 6. Jahrh. wurde der babylon. Talmud abgeschlossen. Wenig hat sich von den Leistungen der jüd. Ärzte des 7. Jahrh. und der ersten Geonim oder Vorsteher der babylon. Schulen (seit 589) erhalten. Dagegen wurde vom 6. bis 8. Jahrh. in Palästina (Tiberias) die Masora (s. d.) ausgebildet, das palästinensische Targum zu verschiedenen biblischen Büchern abgeschlossen und außer den Sammlungen älterer Hagadas, z. B. Bereschith rabba, auch selbständige Auslegungen verfaßt, z. B. die Pesikta (um 700) u. s. w.

In der fünften Periode (740—1040) erweckten die Araber, welche die wissenschaftlichen Leistungen von Indien, Persien und Griechenland sich aneigneten, die Nacheiferung der morgenländ. Juden, unter denen Ärzte, Astronomen, Grammatiker, Schrifterklärer und Chronisten erstanden. Auch wurden religiöse und geschichtliche Hagadas, Sittenbücher und Erläuterungen des Talmud verfaßt. Gleichzeitig mit Anan (um 750), dem ersten Schriftsteller der Karäer, sind die ältesten talmudischen Kompendien. Die älteste Gebetordnung wurde um 880 und das erste talmudische Wörterbuch um 900 verfertigt. Die berühmtesten Geonim späterer Zeit waren Saadia (gest. 942), gleich bekannt als arab. Übersetzer und Erklärer der Schrift, Rechtslehrer, Grammatiker, Theolog und Dichter; Scherira (gest. 998) und dessen Sohn Hai (gest. 1038), der ein Wörterbuch lieferte und um die Gesetzkunde sich vielfältig verdient machte. Aus Palästina stammte die Vollendung der Masora und des Vokalsystems; zahlreiche Midraschim, die hagiographischen Targums und die ersten Schriften theol. Kosmogonie (Kabbala) wurden dort ausgearbeitet. Die künstlichen Festgebete (Piutim) nahmen dort ihren Anfang, in welcher Beziehung sich vornehmlich Elasar ben-Kalir auszeichnete. Vom 9. bis 11. Jahrh. gab es in Kairwan und Fez berühmte Lehrer und Schriftsteller, z. B. Isaak Israeli als Arzt, Dunasch ben-Temim und Jakob ben-Nissim als Theologen, Chefez als Rechtslehrer und Lexikograph, Nissim als Rechtskundiger und Ethiker, Chananel als Verfasser von Kommentaren zu Talmud und Pentateuch; ferner die Grammatiker Ben-Koraisch, Dunasch. Auch Italien hatte gelehrte

Digitized by Google

Rabbinen seit dem 8. Jahrh., z. B. Julius in Pavia, den Arzt Schabthai Donolo (geb. 913), der astron. Schriften, Josippon, welcher Geschichtsbücher, und mehrere, die Midraschim zu den Psalmen und poetische Festgebete lieferten. Bari und Otranto waren damals die Sitze jüd. Gelehrsamkeit. Nach dem Untergange der babylon. Akademien (1040) wurde Spanien, das schon im 10. Jahrh. jüd. Schriftsteller aufzuweisen hatte, z. B. Menachem ben-Serug als Lexikographen, Hasdai als Astronomen, Chasdai als Arzt und Forscher und Chajudsch als Grammatiker, der Hauptsitz jüd. Litteratur. Nach Mainz, Lothringen und Frankreich kam das Wissen im 10. Jahrh. aus dem Orient. Aus diesem Zeitraum stammen auch die ältesten erhaltenen hebr. Codices, die bis zum 9. Jahrh. hinaufreichen, der Reim (8. Jahrh.) und die neuere Prosodie der hebr. Verse (10. Jahrh.).

Die sechste Periode (1040—1204) ist die glänzendste Epoche des jüd. Mittelalters. Die span. Juden beschäftigten sich neben der Nationallitteratur, der Theologie, Exegese, Grammatik, Poesie und Gesetzkunde auch mit Astronomie, Chronologie, Mathematik, Philosophie, Rhetorik und Medizin. Es wurden Predigten, ethische und geschichtliche Arbeiten geliefert. Man schrieb arabisch, rabbinisch und hebräisch, und die Gesetzkundigen waren meist auch in andern Fächern bewandert. Es sind hier anzuführen die Gesetzlehrer Samuel Halevi (gest. 1055) und Isaak Alfasi (gest. 1103); der Chronograph und Theolog Abraham ben-David, 1161; die Grammatiker Abulwalid, 1050, und Salomo Parchon, 1160; die philos. Theologen David Molamez, im 11. Jahrh., und Joseph ben-Zadik (gest. 1149); der Sittenlehrer Bechai, ebenfalls im 11. Jahrh.; der Astronom und Geograph Abraham ben-Chija, 1123; der Reisende Benjamin von Tudela, 1160; die Dichter Salomo Gabirol, 1050, und Moses ben-Esra, 1130; die ausgezeichneten Gelehrten und Dichter Jehuda Halevi, 1140, und Aben-Esra (gest. 1168), und endlich der gefeierte Maimonides, dessen Tod diesen Zeitraum beschließt. Mehr national und großenteils in den Grenzen der Halacha und Hagada war die Thätigkeit der franz. Gelehrten. Im 11. Jahrh. schrieben talmudische und biblische Kommentarien, auch Festgebete: Gerschom (1030) und dessen Bruder Machir, der auch ein talmudisches Wörterbuch verfaßte; ferner Simeon ben-Isaak, Joseph-tob-Elem, Jehuda Hacoben und der gepriesene Salomo ben-Isaak, genannt Raschi. Im 12. Jahrh. wurden, nächst biblischen Kommentarien von Menachem ben-Chelbo, Joseph Kara, Samuel ben-Meir, Menachem ben-Salomo und Moses aus Pontoise, wichtige Zusätze zum Talmud (Tosafot) verfaßt von Isaak ben-Ascher, Jakob ben-Meir, genannt Tam, Isaak ben-Samuel und Simson ben-Abraham. In der Provence, welche Spaniens und Frankreichs litterarischen Charakter vereinigte, wo in Lunel, Narbonne und Nimes Akademien bestanden, trifft man Talmudisten, wie Abraham ben-David, Serachia Halevi, Abraham ben-Nathan; Hagadisten, wie Moses Haddarschan, 1066; Grammatiker, wie Joseph und seine Söhne Moses und David Kimchi; Übersetzer, wie Juda Tibbon; Kommentatoren u. s. w. In Deutschland, besonders in Mainz und Regensburg, herrschte große talmudische Gelehrsamkeit; namentlich zeichnen sich aus Simeon, der Verfasser des «Jalkut», Elieser ben-Nathan und Baruch ben-Isaak, sowie Samuel der Fromme als religiöser Dichter und als Reisebeschreiber Petachia, 1187. Die berühmtesten ital. Gelehrten waren Nathan ben-Jechiel (gest. 1106) und Hillel ben-Eljakim. Nur wenige Namen werden aus Griechenland und Asien genannt; doch hatten die Karäer einen tüchtigen Schriftsteller an Juda Hadassi, 1148. Der größte Teil der Festgebete war vor Maimonides vollendet.

Die durch des Maimonides und seines Zeitalters Leistungen hervorgerufene Thätigkeit wurde in der siebenten Periode (1204—1492) teils im Gebiete der theol.-exegetischen Philosophie, teils in der Bearbeitung des nationalen Gesetzes sichtbar. Mit einer mystischen Religionslehre wuchs zugleich der Meinungsstreit zwischen Talmudisten, Philosophen und Kabbalisten. Die ausgezeichnetsten Männer lebten in Spanien, später in Portugal, in der Provence und in Italien. Spanien gehören an im 13. Jahrh. die Dichter Jehuda Charisi, Abraham ben-Chasdai und Isaak Sahola; die Astronomen und Philosophen Isaak Latteſ, Juda Cohen und Isaak aben-Sid, der Verfasser der Alfonsinischen Tafeln; die Gesetzlehrer Meir Halevi, Moses ben Nachman oder Nachmanides und Salomo Abereth; der Naturkundige Gerschom ben-Salomo; die Kabbalisten Todros ben-Joseph, Joseph Gecatilia, Abraham Abulafia und Moses de Leon; die Ethiker und Theologen Jona Gerundi, Schemtob Palquera und Bechai; im 14. Jahrh. die Astronomen Isaak Israeli und Isaak Alchadev; die Philosophen Joseph Valar und Moses Vidal; die Gesetzlehrer Jomtob, Nissim, Vidal, Isaak ben-Scheſcheth und David Abudarham; die Theologen und Ethiker Chasdai Crescas, Josua Schoaib, Isaak Abuab, Joseph Caspi und David Kohen. Im 15. Jahrh. wurde ein Sinken bemerkbar. Hervorzuheben sind Joseph Albo und Schemtob ben-Joseph, sowie in Portugal Abraham Catalan. In der Provence waren als Dichter und Philosophen berühmt: Joseph Ezobi, Levi ben-Gerson, Jedaja Penini und Kalonymos ben-Kalonymos; als Übersetzer Samuel, Moses und Jakob Tibbon; als Grammatiker Profiat Duran, genannt Ephodäus; als Gesetzlehrer und Kommentatoren Menachem ben-Salomo, genannt Meiri, und Jerucham, ferner Isaak de Latas, Abr. Farissol, Meir ben-Simeon und Isaak Nathan, 1437, der Verfasser der hebr. Konkordanzien. In Italien waren jüd. Gelehrte mit Übersetzungen arab. und lat. Werke beschäftigt; dort gediehen die eigentlich ästhetischen Werke, wie die Leistungen von Immanuel ben-Salomo, der die ersten hebr. Sonette lieferte, Moses de Rieti, Messir Leon u. a. beweisen. Auch gab es Gesetzlehrer, wie die beiden Jesaia de Trani und Joseph Kolon; Philosophen, wie Hillel ben-Samuel, Juda ben-Moses und Jochanan Alman; Kabbalisten, wie Menachem Recanate; Astronomen, wie Immanuel ben-Jakob; Grammatiker, wie Joseph Sark und Salomo Urbino, und in Padua hielt Elia del Medigo und Candida (gest. 1493) öffentliche Vorträge über Philosophie. Während aus Frankreich nur wenige Gesetzlehrer, wie die Sammler der Tosafot, Moses de Coucy und Jechiel ben-Joseph, Exegeten und Dichter, wie Berachja, bekannt sind, brachte Deutschland zahlreiche Bearbeiter des Gesetzes, wie Elieser Halevi, 1240, Meir aus Rothenburg, 1280, Mordechai, Ascher, nachher in Toledo, dessen Sohn Jakob, 1339, und Isserlin, 1450,

Digitized by Google

hervor; ferner den Kabbalisten Elasar aus Worms, den Theologen Menachem Kara und den Apologeten Lippmann aus Mülhausen. In Griechenland zeichnete sich aus Mordechai Comtino als Astronom und Kommentator, 1470; in Palästina Tanchum ben-Joseph um 1260 durch sein talmudisches Wörterbuch und Jakob Sikeli; in Afrika Abraham, der Sohn von Maimonides, Juda Corsani und Simeon Duran; unter den Karäern aber Aaron ben-Joseph, 1294, Aaron ben-Elia, 1346, und Elia Beschitzi (gest. 1490).

Die achte Periode (1492—1755) ist charakterisiert durch die Zerstreuung der aus dem westl. und südl. Europa vertriebenen Juden und die durch die Buchdruckerkunst begünstigte Verbreitung der Geisteswerke, welche Schauplatz und Charakter der jüd. Litteratur änderten. Hebr. Buchdruckereien sind von Juden in Italien von 1475 an, in Spanien und Portugal noch vor der Vertreibung errichtet worden. Während die Kultur der span. Juden auf den Orient und der Aufschwung klassischen Wissens auf Italien einwirkte, verdüsterte der durch Bedrängnisse genährte Mystizismus die Gemüter, und die poln. Juden ergaben sich einem kleinlichen Talmudstudium, das ihre geistigen Kräfte nutzlos erschöpfte. Daher jene Masse des Mittelmäßigen in der biblischen Exegese, der Kabbala und der talmudischen Dialektik im 17. Jahrh., während Poesie, Grammatik und Wissenschaft fast daniederlagen. Mehr wurden die homiletische Schriftauslegung und die Gebiete der Rechtsgutachten und populärer Belehrung angebaut. In Italien und dem Orient, in Deutschland und Polen sowie in Holland wirkten jüd. Schulen, Druckereien, desgleichen zahlreiche Schriftsteller, die hebräisch, rabbinisch, lateinisch, spanisch, portugiesisch, italienisch und jüdischdeutsch schrieben, und unter denen große Talente und ausgezeichnete Gelehrte sich hervorthaten. Hier können nur angeführt werden: 1) Von 1492 bis 1540 der Theolog und Philosoph Isaak Abravanel und dessen Sohn Jehuda; die Philosophen Abraham Bibago und Saul Kohen; der Mathematiker und Kommentator Elia Misrachi; der Theolog und Kommentator Isaak Arama; der hagadische Ausleger Jakob Chabib; die Gesetzlehrer Jakob Berab, Joseph ben-Leb, David ben-Simra und Levi Chabib; die Grammatiker Abr. de Balmes, Elia Levita und Salomo ben-Melech; der Masoret Jakob ben-Chajim; der philos. Kommentator Obadia Sforno und die Karäer Kaleb Afandopulo und Juda Gibbor. 2) Von 1540 bis 1600 die Historiker Sam. Usque und Jos. Kohen; der Litterarhistoriker Gedalia Jachia; der Dramatiker Jehuda Sommo; die Dichter Sal. Usque und Israel Nagara; der Kritiker Asaria de' Rossi; der talmudische Lexikograph Moses Figo; der Mediziner Amatus; der Lexikograph und Apologet David de' Pomi; der Chronist und Astronom David Gans; der Grammatiker Sam. Archevolte; der Altertumsforscher Portaleone; der Chorograph und Ethiker Moses Almosnino; der karäische Apologet Isaak Troki; der Philosoph und Prediger Jehuda Muscato; die Kabbalisten Isaak Luria und Moses Corduero; die Kommentatoren, Prediger und Gesetzkundigen Joseph Karo, Moses Alschech, Samuel de Medina, Moses Isserles, Mordechai Jafe, Salomo Luria, Löw ben-Bezalel, Ephraim Lentschütz; ferner der Polyhistor Hendel Manoach und der Textkritiker Menachem Lonsano. 3) Von 1600 bis 1650 die Gesetzlehrer Jomtob Heller, Chajim Benbenaste, Joseph Trani, Joel Sirkis; die Theologen Jesaia Hurwiz und Abr. Cohen Herera; der Kabbalist Chajim Vital; die Textkritiker Sal. Norzi und Sal. Adeni; Abraham ben-Ruben; die Mediziner Roderich de Castro und Abr. Zacut; Immanuel Aboab; die Statistiker Simcha Luzzato; der Antiquar Jak. Jeh. Leo; der span. Übersetzer Saadia Asnekot; der Dichter Abenatar; der Poetiker Jakob Roman; Joseph del Medigo; der Theolog Menasse ben-Israel; der Litterarhistoriker David Conforte; der Dichter und Lexikograph Leo de Modena und der Karäer Samuel. 4) Von 1650 bis 1700 der Prediger und Apologet Saul Morteira; der Polemiker Is. Orobio; die Gesetzlehrer Schabthai Kohen, Samuel Edels, Abr. Abele und Hiskia Silva; ferner Simcha ben-Gerson, Aaron ben-Samuel und Jakob Zahalon; Spinoza; de Barrios; der Bibliograph Schabthai ben-Joseph; die Lexikographen Benjamin Mussaphia und de Lara; der span. Übersetzer Jak. Cansino; der Apologet Isaak Cardoso; Thomas de Pinedo, der Herausgeber des Stephanus Byzantinus; Josel Witzenhausen, der Übersetzer des Alten Testaments ins Jüdischdeutsche; der span. Übersetzer Jak. Abendana; der Philosoph Moses Chefez; Gerson Chefez, der Verfasser eines «Reimlexikon», und der Litterarhistoriker der Karäer, Mordechai ben-Nisan. 5) Von 1700 bis 1755 die Talmudisten, Gesetzlehrer Jehuda Rojanis, Elia Kohen, Abr. Broda, Ezech. Katzenellenbogen, David Fränkel und Jonathan Eybeschütz; ferner der Apologet und Philosoph David Nieto; der Bibliograph Dav. Oppenheimer; die Mediziner Abr. Cohen, Schabthai Marini und Tobia Cohen; der Grammatiker Salomo Hanau; Jak. Emden; der Grammatiker und Apologet Jehuda Briel; Mos. Chajim Luzzato, Wiederhersteller der Poesie; Jechiel Heilprin ben-Salomo; Isaak Lampronte, der Verfasser eines talmudischen Reallexikons, Pereyra und der Karäer Simcha Isaak.

Die neunte Periode reicht von 1755 bis etwa 1820. Von dem Geist des 18. Jahrh. unterstützt, eröffnete Moses Mendelssohn seinen Glaubensgenossen eine neue Ära, in welcher, nicht unähnlich dem 11. und dem 16. Jahrh., eine junge Kraft der ererbten Litteratur neue Bahnen brach. Das Streben Mendelssohns und seiner Jünger ging vornehmlich dahin, ihre Glaubensgenossen in die Kultur Europas einzuführen und die Erzeugnisse deutscher Litteratur und humanistischer Bildung überhaupt ihnen zugänglich zu machen. Die Mendelssohnsche Übersetzung des Pentateuch hat einen Einfluß auf das deutsche Judentum geübt, der sich mit dem der Lutherschen Bibelübersetzung auf die deutsche Christenheit vergleichen läßt. Bald wurden auch die andern Teile der Heiligen Schrift in das Deutsche übertragen, andererseits aber auch aus den verschiedensten wissenschaftlichen Disciplinen, Grammatik, Naturwissenschaft, Geschichte, Geographie, Mathematik, Pädagogik, Werke in das Hebräische übertragen und der Masse des jüd. Volks zugänglich gemacht; noch war die hebr. Sprache in weiten Kreisen verstanden und das geeignetste Mittel, Bildungselemente einzuführen. So bereitete sich ein vollständiger Umschwung in wissenschaftlicher Erkenntnis wie im Leben vor, während im russ. Polen eine neue Mystik (Chasidismus) sich ausbreitete. An Mendelssohn und seine Zeit schließen sich an: als Bearbeiter biblischer Schriften und hebr.

Digitized by Google

unter Redaction von Zunz erschienene Bibelübersetzung durch Arnheim (1869), Michael Sachs und J. Fürst; die von Salomon in Hamburg, Herzheimer in Bernburg, L. Philippson, Fürst in Leipzig, Auerbach in Frankfurt. Zeitschriften, welche jüd. Interessen behandeln, erscheinen außer in hebr. Sprache und in jüdisch-deutscher Mundart in fast allen Kultursprachen Europas. Vereine zur Förderung der jüd. Litteratur wurden von Philippson in Bonn und Silbermann in Lyk gegründet.

Von neuern Darstellungen der Geschichte der jüd. Litteratur vgl. außer den Schriften von Zunz (s. d.): Steinschneider, «Jüd. Litteratur», in «Allgemeine Encyklopädie» (Bd. 27, Lpz. 1850); Cassel, «Geschichte der jüd. Litteratur» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1872—73), und Löw, «Die Lebensalter in der jüd. Litteratur» (Szegedin 1875).

Jüdische Religion, s. Judentum.

Judith ist die Heldin einer unter den apokryphischen Büchern des Alten Testaments erhaltenen, ursprünglich hebr. Erzählung. Nach dieser Darstellung wurde die schöne Witwe J. in tiefer Bedrängnis die Retterin ihres Volks. Die Stadt Bethylua (Bethulia bei Luther) in Nordpalästina, J.s Vaterstadt, wird von Holofernes, dem Feldherrn «König Nebukadnezars von Assyrien», belagert. Schon verzweifeln die verzagten Volksobern an aller Hilfe, da geht J. ins feindliche Lager hinaus, berückt den feindlichen Feldherrn durch ihre Schönheit und schlägt ihm, als er des Nachts berauscht auf seinem Lager liegt, mit seinem eigenen Schwert das Haupt ab. Auf die Kunde von dem Geschehenen machen die Belagerten einen Ausfall, die Feinde, von jähem Schrecken übermannt, suchen ihr Heil in der Flucht. Daß die Erzählung unhistorisch, ist ebenso gewiß, wie ihre geschichtliche Grundlage streitig. Wahrscheinlich entstand die übrigens bei den Juden in verschiedener Gestalt umlaufende Sage in der makkabäischen Zeit und hat ursprünglich keine andere Grundlage als den nach ältern Vorbildern weiter ausgeschmückten Sieg des Judas Makkabäus über den syr. Feldherrn Nikanor (1 Makk. 7). Oder sie bezieht sich auf den Krieg des Lusius Quietus (= Holofernes) gegen die (Syrer und) Juden unter dem röm. Kaiser Trajan (= Nebukadnezar). Dann würde die durch die J., d. i. die Judenschaft, herbeigeführte Katastrophe des Holofernes den Untergang des Quietus abbilden, welchen Hadrian zu Gunsten der Judenschaft ermorden ließ. Die Heldenthat der J. ist vielfach künstlerisch dargestellt und unter andern von Hebbel in einer gleichnamigen Tragödie «Judith» (Hamb. 1841; 2. Aufl. 1873) dramatisch behandelt worden. Horace Vernet hat in seinem berühmten Gemälde J. und Holofernes (im Louvre zu Paris) den Moment nach der That dargestellt.

Judith, zweite Gemahlin des Kaisers Ludwig des Frommen seit 819, war eine durch Schönheit und Bildung ausgezeichnete Frau aus dem Hause der Welfen. Sie ward 13. Juni 823 die Mutter des spätern Königs Karl (des Kahlen) und die Ursache zahlreicher Wirrnisse im Frankenreiche, da sie auch diesem jüngsten Sohne Ludwigs einen Anteil am Erbe gleich den ältern aus dessen früherer Ehe zu verschaffen suchte. Man warf ihr auch ein ehebrecherisches Verhältnis zu dem am Hofe einflußreichen Grafen Bernhard von Septimanien vor; jedoch gelang es ihr durch einen Reinigungseid 831 die Gegner zum Schweigen zu bringen. Wiederholt

von den aufrührerischen Stiefsöhnen gefangen, wurde sie stets durch mächtige Freunde befreit. Ihr Rat bestimmte nach dem Tode ihres Gemahls 840 ihren Sohn, sich mit Ludwig dem Deutschen gegen den ältesten Stiefbruder, den Kaiser Lothar, zu vereinigen; sie selbst führte den Verbündeten Hilfstruppen zu und half so mit zu dem Ausgang der großen Schlacht bei Fontenoy 841, welche die schließliche Teilung des Frankenreichs zur Gewißheit machte. Sie starb 19. April 843 in Tours.

Judith, Tochter des Herzogs Arnulf von Bayern, wurde um 938 von Otto I. dem Großen mit seinem Bruder Heinrich vermählt, welchem er, als J.s Vaterbruder Berthold 23. Dez. 945 starb, das Herzogtum Bayern übertrug. Nach dem Tode Heinrichs (1. Nov. 955) trat sie in das Kloster Niedermünster in Regensburg und starb hier 987. Von ihren Kindern erbte Heinrich II. der Zänker das Herzogtum des Vaters, Hedwig wurde die Gattin des Herzogs Burkhard von Schwaben und Gerberga Äbtissin von Gandersheim. [wesen.

Judizialdepositorium, s. unter Depositen-

Judizieren, s. unter Judicium.

Juel (Jens), dän. Porträtmaler, geb. 12. Mai 1745 im Kirchspiele Gamborg auf Fünen, bildete sich in Hamburg, Kopenhagen, Rom, Paris und Genf zum Maler aus, erhielt 1784 eine Professur an der Kunstakademie in Kopenhagen und starb 27. Dez. 1802. Die meisten seiner Werke finden sich in den dän. Galerien; einige auch im Auslande, z. B. das Bild des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar in der weimarischen Bibliothek. Auch als Landschaftsmaler leistete J. Vorzügliches.

Juel (Niels), berühmter Admiral Dänemarks, geb. 8. Mai 1629 in Kopenhagen, studierte auf der Akademie von Soröe und begab sich 1650 nach Frankreich und Holland, um dort nautische Theorie zu studieren. Bei Ausbruch des Kriegs zwischen Holland und England trat er in holländ. Dienste, nahm an dem ruhmvollen Seezuge von 1652 bis 1654 unter Tromps Oberbefehl teil und begleitete De Ruiter auf dessen Zug gegen die Barbareskenstaaten in das Mittelmeer; 1656 nach Dänemark zurückgekehrt, wurde er in dem Kriege Dänemarks gegen Schweden 1659 zum Geschwaderchef ernannt und zeichnete sich unter dem Oberbefehl De Ruiters, den Holland mit einer Flotte zu Hilfe geschickt, bei der Belagerung von Kopenhagen aus. Dem Friedensschluß von 1660 folgte 1675 ein neuer Krieg mit Schweden, in dem J. eine Hauptrolle spielte. Nachdem er 1676 mehrere Kreuztouren in der Ostsee gemacht, segelte er an der Spitze einer Flotte von 18 Schiffen nach Gottland, landete und bemächtigte sich der Insel, die von den mitgeführten Landtruppen besetzt wurde. Schweden rüstete infolge dessen eine mächtige Flotte von 44 Linienschiffen. J., dessen Flotte sich inzwischen auf 25 Schiffe vermehrt hatte, traf 4. Juni 1676 den Feind zwischen Bornholm und Rügen und zwang ihn zum Rückzug. Der König ernannte ihn hierauf zum Gouverneur von Gottland und sandte ihm eine Verstärkung von 9 Schiffen. Am 11. Juni kam es abermals bei der Insel Öland zur Schlacht, in der die schwed. Flotte in die Flucht geschlagen wurde. Im folgenden Jahre schlug J. in der Nähe von Warnemünde den schwed. Admiral Sjoeblad und lieferte dann 1. Juli 1677 die denkwürdige Seeschlacht in der Köge-bucht, wodurch er seinen Hauptruhm begründete. Die Schweden waren 36, die Dänen 25 Schiffe stark, trotzdem wurden erstere geschlagen, J. nahm ihnen 7 Schiffe, verfolgte sie bis Bornholm und zerstörte noch 3 Schiffe. Nach dem Kriege schenkte der König J. für sich und seine Nachkommen die Insel Taasing in der Nähe von Fünen. J. starb 8. April 1697 in Kopenhagen.

Ein Bruder J.s, Jan J., war ebenfalls Seeoffizier, kämpfte mehrfach unter seines Bruders Befehl, avancierte bis zum Vizeadmiral und war 1679 Bevollmächtigter Dänemarks bei dem Friedensschluß zu Lund. [Planeten.

Juewa, der Name des 139. Asteroiden. (S. u.

Juften oder Juchten (frz. cuir de Russie, engl. Russian leather), ein sehr festes, dichtes und geschmeidiges, mit Birkenteeröl eingeriebenes, daher stark riechendes Rinds- oder Roßleder, das früher ausschließlich in Rußland bereitet wurde, jetzt aber auch in andern Ländern, besonders in Österreich, fabriziert wird und, rot oder schwarz gefärbt, teils als Oberleder zu Stiefeln und Schuhen, teils zu Galanteriewaren, Bucheinbänden, Riemer- und Portefeuillearbeiten Verwendung findet. Über die Bereitung s. unter Lederfabrikation.

Jug, rechtsseitiger Nebenfluß der Suchona im russ. Gouvernement Wologda, 463 km lang, hat einen sehr geschlängelten Lauf und ein sehr verwildertes Bett, sodaß die Schiffahrt bei der reißenden Strömung des Flusses nicht gefahrlos ist. Bedeutendster Nebenfluß ist rechts die schiffbare Lusa.

Jugo (frz.), Richter; J. consulaire, Handelsrichter; Grand-J., im ersten franz. Kaiserreich soviel wie Justizminister; J. de paix, Friedensrichter. [(physiol.), Bd. I, S. 492a.

Jugend, jugendliches Alter, s. unter Alter

Jugendschriften haben die Aufgabe, der Jugend eine unterhaltende und bildende Lektüre zu bieten. Eine besondere, ausdrücklich für die Jugend bestimmte Litteratur hat sich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. unter dem Einfluß des Philanthropinismus gebildet. In diese Zeit gehören der «Kinderfreund» von Christian Felix Weiße, der in den Jahren von 1776 bis 1782 in 24 Bänden erschien, und Joachim Heinrich Campes Kinderschriften. An sie reihte sich Christ. Gotthold Salzmann mit seinem «Joseph Schwarzmantel» (1810), Kaspar Friedrich Lossius mit «Gumal und Lina» (1795—1800), Jakob Glatz mit «Rosaliens Vermächtnis». Der moralisierenden Richtung huldigten unter andern auch Wagnitz' «Moral in Beispielen» und K. Fr. Thiemes «Gutmann», sowie die zahlreichen Schriften von Meyner (Sanguin). Mit besonderer Anerkennung ist aus jener Zeit J. A. C. Löhr hervorzuheben, dessen «Kleine Plaudereien für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen» A. F. C. Vilmar neu herausgegeben hat. Eine neue Richtung schlugen ein Friedrich Jacobs («Alwin und Theodor», «Rosaliens Nachlaß», «Feierabende in Mainau» u. s. w.), namentlich aber die Gebrüder Grimm mit ihren «Kinder- und Hausmärchen» und Christoph von Schmid, der Verfasser der «Ostereier». Durch zahlreiche romanartige Jugendschriften haben sich in neuester Zeit am meisten Gustav Nieritz, Franz Hoffmann und O. W. von Horn bekannt gemacht. Unter den didaktischen Jugendschriften sind hervorzuheben B. G. Niebuhrs «Heroengeschichten», K. Fr. Beckers «Erzählungen aus der alten Welt», G. Schwabs «Sagen des klassischen Altertums», Grubes «Biographien aus der Naturgeschichte». Masius' «Naturstudien» u. a.

Digitized by Google

Anzureihen sind hier Masius, «Des Knaben Lust und Lehre», Thekla von Gumpert, «Töchteralbum» und «Herzblättchens Zeitvertreib», F. Hoffmann, «Neuer deutscher Jugendfreund», die jährlich erscheinen, und die in kürzern Perioden erscheinenden Zeitschriften für die Jugend, namentlich «Deutsche Jugend» von Lohmeyer (Lpz., seit 1872). Eine große Zahl von J. ist mit Illustrationen versehen, ja bei manchen sind diese die Hauptsache. Zu erwähnen sind in dieser Beziehung namentlich die Fabeln von Hey, mit den Illustrationen von O. Speckter, und Heinrich Hoffmanns «Struwwelpeter», an den sich eine ganze Struwwelpeter-Litteratur angeschlossen hat.

Vgl. Bernhardi, «Wegweiser durch die deutschen Volks- und J.» (Lpz. 1852); Hopf, «Mitteilungen über J. an Eltern und Lehrer» (5. Aufl., Nürnb. 1874); Merget, «Geschichte der deutschen Jugendlitteratur» (3. Aufl., Berl 1882); «Kritische Jugendschriftenverzeichnisse», herausgegeben vom Pädagogischen Verein in Berlin; der Artikel «Jugendlektüre, Jugendlitteratur» in Schmids «Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens».

Jugendspiegel (von Bernhardi), s. unter Geheimmittel.

Jugendwehren nennt man die militärisch organisierten Verbände von Schülern. Durch die Errichtung von J. gedachte man den kriegerischen Geist schon früher und vor der Erreichung des militärpflichtigen Alters zu wecken und die ganze männliche Bevölkerung wirklich wehrfähig zu machen, auch erwartete man, daß die eigentliche militärische Ausbildung durch die in den J. bereits empfangene Vorbereitung des Ersatzes erheblich erleichtert und daß deshalb die Dauer der aktiven Dienstpflicht verkürzt werden würde. Diese Erwartungen haben sich indessen nicht erfüllt, und gegenwärtig ist man ziemlich allgemein zu der Erkenntnis gekommen, daß nicht die Einübung der männlichen Jugend in taktischen Bewegungen oder in der Handhabung der Waffen, sondern deren körperliche Entwickelung durch Turnen und deren Gewöhnung an Ordnung und Gehorsam das Mittel bieten, schon während des Knaben- und Jünglingsalters durch die Schule die Wehrhaftigkeit und die späterhin im Heere stattfindende militärische Ausbildung zu fördern. Wo die Wehrverfassung auf dem Milizsystem beruht und die allgemeine Volksbewaffnung angestrebt wird, mögen J. unter Umständen einigen Nutzen gewähren, deshalb findet man in den größern Städten der deutschen Kantone der Schweiz J., welche dort Kadettenkorps genannt werden. In Süddeutschland, namentlich in Württemberg, entstanden infolge der 1859 drohenden Kriegsgefahr ebenfalls J., welche indessen bald nach den Ereignissen des J. 1866 und infolge der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wieder eingegangen sind. In Frankreich sind seit 1878 ähnliche Einrichtungen mit staatlicher Unterstützung ins Leben gerufen worden, und namentlich in Paris aus den Schülern der öffentlichen Schulen für jeden Stadtbezirk ein Schülerbataillon aufgestellt worden. Die größern Städte Frankreichs sind diesem Beispiel gefolgt, der Unterrichtsminister hat einigen Schülerbataillonen Fahnen verliehen und der Kriegsminister beauftragte geeignete Offiziere mit deren Ausbildung und überwies anfänglich auch eine Anzahl Gewehre, welche jedoch 1881 wieder zurückgefordert worden sind. Die Schüler sind gleichmäßig bekleidet und ausgerüstet, wozu die Gemeindekassen den Bedürftigen Beihilfen gewähren. Vgl. «Vier Preisschriften über die Vereinigung der militärischen Instruktion mit der Volkserziehung» (Bern 1863); «Jugendwehr und Turnen» (Salzb. 1876); Walcker, «Notwendigkeit einer militärischen Jugenderziehung» (Lpz. 1873); derselbe, «Ein preuß. Unterrichtsgesetz oder ein Reichsgesetz über die militärische Jugenderziehung» (Berl. 1877).

Jugenheim, Dorf in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Bensheim, an der Bergstraße, 3 km östlich von Bickenbach, ist Sitz einer Oberförsterei und klimatischer Kurort, hat eine Starkefabrik und eine Ölmühle und zählt 1003 E.; dabei das Schloß Heiligenberg des Prinzen Alexander von Hessen mit Park und die Burgruine Bickenbach.

Jugĕrum, im alten Rom die Einheit des Flächenmaßes, ein Rechteck von 240 röm. Fuß Länge und 120 Fuß Breite = 28800 röm. Quadratfuß = 2518,88 qm. 200 jugera bildeten eine centuria = 50,377 ha.

Juggurnauth, s. Dschaggarnath.

Juglandeen (Juglandeae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 30 Arten, die in der nordl. gemäßigten Zone der Alten und Neuen Welt verbreitet sind und in den Tropengegenden Asiens und Amerikas nur im Hochgebirge vorkommen. Es sind hohe Bäume mit festem Holze und breiten, unpaarig gefiederten Blättern. Die männlichen Blüten stehen in Kätzchen, die weiblichen stehen einzeln oder in geringer Anzahl beisammen an den Enden von Zweigen. Der Fruchtknoten ist unterständig und trägt auf seinem Scheitel zwei fleischige etwas zurückgekrümmte Narben. Die Frucht ist eine Steinfrucht mit fleischiger Umhüllung und zweilappiger Schale. Von den meisten J. werden die Früchte gegessen (s. Carya. Juglans) und auch wegen ihres Gehalts an Öl technisch verarbeitet; von vielen Arten wird auch das Holz in der Möbeltischlerei benutzt.

Juglans *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Juglandeen. Man kennt gegen acht Arten, die in der nordl. gemäßigten Zone Asiens, Europas und Amerikas vorkommen. Es sind Bäume mit großen, abwechselnd gestellten, unpaarig gefiederten Blättern von eigentümlich aromatischem Geruch, hängenden, dicken, grünlichen Kätzchen mit männlichen Blüten, welche sich an der Spitze der vorjährigen Triebe aus blattlosen Knospen zur Zeit des Laubausbruchs entwickeln, einzeln oder zu mehrern beisammenstehenden weiblichen Blüten, welche an der Spitze der neuen Triebe stehen und einen unterständigen Fruchtknoten und große, fleischige, rote Narben besitzen. Die Frucht ist eine einkernige, von einer fleischig lederartigen, ungenießbaren Schale umgebene Steinfrucht, deren beinharte zweiklappige Kernschale einen zweilappigen, wulstigen, wohlschmeckenden Samen umschließt. Die bekannteste Art ist der gemeine Walnußbaum (J. regia *L.*). Einheimisch ist derselbe im südöstl. Europa in den Gegenden um das Kaspische Meer, ferner in Japan und Nordchina, vielleicht auch im nordwestl. Indien. Er wird vorzüglich in der südl. Hälfte Europas kultiviert, in milden, geschützten Lagen auch in Norddeutschland, Norwegen, Schweden u. s. w. Im Süden Italiens beginnt er am Gebirge erst bei 1300 m; auf der Südseite der Alpen liegt seine Höhengrenze bei 950—1150, auf der Nordseite bei 800—1000, in den Vogesen bei 650 m.

Digitized by Google

Stellenweise verwildert, kleine Wälder bildend, kommt er vor in Slawonien, der Banater Militärgrenze, Siebenbürgen, am Fuße des Bihariagebirges in Ungarn u. s. w. Er zeichnet sich durch eine sehr tiefgehende und weit ausstreichende Bewurzelung, eine umfangreiche, breitgewölbte Krone, kahle Blätter mit sitzenden, ganzrandigen Fiederblättchen und eine kahle, zuletzt braungrüne Fruchtschale aus. Der Baum verlangt zu seinem Gedeihen einen humusreichen, feuchten, tiefgründigen Boden und bei uns eine milde Lage, da er harte Winter nicht gut verträgt und namentlich durch Spätfröste sehr leidet. Man vermehrt den Nußbaum durch Aussaat der Nüsse und veredelt die erhaltenen Wildlinge später durch Okulieren. Seine Früchte (Walnüsse oder Welsche Nüsse) werden unreif in Zucker eingemacht gegessen, sind reif und von der fleischigen Schale befreit ein beliebtes Obst. Die Samen (Kerne) sind besonders nach der Entfernung der dünnen sie bedeckenden Haut wohlschmeckend und enthalten eine Menge fettes Öl (Nußöl). Sonst haben alle Teile des Baums einen scharfen bittern Geschmack und starken Geruch. Man pflegt deshalb mit den frischen Blättern die Pferde zu reiben, um sie vor Stechfliegen zu schützen. Offizinell sind die grünen fleischigen Schalen und die Blätter. Letztere und ebenso die Rinde geben eine sehr dauerhafte schwarzbraune Farbe. Der Stamm des Baums liefert ein schönes, hartes, dunkelbraunes Holz, das zu den besten europ. Tischlerhölzern gehört, jedoch von dem des schwarzen Walnußbaums (J. nigra *L.*) an Schönheit und Härte übertroffen wird. Dieser ist heimisch in den östl. Staaten Nordamerikas und in Texas, wird in Europa viel als Parkbaum angepflanzt; er unterscheidet sich von dem gemeinen Walnußbaum leicht durch die unterseits behaarten, kurzgestielten und gesägten Fiederblättchen des Blattes und durch schwarze Fruchtschalen, die Frucht ist länglichrund. Auch der in Canada und den östl. und mittlern Staaten Nordamerikas heimische graue Walnußbaum (J. cinerea *L.*) wird in Europa viel als Parkbaum angepflanzt; er hat gesägte, beiderseits behaarte Blättchen und eine längliche zugespitzte Steinfrucht.

Jugorische Straße, s. u. Karisches Meer.

Jugular (neulat.), die Kehle betreffend; Jugulation, Erdrosselung.

Jugum (lat.), Joch (s. d.).

Jugurtha, König von Numidien, der Sohn des Mastanabal, eines unehelichen Sohnes des Masinissa, erhielt an dem Hofe seines väterlichen Oheims Micipsa, der dem Masinissa in der Herrschaft über Numidien folgte, eine so sorgfältige Erziehung wie dessen eigene Söhne Adherbal und Hiempsal. Er war schön und stark von Körper, mit großen Talenten begabt und bildete sich früh zum Krieger. Vor Numantia, wohin ihn Micipsa, der ihn zu fürchten begann, 134 v. Chr. den Römern zu Hilfe geschickt hatte, erwarb er sich durch Klugheit und Tapferkeit deren und ihres Feldherrn, des jungen Scipio, Achtung und Freundschaft. Als er zurückgekehrt war, suchte ihn Micipsa durch Güte zu fesseln, nahm ihn an Kindesstatt an und erklärte ihn mit seinen Söhnen zum gemeinschaftlichen Erben seiner Krone. J.s kein Mittel scheuende Herrschsucht zeigte sich bald nach Micipsas Tode. Bereits 117 v. Chr. ließ er den Hiempsal ermorden; Adherbal aber floh vor ihm nach Rom. Der dahin durch J. geschickte Gesandte gewann durch Bestechung der größten Teil des Senats. Die röm. Gesandtschaft, die unter Lucius Opimius nach Numidien zur Ordnung der Verhältnisse geschickt wurde, entschuldigte, von ihm gewonnen, Hiempsals Ermordung und gab bei der Teilung Numidiens zwischen Adherbal und J. diesem die bessere Hälfte. Nach ihrer Abreise fiel J. wieder in Adherbals Gebiet ein, eroberte, obwohl zweimal durch die Römer von der Belagerung abgemahnt, 112 die Stadt Cirta, in die er den Adherbal eingeschlossen hatte, und ließ diesen sowie die dort ansässigen Römer grausam töten. Da setzte der Tribun Memmius es in Rom durch, daß J. der Krieg erklärt wurde, den der Konsul Lucius Calpurnius Piso Bestia und sein Legat, der Konsular Marcus Ämilius Scaurus, mit Erfolg führten, bis sie beide von J. durch Bestechung gewonnen wurden. Doch ward der Friede in Rom nicht bestätigt, J. vielmehr auf den Antrag des Memmius nach Rom vor das Gericht des Volks beschieden. Zwar stellte er sich; als er sich aber verantworten sollte, legte ihm der Tribun Cajus Bäbius, den er erkauft hatte, Stillschweigen auf und vereitelte so eine Entscheidung der Sache. J. trieb seinen Übermut in Rom so weit, daß er den Massiva, einen unehelichen Sohn des Gulussa, Bruders des Micipsa, in welchem er einen Nebenbuhler durch Gunst der Römer fürchtete, ermorden ließ. J. verließ jedoch Rom unter sicherm Geleit. Der Krieg gegen ihn wurde 110 vom Konsul Spurius Postumius Albinus ohne Erfolg fortgesetzt; ja nach dessen Abreise gelang es dem J., zu Anfang des J. 109 des Konsuls Bruder, Aulus Postumius, samt dem Heere einzuschließen und durchs Joch gehen zu lassen. Quintus Cäcilius Metellus, der nun als Konsul nach Numidien kam, blieb allen Bestechungskünsten unzugänglich. J. wurde von diesem im J. 109 in der Schlacht am Flusse Muthul geschlagen und 108 nach einer zweiten Schlacht und der Eroberung von Thala genötigt, zum mauretanischen Könige Bocchus zu flüchten. Nachdem Metellus auf den Betrieb des Marius zurückberufen worden, führte dieser den Krieg wider J. und Bocchus. Nach einigen Erfolgen der Römer über J. allein und sodann auch, als Bocchus sich mit J. vereinigt hatte, über beide Könige lieferte Bocchus den J. an Sulla, damals Quästor des Marius, aus. Bei dem Triumph, den Marius 1. Jan. 104 in Rom feierte, wurde J. als Gefangener aufgeführt, dann in den Kerker geworfen und dem Hungertode preisgegeben. Eine Geschichte des Jugurthinischen Kriegs schrieb Sallustius (s. d.).

Jühlke (Joh. Bernh. Ferd.), ausgezeichneter Kunstgärtner, geb. 1. Sept. 1815 zu Barth (Pommern), wurde im botan. Garten zu Greifswald ausgebildet und kam 1834 als akademischer Gärtner an die staats- und landwirtschaftliche Akademie zu Eldena. In Verbindung mit dem Botaniker Langethal entwarf er die Pläne für den zu begründenden botan. Garten, richtete Baumschulen, Versuchskulturen u. s. w. ein und gründete 1845 den Gartenbauverein für Neuvorpommern und Rügen. Im J. 1846 wurde er in das Lehrerkollegium der Akademie aufgenommen, 1854 zum königl. Garteninspektor ernannt und mit der Leitung der akademischen Versuchsstation, 1857 vom Ministerium mit der Bearbeitung der Nivellements- und Gartenpläne für die landwirtschaftliche Akademie Waldau betraut. Nach Ankauf einer Handelsgärtnerei in Erfurt schied

Digitized by Google

er 1858 aus dem Staatsdienste, wurde aber 1864 zum königl. Gartenbaudirektor ernannt und 1866 Hofgartendirektor in Sanssouci.

Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Über die Stellung der Botanik zur Landwirtschaft und zum Gartenbau« (Erfurt 1865), »Die Hilfsmittel zur Verbesserung der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen« (Berl. 1868), »Gartenbuch für Damen« (3. Aufl., Berl. 1876).

Juif errant (frz.), der Ewige Jude.

Juigalpa, Ortschaft im Depart. Chontales (s. d.) der Republik Nicaragua.

Juist, Nordseeinsel in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Aurich, Kreis Emden, eine der sieben Düneninseln, 12 km von der Küste Ostfrieslands, 6 qkm groß, mit 170 E., einer Rettungsstation für Schiffbrüchige und kleinem Seebad. Vgl. Brandt, »Insel und Seebad J.« (Norden 1883).

Jujuben, s. Zizyphus.

Jujuy, die nordwestlichste Provinz der südamerik. Republik Argentina, von 62332 qkm Fläche, mit 66000 E., zerfällt in 18 Departements und grenzt im N. und W. an Bolivia, im S. und O. an die argentin. Provinz Salta. Das mitten in den Cordilleren gelegene Land ist sehr gebirgig. Der dritte Teil wird durch eine 3500—3800 m hohe dürre Hochebene gebildet, die Puna von Jujuy, von schneetragenden Gebirgsketten (Sierra de Cachi, Abra de las Cortaderas) durchzogen und umgeben und Salzseen enthaltend, sowie Asphalt- und Petroleumquellen; auch an sehr reichen, aber nicht ausgebeuteten Metalllagern fehlt es nicht. Viehzucht macht die wichtigste Beschäftigung der Bewohner aus, welche aber auch fleißige Bodenbebauer sind. Die meisten Bewohner sprechen noch jetzt Katschua (quichua).

Die Hauptstadt San-Salvador de Jujuy liegt 1320 km im NNW. von Buenos-Ayres, 300 km im N. von Tucuman, rechts vom Rio Grande de J., in 1230 m Höhe, und hat etwa 3000 E. Die Stadt liegt hübsch, ist aber ein Fiebernest. Der Handel mit Bolivia in Maultieren, Eseln, Mais und Chicha (einem Getränk) ist ansehnlich. J. wurde 1580 gegründet und erhielt 1869 eine sog. Universität.

Juk, eine Summe von 1000 Piastern türk. Courant oder zwei Beuteln Silber.

Jukagiren, Nomadenvolk am nördl. Eismeer, im nordöstl. Sibirien, östlich von den Jakuten und nördlich von den Korjäken, an der Jana, Indigirka, Alaseja, Kolyma und an den Anadyrquellen. Es nennt sich selbst Odul oder Ododomni (»Menschen«) und lebt von der Jagd, namentlich wilder Renntiere, und vom Fischfang; sie betragen gegenwärtig höchstens 1000 Seelen. Ihre Sprache steht in keinerlei verwandtschaftlicher Beziehung zu den nächstangrenzenden Völkern. Vgl. A. F. Rittich, »Die Ethnographie Rußlands« (Gotha 1878).

Jukon oder Kwichpack, in seinem obern Laufe Lewis genannt, Strom im Territorium Alaska an der Nordwestecke Nordamerikas, entspringt im Küstengebirge und mündet nach einem Laufe von 2800 km in den Norton-Sund des Beringsmeers.

Jul, s. unter Julklapp.

Julap (arab.; frz. und engl. Julep, latinisiert Julapium), ein kühlendes Getränk, welches in England und namentlich in Amerika besonders beliebt ist. Man bereitet namentlich Pfefferminz- und Ananas-Julep. Früher war J. auch die Bezeichnung für eine Arzneiform von dünnerer Konsistenz als der Saft.

Julfest, s. Julklapp.

Jülg (Bernh.), Philolog und Sprachforscher, geb. 20. Aug. 1825 zu Ringelbach im Großherzogtum Baden, erhielt seine Vorbildung auf den Gymnasien zu Offenburg und Mannheim und widmete sich 1844—48 auf den Universitäten zu Heidelberg und Berlin dem Studium des klassischen Altertums und der vergleichenden Sprachforschung. Nachdem J. 1848—51 in Heidelberg, Freiburg und Rastatt als Gymnasiallehrer fungiert hatte, wurde er 1851 außerord. Professor der klassischen Philologie in Lemberg, wirkte dann 1853—63 als ord. Professor dieser Wissenschaft an der Universität zu Krakau und fungiert in gleicher Eigenschaft seit 1863 zu Innsbruck. Neben der vergleichenden Sprachwissenschaft, wobei er außer dem Sanskrit meist das Studium der ostasiat. Sprachen im Auge hat, liegt er auch der vergleichenden Sagenforschung ob. Von J.s wissenschaftlichen Publikationen sind die wichtigsten: »J. S. Vaters Litteratur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde« (2. Aufl., Berl. 1847), »Die Märchen des Siddhikür« (Lpz. 1866), »Mongol. Märchen« (Innsbr. 1867), »Mongol. Märchensammlung. Mongolisch und deutsch« (Innsbr. 1868; die deutsche Übersetzung auch besonders: »Mongol. Märchen«, Innsbr. 1868), »Die griech. Heldensage im Widerschein bei den Mongolen« (Lpz. 1869), »Über Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft« (Innsbr. 1868), »On the present state of Mongolian researches« (Lond. 1882).

Juli, Monat, s. Julius.

Julia, der Name des 89. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Julia, die einzige Tochter des Kaisers Augustus von dessen zweiter Gemahlin Scribonia, geb. 39 v. Chr., ausgezeichnet durch Schönheit, Geist, Bildung und Leutseligkeit, wurde im J. 25 an des Augustus Schwestersohn Marcus Claudius Marcellus, nach dessen Tode im J. 22 an Marcus Vipsanius Agrippa verheiratet, dem sie drei Söhne und zwei Töchter gebar. Ihre Stiefmutter Livia, die ihr feindlich gesinnt war, weil sie durch sie ihre Pläne für ihren eigenen Sohn Tiberius gefährdet sah, bewog nach des Agrippa Tode den Augustus, seine Tochter im J. 11 an Tiberius zu vermählen, um diesem die Hoffnung auf Nachfolge in der Herrschaft zu sichern. Die Ehe bestand, trotz gegenseitigen Widerwillens der Gatten, bis zum J. 2 v. Chr., wo Augustus plötzlich dem Senate anzeigen ließ, daß seine Tochter sich so weit vergessen habe, das Forum zum Schauplatz ihrer nächtlichen Ausschweifungen zu machen, und sie nach der Insel Pandateria (jetzt Vandotena) bei Neapel verbannte. Mehrere angesehene Männer, die als ihre Buhlen bezeichnet wurden, erlitten Verbannung oder den Tod. Es scheint sicher, daß Livia, um ihren Haß zu befriedigen, durch übertriebene Schilderung der Vergehungen der J., von denen sie an sich nicht freigesprochen werden kann, und durch die unwahre Beschuldigung, daß an diese Vergehungen sich Verbindungen gegen die Herrschaft und das Leben des Augustus knüpften, diesen, der seine Tochter immer zärtlich geliebt hatte, zu dem raschen Schritte gegen dieselbe bewog. Von Pandateria wurde J. später nach Rhegium (Reggio) geführt, wo sie, von Tiberius in Mangel und Dürftigkeit gelassen, 14 n. Chr.

Digitized by Google

ſtarb, bald nachdem Tiberius ihren Sohn Agrippa hatte töten laſſen. Ihre beiden andern Söhne, Cajus und Lucius Cäſar, waren ſchon der erſtere 4, der zweite 2 n. Chr. geſtorben. Ihre Töchter überlebten ſie. Die ältere, Julia, ſtarb 28 n. Chr. auf der Inſel Trimerus (jetzt eine der Tremiti-Inſeln) an der apul. Küſte, wohin ſie 20 Jahre früher wegen Ehebruchs von Auguſtus verbannt worden war; die jüngere, Agrippina (ſ. d.), ſtarb im J. 33, durch Tiberius nach Pandateria verbannt.

Julia Domna, röm. Kaiſerin, geb. zu Emeſa, wurde 187 die Gattin des ſpätern Kaiſers L. Septimius Severus, dem ſie 188 zu Lyon den Baſſianus (Caracalla), 189 zu Mailand den Geta gebar. Nach des Septimius Tod (211) ſtellte ſie ihr Sohn Caracalla, der neue Kaiſer, an die Spitze ſeiner Kanzlei. Als dieſer in Aſien den Tod gefunden hatte (217) und ſein Nachfolger Macrinus ſie vom Hoflager und aus Antiochia nach ihrer Heimat verwies, ſuchte ſie freiwillig den Tod.

Julianehaab (haab, ſpr. -hob, heißt Hoffnung), der ſüdlichſte Diſtrikt in Südgrönland, reicht von der Südſpitze, Kap Farewell, 280 km weit nach N., hat (1878) 39 europ. und 2577 eingeborene E.; die Kolonie Julianehaab zählt 223 E.

Julianiſches Jahr iſt der von Julius Cäſar in ſeinem Kalender (ſ. d.) verwendete Anſatz des Sonnenjahres oder der Zeit, welche von einem Frühlingsäquinoktium bis zum nächſten vergeht. Sie beträgt in Wirklichkeit 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 47,8 Sekunden. Da aber Bruchteile eines Tags für die bürgerliche Zeitrechnung nicht zu verwenden ſind, ſetzte Cäſar, wie ſchon die alten Ägypter, das Jahr zu 365 Tagen an und bildete aus dem Plus einen alle vier Jahre einzuſchiebenden Schalttag; dieſes Plus iſt aber wieder ungenau zu 6 Stunden, alſo zu groß, angenommen und die Ungenauigkeit ſummierte ſich im Laufe der Zeit allmählich ſo ſehr, daß man bei der Kalenderreform von 1582 ſich veranlaßt ſah, um ſie auszugleichen, 10 Tage auszulaſſen und auf den 4. Okt. ſogleich den 15. folgen zu laſſen.

Julianiſcher Kalender, ſ. unter Kalender.

Julianiſche Periode heißt eine von Juſtus Scaliger (geſt. 1606) zur Ausgleichung der verſchiedenen Zeitrechnungsſyſteme erfundene Univerſalära, deren Anfang er auf das Jahr 4714 v. Chr. ſetzte. Sie gewann, weil alle andern Ären ſich ihr leicht anpaſſen laſſen, ſchnell eine große Verbreitung in wiſſenſchaftlichen Werken, kam jedoch gegenüber der vom Jeſuiten Riccioli im 17. Jahrh. aufgebrachten Weiſe, die Jahre vor Chriſtus rückwärts zu zählen, ebenſo raſch wieder in Vergeſſenheit.

Julianiſten, Partei der Monophyſiten (ſ. d.).

Julianus (Flavius Claudius), röm. Kaiſer, 361—363 n. Chr.; von den Chriſten wegen ſeines Rücktritts vom Chriſtentum Apoſtäta, d. i. der Abtrünnige, benannt, war 331 geboren und der Sohn des Julius Conſtantius, eines Bruders Konſtantins d. Gr. Als nach des letztern Tod 337 deſſen Söhne ihre meiſten Verwandten aus dem Wege räumen ließen, wurden J. und ſein Bruder Gallus verſchont. Beide erhielten 345—351 auf einem Schloſſe in Kappadocien eine mönchiſche Erziehung, welche in J. einen zähen Widerwillen gegen das Chriſtentum hervorrief. Dagegen erweckten ſeit 351 ſeine Studien zu Nikomedia bei ihm eine leidenſchaftliche Liebe zur griech. Poeſie und Philoſophie, vornehmlich der neuplatoniſchen. Der Gunſt der Euſebia, der Gemahlin ſeines Vetters Conſtantius II., hatte er es zu danken, daß er ſeine Studien in Athen 355 fortſetzen durfte und daß er von Conſtantius 6. Nov. 355 zu Mailand zum Cäſar ernannt und nach Gallien geſchickt wurde, um dieſes Land gegen die Einfälle der german. Völker zu ſchützen. Die Alamannen wurden von ihm namentlich in der Schlacht bei Argentoratum (Straßburg) 357 geſchlagen, die Franken zum Frieden genötigt, und dreimal ging er, die Feinde zu ſchrecken, über den Rhein. Auch für die innere Verwaltung Galliens wirkte er wohlthätig durch gute Rechtspflege und verſtändige Finanzwirtſchaft. Im März 360 riefen ihn ſeine Truppen, deren teilweiſe Entſendung nach dem Orient der eiferſüchtige Conſtantius verlangt hatte, zu Paris zum Auguſtus aus. Als ſein Verlangen, als ſolcher für Gallien von Conſtantius anerkannt zu werden, von dieſem zurückgewieſen worden, brach im Mai 361 J. mit ſeinem Heere aus Gallien auf und drang bis Naiſſus in Moſien vor, wo er die Nachricht von des Conſtantius 3. Nov. 361 in Cilicien erfolgtem Tod erfuhr. Als Alleinherrſcher ſchaffte er nun viele Mißbräuche ab und linderte, namentlich durch Beſchränkung des Hofſtaats, die Steuerlaſt des Volks. Dagegen trat er öffentlich Ende 361 in Konſtantinopel vom Chriſtentum zum Heidentum zurück, ſuchte das letztere ſittlich und geiſtig neu zu beleben und den Chriſten Abbruch zu thun. Um den von Conſtantius auf ihn vererbten Krieg gegen die Perſer glücklich zu enden, machte er 362 zu Antiochia große Rüſtungen und drang 363 bis Kteſiphon und weiter über den Tigris vor. Mangel an Lebensmitteln nötigte ihn zum Rückzuge, auf welchem er von den Feinden verfolgt wurde und an einer im Treffen erhaltenen Wunde 26. Juni 363 ſtarb. Jovianus, der von den Truppen als ſein Nachfolger ausgerufen wurde und im Febr. 364 ſtarb, rettete das Heer durch einen ſchimpflichen Frieden, den er mit den Perſern ſchloß, und hob die Verordnungen des J. gegen das Chriſtentum wieder auf.

Der Rücktritt des J. zum Heidentum, um deſſentwillen ihn namentlich die Kirchenväter ſeiner Zeit in den ſchwärzeſten Farben malen, erklärt ſich aus dem Bildungsgange ſeiner Jugend, aus ſeiner durch heidniſche Rhetoren genährten phantaſtiſchen Frömmigkeit und aus dem Haß gegen ſeinen Vetter Conſtantius. Geſchichtlich bedeutſam iſt dieſer Rücktritt als der letzte Verſuch, dem Chriſtentum ein zum Teil mit deſſen eigenen Mitteln reformiertes Heidentum im Stil des Neuplatonismus gegenüberzuſtellen. J. trat ſelbſt als Redner und Schriftſteller auf und kämpfte gegen das Chriſtentum mit den Waffen ſeines glänzenden, ebenſo ſcharfſinnigen als phantaſtiſchen Geiſtes. Verloren ſind von ſeinen Schriften die Gedichte, die Geſchichte ſeiner Feldzüge gegen die Germanen und, bis auf die Stellen, die in des Biſchofs Cyrillus Widerlegung aufgenommen ſind, ſeine Schriften gegen das Chriſtentum. Die noch erhaltenen Schriften des J. tragen das Gepräge der damaligen Sophiſtik und zeichnen ſich durch glänzenden Stil, durch Beleſenheit und Witz mehr aus als durch Kraft, Wahrheit und Reichtum an innerm Gehalt. Dieſelben beſtehen teils aus ſophiſtiſchen Aufſätzen, die er Reden nennt, teils aus Briefen, unter denen vornehmlich das Sendſchreiben an die Athener über ſeine Erhebung gegen Conſtantius wertvoll iſt, endlich aus zwei Satiren, die eine, »Caesares«

Digitized by Google

genannt, eine Beschreibung der Saturnalienfeier im Olymp und der Bewirtung der von den Römern vergötterten Kaiser am Tische der Götter, die andere, «Antiochikos» oder «Misopogon», gegen die Antiochier und ihre Verspottung seines cynischen Äußern gerichtet. Seine Werke wurden von Spanheimius (Lpz. 1696) und neuerdings von Hertlein (Bd. 1, Lpz. 1875), die «Epistolae» von Heyler (Mainz 1828) herausgegeben.

Vgl. Neander, «Über den Kaiser J. und sein Zeitalter» (Lpz. 1812; 2. Aufl., Gotha 1867); Strauß, «Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder J. der Abtrünnige» (Halle 1847); die Arbeiten von Mangold (Stuttg. 1862) und Semisch (Bresl. 1862); Rode, «Geschichte der Reaktion des Kaisers J. auf die christl. Kirche» (Jena 1877); Neumann, «Juliani imperatoris librorum contra Christianos quae supersunt» (Lpz. 1880).

Julianus (Marcus Didius Salvius), röm. Kaiser, s. Didius.

Julianus (Salvius), röm. Jurist aus Hadrumetum in Afrika, Prätor unter Hadrian, auf dessen Veranlassung er 132 n. Chr. das Edictum perpetuum abfaßte.

Julias, s. Bethharam und Bethsaida.

Jülich, ein auf dem linken Rheinufer gelegenes, zur preuß. Rheinprovinz gehöriges vormaliges Herzogtum, umfaßt in seiner größten Ausdehnung 4130 qkm mit ungefähr 400000 E. Dasselbe bildete sich zunächst aus dem Jülichgau, der von Grafen verwaltet wurde, die seit dem 11. Jahrh. zum erblichen Besitze ihrer Grafschaft und mit dem Verfall des Herzogtums Niederlothringen, welchem sie untergeben waren, zu reichsunmittelbarer Selbständigkeit gelangten. Unter diesen, den Gerhardingern, zeichnete sich nachmals besonders Graf Wilhelm V. aus, der 1336 vom Kaiser Ludwig IV. in seiner Reichsstandschaft bestätigt und zum Markgrafen und Reichserzträger, welchen letztern Vorzug er jedoch mit Brandenburg teilen mußte, erhoben wurde, auch von Kaiser Karl IV. 1357 den Herzogstitel erhielt. Von seinen Söhnen erheiratete der eine, Gerhard, die Grafschaft Berg (s. d.), der andere, Wilhelm VI., der dem Vater 1362 in J. nachfolgte, die Grafschaft Geldern, welche Ländermassen unter Herzog Adolf 1420 miteinander vereinigt wurden. Der letzte männliche Sproß dieses Fürstenstammes, Wilhelm VIII., hinterließ 1511 sein Land seiner Erbtochter Marie, welche an Johann den Friedfertigen, Herzog von Kleve, verheiratet war. So wurden, als dieser 1521 in Kleve zur Regierung gelangte, J. und Berg, nicht ohne lebhaften Widerspruch von seiten der Albertinischen Linie in Sachsen, die eventuell damit belehnt war, mit Kleve (s. d.) vereinigt. Nach dem Aussterben dieses Cleveschen Fürstenhauses mit Herzog Johann Wilhelm, 25. März 1609, begann der sog. Jülichsche Erbfolgestreit, welcher nach mancherlei Wechselfällen und vorläufigen Vergleichen 1666 definitiv dahin beigelegt ward, daß Kurbrandenburg Kleve nebst Mark und Ravensberg, Pfalz-Neuburg aber das schon seit 1614 in seinem faktischen Besitze befindliche Herzogtum J. nebst Berg erhielt. Sachsen dagegen führte die Titel sämtlicher Länder bis in die neuere Zeit herab fort. Nach dem Erlöschen jener Pfalz-Neuburgischen Linie 1742 gelangte J. samt der übrigen Verlassenschaft derselben an die Pfalz-Sulzbachische, nachmals Kurbayrische Linie und blieb im Besitze derselben, bis es 1801 durch den Lunéviller Frieden an Frankreich abgetreten und zum Depart. Roer geschlagen wurde. Durch den Wiener Kongreß fiel 1814 das Herzogtum J., mit Ausnahme einiger zu Limburg geschlagener Parzellen, Preußen zu und wurde unter die Regierungsbezirke Aachen, Köln und Düsseldorf verteilt. Der Kern desselben ist der Kreis Jülich im Regierungsbezirk Aachen, der auf 318,5 qkm (1880) 42007 meist kath. E. zählt.

Die Stadt Jülich, an der Roer, an den Linien München-Gladbach-Stolberg und J.-Düren der preuß. Staatsbahnen und an der Aachen-Jülicher Bahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Landratsamts, war Festung zweiten Ranges, deren Werke aber 1860 geschleift wurden, hat ein Progymnasium und eine Unteroffizierschule und zählt (1880) 5295 meist kath. E., welche Papier-, Holzstoff-, Leder-, Seifen-, Schirm- und Zuckerfabriken unterhalten. Vgl. Ritter, «Sachsen und der Jülicher Erbfolgestreit» (Münch. 1873).

Julien (Stanislas Aignan), ausgezeichneter franz. Sinolog, geb. 19. Dez. 1799 zu Orléans, widmete sich in Paris dem Studium der griech. Sprache und war bereits 1821 Gails Stellvertreter am Collége de France. Im J. 1824 veröffentlichte er eine Ausgabe des «Raub der Helena» von Koluthos. Um diese Zeit wandte er sich auch dem Studium des Chinesischen zu, erhielt 1832 den Lehrstuhl Abel Remusats am Collége de France und wurde 1833 Mitglied der Akademie der Inschriften. Als Konservator übernahm er 1839 an der königl. Bibliothek zu Paris die Aufsicht über deren ostasiat. Bücherschätze. Seit Okt. 1859 war er Administrator des Collége Impérial de France. J. starb 14. Febr. 1873 zu Paris. Er veröffentlichte eine lat. Übertragung des Philosophen Meng-tsze (2 Bde., Par. 1824—26), übersetzte die beiden Dramen «Tschao-chi-kou-eul» («Der Waise vom Hause Tschao», Par. 1834) und «Hoei-lan-ki» («Der Kreidekreis», Par. 1832), ferner die Romane «Blanche et bleue» (Par. 1834), «Deux filles lettrées» (2 Bde., Par. 1860) und «Ju-kiao-li, ou les deux cousines» (2 Bde., Par. 1863), sowie die der «Avadânas» (3 Bde., Par. 1859), einer Sammlung von Novellen und Fabeln ind. Ursprungs. Schätzbare Beiträge zur Kunde der chines. Philosophie und Religion sind die Übersetzungen des «Livre des récompenses et de peines» (Par. 1835), welches die Lehren der Tao-sze kennen lehrt, und des «Tao-te-king» («Livre de la voie et de la vertu», Par. 1841) von Lao-tseu. Gleich wichtig für die Geschichte und Geographie Indiens wie für die Kenntnis des Buddhismus ist J.s Bearbeitung der «Histoire de la vie de Hiouen-Tsang et de ses voyages» (Bd. 1 u. 2, Par. 1856—58), an welche sich zunächst die Übertragung der «Mémoires sur les contrées occidentales» (Par. 1857) von Hiouen-Tsang und die «Méthode pour déchiffrer et transcrire les mots sanscrits que se trouvent dans les livres chinois» (Par. 1861) anschließen; auch veröffentlichte J. ein «Résumé des principaux traités chinois sur la culture des mûriers et l'éducation des vers à soie» (Par. 1837) und den «Traité sur l'art de fabriquer la porcellaine» (Par. 1856). Der chines. Sprache als solcher ist seine letzte Arbeit «Syntaxe nouvelle de la langue chinoise» (2 Bde., Par. 1869—70) gewidmet.

Julier (gens Julia), Name eines patricischen röm. Geschlechts, das aus Alba Longa stammte und seinen Ursprung von Julus, Sohn des Äneas,

Digitized by Google

herleitete; es trat besonders in den ersten und letzten Jahrhunderten der Republik hervor und die Familie des Julius Cäsar (s. d.), das Julische Kaiserhaus, hatte 31 v. Chr. bis 68 n. Chr. den röm. Kaiserthron inne.

Julier, Paß im schweiz. Kanton Graubünden, verbindet die Thäler Oberhalbstein und Oberengadin. Die Poststraße über den J., 1825 erbaut, ist ein Teil der 84 km langen Postroute Chur-Samaden, welche von Chur südwärts durch das Thal der Rabiusa über Churwalden und Parpan zur Paßhöhe (1551 m) der Lenzerheide ansteigt und sich über Lenz in das tiefe Thal der Albula hinabzieht, das sie bei Tiefenkastel (889 m über dem Meere, 29 km von Chur) erreicht. Von dem Straßenknoten Tiefenkastel steigt die Julierstraße südlich durch das Oberhalbstein (roman. Sur Saß) hinauf, durchbricht den Engpaß am Stein, berührt die Dörfer Schweiningen (roman. Savognin, 1237 m) und Mühlen (roman. Molins, 1461 m) und gelangt durch wilde Felslandschaften nach Stalla (ital. Bivio, 1776 m), wo rechts der schlechte Saumweg über den Septimer (2311 m) ins Bergell abzweigt. Die Julierstraße wendet sich nach Osten und steigt in vielen Windungen zum kleinen Bergwirtshaus Veduta und zur Paßhöhe (2287 m) zwischen den Crutscharöls (2963 m) rechts und Piz Valletta (2923 m) links. Nahe der Paßhöhe, links von den kleinen Julierseen, erheben sich zu beiden Seiten der Straße die ursprünglich zusammengehörenden Stücke des Mannelsteins, zwei rohe Säulen, denen bald kelt., bald röm. Ursprung zugeschrieben wird. Über die Julieralp, zuletzt in scharfen Kehren durch lichten Arvenwald, senkt sich die Straße nach Silvaplana (1816 m über dem Meere, 43 km von Tiefenkastel, 12 km von Samaden), wo sie in die Hauptstraße des Engadin einmündet. Der J., schon zur Römerzeit ein Hauptverkehrsweg der Rätischen Alpen, ist einer der leichtesten und sichersten Alpenpässe.

Julier (Giulio), Münze, s. Paolo.

Juliflorae, s. Amentaceae.

Julifunda, s. Dschulifunda.

Julikäfer, s. unter Laubkäfer.

Julin, s. Vineta.

Juliopolis, späterer Name der Stadt Gordium in Galatien.

Julische Alpen heißen die Gebirge, die sich in der südl. Reihe der Ostalpen, zwischen der Fella, dem Tagliamento und der obern Save ausbreiten. Ihre Hauptgipfel sind der Monte-Canin (2582 m) im W., der Mangart oder Manhart (2678 m) im N. und der Terglou (2861 m) im O. Von N. nach S. wird das Gebiet der Julischen Alpen durch den Predilpaß (1165 m) und das Thal des Isonzo durchschnitten. (S. Alpen 36.)

Julius, Name einer röm. gens. (S. Julier.)

Julius oder Juli, der siebente Monat des Jahres, mit 31 Tagen, war nach der alten Zeitrechnung der Römer, die ihr Jahr mit dem März begannen, der fünfte und hieß dauer Quintilis, bis er zu Ehren des Gajus Julius Cäsar, der in diesem Monat geboren ward, seit 45 v. Chr. den gegenwärtigen Namen erhielt. Nach andern steht der Name mit der Sonnenwende in Beziehung, wie das Julfest nordischer Völker. In allen german. Sprachen heißt der J. «Heumonat», weil gewöhnlich der Schluß der Heuernte in ihn fällt. Im Altfranzösischen hieß der J. «Juignet», d. i. kleiner Juni. Während der ersten zwei Drittel des Monats steht die Sonne im Zeichen des Krebses, während des letzten in dem des Löwen. Als Lostage (s. d.) gelten im J.: Mariä Heimsuchung (2.), Sieben Brüder (10.), St. Margareta (13.) und St. Jakob (25.). Der J. ist in Deutschland meist der heißeste Monat; die Sommerwitterung erreicht gewöhnlich ihre volle Höhe; der Himmel ist im allgemeinen noch heiterer als im Juni, obwohl heftige Gewitter mit starkem Regen nicht selten sind.

Julius hießen drei röm. Päpste:

Julius I. war 336—352 röm. Bischof. Daß auf der Synode von Sardica 343 die Partei des Athanasius J. als Schiedsrichter ansprach, ward, obgleich die Appellation nur seiner Person, nicht seiner Würde galt und von der andern Partei verschmäht ward, später die Hauptstütze der Ansprüche des röm. Stuhls.

Julius II., 1503—13, eigentlich Julianus della Rovere, aus Albizuola, der Neffe Sixtus' IV., wurde von diesem zum Bischof und Kardinal erhoben und bestieg 1. Nov. 1503 den päpstl. Stuhl. Fast seine ganze Regierungszeit füllten Kriege für die Unabhängigkeit und die Vergrößerung des päpstl. Gebietes. Er vertrieb Cesare Borgia (s. d.), eroberte Bologna und andere Städte, that den Herzog von Ferrara in den Bann, brachte das empörte Florenz wieder zur Ruhe und schloß hierauf gegen die Republik Venedig mit dem Kaiser Maximilian I. und dem König Ludwig XII. von Frankreich die Ligue von Cambrai. Kaum aber hatte Venedig ihn durch Abtretung einiger Städte zufrieden gestellt, so vereinigte er sich mit dieser Republik gegen Frankreich zu einem neuen Bündnisse, der Heiligen Ligue, der auch Spanien, England und die Schweiz beitraten. In eigener Person führte er nun den Krieg gegen Frankreich, gegen das er sogar ein türk. Hilfsheer aufbot. Dem von Ludwig XII. und dem Kaiser Maximilian behufs einer Reform des Papsttums 1511 nach Pisa berufenen Konzil stellte er 1512 eine allgemeine Kirchenversammlung im Lateran entgegen. Er starb 21. Febr. 1513. Vgl. Dumesnil, «Histoire de Jules II, sa vie et son pontificat» (Par. 1873); Brosch, «Papst J. II. und die Gründung des Kirchenstaats» (Gotha 1878).

Julius III., 1550—55, hieß eigentlich Gianmaria de' Medici, nannte sich aber nachher del Monte nach dem Stammorte seiner Familie. Er war wegen seines ausschweifenden Lebens berüchtigt. Unter Paul III. 1536 zum Kardinal erhoben, wurde er als Prinzipallegat zum Konzil nach Trient gesendet, wo er mit Eifer das päpstl. Interesse vertrat. In seinem 66. Jahre wurde er zum Papst gewählt. Im J. 1551 eröffnete er wieder in Trient das Konzil, das aber schon 1552 auseinander gehen mußte. Ein Bündnis mit dem Kaiser gegen Frankreich gab er bald nachher wieder auf. Mit Venedig geriet er wegen der Inquisition in Streit; mit den Nestorianern verhandelte er wegen einer Union. Er starb 1555.

Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, geb. 29. Juni 1528, führte nach dem 11. Juni 1568 erfolgten Tode seines streng kath. Vaters, des Herzogs Heinrich des Jüngern, in seinem Lande die Reformation durch und gründete als Stütze derselben 1576 die Universität Helmstedt. Er wußte nicht nur die Schulden des Vaters zu tilgen, sondern auch den Wohlstand des Landes durch viele gemeinnützige Anstalten zu heben, trotz des

Digitized by Google

Widerstandes, den namentlich die Stadt Braunschweig dem fürstlichen Eingreifen entgegensetzte. Ebenso selbständig verhielt er sich gegenüber dem Adel und der luth. Geistlichkeit. J. starb 3. Mai 1589. Aus seiner 1560 geschlossenen Ehe mit Hedwig, der Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, hatte er sieben Töchter und vier Söhne, von welchen der älteste Heinrich Julius sein Nachfolger ward.

Julius Africanus, christl. Schriftsteller aus dem Anfange des 3. Jahrh., der gelehrte Freund des Origenes lebte am Hofe des Fürsten Abgar VIII. von Edessa. Unter seinen Schriften sind namentlich seine vielbenutzte, aber nur fragmentarisch erhaltene «Weltchronik» und seine Briefe an Origenes über die Geschichte von der Susanna und an Aristides über die Geschlechtsregister Jesu hervorzuheben. Außerdem schrieb er ein umfangreiches medizinisches Buch unter dem Titel «Kestoi». Vgl. Gelzer, «Sextus J. A. und die byzant. Chronographie» (Bd. 1, Lpz. 1880).

Julius Cäsar, s. Cäsar (Gajus Julius).

Juliusburg, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Öls, am Juliusburger Wasser, 8 km im NNW. von Öls, am Ostende der Katzenberge, an der Linie Öls-Gnesen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 780 E.; dabei liegt das Dorf J. mit 630 E.

Juliushall, besuchtes Solbad im braunschw. Kreis Wolfenbüttel, zehn Minuten von der Eisenbahnstation Harzburg (s. d.) entfernt, liegt am Eingang des reizenden Radauthals, 245 m über dem Meere, in romantischer und überaus gesunder Gegend. Die Solquelle enthält nach einer Analyse von Professor Heeren in 100 Gewichtsteilen 6,655 Chlornatrium, 0,010 Chlorkalium, 0,110 schwefelsaure Magnesia, 0,084 schwefelsauren Kalk, 0,030 Chlormagnesium und Spuren von Eisenoxyd, im ganzen über 6½ Proz. feste Bestandteile und gehört somit zu den stärksten Badesolen Deutschlands. Die Sole wird zu Bade-, Trink-, und Inhalationskuren benutzt; zu den weitern Kurmitteln gehören Fichtennadel-, Eisenschlamm- und mediz. Bäder aller Art, eine Kaltwasserheilanstalt, eine Molken- und Milchkuranstalt, sowie ein pneumat. Apparat.

Julklapp, ein in einigen Städten Norddeutschlands noch gegenwärtig üblicher Mummenschanz, erinnert an das Julfest, das dem Sonnengott Frô oder Freyr gewidmete Fest der Wintersonnenwende bei den alten Germanen, an dessen Stelle jetzt das Weihnachtsfest gefeiert wird. Das Sinnbild der Sonne war das Rad (altnord. hiol, jol), daher der Name. Es begann mit der Nacht zum 25. Dez., der heiligsten Weih- oder Mutternacht, um 12 Tage lang bis zum heiligen Lichttage oder Obersttage zu währen. Während desselben ruhte aller Streit und alle Arbeit, und die Götter hielten ihre feierlichen Umzüge. In den skandinav. Ländern und auch in einigen andern Gegenden (z. B. Mecklenburg und Pommern) werden nun die in der Weihnachtszeit üblichen Geschenke in eigentümlicher Weise verteilt. Man wickelt nämlich dieselben in unzählige Hüllen ein, schreibt auf jedes Packet den Namen der Person, für die es bestimmt ist, und läßt es dann von jemand unversehens in das Zimmer werfen, worin sich der oder die zu Beschenkende befindet. Da der Überbringer heftig an die Thür klopft, ehe er das Geschenk hineinwirft, wird es J. genannt. Natürlich bietet der eigentümliche Brauch vielfachen Anlaß zu freudigen, aber auch neckischen Überraschungen. Wie der J., so erinnern auch das Jullicht, der Juleber oder Julbad (ein Backwerk), die Julgrütze, die Julkeule u. a. an das Heidentum. In England wird in dieser Festzeit ein gewaltiger Holzklotz, der Yulelog, ins Feuer gelegt und auch die schon den Druiden heilige Mistel aufgehangen, unter der dann die Männer jedes weibliche Wesen küssen dürfen.

Julus, s. Julier und Ascanius.

Jumel (Majo oder Mako), ägypt. Baumwolle.

Jumet, äußerst gewerbsame Gemeinde im Bezirk Charleroi der belg. Provinz Hennegau, Station der Linie Luttre-Chatelineau der Belgischen Staatsbahnen und der Linie Deschâfis-J. der Grand-Centralbahn, 5 km nordwestlich von Charleroi mit weitberühmten Glashütten und bedeutendem Kohlenbau, zählt (1881) 20997 E.

Jumièges, Dorf im franz. Depart. Seine-Inférieure, Arrondissement Rouen, 7 km im SSW. von Duclair, auf einer Halbinsel am rechten Ufer der Seine, mit 270 E. und Ruinen einer berühmten, 661 gegründeten Benediktinerabtei mit Kirche.

Jumna, s. Dschamna.

Jumne, s. Vineta.

Jumpers (engl., «Springer»), religiöse Sekte, s. unter Baptisten.

Jun., Abkürzung für Junior (s. d.).

Juncaceen (Juncaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Man kennt gegen 200 Arten, die über die ganze Erde zerstreut vorkommen. Es sind krautartige Pflanzen mit meist perennierenden Rhizomen, linealischen grasartigen Blättern. Die Blüten sind zwitterig oder diöcisch und stehen in Knäueln, Köpfchen, Ährchen, Rispen, seltener einzeln; sie sind klein und unansehnlich, enthalten sechs, seltener drei Staubgefäße, einen ein- oder dreifächerigen Fruchtknoten, auf welchem ein fadenförmiger Griffel mit drei Narben sitzt, die Frucht ist eine dreifächerige Kapsel. Die J. wachsen vorzugsweise auf sumpfigem Boden und haben als Futterkräuter nur geringen Wert.

Juncus *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Juncaceen. Man kennt gegen 100 Arten, die über die ganze Erde zerstreut sind. Die in Deutschland am häufigsten vorkommenden Arten sind J. conglomeratus *L.*, effusus *L.*, glaucus *Ehrh.*, bufonius *L.*, dieselben wachsen sämtlich auf nassen Wiesen oder sumpfigem Boden. Von einigen, wie J. effusus und conglomeratus, waren früher die Rhizome als harntreibende Mittel offizinell. Die halmartigen Blätter von J. glaucus und effusus werden in manchen Gegenden zur Herstellung von Flechtwerk, Matten u. dgl. benutzt.

Jung (Jak. Friedr. Alexander), namhafter kulturhistor. und philos. Schriftsteller, geb. 28. März 1799 zu Rastenburg in Ostpreußen, besuchte das kath. Gymnasium zu Braunsberg, studierte in Berlin und Königsberg Theologie und Philosophie und widmete sich dann vorzugsweise der litterarischen Thätigkeit. Er starb 20. Aug. 1884 in Königsberg. Unter seinen Schriften, welche sämtlich einen optimistischen Idealismus athmen, sind hervorzuheben: «Briefe über die neueste Litteratur» (Hamb. 1837), «Vorlesungen über die moderne Litteratur der Deutschen» (Danz. 1842), «Vorlesungen über soziales Leben und höhere Geselligkeit» (Danz. 1844), «Königsberg und die Königsberger» (Lpz. 1846), «Frauen und Männer» (Königsb. 1847), «Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften»

(2 Bde., Königsb. 1848), «Friedrich Hölderlin und seine Werke» (Stuttg. 1848), «Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrh.» (Mainz 1854), «Briefe über Gutzkows ‚Ritter vom Geiste'» (Lpz. 1856), «Das Geheimnis der Lebenskunst» (2 Bde., Lpz. 1858), «Panacee und Theodicee. Illustrationen, Karikaturen der Gegenwart» (2 Bde., Lpz. 1875). Unter seinen belletristischen Schriften, welche bei geistiger Vertiefung doch zu wenig individuelles Leben und spannende Handlung zeigen, sind die bedeutendsten: «Der Bettler von James Park» (Lpz. 1850), «Rosmarin. Roman» (5 Bde., Lpz. 1862), «Darwin, ein komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten» (3 Bde., Jena 1873).

Jung (Joach.) oder Jungius, einer der scharfsinnigsten Gelehrten des 17. Jahrh., geb. zu Lübeck 22. Okt. 1587, widmete sich anfangs der Mathematik und wurde 1609 Professor derselben zu Gießen, legte aber 1614 seine Professur nieder, lebte mit Ratichius und Helvich in Augsburg, begab sich 1615 nach Lübeck, dann nach Rostock, wo er bis 1618 blieb und Medizin studierte, und promovierte 1618 zu Padua. Im J. 1619 kehrte er nach Rostock zurück, gründete hier 1622 eine gelehrte Gesellschaft und wurde 1625 Professor der Mathematik an der Universität daselbst, 1628 Rektor des Johanneums in Hamburg. Er starb hier 17. Sept. 1657. J. gilt als ein Vorgänger Leibniz' in dem Bestreben nach einer Reform der Philosophie. Die Botanik verdankt ihm die erste richtige Feststellung der Begriffe Art und Gattung und die Grundlage einer Kunstsprache, die erst nach seinem Tode und nach einer Abschrift seiner Diktate (denn er selbst hat nichts drucken lassen) von Joh. Vaget in «Joachim J. isagoge phytoscopia etc.» (Hamb. 1678) bekannt gemacht und später von Linné ausgebildet wurde. Vgl. Guhrauer, «Joachim J. und sein Zeitalter» (Stuttg. 1851); Avé-Lallemant, «Des Dr. J. Jungius aus Lübeck Briefwechsel» (Lüb. 1863); derselbe, «Das Leben des Dr. med. Joachim Jungius» (Bresl. 1882) und Goethes «Fragment über Jungius» (Stuttg. u. Tüb. 1850).

Jung (Joh. Heinr.), genannt Stilling, ein durch seine Lebensschicksale merkwürdiger, tiefsinniger, aber religiös überspannter Schriftsteller, wurde zu Im-Grund im Nassauischen von armen Eltern 12. Sept. 1740 geboren. Er erlernte erst das Schneiderhandwerk, studierte dann Medizin zu Straßburg, wo er im nähern Umgange mit Goethe lebte, ließ sich dann zu Elberfeld als Arzt nieder und zeichnete sich besonders als Operateur des Stars aus. Im J. 1778 wurde er an der Kameralschule zu Lautern angestellt und bei Verlegung dieser Anstalt nach Heidelberg als Professor der Landwirtschaft mit dahin versetzt. Dann folgte er 1787 einem Rufe als Professor der Ökonomie und Kameralwissenschaften nach Marburg, kehrte aber 1803 nach Heidelberg zurück und lebte zuletzt ohne öffentliche Anstellung zu Karlsruhe, wo er als bad. Geheimrat 2. April 1817 starb.

Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er mit der an tiefen Anschauungen reichen, von Goethe zum Druck beförderten Erzählung seines Lebens: «Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft» (3 Bde., Berl. u. Lpz. 1777—78), der er später «Heinrich Stillings häusliches Leben» (Berl. 1789) folgen ließ. Beide Werke ließ er dann in einer neuen Gestalt unter dem Titel «Heinrich Stillings Leben, eine wahre Geschichte» (5 Bde., Berl. 1806) erscheinen. Den Schluß dazu bildet «Heinrich Stillings Alter» (Heidelb. 1817), herausgegeben von seinem Enkel W. Schwarz. Seine kameralistischen Werke waren für ihre Zeit verdienstlich, berühmter aber machten ihn seine zahlreichen mystischen Schriften, wie «Theobald, oder die Schwärmer» (2 Bde., Lpz. 1782—85; 3. Aufl., Lpz. 1824), «Das Heimweh», «Der Volkslehrer», «Der christl. Menschenfreund», «Der graue Mann, eine Volksschrift» (Nürnb. 1795—1816), «Das Schatzkästlein», «Theorie der Geisterkunde» (Nürnb. 1808), «Apologie der Theorie der Geisterkunde» (Nürnb. 1809), «Scenen aus dem Geisterreiche» (Frankf. 1797—1801; neue Aufl., Stuttg. 1870). Von seinen frühern Romanen sind zu nennen: «Geschichte des Herrn von Morgenthau» (2 Bde., Berl. 1779) und «Geschichte Florentins von Fahlendorn» (3 Bde., Mannh. 1781—83); zuletzt ließ er «Erzählungen» (3 Bde., Frankf. 1814—15) erscheinen. Eine schöne Charakteristik J.s gibt Goethe: «Aus meinem Leben» (Bd. 2). Ausgaben von J.s «Sämtlichen Schriften» (14 Bde., 1835—39; 12 Bde., 1841—42 u. 1843—44), sowie seiner «Lebensgeschichte» (zuletzt 1859) sind zu Stuttgart erschienen. Vgl. Bodemann, «Züge aus dem Leben von Johann Heinrich J., genannt Stilling» (Bielef. 1868).

Jung (Marianne), der Mädchenname von Marianne von Willemer (s. d.), der Goetheschen «Suleika» im «Westöstlichen Divan».

Jungbreslau, soviel wie Inowrazlaw.

Jung-Bunzlau (böhm. Mladá Boleslav), Hauptstadt der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft im Königreich Böhmen, am linken Ufer der Iser, hat (1880) 9681 E., fünf Kirchen, von denen eine früher den Böhmischen Brüdern gehörte, ein Piaristenkollegium, ein Staatsobergymnasium, eine Bürger-, eine Gewerbe- und eine Ackerbauschule, und ein Schloß, das jetzt als Kaserne benutzt wird. Die Stadt ist der Sitz eines Bezirkshauptmanns, eines Bezirksgerichts, besitzt eine Schafwollwarenspinnerei und Färberei, zwei Kunstmühlen, ferner Stärke-, Seifen- und Spiritusfabriken und treibt einen regen Handel, begünstigt durch ihre vorteilhafte Lage an der Kreuzungsstelle der Linie Prag-Turnau der Böhmischen Nordbahn und der Linie Nimburg-J. der Österreichischen Nordwestbahn. Ihre Gründung verdankt sie dem Herzog Boleslaw II. um 995. Im 16. Jahrh. war sie ein Hauptsitz der Böhmischen Brüder, welche hier eine der ersten böhm. Buchdruckereien gründeten. In den Hussitenkriegen und dem Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt (1640 und 1643) arg verwüstet.

Jung-England, eine konservative Partei des engl. Parlaments, welche zu Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrh. von Benjamin Disraeli (s. Beaconsfield), Lord John Manners, George Smythe u. a. gebildet wurde, und deren Grundsätze Disraeli namentlich in dem Roman «Coningsby or the new generation» (1844) entwickelte.

Junges Deutschland, ein Name, der, ebenso wie die analogen Bezeichnungen Junges Frankreich, Junges Italien, Junges Polen u. s. w., in den Jahren nach der franz. Julirevolution von 1830 auftauchte und wie jene eine Verzweigung des sog. Jungen Europa (s. d.), einer polit. Verbindung mit revolutionärer Tendenz, bezeichnete.

Viel geläufiger ist jedoch die Benennung Junges Deutschland in einem andern Sinne geworden, in

Digitized by Google

dem man sie einer rein litterarischen Richtung beilegte, die sich in Deutschland in der aufgeregten Zeit nach der franz. Revolution von 1830 geltend machte, und das in Leben, Kunst und Wissenschaft zu bekämpfen suchte, was ihr veraltet und für die Gestaltung einer neuen Kulturepoche hinderlich erschien. Diese Polemik wurde in Flugblättern und Zeitschriften, in der Lyrik und in Tendenznovellen, zumal aber in ästhetisch-kritischen Raisonnements aufgenommen. Wienbarg zuerst widmete seine in Kiel über Ästhetik gehaltenen Vorlesungen dem «Jungen Deutschland». Unter demselben Kollektivnamen stellte dann Kühne in der «Zeitung für die elegante Welt» die Schriftsteller Heine, Laube, Gutzkow, Mundt und Wienbarg als diejenigen zusammen, in denen der neue Geist der deutschen Jugend seinen entsprechendsten Ausdruck finde. Indem die Genannten aber häufig statt der Sache die Personen angriffen, gaben sie nach vielen Seiten hin Anstoß und Ärgernis. Es bedurfte daher nur der Denunziation des früher mit Gutzkow innig verbundenen Menzel, um die Regierungen zu dem Verbote der Schriften und litterarischen Unternehmungen des Jungen Deutschland, ja selbst der künftigen, zu veranlassen. Diese Maßregel hatte zur Folge, daß die litterarische Opposition an die radikalern Junghegelianer überging, während sich die meisten Schriftsteller des Jungen Deutschland positiven Kunstschöpfungen zuwendeten.

Junges Europa, Bezeichnung für eine 1834—35 bestehende Vereinigung mehrerer republikanischer Verbindungen. Der mißlungene Versuch, Mittelitalien in Aufstand zu versetzen, hatte 1831 und 1832 mehrere ital. Flüchtlinge in die Schweiz geführt, wo Mazzini (s. d.) eine engere, auch in Italien sich verzweigende Verbindung unter ihnen knüpfte. Schon Ende 1832 sprachen die in Rom erscheinenden «Notizie del giorno» vom Plane einer Nationalassociation zur Befreiung Italiens, welche Rom zum Mittelpunkte des Jungen Italien (Giovine Italia) machen wollte. Mazzini war auch Mitglied der Charbonnerie démocratique, die in Paris ihren Mittelpunkt hatte, und das Junge Italien scheint nur ein Zweigverein dieser Verbindung gewesen zu sein. Später veranlaßte Mazzini die Trennung des Jungen Italien, wodurch dieses in eine unabhängige, aber zugleich feindselige Stellung zur Carbonaria kam. Von seiten desselben Parteihaupts und seiner Verbündeten wurde zunächst 1833 eine große Thätigkeit in Bezug auf Savoyen entwickelt. Nach dem vereitelten Savoyerzuge schlug Mazzini geheime Verbindungen unter den Gleichgesinnten verschiedener Nationen vor, die miteinander im Zusammenhange stehen und einen gemeinsamen Centralausschuß haben sollten.

So entstand im Frühjahr 1834 neben dem Jungen Italien ein Junges Polen und ein Neues Deutschland, das sich später Junges Deutschland nannte. Diese drei republikanischen Verbindungen vereinigten sich durch Abgeordnete 15. April 1834 zum Jungen Europa. Ihre Verbrüderungsakte mit dem Wahlspruche «Freiheit, Gleichheit, Humanität» enthielt ein Bekenntnis des Glaubens der Verbündeten an eine Gleichheit und Verbrüderung der Menschen und Völker zu freier und harmonischer Entwickelung. Jede dieser Verbindungen sollte frei und unabhängig bestehen. Die Vereinigung der drei Nationalausschüsse oder ihrer Bevollmächtigten sollte den Centralausschuß bilden. Am 10. April 1835 und 24. Jan. 1836 kamen zu Lausanne Verbrüderungsverträge zwischen dem Jungen Europa mit den Abgeordneten der damals in Ste.-Pélagie zu Paris verhafteten Republikaner, sowie mit den ehemaligen Carbonari des Diktaseriums von Ajaccio zu Stande. Dieser neue Zweigverein hieß das Junge Frankreich. Neben dem Jungen Italien gewann das Junge Deutschland (meist aus Handwerkern und polit. Flüchtlingen bestehend) einige Ausdehnung, doch nur für kurze Zeit und nur in der Schweiz nebst einigen franz. Städten. Der leitende Ausschuß bestand aus wenigstens fünf Mitgliedern, und der Verein gliederte sich in Klubs von fünf und mehr Teilnehmern unter eigenen Präsidenten. Die Verbindung schrieb sich eine Gerichtsbarkeit gegen ihre strafbaren und zumal gegen die eines Verrats schuldigen Mitglieder zu. Einige Vorgänge in der Schweiz, wie der an Ludwig Lessing 4. Nov. 1835 bei Zürich verübte Mord und die Versammlung deutscher Handwerker im Steinhölzle bei Bern, veranlaßten die schweiz. Regierungen zu einer kursorischen Untersuchung über die geheimen polit. Verbindungen. Es erfolgten hierauf Ausweisungen von Mitgliedern des Jungen Europa, insbesondere des Jungen Deutschland, womit die Verbindung in ihrem formalen Verbande zerfiel. Nach Analogie der genannten polit. Verbindungen pflegt man in neuester Zeit auch in andern Staaten die Partei, welche eine Neugestaltung bestehender Verhältnisse anstrebt, durch den Beisatz «jung-» zu bezeichnen. So spricht man unter anderm von einem Jungen England und einem Jungen Irland, sowie von den Jungtürken, Jungczechen u. s. w.

Junge Pfalz (Pfalz-Neuburg), s. unter Neuburg.

Jünger (Joh. Friedr.), deutscher Lustspieldichter, geb. 15. Febr. 1759 zu Leipzig, widmete sich anfangs (1773—77) in Chemnitz dem Handel, studierte dann in Leipzig bis 1780 die Rechte, wendete sich indes später ganz den schönen Wissenschaften zu. Nachdem er kurze Zeit Hofmeister zweier Prinzen gewesen, ging er nach Weimar und 1787 nach Wien, wo er 1789 als Hoftheaterdichter angestellt, 1794 jedoch entlassen wurde. Später verfiel er in Melancholie und starb 25. Febr. 1797. Seinem ersten Romane «Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld» (3 Bde., Lpz. 1781—87) schloß sich eine Reihe anderer Romane an, die mit dem vielgelesenen «Fritz» (4 Bde., Lpz. 1796—97) endeten. Am beifälligsten wurden aufgenommen: «Der kleine Cäsar», ein komischer Roman nach dem Englischen (3 Bde., Lpz. 1782), und «Vetter Jakobs Launen» (6 Bde., Lpz. 1786—92). Größere Verdienste als im Roman erwarb sich J. um die deutsche Bühne, da er sich mit Glück fremde Stoffe zu eigen zu machen wußte. J.s Lustspiele erschienen in drei Sammlungen, als «Lustspiele» (5 Bde., Lpz. 1785—89), als «Komisches Theater» (3 Bde., Lpz. 1792—95) in der «Deutschen Volksbibliothek» (2 Bde., Lpz. 1861), als «Theatralischer Nachlaß» (2 Bde., Regensb. 1803—4); seine «Gedichte» gab Eck heraus (Lpz. 1821).

Jungfernblei nennt man bei der Bleigewinnung das beim Rösten aus dem Bleiglanz (s. Blei) zuletzt sich abscheidende reinste Blei.

Jungfernehe, s. Josephsehe.

Jungfernzeugung, s. Parthenogenesis.

Jungfernglas, Marienglas, soviel wie krystallisierter, durchsichtiger Gips.

Digitized by Google

Jungfernhäutchen, s. unter Geschlechtsorgane, Bd. VII, S. 874a.

Jungfernherz, Pflanzenart, s. u. Dielytra.

Jungfernhonig, s. unter Honig.

Jungferninseln, s. Virginische Inseln.

Jungfernkrankheit, soviel wie Bleichsucht (s. d.).

Jungfernmilch, eine wohlriechende, als kosmetisches Mittel dienende milchähnliche Flüssigkeit, bestehend aus 1 Teil Benzoëtinktur und 30 Teilen Rosenwasser; bisweilen wird auch noch etwas Tolubalsamtinktur zugesetzt.

Jungfernöl ist das bei der Bereitung des Baumöls durch Auspressen der Oliven zuerst abfließende feinste Öl.

Jungfernquecksilber ist natürlich vorkommendes gediegen Quecksilber.

Jungfernrede (engl. Maiden speech), die erste Rede eines neuen Parlamentsmitglieds.

Jungfernschaft, s. Jungfrauschaft.

Jungfernschwefel nennt man in den Hüttenwerken des Harzes den sich in Höhlungen von Rösthaufen absetzenden Schwefel.

Jungfernwachs ist das von jungen Bienen produzierte helle Wachs.

Jungfernwein, s. Ampelopsis.

Jungfrau, das Weib während des Zeitraums seiner geschlechtlichen Entwickelung. (S. unter Jüngling und Jungfrau; vgl. Jungfrauschaft.)

Jungfrau, die schönste und imposanteste Berggestalt der Berner Alpen in der Schweiz, erhebt sich im SSO. von Interlaken und Lauterbrunnen, im SW. von Grindelwald und im W. des Finsteraarhorns auf der Grenze zwischen Bern und Wallis zu 4166 m Höhe. Nach W. stürzt der Berg in mächtigen Felsterrassen zum Lauterbrunnenthal ab, nach N. zum wilden Trümmletenthal, welches von jenem schluchtartig gegen den Eiger ansteigt; den Ostabhang bekleidet der Jungfraufirn, der zum großen Aletschgletscher herabsteigt, und den Südfuß begrenzen das vergletscherte Roththal und das Lawinenthor (3700 m). Von N. gesehen, erscheint die J. als breite, eisgepanzerte Pyramide, deren großartiger Eindruck durch die vorgelagerten Bergstufen des Silberhorns (3705 m) und des Schneehorns (3415 m) noch verstärkt wird. Von S. und SO. gesehen dagegen, stellt sie sich ziemlich unscheinbar als schlanke Spitze dar. Der höchste Gipfel bildet einen schmalen, etwa 10 m langen Schneegrat. Während das Silberhorn der Juraformation angehört, besteht die Hauptmasse des Berges aus Gneis. Der südlich von der J. verlaufende Grat bildet hart am Fuße der Spitze den Roththalsattel, schwingt sich jenseit desselben zum Roththalhorn (3946 m) auf und endigt am Lawinenthor, das die J. vom Gletscherhorn scheidet. Der nordöstlich abzweigende Grat scheidet den Jungfraufirn von den nördl. Gletschern und endigt am Jungfraujoch (3360 m) zwischen J. und Mönch.

Die Besteigung der J., zum ersten mal 3. Aug. 1811 von den Brüdern Rud. und Hieronymus Meier von Aarau in Begleitung zweier walliser Gemsjäger ausgeführt, wurde seither, trotz ihrer nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, häufig wiederholt; gewöhnlich steigt man von der Klubhütte am Mönchjoch oder von der Hütte am Faulberg aus über den Jungfraufirn zum Roththalsattel über den scharfen, vereisten Gipfelgrat zur Spitze hinauf. Weit schwieriger ist der Weg von SW. über die Felswände des Roththals zum Sattel und zur Spitze, der 3. Aug. 1864 zum ersten mal von den Engländern L. Stephen, Macdonald, Crawfurd und Grove zurückgelegt wurde, und der Weg von Norden, von der Wengernalp aus, welcher zuerst 29. Aug. 1865 von den engl. Klubisten Young und George gemacht wurde. Silberhorn und Schneehorn wurden zum ersten mal 1863 von E. von Fellenberg und Karl Baedeker bestiegen, das Lawinenthor vom Roththal zum Jungfraufirn 1860 von Tyndall und Hawkins, das Jungfraujoch 1861 von Leslie Stephen und fünf andern Engländern zuerst überschritten. Vgl. Studer, «Über Eis und Schnee» (Bd. 1, Bern 1869; Bd. 4, Bern 1883).

Jungfrau, großes Sternbild des Tierkreises zwischen den Sternbildern des Löwen und der Wage, und gleichzeitig das sechste Zeichen des Tierkreises, von 150° bis 180° der Länge reichend. Nach Heis enthält dasselbe 181 mit bloßem Auge sichtbare Sterne, darunter einen Stern erster Größe (Spica) und fünf Sterne dritter Größe. Einer von diesen ε trägt den Namen Videmiatrix, ein anderer γ ist ein merkwürdiger Doppelstern von sehr geringer Distanz, dessen Umlaufszeit nach Thiele 185 Jahre beträgt. In der Nähe des Sternes γ liegt der Herbstnachtgleichenpunkt.

Jungfrau (eiserne), s. Eiserne Jungfrau.

Jungfrau von Orléans, s. Jeanne d'Arc.

Jungfrauen (die elftausend), die Gefährten der heil. Ursula, s. unter Ursula.

Jungfrauschaft, Jungfernschaft, Jungfräulichkeit, der geschlechtliche Zustand des Weibes vor der Ausübung des ersten Coïtus. Bei allen Völkern, selbst uncivilisierten, ist die weibliche J. in der Volksmeinung stets als Symbol weiblicher Scham und Sittlichkeit hochgehalten und die gewaltthätige außereheliche Vernichtung des jungfräulichen Zustandes (Entjungferung, Defloration) vielfach mit den strengsten Strafen bedroht worden. Als Kennzeichen der unverletzten J. werden gewöhnlich angeführt: pralle, derbe, dicht aneinander schließende große Schamlippen, rosige von den großen Lefzen ganz bedeckte kleine Schamlippen, ein unversehrtes, nicht eingerissenes Jungfernhäutchen, eine enge mit zahlreichen Runzeln versehene Mutterscheide, ein runder, glatter Muttermund und ein straffes Schambändchen, endlich derbe und feste, nach der Warze zugespitzte Brüste. Die subjektiven Erscheinungen während und nach der Defloration bestehen in Schmerzen und einer meist unbeträchtlichen Blutung. Als absolut sichere und untrügliche Merkmale der J. können jedoch die obenerwähnten Kennzeichen nicht gelten, da z. B. das Jungfernhäutchen auch ohne Beischlaf durch vorausgegangene Krankheiten der Geschlechtsorgane oder durch heftige Bewegung beim Springen, Reiten u. dgl. zerstört und umgekehrt, trotz erfolgten Beischlafs, ja selbst trotz eingetretener Schwängerung vollkommen unversehrt und erhalten sein kann. Unter diesen Umständen kann ein entscheidender Ausspruch über das Vorhandensein oder Fehlen der J. zu den schwierigsten Aufgaben der gerichtlichen Medizin gehören.

Jungfrau, Felsklippe, s. unter Öland.

Jungh., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Junghuhn (Franz Wilh.).

Junghans (Sophie), verehelichte Schumann, beliebte Erzählerin der Gegenwart, geb. 3. Dez. 1845 zu Kassel, war eine Zeit lang Lehrerin in

Digitized by Google

England und lebt gegenwärtig in Kassel. Sie gründete ihren Ruf durch die Romane «Käthe, Geschichte eines modernen Mädchens» (Lpz. 1876) und «Hans Ecburg» (Lpz. 1878), eine vorzügliche Sittenschilderung aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ihnen folgten «Orsanna und andere Erzählungen» (Jena 1880), «Die Erbin wider Willen» (Kollektion Spemann, Bd. 7, 1881), «Die Schwiegertochter» (Berl. 1882), «Hella Jasmund und andere Erzählungen» (Kollektion Spemann, Bd. 53), «Neue Novellen» (Lpz. 1883), «Die Gäste der Madame Santines» (2 Bde., Lpz. 1884).

Junghuhn (Franz Wilh.), Naturforscher, 26. Okt. 1812 zu Mansfeld geboren, studierte zu Halle und Berlin Medizin, Botanik und Geologie und trat dann als Kompagniechirurg in die preuß. Armee. Infolge eines Duells zu 20jähriger Gefangenschaft auf Ehrenbreitstein verurteilt, entfloh er von dort nach 20 Monaten und kam über Frankreich nach Algier, wo er als Arzt in die Fremdenlegion eintrat. In einem Gefecht verwundet, nahm er seinen Abschied, wurde vom König von Preußen begnadigt und trat alsdann als Gesundheitsoffizier in die niederländ.-ostind. Armee ein. Auf Java im Okt. 1835 angekommen, gelangte J. sehr bald dazu, sich Gelegenheit zu Reisen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen auf Java zu verschaffen. Im J. 1840 nach Padang auf Sumatra versetzt, bereiste er das damals noch wenig bekannte Land der Battas. Die Ergebnisse dieser Reise gab er später in dem Werke «Die Battaländer in Sumatra» (2 Bde., Berl. 1847; holländ., 2 Bde., Leid. 1847) heraus. Nach Java 1842 zurückversetzt, unternahm er die Untersuchung und topogr. Aufnahme verschiedener Teile von Java, bis die Regierung ihn 1846 mit der vollständigen geolog. Untersuchung dieser Insel beauftragte. Hiermit war er bis Juni 1848 beschäftigt. Fast alle Vulkane Javas sind von ihm erstiegen. Seiner geschwachten Gesundheit wegen begab er sich 1849 mit Urlaub nach Europa. Hier veröffentlichte er: «Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart» (deutsch von Haßkarl, 3 Bde., Lpz. 1852—54, mit Atlas), das Hauptwerk über die Naturverhältnisse jener Insel, nebst «Landschaftsansichten von Java» (11 Blatt, Lpz. 1853) und einer vortrefflichen «Kaart van het eiland Java» (4 Blatt, Amsterd. 1855). Die Beschreibung und Abbildungen der zahlreichen von J. aufgefundenen fossilen Konchylien wurden von Herklots, die der fossilen Pflanzen von Göppert, die Bearbeitung von J.s Herbarium von Miquel, de Vriese, Bentham, Molkenboer, Haßkarl u. a. unter dem Titel «Plantae Junghuhnianae» (Leid. 1851 fg.) begonnen. J. kehrte 1855 nach Java zurück, wo er Direktor der Chinakultur wurde, aber schon 24. April 1864 zu Lembang in den Preanger-Regentschaften starb.

Von seinen Schriften sind, außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken, zu nennen: «Topogr. und naturwissenschaftl. Reisen» (herausg. von Nees von Esenbeck, Magdeb. 1845), «Zurückreise von Java nach Europa» (deutsch von Haßkarl, 1851), «Licht- en Schaduwbeelden uit de binnenlanden van Java» (4. Aufl., Amsterd. 1866).

Jungius, Gelehrter, s. Jung (Joach.).

Jüngken (Johann Christian), verdienstvoller Chirurg und Augenarzt, geb. 12. Juni 1794 (nach andern 1793) zu Burg bei Magdeburg, habilitierte sich 1818 an der berliner Universität und wurde 1834 zum Professor der Chirurgie und Augenheilkunde, sowie zum Direktor der ophthalmiatrischen Klinik, später auch zum Direktor der chirurg. Abteilung der königl. Charité zu Berlin, sowie zum Geh. Obermedizinalrat ernannt. Er trat 1868 in den Ruhestand und starb 8. Sept. 1875 in Hannover. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Das Koreoncion, ein Beitrag zur künstlichen Pupillenbildung» (Berl. u. Lpz. 1817), «Die Lehre von den Augenoperationen» (Berl. 1829), «Die Lehre von den Augenkrankheiten» (Berl. 1832; 3. Aufl. 1842), «Über die Augenkrankheit, welche in der belg. Armee herrscht» (Berl. 1834), «Die Augendiätetik» (Berl. 1873).

Jungle, s. Dschangel.

Jüngling und **Jungfrau**, Bezeichnung für die menschlichen Individuen der beiden Geschlechter während der Periode ihrer geschlechtlichen Entwickelung. Das Jünglings-, resp. Jungfrauenalter umfaßt denjenigen Lebensabschnitt, in welchem sich die Geschlechtsthätigkeit zu entwickeln beginnt und ihre Reife erlangt, also etwa die Zeit vom 13. bis zum 18. oder 20. Jahre; an diese Periode schließt sich die Zeit bis zum vollendeten Wachstum, bis zum 25. bis 28. Jahre, an. Der Unterschied in den körperlichen und geistigen Verhältnissen beider Geschlechter tritt schon sehr früh hervor, indes auffallend eigentlich erst um die Mitte der Kindheit. Schon hier beginnt der Knochenbau der Knaben wesentlich stärker, die Muskulatur kräftiger, die Formen weniger gerundet und eckiger zu werden. Schon jetzt beginnt bei den Knaben das Bauchatmen, bei den Mädchen das Brustatmen vorzuwiegen, auch die Stimme bei den Knaben eine etwas tiefere Lage einzunehmen. In gleicher Weise neigt schon jetzt das Gemüt des Knaben mehr zu dem Kräftigen, Starken, das des Mädchens zu dem Zarten, Weichen. (S. Kind.)

In allmählicher Ausbildung dieser Unterschiede rückt die Zeit heran, in welcher die Geschlechtsthätigkeit beginnt. Bis dahin sind beide Geschlechter rasch in die Länge, weniger in die Breite gewachsen; von jetzt ab geschieht das Längenwachstum weniger schnell, und der Körper nimmt mehr an Breite und Fülle zu. Die Ausbildung des Knochengerüstes und der Muskeln wiegt beim Jünglinge bedeutend vor, seine Brust wird breit, der Kehlkopf ist stark entwickelt und die Stimmlage geht, oft ziemlich schnell, um eine Oktave und mehr herab; Bart- und Schamhaare sprossen, die Bildung des Spermas beginnt. Bei der Jungfrau füllen und runden sich die Formen immer mehr ab, das Becken gewinnt an Umfang, die Fortpflanzungsorgane bilden sich aus. Wie im ganzen Habitus und in den Gesichtszügen prägt sich auch im Charakter, in der geistigen und gemütlichen Sphäre der Unterschied immer stärker aus, welcher sich späterhin zwischen Mann und Frau so ausgesprochen und entschieden geltend macht; nur stehen die psychischen und physiol. Eigentümlichkeiten im Jünglingsalter noch in ihrer Entwickelung. Zugleich weckt die Pubertätsentwickelung zahlreiche neue Empfindungen und Begierden; die Unbefangenheit der ersten Jugend hört auf und es nehmen gemessene Beziehungen zu dem andern Geschlecht und zu den Erwachsenen Platz. Während der Jüngling seiner Anlage und Thätigkeit nach mehr zum selbständigen Handeln getrieben wird, schließt sich die Jungfrau mehr abwehrend von der Berührung mit Fremdartigem ab. Das Jünglingsalter ist die Zeit der Ausbildung aller Kräfte.

Digitized by Google

Das rasche Wachstum, die Umgestaltung von Körper und Seele, der Eintritt neuer Körperthätigkeiten können zahlreiche Störungen im Gesundheitszustand bedingen. Häufig sind bei kräftigen Individuen Blutwallungen nach dem Kopf (Kopfweh, Nasenbluten), nach der Brust (Beklemmung, Herzklopfen, wirkliche Herzerkrankung, Bluthusten, Brustentzündung, Tuberkulose), bei den Mädchen nach den Geschlechtsorganen (Schwere und Druck im Kreuz, Schmerzen vor dem Eintritt der Regel). Typhus und Rheumatismus sind gewöhnliche Krankheiten, im allgemeinen die Erkrankungen häufig, die Sterblichkeit indes unbedeutend. Die rasche Entwickelung des Gehirns ist oft verknüpft mit extravaganter Stimmung, unklarem Schwärmen, religiösen und geschlechtlichen Verirrungen und häufig unmotiviertem Lebensüberdruß. Daher die in diesem Lebensalter ausbrechende Melancholie, der erotische und religiöse Wahnsinn, der Veitstanz, der Beginn der Epilepsie, bei Mädchen hysterische Krämpfe u. dgl., ferner Bleichsucht, Knochenleiden. Schwächliche erstarken aber hinwieder oft und frühere Leiden heilen. Eine zu angestrengte körperliche und geistige Thätigkeit, geschlechtliche Aufregung muß vermieden, verkehrter Geistesrichtung energisch entgegengewirkt werden. Schwächlinge bedürfen besonderer Pflege: methodischer Übung der Kräfte, guter Luft, kräftiger Nahrung. In den spätern Jünglingsjahren sind die Erkrankungen seltener, aber schwerer, besonders häufig Entzündungskrankheiten (der Brust und des Herzens), Rheumatismus, Typhus, Rotlauf; die Tuberkulose schreitet rasch fort. Bei den Mädchen ist besonders Geneigtheit zur Bleichsucht und zu verschiedenen Nervenleiden vorhanden; kräftige geistige und körperliche Anstrengung ist hier am Platze. (Vgl. Alter, physiol.).

Junglitauen (Fraktion), s. unter Fortschrittspartei.

Jungmann oder Leichtmatrose ist auf Handelsschiffen die Zwischenstufe zwischen Schiffsjunge und Vollmatrose. Der Jungmann muß zwei Jahre zur See gefahren haben und entsprechende Körperkräfte besitzen. Sein Gehalt beträgt 10—15 Mark weniger als das eines Matrosen.

Jungmann (Jos.), bedeutender böhm.-czech. Sprachforscher und einer der Hauptbegründer der modernen czech. Litteratur, geb. zu Hudlitz in Böhmen 16. Juli 1773, studierte 1793—99 in Prag Philosophie und Jurisprudenz und wurde 1800 am Gymnasium zu Leitmeritz angestellt, 1815 Humanitätslehrer am altstädter Gymnasium in Prag und 1835 hier Präfekt. Seit 1845 in den Ruhestand versetzt, starb er 16. Nov. 1847 zu Prag.

J. hatte sich neben seinen Berufsgeschäften der neuerwachenden czech. Litteratur gewidmet und wirkte namentlich nach der formalen Seite (Ausbildung von Vers und poetischer Diktion), zunächst durch Übersetzungen, z. B. von Châteaubriands «Atala» (Prag 1805) und von Miltons «Paradise lost» (2. Aufl., Prag 1812), ferner durch Originalarbeiten in Vers und Prosa (seine gesammelten Werke dieser Gattung erschienen 1842), sowie durch das Werk «Slovesnost», eine Theorie der Redekünste mit Chrestomathie. Seine Hauptwerke indes, wodurch er sich auch über den engern Kreis der czech. Litteraturbestrebungen hinaus bleibende Verdienste erworben hat, sind: «Historie literatury české» (1825; 2. Aufl., Prag 1849), ein chronol. und sachlich geordneter Katalog der czech. Litteratur mit orientierenden Einleitungen zu den einzelnen Perioden; ferner «Slovník česko-německý» («Czechisch-deutsches Wörterbuch», 5 Tle., Prag 1835—39), das ausführlichste czech. Wörterbuch, das die gesamte Geschichte der Sprache umfaßt und bis jetzt unübertroffen ist.

Jungmaß, s. unter Altmaß.

Jüngster Tag, Jüngstes Gericht oder Weltgericht bezeichnet in der kirchlichen Dogmatik das bei der Wiederkunft Christi mit der allgemeinen Totenerweckung eintretende Ende der gegenwärtigen Weltperiode. Im Anschlusse an die jüd. Erwartungen vom Weltgericht und die urchristl. Hoffnung auf die Wiederkunft Christi bildete sich schon im apostolischen Zeitalter die Vorstellung von dem dereinstigen Weltenrichteramt Christi über Gute und Böse. Die Offenbarung des Johannes hat diese Erwartung noch weiter dahin ausgebildet, daß der Messias zunächst die Frommen erwecken und mit diesen, sowie mit den noch lebenden Gerechten und den inzwischen sich Bekehrenden in dem von ihm gestifteten irdischen Reiche 1000 Jahre lang leben werde. Am Schlusse dieser Periode soll ein neuer, furchtbarer Kampf mit dem Satan losbrechen, doch mit dem Siege des Messias enden, und nun die allgemeine Auferstehung der Toten und das Jüngste Gericht über die Völker erfolgen, damit aber das ewige, göttliche Reich mit dem neuen Himmel und der neuen Erde seinen Anfang nehmen. Mit den Symbolischen Büchern der prot. Kirche blieben allgemein die Theologen der ältern Zeit bei der Bestimmung stehen, daß Christus am Ende aller Dinge kommen werde, um über Lebende und Tote Gericht zu halten. Spätere Theologen hielten zwar die Vorstellung von einem sichtbaren Akte Jesu fest, erklärten aber alles andere, was sonst bei dem Gericht am Jüngsten Tage erfolgen soll, für Bilder, die von menschlichen Gerichten entlehnt seien, und die man folglich nicht eigentlich zu nehmen habe. Da sich indes das eine von dem andern nicht trennen läßt, so betrachtet die freie Theologie der Gegenwart die dereinst sichtbare Erscheinung Jesu zum Weltgericht ebenso wie die übrigen Zukunftserwartungen nur als ein Bild der fortwährend durch den Geist Jesu sich vollziehenden Scheidung unter den Menschen, oder als Symbol des unaufhaltsam siegenden Gottesreichs, wogegen die neue Orthodoxie jene Bilder sämtlich wieder buchstäblich faßt. Der Jüngste Tag ist sehr oft Gegenstand der künstlerischen Darstellung geworden. Als die hervorragendsten Kunstwerke sind in dieser Beziehung zu nennen: Michel Angelos Jüngstes Gericht in der Sixtinischen Kapelle zu Rom und das von Cornelius in der Ludwigskirche zu München. Vgl. Jessen, «Die Darstellung des Weltgerichts bis auf Michel Angelo» (Berl. 1883).

Juni, s. Junius.

Junikäfer (Rhizotrogus solstitialis), auch Brachkäfer, heißt ein dem Maikäfer nahe verwandter, indes nur halb so großer Käfer von matt gelbbrauner Farbe und mit teilweise starker Behaarung, der in Mitteleuropa in manchen Jahren namentlich als Larve der Wintersaat erheblich schadet.

Junin, Departement der südamerik. Republik Peru, im rauhesten Teil der peruan. Cordilleren, 65014 qkm groß, mit (1876) 209871 E., ist reich an Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinnober und Steinkohle. Benannt wurde das Departement nach dem Dorfe Junin am See von Chinchaycocha,

Digitized by Google

bekannt durch den entscheidenden Sieg Bolivars vom 6. Aug. 1824. Hauptstadt ist Cerro de Pasco (s. d.).

Junior (lat., abgekürzt: jun.), der Jüngere, besonders als Zusatz zu dem Namen einer Person, die von einer ältern (senior) gleichen Namens unterschieden werden soll.

Juniorat nennt man bei Stammgütern und Familienfideikommissen diejenige Art der Successionsordnung, wonach unter zur Nachfolge berufenen Personen, z. B. Brüdern, das jüngere Alter den Vorzug gibt.

Juniperus, s. Wacholder.

Junius oder Juni, jetzt der sechste Monat, mit 30 Tagen, war nach dem alten röm. Kalender, in welchem das Jahr mit dem März anfing, der vierte und erhielt seinen Namen nach der Juno, daher er auch von Ovid mensis Junonius genannt wird; nach andern dagegen nach L. Junius Brutus, dem ersten röm. Konsul. Im deutschen Kalender heißt der J. Brachmonat, weil in ihm bei der Dreifelderwirtschaft das Brachfeld bearbeitet wird. Während der ersten zwei Drittel des Monats steht die Sonne im Zeichen der Zwillinge, während des letzten in dem des Krebses. Als Lostage (s. d.) gelten im J.: Medardus (8.), St. Vitus (15.), Johannes der Täufer (24.), Petri und Pauli (29.). Seine wichtigste landwirtschaftliche Verrichtung ist die Heuernte. Die Witterung ist während der ersten zwei Drittel des J. infolge von Regentagen und Nordwinden oft noch ziemlich kühl und wird meist erst im letzten Drittel, nach Eintritt des Sommersolstitiums, beständiger und gleichmäßig wärmer; gegen Ende des Monats steigt die Temperatur gewöhnlich schnell.

Junius ist in der röm. Sagengeschichte der Name der Mitglieder eines vornehmen patricischen Geschlechts. Dazu gehörte namentlich Lucius J. Brutus, welcher in der Sage von der Vertreibung der Tarquinier die Hauptrolle spielt. (S. Brutus.) In histor. Zeit gibt es nur plebejische Träger dieses Namens, die sicher nicht von einer patricischen Gens abstammten, wennschon zum Teil von ihnen selbst, zum Teil von Anhängern und Schmeichlern eine solche mehrfach beansprucht wurde. Schon unter den Führern der Plebs gegen die Decemvirn und den ersten Volkstribunen wird ein J. genannt; Decimus J. Brutus, Konsul 138 v. Chr., besiegte 136 v. Chr. die Gallaecer und erhielt davon den Beinamen Gallăcus. Er war ein feingebildeter Mann, Freund des Dichters Accius. Am bekanntesten sind aber die beiden Brutus, welche mit Cassius an der Spitze der Verschworenen gegen Cäsar standen. (S. Brutus.)

Junius (Franziskus) der Jüngere, german. Sprachforscher und Archäolog, geb. zu Heidelberg 1589, studierte in Leiden Humaniora und Theologie, und erhielt 1617 eine Pfarre in Hillegomsberg, ging aber 1620 nach England und lebte dort mehrere Jahre als Erzieher im Hause des Grafen von Arundel. Hier schrieb J. sein Buch «De pictura veterum» (Amsterd. 1638). Von 1644 bis 1646 begleitete J. den Grafen von Oxford in die Niederlande, lebte darauf bis 1651 wieder in England und kehrte dann nach Holland zurück. Bald nacheinander erschienen die «Observationes in Willerami abbatis francicam paraphrasin Cantici canticorum» (1655) und «Caedmonis monachi paraphrasis poëtica Geneseos ac praecipuarum sacrae paginae historiarum» (Amsterd. 1655). Nachdem er durch seinen Neffen Isaak Vossius in den Besitz des berühmten «Codex Argenteus» gelangt war, befleißigte er sich des Gotischen; ihm ist die erste Ausgabe dieses Codex (Dordrecht 1661) zu verdanken. Im J. 1675 siedelte er noch einmal nach England über, wo er meist in Oxford verweilte und 19. Nov. 1677 im Hause des Isaak Vossius bei Windsor starb. Sein reicher litterarischer Nachlaß lieferte unter anderm die Materialien zu dem von Lye 1743 herausgegebenen «Etymologicum Anglicanum». Das Hauptverdienst des J. war, daß er nicht nur ein gründlicher Kenner der ältern german. Sprachen war, soweit dies in seiner Zeit möglich, sondern auch klare Anschauungen hatte über den etymolog. Zusammenhang dieser Sprachen, deren Verwandtschaft mit den klassischen ihm ebenfalls nicht entging.

Junius (Briefe des), eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der polit. Litteratur der Engländer. Dieselben erschienen unter dem Pseudonym Junius im «Public Advertiser» vom 21. Jan. 1769 bis 21. Jan. 1772 und griffen die Mitglieder des Kabinetts und andere Staatsbeamte, die Tribunale, das Parlament, selbst die Person des Königs schonungslos an, aber mit Talent, Sachkenntnis und Beredsamkeit. Ein deshalb wider den Herausgeber, den Buchdrucker Woodfall, 1770 von der Regierung erhobener Libellprozeß endigte ohne Resultat. J. veranstaltete selbst zu Anfang 1772 eine Gesamtausgabe seiner Briefe, für welche er eine Widmung an das engl. Volk und eine Vorrede verfaßte. Eine neue Ausgabe der Briefe des J. in drei Bänden publizierte Woodfalls, des ersten Verlegers, Sohn 1812; in derselben wurden zuerst die zahlreichen Privatbriefe des J. an seinen Verleger, sowie andere vom jüngern Woodfall großenteils auf durchaus unsichere Vermutungen hin dem J. zugeschriebene, unter den verschiedensten Pseudonymen publizierte Briefe polit. Inhalts abgedruckt. Eine fernere neue Ausgabe wurde von John Wade veranstaltet («Junius. A new and enlarged edition», 2 Bde.; Bd. 1, Lond. 1873; Bd. 2, Lond. 1865) und dieser eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Hypothesen und Mutmaßungen über den Ursprung der Briefe, sowie die an den Demagogen Wilkes und an Lord Chatham gerichteten Privatbriefe beigegeben. Die Angriffe der Briefe des J. sind namentlich gerichtet gegen die Herzoge von Grafton und Bedford, die Lords Mansfield, North, Hillsborough und Granby, Sir William Draper, den berühmten Juristen Blackstone und andere Anhänger der Politik Georgs III. Doch wendet sich der Tadel des J. auch vielfach gegen die Mitglieder der Opposition, so gegen Wilkes, Horne Tooke u. a. Nur wenige werden geschont, wie Lord Holland und dessen Sohn Charles Fox; Lord Camden, George Grenville und Lord Chatham sind die einzigen, denen J. seine Anerkennung nicht versagt. Übrigens sind die Briefe trotz der Rücksichtslosigkeit ihrer Sprache und der in ihnen offen bekannten Nichtachtung des Königs ganz im monarchischen Geiste der brit. Verfassung geschrieben. Die Schreibart ist gedrängt, zuweilen epigrammatisch, nie unklar, im Ausdruck sicher und fest, sparsam in Metaphern und Schmuck und dabei sorgfältig genau, sodaß man den Verfasser den ersten Prosaisten Englands beizählen kann.

Das Publikum erschöpfte sich in Mutmaßungen über die Person des Autors. Man schrieb die Briefe General Lee, Glover, Edm. Burke, dem Genfer

Digitized by Google

Delolme, dem Herzog von Portland, Lord Temple u. a. zu, doch ohne eine dieser Vermutungen auch nur annähernd begründen zu können. Nach dem Erscheinen der von Woodfall dem Jüngern besorgten Ausgabe der Privatbriefe des J. behauptete John Taylor in einer 1813 erschienenen Schrift («A discovery of the author of the letters of J.»), der als Gelehrter und polit. Schriftsteller jener Zeit bekannte Dr. Francis habe die Briefe verfaßt, sein Sohn Philip Francis habe sie abgeschrieben und zum Druck besorgt, änderte aber 1816 («The identity of J. with a distinguished living character established») seine Vermutung dahin ab, daß der jüngere Francis, damals ein hoher Beamter außer Dienst und wegen des ihm verliehenen Bathordens in den Ritterstand erhoben, der alleinige Urheber der Briefe sei. Der heftige und bittere Charakter dieses Mannes, der Stil seiner Reden und Briefe haben in der That so viel von dem eigentümlichen Typus des J. an sich, auch stimmt Francis' Handschrift mit der augenscheinlich verstellten Handschrift des J. so wesentlich überein, daß Macaulay in seinem Aufsatze über Warren Hastings (zuerst in der «Edinburgh Review», 1841) die Indizien für stark genug zur Begründung einer Kriminalanklage gegen Francis erklärt. John Jaques wies in seiner «History of J. and his works» (Lond. 1842) auf den aus dem Siebenjährigen Kriege bekannten Lord George Sackville hin, jedoch ohne diese schon früher aufgestellte Hypothese mit irgend welchen beachtenswerten Gründen unterstützen zu können. Sir David Brewster glaubte den wahren J. in dem Iro-Scoten Laughlin Maclean, der 1768 Parlamentsmitglied für Arundel, 1773 General-Kriegskommissar war und 1777 bei der Rückkehr von Westindien verunglückte, entdeckt zu haben; doch fand diese Meinung wenig Anklang. Dagegen brachte Sir Fortunatus Dwarris in «Some new facts as to the authorship of the letters of J.» (Lond. 1850) neue Beweise für die Autorschaft des Sir Philip Francis vor. Neuerdings (1859) hat J. Symons den Verfasser der Juniusbriefe in William Burke, dem Bruder des berühmten Parlamentsredners, erkennen wollen, ohne jedoch überzeugende Gründe für diese Vermutung aufzustellen. In neuester Zeit ist die schon früher am gründlichsten verteidigte Autorschaft Sir Philip Francis' wieder von Edward Twisleton aufgenommen und durch die von demselben veranlaßte sorgfältige Vergleichung der Handschrift des J. und des Sir Philip Francis die Thatsache, daß letzterer die Briefe geschrieben, zu einer kaum anfechtbaren Gewißheit erhoben worden («The handwriting of J. professionally investigated. By Mr. Charles Chabot, Expert. With preface and collateral evidence. By the Hon. Edward Twisleton», Lond. 1871).

Sir Philip Francis (geb. 22. Okt. 1740 in Dublin) war zur Zeit des Erscheinens der Briefe des J. First Clerk im Kriegsministerium. Seine Entlassung 1772 ist der Anlaß der unzweifelhaft von J. herrührenden, aber unter den Namen Veteran, Nemesis und Scotus publizierten, gegen den damaligen Kriegsminister Lord Barrington gerichteten Briefe. Die 1773 erfolgte Ernennung des entlassenen untergeordneten Beamten zum Mitgliede der obersten Regierungsbehörde für Bengalen hat Grund zu der bisher vollkommen unerwiesenen Vermutung gegeben, Francis habe sich die hohe und einträgliche Stellung durch das Geständnis seiner Autorschaft und die Zusicherung fernern Schweigens verschafft. In Bengalen trat Francis sofort in einen schroffen Gegensatz gegen den Statthalter Warren Hastings und die hergebrachte Politik der Ostindischen Kompagnie, vermochte aber nicht, seinen Anschauungen zum Siege zu verhelfen. Vielmehr nahm er, nachdem seine Entzweiung mit Hastings zu einem Duell geführt hatte, in welchem Francis schwer verwundet worden war, 1780 seine Entlassung und kehrte nach England zurück, wo er längere Zeit hindurch Mitglied des Unterhauses gewesen ist, ein öffentliches Amt aber nicht wieder bekleidet hat. Er starb 23. Dez. 1818.

Vgl. «Memoirs of Sir Philip Francis K. C. B. With correspondence and journals. Commenced by the late Joseph Parkes, completed and edited by Herman Merivale» (2 Bde., Lond. 1867); F. Brockhaus, «Die Briefe des J.» (Lpz. 1876). Von deutschen Übersetzungen des J. ist die von Arnold Ruge (3. Aufl., Lpz. 1867) hervorzuheben.

Junker (Jungherr, holländ. Jonkheer) nannte man die Söhne der Edelleute auf den väterlichen Gütern und behielt diese Bezeichnung bei, wenn dieselben, meistens kaum dem Knabenalter entwachsen, in den Militärdienst traten. Die J. zählten zu den gemeinen Soldaten, genossen jedoch mancherlei, ihrer bessern Erziehung angemessene Vorzüge; aus ihnen ergänzte sich das Offizierkorps. Jetzt gibt es nur noch im russ. Heere J.; die mit der Aussicht auf dereinstige Beförderung zum Offizier angenommenen Freiwilligen des deutschen Heeres, sowie die Kadetten des österr.-ungar. Heeres entsprechen ihrer Stellung nach den J. früherer Zeit.

Junker (Wilh. Joh.), Reisender, geb. 6. April 1840 zu Moskau, studierte Medizin zu Göttingen, Berlin und Prag. Nachdem er 1874 Tunesien und 1875 Unterägypten bereist, begab er sich 1876 von Suakin aus nach Kassala und Chartum, und machte dann bis 1878 ausgedehnte Reisen in den Gebieten der obern Nilzuflüsse. Schon im Dez. 1879 brach er wieder von Suez auf, befuhr den Bahr el-Ghasal und erforschte die Länder der Niam-Niam und Monbuttu, den Fluß Uelle und dessen Nebenflüsse.

Junkerhöfe, s. Artushöfe.

Junkermann (Aug.), Schauspieler, geb. 15. Dez. 1832 zu Bielefeld, trat 1853 zuerst in Trier auf und ist seit 1870 in Stuttgart engagiert. J. spielt komische Rollen mit großem Erfolg; am bekanntesten ist er durch seine Darstellungen von Gestalten aus Fritz Reuters Werken, die fast alle für ihn, einige auch von ihm dramatisiert worden sind.

Junkerschulen heißen in Rußland diejenigen, zur Heranbildung der Junker (s. d.) zu Offizieren bestimmten Militärschulen, welche an ihre Zöglinge geringere Anforderungen in Bezug auf deren wissenschaftliche Vorbildung stellen, als die demselben Zwecke dienenden Kriegsschulen, deren Zöglinge Gymnasialbildung besitzen müssen. Es gibt 16 J., von denen 6 für die Kavallerie und Kosaken bestimmt sind, und die überwiegende Mehrzahl aller Frontoffiziere des russ. Heeres geht aus diesen Anstalten hervor. Vor dem Eintritt in die J. müssen die Zöglinge bereits einige Zeit als Freiwillige in der Truppe gedient haben und sich über den Besitz der nötigen Vorbildung entweder durch das Abgangszeugnis eines Militärgymnasiums oder eine besondere Prüfung ausweisen. Diese Prüfung stellt in Bezug auf Religion hohe Anforderungen,

Digitized by Google

beansprucht dagegen keinerlei Kenntnisse in einer alten oder fremden Sprache und stellt in allen übrigen Fächern geringere Anforderungen, als in Deutschland für die Zulassung zum einjährig-freiwilligen Dienst gestellt werden. Der Unterricht dauert, je nach der Vorbildung, zwei oder ein Jahr.

Junktur (lat.), Fuge, Gelenk; auch soviel wie Konjunktur.

Jün-nan oder Yunnan, die südwestlichste Provinz Chinas, 317162 qkm groß, wird gegen W. von Tibet und Birma, gegen N. von der chines. Provinz Sz'-tschwan, gegen O. von den Provinzen Kwei-tschou und Kwang-si und gegen S. von Birma und Tonking begrenzt. In seinem nordwestlichsten Teile ist J. wesentlich ein Gebirgsland mit alpinem Charakter, besitzt auch im allgemeinen nur wenige Ausdehnungen flachern Landes von geringem Umfange, die sich meistens nur längs der Ufer der zahlreichen Flüsse ausbreiten. Von letztern ist der in seinem obern Laufe Kin-scha oder Kin-scha-kiang, d. h. »Fluß des Goldsandes«, genannte Yang-tse-kiang der bedeutendste. Er durchströmt J. in seinem nördl. Teile in der Richtung von W. nach O. In der Richtung von N. nach S. wird J. von den obern Läufen des Saluen (Lu-kiang) und des Me-khong oder Lan-tsan, und in der Richtung von NW. gegen SO. von dem Flusse Song-ka (Ho-ti-kiang) durchströmt. An Fruchtbarkeit des Bodens steht J. als Gebirgsland hinter den meisten andern Provinzen von China zurück. Dagegen ist es reich an Mineralien und liefert Gold, Kupfer, Zinn, Rubinen, Saphire, Achate und andere wertvolle Gesteine. Die Bewohner, nach dem letzten Census 5561320, unter denen sich viele Bekenner des Islam befinden, weichen in mancherlei Beziehung von den eigentlichen Chinesen ab und zeigen in ihren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen Übereinstimmung mit denen der Nachbarländer. Namentlich ist die Stellung der Frauen bei ihnen eine viel freiere als im eigentlichen China. In dem gebirgigsten Teile von J. finden sich noch Überreste der Urbevölkerung. J. wird in 14 Departements, 26 Arrondissements und 39 Kantone geteilt, zu denen noch vier direkt unter der Centralregierung in Peking stehende Arrondissements kommen. Hauptstadt der Provinz ist Jün-nan-fu, gelegen unter 25° 4′ nördl. Br. und 102° 35′ 40″ östl. L. (von Greenwich) auf dem nördl. Ufer eines Tien-hai genannten Landsees. Die Stadt ist befestigt, die Bevölkerung betriebsam, sie verfertigt namentlich eine eigentümliche Art sehr geschätzter Seidenstoffe und Teppiche, welche für die besten von ganz China gelten. J. wurde erst verhältnismäßig spät, unter dem Kaiser Wou-ti, 109 v. Chr., von China annektiert. Die Bevölkerung von J. hat in älterer wie in neuerer Zeit wiederholt den Versuch gemacht, das chines. Joch abzuschütteln, zuletzt in den J. 1857—68. Der im Mai 1884 zwischen China und Frankreich zu Tientsien abgeschlossene Vertrag eröffnet die drei chines. Provinzen J., Kwang-si und Kwang-tung dem freien Handelsverkehr mit den westl. Ländern. Den Engländern war es bis dahin nicht gelungen, sich von Birma aus über Ba-mo längs des Irawadi einen Handelsverkehr mit J. zu gründen.

Juno ist der röm.-italische Name der Göttin, welche im wesentlichen der griech. Hera entspricht. Diese, nach der allgemein angenommenen Sage die eheliche Gemahlin des Zeus (s. Jupiter), erscheint ihrer ursprünglichen Naturbedeutung nach bald mehr als eine Göttin des Himmels, der Luft oder des Mondes, bald als eine Erdgöttin. Die letztere Bedeutung tritt besonders hervor in der Sage von ihrer Hochzeit mit Zeus, welcher die Vorstellung der Befruchtung der Erde durch die Frühlingsregen zu Grunde liegt. Die argivische Legende insbesondere berichtete, daß Zeus die Gestalt eines Kuckucks (des Frühlingsvogels) angenommen und unter Sturm und Regenschauer sich in den Schos der Hera geflüchtet und, als diese ihn mitleidig aufgenommen, sich in seiner wahren Gestalt ihr offenbart und mit ihr vermählt habe. Auch die Erzählung in der Ilias, wie Hera, welche die Griechen begünstigt, auf dem Gipfel des Ida den Zeus, der den Troern Sieg verleihen will, mit Liebesverlangen entzündet, sodaß er die Kämpfenden vergißt, ist diesem Sagenkreise entnommen. Ebenso führt die Verehrung der Hera als Ehegöttin (Hera Teleia) auf diese Vorstellung zurück. Als Göttin der Luft dagegen, insbesondere des Wolkenhimmels, erscheint Hera in der Sage von Ixion, der statt ihrer ein aus einer Wolke geformtes Bild umarmt, endlich als Mondgöttin besonders in ihrer Verehrung an Neumondstagen und als Göttin der Entbindung, in welcher Eigenschaft sie freilich frühzeitig hinter Ilithyia und Artemis zurücktrat. Wahrscheinlich sind auf J. Eigenschaften von andern Göttinnen, wie von der Dione von Dodona übertragen und ist erst allmählich aus der Verbindung und Umbildung verschiedener Elemente die eigenartige Gestalt der Gemahlin des höchsten Gottes herausgebildet worden, die als solche dann vor allem Ehe- und Hochzeitsgöttin ist.

Die römische J. ist, wie schon ihr Name (der das Femininum zu Jovis genannt werden kann) zeigt, ursprünglich sicher eine Göttin des Himmels und des himmlischen Lichts, speziell des Mondes, und wurde als solche am ersten Tage (den sog. Kalenden) jedes Monats verehrt. Damit hängt aufs engste zusammen ihre Verehrung als Geburtsgöttin, welche die Kinder ans Licht der Welt führt (J. Lucina). Ferner wurde sie als Stifterin und Schirmerin jedes Ehebündnisses (als J. Pronuba) und überhaupt als Beschützerin der Hausfrauen (Matrona, daher das Fest Matronalia, welches Anfang März der J. Lucina zu Ehren gefeiert wurde), endlich als »Himmelskönigin« (J. Regina als Gemahlin des Jupiter Rex) verehrt. Außerdem gab es noch einige altitalische Kulte der J., welche die Römer von benachbarten Stämmen aufgenommen hatten, wie den der J. Lanuvina aus dem latinischen Lanuvium, den der J. Curitis (oder Quiritis) von den Sabinern, den der J. Cupra von den Picentinern.

Die bildende Kunst stellt die Hera dar als das Ideal gereifter weiblicher Schönheit, mit vollen, aber von Überfülle freien Formen, mit ehrfurchtgebietendem Ausdruck des Antlitzes, vollständig bekleidet mit Ober- und Untergewand, nur Hals und Arme entblößt, auf dem Haupt häufig den Schleier und regelmäßig einen diademartigen Kopfschmuck (Stephane); in der einen Hand trägt sie gewöhnlich das Scepter, in der andern bisweilen einen Granatapfel oder auch eine Schale; beigegeben ist ihr nicht selten der Pfau. Die berühmteste Darstellung der Göttin war im griech. Altertum das von Polyklet gefertigte Kolossalbild aus Gold und Elfenbein im Heraion bei Argos; unter den erhaltenen nehmen einige wohl mit Recht auf ein Original

Digitized by Google

des Praxiteles zurückgeführte Statuen, unter welchen die Kolossalstatue im Vatikan hervorragt, eine Büste strengen Charakters in Neapel, welche von einigen für eine Nachbildung nach Polyklet gehalten wird, und der großartige Kolossalkopf in der Sammlung der Villa Ludovisi in Rom (s. Tafel: Bildnerei III, Fig. 2) den ersten Rang ein.

Vgl. Overbeck, «Griech. Kunstmythologie» (besonderer Teil, Bd. 2, 1. Tl., Lpz. 1873; mit Atlas 1873—76); Roscher, «Studien zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer» (Heft 2: «J. und Hera», Lpz. 1875).

Juno ist auch der Name des 3. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Junot (Andoche, Herzog von Abrantes), franz. General, geb. 23. Okt. 1771 zu Bussy-le-Grand, war beim Ausbruch der Revolution Student der Rechte, trat aber 1792 in ein Freiwilligenbataillon. Seine Unerschrockenheit während der Belagerung von Toulon (1793) verschaffte ihm die Gunst Bonapartes, zu dessen «Getreuen» er fortan gehörte. Er begleitete 1796 Bonaparte als Adjutant nach Italien, sodann nach Ägypten, wurde rasch Brigadegeneral, 1800 Kommandant von Paris und Divisionsgeneral und bei Errichtung des Kaiserreichs (1804) Generaloberst der Husaren und Großoffizier der Ehrenlegion. Napoleon schickte ihn 1805 als Gesandten nach Lissabon. Aber bald verließ er diesen Posten eigenmächtig, erschien bei der franz. Armee in Deutschland und schlug sich tapfer in der Schlacht von Austerlitz. Im Juli 1806 ernannte ihn der Kaiser zum Gouverneur von Paris und Kommandanten der 1. Militärdivision. In dieser Stellung kompromittierte er sich vielfach, sodaß ihm Napoleon 1807 das Kommando über ein bei Salamanca zur Besetzung Portugals gebildetes Armeekorps übertrug. J. führte dieses Korps im Nov. 1807 unter großen Beschwerlichkeiten von Spanien nach Portugal, langte am 23. mit einem Teil der Truppen zu Abrantes an und marschierte von hier mit 1500 Grenadieren auf Lissabon, das er 1. Dez. besetzte. Regierung und Volk unterließen in der Überraschung jeden Widerstand. Napoleon bestätigte J. als Generalgouverneur Portugals und erhob ihn zum Herzog von Abrantes. Als aber der Aufstand von Spanien nach Portugal übergriff und eine engl. Armee unter Wellington im Aug. 1808 landete, warf er sich ohne Vorbereitung den Engländern entgegen und schloß, nachdem er bei Vimeiro geschlagen worden, 30. Aug. 1808 die Konvention von Cintra ab. J. kämpfte dann 1809 gegen Österreich und wurde 12. Juni bei Berneck von General Kienmayer geschlagen. Er erhielt 1810 wieder ein Kommando in Spanien und drang unter Masséñas Oberbefehl in Portugal ein, wo er während des Feldzugs schwer im Gesicht verwundet wurde. Im J. 1811 war er Gouverneur von Illyrien. Im Feldzuge von 1812 gegen Rußland führte er ein Armeekorps, ging 1813 als Generalgouverneur der Illyrischen Provinzen nach Venedig und verfiel hier in Geisteszerrüttung. Man brachte ihn nach Montbard im franz. Depart. Côte-d'Or, wo er sich 22. Juli 1813 aus dem Fenster stürzte und den Schenkel brach. Einige Tage darauf (29. Juli) starb er infolge der Amputation.

Seine Gattin, Laure, Herzogin von Abrantès, geborene Permon (geb. zu Montpellier 6. Nov. 1784), wurde zur Hofdame der Mutter des Kaisers ernannt und zerrüttete durch verschwenderisches Leben die Vermögensverhältnisse der Familie. Als Witwe lebte sie in dürftigen Verhältnissen vom Ertrage ihrer Feder, schrieb Feuilletons, Memoiren, namentlich «Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration» (18 Bde., Par. 1831—35), und Romane, «L'amirante de Castille» (1832), «Scènes de la vie espagnole» (1837), «Histoire des salons de Paris» (1837), und starb 7. Juni 1838 im Nonnenkloster Abbaye-aux-bois bei Paris. — Napoléon Andoche J., Herzog von Abrantès, der älteste Sohn des vorigen, geb. 1807, erhielt von Ludwig XVIII. den Herzogstitel zurück und widmete sich der diplomatischen Laufbahn, die er aber zerrütteter Vermögensverhältnisse wegen aufgeben mußte. Er wandte sich sodann der Schriftstellerei zu, verfaßte kleine Theaterstücke und novellistische Arbeiten, darunter «Les boudoirs de Paris» (6 Bde., Par. 1844—45), und starb im März 1851 zu Paris. — Sein jüngerer Bruder, Adolphe Alfred Michel J., geb. 1810, erbte den Herzogstitel und starb als franz. Oberstlieutenant 23. Juli 1859 infolge seiner Verwundung in der Schlacht bei Solferino. — Die ältere Schwester der Brüder, Josephine J. d'Abrantès, verehel. Amet, geb. 6. Jan. 1802, hat moralische Erzählungen veröffentlicht, während die jüngere, Constance J. d'Abrantès, verehel. Aubert, geb. 12. Mai 1803, als Romanschriftstellerin und Journalistin bekannt geworden ist.

Junta, Buchdruckerfamilie, s. Giunti.

Junta, d. i. Vereinigung, heißt in Spanien jede zur Erledigung irgend einer politischen oder Staatsangelegenheit zusammengetretene oder niedergesetzte Versammlung. Ehedem nannte man so vorzugsweise die ohne Berufung durch den Monarchen eigenmächtig zusammengetretenen Versammlungen der Volksrepräsentanten und mitunter auch die ordentlich einberufenen Cortes selbst. Karl II. ernannte aus Staatsmännern eine Große Junta zur Bestimmung der Kompetenz der Inquisition. Am berühmtesten ist die von Napoleon 1808 nach Bayonne zusammenberufene J., sowie die von den aufgestandenen Spaniern gebildete Centraljunta mit ihren Provinzialjunten. Als im Herbst 1868 die Revolution den bourbonischen Thron stürzte, bildete sich in Madrid eine Centraljunta als Gesamtvertretung aller revolutionären Junten des Landes, welche sodann der provisorischen Regierung (Serrano, Prim, Topete) die Exekutive übertrug. Durch die unter Alfons XII. erfolgte Aufhebung der baskischen Fueros ist die sog. Junta foral, welcher die Wahrung der Sonderrechte der Baskenländer oblag, ihrer Bedeutung entkleidet worden.

Jupe (frz., aber arab. Ursprungs), Frauenrock von der Hüfte bis zu den Füßen (ein Frauenkleid besteht aus Taille und J.); J. de dessous, Anstandsrock, Unterziehrock unter die Krinoline. J. ist desselben Ursprungs wie das deutsche Joppe, welches jetzt nur noch einen bequemen kurzen Rock für Männer (besonders in Bayern und Tirol) bezeichnet.

Jupiter (zusammengesetzt aus Jovis [ursprünglich Diovis] pater) ist der röm. Name des von allen Völkern des indogerman. Stammes verehrten Gottes des Himmels und himmlischen Lichts, welchen die Griechen mit einem aus derselben Wurzel stammenden Worte Zeus (Genitiv Διός) nannten. In den ältesten Zeiten wurde er von diesen als reine Naturgottheit, besonders als der Urheber des Gewitters,

Digitized by Google

des befruchtenden Regens und der Winde angebetet in heil. Hainen (wie in Dodona in Epirus, wo man in dem Rauschen der Blätter eines mächtigen Eichbaums seine Offenbarungen zu vernehmen glaubte) und auf hohen Bergesgipfeln, die man als seinen Wohnsitz auffaßte (Zeus Akraios, Hypatos oder Hypsistos). Besonders wurde die Vorstellung, daß das hoch in die Wolken emporragende Haupt des Olympos an der Nordgrenze Thessaliens der Sitz des Zeus sei, frühzeitig bei den Griechen allgemein gültig, und der Kult des Zeus Olympios, unterstützt durch die Bedeutung der zu Olympia in Elis gefeierten großen Nationalspiele, über ganz Griechenland verbreitet. Der Mythus, durch welchen die alte Naturgottheit zu einer lebendigern, für das menschliche Vorstellungsvermögen faßbaren Persönlichkeit ausgeprägt wurde, machte den Zeus zum Sohne des Kronos, des Sohnes des Uranos (daher er Kronion oder Kronides genannt wird) und der Rhea, der Tochter der Erdgöttin Gaia, zum Bruder des Poseidon und Hades, der Hestia, Hera und Demeter. Nach der verbreitetsten Sage wurde er auf der Insel Kreta (einem Hauptsitze des ältesten Zeuskultus) in einer Grotte des Berges Ida geboren, wohin Rhea sich geflüchtet hatte, um das Kind vor dem Kronos, der seine eigenen Kinder verschlang, zu verbergen, und von der Ziege Amaltheia und den Bienen des Gebirgs mit Milch und Honig (oder von Tauben mit Ambrosia) ernährt, während die Kureten durch ihre Waffentänze das Schreien des Kindes übertäubten. Kronos verschlingt, durch Rhea überlistet, statt des Neugeborenen einen in Windeln gewickelten Stein. Sobald Zeus herangewachsen, nötigt er unter Beihilfe der Metis (der Personifikation der Klugheit) den Kronos, die früher verschluckten Kinder wieder von sich zu geben, und beginnt, unterstützt von diesen, von den Cyklopen (s. d.), den Hekatoncheiren (hundertarmigen Riesen), der Themis und dem Prometheus, den Kampf gegen seinen Vater, in welchem er Sieger bleibt. Kronos und die Titanen (s. d.), die auf dessen Seite gestanden, werden in den Tartaros gestürzt, und eine neue Weltordnung wird begründet, die Herrschaft der olympischen Götter, an deren Spitze Zeus als König und Vater der Götter mit seiner Schwester Hera steht, die er zu seiner Gemahlin erhebt.

Aus der Verbindung des Zeus mit verschiedenen Göttinnen gingen eine Anzahl Kinder hervor, welche dem Kreise der olympischen Götter angehören: Hera gebar ihm den Ares und Hephästos (letztern gebiert nach einer andern Sage Hera allein ohne Einwirkung eines Mannes) und außerdem Hebe und Eileithyia; Dione wurde durch Zeus Mutter der Aphrodite, Leto gebar ihm Apollon und Artemis, Maia den Hermes, aus seinem eigenen Haupte wurde Athena geboren. Ferner ist er Vater einer Anzahl anderer Gottheiten, die, wenn sie auch nicht in die Zahl der bekannten zwölf Götter aufgenommen sind, doch allgemein als Götter angesehen und verehrt werden: Demeter gebar ihm Persephone, Semele den Dionysos, Themis die Horen und Moiren (Parzen), Eurynome die Chariten (Grazien), Mnemosyne die Musen, Leda die Dioskuren. Während nun aber von diesen allen nur Hera und die mit dieser wohl auch identifizierte Dione als seine rechtmäßige Gemahlin galt, so sanken einzelne von ihnen, wie Leda und Semele, und vollends die Mütter von Söhnen, welche mit der Zeit nicht mehr für Götter, sondern nur für Heroen (s. d.) galten, in Sage und Dichtung zu sterblichen Frauen herab. Der gewaltigste von diesen Heroen ist Herakles, mit dessen Hilfe Zeus im Verein mit den übrigen Göttern die Giganten (s. d.), welche die neue Weltordnung umzustürzen versuchen, siegreich zu Boden wirft, den aber allerdings auch Zeus in den Olymp aufnimmt. Andere Zeussöhne sind Perseus (von Danaë), Minos, Rhadamanthys und Sarpedon (von Europa), Epaphos (von Jo), Äakos (von Ägina), Arkas (von Kallisto), Amphion und Zethos (von Antiope) u. a. m.; fast jedes der alten griech. Königshäuser rühmte sich eines solchen Heroen als Ahnherrn, der von Zeus abstammen sollte.

Aus den physischen und theogonischen Mythen entwickelte sich unter Einfluß des Epos, der lyrischen Poesie und der attischen Tragödie allmählich die würdige und erhabene Vorstellung von Zeus als dem höchsten, allmächtigen und allsehenden Weltherrscher, dem Urquell und Beschützer alles Rechts und aller Ordnung im Familien- und Staatsleben, eine Vorstellung, die besonders in zahlreichen Beinamen, mit welchen er angerufen wurde, sich ausgeprägt hat. So betete man zum Zeus Herkeios als dem Schirmer des Hauses, zum Zeus Polieus, Bulaios und Agoraios als dem Beschützer der Stadt, der Rats- und Volksversammlungen, zum Zeus Horkios als dem Wächter des Eides, zum Zeus Philios und Hetaireios als dem Urheber aller Freundschaft und Genossenschaft, zum Zeus Xenios und Hikesios als dem Beschirmer und Rächer der Fremden und Hilfesuchenden, zum Zeus Soter und Eleutherios als dem Erretter und Befreier von allem Übel, ꝛc. Dike, die Personifikation des Rechts, wird seine Beisitzerin genannt, alle Weissagung (Mantik) durch Orakel oder sonstige Zeichen geht von ihm aus. J. ist so der «höchste der Herrscher», der «König und Vater der Götter und Menschen».

Auch der **italisch-römische Jupiter** ist aus einem Naturgott des Himmelslichts, des Gewitters und befruchtenden Regens frühzeitig ein polit. Gott geworden, besonders in dem Kulte, welcher ihm seit alten Zeiten auf dem Kapitolinischen Hügel (als J. Kapitolinus) geweiht war. In Rom erscheint er zunächst als Gott der Schlacht, der Sieg und Beute verleiht (J. Stator, Victor, Feretrius), dann als Beschützer der Treue und des Rechts, indem die Kulte der Fides, des Dius Fidius und des Terminus mit dem seinigen aufs engste verbunden sind; endlich als Inbegriff aller Macht und Gnade, als J. Optimus Maximus («der Beste und Größte») wie auch als «J. Rex» («König J.»). Sein Priester, der Flamen Dialis, war der vornehmste unter den Flamines und sollte dem ganzen Volke ein Musterbild von Würde und Reinheit sein.

In der Plastik ist das Ideal des Zeus vornehmlich durch Phidias in der berühmten Kolossalstatue aus Gold und Elfenbein, welche er für den Tempel in Olympia ausführte, ausgebildet worden. Es sind zahlreiche Statuen (teils sitzende, teils stehende) und Köpfe (der berühmteste ist der von Otricoli, jetzt im Vatikan in Rom, von dem übrigens nur der Vorderkopf [die Maske] antik ist) erhalten, die freilich von der Erhabenheit jenes Meisterwerks, von dem sie sich alle mehr oder weniger stark entfernen, nur einen schwachen Abglanz erkennen lassen, während gewisse Münzen von Kopf und Komposition des Ganzen weit richtigere Abbildungen, aber freilich im kleinsten Maßstabe geben. Der Gott wird

Digitized by Google

dargestellt mit majestätischer Ruhe thronend oder stehend, einen milden Ernst in dem von gewaltigen Locken umsäumten Antlitz; die Brust ist meist entblößt, der Unterkörper mit einem einfachen Gewande bedeckt; auf der Rechten trägt er die Göttin des Siegs (Nike) oder eine Schale als Symbol des Kultus, oder er hält damit das Scepter, in der Linken den Blitz; neben ihm sitzt gewöhnlich der Adler.

Vgl. außer den Werken über griech. Mythologie: David, «J. Recherches sur ce dieu, sur son culte et sur les monuments qui le représentent» (2 Bde., Par. 1833); Overbeck, «Beiträge zur Erkenntnis und Kritik der Zeusreligion» (Lpz. 1861) und «Kunstmythologie» (besonderer Teil, 1. Bd., Lpz. 1871; mit Atlas 1872—73); Sybel, «Das Bild des Zeus» (Marburg 1876).

Jupiter (4) ist der größte Planet unsers Sonnensystems und übertrifft an Masse und Volumen alle andern Planeten zusammengenommen. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt $5\frac{1}{5}$ Erdbahnhalbmesser oder 773 Mill. Kilometer, die Excentricität der Bahn nahe ein Zwanzigstel der mittlern Entfernung, daher steht J. in seinem Aphelium (Sonnenferne) 808 und in seinem Perihelium (Sonnennähe) 734 Mill. Kilometer von der Sonne ab. Die Neigung der Bahn gegen die Ekliptik beträgt nur 1° 18,7′, die Länge des aufsteigenden Knotens (Durchschnittspunkt der Bahn mit der Ekliptik) ist 98° 54,3′ (1850). Seine Entfernung von der Erde schwankt zwischen 583 Mill. Kilometer in der Opposition und 959 Mill. Kilometer in der Konjunktion, sein scheinbarer Durchmesser zwischen 31″ und 51″. Der wahre Durchmesser beträgt 141 700 km, ist also 11 mal größer als der der Erde; seine Masse ist 1048 mal kleiner als die Sonnenmasse und 309 mal größer als die Erdmasse, seine Dichte ein Viertel der irdischen; die Rotationsdauer beträgt 9 Stunden 55 Minuten 34 Sekunden, seine Abplattung ein Sechzehntel. Die Umlaufszeit des J. beträgt siderisch 4332 Tage 14 Stunden, tropisch 4330 Tage 14 Stunden, synodisch 399 Tage. Letzteres ist also die Zeit, die im Mittel zwischen zwei aufeinander folgenden Oppositionen verfließt. Nach den Messungen Struves betragen die Durchmesser des J. in seiner mittlern Entfernung 38,8″ und 35,5″.

Im Fernrohr gesehen, zeigt der J. mehrere dunkle, dem Äquator parallele Streifen, die raschen Veränderungen unterworfen sind und welche wahrscheinlich der Atmosphäre angehören. Ferner hat man oft helle Flecke, 1878 auch einen roten Fleck auf dem J. gesehen, die mehrere Jahre lang sichtbar blieben. Man muß annehmen, daß der J. in sehr heißem Zustande sich befindet und daß in seinem Innern und auf seiner Oberfläche sehr bedeutende Umwälzungen vor sich gehen, da es nicht möglich wäre, die bedeutenden und raschen Veränderungen auf seiner Oberfläche durch die Wirkung der in so großer Entfernung nur geringen Sonnenwärme zu erklären. Wegen der sehr geringen Neigung der Ebene seines Äquators gegen die Ekliptik (3° 6′) verschwindet auf dem J. fast ganz der Wechsel der Jahreszeiten.

In seinem Laufe um die Sonne wird er von vier Trabanten begleitet, welche bald nach Erfindung des Fernrohrs fast gleichzeitig von Simon Marius und Galilei entdeckt wurden. Sie sind schon in schwachen Fernröhren sichtbar, einzelne von sehr scharfsichtigen Menschen wohl auch schon mit bloßem Auge gesehen worden. Da ihre Bahnen fast mit der Ebene der Ekliptik zusammenfallen, so scheinen sie immer nahe in einer geraden Linie zu stehen. Ihre Abstände vom J. betragen 6, $9\frac{1}{2}$, $15\frac{1}{2}$, 27 Halbmesser des J., ihre Umlaufszeiten $1\frac{3}{4}$, $3\frac{1}{2}$, $7\frac{1}{6}$ und $16\frac{2}{3}$ Tage. Ihre Durchmesser hat man zu 3800, 3410, 5560, 4750 km bestimmt. Die drei innersten Monde werden bei jedem Umlauf, der vierte in der Regel verfinstert, indem sie durch den Schatten des J. gehen. Diese Verfinsterungen hat der Däne Olaus Römer 1675 benutzt, um die Geschwindigkeit des Lichts zu bestimmen; sie bilden auch ein bequemes, aber wenig sicheres Mittel zur geogr. Längenbestimmung. Für die Bewegungen dieser Monde sind von Laplace Gesetze aufgefunden worden, welche es verhindern, daß alle vier Monde gleichzeitig verfinstert werden können. Diese Gesetze lauten: 1) Für jede Epoche ist die Länge des ersten (innersten) vermehrt um die doppelte Länge des zweiten und vermindert um die dreifache Länge des dritten, gleich 180°. 2) Die mittlere siderische Bewegung des ersten vermehrt um die doppelte des zweiten, ist für jeden Zeitraum gleich der des dritten Mondes. Dagegen können alle vier Monde gleichzeitig unsichtbar werden, dies tritt nach d'Arrest alle 25 Jahre ein.

Jupon (frz., Diminutiv von Jupe), kurzer Frauenunterrock.

Jur., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Jurine.

Jura (Mehrzahl von Jus, s. d.), die Rechte.

Jura (Jura Mons oder Jurassus) heißt der etwa 730 km lange Zug von Mittelgebirgen, der, hauptsächlich aus Kalksteinen der Juraformation und der Kreide gebildet, sich vom Winkel zwischen Ain und Rhône nordöstlich bis zum obern Main erstreckt. Von den Alpen, mit welchen das Gebirge südwestlich von Genf eng verwachsen ist, wird dasselbe durch einen Molassestreifen geschieden, der südlich vom Genfersee das Hügelland des Genevois bildet und sich nordöstlich mit allmählich zunehmender Breite als schweiz. Hügelland und schwäb.-bayr. Hochebene bis zur Donau fortsetzt. Der Durchbruch des Rheins zwischen Schaffhausen und Basel teilt den Gebirgszug in zwei Hauptabteilungen, den Schweizer und den Deutschen J.

Der Schweizer Jura, auch Französischer Jura, in der deutschen Schweiz oft Leberberg genannt, etwa 320 km lang, 30—50 km breit, beginnt südwestlich von Genf bei dem Durchbruch des Rhône, der den eigentlichen J. von der sowohl der Gesteinsart wie den Bergformen nach verwandten Kette des Mont-du-Chat in der Voralpengruppe der Grande Chartreuse (s. Alpen 7 c) trennt, folgt dann der franz.-schweiz. Grenze und tritt endlich ganz auf Schweizergebiet über. Er besteht aus langgezogenen, nach NO. allmählich niedriger und breiter werdenden Parallelketten, an welche sich im W. und N. breite, durch tief eingeschnittene Flußthäler gegliederte Hochflächen anlegen. Der höchste Rücken ist der südöstliche, den Alpen zugekehrte, der mit steilen, mauerartigen Felswänden schroff aus dem schweiz. Hügellande aufsteigt; gegen die Thäler der Saône, des Doubs und des Rheins senkt sich das Gebirge stufenweise. In den Hochflächen des J. sind die Schichten des Gesteins horizontal gelagert; im Kettenjura bilden sie Gewölbe, bald geschlossene, bald geöffnete oder gesprengte, zwischen deren Schenkeln sich in der Längsrichtung Spaltenthäler (Combes und

Digitized by Google

Gewölbthäler) hinziehen. Zwischen den Hauptketten dehnen sich einförmige Längenthäler aus, Mulden, von synklinalen Schichten gebildet; seltener sind die Querthäler oder Klusen, welche, die wildesten und malerisch schönsten Partien des J. bildend, schluchtartig mit schroffen Thalwänden die Ketten durchbrechen; wenn dieselben eine Kette nicht der ganzen Breite nach durchsetzen, so heißen sie Halbklusen oder Gräben (frz. ruz). Der Bergcharakter des J. ist einförmig; die Ketten sind lange mauerartige Rücken, deren Gipfel sich nur wenig über die durchschnittliche Kammhöhe erheben; scharf ausgeprägte Gipfelformen, Nadeln, Hörner, Stöcke, Spitzen sind selten. Im Innern ist das Gebirge vielfach zerklüftet, von Höhlen und Trichterlöchern durchsetzt, in denen sich hier und da die Flüsse verlieren, um nach kürzerm oder längerm unterirdischen Laufe an einer andern Stelle wieder zu Tage zu treten; so z. B. die Orbe, die aus dem kleinen Brenetsee im Jourthale unterirdisch abfließt und erst 2,5 km nordlicher und 226 m tiefer wieder aus dem Fels hervortritt. Wie die Alpen, bildet auch der J. eine Wasserscheide zwischen dem Mittelmeer und der Nordsee; dem erstern werden die Gewässer durch den Rhône zugeführt, welchem die Venoge, die Valserine und der Ain direkt zufließen, während der Doubs sich in die Saône ergießt; zum Gebiet der Nordsee gehören die Birs, welche dem Rhein direkt zufließt, ferner die Zihl oder Thièle, als Quellfluß Orbe genannt, mit der Areuse aus dem Traversthal, die Dünnern u. s. w., welche in die Aare münden. Mit Ausnahme des Neuenburger- und Bielersees am südöstl. Rande des Gebirges sind die Juraseen klein, meist Muldenseen mit einförmigen Ufern, wie der See von St.-Point im Gebiet des Doubs und der Joux-See im Gebiet der Orbe; dagegen ist der malerische See, den der Doubs auf der Grenze zwischen Frankreich und Neuenburg bei Les Brenets bildet, ein Klusensee.

Das Klima des J. ist verhältnismäßig rauher als das der Alpen; die Winter sind lang und streng, reich an Schnee, aber fast frei von Nebeln. Torfmoore, Weiden und dichter Wald (Rottannen, Weißtannen, Kiefern, Buchen) nehmen den größten Teil des Bodens in Anspruch; der Ackerbau ist meist auf die Thalsohlen und die Vorsinsen des Gebirges beschränkt, auf denen, wie im Solothurner, Baseler und Aargauer J., auch die Rebe und der Nußbaum gedeihen. Im ganzen ist das Gebiet schwach bevölkert, und nur die industriellen Hochthäler von Waadt, Neuenburg und Bern und die fruchtbaren Hochflächen östlich der Birs sind dichter bewohnt. Außer Ackerbau, Viehzucht und Bergbau sind im J. die wichtigsten Erwerbsquellen die Fabrikation von Eisen- und Stahlwaren in den franz. Departements J. und Doubs und im Waadtländer, Berner und Solothurner J., die Uhrenindustrie im Waadtländer, Neuenburger und Berner J. und im franz. Depart. Doubs, die Fabrikation von Spielwerken zu Ste.-Croix (Waadt), die Cementfabrikation im Val de Travers, die Glasfabrikation im Thal der Birs u. s. w. Von nutzbaren Mineralien liefert der J. vorzügliche Bausteine (solothurner Marmor), lithographische Schiefer, Gips, Steinsalz, Asphalt im Val de Travers, Bohnerz, Hupererde, Mergel und Thon.

Die höchsten Gipfel des J. erheben sich in der südöstlich zur Hochebene abstürzenden Randkette; fast alle gewähren prachtvolle Aussicht auf die Seen am Rande des Gebirges, die schweiz. Hochebene und die Alpen; von den nördl. Gipfeln schweift der Blick bis zum Schwarzwald und den Vogesen. Zu den wichtigsten Punkten gehören: der Grand Colombier (1534 m) bei Culoz, der Mont-Credoz (1624 m) bei dem Fort de l'Ecluse, der Mont-Reculet (1720 m), der Crêt de la Neige (1723 m) und der Grand Colombier de Ger (1689 m), die höchsten Gipfel des ganzen Gebirges, alle westlich von Genf in der Kette zwischen der Valserine und der schweiz. Hochebene, die Dôle (1678 m), der westlichste Schweizerberg; der Mont-Tendre (1680 m) und die Dent de Vaulion (1486 m) zwischen der Orbe und der Hochebene, der Mont-Suchet (1596 m) und die Aiguille de Beaulmes (1563 m), der Chasseron (1611 m) und der Creux du Vent (1465 m) mit gewaltigem Felscirkus zwischen dem Doubs, der Areuse, dem Neuenburgersee und der Orbe, der Chaumont (1175 m), oberhalb Neuchâtel, der Chasseral oder Geltler (1610 m) zwischen dem St. Immerthal und dem Bielersee, die Hasenmatt (1449 m) mit dem Weißenstein bei Solothurn, die Bolchenfluh (1100 m) in der Hauensteinkette, die Gyslifluh (774 m) bei Aarau und die Lägern (862 m) im Kanton Zürich. Die westlicher und nördlicher gelegenen Ketten sind im allgemeinen niedriger, erheben sich aber immerhin noch hier und da bis über 1400 m Höhe. Ihre wichtigsten Gipfel sind der dichtbewaldete Mont-Risoux (1423 m), westlich vom Jourthale, der durch seine Käse berühmte Mont-d'Or (1463 m) bei Jougne, die Tête de Rang (1423 m) zwischen Chaux de Fonds und dem Val de Ruz; und im Bernischen J. der Moron (1340 m) links, der Mont-Graitery (1302 m) und der Raimeux (1309 m) rechts von der Birs, der Mont-Terrible (1000 m) zwischen Pruntrut und Delsberg, der Blauenberg (836 m) bei Basel. Der schroffe südöstl. Absturz des Gebirges, der Parallelismus und die gleichmäßige Höhe seiner Ketten, der Mangel an großen, das ganze System durchsetzenden Querthälern machen den J. ziemlich unzugänglich; nichtsdestoweniger wird er von einem ausgedehnten Netze von Kunststraßen und Eisenbahnen durchzogen, welche meist den Längenthälern folgen, bis eine Klus oder eine niedrige Wasserscheide einen Ausweg gestattet. Zu den wichtigsten Jurapässen gehören: der Col de la Faucille (1323 m) zwischen Ger und dem Thal der Valserine, der Paß von St.-Cergues (1263 m) am Fuß der Dôle, der Col de Marcheiruz (1450 m), der über die Kette des Mont-Tendre führt, der Paß von Jougne zwischen Orbe und Pontarlier, der Paß von Verrières (Val de Travers), der Paß von Ste.-Croix zwischen dem Neuenburgersee und dem Val de Travers, die Straße über die Tête de Rang von Neuchâtel nach Chaux de Fonds, die Pierre-Pertuis zwischen dem St. Immer- und dem Birsthal, die Straße über den Mont-Terrible (les Rangiers), der Paßwang, der Obere und der Untere Hauenstein im Solothurner J., die Staffelegg und der Bötzberg im Aargauer J. Manche dieser Pässe sind jetzt überschient, so der Col de Jougne, der Paß von Verrières, die Tête de Rang, die Pierre-Pertuis, der Mont-Terrible, der Untere Hauenstein und der Bötzberg. Die Schwierigkeit des Terrains machte viele Tunnel notwendig; die längsten derselben sind der Tunnel von Les Loges auf der Linie Neuchâtel-Chaux de Fonds, 3259 m lang, der Tunnel de la

Digitized by Google

Croix, 2919 m auf der Linie Delémont-Pruntrut, der Bötzbergtunnel auf der Linie Basel-Brugg (2517 m) und der Hauensteintunnel (2495 m) auf der Linie Basel-Olten.

Der Deutsche Jura, der sich mit dem Randen im Kanton Schaffhausen an den Schweizerischen J. anschließt, ist vom Rhein bis zum Main etwa 410 km lang, plateauartig, ohne Kettenbildung und Längenthäler, zeigt dagegen viele, zum Teil ihn ganz durchschneidende Querthäler, nimmt ebenfalls gegen N. an Höhe ab, hat aber seinen Steilabfall gegen NW., seine sanftere, oft terrassenartige Böschung gegen SO. Durch den Durchbruch der Altmühl wird er in zwei Abschnitte geteilt, den Schwäbischen J., zwischen dem Rhein und der Altmühl (s. Alp) und den Fränkischen J., zwischen der Altmühl und dem Main (s. Frankenjura).

Das franz. Departement Jura, ein Teil der alten Freigrafschaft Burgund (Franche-Comté), zählt (1881) auf 4994 qkm 285 263 E. und liegt zwischen dem schweiz. Kanton Waadt und den französischen Dep. Doubs, Haute-Saône, Côte-d'Or, Saône-et-Loire und Ain am Westabfall des Juragebirges, dessen von wellenartigen Parallelketten durchzogene Hochflächen sich von den Kämmen der Dôle (1678 m) und des Noirmont (1560 m) an der Schweizergrenze westlich bis zu der kaum 200 m über dem Meere gelegenen Ebene der Saône abstufen. Mit Ausnahme des Val des Rousses, dessen kleiner See durch die Orbe zur Aare (Rheingebiet) abfließt, gehört das ganze Departement dem Gebiet des Rhône an, dem der Ain mit der Bienne direkt, der Ognon, der Doubs mit der Loue und die Seille durch die Saône zufließen. Über zwei Drittel der Bodenfläche sind wenig ergiebiges Bergland mit ausgedehnten Weiden und Nadelwäldern; die Ebene dagegen und die Thäler am Rande der Hochfläche sind fruchtbar und liefern Getreide und Wein, der nebst Walnüssen einen Ausfuhrartikel bildet. Die besten Sorten sind die von Arbois, Salins, Château-Chalon und Lons-le-Saunier. Der Boden ist reich an nutzbaren Mineralien: Marmor, Kalkstein, Bohnerz und Steinsalz. Die Haupterwerbsquellen der sehr thätigen und gewerbfleißigen Einwohner sind Acker-, Obst- und Weinbau, Viehzucht, die in den höhern Teilen als Alpenwirtschaft betrieben wird und vorzüglichen Käse liefert, die Ausbeutung der Waldungen und der Mineralschätze, ferner die Eisen- und Stahlindustrie, die Uhrenfabrikation, die Baumwoll-, Woll- und Seidenweberei, die Papierfabrikation, die Töpferei und die Gerberei. Alljährlich wandern ziemlich viele Gebirgsbewohner teils als Kleinhändler, teils als Arbeiter in das Innere Frankreichs aus und kehren zur Erntezeit mit ihrem Verdienst wieder zurück. Neben dieser periodischen Auswanderung findet aber auch eine ständige nach den großen Verkehrsmittelpunkten statt, sodaß sich die Zahl der Einwohner seit 1866 um 5 Proz. verringert hat. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements Lons-le-Saunier, Ste.-Claude, Dôle und Poligny, zusammen mit 32 Kantonen und 584 Gemeinden. Die wichtigsten Wohnplätze sind, außer der Hauptstadt Lons-le-Saunier (s. d.), der Eisenbahnknoten Dôle (s. d.) am Doubs, Arbois, der Mittelpunkt des Weinhandels, an der Cuisance, Salins mit wichtigen Salzwerken, Ste.-Claude an der Bienne und der industrielle Flecken Morez an demselben Flusse, unweit der franz. Grenzfestung Les Rousses, welche die Jurastraßen des Col de la Faucille, des Paß von St.-Cergues und des Val de Jour beherrscht. Von W. nach O. wird das Departement von der Bahnlinie Paris-Dijon-Neuchâtel, von N. nach S. von der Linie Besançon-Lons-le-Saunier-Lyon durchzogen. Eine wichtige Wasserstraße bietet der Rhône-Rhein-Kanal, der unweit Dôle den Doubs mit der Saône verbindet.

Jura, fränkischer, s. Frankenjura.

Jura, schwäbischer, s. Alp.

Juraformation (früher als Oolithformation bezeichnet) nennen die Geologen eine Abteilung der Sedimentär- oder Flötzgebilde, welche zuerst in dem Juragebirge als eine selbständige Bildung zwischen der Trias- und Kreidegruppe erkannt wurde. Dieselbe besteht auch in Deutschland von oben nach unten aus folgenden drei Hauptabteilungen: 1) Weißer Jura oder Malm, in welcher Abteilung hellfarbige dichte Kalksteine, Rogensteine und oft von Höhlen durchzogene Dolomite vorherrschen. Zu derselben gehören die berühmten lithographischen Kalksteine von Solenhofen in Bayern. 2) Brauner Jura oder Dogger, der aus bräunlichem und gelblichem Thon, Mergel und Sandstein mit Einlagerungen von Eisenrogenstein besteht, welche in der Schwäbischen Alp zu bedeutender Eisenindustrie Veranlassung geben. 3) Schwarzer Jura oder Lias besteht aus bituminösem Mergelschiefer, dunkeln Thonen und Kalksteinen, sowie aus Sandstein. Alle diese Abteilungen sind sehr reich an organischen Resten, namentlich an Korallen (zuweilen ganze Riffe bildend), Echiniten, zwei- und einschaligen Mollusken, Belemniten, Ammoniten, Krebsen, Fischen und Sauriern (Ichthyosaurus, Plesiosaurus, Pterodactylus). In Deutschland besitzt die J. drei größere Verbreitungsgebiete: in Franken und Schwaben bildet sie einen weiten Bogen, dessen stärkste Krümmung in der Gegend von Regensburg liegt und dessen Flügel wesentlich von der Rauhen Alp und von dem Fränkischen Jura repräsentiert werden. In Norddeutschland breiten sich die Schichten der J. in einer von Westen gegen Osten gerichteten Bucht aus, welche sich von der Grenze Hollands bis in die Gegend von Halberstadt erstreckt. In niedrigen Höhenzügen bilden sie den südl. Saum des norddeutschen Flachlandes. Das dritte deutsche jurassische Territorium ist das von Oberschlesien, welches ein Areal von über 22500 qkm einnimmt. Als äußerste Vorposten dieses Gebietes sind die aus dem Diluvium hervorragenden isolierten Juravorkommnisse an den Odermündungen zu betrachten. Auch in den Alpen, in Italien, Frankreich, England und Rußland sind Jurabildungen sehr verbreitet. Vgl. von Buch, «Der Jura in Deutschland» (Berl. 1839); Oppel, «Die J. Englands, Frankreichs und Deutschlands» (Stuttg. 1858); Quenstedt, «Der Jura» (Tüb. 1858); Brauns, «Der untere, mittlere und obere Jura im nordwestl. Deutschland» (Braunschw. 1869—74).

Juragewässerkorrektion heißt die von der schweiz. Eidgenossenschaft und den Kantonen Bern, Freiburg, Solothurn, Waadt und Neuenburg gemeinsam unternommene Entsumpfung des westschweiz. Seelandes durch Tieferlegung der großen Seen am Rande des Jura und Korrektion ihrer Abflüsse. Das Bedürfnis nach einer solchen Korrektion machte sich schon früh, namentlich aber seit dem Ende des 16. Jahrh. geltend, wo die Geschiebeablagerungen der Großen Emme an ihrer Mündung

Digitized by Google

bei Attisholz, unterhalb Solothurn, störend auf den Ablauf der Aare einzuwirken begannen. Die Aare wurde dadurch zurückgestaut und staute wieder die Zihl auf, welche der Aare die Wasser des Neuenburger-, des Murten- und des Bielersees zuführte. Durch diese Stauungen wurde das Niveau der drei Seespiegel gehoben, die Einmündung ihrer Zuflüsse, der Orbe (Thièle), der Broye u. s. w. erschwert und bei Hochwasser in den fünf beteiligten Kantonen ein Gebiet von circa 240 qkm überschwemmt und versumpft. Obwohl seit dem Anfang des 18. Jahrh. mehrere Pläne zur Hebung dieser Übelstände gemacht wurden, gelangte doch, da ein Zusammenwirken der beteiligten Kantone nicht zu erzielen war, keiner derselben zur Ausführung, bis endlich die Bundesbehörden sich der Angelegenheit annahmen und die Bundesversammlung am 5. Juli 1867 beschloß, es sei den beteiligten Kantonen zum Zweck der J. nach dem Plane der Ingenieure Lanicca und Bridel eine Bundessubvention von 5 Mill. Frs. zu bewilligen. Nach diesem Plane begreift die Korrektion folgende Hauptarbeiten in sich: Ablenkung der Aare von Aarberg in den Bielersee durch den Hagneckkanal, Ablenkung der vereinigten Aare und Zihl durch den Nydau-Bürenkanal nach Büren, Korrektion der obern Zihl (Thièle) zwischen dem Neuenburger- und dem Bielersee und Korrektion der untern Broye zwischen dem Murten- und dem Neuenburgersee. An diese großen Korrektionen, die auf 14 Mill. Frs. veranschlagt wurden und 1877 beendigt sein sollten, schließt sich als notwendige Ergänzung die Binnenkorrektion, d. h. die Trockenlegung der großen Sümpfe des Seelandes an.

Auf Grund dieses Programms wurden 1868 die Arbeiten begonnen; es zeigte sich aber bald, daß sowohl die Kosten wie der Zeitaufwand bei weitem zu niedrig angeschlagen waren. Die Bundessubvention wurde deshalb 1883 auf 5450000 Frs. erhöht. Ende 1883 war der Stand des Unternehmens der folgende: der Hagneckkanal, 8600 m lang, ist seit 1879 offen, aber noch nicht genügend erweitert und vertieft, um die ganze Aare aufnehmen zu können. Vom Nydau-Bürenkanal ist das obere Stück, Nydau-Meyenried, 9000 m lang, bis an die Anlage eines Schleusenwerks beim Ausfluß des Bielersees im wesentlichen beendigt, das untere Stück dagegen, von Meyenried bis Büren, 2600 m lang, wurde erst 1882 angefangen. Die Korrektionen der Zihl und der Broye sowie die Binnenkorrektion sind im Gange und 1887 soll das Werk vollendet sein. Obwohl demnach die Arbeiten noch lange nicht zu Ende geführt sind und der volle Erfolg namentlich in Bezug auf das zu gewinnende Kulturland noch zu gewärtigen steht, so hat doch die J. schon jetzt günstige Ergebnisse aufzuweisen. Durch den Nydau-Bürenkanal und die bisherigen Korrektionsarbeiten an der Zihl und Broye wurden die Spiegel der Juraseen tiefer gelegt, der Bielersee um 2,1 m, der Neuenburgersee um 2 m, der Murtensee um 1,8 m, das Gefälle und die Stoßkraft der vereinigten Aare und Zihl vermehrt und damit die Gefahr der Stauung der Aare durch die Geschiebe der Emme verringert. Durch die Ableitung der Aare in den Bielersee wurde den Geschiebemassen derselben ein weites und tiefes Ablagerungsbecken geboten und dadurch die Vertiefung des Ablaufs und die Aufstauung der Seen, sowie die Versumpfung der obern Gegenden verhütet, die Möglichkeit einer erfolgreichen Binnenkorrektion gegeben und zugleich infolge der Retentionskraft des ausgedehnten Seebeckens die Überschwemmungsgefahr für die untern Aargegenden wesentlich vermindert. Die Hauptförderer der Unternehmung, welche der berühmten Linthkorrektion Hans Konrad Eschers (s. d.) würdig zur Seite gestellt werden darf, waren der Arzt Dr. Joh. Rud. Schneider (1804—1880) und der Ingenieur Richard Lanicca (1794—1883). Vgl. Dr. J. R. Schneider, «Das Seeland der Westschweiz und die Korrektionen seiner Gewässer» (Bern 1881) und «Die Jahresberichte der J.» (I—XVI, Biel 1868—83).

Juramentum (lat.), Eid, Schwur.

Jurāre in verba magistri (lat.), auf des Meisters Worte schwören, Citat aus Horaz' «Episteln» (I, 1, 14).

Jurāt (lat.), ein Vereidigter, Geschworener; Juration, Beeidigung; juratorisch, eidlich.

Jurburg, Stadt im russ. Gouvernement Kowno, im Kreise Rossieny rechts am Niemen, 88 km westlich von Kowno, nahe der preuß. Grenze, mit (1882) 727 E., worunter viele Juden, ist ein Hauptverladungsplatz für Getreide, das nach Preußen geschafft wird, und ist Sitz eines Zollamts.

Jure, soviel wie De jure.

Juré (frz.), Geschworener.

Jurisconsultus, s. Jurisconsultus.

Jurensis-Mergel werden die obersten aus Mergelkalk oder Mergelthon bestehenden Schichten des Malm oder weißen Jura (s. Juraformation) genannt, weil in ihnen Ammonites jurensis häufig und für sie ein Leitfossil (s. d.) ist.

Jürgens (Karl Heinr.), deutscher Historiker und Publizist, geb. 3. Mai 1801 in Braunschweig, studierte in Göttingen Theologie und wurde 1824 Pfarrer in Amelungborn, 1834 in Stadtoldendorf. Er war 1848 Mitglied des Vorparlaments, des Fünfziger-Ausschusses und der Nationalversammlung zu Frankfurt, wo er auf Bildung einer konservativen Partei hinarbeitete und sich an der Gründung der Großdeutschen Partei beteiligte. Im Sommer 1849 kehrte er auf seine Pfarrei zurück, gab dieselbe aber 1851 auf und siedelte nach Hannover über, wo er kurze Zeit die «Hannöversche Zeitung» redigierte. Er starb 2. Dez. 1860 in Wiesbaden. J. schrieb: «Luthers Leben» (1. Abteil. 1483—1517, 3 Bde., Lpz. 1846—47), «Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerks 1848—49» (2 Bde., Braunschw. 1850—56), «Studien zur deutschen Geschichte und Politik» (Brem. 1856), «Deutschland im franz.-sardin. Kriege» (Basel 1860).

Jurgewskaja, Fürstin, s. Dolgoruky (Fürstin); vgl. Alexander II., Kaiser von Rußland.

Juridisch (lat.), der Rechtswissenschaft gemäß, rechtskräftig, oft auch für juristisch gebraucht.

Jurieff, der altruss. Name von Dorpat.

Jurien de la Gravière (Pierre Roch), franz. Viceadmiral, geb. 5. Nov. 1772 zu Gannat (Depart. Allier), gest. 15. Jan. 1849 zu Paris, wurde 1798 Fregattenkapitän. Drei Jahre später befehligte er La Franchise bei der Verteidigung von Leogane, dem Schlüssel des Hafens Port-au-Prince, und rückte 1803 zum Schiffskapitän auf. Er wurde 1814 beauftragt, die Insel Bourbon wieder in Besitz zu nehmen. Im J. 1817 zum Kontreadmiral ernannt, erhielt er 1821 das Kommando der Seestation in Brasilien, 1824 den Oberbefehl über die Station der Antillen, und war 1825—27 Seepräfekt

Digitized by Google

zu Rochefort. Nach der Julirevolution 1830 Seepräfekt in Toulon, wurde er zum Vizeadmiral, Pair von Frankreich und Großkreuz der Ehrenlegion ernannt (1841).

Jean Pierre Edmond J., franz. Vizeadmiral, Sohn des vorigen, geb. 19. Nov. 1812, begann seine Laufbahn 1828. Fregattenkapitän seit 1841, gelangte er nach einer Seefahrt in den chines. Meeren zum Schiffskapitänsgrad (1850), nahm sodann Anteil an dem Krimkriege (1854) und wurde 1855 Kontreadmiral. Im Okt. 1861 wurde er nach Mexiko geschickt und zugleich mit der Vollmacht eines Gesandten und mit dem Oberbefehl über die franz. Land- und Seemacht betraut. Zum Vizeadmiral befördert, blieb er mit diesem dreifachen Posten bekleidet, bis die von ihm 19. Febr. 1862 gemeinschaftlich mit den beiden andern Repräsentanten der verbündeten Flotten abgeschlossenen und unter dem Namen «Konvention von Soledad» bekannten Friedenspräliminarien von der franz. Regierung verworfen wurden und die diplomatischen sowohl als die militärischen Vollmachten in andere Hände übergingen. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 erhielt J. kein Kommando übertragen. Während der Belagerung beteiligte er sich bei der Verteidigung von Paris und wurde 1871 zum Oberdirektor der Seekartensammlung des Marineministeriums ernannt. Seine Schriften verschafften ihm 1866 die Aufnahme als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften. Er veröffentlichte: «Voyage en Chine pendant les années 1847, 1848, 1849 et 1850» (2 Bde., Par. 1850, mit Landkarten), «Souvenirs d'un amiral» (2 Bde., Par. 1860), die Lebensbeschreibung seines Vaters, nebst einem Überblick über die franz. Seegeschichte seit 1789; «Guerres maritimes sous la république et l'empire» (Par. 1862, mit Landkarten), «La marine d'autrefois» (Par. 1865), «La marine d'aujourd'hui» (Par. 1872) und «La station du Levant» (2 Bde., Par. 1876).

Jurine (Louis), Arzt und Naturforscher, geb. zu Genf 6. Febr. 1751, gest. daselbst 20. Okt. 1819, schrieb: «Nouvelle méthode de classer les hyménoptères et les diptères» (Par. 1807), «Mémoire sur le croup» (Genf 1810; deutsch, Lpz. 1816), «Mémoire sur l'angine de poitrine» (Genf 1815; deutsch, Hannov. 1816), «Histoire générale des monocles qui se trouvent aux environs de Genève» (Genf 1820).

Jurisconsultus, Jureconsultus (lat., abgekürzt J. Ctus), Rechtsgelehrter.

Jurisdiktion, s. Gerichtsbarkeit.

Jurisprudenz, s. Rechtswissenschaft.

Juris quasi possessio (lat.), Quasibesitz, Rechtsbesitz nennt man den dem «Sachbesitz» gegenüberstehenden Besitz, welcher nicht, wie der letztere, das Objekt der thatsächlichen Rechtsausübung in dessen sämtlichen Beziehungen, sondern nur in einzelnen derselben umfaßt, z. B. Besitz (Ausübung) einer Wegegerechtigkeit, einer Hypothek (gegenüber dem Sachbesitz, körperlicher Innehabung des ganzen Grundstücks). Auch der Besitz an Forderungsrechten wird zur Juris quasi possessio gezählt. Der «Sachbesitz» hat es mit körperlichen Sachen, die Juris quasi possessio mit unkörperlichen zu thun.

Jurist (mittellat.), Rechtsgelehrter, Rechtsbeflissener; juristisch, den Juristen oder der Jurisprudenz eigen, gemäß.

Juristenrecht. Mit der Vervielfältigung der Rechte zieht sich die Kenntnis derselben aus dem Volke mehr oder weniger zurück, um fortan die Berufsaufgabe für einen eigenen Juristenstand zu bilden. Dadurch, daß dieser vorzugsweise im öffentlichen Dienste die bestehenden Rechte und Gewohnheiten verwertet und daneben eine wissenschaftliche Jurisprudenz begründet, wird die Vertiefung und Fortbildung des Rechts sein Werk, und die Zeugnisse über die Praxis in der Rechtspflege und Verwaltung, die Streitschriften über zweifelhafte Fragen, die jurist. Abhandlungen, Monographien und Lehrbücher gestalten sich in ihrer Gesamtheit zu einer besondern Rechtsquelle. Im deutschen Mittelalter mußten die zur Aushilfe herbeigezogenen fremden Rechte (s. Deutsches Recht), schon weil sie durch ihre Sprache und nach dem Inhalt dem Volke unzugänglich waren, mit Notwendigkeit dem gelehrten Juristen zur Ausnutzung überlassen werden, die nun durch Auslegung, Anbequemung und Ausscheidung jenen schwer zu bewältigenden Inbegriff von röm., päpstl.-geistlichen und einheimischen Vorschriften zusammenbrachten, der noch gegenwärtig als Gemeines Recht (s. d.) gilt. Später hat sich sowohl die ihre Aufgaben besser wahrnehmende Staatsgewalt als das volkstümliche Verlangen nach einer gemeinverständlichen Zusammenfassung der Gesetze jener stellvertretenden Thätigkeit der Juristen höchst abgeneigt bewiesen. Die neuern Gesetzbücher suchen daher nach dem Vorbilde der franz. Codes unter Ausschließung einer gehäuften Kasuistik und aller doktrinären Belehrung mehr durch die Aufstellung von ausgiebigen Prinzipien ihren Zweck zu erfüllen. Hiermit ist aber der Jurisprudenz die Aufgabe erteilt, die Rechtssätze dialektisch zu erschließen, deren Inhalt in Fluß zu bringen und die wissenschaftliche Form hinzuzufügen. Das in diesen Bahnen sich fortbewegende J. beruht nicht, wie das Gesetz, auf einer äußern Autorität, sondern auf seiner wissenschaftlichen Begründung und innern Wahrheit; es kann daher auch nicht die bloße Mehrzahl der in zweifelhaften Fällen abgegebenen Gutachten entscheiden. Ebenso wenig ist dasselbe als ein feststehendes, jede fernere Prüfung und Berichtigung ausschließendes Recht zu betrachten. Vgl. Beseler, «Volksrecht und J.» (Lpz. 1843—44); Thöl, «Volksrecht und J.» (Rostock 1846).

Juristentag (Deutscher) ist eine Vereinigung deutscher Juristen mit dem Zweck, den lebendigen Meinungsaustausch und den persönlichen Verkehr untereinander zu befördern, auf den Gebieten des Privatrechts, des Prozesses und des Strafrechts den Forderungen nach einheitlicher Entwickelung immer größere Anerkennung zu verschaffen, die Hindernisse, welche dieser Entwickelung entgegenstehen, zu bezeichnen und sich über Vorschläge zu verständigen, welche geeignet sind, die Rechtseinheit zu fördern. Durch die Juristische Gesellschaft in Berlin ins Leben gerufen, versammelte sich der J. zuerst 1860 in Berlin und ist bis Sept. 1884 siebzehnmal vereinigt gewesen. Die Verhandlungen des J. werden von dem Schriftführeramt der ständigen Deputation herausgegeben und bilden bereits eine große Reihe von Bänden mit zum Teil wertvollen Gutachten und Ausführungen. Vgl. «Verhandlungen des 1. bis 17. Deutschen J.» (Berl. 1860—84), dazu ein Generalregister: «Die Verhandlungen der ersten zehn Deutschen J. (1860—72)» von Rißling (Berl. 1873).

Digitized by Google

Juristische Personen, s. Moralische Personen.

Juris utriusque doctor (lat.), beider Rechte (des römischen und kanonischen) Doktor.

Jurjewez Powolshsky, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kostroma, rechts an der Wolga, gegenüber der Einmündung der Unscha, mit (1882) 7262 E., ist ein Hauptstapelplatz an der Wolga und hat lebhaften Schiffbau, einen ansehnlichen Jahrmarkt, sowie Gartenbau, namentlich Gemüsebau.

Jurjew-Polsky, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wladimir, an der Kolokscha, einem linken Nebenfluß der Kljasma, mit (1882) 4769 E., hat zahlreiche Seilereien und Leinwebereien und Handel mit Flachs, Hanf und Getreide.

Juror (engl.), Mitglied einer Jury (s. d.).

Jurte (türk.), die Wohnung der Kirgisen und anderer sibir. Volkerschaften. Die Winterjurte aus stehenden, etwas geneigten Hölzern, äußerlich mit Erde oder Dünger bedeckt, hat ein ebenes Dach und fast immer Dielen. Auf dem Herd in Mitte der J. wird fortwährend Feuer unterhalten. Die Sommerjurte, in Regelgestalt, besteht aus einigen langen, oben verbundenen Pfählen, mit Birkenrinde und nochmals mit Pfählen bedeckt; oben bleibt ein Loch zum Abzug des Rauchs. Bei den Mongolen ist die J. eine cylinderförmige, oben kegelförmig abgestumpfte Bretterbude, mit Filz bedeckt.

Jury (engl.), die Gesamtheit der Geschworenen, Schwurgericht; auch Ausschuß von Sachverständigen als Preisrichter (bei Ausstellungen).

Jus (frz., spr. Schüh), Brühe, besonders konzentrierte Fleischbrühe zum Färben und Verstärken der Suppen und Saucen; auch soviel wie Bratensauce.

Jus (lat.), Recht, die gesetzliche Norm, welche die Freiheit der Person im Staate nach Maßgabe gegenüberstehender Zwangsverbindlichkeiten beschränkt; subjektiv die gesetzliche Möglichkeit, eine solche Beschränkung zu fordern. Über den Unterschied zwischen philos. und positivem Rechte und die Einteilung des letztern, s. Recht.

Jus abstinendi (lat.), das Recht, eine Erbschaft abzulehnen.

Jus accrescendi (lat.), s. Accrescenzrecht.

Jus acquisītum (lat.), s. Jus quaesitum.

Jus advocatiae ecclesiasticae (lat.), das mit der Souveränetät unzertrennlich verbundene Recht des Staats, die Kirche und deren Institute zu schützen.

Jus albinagi, s. Aubaine (Droit d').

Jus alluvionis (lat.), das Recht der Anwohner auf das angespülte Land.

Jus archivi (lat.), Archivrecht, die auf der Rechtsvermutung der Echtheit beruhende Beweiskraft archivalischer Urkunden.

Jus armōrum (lat.), soviel wie Militärhoheit (s. d.).

Jus avocandi (lat.), Abberufungsrecht.

Jus canonicum, s. Kanonisches Recht.

Jus circa sacra und **Jus in sacra**, das Hoheitsrecht des Staats in Kirchensachen. Während dem Staate begriffsmäßig wie über alle öffentlichen Korporationen, so auch über die Kirche das Hoheitsrecht zusteht, kraft dessen er dieselben beaufsichtigt und seine Beziehungen zu ihnen regelt, so hat in der evang. Kirche die Übertragung der bischöflichen Gewalt auf die deutschen Landesherren diesen auch das Kirchenregiment übertragen, welches unter der Herrschaft des Territorialsystems mit dem Hoheitsrecht vollkommen verschmolzen wurde. Erst das Kollegialsystem begann wieder die beiden Arten der landesherrlichen Befugnisse zu sondern, und bezeichnete den Inbegriff der staatshoheitlichen mit dem Ausdrucke jus circa sacra, die kirchenregimentlichen mit dem jus in sacra oder jus sacrorum; diese rein sachlichen Bezeichnungen sind seitdem üblich geblieben.

Jus civile (lat.), Civilrecht.

Jus civitātis (lat.), Bürgerrecht. (S. Civitas.)

Jus compascui (compascendi), s. unter Compascuum.

Jus congrŭi (lat.), Gespilderecht, s. unter Retrakt.

Jus connubii (lat.), bei den alten Römern die Fähigkeit, eine vollgültige und vollwirksame Ehe abzuschließen. (S. unter Ehe, Bd. V, S. 784a.)

Jus curiae (lat.), Hofrecht (s. d.).

Jus deliberandi (lat.), Deliberationsfrist. (S. unter Bedenkzeit.)

Jus de non appellando (lat.), Recht der letzten Instanz; im ehemaligen Deutschen Reiche das Vorrecht einzelner Fürsten und zuletzt aller Kurfürsten, selbst höchste Gerichte im Lande zu haben und somit der Berufung an die Reichsgerichte aus ihren Landen zu wehren.

Jus de non evocando (lat.), das ehemalige Recht deutscher Reichsstände, wonach aus ihren Territorien kein Rechtshandel in erster Instanz vor die Reichsgerichte gebracht werden konnte.

Jus detractus (lat.), Abzugsrecht. (S. Abzugsgeld.)

Jus devolutiōnis (lat.), Abberufungsrecht und Devolutionsrecht. (S. Devolution.)

Jus dominii impetrandi, das Recht des Pfandgläubigers, im Falle des notwendig werdenden Verkaufs der Pfandsache, falls sich kein Käufer findet, die Sache sich selber als Eigentum zuschlagen zu lassen. In der Regel hat der Schuldner hier ein Einlösungsrecht während gewisser Zeit.

Jus eminens ist das oberste Recht des Staates, kraft dessen derselbe in Fällen der Not oder dringender Gefahr oder eines unabweisbaren Bedürfnisses in Privatrechte einzugreifen befugt ist, insbesondere also das Enteignungsrecht (s. unter Expropriation), das Recht zur Anlage von Werken behufs der Landesverteidigung, von Straßen, Kanälen, Häfen ꝛc. Vgl. Bischof, «Das Notrecht der Staatsgewalt» (Gießen 1860).

Jus emporii (lat.), im Mittelalter das Recht mancher Städte, wonach alle durchgehenden Waren eine gewisse Zeit lang in der Stadt lagern und dort zum Verkauf gestellt werden mußten.

Jus eundi in partes, die im Westfälischen Friedensvertrag (Art. V, §. 9) enthaltene Bestimmung, daß auf dem Reichstage die Majorität nicht entscheiden solle in allen Angelegenheiten, welche die Religion unmittelbar oder mittelbar betreffen. Infolge dessen konnten die kath. und evang. Reichsstände sich nach der Religion in zwei Teile absondern (itio in partes) und in diesem Falle konnte ein Beschluß des Reichstags nur zu Stande kommen, wenn das Corpus catholicorum und das Corpus Evangelicorum sich vereinigten. Das Recht zur itio in partes stand jeder der beiden Religionsparteien zu, so oft sie durch einen Majoritätsbeschluß ihrer Mitglieder dasselbe verlangte. Ob die Angelegenheit die Religion betreffe oder nicht, hatte jedes Corpus für sich nach freiem Ermessen, also nach völliger Willkür zu entscheiden, und es bestand in der Praxis und in der Theorie kein Zweifel, daß das Jus eundi

Digitized by Google

in partes nicht nur in Religionssachen, sondern in allen polit. Angelegenheiten ohne Ausnahme ausgeübt werden konnte. Es bot ein bequemes Mittel dar, das Zustandekommen eines Reichstagsbeschlusses zu vereiteln. [Tod.

Jus gladii (lat.), das Recht über Leben und

Jus in sacra, s. Jus circa sacra.

Jus jurandum (lat.), Eid.

Jus Latii, s. unter Lateiner.

Jus manuārium (lat.), soviel wie Faustrecht.

Jus offerendi et succedendi (lat.), das Recht eines spätern Pfandgläubigers, durch Bezahlung der Pfandschuld eines vorhergehenden Pfandgläubigers in des letztern Stelle einzurücken.

Jus optionis (lat.), Wahlrecht.

Jus pascendi (lat.), Weide-, Hutrecht.

Jus postliminii (lat.), bei den alten Römern das Recht des Wiedereintritts eines aus der Kriegsgefangenschaft Zurückkehrenden in sein Besitztum und Recht. [Besetzung von Ämtern.

Jus praesentandi (lat.), Vorschlagsrecht bei

Jus primae noctis oder Jus connagii (lat., «Recht der ersten Nacht», Entjungferungsrecht, frz. droit de braconnage, de prélibation, cullage), im Mittelalter das angebliche Recht des Feudalherrn, bei neuverheirateten Leibeigenen in der Brautnacht die Stelle des Bräutigams einzunehmen; dasselbe läßt sich eigentlich nur nachweisen als Recht des Herrn, seine Einwilligung zu der Verheiratung des Leibeigenen zu erteilen und deshalb von ihm eine gewisse Abgabe zu erheben. Vgl. K. Schmidt, «Jus primae noctis» (Freiburg i. Br. 1881).

Jus primārum (primariarum) **precum** (lat.), Rechte der ersten Bitte, das Vorrecht des Papstes und mancher weltlichen Fürsten, in den Kollegiatstiften und Domkapiteln ausnahmsweise gewisse Stellen zu verleihen. Den deutschen Königen stand die Befugnis zu, an jedem reichsunmittelbaren Stifte für die erste nach ihrer Thronbesteigung zur Erledigung gelangte Pfründe einen Kandidaten zu präsentieren.

Jus primi licĭti (lat.), Recht des Erstgebots bei Versteigerungen. [recht.

Jus protimiseos (protimeseos), Vorkaufs-

Jus quaesītum, erworbenes Recht, das einer bestimmten Person infolge eines Rechtsgrundes zustehende Recht, wenn der für den Erwerb desselben vom objektiven Recht erforderte Thatbestand vollständig verwirklicht ist. Den Gegensatz dazu bildet die abstrakte, allen oder einer Klasse von Personen gegebene Möglichkeit, gewisse Rechte zu erwerben oder gewisse Handlungen vorzunehmen, die zum Erwerb von Rechten führen, sowie bloße Erwartungen und Hoffnungen auf den Erwerb von Rechten (z. B. auf die Beerbung einer noch lebenden Person). Von praktischer Bedeutung ist der Begriff des Jus quaesitum wegen des Grundsatzes, daß sowohl die Verwaltung des Staats als auch die Gesetzgebung selbst erworbene Rechte achten müsse und daß deshalb neue Gesetze auf die unter der Herrschaft der frühern Gesetze bereits erworbenen Rechte nicht anzuwenden seien. Allein es fehlt an jeder, irgendwie feststehenden Grenzlinie, inwiefern die bei Begründung eines Rechtsverhältnisses geltenden Rechtssätze, welche für den Eintritt irgend eines Ereignisses bestimmte Rechtsfolgen anordnen, als ein Bestandteil des unter ihrer Herrschaft entstandenen Rechtsverhältnisses anzusehen seien. Sodann ist der Grundsatz selbst, daß der Staat Jus quaesitum nicht antasten dürfe, ein keineswegs unbedingt geltender. Formell ist der Staat berechtigt, durch Gesetze die Rechtsordnung nach jeder Richtung umzugestalten, und wenn der Gesetzgeber die Fortdauer erworbener Rechte für unvereinbar mit der gedeihlichen Entwickelung der Gesamtheit oder mit den sozialen, polit. und sittlichen Zuständen erachtet, so kann sein Recht und seine Pflicht zur Beseitigung derselben nicht angezweifelt werden. So hat man unbedenklich die Leibeigenschaft, Gutsunterthänigkeit, die feudalen Rechte, die Fronen, das gutsherrliche Jagdrecht und unzählige andere Rechte aufgehoben. Inwieweit für solche vernichtete Rechte eine Entschädigung zu gewähren sei, ist lediglich Sache legislatorischer Erwägung, und es kann nur als eine Forderung der Billigkeit erachtet werden, daß wenn das Recht für den bisher Berechtigten einen Vermögenswert gehabt hat, ihm dafür ein Ersatz geleistet werde. Für polit. Rechte, z. B. Wahlrecht, Standschaft, Gerichtsbarkeit, Gutspolizei, und für alle mit der Verfassung des Staats unmittelbar in Zusammenhang stehende Rechte gilt der Grundsatz, daß neue Gesetze auf Jus quaesitum keine Anwendung finden, überhaupt nicht. Vgl. Christiansen, «Über erworbene Rechte» (Kiel 1856); Lassalle, «Das System der erworbenen Rechte» (2 Bde., Lpz. 1861). [s. Fallrecht.

Jus recadentiae oder **revolutionis** (lat.),

Jus reformandi (lat.), Reformationsrecht, das ehemalige Recht des Landesherrn, über die Zulassung einer Religionsgemeinschaft im Staatsgebiet zu entscheiden und deren rechtliche Stellung festzusetzen. (Gehörte unter die Jura circa sacra.)

Jus retorsionis (lat.), Vergeltungsrecht. (S. Retorsion.) [s. unter Talion.

Jus talionis (d. i. Recht der Vergeltung),

Jus vocandi (lat.), Berufungs-, auch Appellationsrecht.

Jüslik bedeutet im Türkischen Hunderter. Sarre-jüslik, d. h. gelber Hunderter, Goldmedschidieh (Medjidie) sind andere Namen für die türk. Lira (s. d.). Bejas-jüslik, d. h. weißer Hunderter, auch Jüs-pära (= 100 Para), ist der Name einer ältern, seit 1844 nicht mehr geprägten türk. Silbermünze, deren Edelmetallgehalt durchschnittlich 0,88 Mark beträgt.

Jüspara, Jüspära, s. unter Jüslik.

Juss., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Jussieu (Antoine Laurent de).

Jussieu, eine franz. Familie, die eine Reihe berühmter Botaniker zählt. Der erste derselben war Antoine de J., geb. zu Lyon 6. Juli 1686, gest. zu Paris 22. April 1758. Von botan. Reisen in Spanien und Portugal 1716 zurückgekehrt, trat er als Schüler und Nachfolger Tourneforts am botan. Garten zu Paris auf und bekleidete die botan. Professur bis zu seinem Tode. Außer mehrern Abhandlungen gab er eine neue Auflage von Tourneforts «Institutiones botanicae» (Par. 1719) heraus. Nach seinem Tode erschien der «Traité des vertus des plantes» (Nancy 1771, Par. 1772).

Das berühmteste Mitglied der Familie ist sein Bruder, Bernhard de J., geb. zu Lyon 17. Aug. 1699, gest. zu Paris 6. Nov. 1776, ein Zeitgenosse Linnés und diesem ebenbürtig, studierte zuerst Medizin und wurde 1720 zu Montpellier Doktor, wandte sich aber der Botanik zu und ließ sich 1722 von seinem Bruder als Unterlehrer in der Botanik anstellen. Im J. 1758 wurde er Aufseher

des Gartens von Trianon, welchen er nach einer natürlichen Anordnung der Pflanzen einrichtete. Damit gab er die Anregung zur Aufſtellung eines natürlichen Pflanzenſyſtems, welches von ſeinem Neffen Antoine Laurent de J. ausführlicher begründet wurde. Dasſelbe wird nach ihm Juſſieuſches Syſtem genannt und hat allen ſpätern natürlichen Anordnungen des Pflanzenreichs zur Grundlage gedient. Seine Werke ſind nicht zahlreich und beſtehen nur in ausgezeichneten, für die Akademie geſchriebenen Abhandlungen, die ebenſo wie ſein Syſtem auf einer ſtaunenswerten Kenntnis botan. Einzelheiten beruhen. Die Ergründung der Pflanzenverwandtſchaften blieb die Aufgabe ſeines Lebens. Obgleich er nur wenig geſchrieben hat, iſt er dennoch das Haupt einer großen Schule geworden.

Der jüngſte Bruder, Joſeph de J., geb. zu Lyon 3. Sept. 1704, geſt. zu Paris 11. April 1779, hatte urſprünglich Medizin ſtudiert, wendete ſich aber der Mathematik zu und ſchloß ſich als Botaniker der Expedition an, welche Maurepas zum Behuf der Gradmeſſung unter dem Äquator 1735 nach Quito abgehen ließ. Während ihrer Dauer zu ärztlichen Leiſtungen genötigt, blieb er nach ihrem Schluſſe allein in Peru zurück, um zu botaniſieren, bereiſte die Cordilleren bis Potoſi, wurde aber, als er in Lima ſich einzuſchiffen verſuchte, von den Spaniern gewaltſam zurückgehalten und zu Ingenieurdienſten gezwungen. Er verfiel infolge dieſer Behandlung in Geiſteskrankheit, die ihn nie verließ, obgleich er 1771 in ſein Vaterland zurückkehrte. Seine Sammlungen gelangten ſpäter nach Paris.

Antoine Laurent de J., Neffe des vorigen, geb. zu Lyon 12. April 1748, hatte urſprünglich auch Medizin ſtudiert, bekleidete aber ſeit 1770 die Profeſſur der Botanik am Pflanzengarten zu Paris, die er jedoch 1785 niederlegte. Seit 1773 Mitglied der Akademie, ſeit 1777 zum Direktor des Gartens ernannt, wurde er 1808 unter Napoleon Titularrat der kaiſerl. Univerſität. Unter Ludwig XVIII. wirkte er als Profeſſor der Arzneimittellehre in der mediz. Fakultät und als Profeſſor der Botanik am Muſeum der Naturgeſchichte. Die Botanik verdankt ihm außerordentlich vieles, namentlich wurde von ihm erſt das von Bernhard de J. aufgeſtellte Syſtem bekannt gemacht und zur wirklich praktiſchen und brauchbaren Klaſſifikation weiter ausgebildet. Die Anſichten, welche er in ſeinem berühmteſten Werke, «Genera plantarum secundum ordines naturales disposita» (Par. 1789), entwickelt, werden zu allen Zeiten als beſtimmte Geſetze gelten. Seine Unterſuchungen waren ebenſo gründlich als zahlreich. Bis zu ſeinem 17. Sept. 1836 zu Paris erfolgten Tode war er bemüht, die natürlichen Verwandtſchaften der Pflanzen immer weiter zu verfolgen und ſein Syſtem nach Maßgabe neuer Entdeckungen zu verbeſſern.

Sein Sohn, Adrien de J., geb. zu Paris 23. Dez. 1797, ſeit 1826 Profeſſor der Botanik am Pflanzengarten und Mitglied der Akademie, geſt. 29. Juni 1853, hat ſich durch viele tüchtige Arbeiten als würdiges Mitglied ſeiner berühmten Familie bewieſen, deren Andenken ſchon Linné eine artenreiche exotiſche Pflanzengattung (Jussiaea) gewidmet hat. Von ſeinen zahlreichen Monographien über einzelne Pflanzengattungen ſind hervorzuheben die über die Ratuceen (Par. 1825), Meliaceen (Par. 1830), Malpighiaceen (Par. 1843) u. ſ. w.; ſeine «Botanique» (Par. 1843; 10. Aufl. 1875) wurde von Schmidt, Göbel und Pfund (Prag 1844), ſowie von Kißling (Stuttg. 1845) überſetzt.

Laurent Pierre de J., Neffe Antoine Laurent J.s, geb. zu Lyon 7. Febr. 1792, hat ſich vorzüglich um die Einführung des wechſelſeitigen Unterrichts und philanthropiſche Beſtrebungen, wie die Verbeſſerung der Gefängniſſe in Frankreich, verdient gemacht. Von ſeinen Schriften, die alle eine moraliſche Tendenz haben und teilweiſe von der Akademie gekrönt worden ſind, iſt beſonders zu nennen das in vielen Auflagen verbreitete und mehrfach überſetzte Volksbuch «Simon de Nantua, ou le marchand forain» (Par. 1818; deutſch, Ulm 1849). J. ſtarb zu Paſſy 23. Febr. 1866.

Juſſion (lat.), Befehl; juſſiv, befehlend; juſſu, auf Befehl.

Juſſuf (arab.), Joſeph.

Juſſuf Bei, franz. General, geb. 1805 auf der Inſel Elba, wurde durch Seeräuber an den Bei von Tunis verkauft und im Islam erzogen. J. trat in die Leibwache des Bei, floh jedoch 1830 nach Algerien und trat in franz. Militärdienſt. Er ſchlug 1836 den Emir Abd-el-Kader und trat 1845 in Paris zum Chriſtentum zurück. Hiernach wurde J. Brigadegeneral und übernahm den Befehl über die in Algerien errichteten eingeborenen Truppen. Im J. 1854 erhielt J. den Auftrag, die türk. Baſchi-Boſuks militäriſch zu organiſieren, kehrte jedoch im November aus der Krim, ohne viel erreicht zu haben, nach Algerien zurück; 1865 wurde J. Kommandeur der 10. Militärdiviſion zu Montpellier und ſtarb 16. März 1866 zu Cannes. Er veröffentlichte «Sur la guerre en Afrique» (Par. 1850).

Juſt (vom frz. juste), eben, gerade, genau; früher auch adjektiviſch gebraucht im Sinne von: richtig, ſo wie es ſein ſoll, geheuer, beſonders in der Formel: mir iſt's nicht juſt.

Juſtament (Juſtamente, frz. justement), ſoviel wie Juſt (Adverbium).

Juſte (San-), ſ. Geronimo de San-Juſte.

Juſte (Theod.), namhafter belg. Geſchichtſchreiber, geb. zu Brüſſel 11. Jan. 1818, trat nach beendigten Studien in die Verwaltung des Unterrichtsweſens im belg. Miniſterium des Innern ein, wurde 1859 zum Konſervator des königl. Muſeums der Altertümer in Brüſſel befördert, iſt ſeit 1856 Mitglied der belgiſchen Akademie der Wiſſenſchaften und ſeit 1870 Profeſſor der Geſchichte an der Kriegsſchule. Von ſeinen größtenteils die vaterländiſche Geſchichte behandelnden Werken, die ſich durch gewiſſenhafte Forſchung und klare und gemeſſene Darſtellung auszeichnen, ſind die hauptſächlichſten: «Histoire de Belgique» (4. Aufl., Brüſſ. 1868), «Histoire du Congrès national» (2. Aufl., 2 Bde., Brüſſ. 1861), «Histoire de la révolution des Pays-Bas sous Philippe II» (4 Bde., Brüſſ. 1855—63), «Histoire des États-Généraux des Pays-Bas» (2 Bde., Brüſſ. 1864), «La révolution belge de 1830» (2 Bde., Brüſſ. 1862), «Guillaume le Taciturne» (Brüſſ. 1873) und das bereits (1881) 27 Bände umfaſſende Werk «Les fondateurs de la monarchie belge».

Juſte-Milieu (frz.), die rechte Mitte, war ein nach der franz. Revolution von 1830 vielgebrauchtes Schlagwort, womit man bald im guten, bald im böſen Sinne das polit. Syſtem Ludwig Philipps bezeichnete, der, um ſich auf dem Throne zu befeſtigen und die extremen Parteien unſchädlich zu machen, zwiſchen rechts und links die Mitte zu halten und

Digitized by Google

dadurch die große, vor allen Extremen sich fürchtende Masse des franz. Volks für sich zu gewinnen suchte. Das Wort kommt zuerst in Pascals «Pensées sur la religion» (3, 3) vor.

Justi (Karl Wilh.), freisinniger prot. Theolog, geb. 14. Jan. 1767 zu Marburg, studierte teils dort, teils in Jena. Nachdem er einige Jahre in Wetzlar als Hauslehrer gelebt, wurde ihm 1790 das Amt eines Predigers an der prot. Pfarrkirche zu Marburg, 1793 zugleich an der dortigen Universität eine ord. Professur der Philosophie übertragen. Im J. 1801 zum Archidiakonus, bald darauf zum Superintendenten und Konsistorialrat erwählt, erfolgte 1814 seine Ernennung zum Oberpfarrer und 1822 zum ord. Professor der Theologie. Als solcher erklärte er vorzugsweise die Schriften des Alten und Neuen Testaments und folgte dabei der Methode Eichhorns und Herders. Er starb 7. Aug. 1846. Seine Bearbeitung mehrerer Propheten des Alten Testaments, die «Nationalgesänge der Hebräer» (3 Bde., Lpz. 1803—18), die vermehrte Ausgabe von Herders «Geist der hebr. Poesie» (2 Bde., Lpz. 1825) und die «Sionitischen Harfenklänge» (Lpz. 1829) bewiesen, daß er in den Geist der hebr. Dichtkunst tief eingedrungen. Verdienst erwarb er sich auch als Historiker. Außer zahlreichen Schilderungen von Denkmälern und Biographien in den von ihm herausgegebenen «Hess. Denkwürdigkeiten» (Marburg 1799—1805) und der «Vorzeit» (1820—28 u. 1838) sind besonders zu nennen die Arbeiten über die Landgräfin Amalie Elisabeth (1812) und über die heil. Elisabeth (2. Aufl., Marburg 1835). Seine Dichtungen, von denen mehrere Sammlungen erschienen, erinnern an die elegische Naturschilderung Höltys und Matthissons und an die leichte Versifikation und den Balladenton Bürgers.

Karl J., Enkel des vorigen, geb. 2. Aug. 1832 zu Marburg, studierte in seiner Vaterstadt Theologie und Philosophie, habilitierte sich 1860 daselbst mit der Schrift «Die ästhetischen Elemente in der Platonischen Philosophie» (Marburg 1860), wurde 1867 zum außerord. und 1869 zum ord. Professor der Philosophie daselbst ernannt. Seine Biographie Windelmanns, deren zweiter Teil die Frucht eines zweijährigen Aufenthalts in Rom und Italien war, erschien zu Leipzig 1866 und 1872. Im Herbst 1871 folgte er einem Rufe an die Universität Kiel und im Jahre darauf erhielt er in Bonn den durch Springers Weggang erledigten Lehrstuhl für die neuere Kunstgeschichte, der er sich seitdem ausschließlich gewidmet hat.

Ferdinand J., Bruder des letztern, geb. 2. Juni 1837 zu Marburg, widmete sich daselbst und zu Göttingen sprachwissenschaftlichen Studien. Im Febr. 1861 habilitierte er sich an der Universität zu Marburg, wo er 1865 zum außerord. und 1869 zum ord. Professor für vergleichende Grammatik und german. Philologie ernannt wurde. Er schrieb ein «Handbuch der Zendsprache» (Lpz. 1864), welchem sich eine kritische Ausgabe des «Bundehesch», mit Glossar, anschloß (Lpz. 1868), ein «Dictionnaire kurde-français» (Petersb. 1879), eine «Kurdische Grammatik» (Petersb. 1880) und eine «Geschichte der Perser» (Berl. 1879).

Justicia, ehemals im Königreich Aragonien der höchste unabhängige, nur den Ständen verantwortliche Richter, der selbst den König zur Verantwortung ziehen konnte, wenn er die Reichsgesetze verletzte, die er vor diesem Richter kniend beschworen hatte. Die Würde bestand mit Unterbrechungen bis auf Philipp II.

Justieren, im allgemeinen soviel wie Adjustieren (s. d.), insbesondere aber auch das durch Befeilen und Abschaben erfolgende Fertigmachen der Matern (Stempelabschläge) für die Schriftgießerei, sowie bei der Fabrikation einzelner Maschinen und Apparate (Nähmaschinen, Wagen, physik. Instrumente x.) das Zusammensetzen der einzelnen Teile und die genaue Einstellung derselben; in der Buchdruckerei heißt J. soviel wie die Satzkolumnen auf gleiche Länge bringen.

Justiermaschine, eine mechanische Vorrichtung, welche, indem sie entweder schabend oder drehend wirkt, die Münzplatten in dem bestimmten Gewicht herstellt. (S. unter Münzwesen.)

Justierwage, eine kleine Wage zur Bestimmung des Gewichts der runden Blechstücke, aus welchen Münzen geprägt werden sollen. (S. unter Münzwesen.)

Justifizieren (lat.), berichtigen, rechtfertigen; auch hinrichten; Justifikation, Rechtfertigung, insbesondere bei Rechtsmitteln die Ausführung und Begründung derselben; bei Rechnungen die Genehmigung der letztern (durch Erteilung eines Justifikatoriums, einer Justifikatur) nach vorgängiger Prüfung und Feststellung.

Justinianeische Novellen sind die von dem byzant. Kaiser Justinian (527—565 n. Chr.) vom Jahre 533 an publizierten, in seine Codifikation (Codex Justinianeus a. 534) nicht mehr aufgenommenen Einzelgesetze. Neue Ausgaben von C. E. Zachariä von Lingenthal (1881) und Schöll in Krüger-Mommsens «Corpus juris», Berl. 1880 fg.). (S. Novellen).

Justinianus I., Kaiser des Byzantin. Reichs, 527—565, geb. 11. Mai 482 in Tardanien zu Tauresium, stammte aus einer Bauernfamilie und hieß ursprünglich Uprauda. Seinem Oheim Justinus I., der sich vom Bauer und Gardesoldaten zum Kaiser aufgeschwungen und ihn erzogen hatte, folgte er 1. Aug. 527 auf dem Throne, nachdem er bereits 1. April desselben Jahres von diesem zum Mitregenten ernannt worden war. Großen Einfluß übte auf J. seine Gemahlin Theodora, früher Schauspielerin, eine schöne, talentvolle, energische, aber rachsüchtige und leidenschaftliche Frau, bis zu ihrem Tode 548 aus. Sie vornehmlich regte ihn zu den lange fortgesetzten, doch vergeblichen Bestrebungen an, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche zu vereinigen. Auch der Nika-Aufruhr der Faktionen der Rennbahn (s. Byzantinisches Reich), der, als J. 532 ihre Streitigkeiten mit Gewalt unterdrücken wollte, seinen Thron erschütterte und sein Leben bedrohte, der aber durch Belisar mit blutiger Gewalt gestillt wurde, war namentlich durch die parteiische Gunst, welche Theodora der Partei der Blauen erwies, verursacht worden. Nach außen wurden die Macht und die Grenzen des Reichs unter J. weit ausgebreitet, vornehmlich durch seine großen Feldherren Belisar und Narses. Im Osten zwar mußte der Friede von dem Perserkönig Kosru Nuschirvan seit 531 immer von neuem erkauft werden; dagegen fielen im Westen durch die Zertrümmerung der Herrschaft der Vandalen, die Belisar 533 und 534 vollbrachte, Afrika, Sardinien und Corsica, durch die Zerstörung des Ostgotischen Reichs, die nach langem, von Belisar 535 begonnenem Kriege

Digitized by Google

durch Narses 553 vollendet wurde, Sicilien und Italien dem Byzantinischen Reiche wieder zu. Auch in Spanien wurde um 560 ein großer Teil des Küstenlandes den Westgoten abgewonnen. Freilich war die Folge dieser Eroberungen eine Überspannung der Kräfte des Reichs, und nur zu oft blieb die Balkanhalbinsel gegenüber den Einfällen der Slawen und Bulgaren nur schlecht geschützt. Die größte Berühmtheit hat J. durch sein für die Dauer der Herrschaft des röm. Rechts so folgenreiches Werk der Gesetzgebung, die sog. Justinianeische Gesetzgebung, erlangt, das von dem Justizminister Tribonianus und andern in den Jahren 528—534 durch die Abfassung der später unter dem Namen Corpus juris civilis vereinten Bücher der Institutionen, der Pandekten und des Konstitutionen-Codex, dem seit 535 Novellen folgten, ausgeführt wurde. (S. Römisches Recht.) Durch große Bauten wurde die Abgabenlast unter J. freilich gesteigert. Doch dienten diese Bauten nicht allein zur Verherrlichung der Kirche, wie denn in Konstantinopel 25 neue Kirchen, unter diesen 532—537 die prächtige Sophienkirche, erbaut wurden, sondern auch zum Nutzen des Staats, wie namentlich die Reihe von Festungswerken, durch welche er seit 530 die östl. Grenze, die Donaulinie und die verschiedenen Paßlandschaften zwischen dem Balkan und dem Isthmus von Korinth zu schützen suchte. Die Überreste antiken Lebens schwanden unter J. durch die von ihm befohlene Schließung der neuplatonischen Universität (529) in Athen und durch das Aufhören des Konsulats seit 541. J. starb 14. Nov. 565, acht Monate nach dem Tode Belisars, der noch 559 seine Hauptstadt gegen den Andrang der Bulgaren geschützt und dem er mit Undank gelohnt hatte. Zu den verschiedenen Ansichten über des J. Charakter hat vornehmlich der Widerspruch beigetragen, der zwischen des Prokopius offizieller und desselben geheimer Geschichte seiner Regierung stattfindet. Gewiß ist, daß er neben einem echt römisch-imperatorischen, auf Herstellung des alten Römerreichs gerichteten Zuge auch Sinn für Bildung, Thätigkeit und Streben nach Ordnung des Reichs besaß, ebenso aber, daß er eitel, mißtrauisch, tyrannisch und habsüchtig war. Den Namen des Großen, der ihm beigelegt worden, verdankt er nur den Thaten der Männer, die ihm dienten, nicht seinen persönlichen Verdiensten. Auf dem Throne folgte ihm sein Neffe Justinus II. Vgl. Isambert, «Histoire de Justinien» (2 Bde., Par. 1856).

Justinopolis, s. Edessa.

Justinus I., byzant. Kaiser, seiner Abkunft nach ein armer Bauerssohn aus Bederiana in Dardanien, der als Gardesoldat unter Kaiser Anastasius I. emporkam, zuletzt (ohne lesen und schreiben zu können) Kommandant der Garde und nach des Anastasius Tode durch die von ihm reich beschenkte Truppe am 9. Juli 518 n. Chr. zum Kaiser ausgerufen wurde. Schon 68 Jahre alt, persönlich ein eifriger Gönner der Orthodoxie, war J. politisch unbedeutend; schon bei Lebzeiten galt daher als ein Hauptfaktor seiner Regierung sein von ihm adoptierter Schwestersohn Justinianus (s. d.), der zuletzt auch formell zum Mitregenten ernannt wurde. J. starb 1. Aug. 527.

Justinus II., byzant. Kaiser, Sohn der Vigilantia, der Schwester des Justinian, vermählt mit Sophia, einer Nichte der Kaiserin Theodora, war zur Zeit der Herrschaft seines Oheims Curopalates oder Palastmarschall und wurde nach Justinians Tode (14. Nov. 565) Kaiser. Er stellte zu Anfang seiner Regierung viele der drückenden Mißstände der frühern Herrschaft ab. Bei der auswärtigen Politik dagegen machte die Überspannung der Kräfte des Reichs durch Justinian I. ihre schlimmen Wirkungen geltend. Seit 568 ging ein großer Teil von Italien an die Langobarden verloren. An der Donaugrenze wurden die Avaren sehr gefährliche Feinde, denen auch der tapfere Feldherr Tiberius Constantinus (574) nur unvollkommen zu begegnen vermochte. Der seit 571/72 erneute Krieg mit Persien verlief ungünstig, bis der im Spätjahr 574 zum Cäsar ernannte Tiberius diesen Kämpfen eine bessere Wendung zu geben vermochte. J. starb am 5. Okt. 578 und hinterließ dem Tiberius die Herrschaft.

Justinus (in einer Handschrift Marcus Junianus J. genannt), ein röm. Historiker, der wahrscheinlich zu Rom im Zeitalter der Antonine, um 160 n. Chr., lebte, ist der Verfasser eines Auszugs aus dem verloren gegangenen größern Geschichtswerke des Trogus Pompejus, der zur Zeit des Augustus in 44 Büchern nach griech. Quellen die allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten an, insbesondere aber die des macedon. Königs Philipp und der macedon. Herrschaft vom 7. bis 41. Buche ausführlich behandelte, weshalb er auch seinem Werke den Titel «Historiae Philippicae» gab. Dieses ursprüngliche Werk, auf dessen Umfang man noch aus den sog. Prologen oder Inhaltsanzeigen der einzelnen Bücher, die meist in den Ausgaben des J. enthalten sind, schließen kann, ist zeitig verloren gegangen. Die Darstellung bei J. selbst ist im ganzen nicht ungefällig, doch vermißt man oft die Einfachheit und Korrektheit des Ausdrucks. Außer frühern Ausgaben von Grävius (4. Aufl., Leid. 1701) und Abrah. Gronov (2 Bde., Leid. 1719 und 1760) sind zu erwähnen: die mit den Anmerkungen der ältern Erklärer versehene von Frotscher (3 Bde., Lpz. 1827—30), die kritischen Bearbeitungen von Dübner (Lpz. 1831), Johanneau und Dübner (2 Bde., Par. 1838) und Jeep (Lpz. 1859; kleinere Ausg. 1862), die Schulausgaben von Fittbogen (Halle 1835), Hartwig (Braunschw. 1860), Doulé und Ellner (2 Tle., Bresl. 1865). Deutsche Übersetzungen lieferten Kolbe (2. Aufl., 2 Bde., Münch. 1824—28), Schaumann (5 Bde., Prenzl. 1830—32) und Schwarz (6 Bde., Stuttg. 1834—36). Vgl. Kühl, «Die Textesquellen des J.» (Lpz. 1872).

Justinus der Märtyrer, Kirchenlehrer und Apologet des Christentums, stammte aus Sichem oder Flavia Neapolis in Samarien und trat, nachdem er verschiedenen philos. Systemen, zuletzt dem des Plato sich zugewandt hatte, zum Christentum über. Doch blieb er auch als Christ noch Anhänger der Philosophie und suchte mit Hilfe der schon vorher gewonnenen philos. Weltanschauung das Christentum als die vollkommenste Philosophie zu erweisen. Seine Schriften sind für die Entwickelung der kirchlichen Glaubenslehre um die Mitte des 2. Jahrh., besonders für die Anwendung der Platonischen Logoslehre auf die christl. Weltanschauung von größter Wichtigkeit. Die Zeit und die nähern Umstände seines Lebensendes sind ungewiß. Wahrscheinlich erlitt er in Rom, wohin er sich schon frühzeitig begeben zu haben scheint, ums J. 160 den Märtyrertod. Seine um 145 verfaßte Schrift wider die Gnostiker seiner Zeit, welche noch Irenäus und Hippolyt benutzten, ist verloren gegangen, dagegen besitzen wir noch seine 147 verfaßte Apologie an die divi fratres mit einem bald nachher abgefaßten

Digitized by Google

Anhange (der sog. «zweiten» Apologie) und seinen «Dialogus cum Tryphone Judaeo». Was sonst unter seinem Namen auf uns gekommen ist, stammt nicht von ihm. Die beste Ausgabe sämtlicher unter seinem Namen erhaltener Schriften hat Otto (3 Bde., Jena 1842—46; 3. Aufl., 3 Bde., Jena 1876 fg.), ausführliche Monographien über ihn haben Semisch («J. der Märtyrer», 2 Bde., Bresl. 1840—42), Aubé («Saint-Justin, philosophe et martyr», Par. 1874), Engelhardt («Das Christentum J. des Märtyrers», Erlangen 1878) und Stählin («J. der Märtyrer und sein neuester Beurteiler», Lpz. 1880) geliefert. Um die Chronologie des J. hat sich Volkmar verdient gemacht.

Justitia, bei den Römern die Göttin der Gerechtigkeit, bei den Griechen Themis (s. d.) oder Dike genannt, erscheint auf röm. Münzen öfter als Jungfrau mit einer Schale in der einen Hand und mit einem Scepter in der andern, ausnahmsweise auch, wie sonst Aquitas und Moneta mit Füllhorn und einer Wage, welche sie neben dem Schwert in neuern Darstellungen regelmäßig hält.

Justitia regnorum fundamentum (lat., d. h. Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche, die Grundlage der Herrschaft), der Wahlspruch des Kaisers Franz I. von Österreich, daher auch die Inschrift der innern Seite des äußern Burgthors an der Hofburg zu Wien.

Justitiarius, s. Gerichtshalter.

Justitium (lat.) nennt man gänzlichen Stillstand der Rechtspflege, der durch außerordentliche Begebenheiten, wie Krieg, Pest, Erdbeben u. dgl., auf kurze Zeit eintreten kann. Durch ein J. werden in Gang befindliche Prozesse unterbrochen, während desselben (Civilprozeß-Ordnung, §§. 222, 226) laufen keine Fristen und es gehen durch deren Ablauf regelmäßig keine Rechte verloren.

Justiz (lat.), Rechtspflege.

Justizbeschwerde, s. unter Beschwerde.

Justizhoheit, der Inbegriff aller Rechte und Pflichten des Staats in Bezug auf die Rechtspflege. Dazu rechnete man früher nicht bloß die Organisation und Besetzung der Gerichte, die Visitation derselben, die Disciplinargewalt über die bei den Gerichten und andern Justizbehörden angestellten Beamten, die Vollstreckung der Urteile, sondern auch die Gesetzgebung über das gesamte Privatrecht, Strafrecht, Prozeßrecht und die nichtstreitige Gerichtsbarkeit. Dennoch unterschied man davon wieder die sog. Gesetzgebungshoheit, Unterhoheit u. s. w., die man als besondere Hoheiten neben die J. stellte. Andererseits wird J. gleichbedeutend mit Gerichtsbarkeit gebraucht und ebenso wie diese nach den verschiedensten Gesichtspunkten in der willkürlichsten und verwirrtesten Weise eingeteilt. Die J. rechnete man zu den «wesentlichen» und «ursprünglichen» Hoheitsrechten; dessenungeachtet hielt man das Bestehen einer standesherrlichen, gutsherrlichen, kommunalen, kirchlichen u. a. Gerichtsbarkeit damit für vereinbar und erklärte demgemäß nur die Gerichtsbarkeit letzter Instanz und die Gesetzgebung über die Patrimonialgerichtsbarkeit und die Beaufsichtigung der letztern als absolut wesentliche Hoheitsrechte.

Justizmord pflegt man den Mißbrauch der Kriminalgewalt durch Verurteilung eines Unschuldigen zum Tode zu nennen. Ein derartiger absichtlicher und böswilliger Mißbrauch kann nur unter tyrannischen Regierungen vorkommen. Ungerechte Verurteilungen aber, welche aus unverschuldetem Irrtum der Richter entstehen, dürfen, wie furchtbar auch ihre Folgen sein mögen, mit diesem Namen nicht belegt werden, denn über Irrtum ist der Mensch in keinem Gebiete erhaben. Noch weniger paßt dieser Ausdruck auf Verurteilung zum Tode in Gemäßheit eines Gesetzes, welches nach der Meinung einzelner oder auch mehrerer zu hart oder überhaupt dem Begriffe des Vergehens nicht angemessen ist. Am allerwenigsten aber kann man die Todesstrafe überhaupt einen J. nennen, solange nicht erwiesen ist, daß die Strafgewalt des Staats, wenn sie das Leben selbst aufhebt, der Gerechtigkeit widerspreche. Dagegen ist anzuerkennen, daß unter den gegen die Todesstrafe erhobenen Einwendungen diejenige von besonderm Gewicht ist, welche sich auf das wenngleich sehr seltene Vorkommen irriger Todesurteile stützt. Das Wort J. wurde zuerst 1782 von Schlözer in seinen «Staatsanzeigen» gebraucht.

Justizrat, ein Titel, der früher in verschiedenen deutschen Ländern verschiedene Bedeutung hatte, jetzt aber meist als Ehrentitel für besonders verdiente Rechtsanwälte vom Landesherrn verliehen wird; in Sachsen führten früher die Mitglieder eines Spruchkollegiums diesen Titel.

Justizsachen sind alle von den Gerichten zu erledigenden Angelegenheiten; sie bilden den Gegensatz zu den Verwaltungssachen. In der Litteratur gibt es eine Menge von Versuchen, durch ein materielles Kriterium die J. von den Verwaltungssachen prinzipiell zu unterscheiden; dies ist aber ein vergebliches Beginnen, den Gerichten sind einerseits zahllose Verwaltungsgeschäfte übertragen, insbesondere Vormundschafts-, Nachlaß-, Hypotheken- und Grundbuchsangelegenheiten, Notariatsgeschäfte, sehr häufig Kassengeschäfte, Vermögensverwaltungen u. s. w.; andererseits gibt es Rechtsstreitigkeiten der verschiedensten Art, deren Erledigung vor andern Behörden als den Gerichten erfolgt, sei es vor den gewöhnlichen Verwaltungsbehörden, sei es vor sog. Verwaltungsgerichten. Insbesondere aber ist der Begriff eines «Gerichts» selbst a priori nicht festzustellen, sondern es ist in allen Fällen nur nach Maßgabe des positiven Rechts eines konkreten Staates und eines konkreten Zeitpunktes zu bestimmen, welche Behörden unter diese Bezeichnung fallen. Die Gerichtsverfassung ist bei verschiedenen Völkern eine so verschiedene und hat im Laufe der Jahrhunderte überall so eingreifende Umgestaltungen erfahren, daß sich allgemein gültige und spezifische Merkmale für den Begriff eines Gerichts nicht aufstellen lassen. Von der konkreten Gestaltung aber, welche nach dem Recht eines bestimmten Standes und einer gegebenen Zeitperiode die Gerichtsverfassung hat, hängt es ab, welche Geschäfte den als Gerichten bezeichneten Behörden überwiesen werden. Nur ganz im allgemeinen kann man sagen, daß nach den jetzt herrschenden Anschauungen Privatrechtsstreitigkeiten und Strafsachen in der Regel J. sind.

Justorium (neulat.), Werkzeug der Schriftgießer zum Justieren der Lettern.

Justo tempore (lat.), zu rechter Zeit.

Justo titulo (lat.), unter gerechtem Vorwand.

Justum et tenacem propositi virum (lat.), d. h. den treuen und an seinem Entschlusse festhaltenden Mann, Citat aus Horaz «Oden» (III, 3, 1).

Justum necare reges Italiae (lat., d. h. Es ist recht, die Könige [Fürsten] Italiens zu töten), das Losungswort der ital. Carbonari, absichtlich gewählt, um durch die als Erkennungszeichen

Digitized by Google

angenommenen Anfangsbuchſtaben I. N. R. I. (dieſelben, welche, als Anfangsbuchſtaben von Jesus Nazarenus Rex Judaeorum, angeblich die Überſchrift über dem Kreuze Jeſu bilden) zu täuſchen. Vgl. I. N. R. I. [in Heſſen-Naſſau.

Juſtushütte, Eiſenwerk bei Gladenbach (ſ. d.)

Jute, auch Dſchut, Judhanf oder nach dem Engliſchen Günny genannt, iſt die Baſtfaſer zweier der Familie der Tiliaceen angehörenden Pflanzen, nämlich Corchorus capsularis und C. olitorius, welche aus Oſtindien ſtammen, jetzt aber auch auf der Inſel Mauritius, in Algier, Franzöſiſch-Guaiana und andern Orten angebaut werden. Die bei der Jutepflanze zwiſchen dem Baſt und dem Stengel liegende Spinnfaſer wird gewonnen, indem die Pflanzen einem Röſtprozeß unterworfen werden (ähnlich wie er bei uns zur Gewinnung der Flachs- und Hanffaſern angewendet wird), um den Baſt von den Faſern und dieſe von dem holzigen Stengel zu trennen. Der Faſerſtoff erfährt keine weitere Zubereitung, als daß er einigemal durch Waſſer gezogen und alsdann getrocknet wird, worauf er direkt zur Verpackung und zum Verſand bereit iſt.

Die Verarbeitung der Jutefaſer zu Geſpinſt findet nach zwei Methoden ſtatt. Nach dem erſten, nur in England gebräuchlichen Verfahren werden die Jutefaſern zunächſt in 760 mm lange Riſten zerſchnitten oder zerriſſen und darauf wie Flachs verarbeitet; man nennt das ſo erzeugte Garn «gehechelte» oder «Jute-Linen-Garn». Bei der zweiten, in Deutſchland und Öſterreich ausſchließlich üblichen Methode wird die zuvor in kurze Faſern zerriſſene J. zunächſt auf Karden verarbeitet. Das von denſelben erhaltene endloſe Band wird dann auf Streckmaſchinen geſtreckt, doubliert und auf Vorſpinnmaſchinen vorgeſponnen, worauf das Feinſpinnen auf Trockenſpinnmaſchinen erfolgt; dieſes Verfahren liefert das im Handel «kardiertes Garn» oder «Jute-Tow-Garn» genannte Geſpinſt.

Beide Methoden erfordern vor der eigentlichen Verarbeitung noch eine Vorbereitung der Faſer durch einen Einweichprozeß, darauf folgenden Quetſchprozeß und zuweilen durch einen Schnippprozeß. Das Einweichen der Jutefaſern erfolgt durch ſchichtenweiſes Lagern derſelben und Beſprengen mit Waſſer und Robbenthran oder Petroleum. Hierauf hat der Quetſchprozeß ſtattzufinden, bei welchem das eingeweichte Material zwiſchen eiſernen, geriffelten und ſtark zuſammengepreßten Walzen einem wiederholten, kräftigen, ſtumpfen Flächendruck ausgeſetzt wird. Juteſorten, die keine harten Wurzelenden haben, und ſolche, die zu mittlern und ordinären Garnſorten beſtimmt ſind, können nach dem Quetſchen direkt auf den Karden weiter verarbeitet werden. Zu beſſern Garnſorten beſtimmte und mit harten Wurzelenden behaftete Jute muß ſtets vorher von dieſen befreit werden, was auf den Schnippmaſchinen geſchieht. Mit dieſen Arbeiten iſt die Vorbereitung der Jute bis zum Vorſpinnen beendet. Durch die Kardierung werden die in den Riſten noch zu bandartigen Bündelchen vereinigten, parallel nebeneinander liegenden Faſern voneinander getrennt, von den anhaftenden Oberhautzellen, dem Staube und den ganz kurzen Fäſerchen, die ſich bei der Zertheilung bilden, befreit, in kürzere, den Dimenſionen der nachfolgend angewendeten Maſchinen entſprechende, möglichſt gleiche Längen zerriſſen und darauf zu einem Bande vereinigt.

Zuerſt gelangen die Juteriſten auf die Vorkarde, welche eine vorläufige Zerkleinerung des Materials bewirkt; die weitere Zertheilung und Verkürzung, ſowie die Parallellegung der Faſern findet auf der Feinkarde ſtatt, wie eine ſolche von der Firma Combe, Barbour u. Combe in Belfaſt in nachſtehender Fig. 1 gezeigt iſt. Die Zuführung des Materials zu der ſich in einer Mulde bewegenden Speiſewalze geſchieht durch drei Wickel L. Die durch die Trommel T von der Speiſevorrichtung abgekämmten, zerteilten Faſern werden durch Vermittelung der Arbeits- und Wendewalzen A und W weiter verarbeitet und dann von den Abnehmewalzen D D aufgenommen. Von dieſen werden ſie durch die Abzugswalzen w w abgezogen, in Bandform übergeführt und weggeleitet. Zur Reinhaltung der Abnehmewalzen von hängengebliebenen Fäſerchen dienen die Bürſtenwalzen c c, deren Borſten etwas in den Beſchlag derſelben hineinragen. Die Wendewalzen ſind zum Teil mit Deckeln umgeben, um das Herausfallen der Faſern zu verhindern; letzterm Zweck dienen auch die Blechcylinder G G. Auf die Verarbeitung mittels der Feinkarde folgt das Strecken und Doublieren der nun bis auf Längen von etwa 300 mm verkürzten Jutefaſern.

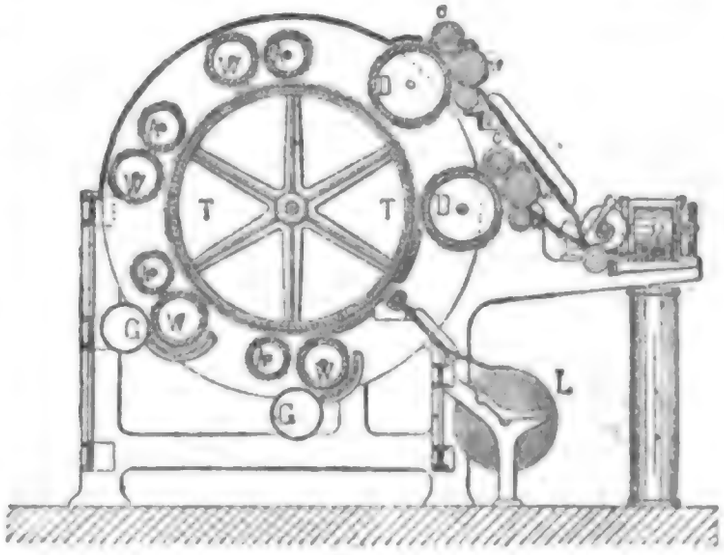


Fig. 1.

Die Streckmaſchinen für Jute ſind im Prinzip ebenſo wie die für Flachs konſtruiert und weichen von dieſen nur hinſichtlich ihrer ſtärkern Bauart und durch die Anwendung gußeiſerner, mit Leder überzogener Streckdruckwalzen ab. Außer den bei der Flachsſpinnerei gebräuchlichen Streckmaſchinen mit Schraubenführung verwendet man oft die in Fig. 2 dargeſtellte Streckmaſchine mit Hechelſtäben in Kettenführung von Lawſon u. Sons in Leeds. Die Bänder werden hier durch die Einziehwalzen p in die Maſchine eingeführt, paſſieren darauf die Hechelſtäbe s, ſodann das Streckwalzenpaar c und werden durch die Ablieferungswalzen g abgeleitet; mit a iſt eine Doublierplatte bezeichnet. Die Hechelſtäbe bewegen ſich, ſoweit ſie nicht im Ein- und Austreten begriffen ſind, vollſtändig horizontal mit den Bändern vorwärts.

Das eigentliche Vorſpinnen, d. h. die Bildung eines ſchwach gedrehten Fadens aus dem von der

[illegible] Streckmaschine erhaltenen Band findet auf [illegible] und mit denselben Maschinen statt, [illegible] der Flachsspinnerei (s. d.). Die Feinspinn[illegible] sind immer nach dem System der Water- [illegible] gebaut, und zwar sind sie stets

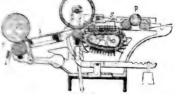


Fig. 2.

Trockenspinnmaschinen. Fig. 3 zeigt die Konstruktion einer doppelseitigen Spinnmaschine. Die Vorgarnspulen A_1 sind auf die Drahtstifte des Spulenrahmens A aufgesteckt. Durch die Führung l_1 gelangen die Vorgarnfaden zunächst zu den Einzugs- [illegible] p_2 von denen die vordere durchgehend ist und

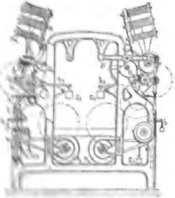


Fig. 3.

[illegible] während die hintern Wal- [illegible] einen Hebel h_1 und Gewicht G_1, [illegible] beide Walzen sind aus Eisen [illegible] Die Führung l_1 ist seit- [illegible] das Garn nicht immer auf die- [illegible] zu nutzen. Die weitere [illegible] über die Fadenplatte g [illegible] woraus er zwischen die [illegible] gelangt, von denen die vordere [illegible] hergestellt ist, während die [illegible] Die hintern Walzen C_1 sind [illegible] belastet. Die von [illegible] Fäden werden durch [illegible] nach den auf den [illegible] geleitet und [illegible] Der Antrieb jeder [illegible] von den Trom- [illegible] jede Reihe für sich [illegible]

schwerte Bremsschnüre b, welche auf der Spulenbank B befestigt sind. Die vertikale Bewegung der Spulenbank B wird durch Drehung der herzförmigen Scheibe H_1 bewirkt, welche den Hebel H auf- und niederbewegt und damit durch Vermittelung einiger Kettenrollen die Bank B, deren Eigengewicht durch an Ketten i_1 hängende Gewichte G_2 etwas ermäßigt ist.

Das Weben der J. erfolgt in derselben Weise wie das anderer Gespinste. (S. Weberei.) Die europ. Industrie stellt aus der Jutefaser verschiedene Gewebe her, von denen die hauptsächlichsten folgende sind: Baggings, ein ziemlich loses, nicht sehr dichtes, grobes Gewebe, das als wohlfeilstes Verpackungsmaterial benutzt wird; Tarpawlings, ein festeres, stärkeres, gleichfalls grobes Gewebe, welches besonders zu Säcken für solche Artikel gebraucht wird, bei denen es auf Stärke und Dichtigkeit ankommt, also für Mehl, feingemahlenen Zucker, Cement u. s. w.; Twilled-Sackings, ein Zwillich- oder Drillichgewebe von sehr großer Festigkeit und Dauerhaftigkeit, zum Emballieren schwerer Güter, gepreßter Ballen, von Wolle, Hopfen, auch Cement, Gips, Kaffee u. s. w. dienend; Hessians, das feinste und schönste derartige Gewebe, welches man teils zum Emballieren feinerer Colli, aber auch zu Säcken für Salz, Rohzucker, künstlichen Dünger u. s. w., teils als Futterleinen, zur Herstellung von Matratzen u. s. w. verwendet.

Da sich die J. sehr leicht bleichen und alsdann schön färben läßt, werden aus derselben auch Teppiche, Läufer, Tischdecken und Vorhänge von sehr gediegenem Aussehen und großer Haltbarkeit hergestellt. Man benutzt ferner die Jutegarne, sowie aus denselben gefertigte Zwirne in rohem, wie in gebleichtem und gefärbtem Zustand zu den verschiedensten Artikeln, zu welchen man sonst Baumwolle verwendete, mit Baumwolle, Wolle oder Flachs vermischt als Kette in Hosenstoffen, Bettdrellen, Möbelripsen u. s. w.; außerdem zu Zündern, Lampendochten, Gurten, Kordeln, Stramin aller Art und zu vielen kleinen Artikeln. Die rohe J. findet vielfach Verwendung zum Umwinden unterseeischer Telegraphenkabel, in neuester Zeit auch in der Chirurgie als Verbandmittel, für welchen Zweck sie besonders zubereitet wird.

Vgl. Pfuhl, »Die J. und ihre Verarbeitung« (Augsb. 1878); Uhland, »Handbuch für den praktischen Maschinenkonstrukteur« (Bd. 3, Lpz. 1883); derselbe, »Kalender für Textilindustrie« (Lpz. 1884).

Jute-Linen-Garn, Garn aus Jute, auf dieselbe Art hergestellt, wie leinenes Garn aus Flachs.

Jüten, die Bewohner Jütlands, eine kräftig gebaute Menschenrasse, von beharrlichem und ernstem, aber auch humoristischem Gemüt, deren Idiom und Lebensweise viele Eigentümlichkeiten darbieten. Johannes Kok hat ersteres vortrefflich behandelt, und Blicher schilderte in seinen beliebten Novellen (und zwar zum Teil in Landesmundart) das Leben und Treiben auf der trüben Heide.

Jüterbog oder Jüterbock, Kreisstadt im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, 62 km im Südwesten von Berlin, am Aarbach gelegen, Station der Linien Berlin-Halle und J.-Röderau der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 6955, mit den unmittelbar anliegenden Dörfern Damm und Neumarkt 8728 meist prot. E., die bedeutende Spinnerei, Tuchfabrikation und Färberei, auch etwas Weinbau

Digitized by Google

treiben, ansehnliche Woll- und Flachsmärkte und sehr bedeutende Vieh-, namentlich Roßmärkte unterhalten. An den Ort knüpft sich eine Reihe geschichtlicher Ereignisse, so die Religionsgespräche von 1548, der Konvent wegen des Kryptokalvinismus 1579, der Vertrag Brandenburgs mit Sachsen wegen des Mitbesitzes der Jülich-Kleveschen Lande vom 21. März 1611; der Sieg Torstensons über Gallas 23. Nov. 1644; der Sieg der Preußen über die Franzosen 6. Sept. 1813 bei dem 4 km im Südwesten gelegenen Dorfe Dennewitz (s. d.).

Der Kreis Jüterbog-Luckenwalde zählt (1880) auf 1324 qkm 63455 meist prot. E.

Jutespinnerei, s. unter Jute.

Jute-Tow-Garn oder **kardiertes Jutegarn**, das mit Hilfe von Kratzmaschinen, ähnlich wie Baumwollgarn, aus Jute hergestellte Gespinst.

Juteweberei, s. unter Jute.

Juthungen, german. Volksstamm, zu den Alamannen (s. d.) gehörig.

Jütland (dän. Jylland), eine dän. Provinz, die, den nördl. Teil der Cimbrischen Halbinsel bildend, westlich von der Nordsee (der Westsee der Dänen), nördlich vom Skager-Rack, östlich vom Kattegat und südlich von Schleswig begrenzt wird. Mit den dazugehörenden Inseln, Hirtsholmene, Laesö, Anholt, Hjelm, Thunö und Endelave im Kattegat, Fanö und Manö in der Nordsee, umfaßt das Land 25265 qkm mit (1880) 868511 E. In der Mitte wird J. nach Osten hin von dem niedrigen Höhenzuge durchzogen, welcher die ganze Cimbrische Halbinsel ihrer Länge nach durchstreicht und in der jütländ. Ahlheide (s. d.) im Eiersbavnehöi bis auf 160 m sich erhebt. Auf der Ostseite ist das Land hügelig und steil ins Meer abfallend, auf der westlichen und nördlichen aber flach und längs der Küste von niedrigen Dünen und einem Streifen Flugsand umgeben. Der Boden, auf einer Unterlage von Gips und Kreide beruhend, welche auf der Ostseite, durch viele malerische Einschnitte (Fjorde) zerrissen, bis ans Meer hinantreten, ist auf dieser Seite höchst fruchtbar und mit schönen Laubholzwaldungen bedeckt, während die Mitte viele Moore und Heiden, doch zwischen diesen auch wohlbebaute Strecken hat, und die flache, kahle West- und Nordseite sich steril zeigt und viel von Flugsand leidet. Der nördlichste, ödeste Teil von J., der in der Landspitze Skagen endigt, ist durch den Durchbruch der Landenge, welche auf der Westseite den tief in das Land eindringenden Limfjord (s. d.) von der Nordsee trennte, zur völligen Insel geworden. Das Land hat mehrere kleine Flüsse, von denen der Guden-Aa der bedeutendste ist, und einige zum Teil sehr schöne Landseen. Das Klima kommt mit dem Dänemarks und Schleswigs überein, ebenso die übrige Naturbeschaffenheit und die Produkte. Die Ostseite J.s erweist sich sehr reich an Getreide, Rindvieh und Pferden, welche zusammen die Hauptgegenstände der Ausfuhr bilden. Auch findet sich überall vortrefflicher Torf, und an den Küsten ist die Fischerei nicht unbeträchtlich. Die Industrie des Landes beschränkt sich nur auf den innern Verbrauch. Die Bevölkerung ist, abgerechnet einige deutsche Kolonisten und wenige Zigeuner, die unter dem Namen Tattere ein kümmerliches Vagabundenleben fristen, dän. Stammes. Das Land wird in neun Ämter geteilt, benannt nach den Städten Aalborg, Hjörring, Thisted, Viborg, Randers, Aarhus, Veile, Ringkjöbing und Ribe. (Vgl. Karte: Dänemark, Bd. IV, S. 841.)

In den ältesten Zeiten sollen die Cimbern in J. gewohnt haben, nach denen noch die ganze Halbinsel benannt wird. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters war das Land von den Jüten (bei den Angelsachsen Geotas) besetzt, einem Volke sächs. Stammes, das von eigenen Königen beherrscht wurde. Die Jüten siedelten zum Teil nach England über und führten später noch als Verbündete der Sachsen Kriege mit Karl d. Gr. Gegen Ende des 9. und zu Anfang des 10. Jahrh. bemächtigten sich die Dänen unter dem Könige Gorm des Landes, das seitdem ein Bestandteil des Königreichs Dänemark geblieben ist. Die ursprüngliche sächs. Bevölkerung ist schon frühzeitig in der eingewanderten dänischen aufgegangen, sodaß die heutigen Jüten einen Dialekt des Dänischen reden, der jedoch viele sächs. Eigentümlichkeiten bewahrt hat. Vgl. Witten, «Studien über J.» (Berl. 1865).

Juturna (in älterer Sprache Diuturna) ist sowohl der Name einer lat. Quellgöttin, als verschiedener Quellen in Latium und Rom. Namentlich gab es eine solche unfern vom Flusse Numicius bei Ardea und Lavinium, und beim Tempel des Castor (und Pollux) in Rom, deren Wasser als das beste, reinste und heiligste, auch für Kranke gesundeste galt. Die Göttin heißt Gattin des Janus und Mutter des Fontus. In Rom wurde ihr zu Ehren am 11. Jan. von den Gewerben, die mit Wasser zu thun hatten, ein Fest gefeiert, die Juturnalia.

Juvantia (lat., zu ergänzen: remedia), Arzneimittel, die man zur Unterstützung und Verstärkung anderer hinzusetzt.

Juvāvum (Juvavia), alter Name für Salzburg.

Juvenalia (lat.), scenische Spiele, welche von Nero aus Veranlassung seines Übertritts ins männliche Alter eingerichtet wurden. Unter den spätern Kaisern hießen J. die zu Jahresanfang im Palatium gegebenen Spiele, bestehend in Wagenrennen oder Tierkämpfen.

Juvenalis (Decimus Junius), einer der bedeutendsten röm. Satirendichter in der letzten Hälfte des 1. und der ersten des 2. Jahrh. n. Chr., aus Aquinum im Volscischen gebürtig, widmete sich anfangs der Beredsamkeit und dem Kriegsdienste und erst in seinen spätern Jahren unter Trajan und Hadrian der Dichtkunst, besonders der Satire. Infolge einer verletzenden Anspielung auf einen Schauspieler soll er eine Zeit lang in der Verbannung zugebracht haben. J. starb im Alter von wenigstens 80 J. Erhalten sind unter seinem Namen in 5 Büchern 16 Satiren, in denen die Thorheiten und die Sittenverderbnis seiner Zeit hart gezüchtigt werden. Ribbeck, «Der echte und der unechte J.» (Berl. 1865), wollte zeigen, daß die 10. und die 5 letzten Satiren dem J. nicht angehören, die 9 ersten und die 11. aber vielfach interpoliert auf uns gekommen seien. Diese Ansicht, die Ribbeck auch in einer Ausgabe (Lpz. 1859) durchgeführt hatte, ist aber auf fast allgemeinen Widerspruch gestoßen. Im allgemeinen ist der Ausdruck des J. nicht so gewählt, aber auch nicht so dunkel und ernst als der des Persius. Oft verrät der Dichter den Rhetor. Alle frühern Ausgaben sind durch die kritische Ausgabe mit den alten Scholien von O. Jahn (Bd. 1, Berl. 1851; Textausg., Berl. 1868) in den Hintergrund gestellt worden. Brauchbare Kommentare enthalten die Ausgaben von Heinrich (2 Bde., Bonn 1839) und Mayor (13 Satiren, 2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1869—73). Eine kleine Handausgabe

mit Erklärung hat Weidner (Lpz. 1873) besorgt. Gute deutsche Übersetzungen lieferten besonders W. E. Weber (Halle 1838), von Siebold (mit lat. Text und Erläuterungen, Lpz. 1858), Berg (3 Bdchn., Stuttg. 1863) und Hertzberg und Teuffel (3 Bdchn., Stuttg. 1864—67). Dötsch veröffentlichte auch eine «Chrestomathia Juvenaliana» (Lpz. 1875). Vgl. Widal, «J. et ses satires» (Par. 1869); Dötsch, «J. ein Sittenrichter seiner Zeit» (Lpz. 1874); Meißner, «Über das komische Element in den Satiren des J.» (Dresd. 1876).

Juvencus (Cajus Vettius Aquilinus), lat. christl. Dichter, war Presbyter in Spanien und starb 331. Nächst einer poetischen Umschreibung der Genesis in Hexametern lieferte er in demselben Versmaße eine Geschichte Jesu: «Historia evangelica», meist nach Matthäus. Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte Gebser (2 Bde., Jena 1827). Andere dem J. zugeschriebene Dichtungen, die ihren Stoff ebenfalls der heiligen Geschichte entlehnen, wurden im «Spicilegium Solesmense» (Bd. 1, Par. 1852) herausgegeben. Vgl. Korn, «Die Handschriften der Historia evangelica des J. in Danzig, Rom und Wolfenbüttel» (Bresl. 1870).

Juvenil (lat.), jugendlich.

Juventas, die röm. Göttin der (männlichen) Jugend, hatte im Tempel des Jupiter, der Juno und Minerva auf dem Kapitol eine Kapelle, welche ihr nach der Legende eingeräumt wurde, weil damals, als jener Tempel errichtet wurde, die angestellten Auspizien (s. d.) ergaben, daß sie gleich dem Grenzgotte Terminus vor Jupiter nicht weichen wollte. Bei dem in Rom feierlich begangenen Übertritt aus dem Knabenalter in das des jungen Mannes (juvenis) war es Sitte, der J. zu opfern und eine Münze in den Kasten der Göttin auf dem Kapitol zu legen. Seit 193 v. Chr. hatte J. einen eigenen Tempel am Palatin beim Cirkus Maximus.

Juwel, Kleinod, große Kostbarkeit, Schmuck, besonders der aus Edelsteinen bestehende Schmuck. Das Wort stammt wie das franz. joyau, ital. giojello, von dem lat. gaudium und bedeutet daher eigentlich das, was Freude bereitet. (S. Edelsteine und Juwelierkunst.)

Juwelengewicht, s. unter Karat.

Juwelenkäfer (Entimus imperialis) heißt ein prachtvoller Rüsselkäfer Brasiliens, der bisweilen zu Schmuckgegenständen verarbeitet wird.

Juwelierkunst ist die Kunst, edle Steine zu Geschmeide zu verarbeiten. Als solche ist sie ein Teil der Goldschmiedekunst (s. d.) und in den letzten Jahrhunderten mehr und mehr selbständig geworden, ohne sich von ihr ganz loszulösen. Im Altertum und im Mittelalter überwog für den Schmuck die Arbeit des Goldschmiedes. Griechen und Römer benutzten die Edelsteine vorzugsweise zur Gravierung von erhabenen oder vertieften Figuren (s. Gemmen), während das Mittelalter zahlreich Gefäße und Geräte damit besetzte, aber in «mugeliger», d. i. gerundeter, daher wenig wirksamer Form. Erst in der Renaissance oder kurz vor derselben bildete sich das eigentliche Geschmeide, seitdem man den Edelsteinen den facettierten Schliff zu geben und dadurch ihren Glanz, ihr Farbenspiel zu erhöhen verstanden hatte. Damit stiegen auch Wert und Vorliebe für Juwelen als solche. Je vollkommener und künstlicher der Schliff wurde, je mehr suchte sich der Juwelenschmuck vom Metall und vom Goldschmied zu emanzipieren. Während im 16. Jahrh. der Schmuck überhaupt die farbige Erscheinung anstrebt und dazu neben den Steinen Email und Gold verwendet, geht im 17. Jahrh. das Bestreben dahin, den Schmuck bloß aus Steinen zusammenzustellen und das Metall so wenig wie möglich, nur zur Verbindung und zum Halten der Steine zu verwenden. Während Cellini und seine Zeitgenossen die Steine in eine Metallkapsel eingeschlossen und ihnen darin, das Feuer zu erhöhen, eine Folie gegeben hatten, nehmen die Juweliere des 17. und 18. Jahrh. nach Thunlichkeit beides und halten die Steine à jour, sodaß bloß das durchfallende Licht wirkt. Man kam auf diesem Wege auch dahin, die Steine zu häufen und die Zeichnung zu vernachlässigen. Man setzte die krystallförmig geschliffenen Steine in Rosetten, Sterne, Schleifen, Blumen oder sonst beliebige, meist aber ziemlich einfache, oft auch sehr unpassende Formen zusammen. Aus dem 16., 17. und 18. Jahrh. gibt es viele Muster dieser Art im Kupferstich. Von Holbein angefangen, haben viele Künstler ihre Phantasie der J. gewidmet, z. B. Etienne de Laulne, Theodore de Bry, Hans Collaert, Fr. Lefebure, Gilles L'Eggré, Simon Gribelin, Jean Guien.

In der neuern Zeit ist an die Stelle dieser krystallinischen oder mehr geometrischen Zusammenstellungen durch den franz. Geschmack eine mehr naturalistische getreten. Man ahmt Kornähren, Blumendolden, Blumen selbst entweder in der Art nach, daß sich die Diamanten wie Thautropfen auf den zarten Stengeln und Halmen wiegen, oder daß die Blumen rund in aller Fülle der Blätter aus den Steinen zusammengesetzt werden. In letzterm Falle hebt sich die Wirkung durch ihre ungeordnete Fülle häufig gegenseitig auf, während im erstern allerdings oftmals zarte Effekte entstehen. Aus Gold und Türkisen stellt man ganze Vergißmeinnichtsträuße für den Kopfschmuck zusammen und so Ähnliches. Der Effekt ist besser für sich, als wenn dieser Gegenstand auf dem Kopfe sich befindet und das Haupt zieren soll. Schlimmer ist es noch, wenn allerlei Tiere, bunte Käfer, Spinnen, Schmetterlinge u. s. w. in Steinen nachgeahmt werden. Man hat vergessen, daß der Schmuck schmücken soll und daß nicht mit Steinen ein fremder Gegenstand darzustellen ist, sondern daß der Stein zu eigener Wirkung und in der Zusammenstellung mit andern noch zu besserer und vorteilhafterer kommen soll. Die moderne Imitation oder Benutzung antiker Schmuckmotive hat auch auf die J. Einfluß geübt und namentlich jene verschiedenen Anhängsel von Steinen, die bei Diamanten zuweilen dem fallenden Wasser gleichen sollen, hervorgerufen.

Vgl. Kluge, «Handbuch der Edelsteinkunde» (Lpz. 1860); Kulmer, «Die Kunst des Goldarbeiters, Silberarbeiters und Juweliers» (Weim. 1872).

Jux (vom lat. jocus, s. d.), Spaß, Scherz; ein anderes (selten vorkommendes) Wort Jux ist nicht lat. Ursprungs und bezeichnet soviel wie Schmutz oder irgend etwas Wertloses.

Juxta (lat., daneben, dabei) heißt der an Lottozetteln, manchen Lotterielosen und andern ähnlichen kleinen Wertpapieren, meist an deren schmaler linker Seite, befindliche Streifen. Derselbe ist verschieden gemustert und wird bei Ausgabe des Loses teilweise derart von dem Wertpapier getrennt, daß der eine Teil an demselben bleibt, während der andere Teil von dem Aussteller (Kollekteur u. s. w.) zurückbehalten wird. Die J. dient dann, da die beiden getrennten Teile in Trennungsfläche und Muster

Digitized by Google

genau aneinanderpassen müssen, zur Kontrolle der Echtheit des Loses.

Juxtaposition (neulat.), Nebeneinanderstellung, z. B. von Ziffern, die dadurch verschiedenen Stellenwert erhalten; das Wachsen anorgan. Körper durch Ansetzen neuer Schichten von außen, im Gegensatz zu dem Wachsen organ. Körper von innen heraus.

Jyepoor, s. Dschaipur.

Jylland, der dän. Name für Jütland.

Jyntia, s. Dschaintia.

Jynx, s. Wendehals.

J'y pense (frz., «ich denke daran»), Losungswort bei einer Art Vielliebchen, auch substantivisch gebraucht: ein J. miteinander essen, ein J. verlieren, gewinnen.

J'y suis et j'y reste (frz., «hier bin ich und hier bleibe ich»), Worte des Marschalls Mac-Mahon, welche derselbe 9. Sept. 1855 auf dem erstürmten Malakow an den Oberbefehlshaber schrieb, als ihm von seiten des letztern durch einen Adjutanten mitgeteilt wurde, die Russen hätten Vorbereitungen getroffen, um den Malakow in die Luft zu sprengen.

K.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

K ist der elfte Buchstabe unsers Alphabets. Die semit. Sprachen besitzen zwei ähnliche Laute, von denen der eine unserm k entspricht, der andere tiefer im Kehlkopf (mit sog. Emphase) ertönende in neuerer Zeit bei Umschreibung morgenländ. Worte durch abendländ. Schriftzeichen gewöhnlich durch q wiedergegeben wird. Die Zeichen für beide Laute gelangten aus dem ältern semit., namentlich dem phöniz. Alphabet in das griech. Alphabet, wo der phöniz. Name des k (×) in kappa, der des q (ϙ) in koppa umgestaltet wurde. Beide Buchstaben finden sich auf Münzen und Inschriften aus früherer Zeit noch unterschieden. Da aber ein lautlicher Unterschied zwischen beiden im Griechischen nicht vorhanden war, so kam das koppa bald außer Gebrauch. Nur als Zahlzeichen wurde es noch bis in spätere Zeit beibehalten und bezeichnete, gemäß seiner ursprünglichen Stelle zwischen den Buchstaben pi und rho, die Zahl 90. In dem röm. Alphabet, das ebenfalls beide Buchstaben aufnahm, ist K durch C, welches auch vor e und i stets wie k lautete, ersetzt worden; nur in einzelnen Fällen, wie z. B. im Worte Kalendae und im Namen Kaeso, pflegte man sich des k noch zu bedienen. Das q, welches jedoch nur in der Lautverbindung kv vorkommt, hatte im Lateinischen denselben Laut wie k. Dasselbe gilt auch von dem Gotischen, wie die Lautverbindung kv durch ein einziges Schriftzeichen, das q, bezeichnet wird, und den neuern german. Sprachen, wo man q vor v (u) in herkömmlicher Weise anstatt k zu schreiben pflegt. Der Laut k gehört nach der gewöhnlichen Einteilung der Konsonanten zu den Gutturalen (mit g und im ursprünglichen Indogermanischen gh) und bildet in dieser Reihe den tonlosen Laut (die tenuis). Das deutsche k entspricht stets einem ursprünglichen (auch lat.-griech.) g, z. B. lat. genu, got. knin (Knie); das got. und niederdeutsche k ist durch die sog. zweite Lautschiebung im Hochdeutschen zum Teil zu ch geworden, z. B. griech. μέγας, got. mikils, althochdeutsch michil.

Als Abkürzungszeichen steht K (früher auch ka) im Lateinischen für Kalendae und für den Namen Cäso; Verleumdern wurde in Rom ein K als Abbreviatur für Calumniator auf die Stirn gebrannt. Auf franz. Münzen bedeutet K den Prägort Bordeaux, in der Chemie ist K das Zeichen oder Symbol für Kalium, in Österreich ist k. k. oder k. und k. allgemein üblich für kaiserlich (und) königlich (ungar.).

K., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Kunze (Gustav).

K ist im Englischen die Abkürzung für King (König) und für Knight (Ritter).

Ka, die früher gebräuchliche Abkürzung (chem. Zeichen oder Symbol) für Kalium (jetzt nur K).

Kaaba (Ka'ba), eigentlich Würfel, ist ein viereckiges, 11 m hohes und 8 m breites Gebäude in Mekka, welches, seit ältester Zeit von den Arabern als Hauptnationalheiligtum verehrt, von Mohammed zum Mittelpunkte des islamitischen Glaubens, zur allgemeinen Kibla, d. h. dem Orte, wohin man sich beim Gebet zu richten hat, und zum Ziele der religiös vorgeschriebenen Pilgerfahrt gemacht wurde. Der vornehmlichste Verehrungsgegenstand dieses vom Islam ausschließlich als «Beit Allah», Haus Gottes, bezeichneten Baues ist der angeblich vom Engel Gabriel dem Abraham als Geschenk überbrachte sog. Schwarze Stein, welcher, in die Ostwand neben dem Eingange eingemauert, von den Pilgern mit großer Ehrfurcht berührt und geküßt wird. Außerdem wird ein Fußstapfen Abrahams im Innern gezeigt. Die Araber führen die Geschichte der K. bis in die vorsintflutliche Zeit zurück. Der jetzige Bau soll von Abraham herrühren. Um den Besitz der K. wurden in heidnischer Zeit blutige Kriege geführt, denn ihr Besitz gab einen Vorrang unter den Stämmen. Der türk. Sultan Murad IV. ließ sie 1630 umbauen. Von den türk. Sultanen werden alljährlich die Seidengehänge erneuert, welche das Gemäuer den Blicken entziehen. Umgeben wird die K. von einem geräumigen Hofe, auf welchem sich der heilige Brunnen Zemzem befindet, und welcher, durch hohe Säulenhallen nach außen abgeschieden, den Namen Mesdjid-es-Harâm, Moschee des Heiligtums, führt. Die K. bezieht außer den Gaben der Pilger aus zahlreichen Widmungsliegenschaften ein großes Einkommen und gilt als die reichste religiöse Stiftung des Islam.

Kaab ben-Zuhair (spr. Suhair), berühmter arab. Dichter zur Zeit des Mohammed, Sohn des Dichters Zuhair, des Verfassers einer der sieben sog. Mu'allakât, beteiligte sich an den vielfachen Kämpfen seines Stammes, der Banû Muzaina, und war, wie dieser, dem Mohammed sehr feindlich gesinnt, den er mit satirischen Versen verfolgte. Mohammed erklärte ihn deshalb für vogelfrei, worauf er, um sein Leben zu retten, sich dem Propheten unterwarf, dem er sein berühmtes auf ihn verfaßtes Lobgedicht vorlas. Der Prophet war so

Digitized by Google

entzückt davon, daß er ihm seinen Mantel (al-Borda) zuwarf. Es ist dies angeblich derselbe Mantel, der noch heute in Konstantinopel aufbewahrt wird. K. starb, wie es scheint, sehr bald nach seiner Bekehrung. Ausgaben des Gedichts von L. Warner (Leid. 1748), G. W. Freytag (Halle 1823), Ignaz Guidi (Lpz. 1871, mit dem Kommentar des Dschemâl-el-din Ibn-Hishâm).

Kaaden, Stadt im nordwestl. Böhmen, mit 6332 E. deutscher Zunge, liegt in hügeliger Gegend an der Eger und ist Station der Eger-Komotauer Bahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts. Seit 1863 besteht dort eine Lehranstalt für Land- und Forstwirtschaft. Unter den Industriezweigen ist die Handschuhmanufaktur vorwiegend. K. zählt zu den ältesten Städten des Landes und büßte ihren frühern Wohlstand durch die Hussitenkriege ein. Die Stadtpfarrkirche zeigt noch interessante Reste aus dem 12. Jahrh. Das Rathaus mit schönem Turm wurde nach dem Brande 1811 neu hergestellt.

Kaafjord, Hafen in Finmarken (s. d.).

Kaaken (kaken, holländ.), den einzusalzenden Heringen die Eingeweide und Kiemen herausnehmen.

Kaalund (Hans Wilh.), dän. Dichter, geb. 23. Juni 1818 zu Kopenhagen, widmete sich anfangs der Bildhauerei und Malerei, wandte sich aber bald ganz der Litteratur zu. Von seinen Gedichten sind hervorzuheben: «Et Foraar» («Ein Frühling», 1858; 5. Aufl. 1877) und «Et Efteraar» («Ein Nachfrühling», 1877) und das Drama «Fulvia» (1875).

Kaama oder Haartebeest (Bulbalis caama), eine Art Antilope (s. d.).

Kaarta, Landschaft in Afrika, bildet den nordöstlichsten Teil des senegambischen Berglandes, etwa 60000 qkm groß, mit 300000 E.; Hauptstadt ist Nioro, eine hauptsächlich von Bambaras bewohnte Stadt, welche einen Malinkedialekt sprechen. K. und Segu bilden jetzt ein Fulbereich, welches El Hadsch Omâr von 1854 an durch Eroberungen gegründet hat.

Kaas (Clauson von), s. Clauson-Kaas.

Kabache (russ.), altes, baufälliges Haus, auch schlechte Schenke, Branntweinkneipe.

Kabale (frz., vom hebr. Kabbala), geheimer Anschlag zur Erreichung böser Absichten, Intrigue, auch die geheime Verbindung, welche solche Ränke schmiedet (vgl. Cabal); kabalieren, K. schmieden, Kabalist (Cabaleur), Ränkeschmied.

Kabara, Stadt in Afrika, im westl. Sudan, links am Niger, 8 km südlich von Timbuktu, dessen Hafenort es ist, zählt 2000 E.

Kabarda, Landschaft am nördl. Abhange des Kaukasus, erstreckt sich von W. nach O. von dem Elborus bis zum Berge Passis-mta und nach N. bis zu den Flüssen Malka und Terek; der südliche Teil ist daher bergig und enthält die höchsten, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Gipfel des Kaukasus, während der Norden mehr Flachland bildet. Die etwa 9000 qkm große Landschaft ist gut bewässert, waldig und fruchtbar, und wird von 32000 E. bewohnt. Die meisten derselben sind die mohammed. Kabardiner, tscherkessischen Stammes, ferner Balkaren, Besginen und Russen und einige andere eingewanderte Völker. Die Kabardiner beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht; Ackerbau wird nur zum eigenen Bedarf betrieben.

Kabatasch, Vorstadt von Konstantinopel (s. d.).

Kabbăla (hebr.), d. h. die empfangene Lehre, worunter man ursprünglich sowohl die nichtmosaischen heiligen Bücher als die mündlich überlieferte Lehre verstand, nennt man seit dem 12. Jahrh. die allmählich zu einer eigenen Schule und Litteratur ausgebildete Geheimlehre der Juden, deren Elemente schon in dem pers.-macedon. Zeitalter sichtbar werden und deren Grundlage die orient. Emanationslehre ist. Bei Philo, im Talmud und den Midraschim finden sich allerdings theol.-philos. Darstellungen, welche zum Teil von den Spätern aufgenommen wurden; doch das erste kosmogonische Buch ist das Buch «Jezirah» (deutsch von Meyer, Frankf. 1829) aus dem 7. Jahrh., das dem Akiba (s. d.) untergeschoben wurde. Indes erst seit der letzten Hälfte des 12. Jahrh. zog die Geheimlehre, die anfangs nur über Gott und Schöpfung sich ausbreitete, Exegese, Moral und Philosophie in ihre Sphäre und wurde so zu einer mystischen Religionsphilosophie. Die dieser Lehre in den folgenden drei Jahrhunderten gewidmeten zahlreichen Schriften lehrten den geheimen Sinn der Heiligen Schrift und ihrer Auslegungen, der Hagadas, die höhere Bedeutung der Gesetze, sowie durch Anwendung göttlicher Namen und heiliger Sprüche das Wundertum. Ein großer Teil der kabbalistischen Schriften ist anonym oder pseudonym. Das höchste Ansehen genießt das Buch Sohar (eine Art Kommentar zum Pentateuch), in aramäischer Sprache, angeblich von Simon ben-Jochai (im 2. Jahrh.), in der That aber dem Ende des 13. Jahrh. angehörig. Die Gegner der K. waren die Philosophen und zum Teil die Talmudisten. Mit dem Niedergange wissenschaftlicher Bestrebungen unter den Juden, besonders seit der Vertreibung aus Spanien (1492), unter dem Drucke unglückseliger Zeiten erhielten die kabbalistischen Studien in Palästina (Isak Luria, Chajim Vital) und Italien (M. di Lonsano, M. Ch. Luzatto) einen neuen Aufschwung, arteten jedoch in Magie und Buchstabenklauberei aus und haben abergläubische Gebräuche erzeugt. Trotzdem beschäftigten sich seit Reuchlin auch christl. Gelehrte, wie Knorr von Rosenroth, Helmont u. a. mit denselben. Vgl. Jellinek, «Beiträge zur Geschichte der K.» (Lpz. 1851—52); derselbe, «Auswahl kabbalistischer Mystik» (Lpz. 1853). (S. Jüdische Litteratur.)

Kabbalist, Kenner, Ausüber der Kabbala, Zauberer u. s. w.; Kabbalisterei (Kabbalistik), kabbalistische Kunst; Kabbalistikum, kabbalistische Schrift.

Kabbelung nennt man im Seewesen die Erscheinung auf der Wasseroberfläche, wodurch sich eine vorhandene Strömung kenntlich macht. Es ist dies das Aufwerfen von kleinen Wellen, wie sie auch schnellfließendes Wasser in Flüssen zeigt, wenn es seichte Stellen passiert. Die K. im offenen Meere entsteht gewöhnlich nur, wenn zwei Strömungen in einem Winkel aufeinander treffen oder eine Strömung gegen stillstehendes Wasser stößt.

Kabel, ein unter Wasser, in feuchtem Erdboden oder sonst durch feuchte Räume (z. B. Tunnel) zu führender Leiter für elektrische Ströme, daher namentlich Abkürzung für Telegraphenkabel bei unterirdischen und unterseeischen Leitungen. (S. Telegraphie.) Nachdem man vorher schon mehrfach Vorschläge zu unterirdischen Leitungen und auch Versuche im Kleinen gemacht hatte, entdeckte Werner Siemens in der Guttapercha einen geeigneten

Digitized by Google

Isolator für K. und konnte 1847 zwei je ½ Meile lange, mit reiner Guttapercha isolierte Telegraphendrähte als ersten Versuch versenken. Von 1848 an machte man sich dann in Europa zunächst an die Herstellung von unterirdischen Telegraphenleitungen, mußte dieselben aber bald wieder als unbrauchbar aufgeben, weil infolge des Schwefelzusatzes zur Guttapercha die Isolation bald mangelhaft wurde. Bessern Erfolg hatte man bei den wieder mit reiner Guttapercha isolierten Unterseeleitungen, deren erste 1850 (und 1851) zwischen England und Frankreich versenkt wurde. Seitdem verbreiteten sich die unterseeischen K., mit denen man rasch immer größere Meere zu überschreiten lernte, rasch über die ganze Erde, sodaß 1883 731 K. von 89481 Seemeilen Länge (mit 96058 Seemeilen Drahtlänge) im Betriebe standen, darunter 9 zwischen Europa und Amerika. Von diesen Seekabeln sind 185 von 82204 Seemeilen Länge (mit 86721 Seemeilen Drahtlänge) im Besitz von Privatgesellschaften. An die Legung von ausgedehnten unterirdischen Telegraphenleitungen ging man zuerst wieder in Deutschland und zwar vom J. 1876 ab.

In Deutschland sind alle Haupt-, Handels- und Waffenplätze im Gebiete der Reichspostverwaltung durch unterirdische K. verbunden, welche zu etwa gleichen Teilen von Siemens u. Halske in Berlin und von Felten u. Guilleaume in Köln fabriziert worden sind. Dieses unterirdische Leitungsnetz umfaßte am Ende des J. 1882 5471 km Linien mit rund 37400 km Leitungen, wovon 29742 km in steter Benutzung waren, teils mit Hughes-, teils mit Morseapparaten, teils mit Telephonen. Frankreich hat erst 1880 mit Herstellung eines unterirdischen Netzes begonnen und besaß Ende 1883 2500 km Hauptlinien in gußeisernen Röhren und 8000 km Nebenlinien mit Schutzdrähten, mit einer Gesamtdrahtlänge von 18000 km. — Jedes K. besteht aus drei Teilen: dem Leiter, der Isolierhülle und der Schutzhülle. Jeder mit einer isolierenden Schicht überkleidete Leiter wird eine Kabelader (ein überzogener Draht) genannt; die seilartige Verbindung mehrerer solcher Adern liefert eine Kabellitze. Als Material für den Leiter wird fast ausnahmslos möglichst chemisch reines und deshalb den Strom gut leitendes Kupfer genommen und zwar wird jeder Leiter gegenwärtig fast stets aus vier bis sieben Kupferdrähten von 0,6 bis 0,7 mm Dicke litzenförmig zusammengedreht, damit beim Reißen eines Drahts nicht die ganze Leitung versagt; einigen atlantischen K. hat man sogar eine 12drähtige Litze gegeben. Als isolierenden Stoff benutzt man fast ausschließlich Guttapercha; Kautschuk isoliert zwar besser, ist aber im Wasser nicht so haltbar wie Guttapercha, welche wieder durch die Luft und Wärme verdirbt und brüchig wird. Teils zur Verbesserung der Isolierung, teils um die einzelnen (gewohnlich drei bis vier) Schichten Guttapercha zu vereinigen und fest aufeinander, sowie an den Drähten haftend zu machen, bringt man zwischen diese Lagen wie auch unmittelbar um die Drahtlitzen gewisse klebrige, aber ebenfalls isolierende Mischungen, von denen eine der gebräuchlichsten das «Chatterton Compound» (Guttapercha, Holzteer und Harz) ist. Je dicker der Leiter genommen werden muß, um so größer muß auch die Dicke der Isolierschicht genommen werden, wenn man denselben Isolationsgrad erreichen will; bei dem hohen Preise des Isolationsmaterials ist daher die Verwendung möglichst gut leitenden Kupfers so wichtig. Die Guttapercha muß sorgfältig gereinigt sein und soll die Kupferseele möglichst centrisch umschließen. Sehr sorgsam müssen die Verbindungen (Lötungen) zweier Adern zu einem längern Stück ausgeführt werden; es werden dabei die Drähte beider Drahtlitzen gereinigt und zusammengelötet, jede Litze darauf zugeschärft und beide verlötet, mit feinem Bindedraht umwickelt, wieder verlötet, nochmals umwickelt und verlötet und endlich mit Compound und mit mehrern Lagen Guttapercha sorgsam überkleidet. Die so fertigen

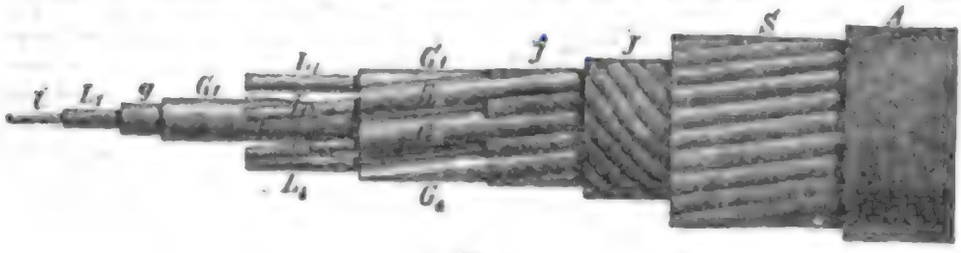


Fig. 1.

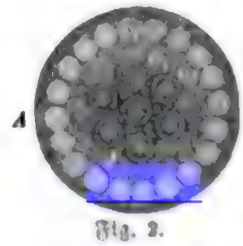


Fig. 2.

isolierten Drähte werden in fast paralleler Lage, nur wenig umeinander gewunden, mit geteertem Hanf umwickelt und zu einem Tau vereinigt. Gewöhnlich ordnet man zwei solche, in entgegengesetzten Richtungen aufgewickelte Manilahanflagen an. Zur Sicherung endlich des Taues gegen äußere Beschädigungen kommt über die Hanfumwickelung noch eine Lage starker Eisendrähte oder Drahtlitzen, oder auch, da selbst verzinktes Eisen vom Meerwasser angegriffen wird, Streifen von Kupferblech (nach Siemens). Das Erdkabel der Reichstelegraphenverwaltung in seiner für die großen Linien angenommenen Bauart ist in Fig. 1 und 2 in Ansicht und im Querschnitt in ⅓ natürlicher Größe abgebildet. Die Seele des K. bilden sieben Guttaperchaadern $G_1 \ldots G_7$, welche die Leiter $L_1 \ldots L_7$ enthalten. Die mittelste Ader G_7 ist in Fig. 1 über die sie umgebenden sechs andern Adern vorragend gezeichnet, um die Bestandteile einzeln zu zeigen. Der Leiter ist eine aus sieben Kupferdrähten je von der Stärke des Drahtes 1 gebildete Litze und mit zwei Lagen Guttapercha isoliert, deren erste bei g sichtbar ist; die zweite hat einen Durchmesser von 6 mm. Um die einzelnen Adern voneinander unterscheiden zu können, sind G_1 und G_2 beim Umpressen der Guttapercha mit einer, beziehungsweise zwei feinen Längsmarken in Gestalt einer geringen Erhöhung des Isolationsmaterials versehen. Die übrigen außen liegenden Adern G_3, G_4, G_5 und G_6 werden in der Richtung, welche durch G_1 und G_2 angegeben ist (vom Anfang des K. gegen das Ende hin gesehen in der Richtung, wie der Uhrzeiger läuft), gezählt. Zwischen je zwei Adern liegt ein Jutefaden j der Länge nach, um den Zwischenraum auszufüllen, worauf dann die Umwickelung

Digitized by Google

mit Jutefäden J folgt. Über diese ist die Schutzhülle S, bestehend aus 20 je 3,75 mm starken verzinkten Eisendrähten mit gegen die Richtung der Jutefäden umgekehrt gerichtetem Drall aufgewunden, diese endlich wird von der Asphalthülle A bedeckt und bildet mit ihr das fertige K., dessen Stärke etwa 32,5 mm beträgt. Beim Überschreiten von Flüssen wurden die K. zum Schutz gegen Beschädigung durch die Schiffsanker in gegliederte gußeiserne Muffen eingeschlossen.

In der neuern Zeit wendet man zur Umhüllung bei Seekabeln häufig Stahldrähte an, welche selbst mit geteertem Hanf dicht bewickelt werden, oder auch man versieht das K. im ganzen mit einer äußern Hanfumspinnung, wodurch größere Sicherheit beim Reißen eines Umhüllungsdrahts erreicht wird. Der Durchmesser und die Anzahl der Leiter für ein K. sind sehr verschieden. Ersterer variiert etwa zwischen 2—6,5 cm, letztere zwischen 1 und 6 Leitern; Tiefseekabel erhalten jetzt in der Regel nur einen Leiter. Mit dem Durchmesser steigt die Festigkeit, aber auch das Gewicht. Man macht daher für Tiefseekabel die Eisendrahthülle so schwach, als es der Zug, welchen sie beim Versenken auszuhalten hat, erfordert; dagegen verstärkt man die Schutzhülle des K. in mehrfacher Abstufung bei Annäherung an die Küste, gibt dem K. in nächster Nähe der Küsten, wo es durch die Bewegung des Wassers auf Felsen gescheuert wird, eine sehr starke Schutzhülle, oder selbst eine doppelte, wie dies Fig. 3 und 4 in ⅔ natürlicher Größe veranschaulichen, von denen Fig. 4 das Tiefseekabel, Fig. 3 das eine Uferende des von Siemens Brothers in London angefertigten K. zwischen Honglong und Shanghai (1871) darstellt. Während der Fabrikation muß die Isolierung und das Leitungsvermögen jedes einzelnen Kabelstücks sorgfältig geprüft werden; ähnlich beim Verlegen in die Erde und beim Versenken ins Meer, während dessen Verlauf man daher mit dem Lande in beständigem telegraphischen Verkehr durch das K. selbst bleibt. Da die Guttapercha in der Wärme leidet, so müssen die K. in den Zwischenpausen ihrer Fabrikation in großen, stets mit kaltem Wasser gefüllten eisernen Bassins gehalten werden; ebenso werden sie auf den sie verlegenden Kabelschiffen in dunkeln und kühlen Räumen aufbewahrt. Beim Auslegen des K. wird seine Geschwindigkeit durch Bremsen reguliert. Die Geschwindigkeit des Schiffs muß mit der des K. in richtigem Verhältnis stehen, damit weder das K. zu sehr gespannt wird, noch unnütz viel von demselben abläuft.

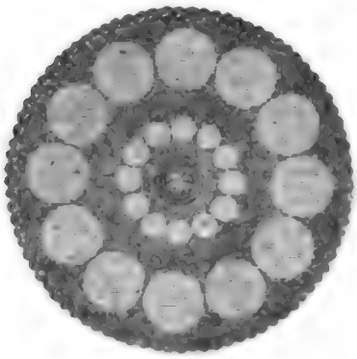


Fig. 3.

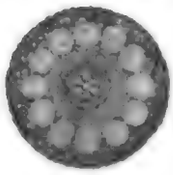


Fig. 4.

Auch in der Feldtelegraphie kommen oft biegsame und leichte, dabei jedoch möglichst haltbare K. zur Verwendung, welche die Telegraphentruppe auf Trommeln mit sich führt, entweder auf besondern Karren oder, besonders für den Gebrauch im Gebirge, auf Packtieren. Bei der Benutzung werden diese K. einfach auf dem Erdboden ausgelegt, auf Wegen aber zum Schutz gegen Beschädigung durch die Wagenräder in einen seichten Graben eingebettet und mit Erde bedeckt. Solche Feldkabel erhalten vielfach einen siebendrähtigen Leiter mit zwei Guttaperchahüllen, darüber eine doppelte Lage von Hanffäden und endlich ein Geflecht aus solchen. Militärkabeln gibt man oft zwei Leiter, die als Hin- und Rückleitung dienen, oder auch man benutzt die äußere Stahlhülle als Rückleitung. So ist z. B. einem äußerst leichten Siemensschen K., von dem ein feldmäßig ausgerüsteter Mann 1 km zu tragen vermag, die sehr dünne siebendrähtige Kupferlitze mittels einer Schicht Guttapercha isoliert und mit Baumwolle besponnen; um diese sind die die Rückleitung bildenden acht Kupferdrähte gewunden, welche von einem feinen Geflecht aus sehr festem Hanfzwirn zusammengehalten und geschützt werden. Mitunter erhalten die Feldkabel eine aus Blechstreifen gebildete Schutzdecke. Die einzelnen Windungen der über die Jutedecke spiralgängig aufgewundenen Kupferblechstreifen überlappen sich gegenseitig halb und sind beim Bespinnen so kräftig gegeneinander gedrückt, daß sie sich ineinander eindrücken. Eine seitliche Verschiebung der einzelnen Lagen der Decke gegeneinander kann dabei nicht in weiterm Maße stattfinden, als zur Biegung in einem gewissen Radius notwendig ist. Auch bei andern technischen Verwendungen des elektrischen Stroms, namentlich zur Erzeugung elektrischen Lichts und für Kraftübertragung kommen Kabelleitungen vor. Diese K. schließen sich in ihrer Einrichtung den Telegraphenkabeln an, übertreffen sie aber häufig bedeutend bezüglich des Querschnitts des Leiters. So benutzt Edison für städtische Lichtanlagen K. mit zwei Kupferstäben von kreissegmentförmigem Querschnitt, welche mit Isoliermasse vergossen in schmiedeeisernen Röhren von 6 m Länge liegen; äußerlich sind die Röhren zum Schutz gegen Rosten mit geteertem Band bewickelt.

Vgl. Rother, «Der Telegraphenbau» (4. Aufl., Berl. 1876); Schellen, «Das atlantische K.» (Braunschw. 1867); derselbe, «Der elektromagnetische Telegraph» (6. Aufl., Braunschw. 1880); Galle, «Katechismus der elektrischen Telegraphie» (6. Aufl. von Zetzsche, Lpz. 1883); Russell, «The Atlantic Telegraph» (Lond. 1866); Zetzsche, «Handbuch der elektrischen Telegraphie» (Bd. 3, Berl. 1882); Zacharias, «Die elektrischen Leitungen und ihre Anlage» (Wien, Pest, Lpz. 1883).

Kabel nennt man im Seewesen allgemein dicke Taue, die einmal einen Umfang von über 15 cm haben und sodann in einer bestimmten Weise geschlagen sind. Gewöhnliches Tauwerk besteht aus dünnen Hanffäden, den Kabelgarnen. Diese haben fast stets dieselbe Stärke und werden in Stränge, welche Duchten heißen, zusammengedreht, wobei die Zahl der Garne die Dicke des Tauwerks bestimmt. Drei oder vier solcher Duchten werden dann zusammen geschlagen und bilden das Tau. Bei K. werden jedoch drei solche Taue, die dann in diesem Falle als Bestandteil des K., Kardeelen heißen, noch einmal und zwar den entgegengesetzten Weg, wie die Duchten zusammen geschlagen und man nennt diese Manier Kabelschlag, während die Anfertigung aus drei oder vier Duchten Trossen- oder Waatschlag heißt. Kabeltaue nannte man früher die Ankertaue.

Digitized by Google

welche bei großen Schiffen einen Umfang bis zu 60 und mehr Centimeter hatten. Seit 50 Jahren sind sie allgemein durch Ankerketten verdrängt. **Kabelgatt** heißt an Bord von Schiffen derjenige Raum im untern Schiffe, wo früher die Kabeltaue, jetzt aber das Tauwerk im allgemeinen aufbewahrt wird. **Kabellänge** ist die Länge, welche die Ankertaue früher hatten. Sie betrug 120 Faden à 6 Fuß, mithin 720 Fuß. Seit Einführung des Metermaßes rechnet man für eine Kabellänge 185 m (genau 185,s m), d. h. den zehnten Teil einer Seemeile, welche 1855 m mißt.

Kabelgatt, s. unter Kabel.

Kabeljau oder **Kabliau** (Gadus morrhua) ist der Name eines für die menschliche Ökonomie sehr wichtigen Seefisches. Man findet ihn in allen nördl. Meeren zwischen 40—75° nördl. Br., auch an den engl. und norweg. Küsten, vorzugsweise jedoch um Labrador und Neufundland, wo sein Fang von vielen hundert Fahrzeugen betrieben wird und stets von solcher Bedeutung war, daß über die Berechtigung desselben Seekriege geführt worden sind. Der Ertrag der Kabeljaufischerei von Canada belief sich 1875 auf 765640 Ctr., wovon auf Neuschottland allein 420342 Ctr. kommen. Schottland lieferte (1873) 160000 Ctr., Norwegen (1874) 43½ Mill. Stück, 1877 aber 50—60 Mill. Der Wert des Exports dieser Fischerei war in Norwegen 1871—75 durchschnittlich jährlich 24½ Mill. Kronen (à 1 Mark 10 Pf.). Trotz dieser erstaunlichen Verfolgung hat sich jedoch noch keine merkliche Verminderung der K. gezeigt. In Europa allein beschäftigt sein Fang über 50000 Menschen. Das weiße und gesunde Fleisch kann nicht allein sehr mannigfach zubereitet werden, sondern besitzt auch eine lange Dauer. Nur im frischen Zustande heißt der Fisch K., an der Luft getrocknet wird er **Stockfisch** genannt und bildet als solcher einen wichtigen Handelsartikel. Gesalzen und nachher getrocknet nennt man ihn **Klippfisch**, und bloß eingesalzen (gepökelt) **Labberdan**. Aus der Leber wird der als Heilmittel angewandte Lebertran bereitet. Zur Gattung Gadus gehört auch der Schellfisch, der Dorsch und der Zwergdorsch (Gadus minutus), die sämtlich ein gutes Fleisch besitzen.

Kabeljaus (Partei), s. unter Hoeks.

Kabellänge, s. unter Kabel.

Kabeltau, s. unter Kabel.

Kabes, Stadt in Tunesien, s. Gabes.

Kabinda, Name einer Sprache im westl. Afrika am nördl. Ufer des Congoflusses längs der Meeresküste. Die Sprache heißt auch **Ka-Kongo** und ist wohl mit der Sprache der Ba-fiote identisch.

Kabine (frz.), auf Schiffen soviel wie Kajüte, Koje; auch Badekarren in Seebädern.

Kabinett (frz., Diminutivform zu cabane, engl. cabin, Hütte; ital. gabinetto), ein kleineres Zimmer neben einem größern, mit dem Begriff der Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit in Bezug auf Personen oder auf darin niedergelegte Sachen. Deshalb nennt man K. auch ein Zimmer oder eine Abteilung für ausgezeichnete, durch Kostbarkeit oder Seltenheit besonders wertvolle Kunstgegenstände oder Naturprodukte (**Kabinettsstücke**), und **Kabinettmalerei** die Malerei in kleinem Maßstab.

In fürstl. Schlössern ist K. das Wohnzimmer des Regenten, sowie auch das Zimmer, in dem er sich von seinen Räten Vortrag halten läßt. Hieran schließt sich derjenige Sprachgebrauch, welcher mit K. die höchste, in unmittelbare Beziehung zu dem Staatsoberhaupte gesetzte Regierungsstelle bezeichnet, die Ministerien und über denselben das Gesamtministerium in weitern und engern Ministerkonferenzen (so in England das Cabinet Council, wo die Minister und Geheimräte nur auf besondere Einladung erscheinen). Wenn nach der Verfassung von sämtlichen Ministern nur einer oder einige dem Souverän Vortrag erstatten, die andern als Departementsvorstände bloß an den Beratungen der Minister teilnehmen, so heißen jene **Kabinettsminister**, diese Konferenzminister. **Kabinettsfrage** heißt eine Frage, von deren Entscheidung es abhängt, ob Minister im Amte bleiben oder nicht. **Kabinettssachen** sind alle Angelegenheiten, auf deren Behandlung und Entscheidung der Regent unmittelbar einwirkt. Die in solchen Sachen erlassenen **Kabinettsordres** oder **Kabinettsbefehle** werden, insofern sie nicht als Beschlüsse eines Kabinettsrats in der Staatskanzlei zur Ausfertigung gelangen, von dem Regenten unterzeichnet. Mitteilungen an andere Fürsten oder auswärtige K. ergehen in der Form von mehr vertraulichen **Kabinettsschreiben** oder von feierlichen Kanzleischreiben. Wenn die endgültige Erledigung von Beschwerden bei dem Souverän gesucht wird, so bildet sein Geh. Rat die **Kabinettsinstanz**. Es erscheinen danach nur diejenigen Geschäfte als Kabinettssachen, welche verfassungsmäßig nicht von den gewöhnlichen Behörden, sondern durch das Staatsoberhaupt ohne Zustimmung der Volksrepräsentanten, aber unter Mitwirkung der verantwortlichen Minister, erledigt werden.

Kabinettkäfer (Anthrenus museorum), ein kleiner, 2,5 mm langer ovaler Käfer aus der Familie der Schabkäfer, von braungrauer Farbe mit drei weißgelblichen Wellenbinden über den Flügeldecken. Die K., mehr noch ihre braunen, starkbehaarten Larven sind zoologischen Sammlungen, besonders Insektensammlungen sehr gefährlich. Häufiges Besichtigen der aufbewahrten Objekte, nebst Anwendung von Quecksilber, Kampfer und andern Konservierungsmitteln verscheucht und vertilgt sie am besten.

Kabinettsjustiz nennt man die Einwirkung der Regierung auf die Leitung und Entscheidung von einzelnen Civil- und Kriminalprozessen. Unter den german. Nationen galt von Anfang her der Grundsatz, daß der König und der von ihm eingesetzte Beamte nur den Bann, d. h. die Gerichtsgewalt und die Vollstreckung der Erkenntnisse habe, während die Urteile über Rechtsfragen und Thatfragen von den Angehörigen eines jeden Rechtskreises, vom Volke oder von Männern aus demselben (Schöffen) gefunden wurden. Selbst diejenigen, welche, wie die Lehnsleute, Ministerialen und gutsherrlichen Unterthanen, in einem Abhängigkeitsverhältnisse standen, bildeten unter der Leitung des Ober- oder Schutzherrn das Gericht für ihre Genossen. Wenn nun auch im Fortgange der Zeiten die alten Volks- und Standesgerichte durch Justizbehörden ersetzt und die Urteile durch landesherrliche Beamte gefunden wurden, so galt doch die Unabhängigkeit der letztern, folglich der Ausschluß aller K., als unzweifelhaftes Grundrecht. Gegen die persönliche Teilnahme der franz. Könige an den Prozessen wider Große des Reichs machten die Pairs lebhafte Vorstellungen. Die außerordentlichen Kommissionen, welche in Frankreich aus unbedingten Anhängern des Hofs in solchen Fällen gebildet wurden, wo man sich einer Verurteilung durch die

Digitized by Google

ordentlichen Gerichte nicht versichert hielt, waren, wie die engl. Sternkammern (s. d.), Gegenstand allgemeiner Beschwerden. Die Kabinettsinstanz, in der man Beschlüsse der franz. Parlamente anfechten konnte, wurde bereits im Anfange der Revolution mittels des Dekrets vom 1. Dez. 1790 durch einen unabhängigen Cassationshof ersetzt. Auch die deutschen Reichsstände suchten die Reichsgerichte gegen den Einfluß des kaiserl. Hofs wiederholt sicherzustellen. Rücksichtlich des Kammergerichts war den Ständen ein Visitationsrecht eingeräumt, und wegen des Reichshofrats mußten die Kaiser in den Wahlkapitulationen geloben, daß sie sich jeder Einmischung in die Rechtspflege enthalten wollten. Trotzdem genoß der Reichshofrat wegen seiner engern Beziehung zum Kaiser nicht das gleiche Vertrauen wie das Reichskammergericht. In den deutschen Territorien war für die Unabhängigkeit der Gerichte durch den Standesgeist der Juristen, die Aktenversendung an selbst auswärtige Spruchkollegien und die Möglichkeit der Beschwerdeführung bei den Reichsgerichten, oder wenigstens bei landesherrlichen Obergerichten mit den nämlichen Attributen gesorgt. Das neuere deutsche Staatsrecht fand, abgesehen vom Geschworenengericht und von sonstiger Zuziehung des Laienelements zur Rechtsprechung, bezügliche Garantien sowohl in der Bundesakte (Art. 12) und der Schlußakte (Art. 29), als auch in den Grundgesetzen der meisten Einzelstaaten und deren Zusagen einer unabhängigen Justiz. Auch das Bestreben unserer Zeit, die sog. administrativ-kontentiösen Sachen der Entscheidung der Verwaltungsstellen zu entziehen und sie entweder den ordentlichen Gerichten oder einer besondern Behörde, den Verwaltungsgerichtshöfen, zu überweisen, gehört hierher. Für das Gebiet der ordentlichen streitigen Gerichtsbarkeit, d. h. in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und in Strafsachen, ist jetzt durch die Bestimmungen der Reichsjustizgesetze (des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Strafprozeßordnung, der Civilprozeßordnung und der Konkursordnung) jede Möglichkeit einer K. vollständig ausgeschlossen.

Kabinettsmalerei, Glasmalerei für profane Bauwerke im Gegensatz zu der monumentalen Glasmalerei für Kirchen.

Kabinettsstück, ein Kunstwerk kleinern Umfangs und besonders vorzüglicher Ausführung, für ein «Kabinett», d. h. eine Privatsammlung, geeignet.

Kabira, Stadt im Königreich Pontus, im O. Kleinasiens, Lieblingssitz Mithridates' d. Gr.; es ist höchst wahrscheinlich identisch mit dem ältern Neocäsarea, jetzt Niksar, das an den Hängen eines schmalen gartengleichen Seitenthals des Lykus liegt. Der nördl. Hügelrücken trägt die ausgedehnten Reste einer Burg.

Kabiren, geheimnisvolle Gottheiten, die in Ägypten, Phönizien, Kleinasien, namentlich aber in Samothrake, Lemnos, Imbros und Theben verehrt wurden. Überall waren mit ihrem Kultus Mysterien und mystische Weihungen verbunden, von denen die in Samothrake namentlich berühmt waren. Bedeutende Männer ließen sich hier weihen, unter diesen auch Philippos und Alexander, der ein Monument errichten ließ, dessen Ruinen die neuern Expeditionen unter Conze, Hauser und Schmidt 1864 entdeckten. In Athen hatte Alkibiades den K. zu Ehren ein monumentales Zelt (heute, während dessen alle seine Gegner verbannt wurden; Plutarch, Alkibiades, Kap. 22). In welchen die K. sich mit den Argonauten unterhielten, spielte auf Lemnos. In Kleinasien blühte ihr Kultus vorzüglich bei den Pergamenern, in Phönizien zu Berytos und in Ägypten zu Memphis. Infolge der sehr zahlreichen, aber sehr dunkeln und widersprechenden Nachrichten, welche uns die Alten über die K. hinterlassen haben, wurden sie ein Gegenstand gelehrter Untersuchungen. Es sind die verschiedensten Ansichten über die K. aufgestellt von Lobeck, Creuzer, Welcker und Otfried Müller; doch ist es völlig unmöglich, darüber vollkommen ins Klare zu kommen. Es geht im allgemeinen nur so viel mit Gewißheit hervor, daß sie ihren Sitz auf Erden hatten und mit den Kureten, Korybanten und Dactylen verwandte, unheimliche, vielleicht gnomenartige, geheime Naturkräfte darstellende Gottheiten waren, denen ein aus Asien stammender orgiastischer Naturkultus gewidmet war. Über die Arten der Mysterien ist gar nichts bekannt; auch nicht, ob sie, wie die Namen der K. selbst, pelasgischen oder phöniz. Ursprungs waren. In Lemnos beförderten die K. die Weinkultur. Nach einigen waren ihre Namen Arieros, Axiokersa, Axiokersos und Kadmilus, während ihr Vater Kamillus hieß. Andere nennen sie Dardanus, Jasion und Harmonia; auch mit dem Hermes hat man die K. in Verbindung gebracht.

Kabkabia, Handelsplatz in Darfor (s. d.).

Kablian, s. Kabeljau.

Kabolzen, Kobold schießen, d. h. einen Purzelbaum machen, Rad schlagen u. dgl.

Kabri, soviel wie Gabelgemse, s. u. Gemse.

Kabriolett (frz.), leichter, einspänniger, zweiräderiger Gabelwagen. Bei Postkutschen heißt K. die vordere kleinere Abteilung mit nur einer Reihe Sitze.

Kabul, den Alten unter dem Namen Ortospana oder Kabura bekannt und von Alexander d. Gr. auf dem Zuge nach Indien (327) Kuda genannt, ist die Hauptstadt von Afghanistan (s. d.) oder zeitweilig auch nur des nordöstlichsten und wichtigsten Teils desselben, d. i. von Kabulistan, welches im N. von dem Hindukusch und Kafiristan, im W. von den die Gebirgseinöden des Paropanisus (Ghurdjistan) bewohnenden Eimak und den Hesareh (s. Herat), südlich von Kandahar (s. d.), östlich von Peschawer und andern am rechten Ufer des Indus gelegenen, jetzt brit. Distrikten begrenzt und von W. gegen O. von dem reißenden Kabulflusse (Cophen der Alten) durchflossen wird, dem bedeutendsten westl. Nebenfluß des Indus, in den er Attok gegenüber mündet, nachdem er zwischen Dschellalabad und Peschawer das östl. Soleimangebirge durchbrochen hat. Die Stadt K. liegt etwa 1800 m über dem Meere in einer Schlucht am Kabulflusse, auf drei Seiten von Bergen eingeschlossen, die nur einen engen, auf die Hochstraße von Ghasna führenden Durchgang lassen, während das Thal der K. selbst, zwischen hohen Bergen eingeengt und kriegsgeschichtlich besonders durch die Khaiberpässe bekannt, die Hauptstraße zwischen Iran und Indien für die Handelskarawanen, sowie auch (Alexander d. Gr., Timurlan, Babur und Nadir-Schah) für die Heereszüge bildet. Die Berge beherrschen die Stadt vollständig; über sie führt eine zur Verteidigung gegen den ehemaligen Hauptfeind der Gebirge angelegte, von Mauern und jeden Eingang verteidigende, jetzt aber verfallene, mit runden Türmen versehene Mauerlinie. K. selbst ist von einem

Digitized by Google

hohen, aber schwachen Erdwall umgeben. Südöstlich von der Stadt steht auf der Spitze eines Felsenvorsprungs das Fort Bala-Hissar, und am Abhang derselben Höhe liegen der königl. Palast und die dazugehörigen Gärten nebst einem großen Bazar, von einem Graben und Walle umgeben und so von der Stadt getrennt. Oberhalb des Fort steht auf einer Anhöhe, welche dieses und die ganze Ebene ringsum beherrscht, die Citadelle, in der ein Bruder von Dost-Mohammed einen Palast erbaut, den er Kulahi-Feringi oder den Europäischen Hut nannte. Die Eroberung und teilweise Zerstörung K.s durch die Engländer 1842 legte fast die ganze Stadt in Trümmer, und ein Erdbeben vom 14. Okt. 1874 zerstörte gegen 1000 Häuser. Die Stadt besteht aus engen, unregelmäßigen und schmutzigen Gassen mit hohen, plattgedeckten Häusern, von denen, trotz des Reichtums an Steinen in der Umgegend, kein einziges massiv ist. K. zählt 60 000 E., darunter viele Armenier und Juden, und ist ein wichtiger Stapelplatz für die Karawanen zwischen Persien und Indien und der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels. Südlich von der Stadt erhebt sich das Grabmonument des Kaisers Babur (s. d.). In den neuern polit. Wirren Afghanistans hat K. eine hervorragende Rolle gespielt. (S. Afghanistan.)

Kabulfluß, Fluß, s. unter Kabul.

Kabulistan, s. unter Kabul.

Kabuse (niederdeutsch), Hüttchen, enges dunkles Gemach, Käfterchen, Verschlag, auch das Kernhaus im Obst.

Kabylen, eigentlich K'baïl, d. h. Verbündete (Plural des arab. Wortes k'bila, Bund, Vereinigung), heißen die Berbern (s. d.) in Algerien im allgemeinen, vorzugsweise aber die im Küstengebirge hausenden Stämme derselben, während ihre Stammgenossen im innern Gebirge Aures unter dem Namen Schauja (Chaouia), d. h. Hirten, in den südl. Oasen Wadi-R'ir, Temasin, Wargla u. s. w. unter dem Namen der Beni-Mezâb (s. d.) oder Mezabiten, in der Wüste Sahara als Tuareg oder Imoschagh, in Marokko als Amazirghen, Schilluh, Rifpiraten u. s. w. bekannt sind. Der Census von 1881 ergab für die gesamte einheimische, also auch die arab. Beduinen und Mauren umfassende Bevölkerung Algeriens 3310412 Seelen, wovon auf die Berbern die größere Hälfte der 2463040 (inkl. Araber) zählenden Eingeborenen kamen. So ausgedehnt aber auch der Verbreitungsbezirk des merkwürdigen Volks ist, nennt man Kabylenland oder Kabylien doch nur den meist sehr hohen, mit Felsspitzen besetzten östl. Teil der Küstengebirgszone vom Wed-Sahel, an dessen Mündung Bugia liegt, bis zur Mündung des Wed-Sebaou, und unterscheidet hier wieder Großkabylien (la Grande-Kabylie) oder den westlichen, fast ganz zur Provinz Algier gehörigen Teil, welcher vom Wed-Isser bis zur Mündung des Wed-Sahel reicht, und Kleinkabylien (la Petite-Kabylie), den östl. Teil in der Provinz Konstantine mit dem 1979 m hohen Großen Babor. Großkabylien, ein großartiges, fast alpines Bergrevier, ausgezeichnet durch Wasserreichtum, üppige Vegetation, dichte Bevölkerung und guten Anbau, wird durch den Hauptgrat des Dscherdschera, des wichtigsten Teils des tellischen Atlas, im Lalla-Chedidscha 2317 m hoch, in zwei Hälften geteilt. Kabylien hatte lange mit Hilfe seiner unzugänglichen Berge schon gegen die Karthager seine alte Unabhängigkeit fast gänzlich bewahrt. Die planmäßigen Expeditionen der Franzosen begannen zwar schon 1842 unter Marschall Bugeaud, aber erst mit der im Mai und Juni 1857 unter Randon erfolgten Unterwerfung des nördl. Teils von Großkabylien sah man die sämtlichen Stämme der K. als völlig unterworfen an.

Zur kaukas. Rasse gehörig, sind die K. im allgemeinen mittlerer Statur, mager, dabei von starkem Knochenbau. Ihre sonnverbrannte Haut spielt vom Dunkelbraun ins Schmutziggelbe. Sie haben feste Wohnsitze, treiben weniger Viehzucht als Spatenwirtschaft, Oliven- und Obstkultur und bebauen die Thäler und Bergabhänge mit großer Sorgfalt. Ihre Industrie besteht in Fertigung von Ackergeräten, Messern, Waffen, Schießpulver, Haïks und Burnussen, Teppichen, Leder, geflochtenen Matten, Holz- und groben Töpferwaren. Fast alle Stämme haben Wassermühlen und Ölpressen zur Verwertung der Früchte der das ganze Gebirge bedeckenden Olivenwälder. Charakteristisch ist ihr Handelsgeist und ihre Liebe zum Gelderwerb. Die Blutrache gilt ihnen als Ehrengesetz und kann nicht durch Geld abgekauft werden. Gastfreundschaft wird gegen jedermann, ohne Unterschied der Nationalität und der Religion, geübt. Bis jetzt gehört diese Region noch zu den militärischen Territorien Algeriens. Die Bewohner zerfallen in Stämme, welche von Kaïds regiert werden; diese dann in Ferkas oder Gemeinden, von Scheikhs verwaltet, und diese in Duârs oder Dörfer, unter einem Amin stehend, und Weiler. Mehrere vereinigte Stämme bilden eine von einem Aga überwachte Gruppe. Die K. haben nur Kopfsteuer zu zahlen. Die interessanteste Verbindung kabyl. Stämme war die der Suawah (Zouaoua) auf dem Nordabhange der Dscherdscherakette, welche bis 1857 eine mächtige und gefürchtete polit. Körperschaft bildete. Als die Franzosen in Algerien nach dem Muster der brit.-ostind. Seapoys eine inländische Truppe gründeten, gaben sie derselben den Namen der kriegerischen Suawah, woraus das Wort Zuave (s. d.) entstanden ist. Vgl. Hanoteau und Letourneux, «La Kabylie et les coutumes kabyles» (2 Bde., Par. 1873); Farine, «Kabyles et Kroumirs» (Par. 1881).

Kachektik, soviel wie Kachexie.

Kacheln nennt man die einzelnen Bestandteile thönerner Öfen, aus denen der Hauptkörper der letztern zusammengesetzt ist. Sie bestehen aus gebranntem Thon, sind an der Vorderseite entweder eben (Plattkacheln), oder mit Vertiefungen (Napfkacheln), oder mit Reliefs versehen und in der Regel glasiert, auf der Rückseite dagegen mit einem erhöhten, umgebogenen Rand, dem Hals, Rumpf oder Zarge versehen. Die unglasierten matten K. nennt man Biskuit-, die glasierten Schmelzkacheln. Letztere werden vor dem Glasieren auf einer eisernen Platte mit Sand abgeschliffen. Außerdem unterscheidet man Eck-, Fries-, Simskacheln u. s. w. Der an der Rückseite befindliche Rumpf oder die Zarge verleiht den Kacheln größere Festigkeit und erleichtert das Aufsetzen, indem in die dadurch gebildeten Vertiefungen Lehm eingedrückt wird und Drähte oder Eisenblechklammern zur Verbindung der einzelnen K. eingelegt werden. Vor dem Aufsetzen werden die K. mittels des sog. Haueisens mit scharfkantigen Rändern versehen und auf einem Sandstein abgeschliffen. Das Mittelalter war in der Herstellung farbigglasierter und reich mit Ornamenten und Figuren verzierter K. sehr weit

Digitized by Google

vorgeschritten. Heutzutage liebt man die weißglasierten K., geht aber wieder zur Anwendung farbiger Kachelöfen über, welche neben dem schönern Ansehen mehr Wärmeausstrahlungsvermögen besitzen.

Kachelofen, s. unter Ofen.

Kachetien, Landschaft in Transkaukasien, nimmt den östl. Teil des Gouvernements Tiflis und den Nordwesten des Gouvernements Jelisabetpol, in der Ebene des Kur, ein und ist von jeher durch seine Weine berühmt gewesen.

Kachexie (vom grch. κακός, schlecht, und ἔχειν, sich verhalten, im Gegensatz zur Eurexie, dem Wohlbefinden) bedeutet die üble Beschaffenheit und das ungesunde Aussehen eines lebenden Wesens, im besondern die allgemeine Abmagerung, den abgezehrten Zustand eines Menschen, der eintritt, wenn der Körper mehr verbraucht, als er aufnimmt. Am auffälligsten ist die K. bei langsam verlaufenden Krankheiten, so bei Tuberkulose (Auszehrung), Leukämie, Krebs, Syphilis, Metallvergiftungen und gewissen Geisteskrankheiten (Melancholie, Manie). Dieselbe kann ferner zu Stande kommen bei sehr ausschweifender Lebensweise, bei Säufern, bei teilweisem Verschluß der Verdauungswege (Narben der Speiseröhre) und ist häufig nach sehr erschöpfenden fieberhaften Krankheiten (z. B. Typhus) vorhanden, namentlich wenn die Kranken nicht zeitig genug wieder kräftige Nahrung genießen. Die Abmagerung macht sich an allen Körperorganen geltend. Das Fett unter der Haut schwindet, die Haut läßt sich in langen Falten abheben und wird selbst runzelig, die Muskeln werden dünn und welk, die Ernährung des Nervensystems leidet Not und es kommt gewöhnlich sehr bald zu erheblicher Blutarmut, welche sich durch ein fahles Aussehen (habitus cachecticus), durch Kraftlosigkeit, rasche Ermüdung des Körpers und Geistes, nervöse Erregtheit und mürrische Gemütsstimmung zu erkennen gibt. Heilen läßt sich die K. durch Beseitigung der Ursache und gute Lebensweise. Ist das Grundleiden (z. B. Tuberkulose) nicht zu entfernen, so kann der Zustand doch oftmals durch gute Kost und Aufenthalt in reiner, gesunder Luft erheblich gebessert werden.

Kachiert (frz.), d. h. verdeckt, wird besonders zur Bezeichnung starker Papiere gebraucht, welche aus zwei aufeinander geleimten Bogen bestehen, meist von verschiedener Farbe. Das kachierte Papier dient zu Buchumschlägen und verschiedenen Accidenzarbeiten.

Kachonde (frz. cachondé, cachoudé), ein im Orient verbreites Kaumittel, um den Atem wohlriechend zu machen; es besteht aus Katechu, Zucker und Gewürz.

Kachou (frz.), Hustenmittel, gereinigter Lakritzensaft mit einem geringen Zusatz von Zucker und Anisöl zu ganz dünnen Stengeln (von der Stärke einer dicken Stricknadel) gerollt und dann in gleichmäßige kleine Stücke zerschnitten. — Oft wird mit K. auch der Catechu (s. d.) bezeichnet.

Kachowka, Stadt im russ. Gouvernement Taurien, im Dnjeprkreise, am linken Ufer der Konka, einem Dnjeprarme, gegenüber Berislaw, mit 772 E., ist bedeutend durch seine Jahrmärkte am 9. Mai und 1. Okt.; auf jedem derselben werden Hornvieh, Wolle und Getreide für 500000 Rubel verkauft. Auch ist K. ein bedeutender Stapelplatz für die Schiffahrt auf dem Dnjepr.

Kačić-Miošić (spr. Katschitsch-Mioschitsch, Andrija), einer der populärsten serb.-kroat. Dichter der ältern Zeit, geb. 1690 zu Brist (in Dalmatien), war Franziskanerpriester, später päpstl. Legat in Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina. Als solcher faßte er ein lebhaftes Interesse an der heimatlichen Volksüberlieferung und dichtete im Geiste der Volkslieder eine Reihe histor. Gesänge: «Razgovor ugodni naroda Slovinskoga» («Angenehmer Trost des slaw. Volks», Veneb. 1756), die dann unter dem Titel «Pjermarica» («Liederbuch») 16 Auflagen erlebten und zuletzt 1875 in Agram gedruckt wurden. K. starb 1760 im Kloster Zaostrog. Zu seiner 100jährigen Jubelfeier 1860 erschien: «Vjenac uzdarja narodnoga Andriju K.» («Kranz nationaler Dankbarkeit für K.», Zara 1861) mit einer ausführlichen Biographie K.s.

Kadamiffch, mohammed. Sekte, s. u. Ansarier.

Kadapa, auch Cuddapah, Distrikt in der brit. Präsidentschaft Madras in Vorderindien, mit einem Areal von 21670 qkm und einer Bevölkerung von (1871) 1351194 Seelen, wird östlich von dem Distrikte Nellury, südlich von dem Distrikt Nord-Arkadu, westlich von dem Distrikt Bellary und nördlich von dem Distrikt Karnulu begrenzt. Die gleichnamige Hauptstadt ist unter 14° 28′ nördl. Br. und 78° 52′ östl. L. (von Greenwich) auf dem rechten Ufer des Flusses Bogawanka gelegen. K. ist hauptsächlich des daselbst befindlichen militärischen für etwa 1000 Mann Truppen bestimmten Kantonnements wegen bemerkenswerth. Auch ist K. Sitz der civilen Distriktsbehörden und hat ein 1813 errichtetes Gefängnis für Eingeborene und zählt 16275 E.

Kadāver, s. Leiche.

Kaddisch (hebr., d. h. heilig), ein in aramäischer Sprache abgefaßtes, das Lob Gottes und das Herannahen des Gottesreiches behandelndes Gebet, das ursprünglich am Schlusse religiöser Vorträge gesprochen wurde, dann in die jüd. Liturgie überging und seit dem Mittelalter bei Beerdigungen, im Trauerjahre und an «Jahrzeitstagen» von den Leidtragenden recitiert wird.

Kaden (Woldemar), Schriftsteller, geb. 9. Febr. 1838 zu Dresden, studierte Pädagogik, war Hauslehrer in Riga und Dorpat, ging dann ein Jahr zu philol. Studien nach Paris, wurde 1867 Direktor des Deutschen Instituts in Neapel, später Professor der deutschen Sprache und Litteratur am philos. Gymnasium daselbst; 1882 legte er diese Stellung nieder. Seinen vielfachen Wanderungen durch Italien verdankt eine Reihe von anziehend geschriebenen Werken ihren Ursprung, namentlich «Wandertage in Italien» (Stuttg. 1874), «Durstige Tage» (Stuttg. 1874), «Italiens Wunderhorn» (Übersetzungen ital. Volkslieder, Stuttg. 1878), «Unter den Olivenbäumen. Südital. Volksmärchen» (Lpz. 1880), «Italien. Eine Sommerfahrt nach dem Süden» (Glogau 1881), «Skizzen und Kulturbilder aus Italien» (Jena 1882), «Ital. Gipsfiguren» (2. Aufl., Oldenb. 1882), «Pompejanische Novellen» (Stuttg. 1882), «Die Riviera» (mit Illustrationen, Stuttg. 1884).

Kades (Kades-Barnea), Ort im äußersten Süden Palästinas, in der Wüste Zin, die vierzigste Station der Israeliten bei ihrem Auszug aus Ägypten; von hier sendete Moses Josua und Kaleb auf Kundschaft aus und hier starb Mirjam.

Digitized by Google

Verzeichnis

der

Abbildungen und Karten

zum neunten Bande.

A. Tafeln und Karten:

	Seite
Heizung.	72
Das Herz des Menschen.	167
Hirsche.	258
Höhlen.	325
Holzbearbeitungsmaschinen.	349
Hühnervögel.	447
Wilde Hunde und Hyänen.	464
Hunderassen.	466
Indischer Ocean. (Karte.)	572
Industriepflanzen. I.	588
Industriepflanzen. II.	588
Insekten. I.	616
Insekten. II.	616
Insekten. III.	616
Insekten. IV.	618
Schädliche Insekten.	618
Insektenfresser.	621
Insignien.	622
Irland. (Karte.)	662
Isothermen. (Karte.)	696
Italien. (Karte.)	700
Ober- und Mittelitalien. (Karte.)	702
Unteritalien. (Karte.)	704
Das alte Italien. (Karte.)	712
Jerusalem. (Karte.)	838

B. Abbildungen im Texte:

Heizung. (3 Figuren.)	72
Helgoland, Topographische Lage.	81
Heliometer.	86
Helm. (12 Figuren.)	92. 93

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum neunten Bande.

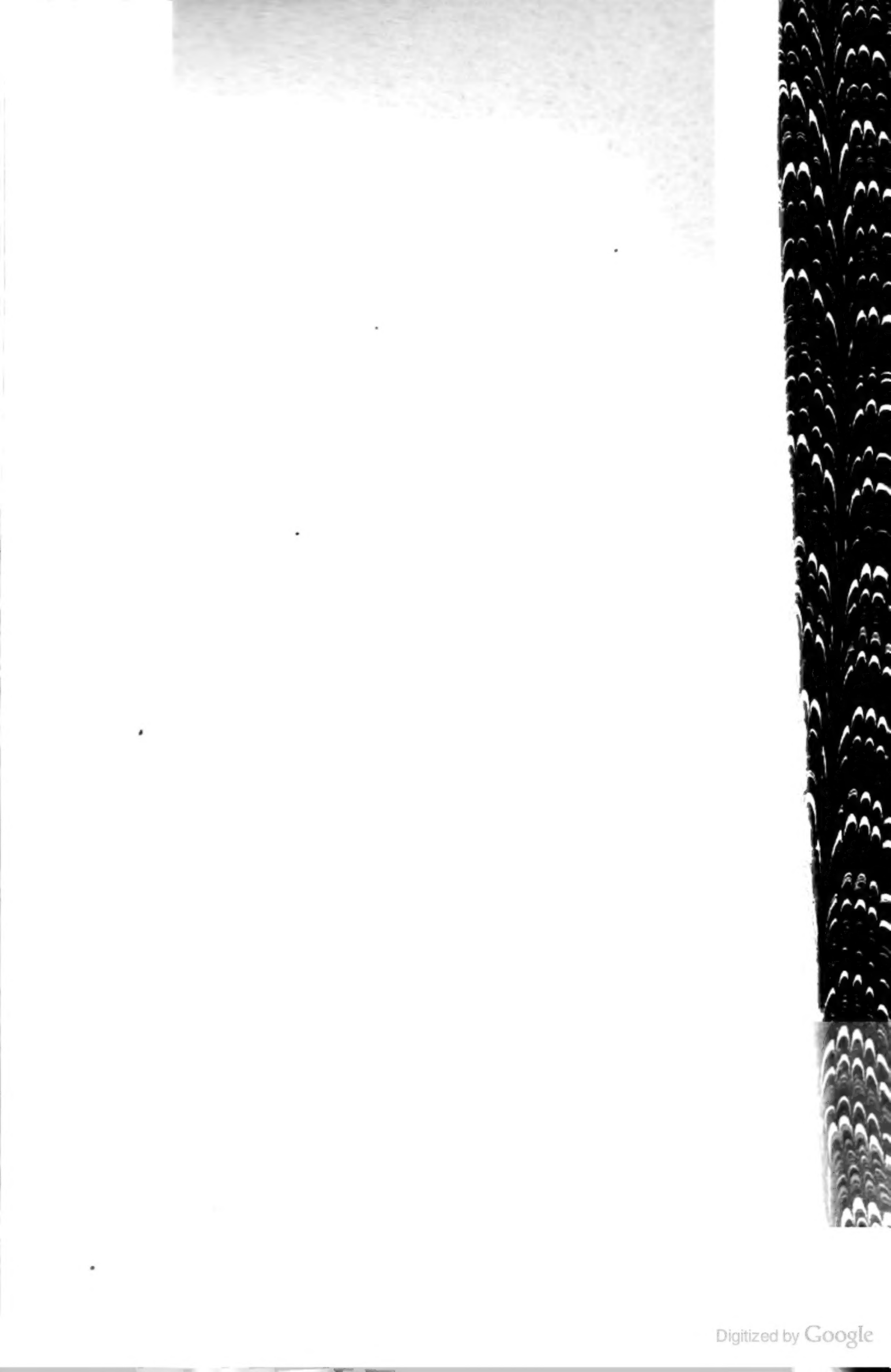
	Seite
Hemimorphie. (2 Figuren.)	104
Heronsball	157
Heronsbrunnen	157
Hieroglyphen	224. 225
Hindernismittel. (10 Figuren.)	246. 247
Hippuritenkalke	256
Hirsch, Geweihe. (4 Figuren.)	259
Hobel. (4 Figuren.)	277. 278
Hobelmaschinen. (9 Figuren.)	279. 280
Hochkirch, Topographische Lage	285
Hohlzirkel	327
Holzschrauben. (3 Figuren.)	362
Holzstifte. (3 Figuren.)	363
Holzstoff. (2 Figuren.)	365
Holzverband. (28 Figuren.)	366. 367
Hongkong, Topographische Lage	381
Honigameisen	383
Hörmaschinen. (2 Figuren.)	396
Hufnägel. (4 Figuren.)	434. 435
Hull, Topographische Lage	450
Hydrooxygengas-Mikroskop. (2 Figuren.)	496. 497
Hygrometer. (5 Figuren.)	500
Hypsothermometer	514
Ichthyosaurus	524
Impfung	555
Induktion. (4 Figuren.)	583. 584
Induktionswage	585
Inflexion. (4 Figuren.)	593
Influenzmaschine. (2 Figuren.)	594
Inhalation. (2 Figuren.)	602
Injektion. (2 Figuren.)	603
Inkunabeln	607
Insolation. (2 Figuren.)	623
Interferenz. (4 Figuren.)	634
Irradiation. (2 Figuren.)	671
Irrigator	674
Jalousien. (13 Figuren.)	789. 790
Jute. (3 Figuren.)	943. 944
Kabel. (4 Figuren.)	949. 950

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

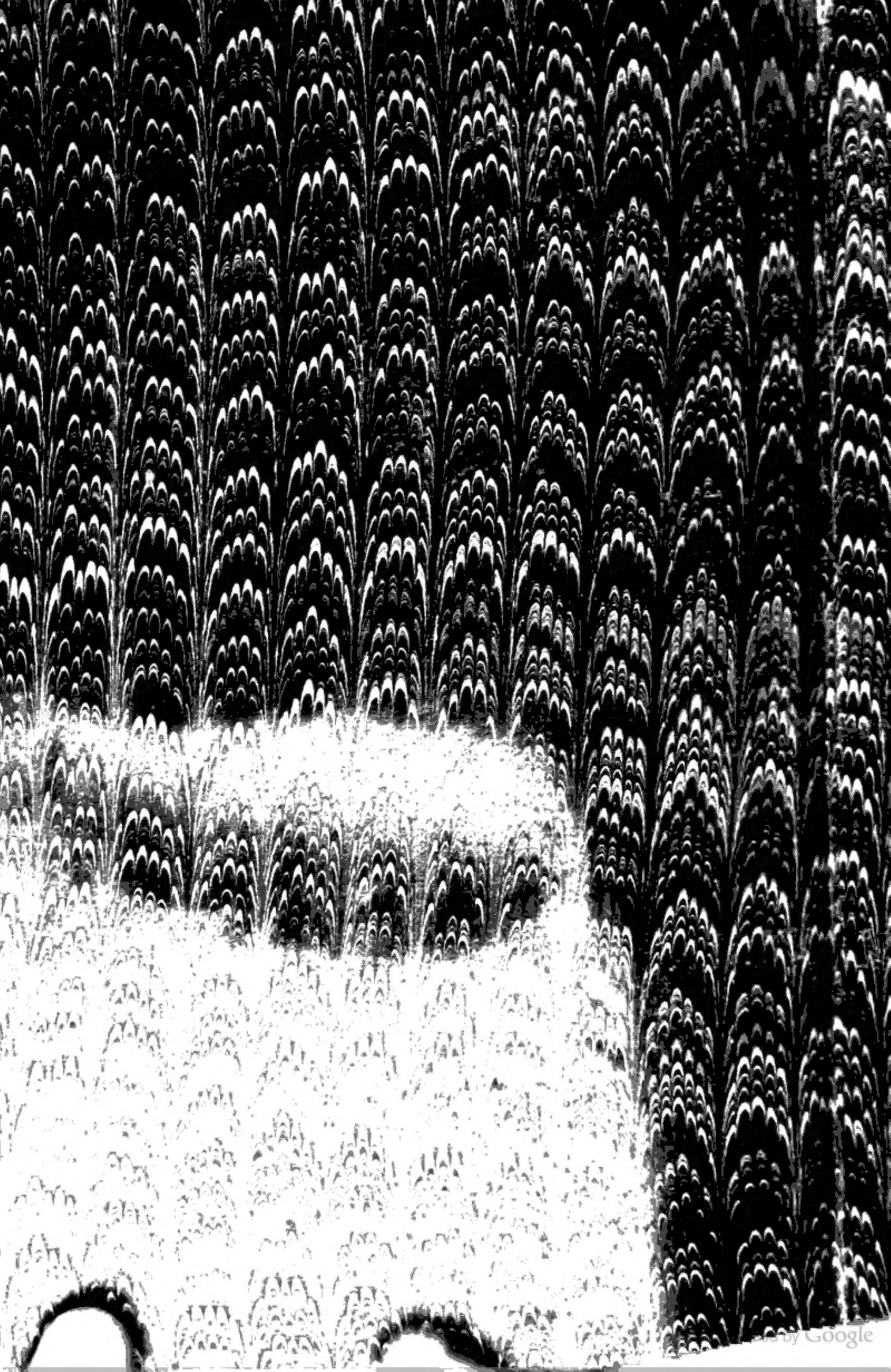
Digitized by Google

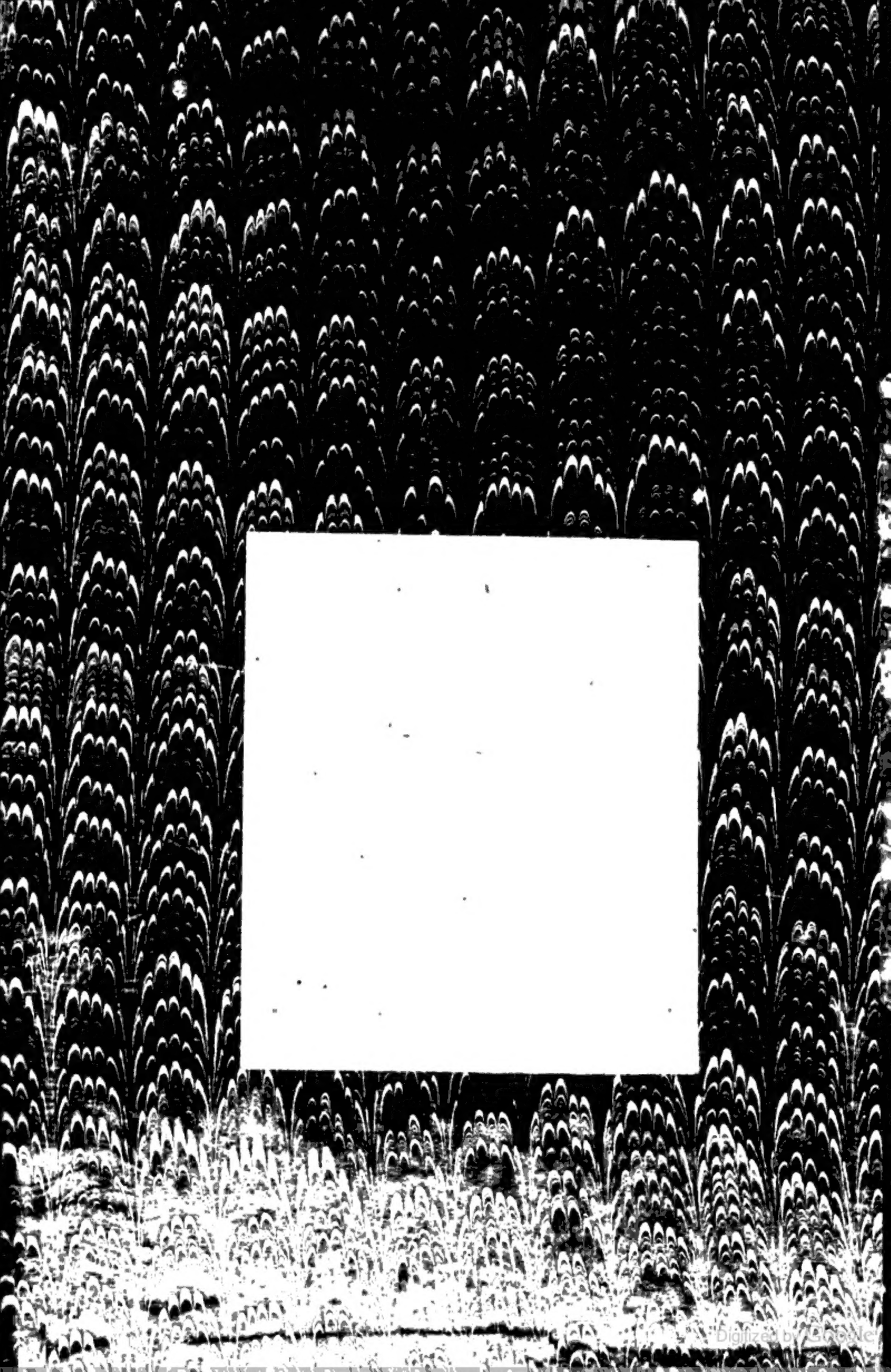
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google




Digitized by Google

Digitized by Google